G. Merkel's

sämtliche

Schriften.

Miscere utile dulci.

Erster Band.

Leipzig und Riga, 1808.
bey Karl Johann Gottfried Hartmann.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt
des
ersten Bandes.

Johanna die Erste, Königin von Neapel. Eine Biographie . . . Seite 3

Snitger, ein Bruchstück aus der Geschichte Hamburgs 85

Die Unterhaltung beym Punschnapfe . 117

Zwey Anekdoten aus J. J. Rousseau's Leben 185

Der Getröstete, ein Mährchen . . 263

Männerstolz vor Fürstenthronen . . 269

Der Arzt auf dem Balle . . Seite 283
Herder und Engel 289
Auch ich war in Arkadien 299
Jonas und Eudoxia 319
„Ich sah —" 327

G. Merkel's

erzählende Schriften.

Erster Band.

Johanna die Erste,

Königin von Neapel.

Eine Biographie.

(Geschrieben 1800.)

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!“ sagt Schiller. Der Gedanke ist vielleicht ein wenig zu stark ausgesprochen: möchte sich aber jeder Geschichtschreiber die erhabne Wahrheit, die darin liegt, stets gegenwärtig erhalten! Möchte er nie vergessen, daſs die Geschichte nicht bloſs Lehrerin der Menschheit, daſs sie auch die unbestechliche Richterin seyn müsse, zu der das verkannte und unterdrückte Verdienst mit zuversichtlicher Hoffnung, — der Bösewicht, und wären zehnfache Kronen auf sein Haupt gehäuft, mit Beben empor blicken soll. Möchte er bedenken, daſs die glänzendsten

Gaben durch feile Parteisucht zur Verächtlichkeit herabgewürdigt werden, und wenn ein verkauftes Talent ein unsterbliches Werk hervorbringe, es nur seine Schmach sey, die in demselben ewig lebt. —

Diese Betrachtungen dringen sich unwiderstehlich auf, wenn man, was nur zu oft geschieht, Namen findet, die allgemeinen Abscheu verdienten, und die mit den ausschweifendsten Lobeserhebungen geschmückt, oder andre, die man nur mit Ehrfurcht aussprechen sollte, und die mit jeder Lästerung geschmäht werden, welche Bosheit, Haſs und Neid ersinnen konnten.

Auch in der Geschichte, wie in den Begebenheiten selbst, die sie erzählt, hängt das Meiste davon ab, wer das letzte Wort behalte. Siegt der Bösewicht, so hallen die Schmeicheleien seiner Parasiten gewöhnlich noch Jahrhunderte lang fort, und dichten ihm Gröſse an. Erliegt der Tugendhafte und seine Partei; so sucht man seinen Ruhm mit ihm zu tödten, und verhöhnt noch seinen Grabhügel. Einziges Gut, nach welchem mit Leidenschaft zu streben, auch an groſsen Menschen nur beinahe

Schwachheit ist: Nachruhm! Auch du bist also eine Gabe des taumelnden Zufalls? —

Wenig berühmte Namen sind mit so unermüdlicher Erbitterung gelästert worden, als jener der Königin Johanna der Ersten von Neapel. Man beschuldigt sie des wiederholten Gattenmords, der unersättlichsten Wollustgier, der Ketzerei — der Ketzerei! Dieſs Wort lüftet den Schleier. Unzählige Wahnsinnige und Verbrecher drangen mönchische Geschichtschreiber der Welt als Muster von Weisheit und Tugend auf, weil sie gläubig und ihnen gehorsam waren; eben so viel gute, edle Menschen, die dem Joch der Klerisey widerstrebten, schilderten sie als Verworfene. Haben sie sich vielleicht auch hier einer solchen Täuschung unterfangen? — Ich forsche nach, und erstaune über das Resultat, das ich gewinne. Johanna gilt für den Schandfleck ihres Geschlechts, und sie verdient der Stolz desselben zu seyn.

Schon die Hauptmomente ihres Lebens reichen hin, das zu beweisen: denn alle Beschuldigungen, die man gegen sie vorbringt, treffen ihren Privat-Charakter, nicht die Weisheit ihrer Staatsverwaltung. Uebt rigens sind es nicht ihre Freunde, Costanzo, Summonte und Giannone allein, denen ich folge. Auch ihre Feinde, bis auf den einfältigen Collenuccio herab, hab' ich zu Rathe gezogen, und so kann der Leser strenge Unparteilichkeit von mir erwarten.

Nach dem Tode Carls II., Königs von Neapel, im Jahre 1309, traten aus seiner zahlreichen Nachkommenschaft zwey Bewerber um seine Krone auf: Carobert, König von Ungarn, und Robert, Herzog von Calabrien. Der erste berief sich darauf, daſs er Carls Enkel, von dessen ältestem, aber schon früh verstorbenem Sohne, Carl Martel, sey. Der andere war der älteste von Carls noch lebenden Söhnen, und behauptete, der Wille seines Vaters selbst habe ihn zum Nachfolger bestimmt, und das Wohl des Reichs vertrage sich nicht mit der Herrschaft eines fremden Fürsten. Sie legten ihren Streit dem Papste vor, und Clemens V. wählte den Schwächern, der aber schon im Besitz war, zum Lehnsmann seines Stuhles. Er sprach Robert die ganze Verlassenschaft seines Vaters zu, die ausser dem Königreich Neapel noch Piemont, die Provence und das Fürstenthum Forcalquier enthielt.

Sind Kraft und Wille, ein Volk glücklich zu machen, hinlängliche Rechte auf die Regierung desselben, so beſaſs Robert deren sehr gültige. Er wuſste sich gegen die Angriffe seiner ungleich mächtigeren Feinde auf dem Throne zu erhalten, und die Neapolitaner nannten die Periode seiner Regierung lange das goldene Zeitalter ihres Vaterlandes, und dankten ihm mit dem Beynamen des Gütigen. Neapel empfing seine weisesten Gesetze und Einrichtungen von ihm. Neben diesen wird man vielleicht sein Lehrgedicht über die Tugend, das er in italienischen Versen schrieb, vielleicht nicht als einen neuen Lorbeerzweig wollen gelten lassen; aber als ein Beweis seiner Liebe für die schönen Künste und seiner humanen Denkungsart darf folgender Zug nicht übergangen werden. Er schickte zu Petrarca's Dichterkrönung einen eigenen Gesandten ab und lieſs sich bey dem unsterblichen Sänger wegen seiner persönlichen Abwesenheit mit seinem Alter entschuldigen.

In seiner Familie war Robert weniger glücklich als in seinem Staate. Sein einziger Sohn, Carl, ein Prinz von sehr glänzenden Eigenschaften, starb (1328). Als Robert diese Trauerbotschaft hörte, rief er seinen anwesenden Baronen zu: „Wehe euch und mir! die Krone ist mir vom Haupte gefallen," — eine Aeuſserung, die weniger ein Ruf des Schmerzes, als des lebhaften Gefühls war, welchen Gefahren Neapel durch diesen Todesfall wieder ausgesetzt würde. Da Carl nur zwey ganz junge Töchter nachgelassen hatte, war es voraus zu sehen, daſs nach Roberts Tode einst ein neuer und vielleicht sehr blutiger Streit um die Krone entstehen müſste.

Wenigstens den mächtigsten Bewerber um dieselbe vom Kampfplatz zu entfernen, oder ihn sogar zum Beschützer seiner Enkelinnen zu machen, schlug Robert die älteste derselben, Johanna, dem Könige von Ungarn zur Gemahlin seines zweyten Sohns Andreas vor. Carobert nahm den Antrag begierig an und brachte selbst den sechsjährigen Prinzen zu der nicht ältern Braut nach Neapel, wo die Verlobung sogleich vollzogen ward.

Robert beschloſs sein ruhmvolles Leben mit einer Bemühung, die des Familienhauptes und des weisen Königs gleich würdig war. Er machte es zur Hauptsorge seiner letzten Jahre, seiner Thronfolgerin eine gute Bildung zu geben. Er selbst entwarf den Plan zu Johannens Erziehung, und wachte über die Befolgung desselben. Er lieſs sie in den Wissenschaften unterrichten, um die künftige Regentin, aber eben so sorgfältig in den weiblichen Pflichten und Künsten, um die gute Gattin und Mutter zu bilden. Am strengsten wachte man über ihre Moralität, und war so sorgfältig, alles, was damals für unanständig galt, von ihr zu entfernen, daſs kein Frauenzimmer vor ihr erscheinen durfte, das sich schminkte oder falsches Haar trug. Ihre Oberhofmeisterin hatte den gemessenen Befehl, ihr öffentlich mit der tiefsten Ehrerbietung zu begegnen, in Geheim aber jede kindische Unbedachtsamkeit, die ihr entwischte, strenge zu rügen. Bei dieser Sorgfalt und Johannens natürlichen Talenten gelang ihre Erziehung vortreflich. Schon in ihrem zwölften Jahre, versichern mehrere Schriftsteller, übertraf sie alle Damen Neapels eben so sehr an Sittlichkeit des Betragens und an Verstand, als an Schönheit. Auch hing Robert mit der ganzen Wärme groſsväterlicher Liebe an ihr. Er war so stolz auf sie, daſs jeder fremde Gesandte oder Gelehrte, der an seinem Hofe erschien, zu ihr gehen muſste, sie zu begrüſsen und zu bewundern. Ohne Zweifel trug auch dieses dazu bey, ihre Bildung zu vollenden, und ganz Italien erscholl von dem Ruhme der jungen Prinzessin.

Es war weit entfernt, daſs Andreas Fortschritte den ihrigen entsprochen hätten. Unter dem Vorwande ihm einen anständigen Hofstaat zu bilden, hatte sein Vater einige Ungarische Edelleute und einen Mönch, gewöhnlich der Bruder Robert genannt, bey ihm zurückgelassen. Diesen Menschen war es sehr leicht, sich des ganzen Geistes eines Prinzen zu bemächtigen, der erst unter ihren Händen zum Knaben und Jünglinge heranwuchs. Sie bedienten sich ihrer Gewalt über ihn, ihm nicht nur die rohen Ungarischen Sitten beyzubringen, sondern ihm die Neapolitanischen verhaſst und lächerlich zu machen. Sie lehrten ihn, den Groſsvater ſeiner Braut als einen Usurpator ansehen, und seine künftigen Unterthanen verachten; ja, um ihn einst desto sicherer zu beherrschen, vernachläſsigten sie die Bildung seines Verstandes und stürzten ihn in wilde Ausschweifungen, die seinen Geist und seinen Körper zugleich zu Grunde richteten. Mitten unter seinem Volk blieb er ihm fremd und wurde bald der Gegenstand der allgemeinen Bekümmerniſs und Verachtung. Man glaubte mit Recht, bey seiner Rohheit und seinen Lastern jede Art des Unglücks und der Bedrückung in ihm reifen zu sehen, und Petrarca selbst rief bey Roberts Tode aus*): „der Schmuck unsers Jahrhunderts ist vom Throne gewichen, und die Schmach desselben hat ihn in Andreas bestiegen!“

Mit tiefer Bekümmerniſs sah Robert auf seinen Thronfolger, und sein Herz litt nicht nur für das Reich, sondern auch für seine geliebte Enkelin. Die verabredete Heyrath aufzuheben, dazu fehlte dem gebeugten Greise der Muth. Sie ward vollzogen. Um sie jedoch soviel als möglich unschädlich zu machen, lieſs er Johannen, als der einzigen Thronerbin huldigen, und bestimmte in seinem Testamente, daſs Andreas vor seinem 22sten Jahre keinen Antheil an der Regierung haben sollte. Dessen ungeachtet behauptet man, der Gram habe das Ende des ehrwürdigen Greises beschleuniget. Auch war seine Vorsicht vergeblich.

---

*) In einem Briefe an Johann Colonna.

Kaum war Robert (1343) gestorben, als die Ungarn und ihre Anhänger, Andreas zugleich mit Johannen als rechtmäſsigen Monarchen proklamirten und sich der Regierung bemächtigten, ein Wechsel, den Summonte einen Nachtfrost nach einem warmen Frühlingstage nennt. Sofort begann Druck und Verwirrung in allen Zweigen der Verwaltung. Die neuen Machthaber verstieſsen die vorigen Beamten aus ihren Würden und eigneten sie sich selber zu; sie begegneten den Prinzen und Groſsen mit Härte und Verachtung; sie beschwerten das Volk mit neuen Schatzungen. Andreas war zu stupid, um ihnen Einhalt thun zu wollen, und die sechszehnjährige Königin, die fast als Gefangene behandelt wurde, zu furchtsam und zu ohnmächtig dazu. Um beyde völlig von aller Aufmerksamkeit auf die öffentlichen Angelegenheiten zu entfernen, ordnete der Bruder Robert eine ununterbrochene Folge von Lustbarkeiten an, zu denen die Schätze verschwendet wurden, welche die lange Sparsamkeit des Verstorbenen gesammelt hatte. Aber indeſs der rohe Jüngling die Provinzen seines Reiches durchlärmte, und seine unglückliche Gemahlin wider ihren Willen von einem Jagdschloſs aufs andere mit sich führte, bereitete sich in Neapel alles zu einem Umschwunge.

In jenen Jahrhunderten, wo die Lehnsverfassung durch ihre Monstrosität selbst sich aufzulösen begann, ohne daſs man noch mit der Idee einer bessern Staatsform hinlänglich vertraut geworden war, hing fast in allen Reichen die Gestalt der Regierung von der Einsicht und der Kraft des Regenten ab. War er ein kluger und muthiger Mann, so ward sie monarchisch; war er beschränkten Geistes oder feige, so zerfiel sie sogleich wieder in eine Aristokratie. Robert hatte die königliche Gewalt den Prinzen seines Hauses ehrwürdig und furchtbar zu machen gewuſst; als sie dieselbe in feindselige Hände übergehen sahen, hatten sie sich daher fast alle aus Neapel entfernt, und selbst ein groſser Theil des Adels war mit dem Prinzen von

Taranto nach Griechenland gegangen. Kaum vernahmen sie aber Andreas Sorglosigkeit, das unbesonnene Verfahren der Ungarn und das schon ziemlich laute Murren des Volks, so kehrten sie zurück und brachten neue Verwirrungen mit, die bald in völlige Anarchie ausarteten. Jeder machte jetzt seinen Plan zur Unabhängigkeit; jeder befestigte seinen Palast, versammelte eine Menge bewaffneter Vasallen um sich und suchte das Volk auf seine Seite zu ziehen. In Kurzem war das königliche Ansehen selbst in der Residenz ohne Einfluſs.

Der schlaue Mönch Robert sah die völlige Auflösung desselben herannahen; er fühlte, daſs er selbst nothwendig das erste Opfer jeder Explosion werden müſste, und daſs der willenlose Knabe, in dessen Namen er herrschte, weit entfernt, ihm Schutz gewähren zu können, mit ihm fallen, oder doch in jeder andern Hand ein eben so lenkbares Werkzeug, wie in der seinigen, seyn würde. Er hielt es also für nothwendig, sich nach einer bedeutenderen Autorität umzuthun, in deren Namen er herrschen könnte.

Carobert, König von Ungarn, war gestorben, und Ludwig, sein ältester Sohn, ihm gefolgt. Diesem machte der Mönch den Vorschlag, sich Neapels zu bemächtigen. Er schilderte ihm den verwirrten hülflosen Zustand des Reichs und die schwankende Denkungsart des Volkes; er erinnerte ihn, daſs ihm, als dem ältesten Enkel Carl Martels, eigentlich auch diese Krone gehöre; er pries ihm endlich die Schönheit der Prinzessin Maria, der Schwester Johannens, und rieth ihm, sie zu heyrathen, um seinem Bruder in jeder Art des Rechts gleich zu kommen. Einem so feurigen, ehrgeizigen Jünglinge muſste ein Antrag dieser Art sehr willkommen seyn; aber Ludwig, sey es nun aus Miſstrauen gegen den Mönch, sey es wirklich aus brüderlicher Liebe, zögerte, bis die Ausführung unmöglich geworden war.

Bei der entschiedenen Unfähigkeit des Andreas, bey der leidenden Rolle, welche die junge Königin noch spielte, und dem lauten Unwillen des Volkes gegen die Ungarn, dachte der Herzog von Durazzo im Stillen darauf, sich Ansprüche auf den Thron zu verschaffen, den man schon als erledigt ansah. Die alte Fürstin von Taranto suchte Johannen Liebe für ihren zweyten Sohn, Ludwig, einzuflöſsen; aber Carl, Herzog von Durazzo, griff zu einem kürzern Mittel. Er brach gewaltsam in das neue Castell, entführte die Prinzessin Maria und zwang sie, ihn zu heyrathen. Die Ungarn waren auſser sich vor Wuth, und boten alles auf, ihm seine Beute mit List oder Gewalt zu entreiſsen; aber er war so vorsichtig, daſs er ihre Schlingen vermied; seinen Palast hatte er in eine Festung verwandelt und das Volk war auf seiner Seite. Es blieb also nach langem Grollen nichts übrig, als sich wenigstens zum Scheine mit ihm zu versöhnen.

Kurz nach diesen Vorgängen erschien unvermuthet der Kardinal Amerikus in Neapel, um der bedrängten Königin als Vormund zu dienen. Er krönte sie (1344) und zwar sie allein, das war aber alles, was er für sie ausrichten konnte. Alle Parteien waren so gegen einander erbittert, und ihr Interesse war so verwickelt, daſs er mit der traurigen Ueberzeugung wieder abreisete, nur das Schicksal könne hier einen Ausweg finden.

Johannens Krönung hatte indeſs den König Ludwig von Ungarn bewogen, nun nicht mehr für sich, sondern für seinen Bruder die Belehnung mit Neapel zu suchen, und zwar nicht für den Gemahl Johannens, sondern für den Enkel Carl Martels. Papst Clemens weigerte sich lange; endlich aber siegten Bitten und Geschenke, und ein Legat ging mit der Krönungsbulle für Andreas von Avignon ab.

Diese Nachricht brachte die Gährung in Neapel auſs höchste. Andreas, aufgeblasen von der Aussicht, in kurzem allein zu herrschen, verrieth durch kindische Drohungen die Plane seiner Partei. Er erklärte, daſs er gleich nach der Krönung ein schweres Gericht über die Prinzen und Groſsen werde ergehen lassen. Fürchteten diese ihn auch gerade nicht, so muſste es sie doch äuſserst erbittern, durch die Bulle des Papstes alle ihre Plane scheitern zu sehen. Wurde Andreas unter dem erwähnten Titel gekrönt, so konnten Johanna und Maria durch ihre Hand keine Rechte mehr verleihen, und nach seinem Tode war Ludwig rechtmäſsiger Erbe. — Es lief die Botschaft ein, der Legat sey zu Gaeta angekommen; nun war keine Zeit mehr zu verlieren. —

Andreas und Johanna machten eine Lustreise nach Aversa. Hier hatten sie sich am 18. September 1345 kaum niedergelegt, als die ungarische Amme des Prinzen in den königlichen Gemächern über den ihrigen ein heftiges Schreyen und Stampfen und bald darauf einen schweren Fall aus dem Fenster hört. Sie ruft um Hülfe, sie versammelt die Begleiter des Königs. Man eilt in seinen Sprachsaal hinauf: er ist leer; — ans Schlafkabinet: es ist verschlossen. Indem man nach langem Anpochen die Thüre sprengen will, bemerkt man, daſs sie von auſsen verriegelt ist. Man geht hinein, und findet Johanna allein, halb ohne Bewuſstseyn und unfähig, anders als durch Händeringen zu antworten. Man stürzt fort in den Garten: hier liegt Andreas, mit einer goldnen Schnur erwürgt. Man hebt ihn auf, man trägt ihn in eine benachbarte Kirche und flieht sogleich nach Neapel, wo sich die Ungarn, aus Furcht vom Volke zerrissen zu werden, in ihren Häusern verschlieſsen.

Alles, was Johanna von dem Vorgange wuſste, war, daſs man ihren Gemahl von ihrer Seite aus dem Bette gerufen, weil der Bruder Robert ihm wichtige Nachrichten aus Neapel mitzutheilen habe, daſs man gleich hernach ihre Thüre verriegelt und sich auf dem Saale ein groſses Geschrey erhoben, bey dem sie in Ohnmacht gefallen. Späterhin erfuhr man, daſs die Mörder den unglücklichen Jüngling an ein Fensterkreuz gehenkt und dann die Schnur abgeschnitten hatten, um seinen Leichnam im Garten zu verscharren, aber der entstandene Lärm hatte sie verscheucht. Als der Morgen angebrochen war und Johanna ihre Besonnenheit wieder erlangt hatte, fand sie sich von ihrem ganzen Hofstaate verlassen. Was blieb der achtzehnjährigen hülflosen Wittwe übrig, als gleichfalls nach Neapel zu gehen, und dort, in ihrem Palaste verschlossen, mit Zittern zu erwarten, welche Wendung die Angelegenheiten nehmen würden.

Sie fand die Hauptstadt schon in der furchtbarsten Zerrüttung. Da die Ungarn, welche die meisten Würden inne hatten, zu furchtsam waren, sich nur sehen zu lassen, hörte alle Verwaltung auf, und jedermann überlieſs sich seiner ganzen Wildheit. Das Volk, immer schwankend in seiner Gesinnung, wehklagte laut über den Tod eines Fürsten, dessen Namen es noch den Tag vorher nur mit Verwünschunge ausgesprochen hatte, und forderte stürmen

Rache für die That. Diese unerwartete Stimmung, verbunden mit der geheimen Angst, die jedes begangene Verbrechen bestraft, scheint die Anstifter des Mordes so aus der Fassung gebracht zu haben, daſs sie alle beabsichtigte Vortheile vergaſsen. Sie bemühten sich nur, den Verdacht von sich abzuwälzen. Die Groſsen beschuldigten einander mit Bitterkeit der Theilnahme an einer Handlung, die im Grunde allen angenehm war. Sie suchten das Volk gegen einander aufzuhetzen, und alles bereitete sich zu einem blutigen Gemetzel.

In dieser traurigen Erwartung gingen endlich am dritten Tage einige Baronen und die angesehensten Bürger der Stadt zu Johannen und baten sie dringend, die Regierung zu übernehmen, ehe die Parteien zum Schlagen kämen, und sich irgend ein Usurpator fände. Von der Unterstützung gewiſs, entschloſs sich die Königin dazu und zeigte sogleich, daſs ihr bis jetzt nur die Gelegenheit gefehlt hatte, ihre groſsen Regententalente zu entfalten.

Ihre erste Sorgfalt muſste dahin gehen, die öffentliche Ruhe wieder herzustellen. In dieser Absicht setzte sie alle die Beamten, welche die Ungarn verdrängt hatten, wieder in ihre Stellen ein, erlieſs strenge Verbote gegen die Aufläufe, und lieſs groſse Schaaren bewaffneter Reuter unaufhörlich durch die Gassen ziehen, um jede Zusammenrottung zu zerstreuen. Diese Maſsregeln thaten die schleunigste Wirkung; denn so ungestüm der Pöbel ist, wenn er keinen Herrn zu haben glaubt, so scheu kehrt er bey dem ersten Auftreten einer Regierung, die Entschlossenheit zeigt, wieder zur Ordnung. Das Gefühl seiner Masse verschwindet, und jeder einzelne bebt in sich selbst zurück.

Sobald die Ruhe hergestellt war, muſste Johanna darauf denken, ihre Ehre gegen eine Beschuldigung zu retten, mit der ihre Feinde sie zu beflecken suchten. Man wuſste, daſs sie ihren rohen Gemahl nicht geliebt hatte; sie hatte oft Unzufriedenheit über das gewaltthätige Verfahren der Ungarn gezeigt: Ursache genug für die wahren Anstifter des Mordes, sie desselben zu beschuldigen. Der Zustand, in dem man sie nach jenem schrecklichen Vorfalle fand, die völlige Unentschlossenheit und Hülflosigkeit, in der sie die ersten Tage nachher zubrachte, hätten hinreichen sollen, jeden Verdacht von ihr zu entfernen; aber bey der Dunkelheit, die noch über der ganzen That lag, folgte der groſse Haufen dem gewöhnlichen Hange, ein Verbrechen demjenigen zuzuschreiben, der zufällig den Vortheil davon zieht. Die erbitterten Ungarn sowohl, als vorzüglich der Herzog von Durazzo verstärkten das Gerücht sorgfältig. Man wird weiterhin sehen, was dieser Prinz für Ursachen dazu hatte.

Johanna fühlte, daſs die Ruhe ihres ganzen künftigen Lebens von der Art abhängen würde, wie sie sich rechtfertigte. Sie übergab daher die Kammerdiener, die in der Nacht der Ermordung den Dienst gehabt hatten, den Gerichten, mit dem Befehl der strengsten Untersuchung, und schickte Gesandten an den Papst und den König von Ungarn, um ihnen den Vorgang zu melden, und sie ihrer Unschuld zu versichern. Den letztern besonders lieſs sie um seinen Schutz für sich und ihren kürzlich gebornen Sohn, Carobert, bitten.

Ludwig mochte sie nun für schuldig halten oder nicht, so forderte sein Vortheil, daſs sie es scheine. Er antwortete ihr also sehr kurz, aber auf eine Weise, die seine Denkungsart und seine Plane völlig entschleyerte. Er schrieb ihr: „Dein voriges ausschweifendes Leben, dein ehrsüchtiges Beharren in der Regierung, die Verzögerung der Strafe und deine Entschuldigung beweisen, daſs du Theilnehmerin seyst an dem Morde deines Gemahls: doch kein Verbrecher entgeht der göttlichen und menschlichen Strafe!“

Der Papst hatte sich milder benommen, obgleich er sich Vorwürfe machte, durch die Verzögerung der Krönungsbulle den Mord veranlaſst zu haben. Er begnügte sich, im Allgemeinen alle Theilnehmer desselben zu excommuniciren, und trug dem Grafen von Andri auf, dem Verhöre der Verbrecher beyzuwohnen. Sich ihrer Unschuld bewuſst, machte Johanna keine Einwendung gegen diese Maſsregel; indeſs hatte sie sie nicht erst erwartet, um Gerechtigkeit zu üben. Die Kammerbedienten, die auf der Folter starben, hatten den Grafen von Terlizzio, einen Bernhard von Artus, und den Grafen von Evoli, Groſs-Seneschall des Reichs, als Vollzieher des Mordes genannt. Der letzte war der Jugendgespiele Johannens, seine Mutter die Amme ihres Vaters gewesen, und beyde genossen ihres vorzüglichen Vertrauens; um desto nothwendiger war es, sie nicht zu schonen. Auch sie lieferte man den Gerichten aus, und sie wurden auf freyem Felde, in Gegenwart der päpstlichen Abgeordneten und des versammelten Volkes gefoltert. Sie gestanden ihre Verschwörung mit den übrigen Genannten, und wurden auf eine schreckliche Weise hingerichtet. Kein Wort ihrer Aussage klagte die Königin an.

Durch diese Strenge schien Johanna sich hinlänglich zu rechtfertigen. Die alte Fürstin von Taranto und der Herzog von Durazzo glaubten also, wahrscheinlich von dem Bewuſstseyn ihrer eigenen Schuld getrieben, ihr nicht an Eifer nachgeben zu müssen. Die erste bemächtigte sich Bernhards von Artus und seines alten Vaters, der sie, voll Vertrauen auf ihr Einverständniſs mit ihm, in sein Schloſs gelassen hatte: beyde starben kurz nachher ohne Verhör im Gefängnisse. Der Herzog nahm den Grafen von Terlizzio und ein Paar andere Angeklagte gefangen und lieſs sie, obgleich die Königin ihre Auslieferung forderte, auf einer ihm gehörenden Galeere foltern und hinrichten. Auch ihre Aussage muſs nichts Nachtheiliges für Johanna enthalten haben, da der Herzog, ihr erbitterter Feind, keinen Gebrauch davon machte.

Diese Hinrichtungen hatten die Vollzieher der Unthat aus dem Wege geräumt, ohne die Anstifter derselben zu entdecken. Der König von Ungarn fuhr daher fort, Johannen zu beschuldigen, und rüstete sich zum Kriege. Auf die Nachricht davon hielt Johanna einen groſsen Staatsrath. Als die wirksamste Maſsregel zur Vertheidigung, schlug man ihr vor, sich einen zweyten Gemahl zu wählen, der ihren Befehlen Nachdruck und den Rüstungen Lebhaftigkeit verschaffen könnte. Der Fürst von Taranto empfahl ihr seinen jüngern Bruder Ludwig, einen jungen Prinzen von groſser Einsicht und Tapferkeit. Dieſs war ein Mittel, wenigstens einen wichtigen Zweig des königlichen Hauses fester an das Interesse des Throns zu knüpfen. Johanna willigte daher ein, und die Vermählung ward 1346 vollzogen. Ihre Feinde gaben dieſs für einen Beweis aus, daſs sie schon früher in einem sträflichen Umgange mit dem Prinzen von Taranto gelebt habe, aber sein Benehmen widerlegt sie. Selbst nach der Trauung wurde er noch so sehr von Gewissensbissen wegen seiner zu nahen Verwandtschaft mit der Königin gepeinigt, daſs Nikolaus von Acciajuoli ihn fast mit Gewalt an das Bett seiner Gemahlin führen muſste: und das läſst wohl nicht auf eine frühere Liebe schlieſsen.

Dieser Schritt erreichte indeſs nicht den beabsichtigten Zweck. Statt die öffentlichen Zwistigkeiten zu unterdrücken, entflammte er sie nur noch heftiger. Ludwigs von Taranto Erhebung erregte den Neid aller Groſsen; jeder machte jetzt ungeheure Forderungen und drohte, wenn sie ihm abgeschlagen würden, zu den Ungarn überzugehen, deren Anhänger sich schon in den Provinzen sammelten. Vor allen war der Herzog von Durazzo unversöhnlich; denn durch diese Heyrath sah er sich eben so weit vom Throne entfernt, als er vor Andreas Ermordung gewesen war. Umsonst erbot sich die Königin ihn zum Herzoge von Calabrien zu machen: er fuhr fort das Volk aufzuwiegeln, lud den König von Ungarn ein, nach Italien zu kommen, und legte Ludwig bey den Kriegsrüstungen so viele Hindernisse in den Weg, daſs nur der kleinste Theil derselben zu Stande gebracht war, als der König von Ungarn 1347 mit einem furchtbaren Heere in Manfredonia landete. Auf die erste Nachricht davon gingen die meisten Groſsen zu ihm über.

Johanna schien rettungslos verloren. Ohne Heer, mitten unter einem Volke, dem man den schwärzesten Verdacht gegen sie eingeflöſst hatte, und das sie daher verabscheute, wie hätte sie einem Fürsten widerstehen sollen, der die Macht eines viel gröſsern Königreichs, als das ihrige war, gegen sie heranwälzte, und dessen Partey fast alle Groſsen ihres Reichs schon ergriffen hatten? Gelang es ihren wenigen Anhängern auch, durch beständiges Weichen den Krieg in die Länge zu ziehen, so muſste ihnen dieſs doch nur einen desto vollendetern Untergang, und dem Reiche eine allgemeine Verheerung bereiten. Dagegen war es freylich vorauszusehen, daſs die Neapolitaner die Herrschaft der Ungarn nicht lange ertragen, daſs die allgemeinen Leiden bald alle Parteien vereinigen würden, und je unbeschädigter König Ludwig von Ungarn Neapel erhielt, desto schneller muſste er dann wieder vertrieben werden; aber war es wohl bey der Stimmung des Volks wahrscheinlich, daſs er alsdann Johannen, und nicht vielmehr dem schlauen Urheber dieser Verwirrungen, Carl von Durazzo, seine befreite Krone überreichen würde? — Es kam nicht nur darauf an, jetzt dem nahenden Sturme aus dem Wege zu gehen und ihn unschädlich zu machen, sondern Johanna muſste auch Mittel finden, sich in den Augen der Neapolitaner zu entsündigen und ihre Liebe zu gewinnen.

In dieser Verlegenheit ergriff Johanna eine Maſsregel, die mit Recht von ihren Zeitgenossen und der Nachwelt bewundert würde, und von deren Erfindung ihr alle Geschichtschreiber einstimmig die Ehre zusprechen. In der That ist sie von der Art, daſs nur ein weiblicher Geist sie ersinnen, und nur ein groſser sie mit Erfolg ausführen konnte.

Sie berief die Syndici aller Städte und die noch treuen Baronen zu einem Reichstage. Als sie versammelt waren, trat sie in weiſsem Trauergewande und mit flatterndem Haar, jedoch die Krone auf dem Haupte, in den Saal. Ihr edler Wuchs, ihr feuriger Blick voll ernsten Geistes, die Majestät in ihren Bewegungen geboten Ehrfurcht, indeſs die Jugendblüthe auf ihren Wangen jede zartere Empfindung erregte. Wie sie mit der Miene des tiefsten, aber doch gefaſsten Schmerzes dem Throne nahete, seine Stufen hinanging, jetzt ihren Schleyer zurückschlug, und im vollen Glanz der Schönheit und der Gröſse dastand; mit thränenvollen Augen durch die Versammlung hinsah und jetzt die Lippen — zu Klagen, glaubte man, — öffnete: — die Schönheit, vorzüglich die erhabene, ist nie unwiderstehlicher, als wenn sie mit Würde trauert. Johannens Anblick erschütterte Alle. Jeder fühlte sich für die Enkelin des gütigen Robert, für die reizende Frau, die seine Königin war, von enthusiastischem Mitleiden durchdrungen; jeder bewilligte im voraus, um welches Opfer sie flehen würde.

Aber sie flehte nicht, sie forderte keine Opfer. Langsam feyerlich, mit fast erstickter Stimme, sagte sie:

„Der König der Ungarn steht in unsern Grenzen. Er kommt, eure Monarchin vom Throne zu stoſsen; er wird sie den Tod der niedrigsten Missethäter sterben lassen, wenn er sie in seine Gewalt bekommt. Euer Herz, eure Dankbarkeit gegen meine Ahnen, euer Ehrgefühl bürgen mir dafür, daſs ihr eure unschuldige Fürstin beschützen werdet.“

„Bis zum Tode,“ hallte das Gewölbe wieder. Johanna neigte sich dankend, winkte um Stillschweigen und fuhr fort:

„Auch wahrlich! könnten wir getrost, ich selbst an eurer Spitze, trotz meinem Geschlecht und meiner Jugend! — den fremden Räubern entgegen ziehen, wenn uns nicht der unselige Zwiespalt der Prinzen des besten Theils unserer Macht beraubte. Wie jetzt die Sachen liegen, ist jeder Widerstand umsonst, und ferne sey es von mir, meinen noch treuen Unterthanen eben das Unglück zuzuziehen, das mich zu Boden schlägt, und ein Reich, für dessen Glück ich willig mein

Leben opfern würde, der Verheerung preis zu geben. Ich bitte euch also, ich befehle euch als eure Königin, den Ungarn, sobald sie heranziehen, friedlich, selbst ohne Kapitulation, alle Städte und Schlösser zu öffnen und ihrem Fürsten zu huldigen."

„Nimmermehr!" riefen die Edeln voll Unwillen; aber Johanna fuhr tief bewegt fort.

„Wenn ihr noch Ehrfurcht für die Asche meines Groſsvaters und Liebe für die unglückliche Frau habt, die eure Monarchin ist, so gehorchet! — Ich indeſs, ich will nach Avignon gehen; ich will den heiligen Vater der Christenheit richten lassen, ob ich der Schandthat schuldig bin, deren man mich zeihet, und dann in Geduld von der Gerechtigkeit Gottes erwarten, daſs sie mich in mein Vaterland zurückführe, aus dem man mich jetzt so grausam vertreibt!"

Die ganze Versammlung brach in Thränen und Wehklagen aus. Viele Baronen forderten mit Ungestüm, daſs Johanna ihren Vorsatz aufgeben solle, und schworen, für sie zu sterben; aber sie blieb ihm treu und entlieſs sie. Ihr Entschluſs wurde im Volke bekannt. Jedermann sah ihn für den höchsten Aufschwung der Groſsmuth und des Patriotismus an; jedermann glühte vor Liebe und Bewunderung gegen die junge Fürstin, die fähig gewesen war, ihn zu fassen. Parteygeist, Argwohn, jede feindselige Regung schwieg; nur der Tugenden Johannens, nur ihres Unglücks erinnerte man sich noch. Der Enthusiasmus für sie erreichte den höchsten Gipfel, als sie noch einmal, gleichsam zum Abschiede, (am 15ten Januar 1347), die Hauptstraſsen der Stadt durchzog, ehe sie sich in den Hafen begab. Alle Einwohner jedes Standes, jedes Alters und Geschlechts, folgten ihr jammernd, wie Kinder einer scheidenden Mutter. Stürmend drängte man sich zu ihr, noch einmal ihre Hände und ihr Gewand zu küssen, und schluchzte vor Rührung, daſs eine so junge und liebenswürdige Fürstin sich selbst exiliren muſste. Mit starren Blicken folgte man ihren Galeeren, so lange sie nur sichtbar waren, und, als sie jetzt am Rande des Horizonts verschwanden, stürzte die Menge vom Strande hinweg, um an den Altären aller Heiligen Gelübde für die Rückkehr Johannens zu thun. Sie hatte ihr Volk wieder erobert, hatte Ludwigen durch ihre Flucht besiegt, noch ehe er angelangt war, seine Beute zu suchen.

Wenn Johanna durch einen einzigen meisterhaften Schritt, den die feinste Staatsklugheit billigen muſs, und gegen den gleichwohl der strengste Moralist keine gegründete Einwendung machen könnte, das Herz ihrer Unterthanen zu gewinnen wuſste, so handelte der König von Ungarn, als hätte er keinen andern Zweck, als sich so schnell als möglich verhaſst zu machen.

Bald nach ihrer Abreise langte er mit seinem Heere zu Sulmona an. Sogleich eilten eine Menge Barone und die Abgeordneten vieler Städte herbey, ihm zu huldigen. Er zog weiter, und wo er hinkam, öffneten sich ihm alle Thore. Er war auf gewaltsamen Widerstand gefaſst gewesen; dieser Empfang überraschte ihn, und zwang ihn, ein freundliches Betragen anzunehmen, aber er war weit entfernt, sich wirklich milde Gesinnungen einflöſsen zu lassen.

Bey Aversa begegneten ihm alle Prinzen des königlichen Hauses, die ihn, Johannens kleinen Sohn, Carobert, in ihrer Mitte, feyerlich bewillkommten. Er empfing sie freundlich, küſste seinen Neffen und setzte seine Verstellung noch vier Tage lang so fort, daſs Carl von Durazzo, obgleich er viele geheime Warnungen erhielt, schlechterdings nicht zu bewegen war, sich in Sicherheit zu setzen.

Er büſste seine Verblendung theuer. Als Ludwig am fünften Tage weiter zog, und an das Schloſs gekommen war, wo man seinen Bruder ermordet hatte, rief er mit einer wilden Miene Carln und befahl, er solle ihm den Saal zeigen, in dem die That geschehen sey. Bebend entschuldigte sich der Herzog, er wisse nicht Bescheid darum. „So folge mir!“ rief Ludwig, sprang vom Pferde und ging voran ins Schloſs. Im Saale wandte er sich plötzlich zu dem Herzog: „Du, schrie er ihm donnernd zu, du bist der Verräther, der Mörder deines Königs gewesen! Durch deine Ränke hast du die Krönungsbulle in Rom verzögert, und die Dispensation des Papstes zu deiner blutschänderischen Ehe erschlichen. Du wolltest, wenn du Andreas und Johanna ermordet hättest, den Thron besteigen.“

Carl stammelte zitternd Läugnungen und Bitten um Erbarmen. „Wie darfst du von Unschuld sprechen?“ schrie Ludwig. „Sieh hier deine Handschrift und dein Siegel!“ und er hielt ihm einen Brief vor, in welchem Carl dem Grafen von Artus den Mord aufgetragen hatte. In dem Augenblicke stieſs ihm ein Ungar das Schwert in die Brust, ein andrer das seinige durch die Kehle; dann stürzte man den Leichnam durch eben das Fenster hinab, an dem man Andreas aufgehenkt hatte. — Unmittelbar nach dieser gerechten, aber schrecklichen That, lieſs Ludwig die übrigen Prinzen gefangen nehmen. Einige Wochen später schickte er sie, selbst den kleinen Carobert, nach Wischegrad in Ungarn.

Hätte er auch jetzt fortfahren wollen, seine Larve zu tragen, sie würde niemand weiter getäuscht haben; aber er warf sie ab. Um seine rachgierigen Absichten offen zu zeigen, lieſs er eine schwarze Fahne vor sich her tragen, auf der ein erdrosselter König abgebildet war. Bei Melito stieſs er auf die Abgeordneten der Hauptstadt und eine groſse Menge von Bürgern. Er weigerte sich, sie anzuhören, und da sie an den Seiten des Weges knieeten, zog er vorüber, ohne auf sie herab zu sehen. An das capuanische

Thor zu Neapel hatten ihm die Angesehensten der Stadt einen Baldachin entgegen getragen; er lieſs ihnen befehlen aus dem Wege zu gehen und zog in voller Rüstung auf das neue Castell. Hier fanden sich am andern Tage noch einmal die Deputirten der Stadt bey ihm ein. Er nahm ihre Huldigung an, aber erwiederte sie damit, daſs er alle Beamte ihrer Stellen entsetzte, und die Neuerwählten der Oberaufſicht des Bischoffs von Wardein unterwarf. Während der Huldigung plünderten seine Soldaten in der Stadt. Kurz, Ludwig benahm sich wie ein Mensch, der seinen innern Grimm nicht verbergen, aber auch den Gegenstand nicht finden kann, an dem er ihn auslassen möchte.

Die Gewaltthätigkeiten, die er sich erlaubte, die Verachtung, mit der er die Neapolitaner behandelte, die beständige Furcht, in der sie leben muſsten, empörten das Herz des ganzen Volks, und bald murrte es laut. Als wenn das Schicksal selbst Gefallen daran gefunden hätte, seine Regierung als eine Periode des allgemeinen Elends auszuzeichnen, entstand eine schreckliche Theurung und die Pest, die damals Europa durchzog, erreichte gerade jetzt auch Neapel. — Sey es aus

Furcht vor dieser Krankheit, oder vor der Stimmung des Volks; genug, nach einem kaum viermonatlichen Aufenthalte in Neapel versah Ludwig die Schlösser mit ungarischen Besatzungen, ernannte Statthalter des Reichs, und ging dann heimlich nach Sklavonien über.

Die unerwartete Nachricht von seiner Entfernung erfüllte die Ungarn mit Schrecken und die Neapolitaner mit Freuden. Jene bemerkten, da sie sich von ihrem Fürsten verlassen sahen, ihre gefährliche Lage unter einem feindselig gesinnten Volke, und wagten kaum mehr aufserhalb ihrer Festungen zu erscheinen; diese jauchzten, als wenn sie schon völlig befreyt wären, und suchten nur einen Anführer, um über die Fremdlinge herzufallen.

Auf wen hätten sie ihre Blicke richten können als auf Johannen und ihren Gemahl? Durch die Hinrichtung des Herzogs von Durazzo hatte Ludwig nicht nur die Unschuld der Königin anerkannt, sondern sie auch von ihrem gefährlichsten Feinde befreyt. Durch die Entführung aller andern Prinzen hatte er es den Neapolitanern geradezu unmöglich gemacht, sich, bey ihrer Verehrung des königlichen Hauses, an jemand anders als an ihre Monarchin zu wenden. Die Erinnerung ihres groſsmüthigen Entschlusses und ihrer rührenden Flucht, erwachte in allen Seelen wieder. Von einer Gränze des Reichs bis zur andern wurde Johannens Name das Feldgeschrey des Enthusiasmus. Von allen Ständen gingen Deputirte nach Avignon ab, ihr zu sagen: „Die Stunde der Freyheit sey gekommen: sie möge zurückkehren zu ihren Kindern!"

Johanna hatte die Zeit ihres Exils sehr weise angewandt. Sie fand bey ihrer Ankunft in der Provence die Angelegenheiten dieses Landes in groſser Verwirrung. Ein Monat, den sie zu Nizza zubrachte, reichte indeſs hin, sie durch kluge Unterhandlungen und durch Festigkeit in Ordnung zu bringen, und nun brach sie nach Avignon auf. Der Ruf ihres Geistes, ihrer Tugenden und ihrer Schönheit ging vor ihr her, und ihr Unglück entflammte die Liebe ihrer Unterthanen zur Begeisterung. Laut jubelnd zogen ihr die Bewohner jener Stadt, das Cardinals-Collegium an ihrer Spitze, entgegen. Auch der Papst selbst, Clemens VI., empfing sie mit Beweisen der ausgezeichnetesten Achtung. Schon wuſste man, daſs der König von Ungarn den wahren Mörder ihres Gemahls entdeckt und bestraft habe; ihre Unschuld schien also nicht mehr zweifelhaft: aber Johanna begnügte sich nicht damit. Auf ihr dringendes Verlangen hielt der Papst ein groſses Consistorium, dem alle fremde Gesandten beywohnten. Hier machte Johanna zum zweytenmale Gebrauch von ihren Rednertalenten, und der neue Versuch fiel so wirksam aus als der erste. Sie legte dem Consistorium die Acten des Prozesses vor, den man den Mördern gemacht hatte, und nach ihrer Vorlesung hielt sie zu ihrer Rechtfertigung eine Rede, die alle gewann. Feyerlich und ohne Aufschub sprachen die Richter sie von allem Verdachte frey, und der Papst erklärte sich nicht nur für ihren Beschützer, sondern schickte auch einen Legaten an den König von Ungarn, der die augenblickliche Räumung Neapels von ihm fordern muſste.

Der päpstliche Gesandte fand Ludwigen nicht zum Gehorsam gestimmt. Er hielt sich für den einzig rechtmäſsigen Erben von Neapel, besonders da der kleine Carobert in Ungarn gestorben war; selbst nach seiner Flucht wies er jeden Antrag zur gütlichen Ausgleichung mit Stolz zurück.

Nur die Waffen konnten also entscheiden. Die Neapolitanischen Abgeordneten fanden Johannen auch darauf vorbereitet. Sie hatte sich von den Ständen Piemonts und der Provence groſse Unterstützungen zu verschaffen gewuſst, die sie in den Stand setzten, zehn Galeeren auszurüsten und zu bemannen. Um ihre Anstalten vollenden zu können, verkaufte sie Avignon dem Papste für 80,000 Goldgulden, — der einzige Flecken ihrer Regierung, wenn wir nicht die damaligen Begriffe von dem Eigenthumsrecht der Fürsten an ihre Unterthanen, und vorzüglich das als Entschuldigung annehmen wollen, daſs der Papst eigentlich schon im Besitze war. — Am letzten August 1347, also nur 7 Monate nach ihrer Flucht, kehrte Johanna mit einer mächtigen Flotte und zahlreichen Truppen wieder in ihr Reich zurück.

Ihr Empfang war dem Abschiede gemäſs, den man von ihr genommen hatte. Auf das erste Zeichen der ausgestellten Wächter, daſs ihre Galeeren sich näherten, war der ganze Strand mit Menschen bedeckt, die ihrer Königin entgegen jauchzten und den Augenblick mit Ungeduld erwarteten, da sie ans Land steigen würde. Man empfing sie mit lauten Dankeshymnen, und führte sie unter dem Baldachin triumphirend durch alle Hauptstraſsen der Stadt. Die Ungarn sahen aus den vier Castellen Neapels den Jubel des Volks, ohne daſs sie den Muth gehabt hätten, ihn durch einen Ausfall zu stören, und Johanna brach mit Freudenthränen in die Worte aus: „O! meine Kinder! Welch ein Glück, verbannt gewesen zu seyn, wenn man so zurückkehren kann!“ In der That, giebt es eine höhere Glorie für Fürsten, als die enthusiastische Liebe ihrer Unterthanen? Und welcher Geschichtschreiber darf seinen Ausspruch dem ehrwürdigen Zeugniſs entgegen setzen, das die reine, nicht durch Factionsgeist erschlichene, Liebe des Volks den Tugenden seines Regenten giebt? —

Unter den Groſsen, die sich einfanden, Johannen zu huldigen, vermiſste man nur einen, den Mächtigsten von allen. Nicht Haſs gegen die Königin, sondern Furcht vor ihrem Zorne, hielt Franz von Balzo noch entfernt. Ihre Abwesenheit und die

Gefangenschaft der königlichen Prinzen hatten ihm die Kühnheit eingeflöſst, die Prinzessin von Taranto, Johannens Schwägerin, ohne Vorwissen des königlichen Hauses zu heyrathen, wahrscheinlich um sich Ansprüche auf den Thron zu verschaffen. Ohne Zweifel verdiente sein Unternehmen Ahndung; aber Johanna fand nicht für gut, ihre Regierung mit Strafen anzufangen. Sie lud Franz freundschaftlich zu sich ein, und als er erschien, demüthig um Verzeihung bat, und alles, was er vermochte, zum Dienste der Krone erbot, übersah Johanna nicht nur sein Vergehen, sondern erhob ihn auch zum Herzoge von Andria. Er war der erste des neapolitanischen Adels, der den herzoglichen Titel erhielt. Ueberhaupt ertheilte Johanna, da sie jetzt noch nichts anders zu geben hatte, viele Würden und Titel, und diese Gaben reichten hin, die angesehensten Häuser fest an ihr Interesse zu knüpfen und ihr bald ein mächtiges Heer zu verschaffen.

Bisher hatte ihr Gemahl nur die untergeordnete Rolle eines Begleiters und Rathgebers bey ihr gespielt. Nun war es an ihm, sich an der Spitze der Truppen seiner Stelle würdig zu zeigen. Er war so glücklich, drey der neapolitanischen Castelle in kurzer Zeit einzunehmen. Das vierte blokirte er, und zog in die Provinzen, um diese von den Feinden zu befreyen. Da die Ungarn indeſs unaufhörlich Unterstützung erhielten, wurde der Krieg drey Jahre lang mit abwechselndem Erfolge geführt; ja, als der König von Ungarn im Jahr 1350 selbst wieder nach Italien zurückkehrte, nahm er eine so unglückliche Wendung, daſs Johanna noch einmal ihre Hauptstadt verlassen muſste; doch sie besaſs jetzt die Liebe ihres Volkes, und mit dieser ist ein Fürst des endlichen Sieges gewiſs.

Hatten sich bey Ludwigs erstem Einfalle die Thore der wichtigsten Städte von selbst vor ihm geöffnet, so kosteten ihm jetzt die kleinsten Schlösser lange und blutige Belagerungen. In zweyen derselben wurde er selbst gefährlich verwundet. Es giebt kein sichereres Mittel, ehrsüchtige Eroberer von ihrem Laster zu heilen, als wenn man sie selbst die Uebel empfinden läſst, in die sie ihre Mitmenschen so muthwillig stürzen. Jene Wunden stimmten Ludwigs Stolz und Wildheit herab, und ihnen mag es wohl vorzüglich zuzuschreiben seyn, daſs er endlich friedfertigere Gesinnungen annahm. Als er in

Neapel selbst eingedrungen war, und der Stadt eine schwere Schatzung auflegen wollte, griff das Volk zu den Waffen. Ludwig, der hochmüthige, rauhe Ludwig erschrack darüber so sehr, daſs er sein Heer sogleich nach Apulien führte, und von dort nach Ungarn zurückkehrte.

Diese Veränderung benutzte der Papst, um die Friedensvorschläge zu wiederholen. Ermüdet von seinen langen vergeblichen Anstrengungen, und in der endlich erlangten Ueberzeugung, daſs man ein Volk, das einig und muthig ist, nicht wider seinen Willen unterjochen könne, entsagte Ludwig 1351 allen Ansprüchen auf Neapel; ja er schlug sogar die ansehnlichen Geldsummen aus, die man ihm als Entschädigung anbot: „denn,“ sagte er, „nicht aus Habsucht, sondern um den Tod seines Bruders zu rächen, habe er den Krieg geführt!“ — Also, weil ein stupider Knabe dem Gewicht der Würde erlag, die man ihm aufgelegt hatte, waren vielleicht funfzigtausend tapfere Männer erschlagen, und zehn blühende Provinzen verwüstet worden! Wie theuer buſsen die Völker oft die Thorheiten und Leidenschaften ihrer Fürsten! Aber es wird die Zeit kommen

— wir dürfen es dem unaufhaltbaren Fortschritt der Menschheit zutrauen, — da alle Nationen einstimmig ruhmsüchtige, kriegerische Fürsten, statt ihre Siege anzustaunen, gleich der Pest und der Theurung, nur als eine Landplage in ihren Annalen aufführen werden.

Jetzt endlich erntete Johanna die Früchte ihrer Weisheit ein; das ganze Reich gehorchte ihrem Scepter und gehorchte mit Liebe und Freude. Die königlichen Prinzen kamen so gedemüthigt aus ihrer langen Gefangenschaft zurück, und fanden ihre Anhänger so zerstreut, daſs sie nicht daran dachten, neue Cabalen anzuspinnen; die Groſsen waren theils durch Wohlthaten gewonnen, theils durch einige Beyspiele von strenger Gerechtigkeit furchtsam gemacht worden; das Volk warf jubelnd seine Waffen weg, um der ungewohnten Segnungen des Friedens zu genieſsen. In dieser Stimmung suchte Johanna es durch Feste und Lustbarkeiten zu erhalten, bis sie Zeit gewönne, es durch Wohlthaten zu beglücken. Schon bey ihrer Abreise aus Avignon hatte der Papst ihren Gemahl als König von Apulien und Jerusalem begrüſst; sie erbat sich jetzt einen Legaten, der sie und ihn krönen sollte. Der Tag der Ceremonie (der erste Pfingsttag 1352) wurde im ganzen Reiche mit Festlichkeiten begangen, die man im folgenden Jahre wiederholte. Ludwig von Taranto stiftete den neuen Ritterorden vom goldnen Knoten; Johanna theilte Geschenke und Würden aus, und indeſs das Volk sich dem Freudentaumel überlieſs, dachten beyde auf wichtige Verbesserungen im Staate.

Eine Sentenz, die zum Sprichwort zu werden anfängt, sagt: „diejenige ist die ehrenwertheste Frau, die gar nicht von sich reden macht.“ — Man kann eben so richtig sagen: diejenige ist die preiswürdigste Regierung, welche in den Annalen der Welt durch kein einziges jener glänzenden Phänomene Epoche macht, die immer mit dem Elende und mit dem Blute der Nationen erkauft werden; die jede Erschütterung zu vermeiden weiſs, und das Volk auf einem ruhigen, sichern Pfade zu höherer Bildung und höherm Wohlseyn führt. Eine solche war es, die Johanna jetzt begann, und zwanzig Jahr hindurch führte.

Forschen wir in der Geschichte nach, was in Neapel von 1351 bis 1371 geschah, so finden wir die Verfassung durch weise Gesetze gebessert, die dem Uebermuthe der Groſsen und den Ausschweifungen der Geistlichkeit Schranken setzen, und die untern Stände gegen sie beschützen; so finden wir, einzelne, schnell niedergeschlagene Versuche der Prinzen und Zwistigkeiten des Adels abgerechnet, im ganzen Reiche Ruhe, auflebende Industrie und Wohlhabenheit; so finden wir in der Hauptstadt, auſser den neuerbauten Straſsen und Prunkgebäuden, einen äuſserst blühenden Handel, den Johanna fast ganz erschuf, und den sie, trotz der Vorstellungen ihrer Räthe, nie mit Abgaben beschwerte; so finden wir endlich um ihren Thron fast alle ausgezeichnete Köpfe versammelt *), welche Italien in jenem Jahrhunderte hervorbrachte, und alle Wissenschaften, vorzüglich die Rechtsgelehrsamkeit, in voller Blüthe. Jeder Lobspruch, den man der Aufzählung solcher Verdienste hinzufügen wollte, wäre überflüssig. Starb Johanna während dieser Periode, so glänzte sie ohne

---

*) Man sehe darüber Giannone's Geschichte von Neapel, Band 2.

Widerspruch in der kleinen Zahl der Fürsten, die es verdienen, als Wohlthäter ihrer Unterthanen gepriesen zu werden; aber auch sie, wie so unzählige groſse Menschen, lebte zu lange für ihren Ruf. Sie erlag dem schwärzesten Undank eines Herrschsüchtigen, und der Arglist der Geistlichkeit, — und so ward er von der Verleumdung befleckt.

Wir übergehen die unbedeutenden Unternehmungen Ludwigs von Taranto auf Sicilien, da sie auf Neapels und Johannens Schicksal keinen wichtigen Einfluſs hatten. Nach einer funfzehnjährigen Ehe mit der Königin, starb er, ohne Kinder nachzulassen 1362. Dieser Umstand, und daſs sein Bruder, der Fürst von Taranto, Versuche machte, sich Antheil an der Regierung zu verschaffen, bewog Johanna, den Vorstellungen ihres Staatsrathes zu folgen, und sich zum dritten Male zu vermählen. Ihre Wahl fiel auf Jakob von Aragonien, den Infant von Majorka, dem sie aber nur den Titel eines Herzogs von Calabrien verlieh. Die Wahl dieses Prinzen machte ihrer Einsicht Ehre. Einstimmig legen ihm die Zeitgenossen jede Eigenschaft bey, die man damals vorzüglich als lobenswerth ansah, und die das Wohl des Staats erforderte; indeſs war diese Ehe nicht glücklich. Schon drey Monate nach ihrer Vollziehung ging Jakob nach Spanien, um seinen Vater in einem Kriege gegen den König von Aragonien zu unterstützen. Er ward gefangen; seine Gemahlin löste ihn mit 40,000 Gulden aus. Einige Jahre nachher kehrte er in der vorigen Absicht nach Spanien zurück, und starb daselbst 1368, gleichfalls ohne Kinder nachzulassen.

Die beyden letzten Ehen hatte Johanna nur geschlossen, um ihrer Regierung durch die Unterstützung eines Mannes mehr Gewicht zu verschaffen. Jetzt schien ihr die Ruhe des Reichs hinlänglich begründet, um nicht mehr einer solchen Maſsregel zu bedürfen. Sie entschloſs sich, unverheyrathet zu bleiben und sich einen Thronerben zu ernennen. Sie hatte keine Wahl dabey. Das königliche Haus war bis auf zwey Prinzen ausgestorben. Der eine war ihr noch immer grollender Feind, der König von Ungarn, der andere, der junge Karl von Durazzo, ein Jüngling von groſsen Anlagen; aber ehe Johanna etwas für ihn thun konnte, berief ihn der König von Ungarn zu sich, um ihn in dem Kriege gegen die Venetianer zu gebrauchen.

Mit Beben sah Johanna ihn abreisen, denn sie fürchtete, daſs ihm Ludwig seinen Haſs gegen sie einflöſsen würde; indeſs rechnete sie, mit der Verblendung, die edlen Seelen eigen ist, darauf, ihn durch Wohlthaten gewinnen zu können. Sie lieſs ihn 1369 nach Neapel zurückkommen, vermählte ihn mit ihrer ältesten Nichte, Margaretha, und erklärte ihn öffentlich für ihren Thronfolger. Karl schien von Dankbarkeit durchdrungen; doch das ruhige Reich seiner Wohlthäterin bot seinem jugendlichen Ehrgeize nicht Nahrung genug dar. Er kehrte im folgenden Jahre nach Ungarn zurück.

Dem Vorsatze treu, nur die wichtigsten Begebenheiten aus Johannens Leben aufzustellen, gehe ich jetzt zu einer Begebenheit über, die ihren Charakter und ihre feste, edle Denkungsart am hervorspringendsten zeigt, aber auch zugleich die Quelle aller nachfolgenden Unglücksfälle ward. Man hat gesehen, wie sie einem feindlichen Schicksale zu weichen und seiner Meister zu werden verstand; man hat gesehen, wie weise und wohlthätig sie die Ruhe anzuwenden wuſste; die Art, wie dieser seltene Geist sich bey innern Unruhen benahm, ist nicht weniger der Bewunderung werth.

Der Fürst von Taranto hatte, da er keine Kinder hinterlieſs, seinen Neffen Jakob von Balzo, Sohn des Herzogs von Andria, zum Erben eingesetzt. Dieser letztere, wie jeder Ehrsüchtige zu thun pflegt, sah den Zuwachs seiner Macht nur für eine Aufforderung an, nach einer noch gröſsern Ausdehnung derselben zu streben. Er behauptete, die Stadt Matera gehöre zu der Erbschaft seines Sohnes, und da der Besitzer derselben, der Graf von San Severino, sie nicht gutwillig abtreten wollte, bemächtigte er sich ihrer mit Gewalt und erklärte dabey, er habe noch mehr Forderungen geltend zu machen.

Unfähig, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, rief der Graf den Schutz der Königin auf. Johanna konnte und wollte ihn nicht versagen; aber die Familie der Balzo war die zahlreichste und mächtigste im Staate. Sie muſste befürchten, einen allgemeinen Aufruhr zu bewirken, wenn sie den Herzog sogleich mit Strenge angriff. In dieser Verlegenheit, würden die meisten Höfe ihre Zuflucht zu Ränken genommen, und durch Arglist den übermächtigen Vasallen zu stürzen versucht haben. Johannens erhabene Seele kannte nur Eine Art der Schlauheit, die einzige, deren sich Fürsten bedienen sollten. Sie wuſste nicht allein die Gerechtigkeit auf ihrer Seite zu erhalten, sondern sie zugleich so einleuchtend zu machen, daſs niemand auch nur den Gedanken haben konnte, ihr zu widerstreben. Der Erfolg zeigte, daſs wirklich strenge Rechtlichkeit die feinste Staatskunst sey.

Johanna erlieſs an den Herzog eine sehr gütige Einladung, ihr, als der rechtmäſsigen Oberrichterin, seine Ansprüche zur Entscheidung vorzulegen, und versprach ihm die strengste Unparteylichkeit. Diese war es nicht, was der Herzog in seiner Sache zu wünschen Ursache hatte; er wies also das Ansinnen der Königin mit Stolz und der Erklärung zurück: er wäre auch ohne ihre Hülfe im Stande, sich Gerechtigkeit zu verschaffen. Die Königin rief seine zahlreichen Verwandten zusammen, zeigte ihnen die Folgen und das Gefährliche des Beyspiels, das der Herzog gab, und bat sie angelegentlich, sich bey ihm zu verwenden, daſs er sein empörerisches Beginnen aufgebe. Gerührt von der humanen Denkungsart ihrer Fürstin, übernahmen und thaten sie es wirklich, doch ohne Erfolg. Franz sah das schonende Betragen der Königin, als eine Anerkennung seiner Macht an, ward noch aufgeblasener und wies seine Verwandten mit einer eben so rauhen Antwort zurück, als er der Königin ertheilt hatte.

Jetzt versammelte Johanna einen Reichstag und legte ihm die Sache, ihr Benehmen und die Wirkung vor, die es auf den Herzog gethan habe. Einstimmig erklärten ihn die Baronen für einen Rebellen, und lieſsen ihre Vasallen zu dem Heere stoſsen, das die Königin schon in der Stille zusammen gezogen hatte. In wenig Wochen war der Herzog aus allen seinen Besitzungen vertrieben. Die Königin confiscirte sie sämmtlich, hatte aber die Vorsicht, mehrere davon zu verkaufen und zu verschenken. So gelang es ihr, das Ansehen der Krone und die Ruhe des Staats zu erhalten, strenge Gerechtigkeit zu üben und ihre Macht zu vergröſsern, ohne sich Feinde zu machen.

Man weiſs, mit welcher Reizbarkeit der Lehnsadel über seine Rechte hielt, vorzüglich in jenen Jahrhunderten, da sein Zustand schon schwankend geworden war, und die Einschränkung oder Ausdehnung seiner Gewalt im Staate, nicht von Gesetzen, sondern von der Kraft abhing, mit der er angegriffen wurde, oder selbst angriff. Man weiſs, wie geneigt damals in allen Ländern die groſsen Familien waren, die Fahne des Aufruhrs zu erheben, und gemeinschaftlich die gerechte und ungerechte Sache eines Einzelnen aus ihrer Mitte zu führen. Um desto ehrenvoller für Johanna ist der Ausgang, den ein neuer Versuch des Herzogs von Andria, das Verlorne wieder zu gewinnen, hatte.

Er war an den päpstlichen Hof geflohen. Sein Vetter, Gregor XI., unterhandelte anfangs mit der Königin für ihn, aber er fand sie unerschütterlich in ihren einmal ausgeführten Entschlüssen, gab also scheinbar die Sache auf, und unterstützte dagegen den Herzog heimlich mit so bedeutenden Geldsummen, daſs dieser im Stande war, ein Heer von 13000 Mann zu miethen, mit dem er plötzlich im Jahr 1375 in Neapel einbrach. Er fand das Reich zu jedem Widerstande unvorbereitet. Indeſs die Königin sich bemühte, ihre Vasallen zu sammeln, zog er also triumphirend in den Provinzen umher. Schon näherte er sich der Hauptstadt; schon hatte Johanna sich aus ihr entfernt, und eine fürchterliche Zerrüttung schien dem ganzen Staate bevorzustehen, als die Ehrfurcht und die Liebe ihrer Unterthanen sie rettete.

Der Herzog war auf dem Zuge nach der Hauptstadt bis Aversa vorgerückt. Hier fiel es ihm ein, seinen alten Oheim, Raimund von Balzo, der einst sein Vormund und Erzieher gewesen war, zu besuchen, einen Mann, den das ganze Reich wegen seiner Einsichten und seiner Tugend verehrte. Er erwartete, von ihm mit freudigen Glückwünschungen empfangen zu werden; wie erstaunte er aber, als Raimund bey seinem Anblicke sogleich in die bittersten Verweise und Vorwürfe gegen ihn ausbrach. Voll Bestürzung und Zorn wollte der Herzog sich entfernen; doch jetzt fiel der Greis vor ihm nieder, hob seine gefalteten Hände zu ihm empor und beschwor ihn mit Thränen, seine Familie nicht durch Hartnäckigkeit in einer Rebellion, zu entehren. Franz berief sich auf die Noth, die ihm kein anderes Mittel übrig lieſse, seine Besitzungen wieder zu erlangen. Raimund erinnerte ihn an die Milde und an die Schonung, mit der Johanna anfangs gegen ihn verfahren war; er zeigte ihm das Verbrecherische seines vorigen Benehmens und die Thorheit seines gegenwärtigen; er machte ihn aufmerksam darauf, daſs sich ungeachtet seiner bisherigen Fortschritte, fast noch kein einziger seiner Verwandten und seiner alten Freunde bey ihm eingefunden hätte: das Gefühl der Ehre und der Ungerechtigkeit seiner Sache hielte alle zurück. Er bewies ihm, daſs er mit seinem Heere von Miethlingen zwar für den Augenblick groſse Vortheile erlangen könnte, daſs er aber, sobald die Macht des Reichs versammelt wäre, nothwendig unterliegen müsse; er erinnerte ihn an Johannens Festigkeit, die keine halbe Unterwerfung annehmen würde; er fragte ihn, ob er seine

Hand nach der Krone ausstrecken wolle, und ob er sich getraue, sie mit seinen 13000 Fremdlingen gegen eine ganze erbitterte Nation zu behaupten? Und doch, setzte er hinzu, gibt es hier kein Drittes. Du wirst König eines Reiches, das du verheert hast, oder du stirbst entehrt auf dem Blutgerüste.

Diese Vorstellungen erschütterten den Herzog. Raimund bemerkte es und stimmte einen sanftern Ton an. Er rief ihm noch einmal die schonende Denkungsart der Königin ins Gedächtniſs, die leicht bewogen werden könnte, aus Gnade zu gewähren, was ihr die Furcht niemals würde abdringen können; er versprach, sich selbst für die Wiedereinsetzung des Herzogs zu verwenden — und er hatte gesiegt. Franz beschloſs, seiner Unternehmung zu entsagen; aber da er sein Heer nicht befriedigen konnte, führte er es an die Apulische Küste und entfloh von hier auf einem gemietheten Schiffe nach Avignon. Aufgebracht über seine Entfernung, plünderten die Condottieri die Provinz, bis Johanna an der Spizze eines mächtigen Heeres, mit ihnen unterhandelte und sie für 60000 Gulden zum

Reiche hinauskaufte. Mit Recht zog sie die Erlegung dieser mäſsigen Summe dem ungewissen Ausgang einer Schlacht, und der Verheerung ihres Landes vor.

Helden und Eroberer jedes Zeitalters! Auf welchen Gefilden wurde ein Sieg erfochten, der glorreicher war als dieser, den Johanna bloſs ihrer anerkannten Gerechtigkeit verdankte?

Die Gefahr indeſs, der sie eben entgangen war; die Furcht, daſs das Beyspiel des Herzogs den alten Aufruhrsinn unter den Groſsen wieder erwecken könne, die Entfernung ihres Thronerben, der noch immer in Ungarn lebte, vielleicht auch die Besorgniſs vor den Gesinnungen, die er dort einsaugen möchte, bewogen Johanna, wieder zu dem Mittel zu greifen, das schon zweymal ihrer Sicherheit so groſse Dienste geleistet hatte: sie beschloſs, sich wieder zu verheyrathen. Da sie schon 48 Jahr alt war, sahen ihre Feinde hierin einen neuen Beweis ihres Hanges zur Wollust; aber, ohne daran zu erinnern, daſs die Ehe nicht gerade das bequemste Mittel ist, das alleinregierenden Fürstinnen zur Befriedigung eines solchen Hanges zu Gebote steht, bewies schon der Mann, den sie wählte, und der Rang, den sie ihm einräumte, daſs sie weit entfernt war, von einer jener verzeihlichen Schwächen geleitet zu werden, die wir an jungen Frauen so gern entschuldigen, und die uns an alten so lächerlich und verächtlich scheinen.

Otto, Prinz von Braunschweig, war noch älter als die Königin; aber seine Tapferkeit und seine Einsicht standen in einem glänzenden Rufe. Als jüngerer Sohn seines Hauses, hatte er kein beträchtliches Land geerbt, und befand sich als Condottiere an der Spitze eines groſsen Kriegerhaufens im nördlichen Italien, als ihm Johanna ihre Hand antragen lieſs. Er nahm den Vorschlag dankbar an, und zog nach Neapel, wo die Vermählung, den 25. März 1376, sogleich vollzogen ward. Johanna hatte ihn mit allen Ehrenbezeugungen empfangen, die ihrem künftigen Gemahle gebührten; aber weit entfernt ihm zu erlauben, daſs er ihr in die Zügel der Regierung fiele, ernannte sie ihn nur zum Fürsten von Taranto, und erklärte, daſs Karl von Durazzo ihr Thronerbe bleibe.

Es ist minder schwer, ein feindseliges Geschick zu bekämpfen und es zu überwinden, als ihm mit wahrer Würde zu erliegen. Auch dieser traurige Ruhm war Johannen aufbehalten. Nachdem sie ein langes, mühevolles Leben hindurch so vielen gefährlichen Stürmen mit Glück widerstanden, nachdem sie auswärtigen und inneren Feinden mehr durch ihre Weisheit als durch ihre Macht obgesiegt hatte, muſste sie sich in ihrem Alter von einem Undankbaren zu Grunde richten sehen, der alle Macht, ihr zu schaden, durch ihre eigenen Wohlthaten erlangt hatte. Indessen wird man die groſse Frau auch hier die erhabene Denkungsart nicht verläugnen sehen, welche über ihr ganzes Leben so viel Glanz verbreitet, und die nur Frucht des tugendhaften Bewuſstseyns ist.

Nach einer 72jährigen Abwesenheit ward, im Jahr 1377, der päpstliche Sitz durch Gregor XI. wieder von Avignon nach Rom verlegt. Die Bewohner dieser Stadt, die unbedeutend wird, sobald sie aufhört, wenigstens in einer Hinsicht die Hauptstadt der Welt zu seyn, empfingen ihn mit ausschweifender Freude, und als Gregor starb, zwangen sie die Cardinäle durch einen Aufstand, einen Italiener auf den Thron zu setzen, damit sie vor einer neuen Verlegung desselben gesichert wären. Das Collegium bestand gröſstentheils aus Franzosen; nur aus Furcht entschloſs es sich also, den Wunsch des Volks für den Augenblick zu erfüllen; aber mit seiner gewöhnlichen Politik wählte es einen Mann, den man für so schwach und beschränkten Geistes hielt, daſs es nicht schwer werden könne, ihn bey der ersten Gelegenheit wieder abzusetzen.

Die heiligen Väter hatten ihren Mann nicht richtig geschätzt. Wenn Urban VI., der aus einer sehr gemeinen Neapolitanischen Familie abstammte, wenig Bildung und Gelehrsamkeit besaſs, so hatte er desto mehr Herrschsucht, Arglist und Energie des Geistes. Er zwang die Cardinäle nicht nur, ihn wider ihren Willen zu proklamiren, er begegnete ihnen auch mit so groſser Härte, daſs sie fast alle unter mancherley Vorwänden Rom verlieſsen und nach Avignon gingen, wo sie durch Circularschreiben an die Europäischen Höfe, Urbans Wahl für erzwungen und nichtig erklärten. Nichtsdestoweniger wurde sie von allen Höfen anerkannt, und Urban hätte ruhig herrschen können, wenn sein eigner Ehrgeiz es erlaubt hätte. —

Raimund von Balzo war kurz nach der Flucht seines Neffen aus Apulien gestorben, ohne sich, seinem Versprechen gemäſs, für ihn verwenden zu können; daher lebte der Herzog von Andria noch immer am päpstlichen Hofe, dem er nach Rom gefolgt war. Er war allmählig in Verachtung und Dürftigkeit herabgesunken, als Urbans kecker Ehrgeiz ihm plötzlich wieder Hoffnung gab, sich noch einmal empor zu schwingen. Er versicherte den Papst: ganz Neapel sey über die Vermählung mit einem Ausländer aufgebracht, und wünsche nichts sehnlicher, als den Scepter endlich einmal aus den Händen einer Frau, an den einzigen männlichen Erben übergehen zu sehen. Es bedürfe nur seiner Beystimmung, so werde das Volk einen Aufstand machen, Karl den Thron besteigen, und sodann aus Dankbarkeit den Neffen des Papstes jede Belehnung ertheilen, die er nur wünsche.

Schon die Idee allein, über die Krone seines Vaterlandes zu schalten, war für Urban äuſserst reizend; aber die Hoffnung, seinen Neffen in eben dem Lande, das ihn im Elend aufwachsen sah, hohe Ehrenstellen zu verschaffen, war für ihn unwiderstehlich, und er ging mit Lebhaftigkeit in die Plane des Herzogs ein. Als daher Johanna einen Abgesandten nach Rom schickte, ihm Glück zu wünschen, und bald darauf ihr Gemahl selbst eintraf, um sich für die Vermählung seines Bruders mit der Königin von Sicilien zu verwenden, begegnete der Papst beyden mit der beleidigendsten Verachtung, und lieſs zugleich Karl von Durazzo auffordern, sein Recht auf Neapels Krone geltend zu machen. Dieser Prinz indeſs, mochte er nun fürchten, durch ein zu frühes Streben nach der Regierung, sie auf immer zu verlieren, oder mochte wirklich noch die Dankbarkeit gegen Johannen in seinem Herzen zu stark seyn, nahm jenen Antrag sehr kaltsinnig auf, ohne ihn jedoch ganz zu verwerfen.

Johanna ward von den Unterhandlungen Urbans sehr bald unterrichtet und erkannte die Gröſse der Gefahr, die ihr drohte. Sollte Karl ihnen jemals geneigteres Gehör geben, so muſste sein Angriff viel furchtbarer werden als jener, den der König von Ungarn, im Jahr 1347, auf ihren Thron that. Denn auſserdem, daſs er, von Ludwig unterstützt, eben die Macht, die Neapel damals eroberte, wieder auf den Kampfplatz führen konnte, kam er mit dem Ansehen des Lehnsherrn des Reichs, der höchsten Autorität in der Christenheit, gerüstet, besaſs einen sehr groſsen kriegerischen Ruf, war Einheimischer, war anerkannter Thronerbe - und wann hat es diesem jemals an einer mächtigen Partey gegen den regierenden Monarchen gefehlt? Auch unter der mildesten, weisesten Regierung gibt es der Miſsvergnügten sehr viele, und selbst in den Herzen der Glücklichsten ist die Hoffnung noch gröſsern Wohlstandes, und das Verlangen nach Veränderung nur zu mächtig.

Die erbittertsten Feinde sind diejenigen, die man niemals beleidiget hat. Ich irre mich: es gibt noch unversöhnlichere, - diejenigen, denen man Gutes that. Im ersten Falle befand Johanna sich mit Urban, im letztern mit Karl von Durazzo; welches Mittel blieb ihr übrig, sie zu gewinnen? Bey der Herrschsucht des erstern war es gefährlich, auch nur die Miene der Gefälligkeit zu zeigen, bey dem hohen verächtlichen Tone, den er bey jeder Gelegenheit gegen die Königin annahm, erlaubte es selbst ihre Ehre nicht, Unterhandlungen mit ihm anzuknüpfen. Dem letztern aber, was konnte sie, nach allem dem, was sie für Karln gethan hatte, ihm noch bieten? Was besaſs sie, das in seinen Augen die Krone selbst noch aufgewogen hätte, die man ihm zum Preise aufsteckte?

Vielleicht hätten Ränke, Bestechungen, Hinterlist den nahenden Sturm beschwören können, aber wirklich groſse Geister wählen nur zwey Wege bey ihren Maſsregeln: offene Güte und Nachgiebigkeit, oder offenen Widerstand. Beyde mit weiser Vorsicht zu gehen, ist alles, wozu die Klugheit sie zu bewegen vermag. Der erste Weg war Johannen verschlossen, wie man sah; sie beschloſs also, ihre Feinde zu schrecken.

Um Karln ein Gegengewicht zu geben, berief sie den Gemahl ihrer zweyten Nichte Maria, Ludwig, Grafen von Anjou, den Bruder des Königs von Frankreich, an ihren Hof, und begegnete ihm mit so groſser Auszeichnung, daſs man wenigstens ungewiſs werden muſste, ob sie nicht das Erbrecht, sobald Karl sie beleidigte, auf ihn übertragen würde. Zwang Karl sie dazu, so war nicht nur ein Thronfolger dem andern, sondern auch Frankreichs Macht der Ungarischen entgegengesetzt.

Um Urban zu demüthigen, griff sie zu noch kräftigern Maſsregeln. Er hatte, mit der gewöhnlichen Politik der Päpste, ihr einen Gegenkönig geben wollen; sie beschloſs, einen Gegenpapst aufzustellen. Sie lud die miſsvergnügten Cardinäle ein, nach Neapel zu kommen, und in Fondi von neuem ins Conclave zu gehen. Sie kamen, erklärten Urbans Wahl noch einmal für ungültig, ihn selbst für abgesetzt, und erwählten statt seiner, 1379, den Bruder des Grafen von Savoyen, Robert, Cardinal von Genf, zum Papste, der den Namen Clemens VII. annahm.

Man sieht, sie ging — das sicherste Mittel, die Arglist zu entwaffnen, — ihrem Feinde beherzt entgegen, und spielte den Krieg in sein eignes Gebiet. Urban bot das Aeuſserste auf, sich zu vertheidigen. Er sammelte Truppen; er erklärte, Johanna habe den Thron verwirkt; er erneuerte seine Aufforderungen an Karl von Durazzo; er erlieſs endlich an alle Fürsten Schreiben, in denen er sich über den Abfall der Cardinäle beschwerte, und ihn seinem Wunsche, ihr ausschweifendes Leben zu bessern, zurechnete. Zugleich mit diesen Schreiben kamen Clemens VII. Ankündigungen seiner Ernennung an, und das erstaunte Europa sah es seiner Wahl überlassen, welcher von den beyden Statthaltern Gottes der Antichrist seyn solle. Natürlich entschied die Politik, und daſs das eine Reich sich für Clemens erklärte, war dem andern hinlänglicher Grund, Urbans Partey zu nehmen. Frankreich, Schottland, die Schweiz und Neapel waren auf der Seite des erstern, das übrige Europa auf der Seite des letztern.

Nicht die groſsen öffentlichen Hülfsmittel, nicht die vorsichtig berechneten Maſsregeln sind es, die in der Regel das Schicksal der Staaten bestimmen. Man läſst sich nicht leicht in einen Kampf ein, wenn man nicht fühlt, daſs man dem Gegner gewachsen ist; aber wenn man seine Kräfte sorgfältig abgewogen und geordnet hat, tritt irgend eine Kleinigkeit, ein Nebenumstand ein, den man entweder übersah oder für unbedeutend hielt, und entscheidet unwiderstehlich. Das war auch in diesen Verwickelungen der Fall. Dem Hierarchen und Lehnsherrn hatte Johanna einen Rival, dem alten Thronerben einen neuen, seinem Beschützer einen nicht minder mächtigen Bundesgenossen entgegen gesetzt; aber die erstern, Urban sowohl als Karl, waren geborne Neapolitaner, und Clemens und Ludwig Ausländer: das entschied.

Mit Miſsvergnügen sah das Volk die Fremden von der Königin begünstigt und im Begriff ihre Landsleute zu verdrängen. Urban, der diese Stimmung erfuhr, ergriff sogleich Maſsregeln, die Unzufriedenheit zur Erbitterung und zum Aufruhr zu erhöhen. Da er sich von allen Cardinälen verlassen sah, den Cardinal von Santa Sabina ausgenommen, stellte er eine groſse Promotion an, und ernannte fast lauter Neapolitaner zu Cardinälen; mit jedem zog er eine Menge von Familien von der Königin ab. Noch mehr! Um die Hauptstadt selbst zu zerrütten, setzte er den Erzbischoff von Neapel ab, und gab diese Würde einem Edelmann aus einem der mächtigsten Häuser, Namens Bozutto. Jetzt war der Saame der Zwietracht ausgestreut und sproſste schnell auf. Die Stadt, das ganze Reich zerfiel in Factionen, und überall bereitete man sich zum bürgerlichen Kriege. Die Erbitterung kam zum Ausbruch, als Clemens VII. nach einem fehlgeschlagenen

Angriff auf Rom nach Neapel ging, und von der Königin mit den gröſsten Ehrfurchtsbezeugungen empfangen wurde. Ein unbedeutender Vorfall erregte einen Zusammenlauf, und dieser verwandelte sich schnell in einen Aufruhr, bey dem das Feldgeschrey war: „Es lebe Urban! Es lebe Karl von Durazzo!“ Die Königin erzwang zwar bald wieder Ruhe, aber das traurige Kennzeichen des Vulkans, den man unter ihren Füſsen hatte entstehen lassen, hatte sich schon gezeigt. Clemens hatte der Vorgang in solchen Schrecken gesetzt, daſs er schon am folgenden Tage nach Avignon abging.

Das Gefährlichste für Johanna war, daſs Karl von Durazzo die neuen Anträge des Papstes mit viel gröſserm Feuer aufnahm, als die erstern. Von Urban excommunicirt, und im Zwist mit ihren Unterthanen, schien ihm Johanna eine leichte Beute seiner ungeduldigen Herrschsucht. Er bewarb sich um die Beystimmung des Königs von Ungarn, erlangte sie ohne Schwierigkeit, und zog (1380) mit 8000 Mann nach Italien. Sein kriegerischer Ruhm erwarb ihm, wo er hinkam, überall Bundesgenossen und Unterstützung. In Rom schloſs er einen feyerlichen Tractat mit Urban, versprach seinem Neffen, Franz Buttillo, das Herzogthum Apulien, wurde dagegen zum Könige von Neapel gekrönt, und erhielt ein zahlreiches Hülfscorps, mit dem er 1381 nach Neapel aufbrach.

Alles, was die Fürsten umgiebt, ist gewöhnlich so ganz darauf berechnet, ihnen Ansehen zu leihen, es stehen ihnen bey jedem Schritte, den sie thun, so viele Hülfsmittel zu Gebote, und jeder derselben hat so ausgebreitete Folgen, daſs sie nur nicht sehr schwache Menschen zu seyn brauchen, um groſse zu scheinen. Es giebt aber Lagen, in denen der erkünstelte Nimbus verschwindet, und der bloſs mittelmäſsige Mensch tief unter sich selbst herabsinkt. Wo Alles auf dem Spiele steht, wo man mit seiner persönlichen Kraft gegen das Schicksal ringen muſs, da erhält sich nur die wahre Gröſse in ihrem vollen Glanze, ja, da wird sie erst ganz sichtbar. Wir haben Johannen in solchen Verhältnissen gesehen, und sie verdiente unsere Bewunderung; aber nie zeigte sie sich erhabener, als in den schrecklichen

Verwickelungen, die ihre Regierung und ihr Leben endigten. Man glaubt, einen Helden aus der schönen Zeit der Griechen und Römer handeln zu sehen, wenn man die ruhige Besonnenheit und den unerschütterlichen Muth beobachtet, mit denen diese Frau den feindseligen Fügungen die Stirne bot, und noch, indem sie ihnen erlag, ihre Würde zu behaupten, ihren Plan durchzusetzen wuſste. Vernichten konnte das Schicksal diesen Riesengeist, aber nicht beugen.

Die Gemahlin Karls von Durazzo war nach Neapel gekommen, um eine Niederkunft abzuwarten, und Johanna hatte sie mit mütterlicher Zärtlichkeit aufgenommen; sobald Margaretha aber Nachricht erhielt, daſs Karl seinen Zug nach Italien antreten wolle, bat sie um Erlaubniſs, sich mit ihren Kindern zu ihm zu begeben. Die Königin schwankte nicht einmal. Sie verschmähte es, Wehrlose, die in ihrer Gewalt waren, für die Undankbarkeit eines Ehrsüchtigen büſsen zu lassen. Margaretha reiste also ungehindert ab, und fand ihren Gemahl schon in der Lombardie. Man hat Johanna wegen dieser Nachsicht getadelt. Ich will es nicht versuchen, sie zu vertheidigen; denn die

Politik ist im Besitz des Rechts, Groſsmuth für einen Fehler zu erklären.

Doch wenn Johanna die kleinlichen Kunstgriffe verachtete, vernachlässigte sie deshalb nicht die Mittel zur Vertheidigung, die der Würde ihres Charakters angemessen waren. Sie versammelte, 1381, einen Reichstag und erklärte auf demselben, daſs, da Karl von Durazzo sie vom Throne stoſsen wolle, sie das Erbrecht, welches sie selbst ihm gegeben habe, zurücknehme, und hiermit Ludwig von Anjou als Sohn und Thronfolger adoptire. Gleich nachher sandte sie den Grafen von Caserta mit der Adoptionsacte, die Clemens VII. bestätigte, an den König von Frankreich ab und lieſs ihn bitten, das Erbtheil seines Bruders wider fremde Räuber beschützen zu helfen, ihren treuen Provençalen aber befahl sie, ihr auſs schleunigste mit zehn Galeeren zu Hülfe zu kommen.

Mit ruhiger Besonnenheit hatte sie die kraftvollesten Maſsregeln zu ihrer Vertheidigung ergriffen, die in ihrer Gewalt waren; aber der Wankelmuth des Neapolitanischen Volks, und der Zwiespalt, den die Arglist des Papstes unter dasselbe gebracht hatte und den seine Emissare sorgfältig unterhielten, lieſsen ihnen nicht Zeit, ihre Wirkung zu thun. Jeder alte Zwist unter den verschiedenen Classen des Adels und unter den Bürgern, brach von neuem aus, und nur darin waren alle Parteyen einig, daſs sie die Königin anfeindeten. Einige machten ihr es zum Verbrechen, daſs sie einen Gegenpapst habe ernennen lassen; andere, daſs sie einem französischen Prinzen ihren Thron vermacht, noch andere sogar, (nach fünf Jahren!) daſs sie einen deutschen Prinzen geheyrathet habe. Bey dieser öffentlichen Stimmung hatte Johanna die Kränkung, fast alle Groſsen, selbst ihre vertrautesten Minister, von ihrem Hofe zu Karl übergehen zu sehen, und ihr Gemahl konnte durch die gröſsten Anstrengungen kein Heer zusammen bringen, das ansehnlich genug gewesen wäre, den Ungarn die Spitze zu bieten. Dessen ungeachtet rückte ihnen Otto mit seinen wenigen Truppen an die Gränze entgegen. Ihre ungeheure Ueberlegenheit zwang ihn bald, sich ohne Schlacht zurückzuziehen. Karl folgte ihm, und beyde langten zu gleicher Zeit vor verschiedenen Thoren von Neapel an, wo sie sich lagerten.

Bey aller seiner Uebermacht wagte Karl es nicht, Otto oder die Stadt anzugreifen; aber, indeſs er noch überlegte, welche Maſsregeln er ergreifen solle, entschied der Neapolitanische Pöbel für ihn. Kaum hatte dieser Karls Fahnen erblickt, so griff er zu den Waffen, machte Aufläufe auf den Marktplätzen und schrie in allen Gassen: Es lebe der heil. Vater Urban! Es lebe König Karl! Johanna lieſs die Ritter und die angesehenen Bürger gegen die Volkshaufen ausziehen: sie wurden leicht zerstreut, aber einige Anhänger Karls sprangen über die Mauern und brachten ihm Nachricht von der Verwirrung, die in der Stadt herrschte. Von ihnen geführt, drangen (den 10. Jul. 1381) zwey Compagnien Reuter durch ein abgelegenes und unbewachtes Thor in die Stadt, überwältigten die Wache zweyer andern Thore und öffneten sie, ehe man sich von der Bestürzung über ihr plötzliches Erscheinen erholen konnte, dem Ungarischen Heere. Unter wildem Kriegsgeschrey drang es in die Stadt, und so schnell sich auch Otto in Bewegung setzte, war es ihm nicht möglich, mehr als den Nachtrab der Ungarn zu erreichen. Er erfocht einige Vortheile über denselben, ohne daſs seine Lage dadurch verbessert wurde; er sah sich gezwungen, sich in die Sümpfe bey Marignano zurückzuziehen.

Johanna hatte ihre Hauptstadt verloren, aber rettungslos war ihre Sache noch nicht. Sie bewohnte das neue Castell. Es war sehr stark befestigt, gut besetzt und auf 6 Monate verproviantirt. Hier konnte sie die Ankunft der Provençalen und der Französischen Hülfsvölker abwarten. Verbanden sich diese mit Otto's noch ungeschwächtem Heere, so war sie im Stande, ihre Sache in offnem Felde zu führen, und wenn sie unterlag, blieb ihr immer noch der Rückzug nach der Provence übrig.

Das war der Plan, den sie entworfen hatte. Ihre Menschlichkeit vernichtete ihn. Als die Ungarn in die Stadt drangen, flohen die noch treuen Unterthanen der Königin, immer von den wilden Siegern verfolgt, zum neuen Castell. Johanna hätte sie mit ihren Weibern und Kindern vor ihren Augen sollen ermorden lassen? Sie lieſs alle Thore öffnen, und eine so groſse Menge stürmte herein, daſs der gesammelte Vorrath kaum für einen Monat hinreichend war. Ohne Zweifel beging

Johanna auch hier einen politischen Fehler, aber — was wäre sie gewesen, wenn sie es vermocht hätte, ihn nicht zu begehen?

Am folgenden Tage lieſs Karl das Castell einschlieſsen. Fünf Wochen lang vertheidigte sich Johanna mit männlichem Muthe; erst als der Mangel aufs höchste gestiegen war, so daſs man selbst auf ihren Tisch nichts als faules Fleisch voll Würmer setzen konnte und noch immer die Provençalen nicht erschienen, schickte Johanna den Grafen von San Severino zum Capituliren in die Stadt.

Karl nahm den Gesandten mit groſsen Ehrenbezeugungen auf, und als er von dem Mangel hörte, der im Castell herrsche, schickte er für die Tafel der Königin Früchte, Geflügel und Fische hinein. Er erklärte: er habe sie immer als seine Monarchin und Wohlthäterin verehrt und thue es noch; er sey nicht gekommen, sie vom Throne zu stoſsen, sondern nur zu verhindern, daſs ihn Otto nicht an sich risse. - Eine sonderbare Sprache, nachdem er sich vom Papste hatte krönen lassen! Sie beweist nichts, als daſs die Königin noch in ihrem jetzigen Zustande selbst dem Usurpator Ehrfurcht einflöſste. Uebrigens stimmten die Bedingungen, die Karl machte, eben nicht mit jenen Erklärungen überein. Er gestand der Königin nur eine Frist von fünf Tagen zu; erhielte sie während dieser Zeit nicht Entsatz von ihrem Gemahle, so solle sie sich ohne Bedingungen ergeben.

Johanna fand Mittel, Otto von dem Vertrage zu unterrichten. Vier ängstliche Tage hindurch wendeten die Belagerten ihre sehnlichen Blicke vergebens bald auf das Meer, bald nach Marignano hin. Weder die Galeeren, noch das Heer erschien. Am fünften endlich zog das letztere die Straſse am Pic di Grotta herauf, und versuchte Unterstützung ins Castell zu werfen. Die Armee des Usurpators rückte ihm in den Weg. Es kam zur Schlacht. Trotz dem ungeheuren Miſsverhältnisse zwischen beyden Heeren, dauerte, durch Otto's treffliche Anordnungen und durch die Erbitterung, die seine Truppen beseelte, das Gefecht sehr lange, ohne daſs sich der Sieg entschied. Endlich, da der Prinz alles erschöpft hatte, was Kunst und Vorsicht darbieten konnten, lieſs der Held ihn den Feldherrn vergessen. „Mir nach!“ schrie er, und stürzte in die dichtesten Haufen der Feinde; aber keiner von seinem Heere vermochte ihm zu folgen. Er indeſs schlug sich bis zur feindlichen Hauptfahne durch, und erst an ihrem Fuſse, wenig Schritte von Karl, den er suchte, wurde er schwer verwundet, von dem Gefolge desselben übermannt und gefangen. Auf diese Nachricht floh sein Heer aus einander.

Am folgenden Tage, den 26sten August 1381, ergab Johanna sich. Noch immer behielt Karl seine heuchlerische Ehrfurcht gegen sie bey. Er besuchte sie selbst, räumte ihr die schönsten Zimmer des Castells ein, die sie unbewacht, als Königin, nicht als Gefangene, bewohnen solle. Johanna hatte im höchsten Elend ihre Ruhe behalten, Karls Heucheley täuschte sie nicht. Als er ihr jene Erklärung thun lieſs, wandte sie sich mit bitterm Lachen zu einer ihrer Hofdamen: „Hab ich denn noch etwas, sagte sie, das der Mühe verlohnt, mich darum zu betrügen?“ Es zeigte sich bald, daſs sie sich nicht geirrt hatte.

Drey Tage nach der Uebergabe des Castells, erschienen die so lange erwarteten Galeeren aus der Provence, doch ohne in den Hafen einzulaufen. Karl selbst meldete ihre Erscheinung der Königin. Er erinnerte sie an die Achtung, mit der er sie behandle, und bat sie, ihn dadurch zu belohnen, dafs sie ihn auch zum Erben der Provence einsetze, und diese Verfügung sogleich den Provençalen bekannt mache. Johanna sah ihn einige Augenblicke schweigend und mit Verachtung an. Endlich sagte sie: „Gieb den Anführern Sicherheitsbriefe, so will ich ihnen befehlen, dafs sie ans Land kommen, um meinen Willen zu vernehmen.“

Es geschah sogleich. Sie wurden zur Königin geführt, und Karl hatte in der That so viel Scheu vor der grofsen Unglücklichen, und so viel Zutrauen zu ihr, dafs er nicht einmal einen seiner Leute als Zeugen ihrer Unterredung mit ihnen sandte.

Der Anblick ihrer Unterthanen erweichte Johanna. Mit Thränen erzählte sie ihnen, welchem Elende sie sie durch ihr Zögern ausgesetzt hätten, „einem Elende, das abgehärteten Kriegern unerträglich geschienen hätte, und das eine Frau, eine Königin ausstehen mufste.“ Gerührt entschuldigten sich die Provençalen mit der Unmöglichkeit, früher einzutreffen.

„Jetzt ist alles unwiederbringlich verloren!“ brach Johanna aus. „Ich bin vom

Throne geſtoſsen, und bald wird man mich ermorden. Aber noch lebe ich, noch bin ich eure Fürstin. Als solche befehle ich euch, nie und unter keinem Vorwande den schändlichen Räuber, der mir meine Krone entriſs, anzuerkennen. Ich habe den Grafen Ludwig von Anjou zum Sohne angenommen, er ist rechtmäſsiger König von Neapel und Graf von Provence. Schwört mir, seine Rechte bis aufs Äuſserste zu verfechten!“ Zu gleicher Zeit trug sie dem Grafen von Caserta auf, Ludwig zu sagen, sie ernenne ihn zum Rächer ihres Blutes, das man bald vergieſsen würde.

Tief erschüttert legten die Provençalen den verlangten Eid ab, kehrten auf ihre Galeeren zurück und stachen sogleich in die See.

Ihr Absegeln lieſs Karln das Vorgefallene ahnen: und nun schien ihm alle Verstellung überflüssig. Er lieſs die Königin sogleich strenge bewachen, und einige Tage nachher im Castell Muro ins Gefängniſs werfen. Für Fürsten pflegt der Kerker immer die Schwelle des Grabes zu seyn. Karl trieb die Niederträchtigkeit so weit, Johannens altem Feinde, dem Könige von Ungarn, die

Wahl ihrer Hinrichtung zu überlassen. „Sie sterbe den Tod meines Bruders!“ antwortete der unversöhnliche Greis, und Karl, der schändliche Karl, lieſs seine Monarchin, seine Wohlthäterin — — im Gefängniſs erdrosseln!

Dieſs war, nach einer beynahe vierzigjährigen weisen und glücklichen Regierung, das Ende einer der gröſsten und edelsten Frauen, die jemals eine Krone getragen haben. —

In der That, der Biograph ist in Verlegenheit, Schatten in Johannens Gemälde zu bringen, denn ihre Feinde selbst geben ihre Schwächen nicht an, ein Beweis, daſs diese sehr wenig auffallend und unschädlich gewesen seyn müssen. Man ersann Verbrechen, um Johanna herabzusetzen, und erdichtete sie so plump, daſs sie nur genannt zu werden brauchen, um selbst ihre historische Unmöglichkeit zu beweisen. Nie ist die Verläumdung unverschämter gewesen, und nie steht sie bey der ersten Beleuchtung bloſser da.

Johanna sollte den Mord ihres ersten Gemahls angestiftet haben, weil er für sie zu schwache Nerven hatte: ihr Feind, der König von Ungarn selbst, überwies und bestrafte den wahren Urheber der That. — Sie sollte einen sträflichen Umgang mit Karl von Durazzo gepflogen haben; er war jederzeit ihr bitterster Feind und wollte sie vom Throne stoſsen; — mit Ludwig von Taranto: man hat gesehen, welcher Scrupel den Jüngling, selbst nach der Trauung mit ihr, von ihrem Bette zurückhielt. — Sie soll durch ihre Wollustgier Ludwigs Tod veranlaſst haben; nach einer funfzehnjährigen Ehe! — Sie soll ihren dritten Gemahl aus Eifersucht haben köpfen lassen: er starb in Spanien mitten im Heer seines Vaters. — Man sieht, nur die Speichellecker Urbans und Karls konnten die Urheber dieser abgeschmackten Anklagen seyn. Wahrscheinlich oder nicht, jede war willkommen; denn jede war eine Rechtfertigung der Sieger *). Uebrigens ist es merk-

---

*) Mehr Schaden als die Verläumder selbst, thut Brantome Johannens Ruf, durch die sonderbare Art, wie er sie zu vertheidigen versucht. Er schrieb alle jene Atrocitäten aus dem Collenuccio ab: statt aber sie dadurch zu widerlegen, daſs er die Anachronismen, die ungeheuern Verstoſse aufdeckte, durch die jener Sudler bewies, er wisse fast nichts von

würdig, daſs man Hang zur Wollust zur Grundlage jeder Anklage gegen sie macht, und gleichwol keinen einzigen Günstling Johannens zu nennen weiſs. Man muſs wenigstens gestehen, eine allein regierende Fürstin, die zur Befriedigung einer übertriebenen Neigung keinen andern Ausweg als die Ehe zu finden, und die ganze Last ihres Temperaments, während vieljähriger Verbindungen, nur auf ihre Gemahle zu werfen wuſste, wäre eine sehr seltene Erscheinung. —

Man hat Johanna mit Maria Stuart verglichen, aber man würdigt sie dadurch herab. Maria flöſst uns lebhafte Theilnahme

---

Johannen, als daſs er sie verläumden wolle, bemüht er sich, jede jener Handlungen durch ein seltsames Raisonnement erlaubt und gerecht scheinen zu lassen. So sagte er z. B.: es sey ja Ludwigs von Taranto eigne Schuld gewesen, s'il s'enivroit de son propre vin, und er habe nicht ehrenvoller sterben können qu'en bien servant sa dame. Auch auf Baylen darf man in seinem Artikel Naples kein groſses Zutrauen setzen. Er führt nur Collenuccio, Costo, Froissard, Maimbourg und Brantome, also Feinde und Ausländer, an, aber weder Costanzo noch Summonte, nicht einmal die Villani's.

ein durch die traurigen Schicksale, die sie trafen; aber selbst ihre wärmsten Vertheidiger können nicht läugnen, daſs es wenigstens Thorheiten waren, durch die sie sich die Strafe der Verbrechen zuzog, und daſs sie zu sehr Weib war, um gute Regentin zu seyn. Johanna verband weibliches Gefühl mit männlicher Festigkeit, weibliche Vorsicht mit dem kraftvollen Vorschreiten eines groſsen Mannes. Selbst ihre Ehen waren ihr nur Mittel zur Sicherheit, und doch hing sie mit einer Wärme an ihren Ehemännern, die man ihr zum Verbrechen machte, und doch in einem neuen Gegensatze, blieben diese immer nur ihre ersten Minister. Nur Irrthümer in der Berechnung politischer Maſsregeln, nicht Schwächen waren die Ursachen ihres Falles.

Vielleicht würde man in ihrem lezten Schritt, in Rücksicht der Provence, leidenschaftliche Rachgier finden wollen: aber was berechtigt uns, der Unbeugsamkeit, mit der ein groſser Geist auch dem übermächtigen Feinde widerstrebt, den Namen eines Lasters zu geben? —

Snitger,

ein

Bruchstück aus der Geschichte Hamburgs.

Beatus ille, qui —
— — — —
Forum vitat!
Hor.

(Geschrieben im Jahr 1799.)

Jüngling, mit dem hochlodernden Ehrgeiz! Es ist eine verderbliche Flamme, die deinen Busen entzündet! Sie wird das Glück deines Lebens verzehren. Laſs dich nicht durch Lüsternheit verleiten, aus dem wohlthätigen Schatten der Unbemerktheit hervorzutreten. Mische dich nicht aus Vorwitz in das Spiel der glänzenden Unglücklichen, die um das Loos der Staaten würfeln. Der Gewinn, der ihrer am sichersten wartet, ist ihr eigenes Elend! — Oft miſslingt schon der erste Schritt auf der schlüpfrigen Bahn des Ruhms: dann schallt das Hohngelächter der Welt dir nach, wohin du auch fliehest; und in der ödesten Wildniſs bricht noch oft der Wiederhall des verjährten Spottes aus deinem eigenen Busen hervor. — Gesetzt, er gelinge: — was hast du erworben? — Politische Celebrität ist das untilgbare Zeichen Cains, das die Ruhe, die Menschen, und alle Freuden, die sie zu geben vermögen, von dir scheuchet! Doch nein! die Menschen nicht; nur ihr Herz. Sie sammeln sich um dich her, dich zu besehn, auszuforschen, zu verläumden. Fortan hast du keinen Freund und keine Geliebte. Der Sonnenstich des Ruhms tödtet die zarten Blüthen des Gefühls, und läſst sie zum Ehrgeiz verdorren. Und dufteten sie dir: du vermöchtest nicht mehr, ihrer zu genieſsen. Weiter und weiter, vorbey an allen sanften Genüssen, geiſselt dich die Furie der Nothwendigkeit, zu vollenden! — Es ist falsch, daſs man den Tempel jeglichen Ruhmes erklimme! Der den Musen geweihte strahlt auf der Spitze des Pindus; doch zu dem Altar der politischen Ehre führet die Bahn bergab, einen steilen Gletscher bergab, auf dem die folgenden Schritte nicht mehr in deiner Gewalt sind, sobald du den ersten gethan hast! Über die schwankenden Schollen des Frühlingseises im Strome, führet sie hin. Die, auf der du jetzt stehest, versinkt, wenn du weilest; die hinter dir, trug die Fluth schon davon, und die vor dir sind, tauchen schon halb Eile! beflügle den Schritt! dem Untergange kann dich nur ein Wunder entziehen! —

Zähme die thörichte Gier, Thema der Zeitung zu werden. — Reiſsen dich aber empörtes Gefühl des Rechts, und Bruderliebe unwiderstehlich hin, dich dem Despotismus und dem Verrath entgegen zu werfen; fühlst du den glühenden Pfeil in deiner Seele, durch den der Schutzgeist der Völker dem Einzelnen verkündet, an ihm sey jetzt die Reihe zu handeln; vermagst du — das nie täuschende Unterpfand des edeln Berufes! — vermagst du die That, die dich auszeichnen wird, zu denken, ohne zugleich die Gloriole des Rufes zu sehn und seinen Posaunenton zu vernehmen: — so gehe denn, gehe, wohin dein Genius dir winkt! Die Segenswünsche aller Guten, aller Edeln begleiten dich! Aber gehe mit der melancholischen Fassung, mit der ein guter Mann, der nicht Lust hat am Würgen, zur unvermeidlichen Schlacht geht: mit der kalten Resignation eines freywilligen Opfers, und mit dem Entschlusse, nur als Sieger zu leben! Möge, der dich berief, über dich wachen, daſs nie der Strahlenguſs des Ruhmes dich blende, oder der Weihrauch der Volksgunst dich betäube! - Der Mann, dessen Geschichte ich hier erzähle, war ein edler, groſser Mensch! Nur Einmal wankte er; und er war ohne Rettung verloren.

Man hat es, bis zur Französischen Revolution, der neuern Geschichte sehr oft vorgeworfen, daſs sie so leer an Thaten des glänzenden Patriotismus, an groſsen Charakteren überhaupt sey. Kommt das nicht vielleicht daher, daſs Europa jetzt fast lauter groſse Staaten enthält, und daſs wir die Geschichte der kleinen zu wenig der Aufmerksamkeit würdigen? In jenen fühlt der Einzelne zu sehr, welch ein unbedeutender Theil des Ganzen er ist, als daſs er dies bis zur Aufopferung seiner selbst lieben sollte *); in diesen werden die Wirkungen des Patriotismus gewöhnlich durch die Einmischung übermächtiger Nachbarn so völlig vereitelt oder doch geschwächt, daſs seine Thaten schnell vergeſsne Unbesonnenheiten scheinen müssen. Sähen wir auf Eifer und Absicht: vielleicht gäb' es nur sehr wenige Reichsstädte in Deutschland, die nicht ihren Themistokles und ihren Timoleon gehabt hätten. Es würde mich freuen, wenn das folgende Bruchstück kein unbedeutender Beleg dieser Vermuthung wäre. —

---

*) „Je gröſser der Staat, desto kleiner der Bürger."

Nach dem Urtheil Aller, die sie genauer kennen, ist die Verfassung von Hamburg eine der vortrefflichsten, die ein Freystaat haben kann. Nicht das Nachdenken eines einzelnen Gesetzgebers, nicht ein politisches System hat sie gebildet, sondern die Nothwendigkeit und die ungeschwächte Kraft jedes Einzelnen, auch seinen Anspruch auf Wohlseyn geltend zu machen. Jede neue Bestimmung derselben war das Produkt eines neuen Bedürfnisses seiner Bürger. Daher waren die Hamburger als Fischer glücklich, sie waren es als Brauer und als Fabrikanten; sie sind es jetzt als Zwischenhändler der meisten Europäischen Staaten, und geben vielleicht dadurch allen Völkern der Erde die wichtige Lehre: um auf Jahrtausende das Glück der Staatsbürger zu sichern, müsse eine Verfassung nie zur unbiegsamen Hülle erstarren; müsse sie nichts Unabänderliches haben, als die Freyheit seiner Glieder, und die Fähigkeit, ohne gewaltsame Erschütterung nach dem Drange der Umstände umgestaltet zu werden. —

Folgendes ist die Form, die seit einem Jahrhundert in Hamburg besteht.

Der Magistrat hat die vollziehende Gewalt, bestimmt die auswärtigen Verhandlungen, sorgt für die innere Ruhe und Wohlfahrt, und für die strenge Beobachtung der schon vorhandenen Gesetze: doch neue darf er nur vorschlagen. Er ist in Rechtssachen Einzelner der höchste Richter; aber um Abgaben darf er nur anhalten, und über die Disposition des Staatsvermögens muſs er Bewilligung einholen.

Neben ihm steht das Collegium der Oberalten. Funfzehn der ehrwürdigsten, zuverlässigsten Männer der Stadt bilden es. Sie haben mancherley kleinere Geschäfte im Staat; ihre Hauptbestimmung aber ist, über das Verfahren des Magistrats zu wachen, jede Verletzung der Gesetze oder der Verfassung, die er sich erlauben könnte, zu rügen, und die beeinträchtigten Bürger zu vertreten.

Was zwischen dem Senat und diesem Collegium nicht geschlichtet werden konnte, wird an ein zweytes, die Sechziger, und von diesem an ein drittes, die Hundert-achtziger, gebracht.

Der oberste Richter in den Streitigkeiten über die Verfassung, der Bestätiger der neuen Gesetze, die der Magistrat vorschlug und die Collegien billigten, der Bewilliger der Abgaben und ihres Gebrauchs, ist das Corps der gesammten Bürgerschaft, das sich zu bestimmten Zeiten versammelt. Die Berufung desselben kann der Magistrat, wenn es ihm heilsam dünkt, zwar unterlassen, aber nicht wider den Willen der Collegien vornehmen. Die versammelten Bürger votiren einzeln, ohne zu debattiren. —

Die letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts waren die Periode, in der diese Form, deren ausführlichere Beurtheilung hier wohl nicht am rechten Orte wäre, nach mannichfaltigen Unruhen vollendet wurde. Damals zerrütteten wüthende Faktionen den kleinen Staat, und Miſstrauen und Feindseligkeit entfernten alle Gewalten von einander. Der Magistrat schloſs heimliche Bündnisse mit benachbarten Fürsten, um sich, wie man mit groſser Wahrscheinlichkeit behauptete, souverain zu machen. Die Oberalten erlaubten sich offenbare Ungerechtigkeiten und Veruntreuungen der öffentlichen Gelder. Der Herzog von Zelle, als Bundesgenosse des Magistrats, stand im Begriff, sich des Stadtgebietes zu bemächtigen; und der kaiserliche Hof, der bereitwillig jeden Anlaſs ergriff, sich als Herr der Reichsstädte zu benehmen, ertheilte den Schuldigen Schutzbriefe, diktirte Gesetze, welche die Verfassung umwarfen, und drohte jeden Augenblick mit der Reichsacht.

Ich übergehe das Detäil jener Händel. Verwickelungen dieser Art sind der Fluch des Geschichtschreibers, und die Pein seiner Leser. Voll Freude, hier nur die Pflichten des unterhaltenden Erzählers zu haben, begnüge ich mich, zu sagen: die Bürgerschaft, von allen Seiten bedrängt und gequält, hatte den Muth verloren, ihre Stimme zu erheben. In dumpfer, furchtsamer Betäubung ergab sie sich schon darein, über sich schalten zu lassen; ihre Rechte, vielleicht die Selbstständigkeit des ganzen Staates, waren nahe daran, auf immer verloren zu gehen, als ein kühner Patriot, Hieronymus Snitger, sich an die Spitze seiner Mitbürger stellte, und alles rettete.

Obgleich im Besitz eines groſsen Vermögens, obgleich wegen seines hellen Verstandes und seiner muthigen, unerschütterlichen Rechtschaffenheit allgemein hochgeachtet, hatte er doch nie nach einer Staatswürde gestrebt, und selbst in den Unruhen sich nie dazu gedrängt, eine Rolle zu spielen. Erst als der Untergang der Stadt unvermeidlich schien, trat er auf. Er legte der Bürgerschaft Dokumente vor, die das Unrecht bewiesen, das der kaiserliche Hof gegen sie verübte. „Wollet ihr offenbare Ungebühr dulden, weil ihr keine Heere auszusenden habt? Jeder zahm erlittene Druck wird Berechtigung zu einem neuen. Die wahre Kraft des freyen Mannes und sein Schutz, bestehen in seinem Muth. Oft ist das sicherste Mittel, dem Untergange zu entgehn, daſs man ihm trotzet. Muthig also widerstanden, ihr Bürger! Verlasset euch selbst nicht; und ihr seyd gerettet! Wenn euch Mächtige drohen, werden sich Mächtige finden, euch zu beschützen.“ —

Man kennt jene ausschweifende Hypothese eines Philosophen: die Seele erschaffe sich den Körper, den sie bewohnen solle. In der Politik ist sie gegründet. Snitgers kühner Geist ging auf die Versammlung über. In einer kraftvollen Erklärung deutete sie dem Magistrate an, daſs sie ferner keine fremde Autorität in ihren Angelegenheiten anerkennen, keine Eingriffe in ihre Rechte dulden werde, und daſs sie die Bestrafung der Schuldigen fordere.

Ihr Verfahren entsprach dem Geiste dieser Erklärung. Der Magistrat entsagte seinen ehrsüchtigen Planen wenigstens zum Schein, und versöhnte sich mit den Bürgern; die strafbaren Oberalten wurden abgesetzt, und muſsten das Veruntreute erstatten; der Bürgermeister Meurer, der sich den fremden Höfen verkauft hatte, wurde kassirt, und muſste schwören, die Stadt nicht zu verlassen, brach aber seinen Schwur sogleich, indem er nach Zelle floh, wo ihn der Kaiser zum Reichshofrath ernannte. Der groſse Churfürst von Brandenburg drang bey dem Herzoge von Zelle auf die Einstellung aller Feindseligkeiten; und dieser sowohl, als der kaiserliche Hof, sahen, durch den einsichtsvollen Muth eines einzigen Bürgers, alle ihre Plane vereitelt, und die Stadt, die sie schon als ihre sichere Beute betrachtet hatten, freyer und selbstständiger als je.

Sie gaben ihre Absichten deshalb nicht auf; doch ehe sie von neuem an der Ausführung derselben arbeiteten, suchten sie den Mann aus Hamburg zu entfernen, den sie mit Recht als das Palladium der Stadt ansahen. Der kaiserliche Hof befahl Snitgern, zu entdecken, woher er die Papiere bekommen, die er den Bürgern vorgelegt habe. Er antwortete kalt: „da er sein Wort gegeben, das zu verschweigen, so sehe man wohl, daſs es ihm unmöglich sey, zu antworten.“ Seine Mitbürger unterstützten ihn, indem sie die Geschichte jener Papiere für ein Staatsgeheimniſs erklärten, und sich unter einander verpflichteten, Gut und Leben für das Wohl ihres Patrioten aufzuopfern. — Das Cabinet von Wien forderte den Magistrat auf, Snitgern als einen Meuter zu verhaften und zu bestrafen. Die Bürgerschaft wiederholte ihren Eid, und hing seitdem mit völliger Hingebung an Snitgers Willen. Er benutzte das, alle Parteyen vollends zu versöhnen, und, wie er glaubte, den letzten Samen der Zwietracht zu ersticken.

Die feindlichen Höfe, die sich scheueten, einen offenbaren Angriff auf die Reichsstadt zu thun, schlugen, wahrscheinlich auf des meineidigen Meurers Anstiften, einen hinterlistigern Weg zu ihrem Ziele ein.

Als Snitger am Abend des 15ten März 1685 mit seiner Gattin aus einem Garten, den er in Ham besaſs, nach der Stadt zurückkehrte, ward sein Wagen plötzlich von einem Trupp Reiter umringt. Sie rissen ihn heraus, banden und knebelten ihn, warfen ihn rücklings in einen bereit stehenden Leiterwagen, setzten seine Gattin zu ihm, und jagten auf einem wenig befahrnen Wege davon. In Kurzem waren sie aus dem Gebiete der Stadt.

Eine einzige alte Frau, die während des Getümmels unbemerkt an der Gruppe von Reitern vorübergegangen war, hatte den Vorgang gesehn. Sie zeigt ihn im Thore an; und in Einem Augenblick jammert die Trauernachricht durch alle Straſsen. Zitternd vor Schrecken und Wuth wimmeln die Bürger aus ihren Häusern hervor, die meisten schon unbekleidet, aber alle bewaffnet. Der rennt im Hemde mit bloſsem Degen hin; der schleppt eine alte Flinte, jener eine Axt mit sich; und wer nichts anders erhaschen konnte, schwingt drohend seinen Stock. So stürmen sie zum Rathhause, wo sich der Magistrat, voll Entsetzen, schon versammelt hat. Von ihm fordern sie ihren gestohlnen Retter. „Snitger!“ ist der Name, den ein blasser Mund dem andern nachspricht. „Snitger!“ schluchzen die Weiber an der Seite ihrer Gatten, und selbst die Kinder stammeln weinend auf allen Straſsen den Namen des verehrten Patrioten.

Der äuſserst erschrockene Senat thut, so viel er vermag. Er läſst alle seine reitenden Diener und Dragoner aufsitzen; er verspricht dem Retter Snitgers eine Belohnung von tausend Thalern; er befiehlt, um Geissel zu haben, Meurers Verwandten zu verhaften. Die Thore werden geöffnet: aus jedem stürzen Tausende von bewaffneten Bürgern, die sich auf alle Wege vertheilen, um sicher die Frevler nicht zu verfehlen. Eignes Gebiet oder fremdes: ihr Enthusiasmus läſst sie nicht darauf merken. Beflügelt von patriotischer Wuth, stürmen sie fort.

Die Räuber waren indeſs schon längst auf Zellischem Boden, wo sie sich in Sicherheit glaubten, und gemächlicher flohen. Bey Attelnburg wollen sie über die Elbe gehen. Die Fähre ist am andern Ufer; doch auf den ersten Wink stöſst sie vom Lande. Man hebt indeſs Snitgern vom Wagen, und wirft ihn ins Gras. Weinend setzt sich seine Gattin neben ihn, indeſs der Anführer des Trupps auf der andern Seite das Taschenbuch des Gefangenen untersucht. Jetzt landet die Fähre, und — jetzt stürzt der Major

Eberrank an der Spitze der Hamburgischen Dragoner vom Hügel daher. Die Räuber, starr vor Schrecken, werden, ohne Widerstand zu thun, gefangen genommen, entwaffnet und gebunden. Snitgers Bande werden zerrissen; er besteigt wieder das Fuhrwerk, auf dem er noch vor wenigen Minuten so hülflos gelegen hatte: in einen Siegeswagen verwandelt, wird es zur Stadt zurückgelenkt.

Die Nachricht von Snitgers Befreyung jauchzt vor ihm her. Lange vor ihm erreicht sie Hamburg, und verwandelt den Jammer, der noch auf allen Straſsen weint, in das lauteste Jubelgeschrey. Die Männer, die von den andern Landstraſsen, ohne Spuren gefunden zu haben, trostlos und erschöpft zurückkehren, vernehmen nicht so bald die freudige Nachricht, als sie schon wieder zum Steinthore hinausjagen, um den edlen Bürger zu empfangen. Wer keines Pferdes mächtig wird, und sich noch rüstig genug dazu fühlt, wandelt zu Fuſs davon, und die Freude trägt ihn flüchtig hin. Frauen und Mädchen raffen ihren schönsten Putz zusammen, beladen sich mit allen Blumen und Früchten, welche die frühe Jahreszeit noch in Zimmern und Treibhäusern bietet und folgen der Spur ihrer Männer und Väter. Greise, Kranke und Kinder schleichen an das Thor, oder lagern sich wenigstens vor den Häusern der Straſsen, durch die der Triumphzug gehen muſs.

Bey Bergedorf traf Snitger am 20sten März auf den Vorderzug seiner ihn brüderlich liebenden Mitbürger. Willkommen und Heil! riefen ihm tausend Stimmen entgegen. Das dichte Gewimmel zwang den Wagen, zu halten. Jeder arbeitete sich durch, und schätzte sich glücklich, wenn es ihm gelang, die Hand des Geretteten zu schütteln; jeder bot alles auf, ihn bemerken zu lassen, daſs auch er entzückt sey. Die rauhen Männer fühlten kaum, daſs ihnen heiſse Zähren über die Wangen herabflossen. Fast erschöpft von Liebkosungen, die er empfing und erwiederte, trat Snitger seinen weiteren Zug an; seine Mitbürger in dichtem Gedränge um ihn her, alle die Augen auf ihn, alle nur ihn im Herzen und Munde.

Indem sie so hinziehn — immer treffen noch Andre ein, immer muſs der Wagen noch einmal halten, weil ein Bürger die Begierde nicht länger mäſsigen kann, Snitgers

Hand an seine Brust zu drücken. Jetzt tönen ihnen laute Gesänge entgegen. Es ist die Schaar der Bürgerinnen, und die Männer jubeln leiser, damit man die sanfteren Stimmen ihrer Weiber und Töchter besser höre. Myrtenreiser und Apfelsinen fliegen von allen Seiten in Snitgers Wagen, und Blumen werden ihm auf den Weg gestreut.

Langsam rückte der Zug so fort. Jetzt war er am Thore der Stadt, und ein drittes Freudengeschrey ertönt, das rührendste von allen: die Greise und die Kinder erheben ihre schwachen Stimmen und ihre zitternden Hände! — So folgte eine ganze Stadt ihrem biedersten Manne durch die Straſsen nach, und gerade zum Rathhause. Snitger steigt ab, und eilt die Stufen hinan. Parteygeist, Haſs und Formalität sind vergessen. Weinend vor Freude, wie die Kinder und Weiber und Männer, empfangen ihn die Väter der Stadt. Er geht aus Einer Umarmung in die andre, und es verflieſsen Stunden unter Liebkosungen und Jubel.

Die Nacht brach ein, und mit ihr begann eine neue Feyer. Ohne Verabredung wurden alle Häuser erleuchtet; und wer kein Licht hatte, stellte wenigstens seine Lampe an das Fenster des Kellers, den er bewohnte. Das Volk trug Holzstöſse auf den Märkten zusammen, zündete sie an, und tanzte und sang um sie her, bis der anbrechende Morgen es erschöpft nach Hause sendete. —

Welch ein Fest! Wann herrschte der Fürst, dem je ein solches begangen wurde? O, hätte der wackre Snitger es nicht überlebt! — Es giebt in der Geschichte fast jedes ausgezeichneten Menschen Augenblicke, die zu ähnlichen Wünschen bewegen. Fast immer ist der Moment der höchsten Ehre — das prunkende Portal eines dumpfigen Leichenhauses! —

Von dem Zeitpunkte seiner Rettung an galt Snitger für den Schutzgeist Hamburgs, war er der Held und der Weise seiner Vaterstadt. Bey jedem Bedrängniſs, in jeder Verlegenheit sah man auf zu ihm, und glaubte mit Zuversicht, er werde sie wenden. Jede Meinung ward in den Bürgerversammlungen als widerlegt angesehen, und schweigend zurückgenommen, sobald Snitger äuſserte, sie sey nicht die seinige. Selbst der Magistrat wagte keinen Vortrag, über den er nicht vorher mit ihm Rücksprache genommen hatte. Es gab keinen Bürger in Hamburg, der nicht mit Enthusiasmus Gut und Leben aufgeopfert hätte, ihn dem Staate zu erhalten. Snitger erwiederte diese Liebe mit gleich warmen Gefühlen. Das Wohl der Stadt war von nun an das Geschäft seines Lebens, das höchste und einzige Ziel seiner Gedanken. Aber er empfand zugleich sehr tief, welche furchtbare Bürde das Zutrauen war, das die Wohlfahrt des Staates in seine Hände legte. Mit trüber Entschlossenheit bemühte er sich, sie würdig zu tragen; doch — es gefiel der Vorsehung, ihn erliegen zu lassen.

Leider war es seine Rettung selbst, was Hamburg bald in äuſserst groſse Bedrängnisse brachte. Die gefangenen Räuber wurden auf die Folter gelegt; sie bekannten, daſs sie in auswärtigen Kriegesdiensten ständen, und den Streich zufolge eines Auftrages von zwey in Hamburg residirenden Gesandten unternommen hätten. Der Magistrat glaubte darauf keine Rücksicht nehmen zu dürfen, und lieſs sie auf offenem Markt enthaupten. Weit entfernt, ihre Theilnahme an dem Menschenraube zu läugnen, beschwerten sich jene Gesandten mit Heftigkeit darüber, daſs man sich unterstanden habe, ihre Werkzeuge zu bestrafen; als wenn wirklich ihr Rang hinreichen müſste, ein Bubenstück und dessen Vollzieher zu heiligen. Der kaiserliche Hof drohete mit der fürchterlichsten Rache, forderte ungeheure Geldsummen als Genugthuung, und verwies, da sie nicht bewilligt wurden, die Hamburgischen Deputirten aus Wien. Der Herzog von Zelle verlangte Satisfaktion dafür, daſs man sein Gebiet bey der Gefangennehmung der Räuber verletzt habe; und Hamburg sah sich — das gewöhnliche Schicksal zu kleiner Staaten, — mit neuen Miſshandlungen bedroht, weil es ihm gelungen war, eine vorhergehende zu vereiteln.

Im Anfange des Jahres 1686 nahmen Zellische Truppen unvermuthet den gröſsten Theil des Hamburgischen Gebietes in Besitz. Der Magistrat wendete sich mit dringenden Bitten um Vermittelung an jenen Fürsten, der, so klein auch sein Land verhältniſsmäſsig war, doch mit ungleich gegründeterm Rechte, als Ludwig der Vierzehnte, der Stolz seines Jahrhunderts genannt zu werden verdiente. Der groſse Churfürst hatte sich während der Unterhandlungen in Wien und Zelle sehr lebhaft für Hamburg verwendet. Auch jetzt lieſs er dem Herzoge ernstliche

Vorstellungen thun, und bot der Stadt eine Besatzung an; aber sich in einen offenen Krieg für sie einzulassen, erlaubten ihm die Rücksichten auf das Wohl seines eigenen Staates nicht: und so schien Hamburg seinem Schicksale hülflos hingegeben.

Jetzt bemächtigte sich der ganzen Stadt jene ängstliche Ungewiſsheit, die niederschlagender ist, als die Gegenwart der furchtbarsten Gefahr. Handel und Gewerbe stockten, weil Fremde erst den Ausschlag des Geschickes erwarten wollten, ehe sie neue Geschäfte einleiteten, und weil selbst die Einwohner der Stadt heimlich Vorkehrungen trafen, sich, im Fall einer unglücklichen Belagerung, zu retten. Kaum kamen noch Lebensmittel zu Markte. Mit gesenktem Haupte und in trübes Sinnen verloren, schlichen Rathsherren und Bürger zu ihren Versammlungen, und wieder nach Hause, ohne Auskunft gefunden zu haben. Nur zu Snitgern sah man noch zuweilen mit Hoffnung auf; aber auch seine Mine zeigte tiefen Gram und jene finstre Fassung, mit der ein fester Mann der letzten, endenden Scene eines rühmlichen Lebens entgegen zu gehen pflegt. Auf der Stirne gröſserer Menschen glaubt, die Menge die Zukunft enträthseln zu können, wie an den Gipfeln der Berge das Wetter des folgenden Tages. Snitger zagte: nun schien alles verloren. —

Plötzlich erschien er wieder mit heiterem Gesicht auf der Börse und in der Bürgerversammlung; er besorgte ruhig seine Handelsgeschäfte, schlug eben so ruhig Maſsregeln vor, dieser oder jener Unannehmlichkeit abzuhelfen, und ermunterte jedermann zu guten Hoffnungen. Was ihn so umgewandelt hatte, vermochte man nicht zu errathen: aber seine Zuversicht ging wie ein Sonnenstrahl über die Stadt aus; und hätte man nach dem wiedergekehrten Frohsinn der Bürger schlieſsen wollen, so würde man alles haben für beygelegt halten müssen. Zwar ward diese Stimmung durch die Nachricht unterbrochen, daſs sich ein Corps Dänischer Truppen bey Glückstadt versammle; doch Snitger und seine Freunde wuſsten dies so vortheilhaft zu deuten, daſs man es bald nur als einen Gegenstand der Neugier ansah, und die Ängstlichkeit belachte, die der Magistrat dabey zeigte. Desto gröſser aber war das Entsetzen, als die Dänen am 19ten August 1686 die Stadt einschlossen, und ihre Unterwerfung forderten, auch gleich nachher einen lebhaften, aber vergeblichen Angriff auf eins ihrer Auſsenwerke machten.

Ist die Gefahr erst entschieden, so kehrt gewöhnlich Kraft in die Seele der Zagenden zurück. Die Bürger von Hamburg bewaffneten sich, und eilten auf die Wälle. Selbst fremde Matrosen und Handwerksgesellen thaten bereitwillig Wache. Sogar der Herzog von Zelle vergaſs seinen Groll, und lieſs, auf das Ersuchen des Magistrats, eben die 4000 Mann, die bis jetzt das Hamburgische Gebiet feindlich besetzt hatten, als Garnison in die Stadt rücken. Die fremden Gesandten, die in Hamburg anwesend waren, begaben sich in das Dänische Lager, um zu vermitteln. Der Churfürst von Brandenburg drohete, und die Herzoge von Mecklenburg zogen ihre Truppen zusammen. Der König von Dännemark sah also, daſs mit der fehlgeschlagenen Uberrumpelung, sein ganzer Plan auf Hamburg verunglückt sey. Bereitwillig verstand er sich zu einem Vergleiche. In acht Tagen war die Gefahr, die Hamburgs Freyheit bedrohet hatte, abgeleitet; schon am 27sten August zogen sich die Dänen wieder zurück.

Aber noch ehe sie sich entfernten, war über die Veranlassung ihres Unternehmens ein Licht aufgegangen, das alle Bürger Hamburgs mit Entsetzen erfüllte. Der Dänische Resident Paulli hatte sich am 19ten August aus der Stadt entfernt. Eine Magd zeigte dem Senat an, sie habe ihn in der Nacht vor seiner Abreise einen Kasten in seinem Garten vergraben sehn. Der Magistrat lieſs diesen Kasten erheben, öffnete ihn, untersuchte die Papiere, die er enthielt, und fand, — daſs Snitger ein geheimes Verſtändniſs mit dem Dänischen Cabinet gehabt hatte. — Er war der Eifrigste bey der Vertheidigung gewesen; die Polizeydiener, die ihn verhaften und in die Frohnerey führen sollten, fanden ihn in einer angegriffenen Schanze unter dem Gewehr; er hatte sich überhaupt fast nicht von den Wällen entfernt, seitdem die Dänen erschienen waren: gleichwohl zeugte seine unverkennbare Handschrift so unwidersprechlich gegen ihn, daſs kein Zweifel möglich blieb. —

Niedergedrückt von dem Bewuſstseyn, daſs Er, obgleich unschuldig, es sey, der seiner Vaterstadt die Zellische Besetzung ihres Gebietes und den Zorn des kaiserlichen Hofes zugezogen habe; gerührt durch die Anhänglichkeit, die seine Mitbürger ihm trotz jenen Widerwärtigkeiten zeigten, hatte er ängstlicher als jemand in der Stadt, überall nach Hülfe umhergespäht. Endlich glaubte er einen Ausweg gefunden zu haben. Eine schon in der Jugend geknüpfte Freundschaft verband ihn mit einem andern Bürger von Hamburg, Conrad Jastram, der zwar an Geist und Muth weit unter ihm stand, aber dafür ihm unerschütterlich ergeben war. Diesem theilte Snitger seinen Gedanken mit. Jastram billigte ihn mit Wärme; und ohne Verzug gingen nun Beyde an die Ausführung.

Schon im Jahr 1679 hatte Dänemark für eine Summe von 350,000 Thalern seinen Ansprüchen auf Hamburg zum Theil entsagt, zum Theil sie künftiger richterlichen Entscheidung überlassen. Der Magistrat glaubte zwar nicht, sehr auf diesen Vertrag bauen zu dürfen; aber den beyden geraden, rechtschaffenen Bürgern schien er hinlänglich, um mit Zuversicht auf Dänemarks Hülfe gegen den Herzog von Zelle zu hoffen, sobald man sie anriefe. Nur über die Art, wie dies geschehen solle, waren sie verlegen.

Zufolge der Verfassung besaſs nur der Magistrat das Recht dazu; er hatte sich aber durch seine ehemaligen geheimen Verbindungen mit Zelle so verdächtig gemacht, daſs die Bürger selbst die Besitznehmung des Gebietes für eine Folge derselben ansahen. Wollte man die Bürgerschaft bereden, die Unterhandlung zu übernehmen, so durfte man von der einen Seite nicht auf die nothwendige Geheimhaltung rechnen; und von der andern wäre dies ein äuſserst bedenklicher Bruch der Verfassung gewesen, der den furchtbarsten Zwiespalt nach sich gezogen hätte. — Im Vertrauen auf die Liebe seiner Mitbürger und auf die Rechtlichkeit seiner Absichten, entschloſs sich Snitger, in seinem Namen die Unterhandlungen anzufangen, und beging so aus Patriotismus — Hochverrath.

Die beyden Freunde wendeten sich an den obengenannten Dänischen Residenten; und in kurzer Zeit war der Traktat geschlossen. Der König von Dännemark versprach, die Zellischen Truppen mit Gewalt aus dem Gebiete von Hamburg zu vertreiben, und

Snitger gelobte dagegen, daſs die Stadt dem Könige durch eine feyerliche Deputation danken, und ihm die Kosten der Rüstung bezahlen solle.

Er hatte nichts versprochen, was er nicht erfüllen konnte. Aus Liebe zu ihm, würden die Bürger sich zu den gröſsesten Aufopferungen verstanden haben: wie konnten sie wohl zögern, einen so wichtigen Dienst, als Dännemark versprach, durch eine bloſse Danksagung und durch Kostenersatz zu erwiedern? Hätte Snitger mit einem rechtschaffenen Privatmanne zu thun gehabt, so würde er sich eine neue Bürgerkrone verdient haben: er hatte sich aber an ein Cabinet gewandt; und so muſste er schwer für sein unbesonnenes Zutrauen büſsen. Dännemark versammelte Truppen, doch nur, wie wir gesehen haben, um die Unterdrückung Hamburgs zu vollenden.

Offen und ruhig erzählten Snitger und Jastram im Verhör ihre Absichten und ihre Maſsregeln; allein die Eifersucht und der Haſs des Magistrats waren auſs neue erwacht. Sie wurden auf die Folter gespannt. Unter den gräſslichsten Märtern konnten Beyde nichts mehr bekennen, als was sie ohnehin schon gestanden hatten: ihren Wunsch, Hamburg zu retten; ihr unüberlegtes Zutrauen zu ihrem Einflusse; ihren übereilten Glauben an die Redlichkeit eines Cabinettes.

Ihre Freunde bebten von ihnen zurück, und ihre erbitterten Feinde hatten den unmenschlichen Genuſs, den schrecklichsten Sinn in ihre patriotische Unbesonnenheit hinein zu deuteln: so war sie hinreichend, ihnen das Todesurtheil zuzuziehen.

Indeſs wagte man es noch immer nicht, rasch zum Äuſsersten zu gehn. Erst als man den Bürgern einige Monate Zeit gelassen, sich in den Versammlungen an die Abwesenheit ihrer Patrioten zu gewöhnen; erst als man noch mehr fremde Truppen — theils Brandenburgische, theils Mecklenburgische — in die Stadt gezogen hatte, ward das Urtheil publicirt. Es entschied: „daſs Snitger und Jastram enthauptet und geviertheilt, und ihre Köpfe dann über zwey Stadtthoren aufgesteckt werden sollten.“ Was diesen Spruch völlig als den Sieg einer Faktion bezeichnet, ist der Umstand, daſs man zugleich die Rückberufung des meineidigen Meurer und seine Herstellung in die Bürgermeisterwürde, beschloſs.

Der 4te Oktober 1686 war der furchtbare Tag, dem alle rechtschaffene Bürger Hamburge mit Schrecken, und sogar Snitgers blutgierige Feinde nur mit banger, zweifelnder Freude entgegen sahn: der Tag der Vollziehung. Snitger selbst war vielleicht der Einzige, der ihn mit voller Fassung erwartete.

Als die Stunde der Hinrichtung anbrach, besetzte man die Märkte, die Thore und den Richtplatz vor der Stadt mit fremden Truppen. Dann erst begannen die Glocken ihren feyerlichen Ruf, bey dem sich alle Bürger in ihren Häusern, mit Thränen des Jammers, verschlossen. Der ganze Staat schien einem Todeskampſe entgegen zu gehn.

Eine starke Bedeckung holte zuerst Jastram aus seinem Gefängnisse ab. Sein zärtlicher Körperbau, sein furchtsamer Geist hatten den Schmerzen der Folter, dem Schrecken des Kerkers und des nahenden Todes nicht widerstehen können; er zitterte zum Richtplatze hin. Als er durch das Steinthor geführt ward, sah er die Knechte des Büttels eben beschäftigt, die Stange zu befestigen, auf welcher der Kopf seines Freundes, als ein lange dauerndes Schmachzeichen, stehen sollte. Er sank ohnmächtig an dem Fuſse der angelehnten Leiter nieder. Man riſs ihn auf, man zerrte ihn fort: fast ohne Bewuſstseyn empfing er den Streich des Todes.

Noch rührender war die Scene, die Snitgers edles Leben endigte. Man erinnert sich seiner Gattin, die einst den schönsten, rührendsten Triumph mit ihm theilte, den je ein Staatsbürger gehabt hat. Auch ins Gefängniſs war sie ihm treu gefolgt; auch in die Folterkammer hatte sie ihn, mit dem unerschütterlichen Muthe einer Spartanerin, begleiten wollen. Man war so menschlich gewesen, es nicht zu erlauben: aber welche Gefühle mögen während der gräſslichen Zeit seiner Marter das Herz der Verlassenen zerrissen haben! Und wenn man ihn nun, halb sinnlos vor Schmerz, und unfähig, seinen verrenkten Gliedern zu gebieten, ihrer jammervollen Pflege zurückgab — Vorüber! vorüber! Es giebt Situationen, vor denen die Seele des Erzählenden zurückschaudert, und die er, aus Schonung, die Hörer kaum darf ahnen lassen. —

Mit festem, entschlossenem Schritte trat Snitger aus seinem Kerker hervor, unter die schreckliche Begleitung, die ihn erwartete. Hinter ihm bebte ein bleiches, abgezehrtes Gespenst über die Schwelle. Der dumpfe Schreckenruf der Glocken, der ihr zugleich mit der ungewohnten, freyern Luft entgegen kam; die Weiber und Kinder, die in der Entfernung jammerten; die starren, gefühllosen Gesichter der Soldaten. — Die Unglückliche ertrug es nicht: sie stürzte ohnmächtig zu Boden. Ein mitleidiger Büttel sprang zu, ihr zu helfen. Snitger sah sich um. „Ein Ehrloser sollte seine treue, angebetete Genossin auch nur berühren?“ Er schleuderte den Büttel zurück, raffte selbst seine unglückliche Gattin vom Boden auf, und lehnte sie an die Stufen des Gefängnisses. Als ein Zeichen seiner Bürgerwürde, hatte man ihm einen schwarzen Mantel umgehängt. Er riſs ihn von den Schultern, deckte ihn über die Ohnmächtige, drückte noch einen Abschiedskuſs auf ihre blassen, welken Lippen, und ging gefaſst den Weg, den er nie zurückgehen sollte. Als sie ihr Bewuſstseyn wieder erhielt, triefte schon sein Kopf über demselben Thore, durch das ihn an ihrer Seite, kaum achtzehn Monate vorher, der laute Jubel der ganzen Stadt begleitet hatte. —

Snitgers Vermögen wurde eingezogen, um dem Könige von Dännemark die Kosten der Belagerung zu bezahlen. Seine Wittwe schmachtete noch einige Jahre bey Almosen, ehe der Gram sie tödtete. Seine Kinder, sagt Heſs, wurden im Waisenhause von den Folgen der Vernachlässigung aufgezehrt. —

Beatus ille, cui licet forum vitare!

Die

Unterhaltung beym Punschnapfe

ein

Coq-à-l'-Ane.

(Geschrieben im Jahr 1802.)

Berühmt zu werden, ist nicht schwer! Der Graf von A** wurde es durch eine Ohrfeige, die er — einstecken muſste. Aber die Rolle eines Merkwürdigen mit Anstand spielen, das, das ist die schwierige Aufgabe, die nur äuſserst wenige zu lösen vermögen.

Es giebt so mancherley Weisen den Ruhm zu tragen, wie den Stock. Dieser hat unaufhörlich den Knopf zwischen den Lippen, und saugt und kaut daran, wirft bedeutende Blicke um sich her und — ist gar zu possirlich. Jener faſst seinen Stab mit der vollen Hand, und tritt eben so oft damit nieder, wie mit den Füſsen: man sieht wohl, das einmal angeschafte Geräthe ist ihm unentbehrlich geworden; er würde nicht mehr ohne dasselbe gut hinschreiten können. Der dritte streckt sein Rohr, wie einen Speer, halbgesenkt vor oder hinter sich, und ist jeden Augenblick einem andern damit zwischen den Beinen. Der vierte schwingt seine Badine unaufhörlich zwischen den Fingern und thut gedankenlos Luftstreiche, bey denen er aber zuweilen einen Vorübergehenden treffen oder sein Stäbchen an einem Baume oder Pfeiler zersplittern kann; wenigstens glauben die Hunde der ganzen Straſse, er drohe ihnen und klaffen hinter ihm her. — Am lästigsten von allen, ist die Gattung von Berühmten, die ihren Ruhm, ohne Mitwirkung ihres Verdienstes, bloſs dem Zufalle verdanken, und nun einfältig genug sind, was ihnen wiederfuhr, für ihre That, was sie sahen, für ihr Werk zu halten, und sich damit viel zu wissen: Müllerthiere, die sich für Turnierrenner ansehn, und mit trotzig emporgeworfnem Kopfe einherschreiten, weil — es ihnen einmal begegnete, ein Bündel Lanzen zu tragen.

Zu dieser Klasse gehört Herr V**, der mir vor einiger Zeit einen sehr langweiligen Abend und eine sehr angenehme Mitternacht verschaffte. Er ist vor kurzem aus Egypten zurückgekommen. Vermuthlich hat er dort von nichts gesprochen, als von Deutschland, denn hier kommt schlechterdings nichts aus seinem Munde, als Merkwürdigkeiten Egyptens, und alle werden in seinem Munde zu Mumien ausgedörrt. Ein halbes Stündchen hört sich's ihm allenfalls ganz artig zu, aber dann hat man auch seiner Raritätensammlung und seiner Fabeln satt.

Ein Freund von mir gab ihm kurz nach seiner Ankunft ein Abendessen, zu dem auch ich mit mehrern Bekannten eingeladen war. Wir kamen, sahen den Egyptier und — flohen ihm aus dem Wege, so gut sich's thun lieſs, bis wir zur Tafel gerufen wurden. Hier muſste man wohl Stand halten, und der Schwätzer triumphirte. Am meisten litt unsre liebenswürdige Wirthin, neben der er den Ehrenplatz hatte, und an die er sein Geschwätz unaufhörlich richtete. Endlich, da die Mahlzeit geendigt war, der Punschnapf hereingebracht wurde, und er noch nicht aufhören wollte, — neigte sich Frau von W** zu ihrem andern Nachbar, den Chevalier St. P**, und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Er nickte lächelnd und flüsterte seinem Nachbar zu, dieser gab das Wort weiter, und in kurzem waren die Meisten von uns verschworen.

Nur der Doktor L** war uns noch im Wege. Voll Ärger über die Groſssprechereyen des Fremdlings, hatte er sich endlich ganz ernsthaft daran gemacht, ihn zu widerlegen, und disputirte eifrig und laut. Umsonst versuchten wir es, ihn unmerklich zurecht zu weisen: er hörte gar nicht auf uns, übersah unser Winken und demonstrirte immer fort, mit glühendem Gesichte. —

Plötzlich schlug der Chevalier ein lautes, schallendes Gelächter auf, das selbst dem Streite eine Pause aufdrang. „O erlauben Sie doch, Herr Doktor, rief er endlich, daſs ich der Gesellschaft eine Anekdote mittheile, die mir Herr von D** eben erzählt hat. — Aber vergessen Sie ihr Wort darüber nicht.“ —

Philidor, wie Sie alle wissen, lebte eigentlich von der Musik. Eines Tages, da er eben sehr eifrig mit einer Composition beschäftigt ist, dringt ein junger ungeschlachter Lord zu ihm, trotz des Widerstandes der Bedienten herein, und schwört bey allen Teufeln, er sey bloſs deswegen aus England gekommen, um mit ihm Schach zu spielen.

Philidor entschuldigt sich höflich, daſs er weder heut noch in den nächsten Tagen Zeit dazu habe: aber Mylord erklärt, er wolle nicht länger in dem verwünschten Frankreich aushalten, als bis er Philidor matt gesetzt hätte, und das müsse sogleich geschehn; er ginge nicht von der Stelle.

Philidor besah sich seinen Mann von oben bis unten. Der Portwein glühte auf seinen Wangen, blizte in seinen Augen, stammelte auf seiner Zunge: aber eben deswegen war es gefährlich, ihn geradezu abzuweisen. Gut, sagte Philidor endlich lächelnd; ich habe zwar in diesen Augenblicken nicht Muſse, aber ich will Ihnen meinen Zögling hersetzen: wenn Sie dem abgewinnen, so stehe ich Ihnen für den ganzen Abend zu Befehl. Mylord willigte ein. Philidor rief ins Kabinet: — Hanns! Hanns! Hanns! — Was meinen Sie, wer herein hüpfte? Ein niedlicher Sapaju. Ein Wink, und das Thier saſs am Tische und ordnete die Steine. Meinen Sie nicht, Herr Doktor, daſs dieses der beste Gegner war, den er einem berauschten Zudringlichen entgegensetzen konnte?

Hier überfiel den Chevalier ein heftiger Husten, während dessen der Doktor den erhaltenen Rath recht wohl einzunehmen schien, denn er hatte Mühe, beim Auflachen seine Augen von dem Herrn V** abzuwenden, dieser aber fragte mit so eifriger Neugier einmal über das andere: „Und wie lief das ab?" — Der Chevalier muſste seiner Anekdote wohl irgend ein Ende machen.

Mylord, fuhr er also fort, schien anfangs den Vorschlag übel zu nehmen, aber auf Philidors wiederholte Versicherung, wenn Se. Herrlichkeit gewänne, stände er zu Befehl, entschloſs sich Se. Herrlichkeit endlich zu versuchen, was denn die Bestie gelernt habe? Philidor ging an sein Arbeitspult zurück; aber in einigen Minuten springt Hanns mit groſsem Geheule ins Cabinet und versteckt sich unter den Stuhl seines Herrn.

Philidor eilt hinaus um zu erfahren was vorgegangen sey. Gleich nach dem dritten oder vierten Zuge hatte der Affe angefangen, den Engländer mit Zähnefletschen und Greinen anzusehn. Mit dem zwölften Zuge war der Lord matt gesetzt und Hanns lachte so höhnisch, — es war Sr. betrunknen Herrlichkeit unmöglich gewesen, ihm nicht eine Ohrfeige zu geben. Indeſs fühlte sie doch, daſs sie unrecht gethan habe. Sie bat Philidor um Verzeihung und um noch eine Partie mit seinem Hanns. „Ich will Ihnen wohl verzeihen, sagte Philidor, aber ob Hanns es thut, weiſs ich nicht.“ Er lockte ihn; Hanns kam nicht. Er befahl, und traurig schlich

Hanns herbey: traurig hockte er sich auf seinen Stuhl wieder hin, den Kopf gesenkt, die Augen halb geschlossen. „Nun, sagte Philidor zum Engländer, versuchen Sie Ihr Glück noch einmal: aber übel nehmen müssen Sie es diesem Meister nicht, wenn er Sie wieder auslacht, sobald Sie einen Schülerstreich begehn: es ist so seine Meisternatur.“

Der Lord versprach es, und nahm seinen Platz; Philidor kehrte an sein Pult zurück und alle drey waren eine Viertelstunde lang ganz stille beschäftigt. Plötzlich schreit der Engländer laut auf: „Das ist ja ein verfluchtes Thier! Ich hab' ihm nicht das Geringste gethan und“ — Schon glaubte Philidor, Hanns hätte das Spiel verloren und sich auch durch eine Ohrfeige gerächt, doch nein, als er herauskam, steckte Hanns unter dem Sopha, und fuhr nur dann und wann mit dem niedlichen Köpfchen hervor um zu lauschen.

„Ich will nicht hoffen, Mylord, sagte Philidor —

„Nein, bey Gott, ich hab' ihm nichts gethan! Mit einemmale springt er auf und läuft davon.“

„Lassen Sie uns doch einmal das Spiel

untersuchen, sagte Philidor! — Richtig! Hanns hatte eine neue Ohrfeige zu fürchten: Sie stehen am Matt."

„Unmöglich!"

„Ziehen Sie!"

Sie zogen, und Philidor machte seine Behauptung mit drey Zügen wahr. „Da Sie nicht einmal meinem Affen abgewinnen konnten, Mylord, sagte er, so werden Sie nicht verlangen, —"

Ich empfehle mich Ihnen! rief der Engländer, den der Zorn ganz nüchtern gemacht hatte, lief zur Thür hinaus und kehrte auf der Stelle nach London zurück, wo er sein Abentheuer keinem Menschen erzählt haben soll. —

Noch mehr als das Histörchen selbst, ergötzte uns die Art wie Herr V** es aufnahm. Er hatte die Naivetät, Zweifel gegen die vollständige Wahrheit einiger Umstände erregen zu wollen: doch endlich besann er sich darauf, in Egypten einen ganz ähnlichen Vorfall mit einem zahmen Crokodil angesehn zu haben, das —

Was werden Sie erst zu dem Beweise sagen, übersprach ihn der Herr von R**, der neben dem Chevalier saſs, zu dem Beweise, den ich Ihnen von dem Verstande der Hunde in Paris, erzählen will?

„Ich weiſs nicht, ob Morand auch in Deutschland bekannt ist, aber in Paris war er vor der Revolution der berühmteste Wundarzt. Es galt geradehin für eine Unmöglichkeit, daſs eine Prinzessin, die sich in den Finger geschnitten hatte, geheilt werden könne, wenn Morand sie nicht verband. Kein Wunder! Bey einem schönen Gesichte und blitzenden Augen, bey einem hohen, kraftvollen Wuchse und strotzenden Muskeln, war er erst dreyſsig Jahr und unverheyrathet. Zum Glücke wuſste man nicht, daſs Jungfer Nannette, seine kleine Haushälterin, erst sechzehn Jahr und tausend Reize hatte: sonst — man kennt die Verläumdung! — sonst hätten Damen von einem gewissen Alter und einer gewissen Figur sich wohl viel seltener den Fuſs verrenkt, oder so etwas.

Hielten die Damen viel auf Morand, so hielt er noch mehr auf Jungfer Nannetten, und das liebe Mädchen verdiente es. Sie war nicht nur allerliebst an Wuchs, Gesicht und Feuer, sondern auch tugendhaft und gutherzig, so gutherzig — Urtheilen Sie selbst aus folgendem Zuge.

Eines Morgens, da sie auf den Markt ging, den Einkauf für die kleine Wirthschaft zu machen, sah sie einen Haufen Gassenbuben an einer tiefen Gosse stehen und jauchzen. Sie eilt hinzu, sie drängt sich durch: ein niedlicher Löwenhund liegt in der Gosse und heult erbärmlich. „So helft ihm doch! So zieht ihn doch heraus!“ rief Nannette.

„Es ist umsonst! antwortete man. Eben ging ihm ein Wagen über den Leib.“

„Ein Wagen! schrie Nannette mit Thränen in den Augen. Armes Geschöpf!“ — und damit grif sie zu, zog den Hund aus der Gosse, schlug ihn in ihre kleine Schürze und eilte nach Hause. Die Buben johlten und zischten hinter ihr her.

Morand war eben aus dem Bette gestiegen, als Nannette ins Zimmer trat. „Lieber Herr Morand, rief sie, Sie heilen so manchen Menschen, dem nichts fehlt, und so manchen, der es Ihnen nicht dankt, wollten Sie wohl einmal auch für Nannette eine Cur unternehmen?“

„Was fehlt dir denn? Oder ist deine Freundin krank?“

„Ach, ich und meine Freundin, wir sind gesund! Aber da ist dieser Hund! Ich hab' ihn eben aus der Gosse gezogen; ich hab' ihn so lieb! Ein Wagen ist ihm über den Leib gegangen. Lieber, lieber Herr Morand!“

Nannette war so schön indem sie bat, so reizend! Morand konnte nicht widerstehn. Zwar verging noch eine grofse Viertelstunde, eh' er den Patienten, den Nannette auf einen Armsessel niedergelegt hatte, besichtigte, aber hochmüthige Zweifel waren es nicht, was ihn so lange beschäftigte.

Es fand sich, dafs dem armen Thierchen nur das rechte Vorderbein gebrochen war. Morand schiente es ihm; Nannette kochte ihm Kraftbrühen, und bey dem geringsten Laute, den der Kranke von sich gab, eilte sie herbey um zu sehen, was ihm fehle. Gutes Mädchen, dachte Morand mit Entzücken, was wirst du erst als Mutter thun!

Nach acht Tagen war Phaon hergestellt, und lärmte schon mit Nannetten die Treppen auf und ab. Wo sie war, war auch er; bey Tische stand ein eigner Stuhl für ihn neben dem ihrigen, und selbst ins Bett schlüpfte er mit ihr, obwohl Herr Morand ihm manchen Fufstritt gab.

„Herr Morand!“ fragten wir lachend.

Je nun! Phaon wird sich zuweilen im Zimmer und Bett versehen haben. Sey es indessen, daſs ihn die Fuſsstöſse beleidigten, sey es, daſs Hunde zuweilen eben so unverständig und undankbar sind, als Menschen, — genug, nach einiger Zeit verschwand Phaon. Nannette suchte ihn überall mit lautem Jammer; Morand machte seinen Verlust in den Zeitungen bekannt: umsonst! Phaon war fort. Seine Wohlthäterin weinte sich vergeblich die schönen Augen roth: aber endlich hörte sie auf zu weinen und Phaon war vergessen.

Doch nein! Vergessen war er nicht. Obgleich sechzehnjährige Französinnen ziemlich erwachsen zu seyn pflegen, sind sie doch selten schon ganz gebildete Frauenzimmer: vergessen war Phaon also noch nicht, als Nannette nach sechs Wochen, eines Morgens ganz frühe, seine Stimme vor der Hausthüre zu hören glaubte. „Phaon!“ schrie Jungfer Nannette, und sprang so wild aus dem Bette, daſs Herr Morand erschrocken auffuhr —

„Wieder Herr Morand?“ —

Chikaniren Sie mich nicht! Sein Zimmer war unter dem ihrigen, und sie warf vermuthlich in der Eile einen Stuhl um.

„Phaon!“ schrie sie und lief mit bloſsen Füſschen die Treppe hinunter; „Phaon!“ indem sie die Hausthür' aufschloſs, aufriſs —

In der That, Phaon selbst sprang wedelnd an ihr auf, und hinter ihm wedelte ein andres Löwenhündchen, das auch ein Bein gebrochen hatte. —

Die ganze Gesellschaft sah den ernsthaften Erzähler einige Sekunden erstaunt an, und brach dann in ein lautes Gelächter aus. Zu unserm Verdrusse aber lachte Herr V** so laut als wir, ja er kam so gar auf sein Crokodil zurück: aber eh' er sein Ungeheuer konnte entschlüpfen lassen, sagte der Hofrath B** der neben dem Herrn von R** saſs:

„Es ist doch höchst sonderbar, wie sich die Ideen oft durchkreuzen. Die eben erzählten Anekdoten erinnern mich an einen Traum, den der Cardinal Bernis einmal gehabt haben wollte, — und doch ist, ich versichere Sie, nicht der geringste Zusammenhang zwischen ihnen.“

„Lassen Sie hören!“ rief unsre Wirthin, mit einem scheuen Blicke auf den Egyptischen Pilger. Vielleicht finden wir den Zusammenhang auf, den Sie vermissen.“

„Der Cardinal Bernis war ein Mann, —

„Den Sie uns nicht erst sollen kennen lehren.“

„Sie haben Recht, Madame, ich brauch' ihn nicht zu schildern. Dieser helldenkende Philosoph, der mit ernster, unerheuchelter Würde den Priester zu spielen verstand; dieser tiefe Politiker, der zugleich der gewandteste, einnehmendste Gesellschafter war; dieser witzige Kopf, der jedem philosophischen Gedanken die Pointe eines Epigramms zu geben, und durch bloſse Bonmots oft auf wichtige Wahrheiten zu leiten wuſste: wie sollten Sie seinen Charakter nicht kennen!“ —

„Eines Abends war ich mit ihm in einer Gesellschaft, in der mit Ernst und Heftigkeit über Gott und die Fortdauer der Seele gesprochen wurde. Besonders vorlaut war ein gewisser alter Bischof, der halb Philosoph und halb Ascetiker, sich unaufhörlich auf das angebohrne dunkle Bewuſstseyn von jenen Gegenständen berief. Wissen, sagte er, gerade wie unsere neuern Idealisten, wissen könne man ja ohnehin nichts, wenn man nicht vom Glauben ausginge. Dann aber stieſse man überall auf Beweise.“ —

Anfangs hatte der Cardinal halblächelnd mitgesprochen: da der Schwätzer aber immer erhabner und mystischer wurde, jemehr man ihm widersprach, schwieg Bernis, und endlich entstand eine allgemeine Stille. —

„Damit wir von jenen Gegenständen abkommen, sagte endlich der Cardinal, muſs ich doch, apropos des Glaubens, einen sonderbaren Vorfall erzählen, der mir wiederfuhr, als ich noch bey den Jesuiten studirte.“

„Ich hatte damals sehr brausendes Blut. Ich schlief sehr unruhig, wandelte im Schlaf umher und war oft voll Schrecken, wenn ich von ein Paar Rippenstöſsen erwachte und jemand neben mir im Bette fühlte, — zu dem ich mich nehmlich gelegt hatte. Sie können Sich's denken, wie sehr ich meine Camaraden quälte, und wie oft ich mir Stirn und Beine blutig stieſs. Indeſs — geben Sie mir meine siebzehn Jahre wieder, und ich nehme freudig auch mein tobendes Blut zurück und meine unruhigen Träume, — einen einzigen ausgenommen. Nein, der war zu fürchterlich!“

„Stellen Sie sich vor, ich glaubte krank zu seyn. Der Arzt befühlte mir den Puls, und schüttelte den Kopf. Er verordnete mir Ptisanen, Pulver u. s. w. Meine Gefährten kamen nach einander mit bedenklichen Mienen an mein Bett und gingen mit bedenklichern wieder fort. Endlich trat mein Beichtvater herein. Er traute mir nicht recht, denn in gesunden Tagen war ich ein arger Spötter gewesen: aber ach er ſand mich so zahm, so zahm! Ich beichtete ihm offenherzig alle meine kleinen Sünden, selbst die Possen, die ich ihm heimlich gerissen hatte, und er ertheilte mir Absolution und Abendmahl. Der Arzt kam wieder, noch unruhiger und ſinstrer als vorher. Er besprach sich mit zwey andern Ärzten. „Keine Rettung!“ war ihr gemeinschaftlicher Ausspruch, und meine Camaraden brachen in laute Wehklagen aus, lobten mich, jammerten. Ich wollte sie versichern, die Ärzte müſsten sich irren, ich befände mich so schlimm eben nicht: aber ich hatte die Sprache verloren. Man gab mir die letzte Ölung; endlich schrie man: er stirbt! er ist todt! und drückte mir die Augen zu. Ich versuchte, mit der Hand ein Lebenszeichen zu geben: umsonst! Keinen Finger konnt' ich regen.

Man zog mir das Todtenhemde an. Der Tischer nahm das Maſs zu meinem Sarge: wie wünschte ich, ihm mit einem tüchtigen

Fauſstschlage heimzuschicken, aber wie gesagt, ich war bewegungslos. Selbst als er den fürchterlichen Kasten wieder brachte, man mich hineinlegte, den Deckel verschloſs, mich aufhob um mich in die Kirche zu tragen, das de profundis anstimmte: ich verzweifelte, aber regen konnt' ich mich nicht. Man legte den Sarg auf die Seile; man senkte ihn ins Grab; ich hörte die herabrollende Erde auf seinen Deckel fallen: jetzt machte ich eine wüthende Anstrengung — und erwachte.

Aber meine bisherige Angst war Wonne gewesen, gegen das volle Bewuſstseyn, zu dem ich jetzt gelangte, man habe mich wirklich begraben, denn ich befand mich in der tiefsten Dunkelheit; ich fühlte mich eng eingepreſst und den Druck des Sargdeckels auf der Stirn und Brust. Während der ersten Minuten lag ich in starrem Glauben und Entsetzen da, indeſs mir der Angstschweiſs ausbrach. Endlich kehrte mein Skepticismus zurück und ich befühlte mich: ich hatte wirklich das Todtenhemde an. Ich versuchte die eine Hand auszustrecken: ich stieſs an die kalte Sargwand. Die andre sie fand weitern Spielraum. Ich streckte sie weiter und weiter: mit jedem Zoll, den sie vorrückte, wuchs mir der Muth. Endlich gerieth sie an etwas, das eine bekannte Form hatte; ich fühlte genauer nach und es war — rathen Sie? — es war — einer von meinen Pantoffeln. Ich war, wie gewöhnlich, im Schlafe gewandert, hatte bey der Rückkehr mein Bett verfehlt und lag jetzt — trotz meines Bewuſstseyns, und meines Glaubens, — nicht im Sarge, aber auch nicht im Bette, sondern — unter demselben.

Aber glauben Sie wohl, setzte der Hofrath hinzu, indem er sich an Herrn V** wandte, daſs der ascetische Schwärmer den Spott des Cardinals verstanden, sich etwa auch nach seinen Pantoffeln umgesehen habe? Bewahre! Er fand in dem Traum, eine göttliche Weisung, und fing an, sie zu deuten.

Vortrefflich! rief Herr V**. Ihr Cardinal muſs ein interessanter Mann gewesen seyn. Ich stelle mir ihn vor, wie den Mustapha Bey, den ich in Cahiro —

Vergessen Sie ja nicht, was Sie uns mittheilen wollten, sagte die Wirthin lächelnd, aber wenn Sie erlauben, so lassen Sie uns, da wir einmal im Erzählen sind, der Reihe folgen. Lieber Onkel, —

Herr von T**, ein ehrlicher alter Landedelmann, aus Böhmen, der neben dem Grafen saſs, entschuldigte sich weitläuftig, daſs er nichts Interessantes mitzutheilen habe; aber seine schöne Nichte drang so lebhaft in ihn, und wir alle thaten es, — einige von uns, ich muſs es gestehen, mit der schadenfrohen Erwartung, ihn etwas recht Abgeschmacktes vorbringen zu hören, besonders da er folgender Weise anfing:

Der Herr Chevalier hat mit seinem Hunde vorhin wohl nur Spaſs gemacht, aber er brachte mir durch eine Erinnerung beynah Thränen ins Auge.

Nächsten Walpurgis sinds nun vier Jahr, als mein Schäfer mir klagte, ein Wolf habe ihm in drey Tagen zwey Schafe gestohlen, und seinen Hund halbtodt gebissen. Ich hörte, daſs das Thier schon seit einiger Zeit viel Schaden in der Gegend angerichtet habe. Ich ritt selbst mit meinen beyden Jägern aus, ihm nachzuspüren, und sieh da, wir entdeckten gleich den ersten Tag sein Lager im Dickigt. Ich selbst schlich mich durchs Gebüsch und fand — es war eine Wölfin, — sie gerade dabey, daſs sie ihre beyden Jungen säugte. Ich legte an, ich brannte los, und ich mein', ich traf sie gut! Auf den ersten Schuſs stürzte sie hin: aber als ich nun hinzutrat, und sah, wie sie sich im Blut wälzte, und die blinden Jungen winselnd an ihren Brusten hingen, ihrer Mutter Blut leckten für Milch und nicht wuſsten, und nicht einmal sehen konnten, was mit ihr geschehn war: das Herz ging mir über. Mein Christian wollte sie mit der Kolbe todt schlagen, aber, „laſs sie leben, Christian, sagte ich; die arme blinde Brut hat ja noch nichts Böses gethan und kann doch in der Welt nichts davor, daſs sie keine Hundebrut, sondern Wolfsbrut ist. Laſs die armen Gottesgeschöpfe leben, und nimm sie mir mit nach Hause."

Wie gesagt, so geschehn! Ich hatte zu Hause gerade eine säugende Hündin, deren Jungen meistens gestorben waren: ich lieſs ihr die beyden jungen Wölfe hinlegen, und sie nahm sie recht willig an. Der eine starb bald, aber der andere wuchs auf. Will doch einmal sehen, was aus so einem Thier wird, dacht' ich, wenn es eine ordentliche Erziehung bekommt, und gab ihn dem Schäfersknecht. Das muſs ich sagen, das Thier lieſs sich recht gut an. Schmeicheln und wedeln mocht' er nicht; er kam niemals, als wenn man ihn rief, und auch dann blieb er furchtsam auf einige Schritte weit stehen. Trat man zu ihm und streichelte ihn, so lieſs er das ganz ernsthaft geschehn, aber er senkte den Kopf dabey, und wedelte mich niemals an. Das gefiel mir nun nicht, aber ich dachte, das ist nun einmal seine Wolfsnatur; er weiſs ja doch nicht recht, wie er mit den Menschen daran ist. Ach, der arme Waldmann wuſste das recht gut, und daſs uns Menschen niemals recht zu trauen ist, weil wir nicht trauen. Der Schäfer sagte mir übrigens, daſs er den ganzen Tag unter der Karre liege und schlafe, aber so wie die Nacht anbräche, spräng' er auf, und trabte immerfort um die Hürde her, bis es wieder Tag werde. So wie sich nur ein andrer Wolf wittern lieſs, weckte er den Schäfer mit Murren und Heulen, ja, mehr als einmal biſs er sich mit seinen wilden Brüdern tapfer herum. Dadurch hatte der Schäfer so groſses Zutrauen zu ihm bekommen, daſs er ihn im Winter sogar zu den Schafen in den Stall sperrte. Vorigen Winter aber kommt er einmal ganz blaſs und erschrocken zu mir, und erzählt mir, Waldmann sey toll geworden. Wie er die Stallthüre geöffnet habe, sey das Thier ihm mit groſsen Sprüngen entgegen gekommen, habe ihm die beyden Vorderfüſse auf die Schultern gelegt und ihn im Gesicht, er wisse nicht, ob lecken oder beiſsen wollen; sey dann wieder fortgesprungen, immer mit groſsen Sätzen im Stall herum. Sein Maul und sein Fell seyen ganz voll Blut gewesen: sicher hab' er ein Paar Schafe zerrissen.

Ich erschrack, ladete geschwind meine Kugelbüchse und ging mit ihm. Wir lauschten an der Thür: es war ganz stille, aber so wie wir aufmachten, kam Waldmann wieder heulend und springend aus seinem Winkel hervor. Ich machte die Thüre halb zu und betrachtete ihn durch die Spalte: er war in der That ganz mit Blut bedeckt, und seine Augen funkelten. Wie er so schnobernd und wedelnd da stand, schoſs ich ihm also auf den Kopf. Er stürzte hin, winselte noch einmal und war todt. Nun gingen wir denn hinein um den Schaden zu sehn, den er angerichtet habe. Den Schafen war kein Leid geschehn, aber in dem Winkel lag ein andrer Wolf, der sich ein Loch unter der Mauer durchgegraben hatte; der wackre Waldmann hatte ihn todtgebissen und sich zum ersten Male in seinem Leben herzlich gefreut, einen Dienst geleistet zu haben.“ — Keinem in der Gesellschaft fiel es ein, es lächerlich zu finden, daſs der wackre Mann sich die Augen trocknen muſste.

Jetzt war die Reihe zu erzählen an dem jungen R**, einem liebenswürdigen Jüngling, von dem man mir sagte, daſs er glänzende Talente besäſse: wenigstens besaſs er die gewöhnliche Begleiterin derselben, Bescheidenheit, in einem so hohen Grade, daſs sie oft Blödigkeit ward. Er entschuldigte sich stammelnd, und da wir in ihn drangen, keine Ausnahme seyn zu wollen, bat er endlich um Erlaubniſs, etwas vorzulesen, da er sichs nicht zutraue, die Gesellschaft durch eine mündliche Erzählung zu unterhalten. Die Dame vom Hause — bis auf einen gewissen Punkt, sind alle Weiber enthusiastische Beschützerinnen jungferlich - blöder Jünglinge; — willigte zuerst ein. Er zog ein kleines Heft aus der Tasche und las, mit heller Röthe auf den Wangen, die an manchen Stellen, — man rathe bey welchen, — brennend wurde.

Gellert und die schöne Jeannette.

Friede sey mit seiner Asche! — Oder giebt es einen sinnvollern Wunsch, den man Edeln, die nicht mehr sind, weihen kann, so sey er an Gellerts Grabe gethan.

Groſs sind seine Verdienste, um die Deutsche Literatur, um die Deutsche Nation. Oder war er es nicht, der unsrer Sprache, durch seine mit reizender Leichtigkeit hingewoſsene Fabeln, zuerst einige Gewandheit gab? War er es nicht, der durch seine Lieder eine menschenliebendere, hellere Religiosität verbreitete; durch seine moralische Vorlesungen Tausende ihre eigenen Handlungen mit einsichtsvoller Gewissenhaftigkeit richten lehrte? Gellert, Rabner, Weiſse, Gleim und Cramer! Eure Periode war ein warmer Sonnentag im März. Entfalten kann er nur Schneeglöckchen und bescheidne Veilchen: aber tief senkt er den belebenden Strahl und schwellet die Keime der Rosen und Lilien zu kraftvollerm Aufstreben.

Nicht Klopstocks hoher Seraſsflug, nicht Wielands Geist und liebliche Phantasie, nicht Voſsens einfache würdevolle Kraft auch in der Schilderung ländlicher Ruhe, nicht Göthens kräftige Aneignung jeden Charakters, war ihm verliehen. Seine Talente waren sanfte, liberale Einfalt des Geistes, und ein zartfühlendes Herz, das rührend zu seinen Brüdern zu sprechen verstand. —

Im Handeln, sagt man, im Gedränge des wirklichen Lebens, wo er so oft hintergangen wurde, soll er nicht immer in jenem Charakter geblieben seyn, der auf jedem Blatte seiner Schriften spricht: — selbst in der Anekdote, die ich von ihm erzählen werde, wird mancher Zug vielleicht an ihm irre machen: aber man vergesse nicht, wie bleyern die Hand der Hypochondrie auf seiner Brust lag. Diese Harpye, scheuſslicher als irgend eine, welche die Fabel ersann, entführt oft die köstlichsten Gaben des Himmels und läſst, die sie nicht zu rauben vermag, entstellt, entwürdigt zurück. Vorsicht gestaltet sie in feindselig-ängstliches Miſstrauen um, zarte Reizbarkeit in heftigen Zornmuth; aus liebenswürdiger Weichheit macht sie unmännliche, feige Zerknirschung.

Nach einer traurigen, schlaflosen Nacht war Gellert eben um fünf Uhr am Morgen eingeschlummert, als sein Famulus, ein treues Nachbild seines Herrn an mürrischer Weichheit, leis' ins Zimmer schlich. Gellert fuhr ärgerlich auf und fragte mit einem weinerlichen Tone: Was will Er? Soll ich denn gar keine Ruhe in der Welt haben?

Herr Professor! Ein Frauenzimmer ist draussen; sie läſst sich durchaus nicht abweisen; sie verlangt sie sogleich zu sprechen.

Ein Frauenzimmer? Mich? Im Bette? Frag' er sie was sie will, und schick' er sie fort.

Sie bittet um Gotteswillen, vorgelassen zu werden. Sie sagt, sie sey in Verzweiflung; sie habe niemand in der Welt, als Sie, Herr Professor!

Als mich! Du groſser Gott, mich! Wer ist sie?

Sie will es niemand sagen, als Ihnen.

Ist sie alt oder jung? Wie ist sie gekleidet?

Blutjung, Herr Professor, und halbnackt.

Jung und halbnackt? Und kommt zu mir, wenn ich im Bette liege? Was werden die Nachbarn denken! Schick' er sie fort! Jag' er sie fort! Werf' er sie zum Hause hinaus! Halbnackt und ich im Bette.

Gädicke, so hieſs der Famulus, schlich stumpfsinnig fort, den strengen Befehl seines Herrn, der ihn in dem Augenblicke vielleicht schon wieder bereuete, zu vollziehn, aber indem er die Thüre des Schlafzimmers öfnet, stürzt die Unglückliche selbst herein, und gerade auf Gellerts Bette zu. Sie fällt an demselben auf die Kniee, und schreit: Erbarmen! Erbarmen! Aber, weit entfernt, daſs Gellert dadurch hätte gerührt werden sollen, gerieth er durch ihren Anblick auſser sich vor Angst und Zorn: und man muſs es gestehen, ihr Aufzug hatte etwas, das einen Moralisten seiner Art auſser Fassung bringen konnte.

Ein schönes neunzehnjähriges Mädchen, von oben herab bloſs im Hemde, und mit einem Tüchelchen versehen, das, auch wenn es nicht so verschoben wäre, doch den blendenden Hals und die schwellende Brust mehr verschönt als bedeckt hätte; mit einem Röckchen, das vom Gürtel kaum bis zum Knie herabgeht, übrigens stattlich frisirt und mit hochrothen Schminkflecken im Gesicht, — hebt ihre kleinen Händchen gefaltet empor, und läſst dadurch aus den zurückfallenden Ärmeln, zwey volle, weiſse Arme hervorgehn, bückt sich mit halbem Leibe über das Bett und verräth dadurch vollends Reize von einer Frischheit — Aber in dem Bette lag ein funfzigjähriger, frommer, ängstlicher Hypochondrist, der vor Schrecken die Sprache verliert.

Das Mädchen bat indeſs so rührend, so innig, er möge sie nicht verstoſsen, sie nicht zum Selbstmorde zwingen, daſs Gellert ihr endlich die Schönheiten verzieh, die sie zeigte. Er befahl ihr, sich in einen Winkel nieder zu setzen, kehrte, um allem Ärgerniſs auszuweichen, das Gesicht der Wand zu und fragte: Bey wem lebt sie?

Bey Frau Müller, sagte sie.

Es war ein nur zu berüchtigtes Weib, das ein sogenanntes Freudenhaus hielt. Gellerts Wuth kehrte wieder. „Gädike, schrie er, ich bitt' ihn um Gotteswillen, werf' er das Mensch zum Hause hinaus. Gleich, gleich!“

Gädike machte Miene dazu, aber das Mädchen rief mit dem Muthe der Verzweiflung: Wie? Sind Sie der Mann, derselbe Mann, der die Verse machte:

O Gott, wie muſs das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele seyn!

Ich komme zu Ihnen, — sie warf sich wieder an dem Bette nieder, — ich flehe Sie an, meine Seele zu retten, mich vor den Nachstellungen des Lasters zu sichern, und Sie wollen mich ihm wieder ausliefern.

Nun, nun, sagte Gellert beschämt, setze sie sich nur wieder an ihren Platz. Wie kommt sie denn zur Frau Müller, und was will sie von mir?

Ach, rief sie schluchzend, ich bin fremd; man hat mich betrogen, mich hierher geschleppt. Ich bin entlaufen, — und nun erzählte sie ziemlich verworren und unzusammenhangend eine Geschichte, die Gellert zwar weder rührte, noch überzeugte, ihm aber doch bewies, daſs er sie nicht allein ohne Gefahr für seinen Ruf aufnehmen könnte, sondern daſs es ihm Pflicht sey: kurz, Gädike erhielt den Befehl, sie in eine Bodenkammer zu führen, ihr ein Frühstück zu geben, und sie — zu verschlieſsen.

Es geschah. Gellert stand indeſs auf, und kleidete sich halb weinend an, und immerfort murrend wider das Schicksal, das ihn armen Mann in solche Verlegenheiten setze.

Er fand es endlich am besten, eine Freundin zu Rathe zu ziehen, klagte der Gräfin V** in einem langen Briefe, was ihm wiederfahren sey und bat sie, ihm beyzustehn. Die Gräfin war eine etwas frömmelnde Frau, aber sie dachte edel und beſaſs vorzüglich eine sehr dienstfertige Freundschaft gegen ihren hypochondrischen Freund. Noch vor Abend stand ihr Wagen vor seiner Thüre. Jeannette wurde aus ihrer Bodenkammer erlöst, und nach dem Gute der Gräfin abgeführt.

Man hat Unrecht, daſs man nicht auch eine Genialität des Herzens annimmt. Groſse Menschen zeigen auch in ihren Wohlthaten gewöhnlich einen lyrischen Schwung: sie begnügen sich nicht, dem Unglücklichen ihre Hand zu reichen; sie ziehn ihn an ihr Herz, und lehren ihn durch liebevolles Zutrauen, dieses verdienen. Leider aber beſaſs die Gräfin diese philanthropische Genialität so wenig, als ihr Freund die dichterische. Sie handelte, wie Gellert Verse machte: gut, leicht, einfach und elegant, aber nichts weiter. Kaum war Jeannette angekommen, so muſste sie zum zweyten Male ihre Geschichte erzählen, und wurde dann, bis auf weitere

Berathung, mit einer Handarbeit in ein entlegenes Zimmer gewiesen, wo ein Kammermädchen sie beobachten muſste.

Am folgenden Tage kam Gellert selbst aus der Stadt. Der Pfarrer wurde geholt, und auch vor diesem muſste die arme Jeannette ihr trauriges Schicksal wiederholen. Sie sprach mit der äuſsersten Zerknirschung; und ihre Zuhörer lauschten mit strenger, richterlicher Miene, ob sie sich keiner Widersprüche schuldig mache.

Jeannette war die Tochter eines reformirten Landgeistlichen vor den Thoren von M**. Ihre Mutter war frühe gestorben; ihr Vater hatte ihr also eine Erziehung gegeben, welche er eine gute zu nennen beliebte, und die Nachbarn auch gefällig genug waren, dafür anzusehn. Er hatte sie in den gewöhnlichen weiblichen Arbeiten unterrichten lassen, hielt sie strenge zum Kirchengehen an, mishandelte sie bey der geringsten Kleinigkeit, die sie in der Wirthschaft versah, und lieſs sich jeden Abend von ihr ein Kapitel aus der Bibel vorlesen. Um die Bildung ihres Geistes bekümmerte er sich übrigens nicht, und was ihre kindliche Liebe zu ihm betraf, so beruhigte er sich dabey, daſs sie das vierte Gebot gelernt habe. Jeannette hatte indeſs von der Natur einen lebhaften, wiſsbegierigen Geist und ein gefühlvolles Herz erhalten, und die Nähe der Stadt machte ihr es leicht, für beyde, wenn auch nicht heilsame, doch unterhaltende Nahrung zu erhalten. Ihre städtischen Gespielinnen versahen sie mit Büchern, und indeſs ihr Vater einen Herrn Confrater besuchte, oder kegelte, las sie unermüdet, nur leider, alles was ihr in die Hände fiel: das galante Sachsen und die Pamela, den im Irrgarten der Liebe taumelnden Cavalier und die Schwedische Gräfin. Gellerts, des damaligen Modeschriftstellers, Werke waren indeſs ihre Lieblingslektüre: sie wuſste die meisten seiner Fabeln und Lieder auswendig.

Die Folge von dieser Lektüre aufs Gerathewohl, war — die gewöhnliche. Ihr Geist erhielt durch die Eindrücke so verschiedener Art, Empfänglichkeit für alles, und für nichts eine bestimmte Richtung, Ihre Phantasie war mit wollüstigen Bildern und ihr Gedächtniſs mit Sittensprüchen angefüllt. Sie räsonnirte über alles, und war eben daher zu allem zu überreden: was überhaupt mit den Halbgebildeten viel häufiger der Fall ist, als mit den völlig Unwissenden. Diese laufen in dem Gängelwagen der Vorurtheile sicher hin; jene sind ihm entsprungen, ohne ihrer Füſse Meister zu seyn und fallen über jeden Splitter im Wege. Das Taumeln ihres Verstandes raubt auch ihrem Charakter alle Bestimmtheit. Begehen sie heute eine edle Handlung? Schreibt sie ja nicht ihrem Herzen zu: sie folgten bloſs einer zufälligen Phantasie oder einem Sittenspruch, der ihnen gerade einfiel. Begehen sie morgen eine Schändlichkeit? Haltet sie nicht für schlechte Menschen. Sie träumten oder vernünftelten nur schlecht.

Jeannette hatte sich bis zu ihrem neunzehnten Jahre mit der strengsten Sittsamkeit betragen, weil sie in ihrem täglichen Zirkel nur an ihre Moralisten erinnert wurde. Jetzt zeigte sich eine Gelegenheit ihre Romanenideen zu realisiren, und sie warf sich mit eben der Bereitwilligkeit der Verführung in die Arme.

Ein junger fremder Kaufmann, der sich einige Wochen in M** aufhielt, lernte sie auf einem Spaziergange kennen. Ihre Schönheit machte einen lebhaften Eindruck auf ihn;

seine Zärtlichkeit auf sie. Er bewarb sich bey ihrem Vater und erhielt eine rauhe, abschlägige Antwort, weil er ein Fremder und ein Lutheraner sey: aber Jeannette — machte sich gar kein Bedenken, als er weiter reiste, mit zu gehn. Warum hätte sie sich auch bedenken sollen? Sie wuſste ja aus ihren Romanen, daſs die Entführungen sehr sicher und angenehm sind und sich mit einer Ehe endigen, wenn das Frauenzimmer nur der Tugend treu bleibt. Sie versprach sich heilig, dieses zu thun, und hielt ihren Vorsatz bis — sie am Abend nach der ersten Tagesreise im Schlafzimmer allein waren.

Nach acht Tagen war die Liebe des jungen Menschen gesättigt und als Jeannette am neunten Morgen in Erfurt erwachte, erstaunte sie sehr, sich allein zu finden, und zu erfahren, daſs ihr Begleiter weiter gefahren sey. Man stelle sich ihre Verzweiflung vor! Drey Tage brachte sie bald in dumpfem Hinbrüten, bald mit lauten Klagen hin; am vierten entschloſs sie sich, ihrem Ungetreuen, von dem sie sich erinnerte gehört zu haben, daſs er sich in Leipzig einige Tage wenigstens aufhalten werde, dahin zu folgen, aber zu ihrem Entsetzen bemerkte sie, daſs man ihre Dumpfheit benutzt hatte, ihren Geldbeutel zu stehlen. —

Mit lautem Schluchzen ging sie zur Wirthin, um ihr ihr Schicksal zu klagen, und sie um Rath und Hülfe zu flehn. Die wackre Frau weinte mit ihr, erkundigte sich äuſserst theilnehmend nach allen Umständen, und wandte sich dann mit einer bittenden Stimme an eine andere Frau, von sehr stattlichem Ansehn, die sich bey der ganzen Erzählung eben so innig gerührt gezeigt hatte: Sie suchten ja eine Gesellschafterin nach Leipzig. Was meinen Sie zu dieser Mamsell, Frau Müllern?

Frau Müller, die wir schon kennen, erbot sich äuſserst bereitwillig, Jeannetten einen Zufluchtsort zu geben; ja, sie bezahlte sogar ihre Rechnung im Wirthshause und reiste denselben Tag mit ihr nach Leipzig ab.

Jeannette war sehr freudig überrascht, als sie am folgenden Abende vor einem artigen Landhause abstieg, und Frau Müller ihr sagte, sie wären zu Hause. Sie sah sich um: da lag das sehnlich verlangte Leipzig, wo sie ihren Treulosen wieder zu finden hoffte, und von dem er ihr so viel Schönes erzählt hatte.

Sie trat ins Haus, und fand ein halbes Dutzend junger, sehr geputzter Frauenzimmer, die sie bewillkommten. Doch Frau Müller lieſs ihr nicht Zeit nähere Bekanntschaft zu machen. „Morgen, Kinderchen, morgen! Heut ist Mamsell zu müde!“ sagte sie, und führte Jeannette in ein schön möblirtes Zimmer, wohin sie ihr auch das Abendessen schickte, mit der Ermahnung, frühe zu Bette zu gehn. Mit heiſsen Thränen dankte Jeannette Gott, daſs er sie zu so vortreflichen Leuten gebracht habe.

Am folgenden Morgen brachte Frau Müller ihr ein modisches Negligé und forderte sie auf, eine Promenade mit ihr zu machen, um die Stadt zu besehen. Sie führte sie an den besuchtesten Orten herum, und überall fand sie eine Menge Bekannten, die Jeannette betrachteten und ihr versprachen, sie bald zu besuchen. Bey einem Hause blieb Frau Müller einen Augenblick stehen und sagte: „Hier wohnt der Professor Gellert. Ach das ist ein vortreflicher Mann!“ Jeannettens ganze Phantasie ward rege bey dem Namen des Mannes, den sie von allen mit so inniger Bewunderung hatte nennen hören, den sie selbst so sehr bewunderte.

Ihre Freude, in seiner Nähe zu seyn, wurde durch das Mittagsessen etwas herabgestimmt. Sie aſs mit den übrigen Frauenzimmern, die sehr unanständige Gespräche führten und über ihre Verschämtheit spotteten: sie floh bald auf ihr Zimmer. Gegen Abend führte Frau Müller einen Friseur zu ihr, brachte ihr ein seidnes Kleid, und übernahm es selbst sie auszuputzen, weil sie, wie sie sagte, Gesellschaft erwarte. Eben war die hohe Frisur fertig geworden, eben hatte Frau Müller ihr, trotz ihres Sträubens, die von Kummer etwas bleichen Wangen geschminkt, als eine rauhe Männerstimme vor der Thüre rief: „Beym Teufel, ich will sie selbst schon putzen! Ohne Reifrock ist sie mir lieber!“ Ein junger Mensch trat mit dem Hut auf dem Kopfe herein, und Frau Müller entfernte sich lachend.

In der That zeigte er sich sehr willfährig, Jeannetten hülfreiche Hand zu bieten, aber sie schrie voll Entsetzen, sie wehrte sich so muthig, daſs er ganz erbittert fortging, die Wirthin zu rufen. Jeannette benutzte diesen Augenblick dazu, zum Fenster hinaus zu springen. Sie floh in dem luftigen Gewande, in dem wir sie bey Gellert ankommen sahen, in die Stadt und irrte in den Gassen herum, ohne bey der Dämmerung sehr bemerkt zu werden. Sie fand einen Fuhrmannswagen: halb besinnungslos kroch sie hinein, und brachte die Nacht in demselben zu. Gegen Morgen fiel ihr Gellert ein. Sie verlieſs ihren Zufluchtsort, fragte nach seinem Hause und — das Übrige wissen wir.

Jeannette hatte ihre Erzählung so zusammenhangend, mit so deutlichen Zeichen der Wahrhaftigkeit vorgebracht, daſs sie keinem Zweifel mehr unterworfen sshien: doch Kinder Gottes sollen klug seyn wie Schlangen. Es wurde beschlossen, daſs der Pfarrer ihrem Vater schreiben, ihm die Schicksale seiner Tochter melden und so erkundigen solle, ob sie die Wahrheit gesagt habe.

Er setzte ein sehr wohlstilisirtes Schreiben, voll der erbaulichsten Kernsprüche auf, worin er dem geliebten Bruder in Christo meldete, sein verirrtes Schaf sey durch die Gnade Gottes von der Irrbahn zur Hölle gerettet worden: er möchte es abholen lassen. In vierzehn Tagen erhielt er eine eben so salbungsvolle Antwort mit der Erklärung, der Herr Confrater wolle von der verlaufnen Dirne, die Gottes Gebot und ihren alten

Vater so schmählich vergessen habe, nichts weiter wissen.

Jeannette hatte durch die gute Behandlung, die ihr im Hause der Gräfin nach ihrer allgemeinen Beichte wiederfuhr, Muth geschöpft. Sie selbst schrieb jezt an ihren Vater; sie flehte mit so zärtlicher Kindesliebe, so rührend um seine Verzeihung: — der ehrliche Gellert zerfloſs in Thränen, als er den Brief las, und entschloſs sich, auch einen beyzulegen, in welchem er dem Pastor das Gewissen schärfte, über die Art, wie er Jeannetten erzogen habe, über seine Weigerung, sie an einen Lutheraner zu verheirathen, über seine Hartherzigkeit. — Das wirkte. Der Vater schrieb, nicht seiner Tochter, sondern Gellert: „aus Rücksicht auf den berühmten Herrn Professor, wolle er sein Kind wieder annehmen. Sie möge kommen.“ Indeſs hatte die Gräfin Jeannetten so lieb gewonnen, daſs sie sie als Gesellschafterin bey sich behielt und nach zwey Jahren mit ihrem Verwalter verheirathete.

Diese Begebenheit gab reichen Stoff zum Gespräche, vorzüglich dasjenige, was der

Verfasser über Jeannettens Bildung gesagt hatte. Wir untersuchten, ob es überhaupt gut sey, junge Frauenzimmer lesen zu lassen. Wir waren eben zu dem Resultate gekommen, daſs selbst wissenschaftliche Bildung an einem Frauenzimmer etwas sehr Wünschenwerthes sey, in so fern sie dazu diene, sie ihre Weiblichkeit auf eine geistvollere Art äuſsern zu lassen, sie zarter fühlen zu lehren, und ihre Unterhaltung anziehender zu machen, — als Herr V** uns zur Ordnung rief, durch die Bemerkung: die Türkischen Frauenzimmer könnten gar nicht lesen, und seyen in den Harems eingeschlossen. Die Wirthin winkte mir —

Was ich der Gesellschaft erzählen will, sagte ich, ist vielleicht ein guter Commentar zu dem, was man eben über die weibliche Bildung gesagt hat: es ist die Heirathsgeschichte eines meiner Freunde, der in acht Tagen seine Hochzeit feyert.

Er hatte im vorigen Winter auf einem Balle ein junges Frauenzimmer gesehn, deren reizende Gestalt ihn beym ersten Blicke einnahm. Er suchte ins Gespräch mit ihr zu kommen, und fand das Wenige, was sie ihm in dem Geräusche sagen konnte, so gewählt, so fein und geistreich: sein Herz war hin. Bey einer nähern Erkundigung erfuhr er, daſs sie in jeder äuſsern Rücksicht eine Partie wäre, auf die er mit Klugheit Anspruch machen könnte, und kaum war der Frühling da, so ersann er sich ein Geschäft in der Nähe des Landsitzes, den ihre Familie bewohnte, und besuchte sie.

Den Instinkt wenigstens raubt die Gelehrsamkeit den Mädchen nicht, beym ersten Blicke zu wissen, was es eigentlich sey, das dieser oder jener junge Mann ihnen ansinnen wolle. Ida merkte schnell, worin das Geschäft des Fremden eigentlich bestehe, und da er ihr sehr gefiel, beschloſs sie, sich ihm von einer recht glänzenden Seite zu zeigen. In der That, er erstaunte, als er sie den ersten Abend fast von allem was unsre Literatur, oder die Englische und Französische, selbst die Italienische, Schönes und Groſses hat, mit feinem Geschmack und groſser Kenntniſs sprechen hörte. Mit warmer Ehrfurcht küſste er ihr beym Weggehn die Hand, und erhielt von den heimlich schon verständigten Eltern die Einladung, so lang' er in der Gegend bliebe, ihr Haus täglich zu besuchen.

Mit welchem Entzücken benutzte er diese Erlaubniſs am folgenden Tage! Er ging schon Vormittags hin und blieb bis nach dem Abendessen. Ida's Unterhaltung war so glänzend, als am ersten Tage: sie recitirte Gedichte; sie wuſste die brillantesten Bonmots der berühmtesten witzigen Köpfe, sie sagte selbst oft manche, die einen sehr feinen Stachel hatten. Dieser Tag verging ihm eben so schnell, als der erste: indeſs fühlte er beym Zuhausegehn nicht mehr das gestrige Erstaunen. Er bewunderte das Frauenzimmer aber noch lebhaft. Am dritten Tage war Ida, wo möglich, noch witziger, lebhafter, kenntniſsreicher als am ersten. Das Gespräch kam auf Petrarka: sie fällte ein sehr eigenthümliches Urtheil über diesen Dichter, der, wie sie sagte, die Empfindung als Künstler so vortreflich zu behandeln gewuſst, daſs er sie gewiſs nicht selbst besessen habe. Sie erklärte einige schwere Stellen seiner Sonette. —

Wie wenig hochberühmte Gelehrte, dachte mein Freund, kommen diesem Frauenzimmer an reifer Kenntniſs bey; aber zu gleicher Zeit konnte er sich nicht auch dieses Gedankens erwehren: heirathet man, um einen

Professor im Hause zu haben, oder um sich der Zärtlichkeit eines geliebten Mädchens zu erfreuen? —

In diesem Augenblicke rollte ein Knäuel vor seinen Füſsen hin. Er hob ihn eilend auf, und folgte dem Faden mit dem Auge: der Knäuel gehörte zu dem Strickwerke, mit dem Beata, eine Cousine der glänzenden Ida, am Fenster saſs, und schwieg. Mein Freund hatte bis jezt nicht Zeit gehabt, sie zu bemerken: aber indem er ihr seinen Fund überreichte, betrachtete er sie. Sie besaſs nicht den blendenden Teint, das groſse, feurige Auge ihrer Gespielin, nicht den hohen, nymphenhaften Wuchs: aber in ihrem sanften Auge, aus allen Mienen ihres lieblichen Gesichts, sprach jungfräuliche Schüchternheit und leises Gefühl. Er konnte sich nicht enthalten, nach einigen Minuten wieder einen Blick auf sie zu werfen: sie hatte mit wohlgefällig betrachtendem Auge auf seinem Gesichte geruht und sah jezt betroffen nieder. Ida ging hinaus um eine elegante Ausgabe des Petrarka zu holen, die sie ihm zeigen wollte. Jezt redete er Beaten an: sie antwortete erröthend und leise, aber auf eine Art, die ihm verrieth, daſs auch sie sehr gebildet sey: — und doch hatte sie bis jezt noch kein Wort gesagt, ihre Kenntnisse zu zeigen. Mein Freund wollte ihr seine Bewunderung darüber beweisen, als sie abgerufen wurde, ein häusliches Geschäft zu besorgen.

Nach Tische machte er mit den beyden Frauenzimmern einen Spaziergang. Nicht sehr weit vom Hause fanden sie einen Menschen, den seine Kleidung als einen reisenden Handwerker ankündigte, dem Anscheine nach todt, in einem Graben liegen. Sie erschraken, sie versuchten ihn zu ermuntern: umsonst! Ida brach in lebhafte Deklamationen aus. Sie schilderte den Schrecken und den Gram seiner Familie, die, vielleicht sehr weit von hier, Jahrelang umsonst einer Nachricht von ihm entgegen sehn würde; sie malte die Empfindungen des Menschen selbst, mit denen er hier, entfernt von allem Trost und aller Hülfe, unter freyem Himmel zum Sterben niedergesunken seyn mochte.

Mein Freund ward tief erschüttert. — Aber, sagte er endlich, wer weiſs ob er todt ist. Lassen Sie uns Hülfe suchen. Ida versicherte, daſs ihre Eltern mit Freude die Pflichten der Humanität erfüllen würden, und sie wandten um, nach Hause. Sie hatten indeſs kaum zweyhundert Schritte gemacht, als sie Beaten erblickten, die mit einer Flasche Wein in der Hand und zwey Bedienten hinter sich, schon zurückkam. Sie kniete selbst neben dem Ohnmächtigen nieder, bestrich ihm die Schläfe mit Riechwasser: er erholte sich. Sie schenkte ihm ein Glas Wein ein, das er begierig austrank. Er deutete nieder auf seinen Fuſs: er war gebrochen. Beata lieſs den Menschen von den Bedienten aufheben und forttragen, und ermahnte sie unaufhörlich, ihm nicht wehe zu thun. — Sie kehrte nicht eher zur Gesellschaft wieder, bis er verbunden und zu Bette gebracht war. Mein Freund konnte sich nicht enthalten, ihr mit einem zärtlichen Handkuſs seine Verehrung zu bezeigen. Beata erröthete vor Vergnügen, und Ida, welche den Vorgang bemerkt hatte, vor Verdruſs.

Es war Besuch gekommen. Um den Abend zu verbringen, schlug man das Pantomimenspiel vor. Ida deklamirte laut dagegen, daſs man zum Spiele seine Zuflucht nehmen wolle, als wenn man nicht im

Gespräche hinlänglich Unterhaltung finden könnte. Die meisten Stimmen siegten indeſs, und man setzte sich im Kreise hin. Einer von der Gesellschaft muſste sich entfernen: man ersann eine Aufgabe, die er schweigend errathen und ausführen muſste. Das schnellere oder langsamere Klopfen mit einem Schlüssel zeigte ihm, ob er sich dem Errathen nähere.

Ida schlug die witzigsten Aufgaben vor, und gewöhnlich nahm die Gesellschaft sie an. Beata hatte zwar auch einmal einen Vorschlag thun wollen, ihn aber mit ihrer leisen Stimme nicht halb vollenden können. Jezt traf sie die Reihe hinauszugehn, und Ida ersann eine Aufgabe, die eine versteckte Spötterey auf ihr Benehmen mit dem Reisenden und auf meines Freundes Rührung darüber, enthielt.

Beata trat herein und errieth nach und nach, daſs sie einen Arzneylöffel, der sich auf dem Fenster befand, nehmen, ein daneben liegendes Pulver hineinschütten, Wasser dazu gieſsen, es mit dem kleinen Finger umrühren sollte. — Am schwersten zu errathen schien es ihr, wenn sie die Medizin reichen sollte; vielleicht weil sie ihre Cousine nur zu gut verstand. Sie ging in der ganzen Gesellschaft herum, ehe sie sich entschlieſsen konnte, den Löffel meinem Freunde zu bieten. Sie that es mit schüchternem Zittern, und mein Freund, voll Entzücken über das Zartgefühl des Mädchens und über die Grazie, mit der sie die Aufgabe erfüllt hatte, griff eilend zu und leerte den Löffel: sie hatte ja das Pulver eingerührt; was kümmerte es ihn, was es sey? Die ganze Gesellschaft brach in ein lautes Gelächter aus, aber indeſs man ihm mit Neckereyen bestürmte, wandte sich Beata, glühend vor Überraschung und ohne Bedacht, nach dem Glase Wasser, füllte den Löffel von neuem, und verschluckte so den Überrest des Pulvers, und — hätte den Augenblick darauf vor Scham in die Erde sinken mögen.

Waren die beyden Leutchen in diesem Augenblicke nicht schon verlobt? Hatten sich nicht ihre Herzen heiſse Liebe gestanden, gemeinschaftliches Tragen jeden Schicksales versprochen? —

Glücklicher Weise hatte, meinen Freund ausgenommen, niemand in der Gesellschaft Beatens Übereilung bemerkt. Sie zog sich in den entlegensten Winkel des Zimmers zurück, und wagte den übrigen Abend hindurch vor Beschämung nicht, ihre Augen aufzuschlagen. Auch mein Freund war stumm, aber vor Entzücken.

Am folgenden Tage reiste er ab, und in der folgenden Woche warb er durch einen Brief um Beatens Hand. Sie ward ihm bewilligt, und, wie gesagt, in acht Tagen —

Also, sagte die Wirthin, ein Knäuel und ein Pülverchen haben eine, wie sich hoffen läſst, glückliche Ehe geschlossen. Wahrlich das waren wichtige Kleinigkeiten! Wer weiſs, in welchem Winkel das künftige Schicksal unsers Lebens vielleicht jetzt an einem Spinngewebe hängt.

Wundern Sie sich darüber nicht, sagte Herr G**, froh daſs er einen Übergang zu der Geschichte gefunden hatte, die er erzählen wollte. Die Begegnisse einzelner Menschen sind doch immer nur Kleinigkeiten: aber sollten Sie es glauben, daſs die gegenwärtige Gestalt der katholischen Kirche, vielleicht des gröſsten Theiles von Europa, bloſs dadurch bestimmt wurde, daſs ein kleiner französischer Abt, ich weiſs nicht in welchem Jahre, nicht zwey Minuten später vor einer Maulthiertreiberschenke hinter dem

Campo Vaccino zu Rom, aus seinem Wagen stieg?

Wir baten ihn lachend, uns diese Merkwürdigkeit mitzutheilen, und er fing an:

Braschi's Weg zur päpstlichen Würde.

Eine Erzählung, die ich für wahr halte *).

Dem Ex-Marquis von L** verdanke ich sehr viel. Er vorzüglich hat mir meinen kurzen Aufenthalt in Paris angenehm gemacht. Die öffentlichen, die allbekannten Vergnügungen, Merkwürdigkeiten und Männer aufzusuchen, überliefs er mir selbst: aber fast jeden Tag lehrte er mich einen von jenen Gegenständen kennen, die unter der Hülle der Alltäglichkeit versteckt, gewöhnlich den flüchtigen Blick der Reisenden nicht an sich ziehn, und doch unendlich interessanter sind, als alles was vor dem Auge der Welt zur Schau liegt; oder er verschafte mir die Bekanntschaft eines Mannes, der die unbemerkte Hauptrolle bey einem wichtigen Ereigniſs geſpielt hatte, ohne jemals von den Zeitungen genannt zu werden.

---

*) Wenigstens zum Theil, denn freylich widerspricht sie in manchen Stücken den Lebensbeschreibungen Pius des Sechsten.

Eines Abends führte er mich in einen Zirkel, der im Hauſe des ehemaligen Grafen d'A** zuſammen zu kommen pflegte. Es wurde von der Physiognomik geſprochen. —

„Ein nichtsſagendes Geſicht? fragte der Marquis. Für den Augenblick haben Sie Recht; aber es iſt nicht ſtumm, es ſchweigt nur. Überhaupt, daraus daſs ein Geſicht nichts ſagt, folgt nie, daſs es nichts ſagen könne. Betrachten Sie ſich einmal den guten alten Abbé dort, deſſen untere Kinnlade immer wieder vom übrigen Geſichte wegſinkt, ſobald er einen Augenblick zu kauen vergiſst, und der ſo gedankenlos im Feuer zu ſtören ſcheint. Was denken Sie von deſſen Physiognomie?"

„Nun, die mag wohl, ſo lang er ſie hat, eine taubſtumme geweſen seyn."

„Das iſt ſie ſelbſt jezt noch nicht. Sie ſollten ihn nur erzählen hören, wie er Braſchi zum Papſte gemacht hat: dann glühen ſeine rothen Augen von ſchalkhafter Freude, und jeder Muskel ſeiner ſchlaffen Wangen ſchwillt von Ausdruck."

„Braschi zum Papste gemacht? Sie setzen mich in Erstaunen!

„Was ich Ihnen sage! Kommen Sie, wir wollen ihn schwatzen lassen.“ —

Wir setzten uns zu ihm; der Marquis sagte ihm einige Schmeicheleyen über die Schönheit und den Einfluſs, die er in seiner Jugend gehabt hatte: der Alte nickte vergnügt dazu, und in einer Viertelstunde hatten wir ihn so weit gebracht, daſs er seine Geschichte anhub.

Sie wissen, sagte er zum Marquis, daſs der Cardinal Bernis und ich, Jugendfreunde waren. Es gab eine Zeit da wir darbten: aber wir darbten gemeinschaftlich und liebten uns um desto inniger. Einst schworen wir einander, wer zuerst sein Glück machte, sollte es seine wichtigste Angelegenheit seyn lassen, auch den andern vortheilhaft zu setzen. Dem Cardinal gelang es zuerst, und er hielt Wort. Er brauchte seinen Einfluſs bey Hofe dazu, mich mit geheimen Aufträgen und einem reichlichen Gehalte, nach Rom schicken zu lassen.

Ich war jung, wohlgewachsen, lebhaft; vielleicht wirkten auch meine geheimen Empfehlungsschreiben dazu: kurz, ich wurde bald in den glänzendsten Zirkeln Roms wohlgelitten und einheimisch. In einem derselben lernte ich den Cardinal R—o kennen: einen Mann von Geist und der, ich versichere Sie, auch einen sehr selbstständigen Charakter gehabt hatte, ehe er Cardinal wurde; aber die Gröſse, leider! die Gröſse wirkt gemeinhin wie die Wassersucht: die Haut dehnt sie aus, und Muskeln und Mark zehrt sie weg!

Also, ich lernte den Cardinal kennen; ich gefiel ihm, und er bestand darauf, daſs ich in sein Haus ziehen und die Aufsicht über seine Bibliothek führen sollte. Ich willigte mit Freuden ein, und daſs ich keines Gehaltes bedurfte, gab mir die Rechte eines Freundes bey meinem Patrone, und da ich nicht Cardinal, sondern bloſser Abbate war, also noch meine volle Spannkraft beysammen hatte, war ich in kurzem der Herr meines Herrn. Wenn ich es etwas vorsichtig einleitete, konnte ich ihn thun lassen, was mir beliebte.

Eines Tages, da ich in das Kabinet des Cardinals gehen wollte, hörte ich ihn mit gellender Stimme schreyen: „Packt euch zum Henker! Fort! Oder ich lasse euch zum

Fenster hinauswerfen!“ Die Thüre flog auf, ein junger Mensch stürzte in solcher Verwirrung heraus, daſs er sich an zwey oder drey Thüren versuchen muſste, ehe er den wirklichen Ausgang fand, und Schimpfworte von der kräftigsten Art schallten ihm aus dem Kabinette nach. Beym ersten Blicke interessirte mich der Jüngling. Er hatte eine der schönsten Gestalten, die ich jemals gesehn habe, und seine Bestürzung, sein Erröthen machte seine Schönheit noch anziehender. Ich wies ihn höflich zurecht, und ging dann zu meinem Herrn.

Ich fand ihn im äuſsersten Zorn. „Stellen Sie sich vor, rief er mir entgegen, da kommt schon der fünf und zwanzigste oder dreyſsigste Vetter, seitdem ich Cardinal bin, und hofft der Herr Onkel werde sich für ihn verwenden, ihn unterstützen, ihm eine Carriere machen. So viel ich weiſs, hab' ich keinen Verwandten auf der Erde; ich weiſs kaum meine Vaterstadt zu nennen: aber jeden Tag fast läuft mir so ein Laffe ins Haus, bringt einen Brief von der Frau Mama, oder von weiſs der Himmel wem? und ich soll gleich bereit seyn, meinen Einfluſs zu verschwenden.“

Ich geſtand ihm zu, daſs dieſe Art, den Schutz eines groſsen Mannes zu ſuchen, ſehr zudringlich ſey.

„Und wenn man noch Ehre mit den Burſchen einlegte! Aber zwey, mit denen ich's verſuchte, muſste ich beynahe fortjagen. Ich war froh, daſs ich ſie nach einem halben Jahre in einer Provinz anbringen konnte.“

Ich merkte an, daſs dieſer junge Menſch ſehr ſchön ſey. Er geſtand es zu. — Daſs er ein ſehr geiſtreiches Auge habe: er glaubte es mir. Lachend ſezte ich hinzu: Schade daſs Ew. Eminenz durch mislungene Verſuche ſchon abgeſchreckt ſind, ſonſt, glaub' ich, wär' ein ſchöner und geiſtreicher Neffe ein Werkzeug, das ſich gelegentlich gut brauchen lieſse.

„Ja wohl!“ ſagte der Cardinal und ſchien nachzudenken.

In eben dem leichten Tone fuhr ich fort, von den Hoffnungen, dem Herzklopfen zu ſprechen, mit welchen der Jüngling zu ihm gekommen ſeyn möchte; von den Erwartungen, mit denen ſeine Familie jezt den Nachrichten von ſeinem Empfange entgegen ſähe: ſie hatte vielleicht ihre lezten Kräfte aufgeboten, ihn zu dem wichtigen Zuge auszurüsten, der das Glück seines ganzen Lebens bestimmen sollte. —

Der Cardinal war im Grunde, was die heftigen Menschen immer zu seyn pflegen, sehr gutherzig: zuweilen schämte er sich nur, es sehen zu lassen. Meine Schilderungen rührten ihn.

„Hören Sie, sagte er vertraulich, es thut mir doch leid, daſs ich den jungen Menschen so übereilt fortgejagt habe. Ich hätt' ihn doch erst anhören sollen!“

Wenn Ew. Eminenz erlauben, sagte ich, so will ich ihn aufsuchen und ihn vorläufig prüfen, s'il y a de l'étoffe!

„Ja, lieber Düfour, rief er fröhlich, s'il y a de l'étoffe, so wollen wir sehen, was für ihn zu thun ist.“ —

Ich ging und sagte leise zu mir selbst: Es ist doch ein trefliches Ding, wenn die Groſsen noch die menschliche Schwachheit haben, die wir ein Herz nennen. Dann mögen sie seyn wie sie wollen: es finden sich immer noch Mittel, sie thun zu lassen, als wären sie gut.

Es hielt nicht schwer, den jungen Fremdling auszuforschen. Auch an den Haushofmeister des Cardinals hatte er einen Brief gehabt, aber der schlaue Italiener hatte sich wohl in Acht genommen, den Beschützer zu spielen, ehe er die Gesinnungen seines Herrn wuſste. Er konnte mir indeſs das Absteigequartier des Jünglings nachweisen. Es war eine Fuhrmannsschenke hinter dem Campo Vaccino.

Der Wirth machte groſse Augen, als er die Kutsche des Cardinals vor seiner Thüre halten sah. Der junge Fremde stand vor derselben, und hatte eben den Zügel seines kleinen Pferdchens gefaſst, um aufzusitzen und nach Cesena zurückzukehren; — zwey Minuten später, so sprengte er davon, wurde nicht Papst, und — tausend politische Ereignisse der lezten zwanzig Jahre hätten eine ganz andere Wendung genommen.

Ich bat ihn, noch einmal mit mir ins Haus zu gehen; er führte mich in einen kleinen Garten hinter demselben, wo wir auf und abgingen, obgleich wir bey jedem zehnten Schritte wieder umkehren muſsten. Ich bedauerte, daſs er den Cardinal gerade in einer so verdrüſslichen Stimmung gefunden hatte; ich erkundigte mich nach seiner Familie: — Er wuſste mir es wahrscheinlich zu machen, daſs er wirklich ein Verwandter des Cardinals sey; übrigens war er der Sohn einer ziemlich unbegüterten adlichen Wittwe zu Cesena, die sich fast über Vermögen angestrengt hatte, ihm eine gute wissenschaftliche Bildung geben zu lassen.

Ich brachte die Rede auf die Wissenschaften; ich fand daſs er sehr viele Kenntnisse aufgesammlet hatte, obgleich er selbst wohl schwerlich im Stande seyn würde, die Summe der Wahrheiten durch neue Entdeckungen zu vermehren: kurz, daſs sein Kopf ein vortrefliches Waarenlager sey, aus dem sich bey Gelegenheit viel gute Dinge hervorlangen lieſsen, die — man hineingelegt hatte, in denen aber kein Hälmchen selbst aufſprieſste; — und daſs er wahrscheinlich jede aufgegebene Rolle gut und um so besser spielen werde, da er Verstand genug hatte, einzusehen, wie sie genommen werden muſste, aber nicht Geist genug, sich selbst eine zu entwerfen. — Ich umarmte ihn und bat ihn, wenigstens noch ein Paar Tage zu verziehen.

„Nun? rief der Cardinal mir entgegen, als ich in sein Kabinet trat; Y a-t-il — —?“

Und von der besten Art! sagte ich. Ich stattete ihm einen höchst vortheilhaften

Bericht von unserer Unterredung ab. Der Cardinal hatte über gewisse Punkte der Religion seine besondern Ansichten. Ich lieſs einige Wendungen einflieſsen, die zu verstehen gaben, der junge Mensch sey völlig eben der Meinung als Se. Eminenz: mehr brauchte es nicht, den Cardinal zu überzeugen, daſs er einer der besten Köpfe Italiens sey. Er befahl sogleich, ihn auf den folgenden Mittag zu Tische zu bitten. Ich schickte ihm einiges Geld, bat ihn, seinen Aufzug so elegant als möglich zu machen, und am folgenden Tage erst zu mir zu kommen, ehe er zum Cardinal ginge.

Er kam. Ich unterrichtete ihn von den theologischen Bedenken seines neuen Gönners, und von dem Betragen, das er zu beobachten habe. Alles ging vortreflich. Es war eine glänzende Versammlung, vorzüglich von fremden Gesandten, beysammen. Der Cardinal stellte ihnen den jungen Braschi, als seinen Neffen, vor; man überhäufte diesen mit Complimenten, und jede Achtungsbezeigung, die er erhielt, war dem angeblichen Oheim ein neuer Beweis von den Verdiensten des jungen Menschen. Zehnmal drückte er mir die Hände dafür, daſs ich ihn abgehalten hatte, diesen Schatz ungeprüft von sich zu weisen. Er war fast auſser sich, besonders da Braschi nichts Angelegeners hatte, als die Glaubenssätze Sr. Eminenz zur Schau zu tragen.

Nach einigen Tagen sprach der Cardinal mit dem Papste von dem seltnen Funde, den er gemacht hatte, und bat um eine Versorgung für seinen Neffen. Benedikt achtete den Cardinal und fürchtete ihn: aber in der Geschwindigkeit wuſste er keine andere Stelle für den Empfohlnen, als die seines Hutträgers. Er bot sie ihm an, und, obgleich R o diese Stelle eigentlich für seinen Verwandten zu gering hielt, nahm er sie doch vorläufig an, und Braschi zog in den Vatikan.

Es giebt Menschen, die den Vögeln gleichen: öfnet den Käfig oder schneidet den Faden ab, der sie an den Boden heftet, und sie schwingen sich unaufhaltsam empor. Es giebt andere, die den Federbällen ähnlich sind: leicht genug sind sie zum Fliegen, aber sie müssen geworfen werden. Braschi gehörte zu den letztern. Seine Stelle gab ihm den Rang eines Weihbiſchoſs; aber er war schon sechs Monat Hutträger, ohne daſs man an seine Beförderung dachte. Er wäre es wahrscheinlich noch zehn Jahre geblieben, wenn man ihn sich selbst überlassen hätte. Dem Cardinal waren andre Angelegenheiten vorjetzt wichtiger: aber ich wollte meine Mühe nicht verloren haben. Ich setzte mir vor, Braschi solle steigen. Einfluſs am päpstlichen Hofe hatte ich nicht: aber ich kannte die Verhältnisse desselben und — die Schwachen der Groſsen, oder vielmehr der Vornehmen.

Auf meinen Rath wandte Braschi seinen ganzen Geldvorrath auf, sich eine Menge Folianten und Quartanten anzuschaffen. Sie wurden in Schränken aufgestellt, auf den Tischen und Stühlen umhergelegt: den ganzen Tag saſs er bey ihnen, und in der Nacht brannte unaufhörlich eine helle Studirlampe neben dem Fenster seines Zimmers, das am meisten gesehen wurde. In kurzem stand mein Schützling in dem Rufe hoher Gelehrsamkeit: aber freylich das macht keine Carriere. Dazu muſsten ganz andre Triebfedern in Bewegung gesetzt werden. Welche? Sie werden sehen!

Eines Tages, da Braschi die Reihe traf, mit Sr. Heiligkeit spazieren zu fahren, saſs der Papst schon in der Kutsche und sein Hutträger fehlte noch. Man schickte herum, man rief: umsonst! Endlich eilt der Maggior-Domo selbst hinauf in Braschi's Gemach, und findet ihn so vertieft in einen ungeheuern Folianten, daſs er ihm laut zuschreyen muſs, ehe er ihn hört. Braschi ist beschämt, macht tausend Entschuldigungen, stürzt die Treppen hinab, und nimmt seinen Platz im Vordergrunde der Kutsche ein, den päpstlichen Hut auf den Knieen.

Nach vier Tagen, da es wieder an ihm ist, mitzufahren, hat man die Vorsicht, ihn rufen zu lassen, sobald der Papst hinabgehen will: aber so oft man es unterläſst, wird die alte Scene wiederholt. Endlich verliert der Maggior-Domo die Geduld; auch dem heiligen Vater ist es zuwider, so oft auf seinen Diener warten zu müssen. „Aber wie ist es denn mit dem Menschen, daſs er sich so nachlässig benimmt?“ fragt er den Haushofmeister. „Ach, antwortet dieser mit Achselzucken, das ist ein Gelehrter! Wenn er bey seinen Büchern sitzt, vergiſst er Himmel und Erde und hört den Donner nicht!“ — „So? sagte der Papst; der Mensch muſs fort!“

Jemand geradehin zu verabschieden, war in dem päpstlichen Haushalt nicht Sitte, und mit dem Neffen des Cardinals R—o glaubte man nicht den Anfang machen zu dürfen. Man wählte also einen schonendern Ausweg.

Das nächstemal da Benedikt den Cardinal wiedersah: Warum verschwiegen Sie mir, sagte er zu ihm, daſs Ihr Vetter ein so groſser Gelehrter ist? Da freylich ist er als Hutträger nicht an seinem Platze. Ich habe ihm einen schicklichern ausgesucht! — Er übergab dem Cardinal die Bestallung Braschi's zum Sekretär der Apostolischen Kammer.

Das war ein wichtiger Vorschritt, aber doch nur ein Schritt, keine Carriere, und des ehrlichen Braschi Schwerkraft brachte ihn sogleich wieder zum Stillstehn. Ich wuſste ihm nicht zu rathen, denn die einzige Art der Auszeichnung, zu der er mir fähig schien, nehmlich durch Untauglichkeit, half hier nichts. Man gab ihm keine Geschäfte, also bemerkte man auch nicht, daſs er nichts that.

Der Tod kam ihm zu Hülfe. Benedikt starb und Clemens XIII. lieſs es sich angelegen seyn, die Sekretäre, die jener angestellt hatte, zu entfernen, das heiſst, zu befördern.

Braschi als der unschädlichste und, durch seine Verwandschaft, bedeutendste, wurde Auditor der päpstlichen Kammer, und da man hier bald einen thätigern Mann brauchte, Schatzmeister.

Als solchen besucht' ich ihn nach langer Zeit wieder. Er umarmte mich mit Zärtlichkeit; er überhäufte mich mit Danksagungen. — „Ihre Würde, sagte ich zu ihm, führt freylich zum Cardinalshut, aber um diesen zu erlangen, bedürfen Sie den Schutz eines Hofes. Mit welchem stehn Sie in Verbindung?“

Er war in allen seinen bisherigen Stellen dem Charakter der Unbedeutendheit so treu geblieben, daſs sich kein Hof sehr um ihn bekümmert hatte und er selbst war zu träge und unbeholfen gewesen, Verbindungen zu suchen. Nach vier Wochen brachte ich ihm die Zusicherung einer geheimen Pension, und Instruktionen von Versailles.

Das war das letzte, was ich für meine Puppe thun konnte, da ich bald nach Frankreich zurückkehrte: aber die Anknüpfung jener Verbindung war entscheidend für ihn. Bloſs aus Rücksicht auf den König von Frankreich, machte ihn Clemens XIV. im Jahr 1772 zum Cardinal, und das Zutrauen, daſs er als Papst eben so folgsam und unbedeutend bleiben würde, als bisher, erhob ihn auf den heiligen Stuhl.

Nach Clemens des XIV. Tode, war das Conclave in die Parteyen der Bourbonischen Höfe und der Zelanti getheilt, welche die Herstellung der Jesuiten forderten. Bernis war das Haupt der Erstern. Als er nach Rom kam, besuchte er jedermann, nur Braschi nicht. Dieser fuhr bey ihm vor und wurde nicht angenommen. Sie trafen in Gesellschaften zusammen: Bernis bezeigte ihm seine Geringschätzung. Braschi war also bey dem französischen Hofe in Ungnade gefallen; man rechnete ihn zur Partey der Zelanti, ohne daſs diese viel an ihm gewonnen zu haben glaubte.

Mehrere Monate lang kämpften die Parteyen mit einander: keine vermochte eine Wahl zu erzwingen. Endlich fiel es den Zelanti ein, zur Abwechselung Braschi ihre Stimme zu geben: sie waren überzeugt, die Gegenpartey würde die Wahl verhindern. Sie betrogen sich. Bernis trat ihr mit seinen Anhängern sogleich bey, und ging unmittelbar nachher zu Braschi, um ihm diese Erhebung anzukündigen, und sein Benehmen zu erklären.

Und Sie? fragte ich, setzten Sie Ihre Verbindung mit dem heiligen Vater nicht fort.

O ja, sagte der Abt; ich wünschte ihm schriftlich Glück, und erhielt eine herzliche Antwort, voll Erinnerungen an die Dienste, die ich ihm geleistet hatte, voll Danksagungen, aber keine Einladung nach Rom. Zwey Jahre nach einander schrieb ich ihm zum Neuenjahre, und der Papst antwortete mir eigenhändig. Im dritten Jahre hatte die Gröſse gewirkt: ich erhielt aus der Hauscanzelley einen Brief, der mit dem Apostolischen Gruſse anfing und mit dem päpstlichen Segen schloſs, — und ich schrieb nicht wieder.

Aber, fuhr ich fort, Sie, der Jugendfreund des Cardinal Bernis, Sie, der einen Papst gemacht hat: wie kommt es, daſs Sie — —

„Sie meinen, warum ich es nicht weiter brachte, als zum Abt?“ — „Ja!“ — Er schwieg mit einem bedeutenden Wiegen des Kopfes. Auf seinem Gesichte lag deutlich das Bewuſstseyn verkannten Verdienstes. —

Ich will es Ihnen erklären, sagte der Marquis, indem wir nach Hause fuhren. Der gute Mann war zeitlebens etwas alt: er hatte immer die Schwachheit, es zu machen, wie am heutigen Abende. Er schwatzte und pralte mit seinen schlauen Thaten, und da begreifen Sie wohl, daſs alle Parteyen ihn fürchten muſsten. —

Jezt war die Reihe zu erzählen an Herrn V**, und schon öfnete er den Mund, als der Chevalier nach der Uhr sah, und bemerkte, es sey eine Stunde nach Mitternacht. Wir standen also auf und nahmen Abschied. Herr V** hatte den Verdruſs, sein Crokodil und seinen Mustapha Bey nach Hause tragen zu müssen: aber ich zweifle keinen Augenblick, daſs er noch in derselben Nacht seinen Bedienten mit ihnen bekannt gemacht habe.

Zwey

Anekdoten

aus

J. J. Rousseau's Leben.

(Geschrieben im Jahr 1799.).

Einleitung.

Ich wünsche dem Publikum Glück! Ihm stehen groſse Genüsse, groſse Rührungen und groſse Entzückungen bevor. Noch ist nicht alles gedruckt, was Rousseau schrieb. In den Händen der edelsten unter seinen Freundinnen, der Mylady Howard, ist ein Manuskript, das an Interesse für das Herz vielleicht selbst der Heloise an die Seite gesezt werden kann. Eine Abschrift desselben lag im Portefeuille des bekannten Grafen d'Antraigues, das ihm bey seiner Verhaftung abgenommen wurde, und soll jezt bey dem Bürger Lakanal seyn. Es enthält Rousseau's Urtheil über Wielands Agathon, der ihm übersezt zugeschickt wurde; ferner, seine zürnende Antwort, als Diderot ihm, im Namen einer groſsen Monarchin, eine Pension von zehntausend Livres antrug, mit der verschwiegenen Bedingung, sie nicht in seinen Schriften herabsetzend zu beurtheilen; es enthält endlich auch die beyden folgenden Begebenheiten. Ich hörte die leztern, — man frage nicht, wo? — ich hörte sie, und sie brachten die tiefe Rührung bey mir hervor, welche die Antwort jedes gefühlvollen Herzens ist, wenn Rousseau zu ihm spricht. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, sie aus dem Gedächtnisse niederzuschreiben, und übergebe sie dem Publikum, so gut — das heiſst, bey Begebenheiten dieser Art, so einfach — ich sie vorzutragen vermochte. Wozu Beredsamkeit, wo die Sache selbst tiefdringender anspricht, als die gewähltesten Ausdrücke es vermöchten? Wozu Schilderung von Gefühlen, die von selbst in dem Herzen des Lesers erwachen müssen, wenn die Erzählung nicht ganz verunglückt ist?

Wer weiſs, wie viele Jahre noch vergehen, ehe Rousseau's eigne Erzählung erscheint! Und wenn es einst geschieht, — o, ich werde der Erste seyn, der dann der meinigen vergiſst!

I.

Rousseau's Reise nach Paraclet.

1.

Man hat Rousseau unzähligemal verächtlich bemitleidet und getadelt, daſs er die wirklichen und vermeinten Angriffe seiner Feinde so tief empfand, und jeden Tropfen Galle, den sie ihm bereiteten, mit so kläglicher Emsigkeit in den Kelch seines Lebens sammelte. Aber war diese Reizbarkeit nicht Grundlage seines bewundernswürdigen Talents, die innersten Gefühle des menschlichen Herzens mit so erschütternder Wahrheit nachzutönen, und die erhabenen Sätze, die seinen Geist unablässig beschäftigten, mit so furchtbarer Energie zu verkündigen? Hätte er die Heloise schreiben, hätte er durch seinen Emil und seinen Urvertrag den Charakter des jetzigen Zeitalters so entscheidend bestimmen können, wenn er fähig gewesen wäre, ganz unempfindlich zu bleiben bey den beschimpfenden

Angriffen Voltaire'ns und Diderot's? oder auch nur jener kleinen Elenden, die jedes aufglänzende Talent umflattern, wie Motten und Fledermäuse das Licht? die „ihres Nichts durchbohrendes Gefühl“ wenigstens durch das schmähende Geheul übertäuben wollen, mit dem sie überall das wahre Verdienst verfolgen? Immerhin nenne man das Huldigung; immerhin sage man: die Nachtigall singt lauter zum Monde empor, die Wölfe heulen, und beides ist Anerkennung seiner Stralen! — Kalte Vernünftler, die ihr so sprecht, stolz auf die zähe Stumpfheit eurer Nerven! Wenn ihr sagt: „wir hätten uns gleichmüthiger, philosophischer benommen, als er!“ — sagt ihr nicht zugleich: wir haben nicht sein Genie? —

Einst kehrte er ernst und trübe von einem Spaziergange in den Tuilerieen zurück. Er war Colportören begegnet, die eben ein neues Pasquil gegen ihn ausriefen. Eine Menge Vorübergehender hatten ihn mit einer beleidigenden Neugier angestaunt; einige waren ihm sogar mit heimlichem Flüstern gefolgt: wenigstens überredete ihn seine Hypochondrie davon, und legte die schlimmste Deutung hinein. Voll bittern Schmerzes über die unermüdet sinnreiche Bosheit seiner Feinde, floh er nach Hause. „Nur das also ist die Freystatt, wo ich die Verleumdung wenigstens überhören kann, und mich die dummdreiste Unverschämtheit nicht erreicht!“ dachte er, indem er die lezte Treppe erstiegen hatte, und die Thüre seines Dachstübchens öffnete. Da saſs ein Fremder, und unterhielt sich mit Theresen. Rousseau ging mit einer finstern Miene auf ihn zu, und fragte heftig: „Wer sind Sie, mein Herr? Was wollen Sie?“

Der Fremde stand einige Augenblicke stumm vor ihm da, und betrachtete den Verfasser des Emil mit Rührung und Ehrfurcht. Endlich überreichte er ihm einen Brief. Kaum hatte Rousseau die Aufschrift desselben gesehen, so drückte er den unbekannten Jüngling schon an die Brust, und zwanzig zärtliche Fragen drängten sich über seine Lippen. Es war die Handschrift der Lady H — —, der geistreichen, zartfühlenden Frau, die, allein unter der groſsen Schaar seiner sogenannten Freunde und Freundinnen, an dem unglücklichen Weisen nie auf einen Augenblick irre ward; deren idealisch-schönes Bild immer wie ein lächelnder Genius vor seiner Seele schwebte, wenn sie Kraft gewann, sich über das Gewölk des Unmuths zu erheben; deren Freundschaft und Hochachtung ihn so beseligte, daſs er ohne Neid ihren schönen, jugendlichen Liebling im Besitz ihrer Reize sah.

2.

Der Fremde war ein junger Künstler aus der Schweiz, und hieſs Thurneisen. Er verdiente, von einer Lady H —— einem Rousseau empfohlen zu werden: das heiſst alles sagen. Er muſste während seines kurzen Aufenthalts täglich das Dachstübchen besuchen, das er mit Recht das Heiligthum von Paris zu nennen pflegte. Rousseau gewann seinen edeln, hellen Geist und seinen biederen Charakter bald so lieb, daſs er seine Bekanntschaft als eine neue Gunstbezeigung der angebeteten Freundin betrachtete.

Am achten Tage kam der Jüngling in Reisekleidern zu Rousseau. „In einer Stunde," sagte er, „fahre ich nach Paraclet. Ich will zu Heloisens Grabe wallfahrten; ich will es mir öffnen lassen." — Reisen Sie allein? fragte Rousseau zerstreut. „Nein," erwiederte der Fremde mit einiger Verlegenheit; „ein Herr Lille begleitet mich.“ Rousseau ging unruhig und immer zerstreuter auf und ab. Das Gespräch wollte nicht flieſsen, und Thurneisen ging.

In der Thüre wendet er sich plötzlich noch einmal um. „Ich muſs es nur gestehen,“ sagt er stockend und erröthend; „der Herr Lille, der mich begleiten sollte, — sind Sie! — Ich hoffte, ich rechnete so fest darauf, auch Sie würden wünschen, einmal an Heloisens Grabe zu stehen, daſs ich gleich zwey Sitze in der Diligence bedungen habe.“ Rousseau umarmte ihn lebhaft. Thurneisen hatte den Wunsch errathen, der in St. Preux's Seele bey dem Namen Paraclet entstehen muſste. In wenigen Minuten stiegen sie schon in den Wagen.

3.

Ihnen gegenüber saſs ein alter Roſstäuscher mit einer rothen Plüschweste, dem grellen, altmodischen Putze, und den schlau-bedeutenden, unaufhörlich nach baarer Realität spähenden Blicken, welche die wandernden Handelsleute aller Nationen auszuzeichnen pflegen; neben ihm ein feister Kanonikus auf dessen breitem Gesichte Wohlgefallen an sich selbst und an der Welt, die so viele köstliche Weine und Speisen hervorbringt, lächelte, wiewohl durch geistlichen Stolz und orthodoxen Ernst gemässiget; neben ihm ein Mädchen von etwa neunzehn Jahren. — Froh über die Reise, noch unendlich froher, einmal, ohne vom Fluche der Celebrität verfolgt zu werden, unter den Menschen wandeln zu können, drückte sich unser Lille, dicht in seinen Mantel gewickelt, in die Ecke des Wagens, und betrachtete seine Reisegefährten. Bald würdigte er die beiden Männer keines Blickes mehr; das Mädchen allein zog seine ganze Aufmerksamkeit an.

Man weiſs, wie offen sein Herz stets den Eindrücken der Schönheit und Unschuld war: aber hier wurde eine viel edlere Saite berührt. Die lebhafteste Theilnahme erwachte in seiner Seele; denn das Mädchen schien unglücklich, sehr unglücklich zu seyn. Auf einem reizenden Gesichte, neben dem lieblichen Ausdruck der Sanftmuth und Sittsamkeit, hatten tiefer Gram und untröstlicher Schmerz ihr Gepräge eingegraben. Die groſsen, seelenvollen Augen, die das Mädchen so unverwandt auf die Räder heftete, schienen der Thränen sehr gewohnt zu seyn, und ihre dichtgeschlossenen Lippen zu oft vergebens um Theilnahme geflehet zu haben, um nur noch einen Seufzer entschlüpfen zu lassen.

Lille's Augen ruhten sinnend auf den Augen des Mädchens, auf ihren abgehärmten Wangen. Sein menschenfreundliches Herz blutete schon für sie, ohne daſs er noch ahnen konnte, welches Miſsgeschick es sey, das diese reizende Blüthe zu Boden beuge. Seine rege Phantasie erzählte sich zehn Lebensgeschichten des interessanten Geschöpfes. Nein, sagte er zu jeder, so arg kann es nicht seyn! Und doch, wie tief blieben alle seine Gebilde unter der Wahrheit!

Er sann nach, zu welchem seiner Gefährten das Mädchen gehören könne. Zum Roſstäuscher vielleicht? Etwa eine tyrannisirte Tochter, — oder Nichte, — oder gar Frau? — Ihre Kleidung, die sehr rein, aber äuſserst ärmlich war, widersprach den Blicken voll Geldgefühl, die der Mann um sich her warf: auch starrte er ihr eben mit der unverschämten Neugier der Rohheit in's

Gesicht. — Vielleicht zum Geistlichen? Noch eh' er sich deutlich machen konnte, was es in den beiden Gestalten eigentlich sey, das ihm nicht erlaube, sie als Gefährten zu denken, wandte sich der Kanonikus mit einem breitgesprochenen: „Apparemment que Vous allés à — —?" an das Mädchen.

Also allein, allein auf einem öffentlichen Wagen, und erst neunzehn Jahr? — Läge nicht dieser hohe Seelenadel auf ihrem bleichen Gesichte; hätte sie nicht bey der Frage des Kanonikus ihr schönes, schwarzes Auge so langsam und ruhig aufgeschlagen, so gefaſst ihr „Nein!" gelispelt, und dann wieder den schwermüthigen Blick auf die Gleise geheftet — Unmöglich! Nur Liebe, unglückliche, hoffnungslose, verrathene Liebe konnte dieses Gesicht so rührend abzehren.

4.

Lille schwieg, das Mädchen auch; der Geistliche und der Roſstäuscher besprachen sich von dem Marstalle des Erzbischofes: das konnte dem jungen Künstler nicht sehr unterhaltend seyn. Er zog ein Buch aus der Tasche, und las. Als er es auf einen Augenblick niederlegte, warf ein Stofs des Wagens es in den Schoofs des jungen Frauenzimmers. Sie that einen Blick hinein, und mit einem sanft bittenden Tone, der aber alles das dringend Begehrende leidenschaftlich exaltirter Seelen hatte, sagte sie: „O, haben Sie noch einen Band bey sich, so bitte ich Sie, ihn mir zu leihen.“ Thurneisen gab ihr das Buch, und Lille sah seinem Freunde neugierig über die Schulter. Welche Lektüre hätte ein gefühlvolles Herz für die Reise nach Paraclet wählen können, als — die neue Heloise! Selten hat wohl ein junger Dichter mit solchem Herzklopfen aus seiner Gitterloge in's Parterre hinabgelauscht, das eben seine Lieblingsarbeit richten sollte, als Lille das Mädchen beobachtete. Er fühlte, ihr Herz mufste zu den wenigen gehören, für die allein er so oft wünschte, geschrieben zu haben.

Sie hatte noch nicht lange gelesen, da füllte sich ihr Auge mit Thränen, da wallte ihr Busen mit Heftigkeit, und sie rifs ihr Schnupftuch aus der Tasche, um ihr Gesicht zu verhüllen und ihr Schluchzen zu dämpfen. Das Buch entsank dabey ihrer Hand. Wie ein Olympischer Sieger nach seinem fallenden Kranze, griff Lille schnell zu, ehe das

Buch zuschlagen konnte, um zu sehen, welches die gelungene Stelle sey, die ihm diesen Preis erworben habe. Es war der herzzerreiſsende Brief, den St. Preux auf jenem Felsen schrieb, von dem er Juliens Wohnstatt sah, und die nahe Wahrscheinlichkeit einer ewigen Trennung fühlte.

Er zürnt mit der nie weilenden Sonne, mit der flüchtigen Zeit, mit der entschlüpfenden Gelegenheit, und mit seiner verblendeten Geliebten, die ein chimärisches Glück für eine Zeit sucht, da sie beide nicht mehr seyn werden, „Deine Schönheit, selbst deine Schönheit, blühet nur für eine bestimmte Frist: sie muſs schwinden und untergehen, wie eine Blume, die ungepflückt abfällt; und ich indeſs, ich ächze und leide: meine Jugend verzehrt sich in Thränen, und welket im Schmerz. Bedenke, bedenke Julie, daſs wir schon Jahre zählen, die für das Glück verloren sind! — Nur noch ein Wort! Du kennst den alten Gebrauch des Leukadischen Felsen, die lezte Zuflucht unglücklich Liebender. Mein Aufenthalt ist ihm ähnlich in vielfacher Rücksicht. Der Felsen ist steil; das Wasser ist tief, und ich bin in Verzweiflung!“ Wie viele zärtliche Thränen mögen schon auf diese Worte geflossen seyn!

Lille legte schweigend das Buch wieder auf den Schooſs des Mädchens, und hüllte sich dicht in seinen Mantel, um zu verbergen, wie tief auch er gerührt war. Welche Erinnerungen wurden in St. Preux's Seele erweckt, und wie innig bemitleidete er das Mädchen, das schon im neunzehnten Jahre jenen Ausbruch der Verzweiflung so ganz verstand! —

5.

Der Geistliche war allmählig eingeschlummert; und hatte von dem ganzen Vorgange nichts bemerkt: jezt reizte die Rührung des jungen Mädchens seine Neugier. Auch er langte nach dem niedergelegten Buche; aber kaum hatte er den Titel gelesen, als er es voll Abscheu wieder hinwarf. „Wie?“ rief er entrüstet, und mit dem ganzen Vornehmthun seines Standes; „wie, Jungfer? Sie schämen sich nicht, ein solches Buch zu lesen? Und noch dazu öffentlich, auf dem Postwagen? Dacht' ich es doch gleich, als ich Sie allein einsteigen sah, daſs Sie ein solches Fruchtchen wären! Ist es nicht eine Schande, daſs alles Gesindel, wenn es nur ein paar Livres in der Tasche hat, sich in die Diligence pfropfen darf?"

Das Mädchen warf einen matten Blick auf ihn, der niederschlagen sollte, aber nur flehte; Muthlosigkeit und inniges Bewuſstseyn des Unglücks erstickten den schwachen Schimmer des Selbstgefühls in ihm. Der junge Schweizer fuhr mit Heftigkeit auf: „Keine Beleidigung, Herr Kanonikus, wenn Sie nicht mit mir wollen zu thun haben! Dies junge Frauenzimmer hat im Postwagen, und überall, so viel Recht, wie Sie. Das Buch hat sie von mir: was kümmert es Sie, wenn sie es liest! Es gefällt Ihnen nicht? Das glaube ich wohl! Für — Kanonikos wurd' es nicht geschrieben."

Nur einen grimmigen Blick warf der Geistliche auf ihn; dann fuhr er fort, obgleich mit merklich sanfterem Tone: „Sie haben das Buch nicht mitgebracht, Mademoiselle? Das verändert die Sache. Sie kannten es wohl gar nicht einmal. Dann muſs ich Sie warnen; dann beschwöre ich Sie bey dem Heil Ihrer Seele, es nicht mehr anzurühren. Es ist voll der entsetzlichsten Gotteslästerungen; es ist das verderblichste Gift, das je die Hölle ausgespieen hat. Sie wissen wohl nicht, daſs der Verfasser ein niedriger Abtrünniger ist, den unsre allerheiligste Kirche ausgestoſsen, und selbst — (mit einem verächtlichen Seitenblick auf den Schweizer, den seine Aussprache verrathen hatte,) — die Ketzer nicht mehr unter sich dulden wollen? Ein rebellischer Aufwiegler; ein Wahnsinniger, den man einsperren sollte, und der die schwärzesten Verbrechen begangen hat; ein Kindermörder; kurz, ein Ausbund der Verworfenheit!“

Was unser Lille bey dieser Lobrede gedacht oder gefühlet habe, weiſs ich nicht zu sagen. Er blieb ruhig in seinen Mantel gehüllt; nur bey dem Worte „Kindermörder“, machte er eine lebhafte Bewegung. Mit blitzenden Augen öffnete Thurneisen den Mund; aber das junge Frauenzimmer kam ihm zuvor.

„Halten Sie ein, mein Herr!“ rief sie mit einem Muthe, den man nach ihrer vorigen Niedergeschlagenheit nicht von ihr hätte erwarten dürfen; — „halten Sie ein mit Ihren Verläumdungen! In wie fern die Grundsätze des groſsen Mannes, von dem

Sie sprechen, nicht mit den Lehren der Kirche und den Maximen des Staates übereinstimmen, kann ich nicht beurtheilen. Aber daſs er kein Wahnsinniger, daſs er vielleicht das glänzendste Genie ist, das jemals gelebt hat, zeigt jede Seite der wenigen Werke von ihm, die ich noch das Glück hatte, zu lesen. Auch ein Verworfener ist er nicht. Wer die Menschenliebe und jede Tugend so wahr, so warm, so unwiderstehlich hinreiſsend lehrt, der kann kein Bösewicht seyn. Ich habe von dem gehört, was Sie seine Verbrechen nennen; aber ich weiſs auch, daſs er sehr unglücklich ist. Man muſs es selbst gewesen seyn, um die Handlungsweise der Unglücklichen beurtheilen zu können, und zu wissen, wie leicht man, ohne Schutz und ohne Freunde, zu Handlungen gebracht werden kann, die sehr tadelhaft scheinen, und doch oft sehr edel sind; wie man . . . sogar ein Selbstmörder werden — und doch . . . sehr unschuldig seyn kann."

Ihr Muth war nur eine fieberhafte Aufwallung gewesen. Er sank sichtlich wieder, indem sie sprach. Gegen das Ende ihrer Rede stockte sie oft, und die lezten Worte sagte sie so leise, daſs sie kaum hörbar waren; ja, ein neuer Thränenguſs, der bereit schien, über ihre von edlem Unwillen geröthete Wangen niederzuströmen, zeigte, daſs sie sich selbst von den Unglücklichen nicht ausnahm, die dem verzweifeltsten Entschlusse nahe, und doch sehr unschuldig seyn könnten.

6.

Lille und sein Gefährte schwiegen bewundernd. Was hätten sie auch einer solchen Schutzrede beyfügen sollen? Der Roſstäuscher räusperte sich, sah voll Erstaunen bald das Mädchen, bald den Geistlichen, bald Thurneisen an, und nahm endlich aus Verlegenheit eine Prise Tabak. Der Kanonikus schien alle Fassung verloren zu haben. Gerührt hatten die Äuſserungen des edeln Mädchens ihn nicht; aber der erst so feste, dann so zitternde Ton, worin sie sprach, that doch die Wirkung auf ihn, daſs er nicht sogleich den finden konnte, in welchem er antworten sollte. Indeſs öffnete er schon wieder den aufgeworfenen Mund, als der Wagen hielt. Thurneisen sprang heraus, und hob das Mädchen vom Wagen, ehe Lille, der auf der andern Seite ausgestiegen war, und geschäftig in eben der Absicht herbeyeilte, anlangen konnte. Es schien ihn einen Augenblick lang zu schmerzen, daſs er zu spät gekommen war.

Man fand im Wirthshause ein Frühstück aufgetragen. Das Frauenzimmer aſs nichts davon; Lille bemerkte aber, daſs sie sich heimlich ein Stück trocknes Brot geben lieſs, sogleich dafür bezahlte, und es in die Tasche steckte. Der Anblick hätte ihm alle Eſslust geraubt, wenn er welche gehabt hätte. Thurneisen aſs mit dem Appetite eines jungen gesunden Mannes, und die beiden andern für achte. Am Ende machten sie aber alles wieder durch die Erklärung gut, daſs sie von hieraus einen andern Weg nehmen müſsten. Lille war so froh darüber, mit der anziehenden Unglücklichen und seinem Reisegefährten allein zu seyn, daſs er es kaum bemerkte, als der Geistliche seinen Abschiedsgruſs beym Einsteigen nicht erwiederte, und, von diesem aufgehezt, der Roſstäuscher nur an seinen Hut griff, ohne ihn zu rücken.

7.

So saſsen denn unsre edeln Reisenden allein beysammen, und der Wagen rollte fort. Fast eine Viertelstunde verging, ehe sie Worte sprachen; ihre Blicke waren desto beredter. Das gute Mädchen sah zwar wieder von Zeit zu Zeit auf die Räder; doch nur, wenn ihr furchtsam aufgeschlagenes Auge Thurneisens oder Lille'ns Augen, voll inniger Theilnahme, begegnet war. Alle Drey schienen heimlich bewegt zu seyn, und es verbergen zu wollen. Vorzüglich wallte der Busen des Mädchens ungestüm. Ihr Schutzgeist schien ihr zuzuflüstern, daſs Rettung — Rettung! — nahe sey. Die Empfindung, die aus allen Blicken glänzte, schlang ein magisches Band um sie, das sie immer fester und fester an einander knüpfte. Sie waren schon Vertraute, noch ehe sie sprachen. Bringt wahrhaft gute Menschen zusammen: sie finden sich aus, und lieben einander in kürzerer Zeit, als Falsche sich entschlieſsen, ob sie einander ausspähen wollen.

Endlich begann Thurneisen das Gespräch. Seine Stimme hatte jenen zitternden, eindringenden Ton, dem Leidende nie widerstehn, und dann am wenigsten, wenn es eine schöne Männerstimme ist, der die Rührung diese Vibration ertheilt, die keine Kunst erreicht, und die das Einzige ist, was der Heuchler nicht nachzuahmen vermag.

„Sie vertheidigten vorhin," sagte er zu dem Frauenzimmer, „den groſsen und unglücklichen Verfasser der Heloise so lebhaft und unwiderstehlich. Glauben Sie mir, er verdient es; aber um es so thun zu können, muſs man selbst sehr traurige Schicksale überstanden haben." (Schon wieder blinkten Thränen im Auge des Mädchens.) „Es ist eine kühne Forderung," fuhr er fort, und faſste ihre Hand mit einer Mine voll Ehrfurcht; „aber glauben Sie es der Bewegung, in der Sie uns Beide sehn, wir würden Ihr Zutrauen nicht miſsbrauchen, und vielleicht . . ? Es giebt ja nur sehr wenige Übel, welche freundschaftliche Theilnahme nicht wenigstens lindern könnte. Vertrauen Sie sich unserer Ehre; ich sage mehr, vertrauen Sie sich unsern Herzen an."

Das Frauenzimmer warf einen gerührten Blick auf ihn. Sie wollte reden; aber aus ihren Worten wurden Seufzer. Jezt schien sie im Begriff, zu sprechen: indem erinnerte sie sich, daſs Lille ihr noch kein Wort der Theilnahme gesagt hatte. Sie sah flüchtig auf ihn hin. Der hohe Ausdruck der Empfindung in seinem Gesichte hätte hingereicht; doch er faſste ihre andre Hand, er sprach — Beredt war unser Lille nie, selbst dann nicht, wenn er gerührt war: aber dann warf er nicht Floskeln, dann schüttete er Feuerfunken in die Seele des Hörers. Aus jedem Zuge seines Gesichtes glänzte der Adel seiner Seele; in jeder Mine sprach schwärmerisch-erhabne Menschenliebe, und das Feuer seiner Augen glühte ernst und durchdringend. Er erwärmte nicht: er elektrisirte; er gewann nicht: er unterjochte. Annette widerstand ihm nicht lange. Hier ist ihre Geschichte. Tausendmal zerriſs Schluchzen den Faden ihrer Erzählung, und an zwanzig Orten muſste man nur aus der verdoppelten Röthe ihrer schönen Wangen errathen, was ihr Stocken verschwieg.

8.

Annette war die jüngste Tochter eines kleinen Beamten in L., einem Städtchen der Champagne. So arm er war, that er doch das Äuſserste, seinen Kindern eine gute, bildende Erziehung zu geben, und man weiſs, wie wenig bey dem Feuertemperamente der Franzosen nöthig ist, alle Anlagen des Herzens und Geistes, wenn nur welche da sind, wenigstens in Spiel zu setzen. Obgleich erst vierzehn Jahre alt, als ihr Vater starb, zeichnete sich Annette doch schon eben so sehr durch ihren Verstand und Geist aus, als durch ihre Schönheit. Ach, sagte sie: die Bewohner von L. sind so gute Leute; sie hatten mich so lieb! Warum führte mich doch mein unglückliches Geschick nach Paris! Was werden meine alten Freunde jezt sagen! Werden sie mich nicht verachten? Ich wollte, sie hätten mich weniger geliebt!

Annettens ältere Schwester war bey weitem nicht so liebenswürdig, als sie: von Natur zänkisch, starrsinnig, boshaft. Annettens Vorzüge erfüllten ihr Herz mit Neid und Haſs. Jede Auszeichnung, welche diese von den ältern Nachbarn und Jünglingen des Orts erhielt, muſste sie zu Hause ihrer Schwester durch Miſshandlungen abbüſsen. Es geschah vielmehr, um sie vor diesen zu sichern, als um sie zu versorgen, daſs die gute Mutter, die ihrem Tode täglich entgegensah, ihre Lieblingstochter, Annette, zu einer nahen Verwandten nach Paris schickte.

Diese Verwandte hatte einen Kramladen, in welchem Annette ihr helfen muſste. Aber auch die Bildung ihrer Talente wurde mit Sorgfalt fortgesezt, so sehr die Umstände des Mütterchen es erlaubten. Annette liebte und pflegte sie dafür mit wahrhaft kindlicher Sorgfalt. Auf dem Sterbebette lieſs die gute Frau ihren einzigen Sohn zu sich kommen. „Deine Cousine,“ sagte sie zu ihm, „ist ein wackeres, verständiges Mädchen, und sie versteht meinen Kramhandel so gut, als ich. Daſs du ihre Schönheit bemerkst, hat mir dein Betragen gegen sie öfter gezeigt, als es mir lieb war. Versprich mir, sie zu heirathen, so sterbe ich ruhig; gewiſs, du wirst glücklich mit ihr leben.“ Annette zerfloſs bey diesen Worten in Thränen; auch der junge Mensch weinte herzlich. Sie knieeten neben einander hin, und fügten in der kalten Hand ihrer Mutter ihre Hände in einander. Einige Stunden nachher drückten sie ihr die Augen zu.

9.

Anton war, was man gewöhnlich einen guten Menschen nennt, und eigentlich einen Charakterlosen nennen sollte. Er konnte leicht gerührt werden; aber eben so leicht lieſs er jeden Eindruck wieder verwischen. Jede Vorstellung flöſste ihm gute Vorsätze ein, und jedes tadelnswürdige Beyspiel riſs ihn zur Nachahmung hin. Seine Mutter hatte ihn ein Gewerbe lernen lassen, das mit ihrem Kramhandel in Verbindung stand; aber er vernachlässigte es so sehr, daſs sie gewöhnlich Fremde brauchen muſste. Ganze Tage und Nächte durchschwelgte er mit liederlichen Gesellen. Wenn er zu Hause kam, und seine Mutter ihm ihren Kummer bezeugte, weinte er, und war nun einige Tage lang anhaltend fleiſsig, bis ihn einer seiner Kameraden abrief. Bey Ännetten schien er nur für sie Sinn und Gefühl zu haben; aber er liebkos'te ihr oft so begehrend, daſs sie Mühe hatte, sich seiner Zudringlichkeit zu entwinden. Sobald er sie nicht mehr sah, vergaſs er sie, und warf sich in die Arme der ersten feilen Nymphe, die er antraf. In den kleinen Städten und auf dem Lande werden

Leute dieser Art gewöhnlich sehr rechtliche Menschen; in den groſsen Städten sind sie in der Regel Bösewichte.

Dieser zweydeutigen Eigenschaften ungeachtet, fühlte Annette doch mehr für den schönen jungen Mann, als sie gerade ihrem Vetter und dem Sohne ihrer Wohlthäterin schuldig war. Jezt zeigte er bey der Bahre seiner Mutter eine solche Rührung, so viele gute Entschlüsse; er behandelte Annetten so zärtlich und so ehrerbietig, daſs sie herzliche Liebe für ihn empfand.

Als sie von der Leichenbestattung zurückkamen, und sich nun allein in dem Hause sahen, worin sie bis jezt ihrer guten Mutter so gern gehorchet hatten: — sie standen vor dem Lehnstuhle, auf dem sie zu sitzen pflegte; sie sahen einander an, fielen sich weinend um den Hals, gelobten sich ewige Treue, und redeten den Tag der Trauung ab. In der folgenden Nacht fand Anton Mittel, sich in Annettens Schlafzimmer zu schleichen, und nach einigem Widerstreben gestand das arme Mädchen ihm wirklich zu, was der rechtliche Mann von der erwählten Gefährtin seines Lebens erst als Gatte zu fordern pflegt.

10.

Schon am folgenden Tage ging Anton wieder aus, um sich, wie er sagte, zu zerstreuen. Zwar kam er am Abend nach Hause; aber sein leichtsinniges Benehmen zeigte sehr deutlich, daſs es nur die Freuden der Nacht waren, die ihn zurückgeführt hatten. Sie behielten nicht lange den Reiz der Neuheit; schon in der nächsten Woche wartete die trostlose Annette bey ihrer Arbeit bis zur Mitternacht vergebens auf ihn. Als der Tag kam, der zur Trauung bestimmt war, hatte sie ihn seit zweymal vierundzwanzig Stunden nicht gesehen, und noch zwey Tage vergingen, eh' er sich einfand. Er sah Annetten ganz entstellt von Kummer und Weinen. Er wurde gerührt; er flehte um Verzeihung: ach, die muſste sie ihm wohl zugestehen! Ein neuer Hochzeittag wurde angesetzt, und eben so wenig beobachtet. Endlich verloren auch ihre rührenden Klagen alle Gewalt über ihn, und er beantwortete sie oft mit Schimpfen und Drohen. O, was für Barbaren sind diese guten Menschen oft!

Noch mehr! Anton verschwendete viel Geld; er spielte, und oft verlor er an einem

Abende alles, was Annette seit zwey Wochen in der Kasse ihres Krames gesammelt hatte. Konnte sie ihm nichts mehr geben, so wurde er wild, so wüthete er; ja, eines Tages beschuldigte er sie der Veruntreuung, und schlug sie sogar. Der Abgang im Laden wurde nicht wieder ersetzt, und Annette sah den Tag kommen, da sie ihn aus Mangel an Waaren würde verschliefsen müssen, oder da die Gläubiger es thun würden.

In dieser ängstlichen Lage schrieb sie an ihre Mutter, erzählte ihr aufrichtig — nur das Laster ist schlau genug, sich zu verbergen; die gefallene Unschuld vermag es nicht, auch wenn sie wollte! — ihre Geschichte und ihre Fehltritte. Sie bat um Erlaubnifs, nach L. zurückzukehren, und um etwas Geld dazu. Mit welcher schmerzlichen Sehnsucht sah sie der Antwort entgegen! Viele Wochen vergingen, ohne dafs sie erschien.

11.

Einst zitterte sie, als sie Anton die Strafse herunterkommen sah. Sie hatte den ganzen Tag keinen Sou gelös't, weil sie die meisten

Kunden aus ihrem schon beynahe geleerten Laden unbefriedigt hatte fortschicken müssen. Sie hatte sich am Mittage mit einem Stück trockenen Brotes beholfen, und zitterte vor Antons Wildheit, wenn sie ihm nichts zu geben hätte: aber er grüſste sie freundlich im Eintreten, liebkos'te ihr, und zog sie auf seinen Schooſs. Sie litt es mit jener traurigen Fassung, die aller Hoffnung längst entsagt hat, aber doch nicht muthig genug ist, neue Betheurungen mit der Verachtung zurückzuweisen, die sie verdienen.

„Annette,“ sagte Anton, „du hast mich lange nicht an unsre Hochzeit erinnert; es ist ja wohl einmal Zeit, daſs wir dazu thun.“ Sie warf einen Blick auf ihren schwangern Leib, ohne zu antworten. „Zuerst aber,“ fuhr er fort, „müssen wir unsre Sachen wieder in Ordnung bringen. Ich bin sehr verschwenderisch gewesen; doch will ich mich bessern. Ich weiſs ein Mittel, viel Geld anzuschaffen. Wir wollen unsre Schulden bezahlen,“ — Annette hatte keine gemacht! — „unsern Laden füllen, und uns trauen lassen. Es wird noch alles gut gehen, und wir werden so glücklich seyn, als unsre gute Mutter uns prophezeite.

Annette sah ihm mit einem zweifelnden, kläglichen Blicke ins Auge, und schüttelte traurig den Kopf.

„Höre,“ sagte er weiter; „der Prinz von L. hat dich vor dem Laden gesehen, und mein kleines Nettchen so schön gefunden, als es wirklich ist. Die sanfte Melancholie in diesen groſsen, schwarzen Augen hat ihn gerührt: — kurz, er hat mir durch seinen Kammerdiener, der mein Freund ist, hundert Louisd'or anbieten lassen, wenn du ihn ein Stündchen allein sprechen willst.“

Ungeheuer! rief Annette, indem sie sich von ihm losriſs, und ihm einen Stoſs vor die Brust gab. Mir, deiner Cousine, deiner Braut, die bald Mutter deines Kindes seyn wird, wagst du, einen solchen Antrag zu thun? Geh; ich verabscheue dich! Jezt mag ich nicht deine Frau werden, und sollte ich im Spitale sterben!

Mit diesen Worten stürzte sie hinaus auf ihr Zimmer, wo sie sich verschloſs, und, die Hände ringend, auf einen Stuhl warf. Anton ging trotzig fort, und schlug die Thüre des Ladens zu, daſs das ganze Häuschen bebte.

13.

Am Abend kam er wieder, voll Reue, wie es schien, wenigstens sanft und liebkosend. Annette war still und traurig. Diese Nacht blieb er nach langer Zeit wieder zu Hause. Annette hörte ihn an ihrer Kammerthüre klinken; aber sie hatte sie verriegelt. O, warum unterlieſs sie das je! — Auch den folgenden Tag blieb er zu Hause. Er bat Annetten auf den Knieen ab; er hatte sie nur prüfen wollen; er erkannte jezt die ganze Gröſse ihres Werthes, und war bereit, jedes Schicksal mit ihr zu tragen. Ob sie ihn gleich verachtete, durfte sie doch um ihrer Ehre und ihres Kindes willen nicht unversöhnlich seyn.

Der dritte Tag war ein Fest, an dem ihr Laden verschlossen blieb. Anton forderte sie zu einem Spaziergange auf; sie folgte ihm schweigend. Er führte sie an einen Lustort, und er selbst brachte ihr eine Tasse Schokolade. Kaum hatte sie diese getrunken, als sie sich von einer unnatürlichen Betäubung ergriffen fühlte. Mit sorgsamer Geschäftigkeit führte Anton sie in ein Kabinet, sezte sie auf einen Sofa, und eilte fort, ihr ein Glas Limonade zu bringen. Unmittelbar hernach trat der Prinz von L. herein. Annette hatte kaum Besinnung genug, zu bemerken, was um sie her vorging: wie hätte sie ihm widerstehen können?

In stumpfsinniger Verzweiflung schwankte sie nach Hause: allein; denn Anton kam nicht wieder. Zwey Tage und Nächte brachte sie zu, ohne ihren Laden zu öffnen, ohne sich auszukleiden, ja, fast ohne Nahrung zu sich zu nehmen. In dumpfem Hinbrüten bemerkte sie kaum, ob es Tag oder Nacht sey. Mehr als Eine Krankheit wüthete in ihrem Körper. Auſser der Schwangerschaft, auſser dem Fieber, das der lange Kummer ihr endlich zugezogen hatte, fühlte sie sich noch von einem dritten Übel ergriffen, das sie anfangs nicht kannte, bald aber wohl errathen muſste. Der Prinz hatte es vielleicht in einer ernsthaften affaire du coeur von einer Gräfin oder Marquise erhalten: warum hätte er Bedenken tragen sollen, es in einer avanture fortuite einem kleinen Bürgermädchen wiederzugeben?

13.

Am dritten Tage weckten die Gerichtsdiener Annetten aus ihrer Betäubung. Anton war für seine Schandthat nicht so gut bezahlt worden, als man ihn hatte hoffen lassen, weil, wie der Kammerdiener sich sehr witzig ausdrückte, der Prinz kein Liebhaber davon war, à prendre du gibier mort et entamé. Das Geld hätte kaum hingereicht, die Hälfte von Antons Schulden zu bezahlen. Aus Verzweiflung verspielte er es denselben Abend an jenen Menschen wieder, und nahm am folgenden Morgen Handgeld. Seine Gläubiger eilten, sich des Überrestes von seinem Vermögen zu bemächtigen. Man fragte Annetten, was ihr im Hause gehöre? Stumm deutete sie auf ihren kleinen Kasten nieder. Man trug ihn vor die Thüre, führte sie zu ihm hinaus, und verschloſs das Häuschen.

14.

Ausgestoſsen aus dem Hause, das sie als ihr väterliches anzusehen gewohnt war, und das Fremde jezt hinter ihr verschlossen; krank, ihrer Ehre beraubt, allein in einer ungeheuren Stadt: — hätte sie volle Besinnung gehabt, sie würde in diesem Augenblicke ihr Leben von sich gethan haben, wie eine beschwerliche und unnütze Bürde, nach der man sich nicht umsieht, wenn man sie hingeworfen hat! Aber ihre Brust war gewaltsam beklemmt; ihr Kopf schwindelte. Maschinenmäſsig schwankte sie die Straſse hinauf, in eine Kirche, an einen offenen Beichtstuhl, worin sie sonst zu beichten pflegte. Sie knieete auf der Schwelle desselben nieder, und stützte ihren Kopf an die Lehne, ohne zu bemerken, ob jemand darin sey. Es befand sich in demselben ein Wesen, das auch in Palästen und auf Lehrstühlen der Moral nur selten ist: ein wahrer, edler Mensch!

Der ehrwürdige Greis, der sonst Annettens Beichtvater gewesen war, freuete sich, sie nach langer Zeit einmal wiederzusehen. Als er einige Minuten gewartet hatte, ohne daſs sie sprach, fragte er sie, was ihre Base mache? Ohne aufzusehen, wer sie frage, antwortete sie langsam: „Vor vier Monaten scharrte man sie ein!“ Der Ton ihrer Stimme hatte etwas so furchtbar Kaltes, Hohles, Unnatürliches, daſs der Mönch schauderte.

Indeſs fragte er weiter: Und wie geht es Ihnen jezt? — Ohne aufzublicken, fuhr sie eben so fort; „Man hat mich geschändet, verkauft, mit einer gräſslichen Krankheit angesteckt, und aus dem Hause geſtoſsen.“

Heiliger Gott! rief der Greis, und schlug die Hände zusammen. Er hob ihr den Kopf auf, um ihr in's Gesicht zu sehn. Ihr Auge war stier und trocken; ihr Gesicht kalt und starr; in jedem Zuge Verzweiflung, Wahnsinn, Tod. „Annette!“ rief er; „Mademoiselle Annette!“ und schüttelte sie. Sie fuhr zusammen, sah ein bekanntes Gesicht vor sich, sah inniges Mitleiden darin, und brach in einen Thränenstrom aus, der ihr das Leben rettete.

15.

Der Mönch war arm; man ist das aber nie so sehr, daſs man nicht noch Gutes thun könnte, wenn man den ernstlichen Willen dazu hat. Sobald er Annettens ganze Lage kannte, führte er sie zu einem Wundarzte, der sein Freund war, übergab sie seiner Kur, und ging fort, für ihre Sachen Sorge zu tragen, und von seinem reichern Beichtkin dern das nöthige Geld zur Heilung zu erbitten.

Der Wundarzt lieſs die Kranke zu Bette bringen, und schlug ihr eine Ader; auch seine wackre Frau war äuſserst geschäftig an dem Lager der Unglücklichen, die alles ohne Widerstreben erduldete, und alles hinnahm, ohne zu danken. In wenigen Stunden zeigte sich ein fürchterliches hitziges Fieber. Während des Laufes der Krankheit ward sie von einem todten Kinde entbunden. Endlich besserte es sich mit ihr; und als sie gänzlich wieder hergestellt war, verschaffte ihr der wackere, menschenfreundliche Mönch die Stelle der Ausgeberin in einem Nonnenkloster.

O, laſst uns auch in der Kutte den Bruder nicht verkennen! Laſst uns auch den Fanatismus und seine Diener nicht fanatisch verfolgen! — Weil wir aufgehört haben, gewisse Stände für heilig zu halten: müssen wir deshalb lauter Verworfene in ihnen sehen?

16.

Endlich glaubte Annette Ruhe gefunden zu haben. In Klöstern wohnet sie nicht. Annette stand ihrem Amte mit Treue und Sorgfalt vor; aber man umspähte sie mit jener lebhaften Neugier, welche, auf wenig Gegenstände beschränkt, diese mit immer regem Argwohne bewacht. Man bemerkte bald, daſs Annette viel las, und wuſste bald, daſs es nicht Legenden waren, die sie beschäftigten. Auch die Heloise war unter den wenigen Büchern, die sie in ihrem Kasten gerettet hatte, und die man ihr eines Tages, mit bittern Verweisen, wegnahm. Bald darauf wurde durch einen unglücklichen Zufall bekannt, daſs das Fieber nicht die einzige Krankheit gewesen sey, von welcher der Wundarzt sie geheilet hatte; und nun bestanden die heiligen Schwestern darauf, daſs sie sogleich das Kloster räumen solle.

Annette flehte den Himmel um das Erbarmen an, das sie bey den Menschen vergebens suchte. Ihre wenigen Habseligkeiten hatte sie bald, unter lautem Jammer, zusammengepackt. Eben war sie im Begriff, das Kloster zu verlassen, ohne daſs sie wuſste, wohin sie sich wenden solle, als ihr ein Brief gebracht wurde. Leider erkannte sie sogleich an der Aufschrift, daſs ihn nicht ihre Mutter, sondern ihre Schwester geschrieben hatte.

Diese meldete, daſs ihre Mutter vor einem halben Jahre gestorben sey — sie hatte es nicht der Mühe werth geachtet, Annetten früher davon zu benachrichtigen; — daſs sie nichts nachgelassen habe; daſs sie selbst verheirathet, aber nicht reich genug sey, Annetten zu ernähren. „Damit du aber deinem Schandleben entkommest, und nicht länger deine Familie beschimpfest,“ schrieb sie, „will ich meine Magd entlassen, und du kannst an ihre Stelle treten.“

Welche Aussichten auf Härte, schimpfliche Vorwürfe und Miſshandlungen! Und doch war Annette so unglücklich, daſs sie selbst diese als eine Versorgung betrachten muſste. Sie bebte vor der schrecklichen Zukunft, die ihr bevorstand: aber es war doch eine Art von Daseyn, die ihr angeboten wurde. Für die Gegenwart stand ihr kein Ausweg offen, — sie hätte denn den Selbstmord dafür ansehen müssen. Ihre Äuſserung gegen den Kanonikus scheint zu beweisen, dass sie mit dieser Vorstellung vertraut geworden war.

Indeſs verkaufte sie ein Paar goldne Ringe, die sie noch von ihrer Mutter und Base besaſs, und bestieg den Postwagen, auf dem wir sie fanden.

17.

Annette schloſs ihre jammervolle Geschichte mit einem tiefen Seufzer, und blickte furchtsam auf. Thurneisen hatte den Kopf auf die Brust gesenkt, und seine Brauen tief über die Augen herabgezogen, in denen ein trübes, melancholisches Feuer blitzte. Lille dagegen war in einem Zustande, der sogar Annettens Jammer übertraf. Er rang die Hände mit wilden, verzweiflungsvollen Blicken, und warf sich in seinem Wagenwinkel voll Ungeduld hin und her. Selbst Annette fühlte Drang, ihn zu trösten. Sie öffnete die Lippen: — was konnte sie sagen? Sie sank zurück, und weinte still. Allmählig schien er sich zu beruhigen. Er drückte sich in die Ecke, und schlug den Mantel vor sein Gesicht. Den ganzen übrigen Weg machte man schweigend; nur leise Seufzer wurden gewechselt.

Als man im Wirthshause zu Paraclet abgestiegen war, trat Lille plötzlich zu Annetten, und faſste ihre Hand. „Nein, armes, unglückliches, sanftes Geschöpf! Du sollst nicht zu deiner Schwester, zu unnatürlichen Menschen, die deinen Jammer nicht verstehen, deren Härte dich tödten würde! Die ganze übrige Welt scheint dir verschlossen; ich weiſs aber noch ein Haus, das eine Freystätte des Unglücklichen ist, und worin du als ein heiliges Opfer des Schicksals behandelt werden wirst. Ich kenne eine Frau, deren Seelengröſse sie über jedes Vorurtheil erhebt, die dich liebevoll aufnehmen, und mit zärtlicher Sorgfalt deine Thränen trocknen wird!“

Er ging fort, an seine Freundin zu schreiben. Noch einmal: ich wünsche dem Publikum Glück! Es wird einst diesen Brief lesen, vielleicht das Beredteste, was jemals der begeisterte Dolmetscher aller edeln Gefühle niederschrieb; es wird den groſsen Unglücklichen für fremdes Elend rechten sehen, wie sonst nirgends, und wie er für sich selbst nie zu sprechen vermochte.

Er erzählt Annettens Schicksale; er fordert Dank von seiner Freundin für die Huldigung, daſs er ihr diese Unglückliche zuweise. Er schlieſst: „Ein solches Geschick legt der Himmel nur den Herzen auf, die er zur erhabensten Tugend veredeln will. Eine Seele, die durch solche Lagen gehen konnte, ohne herabgewürdigt zu werden, ist vollendet, und des Höchsten werth, was die Erde bieten kann. Ich lege ihr Schicksal in Ihre Hände, und bin darüber beruhigt. — Sie suchten eine Freundin, die würdig wäre, Ihre Sorgfalt für Ihre Kinder mit Ihnen zu theilen. Wollen Sie eine, die mit wahrhaft mütterlicher Treue über sie wachen, sie zu jeder Vollkommenheit des Herzens bilden wird? Nehmen Sie dies seltne, vom Geschick geprüfte, geläuterte, vollendete Wesen aus meinen Händen an.“

18.

Voll bescheidenen Bewuſstseyns einer guten That, wallfahrteten Lille und sein Freund an Heloisens Grab. Annette fuhr mit dem Reisegelde, das Thurneisen ihr vorschoſs, nach . . ., wo Lille'ns Freundin sich damals aufhielt. Sie ging in das Haus derselben, schickte ihr den Brief hinein, und erwartete zitternd im Vorzimmer die Entscheidung ihres künftigen Schicksals. Sie muſste lange warten; denn der Brief war nicht kurz, und die edle Frau brauchte Zeit, sich von der Rührung zu erholen, in die er sie versetzte.

Endlich geht die Flügelthür auf. Eine edle, hohe weibliche Gestalt tritt heraus, und kommt mit offenen Armen auf Annetten zu. Kommen Sie, meine Freundin, kommen Sie an mein Herz, und vergessen Sie jede Ungerechtigkeit des Schicksals! Sie wären mir willkommen und heilig, auch wenn es nicht Rousseau wäre, der Sie mir empfiehlt. Aber Sie sollen sehen, daſs ich die unglückliche Tugend zu ehren weiſs, und daſs ich Rousseau's Zutrauen verdiene.

„Wie?“ rief Annette; Rousseau ist es, der groſse Rousseau selbst, der mich von der Verzweiflung rettet?“ Sie schwankte so sehr, daſs Mylady Howard kaum Zeit behielt, ihr einen Armstuhl hinzurücken, in den sie niedersank.

II.

Rousseau, der Rächer der Unschuld.

1.

Es gab eine Zeit, da die Engländer in den Romanen ihrer Nachbarn immer die edlen Rollen spielten; selbst Rousseau huldigte ihnen durch seinen Lord Bomston. Das mag eine Kleinigkeit scheinen; aber es ist das ehrenvolleste Zeugniſs, das je eine Nation erhalten hat. Die Britten verdienten es. Bis weit über die Hälfte unsers Jahrhunderts waren gerader fester Sinn, vorurtheilsfreye Denkungsart, kraftvolles Selbstgefühl und Groſsmuth die hervorstechendsten Züge ihres Charakters. Jezt, sagt man, sey kaum noch eine Spur derselben zu erkennen. Der furchtbare Mann, der die Freyheit Groſsbritanniens aufopferte, um seinen vorübergehenden Despotismus unbeschränkt zu machen, und der durch seine ehrsüchtigen Plane einen Abgrund grub, in den der unglückliche Staat ohne Rettung hinabstürzen wird; — der Furchtbare habe noch unendlich mehr als das, er habe die Depravation seines Volkes verschuldet. — Die Nachwelt wird es rächen. Ist jene Anklage wahr *), so sezt sie dereinst einen verabscheuten Namen mehr auf jene schreckliche Liste, auf der die Pisistrate und Catilina's prangen; und der Geschichtschreiber wird wieder einmal, indem er die Thaten eines groſsen Mannes niederschreibt, mit Thränen des Unwillens hinzufügen müssen: „der Thron seiner Gröſse ruht auf dem Nacken seines Volkes. Den Beweis seiner Kraft giebt die Entwürdigung seiner Brüder! Bewundert ihn mit Entsetzen!"

Es giebt keinen empörendern Anblick, als eine sinkende Nation. Ich wende den Blick mit bitterm Schmerz.

---

*) Sie ist es nicht, — setze ich jezt nach reiferer Erkenntniſs hinzu. Pitt selbst ward von dem Drange der Umstände hingerissen: nur verzögern konnte er den Gang der Nation dem Abgrund entgegen — und das that er mit der Kraft eines groſsen Mannes.

2.

Jeden Zug, den man einst in dem Brittischen Charakter ehrte, vereinigte der junge Eduard Jackson in dem seinigen. Er war edelmüthig, ernsten, hellen Geistes, vorzüglich von fester Selbstständigkeit, und voll glühender Liebe zur Freyheit. Sein Vater, ein Landgeistlicher, der nur ein sehr mäſsiges Einkommen besaſs, hatte selbst an Eduards Bildung gearbeitet. Er hatte sich bestrebt, seinen Verstand durch jede nützliche Kenntniſs zu entwickeln, aber noch ungleich mehr Sorgfalt darauf gewendet, die Keime jener Kraft, die den wahren Mann macht, — selbst und bestimmt wollen zu können, was Herz und Überlegung für recht erklären: nicht vor einem fremden Willen sich zu beugen, wenn er Unrecht gebietet, und nicht durch kleinliche Rücksichten und Eigennutz den einmal gefaſsten muthigen Entschluſs wieder lähmen zu lassen, — die Keime dieser Kraft, sage ich, in der Seele des Knaben ungeknickt zu erhalten. „Setze dich in den Stand,“ sagte er auch oft zu ihm, „die Gaben des Glückes selber gewinnen, oder entbehren zu können, so werden sie dich nicht verderben, wenn sie dir zufallen, und ihr Mangel wird dich nicht unglücklich machen. Du wirst ein freyer Mann seyn, wie auch das Schicksal über dich walten mag.“

Eduard hatte die Lehren seines weisen Vaters wohl gefaſst, und benutzte sie. Ob sie gleich — wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn man eine jugendliche Seele mit den Maximen des späten Alters nährt, — seinem Geiste einen etwas romantischen Schwung gegeben hatten, so war der Jüngling doch, als er im achtzehnten Jahre in die Handlung seines Oheims zu London trat, ein viel festeres, selbstständigeres Wesen, als gewöhnliche Männer im vierzigsten zu seyn pflegen. Sein immer gleiches, gefälliges Betragen, sein strenger Fleiſs, sein offner Kopf machten ihn bald zum Lieblinge des ganzen Hauses. Sein Oheim war stolz auf ihn, und freute sich heimlich über die Aussicht, wie glücklich einst seine einzige Tochter durch ihn werden würde: denn es war sein Lieblingsplan, ihn durch eine Heirath mit derselben zu seinem Erben zu machen. Eduard ahnete nichts davon. Das junge, etwas coquette Frauenzimmer lieſs ihn gleichgültig, und er ging, ohne Plane, unbefangen seinen rechtlichen Weg vor sich hin.

5.

Er mochte etwa vier und zwanzig Jahre alt seyn, als ihn ein Geschäft in die Wohnung einer armen Wittwe führte, die mit ihrer Tochter von dem Ertrage ihrer Arbeiten lebte. Er sah diese Tochter: nie hatte er eine edlere und reizendere Gestalt gesehen! — Und der unerkünstelte Ausdruck schüchterner Jungfräulichkeit, der über Milly's ganzer Person verbreitet war und jede ihrer Bewegungen begleitete, machte ihre Reize unwiderstehlich. Er redete sie an, und erstaunte über den richtigen Verstand und das innige Gefühl, die aus jeder ihrer leise und furchtsam gesagten Antworten sprachen. Sinnend über die neuen Empfindungen, die das Mädchen in ihm erweckt hatte, ging er endlich fort; doch schon am folgenden Tage erneuerte er seinen Besuch. Nach einem ununterbrochnen Umgange von vier Monaten, war ihm Milly unendlich reizender und hochachtungswerther, als am ersten Tage. Er hatte ihr nie gesagt, daſs er sie liebe; aber die Sehnsucht, mit der sie ihn immer erwartete, und die offene, zutrauliche Zärtlichkeit, mit der sie ihn behandelte, verriethen, daſs sie seine Empfindungen kenne, und sie erwiedere. Er fühlte, daſs er mit ihr, und nur mit ihr, glücklich leben würde: ganz unbefangen ging er also zu seinem Oheim, ihm das zu sagen, und ihn um seine Einwilligung zu der Heirath zu bitten.

4.

Der alte Kaufmann erstaunte über seines Neffen Einfall. Er stellte ihm die Armuth des Mädchens vor, und die seinige; er erinnerte ihn an die Hindernisse, die eine so frühe Heirath seinem Glücke in den Weg legen würde; — er schloſs ihn endlich mit Rührung in seine Arme, rief ihm die Liebe und das Zutranen ins Gedächtniſs, die er ihm bis jezt erwiesen habe, und sagte ihm unverhohlen, er habe gehofft, seiner Tochter in ihm einen Gatten zu geben, der sie glücklich machen würde. Eduard wurde hierdurch gerührt. Er dankte seinem Oheim mit der herzlichsten Wärme für seine gütigen Absichten, blieb aber fest dabey: er liebe

Milly, habe sich um ihr Herz beworben; und sey also schuldig, sie nicht zu täuschen.

Nach tausend vergeblichen Vorstellungen gerieth der Alte endlich in Zorn darüber, daſs der Jüngling seine Güte verschmähte. Geh hin, undankbarer Thor! sagte er; thue, was du für gut findest! Aber wenn du darauf bestehst, dich an die Bettlerin zu hängen, so lasse dies das letzte Mal seyn, daſs ich dich sehe, und räume noch heute mein Haus!

Eduard ging. Er war nicht undankbar; er fühlte tief, welche Ergebenheit er seinem wohlwollenden Oheime schuldig sey, aber auch, daſs keine Wohlthaten jemand berechtigen können, von Andern das Opfer ihres Glückes oder gar ihrer Rechtschaffenheit zu fordern. Sein Entschluſs war bald gefaſst. „Mein Oheim verläſst mich?“ sagte er zu sich selbst. „Und was denn mehr? Bin ich nicht jung und gesund? Hab' ich nicht so viel gelernt, daſs ich mich und meine Milly ernähren kann? Auch mein Oheim hat sich ja aus der Armuth empor gearbeitet. Es wäre feige und lächerlich, wenn ich nicht eben das zu versuchen wagte, wenn ich der Sorge für mein tägliches Brot das aufopfern wollte, was das Glück meines Lebens ausmachen wird; es wäre schändlich, wenn ich um des Geldes willen ein Mädchen verlieſse, um dessen Liebe ich mich bewarb, und das mir sie schenkte.“

5.

Indeſs fühlte er doch, als er eben im Begriff war, das Haus seines Oheims zu verlassen, daſs es vernünftig und schicklich sey, Milly vorher förmlich um ihre Hand zu bitten. Er ging zu ihr. Sie saſs an dem Krankenlager ihrer Mutter, die einen Anfall vom Schlagflusse gehabt hatte. Bey diesen Umständen lieſs sich nicht von Liebe sprechen. Er theilte Milly's Sorgfalt für die Sterbende drey Tage lang, und arbeitete indessen an der Ausführung des Planes, den er sich entworfen hatte. Es fiel ihm nicht ein, daran zu zweifeln, ob Milly Entschlossenheit genug haben würde, jede Lage mit ihm zu theilen; und da sein Entwurf unvermuthet schnell gelang, so eilte er zu ihr, um endlich seine entscheidende Anfrage zu thun. Er fand sie in halbwahnsinnigem Schmerze: so eben war ihre Mutter verschieden. Als er hereintrat, fiel sie sprachlos an seine Brust. „Was würde jezt aus mir, wenn Sie nicht mein Freund wären!“ Das waren die ersten Worte, die sie nach einer halben Stunde zu sagen vermochte.

Eduards Entschluſs forderte Eil. Auf die Bahre der Mutter gelehnt, und Milly, die sich an seine Schulter stüzte, im Arme haltend, sagte er ihr: „Liebe Milly! Sie haben mich bis jezt vielleicht für reich gehalten. Ich bin arm. Ich lebte in dèm Hause eines Verwandten. Ein Zwist mit ihm hat mich bewogen, mich von ihm zu trennen. In wenigen Tagen verlass' ich England. Lieben Sie mich genug, um mit mir zu gehen?“ — Um die Welt folge ich Ihnen! flüsterte sie erröthend, indem sie ihr nasses Gesicht an seiner Brust verbarg, und ihre schönen Arme um ihn schlang.

Milly wurde beym Worte genommen. Eduard hatte einen Posten im Dienst der Ostindischen Compagnie erhalten, und sollte in acht Tagen abreisen. Den Tag nach der Beerdigung wurden sie getraut, und bald waren sie eingeschifft.

6.

Arm in Arm standen sie am Fenster der Cajüte, als sich die Küste Groſsbritanniens, wie ein weiſses Wölkchen, das hinter den Horizont hinabsinkt, aus ihren Augen verlor. Sie sahen sich mit einer schmerzlichen Rührung an; sie umschlossen sich fest und innig: aber sie gelobten sich keine ewige Zärtlichkeit, keine unerschütterliche Treue. Wie sie den ganzen Roman der zärtlichen Gefühle durchgespielt, ohne das Wort „Liebe" auszusprechen, hatten sie im Herzen das Gelübde der Treue bis in den Tod abgelegt, ohne sich selbst eines Entschlusses bewuſst zu seyn, oder von einander ein Wort darüber zu erwarten.

Ihre Fahrt ging mit geschwellten Segeln fort. Hatten sie Stürme auszustehn, Beschwerden zu ertragen, Gefahren zu überwinden? Ich weiſs das alles nicht; aber ihre Reise war glücklich: sie geschah im Arm der Liebe.

7.

Bey seiner Ankunft zu Calcutta erhielt Eduard einen unbedeutenden Posten in der Kriegskanzeley. Er lebte mit seiner Milly äuſserst still und unbemerkt. Von der schwelgerischen, sultanischen Lebensweise, die den Europäern dort eigen ist, hielt sie eben sowohl ihr Verstand und ihr Herz, als ihr geringes Einkommen zurück. Seine Redlichkeit verbot ihm, es auf die leider nur zu übliche Weise zu vergröſsern; aber Milly's Wirthlichkeit wuſste viel aus Wenigem zu machen: sie ersparte sogar. Mit den üppigen Weibern der andern Beamten hatte sie fast gar keinen Umgang. Sie bewohnte ein Landhäuschen vor der Stadt, und schöpfte ihre Freuden aus dem Genusse der schönen Indischen Natur, welche ihr durch Neuheit doppelt reizend war; und wenn sie Unterhaltung wünschte, besuchte sie einige Banianen Frauen, die in der Nachbarschaft wohnten, und mit denen sie sich bald verstehen lernte.

In eben dem Verhältnisse lebte Eduard mit seinen Nebenbeamten. Still und pünktlich that er seine Geschäfte, und sobald sie vollendet waren, eilte er zu dem Hüttchen zurück, das in seinem reizenden Weibe alles umschloſs, was die Erde Kostbares für ihn hatte. Die übrigen Beamten suchten ihn anfangs an sich zu ziehen: da aber seine Verschlossenheit sie zurückstieſs, so nannten sie ihn einen Grillenfänger; da sie seine einfache Lebensart bemerkten, so fingen sie an, ihn zu verachten. Bald war nur noch dann von ihm die Rede, wenn man zu irgend einem wichtigen Geschäfte einen Mann von groſser Geschicklichkeit und strenger Treue bedurfte. Der Glückliche, wenn es immer so geblieben wäre! Er bemerkte die Vernachlässigungen nicht; denn was waren ihm Reichthum und Ehrenstellen, wenn er seine Milly im Arme hielt!

8.

Man weiſs, daſs der hohe Kriegermuth, dessen Besitzer wir Helden zu nennen pflegen, sehr oft im Grunde nur unempfindliche Rohheit ist, die, von Leidenschaften getrieben, ohne Hinderniſs und Gefahr zu achten, auf ihr Ziel stürzt. Man weiſs, daſs niemand leichter von der Herrschermacht berauscht wird, und sie wilder miſsbraucht, als wer zum Gehorchen geboren schien, und sich mit seinem Schwerte zur Herrscherstelle hinaufwürgte. Man weiſs endlich, daſs ein Brittischer Generalguvernör in Ostindien mit noch viel unbeschränkterer Gewalt despotisirt, als die Nabobs, die er unterjocht und entthront. Brauche ich noch etwas hinzu zu setzen, um Lord C** zu charakterisiren, der im elften Jahre seines Alters zum Scherz auf der Regentraufe einer Thurmspitze ritt, sich vom Schreiber zum Feldherrn und Pair emporkämpfte, und zum dritten Male als General en Chef und Guvernör nach Calcutta geschickt ward, um die verfallenden Angelegenheiten der Compagnie mit Strenge und Nachdruck in Ordnung zu bringen? — Doch ja! Denn das geht noch nicht aus dem Gesagten hervor, daſs er keinen Begriff von einer andern Ehre hatte, als die mit dem Degen gewonnen wird; daſs er mit stumpfsinniger Thierheit nach Wollüsten lechzte; daſs er weibliche Tugend für die lächerlichste aller Chimären hielt, und daſs ihn seine finstre Melancholie, die Folge seiner Ausschweifungen, die Menschen im Allgemeinen verachten lehrte.

Auf einem Spazierritte vor der Stadt sah er eine reizende Europäerin an der Thür eines kleinen Landhäuschens stehen. Ihre schlanke, edle Gestalt, der Liebreiz ihres schönen Gesichtes, zog die Aufmerksamkeit des wollüstigen Tyrannen auf sich. Ohne sie nur zu grüfsen, hielt er an, und betrachtete sie mit der finstern Gier, mit der ein Tiger das Reh hüpfen sieht, welches bald unter seinen Zähnen verbluten soll. Die junge Frau erröthete, und ging in ihr Haus zurück. Er befahl seinem Kammerdiener, Erkundigungen einzuziehen, und sezte seinen Weg fort. Der Kuppler brachte bald die Nachricht, dafs es die Gattin eines vor nicht langer Zeit aus Europa angekommenen Unterbeamten sey, der aus Dürftigkeit enge und einsam zu leben scheine. Er bekam sogleich einen neuen Auftrag.

9.

Am zweyten Morgen nachher war Eduard kaum zu seinen Geschäften in die Stadt gegangen, als der Kammerdiener des Lords Milly in ihrem Gärtchen überraschte. „Er bitte um Verzeihung wegen seiner Zudringlichkeit, hoffe aber gewiſs, die gute Botschaft, die er bringe, werde sie entschuldigen." — Und nun nach wenigen Umschweifen entdeckte er, mit der rücksichtlosen Unverschämtheit, welche Kupplern höchster Machthaber eigenthümlich ist, der erröthenden Frau: Se. Herrlichkeit selbst sey der vornehme Mann gewesen, den ihr Anblick vor einigen Tagen so entzückt habe. Se. Herrlichkeit wünsche die nähere Bekanntschaft einer so reizenden Frau zu machen, und zu erfahren, worin Sie ihr dienen könnte. Fürs erste bitte der Lord sie um die Gefälligkeit, sich die Summe von hundert Pfund, als ein Unterpfand des Wohlwollens, aus dem Palaste abzuholen. — „Oder," setzte der Nichtswürdige mit vertraulichem Winken hinzu, „wäre es Ihnen gelegener, daſs Se. Herrlichkeit selbst Ihnen die Summe überbrächte?"

Milly ward blaſs vor Unwillen über diesen erniedrigenden Antrag, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Indeſs faſste sie sich bald. Sie dankte für die Aufmerksamkeit des Lordguvernörs. Ihr Mann, sagte sie, sey zwar nicht reich; doch lange sein Einkommen hin, sie Beide gut zu erhalten.

Sie würde — setzte sie mit einer Miene hinzu, die drohen sollte, aber ihrem lieblichen Gesichte viel zu sanft gelang, um das errathen zu lassen, — ihn von der gütigen Gesinnung Sr. Herrlichkeit benachrichtigen, damit er sie zu verdienen suche.“

Der Kuppler lächelte ein wenig spöttisch bey der letzten Äuſserung; indeſs lobte er ihre Gewissenhaftigkeit, und empfahl sich mit vielen Complimenten.

10.

Milly hatte ihn schrecken wollen: — das Täubchen suchte bey dem Täuber Schutz vor dem Geier, und — lieferte diesem eine doppelte Beute aus. Der Kuppler war so weit entfernt, jenen Sinn ihrer Äuſserung nur zu ahnen, daſs er dem Lord die Nachricht brachte: sie habe ihn wegen der Bedingungen an ihren Mann gewiesen. „Das Weib ist schlau!“ rief C** mit einem menschenfeindlichen Lachen aus. „Wir wollen indeſs den Contrakt billig zu machen suchen.“ Es erging sogleich der Befehl an Eduard, sich bey dem Statthalter einzustellen.

Er kam voll Erstaunen, daſs er die Aufmerksamkeit des obersten Befehlshabers erregt habe, und voll froher Erwartungen. Sobald ihn der Kammerdiener angemeldet hatte, wurde er vorgelassen. Der Lord saſs allein im Cabinette, und hieſs ihn mit erzwungener Freundlichkeit willkommen. Er erkundigte sich nach seinem Posten, seinen Geschäften, seinem Vermögen. Als er hörte, daſs dieses sehr beschränkt sey, sagte er vornehm lächelnd: „nun, das wird sich bald ändern. Sie besitzen einen Schatz, und sind zu verständig, ihren Freunden die Theilnahme daran zu verweigern.“ Eduard erstaunte. „Sie haben eine Frau; auf mein Wort, eine sehr reizende Frau!“ —

Mylord, rief Jackson, blaſs vor Zorn; meine Ehre ist unbescholten! —

„Still, mein Kind!“ fuhr Lord C** fort. „Ihre Frau hat mich mit meinem Antrage an Sie gewiesen. Ich liebe die Weitläuftigkeiten nicht. Sie ziehn in meinen Palast, und ich werde so für Sie sorgen, daſs Sie zufrieden seyn sollen.“ Bey diesen Worten stand er voll Selbstgefühl auf, und ging mit groſsen Schritten auf und ab.

Fast eine Minute verfloſs, ehe Jackson

Worte fand. Endlich sagte er mit einer Fassung, die ihm die äuſserſte Anstrengung kostete: Mylord, der Orden, den Sie tragen, die Würde, die Sie verwalten, sichert Sie vor der Antwort, die Sie verdienen. Wissen Sie aber, daſs ich ein Mann von Ehre bin, und jeden Angriff auf die Tugend meiner Frau werde zu rächen wissen!

Mit diesen Worten wollt' er das Zimmer verlassen; der Lord hielt ihn aber beym Arme zurück, maſs ihn mit blitzenden Augen, und fragte ihn endlich höhnisch: „Ernst, Knabe, oder Scherz?"

Schändlicher! schrie Jackson, indem er sich losriſs. Laſs mich gehn, ehe ich mich an dir vergreife!

Er stürzte hinaus. Lord C** rief aber seinen Bedienten im Vorsaale zu: trotz seinem Widerstreben wurde Jackson in das Cabinet zurückgeführt. Der Kammerdiener blieb darin; die andern Bedienten lauschten im Saale.

Der Lord ging einige Minuten auf und ab, indeſs Jackson trotzig schweigend an der Thüre stand. Endlich trat C** mit einem Blicke, der das höchste Gefühl seiner Obermacht ausdrückte, vor ihn hin, und sagte:

„Junger Thor, du haſt vergeſsen, daſs du in meiner Gewalt biſt, daſs es nur von mir abhängt, dir deine Frau ohne Umſtände zu nehmen, und dich im Kerker verſchmachten zu laſsen, oder mit Schande beladen fortzujagen. — Wähle! Du ziehſt in den Palaſt als erſter Sekretair des Gouvernements, und benimmſt dich vernünftig; oder . . .

Tyranniſches Ungeheuer! ſchrie Jackſon, indem er den Lord an der Bruſt faſste: das Leben kannſt du mir nehmen; aber . . . —

Er konnte nicht vollenden. Der Kammerdiener fiel ihn an; die Bedienten ſtürzten herein, und überwältigten ihn. Er ward als ein Majeſtätsverbrecher gefeſselt, und auf die Hauptwache geſchleppt, mit dem ſtrengen Befehle, daſs niemand ihm ein Wort ſagen, oder ihn anhören ſolle.

11.

Milly saſs während deſsen in einer Laube ihres Gärtchens, bey einem kleinen Mahle, das ſie nicht eher anrühren mochte, als bis ihr geliebter Eduard zurückgekehrt wäre. Sie hatte mit unruhig klopfendem Herzen überlegt, ob ſie ihm das Anſinnen des Guvernörs erzählen solle oder nicht. Aus Furcht, sein feuriges Ehrgefühl möchte ihn zu einer Übereilung hinreiſsen, und in der Hoffnung, ihre Antwort werde die ganze Sache geendet haben, hatte sie beschlossen, zu schweigen. Sie bemühte sich, alle Spuren des Verdrusses oder des Schreckens aus ihrem Gesichte zu verwischen, und trat eben zum achtenmal in die Hausthür — „Kommt mein Eduard noch nicht?" —: da erschien der Kammerdiener mit einem Palankin. Sie erbebte bey seinem Anblicke. Er meldete ihr: der Lordguvernör verlange sie zu sprechen; wenn sie sich nicht gutwillig hinbegeben wolle, habe er Befehl, Gewalt zu brauchen. Die Arme berief sich auf ihren Mann. „Der Bösewicht liegt schon in Ketten," war die harte Antwort. Sie sank ohnmächtig nieder und ward so in den Palankin gehoben. Selbst als man sie in das Cabinet des Lords hinauftrug, hatte sie noch nicht volle Besinnung wieder erlangt.

12.

Als sie sich endlich erholt hatte, fand sie sich auf einem Sofa, und sah den Lord neben sich sitzen. Das trübe Feuer thierischer Begierde brannte in seinen Augen, die er auf ihren entblöſsten Busen heftete, indeſs er unruhig mit seiner Dose spielte.

Wo ist mein Mann? rief sie heftig, und wollte aufspringen. „Ruhig, schöne Frau!“ sagte der Lord, indem er einen Arm um sie schlang, sie zurückzog, und eine Liebkosung versuchte. — Mein Mann! mein Mann! schrie sie, stieſs ihn gewaltsam zurück, und sprang wieder auf.

In rohen Seelen gränzen keine Empfindungen näher an einander, als Wollust und Grausamkeit; gereizte Begierde geht in ihnen sehr schnell in wilden Zorn über. Dein Mann, sagte Lord C**, liegt in Ketten, thörichtes Weib! Er hat Hand an mich gelegt, mich ermorden wollen. In einer Viertelstunde lass' ich ihn vor deinen Augen erschieſsen, wenn du nicht sogleich, hier auf der Stelle, mein Verlangen befriedigst.

„Mein Mann! mein Mann!“ schrie Milly halb wahnsinnig, und versuchte die Thür zu öffnen, die verschlossen war. Lord C** zog seine Uhr aus der Tasche. Sieh! sagte er, indem er sie auf den Tisch legte; eine Viertelstunde hast du Bedenkzeit, dann ist dein Mann ohne Rettung verloren. Mit diesen Worten öffnete er die Thür, schleuderte die unglückliche Frau, die ihm folgen wollte, zurück, und ging fort.

Milly jammerte und schrie; umsonst! Es stieg ein Gedanke in ihrer Seele auf; sie eilte an das Fenster. Da stand ihr Mann auf dem Hofe, mit gesenktem, von innerer Wuth entstelltem Gesichte; um ihn her Soldaten, die sich zum Anschlagen bereiteten. C** hatte sie durch diesen Anblick erschüttern wollen. — „Eduard! mein Eduard!“ rief Milly, und lag, indem er aufblickte, mit zerschmettertem Kopfe vor seinen Füſsen. —

15.

— Rousseau war zu ** eben beschäftigt, die Ausbeute zu ordnen, die ihm eine botanische Excursion gewährt hatte. Er fühlte sich so glücklich in dieser Beschäftigung, bey der er die Bosheit seiner Feinde vergessen konnte! Die erhabensten Gedanken und Empfindungen knüpften sich in seinem Geiste an die Freude, ein seltnes Pflänzchen, oder ein solches gefunden zu haben, das irgend eine glückliche Jugendscene vor sein Gedächtniſs rief. Er pflegte dabey so heiter zu seyn; seine Phantasie schuf nur lachende Bilder, und sein Herz klopfte stärker bey der Erinnerung so mancher von ihm Geliebten, die schon der Rasen deckte. — Plötzlich geht die Thür auf, und, ohne angeklopft zu haben, tritt ein fremder Mann mit dem Hut auf dem Kopfe herein, geht auf ihn zu, und fragt mit Ungestüm in gebrochenem Französisch: Sind Sie Rousseau?

Rousseau erschrak, und alles Miſstrauen, an dem sein so oft, so schmerzhaft verwundetes Herz litt, erwachte. Er warf einen flüchtigen, aber genau prüfenden Blick auf den Fremden, dessen Äuſseres höchst vernachlässiget, obgleich nicht ärmlich war: sein dunkles Haar hing ihm lang in den Nacken und über die Stirn herab; in seinen Blicken lag eine tiefe, finstre Melancholie. Seine Bewegungen waren leidenschaftlich lebhaft; alles an ihm schien zu rufen: sehet da einen Menschen, den das Schicksal bis zum Wahnsinn beugte!

Mit etwas zitternder Stimme antwortete der Genfer Weise: Ich heiſse Rousseau, mein Herr.

„Sind Sie," fuhr der Fremde mit steigender Heftigkeit fort, „sind Sie der Verfasser der Heloise und des Emil?“

Ja, mein Herr! sagte Rousseau, mit einer verzweifelnden Fassung, die sich auf das Ärgste bereitete; aber . . .

„So erbarmen Sie sich meiner!“ schrie der Fremde, und stürzte vor ihm aufs Knie, und hob die gefalteten Hände zu ihm empor. „Vor Richterstühlen und Thronen hab' ich vergebens Gerechtigkeit gesucht. Sachwalter der Tugend, ich fodre von Dir, was mir die lasterhaften Menschen versagten: Gerechtigkeit, Rache an einem Bösewicht, der meine Gattin ermordet, und mich wahnsinnig gemacht hat!“ —

Rousseau's Entsetzen und Mitleid, die ausbrechende Verzweiflung des Fremden, die Ermattung, in die er zulezt sank — Nein wahrlich, ich versuche es nicht, diese Scene zu mahlen. —

14.

— „Meine Gattin, meine angebetete Milly, die mit zerschmettertem Kopfe vor mir auf dem Steinpflaster lag, war der lezte Gedanke, dessen ich mich entsinne. — Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einer elenden Hütte auf einem Binsenlager, und zwey Indier saſsen neben mir. Sie sahen sich mit groſsen Augen an, als ich sie fragte, wo ich sey? Ich wollte mich aufrichten; doch ich fühlte mich kraftlos, und bemerkte, daſs meine Arme gebunden waren. Ich fragte aufs neue; ihre Antwort war mir unverständlich, und ich sank wieder in die vorige Betäubung. Nach einiger Zeit fühlte ich, daſs jemand meine Hand ergriff. Ich schlug die Augen auf. Ein Wundarzt, ein sehr edler Mann, und vormals mein einziger Freund, stand vor mir, und untersuchte meinen Puls. Wo bin ich, Sir? fragte ich; warum bin ich gebunden? Er bat mich, ruhig zu seyn, und befahl, mir die Banden abzunehmen. Aus den nächstfolgenden Tagen erinnere ich mich nur einzelner Stunden: allmählig kehrte aber bleibenderes Bewuſstseyn zurück; und da ich mich ziemlich erholt zu haben schien, erfuhr ich denn — der sorgsame Menschenfreund glaubte mit Recht, alles, was ich ohnehin erfahren muſste, würde mich bey meiner gegenwärtigen Erschöpfung weniger erschüttern, als späterhin; — ich erfuhr: seit jenem schrecklichen Tage sey ein halbes

Jahr verflossen, während dessen ich bald in Raserey, bald in stumpfem Blödsinn gelegen habe; der Lord sey durch den Anblick der Leiche erschüttert worden; er habe sie in mein Landhaus zurücktragen, mich ihr nachführen, und den Wundarzt hinausschicken lassen. Milly sey am folgenden Tage begraben worden, und jedermann habe von dem Wahnsinnigen gesprochen, der den Lord ermorden wollen, und von seiner Frau, die sich zum Fenster hinausgestürzt, weil es ihr nicht gelungen sey, ihn loszubitten. In wenig Tagen habe man alles vergessen. Mein Amt sey einem Andern gegeben worden, und um mich habe sich sonst niemand bekümmert, als der edle Wundarzt. Dieser hatte von einem Bedienten den wahren Zusammenhang erfahren, mich in die Hütte gebracht, und unermüdet an meiner Heilung gearbeitet."

15.

„Das Alles hörte ich mit dumpfer Fassung an. Ich selbst schien mir fremd, und meine Geschichte däuchte mir eine Fabel, die kaum meine Neugier reizte. Milly's Bild schwebte meiner Seele nur dunkel und gleichgültig vor, und ich lebte in der armseligen Hütte unter meinen Indiern fast noch eine Woche lang, ohne daſs mir einfiel, es solle eigentlich etwas um mich her anders seyn, als es wirklich war. Nur zuweilen, als sich die Kräfte meiner zerrütteten Maschine wiederfanden, schnitt die Erinnerung an einen Umstand aus meinem vorigen Leben, an einen Vorzug meiner ermordeten Gattin, an eine Liebkosung, die ich von ihr erhalten hatte, brennend durch meine Seele, und verursachte mir einen Schmerz, bey dem ich unwillkührlich aufschrie. Das war aber nur für einen Augenblick; nur ein Blitz, der in finstrer Mitternacht einen blutigen Leichenhügel sichtbar macht, und sogleich wieder erlischt. Ich sank immer wieder in meine wohlthätige Apathie."

16.

„Indeſs kamen diese hellen Augenblicke mit jedem Tage häufiger; und einst, da ich nach einem langen erquickenden Schlaf erwachte, folgten Blitze auf Blitze, und lieſsen immer einen andern Theil von jenem grausenvollen Gemählde meiner Schicksale ins Licht treten, das nur mein Stumpfſinn mir bis jezt verschleiert hatte. In stummer Angst stand ich auf, wankte, die Hände ringend, aus der Hütte, und ging immer weiter und weiter, ohne Absicht und Wahrnehmung. Plötzlich stand ich vor einem Gebäude, das mir bekannt schien. Ich sah es an, rieb mir die Stirn, besann mich: — es war mein ehemaliges Landhaus."

„Mit diesem Erkennen stürzte die ganze Last meines Elends auf meine Seele. Ich stieſs ein fürchterliches Geschrey aus, warf mich auf den Boden, wühlte den Rasen mit meinen Händen auf: ich wollte mich durchwühlen, bis zu der Leiche meiner Milly."

„In diesem Zustande fanden mich der Wundarzt und meine Wärter. Es kam ein neuer Anfall von Raserey; aber noch an demselben Tage verging er, und ich sank in eine verzweiflungsvolle Stille, in der ich über Mord brütete."

17.

„Eines Tages, als mein Wohlthäter mich lange getröstet hatte, und voll Zufriedenheit über die Fassung, mit der ich ihm antwortete, eben fortgehen wollte, riſs ich ihn noch an der Thüre zurück, fiel vor ihm nieder, und flehte ihn an, mir einen Dolch oder irgend ein Gewehr zu geben, das ich dem Bösewicht oder mir selbst ins Herz stoſsen könnte.“

„Er sagte mir, Lord C** sey schon vor zwey Monaten nach Europa zurückgekehrt. Das beruhigte mich plötzlich. Die Idee, ihm zu folgen, die Gesetze gegen ihn aufzurufen, ihn auf dem Schafotte büſsen zu sehen, bemächtigte sich meiner ganzen Seele. Jezt dachte ich sogar daran, meine zerrütteten Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Der Menschenfreund, der mein Leben rettete, hatte auch für mein geringes Vermögen gesorgt, und verschaffte mir sogar die Auszahlung meines rückständigen Gehaltes. Mit diesem und dem Wenigen, was ich aus dem Verkauf meiner Sachen lösete, ging ich auf das erste Schiff, das nach Europa segelte.“

„Als ich zu meinem Retter kam, um Abschied von ihm zu nehmen, schloſs er mich weinend in seine Arme, lieſs mich los, sah mich starr an, und umarmte mich aufs neue. Er schien mit einem wichtigen Entschlusse zu ringen. „Ich begehe vielleicht eine entsetzliche Thorheit,“ sagte er; „aber ich kann mich nicht entschlieſsen, einen solchen Raub an Ihnen zu verüben. Hier, Unglücklicher! dies Heiligthum gehört Dir!“ — Er gab mir ein groſses Glas in die Hand, umarmte mich noch einmal, und führte mich an die Thür. Es war, — schrie Jackson, und schlug sich mit der geballten Faust an die Stirn — es war Milly's Herz! —“

18.

Es dauerte lange, ehe Jackson im Stande war, fortzufahren, oder Rousseau, zu hören.

Gleich bey seiner Ankunft in London hatte er eine Klage erheben wollen. Die Rechtsgelehrten, die er um Rath fragte, zeigten ihm, daſs er nichts ausrichten würde. Wo waren die Beweise, die er geben, die Zeugen, die er aufstellen muſste? Ja, welches war die strafbare Handlung, die der Lord begangen hatte? Welches Gesetz verbietet, einem Ehemann Vorschläge zu thun? Iacksons Gefangennehmung war die Folge seines gewaltthätigen Angriffs auf den Lord. Milly hatte sich selbst getödtet.

Iackson ging zu den Ministern; er warf sich dem Könige zu Füſsen. Ohne Richterspruch konnten sie ja in dem damals noch so glücklichen England keine Strafe verhängen; — und hätten sie es vermocht: welche durften sie sich nur versucht fühlen, dem Sieger bey Plassey aufzulegen: dem Eroberer dreyer Reiche, der erst vor kurzer Zeit mit Sieg und Ruhm aus einem andern Welttheile zurückgekehrt war, und auf die glänzendsten Belohnungen Anspruch machte? ihm, den selbst das Parlament späterhin, als er wegen Erpressungen angeklagt wurde, ohne Untersuchung mit der Erklärung entlieſs: „er habe dem Staate groſse Dienste geleistet!“ Man wies Jackson, als einen halb Wahnsinnigen, überall mit Unwillen zurück.

Er war auf dem Wege, völlig wahnsinnig zu werden, und hätte vielleicht einen Meuchelmord begangen, wenn sich sein Oheim nicht seiner angenommen, und ihn gezwungen hätte, zur Zerstreuung eine Reise durch Frankreich, die Schweiz und Italien zu machen. Überall begleitete ihn seine Reliquie und das Jammerbild seines Geschickes. Er kam in die Gegend von Rousseau's Wohnorte; der Name des groſsen Mannes erreichte ihn. — Er fiel bey Endigung seiner Geschichte aufs neue mit dem Jammerruf: „Gerechtigkeit! Rache!“ vor ihm nieder.

19.

Rousseau sah ihn tief erschüttert eine Weile an. Endlich sagte er langsam und leise: „Ich bin ein armer, kranker, unglücklicher Mann, ohne Freunde und Verbindungen. Meine Zeitgenossen verkennen, hassen, verfolgen mich. Was kann ich für Sie thun? — Ich will,“ sezte er mit blitzenden Augen und heftiger Stimme hinzu, „ein Brandmahl auf die Stirn des Bösewichts drücken, zu dem die Tyrannen aller künftigen Zeitalter mit Grauen empor sehen sollen!“

Jackson gab ihm seine Adresse. Als Rousseau vierzehn Tage später an ihn schrieb, um die nähere Bestimmung eines Umstandes zu erfahren, meldete ihm sein Correspondent zurück: Man wisse nichts weiter von einem Jackson, als daſs man in der Aar einen Leichnam gefunden habe, auf dessen Brust ein verwaschenes Gemählde mit der Unterschrift „Milly Jackson“ geweſen sey. — Das Elend des Armen hatte geendet. —

20.

Rousseau hatte Jacksons Geschichte mit der rührendsten Gewalt der Beredsamkeit niedergeschrieben, als eine Bedenklichkeit bey ihm aufstieg. Ihm schien ihre Wahrheit nicht zweifelhaft: der Wahnsinn des Unglücklichen selbst, war das furchtbarste Document; — aber bey einem Angriffe, der einen hochgefeyerten Helden zum verabscheuungswürdigen Bösewicht herabsetzen sollte, würde die Welt mit Recht andre Beweise, als die Aussage eines melancholischen Selbstmörders, gefodert haben. — Er legte die Erzählung zu den Papieren, die erst nach seinem Tode erscheinen sollten.

Sie hatte schon Jahre gelegen, als er erfuhr, dafs Lord C** zu Montpellier sey. Auch Lady Howard, dieselbe Freundin, in deren Haus Rousseau Annetten wider die Stürme des Schicksals barg, war dort. Er schickte ihr eine Copie seiner Schrift. „Ein Ungeheuer, das den Namen Mensch entehrt," schrieb er in einem beyliegenden Briefe, „wagt es, die Luft zu verpesten, in der Sie athmen. Senden Sie dem Lord C** die beyliegende Schrift, und deuten Sie ihm an, daſs er sogleich Montpellier, daſs er Frankreich verlassen solle, oder daſs ich ihn ohne Verzug dem Abscheu der Welt übergeben werde, den er verdient."

Dieser Schritt hatte Folgen, die Jacksons Aussage rechtfertigten. Lord C** kehrte sogleich nach England zurück, und versuchte noch einige Zeit, durch Ausschweifungen der gröbsten und der feinsten Art, die Furien des Gewissens zu verscheuchen, die ihn überall mit geschwungener Geiſsel verfolgten. Er fand kein Mittel dazu, als selbst zu thun, was eigentlich der Blutrichter hätte thun sollen. Wahrscheinlich standen Milly's und Jacksons Geister in dem Augenblicke vor ihm, da er das Pistol abdrückte, das sein Gehirn zerschmetterte.

Der Getröstete.

Ein Mährchen.

Voll Verzweiflung stürzte Ibrahim aus seinem Hause, in welchem die schöne Gulpeneh, seine geliebte Gattin, mit dem Tode rang. „Erbarmen, groſser Prophet, schrie er, Erbarmen mit deinem treuesten Anhänger! Lehre mich den geschicktesten Arzt finden! Ich werde wahnsinnig, wenn Gulpeneh stirbt.“ Mahomet muſs eben bey sehr gutmüthiger Laune gewesen seyn, denn indem Ibrahim so sprach, fiel ihm — ein Ring auf die Nase. Er fing ihn auf, er steckte ihn an den Finger, und eine vernehmliche Stimme sprach, nicht zu den

Ohren seines Körpers, sondern zu seiner Seele: „So lange du den Ring trägst, wird dir nichts Verstecktes verborgen bleiben, wird dir auch das Unkörperliche sichtbar seyn.“ Was kümmerte das Ibrahim? Voll Angst und Wehmuth eilte er fort zu dem berühmtesten Arzte Bagdads. Welch Entsetzen! So wie er in die Gasse desselben trat, sah er ein groſses Gewimmel von grauen Geistern, die ihm zurück winkten, — zurück! Ibrahim erkannte die Seelen zweyer seiner Freunde unter ihnen, die der weise Abu Mira in der Kur gehabt, und verstand nun freylich wohl, was das Winken bedeute. Voll Bestürzung wendete er sich zu der Wohnung eines andern Arztes, aber auch vor dieser warnte eine obwohl kleinere Heerschaar von Geistern, so wie vor der Thüre des dritten, vierten, — zwanzigsten Arztes, und zwar, je gröſser die Zahl der Warnenden, desto berühmter der Mann, — denn desto mehr Erben priesen ihn. Endlich entdeckt Ibrahim eine Hausthür, an der nur ein Seelchen, ein einziges ganz kleines, auf der Schwelle steht und warnt. Entzückt stürmt er hinein, wirft sich vor dem Besitzer fast auf die Kniee und ruft: Erhabner Weiser, der Ruhm deiner Gelehrsamkeit und deiner Wunderkuren — „du beschämst mich, antwortet der noch sehr junge Arzt mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit; mein Ruhm kann noch nicht sehr bedeutend seyn; ich hab' erst heute Morgen den Doktorhut erhalten, und nur noch einen einzigen Patienten gehabt, den Säugling meiner Schwester.“ — Ebrahim wankte muthlos, ohne Arzt und ohne Hoffnung nach Hause. „Wie unsicher ist der Besitz aller Seligkeiten dieses Lebens!“ seufzt er, indem er die Schlafzimmerthüre seiner noch immer mit dem Tode ringenden Gulpenech öffnet. Da nun aber der Ring die Eigenschaft hatte, alles Verborgene zu offenbaren, und zu den in diesem Zimmer verborgenen Dingen auch ein Liebhaber gehörte, den die schöne Gulpenech hereingelassen hatte, so bald ihr Gatte entfernt war, so — fuhr Ibrahim in seiner Betrachtung fort, wie folget: — „Doch giebt es unter den Gütern dieser Erde auch sehr wenige, die es verdienen, daſs man ängstlich darnach hasche, wenn sie uns entfallen wollen.“ —

Männerstolz vor Fürstenthronen.

(Geschrieben im Jahr 1799.)

„Wiegt' Mann den Mann im Felde auf, warum nicht auch im Cabinette? warum nicht überall?“ fragt Yorik. Das ist eine eitle, müſsige Frage! „Weil sie nicht gleich sind. Sie sind es nicht einmal im Felde.“ Wichtiger wäre wohl die Frage: Warum unterliegt so oft der Stärkere dem Schwächeren? Warum spielt — um meinem Gegenstande mit einem Schritte nahe zu treten — der Mann von Kopf, dem Manne von Würden, der nichts weiter ist, gegenüber, oft eine so untergeordnete Rolle? Laſst es uns nur gestehen! Tyrannen despotisiren, nicht weil sie stark, sondern weil die Unterdrückten feige sind. Rang und Reichthum imponiren, nicht weil sie etwas Erhabnes, nein, weil die Ranglosen und Unbegüterten lüstern sind. —

Teutsche Gelehrte! Warum man immer noch so wenig auf eure Meinung giebt? warum die Wissenschaften noch an so manchen Höfen nur als Modespielwerk, und, die sie üben, als lustige Räthe betrachtet werden, oder doch als unterthänige Diener, die ein Wink erhebt oder vernichtet? — Ja, wenn euch nicht nach sinnlosen Titeln gelüstete, und nach Pensionen! — „Aber man muſs doch leben!" — Glaubt ihr im Ernste, daſs man eurer entbehren könne? vorausgesezt, daſs ihr wirklichen Werth habt. — Das Amt, das euch erhält, giebt euch, wer eurer bedarf: daran laſst euch genügen, und habt euch selbst nicht feil für Babiolen und Überfluſs. — Es ist mit den Männern von Talent, wie mit den Weibern: die sich anbietet, dient; nur die sich suchen läſst, wird geachtet.

Beyspiele von festem Selbstgefühl, von Uneigennützigkeit und Muth, verfehlen nie ihre Wirkung; sie sind aber nicht so häufig, daſs die Mittheilung der folgenden Anekdote überflüſsig wäre. —

Engel, — Teutschland verehrt ihn mit Recht, wegen seines Scharfsinnes und Witzes, der Klarheit und correkten Eleganz seines Styls, seiner Gelehrsamkeit und seines geraden Charakters, — hatte vor einigen und dreyſsig Jahren eben angefangen; durch seine ersten Schriften groſses Aufsehen zu machen, als er von Leipzig aus eine Reise nach Gotha machte.

Der damalige Herzog Ernst, der wissenschaftliche Bildung erhalten hatte, lud ihn an seinen Hof, und fand bald so groſses Wohlgefallen an dem feinen, witzigen Kopfe, daſs er ihn täglich sehen wollte, und ihm völlig freien, selbst unangemeldeten Zutritt erlaubte. Es versteht sich, daſs Minister und Höflinge wetteifernd das Beyspiel ihres Durchlauchtigen Herrn befolgten.

Diese Behandlung, die Stadt selbst, ihre Lage, und ihr für die damalige Zeit sehr gutes Theater, bewogen unsern Reisenden, seinen Besuch auf mehrere Wochen auszudehnen. — Den Directeur des Theaters kannte er schon seit längerer Zeit, und schäzte ihn, als einen rechtschaffenen, bescheidenen Mann: er nahm also aufrichtig Theil daran, als sich dieser durch die geringe Einnahme gezwungen sah, einen andern Aufenthalt zu suchen. Er versprach ihm sogar, ihm bey den Ministern des Dresdner Hofes, die er persönlich kannte, ein Privilegium zu bewirken, doch mit der Bedingung, daſs der Herzog in die Entfernung der

Gesellschaft willige. Der Directeur fragte an; Engel selber that es, und Beide erhielten mündlich die freundliche Antwort: Se. Durchlaucht hätten nichts dawider, daſs Seiler mit seiner Gesellschaft einen vortheilhaftern Ort suchte, und wünschten ihm Glück. Wohlgemuth reiseten Beide nach Dresden, und kamen in vierzehn Tagen mit dem gewünschten Privilegium zurück. Wie erstaunten sie aber, als man ihnen gleich bey ihrer Ankunft die Nachricht brachte, der Fürst habe alle vorzüglichern Glieder der Gesellschaft für seine Rechnung engagirt, um ein Hoftheater zu bilden.

Seiler sah sich durch diese Maſsregel, bey der damals groſsen Seltenheit leidlicher Schauspieler, an den Bettelstab gebracht, und wankte betäubt umher, ohne Muth, nur eine Vorstellung zu wagen. Nicht so Engel. Er lehnte ohne Umschweife alle Einladungen ab, an den Hof zu kommen, sprach laut und heftig über die Treulosigkeit, mit der man seinen Freund behandelt habe, und sezte jedem Höflinge, der ihm in den Weg kam, die begangene Ungerechtigkeit so nachdrücklich, aber zugleich in so vorsichtig gewählten Ausdrücken, aus einander, daſs seine Worte mit ihrem ganzen Gewichte auffielen, ohne Injurie zu werden.

Man kann denken, daſs alles dem Herzog sehr vergröſsert hinterbracht wurde: aber was sollte er thun? Engel aus der Stadt verweisen, oder ihn gar arretiren lassen? Das erlaubte die Humanität des Herzogs nicht. — „Und was würde das Publikum dazu sagen?“ dachten die Höflinge. Ihm sein Urtheil abkaufen? Wenn der Unbiegsame nur nicht gleich nach jenem Vorgange alle Unterhandlungen über einen Posten, den man ihm antrug, abgebrochen hätte! — Man schickte mehrere Hofbeamten nach einander an ihn ab, um ihn zu besänftigen: jeder kehrte mit einer energischeren Erklärung zurück; und wenn er gleich pflichtmäſsigst seinem Herrn nicht vorenthielt, was diesem zugefallen war, so verschwieg er doch sorgfältig die eigene Ausbeute seiner Sendung.

Der Herzog war auſser sich, vorzüglich als er hörte, Engel bereite sich zur Abreise, um nun in Leipzig, dachte er, das Publikum zum Richter zu machen, und das Aufsehen zu erregen, welches er so sehr fürchtete. Sein erster Minister, ein alter, schlauköpfiger Geschäftsmann, sprach ihm Muth ein, und übernahm es, Engel entweder zu gewinnen, oder zu überzeugen, oder — zu schrecken. Es erging eine äuſserst verbindliche Einladung an ihn, sich bey dem Herrn von Z** einzufinden. Hier ist ihre Unterredung, wie mein verehrter Freund selbst sie mir erzählt hat.

Herr v. Z. (mit einer herablassenden Miene, als Engel hereintritt) „Ich freue mich auſserordentlich, Herr Magister, Sie wiederzusehn. Verzeihen Sie, daſs ich Sie nicht stehend empfange; aber Sie wissen ja — (indem er auf den Pelzsack deutete, worin seine podagrischen Fuſse steckten) Haben Sie doch die Gewogenheit, einen Stuhl zu nehmen."

Engel sezte sich. Nach den ersten unbedeutenden Reden fuhr der Minister fort:

„Sie sind ein talentvoller, vortrefflicher Mann. Se. Durchlaucht schätzen Sie aufrichtig, und wir Alle, der ganze Hof thut es. Sie können dem Herzog einen Dienst leisten, für den er Ihnen sehr verbunden seyn wird."

Engel. Se. Durchlaucht haben mir so viele Beweise Ihrer Gnade gegeben, daſs mir jede Gelegenheit, meine Erkenntlichkeit zu bezeigen, sehr willkommen seyn muſs.

Herr v. Z. „Sie sind ein edler Mann. Aber stellen Sie sich nur vor, da ist der Directeur Seiler: der Mensch soll ein gewaltiges Geschrey darüber machen, daſs Illustrissimus sich eine eigene Hoſtruppe halten wollen. Ist der Kerl wahnsinnig?“

Engel. Verzeihen Ew. Excellenz, daſs ich Ihnen widerspreche. Seiler ist ein sehr furchtsamer, stiller Mann: er weint wohl über sein Unglück; aber er klagt nicht einmal laut.

Herr v. Z. „Ich sage Ihnen, ich weiſs es gewiſs: der Mensch schimpft und tobt.

Engel. Ich bedaure, Sie falsch benachrichtigt zu sehn. Ich spreche ihn täglich, und kann ihm das Zeugniſs geben, daſs er nie ein heftiges Wort über die Sache gesagt hat.

Herr v. Z. „Ich sage Ihnen noch einmal: es ist gewiſs, ganz gewiſs! Er schimpft und schäumt. (Stolz) Man könnte ihm wohl leicht den Mund stopfen; aber Se. Durchlaucht wollen nun einmal nicht Strenge brauchen. (Sanft) Sie sind sein Freund: bedeuten Sie ihn doch, daſs er schweige, und lehren Sie ihn, daſs Se. Durchlaucht thun können, was Sie wollen.“

Engel. Ob ich gleich Seiler nie schimpfen hörte, so will ich Ihrem Befehle doch gehorchen, und ihm rathen, es nicht zu thun. Die zweyte Hälfte Ihres Auftrages muſs ich mir aber verbitten. Die Meinung Ihrer Excellenz über diesen Punkt ist nicht die meinige.

Herr v. Z. „Was? Glauben Sie, daſs es Sr. Durchlaucht nicht freystehe, sich eine eigne Komödiantentruppe zu halten?“

Engel. Davon kann nicht die Frage seyn. Wären Sie oder ich reich genug dazu, so könnten wir es auch. Nur das steht Sr. Durchlaucht nicht frey, Seilers Truppe zu engagiren, da sie ihm gehört, und da der Herzog versprochen hatte, sie gehen zu lassen.

Herr v. Z. „Und was sollte Se. Durchlaucht abhalten, Ihr Wort zurückzunehmen?“

Engel. Ein Reichsgesetz zwar nicht; aber das Gesetz der Moral.

Herr v. Z. (Lauernd) „Wie? Glauben Sie, daſs Se. Durchlaucht unmoralisch handeln?“

Engel. Nein; denn ich bin überzeugt, daſs Sie bey besserem Bedenken dem armen

Seiler seine Truppe, von der er lebt, wiedergeben werden.

Herr v. Z. „Das glaub' ich nicht."

Engel. So thut es mir leid, daſs Sie weniger gut von Ihrem Herrn denken, als ich. Ich halte den Herzog für einen sehr moralischen Mann.

Herr v. Z. (Etwas betroffen, aber mit einem listigen Blick) „Was nennen Sie moralisch?"

Engel. Es giebt, nach meinen Begriffen, drey Stufen in der Moralität. Die erste ist Gerechtigkeit, und besteht darin, daſs man vorsetzlich niemanden raubt, was ihm gehört. Nur ein niedriger Verleumder könnte einen Zweifel erregen wollen, daſs Se. Durchlaucht immer auf dieser Stufe standen. Sie hätten Seilers Truppe gewiſs nicht engagirt, wenn Sie sie für das, was sie ist, für das Eigenthum des Mannes, ansähen. Die zweyte ist Billigkeit, und besteht darin, daſs man selbst erregte Erwartungen befriedigt, und Andern auch das nicht nimmt, was man allenfalls mit einigem Rechte glaubt nehmen zu können, vorzüglich, wenn sie dabey zu Grunde gehen müſsten. Diese Stufe werden Se. Durchlaucht gewiſs schon von selbst besteigen, besonders wenn Sie sich Ihres Versprechens erinnern. Die dritte Stufe ist Grofsmuth. Ein so edler Fürst wird auch von dieser nicht zurückbleiben. Ich bin überzeugt, Se. Durchlaucht werden, — sollte es auch (lächelnd) erst auf die Vorstellungen Ew. Excellenz geschehen, den armen Seiler bey seiner Abreise durch ein Geschenk für die gehabte Angst entschädigen.

Herr v. Z. (Glühend vor Ärger) „Wer giebt Innen das Recht, so zu sprechen?“

Engel. Sie, Herr Geheimer Rath; denn Sie fragten mich.

Herr v. Z. (Nach einer Pause, hämisch, und mit dem vornehmsten Tone) „Was meinen Sie, Herr Magister, soll ich Sr. Durchlaucht das alles so wieder erzählen, was Sie da gesagt haben?“

Engel. (Steht lebhaft auf, und geht an den Tisch des Ministers) Ich halte Se. Durchlaucht für einen edeln und aufgeklärten Fürsten, der Verstand und Stärke genug besizt, wohlgemeinte Wahrheiten ohne Zorn zu hören, und dem, der sie sagte, Dank dafür zu wissen. Irre ich mich nicht, so wird es mich freuen, wenn Sie Sr. Durchlaucht unser Gespräch mittheilen; glauben Sie aber, dafs ich mich irre, so bitte ich Sie, es nicht zu thun.

Herr v. Z (Verwirrt) „O, ganz gewiſs! Se. Durchlaucht sind ein weiser und groſsmüthiger Herr! Sie haben nichts zu fürchten.“

Engel. Das glaube ich auch, und so empfehle ich mich Ihnen gehorsamst.

Am folgenden Tage wartete Engel dem Fürsten auf, um Abschied zu nehmen. Er wurde mit ernster Verschlossenheit empfangen und entlassen. Am nächstfolgenden Tage aber ward die ganze Schauspielergesellschaft auf das Schloſs beschieden, und, bis auf Ekhof, ihres Wortes entbunden. Der gerettete Seiler ging fröhlich mit ihr nach Dresden ab.

Der Vorgang macht unstreitig dem edeln Engel sehr viel Ehre, aber gewiſs dem damals noch jungen Fürsten nicht weniger. Wohl dem Lande, dessen Beherrscher Einsicht und Ehrgefühl genug hat, die Stimme des öffentlichen Rufes zu achten, Weisheit genug, auch die kühn gesagte Wahrheit nicht zu verkennen, und so warme Liebe zur

Gerechtigkeit, daſs er ihr ohne Bedenken seine Lieblingswünsche aufopfert! Wohl dem Fürsten, der, wenn er im Begriff ist zu fehlen, auf einen so muthigen und rechtschaffenen Mann stöſst, wie sich Engel hier und überall zeigte.

Der
Arzt auf dem Balle.

Eine Nessel

Ermüdet vom Tanzen, warf sich ein junger Mann auf einem Balle in einen leerstehenden Sessel. Zufällig hatte den nächsten ein ehrbarer Greis, ein eifriger Lobredner der Vorzeit, eingenommen. Bald entspann sich ein Gespräch zwischen ihnen. — „Es ist doch unausstehlich, sagte der Greis, zu welcher Schamlosigkeit die gegenwärtige leichte Mode unsre jungen Mädchen und Weiber verführt. Sehn sie einmal die durchsichtigen Gewänder: fast bleibt kein Geheimniſs mehr für den glücklichen Bräutigam oder Gatten zu entschleyern übrig. Sollten die jungen Weiberchen von der Frechheit, allen alles zu verrathen, wohl sehr weit bis zu dem Laster haben, vielen alles zu überlassen?" Sie sehen zu finster! erwiederte der Jüngling. Nur das Verbotene beleidigt die Sitten, und nur das Bewuſstseyn ein Gesetz überschritten zu haben, macht die Weiber leichtfertig. Das allgemein Gebräuchliche machen sie mit, ohne etwas Übels dabey zu denken, folglich ohne Nachtheil ihrer Tugend. In der Türkey handelt ein Frauenzimmer schon unzüchtig und schamlos, wenn sie nur ihr Gesicht sehen läſst; in Sparta tanzten die unschuldigen Mädchen auf freyem Markt in zerschlitzten Gewändern, die vorsätzlich darnach eingerichtet waren, alle ihre Reize zu verrathen; und doch waren die Sitten nirgends züchtiger, als in dem alten Lazedämon. Aber wie kommen wir hier zu diesem ernsthaften Gespräch? Sehen Sie den Saal hinunter! Giebt es einen entzückendern Anblick, als dieses Gewimmel von Graziengestalten, mit zwar verschleyerten, aber verrathenen Umrissen! Denken Sie sich dagegen alle diese reizenden Göttinnen der Freude in lange, dichte Stoffkleider mit handdicken Falten, vergraben, — denken Sie sich einen Ballsaal aus Ihrer Jugend mit Gestalten gefüllt, in denen ein Wust von übergehängten Gewändern, kaum noch eine menschliche, geschweige eine schöne Bildung vermuthen lieſs, und gestehen Sie offen, ob er nicht ein Grabgewölbe voll vermummter Gespenster war? — wenn wir ihn mit dem vergleichen, der vor unsern Blicken so bezaubernd glänzt.

Was mich betrift, sagte ein Arzt, der sich zu ihnen gefunden hatte, sehr ernsthaft, mir scheint die verrätherische Tracht der Weiber so heilsam und nützlich für das allgemeine Wohl, daſs sie von Seiten der Polizey anbefohlen werden sollte, wenn sie nicht ohnehin schon herrschte. Wer jezt mit einer kranken, oder doch zur Krankheit prädisponirten Braut betrogen wird, hat sich es selbst zuzuschreiben. Mit ein wenig Physiologie und Anatomie, kann man auf so einem Balle eine förmliche Gesundheitsrevüe anstellen. Zum Beyspiel — (eben ging ein schlankes, reizendes Mädchen vorüber,) der Hals und die Schultern dieses jungen Frauenzimmers verrathen alle mögliche Anlagen zur Hektik. Es müſste mit einem Wunder zugehn, wenn sie sie nicht im ersten Wochenbette bekäme: — also: gare le coeur! oder vielmehr la main! — Die Art, wie jene schmachtende Blondine den Kopf trägt, und — — deutet auf chronische Krankheiten der verdrieſslichsten Art. — Auf diese Weise fuhr er fort zu deuteln, und hatte schon sechsmahl aus verschiedenen Ursachen sein „gare la main!“ wiederholt, als ein siebentes Mädchen mit blitzenden, braunen Augen und vollen Wangen, lächelnd und mit dem Finger drohend auf ihn zukam. „Diese aber, fuhr er fort, ist kerngesund; um diese siebente würde ich jeden meiner Freunde dringend anrathen zu werben, — wäre sie nicht meine eigne Braut!“ — Er sprang auf, und bewies seine Angabe durch einen innigen Kuſs.

Herder und Engel.

(Gedruckt im Freimüthigen 1804 bey Gelegenheit zweyer Bildnisse. Das Portrait Herders, von dem hier gesprochen wird, ist von Bury gemalt, und von C. Müller gestochen. Es verbindet Kunstwerth, mit dem Verdienst der sprechendsten Ähnlichkeit. Das Bildniſs Engels ist von Weitsch gemalt, und von Freidhoff geschabt. Auch dieses Blatt hat schöne künstlerische Vollendung, und ist sprechend treu.)

— Ja, so sah er aus, der unsterbliche Herder, der menschenfreundliche Weise, der eben so viel Genialität des Herzens, als des Geistes besaſs! Diese männlich-schönen Züge waren es, die durch ihren hohen Adel, durch ihre imponirende, und doch zugleich liebevoll-gewinnende Würde, die Erhabenheit, die Kraft, und die unerschöpfliche Güte seiner Seele verkündeten. Zu diesen Zügen sah man mit freudiger Verehrung auf, wenn er in den kleinen Gesellschaftszirkel trat, der sich oft in seinem Hause versammlete. Mit welcher leichten, frohen Unbefangenheit gab er sich jeder Wendung hin, welche die Unterhaltung nahm! Und welchen groſsen Charakter wuſste er ihr gleichwohl zu verleihen, durch die Blitze des Genies, die er mitten im Scherzen und Lachen versendete. Nie verlieſs man seinen Zirkel, ohne Geist und Herz erweitert, veredelt zu fühlen, und mit Enthusiasmus an die genossenen Stunden zurück zu denken.

An diesen Zügen wird aber auch in der Folgezeit jeder Deutsche mit Bewunderung hangen, der es weiſs, der im Stande ist, es ganz zu fassen, was Herder seiner Nation war. Wie mannigfaltige Fächer des menschlichen Wissens umfaſste sein Riesengeist! Und jedes, mit dem er sich beschäftigte, erleuchtete sein Blick; für jedes stellte er neue Ansichten auf, in jedem machte er wichtige Entdeckungen. Der Dichter und der Philosoph, der Alterthums- und der Seelenforscher, der Theolog und der Politiker, wie der Sprachgrübler und der Kunstrichter, lernten aus seinen Schriften für die erhabensten

Zwecke ihres Geschäftes, lernten es höher ehren, es edler üben. Denn von ihm galt in vollem Maaſse, was Pope von Homer sagt: „Was sein Blick bestralte, ward Gold.“ Wie viel von dem, was in den lezten dreyſsig Jahren der Stolz unsrer Literatur ward, ist Frucht der Saat, die er, der rüstige Säemann, streute, der rasch und unverdrossen durch alle Fächer des Wissens und der Kunst hinwandelte. Hundert leuchtende Flammen, die in andern Geistern aufblitzten und wohlthätig leuchteten und wärmten, gingen aus den Funken auf, die Herder hinein geworfen hatte. —

Um Herders Bildniſs zu einem ästhetisch-schönen Kunstwerk zu machen, hatte der Künstler nicht nöthig, es zu idealisiren. Er durfte nur treu seyn: denn die Gesichtszüge Herders entsprechen der Erhabenheit und Gröſse seines Geistes.

— Einen eben so lebhaften Eindruck, obwohl ganz verschiedner Art, macht **Engels Portrait**. Der scharfblickende, witzige und geschmackvolle Philosoph und Redner, sizt auf einem Lehnstuhl, und lächelt den Beschauer mit jener geistvollen Miene an, die beym ersten Blick den Charakter seiner Unterhaltung verkündigte. Durch ihren Reiz fesselte der Hagestolz noch in seinem Alter oft junge und flüchtige Weiber an seinen Lehnstuhl, verscheuchte von der Stirne seiner Freunde in wenig Minuten jede Wolke des Unmuths, — und aus ihrem Geist die eingewurzeltesten Vorurtheile.

Engel besaſs nicht Herders Genie, aber einen kräftigen, sonnenhellen Verstand, und glänzende Rednertalente. Er hat eigentlich nicht, wie Herder, das Gebiet des Wissens erweitert, aber er hat es mit Glück und hohem Verdienst kultivirt. Er hat nicht neue Wahrheiten entdeckt, aber sehr viel verkannte in ihr wahres Licht gesezt und sie so vorgetragen, daſs sie, indem er nur nach Evidenz für sie zu streben schien, den einnehmendsten Reiz gewannen. Er war nächst Lessing unstreitig der scharfsinnigste Kunstrichter, den Deutschland hervorgebracht hat, und vielleicht hätte er seinen Freund übertroffen, wenn er je die Kritik mit so viel

Eifer geübt hätte, als jener. Seine Mimik ist längst und mit unstreitigem Recht als ein klassisches Werk anerkannt worden, und seinem Lorenz Stark — dem Romane, mit welchem dieser Philosoph beynah im sechszigsten Jahre, seine schriftstellerische Laufbahn schloſs, — gebührt in jeder Rücksicht dieselbe Benennung. Seine Lobrede auf Friedrich den Zweyten ist hochberühmt, und sein Philosoph für die Welt und sein Fürstenspiegel enthalten Aufsätze von hinreiſsender Beredsamkeit; auch möchte er wohl überhaupt der vollendeteste Meister der Deutschen Prosa seiner Zeit gewesen seyn.

Im persönlichen Umgange gewann er zuerst durch seinen Witz. Eine Menge seiner treffenden Einfälle sind durch tausendfaches Nacherzählen und durch den Druck verbreitet, und manches seiner Bonsmots ist fast zum Sprichwort geworden. Bey näherer Bekanntschaft aber lernte man bald seinen Charakter noch viel höher schätzen, als das Glänzende und die nie zu störende Gegenwart seines Geistes. Was er für recht und wahr erkannt hatte, dessen Rechtmäſsigkeit und Wahrheit hätte er, wenn es nothwendig gewesen wäre, auch mit seinem Tode besiegelt. Er sah mit derselben unbefangenen, muthigen Miene in das zürnende Auge eines Grofsen, der sein Schicksal in der Gewalt hatte, mit welcher er dem Kleinen, Schwachen, Hülfsbedürftigen die Hand reichte, um ihn aufzurichten. Seine Freunde konnten daher mit eben der Bestimmtheit — und oft viel sicherer, — auf ihn rechnen, als auf sich selbst.

Herders Genie war ein Adler, der der Sonne entgegenstürmte, den aber sein Weg dabey zuweilen durch Wolken trug. Engel hingegen — ein Beobachter, der auf der Erde hinwandelnd, den Stand des grofsen Weltkörpers berechnet, und den Flug des Adlers dazu, dem aber Flügel fehlen, sich wie der Adler, in die höhern Lüfte zu erheben.

Merkwürdig ist es, dafs diese beiden ausgezeichneten Männer einander als Schriftsteller nie gewogen waren. Engel sprach immer von Herder mit sehr warmer Hochachtung, aber als ich ihm einst ein neu erschienenes

Werk desselben zu senden versprach: „Nein,“ rief er aus; Herder ist Ossians majestätischer Geist von Loda, der in Nebeln dahinzieht. Ich mag ihn nicht beschwören: ich brauche Sonnenschein. Erzählen Sie mir das Vortreffliche, das gewiſs in dem Buche steht.“ — Herder wiederum erwies, wenn man von Engel zu ihm redete, ihm eben so volle Gerechtigkeit: „doch, sagte er einmal zu mir, lesen mag ich ihn nicht. Recht hat er immer; aber ich weiſs bey der dritten Seite schon, was er auf der zwanzigsten schön und bündig beweisen wird. Mir ist es nur um die Wahrheit zu thun; ich kann sie nicht schnell und nackt genug erhalten, und Engel giebt sie durchaus nicht eher heraus, als bis er ihr ein Kopfzeug aufgesezt hat.“

So muſsten sie einander wohl beurtheilen. Denn Herdern wurden die Wahrheiten von seinem Genie, ohne Grübeln, gleichsam offenbart; daher stellte er sie auf, wie sie ihm erschienen waren, in üppig-poetischen, zuweilen dunkeln Bildern, und zwar immer nur Resultate, ohne die Schlüsse die zu denselben führen. Engel hingegen bemeisterte sich ihrer durch Anstrengung seines Verstandes, durch scharfsinniges Nachdenken: daher führte er auch den Leser den Weg, den er selbst gegangen war, gab ihm die ganze Leiter von Schluſsfolgen, und lieſs ihn dieselbe an seiner Hand hinanklimmen. Damit derselbe aber nicht dabey ermüde, bot er alle Kunst der Beredsamkeit auf, ertheilte auch wohl den Resultaten, um sie angenehmer zu machen, die Form eines witzigen Einfalls. — Persönlich kannten Herder und Engel sich nicht.

Auch Ich war in Arkadien!

Eine Reminiscenz.

Vixi!

(Geschrieben im Jahr 1800.)

„Aber was nuzt ihr Dichter denn mit euren ewigen Idealen?“ sagte Erlau mit einiger Heftigkeit. (Rohrbach hatte ihm lachend Spöttereyen über die unendlichen Förmlichkeiten der Juristen gesagt.) „Ihr stellt moralische Riesenbilder auf, die so hoch über die Menschheit hinausragen: — wenn man nur zu ihnen hinaufsehen will, schmerzt schon der Nacken. Wozu? Wer kann sie erreichen?“

Sie vergessen Lessings Ausspruch, erwiederte Rohrbach: das Streben nach gewissen Gütern sey allein schon ein groſses Gut, sollten jene auch nie ganz erreicht werden können.

„Mit Erlaubniſs, das Gut, von dem Lessing sprach, ist die Wahrheit. Eure romantischen Ungeheuer sind aber gar kein Gut. Auch die besten sind so unnatürlich und übertrieben, daſs es der sicherste Weg wäre, sich lächerlich zu machen, wenn man sie nachahmen wollte. Der Vernünftige betrachtet sie wie Phantasiegebilde, an deren bunten Farben man sich ergözt, ohne eine weitere Anwendung von ihnen zu machen; wie

Armidens Feenschloſs, oder wie jenes arkadische Schlaraffenleben, das ihr Dichter einander immer so unaufhörlich nachpreiset. Existirte es jemals, so wuſsten die ungebildeten Menschen, die es genossen, es nicht zu schätzen; und bey gebildeten Völkern hebt die Cultur seine Möglichkeit auf." —

Ich wünschte nur eine Gelegenheit, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Der Ernst in Erlan's Äuſserungen machte meinem guten Rohrbach, der selbst ein leicht exaltirter Dichter ist, schlimmes Spiel, und ich liebe den wohlmeinenden Schwärmer zu sehr, als daſs mich seine Verlegenheit nicht geschmerzt haben sollte. Ich sagte also: — Dank sey meinem Genius, der mir eingab, es zu sagen! —:

„Ihr Gleichniſs ist nicht passend, lieber Erlau. Das ländliche Glück der Unschuld ist nicht so unnatürlich, daſs man es geradezu für eine Chimäre erklären dürfte, ohne allen Versuch, ob sich nicht wenigstens ein Theil desselben auch von cultivirten Menschen realisiren lieſse. Eine Gesellschaft von Freunden, die sich verbände, einige Tage bloſs in der Natur zu leben, könnte uns den besten Aufschluſs darüber gewähren."

„Vortrefflich!“ rief Lindenhayn, der bis jezt noch kein Wort gesagt hatte. „Was hält uns ab, sogleich selbst den Versuch zu machen? Mein Gütchen, zwey Meilen von hier, hat eine schöne, einsame Lage und reizende Partien umher. Ich werde Sorge tragen, daſs alles angeschafft wird, was zum angenehmen Schäferleben gehört. Damit wir keine Zeit verlieren, wollen wir sogleich hingehn und unsere Schäferinnen einladen. Morgen Abend fahren wir hinaus.“

„Ich muſs wohl zurückbleiben,“ sagte Rohrbach traurig. „Ihr Glücklichen habt geliebte Freundinnen, die euch eine solche Bitte gern gewähren, und es mit Anstand thun können. Aber ich — Und daſs ich ein grämlicher Zeuge eures Glückes seyn soll, werdet ihr nicht verlangen.“

„Um Ihrer Freunde willen,“ erwiederte Lindenhayn lachend, „müssen Sie sich entschlieſsen, einmal mit einer Gleichgültigen schön zu thun. Ich werde meine Schwester unter dem Vorwande mitnehmen, daſs sie die Wirthin machen soll. Es versteht sich, daſs wir Schäfer keiner bedürfen.“

Rohrbach erröthete. Schon lange liebte der junge Dichter die reizende Wilhelmine;

aber die sechszehnjährige Schöne war noch zu unbefangener Unschuld, um darauf zu achten. Sie ahnete kaum, was seine Seufzer und sein Händedruck meinten.

Wir kehrten zur Gesellschaft zurück, um unsre Gebieterinnen in das Geheimniſs zu ziehn. Theone hörte Erlau sehr aufmerksam an, und nickte ihm dann mit ruhiger Grazie ihre Einwilligung zu. Die sanfte Rosalie that einige furchtsame Fragen, ehe sie mir erröthend ihr „Ja!“ lispelte. „Wann reisen wir ab?“ rief die lebhafte Henriette, als sie Lindenhayns Vorschlag hörte. Wilhelmine, die Rohrbach in der Entfernung zagend beobachtete, warf ihrem Bruder eine Rose ins Gesicht, und hüpfte ans Clavier, einen Walzer zu tändeln.

Ich behaupte kühnlich: die guten Mädchen erwarteten den folgenden Tag so sehnsuchtsvoll, als wir. Um vier Uhr Nachmittags fuhren wir ab, dem städtischen Anstande gemäſs, unsre Schönen in Einem Wagen, und wir in dem andern. Wie lang schien uns der Weg, obgleich jeden Augenblick ein Paar Köpfe zu den Fenstern herausnickten, liebkosende Neckereyen zu rufen!

Lindenhayns Pachter empfing uns mit der

Anzeige, daſs alles bereit sey. Kaum hatten wir uns erholt, so öffnete Lindenhayn ein Cabinet, und zeigte den Frauenzimmern auf einem Tische vier vollständige Hirtinnenkleidungen. Sie schrieen laut auf, alles so geschmackvoll zu finden. „Das ist für mich!“ rief Wilhelmine, und eignete sich ein weiſses Gewand mit rosenfarbenen Bändern zu. Rosalie nahm ein himmelblau und weiſs gestreiftes Kleid; Theone ein pfirsichfarbenes mit weiſsem Mieder; und Henriette versuchte ein strohgelbes zu ihrem braunen Haare.

Im anstoſsenden Cabinette waren vier Schäfermasken für uns. Wir hatten unsre Toilette bald vollendet, und klopften dann an die benachbarte Thür, unsre Dienste anzubieten. „Fort!“ rief Wilhelmine, die eben noch ihr Knieband knüpfte. Ihre Freundinnen waren weniger strenge: wir lärmten herein. Der glückliche Erlau durfte das Schnüren des weiſsen Mieders vollenden. Lindenhayn steckte einen Blumenstrauſs an einen hochwallenden Busen, und gewann dabey einen leichten Schlag auf die frevelnden Lippen. Rosalie erlaubte mir, ihre sonnengelben Locken zu ordnen, und den zierlichen Strohhut zu rücken. Nur Wilhelmine war allein. Sie bemerkte es erröthend, und zugleich, daſs der schüchterne Rohrbach müſsig da stand. Als er sich zögernd näherte, ward ihm vergönnt, die rothen Bänder zu knüpfen, welche die Ärmel über den Elbogen von zwey vollen, weiſsen Armen befestigen sollten. — Zwar versuchten die Schönen mitunter, Änderungen im Schäfercostüme zu machen; doch, eifersüchtig auf unsere Rechte, litten wir es durchaus nicht.

Erst als wir nun vor das Haus hinaushüpften, bemerkten sie ganz, wie schlau gewählt die Tracht war, zu der wir sie überlistet hatten. Bey jedem Schritt enthüllten sie ein schönes Bein; alle ihre Reize waren bedeckt, und alle verrathen. Verschämte Verlegenheit zürnte einige Augenblicke auf ihren schönen Wangen; doch wir lieſsen ihnen keine Zeit zu Betrachtungen. Wir sind im Lande der Unschuld! jauchzten wir, und führten sie triumphirend in das Thal, das uns für einen glücklichen Tag Tempe seyn sollte.

Hier, am Ufer eines murmelnden Flüſschens, fanden wir groſse Haufen grüner Zweige geschichtet. Wir stieſsen Stangen in die Erde, und flochten Zweige zu einer Laube umher: eine errichteten wir für die geliebten Mädchen; eine für uns.

Ich winde einen Kranz! rief Henriette, und tanzte hin, Blumen zu suchen. Die andern folgten ihr, und zerstreueten sich im Thale. Wir glaubten die Grazien in Amathunt geschäftig zu sehn. Oft hielten wir inne, um ihnen mit frohem Seufzen nachzublicken: aber dann ermunterten wir einander wieder zur Arbeit, und eilten, um bald bey ihnen zu seyn.

Eben hatten wir vollendet, als sie Arm in Arm zurückkehrten. „Her zu mir, Damötas!“ rief Henriette. Lindenhayn knieete vor ihr hin, und sie drückte ihm ihren Kranz um die Schläfe. Erlau und ich, wir beteten vor unsern Göttinnen an, und erhielten dieselbe Gunst. Wilhelmine spielte verlegen mit ihrem Kranze; heimlich that sie einen Seitenblick auf Rohrbach. Er bemerkte ihn; und so unentschlossen er da gestanden hatte, sank er dennoch vor ihr nieder. Sie sezte ihm den Kranz schief auf; denn, indem sie es that, hüpfte sie schon wieder davon.

Wir standen auf; jeder umarmte seine Geliebte, und jeder rief: „So eign' ich dich zu meiner Schäferin!“ Nur Rohrbach sah sich traurig um; denn — wie furchtsam macht oft die wahre Liebe! — er wagte es nicht, seine schon fern von ihm gaukelnde Geliebte zu verfolgen. Wir haschten die flüchtige Spröde mit lautem Gelächter, und in Henriettens Armen muſste sie, trotz ihrem Sträuben, dem blöden Schäfer den Kuſs auf ihren Lippen gestatten. Er raubte zwey: doch die Worte der Weihe zu sprechen, getraut' er sich nicht.

„Du böser Bruder!“ rief Wilhelmine, als wäre sie zornig, und entführte Lindenhayns Kranz. „Das bringt Rohrbach noch einen Kuſs!“ rief er, und wir verfolgten sie. Neues Getümmel! Ihre Gespielinnen kamen ihr zu Hülfe. Wilhelmine wollte im Fliehn ihre wehenden Gewänder dem Winde entziehn, sah hinter sich, stolperte, und fiel — in Rohrbachs Arm, der mit Entzücken die verordnete Strafe vollzog.

Jezt traten die Mädchen in den Eingang ihrer Laube. „Vortreffliche Hauswirthe, ihr!“ sagte Rosalie. „Drey Wände und ein Dach, aber kein Hausgeräth; nicht einmal eine Schütte Stroh oder Heu zum Lager!“ Wir eilten fort auf die nahe Wiese, wo frisch gemähetes Gras in langen Schwaden lag, und trugen groſse Lasten duftender Kräuter herbey. Hoch schwoll das Lager auf, das die schönen Glieder unserer Geliebten umfangen sollte. Sie hatten indeſs einen Teppich vor dem Eingange de

Laube befestigt, und weiſse Tücher über das Lager ausgebreitet. „Nun bereiten wir auch das eurige!“ sagte Theone; und, so sehr wir auch widersprachen, begleiteten die Mädchen uns dennoch auf die Wiese. Lange vor ihnen legten wir unsere Lasten in der Laube ab, und eilten ihnen entgegen. Als sie so schwer beladen einher gingen, liebkos'ten wir ihnen. Sie wollten sich wehren: da lag ihre blumige Schütte weit verstreuet, und wir jagten uns lärmend auf ihr herum.

Feyerlich ehrbaren Schrittes wandelte jezt die Pächterin mit ihren Mägden daher. Jede trug eine Schüssel, geronnene Milch, frisch gepflückte Früchte, leckere Forellen und Schoten. Die Götter Arkadiens mögen es verzeihen! auch eine kalte Pastete ward aus der reinlichen Serviette hervorgethan, und vier Flaschen duftenden Steinweins und perlenden Champagner begleiteten sie. Er selbst, der ehrenfeste Pachter, trug die Flaschen: der wackre Alte kannte den Werth des Göttergetränkes zu gut, um es andern Händen anzuvertrauen. Manches volle Glas belohnte ihn.

Alle muſsten sich zu uns lagern. Der freudige Scherz lachte so fessellos und gewinnend um den Maulwurfshügel, der unsre Schüsseln trug, daſs selbst die braune Mieke anfing, von ihrem Töffel zu erzählen.

Bald hüpften wir wieder auf. Lindenhayn sezte sich auf einen Baumstrunk nieder, stüzte die Elbogen aufs Knie, und breitete die gefalteten Hände flach vor sich hin. Henriette knieete vor ihm; sie legte das Gesicht in seine Hände, und hielt ihre zierliche Rechte empor. Theone klappte sanft hinein. „Rosalie!“ rief sie; und wir jauchzten: „Gefehlt!“ Sie hob die Linke. Wilhelmine schlich herbey, spreizte die kleinen Finger weit aus einander, damit sie eine Männerhand schiene, und that einen weitschallenden Schlag. Aber Lindenhayn hatte mitleidig die Finger geöffnet, und Henriette errieth. Sie sezte sich jezt, und Wilhelmine knieete. Als sie das Händchen hob, drückte ihm Rohrbach den zärtlichsten Kuſs auf. Das Herz der Schönen verrieth ihr den Thäter, und voll Verlegenheit rief sie: „Henriette!“ Wie lachten wir Alle! „So war es Rohrbach!“ sagte Wilhelmine mit verstelltem Unwillen.

Jezt sollt' er sein Gesicht in ihrem Schooſs verbergen. Ob er wohl die Fassung gehabt hatte, oft fehl zu rathen? — Aber „zum Tanz!“ rief Wilhelmine, freudig, eine Ausflucht gefunden zu haben. Wir gaben ihr fröhlichen Beifall; denn von einem benachbarten Hügel tönten zwey Hirtenflöten ins Thal. Die Jünglinge muſsten näher kommen, und einen Tanz spielen, wie das Dorf ihn gern hört. Wir hüpften und walzten dazu im Mondenschein, bis dichtere Nebel den Wiesen entstiegen. Dann führten wir die lieblichen Mädchen zu ihrer Laube, sagten zärtlich „gute Nacht!“ und hörten sie noch lange scherzen und lachen, ehe wir in die unsrige schlüpften.

Welch ein Morgen folgte dieser Nacht! Noch stand die Morgenröthe am Himmel, als wir erwachten, und vor die Laube der Mädchen schlichen. „Ob sie noch schlafen?“ Wir lüften die Ecke des Teppichs. In reizender Unordnung lagen sie da, und ein süſser Morgentraum schien auf jeder schönen Wange zu brennen. Züchtig lieſsen wir den Teppich sinken, suchten auf der Wiese jeder einen frischen Blumenstrauſs, kehrten zurück, und stimmten ein sanftes ländliches Morgenlied an. Bald riefen die Mädchen uns mit Schäfernamen zu; und noch hinter dem Teppich beschlossen sie gebieterisch: Erlau sollte Damon, und Rohrbach Thyrsis heiſsen. Lindenhayn blieb Damötas; aber — Palämon wird mir ewig der schönste Name scheinen: die sanfte Rosalie gab ihn mir.

Frisch, wie eben aufgeblühete Rosen, gingen die Mädchen aus der Laube hervor, noch mit flatterndem Haare. Sie tauchten die weiſsen Arme in den Bach, und nezten die vollen Wangen, indeſs wir das Frühstück anordneten. Unter einer dichtschattenden Eiche lagerten wir uns. Alle Mädchen waren reizender als je, indem sie ihre Träume erzählten, erröthend über das, was sie verschwiegen; alle Schäfer waren zärtlicher.

Arm in Arm wandelten wir durch den Erlenbusch am Ufer des Baches hin. Wir gelangten auf eine Wiese, wo Mäherinnen und Mäher rüstig ihre Schwaden wendeten. „Wer häuft am schnellsten den Schober? ihr Männer oder wir?“ sagte Rosalie scherzend. Wir lieſsen uns die Wette gefallen, und nahmen den Arbeitern die Rechen aus der Hand. Schon näherte unser Schober sich der vollendenden Spitze, und der ihrige reichte ihnen noch kaum über das Knie. Auf einmal stürmten die losen Mädchen herbey, schlugen ihre Rechen in unsern Schober, und zerrten ihn mit lautem Gelächter weit aus einander. Halt! riefen wir; halt! und warfen die Rechen hin, die Bosheit zu strafen. Da flatterten sie, leicht wie Oreaden, vor uns her durch die Windungen des Thals davon. Erst auf dem Abhange des Hügels, den sie hinaufflohn, erreichten wir sie.

Auf seinem Gipfel stand eine Hütte, und vor ihr eine Stadt von Bienenstöcken. Wir schlichen uns vorsichtig um die Hütte herum, und bewunderten lange die rastlose Emsigkeit, mit der die kleinen Vögelchen zu den Ästen der blühenden Linden empor, und wieder zu ihrer Wohnung zurück summten. Ihr Eigenthümer bemerkte uns; und mit der redlichen Gastfreundlichkeit des Dörfers bracht' er uns in einer reinlichen Schale Waben zum Geschenk, die er erst am vorigen Abende gezeidelt hatte. Frohlockend nahmen die Mädchen das schöne Geschenk in Empfang; aber eine Biene, angezogen vom Honiggeruche, verfolgte uns. Zornig summte sie lange um uns her: plötzlich haftete sie auf Henriettens Busentuch, und krümmte eifrig den Leib, den doppelten Flor zu durchstechen. Henriette stiefs ein Geschrey aus. Sie rifs in Angst das Tuch vom Nacken, und schleuderte es weit von sich. Wir alle sahen den schönen Hals, die weifsen Schultern entblöfst. Die Mädchen errötheten; eifersüchtig aber erröthete auch Lindenhayn. Er warf seinen Kranz um den blendenden Hals, ehe er hinsprang, das Tuch von dem erzürnten Insekte zu saubern.

„O, laſs sie leben!“ rief Wilhelmine. Lindenhayn schlug das Tuch aus einander, und die undankbare Biene flog ihrer Retterin in das Haar. Auf Wilhelminens ängstliches Geschrey nahm Rohrbach sie aus den Locken: sie stach ihn in die Hand. „Armer Mann!“ sagte das Mädchen gerührt. Sie selbst zog den Stachel aus der Wunde, hauchte die gestochene Stelle an, und, so heimlich sie es auch that, bemerkten wir doch alle, daſs zwey niedliche Finger die Hand drückten, die Wilhelmine mit frischer Erde rieb. Der Glückliche!

Kaum hatten wir das leckere Mahl in unsre Laube geborgen, so schwamm ein breiter Kahn hinter dem Hügel hervor. Grünende Birkenäste bogen sich über ihm zu einem Schirmdache zusammen, und zwey Bursche lenkten ihn herbey. Wir stiegen hinein. Erlau ergriff das Steuer, und ich die Ruder. Wie selig war ich! So oft ich mich im Rudern vorwärts beugte, näherten sich meine Lippen Rosaliens Knieen, und sie that, als bemerke sie nicht, daſs ich zuweilen einen leichten Kuſs auf sie wagte.

Wir fuhren das Flüſschen hinan. Es bildet eine Insel, und in ihrer Mitte ein rund umschattetes Becken. Welch ein Badeplatz! flüsterte Henriette Theonen in's Ohr. Der Boden ist sicher, sagte Lindenhayn. Wir sezten die Mädchen auf der Insel ab, und ruderten hundert Schritte weiter, in eine andere buschige Krümmung des Flusses. Noch ehe wir in's Wasser sprangen, hörten wir schon die Mädchen plätschern und lachen. Wir riefen ihnen zu; unserer Ehrfurcht gewiſs, antworteten sie. Im Vertrauen: jeder von uns erröthete vor Bildern der Phantasie, die er nicht zu gestehen wagte. Erst als die Mädchen uns riefen, stieſsen wir ab zu ihnen. Wie reizend waren sie in ihren zerstörten Gewändern!

Langsam trugen die kleinen Wellen den Kahn zurück. Wir lieſsen die Ruder ruhen, und jeder schmiegte sich zu seiner Schönen in den Schatten. Wir erzählten abwechselnd, und die Mädchen sangen, indeſs der Bach uns wiegte.

Rohrbach nahm seine Laute, die den sinnigen Dichter fast nie verläſst. Er that einige wilde, schwärmerische Griffe, und begann:

Wohin ich blicke, seh' ich dich! Dein Bildniſs lacht
Aus jeder Wolke mit Aurorens Pracht.
Es schwebt vor mir das Blüthenthal entlang;
Es winkt im Hayn von jeder Rasenbank.

Dein Seufzen fächelt in der Frühlingsluft,
Dein Athem labt mich in der Rose Duft!
Und wenn ich schlummre, rauschet mich der Bach
Aus einem Traum von dir, mit deinem Namen wach! —

Er hatte, indem er es melodisch sprach, seinen zärtlichen Blick fast nicht von Wilhelminen verwendet; und das reizende Mädchen, roth wie der anbrechende Morgen, wagte es zwar nicht, die langen Wimper aufzuschlagen: doch Miſsvergnügen verrieth ihre schöne Verlegenheit nicht.

Hoch und brennend stand die Sonne im Mittage, als wir bey unsern Lauben landeten. Wir eilten mit dem Mahl, um nach dem ermüdenden Bade zur Sieste zu kommen.

Ein Paar Stunden waren wir schon über den Mittag hinaus, und wir schlummerten noch: da flogen uns einige Handvoll Blumen gerad' ins Gesicht. Wir sprangen auf: ihr Lachen verrieth uns die losen Mädchen bald im nahen Erlengebüsche.

Wilhelmine schlug vor, im Walde Beeren zu lesen. Sie ging an Rohrbachs Arm vorauf. Bey jedem ablenkenden Fuſspfade verschwand eins der folgenden Paare hinter ihr, und als sie an einer Stelle, wo urväterliche Buchen sich in einem Halbzirkel zu einander hinüber lehnten, ihren Gespielen ihre Freude darüber mittheilen wollte, bemerkte sie mit bangem Erröthen, daſs sie mit Rohrbach allein war. — Ihr Nymphen des Waldes zu Buchenthal! sahet ihr je vier so glückliche Paare in eurem Schatten gelagert?

Wie schnell flossen uns die seligen Stunden hin! Die Abenddämmerung würde uns hier überrascht haben, wenn uns nicht ein dichter Sturzregen und ein weitrollendes Gewitter verscheuchet hätte. Wir flohen nach Hause, und fanden uns in der Stube des Pachters zusammen, indeſs der Regen schon niedergoſs. Neckend untersuchten wir das Gefundene. Alle Hüte waren leer; nur Wilhelmine hatte einige halbreife Beeren beysammen. Dafür sah sie verstört aus, und ihre Heiterkeit hatte sich in ernstes Sinnen verwandelt. Auf Rohrbachs Gesicht glänzte verklärende Freude. Im ersten einsamen Augenblick entdeckt' er Lindenhayn, er habe das holde Mädchen um Liebe gefleht: — sie habe gewähret.

Eben rollten unsre Wagen in den Hof. Zufrieden, aber nicht gesättigt von dem genossenen Glücke, kehrten wir in die Stadt zurück. Der Himmel hatte sich wieder aufgehellt; jeder Baum, jeder Strauch duftete Wohlgeruch, und die Lerchen wirbelten der sinkenden Sonne ihr Lebewohl zu.

Wir hatten einen glücklichen Tag verlebt: aber der folgende Monat gab uns einen noch glücklichern. — Als er in diesem Sommer wiedergekehrt war, fuhren wir noch einmal nach Buchenthal hinaus, ihn zu begehen: doch keine geliebten Mädchen begleiteten uns mehr. Jede war eine zärtliche Gattin geworden. Auch ward nicht wieder im Mondenscheine getanzt; es hätte ihren Säuglingen schaden können. —

Wir errichteten den Waldgöttern und der Freude einen Rasenaltar; wir pflanzten vier Rosenstöcke hinauf, und gelobten uns Hand in Hand ewige Freundschaft, und lange, lange Liebe.

Jonas und Eudoxia.

Eine wahre Geſchichte.

Werfen wir einen überschauenden Blick auf die Geschichte der Nationen, so scheint es, als sey die Natur in gewissen Perioden freygebiger als sonst, an ausgezeichneten Charakteren, an Menschen von einer gewissen furchtbaren Energie der Seele gewesen. Das ist indeſs nur eine Täuschung. Die Natur weicht nie von ihrem durch ewig unabänderliche Gesetze bestimmten Gange ab: doch viele Millionen Menschen jeder Generation sterben, ohne daſs sie zur Hälfte die Energie entwickelt haben, deren sie fähig sind. Erst wenn ein allgemeines, hohes Interesse ein Volk entflammt, lernt es sich selbst und seine Kraft ganz kennen, — und nicht in Rücksicht auf den öffentlichen Gegenstand allein, der sie in Aufruhr bringt, werden die Menschen dann verwandelt. Die Gluth, die dieser in ihrer Brust entzündete, schlägt ihre Flammenwogen auch über jeden andern hin. In den Herzen der theilnehmenden Zeitgenossen einer wichtigen Umwälzung, wird jeder sonst ruhige Hang, stürmende Begierde; jede Neigung zur Leidenschaft; jede Leidenschaft zur Wuth. Die ganze Generation des aufbrausenden Volks, — oft auch seiner Nachbarn, — scheint zu einer höhern, mächtigern Gattung von Wesen hinaufgezogen, deren Anblick aber mehr Schrecken, als Freude gewährt.

Glücklicher Weise ist die Geschichte nicht reich an solchen Perioden; aber auch die wenigen, die sie aufzählt, sind nicht hinlänglich beobachtet worden. Folgender Zug aus jener Zeit, da der Islamismus zuerst über die Gränzen Arabiens hervorbrach, mag beweisen, daſs auch damals die allgemeine Exaltation Begebenheiten veranlaſste, deren Erfindung einem Dichter den Vorwurf unnatürlicher Übertreibung zuziehen würde.

Jonas, ein reicher und vornehmer Jüngling zu Damaskus, war eben mit der schönen Eudoxia, aus einer der angesehensten Familien verlobt, als Abu Omeidah und Caled, „das Schwert Gottes,“ im zwölften Jahr der Hegira (634 n. Ch. G.) die Stadt mit einem Heer von Gläubigen des Korans einschloſs. Der Fanatismus der belagernden Moslemim erregte gleiche Wuth bey den belagerten Christen, und indeſs man sich mit der glühendsten Erbitterung vor den Thoren für die Religion schlug, hielten die Eltern Eudoxiens es nicht für anständig, das Hochzeitfest der Tochter begehen zu lassen. Vergebens fleheten die Liebenden lange, endlich entschlossen sie sich zur Flucht. Die Wache eines Thores wurde bestochen; sie entflohen in der Dunkelheit der Nacht, doch kaum hatten sie eine kleine Strecke zurückgelegt, als sich schon Jonas, der vorausgegangen war, von einem Haufen Sarazenen umringt sah. Er rief der Geliebten das verabredete Warnungswort zu: „Der Vogel ist gefangen!“ Sie floh zitternd in die Stadt zurück, indefs man ihn fortschleppte.

Den bekriegten Völkern liefsen die Kalifen die Wahl zwischen dem Koran und einem Tribut; den einzelnen Gefangenen zwischen der Beschneidung und dem Tode. Nur eine Leidenschaft füllte die Seele des liebenden Jünglings; um sich Eudoxien zu erhalten, verstand er sich dazu, seiner Religion zu entsagen, und damit ihm die Geliebte desto gewisser bleibe, bestrebte er sich, seinen neuen Glaubensgenossen die ausgezeichnetesten Dienste zu leisten.

In der Nacht nach dem siebzigsten Tage der Belagerung, sandten die Einwohner der Stadt eine Deputation an Abu Obeidah, und erboten sich zur Übergabe. Er gestand ihnen eine gelinde Kapitulation zu, aber indeſs der Mildgesinnte durch das eine Thor der Stadt einzog, überrumpelte der wilde Caled das entgegengesezte, und füllte das ganze Quartier desselben mit Mord und Brand. Er erstaunte, als er mitten in der Stadt auf seinen Mitfeldherrn stieſs, dessen Truppen die fliehenden Christen freundlich in Schutz nahmen. Nur nach einem sehr lebhaften Streite gelang es Abu Omeidah, Caled zur Beobachtung der Kapitulation zu bewegen, aber „das Schwert Gottes“ schwur, nur drey Tage sollten die Einwohner Raum zur Flucht haben; am vierten werd' er sie wieder feindlich behandeln.

Jonas war indeſs in das Kloster geeilt, in das Eudoxia, wie er wuſste, sich begeben hatte. Er sieht sie, er fliegt mit Ungestüm in ihre Umarmung: doch sie, von seiner Glaubensveränderung unterrichtet, stöſst ihn mit andächtigem Widerwillen zurück. Er fleht, er zürnt, er wüthet: alles ist vergeblich. Sie würdigt ihn keiner andern Antwort, als der Erklärung, sie sey entschlossen, mit ihrer Familie Damaskus zu verlassen. Er eilt zu seinem Feldherrn und beschwört ihn, Eudoxia zurück zu halten;

doch Caled, eben so rechtschaffen als wild, schlägt es ab, die Kapitulation zu verletzen, und Jonas sieht Eudoxia mit den übrigen Auswandrern abziehen.

Seine Liebe wird Raserey. Er dringt in Caled, die Fliehenden zu verfolgen, so bald die zugestandnen drey Tage verflossen sind, und verbürgt sich für die Möglichkeit, für die Gewiſsheit, sie einzuholen. Caled zieht mit viertausend Kriegern aus, und Jonas wird ihr Wegweiser.

Sie setzen mehrere Tage, funfzig Meilen weit in das feindliche Gebiet, die Verfolgung fort, fast ohne sich länger Zeit zum Ausruhen zu nehmen, als sie brauchen, ihr Gebet zu verrichten. Oft sinkt ihr Muth unter den drückenden Beschwerden, aber Jonas muntert sie auf durch den Reichthum der gehoften Beute, durch Vorwürfe, durch Bitten. Aus feiger Politik hatte der Griechische Kaiser Heraklius den Flüchtlingen befehlen lassen, sich keiner Stadt zu nähern, sondern gerade an die Seeküste zu ziehen: daher gelingt es den Arabern endlich, sie in einem Thale unter Zelten gelagert, aufzufinden. Sofort stürzen sie auf die Unglücklichen herab, die, muthlos und fast unbewaffnet, wenig im Stande sind, sich zu vertheidigen. Es entsteht ein allgemeines Gemetzel. Einen Mann und die Tochter des Kaisers ausgenommen, wird alles niedergehauen.

Jonas indeſs, während des Gefechtes, stürmt von Zelt zu Zelt, um Eudoxia zu suchen. Er findet sie, er umfaſst sie mit Gluth, aber sie, deren Liebe sich jezt in gerechten Abscheu verwandelt hat, sie zuckt, indem sie sich in seinen Armen sträubt, einen Dolch und stöſst sich ihn durchs Herz. Starr und sinnlos vor Entsetzen, läſst er die Geliebte, um deren Besitz er zum Ungeheuer herabsank, als Leiche aus seinen Armen gleiten.

Hier verläſst die Geschichte ihn. Es thut wohl, zu glauben, daſs sein Geist nie wiedergekehret sey.

„Ich sah —“.

Gestern sah' ich — Noch klopft mein Herz stärker, vor Freude und Mitleid! — Ich sah, was dem theilnehmenden Gefühle so wohl thut; — zwey Glückliche. Was sie beglückte? Welche Frage! Hat das arme Leben ein anderes Glück zu bieten, als — Liebe?

In einem Garten, geschmückt mit allen Blüthen des Frühlings, denen einen Balsamhauch zu verathmen gewährt ward, wölbten sich Jasmin und Geisblatt zu einer stillen, dichten, verschwiegenen Laube. Neben ihr murmelte eine leise Quelle ihr nie endendes Geschwätz hin, und eine Nachtigall saſs ihr gegenüber im Akaziengebüsch. Der Mondstrahl drang romantisch dreist durch die Blätterwände der Laube, und verrieth zwey Liebende: beide jung, beide schön und von jenem Zauber des Ausdrucks verherrlicht, der in den trunkenen Blicken, in jeder verklärten Miene gesteht: der Augenblick der höchsten Wonne sey gekommen, der Augenblick, der jeden Wunsch zu erfüllen verheiſst. Mit sehnend-geöffneten Lippen, mit stralenden Augen kniete der Jüngling und breitete die Arme der Thür entgegen. Schüchterne Sehnsucht im Blicke, mit hochgeschwelletem Busen, schwebte ein reizendes Mädchen über die Schwelle. In reichem Gusse floſs ihr geringeltes Haar über den blendenden Hals, die zierlichen Schultern hinab; indeſs die eine Hand das flatternde Gewand züchtig noch ordnete, strebte die andre schon dem Lieblinge entgegen. — Schon ist ihr kleiner Fuſs zum lezten Schritte gehoben, der sie an die Brust des Schmachtenden sinken läſst, — ein Augenblick noch, — und er wird nie geschehen dieser Schritt! Der lezte Augenblick ihrer Sehnsucht, ist eine nie endende Ewigkeit! Nimmer, werden die Arme des Jünglings den nymphenhaften Körper der Geliebten umschlingen; nie werden die Lippen der Glühenden sich berühren! Ewig vergebliches Sehnen im schönsten Momente, ist ihr unabänderliches

Loos, das keine Gottheit zu wenden vermag; — denn — ach! — Ich sah einen schäumenden Waldstrom hoch vom Gebirge niedertoben in ein verödetes Thal, in das er einen See gegossen hatte. Die Trümmer zerstörter Dörfer schwammen im See; groſse Felsstücke und entwurzelte Stämme warf der Strom zu ihnen jähen Sturzes hinab. Jezt — jezt riſs seine aufbrausende Woge ein wankendes Kind fort, das längs dem Ufer floh, und rollt es hinweg den Trümmern entgegen, an denen es zerschellen muſs. Verzweiflung in jeder Miene, Wahnsinn im Blick, mit wildwehendem Haar, den Mund weitgeöffnet zum Angstschrey, den ihre geschwellte, gespannte Brust — nie versenden wird, stürzt die Mutter sich nach vom Gestade, den Liebling zu retten, oder mit ihm unterzugehen. Schreckliches Geschick! Sie erreichet ihn nie! Ewig wird sie ihn von den Wellen verschlingen sehen; ewig im fürchterlichen Sprunge stürzen! Im weiten Raum der ganzen, unermeſslichen Zukunft erscheint nimmer der Augenblick, der ihre folternde Verzweiflung lindert, oder endet; denn — ach! —

Malerey! Wie beschränkt ist deine Macht, und doch wie furchtbar! Unter dem Pinsel gefriert der Strom der Zeit. Eine Welle sehn wir lebendig in ihm empor sich heben, und — sie verrinnet nie, wird nie von einer folgenden überholt. Der Gefühlvolle, dem die Phantasie den Anblick belebt, steht vor dem fest gebannten Momente, vergiſst die Kunst über ihren Gegenstand, und ängstiget und sehnet sich ab, und findet keine Erleichterung, als den Blick zu wenden, und zu vergessen. —

G. Merkel's

sämtliche

Schriften.

Miscere utile dulci.

Zweyter Band.

Leipzig und Riga, 1808.
bey Karl Johann Gottfried Hartmann.

Inhalt
des zweyten Bandes.

Die Rückkehr ins Vaterland. Ein Halbroman.

Einleitung. Resultate der Erfahrung. Seite 1
Das Alter. 5
Wiedersehn. 8
Der Widerruf. 11
Wiedersehn. 14
Die schöne Louise. 18
Die Reise. 22
Der Ritterzug. 24
Die Garderobe. 28
Bildung eines Schwärmers. . . . 32
Freundschaft. 36
Das Wort. 40
Curland. 46
H. in Curland. 49
K — —. 53
Schwärmerey. 62
Olai's Postirung. 67
Die Ankunft. 69
Das Hotel. 72
Der Spaziergang. 75
Der Dünastrom. 78
Der Johannisabend. 88
Die Erkundigungen. 92
Die Jugendbekannten. 94
Die Vertrauten a) 98
Die Vertrauten. b) 101

Riga. . . . . . . Seite 103
Die Grabschrift. 107
Die Jugendgeliebte. 109
Das heldenmüthige Kind. . . . 114
Die Bekanntschaft. 117
Der Grofsherr. 121
Der Jugendfreund. 125
Die Nachricht. 131
Der Adel. 134
Die Abreise. 141
Der Irrthum. 143
Ich besinne mich. 146
Das Scheiden. 148
Der Antrag. 151
Der dritte Tag. 155
Der Ehrenskrupel. 156
Welche Entwickelung. . . . 159

Signora Contarini. Eine Venetianische Novelle. 163

Der Ueberspannte. Ein Tagebuch. . . 197

Gulhindy. Ein Mährchen. . . . 268

Kurze Aufsätze.

Die Hypochondrie. 303
Witzlinge, Mucken. 308
„Es giebt – –“ 310
Der Schmetterling. 313

Die
Rückkehr ins Vaterland.
Ein Halbroman.

(Geschrieben 1797.)

Einleitung.

Resultate der Erfahrung.

„Ich habe Muth, ich bin jung, gesund und „stark: was könnte mich hindern, ein zweyter Turenne zu werden?“ sagte zu Piron einer seiner Jugendgespielen, der seinen Eltern entlief, um als Mousquetaire Dienste zu nehmen. Der junge Dichter gerieth in Enthusiasmus; er fiel seinem Freunde um den Hals: „Werde Achill,“ rief er, „und ich will dein Homer seyn!“ So schieden sie. Der neue Achill verlor im ersten Treffen einen Arm, und starb endlich im Invalidenspital zu Paris; Piron aber schrieb Schauspiele, die — nicht alle ausgetrommelt wurden.

Du lächelst, Leser? Mit verändertem Namen spricht die Erzählung von dir. Hofnung und Täuschung derselben: das ist die Biographie des ganzen Menschengeschlechts. Die Phantasie verbreitet ihr ungewisses Mondenlicht über alle Gegenstände um uns her, und verwandelt sie in reizende Zaubergestalten. Wir eilen hinzu, und ach! was schlanke Nymphe schien, wird dürrer Baumstamm, und der winkende Schutzgeist zum Dornstrauch, der im Winde schwankt. Beschämt schleichen wir vorüber, um im nächsten Augenblicke eben so betrogen zu werden, und wohl uns, daſs es so ist! Was wäre das Leben, wenn der Wahn es nicht verherrlichte? Ein langweiliges Schauspiel, aus dem man sich hinaus drängen würde. Wehe dem, der nicht mehr fähig ist, sich von Wünschen bethören zu lassen! Wohl mir, daſs ich es im sechzigsten Jahre wenigstens auf Augenblicke noch vermag! —

Mein Jugendtraum zwar, der holde Lügner ist entflohn, und keine Macht der Welt vermögte mir ihn wieder zu geben! — Auf blumigtem Rasen, unter Myrthengebüschen gaukelte ich hin. Heiter war der Himmel über mir, und Elysiens Gefilde dehnten sich vor meinen irrenden Blicken aus. In blauer Ferne erhob sich der Tempel des

Ruhms. Freundliche Genien glitten mir durch den balsamischen Aether entgegen, und führten mich jubelnd hinan. Biedere Freunde drängten sich um mich, und ebneten meinen Pfad und pflückten jede Dorne, die mich verletzen konnte. War ich ermüdet, so ruht' ich am Arme blühender Mädchen, in Geiſsblattlauben, am Ufer murmelnder Bäche. Eines erwählt' ich mir zur Gefährtin. Lieblicher glüht der jungen Rose Busen nicht, die eben sich dem frühesten Stral der Morgensonne entschloſs, als das Mädchen glühte, da es wankte und mit feuchtem Blick in meine Arme sank. Wer malt mein Entzücken, da ich an ihrer Seite fortwallete, und in ihrem seelenvollen Auge doppeltes Entzücken bey meinen Freuden, tiefen Schmerz bey meinen kleinen Leiden sah!—

Sechzig Jahr greiseten meine Locken und stumpften meine Gefühle: aber so lange wartete die Erfahrung nicht, mir mit der kalten Hand ans Herz zu greifen. Früh schon erlosch mir die Fackel der Phantasie, und in schmerzhaftes Staunen versenkt, starrte ich hin auf den Schauplatz meiner Jugendträume, wie ein Knabe auf den umgestürzten Guckkasten. Die Dinge, die mich entzückten, waren wirklich da, sie sind es noch, aber ganz etwas anders, als was mir die Phantasie in ihnen zeigte. Die Kehrseite der Welt ist unendlich von ihrer Prunkseite verschieden. Diese ist ein prachtvolles Gemälde, jene — schmutzige Leinwand.

Was ist menschliche Tugend? Ein schönes buntes Gewebe, — die Fäden sind Trugsinn und Wahn, Selbstsucht und Schwäche.— Menschliche Gröſse? Ein erhabnes Portal, das zu Einöden führt, wo Drachen und Schlangen uns unter Ruinen entgegen zischen. — Ehre? Ein schimmernder Regenbogen, der in der Nähe in graue Tropfen zerflieſst und seine Verehrer durchnäſst zuruck läſst. — Freundschaft? Die edelste ist der sublimirteste Egoismus. — Liebe? Reizendes, unschuldvolles, so zart empfindendes Mädchen! Wie schmerzt es mich, in deinem blitzenden, schwärmerischen Auge nichts als — körperliches Bedürfniſs, thierische Lüsternheit zu sehn! — Nein! Selbst die — —, selbst die Geschwätzigkeit ihres Verfassers ist nicht so fad, als nackte Wirklichkeit!

Dennoch ist —

Das Alter.

— auch das einsamste Alter nicht freudenlos, wenn es die Schluſsscene eines nützlichen, rechtschaffenen Lebens wird, und Gesundheit und ruhiges Auskommen den Lehnsessel des Greisen polstern. Braucht er beym Rückblick auf die verflossenen Jahre nicht zu erröthen, kann er über seine Begegnisse nachdenken, so ist er nicht isolirt, wenn auch keine blühenden Enkel auf sein Knie hüpfen, um ihm die faltenvolle Wange zu streicheln, keine schöne Tochter durch ihre geschäftige Dienstfertigkeit ihm den Neid seufzender Jünglinge zuzieht, kein Mütterchen, das mit ihm jung war, ihm die Sorgfalt zurück giebt, die er ihr vor vierzig Jahren bezeigte. Wie eine ewig blühende, ewig lächelnde Familie umgiebt ihn ein Kreis von Erinnerungen guter Handlungen, die ihn sanfter betten, als die sorgsamste Pflegerin es vermöchte. Wie ein schönes vollendetes

Werk, liegt sein Leben vor ihm da, so lohnend als der Anblick eines Sohnes, dem es als Mann jezt wohl geht; — und die Erfahrungen, die oft theuer erkauften Erfahrungen sind so unterhaltend, als das süſse Geschwätz noch stammelnder Enkel. — Ihr Glücklichen, die ihr im Zirkel derer, die euch erzogen, Männer wurdet und Greise in der Mitte eurer Kinder! Mich riſs das Schicksal früh aus meinem Vaterlande fort und versagte mir auf immer das Loos, Heimath oder Angehörige zu haben. Einsam, wie ich im neunzehnten Jahre über Lieflands Gränzen floh, so einsam steh' ich im Silberhaare noch da: — aber ich beneid' euch nicht!

Auch dich nicht, rüstige, lebenvolle Jugend! Sieh nicht so mitleidig oder verächtlich auf den Greis hin, der in euren Gesellschaften untheilnehmend, gefühllos da zu stehen scheint, contrastirend unter euch, wie ein halb verdorrter bemooster Stamm im saftvollen, blühenden Vorholze. Lächelt nicht über die steife Schwerfälligkeit des Alters! Der Zustand, der euch so sonderbar scheint, ist einst — euer Lohn, wenn ihr euren jetzigen gut benutzt. Die ersten Gerichte des Lebens sind von hohem Wohlgeschmack, aber auf einer wohl eingerichteten Tafel pflegt doch das Desert das Köstlichste zu seyn. Seyd mäſsig, damit euch die Fähigkeit bleibe, auch dies noch zu genieſsen.

Weil das Alter nicht entzückt wird, nicht mit Leidenschaft begehrt, wie ihr, scheint es euch freudenlos: aber ihr irrt. Ihr tretet in das Leben, wie man zum erstenmal in einen blühenden Garten tritt. Bey dem lieblichen Farbenspiel der Pflanzenwelt im Brautgeschmuck, bey den Wohlgerüchen, die in balsamischen Wellen von jedem Beet dem Nahenden entgegen wallen: wer wird sich beym ersten Anblicke erinnern, daſs diese prangenden Gewächse vor wenig Monaten schmutzig und welk unter dem Schnee da lagen, bald ihren Schmuck wieder in die Winde streuen, und dann erst ihre Bestimmung erfüllen werden? Wer wird bey dem glänzenden Prunk der Silberlilie daran denken, daſs sie nur deshalb blühe, um braune runzliche Saamenkapsel zu werden? — Aber der Greis lustwandelte hier schon im vorigen Jahre, und im vorhergehenden hier. Er sah diese Pracht allmälig entstehen, die höchste Staffel erreichen und dann der Nützlichkeit entgegen schwinden. Ihm ist die Gegenwart so schön, wie euch, aber die Kenntniſs der Vergangenheit und Zukunft schützt ihn vor den Täuschungen, die euch so süſs sind. Er kennt sie, ja, er kennt sie, die Empfindungen, die das blühende Mädchen in euch erregt, denn er hatte sie einst für die Groſsmutter desselben. Er freut sich der himmlischen Gefühle, die euren Busen schwellen; er freut sich, daſs sie auch ihn einst beglückten; er freut sich, daſs es jezt sanftere thun. Sein Genuſs ist dreyfach! —

Wiedersehn.

Ich hatte die vorstehenden Betrachtungen bey dem Frühstücke niedergeschrieben, und klopfte jezt, indem ich mit Wohlgefallen auf sie hinsah, meine Pfeife aus. Indem ich aufstand diese wieder zu füllen, entstand unter mir im Zimmer meiner Wirthin ein verwirrtes Geräusche. Ich hörte sie sogar Ausrufungen thun, mit einer Heftigkeit, der man nicht abhören konnte, ob sie Uebermaſs der Freude oder des Schreckens wäre. Ich hörte ihre Kinder durch einander sprechen, und ein männlicher Baſs tönte dazwischen.

Meine Wirthin ist eine sanfte Frau; in den zwey Jahren, die ich bey ihr gewohnt habe, sah ich sie nie in Leidenschaft: der Vorgang muſste mir also auffallen. Da ihr Mann seit drey Jahr abwesend ist, so unterstütze ich sie mit Rath und That in ihren Geschäften, und sie hat dagegen alle die Gefälligkeit für mich, die ein fünf und zwanzigjähriges Weibchen einem Sechziger bezeigen kann. Sie nennt mich öfterer Väterchen als Herr Hauptmann. — Ich beschloſs hinab zu gehen.

Ein fremder Mann saſs auf dem Sopha und mein schönes Töchterchen hing an seinem Halse. Ihre beiden ältesten Kinder hüpften an seinen Knieen empor, und schrien vor ungeduldiger Freude. Das jüngste, das noch nicht fertig spricht, stand in der Entfernung mit dem gaffenden Blick der staunenden Unschuld. Die Mutter ward es gewahr. „So komm doch, Minchen! das ist ja Vater! Vater, auf den du dich so gefreut hast.“ Die kleine lief zur Mutter; sie gab es dem Mann in die Arme, der es mit Inbrunst an seine Brust schloſs, und das Kind, anfangs noch scheu bey den Liebkosungen eines Fremden, schlug bald die Aermchen um seinen Hals.

Es war eben geboren worden, als der Mann, ein Schiffer, nach London hatte absegeln müssen. Dort hatte er Fracht auf Livorno bekommen; dort auf Cadix, dort auf Marseille, dort auf Smyrna, dort wieder auf London und dort sogleich wieder auf Hamburg. In den drey Jahren seiner Abwesenheit hatte er nur zweymal Gelegenheit gehabt zu schreiben, und von London aus hatte er es nicht thun mögen, um seine Frau zu überraschen.

Wenig Meilen von Kuxhaven hätte ihm ein Sturm beynahe seine Freude vernichtet. Wir saſsen bey Tische, erzählte mir ein Passagier, als plötzlich Teller, Gläser und Schüsseln vom Tische herab rollten. Ehe wir uns besinnen konnten, rasselte was noch übrig geblieben war, auf der andern Seite herunter. Das Schiff ward auf die furchterlichste Weise hin und her geworfen. Der Schiffer stürzte aus der Cajüte, wir alle ihm nach. Welch ein Schauspiel! Rechts und links kräuselten zwey Wirbelwinde mit entsetzlichem Heulen das Meer hoch, hoch empor. Der Schweif des einen hatte die gespannten Segel schon ergriffen; der eine Bord war unter Wasser, und das Schiff begann, sich im Kreise zu drehen. Mit gesträubtem Haar und der Mine eines Verzweifelnden rannte der Schiffer selbst zu den Segeln und befahl sie einzuziehn. Die Matrosen flogen die Strickleitern hinan; die Segel fielen; in fünf Minuten war die Gefahr vorüber und die Tromben liefen schon in ansehnlicher Entfernung vor uns her. Der Schiffer starrte ihnen nach, indeſs eine Thräne über seine blasse Wange herabschlich. „Gottlob, sagte er endlich langsam und leise; ich werde sie wiedersehn, die lieben, lieben Kleinen!"

Der Widerruf.

Ich stand während der rührenden Scene an der Thüre die Pfeife in der Hand. Man hatte mich nicht bemerkt und ich konnte es nicht übel nehmen, denn wahrlich — ich bemerkte mich selbst nicht. Sobald ich es wieder konnte, schlich ich mich fort.

Wie ganz anders war meine Stimmung. Was sind wir Menschen und was sind unsere Schlüsse! Nie stellte der Misbrauch des Verstandes einen gröſsern Sophisten auf, als das menschliche Herz ist. Jeden Augenblick redet es pro und contra und immer unwiderleglich, denn immer führt es nur argumenta ad hominem: seine Beweisgründe sind Gefühle.

Mit einem heimlichen Stolze hatte ich das Raisonnement des ersten Abschnittes hingeschrieben. Ich nahm das Blatt wieder: alles schien mir die platteste, fadeste Unwahrheit. Ich fühlte mich unglücklich, unbeschreiblich unglücklich: und was hatte mich und meine Ansichten so verändert? Ach! „Die Magie von einem Sonnenstrahl!“ — eine einzige Scene des Familienglücks, — das mir versagt, — auf immer versagt ist! — Ja, eine alte Jungfer ist ein trauriges, unglückliches Wesen: aber ein alter Hagestolz nicht weniger. Ein langes trauriges Alter hindurch schleppen sie sich ans Grab, mit Gefühlen, die — Stellt euch Kinder vor, die ihre Spielstunde, auf die sie sich den ganzen Tag vertrösteten, jedes in seinem Winkel schmollend zugebracht haben. — Die Uhr schlägt, die kostbare Stunde ist verflossen, und die ernste runzliche Gouvernante tritt herein, um zur Schule oder zu Bette zu leiten. — „Wir haben aber noch nicht gespielt!“ dies so wichtige, so tief gefühlte Argument, — die armen Kleinen wagen es nicht einmal, denn die schmerzliche Antwort liegt zu nahe, ist zu leicht vorher zu sehen, zu unumstöſslich! — „Wir haben aber noch nicht gespielt!“ Arme Schwestern, in deren grauen Haaren der jungfräuliche Kranz so hämisch noch da hängt; arme Brüder, die ihr euer Junggesellen-Elend vergebens unter steife Stattlichkeit zu verbergen sucht! — Das Alter oder der Tod hört uns nicht, wenn wir so klagen. Wir müssen fort und doch — doch haben wir noch nicht gespielt!

Unwillkührlich sezte ich mich immer an die Stelle des Schiffers, da er zwischen den Wirbelwinden um seine „lieben, lieben Kleinen“ zagte. Um wen hätte ich mich ängstigen können, und wer hätte um mich geklagt? Kaum hätte irgend jemand sich die Mühe genommen, auf der Passagiers-Liste meinen Namen ganz zu lesen! Ich lebe unter den Menschen so friedlich und freundlich es mir möglich ist, und — man läſst sich's gefallen. Ich scheide, ich sterbe und

— niemand hat was dawider. Groſser Gott! Unter den Menschen ohne Standpunkt, ohne Heimath herum zu schweben wie Dante's Verdammte, die ein ewiger Sturm im leeren Raume kräuselt! Kalte Selbstler, preiset euch nur selig, — so schmerzhaft euer Herz euch Lügen straft, — daſs ihr für niemand zu zagen, nur euer geliebtes Ich zu versorgen habt. Euer Glück — Heilige Vorsehung, was verbrach ich, daſs es mir zugetheilt ward! Mir, der ich stets mit so warmen liebevollem Herzen an den Menschen hing! Mit lebhaftem Gefühle für alles Lebendige begann ich meine Laufbahn: das Ziel derselben ist nahe und ach! noch fand sich niemand, der mich freundlich heran geleiten möchte, der es entfernen zu können wünschte!

Wiedersehn.

Wehmüthig ging ich auf und ab, machte das ganze Minenspiel des Rauchens und bemerkte nicht, daſs meine Pfeife gar nicht angezündet war.

Und sollte denn wirklich unter den Tausenden, deren Lebenspfad der meinige kreuzte, niemand seyn, an den ich mich anschlieſsen, dessen Wiedersehn auch mich entzücken könnte? — Ach, ich hatte Freunde, wahre treue Freunde gehabt: — aber seyd so innig mit eurem Freunde verbunden, als möglich, immer bleibt ihr euch in einem Punkte fremd, und — ist dieser überschritten, so ist eure Freundschaft ihrem Ende nah. Freundschaft gründet sich auf Hochachtung, und das ärmliche Wesen Mensch, kann nur so lange hochgeachtet werden, als es Blöſsen verdeckt. „Wo ist der Held, pflegte der edle Marschall von Catinat zu sagen, den auch sein Kammerdiener dafür ansähe? Ein Wort voll fürchterlicher Wahrheit für das menschliche Selbstgefühl!

Nur das Weib kann uns ganz hinnehmen wie wir sind, uns alle unsere Fehler verzeihen, — weil sie nicht die seinigen sind. Nur im Zirkel einer Familie finden unsre Schwächen die achtungsvolle Schonung, die uns so nothwendig ist. Ach, im sechzigsten Jahre muſs man auf Beide Verzicht thun! —

Indem ich so trostlos um mich her sah, stand plötzlich wie ein Engel des Lichts, die Erinnerung meiner Jugendzeit vor mir. Das Herz des Menschen wird, wie seine Hand, durch wiederholte Eindrücke unempfindlicher: es kommt die Zeit, da eine Geliebte ihm wenig mehr heiſst, als ein Mädchen, und ein Freund, als ein behaglicher Gesellschafter. Nur die ersten Verbindungen exaltiren uns und wären ein Band auf Lebenszeit, wenn man sich nicht alltäglich würde.

Bey mir war das nicht der Fall. Unvermuthet hatte das Schicksal mich aus meinem Vaterlande fortgerissen und so lange, so anhaltend herumgewirbelt, daſs jenes Lebewohl, welches meine Lieben mir vor fünf und dreyſsig Jahren in den Postwagen riefen, wirklich das Neueste war, was ich von ihnen gehört hatte. Unser Umgang hatte sich geendigt wie ein Epigramm, mit der interessantesten Idee: in der rührendsten Schönheit stand ihr Bild also noch vor mir da, und kaum hatte der Gedanke sie wieder zu sehn, sich vor meine Seele gedrängt, so flammten auch alle Gefühle meiner ersten Jahre wieder für sie in meinem Busen auf.

Reizende, geliebte Julie! Ich fühlte es wieder, wie du auf meinem Schooſse bey dem Blasen des Postillons erblaſst auffuhrst, und gleich wieder dein nasses Gesicht an meine Brust drücktest und mich so fest, so innig umschlossest, — zum letzten Male! Ich sah dich, guter redlicher Karl, wie du eilig die Thränen abwischtest, dem Postillon noch einmal Halt! zurieſst, mich mit verstellter Geschäftigkeit fragtest, ob ich — das Flaschenfutter habe; du wolltest mich nur noch einmal umarmen. — Wie konnt' ich fünf und dreyſsig Jahre leben ohne euch!—

Ja, wiedersehn! Welche Gefühle flieſsen nicht zusammen, es feierlich zu machen! Dankbare Erinnerung genossener Freuden; das leise Flüstern der Hofnung ähnliche wieder zu finden, das immer wieder anhebt, so oft auch die Vernunft es Lügen straft; selbst das Bild vergangener Leiden, mit dem süſsen Bewustseyn, sie für immer überstanden zu haben; die Vergleichung der so kostbar erkauften Einsicht und Kraft, mit der vormaligen Beschränktheit und Schwäche; der Rückblick auf alle die chimärischen Aussichten und Erwartungen, mit denen man einst die ersten eigenen Schritte auf der Bahn des Lebensthat, und die, erreicht oder nicht, doch immer zuletzt so ganz verschieden waren von den Zauberbildern, die uns im Hohlspiegel der Phantasie entzückten; daſs man mit inniger Wehmuth auf sie hinsieht, wie auf die Geister verstorbener Lieben, die im Traume zurückkehren uns zu liebkosen: — alles das muſs den Glücklichen beseligen, der nur die Gegend wieder betritt, in der er einst den ersten Schmetterling haschte. Aber die Menschen —

Der Gedanke riſs mich hin. Ich sprang auf, schellte meinem Bedienten und befahl ihm, sogleich Anstalten zur Reise zu machen! — „Theure Julie! Theurer Karl! Bald, bald schlieſse ich euch wieder in meine Arme!“

Die schöne Louise.

Aber werden vielleicht meine kaltblütigern Leser sagen, ein Wiedersehn nach fünf und dreyſsig Jahren, verdient das wohl eine Reise von beynah zweyhundert Meilen? Greise aufsuchen, wegen der Liebenswürdigkeit, die sie als Jünglinge besaſsen, welche Uebereilung! —

Uebereilung? Nun ja, das war der Entschluſs freylich! Folgende Anekdote mag sie erklären und — entschuldigen. —

„Sie sind also in Tilsit gewesen, Herr Hauptmann?“ fragte der alte General Arsenjew mit Lebhaftigkeit, wenig Monat eh' ihm die Erstürmung Prags im Jahr 1794 das Leben kostete. Er hatte am Kamin dem Gespräch einiger jungen Officiere mit halbem Schlummer zugehört, bis jener interessante Name eine der zärtesten Saiten seines Herzens berührte und ihn weckte.

„Sie sind also in Tilsit gewesen?“

„Ew. Excellenz zu dienen, vor sechs Wochen.“

„Was macht doch, ich bitte Sie, was macht die schöne Louise? fuhr er fort, indem er sein krankes Bein aus den Kissen zog und auf die Erde sezte.

Die schöne Louise? fragte der Hauptmann betroffen. — Ja, ja! Louise Pöllnitz! Sie müssen sie kennen. Rechter Hand am Markte, in dem groſsen rothen Hause. Das ist ein Mädchen! Schlank, mit vollem Busen, kleiner Hand, kleinem rothen Munde und einem Auge — Im Vertrauen, ich stehe sehr gut bey ihr. Was macht das liebe Mädchen?

Um Verzeihung, Herr General; sind Sie kürzlich da gewesen?

Ich stand bey ihr in Quartier im siebenjährigen Kriege. — Es ist wahr, im siebenjährigen Kriege, sezte er langsam und mismüthig hinzu und sank in tiefes Nachdenken, daſs er seinen kranken Fuſs einzuhüllen vergaſs.

Der Hauptmann war noch verlegner als zuvor, denn es ward ihm schwer das Lachen über das Quid pro Quo des guten Generals zu verbeiſsen. Die andern Officiere waren weniger delikat. Sie kicherten ziemlich laut, und ich, warum sollte ichs nicht gestehen, daſs mir eine Thräne über die lächelnde Wange rann? Der alte ehrliche Kriegsmann hatte an den Sarg seiner Jugendfreuden geklopft: Todten - Schädel grinzten ihm entgegen. —

Es ist so leicht in ähnliche Verwechselungen zu verfallen, daſs es jedem täglich unbemerkt wiederfährt. Wir müssen uns mit kalter Ueberlegung Gewalt anthun, um uns Menschen und Sachen, die wir seit langer

Zeit nicht sahn, anders zu denken, als sie beym Scheiden waren.

Sehr ruhige Besonnenheit gehört dazu, sich immer zu erinnern, dafs die Zeit die Dinge umgestalte: und wer das kann, — den bedaure ich. Ihm schweigt die liebe süfse Lügnerin Phantasie, und dabey büfset er sehr viel ein. — Wie mismüthig würde z. B. der General an seine Winterquartiere in Tilsit gedacht haben, wenn er nicht mit einem Riesenschritte über die ungeheure Kluft von vierzig Jahren weggeschritten wäre; wenn er sich das naive, feurige Mädchen, das nichts that, als hüpfen und schäckern, und sich freudig, wenn es den hütenden Augen der Mutter entkam, in die Arme des Lieblings warf, wenn er sie sich gedacht hätte, wie sie mit einer grämlichen Paviansmine die Spiele der aufblühenden Enkelinnen bewachte, und ihnen weise Lehren zumurmelte, so gut es der Keichhusten erlaubt. Wenn ihm die Phantasie die weiche weifse Hand mumienfarb und knöchern, die kastanienbraunen Locken aschefahl und dünne, die vollen Wangen mit weifsen Runzeln durchfurcht, den warmen blendenden Busen lederartig, den saftvollen Körper ausgedorrt und eckigt „im braunen Schlafgewand der schlotternden Haut,“ gezeigt hätte! — So aber, so blieb ihm Louise eine unvergängliche Schöne, deren liebliches Bild in ewiger Frische sich noch in den Sarg mit ihm bettete. — Die sie izt kennen, würden sehr erstaunen, wenn sie die Personalität des guten Mütterchens mit dem Bilde vergleichen könnten, das in Arsenjews Hirn spukte. —

Eine solche Louise, sollte es auch nur die Gegend seyn, in der wir Kinder waren, tragen wir alle mit uns herum. Daſs ich der meinigen nachzureisen beschloſs, war freylich nicht weise: — aber es war menschlich.

Die Reise.

In wenig Tagen war ich im Stande meine Wallfahrt zu den Penaten meiner Jugend anzutreten. Ich will meine Leser nicht mit der Geschichte dessen, was mir auf derselben begegnete, behelligen. Genug, man spannte aus, man spannte ein, und ich rollte Tag und Nacht dahin, dahin, — wie man durchs Leben eilt: immer vorwärts, ohne das Zurückbleibende recht genossen zu haben. Ich ging durch groſse prächtige Städte, die mich dem Himmel danken lieſsen, wenn ich ihrer vergifteten Atmosphäre wieder entkommen war; ich sah kleine niedliche Städtchen, die mir gefielen, und reizende Dörfchen, in denen ich wünschte leben zu können. Ich besuchte Männer, die groſs hieſsen, und verlieſs sie gemeiniglich mit der Ueberzeugung, daſs sie klein wären; ich traf mit Leuten zusammen, die in ihrer Vaterstadt unbekannt lebten, und werth gewesen wären, vom ganzen Europa verehrt zu werden. Alles, alles lieſs ich ohne Theilnahme hinter mir, und eilte nur Lieflands Gränzen zu, mit einer Empfindung wie die, in welcher der ehrliche Pfarrer von Wakefield, nachdem er Monate lang mit Kummer und Noth gerungen hatte, in einer heitern Nacht seine Hütte wieder sah. Sie ging vor seinen Augen in Feuer auf, eh' er sie noch betreten konnte, und ich — Aber ich will die Zwischenzeit lieber anwenden, meinen Lesern etwas von meiner frühern Geschichte zu erzählen.

Der Ritterzug.

Vorausgesetzt, lieber Leser, daſs du, seitdem du selbstständig handelst, dich immer bemüht hast, als ein rechtschaffener Mann zu handeln und also nicht vor der Vergangenheit, wie vor einer Schuldenliste erblassen darfst; daſs dich nicht Geiz, Ehrsucht, Nahrungssorgen, oder wie die häſslichen Reuterinnen alle heiſsen mögen, ohne dir Zeit zum Aufsehn zu lassen, nur immer vorwärts, vorwärts, vorwärts spornen; vorausgesetzt, daſs dich nicht eben dein liebes Weib durch ihre süſse Geschwätzigkeit zum Mitschwatzen zwingt, oder, so bald du im Lehnstuhle sitzest, deine Bübchen herbei eilen, um auf deinem Knie nach London zu galoppiren; vorausgesetzt endlich insonderheit, daſs du überhaupt Sinn dafür hast, so kann ich dir nichts Angenehmeres oder Nützlicheres rathen, als nach vollendeter Arbeit, mit oder ohne Schlummerpfeife, auf deinem Sopha oder auch Strohstuhle, selbst einen Ritterzug in die Vergangenheit zu machen. Es ist wirklich nichts unterhaltender und belehrender, als sich in alle die Situationen, Wünsche, Plane, die uns ehemals so wichtig waren — nicht zurück zu träumen: Träume sind überhaupt kein Zeichen der Gesundheit, wie die Aerzte sagen, und die mit offnen Augen am wenigsten; sondern — zurück zu denken.

Das alleranziehendste Gebiet der Vorzeit ist das, welches wir selbst durchwandelten; die rührendsten Scenen sind diejenigen, in denen wir die Hauptrolle spielten; die täuschendsten Sagen die, welche uns unser Herz einst erzählte.

Liebst du bezauberte Prinzessen? O, um wie viele hast du selbst nicht schon gekämpft! Deine erste Geliebte, die zweyte, die dritte, deine Vergnügungen, dein Amt, dein Titel, oder falls du schreibst, dein Schriftstellerruhm, waren lauter verwünschte Damen, für die du dirs wacker sauer werden liefsest. Bist du für Riesenkämpfe, beschützende Zauberer u. s. w.? Denke nur nach, wie manchen fürchterlichen Mitbewerber du bey jeder deiner Schönen nieder zu kämpfen, oder zu schreien, oder zu bieten hattest, und wie mancher Gönner dir Sonnenschein zulächelte, der nicht — wärmte, so wenig die magischen Regengüsse in den Feenmährchen netzen.

Freylich wird es ohne warmes Erröthen nicht abgehen, wenn du dich erinnerst, wie deine Siege die bezauberten Göttinnen, nicht etwa aus Katzen und Grasmädchen in Prinzessen, sondern ach! aus Prinzessen in Katzen und Grasmädchen verwandelten, die gefürchteten Riesen zu Schatten und Windmühlen, die mächtigen Zauberer elende Taschenspieler wurden. Aber laſs dich dies nicht abschrecken. Du bringst von deinem romantischen Zuge immer reinen Gewinst zurück: Nachsicht für andre, Trost für dich bey jedem Fehlschlagen und ein Argumentum ad hominem zum Beleg des Spruchs aller Sprüche: Nil admirari. Es müſste mit wahrer Zauberey zugehn, wenn du alle die Larven uberdenkst, hinter denen du schon Todtenköpfe oder noch was Aergeres fandest, ohne zu vermuthen, daſs manches Engelgesicht, das dir jetzt lächelt, auch nur Larve seyn kann.

Gehörst du aber zu der ehrwürdigen Zunft, die ihr Hauptgeschäft daraus macht, Menschenkenntniſs zu sammeln, so giebt es wieder nichts Besseres für dich, als dies Botanisiren auf eignem Gebiet. Auf fremdem vergreift man sich gar zu leicht, und, lieber Freund, es ist auch nicht hübsch, über den Zaun zu gucken, um zu erspähn, ob in dem Garten des Nachbarn Disteln sind, besonders da wir nie gewiſs wissen, ob in unserm nicht auch ein paar stehen, die wir für Hyacinthen ansehn: und wenn wir das sicher wissen, auch dann ist es nicht hübsch. Halte deinen Nachbar überhaupt nicht eher für einen Distelnkrämer, als bis er dir welche bietet. Um sie aber dann von andern Kräutern unterscheiden zu können, betrachte alles wohl, was in deinem Lande wächst.

Ja, Rückblick auf sich selbst, ist das sicherste Studium der Menschenkunde. Denn

wenn um unsern entfesselten Busen
der süsse Wahnsinn spielt,

und längst überstandene Leiden uns noch einmal rühren, längst entflohene Entzückungen uns noch einmal erheitern, dann enthüllt sich uns so manches geheime Motiv unsers Benehmens, dessen Daseyn wir gar nicht vermutheten oder uns doch sorgfältig verbargen; dann lernen wir über manche Handlung erröthen, die lauten Beyfall fand, auf manche stolz seyn, die man verspottete; dann sehen wir unsere Schwächen und unsere starken Seiten deutlich und unparteiisch: und wenn uns das nicht zu vernünftigen, selbstständigen, rechtschaffenen Männern macht, so sind wir auf immer dazu verdorben.

Die Garderobe.

Auſserordentlich wird dies Lebensstudium dadurch erleichtert, wenn man sich kleine Denkmäler aus jeder Periode zurücklegt. Auch ein Tagebuch ist recht hübsch, und gar berühmte Männer haben es empfohlen: aber es ist doch so manches dabey, das mir nicht gefällt. Denn voraus gesetzt, daſs man die gewöhnlichen Schicksale geschriebener Heimlichkeiten vergäſse, — und das muſs man eigentlich nicht; — so fängt man doch unbemerkt beym Schreiben an, sich für sich selbst zu putzen. Hier läſst man einen wesentlichen Umstand weg, weil — man ihn gern vergessen möchte; dort fehlt einem der Ausdruck für seine Empfindungen: man künstelt so lange, bis — man sich selbst belogen hat. Zudem verlieren wir, wenn wir die Sachen einmal von einer Seite dargestellt haben, nur zu leicht die Freyheit, sie auch von einer andern zu betrachten, und — und — Kurz, ein Band, ein Knopf, ein Messerchen ist mir lieber als die beredtesten Selbstgeständnisse. Auch vertreten sie recht gut die Stelle derselben, denn die Phantasie ist eine so geschickte Künstlerin, daſs sie sich mehr als eine Welt in einer Nuſsschaale erbaut, und doch noch Raum behält, ihr We[illegible] darin zu treiben.

Ich kannte einen Mann, der sein ganzes Leben auf lauter Papierschnitzchen voll hieroglyphischer Kritzeleyen aufbewahrte, und in denselben die Fortschritte seines Geistes, und die kleine Weltgeschichte der Leidenschaften so gut studirte, wie man die groſse aus Medaillensammlungen lernen kann. Ich bin aber so glücklich, noch interessantere Denkmäler zu besitzen, nehmlich wenigstens einen Theil von jeder Kleidung, die ich je gehabt habe, die Matrosenjacke, in der ich den ersten Stock beschritt, mit eingerechnet. Wie viel Vergnügen, wie viele heilsame Lehren geben sie mir nicht! Freylich würde mancher bedenklich den Kopf schütteln, wenn er mich vor den abgenutzten Zeugstücken nachdenkend dastehen, bald lächeln, bald traurige Minen machen sähe: aber — es ist damit, wie mit der Malerey und — allen Dingen in der Welt. Man muſs Sinn dafür haben, sonst sieht man in dem schönsten Gemälde nur ein Blatt mit bunten Farben.

Mir sind diese unscheinbaren Kleidungsstücke eine Art von Hausgöttern, die mich schon von mancher Thorheit abgewandt haben. In jenem rothen Rocke machte ich z. B. einst den Liebhaber. Den Handschuh, der aus der linken Tasche hervorblickt, stahl ich einem sehr reizenden Mädchen: ich sah ihn lange für ein Heiligthum, die Schöne für eine Göttin an. Ich hätte die eine Hälfte meines Lebens hingegeben, um sie während der andern zu besitzen; ich hätte ihr mein Glück, meine Ruhe, meine Freunde, alles, alles aufopfern mögen. Sie ward verheurathet, und — eine untreue zänkische Gattin, eine lieblose Mutter, eine liederliche Hausfrau. Erschien mir hernach wieder irgendwo eine Göttin, flugs ging ich zu meinem rothen Rocke, wiederholte meine alten Empfindungen, und sammelte Besonnenheit, mich an der Wohlgestalt des Mädchens zu ergötzen, ohne seiner mit Leidenschaft zu begehren.

Als ich mir dort den blauen Rock mit den silbernen Schleifen machen lieſs, da war Welt und Nachwelt mein. Kein Lorbeer hing so hoch, daſs ich ihn nicht einst ablangen zu können glaubte; kein Unrecht, dem ich nicht Kraft empfand zu steuern. — Ich bezog in ihm die Universität.

In jenem sandgrauen machte ich den ersten Cursum in der Freundschaft, und in jenem Husarenpelze den zweyten. Der Hieb über den rechten Arm des letzten und die groſsen Blutflecken; sind mir sehr bedeutende Hieroglyphen, aber — ich wende gewöhnlich die linke Seite nach vorne, um nicht Menschenhaſs aus meinem Heiligthume mit zu nehmen.

In dem feinen grünen Frack, der am Elenbogen fast ganz durchgerieben ist, und drey Viertheile seines seidenen Futters verloren hat, machte ich Gönnern meine Aufwartung. Es versteht sich, daſs er neu war als ich damit anfing, und da er beynah in Lumpen zerfiel, bestellte ich mir jenen schlichten weissen Rock, und beschloſs von meiner Arbeit zu leben. Dieser ist mir der liebste. Doch genug, damit ich nicht meinen übrigen Abschnitten vorgreife.

Bildung eines Schwärmers.

Die Natur gab mir eine lebhafte Phantasie und äuſserst reizbare Nerven, also die entschiedenste Anlage zur Schwärmerey jeder Art, und meine Erziehung war darnach eingerichtet, sie auszubilden. Ohne Gespielen wuchs ich in einer einsamen romantischen Gegend auf; meine einzige Gesellschaft fast war mein Vater, der auch zugleich meinen Lehrer machte: und welch einen Lehrer! Ohne Rousseau gelesen, vielleicht ohne sich ein bestimmtes System der Erziehung gebildet zu haben, befolgte er die meisten Lehren des Genfer Weisen, bloſs weil sein unbefangener Verstand ihn jedesmal im vorliegenden Fall das Beste erkennen lieſs. So bald ich lesen konnte, bestand mein Unterricht fast nur in Lektüre und Gesprächen bey einsamen Spaziergängen: aber es versteht sich, daſs ich nichts las, als was er selbst mir gab. Geschichte, Naturgeschichte, alles wo Bücher aushelfen konnten, studirte ich allein: nichts hinderte mich also, alles in die Farbe meiner Phantasie zu kleiden; nichts störte meinen Ideengang und mein Geist brauchte sich nicht in die Fessel eines fremden zu schmiegen. So bald ich die Schriftzüge malen konnte, muſste ich täglich niederschreiben was ich gelernt hatte, und was ich darüber dachte: das gewöhnte mich frühe, nicht bloſse Sachen und Namen aufzufangen, sondern über jeden Gegenstand zu räsonniren. Man sieht, daſs mein Geist Selbstständigkeit erlangen muſste, da er so früh in Thätigkeit gesetzt ward, und daſs ich, fast ganz von fremden Einflüssen abgeschnitten, wohl gezwungen war einen eignen bestimmten Charakter anzunehmen. Mein Vater hatte den Grundsatz, die Freyheit jedes selbstständigen Wesens zu ehren, und für ein solches erkannte er jeden, der Gründe, waren es auch die schiefesten, für seine Entschlüsse angeben konnte. Kein Befehl also erging an mich; zu allem was ich thun sollte, ward ich durch Ueberzeugung, daſs es gut sey, bewogen; und wenn ich diese nicht faſste, so lieſs er mich lieber irren und durch die

Folgen zurecht geleitet werden, als daſs er durch ein Verbot das schmerzliche Gefühl der Unterwürfigkeit in meiner Seele wollte erregen. Der entschiedenste Zug in meinem Charakter ward daher das leidenschaftliche Bedürfniſs der Unabhängigkeit, und dieses ist so mir natürlich geworden, daſs ich in spätern Jahren mehr als einmal lieber die glänzendsten Aussichten aufgab, als daſs ich sie durch Fessel erkauft hätte.

Ich glaube nicht, daſs man diese Folgen meiner Erziehung für sehr nachtheilig halten wird: aber sie hatte andere, die mir wenigstens sehr oft den bittersten Mismuth verursachten. Da ich nehmlich einsam erwuchs, da meine Phantasie ungehindert ihr romantisches Gewebe über jeden Gegenstand werfen konnte, sah ich alles in einem ganz andern Lichte, als die übrigen Menschen, berechnete alle Verhältnisse nach einem idealischen, groſsen Maſsstabe und lebte so in einer eigenen, von der wirklichen sehr verschiedenen Welt. Die ungewöhnlichsten Ideen waren mir alltäglich, und Gegenstände, die andere kaum des Bemerkens werth hielten, sezten mich in das lebhafteste Feuer. Oft daher, wenn ich etwas ganz natürliche gesagt oder gethan zu haben glaubte, sah ich die Gegenwärtigen sich mit grofsen Augen ansehn, dann mich befremdet betrachten und sich endlich zuflüstern: „er will ein Sonderling seyn." — Ich war es wirklich, obgleich ich es nicht seyn wollte. Dieses Urtheil, das ich mir zuzog sobald ich den Mund öfnete, that mir weh. Ich zog mich daher immer mehr von den Menschen zurück, verbarg meine Gedanken, oder sprach, wenn ich mufste, nur nach, was andere gesagt hatten: das Platteste war mir das Liebste dazu, denn so war ich gewifs, mich von neun Zehntheilen in der Gesellschaft nicht auszuzeichnen. Um nicht sonderbar zu scheinen, ward ich langweilig und damit man mich nicht einen Phantasten nennete, gab ich mir Mühe ein Flachkopf zu scheinen. In meinem Innern wüthete dafür das Feuer der Phantasie und Reizbarkeit um so heftiger und ich ward immer mehr, was ich nicht scheinen wollte: ein Sonderling und ein Schwärmer.

Die Folgen, die fast jeder, der in der Einsamkeit erzogen ward, mehr oder weniger fühlt, werden bey einer öffentlichen Erziehung vermieden. In Schulen finden im Kleinen alle die Verhältnisse der erwachsenen Menschen und ihrer Gewerbestatt, und bey dem allgemeinen Zusammenstoſsen der Ideen und den Anforderungen, werden die Charaktere und die Denkungsarten so polirt, daſs sie alle einander ähnlich werden. Schulen sind daher eine sehr gute Bildungsanstalt guter ruhiger Bürger, die wie eine Heerde zusammenhalten, denken, was die Mode will, und leiden, was man befiehlt. — Nur wenige retten ihre Individualität aus dem Conflikt: daher die Legion charakterloser in allen Städten.

Freundschaft.

Bey lebhaftem Gefühl und Empfänglichkeit für alle Eindrücke, bey der Verschlossenheit, zu der die Menschen mich zwangen, fühlte ich sehr früh das Bedürfniſs einen Freund zu haben, dem ich meine Empfindungen mittheilen, dem ich mich als das, was ich wirklich war, zeigen konnte: aber lange wünschte ich mir ihn vergeblich, denn den Sonderling mochte man wohl einmal belauschen, um hernach über ihn zu spotten, aber sich anzuschlieſsen an ihn, vermied man sorgfältig, und den langweiligen Verschlossenen lieſs man kommen und gehn, ohne ihn sehr zu bemerken. Einst, da ich wider meine Gewohnheit heiter war, hatte ich meine Meinung über eine Sache gesagt, die mich lebhaft interessirte. Alles erhob sich wider mich, wie gewöhnlich: der eine erklärte meine Aeuſserung für übertrieben, der andere für verschroben, der dritte begnügte sich spöttisch zu lächeln. Mit Bitterkeit im Herzen schwieg ich, da ich diesmal gewiſs wuſste, daſs mein Urtheil richtig war, und verwünschte den Einfall, etwas zu sagen, als plötzlich ein kleiner lebhafter Mensch, den ich nie vorher gesehn hatte, meine Parthie ergriff, und meine Behauptung so nachdrücklich verfocht, daſs die Gegner sie endlich für wahr anerkennen muſsten. Ich selbst stand während des Streits völlig stumm da, als wenn er mich gar nicht betroffen hätte, aber da er geendigt war, suchte ich meinem Vertheidiger näher zu kommen. Ich dankte ihm für die Mühe, die er sich gegeben hatte, ich war seit langer Zeit zum erstenmale wieder gesprächig. Er hatte Verstand und Gutmüthigkeit genug, mir meine Sonderbarkeiten zu verzeihen; wir gewannen einander lieb, und nie hat ein Zwist meines Karls — denn er war es, — Freundschaft für mich unterbrochen. Sie war unerschütterlich, denn sie gründete sich auf — die **Ungleichheit** unserer Charaktere.

Wie nemlich die eheliche Verbindung auf die Verschiedenheit der Geschlechter, muſs sich die freundschaftliche, wenn sie dauern soll, auf die Verschiedenheit des Charakters gründen. Zwey Menschen von gleicher Lebhaftigkeit oder Langsamkeit, von gleichen Talenten, also auch von gleichen Ansprüchen, können einander hochschätzen, können sogar freundlich eine Zeitlang neben einander ihre Straſse hinwandeln, aber bald müssen Collisionen entstehen, die sie in Nebenbuhler, endlich in Feinde verwandeln. Dies ist in jeder Rücksicht so wahr, daſs vielleicht nie zwey gleichgroſse Helden oder Philosophen, zwey Dichter einer Gattung u. s. w. aufrichtige Freunde gewesen sind, — so wenig als zwey neben einander wohnende Gastwirthe, Müller etc. es sind. Das menschliche Herz ist sich in jeder Lage gleich. — Nur nach entgegengesetzten

Grundsätzen dürfen Freunde nicht handeln.

Karl war ein vortreflicher Geschäftsmann; Ich war nur in der Ideenwelt zu Hause. Sein Blick war im gewöhnlichen Leben helle und sein Verstand durchdringend; ich war in allem blind, das nicht die Phantasie interessirte, oder Spekulation erforderte; aber dafür war ich ihm an Kenntnissen und Nachdenken überlegen. Er wuſste genau, wie der Brauch heische, daſs man spreche und thue: ich dagegen zeigte ihm, wie man eigentlich reden und thun sollte. Er war mein Führer, er handelte für mich und ich — dachte zuweilen für ihn. Oft, wenn er mich wegen eines begangenen Versehens ausgescholten hatte, endigte sich unser Gespräch damit, daſs ich ihn auf ein Vorurtheil, dem er anhing, aufmerksam machte. Wir erkannten unsere gegenseitige Ueberlegenheit an, schätzten sie hoch und liebten uns herzlich. Freylich gründete auch diese Freundschaft sich auf — Eigenliebe, aber sie war dennoch so treu und fest, daſs Karl einst ohne Bedenken Freyheit und Leben wagte, mir das meinige zu erhalten. Der Leser wird ihm Hochachtung zollen, wenn er im folgenden Absatz den Vorgang liest.

Das Wort.

Nichts würdigt den Menschen so tief herab, nichts macht ihn der grausamsten und verabscheuungswürdigsten Verfahrungsart fähiger, als das böse Gewissen, das geheime Bewufstseyn einer Schuld, die man nicht gut machen will, und deren Strafe man gleichwohl fürchtet. — Ihr Völker, bittet den Himmel, dafs er euren Regenten vor diesem Unglück, mehr als vor jedem andern, bewahre!

Die Kaiserin Elisabeth trug es einst, und ihr Reich seufzete tief unter der Last desselben. Eine geheime Verschwörung hatte sie bekanntlich auf den Thron gesezt und sie gebrauchte ihre Macht sogleich dazu, das halbjährige Kind, das ihr Vorgänger war, mit seinen Eltern von einer Festung zur andern schleppen zu lassen: in jeder wuchs das Elend der Armen; in jeder wurden sie härter behandelt, als in der vorigen geschehen war, aber das beruhigte ihre unversöhnliche Feindin nicht. Mit ängstlichen Blicken sah sie immer noch nach dem Kerker hin, in dem die Elenden schmachteten, und um alles Mitleid der Unterthanen, zu deren Beherrscherin sie sich eigenmächtig erklärt hatte, unschädlich zu machen, sezte sie ein geheimes Inquisitions-Tribunal ein, das jeden Verdacht eines Vergehens unerbittlich mit dem Tode bestrafte. Spione aller Klassen gingen aus über die weiten Provinzen des russischen Reichs. Im Zirkel seiner Familie ward der Hausvater belauscht; der Prediger sprach sich auf der Kanzel das Todesurtheil, und durch die strengeste mistrauischeste Vorsicht konnte man sich nicht sicher stellen. Ein Betrunkener, ein Boshafter, der sich beleidigt glaubte, rief das Wort, d. hieſs, sprach die Anklage — Formel, in der man beschuldigt wurde, die Kaiserin, den Staat oder die Religion geschmäht zu haben, und man ward sogleich mit dem Ankläger arretirt und nach Petersburg gebracht. Dort verhörte man nicht etwa genau, und forderte Beweise: nein! man knutete den Angeber, und wenn er nach einer bestimmten Anzahl von Streichen bey seiner Aussage blieb, so konnte nichts den Beschuldigten von dem Schicksal retten, seinen Geist unter der Knute aufgeben zu müssen. So verfuhr man zu Petersburg in der Mitte des 18ten Jahrhunderts! Unzählige Unschuldige wurden das Opfer der Gewissensangst, welche die Fürstin peinigte. Wenige wurden durch die Reue des Klägers gerettet, und kehrten zitternd, ohne allen Ersatz als den Tod ihres Feindes, in ihre Heimath zurück. Es ist mehr als einmal der Fall gewesen, daſs Bettler wegen eines versagten Almosens, Bediente wegen ertheilten Abschiedes, Diebe bey verdienter Bestrafung, aus Rache das Wort über einen Unschuldigen riefen und ihn dem Tode überlieferten, wenn sie boshafte Standhaftigkeit genug hatten, die Knute zu ertragen.

In dem Gebiete des Gutes, auf dem ich lebte, stand eine Compagnie Infanterie in Quartier, und die Officiere derselben waren, wie es in Liefland gebräuchlich ist, fast tägliche Gäste auf dem Hofe. Ein junger Lieutenant gefiel mir vorzüglich wegen seiner Heiterkeit und seiner Wiſsbegierde. Er war wenig unterrichtet, und ich fand Vergnügen darin, ihm meine Kenntnisse mitzutheilen: aber bald machte meine Freundschaft ihn unverschämt und zudringlich. Ich war nicht nur zu keiner Tagesstunde mehr vor seinen Besuchen sicher, sondern er erlaubte sich auch ein solches Betragen, daſs ich ihn endlich ersuchen muſste, mich seiner Gesellschaft zu überheben. Er schwor sich zu rächen und eilte nach Riga mich als Staatsverbrecher anzuklagen. Zufällig sah Karl ihn aus dem Hause des Gouverneurs mit Wache heraus kommen, und erfuhr, daſs ein Commando abgesandt werden solle, mich zu arretiren. Er warf sich sogleich in einen Wagen und eilte hinaus zu mir. Wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel traf mich die Nachricht, die mich aus allen Verbindungen, aus meinem Vaterlande, und Julie aus deinen Armen auf immer reiſsen sollte. Wir waren seit drey Monaten versprochen, und in wenigen Wochen sollten wir verbunden werden: ach! nur sie war mein Gedanke bey der furchtbaren Botschaft! Ehe ich mich fassen, ehe ich meinem Karl danken konnte, zwang er mich schon, in sein Fahrzeug zu steigen, und auf einem Abwege nach Riga zu eilen. Er blieb zurück, um meine Sachen in Ordnung zu bringen, aber — noch hörte er meinen Wagen rasseln, als die Todesboten auf den Hof traten. Entdeckte man meine Flucht, setzte man mir nach, so war ich ohne Rettung verloren. Die Freundschaft gab ihm eine List ein, bey der er sein Leben gewiſsermaſsen preis gab, um das meinige zu retten. Glücklicherweise war meine Flucht so eilig gewesen, daſs meine Bedienten sie nicht bemerkt hatten. Sie zeigten der Wache mein Zimmer und zogen sich furchtsam zurück, indeſs jene hereindrang und Karl, der in meinem Schlafrock da saſs, statt meiner, ohne zu sprechen, ergriffen, in die Kibitka warfen und abführten. In Riga ward er mit dem Ankläger confrontirt, der sogleich den Irrthum anzeigte. Karl erklärte, daſs er sich der russischen Wache nicht habe verständlich machen können, und daſs ich ohne Zweifel noch zu Hause wäre. Man sandte sogleich ein zweytes Commando ab und sezte, so bald dieses einen Vorsprung von einigen Stunden hatte, meinen Freund in Freyheit. Sein erstes Geschäft war, die Post zu bestellen, und sein zweytes, in den Gasthof zu eilen, wo ich seiner, nach unserer Verabredung, verkleidet wartete, und wo er meine angebetete Julie schon in meinen Armen antraf. Ehe die Nachricht meiner Entweichung zurückkam, war ich über die Gränze gelangt. In vier und zwanzig Stunden hatte mich das Schicksal aus dem Schooſs meiner Familie und meines Vaterlandes gesprengt, mich meines Vermögens und was unendlich kostbarer war, meines Freundes und meiner Geliebten beraubt, gerade da beyde mir am theuersten geworden waren. Er hatte mir ja eben das Leben gerettet, und sie, — unter heissem Erröthen und Thränen der Verzweiflung, hatte mir in dem Augenblick der ewigen Trennung gestanden, daſs sie die Frucht unserer ungeduldigen Liebe unter dem Herzen fühle! — Und ich muſste sie, vielleicht der lebenslänglichen Schande, zurücklassen! —

Mit fast gebrochnem Herzen irrte ich hülflos und arm in die Welt hinaus, erreichte, da die russische Armee damals gerade Preuſsen besetzt hielt, durch einen Umweg Hamburg und schiffte mich dort nach England ein, wo ich Dienste nahm und nach Amerika ging. Was ich auf dieser Seite des Ozeans verloren hatte, konnte mir auf der andern nicht ersetzt werden. In Amerika's Wüsten bey nächtlichem Wachen und im Getümmel der Schlacht, überall, ihr theuren Zurückgebliebenen, begleitete mich euer Bild! Wie viele Thränen der Sehnsucht, wie viele Seufzer entlockte es mir! -- Ich soll euch wiedersehn, — aber was ich euch jezt weihen kann, ist leider nur ein ärmlicher Rest eines vergebens durchseufzten Lebens! —

Curland.

Es geht mir mit meinem Gedächtniſs, wie es einst Münchhausens Postillon mit seinem Posthorne ging. An einem heitern Wintermorgen wollte der Mann den Dessauer Marsch blasen. Der Hauch schlüpfte hinein, aber keine Töne flossen heraus: es war so kalt, daſs sie und sogar die Pausen, darin gefroren. Kaum aber hing das Instrument im Wirthshause am warmen Ofen, so schmolzen sie und der Marsch strömte nach dem richtigsten Takte heraus. — So wie ich Liefland — theures Land! — näher komme, erwachen tausend und aber tausend Erinnerungen, die dreyſsig Jahre hindurch in meiner Seele schliefen. Ich seh

im Spiegel holder Phantasie'n,
verschönt von ihrem Zauberlicht,
die längst verwehte Rose blühn
und — fühle ihre Dornen nicht!

Aus jedem Busch tanzt mir, wie eine Dryade, eine Jugendfreude entgegen; um jeden Baumwipfel flattert ein Jugendtraum.— Es ist nichts! Ich weilte nie in diesen Gegenden: aber doch glaube ich jeden Augenblick den Schauplatz irgend einer freudigen Scene aus den Morgenstunden meines Lebens zu sehn! Gerade solch ein Rasen war es, auf dem ich mich einst als Knabe wälzte. O, da ist auch der Bach, durch den ich mir mit glatten Steinen eine Furth bahnte. Wie glücklich bin ich wieder in meiner Matrosenjacke! Aber der Weg krümmt sich und — ich bin Jüngling. Da steht eine Eiche ganz gleich jener — es ist dieselbe! ruft die Phantasie; — unter der ich einst in einer herbstlichen Vollmondnacht bey Julien mich so selig fühlte. Ich stand an ihren Busen gelehnt, ich lauschte still auf das Klopfen ihres liebevollen Herzens, indeſs Blick und Phantasie durch das dunkle Laubdach in den blauen Himmel und zum silbernen Mond hinauf drang.

Halt, Postillon! Ich muſs heraus, muſs ihn wieder betreten, den seligen Platz! Ein dunkles Gefühl treibt mich an, Julien zu sehen. — Ich stehe unter dem Baume, ich blicke zum Himmel auf: — mir ist, als müſste ich Julien über das versäumte Rendesvous Vorwürfe machen. Ja, spricht endlich die Vernunft, der Himmel ist noch blau; der Baum ist dickbelaubt und schattend wie jener, aber doch ist alles verändert. Auch Julie ist nicht mehr was sie war, und du — was bist du geworden? Ihr eilenden Jahre, wie grausam raubt ihr uns unser Selbst. Die Natur ist immer noch reizend, sie wird es seyn, auch wann der Wind schon über mein Grab hinsäuselt und meinen Staub auf der Wiese herumstreut. Alle Quellen des Glücks rinnen noch; sie werden es ewig thun; aber die Fähigkeit aus ihnen zu schöpfen ist dahin!

Traurig schleich ich wieder in meinen Wagen und hülle mich in meinen Reisemantel. Fahr zu, Schwager!

II. in Curland.

Am Eingange dieses Oertchens trat eine reellere Erinnerung vor meine Seele. Auf meiner Flucht aus dem Vaterlande war ich hier einen Tag liegen geblieben, um die nähere Bekanntschaft eines jungen Mannes zu machen, der sich meiner Hochachtung und meines Herzens im ersten Augenblicke bemächtigte.

„Nein, sagte er, als ich eben in die Stube des Verwalters trat; behalten Sie Ihr Geld! Das Mädchen ist unschuldig. Ich will sie retten und sollte es mir mein Glück auf Lebenslang kosten.“ —

Es war eine rührende Geschichte! Ein junger Bursche hatte um ein Mädchen geworben und der Verwalter hatte ihm mit einem peremtorischen Nein geantwortet, weil — weil — doch, wissen Tyrannen immer, wenn sie Menschen unglücklich machen, ein warum? zu beantworten. Er hatte das Mädchen bedroht, wenn sie nicht ihrem Geliebten entsagen würde; sie hatte mit dem Muth verzweifelter Liebe gesagt: sie könne nicht gehorchen. Er lieſs sie peitschen, und schluchzend äuſserte sie, er werde seine Grausamkeit bedauren. Sie hatte, wie sich hernach auswies, einen Selbstmord beabsichtigt, und geglaubt — arme Seele! das werde Reue bey ihm erwekken. Sie ist so süſs, die Vorstellung sanfter Leidenden, bedauert, vom Bedrücker bedauert zu werden! —

Am Abend desselben Tages brach auf dem Herrenhofe ein Feuer aus, und der Viehstall, die Scheuren, fast alle Wirthschaftsgebäude zerfielen in Asche. Sogleich ward die Drohung des Mädchens aufgenommen; sie sollte die Mordbrennerin seyn. Sie ward eingezogen, und ein Proceſs begann, der sie aufs Schaffott, und ihren Körper auf den Scheiterhaufen bringen sollte.

In dieser Zeit kam gerade der junge K. — hier an. Er sollte die Tochter des reichen Verwalters heirathen und ward zu dem Ende als Advokat angestellt. Sein erstes Probestück sollte die Vertheidigung der angeblichen Mordbrennerin seyn. Der Verwalter glaubte seine Sache in den sichersten Händen. Sein künftiger Schwiegersohn, glaubte er, würde den Umstand nicht rügen, daſs er selbst an dem Abende jenes Tages berauscht und mit brennender Pfeife in den Ställen herumgegangen sey: er irrte sich. Kaum hatte K. die Akten gelesen, so stand er als der unerschütterlichste Vertheidiger der Unschuld da. „Aber bedenken Sie," sagte der Verwalter; „wird das Mädchen freygesprochen, so muſs ich alles bezahlen. Ich bin ein ruinirter Mann und Ihre Mitgabe ist verloren." Das Mädchen ist aber unschuldig, rief der edle Jüngling, und schlug voll Eifers auf den Tisch. Selbst die Richter fanden die goldnen Gründe des Verwalters wichtig: umsonst! Mit unwiderstehlicher Beredsamkeit rang K — für Unschuld und Recht. Er stellte es so einleuchtend dar, man muſste es wider Willen erkennen. In wenigen Tagen sollte das Urtheil gefällt werden: es war schon so gut als entschieden, daſs das Mädchen frey gesprochen und K — so arm als er gekommen war, und ohne Braut, seinen Stab weiter setzen würde.

„Edler vortrefflicher Mann! rief ich aus, indem ich ihm um den Hals fiel. Seelen, wie die Ihrige, sandte der Himmel den armen Leidenden als Schutzengel herab. Lassen Sie mich in Ihre Hand den Schwur thun, Ihnen nachzuahmen. Sie in Curland, ich — wohin mich das Schicksal wirft: wo wir seyn mögen, überall müsse der Unterdrückte in uns einen Vertheidiger, die Unschuld einen Retter finden!“ Wir schworen den Bundeseid. In Hamburg erhielt ich folgendes Billet.

„Ihnen darf ich's gestehen, daſs ich
„mit Stolz die Feder ergreife, um Ihnen zu
„melden, daſs die arme Marie gestern frey-
„gesprochen ward. Zum Ersatz für ihre
„Leiden hab' ich den Gutsbesitzer überredet,
„sie ihrem Liebhaber zu überlassen. Der
„Verwalter hat mir das Haus verboten. Ich
„gehe nach Mitau zurück. Können Sie
„Sich denken mit welchen Gefühlen, —
„o, so brauch ich Sie nicht an Ihren Schwur
„zu erinnern.“ —

Wie werd' ich vor ihm erscheinen? sagte ich zu mir selbst. Wie hab' ich das edle Gelübde gehalten? Zwar — wo ich die Unschuld leiden sah, rechtete ich für sie, — aber wie kraftlos oft, und wie vergeblich! — Thut nichts! Doch muſs ich ihn wiedersehn. Aber wo und was mag er jezt seyn! Ein Mann von seinen Talenten, seinen Kenntnissen muſs, trotz allen Feinden, in dreyſsig Jahren die höchsten Ehrenstellen erklimmt haben. —

Kennen Sie keinen Justitzrath K —? fragte ich den Gastwirth in Mitau. Er sah mich verwandrungsvoll an. Nun denn, einen Hofrath K —? Er schüttelte den Kopf. — Aber einen Advokaten doch, der so heiſst, fragte ich, ganz kleinlaut. Er hatte den Namen nie gehört. Wohl möglich, daſs seine Talente ihm schon längst in irgend einer Hauptstadt einen glänzendern Schauplatz eröfnet haben, dachte ich.

Advokat K —? sagte ein ehrlicher Schuster, der hinter dem Tische saſs. So hieſs ja der arme Teufel aus Riga, der sich vor vier Jahren in meinem Hause erschoſs, und dessen beyde Kinder hier betteln. —

K — —.

Bey meinen Leserinnen wenigstens bedarf ich keiner Entschuldigung darüber, daſs meine erste Erkundigung in Riga Julien betraf; die zweyte galt meinem Karl, aber die dritte, nicht die kälteste war nach meinem edeln schwärmerischen Freund. Was ich erfuhr, will ich hier auſser der Ordnung hersetzen, um den traurigen Gegenstand dann auf immer verlassen zu können. Seine Geschichte stehe hier, dem brausenden Jüngling zur Warnung, der im Gefühl seiner guten Sache vergiſst, daſs schlechte Menschen nur zu oft auch mächtige sind: sie lehre ihn Vorsicht.

K — — verlieſs Curland bald nach Endigung jenes Processes. In Liefland ward er nacheinander Hofmeister in verschiedenen adlichen Häusern. Ueberall lieſs man seinen Talenten und Kenntnissen Gerechtigkeit wiederfahren, und überall suchte man bald, seiner los zu werden, was sich leicht erklären läſst. Den Mann von einer gewissen Stätigkeit und Energie des Charakters, betrachten gewöhnliche Menschen wie sie einen Löwen ansehn. Sie staunen ihn in der Entfernung an, bewundern ihn allenfalls; aber in seiner Nachbarschaft hausen mögen sie nicht. Das pelfernde Schooſshündchen, das sich wedelnd und leckend jedem ihrer Winke schmiegt, ist ihnen ein lieberer Genosse. Noch acht Jahr nach K — — 's Tode, sprach ein alter Edelmann mit heftiger Bitterkeit von ihm, der die Kühnheit gehabt hatte, seine Bauern bey ihm zu vertreten und sich gewissen gewaltthätigen Maſsregeln geradezu zu widersetzen.

Endlich ward K — — Advokat in einer kleinen Kreisstadt und heyrathete. Seinen Grundsätzen strenge treu, übernahm er nie eine Sache, die er nicht für gerecht erkannte: aber in der Regel werden nur ungerechte Processe reichlich bezahlt, weil nur Reiche dergleichen unternehmen. K — — blieb arm. Die Richter urtheilten nach andern Grundsätzen, und einst, da er eine unverkennbar gerechte Sache verloren, trotz seiner Anstrengung und feurigen Beredsamkeit verloren hatte, warf er ihnen geradezu ihre Parteylichkeit und Unwissenheit vor. Sie nahmen ihm die Erlaubniſs zu advociren; sie erhoben einen Injurienproceſs gegen ihn und untersagten ihm, die Stadt zu verlassen. In dieser Lage brachte er ein halbes Jahr mit Elend ringend zu, und begrub während dessen seine Gattin, die der Kummer wahrscheinlich tödtete. Lebhaftes Mitgefühl bey fremden Leiden, und väterliche Sorge für seine Kinder, gaben ihm endlich einen Plan ein, der ihn vollends ins Unglück stürzte.

Ein junger Edelmann, der letzte Stämmling einer reichen Familie, hatte sich auf der Jagd erschossen und seine Güter gingen an entfernte Verwandte über. Unter diesen war ein alterndes Mädchen, dem eine ansehnliche Summe zufiel, das aber ihr Mangel an Geist und Bildung in die Gewalt ihrer habgierigen Verwandten lieferte. Sie ward für blödsinnig erklärt und in strenger Eingeschlossenheit gehalten, damit sich nie ein Bräutigam fände, der die Auszahlung ihrer Erbportion fordern könnte. K — — hörte von ihr, und mit fremdem Elend bekannt werden und es lindern wollen, war immer eins bey seinem reizbaren Herzen. Er beschloſs, die Arme zu retten; aber das konnte er nur als Gatte, und das Glück seiner Kinder gab ihm den Entschluſs, es zu werden.

Er hält in dieser Absicht mehreremale um die Erlaubniſs an, die Stadt gegen Caution auf einige Wochen zu verlassen. Man würdigt ihn keiner Antwort, und er geht heimlich fort. Bey einem Besuche auf dem Gute, wo jenes Fräulein sich aufhalten muſste, gelingt es ihm sie kennen zu lernen. Er trägt sich ihr an und findet günstige Aufnahme. Er bewirbt sich bey den Verwandten und wird mit kaltem Spott abgewiesen. Er schreibt, und droht die Rechte seiner Braut geltend zu machen. „Man würde schon Mittel finden, beyden die Heyrathslust zu vertreiben,“ war die Antwort, die ihm durch einen Zwischenmann zugetheilt ward. Nun reiset er hin, um sich die Einwilligung des Mädchens zum Prozeſs zu verschaffen. Er langt in der Nacht an und eine Frau, die im Hause bekannt ist, sucht durchs Fenster mit der Eingesperrten zu sprechen. Es entsteht Lärm. K — — und seine Begleiterinn werden eine Meile weit davon, durch die Bedienten des Edelmanns eingeholt, auf seinen Befehl gebunden, mit Fuſsblöcken belegt und mehrere Tage lang gefangen gehalten.

Endlich reist der Baron von — — nach der Kreisstadt, und läſst die angeblichen Verbrecher auf einem Karren gebunden nachführen. Wie diese endlich anlangen, sizt er eben am Lhombre-Tisch mit den zukünftigen Richtern, denselben, die den Injurienproceſs gegen K — — führten: aber die Partie wird sogleich aufgehoben, um des köstlichen Schauspiels der adelichen Allgewalt zu genieſsen. Man eilt auf die Gasse, der Karren muſs halten und mit teuflischem Jubel werden die Unglücklichen dem Hohn des Pöbels ausgesezt. Einem solchen Feste muſste keine Freude fehlen: auch leerten die Herren denselben Abend auf Kosten des Klägers 21 Flaschen Champagner.

Nach vierzehn widerrechtlich im Criminal — Gefängniſs durchschmachteten Tagen wird K — — vor das Gericht geführt. Sich seiner guten Sache bewuſst, tritt er unerschrocken auf, aber — von dem ganzen Vorgange wird nichts erwähnt. Wie er sich unterstehen konnte, ohne Erlaubniſs die Stadt zu verlassen, ist der ganze Vorwurf, und ohne ihm Zeit zur Erklärung zu geben, wird er wieder abgeführt.

Immer noch fühlte man, daſs man nicht Anlaſs genug hatte, ihn zu verderben, und das sollte doch durchaus geschehen: bald fand sich ein Werkzeug, das der Meister würdig war. Ein Mensch, dem der ehrliche K — — ehemals ein Fortkommen verschaft hatte, besucht ihn im Kerker, beklagt ihn theilnehmend, und reizt ihn dadurch zum Erguſs seiner Empfindungen. Mit dem Ueberströmen des Hochgefühls, nach langem Elend wieder einen Freund gefunden zu haben, schüttet K — — seinen ganzen Schmerz gegen ihn aus, und dieser geht sogleich hin, eidlich zu erhärten, das er das Gericht aufs entsetzlichste geschmäht habe. O mein biederer, offener Freund! das war sicher der härteste Schlag für dein Herz!

Nun endlich konnte man K — — dem Fiskal übergeben, und bald fiel das Urtheil. Ich weiſs den Inhalt desselben nicht, aber wie ungerecht und hart es gewesen seyn muſs, zeigt der Umstand, daſs ein oberes Gericht es sogleich aufhob, dem untern einen bittern Verweis gab, und K — — in Freyheit setzen lieſs. Die beyden Tribunäle geriethen darüber selbst in einen Proceſs, den der Senat dahin entschied, daſs die Glieder des untern persönlich in der Gouvernements-Stadt erscheinen, und dem obern Abbitte thun muſsten. — K — — s, des armen K — — s Sache ward niedergeschlagen, und er als ein unruhiger Kopf aus dem Reiche geschafft.

Ausgestoſsen aus einem Lande, dem er die besten Jahre seines Lebens gewidmet hatte, ausgestoſsen in einem Alter, da seine

Kräfte, sein Geist sinken muſsten, wären sie auch nicht ohnehin durch so mannigfaches Elend, durch Kummer aller Art gebrochen worden; — seine Kinder um ihn her, die nach Bildung, nach Glück zu ihm empor sahen und ach! nicht Brod vermochte er ihnen zu geben! — Wer verdenkt es ihm, daſs ihn die Last des Lebens zu schwer dünkte, und daſs er seine letzten Kräfte sammelte, um sie abzuschütteln? Aber seine Kinder, — verlassen, verwaiset, — doch Waisen finden vielleicht, was man den Kindern eines noch wandelnden Unglücklichen versagt: mitleidige Unterstützung. Vielleicht konnte das durch seinen Tod erregte Aufsehn sogar ihr Glück begründen. — Eh' er sich erschoſs, schrieb er einen Zettel, in dem er „seinen Leib der Erde, seine Seele der Hölle, — seine Kinder dem Erbarmen des Herzogs vermachte.“

Wo sind die Pfade, die nicht das Elend so oft schon betrat, daſs sie alltägliche Heerstraſsen wurden! Man fand die fürchterlichen verzweiflungsvollen und doch so rührenden Worte des Billets sehr verbraucht und abgeschmackt. Seine ganze Frucht war ein schales Bonmot*) und das Hohnlächeln seiner Feinde. Er ward hinter dem Zaun des Gottesackers vom Henker eingescharrt: — doch, doch bin ich zu seinem Grabe gewallfahrtet. O mein hingeschiedener Freund! Sah dein verklärter Geist die Zähren, die mir dein Loos erpreſste? Wenige Menschen, sehr wenige begannen die Bahn der Thätigkeit mit so heiligen, so edlen Entschlüssen, als du! Wenige wurden, wie du, ausgerüstet mit hoher Kraft und hohem Muth, zum Wirken für Wahrheit und für Recht! — O möchte keinem derselben mehr das Ziel gesteckt seyn, das deine Laufbahn schloſs! — Anmerkungen erwarte der Leser nicht. Es genügt an der einzigen, — daſs diese Geschichte nicht Fiktion ist.

---

*) Ein Prediger soll dem Herzoge das Billet mit der herzlosen Plattitude übergeben haben: — „seine Miterben hätten das Ihrige schon in Empfang genommen,“ und der Fürst schenkte den Kindern einige Dukaten. Ich kann die Wahrheit dieser Sage indeſs nicht verbürgen.

Schwärmerey.

„Ihr K — — so empörend auch das Unrecht ist, das ihm wiederfuhr, war doch immer — nur ein Schwärmer.“ Nur ein Schwärmer? Soll das wirklich ein Vorwurf seyn? Ja, er war Schwärmer, ich gestehe es, aber — er und überhaupt die Klasse von Menschen, die man im gemeinen Leben Schwärmer nennt, sind mir zu nahe verwandt, als daſs ich nicht versuchen sollte, ihre Sache zu führen.

Seitdem es Philosophen gegeben hat, das heiſst, Leute, die unumstöſslich bewiesen haben, daſs schwarz schwarz und weiſs weiſs sey, und wiederum, daſs schwarz nicht weiſs und weiſs nicht schwarz sey, und abermal, daſs — man es doch so eigentlich nicht wissen könne; — seitdem es Philosophen gegeben hat, sage ich, haben sie nichts so eifrig, so schwärmerisch verfolgt, als — die Schwärmerey. Sie soll die Quelle alles Uebels, aller Irrthümer, aller Unglücksfälle, der schwärzesten Unthaten seyn, welche die Weltgeschichte beflecken. Was, sagte mir der gelehrte — —, bewog Paris Helenen zu entführen? Schwärmerische Liebe. Was schlachtete Griechen und Trojaner zehn Jahr lang unter Iliums Mauern? Schwärmerischer Ehrgeiz. Was hat alle die blutigen Religionskriege entzündet? Was bewog Alexander, Karl den Zwölften und alle phantastischen Eroberer, die Erde mit Blutströmen zu überschwemmen? Was mordete Cäsar, Heinrich den Vierten, Gustav den Dritten?

Richtig, das that die Schwärmerey. Aber — was verzehrete Troja? Das Feuer. Was Jerusalem, Palmyra, Rom, Constantinopel? Was hat unzähligen Millionen schon Haab' und Hütte geraubt? Was verwandelte Huſs und Tausende von Märtyrern in Asche? Was verwundete noch gestern die Hand meiner lieben Sophie, daſs sie laut aufschrie? Feuer, Feuer, alles that das Feuer! O könnten wir es ganz vertilgen, so wären wir doch sicher, daſs es uns nie aus unseren Wohnungen verjagte; ruhig könnten wir in denselben — erfrieren.

Werden Sie nicht unwillig, mein Herr, denn meine Apostrophe ist so bündig und gründlich als die Ihrige. Trotz allem Bösen, was man mit Recht von der Schwärmerey gesagt hat, ruf' ich doch von ganzem Herzen: „Gott sey Dank! Ihre Bemühungen werden die Schwärmerey nie ausrotten! Sie ist zu innig mit der Natur des Menschen verwebt, um vernichtet zu werden.“ Aber ehe wir untersuchen können, wer von uns Recht hat, müssen wir bestimmen, wer ein Schwärmer, und was Schwärmerey sey. Mir scheint:

Einen Menschen, der reizbar genug ist, von irgend einem Gegenstande so lebhaft gerührt zu werden, daſs er den Werth desselben nicht mehr gehörig schätzen kann, daſs er ihm einen zu groſsen Glanz, übertriebene Gröſse und Wichtigkeit beylegt, und sich endlich durch seinen Irrthum zu Thaten hinreiſsen läſst, die mit der Sache selbst nicht mehr in Verhältniſs stehn, einen solchen Menschen nennen wir einen Schwärmer; seine Reizbarkeit, sein gereizter Zustand und sein Irrthum machen die Schwärmerey selbst aus.

Ist diese Erklärung richtig — und das wird man hoffentlich zugeben, — so sagen Sie mir doch, meine kaltblütigen Herren, wer von Ihnen ist kein Schwärmer? Sie etwa mein Herr, der Sie Ihre Gesundheit und Ihre Ruhe aufopfern, um den Ruhm eines tiefdenkenden Weisen zu erlangen? Oder Sie, der Sie allem Genusse des Lebens entsagen, um Ihren Kindern etwas nachzulassen, wovon sie — schwelgen können? Oder Sie, der Sie Ihr Leben, vielleicht Ihre Ehre auſs Spiel setzen, um einen Titel, oder ein höheres Amt, oder ein Band zu erlangen? Sie alle, Sie schwärmen, so kaltblütig Sie seyn mögen. Doch das macht die Sache der Schwärmerey nicht gut: es verschlimmert sie im Gegentheil. Aber lassen Sie uns weiter gehn.

Alle groſse Gelehrten, alle groſse Künstler, die etwas Auſserordentliches in ihrem Fache leisteten: hielten sie es nicht für das Wichtigste, für den Mittelpunkt, aus dem Licht, Veredelung und Glück ausströmte? Sie schwärmten, aber so muſste es seyn, denn wer würde etwas zum Zweck seines Lebens wählen, was er für geringfügig ansähe. „Aber der Grad!“ Richtig, der verschiedene Grad macht den Unterschied zwischen dem Blödsinnigen, dem gewöhnlichen Menschen, dem groſsen Manne und dem Rasenden. Alle Religionsstifter, vom israelitischen Weisen bis auf Zinzendorf, alle Reformatoren, vom Lykurg bis auf Peter den Groſsen; alle Verfechter des Vaterlandes, vom Codrus bis zu Kosciusko: untersuchen Sie ihre Handlungsweise genau, ohne vorgefaſstes Urtheil, und sagen sie dann, ob sie nicht schwärmten, dieser für Freyheit, jener für Bildung etc.?

Was Groſses ist geschehn, das nicht ein Schwärmer that?

Ja, Schwärmerey, dir gebühren die Altäre, die man dem Genie, der Tugend, dem Patriotismus errichtet. Ohne dich existirten sie alle nicht, denn nur du giebst Kraft und Muth zu allen! Dir verdankt die Menschheit die Männer, auf die sie stolz ist; dir jeder Einzelne das Glück, das er genoſs. Was macht die Seligkeit des Kindesalters, die wir so oft beneiden? Das Kind schwärmt in allem: daher beglückt es ein Ball, ein Apfel. — Schwärmerey öfnet dem Jünglinge die Quellen der Wonne, die ihm aus der Liebe und der Freundschaft strömen. Sie stählt die Brust des Mannes zu Thaten der Unsterblichkeit, und wenn der Greis lächelt, so geschieht es, weil ein rückkehrender Strahl ihrer Glorie ihm die Welt noch auf einen Augenblick übergüldete.

O daſs mir nie, nie, liebliche Göttin, dein Schimmer erlösche! Kalte gefühllose Weisheit gönn' ich jedem, der ihrer begehrt. Mein sey es — von Gefühlen getäuscht, zu Thaten gespannt werden zu können, zu denen sich nie der kalte Egoismus aufzuschwingen vermag! —

Olai's Postirung.

Vaterland! Vaterland! O wer deutet mir den Zauber, der in diesem Worte, diesem Begriffe liegt! Keine Fuſsbreite des Landes, dessen Gränze ich eben betrat, gehört mir; ich kann mich nicht mehr zu den Bürgern desselben rechnen; ich habe vielleicht keinen einzigen Freund, keine einzige Freundin mehr in diesem Lande, die seit zehn Jahr einen Gedanken an mich gehabt hätten, und doch — doch schlug mein Herz so gewaltig, als ich über seine Grenze fuhr; doch schien mir jedes Lüftchen mit balsamischem Hauche ein Willkommen entgegen zu lispeln!

Die Gegend ist nicht schön; eine Viertelstunde von hier in Curland war sie viel reizender: — aber das Gras, das Laub scheint mir ein sanfteres Grün, den Himmel eine schönere Bläue zu schmücken. Die Meise zwitschert mir hier lieblicher als die Nachtigall in dem Gehölze flötete, durch das ich vor einer Stunde fuhr; und die Menschen — ich habe in meinem Leben keinen Gruſs so freundlich und tief erwiedert, als den mir jener Bettler, der erste Liefländer, den ich hier erblickte, bot. Umarmen möchte ich jeden, der mir begegnet! Ja, mein Vaterland! Ich bin dein Sohn und werth es zu seyn: ich liebe dich! — Patria ubique bene! Ein stattlicher Spruch, aber wer zuerst ihn drehte, belog sein Herz, oder er hatte keins. Ich weiſs die hochmüthigen Gründe alle, durch die man ihn rechtfertigt, aber ihr Weisen, die ihr euren kalten Athem über den Strom, Empfindung, haucht, bis er zu Eis erstarrt, — (das sey der natürliche Zustand des Elements, beweiset ihr dann und vergeſst, daſs es in seinem vorigen etwas viel nützlicheres war) — sagt mir, o sagt: War Laura mehr Weib als alle Millionen ihrer Zeitgenossinnen, und doch —

wie wahr ist der unübertrefliche Ausruf ihres Verehrers:

Sola par Donna a me!

Ja Liefland! Mein Herz ruft in jedem Klopfen dir zu: Sola tu ſei Contade a me!

Die Ankunft.

Müde durch die Nachtwache, zu der mich der schlechte Weg zwang, und durch den Sturm der Empfindungen, mit denen ich mich zuerst wieder in Lieflands Grenzen gesehn hatte, schlief ich fast so bald ein, als ich wieder im Wagen saſs. Ein heftiges Rütteln weckte mich nach zwey Stunden. Ich fuhr auf: wir rasselten über Steinpflaster hin; wir waren in der Vorstadt Riga's. Meine erste Bewegung war, die Fenster nieder zu lassen, die Nachtmütze abzunehmen und den Hut aufzusetzen. Du könntest einem Bekannten begegnen, flüsterte die Phantasie, und ich griff an die Mütze. „Einem Bekannten?“ spöttelte die Vernunft. „Laſs sitzen.“ Doch, sagte die Hoffnung, unmöglich ist es ja nicht. „Unmöglich gewiſs, daſs er dich wieder erkenne, erwiederte die Vernunft; und du läufst Gefahr, deine Visiten mit einem tüchtigen Schnupfen zu machen." Die Vernunft hatte Recht wie immer, aber sie ist nur Minister, und jene Schmeichlerinnen sind Favoriten. Ich setzte den Hut auf, lieſs die Fenster nieder und setzte mich in die Lage, alles beobachten zu können, denn mir war, als könnte ich sonst das Willkommen eines Erwartenden verfehlen. Ich starrete rechts hinaus; — links — nichts! Keinen Baum, kein Haus, keine Straſse sogar kannte ich mehr. Keine Stadt fast gestaltet sich so schnell und so mannigfach um, und wenige wachsen so schnell, als Riga durch seinen Handel. Kein Wunder also, daſs ich nach fünf und dreyſsig Jahren Sie nicht mehr erkannte. Die Vorstädte waren während dieser Zeit zum wenigsten um die Hälfte ihrer vorigen Ausdehnung vorgerückt; wo vormals elende Hütten standen, strotzten jetzt zierliche und groſse Häuser; wo vordem Feld oder Sandebene war, prangten jetzt künstliche Gärten. Alles war prächtiger, moderner, schöner geworden: — Nein, häſslicher sagte mein Gefühl. Ich war nicht gekommen, um eine schöne

Stadt zu sehen, sondern die alte, in der ich so glücklich gewesen war.

Ich betrachtete die Menschen. Ja, was ich sonst gesehen hatte, sah ich auch jetzt, aber welch ein Unterschied. Gassenbuben spielten am Thore, vielleicht die Enkel derer, die vor fünf und dreyſsig Jahren meinem eilenden Postwagen nachgejubelt hatten. Artige Damen in flatternde Shawls gehüllt, fuhren und gingen vorüber: sie waren mir fremd. In meiner Jugend trug man hier weder Shawls noch flatterndes Haar, noch blitzende Hüte. Bescheidene Mäntelchen, Dormeusen, Kopfzeuge, höchstens ein Papillon waren damals zu sehen. Die Frauenzimmer hatten verloren. — Stutzer tändelten trallernd vorüber, wie vormals. Old — rief ich einem zu, der gerade so den Stock in der Luft kreisen lieſs und über die Straſse tanzte, als jener, den ich so oft belacht hatte. — Er staunte mich an, und tanzte fort. Ach, es waren Menschen genug da, völlig gleich jenen, die in meiner Jugend hier ihr Wesen gespielt hatten, aber ich gehörte nicht mehr zu ihnen. Ich war in meiner Vaterstadt, aber nicht mehr zu Hause. Hundertmal hatte ich mir gesagt, daſs es so seyn würde, und doch erfüllte es mich mit dem bittern Gefühle getäuschter Erwartung. Ich schmiegte mich in die Ecke des Wagens zurück und sezte traurig meine Nachtmütze wieder auf. Der Stutzer hatte mich an meine Glatze erinnert.

Das Hotel.

Und wo wollen Sie absteigen? fragte der Officier, der meinen Paſs untersucht hatte.

„Im goldnen —.“ Wo ist das? „Am Paradeplatze.“ Da steht nur das Petersburger Hotel. „Nun gut, dort.“

Der Wagen hielt. Ich stieg aus. Der Paradeplatz war da, aber alles andre war umgeschaffen. Das kleine unansehnliche Wirthshaus war ein Palais geworden; die hölzernen Häuschen, die es vormals umgaben, waren verschwunden, und ein groſser freyer Platz dehnte sich zwischen demselben und dem Schlosse gegenüber aus. Was ich fühlte bey dieser Verschönerung, war keines Spazierganges, viel weniger einer Reise von zweyhundert Meilen werth. Es wird schon besser werden, dacht' ich und ging die Treppe hinauf.

Ich bedaure, rief mir der Gastwirth, der mir entgegen kam, zu; alles ist besetzt. Nur ein einziges Zimmer parterre ist noch übrig. Aber es ist nicht sehr elegant. — „Thut nichts, sagte ich, fuhren sie mich nur hin.“ Es war vielleicht vormals das Prunkzimmer des Besitzers gewesen, und so hält man es jetzt allenfalls noch für gut genug: es war das einzige im Hause, das man nicht verändert hatte. Ich sah mich um: auch die Möbeln waren aus meiner Jugend, denn, was vom alten Hausrath noch brauchbar gewesen war, hatte man hierher geschafft. Ein grofser Spiegel mit gläsernem Rahmen, ein paar Tische von Eichenholz, ein Bett mit einem kleinen halbrunden Himmel, der an die Wand genagelt war, und von dem Gardinen von verschossenem grünen Damast herabflossen; ein Canapee. — Wie klopfte mir das Herz! In einer Ecke stand ein runder Armstuhl, ganz gleich jenem, auf dem ich einst Julien beym Abschied auf den Knien hatte; — vielleicht derselbe! Doch schon ein Jugendfreund! rief ich aus, und warf mich hinein. — Aber mein Jugendfreund hatte gealtert wie ich: er brach unter mir zusammen. Ein schlimmes Omen, seufzte ich! Sie setzten sich zu derb auf, sagte der Gastwirth lächelnd, indem er sich bemühte, mir aufzuhelfen. — „Setzen Sie ihn auf die Rechnung,“ entgegnete ich mürrisch.

Johann, rief der Wirth zur Thür hinaus, bring einen andern Stuhl und trag die Stücke weg. — „Nicht doch,“ rief ich schnell. Und was wollen Sie mit den Trümmern machen. „Mich erinnern — Gleichviel, ich bezahle sie und so sind sie mein. Sehen Sie sie an, als wenn sie zu meinem Reisegeräthe gehörten.“

Der Wirth betrachtete mich mit merklichem Kopfschütteln. Auf seinem Gesichte stand deutlich: das ist mir ein wunderlicher Kauz. — Um Verzeihung, sind Sie nicht ein Engländer? sagte der Wirth. „Als wenn ein Liefländer nicht empf — einen zerbrochenen Stuhl kaufen könnte.“

Der Spaziergang.

Ich hatte kaum drey Minuten, nachdem der Wirth hinausgegangen war, auf dem neuen Stuhle gesessen und das Hausgeräthe umher betrachtet, so kehrte mit Heftigkeit das Gefühl zurück: ich bin in Riga! In Riga! O, wer nicht empfindet, wie harmonisch, wie rührend der Name Vaterstadt klingt, wie selig die Empfindung ist, sich wieder in ihrem Bezirke zu sehn, der mufs sie nie mit dem Gedanken: auf immer! verlassen haben.

Ich sprang auf, rief meinen Bedienten, der noch mit Ordnen meines Gepäckes beschäftigt war, und befahl ihm, mir die neueste, die eleganteste Uniform zu reichen.

Mein Jakob ist der gewandteste Kammerdiener, den ein Fürst mit verdorbenem Magen wünschen kann: er schien mir unerträglich langsam. Endlich war ich fertig. Ich schnallte das Wehrgehänge um, drückte den Hut in die Augen und trat ans Fenster. Glänzende Kutschen und schwerbepackte Lastwagen rollten vorüber. Mädchen und

Weiber und Männer riefen ihre Waaren aus. Stutzer, Damen und Lastträger wandelten unter einander. Hier stieſsen sie sich, dort jagte ein Reuter die Fuſsgänger über die Gosse. Alles eilte und eilte und eilte, in Schlangenlinien dahin, denn rechts und links muſste man bald einem stattlichen Bauche, der auf die Gerichtsstube wallte, bald einem Karren ausweichen. Alles schien von einem Sturm von Thätigkeit herum getrieben zu werden. Ich allein hatte nichts hier zu thun, ich allein war hier überflüssig, so daſs ich auf der Stelle wieder hätte zurückkehren können, ohne daſs jemand meine Anwesenheit oder mein Fortgehen bemerkt hätte.

Nein sagte ich zu mir selbst; jetzt will ich nicht spazieren; in dem Gedränge ist das Gefühl meiner Einsamkeit gar zu schmerzhaft. Keiner einzigen Betrachtung könnte ich mich überlassen; jede würde durch einen Ellenbogenstoſs oder etwas Schlimmeres zerrissen werden. Am Abend, wenn alles der Früchte seiner Thätigkeit genieſst, der Tagelöhner zu seiner halbnakten Familie, die Reichen zu ihren dampfenden Schüsseln geeilt sind; oder wenn die Damen, die den

Sonnenbrand fürchten, die Abendkühle herauslockt, sie auf der Brücke oder im kaiserlichen Garten den Sommerabend verschönern, und alles mit gemächlichern Schritten und zahmer einher wandelt; oder wenn die Nacht Ruhe und Stille über die Gassen verbreitet, alle Gegenstände halb in ihren Mantel verhüllt und der Phantasie Raum läſst, ihre Zaubergebilde zu schaffen, dann, dann — das ist die Zeit, in der man eine Stadt wiedersehn muſs, in der man niemand Liebes zu begegnen hoffen darf, als Rückerinnerungen, die wie Gespenster unvermuthet vor die Seele treten. Dann zeigt die Wirklichkeit ihre traurige Gestalt nicht, und die Welt ist so schön als meine Laune erlaubt. Ich hing meinen Hut ruhig wieder hin, lieſs mir den Caffee bringen und erwartete den Abend, um vor allen Dingen zuerst die Dünabrücke, einst mein liebster Spaziergang, gemächlicher wieder zu besehn, als es aus dem Wagen geschehen konnte.

Der Dünastrom.

Vielleicht giebt es kein zweytes Volk auf der Erde, das weniger Vorliebe, ja, das sogar so entschiedene Verachtung gegen sein Vaterland hat, als die Liefländer. Ich weiſs die Ursache davon wohl: es ist nur dem Namen nach ein Vaterland. Seine Bewohner bilden nicht eine Nation: jeder Stand fast ist eine andere. Die Bürger und der Adel sind Teutsche: die Armee und die meisten Civilbeamte sind Russen oder haben doch russische Weise und Denkungsart angenommen: die Bauern sind Letten. Es herrscht so wenig Gemeinschaft unter diesen verschiedenen Klassen, daſs es viele Glieder der einen giebt, welche die Sprache der andern beyden nicht verstehn. Der kleine Abstand, der sich in andern Ländern zwischen den verschiedenen Ständen findet, ist hier die Kluft von einem Volke zum andern. Kein Gemeingeist also, keine gegenseitige Anhänglichkeit. Jeder ist nur für sich besorgt, höchstens für seinen Stand:

was mit den andern vorgeht, ist einem jeden völlig gleichgültig. Doch — abrenuntio! —

Am sonderbarsten zeigt sich diese Stimmung durch Herabsetzung alles dessen, was Liefland hat oder hervorbringt. Nach den Gesprächen, die man in den meisten Gesellschaften hört, ist kein Land in Europa, das nicht schöner, merkwürdiger, besser wäre, als Liefland. Fremde zwar finden es umgekehrt und wenige, die dort einmal sich etablirt haben, wünschen sich ins Vaterland zurück. Junge Liefländer hingegen, die auſserhalb Landes sind, denken nur mit Widerwillen daran, daſs sie einst zurückkehren müssen, und ist es geschehen, so vergehen Jahre, ehe sie aufhören, über die Glückseligkeit zu deklamiren, die sie hier vergeblich suchen müſsten. Finden bereisete Edelleute ja hier noch etwas vorzüglich, so ist es — die Leibeigenheit, und Kaufleute den Strusenhandel.

Diese Gleichgültigkeit hat sich sogar auf die Naturschönheiten ausgedehnt. Es giebt bezaubernde Gegenden in Liefland, deren Namen man kaum kennt. Freylich sind sie nicht so häufig als in der Schweiz oder in

Italien: aber um desto höher sollte man sie schätzen. Jedes andere Land, selbst das langweilige flache Seeland, hat Gegenden, auf die man Reisende aufmerksam macht, und die einen Ruf erlangt haben: aber die entzückenden Environs von Cremonen, von Wenden u. s. w. sind den meisten Liefländern selbst fast unbekannt. Sie lassen sich nicht eine weite Reise bis an den Rhein verdruſsen, um schöne Natur zu sehn, aber eine Fahrt von acht oder zehn Meilen ist ihnen eine zu beschwerliche Mühseligkeit, wenn nichts als die Ansicht einer vaterländischen Gegend der Zweck derselben seyn soll.

Die Gegend um Riga selbst ist unangenehm: fast nichts als eine Sandebene, aber sie umschlieſst doch einen wirklich prachtvollen Gegenstand: die majestätische Düna. Eine Viertelstunde breit, wälzt diese ihre ungeheure Wassermasse gerade von Osten nach Westen, zwischen den nahen Mauern der Stadt und einer ziemlich gebauten Vorstadt hin, und breitet am Sommerabende, wenn die Sonne in sie hinab zu tauchen scheint, vor den Augen der, auf ihren Rücken Lustwandelnden, eine immer breiter und breiter werdende feurige Fläche aus, die das

Auge nicht übersehn und nicht verlassen kann. An dem einen Ufer ruht, wie gesagt, die Stadt selbst, die sich mit ihren altmodischen Thürmen und Wällen in der Flut spiegelt; an dem andern dehnen sich am Ende der Vorstadt lange und gutgebauete Magazine aus, mit den Schätzen gefüllt, welche die Fremdlinge aus allen Gegenden Europens herbeylocken, und die aus Polen und Curland auf dem wohlthätigen Flusse herzugeführt wurden. In seinem Schooſse wimmeln Schiffe aus zwanzig Häven; dies fliegt mit ausgespannten Segeln den Strom hinauf, jenes läſst sich langsam von den Wogen hinabtragen. Hunderte von Kähnen eilen unermüdet von einem Ufer zum andern, und mitten innen reizen die polnischen Strusen mit ihrer bizarren Schildkröten Gestalt die Neugier des Fremden: platte Schiffe, die ein ordentliches gewölbtes Dach von Binsenmatten haben, in jedem Frühjahr mit der Schneeflut den Strom herabsteigen, aber wegen der Wasserfälle in demselben nicht wieder zurückkehren können. Sie haben ihre Bestimmung als Schiffe erfüllt, wenn sie Riga erreichten, und werden hier gewöhnlich zerhauen und als Brennholz verkauft. —

Eine Brücke, die ihrer Bauart nach wohl wenig gleiche in Europa haben möchte, liegt vor der Stadt über den Strom hingespreitet. Sie ruht weder auf Pfeilern noch Schiffen, sondern liegt flach auf dem Wasser und ist so breit, daſs drey Wagen neben einander hinfahren können und doch die Fuſsgänger zu ihrer Sicherheit keines Geländers bedürfen. An beyden Seiten liegen ihrer ganzen Länge nach, Schiffe, nehmen so mit der gröſsesten Bequemlichkeit ihre Ladung ein und bilden zugeich eine reizende Promenade.

— So bald der Winterfrost ernsthaft wird, verändert sich das ganze Schauspiel. Die Schiffe und Kähne und Strusen verschwinden, selbst die Brücke wird in einen Arm des Stromes in Sicherheit gebracht, und eine einzige Nacht reicht zuweilen hin, den flüssigen Abgrund mit einer sichern Decke zu belegen und den Strom in ein weites langes Thal zu verwandeln. Wo acht Monate hindurch Schiffe segelten, tummeln sich während der übrigen vier, leichte Schlitten herum, und wo der auswärtige Seehandel vorher tausend Segel ausspannte, ordnet der innere Landhandel jezt seine Fuhren. Hundert Wege gehen in allen Richtungen von einem Ufer zum andern, und der hochliegende Schnee raubt einem vollends ganz das Bild des Stromes, den man vielleicht noch eine Woche vorher bewunderte.

Am prachtvollesten erscheint die Düna, wenn sie im Frühjahre, von den ungeheuren Schneemassen, die in Polens Wäldern schmelzen, angeschwellt, die Fessel des Winters zersprengt und die Trümmer derselben hoch über ihre Ufer empor trägt: ein jährlich wiederkehrendes Schauspiel, das man, wie ich glaube, ohne Bedenken den Gletschern der Schweiz, und dem Rheinfall an die Seite setzen kann.

Einige Tage vorher pflegt die Ebene, die der Strom bildet, an einigen Stellen mit Wasser bedeckt zu werden, das von den Ufern hinabfliefst. An manchen Orten, vielleicht wo Quellen die versteckten Wogen unruhiger machen, wird die Eisdecke allmälig durchlöchert und die Wege, die sich auf derselben durchkreuzen, werden schon hin und wieder von Seen unterbrochen: aber das hemmt die Thätigkeit nicht. Noch plätschert man mit Schlitten durch das Wasser, denn der Boden ist noch fest, und wo er weicht, legt man Breter über, und fährt und reutet und geht eine Handbreit vom unvermeidlichen Tode, beherzt und gedankenlos hin. Endlich warnet unterbrochenes Krachen des platzenden Eises die Menschen, sich zu entfernen; die Schollen steigen schon hier und dort empor, und schieben sich zu Hügeln zusammen: doch — wie kühn ist der furchtsamste Mensch oft aus bloſser Gedankenlosigkeit, Gewohnheit und Gewinnsucht. Um diese Zeit ist in der Stadt alles theurer als sonst, daher wimmeln gerade jetzt die Landleute des jenseitigen Ufers am ämsigsten mit Viktualien herüber, und Wachen müssen ausgestellt werden, um die Unbesonnenen, die keinen Werth auf ihr Leben zu setzen scheinen, zurück zu halten.

Sollte man es glauben, daſs diese Wachen den Habgierigen furchtbarer sind, als der drohende Abgrund? Und doch ist es so. Mehr als einmal sah' ich Menschen eine Stunde damit zubringen, daſs sie, um das andere Ufer zu erreichen, von Scholle zu Scholle hüpften; — manche derselben ward unmittelbar hinter ihnen fortgeschoben, manche sank, indem sie den Fuſs von ihr zurückzogen: aber sie hüpften fort. Nun sind sie am Ufer, und die Policeybeamten stehen auf demselben und schwenken schon die Stöcke, um sie für ihre Kühnheit zu bestrafen. Sie stehen einen Augenblick stille, besinnen sich: plötzlich kehren sie um und bieten noch einmal dem Tode Trotz, um dem Stocke zu entgehen.

Endlich berstet, gewöhnlich mit einem fürchterlichen Knalle, die ganze ungeheure Eisdecke; der furchtbare Strom, der so lange den Blicken verschwunden war und ungesehn seine Fluten ins Meer rollte, bricht unaufhaltsam wieder hervor, verschlingt seine Ufer und führt majestätisch und langsam ein unzählbares Heer groſser und kleiner Eisinseln dahin. Manche derselben haben eine halbe Viertelstunde im Umfange. Oft stoſsen sie an einander, zertrümmern oder schieben sich in ungeheure Berge zusammen. Dann verstopfen sie den Ausfluſs, und in wenig Minuten ist alles Meer so weit man sehen kann. Ueberall blicken Dächer, oft nur Schornsteine von Häusern aus der allgemeinen Verwüstung hervor. Manches Gebäude der jenseitigen Vorstadt wird vom gewaltigen Andrange der Eisschollen zerschnitten und stürzt zusammen, manches aufgehoben und weit von da wieder niedergesetzt. Oft sieht man mitten im Strome Häuser dem Meere entgegen getragen werden, die schon zwanzig oder dreyſsig Meilen weit so fortschwammen. Man hört zuweilen noch Hähne auf den Dächern angstvoll krähen, Hunde aus den Dachfenstern um Rettung winseln und bellen, ja zuweilen Menschen Sterbelieder singen. Retten — Höchst selten wagt jemand einen Versuch dazu, und noch seltener gelingt er, denn welches Boot würde das Drängen der Eisschollen nicht augenblicklich zermalmen. — Ein Dichter, der die Schrecken der Sündflut malen wollte, könnte hier am Ufer der Düna majestätisch - schreckliche Züge in Menge sammeln. —

Das rechte Ufer des Stroms bietet ein froheres Schauspiel dar. Zwar schlingt sich die Flut, wie ein mächtiger Arm, um die Mauern der Stadt, und donnert und tost an die verschlossenen und verschütteten Thore; zwar geht man in den Gassen zwölf Fuſs tiefer als das Wasser drauſsen steht; zwar steigt es beynahe bis zu den Schieſsscharten hinauf; aber man ist sicher. Die Thore sind gut verwahrt und die jenseitigen

Sandberge sind niedriger als die Scharten: vielleicht nur um einen Fuſs, aber das ist hinlänglich. Immer würde das Wasser, ehe es den Wall überstiege, dort einen Abfluſs finden, der ihm seine schädliche Uebermacht benähme. Mitten in der drohenden Sündflut promenirt man also. Die ganze schöne Welt bringt während des Eisganges, der zuweilen mehrere Tage dauert, täglich einige Stunden auf dem Walle zu.

Welch ein Contrast! Rund um sich her hört man Verderben brüllen. So weit das Auge reicht, waltet die Kraft eines entfesselten Elements. Man ist von ihm umringt; ein Fehltritt auf dem schlüpfrigen Rasen des Walles, ein Stoſs in dem Gedränge, so wäre man ohne Rettung verloren, und — um einen her flattern und tändeln liebliche Nymphengestalten. Alle jugendliche Schönheiten ziehen hier wie im Triumph einher, suchen ihre Verehrer und werden gesucht, und flüstern zärtliche Geheimnisse, während das Toben einer verheerenden Sündflut zu ihren Füſsen donnert. Hier das fürchterlichste Schauspiel der Zerstörung, — dort das reizende Minenspiel lockender, liebedürstender Mädchen.

Ach, vor vierzig Jahren brachte ich hier einen seligen Nachmittag zu! Ich hatte Amalien am Arm, und jeder Stutzer, der uns begegnete, blieb stehen und sah mir neidisch nach! In diesem Frühjahre begegnete ich ihr wieder auf dem Walle. In dicke Pelze und dreyfache Mützen gehüllt, schwankte sie einher, und keuchte ihrer sechzehnjährigen Enkelin ein: „Sittsam, Mädchen!“ zu. — O ihr flatterhaften Jahre!

Der Johannisabend.

So bald der Strom, mit Hülfe der Frühlingsluft und der Sonnenwärme, siegreich die Eishaufen, die seinen Ausfluſs verstopften, ins Meer geflutet hat, sinkt das Wasser; wenig Tage nachher kommt in kleinen halb verzehrten Schollen, das Eis des obern Stromes (man nennt sie das polnische Eis) nach, und ihnen folgen in kurzem die Plattschiffe oder Strusen, welche die vorigjährige Erndte Litthauens herbeyführen. Der Handel beginnt seinen alten Gang, und die Promenaden auf den Wällen, die Triumphzeit der rigischen Schönen, ist geendigt: aber ein schönerer

Tag erwartet sie in der Mitte des Sommers, und giebt ihnen Gelegenheit, ihre Reize in einem noch interessanteren Lichte öffentlich zu zeigen.

Der Tag vor Johannis ist dieses allen Liebenden wichtige Fest. Er scheint ehemals wirklich ein Volksfest gewesen zu seyn, das mit der catholischen Religion gesunken ist: aber es war zu interessant, als daſs man es mit den übrigen Heiligentagen ganz hätte abschaffen sollen. Die Gärtner sparen ihre schönsten Blumen zu diesem Tage auf; die nahe liegenden Bauern winden Kränze von Eichenlaub, Moos und Blumen, und sammeln Beeren, und wer nichts weiter hat, bringt wenigstens einige hundert Birkenbäume zu Markte, die man Mayen nennt. Alles wird vor den Thoren am Ufer der Düna aufgehäuft, und so bald sie geöffnet sind, strömt alles, was jung und fröhlich ist, heraus. Selbst Kinder bringen oft die Nacht schlaflos zu, um die wichtige Stunde nicht zu versäumen. Hier, unter Wohlgerüchen, die einem tausendfach gemischt entgegenströmen, unter dem lieblichen Farbenspiel wohlriechender Kräuter und Blumen aller Art, sieht man die schönern Blumen, die reizenden Töchter der Stadt herumirren, alle im Negligé, alle noch mit der lieblichen Farbe des Morgens auf der Wange. So viele, die man an andern Tagen nur als Modepuppen im steifen Prunkgewande zu sehen gewohnt war, entfalten hier im natürlichern freyern Putze, Reize, die man ihnen nicht zugetraut hätte. Sie scheinen mit den Fesseln der Mode auch die Sprödigkeit derselben abgelegt zu haben; alle sind munter und frey, und der glückliche Liebhaber kann hier zum voraus entdecken, wie seine Schöne ihm einst nach glücklichern Nächten erscheinen wird. Jede hat ein Sträuſschen: um ihn mit dem zu tauschen, den der begünstigte Liebling ihr bieten wird. Hier sucht ihn noch ein schmachtendes Auge in dem Gedränge; dort blizt ein anderes freudig, denn es fand schon den geliebten Gegenstand aus, und — alles andre ist ihm jezt verschwunden. Der Glückliche! Er schwimmt in Freude, denn in dem leichten Morgenkleide, das durch das Gedränge noch unregelmäſsiger wird, enthüllen sich seinen gierigen Blicken tausend Reize, die er sonst nur ahnden konnte. So lustwandelt man von vier Uhr Morgens am Ufer des spiegelnden Stromes einher, und ist man ermüdet, so setzen sich Gruppen, die sich hier zusammen fanden, stralenden Genuſs im Auge, in Nachen, schwimmen über den breiten Strom hin, und frühstücken jenseits in den öffentlichen Gärten; oder gehen zu irgend einem Bauer oder in ein Landhaus, und durchtändeln den lieblichsten Morgen im Jahr.

Um acht Uhr oder neun, kehren die Männer gewöhnlich zu ihren Geschäften zurück, aber so bald sie geendigt sind, eilt man wieder zu den Weibern hinaus. Lustbarkeiten aller Art beschlieſsen den Tag. Aus jedem Wäldchen, aus jedem Garten ertönt eine Musik, und so bald die Nacht ihre Dämmerung, denn finster wird es in dieser Jahreszeit nicht, ergossen hat, sieht man von allen Seiten Feuerwerke spielen.

Wer nach so einem Tage, an so einem Abende einsam einher schleicht und die Freude von fern nur jubeln hören kann, wie sehr ist der zu bedauern! -- Nie hab' ich so lebhaft gefühlt, daſs ich alt und einsam war, als an dem Johannisabende, der kurz nach meiner Ankunft einfiel! —

Die Erkundigungen.

Meine Lage war nicht angenehm: denn auſser dem Kaufmann, an den ich Wechsel genommen hatte, war auch nicht ein Mensch in der Stadt, den ich geradezu aufzusuchen Ursache gehabt hätte: es hatte mein Gefühl empört, mir Adressen für meine Vaterstadt geben zu lassen. Ich war also völlig isolirt. Man kann denken, daſs ich mir Mühe gab, Nachrichten von meinen ehemaligen Bekannten und Freunden einzuziehn; aber das war nicht leicht. Was ich hörte, erfüllte mich mit tiefer Wehmuth. Es ist zwanzig, funfzehn, zehn, drey Jahre, daſs wir ihn begruben, war die gewöhnlichste Antwort der mir fremden Bewohner dieses Ortes, wenn ich nach den vormaligen fragte, um derentwillen ich so weit hergekommen war. Und nicht einzelne Menschen, ganze Geschlechter waren so hingewelkt, fast ohne eine Spur zurück zu lassen. So mancher Name, der ehemals in jedes Kindes Munde war, mit dem die Stadt geprunket hatte, war erloschen, und vergessen. Andere hatten ihre Stelle eingenommen, aber was waren die mir? Von so manchem Jüngling, der hoffnungsvoll dastand, als ich Liefland verlieſs, meldete man mir ein unrühmliches Alter, ein trauriges Ende." Selbst von Julien konnte ich, nach langem Nachfragen, nur von einer alten Frau die Nachricht erhalten, daſs einst ein Frauenzimmer ihres Geschlechtnamens — geheurathet habe.

Was ich von meinem Karl hörte, tröstete mich wenigstens halb. Nach einer langen Reihe von Jahren, in denen er als thätiger und glücklicher Rechtsgelehrter geglänzt, bewohnte er jezt in gemächlicher Ruhe ein Gut, das er in der Nachbarschaft der Stadt gekauft hatte. Dort verbrachte er im Zirkel seiner Familie den Abend seines thätigen Lebens. Der Glückliche! Wie sehnte ich mich, wenigstens ein Zeuge seines Glückes zu seyn.

Die Jugendbekannten.

Ehe ich indeſs zu ihm hinaus eilte, beſchloſs ich, diejenigen meiner Jugendbekannten, die der Strom der Zeit noch nicht hingerissen hatte, wenigstens wieder zu sehn. Mein Kaufmann, der mir etwa ein halbes Dutzend solcher Namen noch hatte aufzählen können, that mir den Vorschlag, diese Männer zusammen zu bitten. Ich lieſs mir es gefallen.

An einem heitern Abend also fuhren wir in seinen Garten hinaus. Bald nachher, indeſs ich mit athemloser Erwartung die Thüre mit den Augen gehütet hatte, rollte ein Wagen herbey. Ein Greis mit einer groſsen Perücke ward von zwey Bedienten herausgehoben; er wankte an einem Krückstocke herbey. Mein Wirth nannte mir ihn: es war der flüchtigste Tänzer, der lebhafteste Gesellschafter in meinem Jugendzirkel gewesen. — Ein anderer Wagen öfnete sich, ein ungeheurer Bauch wälzte sich heraus und keuchte auf uns zu: — hätte ich wohl ahnden können, daſs dies der schlanke — — war, dessen Apollofigur ihm einst so viele Mädchenherzen eroberte? — Da kommt B... riefen sie! — Und mit ihm die Freude, dachte ich, denn wo er einst sich nur blikken lieſs, legten sich schon alle Lippen zum Lachen in Falten, und man genoſs zum voraus des Witzes und der Unterhaltung, die er überall mitbrachte. Wie erstaunte ich, als ich eine dürre, ernste Figur mit gravitätischem Anstande einherschreiten sah, die von Zeit zu Zeit still stehen muſste, um in Ruhe den Anfall von Brustkrampf abzuwarten, der jeden Augenblick wiederkehrte. — Ich stand im Zirkel dieser Männer, wie unter Gespenstern. Sie waren, die ich suchte, und doch waren sie es auch nicht mehr. Ich glaubte anfangs, in manchem Augenblicke, daſs eine Verwechselung vorgegangen sey, aber unser Gespräch überzeugte mich bald, daſs die Verfälschung nur auf die Rechnung des Alters zu schreiben wäre. Es hatte sie ihnen selbst unter den Händen weggespielt. — Ich war gefaſst genug, mich mit allem Anstande und aller Mäſsigung zu freuen. —

Und doch, wie gerne hätte ich ihnen die körperliche Umwandlung verziehn, wenn nur nicht das meiste von dem, was man einst ihre Tugenden nannte, mit jenem Alter, das nach dem Sprichworte keine haben soll, entflohen wäre. Der gutmüthige, frohgelaunte Gesellschafter, der alles gern verzieh, — freylich sich eben so leicht, als andern, — und eher sich eine Thorheit, als irgend jemand eine Bosheit zutrauete, war jetzt langsam und bedächtig in allem, bis auf die Art, wie er seinen Toback nahm. Er untersuchte alles mit einer ängstlichen Sorgfalt und grübelte bey jedem Worte, das er hörte, bey jeder Mine, die er sah, bis er eine üble Deutung hineingelegt hatte. Er glaubte, das wäre Vorsicht des Alters: ach, es war nur die kränkliche Grämlichkeit, das menschenfeindliche Mistrauen, das die — Schwindsucht einflöſst. — Die verderbte Apollogestalt war einst nicht nur schön, sie war auch gutherzig und wohlthätig gewesen; keine Mühe, keine Aufopferung hätte der junge B. sich ersparen mögen, wenn sie der Freude eines andern auch nur den kleinsten Zuwachs gewähren, seine Bekümmerniſs auch nur auf einen Augenblick erheitern konnte. So wie aber das Fett allmälig in seine Netze secernirt ward, setzte sich auch nach und nach ein Callus um sein Herz. Erst bemerkte er, daſs seine Bemühungen doch wirklich beschwerlich wären: dann untersuchte er, so wie der Bauch wuchs, ob sie auch gewiſs Nutzen bringen würden; dann, — die Weste hatte um zwey Zoll weiter gemacht werden müssen, — ob jener Nutzen mit seiner Mühe in Verhältniſs stehe, und der Werth dieser letztern stieg mit jedem Jahre. Jezt, da sein Körper anderthalb Klafter im Umfange hatte, jezt verordnete er zuweilen, ohne vom Lhombretisch aufzustehn, oder halb im Schlafe, eine Medizin, (er war Arzt) von der vielleicht Leben oder Tod des Vaters einer zahlreichen dürftigen Familie abhing; — und keine Reue über einen Fehlgriff konnte mehr durch den Fettpanzer in sein Herz dringen. — Der Podagrist – doch ich will meinen Lesern lieber eine Anekdote erzählen, die diese traurige Materie noch mehr erläutert. —

Bayerische

Die Vertrauten.

„Väterchen und Mütterchen fahren präcise „um zwey Uhr in den Garten; ich bleibe „zu Hause, weil ich wohl Zahnweh — haben könnte. Weiſst Du jemand, der „mir ein Gegenmittel vorschlagen möchte? „Um halb drey kann er Audienz haben bey „Deiner Amalie.“

Ich fiel dem Mädchen, das mir dies Billet brachte, um den Hals. — Eben als ich zum drittenmale die Gasse, in der Amalie wohnte, hinunter ging, schlug es eins, und ich verwünschte die Langsamkeit der Zeit mit aller Ungeduld eines Liebhabers, der einem Schäferstündchen entgegen lauscht. Diesmal war mir das Schicksal sehr günstig. Schon um halb zwey Uhr rollte der Wagen unter meinem Fenster vorbey, und vier Minuten später flog ich die Treppe zu Amaliens Zimmer hinauf.

„Gehen Sie nur,“ sagte das Mädchen; „Fräulein Lottchen ist da, und sie berathschlagen gerade über Sie.“ Ich besitze sonst eben nicht die Art der Wiſsbegier, die sich hinter den Thüren Befriedigung sucht, aber hier konnte ich mir es nicht versagen, zu lauschen. Sie muſsten nahe an der Thüre stehn, denn kein Wörtchen entging mir.

„So wie er hereintritt,“ sagte Amalie, „will ich ihn anfassen und zum Tanzen zwingen; dann thust du es und ich spiele dazu. Nicht zum Wort soll er kommen, bis der Caffee da ist.“ Der Vorschlag ward mit Lachen angenommen, und die kleinen Plane, die man für den Nachmittag machte, und die Lobsprüche, die ich mitunter dabey erhielt, ergözten mich so, daſs ich gar nicht daran dachte, meinen Standort zu verlassen.

Endlich ward über den Putz berathschlaget. Amalie legte ein neues Busentuch an. Wie steht es mir? fragte sie. — Ich werd' es schon wieder abnehmen, dachte ich. — Der Kaufmann hatte ein viel schöneres, aber es war noch einmal so theuer, und wenn ichs kaufte, so muſste der arme Jakob diese Woche leer ausgehen. (Der Mensch hatte heimlich das schönste Pferd des Vaters lahm geritten, und war aus dem Dienste gejagt worden. Amalie erhielt ihn jezt von ihrem Taschengelde.) Der Papa, fuhr sie fort, ist doch auch gar zu strenge. Es ist wahr, er betrank sich alle Tage, aber was soll er jezt anfangen? Kein Mensch will ihn haben. Und seine Frau und Kinder thun mir recht weh. Ludwig giebt ihm wohl auch wöchentlich etwas — aber drey Kinder! — Weiſst du was, sezte sie nach einer Pause hinzu, übermorgen ist des Papa Geburtstag: hilf mir, ihm ein Angebinde bereiten. Ludwig soll uns eine Gratulation besorgen, und dann wollen wir alle bitten, recht sehr bitten, bis dem armen Jakob verziehen wird.

Jezt trat ich herein: die Mädchen schrien laut auf. Ich warf meinen Hut in den Winkel und faſste Amalie zum Walzer an. Das Busentuch war noch verschoben, — aber sie muſste walzen.

Ich brachte einen seligen Nachmittag zwischen den beyden reizenden Geschöpfen hin, und — im Vertrauen, — als ich Fräulein Lottchen nach Hause geführt hatte, stand Amalie noch an der Hausthüre. Das Tete a Tete, das mich erwartete, war noch mehr werth als der Nachmittag.

Die Vertrauten.

Ich traue dem Leser den Scharfsinn zu, daſs er errathen werde, jene Scene ward lange vor meiner Flucht aus Liefland gespielt. Die beyden Freundinnen wurden an ein paar benachbarte Edelleute verheurathet, und hatten ihre Freundschaft, — die aber jezt mehr genaue Bekanntschaft geworden war, — durch alle Verhältnisse des Lebens fortgesezt. Lottchens Ehemann lebte noch; Amalie war kinderlose Witwe.

Meine Reise führte mich in der Nähe ihres Gutes vorbey: wie konnt' ich unterlassen, meine Jugendfreundin wieder zu sehn? Aber, so sehr ich nun schon an das Fehlschlagen meiner Hofnungen gewöhnt war, so muſs ich doch gestehen, daſs ich nie eine mit bittrerm Schmerze zernichtet sah. Ich hatte ein gutherziges, frohes und rundes Mütterchen erwartet: eine lange hagre Figur, mit Galle und Bosheit im Gesichte, trat mir entgegen. Jede Mine schien zu zanken und die Aengstlichkeit der Bedienten zeigte, daſs die Minen es nicht allein zu thun pflegten. Ich muſste mir Gewalt anthun, um wenigstens durch Rückerinnerung froh zu seyn: auch Amalie schien eine halbe Stunde lang die vorige.

Nachmittags kam Lottchen. Wir wiederholten die Geschichte unserer Jugendfreuden und der arme Jakob ward nicht vergessen. — Ich machte nach dem Caffee einen Spaziergang, und bey meiner Rückkehr hörte ich die beyden Freundinnen laut sprechen. Des Kontrastes wegen mit der erzählten Lauscherey, blieb ich an der Thüre stehn. Lottchen klagte über ihre Hühneraugen, Amalie über die Fontanelle am linken Fuſs. Ich dachte an die Kugel in meiner rechten Schulter, und blieb gut gestimmt.

Nun kam die Reihe zur Wirthschaft. Lottchen beschwerte sich, daſs die Mägde nicht fein genug spännen. Mach' es, wie ich, sagte Amalie. Laſs nur ein Paar peitschen, daſs das Blut davon läuft, und du wirst sehen, was sie für zarte Fädchen ziehen lernen.

Ich bebte zurück! Heiliger Gott, dachte ich, ist das dieselbe Amalie, die als Mädchen mit einem schlechtern Putze vorlieb nahm, um einen dürftigen Taugenichts zu unterstützen. Alter und Kränklichkeit: wozu macht ihr die Menschen! — Menschliche Liebenswürdigkeit und Tugend; zarte Blümchen: bittet um günstige Witterung!

Riga.

Wenn meine erneuerten Bekanntschaften mir an sich wenig Genuſs gewährten, so verschaften sie mir dafür die Gelegenheit, Riga genauer kennen zu lernen. Jeder hatte Söhne und Schwiegersöhne, jeder also einen eignen abhängigen Zirkel um sich her, in dem man sichs zur Pflicht machte, den wiedergekehrten Jugendgenossen des Stammvaters gastfrey aufzunehmen. In acht Tagen kannte ich meine halbe Vaterstadt wieder: aber ich muſste sie studiren, wie ich mit irgend einer mir fremden gethan hätte, so sehr hatte sich alles verändert.

Als ich Riga verlieſs, herrschte hier unter den Bürgern der altteutsche Ton, den man nur noch in einigen Reichsstädten findet. Die Männer gingen so unverdrossen zu ihren Geschäften, wie jezt: aber um sich von der Anstrengung in denselben zu erholen, kannte man nichts bessers, als etwa eine Partie Mariage, Piquet, oder höchstens L'hombre, die man zu Hause oder im Weinkeller machte. Selten einmal ging man in den hölzernen Schuppen, der ein Schauspielhaus hieſs, und ergötzte sich an Harlequins oder Skaramutzens Späſsen, oder an dem Tanz der Teufel in Adams Sündenfall. An Sommerabenden saſs man im Schlafrocke, die Pfeife in der Hand, vor der Thüre und unterhielt sich platteutsch mit dem Nachbar von Küche und Keller und von dem Könige von Preuſsen; oder man packte kalte Küche und einige Bouteillen Bier zusammen, und fuhr mit Frau und Kindern zu einem Bauer aufs Land, um dort in freyer Luft zu thun, was man in der Stadt that. Die Frauen und Mädchen putzten sich Sonntags nur für die Kirche, gingen Vormittags schon um sieben Uhr, und Nachmittags wieder hinein, oder lasen die Predigt zu Hause. Gesellschaften empfing man nur an hohen und Familienfesten, die mit Gelbbrodt und altem Rheinwein gefeyert wurden. Die Frauen waren gute Hauswirthinnen, nichts weiter, und wuſsten von den schönen Künsten so wenig, als von der feinen

Lebensart. Eine Menuet und den Groſsvatertanz auf einer Hochzeit mitmachen zu können, war der höchste Grad ihrer Bildung, und wer einmal bey ihnen Zutritt hatte, ward mit einem Händedruck und einem freundschaftlichen „He," dem platteutschen Er, eingeladen, mit einem „Gericht Kohl" vorlieb zu nehmen. Ihre Töchter lernten nicht mehr als sie, und warteten in bescheidener Haube und kostbarem Spitzenputz, im Verschluſs des väterlichen Hauses den Jüngling ab, der sie und ihre aufgehäufte Mitgift von Silber und Leinen, heimführen würde. Die Söhne lernten Rechnen und Schreiben und allenfalls so viel Französisch, um einen Brief schreiben zu können, dienten dann sechs oder acht Jahr als Handelsbursche, während welcher Zeit sie fleiſsig das Comtoir oder den Laden kehrten, dann eben so lange als Gesellen, und etablirten sich endlich, wenn sie alt genug waren, um rechtsame Spieſsbürger zu spielen. — Die Prediger hieſsen noch Hochehrwürdige Herren, gingen fast nie anders aus als im Ornat, mit dem stattlichen Wolkenkragen und dem heiligen Truthahnsschritt. Die Schullehrer näherten sich ihnen an Ehrwürdigkeit. Die Handwerker gingen in Röcken mit langen geraden Schöſsen, groſsen Knöpfen etc. und hieſsen Meister. —

Alles war jezt anders. Die Kirchen waren gewöhnlich leer, die Prediger gingen einfach, oft im bunten Rocke selbst in die Comödie; die Frauen und Mädchen hatten wöchentlich öffentliche Tanzgesellschaften und Concerte, wo sie modische Talente aller Art zeigten und von englischen, französischen und teutschen Dichtern schwazten; es waren glänzende Klubbs errichtet, und ein eben so glänzendes Theater; die Kinder, selbst die Kaufmannsbursche, erhielten in allem Unterricht, was zu einer eleganten Erziehung gehört; der Ton in den Gesellschaften war so fein und leicht, wie in Berlin; selbst die ehrenvestesten alten Kaufleute erschienen in modischen Kleidern bey den geschmackvollesten Festen, und fanden Vergnügen bey denselben: keine Ehrenstöcke mit silbernem Knauf, keine groſsen Aufschläge, selbst Perücken sah man sehr selten, und Greise trugen ihr Haar so schlicht heruntergekämmt, wie der Jüngling. Kein hölzerner Schlitten, in denen man sich sonst sogar im Sommer über die Straſsen schleifen lieſs, erregte mehr das Lächeln des Fremden, selbst Handwerker hatten geschmackvolle Kutschen.

Es brauchte nicht viel Zeit, mich mit dieser Veränderung auszusöhnen. Ich fand bald, daſs man offenbar dabey gewonnen hatte, und daſs vernünftiger Luxus die Genüsse des Lebens vervielfache, ohne gerade sehr gefährlich zu seyn.

Die Grabschrift.

—Wovon hängt es ab, daſs ein Ausdruck des Gefühls wahr oder falsch sey? Wovon, daſs er in der Seele des Hörers oder Lesers gerade dieselbe Empfindung hervorbringe, deren Frucht er ist? Ein groſser Schriftsteller behauptet: um eine Leidenschaft wirklich wahr und rührend darzustellen, müsse der Schauspieler selbst dabey kalt bleiben. Ich möchte dasselbe beynahe von den Malern des Gefühls, von den Dichtern und Rednern sagen; wenigstens ist das der Weg, bey dem sie vor Misgriffen am sichersten sind. Es giebt treffende Aeuſserungen der Freude, über die man weinen möchte, und Ausbrüche des tieſsten Schmerzens, über die es fast unmöglich ist, nicht laut aufzulachen. Ich will von den leztern ein Beyspiel anführen, das ich in Riga hörte, — da es zugleich in zwey Zeilen eine vollendete Schilderung der Geistesbildung ist, welche die Liebhaberey an schönen Künsten, bey den eigentlich mit dem Körper arbeitenden Burgerklassen hervorbringt.

Ich hatte das Wirthshaus verlassen und mich in das Haus eines wohlhabenden Handwerkers eingemiethet, der eine richterliche Würde bekleidete, an allem modischen Genuſs Antheil nahm, viel las und sich wirklich durch Bildung mancher Art auszeichnete. Wenig Tage nachher starb seine einzige Tochter, ein Mädchen von sechzehn Jahren, das seit kurzem angefangen hatte, die Wirthschaft des verwittweten Vaters allein zu führen. Der Vorfall rührte mich zu sehr, als daſs ich es hätte abschlagen können, dem Begräbniſs beyzuwohnen. Wir waren vom Kirchhofe zurückgekommen und saſsen um einen groſsen Caffeetisch herum, als einer der Anwesenden vorschlug, der Hingeschiedenen eine Grabschrift zu machen. Jeder fast brachte eine vor, und man stritt sich über die Form derselben, als der Vater, ein ehrwürdiger Greis, mit Thränen in den Augen und zitternder Stimme sich erklärte, ihr folgende setzen zu lassen:

Hier ruhn die Gebeine der zarten
Blüthe von sechzehn Jahr:
Sie starb, da sie zu gebrauchen war.—

Leser, wenn Sie aufgehört haben zu lachen, so untersuchen Sie, mit Erwägung der angeführten Umstände, ob es, nach Absonderung der Nebenbegriffe, eine treffendere und gefühlvollere geben kann. Das gebrochene Vaterherz machte sie.

Die Jugendgeliebte.

Ich verlieſs Riga, ohngeachtet ich den Ort kaum wieder kennen gelernt hatte, mit einigem Mismuthe. Viele Fremde, die sich dort längere Zeit aufhielten, versicherten, daſs auch ihnen es wehe gethan habe, sich von ihm loszureiſsen: ich glaube es gerne. Es giebt wenig Städte, in welchen der Reichthum mit so bescheidenem Anspruch genossen wird, als hier, wo die wahre Aisance den gesellschaftlichen Ton so angenehm macht, und Ueberfluſs mit so viel Mäſsigkeit und Milde verbunden ist. Aber — ich ging hin, den einzigen Freund, dessen Andenken nie aus meiner Seele schwand, zu überraschen, ihn in seinen häuslichen Verhältnissen zu belauschen, ihn nach einer so langen Entbehrung wieder an meine Brust zu drücken. Um diesen Preis, glaube ich, hätte ich mich nicht lange besonnen, in einem Elysium die Post zu bestellen, — und das ist Riga doch nicht. —

Zu welchem Gute gehört dieser Krug? fragte ich den Wirth, der mir eine Bouteille Meth neben meinen Speisekorb sezte.

Zu Sch — — k antwortete der Mann und fügte, nach Gastwirthsbrauch, noch mancherley Umstände und Gegenfragen hinzu, aber ich schickte ihn fort. Sch — —, das einzige Wort hat mir alles, alles andere gleichgültig gemacht. Wie viel süſse Erinnerungen rief es vor meine Seele! Dies war das Gut, auf dem ich einst meine glücklichsten Tage zugebracht hatte. Hier wohnte vor fünf und dreyſsig Jahren der biedre Oberste von A — —, ein Mann von dem hellsten Verstande und einem Herzen, dergleichen die Natur nur einzelne, in einer menschenfreundlichen Laune erschafft. Fast jeden Sonntag war ich sein Gast, lieſs mir von Karl dem Zwölften, dessen Trabant er einst gewesen war, erzählen, und zürnte mit ihm auf die Ausartung und Verderbtheit der Welt. An Winterabenden spielten wir Schach, eine Kunst, die damals in Liefland noch selten war, und uns daher aneinander fesselte. An Sommertagen hingegen, indeſs der Greis seine Sieste hielt: — welche süſse Stunden brachte ich mit seiner einzigen Tochter Wilhelmine, und ihrer reizenden Gesellschafterin in dem halbwilden Garten zu. — Die Syringenlaube im Hintergrunde des Gartens, mit den weichen Moosbänken und dem murmelnden Bach an ihrer Seite! — Glücklicher 10ter May! — O Zeit, rief ich aus, wie hartherzig entfliehst du, und reiſsest alle unsere Freuden mit dir fort! — Ach Sophie!

Indem ich dies sprach, strich ich mir über die faltenvolle Stirne, und langte nach der Bouteille. Jezt erst ward ich gewahr, daſs an dem gegenüberstehenden Tische eine Bauerfrau saſs, die mich aufmerksam betrachtete. Sie stand bey meiner Ausrufung rasch auf, schob den hölzernen Bierkrug, der vor ihr stand, zurück und — sezte sich langsam wieder, als wenn sie mit einem Entschlusse ränge. Ich betrachtete sie auch. Sie war in den einfachen Feyeranzug der lettischen Weiber gekleidet. Ein Wamms von blauem Wattmal, eine leinene Haube, ein eben solcher mit bunter Wolle ausgenähter Schleyer, eine Schürze derselben Art und Bastschuhe machten ihren ganzen Putz. Es war nichts, gar nichts Auszeichnendes an ihr, als eine strenge Reinlichkeit und ein Je ne sais quoi, das Geist und Nachdenken verrieth. Uebrigens schien sie zwischen funfzig und sechzig Jahr alt zu seyn. „Die war jung, als ich es auch war," dachte ich, indem ich mein Glas leerte und überlegte, ob ich sie anreden sollte. „Wohl möglich, daſs sie Stubenmagd oder so etwas im Hause des Obersten war. Auch so eine Bekanntschaft hat Interesse, wenn sie ein Drittel eines Jahrhundertes alt ist. Ich will sie fragen" — Sie stand schon vor mir.

Um Verzeihung, sagte sie in dem schönen liefländischen Dialekte teutsch zu mir, sind sie ein Fremder? „Ja, erwiederte ich, ich komme gerade aus Teutschland her." —

Wirklich? sagte sie, und sah aus, als wenn sie ihren Schritt bereue; aber — und doch, — sollten sie noch niemals hier gewesen seyn?

„O ja, vor mehr als dreyſsig Jahren, als der Oberste von A — dies Gut beſaſs.“

Sie veränderte die Farbe. „Herr“ — mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit untersuchte sie mein Gesicht, und ich das Ihrige. — „Herr von Sprenger!“ kreischte sie. „Sophie, schrie ich, und lag an ihrem Halse, und umarmte sie mit einem Entzücken, wie noch nie ein Mütterchen von sechzig Jahren mag umarmt worden seyn. — Ach, die Syringenlaube!“

Als der erste Sturm unserer Empfindungen vorüber war, muſste sie sich zu mir setzen. Sie erzählte, ich erzählte, und die Bauern, die sich um uns her versammlet hatten, lauschten mit offenem Munde. Eine traurige Geschichte hatte meine arme Sophie zu erzählen, eine Geschichte, gegen welche die meinige nur ein Morgentraum war. Oft muſste ich während derselben mit den Zähnen knirschen; oft rannen mir Zähren längs der Wange herab. — Aber wenn meine Gemüthsbewegungen dem Leser nicht eben so unverständlich seyn sollen, als unsere Herzensergieſsungen es den lettischen Bauern waren, so mufs ich den Anfang meiner Erzählung um vierzig Jahr zurückschieben.

Das heldenmüthige Kind.

An einem Sonntagsnachmittage im August 175 — ging das zehnjährige Fräulein von A., indefs die Gouvernante schlief, mit ihrer lettischen Aufwärterin, die ein Paar Jahre älter war, in den Wald, um gelegentlich Beeren zu pflücken. Sie schwazten und hüpften fort, von einer Stelle voll Erdbeeren zur andern, bis sie ganz erhitzt und müde an einen Bauerhof kamen, der tief im Walde lag. Wir wollen Milch trinken, sagte das Fräulein, und eilte voran in den Hof: aber in dem Augenblicke fuhr ein grofser Viehhund, der sich dort im Schatten gelagert hatte, auf sie zu, und warf sie zu Boden. Er war im Begriff sie zu zerfleischen, als Sophie, die Aufwärterin, statt mit Gekreisch davon zu laufen, sich über ihre Gebieterin hinwarf, und sie mit ihrem Körper bedeckte. Der Hund ward noch wüthender: er rifs Sophien ein Stück aus der Hüfte, gab ihr einen fürchterlichen Bifs in den Arm, schüttelte sie zwischen seinen groſsen Zähnen, und hätte vielleicht beyde Kinder getödtet, wenn ihn nicht die herbeyeilende Bauerfrau losgerissen und mit Steinpüffen verjagt hätte. Das Fräulein war zwar ohne Verwundung davon gekommen, aber doch halbtodt vor Schreck; Sophie hingegen blutete fürchterlich und war nicht fähig einen Schritt zu thun. Sie ward in den Edelhof getragen, verbunden und sorgfältig gepflegt. In zwey Monaten waren ihre Wunden vollkommen geheilt, aber die Dankbarkeit Wilhelminens und ihres ehrwürdigen Vaters dauerte fort.

Das Fräulein hatte während Sophiens Krankheit eine andere Aufwärterin bekommen müssen: diese blieb im Dienste, und jene ward die Gesellschafterin und Freundin ihrer geretteten Gebieterin. Sie erhielt gleichen Unterricht mit ihr, und ward ihr auch in allen andern Stücken gleich gehalten. Wer Sophie sah, hielt sie für die ältere gebildetere Schwester des Fräuleins, und wenn er erfuhr, daſs sie eine Erbmagd sey, und durch welche Handlung sie ihren Platz bey Tische und auf dem Sofa verdient hatte, schätzte, bewunderte er sie und den alten

Edelmann noch mehr, oder er — hätte selbst völlig unfähig seyn müssen, so Achtung zu verdienen.

Das Fräulein sang und spielte sehr fertig, aber Sophiens Stimme war viel rührender und sanfter, und die Saiten sprachen unter ihren niedlichen kleinen Fingern süſseres Gefühl. Das Fräulein zeichnete allerliebst, — nach Sophiens Mustern. Sie las viele französische und deutsche Schriften, — die Sophie für sie wählte. Kurz, durch Ueberlegenheit der Talente war hier die Aufwärterin leitende Freundin geworden. Nie war eine gute That eine ununterbrochenere Quelle von Zufriedenheit geworden, als des Obersten Entschluſs, Sophien eine gute Erziehung zu geben. Wer hätte vermuthen sollen, daſs einst die bittersten Qualen ihres Lebens aus dieser Erziehung herflieſsen sollten.

Die Bekanntschaft.

Am siebzehnten Geburtstage des Fräuleins besuchte ich den alten Obersten zum erstenmale. Er stellte mir seine Tochter vor: eine lebhafte reizende Brünette. Ich sagte ihr einige Complimente, und ihre Unterhaltung fing an mir interessant zu werden, als eine schlanke Blondine mit groſsen seelenvollen Augen ins Zimmer trat. Beym ersten Blick auf sie fühlte ich mich überwunden. So beredt ich bey dem Fräulein gewesen war, — ich fühlte Ueberlegenheit — so stumm war ich bey der blonden Schönen, denn mein Herz huldigte ihr, bald auch mein Verstand, da ich sie sprechen hörte. Der Eindruck, den das reizende Geschöpf auf mich machte, war sichtbar. Wilhelmine lächelte, und mit wahrhaft väterlichem Wohlbehagen sagte der alte A — —: Das ist die Gesellschafterin meiner Tochter. Ein gutes Mädchen, und ich versichre Sie, auch ein sehr gescheidtes Mädchen ist unsre Sophie. „Und ein reizendes, ein himmlisches dazu!“ pochte mein Herz!

Sophie war dazu geschaffen, überall die erste zu seyn. So oft mich der alte Oberste mit seinen Mädchen, wie er sich ausdrückte, allein lieſs, sprach ich nur mit Sophien und sie nur mit mir. Wilhelmine fühlte den Vorzug, den ich ihrer Freundin gab, aber sie liebte sie zu sehr, und ich war ihr wahrscheinlich nicht wichtig genug, als daſs sie böse darüber hätte werden sollen. Sie schwieg gewöhnlich oder entfernte sich unbemerkt. Wie viel Geschmack, wie viel Kenntniſs und edles Gefühl zeigte mir das neunzehnjährige Mädchen in unsern Tete à Tete's. Bald aber blieb Geschmack, Belesenheit und Witz aus unsern Unterhaltungen weg: nur das Herz sprach noch. Wilhelmine war uns lästig, und doch, kaum war sie fort, so stockte unser Gespräch. Wir sahn uns an, als wenn wir rufen wollten: Viktoria, sie geht! und — machten Bemerkungen über das Wetter.

Eines Tages — es war der zehnte May! — nachdem wir lange stumm neben einander gesessen hatten, — „Sie haben mich heute recht geängstiget!“ sagte Sophie sanft erröthend. Ich, liebe Sophie? (Ich ergriff ihre kleine weiſse Hand.) „Ja wohl! Ihr Pferd war sehr wild.“ (Konnte ich umhin, das liebe Händchen an den Mund zu drücken?) — „Ich habe Sie oft schon bitten wollen, fuhr sie fort, indem sie ihre Hand zurückziehen wollte, und fast nach jedem Worte eine Pause machte, — kein solches Unwesen mit Ihrem Pferde zu treiben. Man muſs für Sie zittern, wenn das wilde Thier mit Ihnen dahin fliegt, bald sich bäumt, bald Seitensprünge macht. Wie leicht könnten Sie einmal beschädiget werden.“

„Und würden Sie mich bedauren?“ fragte ich seufzend. Sie sah mich an und ihr Auge schien mir meine Frage zu verweisen. Liebes, theures Mädchen! rief ich aus, indem ich sie umschlang; ich bete Sie an!

Einen Augenblick lag sie an meiner Brust, dann wand sie sich los. „Herr von L. — — sprach sie mit bebender Stimme; lassen Sie mich. Sie wissen vielleicht nicht, daſs — ich — eine Erbmagd bin!“ Ein Strom von Zähren brach aus ihren blauen Augen.

Ich sank vor ihr nieder. Ich verbarg mein Gesicht in ihrem Schooſse. — „Und wenn Sie Fürstin wären, Sie könnten keinen höhern Werth haben, als jezt.“ —

Mitgetheilter Kummer macht sanft und nachgebend; es ist unendlich schwer dem Vertrauten etwas zu versagen, auch wenn er den Gram nicht lindern konnte. Ich umschlang sie von neuem; ihr Widerstreben war kaum merkbarer Versuch. Ich drückte feurige Küsse auf ihre Lippen: sie wandte ihr Gesicht ab und seufzete: das meinige sank in ihren vollen Busen. — Glücklicher 10ter May! Mein Kopf ist grau und meine Pulse schlagen matt, aber bey deinem Andenken fühl' ich mich wieder jugendlich.

Ach Sophie! Wäre ich damals unabhängig gewesen, hätte mich nicht das Schicksal so schnell von dir entfernt, — hätte ich nicht Julien kennen gelernt: du wärst mein Weib geworden, trotz der Vorurtheile, die sich, wie ein Sumpf, zwischen uns lagerten.

Der Groſsherr.

Sch — k gehörte dem Obersten nicht erblich; er hatte es nur für eine Reihe von Jahren gepfändet. Diese Zeit war verflossen, und da die Umstände des Besitzers sich verschlimmert hatten, sollte das Gut, kurz nach meiner Flucht, öffentlich versteigert werden. Der Oberste hatte einem Advokaten den Auftrag gegeben, es zu erstehen, aber durch Bestechung oder Versehen fiel es, weit unter seinem Werthe, einem jener Menschen zu, die mit den Adelsvorrechten, wie mit Tygerklauen gerüstet, damals unter den liefländischen Bauern wütheten, alles für erlaubt hielten, was ihnen zu thun gelüstete, und keine Schranken ihrer thierischen Gier kannten.

Die bisherigen Unterthanen des Obersten waren fast in Verzweiflung, ihn zu verlieren. Er bemühte sich, sie zu trösten, aber — ein Blick auf Sophie, und er war so trostlos, als die ehrlichen Ackersleute selbst. Sie gehörte zu Sch — k. Sie weinte nicht, sie klagte nicht: aber ihr Auge schrie um

Erbarmen. Schweigend rang sie oft die Hände und der Oberste mit ihr: doch blieb ihm einige Hofnung.

Der neue Besitzer kam an, um das Gut in Empfang zu nehmen. Der Herr von A — traktirte ihn hoch, und nach einem groſsen Aufwande von Champagner, nachdem sich Sophie entfernt hatte, bot er ihrem neuen Erbherrn eine sehr ansehnliche Summe für die Freyheit der Schönen. Mit Erstaunen hörte dieser, daſs das reizende Geschöpf, das er während der Mahlzeit mit zagender Lüsternheit, wie ein zu leckeres Schaugericht, begaffet hatte, sein Eigenthum — sein Eigenthum sey. Bitten, Anerbietungen, Sophiens Knieen sogar, alles war umsonst: er bestand darauf, sie zu behalten.

Laſst mich kurz seyn! Voll Gram fuhr mein alter Freund, schluchzend seine Tochter ab. Sophien muſste man ohnmächtig von dem Wagen, bey dem sie auf die Knie gesunken war, ins Haus tragen.

Noch an demselben Abende machte ihr der Herr von — — Anerbietungen. Sie sollte seine Gesellschafterin, seine Gebieterin seyn: aber Sophie war zu tugendhaft, um einem elenden bucklichten Satyr zu verkaufen, was sie allenfalls der Liebe gewährt hätte. Sie war so unerbittlich, als er es gewesen war. Vergebens bat er, vergebens drohte er: sie zeigte ihm nur Verachtung. Er brauchte Gewalt — und gab sie dann als Magd zu einem Bauer. —

Sophie fiel in ein hitziges Fieber, aber ihre gute Natur erhielt sie, und mit der Gesundheit kehrte auch Fassung in ihre groſse Seele zurück. Ruhig melkte sie jezt die Kühe mit den niedlichen Händen, die vormals ganze Gesellschaften am Klaviere bezaubert hatten. Ruhig sezte sie sich jezt in der rauchigten Stube an den Spinnrocken, in den Stunden, die sie sonst auf dem Sopha Rousseau, Klopstock und Wieland gewidmet hatte.

Nach drey Jahren warb ein wohlhabender Bauerwirth um ihre Hand. Noch einmal kehrte mit Heftigkeit die Erinnerung besserer Aussichten in ihre Seele zurück. Sie war der Verzweiflung nahe: aber noch einmal faſste sie sich. Sie verkaufte alle ihre seidenen Kleider und heirathete. Eine zahlreiche Familie war um sie her aufgewachsen. Heute hatte sie ihre Enkel besucht und war auf dem Heimwege hier eingekehrt.

Als sie ihre Erzählung geendigt hatte, safsen wir im Tumult tausend verschiedener Empfindungen einige Minuten stumm da. Endlich zog ich mein Taschenbuch hervor. Ein grünseidenes Knieband, eine Trophäe jenes glücklichen 10ten Mays, hatte sich, wiewohl verschossen und zerrieben, in demselben erhalten: denn so oft ich in der langen Reihe von Jahren, die es überlebt hatte, mein Taschenbuch leerte, schob ich dies mit einem Seufzer in die geheimste Tasche zurück.

Ich breitete es vor ihr aus. „Sophie, kennst du es noch?“ Sie besann sich und erröthete lächelnd; aber bald zuckten die Wimpern des Mütterchens convulsivisch, und sie wischte Thränen weg. -- In diesem Augenblicke taumelte ein alter Glatzkopf mit langem Barte betrunken aus der Kammer. „Sappe, stammelte er lettisch, lafs uns gehen!“

Sie sah mich starr an. — „Das ist mein Mann,“ rief sie, und eilte ohne Lebewohl zur Thüre hinaus.

Der Jugendfreund.

Hinweg, hinweg von dieser kummervollen Scene, zu sanftern Bildern, von Sophiens erschütterndem Abschiede zum Wiedersehen meines Carls. Ich hatte nur noch wenige Meilen bis zu seinem Wohnsitze. So bald sich die traurigen Gefühle, die mich aus dem Kruge begleiteten, ein wenig beruhigt hatten, beschäftigte ich mich mit süssen Planen, wie ich die Wonne, die meiner wartete, mit recht langsamen Zügen schlürfen wollte. Ich beschloſs, mich anfangs nicht zu nennen; erst nach einer Stunde, erst wenn ich beobachtet hätte, wie Rückerinnerung allmälig in meines geliebten Freundes Seele wieder erwachen würde, wie er mich immer forschender, immer unruhiger betrachten, wie er endlich mit ungewisser Stimme eine Frage stammeln, sein Auge immer lebendiger funkeln, er endlich mir um den Hals fallen würde, indeſs süsse Zähren seinen Augen entstürzten. — „Es wird „ihm nicht so leicht werden, mich zu er

„kennen, dachte ich. Da wir schieden, „war dieses graue Haar kästenbraun, dies „matte rothgeäderte Auge lebhaft und hell, „diese Stirn glatt: weder diese häſsliche „Runzeln, noch diese Narbe durchfurchten sie.“ Kein geübter Wollüstling kann so schlau und üppig zum voraus berechnen, wie er allmälig und allmälig am Becher, den eine selige Nacht ihm beut, nippen will, als ich meine Wiedererkennung berechnete. Nur eins vergaſs ich dabey in Anschlag zu bringen: — mein eigenes Herz.

Noch war ich in diese schlauen Plane verwickelt, als ein Hofthor aufrauschte, der Wagen langsam umlenkte und jezt über Steinpflaster hinrollte. Jezt erst fuhr, wie eine Schlange aus dem Hinterhalte, der Gedanke hervor: — „aber wenn er nicht zu Hause ist, da du dich nicht gemeldet hast!“ — Nun so erwartet man ihn, oder kommt ein andermal wieder, wird mancher kaltblütige Leser sagen. — Freylich wohl, aber — gerade die beseligendsten Empfindungen werden am unschmackhaftesten, wenn sie nicht im ersten Anlaufe genossen werden. Wo ist der Glückliche, der nicht zuweilen mit romantischen Erwartungen, mit klopfendem Herzen und brausender Phantasie, einer Scene entgegen ging, die — ja, wenn sich das ausdrücken lieſse! — Ein unbedeutender Zufall, ein Vergessen, eine Zerstreuung, ein Ohngefähr schiebt die Erfüllung auf: man ist ihrer gewiſs — aber welche Nacht, welche Leere tritt ins Herz! Das Entbehren auf ewig ist kaum so bitter, als dieses getäuschte Hoffen. — Und wird es endlich erfüllt, so ist der Unterschied zwischen diesem übernächtigen Genusse und dem ersten, der gestört ward, wie jener zwischen der bestellten und bedungenen Freude im Bett einer Lais, und jener in der Laube, wo man von ungefähr, im Mondenschein, unter traulich flüsternden Blüthen seiner keuschen, sich sträubenden Geliebten begegnet! —

Meine Furcht war vergeblich. Der Herr Justizrath sind zu Hause, sagte der Bediente, der mir den Wagenschlag öfnete. Ich empfand wahre Feindseligkeit gegen den Menschen, der mir diese Nachricht so kalt und gleichgültig hinwerfen konnte. Er führte mich in ein weites Gemach: er mag mich im ersten Augenblick für einen halben Wilden gehalten haben, da ich alles so anstaunte, begaffete. Ach, er ahnte nicht, wie merkwürdig mir das ziemlich einfache Hausgeräthe war: es gehörte ja meinem Karl!

Ich lieſs mich mit einem fremden Namen melden, und ging nun mit hohem Herzklopfen im Zimmer auf und ab; ich zitterte vor Bewegung, als eine Kammerthüre aufging. Er ists! rief ich halblaut, und sah mich um: eine schlanke holde Jungfrau neigte sich vor mir. „Der Papa wird gleich die Ehre haben.“ — „Du also bist,“ rief ich mit Entzücken aus, du bist meines — Um Verzeihung, sie sind meines — des Herrn Justizraths Tochter?“ sagte ich, indem ich die Hand des bestürzten Mädchens ergrif. Sie sah mich voll Erstaunen an: „Ja, mein Herr!“ Indem hatte ich schon ihre Hand an meinen Mund gedrückt. Sie zog noch bestürzter ihre Hand zurück; aber ich schloſs sie selbst schon an meine Brust. Ach! Sie hatte das hellblaue, gutmüthige Auge meines Retters! —

„Mein Herr, schrie das Mädchen beynah, und wand sich aus meinen Armen los, „ich weiſs nicht, wie ich zu diesen Liebkosungen, zu dieser Unverschämtheit komme!“ Sie prüfte meine ganze Gestalt; in ihrem Auge lag deutlich einiger Zweifel gegen die Gesundheit meines Kopfes. — In diesem Augenblick ging die Kammerthür wieder auf, ein kleiner Mann mit einem ziemlichen Bauche, einem seidnen Schlafrocke und einer rothen Troddelmütze, trat heraus und grüſste mich. In dieser Gestalt hatte mir die Phantasie nie meinen schlanken, lebhaften Karl gezeigt: der Eindruck seiner Figur war mir so fremd, daſs sie mein Gefühl etwas beruhigte und meine Freude auf einen Augenblick gelassener machte.

Er sah mit unwilliger Verwunderung, wie seine Tochter sich aus meinen Armen wand, und die holde Dirne stellte sich an seine Seite, indem sie ihre schöne Unterlippe trotzig aufwarf; ihr Auge voll Vorwürfe schien mich aufzufordern, nun ihrem gegenwärtigen Beschützer Rechenschaft von der Beleidigung zu geben, die ich ihr angethan hatte.

Ich genoſs einen Augenblick der interessanten Verwirrung, in der ich beyde sah, ohngeachtet meiner eigenen. Karl nöthigte mich zum Sitzen. „Sie sind der Herr Baron von — —?“ Seine, meinem Herzen so wohlbekannte Stimme stürzte mich in meine Bewegung zurück, aus der mich die Fremdheit seiner Gestalt gerissen hatte. Einen Augenblick noch hielt ich mich; ich wollte mein Mährchen vorbringen: es war vergessen, rein vergessen, und ich substituirte ihm die kahleste Erfindung, die man denken kann. —

Ja, erwiederte ich, und ich bringe Ihnen einen Gruſs von Ludwig — von Spren —. Was soll die Unwahrheit! brach mein Herz aus. Karl, geliebter Karl! Ich bin dein Ludwig Sprenger! — und mit diesen Worten fiel ich ihm um den Hals.

Seine Tochter, die meinen Namen vielleicht nie gehört haben mochte, und deren voriger Argwohn wegen meines Kopfes noch rege war, hatte alle meine Bewegungen mit kindlicher Sorgfalt bewacht, und kaum sah sie mich gewaltsame Hände — wie es ihr schien, — an ihren Vater legen, als sie in ein lautes Geschrei um Hülfe ausbrach. Sogleich stürzten ein paar Bediente, unmittelbar nach ihnen Karls Sohn und gleich darauf seine Frau herein. In ihrer aller Gegenwart machte sich Karl aus meinen Armen los, starrte mir ins Gesicht, und — warf sich dann mit strömenden Zähren, und dem Ausruf an meine Brust: „Ja, du bists, geliebter theurer Jugendfreund, du bist!“ —

Trauter Leser! Verzeih uns Greisen, daſs wir noch so glücklich waren, jugendliches Entzücken zu fühlen! Er war ja mein Retter; ich sein Geretteter! Genügt diese Entschuldigung dir nicht, so — Dein Herz ist todt.

Die Nachricht.

Brauche ich wohl die folgenden Auftritte zu beschreiben? Wie Karl mir seine Familie vorstellte und ich alle mit so lebhafter Inbrunst umarmte; — mir schien es, ich hätte Karln in seinem Herzen ein Capital geliehen, das er mir jezt, durch Zinsen vierfach vermehrt, zurückbezahlte; — wie die jungfräuliche Karoline nun nicht mehr sich aus meinen Armen losriſs; wie sie mit schmeichelnder Zärtlichkeit immer um mich beschäftigt war, als wollte sie mir ihren beleidigenden Argwohn, den sie nicht zu gestehen wagte, abbitten; — wie Karls Gattin mit achtungsvoller Sorgfalt sich dem Freunde ihres Mannes lieb zu machen suchte, — — und die Achtung, welche die Gattinnen unserer Freunde uns bezeigen, ist so süſs! — wie sein Sohn, ein hofnungsvoller und gebildeter junger Mann sichs angelegen seyn lieſs, mir zu zeigen, daſs er werth sey, der Sohn eines Mannes zu seyn, den ich so zärtlich liebte; — wie Karl selbst mir insgeheim seine Vaterfreuden vertraute: — Da sind die Ueberschriften einer Menge von Scenen, die eine Welt von Hochgefühlen in meinen Busen gossen, die aber alle in der Beschreibung sehr ärmlich ausfallen würden. Ich überlasse sie der Phantasie des Lesers, und begnüge mich mit dem Geständnisse: dieser einzige Tag entschädigte mich für alle Beschwerlichkeiten der Reise, für alle fehlgeschlagenen Hofnungen! — Und doch warteten meiner noch grössere Freuden! —

Am Abende dieses glücklichen Tages endlich, da ich nach der Mahlzeit auf Karls eigenem Groſsvatersessel, den ich gezwungen einnehmen muſste, saſs, die ganze Familie um uns versammelt war, und wir eben zum zweytenmale die Geschichte unsers Abschiedes vor fünf und dreyſsig Jahren wiederholten, und zum zweytenmale die schöne Karoline und ihre gute Mutter das Strickzeug, mit einem Auge voll Zähren, sinken lieſsen und uns ansahen, — jezt wagte ich die Frage, die mich unaufhörlich beängstigte: — Karl, wo — was ist Julie? —

Die gute Treue! brach er aus. Deine Abreise stürzte sie in eine gefährliche Krankheit, von der sie erst nach mehr als einem halben Jahre genaſs. — Drey Jahre lang wartete sie auf Nachrichten von dir, — aber als endlich die Gewiſsheit einlief, du seyst nach Amerika gegangen, du seyst im ersten Treffen geblieben, da entschloſs sie sich, nach langem Kummer, ihre Hand dem Herrn von R. zu geben. — „Frau von R. ist Julie,“ riefen Mutter und Tochter zugleich, — und ihr Erstaunen sagte mir, daſs die Unvergeſsliche noch lebe!

Sie bewohnte in der Entfernung von einigen Meilen, als kinderlose Wittwe ein Gut, das für ihre ansehnliche Mitgabe angekauft worden war. — So lebhafte Freude mir die Nachricht von ihrem Leben, von ihrer Treue einflöſste, so war doch noch etwas darin, das mich beunruhigte. Karl erwähnte nichts von Juliens Niederkunft. Vielleicht, dachte ich, schweigt er aus Delikatesse. — Ich befragte ihn unter vier Augen. Er hatte nie etwas von Juliens Schwangerschaft gehört. Vielleicht irrte sie sich bey dem Geständnisse, das sie mir im Wirthshause that; vielleicht war ihre Krankheit die Wirkung, vielleicht die Ursache einer unzeitigen Geburt. Auf jeden Fall beschloſs ich, der ganzen Sache nie gegen sie zu erwähnen, um weder durch schmerzhafte Erinnerung, noch durch Schamröthe das Fest unsers Wiedersehns zu stören.

Der Adel.

Karl stellte Gastmahle an, die Wiederkunft des Verlornen zu feyern. Der umliegende Adel, der meinen Freund seiner Geschicklichkeit wegen fürchtete, seiner Gutmüthigkeit wegen liebte, und um seines Vermögens willen fetirte, fand sich häufig bey demselben ein. Die ich ehemals als Knaben gesehen hatte, boten mir jezt als reife Männer die Hand, und die Enkel derer, in deren Männerkreise ich einst voll Ehrfurcht als Jüngling schwieg, bildeten jezt den jugendlichen Zirkel, in den ich mich oft hinstahl, wenn der erustere, der nicht immer der weiſere war, mich ermüdet hatte. Im Ganzen bemerkte ich, mit noch mehr Freude als Erstaunen, auch hier eine gänzliche Umgestaltung.

Als ich aus Liefland floh, lebten die ärmeren Landedelleute auf ihren Gütern, roh und ungesittet wie ihre Bauern, wohnten unter Strohdächern, in niedrigen Zimmern, deren beste Zierath ein groſser Eichenschrank, einige Strohstühle, zuweilen auch eine Bank war. Schreiben und lesen konnten nur wenige; dafür waren sie auf der Jagd desto gewaltiger. Täglich durchwüteten sie die Wälder; oder sie peitschten, wenn die Feldarbeiten ihre Gegenwart erfoderten, eigenhändig ihre Bauern ab, halfen aber auch oft treulich die Heuschober thürmen und Schweine schlachten. Machten sie einen Besuch, so kündigte die klaffende Koppel sie schon von weitem an. Kaum traten sie herein, so lagen Pikas und Waldmann und Kranz schon auf allen Stühlen herum, indeſs ihr Herr, blöd und stumm unter Gebildetern, noch verlegen da stand, und den begeisternden Einfluſs des Branntweinglases oder der Bierlase erwartete, um die Geschichte seiner Heldenthaten und seiner vierbeinigten Jagdgenossen aus den rauhen Lippen hervorströmen zu lassen, oder mit wieherndem Gelächter Zoten zu reiſsen, oder auch mannhafte Faustkämpfe zu beginnen. Das schöne Geschlecht ging gewöhnlich in einer plumpen Tracht, die der lettischen ähnlich war, nannte sich Seelen-Mahsing (lettisch Schwesterchen) und Kullachen (esthnisch, Liebchen;) knüpfte die Geschichte der rothen Kuh an die des schwarzen Sultan, welche der Mann oder Bruder vorgetragen hatte, sprach einen halbteutschen Jargon, der Fremden schlechterdings unverständlich war, kicherte und flüsterte in Gesellschaft, ja, manche wirklich reizende Schöne würzte mitunter ihre Späſse durch witzige Ellbogenstöſse. Uebrigens waren diese ungehobelten Edeldamen fast durchgängig rasche Wirthinnen, halfen den Kühen Futter vorstreuen oder sie melken, harkten im Sommer Heu, präsidirten in der Spinnstube ihrer Mägde, stampften zuweilen auch mit ihnen bey dem Schnarren der Sackpfeife; doch ohne deshalb weniger neben dem Schlüsselbunde unter der Schürze, eine tüchtige Karbatsche, als Scepter, und oft gebrauchtes Symbol ihrer adlichen Erhabenheit zu tragen. Die Erziehung der Kinder ward irgend einem Menschen anvertraut, der sich anheischig machte, sie lesen und schreiben zu lehren: ein Versprechen, das nicht immer erfüllt ward. Sie war vollendet, sobald der Junker und das gnädige Fräulein zu „Gottes Tische" gehen konnten.

Bey dem sehr wohlhabenden und städtischen Adel war freylich alles auf einen etwas modischern Fuſs eingerichtet: aber er war gegen den übrigen eine so unbeträchtliche Minorität, daſs er kaum in Anschlag gebracht werden kann. Auch bestanden seine Hauptvorzüge nur in einem etwas manierlicherm Hochmuth, und im — Französisch-Sprechen.

Zu meinem Erstaunen boten die adlichen Gesellschaften, die sich, wie gesagt, bey Karl versammleten, einen Anblick dar, in dem man auch nicht die entferntesten Grundzüge der oben gelieferten Skizze mehr erkannte. Statt der rohen Fuchsjäger, die ehemals mit der Peitsche ins Zimmer taumelten, stiegen jezt aus jedem Wagen, der heranrollte, feine gepuzte Hofleute, die mit allen Regeln französischer Lebensart vertraut waren; ja hin und wieder war Anzug und

Betragen schon in die wirklich feinere und vernünftigere englische Ungezwungenheit übergegangen. Fast alle hatten Reisen gemacht, wenigstens eine Universität besucht. — Die Damen glänzten nicht nur in modischern Gewänden, sie tändelten und scherzten nicht nur mit Grazie und Feinheit, sondern sprachen auch mit Kenntniſs und Geschmack über Geisteswerke aller Art, und waren vorzüglich mit der schönen teutschen Litteratur so bekannt, als kaum Leipzigerinnen es sind. Die Kinder hüpften mit anständiger Freyheit um ihre Lehrer, die weder den Pedanten noch den Tyrannen machten, sondern Rousseaus Verlangen „der Lehrer sey der Freund seines Zöglings,“ wenigstens so gut zu erfüllen suchten, als es jedem seine Individualität erlaubte. — Aber, dacht ich, alles andere sey so sehr umgestaltet als es wolle, ihre groſsherrlichen Gesinnungen müssen doch immer dieselben seyn, da ihre Lage noch unverändert ist. Miſstrauisch also gegen den Firniſs der Cultur, brachte ich das Gespräch auf die unglückliche Menschenklasse, die nur um jener willen da zu seyn scheint: wie schämte ich mich meines feindseligen Miſstrauens! Wie erstaunte ich über die Gesinnungen, die jeder äuſserte!

Ohne Ausnahme gestanden alle, im vertrauten Gespräche, wie im gröſsern Zirkel, daſs den Bauern nur gar zu oft das bitterste Unrecht geschehe; ohne Ausnahme gaben sie zu, daſs das Verhältniſs derselben nicht das sey, das den wichtigsten Staatsbürgern gebühre; daſs sie von Abgaben und Leistungen erdrückt würden; daſs es der Vortheil des Staats, und der Gutsbesitzer selbst, daſs es Gerechtigkeit und Menschenliebe zur heiligsten Pflicht machten, ihnen sobald als möglich, die geraubten Menschenrechte, die Freyheit wieder zu geben. „Nur fügten alle aus einem Munde hinzu, und manchen standen dabey Thränen im Auge, nur sey es jezt noch nicht Zeit dazu: die Nation sey nicht reif zur Freyheit.“ — Ich gestehe, daſs mir diese lezte Aeuſserung ein wenig sinnlos schien: aber sie wurde mir durch so unzählige Beyspiele von der Rohheit, Lüderlichkeit, Trägheit der Leibeigenen belegt, daſs ich seufzend schwieg. Mich zu trösten, erzählte mir dann jeder, welche Maſsregeln er genommen habe, jene glückliche Reife auf seinem Gute zu beschleunigen; wie angelegen er gute Sitten und Wohlstand unter seinen Bauern zu verbreiten suche; welche Wohlthaten er ihnen in dieser Rücksicht erzeigt, welche Aufopferungen er gemacht habe und noch zu machen gedenke.

In halber Verzückung stand ich da. Wie beschränkt, wie unglücklich fühlte ich mich, ihnen nicht nachahmen zu können! Ich war so klein, so gar nichts gegen sie, daſs ich nur mit Ehrfurcht zu ihnen aufzublicken wagte. Die lebhafteste Bewunderung, Verehrung füllte meine Brust gegen diese erhabnen Menschenfreunde, und kaum waren sie fort, so brach ich gerührt in eine unerschöpfliche Lobrede über sie aus. Ich pries mein Vaterland glückselig, daſs Männer von so edlen groſsmüthigen Gesinnungen seine erste Bürgerreihe ausmachten, ich pries das Zeitalter, das so viel Aufklärung mit so viel Güte der Denkungsart verbände; ich dankte der Vorsehung, daſs sie gerade jezt den unterdrückten Elenden beschützende, aufrichtende Engel zugesandt habe. Nur ich, ich war unglücklich, daſs ich nicht Zeuge dieses allgemeinen Umschwunges in Sitten und Denkungsart hatte seyn können; daſs ich selbst jezt nicht im Stande wäre, mit zu wirken für das Beste der Menschheit. „Ach, was kann mich für das entbehrte Glück je schadlos halten!“

Karl sah mich lange schweigend an. Endlich brach er lebhaft aus: „Heil Alexander, Heil dem erhabnen Menschenfreunde, der die tauglichsten Mittel, den Bauer zu bilden, und sein Wohlseyn fest zu begründen, zu Landesgesetzen gemacht hat!“

Die Abreise.

Ich verlebte im Hause meines Karls zehn glückliche Tage, die unter stetem Genuſs der Vergangenheit und Gegenwart verflossen. Aufmerksam lauschte ich auf die Geschichte seines Lebens, die, so einfach sie war, mir doch merkwürdiger schien, als die einer Weltumwälzung. Eben so theilnehmend hörte er mich, und jede Gefahr, jede Mühseligkeit, die ich einst überstanden hatte, war mir jezt ein Gut, das ich um groſses Glück nicht vertauschet hätte, denn es verschafte mir neue Beweise der Theilnahme und Zärtlichkeit meines Freundes und seiner Lieben. Indeſs — nachgerade fühlte ich doch, daſs hier nicht meine Heimath

Ich war geliebt und geschätzt, aber ich machte Unordnung in der Wirthschaft. Das Haus war nicht für einen bleibenden Bewohner mehr, eingerichtet; die Stalle zu klein, wenn Besuche kamen etc. und trotz meiner beständigen Protestationen, ward ich immer noch als Gast behandelt.

Nichts zertrennt Freundschaften, auch die ältesten, so leicht, als Ueberlästigkeit, und wenn die Menschen aufhören, uns sehr interessant zu seyn, können wir gewiſs seyn, daſs der umgekehrte Fall auch da ist. Trennung ist das einzige Gegenmittel gegen Alltäglichkeit, und Trennung beschloſs ich auf einige Zeit, so bald ich zum erstenmale in Karls Gesellschaft gegen Mitternacht schläfrig wurde, und das erstemal einige Verlegenheit durchblickte, die mein langer Besuch in der Wirthschaft anrichtete. Ich theilte Karl meinen Plan mit, Julien aufzusuchen; er billigte ihn, und wollte mich begleiten, um mich sicher wieder zurück zu bringen. Ich verbat es, denn — bey der Geliebten bedarf man ja keiner Zeugen.

Der Irrthum.

Nach einer Reise von einigen Stunden rollte der Wagen in einen geräumigen Hof, der rundum von ehrwürdigen Linden beschattet war, und hielt endlich vor einem stattlichen doch altmodisch gebauten Hause, mit einer breiten steinernen Treppe. Soll ichs gestehen, daſs — doch der Leser hat mich schon so oft in den Runzeln des Greises, die Empfindungen des Jünglings wiederholen sehn: ich darf es ihm wohl vertrauen, daſs ich mit einer gewaltigen Beklemmung den Wagen verlieſs. Ich bot alle Kräfte meiner Vernunft auf, mein Herz zu beruhigen, indeſs der Bediente zu seiner gnädigen Frau eilte, einen fremden Officier anzumelden. Ich suchte mir es recht lebhaft zu machen, daſs fünf und dreiſsig Jahr verflossen wären, seitdem ich Julien nicht gesehen hätte; ich erinnerte mich aller der Veränderungen, die mir schon aufgestoſsen wären; daſs ich selbst ein Greis geworden sey: — umsonst! Immer stand

Julie in der reizenden Gestalt vor mir da, in welcher ich sie zuerst erblickt hatte.

Mein Vater hatte mich mitgenommen, als er ihrer Mutter den ersten nachbarlichen Besuch ablegte. Sie hatte im funfzigsten Jahre so viele Reize übrig, daſs man ihr beym ersten Blicke zutraute, in ihrer Jugend nie in einer Assemblee, wo es Stutzer gab, allein gesessen zu haben.

Dies war mein Gedanke im ersten Augenblicke; im zweyten dacht' ich nicht mehr an sie. Ungefähr eben so weit als ich hinter meinem Vater, stand hinter ihr ein reizendes junges — stand Julie. Man denke sich eine so schlanke, jungfräuliche, leichte Gestalt, daſs sie immer nur zu schweben schien, hellbraunes Haar, das um einen blendenden Hals, um schmale Schultern und einen sanft, wie von dem Hauch eines leisen Westes, geblähten Busen in langen Locken herabfloſs; ein blühendes eyrundes Gesicht mit einem Cleopatra-Näschen, einem wie zum Kuſs gespitzten kleinen Munde und groſser, blauen, schmachtenden Augen. So stand Julie hinter ihrer Mutter da. Ich sah sie an und lieſs meinen Hut sinken; sie sah mich an, und — ein zwanzigjähriger wohlgewachsener Bursche mit wildem schwärmerischen Auge, läſst selten ein sechzehnjähriges Mädchen kalt; — sie sah mich an, und lieſs ihr Strickwerk sinken. — Aber meine Blicke schwärmten gierig auf ihrer Person herum, und mit süsser Verwirrung sah sie wieder auf den Strumpf. Ich vergaſs ein Compliment zu machen und stand verloren im Anschauen da, bis unsre Eltern aufgehört hatten, sich über ihre Nachbarschaft zu freuen u. s. w., und die Mutter Julien meinem Vater, er mich ihr vorstellte.

Wie wird das jezt so anders seyn, dachte ich, indem ich die Treppe hinaufstieg. Ach, Geliebte meines Herzens! Deine Rosenwange ist welk, dein schmachtendes Auge hohl, und — wer weiſs, ob der Brusthusten dir erlaubt, mir weitläuftig —

Indem ging die Thüre auf, und wo finde ich Worte, mein Erstaunen auszudrükken! Die reizende Gruppe meiner Jugend stand vor mir da! Sechs Schritte von mir, prunkte mir die hohe Gestalt von Juliens Mutter entgegen, und zwey Schritte hinter ihr, die süsse Mädchenfigur Juliens, noch reizender als meine Phantasie mir sie malte, mit dem Strickstrumpf in der Hand! — Julie, rief ich aus, und blieb starr auf der Schwelle stehn.

Ich besinne mich.

Julie, rief ich, und starrte dem Mädchen ins Auge. Ach, es war nicht süsse Verwirrung, nicht freudige Ueberraschung darin; nur Befremden, Erstaunen über mein sonderbares Benehmen. Mit einem Seufzer erinnerte ich mich, welche Rolle jezt die meinige sey. Ich wandte mich mit einem Compliment an die Frau: — in diesem Augenblicke war sie mir nichts weiter, aber als ich in dem Auge derselben noch die Sanftheit, die Huld wieder fand, die mich ehemals so entzückten, als die geschwelleten ineinander geflossenen Züge ihres Gesichts, mir wenigstens die Spuren von dem, was ich angebetet hatte, zeigten: — ich vollendete mein Compliment nicht. Julie, sagte ich, indem ich die Hand der Frau ergriff; — ich bin Ludwig Sprenger. Sie that einen Schrey und fiel mir um den Hals.

Nach den ersten Aufwallungen der Freude, wandte sie sich zu dem erstaunten Mädchen. Sophie, sagte sie, das ist mein erster, mein liebster — Spielgefährte, von dem ich dir so manches erzählte. — Daſs sie nach so vieljähriger Trennung mich ihrer Nichte, nicht sie mir vorstellte: Leser, fühlst du, was darin lag? Dieser einzige Zug machte sie mir so werth, daſs ich sie nicht mehr mit jener vertauscht hätte, — auch wenn sie den Brusthusten gehabt hätte. Aber Mäſsigkeit und Mäſsigung, Tugend und Ruhe der Seele hatten meiner Julie Gesundheit und manchen Reiz erhalten, obgleich nur ein Greis ihn fühlen konnte.

Oft hab' ich hernach über den magischen Streich gelacht, den mir die Phantasie gespielt hatte. Daſs junge, unschuldige, schöne Mädchen noch immer ungefähr eben so gewachsen sind, wie ihres Gleichen vor dreyſsig oder dreyſsig tausend Jahren; daſs sie beym Empfange der Fremden hinter der Mutter oder Tante stehen und immer noch stricken: lag darin wohl ein hinlänglicher Anlaſs, so ein Drittel Jahrhundert zu überhüpfen? — Indeſs gesteh' ich, wenn ich auf dem Sopha saſs und die reizende Nichte durchs Zimmer schwebte, oder mit ihrer hellen reinen Stimme, bittende Befehle austheilte, so wandelte michs doch noch, so sehr glich sie der Tante, in unbeachteten Augenblicken an, Julie zu rufen. Ich that es sogar zuweilen vorsätzlich, um den Schalk mit preciösem Lächeln sagen zu hören: „Sophie heiſs ich, Herr von Sprenger.“

Das Scheiden.

Ich hatte Julien wieder, ich ſaſs neben ihr auf dem Sopha, ich brachte den Tag mit ihr zu und schwärmte mit ihr zurück in die Tage der Vorzeit: — die Zukunft ist kinderlosen Greisen eine Wüste: — war ich glücklich? Zwey Tage lang nicht. Immer fühlte ich, daſs in unsern Tetes à Tetes etwas fehlte: und was? Ich alter Thor konnte die Hofnung unserer jugendlichen Entzückungen noch nicht aufgeben, und hatte Mühe, mir die Ueberzeugung immer gegenwärtig zu erhalten, daſs die gute Hausmutter, die so sorgsam mich pflegte, so traulich mit mir kosete, aber ruhig unser zärtlichstes

Gespräch abbrach, wenn — die Köchin etwas zu bestellen hatte, und eben so ruhig es wieder anknüpfte, — ich hatte Mühe, sage ich, mich immer zu erinnern, daſs dies dieselbe Julie sey, die einst mit so entzükkender, aufbrausender Zärtlichkeit in meine Arme sank, so durchdrungen von Schmerz von mir schied.

Am dritten Tage ward es besser. Ich gewöhnte mich, die Idee der Hausfrau und der schlanken Grazie mit einander zu verknüpfen. Ich sah diese Frau von ihren Unterthanen geliebt, sah sie alle Pflichten einer guten Herrschaft erfüllen, sah sie freundschaftlich, liebreich gegen jedermann, beydes im höchsten Grade gegen mich: sie ward mir lieb, so wie sie jezt war, und es gab Augenblicke, in denen ich mich besonnen hätte, wenn es möglich gewesen wäre, Frau von R. wieder in Julianen L. zu verwandeln. Mein ehrlicher Jakob störte mein Glück.

Werden wir noch lange hier bleiben, fragte er am vierten Morgen beym Ankleiden. — Ich weiſs nicht, antwortete ich heftig, und ein schneidender Schmerz ergriff mich.

Ich hatte wieder gefunden, wornach ich mich gesehnt hatte; — freylich nur die Reliquien meines Jugendglückes, aber doch, doch das Einzige, was mir auf der Erde noch theuer war. Ich hatte meinen Freund, meine Geliebte wieder! Laut sprach ein Gefühl in meiner Brust: Hier ist deine Heimath; hier im Arme deines Karl, am Busen deiner Julie! Die ganze übrige Erde ist dir fremd. — Und ich sollte wieder in diese Einöde zurück? Sollte wieder isolirt und traurig da stehen, indeſs jedes lebendige Wesen ein anderes findet, das sich ihm liebend anschlieſst? — Nein, sagte ich entschlossen, diesen Haven verlaſs ich nicht mehr. Kann ich gleich nicht mehr eine liebende Familie um mich versammeln, so finde ich hier doch Gefährten, die um deswillen, was ich war, mir das verzeihen, was ich jezt bin.

Und warum sollte ich nicht bey Julien, mit Julien — Ich will sie fragen, ob —

Der Antrag.

Nach Tische flüchteten wir uns vor der Sonnenhitze in eine Laube von Nuſssträuchern. Wir saſsen auf einer Rasenbank, vor uns stand der Caffeetisch, und vor dem Eingange der Laube summten Bienen und Käfer durch ein weites Blumenparterre. Dann und wann schlug ein Finke im Gipfel der Laube: die ganze übrige Natur schien von der Hitze eingeschläfert. Sophie hatte ein Buch mitgebracht, um vorzulesen. Ich flüsterte Julien zu, daſs ich mit ihr allein zu seyn wünschte, und Sophie bekam einen Auftrag, der sie entfernte. Und jezt —

Guter Jüngling! Spotte des greisen Schäfers nicht, der ja so unendlich lieber den Groſsvater, als den Liebhaber gespielt hätte. Ich zitterte, indem ich Juliens Hand faſste, beynahe so sehr aus Furcht lächerlich, als abgewiesen zu werden. Ich sah ihr ins Auge, es lächelte ruhig und gütig.

„Julie,“ sagte ich, „theure, geliebte Julie! Im Alter der Liebe führte das Schicksal uns zusammen, um uns fühlen zu lassen, daſs wir mit einander glücklich seyn könnten, — und uns dann von einander zu reiſsen. Einsam und traurig wandelte ich die Laufbahn des Lebens; schon seh' ich das Ziel so nahe, und jezt — jezt erst finden wir uns wieder. — Julie! Mein Herz war kalt und erstorben: du hast es wieder zur Freude belebt. Ohne dich ist mir die Welt leer: — sprich, soll ich wieder hinaus in sie, die mir so fremd, so gleichgültig ist? — Verstoſse mich nicht, sezte ich langsam hinzu; werde mein Weib!“ Bey diesen Worten stürzten Thränen aus meinem Auge. Julie sah mich gerührt und nachdenkend an.

„Mein Vermögen ist ansehn — “ Sie hielt mir die Hand auf den Mund.

St! sagte sie, davon muſs zwischen uns nicht die Rede seyn. — Ihr Antrag, lieber Ludwig, kommt mir nicht unerwartet. Sie wissen, als Sie einst einen ähnlichen thaten, warf ich mich mit einem Kuſs in Ihre Arme, izt, da wir alt sind, izt — muſs ich mir drey Tage Frist erbitten. Nicht als Bedenkzeit, sondern um meine Annahme, — oder auch Weigerung, sezte sie schalkhaft hinzu, — rechtfertigen zu können. Jezt liegt mir mehr daran, mir Ihre Achtung als Ihre Liebe zu sichern.

Der dritte Tag.

Warten also muſste ich, und zwar geduldig warten, das befahlen meine grauen Haare, aber mein Herz pochte oft sehr ungeduldig dabey. Zwanzigmal zitterte die Bitte um schnellern Bescheid auf meiner Lippe, aber Julie sah mich lächelnd an, und ich schwieg. Indeſs lieſs sie sichs angelegen seyn, meine Hoffnung zu nähren. Sie führte mich die beiden ersten Tage hindurch auf dem Gute herum, zeigte mir alle neuen Anlagen auf demselben, erzählte mir ihre Plane, fragte mich um Rath. Alles fand ich gut, alles schön! aber ihre Fragen waren das Beste. Jede schien mir ein Jawort, und lieſs mich in manchen Augenblicken, schon mich für den Mitbesitzer von allem ansehn. Tausend süſse Plane webte meine Phantasie. Jedes Bäumchen, das Julie gepflanzt hatte, war mir ein Heiligthum; von jedem bequemen Plätzchen nahm ich schon in Gedanken Besitz.

Endlich also, sagte ich zu mir selbst, da ich am dritten Morgen von einem Spaziergange zurückkam; endlich habe ich den Winkel der Erde gefunden, wo ich fortan nicht Fremder seyn werde. Hier also werde ich, im Arm bewährter Liebe, wenigstens den kurzen Ueberrest meines Lebens glücklich verbringen. Theures, geliebtes Weib! Du warst also doch dazu bestimmt, mich zu beglücken! Die süſsesten Empfindungen meiner Iugend waren nicht für mein Alter verloren! —

In diesem Augenblicke war ich auf der Terrasse neben dem Hause angelangt. Das Fenster von Juliens Gemache stand offen. Sie saſs auf dem Sopha, und neben ihr ein junger Mann, der ihr mit Heftigkeit die Hand küssete: sie schlang den Arm um seinen Hals und drückte ihn an ihre Brust. Ich war starr vor Erstaunen. So hatte sie mich kaum bey meiner Ankunft umarmt.

Thor, tröstete ich mich, vielleicht — *gewiſs* ists ein naher Verwandter, ein Neffe etwa, der eben angekommen ist.

Ich eilte hinein. Der junge Mann stand schon in einer ehrfurchtsvollen Stellung da. Julie sagte ihm einige Worte in einem befehlenden Tone, und er entfernte sich. Als er an mir vorüberging, bückte er sich tief; sein groſses schwarzes Auge verrieth heftige Bewegung, indem er mich ansah. Er schien mir etwas sagen zu wollen und nicht zu dürfen. Ich weiſs nicht, was in mir vorging, aber auch ich war bewegt. Ich sah ihm nach. In der Thüre blieb er einen Augenblick stehn, und sah sich nach mir um. Soll ich sprechen, stand deutlich auf seinem schönen, ausdrucksvollen Gesichte. Er that sich sichtbar Gewalt an, indem er ging.

„Wer ist der junge Mann, Julie?“ Mein Verwalter, erwiederte sie in einem gezwungnen, kalten Tone. Ich hatte ihn verschickt, jezt eben ist er erst von einer Reise zurückgekommen. Indem sie dies sprach, wandte sie sich zum Fenster, um mir ihre innere Unruhe zu verbergen.

„Verwalter!“ Welche Erschütterung brachte das Wort in mir hervor! Ihren Verwalter, ihren Bedienten drückt sie an ihre Brust? — Das Verhältniſs ist freylich bey

Wittwen nicht neu, aber — Julie! auch Du nur ein gemeines Weib, eine gemeine Lüsterne! — Trostlos schlich ich fort.

Der Ehrenskrupel.

Wie ein unschuldig Verurtheilter, dem sein Sachwalter eben gemeldet hat, daſs auch die lezte Hoffnung, die Vorbitte seines verzweifelnden Weibes, seiner unglücklichen Kinder vergeblich war, betrat ich mein Zimmer. Ich warf mich in meinen Lehnstuhl. Lange vermochte ich nicht durch Worte zu klagen, nur durch jene halbe Bewegung der Hand, mit der ich einst jenen grauen Vater, der von dem Begräbniſs seiner einzigen Tochter zurückkam, sich, wie ich jezt, niedersetzen sah, und die so vernehmlich — schreit: auch das war nichts!

Ich hatte den höchsten Zweck meiner Reise erreicht; ich war im Begriff aus meiner Einsamkeit wieder heraus, in nähere Verhältnisse mit den Menschen zu treten: — Julie war wieder mein! — und meine Ehre gebot mir, alles Glück, das mir winkte, zurückzustoſsen! „Grausames Geschick!“ rief ich, wenn dieser Labetrunk vergiftet war, warum ihn dem Lechzenden entgegenreichen? Warum dem Versinkenden ein morsches Seil zuwerfen, das beym ersten Angreifen reiſst?“

Ich will fort, sagte ich endlich, heimlich will ich fort!

„Es ist angerichtet“ sagte Jakob, und eine wichtige Neuigkeit funkelte in seinen Augen. Ich achtete nicht darauf. „Packe in der Stille meine Sachen ein,“ sagte ich traurig.

Einpacken, Herr? erwiederte er lächelnd. Das weiſs ich besser! Das Kammermädchen, aber Sie müssen uns nicht verrathen, — sie hat mir erzählt, daſs die gnädige Frau gestern viel mit Fräulein Sophien gesprochen hat. Sie wird ihnen heute, freundlich trat er mir näher und sprach leiser; — wir freuen uns alle darauf: sie wird Ihnen heute das Jawort —

Verdammter Schwätzer, rief ich, pack ein!

Ich ging. Julie, Julie! dacht' ich. Wie viel bitterer ist es, die Geliebte verachten, als sie verlieren. Daſs du Bedürfnisse hattest, wie alle deine Schwestern, wer könnte dir das verübeln? Ohne ein lebhafteres Bedürfniſs deines Herzens, würdest du nicht zärtlicher geliebt haben, als sie. Aber in deinem jetzigen Alter — auf diesem Wege — Befriedigung zu erkaufen! denn wahrlich ein so junger Mann —

Welche Entwickelung!

Mit diesen Gedanken trat ich trübsinnig in den Speisesaal. Wir sezten uns. Julie scherzte über meine finstre Mine: ich hörte es kaum. Sophie nannte mich Onkel, wie sie schon seit den ersten Tagen zuweilen that: ich sah so ernsthaft aus, als spräche sie eine moralische Sentenz. Meine Verstimmung ging endlich auf alle über; am meisten war Julie in Verlegenheit: aber sie ist eine Frau von geseztem Verstande und Muthe, sie faſste sich bald. Die Tafel ward schnell aufgehoben, und statt zur Sieste zu gehn, nahm Julie mich bey der Hand, indeſs sie mit der andern ihren Strohhut ergriff. Wir wollen spazieren gehn, sagte sie. Meine Verwirrung wuchs. Sie wird mir ihre Einwilligung geben, und groſser Gott! kam ich nur so weit her, um sie durch eine Weigerung mir zur ewigen Feindin zu machen! Sie, die ich fast mein ganzes Leben hindurch anbetete.

Ich stammelte Entschuldigungen. „Nichts," sagte Julie, heute muſs ich meinen Willen haben, lieber Ludwig.

Sie führte mich durch ihren Park; sie schwatzte viel und ſüſs, ach, ich vermochte nicht zu antworten. Sie wiederholte mir ihre Plane; sie sprach als wenn jeder nur ein Vorschlag wäre, den sie mir machte; mein Zustand war entsetzlich. Von Zeit zu Zeit schien meine Verwirrung sich auch ihrer zu bemächtigen, aber ein frohes Bewuſstseyn, das in ihren Augen funkelte, belebte sie wieder.

Hier, sagte sie, indem wir aus dem Park in einen laubenartigen Durchgang traten, neben dem ein Bächelchen floſs, hier wollen wir manchen frohen Abend verleben.

Das war zu viel; ich vermochte nicht, es länger zu ertragen. Julie, schrie ich, indem ich ihren Arm loslieſs und dafür ihre Hand mit beiden Händen faſste: — Julie, der Verwalter!

Hier wohnt er, sagte sie höchst unbefangen, und nun erst bemerkte ich, daſs wir vor einem niedlichen Häuschen standen, und in dem Augenblick hüpften uns ein paar

Kinder entgegen. Sie küſste sie und führte mir sie dann zu; ich muſste ihnen liebkosen und mit ihnen traten wir in die Stube.

Wir fanden den Verwalter und sein junges reizendes Weib in derselben. Beide küſsten Julien die Hand und sahen dann auf mich mit einer Spannung, die mir trotz meiner eigenen Verlegenheit auffiel.

Julie nahm einen Säugling aus der Wiege, herzte ihn mit thränenden Augen und gab mir ihn dann auf den Arm. Einen Augenblick stand sie da, als wenn sie etwas an mir zu sehen erwartete. „Ludwig," rief sie endlich, indem sie den Verwalter bey der Hand nahm und den rechten Arm mir um den Hals warf, „sagt dein Herz dir nichts? Oder macht dein hartnäckiger Unmuth dich taub gegen die Stimme desselben? Doch, doch will ich ihn von deiner Stirne verscheuchen. Hier — geb' ich dir das Jawort, — (ich schauderte) hier — in Gegenwart — deines Sohnes!" — und sie verbarg ihr Gesicht an meinem Busen — „Mein Geständniſs im Hotel!" — sezte sie nach einigen Augenblicken kaum hörbar hinzu.

Ich sank halb ohnmächtig auf einen Stuhl. Mein Sohn lag zu meinen Füſsen, mein Enkel auf meinen Knien —

Leser, wenn du erwarten kannst — Kein Wort mehr!

Signora Contarini,

eine

Venezianische Novelle.

(Geschrieben 1799.)

1.

Blickt her, hicher auf den murmelnden Quell! Mit bunten Bläschen spielt er aus dem Rasen hervor, schleicht durch duftende Kräuter, wiegt hier eine abgewehte Blüthe hin, trägt dort einen Zweig drey Schritte weit, und setzt ihn dann an einen Blumenstengel ab. Kühn und rasch schreitet die Wasserspinne auf ihm einher; mit jedem Ansatz erreicht sie das gegenseitige Ufer. Die Biene läſst sich auf ein Gräschen nieder: es beugt sich unter ihrer Last, und sie stillt furchtlos ihren Durst. Angelockt durch das friedliche Rieseln, schlägt die Nachtigall hoch und fröhlich auf im nahen Gebüsche. — Da hüpfet der Quell rüstig den Hügel hinab in den Strom.

Seht hin in den Strom! Majestätisch und unaufhaltsam wandelt er durch die Länder: diesem Segen spendend, und jenem, Verderben. Ob hier mit dem unterwaschenen Ufer ein Dorf in die Fluthen hinabstürzt, dort eine üppige Stadt an seiner

Bucht emporwächst, da eine andre in Trümmer zerfällt: er wallt ihn hin, den erhabenen Gang, stolz und kraftvoll, ein Bote der Allmacht. Aus tausend Quellen erwuchs der Wasser-Koloſs, und jede seiner brausenden Wogen floſs aus Wellchen zusammen, die einst, wie diese hier, flimmernde Ringe um Blumenschäfte zogen. Wer gedenkt ihrer noch im Drange der furchtbaren Masse? — Geschick der Nationen, du gleichest dem Strome! Dem Schicksal einzelner Menschen gleichest du, Quell!

Wie Wogen rollt die Geschichte Völker auf Völker dem Blicke vorüber. Wir sehen sie stolz gebläht aus der Tiefe heraufsteigen, wachsend vorbeyziehn, sinken, und im Gedränge der Schwestern zerflieſsen. Den einzelnen Tropfen im Strom, den einzelnen Menschen im Volk, gewahren wir nicht. Die donnernde Stimme der Geschichte spricht von Millionen, wie von Einer Erscheinung; und doch, wenn sie gefühllos uns von zehntausend hier, von zwanzigtausend dort erzählt, die der Rasen wie Eine Leiche verschlang —; doch trug jeder dieser Tausende eine Welt von Gefühlen in seiner Brust; jedem hatte die jugendliche Phantasie ihr buntes Gewebe aufgespannt, und jedem die Liebe ihre süſse Lüge erzählt! —

Der Blick auf das Wogengetümmel ermüdet und betäubt; das melancholische Murmeln der Quelle tönet in das Herz. Die Geschichte tödtet das Gefühl: folget, Leser, dem Biographen den romantischen Pfad längs dem Quell, der hier unter Cypressen den Hügel hinabrauscht. Es ist ein heiliger Quell; und was ihr ihm entschöpfet, deutet vielleicht das Rauschen des Stromes.

2.

Rheinwald an Treumannn.

„Deinen nächsten Brief adressire nach Rom. So reizend mein Aufenthalt hier ist, so viel Vergnügen ich mir davon versprach, die übrigen Sommermonate am Ufer der Brenta zuzubringen: — es ängstiget mich doch zu sehr, in dem Gebiet eines Staates zu leben, der nur für Bösewichter gestiftet, nur auf die menschliche Verderbtheit berechnet scheint. Wie ein Gespenst, schleicht mir hier überall eine schreckliche Erinnerung nach, und entstellt alle Reize der Natur um mich her. Ich muſs fort, schnell fort, wenn mir nicht Italien verhaſst werden soll! —

Vor einigen Tagen irrete ich, ganz in die Schönheit der Gegend verloren, längs der Brenta hin, aus einem Citronen- und Lorbeerwäldchen ins andre, und stand unvermuthet vor der offenen Thür eines Gartens. Seine Schattengänge schienen mir so einladend, und die ländliche Gastfreyheit der Nobili steht in so gutem Rufe, daſs ich ohne Bedenken hineinging, um ihn näher zu betrachten. Es schien niemand gegenwärtig zu seyn; unbefangen stieg ich also eine Terrasse hinan, an deren Fuſse auf der einen Seite der Strom hinfloſs, und die auf der andern ein Bosket von blühenden Pomeranzen-Bäumen hatte. Ich näherte mich dem letztern; und es schallten mir Lautentöne entgegen, ohne daſs ich sogleich entdecken konnte, wer sie hervorriefe. Ich lauschte. Eine sanfte, klagende Weise wechselte, noch unvollendet, mit einer stürmischen ab, die bald wieder in eine fröhlich hüpfende überging: dann folgte ein äuſserst melancholischer Gang; dann jauchzten die Töne wieder. Nicht zwey Minuten blieben

Takt und Ausdruck dieselben. Die einzelnen Gänge verriethen eine Meisterhand, aber im Ganzen war kein Zusammenhang, kein Verschmelzen der Abwechselungen. Obgleich die sonderbare Musik meine Neugier reizte, so war ich doch im Begriffe, mich zu entfernen, als sich eine schöne weibliche Stimme erhob. Sie sang zu der Laute. Der Inhalt ihres Gesanges hatte völlig den Charakter des vorhergehenden Spieles: es waren lauter abgerissene Zeilen, bald aus diesem, bald aus jenem Dichter, ohne Zusammenhang, oft ohne verständlichen Sinn. Diese Worte Petrarca's machten den Schluſs:

„Sie kannt' ihn nicht, die Welt, so lang sie ihn besaſs;
ich kannt' ihn wohl, und blieb zurück, zu weinen *)."

Als ich die Aeste leise aus einander bog, sah ich ein Frauenzimmer am Fuſs' eines Lorbeerbaumes sitzen. Es hatte eine sehr edle, idealisch-schöne Gestalt: eine hohe Stirn, schwarze Augen voll blitzenden Feuers, aber ohne bestimmten Ausdruck, lan-

---

*) Non lo connobbe il mondo, mentre l'ebbe;
Ma lo connobi io, ch'a pianger quì rimasi.

ges dunkles Haar, das in dichtem Guſs auf die entblöſsten Schultern und die vollen weiſsen Arme herabfloſs, welche die Laute umfingen. Ihr kostbarer Anzug deutete auf vornehmen Stand; er war aber äuſserst verwirrt, und um ihren Hals hing ein verdorrter Blumenkranz.

Eine lebhafte Bewegung verrieth mich der schönen Sängerin. Sie sprang auf, als sie mich erblickte, warf ihre Laute weg, und lief auf mich zu. Ich wollte mich entfernen, weil mich ein sonderbares Grauen ergriff; aber: „Nein!“ rief sie bittend; „nein! du muſst nicht fliehen, Antonio! Ich habe dich, ich lasse dich nicht mehr!“ Mit diesen Worten schlug sie ihre Arme um meine Schultern.

„Lange,“ sagte sie, „lange hab' ich gewartet! Alle Tage saſs ich hier und hoffte. Die bösen Menschen!“ — (sie sprach leiser, und blickte furchtsam um sich;) — „sie sagten, man hätte dich erdrosselt. Ich sah einen Engel, der dich zu Gott führen wollte; aber ich bat ihn, o, wie bat ich ihn! bis er dich zurücklieſs, und allein zum Throne hinaufflog. Du böser Antonio kamst nicht zu deiner Bianca. — Den Kranz hier hab' ich für dich geflochten. Es waren die letzten Blumen meines Gartens. Da!“ —

Sie warf ihn mir um den Hals, umarmte mich von neuem, drückte meinen Kopf auf ihre schöne Brust, ihr Gesicht auf meinen Nacken, und seufzte tief. Mich schauderte. Nur zu deutlich war mir jezt die Seltsamkeit des Spieles und Gesanges erklärt.

Signora, sagte ich, Sie sind in einem Irrthume!

Den Sinn meiner Worte schien sie nicht zu fassen; aber der Ton meiner Stimme und das Fremde meiner Aussprache fielen ihr auf. Sie sah mir starr ins Gesicht, und stieſs mich dann zornig von ihrer Brust zurück. „Du bist nicht António!“ rief sie, und rang die Hände. „Wo ist er hin? Wohin ist er geflohen! Antonio! — Aber ich hole dich ein!“

„Antonio! mein Antonio!“ rief sie wieder, und schlüpfte zur Laube hinaus. Ich eilt' ihr nach. „Antonio! mein Antonio!“ — fort an das Ufer des Stroms: ich eilte nach. Noch einmal schmerzhaft: „Antonio!“ und sie stürzt' in die Fluth. Ich stürzte nach. —

Nur nach einem langen Kampfe mit den reiſsenden Wellen, erreicht' ich die unglückliche Wahnsinnige, und brachte sie an das Ufer zurück. Eine Menge Dienerinnen, und mitten unter ihnen ein Mann von edelm Anstande, empfingen den erschlafften Körper aus meinen Händen. Sie hatten den Vorgang aus den Fenstern des Landhauses angesehn, und waren herbeygeeilt, um zu helfen. Alle Mühe war vergeblich. Die Arme kehrte nicht wieder in ihr jammervolles Leben zurück. Hier ist ihre Geschichte, wie ihr Bruder, jener junge Mann, sie mir am folgenden Tage mit tiefer Rührung erzählte.

3.

Die Familien der Foscari und Dandoli gehörten zu den ältesten und edelsten des ehemaligen Venezianischen Staates. Schon vor der Geburt der Republik selbst, waren ihre Stammväter Bewohner der Insel Rialto; die Urenkel derselben stimmten unter den Wählern des ersten Doge, und eine lange Reihe von Generationen vertraute ihren Nachkommen am zuversichtlichsten die Anführung der Heere Venedigs, und die Verwaltung seiner angesehensten Würden. Fast in jedem Saale des Markuspalastes hangen Gemählde, die einen Sieg oder eine patriotische Handlung eines Foscari oder eines Dandolo verherrlichen; aber Neid und Eifersucht trennten seit langer Zeit diese beiden Häuser, und jeder Vater pflanzte sorgsam den geerbten Hafs auf seine Söhne und Enkel fort.

Was kümmert den freyen Trieb der Jugend, die politische Grämeley starrsinniger Väter! — Antonio Dandolo sah auf einem Carnavals-Balle die schöne Bianca Foscari in der naiven Lebhaftigkeit des funfzehnten Jahres. Ohne ihren Namen zu wissen, bewundert' er ihren schlanken Wuchs und die Anmuth ihrer Bewegungen. Er bat um ihre Hand zum nächsten Tanze; sie gab sie gern dem gewandten Tänzer, dessen schöne Gestalt und dessen edler Anstand schon längst ihr Auge auf sich gezogen hatten. Als sie jetzt in das Seiten-Cabinet gingen, eine Erfrischung zu nehmen, und er sie mit abgezogener Maske bat, die ihrige abzuthun;

als er jetzt die Reize ihres lieblichen Gesichts, sie den ausdrucksvollen Adel in dem seinigen sah; es war zu spät, daſs sie sich nannten. Sie erinnerten sich wohl an den Zwist ihrer Väter, aber nur, um sich desto schneller über alle Förmlichkeiten der erwachenden Liebe wegzusetzen, desto schneller eins zu werden.

Sie kehrten mehr als einmal zurück in den Tanzsaal, und wieder in das Cabinet. Endlich eröffnete Bianca dem Jünglinge, wo und in welcher Maske er sie in der folgenden Nacht wiedersehen könne. Ein rasch geraubter Kuſs bürgte beiden für die Empfindungen, mit denen es geschehen würde.

4.

Wie schnell, wie froh, wie glücklich verfloſs den Liebenden jetzt die geräuschvolle Zeit des Carnavals! Nie hatte Antonio sich so unermüdet in jede Vergnügung gestürzt, die es darbot: und doch nahm er selten wirklich Theil an derselben, doch war er still in sich gekehrt, oder irrte unruhig umher, bis er die Maske erblickte, die ihm Bianken verrieth. Nie hatte sie eine leidenschaftlichere Tänzerin geschienen: und doch ermattete sie bald, wenn es nicht Antonio war, an dessen Arm sie hüpfte. Jede Nacht trafen sie einander, in jeder fanden sie Gelegenheit, sich dem Gedränge wenigstens auf einige Minuten zu entziehn; und wo dies nicht anging, da hielt ein oft wiederholter Händedruck im Vorübergehen sie schadlos, oder die Durchführung des Charakters ihrer Masken, bot ihnen Gelegenheit an, sich tausend Versicherungen zu geben, die den Zuhörern nur mystische Witzeleyen schienen.

Indefs näherte sich das Carnaval seinem Ende. Noch eh' es verflossen war, hatte ein neidisches Auge Bianca's Verständnifs bemerkt. Obgleich Dandolo die Vorsicht gebrauchte, jedesmal in einer andern Verkleidung um sie zu schwärmen, so verrieth ihn doch sein Wuchs; und nun erfuhr man leicht, wer er sey. Voll Zorn beschlofs der alte Foscari, Bianca's schon verabredete

Heirath mit Francesco Contarini, dem dermaligen Haupte der furchtbaren Zehnmänner, zu vollziehen. Ihre Weigerung wurde mit Drohungen und Verweisen erwiedert, und, trotz ihren Thränen, trotz ihrem Sträuben, wurde das feurige junge Mädchen in die Arme eines kalten, rauhen, funfzigjährigen Mannes geworfen, der nur deshalb heirathete, weil sein jüngerer Bruder gestorben war, ohne Kinder zu hinterlassen.

5.

Von dem Augenblicke an, da man Verdacht auf Bianca geworfen hatte, hielt man sie unter strenger Bewachung. Erst am Tage nach der eilig veranstalteten Hochzeit fand sie Mittel, dem Geliebten in einigen Zeilen ihr Schicksal bekannt zu machen.

Antonio hatte sie indeſs überall mit Angst und Verzweiflung vermiſst, und endlich nur mit der gröſsesten Mühe erfahren, daſs man sie eingeschlossen halte. Jeder kühne Versuch, zu ihr zu gelangen, war hintertrieben worden, ohne daſs sie etwas davon erfahren hatte. Als er endlich vernahm, sie habe in eine Heirath gewilliget, und der Tag derselben sey ſestgesetzt, stürzte der Gram ihn in eine gefährliche Krankheit.

Er hatte eben einen heftigen Fieberanfall überstanden, als eine verschleierte Frau ihm Biancas Billet vor das Bett brachte. Tausendmal küſste er die geliebte Handschrift; als er aber den Inhalt des Blättchens gelesen hatte, fiel er in ein neues Delirium zurück, in welchem er sich bald ermorden, bald aus den Fenstern des Palastes stürzen wollte, um dem Tyrannen Foscari und dem Räuber seiner Geliebten, einen Dolch ins Herz zu stoſsen. Nur mit der äuſsersten Mühe hielt man ihn ab, sich Schaden zu thun. Endlich legte sich seine Wuth; ſie wurde in stille Wehmuth verwandelt, als sein Kammerdiener ihm im Namen der Botschafterin sagte: sie habe das Billet mitgenommen; aber sie werde ihn am folgenden Tage wieder besuchen, Nachricht von seinem Befinden, und, wenn es möglich sey, eine Antwort zu holen.

„Ich stehe am Rande des offenen Grabes, Bianca!“ schrieb er. Laſs mich nicht hinabsinken, ohne noch einmal die Versicherung deiner Liebe von deinen Lippen geküſst zu haben. Auf meinen Knieen will ich zu dir wallfahrten, wenn mir meine Erschöpfung nicht zu gehen erlaubt.“

6.

Das Billet ward nicht abgesandt. Als an folgendem Tage die Verschleierte wiederkam, enthielt das Blättchen, das sie brachte, nichts als die Worte: „Entferne den Bedienten, Antonio!“

Man lieſs ihn allein; die Frau verriegelte die Thür, warf die Schleier ab, und — Bianca selbst fiel Antonio um den Hals. Mit der Unbesonnenheit jugendlicher Liebe hatte sie die Kleider ihrer Vertrauten genommen, und war zu ihrem sterbenden Geliebten geflogen. Nicht Worte, nur Küsse wechselten sie; sie umarmten sich, trockneten ihre Thränen, umarmten sich wieder, und weinten aufs neue. Vielleicht wären sie nur zu lange Zeit in diesem beredten Schweigen geblieben, wenn nicht der Kammerdiener an die Thür gepocht und angezeigt hätte, dafs Antonio's Vater komme, seinen Sohn zu sehn. Bianca versprach in Eil, ihren Besuch zu wiederholen, hüllete sich in ihre Schleier, und entfloh durch eine Nebenthüre.

Welche Wunder thut die Liebe nicht! Als die zärtliche Bianca nach zwey Tagen wiederkam, fand sie Antonio schon der Genesung nahe. Wegen der grofsen Gefahr beschlossen die Liebenden, dafs sie nicht wiederkommen solle; man verabredete aber Mittel, sich in Contarini's eignem Palaste zu sehen. Der Zwiespalt ihrer Häuser hatte sie einander schneller nahe gebracht, als es sonst wahrscheinlich geschehen wäre. Bianca's erzwungene Heirath trieb sie über die Schranken der Tugend hinaus. Schon in der achten Morgendämmerung seit ihrem letzten Besuche stahl sich Antonio durch ein Hinterpförtchen aus Contarini's Palaste.

7.

Die Schlaffheit, welche die Venezianische Regierung in den letzten Lebensjahren ihres Staates zeigte, hat das Andenken jener Gräuel nicht auszulöschen vermocht, durch welche das schreckliche Doppel-Tribunal der Staatsinquisition so viele Jahrhunderte hindurch die Menschheit beleidigte. So lange man Venedigs Namen nennt, wird man auch vor dem Bilde zurückschaudern, das wohlunterrichtete Schriftsteller mehrerer Nationen einstimmig von den blutdürstigen Zehnmännern und ihrem noch schrecklichern Ausschuſs, den Staats-Inquisitoren, entwarfen. Ihre Spione schwärmten nicht nur auf allen öffentlichen Plätzen umher; sie schlichen sich in die geheimsten Zufluchtsorte der Privatwohnungen, und hinterbrachten alles, was sie erspähten, Richtern, deren Hauptmaxime es war, schon den Anschein eines Verbrechens so streng zu bestrafen, als das Verbrechen selbst. Die ersten Collegia des Staats, selbst der groſse Rath und der Senat, bebten vor ihnen, die niemand Rechenschaft zu geben brauchten.

Wollten sie einen Beamten hinrichten lassen, so zeigten sie dem Rathe nur an, die Stelle desselben sey erledigt. Sogar der Doge durfte sich in seinem Bette nicht regen, wenn es dieser Fehme gefiel, bey Nacht in sein Schlafzimmer zu gehn, um seine geheimsten Papiere zu durchsuchen. Sie konnte ihn, wenn ihre Mitglieder einig waren, ins Gefängniſs setzen, oder hinrichten lassen.

Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war es kein ungewöhnlicher Anblick, Männer aus den ersten Familien, oft von den gröſsten Verdiensten um den Staat, am Morgen zwischen den Porphyrsäulen des Markusplatzes an den Füſsen aufgehängt zu finden. Späterhin nahmen die Inquisitoren die Milde an, die Verurtheilten im Canale Orfano ersäufen zu lassen. Die Nobili zitterten bey dem Anblicke dieser geheimen Würger, und dem Volke waren ſie so schrecklich, daſs es nie wagte, ihren Namen auszusprechen, sondern sie furchtsam und leise nur „die, dort oben“ nannte *).

---

*) Alle diese Züge, so wie der Keim der erzählten Geschichte selbst, sind aus Mayers vortrefflicher Beschreibung von Venedig entlehnt.

Und doch hieſs Venedig ein Freystaat! —

Einst vernahmen die Venezianer mit Schrecken, daſs Franzesco Contarini und Alessandro Foscari, die hartherzigsten und rauhesten der Zehnmänner, für das anfangende Jahr zu Staats Inquisitoren ernannt wären. Der dritte war Matteo Dandolo: das tröstete die Zitternden zum Theil. Dieser ehrwürdige Greis, der siegreich gegen die Türken gefochten, und die glänzendsten Würden ruhmvoll verwaltet hatte, verband mit Tapferkeit und Einsicht ausgezeichnete Menschenfreundlichkeit und Sanftmuth.

Nein, sagte ein Nobile im Aufwallen der Freude, Matteo spricht gewiſs kein Todesurtheil, das nicht verschuldet ist, und mildert selbst das Schicksal der überwiesenen Verbrecher. Wisset," erwiederte ein ehemaliger Zehnmann mit Strenge, „daſs ein Inquisitor aufhören muſs, Mensch zu seyn, sobald es ihm bindet, als Inquisitor zu handeln."

In der folgenden Nacht wurden Beide aufgehoben, drey Monate lang in die abscheulichen Camerotti gesperrt, und dann erst mit einem Verweise entlassen, dessen Härte dem Nobile eine Krankheit zuzog. Aber die Worte des Beamten bewährten sich nur zu schnell an dem unglücklichen Matteo.

8.

Wenige Tage nach Matteo's Ernennung hinterbrachten Spione den Inquisitoren: sie hätten zu wiederholten Malen einen Mann, den sie zwar nicht erkennten, aber für einen Nobile hielten, nach Mitternacht aus dem Palaste des Französischen Gesandten schleichen sehn. — Es erging sogleich der Befehl, ihm nachzuspüren und ihn zu verhaften. In der dritten Nacht wurden die Inquisitoren durch die Anzeige zusammenberufen, daſs ihr Auftrag vollzogen sey.

Mit beklemmtem Herzen begab sich der menschenfreundliche Matteo in den Saal des Gerichts. Tief schmerzte ihn die Aussicht, zum ersten Male bloſs dem unerbittlichen

Argwohne gehorchen, und vielleicht einen Unschuldigen dem Tode überliefern zu müssen: denn ein nie gemildertes Gesetz verdammte jeden Nobile dazu, der sich des Umganges mit einem fremden Minister auch nur verdächtig machte; und nun vollends verstohlne, nächtliche Besuche! War wohl zu vermuthen, daſs der Verhaftete sich würde rechtfertigen können?

Voll bittern Unmuthes über sein Amt, nahm er den Platz zwischen seinen Gehülfen ein, und gab das Zeichen, das Schlachtopfer herbeyzuführen. Mit einem traurigen, aber gefaſsten Gesichte trat es herein. Wer könnte das Entsetzen des unglückseligen Greises beschreiben! Es war sein Sohn, sein einziger Sohn! —

Contarini's Palast stieſs nehmlich unmittelbar an den Palast des Gesandten. Erst lange nachher hat man erfahren, daſs es nicht Irrthum, daſs es überlegte Bosheit war, was die Spione annehmen lieſs, die kleine Hinterthür, durch welche Antonio sich von Bianca stahl, gehöre zum letztern.

9.

Antonio schien bey dem Anblicke seines Vaters Muth zu schöpfen, und seine Augen gewannen wieder die freymüthige Zuversicht der Unschuld. Auch Matteo, sobald ihm das erste Schrecken wieder etwas zu bemerken erlaubte, zog einige Hoffnung aus dem ruhigen Anstande seines Sohnes; aber das Verhör zu eröffnen, wie seine Pflicht gebot, vermocht' er nicht. Mit kalter Strenge that es Contarini, und Foscari — Nein, es wäre eine zu harte Lästerung des menschlichen Herzens, wenn man annähme, es sey Freude gewesen, was in seinen Augen funkelte; doch Mitleid sprach nicht aus ihnen.

Antonio Dandolo! hob Contarini mit rauher Stimme an; du stehst vor den unumschränkten Richtern über dein Leben oder deinen Tod. Sie kennen dich genau. Das erste unwahre Wort, das du sagst, spricht unwiderrufliches Verderben über dich aus! — Wo kamst du her, als die Diener der Inquisition dich ergriffen?

Antonio erbleichte und wankte bey dieser Frage aus Contarini's Munde. Er that einen tiefen Seufzer, der seiner Bianca unverbrüchliche Treue schwor; er hob das Auge zum Himmel, die gebundenen Hände zur Brust auf, und antwortete langsam und fest: „Ich werd' es nicht sagen!“

Antonio Dandolo! fuhr Contarini noch rauher fort, indem er auf die Stricke und den Sack, die auf dem Richtertische lagen, deutete: In welcher Verrätherey bist du mit dem Französischen Gesandten befangen, aus dessen Palaste du so oft um Mitternacht schlichest?

Bey der Erwähnung des Gesandten schien Antonio sich zu erholen. Er sagte mit Heftigkeit: „Ich kam nicht von ihm! Ich kenne ihn nicht!“

Contarini sah mit einem stechenden Blick auf Matteo, wieder an: Verstockten Verbrechern bestimmt das Gesetz die Folter. Er gab das Zeichen, und die Schergen traten herein.

„Halt!“ rief Matteo, indem er aufsprang: „zurück!“ — Die Schergen entfernten sich. „Das Gesetz, welches du anführest, erlaubt, daſs einer von den Richtern die Vertheidigung des Angeklagten über nehme: ich thu' es; ich bürge mit meinem grauen Kopfe für Antonio's Unschuld. Mein Sohn ist nicht fähig, eine Unwahrheit zu sagen. Er kam nicht vom Französischen Gesandten, ich stehe dafür. Er kam . . " — — Nach einer Pause, mit gefalteten Händen und flehender Stimme: „Antonio, wo warst du gewesen?"

Der Jüngling senkte sein bleiches Gesicht traurig auf die Brust, und schwieg.

„Mein Sohn!" rief Matteo mit bebenden Lippen, — er legte die eine Hand auf Antonio's Schulter, und hielt ihm mit der andern seine greise Locke entgegen —: „Mein Sohn! keine thörichte Verstocktheit! Wo kamst du her?"

Antonio war bis zum Schwanken erschüttert: er öffnete seine Lippen; doch in dem Augenblicke traf sein Auge auf Contarini's lauerndes Gesicht. „Vater," schluchzte er, indem er sich auf's Knie warf, „meine Seligkeit für dich! Das kann, das werd' ich nicht sagen. Die Ehre verbietet es!"

Was soll das Possenspiel? rief der herzlose Contarini.

„Die Ehre?“ stammelte Matteo. „Genug!“ Er schwankte muhsam längs dem Tische, auf den er sich stützte, zu seinem Sessel zurück.

Zur Folter! sagte Foscari.

Zur Folter, sprach Contarini kalt und langsam.

„Nein, nein!“ rief Matteo, indem er wieder aufspringen wollte, aber zurücksank,

Signore Inquisitor, sagte Foscari mit dem Hohn eines triumphirenden Feindes: Sie waren Venezianer, ehe Sie Vater wurden, und sind hier, um über das Wohl der Republik zu wachen. Zur Folter!

Matteo schlug die Hände vor sein Gesicht, das von Todesangst entstellt ward, und stammelte leise: „Zur Folter!“ Als die Schergen seinen Sohn ergriffen, sank er sinnlos vom Stuhle; und ehe die Träger mit ihm sein Haus erreichten, hatte ihn der Schlag entseelt.

10.

Umsonst zerrte und drückte man die schönen Glieder des Jünglings aus Gelenk und Form: er hatte dem Jammern seines Vaters widerstanden, und hätte der Marter nachgeben sollen? Zuweilen wehklagte er wohl um Erbarmen; aber er verrieth die Geliebte nicht. Umsonst stieg man bis zur höchsten Stufe der Qual; keins seiner Glieder hatte er mehr in der Gewalt, doch sein Wille blieb unerschüttert. Als die Inquisitoren ihn im Begriff sahen, vor Schmerz den Geist aufzugeben, lieſsen sie inne halten, und sprachen das Urtheil, vor dessen Vollstreckung sie, nach dem Gesetze, ihre Sessel nicht verlassen durften. — — — — — — — — — — — Indem sie jezt aufſtehen wollten, langte die Nachricht von Matteo's Tode an. Sie umarmten sich schweigend, und gingen nach Hause: aber die Strafe ihrer Unmenschlichkeit ereilte sie! —

11.

Ueber alle Beschreibung fürchterlich war die Marter, durch die Antonio zum Tode ging; und doch litt Bianca vielleicht noch mehr. Ihre Vertraute hatte, indem sie die kleine Thür hinter Antonio verschlieſsen wollte, ihn von den Dienern der Inquisition umringen sehn, und war voll Angst mit der Nachricht zu ihrer Gebieterin geflohen. Bianca fiel in Ohnmacht. Sobald sie sich erholt hatte, sandte sie in Antonio's Behausung. Zehn Boten brachten die Nachricht wieder: er sey nicht zurückgekommen; der eilfte: sein Vater sey sterbend nach Hause gebracht.

Bianca warf ihrer Vertrauten alle Summen und Kostbarkeiten hin, die sie besaſs, und befahl ihr athemlos, Nachricht zu kaufen. Ehe diese einlief, ward es Mittag, und Bianca lag indeſs fast ohne Bewuſstseyn bald auf dem Ruhebette, bald auf dem Boden, und rang sich die Hände blutig, ohne es zu merken. Endlich hatte die Abgeschickte einen Diener der Inquisition gefunden, der treulos genug war, ihr das Geheimniſs des Tribunals zu verkaufen, und auf der Stelle mit dem erhaltenen Preise zu entfliehen.

Bianca eilte sogleich zu ihrem Gemahle; sie wollte sich ihm zu Füſsen werfen, und ihm alles gestehn, um Antonio's Leben zu retten. Contarini war aber durch die Trottiera *) in den groſsen Rath berufen.

Der Name des groſsen Raths schien eine kühne Idee vor Bianca's Seele zu führen. Sie starrte einige Minuten mit trocknen Augen aus ihrem Fenster nach dem Markus-Palaste hin, und befahl dann ihrem Kammermädchen, sie schnell zu kleiden. Sie hüllte sich in Trauerschleier, warf sich in ihre Gondel, und fuhr, nur von ihrer Vertrauten begleitet, nach dem Palaste.

---

*) Eine Glocke, auf deren Schall alle Beamten sich in den Markus-Palast begeben muſsten. Wer zu spät kam, ward für den Tag ausgeschlossen.

12.

Noch nicht lange war der groſse Rath im Saale del Scrutinio versammelt gewesen, als ihm gemeldet wurde: Signora Contarini begehre unverzüglich Audienz, weil sie ein höchst wichtiges Geheimniſs zu eröffnen habe. Alle erstaunten; aber Foscari und sein Schwiegersohn bebten vor Schrecken. Sie sprangen von ihren Sitzen auf, um zu Bianca hinauszueilen. Der Doge erinnerte sie aber: wer dem Staate ein Geheimniſs angekündiget habe, gehöre von dem Augenblick an nur ihm; sie würden sich verdächtig machen, wenn sie nicht blieben.

Der Eintritt ward gestattet; die Thüren rauschten auf. Mit der fahlen Blässe einer Leiche, mit lang flatterndem Haare, und einem Auge, das schon nicht mehr diese Welt zu sehen schien, wankte Bianca am Arm ihrer Dienerin herein. Sie sah die ganze feyerliche Versammlung ernster Männer Blicke des Erstaunens auf sie richten, sah ihren Vater und ihren Gemahl, bleich wie Gespenster, neben dem Doge stehn: sie wäre zu Boden gesunken, wenn der hülfreiche Arm ihrer Vertrauten sie nicht gehalten hätte.

„In diesem Augenblicke,“ dachte sie, „stirbt Antonio vielleicht für dich!“ Sie richtete sich wieder auf, und erhob ihr Auge zum Tribunale. Das berühmte Gemählde des jüngern Palma, das jüngste Gericht, hängt über demselben: in dem Vordergrunde schwingt sich ein Engel mit einem Auferstandenen zum Throne des Richters empor. Der Anblick schwand nie mehr aus Bianca's Seele. Sie stieſs ein lautes Geschrey aus, und verbarg ihr Gesicht in dem Busen ihrer Gefährtin.

Signora ist krank; sagte der Doge; bringt sie nach Hause!

„Nein, nein!“ rief Bianca, und trat mit der Stärke der Verzweiflung wieder vor.

„Ehrwürdige Väter,“ hob sie an, und faltete die Hände vor ihren Augen. „Eine zitternde Verbrecherin kommt, euch eine Missethat zu gestehen, um eine gröſsere zu verhindern. Antonio Dandolo ist im Kerker der Inquisition. Der muthige Jüngling wird mich nicht verrathen, ich weiſs es; aber — er kam nicht vom Gesandten! Er kam — er kam“ (mit einem heftigen Schrey) — „er kam aus meinen Armen!“

Unglückliche, schweig! rief ihr Bruder, der sich ihr genähert hatte. Seine Leiche hängt zwischen den Säulen!

Für todt wurde Bianca hinausgetragen. Der ganze Rath schwieg, und in vielen Augen glänzten Thränen der Bewunderung und des Erbarmens.

Endlich erhob der Doge, der ehrwürdige Greis Mocenigo, seine Stimme. Er wendete sich zu Foscari und Bianca's Gemahl: „Ich bedaure Sie aufrichtig, meine Herren. Ist Signora schon lange wahnsinnig?“

Jedermann verstand den Wink; er war eine Weissagung. Bianca hatte ihren Verstand auf immer verloren. Nur dies rettete sie von den Dolchen ihres Gatten und Vaters. Mitleidig nahm sich ihr Bruder ihrer an, und verbarg sie in einem Landhause, das er am Ufer der Brenta besaſs. —

13.

Ein dürrer Stamm mit zersplitterten Aesten im üppig-schattenden Forste! Jeder Nachbar bekleibet, jeder treibt seine Bluthen und Blätter, greift in jeglichem Lenze kraftvoller mit neuen Wurzeln um sich her, streckt neue Zweige empor in die Luft: nur ihm kehret kein Frühling wieder, gieſset kein Mayregen Erfrischung herab, schaudert kein Gewitter regere Kraft durch die Elemente. Alle Jahreszeiten sind ihm nur ein fortgesetzter Winter, und verwitternd düngt er den Boden für jenen jüngern Anflug, der ihn verzehret. — So stand, aufgelöst von der innern Fäulniſs tyrannischer Oligarchie, Venedig schon seit Jahrhunderten im Gedränge der Nationen. Die Windsbraut der Revolution fuhr unwiderstehlich daher, und seine Riesenglieder bleichen am Boden! — Nach wenigen Decennien ist vielleicht der Hauptsitz des ältesten, mächtigsten Freistaats in Europa, ein sparsam bewohnter Sumpf in Habsburgs weitem Reiche. Schon liegt die prunkende Hauptstadt, einst der Thron des Handels, mit ihren verödeten Palästen wie eine Leiche da: ihr beseelender Geist, politische Selbstständigkeit, ist auf immer entflohn, und fortan gedenken die Völker Venedigs nicht mehr in ihren stolzen Annalen! Nur in gebrochenen Tönen, wie das Echo im Rauschen des Waldes verhallet, wie der Sturm einzelne Sylben zu heulen scheint, lispelt, selten vernommen, der Ruf seiner gefallenen Gröſse in das tosende Thatengedränge der Nachwelt.

Soll der Weltbürger klagen? Soll er sich freuen? Hat die äuſsere Selbstständigkeit eines Volkes Werth, wenn sie nur dazu gebraucht wird, es im Innern herabzuwürdigen und elend zu machen? —

Der Ueberſpannte.

Ein Tagebuch.

(Geſchrieben 1801.)

Fürchterlich! Entsetzlich! — Das also, das sollte der Ausgang aller meiner heiſsen Wünsche, meiner seligen Hofnungen seyn? Dazu, nur dazu sollte ich mich Monate, Jahre hindurch Einem Gefühle, einer einzigen Leidenschaft ungetheilt hingegeben haben, um sie in einer Stunde — Was? mit Einer Phrase in die Quaal meines übrigen Lebens zu verwandeln? — Nein! Es giebt keine Vorsehung, es kann keine geben! Oder lenkt ein höheres Wesen die Schicksale der armen Sterblichen, so ist es eine allmächtige Bosheit; so ist es ein Wesen, dessen Natur ihm den Anblick unendlicher Leiden zum Bedürfniſs macht; das nur, um nicht allein elend zu seyn, diese Welt —

Ich rase, aber, beym Himmel! gab es je ein Misgeschick, das dazu bringen kann, so ist es das meinige! Nie, in den fünf Monaten, in denen ich Wilhelmine liebe, nie, in den zwey Jahren, daſs ich sie kenne, hatte ich die entfernteste Veranlassung, das sanfte Geschöpf auch nur des Zornes fähig zu halten, — und jezt diese Wuth, dies rücksichtslose Vergessen ihrer selbst! — —

Schon wie sie in die Gesellschaft trat — Unglückseliges Verhängniſs! Daſs es mir unmöglich seyn muſste, sie bey dem ersten Besuche zu begleiten! Wer weiſs, was irgend eine verworfene Boshafte ihr zugetragen hat! — Schon wie sie hereintrat, war sie blaſs, ihre Mienen hatten eine convulsivische Gespanntheit und ihre Blicke schienen verstört; ihre Stimme zitterte. Ungeachtet der Gewalt, die sie sich anthat, ungeachtet meiner Verwirrung, als sie sich bey meinem Gruſse verächtlich wegwandte, bemerkt' ich es doch, daſs sie äuſserst unruhig war. Und nun — so oft sie den Mund öfnete, geschah es nur, um mir etwas Beiſsendes zu sagen, das mich in den Augen aller Anwesenden verächtlich machen muſste. Was hätt' ich seyn müssen, wenn ich nicht endlich auch in Zorn gerathen wäre, ihr in eben dem Tone geantwortet hätte. —

Aber war es denn so beleidigend, was ich sagte? So viel ich weiſs: — „Wenn Sie irgend einen ehrlichen Namen zerreissen wollen, muſs es denn grade der Ihres Bräutigams seyn?“ —

Freylich, jezt fühle ich es: der gemeinsten Klätscherin hätte ich nichts Bitterers sagen können, und wie weit ist Wilhelmine von diesem Charakter entfernt! — Pfui, hätte ich sie einen Augenblick lieben können, wenn sie auch nur Einen Zug von demselben gehabt hätte! — Aber nach den Aeuſserungen, durch die sie mich gereizt hatte, war sie mir Nachsicht schuldig. „Mein Herr, erwiederte sie, entehren Sie mich nicht länger dadurch, daſs Sie Sich einen Namen geben, der auf mich Beziehung hat! — Bey Gott, hätte ein Mann so etwas gesagt, ich würde — — — — — — aber ein Weib — Ach, Wilhelmine war dieses Weib! —

Ihr Bedienter? Ein Billet? —

„Mein Herr! Nach dem Betragen, zu dem Sie Sich gestern gegen mich vergaſsen, würde ich mich selbst verachten, wenn ich auch nur den Anschein einer Verbindung zwischen uns fortdauern lieſse. Ueberheben Sie mich des Verdrusses, Ihnen persönlich mein Haus verbieten zu müssen. Ich werde es bald vergessen, daſs Sie mir je etwas waren.“

Wilhelmine D**.

Nachschrift. Beygehend erhalten Sie Ihren Ring zurück. Auch Ihr Porträt soll Ihnen eingehändigt werden, sobald ich's finden kann.

Antwort.

„Madame! Ich werde Ihnen gehorchen, und danke Ihnen, daſs Sie mir durch Ihr Benehmen den Gehorsam erleichterten. Ich lege ihren Ring und Ihre Locke bey.“

R**.

Wie hab' ich Wilhelminen gesehn! War sie gestern zornig, so schien sie heute eine Eumenide, die in der süſsen Gewiſsheit, daſs jeder ihrer Streiche tödtlich ist, sich nicht einmal die Mühe nimmt, in Wallung zu gerathen. —

Kaum war ihr Bedienter fort, so bereute ich schon wieder meine Antwort, den Absagebrief meines Glückes. Ich eilte dem Menschen auf dem Fuſse nach; — gerade in Wilhelminens Zimmer. —

Eben hatte sie meine Antwort gelesen. Sie lag noch in tausend Stücken zerrissen auf dem Boden.

Mit einem spöttischen Lächeln sah sie mich zu ihren Füſsen. „Was soll das?“ fragte sie. Ich flehte sie an, wegen irgend eines unerörterten Grundes, der am Ende ein Misverſtändniſs seyn könnte; wegen einer übereilten Aeuſserung nicht eine Verbindung zu zerreissen, die so lange so glücklich gewesen sey; nicht — Machen Sie doch auch Gestus zu Ihrer pathetischen Rede!“ sagte sie hohnlächelnd. Das war zu viel! Ich sprang wüthend auf. „Gut, rief ich aus, wenn es Ihnen so leicht wird, unsre Trennung zu tragen, warum sollte ich, als Mann, nicht noch mehr Stärke haben?“ — „Ich wünsche Ihnen Glück dazu!“ rief sie, und ging aus dem Zimmer. Ich stürzte die Treppe hinab.

Erst auf der Straſse erinnerte ich mich, daſs ihr beym Hinausgehn Thränen über die Wange geflossen waren, — und, o! wie schön, wie unaussprechlich reizend war sie in dem Kampfe gegen ihren Zorn! Selbst die feindselige Leidenschaft, die in ihrem Auge funkelte, verschönte sie! Dreymal ging ich wieder ins Haus, war ich im Begrif, noch einmal zu ihr hinauf zu eilen. Immer hielt mich die Gewiſsheit, daſs es vergebens wäre, am Fuſs der Treppe zurück.

Ach, Wilhelmine! Welche Reue bereitest du dir! Deine Verblendung kann nicht dauren, und wie wird dich dann deine Uebereilung schmerzen! Sie hat ihre Familie zusammen gebeten; sie hat ihre Bekannten besucht; sie hat allen erklärt, daſs sie völlig mit mir gebrochen habe: — sie hat triumphirend erzählt, daſs ich zu ihren Füſsen gelegen, daſs sie mir mit Verachtung begegnet habe. — — Wehe dem Sklaven, der das ertrüge! — Wehe dem Menschen, der seine Ruhe, sein Glück von den Launen eines Weibes abhangen läſst! — Wehe — mir! —

Und warum, warum eigentlich dieses Grollen? Sie, die sonst so vorsichtig, so langsam bedächtig in der geringfügigsten Kleinigkeit ist — Aber das ist ja der Charakter der Weiber! Kleinigkeiten behandeln sie mit dem feyerlichsten Ernst, und Dinge von der äuſsersten Wichtigkeit verbrudeln sie mit einer Hast, mit der es sich nicht ziemen würde, eine Fliege zu verscheuchen. Eine Nadel stecken sie nur nach der kühlsten Ueberlegung, aber das Glück, die Ruhe ihres Freundes, ihres Liebhabers, zertrümmern sie mit der raschen Entschlossenheit, mit der ein Knabe, der sich lange genug an einer Seifenblase ergötzt hat, sie zerbläst, — um sich an einer neuen zu ergötzen.

Ach, Wilhelmine! Ich ertrage den Gedanken nicht, auf ewig von dir getrennt zu seyn. Tief und lebhaft fühle ich es: nach jenen Vorgängen kann ich nicht mit dir leben, auch wenn du mir alles verziehest und für alles Verzeihung erbätest! — Und doch ist es mir noch unwidersprechlicher klar: Ohne dich kann ich es noch weniger.

Der Legationsrath L**, sagt man mir, ist in den drey Tagen seit unserm Zwiste zweymal bey Wilhelminen gewesen; er hat sie heute auf die Promenade begleitet: — lange schon umschlich er sie lüstern; — wenn sie ihn angesehn hätte —

Ein fürchterlicher, ein abscheulicher, ein hämischer Gedanke dringt sich mir auf; —

ein so giftiger, daſs mein Mund sich bey demselben krampfartig zum Hohnlächeln über mich selbst verzog, indeſs mir Thränen aus den Augen drangen.

Wilhelmine ist ein Weib, und „die Weiber, sagt ein Schriftsteller, der sonst fürchterlich wahr ist, die Weiber sträuben sich nur, um Zwischenzeiten zu füllen. Indeſs der Liebhaber mit Glut — können sie müſsig seyn? Indeſs erwarten sie nur mit Ungeduld den lezten Schritt, um ihren Widerstand in Liebkosungen zu verwandeln. Manche, die euch mit Thränen anfleht, ihrer sogenannten Tugend zu schonen, verzeiht es euch in ihrem Leben nicht, wenn ihr die Gelegenheit vorüberläſst, ihr für ein andermal diese Ziererey zu ersparen.“

Ich warf das Buch mit Abscheu weg. Diese Behauptungen schienen mir Lästerungen des ganzen Geschlechts: — denn auch Wilhelmine ist — O, wie rührend sagte sie oft, wenn sie an meiner Brust lag und mein Feuer mich hinreiſsen wollte: „Eduard! Um deines, um meines Glückes willen, mäſsige dich! Sey die priesterliche Verbindung nur eine unbedeutende Zeremonie: zwanzig Beyspiele haben mich gelehrt, daſs die Frau, die ihr zuvoreilte, auf Lebenslang die Achtung ihres Gatten einbüſste!“ — Und wenn ich schwor, wenn ich dringender wurde: „Mag es ein Vorurtheil seyn; magst du eine Ausnahme machen; ich habe das Vorurtheil einmal! Schone meiner Schwachheit! Es gilt die Ruhe meines Lebens!“

Wenn auch Wilhelmine — Wenn der leidenschaftliche, und eben deswegen schüchterne Jüngling ihre Worte zu ernsthaft genommen, wenn die junge Wittwe einen kühnern Liebhaber — Pfui, pfui, pfui! Für diesen einzigen Gedanken, wenn ich ihn verfolgte, hätte ich die Begegnung verdient, die sie mir anthat! —

Und doch — Seit vierzehn Tagen war ihr Betragen gegen mich auffallend verändert. Sie hüpfte mir nicht mehr entgegen, wenn ich ins Zimmer trat: sie erwartete mich auf dem Sopha. Ohne Widerstand lieſs sie sich umarmen, an meine Brust ziehn: aber sie erwiederte meine Liebkosungen selten. Oft sah sie mich eine halbe Minute lang an und seufzte. Befragte ich sie um die Ursache, so fand sie schnell einen gleichgültigen Vorwand, sich zu entfernen, kam mit einem kalt-heitern Gesichte wieder und forderte mich auf, ihr etwas vorzulesen, oder erzählte mir Dinge, denen wir sonst keine Aufmerksamkeit zu schenken pflegten. Heimlich seufzt' ich dann mit einem bittern Vorwurfe gegen mich selbst:

Si reclamés sa douce fantaisie,
Que ne l'inspirés Vous. —

Aber dann war sie ein andermal wieder so reizend, so liebevoll! —

Ich habe Wilhelminen geschrieben; sie hat mir meinen Brief uneröffnet zurück geschickt. Ich war wüthend darüber; — als ich ihn aufgerissen, ihn noch einmal durchlaufen hatte, dankte ich dem Himmel dafür. Ich Unsinniger, was hatte ich geschrieben! Verwirrtes Zeug, — Entschuldigungen über meine — Bescheidenheit! — O ich fühle es, ich bin auf dem Wege zum Wahnsinn!

Wohin soll ich fliehen? Was soll ich beginnen, um die Bilder zu verscheuchen, die mich unaufhörlich verfolgen? Jeden Augenblick glaub' ich Wilhelmine mir lächelnd begegnen zu sehn. Ich fühle sie, wie sie nur noch vor vier Tagen that, auf meine Schulter lehnen; fühle ihren warmen Athem an meiner Wange; höre sie mir süfse Namen geben, — dann ist mir plötzlich, als hörte ich ein gräfsliches Hohngelächter, und die reizenden Bilder verwandeln sich in grinsende Teufel; ich sehe den Legationsrath mit Entzücken alles geniefsen, was ich genofs, und alles was ich mir mit hartem Kampfe versagte, dazu! Ich schlage mir mit der Faust an die Stirne; ich lehne mich an jede Wand, der ich nahe komme, und weine. —

Zerstreuung? wo soll, wo kann ich sie suchen? Ich habe fast allen nähern Umgang mit andern abgebrochen, um nur für sie, nur mit ihr leben zu können. Ich hätte jemand besuchen, ich hätte eine Einladung annehmen sollen, da es nur von mir abhing, bey Wilhelminen, allein mit ihr zu seyn? Und welche Gesellschaft dürft' ich jezt suchen? Ich bin das Mährchen der Stadt geworden.

Gestern Abend, als die Dämmerungsstunde schlug, in der ich sonst mit hoch und freudig klopfendem Herzen zu ihr schlich: — Ich hatte vier Lichter anzünden lassen, aber es war mir unmöglich im Zimmer zu bleiben. Ich irrte auf den Gassen umher. Ehe ich mich dessen versah, stand ich vor Wilhelminens Hause; starrte zu ihren Fenstern hinauf. Sie waren schwach erleuchtet, gerade wie sonst, wenn sie mich erwartete. — Wer weiſs, wer jezt bey ihr sitzt, ihren vollen weiſsen Arm an seine Brust drückt. — Ich lief zähneknirschend fort, und ehe eine Viertelstunde verflossen war, stand ich wieder vor dem Hause.

Jeder Mensch, dem ich begegnete, erregte meinen Neid. Kann er einen Vorwand finden, dachte ich, so darf er zu ihr hinauf, so kann er sie sehen, ihre sanfte Stimme hören; — und ich, ich allein in der Welt, darf es nicht. — Jedem Frauenzimmer eilt' ich nach: — Sollt' es Wilhelmine seyn? — Es klingt mir selbst lächerlich, trotz meiner Ueberspannung; aber wenn ich nun meinen Irrthum einsah: ich fand es unverschämt, daſs sie sich unterstand, auch ein Weib zu seyn, nur die entfernteste Aehnlichkeit mit Wilhelminen habe. — Ha, überrascht' ich mich doch in glücklichern Tagen oft dabey, daſs ich mich, wenn ich einen Liebenden sah, verwunderte, wie man für irgend ein anderes Frauenzimmer, als Wilhelmine, etwas empfinden könnte; — daſs ich jedes andre Frauenzimmer herzlich darüber bemitleidete, daſs sie nicht Wilhelmine sey! —

Moritz hat Recht! Es ist keine Rettung für mich, als in der Entfernung. Ich will seinem Rathe folgen. Ich will fort; morgen, sobald der Tag anbricht, will ich fort.

Als er zu mir kam, lag ich auf dem Sopha, und drückte das Gesicht in die Kissen, um meine Thränen zu verbergen. Moritz tadelte mich nicht wegen meiner unmännlichen Schwäche; er sprach mir nicht Trost zu, oder versuchte, mich durch Scherze aufzuheitern. Er bedauerte mich theilnehmend; befragte mich um die einzelnen Umstände; bedauerte mich wieder, und da er mich so ganz an sich gezogen hatte, da erst richtete er sich wieder auf, um auch mich zu erheben.

Ihr habt euch beide übereilt. Offenbar liegt ein groſses Miſsverständniſs dabey zum Grunde. Für den Augenblick ist es freylich nicht möglich, dieses aufzuklären: aber sey gewiſs, es wird geschehn. Jezt kommt es nur darauf an, deine Gesundheit zu sichern. Bey deiner natürlichen Heftigkeit hat die Sache etwas auf dich gewirkt, — was nie eine auf uns wirken sollte.“

Ich hörte ihn mit Erstaunen und schweigend an. Es leuchtete mir selbst ein, daſs ich in Gefahr sey, krank zu werden und so — Wilhelminen auf ewig zu verlieren! „Was soll ich thun?“ fragte ich kaum hörbar, mit stumpfer Hingebung.

„Bey jeder Erhitzung, erwiederte er mit festem Tone, sie sey nun körperlich oder geistig, giebt es nur ein sichres Mittel gegen nachtheilige Folgen; man muſs — die Umgebungen wechseln. Du muſst eine Reise machen.“

„Wie?“ sagte ich langsam und leise; „die Stadt verlassen und mit ihr alle Hoffnung, Wilhelminen zu versöhnen?“

„Liebt sie dich noch, entgegnete er, so wird gerade deine kurze Entfernung sie nachgiebiger machen. Liebt sie dich nicht mehr, — eine sterbende Liebe ist Daphne, die zum Baume wird. Umsonst will man, ehe die Rinde heranwächst, noch einmal den schwellenden Busen an seine Brust drücken, den warmen Lippen einen Abschiedskuſs rauben: unter dem Druck der unsrigen werden sie starres Holz.“

„Moritz ist ein feiner Menschenkenner. Er that keinen Fehlgriff daran, daſs er mich durch die Phantasie aufrütteln wollte.

„Aber,“ rief ich mit Heftigkeit, „zum Lorbeerbaume ward Daphne, und Apoll kränzte Haar und Leyer mit seinem Laube. Eine würdige und verdiente Liebe, ist ein Ehrenzeichen für das ganze übrige Leben.“

„Ja, ja,“ sagte er lächelnd, „aber wer kein heidnischer Gott und doch so reizbar ist, wie du, dem rathe ich wohlmeinend, dem Anblick des Ersterbens aus dem Wege zu gehen. Wenn alles vorüber ist, so komme wieder und kränze dich nach Wohlgefallen.“

Sein Scherz beleidigte mich. „Wie?“ rief ich, indem ich aufsprang und heftig auf- und abging; „kannst du glauben, daſs das einsame Hinrollen im Postwagen, das Aus- und Anspannen, mir sehr gut thun wird? Auf der vierten Station wär' ich todt oder toll!“

„So ist's auch nicht gemeint, daſs du im Kasten sitzen und Grillen fangen sollst. Du sollst nicht fahren, du sollst gehn. Die erzwungene Thätigkeit des Körpers ist die kräftigste Zerstreuung der Seele. Kurz und gut, du wanderst! Eine Fuſsreise ist das einzige Mittel, dich zu retten. Hast du nicht Kraft genug, dich dazu zu entschlieſsen, so bist du ein Schwächling, der weder Wilhelminens Liebe verdiente, noch — meine Freundschaft."

Mit diesen Worten klingelte er meinem Bedienten, und befahl ihm, mein kleines Felleisen mit Wäsche zu füllen, und sich bereit zu halten, mich morgen zu Fuſs nach — — zu begleiten. Dann ging er fort, mit dem Versprechen, morgen frühe um sechs Uhr wieder zu kommen und mich, wie er sich ausdrückte, selbst zum Thore hinauszujagen.

Ich hörte ihn mit dumpfer Befangenheit an. Sein Verfahren verdroſs mich, aber ich fühlte zu sehr, daſs er recht hatte, als daſs ich ihm nicht hätte folgen sollen. — Vielleicht wendet er die Zeit an, Wilhelminen zu besänftigen; vielleicht daſs meine Entfernung bey ihr — Es ist beschlossen: ich gehe.

Am Mittage der ersten Tagesreise.

Wunderlicher Einfall, durch eine einsame Wanderung eine Krankheit heilen zu wollen, die gerade durch die Einsamkeit genährt wird. Wohin ich gehe, begleitet mich das geliebte Bild und jeder Schritt, mit dem ich mich von Wilhelminen entferne, scheint mir ein neuer Unfall.

Ich habe eine äuſserst reizende Gegend durchwandelt; sie schien mir eine schöne Leiche. In unserm Innern ist die Sonne, von der die Schöpfung lebendigen Reiz empfängt: leuchtet jene nicht, was ist diese, als ein dunkles Grab, das uns lebendig verschlungen hat? Der Duft der Blumen, der Gesang der Vögel, das Gaukeln der unzähligen Insekten in der Luft, auf den Bäumen, im Grase, alles war mir lästig, peinlich, durch das Gefühl, daſs ich mich dessen sollte freuen können, und es doch nicht vermochte. Ich schien mir ein Lahmer in einem Tanzsaale, wo die Freude tausend und tausend Paare auf und ab wirbelt. — Ach.

Wilhelmine! Nicht ohne dich, und leider auch nicht mehr mit dir, kann ich leben! Die Erinnerung an dich, meine Liebe zu dir, ist mir das Zaubergewand des Herkules: es verzehrte ihn, und doch vermocht' er es nur mit dem Daseyn selbst abzuwerfen! —

Ich erwartete meinen treuen Moritz heute fruhe nicht. Ich hatte mir einen Plan ersonnen, und fürchtete, daſs er die Ausführung verhindern würde. Wer weiſs, ob Wilhelmine meine Abreise sobald erfährt; vielleicht geschieht es erst, wenn ich ihr schon ganz gleichgültig geworden bin. — Geschieht es jezt: vielleicht ruhrt die Nachricht sie. — Gütiger Himmel, wenn sie meine Entfernung schmerzte, wenn sie ihr Thränen kostete! — Auf jeden Fall muſs ich doch dafür sorgen, daſs ihr die Sache nicht von einer nachtheiligen Seite vorgestellt werde.

Ich wollte ein Billet schreiben: es wurde ein langer, langer Brief daraus. Versiegelt, fürchtete ich, würde sie ihn ungelesen zurückschicken, und offen mocht' ich ihn doch dem Bedienten nicht anvertrauen. Ich beschloſs, ihn selbst hinzutragen. Anstatt also Moritz zu erwarten, ging ich um halb sechs Uhr zu ihr. Das Haus war schon offen, aber auf der Flur war kein Mensch zu sehn, eben so wenig auf der Treppe, im Vorhause, im Vorzimmer. — Ohne Zweifel hätte ich nur zu klingeln oder zu rufen gebraucht, um einen Bedienten kommen zu lassen: aber im Schwanken zwischen Furcht und Vorsatz war ich bis an die Thür des Wohnzimmers gelangt. Angefeuert von den dunkeln Wünschen meines Herzens, zurückgeschreckt von der Furcht, Wilhelminen aufs Neue zu beleidigen, stand ich vielleicht vier Minuten, mit der Hand auf dem Drükker, ohne zu wissen was ich thun sollte. Endlich öfne ich die Thüre und trete mit heftigem Herzklopfen hinein, wie in einen Tempel. Zu dieser Tageszeit war ich nie hier gewesen. Ich sah mich mit einem schmerzlich freudigem Schauder um. — Auf dem kleinen Tische vor dem Sopha lag ihr Nähezeug; neben ihm ein Buch: — derselbe Band des Agathon, in welchem ich zulezt mit ihr gelesen hatte. Plötzlich standen alle die glücklichen Stunden vor mir, die ich mit ihr in diesem Zimmer verbracht hatte. Ich setzte mich auf meinen alten Platz im Sopha; ich stützte den Kopf auf die Hand und träumte lange seufzend. Ich besah jede Kleinigkeit, — als ich ein Geräusch im Schlafkabinet zu hören glaubte. Ich sprang auf, steckte eilig Wilhelminens Fingerhut in die Tasche, und eilte nach der Thür. — Es war wieder still geworden. Ich kehrte zurück, ich lauschte an der Thüre des Kabinets; plötzlich — ich weiſs selbst nicht wie es zuging, aber ich war im Kabinette.

Mit gefalteten Händen stand ich da und staunte nieder auſs Bett. Wilhelmine schlief fest: aber ihr Schlaf mochte sehr unruhig gewesen seyn: sie war blaſs und alles um sie her war in Unordnung. Ach, sie war nur um so reizender. Ihr langes gelbes Haar floſs aufgelöst über den Schultern und dem bloſsen Busen; einer ihrer vollen Arme hing aus dem Bette herab, den andern hatte sie über den Kopf geworfen. Ihr halbgeöffneter Mund athmete schwer, und ich — noch schwerer! Nein, mir verging fast der Athem vor Entzücken, vor Gram, vor Angst. So hatt' ich gehoft, sie einst nach glücklichen Nächten — Kann man sich irgend eine boshaftere Tücke des Schicksals denken, als daſs es mir gerade in dem Augenblicke, da ich dem Glücke einer so lang genährten Liebe auf ewig entsagen sollte, den Umfang dieses Glückes in seinem schönsten Lichte verrieth? —

Ich kniete neben dem Bette hin; ich wollte Wilhelminens Arm küssen: in dem Augenblick machte sie eine Bewegung. Wie ich plötzlich diese Entschlossenheit fand, weiſs ich nicht, aber genug, — ich sprang auf, warf meinen Brief auf den Nachttisch, drückte einen Kuſs auf ihre Lippen und floh, indem ich sie rufen hörte, aus dem Kabinette, durch die Zimmer, die Treppe hinab, zum Hause, zur Stadt hinaus. Konnte es anders seyn, als daſs ich den ganzen Morgen gelaufen bin, ohne zu wissen, was ich that, was ich sah oder hörte?

Erst als ich eine halbe Stunde mit langen Schritten hingelaufen war, hörte ich meinen Bedienten mir mit keuchender Stimme nachrufen. Er bat mich dringend, ihm Zeit zum Athemholen zu geben. Ich versprach, langsamer zu gehn, und in der nächsten Minute strich ich so flüchtig fort, als vorhin.

Am Abende desselben Tages.

Bis in den Tempel verfolgen die Furien den Orest, aber da entschlummern sie, und ihre Schlangen mit ihnen. Auch der Unglückliche rastet, auf den Altar gestützt, und betrachtet die Rachgespenste mit ruhigerm Schauder. — Bis unter dieses Dach geiſselte mich mein Gram: hier zerfloſs er in sanfte Wehmuth. Wären die Zeiten noch, in denen man die Tugenden wie Gottheiten verehrte: dies Haus würde zum ehrwürdigen Tempel geheiliget! Er würde der unsterblichen Freundschaft gewidmet, und wer ihm nahete, vergösse Thränen der edelsten Rührung.

Welch' ein Mensch bewohnet diese Hütte! Laſs mich, gütige Vorsehung, das Herz Eines solchen gewinnen, und ich werde glauben, nur zum Glücke geboren zu seyn. —

Ich brach sehr bald wieder aus dem Dorfe auf, wo mir mein Bedienter wider meinen Willen das Ansehn gab, als wolle ich zu Mittage essen. Matter als vorhin, fühlte ich meinen Kummer viel inniger, viel niederbeugender, entnervender. Jezt lief ich nicht mehr; ich schlich, indeſs mein Bedienter, ungeduldig pfeifend, voranschritt, und mich jede Viertelstunde erwartete. In jedem Augenblick erwachte eine neue Erinnerung in meiner Seele, und jede schien sich mit glühenden Zügen in mein Herz zu schreiben. Eine vorzüglich, — jene Scene, in der ich Wilhelminens Bekanntschaft machte. — Ich muſs sie niederschreiben!

— Erst seit drey Tagen war ich in B**, als mich Moritz in eine Theegesellschaft seiner Frau führte. Ungern ging ich hin, denn wer weiſs es nicht, daſs die Theetische die geweihten Altäre der langen Weile sind! Ich sahe mich um: schön geputzte Damen und Herren saſsen und standen umher, jede und jeder ängstlich damit beschäftiget, seine glänzende Seite — meistens faux-brillant, — geltend zu machen. Ich blickte und hörte sie der Reihe nach schweigend an und war fertig. Es mochten sehr hochachtungswerthe Leute unter ihnen seyn, aber keiner von ihnen hatte doch Geist genug, die narkotischen Kräfte einer solchen Zusammenkunft und der summenden Theeurne, zu überwältigen. Wenn man sich versammelt, Wasser zu nippen: ist es ein Wunder, daſs sich die Unterhaltung wie eine gelähmte Schlange hinschleppt?

Endlich trat eine kleine, zartgebaute Blondine von etwa zwanzig Jahren ins Zimmer. Unauslöschlich steht das Bild vor meiner Seele, wie sie in ihrem bescheidenen Anzuge von schwarzer Seide, mit den langen, sonnengelben Locken, die ihr über den Rücken herabflossen, ihren groſsen, blauen, seelenvollen Augen und dem feinen Lächeln auf den Lippen hereinschwebte. Man bemerkte sie bey ihrem leichten Schritte nicht eher, als bis sie sich zu dem Munde der Wirthin herabbückte: aber kaum hatte man sie erblickt, so ging Leben in den Mienen aller Männer auf, und in den Gesichtern der meisten Frauen neidischer Verdruſs. Kaum hatte sie sich gesetzt, so waren jene schon meistentheils um sie her versammelt, und diese flüsterten einander ins Ohr.

Unbefangen suchte sie indeſs ihre Arbeit hervor, und unbefangen antwortete sie bald diesem, bald jenem: glänzende Einfälle, treffende Bemerkungen blitzten in schneller Folge aus ihrem Munde, indeſs ihr Ton einer gewöhnlichen Stadtunterhaltung zu gehören schien. Keine ihrer Aeuſserungen brachte ein Lachen hervor, aber das Lächeln, die Wirkung des wahren Witzes, verschwand nicht auf eine Minute von den Lippen ihrer Hörer. Man lieſs sich nicht die Zeit, dem Entferntern, der einen Gedanken überhört hatte, ihn zu wiederholen: man hätte indeſs einen köstlichern verlieren können, und sie — war indeſs mit ihrer Nadel geschäftig.

Indem trat ein ernster Greis hinein und grüſste die Gesellschaft mit einem etwas linkischen Anstande. Wilhelmine, — sie war die Grazie — blickte ihn einigemal unruhig an. Plötzlich stand sie auf, zog ihn bey Seite, beklagte sich leise, daſs sie ihn den ganzen Tag nicht gesehn habe, streichelte ihm zärtlich die Wange und fragte ihn, warum er blässer sey, als gewöhnlich? „Ihr Vater?“ — fragte ich einen Nachbar. „Ihr Gatte!“ antwortete er mir. — — —

Als der wackre, glückliche Greis einige Monate nachher gestorben, als ihr Schmerz hinlänglich besänftigt war, um sie meine Bewerbung dulden zu lassen; den Tag nachher, als sie mir das Ja! ausgesprochen hatte, — dessen Erinnerung künftig die Marter meines Lebens seyn wird, — sprach ich von jenem Abende mit ihr. „Ach, sagte sie, indem sie sich mit einem tiefen Seufzer an meine Brust warf, ich hatte den guten Mann nur aus Gehorsam genommen; ich ehrte ihn wie einen Vater. Dich, Eduard, dich liebe ich mit einer Innigkeit, deren ich selbst mich nie fähig gehalten hätte!"

Und dieses Glück ist dahin! Dieses Weib ist meine Feindin! — O, meine Furien sind wieder erwacht! Ich muſs die Feder hinwerfen!

Am folgenden Morgen.

Die guten Leute! Als sie mich so dringend einluden, den heutigen Tag hier zu bleiben, ahneten sie wohl nicht, ich nähme ihre Einladung an, um ihre Geschichte zu schreiben.

Ich hatte mich gestern mit einer so heftigen Wallung ins Bett gestürzt, daſs die Lerchen schon wieder sangen, als ich einschlief und die Sonne schon hoch stand und die Luft glühte, ehe ich erwachte. Der edle Carlson bat mich, die Abendkühle zu erwarten, ehe ich meinen Weg fortsetzte; der Alte fragte: „warum nicht den folgenden Morgen?" und die schöne Milly blickte erröthend dieselbe Frage. Ich nahm die Aufforderung an, mit der Bedingung, daſs meine Gegenwart niemand in seinen Tagesgeschäften störe. „Das versteht sich! sagte Carlson. Wir sehen sie heute für einen alten Hausgenossen an.“ Jezt sitzt er vor seiner Staffeley; der ehrliche Greis bewacht seinen unglücklichen Ludwig und bemüht sich weinend, aus den Halbgedanken, die demselben entwischen, Spuren der rückkehrenden Besonnenheit zusammen zu lesen. Emilie ist bald im Garten, bald in der Küche geschäftig. Ich merke es wohl: trotz unsrer Uebereinkunft, wird die reizende Wirthschaftliche heute doch wohl eine festlichere Schüssel aufſetzen. — Reizend? Wohl mir, daſs ich das schon bemerken kann! Aber ich will mich nicht selbst täuschen. Freylich bin ich in diesem Augenblicke ruhig, — aber daſs Milly mir reizend scheint, liegt doch wohl in der auffallenden Aehnlichkeit mancher ihrer Züge mit Wilhelminens Zügen! — Zur Sache.

Carlson ist — Nein! Ich will mir sein Bild hinzeichnen, wie ich ihn stufenweise kennen lernte.

Erschöpft von meinen Phantasiegebilden, erdrückt von meinem Kummer, warf ich mich unter einen Baum hin, preſste mein Gesicht ins Gras, und rief laut und fast weinend: Nein! Nein! Ich vermag nicht, es zu ertragen! Verbluten muſs ich an dieser Wunde! Ach, Wilhelmine, nicht mit dir, und nicht ohne dich!

„So, so! hörte ich plötzlich eine sonore Stimme über mir rufen. Ich merke wohl:

'S'is nit lang daſs 's g'regnet hat,
Die Läubli tropfeln noch!

Muthig, junger Mann! Lassen Sie sie tröpfeln, aber werfen Sie die Augen dabey um sich her! Die Welt ist groſs und schön!“

Erstaunt fuhr ich auf. Ich sah einen hoch und schlank gewachsenen Jüngling, vielleicht kaum zwey Jahre älter als ich, vor mir stehn. Die linke Hand auf das Heft seines Hirschfängers gestützt, die rechte zwischen den Knöpfen seiner Reitjacke, sah er lächelnd auf mich herab.

„Mein Herr,“ sagte ich erstaunt, ich begreife nicht; — Wie komme ich zu dieser seltsamen Anrede? — “

„Nun?“ erwiederte er, wenn ich jemand mit gebrochenem Beine auf der Landstraſse liegen finde, so werd' ich ihn nicht lang' um Erlaubniſs bitten, ob ich ihn aufsacken und ins nächste Haus tragen soll, und — wenn Sie eine Viertelstunde lang vor mir herschleichen, mit sich selbst sprechen und gestikuliren, so schlieſse ich, daſs Sie in einen heftigen Kummer versenkt sind, also des Zuspruchs, der Aufmunterung bedürfen, und — Wollen Sie sie annehmen: gut! Wo nicht? — Leben Sie wohl!“ und damit schritt er fort.

„Warten Sie doch, seltsamer — edler Mann! Sie wollten mich aufmuntern? So verlassen Sie mich nicht so schnell.“

„Können Sie rasch zugehen, so begleiten Sie mich,“ sagte er. — „Nicht wahr, ich hab's errathen? Sie werden von den Nachwehen einer heftigen Leidenschaft zerrissen, und diese heiſst Liebe?“

„Ich gestehe es,“ erwiederte ich erröthend, — (Warum doch schämen wir uns, so oft wir in einer zu lebhaften Regung überrascht werden? Bekennen wir da nicht uns selbst, daſs sie eine — verächtliche Schwachheit sey?) — „Ich gesteh' Ihnen sogar, daſs sie mich bis zur Unmännlichkeit niederdrückt; aber kennten Sie das Frauenzimmer, das ich verloren habe, —“

„Ich zweifle nicht,“ erwiederte er lächelnd, „daſs sie die Krone ihres Geschlechts ist. Die Frau muſs sehr häſslich, sehr dumm oder sehr bösartig seyn, die ihrem Liebhaber nicht dafür gilt.“

Einen Augenblick sah ich ihn starr an: dann fuhr ich mit etwas gedämpfter Stimme fort, ihm Beweise von Wilhelminens Schönheit, ihrem Witze, ihrer brennenden Liebe für die Wissenschaften aufzuzählen, —

„Gewiſs,“ sagte er, „eine überreife Jungfrau, eine Wittwe oder die kinderlose Gattin eines alten Mannes!“

„Wie so?“ fragte ich mit erloschenem Blicke.

„Nun, ich hab' es bemerkt, und es ist auch sehr leicht zu erklären, daſs nur solche Weiber ihre Liebe auf die Wissenschaften werfen, die sonst nichts sehr Befriedigendes zu lieben haben. Lieben ist einmal ihre Bestimmung: den Heiland zu lieben ist nicht mehr Mode, also — In der That, ich glaube, daſs die litterarische Wuth vieler unsrer Weiber und die Bleichsucht, nur zwey verschiedene Aeuſserungen derselben Krankheit sind.“

„Lästern Sie nicht!“ fuhr ich erbittert auf. „Wilhelmine ist rein, ist tugendhaft“ — und ich erzählt' ihm, wie standhaft sie die Heftigkeit meiner Liebe zu zügeln wuſste.

„Ich sehe,“ erwiederte er mit einem sarkastischen Lächeln, das mir durch die Seele schnitt: (ich hätte verzweifeln mögen, daſs es auf einem Gesichte voll des höchsten Adels herrschte und zu den groſsen, ruhig um sich her blitzenden Augen so vortrefflich stand;) — „Ich sehe, daſs Ihre Schöne die groſse Lektion des Mädchenstandes wohl begriffen hat, und sie mit heller Einsicht wieder übt, sobald sie der Wittwenstand noch einmal in Mädchenverhältnisse setzte.“

„Und diese Lehre ist — —?“

„Sehn Sie, Mädchen sind die lieblichste Frucht der Erde: aber, da ihrer, Gott sey gedankt! ein reicher Ueberfluſs vorhanden ist, langt keiner leicht nach angebissenen. Mit Recht also predigt ihnen Amme, Mutter und Beichtvater, Marezolls Erbauungsbuch und die Mährchen der Mutter Gans: — „Schöne Pfirsich, laſs dich von niemand anbeiſsen, der dich nicht als seinen Antheil auf dem Teller behalten will!" Sie nennen das Tugend, Sittsamkeit, und was weiſs ich, wie, und — sie haben Recht, wenigstens darin, das Ding durch unverständliche Phrasen aufzuputzen, damit es die Phantasie beschäftige: der Nebel vergröſsert, und nur durch dunkle Begriffe bringt man die Mädchen, — und die Menschen überhaupt, — wohin man will. Wer sie aufklärt, thut auf die Herrschaft über sie Verzicht."

„Ihre Vergleichung," sagte ich, „ist — nicht sehr edel."

„Nennen Sie sie platt, und ich werde Ihnen antworten, alles ganz Wahre ist es. Seit Entstehung der Gesellschaft arbeiten die Menschen dahin, die Wirklichkeit durch schönklingende Phrasen zu vermummen, und das nennen sie sittliche Bildung. Die jungen Nachkömmlinge lernen nicht mehr die Dinge kennen wie sie sind, sondern nur die gedrechselten Ausdrücke, die ihre Väter denselben als Namen ersannen; ihre Phantasie macht daraus — was sie kann, und sie ersinnen neue Phrasen, mit denen sie die Wahrheit noch mehr umwindeln.

Am Ende wird sie uns so fremd: wir fahren mit Erstaunen zurück, wenn es uns einmal wiederfährt, ihre eigentliche Gestalt durch die bizarren Masken zu enträthseln. Und zu was vor drolligen Dingen werden wir selber dadurch! Untersuchen Sie zum Beyspiel die Liebe. Sie ist nichts als Bedürfniſs der Sinne; die Schwierigkeit, es in der Gesellschaft zu befriedigen, reizt die Phantasie auf, und — man verwandelt sie in ein Gewebe zarter Gefühle, und nun: — zu was macht sie uns? —"

„Um sich den Contrast recht deutlich zu denken, stellen Sie sich den rüstigen Wilden vor, der auf seiner Jagdstreiferey ein Mädchen findet, das ihm gefällt, und ihr ohne Umstände vorschlägt, künftig in seiner Hütte zu leben; — ihm gegenuber aber den seelzagenden Empfindsamen, den der Anblick seiner Göttin in Entzücken versenkt, der sich acht Tage lang abhärmt, sie nicht wieder gesehen zu haben, ihr endlich gegenuber sitzt, und auf Wendungen sinnet, ihr zu sagen, was sie beym ersten Blick wuſste; endlich, nach einem langen Jahre vielleicht, Muth und Gelegenheit findet, ihr vorzustammeln, worüber sie beide längst einig waren." — Er fuhr fort ein Gemälde des überspannten Empfindsamen zu machen; jeder Zug war so wahr, war zugleich so völlig mein Bild: ich ertrug es endlich nicht mehr, und unterbrach ihn durch einen heftigen Ausruf. —

Er sah mich an: — — „Verstehn Sie mich recht, sagte er mit einer ernstern Miene; die Liebe, wenn sie Verzuckung wird, halte ich für eine Thorheit, aber nicht jeden, den sie ergreift, für einen Thoren. Ich weiſs recht gut, daſs es gerade die kraftvollern, edlern Menschen sind, die von ihr am gewaltigsten ergriffen werden. Mit den gemeinen, schwachen, geht es darin, wie mit dem Zorn: er findet nicht Stoff genug, aufzulodern; er glimmt nur, als Aerger und nachtragender Groll, unter der Asche. Auch das weiſs ich recht gut, daſs die heftigen Leidenschaften sehr wohlthätig zu wirken pflegen."

„Wohlthätig?" fragte ich mit mattem Kopfschütteln und drückte die Hand aufs Herz.

„Gewiſs!" erwiederte er; „sie reifen den Charakter, wie die Augusthitze die Früchte. Ist sie vorüber, so läſst sie die gesunden, kräftigen, mild und balsamisch zurück: aber freylich, die wurmstichigen, schwächlichen, liegen verwesend — im Grase.“

Ich erröthete über diesen Schluſs, den mir mein wundes Gewissen für eine Anspielung auf die Situation halten lieſs, in welcher er mich gefunden hatte. — „Um so über die Liebe philosophiren zu können,“ sagte ich endlich, „müssen Sie nie geliebt haben.“

„Sie beleidigen mich durch diesen Zweifel. O, ich habe geliebt, vielleicht eben so feurig und schwärmerisch als Sie — aber ein günstiger Genius fügte es so, daſs jedesmal, wenn mich der Sturm einer aufbrausenden Leidenschaft mit sich fortreiſsen wollte, das Schicksal seine bleyerne Hand schwer auf mich legte. Ich muſste meine ganze Kraft aufbieten, dem Unglück zu widerstehn, und so trat die Liebe immer wieder in den Schatten. Jezt selbst vielleicht, — wenn nicht höhere Pflichten mich drängten, wer weiſs, ob ich nicht mit so zärtlichem Händeringen beschäftigt wäre, als Sie. — Aber, setzte er mit seinem vorigen leichten Ton hinzu, um Sie von meiner

Kenntniſs der Liebe noch bündiger zu überzeugen, will ich Ihnen mein System derselben vorlegen.“

„Sie kennen vielleicht die Behauptung mancher Aerzte, daſs der ganze Lebensproceſs eigentlich nichts als ein unaufhörliches Fieber ist. Wir athmen, verdauen, wachsen, — wir denken durch ein Fieber. Was dieses dem Körper, ist, wie ich glaube, die Liebe, versteht sich, im weitesten Umfange des Wortes, unserm Geiste. Auf unzählige Weisen verkappt und versteckt, liegt diese Neigung, die Rücksicht auf das andre Geschlecht, oft ohne daſs wir selbst es wissen, bey allem das wir denken und thun, zum Grunde. Wir sind witzig, fleiſsig, erfinderisch, wir sind oder thun mit einem Worte alles, nur um der Liebe würdiger zu seyn, oder uns ihres Genusses zu versichern. Rousseau lieſs sich einst, als kleiner Knabe, bloſs aus unentwickeltem Geschlechtstriebe die Ruthe geben. D'Alembert philosophirte nur, um durch die Auszeichnung, die es ihm erwarb, in den Augen der Demoiselle d'Espinasse einen höhern Werth zu haben!“

„Ich kenne einen sehr beredten Philosophen,“ entgegnete ich lächelnd, „dessen Schriften nicht mehr Mode sind, aber es wahrlich noch immer zu seyn verdienten, denn sie enthalten viel Vortreffliches und Wahres, —“

„Das heiſst, vieles, das mit Ihren Vorstellungen übereintrifft?“

„Kann seyn! Das verstehn die Menschen ja immer bey einem solchen Lobe und ich verlange keine Ausnahme zu machen. — Dieser Philosoph nun sagte einst über die Schönheit etwas, das ihre Meinung von der Liebe zu bestätigen scheint. Er behauptete, wir fänden nichts schön, als was uns an den weiblichen Körper oder an den sinnlichen Genuſs erinnert. Hogarth's berühmte Linie sey nur dadurch die Schönheitslinie, daſs sie dunkel den Umriſs und die Bewegung eines reizenden Busens nachbilde; aus eben der Ursache gefielen uns die sanften, wallenden Bewegungen der schwankenden Aeste, das Wogen der Flüsse u. s. w. Eine Musik rühre uns um desto mehr, je mehr sie ein gewisses Girren, Seufzen, Schmachten ausdrücke —“

„O, unterbrach er mich, ich kenne den Philosophen. Es ist ein scharfsichtiger Menschenkenner! Als eine neue Philosophie aufkam, die er nicht annehmen wollte und nicht widerlegen konnte, und seine Zuhörer merklich kalt gegen ihn wurden, fiel er auf den witzigen Ausweg, ihnen statt der neuen Philosophie, einen neuen — Hörsaal zu geben. Zwischen den äuſserst geschmackvoll dekorirten Wänden desselben, trägt er noch immer vor, was er seit zwanzig Jahren vorgetragen hat, ohne daſs sich die Zahl seiner Zuhörer vermindert. — Nun gut, wie er den weiblichen Körper, seh' ich die Liebe überall.“

„Und eben deshalb vielleicht nirgend in ihrer wahren Gestalt!“

„Um Verzeihung! Wir können das Fieber nur so lange verkennen, als es die versteckte Quelle unserer Lebensfunktion ist, aber wenn es als eigne Funktion des Körpers hervortritt, uns schüttelt und brennt, dann dringt es sich unserm Bemerken wohl auf, — als Krankheit. So lange die Liebe uns nur neckt und kitzelt, uns in Thätigkeit sezt, gehört sie zur Gesundheit und bleibt versteckt, aber wenn sie Leidenschaft wird, wenn sie sich mit Heftigkeit bestimmt, wie wollte man es anfangen, sie nicht kennen zu lernen? Aber freylich läſst sie sich dann, gerade wie jene körperliche Krankheit, in die faule, die kalte, und die hitzige Liebe theilen.“

„Die faule haben die zierlichen Herren mit dünnen Waden, hohlen, matten Augen, und scwacher, wechselnder Stimme. Sie seufzen unaufhörlich, sind überglücklich, wenn ihre Göttin ihnen erlaubt, ihr das Strickkörbchen nachzutragen und, wenn sie sich in ihre Arme würfe, so wüſsten sie vor lauter Gefühl nicht, wie sie das benutzen sollten. Sie — doch weg mit den ekelhaften Pinseln! Sie tragen einem ihre Jämmerlichkeit ohnehin oft genug unter die Augen.“

„Die kalte Liebe, haben in der Regel die geschäftigen Phlegmatiker. Diese wissen bestimmt was sie wollen, und wenn sie gerade nicht Posttag haben, begehren sie stark und thierisch-lebhaft ihren Gegenstand, doch nur so lange diesen, bis sie sich umgewandt und einen andern erblickt haben. Ihre Liebe verzehrt sie nicht, sondern giebt vielmehr ihrem vollen Gesichte und ihren stieren Augen, den Ausdruck hoher Gesundheit. Sie verleitet sie nie zu Thorheiten, aber wohl zur Insolenz und zu jedem Fehler, der sich ohne lebhafte Phantasie begehen läſst."

„Die hitzige Liebe, die gefährlichste von allen, greift nur die Menschen von hoher Reizbarkeit, lebendiger Phantasie und kraftvollem Geiste, an, — die jungen Männer (er faſste meine Hand;) Ihrer Art. Sie exaltirt sie zu Dichtern, Heroen, Bösewichtern, Selbstmördern, zu allem, wessen die menschliche Natur fähig ist: denn sie vernichtet in ihren Augen die ganze Welt um den vergötterten Gegenstand her. Was dieser fordert, was zu seinem Besitze führen kann, scheint ihnen erlaubt, edel, erhabene Pflicht. Sie verzücket die Patienten in eine idealische Welt, doch — neigt sich in der wirklichen die Geliebte endlich gütig zu ihren Lippen herab, so wissen sie recht gut, was sie zu thun haben. — Man verglich die Liebe so oft mit einer Glut: die faule scheint mir die in dichte Rauchwolken versteckte, dunkelrothe Flamme von halbtrocknem Holze, die weder zum Erlöschen noch zum Auflodern kommen kann, und immerfort flackert; — die kalte, das stete Glühen des Zunderschwammes, das nicht eher aufhört, bis er in Asche zerfällt, aber nie eine lichte Lohe vermag; — die hitzige, das ätherische, blaue Feuer, das auf der Oberfläche einer Schaale voll Spiritus, mit geistiger Leichtigkeit nur hinzutanzen scheint, aber nichts destoweniger — sich von einem körperlichen Material nährt, und es verzehret. — “

„Doch da sind wir ja schon bey meiner Wohnung! Nicht wahr, Sie treten ein und bringen die Nacht bey uns zu? — Uebrigens verzeihen Sie mir mein loses Geschwätz, und halten Sie es nicht so ganz für bittern Ernst. Hat es Sie auf einen Augenblick zerstreut, so bin ich zufrieden.“

Ich nahm die Einladung an, — doch da kommt die reizende Milly, den Tisch zu bereiten. „Ich muſs meine Schreiberey einpakken, aber ich will noch mehr thun, ich will dem lieben Mädchen helfen. Sie erlaubt mir's gewiſs. —

In der That, sein Gespräch hatte mich zerstreut, und zwar auf eine bleibende Art. Wenn die Leidenschaften uns schwindeln machen, so geschieht es dadurch, daſs sie unsern Blick an einen Punkt festbannen, der bald mit tausend wechselnden Farben spielt. Wem es gelingt, — nur unsern Blick herumstreifen zu lassen, hat uns schon halb geheilt, und Carlson hatte mir diesen Dienst geleistet. Die barokke Paradoxie vieler seiner Erklärungen und Gleichnisse übersah ich nicht: aber diesen Anstrich schien er ihnen nur gegeben zu haben, um meine Aufmerksamkeit anzuziehn. Bey kälterer Ueberlegung fand ich in den meisten eine schneidende Wahrheit.

Diese Betrachtungen stellte ich indeſs erst in der folgenden Nacht an: denn für den Augenblick fesselte eine Reihe von interessanten Erscheinungen meine ganze Aufmerksamkeit. Als er aufgehört hatte zu reden, sah ich ein kleines, aber sauberes Häuschen vor mir, das unter dem Schatten ehrwürdiger Linden in einem blumigten Thale, ein Wohnsitz der Ruhe schien.

Noch ehe wir es erreicht hatten, wankte uns aus einer Laube, derselben, in der ich jezt sitze, ein Greis entgegen, auf dessen Gesichte, das sah man beym ersten Blick, sonst der Frohsinn der herrschende Charakter gewesen, jezt aber durch Kummer zu truben Ernst erstarret war. „Willkommen zu Hause, Herr Carlson!“ rief er mit einem Ausdrucke, der aus herzlicher Zärtlichkeit, aus Freude und — Ehrfurcht zusammengesezt schien. „Guten Tag, Vater!“ sagte mein Begleiter und schüttelte ihm die Hand.

Jezt hüpfte ein schlankes, sechszehnjähriges Mädchen aus dem Hause. Bruder! schrie sie und fiel ihm um den Hals; er küſste sie herzlich. Nachdem er mich beyden vorgestellt hatte: da, Milly, sagte mein Begleiter, ich habe Geld gebracht; (er legte einige Goldstücke in ihre Hand;) und hier ist Arbeit für dich und hier für mich! indem er ihr zwey Päckchen gab, mit denen sie sogleich ins Haus eilte.

Schon diese Vorgänge zogen mich durch ihre anspruchlose Herzlichkeit an: aber ich sollte meinen Sonderling verehren lernen.

„Was macht Ludwig?“ fragte Carlson, den der Greis indeſs mit einer liebevollen Ehrfurcht betrachtet hatte.

„Ach, sagte er seufzend, mein armer Ludwig! Als er hörte, daſs Sie verreist wären, hat er wieder fürchterlich getobt, und dann wehklagte er wieder; mein Herz wollte brechen.“

In diesem Augenblick ertönte ein schreckliches Geschrey aus dem Hause. Sie liefen hinein; ich folgte. Sie öffneten ein verschloſsnes Zimmer: welch ein Anblick! Ein schöner Jüngling, halb nackt, Wahnsinn in allen Zügen, bemühte sich, seine blutenden Nägel in die Wand zu schlagen, um an ihr hinaufzuklettern, und heulte dazu.

„Ludwig! rief Carlson; Ludwig!“ Seine Stimme schien den Unglücklichen zu beruhigen. Wohl eine Minute lang starrte er noch um sich her; dann erkannte er seinen Freund: „Du hast mich also nicht verlassen?“ sagte er, warf sich ihm um den Hals und weinte bitterlich, und wir alle weinten lang und heftig mit ihm.

Ludwig ist der Sohn eines pensionirten Beamten aus einer kleinen Stadt. Sein entschiedenes Talent für die Mahlerey bewog seinen Vater, so gern er ihn auch lieber in seiner Nähe zu einem einträglichern Gewerbe hätte bilden sehn, sein ganzes kleines Vermögen, — es überstieg nicht die Summe von hundert Thalern, — zusammen zu nehmen, und seinem einzigen Sohn in die Residenz zu schicken, damit er Gelegenheit zu seiner Vervollkommnung ſände. Der junge Mensch studirte seine Kunst mit einem angestrengten Eifer; bald hatte er es so weit gebracht, sich mit seinem Pinsel selbst einen dürftigen Unterhalt zu verschaffen: er beschränkte diesen auf das Unentbehrlichste, um seinem Vater Unterstützung senden zu können. Mit welchem Stolze siegelte er die ersten zwey Louisd'or ein, die er erübriget hatte! Mit welchem Stolze und mit welchem Entzücken, empfing sie der Greis und trug sie in dem ganzen Städtchen herum: jedermann sollte sich mit ihm freuen, daſs sein Sohn gerathen sey, daſs der siebenzehnjährige Jüngling schon genug verdiene, um seinen Vater zu ernähren; daſs er ein groſser Künstler geworden seyn müsse! —

Dieser ersten Gabe folgten bald mehrere, und sorgfältig meldete der Alte seinem edeln Sohne, welche Bequemlichkeiten er sich nun wieder erlaubte; wie glücklich sie ihn machten; wie ihn die Nachbarn wieder um seines Sohnes willen ehrten. — Ludwig hatte einen Festtag, wenn er solch einen Brief empfing und nahm noch öfter als sonst, zu

Mittage mit trocknem Brote vorlieb, seitdem er wuſste, daſs sein Vater von seinen Ersparnissen, Sonntags ein Viertelmaas Wein trinke. Nicht wahr, sagte Carlson, als er mir dieses erzählte, und eine Thräne funkelte in seinem Auge; — nicht wahr, ein solcher Jüngling ist ein seltner, ein groſser Mensch? — Etwa ein Jahr nach der ersten Spende, hörte Ludwig von einem Fremden, daſs ein alter Gläubiger seines Vaters sich wieder bey ihm gemeldet habe; daſs er den Greis, „der ja einen reichen Sohn habe,“ dränge und drücke. — Ludwig schrieb einen stolzen, trotzigen Brief an den hartherzigen Menschen. Er übernahm die Schuld und sezte einen Tag fest, da er sie bezahlen wolle. „Es ist gut, antwortete jener; — aber halten Sie Termin. Sobald dieser abgelaufen ist, ohne daſs Sie bezahlt haben, muſs ihr Vater in den Schuldthurm.“

Ludwig empfing diesen Brief mit Hohn und beantwortete ihn noch stolzer. Er war seiner Sache gewiſs. Ein reicher Wüstling hatte das Portrait seiner Mätresse bey ihm bestellt, und ihm funfzehn Louisd'or dafür versprochen. Nie hatte der Jüngling mit solchem Eifer, mit solcher Anstrengung gearbeitet! Auch war es sein Meisterstück, und jedermann der es sah, pries es als ein seltne Kunstwerk. Endlich war es fertig, acht Tage vor Ablauf des Schuldtermins. Er selbst trug es hin. Die Dame nahm ihn mit Kälte und Verlegenheit auf, und sagte, sie habe es ja nicht verlangt. Er trug es zu dem Besteller. Dieser hatte sich indeſs mit seiner Geliebten veruneinigt, er hatte längst eine andre. Er schickte das Gemälde mit der Erklärung zurück: es sey zu unähnlich, zu schlecht, als daſs er es behalten könne. Ludwigs gekränktes Ehrgefühl, — der fürchterliche Gedanke, seinen Vater durch seinen Stolz ins Gefängniſs gestürzt zu haben, und ihn nun nicht retten zu können, zerrüttete seine Seele; sein Körper war längst durch Anstrengung und die Dürftigkeit seiner Nahrung, erschöpft: schon am folgenden Tage glaubten seine Hausgenossen zu bemerken, daſs zuweilen der Zusammenhang in seinen Reden fehle, — aber da der Tag gekommen war, an dem der Gläubiger die Summe erhalten sollte, hörte man einen schrecklichen Lärm in seinem Dachstübchen. Man eilt hinauf; man findet ihn nackt; seine Kleider liegen in Stücken zerrissen um ihn her, und er läuft brüllend mit dem schon blutenden Kopf gegen die Wände. Es war nichts übrig, als ihn zu binden. Wie der Anfall vorüber war —

Eben kam Carlson von einer kleinen Landreise zurück. Er eilte zu seinem Freunde, voll Freude ihn wieder zu sehn, die ehrenvolle Wirkung zu erfahren, die seine gelungene Arbeit gethan haben muſs; den Danksagungsbrief des erstaunten Vaters zu lesen. Er fliegt die Treppen auf; er hört Lärm in dem Zimmer seines Freundes; er tritt hinein — Ludwig liegt noch immer nackt auf den Knien, hebt seine gebundenen Hände wehklagend empor und fleht mit Thränen: „Nur nicht ins Tollhaus! Nur nicht ins Tollhaus! Es wird wieder vergehen! Ich versprech' es, ich will nicht mehr rasen!“ Um ihn her stehn mit finstern, unentschlossenen Gesichtern die Hausgenossen, und berathschlagen halb gerührt; aber drey Diener des Irrenhauses, an Schauspiele dieser Art gewöhnt, reden den Unglücklichen hart an und machen Miene, ihn mit Gewalt fortzuschaffen. Er erblickt Carlson. „Erbarmen,“ ruft er, „mein Freund, Erbarmen!“ — Welch ein Augenblick, jener, in welchem Carlson nun den Zusammenhang der kläglichen Geschichte vernahm, — „Nie," sagte er zu mir, als wir darüber sprachen, „hab' ich so tief die gränzenlose Unmacht des Wesen Mensch erfahren! Ich selbst war zerknickt, zerknirscht."

Er brauchte nicht lange Zeit, um seinen Entschlufs zu fassen. Ich stehe für den Patienten, sagte er den Anwesenden. Ich werde ihn zu mir nehmen, ihn pflegen, ihn heilen lassen! Ich bürge dafür, dafs er kein Unheil anrichten soll, so lange sein Fieber währt.

Carlson war nicht viel reicher als Ludwig, aber er hatte schon einen weiter ausgebreiteten Ruf und keinen hülflosen Vater zu versorgen. Ludwig zog von seinem Dachstübchen auf das seines Freundes, der Kammer und Bette mit ihm theilte und nicht von ihm wich, als wenn ihn dringende Geschäfte abriefen. Er ertrug ohne Ermüdung nicht nur die grofsen Kosten, die sein Freund ihm machte; er wachte unverdrossen über ihn, wenn sein Anfall kam, und tröstete ihn mit Hoffnungen, wenn dieser vorüber war. Aber Ludwigs Krankheit nahm von Tage zu Tage zu; er beunruhigte in seinen Paroxismen die Nachbarn; sein fürchterliches Brüllen tönte oft die ganze Straſse herab. Gleichwohl schauderte er und winselte schon bey dem Gedanken an das Irrenhaus; denn die Aufnahme darin schien ihm der Entsagungsakt der Welt auf ihn.

Glücklicher Weise fing eben der Frühling an. Carlson miethete ein paar Meilen von B** das Häuschen, in dem er jezt lebte. Er löste Ludwigs Vater durch einen Akkord aus dem Gefängnisse und lieſs ihn zu sich kommen, theils durch seine Gegenwart den Geist des unglücklichen Jünglings zu beruhigen, theils um den Greis leichter zu ernähren. Er nahm seine eigne Schwester, die bisher in einem benachbarten Städtchen bey ihrer Stiefmutter lebte, zu sich, um sie die kleine Wirthschaft führen zu lassen. —

Wie verändert war jezt meine Ansicht Carlsons und seiner Hausgenossen! Ich hatte einen leichtsinnigen witzigen Schwätzer in ihm zu finden geglaubt, und fand einen ernsten — Helden der Tugend. Ich erwartete in einen Zirkel ländlich-froher Menschen zu treten, und sah eine Gruppe vor mir, die mich unendlich tiefer erschütterte, als das berühmte Jammerbild der Niobe je zu rühren vermocht hat.

Ein aufblühender Jüngling, der mitten in der reichsten Entfaltung seiner Talente, plötzlich von der eisernen Hand des Schicksals gebrochen, da steht, wie eine Lilie, die, kaum halb aufgeschossen, ein Stoſswind knickt und nun, am halben Stengel hängend, ohne Rettung verdorren läſst. Ein Greis, der den einzigen Sohn täglich noch einmal sterben, die einzige Hoffnung, die ihm sein freudenloses Alter noch des Ertragens werth machte, vor seinen Augen als ein Nebelgbilde zerflieſsen sieht, und den Blick nicht abwenden darf, und es nicht vermag. — Ein junges, reizendes Mädchen, voll der zartesten Weiblichkeit und des liebendsten Sinnes, durch jedes Geschenk der Natur dazu bestimmt, nur Glück zu finden und zu gewähren, — das täglich nichts als eine groſse Scene des höchsten Elendes vor sich hat, und seine zarten Schultern zur Tragung eines fremden Unglücks herleihen muſs, das sie fast so tief und innig rührt, als wär' es ihr eignes. — Ueber diese Trauergruppe ragt Carlsons heitere Festigkeit, sein unerschütterlicher Edelmuth, seine männliche Thatkraft im Jünglingsalter, hervor, wie ein überirdischer Genius. — Edler, groſser Mensch! Wie klein fühle ich mich neben dir, mit meinen läppischen Leiden der Phantasie und des überspannten Gefühls! — Drangsale und Unglück: das sind die Mittel, wodurch die Vorsicht groſse Seelen bildet. — Warum doch war ich immer glücklich, in so fern ich selbst mich nicht folterte?

Es hat schwer gehalten, aber es ist mir geglückt. Carlson erzählte mir, ein berühmter Arzt habe vorgeschrieben, Ludwig in das Bad zu —— zu führen. Die Reise, der immer neue Wechsel der Umgebungen und der Gebrauch des stärkenden Seebades, habe er bestimmt gesagt, werde höchst wahrscheinlich die zu heftige Reizbarkeit des noch kraftvollen, jugendlichen Körpers mildern und so den Geist genesen machen. Carlson hatte durch den Verkauf seiner besten Arbeiten eine sehr mäſsige Summe zusammengebracht, und wollte die Reise in vierzehn Tagen antreten. Ich sann auf Mittel, ihn zur Annahme eines Beytrages zu bewegen.

Als wir nach dem Abendessen einen kleinen Spaziergang machten, dankte ich ihm für seine freundschaftliche Aufnahme; versicherte ihn, daſs ich in seinem Häuschen, in seinem Umgange allein die Ruhe und die Fassung wieder finden, geheilt werden könnte, und bat ihn um Erlaubniſs, noch ein paar Tage bey ihm zu bleiben. Er drückte mir freundschaftlich die Hand. Jezt kam ich auf seine Reise, und äuſserte ihm meine Besorgniſs, daſs er mit seinem kleinen Geldvorrath schwerlich auslangen würde.

„Schwerlich,“ sagte er, „aber ich will mich auſs Nothdürftigste einschränken, und im äuſsersten Falle ist mir meine goldne Uhr da nicht zu lieb, wenn ich mit meinem Ludwig heiter nach unserm Hüttchen zurückkehren kann.“

„Ich habe gerade jezt mehr Geld übrig, als ich brauche, sagte ich; erlauben Sie mir, Ihnen ein Darlehn von —

„Nein!“ sagte er, und wandte sich mit einem so finstern Gesichte von mir weg, daſs ich nicht meinen Vorschlag zu endigen wagte.

„Wenigstens werden Sie nichts dawider haben, fuhr ich indeſs furchtsam fort, daſs ich dem alten Mann während Ihrer Abwesenheit eine kleine Unterstützung gebe.“

„Es ist für ihn gesorgt; er geht mit meiner Schwester nach L**.“

Ich behauptete eifrig, er habe kein Recht, dies lezte Anerbieten auszuschlagen, da der Greis ihm im Grunde ganz fremd sey.

„So lange mein Freund krank ist,“ erwiederte er trocken, „ist der Alte mein Vater.“

Ich verstummte einen Augenblick vor Verdruſs. „Carlson,“ rief ich endlich, „Sie sind ein edler, ein sehr edler Mensch; aber leidet Ihr — verdammter Stolz denn gar nicht, daſs man Ihnen auch nur auf die entfernteste Weise nachahme? Schlagen Sie mein dringendes Anliegen nicht aus, ich bitte — Dich, mein Freund!“ rief ich und fiel ihm um den Hals.

Man hat es so oft an den neuern Sprachen gerügt, daſs sie einzelne in der vielfachen Zahl anreden: man sollte es ihnen als einen Vorzug anrechnen. Dadurch, daſs sie das „Du“ dem innigern Gefühle aufsparen, sind sie um einen äuſserst gehaltvollen Ausdruck der Herzlichkeit reicher, als die alten Sprachen. Wen ich „Sie“ nenne, und thäte ich es mit dem tiefsten Bücklinge, dem sage ich dadurch, daſs er meinem Herzen noch im Haufen stehe. Mit dem „Du“ der aufwallenden Empfindung sinke ich in seine Arme.

Carlson schien überrascht. Er sah mich einen Augenblick lang halb lächelnd, halb gerührt an; dann umarmte er mich und sagte mit dem Tone der Innigkeit: — „Du!“ — Nichts weiter! Mein Beytrag war angenommen.

Glücklicher Einfall, meinen Aufenthalt in diesem Hause verlängern zu wollen! Was soll ich weiter herumstreifen, Zerstreuung und Beruhigung zu suchen, da ich sie hier in einem neuen Lebenszirkel, der Geist und Herz auf gleiche Weise anzieht, so vollkommen finde? Wenn mich Carlsons lehrreicher und geistvoller Umgang und die Beweise seiner Geistesgröſse, — der naiven Milly schwesterliche Liebkosungen und Ludwigs schreckliches Beyspiel, wohin zu groſse Reizbarkeit führen kann, nicht von meiner Schwachheit heilen, so thut es nichts in der Welt.

Das leztere vorzüglich wirkt sehr lebhaft dahin, mich zu beruhigen, so oft ich mich meinem zu lebhaften Gefühle überlassen will. Ich kannte Ludwigs Geschichte schon lange. Vor zwey Monaten war sie allgemeines Stadtgespräch. An allen Kaffeetischen erzählte man sie, und an jedem anders. Bald hieſs es: Liebe habe ihm den Verstand genommen; bald, Carlson sey die Veranlassung seines Wahnsinnes, und halte sich jezt durch sein Gewissen verbunden, für ihn zu sorgen; bald, er erhalte von einer vornehmen Dame heimlich eine starke Pension für seine Bemühung. Hier putzte ein Stutzer die Begebenheit zu einem Romane heraus; da behandelte man sie als eine Erdichtung. Endlich kamen die Witzlinge darüber, und es fehlte wenig, daſs sie nicht zur Posse ward.

Ungeachtet sie mir also nicht mehr neu war, rührte sie mich doch in Carlsons

Munde so tief, so erschütternd, als ich mich nie erinnern kann, von irgend einer Erzählung ergriffen worden zu seyn. Ich rang die Hände, sobald ich allein war; ich schlich mit gesenktem Haupte einher. — Erst spät entdeckte ich, was es eigentlich war, das sich so sehr meiner bemächtigte. Ach, war es denn nicht Ludwigs Zustand, dem ich selbst durch meine Wanderung zu entfliehen suchte? Jezt erst, da Wilhelminens Bild auf einige Zeit vor meinem Geiste in Schatten getreten war, fühlte ich ganz, wie nahe ich dem Abgrunde gestanden hatte, vielleicht noch stand!

— Wilhelmine! Wenn man Dir einst die Nachricht gebracht hätte, wenn Du Dir hättest denken müssen, daſs ich um Deinetwillen bewuſstlos Fessel trüge, den Fuſsboden nagte und Wilhelmine! Wilhelmine! wimmerte, — Du hättest kein Hunderttheil meiner Liebe verdient, wenn diese Nachricht Dich nicht — Ich mag den Gedanken nicht vollenden! —

Jezt endlich, nach einem sechstägigen Aufenthalte bey diesen liebenswürdigen Unglücklichen, ist es Zeit, daſs ich mich entferne, um ihnen nicht beschwerlich zu werden. Ich will nach der Stadt zurückkehren: was sollte ich länger herumirren, da ich geheilt bin. Geheilt? Ich liebe Wilhelminen noch immer warm und innig; noch immer fühle ich, daſs sie zu dem Glücke meines Lebens gehört: aber ich habe meine alte Fassung und Kraft wieder. Ich sehe ein, daſs es die höchste Glückseligkeit ist, von einer Frau wie Wilhelmine, geliebt zu werden, aber ich bin wieder stark genug, um gerade nicht zu verzweifeln, wenn sie mir nicht zu Theil wird. Ich fühle lebhaft, welche unmännliche, verächtliche Schwachheit es ist, eine sinnliche Neigung zum höchsten Zweck seines Daseyns zu machen, seinen Verstand in den Flammen des Herzens zerlodern zu lassen. Die Liebe, wie jedes sanfte Gefühl, das uns mit andern Menschen verbindet, ist uns zu unserm Glücke gegeben; aber wäre der Gegenstand derselben ein Seraf: sobald sie sich so weit unserer Seele zu bemächtigen droht, daſs sie das einzige Gefühl derselben wird; sobald sie unsern Geist angreift, muſs man sie von sich werfen, freywillig resigniren. Es gibt kein Gut in der Welt, das gegen unsre Selbstständigkeit auch nur in Anschlag käme! —

Ich will nach der Residenz zurückkehren, ich will Wilhelminen noch einmal in einem offenen Briefe schreiben: daſs ich sie noch immer liebe, daſs ich sie beschwöre, mir die unbegreifliche Veranlassung ihres Benehmens zu erklären, damit ich sehe, ob ich mich rechtfertigen kann; daſs ich sie wegen meiner Uebereilung um Verzeihung bitte; daſs — dieser Brief aber auch der letzte Versuch zu einer Versöhnung sey, den ich jemals machen werde, und daſs ich mich stark genug fühle, ihren Verlust, wenn er unvermeidlich wäre, zu ertragen.

Ich theilte Carlson meinen Plan mit: er schüttelte lächelnd den Kopf. — Nun ist mir die Ausführung Ehrensache geworden. Wie? Neben meinem edeln, starken Freunde, soll ich wie ein elender Schwächling dastehn? Ich muſs siegen. — „Wenn Du nicht Herr über dich bleibst,“ sagte er, „so komme nur wieder zu uns heraus.“ — „Ich werde wieder zu Euch kommen,“ antwortete ich, „aber glücklich, — oder geheilt.“ — Morgen früh tret' ich meinen Rückweg an.

Am folgenden Mittage.

Da sitze ich wieder in derselben Gartenlaube, vor derselben Schüssel vielleicht, vor der ich, sieben Tage sind's nun, meine Flucht aus — — beschrieb. Aber wie verändert ist alles um mich her. Mit Vergnügen seh' ich die Beete mit duftenden, aber gemeinen Blumen an, die sich um meine Laube ziehn; ich freue mich des Schattens in der drückenden Hitze; ich finde sogar die bäurische Kost, die man mir aufgetragen hat, schmackhaft. — Mit inniger Freude erinnere ich mich der reizenden Geschäftigkeit, mit der Milly, trotz meines ernsten Verbittens am gestrigen Abend, mir heute früh um vier Uhr, sobald ich aus dem Zimmer trat, entgegen kam und mir sagte, der Kaffee werde sogleich in der Laube seyn; — der holden Verschämtheit, mit der sie den Kuſs empfing, mit dem ich sie verlieſs, — den ersten, den ich wagte, den ersten vielleicht, den ein Fremder auf ihre lieblichen Lippen drückte! Ja, ich fühl' es: das Leben ist schön, und meine Empfänglichkeit für jede Art seiner Reize kehrt stufenweise zurück, wie jene tyrannische Leidenschaft, die sich meines ganzen Wesens bemächtigt hatte, allmählig erlischt. — O Carlson, theurer Sterblicher! Mein Schutzgeist! Wie viel, wie unendlich viel verdanke ich dir! Zerrüttet und arm fandst du mich; kraftvoll, und ein Crösus in deiner Freundschaft, verlaſs' ich dich. —

Aber, — triumphir' ich nicht zu früh? Sollte jene Leidenschaft wirklich schon in meinem Herzen ersterben? — Ich will gegen mich selbst aufrichtig seyn. Ja! Ich werde die Reize des Lebens wieder gewahr, aber noch, noch dünken Sie mir — köstlicher Wein, dessen Geist die Wärme abgedampft hat. Ohne Wilhelmine, fehlt meinem Leben der gröſste Reiz: ich werde lange nur mit halbem Sinne genieſsen, — bey den lebhaftesten Genüssen, eine vortreffliche Musik mit schmerzendem Ohre zu hören glauben. — Ich muſs mir es gestehen: noch kann ich nicht an sie denken, ohne daſs ein Theil meiner Unruhe wiederkehrt. Werd' ich im Stande seyn, — Ich will mich Carlsons, — Ludwigs erinnern, und über eine Regung triumphiren, die an sich die köstlichste Gabe der Gottheit ist, durch Ueberspannung aber ein Fluch wird.

Am Abend, zu Hause.

Ich Elender, was wird aus mir werden! Ein Traum, ein boshafter, hämischer Traum war meine Genesung! Er ist entflohn, und hat mich unglücklicher, bejammernswürdiger zurückgelassen, als vorhin! Kaum hab' ich diese Stadt wieder betreten, und alle meine Qualen sind schmerzlicher, brennender wieder rege, als vorhin.

War es vielleicht eine warnende Ahnung, die mein Herz beym ersten Anblick ihrer Thürme, so ungestüm klopfen machte? Die mich auf dem Hügel, von dem aus ich sie wieder ganz vor mir liegen sah, eine Viertelstunde still stehen und überlegen lieſs, ob ich wirklich hineingehen solle? — Ich erreiche sie. Mein Weg führt mich eigentlich nicht an Wilhelminens Wohnung vorüber, aber — ich überrede mich, es sey eine gute Vorbereitung auf die Rolle, die ich spielen wolle, wenn ich versuchte, was für eine Wirkung der Anblick jenes Hauses auf mich thun würde. Ein schadenfroher Dämon benutzte meine Schwachheit sogleich, mich wieder von meiner Höhe herabzustürzen.

Indem ich das Haus erblicke, fährt mir ein Wagen von der Thür desselben entgegen. Wilhelmine sitzt darin, reizender als jemals, neben ihr ein junger, schöner Officier. Sie erblickt mich; stöſst ihren neuen Liebhaber vertraulich an, deutet mit dem Finger auf mich, bückt sich dann lächelnd heraus, mich zu grüſsen —

Pfui, das ist hämisch, niedrig! Wilhelmine! Eines solchen Betragens hätt' ich dich nie fähig gehalten. — Ein feindseliger Dämon? Mein Schutzgeist war es, der Sorge trug, mir gleich bey meinem ersten Eintritt in die Stadt deine — Niedrigkeit zu verrathen. Du bist ein gemeines, boshaftes Weib. Ja, nun werd' ich mich besiegen! Ich fange an dich zu verachten!

Bin ich denn noch nicht elend genug? Ist die sinnreiche Bosheit meines Verhängnisses noch nicht erschöpft! Moritz krank, an einem hitzigen Fieber, das in dieser Jahreszeit so gefährlich ist! Sprachlos seit vier und zwanzig Stunden! — O Carlson, welchem Jammer ging ich aus deiner Hütte entgegen!

Drey Tage später.

— Ich hebe ein Buch auf, das mir im Wege ist: mein Tagebuch liegt unter demselben. Hätte ich doch in dem Taumel des Entzückens, der mich seit zwey Tagen wirbelt, sein Daseyn vergessen! Aber warum sollt' ich es nicht vollenden, dieses Denkmal des jammervollsten und glücklichsten Zeitpunkts in meinem Leben! Ich will das treue Gemählde meiner Gefühle vollenden, ich will es Wilhelminen schenken: sie wird nichts darin finden, was sie mir nicht verzeihen könnte, wenn es mich ihr nicht theurer machte. Und wenn einst unsre Liebe ruhiger genieſst, wollen wir uns an dem Bilde des Sturms ergötzen, der vormals in meinem Innern tobte; — und wenn mich wieder einmal meine Reizbarkeit überwältigt, sollen diese Blätter der Talisman seyn, der mich zur Ruhe zurück ruft, wenn die Hand meiner holden Gattin mir ihn entgegenhält. —

Ich eilte in die Wohnung meines Freundes. Das stille Trauren, mit dem man einem furchtbaren Verhängnisse entgegensieht, herrschte in demselben. Frau und Kinder weinten still an dem Lager des geliebten Gatten und Vaters, der ihre Klagen nicht mehr vernahm. Mein Anblick schien sie etwas aufzurichten. Ich sezte mich zu ihnen, und versprach die Nacht mit ihnen zu wachen: sie sollte die entscheidende Krise herbey führen. Gegen Mitternacht wurde der geliebte Kranke unruhig, und gerieth in wilde Phantasien, in denen er meinen Namen oft unter die Namen seiner Gattin und seiner Kinder mischte. Wie tief erschütterte mich dieser Beweis seiner Liebe! — Gegen Morgen ward er ruhiger. Der Arzt kam und sah ihn bedenklich an. Den Uebrigen versicherte er, noch sey nichts entschieden. Mich hielt er für stärker; mir vertraute er, da die andern sich auf einen Augenblick entfernt hatten, fast sey seine letzte Hoffnung verschwunden. Ich brach in Wehklagen aus; ich wollte mich auf das Bett meines Freundes stürzen. „Mann," sagte der

Arzt, „schämen Sie sich! Sehen Sie nicht, daſs Ihr Benehmen den Gram dieser Frau, dieser Kinder unendlich erhöhen muſs? Sie könnten dieses zarte Weib tödten! Fort! Ich verpflichte Sie bey Ihrem Gewissen, bey Ihrer Ehre, gleich fortzugehn, und nicht eher wieder zu kommen, als bis Sie sich hinlänglich gefaſst haben, um sich als ein Mann zu betragen.“

Ich fühlte, daſs er Recht hatte; wahrscheinlich aber hätte ich ihm nicht so maschinenmäſsig gehorcht, wenn die Erschöpfung der Fuſsreise, die Nachtwache, und vor allem der vielfache Gram, der meinen Geist belastete, mich nicht so gänzlich zu Boden gedrückt hätte. Halb ohne Bewuſstseyn wanke ich zum Hause hinaus, durch die Gassen hin, gelange an Wilhelminens Wohnung — Was zwischen ihr und mir vorgefallen war, davon wuſste mein Gedächtniſs in diesem Augenblick nichts; nur mein Herz erinnerte sich noch, daſs ich hier jede lebhaftere Empfindung auszulassen pflegte, hier zärtliche Theilnahme jeder Art, Beruhigung zu finden gewohnt war. Instinktmäſsig ging ich die Treppe hinauf, gerad' in Wilhelminens Wohnzimmer, um ihr meine Leiden zu klagen. Sie war nicht da; ich sezte mich auf den Sofa, lehnte das Gesicht an die Kissen, und sank in eine Betäubung, die mehr Ohnmacht als Schlummer war.

Ein lebhafter Ausruf erweckte mich, ich weiſs nicht, nach wie langer Zeit. Wilhelmine stand vor mir! Jezt erst erinnerte ich mich mit der äuſsersten Bestürzung unsers Verhältnisses wieder und erstaunte, mich hier zu finden.

Ich stand auf. „Madame," sagte ich, „Ich weiſs in der That nicht, wie ich — Sehen Sie es nicht für Zudringlichkeit, für Unverschämtheit an. Ich muſste wirklich nicht wissen, was ich that, da ich her kam. — Ach, ist es ein Wunder! sezte ich mit ausbrechendem Schmerze hinzu; — ich komme von dem Sterbebette meines Moritz!" —

„Gütiger Himmel!" rief sie aus und schlug die Hände zusammen. Sie hat mir hernach gestanden, daſs sie, bey dem Anblick meines verwirrt hängenden Haares und meiner zerrütteten Züge, noch mehr von Besorgniſs für meinen Verstand, als von der traurigen Nachricht ergriffen worden sey.

„Ja," brach ich aus, „er ist hin, und ich bin der elendeste aller Menschen! — Verzeihen Sie, Madame, sezte ich hinzu, indem ich mechanisch meinen Hut nahm; — Ich gehe schon!"

Sie machte schweigend eine Verbeugung, aber als ich den Drücker der Thüre anfassen wollte — „Eduard!" rief sie mit halberstickter Stimme; „haben Sie meinen Brief nicht erhalten?"

„Nein!" sagte ich erstaunt, und that einige Schritte zurück.

„Ja so!" erwiederte sie, schwieg einen Augenblick und verbeugte sich wieder, um mich zu entlassen, aber indem ich die Thüre öffnete, flog sie auf mich zu, faſste meine Hand und drückte die Thüre wieder zu.

„Eduard," stammelte sie; „Ihr Versehen selbst zeigt mir, daſs — ich Ihrem Herzen — noch nicht fremd bin, — daſs ich ihm — so nothwendig bin, als — Sie dem meinigen. — Eduard! Verzeihen Sie mir! Ich habe geirrt, — ich bin hintergangen worden, — lassen Sie alles vergessen seyn!" Sie fiel mir schluchzend an die Brust.

Ich stand mit weit offnen Augen da, ohne vor Erstaunen Herr meiner Glieder zu seyn. Endlich, endlich umarmte ich sie sprachlos, und trug sie auf den Sofa. Eine halbe Stunde verging, ehe sie wieder Worte fand, mir zu erzählen, eine sogenannte Freundin habe ihr, aus Haſs gegen mich, einen eifersüchtigen Verdacht eingeflöſst, den ihre weibliche Sittsamkeit und ihr Selbstgefühl ihr verboten habe, mir mitzutheilen. Zufällige Umstände hatten ihn wahrscheinlich gemacht. Erst nach meiner Entfernung, durch meinen Abschiedsbrief tief erschüttert, habe sie ihn Moritzens Gattin entdeckt, diese ihrem Manne, und der hatte sein Ehrenwort für die Unwahrheit der Angabe verbürgt. — „Kannst du mir verzeihen?“ rief sie hier aus und verbarg ihr glühendes Gesicht an meiner Schulter. — Ich drückte sie an meine Brust, aber eine neue Erinnerung schnitt durch meine Seele.

„Und dein Liebhaber? der Officier?“

Sie sah mich erstaunt an. — „Meinst du meinen Bruder?“ fragte sie. „Er ist seit zwey Tagen hier; er war es, mit dem ich gestern ausfuhr.“

Mein Entzücken war unaussprechlich!

Sollte ich mich noch dabey aufhalten, auch das schändliche Gewebe zu entfalten, das arglistige Bosheit ersonnen hatte, um mich ins Elend zu stürzen? Nein! Ich will das Papier nicht mit dem beflecken, was auf ewig aus meinem Gedächtnisse vertilgt seyn soll, aber — Dank, heiſsen Dank, gütige Vorsehung, daſs du mir auch meinen Freund, meinen Moritz wieder geschenkt, mein Glück vollendet hast!

Gulhindy.

Ein Mährchen.

(Geſchrieben 1801.)

In Kaschemire herrschte einmal ein Sultan, der bey seinen Unterthanen und bey allen benachbarten Nationen für das Wunder seiner Zeit galt.

„Vermuthlich erfand er einige neue Manoeuvres und eroberte halb Asien.“

Um Verzeihung, Herr Lieutenant! Er hatte während seiner ganzen Regierung nur einen Krieg zu führen, und der brachte ihm kein Dorf ein. Auf die Nachricht, daſs er sein stehendes Heer abgedankt habe, fiel ihm ein ehrsüchtiger Nachbar ins Land. Aladdin zog ihm mit seinem ganzen Volke entgegen. Die Jünglinge desselben begannen die Schlacht, und als ihr Ungestüm das feindliche Kriegsheer in Unordnung gebracht, rückten die geschlossenen Schaaren der Kaschemirschen Männer an, und zerstreuten es. Aladdin folgte den Feinden in ihr eigenes Gebiet, aber weit entfernt, es zu verheeren, begnügte er sich, nur die Auslieferung ihres Tyrannen von ihnen zu fordern. Die Söldner desselben verriethen ihn. „Armer Ehrsüchtiger!" sagte der Sultan von Kaschemire zu dem Gefangenen, „ich hasse dich nicht, denn ich weiſs, daſs die Ehrsucht eine Krankheit ist, — aber eine Krankheit, die Andern nachtheiliger wird, als dem Behafteten. Ein ehrsüchtiger Eroberer ist eine Pestbeule am Körper der Menschheit, von der sie heilen muſs, wer es vermag. Du hast den Tod vieler tausend Unschuldiger veranlaſst: gehe hin zum Tode!" — Man sagt, diese sonderbare Strenge habe in allen umliegenden Reichen die Wirkung gehabt, daſs man funfzig Jahre hindurch nichts von Eroberungskriegen gehört. Die meisten Asiatischen Fürsten jener Zeit sollten nur dann geneigt gewesen seyn, gefährliche Entwürfe zu machen, wenn sie sicher waren, daſs sie keinen Antheil an der Gefahr haben würden.

Als der Eroberer hingerichtet war, versammelte Aladdin das besiegte Volk, und befahl ihm, sich einen neuen Regenten zu wählen. Es trug ihm die Krone an. „Es ist zu schwer," antwortete er, „ein einziges Volk nur einigermaſsen glücklich zu machen, als daſs ich mich noch mit einem zweyten, einem fremden, belasten sollte." —

Indeſs waren die Kaschemirer nicht nur einigermaſsen glücklich, sondern man konnte mit Recht behaupten, daſs im ganzen Reiche nur die Lasterhaften sich elend fühlten.

„Vermuthlich führte er also eine echt patriarchalische Regierung, lebte ohne Aufwand, bekümmerte sich um Alles, was im Lande vorging, schlichtete selbst die Händel seiner Unterthanen, und so weiter.“

Nein, Herr Philosoph! Aladdin wuſste, daſs ein Fürst, der Alles selbst thun will, in der Regel Alles schlecht mache. Er hatte also eine sehr groſse Menge von Beamten angestellt, aber sie hatten keine andre Vollmacht, als alles Gute zu befördern, alles Böse zu verhindern. Sie wurden so gut besoldet, daſs keine Bestechungen leicht Statt finden konnten, und jede wissentliche Ungerechtigkeit, deren man sie überführte, sie mochte einen noch so geringen Gegenstand betreffen, wurde unausbleiblich mit dem Tode bestraft. — Was seine Lebensart angeht, so war sie freylich so einfach, daſs er immer gesund und heiter blieb; aber sein Hof galt für den glänzendsten in Asien. Keine Woche verging, ohne daſs ein äuſserst prachtvolles Volksfest auf königliche Kosten gegeben wurde. Die Dichter, Redner, Künstler und Gelehrten aller Nationen strömten in Kaschemire zusammen. Jedes wahre Verdienst wurde ausgezeichnet und belohnt, doch jedes galt dem Fürsten nur für das, was es war. Man wuſste kein Beyspiel, daſs die Verse des witzigsten Dichters, oder das Räsonnement des scharfsinnigsten Redners, ihnen einen Einfluſs auf die Staatsgeschäfte verschafft hätten, und selbst die reizendste Tänzerin vermochte nie einen Feldherrn ernennen zu lassen. —

Uebrigens besaſs Aladdin den weitläuftigsten Harem, den je ein Asiatischer Fürst sein genannt hat. Seine Unterthanen drängten sich dazu, ihre schönsten Töchter in denselben abzuliefern, sobald sie das dreyzehnte Jahr erreicht; aber Aladdin hatte nur eine Gemahlin, und blieb ihr immer treu. Die übrigen Frauenzimmer wurden unter den Augen der reizenden und weisen Zobeide zur häuslichen Tugend gebildet, und wenn sie siebzehn Jahre alt waren, mit einer ansehnlichen Ausstattung an diejenigen verheirathet, die der Sultan belohnen wollte, und die sich ihre Liebe zu verdienen wuſsten.

„Schon gut! Aber die Kosten zu allem dem! — Was werden die armen Kaschemirer für Abgaben haben erlegen müssen!“

Sie, Herr Finanzier, treffen den Punkt, der Aladdins Regierung zum wahren Wunder machte. Denn, daſs ein weiser Mann weise regiere, ist natürlich, und daſs ein glücklicher Ehemann keines fremden Weibes begehre, wenigstens möglich, — aber Aladdin hatte gleich bey dem Antritte seiner Regierung den Unterthanen alle Abgaben, ich sage alle, erlassen, und sogar seine Domänen für die ganze Zeit seiner Regierung neuen Ansiedlern als freye Lehen ausgetheilt.

„Unmöglich! Wenn er nichts einnahm, wovon gab er denn die kostbaren Feste, die groſsen Besoldungen — —?“

Das war es eben, was weder seine Nachbarn, noch seine Unterthanen, noch sogar seine Minister zu errathen vermochten, und da er starb, ohne es zu entdecken, werden Sie sich die unerhörte Erscheinung erklären können, daſs ein ganzes Volk bey einem Regierungswechsel untröstlich war, kein Dichter es wagte, von dem goldnen Zeitalter zu prophezeihen, das jezt beginnen würde, nicht einmal die Höflinge Unverschämtheit genug hatten, den neuen Regenten zu versichern, daſs er seinen Vorgänger verdunkle. Der junge Abdallah selbst, weit entfernt, sich über die endlich erlangte Krone zu freuen, sah sie für eine unerträgliche Last an, die er gern abgeworfen hätte.

Statt die Glückwünsche seines Hofes im Pomp zu empfangen, versammelte er ganz in der Stille seine Minister. Alle kamen, bleich wie Gespenster; alle blickten schweigend zur Erde, als er sie fragte: „Wo nehmen wir Geld her, den Staat zu erhalten?“ Im Schatze war höchstens noch für einen Monat Vorrath, und nachher blieb nichts übrig, als den glänzenden Hofstaat abzudanken, die Volksfeste einzustellen, die verlehnten Domänen zurück zu nehmen, und obendrein — Abgaben zu fordern. Das muſste natürlich das verwöhnte Volk miſsvergnügt machen, den jungen Fürsten verhaſst. Um dann noch sicher zu seyn, bedurfte er einer Leibwache, eines stehenden Heeres, und diese zu erhalten — neuer Abgaben, die neues Miſsvergnügen erweckten. Kurz, mit der Versiegung der geheimen Quellen von Reichthümern, hörte auch Kaschemirens Glück auf, ja, es lief Gefahr, auf lange Zeit das unglücklichste Land zu werden.

Abdallah wollte auf die Regierung Verzicht thun, aber er nahm den Vorschlag sogleich zurück, als ein Wessir ihn aufmerksam machte, daſs er dadurch wohl sich aus der Verlegenheit ziehen, aber das Reich in eine noch gröſsere stürzen würde. — Man ging auseinander, ohne einen Ausweg gefunden zu haben.

Voll Kummer warf sich Abdallah auf seine Ruhepolster nieder, da ging plötzlich die Thür auf, und unangemeldet wankte ein gekrümmter Greis in einem groben, schlichten Gewande ins Zimmer. Der Sultan fuhr zornig auf, aber eh' er ein Wort vorbringen konnte:

„Ich höre," sagte der Greis, „von der Verlegenheit, in welcher sich deine Hoheit befindet. Ich war einst der Jugendfreund und Vertraute deines Vaters, und danke dem Propheten, daſs er mich ihn einige Tage überleben lieſs, um dir das Geheimniſs zu eröffnen, das ihn sein schneller Tod zu entdecken hinderte. — Du hast doch den Siegelring deines Vaters? — Gut! Berühre damit den kleinen goldnen Nagel, der aus jener Wand hervorblinkt."

Schweigend that Abdallah das, und stürzte gleich darauf erschrocken zurück. Die Wand fuhr ohne Geräusch auseinander, und er sah ein weites Gemach vor sich. Rings um standen in demselben groſse Becken voll Gold und Diamanten; aber was ihn am meisten in Erstaunen sezte, waren fünf weibliche Bildsäulen, jede aus einem einzigen Edelstein, die Alles umher mit einem zauberhaften Glanz überstrahlten. — Ein sechstes Fuſsgestell war leer; eine Pergamentrolle lag auf demselben.

Sobald sich Abdallah etwas erholt hatte, eilte er hinzu, und schlug die Rolle aus einander. Er erkannte die Handschrift seines Vaters, küſste sie mit Heftigkeit, und las:

„Nimm, geliebter Sohn, von diesen Schätzen, so viel du bedarfst, um so gut, oder noch besser zu regieren, als ich. Sie werden nimmer versiegen, so lange du sie mit der redlichen Absicht verwendest, Gutes zu stiften: wisse aber, nur der kann gewiſs seyn, immer das Glück Andrer aufrichtig zu wollen, der selbst glücklich ist. Du kannst es erst durch den Besitz der Statue werden, die auf das sechste Piedestal gehört, und die übrigen so weit an Werth übertrifft, als diese den unscheinbarsten Kiesel übertreffen. Sobald du dich auf den neben liegenden Teppich setzest, wird er dich in den Palast des Geisterkönigs bringen, der allein im Stande ist, dir jenes unschätzbare Kleinod zu gewähren. Erfülle strenge jede Bedingung, die er dir auflegen wird: die Wohlfahrt deines Volks und das Glück deines ganzen Lebens hängt davon ab.“

Abdallah, kaum seiner Sinne mächtig, ergriff den Teppich, breitete ihn aus, und wollte ihn sogleich besteigen, aber der Greis hielt ihn am Arme zurück. „Jüngling,“ sprach er, „hast du vorher keine Pflichten zu erfüllen?“

„Es ist wahr!“ rief Abdallah. „Der Prophet verzeihe mir, daſs ich in der Bestürzung meines Reichs vergessen konnte!“

„Sprich die Summe aus,“ fuhr der Greis fort, „die du in deinen Schatz versezt wünschest.“ Abdallah that es, sogleich schlossen sich die Mauern und der Greis war verschwunden.

Der Sultan lieſs jezt seine Minister von neuem versammeln, zeigte ihnen an, daſs der Schatz wieder auf ein Jahr versehen sey, er aber eine nothwendige Reise zu machen habe. Dem Würdigsten von ihnen trug er auf, das Reich in seiner Abwesenheit so zu regieren, wie sein Vater gethan habe.

Die Wessire konnten vor Erstaunen keine Worte finden. Abdallah entlieſs sie, betete zum Propheten, und bestieg seinen Teppich. In dem Augenblicke geschah ein heftiger Donnerschlag, und der Prinz sah sich, voll Entsetzen, in einem unermeſslich hohen und weiten eyförmigen Krystallgewölbe, das auf allen Seiten geschlossen schien. An der Decke desselben fluteten blutrothe Flammen mit fürchterlichem Zischen und Prasseln durch einander, ohne daſs irgend etwas zu sehen war, woran sie zehrten. Am Boden des Gewölbes warf ein Meer, von einem entsetzlichen Sturm aufgewühlt, thurmhohe Wogen, und zwischen den Wogen und den Flammen schwebte Abdallah auf seinem Teppich in ruhiger Luft. —

Plötzlich tobte das Meer mit noch höheren Wogen: sie fuhren heulend aus einander, und eine scheuſsliche Gestalt stieg aus ihnen empor. Tausendfarbige Flammen schienen den Körper derselben zu bilden, und formten jezt die Gestalt einer unermeſslichen Eule, jezt eines Wallfisches, jezt eines nicht kleineren Löwen. Nur der Kopf behielt immer ein menschenähnliches Aussehen; aber welches! Aus einem viele Klafter hohen und breiten Gesichte schielten zwey Augen hervor, die glühende Sonnen schienen. Auf der nakten Scheitel fuhren aus der Spitze zweyer ungeheuern Hörner stinkende Rauchwolken empor, zwischen ihnen ringelten sich, statt des Haares, einzelne Schlangen nieder. Das Schnauben der bergähnlichen Rüsselnase stöhnte wie das Röcheln eines ganzen Schlachtfeldes voll

Sterbender, und aus einem langen, verworrenen Barte triefte Blut ins Meer herab: jeder Tropfen wurde ein Seeungeheuer.

„Willkommen, Sterblicher, im Palast der Elemente!“ donnerte die Schreckgestalt. „Ich war der Schutzgeist deines Vaters, und werde der deinige seyn, so lange du es verdienst. Du sollst das Kleinod erhalten, nach welchem du strebst, wenn du am lezten Tage des eben begonnenen Monden mit einer reinen Jungfrau wieder bey mir erscheinest. Zu deinen Füſsen blüht ein Rosenstock auf dem Teppich. Pflücke die halbgeöffnete Knospe an demselben. Blüht sie auf, wenn sie an die Brust eines Mädchens gedrückt wird, so ist das Mädchen, was ich begehre. Schwöre, Sterblicher, das erste Mädchen, das die Probe besteht, mir unberührt herzuführen. Schwöre bey dem Haupte des Propheten, und bey der Wohlfahrt deines Reichs!“

Halb todt vor Entsetzen, pflückte Abdallah die Knospe. Dann hob er seine Rechte empor, und stammelte den Schwur. Mit der lezten Sylbe desselben — sah er sich, die Rose in der Hand, in einem leeren Caravanserai. Fröhlich stand er auf, verbarg den dünnen Teppich in seinem Busen, und ging heraus, zu erkundigen, wo er sey.

Das Gespräch der ersten Vorübergehenden lehrte ihn, daſs er sich in Tiflis, der Hauptstadt Zirkassiens befinde. Er sah auf allen Gassen ein geschäftiges Gedränge, und erfuhr, man habe die schönsten Jungfrauen des Landes versammelt, damit sich der Beherrscher desselben eine Gemahlin aus ihnen erwähle. „Welche Gelegenheit," dachte Abdallah, „mich meines Auftrages zu entledigen! Wäre der Monat nur erst verflossen!" — und so eilte er dem Schloſshofe zu.

Tausend der lieblichsten Jugendgestalten wimmelten hier durch einander, und betrachteten sich mit prüfenden Blicken voll zweifelnder Hoffnung. Alle waren ohne Schleier, in leichte, anschmiegende Gewänder gehüllt, mit lang niederwallenden Lokken und halboffenem Busen, — alle mit scheinbarer Nachlässigkeit beschäftigt, zu verrathen, welcher Reiz ihnen der lieblichste dünkte, weil er ihr schönster war. Sie wuſsten, daſs der Monarch, hinter den Fenstern des Schlosses versteckt, sie schon mit glühenden Blicken musterte. Immer ordnete die schöne Mireh ihr niederwallendes Haar, und nimmer noch floſs es ihren Phantasien gemäſs. Der runde, zierliche Arm schien nie von so blendender Weiſse, als wenn die schwarzen Locken ihn umringelten. — Zaide betrachtete sorgfältig den Saum ihres Gewandes: hat ein Dorn seine feine Spitze zerrissen? Sie scheint es in der That zu besorgen, und — verräth dabey bis zum Knie herauf das schönste Bein, mit kleinem Fuſs und voller Wade. — Welche Hitze muſs jene Reizende in dem Gedränge empfinden! Sie fächelt sich unabläſsig, lüftet ihr Obergewand, und dabey — fährt es bis unter die Hälfte des schönsten Busens herab. Eine Minute verflieſst, ehe sie es bemerkt, und erröthend verbessert, um den Fehler gleich wieder zu begehen. Die Arme in ihr Gewand gehüllt und so über einander geschlagen, steht Jene da, und übersieht mit Blicken voll Nachdenken die ganze Versammlung. Ernste Betrachtungen scheint sie zu machen, und — wie reizend zeigt sich zugleich ihr schlanker, hoher Wuchs! Dort umarmen zwey Schönen sich mit der wärmsten Zärtlichkeit.

Sind es Schwestern, Gespielinnen vielleicht, deren Herz von dem Gedanken der möglichen Trennung beklemmt wird? Das nicht! Sie sahen sich heute zum erstenmale; doch schöne Seelen werden schnell vertraut, und sie wissen, daſs ihr Auge nie unwiderstehlicher blickt, als wenn es von Zärtlichkeit strahlt.

Verloren in den üppig entzückenden Anblick, in einem wollüstigen Taumel wandelte Abdallah auf dem Schloſshofe herum. Jedes Mädchen schien ihm das schönste; und kaum hatte er das Auge auf ein anderes gewendet, so hatte er jenes vergessen. Jede war würdig, dem Geist vorgestellt zu werden. Seine Rose zu brauchen, dünkte ihm überflüssig: denn Jungfrauen muſsten sie alle seyn, sonst erwartete die Gewählte in den Armen des Fürsten der Tod. Bloſs aus Gehorsam gegen den Befehl des Geistes drückte Abdallah seine Blume einer von ihnen unvermerkt an die Brust. Die Rose blieb unverändert, aber das Mädchen schien in eine Art von Verzückung zu fallen. In ihre Augen stiegen Thränen herauf, und mit einem zärtlichen Seufzer sprach sie den Namen — eines Mannes aus.

Abdallah schüttelte bedenklich den Kopf, und machte den Versuch an einer zweyten; einer dritten, an allen Versammelten, ohne eine einzige zu übergehn: überall dieselbe Erscheinung. Es ist wahr, jedes Gesicht gewann dabey einen Ausdruck himmlischer Verklärung, aber die ausgesprochenen Namen verdarben Alles.

Jezt stand er voll Erstaunen am Ende des Platzes, und sah in das Gewimmel zurück, als unter lautem Trompetenklange der Fürst von Tifflis erschien. Nach langem Verzuge warf dieser dem Mädchen zärtlich den Schleier über die Stirn, das mit untadeligen Formen das funkelndste schwarze Auge verband, — und wär' ich Fürst von Tifflis gewesen, Fanny, ich hätte gewählt, wie er. Mit trüben Blicken entfernten die übrigen Schönen sich, und auch Abdallah schlich, voll Bekümmernifs um die reizende Brünette, in's Caravanserai zurück. Am andern Morgen, als lauter Hörnerschall das Volk auf den Markt zusammenrief, erwartete Abdallah ihr Todesurtheil zu hören, aber sie ward zur Fürstin ausgerufen, und Abdallah wiegte lächelnd das Haupt.

Zwey Wochen brachte er noch in der Stadt zu, besuchte alle Häuser, bot seine Rose ohne Unterschied Schönen und Häſslichen dar; doch alle seufzten wenigstens Einen Männernamen. Ja, die beyden vierzehnjährigen Töchter einer gottseligen Frau, die für eine Heilige galt, nannten mit einer Geschwindigkeit, die sie fast erstickte, ein Dutzend ehrwürdiger Imans her, die wöchentlich einmal mit ihrer Mutter zu beten pflegten. Voll Ungeduld drückte Abdallah seine Blume zwey zwölfjährigen Kindern an die flache Brust. Bey der einen schloſs sich die Knospe völlig; die andere rief zärtlich den dreyzehnjährigen Sohn eines Nachbarn. Der Fremdling mit der Rose muſste wohl am Ende Aufsehen machen, und seit seiner Erscheinung zu Tifflis erst, wurde die schreckliche Strenge in allen Asiatischen Harems eingeführt, daſs kein wahrer Mann sie betreten darf, auſser dem Besitzer. Die Mädchen und ihre Geliebten schworen dem Fremdling den Tod: er entfloh.

Beynahe zwey andre Wochen wandte er an, ganz Zirkassien zu durchirren, machte in Schlössern und in Hütten, mit sorgfältig bewachten Emirtöchtern und mit Hirtinnen, die einsam hinter ihren Heerden irrten, den bekannten Versuch, und überall kam er zu spät. „Der Geist hat mich zum Besten!“ rief er zwey Tage vor Ablauf des Monats. „Die Rose verleumdet, oder eine Sache, die nirgends zu finden ist, und ohne welche die Welt doch ganz gut besteht, ist nicht werth, so ängstlich gesucht zu werden!“ Mit diesen Worten warf er sich höchst miſsmuthig unter einem Palmbaum nieder und entschlief.

Ein lautes Geschrey erweckte ihn. Er sprang auf. Von der einen Seite fuhr eine fürchterliche Schlange zischend auf ihn zu; von der andern stürzte ein junges Mädchen, mit einem Zweige bewaffnet, ihr in den Weg. Abdallah ergriff seinen Stab: in einigen Augenblicken lag die Schlange zerschmettert im Grase, und das Mädchen drückte die eine Hand auf ihr wild klopfendes Herz, lehnte den andern Arm auf seine Schulter: und stammelte athemlos: „Schöner Fremdling, du warst dem Tode sehr nahe!“ „Und dir, reizende Houri,“ rief Abdallah feurig, „dir verdank' ich mein Leben!“

und drückte sie mit Innigkeit an seine Brust.

Zwey Augenblicke litt sie es, dann schlüpfte sie ihm mit einer leichten Wendung aus dem Arme. „Komm zu meinem Vater!“ sagte sie, und faſste seine Hand.

Indem sie auf die kleine Hütte zugingen, die unter einigen Bäumen halb versteckt vor ihnen lag, betrachtete er die schöne Gulhindy, so hieſs das Mädchen. Sie war schön, schöner als alle Mädchen, die er zu Tifflis sah: aber ihr funkelndes Auge, ihr seidenes Haar, ihr voller Busen, ihre weiſsen Schultern, der runde Arm, die kleine Hand, das Grübchen in jeder Rosenwange, ihr kleiner, frischer Mund, alles, alles schien nur eine unbedeutende Zugabe zu der holden Verschämtheit ihrer Mienen, der zarten Grazie in jeder ihrer Bewegungen.

„Du warst nicht unter den Jungfrauen, die ich zu Tifflis versammelt sah?“

„Mein Vater wollte mich nicht zwingen, hin zu gehen, und ich mochte nicht.“

„Du hattest Recht! Reize, wie die deinigen, sind zu kostbar, feil geboten zu werden, sollt' es auch gegen einen Fürstenthron seyn.“

„Fremdling, ich — schämte mich.“

„Und wolltest vielleicht,“ fuhr Abdallah furchtsam fort, „deinen Geliebten nicht trostlos machen?“

„Fremdling,“ antwortete Gulhindy, und sah ihm offen ins Gesicht, — „ich habe keinen Geliebten.“

„Ich Glücklicher!“ — wollte Abdallah ausrufen, aber er besann sich schnell. Sie standen vor der Hütte. Ein ehrwürdiger Greis begrüſste ihn freundlich, und als er hörte, daſs Gulhindy dem Fremden das Leben gerettet, küſste er sie auf die Stirn, und schüttelte ihm noch einmal herzlich die Hand.

Bald kamen, die zweyte Tochter des Greises, — ein Kind, das so bezaubernd zu werden versprach, als Gulhindy es war — und sein Sohn nach Hause. Abdallah sezte sich mit der Familie zu einem ärmlichen Mahle von Fischen und Früchten hin: er glaubte an der himmlischen Tafel des Propheten zu sitzen, denn Gulhindy saſs an seiner Seite, Gulhindy selbst legte ihm vor. Zum erstenmale sog der Jüngling den Lilienduft der innigen Liebe ein, der, ach! so süſs, so süſs betäubet.

Mit Entzücken entschlummerte er auf dem Binsenlager, das man ihm anwies; mit Entzücken erwachte er am folgenden Morgen. Er brachte den Tag damit hin, Gulhindy in ihrem kleinen Garten zu helfen. Sie sprachen wenige Worte zu einander: aber der Ton eines jeglichen sagte: „Gulhindy! — Abdallah! — Ich liebe dich!

Ein einziges Mal, da Abdallah's Blick auf seine Rose fiel, wurde er finster: aber es hieſs Gulhindy erniedrigen, wenn er sie auf die Probe sezte; und was den Geist betraf, — Abdallah erinnerte sich ganz bestimmt, daſs er befohlen, das erste Mädchen, welches die Probe bestand, ihm zuzuführen, nicht aber jedes, das er fände, zu prüfen.

Als am Abend wieder die Familie beysammen war, trat Abdallah vor den Greis: „Haly," sagte er, „ich liebe deine Tochter!" — „Das hab' ich bemerkt, Fremdling," antwortete er; „und du, Gulhindy?“ — Sie verbarg ihr glühendes Gesicht in ihren Busenschleyer. „Das Schicksal selbst,“ fuhr Haly fort, „hat euch verbunden!„ Er nahm ihre Hände und legte sie in einander. „Deine Morgengabe, Fremdling?“ —

„Vater!“ rief Gulhindy schmerzlich; sie hielt Abdallah für einen dürftigen Wanderer. — „Und meine Morgengabe,“ fuhr sie tändelnd fort, „soll diese Rose seyn!“ Sie entführte die Zauberknospe von Abdallah's Brust, und steckte sie an die ihrige. Sogleich entschloſs sich die Blume, und füllte die ganze Hütte mit lieblichem Dufte: — da rollte ein fürchterlicher Donner durch den heitern Himmel, und Abdallah stand bleich und bewegungslos. — „Lebt wohl!“ rief er endlich den Erschrockenen schluchzend zu, und stürzte sich ins Schlafgemach aufs Lager hin, wo er den Schlummer, der ihn nicht besuchte, nicht vermiſste.

Entsagen? Entsagen sollte er dem Glükke, das er jezt zum ersten Male empfand? Entsagen dem Mädchen, das er — das ihn so innig liebte? Sein Herz ahnete, es würde nicht allein dabey brechen. Da blizte ein noch furchtbarerer Gedanke durch seine Seele. „Was will der Geist mit Gulhindy? — Wenn es der Dedschial wäre! — Seine scheuſsliche Gestalt — Er ist, er ist es gewiſs!“ Und die reizende Unschuld sollte Abdallah ihm opfern? Die Retterin seines Lebens? „Gulhindy?“ O, der Name sagte noch unendlich mehr! „Nie! Und sollte sein Leben, und sollte die Wohlfahrt seines Reichs“ — Bey diesen Worten stockte er.

Wie auf der Folter, wand er sich auf seinem Lager. Endlich beschloſs er, den entscheidenden Tag im Gebet — und in Gulhindy's Armen zu verbringen: — da rauscht' es leis' im Gemache. Er richtete sich auf. Die ehrwürdige Gestalt seines Vaters glitt an seinem Lager vorüber, blickte mit trübem Ernst auf ihn hin, warnte ihn mit gehobnem Zeigefinger, und verschwand.

„Vater!“ rief Abdallah, „vermöchtest du es, anders zu handeln, du verdientest Abscheu! O, warum warst du nicht Zirkassiens ärmster Fischer!“

Mit diesen Worten warf er sich wieder aufs Lager: da schien, fast hörbar, eine innere Stimme seiner Seele zuzuflüstern: „Unschuld und Tugend sind überall unter der Obhut des Himmels! Du kannst elend werden: Gulhindy nie!“

Wunderbar stärkte ihn dieser Gedanke. Er hörte auf zu weinen, und wiederholte sich immer: „Ich kann elend werden; Gulhindy nimmer!“ — Da ging leise die Thür auf, und wieder rauscht' es im Gemach. Gulhindy, Gulhindy selbst stand vor ihm im flatternden Nachtgewand, das jeden Reiz versteckte, um ihn schöner zu verrathen. — Mit rothgeweinten Augen stand sie am Lager, und sprach: „Du schlummerst nicht, Abdallah? Ich dacht' es wohl! Ach, du schienst mir gestern plötzlich so unglücklich! — Mein Vater meinte es nicht so ernst. Ich bin dein! Was bedarf ich zum Glück' als dich?“

Mit gefalteten Händen staunte Abdallah ihre Reize an. Heiſs drängte es ihn, seine Arme um sie zu schlagen, sie an seine Brust zu ziehn: aber er überwand! —

„Gulhindy,“ sagte er gefaſst, obwohl mit ungewisser Stimme, indem er aufstand und seinen Teppich ausbreitete, „dir steht ein schrecklicher Anblick bevor, aber fürchte dich nicht! Tugend und Unschuld sind überall unter der Obhut des Himmels!“

„Was soll ich fürchten?“ antwortete sie, und zitterte schon; „ich bin ja bey dir!“

Jezt schloſs Abdallah sie in seine Arme und rief: „Furchtbarer Geist! Hier bin ich! Mein Gelubd' ist gelöst!“ Unwillkührlich drückt' er die Augen fest zu, indem er so sprach, aber „Sieh, sieh!“ rief Gulhindy, „wo sind wir?“

Er sah um sich her, und erkannte den Palast der Elemente, doch er hatte eine ganz andere Gestalt gewonnen, als ehemals. Die wilde Feuerfluth loderte nicht mehr an der Decke; in eine mild leuchtende Sonne geballt, stralte sie rosenfarbenen Schimmer und erquickende Wärme herab. Das Meer lag ruhig, wie eine reizende Ebene, da; in seiner Mitte erhob sich ein blumiges Eiland, und Gulhindy und Abdallah saſsen in enger Umarmung am Rande desselben. Die Luft, die sie athmeten, schien nur aus Wohlgerüchen zusammengesezt, und fernher umflüsterte sie eine liebliche Musik, jezt leise, wie das Tändeln der Weste im entfernten Gebüsche, jezt lauter und immer lauter, bis eine Fluth harmonischer Töne sie umbrauste. Plötzlich schwamm, von tausend lieblichen Genien umflattert, ein groſser Muschelwagen heran, und eine hohe Lichtgestalt stand auf demselben, von einer so majestätischen Schönheit, daſs der arme Abdallah neben ihr nur ein Nachtgespenst schien.

„Ich danke dir, Abdallah," sagte der Geist mit einer sanften Stimme, „ich danke dir für die reizende Gemahlin, die du mir zugeführt hast."

„Dir eine Gemahlin?" stammelte Abdallah.

„Grausamer Abdallah!" schluchzte Gulhindy, „für einen andern —"

„Ja, liebliche Jungfrau," fuhr der Geist fort, und jeder Ton seiner Stimme sprach entzückenden Wohlklang. „So will es das Schicksal: du sollst in meinen Armen zum Geiste verklärt, Königin des Geisterreichs werden."

„Nimm sie hin!" seufzte Abdallah leise, und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen.

„Doch muſst du freywillig mir folgen, Gulhindy. Weigerst du dich, so werdet ihr beide nach Zirkassien zurück versezt, um dort in einer ärmlichen Fischerhütte euer Leben zu verathmen, ein kurzes Leben von sechszig oder siebenzig Jahren, aus stumpfen Freuden und schmerzhaften Leiden zusammengesezt, voll schnell wechselnder Wünsche, deren Erfüllung schon im Beginnen des Genusses unschmackhaft wird. Wähle, Gulhindy! den Scepter des Weltalls, unsterbliche Jugend und Schönheit in meinen Armen, — oder den nichtigen Sterblichen dort, mit ihm zu vergehen."

„Mächtiger Geist!" rief Gulhindy, „behalte deinen Scepter und deine Unsterblichkeit, und lasse mir meinen Gemahl, mit ihm zu leben, mit ihm zu altern und zu sterben!"

Immer lautere Donnerschläge erschütterten das unermeſsliche Gewölbe, in dem sie sprach. Jezt heulte ein fürchterlicher Sturm daher. Blutrothe Blitze zischten, wie feurige Schlangen, überall umher. Die Sonne fuhr wieder zu einem fluthenden Flammenchaos aus einander. Das Meer thürmte wieder seine ungeheuren Wogen. Zwischen beiden schwebten die Liebenden auf ihrem Teppich, und weit scheuſslicher noch gestaltet, als da Abdallah ihn zum erstenmale sah, stand der Geist vor ihnen auf den Wogen.

„Gewürm der Erde," rief er ihnen zu. „Ein wohlthätiges Blendwerk sollte dir den unwiderruflichen Ausspruch des Schicksals verbergen, du hast meine Güte verschmäht. Wohlan, thörichtes Mädchen! Nicht Königin der Geister zu werden, ist deine Bestimmung: als Opfer in meinem Tempel zu verbluten. Willigt Abdallah ein, so kehrt er in sein Reich zurück, um so lang und so glücklich zu regieren, als sein Vater, und länger und glücklicher. Weigert er sich, dann, Gulhindy, versetze ich dich in die Hütte deines Vaters zurück, ihn aber in die schrecklichste Wüste des Kaukasus, Jahre lang mit den Ungeheuern der Einöde um sein Leben zu kämpfen, eh' er ihr Raub wird."

„Verworfner Mordgeist! Schändlicher Dedschial!" rief Abdallah; „häufe alles Elend der Welt auf mich, nur führe dies tugendhafte Mädchen zurück, woher ich Elender sie brachte.“

Mit strömenden Zähren wandte sich Gulhindy zu ihrem Geliebten, umarmte ihn feurig, stürmisch noch einmal, und stürzte sich hinab in die Fluth, die sich schnell über ihr schloſs. Abdallah wollte ihr nach, aber er sank betäubt auf den Teppich zurück. —

Als seine Besonnenheit wiederkehrte, heulte der Sturm, brausten die Flammen nicht mehr. Alles um ihn her war todtenstill, und die ganze Vergangenheit schien ihm ein halbvergeſsner Traum. Unwillkührlich öffnete er die Augen, und sah sich von Gegenständen umgeben, die ihm bekannt schienen. Bald erkannt er die schimmernden Wände der wunderbaren Schatzkammer. Halb sinnlos noch betrachtet er die goldenen Becken, die blitzenden Statuen; doch als sein Blick das sechste Fuſsgestell traf, und es besezt fand, stürzte die ganze Erinnerung seines Schicksals, die wildeste Verzweiflung in seine Seele. Wüthend sprang er auf. „Hämischer Geist! Zu den Fuſsen des elenden Steines, der mir das

Glück meines Lebens bezahlen soll, danke mein Blut deiner Sorgfalt!“ Er riſs sein Schwert aus der Scheide, holte aus, sich zu durchbohren.

„Abdallah!“ rief eine sanfte weibliche Stimme; „mein Abdallah!“ mit dem Ausdruck der innigsten Zärtlichkeit. Das Schwert sank ihm aus der Hand; er staunte empor. Die sechste Statue warf ihren Schleyer ab: Gulhindy selbst stürzte in seine Arme. —

Kurze Aufsätze.

Die Hypochondrie.

Die unerweichliche Göttin des Schicksals mit dem ernsten Blick, der nie sich wandelnden Miene voll Strenge, wog jeglichem Stande der Menschen sein Maſs zu, an Glück und an Leiden, an Gaben und Mängeln. Eben hatte sie den Haufen alltäglicher Groſsen ausgestattet mit Ehre ohne Ruhm, mit Glanz ohne Freude, mit Macht ohne eigene Kraft, mit Ueberfluſs ohne Fähigkeit zu genieſsen.

Jezt begabte sie das Volk mit Gesundheit des Körpers und enger Beschränktheit des Geistes, mit Stärke, ohne Einsicht sie ganz zu benutzen; mit langem Leben, ohne herzerhebende Freuden; mit ruhigem Genuſs, ohne die Fähigkeit, ihn zu würdigen. Wie bey den Groſsen fast alles Schein ohne Wirklichkeit war, gab sie dem Volk dürre Wirklichkeit ohne allen verschönernden Schimmer, und dies Loos war nicht beglückender als jenes. Jezt kam sie zu dem Gegenbilde von beiden, dem wahren, edeln Gelehrten.

„Dein sey es," sagte sie, „aus wahrem Werthe Schimmer aufglänzen zu lassen; Würden zu verdienen, und sie gern zu entbehren; sie ohne Berauschung zu tragen, wenn sie ein Zufall verlieh. Dein, der Erschlaffung des prunkenden Müſsigganges, der Erschöpfung und Abstumpfung durch körperliche Anstrengung, zu entgehen. Dein, selbst in den Prunk Genuſs hinein zu legen, und auch die dürreste Wirklichkeit mit hellem, geistigem Glanze zu vergülden. Dein, die Nichtigkeit verdienstloser Gröſse zu belachen, und die Vorurtheile des Volks zu durchschauen: die über dir stehen und die unter dir, aufzuklären, zu bilden, zu leiten."

Sie hielt inne. Sie selbst schien es zu schmerzen, daſs sie diese köstlichsten ihrer Gaben durch eine Zuthat vergiften müsse. „Indeſs alles auf dich traut, sezte sie langsam und mitleidig hinzu, miſstraue dir selbst oft; indeſs deine Zeitgenossen dich hochachtend anstaunen, fürchte verächtlich zu seyn; indeſs dein Volk deine Gedanken bewundert, müssen deine Hausgenossen oft deine Handlungen bemitleiden oder belächeln; indeſs du Tausenden ein leitender Stern bist, strauchle du selbst bey jedem Schritte. Damit du nicht zu übermächtig seyst gegen deine Brüder, räche dein Körper die Veredlung deines Geistes an dir, breche deine Schwungkraft durch — Hypochondrie.“

Das Wort der schrecklichen Schöpfung war gesprochen, die furchtbarste aller Harpyen war geworden. Megärens Antliz fletschte zwischen blauen Lippen das Gebiſs einer Hyäne; nackte Fledermausohren krochen aus der grauen Wolle des Scheitels hervor, und zu Vampyrenflügeln waren vier langbekrallte Geyerfüſse verbunden. Zischend und geifernd flog das Ungeheuer seiner Bestimmung zu, die köstlichsten Gaben der Natur zu rauben, zu zerstören, oder zu verunstalten.

— Ihr Männer, lieben Brüder! Begegnet euch einer der Unglücklichen, die sie verfolget: schonet seiner! Findet ihr zuweilen den Mann, den ihr in der Entfernung bewundertet, in der Nähe durch tausend Fehler — klein: denket, die Schauderhafte schwebt über ihm! Bedauert ihn, aber verfolgt ihn nicht. Findet ihr Widerspruch zwischen dem Groſsen, das er lehrt, und dem — Schwachen, das er thut: verschreyet ihn nicht sogleich als einen Heuchler. Ehret sein Verdienst und verzeiht ihm — sein Unglück. —

Ihr Frauen, liebe Schwestern! Zürnet nicht mit ihm, daſs er für eure Zirkel voll leichter Fröhlichkeit nicht taugt. Schickt ihm kein leises Spottgelächter nach, wenn er sich furchtsam aus ihnen hinwegstiehlt. Tröstet ihn, richtet ihn auf! Beschwöret das Ungeheuer, das ihn verfolgt, durch freundliche Theilnahme, durch eure liebreiche Redseligkeit. Ein holdes, verständiges Weib ist eine hülfreiche Gottheit, in deren Nähe selbst die Furien ihre Schlangengeiſseln fallen lassen, und zum Erebus zurückfliehn.

Witzlinge, Mücken.

Wie jeder Sumpf seine Mücken hat, die mit so keckem Summen emporsteigen, als — sangen sie, hat jeder Ort und jedes Oertchen seinen Witzling, der sich in seinem Kreise gefälliger Lacher mit seinen Einfällen so breit macht, als wären sie — Gedanken. In groſsen Städten haben zuweilen jedes Kaffeehaus und jede Gasse den ihrigen, von dem man eine Straſse weiter nichts weiſs, als daſs er — ein lächerlicher Taugenichts ist. — Wie Mücken ihren winzigen, platten Leib durch Stechen und Blutsaugen zur Rundung anschwellen, wissen die Witzlinge kein besseres Mittel, ihrer Erbärmlichkeit eine Art von Ansehn zu geben, als daſs sie — verleumden, pasquilliren, Bessern, als sie je seyn können, Fehler andichten. — Wie Mücken nur einen leichten, bald verschwindenden Fleck zurücklassen, und durch den leisesten Fingerschlag vernichtet werden, — vermag der verleumderische Witzling nur eine augenblickliche Wirkung zu thun, und die geringste Erörterung der Fadaisen, die er vorbringt, oder seines persönlichen Werthes, stellt ihn in seiner Blöſse dar. — Ein groſser, wichtiger Unterschied ist indeſs zwischen beiden. Die Mucke ist immer ganz das, was die Natur ihr Geschlecht zu seyn bestimmte; der boshafte Witzling ist hingegen einer der verächtlichsten Auswürfe des seinigen. —

„Es giebt —“

Gallerie aus der literarischen Tagesgeschichte.

Es giebt, — ja, es giebt viel Elend und Unfug in der Welt! — zum Beyspiel:

Es giebt Menschen, denen die Poesie der Alten, der Italiener und Spanier, nichts weiter ist, als der Paradieses-Wald, den Miltons Teufel (im 11ten Gesange des verlornen Paradieses) plötzlich in der Hölle vor sich aufſchieſsen sahn. In Schlangen verwandelt, klimmten sie an die Stämme hinauf, bissen gierig in die lockenden Früchte: für sie enthielten diese nur bittersalzige Asche, die sie indeſs mit gräſslich verrenkten Kinnladen und lautem Zischen um sich her sprudelten. Und immer trieb Hunger und Durst sie, von neuem anzubeiſsen, und immer sprudelten sie wieder: — aber es gab doch kein leidendes Publikum um sie her, dem ihr Sprudeln beschwerlich fiel.

Es giebt eine chemische Composition, die man den Bononischen Stein nennt. Dieser hat die Eigenschaft, wenn man ihn dem Sonnenschein eine Zeitlang aussezt, Licht zu verschlucken, und dann im Dunkeln, versteht sich nicht lange, zu leuchten, — aber nicht zu wärmen. Auch Leute giebt es, deren sogenanntes poetisches Talent gleichfalls kein Naturprodukt, sondern nur mühsame Composition ist, die aus den Dichterwerken der Alten gleichfalls eine Menge Lichtstralen, doch unerwärmt, in sich ziehen, und durch sie den Dunkeln leuchten, doch unerwärmend, weil in ihrem kalten Wesen das Feuer der empfangenen Stralen erlosch. Aber, — sie fordern keck, man solle sie selbst für ursprüngliche Sonnen ansehn, und sprechen über jeden, der nicht von ihnen in Gluth der Bewunderung gesezt wird, das Anathema der Gemeinheit.

Es giebt in der Gegend von Surinam ein groſses Amphibium, Pipa genannt, das zu einer mit den Fröschen nahe verwandten

Gattung gehört, deren Namen aber zu häſslich ist, um hier genannt zu werden. Der breite, runde, flache Körper dieser Pipa ist über und über mit Erhöhungen besezt, die im Sonnenschein wie Carfunkel, Smaragde, Sapphire schimmern. Untersucht man sie, so sind es Blasen, theils leer, theils mit giftigem Eiter gefüllt, die philosophischen und schlüpfrigen Prunkphrasen in den breiten Büchleins gewisser Leute. —

Es giebt, — ja, es giebt viel Elend und Unfug!

Der Schmetterling.

Eine Tändeley.

Schönes, liebliches Spielwerk der Natur! In einer frohen Feyerstunde fügte sie deinen zierlichen Gliederbau. Sie überzog dein Körperchen mit farbigem Federstaube, malte dir die Morgenröthe, das Silberweiſs der Lilie, das Dunkelblau des nächtlichen Himmels auf deine zackigten Flügel, lieſs dich aufflattern von der Hand, und rief dir lächelnd die Verheiſsung des schönsten Looses nach. Als du zum erstenmale zu einer Blüthe niedergaukeltest, und dein schönes Bild in einem Thautropfen erblicktest: kanntest du dich? Betrachtetest du dich nicht mit Entzücken, bewundertest jedes niedliche Glied, und stauntest, daſs dir es gehöre?

Glückliches Wesen! Deine Schöpferin erfüllt, was sie verhieſs! Auf leichtfächelnden Schwingen schwebst du von Blume zu Blume; jede bietet dir im reinlichen Kelch' ein Göttermahl. Eilend saugst du es ein, und fächelst weiter: und bist du gesättigt von den Freuden des Lebens, und ist verschlissen dein glänzender Putz, so erfüllest du fröhlich deine einzige Pflicht, so frohe Geschöpfchen zurück zu lassen, als du selber bist. An sicherm Orte ordnest du deine Eyerchen, breitest dich mit sorgsamer Mutterliebe über sie hin, und bist nicht mehr!

Seliges, dreymal seliges Wesen! Du kennst nicht die scheuſsliche Sorge und die Leidenschaft, welche die Stirne des Menschen durchfurcht; nicht die Angst und die Leiden der unglücklichen Thiere, die er zu sklavischen Genossen seiner Mühseligkeiten herabwürdigte; nicht einmal den Wechsel der Jahreszeiten, der die freyen Thiere mit Trübsalen überhäuſt. Du lebst nur, so lange die Erde schön genug ist, dich zu erfreuen; und sinkst mit ihrem bräutlichen Schmucke, wenn der Nordwind ihr ihn abstreiſt. —

Was seh' ich? Mit ängstlicher Sorgfalt folgt er einem Gespielen. Immer fliehet ihn dieser, und immer folgt er voll zärtlicher Sehnsucht, hinab in das duftende Gras, hinauf zu der blüthengefüllten Krone des Baums. Es ist, ja es ist eine Geliebte, eine stolze Geliebte, die ihm Verachtung heuchelt. Mit bangem Flügelschlagen fleht er um Gehör; er puzt mit seinen Füſschen den schlanken Leib; er zeigt seine Gewandtheit in hundert künstlichen Schwingungen: sie bemerkt ihn nicht! Ein dritter Schmetterling, ein Nebenbuhler naht, und gefällig scheint die Schöne ihn auf der Kleeblume zu erwarten. Der Verschmähte entfernt sich, als zürnt' er; er steigt zur Blüthe der Linde hinauf, und kehrt doch gleich wieder, möchte die Grausame fliehen und vermag es nicht! —

Ach, Laura! Ich kenne seine Gefühle! Wenn ich dein schönes Auge so buhlerisch von Stutzer zu Stutzer irren sah, Liebe sprechen, die du nicht fühltest, Verheiſsungen thun, die du nicht zu erfüllen gedachtest: — oft floh' ich dann, zürnend wie er! Du winktest, und — ich lag wieder zu deinen Füſsen!

Armer Schmetterling! Bist du der Eifersucht fähig, dann ist dein kleines Herz geräumig genug, eine Hölle von Qualen zu faſsen! — Da sizt er bewegungslos auf der Blüthe des Dornbusches, und achtet nicht ihres Purpurs, und nicht des Honigs, der ihm aus ihrem Kelche entgegenduftet. Wer weiſs, ob nicht Seufzer, meinem Gehör zu leise, dem seinen Busen entschwellen; ob nicht Zähren, zart wie Blumenduft, seinen tausendfachen Gitteraugen entflieſsen! — Hör' ihn, Schmetterlingsmädchen! Sey nicht so thöricht-grausam, wie menschliche Schönen! Sie vergessen so leicht: zarte Leidenschaft erregen, sey nur die eine Hälfte ihrer schönen Bestimmung; die andere, süſsere, sey, sie erwiedern!

Sie erhört ihn, ja, sie erhört ihn! Miſstrauisch gegen sein Glück, naht er sich zögernd, bebet zurück, und nahet sich wieder. Ruhig erwartet sie ihn; — Nein! Sie fliegt ihm entgegen; sie giebt sich seinen Umarmungen hin, und mit acht vereinigten Flügeln gaukelt das glückliche Paar wollüstig im lauen Weste dahin! Hör' ich nicht halblaute Küsse? Girret nicht zärtliches Flüstern? Wehe! Da schieſst, mit weitverbreiteten Schwingen ein schreckliches Ungeheuer auf sie herab. Es ergreift sie, es verdrückt, es verschlingt beide! — Beide! Die Geliebte und den zärtlich Liebenden! Mitten im höchsten Genuſs der Wonne, reiſst es beide hinweg zum gräſslichsten Tode. —

Scheusal, gefühlloses Scheusal, Schandfleck der Erde! — Ach, Natur! Wie konntest du deine schöne Welt durch solch' ein Unthier beschimpfen! In welch' ein Jammerhaus wandeltest du sie, durch die bloſse Schöpfung des gräulichen Würgers, der gefräſsigen — Schwalbe!

Verf.

Gerhard Weiß

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Abend-Zeitung [illegible] 1840 [illegible]
[illegible] S. 55 lese ich, daß der „Rück[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Die
Rückkehr ins Vaterland.

Ein
Halbroman.

— Nos haec novimus eſſe nihil.
MART.

F. W. Kreißig
in Heidenheim

1798.

6807 101 *

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vorrede.

Bey einem Werkchen dieſer Art ſollte man eigentlich nichts zu ſagen haben: man ſollt' es dem Publikum vorſetzen, wie man eine Puppe aufs Kamin ſtellt. Gefällt ſie, ſo läßt man ihr den Platz, beſieht ſie auch wohl zuweilen; mißfällt ſie, ſo wirft man ſie in den Winkel. Beides verlohnt nicht, daß man ein Wort darum verliert. — Der Titel „Halbroman,“ macht es mir indeſſen zur Pflicht, zu erklären, was eigentlich in demſelben wahr, und was bloße Dichtung ſey. Wohlan! Alles was von dem Helden, ſeiner Geſchichte, ſeinem Freunde und ſeiner Julie erzählt wird, iſt unentſtellte, trockene Wahrheit; alles Uebrige iſt Dichtung. Ich ließ die Geſchichte in Liefland ſpielen, weil, — weil mir dies Land das bequemſte dazu ſchien, und die Romanſchreiber es noch nicht abgegriffen haben. Daß es übrigens dort je einen Advokaten K — —, einen Sultan Axel von D—g, eine ſolche Sophie, Herren von T. bis Y., wie ſie hier geſchildert werden u. ſ. w. gegeben habe, daß überhaupt dort ſolche Scenen vorfallen könnten, wie ich mir hier die poetiſche Licenz nahm, zu erzählen, glaube ich nicht; die Einwohner jenes Landes werden ſelbſt leicht die Unmöglichkeit einſehen. Ich bin nie da geweſen, und folge in allen Nachrichten bloß meiner Phantaſie: — welches ich hiermit feierlich erklärt haben will, damit ſich kein Statiſtiker einfallen laſſe, mich zu citiren.

Noch ernſtlicher aber proteſtire ich dagegen, daß man die ärgerlichen Grundſätze des Helden für die meinigen anſehe. Das wäre ſo ungerecht, als wenn man den Verfaſſer der Räuber für Moors Laſter verantwortlich machen wollte. Nein! Ich laſſe Ludwig Sprenger räſonniren, wie ich glaube, daß ein Mann von ſeinem Charakter und Schickſalen ungefähr thun müßte, — und wie er mir wirklich vorräſonnirt hat: aber ich — ich bin überzeugt, daß die Freundſchaft kein Egoismus, die Liebe kein thieriſches Bedürfniß, und die Voruſſiade gar nicht fade ſey.

Der Verfaſſer.

Inhalts.

Inhaltsverzeichniß.

Einleitung. Reſultate der Erfahrung. Seite 1
Das Alter. 7
Wiederſehn. 11
Der Widerruf. 16
Wiederſehn. 20
Die ſchöne Louiſe. 25
Die Reiſe. 30
Der Ritterzug. 32
Die Garderobe. 38
Bildung eines Schwärmers. 43
Freundſchaft. 48
Das Wort. 53
Curland. 61
H. in Curland. 64
K — — —. 70
Schwärmerei. 81
Olai's Peſtirung. 88
Die Ankunft. 90
Das Hotel. 94
Penſylvanien. 97
Der Spaziergang. 98
Der Dünaſtrom. 102
Der Johannisabend. 117

Die

Die Erkundigungen. . . Seite 121
Die Jugendbekannten. . . 124
Die Vertrauten, a) . . 129
Die Vertrauten, b) . . 133
Riga. . . . 136
Die Grabſchrift. . . 145
Catharina die Große. . . 148
Die Jugendgeliebte. . . 159
Das heldenmüthige Kind. . . 165
Die Bekanntſchaft. . . 168
Der Großherr. . . 173
Ein Gegenſtück. . . 178
Der Jugendfreund. . . 184
Die Nachricht. . . . 192
Der Adel. . . . 196
Die Gallerie. . . 206
Die Abreiſe. . . 220
Der Irrthum. . . 222
Ich beſinne mich. . . 226
Das Scheiden. . . 229
Der Antrag. . . 232
Der dritte Tag. . . 235
Der Ehrenſkrupel. . . 239
Welche Entwickelung! . . 242

Einleitung.

Reſultate der Erfahrung.

„Ich habe Muth, ich bin jung, ſtark, und geſund: was könnte mich hindern, ein zweyter Turenne zu werden?“ ſagte zu Piron einer ſeiner Jugendgeſpielen, der ſeinen Eltern entlief, um als Mousquetaire Dienſte zu nehmen. Der junge Dichter gerieth in Enthuſiasmus; er fiel ſeinem Freunde um den Hals: „Werde Achill,“ rief er, „und ich will dein Homer ſeyn!“ So ſchieden ſie. Der neue Achill verlor im erſten Treffen einen Arm, und ſtarb endlich im Invakenſpital zu Paris, Piron aber ſchrieb Schauſpiele, die — nicht alle ausgetrommelt wurden.

Du lächelſt, Leſer? Mit verändertem Namen ſpricht die Erzählung von dir. Hofnung und Täuſchung derſelben: das iſt die Biographie des ganzen Menſchengeſchlechts. Die Phantaſie verbreitet ihr ungewiſſes Mondenlicht über alle Gegenſtände um uns her, und verwandelt ſie in reizende Zaubergeſtalten. Wir eilen hinzu, und ach! was ſchlanke Nymphe ſchien, wird dürrer Baumſtamm, und der winkende Schutzgeiſt zum Dornſtrauch, der im Winde ſchwankt. Beſchämt ſchleichen wir vorüber, um im nächſten Augenblicke eben ſo betrogen zu werden, und wohl uns, daß es ſo iſt! Was wäre das Leben, wenn der Wahn es nicht verherrlichte? Ein langweiliges Schauſpiel, aus dem man ſich hinaus drängen würde. Wehe dem, der nicht

nicht mehr fähig iſt, ſich von Wünſchen bethören zu laſſen! Wohl mir, daß ich es im ſechzigſten Jahre wenigſtens auf Augenblicke noch kann! —

Mein Jugendtraum zwar, der holde Lügner iſt entflohn, und keine Macht der Welt vermögte mir ihn wieder zu geben! — Auf blumigtem Raſen, unter Myrthengebüſchen gaukelte ich hin. Heiter war der Himmel über mir, und Elyſiens Gefilde dehnten ſich vor meinen irrenden Blicken aus. In blauer Ferne erhob ſich der Tempel des Ruhms. Freundliche Genien gleiteten mir durch den balſamiſchen Aether entgegen und führten mich jubelnd hinan. Biedere Freunde drängten ſich um mich und ebneten meinen Pfad und pflückten jede Dorne, die mich verletzen konnte. War ich ermüdet, ſo ruht' ich im Arme blühender Mädchen, in Geißblattlauben, am Ufer murmelnder Bäche. Eines

erwählt'

erwählt' ich mir zur Gefährtin. Lieblicher glüht der jungen Roſe Buſen nicht, die eben ſich dem früheſten Stral der Morgenſonne entſchloß, als das Mädchen glühte, da es wankte und mit feuchtem Blick in meine Arme ſank. Wer malt mein Entzücken, da ich an ihrer Seite fortwallete, und in ihrem ſeelenvollen Auge doppeltes Entzücken bey meinen Freuden, tiefen Schmerz bey meinen kleinen Leiden ſah! —

Sechzig Jahr greiſeten meine Locken und ſtumpſten meine Gefühle: aber ſo lange wartete die Erfahrung nicht mir mit der kalten Hand ans Herz zu greifen. Früh ſchon erloſch mir die Fackel der Phantaſie, und in ſchmerzhaftes Staunen verſenkt ſtarrte ich hin auf den Schauplatz meiner Jugendträume, wie ein Knabe auf den umgeſtürzten Guckkaſten. Die Dinge, die mich entzückten, waren da, ſind es noch, aber ganz etwas anders, als was mir die Phantaſie in ihnen zeigte. Die Kehrſeite der Welt iſt unendlich von ihrer Prunkſeite verſchieden. Dieſe iſt ein prachtvolles Gemälde, jene — ſchmutzige Leinwand.

Was iſt menſchliche Tugend? Ein ſchönes buntes Gewebe, — die Fäden ſind Trugſinn und Wahn, Selbſtſucht und Schwäche. — Menſchliche Größe? Ein erhabnes Portal, das zu Einöden führt, wo Drachen und Schlangen uns unter Ruinen entgegen ziſchen. — Ehre? Ein ſchimmernder Regenbogen, der in der Nähe in graue Tropfen zerfließt und ſeine Verehrer durchnäßt zurücke läßt. — Freundſchaft? Die edelſte iſt der ſublimirteſte Egoismus. — Liebe? Reizendes, unſchuldvolles, ſo zart empfindendes Mädchen! Wie ſchmerzt es mich in deinem blitzenden, ſchwärmeriſchen Auge nichts als — körperliches Bedürfniß, thieriſche Lüſternheit zu ſehn! — Nein! Selbſt die Boruſſiade, ſelbſt die Geſchwätzigkeit ihres Verfaſſers [*]) iſt nicht ſo fad als nackte Wirklichkeit!

Dennoch iſt —

---

[*]) „Es iſt dir beſſer einer Löwinn zu begegnen, der ihre Jungen geraubt ſind, als den Pr. J. in ſeiner Redſeligkeit; denn, wenn ein Wort in ihm ſteckt, ſo iſts wie ein Pfeil in der Hüfte, es muß heraus.“ Jeſ. Sir.

Das Alter

[illegible]

— auch das einſamſte Alter nicht freudenlos, wenn es die Schlußſcene eines nützlichen, rechtſchaffenen Lebens wird, und Geſundheit und ruhiges Auskommen den Lehnſeſſel des Greiſes polſtern. Braucht er beym Rückblick auf die verfloſſenen Jahre nicht zu erröthen, kann er über ſeine Begegniſſe nachdenken, ſo iſt er nicht iſolirt, wenn auch keine blühenden Enkel auf ſein Knie hüpfen, um ihm die faltenvolle Wange zu ſtrei-

ſtreicheln, keine ſchöne Töchter durch ihre geſchäftige Dienſtfertigkeit ihm den Neid ſeufzender Jünglinge zuzieht, kein Mütterchen, das mit ihm jung war, ihm die Sorgfalt zurück giebt, die er ihr vor vierzig Jahren bezeigte. Wie eine ewig blühende, ewig lächelnde Familie umgiebt ihn ein Kreis von Erinnerungen guter Handlungen, die ihn ſanfter betten, als die ſorgſamſte Pflegerinn es vermöchte. Wie ein ſchönes vollendetes Werk liegt ſein Leben vor ihm da, ſo lohnend als der Anblick eines Sohnes, dem es als Mann izt wohl geht; — und die Erfahrungen, die oft theuer erkauften Erfahrungen ſind ſo unterhaltend als das ſüſſe Geſchwätz noch ſtammelnder Enkel. — Ihr Glücklichen, die ihr im Zirkel derer, die euch erzogen, Männer wurdet und Greiſe in der Mitte eurer Kinder! Mich riß das Schickſal früh aus meinem Vaterlande fort und verſagte mir auf immer das Loos, Heimath oder Angehörige zu haben; einſam, wie ich im neunzehnten Jahre über Lieflands Grenzen floh, ſo einſam ſteh' ich im Silberhaare noch da: — aber ich beneide euch nicht!

Auch dich nicht, rüſtige lebenvolle Jugend! Sieh nicht ſo mitleidig oder verächtlich auf den Greis hin, der in euren Geſellſchaften untheilnehmend, gefühllos da zu ſtehen ſcheint, contraſtirend unter euch, wie ein halb verdorrter bemooster Stamm im ſaftvollen blühenden Vorholze! Lächelt ~~nicht über die ſteife Schwerfälligkeit des~~ Alters! Der Zuſtand, der euch ſo ſonderbar ſcheint, iſt einſt — euer Lohn, wenn ihr euren jetzigen gut benutzt. Die erſten Gerichte des Lebens ſind von hohem Wohlgeſchmack, aber auf einer wohl eingerichteten Tafel pflegt doch das Deſert das Köſtlichſte zu ſeyn. Seyd mäßig, damit euch die Fähigkeit bleibe, auch dies noch zu genießen.

Weil das Alter nicht entzückt wird, nicht mit Leidenſchaft begehrt, wie ihr, ſcheint es euch freudenlos: aber ihr irrt. Ihr tretet in das Leben, wie man zum erſtenmal in einen blühenden Garten tritt. Bey dem lieblichen Farbenſpiel der Pflanzenwelt im Brautgeſchmuck, bey den Wohlgerüchen, die in balſamiſchen Wellen von jedem Beet dem Nahenden entgegen wallet: wer wird ſich beym erſten Anblicke erinnern, daß dieſe prangenden Gewächſe vor wenig Monaten ſchmutzig und welk unter dem Schnee da lagen, bald ihren Schmuck wieder in die Winde ſtreuen und dann erſt ihre Beſtimmung erfüllen werden? Wer wird bey dem glänzenden Prunk der Silberlilie daran denken, daß ſie nur deshalb blühe, um braune runzlichte Saamenkapſel zu werden. — Aber der Greis luſtwandelte hier ſchon im vorigen Jahre, und im vorhergehenden hier. Er ſah dieſe Pracht allmälig entſtehen, die höchſte Staffel erreichen und dann der

Nütz-

Nützlichkeit entgegen ſchwinden. Ihm iſt die Gegenwart ſo ſchön, wie euch, aber die Kenntniß der Vergangenheit und Zukunft ſchützt ihn vor den Täuſchungen, die euch ſo ſüß ſind. Er kennt ſie, ja, er kennt ſie, die Empfindungen, die das blühende Mädchen in euch erregt, denn er hatte ſie einſt für die Großmutter deſſelben..... Er freut ſich der himmliſchen Gefühle, die euren Buſen ſchwellen; er freut ſich, daß ſie auch ihn einſt beglückten; er freut ſich, daß es izt ſanftere thun. Sein Genuß iſt dreifach! ——

Wiederſehn.

Ich hatte die vorſtehenden Betrachtungen bey dem Frühſtücke niedergeſchrieben, und klopfte izt, indem ich mit Wohlgefallen auf ſie hinſah, meine Pfeife aus. Indem ich aufſtand dieſe wieder zu füllen, entſtand unter mir im Zimmer meiner Wirthin ein verwirrtes Geräuſche. Ich hörte ſie ſelbſt Ausrufungen thun, mit einer Heftigkeit, der man nicht abhören konnte, ob ſie Uebermaaß der Freude oder des Schreckens wäre. Ich hörte ihre Kinder durch einander ſprechen und ein männlicher Baß tönte dazwiſchen.

Meine Wirthin iſt eine ſanfte Frau; in den zwey Jahren, die ich bey ihr gewohnt habe, ſah ich ſie nie in Leidenſchaft: der Vorgang mußte mir alſo auffallen. Da ihr Mann ſeit drei Jahren abweſend iſt, ſo unterſtütze ich ſie mit Rath und That in ihren Geſchäften, und ſie hat dafür alle die Gefälligkeit für mich, die ein fünf und zwanzigjähriges Weibchen einem drei und ſechziger bezeigen kann. Sie nennt mich öfterer Väterchen als Herr Hauptmann. Ich beſchloß hinab zu gehen.

Ein fremder Mann ſaß auf dem Sopha, und mein ſchönes Töchterchen hieng an ſeinem Halſe. Ihre beiden älteſten Kinder hüpften an ſeinen Knieen empor und ſchrien vor ungeduldiger Freude. Das jüngſte, das noch nicht fertig ſpricht, ſtand in der Entfernung mit dem gaffenden Blick der ſtaunenden Unſchuld. Die Mutter ward es gewahr. „So komm doch, Minchen! das iſt ja Vater! Vater, auf den du dich ſo gefreut haſt.“ Die Kleine lief zur Mutter; ſie gab es dem Mann in die Arme, der es mit Inbrunſt an ſeine Bruſt ſchloß, und das Kind, anfangs noch ſcheu bey den Liebkoſungen eines Fremden, ſchlug bald die Aermchen um ſeinen Hals.

Es war eben geboren worden, als der Mann, ein Schiffer, nach London hatte abſegeln müſſen. Dort hatte er Fracht auf Livorno bekommen; dort auf Cadix, dort auf Marſeille, dort auf Smyrna, dort wieder auf London und dort ſo-

gleich

gleich wieder auf Hamburg. In den drei Jahren ſeiner Abweſenheit hatte er nur zweimal Gelegenheit gehabt zu ſchreiben, und von London aus hatte er es nicht thun mögen, um ſeine Frau zu überraſchen.

Wenig Meilen von Kuxhaven hätte ihm ein Sturm beinahe ſeine Freude vernichtet. Wir ſaßen bey Tiſche, erzählte mir ein Paſſagier, als plötzlich Teller, Gläſer und Schüſſeln vom Tiſche herabrollten. Ehe wir uns beſinnen konnten, raſſelte was noch übrig geblieben war, auf der andern Seite herunter. Das Schiff ward auf die fürchterlichſte Weiſe hin und hergeworfen. Der Schiffer ſtürzte aus der Cajüte, wir alle ihm nach. Welch ein Schauſpiel! Rechts und links kräuſelten zween Wirbelwinde mit entſetzlichem Heulen das Meer hoch, hoch empor. Der Schweif des einen hatte die geſpannten Segel ſchon ergriffen; der eine Bord war unter Waſſer, und das Schiff

Schiff begann ſich im Kreiſe zu drehen. Mit geſträubtem Haar und der Mine eines Verzweifelnden rannte der Schiffer ſelbſt zu den Segeln und befahl, ſie einzuziehn. Die Matroſen flogen die Strickleitern hinan; die Segel fielen; in fünf Minuten war die Gefahr vorüber und die Tromben lieſen ſchon in anſehnlicher Entfernung vor uns her. Der Schiffer ſtarrte ihnen nach, indeß eine Thräne über ſeine blaſſe Wange herabſchlich. Gottlob, ſagte er endlich langſam und leiſe; ich werde ſie wiederſehn, die lieben, lieben Kleinen!

Der Widerruf.

Ich ſtand während der rührenden Scene an der Thüre, die Pfeife in der Hand. Man hatte mich nicht bemerkt und ich konnte es nicht übel nehmen, denn wahrlich — ich bemerkte mich ſelbſt nicht. Sobald ich es wieder konnte, ſchlich ich mich fort.

Wie ganz anders war meine Stimmung. Was ſind wir Menſchen und was ſind unſere Schlüſſe! Nie ſtellte der Misbrauch des Verſtandes einen größern Sophiſten auf, als das menſchliche Herz iſt. Jeden Augenblick redet es pro und contra und immer unwiderleglich, denn immer führt es nur argumenta ad hominem; ſeine Beweisgründe ſind Gefühle.

Mit einem heimlichen Stolze hatte ich das Raiſonnement des erſten Abſchnittes hingeſchrie-

ben.

ben. Ich nahm das Blatt wieder; alles ſchien mir die platteſte, fadeſte Unwahrheit. Ich fühlte mich unglücklich, unbeſchreiblich unglücklich: und was hatte mich und meine Anſichten ſo verändert? Ach, „die Magie von einem Sonnenſtrahl;“ — eine einzige Scene des Familienglücks, — das mir verſagt, — auf immer verſagt iſt! — Ja, eine alte Jungfer iſt ein trauriges, unglückliches Weſen: aber ein alter Hageſtolz nicht weniger. Ein langes trauriges Alter hindurch ſchleppend ihr ſich zum Grabe, mit Gefühlen, die — ſtellt euch Kinder vor, die ihre Spielſtunde, auf die ſie ſich den ganzen Tag vertröſteten, jedes in ſeinem Winkel ſchmollend zugebracht haben. — Die Uhr ſchlägt, die koſtbare Stunde iſt verfloſſen und die ernſte runzlichte Gouvernante tritt herein, um zur Schule oder zu Bette zu leiten. — „Wir haben aber noch nicht geſpielt!“ dies ſo wichtige, ſo tief gefühlte Argument, —

die armen Kleinen wagen es nicht einmal, denn die ſchmerzliche Antwort liegt zu nahe, iſt zu leicht vorher zu ſehen, zu unumſtößlich! — „Wir haben aber noch nicht geſpielt!“ Arme Schweſtern, in deren grauen Haaren der jungfräuliche Kranz ſo hämiſch noch da hängt; arme Brüder, die ihr euer Junggeſellen-Elend vergebens unter ſteiſe Stattlichkeit zu verbergen ſucht! — Das Alter oder der Tod hört uns nicht, wenn wir ſo klagen. Wir müſſen fort und doch — doch haben wir noch nicht geſpielt!

Unwillkührlich ſezte ich mich immer an die Stelle des Schiffers, da er zwiſchen den Wirbelwinden um ſeine lieben, lieben Kleinen zagte. Um wen hätte ich mich ängſtigen können und wer hätte um mich geklagt? Kaum hätte irgend jemand ſich die Mühe genommen, auf der Paſſagiers-Liſte meinen Namen ganz zu leſen! Ich lebe unter den Menſchen ſo friedlich und freundlich es

mir

mir möglich iſt, und — man läßt ſich's gefallen. Ich ſcheide, ich ſterbe und — niemand hat was dawider. Großer Gott! Unter den Menſchen ohne Standpunkt, ohne Heimath herum zu ſchweben wie Dante's Verdammte, die ein ewiger Sturm im leeren Raume kräuſelt! Kalte Selbſtler, preiſet euch nur ſelig, — ſo ſchmerzhaft euer Herz euch Lügen ſtraft, — daß ihr für niemand zu zagen, nur euer geliebtes Ich zu verſorgen habt. Euer Glück — Heilige Vorſehung, was verbrach ich, daß es mir [illegible] ward! Mir, der ich ſtets mit ſo warmen liebevollem Herzen an den Menſchen hieng! Mit lebhaftem Gefühle für alles Lebendige begann ich meine Laufbahn: das Ziel derſelben iſt nahe und ach! noch fänd ſich niemand, der mich freundſchaftlich heran geleiten möchte, der es entfernen zu können wünſchte!

Wiederſehn.

Wehmüthig gieng ich auf und ab, machte das ganze Minenſpiel des Rauchens und bemerkte nicht, daß meine Pfeife gar nicht angezündet war.

Und ſollte denn wirklich unter den Tauſenden, deren Lebenspfad der meinige kreuzte, niemand ſeyn, an den ich mich anſchließen, deſſen Wiederſehn auch mich entzücken könnte? — Ach, ich hatte Freunde, wahre treue Freunde gehabt; — aber ſeyd ſo innig mit eurem Freunde verbunden, als möglich, immer bleibt ihr euch in einem Punkte fremd, und — iſt dieſer überſchritten; ſo iſt eure Freundſchaft ihrem Ende nah. Freundſchaft gründet ſich auf Hochachtung und das ärmliche Weſen, Menſch, kann nur ſo lange hochgeachtet werden, als es Blößen verdeckt. „Wo iſt

iſt der Held, pflegte der edle Marſchall von Catinat zu ſagen, den auch ſein Kammerdiener dafür anſähe? Ein Wort voll fürchterlicher Wahrheit für das menſchliche Selbſtgefühl!

Nur das Weib kann uns ganz hinnehmen wie wir ſind, uns alle unſere Fehler verzeihen, — weil ſie nicht die ſeinigen ſind. Nur im Zirkel einer Familie finden unſre Schwächen die achtungsvolle Schonung, die uns ſo nothwendig iſt. Ach, im ſechzigſten Jahre muß man auf Weibs Verzicht thun!

Indem ich ſo troſtlos um mich her ſah, ſtand plötzlich, wie ein Engel des Lichts, die Erinnerung meiner Jugendzeit vor mir. Das Herz des Menſchen wird, wie ſeine Hand, durch wiederholte Eindrücke unempfindlicher: es kommt die Zeit, da eine Geliebte ihm wenig mehr heißt, als ein Mädchen, und ein Freund, als ein behaglicher Geſellſchafter. Nur die erſten Verbindungen exaltiren

tiren uns und wären ein Band auf Lebenszeit wenn man ſich nicht alltäglich würde.

Bey mir war das nicht der Fall. Unvermuthet hatte das Schickſal mich aus meinem Vaterlande fortgeriſſen und ſo lange, ſo anhaltend herumgewirbelt, daß jenes Lebewohl, welches meine Lieben mir vor fünf und dreißig Jahren in den Poſtwagen riefen, wirklich das Neueſte war, was ich von ihnen gehört hatte. Unſer Umgang hatte ſich geendigt, wie ein Epigramm mit der intereſſanteſten Idee: in der rührendſten Schönheit ſtand ihr Bild alſo noch vor mir da, und kaum hatte der Gedanke ſie wieder zu ſehn, ſich vor meine Seele gedrängt, ſo flammten auch alle Gefühle meiner erſten Jahre wieder für ſie in meinem Buſen auf.

Reizende, geliebte Julie! Ich fühlte es wieder, wie du auf meinem Schooße bey dem Blaſen des Poſtillons erblaßt auffuhrſt und gleich wieder dein naſſes Geſicht an meine Bruſt drückteſt und mich ſo feſt, ſo innig umſchloßeſt, — zum lezten Male! Ich ſah dich, guter redlicher Karl, wie du eilig die Thränen abwiſchteſt, dem Poſtillon noch einmal Halt! zuriefſt, mich mit verſtellter Geſchäftigkeit fragteſt, ob ich — das Flaſchenfutter habe, du wollteſt mich nur noch einmal umarmen. — Wie konnt' ich fünf und dreißig Jahre leben ohne euch! —

Ja, wiederſehen! Welche Gefühle fließen nicht zuſammen, es feierlich zu machen! Dankbare Erinnerung genoßener Freuden; das leiſe Flüſtern der Hofnung ähnliche wieder zu finden, das immer wieder anhebt, ſo oft auch die Vernunft es Lügen ſtraft; ſelbſt das Bild vergangener Leiden, mit dem ſüßen Bewußtſeyn, ſie für immer überſtanden zu haben; die Vergleichung der ſo koſtbar erkauften Einſicht und Kraft mit der vormaligen Beſchränktheit und Schwäche;

der Rückblick auf alle die chimäriſchen Ausſichten und Erwartungen, mit denen man einſt die erſten eigenen Schritte auf der Bahn des Lebens that, und die, erreicht oder nicht, doch immer zulezt ſo ganz verſchieden waren von den Zauberbildern, die uns im Hohlſpiegel der Phantaſie entzückten; daß man mit inniger Wehmuth auf ſie hinſieht, wie auf die Geiſter verſtorbener Lieben, die im Traume zurückkehren uns zu liebkoſen: — alles das muß den Glücklichen beſeligen, der nur die Gegend wieder betritt, in der er einſt den erſten Schmetterling haſchte. Aber die Menſchen —

Der Gedanke riß mich hin. Ich ſprang auf, ſchellte meinem Bedienten und befahl ihm, ſogleich Anſtalten zur Reiſe zu machen! — „Theure Julie! Theurer Carl! bald, bald ſchlieſſe ich euch wieder in meine Arme!“

Die ſchöne Louiſe.

Aber, werden vielleicht meine kaltblütigern Leſer ſagen, ein Wiederſehn nach fünf und dreißig Jahren, verdient das wohl einer Reiſe von beinah zweihundert Meilen? Greiſe aufſuchen, wegen der Liebenswürdigkeit, die ſie als Jünglinge beſaßen, welche Uebereilung! —

Uebereilung? Nun ja, das war der Entſchluß freilich! Folgende Anekdote mag ſie erklären und — entſchuldigen. —

„Sie ſind alſo in Tilſit geweſen, Herr Hauptmann?“ fragte der alte General Arſenjew mit Lebhaftigkeit, wenige Monat eh' ihm die Erſtürmung Prags im Jahr 1794 das Leben koſtete. Er hatte am Kamin dem Geſpräch einiger jungen Officiere mit halbem Schlummer zugehört, bis jener intereſſante Name eine der zärteſten Saiten ſeines Herzens berührte und ihn weckte.

„Sie ſind alſo in Tilſit geweſen?"

„Ew. Excellenz zu dienen, vor ſechs Wochen."

Was macht doch, ich bitte Sie, was macht die ſchöne Louiſe? fuhr er fort, indem er ſein krankes Bein aus den Küſſen zog und auf die Erde ſetzte.

Die ſchöne Louiſe? fragte der Hauptmann betroffen. — Ja, ja! Louiſe Pöllnitz! Sie müſſen ſie kennen. Rechter Hand am Markte in dem großen rothen Hauſe. Das iſt ein Mädchen! Schlank, mit vollem Buſen, kleiner Hand, kleinem rothen Munde und einem Auge — Im Vertrauen, ich ſtehe ſehr gut bei ihr. Was macht das liebe Mädchen?

Um

Um Verzeihung, Herr General; ſind Sie kürzlich da geweſen?

Ich ſtand bey ihr in Quartier im ſiebenjährigen Kriege. — Es iſt wahr, im ſiebenjährigen Kriege, ſetzte er langſam und mismüthig hinzu und ſank in ſo tiefes Nachdenken, daß er ſeinen kranken Fuß einzuhüllen vergaß.

Der Hauptmann war noch verlegner als zuvor, denn es ward ihm ſchwer das Lachen über das Quid pro Quo des guten Generals zu verbeißen. Die andern Officiere waren weniger delikat. Sie kicherten ziemlich laut, und ich, warum ſollte ichs nicht geſtehen, daß mir eine Thräne über die lächelnde Wange rann. Der alte ehrliche Kriegsmann hatte an den Sarg ſeiner Jugendfreuden geklopft: Todten-Schädel grinzten ihm entgegen. —

Es iſt ſo leicht in ähnliche Verwechſelungen zu verfallen, daß es jedem täglich unbemerkt wi-

derverfährt. Wir müſſen uns mit kalter Ueberlegung Gewalt anthun, um uns Menſchen und Sachen, die wir ſeit langer Zeit nicht ſahn, anders zu denken, als ſie beym Scheiden waren. Mir wenigſtens iſt es zum Beiſpiel faſt unmöglich, mir den Herrn Profeſſor — — anders als betrunken vorzuſtellen, wie er es vor drei Jahren bey unſerm Abſchiede war: und doch iſt es wenigſtens wahrſcheinlich, daß er es nicht beſtändig hernach geweſen iſt, denn er hat kürzlich ein ſehr geprießnes moraliſches Taſchenbuch, oder etwas dem Aehnliches, herausgegeben. —

Sehr ruhige Beſonnenheit gehört dazu, ſich immer zu erinnern, daß die Zeit die Dinge umgeſtalte: und wer das kann — den bedaure ich. Ihm ſchweigt die liebe ſüße Lügnerin Phantaſie, und dabey büßet er ſehr viel ein. — Wie mismüthig würde z. B. der General an ſeine Winterquartiere in Tilſit gedacht haben, wenn er nicht

nicht mit einem Rieſenſchritte über die ungeheure Kluft von vierzig Jahren weggeſchritten wäre; wenn er ſich das naive, feurige Mädchen, — das nichts that, als hüpfen und ſchäckern und ſich freudig, wenn es den hütenden Augen der Mutter entkam, in die Arme des Lieblings warf, wenn er ſie ſich gedacht hätte, wie ſie mit einer grämlichen Pavians-Mine die Spiele der aufblühenden Enkelinnen bewachte, und ihnen weiſe Lehren zumurmelte, ſo gut es der Keichhuſten erlaubte. Wenn ihm die Phantaſie die weiche weiße Hand mumienfarb und knöchern, die kaſtanienbraunen Locken aſchefahl und dünne, die vollen Wangen mit weiſen Runzeln durchfurcht, den warmen blendenden Buſen lederartig, den ſaftvollen Körper ausgedorrt und eckigt „im braunen Schlafgewand der ſchlotternden Haut" gezeigt hätte! — So aber, ſo blieb ihm Louiſe eine unvergängliche Schöne, deren liebliches Bild in ewiger Friſche ſich noch in den Sarg mit ihm bettete. — Die

ſie

ſie izt kennen, würden ſehr erſtaunen, wenn ſie die Perſonalität des guten Mütterchens mit dem Bilde vergleichen könnten, das in Arſenjeivs Hirn ſpuckte.

Eine ſolche Louiſe, ſollte es auch nur die Gegend ſeyn, in der wir Kinder waren, tragen wir alle mit uns herum. Daß ich der meinigen nachzureiſen beſchloß, war freilich nicht weiſe: — aber es war menſchlich.

Die Reiſe.

In wenig Tagen war ich im Stande meine Wallfahrt zu den Penaten meiner Jugend anzutreten. Ich will meine Leſer nicht mit der Geſchichte deſſen, was mir auf derſelben begegnete, behelligen. Genug, man ſpannte aus, man ſpannte ein und ich rollte Tag und Nacht dahin,

da-

dahin, — wie man durchs Leben eilt: immer vorwärts, ohne das Zurückbleibende recht genoſſen zu haben. Ich gieng durch große prächtige Städte, die mich dem Himmel danken ließen, wenn ich ihrer vergifteten Atmoſphäre wieder entkommen war; ich ſah kleine niedliche Städtchen, die mir gefielen und reizende Dörfchen, in denen ich wünſchte leben zu können. Ich beſuchte Männer, die groß hießen, und verließ ſie gemeiniglich mit der Ueberzeugung, daß ſie klein wären; ich traf mit Leuten zuſammen, die in ihrer Vaterſtadt unbekannt lebten, und werth geweſen wären, vom ganzen Europa verehrt zu werden. Alles, alles ließ ich ohne Theilnahme hinter mir und eilte nur Lieflands Gränzen zu, mit einer Empfindung wie die, in welcher der ehrliche Pfarrer von Wakefield, nachdem er Monate lang mit Kummer und Noth gerungen hatte, in einer heitern Nacht ſeine Hütte wieder ſah. Sie gieng vor ſeinen Augen in Feuer auf;

eh' er ſie noch betreten konnte, und ich — Aber ich will die Zwiſchenzeit lieber anwenden, meinen Leſern etwas von meiner frühern Geſchichte zu erzählen.

Der Ritterzug.

Vorausgeſetzt, lieber Leſer, daß du, ſeitdem du ſelbſtſtändig handelſt, dich immer bemüht haſt, als ein rechtſchaffener Mann zu handeln und alſo nicht vor der Vergangenheit, wie vor einer Schuldenliſte erblaſſen darfſt; daß dich nicht Geiz, Ehrſucht, Nahrungsſorgen, oder wie die häßlichen Reuterinnen alle heißen mögen, ohne dir Zeit zum Auſſehn zu laſſen, nur immer vorwärts, vorwärts, vorwärts ſpornen, vorausgeſetzt, daß dich nicht eben dein liebes Weib durch ihre ſüſſe Geſchwätzigkeit zum Mitſchwatzen

zwingt,

zwingt, oder, ſo bald du im Lehnſtuhle ſitzeſt, deine Bübchen herbei eilen, um auf deinem Knie nach London zu galoppiren; vorausgeſetzt endlich inſonderheit, daß du überhaupt Sinn dafür haſt, ſo kann ich dir nichts Angenehmeres oder Nützlicheres rathen, als nach vollendeter Arbeit, mit oder ohne Schlummerpfeife, auf deinem Sopha oder auch Strohſtuhle, ſelbſt einen Ritterzug in die Vergangenheit zu machen. Es iſt wirklich nichts unterhaltender und belehrender, als ſich in alle die Situationen, Wünſche, Pläne, die uns ehemals ſo wichtig waren — nicht zurück zu träumen: Träume ſind überhaupt kein Zeichen der Geſundheit, wie die Aerzte ſagen, und die mit offnen Augen am wenigſten; ſondern — zurück zu denken.

Das alleranziehendſte Gebiet der Vorzeit iſt das, welches wir ſelbſt durchwandelten; die rührendſten Scenen ſind diejenigen, in denen wir

die

die Hauptrolle ſpielten; die täuſchendſten Sagen die, welche uns unſer Herz einſt erzählte.

Liebſt du bezauberte Prinzeſſen? O, um wie viele haſt du ſelbſt nicht ſchon gekämpft! Deine erſte Geliebte, die zweite, die dritte, deine Vergnügungen, dein Amt, dein Titel, oder falls du ſchreibſt, dein Schriftſtellerruhm, waren lauter verwünſchte Damen, für die du dirs wacker ſauer werden ließeſt. Biſt du für Rieſenkämpfe, beſchützende Zauberer u. ſ. w.? Denke nur nach, wie manchen fürchterlichen Mitbewerber du bey jeder deiner Schönen nieder zu kämpfen, oder zu ſchreien, oder zu bieten hatteſt, und wie mancher Gönner dir Sonnenſchein zulächelte, der nicht — wärmte, ſo wenig die magiſchen Regengüſſe in den Feenmährchen netzen.

Freilich wird es ohne warmes Erröthen nicht abgehen, wenn du dich erinnerſt, wie deine Siege die bezauberten Göttinnen nicht etwa aus Katzen und Grasmädchen in Prinzeſſen, ſondern ach! aus Prinzeſſen in Katzen und Grasmädchen verwandelten, die gefürchteten Rieſen zu Schatten und Windmühlen, die mächtigen Zauberer elende Taſchenſpieler wurden. Aber laß dich dies nicht abſchrecken. Du bringſt von deinem romantiſchen Zuge immer reinen Gewinnſt zurück: Nachſicht für andre, Troſt für dich bey jedem Fehlſchlagen und ein Argumentum ad hominem zum Beleg des Spruchs aller Sprüche: Nil admirari. Es müßte mit wahrer Zauberei zugehn, wenn du alle die Larven überdenkſt, hinter denen du ſchon Todtenköpfe oder noch was Aergeres fandeſt, ohne zu vermuthen, daß manches Engelgeſicht, das dir izt lächelt, auch nur Larve ſeyn kann.

Gehörſt du aber zu der ehrwürdigen Zunft, die ihr Hauptgeſchäft daraus macht, Menſchenkenntniß zu ſammeln, ſo giebt es wieder nichts Beſſeres für dich, als dies Botaniſiren auf eignem Gebiet. Auf fremdem vergreift man ſich gar zu leicht, und lieber Freund, es iſt auch nicht hübſch, über den Zaun zu gucken um zu erſpähn, ob in dem Garten des Nachbarn Diſteln ſtehn, beſonders da wir nie gewiß wiſſen, ob in unſern nicht auch ein paar ſtehen, die wir für Hyacinthen anſehn: und wenn wir das ſicher wiſſen, auch dann iſt es nicht hübſch. Halte deinen Nachbar überhaupt nicht eher für einen Diſtelnkrämer, als bis er dir welche bietet. Um ſie aber dann von andern Kräutern unterſcheiden zu können, betrachte alles wohl, was in deinem Lande wächſt.

Ja, Rückblick auf ſich ſelbſt, iſt das ſicherſte Studium der Menſchenkunde. Denn

wenn um unſern entfeſſelten Buſen
der ſüſſe Wahnſinn ſpielt,

und

und längſt überſtandene Leiden uns noch einmal rühren, längſt entflohene Entzückungen uns noch einmal erheitern, dann enthüllt ſich uns ſo manches geheime Motiv unſers Benehmens, deſſen Daſeyn wir gar nicht vermutheten oder uns doch ſorgfältig verbargen; dann lernen wir über manche Handlung erröthen, die lauten Beifall fand, auf manche ſtolz ſeyn, die man verſpottete; dann ſehen wir unſere Schwächen und unſere ſtarken Seiten deutlich und unparteiiſch: und wenn uns das nicht zu vernünftigen, ſelbſtſtändigen, rechtſchaffenen Männern macht, ſo ſind wir auf immer dazu verdorben.

Die Garderobe.

Außerordentlich wird dies Lebensſtudium dadurch erleichtert, wenn man ſich kleine Denkmäler aus jeder Periode zurücklegt. Auch ein Tagebuch iſt recht hübſch und gar berühmte Männer haben es empfohlen: aber es iſt doch ſo manches dabey, das mir nicht gefällt. Denn voraus geſetzt, daß man die gewöhnlichen Schickſale geſchriebener Heimlichkeiten vergäße, — und das muß man eigentlich nicht; — ſo fängt man doch unbemerkt beym Schreiben an, ſich für ſich ſelbſt zu putzen. Hier läßt man einen weſentlichen Umſtand weg, weil — man ihn gern vergeſſen möchte; dort fehlt einem der Ausdruck für ſeine Empfindungen: man künſtelt ſo lange, bis — man ſich ſelbſt belogen hat. Zudem verlieren wir, wenn wir die Sachen einmal von *einer* Seite dargeſtellt haben, nur zu leicht die Freiheit

heit ſie auch von einer andern zu betrach[illegible] und — und — Kurz, ein Band, ein Knopf, ein Meſſerchen iſt mir lieber als die beredteſten Selbſtgeſtändniſſe. Auch vertreten ſie recht gut die Stelle derſelben, denn die Phantaſie iſt eine ſo geſchickte Künſtlerin, daß ſie ſich mehr als eine Welt in einer Nußſchaale erbaut, und doch noch Raum behält, ihr Weſen darin zu treiben.

Ich kannte einen Mann, der ſein ganzes Leben auf lauter Papierſchnitzchen voll hieroglyphiſcher Kritzeleien, aufbewahrte und in denſelben die Fortſchritte ſeines Geiſtes und die kleinen Weltgeſchichten der Leidenſchaften ſo gut ſtudirte, wie man die groſſe aus Medaillenſammlungen lernen kann. Ich bin aber ſo glücklich, noch intereſſantere Denkmäler zu beſitzen, nehmlich wenigſtens einen Theil von jeder Kleidung, die ich je gehabt habe, die Matroſenjacke, in der ich den erſten Stock beſchritt, mit eingerechnet. Wie viel Vergnügen, wie viel heilſame Lehren geben ſie mir nicht. Freilich würde mancher bedenklich den Kopf ſchütteln, wenn er mich vor den abgenutzten Zeugſtücken nachdenkend daſtehen, bald lächeln, bald traurige Minen machen ſähe: aber — es iſt damit, wie mit der Malerei und allen Dingen in der Welt. Man muß Sinn dafür haben, ſonſt ſieht man in dem ſchönſten Gemälde nur ein Blatt mit bunten Farben.

Mir ſind dieſe unſcheinbaren Kleidungsſtücke eine Art von Hausgötter, die mich ſchon von mancher Thorheit abgewandt haben. In jenem rothen Rocke machte ich z. B. einſt den Liebhaber. Den Handſchuh, der aus der linken Taſche hervorblickt, ſtahl ich einem ſehr reizenden Mädchen: ich ſah ihn lange für ein Heiligthum, die Schöne für eine Göttin an. Ich hätte die eine Hälfte meines Lebens hingegeben, um ſie wäh-

während der andern zu beſitzen; ich hätte [illegible] mein Glück, meine Ruhe, meine Freunde, alles, alles aufopfern mögen. Sie ward verheurathet, und — eine untreue zänkiſche Gattin, eine liebloſe Mutter, eine lüderliche Hausfrau. Erſchien mir hernach wieder irgendwo eine Göttin, flugs gieng ich zu meinem rothen Rocke, wiederholte meine alten Empfindungen und ſammelte Beſonnenheit, mich an der Wohlgeſtalt des Mädchens zu ergötzen, ohne ſeiner mit Leidenſchaft zu begehren.

Als ich mir dort den blauen Rock mit den ſilbernen Schleifen machen ließ, da war Welt und Nachwelt mein. Kein Lorbeer hieng ſo hoch, daß ich ihn nicht einſt ablangen zu können glaubte; kein Unrecht, das ich nicht Kraft empfand, zu ſteuern. — Ich bezog in ihm die Univerſität.

In jenem ſandgrauen machte ich den erſten Curſum in der Freundſchaft, und in jenem Huſarenpelze den zweiten. Der Hieb über den rechten Arm des letzten und die großen Blutflecken ſind mir ſehr bedeutende Hieroglyphen, aber — ich wende gewöhnlich die linke Seite nach vorne, um nicht Menſchenhaß aus meinem Heiligthume mit zu nehmen.

In dem feinen grünen Frack, der am Ellenbogen faſt ganz durchgerieben iſt und drey Viertheile ſeines ſeidenen Futters verloren hat, machte ich Gönnern meine Aufwartung. Es verſteht ſich, daß er neu war als ich damit anfieng, und da er beinah in Lumpen zerfiel, beſtellte ich mir jenen ſchlichten weiſſen Surtout und beſchloß von meiner Arbeit zu leben. Dieſer iſt mir der liebſte. Doch genug, damit ich nicht meinen übrigen Abſchnitten vorgreiſe.

Bildung eines Schwärmers.

Die Natur gab mir eine lebhafte Phantaſie und äußerſt reizbare Nerven, alſo die entſchiedenſte Anlage zur Schwärmerei jeder Art, und meine Erziehung war darnach eingerichtet, ſie auszubilden. Ohne Geſpielen wuchs ich in einer einſamen romantiſchen Gegend auf; meine einzige Geſellſchaft faſt war mein Vater, der auch zugleich meinen Lehrer machte; und welch einen Lehrer! Ohne Rouſſeau geleſen, vielleicht ohne ſich ein beſtimmtes Syſtem der Erziehung gebildet zu haben, befolgte er die meiſten Lehren des Genfer Weiſen, bloß weil ſein unbefangener Verſtand ihn jedesmal im vorliegenden Fall das Beſte erkennen ließ. So bald ich leſen konnte, beſtand mein Unterricht faſt nur in Lektüre und Geſprächen bey einſamen Spaziergängen: aber es verſteht ſich, daß ich nichts las, als was er

ſelbſt

ſelbſt mir gab. Geſchichte, Naturgeſchichte, alles wo Bücher aushelfen konnten, ſtudirte ich allein: nichts hinderte mich alſo, alles in die Farbe meiner Phantaſie zu kleiden; nichts ſtörte meinen Ideengang und mein Geiſt brauchte ſich nicht in die Feſſel eines fremden zu ſchmiegen. So bald ich die Schriftzüge malen konnte, mußte ich täglich niederſchreiben was ich gelernt hatte und was ich darüber dachte: das gewöhnte mich frühe, nicht bloße Sachen und Namen aufzufangen, ſondern über jeden Gegenſtand zu räſonniren. Man ſieht, daß mein Geiſt Selbſtſtändigkeit erlangen mußte, da er ſo früh in Thätigkeit geſetzt ward, und daß ich, faſt ganz von fremden Einflüſſen abgeſchnitten, wohl gezwungen war einen eignen beſtimmten Charakter anzunehmen. Mein Vater hatte den Grundſatz, die Freiheit jedes ſelbſtſtändigen Weſens zu ehren, und für ein ſolches erkannte er jeden, der Gründe, wären es auch die ſchiefeſten, für ſeine Ent-

ſchlüſſe

ſchlüſſe angeben konnte. Kein Befehl alſo ergieng an mich; zu allem was ich thun ſollte, ward ich durch Ueberzeugung, daß es gut ſey, bewegen; und wenn ich dieſe nicht faßte, ſo ließ er mich lieber irren und durch die Folgen zurecht geleitet werden, als durch ein Verbot, das ſchmerzliche Gefühl der Unterwürfigkeit in meiner Seele zu erregen. Der entſchiedenſte Zug in meinem Charakter ward daher das leidenſchaftliche Bedürfniß der Unabhängigkeit, und dieſes iſt mir ſo natürlich geworden, daß ich in ſpätern Jahren mehr als einmal lieber die glänzendſten Ausſichten aufgab, als daß ich ſie durch Feſſel erkauft hätte.

Ich glaube nicht, daß man dieſe Folgen meiner Erziehung für ſehr nachtheilig halten wird: aber ſie hatte andere, die mir wenigſtens ſehr oft den bitterſten Mismuth verurſachten. Da ich nehmlich einſam erwuchs, da meine Phantaſie ungehindert ihr romantiſches Gewebe über jeden Gegenſtand werfen konnte, ſah ich alles in einem ganz andern Lichte als die übrigen Menſchen, berechnete alle Verhältniſſe nach einem idealiſchen großen Maaßſtabe und lebte ſo in einer eigenen, von der wirklichen ſehr verſchiedenen Welt. Die ungewöhnlichſten Ideen waren mir alltäglich, und Gegenſtände, die andere kaum des Bemerkens werth hielten, ſetzten mich in das lebhafteſte Feuer. Oft daher, wenn ich etwas ganz natürliches geſagt oder gethan zu haben glaubte, ſah ich die Gegenwärtigen ſich mit großen Augen anſehn, dann mich befremdet betrachten und ſich endlich zuflüſtern: „er will ein Sonderling ſeyn.“ — Ich war es würklich, obgleich ich es nicht ſeyn wollte. Dieſes Urtheil, das ich mir zuzog ſobald ich den Mund öfnete, that mir weh. Ich zog mich daher immer mehr von den Menſchen zurück, verbarg meine Gedanken, oder ſprach, wenn ich mußte, nur nach, was andere geſagt hatten: das Platteſte war mir das Liebſte dann, denn ſo war ich gewiß mich von neun Zehntheilen in der Geſellſchaft nicht auszuzeichnen. Um nicht ſonderbar zu ſcheinen, ward ich langweilig und damit man mich nicht einen Phantaſten nennete, gab ich mir Mühe ein Flachkopf zu ſcheinen. In meinem Innern wüthete dafür das Feuer der Phantaſie und Reizbarkeit um ſo heftiger und ich ward immer mehr, was ich nicht ſcheinen wollte: ein Sonderling und ein Schwärmer.

Dieſe Folgen, die faſt jeder, der in der Einſamkeit erzogen ward, mehr oder weniger fühlt, werden bei einer öffentlichen Erziehung vermieden. In Schulen finden im Kleinen alle die Verhältniſſe der erwachſenen Menſchen und ihrer Gewerbe ſtatt, und bey dem allgemeinen Zuſammenſtoßen der Ideen und den Anforderungen, werden die Charaktere und die Denkungsarten ſo polirt, daß ſie alle einander ähnlich werden. Schulen ſind daher eine ſehr gute Bildungsanſtalt guter ruhiger Bürger, die wie eine Heerde zuſammenhalten, denken, was die Mode will, und leiden, was man befiehlt. — Nur wenige retten ihre Individualität aus dem Conflikt: daher die Legion charakterloſer in allen Städten.

Freundſchaft.

Bey lebhaftem Gefühl und Empfänglichkeit für alle Eindrücke, bey der Verſchloſſenheit zu der die Menſchen mich zwangen, fühlte ich ſehr früh das Bedürfniß einen Freund zu haben, dem ich meine Empfindungen mittheilen, dem ich mich als das was ich wirklich war, zeigen konnte: aber lange wünſchte ich mir ihn vergeblich, denn den Sonderling mochte man wohl einmal belauſchen, um hernach über ihn zu ſpotten, aber ſich anzuſchließen an ihn, vermied man ſorgfältig, und den langweiligen Verſchloſſenen ließ man kommen und gehn, ohne ihn ſehr zu bemerken. Einſt, da ich wieder meine Gewohnheit heiter war, hatte ich meine Meinung über eine Sache geſagt, die mich lebhaft intereſſirte. Alles erhob ſich wider mich, wie gewöhnlich: der eine erklärte meine Aeußerung für übertrieben, der andere für verſchroben, der dritte begnügte ſich ſpöttiſch zu lächeln. Mit Bitterkeit im Herzen ſchwieg ich, da ich dießmal gewiß wußte, daß mein Urtheil richtig war und verwünſchte den Einfall, etwas zu ſagen, als plötzlich ein kleiner lebhafter Menſch, den ich nie vorher geſehn hatte, meine Parthie ergriff, und meine Behauptung ſo nachdrücklich verfocht, daß die Gegner ſie endlich für wahr anerkennen mußten. Ich ſelbſt ſtand während des Streits völlig ſtumm da, als wenn er mich gar nicht betroffen hätte, aber da er geendigt war, ſuchte ich meinem Vertheidiger näher zu kommen. Ich dankte ihm für die Mühe, die er ſich gegeben hatte, ich war ſeit langer Zeit zum erſtenmale wieder geſprächig; er hatte Verſtand und Gutmüthigkeit genug, mir meine Sonderbarkeiten zu verzeihen; wir gewannen einander lieb und nie hat ein Zwiſt meines Carls — denn er war es, — Freundſchaft für mich unterbrochen. Sie war unerſchütterlich, denn ſie gründete ſich auf — die Ungleichheit unſerer Charaktere.

Wie nemlich die eheliche Verbindung auf die Verſchiedenheit der Geſchlechter, muß ſich die freundſchaftliche, wenn ſie dauern ſoll, auf die Verſchiedenheit des Charakters gründen. Zween Menſchen von gleicher Lebhaftigkeit oder Langſamkeit, von gleichen Talenten, alſo auch von gleichen Anſprüchen, können einander hochſchäzen, können ſogar freundlich eine Zeitlang neben einander ihre Straße hinwandeln, aber bald müſſen Colliſionen entſtehen, die ſie in Nebenbuhler, endlich in Feinde verwandeln. Dies iſt in jeder Rückſicht ſo wahre, daß vielleicht nie zween gleichgroße Helden oder Philoſophen, zween Dichter einer Gattung u. ſ. w. aufrichtige Freunde geweſen ſind, — ſo wenig als zween nebeneinander wohnende Gaſtwirthe, Müller ꝛc. es ſind. Das menſchliche Herz iſt ſich in jeder Lage gleich. — Nur nach entgegengeſezten Grundſätzen dürfen Freunde nicht handeln.

Carl war ein vortreflicher Geſchäftsmann; Ich war nur in der Ideenwelt zu Hauſe. Sein Blick war im gewöhnlichen Leben helle und ſein Verſtand durchdringend; ich war in allem blind, das nicht die Phantaſie intereſſirte, oder Spekulationen erforderte; aber dafür war ich ihm an Kenntniſſen und Nachdenken überlegen. Er wußte genau, wie der Brauch heiſche, daß man ſpreche und thue: ich dagegen zeigte ihm, wie man eigentlich reden und thun ſollte. Er war mein Führer, er handelte für mich und ich — dachte zuweilen für ihn. Oft, wenn er mich wegen eines begangenen Verſehens ausgeſcholten hatte, endigte ſich unſer Geſpräch damit, daß ich ihn auf ein Vorurtheil, dem er anhing, aufmerkſam machte. Wir erkannten unſere gegenſeitigen Ueberlegenheiten an, ſchätzten ſie hoch und liebten uns herzlich. Freilich gründete auch dieſe Freundſchaft ſich auf — Eigenliebe, aber ſie war dennoch ſo treu und feſt, daß Carl einſt ohne Bedenken Freiheit und Leben wagte, mir das meinige zu erhalten. Der Leſer wird ihm Hochachtung zollen, wenn er im folgenden Abſatz den Vorgang lieſt.

Das Wort.

Nichts würdigt den Menſchen ſo tief herab, nichts macht ihn der grauſamſten und verabſcheuungswürdigſten Verfahrungsart fähiger, als das böſe Gewiſſen, das geheime Bewuſtſeyn einer Schuld, die man nicht gut machen will und deren Strafe man gleichwohl fürchtet. — Ihr Völker bittet den Himmel, daß er euren Regenten vor dieſem Unglück, mehr als vor jedem andern, bewahre!

Die Kaiſerin Eliſabeth trug es einſt, und ihr Reich ſeufzete tief unter der Laſt deſſelben. Eine geheime Verſchwörung hatte ſie bekanntlich auf den Thron geſezt und ſie gebrauchte ihre Macht ſogleich dazu, das halbjährige Kind, das ihr Vorgänger war, mit ſeinen Eltern von einer Feſtung zur andern ſchleppen zu laſſen: in jeder wuchs das Elend der Armen; in jeder wurden ſie härter behandelt, als in der vorigen geſchehen war, aber das beruhigte ihre unverſöhnliche Feindin nicht. Mit ängſtlichen Blicken ſah ſie immer noch nach dem Kerker hin, in dem die Elenden ſchmachteten und um alles Mitleid der Unterthanen, zu deren Beherrſcherin ſie ſich eigenmächtig erklärt hatte, unſchädlich zu machen, ſezte ſie ein geheimes Inquiſitions-Tribunal ein, das jeden Verdacht eines Vergehens unerbittlich mit dem Tode beſtrafte. Spione aller Klaſſen gingen aus über die weiten Grenzen des ruſſiſchen Reichs. Im Zirkel ſeiner Familie ward der Hausvater belauſcht; der Prediger ſprach ſich auf der Kanzel das Todesurtheil, und durch die ſtrengeſte, mistrauiſcheſte Vorſicht, konnte man ſich nicht ſicher ſtellen. Ein Betrunkener, ein Boshafter, der ſich beleidigt glaubte, rief das Wort, d. hieß, ſprach die Anklage-Formel, in der man beſchuldigt wurde, die Kaiſerin, den Staat oder die Religion geſchmäht ſchmähe zu haben, und man ward ſogleich mit dem Ankläger arretirt, und nach Petersburg gebracht. Dort verhörte man nicht etwa genau, und forderte Beweiſe: nein! man knutete den Angeber, und wenn er nach einer beſtimmten Anzahl von Streichen bey ſeiner Ausſage blieb, ſo konnte nichts den Beſchuldigten von dem Schickſal retten, ſeinen Geiſt unter der Knute aufgeben zu müſſen. So verfuhr man zu Petersburg in der Mitte des 18ten Jahrhunderts! Unzählige Unſchuldige wurden das Opfer der Gewiſſensangſt, welche die Fürſtin peinigte. Wenige wurden durch die Reue des Klägers gerettet, und kehrten zitternd, ohne allen Erſatz als den Tod ihres Feindes, in ihre Heimath zurück. Es iſt mehr als einmal der Fall geweſen, daß Bettler wegen eines verſagten Almoſens, Bediente wegen ertheilten Abſchiedes, Diebe bey verdienter Beſtrafung aus Rache das Wort über einen Unſchuldigen rieſen und ihn dem Tode überlieferten, wenn ſie boshafte Standhaftigkeit genug hatten, die Knute zu ertragen.

In dem Gebiete des Gutes auf dem ich lebte, ſtand eine Compagnie Infanterie in Quartier, und die Officiere deſſelben waren, wie es in Liefland gebräuchlich iſt, faſt tägliche Gäſte auf dem Hofe. Ein junger Lieutenant gefiel mir vorzüglich wegen ſeiner Heiterkeit und ſeiner Wißbegierde. Er war wenig unterrichtet, und ich fand Vergnügen darin, ihm meine Kenntniſſe mitzutheilen: aber bald machte meine Freundſchaft ihn unverſchämt und zudringlich. Ich war nicht nur zu keiner Tagesſtunde mehr vor ſeinen Beſuchen ſicher, ſondern er erlaubte ſich auch ein ſolches Betragen, daß ich ihn endlich erſuchen muſte, mich ſeiner Geſellſchaft zu überheben. Er ſchwor ſich zu rächen und eilte nach Riga, mich als Staatsverbrecher anzuklagen. Zufällig ſah Carl ihn aus dem Hauſe des Gouverneurs

mit

mit Wache herauskommen, und erfuhr, daß ein Commando abgeſandt werden ſolle, mich zu arretiren. Er warf ſich ſogleich in einen Wagen und eilte hinaus zu mir. Wie ein Donnerſchlag aus heiterm Himmel traf mich die Nachricht, die mich aus allen Verbindungen, aus meinem Vaterlande, und Julie, aus deinen Armen auf immer reißen ſollte. Wir waren ſeit drei Monaten verſprochen, und in wenigen Wochen ſollten wir verbunden werden: ach! nur ſie war mein Gedanke bey der furchtbaren Bothſchaft! Ehe ich mich faſſen, ehe ich meinem Carl danken konnte, zwang er mich ſchon in ſein Fahrzeug zu ſteigen, und auf einem Abwege nach Riga zu eilen. Er blieb zurück, um meine Sachen in Ordnung zu bringen, aber — noch hörte er meinen Wagen raſſeln, als die Todesboten auf den Hof traten. Entdeckte man meine Flucht, ſetzte man mir nach, ſo war ich ohne Rettung verloren. Die Freundſchaft gab ihm eine Liſt ein, bey der er ſein Leben gewiſſermaßen preis gab, um das meinige zu retten. Glücklicherweiſe war meine Flucht ſo eilig geweſen, daß meine Bedienten ſie nicht bemerkt hatten. Sie zeigten der Wache mein Zimmer und zogen ſich furchtſam zurück, indeß jene hereindrang und Carl, der in meinem Schlafrock da ſaß, ſtatt meiner, ohne zu ſprechen, ergriffen, in die Kibitka warfen und abführten. Zu Riga ward er mit dem Ankläger nach den Gebrauch confrontirt, der ſogleich den Irrthum anzeigte. Carl erklärte; daß er ſich der ruſſiſchen Wache nicht habe verſtändlich machen können, und daß ich ohne Zweifel noch zu Hauſe wäre. Man ſandte ſogleich ein zweites Commando ab und ſezte, ſo bald dieſes einen Vorſprung von einigen Stunden hatte, meinen Freund in Freiheit. Sein erſtes Geſchäfte war die Poſt zu beſtellen und ſein zweites in den Gaſthof zu eilen, wo ich ſeiner, nach unſerer Verabredung, verkleidet wartete, und wo er meine angebetete Julie ſchon

in

in meinen Armen antraf. Ehe die Nachricht meiner Entweichung zurückkam, war ich über die Gränze gelangt. In vier und zwanzig Stunden hatte mich das Schicksal aus dem Schooß meiner Familie und meines Vaterlandes geſprengt, mich meines Vermögens und was unendlich koſtbarer war, meines Freundes und meiner Geliebten beraubt, grade da beide mir am theuerſten geworden waren. Er hatte mir ja eben das Leben gerettet, und ſie, — unter heiſſem Erröthen und Thränen der Verzweiflung, hatte mir in den Augenblick der ewigen Trennung geſtanden, daß ſie die Frucht unſerer ungeduldigen Liebe unter dem Herzen fühle! — Und ich mußte ſie, vielleicht der lebenslänglichen Schande zurücklaſſen! —

Mit faſt gebrochnem Herzen irrte ich hülflos und arm in die Welt hinaus, erreichte, da die rußiſche Armee damals grade Preußen beſetzt hielt,

hielt, durch einen Umweg Hamburg, und ſchifte mich dort nach England ein, wo ich Dienſte nahm und nach Amerika gieng. Was ich auf dieſer Seite des Ozeans verloren hatte, konnte mir auf der andern nicht erſetzt werden. In Amerika's Wüſten, bey nächtlichem Wachen und im Getümmel der Schlacht, überall, ihr theuren Zurückgebliebenen, begleitete mich euer Bild! Wie viele Thränen der Sehnſucht, wie viele Seufzer entlockte es mir! — Ich ſoll euch wiederſehn — aber was ich euch izt weihen kann, iſt leider nur ein ärmlicher Reſt eines vergebens durchſeufzten Lebens! —

Curland.

Es geht mir mit meinem Gedächtniß, wie es einſt Münchhauſens Poſtillon mit ſeinem Poſthorne gieng. An einem heitern Wintermorgen wollte der Mann den Deſſauer Marſch blaſen. Der Hauch ſchlüpfte hinein, aber keine Töne floſſen heraus: es war ſo kalt, daß ſie und ſogar die Pauſen, darin gefroren. Kaum aber hieng das Inſtrument im Wirthshauſe am warmen Ofen, ſo ſchmolzen ſie und der Marſch ſtrömte nach dem richtigſten Takte heraus. — So wie ich Liefland — theures Land! — näher komme, erwachen tauſend und aber tauſend Erinnerungen, die dreißig Jahre hindurch in meiner Seele ſchliefen. Ich ſeh

im Siegel beider Phantaſie'n
verſchönt von ihrem Zauberlicht,
die längſt verwehte Roſe blühn
und — fühle ihre Dornen nicht!

Aus

Aus jedem Buſch tanzt mir, wie eine Dryade, eine Jugendfreude entgegen; um jeden Baumwipfel flattert ein Jugendtraum. — Es iſt nichts! Ich weilte nie in dieſen Gegenden: aber doch glaube ich jeden Augenblick den Schauplatz irgend einer freudigen Scene aus den Morgenſtunden meines Lebens zu ſehn! Grade ſolch ein Raſen war es, auf dem ich mich einſt als Knabe wälzte. O, da iſt auch der Bach, durch den ich mir mit glatten Steinen eine Furth bahnte. Wie glücklich bin ich wieder in meiner Matroſenjacke! Aber der Weg krümmt ſich und — ich bin Jüngling. Da ſteht eine Eiche, ganz gleich jener — es iſt dieſelbe! ruft die Phantaſie; — unter der ich einſt in einer herbſtlichen Vollmondnacht bey Julien mich ſo ſelig fühlte. Ich ſtand an ihren Buſen gelehnt, ich lauſchte ſtill auf das Klopfen ihres liebevollen Herzens, indeß Blick und Phantaſie durch das

dunkdünkle Laubdach in den blauen Himmel und zum ſilbernen Mond hinauf drang.

Halt, Poſtillon! Ich muß heraus; muß ihn wieder betreten, den ſeligen Platz! Ein dunkles Gefühl treibt mich an, Julien zu ſehen. — Ich ſtehe unter dem Baume, ich blicke zum Himmel auf: — mir iſt, als müßte ich Julien über das verſäumte Rendesvous Vorwürfe machen. Ja, ſpricht endlich die Vernunft, der Himmel iſt noch blau; der Baum iſt dickbelaubt und ſchattend wie jener, — aber doch iſt alles verändert. Auch Julie iſt nicht mehr was ſie war, und du — was biſt du geworden? Ihr eilenden Jahre, wie grauſam raubt ihr uns unſer Selbſt. Die Natur iſt immer noch reizend, ſie wird es ſeyn, auch wann der Wind ſchon über mein Grab hinſäuſelt und meinen Staub auf der Wieſe herumſtreut. Alle Quellen des Glücks rinnen noch, ſie werden es ewig thun: aber die Fähigkeit aus ihnen zu ſchöpfen iſt dahin!

Traurig ſchleich' ich wieder in meinen Wagen und hülle mich in meinen Reiſemantel. Fahr zu, Schwager!

H. in Curland.

Am Eingange dieſes Oertchens trat eine reellere Erinnerung vor meine Seele. Auf meiner Flucht aus dem Vaterlande war ich hier einen Tag liegen geblieben, um die nähere Bekanntſchaft eines jungen Mannes zu machen, der ſich meiner Hochachtung und meines Herzens im erſten Augenblicke bemächtigte.

„Nein, ſagte er, als ich eben in die Stube des Verwalters trat; behalten Sie Ihr Geld! Das Mädchen iſt unſchuldig. Ich will ſie retten und ſollte es mir mein Glück auf Lebenslang koſten." —

Es war eine rührende Geſchichte! Ein junger Burſche hatte um ein Mädchen geworben und der Verwalter hatte ihm mit einem peremtoriſchen Nein geantwortet, weil — weil — doch wiſſen Tyrannen immer, wenn ſie Menſchen unglücklich machen, ein warum? zu beantworten. Er hatte das Mädchen bedroht, wenn ſie nicht ihrem Geliebten entſagen würde; ſie hatte mit dem Muth verzweifelter Liebe geſagt: ſie könne nicht gehorchen. Er ließ ſie peitſchen, und ſchluchzend äußerte ſie, er werde ſeine Grauſamkeit bedauren. Sie hatte, wie ſichs hernach auswies, einen Selbſtmord beabſichtigt und geglaubt — arme Seele! das werde Reue bey ihm erwecken. Sie iſt ſo ſüß, die Vorſtellung ſanfter Leidenden, bedauert, vom Bedrücker bedauert zu werden! —

Am Abend deſſelben Tages brach auf dem Herrenhofe ein Feuer aus, und der Viehſtall, die Scheuren, faſt alle Wirthſchaftsgebäude lagen in der Aſche. Sogleich ward die Drohung des Mädchens aufgenommen; ſie ſollte die Mordbrennerin ſeyn. Sie ward eingezogen und ein Proceß begann, der ſie aufs Schaffott und ihren Körper auf den Scheiterhaufen bringen ſollte.

In dieſer Zeit kam grade der junge K. — hier an. Er ſollte die Tochter des reichen Verwalters heirathen und ward zu dem Ende als Advokat angeſtellt. Sein erſtes Probeſtück ſollte die Vertheidigung der angeblichen Mordbrennerin ſeyn. Der Verwalter glaubte ſeine Sache in den ſicherſten Händen. Sein künftiger Schwiegerſohn, glaubte er, würde den Umſtand nicht rügen, daß er ſelbſt an dem Abende jenes Tages berauſcht und mit brennender Pfeife in den Ställen herumgegangen ſey: er irrte ſich. Kaum hatte K. die Akten geleſen, ſo ſtand er als der unerſchütterlichſte Vertheidiger der Unſchuld da.

„Aber bedenken Sie,“ ſagte der Verwalter, „wird das Mädchen freigeſprochen, ſo muß ich alles bezahlen. Ich bin ein ruinirter Mann und Ihre Mitgabe iſt verloren.“ Das Mädchen iſt aber unſchuldig, rief der edle Jüngling und ſchlug voll Eifers auf den Tiſch. Selbſt die Richter fanden die goldnen Gründe des Verwalters wichtig: umſonſt! Mit unwiderſtehlicher Beredſamkeit rang K— für Unſchuld und Recht. Er ſtellte es ſo einleuchtend dar, man mußte es wider Willen erkennen. In wenigen Tagen ſollte das Urtheil gefällt werden: es war ſchon ſo gut als entſchieden, daß das Mädchen frei geſprochen und K— ſo arm als er gekommen war, und ohne Braut, ſeinen Stab weiter ſetzen würde.“

„Edler, vortreflicher Mann! rief ich aus, indem ich ihm um den Hals fiel. Seelen, wie die Ihrige, ſandte der Himmel den armen Leidenden als Schutzengel herab. Laſſen Sie mich in Ihre Hand den Schwur thun, Ihnen nachzuahmen. Sie in Curland, ich — wohin mich das Schickſal wirft: wo wir ſeyn mögen, überall müſſe der Unterdrückte in uns einen Vertheidiger, die Unſchuld einen Retter finden!“ Wir ſchworen den Bundeseid; in Hamburg erhielt ich folgendes Billet.

„Ihnen darf ich's geſtehen, daß ich mit „Stolz die Feder ergreife, um Ihnen zu melden, „daß die arme Marie geſtern freigeſprochen „ward. Zum Erſatz für ihre Leiden hab' ich „den Gutsbeſitzer überredet, ſie ihrem Liebhaber „zu überlaſſen. Der Verwalter hat mir das „Haus verboten. Ich gehe nach Mitau zurück: „können Sie Sich denken mit welchen Gefühlen, — o, ſo brauch ich Sie nicht an Ihren „Schwur zu erinnern.“ —

Wie werd ich vor ihm erſcheinen? ſagte ich zu mir ſelbſt. Wie hab ich das edle Gelübde ge-

hal-

halten? Zwar — wo ich die Unſchuld leiden ſah, rechtete ich für ſie, — aber wie kraftlos oft, und wie vergeblich! — Thut nichts! Doch muß ich ihn wiederſehn. Aber wo und was mag er izt ſeyn! Ein Mann von ſeinen Talenten, ſeinen Kenntniſſen muß, trotz aller Feinde in dreißig Jahren die höchſten Ehrenſtellen erklimmt haben. —

Kennen Sie keinen Juſtizrath K — ? fragte ich den Gaſtwirth in Mitau. Er ſah mich verwundrungsvoll an. Nun denn, einen Hofrath K — ? Er ſchüttelte den Kopf. — Aber einen Advokaten doch, der ſo heißt, fragte ich, ganz kleinlaut. Er hatte den Namen nie gehört. Wohl möglich, daß ſeine Talente ihm ſchon längſt in irgend einer Hauptſtadt einen glänzendern Schauplatz eröfnet haben, dachte ich.

Advokat K — ? ſagte ein ehrlicher Schuſter, der hinter dem Tiſche ſaß. So hieß ja der arme Teufel aus Riga, der ſich vor vier Jahren in meinem Hauſe erſchoß und deſſen beide Kinder hier bettelten. —

K — —.

Bey meinen Leſerinnen wenigſtens bedarf ich keiner Entſchuldigung darüber, daß meine erſte Erkundigung in Riga Julien betraf; die zweite galt meinen Karl, aber die dritte, nicht die kälteſte, war nach meinen edeln ſchwärmeriſchen Freund. Was ich erfuhr, will ich hier außer der Ordnung herſetzen, um den traurigen Gegenſtand dann auf immer verlaſſen zu können. Seine Geſchichte ſtehe hier dem brauſenden Jüngling zur Warnung, der im Gefühl ſeiner guten Sache vergißt, daß ſchlechte Menſchen nur zu oft auch mächtige ſind: ſie lehre ihn Vorſicht. Sie

Sie ſtehe hier, an Verworfenen Gerechtigkeit zu üben: — zu nennen brauche ich ſie nicht, ganz Liefland kennet ſie. Möge dieſe Publicität ihrer Schändlichkeit ein Brandmal ſeyn, das bis in ihre Seele dringt.

K — — verließ Curland bald nach Endigung jenes Proceſſes. In Liefland ward er nacheinander Hofmeiſter in verſchiedenen adlichen Häuſern. Ueberall ließ man ſeinen Talenten und Kenntniſſen Gerechtigkeit widerfahren, und überall ſuchte man bald, ſeiner los zu werden, was ſich leicht erklären läßt. Den Mann von einer gewiſſen Stätigkeit und Energie des Charakters, betrachten gewöhnliche Menſchen wie ſie einen Löwen anſehn. Sie ſtaunen ihn in der Entfernung an, bewundern ihn allenfalls; aber in ſeiner Nachbarſchaft hauſen mögen ſie nicht. Das pelfernde Schooßhündchen, das ſich wedelnd und leckend jedem ihrer Winke ſchmiegt, iſt ihnen ein lieberer Genoſſe. Noch acht Jahr nach K — —'s Tode ſprach ein alter Edelmann mit heftiger Bitterkeit von ihm, der die Kühnheit gehabt hatte, ſeine Bauren bei ihm zu vertreten und ſich gewiſſen gewaltthätigen Maaßregeln gradezu zu widerſetzen.

Endlich ward K — — Advokat in einer kleinen Kreisſtadt und heirathete. Seinen Grundſätzen ſtrenge treu, übernahm er nie eine Sache, die er nicht für gerecht erkannte: aber in der Regel werden nur ungerechte Proceſſe reichlich bezahlt, weil nur Reiche dergleichen unternehmen. K — — blieb arm. Die Richter urtheilten nach andern Grundſätzen, und einſt, da er eine unverkennbar gerechte Sache verloren, trotz ſeiner Anſtrengung und feurigen Beredſamkeit verloren hatte, warf er ihnen gradezu ihre Parteilichkeit und Unwiſſenheit vor. Sie nahmen ihm die Erlaubniß zu advociren; ſie

ſie erhoben einen Injurienproceß gegen ihn und unterſagten ihm, die Stadt zu verlaſſen. In dieſer Lage brachte er ein halbes Jahr mit Elend ringend zu und begrub während deſſen ſeine Gattin, die der Kummer wahrſcheinlich tödtete. Lebhaftes Mitgefühl bey fremden Leiden, und väterliche Sorge für ſeine Kinder, gaben ihm endlich einen Plan ein, der ihn vollends ins Unglück ſtürzete.

Ein junger Edelmann, der letzte Stämmling einer reichen Familie, hatte ſich auf der Jagd erſchoſſen und ſeine Güter giengen an entfernte Verwandte über. Unter dieſen war ein alterndes Mädchen, dem eine anſehnliche Summe zufiel, das aber ihr Mangel an Geiſt und Bildung in die Gewalt ihrer habgierigen Verwandten lieferte. Sie ward für blödſinnig erklärt und in ſtrenger Eingeſchloſſenheit gehalten, damit ſich nie ein Bräutigam fände, der die Auszahlung ihrer Erbpertion fordern konnte. K — — hörte von ihr, und mit fremden Elend bekannt werden und es lindern wollen, war immer eins bey ſeinem reizbaren Herzen. Er beſchloß, die Arme zu retten; aber das konnte er nur als Gatte, und das Glück ſeiner Kinder gab ihm den Entſchluß, es zu werden.

Er hält in dieſer Abſicht mehreremale um die Erlaubniß an, die Stadt gegen Caution auf einige Wochen zu verlaſſen. Man würdigt ihn keiner Antwort und er geht fort. Bey einem Beſuche auf dem Gute, wo jenes Fräulein ſich aufhalten mußte, gelingt es ihm ſie kennen zu lernen. Er trägt ſich ihr an und findet günſtige Aufnahme. Er bewirbt ſich bei den Verwandten und wird mit kaltem Spott abgewieſen. Er ſchreibt und droht die Rechte ſeiner Braut geltend zu machen. „Man würde ſchon Mittel finden, beiden die Heyrathsluſt zu vertreiben,“ war die Ant-

Antwort, die ihm durch einen Zwiſchenmann zugetheilt ward. Nun reiſet er hin, um ſich die Einwilligung des Mädchens zum Prozeß zu verſchaffen. Er langt in der Nacht an und eine Frau, die im Hauſe bekannt war, ſucht durchs Fenſter mit der Eingeſperrten zu ſprechen. Es entſteht Lärm. K — — und ſeine Begleiterinn werden eine Meile weit davon, durch die Bedienten des Edelmanns eingeholt, auf ſeinen Befehl gebunden, mit Fußblöcken belegt und mehrere Tage lang gefangen gehalten. — Was erlaubte ſich ein adlicher Staatsbürger vor zehn Jahren in Liefland gegen den Bürgerlichen! —

Endlich reiſt der Baron von M — — nach der Kreisſtadt und läßt die angeblichen Verbrecher auf einem Karren gebunden nachführen. Wie dieſe endlich anlangen, ſizt er eben am Lhombre-Tiſch mit den zukünftigen Richtern, denſelben, die den Injurienprozeß gegen K — — führten:

ten: aber die Partie wird ſogleich aufgehoben, um des köſtlichen Schauſpiels der adelichen Allgewalt zu genieſſen. Man eilt auf die Gaſſe, der Karren muß halten und mit teufliſchem Jubel werden die Unglücklichen dem Hohn des Pöbels ausgeſezt. Einem ſolchen Feſte mußte keine Freude fehlen: auch leerten die Herren denſelben Abend auf Koſten des Klägers 21 Flaſchen Champagner.

Nach vierzehn widerrechtlich im Criminal-Gefängniß durchſchmachteten Tagen wird K — vor das Gericht geführt. Sich ſeiner guten Sache bewußt, tritt er unerſchrocken auf, aber — von dem ganzen Vorgange wird nichts erwähnt. Wie er ſich unterſtehen konnte, ohne Erlaubniß die Stadt zu verlaſſen, iſt der ganze Vorwurf, und ohne ihm Zeit zur Erklärung zu geben, wird er wieder abgeführt.

Immer

Immer noch fühlte man, daß man nicht Anlaß genug hatte, ihn zu verderben, und das ſollte doch durchaus geſchehen: bald fand ſich ein Werkzeug, das der Meiſter würdig war. Ein Menſch, dem der ehrliche K — — ehemals ein Fortkommen verſchaft hatte, beſucht ihn im Kerker, beklagt ihn theilnehmend und reizt ihn dadurch zum Erguß ſeiner Empfindungen. Mit dem Ueberſtrömen des Hochgefühls, nach langem Elend wieder einen Freund gefunden zu haben, ſchüttet K — — ſeinen ganzen Schmerz gegen ihn aus, und dieſer geht ſogleich hin, eidlich zu erhärten, daß er das Gericht aufs entſezlichſte geſchmäht habe. O mein biederer, offener Freund! das war ſicher der härteſte Schlag für dein Herz!

Nun endlich konnte man K — — dem Fiskal übergeben, und bald fiel das Urtheil. Ich weiß den Inhalt deſſelben nicht, aber wie ungerecht und hart es geweſen ſeyn muß, zeigt der Umſtand,

daß

daß ein oberes Gericht es ſogleich aufhob, dem untern einen bittern Verweis gab, und K — — in Freiheit ſetzen ließ. Die beiden Tribunäle geriethen darüber ſelbſt in einen Proceß, den der Senat dahin entſchied, daß die Glieder des untern perſönlich in der Gouvernements-Stadt erſcheinen und dem obern Abbitte thun mußten. Aber — als Pilatus und Herodes ſich verſöhnten, ward die Unſchuld ans Kreuz geheftet. K — — s, des armen K — — s Sache ward niedergeſchlagen, und er als ein unruhiger Kopf aus dem Reiche geſchafft.

Ausgeſtoßen aus einem Lande, dem er die beſten Jahre ſeines Lebens gewidmet hatte, ausgeſtoßen in einem Alter, da ſeine Kräfte, ſein Geiſt ſinken mußten, wären ſie auch nicht ohnehin durch ſo mannigfaches Elend, durch Kummer aller Art gebrochen worden; — ſeine Kinder um ihn her, die nach Bildung, nach Glück zu

ihm

ihm empor ſahen und ach! nicht Brod vermochte er ihnen zu geben! — Wer verdenkt es ihm, daß ihm die Laſt des Lebens zu ſchwer dünkte und daß er ſeine letzten Kräfte ſammlete, um es abzuſchütteln? Aber ſeine Kinder, — verlaſſen, verwaiſet — doch Waiſen finden vielleicht, was man den Kindern eines noch wandelnden Unglücklichen verſagt: mitleidige Unterſtützung. Vielleicht konnte das durch ſeinen Tod erregte Aufſehn ſogar ihr Glück begründen. — Eh' er ſich erſchoß, ſchrieb er einen Zettel, in dem er ſeinen Leib der Erde, ſeine Seele der Hölle; — ſeine Kinder dem Erbarmen des Herzogs vermachte."

Wo ſind die Pfade, die nicht das Elend ſo oft ſchon betrat, daß ſie alltägliche Heerſtraßen wurden! Man fand die fürchterlichen, verzweiflungsvollen und doch ſo rührenden Worte des Billets ſehr verbraucht und abgeſchmackt. Seine ganze Frucht war ein ſchaales Bonmot *) und das Hohnlächeln ſeiner Feinde. Er ward hinter dem Zaun des Gottesackers vom Henker eingeſcharrt: — doch, doch bin ich zu ſeinem Grabe gewallfahrtet. O mein hingeſchiedener Freund! Sah dein verklärter Geiſt die Zähren, die mir dein Loos erpreßten? Wenige Menſchen, ſehr wenige begannen die Bahn der Thätigkeit mit ſo heiligen, ſo edlen Entſchlüſſen als du! Wenige wurden, wie du ausgerüſtet mit hoher Kraft und hohem Muth zum Wirken für Wahrheit und für Recht! — O möchte keinem derſelben mehr das Ziel geſteckt ſeyn, das deine Laufbahn ſchloß! — Anmerkungen erwarte der Leſer nicht. Es gnügt an der einzigen, — daß dieſe Geſchichte nicht Fiktion iſt.

---

*) Ein Prediger ſoll dem Herzoge das Billet mit der herzloſen Plattitude übergeben haben: — ſeine Miterben hätten das Ihrige ſchon in Empfang genommen, und der Fürſt ſchenkte den Kindern einige Dukaten. Ich kann die Wahrheit dieſer Sage indeß nicht verbürgen.

Schwärmerei.

„Ihr K — — ſo empörend auch das Unrecht iſt, das ihm widerfuhr, war doch immer — nur ein Schwärmer.“ Nur ein Schwärmer? Soll das wirklich ein Vorwurf ſeyn? Ja, er war Schwärmer, ich geſtehe es, aber — er und überhaupt die Klaſſe von Menſchen, die man im gemeinen Leben Schwärmer nennt, ſind mir zu nahe verwandt, als daß ich nicht verſuchen ſollte, ihre Sache zu führen.

Seitdem es Philoſophen gegeben hat; das heißt, Leute, die unumſtößlich bewieſen haben, daß ſchwarz ſchwarz und weiß weiß ſey, und wiederum, daß ſchwarz nicht weiß und weiß nicht ſchwarz ſey, und abermal, daß — man es doch ſo eigentlich nicht wiſſen könne; — ſeitdem es Philoſophen gegeben hat, ſage ich, haben ſie nichts ſo eifrig, ſo ſchwärmeriſch verfolgt, als — die Schwärmerei. Sie ſoll die Quelle alles Uebels, aller Irrthümer, aller Unglücksfälle, der ſchwärzeſten Unthaten ſeyn, welche die Weltgeſchichte beflecken. Was, ſagte mir der gelehrte — —, bewog Paris Helenen zu entführen? Schwärmeriſche Liebe. Was ſchlachtete Griechen und Trojaner zehn Jahr lang unter Iliums Mauern? Schwärmeriſcher Ehrgeiz. Was hat alle die blutigen Religionskriege entzündet? Was bewog Alexander, Karl den Zwölften und alle phantaſtiſchen Eroberer, die Erde mit Blutſtrömen zu überſchwemmen? Was mordete Cäſar, Heinrich den Vierten, Guſtav den Dritten?

Richtig, das that die Schwärmerei. Aber — was verzehrete Troja? Das Feuer. Was Jeruſalem, Palmyra, Rom, Conſtantinopel und kürzlich Copenhagen? Was hat unzähligen Millionen

lionen ſchon Haab' und Hütte geraubt? Was verwandelte Huß und Tauſende von Märtyrern in Aſche? Was verwundete noch geſtern die Hand meiner lieben Sophie, daß ſie laut aufſchrie? Feuer, Feuer, alles that das Feuer! O könnten wir es ganz vertilgen, ſo wären wir doch ſicher, daß es uns nie aus unſeren Wohnungen verjagte; ruhig könnten wir in denſelben — erfrieren.

Werden Sie nicht unwillig, mein Herr, denn meine Apoſtrophe iſt ſo bündig und gründlich als die Ihrige. Trotz allem Böſen, was man mit Recht von der Schwärmerei geſagt hat, und trotz der Lehre, die der weltweiſe Horaz ſeinen Schülern ruft: Nil admirari! — (ein köſtlicher Rath für jeden, der ſchon vierzig oder funfzig Jahr admirirt hat, und nun dem Spiel der Welt im Lehnſtuhle zuſehen will! —) ruf' ich doch von ganzem Herzen: „Gott ſey Dank!

Ihre Bemühungen werden die Schwärmerei nie ausrotten! Sie iſt zu innig mit der Natur des Menſchen verwebt, um vernichtet zu werden.“ Aber ehe wir unterſuchen können, wer von uns Recht hat, müſſen wir beſtimmen, wer ein Schwärmer, und was Schwärmerei ſey. Mir ſcheint

Einen Menſchen der reizbar genug iſt, von irgend einem Gegenſtande ſo lebhaft gerührt zu werden, daß er den Werth deſſelben nicht mehr gehörig ſchätzen kann, daß er ihm einen zu groſſen Glanz, übertriebene Größe und Wichtigkeit beilegt, und ſich endlich durch ſeinen Irrthum zu Thaten hinreißen läßt, die mit der Sache ſelbſt nicht mehr in Verhältniß ſtehn, einen ſolchen Menſchen nennen wir einen Schwärmer; ſeine Reizbarkeit, ſein gereizter Zuſtand und ſein Irrthum machen die Schwärmerei ſelbſt aus.

Iſt dieſe Erklärung richtig — und das wird man hoffentlich zugeben, — ſo ſagen Sie mir doch, meine kaltblütigen Herren, wer von Ihnen iſt kein Schwärmer? Sie etwa, mein Herr, der Sie Ihre Geſundheit und Ihre Ruhe aufopfern, um den Ruhm eines tiefdenkenden Weiſen zu erlangen? Oder Sie, der Sie allem Genuſſe des Lebens entſagen, um Ihren Kindern etwas nachzulaſſen, wovon ſie — ſchwelgen können? Oder Sie, der Sie Ihr Leben, vielleicht Ihre Ehre aufs Spiel ſetzen, um einen Titel, oder ein höheres Amt, oder ein Band zu erlangen? Sie alle, Sie ſchwärmen, ſo kaltblütig Sie ſeyn mögen. Doch das macht die Sache der Schwärmerei nicht gut: es verſchlimmert ſie im Gegentheil. Aber laſſen Sie uns weiter gehn.

Alle groſe Gelehrten, alle groſe Künſtler, die etwas Außerordentliches in ihrem Fache leiſteten: hielten ſie es nicht für das wichtigſte, für den Mittelpunkt, aus dem Licht, Veredelung und Glück ausſtrömte? Sie ſchwärmten, aber ſo mußte es ſeyn, denn wer würde etwas zum Zweck ſeines Lebens wählen, was er für geringfügig anſähe. „Aber der Grad!“ Richtig, der verſchiedene Grad macht den Unterſchied zwiſchen dem Blödſinnigen, dem gewöhnlichen Menſchen, dem großen Manne und dem Raſenden. Alle Religionsſtifter, vom iſraelitiſchen Weiſen bis auf Zinzendorf, alle Reformatoren vom Lykurg bis auf Peter den Großen; alle Verfechter des Vaterlandes vom Codrus bis zu Koſciusko: unterſuchen Sie ihre Handlungsweiſe genau, ohne vorgefaßtes Urtheil, und ſagen ſie dann, ob ſie nicht ſchwärmten, dieſer für Freiheit, jener für Bildung ꝛc.?

Was Großes iſt geſchehn, das nicht ein Schwärmer that?

Ja,

Ja, Schwärmerei, dir gebühren die Altäre, die man dem Genie, der Tugend, dem Patriotismus errichtet. Ohne dich exiſtirten ſie alle nicht, denn nur du giebſt Kraft und Muth zu allen! Dir verdankt die Menſchheit die Männer auf die ſie ſtolz iſt; dir jeder Einzelne das Glück, das er genoß. Was macht die Seligkeit des Kindesalters, die wir ſo oft beneiden? Das Kind ſchwärmt in allem: daher beglückt es ein Ball, ein Apfel. — Schwärmerei öfnet dem Jünglinge die Quellen der Wonne, die ihm aus der Liebe und der Freundſchaft ſtrömen. Sie ſtählt die Bruſt des Mannes zu Thaten der Unſterblichkeit, und wenn der Greis lächelt, ſo geſchieht es, weil ein rückkehrender Stral ihrer Glorie ihm die Welt noch auf einen Augenblick übergüldete.

O daß mir nie, nie liebliche Göttin, dein Schimmer erlöſche! Kalte gefühlloſe Weisheit gönn' ich jedem, der ihrer begehrt. Mein ſey

es

es — von Gefühlen getäuſcht, zu Thaten geſpannt werden zu können, zu denen ſich nie der kalte Egoismus aufzuſchwingen vermag! —

Olai's Poſtirung.

Vaterland! Vaterland! O wer deutet mir den Zauber, der in dieſem Worte, dieſem Begriffe liegt! Keine Fußbreite des Landes, deſſen Gränze ich eben betrat, gehört mir; ich kann mich nicht mehr zu den Bürgern deſſelben rechnen; ich habe vielleicht keinen einzigen Freund, keine einzige Freundin mehr in dieſem Lande, die ſeit zehn Jahren einen Gedanken an mich gehabt hätten, und doch — doch ſchlug mein Herz ſo gewaltig, als ich über ſeine Gränze fuhr; doch ſchien mir jedes Lüſtchen mit balſamiſchem Hauche ein Willkommen entgegen zu liſpeln!

Die

Die Gegend iſt nicht ſchön; eine Viertelſtunde von hier in Curland war ſie viel reizender: — aber das Gras, das Laub ſcheint mir ein ſanfteres Grün, den Himmel eine ſchönere Bläue zu ſchmücken. Die Meiſe zwitſchert mir hier lieblicher als die Nachtigall in dem Gehölze flötete, durch das ich vor einer Stunde fuhr; und die Menſchen — ich habe in meinem Leben keinen Gruß ſo freundlich und tief erwiedert, als den mir jener Bettler, der erſte Liefländer, den ich hier erblickte, bot. Umarmen möchte ich jeden, der mir begegnet! Ja, mein Vaterland! Ich bin dein Sohn und werth es zu ſeyn: ich liebe dich! — Patria ubique bene! Ein ſtattlicher Spruch, aber wer zuerſt ihn drehte, belog ſein Herz, oder er hatte keins. Ich weiß die hochmüthigen Gründe alle, durch die man ihn rechtfertigt: aber ihr Weiſen, die ihr euren kalten Athem über den Strom, Empfindung, haucht, bis er zu Eis erſtarrt, — (das ſey der natürliche Zuſtand des Elements, beweiſet ihr dann und vergeßt, daß es in ſeinem vorigen etwas viel nützlicheres war) — ſagt mir, o ſagt: War Laura mehr Weib als alle Millionen ihrer Zeitgenoſſinnen, und doch — wie wahr iſt der unübertrefliche Ausruf ihres Verehrers:

Sola par Donna a me!

Ja Liefland! Mein Herz ruft in jedem Klopfen dir zu: Sola tu sei Contade a me!

Die Ankunft.

Müde durch die Nachtwache, zu der mich der ſchlechte Weg zwang, und durch den Sturm der Empfindungen, mit denen ich mich zuerſt wieder in Lieflands Grenzen geſehn hatte, ſchlief ich faſt ſo bald ein, als ich wieder im Wagen ſaß. Ein heftiges Rütteln weckte mich nach zwo Stunden.

Ich fuhr auf: wir raſſelten über Steinpflaſter hin; wir waren in der Vorſtadt Riga. Meine erſte Bewegung war, die Fenſter nieder zu laſſen, die Nachtmütze abzunehmen und den Hut aufzuſetzen. Du könnteſt einem Bekannten begegnen, flüſterte die Phantaſie, und ich griff an die Mütze. „Einem Bekannten?" ſpöttelte die Vernunft. „Laß ſitzen." Doch, ſagte die Hoffnung, unmöglich iſt es ja nicht. „Unmöglich gewiß, daß er dich wieder erkenne, erwiederte die Vernunft; und du läufſt Gefahren deine Viſiten mit einem tüchtigen Schnupfen zu machen." Die Vernunft hatte Recht wie immer, aber ſie iſt nur Miniſter, und jene Schmeichlerinnen ſind Favoriten. Ich ſetzte den Hut auf, ließ die Fenſter nieder und ſetzte mich in die Lage, alles beobachten zu können, denn mir war, als könnte ich ſonſt das Willkommen eines Erwartenden verfehlen. Ich ſtarrete rechts hinaus; — links — nichts! Keinen Baum, kein Haus,

keine

keine Straße ſogar kannte ich mehr. Keine Stadt faſt geſtaltet ſich ſo ſchnell und ſo mannigfach um, und wenige wachſen ſo ſchnell, als Riga durch ſeinen Handel. Kein Wunder alſo, daß ich nach fünf und dreißig Jahren ſie nicht mehr erkannte. Die Vorſtädte waren während dieſer Zeit zum wenigſten um die Hälfte ihrer vorigen Ausdehnung vorgerückt, wo vormals elende Hütten ſtanden, ſtrotzten iezt zierliche und große Häuſer, wo vordem Feld oder Sandebene war, prangten izt künſtliche Gärten. Alles war prächtiger, moderner, ſchöner geworden: — Nein, häßlicher ſagte mein Gefühl. Ich war nicht gekommen, um eine ſchöne Stadt zu ſehen, ſondern die alte, in der ich ſo glücklich geweſen war.

Ich betrachtete die Menſchen. Ja, was ich ſonſt geſehen hatte, ſah ich auch izt, aber welch ein Unterſchied. Gaſſenbuben ſpielten am

Thore,

Thore, vielleicht die Enkel derer, die vor fünf und dreißig Jahren meinem eilenden Poſtwagen nachgejubelt hatten. Artige Damen in flatternde Shawls gehüllt, fuhren und giengen vorüber: ſie waren mir fremd. In meiner Jugend trug man hier weder Shawls noch flatterndes Haar, noch blitzende Hüte. Beſcheidene Mäntelchen, Dormeuſen, Kopfzeuge, höchſtens ein Papillon waren damals zu ſehen. Die Frauenzimmer hatten verloren. — Stutzer tändelten trallernd vorüber, wie vormals. Old — rief ich einem zu, der grade ſo den Stock in der Luft kreiſen ließ und über die Straße tanzte, als jener, den ich ſo oft belacht hatte. — Er ſtaunte mich an, und tanzte fort. Ach, es waren Menſchen genug da, völlig gleich jenen, die in meiner Jugend hier ihr Weſen geſpielt hatten, aber ich gehörte nicht mehr zu ihnen. Ich war in meiner Vaterſtadt, aber nicht mehr zu Hauſe. Hundertmal hatte ich mir geſagt, daß es ſo ſeyn würde, und doch erfüllte es mich mit dem bittern Gefühle getäuſchter Erwartung. Ich ſchmiegte mich in die Ecke des Wagens zurück und ſezte traurig meine Nachtmütze wieder auf. Der Stutzer hatte mich an meine Glatze erinnert.

Das Hotel.

Und wo wollen Sie abſteigen? fragte der Officier, der meinen Paß unterſucht hatte.

„Im goldnen —.“ Wo iſt das? „Am Paradeplatze.“ Da ſteht nur das Petersburger Hotel. „Nun gut, dort.“

Der Wagen hielt. Ich ſtieg aus. Der Paradeplatz war da, aber alles andre war umgeſchaffen. Das kleine unanſehnliche Wirthshaus war ein Palais geworden; die hölzernen

Häuſ-

Häuschen, die es vormals umgaben, waren verſchwunden, und ein großer freier Platz dehnte ſich zwiſchen demſelben und dem Schloſſe gegenüber aus. Was ich fühlte bey dieſer Verſchönerung, war keines Spazierganges, viel weniger einer Reiſe von zweihundert Meilen werth. Es wird ſchon beſſer werden, dacht ich und gieng die Treppe hinauf.

Ich bedaure, rief mir der feiſte Gaſtwirth, der mir entgegen ſtampfte, zu; alles iſt beſetzt. Nur ein einziges Zimmer parterre iſt noch übrig. Aber es iſt nicht ſehr elegant — „Thut nichts, ſagte ich, führen ſie mich nur hin.“ Es war vielleicht vormals das Prunkzimmer des Beſitzers geweſen, und ſo hält man es izt allenfalls noch für gut genug: es war das einzige im Hauſe, das man nicht verändert hatte. Ich ſah mich um: Auch die Möbel waren aus meiner Jugend, denn, was vom alten Hausrath noch brauchbar geweſen war, hatte man hierher geſchafft. Ein großer Spiegel mit gläſernem Rahmen, ein paar Tiſche von Eichenholz, ein Bett mit einem kleinen halbrunden Himmel, der an die Wand genagelt war, und von dem Gardinen von verſchoſſenem grünen Damaſt herabfloſſen; ein Canapee. — Wie klopfte mir das Herz! In einer Ecke ſtand ein runder Armſtuhl, ganz gleich jenem, auf dem ich einſt Julien beym Abſchied auf den Knien hatte; — vielleicht derſelbe! Doch ſchon ein Jugendfreund! rief ich aus, und warf mich hinein: — aber mein Jugendfreund hatte gealtert, wie ich: er brach unter mir zuſammen. Ein ſchlimmes Omen, ſeufzte ich! Sie ſetzten ſich zu derbe auf, ſagte der Gaſtwirth lächelnd, indem er ſich bemühte, ſeinen Wanſt zuſammen zu drücken, um mir aufzuhelfen. — „Setzen Sie ihn auf die Rechnung,“ entgegnete ich mürriſch.

Penſylvanien.

Johann! rief der Wirth zur Thür hinaus, bring einen andern Stuhl und trag die Stücke weg. — „Nicht doch," rief ich ſchnell. Und was wollen Sie mit den Trümmern machen. „Mich erinnern — Gleichviel, ich bezahle ſie und ſo ſind ſie mein. Sehen Sie ſie an, als wenn ſie zu meinem Reiſegeräthe gehören."

Der Wirth betrachtete mich mit merklichem Kopfſchütteln. Auf ſeinem Geſichte ſtand deutlich: das iſt mir ein wunderlicher Kauz. — Um Verzeihung, ſind Sie nicht ein Engländer? ſagte der Wirth. „Als wenn ein Liefländer nicht empf — einen zerbrochenen Stuhl kaufen könnte." Alſo aus Liefland! Und von wo kommen Sie gegenwärtig, wenn ich fragen darf? „Aus Penſylvanien." Er beſann ſich lange. Liegt das Gut nicht an der litthauiſchen Gränze? — Nicht ſehr nahe, antwortete ich verdrüßlich. Er gieng.

Der Spaziergang.

Ich hatte kaum drei Minuten, nachdem der Wirth hinaus gegangen war, auf dem neuen Stuhle geſeſſen und das Hausgeräthe umher betrachtet, ſo kehrte mit Heftigkeit das Gefühl zurück: ich bin in Riga! In Riga! O, wer nicht empfindet, wie harmoniſch, wie rührend der Name der Vaterſtadt klingt, wie ſelig die Empfindung iſt, ſich wieder in ihrem Bezirke zu ſehn, der muß ſie nie mit dem Gedanken: auf immer! verlaſſen haben.

Ich ſprang auf, rief meinen Bedienten, der noch mit Ordnen meines Gepäckes beſchäftigt

tigt war, und befahl ihm, mir die neuſte, die eleganteſte Uniform zu reichen.

Mein Jakob iſt der fertigſte Kammerdiener, den ein Fürſt mit verdorbenem Magen wünſchen kann: er ſchien mir unerträglich langſam. Endlich war ich fertig. Ich ſchnallte das Wehrgehänge um, drückte den Hut in die Augen und trat ans Fenſter. Glänzende Kutſchen und ſchwerbepackte Laſtwagen rollten vorüber. Mädchen und Weiber und Männer riefen ihre Waaren aus. Stutzer, Damen und Laſtträger wandelten unter einander. Hier ſtießen ſie ſich, dort jagte ein Reuter die Fußgänger über die Gaſſe. Alles eilte und eilte und eilte, in Schlangenlinien dahin, denn rechts und links mußte man bald einem ſtattlichen Bauche, der auf die Gerichtsſtube wallte, bald einem Karren ausweichen. Alles ſchien von einem Sturm von Thätigkeit herum getrieben zu werden. Ich allein hatte nichts hier zu thun, ich allein war hier überflüſſig, ſo daß ich auf der Stelle wieder hätte zurückkehren können, ohne daß jemand meine Anweſenheit oder mein Fortgehen bemerkt hätte.

Nein, ſagte ich zu mir ſelbſt; izt will ich nicht ſpazieren: in dem Gedränge iſt das Gefühl meiner Einſamkeit gar zu ſchmerzhaft. Keiner einzigen Betrachtung könnte ich mich überlaſſen; jede würde durch einen Ellenbogenſtoß oder etwas Schlimmeres zerriſſen werden. Am Abend, wenn alles der Früchte ſeiner Thätigkeit genießt, der Tagelöhner zu ſeiner halbnakten Familie, die Reichen zu ihren dampfenden Schüſſeln geeilt ſind; oder wenn die Damen, die den Sonnenbrand fürchten, die Abendkühle herauslockt, ſie auf der Brücke oder im kaiſerlichen Garten den Sommerabend verſchönern und alles mit gemächlichern Schritten und zahmer einher wandelt; oder wenn die Nacht Ruhe und Stille über die

Gaſ-

Gaſſen verbreitet, alle Gegenſtände halb in ihren Mantel verhüllt und der Phantaſie Raum läßt, ihre Zaubergebilde zu ſchaffen, dann, dann — das iſt die Zeit, in der man eine Stadt wiederſehn muß, in der man niemand Liebes zu begegnen hoffen darf, als Rückerinnerungen, die wie Geſpenſter unvermuthet vor die Seele treten. Dann zeigt die Wirklichkeit ihre traurige Geſtalt nicht, und die Welt iſt ſo ſchön als meine Laune erlaubt. Ich hieng meinen Hut ruhig wieder hin, ließ mir den Caffee bringen und erwartete den Abend, um vor allen Dingen zuerſt die Dünabrücke, einſt meinen liebſten Spaziergang, gemächlicher wieder zu beſehn, als es aus dem Wagen geſchehen konnte.

Der Dünaſtrom.

Vielleicht giebt es kein zweites Volk auf der Erde, das weniger Vorliebe, ja, das ſogar ſo entſchiedene Verachtung gegen ſein Vaterland hat, als die Liefländer. Ich weiß die Urſache davon wohl: es iſt nur dem Namen nach ein Vaterland; es iſt nur das Land, in welchem ſie ſklaviſch gehorchen oder deſpotiſiren. Seine Bewohner bilden nicht eine Nation: jeder Stand faſt iſt eine andere. Die Bürger und der Adel ſind Teutſche: die Armee und die meiſten Civilbeamte ſind Ruſſen oder haben doch ruſſiſche Weiſe und Denkungsart angenommen; die Bauern ſind Letten. Es herrſcht ſo wenig Gemeinſchaft unter dieſen verſchiedenen Klaſſen, daß es viele Glieder der einen giebt, welche die Sprache der andern beiden nicht verſtehn. Der kleine Abſtand, der ſich in andern Ländern zwiſchen den ver-

ſchie-

ſchiedenen Ständen findet, iſt hier die Kluft von einem Volke zum andern. Kein Gemeingeiſt alſo, keine gegenſeitige Anhänglichkeit. Jeder iſt nur für ſich beſorgt, höchſtens für ſeinen Stand: was mit den andern vorgeht, iſt einem jeden völlig gleichgültig. Doch — abrenuntio! —

Am ſonderbarſten zeigt ſich dieſe Stimmung durch Herabſetzung alles deſſen, was Liefland hat oder hervorbringt. Nach den Geſprächen, die man in den meiſten Geſellſchaften hört, iſt kein Land in Europa, das nicht ſchöner, merkwürdiger, beſſer wäre, als Liefland. Fremde zwar finden es umgekehrt und wenige, die dort einmal ſich etablirt haben, wünſchen ſich ins Vaterland zurück. Junge Liefländer hingegen, die außerhalb Landes ſind, denken nur mit Widerwillen daran, daß ſie einſt zurückkehren müſſen, und iſt es geſchehen, ſo vergehen Jahre, ehe ſie aufhören, aber die Glückſeligkeit zu deklamiren, die ſie hier vergeblich ſuchen müßten. Finden bereiſete Edelleute ja hier noch etwas vorzüglich, ſo iſt es — die Leibeigenheit, und Kaufleute den Struſenhandel.

Dieſe Gleichgültigkeit hat ſich ſogar auf die Naturſchönheiten ausgedehnt. Es giebt bezaubernde Gegenden in Liefland, deren Namen man kaum kennt. Freilich ſind ſie nicht ſo häufig als in der Schweiz oder in Italien: aber um deſto höher ſollte man ſie ſchätzen. Jedes andere Land, ſelbſt das langweilige flache Seeland, hat Gegenden, auf die man Reiſende aufmerkſam macht, und die einen Ruf erlangt haben: aber die entzückenden Environs von Cremonen, von Wenden u. ſ. w. ſind den meiſten Liefländern ſelbſt faſt unbekannt. Sie laſſen ſich nicht eine weite Reiſe bis an den Rhein verdrüßen, um ſchöne Natur zu ſehn, aber eine Fahrt von acht oder zehn Meilen iſt ihnen eine zu beſchwerliche Mühſeligkeit, wenn nichts als die Anſicht einer vaterländiſchen Gegend der Zweck derſelben ſeyn ſoll.

Die Gegend um Riga ſelbſt iſt unangenehm; faſt nichts als eine Sandebene, aber ſie umſchließt doch einen wirklich prachtvollen Gegenſtand: die majeſtätiſche Düna. Eine Viertelſtunde breit, wälzt dieſe ihre ungeheure Waſſermaſſe grade von Oſten nach Weſten zwiſchen den nahen Mauern der Stadt und einer zierlich gebauten Vorſtadt hin, und breitet am Sommerabende, wenn die Sonne in ſie hinab zu tauchen ſcheint, vor den Augen der, auf ihrem Rücken Luſtwandelnden, eine immer breiter und breiter werdende feurige Fläche aus, die das Auge nicht überſehn und nicht verlaſſen kann. An dem einen Ufer ruht, wie geſagt, die Stadt ſelbſt, die ſich mit ihren altmodiſchen Thürmen und Wällen in der Flut ſpiegelt; an dem andern dehnen ſich am Ende der Vorſtadt lange und gutgebauete Magazine aus, mit den Schätzen gefüllt, welche die Fremdlinge aus allen Gegenden Europens herbeilocken, und die aus Pohlen und Curland auf dem wohlthätigen Fluſſe herzugeführt wurden. In ſeinem Schooße wimmeln Schiffe aus zwanzig Häven; dies fliegt mit ausgeſpannten Segeln den Strom hinauf, jenes läßt ſich langſam von den Wogen hinabtragen. Hunderte von Kähnen eilen unermüdet von einem Ufer zum andern, und mitten innen reizen die pohlniſchen Struſen mit ihrer bizarren Geſtalt die Neugier des Fremden: platte Schiffe, die ein ordentliches gewölbtes Dach von Binſenmatten haben, in jedem Frühjahr mit der Schneeflut den Strom herabſteigen, aber wegen der Waſſerfälle in demſelben nicht wieder zurückkehren können. Sie haben ihre Beſtimmung als Schiffe erfüllt, wenn ſie Riga erreichten und werden hier gewöhnlich zerhauen und als Brennholz verkauft. —

Eine

Eine Brücke, die ihrer Bauart nach wohl wenig gleiche in Europa haben möchte, liegt vor der Stadt über den Strom hingeſpreitet. Sie ruht weder auf Pfeilern noch Schiffen, ſondern liegt flach auf dem Waſſer und iſt ſo breit, daß drei Wagen neben einander hinfahren können und doch die Fußgänger zu ihrer Sicherheit keines Geländers bedürfen. An beiden Seiten lagen ſonſt ihrer ganzen Länge nach, Schiffe, nahmen ſo mit der größeſten Bequemlichkeit ihre Ladung ein und bildeten zugleich eine reizende Promenade. Gewinnſucht und Unwiſſenheit aber haben den ſchönen Strom ſo ſehr verdorben, daß izt nur an wenigen Stellen und zwar nur kleine Schiffe noch an die Brücke anlegen können.

Ein luſtiger Projektmacher ſchlug nehmlich der vorigen Kaiſerin vor, durch Dämme das jährliche Austreten der Düna zu verhindern und

ihr

ihr Bette noch tiefer zu machen, als es war. Sein Plan ward angenommen, aber ſey es nun Unwiſſenheit oder Betrügerei geweſen, genug, die Dämme wurden ſo angelegt, daß ſie, wie Unterrichtete behaupten, ſchlechterdings nicht widerſtehen konnten. Jährlich zerſprengte der gewaltige Drang des Waſſers ſeine Feſſel, jährlich mußten alſo wieder neue Arbeit und neue Summen darauf gewandt werden: aber das weggeworfene Geld war nicht der größeſte Verluſt. Der Sand, mit dem man die Dämme gefüllt hatte, bildete mitten im Strome Inſeln, die unaufhörlich wachſen und das Bette ſo ſeichte machen, daß in vierzig oder funfzig Jahren vielleicht kein Schiff mehr zur Stadt wird herauf fahren können. Selbſt unter der Brücke liegt ein ſolcher Holm und man hat ihr einen Höcker machen müſſen. In ihrer Mitte iſt ein erhabener Theil, der auf Pfählen ruht und ſo über **Weismanns** Naſe hinwegführt: denn die-

ſen

ſen Namen ertheilte der Pöbelwiz der Inſel, nach ihrem angeblichen Urheber.

Doch, wo bin ich hingerathen? Ich wollte von Naturſcenen ſprechen und ſtoße auf menſchliche Thorheit und Verderbniß. Warum müſſen dieſe aber auch alles vergiften? —

So bald der Winterfroſt ernſthaft wird, verändert ſich das ganze Schauſpiel, das die Düna darbot. Die Schiffe und Kähne und Struſen verſchwinden, ſelbſt die Brücke wird in einen Arm des Stromes in Sicherheit gebracht, und eine einzige Nacht reicht zuweilen hin, den flüſſigen Abgrund mit einer ſichern Decke zu belegen und den Strom in ein weites langes Thal zu verwandeln. Wo acht Monata hindurch Schiffe ſegelten, tummeln ſich während der übrigen vier, leichte Schlitten herum, und wo der auswärtige Seehandel vorher tauſend Segel ausſpannte, ordnet der innere Landhandel jezt ſeine

Fuh-

Fuhren. Hundert Wege gehen in allen Richtungen von einem Ufer zum andern, und der hochliegende Schnee raubt einem vollends ganz das Bild des Stromes, den man vielleicht noch eine Woche vorher bewunderte.

Am prachtvolleſten erſcheint die Düna, wenn ſie im Frühjahre, von den ungeheuren Schneemaſſen, die in Pohlens Wäldern ſchmelzen, angeſchwellt, die Feſſel des Winters zerſprengt und die Trummer derſelben hoch über ihre Ufer empor trägt: ein jährlich wiederkehrendes Schauſpiel, das man, wie ich glaube, ohne Bedenken den Gletſchern der Schweiz und dem Rheinfall an die Seite ſetzen kann.

Einige Tage vorher pflegt die Ebene, die der Strom bildet, an einigen Stellen mit Waſſer bedeckt zu werden, das von den Ufern hinabfließt. An manchen Orten, vielleicht wo Quellen die verſteckten Wogen unruhiger machen, wird

wird die Eisdecke allmälig durchlöchert und die Wege, die ſich auf derſelben durchkreuzen, werden ſchon hin und wieder von Seen unterbrochen: aber das hemmt die Thätigkeit nicht. Noch plätſchert man mit Schlitten durch das Waſſer, denn der Boden iſt noch feſt, und wo er weicht, legt man Bretter über und fährt und reutet und geht eine Handbreit vom unvermeidlichen Tode, beherzt und gedankenlos hin. Endlich warnet unterbrochenes Krachen des platzenden Eiſes die Menſchen, ſich zu entfernen; die Schollen ſteigen ſchon hier und dort empor und ſchieben ſich zu Hügeln zuſammen: doch — wie kühn iſt der furchtſamſte Menſch oft aus bloßer Gedankenloſigkeit, Gewohnheit und Gewinnſucht. Um dieſe Zeit iſt in der Stadt alles theurer als ſonſt, daher wimmeln grade jezt die Landleute des jenſeitigen Ufers am ämſigſten mit Viktualien herüber, und Wachen müſſen ausgeſtellt werden, um die Unbeſonnenen, die keinen Werth auf ihr Leben zu ſetzen ſcheinen, zurück zu halten.

Sollte man es glauben, daß dieſe Wachen den Habgierigen furchtbarer ſind, als der drohende Abgrund? Und doch iſt es ſo. Mehr als einmal ſah' ich Menſchen eine Stunde damit zubringen, daß ſie, um das andre Ufer zu erreichen, von Scholle zu Scholle hüpften: — manche derſelben ward unmittelbar hinter ihnen fortgeſchoben, manche ſank, indem ſie den Fuß von ihr zurückzogen: aber ſie hüpften fort. Nun ſind ſie am Ufer und die Policeibeamten ſtehen auf demſelben und ſchwenken ſchon die Stöcke, um ſie für ihre Kühnheit zu beſtrafen. Sie ſtehen einen Augenblick ſtille, beſinnen ſich: plötzlich kehren ſie um und bieten noch einmal dem Tode Trotz, um dem Stocke zu entgehn. Wahrlich, einer ſolchen Inkonſequenz iſt der Menſch nur da fähig, wo Despotismus und Elend ihn ſich ſelbſt und ſein Daſeyn zu verachten zwang. —

End-

„Endlich berſtet, gewöhnlich mit einem fürchterlichen Knalle, die ganze ungeheure Eisdecke; der furchtbare Strom, der ſo lange den Blicken verſchwunden war und ungeſehn ſeine Fluten ins Meer rollte, bricht unaufhaltſam wieder hervor, verſchlingt ſeine Ufer und führt majeſtätiſch und langſam ein unzählbares Heer großer und kleiner Eisinſeln dahin. Manche derſelben haben eine halbe Viertelſtunde im Umfange. Oft ſtoßen ſie an einander, zertrümmern oder ſchieben ſich in ungeheure Berge zuſammen. Dann verſtopfen ſie den Ausfluß, und in wenig Minuten iſt alles Meer, ſo weit man ſehen kann. Ueberall blicken Dächer, oft nur Schornſteine von Häuſern aus der allgemeinen Verwüſtung hervor. Manches Gebäude der jenſeitigen Vorſtadt wird vom gewaltigen Andrange der Eisſchollen zerſchnitten und ſtürzt zuſammen, manches aufgehoben und weit von da wieder niedergeſetzt. Oft ſieht man mitten im Strome Häuſer dem Meere entgegen getragen werden, die ſchon zwanzig oder dreißig Meilen weit ſo fortſchwammen. Man hört zuweilen noch Hähne auf den Dächern angſtvoll krähen, Hunde aus den Dachfenſtern um Rettung winſeln und bellen, ja zuweilen Menſchen Sterbelieder ſingen. Retten — Höchſt ſelten wagt jemand einen Verſuch dazu, und noch ſeltener gelingt er, denn welches Boot würde das Drängen der Eisſchollen nicht augenblicklich zermalmen. — Ein Dichter, der die Schrecken der Sündflut malen wollte, könnte hier am Ufer der Düna majeſtätiſch-ſchreckliche Züge in Menge ſammeln. —

Das rechte Ufer des Stroms bietet ein froheres Schauſpiel dar. Zwar ſchlingt ſich die Flut, wie ein mächtiger Arm, um die Mauern der Stadt und donnert und toſt an die verſchloſſenen und verſchütteten Thore; zwar geht man in den Gaſſen zwölf Fuß tiefer als das Waſſer drauſ-

ſen

ſen ſteht; zwar ſteigt es beinah bis zu den Schießſcharten hinauf: aber man iſt ſicher. Die Thore ſind gut verwahrt und die jenſeitigen Sandberge ſind niedriger als die Scharten: vielleicht nur um einen Fuß, aber das iſt hinlänglich. Immer würde das Waſſer, ehe es den Wall überſtiege, dort einen Abfluß finden, der ihm ſeine ſchädliche Uebermacht benähme. Mitten in der drohenden Sündflut promenirt man alſo. Die ganze ſchöne Welt bringt während des Eisganges, der zuweilen mehrere Tage dauert, täglich einige Stunden auf dem Walle zu.

Welch ein Contraſt! Rund um ſich her hört man Verderben brüllen. So weit das Auge reicht, waltet die Kraft eines entfeſſelten Elements. Man iſt von ihm umringt; ein Fehltritt auf dem ſchlüpfrigen Raſen des Walles, ein Stoß in dem Gedränge, ſo wäre man ohne Rettung verloren, und — um einen her flattern und tändeln liebliche Nymphengeſtalten. Alle jugendliche Schönheiten ziehen hier wie im Triumph einher, ſuchen ihre Verehrer und werden geſucht, und flüſtern zärtliche Geheimniſſe, während das Toben einer verheerenden Sündflut zu ihren Füßen donnert. Hier das fürchterlichſte Schauſpiel der Zerſtörung; — dort das reizende Minenſpiel lockender liebedürſtender Mädchen.

Ach, vor vierzig Jahren brachte ich hier einen ſeligen Nachmittag zu! Ich hatte Amalien am Arm, und jeder Stutzer, der uns begegnete, blieb ſtehen und ſah mir neidiſch nach! — In dieſem Frühjahre begegnete ich ihr wieder auf dem Walle. In dicke Pelze und dreifache Mützen gehüllt, ſchwankte ſie einher, und keuchte ihrer ſechzehnjährigen Enkelin ein: „Sittſam, Mädchen!“ zu. — O ihr flatterhaften Jahre!

Der Johannisabend.

So bald der Strom, mit Hülfe der Frühlingsluft und der Sonnenwärme, ſiegreich die Eishauſen, die ſeinen Ausfluß verſtopften, ins Meer geflutet hat, ſinkt das Waſſer; wenig Tage nachher kommt in kleinen halb verzehrten Schollen das Eis des obern Stromes (man nennt ſie das polniſche Eis) nach, und ihnen folgen in kurzem die Plattſchiffe der Struſen, welche die vorigjährige Erndte Litthauens herbeiführen. Der Handel beginnt ſeinen alten Gang, und die Promenaden auf den Wällen, die Triumphzeit der rigiſchen Schönen, iſt geendigt: aber ein ſchönerer Tag erwartet ſie in der Mitte des Sommers, und giebt ihnen Gelegenheit, ihre Reize in einem noch intereſſanteren Lichte dem Publikum zu zeigen.

Der Tag vor Johannis iſt dieſes allen Lie-benden wichtige Feſt. Er ſcheint ehemals wirklich ein Volksfeſt geweſen zu ſeyn, das mit der catholiſchen Religion geſunken iſt: aber es war zu intereſſant, als daß man es mit den übrigen Heiligentagen ganz hätte abſchaffen ſollen. Die Gärtner ſparen ihre ſchönſten Blumen zu dieſem Tage auf; die nahe liegenden Bauern winden Kränze von Eichenlaub, Moos und Blumen und ſammeln Beeren, und wer nichts weiter hat, bringt wenigſtens einige hundert Birkenbäume zu Markte, die man Mayen nennt. Alles wird vor den Thoren am Ufer der Düna aufgehäuft, und ſo bald ſie geöfnet ſind, ſtrömt alles, was jung und fröhlich iſt, heraus. Selbſt Kinder bringen oft die Nacht ſchlaflos zu, um die wichtige Stunde nicht zu verſäumen. Hier, unter Wohlgerüchen, die einem tauſendfach gemiſcht entgegenſtrömen, unter dem lieblichen Farbenſpiel wohlriechender Kräuter und Blumen aller Art,

ſieht

ſieht man die ſchönern Blumen, die reizenden Töchter der Stadt herumirren, alle im Neglige, alle noch mit der lieblichen Farbe des Morgens auf der Wange. So viele, die man an andern Tagen nur als Modepuppen im ſteifen Prunkgewande zu ſehen gewohnt war, entfalten hier im natürlichern freiern Putze, Reize, die man ihnen nicht zugetraut hätte. Sie ſcheinen mit den Feſſeln der Mode auch die Sprödigkeit derſelben abgelegt zu haben; alle ſind munter und frei, und der glückliche Liebhaber kann hier zum voraus entdecken, wie ſeine Schöne ihm einſt nach glücklichern Nächten erſcheinen wird. Jede hat ein Sträußchen, um ihn mit dem zu tauſchen, den der begünſtigte Liebling ihr bieten wird. Hier ſucht ihn noch ein ſchmachtendes Auge in dem Gedränge; dort blizt ein anderes freudig, denn es fand ſchon den geliebten Gegenſtand aus, und — alles andre iſt ihm jezt verſchwunden. Der Glückliche! Er ſchwimmt in Freude, denn in dem leichten Morgenkleide, das durch das Gedränge noch unregelmäßiger wird, enthüllen ſich ſeinen gierigen Blicken tauſend Reize, die er ſonſt nur ahnden konnte. So luſtwandelt man von vier Uhr Morgens am Ufer des ſpiegelnden Stromes einher, und iſt man ermüdet, ſo ſetzen ſich Gruppen, die ſich hier zuſammen fanden, ſtralenden Genuß im Auge, in Nachen, ſchwimmen über den breiten Strom hin und frühſtücken jenſeits in den öffentlichen Gärten; oder gehen zu irgend einem Bauer oder in ein Landhaus, und durchtändeln den lieblichſten Morgen im Jahr.

Um acht Uhr oder neun, kehren die Männer gewöhnlich in die Stadt zu ihren Geſchäften zurück, aber ſo bald ſie geendigt ſind, eilt man wieder zu den Weibern hinaus. Luſtbarkeiten aller Art beſchließen den Tag. Aus jedem Wäldchen, aus jedem Garten ertönt eine Muſik, und ſo bald die Nacht ihre Dämmerung, denn

finſter

finſter wird es in dieſer Jahreszeit nicht, ergoſſen hat, ſieht man von allen Seiten Feuerwerke ſpielen.

Wer nach ſo einem Tage, an ſo einem Abende einſam einher ſchleicht und die Freude von fern nur jubeln hören kann, wie ſehr iſt der zu bedauern! — Nie hab ich ſo lebhaft gefühlt, daß ich alt und einſam war, als an dem Johannisabende, der kurz nach meiner Ankunft einfiel! —

Die Erkundigungen.

Meine Lage war nicht angenehm: denn äußer dem Kaufmann, an den ich Wechſel genommen hatte, war auch nicht ein Menſch in der Stadt, den ich gradezu aufzuſuchen Urſache gehabt hätte:

es hatte mein Gefühl empört, mir Adreſſen für meine Vaterſtadt geben zu laſſen. Ich war alſo völlig iſolirt: man kann denken, daß ich mir Mühe gab, Nachrichten von meinen ehemaligen Bekannten und Freunden einzuziehn; aber das war nicht leicht. Was ich hörte, erfüllte mich mit tiefer Wehmuth. Es iſt zwanzig, funfzehn, zehn, drei Jahre, daß wir ihn begruben, war die gewöhnlichſte Antwort der mir fremden Bewohner dieſes Ortes, wenn ich nach den vormaligen fragte, um deretwillen ich ſo weit hergekommen war. Und nicht einzelne Menſchen, ganze Geſchlechter waren ſo hingewelkt, faſt ohne eine Spur zurück zu laſſen. So mancher Name, der ehemals in jedes Kindes Munde war, mit dem die Stadt geprunket hatte, war erloſchen, und vergeſſen. Andere hatten ihre Stelle eingenommen, — aber was waren die mir? Von ſo manchem Jüngling, der hofnungsvoll daſtand, als ich Liefland ver-

Univ.-Bibl. München

ließ, meldete man mir ein unrühmliches Alter, ein trauriges Ende. Selbſt von Julien konnte ich nach langem Nachfragen, nur von einer alten Frau die Nachricht erhalten; daß einſt ein Frauenzimmer ihres Geſchlechtnamens — geheurathet habe.

Was ich von meinem Carl hörte, tröſtete mich wenigſtens halb. Nach einer langen Reihe von Jahren, in denen er als thätiger und glücklicher Rechtsgelehrter geglänzt hatte, bewohnte er izt in gemächlicher Ruhe ein Gut, das er in der Nachbarſchaft der Stadt gekauft hatte. Dort verbrachte er im Zirkel ſeiner Familie den Abend ſeines thätigen Lebens. Der Glückliche! Wie ſehnte ich mich, wenigſtens ein Zeuge ſeines Glückes zu ſeyn.

Die Jugendbekannten.

Ehe ich indeß zu ihm hinaus eilte, beſchloß ich wenigſtens diejenigen meiner Jugendbekannten, die der Strom der Zeit noch nicht hingeriſſen hatte, wieder zu ſehn. Mein Kaufmann, der mir etwa ein halbes Dutzend ſolcher Namen noch hätte aufzählen können, that mir den Vorſchlag, dieſe Männer zuſammen zu bitten. Ich ließ mir es gefallen.

An einem heitern Abend alſo fuhren wir in ſeinen Garten hinaus. Bald nachher, indeß ich mit athemloſer Erwartung die Thüre mit den Augen gehütet hatte, rollte ein Wagen herbey. Ein Greis mit einer großen Perücke ward von zween Bedienten herausgehoben; er wankte an einem Krückſtocke herbey. Mein Wirth nannte mir ihn: es war der flüchtigſte Tänzer, der leb-

haf-

hafteſte Geſellſchafter in meinem Jugendzirkel geweſen. — Ein anderer Wagen öfnete ſich, ein ungeheurer Bauch wälzte ſich heraus und keuchte auf uns zu: — hätte ich wohl ahnden können, daß dies der ſchlanke — — war, deſſen Apollofigur ihm einſt ſo viele Mädchenherzen eroberte? — Da kommt B... riefen ſie! — Und mit ihm die Freude, dachte ich, denn wo er einſt ſich nur blicken ließ, legten ſich ſchon alle Lippen zum Lachen in Falten, und man genoß zum voraus des Witzes und der Unterhaltung, die er überall mitbrachte. Wie erſtaunte ich, als ich eine dürre, ernſte Figur mit gravitätiſchem Anſtande einherſchreiten ſah, die von Zeit zu Zeit ſtill ſtehen mußte, um in Ruhe den Anfall von Bruſtdampf abzuwarten, der jeden Augenblick wiederkehrte? — Ich ſtand im Zirkel dieſer Männer, wie unter Geſpenſtern. Sie waren, die ich ſuchte, und doch waren ſie es auch nicht mehr. Ich glaubte anfangs, in manchem Au-

Augenblicke, daß eine Verwechſelung vorgegangen ſey, aber unſer Geſpräch überzeugte mich bald, daß die Verfälſchung nur auf die Rechnung des Alters zu ſchreiben wäre. Es hatte ſie ihnen ſelbſt unter den Händen weggeſpielt. — Ich war gefaßt genug, mich mit allem Anſtande und aller Mäßigung zu freuen. —

Und doch, wie gerne hätte ich ihnen die körperliche Umwandlung verziehn, wenn nur nicht das meiſte von dem, was man einſt ihre Tugenden nannte, mit dem Alter, das nach dem Sprüchworte keine haben ſoll, entflohen wäre. Der gutmüthige, frohgelaunte Geſellſchafter, der alles gern verzieh, — freilich ſich eben ſo leicht, als andern, — und eher ſich eine Thorheit, als irgend jemand eine Bosheit zutrauete, war itzt langſam und bedächtig in allem, bis auf die Art, wie er ſeinen Toback nahm. Er unterſuchte alles mit einer ängſtlichen Sorgfalt und

grübel-

grübelte bey jedem Worte, das er hörte, bey jeder Mine, die er ſah, bis er eine üble Deutung hineingelegt hatte. Er glaubte, das wäre Vorſicht des Alters: ach, es war nur die kränkliche Grämlichkeit, das menſchenfeindliche Mistrauen, das die — Schwindſucht einflößt. — Die verderbte Apollogeſtalt war einſt nicht nur ſchön, ſie war auch gutherzig und wohlthätig geweſen; keine Mühe, keine Aufopferung hätte der junge B. ſich erſparen mögen, wenn ſie der Freude eines andern auch nur den kleinſten Zuwachs gewähren, ſeine Bekümmerniß auch nur auf einen Augenblick erheitern konnte. So wie aber das Fett allmälig in ſeine Netze ſezernirt ward, ſetzte ſich auch nach und nach ein Callus um ſein Herz. Erſt bemerkte er, daß ſeine Bemühungen doch wirklich beſchwerlich wären; dann unterſuchte er, ſo wie der Bauch wuchs, ob ſie auch gewiß Nutzen bringen würden; dann — die Weſte hatte um zween Zoll weiter gemacht werden müſſen,

ſen, — ob jener Nutzen mit ſeiner Mühe in Verhältniß ſtehe, und der Werth dieſer leztern ſtieg mit jedem Jahre. Jezt, da ſein Körper anderthalb Klafter im Umfange hatte, jezt verordnete er zuweilen, ohne vom Lhombretiſch aufzuſtehn, oder halb im Schlafe, eine Medizin, er war Arzt, — von der vielleicht das Leben oder Tod des Vaters einer zahlreichen dürftigen Familie abhieng; — und keine Reue über einen Fehlgriff konnte mehr durch den Fettpanzer in ſein Herz dringen. — Der Podagriſt — doch ich will meinen Leſern lieber eine Anekdote erzählen, die dieſe traurige Materie noch mehr erläutert. —

Die Vertrauten.

„Väterchen und Mütterchen fahren präciſe um zwei Uhr in den Garten; ich bleibe zu Hauſe, weil ich wohl Zahnweh — haben **könnte.** Weißt Du jemand, der mir ein Gegenmittel vorſchlagen möchte? Um halb drei kann er Audienz haben bey Deiner **Amalie.**“

Ich fiel dem Mädchen, das mir dies Billet brachte, um den Hals. — Eben als ich zum drittenmale die Gaſſe, in der Amalie wohnte, hinunter gieng, ſchlug es Eins, und ich verwünſchte die Langſamkeit der Zeit mit aller Ungeduld eines Liebhabers, der einem Schäferſtündchen entgegen lauſcht. Diesmal war mir das Schickſal ſehr günſtig. Schon um halb zwei Uhr rollte der Wagen unter meinem Fenſter vorbei, und vier Minuten ſpäter flog ich die Treppe zu Amaliens Zimmer hinauf.

„Sehen Sie nur," ſagte das Mädchen; „Fräulein Lottchen iſt da, und ſie berathſchlagen grade über Sie." Ich beſitze ſonſt eben nicht die Art der Wißbegierde, die ſich hinter den Thüren Befriedigung ſucht, aber hier konnte ich mir es nicht verſagen, zu lauſchen. Sie mußten nahe an der Thüre ſtehn, denn kein Wörtchen entgieng mir.

„So wie er hereintritt," ſagte Amalie, „will ich ihn anfaſſen, und zum Tanzen zwingen; dann thuſt du es und ich ſpiele dazu. Nicht zum Wort ſoll er kommen, bis der Caffee da iſt." Der Vorſchlag ward mit Lachen angenommen, und die kleinen Pläne, die man für den Nachmittag machte, und die Lobſprüche, die ich mitunter dabei erhielt, ergözten mich ſo, daß ich gar nicht daran dachte, meinen Standort zu verlaſſen.

Endlich ward über den Putz berathſchlaget. Amalie legte ein neues Buſentuch an. Wie ſteht es mir? fragte ſie. — Ich werd' es ſchon wieder abnehmen, dachte ich. — Der Kaufmann hatte ein viel ſchöneres, aber es war noch einmal ſo theuer, und wenn ichs gekauft hätte, ſo hätte der arme Jakob dieſe Woche leer ausgehen müſſen. (Der Menſch hatte heimlich das ſchönſte Pferd des Edelmanns lahm geritten und war aus dem Dienſte gejagt worden. Amalie erhielt ihn izt von ihrem Taſchengelde) Der Papa, fuhr ſie fort, iſt doch auch gar zu ſtrenge. Es iſt wahr, er betrank ſich alle Tage, aber was ſoll er jezt anfangen? Kein Menſch will ihn haben. Und ſeine Frau und Kinder thun mir recht weh. Ludwig giebt ihm wohl auch wöchentlich was — aber drei Kinder! — Weißt du was, ſezte ſie nach einer Pauſe hinzu; übermorgen iſt des Papa Geburtstag, hilf mir, ihm ein Angebinde bereiten. Ludwig ſoll uns eine Gratulation beſorgen, und dann wollen wir alle bitten, recht ſehr bitten, bis dem armen Jakob verziehen wird.

Jezt trat ich herein: die Mädchen ſchrien laut auf. Ich warf meinen Hut in den Winkel und faßte Amalie zum Walzer an. Das Buſentuch war noch verſchoben, — aber ſie mußte walzen.

Ich brachte einen ſeligen Nachmittag zwiſchen den beiden reizenden Geſchöpfen hin, und — im Vertrauen, — als ich Fräulein Lottchen nach Hauſe geführt hatte, ſtand Amaliens Hausthüre noch offen. Das Tete a Tete das mich erwartete, war noch mehr werth als der Nachmittag.

Die Vertrauten.

Ich traue dem Leſer den Scharfſinn zu, daß er errathen werde, jene Scene ward lange vor meiner Flucht aus Liefland geſpielt. Die beiden Freundinnen wurden an ein paar benachbarte Edelleute verheurathet, und hatten ihre Freundſchaft, — die aber jezt mehr genaue Bekanntſchaft geworden war, — durch alle Verhältniſſe des Lebens fortgeſezt. Lottchens Ehemann lebte noch; Amalie war kinderloſe Witwe.

Meine Reiſe führte mich in der Nähe ihres Gutes vorbei: wie könnt' ich unterlaſſen, meine Jugendfreundinn wieder zu ſehn? Aber, ſo ſehr ich nun ſchon an das Fehlſchlagen meiner Hoffnungen gewöhnt war, ſo muß ich doch geſtehen, daß ich nie eine mit bittrerm Schmerze zernichtet ſah. Ich hatte ein gutherziges, frohes und nun des Mütterchen erwartet: eine lange hagre Figur, mit Galle und Bosheit im Geſichte, trat mir entgegen. Jede Mine ſchien zu zanken und die Aengſtlichkeit der Bedienten zeigte, daß die Minen es nicht allein zu thun pflegten. Ich mußte mir Gewalt anthun, um wenigſtens durch Rückerinnerung froh zu ſeyn: auch Amalie ſchien eine halbe Stunde lang die vorige.

Nachmittags kam Lottchen. Wir wiederholten die Geſchichte unſerer Jugendfreuden und der arme Jakob ward nicht vergeſſen. — Ich machte nach dem Caffee einen Spaziergang, und bey meiner Rückkehr hörte ich die beiden Freundinnen laut ſprechen. Des Kontraſtes wegen mit der erzählten Lauſcherei, blieb ich an der Thüre ſtehn. Lottchen klagte über ihre Hühneraugen, Amalie über die Fontanelle am linken Fuß. Ich dachte an die Kugel in meiner rechten Schulter und blieb gut geſtimmt.

Nun kam die Reihe zur Wirthſchaft. Lottchen beſchwerte ſich, daß die Mägde nicht fein genug ſpännen. Mach es, wie ich, ſagte Amalie. Laß nur ein Paar peitſchen, daß das Blut davon läuft, und du wirſt ſehen, was ſie für zarte Fädchen ziehen lernen.

Ich bebte zurück! Heiliger Gott, dachte ich, iſt das dieſelbe Amalie, die als Mädchen mit einem ſchlechtern Putze vorlieb nahm, um einen dürftigen Taugenichts zu unterſtützen. Alter und Kränklichkeit: wozu macht ihr die Menſchen! — Menſchliche Liebenswürdigkeit und Tugend; zarte Blümchen: bittet um günſtige Witterung!

Riga.

Wenn meine erneuerten Bekanntſchaften mir an ſich wenig Genuß gewährten, ſo verſchaften ſie mir dafür die Gelegenheit, Riga genauer kennen zu lernen. Jeder hatte Söhne und Schwiegerſöhne, jeder alſo einen eignen abhängigen Zirkel um ſich her, in dem man ſichs zur Pflicht machte, den wiedergekehrten Jugendgenoſſen des Stammvaters gaſtfrei aufzunehmen. In acht Tagen kannte ich meine halbe Vaterſtadt wieder: aber ich mußte ſie ſtudiren, wie ich mit irgend einer mir fremden gethan hätte, ſo ſehr hatte ſich alles verändert.

Als ich Riga verließ, herrſchte hier unter den Bürgern der altteutſche Ton, den man nur noch in einigen Reichsſtädten findet. Die Männer giengen ſo unverdroſſen zu ihren Geſchäften, wie izt: aber um ſich von der Anſtrengung in denſelben zu erholen, kannte man nichts beſſers, als etwa eine Partie Mariage, Piquet, oder höchſtens L'hombre, die man zu Hauſe oder im Weinkeller machte. Selten einmal gieng man in den hölzernen Schuppen, der ein Schauſpielhaus hieß, und ergötzte ſich an Harlequins oder Scaramutzens Späßen, oder an dem Tanz der Teufel in Adams Sündenfall. An Sommerabenden ſaß man im Schlafrocke, die Pfeiſe in der Hand, vor der Thüre, und unterhielt ſich platteutſch mit dem Nachbar, von Küche und Keller und von dem Könige von Preußen; oder man packte kalte Küche und einige Bouteillen Bier zuſammen und fuhr mit Frau und Kindern zu einem Bauer aufs Land, um dort in freier Luft zu thun, was man in der Stadt that. Die Frauen und Mädchen putzten ſich Sonntags nur für die Kirche, giengen Vormittags ſchon um ſieben Uhr und Nachmittags wieder hinein, oder laſen die

Predigt zu Hauſe. Geſellſchaften empfieng man nur an hohen und Familienfeſten, die mit Gelbbrodt und altem Rheinwein gefeiert wurden. Die Frauen waren gute Hauswirthinnen, nichts weiter, und wußten von den ſchönen Künſten ſo wenig als von der feinen Lebensart. Eine Menuet und den Großvatertanz auf einer Hochzeit mitmachen zu können, war der höchſte Grad ihrer Bildung, und wer einmal bey ihnen Zutritt hatte, ward mit einem Händedruck und einem freundſchaftlichen „He," dem platteutſchen Er, eingeladen, mit einem Gericht Kohl vorlieb zu nehmen. Ihre Töchter lernten nicht mehr als ſie, und warteten in beſcheidener Haube und koſtbarem Spitzenputz im Verſchluß des väterlichen Hauſes den Jüngling ab, der ſie und ihre aufgehäufte Mitgift von Silber und Leinen heimführen würde. Die Söhne lernten Rechnen und Schreiben und allenfalls ſo viel Franzöſiſch, um einen Brief ſchreiben zu können, dienten dann ſechs oder acht Jahr als Handelsburſche, während welcher Zeit ſie fleißig das Comtoir oder den Laden kehrten, dann eben ſo lange als Geſellen; und etablirten ſich endlich, wenn ſie alt genug waren, um rechtſame Spießbürger zu ſpielen. — Die Prediger hießen noch Hochehrwürdige Herren, giengen faſt nie anders aus als im Ornat mit dem ſtattlichen Wolkenkragen und dem heiligen Truthahnsſchritt. Die Schullehrer näherten ſich ihnen an Ehrwürdigkeit. Die Handwerker giengen in Röcken mit langen graden Schößen, großen Knöpfen ꝛc. und hießen Meiſter. —

Alles war izt anders. Die Kirchen waren gewöhnlich leer, die Prediger giengen einfach, oft im bunten Rocke, ſelbſt in die Comödie; die Frauen und Mädchen hatten wöchentlich öffentliche Tanzgeſellſchaften und Concerte, wo ſie modiſche Talente aller Art zeigten und von engliſchen,

ſchen, franzöſiſchen und teutſchen Dichtern ſchwazten; es war ein glänzender Klubb errichtet und ein eben ſo glänzendes Theater; die Kinder, ſelbſt die Kaufmannsburſche, erhielten in allem Unterricht, was zu einer eleganten Erziehung gehört; der Ton in den Geſellſchaften war ſo fein und leicht, wie in Berlin, ſelbſt die ehrenveſteſten alten Kaufleute erſchienen in modiſchen Kleidern bey den geſchmackvolleſten Feſten, und fanden Vergnügen bey denſelben: keine Ehrenſtöcke mit ſilbernem Knauf, keine großen Aufſchläge, ſelbſt Perücken ſah man ſehr ſelten, und Greiſe trugen ihr Haar ſo ſchlicht heruntergekämmt, wie der Jüngling. Kein hölzerner Schlitten, in denen man ſich ſonſt ſogar im Sommer über die Straſſen ſchleifen ließ, erregte mehr das Lächeln des Fremden, ſelbſt Handwerker hatten geſchmackvolle Kutſchen.

Es brauchte nicht viel Zeit, mich mit dieſer Veränderung auszuſöhnen. Ich fand bald, daß man offenbar dabey gewonnen hatte, und daß vernünftiger Luxus die Genüſſe des Lebens vervielfache, ohne grade ſehr gefährlich zu ſeyn. An einem andern Orte hätte ich mir dieſe Veränderungen aus den Fortſchritten des Zeitalters erklärt: aber die vormalige Anhänglichkeit an den alten Sitten, die in Riga herrſchte, ließ mich noch eine andere Urſache dieſes Umſchwunges vermuthen. Ich hatte Recht: die Änderung der innern Verfaſſung hatte, wie ich bald erfuhr, am meiſten dazu beigetragen.

Riga beſaß nehmlich ehemals eine Reichsſtädtiſche Einrichtung, und Peter der Große, hatte ſie, als ein Privilegium beſtätigt. Der Magiſtrat, dem ein anſehnliches Territorium vor der Stadt, und eine abgeſonderte Gerichtsbarkeit in ihren Mauern gehörte, wählte ſeine Mitglieder ſelbſt; und da man immer nur Verwandte in den Zirkel aufnahm, waren eigene Patritricier-Familien entſtanden, die den übrigen Bürgern oft mit vieler Inſolenz begegneten, ſie „Er" hießen, u. ſ. w. Ihre Stellen waren immer auf Lebenszeit, und ſie ſuchten ihre Stattlichkeit durch veſtes Anhängen an dem alten Herkommen, von dem ja auch ihre Macht abhieng, zu erhalten. Die jungen Nachgewählten ſetzten ihre Würde darin, ſich den alten gleich zu ſtellen, was obendrein der ſicherſte Weg war, weiter zu rücken. Die alten Sitten hatten alſo einen veſten Zirkel, indem ſie faſt unverbrüchlich gehalten wurden, und nach welchem ſich die übrigen Bürger bildeten: ſo mußten die Fortſchritte äuſſerſt langſam ſeyn, und wäre vielleicht noch itzt kaum merkbar geworden, wenn die Kaiſerin nicht durch die Einführung der, wirklich ſehr weiſen, Statthalterſchaft-Einrichtung, den Damm niedergeworfen und mit einemmale der Kultur und der Aufklärung freien Zufluß geſchaffet hätte. Den Patricier-Familien wurde ihre ſogenannten Gerechtſamen genommen. Der ganze alte Magiſtrat ward plötzlich abgedankt, und die Bürgerſchaft ſelbſt wählte aus ihrem Mittel neue Rathsherren, die nach drei Jahren wieder durch andre erſezt wurden. So kamen die Geſchäfte und Würden an lauter Männer mittleren Alters, und nichts hinderte ſie, ihrem gebildetern Geſchmack zu folgen. Nach drei Jahren folgten ihnen wieder andre, die ſogleich ihrem neuerlangten Stande durch eine noch modiſchere Lebensart Ehre machen wollten. Selbſt den Handwerkern war der Weg zu den Rathswürden nicht verſchloſſen. Die ihn zurückgelegt hatten, wollten ihren Collegen aus dem Kaufmannsſtande in nichts nachſtehen, und ihre Standesgenoſſen ahmten ihnen wiederum nach, um zu zeigen, daß auch ſie fähig wären, einer künftigen Wahl zu entſprechen. So ſchoß, ſagten mir Augenzeugen, der Luxus in vier Jahren üppiger empor, als er ſich vorher in vierzig entwickeln konnte.

Zwar könnte man dieſes grade nicht als einen Vortheil anerkennen wollen: aber die Rückſicht, daß auch die Erziehung dadurch verbeſſert wurde und ganze Heere von Vorurtheilen — aus der Mode kamen, muß hinreichen, den Tadlern den Mund zu ſchließen.

Anfangs zwar war die Bürgerſchaft ſelbſt gegen die Veränderung eingenommen. Der Geiſt des Vorurtheilsvollen bebt vor jeder Neuerung zurück, und die Vorſtellungen der alten Rathsherren wußten ſehr geſchickt, die von Jahrhunderten gleichſam geheiligte Verfaſſung, als ein beſonderes Vorrecht geltend zu machen. Aber kaum war ſie aufgehoben, ſo zeigte die Beſchaffenheit der Finanzen allein, vormals ein Staatsgeheimniß, wie verderblich ſie geweſen war. Die Kaſſen waren erſchöpft, die Stadtgüter verſchuldet, und ſelbſt die Fonds der meiſten Stiftungen vergeudet. Wohin dieſe Summen gekommen ſeyen,

konnte

konnte freilich niemand nachweiſen, aber man errieth leicht, daß die meiſten nach Petersburg gegangen waren, um den alten Patriciern die Fortdauer ihrer Vorzüge zu ſichern. Sie hatten die Stadt verſchuldet, um ihre Familien im Beſitz der Uſurpationen zu erhalten: — Die Väter der Stadt! —

Kaiſer Paul hat Riga aus beſonderer Gnade die alte Einrichtung wieder gegeben. —

Die Grabſchrift.

— Wovon hängt es ab, daß ein Ausdruck des Gefühls wahr oder falſch ſey? Wovon, daß er in der Seele des Hörers oder Leſers grade dieſelbe Empfindung hervorbringe, deren Frucht er iſt? Ein großer Schriftſteller behauptet, um eine Leidenſchaft wirklich wahr und rührend darzuſtellen, müſſe der Schauſpieler ſelbſt dabei kalt bleiben. Ich möchte daſſelbe beinah von den Malern des Gefühls, von den Dichtern und Rednern ſagen; wenigſtens iſt das der Weg, bey dem ſie vor Misgriffen am ſicherſten ſind. Es giebt treffende Aeußerungen der Freude, über die man weinen möchte und Ausbrüche des tiefſten Schmerzens, über die es faſt unmöglich iſt, nicht laut aufzulachen. Ich will von den leztern ein Beiſpiel anführen, das ich in Riga hörte, — da es zugleich in zwo Zeilen eine vollendete Schilderung der Geiſtesbildung iſt, welche die Liebhaberei an ſchönen Künſten bey den eigentlich mit dem Körper arbeitenden Bürgerklaſſen hervorbringt.

Ich hatte das Wirthshaus verlaſſen und mich in das Haus eines wohlhabenden Handwerkers eingemiethet, der eine richterliche Würde bekleidete, beck, an allem modiſchen Genuß Antheil nahm, viel las und ſich wirklich durch Bildung mancher Art auszeichnete. Wenig Tage nachher ſtarb ſeine einzige Tochter, ein Mädchen von ſechzehn Jahren, das ſeit kurzem angefangen hatte, die Wirthſchaft des verwittweten Vaters allein zu führen. Der Vorfall rührte mich zu ſehr, als daß ich es hätte abſchlagen können, dem Begräbniß beizuwohnen. Wir waren vom Kirchhofe zurückgekommen und ſaßen um einen großen Caffeetiſch herum, als einer der Anweſenden vorſchlug, der Hingeſchiedenen eine Grabſchrift zu machen. Jeder faſt brachte eine vor, und man ſtritt ſich über die Form derſelben, als der Vater, ein ehrwürdiger Greis, mit Thränen in den Augen und zitternder Stimme ſich erklärte, ihr folgende ſetzen zu laſſen:

Hier ruhn die Gebeine der zarten Blüthe von ſechzehn Jahr:
Sie ſtarb, da ſie zu gebrauchen war. —

Leſer, wenn Sie aufgehört haben zu lachen, ſo unterſuchen Sie, mit Erwägung der angeführten Umſtände, ob es nach Abſonderung der Nebenbegriffe, eine treffendere und gefühlvollere geben kann. Das gebrochene Vaterherz machte ſie.

Catharina die Große.

„Der König des Forſtes, ſagt ein alter indianiſcher Fabellehrer, ein majeſtätiſcher Eichbaum, beſchattete den Wald, der unter ihm aufwuchs, und ſchüzte ihn gleich mächtig gegen die dörrende Hitze der Sonne und den Anfall wütender Stürme. Jahrhunderte hatte er ſchon da geſtanden, der Stolz und die Krone des Pflanzenreichs: jezt hatte das Alter ſeinen Stamm ausgehöhlt, ſeine Wurzeln zerfreſſen: ein Orkan warf ihn zu

Boden, und — der ganze Baumpöbel, der noch kürzlich mit Ehrfurcht ihm gehuldigt hatte, ſah izt verächtlich auf ihn herab. Es war kein ſchlankes Ellerchen im Vorholze, keine ruthenähnliche Weide auf der Trift, die nicht mit Verachtung gerufen hätte: „Pfuy, wie knotig!“

So geht es izt mit der großen Frau, die ein Drittel unſers Jahrhundertes hindurch Europa, die halbe Erde lenkte. Jezt da man nicht mehr zu ihr hinaufſtaunen und vor ihr kriechen kann, hält jeder Wicht ſich für berechtigt, den Stab über ihr Andenken zu brechen, und — die Ameiſe erklärt den Elephanten für blutdürſtig, weil er im Fortſchreiten nicht gewahr werden konnte, daß Ameiſenhaufen unter ſeinen Füßen einſanken. — Man wirft ihr die Unregelmäßigkeiten ihres Privatlebens vor, ohne zu bedenken, daß große Menſchen ihrer Natur nach heftigere Leidenſchaften und ſchreiendere Bedürfniſſe haben

müſ-

müſſen, als gewöhnliche: vielleicht iſt die ganze Uebermacht ihres Geiſtes nur das Reſultat der lebhaftern Reizbarkeit und des leidenſchaftlichern Begehrens. — Man macht ihr ein Verbrechen daraus, daß ſie ihre Nachbarn, die an geiſtigem und politiſchem Vermögen zu tief unter ihr ſtanden, um im Kampfe mit ihr zu beſtehen, zu Boden warf, und vergißt, daß in der Politik, im Zuſammentreffen der Nationen, nur die Geſetze der Naturkräfte gelten: was zu ſchwach zum Widerſtande iſt, wird hingeriſſen in den Wirbel des Mächtigern, hört auf für ſich zu beſtehen, ohne daß man eine Ungerechtigkeit in dieſer Kraftäußerung zu finden berechtigt ſey. Gebt dem Staat die populärſte Form, deren er fähig iſt; legt ſeine Zügel in die Hände der einſichtsvolleſten und menſchlichſten ſeiner Bürger: verſtehen ſie wirklich zu regieren, ſind ſie der Sorgfalt für das Wohl eines großen Volkes gewachſen, ſo wird gewiß die Republik unter ihrer Leitung

eben

eben die Maaßregeln *) gegen die Nachbarn nehmen, die der einſichtsvolle Alleinherrſcher traf. Die Grundſätze der Politik ſind in dieſem Stücke immer dieſelben und müſſen es ſeyn, da Volk gegen Volk ringt, wie Element gegen Element.

Ich bin nicht der Mann und dies iſt nicht der Ort dazu, die, trotz ihrer Mängel und Bedürfniſſe, erhabne, unſterbliche Catharina rechtfertigen zu können, aber ein paar Züge ihres Meiſterwerkes, der Statthalterſchaften, die für Liefland vorzüglich wohlthätig waren, erlaube man mir, hier zu erwähnen.

Bekanntlich hatte ſie im Anfange ihrer Regierung die Rieſenidee gehabt, ein Geſetzbuch abzufaſſen, das für die Hunderte von Nationen, die ihr weites Reich bewohnten, gleich paſſend,

---

*) Wie Rußland gegen Pohlen, Frankreich gegen Sardinien und Venedig. —

gleich wohlthätig wäre. Der Entwurf ſcheiterte an der Verſchiedenheit der Sitten, der Denkungsweiſe, der Bedürfniſſe dieſer Völker, aber überzeugt von der Richtigkeit des Grundſatzes, von dem ſie ausgegangen war, — daß die Forderungen der Gerechtigkeit, Billigkeit und Vernunft unter allen Himmelsſtrichen dieſelben wären, — ſuchte ſie, mit einer Beharrlichkeit, deren nur ſehr große Geiſter fähig ſind, ihre Idee auf einem andern Wege auszuführen. Die Vorſchriften der Vernunft und Gerechtigkeit in Ausdrücke zu bringen, die für alle gleichgeltend wären, war mislungen, ſie ſezte alſo die unbefangene Vernunft ſelbſt auf den Richterſtuhl und überließ es ihr, die an jedem Orte nothwendigen Modifikationen und Formen aufzufinden. Sie ſelbſt gab die Grundideen zu der Einrichtung der Statthalterſchaften, ſie ſelbſt prüfte den nach denſelben entworfenen Plan, und wachte über die beſte Einführung deſſelben. Vermöge dieſer Ein-

rich-

richtung, wählte ſich jeder Stand in jeder Nation, ſeine Richter ſelbſt, aus ſeinem eigenen Mittel, und ein ruſſiſcher Vorſitzer wachte nur darüber, daß man die erlangte Gewalt nicht misbrauche. Nach der genaueſten Kenntniß des Bedürfniſſes und der Sitten jedes Landes, ward überall entſchieden, da das Volksurtheil, dieſer meiſtentheils untrügliche Wardein des menſchlichen Werthes, zu den Ämtern berief, die Richter faſt immer nur ihr Land kannten und keine juriſtiſchen Kunſtgriffe, wenigſtens bey den wildern Nationen, angebracht werden konnten. So hatte ſie dennoch ihren Wunſch erreicht: es galt ein Geſetz, obgleich kein geſchriebenes, in den weiten Erdſtrichen, die ihrem Scepter unterworfen waren: Vernunft und Billigkeit: dieſe cannte der Starczin der Baſchkiren ſo gut, als der Gewiſſensrichter in Petersburg.

In den cultivirtern Gränzprovinzen, unter den verderbten Bewohnern der großen Städte, bey dem verwickelten Intereſſe handelnder Nationen, war es freilich nicht möglich, die Quellen der Urtheile auf eine ſo einfache Reinheit zurückzubringen: hier mußte die Juſtiz freilich in ihrem Gängelwagen der Formen bleiben, obgleich ſo oft durch ſie „das höchſte Recht, die höchſte Ungerechtigkeit“ wird: aber auch hier ſorgte ſie dafür, daß beſſere Menſchen auch nach beſſern Grundſätzen gerichtet würden, einen Schutz gegen die taube Härte der Juſtiz finden konnten.

Die Policey mußte ſtrenge ſeyn; ſie konnte ſich nicht erbitten laſſen, ohne die öffentliche Sicherheit einem gefährlichen Schwanken auszuſetzen: aber in jedem Stadviertel waren rechtliche Bürger zu ſogenannten mündlichen Richtern ernannt, durch die der Arme, den die Policey gerichtet hätte, ſeinen Streit ſchlichten laſſen konnte. Hier erlangte der dürftige Schuldner Nachſicht von ſeinem Gläubiger, durch die Verwendung der Richter; hier derjenige, der aus Uebereilung oder Irrthum gefehlt hatte, Verzeihung von den Beleidigten. Aber auch Gläubiger, die ihre Schuldner ſchonen und doch bezahlt ſeyn wollten, wandten ſich an dieſe wohlthätigen Tribunäle; denn eine hier niedergeſchriebene Vereinbarung mußte von der Policey, ſo bald ſie aufgefordert ward, ohne weitere Unterſuchung vollſtreckt werden.

Was die mündlichen Richter im Kleinen thaten, übte das Gewiſſensgericht im Großen. Es hatte zween Bauern, zween Bürger und zween Edelleute zu Gliedern; denn allen Ständen ſollte es eine ſtets offene Zuflucht ſeyn. Jeder, der von einem weitläuftigen Proceſſe erdrückt zu werden fürchtete, jeder, der mehr von der Menſchenliebe und Nachſicht, als von der Gerechtigkeit zu hoffen hatte, rief die Vermittelung dieſes Tribunals der Billigkeit auf, bey dem kein

Advo-

Advokate galt und keine Schriſten gewechſelt wurden. Die Richter unterſuchten die Sache und rieſen dann beide Theile auf, perſönlich zu erſcheinen, und wandten dann ihre ganze Beredſamkeit an, einen billigen Vergleich zu Stande zu bringen. Mislang ihre Abſicht, ſo wurden die Akten den Schiedsrichtern, die jeder Theil aus ſeinen Freunden erwählte, übergeben, und die Abmachung, die ſie trafen, hatte die Kraft eines höchſten Urtheilſpruchs. Waren aber auch die Bemühungen dieſer Männer umſonſt, nun ſo ſchickte man die Sache an ein anderes Forum. So gelang es der erhabenen Monarchin, mitten unter den verderbten Söhnen der Cultur, den wenigen Beſſern auch eine beſſere menſchlichere Gerichtspflege zu ſichern.

Eigentliche Urtheile ſprach dies Gericht, der Triumph der weiſen Menſchenliebe, nur über ſolche, die ſelbſt bey den härteſten Verbrechen mehr

Mitleid als Straſe verdienen. Nach einer beſondern gelinden Inſtruktion richtete es Blödſinnige und Unmündige, auch wenn ſie gemordet hatten. Catharina hatte, ohne den wahren Wirkungskreis der Gerechtigkeit zu beſchränken, der Menſchlichkeit einen Thron zu errichten gewußt, wie ihn kein anderer Staat aufzuweiſen hat.

Eben ſo weiſe war die Einrichtung, daß die ungelehrten Richter in jedem dritten Jahre gewechſelt wurden. Zwar erwuchſen bey den Urtheilen tauſend Schwierigkeiten, beſonders für die Advokaten daraus, denn dieſe mußten izt mehr Deutlichkeit — eine ſchwere Aufgabe für einen wahren Juriſten, — in ihre Schriften bringen, aber ſelbſt jeder wirkliche Nachtheil ward dadurch tauſendfach überwogen, daß durch dieſe Einrichtung Aufklärung und Kenntniß der Geſetze unter dem Volke in dem Maaße ausgebreitet wurden, wie ſie bey keiner andern möglich waren.

Rußland iſt der Staat in Europa, der die mangelhafteſten Geſetze hat, aber er iſt auch derjenige, deſſen Bewohner die ihrigen am beſten kennen.

Nimmt man das Angeführte zuſammen, ſo wird man geſtehen müſſen: Hätte Catharina während ihrer ſo langen und glorreichen Regierung nichts Großes gethan, als die Statthalterſchaften eingeführt: immer noch könnte ſie mit Stolz zu Hunderttauſenden ihrer Schmäher ſprechen:

Ihr ſeyd zu meinem Unbedachte,
Zu meinen Fehlern viel zu klein!

Die Jugendgeliebte.

Ich verließ Riga, ohngeachtet ich den Ort kaum wieder kennen gelernt hatte, mit einigem Mismuthe. Viele Fremde, die ſich dort längere Zeit aufhielten, verſicherten, daß auch ihnen es wehe gethan habe, ſich von ihm loßzureißen: ich glaube es gerne. Es giebt wenig Städte, in welchen der Reichthum mit ſo wenigem Anſpruch genoſſen wird, als hier, wo die wahre Aiſance den geſellſchaftlichen Ton ſo angenehm macht, und Ueberfluß mit ſo vieler Mäßigkeit und Milde verbunden wäre. Aber — ich gieng hin, den einzigen Freund, deſſen Andenken nie aus meiner Seele ſchwand, zu überraſchen, ihn in ſeinen häuslichen Verhältniſſen zu belauſchen, ihn nach einer ſo langen Entbehrung wieder an meine Bruſt zu drücken. Um dieſen Preis, glaube ich, hätte ich mich nicht lange beſonnen, in einem

nem

nem Elyſium die Poſt zu beſtellen, — und das iſt Riga doch nicht. —

Zu welchem Gute gehört dieſer Krug? fragte ich den Wirth, der mir eine Bouteille Meth neben meinen Speiſekorb ſezte.

Zu Sch— — k antwortete der Mann und fügte, nach Gaſtwirthsbrauch, noch mancherlei Umſtände und Gegenfragen hinzu, aber ich ſchickte ihn fort. Sch— —, das einzige Wort hat mir alles, alles andere gleichgültig gemacht. Wie viel ſüße Erinnerungen rief es vor meine Seele! Dies war das Gut, auf dem ich einſt meine glücklichſten Tage zugebracht hatte. Hier wohnte vor fünf und dreißig Jahren der biedre Obriſte von A—, ein Mann von dem hellſten Verſtande und einem Herzen, dergleichen die Natur nur einzelne, in einer menſchenfreundlichen Laune erſchafft. Faſt jeden Sonntag war ich ſein Gaſt, ließ mir von Karl dem Zwölften, deſſen Trabant er einſt geweſen war, erzählen, und zürnte mit ihm auf die Ausartung und Verderbtheit der Welt. An Winterabenden ſpielten wir Schach, eine Kunſt, die damals noch in Liefland ſelten war und uns daher aneinander feſſelte. An Sommertagen hingegen, indeß der Greis ſeine Sieſte hielt: — welche ſüße Stunden brachte ich mit ſeiner einzigen Tochter Wilhelmine und ihrer reizenden Geſellſchafterinn in dem halbwilden Garten zu. — Die Syringenlaube im Hintergrunde des Gartens, mit den weichen Moosbänken und dem murmelnden Bach an ihrer Seite! — Glücklicher 10ter May! — O Zeit, rief ich aus, wie hartherzig entfliehſt du und reißeſt alle unſre Freuden mit dir fort! — Ach, Sophie!

Indem ich dies ſprach, ſtrich ich mir über die faltenvolle Stirne und langte nach der Bouteille. Jetzt erſt ward ich gewahr, daß an dem gegenüberſtehenden Tiſche eine Bauerfrau ſaß, die mich aufmerkſam betrachtete. Sie ſtand bey meiner Ausrufung raſch auf, ſchob den hölzernen Bierkrug, der vor ihr ſtand, zurück, und — ſezte ſich langſam wieder, als wenn ſie mit einem Entſchluſſe ränge. Ich betrachtete ſie auch. Sie war in den einfachen Feieranzug der lettiſchen Weiber gekleidet. Ein Wamms von blauen Wattmal, eine leinene Haube, ein eben ſolcher mit bunter Wolle ausgenähter Schleier, eine Schürze derſelben Art und Baſtſchuhe, *) machten ihren ganzen Putz. Es war nichts, gar nichts Auszeichnendes an ihr, als eine ſtrenge Reinlichkeit und ein Je ne ſais, quoi, das Geiſt und Nachdenken verrieth. Uebrigens ſchien ſie zwiſchen funfzig und ſechzig Jahr alt zu ſeyn. „Die war jung, als ich es auch war," dachte ich,

---

*) Dergleichen in dem kleinen Kunſtkabinet zu Wörlitz, als „Schuhe einer Canadierin" gezeigt werden.

ich, indem ich mein Glas leerte und überlegte, wie ich ſie anreden ſollte. „Wohl möglich, daß ſie Stubenmagd oder ſo etwas im Hauſe des Obriſten war. Auch ſo eine Bekanntſchaft hat Intereſſe, wenn ſie ein Drittel eines Jahrhundertes alt iſt. Ich will ſie fragen“ — Sie ſtand ſchon vor mir.

Um Verzeihung, ſagte ſie, in dem ſchönen liefländiſchen Dialekte teutſch zu mir, ſind ſie ein Fremder? „Ja, erwiederte ich, ich komme grade aus Teutſchland her.“ —

Wirklich? ſagte ſie, und ſah aus, als wenn ſie ihren Schritt bereue; aber — und doch, — ſollten ſie noch niemals hier geweſen ſeyn?

„O ja, vor mehr als dreyßig Jahren, als der Obriſte von A — dies Gut beſaß.“

Sie veränderte die Farbe. „Herr“ — mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit unterſuchte ſie mein Geſicht, und ich das Ihrige. — Herr von Sprenger!“ kreiſchte ſie. „Sophie, ſchrie ich, und lag an ihrem Halſe und umarmte ſie mit einem Entzücken, wie noch nie ein Mütterchen von ſechzig Jahren mag umarmt worden ſeyn. — Ach, die Springenlaube!“

Als der erſte Sturm unſerer Empfindungen vorüber war, mußte ſie ſich neben mir ſetzen. Sie erzählte, ich erzählte, und die Bauern, die ſich um uns her verſammlet hatten, lauſchten mit offenem Munde. Eine traurige Geſchichte hatte meine arme Sophie zu erzählen, eine Geſchichte, gegen welche die meinige nur ein Morgentraum war. Oft mußte ich während derſelben mit den Zähnen knirſchen; oft rannen mir Zähren längſt der Wange herab. — Aber wenn meine Gemüthsbewegungen dem Leſer nicht eben ſo unverſtändlich ſeyn ſollen, als unſere Herzensergießungen es den lettiſchen Bauern waren, ſo

muß

muß ich den Anfang meiner Erzählung um vierzig Jahr zurückſchieben.

Das heldenmüthige Kind.

An einem Sonntagsnachmittage im Auguſt 175 — gieng das zehnjährige Fräulein von A., indeß die Gouvernante ſchlief, mit ihrer lettiſchen Aufwärterin, die ein Paar Jahre älter war, in den Wald, um gelegentlich Beeren zu pflücken. Sie ſchwazten und hüpften fort von einer Stelle voll Erdbeeren zur andern, bis ſie ganz erhitzt und müde an einen Bauerhof kamen, der tief im Walde lag. Wir wollen Milch trinken, ſagte das Fräulein, und eilte voran in den Hof: aber in dem Augenblicke fuhr ein großer Viehhund, der ſich dort im Schatten gelagert hatte, auf ſie zu, und warf ſie zu Boden. Er war im Begriff ſie zu zerfleiſchen, als Sophie, die Aufwärterin, ſtatt mit Gekreiſch davon zu laufen, ſich über ihre Gebieterin hinwarf, und ſie mit ihrem Körper bedeckte. Der Hund ward noch wüthender: er riß Sophien ein Stück aus der Hüfte, gab ihr einen fürchterlichen Biß in den Arm, ſchüttelte ſie zwiſchen ſeinen großen Zähnen, und hätte vielleicht beide Kinder getödtet, wenn ihn nicht die herbeieilende Bauerfrau losgeriſſen und mit Steinpüffen verjagt hätte. Das Fräulein war zwar ohne Verwundung davon gekommen, aber doch halbtodt vor Schreck; Sophie hingegen blutete fürchterlich und war nicht fähig einen Schritt zu thun. Sie ward in den Edelhof getragen, verbunden und ſorgfältig gepflegt. In zween Monaten waren ihre Wunden vollkommen geheilt, aber die Dankbarkeit Wilhelminens und ihres ehrwürdigen Vaters dauerte fort.

Das Fräulein hatte während Sophiens Krankheit eine andere Aufwärterin bekommen müſſen: Dieſe blieb im Dienſte und jene ward die Geſellſchafterin und Freundin ihrer geretteten Gebieterin. Sie erhielt gleichen Unterricht mit ihr, und ward ihr auch in allen andern Stücken gleich gehalten. Wer Sophie ſah, hielt ſie für die ältere gebildetere Schweſter des Fräuleins, und wenn er erfuhr, daß ſie eine Erbmagd ſey, und durch welche Handlung ſie ihren Platz bey Tiſche und auf dem Sofa verdient hatte, ſchätzte, bewunderte er ſie und den alten Edelmann noch mehr, oder er — hätte ſelbſt völlig unfähig ſeyn müſſen, ſo Achtung zu verdienen.

Das Fräulein ſang und ſpielte ſehr fertig, aber Sophiens Stimme war viel rührender und ſanfter, und die Saiten ſprachen unter ihren niedlichen kleinen Fingern ſüßeres Gefühl. Das Fräulein zeichnete allerliebſt — nach Sophiens Mu-

Muſtern. Sie las viele franzöſiſche und teutſche Schriften, — die Sophie für ſie wählte. Kurz, durch Ueberlegenheit der Talente; war hier die Aufwärterin leitende Freundin geworden. Nie war eine gute That eine ununterbrochenere Quelle von Zufriedenheit geworden, als des Obriſten Entſchluß, Sophien eine gute Erziehung zu geben. Wer hätte vermuthen ſollen, daß einſt die bitterſten Qualen ihres Lebens aus dieſer Erziehung herfließen ſollten.

Die Bekanntſchaft.

Am ſiebzehnten Geburtstage des Fräuleins beſuchte ich den alten Obriſten zum erſtenmale. Er ſtellte mir ſeine Tochter vor: eine lebhafte reizende Brünette. Ich ſagte ihr einige Complimente, und ihre Unterhaltung fieng an mir intereſſant zu werden, als eine ſchlanke Blondine mit groſſen ſeelenvollen Augen, ins Zimmer trat. Beym erſten Blick auf ſie fühlte ich mich überwunden. So beredt ich bey dem Fräulein geweſen war, — ich fühlte Ueberlegenheit, — ſo ſtumm war ich bey der blonden Schönen, denn mein Herz huldigte ihr, bald auch mein Verſtand, da ich ſie ſprechen hörte. Der Eindruck, den das reizende Geſchöpf auf mich machte, war ſichtbar. Wilhelmine lächelte, und mit wahrem väterlichen Wohlbehagen ſagte der alte A — —: Das iſt die Geſellſchafterin meiner Tochter. Ein gutes Mädchen, und ich verſichre Sie, auch ein ſehr geſcheutes Mädchen iſt unſre Sophie. „Und ein reizendes, ein himmliſches dazu!“ pochte mein Herz!

Sophie war dazu geſchaffen, überall die erſte zu ſeyn. So oft mich der alte Obriſte mit ſeinen Mädchen, wie er ſich ausdrückte, allein ließ, ſprach ich nur mit Sophien und ſie nur mit mir. Wilhelmine fühlte den Vorzug, den ich ihrer Freundin gab, aber ſie liebte ſie zu ſehr, und ich war ihr wahrſcheinlich nicht wichtig genug, als daß ſie böſe darüber hätte werden ſollen. Sie ſchwieg gewöhnlich oder entfernte ſich unbemerkt. Wie viel Geſchmack, wie viel Kenntniß und edles Gefühl zeigte mir das neunzehnjährige Mädchen in unſern Tete a Tete's. Bald aber blieb Geſchmack, Beleſenheit und Witz aus unſern Unterhaltungen weg: nur das Herz ſprach noch. Wilhelmine war uns läſtig, und doch, kaum war ſie fort, ſo ſtockte unſer Geſpräch. Wir ſahn uns an, als wenn wir rufen wollten: Viktoria, ſie geht! und — machten Bemerkungen über das Wetter.

Eines Tages — es war der 10te May! — nachdem wir lange ſtumm neben einander geſeſſen hatten, — „Sie haben mich heute recht geängſtiget!“

fliget!“ ſagte Sophie ſanſt erröthend. „Ich, liebe Sophie? (Ich ergriff ihre kleine weiße Hand.) „Ja wohl! Ihr Pferd war ſehr wild.“ (Konnte ich umhin, das liebe Händchen an den Mund zu drücken?) — „Ich habe Sie oft ſchon bitten wollen, fuhr ſie fort, indem ſie ihre Hand zurückziehen wollte, und faſt nach jedem Worte eine Pauſe machte, — kein ſolches Unweſen mit Ihrem Pferde zu treiben. Man muß für Sie zittern, wenn das wilde Thier mit Ihnen dahin fliegt, bald ſich bäumt, bald Seitenſprünge macht. Wie leicht könnten Sie einmal beſchädiget werden.“

„Und würden Sie mich bedauren?“ fragte ich ſeufzend. Sie ſah mich an und ihr Auge ſchien mir meine Frage zu verweiſen. Liebes, theures Mädchen! rief ich aus, indem ich ſie umſchlang; ich bete Sie an!

Einen Augenblick lag ſie an meiner Bruſt, dann wand ſie ſich los. „Herr von L — — ſprach ſie mit bebender Stimme; laſſen Sie mich. Sie wiſſen vielleicht nicht, daß — ich — eine Erbmagd bin!“ Ein Strom von Zähren brach aus ihren blauen Augen.

Ich ſank vor ihr nieder. Ich verbarg mein Geſicht in ihrem Schooße. — „Und wenn Sie Kaiſerin wären, Sie könnten keinen höhern Werth haben, als izt.“ —

Mitgetheilter Kummer macht ſanft und nachgebend; es iſt unendlich ſchwer dem Vertrauten etwas zu verſagen, auch wenn er den Gram nicht lindern konnte. Ich umſchlang ſie von neuem; ihr Widerſtreben war kaum merkbarer Verſuch. Ich drückte feurige Küſſe auf ihre Lippen: ſie wandte ihr Geſicht ab und ſeufzete: das meinige ſank in ihren vollen Buſen. — Glücklicher 1ster May! Mein Kopf iſt grau und meine

Pul-

Pulſe ſchlagen matt, aber bey deinem Andenken fühl' ich mich wieder jugendlich.

Ach Sophie! Wäre ich damals unabhängig geweſen, hätte mich nicht das Schickſal ſo ſchnell von dir entfernt, — hätte ich nicht Julien kennen gelernt: du wärſt mein Weib geworden; trotz der Vorurtheile, die ſich, wie ein Sumpf, zwiſchen uns lagerten.

Der Großherr.

Sch—k gehörte dem Obriſten nicht erblich; er hatte es nur für eine Reihe von Jahren gepfändet. Dieſe Zeit war verfloſſen, und da die Umſtände des Beſitzers ſich verſchlimmert hatten, ſollte das Gut, kurz nach meiner Flucht, öffentlich verſteigert werden. Der Obriſte hatte einem

Advo-

Advokaten den Auftrag gegeben, es zu erſtehen, aber durch Beſtechung oder Verſehen, fiel es, weit unter ſeinem Werthe, einem jener Menſchen zu, die mit den Adelsvorrechten, wie mit Tygerklauen gerüſtet, damals unter den liefländiſchen Bauern wütheten, alles für erlaubt hielten, was ihnen zu thun gelüſtete und keine Schranken ihrer thieriſchen Gier kannten.

Die bisherigen Unterthanen des Obriſten waren faſt in Verzweiflung, ihn zu verlieren. Er bemühte ſich, ſie zu tröſten, aber — ein Blick auf Sophie, und er war ſo troſtlos, als die ehrlichen Ackersleute ſelbſt. Sie gehörte zu Sch—k. Sie weinte nicht, ſie klagte nicht: aber ihr Auge ſchrie um Erbarmen. Schweigend rang ſie oft die Hände und der Obriſte mit ihr: doch blieb ihm einige Hofnung.

Der neue Beſitzer kam an, um das Gut in Empfang zu nehmen. Der Herr von A—

trak-

traktirte ihn hoch, und nach einem großen Aufwande von Champagner, nachdem ſich Sophie entfernt hatte, bot er ihrem neuen Erbherrn eine ſehr anſehnliche Summe für die Freiheit der Schönen. Mit Erſtaunen hörte dieſer, daß das reizende Geſchöpf, das er während der Mahlzeit mit zagender Lüſternheit, wie ein zu leckeres Schaugericht, begaffet hatte, ſein Eigenthum — ſein Eigenthum ſey. Bitten, Anerbietungen, Sophiens Knien ſogar, alles war umſonſt: er beſtand darauf, ſie zu behalten.

Laßt mich kurz ſeyn! Voll Gram fuhr mein alter Freund, ſchluchzend ſeine Tochter ab. Sophien mußte man ohnmächtig von dem Wagen, bey dem ſie auf die Knie geſunken war, ins Haus tragen.

Noch an demſelben Abende machte ihr der Herr von — — Anerbietungen. Sie ſollte ſeine Geſellſchafterin, ſeine Gebieterin ſeyn: aber

Sophie war zu tugendhaft, um einem elenden bucklichten Satyr zu verkaufen, was ſie allenfalls der Liebe gewährt hätte. Sie war ſo unerbittlich, als er es geweſen war. Vergebens bat er, vergebens drohte er: ſie zeigte ihm nur Verachtung. Er brauchte Gewalt — und gab ſie dann als Magd zu einem Bauer. —

Sophie fiel in ein hitziges Fieber, aber ihre gute Natur erhielt ſie, und mit der Geſundheit kehrte auch Faſſung in ihre große Seele zurück. Ruhig melkte ſie izt die Kühe mit den niedlichen Händen, die vormals ganze Geſellſchaften am Klaviere bezaubert hatten. Ruhig ſezte ſie ſich izt in der rauchigten Stube an den Spinnrocken, in den Stunden, die ſie ſonſt auf dem Sopha Rouſſeau, Klopſtock und Wieland gewidmet hatte.

Nach drei Jahren warb ein wohlhabender Bauerwirth um ihre Hand. Noch einmal kehrte mit

mit Heftigkeit die Erinnerung beſſerer Ausſichten in ihre Seele zurück. Sie war der Verzweiflung nahe: aber noch einmal faßte ſie ſich. Sie verkaufte alle ihre ſeidenen Kleider und heirathete. Eine zahlreiche Familie war um ſie her aufgewachſen. Heute hatte ſie ihre Enkel beſucht und war auf dem Heimwege hier eingekehrt.

Als ſie ihre Erzählung geendigt hatte, ſaßen wir im Tumult tauſend verſchiedener Empfindungen einige Minuten ſtumm da. Endlich zog ich mein Taſchenbuch hervor. Ein grünſeidenes Knieband, eine Trophäe jenes glücklichen 10ten Mays, hatte ſich, wiewohl verſchoſſen und zerrieben, in demſelben erhalten: denn ſo oft ich in der langen Reihe von Jahren, die es überlebt hatte, mein Taſchenbuch leerte, ſchob ich dies mit einem Seufzer in die geheimſte Taſche zurück.

Ich breitete es vor ihr aus. „Sophie, kennſt du es noch?“ Sie beſann ſich und erröthete lächelnd; aber bald zuckten die Wimpern des Mütterchens convulſiviſch, und ſie wiſchte Thränen weg. — In dieſem Augenblicke taumelte ein alter Glatzkopf mit langem Barte betrunken aus der Kammer. „Sappe, ſtammelte er, lettiſch, laß uns gehen!“

Sie ſah mich ſtarr an. — „Das iſt mein Mann,“ rief ſie, und eilte ohne Lebewohl zur Thüre hinaus.

Ein Gegenſtück.

Ohne einen Zeugen, der ihren Heldenmuth durch Bewunderung erleichtert hätte, ja, ganz unbemerkt hätte das edle Weib in ihrer niedrigen Hütte eine Umwälzung ihres Schickſals überſtanden,

den, der vielleicht die Seele eines Marlboroughs, vielleicht eines Beliſar nicht gewachſen geweſen wäre: denn, ein großer Menſchenkenner ſagte es einſt, die Cataſtrophen des Privatſtandes ſind unendlich ſchwerer zu ertragen, als die glänzenden auf der Schaubühne der Welt. „Hunderttauſend Augen ſehen auf mich!“ Wen machte der Gedanke nicht zum Helden? — Es iſt unendlich ſchmerzhafter, ein Bein in ſeinem Zimmer zu brechen, als beyde vor einer Feſtung einzubüßen.

Ich habe Sophiens tragiſche Geſchichte einfach und ungeſchmückt erzählt. In Liefland war ſie ſehr bald vergeſſen: ſie gehörte zu den alltäglichen. Eine ſolche Uebung der erbherrlichen Rechte gehörte zur Tagesordnung, über die man ſo wenig erſtaunte, als darüber, daß — Wölfe Lämmer freſſen. Sollte ſie aber auswärtigen Leſern unwahrſcheinlich dünken, ſo kann ich ſie nicht beſſer beweiſen, als durch ein paar Züge aus dem Leben eines liefländiſchen Edlen, der wahrſcheinlich noch lebt. Man ſehe, was dieſe Klaſſe von Menſchen noch vor zehn oder zwölf Jahren ungeſtraft ſeyn konnte, ſo bald es ihr gefiel.

Der Herr von G———p fuhr einſt mit ſeinem niedlichen jungen Weibchen nahe bey dem Landſitze des Baron Axel von D———g, eines entfernten Verwandten, vorbey. Sie begegnen ihm, da er eben vom Felde zurückkommt, und ſeine dringenden Einladungen zwingen ſie, einzukehren und ein Mittagsmahl einzunehmen. Während deſſen ſieht der Wirth ſeinem weiblichen Gaſte näher in die Augen, und faßt den Entſchluß, ſich ihn zuzueignen. — Als das Ehepaar daher nach Tiſche weiter fahren will, bittet er es aufs umſtändigſte zu verziehen, und da ſeine Bitten nicht mächtig genug ſind, läßt er mit freundſchaftlicher Gewaltthätigkeit Wagen und Pferde verſchließen, die Bedienten einſperren und die Hofthore bewachen. Indeß ſollten ſeine Gefangenen froh ſeyn. Wein und Punſch floß in Menge; die Bedienten mußten muſiciren; kleine Feldſtücke donnern dazwiſchen. Endlich läßt der Herr vom Hauſe ſogar ſein Serail, das aus einer Teutſchen, zwo Eſthinnen und zwo Ruſſinnen beſtand, hereintreten, und ein Ball beſchließt den herrlichen Tag. Das Herz der jungen Frau konnte ſo vieler Galanterie nicht widerſtehen, und als ihr Gatte gewaltſam berauſcht, zu Bette gebracht wird, verfügt ſie ſich in das ihres freundlichen Wirthes, — vielleicht auch mehr vom Punſch als von Liebe geleitet.

Die Feier des folgenden Tages beginnt eine Waſſerfahrt. Ein Boot mit Kanonen und Muſikanten rudert vorauf, ein größeres mit ſeidenen Segeln, trägt die edle Geſellſchaft, den Harem mit eingeſchloſſen, und ein drittes mit den Bedürfniſſen eines Gaſtmahls, beſchließt den Zug. Die Fahrt geht die Schwarzbach hinunter, die Aa hinauf und unter ſchönen Gebüſchen lagert ſich endlich die ganze Gruppe am Ufer. Die Muſik tönt fort, und wenn die Waldhornbläſer mit erſchöpfter Lunge die Inſtrumente ſinken laſſen, ermuntert der Baron ſie mit höchſteigenen Händen und der abſichtlich dazu mitgenommenen Karbatſche.

Erſchöpft von den Strapatzen der Schwelgerei, ruht man endlich aus, und Muſik, begleitet vom Donner der Kanonen, dem Klappen der Peitſche und dem Gewinſel der gepeitſchten Bedienten, verherrlichen die Rückfahrt. Nun fällt es dem beleidigten Ehemanne, der endlich das Verſtändniß ſeiner Frau erblickt — ſie war zu trunken, um es länger verbergen zu können, — es fällt ihm ein, Vorwürfe zu ſtammeln:

meln: aber man fügt die niederträchtigſte Beſchimpfung zu der Beleidigung. Mishandlungen zwingen ihn unter den Tiſch zu kriechen — und zu krähen. Dann ſchiebt man ihn die Treppe hinunter, wirft ihn in ſeinen ſchon angeſpannten Wagen und treibt die Pferde an. Die Dame aber blieb zurück und ward Königin des Serails.

Sie war es acht Jahre lang und hielt mehrere Wochenbetten in dieſem Hauſe der Verworfenheit. Endlich war der Herr Baron ihrer überdrüſſig, hezte ſie mit Hunden fort und überließ ſie dem Elende. —

Der Jugendfreund.

Hinweg, hinweg von dieſen Gräuelſcenen, zu ſanftern Bildern, wie ich von Sophiens ſo erſchütterndem Abſchiede zum Wiederſehen meines Carls übergieng. Ich hatte nur noch wenige Meilen bis zu ſeinem Wohnſitze. So bald ſich die traurigen Gefühle, die mich aus dem Kruge begleiteten, ein wenig beruhigt hatten, beſchäftigte ich mich mit ſüſſen Plänen, wie ich die Wonne, die meiner wartete, recht mit langſamen Zügen ſchlürſen wollte. Ich beſchloß, mich anfangs nicht zu nennen, erſt nach einer Stunde, erſt wenn ich beobachtet hätte, wie Rückerinnerung allmälig in meines geliebten Freundes Seele wieder erwachen würde, wie er mich immer forſchender, immer unruhiger betrachten, wie er endlich mit ungewiſſer Stimme eine Frage ſtammeln, ſein Auge immer lebendiger funkeln, er endlich mir um den Hals fallen, ſüße Zähren ſeinen Augen entſtürzen würden. „Es wird ihm „nicht ſo leicht werden, mich zu erkennen, dachte „ich. Da wir ſchieden, war dieſes graue Haar „käſtenbraun, dies matte rothgeäderte Auge lebhaft und hell, dieſe Stirn glatt: weder dieſe „häßlichen Runzeln, noch dieſe Narbe durchfurchten ſie." Kein geübter Wollüſtling kann ſo ſchlau und üppig zum voraus berechnen, wie er allmälig und allmälig am Becher, den eine ſelige Nacht ihm beut, nippen will, als ich meine Wiedererkennung berechnete. Nur eins vergaß ich dabey in Anſchlag zu bringen: — mein eigenes Herz.

Noch war ich in dieſe ſchlauen Pläne verwickelt, als ein Hofthor aufrauſchte, der Wagen langſam umlenkte und itzt über Steinpflaſter hinrollte. Jetzt erſt fuhr, wie eine Schlange aus dem Hinterhalte, der Gedanke hervor: — „aber wenn er nicht zu Hauſe iſt, da du dich nicht gemeldet haſt!“ — Nun ſo erwartet man ihn, oder kommt ein andermal wieder, wird mancher kaltblütige Leſer ſagen. — Freilich wohl, aber — grade die beſeligendſten Empfindungen werden am unſchmackhafteſten, wenn ſie nicht im erſten Anlaufe genoſſen werden. Wo iſt der Glückliche, der nicht zuweilen mit romantiſchen Erwartungen, mit klopfendem Herzen und brauſender Phantaſie, einer Scene entgegen gieng, die — ja, wenn ſich das ausdrücken ließe! — Ein unbedeutender Zufall, ein Vergeſſen, eine Zerſtreuung, ein Ohngefähr ſchiebt die Erfüllung auf: man iſt ihrer gewiß — aber welche Nacht, welche Leere tritt ins Herz! Das Entbehren auf ewig iſt kaum ſo bitter, als dieſes getäuſchte Hoffen. — Und wird es endlich erfüllt, ſo iſt der Unterſchied zwiſchen dieſem übermächtigen Genuſſe und dem erſtern, der geſtört ward, wie jener zwiſchen der beſtellten und bedungenen Freude im

Bett

Bett einer Lais, und jener in der Laube, wo man von ungefähr im Mondenſchein unter traulich flüſternden Blüthen ſeiner keuſchen, ſich ſträubenden Geliebten begegnet! —

Meine Furcht war vergeblich. Der Herr Juſtizrath ſind zu Hauſe, ſagte der Bediente, der mir den Wagenſchlag öfnete. Ich empfand wahre Feindſeligkeit gegen den Menſchen, der mir dieſe Nachricht ſo kalt und gleichgültig hinwerfen konnte. Er führte mich in ein weites ſchön verziertes Gemach: er mag mich im erſten Augenblick für einen halben Wilden gehalten haben, da ich alles ſo anſtaunte, begaffete. Ach, er ahndete nicht, wie merkwürdig mir das ziemlich einfache Hausgeräthe war: es gehörte ja meinem Carl!

Ich ließ mich unter fremden Namen melden und gieng nun mit hohem Herzklopfen im Zimmer auf und ab; ich zitterte vor Bewegung, als eine Kammerthüre aufgieng. Er iſts! rief ich halblaut, und ſah mich um: eine ſchlanke holde Jungfrau neigte ſich vor mir. „Der Papa wird gleich die Ehre haben.“ — „Du alſo biſt,“ rief ich mit Entzücken aus, du biſt meines — Um Verzeihung, ſie ſind meines — des Herrn Juſtizraths Tochter?“ ſagte ich, indem ich die Hand des beſtürzten Mädchens ergrif. Sie ſah mich voll Erſtaunen an: „Ja, mein Herr!“ Indem hatte ich ſchon ihre Hand an meinen Mund gedrückt. Sie zog noch beſtürzter ihre Hand zurück; aber ich ſchloß ſie ſelbſt ſchon an meine Bruſt. Ach! Sie hatte das hellblaue, gutmüthige Auge meines Retters! —

„Mein Herr, ſchrie das Mädchen beinah, und wand ſich aus meinen Armen los, „ich weiß nicht, wie ich zu dieſen Liebkoſungen, zu dieſer Unverſchämtheit komme!“ Sie prüfte meine ganze Geſtalt; in ihrem Auge lag deutlich einiger

Zweifel gegen die Geſundheit meines Kopfes. — In dieſem Augenblick gieng die Kammerthüre wieder auf, ein kleiner Mann mit einem ziemlichen Bauche, einem ſeidnen Schlafrocke und einer rothen Troddelmütze trat heraus und grüßte mich. In dieſer Geſtalt hatte mir die Phantaſie nie meinen ſchlanken, lebhaften Carl gezeigt: der Eindruck ſeiner Figur war mir ſo fremd, daß ſie mein Gefühl etwas beruhigte und meine Freude auf einen Augenblick gelaſſener machte.

Er ſah mit unwilliger Verwunderung, wie ſeine Tochter ſich aus meinen Armen wand, und die holde Dirne ſtellte ſich an ſeine Seite, indem ſie ihre ſchöne Unterlippe trotzig aufwarf; ihr Auge voll Vorwürfen ſchien mich aufzufordern, nun ihrem gegenwärtigen Beſchützer Rechenſchaft von der Beleidigung zu geben, die ich ihr angethan hatte.

Ich genoß einen Augenblick der intereſſanten Verwirrung, in der ich beyde ſah, ohngeachtet meiner eigenen. Carl nöthigte mich zum Sitzen, „Sie ſind der Herr Baron von — —?“ Seine, meinem Herzen ſo wohlbekannte Stimme ſtürzte mich in meine Bewegung zurück, aus der mich die Fremdheit ſeiner Geſtalt geriſſen hatte. Einen Augenblick noch hielt ich mich; ich wollte mein Mährchen vorbringen: es war vergeſſen, rein vergeſſen, und ich ſubſtituirte ihm die kahleſte Erfindung, die man denken kann. —

Ja, erwiederte ich, und ich bringe Ihnen einen Gruß von Ludwig — von Spren —. Was ſoll die Unwahrheit! brach mein Herz aus. Carl, geliebter Carl! Ich bin dein Ludwig Sprenger! — und mit dieſen Worten fiel ich ihm um den Hals.

Seine Tochter, die meinen Namen vielleicht nie gehört haben mochte, und deren voriger Arg-

wohn

wohn wegen meines Kopfes noch rege war, hatte alle meine Bewegungen mit kindlicher Sorgfalt bewacht, und kaum ſah ſie mich gewaltſame Hände — wie es ihr ſchien, — an ihren Vater legen, als ſie in ein lautes Geſchrei um Hülfe ausbrach. Sogleich ſtürzten ein paar Bediente, unmittelbar nach ihnen, Carls Sohn und gleich darauf ſeine Frau herein. In ihrer aller Gegenwart machte ſich Carl aus meinen Armen los, ſtarrte mir ins Geſicht, und — warf ſich dann mit strömenden Zähren und dem Ausruf an meine Bruſt: „Ja, du biſts, geliebter theurer Jugendfreund, du biſts!“ —

Trauter Leſer! Verzeih uns Greiſen, daß wir noch ſo glücklich waren, jugendliches Entzücken zu fühlen! Er war ja mein Retter; ich ſein Geretteter! Gnügt dieſe Entſchuldigung dir nicht, ſo — Dein Herz iſt todt.

Die Nachricht.

Brauche ich wohl die folgenden Auftritte zu beſchreiben? Wie Carl mir ſeine Familie vorſtellte und ich alle mit ſo lebhafter Inbrunſt umarmte: — mir ſchien es, ich hätte Carln in ſeinem Herzen ein Capital geliehen, das er mir izt, durch Zinſen vierfach vermehrt, zurückbezahlte; — wie die jungfräuliche Caroline nun nicht mehr ſich aus meinen Armen losriß; wie ſie mit ſchmeichelnder Zärtlichkeit immer um mich beſchäftigt war, als wollte ſie mir ihren beleidigenden Argwohn, den ſie nicht zu geſtehen wagte, abbitten; — wie Carls Gattin mit achtungsvoller Sorgfalt ſich dem Freunde ihres Mannes lieb zu machen ſuchte, — und die Achtung, welche die Gattinnen unſerer Freunde uns bezeigen, iſt ſo ſüß! — wie ſein Sohn, ein hofnungsvoller und gebildeter junger Mann ſichs angelegen ſeyn ließ, mir zu zeigen, daß er werth ſey, der Sohn eines Mannes zu ſeyn, den ich ſo zärtlich liebte; — wie Carl ſelbſt mir ingeheim ſeine Vaterfreuden vertraute: — Da ſind die Ueberſchriften einer Menge von Scenen, die eine Welt von Hochgefühlen in meinen Buſen goſſen, die aber alle in der Beſchreibung ſehr ärmlich ausfallen würden. Ich überlaſſe ſie der Phantaſie des Leſers und begnüge mich mit dem Geſtändniſſe: Dieſer einzige Tag entſchädigte mich für alle Beſchwerlichkeiten der Reiſe, für alle fehlgeſchlagenen Hofnungen! — Und doch warteten meiner noch gröſſere Freuden! —

Am Abende dieſes glücklichen Tages endlich, da ich nach dem Abendeſſen auf Carls eigenem Großvaterſeſſel, den ich gezwungen einnehmen mußte, ſaß, die ganze Familie um uns verſammlet war, und wir eben zum zweitenmale die Geſchichte unſers Abſchiedes vor fünf und dreißig

Jah-

Jahren, wiederholten, und zum zweitenmale die ſchöne Caroline und ihre gute Mutter das Strickzeug, mit einem Auge voll Zähren ſinken ließen und uns anſahen, — jezt wagte ich die Frage, die mich unaufhörlich beängſtigte: — Carl, wo — was iſt Julie? —

Die gute Treue! brach er aus. Deine Abreiſe ſtürzte ſie in eine gefährliche Krankheit, von der ſie erſt nach mehr als einem halben Jahre genaß. — Drei Jahre lang wartete ſie auf Nachrichten von dir, — aber als endlich die Gewißheit einlief, du ſeyſt nach Amerika gegangen, du ſeyſt im erſten Treffen geblieben, da entſchloß ſie ſich, nach langem Kummer, ihre Hand dem Herrn von R. zu geben. — „Frau von R. iſt Julie," riefen Mutter und Tochter zugleich, — und ihr Erſtaunen ſagte mir, daß die Unvergeßliche noch lebe!

Sie bewohnte in der Entfernung von einigen Meilen als kinderloſe Wittwe ein Gut, das für ihre anſehnliche Mitgabe angekauft worden war. — So lebhafte Freude mir die Nachricht von ihrem Leben, von ihrer Treue einflößte, ſo war doch noch etwas darin, das mich beunruhigte. Carl erwähnte nichts von Juliens Niederkunft. Vielleicht, dachte ich, ſchweigt er aus Delikateſſe. — Ich befragte ihn unter vier Augen. Er hatte nie etwas von Juliens Schwangerſchaft gehört. Vielleicht irrte ſie ſich bey dem Geſtändniſſe, das ſie mir im Wirthshauſe that; vielleicht war ihre Krankheit die Wirkung, vielleicht die Urſache einer unzeitigen Geburt. Auf jeden Fall beſchloß ich, der ganzen Sache nie gegen ſie zu erwähnen, um weder durch ſchmerzhafte Erinnerung, noch durch Schaamröthe das Feſt unſers Wiederſehns zu ſtören.

Der Adel.

Carl ſtellte Gaſtmahle an, die Wiederkunft des Verlornen zu feiern. Der umliegende Adel, der meinen Freund ſeiner Geſchicklichkeit wegen fürchtete, ſeiner Gutmüthigkeit wegen liebte, und um ſeines Vermögens willen fetirte, fand ſich häufig bey denſelben ein. Die ich ehemals als Knaben geſehen hatte, boten mir izt als reife Männer die Hand, und die Enkel derer, in deren Männerkreiſe ich einſt voll Ehrfurcht als Jüngling ſchwieg, bildeten izt den jugendlichen Zirkel, in den ich mich oft hinſtahl, wenn der ernſtere, der nicht immer der weiſere war, mich ermüdet hatte. Im ganzen bemerkte ich, mit noch mehr Freude als Erſtaunen — Doch, da ich nun einmal ſo unverſchämt bin, den Leſer mit mir ſelbſt zu unterhalten, ſo ſey es mir erlaubt, ihm auch meine Begriffe von dem Adel auseinander zu ſetzen.

Ich habe die Unart, wahrſcheinlich auch eine Wirkung meiner oben beſchriebenen Erziehung, daß ich viele Dinge nicht nennen kann, ohne daß mir zugleich zwanzig andere analoge beifallen, unter denen ſich denn meiſtens eins, das mir das ähnlichſte ſcheint, ſo innig mit jenem verbindet, daß ich ſie ſchlechterdings nicht mehr zu trennen vermag. Es iſt wahr, es gelingt mir ſo, mir durch die Phantaſie viele Begriffe deutlich zu machen, die mein unphiloſophiſcher Kopf ſonſt vielleicht gar nicht faſſen könnte: aber man ſtelle ſich vor, wie ärgerlich es z. B. iſt, nicht den Namen der weiland orthodoxen Examinatoren in B — — hören zu können, ohne ſich Schäferhunde zu denken, die eifrig um die Heerde herumtraben und jeden neologen Hammel, der einen Seitenſprung wagt, beym Beine packen, u. ſ. w.

Eben ſo iſt es mir von Kindheit auf mit dem Adel gegangen. So oft ich in der mittlern Geſchichte las, wie Fürſten tapfere Streiter zu Rittern ſchlugen, dünkte es mir einen Hirten zu ſehn, der den ſtößigen Stieren einen Büſchel Heu an das Horn hieng: „Foenum in cornu habet: hunc te caveto!" Es iſt wahr, ſpäterhin wird dieſes Bild unpaſſender, aber bloß weil die Verleihung des Adels ſelbſt ausartete. — — — — — — Hiatus in Mſpto. valde deflendus. — — — — — — — — —

Als ich aus Liefland floh, entſprach der liefländiſche Adel faſt durchgängig — ſeinem Büſchel, zwar nicht auf dem Schlacht- aber doch auf dem Gerſtenfelde und im Hauſe. Die ärmeren Landedelleute lebten auf ihren Gütern, roh und ungeſittet wie ihre Bauern, wohnten unter Strohdächeln, in niedrigen Zimmern, deren beſte Zierrath ein großer Eichenſchrank, einige Strohſtühle, zuweilen auch eine Bank war.

Schreiben und leſen konnten nur wenige; dafür waren ſie auf der Jagd deſto gewaltiger. Täglich durchwüteten ſie die Wälder; oder ſie peitſchten, wenn die Feldarbeiten ihre Gegenwart erfoderten, eigenhändig ihre Bauern ab, halfen aber auch oft treulich die Heuſchober thürmen und Schweine ſchlachten. Machten ſie einen Beſuch, ſo kündigte die klaffende Koppel ſie ſchon von weitem an. Kaum traten ſie herein, ſo lagen Pikas und Waldmann und Kranz ſchon auf allen Stühlen herum, indeß ihr Herr, blöd und ſtumm unter Gebildetern, noch verlegen da ſtand und den begeiſternden Einfluß des Branntweinglaſes oder der Bierlaſe erwartete, um die Geſchichte ſeiner Heldenthaten und ſeiner vierbeinigten Jagdgenoſſen aus den rauhen Lippen hervorſtrömen zu laſſen, oder mit wieherndem Gelächter Zoten zu reißen, oder auch mannhafte Fauſtkämpfe zu beginnen. Das ſchöne Geſchlecht gieng gewöhnlich in einer plumpen

Tracht, die der lettiſchen ähnlich war, nannte ſich Seelen-Mahſſing (lettiſch Schweſterchen) und Kullachen (eſthniſch), knüpfte die Geſchichte der rothen Kuh an die des ſchwarzen Sultan, welche der Mann oder Bruder vorgetragen hatte, ſprach einen halbteutſchen Jargon, der Fremden ſchlechterdings unverſtändlich war, kicherte und flüſterte in Geſellſchaft, ja, manche wirklich reizende Schöne würzte mitunter ihre Späße durch witzige Ellbogenſtöße. Uebrigens waren dieſe ungehobelten Edeldamen faſt durchgängig raſche Wirthinnen, halfen den Kühen Futter vorſtreuen oder ſie melken, harkten im Sommer Heu, präſidirten in der Spinnſtube ihrer Mägde, ſtampften zuweilen auch mit ihnen bey dem Schnarren der Sackpfeife; doch ohne deshalb weniger neben dem Schlüſſelbunde unter der Schürze, eine tüchtige Karbatſche, als Scepter und oft gebrauchtes Symbol ihrer adlichen Erhabenheit zu tragen. Die Erziehung

der

der Kinder ward irgend einem Menſchen anvertraut, der ſich anheiſchig machte, ſie leſen und ſchreiben zu lehren: ein Verſprechen, das nicht immer erfüllt ward. Sie war vollendet, ſobald der Junker und das gnädige Fräulein zu „Gottes Tiſche“ gehen konnten.

Bey dem ſehr wohlhabenden und ſtädtiſchen Adel war freilich alles auf einen etwas modiſchern Fuß eingerichtet: aber er war gegen den übrigen eine ſo unbeträchtliche Minorität, daß er kaum in Anſchlag gebracht werden kann. Auch beſtanden ſeine Hauptvorzüge nur in einem etwas manierlicherm Hochmuth und im — Franzöſiſch-Sprechen.

Zu meinem Erſtaunen boten die adlichen Geſellſchaften, die ſich, wie geſagt, bey Carl verſammleten, einen Anblick dar, in dem man auch nicht die entfernteſten Grundzüge der oben gelieſerten Skizze mehr erkannte. Statt der rohen Fuchsjäger, die ehmals mit der Peitſche ins Zimmer taumelten, ſtiegen izt aus jedem Wagen, der heranrollte, feine gepuzte Hofleute, die mit allen Regeln franzöſiſcher Lebensart vertraut waren; ja hin und wieder war Anzug und Betragen ſchon in die wirklich feinere und vernünftigere engliſche Ungezwungenheit übergegangen. Faſt alle hatten Reiſen gemacht, wenigſtens eine Univerſität beſucht. — Die Damen glänzten nicht nur in modiſchern Gewänden, ſie tändelten und ſcherzten nicht nur mit Grazie und Feinheit, ſondern ſprachen auch mit Kenntniß und Geſchmack über Geiſteswerke aller Art, und waren vorzüglich mit der ſchönen teutſchen Litteratur ſo bekannt, als kaum Leipzigerinnen es ſind. Die Kinder hüpften mit anſtändiger Freiheit um ihre Lehrer, die weder den Pedanten noch den Tyrannen machten, ſondern Rouſſeaus Verlangen „der Lehrer ſey der Freund ſeines Zöglings,“ wenigſtens ſo gut zu erfüllen ſuchten, als es jedem ſeine Individualität erlaubte. — Aber, dacht ich, alles andere ſey ſo ſehr umgeſtaltet als es wolle, ihre großherrlichen Geſinnungen müſſen doch immer dieſelben ſeyn, da ihre Lage noch unverändert iſt. Mißtrauiſch alſo gegen den Firniß der Cultur, brachte ich das Geſpräch auf die unglückliche Menſchenklaſſe, die nur um jener willen da zu ſeyn ſcheint: wie ſchämte ich mich meines feindſeligen Mißtrauens! Wie erſtaunte ich über die Geſinnungen, die jeder äußerte!

Ohne Ausnahme geſtanden alle, im vertrauten Geſpräche, wie im größern Zirkel, daß den Bauern nur gar zu oft das bitterſte Unrecht geſchehe; ohne Ausnahme gaben ſie zu, daß das Verhältniß derſelben nicht das ſey, das den wichtigſten Staatsbürger gebühre; daß ſie von Abgaben und Leiſtungen erdrückt würden; daß es der Vortheil des Staats, und der Gutsbeſitzer ſelbſt, daß es Gerechtigkeit und Menſchenliebe zur heiligſten Pflicht machten, ihnen ſobald als möglich, die geraubten Menſchenrechte, die Freiheit wieder zu geben. „Nur fügten alle aus einem Munde hinzu, und manchen ſtanden dabey Thränen im Auge, nur ſey es izt noch nicht Zeit dazu: die Nation ſey nicht reif zur Freiheit.“ — Ich geſtehe, daß mir dieſe lezte Aeußerung ein wenig ſinnlos ſchien: aber ſie wurde mir durch ſo unzählige Beiſpiele von der Rohheit, Lüderlichkeit, Trägheit der Leibeigenen belegt, daß ich ſeufzend ſchwieg. Mich zu tröſten, erzählte mir dann jeder, welche Maaßregeln er genommen habe, jene glückliche Reife auf ſeinem Gute zu beſchleunigen; wie angelegen er gute Sitten und Wohlſtand unter ſeinen Bauern zu verbreiten ſuche; welche Wohlthaten er ihnen in dieſer Rückſicht erzeigt, welche Aufopferungen er gemacht habe und noch zu machen gedenke.

In halber Verzückung stand ich da. Wie beſchränkt, wie unglücklich fühlte ich mich, ihnen nicht nachahmen zu können! Ich war ſo klein, ſo gar nichts gegen ſie, daß ich nur mit Ehrfurcht zu ihnen aufzublicken wagte. Die lebhafteſte Bewunderung, Verehrung füllte meine Bruſt gegen dieſe erhabnen Menſchenfreunde, und kaum waren ſie fort, ſo brach ich gerührt in eine unerſchöpfliche Lobrede über ſie aus. Ich pries mein Vaterland glückſelig, daß Männer von ſo edlen großmüthigen Geſinnungen ſeine erſte Bürgerreihe ausmachten, ich pries das Zeitalter, das ſo viel Aufklärung mit ſo viel Güte der Denkungsart verbände; ich dankte der Vorſehung, daß ſie grade izt den unterdrückten Elenden beſchützende, aufrichtende Engel zugeſandt habe. Nur ich, ich war unglücklich, daß ich nicht Zeuge dieſes allgemeinen Umſchwunges in Sitten und Denkungsart hatte ſeyn können; daß ich ſelbſt izt nicht im Stande wäre, mit zu wirken für das Beſte der Menſchheit. „Ach, was kann mich für das entbehrte Glück je ſchadlos halten!“

Die Gallerie.

Carl ſah mich lange mit Erſtaunen und ſchweigend an; endlich aber brach er in ein lautes gellendes Gelächter aus, und einige Minuten vergiengen, ehe er ſich hinlänglich faſſen konnte, um mir die Urſache ſeines Lachens, über das ich nun meinerſeits wieder voll Erſtaunen war, zu erklären.

Wahrlich, ſagte er endlich, du biſt doch immer noch der alte Schwärmer, der überall Feuer fängt, überall leicht getäuſcht wird, wo von Menſchenwohl und Großmuth die Rede iſt.

Wüßte

Wüßte ich nicht, daß deine Gutmüthigkeit allein daran ſchuld iſt, ſo würde mir es keine ſonderliche Meinung von deinem Verſtande geben, daß du dieſen Larven trauen konnteſt. Herr von T., von U., von W. Menſchenfreunde, Schutzengel ihrer Bauern? Hahaha! — Ihre Reden, nun ja! Erinnerſt du dich aus dem Landprieſter von Wakefield nicht des weiſen Jenkinſon, der ſo wunderſam gelehrt war, wenn er Gelegenheit fand, ſeine ausgelernte Rede vom Sanchuniathon anzubringen? Grade ſo iſts mit der Menſchenliebe dieſer wackern Männer: nichts als ausgelernte Sentenzen, aufgefangne Gedanken, Paradewörter, die ſie brauchen, um unbequeme Erinnerer abzuweiſen. Sprich ihnen von Großmuth, von Menſchenpflicht: ſie überbieten dich, und geſtehen dir dreimal mehr zu, als du forderteſt. Was willſt du weiter? Du mußt ſchweigen, und ſie — thun das Gegentheil von allem, was ſie eben mit ſo vieler Wärme predigten.

Ich will dich näher mit ihnen bekannt machen.

Der kleine Mann im braunen Rocke, mit dem ſteifen Toupé und den Locken à la ſauciſſe über jedem Ohr, der ſo ſüß, ſo lächelnd ſprach, und mit demüthig gebogenem Knie herbeiſchlich, den Damen die Hand zu küſſen, der in allen Bewegungen ſo ſteif iſt, der mit ſo wichtigen Minen politiſche Neuigkeiten auskramte, als wenn er von allen Höfen Depeſchen erhielte, mit einem Worte, der lächerliche Herr von T., ich müßte mich ſehr irren, wenn er dir nicht Stellen aus dem Rouſſeau, verſteht ſich, als eigne Gedanken, hergeſagt hätte.

Ja wohl, erwiederte ich, und es wunderte mich daher zu ſehn, daß grade ſeine Kinder die gezwungenſten und ſteifeſten waren, die einzigen, die nicht um Eltern und Lehrer herumhüpften.

Seine

Seine beiden Töchter ſtanden ſogar jedesmal auf, wenn er im Auf- und Abgehen ihnen nahe kam.

Dagegen, fuhr Carl fort, ermahnt er ſie oft, ſich bey ihrem Lehrer nichts zu vergeben, und als dieſer einmal vor ihnen ins Zimmer trat, merkte er in Gegenwart der Mädchen an, daß ſeine Leute Damen vorausgehen ließen. Er beredete einſt einen jungen Mann, die Erziehung ſeiner Kinder zu übernehmen, bedang ſich aber aus, daß ſie ja nach Rouſſeau's Grundſätzen geſchehen ſollte. Kaum war der Mann bey ihm, ſo forderte er täglich acht Lehrſtunden im Zimmer und die Kinder mußten noch überdem zwo Claviérſtunden haben. — Noch widerlicher aber iſt der Contraſt zwiſchen ſeinen Reden und der Behandlung ſeiner Bauern. Eben dieſer Menſch, der ſo durchdrungen iſt von dem Gefühl der Pflicht, die Letten zur Freiheit zu bilden, wendet alles Mögliche an, den Geiſt der Leute niederzutreten.

Nicht zufrieden ſie auszuſaugen, ſtudirt er recht darauf, durch die Art wie er es thut, ſie zur Niederträchtigkeit hinabzudrücken, um deſto höher über ihnen zu ſtehen. Doch dies verſchrobene, heuchleriſche und boshafte Geſchöpf iſt mir zu ekelhaft, um länger bey ihm zu verweilen.

Der galante 70jährige Alte, der ein ſo viel verſprechendes Geſicht, ſo ſeine Manieren hat, mit ſeiner jungen Frau ſo zärtlich that, und mit ſo vieler Wärme über Gerechtigkeit ſprach, ſchien dich beſonders zu intereſſiren. Sein Aeußeres hat etwas Impoſantes, und der Herr von U. würde auch wirklich wie es ſcheint, ein ſehr wackerer Mann geworden ſeyn, wenn — er nicht als Großherr erzogen wäre und gelebt hätte. Er beſizt genug Gefühl für Recht und Menſchenpflicht, um wiſſentlich nicht leicht etwas zu thun, was er für unrecht und ſchlecht hält, er hat ſogar die Herablaſſung, Gott für ein mächtiges Weſen anzuerkennen, dem zu Ehren er oft mit ſechs Pferden in die Kirche fährt, Sonntags eine Predigt lieſt und ſeine Leute Betſtunden halten läßt. Aber damit glaubt er auch ein Uebriges gethan zu haben, und erwartet gegenſeitig, daß jenes Weſen Reſpekt für ihn habe, ſeine Wieſen mit Ueberſchwemmungen, ſeine Aecker mit Hagelſchlag verſchone u. ſ. w. Mit ſeinen Pflichten gegen den Nächſten wird er noch leichter fertig. Er ſezt nehmlich, wie die Menſchen immer thun, die Tugend in dasjenige, was ihm am leichteſten iſt, — er ſezt ſie ins Bezahlen: denn er beſizt ein ungeheures Vermögen. Pünktlich und genau erfüllt er hierin ſeine Schuldigkeit, wehe aber auch dem, der nicht eben ſo genau in dieſem Punkte gegen ihn iſt, oder den Rechten, die er durchs Bezahlen erlangt hat, zu nahe tritt. — Die Bauern ſtehen ihm mit den Pferden in einer Klaſſe. Beide hat er bezahlt, beide bekommen Futter, alſo müſſen ſie auch für ihn thätig ſeyn, ſo weit ihre Kräfte reichen. Indeſſen, als Thiere brauchen ſie Ruhe, um weiter arbeiten zu können: auch läßt er ſie ihnen, — wenn ſie für ihn nichts zu thun haben. — Ihre Weiber und Mädchen ſieht er als Produkte des Bodens an, den er bezahlt hat, und langt ſich jährlich die ſchönen Früchte ab, ſo wie ſie zur Reife kommen. Seine Bedienten und Wirthſchaftsbeamte theilen dies Regale mit ihm, und wer ſich wider daſſelbe auflehnt, iſt verloren. Ein Bauer, deſſen Frau der Verwalter ſchön fand, entwich endlich aus Verzweiflung, ward eingeholt, gepeitſcht bis er wiederholt ohnmächtig wurde, dann in Ketten geſchlagen, und mußte ſo für den „gnädigen Vater" lange Zeit arbeiten. Er ſollte ſogar in dieſem Geſchmeide zur Communion gehn, aber das konnte doch der Prediger, ſo niedriger Speichellecker er im übrigen iſt, nicht bewilligen. Sieh, auch das verträgt ſich mit den Begriffen von Gerechrechtigkeit, die in eines Großherren Kopfe Platz finden können. —

Das Idol des galanten B. den man beym erſten Blick für einen Stutzer erkennt, der ſich aber alle erdenkliche Mühe giebt, ein Mann von Genie und hoher Kenntniß zu ſcheinen, iſt Eitelkeit, die vielfachſte Eitelkeit, die nur in eines Gecken Kopf hauſen kann: und was für einen Spielraum findet ſie nicht bey einem unumſchränkten Erbherren, deſſen unbedeutendſte Narrheit Jammer über Tauſende verbreitet: denn quidquid delirant tyranni etc.

Die unſchädlichſte Thorheit des Herrn von H. iſt, ſich für ſehr liebenswürdig zu halten, und daher jeder Dame Cour zu machen. Sollte man glauben, daß dies Einfluß auf die Bauern haben könne? O ja! Er will ein Codeau machen, eine kleine Fete geben: ſogleich müſſen einige Hausväter ihre Wirthſchaft verlaſſen, zehn

Meilen weit nach der Stadt und das Benöthigte herbeiſchaffen, ohne für ihre Mühe und Einbuße Erſatz fordern oder hoffen zu dürfen. — Wichtiger iſt ſein Anſpruch, große ökonomiſche Kenntniſſe zu beſitzen. Er macht Pläne aller Art, mit denen er ehemals unabläßlich den ruſſiſchen Hof behelligte, bis er mit einem tüchtigen Verweiſe den Befehl erhielt, in Zukunft ſeine Pläne für ſich zu behalten. Um ſeinen Vorſchlägen Gewicht zu verſchaffen, führte er die Wunder an, die er auf ſeinen eigenen Gütern gethan hatte. Er hatte ſie und die Revenüen verdoppelt. Wodurch? Durch eine ganz einfache Procedur. Er hatte jedem Bauer die Hälfte ſeines Landes und ſeiner Leute genommen, und daraus ein neues Bauergut gemacht, dem erſtern aber ſeine Leiſtungen und Abgaben ungeſchmälert gelaſſen. Doch das muß man ihm verzeihen. Dafür ſorgt er deſto thätiger für die Bildung der Landleute. In dieſer Abſicht hat er —

den

den Altar neu anſtreichen laſſen, der Kirche ein Poſitiv gekauft, an dem — die Mäuſe nur die Balgen weggefreſſen hatten, und ein Gebet in poetiſcher Proſa geſchrieben, das nach einer interponirten Muſik — ich glaube aus der Ariadne auf Naxos — ſonntäglich vorgetragen werden ſollte. Er ſchickt gewöhnlich — weil doch die Feſte am meiſten Gelegenheit zu Ausſchweifungen geben, — die Leute gern während derſelben, zehn oder zwanzig Meilen weit über Land: die höhern Preiſe, die zu dieſer Zeit für ſeine Produkte bezahlt werden, ſind zwar nicht die Abſicht ſeines Verfahrens, aber doch der verdiente Lohn ſeiner Sorgſalt für Moralität. Auch legt er den Bauern neue Abgaben auf, an Flachs und Hanf, und pfändet ſie bis auf die lezte Kuh aus, wenn ſie nicht bezahlen können: iſt es möglich, ſie dringender zur guten Wirthſchaft anzutreiben und ihnen die Vortheile eines regelmäßigen und ſchuldenloſen Lebens einleuchtend zu machen?

Bey alle dem muß man geſtehen, der Herr von H. hat wenigſtens einige Züge von Originalität in ſeiner Narrheit, aber mit dem Herrn von W. iſt es anders. Dieſer breite, greiſe Juriſt läßt es ſich gar nicht einfallen, Anſpruch auf Menſchenliebe oder Gefühl zu machen. Er thut kalt, was das Geſetz nicht verbeut — und leider verbietet es ſehr wenig, und ſeine Verbote laſſen ſich ſehr leicht deuteln. Er brachte ſeinen zwar verſchuldeten, aber eben noch nicht ruinirten Schwiegervater zum Concurſe, bewahrte dann ſein Näherrecht, erſtand die ſubhaſtirten Güter um das Drittel ihres Werthes, und gab dem zu Grunde gerichteten eine kleine Penſion. So hatte er den Menſchen und der Gerechtigkeit genug gethan. Dieſer einzige Zug charakteriſirt ihn völlig. Seine Bauern ſind in ſeinen Augen nur eine Spielrace von Menſchen; das erklärt er beinahe gradezu. Auch mag er keinen derſelben ſprechen: ſie müſſen alles thun, weſſen er bedarf, und niemand darf etwas dawider einwenden, — ſelbſt nicht, wenn die Leute dabey verhungern ſollten. Die eine Hälfte ſeines Gebiets entlief: gut! die zurückgebliebene muß die doppelte Arbeit thun. Nach den Geſetzen muß er ihnen Vorſchuß zu Brodt und Saat geben. Er weigert ſich deſſen nicht, aber erklärt, jeder der ſo etwas fordere, zeige ſich als ein lüderlicher Wirth, und würde alſo Vorſchuß erhalten, aber auch ausgepeitſchet werden.

Weniger planmäßig verfährt der verwirrte Herr von X. Er hat nicht die Abſicht, Böſes zu thun, es würde ihm ſogar ganz lieb ſeyn, wenn ſeine Bauern wohlhabend und gebildet wären: aber durch ſeine Gedankenloſigkeit ſind ſeine Angelegenheiten beſtändig in Verwirrung, er iſt immer in Verlegenheit, und ſich herauszuziehen, iſt kein Mittel bequemer, als Bedrückung der Unterthanen. Er verkauft zum Beiſpiel ſeine ganze Erndte an den Oberſten eines nahe ſtehenden Regiments. Das Frühjahr tritt ein, er hat keine Saat, die Bauern brauchen Unterſtützung: ſie müſſen alſo nach einem andern vierzehn Meilen weit entlegenen Gute unentgeldliche Reiſen thun, um das Fehlende herbei zu ſchaffen. — Es fällt ihm ein, um Geld zu gewinnen, einen Ziegelofen anzulegen. Das beſtellte Feld eines Bauern ſcheint ihm die nöthige Erdart darzubieten: ohne Bedenken läßt er es umgraben und Ziegel ſtreichen. Der Beſchädigte fleht um Erſatz, aber der Prügel ſoll ihn zur Ruhe gewieſen haben.

Der Herr von Y. —

Genug, genug, rief ich aus. Nehmen denn die Abſcheulichkeiten kein Ende? Die erzählten ſind hinlänglich, die Cultur einer ganzen Generation verwünſchen zu laſſen.

Aber die feinen, aufgeklärten, gelehrten Damen willſt du wohl noch kennen lernen?

Ich bitte dich, mein Freund, verſchone mich! Erzähle mir lieber Beiſpiele von Großmuth und Edelſinn. Sollte denn mein armes Vaterland keine davon aufſtellen. „Ja, erwiederte Carl mit Rührung, es giebt dergleichen, zwar einzeln und ſelten, aber dennoch genug, um nicht den Muth ſinken zu laſſen.“ Und nun — doch Sivers, Mellin, Pierſon, Boie, Ekeſparre, — Namen, die jedem Menſchenfreunde heilig ſeyn müſſen: — es hieße Euch entweihen, einer ſolchen Reihe von Gemälden die Eurigen anzuſchließen. —

Die Abreiſe.

Ich verlebte im Hauſe meines Carls zehn glückliche Tage, die unter ſtetem Genuß der Vergangenheit und Gegenwart verfloſſen. Aufmerkſam lauſchte ich auf die Geſchichte ſeines Lebens, die, ſo einfach ſie war, mir doch merkwürdiger ſchien, als die einer Weltumwälzung. Eben ſo theilnehmend hörte er mich und jede Gefahr, jede Mühſeligkeit, die ich einſt überſtanden hatte, war mir izt ein Gut, das ich um großes Glück nicht vertauſchet hätte, denn es verſchafte mir neue Beweiſe der Theilnahme und Zärtlichkeit meines Freundes und ſeiner Lieben. Indeß — nachgerade fühlte ich doch, daß hier nicht meine Heimath ſey; ich war geliebt und geſchätzt, aber ich machte Unordnung in der Wirthſchaft. Das Haus war nicht für einen beſtändigen Bewohner mehr, eingerichtet; die Ställe zu klein, wenn

Beſuche

Beſuche kamen ꝛc. und troß meiner beſtändigen Proteſtationen, ward ich immer noch als Gaſt behandelt.

Nichts zertrennt Freundſchaften, auch die älteſten, ſo leicht, als Ueberläſtigkeit, und wenn die Menſchen aufhören, uns ſehr intereſſant zu werden, können wir nur gewiß ſeyn, daß der umgekehrte Fall auch da iſt. Trennung iſt das einzige Gegenmittel gegen Alltäglichkeit, und Trennung beſchloß ich auf einige Zeit, ſo bald ich zum erſtenmale in Carls Geſellſchaft gegen Mitternacht ſchläfrig wurde, und das erſtemal einige Verlegenheit durchblickte, die mein langer Beſuch in der Wirthſchaft anrichtete. Ich theilte Carl meinen Plan mit, Julien aufzuſuchen; er billigte ihn, und wollte mich begleiten, um mich ſicher wieder zurück zu bringen. Ich verbat es; denn — bey der Geliebten bedarf man ja keiner Zeugen.

Der Irrthum.

Nach einer Reiſe von einigen Stunden rollte der Wagen in einen geräumigen Hof, der rundum von ehrwürdigen Linden beſchattet war, und hielt endlich vor einem ſtattlichen, doch altmodiſch gebauetem Hauſe, mit einer breiten ſteinernen Treppe. Soll ich's geſtehen, daß — doch der Leſer hat mich ſchon ſo oft in den Runzeln des Greiſes, die Empfindungen des Jünglings wiederholen ſehn: ich darf es ihm wohl vertrauen, daß ich mit einer gewaltigen Beklemmung den Wagen verließ. Ich bot alle Kräfte meiner Vernunft auf, mein Herz zu beruhigen, indeß der Bediente zu ſeiner gnädigen Frau eilte, einen fremden Officier anzumelden. Ich ſuchte mir es recht lebhaft zu machen, daß fünf und dreißig Jahr verfloſſen wären, ſeitdem ich Julien nicht geſehn hätte; ich erinnerte mich aller der Veränderunderungen, die mir ſchon aufgeſtoßen wären; daß ich ſelbſt ein Greis geworden ſey: — umſonſt! Immer ſtand Julie in der reizenden Geſtalt vor mir da, in welcher ich ſie zuerſt erblickt hatte.

Mein Vater hatte mich mitgenommen, als er ihrer Mutter den erſten nachbarlichen Beſuch ablegte. Sie hatte im funfzigſten Jahre ſo viele Reize übrig, daß man ihr beym erſten Blicke zutraute, in ihrer Jugend nie in einer Aſſemblee, wo es Stutzer gab, allein geſeſſen zu haben.

Dies war mein Gedanke im erſten Augenblicke; im zweiten dacht' ich nicht mehr an ſie. Ungefähr eben ſo weit als ich hinter meinem Vater, ſtand hinter ihr ein reizendes, junges — ſtand Julie. Man denke ſich eine ſo ſchlanke, jungfräulichſte, leichte Geſtalt, daß ſie immer nur zu ſchweben ſchien, hellbraunes Haar, das um einen blendenden Hals, um ſchmale Schultern und einen ſanft, wie von dem Hauch eines leiſen

Weſtes, geblähten Buſen in langen Locken herabfloß; ein blühendes eirundes Geſicht mit einem Cleopatra-Näschen, einem wie zum Kuß geſpitzten kleinem Munde und großen, blauen, ſchmachtenden Augen. So ſtand Julie hinter ihrer Mutter da. Ich ſah ſie an und ließ meinen Hut ſinken; ſie ſah mich an, und — ein zwanzigjähriger wohlgewachſener Burſche mit wildem ſchwärmeriſchen Auge, läßt ſelten ein ſechzehnjähriges Mädchen kalt; — ſie ſah mich an und ließ ihr Strickwerk ſinken. — Aber meine Blicke ſchwärmten gierig auf ihrer Perſon herum, und mit ſüſſer Verwirrung ſah ſie wieder auf den Strumpf. Ich vergaß ein Compliment zu machen und ſtand verloren im Anſchauen da, bis unſre Eltern aufgehört hatten, ſich über ihre Nachbarſchaft zu freuen u. ſ. w., und die Mutter Julien meinem Vater, er mich ihr vorſtellte.

Wie wird das jezt ſo anders ſeyn, dachte ich, indem ich die Treppe hinaufſtieg. Ach, Geliebte meines Herzens! Deine Roſenwange iſt welk, dein ſchmachtendes Auge hohl, und — wer weiß, ob der Bruſthuſten dir erlaubt, mir weitläuftig —

Indem gieng die Thüre auf, und wo finde ich Worte, mein Erſtaunen auszudrücken! Die reizende Gruppe meiner Jugend ſtand vor mir da! Sechs Schritte von mir prunkte mir die hohe Geſtalt von Juliens Mutter entgegen, und zwei Schritte hinter ihr, die ſüſſe Mädchenfigur Juliens, noch reizender als meine Phantaſie mir ſie malte, mit dem Strickſtrumpf in der Hand! — Julie, rief ich aus, und blieb ſtarr auf der Schwelle ſtehn.

Ich beſinne mich.

Julie, rief ich, und ſtarrte dem Mädchen ins Auge. Ach, es war nicht ſüſſe Verwirrung, nicht freudige Ueberraſchung darin, nur Befremden, Erſtaunen über mein ſonderbares Benehmen. Mit einem Seufzer erinnerte ich mich, welche Rolle jezt die meinige ſey. Ich wandte mich mit einem Compliment an die Frau: — in dieſem Augenblicke war ſie mir nichts weiter, aber als ich in dem Auge derſelben noch die Sanftheit, die Huld wieder fand, die mich ehemals ſo entzückten, als die geſchwelleten ineinander gefloſſenen Züge ihres Geſichts, mir wenigſtens die Spuren von dem, was ich angebetet hatte, zeigten: — ich vollendete mein Compliment nicht. Julie, ſagte ich, indem ich die Hand der Frau ergrif; — ich bin Ludwig Sprenger. Sie that einen Schrei und fiel mir um den Hals.

Nach den erſten Aufwallungen der Freude, wandte ſie ſich zu dem erſtaunten Mädchen. Sophie, ſagte ſie, das iſt mein erſter, mein liebſter — Spielgefährte, von dem ich dir ſo manches erzählte. — Daß ſie nach ſo vieljähriger Trennung mich ihrer Nichte, nicht ſie mir vorſtellte: Leſer, fühlſt du, was darin lag? Dieſer einzige Zug machte ſie mir ſo werth, daß ich ſie nicht mehr mit jener vertauſcht hätte, — auch wenn ſie den Bruſthuſten gehabt hätte. Aber Mäßigkeit und Mäßigung, Tugend und Ruhe der Seele hatten meiner Julie Geſundheit und manchen Reiz erhalten, obgleich nur ein Greis ihn fühlen konnte. —

Oft hab' ich hernach über den magiſchen Streich gelacht, den mir die Phantaſie geſpielt hatte. Daß junge, unſchuldige, ſchöne Mädchen noch immer ungefähr eben ſo gewachſen ſind, wie ihres Gleichen vor dreißig oder dreißig tauſend Jahren; daß ſie beym Empfange der Fremden hinter der Mutter oder Tante ſtehen und immer noch ſtricken: — lag darin wohl ein hinlänglicher Anlaß, ſo ein Drittel Jahrhundert zu überhüpfen? — Indeß geſteh' ich, wenn ich auf dem Sopha ſaß und die reizende Nichte durchs Zimmer ſchwebte, oder mit ihrer hellen reinen Stimme bittende Befehle austheilte, ſo wandelte michs doch noch, ſo ſehr glich ſie der Tante, in unbeachteten Augenblicken an, Julie zu rufen. Ich that es ſogar zuweilen vorſätzlich, um den Schalk mit preciöſem Lächeln ſagen zu hören: „Sophie heiß ich, Herr von Sprenger." —

Das Scheiden.

Ich hatte Julien wieder, ich ſaß neben ihr auf dem Sopha, ich brachte den Tag mit ihr zu und ſchwärmte mit ihr zurück in die Tage der Vorzeit: — die Zukunft iſt kinderloſen Greiſen eine Wüſte: — war ich glücklich? Zween Tage lang nicht. Immer fühlte ich, daß in unſern Tete a Tetes etwas fehlte: und was? Ich alter Thor konnte die Hofnung unſerer jugendlichen Entzückungen noch nicht aufgeben, und hatte Mühe, mir die Ueberzeugung immer gegenwärtig zu enthalten, daß die gute Hausmutter, die ſo ſorgſam mich pflegte, ſo traulich mit mir koſete, aber ruhig unſer zärtlichſtes Geſpräch abbrach, wenn — die Köchin etwas zu beſtellen hatte, und eben ſo ruhig es wieder anknüpfte, — ich hatte Mühe, ſage ich, mich immer zu erinnern, daß dies dieſelbe Julie ſey, die einſt mit ſo entzückender, aufbrauſender Zärtlichkeit in meine Arme ſank, ſo durchdrungen von Schmerz von mir ſchied.

Am dritten Tage ward es beſſer. Ich gewöhnte mich die Idee der Hausfrau und der ſchlanken Grazie mit einander zu verknüpfen. Ich ſah dieſe Frau von ihren Unterthanen geliebt, ſah ſie alle Pflichten einer guten Herrſchaft erfüllen, ſah ſie freundſchaftlich, liebreich gegen jedermann, beydes im höchſten Grade gegen mich: ſie ward mir lieb, ſo wie ſie izt war, und es gab Augenblicke, in denen ich mich beſonnnen hätte, wenn es möglich geweſen wäre, Frau von R. wieder in Julianen L. zu verwandeln. Mein ehrlicher Jakob ſtörte mein Glück.

Werden wir noch lange hier bleiben, fragte er am vierten Morgen beym Ankleiden. — Ich weiß nicht, antwortete ich heftig, und ein ſchneidender Schmerz ergriff mich.

Ich hatte wieder gefunden, wornach ich mich geſehnt hatte; — Freilich nur die Reliquien meines Jugendglückes, aber doch, doch das Einzige, was mir auf der Erde noch theuer war. Ich hatte meinen Freund, meine Geliebte wieder! Laut ſprach ein Gefühl in meiner Bruſt: Hier iſt deine Heimath; hier im Arm deines Carl, am Buſen deiner Julie! Die ganze übrige Erde iſt dir fremd. — Und ich ſollte wieder in dieſe Wüſte zurück? Sollte wieder iſolirt und traurig da ſtehen, indeß jedes lebendige Weſen ein anderes findet, das ſich ihm liebend anſchließt? — Nein, ſagte ich entſchloſſen, dieſen Haven verlaß ich nicht mehr. Kann ich gleich nicht mehr eine liebende Familie um mich verſammeln, ſo finde ich hier doch Gefährten, die um deswillen, was ich war, mir das verzeihen, was ich izt bin.

Und warum ſollte ich nicht bey Julien, mit Julien — Ich will ſie fragen, ob —

Der Antrag.

Nach Tiſche flüchteten wir uns vor der Sonnenhitze in eine Laube von Nußſträuchern. Wir ſaßen auf einer Raſenbank, vor uns ſtand der Caffeetiſch, und vor dem Eingange der Laube ſummten Bienen und Käfer durch ein weites Blumenparterre. Dann und wann ſchlug ein Finke im Gipfel der Laube: die ganze übrige Natur ſchien von der Hitze eingeſchläfert. Sophie hatte ein Buch mitgebracht, um vorzuleſen. Ich flüſterte Julien zu, daß ich mit ihr allein zu ſeyn wünſchte, und Sophie bekam einen Auftrag, der ſie entfernte. Und izt —

Guter Jüngling! Spotte des greiſen Schäfers nicht, der ja ſo unendlich lieber den Großvater als den Liebhaber geſpielt hätte. Ich zitterte, indem ich Juliens Hand faßte, beynah ſo ſehr aus Furcht lächerlich, als abgewieſen zu werden. Ich ſah ihr ins Auge: es lächelte ruhig und gütig.

„Julie, ſagte ich, theure geliebte Julie! Im Alter der Liebe führte das Schickſal uns zuſammen, um uns fühlen zu laſſen, daß wir mit einander glücklich ſeyn konnten — und uns dann von einander zu reißen. Einſam und traurig wandelte ich die Laufbahn des Lebens; ſchon ſeh' ich das Ziel ſo nahe und izt — izt erſt finden wir uns wieder. — Julie! Mein Herz war kalt und erſtorben: du haſt es wieder zur Freude belebt. Ohne dich iſt mir die Welt eine Wüſte: — ſprich, ſoll ich wieder hinaus in ſie, die mir ſo fremd, ſo gleichgültig iſt? — Verſtoße mich nicht, ſezte ich langſam hinzu; werde mein Weib!“ Bey dieſen Worten ſtürzten Thränen aus meinem Auge. Julie ſah mich gerührt und nachdenkend an.

„Mein Vermögen iſt anſehn" — Sie hielt mir die Hand auf den Mund.

St, ſagte ſie, davon muß zwiſchen uns nicht die Rede ſeyn. — Ihr Antrag, lieber Ludwig, kommt mir nicht unerwartet. Sie wiſſen, als Sie einſt einen ähnlichen thaten, warf ich mich mit einem Kuß in ihre Arme. Izt, da wir alt ſind, izt — muß ich mir drei Tage Friſt erbitten. Nicht als Bedenkzeit, ſondern um meine Annahme, — oder auch Weigerung, ſezte ſie ſchalkhaft hinzu, — rechtfertigen zu können. Jezt liegt mir mehr daran, mir Ihre Achtung als ihre Liebe zu ſichern.

Der dritte Tag.

Warten alſo mußte ich, und zwar geduldig warten, das befahlen meine grauen Haare, aber mein Herz pochte oft ſehr ungeduldig dabey. Zwanzigmal zitterte die Bitte um ſchnellern Beſcheid auf meiner Lippe, aber Julie ſah mich lächelnd an, und ich ſchwieg. Indeß ließ ſie ſichs angelegen ſeyn, meine Hoffnung zu nähren. Sie führte mich die beiden erſten Tage hindurch auf dem Gute herum, zeigte mir alle neuen Anlagen auf demſelben, erzählte mir ihre Pläne, fragte mich um Rath. Alles fand ich gut, alles ſchön! aber ihre Fragen waren das Beſte. Jede ſchien mir ein Jawort, und ließ mich in manchen Augenblicken, ſchon mich für den Mitbeſitzer von allem anſehn. Tauſend ſüße Pläne webte meine Phantaſie. Jedes Bäumchen, das Julie gepflanzt hatte, war mir ein Heiligthum;

von

von jedem bequemen Plätzchen nahm ich ſchon in Gedanken Beſitz.

Endlich alſo, ſagte ich zu mir ſelbſt, da ich am dritten Morgen von einem Spaziergange zurückkam; endlich habe ich den Winkel der Erde gefunden, wo ich fortan nicht Fremder ſeyn werde. Hier alſo werde ich, im Arm bewährter Liebe, wenigſtens den kurzen Ueberreſt meines Lebens glücklich verbringen. Theures, geliebtes Weib! Du warſt alſo doch dazu beſtimmt, mich zu beglücken! Die ſüßeſten Empfindungen meiner Jugend waren nicht für mein Alter verloren! —

In dieſem Augenblicke war ich auf der Terraſſe neben dem Hauſe angelangt. Das Fenſter von Juliens Gemache ſtand offen. Sie ſaß auf dem Sopha, und neben ihr ein junger Mann, der ihr mit Heftigkeit die Hand küſſete: ſie ſchlang den Arm um ſeinen Hals und drückte ihn an ihre Bruſt. Ich war ſtarr vor Erſtaunen. So hat-

hatte ſie mich kaum bey meiner Ankunft umarmt.

Thor, tröſtete ich mich, vielleicht — gewiß iſts ein naher Verwandter, ein Neffe etwa, der eben angekommen iſt.

Ich eilte hinein. Der junge Mann ſtand ſchon in einer ehrfurchtsvollen Stellung da. Julie ſagte ihm einige Worte in einem befehlenden Tone, und er entfernte ſich. Als er an mir vorübergieng, bückte er ſich tief: ſein großes ſchwarzes Auge verrieth heftige Bewegung, indem er mich anſah. Er ſchien mir etwas ſagen zu wollen und nicht zu dürfen. Ich weiß nicht, was in mir vorgieng, aber auch ich war bewegt. Ich ſah ihm nach. In der Thüre blieb er einen Augenblick ſtehn, und ſah ſich nach mir um. Soll ich ſprechen, ſtand deutlich auf ſeinem ſchönen ausdrucksvollen Geſichte. Er that ſich ſichtbar Gewalt an, indem er gieng.

„Wer iſt der junge Mann, Julie?“ Mein Verwalter, erwiederte ſie in einem gezwungnen kaltem Tone. Ich hatte ihn verſchickt, izt eben iſt er erſt von einer Reiſe zurückgekommen.“ Indem ſie dies ſprach, wandte ſie ſich zum Fenſter, um mir ihre innere Unruhe zu verbergen.

„Verwalter!“ — Welche Erſchütterung brachte das Wort in mir hervor! Ihren Verwalter, ihren Bedienten drückt ſie an ihre Bruſt? — Das Verhältniß iſt freilich bey Wittwen nicht neu, aber — Julie! auch Du nur ein gemeines Weib, eine gemeine Lüſterne! — Troſtlos ſchlich ich fort.

Der Ehrenſkrupel.

Wie ein unſchuldig Verurtheilter, dem ſein Sachwalter eben gemeldet hat, daß auch die letzte Hoffnung, die Vorbitte ſeines verzweifelnden Weibes, ſeiner unglücklichen Kinder vergeblich war, betrat ich mein Zimmer. Ich warf mich in meinen Lehnſtuhl. Lange vermochte ich nicht durch Worte zu klagen, nur durch jene halbe Bewegung der Hand, mit der ich einſt jenen grauen Vater, der von dem Begräbniß ſeiner einzigen Tochter zurückkam, ſich, wie ich izt, niederſetzen ſah, und die ſo vernehmlich — ſchreit: auch das war nichts!

Ich hätte den höchſten Zweck meiner Reiſe erreicht; ich war im Begriff aus meiner Einſamkeit wieder heraus in nähere Verhältniſſe mit den Menſchen zu treten: — Julie war wieder mein! —

und meine Ehre gebot mir, alles Glück das mir winkte, zurückzuſtoßen! „Grauſames Geſchick, rief ich, wenn dieſer Labetrunk vergiftet war, warum ihn dem Lechzenden entgegenreichen? Warum dem Verſinkenden ein morſches Seil zuwerfen, das beym erſten Angreifen in Stücken reißt?“

Ich will fort, ſagte ich endlich, heimlich will ich fort!

„Es iſt angerichtet“ ſagte Jakob, und eine wichtige Neuigkeit funkelte in ſeinen Augen. Ich achtete nicht darauf. „Packe in der Stille meine Sachen ein,“ ſagte ich traurig.

Einpacken, Herr? erwiederte er lächelnd. Das weiß ich beſſer! Das Kammermädchen, — aber Sie müſſen uns nicht verrathen, — ſie hat mir erzählt, daß die gnädige Frau geſtern viel mit Fräulein Sophien geſprochen hat. Sie wird ihnen heu-

heute, freundlich trat er mir näher und ſprach leiſer; — wir freuen uns alle darauf: ſie wird Ihnen heute das Jawort —.

Verdammter Schwätzer, rief ich, pack ein!

Ich gieng. Julie, Julie! dacht' ich. Wie viel bitterer iſt es, die Geliebte zu verachten, als ſie zu verlieren. Daß du Bedürfniſſe hatteſt, wie alle deine Schweſtern, wer könnte dir das verübeln? Ohne ein lebhafteres Bedürfniß deines Herzens, würdeſt du nicht zärtlicher geliebt haben, als ſie. Aber in deinem jezigen Alter — auf dieſem Wege — Befriedigung zu erkaufen! denn wahrlich ein ſo junger Mann —

Welche Entwickelung!

Mit dieſen Gedanken trat ich trübſinnig in den Speiſeſaal. Wir ſezten uns. Julie ſcherzte über meine finſtre Mine: ich hörte es kaum. Sophie nannte mich Onkel, wie ſie ſchon ſeit den erſten Tagen zuweilen that: ich ſahe ſo ernſthaft aus, als ſpräche ſie eine moraliſche Sentenz. Meine Verſtimmung gieng endlich auf alle über; am meiſten war Julie in Verlegenheit: aber ſie iſt eine Frau von geſeztem Verſtande und Muthe, ſie faßte ſich bald. Die Tafel ward ſchnell aufgehoben, und ſtatt zur Sieſte zu gehn, nahm Julie mich bey der Hand, indeß ſie mit der andern ihren Strohhut ergriff. Wir wollen ſpazieren gehn, ſagte ſie. Meine Verwirrung wuchs. Sie wird mir ihre Einwilligung geben, und großer Gott! kam ich nur ſo weit her, um

ſie

ſie durch eine Weigerung mir zur ewigen Feindin zu machen! Sie, die ich faſt mein ganzes Leben hindurch anbetete.

. . . .

Ich ſtammelte Entſchuldigungen. „Nichts,“ ſagte Julie, heute muß ich meinen Willen haben, lieber Ludwig.

Sie führte mich durch ihren Park; ſie ſchwazte viel und ſüß, ach, ich vermochte nicht zu antworten. Sie wiederholte mir ihre Pläne; ſie ſprach als wenn jeder nur ein Vorſchlag wäre, den ſie mir machte: mein Zuſtand war entſetzlich. Von Zeit zu Zeit ſchien meine Verwirrung ſich auch ihrer zu bemächtigen, aber ein frohes Bewußtſeyn, das in ihren Augen funkelte, belebte ſie wieder.

Hier, ſagte ſie, indem wir aus dem Park in einen laubenartigen Durchgang traten, neben dem ein Bächelchen floß, hier wollen wir manchen frohen Abend verleben.

Das war zu viel; ich vermochte es nicht länger zu tragen. Julie, ſchrie ich faſt, indem ich ihren Arm losließ und dafür ihre Hand mit beiden Händen faßte: — Julie, der Verwalter!

Hier wohnt er, ſagte ſie höchſt unbefangen, und nun erſt bemerkte ich, daß wir vor einem niedlichen Häuschen ſtanden, und in dem Augenblick hüpften uns ein paar Kinder entgegen. Sie küßte ſie und führte mir ſie dann zu; ich mußte ihnen liebkoſen und mit ihnen traten wir in die Stube.

Wir fanden den Verwalter und ſein junges reizendes Weib in derſelben. Beide küßten Julien die Hand und ſahen dann auf mich mit einer

Span-

Spannung, die mir trotz meiner eigenen Verlegenheit auffiel.

Julie nahm einen Säugling aus der Wiege, herzte ihn mit thränenden Augen und gab mir ihn dann auf den Arm. Einen Augenblick ſtand ſie da, als wenn ſie etwas an mir zu ſehen erwartete. Ludwig, rief ſie endlich, indem ſie den Verwalter bey der Hand nahm und den rechten Arm mir um den Hals warf, ſagt dein Herz dir nichts? Oder macht dein hartnäckiger Unmuth dich taub gegen die Stimme deſſelben? Doch, doch will ich ihn von deiner Stirne verſcheuchen. Hier — geb' ich dir das Jawort, — (ich ſchauderte) hier — in Gegenwart — deines Sohnes! — und ſie verbarg ihr Geſicht an meinem Buſen. — „Mein Geſtändniß im Hotel!" — ſezte ſie nach einigen Augenblicken kaum hörbar hinzu. —

Ich ſank halb ohnmächtig auf einen Stuhl." Mein Sohn lag zu meinen Füßen, mein Enkel auf meinen Knien —

Leſer, wenn Du erwarten kannſt — Kein Wort mehr!

Die Vorzeit Lieflands.

Ein Denkmahl des Pfaffen- und Rittergeiſtes.

Von
G. Merkel.

Erſter Band.

— — Serpens uterque
Miseros morsu depascitur artus.
VIRG.

Mit Kupfern und einer Karte.

Berlin,
in der Voſſiſchen Buchhandlung.
1798.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Der Zufall ſpielte einſt dem hochgelahrten Cornelius Skriblerus I. *) eine alte bäuchichte Metallplatte in die Hände. Er unterſuchte ſie mit antiquariſcher Erleuchtung, und entdeckte aus der Farbe des Roſtes, daß ſie ein griechiſcher Schild ſey; ja, der Schmutz von mehr als zwei Jahrtauſenden konnte ſeinem ſchar-

---

*) Man ſehe die Memoirs of Martin Scriblerus in Popens Werken.

ſen Blicke nicht verbergen, daß eine Erhöhung in ihrer Mitte eine Götter Figur verſtelle. Sofort ſchrieb er eine weitläuftige Diſſertation über ſeinen Fund, ſah mit verachtendem Stolze auf alle Sterbliche herab, die keinen griechiſchen Schild beſaßen, und bat endlich eine große Geſellſchaft der berühmteſten Gelehrten zuſammen, ſeine ehrwürdige Reliquie zu bewundern. Seiner Frau wurde um den Ruf ihrer Reinlichkeit bange, wenn der Schatz mit der koſtbaren Unſauberkeit des Alterthums vorgezeigt würde. Sie holte ihn heimlich aus dem Kabinet ihres Gatten, ließ ihn ſcheuern, und — armer Cornelius! — mit jedem abfallenden Roſttheilchen ging unwiderſprechlicher die entſchiedene Wahrheit hervor, der unſterbliche Schild ſey nichts als — die Reverberir-Platte eines zerbrochenen Wandleuchters, die Götterfigur — ein Nagelkopf.

Gerade ſo geht es mit den Vorzügen, den Ahnen, den grauen Verdienſten einer gewiſſen Caſte. Scheuert den Schild — und in den meiſten Fällen werdet ihr euch nicht einmal begnügen dürfen „armer Cornelius!" zu rufen; — werdet ihr finden, daß ſo mancher erlauchte Name nur dadurch berühmter iſt, als der eurige, weil ihn vor ſechshundert Jahren ein Speichellecker, ein Kuppler oder Räuber, und den eurigen ein ehrlicher Mann trug.

Wohl indeß dem Lande, wo ihre Anſprüche nur lächerlich, nicht verderblich ſind; wo ihr größeſtes Vorrecht darin beſteht, im Hof-Zirkel lange Weile zu haben, oder allenfalls der Geißel des Satirikers berühmtere Schultern darzubieten. In Liefland thront ſie ſtolz auf den Schultern des Bauernſtandes, wie die Luchskatze auf dem Nacken des erhaſchten Pflugſtiers, tritt ſie die wichtigſte Bürgerklaſſe zu Boden, und mäſtet ſich ~~mit dem~~ Schweiße derſelben. Und woher erhielt ſie dieß Vorrecht eines Raubthiers? Keine Ueberkunft einer Nation, kein rechtmäßiger Geſetzgeber, nicht einmal die Gunſt eines Fürſten ſtellte den liefländiſchen Adel auf den Standpunkt, mit deſſen langer Behauptung er prahlt. Seine Stammväter waren nichts als Räuber, die unter dem Vorwande der Religion in das Land fielen, es unterjochten und unter ſich theilten.

„Dieſe Wahrheit, hiſtoriſch erwieſen, in das helleſte Licht geſtellt und vergegenwärtiget, könnte heilſame Folgen bewirken, könnte den Ahnenſtolz beſcheidnere Menſchlichkeit lehren; — könnte vielleicht ſelbſt dazu beitragen, daß der Regierung einleuchtender würde, wie unumgänglich die Gerechtigkeit die Wiederherſtellung der Bauernfreiheit beſiehlt.“ So dachte ich, und beſchloß, in dieſer Rückſicht eine Geſchichte Lieflands zu ſchreiben. Wie erſtaunte ich aber, als ich die ſchon vorhandenen Werke, welche dieſen Titel führen, noch einmal zu Rathe zog! In keinem war die eigentliche Geſchichte der wahren Liefländer, waren ihre Geſetze und Sitten, ihre Religion und ſo weiter, geſchildert. Jedes hatte ſich vorzüglich nur mit den Thaten ihrer Unterdrücker, und den Begegniſſen des teutſchen Räuberſtaats beſchäftigt. Selbſt Jannau hat es in ſeinem ſonſt ſehr brauchbaren Buche nicht der Mühe werth geachtet, die beſondere Unterwerfung der einzelnen liefländiſchen Nationen aus einander zu ſetzen. Hier fand ich alſo ein ganz offenes Feld; aber mit welchen Schwierigkeiten war die Bearbeitung deſſelben verknüpft!

Wie ſie mir gelungen iſt? — Welche Anſprüche ich mache, erhellet ſchon daraus, daß ich ihr nicht den Titel einer Geſchichte gab. Ob ſie ihn verdient, werd' ich ja hören.

Ohne Zweifel hätte es ihr mehr Anrecht auf denſelben verſchafft, wenn ich überall die Quellen meiner Angaben citirt hätte. Ich unterließ es, um dem Buche nicht ein verunſtaltetes Anſehen zu geben, da ich zu mancher Schilderung die einzelnen Züge aus zehn verſchiedenen Werken zuſammen leſen mußte. Statt deſſen werde ich vielleicht am Ende des Ganzen ein Verzeichniß meiner Gewährsmänner aufſtellen.

Nach meinem jetzigen Plane ſoll der zweite Band die vollendete Geſchichte des Ritterſtaats liefern, deſſen Entſtehung man am Ende des erſten ſieht; und mit dieſer will ich ſchließen: denn nach dem Untergange der Heermeiſter verſchwindet der größte Theil Lieflands aus der Reihe ſelbſtſtändiger politiſcher Weſen.

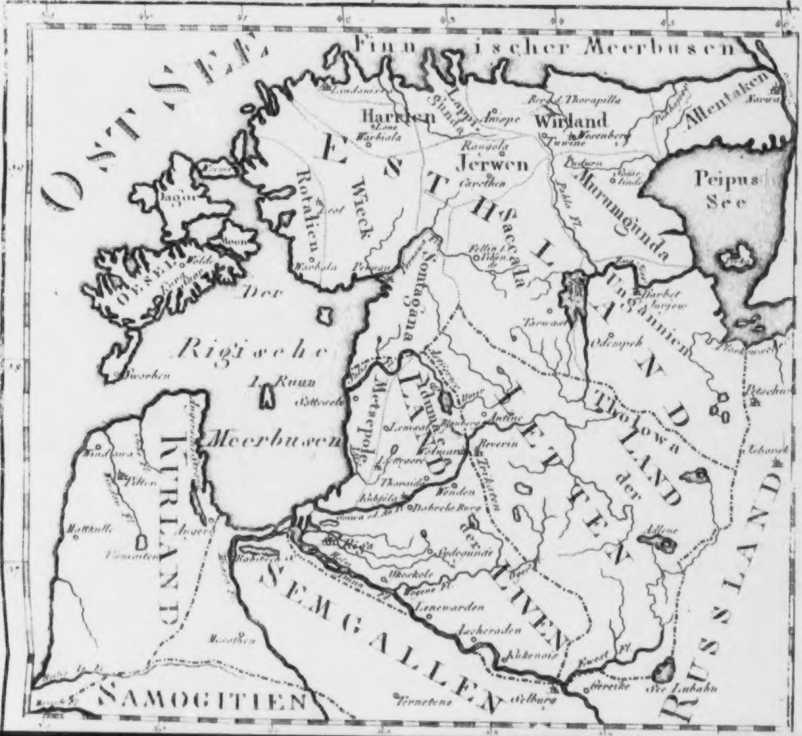
Manche Namen, die ich nothwendig nennen mußte, ſind an dem Orte ſelbſt, den ſie einſt bezeichneten, längſt verſchollen, und die, welche an ihre Stelle traten, ſind im Auslande nicht bekannter. Sollten ſie alſo dem Leſer nicht bloß ſinnloſe Worte ſeyn, ſo mußte ich einigermaßen zu orientiren ſuchen. Dies iſt die ganze Beſtimmung der beigefügten Karte, und darnach beurtheile man ſie. Ich folgte bei ihrer Entwerfung den Angaben Heinrichs des Letten, der auch meine Hauptquelle für das ganze dritte Buch geweſen iſt.

Die

Die Vorzeit Lieflands.

Erster Band.

LIEFLAND im Anfange des 13ten Jahrhunderts.



Finnischer Meerbusen
OST SEE
Lindanisse
Harrien
Lone
Warbiala
Lappi Gunda
Anispe
Rangola
Jerwen
Carethen
Revel d. Thorapilla
Wirland
Tuwine
Wesenberg
Allentaken
Narwa
Pudurn
Sone linde
Peipus See
Pahla Fl.
Murumgunda
E S T H L A N D
Rotalien
Leal
Wieck
Warbola
Pernau
Fellin
Saccala
Sontagana
Dagöu
Moen
OESEL
Ungannien
Tarbet
Jurjew
Tarwast
Odempeh
Pleskauer
Der
Rigische
Meerbusen
I. Runa
Sworben
Metsepole
Idumaea
L I V L A N D
Lemsal
Lettewore
Thoraida
Kubsela
Treiden
Beverin
Antine
Wenden
Tholowa
der LETTEN LAND
Trikaten
Dobrele Burg
Riga
Ykeskole
Sydegunde
Lenewarden
Ascheraden
Kukenois
Selburg
Gereike
See Lubahn
Adlene
der LIVEN
Petschur
Izborsk
RUSSLAND
KURLAND
Windawa
Pilten
Mattkulle
Angern
Venmaten
SEMGALLEN
Mesothen
Ternetene
SAMOGITIEN

Einleitung.

Zwiſchen der ſüdlichſten Gränze des 56° und 60° nördlicher Breite, und dem weſtlichen Rande des 39° und 46° der Länge, liegen die Länder, deren Vergangenheit ich ſchildern will. Sie bilden eine weite ebene, aber nicht niedrige Fläche, die im Norden und Weſten das Baltiſche Meer begränzt, gegen Süden die Memel und Heilig-Aa von Litthauen, gegen Oſten größten Theils der Peipus-See und die Narawa von Rußland trennen. Faſt zu allen Zeiten ward ſie in drei Hauptprovinzen: Eſthland, Liefland und Curland, getheilt, von denen die erſte und die letzte ſchon von Adam dem Bremen im 11ten

Jahrhundert mit ihrem jetzigen Namen angeführt werden. Die mittlere erhielt den ihrigen von der kleinen Nation, auf welche die teutſchen Kaufleute im Jahr 1158 zuerſt ſtießen; und dieſe Benennung galt mehrere Jahrhunderte hindurch für den ganzen Landſtrich, da ihn ein gemeinſchaftliches Schickſal ereilte, und Eine Oberherrſchaft ſeine verſchiedenen Bewohner zu Boden drückte: die alten Namen wurden nur noch als Unterabtheilungen gebraucht. In der Mitte des 16ten Jahrhunderts zerfiel das unglückliche Liefland endlich wieder in ſeine alten Theile, indem Schweden den nördlichſten, Polen aber den mittlern in Beſitz nahm, und dafür den bisherigen Vorſteher des Ganzen als den erblichen Souverain des ſüdlichſten Theiles anerkannte: jeder hieß nun ein Herzogthum. Schweden verband bald die beiden nördlichſten wieder unter dem alten Hauptnamen, den ich jetzt, da Rußland alle drei Theile des Ritterſtaates zuſammen gebracht hat, für das Ganze brauchen zu können glaube.

Die Natur ſcheint dies Land ins Meer vorgerückt zu haben, damit es der Sitz des Kunſtfleißes und der Handlung werde. Sie verſagte ihm die zweideutigen Reichthümer und die Mannigfaltigkeit gebirgiger Erdſtriche, und gab ihm dafür die reellern Vortheile und die Fruchtbarkeit der Ebnen und Küſtenländer. Nur zwei oder drei *) Erhöhungen, die man mit Recht Berge nennen könnte, ſtehen einzeln in Liefland da: aber prächtige zum Theil ſchiffbare **) Ströme wälzen in allen Richtungen ihre Waſſermaſſen durch fruchtbare Gefilde hin;

---

*) Vorzüglich der Blauberg, vier Meilen von Wolmar, und der große Kanger, ein ſchmaler, aber beträchtlich hoher Bergrücken, der, wie eine Brücke, ſich faſt eine Viertelmeile lang zwiſchen zwei Moräſten lagert. Er iſt kaum breiter, als es die über ihn hin gehende Landſtraße bedarf.

**) Manche waren es, manche konnten es leicht werden. Die vorzüglichſten ſind: die Windau, die beiden Aa, die Düna, die Salis, die Pernau, Embach und Narowa.

fiſchreiche große Seen *) breiten in Menge ihre blauen Spiegel im Innern des Landes aus, und zahlreiche Rheden und Häfen **), die nicht einmal alle benutzt werden, laden längs der Küſte den Genius der Handlung ein, Schätze zu bringen und zu holen.

Der Boden verbirgt hier nicht die verrätheriſchen Reichthümer, die unter den Füßen der Peruaner und Mexikaner Abgründe entſtehen ließen, welche die Unglückſeligen lebendig verſchlangen; dafür prangt ſeine Oberfläche faſt überall mit der reichſten Fruchtbarkeit. Die üppigen Produkte des Südens gedeihen zwar in demſelben, ſelbſt in den Gärten, nicht ohne äußerſt ſorgfältige Pflege, und ſeine natürlichen Früchte ſind nur Holzäpfel, Haſelnüſſe und Beeren, die ärmliche Mitgift der Länder in der Nachbarſchaft des Poles: aber majeſtätiſche Eichen, Birken, und Nadelwälder ſtarren gen Himmel; und wo ſie der Axt des Fleißes gewichen ſind, da nehmen fette, tauſendfach von Quellen und Bächen durchſchnittene Wieſen und Aecker ihre Stelle ein.

---

*) Der Peipus-See (15 Meilen lang und 7 Meilen breit), die Wirz-Jerwe, der Burtnekſche und der Lubanſche See in Liefland, der Usmaiten und Babitſch-See in Curland und die [illegible]. Kleinere ſind in ſo großer Menge, daß zu manchem Gute 15 bis 20 gehören.

**) Bei Libau, Windau, Riga, Pernau, Arensburg, Baltiſch-Port und Reval.

Die animaliſche Natur iſt in Liefland nicht ärmer, als die vegetabiliſche. Auch ſie zeugt nicht die Zärtlinge ſüdlicher Himmelsſtriche, ſondern die Starken des Nordens: nicht Rehe und Hirſche, aber das ſtattlichere Elenn. Keine Seidenraupen behängen hier die Zweige mit nicht gewachſenen koſtbaren Früchten; doch ſummen Bienen in Menge. Bären, Wölfe, Füchſe, Marder, Dächſe und Geflügel aller Art beleben die Wälder, und der Spaziergänger, der das Lied der Nachtigall belauſcht, kann zugleich den Auerhahn falzen und die Taube girren hören, indeß das Elenn vor ſeinen Blicken graſet, Eichhörner von Baum zu Baum fliegen *), der Haſe in die Frühlings-Saat hüpft, und der Luchs zwiſchen dem jungen Laube hervor mit den brennenden Augen nach Beute ſpäht. Seen, Flüſſe und Bäche wimmeln von Fiſchen aller Art: und wenn man am Meeres-Strande zuweilen hundert Scheffel Strömlinge hinſchütten ſieht, bringt der Befiſcher der Ströme und Landſeen oft in einer Nacht keine ärmlichere Beute an Lächſen, Brachſen ꝛc. zuſammen; ſelbſt aus den Bächen trägt der Anwohner wenigſtens leckere Forellen zur Stadt. Viele Gewäſſer liefern auch Perlen, wiewohl von keinem hohen Werthe.

Die Witterung dieſer Länder iſt, wie ſie es

---

*) Es giebt in Liefland zwei Gattungen Eichhörner, ſpringende und ſogenannte fliegende, die zwiſchen ihren Füßen eine Haut ausſpannen können. Beide werden hier ſchon im Winter grau, ſo wie die Haſen weiß.

im Norden zu ſeyn pflegt: im Winter ſehr kalt, während des kurzen Sommers ſehr heiß. Erſt im April ſchmilzt in der Regel die Schneedecke ganz weg, die oft ſchon der Oktober über Thal und Hügel hinſpreitete; der May zeigt die Launen, die man gewöhnlich dem April zuſchreibt, und erſt der Junius bringt die ſchönen Tage mit, die jenem den Namen Wonnemond verdienten. Im September beginnt das Laub zu fallen, und nach ſechs Wochen gleitet der Liefländer ſchon wieder in ſeinem leichten Schlitten pfeilſchnell über Seen und Flüſſe dahin. Selbſt die Nacht hält ſeinen Lauf nicht auf. Während ihrer achtzehnſtündigen Herrſchaft in der Mitte des Winters leuchtet der Schnee, wenn die hier ſchon mit dem arktiſchen Schimmer glänzenden Sterne es nicht thun. Im Sommer hingegen dämmert ein angenehmes Zwielicht die ſechs Stunden hindurch, welche die Sonne unter dem Horizonte bleibt. Nur Frühling und Herbſt bringen finſtre Nächte und Nebel mit, und laſſen den unter den Schritten knarrenden Schnee zurückwünſchen.

Ohne Zweifel hat ſich das Klima ſeit der Beſitznehmung Lieflands durch die Teutſchen ſehr verbeſſert. Damals war es mit Wäldern bedeckt, in denen nur, wie Inſeln, angebauete Flecke lagen: in Eſthland, längs dem Strande herab, und in Curland größere; denn dort hatten die Eingebornen ſich ſchon in Dörfern zuſammengeſellt: im innern Lieflande kleinere, weil man hier noch in zerſtreuten Hütten lebte.

Städte gab es damals in Liefland nicht, ausgenommen Jurjen, das jetzige Dorpat, das die Ruſſen im Jahr 1030 in der Nähe des Peipus-Sees erbaut hatten, und Lindaniſſa, ein eſthniſcher befeſtigter Ort, an deſſen Stelle ſpäterhin die Dänen Reval erbauten, und deſſen Hafen damals den Eſthen, den muthigſten Seehelden jener Zeit an der Oſtſee, zum Sammelplatze diente.

Auch die übrigen Dörfer der Eſthen waren gewöhnlich mit Hecken und Erd- und Holzwällen befeſtigt, vorzüglich aber die Wohnungen der eſthniſchen und liviſchen Fürſten. Die Burg des Fürſten zu Thoreida, des zu Kokenois, die zu Tarwaſt ꝛc. koſteten den Teutſchen oft blutige Belagerungen. Die Ritter zerſtörten ſie, und bauten ſteinerne Raubhöhlen, Schlöſſer genannt.

Jetzt liegen auch dieſe nur in Trümmern noch da. Reiche Schlöſſer prangen an den Küſten, geſchmackvolle Landhäuſer ſchmücken reizende Gegenden, und der Luxus ſchwelgt da in weit verbreiteter freier Ebene, wo ehemals undurchdringliche Wälder nur der zottige Bär und der ſchleichende Marder durchirrten. Wo ſonſt Moräſte waren, zeugen jetzt ſorgfältig bearbeitete Felder von erwerbſüchtiger Cultur; aber ach! nicht den wahren Herren dieſer Länder zollt ſie ihren Gewinnſt. Dieſe liegen noch in der vorigen Rohheit; nur die Mannheit, die

Stärke, und den edel-trotzigen Geiſt derſelben, büßten ſie ein. Ihr Vaterland mußte den Ertrag ſeiner Gefilde eine lange Reihe von Jahrhunderten frechen raubſüchtigen Fremdlingen zollen, und noch jetzt ſchwelgt ein Zehntel der Million Menſchen, welche dieſe 1500 Quadratmeilen bewohnen, in den Genüſſen des feinſten Luxus, indeß die übrigen, vom Joche der Sklaverei erdrückt, im Elende ſchmachten.

Drei Haupt-Nationen lebten in dieſem Lande, als die Teutſchen es betraten: Letten, Eſthen und Liven. Die übrigen Namen, die man in der liefländiſchen Geſchichte nennen hört, bezeichnen nur einzelne Stämme derſelben.

Die Letten, obgleich erſt kürzlich eingewandert, beſaßen den größeſten Theil, Curland, Semgallen und das innere Liefland: ein ſanftes, friedliebendes, häusliches Volk, wenn die Umſtände ihm nicht einen kriegeriſchen Charakter aufdrängten. Was es gegenwärtig iſt, hab' ich an einem andern Orte gezeigt. Seine frühere Geſchichte ward bis jetzt nicht vernachläſſigt: ſie exiſtirte faſt nicht. Eine Stelle in Thunmanns Werk: „Ueber den Urſprung einiger nordiſchen Völkerſchaften,“ half mir auf die Spur. Ich prüfte die Einwürfe, die ihm einſt der größeſte teutſche Geſchichtforſcher entgegenſetzte, und — ward in meinem Glauben an Thunmanns Meinung beſtärkt. Ich zog griechiſche, römiſche, litthauiſche und nordiſche Geographen und Geſchichtſchreiber zu Rathe, und wurde überzeugt, daß die Bewohner des alten Withlandes und die Letten Ein Volk wären, und ihre früheſte Geſchichte nichts weniger, als bloßes Fabelgeſpinſt ſey.

Bei der Nachricht von den Sitten und religiöſen Gebräuchen der Letten habe ich den Dusburger, Hartknoch, Waiſſel, Grunow, Einhorn, Hiärne, und überhaupt ſo viele Schriftſteller benutzt, als ich auffinden konnte. Die größeſten Dienſte aber leiſtete mir hierbei eine alte Handſchrift, die ich vor einigen Jahren in der Büchersammlung eines liefländiſchen Edelmanns fand und excerpirte *).

Auffallend verſchieden von den Letten ſind faſt in allen Stücken ihre nördlichen Nachbarn, die Eſthen, die ſich zuweilen ſelbſt Eeſti, am häufigſten aber Maa Rahwaſt, Eingeborne, heiſſen, und von den Ruſſen Tſchudi genannt werden. Dies alte Volk, die Phavones und Fenni des Tacitus und ſeiner Vorgänger ſchon, ſah das

---

*) Aber freilich nicht mit der Sorgfalt, die ſie eigentlich verdiente; denn ich war ein kaum zwanzigjähriger Jüngling. Meine Bekannten in Liefland werden leicht den Beſitzer jenes Schatzes errathen: bis ich aber die Hoffnung aufgeben muß, meine vorige Nachläſſigkeit ſelbſt zu verbeſſern, will ich mich begnügen, nur eine Beſchreibung jener Handſchrift zu geben. Sie iſt in Folio, ungefähr acht Bogen ſtark, und hat den Titel: „Von den heydniſchen Greweln, ſo vormals allhier im Schwange geweſen." Nach den am Rande angeführten Worten, z. B. Tantaras, das im Texte durch Drommeten gegeben wird, muß ſie aus dem Mönchs-Latein überſetzt ſeyn. Der Name des Verfaſſers und Ueberſetzers iſt ſo wenig angegeben, als die Zeit, wann einer von beiden gearbeitet hat. Nach der Sprache und Orthographie ſcheint aber die Verfertigung im vorigen Jahrhundert geſchehen zu ſeyn. Ich fand die Schrift einem theologiſchen Folianten angebunden.

lettiſche entſtehen, und kämpfte ſchon ſiegreich unter den übrigen Helden des Nordens, da jenes noch ſchwach und friedſam ſich in die Gränzen des alten Withlandes einſchloß. In der älteſten däniſchen ſowohl als ſchwediſchen Geſchichte ſpielt es mit ſeinen Brüdern, den jetzigen Fennen und den Pärmiern, eine wichtige Rolle, und im innerſten Rußlande, beinahe in allen Theilen des Ural, zeugen Bergwerke, welche die Ruſſen noch jetzt alte Tſchuden-Höhlen nennen, für den frühern Kunſtfleiß, wenigſtens eines Theils dieſer Völkerſchaft. Vielleicht giebt es keine ältere im ganzen jetzigen Europa, wenn gleich Rudbeks Herleitung derſelben von den zehn verzettelten iſraelitiſchen Stämmen ein Mährchen iſt.

Saxo Grammatikus nennt Eſthland als die Heimath des nordiſchen Herkules, Stärkater, und ſeine Landsleute zeigten ſich ſeiner werth. Ihre Flotten waren den andern Bewohnern des Oſtſeeſtrandes furchtbar, verwüſteten oft Dännemarks Küſten, und verbrannten Sigtuna in

Schweden; ſie fochten aber auch oft als geſchätzte Bundesgenoſſen in den Heeren beider Reiche. Sie widerſtanden den Teutſchen am muthigſten, und gaben ihnen lange Schlag für Schlag, Verheerung für Verheerung zurück; ja vielleicht würden ſie dieſelben ganz aus Liefland verjagt haben, wenn die Letten, ihre alten Erbfeinde, nicht Parthei gegen ſie genommen, und Dänen, Schweden und Ruſſen ſie nicht im Rücken angefallen hätten.

So vielen Feinden mußten ſie endlich erliegen. Sie wurden mit eben dem Joche belaſtet, das ihre Nachbarn zu Boden drückt; ja in manchen Gegenden ſind ſie noch elender, als dieſe: aber ihr energiſcher Charakter zeichnet ſie ſehr vor den Letten aus; und dieſe ſowohl, als die Teutſchen, fürchten ſie noch immer: denn wo der Lette ſich vor Verzweiflung berauſcht, ſinnt der Eſthe kalt und beſonnen auf Rache; wo jener bebt, drohet dieſer *). Schlägt einſt die Stun-

---

*) Es iſt z. B. etwas ſehr Alltägliches, daß ein inſolenter uber-

Stunde der Vergeltung für die namenloſen Gräuel und Bedrückungen, mit denen ſich die Teutſchen ſeit ſo vielen Generationen in Liefland befleckten, ſo ſchwingt der Eſthe gewiß zu-

übermüthiger Edelmann in ſeinem kleinen Schlitten eine Kette von ſchwerbeladenen lettiſchen Fuhren zwingt, ihm auszuweichen und in den halbklaftertiefen Schnee zu ſinken: aber dem Eſthen läßt man ſorgfältig den Weg, weil man häufige Beiſpiele ſah, wo er mit dem Krummholze Billigkeit docirte; und dieſe Art des Vortrages leuchtet ſelbſt hochwohlgebornen Großherren ein. Ein Edelmann, der Hr von T. auf R., amüſirte ſich einmal, indem er bei einigen eſthniſchen Fudern vorbeifuhr, jedem Kerl einen Hieb mit der Peitſche zu geben: ein Akt ſeiner Erhabenheit, den er bei den Letten hundertmal geübt haben mochte. Wie tief ſank aber ſein Selbſtgefühl, als er die Eſthen Halt machen, ihre Pferde ausſpannen und ihm mit geſchwungenen Prügeln nachjagen ſah! Nur die Schnelligkeit ſeines Pferdes rettete ihn — Einen andern, der nicht ausweichen wollte, haſchten ſie, ſteckten ihm die Unterkleider voll Schnee, und ließen ihn fahren. Er hatte Verſtand genug, ſich nicht durch eine Klage lächerlich zu machen.

erſt und am furchtbarſten die Fackel der Verheerung.

Die genauere Schilderung der Eſthen und ihrer Vorzeit findet der Leſer im zweiten Buche. Die wenigen finnländiſchen Nachrichten, und däniſche, ſchwediſche und ruſſiſche Jahrbücher waren meine Leiter; doch verdank' ich auch hier meiner alten Handſchrift viel.

Bei dem aber, was ich an eben dem Orte von der dritten liefländiſchen Nation, den Liven, erzähle, war ſie beinah allein meine Führerin; denn ihr Verfaſſer iſt gerade von dieſen am weitläuftigſten, und andere Nachrichten von denſelben giebt es faſt gar nicht. Eingeklemmt zwiſchen den Letten und Eſthen wohnte dies kleine muthige Völkchen längs dem Strande, von der Salis bis zur Düna herab, und im Innern bis Wolmar hin, in einem Diſtrikte von etwa 120 Quadratmeilen, und ernährte ſich vorzüglich vom Fiſchfang. Seinen Gebräuchen nach ſchien es ein Stamm der Letten, ſeiner

Sprache nach ein Abkömmling der Esthen zu ſeyn: aber der bitterſte Nationalhaß trennte es ehemals von beiden, und thut dies noch.

Die Liven waren die erſten, auf welche die Teutſchen ſtießen. Sie wurden zuerſt bekehrt, und ihr Fürſt Caupo machte ſo gar, wie unten erzählt wird, eine Reiſe zum Papſte nach Rom. Auch ernteten ſie den kräftigſten Segen jenes Chriſtenthums: ſie wurden faſt ganz vertilgt. Die beſtändigen Kriege, erſt wider, dann für die Teutſchen, rieben ſie auf; ihre Plätze wurden mit Letten beſetzt, und itzt ſind vielleicht kaum 300 Köpfe bei Salis und am Angerſchen Strande von dieſer Nation übrig. Doch giebt es auch noch eine adelige Familie in Liefland, die Herren von Liven, die von ihr, und zwar von jenem Caupo, herſtammen ſoll.

Die liefländiſchen Chroniken erwähnen noch eines vierten Völkchens, eines wendiſchen Stammes, der erſt in Curland wohnte und dann nach Liefland zog: aber er muß unbedeutend geweſen ſeyn, denn ſehr bald verſchwindet die ganze Spur deſſelben. Man wird mir es verzeihen, daß ich nicht beſonders von demſelben ſpreche, da — ich nichts von ihm weiß.

Erſtes Buch.

Vorzeit der Letten.

Vixere fortes ante Agamemnona
Multi: ſed omnes illacrymabiles
Urgentur, ignotique longa
Nocte: carent quia vate ſacro.

Hor.

Vorzeit der Letten.

Erſte Abtheilung.

I.

Eingang.

Geſchichtſchreiber des kultivirten Europa: wie ſehr iſt eure Laufbahn von der meinigen verſchieden! Die Geſchichte eurer Völker iſt, wenigſtens in Einer glänzenden Periode, das Leben eines gereiften Mannes voll Kraft und Wirkſamkeit. Ich ſtehe an der Bahre eines Jünglings, den blutgierige Räuber mordeten, ehe er ſich halb entwickeln konnte. Ihr zählet Thaten auf: ich habe nur Anlagen nachzuweiſen. Ihr ſpendet Lorbeerkränze: ich pflanze ein einſames Cypreſſenreis. Ihr fordert die

Ehrfurcht der Nachwelt für die Vorzeit eurer Nation: ich ſuche nur Theilnahme für die meinige; glücklich, wenn das Mitleid, das die grauſenvollen Verbrechen verfloſſener Jahrhunderte erwecken müſſen, das gegenwärtige nur zur Gerechtigkeit bewegen kann. Nehmt mir die Hoffnung, die Erſtattung ihrer vergeſſenen Rechte auch nur entfernt zu veranlaſſen, indem ich ihre Unterdrücker entlarve; nehmt mir die Hoffnung, den Kosmopoliten für ſie zu intereſſiren: — und die Feder entfällt mir.

Doch, nicht dem weichen Herzen des Weltbürgers allein, auch dem kalten Geſchichtsforſcher muß die Jugendzeit der lettiſchen Nation wichtig ſeyn. Sie, die jetzt moraliſch und politiſch vernichtet iſt, ſchien einſt beſtimmt, eine glänzende Rolle zu ſpielen, und begann ſie ſchon im Norden Europens. Nationen, die jetzt ſie kaum würdigen, ſich ihres Daſeyns zu erinnern, fühlten ſchmerzhaft ihre Macht und ſcheuten ſie; Nationen, die ſie jetzt zu Boden treten, wichen einſt furchtſam vor ihrem

Schwerte zurück, oder gehorchten ihr. Schweden und Dännemark vermochten kaum ſich vor den lettiſch-eſthniſchen Flotten zu ſichern, und von Teutſchlands Gränzen gingen ihre Beſitzungen faſt bis zum Dnepr; viele ruſſiſche Provinzen gehorſamten einſt lettiſchen Fürſten *). Wichtiger indeß, als ihre Macht, waren die Eigenſchaften ihres Geiſtes. Mit einer aſiatiſch-üppigen Phantaſie verband ſie Feſtigkeit und Muth, Bildſamkeit und auffallende Anlagen zu jeder Art von Vervollkommnung; nordiſche Stärke mit indiſcher Sanftheit. Die Annaliſten ihrer Unterdrücker verläumdeten ſie; doch hundert hinreißende Züge, die ihnen wider Willen entwiſcht ſind, ſtrafen ſie Lügen. Ihre Tyrannen ſelbſt boten alles auf, ſie zu verunſtalten: aber häufige Kennzeichen verrathen noch jetzt, welches hohe Gepräge ihnen die Natur einſt verlieh. Ich ſehe zurück auf das, was ſie zu werden verſprach; — ich blicke hin auf das, was ſie

---

*) Nehmlich den Großfürſten von Litthauen.

ward, und — der Schmerz verbietet mir eine Vergleichung.

II.

Urſprung der Letten.

Mährchen ſind die Wiſſenſchaft des Kindes; Sagen die Geſchichte des entſtehenden Volkes. Zum Mährchen geſtaltet die ungebändigte Phantaſie des Kindes die ernſteſte Wahrheit um; zur abentheuerlichen Sage wird die einfachſte Begebenheit im Munde des halbwilden Prieſters einer wilden Nation. Aber mit Wohlgefallen weilet der Mann noch oft bei den Karrikaturen, welche die Einbildungskraft des Kindes erſchuf, und die, wie Erſcheinungen aus einer fremden, aus einer bezauberten Welt, in der Erinnerung einzeln und glänzend daſtehn; — und was den gewöhnlichen Menſchen nur ergötzte, bietet dem Pſychologen oft reichhaltigen Stoff zu den wichtigſten Reſultaten dar. Sollte es aber wohl weniger wichtig, weniger belohnend ſeyn, dem Entſtehen, der Entwickelung, dem Gange des Geiſtes einer ganzen Nation nachzuſpüren, als die erſten Gedankenformen eines Kindes zu zerlegen? — Und würde nur eine einzige Wahrheit entdeckt, ja diente es nur dazu, das Andenken eines einzigen großen Mannes, wie Eurydicens Schatten, aus der Nacht der Vergeſſenheit zurück zu rufen: ſo iſt es wohlgethan, ſo iſt es Pflicht, nicht mit ſtolzer Selbſtgenügſamkeit die Sagen, die einſt der Vorwelt ſo theuer waren, als phantaſtiſche Undinge zu verhöhnen, weil ſie uns nur in der Tracht des Alterthums erſcheinen können. Die arme Menſchheit, was kann ſie ohnehin ihren Wohlthätern Bleibendes darbieten, als den dürftigen Nachruhm — der ihr Ohr nicht mehr erreicht! Zürnet alſo, ſtolze Weiſen, die ihr den Werth verſchollener Helden nach Urkunden berechnet, zürnet nicht mit mir, wenn ich es nicht vermag, an der Wiege meines Volkes ſtumm vorbei zu eilen, und mit euch Thatſachen als Fabeln zu verwerfen, über die ihr den Stab brecht, weil ihr zu ſtolz oder zu bequem waret, ſie gehörig zu prüfen. — Laßt mich einen Verſuch wagen, ob es mir gelinge, die wenigen Kränze, die einzigen, die ihm das Schickſal gewährte, aus dem Schutt der Verheerung hervor zu ziehen. —

Preußen war der Geburtsort der lettiſchen Nation. Hier wohnten zur Zeit des Tacitus die **Aeſthier oder Guttonen**, ein Volk, das früh durch ſeinen **Bernſtein** bekannt ward, den es Glas nannte. Es trieb Ackerbau, Viehzucht und Fiſcherei; es verehrte die Hertha, die göttliche Stammmutter der Teutſchen, und hatte zum Götzen, Fetiſch und Kriegszeichen das Bild eines wilden Schweines. Es ſcheint zu der großen Familie der germaniſchen Völkerſchaften gehört zu haben, und ſtand auf mit ſeinen Brüdern, um ſich auf die römiſchen Provinzen zu ſtürzen. Nur ein kleiner Theil blieb zurück, erhielt aber noch immer ſeine Verbindung mit dem ausgewanderten Hauptſtamme. Er gehorchte dem oſtgothiſchen Könige Ermanarich, der am ſchwarzen Meer thronte und im Jahre 376 ſtarb; und ſelbſt Theodorich erhielt im ſechſten Jahrhunderte in Italien von den Ufern der Weichſel einen Tribut an Bernſtein.

Indeß waren dieſe Ueberbliebenen nicht zahlreich genug, den weiten Umfang ihres Vaterlandes zu beſetzen. Sie litten es daher ruhig, als die wilden Fennen von Oſten, und ſlaviſche Stämme von Süden einwanderten. Preußen war groß genug, ſie und ihre Gäſte zu erhalten, bis endlich auch ein Schwarm Alanen heranzog, und den Raum beengte.

Von den Hunnen im Jahr 375 aus ihren Sitzen an den Quellen des Dnepr vertrieben, zogen die Alanen nehmlich in der Irre umher. Einige verbanden ſich mit den Hunnen ſelbſt, und traten in die Dienſte der Römer; andere vereinigten ſich mit den Gothen; andere drangen bis zu den Küſten der Oſtſee hinauf, und halfen die Heeresfluth bilden, die, aus Vandalen, Gothen und zwanzig andern Völkern zuſammengefloſſen, von dem furchtbaren Radegais über Italien hingewälzt ward. Doch Stiliko waltete damals über die Macht des ſinkenden Reiches, und Radegais ward mit einem großen Theile ſeines Heeres bei Florenz im Jahr 406 erſchlagen; die in Teutſchland zurückgebliebenen Vandalen und Alanen aber gingen über den Rhein, nach Gallien, Spanien und endlich nach Afrika. Ein abgeſonderter Theil der letztern war im Jahr 464 ſchon wieder ſtark genug, unter ihrem Könige Biörgor in Italien einzufallen *): aber auch dieſe Woge des nordiſchen Waldſtroms rollte gebrochen zurück. Sie wurden bei Bergamo gänzlich beſiegt, zerſtreuten ſich, und flohen, ſo weit ſie vermochten. Sey es nach dieſer Niederlage, ſey es nach jener frühern, die ſie von Stiliko, oder endlich bei dem erſten Verſuch über den Rhein zu gehen, von den Fran-

---

*) Paulus Diaconus in con. Eutropii. Ich erinnere mich nicht, daß ein anderer Schriftſteller dieſes Einfalles erwähne.

ken *) erlitten: genug, einige Alanen, die des Wanderns und Kriegens überdrüſſig ſeyn mochten, gingen bis an die Mündung der Weichſel zurück, um die leeren Wohnplätze der Vandalen und Guttonen, in denen ſie einſt Gäſte geweſen waren, in Beſitz zu nehmen; viele ihrer Brüder folgten ihnen bald nach. Hier trafen alſo vier Völker, Guttonen, Slaven, Fennen und Alanen zuſammen; und zu weichen vermochte keins. Gegen Norden verbot es das Meer, gegen Oſten und Süden drängten ſie die nachrückenden Stämme der Fennen und Slaven, und gegen Weſten die Nationen, die ſich auf dem weiten Tummelplatze der germaniſchen Wüſten im Taumel des Wandelgeiſtes herumdrehten. —

---

*) Koialowicz ſagt, ſie wären am Rhein von den Sikambriern geſchlagen worden; aber der Name Sikambrier war ſchon längſt verſchwunden. Dieſes Verſehen war bei der noch dunkeln Geſchichte der Völkerwanderung ſehr leicht zu begehen, und benimmt der Wahrheit des Faktums nichts.

Die Fennen, ſagt Tacitus, waren im höchſten Grade wild und arm. Sie lebten von der Jagd und von Kräutern, hatten keine andere Waffen, als mit Knochen zugeſpitzte Wurfſpieße, keine Pferde, nicht einmal Häuſer. Sie wußten ihren Kindern und ihren Greiſen keinen andern Schutzort gegen unfreundliche Witterung und reißende Thiere anzuweiſen, als die Zweige dickbelaubter Bäume. So konnten ſie gegen Menſchen und Götter gleichgültig ſeyn; ihnen fehlte nichts, weil ſie nichts wünſchten. Sie, die Nackten, brauchten ihre Nachbarn nicht zu fürchten: aber dieſen mußten ſie furchtbar ſeyn. —

Die Aeſthier lebten, wie wir oben ſahen, vorzüglich von Fiſcherei und Ackerbau. Die Slaven trieben Viehzucht, und hatten viele Pferde, deren Milch und Blut ihr liebſtes Getränk war; doch ſcheinen auch ſie mit dem Ackerbau nicht ganz unbekannt geweſen zu ſeyn. Die Alanen endlich hatten in ihren Beſitzungen an den römiſchen Gränzen oder in dieſem Reiche ſelbſt ſich gleichfalls vom Pfluge genähert, und jetzt, da ſie, des Wanderns müde, wieder feſte Wohnplätze ſuchten, kehrten ſie zu demſelben zurück. Sie beſaßen den theuer erkauften Vorzug vor den übrigen, daß ſie auf ihrem Kriegszuge und im Dienſte der Römer Erfahrungen und Kenntniſſe mancherlei Art eingeſammelt und dabei größere Uebung in den Waffen erlangt hatten: Vorzüge, die ihnen bald ein entſcheidendes Uebergewicht verſchaffen mußten, wenn es zum Kriege kam; und der konnte nicht ausbleiben: denn Ackerleute, Hirten und Jäger von verſchiedenen Nationen, wie konnten die lange neben einander hauſen, ohne in tauſend Streitigkeiten verwickelt zu werden? Sie mußten um ſo blutiger und häufiger ſeyn, da keine Nation ein Ganzes ausmachte, keine alſo durch einen entſcheidenden Sieg ihre Lebensweiſe zur herrſchenden zu erheben vermochte. Jede beſtand aus ſo vielen iſolirten Stämmen, als ſie Familien hatte; denn jeder Mann war unumſchränkter Fürſt der ſeinigen. Eine niedergetretene Saat, ein geraubtes Stück Vieh, ein ſtreitig gemachtes Wild mußte eine Fehde zwiſchen zwei ſolchen Stämmen erregen. Man kämpfte mit blinder Wuth; und nach dem mühſam errungenen Siege, hatte man nur Einen Nachbar vertilgt, um auf einen andern eben ſo feindlich geſinnten zu ſtoßen, und der heutige Sieg war nur Vorbereitung zur künftigen Niederlage. Der allgemeine Krieg aller gegen alle, das Reſultat des völlig freien Naturſtandes, durchwüthete alſo Aeſthiens Wälder mit Brand und Mord. Jeder würgte in denſelben planlos darauf hin, eine Einöde um ſich her zu ſchaffen, in der er ungeſtört elend ſeyn konnte, und immer zogen doch neue Völkerſtämme von allen Seiten herbei, die dem Ueberwinder daſſelbe Schickſal bereiteten, das er eben ausgeſpendet hatte. Kurz, dieſer Brennpunkt ſo vieler Völker ſchien dazu beſtimmt, eine ewige Wüſte, wenigſtens ein ewiges Schlachtfeld, zu ſeyn, wenn nicht irgend ein erleuchteteres Weſen auftrat, das dieſe widerſtrebenden Elemente ſelbſt in ein Ganzes zu verbinden, aus dem wilden Chaos eine regelmäßige Welt zu ſchaffen verſtand. Dieſer einſichtsvollere Wohlthäter fand ſich endlich, und die Umſtände erleichterten ihm ſeinen Beruf.

Selbſt rohe Wilde nehmlich mußten zuletzt das Elend der geſchilderten Lage einſehen und eine Verbeſſerung wünſchen, obgleich ſie ſelbſt nicht den Plan dazu zu entwerfen vermochten. Der Schwächere, der Ueberwundene ſeufzte um Schutz und Rache gegen den Stärkeren, der ihn von ſeinem Acker vertrieb, oder ſeinen Bruder erwürgt hatte; der Ueberwinder wünſchte den ruhigen ſichern Genuß des Errungenen: und was konnte ihm denſelben verſchaffen? Schon morgen ſtanden ihm neue Kämpfe bevor, und er konnte nicht hoffen, immer der Stärkere zu ſeyn. Die Noth verurſachte Berathſchlagungen und Verbindungen benachbarter Stämme: aber da ſie nicht allgemein waren, ſo verwandelten ſie nur Zweikämpfe in

Schlachten, Mordthaten in Metzelungen; da kein Geſetz ihre Verpflichtungen vorſchrieb, kein Oberhaupt über die Erfüllung derſelben wachte, ſo konnten ſie nicht einmal von Dauer ſeyn, und nach einem gemeinſchaftlich erfochtenen Siege mordeten ſich die Kampfgenoſſen ſelbſt bei der Theilung der Beute.

III.

Widewut, der Moſes der Letten.

Endlich trat in dieſem Gewirre einer jener ſchöpferiſchen, mit höherer Kraft gerüſteten Geiſter auf, welche die Vorſehung nur dann den Völkern zuzuſenden ſcheint, wenn ihr Schickſal für eine lange Zukunft entſcheiden [illegible] einer von den Männern, die mit Einem Schritte aus dem Kreiſe des Alltäglichen, aus der Unbedeutendheit zur Unſterblichkeit ſchreiten, und in ihrer wilden Größe ſo wunderbar daſtehn, daß die Nachwelt in Verſuchung geräth, ihr Daſeyn zu bezweifeln. Widewut hieß dieſer Mann, der an den Küſten der Oſtſee die größte Rolle übernahm, die einem Sterblichen zu Theil werden kann, und Schöpfer eines Volkes, Geſetzgeber und Religionsſtifter deſſelben wurde. Er zeigte ſich nicht kleiner als Moſes und Mahomet; aber ihm fiel ein ganz verſchiedenes Loos. Indeß man jene Jahrtauſende lang faſt göttlich verehrte, indeß ſelbſt die Verächter ihrer Lehren ſie bewundern, hielt man ihn nicht für werth, genannt zu werden. Die Verachtung, in die ſein Volk durch Unglücksfälle gerieth, iſt auf die großen Männer deſſelben übergegangen; denn noch immer denken die Schriftgelehrten, wie zu den Zeiten des iſraelitiſchen Weiſen: „Was kann doch Gutes aus Nazareth kommen?“ Sie verweiſen den [illegible] doch — ließ er ein Volk, einen Staat, eine Religion zurück. Reicht das nicht hin, ſein Daſeyn zu documentiren, o ſagt doch, Compilatoren, die ihr euch keine gemeinen Sterblichen dünkt, wenn ihr nur verſtändlich erzählen könnt, was andere thaten, ſagt doch, wie wagt ihr zu hoffen, daß man drei Tage nach eurem Tode nur ahnden ſolle, ihr habet einſt gelebt! —

Widemut war ein alaniſcher *) Greis, den ſein weitumfaſſender kühner Geiſt, ſeine bewundernswerthe Gewandtheit, ſein heller Verſtand und ſeine reife Erfahrung unabſehlich weit über alle ſeine Brüder, ja über ſein ganzes Jahrhun-

---

*) Woher wiſſen wir aber, daß er gerade ein Alane war? Wollten wir auch, wozu wir nicht berechtigt ſind, die Autorität der Litthauer in ihrer eigenen Geſchichte verwerfen, ſo bürgt doch der Umſtand dafür, daß die aus den römiſchen Provinzen zurückkommenden Alanen nothwendig die Gebildetſten dieſer Völkermaſſe waren, und daß ſie, nach Lubin, ſchon eine Götterlehre hatten. Andere Schriftſteller behaupten zwar, daß ſie ein Schwert angebetet hätten: aber dieſe Sage iſt offenbar aus dem Mars-Schwerte des Hunnenkönigs Attila entſtanden. Die Alanen nannten ſich übrigens ſelbſt Aier und ihr Land Airechleme: und noch ſehr lange nach der Bekehrung der Letten war Aſtra- oder Auſtra-Semme das fabelhafte öſtliche Vaterland der Götter und Wunder. Siehe ſelbſt Stenders lettiſche Grammatik in dem mythologiſchen Namenverzeichniſſe, wiewohl dort Auſiruma-Semmes ſteht.

dert erhoben: ſo ſchildert ihn Kojalowicz, ſo ſchildert ihn noch unwiderleglicher ſein ganzes Verfahren. In ſeiner Seele entſtand zuerſt der große Gedanke, die rohe ſo mannigfach gemiſchte Menge, die ſich in Aeſthiens Wildniſſen ſchlachtete, zu verbrüdern, und dieſe Waldmenſchen in Bürger eines regelmäßigen Staates umzuſchaffen. Glücklicher Weiſe fehlte es ihm nicht an Mitteln dazu. Er hatte die Kriegszüge ſeiner Nation an den römiſchen Gränzen mitgethan, und dabei Gelegenheit gehabt, die Idee einer regelmäßigen Staatsverfaſſung zu gewinnen; ihm waren Thaten gelungen, die ihn ſeinen Brüdern ehrwürdig, und den Feinden furchtbar gemacht hatten. Sein Wort galt daher viel; und was dieſes nicht vermochte, wirkte die Furcht vor dem Schwert ſeiner Kinder: Widewut war das Haupt einer zahlreichen Familie, folglich ein mächtiger Mann in den damaligen Verhältniſſen.

Er berathſchlagte mit ſeinen Freunden und Nachbarn. und wer von ihnen noch nicht den

Wunſch einer beſſern Lage empfand, dem flößte er ihn ein. Sobald er eine hinlängliche Menge Gleichgeſinnter gefunden oder gebildet hatte, berief er die wilden Söhne der Wüſte zuſammen. Alanen und Aeſibier, Slaven und Fennen verſammelten ſich. Widewut trat unter ſie hin; er ſprach und ſeine rohe Beredtſamkeit ſchaltete mit ihrem Willen, wie große Geiſter ſtets mit kleinern zu ſchalten pflegen. Er ſchilderte ihnen das Elend, die Unſicherheit, den Jammer ihrer gegenwärtigen Lage ſo lebhaft, daß auch der Gedankenloſeſte, der Unempfindlichſte vor der Schilderung deſſen, was er bisher ruhig gelitten hatte, zurückbebte. Er fügte ein ihrer Faſſungskraft gemäßes Bild einer beſſern Verfaſſung hinzu; er zeigte ihnen an den Bienen, die ſie täglich vor Augen hatten, wie auch in einem großen Gedränge Ordnung, Sicherheit, Ruhe möglich wären; wie ſie dadurch erhalten würden, daß alle nur Einem Weiſel folgten, nur Einem, deſſen Wille Geſetz wäre, und dem man die Macht einräumte, durch

Straſen aller Art den Stärkern zu beſchränken, den Schwächern zu ſchützen, und jedem Ruhe und Sicherheit zu erhalten. „Wäret ihr nicht ſinnloſer, als jene Vögelchen, ihr wüßtet längſt, weſſen ihr bedürfet *).“

Mit ſtumpfem Staunen hatte man ihn angehört: mit wildem Jauchzen rief jetzt die Menge: „Widewut ſoll uns Bojoteras, ſoll unſer Weiſel ſeyn!“ Dieſer Ausruf hatte ein neues Volk geboren, und Licht, Ordnung und Glück ging über Aeſthiens Wälder aus, wenn der neue Weiſel des Zutrauens werth war, das er zu erlangen die Geſchicklichkeit gehabt hatte.

*) Freilich wäre es lächerliche Vermeſſenheit, zu behaupten, daß Widewut gewiß das, und ſo, geſprochen habe. Aber dieſe Rede, die Kojalowicz nach ältern Chronikſchreibern anführt, iſt den Begriffen halbwilder Menſchen und dem Charakter des Widewut ſo angemeſſen, daß es faſt unmöglich iſt, zu glauben, er habe anders ſprechen können. Warum ſollten wir denn hier ſkrupulöſer ſeyn, als man es beim Livius und andern römiſchen Geſchichtſchreibern iſt, die uns ja auch Reden von Helden anführen, welche viele Jahrhunderte vor ihnen gelebt hatten?

IV.

Geſetze, die Widewut gab.

Widewut war es. Er bewegte alle, ſelbſt die nomadiſchen Fennen, wie die Alanen, bleibende Wohnungen zu beziehen, und das Feld zu bauen; er vertheilte ſie in Stämme, und wies jedem derſelben ſeine Gränzen, jedem Hausvater ſeine Aecker an; er ſetzte Richter ein, die Eingriffe in fremdes Eigenthum verhindern, und Mordthaten beſtrafen mußten: bedurfte es im Grunde eines andern Mittels, ſeinen neuen Bürgern Liebe zur Ordnung und zum Stifter derſelben einzuflößen, als ſie die Süßigkeit eines ſichern und ruhigen Lebens ſchmecken zu laſſen? Dieſe allein, eine Wohlthat der bürgerlichen Geſellſchaft, deren Größe man erſt einſieht, wenn man ihrer entbehrt hat, mußte ihm ſchon die Folgſamkeit für alle andere Geſetze zuſichern, ſo ſtreng auch manches derſelben war.

Unnachläßlich ſah er z. B. darauf, um die eingeführte Ordnung feſt zu ſtellen, daß jedes

Glied ſeines Staates thätig war, ſich ſeinen Unterhalt ſelbſt zu erwerben. Wer nicht arbeiten wollte, mußte ſein Feld einem andern abtreten, und ward verbannt. Daß er befahl, unheilbare Kranke zu tödten, daß er ſogar es den Kindern freiſtellte — wenn das wirklich von einem Greiſe zu glauben iſt, — ihre abgelebten Eltern zu erwürgen, wenn ihnen der Unterhalt derſelben beſchwerlich fiel, muß mehr Mitleid gegen die Rohheit und Armuth ſeines Volkes, als Widerwillen gegen den großen Mann ſelbſt, einflößen. Auf Wilde machen nur rauhe und erſchütternde Züge Eindruck. Wie Moſes den Mann, der am Feiertage Holz las, ſteinigen ließ, und durch jede gelindere Maßregel ſchwerlich dahin gelangt wäre, dem Gottesdienſt eine furchtbare Ehrwürdigkeit zu geben, ſo ertheilte Widewut vielleicht jene Erlaubniß nur, um ſeinen Vidioariern (unter dieſem Namen führt Jornandes das neue Volk an) recht einleuchtend zu machen, daß jeder nützlich und thätig ſeyn müſſe. Vielleicht war es ſo gar wirklich nothwendig, ihre Bedürfniſſe ſo ſehr als möglich einzuſchränken, damit ſie der neuen Lebensweiſe nicht überdrüßig würden, und ihr aus Noth entſagten.

Bisher hatte der Zufall allein den preußiſchen Wilden Befriedigung jenes Sinnes gewähren müſſen, der den wichtigſten Einfluß auf den Menſchen hat. Jedes Weib war freie Beute des Mannes, der ſie allein erhaſchte; er nahm ſie mit ſich und behielt ſie, ſo lange ſie ihm gefiel, oder ließ ſie nach Stillung ſeines Bedürfniſſes gehn, ohne ſich weiter um ſie und die Folgen ſeiner Freuden zu bekümmern. Widewut verbot dieſe Art der Wolluſt ſtrenge, und ſtrafte jeden Schänder; er ſetzte die lebenslänglichen Ehen ein, und verbannte jeden, der ſie brach. Indem er ſo den Weibern das Recht wiedergab, ihre Gunſtbezeigungen verweigern oder gewähren zu können; indem er, was dem rohen Naturmenſchen das höchſte Glück des Lebens ſcheinen muß, nur gegen Uebernehmung gewiſſer Pflichten und der Sorgfalt für die Nachkommenſchaft geſtattete: erfand er das ſicherſte Mittel, ihre Sitten durch ihr Herz zu mildern, das er für die zartern Regungen ehelicher und väterlicher Liebe öffnete.

Auch Freundſchaft ſollte die neuen Staatsbürger an einander ketten, damit ihnen jede Rückſicht auf ihre vorige Verſchiedenheit und Feindſchaft verſchloſſen würde. Der ſicherſte Proceß aber, dieſe ſo heterogenen Theile in Eins zu verſchmelzen, war die Freude; denn nur den liebt der Menſch aufrichtig, mit dem er froh geweſen iſt, und bei deſſen Anblick freudige Erinnerungen zurückkehren. Seht da die Urſache, warum ein guter Geſellſchafter uns immer viel ſchneller lieb wird, als der ſteiſe Stumme, der nichts iſt, als Mann von Verdienſt; ſeht da die Quelle der Jugendfreundſchaften, die noch bis ins greiſeſte Alter fortgeſetzt werden, vielleicht ſelbſt die Quelle aller Liebe, der elterlichen und kindlichen ſowohl, als der ehelichen! Dies Band um ſeine Vidioarier zu ſchlingen, machte Widewut Gaſtfreiheit zum heiligſten Geſetz, und beſtimmte feierliche Tage, die durch öffentliche Mahle gefeiert wurden. Er ſelbſt nahm Theil an denſelben und ſuchte durch liebreiches wohlwollendes Betragen ſich die Ergebenheit dieſer Menſchen zu erwerben, deren Glück er gegründet hatte. Ihre Zuſammenkünfte fröhlicher zu machen, hatte er ſie den Meth verfertigen gelehrt. Mit Recht verſchmähte er alſo die Wunder, durch welche andere Volks- und Religionsſtifter ihre Autorität zu ſichern ſuchten. Er brauchte nicht den lügenhaften Schleier einer göttlichen Sendung um ſich zu werfen: er bewies durch Wohlthaten, wie ſie ſelbſt das rohe Herz der Wilden empfinden konnte, daß er werth war, ſie zu regieren, und — Bacchus erobert die Welt ohne Schwertſtreich und Zauberformel.

V.

Einfluß derſelben auf den lettiſchen Charakter.

Krieg führte Widewut nie; es hatte ihm zu viel Mühe gekoſtet, ſeine Mündel ihrer Wildheit zu entreißen, als daß er ſie der Gefahr eines Rückfalles ausſetzen ſollte. Was hätte ihn auch bewegen können, ſeine friedlichen Lorbeern mit Blut zu beſiecken? Eroberungsſucht iſt nur die Krankheit unweiſer Menſchen: und die Nachbarn waren nicht ſo furchtbar, daß ihre Unterwerfung nöthig geweſen wäre. In iſolirte Stämme zerſtückt, bewog man ſie leicht, wenn ſie zufällig die Gränzen des neuen Staates betraten, ſich auch in demſelben anzuſiedeln, oder man wies ſie noch leichter zurück. Sein Volk ſelbſt aber war zu glücklich und zu beſchäftigt, um eines ſo gefährlichen Gewerbes, als der Krieg iſt, zu bedürfen. Nur müßige, üppige und unglückliche Völker ſind kriegeriſch, wie nur kränkliche Menſchen zänkiſch und auffahrend ſind. Die Hauptzüge im Charakter der Vidioarier aber waren Gaſtfreiheit, Sanftmuth und liebenswürdige Friedlichkeit. So wenigſtens ſchildert ſie uns eine Anekdote, die uns mehrere griechiſche Geſchichtſchreiber aufbehalten haben.

Als nehmlich der Chan der Avaren im Jahr 559 die Griechen anfallen wollte, fertigte er Geſandte an alle Stämme der Slaven ab, mit der Forderung um Hülfsvölker. Auch zu den Vidioariern, von denen ja ein anſehnlicher Theil Slaven waren, kamen ſie und ſuchten die Fürſten derſelben durch Geſchenke zum Aufbruche zu bewegen; aber dieſe ſandten drei Männer mit Gegengeſchenken und ablehnenden Entſchuldigungen an den Chan. Sie brachten funfzehn Monate auf dem Wege zu, und als ſie endlich angelangt waren, weigerte der ungerechte Fürſt ſich, ſie zurückkehren zu laſſen. Sie entwichen heimlich, fielen in Thracien den Griechen in die Hände, und wurden vor den Kaiſer Mauricius geführt. Er und ſein ganzer Hof erſtaunten über die Größe dieſer Männer und über die furchtbare Stärke ihrer Gliedmaßen: aber dieſe kraftvollen Naturſöhne hatten nicht einmal Waffen. Zithern waren ihr ganzes Reiſegeräth; „wir ſind Slaven, ſagten ſie, und bewohnen die Küſte des weſtlichen Weltmeers *). In unſerm Lande giebt es weder Eiſen noch Krieg; wir leben in beſtändiger Ruhe, und kennen keine beſſere Beſchäftigung, als die Muſik.“ Furchtbarkeit und Sanftmuth bilden eine ſo ſeltene und zugleich ſo reizende Vereinigung, daß ſie auch hier keine andere als liebevolle Eindrücke machen konnten. Mauricius gewann die Löwen mit dem Taubenſinne lieb, bewirthete und beſchenkte ſie aufs beſte, und ſandte ſie dann nach Heraklea.

Waren dieſe ſlaviſchen Küſtenbewohner, wie es faſt gewiß iſt, aus dem Lande der Vidloarier, ſo giebt dieſe Anekdote einen wichtigen

---

*) Worunter ſie aber offenbar nur die Oſtſee verſtanden haben können, da an der Nordſee keine Slavenvölker hauſeten. — Theophylakt, Theophanes und Anaſtaſius erzählen dieſe Begebenheit.

Aufſchluß über die Zeit, in der Widewut wirkte: nehmlich zu Anfange des ſechſten Jahrhunderts. Da ſie ſo friedlich lebten, ſo müſſen ſie ſchon einen Staat gehabt haben; aber da ſie ſich noch für Slaven erklärten, ſo kann er nicht alt geweſen ſeyn. Bald hörten die Verbundenen auf, zu einem andern Volke zu gehören. Durch Wohlthaten hatte Widewut ſie ſich unterworfen; durch die Reize des ruhigen Lebens, der Sicherheit und der geſellſchaftlichen Freuden feſſelte er ſie auf immer. Sie lernten einſehen, daß ihr gegenwärtiges Glück von dem Beſtehen der getroffenen Einrichtungen abhinge, und daß alſo jedem daran läge, ſie durch nichts umwerfen zu laſſen. Hoher Gemeingeiſt, ſagt Kojalowicz, flammte unter ihnen auf, und Slaven, Alanen, Guttonen und Fennen wurden zu Einem Volke verbrüdert, — deſſen Sprache zwar noch jetzt unwiderlegliche Spuren ihres gemiſchten Urſprunges trägt, das aber ſeine Stammvölker bald nur noch als Feinde kannte und behandelte, und ſeine Beſitzungen mit feſten Gränzen gegen dieſelben umſchloß.

VI.

Widewut ſtiftet eine Religion.

Als Greis hatte Widewut ſeine Schöpfung begonnen. Sie machte ſchnelle und glückliche Fortſchritte; aber im hundert und ſechzehnten Jahre ſeines Alters mußte er wohl darauf denken, auch ihre Dauer nach ſeinem Tode zu ſichern. Er vertheilte daher, allen Streitigkeiten ſeiner Söhne *) vorzubeugen, das Land unter ſie, und erklärte den Aelteſten, mit allgemeiner Beiſtimmung, für den oberſten Fürſten. Er ſelbſt begab ſich in einen dunkeln Eichenhain zur Ruhe; doch die Sorgfalt für ſein geliebtes Volk begleitete ihn auch dorthin. Die letzten Jahre ſeines ehrwürdigen Lebens dienten dazu, ſeinem Staatsgebäude eine neue

---

*) Nach der Angabe hatte er deren zwölf, von denen die preußiſchen Diſtrikte und Litthauen ihren Namen haben. Ich übergehe dies Unbedeutende.

Stütze zu erfinden, die unerſchütterlichſte, die es länger zuſammenhielt, als Fürſtengewalt vermochte, und die ſeinen Regentenſtamm lange überlebte.

Keine Einrichtung iſt dauerhafter, als zu deren Grundlage man die menſchliche Schwäche ſelbſt zu machen wußte. Veränderlichkeit iſt die Deviſe des Menſchen: ſeine Verhältniſſe, ſeine Wünſche, ſeine Begriffe, ſelbſt ſeine Tugenden und Laſter, geſtalten ſich um; nur die Anlagen zu dieſem allen, die Eigenſchaften ſeines Geiſtes, bleiben ewig dieſelben, und eine der auffallendſten und allgemeinſten iſt die, eine unſichtbare Welt zu ahnden und mit ihr in Verbindung ſtehen zu wollen. Dieſer ſonderbare Hang iſt ſo innig mit unſerm Weſen verwebt, daß wir ihn auf keiner Stufe der Bildung zurücklaſſen können. Der vorurtheilsfreieſte Philoſoph argumentirt noch a priori für das, was der Wilde mit den Naturbegebenheiten, die ihm unerklärbar ſind, darthun will. Es hat Leute gegeben, die aus der Allgemeinheit dieſes Hanges ſchließen wollten, er ſey beſtimmt, den Menſchen auf eine unentbehrliche Wahrheit zu leiten; ſie fanden den überzeugendſten Beweis für das Daſeyn Gottes in derſelben. Hatten ſie Recht? Ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß keine Schwäche des menſchlichen Geiſtes häufiger und glücklicher von Betriegern aller Art benutzt worden iſt, als eben dieſe. Kein Begründer eines Volkes vernachläſſigte ſie, ſondern jeder ward zugleich, wenn er konnte, Stifter einer Religion.

Auch Widewut entſchloß ſich dazu *). Einige Schriftſteller erzählen, er habe die Lehren ſeiner Religion von Nachbarn **) entlehnt, (wie Moſes die ſeinigen von den Aegyptern). Da die Religion der Letten wirklich einige

---

*) „Er wollte auch etwas Glaubens aufrichten,“ ſagt der drollige Waiſſel in ſeinen alten preußiſchen Hiſtorien.

**) Erasmus Stella ſagt in den Antiqu. Borussiae: Widewut hätte ſie von den Sudauern, d. h. den zurückgebliebenen Guttonen, erhalten.

Aehnlichkeit mit der alten ſkandinaviſchen hat, ſo könnte dieſe Behauptung ſehr leicht, wenigſtens wahrſcheinlich gemacht werden, wenn bei einem Gewebe von Aberglauben viel daran läge. Genug, Widewut brachte ſie in eine Art von Syſtem, das zur Erhaltung ſeines Staates kräftig mitwirkte.

In ſeinem Haine ſtellte er die Abbildung der drei vornehmſten Götter zwiſchen den Zweigen einer Eiche auf, verordnete Opfer und Verehrung derſelben, ſtiftete einen Orden von Prieſtern und Prieſterinnen, der ihnen dienen mußte, und ward unter dem Titel: Krive Kirweito, der oberſte derſelben. Auf ſeinen Kriegszügen hatte er wahrſcheinlich Rom, als die Hauptſtadt der bekannten Welt, nennen gehört: ſein Wohnplatz ſollte der Hauptort ſeines Landes ſeyn; alſo nannte er ihn auch Romove oder Romnove, und dieſen Namen führte er noch, als ihn Boleslaus von Polen im Anfange des eilften Jahrhunderts zerſtörte, führte ſogar die Reſidenz des Krive noch zur Zeit des teutſchen Einbruchs, ob ſie gleich ſchon nach Litthauen verlegt worden war.

Von ſeinem Romnove aus leitete er ſeine Söhne, beſchränkte ihre Gewalt, ſchlichtete ihre Streitigkeiten, und hinderte es, wenn ſie ihre Macht mißbrauchen wollten. Dieſes wohlthätige Vermögen ging auf ſeinen Nachfolger über; was er durch das väterliche Anſehen vermochte, bewirkte dieſer durch die Autorität der Götter. Die Vidioarier ſtanden alſo unter Fürſten, deren Macht durch einen Oberprieſter beſchränkt ward, und unter einem Hierarchen, der ſie nur beſchützen, nicht bedrücken konnte, da er weder Auflagen erheben, noch Krieg führen durfte. Der geſunde Verſtand des nordiſchen Wilden hatte glücklich das Problem gelöſ't, das allen Geſetzgebern gebildeter Völker ſo ſchwer ward: er hatte der fürſtlichen Macht bleibende Schranken geſetzt, ohne ſie zu ſchwächen.

Wirklich bieten uns ſelbſt die Annalen der Feinde dieſes Volks, die ſorgfältig alles im gehäſſigſten Lichte aufſtellen, kein einziges Beiſpiel dar, daß irgend ein lettiſcher Fürſt ein Tyrann, oder daß ſeine Unterthanen Rebellen geworden wären. Der Fürſt jeder Provinz war nichts als der angeſehenſte Hausvater derſelben, der Vorſitzer bei den Berathſchlagungen, der Anführer bei einem Kriegszuge. Keine läppiſchen Auszeichnungen, keine ſklaviſchen Ehrfurchtsbezeigungen, die ſo manchen ſchwachköpfigen Erdenſohn lebenslänglich verhindern, zu bemerken, daß er eigentlich der Menge wegen, die um ihn her kriecht, nicht ſie um ſeinetwillen, da ſey. Keine auszeichnende Pracht, keine Trabanten! Alſo auch keine Mißhandlungen, keine Abgaben, keine Schranzen, deren Verbrechen der ſchwache Kronenträger oft büßen muß, und — keine Rebellionen! Der Fürſt war der Berather ſeines Volks, nichts weiter; und wo er nicht zu helfen wußte, that es der Altvater im Eichenhain zu Romnove. Es herrſchte eine ſo völlige Gleichheit und Freiheit in den Ländern der Vidioarier, daß die in Preußen einbrechenden Teutſchen erſt im Kriege und bei den Unterhandlungen bemerkten, daß ſie Fürſten hatten.

Nach einem ſo ehrwürdigen, glorreichen Leben ſtarb Widewut in einem ſehr hohen Alter. Wie einige Chroniken behaupten, verbrannte er ſich öffentlich, um dem Volke, das er geſchaffen hatte, die Huld der Götter zu erwerben; und dankbar ſetzte ihn dies, unter dem Namen Iſchwambrotas, an die Spitze ſeiner Untergötter oder Heiligen: eine Auszeichnung, auf die vielleicht außer ihm nicht zwei Sterbliche einen ſo gerechten Anſpruch hatten.

VII.

Weitere Ausbreitung der Letten.

Ehrenvoller aber als dieſe Vergötterung war ihm das dauernde Glück ſeiner Witen. Es muß entſchieden, es muß groß geweſen ſeyn, wenn anders Rouſſeau's Kennzeichen einer glücklichen Nation nicht trüglich iſt. Sie vermehrten ſich ſo ſtark, daß ihnen ihr Ländchen bald zu enge ward. Nach allen Seiten ſandten ſie Colonieen aus. Zuerſt beſetzten ſie das ganze jetzige Preußen; dann wanderten ſie weſtlich in Pommern und ſelbſt Mecklenburg ein, wo noch im vorigen Jahrhunderte Ueberbleibſel der alten preußiſchen Sprache das Daſeyn ihrer Colonieen beurkundet haben ſollen. Oeſtlich nahmen ſie zuerſt Schamaiten *), und im neunten oder zehnten Jahrhunderte das übrige Litthauen und unter dem Namen der Jazwinger, Podlachien in Beſitz. Von hier-

---

*) Kojalowicz erzählt die erſte Auswanderung dahin unter Litteckans, Widewuts Sohn, umſtändlich. Ich halte es für überflüßig, darüber etwas zu ſagen.

aus gingen andre Anſiedler nördlich, und beſetzten das Innere von Cur- und Liefland. Wo ſie hinkamen, wichen die nomadiſchen Slaven und die Fennen zurück: jene in das Innere ihrer Wälder; dieſe an die Küſte des Meers, um ihren Fiſchfang und ihre Seeräuberei fortſetzen zu können. Ueberall hieben die Coloniſten die Wälder nieder, rodeten ſie aus, und bekamen davon den Namen der Röder, Latweeſchi und Lietuwniki von Lata und Lihdum, eine Rödung *). Ueberall nahmen ſie ihre patriarchaliſche Verfaſſung, ihre Religion und ihre Ehrfurcht für den Krive mit. Ein Mann, der

---

*) Aehnliche Beiſpiele, daß Völker ihren Namen von ihrem Hauptgewerbe oder der Beſchaffenheit ihres Landes erhielten, ſind bei den ſlaviſchen und fenniſchen Völkern häufig. So hatten die Polen den ihrigen von Pole, eine Ebene, die Ezeriten von Ezer, ein See. Die Fennen in Lapp- und Finnland nannten ſich ſelbſt Suomah lainen oder Sabmeladzh, Moraſtbewohner, und am Ausfluß der Düna von Lib, Sand, Liwa lainen, Sandleute. — Latweeſchi nennen ſich die Letten noch.

den Stab deſſelben oder ein anderes Kennzeichen ſeiner Sendung mitbrachte, erhielt die höchſten Ehrenbezeigungen, wie Ulyſſes in der Iliade, wenn er Agamemnons Scepter gefaßt hat, mit deſſen Autorität zum Volke ſpricht.

Nicht immer gelang es aber dieſen Apoſteln der Ceres, ſich friedlich anzuſiedeln. In Pommern trafen ſie auf die ſtreitbaren Germanen, in Podlachien und Litthauen auf die im neunten und zehnten Jahrhundert neuentſtandenen polniſchen und ruſſiſchen Staaten; hier alſo gewann auch ihre Verfaſſung durch den äußern Gegendruck mehr Conſiſtenz. Der beſtändige Krieg bewirkte die ununterbrochene Fortdauer eines Heerführers; daher fanden die teutſchen Ritter in Pommern und Litthauen ſchon Herzoge des ganzen Landes, in Preußen, Cur- und Liefland aber, wo ſie friedlicher gelebt hatten, nur Fürſten kleiner Diſtrikte.

Auch der Charakter der Letten veränderte ſich mit ihren Verhältniſſen. Ein Schriftſteller des eilften Jahrhunderts, Adam der Breme, ſchildert die lettiſchen Samländer als die mitleidigſten, ſanfteſten, hülfreichſten Menſchen *); und ein anderer aus dem zwölften Jahrhunderte erzählt ſchon, daß die benachbarten Völker kaum kleine Dörfchen in ihrer Nähe zu bewohnen wagten, und Hunderte von ihnen vor dem Anblick weniger Letten, wie ſcheue Haſen vor den Jägern, entflohen. Sie hatten ſich ſchon eiſerne Waffen angelegt, zogen mit Fahnen zu Felde, und baueten Feſtungen; und als die Polen im Jahr 1265 die Jazwinger beſiegten, ward dieſe Völkerſchaft bloß dadurch vertilgt, und ihr Land eine Wüſte, daß kein einziger Streiter fliehen oder ſich ergeben wollte.

In Preußen hatte man zuerſt an der Bekehrung der Letten zu arbeiten angefangen. Der heilige Adalbert, Erzbiſchof von Prag, ein geborner Böhme, war als Miſſionär zu ihnen

---

*) Sembi homines humaniſſimi, ſagt Adam von Bremen, und eben ſo Helmold: Pruzzi — — humaniſſimi erga neceſſitatem patientes.

gezogen, aber als ein Schänder des alten Gottesdienſtes im Jahr 997 erſchlagen worden. Boleslaus Chrobri, König von Polen, begnügte ſich anfangs, den Leichnam mit ſo viel Silber, als er wog, zu löſen und ihn heilig beizuſetzen; aber aufgehetzt von dem Kaiſer und dem Papſte, beſchloß er Rache zu nehmen, fiel in Preußen ein, und verwüſtete alles. Da er ſelbſt Rommove zerſtörte, ſo hatte er die Preußen von der empfindlichſten Seite angegriffen und ſie zur unverſöhnlichſten Rache gereitzt. Seit dieſer Zeit wüthete alſo ein nur ſelten durch kurze Friedensſchlüſſe unterbrochener Krieg zwiſchen Preußen und Polen, an welchem ſelbſt mehrere römiſche Kaiſer Antheil nahmen. Endlich aber wurden die preußiſchen Letten ſo mächtig, daß ſie nach Gefallen das Land des Herzogs Conrad von Maſovien durchzogen, und ſich einen Tribut an Kleidern ꝛc. *) von ihm bezahlen

---

*) Einſt, da er nicht im Stande war, den Tribut zu erlegen, bat er alle Angeſehene ſeines Landes zu Gaſte.

ließen. Zu ohnmächtig, ſich ſelbſt zu beſchützen, ſtiftete er, in Nachahmung der Schwertbrüder in Liefland, im Jahr 1223 die Ritter von Dobrzin; und als auch dieſe zu ſchwach waren, rief er den teutſchen Orden zu Hülfe, der gegen Abtretung der Culmiſchen Provinz, und Zuſicherung alles deſſen, was er den Heiden, um ihres Seelenheiles willen, rauben würde, in die Schmalzgrube zog, — ſo nannten ſie Preußen mit wahrem Schnapphahn-Witze. — Nun begannen denn im Jahre 1226 die Bekehrungs-Gräuel, die ſich, zur Ehre der Jungfrau Maria und der chriſtlichen Religion, mit der gänzlichen Ausrottung der alten Bewohner, einer ſehr ſchätzbaren Nation, endigten.

Sechzig Jahr *) früher hatten ſie ſchon in

---

und indeß ſie ſchmauſten, ließ er ihre im Vorzimmer abgelegten Oberkleider den Preußen ausliefern.

*) Doch waren die Teutſchen nicht die erſten, welche die Bekehrung dieſer Länder verſuchten. Adam von Bremen ſagt im Lib. de Situ Daniae von Curland: „Durch die Bemühung eines Kaufmanns, den der König der

Liefland ihren Anfang genommen. Hier wohnten die Letten im zwölften Jahrhunderte, als neue Ankömmlinge, noch zerſtreut. Sie hatten zwar ſchon den größten Theil des innern Landes angebaut, aber noch keine Dörfer, ſondern nur einzelne Wohnungen, und zahlten den ruſſiſchen Fürſten, die ſich die alten Einwohner, Eſthen und Liven, zinsbar gemacht hatten, gleichfalls einen Tribut. Dies war alſo der ſchwächſte Theil des lettiſchen Staats, und dieſer ward am frühesten von den teutſchen Räubern überzogen. Pfäffiſche Hinterliſt ſchlich ſich zuerſt ein, und als ſie ſich einen Wohnſitz erſchmeichelt hatte, rief ſie ihre Gehülfen, Mordgier und Raubſucht, herbei, um ihre gaſtfreundlichen Wirthe zu Sklaven ihres eigenen Hauſes zu machen.

Am

Dänen durch viele Geſchenke gewann, iſt jetzt daſelbſt eine Kirche geſtiftet." Adam ſtarb im Jahr 1076. Wahrſcheinlich litten die Kuren dieſe Stiftung, ohne ſich weiter um ſie zu bekümmern, und ſo hörte ſie bald wieder auf. — Vielleicht war ſeine Inſel Kurland, Oeſel, das eſthniſch Kurreſaar heißt.

Am längſten von allen lettiſchen Staaten erhielt ſich Litthauen: denn hier war die Hauptſtärke der Nation verſammelt; hierher flüchteten aus den preußiſchen und liefländiſchen Gränzprovinzen alle Bedrängte, denen Freiheit lieber war, als väterliches Erbtheil; von hier zogen auch unaufhörlich Kriegsheere aus zur Unterſtützung der unterdrückten Brüder. Litthauen, das ſich früh einen oberſten oder Groß-Fürſten gab, bekämpfte mehrere Jahrhunderte lang Teutſche, Polen und Ruſſen mit Glück, und nahm beſonders den letzten viele Fürſtenthümer ab. Seine Bewohner blieben der Religion ihrer Väter treu, da alle umliegende Länder ſich ſchon unter das Joch ſegnender Harpyien hingeſchmiegt hatten. Als endlich ſelbſt der letzte Krive, Allups, aus Feigherzigkeit, der Großfürſt Jagjel aber aus Ehrſucht Chriſten geworden waren, folgten ſie gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts ihrem Beiſpiel, nicht aus Schwäche, ſondern weil der neubekehrte König von Polen jedem Getauften einen weißen wollenen Rock verehrte *).

In der Geſchichte von Liefland ſpielten die Litthauer eine ſehr thätige Rolle: aber ehe ich dieſe, ehe ich das grauſende Gemälde des vergeblichen Ringens für Freiheit und Vaterland aufſtelle, ehe ich den Todeskampf meiner Nation ſchildere, erlaube man mir zu ſagen, was ſie im Leben war. Die Schilderung des Charakters, der Lebensweiſe und der Religion der Letten muß der Geſchichte ihrer Vernichtung voran gehen.

---

*) Eine Bekehrungsart, die bei den Chriſten der erſten Jahrhunderte ſo wirkſam war, als hier bei Heiden. Julian, der Apoſtat, ließ ſeiner Armee Geſchenke austheilen, aber jeder, der zum Empfange herbeitrat, mußte im Vorbeigehn einige Körner Weihrauch auf den Altar der römiſchen Götter werfen, und viele Tauſende entſagten ſo ohne Bedenken der chriſtlichen Religion, der ſie unter Martern treu geblieben wären.

Anhang.

Welch ein ſonderbares Ding iſt es doch um die menſchliche Unſterblichkeit, dies luftige Phantom, dem ſo unzählbare Menſchen Glück und Leben aufopferten, das man durch Edelthaten und durch Verbrechen zu erringen ſucht, und deſſen doch der glücklichſte Bewerber nur in der Phantaſie genießen kann! Wovon hängt es ab? Wer kann mit Recht hoffen, es verdient zu haben? Verbrechern, Zerſtörern bringt die Menſchheit es dar, indeß ſie oft ihrer größeſten Wohlthäter nicht mehr gedenkt, ſo bald ſie ſelbſt nicht mehr ſind. Ein Zufall, ein glücklicher Gedanke iſt oft genug, es zu erwerben, und ein ganzes der Nützlichkeit, dem erhabenſten Wirken geweihtes Leben, reicht zuweilen nicht hin, vor der Vergeſſenheit zu ſchützen. Der taumelnde Zufall ſtreut die Lorbeerkränze mit eben ſo ungewiſſer Hand umher, als er Kronen verleiht. Nach dem, was Widerwut that, ſollte man wohl glauben, daß es noch nöthig wäre zu beweiſen, er habe überhaupt einſt gelebt?

Doch die Forderungen des Geſchichtſorſchers ſind peremtoriſch, und Betrachtungen finden ihn nicht ab. Wir müſſen ſie erfüllen, oder ſein Hohnlächeln hinnehmen und geſtehen, Fabeln geſchmiedet zu haben. Wohlan denn! ich will Beweiſe geben, von dem, was ich ſchrieb.

Iſolirt und plötzlich erſcheinen die Letten, wie ein Deus ex machina, in der nordiſchen Geſchichte, ohne daß man von ihrer Herkunft, von ihrem Auftreten Rechenſchaft zu geben vermag. Zu welchem frühern benachbarten Volke gehörten ſie? Zu keinem. Nicht etwa, als wenn ihre Sprache mit der Sprache keiner andern Nation Aehnlichkeit verriethe: nein! ganz im Gegentheil, daß alle benachbarten, die fenniſche, ſlaviſche und gothiſche, unverkennlich gleichviel zu ihrer Bildung hergaben, und daß gleichwohl die Letten, ſo bald ſie thätig werden, es als die Feinde aller Nachbarn ohne Ausnahme ſind: darin liegt eben die Schwierigkeit. —

In Preußen finden wir die Letten zuerſt; wir kennen die frühern Bewohner dieſes Landes, und wiſſen beſtimmt, daß ſie nicht Letten waren: aus welchem Himmelsſtrich alſo, auf welchem Wege, ſind dieſe dorthin gewandert? Umſonſt befragen wir die Geſchichtforſcher der übrigen Nationen darum. Sie können die Spuren der Madſcharen oder Hungarn am Eismeer und im innerſten Aſien wiederfinden; ſie deuten den Zug der Vandalen von der Oſtſee bis nach Carthago: aber von den Letten iſt, außer dem Lande, das ſie jetzt noch größten Theils beſitzen, nirgends eine Spur, nirgends ein Zeugniß. Nicht woher ſie nach Preußen kamen, ſondern wohin ſie ſich von dortaus nach allen Seiten ausbreiteten, finden wir: das alſo muß der Ort ihrer Geburt, ihr eigentliches Vaterland ſeyn; dort müſſen ſie, da die ältern Bewohner, wie geſagt, nicht Letten waren, aus einem Gemiſche mehrerer Völker ſich gebildet haben. Ein Schluß, der wenigſtens für einen Kenner der nordiſchen Geſchichte die erforderliche Bündigkeit hat, — und, wohin er führt, begleiten uns wenigſtens einzelne Fingerzeige. Wir wollen zuerſt die römiſchen und griechiſchen Schriftſteller befragen: nur laßt uns vorher beſtimmen, was ſie uns gewähren können. Ein Völkchen, das ein paar hundert Meilen von den äußerſten Gränzen Italiens und Griechenlands im Stillen entſtand, und friedlich ſeinen Acker bauete, indeß im wilden Tumult die übrigen Völker des Nordens über die kraftloſe Beute des Südens herſtürzten: ſollte das wohl den wenigen Gelehrten, bei der damaligen Unwiſſenheit in der Erdbeſchreibung, ſehr bekannt geworden ſeyn? Sollten ſie etwas von ſeinen Begebenheiten wiſſen können? Daß einige Data, die ſie von größern Völkern erzählen, mit den Angaben der preußiſchen Geſchichtſchreiber übereinſtimmen, und daß ſie endlich das bloße Daſeyn dieſes Volkes anzeigen, iſt alles, was wir mit Fug von ihnen erwarten dürfen: auch finden wir das.

Tacitus erzählt, wie ſchon oben geſagt ward, daß die Aeſthier oder Guttonen die Küſten der Oſtſee am Ausfluſſe der Weichſel bewohnten, und daß die Fennen ihre nächſten Nachbaren wären, die, beim Aufbruche der Gothen, ihnen ohne Zweifel nachrückten. Funfzig Jahr nach Tacitus, nennt uns Ptolemäus ſchon die Wenden oder Slaven als Inhaber jener Gegenden; aber auch Guttonen wohnten noch dort, wie die oben erwähnten Tribute an Bernſtein beweiſen, die Ermanrich und Theodorich, (ſ. Grotii Prolegom. zu ſeiner Hiſtoria Gothorum, S. 3. und 4.) erhielten. — Die Geſchichte der Alanen endlich, ihre Niederlagen, ihre Amalgamirung mit Vandalen ꝛc., ihre Niederlaſſung an den Küſten der Oſtſee ꝛc. iſt gar keinem Zweifel unterworfen, wenn de Guignes, Gibbon *) und die Schriftſteller, denen ſie folg-

---

*) Gibbon ſagt im 27 Kap.: Another Colony of the Alani advanced, with more intrepid courage, towards the ſho-

ten, Ammian, Jornandes und Procopius, die geringſte Autorität haben.

Die angegebenen Beſtandtheile der Letten hätten wir alſo zuſammen gebracht; die Vermiſchung derſelben iſt folglich ſchon wahrſchein-

---

res of the Baltic, aſſociated themſelves with the northern tribes of Germany and ſhared the ſpoil etc. — und wieder im 30ſten Kap.: their flight (of the Huns) was directed towards the rich and level plains, through which the Viſtula gently flows into the Baltic ſea. — — The inhabitants of thoſe regions might embrace the reſolution — — — of diſcharging their ſuperfluous numbers on the provinces of the Roman Empire. — — The haughty Rhodogaſt marched from the northern extremities of Germany. The Vandals, the Suevi and the Burgundians formed the ſtrength of this mighty hoſt, but the Alani, who had found an hoſpitable reception in their new ſeats, added their active cavalry etc. — — After the departure of thoſe Barbarians, their native country (the coaſt of the Baltic) remained during ſome ages a vaſt and dreary ſolitude, till — — — the vacancy was filled by the influx of new inhabitants. — Hier treten die litthauiſchen Nachrichten ein. — Ich führe den neueſten Zeugen an, weil er den Leſern am nächſten zur Hand ſeyn wird.

lich: aber wir haben mehr, wir haben auch einen Zeugen für dieſelbe. Jornandes, der im ſechsten Jahrhunderte ſchrieb, ſagt ausdrücklich, daß am Ausfluſſe der Weichſel ein Volk wohne, das aus einem Gemiſche vieler andern Völker beſtehe, und Vidioarier heiße *), — ein Name, der meine Leſer an Widewut erinnern wird, und es außer Zweifel ſetzt, daß hier nur von den Mündeln des alaniſchen Weiſen die Rede ſey, — beſonders da noch Prätorius Samland und ganz Preußen Withland nennt, und die liefländiſchen Letten, preußiſche Coloniſten, ſich jetzt eben ſo oft Withländer als Letten heißen, ja in ihrer Sprache keinen andern Namen für

---

*) Eginhard im neunten Jahrhundert ſetzt in der Geſchichte Karls des Großen die Aeſtier an die ſüdliche Küſte des Baltiſchen Meeres: aber der gelehrte Geheimſchreiber des fränkiſchen Monarchen verſtand darunter die jetzigen Eſthen, oder er folgte bloß ſeinem Tacitus; oder er ward auch dadurch irre geführt, daß Dänen und Angeln, nach Suhm, alle öſtliche Völker Oeſtionen nannten.

ihr Land haben, als Widland *). — Mehr geben uns die ſüdlichen Schriftſteller nicht, und mehr durften wir nicht von ihnen erwarten. Das Fehlende müſſen inländiſche Chronikſchreiber liefern, — und ſie thun es.

Zwar könnte ich jetzt noch anführen, was der Lebensbeſchreiber Adalbert von dem Krive, was Wulfſtan, der aus Helgoland im zehnten Jahrhunderte nach Drauſen bei Elbingen rei-

---

*) Man hat dieſen Namen von Widdu, Mitte, hergeleitet; aber die jetzigen Widländer, die liefländiſchen Letten, wohnen nicht in der Mitte, ſondern an den Gränzen des lettiſchen Staates, und die Bewohner des Strandes nennen ſich ſo gut, wie die des Innern, Widländer. Wollen ſie ſich unterſcheiden, ſo thun ſie es durch die Worte: Mallineeschi und Semis, (ſiehe Hupels top. N. Bd. 2.) — Man ſieht, daß Herr Thunmann nicht ſo ſehr Unrecht in Anſehung ſeiner Witen hat, als Hr. Hofrath Schlözer einſt durch die Ableitung von witte, und baltiſch von balta, weiß, beweiſen wollte. Wäre dieſe gegründet, ſo müßten die Letten ihren Namen aus dem Teutſchen, und die fremden Schriftſteller den Namen der Düne aus dem Lettiſchen entlehnt haben.

ſete, um Marderfelle gegen wollene ſogenannte Paldröcke einzutauſchen, und was Adam der Breme im eilften Jahrhunderte (Lib. de Situ Daniae) von Preußen erzählen: aber für dieſe Zeiten bedürfen wir jener ärmlichen Nachrichten nicht mehr. Einländiſche Geſchichtſchreiber helfen uns aus, wenn wir, wie es natürlich iſt, nicht etwa liefländiſche, ſondern vorzüglich preußiſche und litthauiſche, dahin rechnen und befragen.

Welcher Zauber war mächtig genug, Wilde von allen Himmelsgegenden her, zuſammen zu ſchmelzen? Woher kam ihnen die ganz eigenthümliche Religion und hierarchiſche Verfaſſung, die ihnen alle preußiſche Geſchichtſchreiber zugeſtehn? Dieſe Fragen beantwortet Erasmus Stella nach alten Sagen, beantwortet Strykowsky nach mehr als vierzig preußiſchen, litthauiſchen, ruſſiſchen und polniſchen Chroniken; beantwortet Grunovius, der im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts mit Lebensgefahr einer Bockheiligung beiwohnte, und alſo eigentlich in die Geheimniſſe der Nation eingeweiht ward; beantwortet endlich nach dieſen Kojalowicz auf die einfachſte und anziehendſte Weiſe, ohne ſeine Erzählung von Widewut durch irgend ein Wunder zu verunſtalten: ein Vorzug, den dieſer vor allen andern Religionsſtiftern, von Hermes bis zum Manko Capak, allein hat. Seine Geſchichte iſt ſo voll hoher Einfalt, wie ſein Charakter es war, von allem Unglaublichen rein, völlig ſo, wie ich ſie meinen Leſern vortrug: und dennoch beliebte es mehr als Einem Geſchichtſchreiber, mit ungerechtem Naſenrümpfen *) über ſie weg zu ſehn. Hatten ſie aber

---

*) Wer einen verunglückten Verſuch, eine Geſchichte durch die Art des Vortrages unwahrſcheinlich zu machen, ſehen will, ſchlage im 50ſten Theil der allgemeinen Weltgeſchichte Seite 25. die Geſchichte Widewuts auf. Die Alanen, heißt es, beliefen ſich mit den Preußinnen, ſie balgten ſich ꝛc. Wenn man ſagte: die Römer beliefen ſich mit den Sabinerinnen, und balgten ſich dann mit den Vätern und Brüdern derſelben; wäre der Sabinerinnen-Raub dadurch widerlegt? — Meine Hochachtung gegen den verdienſt-

auch Gründe? Entweder gaben ſie keine an, oder die angegebenen waren aufs Gerathewohl hingeworfen. Sie anführen, heißt ſchon faſt, ſie widerlegen, und ſo will ich ihre Nichtigkeit nur im Fluge zeigen.

„Die älteſten preußiſchen Geſchichtſchreiber, ſagt man, erwähnen des Widewut nicht; Stella im funfzehnten und Stryikowsky im ſechzehnten Jahrhunderte ſind die Erſten, die von ihm ſprechen.“ Richtig; ſie ſind aber auch die Erſten, die ſich an die Sagen der Eingebornen und die nach denſelben verfertigten Jahrbücher *) wandten. Die älteren wollten die gan-

---

vollen Verfaſſer jener Geſchichte verbietet mir, nicht zu ſagen.

*) Wo ſind aber dieſe Jahrbücher, fragte ein ehrwürdiger Forſcher, der nur hier es nicht der Mühe werth hielt, genau zu prüfen. — Gut; ſind ſie nicht mehr da, ſo haben wir Stryikowsky'n, der einen Auszug aus ihnen machte, doppelte Verbindlichkeit. Unwahrſcheinlich wird ihr ehemaliges Daſeyn niemand vorkommen, der bedenkt, daß die beſte, zuverläſſigſte und wirklich meiſterhafte Chronik von Liefland, die

ze lettiſche Geſchichte aus den Nachrichten zuſammenſetzen, welche römiſche, griechiſche, teutſche und brittiſche Schriftſteller im Vorbeigehen von den Bewohnern der Oſtſeeküſte gaben: iſt das weniger unſinnig, als wenn man die franzöſiſche Geſchichte nach dem abfaſſen wollte, was etwa der türkiſche Geſandte in Paris bei ſeiner Heimkehr erzählen wird? Die Angaben der preußiſchen Letten ſelbſt konnten ſie nicht benutzen, weil ſie entweder nicht zur Stelle oder in Krieg mit denſelben waren. Sie leiteten den Namen Preußen von dem bithyniſchen Könige

Origines Livoniae, zwiſchen den Jahren 1196 und 1225 von einem Letten geſchrieben wurde. Sie blieb faſt ganz unbekannt, und die wenigen Abſchriften derſelben waren vielleicht ſchon vernichtet, wenn nicht ein — Hannöveriſcher Bibliothekar, Gruber, ſie herausgegeben hätte. Vielleicht thut ein römiſcher einſt eben das mit den litthauiſchen Chroniken, die Str. benutzte. Sollten ſie wirklich untergegangen ſeyn, ſo geſchah es ſicher dadurch, daß der teutſche Orden, wie der Kanzler von Culm, Lukas David, erzählt, alle Chroniken, deren er habhaft werden konnte, verbrennen ließ, Dusburg und Jeroſchin ausgenommen.

Pruſias, den Namen Liven von einem römiſchen Ritter Libo her ꝛc. Und dergleichen Leute ſollten mehr gelten, als die Ausſage der lettiſchen Barden ſelbſt? — — „Kojalowicz und Andre machen ihre Nachrichten dadurch verdächtig, daß ſie auch offenbare Fabeln eben ſo treuherzig erzählen, wie die Geſchichte Widewuts. Sie laſſen z. B. einen Ritter Palämon in Italien zu Schiffe gehen, und von Sturm durch vier Meere und drei Meerengen gejagt werden, um in Litthauen ans Land zu treten, und den Litthauiſchen Adel zu ſtiften.“ Wohl wahr! Aber weil Bileams Eſelin unmöglich geſprochen haben kann, dürfen wir daraus ſchließen, daß es keinen Moſes gegeben habe? — Die Fabel vom Palämon iſt, genau genommen, eher eine Beſtätigung, als eine Widerlegung jener Geſchichte. Man ſieht es ihr an, wie ängſtlich ſie erdacht ward, um dem Adel eine glänzendere Abkunft zu geben, und ſo — die Betrachtungen zu unterdrücken, die eine Nachricht von dem gemeinſchaftlichen gleichen Urſprunge aller veranlaſſen mußte. Der einſichtsvolle gelehrte Kojalowicz *) hätte ſich gewiß die ſo lächerlich erſonnene Fabel erſpart, wenn die Geſchichte, die durch ſie entgiftet werden ſollte, nicht zu ſicher beſtätigt geweſen wäre, um unterdrückt zu werden.

Das ſind die Haupteinwürfe; und doch ſind ſie, wie man ſieht, kaum der Widerlegung werth. Die übrigen, die man von den Namen und der Zeitangabe hernimmt, verdienen vollends keine Rückſicht. Man könnte die erſtern recht gut gebrauchen, mutatis mutandis auch das Daſeyn Romuls, Numa's und Julius Cäſars **) zweifelhaft zu machen; und die letztern kön-

---

*) Dafür erkennt ihn ſelbſt Herr Hofrath Schlözer, der im 50ſten Theil der allgem. Weltgeſchichte, die Geſchichte Litthauens faſt allein nach Kojalowicz liefert.

**) Weil nehmlich ein litthauiſches Wort, das Aehnlichkeit mit Widewut hat, wiſſen heiſſen ſoll (ich kenne kein ſolches, ob ich gleich Litthauiſch verſtehe), und der Titel Woiewod, Heerführer und Richter heißt, ſo behauptete man, jener Name wäre aus dieſen Worten können höchſtens dienen, darüber zu ſtreiten, ob es das fünfte oder ſechſte Jahrhundert war, in welchem Widewut ſeine Wunder that: ein Vergnügen, das ich den Forſchern nicht beneide. Die Umſtändlichkeit übrigens, mit der Stryikowsky und Kojalowicz z. B. den Inhalt der Rede anführen, die ihr Held hielt, (nicht eigentlich die Rede ſelbſt, wie Livius und Tacitus mit ihren Helden thaten) — ich will ſie für einen Beweis gegen Widewut annehmen, ſobald man mir aus eben dem Grunde zugeſtehen will, daß alles Erdichtung ſey, was die genannten Geſchichtſchreiber noch viel umſtändlicher von verfloſſenen Zeiten erzählen. Es möchte wenigſtens ſchwer fallen, in Beiden eine einzige Rede zu finden, die dem Redenden und den Hörern ſo ſehr angemeſſen wäre, ſo deutliches Gepräge der Wahrheit hätte, als was

---

ten geſchmiedet. Könnte der Titel nicht eher aus dem Namen entſtanden ſeyn? — Doch ich mag mich auf ſolche Gründe nicht einlaſſen, ſonſt — welch ein Feld böte ſich hier dar!

wir von der Rede des alaniſchen Weiſen erhalten haben. —

Ehrwürdig und unverletzlich muß jedem Geſchichtsforſcher das Geſetz ſeyn, nichts ohne Gründe als wahr anzunehmen: aber eben ſo wichtig iſt das Geſetz, nichts ohne hinlängliche Gründe zu verwerfen. Erſteres giebt Gelegenheit, mit wirklichem oder eingebildetem Scharfſinne zu glänzen; letzteres würde dem Kritikaſter oft die Hände binden, oft ihn zwingen, ganz einfach nachzuerzählen, was nun gerade in ſein Syſtem nicht paßt. Wie wohl thut es aber dem Eigendünkel, den Stab über etwas brechen zu können, ſollte es auch nur eine alte Volksſage ſeyn! Daher üben die Hiſtoriker das erſte Geſetz ſehr bereitwillig, und ſuſpendiren das letztere nach Belieben; daher verweiſen ſie auch den guten Widewut in die Reihe der Undinge, ohne uns das Räthſel von dem Entſtehen der lettiſchen Nation und ihrer ſyſtematiſchen Religion auf eine andere Weiſe zu löſen. Ich glaube, wichtige Gründe für die

Wahrheit jener Geſchichte aufgeſtellt, und die Einwendungen ſo widerlegt zu haben, als es für die Abſicht dieſes Werkes möglich war. Ich kann den Leſer alſo mit Recht auffordern, einen großen Mann mehr in der Geſchichte willkommen zu heißen, ohne den Tadel einer übertriebenen Leichtgläubigkeit zu fürchten. Die Menſchheit überhaupt iſt nicht ſo reich an Charakteren dieſer Art, daß wir mit Gleichgültigkeit vorübergehen dürfen, wenn uns ein ſolcher aus den Ruinen der Vergangenheit entgegen glänzt.

Vorzeit der Letten.

Andre Abtheilung.

Schilderung der Letten im zwölften Jahrhunderte.

I.

Eingang.

Woher die Art des Heimwehs, das jedes ruhige und unverdorbene Herz bei dem Anblick eines Volkes im Naturſtande ergreiſt? Woher das Anziehende, das die Beſchreibung einer einfachen natürlichen Lebensart für uns hat, und die Pracht der Königsſtädte nie gewinnen kann? Warum folgt man dem Schriftſteller lieber und mit heitererm Sinn in die

Hütte der Naturmenſchen, als in das Prunkgemach glänzender Aſſembleen? Geſteht es nur, Sklaven der Kultur und des Luxus! So verbildet euch dieſe haben mögen: doch dünkt ihr euch vaterländiſche Luft zu athmen, wenn euch Geſchichte oder Poeſie auf Augenblicke zu dem Zuſtande zurückführen, für den der Menſch eigentlich geboren iſt, und in dem er allein, wir mögen es läugnen, ſo ſehr wir wollen, völlig ſeyn kann, was er ſoll. Dann fühlt ihr es, daß euer weichlicher Müßiggang, eure Ueppigkeit, eure vornehme Schwächlichkeit, glänzendes Elend iſt, gegen das Gefühl mannhafter Stärke, in welchem der Sohn der Natur daſteht, als Herr ſeiner ſelbſt, als Herr der Erde um ihn her! Ihr fühlt es, und heimliche Reue über eure unwillkührliche Ausartung ergreift euch; umſonſt verſucht eure falſche Philoſophie, euch darüber zu tröſten. Eure erkünſtelten Bedürfniſſe, eure unnatürlichen Genüſſe, eure erzwungene Freuden, die euch ſo leer laſſen, wenn ſie euch nicht berauſchen und betäuben: alles das vermag nicht, die Empfindung eures Elends ganz zu erſticken; und der geſchwätzigſte Sophiſt würde, mitten in ſeiner Lobrede auf Luxus und Bildung, gern allen glänzenden Tand von ſich werfen, zu dem ungekünſtelten geſunden Mahle, der prunkloſen Hütte, der unbefangenen Einfachheit, der ach! ſo ſeligen Unabhängigkeit des Naturmenſchen zurückkehren — wenn er ſich nicht ſchon zu ſchwach fühlte, wahrhaft glücklich zu ſeyn.

Es giebt eine Stufe der Bildung, auf welcher der Menſch durch unbeſchränkte, aber unverkünſtelte, Uebung aller ſeiner Kräfte, durch ungezwungene Verbrüderung mit ſeines Gleichen, die noch nicht Feſſel geworden iſt, die wichtigſten Vortheile des Naturſtandes mit denen des geſellſchaftlichen Lebens verbindet. Weiter zurück iſt Rohheit, weiter vorwärts Ueberreife — d. h. beginnende Fäulniß. Auf dieſer Stufe allein iſt der Menſch ganz Menſch; auf dieſer Stufe muß der Philoſoph ihn ſtudieren, wenn er wahre Kenntniß des menſchlichen Herzens und Geiſtes in unverderbterem Zuſtande, erlangen will: ſpäterhin findet er nur ein Gewebe von Laſtern, Schwäche und Elend. Auf dieſer Stufe muß man ihn vorzüglich ſchildern, wenn man die weichlichen Geſchöpfe des Luxus wenigſtens auf Augenblicke will erröthen laſſen, bei dem Gemälde deſſen, was ſie ſeyn könnten, und ſchon ſo lange aufgehört haben, zu ſeyn. Auf ihr ſtehen die hochherzigen, mannhaften und edelgeſinnten Völker des nördlichen Amerika, die unſer lächerlicher Hochmuth Wilde nennt; auf ihr ſtanden die Letten im zwölften Jahrhundert, als ein feindſeliges Geſtirn die Teutſchen an ihre Geſtade warf.

II.

Bildung, Kleidung und Geſundheit der Letten.

Die alten Letten waren lang, hatten einen ſtarken Körperbau, eine rothbraune Geſichtsfarbe, blaue Augen, ſchlichtes braunes Haar, das weit auf ihre Schultern herabfloß, und trugen den Bart, ſo lang er wuchs: bei ihnen war er, wie noch jetzt bei den untern Klaſſen der Ruſſen, ein Zeichen der Mannheit und Erfahrung, auf das ſie großen Werth ſetzten. Nur wen ſie beſtrafen, wen ſie für ehrlos erklären wollten, beſchoren ſie; und dann durfte er nicht wieder in ihren Verſammlungen erſcheinen: er hieß ein Verſtümmelter.

Beide Geſchlechter kleideten ſich im Winter mit weiten Pelzen, und im Sommer in engere Gewänder von Leinwand oder Wolle, die ſie mit einem Gürtel über den Hüften zuſammenzogen. Schuhe flochten ſie ſich aus Weidenranken, und befeſtigten ſie dann mit Bändern, wie die Griechen ihre Sandalen. Die Weiber trugen Mützen von Leinewand; die Jungfrauen lange Haarflechten, bunte Kränze von Wolle, und Glöckchen an dem Gürtel. Auch die jungen Weiber mußten den Kranz behalten, bis ſie ſich den Matronenputz durch die Geburt eines Sohnes erworben hatten:

nur an ihrem kurzen geſchnittenen Haar und den fehlenden Glöckchen erkannte man ſie.

Ihre Kinder gingen Sommer und Winter faſt nackt, und wateten ſo froh mit bloßen Füßen durch den Schnee, als ſie auf den blühenden Wieſen herumhüpften: erſt bei heranrückender Mannbarkeit, wenn die Dirnen Reitze zu verſtecken hatten, und die Knaben an den Arbeiten ihrer Väter Theil nehmen konnten, fing man an, ſie regelmäßig zu kleiden.

Auf eine ſo abhärtende Erziehung folgte ein thätiges, arbeitſames Leben. Die Männer beſtellten den Acker, verfolgten das Wild ihrer Wälder, ſuchten den Bär in ſeiner Winterwohnung, die Wölfin in ihrem Lager auf, befiſchten ihre zahlreichen Seen und Flüſſe; die Weiber hüteten mit den Mädchen und Kindern die Heerden, trieben die Bienenzucht, bereiteten zum Genuß, was ihre Männer erworben hatten. Allgemeine Thätigkeit ſpendete allgemeine Geſundheit. Mit Leichtigkeit erfüllten die Weiber ihre Beſtimmung, und waren, als Gebärerin, in zwei oder drei Tagen im Stande, zu ihren Geſchäften zurückzukehren. Ja, öfter war es der Fall, daß ſie auf der Reiſe entbunden wurden, ihr Kind in die Schürze nahmen, und ſo, Meilenweit, nach ihren Wohnungen zu Fuße zurückkehrten. Die Männer erreichten vorzüglich ein hohes Alter, und mancher, der bis zum achtzigſten Jahre die Schlachten ſeiner Nation mitgefochten hatte, war noch dreißig bis vierzig Jahre hindurch der Leiter ſeiner Brüder bei Unterhandlungen und Berathſchlagungen. Mancher lettiſche Neſtor machte den Teutſchen ihre Fortſchritte noch ſchwer, nachdem ſie ſchon die jüngern Kämpfer aus dem Felde geſchlagen hatten. Von Seuchen vorzüglich wußten die Letten ſehr wenig, ehe die Teutſchen durch ihre Metzelungen die Felder mit Todten bedeckten, und ſo oft die Luft verpeſteten; faſt nichts von Krankheiten irgend einer Art, Wunden und Erſchöpfung des Alters ausgenommen. Solche Kranken aber pflegten ſie mehrere Monden ſehr ſorgfältig, und ihre Za erer und Prieſter mußten in helßen Badſtub ı ihre ganze Kunſt erſchöpfen, ſie zu heilen. Var aber dieſe Zeit verfloſſen, ohne daß Be rung eintrat, ſo erklärte man ſie für unheilbo , und die Leidenden verlangten dann gewöhnl) ſelbſt den Tod. Man berief alle Freunde ınd Verwandte zuſammen, und hielt an dem Lager des Kranken ein Trauermahl, währent deſſen ihn alle mit Tröſtungen und Liebkoſu zen überhäuſten, und nach deſſen Beendigun zwei dazu Erwählte ihn plötzlich tödten mu en: eine Maaßregel, vor deren Conſequenz nſere ſchwachen Nerven uns zurückbeben laſ ı. Vielleicht iſt ſie menſchlicher, als jene Anwendung der Heilkunſt, die den unheilbaren Märtyrer Jahrelang in einem Zuſtande hinhält, der die Ohnmacht des Todes mit allen Schmerzen des Lebens verbindet, ohne die Fühlloſigkeit des erſtern, und die Freuden des letztern zu gewähren.

III.

Sanftheit ihres Charakters.

Ungeachtet man aus dem angeführten Zuge auf Wildheit des Charakters ſchließen ſollte, ſo vereinigen ſich doch alle Schriftſteller, die der Letten vor dem teutſchen Einbruche erwähnen, ſie als eine ſanfte, menſchliche, friedliche Nation zu ſchildern, und nennen ſie ein omnino pacatum genus *). Reich, da ſie nichts mehr wünſchten, als was ſie beſaßen, glücklich, da ſie in völliger Unabhängigkeit mit ungeſtörter Geſundheit ihres Daſeyns genießen konnten, waren ſie auch theilnehmend und hülfreich gegen jeden Nothleidenden. Ward ein fremdes Schiff an ihren Geſtaden vom Sturm herumgeworfen, ſo eilten ſie in ihren Kähnen zu ſeiner Rettung herbei **); ward es von den ſee-

---

*) Jornandes Lib. de rebus Geticis c. 5. Auch dieſe Schilderung macht es wahrſcheinlich, daß die Geſandten an den Chan der Avaren Vidioarier waren.

**) Adam der Bremer ſagt: Tertiam insulam, quae Semland appellari solet — — — inhabitant Sembi vel Pruräuberiſchen Eſthen und Liven angegriffen, ſo nahmen ſie muthig und bereitwillig an ſeiner Vertheidigung Antheil, und führten dann voll Freude die Geretteten in ihre Hütten zu einem reundſchaftlichen Mahle. Viel Lobenswürdies, ſagt Adam der Breme, könnte von den Sitten dieſes menſchenfreundlichen Volkes erählt werden, wenn — ſie nur Chriſten wären. So dachte ſein ganzes chriſtliches Jahrundert. Was nicht in den Schafſtall des miſchen Oberhirten gehörte, war dem Abheu und der Vertilgung gewidmet. Unſinnl! Was iſt der Zweck eurer Religion, wenn anders nicht für ein bloßes Gewebe abgemackter Lächerlichkeiten erkannt werden ſoll?

---

ci, homines humaniſſimi, qui obviam tendunt ad auxiliandum his qui in mari periclitantur, vel qui a piratis infeſtantur. Chriſten! lehrt eure Religion euch höhern Edelmuth? — Lohn lockte dieſe Wilden nicht zur Hülfe; denn, wie eben der Schriftſteller ſagt, verachteten ſie Gold und Silber, und nahmen die Fremden gaſtfrei auf: nur ihre heiligen Orte durften ſie nicht betreten.

Was kann er ſeyn, als die Menſchen zu veredeln, ihnen Sanftmuth und Bruderliebe einzuflößen? Hier fandet ihr eine Nation, die ſchon das war, wozu die Lehren eures Glaubens euch machen ſollten; und ihr — ihr vertilgtet den einen Theil derſelben, und legtet den andern in Sklavenfeſſeln, weil ſie — kein Prieſter mit Waſſer beſprengt hatte, weil ſie nicht das Knie vor euren Götzen, ſondern vor den ihrigen bog.

Nur in den Kriegen gegen die teutſchen Ritter zeigte ſie ſich hart, unerbittlich, blutgierig: aber kann man ihr das verdenken? Wie ſollte ſie menſchliche Geſinnungen gegen Fremdlinge behalten, die ungereizt, ſelbſt ohne Vorwand, fern herzogen, ihre Hütten zu zerſtören, ihre Saaten zu verbrennen, ihre Heerden zu rauben, und die Heiligthümer ihrer Götter zu ſchänden, nur um ſie zu Beobachtung ſinnloſer Ceremonien zu zwingen? Und wer dieſe annahm, war deshalb nicht glücklicher: die Taufe weihte ihn zum Leibeigenen ein. Mußten ſie dieſe Fremdlinge, die ſich im Innern ihres Landes einniſteten, keinen Frieden eingingen, als wenn ſie bis zur Unmacht geſchwächt waren, und ihn nicht länger hielten, als bis ſie ſich zu neuen Unthaten erholt hatten: mußten ſie dieſe nicht als Raubthiere betrachten, deren Vertilgung allein ihnen Sicherheit und Ruhe zu gewähren vermochte?

Dennoch finden wir, daß auch gegen ſie oft die angeborne Menſchlichkeit der Letten die Oberhand behielt, und daß dieſe, ſobald ſie konnten, zu ihrer Sanftheit zurückkehrten. Zehn Schwertbrüder waren einſt in dem Schloſſe Fellin von den Letten gefangen worden; man beſchloß, ſie Hungers ſterben zu laſſen, und ſperrte ſie deshalb in ein unterirdiſches Gemach des Schloſſes ein. „Warum ſollen doch dieſe böſen Teutſchen ſo lange noch leben?“ ſagte ein lettiſches Weib. „Ich will ſie mit Steinen todt werfen.“ Aber anſtatt der Steine warf ſie Lebensmittel hinab. Der gutherzige Betrug ward endlich entdeckt und — beſtraft?

Nein! die Letten waren ja nicht Chriſten. Sie ſchämten ſich ihrer Grauſamkeit, und ſetzten die Gefangenen in Freiheit.

IV.

Redlichkeit und Gaſtfreiheit der Letten.

Am liebenswürdigſten erſcheinen ſie in ihrem Betragen unter ſich. Es gab keine Arme bei ihnen, denen die Reichern nicht aufgeholfen hätten; keine Bettler: denn wer nichts hatte, war überall willkommner Gaſt. Denjenigen, die kein Pferd oder keine Heerde beſaßen, überließ jeder wohlhabendere Nachbar, den ſie darum anſprachen, eine Stute, eine Kuh oder einige Mutterſchafe, die ſie nicht eher wieder zu erſtatten brauchten, als bis ſie drei Jungen gebracht hatten. Wer keinen Acker beſaß, ſuchte ſich irgend einen Theil des Waldes aus, hieb ihn nieder, und verwandelte ihn in ein Feld, das als ſein heiligſtes Eigenthum ſelbſt von dem geachtet ward, vor deſſen Thüre

es

es vielleicht lag. Sie waren ſo weit von aller Beſorgniß, allem Mißtrauen gegen einander entfernt, daß ſie nie etwas verſchloſſen. Wohnung, Stall, Vorrathskammer, alles ſtand offen: eine Gewohnheit, die noch in manchen Gegenden Lieflands herrſcht. Das hätte ein ſehr verworfener Menſch, ein Wahnſinniger ſeyn müſſen, der etwas hätte entwenden wollen, da die Befriedigung ſeines Bedürfniſſes ihm unter dieſen liebenswürdigen Sterblichen nur die Aeußerung deſſelben koſtete.

Nur in Einem Falle war es gewöhnlich, ſich fremden Eigenthums zu bedienen: wenn man deſſen zur Aufnahme eines Gaſtes bedurfte. Dann ging man ungeſcheut in die nächſte Hütte, und holte, was man nöthig hatte, ſelbſt wenn der Beſitzer nicht gegenwärtig war; ihm es bei ſeiner Rückkehr anzuzeigen, war die einzige Verpflichtung, die man dabei übernahm. Und dieſe Menſchen voll hoher Einfalt, voll Redlichkeit und Bruderſinns, wollten verderbte, laſterhafte Mönche und Mönchsgenoſſen beſſern, bilden? Es ward ihnen ſchwer genug, ehe ſie denſelben ihre Ungerechtigkeit, Habſucht, Falſchheit und ihren Blutdurſt einflößten. Als es ihnen gelungen war, ſtraften ſie dieſe Menſchen für ihre Gelehrigkeit, indem ſie dieſelben vollends in die tiefſte Verworfenheit, zum Sklavenſinn, herabwürdigten.

Gaſtfreiheit war das wichtigſte Geſetz bei den Letten, wie bei allen Nationen, die noch nicht von Fremdlingen hintergangen, beraubt, unterdrückt worden ſind; ſie iſt die hervorſtechendſte, die einnehmendſte Tugend, durch die der Naturmenſch ſich von dem Thiere unterſcheidet. Mag dieſes doch, mag der Wolf, der Hund, der Tiger das hungrige Geſchöpf ſeiner Gattung von dem Ueberfluſſe, den er nicht verzehren kann, mit glühendem Auge hinwegſcheuchen: der Menſch ſoll den dürftigen Bruder unter ſeinem Dache, bei ſeinem Mahle, willkommen heißen, liebevoll ſeinem Mangel abhelfen, und hohen Genuß an der Dankbarkeit finden, die ihm aus dem Blicke des Geſättigten, des Erquickten entgegen glänzt. Dazu ward ihm Gedächtniß gegeben, daß er ſich die Empfindungen eigener Noth zurückrufe; ein fühlendes Herz, daß er nicht gleichgültig bleibe bei dem Schmerz und der Freude des Andern; daß es ihm Bedürfniß ſey, den erſten zu lindern, die andre ungeſtört zu erhalten. Auch lächelt dieſe menſchenliebende Göttin, Gaſtfreiheit, uns aus der Rauchhütte des Kanadiers, und unter den Brotbäumen des Taheiten, im Zelte des Arabers, und unter den Eichen des alten Teutſchen ſo freundlich entgegen, wie einſt von dem Herde der Letten. Ihre Vorſchriften ſind überall gültig, überall lesbar: denn die Natur ſchrieb ſie in das Herz. Die Kultur muß ſchon die Bedürfniſſe ins Unendliche vervielfältiget haben, ehe man ſich zu arm fühlt, etwas abgeben zu können. O, ihr gebildeten Völker! Welche Vollkommenheit des Verſtandes, die ihr ſo mühſam erringt, und mit der ihr ſo prahlt, kann euch den Einen Verluſt, den Verluſt des Herzens, erſetzen?

Wer in die Hütte des Letten trat, ward mit Freude bewillkommt. Die Hausmutter ſelbſt bereitete ihm einen Sitz, trug ihm eine Mahlzeit auf; der Hausvater brachte ihm die Schale voll Meth, und trank ihm Freundſchaft zu. Wer er ſey, woher, wohin? darnach fragte niemand; aber wollte der Fremdling ſich entdecken, ſo war er gewiß, Theilnahme zu finden, und Hülfe aller Art, die er begehren konnte. Man bewirthete ihn, ſo lange der Vorrath hinreichte, und dann führte der Wirth ihn ſelbſt zur nächſten Wohnung, wo ſeiner ſchon eine gleiche Aufnahme wartete. Wurde er irgendwo beleidigt, ſo hielt der erſte Wirth, der zweite und ſo fort, es für die heiligſte Pflicht, ihn zu beſchützen, ihm Genugthuung zu verſchaffen, ihn zu rächen. Er konnte in ſeiner eigenen Heimath nicht ruhiger und ſicherer leben, als hier bei Menſchen, die er vielleicht zum erſten Male und nie wieder ſah.

Dieſes großmüthige Betragen ſelbſt diente ihnen oftmals zum Verderben. So hatten einſt die Ritter eine Schlacht gegen die Liven verloren, und ein teutſcher Flüchtling hatte ſich in die Hütte eines Letten gerettet. Er ward liebevoll aufgenommen, und der Wirth ſelbſt begleitete ihn Tages darnach nach Uexküll; aber eine ſtreifende lettiſche Partei ertappte ſie, und tödtete den Fremden. Hieraus entſtand ein blutiger Krieg zwiſchen den beiden Nationen, während deſſen die Teutſchen beide plünderten.

Wie ſehr kontraſtirt beſonders folgender Vorfall mit dieſer treuherzigen, biedern Gaſtfreiheit der Letten! Ein Gerichtsvogt von Natangen und Ermeland lud einſt viele vornehme preußiſche Letten zu ſich auf das Schloß Lenzenberg. Während des Mahles aber ſtand er auf, verſchloß alle Thüren ſorgfältig, und zündete dann das Schloß an, das mit allen Gäſten verbrannte; ſie hätten heimlich über ſeinen Tod berathſchlagt, gab er vor. Vollrath hieß dieſer Bube, mit Recht, ſagt Dusburg, der Wunderliche zubenannt, und dieſer

Name — war die ganze Strafe ſeiner Treuloſigkeit.

V.

Lebensart der Letten.

Die Wohnungen der Letten waren, was ſie noch jetzt ſind: Hütten von abgeſchälten Balken, deren Zwiſchenräume ſie mit Moos ausfüllten. Das Strohdach ging an den breiten Seiten des länglichen Quadrats faſt bis auf die Erde herab; der Fußboden war ſtark zuſammengeſchlagener Thon; Fenſtern und Schornſteine kannten ſie nicht. Anſtatt der erſtern hatten ſie bloße Luken, die mit hölzernen Laden verſchloſſen werden konnten. Die Hälfte jedes Hauſes bildete ein großes Vorgemach, in welchem die Heerde des Bewohners aufbehalten ward; die andere war ein geräumiges Zimmer, das die ganze Familie im Winter bewohnte: im Sommer aber ſchliefen ſie unter dem Dache, oder wo ſie ein bequemes Lager fanden. Im Hintergrunde des Zimmers ſtanden auf einer Art von ſteinernem Altar ihre Hausgötzen. Im Vorgrunde war ein ungeheurer Ofen, ohne Rauchfang. In dieſem bereiteten ſie ihre Speiſen, und buken ihr Brot; — im Winter erwärmte er ihre Stube, füllte ſie aber zugleich ſo ſehr mit Rauch, daß ſie immer bei offenen Luken ſaßen. So ſind die Wohnungen der Letten noch faſt in allen Gegenden Lieflands. Indeſſen ganz Europa in den Bequemlichkeiten des Lebens, wie in Kenntniſſen, fortgeſchritten iſt; indeß ſogar die Nachkommen ihrer eifrig wilden Bekehrer ſich ſo ſehr veränderten, verfeinerten, daß ſie auch nicht die geringſte Spur ihrer Abſtammung, den Tyrannenſinn ausgenommen, übrig haben: ſind ſie ſelbſt in den Genüſſen des Lebens auch nicht um einen Schritt weiter gekommen. Sie haben noch alle Unbequemlichkeiten, alles Drückende ihrer vorigen Rohheit; nur, wie ich ſchon oben ſagte, die Güter derſelben, Mannheit, Selbſtgefühl und Freiheit, raubte man ihnen.

Die vornehmſten Speiſen der alten Letten beſtanden in dem, was ihnen ihr Feld, die Jagd, die Heerde, die Fiſcherei gewährten. Von Gartenbau ſcheinen ſie nicht viel gewußt zu haben. Einheimiſche Früchte giebt es ſehr wenige, und dieſe haben keine vorzügliche Güte. Gemüſe aber kannten ſie gar nicht. Ein preußiſcher Lette, der einſt von ſeinem Volke auf das Schloß Balga geſandt ward, um die feindſeligen Fremdlinge kennen zu lernen, ſah dieſe ſich mit Kohl, Sallat und dergleichen ſättigen. Erſchrocken kam er zu ſeinen Brüdern zurück. „Wir ſind verloren, ſagte er. Dieſe Leute können wir nicht einmal aushungern; ſie eſſen Gras, wie die Ochſen und Pferde.“

Die Jagd war bei ihnen überall und jedem frei; „denn, ſagten ſie, da niemand die Wald„heerde (ſo nannten ſie das Wild) erzogen „und gehütet hat, ſo beſitzt auch niemand das „Recht, dem andern den Gebrauch derſelben zu „unterſagen: ſie gehöret dem, der ſie erhaſcht.“ Alles, was ſie erlegen konnten, aßen ſie auch: den Bär, den Wolf, den Fuchs und den Dachs ſo gut, als das Elennthier und den Haſen. Ihre Fleiſchſpeiſen richteten ſie übrigens in hölzernen Gefäßen zu, in die ſie glühende Steine warfen; und ſo wird noch an vielen Orten das Bier gebrauet. Fiſche kochten ſie in Geſchirren von Birkenrinde, die dem Feuer widerſtehen, ſo lange ſie mit Flüſſigkeit gefüllt ſind; und dieſe Art von Zubereitung gewährt dem zarten Fleiſche der Fiſche einen Wohlgeſchmack, den es in eiſernen, kupfernen und irdenen Gefäßen nie erlangt. Statt des Gewürzes bedienten ſie ſich, außer dem Salze, das ſie vermuthlich von ihren Nachbarn erhandelten, beſonders des zerſtoßenen Hanfſamens und der Hanfmilch, d. h. des zerquetſchten aus den Hülſen gepreßten Kerns der Saat; noch jetzt gehören beide zu ihren Lieblingsſpeiſen.

Ihr Getränk war in frühern Zeiten Pferdemilch und Pferdeblut; aus der erſtern verſtanden ſie, wie die Tataren, ein berauſchendes Getränk, Kumiß, zu machen. Späterhin lernten ſie das Birk- und Ahornwaſſer gewinnen; zu welchem Ende ſie im April den Stamm der Bäume anbohren, und den ausfließenden Saft durch Rinnen in untergeſetzte Gefäße leiten. Das Bier ſcheinen ſie erſt von den Teutſchen kennen gelernt zu haben, denen ſchon Tacitus nachrühmt, daß ſie auf Getreide gegohrnes Waſſer zu einer Aehnlichkeit mit dem Weine zu verderben wüßten. Der Meth *) hingegen war ſeit Widewut ihr National-Getränk, der Begeiſterer und Beglücker ihrer Gaſtmahle. Selbſt bei den öffentlichen

---

*) Die Geſandten Theodoſius des Jüngern an Attila, Maximus und Vigilius, wurden auf der Reiſe im Jahr 448 von den Barbaren mit Meth und einem Getränke, das Priscus Kamus nennt, traktirt. Auch dies iſt ein Fingerzeig mehr, woher die Letten ihre Kultur bekamen. — Den ſüdlichen Teutſchen, ſagt D. Anton, war das Miod (Meth) im zwölften Jahrhunderte unbekannt. Die Miſſionarien, im Gefolge des heiligen Otto, rühmten den Meth, den ſie in Pommern zuerſt fanden, als ein unbekanntes Getränk, das den feinſten Weinen gleiche. Vita S. Ottonis. — S. Schlözers Proben ruſſiſcher Annalen.

Opfern ſpielte er eine Hauptrolle, und ſie vergaßen nicht, einer eigenen Gottheit das Wohlergehn der freudeſpendenden Bienen zu empfehlen. Ein älterer Geſchichtſchreiber, der, nach der Manier der vorigen Jahrhunderte, überall die griechiſchen und römiſchen Götter wiederfinden wollte, erkannte in dieſer Gottheit den Bacchus; aber nie iſt jene Thorheit lächerlicher geworden, als hier. Swehtais Uhsingsch, der Name jenes Gottes, heißt: — heiliges Höschen, von der gelben Maſſe, welche die Bienen an ihren Schenkeln heimtragen.

Die Trinkgeſchirre waren bei ihnen hölzerne Schalen und Hörner, die unten mit einem Stöpſel verſehen waren, und wenn dieſer abgeſchraubt wurde, auch zu Blaſeinſtrumenten dienten, die ihre Gaſtmahle erheiterten, und auf der Jagd und im Kriege die Streitgefährten zuſammenriefen. Zu ihren raſchen Tänzen, die regellos, bloß der Ausdruck ihrer Fröhlichkeit, und mit heftigen Stampfen begleitet waren, ſchnarrte die Sackpfeife, das Lieblingsinſtrument aller ſlaviſchen, wendiſchen und fenniſchen Völker.

Als Waffen führten die Letten Bogen, Speere, Schwerter und kleine Keulen von Eichenholz, die zuweilen mit Blei ausgegoſſen waren. Jeder trug mehrere dergleichen im Gürtel, um ſie dem Feinde, den ſein Schwert nicht mehr erreichte, nachzuwerfen. Schilde lernten ſie erſt von den Teutſchen kennen; ſie verfertigten ſie von leichtem Holze, und ſo groß, daß ſie ſie hinſtellen und ſich hinter denſelben verbergen konnten.

Dieſe Waffen ſowohl, als alles Hausgeräth, verfertigte jeder ſich ſelbſt. Indeß die Weiber im Winter das Zeug zu den Kleidungen ſpannen und webten, ſaßen die Männer am Feuer herum und ſchnitzten, wenn ſie die Jagd oder der Krieg nicht abrief. Die natürlichen Anlagen bildeten hier Künſtler, deren Arbeiten die Teutſchen oft bewunderten. Alles, was ſie von dieſen ſahen, machten ſie mit Leichtigkeit nach, und beſchämten oft ihre Meiſter.

Selbſt die Schrift ſcheint, den Prieſtern zum mindeſten, nicht unbekannt geweſen zu ſeyn. In ihren erſten Schlachten gegen die Ritter führten ſie einſt eine Fahne mit der Aufſchrift in Runen-Zeichen: „Gott Kurcho! zürne den Verheerern! ſchlage ſie!“ Auf andern waren die Abbildungen ihrer drei vornehmſten Götter: ein Beweis, daß ſie auch ſchon den Anfang wenigſtens, in der Malerei gemacht hatten.

Das Geld, dieſen Repräſentanten jedes Bedürfniſſes und jedes Werthes, ohne das erſte zu ſeyn oder den letzten zu haben, muß den Letten bekannt geweſen ſeyn, da ſie eine eigenthümliche Benennung dafür beſitzen, und ſehr früh mit andern Völkern handelten. Da aber die Geſchenke, die ſie den Göttern machten, und der Tribut, den ſie in Liefland den Ruſſen bezahlten, nicht in Geld beſtanden, ſo ſcheint es, daß ſie ſich deſſelben unter ſich nicht bedienten, und alſo auch kein eigenthümliches beſaßen. Die mit Silberſtiften beſetzten Grauwerksohren, die ſie, nach Neuſtädt, den Teutſchen im erſten Handel anboten, waren wahrſcheinlich nur Zierathen; und in ſolche pflegten ſie auch die zufällig erhaltenen Münzen zu verwandeln: ſie durchlöcherten ſie, und hängten ſie an Bändern um den Hals. —

Späterhin verſchwinden alle Zeichen des Kunſtfleißes unter den Letten. Je neuer die Nachrichten werden, deſto roher und unwiſſender erſcheinen ſie, und deſto weniger Spuren von Sittlichkeit und Bildungsanlagen zeigen ſie uns *). Aber das iſt ſehr erklärbar. Wenn ein Staat zerrüttet wird, verwildern ſeine Bewohner; nur im Schooße des Friedens und der Freiheit bildet der menſchliche Geiſt zu ſeiner ſchönſten Blüthe, zu den Künſten, ſich aus.

---

*) Die Nachricht von jener Runenfahne behielt der erſte Biſchof von Preußen, Chriſtian, in ſeinem Buche von den Kindern Belials auf. Er war es, der die Berufung des teutſchen Ordens bewirkte.

Daher würde man ſehr ungerecht ſeyn, wenn man die alten Letten nach dem beurtheilen wollte, was ſie ſpäterhin wurden und noch ſind. Die Ritter vernichteten ihren Geiſt, wie ihre Hütten und ihren Staat. Jahrhunderte lang verbreiteten ſie Verwüſtung und Verzweiflung durch alle Provinzen der lettiſchen Nation. Keine Hütte des friedlichſten Stammes war einen Augenblick ſicher vor den Räubern, die ſich deſto heiliger wähnten, je mehr Verbrechen ſie häufen konnten, und die jeden Augenblick für verloren hielten, in welchem ſie nicht mordeten. Wo ſie Heiden ſahen, erblickten ſie eine Beute ihres Blutdurſtes; es war genug, nicht getauft zu ſeyn, um dem Tode geweiht zu werden. „Da Meiſter Dietrich, ſagt eine Chronik, Liefland wohl beſehen hatte, und vermerkte, daß dabei ein groß Land von Heidenſchaft gelegen, verſammelt er viel Volks, und zog im Namen Gottes in Curland, ſchlug todt, nahm großen Raub, und blieb im Lande." — Mit Recht verabſcheut man die

Inquiſition; aber ſie war nur im Kleinen, was die Ritterorden im Großen waren: geweihte Mörderzunft gegen jeden, der nicht den Obermönch in Rom anbetete. Jene mordete Einzelne; dieſe würgte Völker auf einmal. —

VI.

Politiſche Verfaſſung.

Die politiſche Verfaſſung der Letten, wie ihre ſittliche Bildung, erſcheint im eilften und zwölften Jahrhunderte gerade auf der Stufe des Ueberganges aus dem mittlern Naturſtande zu jenem, in welchem die griechiſchen Republiken ihre größeſten Männer, Helden ſowohl als Weiſe und Künſtler, hervorbrachten. Jede durch natürliche Gränzen umſchriebene Landſchaft bildete einen Staat für ſich; aber alle, ob ſie gleich zuweilen im Kriege gegen einander verwickelt waren, hatten ein gemeinſchaftliches Heiligthum, gemeinſchaftliche Götter und Prieſter, ſtanden, bis auf den teutſchen Einbruch, gemeinſchaftlich gegen den auswärtigen

tigen Feind auf, und erkannten ſich für Brüder.

Wie jede Landſchaft, bildete auch jede Familie in derſelben einen Staat für ſich, deren Fürſt der Hausvater war, der ſeine Weiber und Kinder unumſchränkt beherrſchte, aber in Rückſicht der Verhältniſſe, in die er mit andern Familien gerieth, ſich dem Ausſpruche des oberſten Fürſten unterwarf. Dieſer bewohnte gewöhnlich eine mit Wällen und Hecken verſehene Burg, die an einem Strom oder auf einem Berge lag. Er war im Frieden Richter, und im Kriege Heerführer, wenn er Tapferkeit genug beſaß; doch in beiden Fällen nicht unumſchränkt. Um einen Urtheilsſpruch zu thun, verſammelte er eine Anzahl der älteſten Hausväter, die mit ihm in einem heiligen Haine Gericht hielten; und wenn Krieg oder Friede beſchloſſen werden ſollte, berief er durch ein Feuer, das auf der Spitze eines Hügels angezündet ward, das ganze Völkchen zuſammen. Jeder hatte eine Stimme dabei, jeder ward gehört; denn wo man ſo ſicher iſt, daß keine Rechte gekränkt werden, wo man ſie ſo leicht vertheidigen kann, läßt es ſich niemand einfallen, den Andern als Mitglied des Gemeinweſens zu verkennen. Die Verfaſſung muß ſchon ſehr verſchroben ſeyn, wo jeder Mann nicht ſeine volle Kraft gilt; und das iſt nicht der Fehler ſo neuer Staaten. Jeder ſprach zu dem verſammelten Volk, und jeder war Redner, weil er mit wahrer Theilnahme ſprach. War endlich ein Beſchluß gefaßt, ſo gehörte die Ausführung deſſelben dem Fürſten. Er erkohr die Deputirten, welche im Namen der Nation die Speere mit dem Feinde tauſchten, wenn Friede geſchloſſen werden ſollte; er wählte aus der Menge diejenigen, die zur Schlacht taugten, wenn Krieg der Wille des Volks war. Das Heer ſelbſt ernannte dann ſeinen Anführer, und gelobte ihm Treue und Gehorſam, indem es die Hand auf den gebeugten Nacken legte; aber ſo wie der Feldzug geendigt war, hörte auch ſeine Würde auf, und alles kehrte zur alten Ordnung, zur Gleichheit zurück. Indeß behielt das Volk doch ſo viele Achtung und Neigung für den Helden, der ſie mehrmal zum Siege geführt hatte, daß ſie unwillkührlich ſeine Anhänger wurden, und ſeine Beiſpiele befolgten. Als Caupo, der Fürſt von Thoreida, die chriſtliche Religion annahm, that es faſt ſeine ganze Gegend nach.

Große Thaten des Vaters lenken die öffentliche Aufmerkſamkeit und die Erwartung des Volkes auf den Sohn; und dieſer ſelbſt muß ſehr unedel ſeyn, wenn Beiſpiel und Zutrauen nicht hinreichen, auch ihn zu muthigen Unternehmungen zu ſtärken, und ihn verdienen zu machen, 'was man ihm zum voraus zugeſtand. Das iſt der Urſprung der erblichen Würden bei allen Völkern der Erde geweſen, bis endlich Geſetze die Erblichkeit derſelben feſtſtellten, ſo mit Einem Fehlgriffe die Nachkommen großer Väter der Mühe überhoben, ſelbſt groß zu werden, und, ohne es zu wollen, einen kläglichen Unterſchied zwiſchen Adel und

Edlen einführte: ein Fehlgriff, der den be[illegible] Theil des Volkes ſchnell entmannt, und [illegible] [illegible]bräuche bewirkt, die Jahrtauſende h[illegible]arch fortdauern.

Bei den Letten war das Erſtere, [illegible]er noch nicht das Letztere eingetreten. Sel[illegible] die fürſtliche Würde war noch nicht ü[illegible] all erblich; ſie ward es erſt während der t[illegible]ſchen Kriege. Edel aber war jeder bei ihne[illegible] der edel handelte.

VI[illegible]

Häusliche [illegible]rhältniſſe.

Ueber ſeine Familie war jeder Mann vollkommen Herr. Er konnte nach Willkühr beſtimmen, welches von den Kindern, die ſeine Weiber ihm brachten, erzogen werden ſollte; die übrigen, beſonders alle krüppelhaft gebornen, wurden getödtet. Nach dem Maaße aber, wie die Kinder anfingen, als ſelbſtſtändige Weſen zu handeln, reſpektirten ſelbſt die Eltern ihre Freiheit, und noch jetzt ſagt der Lette in manchen Gegenden von ſeinem Sohne: Wie kann ich ihn zwingen? Er iſt ja Menſch, wie ich *)! Daß ſich dieſe Denkungsart, dieſe zärtliche Achtung für die Freiheit eines Nebenweſen, unter dem depravirenden Drucke der Sklavenfeſſel ſo viele Jahrhunderte hindurch erhielt, giebt einen hohen Begriff von der vormaligen gerechten Geſinnung dieſer Nation. — In der That, um Menſchen zu bilden, die der Freiheit werth ſind, muß man ſie derſelben ſchon als Kinder genießen laſſen, und nur durch Rathſchläge, durch Herbeiführung äußerer Umſtände, ſie lenken. Der Knabe aber, der ſich unter der Geißel des Züchtigers krümmt, und nicht tückiſch und ſtörrig dadurch wird, den — macht nur zum Fürſtendiener. Niemand taugt als Mann beſſer dazu, ſich tyranniſiren zu laſſen, und ſelbſt zu tyranniſiren. — Durch Verbreitung vernünftiger Grundſätze

---

*) Aber du erzogſt ihn doch? ſagte ich einſt zu einem Manne, der ſo ſprach. Ich bezahlte nur, erwiederte er, was mein Vater an mir that. —

über die Erziehung trug Rouſſeau vielleicht mehr zur franzöſiſchen Freiheit bei, als durch ſeinen Contrât ſocial. Durch dieſen weckte er nur die Erinnerung an Volksrechte; durch jene aber veranlaßte er die Bildung von Männern, die Kraft genug beſaßen, ſie geltend zu machen.

Sobald ein junger Mann das Alter hatte, ein eigenes Hausweſen zu bilden, war er völlig unabhängig von ſeinem Vater, wenn ihn nicht Achtung und Dankbarkeit an denſelben feſſelten; aber dieſe Bande waren bei ſo guten Menſchen ſtark genug, den Greiſen die zärtlichſte Pflege zuzuſichern, bis ihr Leben bloßes Hinſchmachten ward, und ſie den Tod als eine Wohlthat verlangten.

Die einzige Strafe, die ein Vater über den Ungehorſamen verhängen konnte, war Verweiſung aus ſeiner Hütte, und Enterbung. Dann band er dem Sohne eine Axt mit Strohhalmen über die Achſel, und ſprach: Du, der ſeinen Vater nicht mehr liebt, als der flügge gewordene Vogel thut, gehe hin mit der Ausſtattung, die ein Vogel ſeinem Kinde giebt!" Riß das Stroh, ehe der Enterbte über die Schwelle trat, ſo blieb ſelbſt die Art zurück. Hatte er Geſchicklichkeit genug, ſie fortzubringen, ſo gehörte ſie ihm, — und reichte hin, ihm ſeinen Unterhalt zu verſchaffen.

In der Regel ging die väterliche Beſitzung an den jüngſten Sohn über; weil, ſagten ſie, der ältere ihrer ſchon länger mitgenoſſen habe, und eher im Stande ſeyn müſſe, ſich eine eigene zu erwerben. Bei dem jüngſten blieb auch die Mutter.

VIII.

Hochzeitliche Gebräuche und Verhältniß der Weiber.

Die Heirath iſt das wichtigſte Lebensgeſchäft des jungen Naturmenſchen: auf ſie wandten alle Völker jeden Putz, den ihre Phantaſie ihnen darbot, und die bedeutungsvollſten Ceremonien finden wir überall bei dieſem

Geſchäfte. Auch bei den Letten waren ſie ſehr mannichfach.

Sobald ein Jüngling mit ſeiner Geliebten einig war, beſuchte er ihre Eltern; und indeß er dieſe beſchäftigte, mußten einige heimlich mitgebrachte Gefährten die Schöne, die man aus der Hütte lockte, zum Scheine gewaltſam entführen. Bald folgte ihnen der Bräutigam ſelbſt. Wenn die nachſetzenden Eltern ſie einholten, kam es zu einem Spielgefechte, das endlich durch Unterhandlungen beigelegt ward. Der Liebhaber bot einen Kaufpreis, und die Eltern weigerten ſich, bis das Dargebotene ihnen genug ſchien. Dann ward der Tag zur Hochzeit angeſetzt, und die Braut kehrte bis zu derſelben ins väterliche Haus zurück. Dieſe Gebräuche ſind roh; aber ſie gründen ſich ſo gut, als die bei den gebildetſten Völkern, auf Schamhaftigkeit und Sittſamkeit, deren Anſchein auch die wildeſten Nationen zu ſchonen ſuchen. Ueberall will das Mädchen nur zu leiden ſcheinen, was es ſo gern gewährt; und wenn es hier von dem Geliebten entführt werden mußte: drückt das, wiewohl mit ſtärkern Zügen, etwas anders aus, als unſere Schönen ſagen wollen, wenn ſie ſich von dem längſt erſehnten Jünglinge Bedenkzeit ausbitten, ehe ſie ihm ihre Hand verſprechen; ob er gleich ſchon viel mehr ohne Bedenkzeit erhalten haben mag? Auch das Erhandeln muß uns nicht ſo empörend ſcheinen; denn wahrſcheinlich hatte es nur den Sinn, daß der glückliche Geliebte denen, die ihm eine liebevolle Gattin erzogen, ſeine Dankbarkeit bezeigen, ſie für die Vortheile, die ſie von der Arbeit einer erwachſenen Tochter ziehen konnten, ſchadlos halten zu müſſen glaubte. Die kultivirten Nationen kaufen durch Mitgift ihren Töchtern Männer, weil ſie nicht wiſſen, was ſie mit ihnen anfangen ſollen; das ſcheint mir wenigſtens keine Vervollkommnung. Der Kaufpreis, oder eigentlich das Dankgeſchenk, beſtand in einigen Rindern, in Pelzwerk oder andern dergleichen Sachen; oft auch mußte der Liebhaber eine Zeitlang ſeinen Schwiegereltern dienen.

Kam endlich der wichtige Tag, ſo bat die Braut alle Freunde und Freundinnen zuſammen. Man hielt ein Mahl, und nach Endigung deſſelben forderte die junge Hausfrau alle auf, mit ihr den Verluſt ihres jungfräulichen Standes zu betrauern. Laut wehklagend zogen ſie mit ihr durch die ganze Wirthſchaft herum. „Ach, rief ſie, mein liebes Väterchen, mein liebes Mütterchen! Soll ich euch nicht mehr das Lager bereiten, und den Tiſch decken? Soll ich euch nicht mehr Feuer anzünden, das eure alten Glieder erwärme? Geliebter Herd, bei dem ich von Kindheit an geſchäftig war: nun muß ich es bei einem fremden ſeyn! Geliebtes treues Hündchen, liebe Schäfchen und Hühnchen! ich werd' euch nicht mehr Futter reichen, nicht mehr mich über euer Gedeihen freuen können!“ Alle klagten mit ihr, und tröſteten ſie dann wieder, bis der Zug des Bräutigams ankam. Dann ward ſie auf einen mit Decken und Bändern verzierten Wagen gehoben, und alle Gäſte begleiteten ſie zu Pferde. In jeden Sumpf, in jede Quelle, auf alle Kreuzwege, bei denen ſie vorüber kam, warf ſie Bündel von rother Wolle, und die Begleiter ſtimmten laute Geſänge dazu an. Wenn ſie ſich dem Hauſe des Bräutigams näherte, kam ihr ein Mann entgegen, der in einer Hand eine Schale mit Meth, in der andern ein brennendes Scheit hielt. Er lief dreimal um den Wagen, und reichte ihr dann die Schale mit der Ermahnung: „Wie du im Hauſe deiner Eltern das Feuer hüteteſt, ſo thue es künftig bei deinem Gatten!“ Dann ſprang der Kutſcher, der den Ehrennamen Kelle-Weeſſe *) führte, vom Wagen, und eilte ins Haus. Hier ſtand ein hoher, mit Decken und Küſſen gepolſterter Sitz. Gelang es ihm, denſelben mit einem Sprunge zu beſteigen, ſo gehörte die ganze Bedeckung ihm; wo nicht, ſo ward Kelle-Weeſſe ſchmählich davon gejagt. Nun führte man die Braut zu demſelben Sitze, wuſch

---

*) Eigentlich Zelle-Weddais, Wegweiſer.

ihr die Füße, und besprengte dann alles im Hauſe mit dem Waſchwaſſer, indeß ſie mit verbundenen Augen herum geleitet ward, jede Thür mit dem Fuße öffnen, und in Garten, Vorrathskammer und Ställe, ſelbſt auf den Kehrichthaufen einige Münze werfen mußte, um ſich die dort wohnenden Geiſter geneigt zu machen.

War die Runde vollendet, ſo ging es zu Tiſche, und hier, wie während der ganzen Feierlichkeit, verſtummte nie der Geſang der loſen Mädchen und Jünglinge, außer wenn von Zeit zu Zeit der anweſende Waidelott oder Mönch ſeine Stimme erhob, den Verehlichten ihre neuen Pflichten vorzuhalten, oder ein regelmäßigeres Lied zu ſeiner Zither zu ſingen. Nach einem Paar Stunden begab ſich der Ehemann zu Bette; die Braut ward ihm nachgeführt, weigerte ſich, und ward mit Schlägen aufs Lager geworfen. Dann verzehrten Beide gebratene Bären- oder Bocks-Nieren (testiculos), und die Ehe war geſchloſſen. Den folgenden Morgen beſchor man der jungen Frau das

Haar, wogegen ſie Geſchenke austheilte, die durch koſtbarere erwiedert wurden. Von nun an nahm ſie ohne weitere Ceremonien Theil an dem Schmauſe, der noch einige Tage dauerte.

Es iſt eine oft gehörte und ſehr richtige Bemerkung, daß die Behandlungsart des ſchönen Geſchlechtes das ſicherſte Kennzeichen der Rohheit oder Bildung eines Volkes ſey; denn nur durch die letztere erlangt es das Raffinement in der Wolluſt, und die kränkliche Empfindſamkeit der Seele, die dazu nöthig iſt, einen Gegenſtand bloß deswegen zu verehren, weil er Vergnügen ſpenden kann, und ihm Unterwürfigkeit zu bezeigen, weil er — ſchwach iſt; da Schwäche doch eigentlich nur Schonung zu fordern berechtigt.

Die Bildung der Letten war, wie ich geſagt habe, erſt im Beginnen; die Behandlung der Weiber war alſo bei ihnen, wie bei allen Völkern dieſer Art, nicht ſehr zärtlich. Da man die Braut von ihrem Vater kaufte, nachdem man ſie dem Scheine nach geraubt hatte, ſo war es natürlich, daß man die Frau als einen durch Kauf und Raub erworbenen Theil des Hausweſens betrachtete. Sie diente dem Manne, ohne ſogar mit ihm zu eſſen; ſie wuſch ihm die Füße, mußte ihm in allem gehorchen, und ward ſo ſehr als ſein Eigenthum angeſehen, daß eine Stiefmutter durch den Tod des Vaters zu den Weibern des Sohns gehörte, wie alles Uebrige ſein ward. Der Ehemann hatte ſogar das Recht, in manchen Fällen ſeine Frau zu tödten.

Ehebrecherinnen wurden mit ihren Geliebten an abgelegenen Orten verbrannt, und ihre Aſche ſtreute man in den Wind; ja, ſelbſt ihre Kinder mußten für ſie büßen: ſie konnten nie Prieſter werden. Daſſelbe Schickſal traf auch diejenigen, die ihren Männern die eheliche Pflicht verſagten; doch ſoll dies Vergehen ſehr ſelten geweſen ſeyn.

In frühern Zeiten war es gebräuchlich, daß die Weiber ſich auf den Scheiterhaufen ihrer geſtorbenen Männer tödteten, wie die Gattinnen der Banianen in Indien. Späterhin nahmen die Letten eine mildere Sitte in Rückſicht der Wittwen an. Denjenigen, die Kinder hatten, ſtand es frei, wieder zu heirathen; die andern konnten den jungen Männern copiam ſui facere, ſagt Hartknoch, bis ſie geboren hatten. Dann traten ſie in den Orden der weiblichen Waidelotten, das heißt, ſie gehörten den Göttern — und Prieſtern.

Ihre Namen erhielten die Weiber der alten Letten gewöhnlich von Vögeln, die Männer von vierfüßigen Thieren; je nachdem ihr Charakter eine entfernte Aehnlichkeit mit dieſem oder jenem zu verrathen ſchien. Eben den Gebrauch findet man noch jetzt bei den Waldbewohnern Amerika's, und fand ihn, wenigſtens in Beinamen, ehemals bei faſt allen jetzt civiliſirten Völkern. Er ſcheint mir vernünſtiger, als daß man einen Menſchen mit einem Worte benennt, das entweder dem Verſtande keinen Begriff darbietet, oder doch keinen Bezug auf das bezeichnete Individuum ſelbſt hat. Erſt als durch Verſchiebung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe gewiſſe Familien ſich ausſchließende Vorrechte anmaßten, als die Abſtammung anfing, mehr zu gelten, als der perſönliche Werth, ward man ſo ſorgfältig, durch ſeinen Namen daran zu erinnern, zu welcher Klaſſe man gehöre: ein Beiſpiel mehr, wie ſich jede Abweichung von der Naturſitte auf irgend eine Verderbniß der menſchlichen Geſellſchaft gründet. —

IX.

Gebräuche bei Todesfällen.

Eben ſo ſonderbar waren die Gebräuche, die ſie mit Leichen beobachteten.

Sobald ein Mann geſtorben war, wuſch man den Körper, zog ihm ſeine beſten Kleider an, und ſetzte ihn an die Oberſtelle einer Tafel, um die ſich alle Verwandten und Freunde verſammelten. Der Aelteſte nahm eine Schale Meth, trank ſie dem Todten zu, und alle folgten ſeinem Beiſpiele. Dann erhob ſich ein Klaggeſchrei: „Ach, du kannſt nicht

mehr

mehr Beſcheid thun! Warum ſtarbſt du doch! Warum haſt du uns das gethan! War dein Weib dir nicht ſchön genug? Liebten wir alle dich nicht herzlich? Ach, auch antworten kann er nicht mehr," u. ſ. w.

Wenige Tage nachher verſammelte man ſich von neuem. Ein Mahl eröffnete wieder die Feierlichkeit, bei dem aber, ſtatt des Todten, ein Paar Tilluſſones präſidirten: Leute, die uns das Privilegium des Biſchofs Jakob vom Jahr 1249 als vollkommne Leichenredner und Gelegenheitsdichter ſchildert; denn es erklärt ſie für *die unverſchämteſten Lügner, die das Böſe gut nannten, und die Todten wegen aller Verbrechen und Laſter, die ſie einſt geübt hatten, prieſen.* Dieſe Ehrenmänner nun hielten während des Eſſens Lobreden auf den Verſtorbenen, und in feierlicher Stille hörte man ſie an. Dann trug man die Leiche hinaus, um ſie auf den Scheiterhaufen zu legen. War es ein Mann, ſo legte man ſeine Waffen und ſein Ackergeräth neben ihn; ja, in den frühern Zeiten begnügte man ſich nicht damit, ſein Lieblingspferd und ſeinen Hund mit ihm zu verbrennen, ſondern auch, wie ich oben erwähnte, ſein geliebteſtes Weib, und, wenn es ein Fürſt war, auch ſein vertrauteſter Prieſter oder Waidelotte, mußte ſich bequemen, ihn hinüber zu begleiten. Einem Weibe aber häufte man nur ihr weibliches Arbeitgeräth um ſie her. Der Scheiterhaufen ward angezündet, und die Tilluſſones ſtimmten laute Geſänge an, die ſich damit endigten, daß ſie, gen Himmel ſtarrend und mit Ekſtaſe verſicherten: ſie ſähen den Hingeſchiedenen auf einem prächtig geſchmückten Pferde, mit blitzenden Waffen und großer Begleitung über die Wolken hin, in eine andere Welt übergehen.

Die übrig gebliebenen Gebeine wurden mit der nächſten Aſche in irdene Urnen gelegt, dergleichen man noch im vorigen Jahrhunderte in Preußen aus Leichenhügeln hervorgrub. Dieſe Urnen wurden feierlich an einem offnen Orte begraben. Die weiblichen Verwandten begleiteten ſie bis an die Grenze des Dorfes, die männlichen aber, alle zu Pferde, bis an den Begräbnißort, indem ſie unaufhörlich mit bloßen Schwertern durch die Luft hieben und riefen: „Fliehet, Höllengeiſter, flieht zur Hölle zurück!" In der Nähe des Grabes war ein Pfahl eingegraben, auf den man eine Münze oder einen andern Preis legte. Alle Reiter jagten mit verhängtem Zügel dahin. Wer glücklich genug war, die Münze zu erhaſchen, zeigte ſie jubelnd den Andern vor, und hatte dadurch die Ehre erlangt, als Vorſteher des Feſtes, die Urne hinab zu ſenken. Man häufte den Hügel, und kehrte zum Mahle zurück. Aber jährlich noch kamen die Kinder und nächſten Verwandten, auf der Aſche des Geſtorbenen zu wehklagen.

Späterhin ſcheint man, vorzüglich in Liefland, die Todten nicht mehr allgemein verbrannt, ſondern oft nur begraben zu haben.

Der Nachlaß eines Hausvaters ward unter ſeine Kinder gleich getheilt; aber ehe ſie dieſe Theilung vornahmen, mußten ſie ſich mit den Waidelotten oder Opferprieſtern abfinden; das heißt, ihnen reiche Geſchenke machen: ein Recht, über das Pikoll, der Gott der Unterwelt, ſelbſt ſtrenge hielt, wie man weiterhin ſehen wird.

Ließ der Geſtorbene keine Kinder nach, ſo ward ſein ganzes Vermögen auf die Beſtattung gewendet. Man ſchmauste mehrere Tage, ſtellte Wettſpiele an, u. ſ. w.

X.

Zeitrechnung.

Die jährlichen Todtenfeſte, welche die Letten ihren geſtorbenen Lieben zu Ehren begingen, widerlegen die Behauptung einiger Chroniken: ſie hätten keine regelmäßige Zeitrechnung gehabt. Freilich iſt uns keine Spur davon übrig geblieben, daß ſie ihre Jahre von irgend einer merkwürdigen Begebenheit an gezählt haben. Seit Widewut war dem glücklichen Volke keine allgemein wichtige zugeſtoßen; damals aber waren ſie nicht müßig oder reif genug geweſen, ihre Jahre einzeln anzumerken, und ihre Waidelotten waren noch nicht gelehrt genug, um zu berechnen, was ſie nicht wußten, oder ſtolz genug, die Geburtsſtunde der Welt zu beſtimmen, und ihr Geſchlechtsregiſter bis dahin aufſteigen zu laſſen. Jedes Jahr war ihnen ein einzelnes Ganzes: es begann, wechſelte ſeine Geſtalt, und flog dahin, wie die Wolken von der Stirne des Felſen, ohne eine andere Spur ſeines Daſeyns zurück zu laſſen, als den Segen, den es geſpendet hatte, und deſſen ſie genoſſen, bis ein anderes eben ſo gütig ihre Vorrathshäuſer wieder füllte.

Wochen hatten ſie nicht; denn wie konnte wohl dieſe Einrichtung des jüdiſchen Geſetzgebers zu ihnen gelangen? Wollten ſie einen Tag zu irgend einer Unternehmung oder zu einer Berathſchlagung bezeichnen, ſo thaten ſie es durch die Zahl derjenigen, die noch bis dahin verfließen mußten; und jeder bezeichnete dann die einzelnen, durch Knoten, die er jeden Morgen in ſeinen Gürtel knüpfte, oder durch Schnitte in den Stamm eines Baumes. Indeß ſcheinen ſie doch den Lauf der Sonne genau beobachtet zu haben, da ſie das Feſt des Frühlings jährlich bei dem wirklichen Anfange deſſelben, am 22ſten März, feierten. Noch früher aber müſſen ſie nothwendig auf den Wechſel der Mondgeſtalt aufmerkſam geweſen ſeyn. Wirklich hatten ſie ſchon Monate, die ſie nach den auffallendſten Erſcheinungen in denſelben benannten.

Der Januar hieß Wintermond, weil in dieſem die Kälte in den Ländern an der Oſtſee am heftigſten zu ſeyn pflegt. Dann hat nehmlich der vorhergehende Froſt ſchon das Meer meilenweit mit Eis belegt, und hindert dadurch die Wogen, die Luft auf dem Lande zu erwärmen.

Den Februar nennen uns die Chroniken Lichtemond; aber dieſer Name ſcheint mir verfälſcht und neueres Machwerk, da die alten Letten keine Lichte hatten, ſondern nur Kiehnſchleuſſen, und die Lichtmeſſe der Katholiken gerade in dieſen Monat fällt.

Der März hieß Glatteis-, und

Der April Saftmond; letzteres weil die Zweige der Birken vorzüglich in dieſem Monat von dem überflüßig aufſteigenden Safte ihres Stammes zu triefen pflegen, und ſie den letztern anbohrten, um das Birkenwaſſer, eins ihrer liebſten Getränke, zu gewinnen.

Der May hieß Laub-,

Der Junius Blüthen-,

Der Julius Lindenmonat;

Der Auguſt Hundemonat, weil in dieſem die Hundswuth am häufigſten und gefährlichſten iſt;

Der September Haidemond: denn jetzt pflegten ſie die Haiden anzuzünden, um für das folgende Jahr gute Weide zu haben.

Den Oktober nannten ſie Geiſtermonat: ihre Todtenfeſte wurden in demſelben begangen;

Den November Froſt-, und

Den December Wolfsmond, weil die Brunſtzeit der Wölfe dann die Wege unſicher machte.

Dieſe Benennungen ſind an ſich ſehr gleichgültig; aber auch ſie deuten auf den ewigen Zirkel hin, den der menſchliche Geiſt beſchreibt, da die gebildetſten Völker von den für neun Zehntheile unverſtändlichen Namen zu ähnlichen beſchreibenden zurückgekehrt ſind. Der unbefangene ruhige Verſtand des Naturmenſchen faßt bei den meiſten Sachen ſchnell den richtigen Geſichtspunkt auf. Sucht nach Gelehrſamkeit und Glanz leiten ihn ab, und nach Jahrtauſenden kommt er wieder auf den Punkt zurück, von dem er ausging. Das iſt bei unzähligen wichtigern Dingen, als dieſe Namen ſind, der Fall geweſen, z. B. bei der Erziehung, dem bürgerlichen Verhältniſſe, der Staatsverfaſſung ꝛc. ꝛc. Ueberall bleibt das Zeichen der höchſten, wahreſten Bildung —

unbedingte Rückkehr zu der Natur. Freilich aber thut der Rückkehrende aus Grundſätzen, was dem Naturmenſchen der Inſtinkt befiehlt: und dieſer Unterſchied war wohl des Umweges von einem Paar Jahrtauſenden werth.

Vorzeit der Letten.

Dritte Abtheilung.

Religion der alten Letten.

1.

Entſtehung der Religionen und Prieſter überhaupt.

Nicht die Körperwelt allein, auch die geiſtige, wird dem Menſchen zuerſt im Oſten aufgeſchloſſen; und ganzen Völkern ſo gut, als einzelnen Schlummernden, ſcheint die aufgehende Sonne Morgenträume zu ſenden. Alle religiöſe Phantaſieen — von den Mythen des Cadmus bis auf die des Mahomed und der chriſtlichen Kirche — flutheten vom Orient über

Europa hin, und ebbten dann langſam vor der weſtlichen Aufklärung wieder zurück. Selbſt Odin und Manko Capak deuteten auf den Oſten, als die Quelle ihrer Weisheit, und den Ort, von dem aus ihren Weiſſagungen und Offenbarungen Erfüllung kommen ſollte. Auch den Letten ſcheint jene ſehr wichtig geweſen zu ſeyn. Ob ihre Religion etwa gleichfalls aus dieſer Wiege aller übrigen herſtammte, oder ob die Länder, von denen das leuchtende Taggeſtirn täglich ſeine wohlthätige Laufbahn begann, und die ihnen alſo die Wohnung deſſelben dünken mußten, bloß deshalb ehrwürdig waren, möchte ſich ſchwerlich bis zu einigem Grade der Gewißheit ausmachen laſſen. Wahrſcheinlich kam beides zuſammen, ihnen Auſtraſemmes, das Land in Oſten, heilig zu machen. Es war der Tummelplatz, auf den ſie alle Kinder ihrer Phantaſie hinverſetzten. Dort thronte die Sonne mit ihrem Gemahl, dem Monde; dort hatten beide ihre zahlloſen Kinder, die Sterne, erzeugt, und dann ihnen Wohnungen am Himmel erbauet; von dort aus durchzogen ihre Später-Gebornen die Welt auf goldenen, ſilbernen und demantenen Pferden, und goſſen, nur Prieſtern bisweilen auf einen Augenblick ſichtbar, den nächtlichen Thau, Regen, Schnee und Reif, aber auch den Samen der Pflanzen, über die Erde aus. Krihwi hießen ihnen die Bewohner jener Länder, und ihrem heiligſten Prieſter ſelbſt wußten ſie keinen erhabnern Titel zu geben, als eben dieſen Namen: auch er ward Krihwe genannt *).

Dieſer gemeinſchaftliche Urſprung, der Himmelsgegend nach, muß uns aber nicht verleiten, in den lächerlichen Fehler zu verfallen, den ſo viele Gelehrten begangen haben, die überall die griechiſchen und römiſchen Götter wieder erkannten, und daraus auf Abſtammung der Nationen, ihrer Gebräuche ꝛc. ſchließen wollten. Die lettiſche Mythologie iſt nicht aus

---

*) Noch jetzt nennen die liefländiſchen Letten ihre öſtlichen Nachbaren, die Ruſſen, Kreewi, und die lanziſchen und litthauiſchen, Krihwi.

der ehemaligen ſüdlich-europäiſchen, und eben ſo wenig aus der ſkandinaviſchen, aber wohl mit ihnen aus einer und derſelben Quelle hergefloſſen: nehmlich aus der ſich überall gleichen Beſchaffenheit des menſchlichen Geiſtes.

Sobald der Menſch einen bleibenden Wohnſitz, eine ruhigere Lebensart gewählt hat *), fängt er an, auf die Erſcheinungen um ſich her aufmerkſam zu werden: ſelbſt die alltäglichſten, die er vorher, als Jäger, anſah, ohne etwas dabei zu denken, werden ihm merkwürdig. Er beobachtet, er überlegt; aber er begreift noch nichts. Die Erklärungen, die er ſucht, werden ſeine Ur-Ur-Enkel erſt durch tauſend Verſuche und tauſend zufällige Entdeckungen finden: und doch bedarf auch er ſchon einer Antwort, und doch iſt Ungewißheit ein

---

*) Weder die Hirten- noch die Jäger-Völker haben eine Mythologie. Die Hottentotten ſo wenig, als die amerikaniſchen Wilden, haben verſucht, ihre wenigen dunkeln Begriffe von einer geiſtigen Welt zu ordnen.

peinlicher Zuſtand, den der menſchliche Geiſt nicht lange erträgt. Was ihm der Verſtand nicht geben kann, fordert er alſo von der Phantaſie. Er ſieht Bewegung in der lebloſen Natur; er ſchreibt ſie einer unbekannten Willkühr zu, und — die Geiſterwelt iſt erſchaffen. Von nun an ſind Sonne und Mond wohlthätige Gottheiten, die den Himmel durchziehen, um der Erde Segen zu ſpenden; der Regen ſtrömt nach den Befehlen des Luftbeherrſchers herab, der ſeinen Winden befiehlt, die Wolken *) herbei zu rollen, oder aus einander zu ſtieben, oft auch zürnend ſeine Blitze ſchleudert, und zornig Donner durch die Himmel ſpricht. — Die Ströme rollen nach dem Willen eines unbekannten Bewohners durch das Land, fließen ru-

---

*) Es iſt merkwürdig, daß die Heiden, die alles beſeelten, nie und unter keinem Himmelsſtrich die Idee hatten, auch den Wolken Leben beizulegen. Ihre Bewegung iſt zu offenbar unwillkührlich. Der Wind, der ſie fortrollt, hingegen, war überall eine Gottheit.

hig dahin, wenn er gütig geſinnt iſt, oder verſchlingen die Ufer, wenn er zürnt.

Hätten dieſe Erſcheinungen keine oder nur günſtige Einflüſſe auf das Glück der Menſchen gehabt, ſo wären dieſe wahrſcheinlich bei den Erklärungen, die ihre Phantaſie ihnen darbot, ſtehen geblieben. Sie hätten den Phänomenen, wie einem gleichgültigen Schauſpiele, zugeſehn, allenfalls die höhere Macht der erſonnenen Weſen bewundert, aber ſich nie einfallen laſſen, ihnen Verehrung zu bezeigen, d. h. einen Gottesdienſt einzuführen. Dankbarkeit, wir wollen es nur geſtehen, iſt ein zu ſchwacher Sporn für die natürliche Indolenz des Menſchen, um die Erfindungskraft ſehr in Athem zu ſetzen. Aber die Sonne, welche die Saat aus den Keimen lockte, dörrete ſie oft auch aus, oder ſie verhüllte ſich eine lange Reihe von Tagen nach einander; der Regen blieb aus oder verheerte; der Wind ward Sturm, entwurzelte die Obſtbäume, und verſenkte die Schiffenden; die Ströme traten über, und erſäuften Aecker und Wieſen ꝛc. Nun konnte der hülfloſe Menſch nicht dabei ſtehen bleiben, die Macht ſeiner Götter anzuerkennen: er mußte ſie auch zu gewinnen ſuchen, ihnen Dank für ihre Wohlthaten darbringen, oder ihren Zorn verſöhnen. Er bat, er beugte das Knie, um ſeine Bitten rührender zu machen, er brachte Geſchenke dar. Aber dieſe am Strande des Meeres, auf Hügeln und Feldern, oder in Haynen und Gärten den Unſichtbaren dargebotnen Gaben, wurden nicht hingenommen oder verzehrt; ſie blieben unverändert, wo man ſie hingelegt hatte. Man mußte ſie ihnen alſo zubereiten, ſie gleichſam in ihre eigene luftige Natur überſetzen, um ſie ihnen genießbar zu machen. Das Verbrennen, das dem rohen Unwiſſenden wunderbar ſcheinen mußte, bot ein naheliegendes Mittel zur Vergeiſterung der Speiſen an, und die Brandopfer waren erfunden. Wer zuerſt darauf fiel, ſie mit beſondern Ceremonien anzuſtellen, weſſen Bitten am häufigſten in Erfüllung gingen, ward erbeten oder erkauft, auch für andere Hülfsbedürftige zu opfern und zu bitten; das heißt, er ward Prieſter und Zauberer: zwei Stände, die völlig eins ſind. Beider Geſchäft iſt, höhere Weſen zu bewegen, daß ſie ihre Macht dem Willen der Menſchen gemäß brauchen; daher findet man ſie auch bei allen rohen Völkern in Einer Perſon vereinigt.

Mit dieſem Stande bildete ſich ein Syſtem der Götterlehre, der Gaukeleien und Wunder; denn, um ſein Anſehen zu begründen und zu vergrößern, um ſeinem Einfluß bei den Göttern Glauben zu verſchaffen, ſtellte er ſich, als ob er ſehr genaue Kenntniß von der Natur und der Geſchichte derſelben hätte. Er erſann eine Art von bürgerlichem Verhältniß unter denſelben, legte jedem beſondere Eigenſchaften, Neigungen und Wünſche bei, vervielfältigte die Zahl dieſer Weſen ſo ſehr als möglich, und veranſtaltete Wunder, die ſie auf ſeine Bitte gethan haben ſollten. Er hatte damit angefangen, daß er den Dolmetſcher der Menſchen bei den Göttern machte; er warf ſich zum Organ der letztern bei jenen auf, und nun war die Erde ſein, ſo weit ſeine Götter galten.

Dies iſt der Gang, den der erſte Glaube und die religiöſe Verfaſſung bei allen Völkern in allen Himmelsſtrichen nahm. Ueberall entſtanden und wuchſen beide durch einerlei Veranlaſſungen, unter einerlei Verhältniſſen: ſie mußten alſo auch einerlei Geſtalt annehmen. Der Isländer und Samojede, der Skandinavier und Lette hatte einen Donnergott, wie der Grieche und Römer; nicht, weil er etwas vom Zevs der Letztern wußte, ſondern weil es bei ihm ſo gut donnerte, wie bei dieſen. Er opferte, weil das der leichteſte Weg zur Aetheriſirung ſeiner Gaben war. Er hatte Prieſter, und gehorchte ihnen, weil es überall Menſchen giebt, die ſinnreicher und ſchlauer ſind, als die Menge, und ihre Vorzüge anwenden, Macht und Reichthum zu erlangen. Der ganze Unterſchied zwiſchen den beiden ſich entgegengeſetzteſten Mythologien beſteht nur in

Modifikationen, die aus der Lebensweiſe der Völker, und der Natur des Himmelſtriches, den ſie bewohnen, herfließen. Auch die Götterlehre der Letten wird uns alſo nothwendig ungefähr dieſelben Gegenſtände darbieten, die jede andere aufſtellt. Ehe wir aber zu derſelben übergehen, erlaube man mir, einen Augenblick bei den Eindrücken, welche die Vielgötterei auf den Charakter der Menſchen machen muß, ſtehen zu bleiben. Der Zuſtand, in den ſie dieſelben verſetzt, iſt ſo merkwürdig, daß er wohl eine genauere Betrachtung verdient.

II.

Monotheismus und Polytheismus.

Die Menſchen erſchaffen ihren Gott, und dieſer erſchafft ihnen dann einen Charakter. Ihre Entdeckungen in der unſichtbaren Welt beſtimmen, was ſie in der ſichtbaren ſind. Wer zuerſt die Idee einer Gottheit hat, und dahin gelangt, ſeiner Vorſtellung bei dem Volke, unter dem er lebt, Eingang zu verſchaffen, drückt ihm einen Stempel auf, den oft Jahrtauſende nicht verwiſchen. Es iſt wahr, der erſonnene Weltgeiſt iſt in allen Eigenſchaften nur der Widerſchein desjenigen, der ihn erſann: aber er ſtrahlt aus dem Herzen aller ſeiner Verehrer zurück. Der Gott Abrahams nahm den harten, rachgierigen, ſtolzen Charakter des Feldherrn an, der ihn in Arabiens Wüſten verkündete: dafür wurden aber die Iſraeliten ſelbſt, um dem Ideal, das ihnen aufgedrängt ward, zu entſprechen, blutdurſtige, unverſöhnliche, hochmüthige Feinde des ganzen übrigen Menſchengeſchlechts. Des Menſchen Sohn malte ſeinen himmliſchen Vater ſo menſchenfreundlich, liebreich, wohlthätig, duldend, als er ſelbſt war: ſeine Anhänger waren alles dies in den erſten Jahren nach ſeinem Tode auch; ſie wären es wahrſcheinlich länger geblieben, wenn er ſelbſt ſie nicht ſo oft aufgefordert hätte, fernere Belehrung in den Büchern zu ſuchen, in denen der barbariſche Gott ſeiner Väter verkündigt ward. Daß die chriſtliche Religion auf die jüdiſche gegründet wurde, vergiftete ſie ſchon im Entſtehen. —

Hat die Idee der Gottheit einen ſo wichtigen Einfluß auf die Monotheiſten: wie muß ſie erſt auf den Polytheiſten wirken, dem ſeine Götter immer ſo nahe ſind! Vergebens ſagt man dem Erzlern: „Gott iſt ein allgegenwärtiger Geiſt." Er denkt ſich entweder nichts dabei, oder er ſtaunt die große Idee mit kalter Bewunderung an. Die Allgemeinheit der göttlichen Gegenwart zerſtört die Beziehung auf Einzelne. „Wer überall iſt, iſt nirgends ganz. Einem Weſen, das in China, in dem entfernteſten Sterne ſo gegenwärtig, ſo wirkſam iſt, als hier, bin ich zu unwichtig, als daß es ſich mit mir vorzüglich beſchäftigen ſollte." So räſonnirt der Monotheiſt im Innern ſeines Herzens: vielleicht ohne daß er ſelbſt ſich deſſen bewußt iſt. Seine Gottheit läßt ihn ſo kalt, ſo gleichgültig, daß er endlich unterſucht, ob es denn wirklich auch ein ſolches Weſen gebe? Er endigt entweder damit, über ſich ſelbſt zu ſpotten, daß er es je glauben konnte, — oder er erbeutet nach langem Grübeln und Tappen nur eine gleichgültige Wahrſcheinlichkeit, die nie ſein Herz, auch nur für einen Augenblick, mehr erwärmen kann *).

Wie anders iſt es mit dem Polytheiſten! Seht ihn aus ſeiner Hütte hervortreten: der Baum, der ſie beſchattet und ihm Kühlung zufächelt, iſt die Wohnung einer gewogenen Gottheit, oder doch ihr geheiligt. Er blickt durch ſein Laubdach empor: die Sonne leuchtet ihm, weil ihr ſein Wandel gefällt; oder der Regen tränkt ſeine Saat, weil er den Beherrſcher der Luft durch Opfer oder durch gute Handlungen gewann. Iſt eins von beiden ihm ſchädlich, ſo iſt es nicht Zufall, ſondern

---

*) Ich rede hier nicht von ſchwachköpfigen Schwärmern, die Gott für den allgemeinen Regenten des Weltalls anerkennen, und doch ſich ins geheim ſchmeicheln, ſich ihm, entweder durch Religionsübungen, oder durch fanatiſche Handlungen, ſo wichtig zu machen, daß ihr Glück ſein Hauptaugenmerk werde, ja wohl gar, daß er für ſie den Lauf des Weltſchickſals unterbreche.

Strafe für ein Vergehen, das er verſöhnen muß. Seine Heerde gedeihet, weil der Beſchützer derſelben ihm wohl will; ſie leidet, weil er ihn beleidigte. Er ergreift ſeinen Speer, um die Wälder zu durchſtreifen, — nicht ohne durch die Nachbarſchaft des Hausgottes, der ihn und die Wirthſchaft die Nacht hindurch beſchützte, zum ehrfurchtsvollen Dank aufgefordert zu werden. Er tritt in den Hain: der Athem einer Gottheit rauſcht durch die Wipfel. Gelingt die Jagd, ſo hat er neuen Dank darzubringen; und wie kann er dieſen thätiger beweiſen, als durch Gaſtfreiheit gegen den Fremdling, den ein Schutzgott indeß zu ſeiner Hütte leitete? — Dieſem Schutzgott entzündet er das Feuer auf dem wirthſchaftlichen Heerde, an dem der Gaſt ſich erwärmet; jenem deckt er den Tiſch, an dem ſich dieſer ſättiget; jenes Rechte verehrt er in der Achtung und dem Schutze, die er dieſem gewährt. — Er durcheilt das Meer im ſchaukelnden Nachen: ein Gott ebnet die Fluth vor ihm her; ein Gott thürmt ſie auf, und peitſcht im Sturme die Wogen, und drohet dem Nachen Untergang. Gefahr gebiert den Muth: der Schiffende ringet und kämpft, er erreichet das Ufer, er ſpringt ans Land; ein Gott iſt es, dem er ſein Leben abgewann! Welches Selbſtvertrauen, welchen Muth muß ihm die Vorſtellung geben!

Ja, der Polytheiſt kann rauher, grauſamer, gefühlloſer ſeyn, als der Eingöttler: aber er wird auch treuer, edler, ſtärker, muthiger, tugendhafter ſeyn, als dieſer. Die Nachbarſchaft ſeiner Gottheiten, unter deren Augen er wandelt, die unaufhörliche Gemeinſchaft, in der er mit ihnen ſteht, die Erreichbarkeit derſelben, können Urſache werden, daß Aberglaube den Fortſchritt ſeiner Kenntniſſe hemmt: aber er gewinnt an Energie und Feſtigkeit doppelt, was er auf jener Seite verlor; und in dieſem Sinne muß man den ſo oft mißgedeuteten Ausſpruch Schillers unterſchreiben: „Als Götter menſchlicher noch waren, da waren Menſchen göttlicher.“

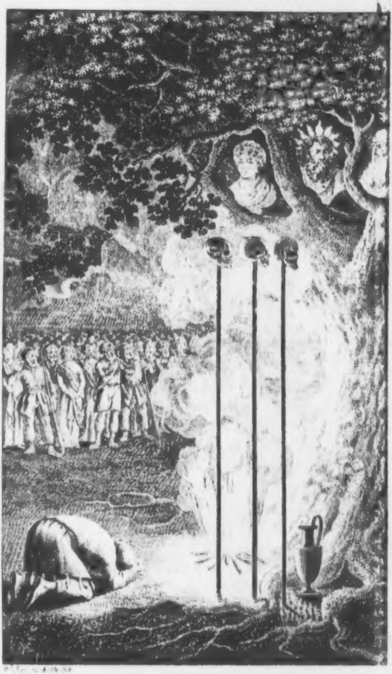
III.

Religionsbegriffe und vornehmſte Götter der Letten.

Die Religionsbegriffe der Letten waren weder zahlreich, noch ſpitzfindig. Sie glaubten, daß jedes, vom Donner herab bis zum Kehrichthaufen, eine eigene Gottheit habe, die man verehren müſſe; ſie glaubten die Unſterblichkeit der Seele, ohne ihren künftigen Zuſtand beſtimmen zu wollen; ſie glaubten, daß man, um den Göttern zu gefallen, thun müſſe, was recht ſey, und verließen ſich bei Auffindung des Rechts, auf die Leitung ihres Gefühls — eines ſichereren Führers, als die Grübelei der Moraliſten iſt. Das war der ganze Inhalt ihrer Theologie, hinreichend für ein Volk, das keine Verhältniſſe und keine Bedürfniſſe kannte, als die der geſelligen Natur.

Die Gottheit war, nach der Vorſtellung der Letten, zu erhaben, um von Wänden umſchloſſen zu werden. Sie verehrten dieſelbe, wo ſie Spuren ihres Daſeyns und ihrer Macht fanden: den Gott des Donners unter den ſo oft vom Bliß verſengten Eichen; den Gott der Wälder in Hainen; den Gott des Meeres am Strande; den Beſchüßer der Saaten auf den Aeckern, von denen ſie ſo eben ſeinen Segen eingeſammelt hatten. Jeder Hausvater war dabei Prieſter. Nur ihre oberſten Gottheiten hatten außerdem noch gewiſſe Pläße, an denen ihr Dienſt von beſonders dazu verordneten Dienern, im Namen des ganzen Volkes, begangen ward.

Solche Pläße waren zu Romnove in Nadrauen, zu Marienburg, Heiligenbeil und bei Welau. Am erſten Orte ſtand eine Eiche, die zwölf Fuß im Durchſchnitte gehabt, und vielleicht durch Moos und überwinternde Schlingpflanzen, vielleicht durch eine Kunſt der Prieſter, ſelbſt im Winter ihr Grün nicht verloren haben ſoll. Sie war in einiger Entfernung mit achtfachen Teppichen umgeben: ſo entſtand ein heiliger Bezirk, den vorzüglich das Blut der Opfer benetzte, den die Augen der unge-



weihten Menge nicht erreichte, und ſelbſt der Krive und die vornehmſten Waidelotten nicht anders, als zur Begehung der Riten, betreten durften. Nur in ſehr feſtlichen mondhellen Nächten ſank die furchtbare Scheidewand zwiſchen dem Volk und ſeinen Göttern. Die Teppiche rollten hinweg, und die ſchaudernde Menge ſtaunte aus ehrfurchtsvoller Entfernung zu den Regierern ſeines Geſchickes, wie in eine andere Welt, empor. Hoch zwiſchen drei großen Aeſten der Eiche, die am Stamm mit weiter Wölbung aus einander gingen, und gegen den Wipfel ſich wieder einander näherten, glänzten unter dem Dunkel des ſchwärzlichen Laubes die Bruſtbilder Perkuns, Potrimpos und Pikolls hervor. Zu ihren Füßen ſtanden ihre heiligen Attribute; und zwiſchen denſelben lag der betende Krive auf ſeinem Antlitze da. Lange Reihen von Waidelotten ſtimmten langſame feierliche Lobgeſänge an, und die emporwirbelnden Flammen und Rauchwolken der angezündeten Opfer verbreiteten ein zauberhaftes wechſelndes Hell und Dunkel über die majeſtätiſche Gruppe.

Perkun, der Gott des Donners, deſſen Namen dieſer noch im Lettiſchen führt, ward als ein Mann von mittlerm Alter vorgeſtellt, mit einem zornigen drohenden Geſichte. Flammen bildeten ihm eine Krone, und ein ſchwarzer krauſer Bart hing ihm herab auf die Bruſt. Er ſtand beſonders dem Wetter vor, und war der Beherrſcher der übrigen Götter. Ihm waren vorzüglich die Eichen geheiligt, und ein ewiges Feuer von dem Holze dieſes Baumes ward ihm zu Ehren in dem heiligen Bezirke zu Romnove unterhalten. Der Donner war die Stimme des Gottes. „Der Altvater ſchilt,“ ſagt der Lette noch jetzt, wenn es gewittert. Da ihr Ideengang weniger finſter war, hieß es: „Er ſpricht zum Krive.“ Dann gingen die Hausväter aus ihren Hütten hervor, trugen Gefäße mit friſchem Fleiſch auf ihren Schultern, mit ſtillem Gebete um Verſchonung, um die Gränzen ihrer Aecker; und wenn das Gewitter unſchädlich vorüber gezogen war, verzehrten ſie die geweihete Gabe froh mit ihrer Familie.

Perkun zur Rechten ſtand Potrimp: ein froher lächelnder Jüngling, deſſen Haupt ein Aehrenkranz umzog. Wahrſcheinlich war er der Gott der Sonne, die den Saaten Gedeihen gab. Sein Heiligthum waren Garben, unter denen in einem Topfe zahme Schlangen, die Bürgen häuslicher Fülle, mit Milch gefüttert wurden. Die chriſtlichen Mönche beſchuldigten den freundlichen Gott, daß er Kinder zum Opfer begehre: aber die gewöhnlichen Gaben, die man ihm brachte, waren Weihrauch und Wachs. Zu ſeinem Feſte bereiteten die Prieſter ſich durch ein dreitägiges Faſten, während deſſen ſie auf bloßer Erde ſchliefen; vielleicht wollten ſie ſich durch das Gefühl des Mangels höher zur Dankbarkeit gegen den Spender des Ueberfluſſes entflammen; vielleicht ſollte ihr Zuſtand das Elend ſchildern, worin die

Menſchen ohne ſeine Wohlthätigkeit ſchmachten müßten.

Zur Linken des Donnerers thronte Pikoll, und der zürnende Blick des Obergottes traf ihn, einen bleichen Greis mit blutbeflecktem Geſichte, langem grauem Bart, und einer weißen Todtenbinde um das Haupt: ihn, den Gott der Unterwelt, der nicht Liebe, nur Beben, von allem Lebendigen heiſchte. Sein Symbol waren Todtenſchedel, die vor ihm auf Stangen aufgeſteckt ſtanden, und ſein gewöhnlichſtes Opfer Fett, das in einem Topfe verbrannt ward. Ihm opferte man vor der Beginnung des Krieges einen Menſchen aus der feindlichen Nation, und das Tröpfeln oder Strömen des Blutes aus der durchbohrten Bruſt des Opfers verkündigte Niederlage oder Sieg. Ihm wurden nach gewonnener Schlacht wieder die vornehmſten Gefangenen gewürgt. Ein Kreuzbruder Gerhard hatte einſt in Preußen dies Schickſal. Man band ihn in völliger Rüſtung auf dem Pferde an, befeſtigte dies mit den Füßen an vier in die Erde geſchlagene Pfähle, thürmte einen Scheiterhaufen um ihn her, und zündete dieſen an. So ward ſpäterhin auch Hirzhals, ein Bürger aus Magdeburg, geopfert *). Zuweilen begnügte man ſich, dem Gotte weiße Pferde zu verbrennen, die dann vorher ſo lange herumgejagt wurden, bis ſie kraftlos und halbtodt zur Erde ſanken.

Pitoll galten die Opfer, die vor dem Beſtatten eines Todten angeſtellt wurden. Er ſorgte auch dafür, daß den Prieſtern ihr Recht dabei widerführe; denn wenn dieſe in der Theilung der Erbſchaft übergangen oder nur kärglich bedacht worden waren, tobte er nächtlich im Hauſe und in den Scheuren umher,

---

*) Zweimal fiel ihm das Todesloos, und beidemale befreiete ihn ſein ehemaliger Gaſtfreund Heinrich Monte, ein geweſener Chriſt, jetzt Anführer der Preußen. Als zum drittenmale wieder das Loos Hirzhals traf, glaubte er darin den Beruf zum Martyrthume zu finden, und litt freiwillig den Tod.

und zwang ſo die Erben, das Verſehen zu beſſern, und einen Waidelott zur Beſänftigung des Gottes zu erkaufen. Nur Blut konnte indeß den finſtern Beherrſcher der Hölle verſöhnen: daher zerfetzte ſich der Mönch in unaufhörlichem Gebete die Arme, bis ein Geräuſch im Heiligthume der Hausgötter die Befriedigung des Gottes verkündete. — Noch jetzt heißt in manchen Gegenden Lieflands Pehkla oder Pihkla: die Hölle; auch bringt Pikoll noch immer weinende Kinder zur Ruhe, — wo man ihm nicht die Teutſchen ſubſtituirt hat.

IV.

Die übrigen Klaſſen von Göttern.

Die zweite Klaſſe der Götter, die keine beſtimmten Altäre hatten, war zahlreicher. Zu ihr gehörten:

Okkopirnus, der den Lauf der Geſtirne und den Wechſel der Jahreszeiten ordnete, aber nirgends eigentlich verehrt ward.

Curcho, der noch beſonders der Erute

vor-

vorgeſetzt war. Jährlich opferten ſie ihm die Erſtlinge aller Früchte, zerbrachen dann ſeine Bildſäule, und ſtellten ihm eine neue auf die Spitze eines Hügels hin. Seine vornehmſte Bildſäule ſtand zu Heiligenbeil in der Eiche. Zu ihm flehten ſie in der Aufſchrift ihrer Fahne, die ich oben erwähnte, um Hülfe gegen die teutſchen Räuber, die ihre Saaten verbrannten. Auch in Pommern ward er verehrt, ſo wie Swaixtix oder Swantewit, der Morgenſtern, zu Rethra in Meklenburg, unter der Geſtalt eines Mannes mit einem Löwenkopfe.

Perdoitis war der Gott des Windes. Er ſchritt auf dem Meere und dem Lande einher, indeß ſeine Haarlocken, die Wolken, ſeine Scheitel umflogen. Wohin er ſich wandte, ſtrömte ſein Athem, der Sturm. Ihm und Gahrdeetis (Leckermaul), dem Gotte des Fiſchfangs, trugen ſie auf flachen Steinen am Strande ein Mahl von der Ausbeute ihrer Fiſcherei auf.

Perrgrubbs, Knoſpenbrüter, war der Gott des Frühlings. Er lockte Blüthen und Blätter und die Saat aus den Keimen hervor, und verdiente dadurch in jedem Frühjahr ein eigenes allgemeines Feſt.

Puſchkaitis, der Gott der Erde, hauſ'te am liebſten unter dem Gewirre der Hollunderſträuche. Dorthin trug man ihm Bier und Speiſen, und bat ihn, ſeine Barſtukken, Markopeten und Pilwaiten, drei Gattungen von Koboldcn, mit reichen Gaben in Haus und Scheuern zu ſenden.

Ligo war der Gott der Liebe und der Freundſchaft, und ihm zu Ehren beging das Volk in der Mitte jedes Sommers eine feſtliche Nacht *).

Auſskutts oder Awsſkuttis, Schafſcheerer, war der feindſelige Dämon, von dem

---

*) Herrmann Becker (in Livonia in factis suis considerata, Witt. 1700.) behauptet, daß dem Kohmis, Gott der Schmauſereien, ein ſolches Nachtfeſt gefeiert worden ſey. Ich habe nirgends etwas davon gefunden.

Seuchen und Plagen unter Menſchen und Vieh ausgingen. Sein war die Schuld, wenn die Schafe einen abgewolleten Rücken hatten: ein Vorzeichen nahender Peſt.

Laima-Mahming hieß die Helferin der Gebärenden.

Uhſingſch, den Bienen-Gott, hat man oben kennen gelernt. — Die Götter dieſer Klaſſe ſind zu zahlreich, um ſie alle hier anführen zu können. Ich gehe daher zur dritten Rangordnung über, an deren Spitze Widewut ſelbſt unter dem Namen Iſchwambrotas oder Zeemnecks, Hauswirth, ſtand: er war der Einzige von ihnen, dem noch feierlich geopfert wurde.

Ihm, dem Urheber des lettiſchen Ackerbaues überhaupt, vertraute man noch fünfhundert Jahre nachher die Hut deſſelben und der ganzen Wirthſchaft an. Er hatte bei einigen ſein eigenes Heiligthum in den Häuſern, wo man ihm Honig und Milch hinſetzte. Bei allen aber ward er wenigſtens an feſtlichen Mahlzeiten bedacht. Man machte ihm eigene Libationen bei denſelben, goß von jedem Gefäße mit Meth, das man leeren wollte, etwas ihm zu Ehren aus, und warf von jeder aufgetragenen Schüſſel einige Biſſen in die Winkel. Den vorzüglichſten Dienſt aber leiſtete man ihm am Frühlings- und am Blockfeſte, die ich unten beſchreiben werde.

Zu eben der Klaſſe gehörten auch die Barſtukke, Markopeten und Pillwaiten: Geiſter, die, vorzüglich zu Kranken und Schlafloſen, mit den Mondſtrahlen ins Zimmer glitten, und in der Geſtalt eingewindelter Kinder vor ihr Bett traten. Ihre Beſuche waren nicht unwillkommen; denn ſie brachten Fülle in Scheuer und Keller, und mehrten alles auf eine wunderbare Weiſe. Auch ſetzte man ihnen in Boden und Vorrathskammern in gewiſſen Nächten kleine Schüſſeln mit Speiſen hin, und freuete ſich ſehr, wenn man etwas davon verzehret fand: denn das war Verheißung des Segens.

Eine andere Art von Hausgöttern waren die Schlangen: dieſe Thiergattung, die unter allen Amphibien den Menſchen am widerlichſten iſt, und dennoch faſt in jeder Mythologie eine wichtige Rolle geſpielt hat. Die Letten nährten eine zahme Art derſelben in ihren Häuſern, fütterten ſie mit religiöſer Sorgfalt, und gingen ſo vertraut mit denſelben um, daß die Kinder oft mit ihnen aus einem Geſchirre ſpeiſeten. Sie ſahen es für ein Verbrechen an, das den Untergang des Hausweſens nach ſich ziehen könne, wenn man eine derſelben tödtete. Auch die wilden Schlangen wurden verehrt, vorzüglich von den Weibern, die ihnen Gefäße mit Milch in hohle Bäume ſetzten, und ihren Männern dabei Kraft zu ehelichen Freuden erflehten.

Außer ihnen legte man noch den ganz ſchwarzen und weißen Pferden, den Elennthieren, Kröten und andern Thieren eine Art von Heiligkeit bei; auch gab es heilige Wälder, Seen, Bäche und Berge, die nicht ausgehauen, durchjagt, befiſcht und beackert werden durften, denen man jährlich Opfer brachte, und die noch jetzt heimlich beſucht und verehret werden. Vorzüglich aber waren die Gräber der Voreltern heilig, und ihren Seelen beging man ein eigenes Feſt.

V.

Feſte der Letten.

An einem beſtimmten Tage im Winter heizte nehmlich der Hausvater ſelbſt das beſte Gemach ſeiner Wohnung, das gewöhnlich die Badſtube war, ſäuberte ſie eigenhändig, deckte einen Tiſch, und beſetzte ihn mit den auserleſenſten Speiſen. Dann entfernte er ſeine ganze Familie, trat mit Kiehnſchleiſſen, die ſie anſtatt der Lichte gebrauchten, in die Thür, und lud feierlich alle Seelen ſeiner verſtorbenen Verwandten, die er bei Namen nannte, zu Tiſche, bei dem er dann einige Stunden mit den Schleiſſen in der Hand betend diente. Glaubte er, daß ſich ſeine unſichtbaren Gäſte nun wohl könnten geſättiget haben, ſo zerhieb er ſeine Schleiſſe auf der Schwelle, und ermahnte die Seelen, jetzt friedlich nach Hauſe zu kehren, aber auf der Landſtraße, damit ſie nicht das Getreide zerträten.

Unter den eigentlichen Feſten, zeichnete ſich das erſte, vorzüglich dem milden Perrgruhbs oder Knoſpenbrüter gewidmete, aus. Daß es im Frühlinge gefeiert ward, erräth man leicht. Sobald günſtige Witterung eintrat, und die Blüthe des Nußſtrauchs ausſchlug, berief der Wirſchſkaitis, Oberbeter, das Völkchen der Gegend in einen heiligen Hain zuſammen. Ein feierlicher Lobgeſang ward angeſtimmt, dann ein Lämmerpaar, das junge, zierlich geputzte Mädchen herbeileiteten, geſchlachtet, und mit Reiſern noch nicht tragender Obſtbäume verbrannt: lauter Symbole der Hoffnung. Der Wirſchſkaitis leerte eine Schale voll Meth, warf ſie hinter ſich, und ſprach: „Mächtiger Perrgruhbs, Vater der Lebenden! Du verſcheucheſt den Winter, ſendeſt deinen Segen aus über die Erde, und es ſprießet Gras, es ſprießen Blumen hervor. Segne unſere Aecker, und dämpfe das Unkraut! Segne Wald und Garten! Jedes Aeſtchen werde ein Aſt, daß Menſchen und Herden Schatten finden; jede Knoſpe werde Blüthe, jede Blüthe eine Frucht, daß Menſchen, Bienen und Vögel Nahrung haben, und dich preiſen durch Genuß."

Die Menge zog tiefer in den Hain. Ein junger Stier ward einem höhern Altar zugeführt, und mit empor geſtreckten Händen betete der Prieſter:

Pehrkun, Vater! Deine Kinder leiten
Zum Altare dieſes Opfer ſonder Fehl!
Segne, Vater, Pflug und Saat! Wie Binſen
Prunke kupferrothes Stroh, mit großen Aehren
Hochgekrönt — mit echten Körnern fülle ſie!

Alle hagelſchwere, ſchwarze Wolken
Treib hinweg auf große Sümpfe, Wälder,
Breite Wüſten, wo ſie keine Menſchen

**Schrecken! Und gieb Sonnenſchein und Regen,
Sanften Regen, daß die Saat bekleibe *)!**

Das Opfer geſchah, und eine zweite Schale ward geleert; die dritte gehörte Uhſing, dem Gotte der Bienen, der bei Methtrinkenden Völkern die Stelle des Bacchus vertreten mußte. „Ohne Hüter,“ ſprach der Wirſchſkaitis, „irrt deine kleine Heerde in Thälern und auf Bergen, durch Wieſen, Felder und Gärten umher: nur dein Auge zählet ſie. Schütze ſie! Schütze deine Vögelchen vor der Meiſe und der Schwalbe, und vor Zauberei! Wenn ſie im

---

*) Ein ähnliches Gebet an den Donnerer findet ſich in dem Werkchen: Ueber die Eſthen und ihren Aberglauben. — Man ſtelle ſich einen Augenblick den Prieſter im Aufzuge ungekünſtelter Ehrwürdigkeit vor, wie er, mitten unter einem Haufen von Wilden, den Donnergott bittet, keine Menſchen zu ſchrecken, und ihm gegenüber einen Erzbiſchof Albert, der, ein wahrer Räuberhauptmann, jährlich in Teutſchland herumzog, um ein neues Heer von Mördern gegen jene Armen zu ſammeln, die — ihren Pehrkun baten, keinen Menſchen zu ſchrecken.

Nebel und Thau mit emſigem Summen ihr Geld ſuchen, laß ſie nicht vom Schlagregen niedergeworfen, vom Froſte gelähmet werden: mehre ſie, daß wir dich preiſen mögen mit Geſang!"

Ein fröhlicher Tanz, an dem mit religiöſem Eifer der Greis an ſeinem Stabe und der Säugling auf dem Arme der Mutter Theil nahm, beſchloß die Feier. Jubelnd zog die Menge, den ſegnenden Wirſchiſkaitis an ihrer Spitze, nun von Dorf zu Dorf, und ward überall freundlich bewirthet. Von dieſem Herumziehen hieß das Feſt: Kurzeemi," wo nur Wohnungen ſind.

Das zweite Feſt war Lihgo, dem Gott der Liebe und aller Lebensfreuden, geweihet. Ihm feierten ſie eine ganze Sommernacht hindurch ein Feſt, das lange zum voraus ſchon der Gegenſtand froher Erwartung für den Mann wie für den Knaben, für das Mütterchen wie für die reifende Schöne, war. An dieſem Feſte wurden Zwiſtigkeiten beigelegt, und Freyen geſchloſſen; an dieſem Feſte beſuchten Verwandte einander, die ſich das ganze Jahr durch nicht geſehen hatten: der Mann ſah bei der kreiſenden Methſchale ſeinen entfernten Waffenbruder wieder, die Frau ihre Jugendgeſpielinnen, das Mädchen in Freiheit ihren Geliebten; für Kinder gab es zu ſchmauſen und zu hüpfen. War es ein Wunder, daß alles ſchon vorher dies Feſt in frohen Erwartungen genoß, und beim Lihgoruf alle Mühſeligkeiten leichter fand?

Kaum brach die heilige Dämmerung ein, ſo ſteckte der Wirſchſkaitis eine beharzte Tonne auf eine hohe Stange, und zündete ſie an: das war das Zeichen der beginnenden Feier *). Sogleich wallete, mit Eichenlaub und Blumen bekränzt, jede Familie aus ihrer friedlichen Hütte, die Entferntern aus dem Haine, wo ſie ſich gelagert hatten, dem freundlichen Scheine entgegen. Ein Horn, ein Dudelſack oder eine

---

*) Dergleichen feſtliche Nachtfeuer waren auch bei den ſlaviſchen und fenniſchen Völkern gebräuchlich.

Schalmei eröſſnete den Zug, und Wagen mit Bier und Meth beſchloſſen ihn: Opfer, die im eigentlichſten Sinne dem Gotte der Freude dargebracht wurden, da ſie Freude über eine zahlreiche Verſammlung verbreiten ſollten. Wer nichts zu bringen hatte, trug wenigſtens einen Arm voll wohlriechender Kräuter herbei, irgend einem Freunde einen weichen Sitz zu bereiten. Sobald das brüderliche Volk verſammelt war, ſtimmte der Prieſter einen Lobgeſang an, und die ganze Schaar ſtrömte ihren Dank gegen die Gottheit in frohen Tönen aus. Indeß hatten die Weiber das Mahl bereitet, und Reiche und Arme lagerten ſich neben einander ins Gras. Nicht lange, ſo hüpften die Jünglinge und Mädchen empor zum Tanz; auch die Kinder hatten ihren Reihen. Die Sackpfeifen und Zithern ertönten, — und vielleicht hat es nie auf der Erde Scenen allgemeinerer und höherer Freuden gegeben, als eine ſolche Libgonacht in einem ganzen weiten Lande verurſachte. Tanz, Geſang, kreiſende Schalen, trauliches Geſchwätz, durch die Schönheit der Jahreszeit noch ſüßer, noch beſeligender gemacht, wechſelten ab, bis die erſten Strahlen der Sonne den Aufbruch ankündigten. Mit liebevollem Händedruck und geſtärktem Bruderſinn kehrten Lihgo's Kinder zu ihren Geſchäften zurück.

Alle Götter und Feſte vermochten Prieſter- und Adeldruck den Letten zu rauben; nur den Gott der Liebe und Freude ließen ſie ſich nicht ganz nehmen. Die Mönche ſelbſt ſcheinen gefühlt zu haben, daß dieſe Forderung zu hart wäre. Sie ließen alſo das Feſt; nur ſetzten ſie an die Stelle des nordiſchen Amors — den Täufer Johannes. Faſt alle Gebräuche des alten Lihgo-Feſtes wurden zu Ehren des jüdiſchen Anachoreten begangen, und galten nun nicht mehr für Abgötterei. Jetzt prangt, wie man leicht denken kann, ſein Name in den lettiſchen Feiergeſängen; aber den Refrain hat er doch noch immer der freudeſpendenden Gottheit laſſen müſſen. Einer z. B. ſingt:

„Gottes Söhnchen, freundlicher Johannes!

Was fährſt du im Fuder uns her? Blumenkronen für die Mädchen; für die Burſche Mardermützen." Aber dann fällt die Menge freudig ein: „Libgo, Libgo, Hänschen, Libgo *)!"

Man ſieht, daß dies Wort jetzt bei den Letten iſt, was das Jo, Evan Evoe! bei den Griechen war. Mehrere ſehr kraftvolle Ausdrücke ihrer Sprache kommen von demſelben her, z. B. Libgoth und Libgawing. Erſteres heißt im höchſten Maaße jubeln, und letzteres ruft der junge Burſche ſeinem Mädchen zu, wenn er ihr recht herzlich liebkoſen will. Ich weiß kein entſprechendes Wort dafür im Teutſchen zu finden. „Kleine Freudengottheit," giebt wohl den Sinn wieder, aber nicht die innige Herzlichkeit des Libgawing.

---

*) Jetzt präſidirt der Erbherr bei dem Libgofeſte nach Vollendung der Saat. Er nimmt die noch gewöhnlichen Beiträge zum Liebesmahle in Empfang, und giebt dafür einige Tonnen ſtarkes Bier her. Siehe: „Die Letten in Liefland." S. 56.

Das dritte Feſt beging man im Auguſt vor der Ernte. Auch zu dieſem verſammelte ſich das ganze Volk der umliegenden Gegend. Es ward auf einem Hügel ein Altar von einem Paar Steinen errichtet, und man führte ein Opferthier, gewöhnlich ein Kalb, herbei. Der Wirſchſkaitis redete das Volk an, pries ihm die Gnade der Götter, wenn das Getreide gut ſtand, empfahl ihm Dankbarkeit gegen dieſe Götter und ihre Prieſter, ſo wie Eintracht, Ehrlichkeit und Gaſtfreundſchaft unter einander. Dann ward das Opferthier geſchlachtet und verbrannt. Gab die Ernte hingegen wenig Hoffnung, ſo rückte der Prieſter den Verſammelten ihre Sünden vor, flehte die Götter an, ſie ihnen zu verzeihen; und das ganze Volk vereinte ſich in Wehklagen und Bitten. Dann ſchnitt der Angeſehenſte von ſeinem Felde eine Handvoll ab, die feierlich auf eine Stange geſteckt und auf einer benachbarten Wieſe aufgepflanzt ward. Jeder brachte nun, was er zu ſpenden vermochte, und

Verbrecher mußten an dieſem Tage ihre Vergehungen durch doppelte Beitrage büßen: alles ward dann in einem großen Mahle verzehrt. Tags darauf geſchah die Ernte, und zwar zuerſt gemeinſchaftlich auf dem Felde desjenigen, der die aufgeſteckte Fahne hergegeben hatte.

Nach geendigter Ernte beging man die Bockheiligung, die Olaus Rudbeck, wenn er ſie gekannt hätte, ohne Zweifel bewogen haben würde, die Letten, ſo gründlich als er es mit den Finnen that, von den Iſraeliten herzuleiten. Wirklich hat ſie ſo auffallende Aehnlichkeit mit der Ceremonie des iſraelitiſchen Sündenbocks und der Beichte der Katholiken, daß man in Verſuchung gerathen könnte, das ganze Feſt für eine neuere Erdichtung zu halten, wenn die Preußen nicht ſchon im Privilegio des Lütticher Biſchofs Jakob, vom Jahre 1249 verſprächen, das Bockheiligen zu unterlaſſen. Sie hielten indeſſen nicht Wort; denn noch ungefähr im Jahr 1520 wohnte Simon

Grunau, mit Gefahr ſeines Lebens, dieſem heimlich gehaltenen Feſte bei, und ihm verdanken wir die meiſten umſtändlichen Nachrichten von den Gebräuchen deſſelben: — denen denn freilich damals ſchon viele, welche Nachahmung der chriſtlichen waren, mögen hinzugefügt geweſen ſeyn.

Mit den beſten Gewändern angethan, leiteten die Männer des Dorfes *), einen Ziegenbock langſam und feierlich in eine Scheure, indeß die Weiber und Mädchen Mehl, Bier und Meth herbei ſchafften. Sobald die ganze Gemeine beiſammen war, legte der Waidelott das Holz im Ofen in eine gewiſſe myſtiſche Ordnung, und zündete es an. Dann nahm er einen erhöheten Sitz ein, und hielt eine Anrede an die Verſammelten, in welcher er den Urſprung ihres Volkes, die Geſchichten der Vorzeit, endlich die Gebote der Götter vortrug, und damit endigte, daß er ſich, beſcheidener als die

---

*) Es war in Preußen; in Liefland giebt es keine lettiſchen Dörfer.

katholiſchen Mönche, für einen vielfältigen Uebertreter derſelben erkannte. Alle Anweſende folgten ihm darin nach, und bekannten einzeln ihre Vergehungen; worauf man den Bock aufhob, ihn während eines, vielleicht Bußgeſanges, in Proceſſion herumtrug, und dann auf die Schlachtbank niederlegte. Mit geſchürztem Arme trat der Waidelott hinzu, und ermahnte alle, dieſen von ihren erſten Voreltern herſtammenden Gebrauch mit Ehrfurcht zu begehen und ſorgfältig auf ihre Kinder fortzupflanzen. Er that den Todesſtreich, und jedermann fing ſorgfältig etwas von dem Blute des Opferthieres auf, um Vieh, Haus und Hausgeräth damit zu beſprengen. Das Fleiſch ward alsdann zerſchnitten und zugerichtet. Während der Bereitung, und indeß die Weiber das mitgebrachte Mehl zum Teige kneteten, knieeten die Männer vor dem Waidelott hin, und empfingen mit einigen Schlägen die Verzeihung ihrer Sünden; dann aber ſtürmten alle auf ihn los, zerzauſten ſein Haar, und ſchlugen ihn, um ihn auch ſeine

Miſſethaten abbüßen zu laſſen: ein Gebrauch, der den chriſtlichen Prieſtern am abſcheulichſten dünkte. Sobald der Mönch ſeinen Anzug wieder in Ordnung gebracht hatte, wendete er ſich an die Weiber, und ermahnte ſie zu Treue und Gehorſam gegen ihre Männer und zu Sorgfalt für Hausweſen und Kinder; die Männer aber ſetzten ſich um das Feuer her, und warfen ſich kleine Portionen des Teiges durch die Flammen zu, bis ſie dieſelben für hinlänglich geröſtet hielten, um mit dem Fleiſche des Opfers verzehrt zu werden. Zuletzt begrub man die Knochen des Bockes feierlich außerhalb des Dorfes.

Den ganzen jährlichen Zirkel der Feſte und Arbeiten ſchloß endlich das allegoriſche Blockfeſt, das am Ende Oktobers, wann der Landarbeiter der Frucht ſeiner Sommerbemühungen zu genießen begann, an einer mit allen Produkten des Jahres beſetzten Tafel gefeiert wurde. Von jeder Gattung häuslicher Thiere ward ein männliches und weibliches herbeigeführt, die der Waidelott nach einem feierlichen Gebete mit einer

Keule erſchlug. „Zeemnik, rief die Verſammlung, dies Opfer bringen wir dir, weil du uns geſund erhalten, weil du uns Ueberfluß gegeben haſt; thu es auch künftig, bitten wir.“ Nun wurde die Mahlzeit, bei jeder Feierlichkeit die Hauptſache, angerichtet; und bis ſie fertig war, zogen Alt und Jung einen Eichenblock um die Gränzen des Dorfs, und jede einzelne Hütte, mit Liedern, welche die Beſchwerden der verfloſſenen Jahreszeit, und den Wintergenuß, den Lohn derſelben, beſchrieben. Feierlich ſteckte man dann den Repräſentanten der überſtandenen Mühe in den Ofen, und verzehrte bei ſeinem Licht und ſeiner Wärme das Mahl; von jedem Gericht wurden aber einige Biſſen als Libation zur Erde geworfen, mit den Worten: „Empfang es gnädig, Zeemnik, und genieß es froh!“

VI.

Prieſter.

Regelmäßig vorgeſchriebene Gebräuche können ohne Leute, denen an ihrer Aufrechthaltung gelegen iſt, ohne Prieſter, nicht Statt finden; wenigſtens werden ſie nicht von langer Dauer ſeyn. Dieſer Stand iſt dazu beſtimmt, den entſtehenden Völkern einen feſten Mittelpunkt zu geben, um den ſie ſich verſammeln können; er iſt die Hemmkette, die den menſchlichen Geiſt, deſſen Kultur begann, verhindern ſoll, zur Rohheit zurück zu ſinken, — wäre es nur nicht ſo ſchwer, dies Band zu zerſprengen, wenn der Gipfel erklimmt iſt, und man des freien Laufes bedarf! Denn eben durch das, was die Geiſtlichkeit in der Kindheit der Nationen ſo nützlich machte, durch das Feſthalten an einem Punkt, wird ſie ſchädlich, wenn, endlich das Alter der Mündigkeit eintrat. —

Auch bei den Letten machten die Prieſter einen eigenen abgeſonderten Stand aus, deſſen

Oberhaupt der oft erwähnte Krive war. Daß er im heiligen Hain zu Romnove hauſete; daß er die Streitigkeiten der lettiſchen Oberhäupter in Preußen, Litthauen, Curland und Liefland ſchlichtete; daß er die Aufſicht über den Gebrauch ihrer Gewalt führte; daß ſeine Abgeſandten, die nur ſeinen Stock, oder ein anderes Zeichen von ihm, aufzuweiſen hatten, in den weiten Gränzen ſeines Volks überall mit ſeiner Autorität verfahren konnten, hab' ich ſchon oben geſagt. Mir bleibt alſo nur wenig von den beſchränkten Nachrichten, die wir von dieſem lettiſchen Vikarius der Götter haben, nachzuholen übrig.

Sein Hauptgeſchäft war, dem Volke den Segen der Götter zu erbitten, und ihm ihren Willen kund zu thun. Feierlich hoben ihn die Prieſter dazu auf einen hohen Scheiterhaufen, wo er einige Zeit in Gebet und Nachdenken verſank, und dann ſeine Offenbarung den Prieſtern kund that, die ſie dem Volke mittheilten. Zu ihm kam man, wenn ein Krieg beſchloſſen war; er entſchied über die Rechtmäßigkeit, beſtimmte nach befragtem Orakel, den Ausgang deſſelben, und nahm dafür, nach geendigtem Feldzuge, den dritten Theil der Beute in Empfang. Starb er, ſo ſchien die ganze Nation gelähmt. Nichts durfte unternommen, nichts ſogar beſchloſſen werden, bis die Waidelotten nach dreitägigem Faſten und feierlichen Opfern ſeinen Nachfolger erwählt und dem Volke vorgeſtellt hatten. Ward er zu alt, um ſeinen Geſchäften länger mit Würde vorſtehen zu können, ſo beſtieg er den Scheiterhaufen, von dem er die Rathſchlüſſe der Gottheit zu verkünden pflegte, ermahnte das Volk zum Gehorſam gegen die Götter, erklärte, daß er hingehen wolle, in größerer Nähe ſie um Segen für ſeine Kinder zu bitten, und ernannte ſeinen Nachfolger. — Der Holzſtoß flammte auf, und die Laufbahn des Hierarchen war beendigt.

Nachdem im eilften Jahrhunderte Boleslaus Chrabri das preußiſche Romnove zerſtört hatte, zog ſich der Krive ins Innere von Litthauen zurück, und legte dort ein neues an. Hier war es, wo Allups, der letzte Krive, im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts erklärte, daß ſeine Götter ihm befohlen hätten, ein Chriſt zu werden, weil ſie ihn nicht länger beſchützen könnten.

Die Gehülfen des Krive waren die Waidelotten und Sigonotten: ein Orden, der aus weiblichen und männlichen Gliedern beſtand, die unverheirathet lebten, und eine ſtrenge Keuſchheit beobachten mußten; denn jede Unzucht ward mit dem Tode beſtraft. Die Letten waren indeſſen klüger, als die chriſtliche Kirche; ſie nahmen nur bejahrte Männer und Witwen, die ſchon Kinder erzogen hatten, in dieſen Orden auf.

Die Glieder deſſelben wurden von den Waidelotten ſelbſt aus dem Volke, wahrſcheinlich beſonders aus den niedrigern Gauklern, deren ich hernach erwähnen werde, gewählt. Sie wohnten meiſtentheils zu Romnove bei dem

Krive; aber Einzelne wurden zu den verſchiedenen Stämmen des Volkes geſandt, um dort die religiöſen Geſchäfte zu beſorgen. Sie brachten nehmlich den Göttern die Opfer dar *); ſie machten dem Volke die Lehren der Religion bekannt, und wachten über die Moralität desſelben; ſie erflehten Erſcheinungen der Götter, ſegneten die Verſammlung, und beteten ihr vor, ertheilten Rath und Orakelſprüche, ſchlichteten Streitigkeiten, kündigten dem Volke die Feſttage und die Zeiten der Saat und Ernte an, und beriefen es in den einzelnen Diſtrikten zuſammen, wenn ein Beſchluß der Götter, das heißt, des Krive, bekannt zu machen war. In einzelnen Fällen wendeten ſich Männer und Weiber an die Waidelotten ihres Geſchlechts.

Als unterſte Prieſter nennt Prätorius die

---

*) Das Martyrium S. Adalberti ſagt: Proſilit ex furibundo agmine igneus Sigo et totis viribus ingens movens jaculum, transfigit ejus penetralia cordis. Ipſe enim Sacerdos velut ex debito, prima vulnera fecit. Annales ecclesiastici Bzovii, Tom. XX, p. 593.

Lihgussones und Tilussones; aber es iſt, nach Hartknoch, wahrſcheinlich, daß die Waidelotten ſelbſt beides, das heißt, Jubel- und Trauerſänger, die Barden der Letten waren *). Ihre Rolle bei den Begräbniſſen hab' ich oben beſchrieben, ſo wie die Opfergebräuche. Orakel ertheilten ſie auf mancherlei Weiſe. Bald mußte das Strömen oder Tröpfeln des Blutes, bald die Art, wie die Theile des zerhauenen Opferthieres fielen, die Zukunft enthüllen. Zweideutige Fälle legten ſie dem weißen Mutterpferde, das in jedem heiligen Haine graſete, zur Entſcheidung vor. Feierlich leitete man es zu einer ſchief geſteckten Lanze; und ſetzte es das rechte Bein zuerſt über dieſelbe, ſo hatte es eine bejahende Antwort gegeben. — Die letzte Klaſſe dieſer ehrenwerthen Männer machten die eigentlichen Gaukler aus, deren es ſehr

---

*) Tillussones leitet Hartknoch von tilussus, mussitare, her, weil ſie bei Begehung der Gebräuche Gebete murmelten. Lihgussones ſcheint von dem noch gewöhnlichen Worte lihgot, jubeln, ſingen, herzukommen.

mannichfache gab: Wundenbeſchwörer, Trommel Zauberer, Leute, die durch bloßes Anhauchen heilten, andre die aus Wachs oder Bier weiſſagten, und ſo weiter *).

Intereſſanter als die Kunſtſtücke dieſer letztern wäre es, wenn wir etwas von den Liedern der Erſtern übrig hätten; aber der Einbruch der Chriſtlich-Raſenden in Gott, von Weſten und Süden her, zerrüttete den lettiſchen Staat ſo ſehr, daß ſehr bald faſt nichts mehr von der Verfaſſung und den Gebräuchen deſſelben beſtand: wie hätten ſich Lieder erhalten ſollen? Die Letten in Preußen und Liefland flüchteten in Höhlen und Wälder, in denen ſie mit Elend und Hunger rangen; und verließen ſie dieſelben, ſo geſchah es nur, um

---

*) Ein alter Schriftſteller, Adam der Bremer, wenn ich mich recht erinnere, behauptet, die curländiſchen Zauberer wären ſo berühmt geweſen, daß Spanier und Griechen hergereiſet wären, ſie um Rath zu fragen. Bei genauerer Unterſuchung werden aber die Hiſpani zu Szupanis, litthauiſchen Caziken, und die Griechen zu Ruſſen.

entweder voll Verzweiflung den Tod unter den Schwertern der fremden Räuber zu ſuchen, oder den Hals ihrem Joche darzubieten; und in einer ſolchen Stimmung ſingt man nicht.

In Preuſſen wandte Siegfried von Feuchtwangen, der erſte teutſche Hochmeiſter, der dort ſeine Reſidenz aufſchlug, alles an, die lettiſche Sprache auszurotten; und es gelang: denn er befahl den Herrſchaften, ihre Bedienten zum Teutſchreden anzuhalten, ließ den Gottesdienſt in teutſcher Sprache verrichten, und ſchloß die Eingebornen von allen Bedienungen aus; natürlich wird ſich daher jeder bemühet haben, für einen Teutſchen zu gelten. In Liefland nahm man ſolche Maaßregeln nicht, um durch ein ewig dauerndes Abzeichen die Beute von den Räubern zu trennen, und ſo ſie ihnen zu ſichern: indeſſen ſind die Letten hier zu ſehr mit fremden Nationen gemiſcht worden, als daß man erkennen könnte, was ihre Sprache in den erſten Zeiten geweſen ſey, oder daß man viele eigenthümliche Alterthümer bei ihnen ſuchen dürfte. Giebt es dergleichen noch irgendwo, ſo muß es in Litthauen ſeyn.

Dürfte man von der jetzigen lettiſchen Sprache einen Schluß machen, ſo würde er der ältern ſehr vortheilhaft ſeyn. Sie iſt arm in Rückſicht auf Wiſſenſchaft und Kunſt; aber eine der reichſten an Ausdrücken der Empfindung und an maleriſchen Wörter. Wo ein Klang nachzuahmen iſt, giebt der Name deſſelben ihn treulich wieder; wo ein Thier, eine Erſcheinung durch irgend etwas die Phantaſie intereſſiren kann, ſpielt der Name darauf an. Noch immer heißt im vertrauten Geſpräche der Fuchs Bruder Graurock, der Bär Gevatter Breitfuß, der Wolf Waldräuber und Funkelauge (von dem Leuchten ſeiner Augen in der Nacht), das Nordlicht die Geiſterſchlacht, u. ſ. w. Ihr einfacher, allen Eindrücken der Natur offener Geiſt, ihre rege Phantaſie findet faſt, ohne es zu wollen, was die Dichter kultivirter Völker oft mühſam ſuchen müſſen, und der Wohlklang ihrer Sprache unterſtützt ſie.

Faſt jedes Wort können ſie nach Belieben auf einen Vokal ausgehen laſſen, und ihre meiſten Diminutive endigen ſich auf ita und inga, wie viele italiäniſche auf etto und ino *). Auch widerfährt es vielleicht keinem Volke öfter, daß es, ohne es zu wollen oder zu wiſſen, in Verſen ſpricht. Man ſieht, daß der Ausſpruch des Verfaſſers der Lebensläufe nach aufſteigender Linie, Th. 1. S. 72. „Die lettiſche Sprache ſey ſchon halb Poeſie," ſehr gegründet iſt.

Bei einer ſolchen Sprache, ſolchen Anlagen und einer ſolchen Mythologie, als die alten Letten hatten, konnte es ihnen nie an Dichtern fehlen. Alles ſang, alles dichtete; doch hatten ſie, wie wir oben ſahen, auch ihre beſondern Barden, die im Schatten der heiligen

---

*) Der Italiäner kann aus ſeinem Diminutiv wieder ein anderes machen; aber der Lette kann es noch im dritten und vierten Grade. So heißt brahlis, ein Bruder, brahlitis, Brüderchen, brahlinsch, kleines Brüderchen, brahlulitis, ganz kleines Brüderchen, und bahlulinſch verkleinert noch mehr. S. darüber Stenders Grammatik, S. 51.

Haine ihrem Volke Belehrung und Vergnügen erſannen. Vornehmlich gab es drei Arten von Gedichten: Dſeesmes (der Litthauer ſagt Giesmes), Lieder ernſthaften Inhalts, Belehrungs- und Schlachtgeſänge; — Singes, bei dem Litthauer Daina, frohe Lieder; und Raudes, Klag- oder Grabgeſänge. Von allen dieſen exiſtiren jetzt nur ſehr wenige, und zwar in den Archiven alter adeliger Familien, und der Grund ihrer Vernichtung liegt in der Geſchichte.

Mit fürchterlicher Konſeqnenz erklärten nehmlich die Mönche die Götter der Letten für Teufel, und ihre Gebräuche und Geſänge für verbrecheriſch. Wenn ein Lette oder Eſthe bei Begehung der erſtern ertappt wurde, ward er vormals verbrannt, ſpäterhin erhielt er die Kirchenſtaupe, und oft war ſchon das Abſingen eines alten Liedes Veranlaſſung zu harten Strafen. Die beabſichtigte Folge konnte nicht ausbleiben. Ein Volk, dem abſcheulich gemacht wurde, was ihm ehrwürdig war, dem unter dem entſetzlichſten Druck auch der letzte Stab, das Andenken ſeiner hochherzigern und edleren Vorfahren, geraubt wurde, mußte bald durch das Gefühl ſeines Unglücks und ſeiner erzwungenen Beſchränktheit zur Verworfenheit herabſinken. Die Vorzeit war ihm geraubt; wo ſollte es Muth hernehmen, für eine glücklichere Zukunft zu wirken? Dumpf und betäubt ſchleppte es die Laſten der Gegenwart, wie der Pflugſtier das Joch, und ſchien bald nur dazu geſchaffen.

Sobald dieſer Nation das Loos der Leibeigenheit gefallen war, verſtummte ſie; weinend entfloh ihr Genius, und — lange ſchon, ein halbes Jahrtauſend ſchon, harrt er vergebens glücklicher Zeiten, die ihm die Rückkehr erlauben. Was unter dem Volke ſelbſt noch aus der beſſern Periode übrig geblieben iſt, ſind kleine Fragmente, unbedeutende Liebeslieder und Fabeln. In dieſen ſcheint, wie die oben angeführten Ausdrücke bezeugen, die Hauptſtärke der alten Volkslehrer gelegen zu haben. Ich

muß

muß dem Leſer wenigſtens eine der noch übrigen vorlegen, und überlaſſe ihm ſelbſt die Schlüſſe, die ſich aus derſelben ziehen laſſen.

„Als Pehrkun, hört' ich einſt einen blinden Greis ſeinen Enkeln erzählen, die Welt geboren hatte, ſah Pikollus voll Neid, daß alles ſchön und gut war. Das allgemeine Glück verdroß ihn; er ſchuf den Waldräuber (den Wolf). Starke Knochen und Zähne gab er ihm, einen dicken Pelz und immer hungrigen Magen; nur ihm Leben zu ertheilen, vermocht' er nicht. Da kam er zu Pehrkun, und ſprach: „Nachbar, du haſt ſo viele und ſchöne Dinge gemacht; laß mir auch das Vergnügen, etwas zu ſchaffen. Mein Sohn da iſt häßlich und unförmlich; aber ich werde ihn doch lieben. Gieb ihm Leben.“ Pehrkun lächelte; „Du willſt das Verderben meiner lieben Schäfchen, ſagte er; aber dein Scheuſal wird Urſache ſeyn, daß die Reichen viele Armen ernähren, viele Waiſen als Hüter erziehen werden. Es lebe!“ — Der ehrliche Alte fügte keine Moral hinzu; aber die Kinder ſannen nach, und fanden ſie gewiß, — obgleich ein Kunſtrichter über die Erzählung den Kopf ſchütteln möchte.

Die lettiſchen Geſänge, die jetzt in Umlauf ſind, trennen ſich in drei ganz verſchiedene Gattungen. Die erſte beſteht aus den erwähnten Fragmenten, gewöhnlich nur zwei oder vier Zeilen ohne Reim, die mehr in Sprichwortsform, als wie Lieder, unter dem Volke herumgehn. Man erkennt ſie an den Gottesſöhnen, Sonnentöchtern, Erdgöttern u. ſ. w., die darin vorkommen. Ein längeres Ganze läßt ſich wohl nicht mehr aus denſelben zuſammenſetzen. Wer die alte Dichtungsart der Letten kennen lernen will, muß ſie in dem ſtudieren, was ihre Unterdrücker zufällig aufbehielten.

Die zweite Gattung enthält Gedichte teutſchen Urſprungs. Der ehrwürdige Präpoſitus Stender wollte auf den Geiſt ſeiner Anvertrauten durch die Produkte gebildeterer Nationen wirken. Er überſetzte, und zwar ſehr glücklich, viele teutſche Lieder in's Lettiſche. Sie fanden in wohlhabenden Gegenden Beifall, und der Reiſende wird dort oft ſehr angenehm überraſcht, wenn er die lettiſche Hirtin bei ihrer Heerde eine bekannte Melodie anſtimmen hört, hinlauſcht, und ein reitzendes Liedchen von Weiſſe oder Hölty in lettiſchem Gewande wieder findet. Indeß zeigen dieſe Produkte, ſo wohlgerathen ſie auch ſind, mehr von der Biegſamkeit der lettiſchen Sprache, als von dem Geiſte der Nation. Nur im Munde der Schönen hüllt dieſer ſich noch in Worte und Melodie. Der liefländiſche Parnaß hat nur Muſen, keinen Apoll. Mann und Jüngling, ſelbſt das Weib trägt mit ſtummen Ernſt die Laſt des feindlichen Schickſals; nur den Mädchen läßt ihr leichteres Joch Muth genug, mit jugendlich regem Gefühl Roſen in ihre Dornenkrone zu flechten.

Mädchen ſind die Nationaldichter: dies charakteriſirt ihre Geſänge mit Einem Zuge ganz. Faſt alle drehen ſich nur um die großen Angelegenheiten dieſes Geſchlechts: Liebe, Bewerbung, Hochzeit; oder ſie ſind kurze Ausbrüche irgend einer Empfindung, oder einer ſchalkhaften, oft bittern Laune, kurz hingeworfen und vergänglich: Schmetterlinge, die bei einem heitern Sonnenblicke emporgaukeln, und in der nächſten Minute nicht mehr geſehen werden. Gewöhnlich enthält ein ſolches Lied nur zwei oder vier Zeilen, die in einer einfachen Melodie ſehr monotoniſch abgeſungen werden, und am Ende fällt der Chor mit der Oktave des Grundtons in einem lang gezerrten Oh! ein. Es giebt aber doch auch längere Lieder, die immer wieder geſungen werden. Ich will hier von beiden Gattungen einige mittheilen, obgleich mit Bedauern, daß ich nur den Sinn, nicht die urſprüngliche reitzende Naivetät, wieder geben konnte.

Lied der Bewerbung.

Freundliches Mütterchen! lieblich und ſchlank
Iſt dein Töchterchen, ſchön wie der goldne Mohn!

Schön und emſig dazu, wie die Schwalbe,
Wenn ſie ihr Neſt baut. Mütterchen, trautes,
Gieb mir die liebliche Wirthin, daß der Vater ſich freue!
Seidene Tücher kauf' ich ihr an und breite
Flatternde Bänder. In zierlicher Haube
Beſucht ſie Mütterchen dann; und ſie nicht allein:
Schmeichelnde Enkel ſetzt ſie auf Mütterchens Schooß.
Giebſt du mir nicht die wirthliche Schöne,
So ſterb' ich vor Sehnen; und wo begrabet ihr mich?
„Im Roſengarten, Nebelauge, begraben wir dich.
„Unter Roſenblättern ſollſt du mir ſchlummern.
„Stattliche Roſen umkränzen jeden Frühling dein Grab,
„Und am feſtlichen Morgen laufen alle,
„Alle Mädchen ans Grab, und ſchmücken ſich da.“ —
Freundliches Mütterchen, — gieb mir lieber die Tochter!

Brautlied.

Hinter dem Hauſe wuchs eine Linde.
Ich Springerin, Meiſe *), hüpfte hinauf,
Von Aeſten zu Aeſtchen hinauf.
Schon auf dem dritten erblickt' ich die Freier:
Stattliche Freier! Neun Wagen ziehn
Und hundert junge ſpringende Pferdchen heran.
Eile, Schweſterchen, eil' in die Kammer,
Ordne dein zierliches Haar, und rücke den Kranz.
Mutter, ſchmücke ſie ſchön mit buntgenäheten Decken.
„Die Mutter ſchmücket mich nicht; ſie weinet zu ſehr.“
So ſchmücke die Schwägerin dich; die weinet ja nicht.
„Die Schwägerin ſchmücket mich nicht; wir lebten in Hader! —

---

*) Der Glücksvogel unter den Letten.

„Schmücke nun Schwägerin mich; nun trennen
wir uns;
„Nun ſind unſere Aecker getheilt.“ —

Daß übrigens die Schwägerinnen wohl Urſache zum Zürnen haben mögen, bezeugt folgender Sarkasmus, den man oft abſingen hört:

Glücklicher Bruder!
Wer hat ein goldneres Liebchen, als du?
Die Hündin wäſcht dir die Schüſſel,
Die Ziege blattet den Kohl!

Chor: Oh!

In ſolchen Sarkasmen zeigen dieſe Improviſatricen die größte Stärke, und dem geringfügigſten Umſtande wiſſen ſie dieſelben anzuſchmiegen. So beſuchte einſt ein adeliger Knabe (mit ſeinem Lehrer) eine lettiſche Hochzeit. Er hatte einen Pelz von Iltisfellen an, denen man bekanntlich die Schweiſe läßt.

Kaum war er hereingetreten, ſo ſtimmte ein ſchalkhaftes Mädchen an:

Unſer gnäd'ger Junker trägt
Einen Pelz von Katzenſchwänzen.
Chor: Katzenſchwänzen.

Künftig wird er ſelber Katze,
Und uns Mäuschen rupft er dann.
Chor: Rupft er dann.

Eben dies Mädchen ſang denſelben Abend nach einem Streite, in welchem ein ſchwacher Kleiner ihren rüſtigen Liebhaber angegriffen hatte, aber ſchlimm weggekommen war:

Mit dem rechten Hinterfuße
Schlug ein Haſe aus und traf,
Ach, mein Brüderchen!
Armer Bruder! Gerne hätt' ich,
Gerne dich gerettet, nur —
Konnt' ich es vor Lachen nicht.

Hier ſind ein Paar gefälligern Inhalts.

Bienenlied.

Hochgeprieſen ſey die Biene,
Die im Nebel Schätze ſucht,
Und im Sonnenſtrahle ſitzend
Goldne Kronen flicht.

Kleine Bienen, groſze Bienen,
Honigwaben machen ſie. —
Kleine Schweſter, groſze Schweſter,
Sey der Männer Pflegerin.

Die frühe Lerche.

Liebliche Sängerin, kleine Lerche, woher
Des Landes ſo früh? Noch decket Büſche und Stoppeln
Funkelnder Schnee; der graue Stein nur iſt blos,

Und murrend liegen noch all' meine Schäfchen im Stall.
Liebliche Lerche, fliehe, damit nicht der Habicht,
Der tückiſche Habicht, dich haſcht! — Im goldnen Wagen
Raſſeln um die Ecke des Waldes gnädige Herren:
Schweſterchen Lerche, nun fliehe ich auch! —

Zweites Buch.

Vorzeit der Eſthen und Liven.

Vorzeit der Eſthen und Liven.

I.

Ueberſicht des finniſchen Völkerſtammes.

Nicht Felſen und Berge nur zerbröckelt die mächtige Hand der Zeit; nicht Länder nur zerreißt ſie, und gießt den Ocean hin zwiſchen die iſolirten Stücke derſelben: auch Nationen *verwittern* — wenn dieſer Ausdruck nicht zu kühn iſt. Wie manche derſelben, nachdem ſie Jahrtauſende lang in Einer mächtigen, Ehrfurcht gebietenden Maſſe daſtand, ſtürzte endlich, unterwaſchen von der rollenden Fluth der Jahre, in Trümmer hin, und ward auf einer weiten Erdfläche zu einzelnen Volksgruppen verzettelt, die ihre Verwandtſchaft, vielleicht gegenſeitig ihr Daſeyn, nicht mehr ahnden *)! Nur dem fremden Forſcher, den, mit Beobachtungsgeiſt und Sprachkunde gerüſtet, Wißbegier in ihre Wohnungen führt, iſt es zuweilen aufbehalten, in Bildung, in Sitten und Mundart das gemeinſchaftliche Familiengepräge zu entziffern, und Kataſtrophen zu ahnden, von denen alle Jahrbücher ſchweigen, und deren Ruf vorlängſt in graue Sagen verhallte.

Vor allen fiel dieſes Loos dem uralten Stamme der eigentlichen Nordmenſchen, den Finnen. Finnen glitten, vielleicht ſchon im Anfange unſrer jetzigen Zeitrechnung, mit ihren ungeheuren Schneeſchuhen über die norwegiſchen Alpen hin, und andre durchgruben den Ural, wo ſie Stollen und Schürfe zurück-

---

*) So die Nachkommen der römiſchen Kolonieen in allen Theilen der alten Welt; — der Gothen in Spanien und Afrika; — der Sarazenen im Innern von Aſien, Afrika und Spanien ꝛc. — So nach tauſend Jahren wahrſcheinlich die Abkömmlinge von den Kolonieen der ſeefahrenden Europäer in Oſt- und Weſtindien.

ließen, welche die Ruſſen noch jetzt alte Tſchuden-Höhlen nennen. Finnen befiſchten zu gleicher Zeit das Eismeer, den Irtiſch und den kaſpiſchen See; fröhnen jetzt am Strande der Oſtſee, und herrſchen an den Ufern der Donau. Eine Menge von Nationen *) gehören zu ihrer Familie; aber weder Kultur, noch Handlung ſchlingen ihr befreundendes Band um dieſe Schweſtern, ſeitdem traurige Revolutionen ſie einmal von einander entfernt haben. Jede beſtand einzeln ihr Geſchick, und jede trägt es ſo.

Mit den früheſten Blicken, welche die ſüd-

---

*) Schlözer zählt allein im ruſſiſchen Reiche zwölf finniſche Nationen: die eigentlichen Finnen, die in Ingermannland Jshorki heißen; die Eſthen; die Liven; die Wotiaken; die Czeremiſſen; die Czuwaſchen; die Mordwinen; die Permier; die Syränen; die Wogulen, von denen die Ungarn abſtammen; die Kondiſchen Oſtjaken. — Stratenberg erzählten die Samojeden, daß ſie aus Suovomisemea, dem Lande der Suomen oder Finnen, herſtammten, und Storch führt noch die Tepteri an.

lichen Geſchichtſchreiber auf den Norden warfen, entdeckten ſie auch die Finnen oder Fennen als Bewohner deſſelben. Ob er ſelbſt ſie erzeugte, wie ſeine Eisbären und Renne; ob ſie aus dem mildern, reichen Süden zu ſeinen Schneegefilden heraufzogen, um zwiſchen Klippen und unvertilgbaren Forſten ſich das höchſte Glück des Lebens, Freiheit, durch Dürftigkeit zu erhalten, hat die Geſchichte noch nicht entſchieden, und wahrſcheinlich vermag ſie es nie.

Olaus Rudbek zwar ſuchte einſt mit hundert und funfzig Gründen darzuthun, daß die Finnen Nachkommen jener zehn iſraelitiſchen Stämme wären, die Salmanaſſar aus Paläſtina abführte, und die ſeitdem nirgends mehr auftreten. Er bewies aber nur, daß ein Pedant, wenn er ſich einfallen läßt, die wirkliche Welt einmal zu beobachten, wie Don Quixote nichts in derſelben ſieht, als die Viſionen ſeines kranken Gehirns.

Erträglicher war Haſſelts, Törners und anderer Vermuthung, daß ſie Nachkommen der alten Scythen wären. Ohne uns indeß auf ſolche Unterſuchungen einzulaſſen, deren reichſte Ausbeute gewöhnlich nur ein Name iſt, wollen wir uns bei Gebhardi's Ausſpruch, daß die Finnen — Finnen ſind, beruhigen, und nur dem einige Aufmerkſamkeit widmen, was ſie als ſolche waren.

II.

Wohnſitze und allgemeine Geſchichte der Finnen.

Tacitus und andre römiſche und griechiſche Geſchichtſchreiber und Geographen nennen die Fennen Nachbarn der Guttonen, die an Preußens Küſten Bernſtein fiſchten. Sie ſetzten ſie alſo nach Kur- und Liefland, wo auch jetzt noch Ueberbleibſel von ihnen ihr voriges Daſeyn beweiſen. Die isländiſchen Saga's und ſelbſt Alfred in der Reiſegeſchichte des Normanns Other, den er im neunten Jahrhunderte ausſandte, einen nördlichen Weg nach

Indien zu finden, erwähnen ihrer als Bewohner der norwegiſchen Alpen, der Finnmark, Lapplands, Finnlands, Kareliens und der beiden Ufer des Dwina. Adam der Breme und Saxo führen ſie in allen dieſen Ländern gleichfalls auf, und die ruſſiſchen Jahrbücher melden, daß die eindringenden Slaven ſie als Urbewohner des jetzigen Rußlands bis zur ſüdlichſten Spitze des Urals herab, angetroffen haben.

Man ſieht, welche ungeheure Länderreihe dies Volk einſt beſaß; und doch war es kein eroberndes. Weit entfernt, andere Nationen unterjochen zu wollen, wichen die Finnen vor ihnen zurück, ſo lange ſie konnten, und büßten dann, wiewohl nach harten Kämpfen, ſelbſt ihre Freiheit ein.

Ihre früheſten Beſieger waren die Normänner. Schon die älteſten Saga's erzählen als einen längſt eingeführten Gebrauch, daß norwegiſche Fürſten jährlich einen Tribut von Marder- und andern Fellen in der Finnmark erhoben, und alle ſind reich an Kämpfen ihrer Helden mit den Bewohnern des alten Queen- und Kyriala-Landes, und den fürchterlichen Zauberern, den Bjarmen, welche Flüſſe und Berge verſetzten, und Steine regnen ließen. Durch ihre magiſche Kunſt, ſagen ſie, hielten die letzten den Fortſchritt der Normänner auf. In den blutigen Streifzügen beider Nationen ward lange nichts entſchieden, als die Fortdauer ihrer Feindſchaft.

In Süden wurden die Finnen von den neuentſtandenen Witen oder Letten beunruhigt, die, mit Axt und Spaten bewaffnet, immer vordrangen, und jeden Fleck Landes, den ſie einmal erlangt hatten, ſogleich durch Anbau in ihr völliges Eigenthum umwandelten. Auch hier zogen ſich die Finnen zurück, ſo weit ſie's vermochten, und räumten allmählig Semgallien und einen anſehnlichen Theil des innern Lieflands. Sie konnten es bequem, ſo lange ſie nur Jagd, Fiſcherei und Seeraub trieben; als indeß das Uebrige ihres Landes anfing, ihnen zu enge zu werden, machten ſie Halt, vertheidigten ſich muthig, fingen ſelbſt an, ihre Aecker zu bauen, und ſcheinen ihren Bedrängern ſehr bald überlegen geworden zu ſeyn. Die übrigen Begegniſſe der Eſthen (denn ſo hießen ſie ſchon früh im Süden der Oſtſee) wird man in einem andern Abſchnitte finden.

Vielleicht zu gleicher Zeit mit den Letten, oder doch nicht viel früher als ſie, wanderte ein ſlaviſcher Stamm ins Land der Finnen ein, und bauete am Wolchow Nowgorod. Er lebte friedlich, und ward friedlich geduldet; ja, die umwohnenden Finnen verbanden ſich ſo genau mit ihm, daß ſie gemeinſchaftlich den ruſſiſchen Staat bildeten, als äußerer Druck ſie zwang, ſich eine regelmäßigere Verfaſſung zu geben. Die Veranlaſſung war folgende:

Einem ſkandinaviſchen Volke, das die nordiſchen Annaliſten Ruthenen oder Ruſſen nennen, und das wahrſcheinlich aus Schweden ſtammete, war es gelungen, ſich an den ingermannländiſchen Küſten anzuſiedeln, wo es mit den alten Bewohnern ein nachbarliches Verſtändniß unterhielt, und ſich allmälig ganz von ſeinen Landsleuten losriß. Bei einem neuen Einfalle, den dieſe letztern im Anfange des neunten Jahrhunderts thaten, vertrieben ſie die Ruſſen, — die ſich in das jetzige Finnland flüchteten, — und zwangen die zurückbleibenden finniſchen und ſlaviſchen Völkerſchaften, einen Tribut zu erlegen. Er ward nicht lange bezahlt. Die Unterjochten machten einen Aufſtand, vertrieben die Normänner, die man, wie die Ruſſen, auch Waräger nannte, und machten ein Bündniß, das jedem beſondern Volke ſeine Freiheit ließ, alle aber zu gemeinſchaftlicher Vertheidigung verpflichtete.

Sey es nun, daß die Unruhen, die dieſen neuen Staat erſchütterten, alle eine Veränderung wünſchen ließen; ſey es, was der Erfolg viel wahrſcheinlicher macht, daß die Slaven ſich von den Finnen gedrückt fühlten, und daß ſie eigentlich, um beſſer widerſtehen zu können, die vertriebenen Ruſſen zurückriefen: Rurik, der Fürſt der letztern, kam im Jahr 862 mit ſeinem ganzen Volke wieder, ward von den Verbündeten als Fürſt anerkannt, und nahm erſt zu Alt-Ladoga, vier Jahre ſpäter aber zu Nowgorod, ſeine Reſidenz. Hier ſchmelzen die Ruſſen bald mit den Slaven zuſammen, gaben ihnen ihren Namen, und empfingen von ihnen Sprache, Sitten und Religion. Die übrigen verbündeten Völkerſchaften, die Kriwitſchen, Tſchuden, Weſſen und Meränen, ließen ſich's gefallen, dem berufenen Regenten einen Tribut zu bezahlen. Indeß ſcheinen die Tſchuden oder Eſthen ihn bis zur Ankunft der Teutſchen erlegt oder verweigert zu haben, je nachdem man ſtark genug war, ſie zu zwingen.

Zwei Hauptzweige des großen finniſchen Stammes waren noch ſelbſtſtändig und frei: die Bewohner des jetzigen Finnlands und des mächtigen bjarmiſchen Reiches. Jene zu bekehren, d. h. zu unterjochen, begann im zwölften Jahrhunderte Erich, König von Schweden.

Der Biſchof Heinrich, ein Britte, hatte ungefähr 1150 oder 1155 die Apoſtel-Rolle bei den Finnen übernommen, und war bald nachher erſchlagen worden. Sein königlicher Beſchützer in Schweden rächte ſeinen Tod, und erwarb dadurch den Beinamen des Heiligen, und, was mehr werth war, ein weites Land. Das hinderte indeß diejenigen Finnen nicht, die noch frei waren, verheerende Einfälle in ſeine Staaten zu thun. Noch im Jahre 1206 verbrannten die Tawaſten, Karelen und Eſthen, in Verbindung mit den Ruſſen, Sigtuna; ſie erſchlugen damals den Erzbiſchof von Upſala, Johann, und einen Herzog gleiches Namens. Ihr wiederholtes Einlaufen in den Mälar-See war es auch, was Birger Jerl bewog, ihn durch die Erbauung Stockholms zu verſchließen. Erſt im Jahr 1248 gelang es den Schweden, Tawaſten, und zwei und vierzig Jahr ſpäter auch Karelien zu erobern.

In demſelben Jahrhundert drangen die ſlaviſchen Republikaner von Nowgorod in Bjarmien oder Permien ein; doch ohne gleich bekehren zu wollen. Die Anhänger der orientaliſchen Kirche waren nie ſo eifrige Proſelyten-Macher, als die Katholiken: denn ſie hatten keine ſo gewaltige Hierarchie, als die letzten. Erſt im vierzehnten Jahrhundert unternahm der Biſchof Stephan dies gottſelige Werk, das eine Menge der Einwohner zum Auswandern zwang. Im Süden entflohen die Oſtjaken vom weſtlichen Fuße des Ural nach Sibirien, im Norden viele Bjarmen nach Lappland. Die handelnden Bekehrer folgten ihnen, und wo ſie auf ein finniſches Völkchen ſtießen, hatten ſie neue Unterthanen gefunden.

III.

Nähere Schilderung der finniſchen Völker.

Die Eſthen, deren Vorzeit dieſe Blätter eigentlich gewidmet ſind, unterſcheiden ſich ſo wenig in Sitten und Religion von den übrigen Völkerſchaften ihres Stammes, daß ein

Gemälde derſelben, den Hauptzügen nach, auch das ihrige iſt. Man wird es alſo nicht für überflüßig halten, wenn ich fortfahre, von den Finnen im Allgemeinen zu ſprechen, beſonders da es noch bis jetzt keine beſondere Geſchichte derſelben giebt *).

Nie haben die Finnen Eroberungen **) gemacht; überall wurden ſie unterjocht: aber man würde ſich irren, wenn man hieraus auf Weichlichkeit und Mangel an Muth ſchließen wollte. Alle älteren nordiſchen Geſchichtſchreiber vereinigen ſich, ſie als ein äußerſt kriegeriſches Volk zu ſchildern, deſſen körperliche Stärke der Härte ſeines Himmelſtriches entſprach, und deſſen Muth unerſchütterlich war, wie ſeine Felſen. Regner Lodbrok erklärt im Saxo, daß er ſtolzer darauf ſey, die halbnackten Finnen endlich beſiegt zu haben, als auf die Niederlage der geharniſchten Kriegsſchaaren des Kaiſers Karl, die er in Sachſen ſchlug.

---

*) Wenigſtens kenne ich keine, und auf einer der größeſten Bibliotheken in Europa konnte man mir keine nachweiſen. Nur einzelne Abhandlungen von Schöning, Suhm, Haſſelt, Törner, Verelius ꝛc. hatte man.

**) Die ſo ſehr ausgearteten Ungarn ausgenommen.

„Mit der Gewalt des Sturmwindes, ſagt ein anderer Schriftſteller, fliegen die Finnen auf ihren ungeheuren Schneeſchuhen zum Angriff herbei, ſchütten eine Wolke von langen Pfeilen auf den Feind herab, und entziehen ſich dann mit gleicher Schnelligkeit ſeinen Streichen, um in wenigen Augenblicken den ungeſtümen Angriff zu wiederholen *).“

Auf dem Meere waren ſie die einzigen Gegner der Normänner; denn in ihren häufigen Seen und Flüſſen hatten ſie ſich zu vortrefflichen Schiffleuten gebildet; wo ſie ans Geſtade traten, vermochte man nur ſelten, ihnen zu widerſtehen. Indeß die furchtbaren Skandinavier wie Würgengel über der Nordſee, dem atlantiſchen und Mittelmeere ſchwebten, und England, Frankreich, Spanien und Italien

---

*) Olaus Magnus.

nur durch Gold und abgetretene Provinzen Schonung von ihrem bluttriefenden Schwerte zu erkaufen vermochten, waren ſie in ihrer heimiſchen Oſtſee oft gezwungen, den Kahn-Flotten der Eſthen und Finnen zu weichen. Sehr oft verheerten dieſe Norwegens und Dännemarks Küſten. Sigurd Hring, König von Schweden, war ſogar gezwungen, ſein Reich zu verlaſſen, weil er es nicht länger gegen die Angriffe der Queener und Eſthen zu vertheidigen vermochte, und einen andern ſchwediſchen Fürſten, Grim, henkten ſie einſt vor den Augen ſeines Heeres. Selbſt in den neuern Zeiten iſt ihnen dieſer kriegeriſche Muth geblieben, und das noch lebende Andenken der finniſchen Tapferkeit in Liefland und Rußland zeigt, daß Heinſius wenigſtens Anlaß zu jener Hyperbel hatte, die er ſich in der Lobrede auf Guſtav Adolph erlaubte. „Man hätte, ſagt er, ſo wenig erwarten dürfen, daß die Finnen den Feinden gewichen wären, als daß die Elemente von menſchlichen Kräften übermeiſtert würden.“

Deſſen ungeachtet wurden dieſe Beſieger des Auslandes unterjocht, ſobald man ſie in ihrer eigenen Heimath angriff: eine Erſcheinung, wie ſie uns in der ältern Geſchichte unzähligemal aufſtößt *). Ich glaube, daß ſie ſowohl durch die Idee überlegener Stärke, die man vom Angreifenden hat, als durch den Charakter halbkultivirter Völker und die Beſchaffenheit ihrer Waffen veranlaſſet wird: beide machen ſie mehr zum Angriff, als zur Vertheidigung geſchickt.

Eben ſo wenig als an Muth, ſcheinen die Finnen an Bildung den übrigen Skandinaviern nachgeſtanden zu haben; ja, ſie waren ihnen zum Theil in derſelben überlegen, wie mancher Umſtand beweiſt. Indeß muß man

---

*) Die Hunnen, Avaren, Alanen, faſt alle Völker, die das römiſche Reich verwüſteten, waren Flüchtlinge, die ihr eigenes Vaterland Fremden hatten überlaſſen müſſen.

freilich hierbei an nichts denken, was dem ähnlich ſieht, was wir jetzt Bildung nennen. Nein, die Kultur jener Jahrhunderte beſtand im Norden faſt nur darin, daß man treu die Grundbedingungen des geſellſchaftlichen Vertrages beobachtete, ohne darüber zu grübeln, und daß man einige grobe Handgriffe kannte, die gleichſam das Alphabet der Künſte ſind: nur Materialien ihrer Zuſammenſetzung, nicht ſie ſelbſt; und hierin waren die Finnen den Normännern vorgeſchritten.

Zwar iſt das Bild nicht ſchön, das Tacitus (ſ. das erſte Buch) von ihnen entwirft, und achthundert Jahr ſpäter erzählt noch Adam von Bremen, daß die Schiffenden die Küſten der finniſchen Kuren und Eſthen vermieden, weil ſie wilde, blutdurſtige Barbaren wären. Doch dergleichen Beſchreibungen ſcheinen Theils von Mangel an Kenntniß, von Furcht und Feindſeligkeit eingegeben; Theils paſſen ſie nur auf die Gränzſtämme, die zur Zeit des Römers in Sarmatiens Wüſten herumirrten: wer wollte wohl von den Völkern, die in den tatariſchen Steppen ihr dürftiges Leben friſten, auf die Kultur der Ruſſen ſchließen? —

Die ſchon erwähnten Bergwerke am Ural, Ruinen bis auf den Namen vertilgter Städte im alten Bjarmia zwiſchen dem weißen Meer und jenem Gebirge, noch mehr aber, was die alten isländiſchen Saga's von demſelben erzählen, zeugen für die Kultur, die im Innern wenigſtens dieſes Finnenſtaates herrſchte. Sie ſind unerſchöpflich in der Beſchreibung der Reichthümer deſſelben, und verlieren ſich in Hyperbeln, wenn ſie von der Pracht reden, die dort in Tempeln und Palläſten herrſchte.

Dieſe Vorzüge waren übrigens das Verderben des Landes; denn eben ſie lockten die norwegiſchen Abentheurer zu beſtändigen Einfällen. Der erſte geſchah, wie es ſcheint, durch jenen Seemann Alfreds, Other. Er erlangte dadurch einen ſolchen Ruf, daß, wie der britiſche Monarch erzählt, jedermann, der ſeinen Namen hörte, rief: „Der Other etwa, der nach Bjarmia zog?" Seit ihm gehörten die Streifereien dorthin zu dem Ruhme eines jeden, der für einen Helden gelten wollte: indeß nahm man nicht den beſchwerlichen Weg, den er gegangen war, das heißt, zur Mündung des Dwina, ſondern ging meiſtentheils durch Finnland, oder man lief in die Newa ein.

Die reichſte Beute brachte Thora Hunt von einem ſolchen Zuge zurück. Er gelangte bis dahin, wo am Ufer der Dwina in einem heiligen Haine die Bildſäule des Jummala ſtand und mit ihrem Glanze weithin die umliegende Gegend überſtrahlte *). Sie war von köſtlichem Holze, mit Gold und Edelſteinen beſetzt; ſie war mit einer goldenen Krone, in der zwölf Edelſteine blitzten, geſchmückt, und mit einem Halsbande, deſſen Werth ſich auf 300 Mark Goldes belief. Um ihre Schultern hing ein Mantel, den drei Schiffsladungen, wie ſie über das griechiſche Meer ſegelten, nicht bezahlt hätten, und auf ihren Knieen ſtand ein golde-

---

*) Die Sturlaus Saga und die Heims-Kringla ſelbſt.

ner Becher, ſo tief und weit, daß vier Männer — Normänner! — ihn nicht leeren konnten, wenn er mit Meth gefüllt war, und er war voll Münzen von demſelben Metall. Mit allen dieſen Schätzen beladen zog Thora heim *).

Freilich iſt die dichteriſche Licenz in dieſer Beſchreibung nicht zu verkennen; aber das dürfen wir mit Recht annehmen, daß ein Volk, von welchem Zeitgenoſſen ſolche Dinge erzählen, und deſſen Land bei ihnen überhaupt für die Heimath alles Wunderbaren und Köſtlichen galt, ſie bei weitem an Reichthum und Kunſtfleiß muß übertroffen haben. Und woher kam der erſtere den Bjarmen? Nicht bloß aus ihren Bergwerken. Man hat ſichere Spuren, daß ſie Handel mit ihren ſüdlichen Nachbarn trieben, und von den Perſern für Pelzwerk die koſtbarſten Produkte des aſiatiſchen Südens eintauſchten. Späterhin folgten die nowgorodiſchen Slawen nur dem Wege, den die

Bjar-

---

*) Die Boſa und Herrauds Saga.

Bjarmen oder Permier gebahnt hatten. Auch an der Oſtſee handelten ſie. Sobald der Winter die Flüſſe und Seen zu feſtem Boden, die Moräſte wegſam gemacht hatte, ward an mehreren Orten auf dem Eiſe ein großer Markt eröffnet, den auch normänniſche Kaufleute beſuchten: denn obgleich dieſe nach Beendigung des Marktes oft raubten, ſo ſcheint doch im Allgemeinen bei ihnen das Plündern für ein Handwerk gegolten zu haben, das nur Königen und ihren Geſellen ziemte.

Ausgebreitete Handlung iſt nothwendig die Quelle ausgebreiteter Kenntniſſe: auch huldigten die Normänner der vollendetern Bildung der finniſchen Völker dadurch, daß ſie dieſelben für Zauberer erklärten. Als Frotho, erzählt eine Sage, mit ihnen kämpfte, und ſie in die Flucht ſchlug, warfen die Fliehenden Sandkörner hinter ſich, die den Verfolgern niederſtürzende Berge ſchienen, und ſofort das Nachſetzen hinderten. Am folgenden Morgen ſtanden die Finnen wieder da; der Kampf begann aufs neue, und entſchied ſich wie am vorigen Tage; aber ein Waldſtrom rauſchte plötzlich durchs Gefilde, und deckte den Rückzug der Magier. Erſt als ſie am dritten Tage wieder überwunden wurden, unterwarfen ſie ſich, und verſprachen Tribut. — Wer erkennt hier nicht den Kampf einer gebildeten Nation gegen Barbaren, denen ſie vergebens eine wunderbar ſcheinende Kriegesliſt entgegenſetzt? Leider iſt uns wenig mehr als Stoff zu ſolchen Vermuthungen übrig geblieben.

Vorzüglich ſcheinen die Finnen Muſik und Dichtkunſt geliebt zu haben. Selbſt die liefländiſche Geſchichte hat uns ein ſeltenes Beiſpiel ihrer Empfänglichkeit für die Harmonie aufbehalten. Als die Eſthen einſt ein lettiſches Schloß ſtürmten, ſetzte ſich der chriſtliche Prieſter deſſelben auf die Mauer, und begann auf einem Inſtrumente zu ſpielen: plötzlich hielten die Eſthen inne mit dem Sturm, und entfernten ſich endlich.

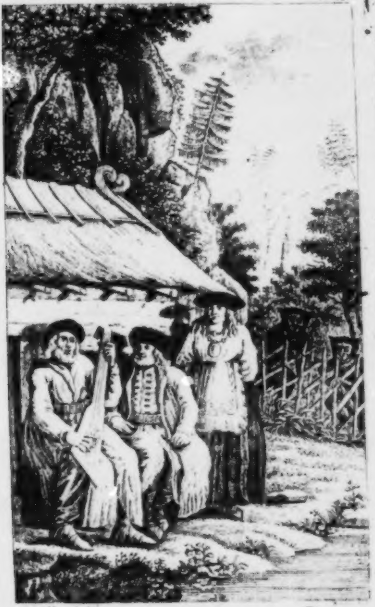
Sie ſelbſt hatten Zithern und Sackpfeifen, und ſangen aus dem Stegreife Geſänge zum Klange derſelben. Bei ihnen, wie bei den übrigen ſkandinaviſchen Völkern, waren die großen Helden auch vorzügliche Dichter: eine Verbindung, die natürlicher iſt, als ſie beim erſten Anblicke ſcheint. Der Held, mit dem die nordiſchen Sagen am meiſten prunken, der ſkandinaviſche Herkules, der umherzog, Tyrannen und Rieſen zu tödten; zu dem jeder bedrängte Fürſt und jede unglückliche Schöne ihre Zuflucht nahm; der drei Menſchenalter hindurch den Sieg an jede Fahne heftete, für die er ſtritt, und eben ſo ſehr durch nützliche Erfindungen, als durch Heldenmuth glänzte: Störkoder, nach Saxo ein geborner Eſthländer, überlieferte ſelbſt der Nachwelt ſeine Thaten in Verſen, deren Inhalt der ebengenannte Schriftſteller aufbehalten zu haben behauptet. Ja, die Sage nennt uns den Namen eines finniſchen Orpheus Wainamöinen, deſſen Zither ſo bezaubernd tönte, daß ſelbſt Bären herbeiſchlichen und, auf den Zaun gelehnt, ſeinen Melodieen lauſchten *).

Auch Weibern waren die Gaben des Dichtergottes nicht verſagt; auch ſie ergriff der furor poeticus oft. Dann nahmen ſie ſchnell ihren Mitſänger bei der Hand, und eilten einem Sitze zu, auf dem ſie in der Melodie, die Gefühl und der Gegenſtand eingaben, ihrer Begeiſterung Luft machten.

Sie ſtanden bei den finniſchen Völkern in höherem Anſehen, als bei irgend einer andern nordiſchen Nation, und ſie verdienten es, ſowohl durch ihre vorzügliche Schönheit, als durch ihre treue Theilnahme an allen Beſchwerlichkeiten und Gefahren des Mannes. Er warb um ſie, indem er ſeinen Gürtel an ihr Lager hängte. Fand man ihn am folgenden Tage hinausgeworfen, ſo hatte der Freier ſeinen Korb.

---

*) Um den Leſern die jetzige ehſtniſche Tracht vorzulegen, wählte der Künſtler gerade dieſe Idee zum beigefügten Kupfer. Der Anachronismus wird wahrſcheinlich keine Tadler finden.



Waina-Möinen, Orpheus der Finnen

Ward das Liebespfand aufbewahrt, ſo wendete er ſich an die Eltern, um über den Preis einig zu werden, für den ſie ihm die Pflegerin ihres Alters überlaſſen wollten. Von nun an war ſie ſeine unzertrennliche Gefährtin, und alle ſeine Geſchäfte waren auch die ihrigen. Sie ſang und weiſſagte nicht nur wie er: ſie flog ſogar an ſeiner Seite, mit flatterndem Haar und geſpanntem Bogen, auf Schneeſchuhen über Berg und Thal, um die Spur des Wildes zu verfolgen, oder einen einbrechenden Feind zurückzuweiſen. Nur die Jagd des Bären durfte ſie nicht mit ihm theilen, und während der weiblichen Unpäßlichkeit mußte ſie ſich in ihrer Hütte von der Geſellſchaft der Männer entfernen.

Das männliche Betragen der finniſchen Schönen gab wahrſcheinlich zur Entſtehung der Fabel von nordiſchen Amazonen Anlaß, von denen manche Saga ſpricht. Neuere Schriftſteller leiteten ſie mit Unrecht von dem verſchollenen Namen „Queenland" her, der vielmehr von ihr abzuſtammen ſcheint.

Die Staatsverfaſſung der finniſchen Völkerſchaften war nicht überall gleich. Die Bjarmen beherrſchte bald ein König, bald eine Königin; die Finnen, Tawaſten, Karelier ſtanden in ihren ſumpfigen Thälern, ſo wie die Liven, unter kleinen, ſelbſt erwählten Fürſten; die Eſthen hingegen hatten eine rein republikaniſche Verfaſſung. Dieſer Verſchiedenheit ungeachtet verband ein gewiſſer public ſpirit alle finniſchen Völker. Faſt nie finden wir eins derſelben allein unter den Waffen, wenn es einen auswärtigen Krieg gilt. Ihre Flotten, wie ihre Heere, waren immer aus den Contingenten mehrerer zuſammengeſetzt: ein Umſtand, der in der eigentlichen Geſchichte Liefſlands oft wird bemerkt werden.

IV.

Sitten und Religion der finniſchen Völker.

Der Hauptzug im Charakter der Finnen war, wie wir ſahen, kriegeriſche muthige Wildheit: doch die galt nur ihren Feinden. Im Frieden feierten ſie gaſtfrei die Ankunft eines Fremden wie ein Feſt. Unter ſich waren ſie, nach Olaus Magnus Schilderung, freundſchaftlich, gefällig und beſcheiden. Langſam entbrannte ihr Zorn: dann aber wüthete er unauslöſchlich, und war nur durch Blut zu ſtillen. Unbekannt übrigens mit ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten, übten ſie, was ihre Vernunft ſie als gut erkennen ließ, und flohen das Laſter, bloß weil es ihrem Gefühle zuwider war. Daher verabſcheuten ſie zum Beiſpiel Verrätherei und Diebſtahl; aber Vergnügen hielten ſie nicht für ſtrafbar, und erlaubten ſich jede Art von Wolluſt, den Ehebruch ausgenommen, den ſie durch Feuer beſtraften.

Geordneter und ſyſtematiſcher als ihre Maral, waren die Glaubenslehren der Finnen, die wir mit einiger Sicherheit noch genau können kennen lernen. Sie beſtehen noch immer, wiewohl mit vielen chriſtlichen Mythen vermiſcht, bei den Lappen. Daß es dieſelben ſind, die einſt bei allen finniſchen Völkern galten, zeigen uns Theils einzelne Data, welche Geſchichtſchreiber des Norden zufällig aufbehielten, Theils aber unwiderſprechlich viele Benennungen, die auch bei den entfernteſten Stämmen fortgedauert haben.

Adam der Breme und andere Schriftſteller beſchuldigen ſie, daß ſie Felſen, Bäume, Klötze, Drachen und Schlangen angebetet hätten: aber ich geſtehe, es ſcheint mir unmöglich, daß der menſchliche Geiſt unter irgend einem Himmelsſtrich dieſer Verirrung fähig geweſen ſey. So alt und allgemein auch dieſe Verläumdung deſſelben iſt, ſo lehrt uns doch jedesmal die nähere Unterſuchung, daß nur Vorurtheil, Unwiſſenheit und Mangel an Kenntniß der Landesſprache, beobachtende Fremdlinge die

Symbole angebeteter Weſen für ſie ſelbſt anſehen ließen. Man iſt, dünkt mich, eben ſo ungerecht, wenn man z. B. die Aegypter beſchuldigt, daß ſie Ochſen und Zwiebeln, oder die Neger, daß ſie ihre Fetiſche für Götter hielten, als wenn man von den Griechen behaupten wollte: ſie hätten der Statüe des Jupiter, die ſie beim Phidias beſtellten, den Donner zugeſchrieben, oder die Katholiken, ſie ſähen die Heiligen-Klecksereien und Reliquien für die Lenker ihrer Schickſale an. Nein! überall galt das Kniebeugen nur den Weſen, an die man durch dergleichen Dinge erinnert wurde, oder denen ſie geweihet waren. Die Menſchen ſind ſchwach genug, Tollhäusler und Betrieger für Heilige zu erklären; Räubern und Verheerern, die ſie wie Hyänen hätten erwürgen ſollen, ihrer Verbrechen wegen, Altäre zu ſetzen und im Staube vor ihnen zu kriechen; aber daß ſie in Ernſt lebloſe Dinge, Machwerk ihrer Hände, oder unvernünftige Thiere für Regierer der Welt anſehen ſollten: das zu behaupten, iſt faſt eine nicht kleinere Verirrung, als jene geweſen ſeyn würde.

Der Hauptinhalt der finniſchen Religion war:

Sie glaubten eine oberſte, alles regierende Gottheit, welche die Welt erſchaffen hatte. Sie nannten ſie Jummala oder Jbmele. Wie rein dieſer Begriff war, erhellet daraus, daß ſie jenen Namen ohne Bedenken auf die Gottheit übertrugen, welche die Chriſten ihnen verkündeten. Was ſie von dieſem Schöpfer und Weltregierer hörten, ſtimmte völlig mit dem überein, was ſie vorher gedacht hatten; und ſo behielten ſie das Wort bei. Als die höchſte Kraftäußerung dieſer Gottheit ſahen ſie den Donner an, und nannten ſie daher auch den Donnerer, — wie die Chriſten vom Herrn der Heerſchaaren, vom Weltenrichter ꝛc. ſprechen.

Sie glaubten, außer dieſem Jummala, an eine Menge untergeordneter Schutzgeiſter, welche die himmliſchen Körper, die Luft, die Wälder, die Tiefen der Erde, die Gewäſſer bewohnten, die ſie durch Opfer und Ceremonien zu ihren Freunden machen konnten, und denen gewiſſe Orte, Thiere, u. ſ. w. geheiliget waren.

Sie glaubten endlich, daß die Menſchen unſterbliche Seelen hätten, die nach dem Tode in das glückliche unterirdiſche Seelenland Jabmen-Aimo, wenn ſie anders auf der Erde rechtlich gelebt hatten, übergingen. Waren ſie hingegen böſe geweſen, ſo fuhren ſie in einen andern unterirdiſchen Ort, in den Gerren-Aimo, wo ſie zwar nicht gequält wurden, aber doch vieler Genüſſe entbehren mußten.

Vergleicht man dieſe Vorſtellungen mit der Hölle, dem Fegefeuer, die Schutzgeiſter mit den Heiligen, den einfachen Jummala mit dem, wie Cerberus, dreifachen Eins der damaligen Chriſten, ſo erſtaunt man, daß die Heidenbekehrung hier für eine Art von Aufklärung konnte gehalten werden. War ſie ja durch etwas wohlthätig, ſo war ſie es durch die Verbindung, in welche ſie die nordiſchen Heiden mit den Beſitzern — nicht der Bibel, ſondern — der Schriften ſüdlicher Heiden ſetzte, aus denen dereinſt wieder Aufklärung hervorgehen ſollte. Für den Augenblick verloren ſie: denn ihre Mythen waren vernünftiger, und ihre Moral, trotz der erlaubten Wildheit und Wolluſt, reiner, als die Moral der Mönche. Selbſt ihre Menſchenopfer — was waren ſie doch gegen die Nationen, die man dem römiſchen Ober-Gaukler in allen Welttheilen ſchlachtete?

Jummala oder Thor, der Donnerer *),

---

*) Gabriel [illegible] de [illegible] et Rel. Fennorum, [illegible] Fennorum. Suhm „Om Odin." [illegible], [illegible] und Leem ſind die Hauptquellen, die ich bei dieſem Nachziehen benutze. — In Rückſicht auf Thor erlaube man mir hier eine Hypotheſe aufzuſtellen, die vielleicht nähere Unterſuchung verdient. Der Thor der Finnen ward auch bei den Gothen ꝛc. verehrt, aber Odin und ihre Frigga aber nicht bei den Finnen. Dieß ſcheint anzudeuten, daß die Gothen ihre Mythologie von jenen entlehnt haben. — Nach Saxo, kam Odin aus Oſten her, (wegen ſeiner Aſer, ſagte man: aus Aſien), und bauete ſich ſelbſt bei Upſala einen Tempel. Er war das Oberhaupt der byzantiniſchen Götter; da er ſich aber in Rinda, die Tochter eines ruſ-

hatte, wie ich oben erzählte, ſein vornehmſtes Heiligthum in Bjarmia, am Ufer der Dwina.

ſiſchen Fürſten, verliebte, und von ihr mit einer Ohrfeige abgewieſen ward, auch ſich übrigens ſehr leichtſinnig aufführte, ſo ſetzten die Götter ihn ab, und erwählten anſtatt ſeiner einen Mit-Odin. Er kehrte zurück nach Byzanz, überwand den Mit-Odin, und nahm ſeinen Thron wieder ein. Bald nachher verliebte ſich Gott Balder in die Tochter Hothers, eines ſchwediſchen Königs, und bekam einen Korb. Daraus entſtand ein Krieg zwiſchen den Schweden und den Göttern, in welchem die letztern geſchlagen wurden. Dieſe Kriege und alle Umſtände überhaupt zeigen, daß das Byzanz des Saxo, wie es auch Schlözer behauptet, nichts anders, als die dem finniſchen Meerbuſen öſtlich gelegenen Länder waren, — die ja auch Adams des Bremen Griechenland ſind. — Wie, wenn daher *Odin und ſeine Mitgötter*, die man beſiegen konnte, *eine bjarmiſche Prieſtergeſellſchaft geweſen wären?* Dann iſt die heidniſche Kultur der Normannen ein Abglanz der ehemaligen finniſchen, und wir werden hier auf Revolutionen geleitet, von denen unſere weltliche Geſchichte nichts aufbehalten hat.

Der finniſche Thor ſitzt in den normänniſchen Götter-Gemälden, und Odin und Frigga ſtehen an ſeinen beiden Seiten. — Olaus Magnus nennt uns

Er ward durch eine koloſſaliſche gekrönte Bildſäule vorgeſtellt, die auf einem Throne ſaß, und einen Hammer, das Sinnbild des Donners, in der Hand hatte. Täglich wurden ihr im Tempel die köſtlichſten Speiſeopfer vorgeſetzt; aber an feſtlichen Tagen trug man ſie, prächtig mit Gold und Silber geziert, auf einen heiligen Hügel, wo das verſammelte Volk ſie, oder vielmehr den, den ſie repräſentirte, mit gebogenen Knieen und Gebeten verehrte. Im Januar, welcher Thorsmond hieß und ihm vorzüglich geweihet war, ſtellte man ihm zu Ehren große Gaſtmahle an, bei denen man aus geweihten Bechern trank, Rinder und Pferde ſchlachtete, und mit ihrem Blute ſeinen Sitz

---

unter den gothiſchen Göttern einen finniſchen Wahrſager Roſtiophus. — Ein Normann Hother ſoll nach einer langen Reiſe in's Land der Götter gelangt ſeyn und mit ihnen gefochten haben. Vielleicht war es derſelbe Other, deſſen Ankunft in Biarmien uns Alfred weniger wunderbar erzählt. Auch dieſe einzelnen Data können zu Aufklärung und Beſtätigung jener Hypotheſe dienen.

und Altar beſprengte. Vorzüglich erflehte man von ihm Frieden, Geſundheit, erträgliche Winterkälte und eine geſegnete Ernte: denn er ſtand den Weltbegebenheiten, dem menſchlichen Leben und der Witterung vor.

Das Werkzeug ſeiner Macht war, wie geſagt, der Donner; und mit jedem Schlage, glaubten ſie, vernichte er einen rebelliſchen Geiſt. Aus dieſer Urſache waren ihnen vom Blitze getroffene Felſen und Bäume, als Richtſtäten höherer Weſen, furchtbar. Dieſer Glaube *) und die Namen Jummala und Thor haben ſich nicht nur bei Lappen und Finnen, ſondern auch bei Eſthen, Czeremiſſen und Tſchuwaſchen erhalten. — Auf den lappländiſchen Zaubertrommeln iſt Thors Symbol ein doppelter Hammer.

Als Diener Thors nahmen ſie vier verſchiedene Gattungen von männlichen und weib-

---

*) Ein Beiſpiel davon giebt der Prozeß über die Gewalt des Teufels im 13ten Stück von Hupels nordiſchen Miſcellaneen.

lichen Untergöttern an, himmliſche, Luft-, über- und unterirdiſche Geiſter. Jede Klaſſe hatte ihr beſonderes Gebiet und ihre Verrichtungen.

So waren Radien Azbie und ſeine Gattin Radien Kedde, die himmliſchen, Geſellſchafter Thors und Vollſtrecker ſeiner Befehle, ſowohl gegen die übrigen Geiſter, als in Rückſicht der Weltſchickſale. Erſterer ward durch zwei ſich kreuzende Striche, letztere durch ein Haus dargeſtellt.

Beiwe, das Haupt der zweiten Klaſſe, figurirte als ein Kreis auf den Zaubertrommeln, und waltete mit ſeinen Untergebenen über den Lauf der Sterne und die Schickſale der einzelnen Tage.

Zu dieſer Klaſſe gehörte vermuthlich auch die Serane, welche ſie wie einen Spinnrocken vorſtellten, und der ſie Flachs opferten; ferner Rabbis, Nachtu oder Kun, der Bewohner des Mondes, der das alte und neue Licht ſchuf. Zur Zeit des Vollmondes riefen ſie ihm zu: „Sey uns gegrüßet, freundlicher Mond! Wer-

de

de alt, doch uns laſſe jung. Glänzend wie Gold werde die Schönheit deines runden Geſichts, feſt wie Eiſen die Geſundheit der Menſchen."

Maderatja und ſein Weib Maderatka gaben allem Lebendigen Wachsthum und Gedeihen. Bei ſchwangern Weibern ſchuf ſie den Körper, und er die Seele des Kindes. Ihr und ihren Gehülfinnen that man die meiſten Gelübde, vorzüglich um Töchter zu erhalten, deren Erziehung bei der Verheirathung bezahlt ward.

Ihre Untergebenen waren die Schutzgeiſter einzelner Gegenſtände; ſie hatten in den verſchiedenen Provinzen verſchiedene Namen. So war

Tapio der Gott der Jagd; Achti Gott der Fiſcherei; Licki Pfleger der Pflanzen und Bäume. Käkre, der Schutzgeiſt der Gränzen, hieß bei den Eſthen Metziko, und ſein Gebilde, von Stroh gemacht, wurde jährlich, noch im vorigen Jahrhundert, feierlich an den Ackerſcheiden aufgeſtellt. Die feindlichen Caveen fraßen den Mond, und verurſachten Finſterniſſe; die Söhne Cavela's halfen freundſchaftlich die Wieſen mähen, u. ſ. w.

Die unterirdiſchen Saiwo-Olmak, oder Geiſter des Saiwo, ſpielten im häuslichen Leben der Finnen die wichtigſte Rolle. Sie konnten leicht bewogen werden, mit den Menſchen ein Bündniß einzugehen, bei ihnen in der Geſtalt eines Vogels, eines vierfüßigen Thieres, einer Fliege oder Schlange zu wohnen, ſie auf die Jagd zu begleiten, und ihre, freilich oft ſchädlichen, Aufträge zu vollſtrecken. Ja, ſie nahmen ſogar von ihren Freunden Beſuche in ihrer Heimath Saiwo an, wo ſie dieſelben hoch traktirten und feierliche Tänze mit ihnen hielten. Es gab ſogar manche Finnen, die mehrere dergleichen Olmak beſaßen, und ſie ihren Kindern als die vorzüglichſte Erbſchaft hinterließen.

So freundſchaftliche Geiſter mußte man ja wohl lieben. Auch opferte man ihnen am meiſten, und ſtellte ihre Bildniſſe überall, in Häuſern, Wäldern, unter Felſen und in Grotten auf. Sie unterſchieden ſich dadurch, daß, um auf die Wohnung der Olmak zu deuten, der Kopf der Bildſäule aus der Wurzel, der Körper aber aus dem Stamme gemacht war. — Man ſieht leicht, daß dieſe phantaſtiſchen Weſen eine Art von gutmüthigen, hülfreichen Kobolden vorſtellten, die nur von den Chriſten in Teufel verwandelt wurden.

Als Vermittler zwiſchen dieſer geiſtigen Welt und der ſichtbaren dienten die Prieſter oder Zauberer, die auch hier Eins waren, und bei den Lappen Noaiden, bei den Eſthen Neides heißen. Sie ſcheinen einen eigenen Stand gebildet zu haben; denn nur nach einer gewiſſen Prüfung wurde ein junger Mann als Noaide anerkannt. Nach dem funfzigſten Jahre ſah man ſie für Ausgediente an, und noch älteren traute man gar keine Macht mehr zu. Wahrſcheinlich kam dieſer Glaube daher, weil ſie wirklich beſchwerliche Verrichtungen hatten, zu denen alten Leuten die Kräfte mangelten.

Eine der beſchwerlichſten war, noch in der Mitte dieſes Jahrhunderts unter den Lappen, die Reiſe nach dem Seelenlande *). Den Vorſtellungen der Finnen zufolge, kamen nehmlich die Krankheiten vorzüglich daher, daß die verſtorbenen Voreltern die Seele des Siechenden zu ſich verlangten. Wollte man ihn alſo herſtellen, ſo mußte man jene zu einer Sinnesänderung bewegen: und wem konnte man dies beſſer auftragen, als den Wundermännern, die ohnehin mit der Geiſterwelt in ſo naher Verbindung ſtanden? Ein Noaide übernahm es. In Gegenwart vieler Menſchen, die ſingen und trommeln mußten, erſchöpfte er ſich in myſtiſchen Tänzen und Sprüngen, bis er ohnmächtig hinſtürzte. Dann traten ein Paar Wächter zu ſeinem Körper, um die Berührung

---

*) Im ſechſten Abſchnitte wird man einen Beweis finden, daß auch die Eſthen das Seelenland noch nicht vergeſſen haben.

aller lebendigen Weſen von demſelben zu entfernen; ſeine Seele aber zog indeß, von einem Olmak in Schlangengeſtalt begleitet, hinab in's furchtbare Schattenreich, wo ſie die ſtrengen Voreltern durch Bitten oder Kämpfe, in denen der treue Schutzgeiſt muthig half, auf andere Gedanken zu bringen ſuchte. Bei ſeiner Rückkehr zum Leben theilte er die Nachricht des Erfolges mit.

Leichter war ſeine Rolle bei den Hochzeiten. Er ſchlug Feuer über die verſchränkten Hände des Ehepaars, und ſang ein Hochzeitlied dazu.

Ein anderes Geſchäft der Noaiden war die Bereitung der Opfer; aber nur gewiſſen Ausgezeichneten, welche Blutmänner hießen, ſtand ſie zu. Dieſe bereiteten ſich mehrere Tage durch Faſten und Baden, und begingen dann mit einem furchtbar-myſteriöſen Weſen die heiligen Riten.

Den Nachrichten einiger Schriftſteller zufolge, opferten vorzüglich die Finnen und Eſthen zuweilen Menſchen, die in Gegenwart des Volkes in einen See verſenkt wurden; in der Regel waren es aber nur Thiere. In manchen Fällen ward das Fleiſch derſelben gekocht und verzehrt; die Knochen hingegen bot man den Göttern dar, in der Vorausſetzung, daß ſie dieſelben, ſo bald es ihnen beliebte, wieder mit Fleiſch umkleiden könnten. In andern legte man die zerſchnittenen Glieder des Opferthiers in natürlicher Ordnung in eine Kiſte von Baumrinde, begrub ſie, und ſetzte das hölzerne Symbol des Gottes, dem die Gabe zugedacht war, auf das Grab. Niemand pflegte bei einem ſolchen vorüber zu gehen, ohne eine kleine Gabe darauf zu werfen.

Eben dieſe Ehrenbezeigung pflegte man auch den Ruheſtätten der Voreltern zu machen. Ihre Leichen verbrannten ſie wenigſtens nicht immer, ſondern begruben ſie unter feierlichen Tänzen und Geſängen, mit dem beſten Pferde und Hunde des Verſtorbenen. In den geöffneten Grabhügeln in Eſth- und Finnland hat man immer Menſchen- und Thierknochen beiſammen gefunden.

Rudbeck und ſelbſt Leem erzählen, daß die Finnen und Lappen den Freitag und Sonnabend feierten. Beweiſe des Gegentheils kann ich freilich nicht geben; aber ich halte das Vorgeben für einen Irrthum, oder die Feier nur für einen neuern Gebrauch. Wie hätte die jüdiſche, oder vielmehr indiſche, Eintheilung in Wochen, vor Einführung des Chriſtenthums in die fenniſchen Moräſte gerathen ſollen? Und ohne ſie gab es ja keinen Freitag oder Sonnabend *).

---

*) Auch die Heidentaufe und viele andere Gebräuche, deren Leem erwähnt, ſcheinen ausgeartete chriſtliche Riten. Ich habe nur das von ihm entlehnt, was auch ältere Schriftſteller von den übrigen finniſchen Stämmen, wenigſtens im Vorbeigehen, erwähnen.

V.

Die alten Eſthen insbeſondere.

Die Hauptzüge von dem, was uns ein halbes Jahrtauſend voll Verheerung und Tyrannei, während deſſen niemand die Unterdrückten ſeiner Aufmerkſamkeit werth fand, zufällig von den alten Eſthen aufbehalten hat, habe ich der allgemeinen Nachricht von den finniſchen Völkern eingeflochten; was ſich bis jetzt unter dieſer Nation aus glücklichern Zeiten fortgepflanzt hat, wird die Schilderung der gegenwärtigen Eſthen zum Theil enthalten: in dieſem Abſchnitt kann ich alſo nur einige ſchon angeführte Umſtände näher beſtimmen.

Die Verfaſſung der alten Eſthen war, wie ich ſchon oben ſagte, republikaniſch. Jährlich verſammelte ſich die Nation in einem mitten im Lande liegenden Dorfe, Rugele oder Rangola, wo die allgemeinen Angelegenheiten öffentlich abgehandelt, und Krieg oder Friede beſchloſſen wurde. Dieſer gemeinſchaftliche Mittelpunkt war es wahrſcheinlich, was ſie, außer ihrem Charakter, fähig machte, den chriſtlichen Unterdrückern ſo lange zu widerſtehen und ſo oft das Joch derſelben wieder abzuſchütteln. Sie machten zuweilen ſehr große zuſammengeſetzte Plane, welche die Herrſchaft der fremden Räuber, auf die ſie von mehreren Seiten zugleich hinſtürmten, dem Untergange oft nahe brachten; doch durch ihre ſchlechteren Waffen und den immer neuen Zufluß neuer Raubgenoſſen aus Teutſchland ſchlug alles fehl. Sie erlagen endlich; aber noch jetzt fürchten die tyranniſchen Großherren ihren unbiegſamen Geiſt viel mehr, als die Verzweiflung der ſchlaffen Letten.

Der älteſte liefländiſche Annaliſt, Heinrich der Lette *), nennt eine Menge eſthniſcher Provinzen, unter denen Ungannien, Sakkala, Jerwen, Rotalien, Harrien, Wirland und Oeſel

---

*) Er ſcheint einer von den Knaben geweſen zu ſeyn, die Albert als Geiſel nach Teutſchland ſendete, um dort erzogen zu werden. Nachmals ward er dienender Prieſter bei dem Biſchofe Philip von Ratzeburg, und nach deſſen Tode ſelbſt Miſſionär.

die vornehmſten ſind. Jede war in Kylegunden, oder Diſtrikte, vertheilt, und von dieſen ſcheint wieder jede einem erwählten Richter und Heerführer, Wannem, untergeordnet geweſen zu ſeyn. Die Geſchichte hat uns die Namen mehrerer dieſer heldenmüthigen Wannen überliefert.

Die Spezial-Geſchichte der Eſthen vor der Ankunft der Teutſchen iſt nicht weitläuftig, beſonders wenn wir die Erzählungen der Dänen und Schweden aus den Zeiten vor Chriſti Geburt und den erſten achthundert Jahren nachher, als das, was ſie ſind, als ein Fabelgewebe betrachten, in welchem nur ſelten ein glaubliches Faktum unter der abentheuerlichen Maske zu erkennen iſt.

So viel lernen wir indeſſen aus denſelben, daß Eſthland den Skandinaviern ſehr wichtig war. Die kühnen eſthniſchen Segler ſtanden ihnen überall im Wege, und bewogen ſie dadurch, bald um ihre Freundſchaft zu werben, bald ihre Unterjochung zu verſuchen. In allen großen nordiſchen Kriegen beinahe, kämpften die Eſthen und Liven als Bundesgenoſſen mit. Aber Hother, Frotho I. und Regner Lodbrok drangen auch mit großen Heeren in ihr Land ein, und erpreßten für den Augenblick einen Tribut. Sie entfernten ſich dann, und rechneten Eſthland zu den Provinzen ihres Reiches, bis ein rächender Gegenbeſuch ſie, gewöhnlich ſehr bald, aus dem ſchmeichelhaften Irrthum zog. Daher kommt es, daß die Schriftſteller zwiſchen dem neunten und zwölften Jahrhunderte Eſth- und Kurland bald für ein Eigenthum der Dänen, bald der Schweden oder Ruſſen erklären, und gleichwohl hernach wieder von den Einfällen und Verheerungen ſprechen, welche die Eſthen in den Ländern jener Völker verübten. Adam von Bremen, der im Jahr 1076 ſtarb, nennt ſie als ſchwediſche Unterthanen, und erzählt dennoch, daß der König von Dännemark eine Kirche in ihrem Lande erhalte. Neſtor hingegen, der wenige Jahre ſpäter ſchrieb, führt die Tſchuden, Liven und Kuren als ruſſiſche Zinspflichtige an. Die Wahrheit iſt, daß ſie nur dem Tribut bezahlten, der ihn mit einem Heere in ihren Gränzen erhob.

Am dauerndſten war noch die Oberherrſchaft der Ruſſen, weil es dieſen am leichteſten fiel, ſie geltend zu machen. Wir haben oben geſehen, daß die Eſthen im neunten Jahrhundert ein Hauptbeſtandtheil des entſtehenden ruſſiſch-ſlaviſchen Staates waren: ein Umſtand, dem es wahrſcheinlich zuzuſchreiben iſt, daß die Eſthen noch jetzt Rußland Wenne-Maa, das Bruderland, nennen. Bald riſſen ſie ſich wieder von demſelben los, und nach abwechſelnder Unterjochung und Freiheit, baute der Nowgorodiſche Großfürſt Jurjew den Ort Dorpat, um die Erhebung des Tributs zu ſichern. Er hatte den Eſthen eine Gränzfeſtung verſchafft. Sie bemächtigten ſich Dorpats, und nur nach großem Blutvergießen eroberten die Ruſſen es im Jahre 1191 wieder.

Ungefähr fünf Jahre ſpäter that Canut der

Sechſte von Dännemark einen Einfall, und erbauete ein Schloß und eine Kirche an dem Orte, wo jetzt Reval ſteht. Auch dies nahmen die Eſthen bald in Beſitz, und nannten es zum Andenken der Erbauer Lin: Daniſſa, die Dänenburg.

Dies ſcheint überhaupt ihre glänzendſte Periode geweſen zu ſeyn. Bei dem zerrütteten Zuſtande des damaligen Schwedens, bei den beſtändigen Kriegen der Dänen mit den meklenburgiſchen Wenden, und der ruſſiſchen Staaten unter ſich, hatten die Eſthen ziemlich freien Spielraum. Der gothländiſche Handelsſtaat bewarb ſich ſo ſehr um ihre Freundſchaft, daß er ihren Kaperflotten ohne Schwierigkeit erlaubte, mit däniſchem und ſchwediſchem Raube befrachtet, in den Hafen zu Wisby einzulaufen. Ihre Verſuche, die Mündung der Düna zu verſtopfen, ihre Anordnung der Seeſchlachten, die Brander, die ſie erbaueten, und andere Umſtände, die unten angeführt werden.

zeigen, daß ſie große Fortſchritte in der Kunſt des Seekrieges gemacht hatten.

Ihre Waffen hingegen waren noch ſehr einfach. Keulen, Lanzen, Schwerter und ſteinerne Streitäxte waren alles, womit der Eſthe in Schlachten kämpfte, und zur Vertheidigung diente ihm höchſtens ein hölzerner Schild. Daher war es den geharniſchten Teutſchen leicht, mit ihren Steinſchleudern wohlfeile Siege über ihn zu erringen.

Die häufigen Einfälle in ihr Land hatten ihn indeß ſchon früh einen ſicherern Schutz für Weiber und Kinder wünſchen laſſen, als ſein perſönlicher Muth und die mit Hecken und Erdwällen verſehenen Dörfer gewährten. An mehreren Orten trafen die Teutſchen auf ſteinerne Burgen, die ihren Plünderungen für kurze Zeit Schranken ſetzten. Noch findet man Ueberbleibſel derſelben, und kann ſie leicht von den Ruinen der teutſchen Schlöſſer unterſcheiden. Eine ſolche Burg liegt auf dem Gute Pergel in Trümmern; eine andere bei Wolde auf der

Inſel Oeſel. Am beſten hat ſich das alte Warbola bei einem Dorfe, das jetzt Warbiala heißt, in Harrien erhalten. Ich will dieſen Abſchnitt mit der Beſchreibung *) dieſer merkwürdigen Ruine beſchließen.

Von alten mooſigen Bäumen umſchattet, ſchließt ein Steinwall den Gipfel eines anſehnlichen Hügels, einen Umkreis von etwa ſechshundert Schritten, ein; die Steine ſind nicht durch Mörtel verbunden, ſondern bloß auf einander gelegt; wahrſcheinlich füllten Raſen die Zwiſchenräume aus. Bei einer Grundfläche von ſechs, und einer Höhe von vier Klaftern, hat der Wall oben eine hinlängliche Breite, daß man mit Sicherheit auf demſelben herumgehen kann. Er zeigt keine Spur von Thürmen, hat keine Fenſter, überhaupt keine Oeffnungen, als zwei Ausgänge, von denen gepflaſterte Wege den Hügel herab durch den Moraſt führen, der rund umher liegt:

---

*) Aus dem zehnten und dreizehnten Stück der nordiſchen Miſcellaneen von Hupel.

die Bauern verſichern, daß man im Walde noch in der Entfernung einer Meile, Spuren dieſes Steinpflaſters finde.

Im Bezirke der Burg iſt ein verſchütteter Brunnen, aus dem Schilf und Weiden hervorſproſſen. Es iſt keine Anzeige da, daß das Ganze bedeckt geweſen ſey; aber Steinhaufen, die hin und wieder liegen, laſſen vermuthen, daß kleine Wohnhäuſer im Innern geſtanden haben. Unter dieſen Steinen ſind viele, die halb verwitterten Streitärten gleichen.

Die benachbarten Bauern beackern den Burgplatz hier und dort, vielleicht ohne die entfernteſte Ahndung von dem, was er einſt ihren unglücklichen Voreltern geweſen ſey: das Palladium ihrer Nationalfreiheit, einer der unzähligen Kampfplätze, auf denen ſie ſo muthig für ihr und ihrer noch unglücklichern Nachkommenſchaft Selbſtſtändigkeit und Glück rangen, vergebens rangen, und fielen.

VI.

Die jetzigen Eſthen.

Als hätte ihr ehernes Herz zum mindeſten vor dem Urtheile der Nachwelt gebebt; als wünſchten ſie, alle Anzeigen davon zu vertilgen, daß die herabgewürdigten elenden Sklaven, die ſie ihr zurückließen, einſt etwas Beſſeres geweſen wären — bemühten ſich die Ritter und Geiſtlichen in Liefland mit unruhiger Eiferſucht, alle National-Denkmahle der Letten und Eſthen zu zerſtören, alle Volksſagen verſtummen zu machen, ſelbſt alle Nachrichten von verfloſſenen Zeiten zu vernichten: vielleicht ein Beweis, wie ſtreng, troß der Seligſprechung des Obermönchs, ſchon ihr eignes Gewiſſen ſie richtete. Man hieb die heiligen Haine nieder, ſobald die unbedachte Verehrung der Eingebornen ſie verrieth; man brach die alten Feſten, zertrümmerte die aufgerichteten Monumente und Heldengräber, beſtrafte unmenſchlich das bloße Abſingen eines National-Gedichts, und bewachte argwöhniſch ſelbſt die Nachrichten, welche hier und dort ein Mönch, der im Kloſter Langeweile hatte, niederſchrieb *). Ihre tyranniſche Vorſicht war verloren. Es iſt genug übrig geblieben, um ſie bei allen kommenden Jahrhunderten als Barbaren zu verklagen: aber die rührendſte Ruine von allen iſt der National-Charakter der Eſthen ſelbſt.

Ueberliſtet von den Mönchen, ſchmiegten die Letten ſich anfangs faſt freiwillig in's Joch, und da ſie endlich, als ſie den Druck der ſchweren Ritterhand fühlten, ſich aufrichteten, um die Schlingen, in denen man ſie fing, zu zerreißen, reichte ein einziger fehlgeſchlagener Verſuch beinahe hin, ihnen den Muth auf immer zu rauben. Zu ſanft, um äußern Bedrängniſſen kraftvollen Widerſtand entgegen zu ſetzen, zu furchtſam, um tyranniſcher Behand-

---

*) Noch am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts muſste Kelch ſeine Chronik einer ſtrengen Durchſicht unterwerfen, ehe ſie gedruckt ward. Eben ſo dachte der Orden in Preußen; er vertilgte die Landesſprache, und ließ faſt alle Chroniken verbrennen, wie ich ſchon oben erzählte.

lung offnen Trotz zu bieten, wurden ſie bald in Stumpfſinn und Schlaffheit herabgetreten. Kraft haben die Letten im Allgemeinen nicht mehr; nur Stärke blieb ihnen noch: nicht die Fähigkeit, lebhaft zu wirken, nur die, vieles zu ertragen *). Ihr Charakter iſt das Spielwerk der adeligen Willkühr: er zeigt Anlagen zu Tugenden, er ſinkt zur Verworfenheit herab, je nachdem ein Menſchenfreund oder ein Tyrann ihre Lage beſtimmt.

Nicht ſo der Eſthe. Mit dem Schwert in der Fauſt begegnete er den einbrechenden Räubern, ſetzte ihrer Hinterliſt rauhe, gerade Stätigkeit entgegen, und ſo oft ſich eine günſtige Gelegenheit darbot, bäumte er ſich kraftvoll unter dem aufgelegten Joche empor, und zerſplitterte es. Als die Letten es ſchon längſt nicht

---

*) Dies iſt ſo wahr, daß es ſich ſogar im Körperlichen zeigt. Ein lettiſcher Bauer arbeitet viel weniger in einer beſtimmten Zeit, als z. B. ein teutſcher; aber er erträgt ohne großen Nachtheil viel mehr Beſchwerlichkeiten und Hunger, als jener.

mehr wagten, ihrer verlornen Rechte zu gedenken, rächte er noch oft ſeine Leiden durch allgemeine Blutbäder.

Noch jetzt waltet der Geiſt ſeiner Väter über ihm, und macht ihn ſeinen Tyrannen furchtbar. Er iſt ſo dürftig als der Lette, in manchen Gegenden noch mehr, er wird eben ſo tyranniſch behandelt; aber man hütet ſich, ihn zu beſchimpfen: denn wo er für Beſchimpfung nicht offene Genugthuung erlangen kann, verſchaft er ſich deſto blutigere durch heimliche Nachſtellung. Der Fall iſt nicht ſelten, daß ein Eſthe den teutſchen Verführer ſeines Weibes, oder den Gewalthaber, der ihn mißhandelte, erſchlug, oder das Haus deſſelben in Brand ſetzte, und dann mit kalter Gleichgültigkeit die geſetzliche Strafe erlitt. Das iſt vorzüglich in den dürftigen Gegenden um Dorpat am häufigſten der Fall geweſen. In andern zeigen die Eſthen patriarchaliſche Einfachheit, und einigermaßen das Selbſtgefühl des ſtarken Naturſohns; dort aber liegen ſie dem

Großherrn immer vor den Füßen, und rächen dann ihre Erniedrigung oft durch Meuchelmord.

Unter dem Drucke werden die vortrefflichſten Anlagen zu Fehlern ausgebildet. Bei Sklaven kann man die Tugenden, die ſie als freie Männer haben würden, nur aus den Laſtern errathen, die ſie wirklich zeigen: aber nur der Schwachkopf wird dieſe auf ihre Rechnung ſchreiben. Den großherrlichen Tyrannen, ihnen gehören die Laſter, die ſie ihren Leibeigenen vorwerfen, und ſie ſollten eigentlich für die Verbrechen gezüchtiget werden, zu denen ſie jene herabwürdigten. — Menſchliche Geſetze können es zwar nicht; aber ſie mögen zittern! die Vorſehung behielt es ſich auf!

Die hervorſtechendſte Eigenſchaft des Eſthen war männlicher Muth: daher iſt er jetzt jähzornig, boshaft, rachgierig. Er hatte von der Natur Feſtigkeit bekommen: daher iſt er in ſeiner gegenwärtigen Lage heimtückiſch und hartnäckig. Vergebens wendet man Bitten und

Drohungen an, ihn von einem gefaßten Entſchluſſe abzubringen; vergebens Beredtſamkeit und Gründe, ihm eine irrige Ueberzeugung zu nehmen. Er hört bald auf zu antworten, und nimmt ſtumm und ruhig hin, was man ihm ſagt. Aber redet eine Stunde zu ihm, redet zehn: wenn ihr aufgehört habt, geht er hin und thut, was er vorher beſchloß; denn er findet ein angenehmes Gefühl von Selbſtſtändigkeit darin, ſich nicht rühren oder überzeugen zu laſſen. — Er iſt ſcharfſinnig, er iſt reitzbar, äußerſt empfänglich für angenehme Empfindungen aller Art. Dieſe Anlagen machen die Franzoſen zur geiſtvollſten Nation Europens: den Eſthen hingegen zum verſchlagenen Diebe, zum Trunkenbolde und zu dem verworfenſten Ausſchweifenden. Brecht nicht den Stab über ihn; nein, rufet vielmehr Wehe über die, welche den Charakter dieſes Volks ſo zum Scheuſal verzerrten. Es würde hochachtungswerth, es würde edel und groß ſeyn, wenn es ſich für

Leibeigene nur der Mühe verlohnte, Tugenden zu haben.

Gleichwohl ſind die Eſthen ſelbſt jetzt nicht von guten Eigenſchaften entblößt. Sie ſind arbeitſam, und man behauptet gewöhnlich, daß einer von ihnen ſo viel leiſte, als zwei Letten: doch was ſie erwarben, verzehren ſie ſofort mit gleicher Aemſigkeit, weil das Leben einem Sklaven kein größeres Gut darbieten kann, als ſinnlichen Genuß, und weil er, in ſeiner äußern Lage zum Thiere herabgewürdiget, es auch ſehr bald in ſeinen Freuden werden muß.

Sie ſind treue und ſtandhafte Freunde. Schon in den Zeiten ihrer Freiheit herrſchte ein rührender Bruderſinn unter ihnen, der jedem Einzelnen die Theilnahme, die Unterſtützung Aller zuſicherte. Die Drangſale, die ſeitdem über ſie ergingen, verſtärkten ihn noch mehr; denn im Kummer, wie im Dunkeln, rücken die Menſchen einander näher. Man kann ſich keine innigere, treuere Verbrüderung denken, als die iſt, welche unter den Eſthen herrſcht, ohne daß es vielleicht je einem eingefallen iſt, dergleichen zu verabreden. Keiner wird den andern leicht zu übervortheilen ſuchen, ihm Hülfe verſagen, oder, auch ungebeten, verabſäumen, in der Abweſenheit deſſelben für ſein Beſtes zu wachen, ſich zu ſchlagen, wenn es nöthig iſt; daß ſie einander den Teutſchen verriethen, iſt in den meiſten Gegenden unerhört. Es iſt, wie mich Gutsbeſitzer verſichert haben, oft der Fall geweſen, daß Eſthen lieber harte Straſen erlitten, als den wahren Thäter eines Vergehens bekannten, deſſen man ſie beſchuldigte. „Welche Verſtocktheit!" rief der Erzähler. Welch' ein Edelmuth! dachte ich, und freuete mich der Ausſichten, welche dieſe noch übrige Seelenſtärke für beſſere Zeiten gewährt.

Mit eben ſo treuer Anhänglichkeit haſten ſie an dem Glauben, den Sagen, den Denkmahlen und heiligen Stäten, die ihnen der verheerende Strom unglücklicher Jahrhunderte noch ließ. An dieſe Trümmer gelehnt, wie der verlaſſene, erblindete Oſſian an ſeine Felswand, lauſchen ſie aus böſen, böſen Zeiten und unter kleinen Menſchen empor zu den luftigen Hallen, aus denen fernher die Stimmen hingeſchiedener Väter ihnen, leiſe wie das Säuſeln des Windes, Troſt in ihrem Elende zuliſpeln. — Ehrwürdige, rechtgläubige Herren! zürnet nicht mit mir, daß ich als lobenswerth anführe, was eure Donnerworte ſeit ſo langer Zeit vergebens zu vernichten ſuchten. Wo ihr einen ſcheußlichen Dämon gewahret, ſeh' ich einen wehmüthig freundlichen Schutzgeiſt. Wohl dem unterdrückten Volke, das noch National-Heiligthümer und Lehren hat, die es verehren kann, und die es wirklich noch ehrt! Nur das Feſthalten an der Vorſtellungsart der Väter — jedes andre Erbtheil nahmt ihr und eure Genoſſen ja hin! — nur dieſe Unabhängigkeit der Meinung wenigſtens: ſie iſt es, die das geringe Selbſtgefühl, die leider ſo ſchwankende Selbſtſtändigkeit erhielt, welche den Eſthen noch einer beſſern Lage fähig, würdig machen. — Abergläubiſch, wer iſt es? Doch wohl jeder,

der ohne Gründe, die der prüfenden Vernunft genügen, für wahr hält, was, den allgemeinen Begriffen nach, unmöglich iſt. Dogmatiker, Orthodoxen! ziemt es euch, den Aberglauben zu ſchmähen? euch, die ihr alle, ohne Ausnahme, betrogene Schwachköpfe oder Heuchler um des Brotes willen, ſeyd? — O, wenn die Eſthen euren Aberglauben einſt jenem vorziehen, den ihnen die Väter ließen: dann, dann iſt euer Werk vollendet; ſie verdienen faſt, Sklaven zu ſeyn *).

Noch iſt es ſo weit nicht gekommen. Noch ſchwebt die Sage der Vorzeit von Ohr zu Ohr, und gießt einen blaſſen, aber doch verſchönernden Zauberglanz auf die ſo traurigen Gegenſtände umher. Durch ſie von romanti-

---

*) Hoffentlich wird man mir nicht die Abgeſchmacktheit zutrauen, hier dem Aberglauben eine Lobrede halten zu wollen: aber auch der Schierling iſt ja in manchen Fällen eine heilſame Arzenei. Bei einer Sklavennation zieht der alte Volksglaube eine wohlthätige Kruſte um den National-Charakter, der ihn wider die vernichtende Aetzkraft der Tyrannei ſichert.

ſchen Ideen umgaukelt, ſtaunt der Eſthe mit verklärtem Blicke in eine beſſere Welt hinauf, und ſinkt indeſſen in ein ſüßes Vergeſſen der kläglichen Wirklichkeit um ihn her. Durch ſie wandelt er noch immer unter Geiſtern, welche den dunkeln Hainen, dem Waſſer, dem Feuer ſogar *), den Gräbern entſchweben, um theilnehmende Zeugen ſeines Elends zu ſeyn, oft es unſichtbar zu mildern. Noch immer glaubt er, daß alle Thiere reden können, es aber wegen der Bösartigkeit der Menſchen nicht thun; noch immer ſteht er mit dem Seelenlande in Verbindung, und blickt mit andächtiger Scheu auf die Berge und Stäten hin, die einer glücklichern Vorzeit einſt heilig waren.

Dieſe Stäten haben nichts, was ſie beſonders ankündigte; nichts, das gemeſſen, beſchrieben, gezeichnet werden könnte; ſie bieten alſo der Neugier des Alterthumsforſchers keine

---

*) Die Waſſergeiſter nennen ſie Necke, und den Feuergeiſtern werfen ſie bei entſtehendem Brande ein ſchwarzes Huhn in die Flamme.

Ausbeute dar; nur der myſtiſche Nebel des Volksglaubens umwallet und verherrlichet ſie. Die ſtarre Orthodoxie grollt, daß Berge, Steine, Quellen ſich nicht vernichten laſſen: aber dem zarter fühlenden Herzen des Weltbürgers ſind dieſe Plätze ehrwürdig, heilig wie Reliquien, welche jammernden Waiſen das Andenken eines zärtlichen Vaters gegenwärtig erhalten. Bei ihrem Anblick gedenkt der Eſthe mit erhebendem Gefühl, daß er der Abkömmling freier Männer iſt, die muthig einſt den Barbaren widerſtanden, zu deren Füßen er jetzt liegt; fühlt es mit doppeltem Entzücken, wenn es ihm gelingt, in die Einſamkeit zu ſchleichen, und im Schatten urväterlicher Eichen zu thun, was ſeine Urväter, und an demſelben Orte, einſt thaten.

Ein ſolcher heiliger Platz iſt im alten Wirlande der Berg des Therapilla oder Thorapita. Im Schatten des Haines, der ſeinen Gipfel krönte, und den die Teutſchen im dreizehnten Jahrhundert niederhieben, ward in grauer

Vorzeit, als die Oeſelen hart von Feinden bedrängt waren, Thor apita, Thor der Hülfreiche, geboren, oder nahm Menſchengeſtalt an. Er flog nach jenem Eilande hinüber, befreiete die faſt Unterdrückten, und wurde ſeitdem als der beſondere Schutzgott derſelben verehrt. Fernher ziehen die Eſthen heimlich noch jetzt, um in dem Dunkel des wieder aufgeſchoſſenen und wieder veralteten Haines Opfer zu bringen.

In der Mitte eines andern, den die Andacht aus allen Baumarten des Landes zuſammenpflanzte, entſpringt im Kirchſpiel Jewe die Quelle Wöhhanda, rieſelt hell und lieblich in tauſend Krümmungen durch fette Wieſen hin, und wird zum fiſchreichen Bache, der, unter dem Namen Pöhha Jöggi, ſechs Meilen von Narva *) in die Oſtſee fällt. Der alten dich-

---

*) An den Ufern dieſes Baches fiel im Jahr 1700 die ſogenannte narviſche Schlacht vor, in welcher der Löwenmuth Karls des Zwölften und ſeiner kleinen Heldenſchaar das ungeheure ruſſiſche Heer zerſtiebte.

teriſchen Idee gemäß, die jedem Gewäſſer ſeinen Schutzgeiſt gab, ſchreiben die Eſthen auch dieſem einen ſehr mächtigen zu, deſſen Wohlwollen die Witterung günſtig mache, deſſen Unwille durch Untergang der Saaten ſtrafe. Daher reinigten ſie ihn jährlich mit ſtillem Gebete, und wieder ſo oft, als das Wetter ſchädlich war, und legten Opfer an ſeine Ufer nieder.

Einſt ließ ein Gutsherr ſich einfallen, das geweihete Waſſer zu dämmen, daß es eine Mühle treiben ſollte. Mit banger Erwartung hatten die Bauern ſeinem Beginnen zugeſehn, und ſchüttelten unwillig den Kopf über die Entweihung. Unglücklicher Weiſe raubte ein anhaltender Regen alle Hoffnung zum Gedeihen der Saat, und dies wurde ſogleich dem Zorne der Flußgottheit zugeſchrieben. Um ſich und ihre Kinder vom Hungertode zu retten, verſammelten ſich die Eſthen alſo, und wollten die Mühle zerſtören. Lebhaftes Zureden beruhigte ſie fürs erſte; aber als nach einer beſtimmten Friſt die Witterung nicht günſtiger ward, brauſ'te ihr Muth unaufhaltſam aus. Sie ſteckten das Gebäude in Brand, und vernichteten die Dämme. Man nahm die Anführer gefangen; man belegte ſie mit harten Strafen: ſie litten es geduldig und mit der Faſſung eines Märtyrers. Man wollte die Mühle wieder aufbauen: das war zu viel. In allen Gegenden Eſthlands tönte wehklagend Pöyha-Jöggi; und Swehta Uppe *) antworteten jammernd ſelbſt die Letten. Religiöſe Schwermuth und ſchleichender Grimm verbreitete ſich über das Land, und eben dieſe Nationen, die ſo viele Lebensalter hindurch Mißhandlung und Druck aller Art geduldet hatten, ſprachen jetzt laut davon, blutige Rache für jene Entweihung zu nehmen. Nur kräftige Sicherheits-Maßregeln und Nachgiebigkeit in Rückſicht der Mühle, bog den fürchterlichen Folgen vor, welche die Verletzung eines National-Heiligthums drohte.

---

*) Beides heißt: „der heilige Bach.“

Eine noch intereſſantere Geſchichte erzählt einer der erſten Schriftſteller Teutſchlands, und ich trage kein Bedenken, ſie zu wiederholen, da ſie deutlicher als irgend ein anderer Vorfall zeigt, wie lebhaft dieſem Volke noch die Sagen ſeiner Voreltern ſind, und wie ſtark ſie noch immer auf ſeinen geſpannten Geiſt wirken.

Ein Traum verſetzte ein vierzehnjähriges Mädchen in das Land der Seelen, zu ihren abgeſchiedenen Voreltern: ſie fühlte ſich ſo glücklich in demſelben, daß ſie ſehnlich wünſchte, immer da zu bleiben. Eine der verſtorbenen Seelen gab ihr den Rath, ſich dem Umgange der Menſchen zu entziehen, in einen Wald zu gehn, und da ohne Speiſe und Trank, an einen Baum gelehnt, zu verharren: ſo werde ſie ohne Tod die Erfüllung ihres Wunſches erlangen,

---

*) Herder in ſeinem „Lande der Seelen." Er ſagt: „ein Bauermädchen in Liefland." Dies Seelenland, das erwähnte Jabmen-Aimo, zeigt, daß es eine Eſthin war.

gen, und ewig mit den Abgeſchiedenen leben. Das erwachte Mädchen, ganz dieſes Traumes voll, ſetzte ihn in der Einſamkeit, weil ſie das Vieh hütete, fort, bis man ſie nach lebhaften Aeußerungen darüber einſperrete; natürlich entwiſchte ſie nun bei der erſten Gelegenheit. Nach vielen Tagen fand man ſie in einem dichten Walde, mit niedergelaſſenen Händen, tiefgeſenktem Haupte, unter einem Baume ſtehend und an ihn gelehnt. Ihre Augen waren geſchloſſen, ihr Geſicht war todtenfarbig, aber munter. Man brachte ſie zurück, und zwang ſie (ſie that es ſehr ungern und nur aus Furcht vor grauſamer Strafe), zu eſſen. Sie nahm zwar gern ihre vorige Stellung an, fing aber, aus Furcht, oder in der Hoffnung wieder zu entwiſchen, mit der Zeit an zu ſprechen: doch ſo bald es möglich war, entſprang ſie in eine entlegnere Gegend des Waldes. Hier traf man ſie endlich, zwei Meilen vom Hauſe ihrer Mutter an, in jener von der Seele empfohlenen Stellung, matt und ausgetrocknet. —

Als man ſie angriff, verſchied ſie in den Armen ihres Bruders, und ging ſo wirklich, nach ihrem ſehnlichen Wunſche, in das Land der Seelen hinüber.

Die Geſchichte bedarf keiner Anmerkungen. Ich überlaſſe es dem Leſer, den Charakter eines Volkes zu würdigen, dem nach ſechs Jahrhunderten voll Kirchenzucht, Predigten und ſtrenger Interdikte, die Glaubenslehren ſeiner Väter noch ſo gegenwärtig und wichtig ſind, und bei dem ein weibliches Kind Kraft genug hatte, einen ſolchen Entſchluß auszuführen [*].

---

[*] Es giebt noch viele den Eſthen heilige Stätten, die wohl eine genauere Unterſuchung verdienten, da ſie, mit den Sagen des Volkes verglichen, uns helle Blicke in die ältere Geſchichte gewähren würden: doch — in Liefland bekümmert man ſich um den Bauer nur ſo viel, als ein laſtbares Thier in Betracht kommt. — Ein Edelmann traf auf der Jagd bei Waitemois, im Mittelpunkt eines dichten Waldes, ein unbedecktes viereckiges Gemäuer an. Er fragte nach, und man erzählte ihm eine Legende von einem verirrten Gutsbeſitzer, der hier, zur Erfüllung eines in der Angſt gethanen Gelübdes, eine Kirche gebauet habe.

Schon das Aeußere der Eſthen kündigt höhere Energie des Charakters an. Weit entfernt, ſich den teutſchen Sitten, wenigſtens ſo weit es ihre dürftige Lage erlaubt, anzuſchmiegen, halten ſie mit keckem Nationalſtolze über ihre väterlichen Kleidungen und Gebräuche. Daher haben ſie in dieſen ſowohl, als in ihrer Bildung, eine kühner und ſchärfer umzeichnete Eigenthümlichkeit, als irgend ein anderes Sklavenvolk. Ein Eſthe oder ſein Weib im Putze iſt ein ſo auffallender Anblick, daß kein aufmerkſamer Fremder unterlaſſen wird, bei ihm zu verweilen.

> Erſt ſpät erfuhr er, daß ſich die umwohnenden Eſthen hier in einer gewiſſen Nacht verſammelten, um bei einem feſtlichen Feuer Gebete und heilige Tänze anzuſtellen und Opfer zu bringen. — Eine ähnliche Entdeckung machte ein reiſender Prediger, der in einer abgelegenen Gegend eine Menge Menſchen bei einem feſtlichen Mahle um drei große Steine verſammelt fand. — Bei Kawershof ſteht noch unter einem alten Baume ein Opfertiſch, auf dem man oft Gaben Andächtiger findet. Er beſteht aus einem einzigen, unten ſpitz zugehauenen Steine. ꝛc.

Die Eſthen ſind gewöhnlich unter der mittlern Größe. Ihr Körper iſt mager; aber er zeugt von zuſammen gedrängter Kraft. Ihr Geſicht iſt hager, hat ſtark hervorſtehende Wangenknochen und eingeſunkene Wangen. Der Blick ihres blauen Auges iſt lebhaft, und nicht ſowohl geiſtvoll, als ſcharf und ſtechend. Ihr Haar, als wenn die Natur Gefallen daran gefunden hätte, überall den zu Extremen geneigten Geiſt der Nation anzukündigen, iſt faſt immer glänzend ſchwarz, oder ganz hellgelb, faſt niemals braun. Sie tragen es lang herunterhangend; es fließt auf ihre Schultern, wie der Bart auf die Bruſt, herab. Die Letten ſcheeren den letztern oft, die Eſthen niemals.

Ihre Kleidung gleicht noch der Mönchstracht, die Adam der Breme im eilften Jahrhunderte den kuriſchen Eſthen beilegt. Sie beſteht in einem weiten, faltigen, bis unter die Waden herabgehenden Gewande von dunkelbraunem Zeuge, das durch einen ledernen, mit meſſingenen Spangen beſetzten Gürtel zuſammengehalten wird. Unter demſelben tragen ſie einen eng anliegenden Leibrock oder Pelz. An ihrer Seite hängt ein groſſes Scheidenmeſſer an einer Kette herab: ein furchtbares Gewehr, wenn der Trunk oder der Zorn ſie entflammt hat. Im Sommer gehen ſie in einem leicht flatternden leinenen Kleide; und für feierliche Gelegenheiten bewahrt, in wohlhabendern Gegenden, die Getreidekammer einen Ueberrock von weiſſer Wolle.

Das Obergewand der Weiber iſt von dem männlichen in nichts verſchieden; ihre Leibkleider aber ſind von Leinewand oder feinerem wollenen Gewebe. Vor der gewöhnlich ſehr ſtark ſchwellenden Bruſt trugen ſie ehemals handgroſſe ſilberne Spangen oder Schilde, und am Halſe Ketten von demſelben Metall, oder auf Bänder gereihete Münzen. Die Gier ihrer Gewaltigen hat aber dieſen Putz verzehrt. Schon längſt iſt in den meiſten Gegenden das groſſmütterliche Geſchmeide dem Goldſchmid überliefert, um hungernden Kindern Brot zu verſchaffen. Die eſthniſche Frau hat jetzt keinen koſtbarern Schmuck, als Glasperlen. Ihr Haar trägt ſie unter der Mütze hervorwehend, wie der Mann.

Die Mädchen ſind gewöhnlich von ausdrucksvoller Schönheit, verblühen aber, wie alle nordiſche Blumen, ſehr ſchnell, und bekommen dann männliche Züge. Ihre Kleidung gleicht der Kleidung der Weiber; nur beſteht ihr Kopfputz aus einer breiten, mit Flittern beſetzten Tuchkrone. Merkwürdiger iſt der Zug, daß ſie es in manchen Gegenden für unanſtändig halten, Hochzeiten zu beſuchen: eine Zartheit des Gefühls, die man ſelbſt bei keinem der kultivirten Völker findet.

Mädchen und Hochzeit ſind ſo verwandte Begriffe, daß ich jetzt zur Beſchreibung der letztern übergehen würde, wenn ich nicht fürchten müßte, in einem Werke, das der Vorzeit gewidmet iſt, ſchon zu viel von der Gegenwart geſprochen zu haben. Doch die ganze Nation iſt eine Ruine, die das Gepräge der Vorzeit trägt: — das mag meine Entſchuldigung ſeyn, wenn ich noch einige charakteriſtiſche Züge einzeln hinwerfe.

Auch ihre Gebräuche, wie ihre Sprache, tragen das kraftvolle, kühn prononcirte Gepräge ihres Charakters und ihrer Bildung. Bei den Hochzeiten ſind der Priepois und ein Paar von den Gäſten mit Degen bewaffnet, und alle drei tanzen mit entblößten Klingen einen Feierreigen um die Braut, halten ihr dieſelben über den Kopf, wenn ſie die Haube empfängt, und hauen Kreuze über jede Thür, durch die ſie geht. —

Die [illegible]yniſche Sprache iſt ſoner und äußerſt wohlklingend, weil ſie faſt alle Wörter auf einen Vokal, oder ein l, s, k endiget. Sie iſt reich an ſo lieblichen Schmeichelworten, daß die Teutſchen der Provinz ſie oft aufnehmen, wenn ſie zärtlich thun wollen, — aber auch an furchtbar energiſchen Schimpfwörtern und an Flüchen, vor deren Gräßlichkeit man zurückbebt: ein Zug, der vielleicht mehr als jeder andre für die Kraft zeuget, die noch im Charakter der Eſthen liegt. Starke Ausdrücke ſind ohne ſtarke Empfindungen nicht möglich: ſie ſind nur der Körper, den dieſer Geiſt ſich ſelbſt erſchafft.

Ihre Verſe ſind, wie die der Finnen, achtſylbige Jamben, und werden, wie dieſe, in zwei Chören abgeſungen, von denen der eine die Zeile wiederholt, die der andere geſungen hat. Der Refrain beſteht gewöhnlich aus den ſinnloſen Worten: Kaſſike, Kannike; von dieſen heißen die Hochzeitſängerinnen Kaſſilad. — Ich glaube nicht beſſer ſchließen zu können, als mit dem Hochzeit-Liedchen, das Herder in ſeinen Volksliedern ſo vortrefflich überſetzt hat, und das den Gang der eſthniſchen Phantaſie ſo charakteriſtiſch darſtellt.

Schmück dich, Mädchen, eile, Mädchen!
Schmücke dich mit jenem Schmucke,
Der einſt deine Mutter ſchmückte.

Lege an dir jene Bänder,
Die die Mutter einſt anlegte.
Auf den Kopf das Band des Kummers,
Vor die Stirn das Band der Sorge.
Sitze auf dem Sitz der Mutter,
Tritt auf deiner Mutter Fußtritt!
Rüſtig, es wird draußen helle!
Rüſtig! draußen dämmert Morgen;
Schlitten fangen an zu fahren,
Kufen fangen an zu tanzen. —
Weine, weine nicht, o Mädchen;
Wenn du bei dem Brautſchmuck weineſt,
Weineſt du dein ganzes Leben. —

VII.

Die Liven.

Die ältern nordiſchen Geſchichtſchreiber nennen uns außer den Eſthen und Liven noch ein drittes Volk in Liefland, die Kuren, das nach allen Anzeigen gleichfalls zum finniſchen Stamme gehörte, und das ſie immer ſorgfältig von den lettiſchen Semgallen trennen. Wo dieſes Volk geblieben iſt, davon finden wir nirgends deutliche Spuren: wahrſcheinlich ſchmolz es mit den Letten zuſammen, und die Bewohner des angerſchen Strandes ſind ein Ueberbleibſel deſſelben. Iſt das der Fall, ſo kann es ſehr wenig von den Liven verſchieden geweſen ſeyn; denn der eſthniſche Dialekt dieſer beiden Volkstrümmer iſt ſich völlig gleich. Ich werde alſo nur von den letztern reden.

Leider wiſſen wir auch von dieſen nur ſehr wenig. In ihrem Gebiete traten die Teutſchen zuerſt an das Land, und ſie trafen die erſten Verwüſtungen der chriſtlichen Verheerer. Die blutigen Kriege um ihre Freiheit verzehrten den größeſten Theil der Nation; und da ſie ſich endlich unterwarf, gebrauchten die Tyrannen ſie ſo emſig zur Unterjochung anderer Völker, daß ſie, als ruhigere Zeiten eintraten, faſt ganz ſchon ausgerottet war. Während der Kriege hatte man nicht Zeit zum Beobachten, und beim nachfolgenden Frieden waren die Liven ſo unbedeutend geworden, daß man ſie ſeitdem keiner beſondern Aufmerkſamkeit werth gehalten hat.

Dürfen wir der Aehnlichkeit der Namen trauen, ſo iſt dies Volk ſehr alt; älter wenigſtens als die Benennung der jetzigen Eſthen. Schon Plinius ſagt, ein großer Theil Skandinaviens ſey von Hellevonen bewohnt, die ſehr zahlreich wären, und hundert Dörfer hätten. Claudius Ptolemäus giebt ihren Sitz noch genauer an. „Zwiſchen den Phavonen und Gothen, erzählt er, wohnen die Levonen, Λευῶνοι. Die Phavonen ſind offenbar die Fennen, und die Gothen die preußiſchen Guttonen des Tacitus: ihr damaliger Wohnſitz war alſo derſelbe, in welchem die Teutſchen ſie noch fanden.

Schon frühe hernach muß ein National-Unglück ſie geſchwächt haben: denn die ſpätern Schriftſteller erwähnen ihrer faſt immer nur im Vorbeigehen. Adam der Breme nennt ſie gar nicht, ob er gleich viel von Eſthen und Kuren ſpricht; Saxo nur als ſchwediſche Bundesgenoſſen der großen Schlacht, in welcher Störkoter als Feldherr der Schweden und Gothen die Dänen ſchlug; und Neſtor als Zinspflichtige der Ruſſen.

Die Oberherrſchaft der letztern ſcheint im zwölften Jahrhundert entſchieden geweſen zu ſeyn; denn, wie wir unten ſehen werden, hielten die Teutſchen bei dem Fürſten von Polozk um Erlaubniß an, als ſie die Kirche zu Ykeskola erbauen wollten. Damals bewohnten die Liven einen Strich am Stande des rigiſchen Meerbuſens, der etwa funfzehn Meilen lang, und acht Meilen breit war. Sie lebten vom Ackerbau, der Fiſcherei und der Bienenzucht, ſcheinen aber wenig Fortſchritte in Benutzung ihrer Produkte gemacht zu haben. Nach der Verſicherung einer Chronik erſtaunten ſie ſehr, als die Teutſchen ihnen etwas für das Wachs, das ſie bis dahin weggeworfen hatten, anboten.

Ihre Sprache und Verfaſſung war der eſthniſchen gleich. Auch ihr Gebiet war in

Kyliegunden oder Diſtrikte getheilt, denen Wannem oder Aelteſte vorſtanden. Dieſe bewohnten mit Hecken und Verſchanzungen umgebene Burgen, die ſie am liebſten am Ufer der Flüſſe auf Bergen baueten. So ſtanden an der Aa die Thoraida-, die Kubbeſeele- und Dabrels-Burg; am Limſa-Jöggi, wo jetzt Lemſal liegt, eine vierte, an der Salis Satteſeele, an der Düna Aſcherade und Lennewarden, u. ſ. w. Der Name Thoraida ſcheint mit dem eben erwähnten Thor apita oder aita eins zu ſeyn, und zeigt, daß auch ſie, wie die übrigen Finnen, den Jummala Thor verehrten; manche andere Gebräuche hingegen beweiſen, daß ſie auch ſchon viel von den Letten angenommen hatten. Wenigſtens mußte einſt, nach altpreußiſcher Sitte, ein weißes Götterpferd entſcheiden, ob ſie ihren Prieſter Dietrich opfern ſollten, und ein preußiſcher Geſchichtſchreiber verſichert, daß auch ſie die Autorität des Krive anerkannt hätten.

Dieſer Aehnlichkeit mit beiden Völkern ungeachtet, lebten ſie mit beiden in der bitterſten Feindſchaft; und noch jetzt verachten ſie dieſelben, behaupten, die wahren Herren des Landes zu ſeyn, und vermeiden es, ſich mit ihnen durch Heirathen zu verbinden. Das hindert indeß ihr Zuſammenfließen mit denſelben nicht, und jetzt giebt es in Kurland nur etwa noch 150 Familien, in Liefland vielleicht 800 Köpfe, von dieſem alten Volke.

Drittes Buch.

Entdeckung und Unterjochung.

Monſtra cano.

Entdeckung und Unterjochung Lieflands.

1.

Einleitung. Schilderung des zwölften Jahrhundertes.

Nach dieſer mühſamen Aehrenleſe auf einem Felde, deſſen Ernte nicht von emſigen Schnittern geſammelt, von erbitterten Feinden vorſetzlich zertreten ward; nach der Schilderung deſſen, was die eigentlichen Liefländer als freie und ſelbſtſtändige Menſchen einſt waren, komme ich auf ihre vernichtende Bekehrung. Aber was werd' ich meinen Leſern zu geben haben? Was kann ich ſie hoffen laſſen? Keine jener erhabenen Schilderungen, bei denen man ſich, nach der erſten Ueberraſchung, mit Stolz erinnert, daß man auch Menſch, auch vielleicht ſolcher Handlungen fähig ſey: keine jener entzückenden Anſichten, welche die Geſchichte faſt jedes Volkes in irgend einer glücklichen Periode darbietet, und die, wie die Inſel der Kalypſo, den Vorübereilenden zu unwillkührlichem Zögern, zu dem wehmüthigen Wunſche zwingen, Bürger der ſeligen Heimath geweſen zu ſeyn; nicht einmal Gemälde der Art, wie das Leben jener koloſſaliſchen Verbrecher ſie aufſtellt, bei denen ſelbſt der Philoſoph auf Augenblicke vergißt, daß er nicht bewundern, daß er verabſcheuen ſollte. Die Hauptfiguren meiner Schilderungen ſind ſchmuckloſe Einfalt auf der einen, argliſtige Herrſchſucht auf der andern Seite; rohe, einfache Mannheit im vergeblichen Kampfe gegen halbkultivirten, blutdurſtigen Fanatismus und wüthende Habgier. Der nackte Laokoon, von ſcheuslichen Drachen umwunden, zerfleiſcht: das iſt das Symbol der liefländiſchen Geſchichte.

Die früheſte beſtand, wie man ſah, faſt nur aus Vermuthungen; die ſpätere ſchildert nichts, als die ſtufenweiſe Verlöſchung der liefländiſchen Nationen aus der Reihe ſelbſtſtändiger Völker. Gleichwohl hat ſie eine Seite, von der ſie dem philoſophiſchen Geſchichtforſcher äußerſt wichtig gemacht werden könnte, wenn der Verfaſſer die nöthigen Talente dazu beſäße.

Sie iſt die vollendete Biographie eines Staates, der der einzige ſeiner Art war. Wir ſehen, in einer faſt berührenden Nähe, den Embryo deſſelben entſtehen und ſich entwickeln; wir ſehen ihn ſchnell mit furchtbarer Energie auf ſeine Nachbaren wirken, bald ſeine Kräfte durch Mißbrauch verſchwenden, frühzeitig veralten, ſinken und ſterben: — denn freilich war er eine zweiköpfige Mißgeburt, deren kürzeſtes Leben ſchon ein Problem iſt.

Auf die Begebenheiten des europäiſchen Süden hatte Liefland faſt gar keinen Einfluß; und ſelbſt im Norden *bewirkte* es nicht Umwälzungen der Macht, es *veranlaßte* ſie nur bisweilen. Daher würdigten die Geſchichtſchreiber anderer Staaten dieſen kaum einer vorübereilenden Erwähnung. Da ſeine Begegniſſe ſich nur zur loſe angeknüpften Epiſode eigneten, ſo hatten ſie Recht; aber dem Geſchichtſchreiber Lieflands iſt es nicht erlaubt, eben ſo mit den übrigen Ländern zu verfahren. Alles, was hier vorging, ſeine Unterjochung, die Verfaſſung, die man ihm aufdrang, die Vernichtung ſeiner politiſchen Exiſtenz endlich, war bloß Reſultat von dem, was ſeit einem Jahrtauſende bei Völkern vorgegangen war, welche kaum eine Idee von ſeinem Daſeyn hatten. Wenn ſeine Geſchichte alſo nicht ein ganz iſolirtes Gewirre, deſſen Erſcheinungen wir nicht zu deuten vermögen, ſeyn, wenn der Leſer ſich orientiren, wenn er wiſſen ſoll, wo er die Vorfälle, die hier erzählt werden, herzuleiten, und wie er ſie zu erklären habe, ſo müſſen wir einen Blick auf die Geſchichte des übrigen Europa, und auf ſeinen Zuſtand im zwölften Jahrhunderte, werfen. —

Völker, die unter einer deſpotiſchen Regierung ſtehen, ſagt ein berühmter Geſchichtſchreiber mit Recht, erobern nur für ihren Herrn; freie Völker für ſich ſelbſt. Die nordiſchen Nationen, die das römiſche Reich zertrümmerten, beſtanden aus ſo freien Männern, daß ſie faſt nur eine Maſſe, kein zuſammen gehörendes Ganze, ausmachten. Wollte der Heerführer ſich ſeiner tapfern Streiter verſichern, ſo mußte er die Beute freigebig mit ihnen theilen; und ſo wurden erſt die eroberten Provinzen ein feſtes Band zwiſchen dem Fürſten und ſeinen, bisher nur ſogenannten Unterthanen, durch — die Lehensverfaſſung. Die neuen Vaſallen herrſchten in ihren zugetheilten Portionen mit derſelben Unbeſchränktheit der Uebermacht, wie der Fürſt in dem ganzen Reiche: daher die Leibeigenheit in Frankreich, Teutſchland und endlich in England *). Ueberall wurde die alte Nation die perſönliche Sklavin der

---

*) Es iſt merkwürdig, daß Frankreich ſelbſt das erſte Land in Europa war, in welchem die Lebensverfaſſung und die Leibeigenheit ſyſtematiſch eingeführt wurden. —

neuen, und beide waren anfangs eben ſo ſehr durch Sprache und Sitten, als an Rechten verſchieden. Endlich floſſen ſie zuſammen, und dieſe National-Verſchiedenheit verwandelte ſich in bloßen Unterſchied der Stände.

Die Einbuße der perſönlichen Freiheit war nicht das einzige, vielleicht nicht einmal das größeſte Unglück, das die nordiſchen Barbaren über die ſüdlichen Völker brachten. Mit ihr ging nicht nur ein großer Theil der Reichthümer, die Kunſtwerke derſelben, ſondern auch ihrer Kultur verloren. Wie die Nachtigall aus dem zertretenen Neſte, entflohen Wiſſenſchaften und Künſte aus Gallien und Italien nach Conſtantinopel, und von allen Früchten des Alterthums, von der ganzen Bildung und Humanität der Vorzeit, wäre vielleicht nicht die geringſte Einwirkung auf die Nachwelt übergegangen, wenn der Genius der Menſchheit, noch ehe jene rohen Schwärme ihre Wälder und Steppenfilde verließen, nicht das Joch bereitet hätte, das ihnen Einhalt thun, ſie zähmen und den römiſchen Sitten nähern ſollte. Dies war die Hierarchie, und jene Wirkung eine der wenigen, um derentwillen wir das Chriſtenthum immer noch für eine Wohlthat der Vorſehung erkennen müſſen.

Wie ein Gießbach leiſe rieſelnd dem Schnee des Gebirges entquillt, dann mit lauterem Plätſchern über Felſen herabrollt, dann, ein Waldſtrom, brüllend, donnernd, Saaten und Wälder zerſtöret, Herden und Dörfer in's Meer ſchwemmt, und, wenn er verrann, nur Leichen und Einödden zurückläßt: — ſo ſchlich einſt der Chriſtianismus von Judäa aus, in den weiten Gränzen des römiſchen Reiches umher, gewann allmälig Anſehen und Macht, und unterwühlte ſodann die Grundpfeiler des Staats. Gern ließen anfangs die Heiden ſeinen Lauf ungeſtört: ſie waren zu weiſe, um nicht duldſam zu ſeyn. Erſt da es Aufrühre und Metzelungen verurſachte, da es drohete, die Beſtandtheile des Staates von einander zu reißen, verſuchten ſie, es zu beſchränken. Zu ſpät!

Eine Religion, ſagt Voltaire, deren größter Triumph es war, daß ihr Stifter den Tod der niedrigſten Miſſethäter ſtarb, konnte nicht durch Schwert und Folter vertilgt werden. Jede Verfolgung ſchürte nur die Gluth des Fanatismus an; boshafte Gaukler blieſen ihn zur Flamme auf, welche den Glanz der mühſam errungenen Cultur und die Macht des Staates verzehrte. Der politiſche Conſtantin gab dem Wahnſinne ſeines Zeitalters nach; der edlere, philoſophiſche Julian und ſein Ruhm wurden ein Opfer ſeines vergeblichen Widerſtandes: und von nun an war der Triumph des Pfaffengeiſtes entſchieden.

Er ging ſogar den hereinbrechenden Barbaren entgegen; er machte ſich durch Gaukeleien zum Meiſter ihres ungebildeten Verſtandes, und ſie, welche die Macht des römiſchen Reiches zertrümmerten, erlagen der Liſt ſeiner Prieſter. Jede neue Heeresfluth, welche gegen Italien und Gallien herantobte, brachte dieſen nur neue Sklaven, die um ſo dienſteifriger waren, je mehr ſie Rohheit beſaßen. Jeder neue Monarch, der ſich einen Thron in den weiten Gränzen des Reiches der ehemaligen Cäſarn ſetzte, ward ein Werkzeug zur geiſtigen Unterwerfung von Millionen. Die Biſchöfe wußten ſich in's Lehnſyſtem zu drängen; ſie wurden Fürſten mit weltlicher Macht; große Regenten verſtanden ſich mit niedriger Ehrſucht dazu, Titel und Kronen aus den Händen des römiſchen Obermönchs anzunehmen: das Gebäude der Hierarchie war vollendet.

Von nun an zogen Unwiſſenheit und ihre Tochter, Schwärmerei, als Herſcherinnen durch Europa hin: ein blutiges Mordgewehr war ihr Zepter, und Prieſter gaukelten vor ihnen her. Palläſte, Städte, Thronen brach das Rad ihres Triumphwagens, und Klöſter wuchſen auf, wohin ſie blickten. Glaubet, riefen die Prieſter, Eins ſey Drey, todt ſey lebendig, das Vergängliche ewig! „Wir glauben," antworteten die verblendeten Menſchen. Ich bin ein Gott! rief der Obermönch in Rom, im Aufſieden ſeines Uebermuthes. Wir beten dich an, widerhallte das ſklaviſche Europa. Er ſchloß über- und unterirdiſche, lächerlich erſonnene Welten auf, um die Menſchen in dieſer thun zu laſſen, was ſeine Eigenſucht heiſchte. Er ſetzte Kaiſer und Könige ab; er verſchenkte große Reiche, indem er die Nationen mit Popanzen ſchreckte, die ihm ſelber lächerlich waren: und als deſſen ungeachtet die europäiſchen Staaten mehr Conſiſtenz, die Fürſten Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit gewannen, wälzte er ohne Bedenken einen Welttheil auf den andern hin, und zwang den Weſten, die Gefilde des Oſten zu verheeren und mit dem Blute ſeiner kraftvolleſten Söhne zu düngen.

Das war die höchſte Aeußerung ſeiner Macht, und nun konnte der Umſchwung nicht ausbleiben. Die Kreuzzüge entkräfteten die europäiſchen Reiche; ſie gaben den Geiſtlichen Gelegenheit, ſich zu vergrößern; ſie lieferten die verwaiſeten Staaten in ihre Gewalt: aber die rückkehrenden Streiter hatten eine Menge

Vorurtheile in Paläſtina und Griechenland abgeſchüttelt, und brachten erweiterte Einſichten und höhere Selbſtſtändigkeit des Geiſtes zurück. Ein bald geheimer, bald offenbarer Kampf gegen die Obermacht des Papſtes begann in Frankreich und Teutſchland: ſein Anſehen hatte eine verborgene Wunde erhalten, an der es immer gefährlicher erkrankte.

In dieſer Periode, deren herrſchende Denkungsart und deren Begebenheiten von der entſchiedenſten Wichtigkeit ſind; in welcher ſich der erſte Kampf des Lichts mit der Finſterniß, die erſte Dämmerung der ſpäten Aufklärung zeigte; in welcher die Völker wieder, obgleich noch furchtſam, anfingen, die Vernunft dem päpſtlichen Unſinne, Fürſtenrechte den Anmaßungen der Geiſtlichkeit entgegen zu ſetzen; in welcher dieſe dafür mit Fieberwuth durch neue Uſurpationen die alten zu beſchützen, durch verdoppelten Druck den Widerſtand zu lähmen verſuchte: — in dieſer Periode wurde Liefland entdeckt. Sie iſt es werth, daß wir ſie wenigſtens im Allgemeinen näher kennen lernen.

Den erſten Blick zieht der Hierarchen-Stuhl an der Tiber auf ſich. „Der Beſitzer deſſelben," ſagt Voltaire, „glich den indiſchen Götzen, die man ſchlägt, um Wohlthaten von ihnen zu erhalten." Das paßt aber nur auf die nähern Nachbarn deſſelben. Die entferntern mußten zufrieden ſeyn, wenn er ſie nicht ſchlug: denn ſeine Macht, wie jede, die auf Vorurtheile gegründet iſt, glich dem Hebel, der in der größeſten Entfernung vom Ruhepunkte am kraftvolleſten wirkt.

Seitdem Gregor der Siebente, dieſer eherne Mann, kühner als je ein Papſt, den Stolz der Fürſten zermalmet und mit Kronen geſchaltet hatte, rangen ſeine Nachfolger alle, ſich auf dem Gipfel der Macht zu erhalten, zu dem er doch mehr hinaufgeſtrebt, als ihn erreicht hatte. Sie blitzten ihre Bannſtrahlen nach allen Weltgegenden hin, überwältigten durch ſie die mächtigſten Fürſten, und unterlagen dann gleichwohl kraftloſen Feinden; verſchenkten Königreiche, und waren nicht Herren ihrer eigenen Reſidenz: ja, ſie wurden nicht ſelten von dem Pöbel derſelben perſönlich gemißhandelt *), und Eugenius der Dritte hatte aus ihr nach Frankreich fliehen müſſen.

Adrian der Vierte, ein Engländer, ließ Arnold von Brescia, der Rom zehn Jahre hindurch eine Art von Freiheit wieder gegeben hatte, verbrennen, und ſchenkte ſeinem ehemaligen Monarchen, Heinrich dem Zweiten, das Königreich Irland, weil, ſagte er, alle Inſeln, welche die chriſtliche Religion annähmen, dadurch Eigenthum des päpſtlichen Stuhles würden. Traurige Ausſicht für Liefland, das ein Jahr vor ſeinem Tode 1158 entdeckt ward!

Sein Nachfolger, Alexander der Dritte, wurde von einem Gegenpapſte aus Rom vertrieben; aber dieſer Flüchtling ſchenkte noch den Venetianern das adriatiſche Meer, und zwang den großen Friedrich Barbaroſſa zum Fußkuß

---

*) Z. B. Paſchalis II, und Gelaſius II.

und zur Abtretung der Ländereien der Gräfin Mathilde. Zu ſeiner Zeit betrat wahrſcheinlich der erſte Miſſionar Liefland: auch ernannte er 1170 Fulko zum Biſchofe von Vin- und Eſthland, und forderte die Dänen zum Kriegszuge gegen die Eſthen auf. Daß die Ausbreitung der päpſtlichen Macht auf dieſer Seite ſeinen Nachfolgern nicht gleichgültig war, beweiſen mehrere Urkunden; aber erſt Cöleſtin der Dritte ließ einen Kreuzzug gegen die Letten predigen.

Im Jahre 1198 beſtieg Innocenz der Dritte den päpſtlichen Stuhl, und beinahe ſein erſtes Geſchäft war, daß er Frankreich mit dem Interdikte belegte. Nie hat ein Papſt einen kühnern Geiſt und eine unwiderſtehlichere Macht entfaltet. Er erntete die Früchte von Hildebrands Anmaßungen, und wurde völlig, was dieſer zu ſeyn verſuchte. Er war es, der die Eroberung Conſtantinopels durch Balduin veranlaßte, und ſo die lateiniſche Kirche auf den griechiſchen Thron ſetzte; er vernichtete die Albigenſer, ſtiftete die Inquiſition und die Bettelorden, ſchenkte England dem Könige von Frankreich, und nahm es zurück, als Johann ſich für einen Vaſallen des päpſtlichen Thrones erklärte. Auch in Rückſicht Lieflands zeigte er gleiche Thätigkeit. Er ließ das Kreuzpredigen wirkſamer fortſetzen, ſtiftete den Schwertbrüderorden und mehrere Bisthümer; aber er empfahl auch wiederholentlich den Rittern und Biſchöfen, die Neubekehrten nicht zu drücken, noch weniger ſie zu Sklaven zu machen.

Innocenz ſtarb 1216. Trotz ſeiner furchtbaren Macht zeigten ſich doch ſchon unter ihm die erſten Spuren des Aufſtrebens nach Denkfreiheit, die Früchte der Kreuzzüge. Etwa hundert Jahre nach dem erſten gegen die Türken, ſah man ſich ſchon gezwungen, auch gegen Ketzer einen zu predigen, gegen die Albigenſer, deren Beſchützer Raimund von Toulouſe, der Enkel jenes Raimunds war, welcher einſt in Paläſtina ſo ſehr geglänzt hatte. Simon von Montfort und die Inquiſition zertraten die

Sekte; aber ihr Geiſt dauerte fort, und verleitete heftigere Ausbrüche vor.

Aehnliche Umwandelungen kündigten ſich in den weltlichen Verfaſſungen an. Der Troß der mächtigen Vaſallen, die Leichtigkeit, mit welcher der Papſt ſie zu Empörungen bewog, wenn es ihr Eigennutz nicht that, zwang die Monarchen endlich, gegen dieſe zu verfahren, wie der Papſt es gegen ſie ſelbſt that: das heißt, ſie durch Begünſtigung ihrer Untergebenen zu ſchwächen. In Frankreich, England und Teutſchland nahm man bald nach einander dieſe Maßregeln, die den Rechten der Völker und der Menſchheit ſo wohlthätig waren.

Alexander der Dritte erklärte 1167, jeder Chriſt müſſe frei ſeyn; aber ſchon früher hob Ludwig der Junge die Leibeigenheit in ſeinen Domänen auf, und machte es überhaupt den Leibeigenen leicht, frei und Bürger in den Städten zu werden. Dieſen ertheilte er viele Privilegien und vorzüglich das Recht, unabhängige Mairen zu wählen, mit der Bedingung,

gung, ohne Rückſicht auf die Geſinnung der Pairs, ihn mit Soldaten zu unterſtützen. Eben dies that Heinrich der Zweite in England; und bloß dadurch gewann das engliſche Volk an der Magna Charta, welche Johann ohne Land aus Schwäche unterſchrieb, und welche die Grundlage der brittiſchen Freiheit wurde. Sie veranlaßte nehmlich ſpäterhin den Krieg der Barone gegen Heinrich den Dritten, und die Zuſammenberufung der Gemeinen durch den Grafen von Leiceſter, welche Eduard 1295 beſtätigen mußte.

Am nothwendigſten waren dieſe Maßregeln in Teutſchland. Unter einer Menge von Vaſallen zerſtückt, die unabhängig waren, ſobald ſie eine Armee verſammelt hatten, war dies Land von ewigen Fehden und Kriegen zerriſſen, und ſein Oberhaupt viel öfter der Mittelpunkt des allgemeinen Angriffs, als der allgemeinen Vereinigung. Friedrich Rothbart ſuchte ſich alſo eine andere Macht gegen die aufrühreriſchen Vaſallen aus ihren eigenen Unterthanen zu bereiten. Er ertheilte jeder Stadt, die im Stande war, ſich einigermaßen zu behaupten, das Recht, ſich ſelbſt regierende Bürgermeiſter zu erwählen, und führte ſie dadurch auf den Weg zur Reichs-Unmittelbarkeit. Speier ſcheint die erſte Stadt geweſen zu ſeyn, die 1166, troz dem Widerſpruch ihres Biſchofs, dies Privilegium erhielt. Viele andere Städte ahmten ihr nach. Jede periodiſche Schwäche eines Fürſten wurde von den anſehnlichſten Orten ſeines Gebiets benutzt, und in Kurzem war ganz Teutſchland mit Reichsſtädten bedeckt. Die Folge davon war das Aufblühen der Künſte und des Handels. Beide hatte man bisher nur als Sklavengewerbe betrachtet; die heidniſchen Wenden in Mecklenburg und Pommern waren faſt die einzigen handelnden Bewohner Teutſchlands geweſen. Jetzt wetteiferten bald, ſelbſt auf der Oſtſee, Bremen, Hamburg und Lübeck mit ihnen, und auch die Entdeckung Lieflands war eine Folge dieſes Rivaliſirens. Achtzig Jahre nach der

Freiſprechung von Speier ſtand ſchon die furchtbare Hanſa da, die ſelbſt den mächtigen Beherrſchern des Norden Ehrfurcht gebot. Sonderbar und gar nicht ehrenvoll für den menſchlichen Geiſt iſt es, Leute, die eben erſt anfingen, die Segnungen der Freiheit zu genießen, ſie in Liefland zur fürchterlichſten Unterjochung freier Völker anwenden zu ſehn.

Im Norden waren in dieſer Periode zwar ſchon die vielen kleinen Fürſtenthümer zu Königreichen zuſammengewachſen; aber ihre Verbindung war noch ſo locker, daß ſie immer wieder zu zerfallen drohten. Es war Grundſatz geworden, daß nur *Ein* König ſeyn dürfe: aber jedes der vielen fürſtlichen Geſchlechter machte Anſpruch darauf, ihn aufzuſtellen; daher wurden dieſe Reiche immer noch häufig von innerlichen Kriegen zerriſſen, und jeder Monarch hatte im Anfange ſeiner Regierung Gegenkönige nieder zu kämpfen.

Dännemark, das in dieſer Periode am wichtigſten für die liefländiſche Geſchichte iſt, war nach mehreren einzelnen Regenten, im Jahr 1157 wieder unter drei, Svend, Knut und Waldemar, getheilt: allein in demſelben Jahre wurde Knut von Svend ermordet; dieſer ſelbſt blieb in dem großen Treffen auf der Grätahaide. Waldemar der Erſte war alſo der einzige Beherrſcher Dännemarks. Das Hauptgeſchäft ſeiner Regierung war die Unterwerfung der mecklenburgiſchen und pommerſchen Wenden. Er zerſtörte ihre Hauptſtadt Arkon, zwang ſie zum Chriſtenthume, und ließ ſich zu Launa ihre Krone von Friedrich Rothbart zur Lehn ertheilen. Er ſtarb 1182. Sein weiſer Rathgeber, der Erzbiſchof Abſalon, fuhr fort, ſeinen Sohn

Kanut den Sechſten zu leiten, der dem Kaiſer die Huldigung verſagte, ſich faſt ganz Holſtein unterwarf, und 1196 einen Zug nach Eſthland that.

Im Jahre 1202 kam ſein Bruder Waldemar der Zweyte zur Regierung. Er erweiterte und befeſtigte die Eroberungen Kanuts, und ſpielte vorzüglich in Liefland eine wichtige Rolle, die wahrſcheinlich bald die einzige geworden wäre, wenn ihn nicht, mitten im Laufe ſeiner glänzenden Unternehmungen, der Graf von Schwerin durch einen nächtlichen Ueberfall gefangen hätte. Während ſeiner dreijährigen Gefangenſchaft büßte er faſt alle Eroberungen ein, und da er 1227 das Treffen bei Bornhövede verloren hatte, entſagte er ihnen auch größtentheils, lebte ſeitdem bloß für die innere Wohlfarth ſeines Staates, und ward deſſen Geſetzgeber. Die Jütländer empfingen von ihm ihr Lovbog, und ſeinen eſthländiſchen Vaſallen hatte er ſchon früher ein Ritterrecht gegeben. Er ſtarb 1241.

Norwegen, das keinen Einfluß auf Liefland hatte, übergehe ich, ſo wie Schweden, das nur ein Paar kurze und unglückliche Einfälle that.

Wichtiger iſt uns Rußland, nicht durch ſeine damalige Macht, oder die Bildung ſeiner Bewohner, ſondern durch die nahe Verbindung, in der es mit den zinspflichtigen Letten, Liven und Eſthen ſtand. Wir haben im zweiten Buche geſehen, wie dieſer Staat 862 von Slaven, Finnen und Normännern gebildet wurde. Ihn beherrſchten Großfürſten, deren es zuweilen zwei, ja wohl drei gab; aber auch jede einzelne Stadt hatte ihre Fürſten. Wladimir der Große verband das ganze Reich, und führte 988 die griechiſche Religion in demſelben ein, was ſeine Großmutter Olga vergebens verſucht hatte. Er theilte das Reich von neuem unter ſeine zwölf Söhne; und ſo ſank es auch wieder in ſeine alte Verwirrung zurück, in der es noch war, als die Teutſchen Liefland betraten, und die es endlich zu einem leichten Raube der Tataren machte. Die kleinern, dem Großfürſten untergeordneten Regenten, die während der Unterjochung Lieflands auftraten, waren die von Polozk, Pleskow und Nowgorod. Wir werden ſie handeln ſehn.

II.

Entdeckung Lieflands.

Faſt mitten in der Oſtſee thronte im zwölften Jahrhunderte die Königin derſelben, das reiche Wisby, mit Recht das nordiſche Venedig genannt. Hierher brachten Dänen und Preuſſen, Schweden und Wenden aus Mecklenburg, ſelbſt Flamänder und Britten, die Produkte ihres Ackerbaues und Kunſtfleißes, und tauſchten ſie gegen einander um. Für Wisby gingen die Bürger Nowgorods, einer Republik wie jene Stadt, zu Lande zum Dnepr hinab, und dann mit ſeinen Wellen ins ſchwarze Meer, um die Schätze des europäiſchen und aſiatiſchen Süden an den Ufern des Ilmenſees aufzuhäufen, bis die thätigen Gothländer durch den Ladoga und die Wolchow ſie abzuholen kamen. Auch die Küſten Eſth- und Finnlands beſuchten dieſe zuweilen als Freunde der wilden Bewohner, ſo oft ſie auch im offenen Meere mit ihnen um die erworbenen Schätze kämpfen mußten: nur im rigiſchen Meerbuſen hatten ſie noch keinen Marktplatz gefunden.

Als Handlung und Kunſtfleiß in Teutſchland ſich zu entwickeln begannen, kannten auch die nördlichen Teutſchen anfangs keinen beſſern Stapelort: die Hamburger ſchickten, nach Adam dem Bremen, ihre Waaren zu Lande nach Julin, die Bremer nach Lübeck, um ſie dort für Wisby einſchiffen zu laſſen. Bald ſuchten ſie indeß einen ſelbſtſtändigern Handel; und da ſie an keinem andern Orte die Concurrenz der Gothländer aushalten konnten, ſo beſchloſſen die Bremer, jenen vernachläſſigten Theil der Oſtſee zu erforſchen. Sie fanden einen Mann, wahrſcheinlich einen wendiſchen Schiffer, der, nach dem Ausdruck einer alten Chronik, ferne Meere durchfahren konnte, und rüſteten 1158 ihm zu Lübeck ein Schiff aus. Er ging durch die Inſelenge zwiſchen Curland und Oeſel, und ein Sturm führte ihn in die Mündung eines ſchiffbaren Stromes *).

---

*) So, dünkt mich, laſſen ſich alle, dem Scheine nach,

Die Ufer deſſelben ſchienen eine waldreiche Wildniß, und unbeſorgt traten die Schiffenden an das Land, um ſich von den Mühſeligkeiten der Seefahrt zu erholen: aber ſie wurden bald aus ihrer Ruhe aufgeſchreckt. Eine Menge von Kähnen ſchwärmten auf der See heran, und furchtbare, wilde Geſtalten, mit Streitäxten, Spießen und Pfeilen bewaffnet, brachen aus dem Walde hervor, um die Fremdlinge zu vertreiben, deren ungewohnter Anblick die Liven nur mit feindſeligen Ideen erfüllte. In jenen rauhen Zeiten war indeß durch Verfeinerung der Gewerbe noch nicht die Gränze eines jeden ſo enge umſchrieben, daß ſeine Glieder gleichſam nur Werkzeuge deſſelben geworden wären, und nicht, ſo bald die Noth es erforderte, kraftvoll auch das Schwert zu führen vermochten. Erſt die entnervende hö-

---

widerſprechende Angaben Helmolds, der Hochmeiſter-Chronik und anderer Schriftſteller vereinigen. Kenner der liefländiſchen Geſchichte mögen die Angabe prüfen.

here Cultur kann Männer — eines eigenen Standes zu ihrer Vertheidigung, bedürfen laſſen. Die Kaufleute und Schiffer griffen zum Gewehr, und vertheidigten ſich ſo muthig, daß die Einwohner ſich ihre Friedens-Anträge gefallen ließen. Bald ward ein Markt eröffnet. Die Fremdlinge boten Zeuge, Knöpfe, Eiſenwaren feil, und erhielten Wachs, Getreide und koſtbare Thierfelle dafür. Von eigentlichem Gelde kann noch nicht die Rede geweſen ſeyn, da, nach Neuſtädt, die Liven kein anderes kannten, als mit ſilbernen Stiften beſetzte Grauwerksohren, die in früheren Zeiten auch bei den Ruſſen gebräuchlich waren. Münzen brauchten ſie, wenn ein Zufall ihnen einige zuführte, nur als Schmuck für ihre Weiber.

Beide Theile waren mit dem Erfolge ihres Handels ſo zufrieden, daß man die Fortſetzung deſſelben verabredete. Die Liven verſprachen den Teutſchen, die des Handels wegen zu ihnen kämen, freundſchaftliche Aufnahme, und ſeitdem führte jeder Frühling Schiffe in die

Mündung der Düna. Man erlaubte den Fremdlingen endlich, mehrere Meilen tiefer im Lande, auf einem Berge am Ufer des Stroms, ein Waarenlager zu erbauen, und es ſogar — gegen die Lithauer, ſagten ſie — in Vertheidigungsſtand zu ſetzen.

So war alſo Liefland mit dem übrigen Europa in Verbindung gebracht; und die Bewohner, durch Handel mit Kenntniſſen bereichert, und zum Kunſtfleiß aufgemuntert, wären wahrſcheinlich auf einem glücklichen Pfade zur Cultur hinaufgeklimmt, wenn man ſie den betretenen ruhig hätte verfolgen laſſen: — wenn es keine herrſchſüchtige Hierarchie, keine Mönche, keinen Fanatismus gegeben hätte. Die Teutſchen waren in ihrem eigenen Lande noch zu ſehr Sklaven, als daß ſie hier nicht bald hätten anfangen ſollen, Tyrannen zu ſeyn.

III.

Anfang der Bekehrung. Meinhard.

Zwanzig, vielleicht dreißig Jahre, hatte dieſer friedliche Verkehr gedauert, ohne daß die Teutſchen es ſich einfallen ließen, etwas anderes, als willkommene Gäſte, ſeyn zu wollen. Endlich miſchte ſich der fanatiſche Bekehrungseifer, die Herrſchſucht der Mönche hinein, und die friedlichen Scenen verwandelten ſich in blutige Gräuel.

Meinhard, ein Auguſtiner-Mönch aus dem holſteiniſchen Kloſter Segeberg, war es, in deſſen Kopfe vielleicht klöſterliche Langeweile, vielleicht Ehrgeitz, vielleicht wirkliche Frömmigkeit, den Gedanken entſtehen ließ, der Apoſtel der Letten zu werden. Er ſcheint die erforderlichen Eigenſchaften zur Ueberliſtung einfacher Naturvölker in reichem Maße beſeſſen zu haben. Die Chroniken ſchildern ihn als einen freundlichen Greis, der ſich bei jedem einzuſchmeicheln wußte; und ſein Benehmen zeigt, daß es ihm nicht an perſönlichem Muthe und hellem Kopfe, aber eben ſo wenig an mönchiſcher Hinterliſt und jenem Standesgeiſte fehlte, der gerade in Greiſen am unbiegſamſten und gefährlichſten iſt.

Es iſt unentſchieden, ob es im Jahre 1176 oder erſt 1184 war, als Meinhard ſich, nach erhaltener Zuſtimmung des Erzbiſchofs von Bremen, mit teutſchen Kaufleuten nach Liefland einſchiffete. Wahrſcheinlich war anfangs ſein Hauptgeſchäft nur die Seelſorge der Teutſchen; aber bald erbat er ſich von Wladimir, Fürſten zu Polozk, dem die Liven zinspflichtig waren, die Erlaubniß, im Dorfe Ykeskole eine Kirche erbauen und die Heiden belehren zu dürfen. Die Ruſſen waren weit davon entfernt, ſelbſt Proſelyten machen zu wollen, und kannten wahrſcheinlich den Grundſatz der abendländiſchen Kirche nicht, daß jeder Anhänger derſelben ein Unterthan des Papſtes ſey. Wladimir geſtattete alſo nicht nur das Verlangte, ſondern gab ſogar Geſchenke zum Bau der Kirche, die ihm Liefland entreißen ſollte.

Meinhard verſtand die Landesſprache nicht, und konnte ſie ſchwerlich je ſo fertig lernen, um durch ſeine Beredtſamkeit ſtarre Wilden ihrem urväterlichen Glauben in Ernſt abſpenſtig zu machen: aber das war im Grunde zu dem, was man damals Bekehren nannte, gar nicht nöthig. Die Pracht und Feierlichkeit des katholiſchen Gottesdienſtes feſſelt noch jetzt das Volk ſo mancher Länder: wie hätte dies Puppenſpiel, ſo bald nur die Kirche einmal ſtand, ſeine Wirkung auf die liviſchen Wilden verfehlen ſollen? Um ihm ungeſtört beiwohnen zu dürfen, oder mit den geehrten Fremdlingen gleichſam verbrüdert zu werden, ließen ſich bald einige bereden, eine ſo unbedeutende Ceremonie, als das Beſprengen mit Waſſer in ihren Augen ſeyn mußte, mit ſich vornehmen zu laſſen, und nun — hießen ſie Chriſten. Ein Annaliſt hat uns die Namen der beiden Unglücklichen, die zuerſt in die Schlinge des Mönchs fielen, aufbehalten: ſie hießen Ylo und Viezo. Ein Zufall gab ihm Gelegenheit, bald eine wichtigere Erwerbung für die Kirche zu machen.

Die Litthauer thaten einen Einfall in das Land der Liven, plünderten und verheerten es. Meinhard ſtellte ſich, an der Spitze der Bewohner von Ykeskole, in einen Hinterhalt, überraſchte die rückkehrenden Feinde im Walde, und nahm ihnen die gemachte Beute wieder ab. Eine ſolche That mußte ihm Achtung und Liebe erwerben, die er ſogleich mit der Conſequenz eines Miſſionars benutzte. Er ſtellte den Bewohnern jenes Dorfes vor *), wie gefährlich es für ſie ſey, in einem offenen Orte zu wohnen, und erbot ſich, ihnen ſelbſt ein feſtes Schloß zu erbauen, wenn ſie — Chriſten werden wollten. Um dieſen Preis ſchien ihnen eine Feſtung ſehr wohlfeilen Kaufes; ſie geſtanden ihn alſo gerne zu. Meinhard ließ Maurer und Steinhauer aus Gothland kom-

---

*) Nur dieſen; denn die Liven im Allgemeinen beſaßen ſchon Burgen, welche ſpäterhin den Teutſchen viel Blut koſteten.

men, befeſtigte — die Niederlage der Teutſchen, und verſah ſie mit Patherellen oder Maſchinen, aus denen ungeheure Steine und Balken geſchleudert wurden. Zwar behielt er für ſich nur den fünften Theil des Schloſſes, und nahm auch Liven in daſſelbe ein; aber die immer nachſtrömende Menge neuer Ankömmlinge mußte ihn bald zum Herrn des Ganzen machen. Dies, und die Anſprüche, die er auf die zugeſtandene Taufe gründete, bewogen die Liven, ihr wieder zu entſagen, ſobald das Schloß fertig war.

Indeß erſchell der Ruf deſſelben durch Curland und Semgallen, und voll gerechter Beſorgniß für ihre Freiheit, eilte ein ſemgalliſches Heer vor daſſelbe, um das Gebäude mit Strikken von ſeinem hohen Standorte in den Fluß zu ſchleifen: aber natürlich ſpottete die Feſtigkeit der Mauern des Verſuches, und die aufgeſtellten Patherellen wieſen die Stürmenden mit großem Verluſte zurück.

Dieſer Erfolg bewog einen andern liviſchen

Stamm,

Stamm, die Bewohner von Holme, einen ähnlichen Vertrag mit Meinhard zu ſchließen. Auch ihnen erbaute er ein Schloß, gegen das Verſprechen ihrer künftigen Bekehrung: aber auch ſie nahmen ihre Einwilligung zurück, ſobald das Gebäude daſtand, und wer ſchon getauft war, glaubte ſich durch ein feierliches Bad von der erduldeten Beſprengung zu reinigen.

Während des Baues dieſer Schlöſſer berichtete Meinhard ſeinem Vorgeſetzten, dem Erzbiſchof zu Bremen, Hartwig, welchen Fortgang ſeine Bemühungen hätten. Hartwig eilte, ſie zu ſichern; er ernannte jenen zum Biſchof von Ykeskole, und ließ den Papſt das neue Bisthum ſeinem Erzſtifte beifügen. Dieſe Schritte ſcheinen beim erſten Anblicke lächerlich und übereilt: das waren ſie nicht, aber wohl ungerecht und argliſtig. Zwar ein Biſchof, der ſeine ſogenannten Untergebenen noch nicht zur Taufe hatte bereden können, der ſie dazu zu erkaufen ſuchte, und nichts beſaß, als das Fünftel zweier unvollendeten Schlöſſer, ſcheint nicht ſehr gefährlich zu ſeyn. Die Liven vorzüglich ließen ſich gewiß nicht einfallen, daß der freundliche Greis, der ſo zutraulich unter ihnen herumſchlich, und nichts ſuchte, als ihre Einwilligung ſich beſprengen zu laſſen, auswärts von nun an für ihren Landesherrn galt, und daß die benachbarten Länder ſich für verpflichtet hielten, ihn als ſolchen zu unterſtützen. Dänen, Schweden und Gothländer, denen der Mönch Meinhard ſehr gleichgültig war, kämpften bald für den Biſchof; die Teutſchen vorzüglich glaubten ſich von nun an berechtigt, ſich in Liefland, auch wider den Willen der Einwohner, niederzulaſſen. Widerſetzten ſich dieſe, ſo galten ſie in den Augen der ganzen Chriſtenheit für Rebellen, und eifrig gürtete ſich alles, ſie zur Ruhe zu bringen.

So wichtig war dieſer einzige Schritt. Meinhard ſcheint ihn vor allen Dingen zu Anlegung eines Domkapitels in Ykeskole benutzt zu haben: wenigſtens gelang es ihm, bald eine Menge geiſtlicher Gehülfen ins Land zu ziehen. Er zerſtreute ſie in die verſchiedenen Gebiete der Liven, wo ſie von einem zugetheilten Felde, das ſie aber ſelbſt bearbeiten mußten, lebten. Einer der thätigſten derſelben war ein Ciſtercienſer, Namens Dietrich, der zu Thoraida wohnte. Dieſer Mann kam bei den Liven, entweder durch das feierlich-myſteriöſe Weſen, durch das Heuchler zu imponiren pflegen, oder durch die gewöhnliche Verkündigung göttlicher Strafgerichte, in den Ruf eines Zauberers; und er wußte das trefflich zu benutzen. Zwar, als die Felder der Liven ſchlechte Ernte verſprachen, und das ſeinige allein hoffnungsvoll war, als nach einer ſeiner Strafpredigten eine Mondfinſterniß eintrat, wollten ſie ihn hinrichten: aber das Opferpferd entſchied zu ſeinem Beſten, und bald hernach gelang es ihm, eine ſehr wichtige Beute zu erhaſchen.

Ein kranker Aelteſter der Kyllegunde Thoraida, wahrſcheinlich derſelbe Caupo, der hernach oft genannt werden wird, ließ ihn zu ſich rufen, und forderte von ihm, was die liviſchen Zauberer zu verſprechen pflegten, Geneſung. Dietrich war weder Zauberer, noch Arzt, aber er war ein ſchlauer Betrüger. Er ließ ſich von dem Leidenden Zutritt zum Chriſtenthum verſprechen, miſchte aufs Gerathewohl geſammelte Kräuter zuſammen, und gab ſie ihm ein. Zufällig genas Caupo, und wurde ſeitdem der eifrigſte Anhänger und Verbreiter des Papſtthums. — Ein anderer getaufter Patient ſtarb, ungeachtet der Zauberbrühe des Mönchs; aber ein Neubekehrter hatte die Gefälligkeit, die abgeſchiedene Seele von Engeln in den Himmel tragen zu ſehn.

Die große Menge der teutſchen Einwanderer, ihr dreiſtes Benehmen, vielleicht auch das mehr gebietende Anſehn, das Meinhard ſich gab, machten die Liven endlich unruhig, und bewogen ſie, ihn und ſeine Genoſſen feindſelig zu behandeln. Sie gingen ſo weit, daß der

Biſchof den Entſchluß faßte, ſelbſt im Auslande Unterſtützung ſeiner angeblichen Rechte zu ſuchen. Das fürchteten die Liven, und ſuchten ihn durch Bitten und Liebkoſungen von dieſem Plane abzubringen; auch fand er es ſelbſt endlich gerathener, ſeinen Platz zu behaupten, und den rückkehrenden Kaufleuten die Sorge für ihren gemeinſchaftlichen Vortheil zu übertragen. Nach ihrer Abreiſe ſetzte er einen Tag feſt, an welchem ſich das Volk bei ihm verſammeln ſollte: aber die Liven, die keinen Begriff davon hatten, daß ein Fremdling, den ſie gutwillig unter ſich duldeten, dadurch Herrſcherrechte über ſie erlangte, verlachten ihn und blieben aus.

Nun verſuchte Meinhard, ſich zu gothländiſchen Schiffen, die in Eſthland lagen, durchzuſchleichen; und als es ihm mißlang, ſandte er ſeinen Spießgeſellen Dietrich, mit Stola und geweihetem Waſſer, wie zu einem Krankenbeſuche, dahin. Er ſegelte ab, und brachte bald den ganzen Norden in Aufruhr. Er ging ſogar nach Rom, forderte den Papſt zur Unterſtützung der liefländiſchen Kirche auf; und Cöleſtin erließ bereitwillig Kreuzbriefe an Weſtphalen, Sachſen und Slavien.

Nach dem liefländiſchen Annaliſten Heinrich, ſegelte 1196, um dem Biſchofe zu helfen, der ſchwediſche Feldherr Biger Jerl der Erſte mit einer großen Flotte aus: aber ein widriger Wind zwang ihn, in Eſthland ans Land zu gehen, wo er einige Tage lang plünderte, und dann zurückkehrte.

Den däniſchen Geſchichtſchreibern zufolge, machte Canut der Sechſte, König von Dännemark, in eben dem Jahre eine ähnliche Unternehmung: doch auch er kam nur nach Eſthland, und zog wieder ab, vielleicht nachdem er das däniſche Schloß erbauet hatte, das man im Jahre 1218 in die Feſtung Reval verwandelte.

Wichtiger war die Hülfe, die man Meinhard in Goth- und Teutſchland bereitete. Ehe ſie indeß ankommen konnte, warf ihn eine Krankheit auf das Sterbelager. Er verſammelte die Neubekehrten um ſich her, und fragte ſie, ob ſie einen andern Biſchof haben wollten. Sie, denen er ſtets geſchmeichelt, deren Streitigkeiten er entſchieden hatte, erklärten: „ſie wollten einen andern Vater haben.“ Rührende Verblendung, die ſie das perſönliche Benehmen mit dem Stande verwechſeln ließ! Sie erhielten einen Tyrannen, der durch Blutvergießen erzwingen wollte, was Meinhard erſchlichen hatte.

Meinhard ſtarb 1196, und in der Kirche, die er ſelbſt zu Ykeskole erbauete, wurden die Gebeine eines Mannes beſtattet, deſſen Daſeyn das Schickſal dreier Nationen entſchied. Vielleicht hatte er funfzig Jahre in der Dunkelheit eines Kloſters hingeſchleppt, ohne zu ahnden, welche wichtige Rolle ihm noch aufbehalten wurde. Er mußte Greis werden, ehe er reif genug war, ſie zu übernehmen. Wahrſcheinlich ſtarb er mit dem hohen Bewußtſeyn, eine verdienſtvolle, heilige Laufbahn zurückgelegt zu haben, und der Weltbürger — wird auf ihn hinſehen, wie auf das Erſcheinen eines verderblichen Meteors, das Verwüſtungen und Elend über ganze Generationen verbreitet. — Wenn die Folgen unſerer Handlungen über den Werth derſelben entſchieden: wer könnte ſicher ſeyn, daß die edelſte ihn nicht auf ewig zum Böſewichte ſtempelte? Chriſtus eifert wider die Verderbtheit ſeiner Nation, ſeines Zeitalters: er ſucht ſie zu beſſern. Die Folgen ſeines weiſen Eifers ſind zwei Jahrtauſende voll Gräuel, eine Hierarchie, Mönchsorden, Kreuzzüge, Inquiſitionen, ꝛc. Las Caſas rechtet bei den Bewohnern eines Welttheils für den andern. Seine Menſchenliebe bewirkt, daß ein dritter mit der ſchändlichſten Grauſamkeit entvölkert wird. Sterbliche, welche That kann euch gegründeten Anſpruch auf die Dankbarkeit der Nachwelt geben? bei welcher müßt ihr nicht zittern, ihr namenloſes Elend bereitet zu haben? —

IV.

Berthold, zweiter Biſchof.

Die Ausſichten in Liefland waren ſo günſtig für die römiſche Kirche, daß der Erzbiſchof von Bremen nicht lange zögerte, den erledigten Platz zu beſetzen. Er ernannte Berthold, den Abt eines hannöveriſchen Ciſtercienſer Kloſters Lockum, zum Biſchof von Liefland. Doch dieſer Mann befand ſich zu wohl an ſeinem Orte, als daß er ihn ſo leicht mit dem Aufenthalte unter einem rohen Volke, und das Wohlleben in ſeiner bequemen Pfründe mit den Beſchwerlichkeiten der Heidenbekehrung hätte vertauſchen ſollen. Nur das Zureden des Erzbiſchofs, und die Verſicherung eines jährlichen Gehalts von 20 Mark Silbers bewogen ihn zur Annahme des Biſthums. Dieſer Zug zeigte zum voraus, was von ihm zu erwarten war, und ſein Verfahren charakteriſirte ihn bald vollends als einen gewöhnlichen, ſchlemmenden und herrſchſüchtigen Mönch.

Im Jahre 1197 zog er endlich mit den

Kaufleuten nach Liefland, und nahm Beſitz von Ykeskole. Hier lud er die vornehmſten Liven zu ſich ein, erklärte ihnen, er wäre nur gekommen, weil ſie gewünſcht hätten, einen neuen Vater zu haben; und daß er dies ſeyn wolle, bewies er ihnen nach Prälaten-Art: er bewirthete ſie hoch, ſo lange ſein Vorrath reichte. Die Liven ließen ſich das gefallen; aber ſie waren doch zu vernünftig, ihre Freiheit für eine Mahlzeit hinzugeben. Als er daher anfing zu befehlen und Abgaben zu fordern, warfen ſie ihm vor: er ſey nur aus Armuth zu ihnen gekommen; und als er einen Altar bei Holme zum Kirchhofe einweihete, berathſchlagten ſie ſogar, ob ſie ihn erſchlagen, verbrennen oder erſäufen ſollten. Er erſparte ihnen den endlichen Beſchluß, floh auf ein Schiff, und kehrte über Gothland nach Sachſen zurück.

Die Schilderung, die er hier von den liefländiſchen Angelegenheiten machte, bewog den Papſt Cöleſtin, oder doch den Erzbiſchof von Bremen, Ablaß gegen die Liven zu predigen.

Berthold ſelbſt zog in dieſem Geſchäfte im nördlichen Teutſchland umher, und ſchon im folgenden Frühlinge war er im Stande, mit einer anſehnlichen Kriegsmacht nach Liefland zurück zu gehen. Weil alſo ein heuchleriſcher Mönch ein Paar Einfältige zur Taufe beſchwatzt hatte, hielt man ſich für berechtigt, für ſeinen Nachfolger mit Gewalt zu erzwingen, was jenem aus Gutherzigkeit zugeſtanden wurde, und ein Land zu verheeren, das die Teutſchen gaſtfreundlich aufgenommen hatte.

Berthold landete bei dem Inſel-Schloß zu Holme, und bezog daſſelbe: ein Beweis daß der argliſtige Meinhard die Feſtungen, für deren Bau er die Bekehrung der Liven forderte, eigentlich in die Hände ſeiner Landsleute zu ſpielen gewußt hatte. — Von hier ſandte er eine Botſchaft an die verſammelten Liven, und forderte eine Erklärung von ihnen, ob ſie den Glauben annehmen, das heißt, ſeine Sklaven werden wollten, oder nicht. Mannhaft antworteten ſie: Nein! und Berthold lagerte ſich mit ſeinen Pilgern an dem Orte, wo nachmals Riga erbauet ward.

Die Larve der Bekehrung war nun abgezogen, und den Liven mußte es deutlich ſeyn, welches Heil ihnen der gleißneriſche Vater eigentlich bereite. Einmüthig verſammelten ſie ſich daher, lagerten ſich den Teutſchen gegenüber, und fragten nun ihrer Seits Bertholden: Warum er mit einem Kriegsheere in ihr Land gekommen ſey? Nur ein verblendeter Papiſt kann ſeine Antwort, „es ſey wegen ihres Abfalles vom Glauben geſchehen,“ nicht für ſinnlos halten. Die Liven erwiederten eben ſo friedfertig, als muthig: „Biſt du des Glaubens wegen gekommen, ſo entlaſſe dein Kriegesheer, und beziehe in Ruhe dein Schloß. Diejenigen, die deine Lehren annahmen, magſt du zur Beobachtung derſelben anhalten: die übrigen überzeuge mit Worten, nicht mit Schlägen.“ Wer war hier der Weiſere? die Wilden oder der Geſalbte, der ſie ſelig zu machen kam?

Berthold forderte Geißel ihrer Friedfertigkeit; aber mit Recht verſagten ſie in ihrem eigenen Lande, was ſie eigentlich von den eindringenden Fremdlingen zu fordern berechtigt waren. Sie tauſchten nur Speere mit ihnen, zum Zeichen des Friedens.

Leider dauerte dieſer nicht lange. Einzelne Teutſche, die Weide für ihre Pferde ſuchten, und ſich vielleicht Räubereien oder Beſchädigungen erlaubt hatten, wurden erſchlagen. Entrüſtet ſandte Berthold die Friedens-Speere zurück, und am 24ſten Julius 1198 begann die erſte Schlacht der Liven, die erſte Schlacht für Altar und Herd, gegen freche Räuber, die in der Ferne verübte Schandthaten, hier im Blute Unſchuldiger abbüßen wollten.

Muthig und mit wildem Kriegsgeſchrei zogen die Liven zum Kampf heran. Ach, die Nackten vermochten nicht, den mit Stahl gepanzerten Räubern zu widerſtehn. Sie wurden in die Flucht geſchlagen, und traurend ſah der Genius der Menſchheit dieſe Schlacht den Stab über ein mannhaftes edles Volk brechen! — Indeß blieb doch der Urheber des Blutvergießens nicht ungeſtraft. Bertheld hatte ſelbſt mitgefochten. Sein Pferd wurde ſcheu, und riß ihn mitten in den Haufen der Fliehenden. Ein Live, Ymaut, erſchlug ihn, und — vermag die Gerechtigkeit ihrer unterliegenden Sache, wilde Erbitterung bei Naturmenſchen zu entſchuldigen? — andere zerriſſen wüthend den entſeelten Körper.

Die Teutſchen hatten ihren Anführer verloren; aber ſie hatten doch geſiegt, und mit Feuer und Schwert zogen ſie jetzt im Lande umher, verbrannten Hütten und Saaten, und metzelten nieder, wen ſie erhaſchten. Dies zwang die Liven endlich, nachzugeben. Viele ließen ſich die, für ſie vielleicht nicht mehr, als für jene Chriſten, ſinnloſe Ceremonie der Taufe gefallen, willigten ein, Prieſter in ihre Burgen und Gebiete aufzunehmen, verſprachen, die erſte Auflage, ihnen von jedem Pfluge ein Maaß Getreide zum Unterhalt zu reichen; ja, ſie mußten ſich ſogar dazu verſtehen, den abziehenden Siegern Abgeordnete mitzugeben, die um einen andern Biſchof bitten ſollten.

Der Anlaß zum Kriege war die ſchreiendſte Ungerechtigkeit; die Bedingungen des Friedens mußten einem freien Volke unerträglich hart ſeyn: kann man es alſo den Liven verdenken, wenn ſie die erſte Gelegenheit, ihn zu brechen, ergriffen? Kaum waren die teutſchen Krieger einen Monat fort, ſo ſagten ſie den Pfaffen den Handel auf, und faßten den Beſchluß, daß jeder Mönch, der nach einer beſtimmten Friſt noch in Liefland wäre, mit dem Tode beſtraft werden ſollte. Dies bewog die neu angekommenen Miſſionarien, nach Sachſen zu fliehen, und freudig ſchickten die Liven ihnen, auf einem Floſſe, einen ausgeſchnitzten Kopf nach, den ſie im Walde fanden, und für den Gott der Teutſchen hielten. Nur einige Kaufleute und Mönche, die zu Meinhards Zeiten ſchon in Liefland geweſen waren, erkauften ſich die Erlaubniß, länger zu verweilen.

V.

Alberts, des dritten Biſchofs, Charakter.

Befreiet von den gehäſſigen Fremdlingen, glaubten die Liven in Ernſt, der drohenden Gefahr auf immer entkommen zu ſeyn: aber indeß ſie frohlockten, wurden ihnen unzerbrechliche Feſſeln geſchmiedet. Der Erzbiſchof Hartwig ertheilte das erledigte Bisthum ſeinem Verwandten, dem bremiſchen Domherrn, Albert von Apeldern; und unter dieſem furchtbaren Manne nahm das Unterjochungsgeſchäft einen ſo feſten, ſyſtematiſchen Gang, daß aller Widerſtand fruchtlos wurde.

Albert war einer von jenen Männern, die uns ungewiß laſſen, ob wir ihre Talente mehr bewundern, oder den Gebrauch, den ſie von ihnen machen, mehr verabſcheuen ſollen, und zu deren Geiſteskraft ſowohl, als zu deren Bösartigkeit die meiſten Menſchen nur aus niederer Ferne heraufſtaunen. Wahrſcheinlich wäre er nie im Stande geweſen, zu erlangen,

was

was Meinhard erſchlich, oder den Enthuſiasmus einzuflößen, mit dem Bertholds Tod Teutſchland und den Norden erfüllte: aber wie Archimedes brauchte er gerade nur dieſen Standpunkt, um die Welt zu erſchüttern.

Weit entfernt ſich, wie Meinhard, aufs Gerathewohl in die Wogen des Schickſals zu ſtürzen und nur jeden kleinen Vortheil einzeln aufzuleſen, entwarf er, noch ehe er Liefland betrat, den Plan, den er ſein ganzes Leben hindurch unverrückt im Auge behielt, und, als Meiſter ſeines Geſchickes, ſo ſehr ein feſter Mann es zu ſeyn vermag, wirklich durchſetzte. Weit entfernt, ſich wie Berthold einen Nothbehelf in einer Pfründe aufzubewahren, machte er, ſobald er die biſchöfliche Würde angenommen hatte, die Behauptung derſelben zum einzigen Zwecke ſeines Lebens, behielt zwar, weil man es ihm anbot, ſeine Stelle im bremiſchen Dom-Kapitel, eilte aber doch, die erſte Gelegenheit zu ergreifen, um ſich von aller Autorität des Erzſtifts frei zu machen. Meinhard hatte gleichſam den Boden bereitet, und Bertholds Tod günſtige Witterung herbeigeführt; aber zu dem ſtolzen, kühnen Gebäude, das in Liefland aufgethürmt wurde, erſchuf Alberts hochfliegender Geiſt nicht nur den Riß, ſondern ſelbſt die Materialien. Jeder Schritt, den er that, bezeichnet den unerſchütterlichen, den großen Mann, der durch nichts von ſeinem Zwecke abgeriſſen wird, keinen ſich darbietenden Vortheil unbenutzt läßt, und ſelbſt den nachtheiligſten Umſtand in einen Vortheil zu verwandeln weiß.

Die Hauptleidenſchaft ſeiner Seele war Herrſchſucht. Sie zu befriedigen, erlaubte er ſich Erpreſſungen, Grauſamkeiten und jede Hinterliſt; und wenn ſeine ſchlaue Politik ihn bewog, ihre Aeußerungen zuweilen zu mildern, ſo war es nur, um deſto ſicherer zu gehen. Wo er daher befehlen konnte, gab er ſeiner Gewalt die größeſte Ausdehnung; und wo er weichen mußte, that er es mit ſo vieler Kunſt, daß ſein künftiges Vordringen nur deſto unwiderſtehlicher ward.

Man fühlet ſich zur Bewunderung hingeriſſen, wenn man ihn handeln ſieht. Beobachtet man die Mittel, die er anwendete, ſo fühlt man Widerwillen; — Entſetzen, wenn man ſeinen Zweck erwägt. Des großen, des bewundernswerthen Alberts Ziel war die Vernichtung freier Völker, und der größeſte Mann, den mein Vaterland vielleicht jemals ſah, war der fürchterlichſte Verderber deſſelben.

IV.

Alberts Antritt der Regierung.

Nicht Bekehrung der Liven war Alberts Zweck; er ſteckte ſich ein anderes Ziel: er wollte einen Staat gründen, und ihn als unumſchränkter Fürſt regieren. Wir werden ſehn, wie ſehr ihm das glückte.

Schon ſeine erſten Schritte kündigten den ſichern, überlegten Gang an, den er beſtändig behielt. Er wurde 1198 erwählt, und noch in demſelben Jahre ſegelte er mit der ſchon Berthold ertheilten Ablaßbulle nach Gothland, wo er fünfhundert Männern das furchtbare rothe Kreuz aufheftete, das ſeit einem Jahrhunderte Paläſtina mit Blut überſtrömte. Nicht zufrieden indeß, wie ſein Vorgänger, eine Armee zu haben, ſuchte er auch Allianzen, und ging nach Dännemark. Damals war gerade die glänzendſte Periode dieſes Reiches. Nach Woldemars des Erſten Tode regierten es drei Männer von entſchiedener Geiſtesgröße: Canut der Sechſte, der Ueberwinder der Meklenburger, Pommern und Holſteiner; ſein zu noch größerem Ruhme beſtimmter Bruder, Waldemar, und ihr Miniſter, der Biſchof Abſalon, der ſchon ihrem Vater eben ſo ſehr durch ſeinen perſönlichen Muth, als durch ſeine weiſe Politik, wichtige Dienſte geleiſtet hatte. Alle drei überhäuften Albert mit Freundſchaftsverſicherungen und Geſchenken, und verſprachen ihm jede Unterſtützung. Um Weihnachten eilte er nach Teutſchland, und ging nach Magdeburg. Hier weilte damals Kaiſer Philipp, nachdem er ſeinen Gegenkaiſer Otto gezwungen hatte, die Belagerung von Goslar aufzuheben. Albert bewirkte bei ihm, daß die Güter derer, die nach Liefland zögen, eben ſo ſicher und unverletzlich ſeyn ſollten, als die Güter der in Paläſtina Kriegenden: denn der Papſt hatte es ja für gleich entſündigend erklärt, im Norden oder im Süden zu würgen. Auch dieſer Schritt trug dazu bei, ihm größern Zulauf zu verſchaffen, ſo daß er im folgenden Frühjahre mit drei und zwanzig Schiffen in die Düna einlaufen konnte.

Er bedurfte dieſer Macht; denn der Empfang der Liven war ſehr kriegeriſch. Sein Inſelſchloß Holme erreichte er zwar unangefochten; aber auf dem Wege nach Ykeskole griffen ihn die Liven an, und er bezog fechtend, nach manchem Verluſte, dies Schloß, wo ihn die ſeit Meinhard anweſenden Mönche freudig erwarteten. Die Liven gingen einen dreitägigen Waffenſtillſtand ein; aber noch während deſſelben eroberten und verbrannten ſie eins der teutſchen Schiffe. Der Mönch wich ihnen nicht an Treubrüchigkeit. Nachdem ſie ihn mehrere Tage in Holme belagert hatten, beredete er ſie zum Frieden, und lud dann die Vornehmſten zu Gaſte. Kaum waren ſie verſammen, ſo nahm er ſie gefangen, und ſetzte ſie nicht eher in Freiheit, als bis ſie ihm dreißig Knaben zu Geißeln gegeben hatten.

Indeß ſah er wohl, daß er nie auf eine ſichere Ausbreitung ſeiner Macht rechnen konnte, wenn er nicht Mittel fände, die Teutſchen im Lande feſt zu halten. Er glaubte mit Recht, dies am beſten durch Anlegung einer Stadt zu bewirken: dazu weihte er alſo einen Platz ein, zwei Meilen vom Ausfluſſe der Düna, zwiſchen dieſem Strome und einem Arme deſſelben, der noch jetzt den Schiffen ein ſicheres Winterlager anbietet. Um die Schiffahrt hieher in Gang zu bringen, ſprach er den Bann gegen jeden, der es wagen würde, nach einem andern Hafen in dieſer Gegend zu ſegeln; und dieſer Ausſpruch war den Schiffern ſo wichtig, daß ſie einen von ihnen, der es einſt wagte, in die Muſſe einzulaufen, um einen ſemgalliſchen Marktplatz zu beſuchen, feindlich angriffen und tödteten.

Unter dieſen Geſchäften war die Pilgerzeit verfloſſen, und die Kreuzfahrer bereiteten ſich zur Rückkehr. Albert, der ſich ohne ſie ſehr ohnmächtig fühlte, ergriff die Partie, ſie zu begleiten, um ſelbſt in Teutſchland den Feldzug des folgenden Jahres zu veranſtalten. Die erhaltenen Geißel nahm er mit. Sie wurden in teutſchen Klöſtern erzogen, und nachmals die thätigſten Werkzeuge zu Ausführung ſeines Planes.

So bald er übrigens in Teutſchland angelangt war, ſandte er Dietrich, der ſchon für Meinhard Rom beſucht hatte, wieder dorthin. Innocenz der Dritte herrſchte jetzt. Mit der größten Bereitwilligkeit geſtand er dem Biſchofe alles zu, was er wünſchte, vorzüglich Beſtätigung der Vorrechte, die er ſeiner neuen Stadt, noch ehe ſie da war, erheilt hatte.

VII.

Seine Maßregeln, ſich eine bleibende Macht zu verſchaffen. Der Schwertorden.

Man ſieht, welche wichtige Vortheile ſich Albert bei einem einzigen kurzen Beſuche in ſeiner Diöceſe zu erringen wußte. Er hatte Geißel erlangt, die ihm für jetzt die Treue ihrer Väter, für die Zukunft die Ueberliſtung der ganzen Nation ſicherten; er hatte den Grund zu einer Hauptſtadt gelegt, die ſich dazu eignete, einſt der vorzüglichſte Stapelort des ganzen lief- und kurländiſchen Handels, ſelbſt des ruſſiſchen und litthauiſchen, zu werden. Die Schritte der folgenden beiden Jahre waren noch entſcheidender.

Ein Schriftſteller jener Zeit nennt Albert einen virum parentatum. Wirklich hatte er eine zahlreiche Familie, und ſeine ſechs Brüder, die das Bisthum Liefland für eine Familienverſorgung anſahen, halfen ihm aus allen Kräften bei der Ausführung ſeiner Plane.

Ihnen trug er es auf, in Teutſchland durch Vorſpiegelung großer Handelsvortheile Bürger für ſeine neue Stadt anzuwerben, indeß er im Jahre 1200 hinreiſete, ſie wirklich zu erbauen.

Auf einem geräumigen Felde ſtieg Riga, neben einem liviſchen Dorfe, empor, und ſchon in demſelben Jahre konnte Albert ſein Domkapitel von Ykeskole, oder, wie es nachher genannt wurde, Uexkül, dorthin verlegen, und die Kathedral-Kirche einweihen. Sie, die neue Stadt, das ganze Land, das er zu beſitzen entſchloſſen war, widmete er der Schutzpatronin ſeiner Vaterſtadt Bremen, der jungfräulichen Mutter Gottes: ein Schritt der feinſten Politik. Dieſe Souveraine ſchloß alle irdiſchen Mitbewerber aus, erfüllte in den damaligen Zeiten alles mit Enthuſiasmus, und war dennoch — zu gütig, um je dem Verwalter ihrer Güter Rechenſchaft abzufordern.

Indeß war ſelbſt die Herrſchaft der Himmelskönigin, ſo ehrwürdig ſie auch den Chriſten ſeyn mußte, unter Heiden ſehr ſchwankend, wenn nicht irdiſche Schwerter auf immer für ihre Aufrechterhaltung gewonnen wurden. Im Großen zwar wachte Albert ſelbſt für ſie; aber um ſie einzeln in den beſondern Gebieten hinlänglich wirkſam, das heißt, unterdrückend, zu machen, brauchte er mannhafte Gehülfen. Das nächſte Mittel dazu bot ihm das Lehnsſyſtem dar. Zwar hatte er noch nicht das fürſtliche Recht, adelige Lehen zu ſtiften; zwar war es die ſchreiendſte Gewaltthätigkeit, ein Land zu verſchenken, das ihm gar nicht gehörte, und wo man ſeinen erſten Vorfahren nur aus Güte aufgenommen hatte: aber bei den Schwierigkeiten half die Autorität ſeiner unſichtbaren Monarchin ab. Welches Fürſtenrecht konnte man der Königin des Himmels ſtreitig machen, und welche Handlung heiligte ihr Name nicht? Ohne Bedenken alſo belehnte er Conrad von Meindorp und Daniel von Bannerow, zwei Kreuzfahrer, den erſten mit dem Schloſſe Uexküll, von dem, wie der Leſer ich erinnern wird, nur der fünfte Theil der Geiſtlichkeit gehören ſollte, — den andern mit er liviſchen Burg Lennewarden, auf das ſie gar keine Anſprüche hatte.

Meindorp und Bannerow: mit dieſen beginnt alſo die lange Reihe von Namen, unter denen vielleicht nicht zwei ſind, die nicht unzähligemal mit bittern Thränen und Verwünſchungen wären genannt worden. Die Rechte dieſer Lehnsträger wurden nicht beſtimmt; aber eben daher beſtanden ſie darin, alles zu nehmen und zu thun, was ſie mit dem Schwerte abreichen und behaupten konnten. Ihre Pflichten waren, ſtets zum Kampfe für die Kirche bereit zu ſeyn, aber vorzüglich über die Bewohner ihres Gebietes zu wachen, und den Geiſt derſelben nieder zu halten.

Auch dieſe Maßregel dünkte Albert nicht hinlänglich; denn freilich diente ſie allenfalls dazu, das Erworbene zu ſichern, aber nicht, die Eroberungen zu vergrößern. Schwerlich hätten alle Vaſallen ſehr eifrig gefochten, um dem

Biſchofe Raum zu neuen zu verſchaffen. Die Kreuzzüge dagegen waren Wogen, die zwar für itzt jährlich ſich auf das lieſländiſche Geſtade ergoſſen, aber auch wieder zurückrollten, und den Biſchof ſo hülflos ließen, als ſie ihn gefunden hatten. Wie, wenn der Enthuſiasmus einſt aufhörte, oder innere Kriege es Teutſchland unmöglich machten, jährlich Heere zu Unterſtützung der Jungfrau Maria zu opfern? Schon die Unabhängigkeit, nach welcher Albert ſtrebte, mußte, ſo bald ſie erklärt wurde, ihm den größeſten Theil ſeiner Beſchützer rauben. Er dachte alſo bei Zeiten daran, ſich eine eigene ſichere Macht, ein ſtehendes Kriegsheer, das ihm nichts koſtete, zu verſchaffen, und erlangte ſeinen Wunſch durch Errichtung eines Ritterordens, zu dem Paläſtina die Muſter gegeben hatte.

Dieſe Geſellſchaften von bewaffneten Mönchen oder geiſtlichen Kriegern, ſind eine der ſonderbarſten Ausgeburten jener finſtern Jahrhunderte; es wird alſo nicht überflüßig ſeyn, ihrer

Entſtehung eine augenblickliche Aufmerkſamkeit zu widmen.

Der loſe Zuſammenhang der Staaten während des Lehnſyſtems, die Schwäche der Könige, der Mangel an Geſetzen, und die daraus entſpringende Leichtigkeit, mit der jeder Beſitzer einer einzelnen Burg ſich unabhängig machen und bei den ſchwärzeſten Verbrechen vor Strafe ſichern konnte, erfüllten im Mittelalter das ganze weſtliche Europa mit Verwirrung, Räubereien—und Mordthaten. Endlich mußte dies unerträglich werden, und bewirkte, wahrſcheinlich zuerſt bei den Saracenen in Spanien, eine Verbindung edler und muthiger Männer, die es übernahmen, die waffenloſe Unſchuld zu vertheidigen, und Recht, Tugend und Ehre durch das Schwert geltend zu machen, da die Geſetze es nicht vermochten. Sie trafen eine Uebereinkunft wegen der Regeln, nach denen dabei verfahren, und wegen der Prüfungen und Gebräuche, mit denen neue Mitglieder aufgenommen werden ſollten. Sie zogen zu Pferde im Lande herum, wovon ſie den Namen Ritter erhielten, — beſchützten Damen und unkriegeriſche Reiſende, beſtraften ertappte Verbrecher auf der Stelle, wenn ſie ſiegten, oder wurden doch bald von einem glücklichern Genoſſen gerächet, wenn ſie unterlagen.

Es iſt wahr, in einem gut eingerichteten Staate wäre eine ſolche Verbindung abentheuerlich, und, troz ihrem edlen Zwecke, ſtrafbar; aber in jenen Zeiten, wo alle Bande der menſchlichen Geſellſchaft aufgelöſet waren, und die Glieder derſelben mehr neben, als mit einander lebten, hatte ſie die heilſamſten Folgen, und bald ward ſie überall nachgeahmt. In Frankreich, England, Teutſchland und Italien gab es Ritter in Menge, die endlich eine beſondere Bürgerklaſſe in den Staaten bildeten.

Der ſchlaue Geiſt der Hierarchie überſah nicht leicht einen Umſtand, aus dem er Vortheil ziehen konnte; und was ließ größere hoffen, als eine Verbindung, die ſo für das Beſte der

Kirche kämpfte, wie jene für Recht und Gerechtigkeit? Als daher das Oberhaupt einer Geſellſchaft, die 1099 in Jeruſalem zur Verpflegung der Kranken geſtiftet war, ſich erbot, auch Reiſenden Bedeckung zu ertheilen, und für die Religion zu ſtreiten, gab der Papſt bereitwillig ſeine Einwilligung dazu, und erhob 1118 dieſe Geſellſchaft, die Hoſpitaliter, zu einem Ritterorden. — Zwei Jahre ſpäter entſtand ein zweiter, der Tempelherrenorden, und 1190 ein dritter, die Marianer oder teutſchen Ritter. Alle gelobten, wie die Mönche, Armuth, Keuſchheit und Gehorſam; außerdem aber noch Beſchützung der Kirche. — Für die treue Erfüllung der letzten Gelübde, genoſſen ſie die Erlaubniß, die erſten nicht zu halten: denn obgleich die Einzelnen nichts eigenthümlich beſaßen, ſo wurden die Orden doch durch Schenkungen und Räubereien ungeheuer reich; und wenn die Ritter nicht heirathen durften, ſo rechnete man ihnen dafür Schändungen und Concubinate faſt nicht als Vergehungen an. Das wurde die ehrwürdige Chevalerie in den Händen der Geiſtlichkeit!

Albert kannte die Vortheile, welche dieſe Orden in den Kriegen gegen die Türken gewährt hatten. Gelang es ihm, einen ähnlichen in Lieſland zu erſchaffen, ſo ſchienen alle ſeine Wünſche erfüllt: er hatte eine ſtets rüſtige Armee, und durfte nicht mehr ſo ängſtlich Unterſtützung von dem Aberglauben und den Laſtern des Auslandes erbetteln.

Gemeinſchaftlich mit dem alten Dietrich von Theraida, den er zum Abt eines neuerbaueten Kloſters am Ausfluſſe der Düna beſtimmte, und ſeinem eigenen Bruder Engelbert, der ihm 1201 eine Menge Bürger für ſeine neue Stadt herbeigeführt hatte und dann Propſt des rigiſchen Capitels geworden war, — entwarf er alſo einen Plan, den Innocenz der Dritte ſogleich billigte und beſtätigte. Der Schwertbrüder-Orden wurde 1202 geſtiftet. Adelige und Bürgerliche drängten ſich eifrig in denſelben.

Sie gelobten, wie die andern Ritter, Keuſchheit, Armuth, Gehorſam gegen den Papſt und den Biſchof, und muthigen Kampf gegen die Ungläubigen: überhaupt hatten ſie die Regel der Tempelherren. Das Auszeichnende ihrer Kleidung beſtand in einem weißen Mantel, auf den ein rothes Kreuz und ein Schwert genähet war. Zum erſten Ordensmeiſter erhielten ſie einen rüſtigen Streiter, Vinno von Rohrbach, und zum Unterhalt wurde ihnen der dritte Theil der Ländereien angewieſen, die ſie von den Heiden erobern würden. Albert ſelbſt ließ ſich in den Orden aufnehmen, ſowohl um ihm Anſehen zu verſchaffen, als ihn ganz zu gewinnen.

Nun war Albert dahin gekommen, der Eroberung von Liefland völlig die Geſtalt zu geben, welche die von Paläſtina hatte: aber er führte die ſeinige mit mehr Klugheit und Glück. In Aſien waren die furchtbarſten Unternehmungen mißglückt, weil die Heere immer einem vielköpfigen Ungeheuer glichen, das nicht aus der Stelle kommt, eben weil es nach allen Seiten hinſtrebt: hier hingegen, wo das Ganze durch einen einzigen Mann von großen Talenten geleitet ward, gelang alles, was man unternahm. Indeß fand der Biſchof doch in Kurzem Urſache, die Errichtung des Ordens zu bereuen. Sehr bald erfüllte denſelben ein eigener Standesgeiſt, der in jenen Zeiten überhaupt ſehr kühn und wild zu toben pflegte. Die neüen Ritter hörten auf, ſich mit zahmer Unterwerfung unter die Inful zu ſchmiegen; und obgleich Albert durch ſeine Geſchicklichkeit und die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes, den übeln Folgen abhalf, oder ſie wenigſtens milderte, ſo waren ſeine weniger einſichtsvollen Nachfolger doch nicht im Stande, ihn nachzuahmen. Dieſer Orden machte die Fabel von dem Baſilisken, der ſeinen Vater tödtet, wahr: er iſt es, der ſpäterhin die biſchöfliche Gewalt vernichtete.

VIII.

Caupo. Wiederbegonnene Bekehrung. Eine Komödie.

Während dieſer wichtigen Schritte herrſchte in Liefland die tiefſte Ruhe. Die Prieſter legten ihren Bekehrungseifer bei Seite, und die Liven, eingedenk ihrer Geißel, und unbekannt mit allem dem, was Albert indeſſen zu veranſtalten gewußt hatte, ſahen die junge Stadt anwachſen, und immer neue Teutſche kommen und gehn, ohne deshalb zu den Waffen zu greifen. Auch mit den Semgallen, Curen und Litthauern hatte Albert Frieden geſchloſſen, und ihn, nach heidniſcher Sitte, mit Opfern beſtätigen laſſen. Einige unbedeutende Streifzüge ausgenommen, in denen die Teutſchen ſich mit den Semgallen, und die Liven mit den Litthauern verbunden hatten, waren mehrere Jahre keine Feindſeligkeiten vorgefallen.

Albert benutzte dieſe Ruhe, unter den Liven ſelbſt Uneinigkeiten zu erregen, und benahm ſich dabei auf ſeine gewöhnliche argliſtige Art.

Er beredete einen Neubekehrten, jenen Caupo aus Thoraida, den Dietrich einſt geheilt und getauft hatte, mit ſeinem Bekehrer nach Rom zu gehen. Hier wurde er dem Papſte als der König von Liefland vorgeſtellt, und der ſtolze Hierarch, der von Kaiſern den Fußkuß verlangte, und Königreiche verſchenkte, ließ ſich herab, den nordiſchen Wilden zu umarmen und mit Freundſchaftsbezeigungen zu überhäufen. Er ſoll ihn in den Adelſtand erhoben haben; wenigſtens entließ er ihn ſehr reichlich beſchenkt. Die Wirkungen dieſer Politik entſprachen der Abſicht derſelben. Voll tiefer Eindrücke von jenen ihm wunderbaren Sachen, die er geſehen hatte, und beſtochen durch die erhaltenen Auszeichnungen und Geſchenke, wurde Caupo Verräther ſeines Vaterlandes, und das gefährlichſte Werkzeug in den Händen der Mönche. Durch ihn erfuhren ſie alle Entwürfe ſeiner Landsleute, und er ſelbſt half ſie vernichten.

Nach allen dieſen Vorbereitungen glaubte

Albert, endlich das Werk, dem ſie galten, anfangen zu können. Als er daher 1204 von ſeiner jährlichen Reiſe nach Teutſchland mit vielen Mönchen, zur Beſetzung des Kloſters an der Mündung der Düna, und mit einer großen Anzahl von Kreuzfahrern und Schwertbrüdern zurückkehrte, beſchloß er, die aufgeſchobene Unterjochung der Liven fortzuſetzen, oder, nach dem Ausdrucke der Chronik, „die Reben im Weinberge des Herrn zu mehren.“

In dieſer Abſicht ſandte er ſeinen Lehnsmann Meindorp mit einer hinlänglichen Menge Gewaffneter auf das ihm verliehene, aber noch nicht in Beſitz genommene Schloß Uexküll. Die Liven ließen ihn friedlich ein, und nun kündigte er ihnen an, daß der Biſchof mit ſeinen Fremden ankommen würde, um ſich väterlich mit ihnen zu berathen. Sie hatten indeß ſo häufige Beiſpiele von dem väterlichen Benehmen der Biſchöfe, daß ſie es fürs beſte hielten, ſich ſogleich zu entfernen. Die anlangenden Teutſchen verfolgten ſie bis nach der zweiten liviſchen Burg, Lennewarden, und von dort nach Aſcherade: überall flohen die unvorbereiteten Liven, und die Teutſchen verbrannten die Dörfer, nahmen die Burgen in Beſitz, und mähten die Saaten ab, um die Beſatzung derſelben mit Vorrath zu verſehen. Dies zwang die Liven, Frieden zu machen, ſich der Taufe zu unterwerfen, und ihre Schlöſſer abzutreten: vorzüglich wurden ſie ganz von Uexkül ausgeſchloſſen, als unwerth, einen ſo feſten Ort zu beſitzen.

Dieſe herrliche Beſtellung des chriſtlichen Weinbergs zu feiern, und die Liven durch Gepränge anzuziehn, ließ Albert im folgenden Winter zu Riga eine ſogenannte Komödie, oder ein Prophetenſpiel, aufführen. Die Kriege Gideons, Davids und Herodis wurden vorgeſtellt, „damit die Heiden lernten, wie man zum wahren Frieden und ewigen Heil gelange.“ Das hatten die Armen aber ſchon deutlich genug aus ihren eigenen Schickſalen erſehen; und als Gideon mit den Philiſtern handgemein wurde, liefen ſie alle davon, aus gerechter Furcht, daß er auch über ſie herfallen möchte.

IX.

Erſter Verſuch der Liven, ihre Freiheit wieder zu erlangen. Ihre Unterwerfung.

Albert fürchtete, daß ſeine eben verübten Gewaltthaten ihm die Rache der Ruſſen zuziehen könnten: er ſandte alſo den verſchlagenen Dietrich nach Polozk, wie Meinhard einſt gethan hatte, um die Freundſchaft des Königs Wladimir zu werben.

Er kam zu ſpät. Der unverſchuldete Friedensbruch hatte die Liven überzeugt, daß ſie verloren wären, wenn ſie nicht alles aufböten, ſich der treuloſen Fremdlinge zu entledigen. Ako, ein muthiger Mannem, hatte ſie lebhaft dazu aufgefordert. Sie erwählten ihn ſelbſt zum oberſten Berather der Nation, und auch er war nach Polozk geeilt, Schutz von dem Zinsherrn der Liven zu begehren.

Wladimir ließ beide Geſandte vor ſich kommen, und fragte den Mönch, weshalb er und ſeine Genoſſen in das Land gekommen wären. „Des Friedens und der Freundſchaft wegen,“ antwortete Dietrich mit prieſterlicher Unverſchämtheit; aber Ako und das Vorgefallene widerlegten ihn zu laut, und Wladimir rüſtete ſich heimlich zum Kriege. Ein habſüchtiger Miniſter verrieth indeß ſeinen Plan, und Dietrich fand Mittel, ihn nach Riga zu melden, wo man ſich zum Widerſtande bereitete.

Als der König ſich verrathen ſah, entließ er den Mönch, und gab ihm Geſandte mit, welche den Streit der Liven und des Biſchofs auf einer Verſammlung am Wogene-Fluſſe, der nicht weit von Uexküll in die Düna fällt, entſcheiden ſollten. Albert fand ſich nicht ein. Nur ein Paar Neubekehrte erſchienen, vielleicht aus bloßer Neugier, vielleicht als Spione. Die Liven richteten ſie mit Recht, wie Verräther, hin, und der Krieg war entſchieden.

Der Anfang war glücklich für die gerechte Sache. An der Spitze eines Heeres aus allen liviſchen Gebieten und einiger Letten, nahm Ako das Schloß Holme ein, ſtreifte ſogar bis unter die Mauern von Riga, und machte einige Beute. Als aber ein Theil der Verſammelten in eine andere Gegend abzog, fielen die Teutſchen über den Reſt her. Am Ufer der Düna entſtand ein blutiges Gefecht. Die nackten Liven wurden geſchlagen, und der brave Ako ſelbſt in Stücke gehauen. Die Folge davon war, daß Holme wieder eingenommen wurde. Die Aelteſten dieſes Gebiets ſchlug Albert, wie Verbrecher, in Eiſen, und ſandte ſie nach Teutſchland, um fern von ihrer Heimath im Elende zu ſchmachten. Den Andern geſtand er fürs erſte den Frieden zu.

Der Proſelyt Caupo hatte ſich ſchon vorher auf die Seite der Teutſchen geſchlagen, und lebte faſt beſtändig in ihrer Stadt. Natürlich hatten ſeine Landsleute ſein Schloß alſo einem andern übergeben, und ſein Vermögen weggenommen. Von Rachgier glühend, hetzte er ſelbſt die Chriſten zu neuen Feindſeligkeiten auf, zu denen ſie ohnehin entſchloſſen waren; und als ſie, in Verbindung mit den Semgallen, zu einem Ueberfalle auszogen, führte er die Abtheilung des Heeres an, die ſeine vormalige Burg belagerte. Sie ward geſtürmt, erobert und verbrannt; eine Menge von Caupo's Verwandten wurden niedergehauen, die übrigen entflohen in die benachbarte Burg eines andern Wannem, Dabrel, der ſich ſo tapfer vertheidigte, daß die Feinde ſich bald zurückzogen, und ſich begnügten, das Land umher zu plündern und zu verheeren.

Jetzt endlich rückte Wladimir mit ſeinem Heere in Liefland ein. Nach einem vergeblichen Verſuche, Uexkül einzunehmen, belagerte er das Schloß Holme, und bot die Liven und Letten zu ſeiner Unterſtützung auf. Die erſten ſtellten ſich auch wirklich ein; aber die letztern, die noch keine Streitigkeiten mit den Teutſchen gehabt hatten, weigerten ſich. Schon war die Feſte aufs Aeußerſte gebracht, ſchon thürmte man Holz um ſie an, ſie zu verbrennen, als die Nachricht erſcholl, eine teutſche Flotte ſey im Begriff, in die Mündung der Düna zu laufen. Von einem paniſchen Schrekken befallen, eilten die Ruſſen nun zurück in ihr Land.

Nun ſank den Liven der Muth. Sie unterwarfen ſich den Bedingungen, welche die Teutſchen ihnen vorſchrieben, und machten Frieden. Caupo wurde wieder in ſeine zerſtörte Burg eingeſetzt; Bannerow erhielt von den Umwohnern von Lennewarden eine jährliche Abgabe an Getreide; der Prieſter Alobrand reiſete herum, und theilte das Land in Kirchſpiele; überall wurden Kirchen erbauet, und Prieſter angeſtellt. Die Liven baten dieſe letztern, die Streitigkeiten zu entſcheiden, die nach ſo blutigen Verwirrungen nothwendig über das Eigenthum entſtehen mußten. Dies gab den Teutſchen Gelegenheit, ſich auch das Richteramt unter ihnen anzumaßen. Sie ſandten in jedes Gebiet Männer, die ſie Advokaten nannten, und die bald, nach des Annaliſten Geſtändniß, fürchterliche Ungerechtigkeiten verübten.

Indeß dies 1205 im eigentlichen Liefland vorging, war Waldemar der Zweite von Dännemark, um die Räubereien der Oeſeler zu rächen, mit einem großen Heere an ihrer Inſel gelandet. Er verwüſtete ſie, und erbauete ſogar ein Schloß; da aber niemand in ſeinem Heere Muth hatte, es zu bewohnen, ſo verbrannte er es wieder, und kehrte in ſein Land zurück.

X.

Liefland wird ein Reichslehn. Folgen davon.

Albert blieb ſeinem Entwurfe treu, jährlich ſelbſt nach Teutſchland zu reiſen, um lebhaftere Unterſtützung zu erhalten; und immer gelang es ihm. Viele teutſche Grafen, Herzoge und Biſchöfe gingen mit ihm, und gewiß ſind ſehr wenige fürſtliche Geſchlechter im nördlichen

Teutſchlande, unter deren Ahnen nicht mehrere in Liefland fochten.

Auch im Jahre 1206 predigte der nordiſche Kukupeter in Friesland, Weſtphalen und Sachſen das Kreuz, und begab ſich dann an den Hof des Kaiſers, auch von ihm eine Beihülfe zu fordern. Philipp bedurfte derſelben im Grunde mehr, als der Biſchof; denn obgleich Otto der Vierte damals nach England geflohen war, ſo hatte jener dennoch mehr den Titel, als den Genuß ſeiner Würde im zerrütteten Reiche. Indeſſen gab er dem Biſchofe, was er vermochte, das Verſprechen eines jährlichen Beitrags von 100 Mark Silbers, und die Belehnung mit Liefland, als einer Provinz des römiſchen Reiches. Wahrſcheinlich hoffte der ehrgeizige Prieſter, durch dieſen letzten Schritt ſich von allen Anſprüchen des Erzbiſchofs von Bremen und der benachbarten Fürſten unabhängig zu machen, und vorzüglich eine feſte Autorität über die teutſchen Anſiedler und die Schwertbrüder in Liefland zu erlangen; aber bei den letztern brachte er eine ganz entgegengeſetzte Wirkung hervor.

Bis jetzt hatten ſie nehmlich den Biſchof als ein Mitglied ihres Ordens betrachtet, und treuherzig mit ihm in allem gemeinſchaftliche Sache gemacht: ſo bald er ſich aber durch die kaiſerliche Belehnung über ſie weg geſchwungen hatte, erwachte der ſtolze Rittergeiſt, und ſie verlangten mit Ungeſtüm von ihm den unabhängigen Beſitz des verſprochenen Drittels. Ueberraſcht durch dieſe unerwartete Forderung, und zu ſchwach, der Schwertbrüder zu entbehren, oder ſie zu entfernen, bewilligte ihnen Albert nach vielem Zögern ihr Verlangen. Das eroberte Land wurde in drei Theile zerlegt: er wählte ſich das Gebiet von Thoreida; ſie nahmen die Gegenden von Wenden; die Provinz Metſepole fiel wieder dem Biſchofe zu.

Er trat ihnen alle Hoheitsrechte über ihren Antheil, wie er ſie vom Kaiſer erhalten hatte, ab, und behielt ſich nur ein Viertheil der Kirchen-Einkünfte vor: dennoch waren die Ritter nicht zufrieden. Sie forderten, daß er ihnen auch den dritten Theil von den noch uneroberten Provinzen zuſichern ſollte. Ein ſolches Verfahren war in der römiſchen Kirche ſehr gewöhnlich; ſchon lange hatte ſie den Gebrauch, Länder zu verſchenken, die ihr nicht gehörten, um ſie auf die Art zu erlangen: aber hier hielt Albert es für gut, ſich hinter die Lächerlichkeit einer ſolchen Abtretung zu verſchanzen. Das fand die Ritter nicht ab. Der Streit wurde immer lebhafter, beſonders nachdem ein mißvergnügter Schwertbruder den Ordensmeiſter Vinno 1208 erſchlagen hatte, und der ehrgeizigere Volquin von Winterſtädt an deſſen Stelle gekommen war: es blieb nichts übrig, als den Papſt zur Entſcheidung aufzurufen.

Im Jahre 1210 that Innocenz den Ausſpruch, daß die gemachte Theilung auf ewig gelten, über die andern Länder aber nichts beſtimmt werden ſollte, bis man ſie wirklich hätte. Das hieß einen unzerſtörbaren Keim von

Zwiſtigkeiten pflanzen. Es war voraus zu ſehen, daß von nun an auf jeden glücklichen auswärtigen Krieg, eine innerliche Fehde folgen mußte, um zu beſtimmen, wer das Eroberte beſitzen ſollte.

Jene Abtretung, zu der Albert hingeriſſen wurde, und das aus ihr entſprungene Verhältniß war es, was ſpäterhin die biſchöfliche Herrſchaft zu Grunde richtete. Auch ſchmerzte dieſer Schritt den Biſchof ſo ſehr, daß er ſeitdem alles anwendete, den Orden zu kränken, ſo daß Innocenz in ſpätern Jahren däniſche und ſchwediſche Biſchöfe und den Abt des Nikolai-Kloſters an der Dünamünde aufforderte, ſeinen „venerabilem fratrem, Albert, nöthigen Falls „durch einen Bann, abzuhalten, daß er die „Ritter nicht boshafter Weiſe kränke (ne ma„litiose vexet).“

Für die armen Liven war dieſe Theilung noch weit verderblicher, als für den Biſchof; denn nun war ihre Unterdrückung in ein Syſtem gebracht. Hatte man ſie vorher doch noch mit einiger Scheu geplündert und gedrückt, da ſie für ein allgemeines Gut galten; ſchützte der Eigennutz Aller ſie wieder die Habſucht der Eizelnen; waren ſie, weil jedes Bedrängniß die ganze Nation in Maſſe traf, doch zuweilen im Stande geweſen, Widerſtand zu leiſten: ſo wurden ſie jetzt vereinzelt, der Geldgier der Theilenden ausgeliefert. Nicht nur durfte der Biſchof ſich nicht mehr darum bekümmern, was die Ritter mit ihrem Gebiete anfingen; und umgekehrt: dies ſelbſt zerſtückte man wieder in kleinere Theile, die der Willkühr einzelner Schwertbrüder und Lehnsmänner überliefert wurden. Jeder hatte jetzt für jede Leidenſchaft freien, abgeſonderten Spielraum, und bekanntlich iſt der Menſch unendlich boshafter und verderbter, als die Menſchen es ſind. Seit dieſer Theilung war die Freiheit der Liven vernichtet, und ihr periodiſches Aufleben war nur das krampfhafte Zukken eines Sterbenden.

Schon im Jahre 1206 ſcheint der Orden

ſich einen Waffenplatz erbauet zu haben, der nachmals auch die Reſidenz der Ordensmeiſter wurde. Er wählte dazu das Gebiet eines kleinen wendiſchen Stammes, der, von der Windau in Curland, nach Riga geflüchtet war, und ſich endlich mitten in Liefland angeſiedelt hatte. Von ihm erhielt die neue Feſte den Namen Wenden. Späterhin wurden auch die Schlöſſer Aſcherade und Segewolde errichtet, und Schloßvögten, die ſich bald in Comthure verwandelten, übergeben. Jedes war eine neue Verſtärkung des Joches, das man den Liven aufgelegt hatte.

Die anſehnlichſten Schlöſſer des Biſchofs waren damals Thoreida, das er Caupo wieder verliehen hatte, Ykeskole, Holme und Lennewarden: die Treuloſigkeit ſeines Vaſallen auf dem letzten verſchaffte ihm aber noch einen wichtigen Zuwachs. Am Ufer der Düna beſaß nehmlich ein kleiner ruſſiſcher Fürſt ein feſtes Schloß Kukenois, das jetzt Kokenhuſen heißt. Zu ſchwach zum Kriege, hatte er gleich bei dem Anfange der Feindſeligkeiten gegen die Liven, einen Frieden mit den Teutſchen geſchloſſen, ihn nachmals von neuem beſtätigt, und treu die Neutralität beobachtet. Jetzt beſchloß Bannerow, ſein Nachbar, einige Privat-Streitigkeiten zu rächen. Er ließ das Schloß Kukenois in der Nacht erſteigen, indeß er ſich — Hinterliſtige ſind immer feig — in der Nähe verſteckte, um den Erfolg ſeiner Büberei abzuwarten. Sie gelang, wie er es wünſchte. Die ruſſiſche Beſatzung wurde verjagt, der Fürſt, Veſceka, gefangen, und in Ketten geworfen, bis der Wille des Biſchofs über ihn entſchiede.

Albert verläugnete auch hier ſeinen hinterliſtigen Charakter nicht. Er heuchelte das äußerſte Mißfallen über die Treuloſigkeit ſeines Vaſallen, ſetzte aber gleichwohl den Fürſten nur auf die Bedingung wieder in Freiheit, daß er eine teutſche Beſatzung in ſein Schloß nähme. Was der Erfolg von einem ſolchen Schritte war, hatte Veſceka nur an zu vielen

Beiſpielen ſchon geſehen: als ſich daher eine günſtige Gelegenheit zeigte, hieb er die teutſchen Kriegsmänner nieder; und da Albert mit einem Heer anrückte, ſteckte er ſein Schloß in Brand und entfloh. Im Jahr 1208 ließ der Biſchof es wieder aufbauen, und belehnte Rudolph von Jericho mit demſelben, doch ſo, daß der dritte Theil des Gebiets dem Orden gehörte.

Dergleichen Vorfälle charakteriſiren die Denk- und Handlungsweiſe des Zeitalters zu ſehr, als daß ſie, ihrer Unwichtigkeit halben, übergangen werden dürften.

IX.

Kriege mit den lettiſchen Völkern. Unterwerfung der Lettgallen.

Durch die eben erzählten Einrichtungen waren die Liven fürs erſte unterjocht, und die Teutſchen, die wie ein giftiges Geſchwür im Lande um ſich fraßen, kamen jetzt zu der zweiten Nation, zu den Letten.

In Liefland und ſeiner Nachbarſchaft gab es damals eigentlich drei Völker dieſes Stammes: die Semgallen, die Litthauer und die Lettgallen *); aber alle lebten mit einander in Feindſchaft.

An der Spitze der Semgallen ſtand, als Albert nach Liefland kam, der tapfere Weſthard **), ein Mann von feſtem Muthe und geprüfter Klugheit, der es werth war, ſein Volk in einer ſo gefährlichen Zeit zu leiten; der es werth war, zu ſiegen, — was ihm aber das Schickſal verſagte.

Bei der beſtändigen Feindſchaft zwiſchen den Semgallen und Liven, konnte es jenen nicht gleichgültig ſeyn, daß Meinhard den letztern Schlöſſer bauete: auch haben wir geſehen, daß ſie herbeizogen, Ykeskole zu zerſtören. Der

---

*) Die damaligen Wohnſitze der Semgallen und Lettgallen zeigt die kleine beigefügte Charte, wenigſtens ſo vollkommen es mir, bei meiner jetzigen Entfernung von Liefland, möglich war, ſie zu geben.

**) Der Name iſt offenbar verfälſcht, ſeinen Charakter ſehen wir aus ſeinem Benehmen.

Verſuch ſchlug fehl, und ſie waren klug genug, ihn nicht zu wiederholen, beſonders da bald hernach zwiſchen den Liven und Teutſchen ſelbſt, Feindſeligkeiten entſtanden.

Indeß verbot Albert 1199 den Schiffen, die Muſſe hinauf zu ſegeln, um in Semgallien die Produkte des Landes, Pelzwerk und Getreide, einzutauſchen. Das war es wahrſcheinlich, was Weſthard im Jahre 1201 bewog, zum andernmale gegen die Teutſchen aufzubrechen, und Holme zu belagern. Auch dieſe Unternehmung mißlang. Anſtatt alſo länger gegen die überlegenen Fremdlinge zu kämpfen, beſchloß Weſthard, ſie zu benutzen, und bot ihnen, an der Spitze ſeines Heeres, Frieden und Bündniß gegen die gemeinſchaftlichen Feinde, die Litthauer, an. Albert war zu vorſichtig, um einen ſolchen Antrag abzuweiſen, und die Klugheit Weſthards hinderte ihn, den Semgallen durch die Annahme zu ſchaden. Sie wurden Bundesgenoſſen, ohne daß die Teutſchen verſucht hätten, ihre Alliirten zu mißbrauchen.

Bald zeigte ſich eine Gelegenheit, das neue Bündniß in Thätigkeit zu ſetzen. Die Litthauer thaten 1204 einen Streifzug nach Eſthland, und als ſie in der Nähe von Riga verbeizogen, brachten ihnen die rigiſchen Bürger Speiſe und Getränke herbei, und munterten ſie zu ihrem Vorhaben auf. Kaum waren ſie aber weiter gezogen, als der thätige Weſthard in der Stadt erſchien, und die Teutſchen aufforderte, den Litthauern auf dem Rückwege einen Hinterhalt zu ſtellen. Die Chriſten hatten den Feinden, gegen die ſie kürzlich ein Bündniß ſchloſſen, den Freundſchaftstrunk gebracht: mit gleicher Leichtigkeit entſchloſſen ſie ſich jetzt wieder, die Befreundeten zu überfallen. Sie verſteckten ſich mit den Semgallen in einen Wald, und als die Litthauer, in Vertrauen auf ihre bezeigte Freundſchaft, ungerüſtet auf Wagen herbeikamen, fielen ſie über dieſelben her, hieben zwölfhundert mit ihrem Heerführer nieder, und, nach dem Treffen, mit kaltem Blute die eſthniſchen Gefangenen dazu, die ſie unter der Beute fanden. Dieſe Niederlage ſoll in Litthauen eine ſo lebhafte Verzweiflung erweckt haben, daß ſich in einem einzigen Dorfe funfzig Weiber erhenkten.

In den beiden folgenden Jahren kämpfte Weſthard, als treuer Bundesgenoſſe der Teutſchen, mit ihnen in mancher glücklichen Schlacht gegen die Liven und Litthauer; aber ein Einfall in das Land der letztern, zu dem er ſie 1207 beredete, lief ſo unglücklich ab, daß ſie beſchloſſen, in Zukunft nicht mehr mit ihm ins Feld zu ziehen. Dagegen wies er im folgenden Jahre die Litthauer ſiegreich aus ſeinen Gränzen zurück.

Seit dieſer Zeit ſcheinen die Semgallen bis 1217 in Frieden gelebt zu haben, da Weſthards Tapferkeit ſie ſowohl den Heiden, als den Chriſten furchtbar gemacht hatte, und die letzten ohnehin damit beſchäftigt waren, die andern Nationen niederzudrücken. Mit den Litthauern war es anders. Faſt jährlich thaten ſie Einfälle in Liefland, und waren überhaupt ſo ſtreitbar geworden, daß Ruſſen, Liven und Teutſche vor ihnen bebten. Indeß ſuchten ſie nur Beute, nicht Eroberungen, und durchzogen nur das Land, ohne es einnehmen zu wollen. Die Chriſten dagegen entriſſen ihnen 1206 die Seleburg, am Ufer der Düna, und zwangen ihren Bundesgenoſſen, den ruſſiſchen Fürſten von Gereike, ſein Land 1208 dem Biſchofe zu ſchenken, um es von ihm wieder als ein Fahnenlehn zu erhalten. Dies, und ſelbſt der Tod mehrerer ihrer Herzoge, hielt ſie nicht ab, bei jeder Gelegenheit den Krieg zu erneuern. Wir werden ſie noch oft unter den Waffen finden.

Ihre Einfälle trugen dazu bei, daß die Lettgallen oder liefländiſchen Letten ſich den Teutſchen unterwarfen. Als kürzlich Eingewanderte, wohnten viele derſelben zerſtreuet unter den Liven, und theilten das Schickſal derſelben; diejenigen hingegen, die eine eigene Provinz inne hatten, baueten friedlich ihren Acker, und hüteten ſich ſehr, in die Feindſeligkeiten verwickelt zu werden. Doch dies ſicherte ſie nicht lange.

Im Jahre 1206 war der Prieſter Alobrand in eine eſthniſche Provinz geſandt worden, um geraubte Waaren zurück zu fordern. Auf dem Heimwege gerieth er in die Provinz der Letten, die an der Ymer wohnten. Immer nur mit dem Gedanken an Bekehrung beſchäftigt, fing er ſogleich an zu predigen, und verſprach ihnen, was der wichtigſte Glaubensgrund war, den Schutz der Teutſchen gegen die Litthauer und Eſthen. Für die Letten, die bis jetzt von jenen Völkern waren unterdrückt worden, mußte jene Ausſicht ſehr verführeriſch ſeyn. Sie beſchloſſen, ſich taufen zu laſſen; nur ſtieg der Zweifel in ihnen auf, ob es die Ruſſen, die ſchon in einer andern lettiſchen Gegend, Tholowa, tauften, oder die Teutſchen thun ſollten. Sie hoben dieſen Skrupel, wie man recht gut drei Viertheile aller theologiſchen Streitigkeiten entſcheiden könnte, — durch das Loos. Es ſprach für die Teutſchen, und ſie wurden Katholiken: aber ſie wollten auch ſogleich die Früchte ihrer Bekehrung, die ſie für eine chriſtliche Bundesceremonie anſahen, einernten.

XII.

Krieg gegen die Eſthen.

Mit den Eſthen hatten die Teutſchen bis jetzt nur zufällig, und zwar meiſtentheils auf dem Meere, gefochten: jetzt aber, nach Unterwerfung der Liven und Letten, dachten ſie darauf, auch jene heimzuſuchen.

Die Letten gaben ihnen Gelegenheit dazu. Stolz auf ihre neuen Bundesgenoſſen, ſandten ſie Abgeordnete nach Eſthland, und forderten Erſatz für die bisher erlittenen Beſchädigungen. Es kam eine förmliche Friedensberathung zu Stande; aber ſie zerſchlug ſich, und bereitwillig nahmen die Teutſchen die Aufforderung der Letten an, einen Zug nach Eſthland zu thun. Es wurde geplündert, gemordet, verbrannt; kaum waren ſie zurückgekehrt, ſo folgte ihnen ſchon ein eſthniſches Heer, das in

Lett- und Liefland auf eben die Art hauſete, und ſeitdem wüthete die fürchterlichſte Verheerung unausgeſetzt in allen Theilen Lieflands. Die Teutſchen verloren wenig dabei. Hinter ihren Mauern ſahen ſie mit Freude die Völker, die ſie unterjochen wollten, ſich ſelbſt zu Grunde richten. Plünderten die Eſthen in Liefland, ſo litten nur die Liven und Letten; und wenn die Ritter in Geſellſchaft der Geplünderten den Beſuch vergalten, hatten ſie immer ſchon in ihren Schlöſſern den Raub in Sicherheit gebracht, ehe die Eſthen wieder zur Rache herankamen.

Deſſen ungeachtet nahm der Krieg eine furchtbarere Wendung, als ſie erwarteten. Die Eſthen waren eine ſehr ſtreitbare Nation, und alle Völker ihres Stammes unterhielten ein ſo brüderliches Verſtändniß, daß die Teutſchen Feinde gegen ſich auftreten ſahen, an die ſie nicht gedacht hatten. So erſchien 1209 unvermuthet eine Flotte der eſthniſchen Curen in dem Eingange des rigiſchen Meerbuſens, ſchlug eine teutſche Flotte, und kehrte ſiegreich zurück. Die Oeſeler nahmen gleichfalls Theil am Kriege, und liefen bald in dieſen, bald in jenen Strom ein, um ſeine Ufer zu verheeren. Am bedeutendſten waren die Unternehmungen der Jahre 1209 und 1210. Ich will wenigſtens die erſte umſtändlicher erzählen, da ſie durch manchen Zug an die Einfachheit der homeriſchen Zeiten erinnert.

Die Curen forderten die Litthauer, Liven und alle Eſthen auf, mit ihnen gemeinſchaftliche Sache zu machen. In der Stille verſammelte ſich eine große Flotte in einem kurländiſchen Hafen, wo man vierzehn Tage zubrachte, um durch Opfer und Gebete die Gewogenheit der Götter zu erflehen. Endlich waren Orakel und Wind günſtig, und die nordiſchen Helden ſpannten ihre Segel auf, den großen Kampf für Freiheit und Vaterland zu beſtehen. Schon am Ausfluſſe der Düna fanden ſie ein Paar teutſche Schiffe, ſchlecht bemannt, und noch ſchlechter bewacht: denn die

Equipage ſchwelgte im benachbarten Kloſter. Die Curen, als wenn die Größe ihrer Unternehmung ſie mit einer Erhabenheit erfüllt hätte, die ſie geringe Vortheile verachten ließe, zogen ſtolz vorüber, ohne einen Angriff zu thun, und (nach dem Ausdrucke des Annaliſten, der Augenzeuge war) wie eine ſchwarze Wolke zu Riga herauf, um die Pfaffenhöhle zu vernichten, aus der Verderben über alle umliegende Länder ausging.

Fliehende Fiſcher verriethen der Stadt die Ankunft des Feindes frühe genug, daß ſie ihre Thore ſchließen konnte, und als er an das Land trat, tönte ihm ſchon die große Kriegesglocke entgegen. Indeß war die Lage der Stadt mißlich. Der Biſchof war mit den Pilgern nach Teutſchland geſegelt, und der Ordensmeiſter Volquin mit den Schwertbrüdern und den getauften Liwen und Letten auf einem Kriegszuge nach Oeſel. Mönche und ſelbſt Weiber legten daher Panzer an, und rückten mit Armbrüſten und Steinſchleudern vor die Stadt, nachdem ſie die Vorſtadt abgebrannt hatten.

Die Curen ſtiegen an das Land, ordneten ſorgſam ihr Heer, und gingen, mit großen hölzernen Schilden verſehen, in die Schlacht. Sie kämpften mit ſo feſter Entſchloſſenheit zu ſiegen oder zu ſterben, daß ſie ihren ſchwer verwundeten Brüdern und Verwandten ſogleich den Kopf abhieben, um nicht durch ihr Wehklagen aufgehalten zu werden; und ungeachtet der Fußangeln, welche die Teutſchen überall hingeſtreut hatten, trieben ſie dieſelben um Mittag ſchon in den Bezirk ihrer Mauern. Erſchöpft gingen ſie nun auf die Schiffe, um ihre Mahlzeit zu halten, und kehrten dann mit neuem Eifer zu ihrem blutigen Tagewerke zurück. So verfloß im Kampfe zwiſchen Freiheit und Tyrannei der heißeſte Tag, den die fremden Räuber noch in Liefland erlebt hatten, und am Abend waren die Curen wirklich ſchon ſo weit, daß ſie Holz um die Mauern anhäuften, um die Stadt wie ein Vipernneſt zu verbrennen. Gerade bei dieſer Arbeit aber wurden ſo viele verwundet, daß ſie ſich genöthigt ſahen, ſich auf ihren Schiffen eine dreitägige Raſt zu erlauben, um ihre Todten zu verbrennen, und die Ankunft der verbündeten Liven von Thoreida zu erwarten. Dieſe kamen endlich, aber mit ihnen zugleich rückten die wiedergekehrten Schwertbrüder in die Stadt. Von allen Seiten verſammelten ſich die Anhänger der Teutſchen; die Curen ſahen ſich gezwungen, ihren patriotiſchen Verſuch aufzugeben, und traurig wieder abzuſegeln.

Dieſes Fehlſchlagen benahm den Eſthen nicht den Muth, und ſchon im folgenden Jahre brachen ſie mit einem großen Heere in das Land der Letten, mit einem andern in das der Liven, und eine große Flotte fuhr die Golwe oder Aa hinauf, um Kaupo's große Burg zu zerſtören. Auch dieſe Unternehmung hatte einen unglücklichen Ausgang. Sie wurden bei Thoreida geſchlagen. Eine Brücke, die man in der Eil über die Aa geworfen hatte, machte es ſogar der Flotte unmöglich, wieder auszulaufen, und viele Eſthen, die dem Schwert entkamen, ſtarben in den Wäldern vor Hunger, ehe ſie ihre Heimath erreichten.

Fünf Jahre dauerte dieſer verwüſtende Krieg, während deſſen faſt keine Ernte im ganzen Lande reifte, Hunderte von Dörfern verwüſtet wurden, und unaufhörlicher Schrecken, ſtets rege Furcht, verwildernd auf den Völkern lag. Selbſt in den geheimſten Schlupfwinkeln der Wälder fand man Leichen, die unbeerdigt verweſeten und die Luft vergifteten: denn mit der Wuth reißender Thiere hatte man die Flüchtigen überall hin verfolgt, und alles, Männer, Weiber und Kinder, niedergehauen, ja, nach der Verſicherung eines Zeitgenoſſen, viele lebendig gebraten. Und alles dies ſchaudervolle Elend hatte die alleinſeligmachende Religion über Liefland verbreitet! Hat die Geſchichte ſchwärzere Böſewichter aufzuzeigen, als die Apoſtel des Chriſtenthums? —

Endlich entſtand eine allgemeine Hungersnoth unter Letten, Liven und Eſthen; bald würgte auch eine fürchterliche Peſt unter den übrig Gebliebenen. — Bei Orkanen und Erdbeben werden Löwen und Tieger zahm, und geſellen ſich furchtſam zu Schafen. Auch Menſchen werden durch Landplagen milder. Die Liven und Letten ſandten Boten zu den Eſthen, um über den Frieden zu unterhandeln; dieſen begegneten ſchon eſthniſche Abgeordnete, die in gleicher Abſicht kamen. Bald wurde man daher eins, und im folgenden Jahre 1212 traten auch die Teutſchen dem Traktate bei, und ſchloſſen einen dreijährigen Frieden, mit der Bedingung, daß ihnen die eſthniſche Provinz Sakkala, die ſie zur Taufe gezwungen hatten, überlaſſen würde.

XII.

Folgen des Krieges. Verſchwörung.

Der Taumel der Rachgier war verflogen, und die Letten unterſuchten mit kälterem Blute, was ſie durch dieſelbe gewonnen hatten. Um ſich von den Eſthen unabhängig zu machen, hatten ſie das drückende Joch der Teutſchen aufgeladen. Das Land der Eſthen war in eine Wüſte verwandelt, aber das ihrige nicht minder. Sie hatten viele Tauſende derſelben erwürgt, aber eben ſo viele, und unter dieſen ihre Helden und Anführer, verloren. Jetzt ſtanden beide Theile gleich entkräftet da, und von ihrer vorübergegangenen Fieberſtärke war ihnen nichts geblieben, als der brennende Schmerz der Wunden, welche ſie ſich während des Paroxysmus geſchlagen hatten.

Nur die Teutſchen hatten gewonnen. Ungerechnet daß ſie, durch Helm und Panzer geſichert, unvergleichbar weniger Menſchen einbüßten, daß ſie in ihren Schlöſſern vor Plünderung ſicher waren, und dagegen ihre Beute ungeſchmälert in denſelben aufhäuften, — hatten ſie auch ihre Beſitzungen ſehr erweitert. Durch Hülfe der Letten und Liven hatte man eſthniſche Schlöſſer eingenommen: teutſche Beſatzungen bewachten ſie jetzt. Eſthniſche Provinzen waren erobert: ſie zahlten dem Biſchofe Tribut, ja er hatte ſogar ſchon den alten Dietrich von Thoreida zum Biſchofe von Eſthland ernannt; — der ruſſiſche Fürſt von Gereike war beſiegt und unterjocht worden: er mußte ſich für einen Vaſallen Alberts erklären. Ueberall hatten Liven und Letten durch ihren langen Jammer nur jenen gewuchert, die durch unaufhörlichen Zufluß aus Teutſchland kraftvoll da ſtanden, die Ermatteten insgeſamt zu verſchlingen. Und jene gebrauchten ihre Uebermacht auf die ſchändlichſte Weiſe: indeß ihre Bundesgenoſſen für ſie bluteten, behandelten ſie dieſelben als Eroberte, und ſchalteten über ihr Eigenthum.

So ging, zum Beiſpiel, am Tage Jakobi des Jahres 1211 Albert unvermuthet in Proceſſion aus der Stadt, und ſegnete den Platz, wo ein liviſches Dorf ſtand, zu einem Kloſter und zur Domkirche ein: die Bewohner mußten ſofort ihre Häuſer abbrechen. Nicht von den überwundenen Liven allein, auch von den freiwillig getauften Letten, erpreßte man während des Krieges die härteſten Abgaben. Man hatte auch ihnen ſogenannte Advokaten oder Richter aufgedrungen; ja, die Ritter verlangten, daß ihr Land, wie das übrige, getheilt werden ſollte, plünderten zum voraus in demſelben, und eigneten ſich von den Aeckern und Bienenſtöcken der Letten zu, ſo viel ihnen beliebte.

Dies war vorzüglich zu Autine, dem jetzigen Wolfarth, geſchehen, und vergebens riefen die armen Betrogenen jetzt die betriegeriſchen Geiſtlichen zu ihrem Schutze auf. Der Biſchof war ein ſo arger Bedrücker, als die Schwertbrüder, und ſeine Autorität galt bei ihnen ſchon nichts mehr. Die ritterlichen Buben ſpotteten der Klagenden und ſeiner. Mit dem Selbſtgefühle freier Männer wendeten die Letten ſich nun zu einem anſtändigern Vermittler: ſie griffen zum Schwerte. Sie ſandten zu den Liven, und gemeinſchaftliches Elend vereinigt ſo kräftig, daß ſich dieſe voll Freude mit ihren alten Erbfeinden verbanden, um das Joch, das auf allen laſtete, zu zerbrechen. Es wurde ein Bündniß gegen die Teutſchen geſchloſſen, und mit einem Tritt auf das Schwert beſtätigt.

Doch der Verräther war in ihrer Mitte. Jener Caupo, der ſein Volk für den Judaskuß des Papſtes und den Adelsbrief hingab, und in allen Kriegen mit fanatiſcher Wuth gegen daſſelbe gefochten hatte, befand ſich in der Verſammlung der Liven. Er tadelte zwar die Gewaltthätigkeiten der Schwertbrüder und Geiſtlichen: aber er verlangte, man ſollte nachgeben, und verſprach, bei dem Biſchofe eine Vorbitte einzulegen. Die Liven verwarfen den Rath des Pfaffenknechtes. Er verließ ſie, und auf ſeine Nachricht wahrſcheinlich, ließ Daniel von Bannerow die Aelteſten einiger Gebiete in Ketten werfen, Albert aber in der Nacht mehrere Schlöſſer der Liven in Brand ſtecken, und andere niederreißen. Deſſen ungeachtet ging die Verſchwörung ihren Gang; aber die Liven hatten zu viel im eſthniſchen Kriege verloren, um etwas Wichtiges zu unternehmen. Nach mehreren Unterhandlungen mit Albert ſelbſt, wurden ihre Anführer in der Burg Dabrels, der an der Peſt geſtorben war, belagert. Der Kampf war langwierig, und wurde oft wieder erneuert. Endlich, als die untergrabenen Wälle ſchon einzuſinken begannen, ging der Prieſter Alobrand hinein. Er hielt den Liven eine Rede, die ein Muſter der Wohlredenheit jener Zeiten war. Sie hob mit den Worten an: „Ihr Otterngezüchte!“ und ſchloß mit der milden Verſicherung: wenn ſie die Zehnten bezahlten, ſo würde Gott die übrigen neun Theile ihres Vermögens wunderbar ſegnen. Ueberzeugender als ſeine Gründe war das Gefühl ihrer Hülfloſigkeit. Sie unterwarfen ſich mit gebrochenem Herzen, und verſtanden ſich dazu, die auferlegten Abgaben zu bezahlen.

Den Letten legte man gleiche Laſten auf, und verſprach ihnen dafür, ihren Streit mit den Schwertbrüdern zu unterſuchen. Es geſchah, und, wie voraus zu ſehen war, man ſprach ihnen die geraubten Aecker ab, und erkannte ihnen nichts zu, als eine willkührliche Schadloshaltung. Sie mußten den pleskowiſchen Fürſten Wladimir als Richter unter ſich aufnehmen: ſeine Unterthanen hatten ihn vertrieben, weil er ſeine Tochter mit Alberts Bruder vermählte; und zur Schadloshaltung überlieferte der Mönch ſeiner Habſucht ein Volk, das ſich mit vollem Zutrauen, um Schutz gegen Bedrückung zu finden, mit den Chriſten verbündet hatte. Noch mehr! Er übergab bald hernach dieſelben Letten von Antine, — die freiwillig Unterworfenen, die muthigen Streiter für ſeine Sache — ihren Feinden, den Schwertbrüdern, zum Eigenthume, gegen Abtretung des Ordens-Drittels von Kukenois. — Im heidniſchen Sparta floh ein Vögelchen, vom Sperber verfolgt, in den Schooß eines ſitzenden Mannes. Dieſer drückte ihm den Kopf ein, und voll Abſcheu verurtheilten ihn die Ephoren zum Tode. —

In demſelben Jahre und im Anfange jener Verſchwörung glückte es dem furchtbaren Albert, einen gefährlichen Mitbewerber um Liefland zu entfernen. Die Ruſſen von Polozk hatten zwar bereitwillig an den Streifzügen und Plünderungen in Eſthland Theil genommen; aber ſie mußten doch zuletzt auf die Unterjochung ihrer vormaligen Schützlinge, der Lyven, aufmerkſam werden. Im J. 1211 zog ihr König daher mit einem Heere nach Gereike, und forderte Albert zur Unterredung auf, der ſich gleichfalls mit einem Heere einfand. Der König erinnerte ihn, daß er den Teutſchen nur der Handlung wegen erlaubt hätte, ſich im Lande niederzulaſſen; er forderte ſie auf, nicht ferner mehr zu taufen: er ſelbſt würde es thun laſſen, ſo bald er es nöthig fände. Der Mönch antwortete mit bibliſchen Sprüchen: „Man müſſe Gott mehr gehorchen, als Menſchen; und Gott habe befohlen: ‚Gehet hin in alle Welt, und taufet die Heiden.“ Indeß hätte er nichts dawider, daß die Liven „dem Kaiſer gäben, was des Kaiſers ſey.“ Wadimir möchte Tribut von ihnen erheben. — Natürlich war dieſe Lehre den unter Abgaben erliegenden Liven nicht ſehr tröſtlich. Sie weigerten ſich beſtimmt, zweien Herren zu dienen. Beide Heere rückten in Schlachtordnung aus; aber ehe es zum Angriff kam, vermittelte der Flüchtling Wladimir aus Pleskow, einen Frieden. Die Ruſſen entſagten allen Anſprüchen auf Liefland, und ſie und die Teutſchen verſprachen einander treue Hülfe gegen die Litthauer.

XIII.

Verhältniß des Biſchofs und der Ritter. Zweiter Krieg mit den Eſthen.

Zu den furchtbarſten Feinden Lieflands gehörten immer noch die Litthauer, die faſt in jedem Jahre einen großen Theil deſſelben verheerten. Immer traten ſie unvermuthet auf, fielen faſt über alle Parteien ohne Unterſchied her, plünderten alles, und zogen ſich dann ſo ſchnell, wie ſie gekommen waren, zurück. So thaten ſie in dem Jahre 1212 drei verſchiedene fürchterliche Streifzüge, und den letzten derſelben unter der Anführung ihres Fürſten Stekſe, der ſein Leben dabei einbüßte. Ihre Räubereien waren nur blutige Intermezzen in dem ſchauderhaften Trauerſpiele, das ohne Unterbrechung ſeinen Gang fortſetzte. Da ich ohnehin nur zu viele Gräuel aufſtellen muß, ſo erlaube man mir, jene unentſcheidenden bloß im Vorbeigehen zu erwähnen, und dafür zu den wichtigern Streitigkeiten der Schwertbrüder und des Biſchofs überzugehen.

Wir haben oben geſehen, wie Innocenz 1210 die gemachte Theilung beſtätigte, aber dem Ordensmeiſter abſchlug, etwas wegen der uneroberten Länder zu beſtimmen. Seitdem rang der Orden mit dem Biſchofe durch unaufhörliche Cabalen an dem römiſchen Hofe; und das trug eben nicht dazu bei, ſie in ihrer Heimath einiger zu machen.

Im Jahre 1212 ſuchte Volquin den Papſt durch einen Agenten zu bewegen, einen eigenen Biſchof für die Ländereien des Ordens zu ernennen. Innocenz ſchlug es ab, beſtätigte dagegen Dietrich, den Albert zum Biſchof von Eſthland ernannt hatte, in ſeiner Würde, und empfahl, in eigenen Briefen, den Sachſen und Dänen die Unterſtützung des neuen Prälaten, den Schwertbrüdern aber, ſich jeder Bedrückung deſſelben zu enthalten Im J. 1213 entledigte er ſogar Albert, als oberſten Biſchof Lieflands, aller Abhängigkeit von irgend einem Metropolitan; doch verbot er ihm ſtrenge, die Schwertbrüder ſo wenig, als die Neubekehrten *) zu bedrücken, oder gar ihre Erbſchaften an ſich zu reißen. Er trug ſogar in den ſchon oben angeführten Briefen, dem Biſchof von Gothland, den Pröpſten von Nord- und Sutherland und dem Abt des Nikolai-Kloſters auf, über Alberts Gehorſam zu wachen.

Nach einem kurzen Beſuche in ſeiner Diöces reiſte Albert 1213 wieder nach Rom ab, um ſich früh zu dem Lateraniſchen Concilio einzufinden. Hier hielt er im folgenden Jahre eine ſtattliche Rede an den Papſt, und ſagte ihm: „So ſorgfältig er für das Land des

---

*) Dieſe Briefe liefert Gruber bei den Originibus Livoniae, aus der Sammlung der Briefe Innocenz des Dritten. H. L. Schurzfleiſch hat in ſeiner Historia Ensiferorum eine Urkunde von Kaiſer Friedrich dem Zweiten, in welcher dieſer ſtreng verbietet, den Neubekehrten in Liefland und Preußen die Freiheit zu rauben, indem er ſie unter den Schutz des römiſchen Reichs nimmt. Innocenz der Dritte, Friedrich der Zweite, Stephan Bathory, Guſtav Adolph, Catharina die Zweite — welche Namen, die ſich durch Befreiung der Leibeigenheit heiligten! — und doch — doch würgt das Ungeheuer immer noch!

Sohnes, für Paläſtina, wirke, müſſe er auch das Land der Mutter, Liefland, in Schutz nehmen," u. ſ. w. Dieſe Aufforderung half indeß dem Uebel nicht ab. Zwar gab der Papſt neue Kreuzbullen gegen Liefland, zwar theilte Albert wirklich 1215 Eſthland zwiſchen die Schwertbrüder, den Biſchof von Eſthland, und ſich: aber der Zwieſpalt ging gleichwohl immer weiter, und Albert lud, eben ſowohl um den Rittern, als den Ruſſen, ein Gegengewicht entgegen zu ſetzen, 1217 den König von Dännemark nach Liefland ein.

Vor ſeiner Abreiſe zum Concil ernannte er den Biſchof Philipp von Ratzeburg *) zu ſeinem Stellvertreter. Der Annaliſt, deſſen Nachrichten die Hauptquelle für die Geſchichte jener Zeit ſind, war der dienende Prieſter dieſes Philipp. Er ſchildert ihn, wie einen eben ſo ſanften, als einſichtsvollen und ſtandhaften

---

*) Dieſer Biſchof hatte die Partei Otto's des Vierten ergriffen, und war, als Kaiſer Philipp ſiegte, geächtet nach Liefland gegangen.

Mann. Dieſe Eigenſchaften, wenn er ſie wirklich beſaß, hielten ihn nicht ab, die kaum für eine kurze Zeit erloſchene Fackel des Krieges wieder zu entzünden. Die drei Jahre des Friedens mit Eſthland waren verfloſſen. Philipp, vielleicht vermöge eines Auftrages von Albert, verſammelte im Winter 1214 ein großes Heer an der Mündung der Goiwe oder Aa, und berathſchlagte, ob man im Süden oder Norden würgen, über die Eſthen oder über die Curen herfallen ſollte: ein ſicherer Beweis, daß man eigentlich zu keinem von beiden gedrungen oder gereitzt war. Man entſchied ſich für die Eſthen, ging über das gefrorne Meer, längs der Küſte nach Rotalien, einem Ländchen, deſſen Bewohner nie mit den Teutſchen Streit gehabt hatten, alſo auch unbeſorgt in ihren Dörfern beiſammen waren. Man erwürgte Männer und Weiber, zündete die Wohnplätze an, ſchleppte Mädchen, Kinder und Heerden fort, und kehrte triumphirend heim.

Gleich nach ihrer Rückkunft brach ein heftiges Feuer in Riga aus, das einen großen Theil der Stadt und die Hauptkirche in die Aſche legte. Dieſer Unfall hielt die Krieger nicht ab, ſo bald ſie ſich ausgeruhet hatten, einen neuen Räuberzug in Sakkala und Ungannien, zwei andere eſthniſche Provinzen, zu unternehmen. Hier ſtießen ſie auf die Burg Leal, und belagerten ſie. Schon waren nach drei Tagen ihre aus Holz und Erde errichteten Wälle verbrannt und eingeſunken, als ihr tapferer Beſitzer, Wannem Lembit, ſich erbot, eine große Ranzion für den freien Abzug der Seinigen zu bezahlen. Nach ihrer gewöhnlichen heuchleriſchen Art erwiederten die Teutſchen: „ſie verlangten nichts, als daß die Eſthen ſich taufen ließen, Anhänger des wahren Friedensfürſten, Jeſu, und ihre Brüder für Zeit und Ewigkeit würden.“ Die Noth zwang die Belagerten, trotz ihrem Abſcheus gegen die Taufe, die vorgeſchlagenen Bedingungen einzugehn. Sie ſchritten traurig über

die

die eingeſtürzten Wälle hinaus, und ließen ſich taufen, indeß ihre neuen „Brüder für Zeit und Ewigkeit" alles plünderten und die geflüchteten Heerden forttrieben. Sie ſchleppten ſogar Lembit und die übrigen Aelteſten mit ſich weg, bis dieſe ihre Söhne als Geißel überlieferten.

Das Zeichen zum Verderben war gegeben, und Wuth und Raubſucht tobten entfeſſelt von neuem. Die Oeſeler ſtreiften an den liefländiſchen Küſten, plünderten bald hier, bald dort; die Eſthen überfielen die Liven und Letten, dieſe wiederum ſie, und nur die Mönche gediehen im allgemeinen Elend, wie Raben am Hochgerichte.

Bald nach jenem Ueberfalle brach die ganze eſthniſche Nation zur Rache auf. Die Rotalier rückten in das Land der Liven, die Sakkalaner und Ugannier ſuchten die Letten heim, und die Oeſeler und Curen gingen auf Riga los. Sie liefen in die Düna ein, und verſenkten einige Schiffe, um die Mündung des Fluſſes zu verſtopfen: aber ehe ſie noch mit dieſer Arbeit fertig waren, führte ihr feindſeliges Geſchick einige große Schiffe aus Teutſchland herbei, denen ſie nicht widerſtehen konnten. Sie entfernten ſich eilend, und dies zwang bald die Landheere, daſſelbe zu thun. Die Teutſchen und Letten folgten ihnen, thaten in einem Sommer neun Züge nach Eſthland, verwandelten Ungannien in eine Wüſte, und zwangen ſo die rückkehrenden Einwohner, ſelbſt um die Taufe zu bitten.

Der Zufall hätte den Eſthen beinahe eine Art von Genugthuung für dieſes Elend verſchafft. Die Biſchöfe von Ratzeburg und Eſthland ſegelten 1214 nach Teutſchland, um ſich zum Concilio zu begeben. Widriger Wind trieb ſie in einen öſeliſchen Hafen, wo die Schiffsbeſatzung ſogleich an das Land ging, um die reifen Saaten zu mähen und zu plündern. Indeſſen verſammelten ſich die Einwohner zu Waſſer und zu Lande, verſenkten Schiffe am Eingange des Hafens, baueten Brander, und leiteten ſie brennend gegen die teutſche Flotte, die ſie zugleich muthig angriffen. Doch der Wind veränderte ſich; die Brander ſchwammen zurück, ohne Schaden zu thun, und die Teutſchen boogſirten ſich endlich, wiewohl mit großem Verluſte, und nach dreiwöchentlichen Mühſeligkeiten, in die offene See. Die Biſchöfe ſetzten ihre Reiſe fort, und Philipp ſtarb auf derſelben zu Verona.

Der Reſt des Jahres und drei folgende vergingen unter wechſelſeitigen Verheerungen und Blutbädern, die nichts entſchieden. Das Gefühl verbietet mir eine Schilderung derſelben aufzuſtellen, wenn ich auch nicht befürchten müßte, daß ſie zu langwellig werden würde. Auf einer dieſer Streifereien gingen die Teutſchen über das Eis nach Oeſel: auf einer andern drangen ſie in Wirland und Harrien ein, verbrannten den Verſammlungsort der eſthniſchen Nation, Rangola, und trugen ihre Mordfackeln bis in die revalſche Gegend.

Endlich ſahen die Ruſſen ein, daß es ihnen wichtig wäre, die Eſthen nicht ganz unterdrücken zu laſſen; und auf Lembits Vorſtellungen, kamen die Könige von Nowgorod und Pleskow ihnen wiederholentlich zu Hülfe, eroberten Odempeh, und nahmen ſelbſt Alberts Bruder, Engelbrecht, gefangen. Dagegen wurde der wackere Wannem Lembit in einem Treffen erſchlagen, in welchem auch Caupo, der bethörte Verderber ſeines Vaterlandes, blieb.

Das Auftreten dieſes neuen Feindes, der Ruſſen; die Gefangenſchaft ſeines Bruders, dem er vergebens die Freiheit zu verſchaffen ſuchte, und die eigennützige Langſamkeit der Schwertbrüder, wenn er Unterſtützung bedurfte, bewogen Albert, 1217 ſelbſt nach Dännemark zu ſegeln, um Waldemar den Zweiten zu einem Einfalle in Eſthland zu bereden. Der König verſprach und that ihn; aber Albert hatte bald Urſache, ſeinen übereilten Schritt zu bereuen.

XIV.

Die Dänen in Liefland. Endliche Unterwerfung der Eſthen.

Die Erſcheinung und erſte Niederlaſſung der Dänen in Liefland war zwar nur eine kurze zehnjährige Epiſode in der Geſchichte dieſes Landes; aber ſie hatte die wichtigſten Folgen. Sie war es, welche die Unterwerfung der Eſthen hauptſächlich erzwang, und ſie brachte auch das Mißverſtändniß zwiſchen dem Orden und den Biſchöfen zur völligen Reife.

Waldemar war ein rüſtiger Krieger, aber auch zugleich ein weiſer Regent. Er war ſchnell bereit, Alberts Aufforderung anzunehmen; nur nicht um die Macht ſeines Reiches, gleich den fanatiſchen Fürſten Teutſchlands, für den Eigennutz eines Mönchs zu verſchwenden, ſondern ſeine alten Anſprüche geltend zu machen, und ſeinem Reiche eine neue fruchtbare Provinz anzuknüpfen. In dieſer Abſicht landete er im Jahre 1218 mit einer großen *) Flotte in der

---

*) Die 1500 Schiffe, die ihm ſelbſt ein neuerer Geſchichts-

eſthniſchen Provinz Harrien, und eroberte ſogleich die Burg Lindaniſſa, an deren Stelle er das gegenwärtige Schloß von Reval aufführen ließ.

Dieſer neue und ſo furchtbare Feind überraſchte die Eſthen, ohne ſie niederzuſchlagen. Ihre Macht reichte nicht hin, ihm in offnem Felde zu begegnen: aber ſie nahmen ihre Zuflucht zur Liſt. Abgeordnete von ihnen traſen in Waldemars Lager ein, unterhandelten über den Frieden, und ließen ſich ſo gar, zum Beweiſe ihrer Aufrichtigkeit, taufen. Die Dänen traueten dieſem Anſchein, bis ein allgemeiner nächtlicher Ueberfall ſie aus ihrem Irrthum zog. Die Eſthen erſtürmten das Lager, hieben eine Menge Dänen nieder, drangen bis in das leere Zelt des Königs, und hätten vielleicht ſein ganzes Heer vernichtet, wenn Wen-

---

ſchreiber zugeſteht, ſind doch wohl ein wenig zu viel. Bei der ſchlechteſten Bemannung würden dieſe 3[illegible] Mann erfordert haben, und eine ſolche Armee führte man damals nicht über das Meer.

ceslaus, ein wendiſcher Heerführer, der wahrſcheinlich ein mecklenburgiſches Hülfscorps befehligte, nicht Geiſtesgegenwart und Zeit genug gehabt hätte, ſeine Schaar zu ordnen, und dem Könige zu Hülfe zu eilen. Er ſchlug die Eſthen zurück. Die däniſchen Schriftſteller ließen in dieſer Schlacht eine Fahne vom Himmel fallen, um ihren Monarchen dem Conſtantin gleich zu ſtellen. Die Fürſten konnten ſich ehemals kaum ernſtlicher um Titel und Provinzen ſchlagen, als die Geſchichtſchreiber um Wunder zu ihrer Verherrlichung. Glaublicher iſt die Nachricht, daß Waldemar zum Andenken dieſer Schlacht den Danebrog-Orden geſtiftet habe; aber Wolmar kann er nicht, wie mehrere behaupteten, erbauet haben, da die Stadt gar nicht in Eſthland liegt, und er nie im eigentlichen Liefland war.

Bei dieſem nächtlichen Ueberfalle kam Dietrich, Biſchof von Eſthland, um: jener alte Gehülfe Meinhards, der an allen Verhandlungen ſo wichtigen Antheil genommen hatte, und jetzt an Waldemars Hofe um die Einſetzung in ſein Biſthum ſollicitirte. Der Erzbiſchof von Lund ernannte ſo fort einen andern an ſeine Stelle. Dieſer Schritt beunruhigte Albert; und um ſein Recht zur Beſetzung des eſthniſchen Biſthums zu bewahren, ernannte auch er einen Mann zu demſelben. Seine Wahl fiel auf ſeinen eigenen Bruder Hermann, dem er den Titel Biſchof von Leal ertheilte; dagegen der däniſche Prätendent ſich Biſchof von Reval nannte.

Das Verfahren der Dänen lehrte die Teutſchen bald ihre eigentlichen Abſichten kennen, und um ihnen zuvor zu kommen, thaten ſie mit verdoppelter Wuth Einfälle bis in die nördlichſten Theile von Eſthland. Sie drangen bis in Wirland, wo ſie den Hayn des Tharapitha niederhieben. Ueberall verübten ſie die fürchterlichſten Grauſamkeiten *), zwangen alles

---

*) Viele Eſthen hatten ſich z. B. in unterirdiſche Höhlen geflüchtet. Die Chriſten machten Feuer vor denſelben, und ſchmauchten mehr als tauſend Menſchen todt.

zur Taufe, ließen ſich Geißel geben, und ſandten dann zu den Dänen, um ſie als Hülfsvölker zu begrüßen.

Das war nicht die Rolle, die ſie zu ſpielen verlangten. Andreas, Erzbiſchof von Lund, erwiederte daher den höflichen Gruß durch eben ſo höfliche Dankſagungen, gleichfalls für geleiſtete Hülfe. Uebrigens bat er die Teutſchen, die wiriſchen und harriſchen Geißel in Freiheit zu ſetzen, für die Zukunft ihren Feuereifer zu mäßigen, und ſich ganz aus Eſthland zu entfernen, da es ſeit den älteſten Zeiten zu Dänemark gehöre. Das teutſche Heer proteſtirte gegen dieſe Behauptung, zog ſich aber doch zurück. Von nun an galt es, wer dem Andern zuvor kommen könnte. Beide Theile ſandten wandernde Miſſionarien aus, die alles taufen mußten, und oft in ſehr bitteres Gezänk geriethen: ein ſicherer Beweis, daß dieſen verächtlichen Heuchlern ſelbſt die Taufe nichts war, als eine Unterjochungs-Ceremonie. Die Dänen hatten nicht Prieſter genug mitgebracht;

ſie gaben den Eſthen alſo ſelbſt geweihtes Waſſer mit, um ihre Familien zu bekehren ꝛc. und treuherzig tauften dieſe oft auch ihre Schweine und Schafe.

Waldemar wollte allen künftigen Streitigkeiten vorbeugen, und ſeinem Beſitz Eſthlands eine beſtehende Form geben. In dieſer Abſicht berief er Albert und den Ordensmeiſter Volquin zu ſich nach Reval. Nur der letztere erſchien; der Biſchof appellirte an den Papſt. Zur Strafe ſchloß Waldemar ihn und ſeinen Bruder ganz von Eſthland aus, belehnte die Ritter mit Ungannien und Sakkala, die ſie ſchon in Händen hatten, als ihrem Drittel von Eſthland, und nahm ſo wirkſame Maßregeln, daß ſich Wirland, Jerwan und Harrien bald ganz in ſeinen Händen befanden. Zwar verſtanden ſich anfangs die Schwertbrüder dazu, den Biſchöfen ihren Theil an den erhaltenen Provinzen zu laſſen: aber die Folge zeigt, daß ſie dieſes Zugeſtandene bald wieder zurücknahmen, und ſo wirklich ſchon als Gegner ihres Stifters auftraten.

Um dieſe Zeit landete Johann der Fromme, König von Schweden, mit einer Kriegesmacht in Rotalien; denn die leichte Art, durch Taufen Länder zu erwerben, hatte ſelbſt in ſeinem damals ſehr zerrütteten Reiche die Eroberungsſucht erweckt. Die Dänen hatten nichts dawider, daß Johann Leal, den Biſchofſitz Hermanns, den Albert ernannt hatte, in Beſitz nahm, und ihn einem ſeiner Biſchöfe eingab. Kaum war aber die ſchwediſche Flotte zurück geſegelt, als die Eſthen das Schloß eroberten, und den Biſchof mit dem größeſten Theil der Beſatzung niederhieben. Nur wenige Schweden entkamen nach Reval.

Indeß machte ſich Albert auf den Weg, um bei dem Papſte Hülfe gegen ſeine Bundsgenoſſen zu ſuchen. In Lübeck wollte man ihn, auf Befehl Waldemars, gefangen nehmen, und nur heimlich gelang es ihm, zu entwiſchen. Als er endlich in Rom anlangte, fand er auch dort keinen Troſt. Der kühne Innocenz war 1216 geſtorben, und ſein Nachfolger Honorius der Dritte fürchtete ſich, den mächtigen Waldemar zu erbittern, und ſo ſeinen Einfluß in die Angelegenheiten des Nordens aufs Spiel zu ſetzen. Albert wendete ſich an den Kaiſer, um vom Reiche zu erhalten, was ihm die Kirche verſagte: doch Friedrich der Zweite war in ſo vielfache Händel verwickelt, daß er ihn kaum anhörte. Ihm blieb alſo nichts übrig, als ſeine alten Hülfsquellen, ſo gut es ging, zu benutzen. Er predigte das Kreuz in Teutſchland, und erhielt auch wirklich anſehnlichen Zulauf; als er aber in Lübeck mit ſeiner bußfertigen Sünder-Miliz anlangte, wollte ihn niemand nach Liefland hinüber führen, weil Waldemar es ſtreng verboten hatte.

Verlaſſen von ſeinen bisherigen Beſchützern, verdrängt von dem Bundesgenoſſen, den er ſelbſt nach Eſthland berufen hatte, ausgeſperrt ſogar von ſeiner Diöces, befand ſich Albert in einer Verlegenheit, in der tauſend Andere untergegangen wären. Sein fruchtbarer Geiſt gab ihm ein Mittel ein, das ihn ohne Verluſt herauszog, und ihm ſelbſt das Verlorne wieder erwarb.

Er ſegelte nach Dännemark, und übergab Waldemar nicht nur Eſthland, ſondern ganz Liefland, mit der treuherzigen Bedingung, daß die rigiſchen Bürger und die Eingeborenen darein willigten. Der König ging in die lockende Schlinge, ließ ihn in ſein Bisthum zurückkehren, und ſchickte auch ſo fort einen Ritter ab, um die Regierung von Liefland zu übernehmen: aber, wie Albert vorausgeſehen hatte, weigerte ſich alles, die däniſche Oberherrſchaft anzuerkennen. Der ganze Vertrag war alſo für ungültig erklärt, und Alberts Anſprüche auf Eſthland lebten wieder auf. Man jagte den königlichen Statthalter ſchimpflich fort, und bereitete ſich zum Kriege. Der Erzbiſchof von Lund, der eben von den Oeſelern eine gefährliche Belagerung in Reval ausgeſtanden hatte, ſah kein Mittel, ihm vorzubeugen, als im Namen des Königs allen Anſprüchen auf Lief- und Lettland zu entſagen. So hatte auch hier niedrige Prieſterliſt die Politik eines einſichtsvollen und mächtigen Fürſten niedergerungen.

Indeß half dies den innern Zwiſtigkeiten der Teutſchen nicht ab. Die Ritter hatten zu große Vortheile von den Dänen erhalten, als daß ſie nicht auf ihre Seite treten ſollten. Die Bürger von Riga und die Biſchöflichen beſchworen ein Bündniß mit den Liven und Letten, gegen jeden, der ihnen zu nahe treten würde. Dies bewog die Schwertbrüder, die Aelteſten der Liven überfallen und in Ketten legen zu laſſen, und höchſt wahrſcheinlich wäre ſchon jetzt ein bürgerlicher Krieg zwiſchen den Teutſchen entſtanden, wenn nicht gerade ein Einfall der Litthauer und Ruſſen ſie zur Einigkeit gezwungen hätte.

Eſthland war während dieſer Vorfälle völlig getauft und mit hohen Abgaben belegt worden, und Waldemar zog nach Oeſel, um dieſe

Inſulaner für die verſuchte Belagerung Revals zu züchtigen. Er machte bedeutende Fortſchritte, und ließ zur völligen Unterwerfung des Landes ein ſteinernes Schloß aufführen; aber während des Baues griffen ihn die Einwohner ſo hartnäckig und wüthend an, daß ſie ihn vielleicht beſiegt hätten, wenn Graf Albert von Orlamünde, der Biſchof und der Ordensmeiſter nicht zu ihm geſtoßen wären. Dieſer Dienſt machte es ihm einleuchtend, wie wichtig die Freundſchaft der Teutſchen in Liefland ſey; und, um ſie zu gewinnen, geſtand er den Schwertbrüdern alle Hoheits Rechte, Albert die geiſtlichen, über Saktala und Ungannien zu. Er ſetzte ſo gar Alberts Bruder, Dietrich, zum Bewahrer des neuen Schloſſes ein.

Kaum hatte er ſich entfernt, als die Eingebornen, die entſchloſſenſten Republikaner des Nordens, ſchon wieder die Waffen ergriffen. Sie machten mit ihren Nachbarn auf dem feſten Lande, mit den Harriern, ein geheimes Bündniß, und erhielten von ihnen eine Patherelle, eine jener Maſchinen, denen die Teutſchen, nächſt den Panzern, ihre meiſten Siege verdankten. Die Dänen waren ſo unvorſichtig geweſen, ſie den Eſthen zu ſchenken. In Kurzem hatte man eine ganze Menge verfertigt. Mit ſiebzehn derſelben zogen die Oeſeler vor das neue Schloß, zwangen es zur Uebergabe, und ſchleiſten es. Die Beſatzung entließen ſie, ausgenommen den Bruder des Biſchofs, und ſieben Dänen, die ſie als Geißel behielten.

Ausgeſandte Boten verkündigten in allen Gränzen Eſthlands das Glück der muthigen Inſelbewohner, und ein elektriſcher Schlag durchblitzte die Nation. Einmüthig griff ſie 1221 zu den Waffen, und in wenigen Wochen hatten die Dänen nur noch Reval, die Teutſchen nichts mehr in Eſthland. Manche der letztern waren freilich bei den Ueberrumpelungen umgekommen, mehrere hatte man friedlich über die Gränze geführt, die meiſten aber zur Auswechſelung der Geißel gefangen zurück behalten.

Der

Der große Schlag war geſchehen, und jetzt kam es darauf an, ſeine Folgen zu leiten. Die Eſthen ſchickten Abgeordnete nach Riga mit der männlichen Erklärung: „ſie wären bereit, Frieden zu machen, und verſprächen, die Teutſchen nie zu beleidigen; die unterjochende Religion aber würden ſie nicht mehr in ihre Gränzen aufnehmen, ſo lange nur noch ein Knäbchen von ihnen lebte.“ Uebrigens forderten ſie ihre Geißel zurück, und verſprachen dafür die Loslaſſung der gefangenen Ordensbrüder. Der Friede paßte nicht zu den habſüchtigen Entwürfen der Teutſchen: ſie verwarfen ihn, aber die Auswechſelung nahmen ſie an; und wirklich verblendete die Vaterliebe die Eſthen ſo ſehr, daß ſie furchtbare Streiter für Kinder hingaben.

Indeß waren die Ordensbrüder zu ſchwach, allein das Heldenvolk wieder unter das Joch zu bringen. Sie wendeten ſich an den Biſchof um Unterſtützung, und der Apoſtel der allein ſeligmachenden Religion, der nur der Bekehrung wegen in das Land gekommen war, weil, wie er oben Wladimir antwortete, Chriſtus geſagt hatte: gehet hin in alle Welt, und taufet die Heiden; mit Einem Worte, der heilige Nachfolger des Weltheilandes antwortete: „Da er nichts in Eſthland zu verlieren habe, ſo würde er ſich nicht in den Krieg miſchen. Nur, wenn die Ritter ihm und ſeinem Bruder, jedem ein Drittel von ihren Beſitzungen überlaſſen wollten, würde er die Eſthen wieder bekehren helfen.“ So hatte er endlich die Maske abgeworfen, und ſprach in ſeinem natürlichen Tone, dem eines gierigen und herrſchſüchtigen Räuberhauptmanns. Vielleicht hätte jeder andere Fürſt eben ſo geantwortet; aber — das plötzlich enthüllte Vampyrenhaupt iſt doppelt ſcheuslich, wenn es die Seraphs-Larve der Frömmigkeit war, die vor ihm abfiel.

Die Ritter hatten keinen Ausweg, als ihren Beſitzungen in Eſthland ganz zu entſagen, oder anzunehmen, was der Biſchof ihnen vorſchrieb. Sie wählten das Letztere. Sofort brach ein furchtbares chriſtliches Heer gegen die Eſthen auf, die keinen tauglichen Anführer beſaßen, da die vorigen Kriege alle ihre Helden hingerafft hatten. Zwar riefen ſie die Ruſſen zu ihrer Hülfe auf, und räumten dieſen ſogar ihre feſteſten Schlöſſer ein; aber das vermehrte nur die Verwirrung und das Elend. Teutſche, Ruſſen, Dänen, Liven, Letten und Eſthen ſchlugen ſich mehrere Jahre in dem unglücklichen Lande herum, und alle vorigen Gräuel kehrten verdoppelt zurück. Nach langem Blutvergießen beſiegelte endlich 1224 die Eroberung Dorpats die Oberherrſchaft der Teutſchen. Dieſe Stadt wurde von jenem Veſceſka oder Wiätſcheslaw vertheidigt, dem Albert einſt ſein väterliches Ländchen, Kukenois, entriſſen hatte. Er wehrte ſich mit der muthigſten Entſchloſſenheit, und ſchlug, in der feſten Erwartung eines ruſſiſchen Entſatzes, alle Anerbietungen einer Capitulation aus. Endlich wurde die Feſtung erſtürmt, und Wiätſcheslaw mit allen ſeinen Leuten erſchlagen. Einem einzigen ruſſiſchen Bojaren ſchenkte man das Leben, kleidete ihn ſtattlich, und ſandte ihn ab, die Nachricht in ſein Vaterland zu bringen. In Pleskow begegnete er dem großen nowgorodiſchen Heere, das zum Entſatz herbeizog, und nun traurig zurückkehrte.

Dieſe Eroberung Dorpats war es eigentlich, was der Unterjochung von Liefland das Siegel aufdrückte. Die Stadt war die ſtärkſte Feſtung des Landes; hierher hatte ſich alles geſammelt, was noch den Muth zum Widerſtande beſaß, und mit ihrem Falle war die letzte Zuverſicht der Eſthen vernichtet. Alle unterwarfen ſich mit dumpfer Reſignation, und ſelbſt die Oeſeler ſetzten den Bruder des Biſchofs ſofort in Freiheit, und baten um Frieden. Die Teutſchen hingegen machte ihr Glück hochfahrend und herriſch. Seit dieſer Zeit behandelten ſie die unterworfenen Völker Lieflands wie Sklaven, und nirgends finden wir mehr, daß ſie dieſelben, wie vormals, gewürdigt hätten, eine Verhandlung mit ihnen abzuſchließen, oder ihnen eine Stimme bei den öffentlichen Angelegenheiten zuzugeſtehen.

Die Ritter und Biſchöfe theilten jetzt faſt ganz Eſthland unter ſich. Der Biſchof Hermann verlegte ſeinen Sitz von Leal nach Dorpat, bauete das Schloß wieder auf, ſtiftete ein Domkapitel daſelbſt, und theilte eine Menge Lehen aus.

Die Dänen hatten während dieſes Krieges eine ſehr unbedeutende Nebenrolle geſpielt, da Waldemar im Anfange deſſelben in auswärtige Streitigkeiten verwickelt, und im Jahre 1223 gar von dem Grafen von Schwerin durch einen nächtlichen Ueberfall gefangen genommen war. Mit Mühe hatte ſich Reval zweier Belagerungen, durch die Oeſeler und Ruſſen, erwehrt, und nach dem Frieden war man nicht im Stande, den Teutſchen zu widerſtehen, die ſich ſelbſt derjenigen Provinzen bemächtigten, welche ſie bis jetzt für däniſches Eigenthum anerkannt hatten.

Albert wußte die günſtigen Umſtände mit

ſeiner gewöhnlichen Klugheit zu benutzen. Er beſuchte mit ſeinem Bruder, dem Biſchof Hermann von Eſthland, Waldemar im Gefängniſſe, und wußte ihn zu bereden, Hermann als Biſchof von Eſthland anzuerkennen und die gemachten Theilungen zu beſtätigen. Im Jahre 1224 bewirkten die beiden Brüder ſogar bei dem Römiſchen Könige, Heinrich dem Siebenten, auf dem Reichstage zu Nürnberg *), ihre Aufnahme unter die Reichsfürſten, und in demſelben Jahre erhielten ſie vom Papſte die Zuſendung eines eigenen Legaten.

Wilhelm, Biſchof von Modena, ein päpſtlicher Kanzler, der überhaupt im Norden eine ſehr thätige Rolle geſpielt hat, kam 1224 in dieſer Würde in Riga an. Er durchreiſete

---

*) Dieſe Inveſtitur, die im Jahre 1356 von Karl dem Vierten beſtätigt, von Eberhard, Biſchof von Lübeck, 1393 transſumirt, und von dem ſchwediſchen Geſandten bei dem Frieden zu Oliva vorgezeigt wurde, ſiehe im Cod. Diplom. R. Poloniae T. V. pag. 78. Hupel behauptet, daß ſie erſt 1225 habe ausgefertigt werden können; aber ſie iſt vom 1ſten Dec. 1224 datirt.

ganz Liefland, und ermahnte überall die Eingebornen zum aufrichtigen Chriſtenthum, die Teutſchen zur Gerechtigkeit und Sanftmuth gegen die Ueberwundenen. Es iſt wahr, es hält ein wenig ſchwer, zu glauben, daß die Predigten des Italiäners bei den rauhen Eſthen, von deren Sprache er kein Wort verſtand, großen Eindruck gemacht haben: doch ſeine Aufforderung an die Teutſchen macht ihn ſehr ehrwürdig. Bei den andern Völkern imponirte er durch den Glanz und die Würde ſeines Aufzuges, und faſt alle benachbarte ruſſiſche Fürſten ſandten Abgeordnete zu ihm, ihn zu begrüßen.

Sein Hauptgeſchäft war die Beilegung der innern Zwiſtigkeiten zu Riga. Er gab eine Menge Verordnungen, die ich für die Schilderung der bürgerlichen Verfaſſung des neuen Staates im folgenden Buche aufbehalten muß. Hieher gehören nur ſeine Verfügungen wegen der unterworfenen Länder.

Während ſeiner Anweſenheit in Riga brachen die Feindſeligkeiten zwiſchen den Teutſchen und Dänen mit der größeſten Wuth aus. Sie zu ſchlichten, hielt Wilhelm es für das Beſte, die Rolle der Gerechtigkeit im Beileau zu ſpielen. Er ſequeſtrirte die ſtreitigen Länder, Jerwen, Wirland und Retalien im Namen des Papſtes, und ließ den Dänen nur noch, auf langes Bitten, Reval und Harrien. Kaum war er aber 1225 wieder abgereiſt, als der Krieg von neuem begann. Ein Kreuzzug, den Wilhelm von Gothland aus gegen die Oeſeler predigte, und den Volquin auch wirklich mit zwanzigtauſend Mann ausführte, unterbrach ihn zum zweitenmale, aber wieder nur auf eben ſo kurze Zeit.

Im Jahre 1227 erſchien plötzlich ein päpſtlicher Legat zu Riga, und unterſagte den Rittern und Biſchöfen alle Angriffe auf die Heiden, ſo lange dieſe ſelbſt nicht angriffen. Eine Botſchaft, die ſo wenig im Geiſte der Hierarchie war, mußte Alle in Erſtaunen ſetzen. Bald entdeckten ſie, daß der heilige Mann ein Bekrieger war, den die Dänen erkauft hatten, um ihre Schwäche zu decken. Sie hatten dieſe nur verrathen, und Volquin brach im folgenden Jahre auf, die angebliche Beleidigung zu rächen. Er nahm Harrien ein, eroberte Reval, und vertrieb die Dänen völlig aus Liefland. Der römiſche König Heinrich der Siebente — man ſieht, daß die Oberhäupter des Reiches den Päpſten nicht an Großmuth wichen — ſchenkte ihm darauf am 1ſten Jul. 1228 Reval, Jerwen, Harrien und Wirland.

Ein Mißgriff Alberts hatte die Dänen in das Land gebracht: ein Unfall Waldemars bewirkte ihre Vertreibung. Man wird künftig ſehen, daß eine Maßregel, durch die man ſie auf immer ausſchließen wollte, ſie wieder zurückführte, und ihnen einen feſteren Fuß verſchaffte, als ſie je gehabt hatten.

Für jetzt hatte ihr Aufenthalt nur zehn Jahre gedauert: aber ſie ließen zum Andenken die Städte und Schlöſſer Reval, Narva und Weſenberg zurück. Ein noch intereſſanteres Geſchenk hatte Waldemar ſeinen Lehnsleuten mit dem ſo genannten eſthniſchen Ritterrecht gemacht, das noch jetzt Geſetzeskraft hat, in ſo fern Ukaſen ihm nicht widerſprechen.

XV.

Begonnene Unterjochung der Semgallen. Alberts Tod.

Nicht im Norden allein hatte das ungerechte Glück der böſen Sache gelächelt; auch im Süden war es dem furchtbaren Albert gelungen, die Freiheit eines edelmüthigen Volkes wenigſtens ſo tödtlich zu verwunden, daß ſie bald nach ſeinem Tode eine leichte Beute ſeines Nachfolgers wurde.

Wir haben im eilften Abſchnitte geſehen, wie es dem eben ſo weiſen, als muthigen Weſthard gelang, ſeiner Nation, den ſemgalliſchen Letten, eine ſo vortheilhafte Lage und ſo viel Achtung zu verſchaffen, daß Chriſten und Heiden ſich gleich ſehr ſcheueten, ſie zu reitzen. Albert hatte ſeine Freundſchaft zu erhalten geſucht, bis er ſich endlich ſtark genug glaubte, auch gegen ihn ohne Gefahr den Treuloſen ſpielen zu können.

Im Jahr 1217, da die Liven und Letten ganz unterworfen, die Eſthen äußerſt geſchwächt waren, und Waldemar verſprochen hatte, ſie völlig zu Boden zu ſchlagen; in dieſem Jahre war es, als der Biſchof ſeine raubgierigen Blicke auch auf Semgallen wandte. Er fing damit an, ſich zu erſchaffen, was die römiſche Kirche Anſprüche nannte; und nichts war leichter.

Bernhard, Graf von Lippe, hatte in Teutſchland lange die Räubereien, die damals Ritterſitte waren, mit ausgezeichneter Wildheit geübt, gebrannt, geplündert, gemordet. Eine Krankheit that ihm Einhalt, und nun bekehrte er ſich, wie alte Buhlerinnen Betſchweſtern werden. Er wurde Mönch, und erhielt die Erlaubniß des Papſtes, in Liefland, wo ein weites Feld für chriſtliche Raubthiere war, ſeine alte Rolle zum Beſten der Kirche fort zu ſpielen. Albert ernannte ihn zum Biſchof von Semgalien, und beſtimmte ihm das Schloß Meſothen zum Sitze. Weil es den Semgallen aber noch gar nicht eingefallen war, ſich das Joch des Chriſtenthums aufzuladen, und man keinen Fußbreit in ihrem Lande beſaß, ſo erhielt er einſtweilen das Schloß Seleburg an ihrer Gränze zum Eigenthum.

Der Prälat war da, und nun ließ Albert ſeine Ränke ſpielen, um ihm eine Diöces zu verſchaffen. Zwar erwähnt der geiſtliche Annaliſt nicht, welche Kunſtgriffe man anwendete; aber etwas anderm als der Hinterliſt Alberts, kann man es ſchwerlich zuſchreiben, daß im Jahre 1218 die Bewohner gerade jenes Schloſſes Meſothen, das er zum voraus Bernhard zum Biſchofsſitze angewieſen hatte, in Riga erſchienen, und um Schutz gegen die Litthauer baten. Er wurde ihnen auf die Bedingung verſprochen, daß ſie Chriſten würden, und (angeblich, um ſie gegen die Wuth ihrer heidniſchen Brüder zu ſchützen) eine teutſche Beſatzung in ihre Burg nähmen. Beides gingen die Bethörten ein.

Der verzehrende Brand war hinein geworfen, und jetzt galt es den Semgallen für Freiheit, Religion und Vaterland. Der alte Westhard lebte noch, und mit voller Kraft erhob ſich der Held noch einmal. Ueberzeugt, daß nur entſchloſſene Tapferkeit das drohende Joch abwenden könne, bot er die ganze Nation auf, Meſothen zu belagern. Es war die höchſte Zeit: denn während der Belagerung ſegelte ſchon Segehard, ein Ciſtercienſer, mit einem neuen Kriegerhaufen die Muſſe hinauf, um ganz für den ſemgalliſchen Biſchof Beſitz von Meſothen zu nehmen, und die noch übrigen Eingebornen von demſelben auszuſchließen. Westhard ging ihm entgegen, ſchlug ihn, und kehrte dann zur Belagerung zurück. Sie war unnöthig geworden. Die teutſche Beſatzung hatte die Flucht genommen, und die Bekehrten, endlich von ihrer Verblendung befreite, öffneten ihren Rettern freudig die Thore.

Weſthard verfolgte ſeinen Vortheil. Er verband ſich mit den Litthauern, und fiel in Liefland ein; aber dadurch reitzte er die Liven, die nun wieder Semgallen verheerten. Kurz — Dank ſey es dem landesväterlichen Seelenhirten — der Krieg wüthete endlich auch hier in ſeiner ganzen Schrecklichkeit.

Im Jahre 1219 brach Albert ſelbſt mit einem großen Heere, worin auch Albert, Herzog von Sachſen, war, gegen Meſothen auf. Das Schloß wurde ſo wüthend beſtürmt, daß die Semgallen anfingen zu unterhandeln; die harten Bedingungen der Teutſchen zwangen ſie aber, wieder zu den Waffen zu greifen. Nach einem neuen blutigen Gefechte ergaben ſie ſich. Schon waren zweihundert von ihnen herabgeſtiegen, als plötzlich Weſthard mit einem großen Heere von Semgallen und Litthauern aus dem Walde brach. Sogleich hieben die Teutſchen ihre Gefangenen nieder, und rüſteten ſich zur Schlacht: doch die Litthauer wollten nicht fechten, und ſo mußte auch Weſthard ſich zurückziehn. Das Schickſal ihrer Anführer hatte indeſſen die Beſatzung zur Verzweiflung gebracht. Sie vertheidigte ſich von neuem mit größerer Wuth als vorher, bis das Feuer ſie von dem untergrabenen, einſinkenden Walle vertrieb. Nun endlich ſchlichen die Unglücklichen heraus, und ließen ſich taufen und plündern.

Dieſer Unfall ſchlug Weſibard nicht nieder. Die Teutſchen waren ſo mit dem eſthniſchen und däniſchen Kriege beſchäftigt, daß er Zeit fand, ſich zu erholen, und ihnen durch manchen blutigen Streifzug das Elend zu vergelten, das ſie über ſeine Nation gebracht hatten. Wilhelm von Modena ließ auch ihn im J. 1224 zu ſich entbieten, und verſuchte, ihn zum Chriſtenthum zu bereden; aber der greiſe Held lehnte es mit ſtolzer Standhaftigkeit ab. Er verſtand ſich zu nichts, als die Anweſenheit eines Miſſionars in ſeinem Gebiete Ternetene zu dulden.

Deſſen ungeachtet ergriff er jede günſtige Gelegenheit zur Fortſetzung des Krieges. So fiel er im J. 1226, indeß die Schwertbrüder in Oeſel beſchäftigt waren, plötzlich in Liefland ein, und trieb den rückkehrenden Ordensmeiſter aus Semgallien fort. Eben ſo machte er es 1227, da ein großer Theil der Krieger nach Teutſchland abgereiſt war. Durch ſeine Entſchloſſenheit *) erhielt er auch wirklich die Freiheit ſeiner Landsleute bis zum Tode Alberts ungeſchwächt; und als ſie ſich endlich einige Jahre ſpäter unterwerfen mußten, geſchah es auf eine regelmäßige und gelinde Capitulation. Hätten die übrigen Nationen einen Weſthard an ihrer Spitze gehabt, ſicher hätte ihr Schickſal eine andere Wendung genommen.

Albert

---

*) Ich kann mir es nicht verſagen, einen Zug ſeiner perſönlichen Tapferkeit anzuführen. Bei einem Streifzuge in Liefland wurde er von den Teutſchen ſo unvermuthet überrumpelt, daß der Anführer auf ihn einhieb, indeß er noch unbewaffnet beim Feuer ſaß, und ſein Frühſtück verzehrte. Der lettiſche Held verlor die Faſſung nicht. Er riß einen Brand aus dem Feuer, ſtreckte den Ritter mit einem einzigen Schlage zu Boden, und entkam.

Albert ſtarb im Jahre 1229 nach einer ein und dreißig-jährigen Verwaltung ſeines Amtes. Beim Antritt deſſelben hatte er nichts, als Anſprüche auf zwei Schlöſſer, erhalten, und bei ſeinem Tode ließ er mehrere Städte und Bisthümer, fünf unterworfene Nationen, einen geordneten Staat und einen feſt gegründeten Fürſtenſtuhl zurück. Sein letztes Geſchäft ſoll die Abfaſſung eines Ritter- und Bauernrechts geweſen ſeyn. Die Prüfung dieſer Sage und die Schilderung der innern Verfaſſung des Staats, den er geſchaffen hatte, gehört in das folgende Buch. Hier konnte ich Albert nur als den furchtbaren Würgengel aufſtellen, unter deſſen Geiſteskraft die Freiheit und das Glück ſo vieler Völker erlag.

XVI.

Rückblick.

Bei Alberts Tode war die Unterjochung aller Völker des jetzigen Eſth-, Lief- und Curlands entſchieden: man brauchte die Sachen nur ihrem natürlichen Gange zu überlaſſen, um auch die letzten fallen zu ſehn. Nach ihm begann alſo bald eine ganz neue Ordnung der Dinge. Krieg und Elend dauerten fort; aber die Streiter waren nicht mehr die vorigen. Die Beute lag entſeelt am Boden, und jetzt ſchlugen ſich nur ihre Erwürger ſelbſt darum, wer ſie verſchlingen ſollte; ſie kämpften, bis ſie ſelbſt die Beute eines Dritten wurden: eine Kataſtrophe, zu der uns der zweite Band führen wird. Hier ſey es mir erlaubt, einen Augenblick auf den Inhalt dieſes Buches zurückzuſehn.

Der Charakter der drei erſten Biſchöfe Lieflands war ſo ſonderbar zu den Umſtänden paſſend, als wenn irgend eine höhere feindſelige

Macht ſie ausgewählt und geordnet hätte, um das Elend der Bewohner unwiderruflich zu entſcheiden. Der ſchleichende Meinhard hatte nicht ſo wohl gehandelt, als geſpäht, und einzelne kleine Vortheile den Umſtänden mehr abgebettelt, als aus ihnen erzwungen. Er war eher liſtig als klug, ſein Geiſt mehr gewandt als ſtark. Er war der Mann dazu, Anlaß und Gelegenheit zu einem Etabliſſement zu geben; aber es ſelbſt zu bilden, dazu fehlte ihm die Kraft. Er war der Schakal, der dem Löwen Raub aufjägt, den er ſelbſt nicht zu zerreißen vermag.

Sollten die Vortheile, die Meinhard erliſtet hatte, entſcheidend werden, ſo mußte man im Auslande warme Theilnahme erwecken. Der planloſe, plumpe Berthold, der nichts als ſchlemmen und ſchlagen konnte, war freilich nicht geſchaffen, ſie zu gewinnen. Er konnte die Bekehrungs-Angelegenheiten nicht gedeihen machen: es war ein Glück, daß er nur nicht

Zeit hatte, alles zu verderben. Aber was Er nicht zu thun vermochte, bewirkte ſein Tod. Er ſtarb. Den Märtyrer zu rächen, um gleichſam an der Schleppe ſeines Verdienſtes in den Himmel geſchleift zu werden, griff alles brennend zum Schwerte. Der Papſt ſchürte die Gluth, und die Flammen ſchlugen verzehrend über Liefland hin.

Jetzt trat Albert auf; und in dem Augenblick, da er den Biſchofsſtab ergriff, wurde dieſer zum Scepter. Er lauerte nicht dem Zufalle Gewogenheiten ab: nein, er lebte nur in den Verhältniſſen, die er ſelbſt zu ſchaffen wußte. Mit feſter Hand führte er die Zügel ſeines Schickſals, und wenn er ſich auf einen Augenblick den Launen deſſelben überlaſſen mußte, wußte er doch bald wieder mit dieſen Launen ſelbſt zu wuchern. Man erinnere ſich, wie vorſichtig und unermüdet er ſich Hülfsquellen zur Durchführung ſeiner Rolle erſtrebte, noch ehe er Liefland betrat; wie konſequent er die erzwungenen Geißel zu künftigen Werkzeugen bilden ließ; welche Mittel er anwandte, ſich eine Uebermacht über die Liven zu ſichern, bevor er ſie angriff: die Erbauung der Stadt, der Orden, die Bethörung Caupo's durch den Papſt. So bald es daher wirklich zum Kampfe kam, fielen ſie, und mit ihnen die Letten. Sogleich wendete er beide Völker an, ein drittes zu unterjochen, und jedes Drangſal, das ſie von dieſen erlitten, machte ihre Kette nur unauflöslicher. Der Schwertorden wurde zu mächtig: — durch Einführung Waldemars, durch kluge Benutzung der Eſthen ſelbſt, drückte Albert ihn wieder herab. Die Dänen bedrängten ihn, wollten ſich den Lohn ſeiner Bemühungen zueignen: er gab nach, und ſtürzte ſie gerade durch ſeine Nachgiebigkeit. Wahrlich, dieſer Mann, der eine neue Schöpfung um ſich hervorrief, vor dem Nationen und Fürſten vergingen, der ſeine Rivale ſelbſt als folgſame Maſchinen handhabte: — iſt Geiſteskraft

Größe, ſo war Albert ein großer, ein bewundernswerth großer Mann! — Leider gab er aber nur einen neuen Beweis, daß Größe nicht hinreicht, zur Achtung zu berechtigen, daß ſie oft nur dazu dient, die Verworfenheit des Charakters ſichtbarer zu machen.

Ohne Ungerechtigkeit kann man ihn, den gefühlloſen Tyrannen, den ehrgeizigen Räuber, der mit kaltem Blute ſeiner Selbſtſucht Nationen ſchlachtete, dem allgemeinen Abſcheu weihen. Alle Gräuel, die ſeit ſechshundert Jahren in Liefland vorgehen, die ſich noch heute in irgend einem Winkel jenes Landes ein verächtlicher, ſchwachſinniger Tyrann erlauben darf, weil er adelig geboren wurde; — die Thränen der Verzweiflung, welche zwanzig Generationen vergoſſen, der namenloſe Jammer, der ſeit ſeinem Auftritt bis auf dieſen Augenblick zum Himmel emporſtieg, brandmahlen Alberts Größe. Welches Erdbeben, welche Peſt bezeichnet ihren Gang durch gräßlichere Spuren, als dieſer *große Mann*!

Es iſt eine jener unerklärbaren Erſcheinungen, welche die Geſchichte nur zu oft wiederkehren läßt, daß nehmlich Männer, ſelbſt ſehr erleuchtete Männer, alles Glück ihres kurzen Daſeyns mit unermüdeter Anſtrengung opfern, eine einzige, *Eine* ungeheure Uebelthat zu vollbringen, die den Fluch aller folgenden Jahrtauſende auf ſie herabzieht. Sie mühen ſich ab, ſie peinigen und foltern ſich ſelbſt, ſich ein Denkmahl zu ſetzen, das der Nachwelt jammernde Verwünſchungen entreißt. Und welche Verblendung, welcher Wahnſinn äffet ſie? — Schwärmer war Albert wenigſtens nicht. Er wußte ſehr gut, daß die Phantome, für die er eiferte, Phantome wären. Nur Ehrſucht ſtachelte ihn, ein Werk der Hölle zu vollbringen, deſſen er nicht genießen konnte, und durch das Millionen unausſprechlich elend wurden.

Wehe dem, der von dem flüchtigen Traume ſeines Daſeyns keine Spuren zurückläßt, als Elend! Ernſt ruft ſein verabſcheuter Name den folgenden Jahrhunderten zu:

Discite justitiam! Reliqua nihil!

Inhalt.

Einleitung . . . . S. 1.

Erſtes Buch. Vorzeit der Letten.

Erſte Abtheilung.

I. Eingang . . . . . . S. 23.
II. Urſprung der Letten . . . 26.
III. Widewut, der Moſes der Letten . 36.
IV. Geſetze, die Widewut gab . . 42.
V. Einfluß derſelben auf den lettiſchen Charakter . . . . . . 47.
VI. Widewut ſtiftet eine Religion . 51.
VII. Weitere Ausbreitung der Letten . 58.
Anhang. . . . . . . 67.

Andre Abtheilung. Schilderung der Letten im zwölften Jahrhundert.

I. Eingang . . . . . . S. 84.
II. Bildung, Kleidung und Geſundheit der Letten . . . . . . 87.
III. Sanftheit ihres Charakters . . 92.
IV. Redlichkeit und Gaſtfreiheit der Letten 96.
V. Lebensart der Letten . . . . 102.

VI. Politiſche Verfaſſung . . . S. 112.
VII. Häusliche Verhältniſſe . . . 116.
VIII. Hochzeitliche Gebräuche und Verhältniß der Weiber . . . 119.
IX. Gebräuche bei Todesfällen . . . 128.
X. Zeitrechnung . . . . . . 132.

Dritte Abtheilung. Religion der alten Letten.

I. Entſtehung der Religionen und Prieſter überhaupt . . . . . S. 138.
II. Monotheismus und Polytheismus . 147.
III. Religionsbegriffe und vornehmſte Götter der Letten . . . . . 153.
IV. Die übrigen Klaſſen von Göttern . 160.
V. Feſte der Letten . . . . . 168.
VI. Prieſter . . . . . . 181.

Zweites Buch. Vorzeit der Eſthen und Liven.

I. Ueberſicht des finniſchen Völkerſtammes . . . . . . S. 205.
II. Wohnſitze und allgemeine Geſchichte der Finnen . . . . . 209.
III. Nähere Schilderung der finniſchen Völker . . . . . . 216.

IV. Sitten und Religion der finniſchen Völker . . . . S. 231.
V. Die alten Eſthen insbeſondere . . . 246.
VI. Die jetzigen Eſthen . . . . 257.
VII. Die Liven . . . . 281.

Drittes Buch. Entdeckung und Unterjochung Lieflands.

I. Einleitung. Schilderung des zwölften Jahrhunderts . . S. 289.
II. Entdeckung Lieflands . . . 311.
III. Anfang der Bekehrung. Meinhard . 316.
IV. Berthold, zweiter Biſchof . . [illegible]
V. Albert, des dritten Biſchofs, Charakter . . . . . 336.
VI. Alberts Antritt der Regierung . 339.
VII. Seine Maßregeln, ſich eine bleibende Macht zu verſchaffen. Der Schwertbrüder-Orden . . 344.
VIII. Caupo. Wiederbegonnene Empörung. Eine Komödie . . 355.
IX. Erſter Verſuch der Liven, ihre Freiheit wieder zu erlangen. Ihre Unterwerfung . . . . . 359.
X. Liefland wird ein Reichslehn. Folgen davon . . . . 364.

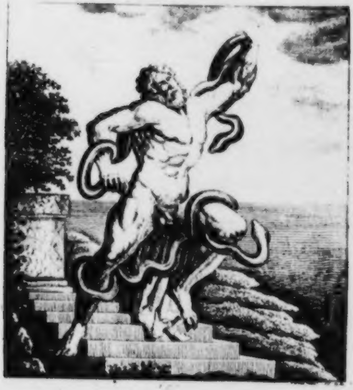
IX. Kriege mit den lettiſchen Völkern. Unterwerfung der Lettgallen . . . 372.
XII. a. Krieg gegen die Eſthen . . . 379.
XII. b. Folgen des Krieges. Verſchwörung . . . . 387.
XIII. Verhältniß des Biſchofs und der Ritter . . . 395.
XIV. Die Dänen in Liefland. Endliche Unterwerfung der Eſthen . . . 405.
XV. Begonnene Unterjochung der Semgallen. Alberts Tod . . . 426.
XVI. Rückblick . . . . . . 434.

Die Vorzeit Lieflands.

Ein Denkmahl des Pfaffen- und Rittergeiſtes.

Von
G. Merkel.

Zweiter Band.



— — Serpens uterque
Miseros morsu depascitur artus. VIRG.

Mit drei Kupfern.

Berlin,
in der Voſſiſchen Buchhandlung.
1799.

Vorrede.

Jeder hiſtoriſche Schriftſteller hat es eigentlich mit drei Klaſſen von Leſern zu thun. Die zahlreichſte beſteht aus Leuten, die überall nur Unterhaltung, das heißt, ein Spielzeug für ihre Phantaſie ſuchen, und eine Geſchichte allenfalls nur wegen der Aehnlichkeit leſen, die ſie mit einem Romane hat. Dieſe Leſer — Zeitlebens die liebe Jugend ſen Volk — ſind in mehrern Rückſichten ſehr wichtig; es iſt kein geringes Verdienſt, ſie nützlich zu beſchäftigen, aber ich darf keinen Anſpruch darauf machen. Sollte mancher von ihnen auch einen Theil des erſten Bandes dieſer „Vorzeit“ geleſen haben: im zweiten kommt er ſicher nicht weit.

Die andere Klaſſe machen die Geſchichtforſcher von Profeſſion aus. Dieſe ſchlagen vielleicht mein Buch auf, aber — „Wie! keine Citate, keine Parallelſtellen und Vergleichungen, keine Unterſuchungen über Namen, Jahrzahlen, Geburts- und Sterbeörter!“ Sie werfen es mit einem verächtlichen Blicke weg.

Ihr alſo bleibt mir nur noch, die ihr zu ſelbſtſtändig ſeyd, um euch der Leitung einer bloß gaukelnden Phantaſie zu überlaſſen; aber auch zu ekel, euch mit dem Schulſtaube zu beflecken, der an mikrologiſchen Unterſuchungen klebt; denen eine planmäßige und gedrängte Ueberſicht der Begebenheiten und ihrer Urſachen, die auf philoſophiſche Reſultate leitet, lieber iſt, als rhetoriſcher Pomp oder pedantiſche Grübelei; — ihr endlich, die ihr mit reinem, warmen Herzen Theil nehmt an den Schickſalen der Menſchheit, und aus den Ereigniſſen der Vorzeit Lehren zieht, wie man die Gegenwart behandeln, was man von der Zukunft erwarten müſſe. Ihr ſeyd es, für die ich eigentlich ſchrieb. Euch, gegen die der bloße Geſchichtforſcher nur ein ſtumpfſinniger Handwerksmann, der bloße Romanenleſer ein phantaſirendes Kind iſt: Euch will ich es ſagen, daß ich ſorgfältig ſtudirte, verglich und prüfte; aber vorſetzlich Euch nur die Frucht meiner Bemühungen, nicht dieſe ſelbſt vorlegte; vorſetzlich nur allgemeine Ueberſichten gab; vorſetzlich tauſend Geringfügigkeiten überging, von denen man große Abhandlungen geſchrieben hat. Wer dieſe genau kennen lernen will, wird ſchon ſelbſt in den ſiebzig oder achtzig Bänden nachſchlagen müſſen, in denen man ſeit funfzig Jahren die liefländiſche Geſchichte bearbeitete *).

---

*) In Hupels, Gadebuſch, Jannau, Friebe und Bergmanns Werken und Werkchen.

Vielleicht giebt es, nächſt der Geſchichte des teutſchen Reichs, keinen ſprödern, widerſpänſtigern Stoff zu einem hiſtoriſchen Kunſtwerke, als die von Liefland iſt. Sie beſchäftigt uns mit vier Ständen, die durch Verſchiedenheit der Verfaſſung, des Intereſſe, der Sitten und Denkungsart faſt zu eben ſo vielen verſchiedenen, nur durch den äußern Druck verbundenen Staaten wurden, und ſich bei jedem Anlaſſe aufs heftigſte anfeindeten. Welche Einheit ließ ſich hineinbringen? Die einzige mögliche, allgemeine Anſicht iſt die, auf das Verhältniß dieſer Stände zu einander und auf das Umwandeln deſſelben, durch äußere Veranlaſſungen. Welches fortgehende Intereſſe hätte ſich anknüpfen laſſen? Die Ritter und Geiſtlichen führten eine ſo abſcheuliche Sache ſo tyranniſch und boshaft, daß ich nicht für ſie hätte intereſſiren mögen, auch wenn ich es gekonnt hätte. Die Bürger handelten im Innern ihrer Städte ſehr kraftvoll und ſelbſtſtändig; aber in die allgemeinen Angelegenheiten griffen ſie zu ſelten ein, um hier die Hauptgruppe zu werden. Die Bauern? Sobald die Armen einmal unterjocht waren, hörten ſie auf, mithandelnde Perſonen zu ſeyn; wurden ſie nur Werkzeuge — oder vielmehr der Boden, aus dem die geiſtlichen Giftpflanzen ihre unheilſpendenden Kräfte zogen. Es blieb mir alſo nichts übrig, als das allgemeine Intereſſe der Menſchheit hineinzulegen, und den liefländiſchen Staat als ein gleichgültiges, aber merkwürdiges Phänomen zu behandeln, das nicht wiederkehrt. Ich drängte ſeine Begebenheiten zuſammen, entwickelte ihre Veranlaſſungen aus der noch zu wenig bearbeiteten Geſchichte der benachbarten Staaten, und ward nur da weitläuftiger, wo ſich mir eine Gelegenheit darzubieten ſchien, allgemein wichtige Betrachtungen zu machen oder zu veranlaſſen.

Will man eine ſolche Arbeit eine Geſchichte Lieflands nennen, ſo bin ich es zufrieden; will man es nicht, ſo hat man wenigſtens keine meiner Erwartungen getäuſcht. Hätte ich wählen können: dieſer Stoff wäre es nicht geweſen, an dem ich zuerſt meine Anlagen zu hiſtoriſchen Arbeiten würde verſucht haben. Hätte ich als Patriot wahlen dürfen: — o, wie viel lieber hätte ich nie die Feder ergriffen! — Aber es reuet mich nicht, was ich that.

Viertes Buch.

Der teutſche Orden gelangt zum Beſitz von ganz Liefland.

Von 1229 bis 1347.

Impia regna!

Viertes Buch.

1.

Schilderung der liefländiſchen Stände bei Alberts Tode.

Gleichheit, ohne Zweifel völlige Gleichheit, war eine Hauptbedingung jenes ſchweigenden oder ausgeſprochenen Vertrages, durch den freie Naturmenſchen ſich zuerſt dazu verſtanden, dem Reſultat ihrer Kräfte zu entſagen, um es als Rechte geſicherter aus den Händen einer Geſellſchaft wieder zu empfangen. Jetzt, da wir dieſe Geſellſchaften nur in ihrem veralteten, ausgearteten Zuſtande ſehen, dünkt ſie uns eine Chimäre, — (und ganze Bürgerreihen erklären ſie eifrigſt dafür,) — wie dem, der unter einem beſtändig bewölkten Himmel geboren wäre und lebte, jede Nachricht von der Sonne eine Fabel ſcheinen müßte. Aber ſie iſt es nicht. Heil uns, ſie iſt es nicht! Wie die Helle des graueſten Tages immer noch Wirkung der verborgenen Weltleuchte iſt, ſo gründet ſich das Wohl, die Sicherheit, die Ruhe jedes Staats, ſelbſt der unumſchränkteſten Monarchie, ewig auf nichts, als auf ihr Beſtehen: — denn was iſt wahre Gerechtigkeit anders, als Aufrechthaltung, Ausübung der Gleichheit? —

Zwar ihre urſprüngliche Geſtalt mußte bald durch den Fortſchritt der Geſellſchaft ſelbſt modificirt werden. Die Verſchiedenheit der geiſtigen und körperlichen Kraft bei den Einzelnen; — der Thätigkeit, die ſie daher wählten; — der Einſicht und Wohlhabenheit, die ſie erwarben; endlich die Bedürfniſſe des Staates mußten ſeine Glieder bald in Beſchützende und Beſchützte, in Lehrende und Lernende, in Befehlende und Gehorchende, in Producirende und Handelnde, d. h. in Stände, zertheilen:

aber in einem geſunden Staate werden dadurch nur die Geſchäfte getheilt, nicht die Rechte; und die Anforderungen jedes Einzelnen werden noch mehr geſichert, indem ſie Angelegenheit aller mit ihm Gleich-Beſchäftigter geworden ſind. Noch immer muß das Wohl eines Jeden Zweck des Ganzen ſeyn; keiner das ſeinige auf Koſten des Andern ſuchen dürfen; — keiner dem Andern untergeordneter ſeyn, als in ſo fern dieſer Organ des allgültigen Geſetzes iſt: — das heißt, die Gleichheit dauert fort. Nur mit dem Staate ſelbſt kann ſie aufhören, oder vielmehr, ſobald ſie zerſtört ward, iſt er nicht mehr, — iſt er ein Reich, ſind die Bürger Eigenthum Eines oder vieler Deſpoten geworden.

Die Zerſplitterung in Stände kann dieſe letzte traurige Erſcheinung herbeiführen; aber ſie iſt nicht unvermeidlich die Quelle derſelben. So lange der Staat noch beſteht, thut ſie der Gleichheit keinen Eintrag. Da er die Stände im Fortſchreiten, gleichſam durch den innern

Bildungstrieb, wie der Baum ſeine Aeſte und Wurzeln, mehr entwickelt, als hervorbringt, ſo nimmt auch jeder nur den Platz ein, den die frühern noch frei gelaſſen und die Bedürfniſſe des Ganzen ihm angewieſen haben *). Weit entfernt, dem Wachsthume ſeiner Brüder zu ſchaden, iſt er nur ein Mittel mehr zu ihrem Gedeihen, — eine neue Wurzel, durch die der Stamm ſich an den Boden heftet und in demſelben nach Nahrung um ſich greift.

Ganz anders hingegen iſt es in den Reichen der Eroberer. Können ſie ihr Werk vollenden, ſo wird es ein Syſtem der unſinnigſten Tyrannei, wo immer ein Stand nur die Heerde des andern, nur dazu beſtimmt iſt, von ihm ausgeſogen zu werden, und alle endlich

---

*) Nur ſchadhafte Bäume, ſagen die Gärtner, treiben ſogenannte Waſſerzweige, die feiſt, gerad' und prunkend daſtehn, und die Nachbarn ausdorren, ohne ſelbſt Früchte zu bringen. Kranke Staaten thun eben das; — aber ſie helfen ſich ſelbſt, wenn das Meſſer des Pflegers verzieht. —

das Eigenthum eines Einzigen, nur um ſeinetwillen da ſind *). Bleibt es unvollendet, ſo iſt es der Schauplatz der wildeſten Anarchie, wo der Krieg Aller gegen Alle, nehmlich zwiſchen den Ständen, zum Grundgeſetze dient, Jeder den Andern zu verderben ſucht, und nur dann eine ſcheinbare Ruhe eintritt, wenn es irgend einem gelungen iſt, die Andern völlig zu Boden zu treten. Dann hört der öffent-

---

*) Man hat die Reiche mit Pyramiden verglichen: das iſt ſehr ſinnreich und richtig. Immer drückt in dieſen die kleine Schichte auf die größere, und der ganze ungeheure Haufen ſcheint bloß aufgethürmt, damit die Spitze hoch ſtehe. Dergleichen Verfaſſungen ſind die dauerhafteſten, ſagt man. Ich glaube es wohl. Die todten Kunſtprodukte haben immer eine bleibendere Form, als die lebendigen, kraftvollen der Natur. — Iſt es aber überhaupt gut, d. h. dem Wohl der Einzelnen angemeſſen, den Staat zu einer bleibenden Geſtalt gleichſam erſtarren zu laſſen? Der beſte und zugleich ein ewiger Staat wäre derjenige, glaube ich, den man ſo einrichtete, daß er, ohne Erſchütterung und ohne Beleidigung der ewigen Geſetze von Gleichheit und Gerechtigkeit, jede Form annehmen könnte, welche die Umſtände heiſchen.

liche Kampf auf; aber der geheime iſt deſto lebhafter, und in Kurzem geſchieht eine neue Exploſion.

Das war das Schickſal, dem Liefland entgegen ging. Nicht aus dem Bedürfniſſe des Volkes hatte Albert die liefländiſchen Stände entwickelt. Er hatte ſie, gänzlich gebildet, aus Teutſchland hierher verpflanzt, und fürs erſte nur geſucht, jeden Einzelnen gedeihen zu machen. Ehe er ihre Berechtigungen gegen einander abwägen, jeden durch bleibende Schranken auf ſeinem Standpunkte feſtſtellen konnte, ſtarb er. Sein Anſehn war der Bogen des Odyſſeus. Sein Nachfolger vermochte ihn nicht zu ſpannen, — nicht in ſeinem Geiſte zu handeln; und bald mußte die Herrſchſucht der Prieſter, der wilde Ehrgeitz der Ritter, das noch unverkümmerte Selbſtgefühl der Bürger und die Verzweiflung der Bauern im wüthenden Kampfe ſich gegen einander erheben, und allgemeine Zerrüttung bewirken. Der Staat zerfiel in faſt ſo viele verſchiedene Staaten, als er Stände hatte. Wir müſſen dieſe einzeln betrachten, ehe wir ſie handeln ſehn.

Die rührendſte und leidendſte Gruppe bildeten die Eingebornen, die jetzt insgeſammt in Eine Maſſe, die der Ackerleute, zuſammengepreßt waren. Ihre Verfaſſung war zerſtiebt, und ihre Helden waren gefallen; denn faſt nur der Theil der unglücklichen Nationen lebte noch, der nicht Muth genug gehabt hatte, ſein Leben an die Erhaltung der Freiheit zu wagen, oder während des Kampfes noch zu jung geweſen war, um ihn zu theilen. Betäubt durch den fürchterlichen Sturz von freier Selbſtſtändigkeit zum unterwürfigen Gehorſam gegen Fremde, vegetirten Letten, Liven und Eſthen nur noch, mußten ſich waffen- und faſt willenlos dem Schalten des Schickſals überlaſſen, und in den Hütten ihrer freien Väter geduldig erwarten, wie weit die Willkühr der teutſchen Räuber in ihr Eigenthum greifen, und was dieſe über ſie verhängen würde. Indeß hatte dieſe Vernichtung bis jetzt doch mehr die Nation im Ganzen, als die Einzelnen getroffen. Jene durfte ſich nicht mehr verſammeln, nicht mehr mitſprechen über Maßregeln, die den Staat betrafen, keine Rechte mehr fordern: — aber der Einzelne hatte doch noch Anſehn, weil er noch Kraft beſaß; und zwiſchen ihn und den teutſchen Bedrücker ſtellte ſich noch immer das Andenken jener Tage, da ihre Völker mit gezücktem Schwerte gegen einander geſtanden hatten. Freilich konnte dieſe Schutzwehr nur Einer Generation zu Statten kommen, und mußte mit jedem Tage mehr ſchwinden: doch, wäre dieſer Zeitpunkt benutzt worden, ſo hätte er die heilſamſten Folgen bewirken können.

Albert ſcheint wirklich dieſe Abſicht gehabt zu haben. Um die Eingebornen zu Staatsbürgern zu machen, gab er ihnen Geſetze, die noch unter dem Namen Bauerrecht exiſtiren *), und

---

*) Sie waren rauh genug. Ich will, um ſie zu charakteriſiren, nur ein Paar Züge herſetzen: „Wer einen „Todſchlag that, verbeſſert 40 Mk. — Wer des Herrn „Gebot verſitzt, iſt die Staupe oder Hals ab. — Wer

traf Anſtalten, ihnen allmählig noch wichtigere Rechte einzuräumen. Sie mußten den Acker des Gutsherrn beſtellen, und ihm und der Geiſtlichkeit Abgaben entrichten; aber alles dies war feſt beſtimmt, und von willkührlichen Züchtigungen war noch gar nicht die Rede. Die Bauern büßten ihre meiſten Vergehungen mit Gelde, und das Urtheil ſprachen, nach Alberts Geſetzen, zwei ihrer Aelteſten ſelbſt, in Beiſeyn eines Stiftsbeamten. Entreißung des Eigenthums war freilich nicht ganz unerhört; indeß ſahen die Teutſchen es ſelbſt noch für ſo ſchändlich an, daß es zu den bitterſten Vorwürfen gehörte, die ſie einander bei ihren Prozeſſen vor dem päpſtlichen Stuhle machten. Leider dauerte dieſer Ueberreſt menſchlichen Gefühles nicht lange, und — wer die Macht verlor, ſeine Rechte zu beſchützen, der hat ſie ſelbſt ſchon eingebüßt.

Einen freudigern Anblick gewährt uns der

„dem Herrn die Scheidung (den Gränzrain des „Ackers) ſtiehlt, iſt der Hals ab.“

Bürgerſtand jenes Zeitalters. Erſt kürzlich durch die perſönliche Energie ſeiner Glieder in Teutſchland entſtanden, konnte er auch nur durch Muth und Tapferkeit ſeine Exiſtenz ſichern. Immer mußte daher der Bürger bereit ſeyn, das Handwerksgeräth oder die Feder gegen das Schwert zu vertauſchen, und auf ſeinen Wällen oder der Heerſtraße erſt den ritterlichen Räubern, dann den kleinen Fürſten ſelbſt Widerſtand zu leiſten. Dies ewige Aufreitzen der perſönlichen Kraft bewahrte ihn gegen die ſchlaffe Muthloſigkeit und Trägheit, gegen die ſchwerfällige Gefügigkeit und die willenloſe Beſchränktheit: mit Einem Worte, gegen die Spießbürgerei, die ihn in unſern Zeiten, nach der Errichtung der ſtehenden Heere, zum Werkzeuge ſeines Gewerbes herabwürdigt. Ringfertig und muthvoll ſtand er da, ſich die Achtung zu erzwingen, die ſeinem ehrwürdigen Stande gebührt. Sein Selbſtgefühl lehrte ihn jene Treue und Rechtlichkeit, um derentwillen die ganze Nation ſich ſo lange das Beiwort der biedern anmaßte, obgleich weder die Geiſtlichen, noch die Ritter je beſondern Anſpruch auf daſſelbe hatten.

In Liefland hatte er jene vorzügliche Eigenſchaften faſt in noch höherem Grade, als in irgend einer teutſchen Handelsrepublik. — Der edle Balduin von Alna, den wir bald werden kennen lernen, wollte nur Bürger aus Riga zu Vaſallen haben; dies iſt das ehrenvolleſte Zeugniß, das ihr Charakter erhalten konnte. Es beweiſt, daß ihr ſteter Umgang mit Fremden, und ihre Wohlhabenheit — was rechtmäßig erworbne immer thut — ihnen einen vorzüglichen Grad von Veredlung und Gerechtigkeitsliebe gegeben hatte. Ihre Lage machte es ihnen nothwendig, ſich immer auf das Recht zu berufen, und dies kann man nicht lange von Andern fordern, ohne ſich ſelbſt zu ſeiner Ausübung gedrungen zu fühlen. — Albert war zu einſichtsvoll, um nicht zu wiſſen, daß die erwerbende Klaſſe der eigentliche Kern eines Staates, er ſelbſt ſey, die vertheidigende nur die vornehmſte Hülfe deſſelben. Vorzüglich hatte er ſich beſtrebt, viele Kaufleute, Künſtler und Handwerker in das Land zu ziehen, und zu ſeiner Zeit waren die meiſten der Städte erbauet worden, die Liefland noch jetzt aufzuzeigen hat. Dörpat, Wenden, Wolmar, Lemſal trieben beträchtlichen Landhandel; Pernau, und im däniſchen Eſthlande Reval und Narva, ſandten ſchon eigene Schiffe über die Oſtſee; aber die Königin aller war Riga. Sehr oft galten die übrigen bei den Verhandlungen nur dadurch etwas, daß ſie ſich an jene anſchmiegten.

Auf Riga hatte Albert ſeine größte Sorgfalt gewendet, ihr das gothländiſche Recht, Gilden, Zünfte, einen anſehnlichen Magiſtrat und in den letzten Jahren ein eigenes Geſetzbuch ertheilt, das aber freilich in der Folgezeit ſehr erweitert ward. Sie beſaß ein anſehnliches Territorium; ihre Bürger waren vom Zoll und Strandrecht, von der Feuerprobe und den Zweikämpfen befreiet; und ihre Lage machte ſie zum bequemſten Mittelorte zwiſchen den ruſſiſchen Handelsſtaaten und dem übrigen Europa. So mußte ſie bald ein bedeutender Landſtand werden, und den Biſchöfen ein beträchtliches Gegengewicht gegen den Orden ſeyn.

In ihren Lehnsleuten fanden die Geiſtlichen dieſes nicht. Im eigentlichen Liefland gab es noch keinen Adel. Die Biſchöfe hatten ihre Ländereien ohne Unterſchied an Bürgerliche und Adelige verlehnt, die keinen Landſtand, ſondern nur die Kriegesmacht der Geiſtlichen bildeten. Ihre Rechte beſtanden im Nießbrauch der verliehenen Güter, und ihre Pflichten darin, daß ſie die Eingebornen in Unterwürfigkeit erhielten, den Zehnten erhoben, und ſtets bereit waren, für den Lehnsherrn ins Feld zu ziehn. Bei den öffentlichen Verhandlungen hatten ſie keine Stimme, bis ſie die Biſchöfe ſelbſt hineinmiſchten, um dem Orden beſſer widerſtehen zu können. Indeß hatte Albert auch ihnen ſchon ein Geſetzbuch gegeben.

In Eſthland hatte ſich früher eine eigentliche Ritterſchaft gebildet, da der König von Dännemark das Land unter adelige Vaſallen vertheilte, welche hier eben der Rechte, wie in ihrem Vaterlande, genoſſen. Als der Orden die Dänen vertrieb, fehlte es ihm an einem Vorwande, vielleicht auch an Zeit, den Adel zu vernichten, ob er gleich keiner Lehnsleute bedurfte. Wir werden ſehen, was ihn davon abhielt, als er das Land zum zweiten Male errang.

Auch im Charakter der Schwertbrüder ſo gut, als in dem der Bürger, waren kühne Mannheit und Standesgeiſt die hervorſtechendſten Züge; aber von allem entfernt, was von der Natur beſtimmt ward, die natürliche Härte des Mannes zu mildern, mußte die erſtere viehiſche Wildheit werden, und der letzte konnte ſich, der Beſchaffenheit ihres Standes gemäß, nur durch Ungerechtigkeiten und fanatiſchen Blutdurſt äußern. Ein wahrer Menſchenkenner, der von der Exiſtenz und der Ge-

ſchichte

ſchichte der religiöſen Orden nichts wüßte, dem man aber ihre Einrichtung mit der Frage vorlegte, wozu ſie die Menſchen machen müſſe? — würde ohne Bedenken antworten: Zu Ungeheuern. Doch ich werde an einem andern Orte von dem Ordensgeiſte ſprechen, und begnüge mich alſo, hier nur die Lage der Schwertbrüder zu ſchildern.

Sie beſaßen, wie der Leſer ſich aus dem erſten Bande erinnern wird, den dritten Theil von Liefland und dem ſüdlichen Eſthlande, das nördliche aber, aus dem ſie die Dänen vertrieben hatten, ganz. Dieſes Gebiet war in Commenden vertheilt, deren Verwalter mit ihren untergeordneten Rittern von dem Ertrage derſelben lebten, und ſtark befeſtigte Schlöſſer bewohnten. Der Ordensmeiſter hatte für ſich das Schloß und die Stadt Wenden zur Reſidenz erbauet. Urſprünglich war der Orden ganz Untergebener des rigaiſchen Biſchofs; aber Volquin hatte ſich von der weltlichen Oberherrſchaft deſſelben frei geſtritten: nur in geiſtlichen

Sachen erkannte er ſie noch. Seine Regel verband ihn zur Vertheidigung des biſchöflichen Stuhls, und von ſeinen Beſitzungen zahlte er ihm den Zehnten. Indeß führte die Richtung des Ordensgeiſtes ſo ſehr zur völligen Unabhängigkeit, daß die Schwäche der Schwertbrüder und die ſchwierige Stimmung ihrer Unterthanen allein ſie bis jetzt abgehalten hatte, das Schwert auf ihren Stifter zu zucken, um ſich zu den einzigen Herren des Landes zu machen. Es ließ ſich voraus ſeh'n, daß ſie die erſte günſtige Gelegenheit dazu ergreifen würden. Ihre Rechte über die Eingebornen waren um ſo unbeſtimmter und unbeſchränkter, da Geſetze, die der Biſchof gab, für ſie nicht verbindend waren. Mehrere, obwohl noch einzelne, Beiſpiele zeigten ſchon, welche fürchterliche Ausdehnung ſie einſt ihrer Gewalt geben würden.

Den Geiſt der Geiſtlichkeit brauche ich nicht zu ſchildern. Kein Stand iſt ſich unter allen Himmelsſtrichen ſo gleich, als der mönchiſche. Mag er durch die Mährchen Fohi's, Brama's, Mahomets oder der römiſchen Kirche täuſchen: überall entſagen ſeine Glieder den perſönlichen Anſprüchen, um im Namen ihres Standes deſto größere zu machen; thun ſie auf alles Verzicht, um alles an ſich zu reißen; kriechen ſie, um zu herrſchen; kündigen ſie im Betragen Einfachheit an, um durch den Pomp des Gottesdienſtes zu berücken; ſind ſie religiös, um ungeſtraft laſterhaft zu ſeyn. Die Chroniken haben viele Proben von der Schlemmerei und der Hinterliſt der liefländiſchen Kloſterbewohner aufbehalten: ich übergehe ſie mit Ekel, als etwas zu Alltägliches.

Als Landesſtand kam die Geiſtlichkeit nur durch die Domkapitel und die Biſchöfe in Betracht. Bei Alberts Tode gab es in Liefland ſchon, außer dem rigaiſchen, drei derſelben: den dörptſchen, oeſelſchen, und ſemgalliſchen, der zu Selburg ſeinen Sitz hatte. Das revaliſche Bisthum hatte mit Vertreibung der Dänen aufgehört. Jeder Biſchof beſaß ein unabhängiges Gebiet, ſtreitbare Vaſallen und leibeigene Eingeborne, die ſeinen Acker beſtellen mußten; er erhob den Zehnten von den Stadt- und Ordens-Gütern ſeiner Diöces, und diktirte Geldſtrafen für begangene Sünden. Die von Riga und Dörpt waren Reichsfürſten: alle aber ſahen mit heimlichem Zagen den nächſten Unternehmungen des Ordens entgegen.

II.

Begebenheiten in Liefland bis zur Aufhebung des Schwertordens.

Es iſt eine ſehr alltägliche Bemerkung, daß große Männer erſt nach ihrem Tode ihrem wahren Werthe gemäß geſchätzt werden. Gewöhnlich ſchreibt man dies der Bösartigkeit, dem Neide ihrer Zeitgenoſſen zu; aber mich dünkt, dieſe Beſchuldigung iſt ſehr ungerecht, wie die meiſten, die man dem menſchlichen Herzen macht. Die Moraliſten ſcheinen ſich das Wort gegeben zu haben, überall Laſter zu finden, wo der ruhige Menſchenforſcher nur

Schwächen ſieht. Nur deshalb verehrt man große Menſchen nach ihrem Tode am meiſten, weil man dann erſt im Stande iſt, ihre Größe ganz zu erblicken. Die vorzüglichſte Aeußerung derſelben iſt, daß ſie andere elektriſirt, die ſchlummernden Kräfte in ihnen aufreizt, und auf einen beſtimmten Punkt hinlenkt. Der große Mann vergrößert alle, indem er ſie zu ſich heraufzieht: aber wenn nun alles ſich erhebt, alles wirkt, ſo muß ſeine eigne Größe nothwendig weniger in die Augen fallen. Iſt er hingegen abgetreten; beginnt der Wirbel, den er erregte, zu ſtocken; ermatten, erſchlaffen die Uebrigen, ſinken ſie zu ihrer vorigen Unbedeutendheit zurück: dann, dann wird es erſt deutlich, welch ein Abſtand zwiſchen der bewegenden Kraft und dem Bewegten iſt. Wenn die Sonne ſtralt, blitzen auch Glasſplitter mit blendendem Licht; aber wenn ſie hinter das Gewölk trat, ſind ſie wieder unſcheinbare Scherben.

Nirgends war dieſe Erſcheinung auffallender, als ſie es in Liefland nach Alberts Tode wurde. Alles war dadurch gelähmt, und die Beſtandtheile der neuen Schöpfung ſchienen ſich ganz auflöſen zu wollen, da ihnen der vereinigende Mittelpunkt geraubt war. Jeder ſtand iſolirt da, und bewachte argwöhniſch die Bewegungen ſeines Nebenſtandes. Selbſt die Schwertbrüder, die ſich vor Kurzem noch ſtark genug geſchienen hatten, Albert Trotz zu bieten, fühlten ſich jetzt kraftlos, und fürchteten. Um allem Unheile vorzubeugen, eilte man zu einer neuen Wahl, und mit Beiſtimmung des Ordensmeiſters und der Stadt Riga, ernannte das Domkapitel einen Domherrn aus ſeinem eigenen Mittel, Nikolaus, zum Biſchofe.

Alberts Platz war gefüllt, aber nicht ſeine Rolle. Sein Anſehen laſtete den Nachfolger. In jenem hatten alle Stände ihren Schöpfer verehrt, in dieſem ſahen ſie nur das Geſchöpf ihres Wohlgefallens; und, was das Nachtheiligſte für Nikolaus war, die Fortdauer deſſelben hing von ihrer Ergebenheit ab. Der Erzbiſchof von Bremen, der die drei erſten Biſchöſe ernannt hatte, ſah die Wahl des Kapitels für einen Eingriff in ſeine Rechte an, erklärte ſie für ungültig, und erwählte Albert Suerbeer, einen Scholaſter ſeines Erzſtiftes, zum vierten Biſchof von Riga. Nikolaus behauptete ſich zwar, aber eigentlich nur durch den guten Willen ſeiner Untergebenen; und wer ſeinen Rival nur verdrängen, nicht ihn vernichten kann, büßt durch das bloße Daſeyn deſſelben die Hälfte ſeiner Macht ein.

Um ſich zu erhalten, mußte Nikolaus Leuten ſchmeicheln, denen er befehlen ſollte, und um nicht abhängig von dem mächtigſten ſeiner Vaſallen, dem Orden, zu werden, mußte er Zwieſpalt zu erregen und den Mindermächtigen zu erheben ſuchen. .Beides that er, indem er Riga, ſtatt der Schwertbrüder, den dritten Theil von Oeſel, Kurland und Semgallen (Länder, die größten Theils aber erſt unterworfen werden ſollten) ſchenkte, ihr den Zehnten erließ, und ihrem Magiſtrat größere Unabhängigkeit zugeſtand.

Wie er, aber aus reineren Beweggründen, handelte Balduin von Alna, ein Mann, der durch ſeinen edlen Charakter verdient, daß wir bei ihm verweilen.

Der Papſt hatte dem Cardinal Otto, Legaten in Dännemark, aufgetragen, die ſtreitige Biſchofswahl zu Riga zu entſcheiden. Otto ſandte ſeinen Kapellan, jenen Balduin, nach Liefland, um die Sache zu unterſuchen, und bis zu ihrer Entſcheidung das Stiſt zu verwalten. Frei von Herrſchſucht, entſchied der Geſandte ſchnell, und zwar zum Beſten des Biſchofs Nikolaus. Der Papſt beſtätigte ſeinen Ausſpruch, indem er dem Erzbiſchofe von Bremen ein ewiges Stillſchweigen auflegte. Jetzt wäre Balduins Geſchäft geendet geweſen, wenn ſein menſchenfreundliches Herz ihm nicht ein neues übertragen hätte.

Die Kuren hatten ſich ein Paar Jahre vorher zu Bezahlung eines Tributs verſtanden.

Man benutzte es, ſie zu drücken; und, aufgemuntert durch Alberts Tod, verſuchten ſie ſich von der ſchimpflichen Abhängigkeit zu befreien. Ohne Zweifel wäre jetzt ein neuer Krieg ausgebrochen, wenn Balduin ſich nicht ins Mittel geſtellt, und dem Blutvergießen eben ſo einſichtsvoll als menſchenfreundlich vorgebeugt hätte. Er ließ ſich mit den Kuren in Unterhandlung ein, gewann ſie durch ſein offenes, biederes Betragen, und ſchloß einen förmlichen Traktat mit ihnen. Sie verſprachen Chriſten zu werden, einen mäßigen Tribut zu erlegen, und ſich Balduins Vorſchriften zu unterwerfen; erhielten dagegen aber völlige Zuſicherung ihrer perſönlichen Freiheit und ihres Eigenthums. Das war der beſte Ausweg, der noch für die Unglücklichen übrig war. Die Selbſtſtändigkeit ihrer Nation war nicht mehr zu retten: es kam nur darauf an, ihre Unterwerfung ſo einzurichten, daß nicht auch die Selbſtſtändigkeit der Einzelnen verloren ginge.

Das ſuchte Balduin einzuleiten; und damit ſein Verſprechen erfüllt würde, theilte er Kurland unter den Biſchof von Riga, die Bürgerſchaft dieſer Stadt, und den künftigen Biſchof der Neubekehrten. Keiner von dieſen war ſtark genug, die Unterdrückung eines in voller Kraft ſtehenden Volkes zu verſuchen, und alle mußten fürchten, durch bewirkte Unruhen den habgierigen Orden hinein zu miſchen. Den letztern ſchloß Balduin von der Theilung aus, weil er ſeine Unterthanen ſchon als Sklaven behandelte, und ohne Zweifel ſich nicht an den geſchloſſenen Vergleich gebunden hätte.

Die Schwertbrüder grollten; aber zu ſchwach, etwas Gewaltthätiges zu verſuchen, wandten ſie ſich an den Papſt, und verklagten den menſchenfreundlichen Balduin bei ihm. Er erſchien vor ſeinem Richter, und legte Rechenſchaft von ſeinem Betragen ab. Gregor öffnete die Augen über die ſchändlichen Bedrückungen der Ritter; er beſtätigte die getroffene Theilung, ernannte einen gewiſſen Engelbert zum Biſchof von Curland, und Balduin zum Biſchofe von Semgallen, wo die Teutſchen noch nichts, als vielleicht das Schloß Meſothen, beſaßen. Das war freilich keine Belohnung für die Unterwerfung eines weiten Landes; aber wann hat Dankbarkeit in den Lehrbegriff der römiſchen Politik gehört? Balduin hatte Talente zu Gewinnung der Ungläubigen gezeigt; alſo — ſetzte man ihn in die Lage, ſie zu üben, wenn er leben wollte.

Auch ſeinen neuen Poſten verwaltete er mit eben ſo viel Menſchenfreundlichkeit und Glück, als er vorher gehabt hatte. Auch die Semgallen unterwarfen ſich ihm auf eben die Bedingungen, wie die Kuren. Um ungehindert für ihr Beſtes ſorgen zu können, erkaufte er von der rigaiſchen Bürgerſchaft den ihr zum voraus von Nikolaus geſchenkten Antheil; aber um ſie bei der Aufrechthaltung ſeiner Anordnungen zu intereſſiren, belehnte er dann wieder ihre Hauptkirche mit einem anſehnlichen Landſtriche, und einzelne Bürger mit kleineren Gütern, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der perſönlichen Freiheit der Bewohner nie Eintrag geſchähe.

Offenbar zweckten alle dieſe Maßregeln darauf ab, den Orden einzuſchränken, und die Bürger an ſeine Stelle zu ſetzen. Er beſchwerte ſich bitterlich darüber: aber Balduins Schilderung hatte einen ſo lebhaften Eindruck auf den Papſt gemacht, daß er Wilhelm von Modena, den er 1234 zum zweiten Male als Legat nach Liefland ſchickte, den ausdrücklichen Auftrag gab, den Gewaltthätigkeiten der Ritter Einhalt zu thun, und die Unterjochung der Eingebornen bei Strafe des Bannes zu verbieten. Selbſt Kaiſer Friedrich II. ertheilte, wiewohl ſpäter, den Liven eine Conſtitution, und befahl, daß ſie, wie andre freie Männer, nur der Kirche und dem römiſchen Reiche unterworfen ſeyn ſollten *). Alles dies war umſonſt. Dieſe Befehle kamen aus einer zu gro-

---

*) Dieſe merkwürdige Urkunde iſt Leonhard Schurzfleiſchens Abhandlung de Ordine Enſiferorum in Livonia angehängt.

ſen Entfernung, um wirkſam zu ſeyn, und die Bedrückung ging bald wieder ihren alten Weg.

Wenige Jahre hernach finden wir das Bisthum Semgallen mit einem Andern beſetzt, ohne daß uns irgendwo eine Nachricht von den weitern Schickſalen Balduins aufbehalten wäre. Wie eine Erſcheinung aus einer beſſern Welt, tritt er in der liefländiſchen Geſchichte auf, und verſchwindet wieder, ohne eine andre Spur, als die kurzen Wirkungen ſeiner wohlthätigen Menſchenliebe, zurückzulaſſen. Er gehört zu den Wenigen, von denen man wünſchen möchte, eine ganze Epopöe ſchreiben zu können. Er entfaltete auf ſeiner kurzen Laufbahn ſo viel reine Humanität, ſo große Freiheit von dem verhaßten Standesgeiſte der Kirche, und doch einen ſo richtig politiſchen Blick: — der Geſchichtſchreiber trennt ſich mit Schmerz von ihm, und wer ihn handeln ſieht, und Sinn für edlere Menſchlichkeit hat, wird ihm Ehrfurcht zollen. Von wie wenigen Helden der Geſchichte kann man das ſagen!

Indeß dies alles im Innern von Liefland vorging, ruheten die äußern Angelegenheiten. Niemand dachte an Eroberungen, und dieſer Staat genoß eines tiefen Friedens. Das ſtimmte aber nicht mit den Abſichten des Papſtes überein. Außer dem erwähnten Auftrage erhielt Wilhelm alſo 1236 auch den, einen neuen Kreuzzug zu veranſtalten, und die Schwertbrüder zur weitern Ausbreitung des Chriſtenthums aufzufordern. Mit dem erſten war der Legat an das Gefühl der Menſchlichkeit und des Rechts gewieſen; daher mißlang er. Der zweite nahm den Aberglauben, den Blutdurſt, die Habſucht, mit Einem Worte, die menſchliche Verderbtheit, in Anſpruch: ſeine Ausführung fand keine Schwierigkeit.

Gregor der Neunte hatte allen, die im Norden das Kreuz genommen hatten, befohlen, nicht nach Paläſtina, ſondern nach Liefland zu ziehen. Der Ordensmeiſter Volquin ſah ſich alſo 1236 an der Spitze eines zahlreichen Heeres von Pilgern: aber gegen wen ſollte er es führen? Die Letten und Esthen keuchten erſchöpft und reſignirt unter dem aufgelegten Joche; die Kuren und Semgallen — Dank ſey es dem edlen Balduin! — ſtanden ohne Joch unter dem Schutze ihrer Biſchöfe: der Zug ging alſo nach Litthauen. Ungeachtet des vor Kurzem geſchloſſenen Friedens plünderte, brannte und mordete man in dieſem Lande viele Wochen lang, bis der Großfürſt Ringold ſein Heer verſammelt hatte, die chriſtlichen Räuber einſchloß, und Volquin mit dem größten Theile ſeiner Bande niederhieb.

Dies war der Todesſtreich des Schwertordens. Aber aus dem Blute des Ungeheuers ging ein noch mächtigeres hervor.

III.

Entſtehung des teutſchen Ordens.

Menſchen, wozu habt ihr den Menſchen gemacht! Euer Herz war von Natur theilnehmend, großmüthig, edel; euer Geiſt empfänglich, ſcharfblickend und kraftvoll. Durch eure weiſen Verbeſſerungen, durch eure Verfaſſungen und Dogmen, habt ihr an euch gekünſtelt und gezerrt, bis jede Anlage zur Tugend Laſter, jedes nützliche Talent Werkzeug neuen Elendes ward. **Aus dem Mitgefühle** für alles Lebende ſchnitztet ihr Standesgeiſt: wie hätte der nicht ſchnell zum engherzigſten Egoismus zuſammenwelken ſollen *)? Das Dankgefühl gegen das Weſen, das ihr als den Geber al-

les

---

*) Das unverderbte Kind miſcht ſich in den Kampf zweier Thiere, um dem ſchwächern beizuſtehn. Seine Phantaſie läßt es ſelbſt die ſinkende Pflanze als leidend betrachten: es unterſtützt, es erfriſcht ſie. Ihr gebildeten Erwachſenen belächelt ſein Verfahren mit Recht. Ihr wißt, daß man keinen Schritt thun muß, ohne unterſucht zu haben: was wag' ich dabei und was wird mir dafür?

les Guten verkündigt, verwandelt ihr in Sektengeiſt und Fanatismus, der ſchnell Wildheit und Blutdurſt erzeugt. Das unſchuldige Bedürfniß des Vergnügens mißgeſtaltet ihr durch Geſetze und Convenienz zur ſcheuen Ausſchweifung, zum Laſter um. — Weiſe Amphibien, die ihr von den Lehren der Tugend in den Genüſſen der Verderbtheit lebt; die ihr die Wahrheit nur im bequemen Taſchenformat zu brauchen wißt, und Schwärmerei, Paradoxie und Abſurdität in allem wittert, was nicht nach euren ewig ſich wandelnden Modifikationen und Beſtimmungen gedreht und gemodelt iſt! Seht her auf die Geſchichte der geiſtlichen Orden, und verſucht dann, ihn zu widerlegen, den Schrei, welcher der Bruſt des ehrwürdigen Genfer Weiſen entfuhr, da er ſeinen unſterblichen Codex der Erziehung zu ſchreiben begann, und nun einen Blick auf die Menſchheit und ihre Geſchichte warf: — „Alles iſt gut, wie „es aus den Händen der Natur kommt, und „alles haben die Menſchen verdorben.“ —

Im chriſtlichen Lager vor Ptolemais würgte im Jahre 1190 die Ruhr, und Tauſende von Elenden, die der fanatiſche Trugſinn der Prieſter ihrer Heimath entriſſen hatte, krümmten ſich hülflos auf dem Lager, das nur die Bilder ihrer Lieben, die ſie nie wieder zu ſehen verdammt waren, umgaben. Der Anblick des allgemeinen Elends rührte einige bremiſche und lübeckiſche Schiffer. Sie verbanden ſich mit einer frommen, aus Jeruſalem vertriebenen Familie, verwandelten ihre Segel in Zelte, und eilten mit menſchenfreundlicher Emſigkeit im Lager umher, um die Leidenden zu tröſten, und ihre Qualen durch Pflege wenigſtens zu lindern. Seht da die Regung des unverkünſtelten Menſchengefühls! Dieſe Schiffer waren wahrſcheinlich, durch ihren Beruf, die Roheſten im Heere.

Herzog Friedrich von Schwaben ging an einer ſolchen Gruppe von Kranken und ihren Pflegern vorüber. Er fühlte ſich bewegt, und ſchlug, ſagt Hartknoch, mit den Worten an ſeine Bruſt: „Wir Fürſten ſollten es ſeyn, die ſo ſorgten!“ Liebenswürdige, menſchliche Empfindung! Aber er ging hin, die Politik um Rath zu fragen; und ſie — that, was eure kühle Weisheit immer thut: ſie zog geſchäftig aus dem Guten ein Uebel. Sie lehrte ihn, die fürſtlichſte Art hier zu ſorgen, ſey, — einen Orden zu ſtiften, da Frankreich ſchon zwei derſelben hervorgebracht habe, und Teutſchland noch keinen. Er verband alſo jene Pfleger zu einer bleibenden Geſellſchaft, und nahm auch einige Adeliggeborne darin auf, die er Ritter nannte. Er gab ihnen Statuten und Ordensgüter; der Papſt fügte eine Regel hinzu, und ließ ſie Keuſchheit, Armuth, Gehorſam, Pflege der Kranken und Vertheidigung der Kirche geloben: ſo entſtand der teutſche Orden. Die Wirkungen der Menſchenliebe waren in kalte Vorſchriften gebracht, und ein ſtarres Geſetz gebot jetzt, weſſen der Menſch nur durch den Antrieb ſeines Herzens fähig iſt: Anſchmiegen an Leidende. Glaubt nicht, daß jetzt zärtlicher getröſtet, ſorgfältiger gepflegt ward. Nein, den zarteren Regungen des Gefühls iſt das Geſetz ein Meduſenhaupt. Es erſtarrt vor demſelben, und nur ſein Gebilde wird verewigt — im Steine.

Das liebenswürdige Werk der Natur war Menſchenſtümperei geworden: doch, es ſank zu einer noch niedrigern Stufe herab. Es ward ein fertiges Werkzeug zu Uebelthaten und Gräueln für die Hand des erſten Ehrſüchtigen, der glücklich oder ſchlau genug war, ſich ſeiner zu bemächtigen: und er blieb nicht lange aus.

Nach der Eroberung von Ptolemais ſiedelten ſich die neuen Ritter dort an. Die drei erſten Ordensmeiſter waren ſchlichte, einfache Männer, die muthig kämpften, regelmäßig beteten und Kranke pflegten: auch gewann der Orden unter ihnen nichts als Hochachtung und Liebe. Der vierte, Herrmann von Salza, rief bei ſeiner Erhebung mit Thränen des ehrſüchtigen Unmuths aus: „Ein Auge möchte er

„darum geben, wenn er mit dem andern nur „zehn Ritter ſeines Ordens ſehn und gegen „den Feind führen könnte!“

Was ein Mann von Geiſt und Kraft, der die Umſtände zu benutzen weiß, ernſtlich wünſcht, iſt eben dadurch ſchon halb erfüllt, — obgleich nicht immer etwas Gutes. Paläſtina war nicht das Land, wo Salza hoffen durfte, ſeine Abſichten zu erreichen. Nachdem er alſo daſelbſt einige Feldzüge mitgemacht hatte, um zu zeigen, daß er Muth und Tapferkeit beſäße, verlegte er ſeinen Sitz von Ptolemais nach Venedig, wo es doch weder Ungläubige zu bekämpfen, noch verlaſſene Pilger zu pflegen gab. Er ging von hier an den päpſtlichen und den kaiſerlichen Hof, und wußte ſich überall ſo einzuſchmeicheln, und zugleich ſo viel Achtung zu erwerben, daß er an beiden Orten mit Gaben und Privilegien überhäuſt ward, viele Fürſten ihm große Beſitzungen in Italien und Teutſchland ſchenkten, manche ſelbſt in ſeinen Orden traten, und der Papſt und der Kaiſer ihn ſogar wiederholt zum Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten machten.

In dieſer Lage erhielt er 1226 von Chriſtian, dem Biſchofe zu Culn, und Conrad, Herzog von Maſovien, den Antrag, gegen Unterſtützung und Anerkennung ſeines Beſitzer-Rechts auf alles, was er den Preußen abnehmen würde, die Unterjochung dieſes ſtreitbaren Volkes zu verſuchen, deſſen Arm den Polen zu ſchwer fiel. Nach einigen Unterhandlungen ward man des Kaufes einig; und nachdem Conrad den teutſchen Rittern zum erſten Schutzorte die Feſte Vogelſang erbauet hatte, zog eine Schaar derſelben 1230 in die Schmalzgrube, und das Gräuelſpiel der Bekehrung begann.

Ich werde an einem andern Orte von der Verfaſſung und den Heldenthaten des Ordens in Preußen ſprechen müſſen; hier will ich mich begnügen, bei ſeiner Regel und dem Geiſte, den ſie einflößen mußte, zu verweilen.

Um als Ritter in denſelben aufgenommen

zu werden, mußte man wenigſtens vierzehn Jahre alt, von teutſcher untadelhaft adeliger Geburt *), geſund, unabhängig und ſchuldenlos ſeyn. Der Candidat kniete vor dem Gebietiger hin, betheuerte, die erforderlichen Eigenſchaften zu beſitzen, und bat um die Aufnahme. Der Gebietiger zählte ihm dagegen die Mühſeligkeiten ſeines neuen Standes auf, und ſchloß mit den Worten: „Wir ſagen euch zu, Waſſer „und Brot und des genug, dazu eine geringe „Kleidung euer Lebelang; mehr ſind wir euch „nicht ſchuldig. Wirds beſſer, ſo habt ihrs auch.“ Der Candidat beſchwor die Statuten, und legte das Gelübde der Keuſchheit, der Armuth und des unverbrüchlichen Gehorſams bis in den Tod ab. Der Gebietiger that mit dem bloßen Schwerte des neuen Ritters zwei Schläge auf ſeinen Schild, und den dritten auf ſei-

---

*) Doch ward über dieſe Bedingung nicht ſtrenge gehalten. Der Preuße Ekumand und der däniſche Prinz wurden ohne Bedenken aufgenommen, in bedrängten Zeiten auch viele Bürgerliche.

ne Schulter mit den Worten: „Den vertrag, „und keinen mehr!“ — Der Prieſter hängte ihm den Mantel um, mit der Verſicherung des ewigen Lebens, — und die Einkleidung war geſchehen. Der beſſere Genius des Unglücklichen bebte weinend von ihm zurück. Er war der Menſchheit, ihren ſüßeſten Freuden und ihren ſüßeren Pflichten, dem Vaterlande, ſich ſelbſt entriſſen, um fortan nur gefühlloſes Werkzeug und Mitſchuldiger des herrſchſüchtigen Fanatismus zu ſeyn. Fortan war nur Blutvergießen der Zweck ſeines Daſeyns *); und ſo oft er den ſanfteren Regungen der Menſchheit in ſeinem Buſen Gehör gab, hatte er ein Verbrechen begangen.

Die thätigen Pflichten der Ritter waren, außer dem Felde, die tägliche Uebung in den Waffen und das Herſagen einer gewiſſen Anzahl von Gebeten. Trotz der Formel der Auf-

---

*) In Preußen gehörte das Pflegen der Kranken nicht mehr zu den Pflichten des Ordens: er war nur Eroberer-Zunft.

nahme ward, wenigſtens bey den Jüngeren, die erſtere unter der Aufmunterung des Prügels angeſtellt, und für andere Vergehungen führte die Hand des Comthurs, oder des Kaplans die Geißel. Uebrigens unterſagte die Regel ihnen alles Eigenthum, und damit ſie keines heimlich beſäßen, war ihnen in der erſten Zeit verboten, einen Hausrath zu haben, der verſchloſſen werden könnte. Mit einem jungen Frauenzimmer zu ſprechen, oder ſelbſt die eigene Mutter zu küſſen, galt für ein hohes Vergehen, das ſchwer gebüßt werden mußte. So wollte man ſie völlig iſoliren, ſie vor allen Verſuchungen, vor allen Schwächen, bewahren. Verblendete! ſo oft ihr die Natur zu meiſtern verſucht, hat es klägliche Folgen; aber nie kläglichere, als wenn ihr die mörderiſche Hand an euch ſelbſt legt. Seht ihr denn nicht, daß das, was ihr Schwächen nennt, unendlich mehr werth iſt, als die ſogenannten Tugenden, die ihr an die Stelle derſelben ſetzen wollt? Seht ihr nicht, daß alle wahre Tugenden nur die Blüthen jener Schwächen ſind? Nur dadurch, daß der Menſch von allem um ihn her abhängt; nur dadurch, daß er ſelbſt in der Phantaſie ſein Wohlſeyn nicht von dem Wohlſeyn der Weſen um ſich her abzuſondern vermag, gewinnt er Mitgefühl, zarte, hülfreiche Theilnahme, Nachſicht; — und in ihnen alles, was ihn wahrhaft liebenswürdig machen kann. Wer es im Ernſt im Stande iſt, ſich und ſein Beſtes zu iſoliren, der wirkliche Stoiker, iſt auf dem geradeſten Wege, ein Böſewicht zu werden. Aber vergebens verſucht ihr das. Die Natur läßt ſich nichts rauben. — Sie bricht durch, trotz euren Geſetzen und Disciplinen: — leider aber wird die Befriedigung ihrer Forderungen durch das Verbot lichtſcheues Verbrechen. — Ueberſah man den Tempelherren die Vergehungen gegen ihre Regel, ſo ſind die meiſten Ausſchweifungen, die man ihnen ſchuld gab, wahrſcheinlich; zwang man ſie zur ſtrengen Befolgung, — ſo ſind ſie gewiß. —

Man ſetze ſich einen Augenblick an die

Stelle der Ritter in Preußen, vorzüglich in der erſten Zeit. Junge kraftvolle Männer, mit jedem lautſchreienden Bedürfniſſe des Umganges und Genuſſes; eingeſperrt in ihren Schlöſſern bei magerer Koſt und dem ſklaviſchen Gehorſam; mit nichts beſchäftigt, als mit ſtündlich wiederkehrendem Gebete und der Uebung im Gebrauche ihrer Mordinſtrumente: — man denke ſie ſich, wie ſie im Gefühle ihres Elends auf das Zeichen der Trompete lauſchen, das ihren Heißhunger nach Thätigkeit wenigſtens durch Gelegenheit zum Würgen ſättigen wird. — Sie tönt — und mit dem Grimme bis zur Raſerei gereitzter Bedürfniſſe, ſtürzen ſie hervor aus ihren Raubhöhlen, wie die ausgehungerten Löwen zu Rom in den Cirkus, um das Gebein zitternder Verurtheilten zu zermalmen. Mit welcher Wuth werden ſie nicht ihr Elend an den Unglücklichen zu rächen ſuchen, die man ihnen als ihre Feinde, als die Feinde Gottes, bezeichnet! Welches Verbrechen werden ſie ſich zu begehen ſcheuen, um ſich für alles ſchadlos zu halten, was ſie entbehren mußten! Sie raubten, um ſich genußvollere Tage im Innern ihrer Schlöſſer zu bereiten; ſie ſchändeten zur Ehre Gottes; ſie badeten in Blut, um ihn zu verherrlichen: — und ach! es war ein gutes, ein edles Volk, auf das man dieſe Raſenden hetzte. Endlich war es zu Boden geſtreckt; endlich erwarb es nur für ſeine Tyrannen, oder hatte ihnen ſein väterliches Erbe überlaſſen *), und alle Schätze deſſelben ſtrömten in die Schlöſſer zuſammen: ſofort war die Muße der Ritter der Schwelgerei, den ſchändlichſten Ausſchweifungen gewidmet, und ihre kriegeriſche Wildheit verwandelte ſich in hinterliſtigen Tyrannenſinn. Wer die Natur der Ritterorden erwägt, wird nicht darüber erſtaunen, den Vogt von Nattangen die Häupter der Preußen zuſammenbitten, und ſie dann mit ſeinem Schloſ-

---

*) Der große drei und funfzigjährige Krieg zur Bekehrung der Preußen endigte ſich damit, daß der Feldherr der Sudauern 1283 ein Land verheerte, und mit ſeinem ganzen Volke nach Lithauen abzog.

ſe verbrennen; den von Grobin die friedlichen Geſandten des Erzbiſchofs von Riga im Vorüberziehen fangen, und unter das Eis eines Stromes ſtürzen; einen Dritten die Geißel, die ihm zur Sicherung ſeines Rückzuges gegeben waren, ſobald er ſich in Sicherheit ſah, mit ausgeſtochenen Augen ihren Eltern heimſchicken; — einen Vierten einem jungen Menſchen, der nicht die Metze des Tyrannen heirathen wollte, aufhängen zu ſehn. So entfremdet dieſe Nichtswürdigen der menſchlichen Natur waren: zu welcher Unthat ſollten ſie nicht fähig geweſen ſeyn?

Mit verächtlichem Ekel ſehen wir wider unſern Willen den Unglücklichen an, den ſchnöde Gewinnſucht verſtümmelte, um ſtatt des glücklichen Gatten, des zärtlichen Vaters, des kraftvollen Staatsbürgers, ein tönendes Inſtrument in ihm zu erziehen; — mit Haß und Abſcheu den Mönch, der, allem Nützlichen entriſſen, in feiſter Schlemmerei zerfließt, und doch ſich noch bemühet, Würde auf ſeinem ſchlaffen, aufgedunſenen Geſichte zu lügen: aber die ſcheuslichſte Ausartung der menſchlichen Natur müſſen jene Ritter geweſen ſeyn, die mit allem jenem noch die Beſtimmung eines geheiligten Raubthiers verbanden, und im Namen Gottes die Hyänen ſpielten. —

Leſer. Sieh auf die menſchliche rührende Scene im Lager vor Ptolemais zurück! — „Alles iſt gut, wie es aus den Händen der „Natur kommt, und alles verderben die Menſchen.“

IV.

Einverleibung der Schwertbrüder in den teutſchen Orden. Abtretung von Eſthland.

Schon im Jahre 1225 ſoll der Biſchof von Oeſel die teutſchen Ritter eingeladen haben, ſich in ſeinem Stifte niederzulaſſen, und ihn gegen die Eingriffe der Schwertbrüder zu beſchützen. Iſt dieſer Vorgang gegründet, ſo hat er wenigſtens keine andere Folge gehabt, als daß er vielleicht die Idee der Vereinigung beider Orden erzeugte. Man behauptet, daß Albert ſelbſt dem Ordensmeiſter Volquin gerathen habe, ſie zu ſuchen: das iſt aber entſchieden, daß es nicht eher, als nach des Biſchofs Tode, geſchah.

Die Schwertbrüder hatten große Urſache, es zu wünſchen; faſt hing die ganze Fortdauer ihrer Exiſtenz davon ab. Ihre weitläuftigen Beſitzungen brachten mehr das Bedürfniß einer Macht, als dieſe Macht ſelbſt hervor. Ihre Unterthanen waren unruhig und kriegeriſch; die Biſchöſe und Städte ſahen ſie mit einem eiferſüchtigen Auge an, und zeigten bei der Theilung von Curland, wie ſie gegen ſie dachten; von den Dänen mußten ſie täglich einen lebhaften Verſuch zur Wiedereroberung von Eſthland erwarten. Ein allgemeiner Angriff konnte ſie mit einem Streiche ſtürzen, ohne daß ihr Fall nur Theilnahme erregt hätte. Im Hintergrunde des Nordens, auf eine einzige Provinz beſchränkt, hatten ſie keinen Einfluß auf das übrige Europa, und ihre völlige Ausrottung hätte wahrſcheinlich höchſtens nur eine Strafbulle des Papſtes und eine drohende Epiſtel des Kaiſers nach ſich gezogen. Schloſſen ſie ſich aber an den teutſchen Orden, ſo wurde ihnen auch ſein ganzes Anſehn und alle ſeine wichtigen Privilegien Eigenthum.

Eben das indeß, was ſie die Zuſammenſchmelzung ſo lebhaft wünſchen ließ, mußte bei Herrmann von Salza Bedenklichkeiten erregen. Wenn von der einen Seite nichts ſchneller die Unterwerfung der Preußen und aller lettiſchen Völkerſchaften entſcheiden konnte, als wenn ſich die beiden Feinde derſelben über ihre Provinzen hin die Hand boten, ſo ſtand doch dagegen der Schwertorden in einer angeblichen Abhängigkeit von den liefländiſchen Biſchöfen, die den Marianern nicht gefiel. Auch mußten ſie ſich bei ihren Unternehmungen den Rücken frei erhalten, und bei der Verbrüderung überkamen ſie ja gleichfalls den immer drohenden Feind der Schwertritter, Dännemark, das den

den Verluſt von Eſthland nicht verſchmerzen konnte.

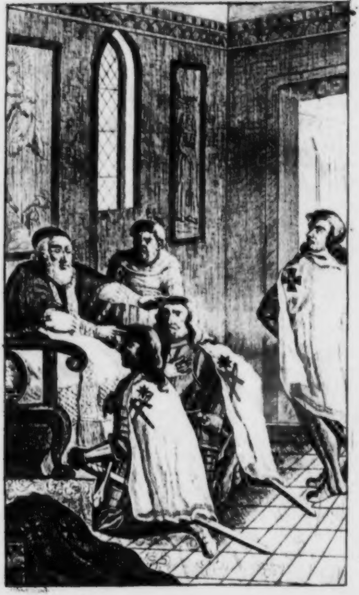
Im Jahre 1230 ſandte Volquin zwei Abgeordnete nach Venedig zu Herrman von Salza. Sogleich erſchien auch eine Geſandtſchaft von dem Könige Waldemar am päpſtlichen Hofe, um die Vereinigung zu hintertreiben; und der Papſt, der einen ſo gefürchteten Monarchen gern ganz in ſeinem Intereſſe behalten wollte, erklärte, daß er ſie nie anders erlauben würde, als wenn man Eſthland zurückgäbe. Zu dieſer Bedingung wollten ſich die Schwertbrüder ſchlechterdings nicht verſtehen, und Salza beſchloß, keine entſcheidende Antwort zu geben, bis günſtigere Verhältniſſe einträten.

Um daher Zeit zu gewinnen, ſchickte er 1234 zwei Abgeordnete nach Liefland, die Lage des Ordens kennen zu lernen. Sie blieben ein Jahr daſelbſt, und gingen dann nach Marpurg zurück, um dem Kapitel Bericht zu erſtatten. In Gegenwart zweier liefländiſchen Ritter erklärten ſie: „das Land ſey fruchtbar:

„die Beſitzungen der Schwertbrüder ſeyen anſehnlich und gut belegen, ihre Schlöſſer in gutem Stande, ſie ſelbſt aber ſo laſterhafte, ausſchweifende und eigenſinnige Menſchen, daß man nichts Gutes von ihnen erwarten dürfte.“ Die verſammelten Gebietiger waren treuherzig genug, auf dieſen Bericht alle weitere Unterhandlungen abbrechen zu wollen. Ein einziger Ritter, der jüngſte in der Verſammlung, ſah heller. Er ſchlug vor, die ganze Sache dem Hochmeiſter anheim zu ſtellen. Es geſchah.

Der junge Ritter hatte richtig geurtheilt. Salza war an der Moralität der Ritter nichts gelegen; aber an ihren Beſitzungen ſehr viel. Er nahm die Abgeordneten derſelben mit ſich an den päpſtlichen Hof zu Viterbo, und die Unterhandlungen ſchlichen wie vorher, als ein Bote mit der Nachricht von Volquins Niederlage und Tod anlangte. Jetzt beſchloß Herrmann, nicht länger zu zögern, ſondern die Sache durch einen raſchen Staatsſtreich zu entſcheiden.

P. 31.



Unvorbereitet führte er am 14 Mai 1237 die beiden Schwertbrüder zum Papſt, mit dem wahrſcheinlich ſchon alles vorher verabredet war, und bat ihn noch einmal um die Vereinigung der Orden. Gregor willigte ohne Zögern ein. Er befahl den Rittern, ſogleich niederzuknieen, entließ ſie ihres vorigen Eides, nahm ihnen den neuen ab, und ertheilte ihnen die Inveſtitur durch die ſchon in Bereitſchaft gehaltenen Mäntel; ja, um allen etwanigen Ausflüchten vorzubeugen, mußten ſie ihre vorigen Mäntel dem Kämmerer überliefern, ſo ungern ſie es thaten.

Bei der Rückkehr in ſeine Wohnung forderte Herrman von Salza ſie auf, ihm nun alle Beſitzungen zu nennen, die ſie ihm zugebracht hätten. Sie zählten ſie her; aber als ſie Reval und Eſthland nannten, erklärte er ihnen ganz unbefangen: dieſe gehörten nicht mehr dazu; er habe dem Papſte verſprochen, ſie an Waldemarn zurück zu geben. Unwillig ſchlug einer von den Rittern an ſein Schwert, und rief: „Wär's nicht geſchehn, geſchäh' es nimmermehr!“ Aber es war geſchehen, und ſie waren Untergebene des Hochmeiſters: ſie mußten gehorchen. Salza fertigte ſie nach Marpurg ab, und gab ihnen den Befehl mit, daß ſogleich ſechzig Ritter nach Liefland ziehen ſollten.

Der teutſche Orden beſtand aus Rittern, Prieſtern, Pfaffen, die nicht Prieſter waren, und Laien oder dienenden Brüdern, die ſich nicht verheirathen konnten. Nach Hartknoch gab es ſpäterhin auch Ordensſchweſtern, von denen einige die weiblichen Hausarbeiten in den Schlöſſern verrichteten, andere nur, um des Verdienſtes der Ritter theilhaft zu werden, ſich einigen Regeln derſelben unterwarfen, und dem Orden ihr Vermögen ſchenkten. Sie und die dienenden Brüder trugen nur ein halbes Kreuz.

Zwölf Ritter und ſechs Prieſter bildeten einen Convent, der auf Einem Schloſſe unter der Aufſicht eines Comthurs wohnte, und dem ein gewiſſer Diſtrikt zum Unterhalte angewieſen war. Andern Diſtrikten ſtand ein Vogt vor, der den Comthuren an Range gleich, aber nicht Oberhaupt eines Convents war. Einzelne Schlöſſer waren ſogenannten Haus-Comthuren übergeben. Die allgemeinen Angelegenheiten des Ordens wurden von den fünf Großgebietigern beſorgt, dem Groß-Comthur, dem Ordensmarſchall, dem oberſten Spittier, dem Trapezirer und dem Treßler oder Schatzmeiſter. Wo der Hochmeiſter reſidirte, führte er die Regierung; in den entlegenern Provinzen that es mit ſeiner Autorität der Landmeiſter. Herrmann Balke hatte dieſe Würde in Preußen bekleidet, und 1237 ging er hin, ſie in Liefland zu verwalten.

Bei ſeiner Ankunft legten alle Schwertbrüder in einer allgemeinen Verſammlung die Zeichen ihres vorigen Ordens ab, und nahmen die ihres neuen an: aber in Rückſicht der Abtretung Eſthlands waren ſie weniger gefällig. Ihre Vorſtellungen und wahrſcheinlich au die Wichtigkeit des Landes ſelbſt, bewogen den Land- oder Herrmeiſter, als er es näher kennen lernte, zu zögern: doch Waldemar der Zweite war nicht gewohnt, ſich täuſchen zu laſſen. Er rüſtete eine mächtige Flotte und ein großes Heer aus, ſich ſein Recht zu nehmen. Zu gleicher Zeit drang der Legat Wilhelm auf Gehorſam gegen den päpſtlichen Befehl, und die zweideutige Geſinnung der liefländiſchen Biſchöfe und der rigaiſchen Bürger erlaubte nicht, jene Aufforderungen zu verachten. Man ſchloß alſo am 7ten Junius 1238 zu Stenby einen Vertrag. Waldemar erhielt Harrien, Wirland und Allentaken wieder, und überließ dem Orden die Provinz Jerwen mit allen weltlichen und geiſtlichen Hoheitsrechten, alſo mit völliger Ausſchließung der Biſchöfe, doch mit dem Vorbehalte, daß die Ritter dort keine Feſtung anlegen ſollten. Beide Theile verſprachen ſich Hülfe, im Fall eines feindlichen Angriffs, von welcher Seite er auch kommen möchte.

Durch dieſen Vertrag ſetzte ſich der Orden wieder ins Gleichgewicht mit den übrigen liefländiſchen Ständen, und das römiſche Hülfsverſprechen benutzte er ſehr bald.

V.

Die Tattarn. Alexander Newskoi. Kriege der Ritter wider Rußland bis 1267.

Die jüngſte im Schweſter-Kreiſe der europäiſchen Nationen, die ruſſiſche, war noch zu jugendlich, um einen beſtimmten feſten Gang zu nehmen, ſelbſt um ſich in einer nur etwas dauernden Lage zu erhalten. Als Wladimir der Große oder Heilige 1014 das kaum vereinigte Reich wieder unter ſeine Söhne vertheilte, kehrte die alte Verwirrung und Schwäche zurück. Jede Stadt des weiten Landes hatte ihren eigenen Fürſten, und das Ganze ſtand bald unter der Oberherrſchaft eines einzigen, bald dreier verſchiedenen Großfürſten, die ſich unter einander bekriegten, verjagten und ermordeten. Eben ſo wandelten ſich unaufhörlich die innere Verfaſſung der einzelnen Staaten um. War der Fürſt ein muthiger, herrſchſüchtiger, geiſtvoller Mann, ſo ward ſie monarchiſch; war er furchtſam, ſchläfrig, einfältig, ſo nahm ſie eine republikaniſche Form an: ein Schwanken, das in jungen Staaten unvermeidlich iſt, weil ſich ihre Bürger noch nicht weit genug von dem Naturſtande entfernten, um den Werth der perſönlichen Kraft vergeſſen zu haben, und die Form noch nicht ſo erſtarrt iſt, daß jene ſich nicht frei äußern könnte. Nicht nur in Nowgorod, ſondern auch in Pleskow, Polozk, ſelbſt Kiow und Wladimir, finden wir daher in dieſem Zeitpunkte, jetzt einen Fürſten, der mit unumſchränkter Willkühr über die Habe und das Leben ſeiner Unterthanen ſchaltet; jetzt wieder eine muthvolle freie Bürgerſchaft, die ſeinen verderblichen Maßregeln Einhalt thut, und die er bei allen wichtigen Schritten zu Rathe ziehen muß. Dieſer Kampf, dieſes Sinken und Aufſtreben der perſönlichen Rechte, hatte ſeit Wladimir ſchon über 200 Jahre gedauert, als Rußland von einer äußern Uebermacht gewaltſam erſchüttert und ſo ſeiner Reiſe um einen großen Schritt näher gebracht ward. Batu Chan that es mit einem Volke, deſſen Charakter, Lebensart und Geſchichte ſo merkwürdig iſt, daß der Leſer es wohl verzeihen wird, wenn ich ihn einen Augenblick dabei aufhalte.

Vorzüglich auf der ſüdlichen Abdachung jener ungeheuren Gebirge, die ſich mitten durch Aſien von Weſten nach Oſten ziehn, und wahrſcheinlich das Gerüſte ſind, an welches der Ozean jenen großen Welttheil abſetzte, lebten Jahrtauſende lang, leben großen Theils noch jetzt, zahlreiche Nationen ohne Städte, ja ohne bleibende Wohnungen; ohne Wiſſenſchaften und geſchriebene Geſetze, faſt ohne beſtimmte Verfaſſung. Entfernt von allen Meeren, am Urſprunge jener Ströme, die Aſien in allen Richtungen durchfluthen, bei ihnen aber noch unbedeutende Flüſſe ſind; hier durch Steppen, dort durch Gebirge von andern Nationen getrennt, erklimmten ſie ſehr früh den Grad von Bildung, den ihr Klima und die Beſchaffenheit ihres Landes ihnen nothwendig machte, und blieben dann ſtehen. Sie leben in großen Geſellſchaften, die wir Horden nennen, weil dies das bequemſte Mittel war, ihre Heerden in den Wüſten zu ſichern, vielleicht auch, weil jedes Volk aus einer einzelnen Familie erwuchs, und ſo Gewohnheit ſie ohne Räſonnement verband. Sie haben Oberhäupter, um ihre innern Streitigkeiten ohne Blutvergießen abmachen zu können; ſie wohnen in Zelten, weil nur ſolche Behauſungen es ihnen möglich machen, mit ihren Heerden weiter zu ziehn, wenn die Weide an einem Orte verzehrt iſt; ſie üben ſich in den Waffen, um ihr Vieh gegen reißende Thiere und andere Horden zu ſichern; ſie haben Prieſter, weil ihre Phantaſie nicht müßig ſeyn konnte: weiter gehen ihre Bedürfniſſe nicht; alſo blieb auch ihre Cultur hier ſtehen. Sie hegen keine ehrgeizigen Wünſche, weil ſie nichts kennen, das ihnen dergleichen einflößen könnte; ſie ruhen, weil ſie nichts aufregt. So oft aber ein Mann von überragendem, unruhigem Geiſte unter ihnen auftritt, und die Umſtände ihn begünſtigen, reißt er dieſe Völker ſo leicht zu den kühnſten Unternehmungen empor, wie der Wirbelwind den Staub ihrer Wüſten. Er ſtürzt ſie auf die cultivirteren Staaten, und bildet koloſſaliſche Reiche. Er ſtirbt. Die Feldherren ſeiner auswärtigen Heere ſetzen die Herrſchaft noch einige Zeit fort; aber der Kern ſeiner Nationen ſinkt in den Zuſtand zurück, der ihr natürlicher geworden iſt. Die unterworfenen Provinzen machen ſich wieder allmälig vom aufgelegten Joche frei, ohne daß die Sieger ſich ihnen durch neue Anſtrengungen widerſetzten, da weder bleibende Eroberungen, noch Unterthanen zu ihrem Wohl nothwendig ſind. — Bald bleibt den Enkeln von den Heldenthaten und dem Ruhme ihrer Ahnen nichts zurück, als verwirrte, abentheuerliche Sagen, und Schätze, die ſie allmälig in ihren Wüſten verzetteln, da ſie ihrer nicht bedürfen *).

Die Geſchichte hat uns mehrere ſolcher Phänomene unter den Mongolen und Tattarn aufbehalten. Sie waren es, die im fünften Jahrhunderte den Untergang des römiſchen Reichs veranlaßten, und im zehnten, Indien und Perſien eroberten; ſie beſiegten im dreizehnten Jahrhundert unter Tſchingis-Chan, im funfzehnten unter Tamerlan hundert verſchiedene Völker; Söhne jener Wüſten ſind es, die den Kaiſerthron zu Conſtantinopel inne haben. Im-

---

*) Alle Heereszüge der aſiatiſchen Eroberer nach Europa gingen über das Caucaſiſche Gebirge, oder doch dicht neben ihm hin, und dort in tiefen, unzugänglichen Thälern ließen ſie Colonieen zurück, wie Ueberſchwemmungen, Seen und Teiche. Man findet zwiſchen den ehemals ſogenannten Tauliniſchen Bergen Ueberbleibſel von zwanzig verſchiedenen Nationen, deren Sprache und Sitten nicht die geringſte Aehnlichkeit mit einander haben. Selbſt Alanen ſollen in dieſem Völkerkabinette noch nach ihren Urſitten leben.

S. Sammlung ruſſiſcher Geſchichten, Bd. 4. S. 156.

mer waren ſie weit an Cultur unter den Völkern, die ſie beſiegten: Rouſſeau's Prophezeihung einer neuen Umwälzung durch ſie, wird alſo wenigſtens durch unſre Bildung nicht ganz widerlegt. —

Eine Horde hatte, vielleicht im zwölften Jahrhunderte, das Eiſen ihrer Gebirge bearbeiten gelernt, und war auf dieſe Weiſe in den Beſitz beſſerer Waffen gekommen. Ihr Fürſt benutzte es, um ſich die benachbarten Horden zinsbar zu machen. Sein Sohn ging auf demſelben Wege fort; aber ſein Enkel Temugin entwarf einen größern Plan. Er verſammelte die zinſenden Horden zu einem ungeheuren Heere, mit dem er das Reich jenes tattariſchen Großfürſten zerſtörte, den europäiſche Vagabunden bekehrt haben wollten, und unter dem Namen: „Prieſter Johann,“ in Europa bekannt machten. Nach dieſer Eroberung ſtellte er eine allgemeine Verſammlung ſeiner Unterthanen an, in der er den Titel Tſchingis-Chan annahm, und ſich von ſeinen

Propheten die Oberherrſchaft über die Erde verſprechen ließ; aber auch zugleich Geſetze gab, die allen Religionsſtreitigkeiten unter ſeinen mannigfaltigen gemiſchten Unterthanen vorbeugten, und ſie zu geübten und muthigen Kriegern machen mußten. So ging er hin, ſeine Eroberungen fortzuſetzen, und hielt dann nach achtzehn Jahren, in denen er das nördliche China, Tibet, Indoſtan, Perſien, Caſan und Aſtrakan unterworfen hatte, einen zweiten Reichstag. Von allen Weltgegenden her ſammelten ſich ſeine Heere, unter der Anführung ſeiner Söhne. Jeder hatte Siege erfochten, weite Länder verheert und unterjocht. Tſchingis-Chan feierte einen prächtigen Triumph, und theilte dann ſeinen ungeheuren Nachlaß zum voraus unter ſeine Söhne *).

Sie ſetzten ſeine Unternehmungen fort,

---

*) Nach der Behauptung mongoliſcher Geſchichtſchreiber raubte er noch in ſeinem Alter einem tattariſchen Fürſten ſeine ſchöne Gemahlin, und ward von ihr in der Nacht mit einer ſpitzigen Scheere erſtochen.

und ſein Enkel Batu Chan drang weſtlich bis nach Schleſien, ſüdlich bis vor Conſtantinopel, und nördlich in die Nachbarſchaft von Nowgorod vor. Er ſchlug 1238 den ruſſiſchen Großfürſten Jurjew, eroberte ſeine Reſidenz Wladimir, und zwei Jahre ſpäter auch Kiow. Diejenigen ruſſiſchen Fürſten, die nicht in dem Kriege umgekommen waren, verſtanden ſich dazu, ihre Fürſtenthümer von den Tattarn zur Lehn zu empfangen und einen hohen Tribut zu erlegen.

Dieſe Zerrüttung glaubte der lieſländiſche Herrmeiſter Balke benutzen zu können, um von den Ruſſen neue Eroberungen zu machen, wozu ihn ein vertriebener ruſſiſcher Fürſt, Jaroslav, aufforderte. Nachdem ſelbſt ein Däniſches Corps, unter Anführung der Prinzen Canut und Abel, zu ihm geſtoßen war, drang er in Rußland ein. Schon an der Gränze traf er auf ein feindliches Heer: aber der Schrecken hatte es zuſammenberufen, und der Schrecken jagte es auch wieder ſchnell aus einander.

Balke feierte ſeinen leichten Sieg durch Einäſcherung des Städtchens Isborsk, der alten Reſidenz des Warägers Truwor, und zog ohne Widerſtand vor Pleskow. Die ruſſiſchen Fürſten ſaßen damals, wie ich ſchon oben anmerkte, auf ſchwankenden Thronen, und die Furcht vor den Tattarn machte vollends, daß ſie den Unterthanen die erſte Stimme bei allen Verhandlungen laſſen mußten. Die Bürger von Pleskow wollten ihre Häuſer nicht dem Schickſal von Isborsk ausſetzen, und zwangen den Fürſten Gerpold, die Stadt den Teutſchen zu übergeben, ſobald ſie vor ihren Mauern erſchienen. Der Herrmeiſter ließ eine ſtarke Beſatzung in derſelben, und zog nach Liefland zurück, wo er bald nachher ſein Amt niederlegte. Seine Nachfolger wechſelten ſo ſchnell, und verfuhren alle ſo beſtimmt nach Einem Plane, daß ich mir es erſparen kann, jeden einzelnen zu nennen. Bei einer Verbindung und einer Lage, wie die des Ordens war, tritt bei jeder Veränderung nur eine andere Perſon in

der-

derſelben Rolle auf: ich werde alſo meiſten Theils von dem Herrmeiſter ſprechen, ohne anzumerken, wer ihn machte. Nur vorzügliche Männer verdienen es, namentlich aufgezeichnet zu werden. —

Wahrſcheinlich hätte die Eroberung von Pleskow die Ritter bald zu neuen Unternehmungen gegen die Ruſſen aufgemuntert, wenn nicht gerade jetzt unter dem beſtürzten, zerrütteten Volke einer jener Heroen erſchienen wäre, auf welche die Nationen noch nach einer langen Folgezeit mit Stolz hinzudeuten pflegen. Dies war Alexander Jaroslawitſch, der 1219 geboren, und, nach dem Zeugniſſe der Annaliſten, mit allen vorzüglichen Eigenſchaften ausgerüſtet war, wodurch man Völker zu gewinnen und ſie zu beherrſchen fähig wird. Er war ſchön, tapfer und einſichtsvoll. Ein Sieg, den er über die Schweden am Ufer der Newa erfocht, erwarb ihm den Beinamen Newskoy, und Dankbarkeit hat ihn zu einem Schutzheiligen des Reichs erhoben. Sollte er ſich auch in dieſer Qualität nicht ſehr ausgezeichnet haben, ſo war er doch während ſeines Lebens der Retter ſeines Volkes, und verdiente dadurch, daß die größeſten ſeiner Nachfolger noch in unſerm Jahrhunderte durch Stiftung eines Ordens und eines Kloſters, die ſeinen Namen führen, ſein Andenken feierten.

Schon im ſiebzehnten Jahre nahm ihn ſein Vater zum Mitregenten in Nowgorod an, und als Jaroslaw 1238 das Großfürſtenthum Wladimir erhielt, machte er ihn zum einzigen Beherrſcher des erſtgenannten Staates. Auch Alexander machte mehrere Reiſen in die Horde, wo er ſich die perſönliche Achtung des Chans, und ſpäterhin, nach dem Tode ſeines Vaters, auch die Würde deſſelben erwarb.

Den Tattarn gab Alexander wirklich nach, da ſie die Uebermächtigen waren; aber den liefländiſchen Rittern fühlte er ſich gewachſen, und ſobald er ſeinem Staate Ruhe und Ordnung geſichert hatte, brach er auf, um jenen den Raub wieder zu entreißen, den ſie an der ruſſiſchen Nation begangen hatten *). Im J. 1244 zog er vor Pleskow, und ließ alle Straßen, die nach Liefland führten, ſtrenge beſetzen, damit nicht zu frühe Nachricht dahin gelangte. Er ſtürmte die Stadt, eroberte ſie, trotz der wüthenden Gegenwehr der teutſchen Beſatzung, die völlig niedergehauen ward, und ſetzte den rechtmäßigen Fürſten wieder ein. Von hieraus that er einen ſehr glücklichen Streifzug nach Liefland; aber kaum war er zurückgekehrt, als ihm ein Ordensheer folgte.

Alexander war ſchon zu weit entfernt, um ihm ſogleich zu begegnen. Zwei muthige Bojaren unternahmen alſo die Vertheidigung des Vaterlandes; aber ſie wurden geſchlagen, und büß-

---

*) Zufolge der Stepennaia Kniga hatte ſich Alexander wegen eines unvermutheten Aufruhrs von Nowgorod entfernt. Die Ritter benutzten dies, das Gebiet der Stadt zu verheeren, und ſie ſelbſt zu belagern. Eine Geſandtſchaft bat jetzt dringend um Alexanders Rückkehr. Er kam, entſetzte die Stadt, und eroberte Pleskow. Die liefländiſchen Annalen wiſſen nichts von dieſem Angriff auf Nowgorod.

ten ihr Leben bei dem patriotiſchen Verſuche ein. Die Liefländer drangen vor, und hielten ſich ſo lange beim Plündern und Verheeren auf, daß der Rächer Zeit gewann, herbei zu eilen. Auf dem pleskowſchen See erreichte ſie Alexander am 5ten April 1245, und ordnete ſein Heer auf dem Eiſe. Die Teutſchen hatten dem ihrigen jene Form eines Keils gegeben, durch welche die Türken noch im Anfange dieſes Jahrhunderts zuweilen ſo furchtbar waren. Anfangs wichen die Ruſſen vor dem eiſernen Schweinskopfe, wie ſie die aus geharniſchten Rittern gebildete Spitze des Keils nannten, die ihr Heer mit unwiderſtehlicher Gewalt zerſpaltete: aber Alexander ſammelte ſie wieder. Er ſtellte ſein Heer ſo, daß es die Scheide jenes Keils ward, und griff die Seiten deſſelben ſo heftig an, daß er ſie ſprengte. Fünfhundert Teutſche blieben auf der Wahlſtatt, und eine viel größere Menge fiel auf der Flucht, oder ertrank im See.

Triumphirend zog Alexander in Pleskow ein, und bald nach ihm langten Abgeordnete aus Liefland an, die um Frieden baten. Der weiſe Sieger geſtand ihnen denſelben zu, ohne andere Aufopferungen von ihnen zu fordern, als die Räumung der von ihnen neueroberten Plätze. Er überſah es ſogar, als der Flüchtling Jaroslow, der ſich für den rechtmäßigen Erben von Pleskow ausgab, die Hälfte dieſes Fürſtenthums dem Biſchof von Dörpt ſchenkte, wahrſcheinlich, damit eine neue Eroberung verſucht würde. Der Biſchof fühlte ſich indeß zu ſchwach, von dieſer Schenkung Gebrauch zu machen; er trat ſie den Rittern ab, deren Beſitz aber gleichfalls nur ſo lange dauerte, als die Ruſſen ſich ihn gefallen ließen.

Jetzt vergingen ſechzehn Jahre in faſt ununterbrochenem Frieden zwiſchen Liefland und Rußland, während deren Alexander mit der innern Einrichtung ſeines Reichs, mit Feldzügen gegen Litthauen, und Unterhandlungen mit den Tattarn beſchäftigt war. Im Jahre 1262 bewog ihn aber die Politik, die Ritter wieder anzugreifen, um einem mächtigen Feinde zu entgehen.

Die Tattarn erhoben nehmlich einen jährlichen Tribut in allen ruſſiſchen Fürſtenthümern, verfuhren aber dabei oft ſo drückend und ungerecht, daß häufige Aufrühre erfolgten, die jedesmal neue Feldzüge der Tattarn nach ſich zogen. Auch in Nowgorod waren 1258 alle Tributeinnehmer erſchlagen worden, und wahrſcheinlich, um die Ruſſen zu ſchwächen, befahl der Tattar-Chan, ſobald die Unruhen geſtillt waren, daß ſich ein Heer aus dieſer Stadt einfinden ſollte, um ihn auf ſeinen Zügen zu begleiten. Alexander trat wieder als Vermittler für ſein Volk auf, und reiſete, ſo gefährlich es auch war, ſelbſt in die Horde; um aber einen gegründeten Vorwand zur Verweigerung des Hülfs-Corps zu haben, befahl er ſeinem Bruder Jaroslaw und ſeinem Sohne Dmitri, Derpat zu erobern. Wirklich gelang es ihm, die aſiatiſchen Weltbezwinger zu beſänftigen, und die Ruſſen von den perſönlichen Kriegsdienſten frei zu machen. Aber auf der Rückkehr überfiel ihn eine Krankheit, die ihn bewog, der Regierung zu entſagen, und ſich als Mönch einkleiden zu laſſen. Er ſtarb bald nachher. Sein Volk hatte keine Dichter und Redner, ſeinen Ruhm zu verewigen. Es gab ihm, was es vermochte: es verſetzte ihn unter die Heiligen.

Alexanders Auftrag war während ſeiner Abweſenheit mit Nachdruck ausgeführt worden. Die Ruſſen hatten Dorpat, ungeachtet ſeiner dreifachen Mauer, erſtürmt: dann zogen ſie ſich zurück, und die Teutſchen waren zu ſehr mit andern Angelegenheiten beſchäftiget, um Rache zu nehmen. Im J. 1267 rüſtete ſich indeß Alexanders Bruder, Jaroslaw, einem Bündniſſe mit Mindow gemäß, von neuem zum Kriege. Riga, Dörpt und die übrigen teutſchen Städte ſchickten ſofort Abgeordnete an ihn, die ihm vorſtellen mußten: ſie hätten bis jetzt in gutem Verſtändniſſe mit ihm gelebt; wollte er aber über die Dänen in Eſthland herfallen, ſo hätten ſie nichts dawider, und würden ihm keine Schwierigkeiten in den Weg legen. Jaroslaw nahm ihre Aufforderung an, und zog nach Eſthland. Hier kam es mit den Bundesgenoſſen der Dänen, den Rittern, zur Schlacht, in der ihr eiſernes Schwein zwar die ruſſiſche Wagenburg erſtritt, ihr übriges Heer aber geſchlagen ward. Auf dem Rückzuge verbrannten die Ruſſen Dörpt. —

Der Ausgang dieſes Krieges und aller andern während dieſer Periode, war übrigens ſo unentſcheidend, daß ich ſie ohne Nachtheil übergehen kann, beſonders da ich ihrer bei der Geſchichte der litthauiſchen Kriege ohnehin erwähnen muß.

VI.

Kriege wider die Curen, Semgallen und Litthauer bis 1288.

Nichts iſt vergänglicher, als eine menſchenfreundliche Anſtalt, die nicht aus dem Geiſte des Zeitalters, ſondern aus der ihr vorgeeilten Veredlung eines Einzelnen, hervorgeht, beſonders, wenn er nicht lange genug lebt, ſeine Zeitgenoſſen wenigſtens einigermaßen zu ſich hinauf zu ziehen. Das war mit dem ehrwürdigen Balduin von Alna der Fall.

Engelbert, Biſchof von Curland, ſcheint nicht lange ſeinem edlen Beiſpiele gefolgt zu ſeyn. Er bedrückte die Curen, und erbitterte ſie ſo ſehr, daß ſie 1244 einen Aufſtand machten, ihn und ſeine Gehülfen erſchlugen, und alle Teutſchen verjagten. Den Bürgern von Riga war ihr Antheil an dieſem Lande zu unwichtig, um ihn mit den Waffen zu behaupten, und der Biſchof von Riga war zu ſchwach, den Krieg allein zu führen. Der Orden ward dazu aufgefordert; aber er weigerte ſich, die

Eroberung eines Landes zu unternehmen, von deſſen Beſitz er ausgeſchloſſen war. Der Cardinal Wilhelm, vormaliger Biſchof von Modena, nahm alſo, auf Erlaubniß des Papſtes, mit zwei andern Cardinälen, zu Lion, 1246 eine neue Theilung vor. Er hob das Bisthum Semgallen, das noch immer ſehr unbedeutend war, völlig auf, verſetzte Heinrich von Lettleburg, den derzeitigen Biſchof, nach Curland, und wies ihm ein Drittel dieſer Provinz, den Rittern aber zwei Drittel mit der Bedingung an, daß ſie den Biſchof beſchützten. — Hätte Wilhelm Curland und Semgallen für ſein Eigenthum erklärt, ſo hätte man ihn für wahnſinnig gehalten; aber daß er ſie verſchenkte, fand man ſehr vernünftig und geſetzmäßig.

Jener Theilung gemäß, fiel der Herrmeiſter Dietrich von Gröningen in Curland ein, und machte den Curen bekannt: wer ſich taufen laſſe, und Tribut bezahle, ſolle — das Leben behalten. Sie fanden dieſe Gnade nicht ſehr anziehend, und griffen zu den Waffen. Nach häufigen unglücklichen Scharmützeln fühlten ſie endlich, daß ſie zu ſchwach waren, allein Widerſtand zu thun, und wendeten ſich um Schutz an den Großfürſten von Litthauen, Mindow.

Indeß ſie unterhandelten, ſuchte Dietrich auch ſein Recht auf Semgallen gültig zu machen. Die Bewohner dieſes Landes lebten jetzt in gutem Verſtändniß mit den Teutſchen, indem die Getauften Abgaben bezahlten, und die Uebrigen ihnen nichts in den Weg legten. Ohne Mißtrauen fanden ſich daher auch ihre Oberhäupter ein, als ein Ordens-Gebietiger ſie zu Gaſte lud: aber während des Mahles ſtürzten Geharniſchte in das Zimmer, und hieben die Gäſte nieder. Dieſer ſchändliche Kunſtgriff war eine der Lieblingsmaßregeln der Ritter; und daß er ſo oft gelang, iſt ein rührender Beweis von der biedern Treuherzigkeit der Letten, und der niedrigen Denkungsart ihrer Bekehrer, die ſich Heuchelei und Hinterliſt zur Ehre Gottes erlauben zu dürfen glaubten. Sobald die begangene Tücke bekannt ward, floh auch in Semgallen alles in die Wälder, und Abgeordnete der Nation gingen an Mindows Hof. Als Haupt eines großen kriegeriſchen Volkes hätte er auch wirklich am beſten im Stande ſeyn müſſen, ihre Sache rächend durchzuführen, wenn er in ſeiner Familie glücklicher und gerechter geweſen wäre.

Nach Ringolds Tode, der an Volquin die Verheerung ſeines Landes ſo ſiegreich rächte, hatte ſein **Bruder Mindow ſich des Großfürſtlichen Stuhles bemächtigt**: einer jener ſchwankenden Menſchen, die nur in Zwiſchenräumen Kraft und Thätigkeit äußern, und nach einem glücklichen Erfolge gleich wieder in eine Erſchlaffung zurückſinken, in der ſie durch halbe unkräftige Maßregeln alles Gewonnene wieder verſpielen. Ob es durch Wahl des Volks, oder durch eine Gewaltthätigkeit geſchah, iſt unentſchieden; aber ſeine erſte Bemühung war, ſich ſeiner Neffen, Ringolds Söhne, zu entledigen. Sie ermorden zu laſſen, fehlte ihm Entſchloſſenheit; aber damit ſie umkämen, ſagen die Geſchichtſchreiber, ſandte er ſie in den Krieg gegen Rußland. Sie waren ſo glücklich in demſelben, ſich jeder einer ruſſiſchen Stadt zu bemächtigen, und zum Fürſten davon zu machen. Um ſich die Liebe ihrer neuen Unterthanen zu erwerben, nahmen ſie die griechiſche Religion an, und bald waren ſie mächtig genug, ihren Oheim zu befehden.

Mindow ließ ſich durch die Rückſicht auf ſie nicht abhalten, ſeinen unterdrückten Nachbarn beizuſtehn. Er rückte 1247 in Curland ein, und belagerte Amboten. In einem Walde verſteckt, beobachteten ihn die Ritter; und ſobald er das Schloß beſtürmte, griffen ſie ihn im Rücken an. Er ward geſchlagen, und bei ſeiner Rückkehr fand er ſein Land von ſeinem Neffen, Theophil, Fürſten von Polozk, verheert. Ehe er Rache nehmen konnte, waren auch die Ritter eingefallen. Nun vergingen wieder mehrere Jahre unter beſtändigen Kriegszügen, die, ungeachtet des fürchterlichſten Blutvergießens, nichts entſchieden. Ich übergehe ſie.

Wichtiger, als ſeine Einbußen im Felde, ſchien Mindow mit Recht die Verbindung ſeiner Neffen mit dem Orden. Sie verſprachen ihm, wenn er ihren Oheim vom Throne ſtoßen hülfe, halb Schamaiten und den Erſatz aller Kriegskoſten aus dem litthauiſchen Staatsſchatze; ja, einer von ihnen, der erwähnte Fürſt von Polozk, war zur römiſchen Kirche übergetreten, um das Bündniß unauflöslicher zu machen. Von allen Seiten angegriffen, ſah Mindow kein Rettungsmittel, als politiſche Heuchelei.

Er lud den Herrmeiſter Andreas Stuckland zu einer freundſchaftlichen Unterhandlung ein. Bei Tiſche fiel das Geſpräch, wie leicht voraus zu ſehn war, auf die chriſtliche Religion, und zwiſchen den Bechern predigte der Ritter ſo eindringend, daß Mindow ſich, was wahrſcheinlich ſchon vorher ſeine Abſicht geweſen war, überzeugen ließ. Er erbot ſich, ein Chriſt zu werden, und ſein Land vom Papſt zur Lehn zu nehmen, wenn dieſer ihm den

Königstitel ertheilen und die Ritter ihn gegen ſeine Neffen vertheidigen wollten. Der Vorſchlag ward mit Freude angenommen, und triumphirend nach Rom berichtet.

Innocenz der Vierte glaubte, er müſſe nicht zögern, ſich einen ſo wichtigen Zuwachs von Macht zu verſchaffen. Er ließ zwei goldene Kronen verfertigen, und ſandte ſie dem Biſchof von Culm, um die Taufe und Krönung Mindows und ſeiner Gattin vorzunehmen. Beides geſchah 1252, und zugleich die Belehnung Mindows mit ſeinem Erbreiche. Das Beiſpiel des Fürſten war immer ein ſehr überzeugender Glaubensgrund. Sechshundert litthauiſche Edle verherrlichten die Bekehrung ihres Fürſten dadurch, daß auch ſie ſich taufen ließen, und eine ganze Schaar von Mönchen zog ſogleich nach Litthauen: man ernannte ſogar ſchon einen Biſchof dieſes Landes.

Jetzt hatte Mindow ſeinen Neffen den Rang abgelaufen, und ſich die Freundſchaft der Ritter erkauft. Gegenſeitig überließen beide Theile ihre vorigen Bundesgenoſſen ihrem Schickſale; aber indeß der Orden Curland und Semgallen unterjochte, hinderte ein unvorhergeſehener Umſtand den neuen König, ſeine Neffen zu unterdrücken. Seine Unterthanen, ohne Zweifel durch ihre Waldelotten aufgehetzt, waren weit entfernt, das Beiſpiel der Höflinge nachzuahmen, ſondern machten wiederholte Aufrühre gegen die chriſtlichen Einrichtungen und Prieſter. Mindow beſchloß, einen andern Vortheil aus dieſen Vorgängen zu ziehn, und nun begann er eine Rolle zu ſpielen, deren Feinheit der römiſchen Politik angemeſſen geweſen wäre. Indeß er ſeine Unterthanen heimlich ſelbſt aufreizte, ſtellte er ſich zu ſchwach, ihnen zu widerſtehen, und forderte den Beiſtand der Ritter. Sie hielten ſich verpflichtet, ihn zu leiſten, und ſchlugen ſich zehn Jahre lang, nicht nur mit allen ihren vorigen Gegnern, ſondern auch mit ihren ehemaligen Bundesgenoſſen, Mindows Neffen, herum; indeß er ſich in völliger Sicherheit über ihre Schwächung freute.

Um

Um ſie in ihrem Eifer zu erhalten, machte er ihnen von Zeit zu Zeit beträchtliche Schenkungen an Land; ja, er ſetzte ſie ſogar 1260 förmlich zu ſeinen Erben ein, im Fall er ohne Kinder ſtürbe. Eigentlich bedeuteten dieſe Begünſtigungen nichts. Da das Volk in einem ſcheinbaren Aufruhre war, ſo konnten ſie nur durch das Schwert erhalten werden; und was ſich damit ablangen ließ, gehörte den Rittern ohnehin. Indeß waren ſie ſo thöricht, ſich aufs ſchrecklichſte dafür zu ſchwächen.

Am nachtheiligſten waren für ſie die Jahre 1261 und 1263. Im erſtern ward der Herrmeiſter Burchard von Hornhauſen, als er durch Curland zog, plötzlich von einem litthauiſchen Heere angefallen, und nach einem blutigen Gefechte gezwungen, nach Memel zu entfliehen. Von hier aus beorderte er die ganze liefländiſche Macht zu ſeinem Entſatze. Sie rückte an; aber ehe es zum Schlagen kam, vermittelte der Erzbiſchof von Riga einen zweijährigen

Stillſtand, aus Furcht, die Schenkungen Mindows einzubüßen.

Kaum war der Stillſtand verfloſſen, ſo verwüſteten wieder viertauſend Litthauer die chriſtlichen Gegenden in Curland aufs entſetzlichſte. Der Herrmeiſter war gerade mit einem ſtarken Heerhaufen von liefländiſchen und preußiſchen Rittern, von Dänen und getauften Kuren im Felde, um einigen Feſtungen Proviant zuzuführen, als er die Nachricht erhielt, daß die Feinde in der Nähe wären. Er rückte ihnen entgegen. Schon hatte man ſie im Geſichte, als die Kuren den Herrmeiſter baten, ihnen nach dem Siege ihre gefangenen Weiber und Kinder wieder zu geben. Sollte man wohl glauben, daß dies noch einer Bitte bedurft hätte? Gleichwohl wurde ſie abgeſchlagen. „Es „ſollte mit den Erlöſ'ten nach Kriegesgebrauch „verfahren werden,“ war die Antwort: denn ſonſt hätte man nichts zu plündern gehabt. Die Litthauer hatten nichts, als kuriſche Beute bei ſich.

Ein preußiſcher Anführer munterte ſeine Landsleute zur Tapferkeit auf. „Bedenket,“ rief er, „den ſüßen Meth, den euch die Teut„ſchen ſo oft an ihren Tafeln einſchenkten; „bedenkt die bunten Kleider, mit denen ſie euch „begabten, und zögert nicht, jetzt euer Leben „für ſie zu laſſen.“ Die Ritter rückten dagegen mit lautem Hader gegen Gott, für den ſie zu kämpfen glaubten, in die Schlacht. „Sie„he, Herr! warum haſt du denn unſre Feinde „nun ſo ſtark werden laſſen!“ ſchrieen ſie unaufhörlich. Wer ſeinen Feind für zu ſtark hält, iſt ſchon halb beſiegt, ehe ein Schwert gezuckt wird. Mitten im Gefechte gingen die Kuren, durch die ſchändliche Raubſucht der Ritter erbittert, zu den Litthauern über, und dies entſchied das Glück des Tages. Der Herrmeiſter, der Ordensmarſchall, hundert und funfzig Ritter und faſt das ganze Heer ward niedergehauen.

Dieſe Niederlage erfüllte die Chriſten mit einem ſolchen Schrecken, daß lange Zeit große

Haufen von ihnen vor wenigen Feinden entflohen. Vergebens ließ man häufige Wunder geſchehn: das Schwert der muthigen Litthauer war mächtiger, als alle Geſichte. Der Papſt befahl, einen neuen Kreuzzug zu predigen: auch das Heer, das man dadurch zuſammenbrachte, wurde bald hernach geſchlagen.

Nun, glaubte Mindow, wäre die Zeit gekommen, die läſtige Maske von ſich zu werfen. Er gab daher den dringenden Aufforderungen ſeines Vetters Tramate, Fürſten von Schamaiten, nach, ließ 1267 plötzlich alle Teutſchen, die ſich ſchon in groſſer Menge in Litthauen eingeniſtet hatten, niederhauen, nahm ſeine gemachten Schenkungen zurück, und erklärte, daß er künftighin ſein unabhängiges Land nicht mehr von einem fremden Pfaffen zur Lehn tragen wollte. Seiner Erklärung Nachdruck zu geben, ſchloß er mit Jaroslow, Fürſten zu Nowgorod, und Tramate von Schamaiten ein Bündniß, und rückte noch in demſelben Jahre mit einem groſſen Heere in Liefland bis vor

Wenden, der Reſidenz des Herrmeiſters. Hier hatten ſeine Bundesgenoſſen ſich zu ihm einfinden ſollen; aber wie wir im vorigen Abſchnitte ſahen, hatte Jaroslow ſich überreden laſſen, nach Eſthland zu ziehen. Sein Ausbleiben machte Mindow unwillig, und er kehrte nach einer ſchrecklichen Verheerung des platten Landes zurück. Indeß die Ritter in Eſthland gegen die Ruſſen fochten, drang der dritte Verbündete Tramate in Liefland bis Pernau vor, und legte dieſe Stadt in die Aſche. Auf ſeinem Rückzuge überfielen ihn aber beim Ausfluſſe der Düna die Teutſchen in einer mondhellen Nacht, und richteten eine ſolche Niederlage in ſeinem Heere an, daß er faſt ohne Begleitung an Mindow's Hof ſich, um Schutz zu ſuchen.

Nur daß die Bundesgenoſſen nicht zuſammentrafen, hatte wahrſcheinlich die liefländiſchen Ritter vom Untergange gerettet; und da ſich die Kuren und Semgallen von neuem erhoben, war es ihnen unmöglich, Rache zu nehmen, ſo günſtig auch dazu die Umſtände in Litthauen bald nachher zu werden ſchienen. Mindow hatte durch eine Reihe von Siegen über ſeine ruſſiſchen Neffen und die Polen angefangen, die Schmach ſeiner vorigen Verſtellung abzuthun, als ihn die Wildheit ſeiner Begierden ins Grab ſtürzte. Seine Gemahlin war geſtorben, und ihre Schweſter, die Fürſtin von Pleskow, verzog noch einige Zeit nach ihrem Tode am litthauiſchen Hofe. Ihre Schönheit reitzte Mindows Begierden; und da ſie ihm nicht Gehör gab, ſo brauchte er Gewalt. Eingriffe in die ehelichen Rechte ſind immer diejenigen geweſen, für welche Despoten am theuerſten büßen mußten. Der beleidigte Gatte machte eine Verſchwörung mit dem ehrſüchtigen Flüchtling Tramate, und gemeinſchaftlich ermordeten ſie den Tyrannen und zwei ſeiner Söhne.

Der dritte war Chriſt geworden, und in ein griechiſches Kloſter gegangen; er ſtand alſo Tramate nicht im Wege, als er ſich zum Großfürſten von Litthauen erklärte. Zwar, als auch er kurze Zeit hernach ermordet ward, zog man den Mönch halb mit Gewalt auf den Thron; aber nur, um auch ihn bald das Schickſal ſeiner Vorgänger erfahren zu laſſen.

Dieſer fortdauernde Regentenwechſel unterbrach übrigens den Krieg gegen Liefland immer nur auf kurze Zeit. Die Litthauer hatten ein zu bedeutendes Uebergewicht über die Ritter erhalten, um es nicht zu benutzen, und noch im Jahre 1279 erfochten ſie bei Aſcheraden in Liefland einen blutigen Sieg über ſie, der dem Herrmeiſter das Leben koſtete, und die heilige Marienfahne in ihre Hände brachte.

Müde, eine Reihe von ſchwachen Menſchen den Thron beſteigen, und eben ſo ſchnell wieder dem ſchlüpfrigen Sitze, den ſie nicht füllten, entſtürzen zu ſehn, ſchloſſen die Litthauer endlich die ganze bisher regierende Familie von der Krone aus. Rimund oder Laurus, ein Glied derſelben, hatte 1382 ein Kloſter, in das er getreten war, verlaſſen, um den Tod ſeines

Vaters Troidenes an ſeinem Oheim Dowmand zu rächen. Er brachte ein Heer zuſammen, ſchlug und tödtete ihn, erklärte dann aber in der Verſammlung des Volkes, daß er die Krone nicht begehre. Statt ſeiner empfahl er einen angeſehenen Hofbeamten, den Schamaiten Witenes, zum Großfürſten. Das Volk nahm ſeinen Vorſchlag an, und er kehrte ins Kloſter zurück. Der Neugewählte zeigte ſich als ein Mann von großen Vorzügen; aber ſoll man dem Verdienſte die Auszeichnungen verzeihen, die es erwirbt, ſo muß es ſich wenigſtens gefallen laſſen, den Schneckentritt der Alltäglichkeit zu gehn, um die Zuſchauer zur Anerkennung ſeines Vorzugs zu gewöhnen. Witenes ſchnelle Erhebung zog ihm ſehr bedeutende Neider zu. Peluſſa, ein vornehmer Litthauer, glaubte zum wenigſten eben ſo großen Beruf zum Fürſten zu haben, als Witenes; und da die Wahl nicht auf ihn fiel, ſo ging er nach Preuſſen, ward Chriſt, und verheerte in Geſellſchaft der Ritter ſein Vaterland, weil er es nicht beherrſchen konnte.

Anfangs war der neue Großfürſt unglücklich: er verlor eine Schlacht gegen Polen, und die preußiſchen Ritter nahmen ihm ſogar Grodno weg; aber ſobald er ſich in ſeinem Reiche feſtgeſetzt hatte, wetzte er die Scharten wieder aus. Er überwand die Ritter zu wiederholten Malen, und vorzüglich im Jahre 1287, wo der ſehr tapfere Herrmeiſter Wilhelm Schauerburg mit funfzig andern Rittern blieb. Erſt als im folgenden Jahre ſich die Semgallen aus Erſchöpfung dem Orden unterwarfen, und zur Verehrung des Crucifixes verſtanden, das man auf einem Berge aufgepflanzt hatte, entſchloß auch Witenes ſich zum Frieden. Der Orden entſagte in demſelben allen Schenkungen und Vermächtniſſen Mindows. — Wir werden unten ſehen, wie die Litthauer durch die liefländiſchen Stände ſelbſt wieder in ihre Angelegenheiten verflochten wurden. Dieſe entſchloſſenen Heiden wurden die treueſten Beſchützer der chriſtlichen Kirche gegen die eigenen Söldner derſelben, ohne ſich deshalb mehr zur Rechtgläubigkeit zu neigen.

VII.

Geſchichte des Biſthums Riga bis zum Jahre 1297.

Auch die teutſchen Ritter hatten bei ihrer Vereinigung mit den Schwertbrüdern verſprochen, wie dieſe, die Oberherrlichkeit des Biſchofs von Riga anzuerkennen. Doch Rechte, ohne Macht ihnen Gültigkeit zu verſchaffen, dienen nur dazu, die Schwäche noch heller ins Licht zu ſetzen und durch heimlichen Groll heftige Streitigkeiten vorzubereiten. Die Unbeſtimmtheit in den Rechten aller Stände begünſtigte ohnehin den Zwieſpalt, und ſchon 1250 brach er, wahrſcheinlich wegen der Theilung des eroberten Curlands, mit ſolcher Heftigkeit zwiſchen dem Biſchof und dem Orden aus, daß Dietrich von Gröningen für gut fand, ſeine herrmeiſterliche Würde niederzulegen, und nach

Teutſchland zu gehen. Von hier ſandte ihn der Hochmeiſter zum Papſte, vor dem der Zwiſt vom Biſchofe Nikolaus war anhängig gemacht worden. Die Gegenſtände deſſelben erhellen aus dem Vergleiche, den auf Befehl des Papſtes einige Cardinäle entwarfen. Der Biſchof mußte verſprechen, die Ordens-Privilegien nicht zu kränken, ſich mit Einem Drittel von Preußen *) und Curland zu begnügen, den Orden nicht anzufeinden, und keine Bündniſſe gegen ihn zu ſchließen. Der Orden verpflichtete ſich dagegen, dem Biſchofe mit Ehrfurcht zu begegnen, und ihm zu gehorchen, keine Verbannten in Schutz zu nehmen, und die Neubekehrten gelinde zu behandeln. Der Hochmeiſter übernahm es, die liefländiſchen Ritter zur Erfüllung der Verſprechungen anzuhalten.

Dieſer Traktat läßt einen hellen und beſtimmten Blick in die Lage der ſtreitenden Parteien thun. Die Punkte, die er beſeitigen ſoll-

---

*) Eigentlich hat der Biſchof von Riga nie etwas in Preußen beſeſſen.

te, waren das Hauptthema aller folgenden Zwieſpalte. Alle gründeten ſich in den Anſprüchen des Biſchofs auf Oberherrſchaft über den Orden, und auf Theilnahme an deſſen Eroberungen; von Seiten der Ritter, in dem Wunſche nach Unabhängigkeit, und in Verachtung gegen den machtloſen Prieſter.

Als er geſchloſſen ward, lebte Nikolaus nicht mehr, und einmüthig hatte das Capitel Albert Suerbeer, der jenem einſt nachſtehen mußte, zu ſeinem Nachfolger erwählt. Wirklich hatte auch niemand rechtlichere Anſprüche darauf. Es war jederzeit die Maxime der katholiſchen Kirche, den einmal Beförderten nie ſinken zu laſſen: als daher Alberts Ernennung zum Biſchofe von Riga 1230 war vernichtet worden, machte ihn der Papſt zur Schadloshaltung zum Erzbiſchof von Armagh, und einige Jahre hernach zum Legaten für die nordiſchen Länder, und zum Erzbiſchof über Liefland, Preußen und Curland. In dieſer Würde hatte Albert mehrere Verordnungen zum

Beſten des liefländiſchen Handels ergehen laſſen, und ſich ſo die Dankbarkeit der Bürger von Riga erworben. Im Jahre 1250 war er endlich Biſchof von Lübeck geworden, was ihm reellere Vortheile verſchaffte, als jene prächtigen Titel. Sobald er indeß Nikolaus Tod und ſeine Wahl erfuhr, verließ er ſeinen jetzigen Sitz in der größeſten Eil, um ſich des neuen zu bemächtigen. Bald folgte ihm die Beſtätigung des Papſtes, die zugleich das bisherige Bisthum Riga in ein Erzſtift verwandelte.

Dieſe Erhöhung ſeines Bisthums war faſt das einzige, was Alberts achtzehnjährige Regierung auszeichnete. Zwar beſaß er mehr Autorität, als Nikolaus; aber ſie reichte kaum hin, die immer wieder ausbrechenden Streitigkeiten beizulegen. Auch er ſah ſich genöthigt, die Städte, ſelbſt auf Koſten ſeines Kapitels, zu begünſtigen, um nur einigen Rückenhalt gegen den Orden zu haben. Eben ſo unbedeutend war die Regierung ſeines Nachfolgers Johann von Lünen, der 1272 erwählt ward, und 1286 ſtarb.

Johann von Fechten, der dritte Erzbiſchof von Riga, hatte einen unternehmenden Geiſt. Das Gefühl ſeiner Machtloſigkeit drückte ihn ſo ſehr, daß er alles anwendete, ſich ihr zu entreißen. In dieſer Abſicht ſuchte er ſich näher an die übrigen Biſchöfe anzuſchließen, die noch mehr, als er, vom Orden bedrängt wurden. Schon im Jahre 1289 unterhandelte er auch heimlich mit dem Großfürſten von Litthauen, Witenes; aber hierdurch und durch die Vorrechte, die er der Stadt Riga zugeſtand, erregte er den Haß ſeiner Vaſallen, die ihn ſogar gefangen nahmen. Er mußte ſich verantworten, und kam nur auf das Verſprechen wieder in Freiheit, daß er kein Bündniß mit den Heiden machen wollte. Statt deſſen ſuchte er den Himmel in ſein Intereſſe zu ziehn, und befahl, Betſtunden gegen den Orden zu halten. Ehe dieſe einige Wirkung zeigten, ſtarb er im Jahr 1294.

Der Herrmeiſter ſuchte jetzt einen Mann auf den erzbiſchöflichen Stuhl zu ſetzen, der ihm ſeine Erhebung durch Nachgiebigkeit verdanken müßte; aber das Capitel kam ihm zuvor, und erwählte den Domherrn, Johann von Schwerin. Dieſer führte aus, was ſein Vorgänger nur verſucht hatte. Er ſchloß wirklich ein Bündniß mit den Litthauern; und als ihn der Orden im J. 1297 überfiel und gefangen nahm, zeigte auch Riga, wie wir unten ſehen werden, durch lebhafte Theilnahme an dem entſtandenen Kriege, daß die bisherigen Erzbiſchöfe ihre Wohlthaten nicht an Undankbare verſchwendet hatten.

VIII.

Die Hanſa. Riga.

Riga's Vorzug und Stärke beſtand in ſeinem Handel, und dieſer war ſo unmittelbar aus dem teutſchen entſtanden und mit ihm verknüpft, daß es nicht überflüßig ſeyn wird, hier noch einen Blick auf denſelben zu werfen.

Kaum hatten die Kaiſer den Bürgerſtand geſchaffen, oder vielmehr die Hinderniſſe einigermaßen weggeräumt, die ſeiner Entſtehung im Wege waren, als er kraftvoll und unvertilgbar emporſproßte. Umſonſt gerieth das ganze Reich des Verderbens, die Lehenswelt, in Aufruhr; umſonſt wetzte jeder adelige Raufbold ſein Schwert gegen die unadeligen Männer, die — vor Kurzem noch ſeine Sklaven, oder doch von ſeinen Privilegien tief niedergebeugt — jetzt, in treuem Verein, es wagten, Staatsbürger zu ſeyn, und Rechte zu haben, wie er. Umſonſt verbündeten ſich die ritterlichen Müßiggänger ſogar: der Bürgerſtand bot ſelbſt ihren vereinigten Angriffen die Spitze, und ihre Sklaven, die ſie zur Befehdung deſſelben herbeitrieben, giengen ſelbſt zu ihm über, und fanden Glück und Selbſtſtändigkeit in ihm. Er mußte ſie wohl überwältigen und überleben, da ſein Beſtehen ſich auf die Natur und das Wohl des Staates gründete, ſie aber aus einer natürlichen Verderbniß deſſelben entſtanden waren, und nur als eine materia peccans in demſelben fortdauerten.

Un-

Unfähig, den neuen Bürgern, deren Zahl mit jedem Tage wuchs, im offnen Felde Stand zu halten, und den Städten ihre Verfaſſung wieder zu entreißen, flüchteten die Ritter in ihre Bergfeſten, von denen ſie auf die vorüberziehenden Bürger herabſtürzten, wie Geier auf eine friedliche Heerde, und, ihrer alten Beſtimmung getreu, wenigſtens im Einzelnen dem Glücke des Ganzen ſo ſehr zu ſchaden ſuchten, als möglich. Die Kaufleute ſahen ſich alſo gezwungen, wirkſame Maßregeln zur Sicherheit ihrer Waarentransporte zu nehmen. Sie ließen ſie von bewaffneten Söldnern begleiten, und hängten oder köpften die gefangenen Räuber, auch wenn ſie Reichsgrafen waren und zwanzig ihres Gleichen in Stammbäumen aufzeigen konnten.

Nachdem die Heerſtraßen dadurch ziemlich vom Adel geſäubert waren, übernahmen es endlich die Fürſten ſelbſt, für die Sicherheit des öffentlichen Verkehrs zu ſorgen. Sie hielten Kriegsleute, die im Lande vertheilt wurden, die

Reiſenden begleiteten, und gewöhnlich ſo lange Schutz gewährten, als niemand angriff. Die Einrichtung ſah einer landesväterlichen Sorgfalt ähnlich; aber ſie war nur eine Finanz-Spekulation. Die Fürſten betrachteten den Bürgerſtand wie ein neues Produkt ihres Landes, das nur für ſie entſtanden und gereift war. Das Geleite gab ihnen die Mittel, es zu benutzen. Für den ſcheinbaren Schutz mußten die reiſenden Kaufleute hohe Abgaben erlegen; jedes neue Bedürfniß veranlaßte auch eine neue Forderung, und bei außerordentlichen Fällen konnte man durch bloße Sperrung des Geleites auch außerordentliche Gaben von den Städten erpreſſen. So mußte es den Handelnden bald nachtheiliger ſeyn, beſchützt zu werden, als ſich ſelbſt zu ſchützen. Doch der Geiſt eines Volkes hat das mit den Elementen gemein, daß, wenn er einmal aufgereitzt iſt, jeder neue Druck nur neue Kraft zum Widerſtande in ihm entwickelt. Verbindungen einzelner Kaufleute hatten dem Adel die Spitze geboten; Verbindungen ganzer Städte ſtemmten ſich den Fürſten entgegen. Bündniſſe der erſtern Art hatte es auch in andern Ländern, z. B. in England, gegeben; die der letztern waren in Teutſchland am möglichſten und nothwendigſten, weil es hier die meiſten Fürſten gab, und ſie durch ihre Menge am ſchwächſten und bedürftigſten waren.

Hamburg und Lübeck waren die Städte des teutſchen Reichs, die am erſten auf ſolche Maßregeln denken mußten und konnten. Ihre nachbarliche und doch auf verſchiedene Meere leitende Lage, gab ihnen ein gemeinſchaftliches Intereſſe, ohne daß ſie Nebenbuhlerinnen wurden, und machte es ihnen am leichteſten, einander zu unterſtützen. Auch hatten ſie bei ihrem ausgebreiteten Handel am meiſten zu verlieren, und die Bedürfniſſe der vielen kleinen Fürſten um ſie her, vorzüglich ihrer gemeinſchaftlichen Schutzherren, der Grafen von Holſtein, ſetzten ſie am häufigſten der Begehrlichkeit aus. Im Jahre 1241 verbanden ſie ſich alſo, zuerſt nur.

um die Heerſtraße zwiſchen der Elbe und der Trave, und dieſe Flüſſe ſelbſt, von Räubern und Zöllen rein zu halten, bald aber, da ſich ihr Intereſſe noch mehr verſchlang, auch ihren Handel auf dem Meere zu ſichern.

Beide kamen durch dieſe Maßregel ſo ſehr in Aufnahme, daß ſechs Jahre ſpäter auch Braunſchweig, aus Furcht vor ſeinem Herzoge, dringend bat, in den Schweſterbund aufgenommen zu werden. Braunſchweig war die Niederlage aller Produkte, welche Italien, das ſüdöſtliche Frankreich und das mittägliche Teutſchland dem Norden lieferten: ſeine Erhaltung war alſo der Hanſa zu wichtig, als daß ſie die Bitte abgeſchlagen hätte. Drei Jahre ſpäter war man im Stande, ein Comptoir in London zu etabliren, und 1260 hielten die Verbündeten ihre erſte Tagesfahrt zu Lübeck, um über den Zuſtand ihrer Comptoire zu London und Brügge, über den norwegiſchen und ruſſiſchen Handel zu berathſchlagen. Jetzt drängten ſich eine Menge von Städten, ſelbſt ſolche, die nicht zum eigentlichen Teutſchland gehörten, in den Bund, und die kleinen germaniſchen Despoten, die nichts ſuchten, als ihr Oberhaupt, ihre Mitfürſten und ihre Unterthanen gleich ſehr herabzuwürdigen, ſahen voll Erſtaunen mitten unter ſich einen Staatskörper entſtehen, der ihrer Willkühr Feſſeln anlegte, ihren Bedrükkungen Einhalt that, und die Fortſchritte der Volks-Cultur und Wohlhabenheit mächtig beſchützte.

Kann irgend etwas den Glauben an eine alles regierende Vorſehung rechtfertigen, ſo thun es ſolche Erſcheinungen, wie die Hanſa, die gleichſam Vorkehrungen ſind, das einmal erlangte Gut gegen nachfolgende Stürme zu ſichern. Friedrich der Zweite und Conrad der Vierte ſtarben vergiſtet zu Neapel; der machtloſe Wilhelm von Holland ward 1256 erſchlagen; Richard von Cornwallis erkaufte ſeine Wahl, und ging, als ſeine Schätze erſchöpft waren, verachtet nach England zurück, wo er bis 1272 von dem nutzloſen Titel eines Kaiſers gedrückt ward. Bei ſeinem Tode bemerkte das Reich kaum, daß es ohne Oberhaupt ſey, und wirklich ließ man auch zwei Jahre vergehn, ehe man ein neues zum Repräſentiren erwählte. Wie hätte während dieſer gräuelvollen Anarchie die wohlthätige Einrichtung Friedrichs des Erſten beſtehen, wie hätten die größten Theils noch ſehr unbedeutenden Städte ihre Verfaſſung gegen den vereinten Andrang der Fürſten und Ritter erhalten können, wenn jener ehrwürdige Bund nicht den ſchützenden Arm über ſie ausgeſtreckt hätte! Durch ihn waren ſie im Stande, aus der Verwirrung den Vortheil zu ziehn, freie Reichsſtädte zu werden, da ſie bisher nur das letzte geweſen waren. Rudolph von Habsburg fand eine Claſſe von Reichsſtänden mehr, als ſein Vorfahr nachgelaſſen hatte.

Im Jahre 1284 ſchloß die Hanſa ein Bündniß mit Erich dem Siebenten, König von Dännemark, gegen Erich den Zweiten, König von Norwegen, der ihre Handelsfahrzeuge durch Kriegesſchiffe hatte plündern laſſen. Auch ſie rüſtete jetzt eine bewaffnete Flotte aus, und verbot allen ihren Gliedern, Getreide und Bier nach Norwegen zu führen. Ob wirklich dadurch eine Hungersnoth in dieſem Reiche entſtand, iſt wohl unentſchieden; aber die Verlegenheit war doch groß genug, um den König zum Frieden zu zwingen, und in dem Traktate, der ihn ſchloß, werden auch ſchon Riga und Reval als Hanſa-Städte genannt.

Wann ſie es wurden, läßt ſich nicht mit Gewißheit beſtimmen; doch wahrſcheinlich geſchah es ſehr früh. Die Vortheile, die ihnen ſowohl, als der Hanſa ſelbſt, daraus entſpringen mußten, waren zu einleuchtend, als daß man ſie lange hätte unbeachtet laſſen können. Zwar Liefland ſelbſt bot nur Getreide, Pelzwerk, Holz und Honig dar: Artikel, die in den damaligen Zeiten nicht ſo wichtig waren, als jetzt, und deren Ausfuhr in den beſtändigen Unruhen und Kriegen oft unterbrochen ward; aber die unermeßlichen Länder, denen faſt Liefland allein zum Marktplatze dienen konnte, erſetzten ſeine eigene Dürftigkeit. Das von Handwerkern und Fabriken entblößte Rußland ward durch Nowgorod und Pleskow mit den europäiſchen Waaren verſehen, und dieſe Städte konnten ſie nur über Riga, Reval, Dörpt und Narva für ihre Produkte und diejenigen, die ſie aus Perſien und der Levante empfingen, eintauſchen. Wie wichtig auf der andern Seite dieſer Handel der Hanſa war, erhellet aus dem neidiſchen Geſetze, das ſie gab: nur ein Hanſiſcher ſolle in Liefland Ruſſiſch lernen und Waaren verſchiffen dürfen. Auch wendete ſie alles an, zu verhindern, daß die Ruſſen teutſche Handwerke und Fabrikationen lernten; ja, ſie zwang ſogar mehr als einmal teutſche Künſtler, die nach Rußland gehen wollten, umzukehren.

Vorzüglich bot Riga durch ſeinen bequemen Strom Litthauen und einem großen Theile von Rußland eine Gelegenheit zum Abſatze an, die aufs angelegentlichſte benutzt ward. Zu den Privilegien, mit denen Albert ſeine Reſidenz ausgeſtattet hatte, fügten die teutſchen Herrmeiſter gleichfalls mehrere, und ſchon im Jahre 1228 erhielt ſie auch von den Fürſten von Smolensk, Polozk und Witepsk große Freiheiten, welche die ſpätere Errichtung des hanſiſchen Comptoirs zu Nowgorod vorbereiteten. Jetzt bauete Riga ſchon eigene Schiffe, und ſeine Bürger waren muthvoll genug, ihre teutſchen Brüder ſelbſt thätig zu unterſtützen. Zwei rigaiſche Schiffe fanden im J. 1238 die Mündung der Trave vom Grafen Adolph dem Vierten mit einer Kette geſperrt. In einem günſtigen Winde ſpannten ſie ihre Segel auf, und ſprengten die Kette. Mit lautem Jubel wurden ſie von den Bürgern der ſchon halb freien Stadt empfangen, die ihren kühnen Muth durch mannigfaltige Vorrechte der Vaterſtadt zu belohnen ſuchte.

Der Vorgang hielt die Grafen von Holſtein nicht ab, einige Jahre ſpäter den rigaiſchen Bürgern in ihrem Lande völlige Zollfreiheit zuzugeſtehen. Mehrere teutſche Fürſten, der König von Schweden, und Mindow, als er getauft ward, befolgten dies Beiſpiel; und ſo zog Riga nebſt den übrigen Städten Lieflands, die von allen ihr bewilligten Vorrechten gleichfalls vortheilten, bald die wichtigſten Zweige des Handels von Wisby an ſich.

Die innere Einrichtung der Stadt war ihrer Aufnahme nicht weniger günſtig. Ihr Ober- oder Schutzherr war der Erzbiſchof; aber eigentlich regiert ward ſie von zwölf Rathsherren, die ſie ſelbſt erwählte, und von einem Vogte, der für die Polizei und die Vertheidigungsanſtalten ſorgte, und ſeinen Nachfolger ſelbſt ernennen konnte. Die Schwäche der Erzbiſchöfe gab ihr Gelegenheit, immer neue Freiheiten zu erlangen; und ſie wachte ſo muthig für die Erhaltung derſelben, daß die Domherren einſt alle ihre Thüren und Fenſter, die in die Stadt gingen, vermauern mußten, und der Orden lange Zeit kein Haus in derſelben beſitzen durfte; wenn ihm aber eins durch ein

Vermächtniß zufiel, es in einer beſtimmten Zeit verkaufen mußte. Die Sicherheit dieſer Verfaſſung verbürgte ihr, außer ihrem eigenen Muth, die Macht der Hanſa ſelbſt. Blühend, volkreich und mächtig ſtand Riga alſo da, troß dem Brande, den der Orden im J. 1293 in der Stadt veranlaßte, als ſie vier Jahre hernach ſich verpflichtet glaubte, an den Streitigkeiten ihres Erzbiſchofs thätigen Antheil zu nehmen.

IX.

Krieg des Ordens wider den Erzbiſchof, Riga und die Litthauer.

Vergebens hatte der Orden im Jahre 1294 geſucht, die Wahl des neuen Erzbiſchofs zu lenken: er machte ſich es alſo wenigſtens zur angelegentlichſten Pflicht, den Gewählten, Johann von Schwerin, mit eiferſüchtigem Auge zu bewachen, und gab ſo deutliche Beweiſe ſeiner feindſeligen Geſinnung, daß der Erzbiſchof ſich wenigſtens durch Bündniſſe ſichern wollte.

Er unterhandelte mit den Litthauern und dem Könige von Dännemark. An beiden Orten war man geneigt, ihm zu willfahren; aber jetzt erhielt der Herrmeiſter Bruno Nachricht von dem Vorgegangenen. Er hielt es fürs rathſamſte, einen entſcheidenden Streich zu wagen, überfiel den Erzbiſchof 1297 unvermuthet, und nahm ihn gefangen. Umſonſt verwendete ſich ſein Capitel und die Stadt Riga für ihn. Der Prälat erhielt ſeine Freiheit nur auf die harte Bedingung wieder, daß er die Verwaltung ſeiner Güter dem Orden abtrat, und ſich mit den Einkünften derſelben begnügte; auch mußte er verſprechen, ſich in keine auswärtige Bündniſſe einzulaſſen.

Der Orden hatte den erhaltenen Vortheil zu geizig benutzt, und büßte daher alles wieder ein. Johann hielt ſo drückende Bedingungen nicht für bindend, und kaum ſah er ſich in Freiheit, als er alle Verſprechungen zurücknahm, und die unterbrochenen Unterhandlungen wieder anknüpfte. Der Großfürſt von

Litthauen verſprach, ihn mit ſeiner ganzen Macht zu unterſtützen; auch der König von Dänemark gelobte, ihm gegen die Abtretung von Sentgallen Hülfe zuzuſenden: aber nur Riga zeigte warmen Eifer für ihn, und fing noch im Jahre 1297 damit an, daß es die Güter des Ordens verheerte.

Innerliche Kriege pflegen die blutigſten zu ſeyn, wie die Feindſchaft zwiſchen ehemaligen Freunden die bitterſte iſt. Beide Theile ſind einander ſo nahe und ſo bekannt; — ſie wiſſen alle ihre Angriffe ſo empfindlich einzurichten, tauſend verſteckte Mittel zum Wehethun aufzufinden: — nur Vernichtung des Einen iſt gewöhnlich im Stande, den Kampf zu endigen. Auch Liefland beſtätigte dieſe Bemerkung.

Die Ritter und die biſchöfliche Partei lieferten ſich in anderthalb Jahren neun große Schlachten, ohne durch ihre großen Einbußen friedlicher geſinnt zu werden. Schon waren ſechs derſelben mit wechſelndem Glücke vorgefallen, ehe der Großfürſt Witenes ſich, trotz den dringenden Aufforderungen ſeiner Bundesgenoſſen, in Bewegung ſetzte. Wahrſcheinlich war ſein Plan, beide Parteien ſich erſchöpfen zu laſſen, und dann beide zu verſchlingen: daher ließ er mehr als ein Jahr über ſeine Rüſtung verfließen.

Endlich brach er auf. Die Güter des Ordens in Semgallen und Kurland wurden ſeine erſte und leichte Beute; aber als er über die Düna in das wirkliche Liefland einrückte, verließ ihn auf einen Augenblick ſein Glück. Er ward von den Rittern überfallen, und verlor nach einem blutigen Gefechte den größeſten Theil ſeiner Leute. Indeß müſſen die anderweitigen Vortheile der Ritter bei dieſem Vorgange nicht entſcheidend geweſen ſeyn: wenigſtens wurden die Litthauer durch ihn nicht zurückgedrängt. Sie rückten unaufhaltſam vor, und am erſten Junius 1298 kam es zu der achten Schlacht, die dem Ordensmeiſter, ſechzig Rittern und dem größeſten Theile ihres Heeres das Leben koſtete.

In dieſer dringenden Gefahr erwählten die liefländiſchen Ritter ſehr ſchnell einen neuen Herrmeiſter, ob es gleich gegen die Regel war: doch der Hochmeiſter beſtätigte nicht nur die Wahl, ſondern ſandte auch den tapfern Oeſtreicher Berthold, gewöhnlich der Brühahn genannt, mit einem großen Kriegshaufen zu ſeiner Unterſtützung. Dieſer Mann hatte einen faſt romanhaften Ruf; tauſend ſonderbare Geſchichtchen *) liefen von ihm im Volke herum,

---

*) Wahrſcheinlich nicht die am wenigſten abenteuerliche war, daß er, um ſeine Keuſchheit zu prüfen, ſich das reitzendſte Mädchen, das er auffinden konnte, ausſuchte, und ein ganzes Jahr nackend bei ihr ſchlief, ohne ſie, wie ſie eidlich betheuerte, jemals zu berühren. Faſt noch ſpaßhafter, als dieſe Probe, iſt der Zorn, in den ſie den Herrn Profeſſor Pauli verſetzte. Er erklärt ſie im 4ten Bande ſeiner preuß. Staatsgeſchichte für einfältig, gottlos und einen Beweis von Leibes- und Seelenſchwäche; auch meint er, daß Brühhahn nicht mit Simſon, David und Salomon verglichen werden könne.

und ſein Name ging ſchreckend vor ihm her. Witenes und ſein Heer fand er nicht mehr, aber wohl die Erzbiſchöflichen vor dem wichtigen Ordensſchloſſe Neuermühlen. Er griff ſie unverzüglich an, und ſchlug ſie mit ſo vielem Nachdrucke, daß vierhundert teutſche Krieger und Bürger aus Riga auf dem Platze blieben, und ſehr viele in den benachbarten See ſtürzten. Ehe er wichtige Vortheile aus ſeinem Siege ziehen konnte, mußte er wieder fort. Witenes hatte einen fürchterlichen Einfall in Preußen gethan, und voll Angſt rief man Achilles-Brühhahn zum Schutz dieſes Landes zurück.

Dies gewährte der geiſtlichen Partei Zeit, ſich zu erholen, und der Krieg nahm ſeinen unentſcheidenden und eben dadurch am meiſten verderblichen Gang wieder. Der Erzbiſchof fand nicht für gut, ſeinen Ausſchlag zu erwarten. Er ging nach Rom, und forderte den Papſt zur Unterſtützung ſeines Dieners auf: doch er ſtarb, ehe dieſer etwas für ihn thun konnte.

konnte. Bonifacius hatte einen Auguſtiner-Prior, Namens Jſarnus, als Legaten geſandt, um die Streitigkeiten beizulegen: jetzt ernannte er ihn ſelbſt zum Erzbiſchof von Riga.

Jſarnus brachte wirklich einen Vergleich zu Stande. Es ward entſchieden: Liefland gehöre dem Papſt, und ſey dem Orden nur zur Vertheidigung der Kirche verliehen; der heilige Vater werde alſo ſelbſt über die neuen Eroberungen abſprechen. Die Ritter ſollten keine neuen Zölle anlegen, und dem Erzbiſchof ſeine Güter zurückgeben: dafür erhielten ſie eine eigene Kirche in Riga, unter der Bedingung, daß ſich nie mehr als zehn von ihnen mit wenigen Dienern in der Stadt aufhielten, und daß ſie keine geheimen Zuſammenkünfte in derſelben anſtellten. Ihre Schiffe ſollten ungehindert und unentgeldlich durch die Brücke bei Riga gehen dürfen, ꝛc.

Sollen Verträge bei einem innerlichen Kriege wirkſam ſeyn, ſo müſſen ſie wenigſtens durch äußerliche Unglücksfälle, welche die ſtreitenden

Parteien in Eine Maſſe zuſammendrängen, ſanctionirt werden: dieſe blieben aus, und bald verſank Liefland wieder in ſeine alte Zerrüttung.

Iſarnus ſelbſt ſcheint ſeiner Beilegung keine lange Dauer zugetraut zu haben. Kaum war er ein Jahr Erzbiſchof geweſen, als er ſchon wieder abdankte. Gerade um dieſe Zeit, im J. 1301, hatte ſich Erich der Achte, König von Dännemark, vor dem Papſte gedemüthigt, und Boniſacius wollte ſeinen Reumuth dadurch belohnen, daß er den widerſpänſtigen Erzbiſchof von Lund, Johann Grand, aus dem Königreiche entfernte. Er ernannte Iſarn zum Erzbiſchofe von Lund, und gab Johann Grand das Erzſtift Riga. Dem letztern ſchien der ſchwankende rigaiſche Sitz keine Entſchädigung für die Primatur von Dännemark und Schweden. Er wollte den Tauſch nicht eingehen, und nur Gewalt konnte ihn aus Lund vertreiben. Als es endlich geſchah, hatte der Papſt ſchon den Minoriten Friedrich nach Riga geſchickt, und Grand erhielt Bremen.

Während dieſer Weitläuftigkeiten ließ der Orden im J. 1304 die Biſchöfe von Dörpt und Oeſel und die eſthniſche Ritterſchaft zu einer gemeinſchaftlichen Berathung nach Dörpat einladen. Man ſchloß ein Bündniß, in welchem man ſich gegenſeitig ſeine Rechte und Beſitzungen garantirte, und ſich im Fall eines Angriffs Hülfe gegen die Ruſſen verſprach. Zwiſtigkeiten zwiſchen den Verbündeten ſollte eine aus den Delegaten aller Parteien beſtehende Commiſſion entſcheiden; bei einem Streite zwiſchen dem Orden und Riga aber ſollte der Biſchof von Dörpat neutral bleiben, oder bei einer gerechten Sache dem Orden beiſtehen. Die Biſchöfe verſprachen, den Erzbiſchof zum Beitritt zu bewegen; weigerte er ſich aber, ſo ſollte er bei einem Zwiſte, ſo wie jeder in Liefland, der ſich dem Bunde nicht unterwerfen würde, als ein gemeinſchaftlicher Feind behandelt werden. Auf die Städte nahm man keine Rückſicht; denn ſie für Landesſtände zu erkennen, verbot der Stolz des Adels und der Geiſtlichkeit, und Unterthanen des Ordens waren ſie noch nicht.

Die feindſeligen Beſchlüſſe gegen den Erzbiſchof und Riga zeigten offenbar, daß der Bund mehr zur Unterdrückung der Gegenpartei, als der Streitigkeiten, beſtimmt war. Dies ward um ſo ſichtlicher, da die Ritter gar keine Anſtalt machten, die Güter des Erzſtifts zu räumen. Als daher Friedrich im J. 1305 nach Riga kam, fand er ſeine Lage ſo bedrängt, daß er ſchnell wieder forteilte, und, unfähig einen Krieg gegen den Orden zu unternehmen, wenigſtens einen Prozeß vor dem päpſtlichen Stuhle anhängig machte.

Indeß er beſchäftigt war, ihn einzuleiten, erhielt der Ordensmeiſter Gerdt von Jocke eine große Verſtärkung aus Preußen, mit der er 1307 in Rußland einfiel, Pleskow verbrannte, und ſo die Ruſſen zur Entſagung ihres Bündniſſes mit Litthauen und zum Frieden zwang. Jetzt hielt er ſich für ſtark genug, auch ſeiner Bundesgenoſſen nicht mehr zu ſchonen. Er ergriff einen unbedeutenden Vorwand, um dem Biſchofe von Oeſel alle ſeine Beſitzungen auf dem feſten Lande zu entreißen. Auch dieſer hatte keinen andern Ausweg, als einen Proceß. Gemeinſchaftlich alſo mit dem Erzbiſchofe und der Stadt Riga erhob er im J. 1308 ſeine Klage vor dem Papſte.

Man beſchuldigte mit Recht den Orden der Abſicht, ſich ganz Liefland zu unterwerfen; des Ungehorſams gegen den Papſt; der ſchreiendſten Gewaltthätigkeiten gegen die Biſchöfe und die Städte; der Unterdrückung der Neubekehrten und der Veranlaſſung ihres Abfalls; ja, ſogar der Annahme heidniſcher Gebräuche.

Der Zeitpunkt zur Klage war ſehr gut gewählt. Erſt im vorigen Jahre hatten ähnliche und gewiß nicht ſo gegründete und wichtige Beſchuldigungen die plötzliche Aufhebung und grauſame Ausrottung der Tempelherren beſchönigen müſſen; aber zwiſchen dieſen und den teutſchen Rittern war ein großer Unterſchied. Jene lebten friedlich und faſt machtlos auf ihren zerſtreuten

Beſitzungen. Dieſe hatten große, zuſammenhängende Länder in Beſitz, und waren immer unter Waffen. Glückliche Eroberer verurtheilt man nicht, oder doch nur mit großer Mäßigung. Zwar ſetzte Clemens der Fünfte eine Commiſſion nieder, um die Streitigkeiten zu unterſuchen, und gab ihr das Recht, alle Arten des Bannes gegen die Widerſpänſtigen auszuſprechen, und den weltlichen Arm zur Vollſtreckung deſſelben aufzubieten: aber man war ſo vorſichtig, nie einen Ausſpruch zu thun, und die Sache allmählig ins Stocken gerathen zu laſſen.

Etwas gemäßigter, als vorher, aber doch immer mit gleicher Beſtimmtheit, ging der Orden alſo ſeinem Ziele, der ungetheilten Oberherrſchaft, entgegen. Feindſeligkeiten, Unterhandlungen, Bündniſſe, ſogar mit den Feinden ſelbſt, wendete er dazu an. So ſchloß er zum Beiſpiel im J. 1316 mit dem Domkapitel und den Lehnsleuten des Erzbiſchofs einen Bund gegen Ruſſen und Litthauer, und jeden, der dieſe Verbindung hindern, oder einen der Bundesgenoſſen kränken würde. Offenbar ging dieſer letzte Punkt nur auf den Erzbiſchof und die Stadt Riga. Der Papſt kaſſirte alſo die ganze Verhandlung, als zu nachtheilig für das Intereſſe der Kirche; aber die geheime Fortdauer konnte er nicht hindern.

Nach langem Dulden vielfacher Kränkungen erhoben endlich die Biſchöfe im Jahre 1310 ihre Klagen von neuem, und um ihnen mehr Nachdruck zu geben, forderte der Erzbiſchof die Hülfe der Litthauer auf. Gedimin, der muthige und ſtaatskluge Sohn des nicht kleinern Witenes, beherrſchte damals dies Volk. Er hatte Kiow erobert, und ſich bald die Liebe und Hochachtung ſeiner neuen Unterthanen erworben, ſo daß ſie ihn freiwillig als ihren Großfürſten ausriefen. Dies erweckte den Neid der preußiſchen Ritter. Sie verheerten Litthauen, und machten eben dadurch Gedimin noch geneigter, die Bitte des Erzbiſchofs zu erfüllen. Er that im J. 1322 einen ſo glücklichen Zug nach Liefland, daß er mit 5,600 Gefangenen, vorzüglich Unterthanen des Biſchofs von Dörpt, des Bundesgenoſſen der Ritter, zurückkehrte. Die letztern baten ihn um Frieden. Er geſtand ihn zu; aber nur, um ſich deſto ungeſtörter zu einem neuen Feldzuge zu rüſten.

Indeß hatte der Prozeß in Rom eine ſehr nachtheilige Wendung für die Biſchöfe genommen. Ein Brief, in welchem der Erzbiſchof Gedimin aufforderte, Liefland anzugreifen, war dem Orden in die Hände gefallen, und er legte ihn ſofort dem Papſte vor. Friedrich wußte ſich gegen die nachtheiligen Vorwürfe über ſein Bündniß mit den Feinden der Kirche nicht anders zu vertheidigen, als daß er vorgab, Gedimin zeige den Vorſatz, ein Chriſt zu werden, und nur die Feindſeligkeit des Ordens habe ihn bis jetzt daran gehindert. Dieſe Ausſicht, Litthauen zum zweitenmal in ein Lehn der Kirche zu verwandeln, war ſo ſchmeichelhaft für den Papſt, daß er der Unwahrheit nicht nur völlig Glauben beimaß, ſondern auch ſofort einen Legaten nach Riga ſandte, um allen

Zwieſpalt beizulegen, und Gedimin zur Taufe einzuladen.

Der Großfürſt empfing die Abgeordneten des Legaten nur mit Erſtaunen und Unwillen. Er erklärte ihnen, daß er nie die Abſicht gehabt habe, die Religion ſeiner Väter zu verlaſſen; daß er feſt entſchloſſen ſey, ſie aufs nachdrücklichſte zu vertheidigen, und daher den Krieg gegen die Teutſchen mit aller Macht fortſetzen werde. Beſchämt kehrten die Geſandten zurück, und ihnen folgte ein Herold, der die Erklärung Gedimins zu Riga wiederholen mußte. Uebrigens zeigte dieſer ein Paar Jahre hernach, daß es gerade nicht Religionseifer war, was ihn abhielt, den Antrag des Papſtes anzunehmen. Er machte im J. 1325 keine Schwierigkeit, ſeine Tochter taufen zu laſſen, damit ſie den polniſchen Thronerben Caſimir heirathen könnte.

Die getäuſchte Erwartung verdroß den Papſt ſo ſehr, daß er die Biſchöfe, ohne weitere Unterſuchung, zur Ruhe verwies; und dieſe Niederſchlagung des Prozeſſes war dem Orden ſo viel werth, als ein günſtiges Urtheil, da er im Beſitze aller Vortheile war. Friedrich hatte ſeine ganze Hoffnung auf den Ausſpruch des Papſtes und die Unterſtützung der Litthauer geſetzt. Der erſtere war nachtheilig geweſen, und die letztern waren freilich wohl willig, Liefland zu verheeren; aber die Herſtellung ihres geweihten Schützlings lag ihnen eben nicht am Herzen. Nur Riga blieb ihm noch übrig; und auch dieſe Stütze ward ihm im Jahre 1330 geraubt.

Die Abweſenheit des Herrmeiſters Eberhard von Monheim, der in Schamaiten geſchäftig war, gab nehmlich den Bürgern von Riga in dieſem Jahre den Muth, für einige zugefügte Beleidigungen am Orden Rache zu nehmen. Sie rückten mit geſammter Macht aus, eroberten einige Schlöſſer, und belagerten dann die Feſtung Dünamünde, nachdem ſie das Städtchen, das vor derſelben lag, verbrannt, und, nach der Behauptung einer Chronik, alle Einwohner ohne Unterſchied niedergehauen hatten. Die Eroberung von Dünamünde wäre für Riga von der äußerſten Wichtigkeit geweſen; denn durch dieſe Feſtung hatten die Ritter Mittel in Händen, die Schiffahrt auf der Düna zu hemmen, und folglich den Handel von Riga ſo oft zu ſtören, als ihr Vortheil es verlangte: ehe indeß die Unternehmung ausgeführt werden konnte, eilte Eberhard von Monheim nach Liefland zurück. Er traf die Rigaiſchen noch vor Dünamünde, ſchlug ſie, und rückte dann vor Riga ſelbſt. Sein Verſuch, es durch Sturm einzunehmen, mißlang. Er ward von den Mauern zurückgeſchlagen; aber er verwandelte die Belagerung in eine Blokade, und ſperrte den Strom und alle Straßen, die nach Riga führten.

In dieſer Bedrängniß ſuchte Riga überall vergebens um Hülfe an. Den Litthauern war die heimiſche Beſchäftigung des Herrmeiſters, die ihn abhielt, ſich in ihren Krieg gegen Preußen zu miſchen, zu willkommen, als daß ſie ſie auf ihre Koſten hätten unterbrechen ſollen. Die Hanſa wollte die großen Vortheile nicht aufs Spiel ſetzen, die ſie, ſelbſt nach der Sperrung der Düna, noch durch Pernau, Reval und Narva aus dem liefländiſchen und ruſſiſchen Handel zog; oder vielleicht glaubten Lübeck und die übrigen Städte an der Oſtſee, durch Riga's Herabwürdigung zu gewinnen: ſie machten keinen Verſuch, ihrer geängſtigten Schweſter Beiſtand zu leiſten. Dännemark war ſelbſt durch innere Unruhen zur unterſten Stufe der Kraftloſigkeit herabgeſunken, und das rigaiſche Domkapitel freuete ſich über das Unglück der Stadt, mit der es ſo oft Händel gehabt, und deren Wohlſtand es ſo lange beneidet hatte. Nur der Papſt nahm ſich auf das dringende Anliegen des Erzbiſchofs ihrer an. Er erließ einen ſtrengen Befehl an den Orden, die Belagerung aufzuheben, und das Gebiet der Stadt zu räumen. Als er anlangte, war aber ſchon alles entſchieden.

Nachdem die Sperrung ein Jahr gedauert

hatte, waren endlich alle Vorräthe der Stadt aufgezehrt. Der Stadtvogt berief die Bürgerſchaft zuſammen, und lud dreimal die Domherren ein, an der Berathung Antheil zu nehmen; aber keiner von ihnen kam. Er redete alſo die verſammelten Bürger an, um ihnen die Lage der Sachen vorzuſtellen. Thränen unterbrachen ſeine kaum begonnene Rede, und ſein Gehülſe mußte das Wort nehmen. Er erklärte, daß in den Magazinen der Stadt nur noch vier [illegible] Mehl lägen, viele Menſchen vor Hunger heimlich entflöhen, und mehrere geſtorben wären „Hat einer von euch noch Brot,“ ſchloß er, „ſo gebe er es heraus, und fordere dafür nach Belieben: für die Armen zahlet die Stadt.“

Alle verſicherten, daß ſie keinen Biſſen mehr beſäßen, und man beſchloß alſo, mit dem Herrmeiſter wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Eberhard von Monheim wollte anfangs nichts von einem Traktate hören, ſondern drohete, die Stadt daſſelbe Schickſal leiden zu laſſen, das

Dünamünde durch ſie erfahren hätte. Endlich ließ er ſich durch die Vorſprache des Landmarſchalls beſänftigen; aber er ſchrieb dafür äußerſt harte Bedingungen vor. Der Magiſtrat mußte ihn knieend um Verzeihung bitten, und die Stadt dreißig Klafter von ihrer Mauer niederreißen, damit er in Triumph durch die Lücke einziehen konnte. Sie mußte ihm den Eid der Treue leiſten, und verſprechen, den Erzbiſchof künftig nur in geiſtlichen Sachen für ihren Oberherrn zu erkennen. Sie mußte den Rittern zwei Thore und alle ihre Privilegien überliefern, und es ſich gefallen laſſen, daß zu jeder beliebigen Zeit ein Abgeordneter des Herrmeiſters den Berathſchlagungen ihres Magiſtrats beiwohnte; ja, die Urtheilsſprüche in Kriminalſachen ſollten ungültig ſeyn, wenn nicht der Ordensvogt oder ein Ritter bei Fällung derſelben gegenwärtig geweſen wäre. Zur Entſchädigung gab er ihr einen kleinen Theil ihres Gebiets und die unentbehrlichſten ihrer Rechte zurück.

So hatte die Stadt durch ihren übereilten Eifer ihre reichsſtädtiſche Verfaſſung, wenigſtens für eine lange Folgezeit, eingebüßt, und das Schloß, das Eberhard im J. 1331 dem Orden in Riga erbauete, ſicherte ſeiner erlangten Oberherrſchaft Dauer. Umſonſt wehklagte der Erzbiſchof Friedrich am päpſtlichen Hofe zu Avignon. Johann der Zwei und zwanzigſte ſprach 1334 das Urtheil, daß die Ritter die Güter des Erzſtifts zurückgeben, Riga hingegen behalten ſollten, da die Stadt ſelbſt den Krieg angefangen habe. Auch dieſem vortheilhaften Ausſpruche gehorſamten die Ritter nicht, und der hohe Bann, den Benedikt der Zwölfte gegen ſie erließ, und der Biſchof von Dörpat publicirte, war eben ſo fruchtlos. Friedrich ſtarb im Jahre 1340 zu Avignon, ohne ſeine treue Hauptſtadt wiederzuſehen. Seine Nachfolger mußten ihre Reſidenz zu Kokenhuſen nehmen, und ein Ereigniß des Jahres 1347 verſchaffte dem Orden ein ſo entſcheidendes Uebergewicht über ſeinen vormaligen Oberherrn, daß alle Bemühungen deſſelben, nur einen Theil ſeiner Rechte zu retten, ſehr unwirkſame Verſuche blieben.

X.

Geſchichte des Däniſchen Eſthlandes bis 1343.

Wir haben oben geſehen, wie Waldemar der Zweite noch in ſeinem Alter Autorität genug beſaß, durch bloßes Drohen und durch Rüſtungen den Papſt zur Anerkennung ſeiner Gerechtſame, und die teutſchen Ritter zur Räumung von Eſthland zu bewegen. Dieſer Prinz beſtätigte durch ſein Beiſpiel die Erfahrung, daß wirklich große Männer *), ſobald ſie ernſtlich wollen, in jedem Fache groß ſeyn können. Dännemark, wie ſo viele andere Reiche, verdankt ſeine weiſeſten Geſetze dem muthigſten Erobe-

---

*) Unter großen Männern verſtehe ich nicht große Gelehrte, große Künſtler u. ſ. w. Man kann ein großer Mathematiker, Philolog und Kritiker, Dichter, und doch ein ſehr kleiner Mann ſeyn. —

Eroberer, den es aufſtellte *), und ſobald er, der Verfaſſer des jütiſchen Lovbogs, Eſthland wieder erlangt hatte, gab er auch dieſer Provinz die Verfaſſung, die ihr für die damalige Zeit die beſte war.

Er theilte eine Menge Lehen aus, und gab den Empfängern derſelben die Vaſallenrechte, welche der däniſche Adel beſaß. Er conſtituirte ſie zum Landſtande, ſchrieb die Erbfolge vor, u. ſ. w. Die Privilegien, die er ihnen ertheilte, wurden von den folgenden Oberherren unter dem Namen des harriſchen und wiriſchen Rechtes beſtätigt.

Den Städten, vorzüglich Reval, gab er das lübiſche Recht, folglich einen Magiſtrat, einen Stadtvogt, und weit reichende Handelsprivilegien. Er ſetzte einen neuen Biſchof nach Reval, behielt ſich aber deſſen Ernennung weis-

---

*) Alexander, Genzis-Chan, Guſtav Adolph, Peter der Erſte, Friedrich der Zweite laſſen uns ungewiß, ob wir ſie als Eroberer oder als Geſetzgeber mehr bewundern ſollen.

lich ſelber vor. Er untergab ihn' dem Erzbiſchofe von Lund; und, weit entfernt, ihm die gefährliche Macht und die Fürſtenrechte der übrigen liefländiſchen Biſchöfe einzuräumen, wies er ihm nur ſehr mäßige Einkünfte an. Nur für die Bauern that Waldemar nichts. Es lag nicht in dem Geiſte jenes finſtern Zeitalters, die eigentliche Maſſe des Staats gehörig zu würdigen, und die Eſthen wurden ohnehin als bloß entkräftete Feinde angeſehen. Niemand dachte daran, daß ſie nicht eher aufhören könnten, es zu ſeyn, als bis man ſie zu Staatsbürgern machte.

Ich übergehe alle die einzelnen Beſtätigungen und Erweiterungen, die ſeine Nachfolger den ertheilten Privilegien gaben, ſo wie den unbedeutenden Antheil, den die däniſchen Statthalter an den ruſſiſchen Kriegen nahmen; nur die entſcheidendſten Ereigniſſe dieſer Periode werde ich erwähnen.

Mit Waldemar ſchien der Schutzgeiſt ſeines Reiches geſtorben zu ſeyn. Ihm folgten hundert Jahre der ſchrecklichſten Frevelthaten, Unfälle und Verwirrungen. Jedes Reich hat ſeine Perioden der Gräuel und der Zerrüttung, und das ſonderbarſte iſt, daß ſie gewöhnlich auf große Regenten folgen und glänzenden Zeiten vorher zu gehen pflegen. Nach Iwan Waſſiljewitſch dem Zweiten folgte die Zeit der falſchen Demetrius ꝛc., die Peters des Erſten Regierung vorbereitete. Nach Eliſabeth kehrte die Zeit der bürgerlichen Kriege in England wieder: ihnen verdankt es die Geſtalt ſeiner Verfaſſung, die es in unſerm Jahrhunderte ſo furchtbar machte. Auf Franz den Erſten traten in Frankreich die Zerrüttungen der proteſtantiſchen Kriege ein, welche die Regierung Richelieu's, Mazarins und Ludwigs des Vierzehnten endigte. Mit leichter Mühe könnte man dieſe Erfahrung in der Geſchichte aller Länder auffinden; doch ich kehre zu Dännemark zurück.

Waldemars Söhne, ſein Enkel und Urenkel ſtarben eines gewaltſamen Todes, und die Söhne des letztern waren noch unglücklicher.

Sie fügten ihren Feinden noch ihre Unterthanen bei, und als Chriſtoph der Zweite, der zweimal abgeſetzt ward, und zweimal wieder auf den Thron gelangte, im Jahre 1333 ſtarb, waren die Domänen, ja, ganze Provinzen verpfändet, und die Regierung befand ſich in den Händen Gerhards, Grafen von Holſtein. Kaum war die Rede davon, ob auch Chriſtophs Söhne Rechte auf den Thron hätten.

Glücklicher Weiſe hatten die Zerrüttungen Dännemarks lange keinen nachtheiligen Einfluß auf Eſthland. Dieſe Provinz konnte bei ruhigen Zeiten der däniſchen Krone ſehr wichtig werden; aber ſie lag zu einzeln und abgeriſſen da, als daß man in unruhigen viel Rückſicht auf ſie genommen hätte. Indeß man ſich ein Jahrhundert lang in Dännemark darum ſchlug, wer befehlen ſollte, genoſſen die eſthniſchen Stände ruhig ihrer Conſtitution, und warfen nur dann einen Blick auf das Schickſal des übrigen Reiches, wenn es darauf ankam, ſich ein neues Vorrecht zu erwerben, oder den Genuß der alten zu ſichern. Bis zum Jahre 1303 iſt Eſthland ſo glücklich, daß es faſt keinen bemerkenswerthen Umſtand darbietet, als etwa die ſchon erwähnte Aufnahme von Reval in den hanſeatiſchen Bund, und ein Paar ſchnell vorübergehende Einfälle der Ruſſen.

In dem erwähnten Jahre aber bewog eine Maßregel des Königs Erich des Siebenten den eſthniſchen Adel, als ſelbſtſtändiger Landſtand aufzutreten. Um ſich mit ſeinem Bruder Chriſtoph abzufinden und ihn zugleich ſo weit, als möglich, zu entfernen, belehnte ihn nehmlich Erich auf ſechs Jahre mit dem Herzogthum Eſthland und allen Hoheitsrechten über Land und Städte. Der Prinz war wegen ſeines ſchlechten Charakters berüchtigt und verhaßt: man mußte jede Art von Drangſal von ihm erwarten. Der eſthniſche Adel war aber nur gewohnt, ſie zu üben, nicht zu leiden: er verſammelte ſich daher im J. 1304, und proteſtirte gegen jede Trennung der Provinz vom däniſchen Reiche; ja, er ſchloß ſogar ein eigenmächtiges Bündniß mit dem Herrmeiſter und dem Biſchof von Oeſel, worin ſich die letzten zwar gegen den Argwohn verwahrten, als wenn ſie däniſche Vaſallen abſpänſtig machen wollten, alle ſich aber gegenſeitig ihre Rechte garantirten, und Beiſtand gegen jeden Beeinträchtiger derſelben verſprachen.

Der königliche Statthalter von Eſthland ſah dies Bündniß däniſcher Unterthanen mit einer fremden Macht für ein Verbrechen an, und meldete es als ein ſolches dem Könige. Erich war zu ſchwach, ſich zu behaupten. Zwar erklärte er jene Verhandlung für ungültig; aber er fürchtete doch ſo ſehr die Wirkung derſelben, daß er die Belehnung ſeines Bruders aufhob, und verſprach, die Provinz ſolle nie von der däniſchen Krone veräußert werden. Dies hielt die Ritterſchaft nicht ab, bei der fortdauernden Zerrüttung in Dännemark, eine eigene Regierung ihrer Provinz einzuſetzen, die aus Landräthen beſtand, und in der dem Könige oder ſeinem Statthalter nur Eine Stimme gelaſſen ward. Der Biſchof von Reval, der ſich ſelbſt zum däniſchen Statthalter ernannte, hatte die Kühnheit, dieſe Einrichtung zu beſtätigen, und erhielt dafür von den Landräthen ein Zeugniß ſeiner Treue gegen den König.

So löſ'ten ſich allmälig alle Bande auf, die Eſthland an Dännemark knüpften, und der Adel brauchte ſein Verlangen, nicht von dieſer Krone getrennt zu werden, ſelbſt zum Vorwande, ſich von ihr unabhängig zu machen. Im Jahre 1321 machte Chriſtoph der Zweite einen neuen Verſuch, aus dieſer Provinz wenigſtens den Vortheil zu ziehen, daß er einen Feind von ſich entferne. Er trat ſie dem angeblichen Herzoge von Halland, Knut Porſe, ab. Die Ritterſchaft proteſtirte, wie vormals, und bot dem Könige 2000 Mark für die Beſtätigung der Unveräußerlichkeit. Er war ſchwach genug, ſie zuzugeſtehen; aber ſchon drei Jahre ſpäter zwang ihn der Geldmangel wieder, Eſthland ſeinem Schwiegerſohne, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, anſtatt der Mitgift ſeiner Tochter, anzuweiſen. Auch dieſen Landesherrn erkannte man nicht an, und jede neue Widerſetzlichkeit des Adels machte ihn unabhängiger.

Nach Chriſtophs Tode, der im Jahre 1332 erfolgte, ſchlugen ſich mehrere Bewerber um die Krone. Otto, ſein älteſter Sohn, bemühete ſich, Geld zu Anwerbung eines Kriegesheeres zuſammen zu bringen. Sein Schwager, Markgraf Ludwig, ſtreckte ihm, gegen eine neue Abtretung aller Anſprüche auf Eſthland, eine Summe vor: doch Otto konnte ſein Verſprechen nicht erfüllen Er ward von dem Grafen von Holſtein, Gerhard, geſchlagen und gefangen genommen. Ludwig wendete ſich an ſeinen Vater, den Kaiſer Ludwig von Baiern. Dieſer befahl dem teutſchen Orden, Eſthland für ſeinen Sohn zu erobern; aber der Auftrag blieb ſo unwirkſam, als die Akte, durch die der däniſche Statthalter im J. 1334 dem Herrmeiſter die Vormundſchaft über Eſthland auftrug. Unter ſcheinbarer Anerkennung der däniſchen Oberherrlichkeit fuhr der Adel fort, die Provinz durch ſeine Landräthe unumſchränkt regieren zu laſſen.

Endlich bot der Markgraf dem Herrmeiſter das Land feil. Das war es vermuthlich, was der Orden erwartet hatte; denn nun nahm er keinen Anſtand, das Benehmen des eſthniſchen Adels als rebelliſch zu mißbilligen. Ehe indeß die Unterhandlungen zu Stande kamen, ward der Graf von Holſtein durch Nils Ebbeſon, einen däniſchen Patrioten, erſchlagen, und Waldemar der Dritte, zweiter Sohn Chriſtophs, beſtieg den Thron ſeiner Väter. Er bewahrte ſofort ſein Näherrecht an Eſthland, um — ſelbſt aus dem Verkauf Vortheil zu ziehen. Wahrſcheinlich hätte er ſich dennoch zerſchlagen, oder ſich bei der Widerſetzlichkeit des Adels nur durch einen blutigen Kampf ausführen laſſen, wenn ein plötzlicher Vorfall den letztern nicht ſo ſehr geſchwächt hätte, daß er ſich ruhig allem unterwerfen mußte, was über ihn verhängt ward.

XI.

Bauernaufſtand. Abtretung Eſthlands.

Dies war der große Aufſtand im Jahre 1343.

Alle Jahrbücher vereinigen ſich, die eben verfloſſene Zeit als eine der glücklichſten für Eſthland zu preiſen, und den Adel und die Städte in einem ſehr blühenden Wohlſtande aufzuſtellen: alle aber ſind eben ſo einſtimmig darin, das Elend der unglücklichen Ackersleute als entſetzlich zu ſchildern. Um ſie außer Stand zu ſetzen, ihre vorige Unabhängigkeit zu erlangen und Unruhen anzuſtiften, ſah die Regierung es gern, daß die teutſchen und däniſchen Vaſallen ſie genau bewachten, und die adeligen ſogenannten Gerechtſame ausdehnten: bald aber kannten dieſe keine Schranken mehr. Der Gutsherr forderte Abgaben und Frohnleiſtungen, ſo viel ihm gut dünkte, und übte gegen den Murrenden die höchſte Richtergewalt an Gut und Leben. Wen muß folgende, faſt wörtlich aus einer Chronik abgeſchriebene, Schilderung nicht empören!

„Die Bauern,“ ſagt Ruſſow, „hatten nicht „mehr Recht, als ihr Edelmann oder Vogt „wollte, und die armen Leute durften ſich bei „keiner Obrigkeit über Gewalt und Unbilligkeit beklagen. Starb ein Bauer mit ſeinem „Weibe, und ließ Kinder nach, ſo wurden ſie „ſo bevormundet, daß die Herrſchaft den ganzen Nachlaß ſich zueignete, indeß ſie nackt „am Feuerherde des Hofes liegen mußten, „oder in den Städten vertheilt wurden. — „Alles, was ein Bauer beſaß, gehörte nicht ihm, „ſondern ſeinem Herrn; und wenn einer ein „kleines Vergehen beging, ſo wurde er ohne alle Barmherzigkeit und Menſchlichkeit nackt „emporgeſpreitzt, und, ohne Rückſicht auf das „Alter, mit ſcharfen Ruthen gepeitſcht. Keiner konnte dieſer Tyrannei entgehen, wenn er „nicht reich genug war, ſich mit einem ſtattli-

„chen Geſchenke zu löſen. Auch gab es Edel„leute, die ihre armen Bauern gegen Hunde „und Windſpiele vertauſchten.“ — Die niedrigſte Stufe der Schändlichkeit und Barbarei hat unendlich mehr Bleibendes, als irgend ein anderer Zuſtand. Man geräth in Verſuchung, zu glauben, Ruſſow habe im achtzehnten Jahrhunderte geſchrieben.

Eine andere Chronik ſagt: auch von Liefland habe das Sprichwort gegolten, daß es der Himmel des Adels, das Paradies der Geiſtlichkeit, die Goldgrube der Fremden, und die Hölle der Bauern geweſen ſey. Crantz aber bricht ſogar voll edlen Unwillens aus: „Unſere „Hunde fürwahr werden beſſer gehalten, als „dieſe elenden Menſchen.“ Nach dieſen Zeugniſſen wird man keine Schwierigkeit machen, die Meinung eines neuern liefländiſchen Geſchichtſchreibers wahrſcheinlich zu finden, daß die Edelleute ſich Freiheiten erlaubt hätten, die vielleicht mit der Billigkeit nicht beſtehen konnten. Wahrlich, eine bewundernswürdige Zartheit des Ausdrucks *)!

Man kann leicht denken, daß der Adels-Druck nie gewaltiger und ſchändlicher ward, als ſeitdem die wohlgebornen Despoten, aller Oberherrſchaft entnommen, nur unter den aus ihrer eignen Mitte gewählten Landräthen ſtanden **): aber das war auch ſeine äußerſte Gränze. Das tiefſte Elend hat das Gute, daß es bei ganzen Völkern, wie bei einzelnen Menſchen, die Energie des Geiſtes erweckt, und ihm die Spannkraft giebt, eine nachdrückliche Maßregel zur Rettung zu ergreifen. Sie kann fehlſchlagen, — aber beſſer iſt es unterzugehen, als mit ekelhafter Schlaffheit Erniedrigung zu erdulden; — und ohne Nutzen, wenigſtens für die Nachwelt, bleibt ein großes Beiſpiel nie.

---

*) Menſchen, die ihr nicht Muth habt, das Recht zu vertheidigen, und Büberei bei ihrem Namen zu nennen; die ihr ſelbſt gegen die verfloſſenen Jahrhunderte keine Rüge wagt, ohne dem gegenwärtigen durch eine Verbeugung abzubitten: Feige! wer berief euch zu Schriftſtellern, zu Geſchichtſchreibern? —

**) Dieſes Verhältniß iſt, in Rückſicht auf die Bauern, dem Adel im Jahre 1797, nach Erſtattung ſeiner Privilegien, durch den Landtagsſchluß wieder gegeben worden, den ich im Supplement zu den Letten habe abdrucken laſſen. Wahrſcheinlich, oder vielmehr gewiß, wird der Erfolg derſelbe ſeyn, wie im Jahre 1343.

Die Eſthen wußten, daß ihre Tyrannen ſich von dem bisherigen Schutzherrn losgeriſſen hatten, und auch mit dem Orden uneinig waren; ſie konnten die ganze Macht derſelben überſehen; ſie fühlten ſich ihr gewachſen: plötzlich erwachte ihre alte Freiheitsliebe.

Im Jahre 1343, in der Nacht zum 29ſten April, erhob ſich nach einer allgemeinen Abrede die ganze Bauerſchaft der harriſchen Provinz, ſtürmte die Schlöſſer und Häuſer der Edelleute, ſo wie das Kloſter Padis, und erſchlug faſt alle Dänen und Teutſche. Wenige Tage darauf ahmten die Bewohner der Wiek das ſchreckliche Beiſpiel nach. Nur wenige Adelige entflohen, nackt, wie ſie aus dem Bette waren aufgeſchreckt worden, durch Wälder und

Moräſte nach Weißenſtein und Reval. Achtzehnhundert Dänen und Teutſche ſollen, allein in dieſen beiden Provinzen, als Söhnopfer der beleidigten Menſchheit, gefallen ſeyn. Bald nachher erhoben ſich auch die vormals ſo ſtreitbaren Oeſeler, tödteten alle Teutſche des flachen Landes, belagerten den Ordensvogt und ſeinen Convent zu Poide, und als er ſich ergeben hatte, hieben ſie ihn nieder. Sicher eine äußerſt ſchändliche That. Vergleicht man ſie aber mit den unzähligen Schändlichkeiten und der ſchamloſen Tyrannei, die jene veranlaßt hatten, ſo ſcheint ſie nur ſchwach geübte Gerechtigkeit an den fremden Barbaren, die ſich eingedrängt, und ein edles, freies Volk zu Sklaven herabgewürdigt hatten.

Jetzt von neuem frei und ſelbſtſtändig, ſammelten ſich die Eſthen zu einem Heere, und erwählten ſich Anführer und Regenten. Zehntauſend Mann zogen vor Reval, ein eben ſo ſtarkes Heer vor Hapſal, und Abgeordnete gingen nach Finnland, um bei den verbrüderten

Finnen den alten Nationalgeiſt zur Unterſtützung aufzufordern; ja, ſie ſollen ſogar den dortigen Biſchöfen die Einräumung von Reval angeboten haben.

Indeß hatten die in Reval belagerten Edelleute den Herrmeiſter um Hülfe gebeten, und Burchard von Dreilewen rückte mit einem großen Heere zum Entſatze heran. Als die Eſthen ſeinen Zug erfuhren, ſchickten ſie ihm Abgeordnete entgegen. Sie baten ihn um Frieden, und verſprachen, ſich dem Orden zu unterwerfen und Tribut zu bezahlen, wenn man ſie nur von der Tyrannei der Edelleute befreien wollte: denn ehe ſie dieſe wieder unter ſich litten, wären ſie entſchloſſen, alle zu ſterben.

Wirklich ſoll der Herrmeiſter geneigt geweſen ſeyn, dieſe Vorſchläge anzunehmen; aber die Ritter, unter denen viele Verwandten der Erſchlagenen waren, wußten ihm ſchnell wieder dieſe milde Geſinnung zu benehmen. Er verwarf daher alle Anträge, ließ jeden Eſthen, der ihm in die Hände fiel, hängen, und rückte

vor

vor Reval. Hier kam es zur Schlacht. Ihrem Worte treu, kämpften die Eſthen auf das hartnäckigſte. Faſt das ganze Heer blieb auf dem Schlachtfelde; denn leider ſiegten auch hier die Panzer und die größere Kriegserfahrenheit der Ritter. Frohlockend drängten ſich bald die entſetzten Räubergenoſſen, drängten ſich ſelbſt ihre Weiber und Kinder aus den geöffneten Thoren, um die Körper der erwürgten Freiheitshelden zu beſchauen. —

Der Sieg hatte die Furcht der Dänen nicht zerſtreut. Des ferneren Schutzes gewiß zu ſeyn, übergaben die königlichen Räthe und die übrigen adeligen Vaſallen dem Orden die Schlöſſer Reval und Weſenberg, um ſie für den König von Dännemark zu bewahren, mit der Bedingung, daß ſie zurückgegeben würden, ſobald alle gemeinſchaftlich es forderten. Der Herrmeiſter legte eine ſtarke Beſatzung in dieſe Schlöſſer, und zog nach der Wiek. Der Ruf ſeines fürchterlichen Sieges zerſtreuete das Heer der Eſthen vor Hapſal, noch ehe er ſelbſt angelangt war. — Jetzt kamen einige Schiffe mit Kriegesleuten aus Finnland bei Reval an. Sie fanden die Stadt entſetzt, die Eſthen geſchlagen: nun entſchloſſen ſie ſich, in den Haſen freundſchaftlich einzulaufen, wurden eben ſo von den erſchrockenen Dänen und Teutſchen aufgenommen, und entfernten ſich wieder.

Noch hatten die unglücklichen Eſthen nicht alle Hoffnung aufgegeben. Sie wendeten ſich an ihre alten Bundesgenoſſen, die Ruſſen, und wirklich rückte auch im J. 1345 ein großes Heer von Nowgorod in das Bisthum Dörpt, und in Haufen ſtrömten die Eſthen ihren Befreiern entgegen. Es kam bei Odempeh, wo im vorigen Jahrhunderte ſo oft für Freiheit und Vaterland gefochten ward, wieder zur Schlacht, und wieder unglücklich für die gerechte Sache. Blutig mußten die Ritter den Sieg erkaufen; aber ſie ſiegten dennoch. Das Loos der bedauernswerthen Eingebornen ward traurig entſchieden, und ihre muthigſte Anſtrengung war verloren, wie alle vorigen; doch iſt ſie ein Denkmal, zu dem ſelbſt ihre jetzigen Despoten mit Zittern hinaufſehen mögen. Sie ſind feig und entnervt gegen ihre Ahnen, die ihnen den Spielraum ihrer Tyrannei erkämpften; aber mitten im Elende haben die Unterdrückten noch ihre vorige Körperkraft und ihren kühnen Geiſt erhalten. Sollte irgend ein Anlaß ihre alte Energie erwecken, ſo übt ſicher eine zweite St. Jürgen-Nacht ſchreckliche Gerechtigkeit: — und nicht bloß Schuldige dürften dann fallen.

Oeſel war noch frei, und, fürs erſte vom Meere beſchützt, beſchäftigten ſeine muthigen Bewohner ſich noch immer mit Träumen ihrer wiedererlangten Unabhängigkeit. Bald wurden ſie ſchrecklich aus denſelben erweckt. Der Winter bahnte den Tyrannen des feſten Landes einen Weg auch in dieſen letzten Zufluchtsort der Freiheit Der Herrmeiſter zog unvermuthet über das Eis nach Oeſel, und ehe ſich die Einwohner zur Gegenwehr rüſten konnten, verheerte er die ganze Inſel. Mehr als neuntauſend Menſchen wurden in ihren Hütten ermordet. Die Ueberlebenden verſtanden ſich dazu, ihre Waffen abzuliefern, und als ein Denkmahl ihrer Unterwerfung die Sonne- oder Sühneburg zu erbauen.

Trotz dem ſchrecklichen Ausgange dieſer Freiheits-Verſuche, entſchloſſen ſich die Bauern der Comthurei Fellin, den zu ſtarken Druck der Ritter durch einen ähnlichen zu rächen. Es ward eine geheime Verſchwörung gemacht, und am St. Thomas-Abende 1345 ließ ſich eine Zahl ausgewählter junger Männer, mit ihren Waffen in Säcke verſteckt, ſtatt des Zinsgetreides in das Schloß tragen. Eine zärtliche Mutter, deren Sohn ſich auch unter den Freiwilligen befand, zitterte für das Leben ihres Lieblings. Mit der Bedingung, daß man ſeiner ſchone, verrieth ſie das Geheimniß, und die Patrioten wurden in ihren Säcken erſtochen. Dieſer Vorfall ſcheint die ganze Unternehmung des wieder erwachten National-Geiſtes geendigt zu haben. Aehnliche bei den Griechen und Römern werden als Beiſpiele der Vaterlandsliebe und des Heldenmuthes geprieſen. Dieſe ſtellt man in allen Jahrbüchern als eine ſchändliche Rebellion auf; und doch — hatte je ein Volk gerechtere Urſachen, zu den Waffen zu greifen, als die zu Leibeigenen herabgewürdigten Eſthen?

Der eſthländiſche Adel war in dem Aufſtande ſo ſehr geſchwächt worden, daß er von ſeinem Dünkel, unabhängig deſpotiſiren zu können, zurückkam. Zu einer Republik, in der alle Stände gleicher Rechte genoſſen hätten, wäre Eſthland nicht zu ſchwach geweſen; aber raubſüchtige Ariſtokraten, welche das eigentliche Volk in Sklavenfeſſeln halten wollen, bedürfen einer Unterſtützung gegen daſſelbe: man ſchloß ſich alſo immer näher an die teutſchen Ritter. Zwar erinnerte ſchon im Jahre 1344 Waldemar den Herrmeiſter an ſein Verſprechen, die ihm übergebenen Schlöſſer nur für Dännemark bewahren zu wollen, und forderte ihn auf, ſie dem königlichen Schloßhauptmann

Anderſſon zu überliefern; aber da er nicht zugleich eine Armee mitſchicken konnte, und die Bauernunruhen noch fortdauerten, ſo proteſtirten ſeine Vaſallen ſelbſt gegen die Forderung, und verpfändeten wenige Monate nachher auch das Schloß Narva den teutſchen Rittern. Jetzt kam Waldemar ſelbſt nach Eſthland, und ſuchte ſeine alten Unterthanen durch gütige Behandlung und Privilegien zu gewinnen: das war es indeß nicht, weſſen ſie bedurften. Schutz konnte er ihnen nicht geben, und ſo kehrte er im J. 1346 traurig aus einer Provinz ſeines Reiches zurück, in der er ſchon Fremdling war.

Alles überzeugte Waldemar, daß Eſthland für Dännemark verloren ſey: er beſchloß alſo, wenigſtens eine ſo große Schadloshaltung dafür zu ſuchen, als ihm noch täglich blieb. Er knüpfte die unterbrochenen Unterhandlungen mit dem Hochmeiſter Duſemer wieder an, und im J. 1347 wurde der Kauf zwiſchen ihnen abgeſchloſſen. Waldemar erhielt 19,000 Mark

Silbers, und überließ dafür Eſthland mit allen Anſprüchen und Rechten dem Orden, in welchen ſich ſein älterer Bruder Otto zu gleicher Zeit aufnehmen ließ. Das Geld ward großen Theils zur Abfindung des Markgrafen Ludwig angewendet, und von dem übrigen machte Waldemar — eine Luſtreiſe nach Jeruſalem.

So verlor Dännemark dieſe Provinz, die ihm ſehr wichtig werden konnte, zum zweiten Male, um ſie nie wieder zu erhalten. Der Hochmeiſter beſtätigte alle Privilegien derſelben, vorzüglich die Fähigkeit der Töchter, Lehen zu erben, und trat dann das ganze Land dem näher wohnenden liefländiſchen Herrmeiſter zur Regierung ab.

Indeß dies im nördlichen Lieflande vorging, hatten die Litthauer das ſüdliche im J. 1346 verwüſtet, Mietau mit ſeinem Schloſſe verbrannt, und ſelbſt Riga bedrohet. Da dieſer Heereszug den allgemeinen Krieg des ganzen teutſchen Ordens gegen Litthauen, den Hauptinhalt des folgenden Buches, veranlaßte, ſo ſpare ich die umſtändlichere Erwähnung dieſes Vorganges bis dahin auf.

Fünftes Buch.

Bis zum funfzigjährigen Frieden mit Rußland,

im Jahre 1503.

Fünftes Buch.

Erſte Abtheilung.

Bis zum Jahre 1410.

I.

Kurze Geſchichte der Eroberung Preußens.

Durch die übernommene Eroberung Preußens und die Verbindung mit den Schwertbrüdern war Herrmanns von Salza ehrſüchtiger Wunſch (S. Buch 4. Abſchn. III.) nur zu überſchwenglich in Erfüllung gegangen. Als er im Jahre 1240 ſtarb, zählte der teutſche Orden ſchon faſt zweitauſend Ritter, unter denen ſelbſt Fürſten waren, und Salza's ehemaliger

Landesherr, Conrad, Landgraf von Thüringen, wurde ſein Nachfolger im Hochmeiſterthume. — Ich kann mich hier ſo wenig darauf einlaſſen, die einzelnen Hochmeiſter alle zu nennen, als ich es mit den Herrmeiſtern in Liefland that. Nur eine gedrängte Ueberſicht der preußiſchen Geſchichte werde ich liefern, da ſie mit der liefländiſchen ſo nahe verbunden iſt.

Herrmann Balke, der erſte Herrmeiſter des teutſchen Ordens in Liefland, war es auch geweſen, der im J. 1230 die Unterjochung Preußens begonnen hatte. Anfangs mußte er ſich begnügen, Streifzüge zu thun, Scharmützel zu liefern, und allenfalls einzelne Schlöſſer oder vielmehr Verſchanzungen der Preußen zu überrumpeln. Ein Kreuzzug, den der Papſt Gregorius der Neunte im Jahre 1234 gegen die Heiden an der Oſtſee predigen ließ, ſetzte Balken in den Stand, ſeine Unternehmungen mit größerem Nachdruck zu führen. Er ſah ſich bald an der Spitze einer großen Armee, mit der er den Preußen blutige Schlachten abge wann. Schon in der erſten ſollen zwanzigtauſend Menſchen geblieben ſeyn.

Merkwürdig iſt die Art, wie dieſer Krieg geführt ward. Preußen war in eilf verſchiedene Provinzen getheilt, deren Bewohner einzeln gegen die Teutſchen fochten. Jede große Schlacht hatte gewöhnlich die Unterwerfung einer derſelben zur Folge, und die Ritter brauchten ihren Sieg ſogleich, die übriggebliebenen Eingebornen einige Schlöſſer erbauen zu laſſen, die ihnen den Beſitz der Landſchaft ſicherten. Sobald dieſe fertig und neue Hülfsvölker aus Teutſchland angelangt waren, griffen ſie das benachbarte Volk an. Bei dieſer Verfahrungsweiſe, und vorzüglich bei dem fortdauernden Zuſtrömen neuer Kämpfer aus Teutſchland, ſollte man glauben, daß die Bekehrung von Preußen ſehr bald hätte geendigt ſeyn müſſen. Auch war ſie es ſchon im Jahr 1240 wirklich in vielen Provinzen der Form nach: die meiſten preußiſchen Nationen waren getauft worden; aber das Betragen der Ritter entzündete wiederholt den Kampf von neuem.

Die große Menge der Bekehrten ſcheint ihnen Furcht eingeflößt zu haben: daher legten ſie es faſt offenbar darauf an, ſie auszurotten, oder zum Entfliehen zu zwingen. Sie überhäuften ſie mit den drückendſten Frohndienſten, ſie mißhandelten ſie bei jeder Gelegenheit, ja, ſie hinderten ſie ſogar oft, ſich taufen zu laſſen, damit ſie nicht den Vorwand verlören, ſie feindlich zu behandeln. Die Preußen waren ein kriegeriſches, ſtarkes Volk, voll Selbſtgefühls und Freiheitsliebe. Sie waren von dem raſchgeführten Ueberfalle und Kriege mehr betäubt, als zu Boden geſchlagen. Die Behandlung, die man ihnen anthat, mußte ſie bald anreitzen, wieder zum Schwerte zu greifen.

Sie fanden eine Aufmunterung dazu, die ſie nicht hätten erwarten dürfen. Der Orden behandelte ſeine alten Gönner und Beſchützer eben ſo ſchändlich, als ſeine Neubekehrten. Er ergriff die erſte Gelegenheit, ſich den größten

Theil von dem Bisthum Culm zuzueignen, deſſen Beſitzer ſeine Berufung eigentlich bewirkt hatte; ja, als Biſchof Chriſtian einſt den Preuſſen in die Hände gefallen war, weigerte er ſich beſtimmt, ihn auszulöſen, und bemächtigte ſich ſtatt deſſen ſeiner übrigen Güter. Auch der Herzog von Pommern, Swantopolk, ward beleidigt. Er hatte mit mehrern teutſchen Fürſten das Kreuz genommen, und ihm verdankten die Ritter einen großen Theil ihrer Siege. Als nächſter Nachbar war er am beſten im Stande, ſie zu unterſtützen; und ſeine vorigen Fehden mit den Preußen hatten ihn ſo gut mit ihrer Art zu kriegen bekannt gemacht, daß er ihr furchtbarſter Feind war. Als er ſich aber von allem Antheil an dem eroberten Lande ausſchließen und noch dazu von den Rittern mit Geringſchätzung behandeln ſah, zog er ſich, tief gekränkt, von ihnen zurück.

Die Preußen merkten ſeine Sinnesänderung ſehr bald, und ſuchten ſie zu benutzen. Einige Abgeordnete mußten ihm im J. 1240 eine klägliche Schilderung von den Drangſalen machen, die mit der Taufe über ſie gekommen wären, und zugleich ihm heimlich die Anerbietung thun, ſich ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen. Swantopolk verſprach, ſich für ſie bei dem Orden zu verwenden, und that es auch wirklich; aber man wies ſeine Vorſprache zurück. Jetzt ſchickte er die preußiſchen Abgeordneten nach Rom, und fügte ihnen ſelbſt einen Geſandten bei. Es war nicht die Art der Kirche, ſich durch Elend und Vorſtellungen rühren zu laſſen. Die Geſandtſchaft kam mit unbedeutenden Verſprechungen zurück: aber ſie brachte ihrer Nation Nachricht von der Angſt, mit der die ganze Chriſtenheit dem tattariſchen Heere entgegen ſah, das gerade um dieſe Zeit durch Polen gegen Teutſchland heranzog; und im Stillen bereiteten ſich die Preußen, den erſten günſtigen Vorfall zu benutzen.

Der Landmeiſter Poppo von Oſterna ſtieß, ſeiner Ritterbeſtimmung gemäß, mit ſeiner größeſten Macht zu dem chriſtlichen Heere, das ſich

ſich in Schleſien verſammelte, um ſich den verheerenden Aſiaten entgegen zu ſtellen; aber er entrann faſt allein von dem blutigen Schlachtfelde bei Liegnitz, um dem Hochmeiſter zu Marpurg die Trauerbotſchaft ſeiner Niederlage zu bringen. Jetzt machten die getauften Preuſſen einen allgemeinen Aufſtand, und Herzog Swantopolk ergriff öffentlich ihre Partei. Faſt alle Schlöſſer der Teutſchen wurden erobert, faſt alle anweſenden Ritter niedergehauen. Der Legat, Wilhelm von Modena, ſuchte zwar den Orden wenigſtens mit dem Herzoge wieder auszuſöhnen; als aber dieſer ſich zum Vertrage in Thorn einfand, belegten ihn die Ritter mit ſo vielen Schmähungen, daß er ſich erbittert entfernte, und den Krieg mit der größten Lebhaftigkeit fortſetzte, obgleich nicht mit glänzendem Glücke, weil der Orden aus Polen und allen Theilen von Teutſchland große Unterſtützungen erhielt.

Eine Aufzählung der Schlachten und Eroberungen einzelner Schlöſſer wäre hier nicht am rechten Orte. Swantopolk ließ ſich im Jahre 1255 zum Frieden überreden, gab ſeinen Sohn als Geiſſel in die Hände des Ordens, erhielt dafür eine verlorne Feſtung zurück, und ward vom Banne befreiet. Der Krieg mit den Preußen hingegen dauerte fort, und drei Jahre ſpäter miſchte ſich auch Swantopolk wieder in denſelben, in der Hoffnung, ſeinem Sohne die Freiheit wieder zu verſchaffen.

Jetzt erſchien **Jakob Pantaleon, Archidiakonus von Lüttich**, als päpſtlicher Legat, um den Frieden zu vermitteln. Er ſchloß mit den bekehrten Preußen einen Vertrag, den man gewöhnlich das Privilegium derſelben nennt, ob er gleich nichts als ein Friedenstraktat iſt. Sie verſprachen, ſich dem Orden zu unterwerfen, und allen heidniſchen Gebräuchen zu entſagen, und erhielten dafür die Zuſicherung ihrer perſönlichen Freiheit und ihres Eigenthums an Land und Vermögen. Auch die Streitigkeiten mit Pommern glich Jakob aus, und der ſchon

Greis gewordene Herzog hörte auf, den Orden zu beunruhigen.

Mit deſto größerer Zuverſicht brach dieſer alle Verſprechungen, die er ſeinen Unterthanen gemacht hatte, und fiel auch die noch freien Preußen an. So oft er gegen dieſe einen Unfall erlitt, machten jene einen neuen Aufſtand; und während der drei und funfzig Jahre, die er um die Herrſchaft über Preußen ſtritt, ſtand dreimal die ganze Nation von neuem gegen ihn in Waffen. Sie ſtellten Helden auf, welche Mannheit und Edelſinn unſterblich gemacht haben würde, wenn ſie unter einem berühmteren Himmelsſtriche gekämpft hätten, und ihrer Sache ein glücklicherer Ausgang zu Theile geworden wäre. Ich thue mir Gewalt an, indem ich mich enthalte, einige jener glänzenden Proben von Patriotismus aufzuſtellen, die eine ausführliche und mit Schillers Geiſt geſchriebene Geſchichte der Bekehrung von Preuſſen zu einem der intereſſanteſten hiſtoriſchen Werke machen müßten, zu denen die europäiſche Geſchichte Stoff darbietet.

Erſt im Jahre 1283 konnten die Ritter ſich völlig als Herren von Preußen anſehen. Scurdo, der letzte Feldherr der Sudauer, zog ſich mit ſeinem Volke nach Litthauen, und ließ ſein Vaterland, das er nicht länger vertheidigen konnte, als eine Wüſte zurück; die Ritter beſetzten es Theils mit teutſchen Coloniſten, Theils mit Preußen aus andern Provinzen. Sie wendeten die Ruhe an, ihrem Lande eine Einrichtung zu geben, das heißt, ihren Despotismus in ein Syſtem zu bringen.

Sie vertheilten das flache Land unter Adelige und Unadelige von allen Nationen, die ſich als Pilger oder Anſiedler eingefunden hatten, behielten ſich gewiſſe Abgaben vor, und wieſen ihnen die Eingebornen des Diſtrikts zu Leibeigenen an. Nur diejenigen der letztern waren von der Leibeigenſchaft ausgenommen, die dem Orden während des Krieges gedient, das heißt, verrätheriſch an ihrem Vaterlande gehandelt hatten.

Natürlich mußte eine außerordentliche Erbitterung bei ihnen entſtehen; und ihr Groll zeigte ſich bei jeder Gelegenheit ſo offenbar, daß ihre Untreue zum Sprichwort ward, und ein Herrmeiſter, um Vergiftungen vorzubeugen, das Geſetz gab: wer einem Andern die Neige eines Bechers zutrinke, ſolle bei Lebensſtrafe den friſchgefüllten wieder anfangen. Zu ihrer Bildung wirkte das angenommene Chriſtenthum übrigens nichts. Sie waren durch die unaufhörlichen Kriege ſo erſchöpft worden, daß ſie nichts beſaßen, was Geiſtliche anlocken konnte, die Apoſtel bei ihnen zu ſpielen, ja, nur ihre Sprache zu lernen.

Beſſer befanden ſich die Ausländer, die der Orden auf alle Art in das Land zu ziehen ſuchte. Nicht Teutſche allein, auch Holländer, Engländer, Schweden und Dänen ſtrömten herbei, und verdrängten die wenigen Eingebornen vollends aus den fruchtbaren Gegenden. Diejenigen, die, wie ich oben bemerkte, mit dem Lande zugleich Leibeigene erhielten, bildeten nachmals den preußiſchen Adel. — Man hatte ſchon während des Krieges eine Menge Städte erbauet. Handwerker aller Art ſiedelten ſich in denſelben an, und viele wurden ſehr bedeutende Handelsörter, die ſich Theils nach lübiſchem, Theils nach magdeburgiſchem Rechte regierten, und von denen mehrere Glieder der Hanſa wurden. Ein Grundgeſetz ihrer Zünfte und Gilden war, daß kein Preuße oder Lette in dieſelben aufgenommen, ja, nicht einmal als Lehrling unterwieſen werden durfte: eine Barbarei, die noch jetzt unter den Handwerkern in Liefland fortdauert.

Den nachtheiligſten Einfluß hatte die vollendete Unterjochung auf die Ritter ſelbſt. Der Ueberfluß, der jetzt in den Schlöſſern zu herrſchen begann, vertrieb jene Einfachheit der Sitten, und die unbeſchränkte Obermacht jenen Anſtrich von Biederkeit, die allenfalls noch das einzige waren, was man an den Rittern ſchätzen konnte. Ungeachtet man alle Zeugniſſe von ihrer früheren Ausartung durch die Verbrennung der Jahrbücher zu vernichten ſuchte, ſo iſt uns doch manches ſehr empörende übrig geblieben: das überzeugendſte aber geben uns ihre ſpätern Handlungen ſelbſt, und das Beſtreben des Hochmeiſters Gottfried von Hohenlohe, eine Sittenverbeſſerung einzuführen. Er kam bloß in dieſer Abſicht nach Preußen und Liefland, und hielt im Jahre 1303 eine allgemeine Ordensverſammlung, um ſtrengere Sittlichkeit unter den Rittern durch Geſetze zu bewirken. Sie widerſetzten ſich ihm. Nachdem er ſeine ganze Beredtſamkeit vergebens aufgeboten hatte, gerieth er endlich in Zorn, und legte, nach dem ſonderbaren Tone jener Zeit, ſein Amt mit den Worten nieder: „A B C, euer Hochmeiſter bin ich nicht meh!“ Man ließ den unbequemen Moraliſten nach Italien zurückreiſen, und gab ihm Siegfried von Feuchtwangen zum Nachfolger; doch auf die dringende Bitte dieſes letztern ſelbſt, nahm Gottfried ſeine Würde wieder an, ohne weiter die Sittenbeſſerung zu verſuchen.

Sie war indeß ſo nothwendig, daß Siegfried, als er nach Gottfrieds Tode zum zweiten Male erwählt ward, ſie wieder in Anregung brachte. Er verlegte in dieſer Rückſicht den hochmeiſterlichen Sitz nach Preuſſen; aber auch er fand einen entſchloſſenen Widerſtand, und mußte ſich begnügen, den Rittern eine tägliche Anzahl Gebete aufzulegen. Wichtiger waren die Geſetze, die er den Zünften und den Landbewohnern gab, vorzüglich aber zwei derſelben, in denen er die Ausrottung der alten preuſſiſchen Sprache zu bewirken ſuchte; dabei verbot er zugleich, einem Preuſſen irgend ein Amt anzuvertrauen, oder ihn Handel und Gaſtwirthſchaft treiben zu laſſen: eine empörende Härte!

Siegfried war es übrigens auch, der ſich in die Streitigkeiten der Herzoge von Pommern miſchte, dem Churfürſten von Brandenburg ſeine Rechte auf Pommerellen abkaufte, und ſo dies Land, nebſt Danzig, unter ſeine Herrſchaft brachte. Der Krieg, in den er dadurch im J. 1330 mit Polen gerieth, gehört nicht hierher: aber Litthauen und die Fehden des Ordens mit den Fürſten dieſes Landes hatten einen großen Einfluß auf Liefland ſelbſt.

II.

Geſchichte Litthauens und ſeiner Kriege mit den preuſſiſchen Rittern, bis 1346.

Schon während der Unterjochung Preußens war der Orden oft mit den Litthauern in blutige Händel verwickelt, hatte ihr Land verheert, und das ſeinige von ihnen verheeren geſehen. Jetzt, da ganz Preußen ihm gehörte, glaubte er ſich alſo berechtigt, ſogleich auch die Eroberung von Litthauen zu verſuchen, beſonders, da ihn ein ausgewanderter Litthauer ſelbſt, Peluſſa, dazu aufforderte. Schon im J. 1284 fiel er Schamaiten an: aber er fand hier einen Widerſtand, wie er ihn in Preußen nicht anzutreffen gewohnt war; und, weit entfernt, neue Eroberungen zu machen, mußte er zufrieden ſeyn, keine ſeiner alten einzubüßen: denn Witenes ſtand an der Spitze des litthauiſchen Staates.

Wir haben oben geſehn, wie ihn bloß ſein entſchiedenes Verdienſt auf den Thron hob, und welche wichtige Rolle er bei den innern Händeln Lieflands ſpielte. Seit ihrer Beilegung durch den Erzbiſchof Iſarn wendete Witenes ſeine Aufmerkſamkeit faſt nur auf Preuſſen und Polen, und focht gegen beide mit ſo vielem Glücke, daß er ſeinem Sohne Gedimin im Jahre 1315 ein mächtiges und gefürchtetes Reich zurückließ. Ohne Zweifel hat ein ſo verdienſtvoller und ſtaatskluger Fürſt ſich auch durch innere Einrichtungen um ſein Volk verdient gemacht: aber bei der damals ſo großen Zerrüttung des öſtlichen Europa iſt die Kenntniß keiner andern auf uns gekommen, als daß er, um die Jugend auch im Frieden an den Gebrauch der Waffen zu gewöhnen, die Gränzſchlöſſer mit einer Beſatzung verſah, die nach einer beſtimmten Zeit wieder abgelöſ't ward, und zum Pfluge zurückkehrte.

Gedimin *) war es werth, ſein Nachfolger zu ſeyn. Auch er hatte alle Feinde ſeines Vaters zu bekämpfen; aber er that es mit noch glänzenderm Glücke. Nach mehreren Siegen über die Ritter, entriß er ihnen alles, was ſie von Schamaiten erobert hatten, und zwang ſie im J. 1319 zu einem zweijährigen Stillſtande. Er benutzte ihn, um Rußland zu bekriegen, wo ſich viele Fürſten, die vormals den Litthauern unterworfen waren, unabhängig gemacht hatten.

Sein erſter Angriff traf das Großfürſtenthum Wladimir. Ein blutiges Treffen, in welchem der Großfürſt ſelbſt blieb, lieferte es in ſeine Hände, und faſt ohne Schwertſtreich be-

---

*) Nach der Behauptung einiger Geſchichtſchreiber, war er nicht ein Sohn des Witenes, ſondern ſein Stallmeiſter, und ermordete ihn. Ich glaube aber, daß Kojalewicz, dem ich hier folge, den meiſten Glauben verdiene.

kam er bald hernach auch das Fürſtenthum Luzk. Nun aber verbündeten ſich ſechs ruſſiſche Fürſten gegen ihn, und erwarteten ihn, von einem großen tattariſchen Heere unterſtützt, in der Nachbarſchaft von Kiow. Gedimin ſchlug ſie, und in wenigen Tagen war auch der zweite großfürſtliche Sitz, Kiow, in ſeinen Händen. Die Einwohner waren mit ihrem bisherigen Beherrſcher, der ſie feig verlaſſen hatte, ſo unzufrieden, und ſchätzten ihren Beſieger ſo hoch, daß ſie ihn zum Großfürſten von Kiow ausriefen. Seitdem blieb dieſer Staat mit Litthauen verbunden, und ward mit ihm der polniſchen Monarchie einverleibt, bis ſich nach 334 Jahren die Einwohner durch einen Aufſtand wieder dem Regenten des übrigen Rußlands unterwarfen. —

Mit einem großen Zuwachs an Macht kehrte Gedimin alſo, nach Ablauf des preuſſiſchen Stillſtandes, nach Litthauen zurück. Sein Glück hatte den Neid und die Beſorgniß der Ritter erweckt; ſie hatten einen neuen Kreuzzug vom

Papſt erfleht, und verheerten jetzt Litthauen mit den Pilgern. Gedimin ließ ſie ſich vor den Schlöſſern erſchöpfen, und nahm noch in demſelben Jahre ſeine Rache in Liefland, deſſen Erzbiſchof ihn bei dem Papſte für einen Proſelyten ausgegeben hatte.

Während dieſer Feldzüge fand er Gelegenheit, die künftige Vereinigung Polens und Litthauens vorzubereiten, indem er ſeine beiden Töchter mit dem polniſchen Prinzen Kaſimir und dem Herzoge von Maſovien vermählte. Die Mitgabe der erſtern beſtand aus 24,000 gefangenen Polen, und die Folge der Verbindung war ein gemeinſchaftlicher Krieg gegen Brandenburg und Preuſſen, der die Ritter zwang, wenigſtens mit Polen ſchnell Frieden zu ſuchen. Gedimin, der den Krieg fortſetzte, ward im J. 1328 vor einem preuſſiſchen Schloſſe tödtlich verwundet. . Iſt die Nachricht der litthauiſchen Geſchichtſchreiber gegründet, ſo geſchah es durch den erſten Flintenſchuß, deſſen die europäiſche Geſchichte erwähnt; aber freilich ſtimmt das nicht mit der gewöhnlichen Erzählung vom Schießpulver überein *).

Nicht eroberte Provinzen nur ließ Gedimin ſeinem Reiche zurück: er hatte ihm auch eine Hauptſtadt gegeben. Ein ſonderbarer Traum nehmlich, und die Deutung, die der Krive ihm gab, bewog ihn, auf dem bisherigen Begräbnißplatze ſeiner Vorfahren die Stadt Wilna anzulegen, die er zur Reſidenz erhob. — Kurz vor ſeinem Tode beging er einen Fehlgriff, der ſein Reich leicht wieder von dem erreichten Gipfel hätte herabſtürzen können, wenn ſeine Söhne ſeiner weniger werth geweſen wären.

Auch große Männer ſind darin dem Schickſal gewöhnlicher Menſchen unterworfen, daß ſie in ihrem eigenen Hauſe am wenigſten richtig ſehen, und, von ehelicher oder väterlicher

---

*) Es ſoll bekanntlich erſt im Jahre 1331 erfunden ſeyn. Indeß finden wir in der frühern mauriſch-ſpaniſchen Geſchichte Erſcheinungen, die nur dem Pulver zugeſchrieben werden können.

Liebe geblendet, den Werth ihrer Verwandten nicht gehörig würdigen können. Vor ſeinem Tode theilte Gedimin ſein Reich unter ſeine Söhne. Ohne Zweifel war ſchon das ein großer Fehlgriff; aber er beging noch einen größern: er verlieh die großfürſtliche Würde dem jüngſten, Jawnut, der nicht an Alter allein, ſondern auch an Geiſt von allen der letzte war. Seine ältern Brüder, Olgerd und Kielſtut, hatten ſchon die Schlachten ihres Vaters mitgefochten, hatten glänzende Beweiſe ihrer Talente und ihres Muthes gegeben; Jawnut hingegen trauete nur die väterliche Zärtlichkeit zu, daß er ſeinen Brüdern nicht nachſtehen würde. Dieſe unterwarfen ſich daher anfangs Gedimins Anordnung: aber in Kurzem ward es den ſchon geprüften Helden unerträglich, einen Knaben über ſich zu ſehn; und ſobald Gedimin geſtorben war, verabredeten ſie die Maßregeln, ſich Gerechtigkeit zu verſchaffen. Der bedachtſamere Olgerd zögerte zwar, und konnte ſich nicht entſchließen; der feurigere Kielſtut hingegen eilte zur That. Er ging mit einer ausgewählten Schaar von Reitern nach Wilna ab, und rückte bei Nacht in die Stadt. Sobald er die Waffen zeigte, war die Revolution gemacht; denn den Einwohnern von Wilna war ihr unbedeutender Oberherr ſehr gleichgültig. Jawnut ſelbſt entfloh, faſt nackt, aus dem Bette, ſprang über die Stadtmauer, und flüchtete in einen benachbarten Wald; aber eine nachgeſchickte Schaar von Reitern erhaſchte ihn, und brachte ihn nach Wilna zurück. Hier ließ Keiſtut ihn auf eine kurze Zeit in das Gefängniß werfen, und — machte ihn dann zum Fürſten von Thaslow. Wahrlich ein ſeltenes Schickſal eines entthronten Prinzen, bei dem die Vertheidiger der Cultur ſchamerröthend auf ſo manchen noch blutigen Grabhügel ſehen werden. — Uebrigens bewies die ſtille Dunkelheit, in der Jawnut ſein übriges Leben verbrachte, daß ſeine Brüder ihn richtiger beurtheilt hatten, als ſein Vater.

Die milde Behandlung des abgeſetzten Fürſten

ſten war nicht der einzige Beweis von Seelengröße, den die beiden Rebellen gaben. Man mußte einen neuen Oberregenten einſetzen, und jeder beſtand darauf, dieſe Würde dem andern einzuräumen. Sie gebühre dem älteren, behauptete der jüngere, Kieiſtut; ſie gehöre dem Thätigſten, der ſie unwürdigen Händen entriſſen habe, ſagte der zögernde Olgerd. Der ſeltene Zwiſt ward endlich dadurch entſchieden, daß Olgerd den großfürſtlichen Titel annahm, beide aber die Regierung theilten, und ihre Feinde gemeinſchaftlich bekämpften.

Die Zeit der moraliſchen Wunder bei einem Volke, pflegt die ſeiner unwiderſtehlichſten Macht zu ſeyn: ſie war es auch für Litthauen. Die erſte Unternehmung der vereinigten Brüder ging dahin, ſich für den Tod ihres Vaters zu rächen. Mit vierzigtauſend Mann brachen ſie im J. 1330 nach Preußen auf, und durchzogen, faſt immer in Schlachtordnung, das ganze Land. Nirgends begegnete ihnen ein Feind. Unfähig einer ſo großen regelmäßig und weiſe geleiteten Macht zu widerſtehen, flohen die Ritter in ihre Feſtungen, und ſahen die Dörfer und Städte ihres Landes zerſtören, ohne einen Verſuch ihrer Vertheidigung zu machen. Einen einzigen Kriegerhaufen, der eben aus Teutſchland ankam, konnten die Litthauer zum Gefecht bringen, und hieben ihn nieder. Auf den Brandſtätten ihrer verheerten Provinzen baten die Ritter um einen Stillſtand, den ſie durch völlige Abtretung ihrer Eroberungen in Schamaiten und mehrerer Schlöſſer erkaufen mußten.

Tattariſche Heere hatten von dem Ufer des Dnjepers und von Podolien aus, die litthauiſch-ruſſiſchen Provinzen oft verwüſtet: die Ueberwinder der Teutſchen brachen alſo auf, ſich auch von den Mongolen Recht zu verſchaffen. In der Nachbarſchaft des Dnjeper trafen ſie auf ein ungeheures Heer derſelben, das von drei Chans angeführt ward. Schon die Stellung des litthauiſchen Heeres entſchied den Sieg für daſſelbe. Die Brüder ordneten es ſo, daß die leicht berittenen Tattarn es nicht umgehen konnten, ſondern der Fronte Stand halten mußten: es bildete einen halben Mond, deſſen Hörner an Moräſte ſtießen. Sobald es zum nähern Gefechte kam, wurden die an Verwirrung gewöhnten Aſiaten geſchlagen, und alle ihre Anführer blieben. Mit leichter Mühe machte ſich Olgerd nun zum Herrn von Podolien, und vertrieb die Tattarn aus dieſen Gegenden.

Es war eine unglückliche Periode für dieſes Volk. Auch der Großfürſt von Moskwa, Demetrius, hatte den Groß-Chan deſſelben, Mamai, völlig geſchlagen, und ſo ſein Land zum erſten Male von dem ſchimpflichen Tribute befreiet, den es mehr als hundert Jahre hindurch erlegt hatte. Aufgeblaſen durch dieſen Sieg, ſandte er jetzt Abgeſandte an Olgerd, die ihm ein Schwert und eine brennende Lunte überreichen ſollten, im Fall er die Abtretung aller Länder, die ehemals zu Rußland gehörten, und einen jährlichen Tribut für Litthauen, verſagte. Olgerd nahm die Geſandten prächtig auf, hielt ſie aber an ſeinem Hofe zurück, bis er ſich mit ſeinem Bruder berathen, und ein großes Kriegesheer verſammelt hatte. Mit dieſem rückte er in der größten Eile in Rußland ein, und ging, ohne ſich vor irgend einem Orte aufzuhalten, oder ſeinem Heere die geringſte Verwüſtung zu geſtatten, gerade auf die Hauptſtadt zu. Einige Meilen von derſelben entließ er die ruſſiſchen Geſandten, mit dem Auftrage, dem Großfürſten Demetrius ſeine Ankunft zu verkündigen.

In Moskwa war man gerade mit der Feier des Oſterfeſtes beſchäftigt, und der Großfürſt ſelbſt ſo ſehr in dieſelbe vertieft, daß er die Nachricht der Geſandten, die ihm unglaublich ſchien, nicht achtete, bis wenige Stunden nachher auch die feindliche Armee ſelbſt vor den Thoren der Stadt erſchien. Dieſe war weder zum Unterhalt der ungeheuern Menſchen-Menge, die das Feſt verſammelt hatte, noch dieſe zur Schlacht ausgerüſtet: demüthig bat alſo jeßt der ſtolze Drohende, und mit weiſer Genügſamkeit verſtand Olgerd ſich gern zum Frieden. Er ließ ſich nur die Kriegeskoſten durch Abtretung eines Landſtriches erſetzen, und behielt ſich das Recht vor, zum Zeichen des Sieges einen Speer in das Thor des großfürſtlichen Palaſtes ſtoßen zu dürfen: dann zog er freundſchaftlich ein, begrüßte Demetrius nach ruſſiſcher Oſter-Sitte, mit einem gefärbten Eie und einem Kuſſe, und wohnte dem Schauſpiele der chriſtlichen Gepränge als Zuſchauer bei. — Peter der Große, der wenige Schritte vor dem höchſten Gipfel des erklimmten Felſen den galoppirenden Renner zurückhält *), ſcheint mir das höchſte Symbol wahrer Größe. Jenſeit des Gipfels iſt Sturz; aber nur ſehr Wenige vermögen es, nicht über das erſtürmte Ziel hinaus zu — fallen. Der Leſer wird ſich unwillkührlich erinnern, daß vor ganz kurzer Zeit ein junger Held ein Beiſpiel ſolcher

---

*) Die Stellung der Statüe Peters des Großen zu St. Petersburg.

Mäßigung gab, wie vor fünftehalb Jahrhunderten der litthauiſche Sieger. Die großen Männer aller Zeiten gleichen ſich; nur den Charakter der kleinen beſtimmt die verſchiedene Cultur. An jenen verändert ſie nur — den Putz, möchte ich ſagen. Olgerd beſiegte ſeinen Ehrgeitz im Panzer, der Franke in der Uniform: das iſt der ganze Unterſchied.

Olgerds Kriegesglück in Rußland hatte den Neid und die Furcht ſeiner alten und gefährlichſten Feinde wieder erweckt. Bald nach ſeiner Rückkehr ward er in einen neuen Krieg mit Polen und den Rittern verwickelt. Mit den erſtern verſöhnte er ſich; aber die letztern fielen, bald von Preußen, bald von Liefland aus, in Schamaiten ein. Nachdem mehrere Jahre ſo unter gegenſeitigen Verwüſtungen verfloſſen waren, beſchloß Kleiſtut, einen entſcheidenden Schlag zu thun. Er zog im J. 1342 unvermuthet nach Preußen, indeß die Ritter ſich in Pommern und Maſovien mit den Polen ſchlugen, und richtete eine ſolche Verwüſtung in allen Theilen des Landes an, daß die Beſitzer ohne Zweifel auf immer wären geſchwächt geweſen, wenn ſie allein geſtanden hätten. Aber die Macht der Ritter glich der lernäiſchen Hyder. Der Hochmeiſter Rudolph König ließ ſeine Wehklage durch ganz Europa tönen: nun ſtrömten faſt aus allen Staaten die muthigſten Krieger herbei; und mehrere Fürſten, wie die Könige von Böhmen und Ungarn, führten ihre Hülfsmacht ſelber an. In Kurzem ſah ſich Rudolph wieder an der Spitze eines Heeres, dem die litthauiſchen Helden ſich nicht gewachſen fühlten.

Sie nahmen ihre Zuflucht zur Liſt. Sie ſelbſt ließen eine große Strecke Litthauens an den preußiſchen Gränzen verwüſten, und hielten ſich mit ihren Streitern im Hinterhalte. Sobald aber die Chriſten die neue Wüſte betreten hatten, rückte Kieiſtut von einer andern Seite in Preußen, und Olgerd in Liefland ein, das gerade damals von dem eſthniſchen Bauernaufſtande zerrüttet ward, und keinen Widerſtand thun konnte. Er verheerte Semgallen, Curland und Liefland, eroberte viele Schlöſſer, und verbrannte ſogar Mietau.

Indeß er hiermit beſchäftigt war, irrten die Chriſten viele Tage in Litthauen umher, ohne Menſchen, ja nur leere Wohnungen, finden zu können. Mangel und Mißmuth riſſen im Heere ein; und da der Hochmeiſter es noch nicht nach Liefland führen wollte, ſondern nach Schamaiten ging, ſo entfernten ſich die Könige von Böhmen und Ungarn mit Unwillen, und die fehlgeſchlagenen Hoffnungen kränkten Rudolph ſo ſehr, daß er melancholiſch ward *), ſeinem Amte entſagte, und bald nachher in einem Anfalle von Raſerei ſtarb.

---

*) Die liefländiſchen Annaliſten rechnen Olgerds Einfall in Liefland zum Jahre 1245.

III.

Fortſetzung bis zum großen Ehrentiſch, im Jahre 1394.

Olgerds Kriegeszug nach Liefland war faſt der letzte große Vorfall, der ſeiner Regierung Glanz verlieh, und von nun an wurden die Ausſichten für Litthauen ſehr trübe. Durch die Beſitznahme von Eſthland und das erlangte Uebergewicht über die andern Stände war der Herrmeiſter in den Stand geſetzt, ſeine ganze Macht zur Unterſtützung der preußiſchen Ritter anzuwenden. Litthauen mußte ſo zwiſchen zwei Angriffe kommen, und hatte noch dazu im Rücken einen unzuverläſſigen Freund an Polen, das, voll Neid über Olgerds Eroberungen, nur günſtige Umſtände abwartete, um ihm wenigſtens einen Theil derſelben zu entreißen. Die alten Anſprüche des Ordens auf Schamaiten, ſeine Regel, die ihm immer fortſchreitende Eroberungen befahl, und vorzüglich die Erbitterung, die von lange dauernden Fehden unzertrennlich iſt, kündigten den Kampf auf Tod und Leben zwiſchen den Rittern und Litthauen an, der nun eröffnet ward und über ein Jahrhundert dauerte. Ungeachtet der Helden, die das letzte Reich während derſelben beherrſchten, war es doch am Ende nur die glückliche Verbindung mit Polen, die ihn zu deſſen Beſtem entſchieden.

Schon im Jahre 1346 eröffnete ihn Heinrich Duſemer durch einen neuen blutigen Streifzug nach Schamaiten, bei dem beide Theile ſehr viel einbüßten. Wichtiger war der Krieg im Jahre 1349. England und Frankreich hatten ihre Fehde auf einige Zeit beigelegt, und viele müßige Streiter zogen nach Preußen, um dort Beſchäftigung zu finden. Der Hochmeiſter entbot die liefländiſche Macht gleichfalls zu ſich, und ſah ſich auf dieſe Art an der Spitze eines Heeres von 40,000 Mann. Er ging mit ihm nach Litthauen, wo Olgerd und Kieiſtut ihre ganze Macht gegen ihn aufſtellten; aber nach einem äußerſt hartnäckigen Treffen ſiegten die Teutſchen, und achtzehntauſend Litthauer blieben auf dem Schlachtfelde. Die erſte Folge des Sieges war, daß die Ritter faſt ganz Schamaiten in Beſitz nahmen, eine noch drükkendere aber, daß die Polen plötzlich über die ruſſiſch litthauiſchen Provinzen herfielen, und verſchiedene derſelben an ſich riſſen.

Indeß Olgerd ſich mit dieſen ſchlug, legte der Hochmeiſter ſein Amt nieder, und bekam Heinrich von Kniprode zum Nachfolger, einen Mann, der viele Aufmerkſamkeit verdient. Er beſaß perſönliche Stärke und Tapferkeit: Eigenſchaften, die bei den Regenten jenes Zeitalters ungleich wichtiger waren, als ſie es bei denen im unſrigen ſind; aber er hatte auch einen ſehr hellen Verſtand, ſelbſt große wiſſenſchaftliche Ausbildung, und eine ſtrenge Gerechtigkeitsliebe. Eine Menge ausländiſcher Gelehrten wurden durch ihn nach Preußen berufen, und hier verbeſſerte er nicht nur die Schulen, ſondern machte es auch den Rittern ſelbſt ſo ſehr zur Pflicht, ihren Geiſt zu bilden, daß man ihm das Zeugniß giebt, zu ſeiner Zeit hätte es in jedem Convente mehrere gegeben, die verſtändig genug geweſen wären, um Hochmeiſter zu ſeyn. Er ſorgte für eine beſſere Gerechtigkeits-Pflege, indem er, was damals unerhört war, die Richter verpflichtete, bei jedem Urtheile, das ſie fällten, ihre Gründe anzugeben. Er führte treffliche Polizey- und Luxus-Geſetze ein, und munterte den Handel und den Ackerbau ſo thätig auf, daß die Hanſa einſt das Projekt hatte, ihn zu ihrem Vorſteher zu ernennen, und daß aus allen Gegenden Teutſchlands Landleute nach Preuſſen zogen. Nur gegen die Geiſtlichen war er ſtrenge, und beſchränkte ſie auf jede Weiſe; ja, als der Papſt einſt eine Auflage in Preußen erheben wollte, verbot er, ſie zu bezahlen. Dies wäre ihm vielleicht theuer zu ſtehen gekommen, wenn er ſich nicht durch ſein übriges Betragen ſo großes Anſehen erworben hätte, daß er den ausgeſprochenen Bann verachten konnte.

Es iſt ſchmerzlich, von einem ſo anziehenden Gegenſtande zu den Verwirrungen des Krieges zurückkehren zu müſſen. Kniprode vernachläſſigte ihn nicht. Sein Gegner war vorzüglich Kieiſtut, der ſich hier nicht kleiner zeigte, als ſein Bruder im ruſſiſchen Kriege, aber mit ſehr verſchiedenem Glücke. Der Orden erfocht mehrere ſehr große Siege, und Kieiſtut, deſſen perſönliche Tapferkeit ihn gewöhnlich auf dem Schlachtfelde zurückhielt, wenn ſchon alles entflohen war, wurde ſo gar mehrere Male gefangen. Seine Schlauheit ſchaffte ihm jedesmal wieder Mittel zur Flucht, und nur durch ſie und die junge Familie von Helden, die er und ſein Bruder in ihren Söhnen um ſich aufblühen ſahen, war er im Stande, den liefländiſchen und preußiſchen, vereinigt angreifenden, Rittern ſo lange zu widerſtehen.

Als Kniprode im Jahre 1381 ſtarb, war noch nicht entſchieden, welcher Staat als Sieger übrig bleiben und den andern verſchlingen würde; doch aller Vortheil befand ſich offenbar auf Seiten des Ordens. Litthauen war faſt ganz verwüſtet; Preußen aber hatte nur an den Gränzen gelitten. Durch Kniprodens welſe Anſtalten blühete es im Innern, wie nie vorher. Ein neues Ereigniß, innerer Zwieſpalt, ſchien endlich den Untergang Litthauens zu entſcheiden.

Auch Olgerd war im Jahre 1381 geſtorben, nachdem er die großfürſtliche Würde ſeinem Lieblingsſohne, Jagiel, zugeſprochen hatte. Die älteren Brüder des neuen Fürſten murreten; aber das Beiſpiel des alten Kieiſtut zwang ſie, ſich ihm zu unterwerfen. Ohne Mißvergnügen fügte der graue Held ſich in den Willen ſeines geliebten Bruders, den er eigentlich auf den Thron geſetzt hatte, und deſſen treuer Waffengefährte er ein ſo langes mühevolles Leben hindurch geweſen war. Sein Neffe belohnte ihn ſchändlich für dieſe zärtliche Nachgiebigkeit. Ueberhaupt zeigte ſich der berühmte Jagiel gleich im Anfange ſeiner Regierung als ein mißtrauiſcher, argliſtiger Schwächling, der nur durch Ränke Vergrößerung ſuchte.

Er vermählte ſeine Schweſter mit Woidil, einem vormaligen Becker, der ſich durch törperliche Eigenſchaften die Gewogenheit von Olgerds Gemahlin, und durch tückiſche Ränke Jagiels Zutrauen erworben hatte. Dieſe Beſchimpfung ſeiner Familie verdroß den kriegeriſchen Kieiſtut, und mit der unvorſichtigen Geradheit eines greiſen Soldaten äußerte er ſeine Meinung. Aus Rache überredete dagegen Woidil ſeinen leichtgläubigen Gönner, daß ſein Oheim nach dem Großfürſtenthume ſtrebe; ja, er riß den Jüngling hin, mit dem Erbfeinde ſeines Staates, dem Orden, ein geheimes Bündniß gegen den oftmaligen Retter deſſelben, gegen den Mann zu ſchließen, dem ſein Vater, und gewiſſermaßen auch er, den Thron verdankte.

Mit tiefem Schmerze hörte Kieiſtut die Nachricht von dieſen Maßregeln. Um dem jungen Verräther einen eben ſo thätigen Gegner aufzuſtellen, berief er den muthigſten ſeiner Söhne, der ſich ſchon oft im Felde und im Familien-Rathe ausgezeichnet hatte, zu ſich. Withold kam; aber unvermuthet fand ſein

Vater den lebhafteſten Vertheidiger Jagiels in ihm. Eine zärtliche Freundſchaft hatte die beiden Jünglinge ſchon ſehr früh vereinigt; und, von der Biederkeit ſeines eigenen Herzens verleitet, erklärte Withold die erhaltenen Nachrichten für Verläumdung, und die Beſorgniß ſeines Vaters für Wirkungen des Alters. Er entſchuldigte den Großfürſten, und verbürgte ſich ſo zuverſichtlich für die Treue deſſelben, daß er Kieiſtut beruhigte: aber bald bewies Jagiel, daß man ihm nicht Unrecht gethan hatte. Ohne alle Veranlaſſung nahm er Kieiſtuts jüngerem Sohne, Woidat, ſein Fürſtenthum Polozk; und da die Unterthanen ſich ihren geliebten Fürſten nicht wollten rauben laſſen, und den neuen, Skirgail, ſchimpflich fortjagten, ſo zwang er ſie mit Hülfe der Liefländer, ſich zu unterwerfen.

Jezt glaubte Kieiſtut nicht länger zögern zu dürfen, und verſuchte ſeine Jugendſcene zu erneuern. Er ſandte eine Menge ſeiner treuen Schamalten, Theils in Heuwagen verſteckt,

Theils

Theils einzeln nach Wilna, und folgte dann ſelbſt plötzlich mit einem auserleſenen Haufen. Ohne Schwierigkeit machte er ſich zum Herrn der Stadt, und nahm Jagiel mit ſeiner Familie gefangen. Den Verräther Woidil ließ er ſogleich hängen, zeigte dem Volke einige Briefe vom Orden, welche das Bündniß mit demſelben außer Zweifel ſetzten, und forderte dann ſeinen Sohn zu ſich, um über den vermeinten Freund deſſelben Gericht zu halten. Withold konnte die Schuld deſſelben nicht läugnen; aber, noch immer ſeiner alten Zärtlichkeit treu, ſuchte er das Verbrecheriſche durch Rückſicht auf die Jugend Jagiels und die Argliſt Woidils zu mildern. In einer feurigen Rede erinnerte er ſeinen Vater an ſein ehemaliges Verhältniß mit Olgerd, und rührte den Greis ſo ſehr, daß er dem überwieſenen Landesverräther ſeine Freiheit wiedergab, und ihm zwei Fürſtenthümer einräumte, ja, ihm ſogar den ganzen Schatz, den man in Wilna gefunden hatte, unberührt auslieferte, und ſich nur die großfürſtliche Würde behielt. Wahrlich, man iſt ungewiß, ob man die treue Freundſchaft Witholds, oder die Mäßigung und das zarte Gefühl ſeines Vaters mehr bewundern ſoll: aber der ſchändliche Gebrauch, den Jagiel von beiden machte, iſt erſtaunlicher, als beide.

Kieiſtut forderte ihn auf, mit ſeinen Unterthanen zu dem Heere zu ſtoßen, mit dem er einen aufrühreriſchen Fürſten bekriegen wollte. Jagiel ſammelte ein großes Heer, warf ſich aber plötzlich auf Wilna, eroberte es, und zog dann vor Troizk, die Reſidenz ſeines Retters, Withold. Indeß er mit der Belagerung derſelben beſchäftigt war, ſtießen ein Paar Hülfscorps teutſcher Ritter zu ihm. Mit ihnen war er dem herbeieilenden Kieiſtut weit überlegen, und dennoch zog er Verrath jedem ehrenvollern Wege zum Siege vor. Er meldete ſeinem Onkel: er bereue ſein voriges Verfahren, und wünſche nichts ſehnlicher, als ſich mit ihm zu verſöhnen. Wirklich ging wieder der biederherzige Withold in die Falle, und begab ſich zu ihm, um zu unterhandeln. Jagiel zeigte ſo viele Nachgiebigkeit, daß der Vertrag bald zu Stande gebracht war, und nun Kieiſtut ſelbſt keine Schwierigkeit machte, ſich zum völligen Abſchluß einzufinden. Sogleich ließ der verrätheriſche Großfürſt beide gefangen nehmen; und da ſich ſogar der Orden für den wackern Greis, deſſen Verdienſt ſelbſt von ſeinen Feinden Achtung erzwang, verwendete, ließ er ihn, den Helden, den Wohlthäter, den im Dienſte des Vaterlandes ergrauten Oheim, im Gefängniſſe erdroſſeln, und den noch ältern Schwiegervater deſſelben rädern. Schon waren einige Wochen nachher die Mörder abgeſandt, auch ſeinen oftmaligen Retter, Withold, hinzurichten, als dieſen ſeine Gattin durch eine Liſt aus dem Gefängniſſe befreite. Er floh nach Preußen, und die Ritter, die nichts ſehnlicher wünſchten, als Litthauen durch innere Unruhen zerrüttet zu ſehen, nahmen ihn gerne auf.

Die häufigen Erfahrungen der ſchändlich

ſten Treuloſigkeit thaten eine leider nur zu gewöhnliche Wirkung auf Witholds Charakter. Während ſeines übrigen langen Lebens zeigte er nichts mehr von der biedern Geradheit, die jeden für eben ſo rechtſchaffen hält, als ſie ſelbſt es iſt, nichts von dem Vertrauen auf Freundſchaft und Redlichkeit, die ihn vorher ſo liebenswürdig machten. Er nahm vielmehr gerade in ſein Betragen dieſelbe Argliſt und Treuloſigkeit auf, durch die ihn Jagiel ſo oft und ſo ſchmerzlich verwundet hatte; und bald war er ihm ſelbſt darin überlegen.

Der Hochmeiſter Conrad Zöllner wies Withold ein Schloß zur Wohnung an. Hier ſammelte ſich zu dem erlauchten Flüchtlinge ein Heer ſeiner alten Unterthanen und Anhänger, und die Ritter trugen nun kein Bedenken, ihr Bündniß mit Jagiel zu brechen, und mit den ausgetretenen Litthauern in das Vaterland derſelben einzudringen. Sie eroberten einige Oerter, die ſie aber bei Jagiels Annäherung wieder räumen mußten. Dagegen erklärte ſich ganz Schamaiten öffentlich für Witholb. Dies bewog den hinterliſtigen Jagiel, der eben mit einem Kriege gegen Polen umging, ſich mit ſeinem Vetter zu verſöhnen. Withold entfernte ſich heimlich aus Preußen, und erhielt ſein anſehnliches Fürſtenthum in Litthauen zurück.

Der Krieg mit Polen nahm einen unerwartet glücklichen Ausgang. Nach mehreren Einfällen in jenes Land hörte Jagiel, daß die polniſchen Magnaten der jüngſten Tochter ihres vorigen Königs die Krone ertheilt hatten: ſogleich legte er die Waffen nieder, und warb durch eine glänzende Geſandtſchaft um die Hand der Prinzeſſin. Hedwig war ſchon als Kind mit dem Herzoge Wilhelm von Oeſterreich verlobt worden, und ihre Neigung hatte dieſe Beſtimmung beſtätigt. Doch Jagiel verſprach, ſich taufen zu laſſen, Litthauen in der Folge mit Polen zu verbinden, und alles aufzubieten, um auch Schleſien, Preußen und Pommern wieder zu erhalten. Anerbietungen dieſer Art waren zu glänzend, um abgewieſen zu werden. Trotz dem erklärten Widerwillen der Königin ſchloſſen die Magnaten den Traktat ab, und Jagiel eilte mit den Vornehmſten ſeines Landes im Jahre 1385 nach Krakau, um Beſitz von ſeiner ſchönen Braut *) und dem Königsthrone zu nehmen. Mit ihm ließen ſich ſeine Brüder, Withold, und viele Magnaten taufen.

Die Freuden des Hochzeitfeſtes wurden auf eine unangenehme Art geſtört. Den Mehrern des Reiches Gottes, den gepanzerten Apoſteln, gefiel es nicht, daß ein ſo mächtiges Reich,

---

*) Die Geſchichtſchreiber ſind ſehr naiv in ihren Erzählungen von der ſchönen Hedwig. Um ihre Verbindung mit Wilhelm unauflöslich zu machen, ließ ſie ihn nach Krakau kommen, und brachte funfzehn Nächte mit ihm in einem Franciskaner-Kloſter zu. Als die Magnaten ihn gefangen nahmen, verſuchte ſie eigenhändig in einer verliebten Wuth, die Schlöſſer ſeines Gefängniſſes zu ſprengen. Endlich ſchickte ſie Vertraute ab, um Nachrichten von Jagiels Perſon zu erhalten. Er zeigte ſich ihnen im Bade; und erſt auf den Bericht, den ſie nun abſtatteten, legte ſich Hedwigs Widerſetzlichkeit.

wie Litthauen, die chriſtliche Religion annahm, ohne zugleich ihr Joch aufzuladen. Anſtatt ſich alſo zur Taufe als Pathe einzuſtellen, beſchloß der Hochmeiſter Zöllner einen großen Verſuch zu wagen, ehe Litthauens Bekehrung ihm allen Vorwand zur Unterjochung deſſelben nähme.

Er brach mit zwei Heeren in Litthauen und Schamaiten ein. Andreas Wigund, Jagiels Bruder, war ſchon als Kind Chriſt geworden, und hielt ſich in Liefland auf. Um ihm ein Fürſtenthum zu erwerben, gab ihm der liefländiſche Herrmeiſter eine Armee, mit der er von einer andern Seite ſein Vaterland anfiel; und von der dritten that es der mit ihm verbündete Fürſt von Smolensk. Boten auf Boten langten in Krakau an, und brachten ſchauderhafte Nachrichten von der Grauſamkeit und den Fortſchritten der Feinde. Jagiel ernannte Withold und ſeinen eigenen Bruder Skirgail zu Feldherren gegen ſie. Die litthauiſchen Magnaten eilten fort, ihr Vaterland zu beſchützen, und in der Begeiſterung ihres neuen Bundes begleiteten viele polniſche ſie. Den Hochmeiſter fand man nicht mehr, und eine Reihe glänzender Siege vertrieb die übrigen. Der Fürſt von Smolensk blieb im Treffen, und Wigund ward ſeinem Bruder gefeſſelt zugeſchickt.

Jetzt kam Jagiel nach Litthauen, um auch ſeine vorigen Unterthanen zu der neuen Religion zu bekehren. Eigentlich war dies ein ſehr ſchweres Unternehmen, da die Verkündiger derſelben nichts von der litthauiſchen Sprache verſtanden. Doch Jagiel wußte kräftigere Mittel anzuwenden, als Ueberredung. Nachdem er in einer großen Volksverſammlung ſeine Bekehrung und ſeinen Willen erklärt hatte, daß die chriſtliche Religion ein Staatsgeſetz ſeyn und die Nation ihm nachahmen ſolle, befahl er, die heiligen Feuer des Perkun auszulöſchen, die Altäre zu entweihen, und die Bäume und Bilder niederzuhauen.

In tiefem Entſetzen und in der Erwartung, die Gräuel jeden Augenblick durch ein Wunder gerächet zu ſehen, ſtand das Volk umher. Aber die Altäre zerfielen, die Feuer erloſchen, die Götzenbilder ſtürzten herab, ohne daß irgend eine außerordentliche Erſcheinung den Zorn der Unſterblichen verkündigt hätte; der Glaube an ſie ward ſchon dadurch halb vernichtet. Jetzt trat der Krive oder Hoheprieſter Allups hervor, zum letztenmal als Bote der Götter, und verkündigte: ſie ſelbſt hätten ihm befohlen, zu der neuen Lehre überzugehn, da ſie ihn nicht mehr zu ſchützen vermöchten. Ein ungewiſſes Murmeln lief durch die Menge. — Der königliche Herold verkündigte: jeder, der ſich freiwillig taufen laſſe, ſolle als Zeichen der königlichen Gnade einen weißen wollenen Rock erhalten. Dieſem Grunde war nicht zu widerſtehen. Dreißigtauſend Litthauer eilten an einem Tage zu dem benachbarten Strome, und wurden, Hunderte mit Einem Namen, getauft.

Die Geſchichte zeigt uns faſt kein zweites

Beiſpiel, daß ein Fürſt ſein Volk ſo gut gekannt und ſo weiſe geleitet hätte, oder daß eine Religion, für deren Aufrechthaltung man ſeit Jahrhunderten eifrig gefochten hatte, mit einem einzigen Streiche ſo vollkommen vernichtet worden wäre. Um ſeinen Sieg für immer zu ſichern, ſetzte Jagiel ſogleich Biſchöfe ein, und ſandte einen derſelben an den Papſt, ihn des Gehorſams ſeines neuen Sohnes zu verſichern, und um Beſtätigung ſeiner Einrichtungen zu bitten.

Weniger glücklich war er in der Wahl eines Großfürſten von Litthauen: denn die Ausbreitung des Chriſtenthums und die Beſchüzung des Landes ſchien ihm die Gegenwart eines Beherrſchers zu fordern. Mit Vorbehaltung ſeiner Oberrechte, ernannte er ſeinen Bruder Skirgail dazu; doch dieſer war nichts als ſchwelgeriſcher Tyrann. Er brachte ganze Tage mit Gaſtmählern zu, die er im Rauſch oft blutig machte. Witholds Stolz mußte dadurch beleidigt werden, daß er ſich dieſem Unwürdi gen untergeordnet ſah. Er rebellirte; und da eine Ueberrumpelung Wilnas mißglückte, entfloh er nach Preußen. Man nahm ihn freudig auf, und unterſtützte ihn zum Kriege; aber die Rachgier verblendete ihn nicht ſo ſehr, daß er nicht eingeſehen hätte, die Ritter ſuchten nichts, als ſich ſelbſt, durch ihn, zu Herren von Litthauen zu machen. Sobald ihm daher Jagiel Verſöhnung antrug, nahm er ſie begierig an, und kehrte nach Litthauen zurück. Man hatte ihn getäuſcht, und er ging wieder nach Preußen, von wo aus er ſeinen hinterliſtigen Vetter eine Reihe von Jahren hindurch ſo nachdrücklich bekriegte, daß dieſer ihm endlich das Großfürſtenthum antrug. Withold erhielt Beweiſe von Jagiels Aufrichtigkeit; und, um zu zeigen, daß auch ihm die Verſöhnung Ernſt ſey, überfiel er mehrere preußiſche Schlöſſer, in die man ihn freundſchaftlich einließ, plünderte und zerſtörte ſie, und zog ſo mit reicher Beute in Wilna ein. Bald nach ihm erſchien auch Jagiel, und hielt diesmal wenigſtens

Wort. Withold ward im Jahre 1392 als Großfürſt ausgerufen, und die Verbindung dieſer beiden thätigen und kriegeriſchen Fürſten ließ den Untergang des Ordens vorausſehn, ob er gleich für jetzt noch die Oberhand hatte, und Litthauen dazu beſtimmt war, unaufhörlich von innern Unruhen zerriſſen zu werden.

Jagiels Brüder verdroß es nehmlich ſehr, daß Withold ihnen im Großfürſtenthum vorgezogen ward, und einer derſelben, Suitrigel, beſchloß zu verſuchen, ob er vielleicht dieſelbe Rolle mit ähnlichem Glücke ſpielen könnte. Auch er entfloh nach Preußen, und forderte den Beiſtand des Ordens auf.

Conrad von Wallenrode war damals der Hochmeiſter deſſelben, ein Mann von heftigem Charakter und einem brennenden Ehrgeitze, dem die geiſtlichen Annaliſten den Beinamen Tiberius gaben, weil er ſie vorzüglich drückte. Ungeachtet er den litthauiſchen Prinzen nicht mehr trauete, nahm er gleichwohl Suitrigel auf, beſchloß aber, alles zu einem entſcheidenden Ver ſuche aufzubieten, ob er Litthauen für den Orden erobern könnte. Preußen war damals in einem Zuſtande, der eine außerordentliche Anſtrengung erlaubte. Seit des großen Kniprode vortrefflichen Anſtalten war der Wohlſtand des Landes außerordentlich gewachſen. Es war ſo glücklich geweſen, eine lange Reihe von Jahren hindurch keine große Verwüſtung zu leiden, da die Zwiſtigkeiten mit Litthauen den Krieg immer nur ins Innere dieſes Landes geſpielt hatten. Wallenrode hatte alſo über eine beträchtliche Macht zu befehlen, und ſelbſt die dreifache Auflage, die er zu neuen Rüſtungen erhob, beſchwerte das Land nicht ſehr. Er zog eine Menge fremder Söldner ins Land, häufte große Kriegesvorräthe auf, und befahl dem liefländiſchen Herrmeiſter und dem Teutſchmeiſter, ihm ihre ganze Macht zuzuführen. Das größeſte Vertrauen ſetzte er indeß in die Hülfe auswärtiger Fürſten.

Er hatte ſich eines beſondern Kunſtgriffs bedient, um ſich dieſe zu verſchaffen. Es war nehmlich ſchon in ganz Europa bekannt, daß Litthauen und ſeine Fürſten die chriſtliche Religion angenommen hätten, und niemand ließ ſich mehr einfallen, ſie als Ungläubige befehden zu wollen: auch hütete der Papſt ſich ſehr, die Neubekehrten durch einen abermaligen Kreuzzug zu erbittern. Dem Orden war alſo ein Hauptmittel zur Ausführung ſeiner eroberungsſüchtigen Plane geraubt. Wallenrode erſann ein andres; er verkündigte an allen Höfen Europens: er werde einen Ehrentiſch halten, bei dem jeder muthige Held willkommen ſeyn und nach ſeinen Verdienſten hoch traktirt werden ſolle. Das Neue der Sache erregte Aufſehen. Ehr- und Ruhmſucht, Geitz und Neugier brachten die kriegeriſchen Müßiggänger faſt aller Länder in Bewegung; und bald hatte Wallenrode, außer ſeinem Ordensheere von zwanzigtauſend Mann, ein anderes von 46,000 Fremdlingen beiſammen. Mit dieſer ganzen Macht brach er zur Eroberung von Litthauen auf, und hielt bei Kauen im J. 1394 am Aegidius-Tage den verſprochenen Ehrentiſch: eine Feierlichkeit, die ihres Sanderbaren wegen eine nähere Beſchreibung verdient.

In der Nachbarſchaft jener Stadt fließt die Memel vorüber. Das Heer des Ordens lagerte ſich auf dem einen Ufer derſelben, das fremde auf dem andern, im Angeſichte einer kleinen hohen Inſel, die der Strom an dieſer Stelle bildet. Zwölf auserleſene Männer, die der Hochmeiſter gewählt hatte, und unter denen er ſelbſt war, fuhren nach dieſer Inſel hinüber, wo ein koſtbares Zelt für ſie aufgeſchlagen ſtand. Auf ein gegebenes Zeichen ſank das Gezelt, und beide Heere ſahen die Auserwählten an einer mit goldenen und ſilbernen Geſchirren belaſteten Tafel ſitzen. Hinter jedem ſtand ein dienender Ordensbruder, ihn mit einem Schirme von Goldſtoff gegen die Sonnenſtralen zu ſichern. So begannen ſie, bei einer lärmenden Muſik, Morgens um neun Uhr die hohe Arbeit des Schmauſens, und ſetzten ſie bis Nachmittags um zwei Uhr fort.

Dreißig Mal ward die Tafel mit neuen Speiſen und Getränken beſetzt, und zu jedem Trunke ward ein neues goldenes Gefäß gereicht, das vorige aber, ſo wie die ſilbernen Teller, waren ein Eigenthum desjenigen, der ſie geleert hatte. In den Zwiſchenzeiten der Muſik traten Sänger und Redner auf, um die Verdienſte der Tafelnden zu erheben. Von ſieben derſelben hat man uns das Preiswürdige aufbehalten, und es iſt ſo bizarr, als der Lohn, den ſie ernteten. Der eine hatte ſechzig Türken erſchlagen; ein anderer die Hand einer ſchönen Gräfin zurückgewieſen, um in den Orden zu treten; ein dritter ſchlug niemand etwas ab, der ihn um St. Jörgens willen bat, u. ſ. w.

Die Langeweile der Zuſchauer zu mildern, wurden auch unter ſie Speiſen und Getränke ausgetheilt, und Herolde verkündigten in beiden Lagern, daß nach geendigtem Kriege noch zwei ſolche Ehrentiſche gehalten werden ſollten, um diejenigen zu belohnen, die ſich am meiſten in demſelben auszeichnen würden; aber der Erfolg verrückte den Plan. Eine ausbrechende Seuche machte das Heer muthlos, und als es Wilna belagerte, wurde es von Withold ſo nachdrücklich geſchlagen, daß dreißigtauſend Mann auf dem Schlachtfelde blieben. Dieſer demüthigende Ausgang zog Wallenrode ein hitziges Fieber zu, in welchem er wahnſinnig ſtarb.

IV.

Fortſetzung bis zur Tannenberger Schlacht, im J. 1410.

Conrad von Jungingen ward Wallenrodens Nachfolger, und ſchien völlig das Gegenbild deſſelben Die Hauptzüge ſeines Charakters waren weiſe, ſchlichte Friedlichkeit, feſte Liebe zur Pflicht, Gerechtigkeit und Ordnung; daher zeichnete ſich ſeine Regierung durch alle Segnungen des Friedens aus, und hätte gewiß das Glück eines beſſer organiſirten Staates auf lange Zeit geſichert; aber einem ſo unnatürlichen, wie ein Ritterſtaat iſt, gereicht ſelbſt der Wohlſtand zum Verderben.

Das wichtigſte Bedürfniß Preußens ſchien ihm Ruhe zu ſeyn, und auf dieſe zweckten ſeine größten Bemühungen ab. Umſonſt verſuchten die Ritter und Geiſtlichen, ihn ſeinem Syſteme, durch Vorſtellungen und durch Spott, untreu zu machen: er weiſſagte ihnen, daß ihre Ruhmſucht das Verderben des Landes nach ſich ziehen würde, und fuhr fort, durch Unterhandlungen zu wirken. Indeß ſorgte er deswegen nicht weniger lebhaft und glücklich für die Vergrößerung ſeines Landes, und wo er feindlich handeln mußte, that er es mit entſcheidendem Nachdruck. —

Die Vitalienbrüder, eine Seeräubergeſellſchaft, durchſtreiſten damals die Oſtſee, und plünderten die Handelsſchiffe aller Nationen. Conrad rüſtete die erſte Kriegesflotte aus, die jemals aus Preußens Häfen gelaufen iſt, ſchlug die Vitalier, und eroberte ihren Hauptſitz, die Inſel Gothland. — Eine wichtigere Erwerbung war das ſo lange beſtrittene Schamaiten. Withold ſah ſich kaum im Beſitze von Litthauen, als er auch auf völlige Unabhängigkeit ſann. Conrad erkannte ihn für einen unabhängigen Fürſten, verſprach, ihn gegen Jagiels Anſprüche zu unterſtützen, und erhielt dafür im Jahre 1398 die Provinz ohne Schwertſchlag, um die das ganze Jahrhundert hindurch ſo blutige Schlachten geliefert worden waren. Der Friede, den er kurz vorher mit Polen geſchloſſen hatte, ſicherte ihm dieſen Beſitz noch mehr. — Der Geldmangel Siegmunds, Churfürſten von Brandenburg und Königs von Ungarn, verſchaffte ihm ein drittes Land. In jenen finſtern Zeiten herrſchte in den Köpfen der Fürſten noch in völliger Abſurdität die verderbliche Idee, daß die Länder und Völker, deren Regenten ſie waren, das heißt, um derentwillen ſie lebten, und denen ſie angehörten, ihr veräußerliches Eigenthum wären; und, der geſunden Vernunft zum Spott, verkauften oft die gekrönten Beamten diejenigen, in deren

Dienſt ſie eigentlich ſtanden *). Das wollte auch Siegmund thun, und bot die Neumark Polen feil. Der Orden überbot dies Reich, und erlangte ein weites Land für 63,500 Gulden. —

Schamaiten ſchien den Hochmeiſter faſt mit Gewalt von ſeiner friedlichen Laufbahn zu reißen. Es entſtanden blutige Aufrühre, die Withold heimlich anzettelte. — Conrad ließ indeß im J. 1403, von Liefland und von Preußen aus, Einfälle in Litthauen thun, und obgleich Withold ſie erwiederte, war er doch ſo ſehr mit ſeinen andern Angelegenheiten beſchäftigt, und fühlte den Verluſt, den er kürzlich gegen Tamerlans Heere erlitten hatte, ſo lebhaft, daß er Frieden ſuchte, und ihn von dem ruheliebenden Hochmeiſter erhielt.

Seit dieſer Zeit regierte Conrad in Ruhe,

---

*) Es iſt keiner der geringſten Vorzüge, daß wir in einem Jahrhunderte leben, wo alle Fürſten dieſe Wahrheit fühlen, und die weiſen unter ihnen ſie auch eingeſtehen. Das that ſelbſt Friedrich der Einzige.

und gab eine Menge Geſetze gegen den Luxus und die Sittenloſigkeit, die vorzüglich unter den Rittern ſo ſehr eingeriſſen war, daß ſein Nachfolger ihnen beſonders verbieten mußte, ihre Harniſche zu verkaufen oder zu verſpielen. — Dürfen wir den Geſchichtſchreibern glauben, ſo ſtarb Conrad im Jahre 1407 an der Tugend, oder an dem, was er wenigſtens dafür hielt. Seine Aerzte verordneten ihm gegen, ich weiß nicht welches Uebel, den Beiſchlaf; aber er wies ſie mit Abſcheu zurück, und blieb der Regel bis zum Tode treu.

Unter ihm hatte der Orden den höchſten Gipfel der Macht und des Reichthums erlangt. In einer langen, zuſammenhängenden Strecke lagen die Neumark, Pommerellen, Preußen, Schamaiten, Curland, Semgallen, Lief- und Eſthland unter ſeinen Befehlen da: faſt lauter fruchtbare Länder und meiſtens Strandprovinzen; in Teutſchland und Italien beſaß er außerdem ſehr viele zerſtreuete Beſitzungen: Preuſſen allein enthielt, wenn die Angaben nicht übertrieben ſind, 55 Städte, 48 Schlöſſer und über 19,000 Dörfer, und die öffentlichen Einkünfte von dieſem Lande allein beliefen ſich auf 800,000 rheiniſche Gulden. Auch der Wohlſtand der Unterthanen ſoll einen hohen Grad erreicht haben. Danzig, Elbingen, Königsberg, Riga, Pernau, Reval, Narva und Dörpat ſammelten durch ihren Handel außerordentliche Schätze: aber ſelbſt von dem Reichthume der preußiſchen Bauern erzählt man eine Menge fabelhaft klingender Geſchichten.

Es lag indeß in der Natur des Staats, daß er ſich nicht lange auf dieſem Gipfel erhalten konnte. Das Glück ſeiner Bürger forderte Ruhe; aber die Beſtimmung, das Bedürfniß ſeiner Beherrſcher war Krieg, — Erwerb, nicht Genuß. Im Frieden mußten die Ritter ſich durch ihre Regel wund gedrückt, vernichtet fühlen: nur der Krieg gewährte ihnen Thätigkeit, das heißt, wahres Leben. Zwar überließen ſie ſich, wie wir oben ſahen, der Schwelgerei; aber der männlichere Ritter beſchränkte nicht ſo leicht ſeine ganze Beſtimmung auf dieſelbe, wie der ſchlaffe Mönch. Mit Ungeduld ertrug man daher Conrads Friedfertigkeit, und als er ſtarb, wählte man ſeinen Vetter Ulrich von Jungingen gerade aus der Urſache, warum Conrad auf dem Sterbebette dringend gebeten hatte, ihn auszuſchließen, ſeiner wilden kriegeriſchen Geſinnung wegen.

Er erfüllte ihre Erwartungen ſehr bald. Die Schamaiten liebten ihre National-Fürſten zu ſehr, als daß ſie ſich dem Orden gutwillig unterworfen hätten; noch immer erregten ſie Unruhen, beſonders da die Ordens-Vögte und Comthure ihren Magnaten ſehr hart und tyranniſch begegneten. Die Ritter glaubten, daß ganz Litthauen ihnen ſehr leicht zur Beute werden müßte, wenn ſie es jetzt anfielen, da Withold und Jagiel feindſelig gegen einander geſinnt ſchienen. Sie beſchuldigten daher den erſtern, daß er die Schamaiten aufwiegle, und rüſteten ſich zur Erneuerung des Krieges.

Litthauen hatte indeß an innerer Stärke

ſehr gewonnen. Withold hatte die wenigen Friedensjahre angewendet, die kleinen Fürſten des Landes ſo zu demüthigen, daß er wirklich die ganze Macht in eigenen Händen hatte. Er hatte die unruhigen ruſſiſchen Fürſten wieder zum Gehorſam gebracht, und die wüſten Gegenden ſeines Reichs mit tattariſchen Colonieen beſetzt, die ihm treffliche Krieger lieferten. Deſſen ungeachtet wünſchte er Frieden, und ſuchte ihn durch eine perſönliche Zuſammenkunft mit dem Hochmeiſter zu erlangen; aber umſonſt. Endlich, da dieſer zwanzig Schiffe mit Getreide wegnahm, welche die Weichſel herunterkamen, um Litthauen, das von einer fürchterlichen Hungersnoth litt, zu unterſtützen, und da lithauiſche Kaufleute in Preußen geplündert und erſchlagen wurden, ward der muthvolle Krieger entrüſtet. Er befahl ſeinem Feldherrn, die Ritter aus Schamaiten zu vertreiben. Sobald ſeine Truppen erſchienen, griff alles zu den Waffen, und in wenigen Tagen war kein

Teutſcher mehr in der ganzen Provinz. Das entſchied den Krieg.

Ulrich ließ bei dem Könige von Polen anfragen, ob er Litthauen unterſtützen würde. Die Antwort war unbeſtimmt; man ſchickte ſich gegenſeitig Geſandte, um ſich auszuforſchen, und zu hintergehn; endlich aber, da ein polniſcher Abgeordneter, der Erzbiſchof von Gneſen, durch die beſtändigen Drohungen des Hochmeiſters aufgebracht, ihm in eben dem Tone antwortete, erklärte dieſer den Krieg, und rückte im J. 1409 mit drei Heeren in Polen ein. Die vereinigten Bemühungen und Drohungen der Könige Wenzeslaus von Böhmen und Siegmunds von Ungarn konnten nur einen Stillſtand bis zum Sommer 1410 bewirken. Er ward nicht einmal ſehr gewiſſenhaft gehalten, und während deſſelben rüſtete man ſich nur mächtiger zum Kriege. Jagiel und Withold boten Tattarn, Ruſſen und Wlachen zu ihrer Hülfe auf; der Orden ſammelte ein Heer aus allen ſeinen Ländern, nahm teutſche Söldner an, und verbündete ſich mit Ungarn und Böhmen. Siegmund verſprach für vierzigtauſend Gulden, die ihm der Orden bezahlte, Polen anzugreifen, ſobald Jagiel nach Preußen ginge.

Dies Bündniß hielt den König von Polen nicht ab, ſeinen Plan auszuführen. Mit Witheld und einem Heere von mehr als 100,000 Mann brach er im Sommer des Jahres 1410 in Preuſſen ein, und hatte ſchon zwei Schlöſſer erobert, als ihm der Hochmeiſter bei Tannenberg mit 83,000 Mann begegnete. Beide Theile hatten die höchſte Anſtrengung gemacht und der Kampf, dem ſie entgegen gingen, mußte nothwendig die nähere oder fernere Vernichtung des einen entſcheiden, und ſo eine außerordentliche Veränderung im Syſteme und im Schickſale des ganzen Norden bewirken.

Beide Heere und ihre Anführer fühlten in heftiger Spannung die Wichtigkeit dieſes Tages, Ulrich und Witheld voll feuriger Unruhe, Jagiel mit frömmelnder Zaghaftigkeit; und die

Laune des Schickſals wollte, daß gerade dem Feigeſten hier der Lorbeer zu Theil würde. Kurz vor der Schlacht langten noch achthundert Böhmen, unter denen auch Johann von Trocznow, der nachmals ſo berühmte Ziska, war, bei dem Hochmeiſter an, um ihre Dienſte anzubieten. Ulrich trauete ihnen nicht, und wies ſie mit den höhniſchen Worten ab: „er brauche keine Judasbrüder.“ Erbittert gingen ſie zum polniſchen Heere, wo ihnen Jagiel befahl, eine benachbarte Höhe zu beſetzen, und ſeinen Befehl zu erwarten.

Jetzt ſtanden die Heere gegen einander, das ritterliche in drei Treffen getheilt, auf einer Reihe waldiger Anhöhen, das königliche, nach ſeinen verſchiedenen Nationen geordnet, auf der Ebene. Mit Ungeduld erwartete man das Zeichen zum Kampfe; aber der König — betete. Das bange Pochen ſeines Herzens hatte ihn in eine Kapelle getrieben, wo er ſich eine Meſſe leſen ließ. Ulrich wollte den Vortheil ſeiner Stellung nicht verlieren, und daher ſich angreifen laſſen. Da es nicht geſchah, ſo ſchickte er Jagieln zwei Schwerter, mit einer bittern Aufforderung. Der König nahm ſie lächelnd als eine gute Vorbedeutung an, und verſprach, ſie wohl zu gebrauchen; aber jetzt verlor der feurigere Withold die Geduld. Er ſtellte ſich an die Spitze des rechten Flügels, wo ſeine Litthauer ſtanden, und begann die Schlacht. Sie wurden geſchlagen, und flohen in großer Verwirrung: die Sieger verfolgten ſie. Wahrſcheinlich war dieſer Vortheil die Urſache, die das ganze preuſſiſche Heer bewog, von den Anhöhen ins Thal zu rücken; und nun ließ auch Jagiel zum Angriff blaſen. Zweimal durchbrachen die Ritter das königliche Heer; ſie hatten wirklich ſchon die Hauptfahne deſſelben erbeutet, und der König war voll Verzweiflung im Begriff, ſich ins Handgemenge zu ſtürzen, um den Tod zu finden: doch die Ruſſen und Tattarn des geſchlagenen rechten Flügels ſchloſſen ſich wieder an die Polen an, und die Ritter wurden mit großem Verluſte zurückgedrängt.

Jetzt lagen zwei ihrer Treffen ſchon faſt ganz auf dem Boden hingeſtreckt, und alles forderte Ulrich auf, ſich mit dem dritten zurückzuziehen. Er ſah voll Grimm auf die Leichname ſeiner Helden, welche die Ebene vor ihm bedeckten. „So mancher tapſre Mann,“ rief er, mit dem Muthe der Verzweiflung, „ſank „hier neben mir nieder; auch ich will das Feld „nicht lebend verlaſſen!“ — Er führte ſeinen letzten Haufen zum Angriff. Aber nun ſetzten ſich die Böhmen, die er ſo empfindlich beleidigt hatte, in Bewegung. Mit glühender Ungeduld hatten ſie bis jetzt auf den Befehl gewartet, den der mißtrauiſche König nicht zu geben wagte: nun, da ſie den letzten Auftritt des blutigen Tages beginnen ſahen, fürchteten ſie, ihn ganz als ruhmloſe, müßige Zuſchauer zu verbringen. Ohne Aufforderung ſtürzten ſie von ihrem Hügel herab in die Flanke der Ritter. Witbold brachte einige Haufen ſeiner fliehenden Krieger zurück, und die leichten Tattarn umſchwärmten die Ordensbrüder, und hieben bald hier, bald dort auf ſie ein. Ulrich ſelbſt ward von einem tattariſchen Hauptmann niedergeſtoßen, und nun floh der ganze Ueberreſt ſeines Heers ins Lager. Mit ihnen zugleich erſtürmten die Sieger es, und jagten ſie weiter; aber Jagiel hatte die Vorſicht, alle Meth- und Branntweinfäſſer zerſchlagen zu laſſen, damit die Sieger nicht die Frucht ihrer blutigen Anſtrengung durch Unmäßigkeit verlören.

Dieſer Tag, der 15te Julius 1410, brach die Macht des Ritterordens auf immer. Noch ein Jahrhundert dauerte er in Preußen; aber er ſiechte unheilbar an den Folgen der Tannenberger Schlacht. Vierzigtauſend ſeiner Streiter lagen todt auf dem Schlachtfelde, 13,000, unter denen mehrere teutſche Fürſten waren, hatten ſich ergeben, und die übrigen zerſtreuete die Flucht ſo ſehr, daß nach vieler Mühe nur etwa viertauſend Mann zuſammengebracht werden konnten. Ehrenvoll für den Muth des Ordens iſt der Umſtand, daß nur ein einziger Ritter unter den Entkommenen war. Dieſen verurtheilte der Statthalter zum Tode, und ließ, da er ſelbſt aus dem Gefängniſſe entkam, den Spruch an ſeinem zurückgebliebenen Pferde vollziehen. — Der Körper des Hochmeiſters ward unter den Gebliebenen gefunden, und man nahm ihm den langen falben Bart ab, der mit den übrigen erbeuteten Siegeszeichen zu Krakau in einer Kirche aufgehängt wurde.

So war das in Erfüllung gegangen, was Conrad von Jungingen der Kampfgier ſeines Ordens geweiſſaget hatte. Der Orden war durch einen einzigen unglücklichen Tag halb vernichtet: er wäre es ganz geweſen, wenn Jagiel ſich im Stande geſehen hätte, ſeinen Sieg ſogleich zu benutzen. Auch er ſoll ſechzigtauſend Mann an dieſem ſchrecklichen Tage verloren haben: wenigſtens war die Verwirrung ſeines Heeres ſo groß, daß er drei Tage auf dem Schlachtfelde verziehen mußte, und dieſe verlorne Zeit friſtete das Daſeyn des preuſſiſchen Staates noch ein Jahrhundert.

Heinrich Reuß von Plauen war zum Statthalter von Preußen während des Kriegeszuges ernannt worden, und er zeigte ſich in der Noth dieſes Zutrauens werth. Er ſammelte, auf die erſte Nachricht von der Niederlage, die wenigen Ritter, die noch in den Schlöſſern als Beſatzung zurückgeblieben waren, und die Flüchtlinge, zu einem Corps von etwa 5,000 Mann, mit dem er ſich in die ganz entblößte hochmeiſterliche Reſidenz Marienburg warf, wohin er in der größeſten Eil auch allen Mund- und Kriegesvorrath ſchickte, der ſich auftreiben ließ. Kaum war er einigermaßen mit ſeinen Einrichtungen zu Stande, als ſchon das königliche Heer erſchien, und ihn belagerte.

Polniſche Manifeſte verkündigten indeß die Vernichtung des Ordens, und forderten ganz Preußen auf, ſich Jagiels Scepter zu unterwerfen. Der Biſchof von Ermeland war der erſte, der dieſem Aufrufe Folge leiſtete; ſeinem Beiſpiele folgten ſchnell der Biſchof von Culm, der größte Theil des Adels, und faſt alle Städte. Danzig ergriff mit ſeinem Schloſſe die Neutralität, und die reiche, gut befeſtigte Hanſa-Stadt war zu mächtig, als daß man ihren Vorſchlag nicht fürs erſte angenommen hätte. Thorn und Elbingen hingegen unterwarfen ſich ganz, und führten Vorräthe aller Art ins königliche Lager. Die Herzoge von Meklenburg und Pommern, Alliirte des Ordens, ſchloſſen Frieden mit Polen, und der König von Ungarn kündigte ihm zwar, auf dringende Bitte des Statthalters, den Krieg an, verſicherte aber zugleich heimlich, daß man ſeinetwegen nicht viel zu beſorgen habe. —

So war denn die Macht des Ordens nur noch auf Marienburg und ein Paar andere Schlöſſer, und ſeine ganze Hoffnung auf die kluge Feſtigkeit des Statthalters beſchränkt. Er bat um Frieden; aber die Bedingungen, die Jagiel vorſchrieb, waren ſo hart, daß man ſich lieber auf das äußerſte zu vertheidigen beſchloß. Man verdoppelte das Feuer des Widerſtandes; allein Marienburg, und mit ihm ganz Preußen, wäre für die Ritter verloren geweſen, wenn nicht die Schlauheit Conrads von Vietinghof, des liefländiſchen Herrmeiſters, ſie gerettet hätte.

Zufällig vielleicht hatte er nicht in Perſon das Contingent angeführt, das er zum Heere des Hochmeiſters liefern mußte, und das, wie das übrige Heer, erſchlagen ward; jetzt eilte er mit einem ausgewählten Corps ſeinen bedrängten Brüdern in Preuſſen zu Hülfe. Von ſeinem Anzuge benachrichtiget, ſchickte der König von Polen ihm Withold mit dem litthauiſchen Heere entgegen. Sie trafen bei Holland zuſammen, und die Macht der beiden Kriegeshaufen war ſo ungleich, daß die Liefländer wahrſcheinlich das Schickſal des Hochmeiſters gehabt haben würden, wenn man ſich geſchlagen hätte; aber Conrad verlangte erſt eine Unterredung mit Withold. Er erhielt ſie, und ſtellte dem Großfürſten vor, ſein eigener Vortheil fordere es, daß der Orden nicht ganz untergehe. Zu ſehr geſchwächt, um noch ein gefährlicher Nachbar zu ſeyn, könnte er ihm ein ſehr nützlicher Bundesgenoſſe werden, wenn Jagiel wieder verſuchen ſollte, Witold oder ſeine Familie zu unterdrücken. Er erinnerte ihn an die Vortheile, die er ehemals von der Freundſchaft des Ordens gezogen hätte, und verſprach ihm treuen Beiſtand, ſich von ſeinem falſchen Vetter ganz unabhängig zu machen. Der Großfürſt glaubte Wahrheit in dieſen Vorſtellungen zu finden; er verbündete ſich heimlich mit Vietinghof, und Jagiel büßte jetzt ſeine vorige Hinterliſt mit der beſten Frucht ſeines Sieges.

Witold ſandte den Herrmeiſter mit fünfhundert Liefländern an den König, und meldete ihm, daß Vietinghof verſprochen habe, den Hochmeiſter zur Uebergabe des Schloſſes und zur Annahme der Bedingungen zu überreden. Jagiel ging in die Falle, und erlaubte ihm in das

Schloß zu ziehn; aber die Nachricht von Witholds Geſinnung und der neue Zufluß an Kriegsleuten machte die Vertheidigung deſſelben nur noch hartnäckiger. Zu gleicher Zeit ging Withold mit ſeinem Heere nach Schamaiten; Seuchen brachen im königlichen Lager aus, und man erhielt die Botſchaft, daß die Ungarn in Oberſchleſien eingefallen wären. Dieſer Zuſammenfluß widriger Umſtände zwang den König, die Belagerung, nachdem ſie acht Wochen gedauert hatte, aufzuheben und ſich nach Polen zurückzuziehen. Der Orden war für jetzt gerettet.

Indeß er ſich in einzelnen Haufen mit den Polen herumſchlug, und die verlornen Schlöſſer wieder einzunehmen ſuchte, verſammelte ſich auch ein Capitel, um einen neuen Hochmeiſter zu wählen. Vom ſogenannten hohen Adel waren nur drei Ritter noch übrig: der Statthalter, ſein Vetter, gleichfalls ein Heinrich Reuß von Plauen, und der Comthur Michael Küchmeiſter von Sternberg. Die übrigen Ritter trugen es dieſen auf, ſelbſt zu beſtimmen, wer von ihnen die Würde erhalten ſollte. Unſtreitig hatte der Statthalter die größeſten Anſprüche: die andern glaubten ihn nicht ſicherer ausſchließen zu können, als wenn ſie ihm ihr Wahlrecht überließen. Er nahm es an. In der Verſammlung aller Ritter fragte er noch einmal, ob ſeine Wahl gültig ſeyn ſollte. Man bejahete es, und nun — hängte er ſich ſelbſt den hochmeiſterlichen Mantel um, weil, ſagte Heinrich, er ſeine Treue gegen den Orden beſſer kenne, als die Geſinnung der andern. Man ſtaunte ihn an, — aber die Ernennung mußte gültig bleiben.

So bald ein neuer Hochmeiſter erwählt und das polniſche Heer entfernt war, ſchien das Glück des Ordens zurückzukehren. Die meiſten Städte Preußens unterwarfen ſich ihm wieder eben ſo leicht, als ſie ihm entſagt hatten; ſeine alten Bundesgenoſſen, die Fürſten von Pommern, Meklenburg, Lauenburg und Lüneburg ſchloſſen ſich wieder an ihn an, und ſchickten ihm Hülfsvölker. Dies bewog Jagiel, ungeachtet eines neuen Sieges, den er bei Tauchel erfocht, endlich im J. 1411 zu Thorn Frieden zu ſchließen. Der Orden trat Schamaiten auf Witholds und Jagiels Lebenszeit ab, und verſprach eine Summe Geldes zu bezahlen: dafür erhielt er alles Verlorne zurück.

Nur Withold ſchien durch dieſen blutigen Krieg gewonnen zu haben, und der Orden zu ſeiner alten Macht zurückzukehren: aber die Folgen der Tannenberger Schlacht im Innern von Preußen konnte der Friede nicht aufheben; ſie waren verderblicher, als der erſte Anſchein fürchten ließ.

V.

Streitigkeiten der liefländiſchen Herrmeiſter mit den Erzbiſchöfen zu Riga, bis 1448.

Nicht bloß Epiſode der liefländiſchen Geſchichte iſt der erzählte lange Kampf des teutſchen Ordens mit Litthauen und Polen; er enthält das Wichtigſte, was der Zeitraum von den Jahren 1346 bis 1410 uns in Rückſicht Lieflands ſelbſt darbietet. Bei der Ohnmacht, zu der die Stände neben dem Orden herabgeſunken waren, gewann ſeine Herrſchaft eine regelmäßige Form, und im ganzen Lande herrſchte eine ſo tiefe, wiewohl nicht für alle glückliche Ruhe, daß die innern Begebenheiten ſich höchſtens für Chroniken eignen. Neue Eroberungen gegen die Ruſſen zu verſuchen, ward der Herrmeiſter durch die beſtändig aufgeforderte Hülfe gehindert, die er dem Hochmeiſter leiſten mußte; und wenn er mit jenem Volke in Streit gerieth, ſo ward dieſer durch unbedeutende Streifzüge von beiden Theilen mehr angezeigt, als entſchieden. Im litthauiſchen Kriege aber ſpielte er natürlich neben dem Hochmeiſter eine untergeordnete Rolle: denn hier war er nur Unterbefehlshaber eines Hülfscorps, nicht herrſchender Fürſt. — Das Einzige, was in Liefland während dieſer Zeit einiger Aufmerkſamkeit werth iſt, ſind die Zwiſtigkeiten mit den Erzbiſchöfen, und auch dieſe, glaube ich, nur vorbeigehend andeuten zu müſſen. —

Mit Klagen, dieſer unwirkſamen Nothwehr unterdrückter Schwachen, hatte der Erzbiſchof Friedrich eine Reihe von Jahren am päpſtlichen Hofe zugebracht, wo er im J. 1340 ſtarb. Sein Nachfolger, Engelbrecht von Dahlen, eilte bald nach ſeiner Wahl gleichfalls nach Avignon, um ſeine Oberherrſchaft von Riga und die Güter des Erzſtiftes zu reklamiren: aber man fand es zu bedenklich, das päpſtliche Anſehen durch ein Urtheil in Gefahr zu ſetzen, deſſen Vollſtreckung man nicht erzwingen konnte, und auch er ſtarb im Jahre 1447, ohne etwas ausgerichtet zu haben.

Fromhold von Fyſhuſen, den man an ſeine Stelle ſetzte, verpfändete zwei ihm noch übrige Schlöſſer, und folgte der Spur ſeiner Vorfahren. Vielleicht bewirkte das mitgebrachte Geld, daß man ſeine Bitten günſtiger anhörte. Der Papſt forderte den Orden vor ſeinen Richterſtuhl, und befahl einem Cardinal Franz, die Sache zu entſcheiden. Er that im J. 1360 den Ausſpruch: daß der Orden Riga und die erzbiſchöflichen Güter ſogleich ausliefern, und die bisher aus denſelben erhobenen Einkünfte erſetzen ſollte. Die Ritter fanden dies Urtheil zu hart: ſie appellirten, und der Papſt ſetzte eine neue Commiſſion nieder; aber auch dieſe beſtätigte jenen Ausſpruch, und milderte ihn nur in Rückſicht der Einkünfte. Die Vollſtreckung ward dem Erzbiſchof von Arles und drei ſchwediſchen Biſchöfen aufgetragen; aber ihre Bemühungen, ſelbſt das Bedrohen mit dem

Banne, blieben unwirkſam, bis Kaiſer Karl der Vierte ſich hineinmiſchte.

Schon im J. 1356 hatte er dem Erzbiſchofe die Reichsfürſtliche Würde beſtätigt, und die Könige von Dännemark und Polen zu ſeinen Beſchützern ernannt. Im J. 1363 ſprach er ein Urtheil gegen den Orden, das aber erſt drei Jahre ſpäter dem verſammelten Orden zu Danzig vorgeleſen ward. Die Autorität des teutſchen Geſetzgebers war wirklich groß genug, die Ritter zu einiger Billigkeit zu bewegen. Der Hochmeiſter Heinrich von Kniprode nahm das Urtheil gelaſſen an, und ſchloß nun mit dem Erzbiſchofe einen Vertrag, der dieſen wieder als Oberherrn von Riga anerkannte, dem Orden aber den Beſitz mehrerer ſeiner Schlöſſer zuſprach, und ihn von aller Huldigung, die der Erzbiſchof noch immer forderte, befreiete.

Durch dieſen Vergleich ſchien die Haupturſache der ewigen Streitigkeiten gehoben zu ſeyn; aber bald fand ſich eine neue. Fromhold ſtarb im J. 1369, und ſein Nachfolger Siegfried von Blomberg, ein rigaiſcher Domherr, ſuchte und erhielt vom Papſte die Erlaubniß, daß er und ſein Kapitel den Prämonſtratenſer-Habit anlegen durften. Bisher hatten ſie und der Orden die gewöhnliche Auguſtinerkleidung getragen, und dies galt bei den Geiſtlichen, ſo lange der Erzbiſchof Oberherr der Ritter zu ſeyn behauptete, zur Beſtätigung dieſer Behauptung. Jetzt, da er ihr hatte entſagen müſſen, und der Herrmeiſter der Stärkſte war, hätte die Gemeinſchaft der Kleidung eine umgekehrte Auslegung veranlaſſen können. Der Orden empfand die Veränderung ſehr übel; er erklärte ſie für eine Beſchimpfung, die er ſogleich wieder durch Beſetzung der Stiftsgüter rächte. Siegfried ging, wie ſein Vorgänger, nach Avignon, wo er im J. 1375 ſtarb.

Johann von Sinten folgte ihm, und bewirkte den Bann gegen die Ritter; aber ſie nahmen ihn ſehr gleichgültig auf. Umſonſt bemüheten ſich mehrere teutſche Fürſten und Biſchöfe, einen neuen Vergleich zu bewirken: die

Ritter waren ſo wenig dazu geneigt, daß ſie vielmehr den Domprobſt von Riga, der den Entwurf eines Vertrages nach Liefland bringen wollte, gefangen nahmen. Der Erzbiſchof floh voll Schrecken nach Lübeck, und der Orden nahm davon Gelegenheit, das Erzſtift für erledigt zu erklären und es zu ſequeſtriren. Jetzt glaubte der Kaiſer Wenceslaus ſich des Unterdrückten annehmen zu müſſen, und zog die Güter des teutſchen Ordens in Böhmen ein; aber er war zu inconſequent in ſeinen Maßregeln, als daß ſie hätten wirkſam ſeyn ſollen. Sobald der Hochmeiſter ſich beſchwerte, gab er alles zurück.

Bonifacius der Neunte fand ein ſicheres Mittel, Ruhe zu ſtiften. Gegen das Verſprechen des Ordens, 11,500 Gulden in die päpſtliche Schatzkammer zu liefern, billigte er die Beſetzung des Erzſtifts, machte Johann von Sinten im J. 1394 zum Patriarchen von Antiochien, und den Bruder des damaligen Hochmeiſters, Johann von Wallenrode, zum Erzbiſchof von Riga. Zwar proteſtirte das Dom-Capitel gegen ihn, und ſetzte ihm Otto, den Sohn des Kaiſers, entgegen; aber, mit Hülfe des Herrmeiſters, erzwang ſich Wallenrode Gehorſam, und erhielt auch die meiſten Güter ſeines Stiftes zurück, wiewohl er die Adminiſtration derſelben dem Orden laſſen mußte.

Eine lange Ruhe von zwanzig Jahren war die Folge dieſer Wahl, während welcher Zeit ſich Johann von Wallenrode, Geſchöpf und Schützling des Ordens, folgſam in den Willen deſſelben fügte. Allmälich zwar ward er demſelben entfremdet, und nahm den Geiſt ſeines neuen Standes an; es ſchlich ſich manche Gelegenheit zur Unzufriedenheit ein, und der Orden erlaubte ſich häufige Bedrückungen der übrigen Biſchöfe: doch ganz Europa ſah einem Concilium entgegen, und alle Theile ſparten ihre Klagen für daſſelbe auf, in der Hoffnung, jedes Unrecht in dieſer ehrwürdigen Verſammlung ausgeglichen zu ſehn.

Endlich begann ſie im Jahre 1414, und

Johann von Wallenrode verſchuldete ſein Erzſtift, um mit zweihundert Pferden nach Koſtnitz abzugehen. Er war einer von den Prälaten, welche die meiſte Gelehrſamkeit und die größeſte Pracht zur Schau legten; daher bezeigte man ihm eine ſehr ausgezeichnete Achtung. Auch war er unter den Biſchöſen, denen man die Bekehrung des Ketzers Huß auftrug, und als dieſe mißlang, ſtimmte er am eifrigſten für die Verbrennung deſſelben. Die Auszeichnung, deren er genoß, erweckte den ganzen Geiſt ſeines Standes bei ihm, und plötzlich legte er die Tracht des Ordens ab, gerade als Abgeordnete deſſelben anlangten, um auszuwirken, daß alle liefländiſche Geiſtliche verpflichtet ſeyn ſollten, ſie zu tragen. Wallenrode trat nun als entſchiedener Gegner der Ritter auf. In einer ſehr gelehrten und zierlichen Rede, die er vor dem Concilium hielt, bewies er, daß „die Kirche urſprünglich Gebieterin in „Liefland geweſen ſey, der Orden ſie aber zur „Magd herabgewürdigt habe;“ er zieh ihn der empörendſten Bedrückungen, und ließ ihm keine lobenswürdige Eigenſchaft, als daß er ſeine Länder wohl zu vertheidigen wiſſe.

Das Concilium war indeß mit zu wichtigen Gegenſtänden beſchäftigt, als daß es ſich auf die Zänkereien einer einzelnen Ordensprovinz hätte einlaſſen können. Drei Päpſte ſtritten ſich damals um Peters Schlüſſel. Das Concilium ſetzte ſie alle ab, und war anfangs der Meinung, daß keiner mehr erwählt werden ſollte, wenigſtens nicht, bevor die zahlloſen Mißbräuche der Kirche abgeſchafft wären. Die Cardinäle dachten anders, und es gelang ihnen, den größten Theil der heiligen Väter auf ihre Seite zu bringen. Zu den wenigen, die ſtandhafter blieben, gehörte Johann von Wallenrode und Habundi, Biſchof von Chur. Man verſprach jenem das reiche Bisthum Lüttich, dieſem das Erzſtift Riga, und — ein Colonna beſtieg, unter dem Namen Martin der Fünfte, den päpſtlichen Stuhl. Die übrige Geſchichte des Conciliums gehört nicht hierher.

Johann Habundi nahm im Jahre 1418 Beſitz von ſeinem Erzſtift; wahrſcheinlich aber bedauerte er bald, ſeine ruhigere Schweizerreſidenz gegen daſſelbe vertauſcht zu haben. Der Papſt Martin erließ im J. 1423 eine Bulle, in der er die Geiſtlichkeit von der Verpflichtung frei ſprach, den Ordenshabit zu tragen, ſo wie von der Unterwürfigkeit gegen den Herrmeiſter; aber Kaiſer Sigismund ſetzte ihr im folgenden Jahre eine ſtrenge Weiſung an die Biſchöfe entgegen, den Rechten des Ordens keinen Eintrag zu thun, und Habundi ſtarb im Jahre 1424, ohne ſeine Lage verbeſſert zu ſehen.

Der neue Erzbiſchof, Henning von Scharfenberg, war vormals ſelbſt Ritter geweſen; gleichwohl legte er unverzüglich die Ordenstracht ab. Der Herrmeiſter beſchwerte ſich bei dem Papſte darüber; und, uneingedenk ſeiner frühern Bulle, erließ Martin im J. 1426 eine neue, in der die Geiſtlichkeit angewieſen ward, ihre vorige Kleidung wieder zu nehmen. Dies

Schwanken, das der römiſchen Politik am wenigſten eigen iſt, zeigt, daß man den ganzen Streit für ſo geringfügig angeſehen habe, als er dem päpſtlichen Stuhle wirklich war.

In demſelben Sommer verwüſteten die Ruſſen das Bisthum Dörpt. Weit entfernt, es zu beſchützen, ſammelte der Herrmeiſter ſeine Macht, und erwartete, daß ſich der Biſchof ihm unterwürfe: doch dieſer fand es rathſamer, ſich an den Großfürſten von Litthauen zu wenden, und Withold züchtigte auch wirklich die Ruſſen dadurch, daß er Pleskow plünderte.

Jetzt rückte der Herrmeiſter ſelbſt in das Dörptiſche, und vollendete die von den Ruſſen begonnene Verwüſtung. Unfähig, ſich oder ſeinen Brüdern durch das Schwert zu helfen, ſtellte der Erzbiſchof wenigſtens eine allgemeine Verſammlung der Geiſtlichen an, auf der man beſchloß, dem Papſte durch eine feierliche Geſandtſchaft die Drangſale der Kirche zu melden. Einige revalſche und dörptiſche Domherren übernahmen das Geſchäft, und verſchiedene junge Bürger aus den angeſehenſten Familien der Stadt begleiteten ſie, um ſich in Italien zu bilden.

Sie kamen nicht weit. Goswin von Aſchenberg, Comthur von Grobin, überfiel ſie, als ſie auf der Heerſtraße an ſeinem Schloſſe vorüberzogen, plünderte ſie, und ließ dann die Reiſegeſellſchaft, mit gebundenen Armen und Beinen, unter das Eis der Liebau ſtürzen und erſäufen. Der Bube hatte ſogar die Kühnheit, in einem eigenen Cirkular ſeine Handlung bekannt zu machen, und zu erklären, daß er weder einen Auftrag dazu, noch Mitſchuldige bei derſelben gehabt habe. Da hat man in einem kleinen Probeſtücke das vollſtändige Gemälde des Rittergeiſtes, der, wie man ſieht, ſich bei kaltem Blute ſo gut auf Noyaden verſtand, als der Republikanismus im Delirium. Standesſtolz, Grauſamkeit und kecke, ſtrafloſe Unverſchämtheit waren zu allen Zeiten ſeine Beſtandtheile. Wer will, ſetze Selbſtgefühl, Kraft und männliche Freimüthigkeit an die Stelle jener Worte: die Sache wird dadurch nicht verändert.

Daß Goswin übrigens nicht aus der Regel gefallen ſey, nicht anders gehandelt habe, als ſeine Vorgeſetzten pflegten, zeigt eine Anekdote, die uns von dem Herrmeiſter Siefert Lander, der zwei Jahre früher ſtarb, aufbehalten ward. Eine Beiſchläferin, deren Genuß ihn geſättigt hatte, ſuchte ſich einen jungen raſchen Kaufgeſellen zu Riga aus, und erbat ſich ihn zum Lohn ihrer Dienſte. Lander gab ſeine Einwilligung, und ließ dem jungen Manne andeuten, die Nymphe zu ehelichen: doch dieſer hatte zu viel Ehrgefühl, um ſich an eine Metze zu verkuppeln. Lander konnte ihn dazu freilich nicht zwingen: dafür ließ er ihn durch beſtellte Leute vor ſeinem Richterſtuhle des Diebſtahls anklagen, und ohne Umſtände hängen. Einen Augenblick vor der Hinrichtung betheuerte der arme Jüngling noch ſeine Unſchuld, und lud den Herrmeiſter ein, ihm in dreizehn Tagen vor dem Richterſtuhle Gottes zu erſcheinen. Lander hatte den Muth, eine tyranniſche Handlung zu begehen, aber nicht den, Gebildern des Aberglaubens zu widerſtehn. Er ſtarb am dreizehnten Tage im Wahnſinn. —

Ich kehre zum Erzbiſchofe zurück. Abgeſchnitten von aller auswärtigen Hülfe, und gebeugt durch die Kälte, die ſelbſt der ſchwankende Papſt ihm durch die neue Kleiderbulle bezeigte, ging er im Jahre 1418 zu Walk einen Vertrag ein, der ihn verpflichtete, den Orden wegen der abgelegten Ordenstracht um Verzeihung zu bitten, und jährlich Seelmeſſen für alle verſtorbene Herrmeiſter leſen zu laſſen. Er muß ſchon wenig mehr zu verlieren gehabt haben, daß man ſich begnügte, Meſſen zu erpreſſen: die andern Biſchöfe waren reicher, und der Orden verſäumte keine Gelegenheit, ſie zu plündern. So beſetzte er zum Beiſpiel im J. 1430 alle Güter des Bisthums Oeſel, weil der Biſchof nach Rom gereiſ't war, und den König von Dännemark erſucht hatte, das Stift während ſeiner Abweſenheit zu beſchützen.

Unter Gewaltthätigkeiten von Seiten des Ordens, und fruchtloſen Klagen der Biſchöfe, deren umſtändliche Erörterung nicht in meinen Plan gehört, verfloſſen viele Jahre, bis ein Mann an die Spitze der Geiſtlichkeit trat, der, mit aller Argliſt der Hierarchie bewaffnet, den Widerſtand ſo lebhaft erneuerte, daß der Ausgang wenigſtens eine Zeitlang ungewiß blieb. Die Lage der allgemeinen Ordensangelegenheiten begünſtigte ihn: aber um dieſe kennen zu lernen, müſſen wir wieder nach Preuſſen zurückkehren.

VI.

Folgen der Tannenberger Schlacht, bis 1466.

Die ſonderbaren Verwickelungen in der Lage der Völker und in ihren Verhältniſſen bewirkt oft das Entſtehen politiſcher Ungeheuer, vor denen ein aufgeklärteres Zeitalter zurückbebt, und deren Möglichkeit ihm oft unglaublich ſcheint: zum Glück ſind ſie aber in der

Regel, wie die Thierbaſtarde, sine semine nati, und gehen bei der Umwandelung der Umſtände zu Grunde, ohne ihre Art zurück zu laſſen. Ihre Unnatur läßt ihnen meiſtentheils ſo wenig wahre Hülfsmittel, daß ein einziger großer Unfall ihr Verderben unwiderruflich entſcheidet: ſind ſie einmal zum Sinken gebracht, dann kann nichts ihren Hinſturz aufhalten. So ging es dem teutſchen Orden.

Nur zufällige Umſtände waren es eigentlich, die ſeine Ueberreſte bei der Belagerung von Marienburg retteten; aber bloß, damit er auf eine ſichere und für die Nachbarn gefahrloſere Art unterginge, als noch im Jahre 1410 möglich war.

Seine äußerlichen Verhältniſſe wurden bald wieder ſehr günſtig. Der neue Hochmeiſter und die Könige von Ungarn und Böhmen gingen auf dem Wege fort, den der Herrmeiſter Vietinghof angedeutet hatte. Immer überhäufte man Jagiel mit Freundſchaft-verſicherungen, und immer ſuchte man insgeheim Withold durch Ausſichten auf Unabhängigkeit und eine Königskrone von ſeinem Vetter abwendig zu machen. Der ſcharfſichtige polniſche Monarch merkte dieſe Abſicht, und ſuchte ſie durch eine noch nähere Verbindung der polniſchen und litthauiſchen Nation zu vereiteln. Auf einem im Jahre 1413 zu Hrodlo gehaltenen Reichstage wurde der Adel beider Länder verbrüdert; es wurde beſchloſſen, daß ſich der eine nie ohne Beiſtimmung des andern einen Fürſten wählen, beide ſich auf gemeinſchaftlichen Reichstagen verſammeln ſollten, u. ſ. w. Doch obgleich die beiden Völker ſich dadurch wirklich inniger an einander knüpften, befriedigte es den ehrgeitzigen Großfürſten nicht. Withold, den wir ſo muthig in Gefahren, ſo groß in ſeinen Entwürfen, und ſo männlich und klug in ihrer Ausführung ſahen, beſchäftigte ſich die zwanzig letzten Jahre ſeines Lebens mit einem ehrſüchtigen Wunſche, der ihn zum Spielwerke ſeiner Feinde machte. Dieſem Umſtande iſt es zuzuſchreiben, daß man den teutſchen Rittern Zeit ließ, ihre Einbußen zu erſetzen, und daß die Kriege gegen ſie, die Polen in den Jahren 1414, 1418 und 1422 führte, faſt immer ohne Nachdruck waren, und ohne Entſcheidung ſchnell wieder geendet wurden. So oft Withold ſich vom Kaiſer Sigismund mit dem Verſprechen des Königstitels getäuſcht ſah, griff er zum Schwerte, und neue Betheurungen bewogen ihn immer wieder, es ſinken zu laſſen. Endlich glaubte er im Jahre 1436 der Erfüllung ſeines Wunſches nahe zu ſeyn. Er hatte mit Liefland, Preuſſen und Ungarn ein Bündniß geſchloſſen, und die Geſandten des Kaiſers waren auf dem Wege, ihm die Ernennung zu überbringen; aber die Polen machten es ihnen unmöglich, zu ihm zu kommen. Vergebens wartete er mit einer großen Verſammlung von Fürſten mehrere Wochen auf ſie und die Krone, die ſie ihm überreichen ſollten: er erhielt nichts, als die Nachricht, daß ſie angehalten, und ihrer Aufträge, auf Jagiels Befehl, beraubt wären.

Dieſe getäuſchte Erwartung erſchütterte den Greis ſo ſehr, daß er in eine Krankheit fiel, die ſein Leben endigte. Wenige Fürſten zeigten in ihrem Jünglingsalter einen ſo liebenswürdigen Charakter, als er bei den Händeln ſeines Vaters mit Jagiel; wenige als Männer unermüdlichere Thätigkeit, Einſicht und muthige Standhaftigkeit, als er an den Kriegen, durch die er von ſeinem Vetter das Großfürſtenthum Litthauen erzwang, die Ritter demüthigte, und endlich über die Tattarn eine vor ihm beiſpielloſe Obergewalt durch Siege erlangte, deren ich hier nicht näher erwähnen konnte *). Von der kindiſchen Heftigkeit, mit der er als Greis einen vielleicht im übrigen ſehr ſtaatsklugen Plan verfolgte, iſt es leichter, Beiſpiele aufzufinden **).

---

*) Selbſt dem entfernten und mächtigen Kaptſchak gab er im J. 1419 einen Zaar.

**) Nach der Beſchreibung, die man von ihm aufbehalten hat, war er von mittlerer Statur, hatte einen feurigen Blick, ein ausdrucksvolles Geſicht, und faſt

Sein Tod befreiete den Orden auf lange Zeit von aller Gefahr. Suitrigel, den ſein Bruder Jagiel jetzt zum Großfürſten machte, war ein ausſchweifender, unbeſonnener Menſch, der ſeinen Wohlthäter faſt unmittelbar nach ſeiner Ernennung feindlich anfiel, und Polen und Litthauen in eine ſolche Zerrüttung ſtürzte, daß man auf keine auswärtige Unternehmungen denken durfte.

Indeß befand ſich der Orden in keiner beſſern Lage, und war faſt ganz unfähig, die vortheilhaften Umſtände zu benutzen. Der vom Sturme beſchädigte Baum erholt ſich, wenn er Ruhe und günſtige Witterung bekommt; ja, er treibt noch aus der Wurzel ſtattliche Schoſſen empor, wenn ſein Stamm zerbrochen ward; — der zerknickte dürre Pfahl hingegen liegt auf immer am Boden, und fault, wenn

---

keinen Bart. Als tapfer und einſichtsvoll zeigen ihn ſeine Unternehmungen; aber er war auch freigebig, arbeitſam und ſo nüchtern, daß er in ſeinem Leben kein geiſtiges Getränk gekoſtet haben ſoll.

er einmal niedergebrochen ward. Ein Staat, der aus dem Bedürfniſſe ſeiner Glieder entſtand, und auf ihr Glück berechnet iſt, verwindet vergangene Unfälle, wären es auch die ſchwerſten, weil er der lebendigen Menſchennatur angehört; aber der Orden war ein todtes Gerüſte, das Fanatismus und Ehrſucht aufthürmten: einmal aus ſeinen Fugen geriſſen, konnte er ſich nicht ſelbſt wieder erheben, ſondern mußte unaufhaltſam zuſammenſtürzen. Sein Staats-Syſtem war durch die Schlacht bei Tannenberg zerriſſen, die Unterwürfigkeit ſeiner Unterthanen, die Subordination ſeiner Glieder hatte auf einen Augenblick aufgehört: — ſie konnten nie wieder ganz hergeſtellt werden.

Keine Verbindung iſt dauernd, die ſich nicht auf ein gemeinſchaftliches Intereſſe, wenigſtens auf gegenſeitige Zuneigung der Verbundenen, gründet. Zwiſchen dem Orden und den Ständen ſeines Landes konnte dies nie Statt finden. Er blieb ihnen fremd: denn wie hätten ſich kriegeriſche Halbmönche mit friedlichen Bürgern aſſimiliren können? Nur auf Eroberungen berechnet, waren ihm Handlung, Cultur und das Wohl ſeiner Unterthanen bloß in ſo fern wichtig, als ſie ihm Mittel zu jener darboten. Er mochte glücklich oder unglücklich ſeyn, ſo war er es immer auf ihre Koſten. Hatten die Ritter geſiegt, ſo kamen ſie heim, um die häusliche Ruhe der Unterthanen zu ſtören, und im Schoße ihrer Weiber und Töchter, und von dem Ertrage ihres friedlichen Erwerbes zu ſchwelgen. Waren ſie geſchlagen, ſo zogen ſie den Feind hinter ſich her in die Dörfer und Städte, deren Bewohnern der Krieg ganz fremd war, und von denen gleichwohl die Koſten ſeiner Fortſetzung erpreßt wurden.

Alles dies hatten die preuſſiſchen Stände mit jenem Stumpfſinne ertragen, mit dem die Völker gewöhnlich an dem Hergebrachten hängen, auch wenn es noch ſo ſichtlich unſinnig und abſcheulich iſt: aber ein einziger Moment, der die Gegenſtände in einer anderen Beleuchtung zeigt, reicht oft hin, die allgemeine Denkungsart zu verändern, und dieſer Augenblick war für die Preußen jetzt da geweſen. Sie hatten die Möglichkeit einer veränderten Lage geſehen, da ſie ſich den Polen unterwarfen *): jetzt wünſchten ſie dieſelbe. Sie hatten den Orden am Rande des Unterganges erblickt: ſeine Bedrückungen wurden ihnen unerträglich. Um Gewaltthätigkeiten geduldig hinzunehmen, muß man wenigſtens glauben, es ſey ein Uebermächtiger, der ſie ausübe, und — da die Polen das letzte Schloß der Ritter belagerten, war die Ohnmacht dieſer nur zu ſichtbar geworden. Als daher Heinrich von Plauen, um den Schatz wieder zu füllen, von Land und Städten große Auflagen einforderte, und ihnen ihre Gerechtſame beſchränken wollte, widerſetzte man ſich ihm muthig. Der Hochmeiſter, anſtatt dem nahenden Sturme auszuweichen, ſuchte die Unzu-

---

*) Es geſchah mit ſo vielem Eifer, daß man in den meiſten Städten ſogar die teutſche Tracht gegen die polniſche wechſelte.

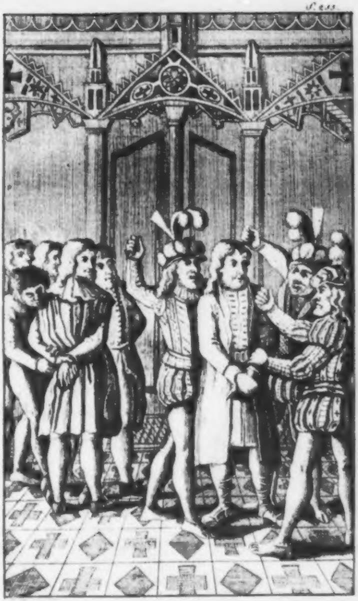
friedenen durch neue Gewaltthaten niederzuſchlagen.

Die ſchändlichſte Handlung erlaubte ſich ſein Vetter, Comthur zu Danzig. Sie iſt es nicht unwerth, aufbehalten zu werden; denn ſie zeigt den Rittergeiſt in ſeiner wahren Geſtalt, obgleich in einer andern, als die man in den Romanen kennen lernt.

Der Bürgermeiſter von Danzig, Conrad Letzkau, hatte dem Orden ausgezeichnete Dienſte geleiſtet. Selbſt die Hülfstruppen, deren Anzug im J. 1411 den König von Polen zum Frieden bewog, verdankte man eigentlich ſeinem Eifer; denn in einem Bettlergewande hatte er ſich durch die vom Feinde beſetzten Provinzen geſtohlen, und bei Teutſchlands Fürſten geworben.

Eben ſo thätig aber ſträubte er ſich, als man wenige Monate nachher der Stadt ihren Antheil an der Bernſtein-Fiſcherei entziehen, und eine ſchlechtere Münze in der Stadt einführen wollte, und dies brachte alles Vorher-

S. 233.



gehende bei Leuten in Vergeſſenheit, nach deren Vorſtellung der Bürger nur da war, ihnen zu dienen.

Offene Rache wagte man nicht gegen das Oberhaupt einer reichen und mächtigen Stadt; Hinterliſt war bequemer. Der Comthur lud ihn, ſeinen Schwiegerſohn, und ein Paar ſeiner Freunde zu Gaſte. Im Vertrauen auf den Handſchlag des Ritters, ſtellten ſie ſich auf dem Schloſſe ein; aber hinter ihnen ward das Thor geſchloſſen, und die Zugbrücke aufgezogen. Man führte ſie als Gefangene in den Saal, in den ſie als Gäſte geladen waren. Der Comthur bewillkommte ſie mit Schmähworten, bezüchtigte ſie der Verrätherei, und befahl einem fremden Büttel, den man zu dem Ende beſtellt hatte, ſie ſogleich hinzurichten. Der Büttel war, wofür die Ritter gelten wollten, ein Mann von Rechtſchaffenheit und edlen Ehrgefühls. „Nur ſolche Leute tödte er," gab er zur Antwort, „denen ein rechtmäßiges Gericht das Urtheil geſprochen hätte: Morden aber wäre nicht ſein Beruf." Man belegte ihn mit Schlägen; aber er blieb ſtandhaft bei ſeiner Erklärung, und die Gefangenen wurden ins Burgverließ geſchleppt. „O, hätte ich „nur ein Schwert!" rief der muthige Letzkau. Es waren ſeine letzten Worte. Man knebelte ihn und ſeine Gefährten, und ſo, mit gebundenen Händen, ſchleppte man ſie nach Mitternacht wieder ins Speiſezimmer zurück, wo ſich die ritterlichen Henker Muth getrunken hatten, und ſie mit vielen Wunden durchbohrten, ehe ſie ihnen die Kehle abſtießen.

In der Stadt blieb der Mord unbekannt. Indeß der Magiſtrat bei dem Hochmeiſter ſelbſt um die Freiheit ſeiner Häupter warb, ſandte Letzkaus Tochter ihrem Manne und Vater täglich Speiſe und Wein, und man nahm hämiſch das Geſandte in Empfang. Endlich langte der Befehl an, die Gefangenen loszugeben, und der Comthur ließ die Leichname der ermordeten Patrioten, den einen von ſieb-

zehn,

zehn, den andern von achtzehn Wunden zerriſſen, auf den Markt tragen. —

Der Hochmeiſter war ſo weit entfernt, die ſchändliche That beſtrafen zu wollen, daß er ſogar den erſten Vorwand ergriff, der Tochter des verdienſtvollen Letzkau, nachdem ſie ihren Vater und ihren Gatten verloren hatte, auch ihr Vermögen zu rauben und ſie zur Bettlerin zu machen. Kein Wunder alſo, daß der Comthur kurz nachher eine Deputation des Raths wieder in das Burgverließ werfen ließ; vielleicht wäre auch ſie ermordet worden, wenn ein Aufſtand der Bürger nicht ihre Entlaſſung erzwungen hätte. — Sie ſchickte eine Geſandtſchaft an den Hochmeiſter, um wegen Milderung einer Auflage zu unterhandeln: er ließ ſie in Feſſeln legen, bis man ſich zu allem verſtanden hatte.

Dergleichen Verfahren war alltäglich geworden: denn da man es ſich gegen eine Stadt erlaubte, die durch den Handel ſelbſt eine beträchtliche Macht erworben hatte, und als das

Haupt der übrigen preuſſiſchen Städte angeſehen ward, ſo kann man leicht denken, wie dieſe und die einzelnen Glieder der Landſtände behandelt wurden. Unfehlbar mußte ſich alſo eine heftige Erbitterung aller bemächtigen, und die empörten Gemüther mußten vorbereitet werden, ihre Menſchen- und Bürgerrechte bei der erſten Gelegenheit auf eine nachdrückliche Art geltend zu machen.

Die innere Stimmung des Ordens ſelbſt war dazu geeignet, ſie nicht lange auf dieſe Gelegenheit warten zu laſſen. Schon daß der Hochmeiſter ſich ſelbſt erwählte, hatte Mißvergnügen und Widerwillen gegen ihn erweckt, und die Art, wie er ſeine Stelle verwaltete, brachte den größten Theil des Ordens gegen ihn auf. Er zog eine Menge ſeiner Verwandten in das Land, und beſetzte die vorzüglichſten Aemter mit ihnen, mit Niederteutſchen und Wikleſiten. Michael Küchmeiſter von Sternberg, der ſelbſt Hochmeiſter zu werden geglaubt hatte, und ſich jetzt als den erklärten Feind

Heinrichs zeigte, bekam daher einen ſtarken Anhang von Mißvergnügten, die aus den rechtgläubigen Rittern aus Oberteutſchland beſtanden. Es bildeten ſich zwei Parteien im Orden, die einander bald mit der bitterſten Wuth verfolgten. Die Anhänger des Hochmeiſters wurden von ihren Gegnern Rabenmiſier genannt, und gaben ſich ſelbſt den Namen des goldenen Vließes. Die Gegenpartei nannte ſich das goldene Schiff, und erhielt den Schimpfnamen der Wachtelbuben, weil ſie bei jedem Anlaß Lärm machten. So bald ein Zwiſt ſo weit gediehen iſt, daß ſich die Parteien Abzeichen geben, pflegt er unheilbar zu ſeyn. So war es auch hier.

Die Wachtelbuben behielten endlich im J. 1413 die Oberhand. Drei und ſiebenzig Convente hatten ſich gegen den Hochmeiſter verſchworen. Sie überfielen ihn plötzlich, und nahmen ihn gefangen. In einem großen Capitel beſchuldigte man ihn vorzüglich einer eigenmächtigen despotiſchen Regierung, der Bedrückung des Landes, und der Verſchwendung der Ordens-Gelder. Er ſuchte ſich zu entſchuldigen, und verſprach, ſich zu beſſern; aber man ſetzte ihn ab, und machte ihn zum Comthur von Engelsburg, ſeinen meuchelmörderiſchen Vetter aber zum Pfleger in Lochſtädt. Der letzte entfloh, und beide ſuchten nun die Polen zu einem neuen Einfalle zu bewegen: doch jener ward auf Lebenszeit gefangen geſetzt, und alle verrätheriſchen Entwürfe ſcheiterten, ob es gleich wirklich wieder zu einem kurzen Kriege mit Polen kam. — Es giebt Geſchichtſchreiber, die Heinrich von Plauen in Schutz nehmen, und ihn als einen Märtyrer, als einen großen, durch Neid geſtürzten Mann vorſtellen. Sie berufen ſich auf die großen Dienſte, die er nach der Tannenberger Schlacht dem Orden leiſtete. Aber ſie bedenken nicht, daß er zu dieſen ſelbſt nur durch Eigenſchaften fähig wurde, die in einer bedrängten Lage ſehr nützlich, in andern aber ſehr nachtheilig ſind: durch gebieteriſchen, wilden Muth und ſtarre, unbiegſame Entſchloſſenheit. Es iſt mit den meiſten Menſchen, die in einer politiſchen Rolle eine Zeitlang glänzen, wie mit dem Thautropfen am Graſe: unter einem gewiſſen Winkel geſehen, überſtrahlt er im Sonnenſchein alle Demanten; in einem andern iſt er nichts, als grauer Tropfen. Sie haben nur eine gewiſſe Periode, in der ſie groß ſcheinen; mancher konnte es in ſeinem ganzen Leben nur einen einzigen Tag hindurch: euer Geſchäft, Biographen und Geſchichtſchreiber, iſt es dann, zu beweiſen, daß er es ſein Lebenlang war.

Die Entſetzung Heinrichs von Plauen ſchaffte den Zwieſpalt nicht fort: denn ſie war nicht der Triumph der Ordnung, ſondern einer Partei. Michael Sternberg machte es, wie ſein Vorgänger, und beſetzte alle Aemter mit ſeinen Anhängern, den Gliedern des Schiffes, und dieſe erlaubten ſich nun nicht geringere Bedrückungen, als die vorige Regierung. Das Vließ cabalirte lebhaft, ſich in ſeine alten Vortheile zu ſetzen. Um die Stände zu gewinnen, belehnte Sternberg ſie mit großen Vorrechten, und errichtete unter andern einen großen Rath, der in Dingen von Wichtigkeit entſcheiden ſollte, und zu dem auch ſie einige Mitglieder ernannten: das trug eben nicht dazu bei, das Anſehn des bisher allein herrſchenden Hochmeiſters zu vergrößern. Die Hanſa erpreßte ſich das Recht, in Rückſicht des Handels in Preußen Geſetze zu geben. Der Krieg mit Polen war immer von neuem im Begriff auszubrechen, und nur durch Kunſtgriffe und Unterhandlungen gelang es, ihn von Zeit zu Zeit niederzuſchlagen. Dies machte Sternberg bald eben ſo verhaßt und geringſchätzig, als ſein Vorgänger geweſen war, und um der nahen Abſetzung zu entgehen, legte er im Jahre 1412 ſelbſt ſeine Stelle nieder. Nach langem Streite des Ließes und des Schiffes, ward endlich Paul Bellizer von Rußdorf erwählt, weil er zu keiner Partei gehörte.

Neutralität iſt eine ſehr heilſame Sache, wenn man ſich von dem Kampfplatze entfernt halten kann; aber mitten auf demſelben ſtehn, und keine Partei ergreifen, iſt das ſicherſte Mittel, von allen gedrängt und geſchlagen zu werden — und gewöhnlich auch die Anzeige des Bewußtſeyns von Schwäche. Beides beſtätigte ſich bald an Rußdorf, zu ſeinem und des Ordens größeſtem Nachtheile. Zwar war er kurz nach ſeiner Ernennung ſo glücklich, den König von Polen in Culm einzuſchließen; doch ungeachtet dieſes Vortheils und der Hülfe, die ihm der Kaiſer Sigismund zuſicherte, und der Herzog von Baiern und andere Fürſten auch wirklich ſchon herbeiführten, ſchloß Paul einen Frieden mit ihm, in welchem er nicht nur Schamaiten, ſondern auch die preuſſiſche Provinz Sudauen abtrat. Das Nachtheiligſte war die Bedingung, daß der Theil, der künftig den Frieden bräche, von ſeinen Unterthanen keine Hülfe erhalten ſolle. Konnte etwas mehr dazu geeignet ſeyn, Zwiſt zwiſchen den Ständen und dem Orden zu erregen? Wenigſtens gewährte es der Selbſtſtändigkeit der erſtern einen großen Zuwachs, den ſie dazu benutzten, den

Hochmeiſter oft bei dem Papſte und dem Kaiſer zu verklagen. Endlich, als er auf einem großen Landtage im Jahre 1430 Unterſtützung forderte, um Withold gegen Jagiel Hülfe zu leiſten, gewährte man ihm die Erhebung einiger Auflagen nur unter der Bedingung, daß ein großer Landrath errichtet würde, zu dem der Orden nur den vierten Theil der Glieder ernennen dürfte: und nun war ſein Untergang entſchieden. Umſonſt ſuchte der Hochmeiſter dieſe Beſchränkung ſeiner Macht durch die Errichtung eines weniger großen geheimen Rathes zu mildern: der Adel bewilligte ſie zwar, und ernannte vier ſeiner Mitglieder zu geheimen Räthen; aber die Städte proteſtirten.

Dieſe Spaltung in der Geſinnung der Stände ſelbſt, hätte vielleicht dazu dienen können, ſie uneins zu machen, und ſie wieder zu unterdrücken, wenn der Orden in ſeinem Innern ſelbſt weniger zerrüttet geweſen wäre: aber der Hochmeiſter ward von ſeinen vornehmſten Beamten angefeindet, und vorzüglich waren die liefländiſchen Ritter durch einen hinterliſtigen Streich, den er ihnen geſpielt hatte, ſo erbittert, daß man eine förmliche Trennung beſorgen mußte.

Um nehmlich zu ſeinen Unternehmungen mehr Unterſtützung zu erhalten, hatte Rußdorf im Jahre 1434 ſeinen Vetter, Franke von Kersdorf, mit geheimen Inſtruktionen als Herrmeiſter nach Liefland geſchickt. Kersdorf ließ ſich von den Gebietigern die geſammelten Schätze übergeben, eignete ſich den Nachlaß mehrerer zu, und ſo bald er einen anſehnlichen Schatz (130,000 Mark Goldes, ſagt man,) beiſammen hatte, ſchickte er ſie durch ſeinen Bruder nach Preußen. Er ſelbſt ging darauf zu dem liefländiſchen Heere, das eben in Litthauen ſtand, und blieb in einem unglücklichen Treffen. Erſt nach ſeinem Tode, oder doch kurz vor demſelben, entdeckte man die Veruntreuung des Ordensſchatzes, und beſchloß, künftig keinen Herrmeiſter mehr anzunehmen, den der Hochmeiſter ſenden würde. Man ernannte alſo im Jahre 1437 in der größeſten Eile Buckernvorde, genannt Schungel, zu dieſer Würde, und meldete die geſchehene Wahl nach Preuſſen. Rußdorf weigerte ſich anfangs, ſie zu beſtätigen; endlich that er es zwar, war aber deſto unerbittlicher in Rückſicht des entführten Geldes, von dem man laut behauptete, daß es ſeiner Familie überliefert worden ſey. Der neue Herrmeiſter ward daher ein entſchiedener Feind des Hochmeiſters; indeß ſtarb er bald. Nach ſeinem Tode ſchritten die liefländiſchen Ritter zu einer neuen Wahl. Zufällig ward ſie zwieſpältig, und es kamen Abgeordnete des Hochmeiſters, einen der beiden Gewählten zu beſtätigen. Der Orden proteſtirte gegen ihren Auftrag, und ernannte einen Statthalter; erſt nachdem ſich die preuſſiſchen Abgeordneten wieder entfernt hatten, ward im Jahre 1439 Vinke von Auersberg Herrmeiſter, und um ſich zu erhalten, ſchloß er einen geheimen Bund mit dem Teutſchmeiſter Eberhard von Saunsheim.

Auch dieſer ſtand in offener Feindſchaft mit dem Hochmeiſter. Er war über den nachtheiligen Frieden von 1424 mit Polen äußerſt unzufrieden geweſen, und hatte ſich ſchlechterdings geweigert, ihn zu unterzeichnen. In dem neuen, der zwölf Jahre ſpäter geſchloſſen ward, mußte daher, auf Verlangen der Polen, die ausdrückliche Bedingung eingerückt werden: wenn der Teutſchmeiſter den Krieg fortſetzen wolle, ſollte Preußen ihm keine Hülfe leiſten. — Nicht zufrieden mit dieſer Art von Unabhängigkeit, proteſtirte Eberhard gegen den Verkauf, den der Hochmeiſter mit einigen Ordensgütern in Teutſchland vornehmen wollte, und nun entſchloß ſich der ſchwache Rußdorf, ſeine Gewalt zu üben. Er ſetzte den Teutſchmeiſter ab, oder vielmehr, er verſuchte es zu thun: denn Eberhard ließ den Schritt durch ſein Capitel für ungültig erklären; ja, er bewies aus den Statuten, daß Rußdorf die Hochmeiſterwürde verwirkt habe, und kündigte ihm den Gehorſam auf.

So war denn unter Pauls kraftloſen Händen der Ordensſtaat in drei verſchiedene Staaten zerfallen: aber auch in Preußen ſelbſt galt ſeine Autorität ſehr wenig. Einige Convente maßten ſich das Recht an, den Marſchall zu entſetzen; der Großcomthur vergab die Gebietiger-Stellen nach Gefallen, und der ganze Orden zerfiel in ſo viele Parteien, daß Rußdorf endlich zu den Ständen ſelbſt ſeine Zuflucht nahm. Eben das that jede andere Partei, ſelbſt der Herr- und Teutſchmeiſter, und ſo ward es den Ständen leicht, das Uebergewicht über ihre vorigen Beherrſcher zu erlangen.

Sie waren ſo glücklich, einen Mann von entſchiedener Geiſtesgröße und Einſicht an ihrer Spitze zu haben. Johann von Bayſen hatte im Dienſte des Hochmeiſters, Heinrich von Plauen, die wichtigſten Staatsgeſchäfte zu beſorgen gehabt. Nach dem Tode ſeines Gönners ging er nach Portugal, wo er ſich durch ſeine Vorzüge bei dem Hofe ſo beliebt machte, daß ihn der älteſte Infant zu ſeinem erſten

Waffenträger ernannte. Er hatte den glücklichen Feldzügen in Afrika mit großer Auszeichnung beigewohnt, als er bei ſeiner Rückkehr in Europa erfuhr, daß ſeine Feinde in Preuſſen ſeine Braut mit Gewalt geraubt hätten, um ſie einem Andern zu geben. Er eilte zurück, und wenige Jahre nachher finden wir ihn als einen der größeſten Güterbeſitzer in ſeinem Vaterlande, unter den geheimen Räthen des Hochmeiſters.

Auf dem Landtage, den der bedrängte Hochmeiſter im Jahre 1440 hielt, führte Bayſen vorzüglich die Sache der Stände; und da man nicht geneigt ſchien, ihnen Recht widerfahren zu laſſen, ſo bewirkte er eine Verbündung unter denſelben, welche die nachdrücklichſte gemeinſchaftliche Vertheidigung ihrer Gerechtſame zum Zweck hatte. Dies iſt der berühmte Ständebund, der den Orden zu Boden rang.

Um ſich eine zuverläſſige Partei zu machen, beſtätigte der Hochmeiſter ihn, und neun und dreißig Gebietiger erkannten ihn an; aber die übrigen waren deſto erbitterter, je offenbarer er die Autorität des Ordens zu Grunde richten mußte. Wahrſcheinlich war die erwähnte Beſtätigung eine der geheimen Haupturſachen, aus denen man Rußdorf im Jahre 1440 endlich abſetzte. Er überlebte es nur wenige Tage.

Schon einige Zeit vorher hatte eine mißvergnügte Partei im Orden Conrad von Erlichshauſen, den derzeitigen Marſchall, zum Hochmeiſter ernannt; aber der rechtſchaffene Mann weigerte ſich, es zu ſeyn, und ſuchte vielmehr die Streitenden mit Rußdorf zu verſöhnen. Jetzt fiel wieder die Wahl auf ihn, und er blieb ſeinen gemäßigten, friedlichen Grundſätzen treu. Gewalt, das war zu ſichtbar, konnte den furchtbaren Bund nicht leicht zerſprengen, der jetzt den ſämmtlichen Rittern große Beſorgniſſe verurſachte. Ruhe konnte deſſen Eifer vielleicht erkalten laſſen und, wenn ihm nur dabei mit männlicher Feſtigkeit Gränzen geſetzt wurden, ihn endlich gar auflöſen.

Obgleich Conrad daher mit großer Feinheit mehrere ſchon verlorne hochmeiſterliche Rechte wieder geltend zu machen wußte, begegnete er doch den Ständen mit ſo achtungsvoller Schonung, daß er ſich ihre Liebe erwarb, und die neun Jahre ſeiner Regierung ruhig verfloſſen.

Wider den ausdrücklichen Rath, den er, wie vormals Conrad von Jungingen, auf ſeinem Sterbebette ertheilte, wählte man ſeinen Vetter, Ludwig von Erlichshauſen, zum neuen Hochmeiſter, einen unbedeutenden, ſchwachen Menſchen, der keinen eigenen Willen hatte. Schon während Conrads Krankheit hatten ſich die vornehmſten Gebietiger verpflichtet, daß jeder, den die künftige Wahl träfe, die Vernichtung des Ständebundes zum Hauptgeſchäfte ſeiner Regierung machen ſolle. Während der Wahl ſelbſt hatten der Teutſchmeiſter und Andere eben darauf gedrungen, und jetzt bemächtigte ſich Heinrich Reuß von Plauen, der entſchiedenſte Feind der Stände, des ſchwachſinnigen Hochmeiſters: natürlich mußten die Streitigkeiten bald beginnen.

Fünf Jahre wurden damit verbracht, daß der Orden und der Bund einander bei dem Kaiſer und dem Papſte verklagten, große Summen verſchwendeten, um günſtige Urtheile zu erkaufen, und ſich dabei rüſteten, den Folgen eines ungünſtigen mit den Waffen vorzubeugen. Endlich erklärten ſich mehrere teutſche Fürſten gegen die Stände, und Kaiſer Friedrich der Dritte befahl den Bund für vernichtet anzuſehen. Dies gab der Sache den Ausſchlag, wiewohl einen ganz andern, als die Ritter erwarteten.

Ueberzeugt, daß nur noch durch Waffen ihre Vorrechte beſchützt werden könnten, kündigten die Stände im Jahre 1454 dem Hochmeiſter plötzlich den Gehorſam auf, und machten ſich eben ſo unerwartet zu Herren der meiſten Schlöſſer. Vier Wochen nachher, als der Abgeordnete des Bundes den Abſagebrief an einem weißen Stabe nach Marienburg gebracht hatte, beſaß der Orden nur noch drei ſeiner

Feſtungen, und um ſichere Unterſtützung zu finden, erwählten die Sieger den König von Polen zum Oberherrn. Er ſchickte bald ein anſehnliches Heer nach Preuſſen, und nun begann der fürchterliche Krieg, der dreizehn Jahre lang jenes unglückliche Land verwüſtete.

Anfangs war der Orden, ſo bald er die erwartete Unterſtützung aus Teutſchland erhielt, ziemlich glücklich. Er ſchlug die Polen zu wiederholten Malen, und nahm die meiſten verlorenen Schlöſſer wieder ein: doch da ihm die innern Reſſourcen fehlten, die den Handel und Gewerbe treibenden Ständen und dem weiten Königreiche Polen zu Gebote ſtanden, ſo konnte ſein Glück nie von langer Dauer ſeyn. Nach dem glänzendſten Siege mußte er oft mit den unbezahlten Söldnern, die ihn erfochten hatten, kämpfen, oder ſie die erlangten Vortheile den Feinden für Geld zurückgeben ſehen; ja, er ſah ſich ſogar gezwungen, die Neumark zu verkaufen, und viele teutſche Beſitzungen zu verpfänden, um in Preuſſen einen vergeblichen

Widerſtand zu thun. Endlich, von ſeinen ermüdeten Bundesgenoſſen in Teutſchland verlaſſen, abgeſchnitten von der Hülfe, die er aus Dännemark hoffte, ſelbſt von den Rittern in Liefland, die vergebens zu ihm durchzudringen ſuchten, machte er im Jahre 1466 einen ſehr demüthigenden Frieden. Weſtpreuſſen ward ganz den Polen überlaſſen; Oſtpreuſſen behielt er nur als ein polniſches Lehn, und ſelbſt hier mußte er den Ständen große Privilegien zugeſtehen, die ſie faſt unabhängig machten. Sogar die alte herrmeiſterliche Reſidenz Marienburg war verloren, und Königsberg, die einzige Stadt von Bedeutung, die dem Orden noch übrig war, ward dazu erwählt.

Ludwig von Erlichshauſen erfüllte die Friedensbedingungen mit einer melancholiſchen Gewiſſenhaftigkeit, und ſtarb bald nachher. Heinrich Reuß von Plauen, ſein Nachfolger, führte lange Zeit nur den Titel eines Statthalters, um nicht den polniſchen Lehnseid ablegen zu dürfen. Aermliche Ausflucht! Alle Verſuche, den Orden wieder zu heben, beſchleunigten nur ſeinen völligen Untergang.

VII.

Sylveſter Stobwaſſer und Johann von Mengden.

Der weiſe Conrad von Erlichshauſen regierte noch Preuſſen, und der Ständebund hatte dort noch nicht die Abſicht, ſeine Sache mit dem Schwerte durchzuführen, als es dem Herrmeiſter Vinke im Jahre 1448 gelang, Sylveſter Stobwaſſer zum Erzbiſchofe von Riga wählen zu laſſen. Es hatte große Mühe und großen Koſtenaufwand erfordert, ihm die päpſtliche Beſtätigung zu verſchaffen; da ſie endlich erlangt war, ſuchte der Orden wenigſtens den Erſatz für ſeine Bemühung zu erhalten, daß die öffentliche Ruhe geſichert würde. Bei der großen Schwächung, welche der Hauptſtamm in Preuſſen erlitten hatte, und bei der immer größer werdenden Gährung in dieſem Lande, war es von der äußerſten Wichtigkeit, daß der liefländiſche Zweig wenigſtens nicht verhindert würde, ihm Beiſtand zu leiſten.

Man leitete daher einen Vertrag zwiſchen dem Herrmeiſter und dem Erzbiſchofe ein. Sylveſter verſprach ſchriftlich, dem Orden treu zu ſeyn, die Kleidung deſſelben zu tragen, alle Zwiſtigkeiten gütlich entſcheiden zu laſſen, u. ſ. w. Auch ſchien es ihm damals ſo ſehr Ernſt mit ſeiner Dankbarkeit gegen den Orden, daß er ein Abmahnungsſchreiben an den Bund der Stände erließ, und in einem andern den Hochmeiſter zur kräftigen Unterdrückung derſelben aufforderte.

Im Jahre 1450 kam Johann von Mengden, genannt Oſthof, zur herrmeiſterlichen Würde: ein Mann von thätigem Geiſte und heller Einſicht. Er machte es zu ſeinem erſten Geſchäfte, ſich reine Verhältniſſe zu verſchaffen, und beſaß die Kraft, ſie zu erzwingen. Er erneuerte die Unterhandlungen mit Sylveſtern, und ſchloß zu Wolmar einen Vertrag mit ihm, in welchem beide Theile auf alle Bullen, die ihre

Vorgänger gegen einander erhalten hatten, Verzicht thaten, und der Orden verſprach, ſich keine Gerichtsbarkeit über die Geiſtlichen anzumaßen, die Schiffahrt auf der Düna nicht zu beeinträchtigen, und die Dom-Pröbſte und Dechanten zu ſeinen geheimen Räthen zu ernennen. Dieſe Abmachungen waren ſehr vortheilhaft für den Erzbiſchof, wenn man ſich erinnert, daß die Herrmeiſter ſo lange die Oberhand beſaßen, ſo ſehr durch die Ausſprüche der Päpſte und Kaiſer begünſtigt waren. Doch Sylveſter hielt dies für den rechten Zeitpunkt, vielleicht das ganze Anſehen ſeines Stuhles herzuſtellen; und das ſicherſte Mittel dazu ſchien dem ſchlauen Mönche, hier die Stände in eben die Stimmung zu ſetzen, in der ſie dem preuſſiſchen Orden ſeit Kurzem ſo furchtbar waren.

Sehr verſchlagen ſuchte er den Anlaß dazu aus ſeinem Verhältniſſe mit Riga herzuſpinnen, wo er und der Herrmeiſter eine gemiſchte Herrſchaft ausübten, er, dem letzten kaiſerlichen Urtheile und den päpſtlichen Bullen gemäß, dieſer durch ſeine Obermacht im verjährten Beſitze, und durch das ſtark befeſtigte Schloß im Bezirke der Stadt. Unter dem Vorwande, allen künftigen Streitigkeiten vorzubeugen, veranſtaltete Sylveſter ſelbſt im J. 1452 eine neue Zuſammenkunſt mit Mengden auf dem Schloſſe Kirchholm. Nach weitläuftiger Erörterung ward hier endlich ein für Riga äußerſt wichtiger Vergleich geſchloſſen, und der Magiſtrat jener Stadt vorgefordert, ſeinen Inhalt durch Deputirte zu vernehmen. Er beſtimmte: daß beide künftig gleiche Rechte über die Stadt haben; daß dieſe ihnen beiden auf gleiche Weiſe huldigen und die üblichen Kriegesdienſte leiſten, und endlich auch beiden große Theile ihres Territoriums abtreten, viele ihrer Privilegien, ihr beſtes Geſchütz und eine große Summe Geldes geben ſollte. Umſonſt proteſtirten die Abgeordneten; man hörte ſie gar nicht an. Sie mußten unterſchreiben und die doppelte Herrſchaft, das heißt, den doppelten Druck ihrer Stadt, anerkennen.

Den Vorgang feierlicher zu machen, hielten die beiden Oberherren, auf Sylveſters Verlangen, gemeinſchaftlich einen triumphirenden Einzug in Riga. Der Magiſtrat und die Kleriſei mußten ihnen entgegen kommen, und ſie (letztere mit lautem Geſange) einholen. Zwei Schwerter wurden vor ihnen hergetragen, und auf dem Rathhauſe, wo ſie die Huldigung empfingen, zum ewigen Andenken niedergelegt.

Dieſer Pomp eignete ſich nicht dazu, die Gemüther einer Bürgerſchaft zu gewinnen, die im hanſeatiſchen Bunde ſtand, und ſich mit Ideen der Unabhängigkeit trug. Wirklich ſcheint der Erzbiſchof vorſetzlich darauf gerechnet zu haben, der Stadt den neuen Druck recht auffallend zu machen, dem ſie entgegenging. Er erreichte ſeine Abſicht in dieſem Punkte; aber nicht an ihn, ſondern an den Herrmeiſter, wendete man ſich um Milderung. Der Magiſtrat erbot ſich, dieſen als den einzigen Oberherrn anzuerkennen, wenn er den kirchholmiſchen Vergleich vernichtete. Mengden war zu redlich, das Wort zu brechen, das er dem Erzbiſchofe gegeben hatte. Um indeß, ſo viel er konnte, die Folgen zu erleichtern, gab er der Stadt einige Ländereien, das Geſchütz und die Summe Geldes zurück, die ihm zugefallen waren.

Sylveſter dachte weniger gewiſſenhaft. Er verſprach dem Magiſtrate insgeheim: wenn dieſer ihn als den einzigen Oberherrn anerkenne, ſo wolle er für ſein Theil jenen verhaßten Vergleich tilgen, den Orden eben dazu, und zur Auslieferung des Söhnebriefes von 1330 bewegen, auch der Stadt ſogar ihren alten Antheil an Oeſel, Semgallen und Curland wieder verſchaffen; — geheime Winke erregten ſelbſt die Hoffnung, das Ordensſchloß zu Riga zerſtört zu ſehen.

Die Lockſpeiſe war ſehr reitzend, und die Stadt beſann ſich nicht, dem Erzbiſchofe zu erklären: ſo bald er ſeine Verſprechungen erfüllt hätte, wäre man bereit, ihm allein zu huldigen. Der Herrmeiſter erfuhr den Vorgang bald, und ſah nun mit Erſtaunen die Falle, die ihm der hinterliſtige Mönch geſtellt hatte. Eben war der Krieg mit den preuſſiſchen Ständen ausgebrochen, und ließ ihn alles von den Folgen befürchten: er glaubte alſo keinen Ausweg übrig zu haben, als daß er ſeinen Gegner überböte. Unaufgefordert lieferte er der Stadt den kirchholmiſchen Vergleich aus, der ſogleich zerriſſen ward, und gab ihr, nebſt andern Freiheiten, auch die, ihr Gebiet, ſo gut ſie könnte, zu erweitern, und das Schloß durch eine Mauer von der Stadt zu trennen.

Durch dieſe Vorgänge war Riga auf ſeine Wichtigkeit aufmerkſam gemacht worden, und höchſt wahrſcheinlich hätte der Magiſtrat ſeine jetzt faſt unabhängige Lage angewendet, die Privilegia im Stillen immer mehr auszudehnen, um ohne Erſchütterung zur völligen Freiheit fortzuſchreiten, wenn Sylveſters Schlauheit es erlaubt hätte. Er bedurfte der Unruhen, und hetzte den Pöbel auf, die Zerſtörung des Ordensſchloſſes zu verlangen. Eine ſolche Forderung zeigte eine bedenkliche Stimmung, und

Mengden war ſo treuherzig, ehe er ſie abſchlug, Sylveſtern zu Rathe zu ziehen. „Das Beſte wäre,“ ſagte dieſer, „den Bürgern, was ſie verlangten, zuzugeſtehn; denn ſo lange das Schloß und die Feſtung Dünamünde ſtänden, wäre keine Ruhe zu hoffen.“ Ueberraſcht und gekränkt ſchrieb der Herrmeiſter einen Landtag aus. Sylveſter verſprach, ihm beyzuwohnen, nahm einen herzlichen, freundſchaftlichen Abſchied von Mengden, und — begab ſich nach Riga, um den Pöbel zur Erſtürmung des Schloſſes anzutreiben. Feierlich zog er in der Mitte des Julius 1454 auf das Rathhaus, und ſprach die Stadt von dem Huldigungseide gegen den Ordensmeiſter frei. Dann ſtellte er ſich gepanzert mit zehn Domherren an die Spitze des wüthenden Haufens, der ſechs Tage lang das Ordensgebäude beſtürmte, und ließ Bliden und Bollwerke errichten, und Geſchütz aufführen.

Die Ordensbeſatzung vertheidigte ſich muthig; indeß hätte ſie doch wohl zuletzt unterliegen müſſen, wenn der Herrmeiſter nicht die wirkſame Maßregel ergriffen hätte, die Güter und Schlöſſer des Erzbiſchofs zerſtören zu laſſen. Dies flößte ihm friedlichere Geſinnungen ein. Er bat um einen Waffenſtillſtand, während deſſen ein Landtag die Forderungen aller Parteien unterſuchen ſollte.

Der Orden war jetzt im Vortheil. Umſonſt forderte Sylveſter die Stadt auf, mit ihm gemeinſchaftliche Sache zu machen, um auf dem Landtage, der am 8ten Auguſt 1454 zu Wolmar gehalten werden ſollte, dem Orden die Spitze bieten zu können. Man würde es thun, erhielt er zur Antwort, ſo bald er ſeine Verſprechungen erfüllt hätte.

Die Biſchöfe von Dörpt und Oeſel hatten es übernommen, den Streit als Schiedsrichter zu tilgen; aber der Herrmeiſter verlangte, um Riga zu demüthigen, daß ſchlechterdings der kirchholmiſche Vergleich zum Grunde gelegt werden ſollte. Die Abgeordneten der Stadt beriefen ſich auf ſeine Vernichtung, als unvermuthet ihr treuer Bundesgenoſſe, der Erzbiſchof, ihn der Verſammlung vorlegte. Die Verfälſchung war ſo offenbar, daß ſelbſt der Orden ſie anerkannte, und alles gegen den triegeriſchen Prälaten empört ward.

Um Riga für ſeinen Wankelmuth zu ſtrafen, und zugleich die ganze Falſchheit Sylveſters zu zeigen, ſchloß Mengden einen beſondern Vergleich mit ihm, worin derſelbe ohne Bedenken das Gegentheil von dem allen zugeſtand, was er der Stadt verſprochen hatte. Indeß war die Gelegenheit, ſie ganz in das Intereſſe des Ordens zu ziehen, zu günſtig, um von einem ſo einſichtsvollen Manne, als der Herrmeiſter, vernachläſſigt zu werden. Nachdem er zum Schein noch einige Schwierigkeiten gemacht hatte, ertheilte er ihr ein neues Privilegium, das die alten Gerechtſame beſtätigte, und ſie nur zur Huldigung verband.

Sylveſters Plane waren alle geſcheitert, und er ſelbſt war ſo völlig dabei entlarvt worden, daß er nicht mehr ſchädlich ſeyn konnte.

Durch Mengdens Güte gewonnen, wollte Riga nicht mehr den Aufreitzungen der Geiſtlichen Gehör geben, und trat willig dem Landfrieden bei, den die liefländiſchen Stände 1457 auf zehn Jahre ſchloſſen. Auch Sylveſter ſah ſich gezwungen, es zu thun, ſo freigebig er auch in demſelben Jahre den Adel und die Städte durch Privilegien an ſich zu ziehen ſuchte. Man nahm ſie mit Dank an, ohne ſich dadurch verbunden zu glauben, ihm bei ſeinen verderblichen Planen beiſtehen zu müſſen. Er mußte alſo Ruhe halten; aber es war die Ruhe eines gefeſſelten Wüthenden. Er trug bittern Groll im Herzen, der durch das Unvermögen, ihn auszulaſſen, nur immer giftiger ward.

Mengden hatte ſeinen Gegner zu Boden gelegt: er benutzte es, um auch ſeine äußern Verhältniſſe zu verbeſſern. Schon im Jahre 1455 zahlte er dem Könige von Dännemark tauſend Mark löthigen Silbers, und verſprach, ihm fünf Jahre hindurch dieſelbe Summme zu Lübeck erlegen zu laſſen; wogegen der König ihm ſeine Beſitzungen garantirte, und thätige Hülfe verhieß, im Fall die liefländiſchen Stände einen Aufſtand verſuchten. Die Lage dieſes Monarchen und ſeine Macht war nicht ſo beſchaffen, daß ſich großer Nutzen von ſeiner Hülfe hoffen ließ; aber die Verheißung derſelben ſchreckte wenigſtens, und trug ſo wahrſcheinlich nicht wenig dazu bei, den erwähnten Landfrieden zu Stande zu bringen.

Weniger glücklich war der Herrmeiſter in ſeinen Verſuchen, den preuſſiſchen Rittern beizuſtehen. Er ſandte im Jahre 1455 den liefländiſchen Marſchall mit einer Anzahl Truppen dahin; aber die teutſchen und böhmiſchen Söldner, die eben mit dem Könige von Polen über die Auslieferung der Schlöſſer unterhandelten, ließen die Liefländer nicht einmal in Marienburg ein. Im folgenden Jahre bewog er die harriſche und wirländiſche Ritterſchaft, eine anſehnliche Beiſteuer zum Kriege gegen die Verſicherung zu erlegen, daß man daraus kein Recht herleiten wolle, ſie zu beſchatzen. Man wendete die gewonnenen Summen zur Ausrüſtung einer Flotte an, welche die Danziger Kaper angriff, und — geſchlagen ward. Aus Rache verwüſteten noch dazu die Danziger die Inſel Oeſel. Für den guten Willen, den Mengden gezeigt hatte, trat ihm indeſſen der Hochmeiſter alle ihm noch übrigen Hoheitsrechte über Eſthland ab.

Im Jahre 1463 machte Liefland eine neue Anſtrengung. Danzig, das von den Dänen und Königsbergern befehdet, und von der Hanſa nicht unterſtützt ward, hatte ſeinen ganzen Seehandel aufgegeben, und alle ſeine Schiffe zur Kaperei ausgerüſtet. Vorzüglich kreuzten dieſe auf ſolche Fahrzeuge, die nach den liefländiſchen Häfen gingen, weil von hier aus den preuſſiſchen Rittern von Zeit zu Zeit einige Unterſtützung zugeführt ward. Eine anſehnliche Eskadre lief daher von der Düna aus, um den Stolz der neuen polniſchen Reichsſtadt zu brechen: aber als ſie auf dem kuriſchen Haf einer feindlichen Flotte begegnete, mußte ſie ſich, mit dem Verluſte von zwei großen Schiffen und zweihundert Gefangenen, nach einem blutigen Treffen, zurückziehen.

Eben ſo widrige Schickſale trafen die Unterſtützung, die Menaden in den Jahren 1465 und 1466 nach Preußen zu ſenden verſuchte. Vierzig Schiffe, mit Soldaten und Kriegesbedürfniſſen befrachtet, geriethen auf den kuriſchen Strand, und gingen faſt alle unter. — Funfzehnhundert Krieger, die zu Lande nach Preuſſen gehen ſollten, fanden die Wälder in Schamaiten durch Verhacke ganz ungangbar. Sie wollten längs dem Strande hinziehen: hier hatte man aber Fallgruben gemacht, und ſie mit Strauchwerk bedeckt. Bei einem unvermutheten Angriffe ſtürzten viele hinein, und wurden niedergehauen. Die übrigen retteten ſich auf einen gefrorenen See; aber, als wenn ſelbſt die lebloſe Natur ſich gegen ſie verbündet hätte, brach das Eis unter ihnen ein, und ſie ertranken. Nur zwei Krieger von dem ganzen Hau-

ſen

ſen entgingen dem Tode durch Gefangenſchaft.

Dieſer Unfall trug viel dazu bei, den Hochmeiſter zu dem Thorner Frieden von 1566 geneigt zu machen. Schon früher hatte er ſich erboten, Preuſſen und Liefland künftig unter polniſcher Hoheit zu beſitzen; beim wirklichen Friedensſchluſſe war indeß von dem letztern Lande gar nicht die Rede. Den preuſſiſchen Rittern mußte es lieb ſeyn, wenigſtens von einem benachbarten Zweige ihres Ordens die Unterwürfigkeit abzuwenden, der ſie ſelbſt nicht mehr entgehen konnten; den Liefländern ſchmeichelte der Schein von Unabhängigkeit, den ſie dadurch erlangten, daß der Hochmeiſter nicht in ihrem Namen abſchloß, und die Polen beabſichtigten wahrſcheinlich eine Theilung des Ordens-Intereſſe: daher mochte es kommen, daß man den Herrmeiſter nicht zum Friedensſchluſſe einlud, und ſeiner vorſetzlich gar nicht dabei gedacht ward, obgleich mehrere ſeiner Nachfolger ihn bei verſchiedenen Anläſſen beſchworen.

Noch drei Jahre überlebte Johann von Mengden ihn in tiefer Ruhe ſeines Landes, und mit Anſtalten beſchäftigt, welche künftige Stürme von demſelben abhalten ſollten. Er hatte nicht Gelegenheit gehabt, das zu erwerben, was man gewöhnlich Größe nennt. Keine Siege machten die Zeit ſeiner Regierung, auf Koſten ſeiner Unterthanen, denkwürdig; keine Eroberungen knüpfte er an das, was ihm ſein Vorgänger nachgelaſſen hatte: aber es giebt Lagen, in denen die glänzendſten Triumphe kaum für halbe Entſchuldigungen der Unbeſonnenheit gelten können, für ſie gerungen zu haben. Unſtreitig war Mengdens Situation von dieſer Art; und daß er ſich in derſelben nicht nur ohne Verluſt erhielt, daß er ſeinen furchtbar-liſtigen Gegner zur Unthätigkeit zu zwingen wußte, machte ihm mehr Ehre, als die weitläuftigſten Eroberungen gethan hätten. Kaum war Mengden geſtorben, als Sylveſter ſeinen Groll dadurch zeigte, daß er ſtrenge verbot, ihn in das Begräbniß, das er ſehr theuer in der Domkirche zu Riga gekauft hatte, hinabzulaſſen. Es mußte endlich geſchehen; aber der erbitterte Prälat verhinderte lange Zeit das Verſchließen der Gruft. Bald fand er Gelegenheit, ſeine Wuth auf eine wirkſamere Art ausbrechen zu laſſen. —

VIII.

Fortſetzung der Streitigkeiten nach Mengdens Tode bis 1503.

Mengdens erſter Nachfolger, Johann von Ferſen, hat uns kein anderes Denkmal ſeiner anderthalbjährigen Regierung nachgelaſſen, als ſeine Abſetzung. Man beſchuldigte ihn eines geheimen Verſtändniſſes mit den Ruſſen, und ſperrte ihn in einen Thurm zu Wenden, wo er ſtarb.

Berndt von der Borg war an Einſicht nicht mit Mengden zu vergleichen; aber er hatte mehr Feuer. Er ſchien Sylveſtern in der erſten Rückſicht ein ſehr tauglicher Gegenſtand der Berückung; aber die letzte Eigenſchaft ließ den Prälaten, ſtatt der gehofften Frucht, den Untergang finden.

Sylveſter fing ſeine Operationen damit an, daß er den neuen Herrmeiſter ſehr freundſchaftlich behandelte, ihn aber zugleich überreden wollte: der kirchholmiſche Vergleich ſey vernichtet, und er, als Erzbiſchof, der einzige Oberherr von Riga. Berndt verneinte dies, und nach vielfältigen Zuſammenkünften und Streitigkeiten verſprach Sylveſter, er wolle ihm die halbe Gerichtsbarkeit laſſen, und ſogar die Stadt überreden, Mengdens ſogenannten Gnadenbrief oder allgemeines Privilegium zurückzugeben. Wirklich machte er der Stadt den Antrag, in der Hoffnung, daß ſie ſich widerſetzen würde, wozu er ſie heimlich aufmunterte; aber er hatte alles Zutrauen verloren. Sie vertrug ſich gütlich mit dem Herrmeiſter, huldigte ihm, und erhielt eine Beſtätigung ihrer Privilegien.

Nun warf Sylveſter die Maske ab. Durch aufrühreriſche Briefe, die er in Riga verbreiten ließ, ſuchte er das Volk zum Aufſtande zu bewegen, indeß er ſelbſt ſich zum Kriege rüſtete, und den Titel eines Fürſten von Eſth- Lief- und Kurland annahm. Berndt erwiederte dies durch ſehr ernſthafte Rüſtungen, die den Erzbiſchof ſo erſchreckten, daß er, noch ehe es zu Thätlichkeiten gekommen war, einen Stillſtand antrug, und daß er verſprach, keinen auswärtigen Fürſten in ſeinen Streit zu miſchen. Es war, als wenn er dergleichen Verheißungen nur thäte, um ſie zu brechen; denn gerade jetzt ſandte er heimlich Abgeordnete nach Schweden, Dännemark und Rom.

Wirklich erhielt er im Jahre 1474 eine Bulle von Sixtus dem Vierten, die ihn zum einzigen Oberherrn von Riga ernannte; aber die Stadt befand ſich jetzt unter der Ordensregierung, die ihre Privilegien achtete, ſo wohl, daß ſie ſich weigerte, dem päpſtlichen Befehle zu gehorchen. Nach vielfältigen Aufforderungen, und ſo bald Sylveſter der auswärtigen Hülfe gewiß zu ſeyn glaubte, that er am erſten Oſtertage im J. 1477 den Orden und Riga in den

Bann. Er ließ den Bannbrief auf den Altar legen, an dem der Herrmeiſter communiciren ſollte; er ließ ihn in der Nacht an alle Kirchthüren der Stadt nageln; doch die Vorzeichen der Reformation waren auch in Liefland ſchon ſichtbar. Die Bannblitze zündeten nicht: nie waren ſie mit mehr Gleichmuth ertragen worden. Die Ritter und die Stadt appellirten an den Papſt; und ſelbſt die Bürger, ungeachtet ſie die Kirche verließen, als die Ordensprieſter anfingen Meſſe zu leſen, waren bei der Exkommunikation ſehr ruhig. Der erſtaunte Prälat ſuchte nun mit Anſtand ſeinen mißlungenen Schritt zurück zu thun. Er erklärte, ſeine Menſchenliebe erlaube ihm nicht, ſo viele Seelen einer ewigen Verdammniß zu überlaſſen, und verſprach allen Beichtenden Abſolution; aber er hatte die Kränkung, daß nur Weiber Luſt bezeigten, ſeine Gnade zu benutzen, und der Magiſtrat auch dieſen verbot, ſich die Sünden vergeben zu laſſen. Sylveſter gerieth in Wuth. Er unterſagte dem Rathe, Gericht zu halten; er ſprach das Volk von allem Gehorſam gegen denſelben los: man lachte über ſeinen Zorn; alles ging ſeinen regelmäßigen Gang, und der Prälat ſtand beſchämt wie ein entlarvter Gaukler da.

Doch die Denkungsart des Volkes, die von zufälligen Einflüſſen abhängt, iſt ſchwankend; man mußte immer noch fürchten, daß ein Uebelgeſinnter den Vorwand des Bannes benutzen könnte, um Unruhen zu ſtiften. In dieſer Rückſicht ſandte der Herrmeiſter ſeinen Bruder, Simon von der Borg, Biſchof zu Reval, mit einigen andern Geiſtlichen, nach Rom, um den Papſt von dem Vorgange zu benachrichtigen. Sie kamen im folgenden Jahre mit der Vollmacht zur allgemeinen Abſolution zurück, und ertheilten ſie auch, ungeachtet des lauten Widerſpruchs des Erzbiſchofs.

Auf das äußerſte gebracht, beſchloß Sylveſter, ſeine Anſprüche durch den weltlichen Arm geltend zu machen. Zugleich mit ſeinem Dom-Capitel und der Ritterſchaft ſeines Stifts ſchloß er im J. 1479 ein Bündniß mit dem ſchwediſchen Reichsverweſer und mehreren ſchwediſchen Biſchöfen, und verſprach ihnen die Hälfte der Güter, die ſie dem Orden abnehmen würden. Wirklich langten auch noch in demſelben Jahre zweihundert Schweden an, und wurden in das erzbiſchöfliche Schloß zu Salis aufgenommen. Der Herrmeiſter ſah nun, daß nur das Schwert noch Ruhe ſchaffen konnte: mit einer außerordentlichen Schnelligkeit zog er daher ſein Heer zuſammen, machte die Schweden zu Kriegesgefangenen, obgleich ihr Anführer nur für einen Abgeſandten gelten wollte, eroberte eine Menge erzbiſchöflicher Schlöſſer, belagerte endlich Sylveſter ſelbſt in Kokenhuſen, nahm ihn gefangen, und verbrannte dies Schloß. In wenigen Wochen war die ganze Unternehmung geendigt, und Sylveſter ſtarb in ſeinem Gefängniß vor Gram.

Sein Tod, weit entfernt, die Unruhen ganz zu ſtillen, veränderte nur die ſtreitenden Parteien, und gab dem Orden einen viel mächtigern Gegner, als der bisherige war. Nur der allgemeine Haß, den der verſtorbene Erzbiſchof ſich zugezogen hatte, war Urſache, daß ſeine Aufhetzungen unwirkſam geweſen waren: erſt als er abtrat, zeigten ſie ihre Kraft.

Der Herrmeiſter zwang die gefangenen Domherren, ſeinen Bruder Simon zum Erzbiſchofe zu ernennen; aber der Papſt ernannte den bisherigen Geſchäftsträger Sylveſters zu Rom, Stephan Gruben, dazu. Ohne päpſtliche Beſtätigung konnte Simon freilich nicht als Erzbiſchof gelten; aber gegen Stephan appellirte der Orden an ein künftiges Concilium, und verbot ihm ſogar, nach Riga zu kommen. Der Papſt erließ drohende Bullen, und ſprach im J. 1481 den Bann gegen den Orden aus; aber der Kaiſer Friedrich der Dritte belehnte im folgenden Jahre den Herrmeiſter ſelbſt mit dem Erzſtifte, und verbot allen Reichsfürſten, ihn feindſelig zu behandeln. Unter dieſen Streitigkeiten verfloſſen drei Jahre, während deren der Erzbiſchof Stephan dürftig und hülflos in

Teutſchland herumirrte. Wahrſcheinlich würde er nie Liefland geſehen haben, wenn er nicht unvermuthet einen Anhänger gefunden hätte, der ſeine Sache mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit führte. Dies war Riga ſelbſt. In der jetzigen Lage der Sachen hatte die Stadt wenig von einem Erzbiſchofe zu fürchten; gelang es ihr, auch den Orden zu entkräften, ſo ſtand nichts mehr ihrer völligen Unabhängigkeit im Wege. Mit Beſtimmtheit und Ernſt erklärte ſie ſich daher für Stephan, um dem Banne, wie ſie ſagte, zu entgehen, und machte lebhafte Kriegesrüſtungen. Auch der Orden beſetzte ſein Schloß zu Riga jetzt mit Geſchütz; aber das bewog die Bürger und den Rath, ſich eidlich gegen einander zu verpflichten, daß ſie dem Papſte gehorchen und die Stadt auf das äußerſte vertheidigen wollten.

Nach einem mißlungenen Streifzuge in Rußland, erſchien Berndt im J. 1481 plötzlich mit einer Armee vor Riga. Die Stadt verſchloß ihre Thore, und, durch ſeinen Rückzug muthig gemacht, zogen die Bürger in das offene Feld. Das Bedürfniß erweckte Helden, und viele Rathsherren zeigten ſich jetzt, nachdem ſie kaum ihre friedlichen Geſchäfte verlaſſen hatten, als beherzte und einſichtsvolle Heerführer: in den meiſten Gefechten behielten ſie die Oberhand.

Was dieſe Wendung der Angelegenheiten noch bedenklicher machte, war eine eigenmächtige Verſammlung des liefländiſchen Adels, der im Jahre 1482 zu Waimel zuſammenkam, um über den Zuſtand des Landes zu berathſchlagen. Man ſetzte Beſchwerden auf, die eine traurige Schilderung des Staats und der Moralität ſeiner Bewohner gaben. Der Orden, ſagten ſie, drücke das Land, und ſauge es aus; die Biſchöfe ſönnen nur auf Wohlleben und Reichthümer; der Adel richte die Bauern durch willkührliche Frohnforderungen und Auflagen zu Grunde; die Kaufleute übten Kornwucher und Betriegereien aller Art, u. ſ. w. Freilich haben dieſe Beſchwerden etwas ſehr Allgemeines;

indeß zeigen ſie doch, daß allen Ständen der Gemeinſinn fehlte. Alle, die armen Bauern ausgenommen, waren hier angeklagt worden: eben deshalb lief dagegen auch die ganze Berathung fruchtlos ab.

Indeß war es dem Erzbiſchofe Stephan gelungen, während eines Waffenſtillſtandes zwiſchen der Stadt und den Rittern nach Riga zu kommen. Sein trauriger Aufzug flößte allgemeines Mitleid ein, und entflammte die gutherzigen Bürger zu einer Art von Enthuſiasmus, worin ſie weiter gingen, als ihr Beſtes eigentlich erlaubte. Sie huldigten ihm nicht nur unbedingt, ſondern verpflichteten ſich auch, ihm den Beſitz ſeiner Güter wieder zu ſchaffen, deren ſich der Orden bemächtigt hatte. Ehe ſie aber ihr Verſprechen ausführen konnten, hatte der Prälat das Unglück, der Ordensbeſatzung in die Hände zu fallen. Nach einer lange verbreiteten Sage, ſetzte ihn dieſe mit verbundenen Augen rücklings auf ein Mutterpferd, und führte ihn ſo, unter lautem Hohngelächter, zum Thore wieder hinaus. Dieſer Schimpf, und die Dürftigkeit, mit der er noch immer kämpfen mußte, ſtürzte ihn in einen Tiefſinn, der ihn tödtete.

Der Unwille über ſein trauriges Schickſal erweckte in dem ſonſt ſehr friedfertigen Domprobſt zu Riga, Hilgenfeld, plötzlich einen ſehr kriegeriſchen Muth, in welchem er auch die Bürger mit ſich hinriß. Er zog mit ihnen und einigen Kriegesleuten aus, eroberte und zerſtörte mehrere Ordensſchlöſſer, ja, er nahm ſogar Kokenhuſen wieder ein. Auch in Riga ſelbſt gingen die Feindſeligkeiten wieder an, indem die Bürger das dortige Schloß nach einer kurzen Belagerung ſchleiſten: ein Vorgang, der ihren Muth bis zum Heroismus erhöhete. Während der Belagerung war der Statthalter des Hochmeiſters zum Entſatze angerückt; aber zu ſchwach, ihn zu bewirken, zog er nach Dünamünde, wo er in den Ausfluß des Stromes große, mit Steinen gefüllte Kaſten verſenkte, um die Schiffahrt zu verderben. Das Heer der Bürger überfiel ihn bei dieſer boshaften Arbeit, und ſchlug ihn gänzlich. Die Folge ihres Sieges war die Beſitznahme der Feſtung Dünamünde, von der man nichts als einen Thurm ſtehen ließ, der künftig den Schiffenden zum Pharos dienen ſollte.

So glücklich der Krieg bis jetzt für das Stift und die Stadt geweſen war, ſo hing ſeine Entſcheidung doch vorzüglich von der Wahl des neuen Erzbiſchofs ab. Das Dom-Capitel ernannte einen Grafen von Schwarzburg, und ſchickte ihm das Wahldokument nebſt den Reiſekoſten. Der Orden hingegen wählte ſeinen bisherigen Anwald am römiſchen Hofe, Michael Hildebrand, und ſandte ihn ſogleich wieder dahin, um ſich das Pallium zu holen. Er erhielt es, und nun ſchlug der Graf von Schwarzburg es ab, den erzbiſchöflichen Stuhl zu beſteigen. Hildebrand eilte nach Liefland zurück, wo ihm der Orden zwar einige Schlöſſer einräumte, Riga hingegen und das Dom-

Capitel ihn nicht anerkennen wollten, und wieder zu den Waffen griffen.

Die Angelegenheiten der Ritter waren in einem nicht ſehr blühenden Zuſtande; ſie ſchrieben ihre Unfälle der Unfähigkeit ihres Herrmeiſters zu, dem alle Unternehmungen gegen Rußland ſowohl, als gegen Riga, mißlungen waren. Unvermuthet verſammelten ſich daher im Jahre 1485 die vornehmſten Ordensgebietiger in einem Privathauſe zu Wenden, und gingen dann zu Fuße auf das Schloß, wo ſie den Herrmeiſter in die Rathsſtube fordern ließen. Er bezeugte ihnen ſein Erſtaunen, daß ſie eine andere Herberge, als ſeine Burg, genommen hätten; aber ſie antworteten ihm mit der trockenen Erklärung: er ſey hiermit abgeſetzt, und Freitag von Loringhave zum Herrmeiſter ernannt.

Dieſer Wechſel ſtellte ihr verfallenes Glück nicht her. Riga hatte aus Schweden 4,000 Mann Hülfstruppen erhalten, die es ſehr glücklich anwendete. So oft die Ritter mit den Bürgern zuſammentrafen, ſank die Ordensfahne vor den Panieren der Freiheit. Am ſiegreichſten war das Treffen bei Treiden im Jahre 1487, in welchem ſechs Comthure getödtet und ſechs andere gefangen wurden. Nach dieſem Verluſte wagte der Orden es nicht mehr das Feld zu halten, ſondern bemächtigte ſich dagegen einer Inſel im Ausfluſſe der Düna, eroberte ein Blockhaus, das die Stadt dort angelegt hatte, und ſperrte ſo die Schiffahrt.

Auf dieſem Punkte war der Angriff zu kützlich, und machte die Stadt zu einem Frieden geneigt. Sie erkannte den Erzbiſchof Hildebrand an, gab die Ordensſchlöſſer zurück, und erhielt dafür, nebſt dem Gebiete von Dünamünde und dem Schloßplatze zu Riga, die Beſtätigung aller ihrer Privilegien. Das war aber auch der höchſte Punkt ihres Glückes.

So bald der Traktat geſchloſſen war, entfernten ſich die ſchwediſchen Hülfsvölker, ja, der Reichsverweſer Sten Sture, der von den Ruſſen und Dänen zugleich gedrängt zu werden fürchtete, ſuchte mit dem Orden ſelbſt eine

Allianz zu ſchließen. Der Herrmeiſter zögerte mit der Antwort; aber indeß er Sture mit Hoffnungen hinhielt, ſuchte er von der Stadt das Verlorne wieder zu gewinnen.

Um einen Vorwand zur Erneuerung der Feindſeligkeiten zu finden, und ihr zugleich alle auswärtige Reſſourcen zu rauben, fing er ſeine Unternehmungen damit an, daß er ſie durch Simon von der Borg bei dem Papſte verklagen ließ. Sehr bald war hier der Bann gegen die eigenmächtige Vollſtreckerin der vorigen Bannſprüche bewirkt, und an alle Kirchthüren geſchlagen. Noch war ſie von dem unvermutheten Schlage betäubt, als ſchon ein zweiter geſchah. Mit eben dem Eifer, den ſie vormals gezeigt hatte, kündigte ihr jetzt der Orden im J. 1489 ganz unvorbereitet den Krieg an, und verwüſtete ihr Gebiet. Umſonſt bot ſie ihre vorigen Kriegesſchaaren auf: der Bann und die Rolle des Angegriffenen ſchlug den Muth derſelben zu Boden. Umſonſt flehte ſie wieder in Schweden um Hülfe. Annahmungen zum Frieden waren alles, was ſie erhielt. Ein unglücklicher Krieg von zwei Jahren raubte ihr alle vorige Eroberungen, verwüſtete ihr Gebiet, ſperrte ihre Schiffahrt. Endlich unterwarf ſie ſich im J. 1491 dem Ausſpruche der liefländiſchen Biſchöfe. Sie ſprachen über eine Beſiegte; es war alſo ein Urtheil, was ſie empfing, kein unparteiiſcher Schied. Sie ſollte, ſchrieb er vor, den Orden durch ihren Magiſtrat feierlich um Verzeihung bitten; ſie ſollte alle Ordensgüter erſtatten und die zerſtörten Schlöſſer zu Riga und Dünamünde auf ihre Koſten wieder erbauen. —

Dieſer ſogenannte Wolmarſche Abſpruch war ſo hart, daß die Stadt ihn als völlig unbillig verwarf. Schon bereitete ſich der Orden, ihn durch einen neuen Krieg in Wirkſamkeit zu ſetzen, und höchſt wahrſcheinlich wäre jetzt ein ſo erbitterter Kampf entſtanden, daß nur der Untergang der Stadt oder der Ritter ihn geendigt hätte, wenn nicht gerade jetzt der ſanfte Plettenberg an die Stelle des heftigen, ſtarrſinnigen Loringhave getreten wäre, und der Ausbruch des. ruſſiſchen Krieges allen innern Zwiſtigkeiten Stillſchweigen geboten hätte.

IX.

Liefländiſcher Handel mit Rußland. Ruſſiſcher Krieg.

Nur im Sonnenſtrahle der Freiheit entwickelt ſich die Blüthe der bürgerlichen Gewerbe, der Handel in ſeiner vollen wohlthätigen Pracht. Kein anderes erfordert ſo ganz unbeſchränkten Spielraum aller Kräfte, keins ſo ſichern Genuß des mühſamen und mit Gefahr errungenen Gewinnſtes. Belegt den Ackerbau mit Steuern: ſo fern der Landmann nur Zeit behält, ſein Feld zu beſtellen, wie er ſoll, ſo wird es ſeine Früchte bringen, wie vorher. Laßt den Handwerker alles, deſſen er bedarf, verzinſen: er erhöht den Preis ſeiner Arbeit, und gedeihet. Wo aber der handelnde Bürger bei jeder Unternehmung erſt furchtſam Geſetze um Rath fragen, wo er jeden Gewinnſt mit dem Fürſten und ſeinen gierigen, laurenden Beamten theilen muß, da ſinkt ſein Muth, und er wird Krämer, oder Geſchäftsträger *) von Bürgern glücklicherer Länder. Die großen Unternehmungen, jene, die Welttheile mit einander verbinden und in das Wohl des Menſchengeſchlechtes eingreifen, ſind nur in freien Staaten möglich; und wo der Handel in Monarchieen zu blühen ſcheint, geſchieht es nur dadurch, daß der Fürſt dieſem Einen Gewerbe eine Art von Freiheit zugeſteht, und ſeiner Habgier Schranken ſetzt.

Durch Freiheit war es der Hanſa gelungen, jene ehrwürdige Macht zu erlangen, die ſie ſo oft zur Schiedsrichterin des Nordens machte, und durch die der teutſche Kaufmannsſtand vielleicht noch jetzt als Vermittler zwiſchen Fürſten daſtehn würde, wenn die Concurrenz der

---

*) Keine Stadt bewährt dieß ſo ſehr, als Riga. Bei der trefflichſten Lage, bei äußerſt fruchtbaren Ländern im Rücken, ſind faſt alle ihre Comptoiriſten Commiſſionäre ausländiſcher Handelshäuſer.

Engländer, Holländer, die Entdeckung des Weges nach Oſt- und Weſtindien, und endlich von Archangel, ſeine Erwerbs-Canäle nicht abgeleitet hätte. Durch Freiheit hatten ſich ſelbſt im Schooße der Barbarei, zwei glänzende und reiche Handelsſtaaten gebildet, die der Stolz Rußlands ſeyn konnten, und durch deren Erhaltung es gewiß eine ſicherer gegründete und beſſere Cultur erhalten hätte, als das Machtgebot unumſchränkter Monarchen zwei Jahrhunderte nach ihrem Untergange zu erzwingen vermochte.

Die Verfaſſung von Groß-Nowgorod am Ilmen, und von Pleskow am Peipus-See glich jener der hanſeatiſchen Städte; aber ſie war noch demokratiſcher. Das Volk war in drei Klaſſen getheilt: die großen Kaufleute, die Krämer, und die Schwarzen, welche aus den Handwerkern und Arbeitsleuten beſtanden. Der Schall einer großen, nur dazu beſtimmten Glocke verſammelte die ganze Volksmaſſe auf dem Markte, und hier beſchloß man nach dem Rathe der Vorſteher Krieg und Frieden; hier wählte man aus der erſten Klaſſe die Obrigkeiten: den Stepennoi Poſadnik, oder regierenden Bürgermeiſter; den Tyſäzkoi Poſadnik oder Volkstribun, und die Bojaren oder Rathsherren. Die Verbindung mit dem übrigen Rußland, die man immer erhalten mußte, veranlaßte die Gegenwart eines großfürſtlichen Statthalters, der zuweilen auch Fürſt hieß; aber ſein Ausſpruch galt nur dann etwas, wenn man vom Rathe an ihn appellirte: er war oberſter Richter in Prozeſſen, ſonſt nichts. Mancher verſuchte zwar ſeine Macht weiter auszudehnen; gewöhnlich hatte indeß auch ſein glücklichſter Erfolg nur eine kurze Dauer.

Das Territorium von Nowgorod war ſehr ausgebreitet: es ging faſt vom Ausfluſſe der Dwina bis unter Pleskow herab, und enthielt ſogar viele andere Städte, die ihr unterworfen waren: indeß beſtand ihre Hauptſtärke im Handel. Alle Produkte des weiten Rußlands, ſelbſt Perſiens und Indiens, wurden hier zuſammengebracht, und gegen die Fabrikate Europens umgeſetzt. Meiſtentheils trieb man nur einen Tauſchhandel; denn bis zur Mitte des funfzehnten Jahrhunderts hatte Rußland kein anderes Geld, als von tattariſchem und anderm fremden Gepräge, und man brauchte es nur zum Umſchmelzen, oder die Fremdlinge ſelbſt wieder zu bezahlen. Zur eigenen Scheidemünze dienten Stirnläppchen von Grauwerken und Zobeln.

Die Hanſa war die vorzüglichſte, faſt die einzige Beſitzerin des ruſſiſchen Handels, der nur durch Liefland geführt werden konnte, und auch dies Land im Durchziehen bereicherte, wie ein Fluß die Gefilde fruchtbar macht, durch die er zum Meere eilt. Sie hatte in Nowgorod und Pleskow eigene Comptoire, Magazine und Kirchen, ja, längs den Straßen, auf denen ihre Waarentransporte kamen und gingen, eigene Gaſthäuſer, in denen nur ihre Leute aufgenommen werden durften, und die als ihr Eigenthum betrachtet wurden. Die ruſſiſchen Republikaner fühlten ſo lebhaft, welchen Nutzen ſie von den Ausländern zogen, daß ſie es ſogar ertrugen, als die Hanſa verbot, die Ruſſen irgend eine Kunſt zu lehren, oder ihnen auch nur etwas auf Credit zu geben. Störte etwas das teutſche Handels-Etabliſſement, ſo waren es die Ränke der Fremdlinge ſelbſt, die einander zu verdrängen ſuchten. Vorzüglich ſtrebten die liefländiſchen Städte darnach, die übrige Hanſa auszuſchließen. um allein im Beſitze des nördlich-aſiatiſchen Handels zu ſeyn. Sie ſtifteten oft Zwiſte an, und ſchloſſen dann einſeitige Verträge. Da ſie hierin, trotz dem inneren Zwieſpalte, von den Herrmeiſtern und Biſchöfen unterſtützt wurden, ſo waren ihre Plane faſt ſchon gelungen, als eine plötzliche Umgeſtaltung Rußlands, am Ende des funfzehnten Jahrhunderts, den ganzen Verkehr auf eine Zeitlang unterbrach, und Nowgorod und Pleskow faſt zu Grunde richtete.

Wenige Reiche haben in zwei oder drei Jahrhunderten ſo viele große Regenten aufzuzeigen, als Rußland. Man nennt gewöhnlich Peter den Großen den Schöpfer deſſelben; aber das iſt eine von den gewöhnlichen hiſtoriſchen Ungerechtigkeiten. Er hatte Vorgänger, die ihn vielleicht in ſeiner Lage überragt hätten, und deren Werk er nur vollendete. Die beiden Iwan Waſſiljewitſch ſchufen ihre Nation, und bereiteten die Macht, die Peter ſo glücklich gebrauchte. Er warf die Schranken, die ſie untergraben hatten, völlig zu Boden, und verband ſein Volk mit dem gebildeten Europa; daher ſteht ſeine Größe in blendendem Glanze vor uns, indeß die ihrige ſich in die weniger hiſtoriſche Zeit der Nation verliert, und, wie Oſſians Heldengeiſter, aus dichtem Nebel, nur den Hauptzügen nach, dunkel durchblickt.

Iwan Waſſiljewitſch der Erſte beſtieg im Jahre 1462 als drei und zwanzigjähriger Jüngling den Thron des Großfürſtenthums Moskau, das ſein Vater Waſil der Blinde mit ſehr unentſcheidendem Glücke gegen die Tattarn vertheidigt hatte. Er fand Rußland noch immer in eine Menge kraftloſer Staaten zerſtückt, von denen einige den Litthauern, andere den Polen zur Beute geworden waren, und noch andere den Tattarn Tribut bezahlen mußten. Ob die Verſuche ſeines Vaters, wenigſtens Moskau von dieſem letztern zu befreien, verloren ſeyn ſollten, mußte ſein Schwert entſcheiden: — er machte den erhabenern Entwurf, dem ganzen Rußland das Anſehen zu geben, das ihm ſeiner innern Kraft nach gebührte.

Die nothwendigſte Maßregel dazu war, die ganze Nation in eine Maſſe zu vereinigen. Durch offne Unterhandlungen, durch Liſt und Gewalt gelang es ihm, mehrere kleine Fürſtenthümer unter eine unmittelbare Herrſchaft zu bringen; und ſo bald er ſich dadurch ſtark genug fühlte, griff er ſelbſt die Tattarn an, beſiegte ſie in mehreren Schlachten, und zwang endlich das Reich ſeines vormaligen Oberherrn, Kaſan, von ihm einen Fürſten anzunehmen, der zuerſt den Tribut nach Moskau liefern mußte, den dies Reich ſeinen Vorfahren dargebracht hatte.

Dieſe glänzenden Fortſchritte mußten die immer wache Beſorgniß der ruſſiſchen Freiſtaaten erregen. Nowgorod vorzüglich, wo damals eine Frau von kühnem und gewandtem Geiſte, Martha, die Witwe eines Poſádnik, Anführerin der Hauptpartei war, fing geheime Unterhandlungen mit Polen und Litthauen an, um unter dem Schutze dieſer Reiche gegen die Unternehmungen des jungen Eroberers geſichert zu ſeyn. Iwan erfuhr es, und ſchickte wiederholt Geſandte hin, um die Nowgoroder von der Verbindung mit einem fremden Volke abzumahnen; aber ſeine Erinnerungen waren vergeblich. Plötzlich rückte er alſo im Jahre 1471, da ein heißer Sommer die Sümpfe um Nowgorod aufgetrocknet hatte, gegen die Stadt an, zerſtreuete ihr Heer, ob es gleich viel zahlreicher war, als das ſeinige, und zwang ſie zu dem Verſprechen, nicht weiter mit den Nachbarn unterhandeln zu wollen, und zu der Aufnahme eines großfürſtlichen Statthalters. Ihre Verfaſſung blieb übrigens für jetzt noch ungekränkt.

Die großen Entwürfe, mit denen Iwan ſich beſchäftigte, ließen ihn die Nothwendigkeit fühlen, ſich mit den übrigen Europäiſchen Höfen in Verbindung zu ſetzen. Das ſicherſte Mittel dazu war in jener Zeit Heirathen. Er warb daher um die Enkelin des griechiſchen Kaiſers Manuels des Zweiten, die am päpſtlichen Hofe erzogen wurde, und ihm nicht nur Anſprüche auf den Thron von Conſtantinopel, ſondern auch die wichtige Freundſchaft des Papſtes zur Mitgift bringen konnte. Sixtus der Vierte glaubte eine günſtige Gelegenheit gefunden zu haben, Rußland an die katholiſche Chriſtenheit zu knüpfen; denn die Prinzeſſin hatte den römiſchen Glauben angenommen. Reich ausgeſtattet mit Koſtbarkeiten, Segnungen und geheimen Verhaltungsregeln langte alſo die ſchöne Zoë oder Sophie ſchon im Jahre 1472 zu Reval an, und ging von dort nach Moskwa, wo ſie indeß ſehr bald die Ermahnungen des heiligen Vaters vergaß, und zu der Religion ihrer Ahnen und ihres Bräutigams übertrat. Um den Verdruß des Papſtes zu mildern, ließ Iwan im J. 1474 ein griechiſches Concilium halten, das den Papſt bitten mußte, Abgeordnete nach Rußland zu ſenden, mit denen man wegen Vereinigung der beiden Kirchen Abrede treffen könnte. — Dieſe Heirath war es übrigens, was den Großfürſten bewog, den römiſchen Reichsadler auch zu ſeinem Wapen zu machen.

In den Armen ſeiner reitzenden, aber ehrgeizigen Griechin vergaß Iwan ſeine politiſchen Plane nicht. Um fernere Unternehmungen auf Nowgorod einzuleiten, machte er der Stadt im J. 1476 einen Beſuch, der mehrere Monate dauerte. Die Vorſteher der Republik gaben ihm glänzende Feſte, und er erwiederte es; aber indeß ſie von der Ehre ſeiner Herablaſſung berauſcht waren, erforſchte er die Stärke und den Reichthum der Stadt, lernte die verſchiedenen Parteien, die in derſelben lebten, kennen, gewann mehrere derſelben für ſich, und verließ ſie mit dem feſten Entſchluſſe, ſich dieſer wichtigen Beute zu bemächtigen.

Im folgenden Jahre rückte er plötzlich vor Pleskow. Hier herrſchten große Zwiſtigkeiten zwiſchen dem Magiſtrat und den Bürgern: die Stadt ergab ſich alſo nach einer kurzen Belagerung. Wahrſcheinlich, um ſie zu entſetzen, war der Herrmeiſter Berndt von der Borg mit einem anſehnlichen Heere herbeigeeilt. Er fand die Ruſſen ſchon im Beſitze, und rächte ſich dadurch, daß er die Vorſtädte des unglücklichen Ortes abbrannte. Jetzt rückte Iwans Heer in das Feld, und Berndt ordnete das ſeinige: aber während die Heere das Zeichen zum Angriffe erwarteten, und Simon, der Bruder des Herrmeiſters, eine etwas lange Meſſe las, erfuhr der Biſchof von Dörpt, der Plan der Ritter ſey eigentlich nicht, die Ruſſen, ſondern, nach deren Beſiegung, ganz Liefland zu unterwerfen. Auf der Stelle gab er ſeinem Corps den Befehl zur Rückkehr, und dem Herrmeiſter blieb nach geendeter Meſſe nichts übrig, als ihm zu folgen. Ob die Ruſſen den Rückzug beunruhigten, melden die liefländiſchen Annaliſten nicht, aber wohl, daß Berndt ſein Heer, wie ſchon oben erwähnt worden, gerade vor Riga führte, obgleich eben ſo fruchtlos, als er vor Pleskow geweſen war. Iwan hatte durch den Vorgang, der ſich unter ſeinen Augen zutrug, die Schwäche ſeiner Nachbarn kennen gelernt; indeß begnügte er ſich doch für jetzt, keine weitere Rache an ihnen auszuüben, als daß er einen Theil von Liefland verheeren ließ. Ihm blieben noch wichtige Entwürfe auszuführen, ehe er an die Eroberung dieſes Landes denken konnte.

Endlich war ſein Plan gegen Nowgorod zur Ausführung gereiſt. Schon während ſeiner Anweſenheit in dieſer Stadt hatte der ärmere Theil ihrer Bewohner ſich oft an ihn gewendet, um Gerechtigkeit gegen die Mächtigern zu erlangen, und er nahm ſich ſeiner mit Wärme an. Nach ſeiner Entfernung war es zur Gewohnheit geworden, daß alle von einer Gegenpartei Unterdrückte nach Moskwa gingen, um zu klagen. Die Bojaren bemerkten die Folgen, welche das haben könnte, und verboten die Appellation an den Großfürſten; ja, das aufgehetzte Volk erſchlug einen unſchuldigen Bürger, den man beſchuldigte, ihn „Sudar“ oder Beherrſcher genannt zu haben. Iwan forderte Genugthuung für dieſen Schimpf, und rückte im Jahre 1478 mit einem großen Heere gegen Nowgorod an. Er brauchte die Vorſicht, ſich erſt des ganzen Gebiets dieſer Stadt zu bemächtigen, und ſich ihr mit der äußerſten Langſamkeit zu nahen. Aus allen Gegenden trieb er dadurch Schaaren von Flüchtlingen in ſie zuſammen, und mit jedem Tage wuchs die Zwietracht und die Wuth der einzelnen Volksparteien. Als er daher vor ihren Mauern anlangte, war ſie ſo überhäuft mit Menſchen, und ſo zerrüttet, daß man an keine Gegenwehr denken durfte. In wenigen Tägen ergab ſie ſich, und der Sieger erbeutete einige hundert Wagen voll Gold und Silber, und koſtbarer Waaren.

Wußte Iwan ſeine Siege weiſe vorzubereiten und zu erkämpfen, ſo ſcheint ihm dafür die Gabe gefehlt zu haben, ſie mit Großmuth zu benutzen. Man beſchuldigt ihn, er habe mehr als dreihundert der angeſehenſten Bürger enthaupten laſſen: die übrigen führte er nach Moskwa ab, und räumte ihre Häuſer neuen Anſiedlern ein. Mit Recht empört uns ein ſolches Verfahren; man muß indeß geſtehen, daß es das wirkſamſte Mittel war, ſich der neuen Eroberung zu verſichern und künftige Grauſamkeiten unnütz zu machen: und das iſt eine hinlängliche Entſchuldigung für den letzten Theil deſſelben. Nichts hat ſo viele ſchlaue Entwürfe ſcheitern, ſo viele Siege unnütz gemacht, als halbe Maßregeln: ſie gleichen ſtumpfen Meſſern, die unbrauchbar ſind, und doch ſchmerzhafter verwunden, als ſcharfe.

So bald Iwan ſich im Beſitze von Nowgorod ſah, befahl er ſeinem Heere, nach Liefland zu ziehen. Sie verwüſteten es, ohne Widerſtand zu finden; denn, mit den innern Streitigkeiten beſchäftigt, hatte man weder Luſt, noch Vermögen, den Feinden gemeinſchaftlich Widerſtand zu thun. Vielleicht wäre es ſchon jetzt gelungen, dies Land in eine ruſſiſche Provinz zu verwandeln, wenn Iwan nicht wieder durch wichtigere und dabei leichtere Entwürfe wäre abgerufen worden. Indeß geſchahen doch jährlich wüthende Einfälle, welche die Liefländer thätiger zu ſeyn zwangen. Dieſe klagten bei allen Höfen, von denen ſich nur mit einiger Möglichkeit Unterſtützung hoffen ließ: doch den Schwachen und Unthätigen erhört man nicht. Der teutſche Reichstag wies die Geſandten des Herrmeiſters mit leeren Verſprechungen zurück; der Großfürſt von Litthauen warb um die Tochter Iwans, in der Hoffnung, durch eine ſolche Verbindung die Ruſſen von der Verwüſtung Litthauens abzuhalten; Polen war unter Kaſimir in Unthätigkeit verſunken, die nur durch vergebliche Verſuche gegen Ungarn unterbrochen ward, indeß Iwan ungehindert ſich die Severiſchen Fürſtenthümer und das Großfürſtenthum Twer unterwarf; Dännemark hatte mit den Ruſſen ein gemeinſchaftliches Intereſſe, in Rückſicht auf Schweden, und ſuchte ſie zu einem lebhaften Angriff gegen dies Reich aufzuhetzen, um ſich ſeine abtrünnigen Stände wieder ins Netz treiben zu laſſen. Nur Schweden ſelbſt alſo blieb noch übrig, und wirklich ſuchte der Reichsverweſer ſich bei den immer mehr verwickelten Umſtänden mit dem Orden zu verbinden. Anſtatt aber den Antrag zu benutzen, zog dieſer ſich furchtſam zurück. Vorzüglich auffallend ward dies im Jahre 1493. Iwan hatte ſich des ſchwediſchen Ingermannlands bemächtigt, und an der andern Seite der Narowa eine Feſtung ſo nahe an Narva gebauet, daß man ſpäterhin aus ihr in dieſe Stadt ſchießen konnte. Im erwähnten

Jahre eroberten die Schweden dieſelbe, und boten ſie den Rittern an, die ſie, um den Großfürſten nicht zu reitzen, ausſchlugen. Nun ward ſie demolirt: kaum hatten ſich aber die Schweden entfernt, als die Ruſſen ſie ſchon wieder aufbaueten.

So lag denn alles um Rußland her in Furcht, Unthätigkeit und Schwäche, und nur dies Reich zeigte Kraft und Unternehmungsgeiſt. Nicht zufrieden mit ſeinen bisherigen Eroberungen, ſuchte Iwan auch noch unbekannte Länder zu entdecken, um ſie ſeinem Reiche anzuknüpfen, und ſandte zweimal ein Heer aus, das längs der Küſte des Eismeeres hinziehen mußte. Es ſchreckte die Samojeden unter dem Pole aus ihrer ſtarren Ruhe auf, und unterwarf ſie dem ruſſiſchen Scepter: indeß war dieſe Eroberung ſo wenig belohnend, daß man ſie bald wieder vernachläſſigte und vergaß. Nützlicher war Iwans Bemühung, Künſtler in ſein Land zu ziehen. Die Hanſa legte ihm groſe Schwierigkeiten in den Weg; aber wenigſtens war Ariſtoteles von Bologna bis Moskwa durchgedrungen, wo er den Gebrauch des Schießpulvers lehrte und die erſten Kanonen goß. —

Im Jahre 1493 ward endlich Plettenberg, ein junger, muthiger, und zugleich ſehr einſichtsvoller Mann, Herrmeiſter. Selbſt das Ausland hat ihm den Beinamen des Großen gegeben, den er noch mehr durch ſeine friedlichen Einrichtungen, als durch ſeine Siege verdient. Sein erſtes Bemühen ging dahin, dem Lande innere Ruhe zu geben: aber indeß er ſich damit beſchäftigte, wuchs die äußere Gefahr immer drohender an. Johann, König von Dännemark, hatte endlich die Allianz mit den Ruſſen zu Stande gebracht, und ſie bewogen, nicht nur Finnland mit aller Macht anzugreifen, ſondern auch die Hanſa ganz aus Rußland zu vertreiben. Iwan nahm den Vorwand, daß man zu Reval zwei ruſſiſche Verbrecher hingerichtet hatte, und ließ im Jahre 1494 plötzlich neun und vierzig hanſeatiſche Kaufleute, die gerade in Nowgorod waren, gefangen nehmen, und die hanſeatiſchen Magazine plündern. Einige der unglücklichen Gefangenen wurden nach zwei Jahren in Freiheit geſetzt, um Ranzion für die übrigen auszuwirken: unglücklicher Weiſe gingen ſie auf dem Meere unter, und ihre Genoſſen ſtarben im Gefängniſſe.

Auf Finnland that Iwan mehrere wüthende Anfälle; er belagerte im Jahre 1495 Wiborg, und hier war es, wo ihn Knut Poſſe mit der berühmten Mine zurückſchlug, die unter dem Namen des wiburgiſchen Knalles berühmt iſt. Indeß unterwarf ſich Schweden im J. 1497 den Dänen, und die Ruſſen ſtürzten mit ihrer ganzen Macht auf Liefland.

Plettenberg hatte ſeinen einzigen Bundesgenoſſen verloren, aber nicht den Muth. Der Papſt ertheilte dem Orden die Erlaubniß, Ablaß zu verkaufen, um ſich zum Kriege rüſten zu können. Es liefen große Summen ein; indeß ſie unter des Herrmeiſters Augen gut angelegt wurden, bewarb er ſich um eine Allianz mit dem Großfürſten von Litthauen. Alexanders Heirath mit Iwans Tochter war zwar längſt zu Stande gekommen; aber ſie hielt die Ruſſen nicht ab, Litthauen heimzuſuchen, und unaufhörlich neue Stücke dieſes Landes an ſich zu reißen. Das verlangte Bündniß ward alſo leicht geſchloſſen, und Plettenberg und Alexander verſprachen ſich 1501, zehn Jahre hindurch den Krieg gemeinſchaftlich gegen Rußland zu führen und keinen Separat-Frieden zu machen: auch entwarf man noch für daſſelbe Jahr einen Feldzug, und traf vorläufige Verabredung wegen der etwa zu machenden Eroberungen.

Iwan erfuhr dies Bündniß bald, und eilte, ſeinen Folgen zuvor zu kommen. Mit einem ſehr zahlreichen Heere brach er in Liefland ein. Plettenberg zog das ſeinige zuſammen, und erwartete die verſprochene Hülfe aus Litthauen; er erhielt nichts, als die Nachricht, daß der König von Polen geſtorben, und Alexander nach Krakau geeilt ſey, um ſich der Krone ſeines Bruders zu verſichern. Sich ſelbſt und ſeinem Muthe allein überlaſſen, ſtand Plettenberg nun mit ſeinem kleinen Heere einem fünfmal ſtärkern und ſieggewohnten bei Maholm gegenüber.

Die Lage war mißlich; aber die Liefländer hatten doch einen ſehr wichtigen Vortheil über ihre Feinde: ſie beſaßen ſchweres Feldgeſchütz, das den Ruſſen noch fehlte. Im Vertrauen darauf griff Plettenberg den Feind am 7ten September 1501 muthig an, und ſchlug ihn nach einem ſehr mörderiſchen Gefechte, eroberte ſein Lager, und verfolgte ihn faſt drei Meilen weit. Um den erhaltenen Vortheil entſcheidender zu machen, ließ er zweihundert ruſſiſche Kaufleute, die ſich zu Dörpt aufhielten, gefangen nehmen, drang in Rußland ſelbſt ein, eroberte und verbrannte Iwanogorod, Isborsk und mehrere Städte: aber indeß er damit beſchäftigt war, vergalt ein anderes Heer in Liefland die Verwüſtung. Endlich ergriff die Ruhr die liefländiſchen Truppen, und in einem traurigen Aufzuge flohen die glorreichen Sieger in ihre Schlöſſer zurück: ſelbſt Plettenberg lag gefährlich nieder.

Die Ruſſen benutzten dieſen Unfall im J. 1502, und durchzogen das ganze Land, wo ſie mehr als 40,000 Menſchen getödtet oder gefangen haben ſollen; denn bei der damaligen Kriegesweiſe behandelte man alles feindlich, weil alles im Nothfalle zu fechten pflegte, und man glaubte ein Land nicht erobert zu haben, wenn es noch nicht verödet war.

So bald ſich die Ruſſen entfernt hatten, traten die Stände von Liefland zuſammen, um ein neues Heer aufzubringen. Auch Plettenberg, endlich wieder hergeſtellt, zog ſeine Truppen zuſammen, bezahlte ihnen den Sold zum voraus, und zog nun mit 14,000 Mann nach Rußland. Sein Plan war, Pleskow zu belagern; aber glücklicher Weiſe verriethen ihm zwei Gefangene, daß Iwan mit einem ungeheuren Heere im Anzuge ſey, um ihn einzuſchließen, und daß er ihn ohne Schwertſchlag gefangen zu nehmen hoffe. Anſtatt alſo Pleskow anzugreifen, lagerte ſich Plettenberg in ihrer Nachbarſchaft. Bald erſchien auch der Feind in zwölf abgeſonderten Corps, deren jedes faſt ſo ſtark war, als die ganze liefländiſche Macht.

Ein ſchwaches Heer, das von einem ſo vielfach überlegenen Feinde auf offenem Felde angegriffen würde, wäre wohl ohne Rettung verloren: das einzige Mittel für den Schwachen, den Sieg zweifelhaft zu machen, iſt, daß er ſelbſt angreift, um dem Feinde nicht Zeit zu Entwürfen zu laſſen, und dem eignen Soldaten ſeine Gefahr aus den Augen zu rücken. Dieſem Grundſatze gemäß, erwartete Plettenberg am 13ten Sept. 1502 nur Gelegenheit, ſein mit Kettenkugeln geladenes Geſchütz einigemal loszubrennen, und jetzt, da die Tattarn und Ruſſen durch das Ungewohnte dieſer Erſcheinung in Verwirrung gerathen waren, that er einen wüthenden Anfall. Sein Muth ſetzte die Feinde faſt eben ſo ſehr in Erſtaunen, als ſeine Feldſchlangen es thaten. Wo er hinkam, zerſtreuete ſich alles vor ihm her, und er mußte ſich mehrere Male umwenden, um wieder einen Feind vor ſich zu haben. Dreimal hatte man ihn indeß ſchon umringt, und er ſich dreimal durchgeſchlagen, als der Tag zu Ende ging, und ſich das zerrüttete ruſſiſche Heer in der größeſten Eil entfernte. Plettenberg blieb drei Tage auf der Wahlſtatt unter 40,000 entſeelten Feinden ſtehen, ehe er den Rückzug antrat. Er war zu ſehr erſchöpft, um den Feind zu verfolgen, und dieſer fand nicht für gut, den Muth der kleinen Heldenſchaar noch einmal zu erproben.

Die Ritter hatten nur 400 Mann verloren, und zwar auch dieſe nur durch einen Verfall, der zu charakteriſtiſch für den Geiſt der Zeit und der Ritterſchaft iſt, als daß ich ihn übergehen dürfte. Conrad Schwarz, der die große Ordensfahne trug, war tödtlich verwundet zu Boden geſtürzt. Ein anderer Ritter, Lukas Hammerſtedt, ſprang hinzu, um das Heiligthum des Ordens zu retten; aber ſo nahe Schwarz dem Tode war, erinnerte er ſich doch, daß Lukas für einen Baſtard gehalten wurde, und weigerte ſich durchaus, ihm die Fahne zu überlaſſen. Lukas ſah in ſeinem Eifer kein kürzeres Mittel, den Streit zu enden, als dem ahnenſtolzen Fähnrich die rechte Hand abzuhauen. Er ergriff ſie mit der linken, und Hammerſtedt hieb ihm auch dieſe ab. Jetzt wehte Mariens Bild wieder empor; aber dem Träger fiel ſeine That ſchwer auf das Herz, und aus Furcht, beſtraft zu werden, vielleicht auch aus Aerger, daß man ſeine uneheliche Geburt für einen Makel gelten ließ, trug er die gerettete Fahne zum Feinde hinüber. Dies verurſachte eine augenblickliche Verwirrung, die ohne Plettenbergs Geiſtesgegenwart ſehr nachtheilig geworden wäre.

Die beiden Siege, die Plettenberg erfochten hatte, lehrten Iwan, daß Liefland wenigſtens unter jenes Helden Regierung, und ſo lange die Ruſſen nicht auch Feldgeſchütz beſaßen, eine zu ſchwierige Eroberung ſey. Der ruſſiſche Handel war zu Grunde gerichtet, Kaſan drohete einen Abfall; Smolensk ſollte noch eingenommen werden: dieſe Rückſichten bewogen Iwan, ſich in Unterhandlungen einzulaſſen, welche ſich im Jahre 1503 mit einem funfzigjährigen Frieden endigten. Der Großfürſt verſprach, daß während dieſer Zeit kein Einfall in Liefland geſchehen ſollte, und Plettenberg, dem bei den Verbeſſerungen, die das Innere ſeines Landes erforderte, Ruhe nöthig war, ließ es ſich ſogar gefallen, daß das Bisthum Dörpt einen gewiſſen Tribut zu entrichten hätte.

Wirklich genoß Liefland nun einer langen Ruhe, während deren es zu der wichtigen Umwandelung reifte, die der Chriſtenheit ſo nöthig und endlich nahe war. Es gewann an Reichthum und Luxus: daß aber auch der Ritterſtaat während dieſes politiſchen Schlafes zur Auflöſung vorbereitet ward, war wohl der größeſte Vortheil für die Menſchheit im Allgemeinen.

Sechstes Buch.

Vom Jahre 1503 bis 1562.

Auflöſung des Ritterſtaats.

Vis consili expers mole ruit sua:
Di nam odere vires
Omne nefas animo moventes.

Hor.

Sechstes Buch.

I.

Plettenberg. Ueberſicht ſeiner Regierung.

Ein franzöſiſcher Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts ſagte, es habe bis zu ſeiner Zeit überhaupt nur drei wirklich große Feldherren gegeben, Alexander, Cäſar und Walther von Plettenberg. Die Beredtſamkeit der lebhaften Franken glich zu allen Zeiten einem Sprudel, der unaufhörlich Blaſen wirft, und jene Behauptung iſt keine der geringſten. Ohne das Hyperboliſche derſelben zu prüfen, wollen wir zu den Thaten des Geprieſenen übergehen. Unter den acht und vierzig Herrmeiſtern, die in

Liefland herrſchten, iſt er der einzige, dem man den Beinamen des Großen gab, und ſeine Regierung iſt die merkwürdigſte, ſowohl durch das, was er ſelbſt that, als was der Geiſt des Zeitalters während derſelben bewirkte.

Als er ſie begann, hatten die benachbarten Reiche ſchon längſt eine furchtbare Conſiſtenz gewonnen. Sie lagen nicht mehr zerſtückt als Materialien eines künftigen Staates da, ſondern waren in ehrfurchtgebietende Maſſen zuſammengefügt, und neben ihnen ſpielte der abentheuerliche, nur für eine bald vorübergleitende Zeit berechnete, Orden eine ärmliche Rolle: denn ein Räuberſtaat kann wohl eine Zeitlang furchtbar ſeyn, aber nie innere Stärke gewinnen. Er war nur zu Kriegen und Eroberungen beſtimmt: jene mußten aufhören glücklich zu ſeyn, ſo bald ſich die angefeindeten Nationen nur einſtimmig erhoben, dem aus zwanzig Ländern zuſammengerafften Rittergeſindel Einhalt zu thun; und dieſe waren verloren, ſo bald er aufhörte, Sieger zu ſeyn. Auch eine Verbindung von Jahrhunderten konnte die geharniſchten Halbmönche nicht mit den übrigen Bewohnern ihrer Länder aſſimiliren, deren Gewerbe, Handel und häusliches Glück zu ſehr mit dem Geiſte jener unſinnigen Ausgeburt des Fanatismus und der Raubſucht im Widerſpruche ſtand, um lange neben oder vielmehr unter ihr zu beſtehn, ohne an ihrer Vernichtung zu arbeiten.

Noch verderblicher aber, als dieſe Verhältniſſe, war dem Orden die beginnende Aufklärung im weſtlichen Europa. Der Zaubernebel zerrann, der die Völker in ihm das heilige Werkzeug eines heiligen Zweckes erblicken ließ, und ſeine Kriege waren nicht mehr Angelegenheit der Chriſtenheit. Niemand verließ mehr Heimath und Angehörige, um ſich in ſeinem Dienſte den Himmel zu erkämpfen, und ſelbſt die neuen Ritter wurden nur durch die Ausſicht, von ſeinen Schätzen zu ſchwelgen, in ſeinen Zirkel gelockt. Nicht Fanatismus, nicht Unterwürfigkeit gegen die Regel, ſondern Ehrſucht und Durſt nach Wolluſt und Schätzen beſeelten ſie, und machten ſie ihren Obern und Brüdern furchtbarer, als den auswärtigen Feinden. Den entferntern Staaten gleichgültig, von den nähern mit unwiderſtehlicher Uebermacht bedroht, im Innern von Zwietracht aller Art zerriſſen, konnte der Orden alſo nicht mehr hoffen, zu wachſen: ſein Daſeyn zu friſten, mußte das höchſte Ziel ſeines Beſtrebens ſeyn.

Plettenberg fühlte das, und zog aus dieſem Grunde Ruhe dem Kriege vor, den die Natur des Ordens forderte. Er entwarf einen großen Plan zu ihrer Erlangung; und darin vorzüglich zeigte er ſich allen ſeinen Vorgängern überlegen, und als wirklich großer Mann. Jene klebten an der Blüthe der Gegenwart, wie lüſterne Wolkendiebe; Er ſchwang ſich zu einem höhern Geſichtspunkte auf.

Er fand die Stände voll heimlicher Erbitterung gegen den Orden, vorzüglich Riga, das ſeine vorigen Siege nicht vergeſſen konnte, und ſich doch durch den wolmarſchen Abſpruch alles theuer Erworbenen beraubt, und in die Unterwürfigkeit, die es ſo ſehr verabſcheuete, zurückgeſtürzt ſah. Plettenberg entſagte keinem Rechte; aber er wußte die Stadt durch ſeine billige Denkungsart zu gewinnen, daß ſie ihm im J. 1495 willig huldigte. Dagegen beſtätigte er alle ihre Privilegia, und beläſtigte ſie ſo wenig mit dem wolmarſchen Urtheile, daß ſie den wichtigſten Punkt deſſelben, die Erbauung des zerſtörten Ordensſchloſſes, erſt zwanzig Jahre ſpäter erfüllte. — Seine Vorgänger hatten es zum Hauptzwecke ihrer Politik gemacht, den Biſchöfen durch Ränke und Gewaltthätigkeiten ihre Rechte und Güter zu rauben. Er hielt mit offenem Ernſte über die ſeinigen, ohne nach fremdem Eigenthume zu ſtreben. Bei der entſchiedenen Uebermacht des Ordens blieb er immer noch Herr: aber die Geiſtlichen, deren Zutrauen und Hochachtung ſeine männliche Biederkeit erwarb, gehorchten ihm gern. — Die Eiferſucht der ober- und niederteutſchen

Ritter, die Preußen unter dem Namen des goldenen Vließes und Schiffes zerriſſen, hatten auch in Liefland ſchon oft blutige Händel erregt. Plettenberg endigte ſie auf immer: er hob den Nationalismus auf, indem er, einſtimmig mit dem Hochmeiſter, die Verfügung traf, daß nur niederteutſche Ritter nach Liefland, nur oberteutſche nach Preußen kommen ſollten.

Jetzt, da er ſich durch dieſe weiſen Maßregeln den Rücken gedeckt und die ganze Macht Lieflands in ſeine Hand geſammelt hatte, warf er ſeinen Blick auf die äußern Verhältniſſe: doch jene Macht war gering, und dieſe Verhältniſſe waren furchterregend. Zwar Dännemark, deſſen Könige, ſeitdem es zur innern Ruhe gekommen war, öfters alle drei ſkandinaviſche Reiche verbunden hatten, ohne deshalb wieder an Eſthland zu denken; Dännemark, das gerade jetzt damit beſchäftigt war, das abgefallene Schweden wieder zu erringen, — und Schweden, das unter ſeinem Reichsverweſer Sten Sture hoffnungslos für ſeine

Unabhängigkeit ſtritt, ließen nichts fürchten. — Zwar Polen und Litthauen, die das preuſſiſche Ordensgebäude halb niedergeworfen hatten, bedurften der Ruhe, um ihr Werk zu vollenden und den Eingriffen ihres öſtlichen Nachbarn Einhalt zu thun; ſie waren zufrieden, wenn ihnen der Herrmeiſter nur nicht in den Weg trat: — aber mit der freudigen Zuverſicht eines immer glücklichen Eroberers ſtand Iwan ſchon an Lieflands Gränzen, bereit, die Unterwerfung deſſelben zu verſuchen. Von ihm konnte nur durch Krieg Frieden erkauft werden. Plettenberg bewarb ſich um Bundesgenoſſen dazu: der eine, Schweden, erlag, ehe er Vortheil von ihm ziehen konnte; der andere, Litthauen, ward ihm durch unvermuthete Vorfälle entriſſen. Ganz auf ſeinen eigenen Heldenmuth zurückgebracht, focht der Herrmeiſter nun die glorreichen Schlachten bei Maholm und Pleskow; die, in Rückſicht des Mißverhältniſſes der Heere, mit dem macedoniſchen Siege am Hydaspis und dem ſchwediſchen an der Narowa verglichen werden können: aber größer, als durch ſeine Lorbeern, erſcheint Plettenberg durch die weiſe Mäßigung, mit der er ſie benutzte. Zwei verlorne Schlachten entkräfteten Rußland nicht; aber eine einzige hätte Liefland zu Grunde gerichtet. Mit großer Klugheit nahm daher Plettenberg die angebotenen Bedingungen an, und hielt den funfzigjährigen Frieden für die nützlichſte Eroberung, die er machen konnte. Man hat ihm die nachtheiligen Folgen dieſer langen Ruhe vorgeworfen, aber mit Unrecht: ſie floſſen aus dem Mißbrauche dieſer Ruhe und aus großen unvermeidlichen Ereigniſſen her, die ganz im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts wohl von Vernünftigen gewünſcht, aber noch nicht gehofft werden konnten. Liefland war ein veralteter, ſinkender Staat; und, trotz einigen vorübergehenden Vortheilen, die ein ſolcher vielleicht erringt, darf er doch von einem jungen, aufſtrebenden Nachbar nichts Beſſeres zu gewinnen hoffen, als — Verſchonung.

Plettenberg fühlte, daß Unthätigkeit die Entartung der Ritter bewirken könnte; und um ſie dagegen, ohne Gefahr ſeines Staates, zu ſichern, ſuchte er die Wallfahrten nach Jeruſalem wieder zur Mode zu machen. Er erklärte im verſammelten Kapitel: er habe auf dem Schlachtfelde bei Pleskow eine Fahrt nach Jeruſalem gelobt, und fordere die angeſehenſten Ritter auf, ihn zu löſen, da ihm das Wohl des Staates nicht erlaube, ſich zu entfernen. Doch niemand wollte ſich dazu verſtehen; jeder beſchäftigte ſich nur mit Planen, der erworbenen Reichthümer zu genießen. Unter der Bedingung, als herrmeiſterlicher Geſandter ausgerüſtet zu werden, verſtand ſich endlich Rupert, Komthur zu Vellin, zu der Reiſe, und ging mit einem zahlreichen Gefolge, in welchem ſich auch der nachmals ſo berühmte Dionys Fabri befand, erſt an den kaiſerlichen und päpſtlichen Hof, und dann an das heilige Grab.

Die Reiſe koſtete große Summen, und doch war ihre eigentliche Abſicht ſchon zum voraus verfehlt. Plettenberg ſuchte ſie auf eine andere Art nutzbar zu machen: ſein Geſandter wirkte bei dem Kaiſer Maximilian die Verordnung aus, daß drei Jahre hindurch jedes teutſche Schiff, das in einem liefländiſchen Hafen ankerte, von 1000 Gulden ſeiner Fracht dem Orden zwanzig, von 10,000 dreißig als Zoll erlegen ſollte. Auch der Papſt erwies ſich milde nach ſeiner Art. Der große unerſchöpfliche Schatz der Kleriſey waren die Sünden der Gläubigen: Julius eröffnete ihn, indem er dem Orden erlaubte, Ablaß zu predigen und zu verkaufen, um, wie er ſagte, Ruſſen und Heiden bekämpfen zu können.

Ehrenvoller für Plettenberg, als jene Erlaubniß und der Gebrauch, den er von ihr machte, waren ſeine innern Anſtalten zur Aufnahme des Landes. Im Jahre 1507 verbot er allen Privatleuten, in ihren Prozeſſen an ausländiſche Richterſtühle zu appelliren, weil das Land jährlich große Summen dadurch verlor. — Die Hanſa war noch immer in Feindſchaft mit Rußland, und ihr Handel dahin hatte faſt gänzlich aufgehört. Der Herrmeiſter benutzte dies, mit dem neuen Großfürſten Waſſil Iwannowitſch im Jahre 1509 einen beſondern Handelsvertrag zu ſchließen, der den liefländiſchen Städten die alten Quellen ihres Reichthums wieder eröffnete, und, da ſie jetzt allein aus denſelben ſchöpften, eine Wohlhabenheit im Lande verbreitete, von der man bisher keine Vorſtellung gehabt hatte. In eben dem Jahre traf er auf dem Landtage eine Abmachung wegen Auslieferung entlaufener Bauern, und der Art, ſie zu richten; und faſt um dieſelbe Zeit erließ er ein Geſetz wider den Luxus, der ſchon einzureißen begann. —

Aeußerſt wichtig für die Folgezeit war es, daß der Hochmeiſter Albert im Jahre 1513 die liefländiſchen Ritter völlig von der Verbindlichkeit frei ſprach, ihm den gewählten Herrmeiſter zur Beſtätigung vorzuſchlagen, und daß er ſie aller Unterthänigkeit erledigte. Wenige Jahre hernach erhob Karl der Fünfte

Plettenberg ſelbſt in den Reichsfürſtenſtand, und er feierte dieſe Erhöhung durch die Ausprägung von Portugalöſern, der erſten und einzigen goldenen Münzſorte, die in Liefland geſchlagen worden iſt.

Der einzige Unfall, den Plettenberg während der erſten 25 Jahre ſeiner langen Regierung erfuhr, traf die Truppen, die er dem Hochmeiſter im Jahre 1520 zur Hülfe gegen Polen ſandte. Sie wurden bei Bartenſtein Theils gefangen, Theils niedergehauen; aber dies hatte keinen weitern Einfluß auf Lieflands Ruhe. Plettenberg ſah alle ſeine landesväterlichen Plane gelingen, und Wohlhabenheit und Glück unter dem Schutze der Friedenspalmen aufblühn, die er gepflanzt hatte. Selbſt die Erzbiſchöfe, dieſe ewigen Rivale der Herrmeiſter, ſtörten ſeine Zirkel nicht. Michael Hildebrand, ein Geſchöpf des Ordens, genoß ſeiner Güter in zufriednem Müßiggange, und ſein Nachfolger, Caſpar Linde, war ein ſtiller, biedrer Mann, der in Ernſt glaubte, die Beſtimmung eines Biſchofs ſey, nützlich zu werden. Er zog jährlich im Lande herum, die Bauern zu examiniren, und munterte die Unterrichteten durch Geſchenke, die Unwiſſenden durch Strafen auf. Dergleichen Leute zetteln keine Intriguen an: indeß wurden die letzten Lebensjahre des guten Caſpars durch eine Revolution beunruhigt, die zu wichtig iſt, als daß ihr nicht ein eigner Abſchnitt gebührte.

II.

Die Reformation.

Irgend ein Schriftſteller ſagt: ein edler, ſtarker Mann, im Kampfe gegen ſein Schickſal, ſey ein Schauſpiel, das ſelbſt Götter mit Bewunderung erfülle. Aber eine Nation, ein halber Welttheil, die mit Anſtrengung aller ihrer Kräfte ringen, tauſendjährige Vorurtheile, und die Folgen und wüthenden Vertheidiger derſelben von ſich zu ſchleudern: iſt die menſchliche Natur fähig, etwas Erhabneres aufzuſtellen? Der kaum bemerkbare Punkt, von dem das Licht auszugehen pflegt, und die Fluth von Stralen, die er gleichwohl verſendet; das Entſetzen ſeiner geblendeten Feinde, ſich plötzlich in ihrer mitternächtlichen Scheußlichkeit beleuchtet zu ſehn; die Wuth, mit der ſie ſich es auszulöſchen bemühen, und furchtbare Maſſen gegen daſſelbe aufthürmen, - - Berge ſcheinen ſie dem Auge des erſchrockenen Zuſchauers, doch ſind es nur Wolken; — die immer wachſende, immer göttlichere Kraft, mit der es jeden neuen Widerſtand übermannet, kämpft und ſiegt, ſeine erbittertſten Feinde ſelbſt durch unwillkührliche Bildung zu ſeinen Verkündigern macht: — — darauf, ihr zagenden Beſſern, darauf heftet euren Blick! Wenn auch in unſern Tagen noch Einzelne ganze Nationen zu blenden verſuchen, damit ſie ſtumpfſinniger gehorchen; die theuer erkaufte Cultur der gegenwärtigen und künftigen Generationen vernichten und ihrer niedrigen Selbſtſucht opfern möchten; ſich mitten in die ſchöne Welt der Aufklärung hinſtellen, wie ein ſchwarzer Punkt, ein unglückſpendender Arihmon: — wir wollen zurückſehn auf die ſchon errungenen Siege der Wahrheit, und uns die Ueberzeugung erhalten: der einmal aufgeregte Geiſt der Nationen gleicht der bergabſtürzenden Lawine; durch Felſen und Forſte bricht ſie ihren Weg, und zerſchmettert die Faſelnden, die ihren ohnmächtigen Arm der Naturkraft entgegen zu ſtemmen verſuchen. — Daß man die erregten Schatten ſieht, ſchon das beweiſ't, wie hell der Tag uns leuchtet, und das Wehklagen einzelner Eulen wird ihn nicht hindern, ſtralender Mittag zu werden! —

— Endlich hatten die wahnſinnigen Gräuel der Hierarchie ihre höchſte Spitze erreicht, und begannen wieder zu ſinken. Nicht umſonſt war das Blut der Waldenſer, Wiklefiten und Anhänger des Huß gefloſſen. Wie die Manen der Abgeſchiedenen, wandelten unter dem Volke noch ihre Lehren herum, und hier und dort wagte es mancher ſogar, mit Wünſchen laut zu werden, die der Kleriſei nicht günſtig waren.

Zwar, ſie drohete und — alles ſchwieg; aber nur, um deſto größere Erbitterung zu nähren, weil man ſchweigen mußte. So war ſchon ein ganzes Jahrhundert nach Verurtheilung der böhmiſchen Apoſtel verfloſſen, als der entſetzliche Mißbrauch der Indulgenzen den Ausbruch des verſteckten Vulkans bewirkte.

Gregor der Erſte hatte im ſechsten Jahrhunderte die zu ſtrenge Pönitenz der römiſchen Kirche in einzelnen Fällen für Alte und Kranke gemildert, und Erlaubnißſcheine ertheilt, anſtatt der zu harten Buße eine leichtere zu üben. Die folgenden Jahrhunderte hatten dieſen Gebrauch immer weiter ausgedehnt. Im funfzehnten war man nicht nur ſo weit gekommen, die Sünden für Geld ohne Buße zu vergeben, ſondern die Ablaßzettel auch nach dem Tode noch für gültig anzuſehen, und auch die Vergehungen zu verzeihen, die erſt begangen werden ſollten. Von nun an war die Eröffnung des Himmels eine förmliche Finanz-Spekulation. Wollte der Papſt einen Fürſten ohne

ohne eigenen Aufwand unterſtützen, bedurfte er ſelbſt anſehnlicher Summen zu einer Unternehmung, ſo ſandte er ſeine Mönche aus, die Immoralität der Gläubigen zu brandſchatzen. So haben wir oben geſehen, daß ſelbſt Plettenberg Geld zum ruſſiſchen Kriege erhielt, und ſo iſt der Vatikan bloß von dem erbauet, was laſterhafte Einfalt boshaftem Trugſinne zollte.

Leo der Zehnte bedurfte im Jahre 1516 *) einer Summe Geldes zur Ausſtattung ſeiner Schweſter: er trug daher dem Erzbiſchofe von Maynz auf, einen neuen Ablaß zu predigen, und verſprach, mit ihm zu theilen. Der Prälat ſchämte ſich vielleicht, als offner Vermittler dieſes Betruges da zu ſtehn: er machte einen Dominikaner, Tetzel, zum Unter-Commiſſar, und überließ ihm das ganze Geſchäft. Er hatte gut gewählt. Tetzel war der unverſchämteſte Geſelle, den vielleicht je ein Kloſter aus-

---

*) Ich bin hier vorzüglich Funks Geſchichte der Reformation gefolgt.

gebrütet hatte. Mit Marktſchreier-Pompe, vorgetragenen Fahnen ic. durchzog er einen großen Theil Teutſchlands, und verkündigte: ſein Ablaß könne auch den ſelig machen, der die Jungfrau Maria genothzüchtigt hätte; und die Seele eines Verdammten fahre in dem Augenblick in den Himmel, da der für ihn gezollte Groſchen im Becken klinge, ic. Ueberall murrte ſelbſt ein Theil des Volkes über ſeine Unverſchämtheit; aber niemand wagte es, dem Niedrigen Einhalt zu thun, bis er in die Nähe von Wittenberg kam.

Hier ſtand gegen ihn, unter dem Schutze eines weiſen, die Aufklärung liebenden Fürſten, ein Mann auf, den eine Reihe ſonderbarer Zufälle zur Uebernehmung einer großen Rolle gebildet hatte. — Ein armer Bergmann war auf den ungewöhnlichen Gedanken gekommen, ſeinen Sohn nicht das väterliche Gewerbe erlernen, ſondern in Erfurt die Rechtsgelehrſamkeit ſtudieren zu laſſen. Anwandlungen einer ſchwarzen Hypochondrie bewogen den jungen Menſchen, ſein Fach mit der Theologie zu vertauſchen, in der er bald Magiſter ward. Ein Blitzſtrahl, der auf einem Spaziergange neben ihm in die Erde fuhr, und der Tod eines Freundes, der, faſt in ſeinen Armen, bei Nacht erſtochen ward, brachten ihn zu dem Entſchluß, in ein Kloſter zu gehen. Hier ward er eine Zeitlang zu den niedrigſten Verrichtungen gebraucht, und nur die Verwendung einiger Profeſſoren verſchaffte ihm die Erlaubniß, das Studieren fortzuſetzen: mit deſto lebhafterm Eifer that er es. Auf der Bibliothek der Univerſität fiel ihm ein vollſtändiges Exemplar der lateiniſchen Bibel in die Hände, und Magiſter Luther erſtaunte ſehr, daß ſie mehr, als die gewöhnlich abgeleſenen Evangelien und Epiſteln enthielt, dennoch aber nur den kleinſten Theil der Glaubensſätze, welche die damalige Kirche lehrte.

Man intereſſirt ſich für nichts ſo lebhaft, als für das, was einem ausſchließend eigenthümlich geworden iſt. Die Kenntniß der Bibel war damals äußerſt ſelten, und Luther fühlte ſich durch ſie über ſo viele ſeiner Genoſſen hinweggeſetzt: der Menſchenkenner wird es nicht ungerecht finden, daß man auch dieſes bei dem Eifer, mit dem Luther ihre Lehren verkündete, in Anſchlag bringt. — Man hatte ihn ſeiner Beredtſamkeit und ſeiner Kenntniſſe wegen als Profeſſor in Wittenberg angeſtellt. Hier kamen einige Männer aus einem benachbarten Städtchen zu ihm, um zu beichten. Sie bekannten Ehebruch, Wucher und andere Vergehungen. Luther ermahnte ſie, ihren Wandel zu beſſern; aber ſie gaben ihm zu verſtehen: ſie ſähen die Nothwendigkeit davon nicht ein; Tetzel hätte ihnen ſchon zum voraus die künftigen Sünden verziehen. Luther gerieth in Eifer: er nannte den Ablaß nichtig und gottlos, und ſie gingen hin, ſich bei dem Dominikaner zu beſchweren. So entſpann ſich jener Streit, bei dem Luther in lebhaften Stunden einen Lehrſatz des Katholicismus nach dem andern niederwarf, in andern ſich demüthigte, und Verſöhnung, nur nicht durch Widerruf, ſuchte *). Die Bitterkeiten, die man gegen ihn drucken ließ, die Härte, mit der man in den erſten Jahren jede verſuchte Annäherung zurückſtieß, erhitzten ihn immer wieder zu neuen Schritten, bis er endlich als erklärter Partei-Chef daſtand, und den aufgedrungenen Charakter durchführen mußte.

Er that es auf eine erhabene Art, auf eine Art, die ihn zu einem von den größeſten Wohlthätern der Menſchheit macht. Er entfaltete die ganze Größe und Feſtigkeit ſeines Geiſtes und Charakters. Seine Beſchäftigung mit der Jurisprudenz und der Scholaſtik hatte ſeinen Scharfſinn und ſeine natürliche Beredtſamkeit ausgebildet; als Theolog kannte er alle Schlupfwinkel der Caſuiſtik, und als Mönch alle Gräuel der Klöſter. Jeder ſeiner Angriffe war daher ſiegreich, und ſeine unwiderſtehliche Hand zer-

---

*) So ſchrieb er mehrmals an den Papſt und verſchiedene Erzbiſchöfe ſehr demüthig; ſo begrüßte er den Cardinal Cajetan zu Augsburg mit einem Fußfall.

riß den Schleier der Möncherei auf immer. Gleichwohl muß man geſtehen, daß ſein Streit eigentlich nicht Kampf des Lichtes, ſondern der Dämmerung gegen mitternächtliche Finſterniß war. Jetzt, im achtzehnten Jahrhunderte, würde er eine Erörterung ſcheinen, ob das Gras roth oder — weiß ſey: aber im achtzehnten Jahrhunderte wäre Luther auch nicht Luther, er wäre Teutſchlands Rouſſeau geweſen.

Das Meiſte von dem, was er vortrug, hatte ſchon längſt den beſſeren Köpfen heller oder dunkler vorgeſchwebt, und die Uebrigen riß die Energie ſeines Charakters hin; denn gewöhnliche Menſchen haften mit deſto größerer Bewunderung an den bloßen Kraftäußerungen eines außerordentlichen, je weniger ſie ſich zu ähnlichen fähig fühlen. Luther mußte alſo wohl Enthuſiasmus erwecken, und ſeine Stimme hallte ihm aus allen Gegenden des Nordens zurück.

In Treptow war damals eine ſehr anſehnliche Schule, worin vorzüglich viele Liefländer ihre Kinder erziehen ließen. Faſt alle Lehrer derſelben nahmen die Lehrſätze Luthers an, und der Biſchof ward darüber ſo aufgebracht, daß er lieber die nützliche Anſtalt zu Grunde richten, als der Ketzerei nachſehen wollte. Er vertrieb die Lehrer, und die Schüler zerſtreueten ſich. Andreas Knöpke, einer der erſtern, floh im Jahre 1521 nach Riga, wo ſein Bruder Domherr war, und ſetzte den Unterricht ſeiner bisherigen Zöglinge fort. Die wichtigſten Sätze diktirte er den jungen Leuten; ſie brachten ſie nach Hauſe, und ihre Eltern laſen ſie mit Bewunderung. Bald war die neue Lehre Gegenſtand der allgemeinen Unterhaltung, und man vernünſtelte ſo laut, daß den Mönchen bange ward. Sie zürnten und ſchmäheten, und bewogen den Magiſtrat durch ihre Vorwürfe, eine öffentliche Disputation ausmachen zu laſſen, ob die neue oder die alte Religion die beſſere ſey. Dieſe Art von dialektiſchen Hahnengefechten war damals ſehr Mode, obgleich im Grunde kein viel beſſeres Mittel, die Wahrheit auszufinden, als die sogenannten Ordalien. Gegenwart des Geiſtes und Geſchwätzigkeit entſchieden gewöhnlich den Sieg: indeß hatte auch Luther zu Leipzig gegen ſeine Gegner disputirt, und Dreiſtigkeit und Eigenſinn genug gehabt, das letzte Wort zu erzwingen.

Bei den Mönchen zu Riga wagte man nicht viel. In Wohlleben und Müßiggang verſunken, wußten ſie nichts von der Dialektik, die bei ihren Brüdern in Teutſchland doch noch hier und da geübt ward; und nie daran gewöhnt, Gründe zu ihren Behauptungen anzugeben, waren ſie ſtumm, ſo bald man ihnen ihr altes Recht, blinden Glauben, verſagte. Für jetzt blieb ihnen indeß kein Ausweg: ſie mußten ſich ſchlagen, oder gewonnen geben. Unter einer ſehr großen Verſammlung des Volks ſtellten ſie alſo in der Peters-Kirche zu Riga ihre beſten Köpfe gegen Knöpken auf, neben dem ein Paar Rathsherren Wache hielten, um ihn gegen Mißhandlungen zu ſichern.

Er vertheidigte vier und zwanzig Sätze aus der Epiſtel St. Pauls an die Römer, und wußte ſeine ungeübten Gegner ſo zu verwirren, daß ſie beſchämt den Kampfplatz verließen: das reichte hin, die Stadt von der Wahrheit ſeiner Lehre zu überzeugen. Die ganze Bürgerſchaft nahm ſie an, und bald hernach ward Knöpken der erſte evangeliſche Prediger bei der Kirche, die der Schauplatz ſeines Sieges geweſen war: ſchon bei ſeiner erſten Predigt wurden die meiſten bisher üblichen Gebräuche unterlaſſen.

Im Grunde konnte nirgends die Reformation leichter durchgeführt werden, als in Liefland, wo die eigentlichen Geiſtlichen ſeit ſo langer Zeit eine ſo nachtheilige politiſche Rolle geſpielt, und alle Stände gegen ſich aufgebracht hatten. Wahrſcheinlich wäre ſie ganz ohne Erſchütterung abgelaufen, und die Kleriſei ſelbſt hätte, wie in Schweden und Dännemark, mit den Laien gemeinſchaftliche Sache gemacht, wenn ſich nicht unter den Reformatoren einige ſchwärmeriſche Feuerköpfe gefunden hätten, die zu raſch vorſchritten.

Sylveſter Tegetmeier, ein junger Gelehrter aus Roſtock, kam im Jahre 1522 nach Riga, um eine Erbſchaft zu heben. Eingeweiht in Luthers Syſtem, das er ſich mit jugendlichem Eifer zu eigen gemacht hatte, ließ er ſich leicht überreden, die Kanzel zu beſteigen; er gefiel, und ward gleichfalls als evangeliſcher Prediger bei der Jakobs-Kirche angeſtellt. Seine feurige Beredtſamkeit ließ Knöpkens ruhige Wohlredenheit weit hinter ſich zurück. Er ſprach über die Freiheit, die das Evangelium gewähre, über die Zertrümmerung des päpſtlichen Joches, über den Unſinn und die Schändlichkeit des Bilderdienſtes, mit ſo überwältigendem Feuer, daß ſeine Zuhörer aus der Kirche hinwegſtürmten, um überall die Inſignien des Papſtthums, die Heiligenbilder, ſelbſt die Leichenſteine, zu zertrümmern; in ihrem Taumel zerſtörten ſie ſogar ein Paar ruſſiſche Kirchen, die, zufolge des Handels-Traktats von 1507, zu Riga waren erbauet worden. Selbſt Tegetmeiern verdroß die zu groſse Wirkung ſeiner Darſtellungsgabe, und Luther, der den Unfug bald erfuhr, ſchrieb an die rigaiſche Bürgerſchaft, um ſie zur Vorſicht und Mäßigung zu ermahnen.

Der Magiſtrat war in Verlegenheit, wie er die übereilten Schritte der Proſelyten gut machen, oder ſie wenigſtens beſchönigen ſollte. Er ſchickte eine Deputation an den Erzbiſchof, und bat ihn, eine Reform der Kloſter- und Kirchen-Gebräuche vorzunehmen; aber Linde und ſein Kapitel wieſen den Antrag mit Unwillen zurück. Nun hielt ſich der Magiſtrat für berechtigt, das Verfahren des Volkes zu billigen, und fing an, ſelbſt die nöthigen Veränderungen anzuordnen. Einige Jahre hernach gab er Knöpken und dem Doktor Brismann, der ſich in Preuſsen durch die Bekehrung des Biſchofs von Samland berühmt gemacht hatte, den Auftrag, eine eigne Kirchenordnung zu entwerfen, die aber erſt im J. 1530 gedruckt ward.

Die Aufforderung des Magiſtrats hatte der Geiſtlichkeit die ganze ihr bevorſtehende Gefahr entdeckt, und das Kapitel beſchwerte ſich bei Karln dem Fünften über den Unfug der neuen Sekte. Der Kaiſer, der ſie nur mit Unwillen in Teutſchland um ſich greifen ſah, zögerte nicht, die Reichsacht gegen die ketzeriſche Stadt zu erlaſſen, und frohlockend verkündigten die Mönche ihren Sieg zum voraus. Zwar war bei der Entlegenheit Teutſchlands, bei der Stimmung ſeines nördlichen Theils und des liefländiſchen Herrmeiſters, von der Acht in Riga nichts zu fürchten; aber der Magiſtrat hielt es mit Recht für wichtig, dem Volke durch einen entſchloſſenen Schritt zu imponiren, damit die Furcht es nicht zu Unruhen hinriſſe. So bald daher die Ueberbringer der Acht, zwei Mönche, in Riga an das Land getreten waren, ließ er ſie gefangen nehmen und ihrer Papiere berauben. Einer von ihnen war der berühmte Burchard Waldis. Schöne Geiſter waren nie ſehr ſchwierig in Religions-Sachen:

der Fabeldichter erkaufte ſich bald die Freiheit durch den Uebertritt zum evangeliſchen Glauben; ſein Gefährte hingegen brachte ein Jahr im Gefängniſſe zu, und ward dann aus dem Lande geſchafft.

Plettenberg enthielt ſich aller offenen Theilnahme an dieſen Vorgängen. Obgleich die Natur ſeines Ordens es ihm unmöglich machte, ſich ſelbſt zur Reformation zu bekennen, ſo war doch ſein heller Verſtand und ſeine geſunde Politik längſt auf ihre Seite übergetreten. Wahrſcheinlich, weil er die Geſinnungen ſeines Obern kannte, ſchickte der Comthur des rigaiſchen Schloſſes der Bürgerſchaft im Jahre 1522 eine Knotenpeitſche, mit der Ermahnung, ihrer nicht gegen die Mönche zu ſchonen, und der Magiſtrat befahl ihnen jetzt, künftig ihren Gottesdienſt bei verſchloſſenen Thüren zu halten.

Dieſe Beleidigungen waren den Mönchen zu empfindlich, und ſie beſchloſſen, noch einmal zu verſuchen, ob ſie die verirrte Heerde etwa durch Gepränge und Feierlichkeiten, ihre Hauptwaffen, wieder in Peters Stall zurückſchrecken könnten. Mit fliegenden Kloſterpanieren, lautem Geſange, noch lauteren Bannflüchen und Androhung alles Schrecklichen, was die Kirche verhängen konnte, zogen ſie am Charfreitage im J. 1523 zur Stadt hinaus, und übergaben ſie den Strafgerichten Gottes. Doch die Macht der Kirche gleicht den Geſpenſtern; man muß an ſie glauben, wenn ſie eine Art von Wirklichkeit erlangen ſoll. Anſtatt zu erſchrecken, ſpottete das verſammelte Volk über die Prozeſſion, und freuete ſich, daß es der Pfaffen los wurde: ſie fanden es daher für rathſam, ſtill und einzeln in ihre Klöſter zurückzuſchleichen, ehe man dieſe in Beſitz nähme.

Voll Verzweiflung, alle ſonſt ſo wirkſamen Kunſtgriffe verloren zu ſehn, ſchob das Kapitel ihr Mißlingen auf das Alter und die Schwachheit ſeines Oberhauptes, und zwang den Erzbiſchof, ſich einen Coadjutor zu wählen. Johann von Blankenfeld, Biſchof von Dörpt und Reval, zeichnete ſich ſowohl durch Gelehrſamkeit, als durch eifrige Herrſchſucht aus. Er ſchien dem Kapitel der Mann, deſſen es bedurfte. Linde ernannte ihn alſo im J. 1524 zum Coadjutor, und überließ ihm noch in demſelben Jahre durch den Tod den erzbiſchöflichen Stuhl ſelbſt.

Blankenfeld hatte, um von den Ständen anerkannt zu werden, verſprochen, die freie Religionsübung der Proteſtanten auf keine Weiſe zu kränken; gleichwohl begann er ſeine Amtsführung damit, daß er die reformirten Prediger aus Kokenhuſen und Lemſal vertrieb. Dies bewog Riga, nicht nur die vorige Proteſtation gegen ſeine Wahl zu wiederholen, ſondern auch Plettenberg anzubieten, ihm allein für die Zukunft zu huldigen. Er zögerte nicht, dies anzunehmen, und belohnte die Stadt durch ein ſehr ausgedehntes Religions-Privilegium. Jetzt glaubte Blankenfeld, nur die äußerſte Anſtrengung könne noch die Sache ſeiner Religion retten, und indeß er ſich auswärtige Hülfe dazu zu bewirken ſuchte, wollte er die Stadt entwaffnen. Die Domherren ließen heimlich das Geſchütz von den Wällen führen: aber das Bubenſtück ward entdeckt. Sie mußten die Stadt verlaſſen, und ihre Güter auf dem Gebiete derſelben wurden eingezogen.

Auch in den übrigen Städten war indeß die Reformation ausgebrochen. Die großen Umwandlungen haben das Vorzügliche, daß ſie außerordentliche Talente an das Licht ziehen, und ins Spiel ſetzen. Melchior Hofmann, ein Kürſchner aus Schwaben, ein Menſch von lebhafter Phantaſie und hinreißender Beredtſamkeit, fühlte ſich durch die neuen Ideen, die Luthers Lehrſätze in ihm hervorriefen, ſo hingeriſſen, daß er ſein Handwerk verließ, und anfing zu predigen. Er erlangte Luthers und Bugenhagens Bekanntſchaft, und Beide ſchätzten ihn ſo hoch, daß ſie keine Schwierigkeit machten, gemeinſchaftlich mit ihm Ermahnungsſchreiben an verſchiedene Gemeinden zu erlaſſen. Bald aber fiel er in Schwärmereien; er

ging

ging mit dem verrufenen Knipper Dolling nach Schweden, und von dort im Jahre 1524 nach Liefland. Zu Dorpat predigte er mit ſolcher Vehemenz, daß er ſeine Zuhörer zu ähnlichen Ausſchweifungen hinriß, als man in Riga begangen hatte. Man zerſtörte die Bilder, man ſtürmte ruſſiſche Kirchen, — und Blankenfeld unterließ nicht, dieſe Vorgänge ſogleich an den Czaar zu berichten, und ihn zur Rache gegen die Ketzer aufzufordern. Man ſah ſich gezwungen, Hofmanns Predigten Einhalt zu thun, und er ging nach Teutſchland zurück. Im Jahre 1526 kam er zwar wieder, aber nur auf kurze Zeit.

Auf einem Landtage, den man im Jahre 1525 wegen einiger Mißhelligkeiten mit dem Erzbiſchofe zu Wenden hielt, erſchien unvermuthet ein neuer Bewerber um das Erzbisthum, Wilhelm, Markgraf von Brandenburg. Er brachte dringende Empfehlungsſchreiben von ſeinem Bruder, dem neuen Herzog von Preuſſen, mit, und Blankenfeld, in der Hoffnung, ſich dadurch nachdrückliche Hülfe zu verſchaffen, war ſehr geneigt, ihm die Coadjutur zu ertheilen. Die Stände und vorzüglich Riga proteſtirten indeß, und er mußte dieſem Projekt entſagen, um ſich nicht noch verhaßter zu machen.

Er war es ohnehin ſo ſehr, daß ihm die dörptſche Ritterſchaft den Gehorſam aufkündigte, und die rigaiſche ihn gefangen nahm. Erſt auf dem Landtage des folgenden Jahres 1526 erhielt er ſeine Freiheit auf die Bedingung, daß er der Oberherrſchaft über Riga entſagte und dem Herrmeiſter Gehorſam gelobte. Dieſe Kränkung war zu ſchmerzhaft für ſeinen Stolz, und ſo bald er ſich frei ſah, ging er nach Polen, um Hülfe zu erflehen. Der König war nicht abgeneigt, ſie zu gewähren, und ſchickte eine Geſandtſchaft nach Riga; aber Blankenfeld, der ſeine Reiſe an den kaiſerlichen Hof fortſetzte, ſtarb auf derſelben.

Sein Tod verwirrete die Angelegenheiten Lieflands noch mehr. Das Kapitel faßte den Entſchluß, einen mächtigen Fürſten zu erwählen, um beſſer widerſtehen zu können, und poſtulirte den Herzog von Braunſchweig, Georg. Ging die Wahl durch, ſo waren blutige Raufereien unvermeidlich: Plettenberg bot daher alles auf, ſie zu hintertreiben; er verſprach, dem Kapitel alles Verlorne wieder zu verſchaffen, wenn es ſich aus ſeiner eigenen Mitte ein Oberhaupt wählte. So gelangte Thomas Schöning zum Erzbisthum, und Herzog Georg ward mit einer Geldſumme abgefunden: aber Plettenberg wußte hinlängliche Ausflüchte zu finden, um ſein Verſprechen nicht zu erfüllen.

Nach vielen vergeblichen Erinnerungen wendete ſich Schöning an den Kaiſer, und Karl der Fünfte erließ einen ſehr drohenden Brief an Plettenberg und an Riga. Man war daran gewöhnt, Ermahnungen vom kaiſerlichen Hofe zu empfangen, und ſie ehrfurchtsvoll — bei Seite zu legen; aber Schöning ernannte den Markgrafen Wilhelm endlich wirklich zum Coadjutor, und das nähere Preuſſen forderte Schonung. Der Herrmeiſter, den das Alter zu drücken begann, wollte lieber Aufopferungen machen, als ſeine letzten Jahre noch mit Kriegen beflecken. Er überließ daher Schöning nicht nur alle entzogenen Güter und die halbe Oberherrſchaft über Riga, ſondern forderte auch die Stadt auf, zur katholiſchen Religion zurückzutreten.

Sie war ſtandhafter. Durch Drohungen erzwang ſie ſich vom Erzbiſchofe eine zweijährige freie Religionsübung, und benutzte dieſe Zeit, mit dem kurländiſchen Adel ein Schutzbündniß für die evangeliſche Lehre zu ſchließen. Der Herrmeiſter und die liefländiſche Ritterſchaft traten dieſem Bunde bei; und da auch Albert von Preuſſen ſelbſt ihn ſeiner Unterſtützung verſicherte, ſo wurde der Fortgang der Reformation nicht geſtört.

Friedlich beſchloß Plettenberg ſeine mehr rühmliche, als glänzende Laufbahn. Er ſtarb im J. 1535 vor Alter, nachdem er Herrmann von Brüggenei zu ſeinem Nachfolger ernannt hatte.

III.

Politiſche Geſchichte des Ordens und Lieflands, bis zum Ausbruch des ruſſiſchen Krieges.

Indeß der teutſche Orden in Liefland in tiefer Ruhe zu gedeihen und Kraft zu ſammeln ſchien, war ein benachbarter Zweig deſſelben, nach langem Kränkeln, endlich ganz verdorret.

Weſtpreuſſen blühete bald unter der polniſchen Regierung reicher, als jemals vorher. Zwar erlaubte ſie ſich ſehr früh bedeutende Eingriffe in eben die Rechte der Stände, um welche dieſe den Krieg angefangen und ſich ihr unterworfen hatten; aber das männliche Betragen der Standes-Vorſteher beſchränkte die Willkühr der königlichen Beamten, und der Handel ſowohl, als die Cultur des Landes, wuchs unaufhörlich. Danzig, Elbingen und Thorn erſetzten ihre großen Einbußen ſehr ſchnell, und wetteiferten als polniſche Reichsſtädte mit den reichſten Gliedern der Hanſa. —

In Oſtpreuſſen bot ſich ein ganz anderes Schauſpiel dar. Hier ſtrebte der tödtlich ermattete Orden nicht mehr nach Eroberungen und Herrſchaft: ſich durch ärmliche Kunſtgriffe und durch auswärtige Vermittelung von einem Theile der aufgelegten Laſt, wenigſtens von der polniſchen Lehnsherrlichkeit, zu befreien, war der höchſte Zweck, an den er noch zu denken wagte. Mit Schulden beladen, ſuchte er ſich heimlich in den Stand zu ſetzen, vielleicht noch einmal für ſeine Unabhängigkeit zu kämpfen. Beides zwang ihn, die wenigen Bewohner ſeines verödeten Landes, ungeachtet man ihnen fünf und zwanzigjährige Freiheit von allen Abgaben verſprach, unaufhörlich mit neuen Auflagen und Zöllen zu drücken, was den neuen Anbau verhinderte und ihn immer kraftloſer machte.

Nach Ludwigs von Erlichshauſen Tode hatte man im Jahre 1467 Heinrich Reuß von Plauen zum Statthalter erwählt: denſelben, der durch ſeine Herrſchſucht und ſeinen Eigenſinn den Krieg gegen die Stände verurſacht und durch ſeine Tapferkeit ihn ſo ſehr verlängert hatte. Er ſuchte der Huldigung, die er dem Könige von Polen leiſten ſollte, dadurch auszuweichen, daß er nicht den Titel eines Hochmeiſters führte; aber die dringenden Erinnerungen und Drohungen der Polen machten dem Spiele ein Ende. Um einem neuen Kriege zu entgehen, mußte der Orden im J. 1469 förmlich die Wahl anſtellen, und Heinrich in demſelben Jahre huldigen: doch ſchon auf der Rückreiſe von Petrikau tödtete ihn ein Schlagfluß.

Sein Nachfolger, Reſle von Richtenberg, leiſtete die Huldigung ohne Schwierigkeit, machte ſich aber dagegen bei ſeinen Rittern ſo verhaßt, daß viele derſelben mit ihrem geſammelten Vermögen das Land verlaſſen wollten; manche von ihnen, deren Vorhaben man entdeckte, wurden durch Einziehung ihrer Habe und Entſetzung von ihren Aemtern beſtraft. Auch die preuſſiſchen Biſchöfe zeigten dem Hochmeiſter viele Widerſetzlichkeit, vorzüglich der Samländiſche Dietrich von Cuba, der in Preuſſen den Ablaß verkaufte, und ſo aus dem ohnehin erſchöpften Lande ſehr große Geldſummen erpreßte. Richtenberg forderte die Hälfte derſelben zur Aufhelfung des Landes: dies verweigerte Dieterich nicht nur, ſondern machte den Plan, ihn abſetzen zu laſſen, um ſelbſt Hochmeiſter zu werden. Man nahm ihn gefangen, und kettete ihn zu Tapiau in einem unterirdiſchen Kirchengewölbe an, wo er Hungers ſtarb. Richtenberg ließ dieſe barbariſche That zwar zu Rom durch falſche Zeugen abſchwören; ſie peinigte ihn aber auf dem Todbette ſo ſehr, daß er im J. 1477 in Wahnſinn ſein Leben endigte.

Aufgefordert durch den König von Ungarn Matthias, ſuchte Truchſeß von Wetzau, der neue Hochmeiſter, ſich durch einen Krieg der Unterwürfigkeit gegen Polen zu entziehn. Er war nicht ganz unglücklich; aber ſein Bundesgenoſſe verließ ihn, um den Türken Widerſtand thun zu können, und ſo mußte Truchſeß ſich ſchon im J. 1479 zum Frieden und zum Lehnseide verſtehen. Seine übrige Regierung bietet nichts Merkwürdiges dar. Er ſtarb im Jahre 1489, und erhielt von den Geſchichtſchreibern das ſehr zweideutige Lob: er ſey zu Hauſe ein Mönch, im Felde ein Löwe geweſen.

Hans von Tiefen war ſchon ein Greis, als man ihn zum Hochmeiſter ernannte. Er leiſtete die Huldigung ohne Schwierigkeiten, und beſchäftigte ſich bloß mit Anſtalten zur Herſtellung der Ruhe und Wohlhabenheit in ſeinem Lande. Man rühmt ihm nach, daß er die ſtrengſte Einfachheit der Lebensart mit einer milden Geſinnung und vieler Gerechtigkeitsliebe verband. Nur zweimal während ſeiner achtjährigen Regierung forderte er von ſeinen Unterthanen eine Abgabe: die erſte, um die Reiſe zur Huldigung zu machen; die zweite, um, ſeiner Vaſallenpflicht gemäß, den König von Polen in einem Feldzuge gegen die Türken zu begleiten, auf dem er im J. 1497 ſtarb.

Die Kräfte, die der Orden während dieſer ziemlich langen Ruhe geſammelt hatte, erneuerten in ihm den lebhaften Wunſch, ſeine alte Unabhängigkeit wieder zu erlangen. Die beſte Maßregel dazu ſchien den Rittern, einen teutſchen Fürſten ſo enge an das Ordens-Intereſſe zu knüpfen, daß er nicht umhin könnte, ihn mächtig zu unterſtützen. Sie glaubten, dies dadurch zu erreichen, daß ſie im Jahre 1498 Friedrich, Markgrafen von Meiſſen, zum Hochmeiſter ernannten, ob er gleich nicht zu dem Orden gehörte. Doch dies war nicht das Hauptbedenken. Sein Bruder Georg hatte eine Schweſter des Königs von Polen geheirathet: die Bedingungen ſeiner Wahl, daß er nehmlich die Huldigung durchaus verſagen und die verlornen Provinzen auf jede Weiſe wieder zu erlangen ſuchen ſollte, ſchien ihm Rückſicht auf jene Verwandtſchaft zur Pflicht zu machen. Er fragte daher ſeinen Bruder und die zu Freiberg verſammelten Reichsſtände um Rath. Alle riethen ihm einſtimmig, die Bedingungen einzugehn, und verſprachen ihm Hülfe; ja, ſein Bruder begleitete ihn ſelbſt nach Preuſſen, wo er erſt in den Orden, und dann in ſeine neue Würde eingekleidet ward.

Er hielt wenigſtens die erſte Bedingung, und verſagte den Lehnseid; die Unterſtützung des teutſchen Reichs lief aber nur darauf hinaus, daß man verſuchte, Preuſſen für einen eilften Kreis zu erklären, und die Freiſtädte dieſes Landes als Reichsſtädte zu behandeln. Sie ſowohl, als Polen, widerſprachen nachdrücklich, und es blieb ohne Folgen. Als der Hochmeiſter endlich alle Vorwände zum Aufſchub der Huldigung erſchöpft hatte, und Polen ſich im J. 1410 zum Kriege rüſtete, begab er ſich, dem Rathe ſeines Kapitels gemäß, nach Teutſchland, um thätige Hülfe zu ſuchen: allein er ſtarb daſelbſt.

Dem einmal entworfenen Plane gemäß, gab man ihm im Jahre 1511 den Markgrafen Albrecht von Brandenburg zum Nachfolger, einen zwanzigjährigen Jüngling, der, ungeachtet ſeiner Jugend und ſeines geiſtlichen Standes, mehrere Feldzüge in Italien ausgezeichnet tapfer mitgemacht hatte. Er war ein Neffe des Königs von Polen, Sigismunds des Zweyten, und von dieſer Verwandtſchaft hoffte der ſchwache Orden vorzüglich, daß ſie den König abhalten würde, ſtreng auf die Erfüllung des ſogenannten ewigen Friedens zu halten.

Wirklich war auch der Monarch gutmüthig genug, ſich beinahe neun Jahre durch bloße Unterhandlungen hinhalten zu laſſen, während welcher Zeit Albrecht alle Kräfte zu Kriegesrüſtungen aufbot. Um Geld zu erhalten, ſprach er im Jahre 1513 den Herrmeiſter Plettenberg von aller Unterwürfigkeit gegen den Hochmeiſter los: ein Schritt, der die nahe Auflöſung des Ordens verkündigte; denn er zeigte, daß Albrecht nicht ſowohl Glied, als Herr des Ordens ſey, und raubte ihm den beträchtlichſten Theil ſeiner noch übrigen Stärke. Auch den Anſprüchen auf die Neumark entſagte er eben ſo eigenmächtig zum Beſten ſeines Bruders, und das Gelingen dieſer Schritte mußte ihm den Muth einflößen, wichtigere zu wagen.

Im Jahre 1519 war endlich Sigismunds Langmuth durch Albrechts fortdauernde Verweigerung des Eides erſchöpft; und da ſeine Kriege gegen den Großfürſten von Moskau und die Tattarn, wenigſtens für einige Zeit, beigelegt waren, ſo benutzte er den Zwiſchenraum, den Orden zum Gehorſam zu bringen. Er rückte mit 20,000 Mann in Oſtpreuſſen ein. Der Hochmeiſter erwartete Hülfstruppen aus Teutſchland und Liefland: die erſtern konnten nicht durch Weſtpreuſſen zu ihm durchdringen, und die letztern wurden geſchlagen. So ſah er ſich nach einem unbedeutenden Kriege, der gleichwohl Preuſſen zwei Jahre hindurch verheerte, zu einem vierjährigen Waffenſtillſtande gezwungen.

Selbſt während des Krieges hatte Sigismund oft verſichert, daß er ſeinen Neffen perſönlich liebe, und nur an dem Orden Rache nehmen wolle. Während des Waffenſtillſtandes gab er einen Beweis, daß dieſe Verſicherungen nicht bloßes Wortgepränge waren. Er ſelbſt ſchlug vor, den Orden zu ſäkulariſiren, und Albrecht mit Oſtpreuſſen zu belehnen, wobei er alle Schlöſſer, die ſeine Truppen noch in dieſem Lande beſetzt hätten, zurückgeben wollte. In Preuſſen hatten ſelbſt die meiſten Bischöfe Luthers Lehre angenommen; es war alſo wohl unvermeidlich, daß auch Albert und die meiſten Ritter ihren Orden, ein Geſchöpf des Katholicismus, aus einem ganz veränderten Geſichtspunkt anſehen mußten. Der Entwurf des Königs, der mit einem von Luther ſelbſt dem Markgrafen ertheilten Rathe übereinſtimmte, ward mit Beifall angenommen. Albrecht erſchien im Jahre 1526 in Krakau, und erklärte vor dem Reichstage, daß nicht er, ſondern der Orden, die Urſache des bisherigen Krieges ſey. Sigismund fällte darauf das Urtheil, der Orden habe Preuſſen verwirkt, und belehnte dann ſeinen Neffen damit. Freudig verließ er und der größte Theil der Ritter die unnatürlichen

Verhältniſſe, in die ſie die Regel verſetzte, und nur diejenigen, die zu alt oder zu bigott wären, von der Veränderung Vortheil zu ziehen, gingen unwillig und mit lauten Drohungen nach Teutſchland. So verlor der Orden die letzte Hälfte ſeiner wichtigſten Beſitzung, und die noch übrigen Zweige deſſelben, in Teutſchland und Liefland, hörten faſt auf, in Verbindung zu ſtehen.

Merkwürdig iſt es, daß Albrecht, ſo lange er lebte, ſich über ſeinen mehr beiſpielloſen als kühnen Schritt nicht beruhigen konnte. Unaufhörlich peinigte ihn eine geheime Angſt und die Furcht vor Ahndung von Seiten der beiden Ueberbleibſel des Ordens. Er war immer mit Kriegesrüſtungen beſchäftigt, und mehr als Einmal forderte er dringend Beiſtand von Polen, ohne daß jemand daran gedacht hätte, ihn anzugreifen. Eigentlich gab es keinen Grund zu einer ſolchen Furcht. Die liefländiſchen Ritter waren zu ſehr in Wohlleben und weichliche Ruhe verſunken, als daß ſie es ſich hätten angelegen ſeyn laſſen, die Rechte des Ordens, der ihnen ohnehin ſeit 1513 fremd und gleichgültig geworden war, zu verfechten, und eine Handlung zu rächen, die ihnen, ſeitdem ſie ſich für die Reformation erklärt hatten, mehr nachahmungswerth als ſtrafwürdig ſcheinen mußte. Von der andern Seite hatte der Kaiſer zwar die Reichsacht gegen Preuſſen ausgeſprochen; aber Teutſchland ward ſchon durch die Religionsfehden ſo zerrüttet, daß dies keine Folge haben konnte, und der Teutſchmeiſter war zu ſchwach, allein etwas zu unternehmen. Albrechts Betragen iſt alſo wohl nur ein Beweis mehr, daß der Drang der Umſtände zuweilen ſehr mittelmäßige Menſchen zu einer Handlung zwingt, die für ſie zu groß iſt. Sie leihet ihrem Andenken einen unverdienten Nimbus; aber ſie bringen ihr übriges Leben zu, über jenen einzelnen Moment zu ſtaunen, deſſen Erinnerung und Folgen ſie belaſtet und ängſtiget, wie der Panzer eines Rieſen den Zwerg, den man mit Gewalt hineingeſteckt hätte. —

Schon zehn friedliche Jahre hatte Albrecht als weltlicher Fürſt geherrſcht, als Plettenbergs Tod Brüggenei den erledigten herrmeiſterlichen Stuhl überließ. Seine Regierung begann mit Unruhen in einer Gegend, die bisher die friedlichſte von allen geweſen war.

Ein aufgeblaſener, roher Edelmann in Eſthland hatte es ſich erlaubt, einen Bauer, der ihn nach ſeiner Meinung nicht Ehrfurcht genug bewieſen, zu erſchlagen. Unter den Bauern ſelbſt übte man in einem ſolchen Falle das Vergeltungsrecht ſo ſtreng, daß man, wenn der Thäter entwichen war, ſeinen nächſten Verwandten, ja ſeine unmündigen Kinder erwürgte; aber gegen einen Edelmann gab es für Bauern kein Recht: die Großherren ſelbſt waren die einzigen und oberſten Richter derſelben. Die Verwandten des Entleibten wählten daher in ihrem Schmerz den einzig möglichen Ausweg zur Rache. Sie gingen nach Reval, und ſperrten dem Mörder, nach dem damals gewöhnlichen Ausdruck, das Geleite.

das heißt, ſie forderten die Stadt auf, Gerechtigkeit zu üben, wenn er ihr Gebiet beträte. Zur Ehre der Bürger war das Gefühl der Gerechtigkeit in ihrem Herzen lebendiger, als bei den Adeligen: ſie gewährten die Bitte. Johann Uexkül von Rieſenberg (ſo hieß der Schändliche) erfuhr den Vorgang; doch es ſchien ihm unmöglich, daß man ihn wegen einer ſo alltäglichen Handlung nur zur Rede ſetzen könnte: er kam bald hernach ganz unbefangen nach Reval. Verſchiedene ſeiner Bekannten warnten ihn noch hier; aber er fand es noch immer ſo unwahrſcheinlich, für den Mord eines elenden Bauern geſtraft zu werden, daß er ſich durchaus nicht in Sicherheit ſetzen wollte, und folglich vom Stadtboten ereilt und in das Gefängniß geführt ward. Auch hier berief er ſich noch auf die Rechte eines Erbherrn über ſeinen Leibeigenen; der Magiſtrat hatte indeß mehr Ehrfurcht für die Gerechtigkeit, als für die ſogenannten Prärogativen eines ſchon durch ſein Daſeyn verbrecheriſchen Standes *). Er verdammte Uexkül zum Tode, und ließ ihn im J. 1535 wirklich enthaupten.

Faſt kein Geſchichtſchreiber erzählt dieſen Vorgang, ohne mit weiſer Kaltblütigkeit anzumerken: ſo ſchändlich Uexküls That geweſen ſey, ſo habe doch die Stadt ihre Berechtigung überſchritten. Herzloſe Schwätzer! Wie ſeicht iſt eure pedantiſche Weisheit! Dürft ihr von Berechtigungen ſprechen in einem Lande, wo ein Privatmann ſich für berechtigt halten konnte, den andern zu ermorden? Wo es keine Geſetze gab, den Schwächern gegen die Bübereien des Stärkern zu ſichern? Kein Tribunal, den Mord als ein Verbrechen zu ſtrafen, wenn ihn ein adelig Geborner an einem Landmanne verübte? Nein, in einem ſolchen Lande iſt es nicht nur erlaubt, iſt es ſogar die Pflicht jedes biedern Mannes, der Stärke ge-

---

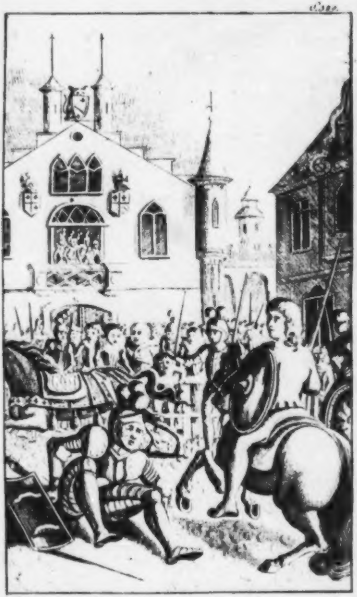
*) Des großherrlichen nehmlich. Aber jeder Verbrecher verdient Strafe; welche kann man gegen einen Stand verhängen? — Die Aufhebung.

nung dazu hat, für den unterdrückten Bruder ins Mittel zu treten, und den Tyrannen ſo gut zu ſtrafen, als er vermag. Sprecht nicht von allgemeiner Zerrüttung, welche die Folge davon ſeyn müßte. Eine wahnſinnigere Zerrüttung iſt nicht möglich, als wenn ein Staatsbürger den andern nach Willkühr tödten darf, wie das Wild ſeines Forſtes, — und die Ausübung des Naturrechts würde bald die Befolgung des Polizeirechts wieder erzwingen. Welch ein Glück, daß es in Europa keinen Staat mehr giebt *), auf den dieſer Grundſatz angewendet zu werden braucht!

Der eſthniſche Adel empfand die Keckheit der Bürgergerichte ſehr hoch. Ueberall murrte

---

*) Nehmlich ſeit der Theilung Polens, welche die Philoſophen als Handlung immerhin tadeln mögen: als Begebenheit iſt ſie eine der wohlthätigſten Erſcheinungen dieſes Jahrhunderts. Dort zahlte ein Edelmann für die Ermordung eines Bauern höchſtens einige Thaler Strafe; und ſelbſt die Bürger durften ihr Recht nicht vor einem Tribunal ſuchen: ihr Woiwode that es, wenn es ihm ſo gefiel.



er über die Ungerechtigkeit, wegen eines elenden Bauern einen alten Edelmann zum Tode zu verurtheilen. Ehe man indeß über die Maßregeln einig ward, durch die man ſich Genugthuung verſchaffen mußte, kam ſchon eine zweite, dem Adelſtolze nicht weniger empfindliche, Beleidigung hinzu. Der Herrmeiſter war nach Reval gereiſet, um die Huldigung zu empfangen, und unter andern Feierlichkeiten ſtellte der Adel ihm zu Ehren ein Turnier an. Schon war das Gepränge friedlich geſchloſſen, ſchon hatte ſich der Herrmeiſter ruhig zu Tiſche geſetzt, als ein junger Kaufmannsdiener in den Schranken erſchien. Mit lautem Hohngelächter empfingen ihn die noch verſammelten Adeligen, und einer aus ihrer Mitte übernahm es, den Unverſtand des bürgerlichen Fants zu beſtrafen. Er legte gegen ihn ein; ſie rannten und — welche Demüthigung! — der Verfechter des Adels lag hingeſtreckt im Sande, und der junge Bürger prunkte vorüber.

Das war zu viel. Mit lautem Geſchrei

und Schimpfen unterſtützte der Adel ſeinen beſchämten Repräſentanten, und die Bürger blieben ihm nichts ſchuldig. Es kam zum blutigen Handgemenge, das Brüggenei umſonſt zu ſtillen verſuchte, indem er Teller, Brot und endlich ſeinen Hut unter die Balgenden warf. Vegeſack, Bürgermeiſter zu Reval, war glücklicher in ſeinem Verſuche dazu, und brachte es dahin, daß der Herrmeiſter den Vorgang ruhig unterſuchen konnte. Er ſprach zum Beſten der Bürger, und ließ einige Adeligen, die ihn der Parteilichkeit beſchuldigten, gefangen nehmen. Dies bewirkte nur eine noch größere Gährung, und Brüggenei ſah ſich gezwungen, die Sache einer Commiſſion zu übergeben, welche zugleich noch einige andere Beſchwerden des Adels unterſuchte.

Er verlangte Satisfaktion wegen der Enthauptung Uexküls, die Auslieferung der Bauern, die ſich in die Stadt geflüchtet hätten, und die Freiheit, in Reval zu handeln. Der Magiſtrat berief ſich dagegen auf das lübiſche Recht, das ihm verliehen ſey; verlangte, daß der Adel, der ſich die arbeitsfähigen Bauern wolle ausliefern laſſen, künftig auch die kranken nicht mehr ihrem Schickſale übergeben, und in die Spitäler der Stadt ſenden ſollte; und wolle er Handelsfreiheit beſitzen, ſo müſſe er auch zum Hafenbau beitragen. Die Entſcheidung der Commiſſion fiel dahin aus: das Thor, unter welchem Uexküll enthauptet wäre, ſollte vermauert werden; anſäßige Bauern müſſe man zur Rückkehr zwingen, und dem Adel ſolle es freiſtehn, ſein eignes Getreide zu verſchiffen.

Dies war faſt die einzige Unruhe unter der Regierung dieſes Herrmeiſters und ſeiner beiden Nachfolger, Johann von der Recke und Heinrich von Galen, bis zum Jahre 1553. Nur Unterhandlungen und Verträge zeichneten einzelne Jahre aus: ich werde die wichtigſten wenigſtens kurz anführen.

Von Reval ging Brüggenei im Jahre 1536 nach Riga; und gegen Beſtätigung ihrer Privilegien huldigte die Stadt ihm allein, welches ſich der friedliche Erzbiſchof Thomas Schöning gefallen ließ. Sein Nachfolger, Wilhelm von Brandenburg, machte größere Anſprüche. Die Stadt erwiederte ſie dadurch, daß ſie vier Klöſter, die in ihrem Bezirke lagen, ſäkulariſirte, und in den Schmalkaldiſchen Bund trat. Die Schwäche deſſelben bewog ſie indeß, im Jahre 1542 zu Lemſal einen Vertrag mit dem Erzbiſchofe zu ſchließen, in welchem er ihr freie Religionsübung zugeſtand, und ſie ihm die Huldigung verſprach.

Im Jahre 1545 hielten es die liefländiſchen Stände für nöthig, einen Receß gegen den Luxus und die Sittenverderbniß abzufaſſen; wichtiger aber iſt der bald nachher zwiſchen dem Herrmeiſter und dem Erzbiſchofe geſchloſſene Vergleich. Beide gaben ſich das Verſprechen treuer Hülfe, im Fall eines auswärtigen Krieges, und der letzte verſprach beſonders, der Religionsfreiheit keinen Eintrag zu thun, die Kleidung des Ordens zu tragen, und keinen Fürſten zum Coadjutor zu wählen.

Wahrſcheinlich war es die Stimmung des neuen Herrmeiſters, Heinrich von Galen, und der Anfang der ruſſiſchen Streitigkeiten, was Wilhelm bewog, das letzte Verſprechen nicht zu halten. Um ſich den Schutz des Königs von Polen auf jeden Fall zu ſichern, erwählte er im Jahre 1553 den Vetter deſſelben, Chriſtoph, Herzog von Meklenburg, zum Coadjutor. Umſonſt proteſtirten der Herrmeiſter und die Stände gegen dieſe Wortbrüchigkeit, und beklagten ſich bei dem Kaiſer. Karl der Fünfte entſchuldigte ſich damit, daß der Türkenkrieg ihn hindere, ſich in die liefländiſchen Angelegenheiten zu miſchen, und wies ſie an den König von Schweden; aber Guſtav Waſa weigerte ſich gleichfalls, Antheil daran zu nehmen.

Endlich erſchien der Coadjutor wirklich im Jahre 1555 in Liefland. Seine Ankunft war den Ständen eine Aufforderung, lebhafter für ihre Sicherheit zu ſorgen, und in der That zeigten die Maßregeln, die man auf dem Landtage zu Wenden beſchloß, von einer ungewöhnlichen Thätigkeit. Man verſprach ſich gegenſeitig treue Hülfe, ordnete die Kriegesrüſtungen an, ſchickte den nachher ſo merkwürdig gewordenen Gotthard Kettler nach Teutſchland, um Hülfsvölker zu werben, und bewog den alten Herrmeiſter Galen, ſich einen jüngern Coadjutor zu wählen. Er ernannte Wilhelm von Fürſtenberg dazu, und verurſachte dadurch einen Zwieſpalt im Orden ſelbſt. Der bisherige Landmarſchall Münſter glaubte, daß ihm die Coadjutur gebühre, und verlangte, daß man wenigſtens einen bedachtſameren und gelaſſenern Mann, als Fürſtenberg wäre, erwählen möchte. Er ſchlug den jungen Gotthard Kettler vor: ein neuer Beweis, wie ſehr ſich dieſer ſchon muß ausgezeichnet haben. Man achtete indeß die Meinung des Marſchalls nicht. Höchſt beleidigt ging er nun zu dem Erzbiſchofe nach Kokenhuſen, und ein Jahr ſpäter als Geſandter deſſelben nach Polen.

Die drohenden Anſtalten bewogen nehmlich den Erzbiſchof gleichfalls, auf Widerſtand zu denken. Er bewarb ſich um Hülſe in Preuſſen und Polen; aber der Orden fing die meiſten ſeiner Boten auf, und brachte durch das Vorzeigen ſeiner Briefe ſelbſt Riga dahin, ſich feindlich gegen ihn zu erklären. Indeß drang die Nachricht von den Mißhelligkeiten gleichwohl durch, und der König von Polen ſowohl, als der Herzog von Preuſſen rüſteten ſich, den Prälaten zu unterſtützen. Der erſtere ſandte ihm einen Geſandten, der aber nur neuen Anlaß zum Streite gab. Die Ritter verſagten ihm den Durchzug, und als er ihn heimlich zu nehmen verſuchte, ward er erhaſcht, und ſo ſehr gemißhandelt, daß er wenige Tage nachher ſtarb.

Dieſe Verletzung des Völkerrechts wurde in Polen ſo aufgenommen, wie ſie es verdiente. Der Reichstag ſelbſt forderte Krieg, und mit dem größeſten Eifer ſammelte man ein furchtbares Heer; anſtatt aber ſich durch dieſe

Anſtalten zu weiſerer Vorſicht bewegen zu laſſen, dachte der neue Coadjutor nur darauf, ſich des Zutrauens zu ſeiner Thätigkeit würdig zu bezeigen. Er ſtellte ſich an die Spitze des ſtändiſchen Kriegeshaufens, und eroberte, ſo eifrig auch der alte Herrmeiſter zum Frieden rieth, ein Schloß des Erzſtiftes nach dem andern mit einer reißenden Schnelle, und nahm endlich den alten Erzbiſchof mit ſeinem Coadjutor in Kokenhuſen gefangen. Dies Niederſchlagen zweier macht- und muthloſer Geiſtlichen war indeß ſeine höchſte Kraftäußerung.

Der König von Polen, Herzog Albrecht, und viele Fürſten Teutſchlands legten Fürbitten für die gefangenen Prälaten ein, und ſuchten einen Vertrag einzuleiten: das war aber nicht das Mittel, den aufgeblaſenen Fürſtenberg milder zu machen. Er wies alle Vorſchläge zurück, und legte den Gefangenen Bedingungen vor, die ſie, trotz ihrer unglücklichen Lage, verwarfen. Zürnend zog daher Sigismund Auguſt endlich mit einem Heere von achtzigtauſend Mann zu ihrer Befreiung heran, indeß der Herzog von Preußen eine Flotte an den liefländiſchen Küſten kreuzen und dreitauſend Mann in Curland einrücken ließ.

Der alte Galen glaubte ſich nicht verpflichtet, einen Sturm zu bekämpfen, den man wider ſeinen dringenden Rath erregt hatte, und legte ſeine herrmeiſterliche Würde nieder. Als einziger Gebieter ſammelte Fürſtenberg die ganze Macht des Landes, um nach 54 Jahren wieder den erſten Feldzug zu machen. Sie hatte während des langen Friedens nicht gewonnen: ſie beſtand nur aus 12,000 ungeübten Streitern. Indeß rückte Fürſtenberg dem Könige entgegen: aber ſein Muth, der gegen Schwächere ſo unbezähmbar aufbrauſ'te, ſank ſehr ſchnell bei dem Anblicke eines Mächtigern. Er ging im Jahre 1557 ohne Schwierigkeiten die Bedingungen ein, die ihm die Polen im Paswalder Frieden verſchrieben, und der ganze verderbliche Zwiſt war unnütz geweſen. Der Herrmeiſter bezahlte dem Könige 60,000

Thaler für die Kriegeskoſten, und Wilhelm und Chriſtoph wurden in Freiheit und in den Beſitz aller ihrer Güter, ſelbſt der Oberherrſchaft über Riga, geſetzt. Sie reichten dem Herrmeiſter in der Rathsſtube zu Wolmar freundſchaftlich die Hand, und der rigaiſche Magiſtrat mußte ſie in der Domkirche zu Riga um Verzeihung bitten.

Gleichwohl würden ſehr bald die alten, einmal rege gemachten Streitigkeiten wieder angegangen ſeyn, wenn nicht ein mächtigerer Feind über alle Parteien gekommen wäre, und ſie durch Elend, das kräftige Verbindungsmittel, einträchtig gemacht hätte. Bald nach jener erzwungenen Ausſöhnung nehmlich begann der große Krieg, der die völlige Auflöſung des mißgeſchaffenen liefländiſchen Staats zur Folge hatte: jener Krieg, in welchem der ſcythiſche Rieſe zuerſt an die ſüdlichen Küſten der Oſtſee gelangte, und dem erſchütterten Europa zeigte, was es von ihm zu erwarten hätte. Ehe wir aber zu dieſer Schlußſcene der liefländiſchen Geſchichte übergehn, müſſen wir die Sitten Lieflands im ſechzehnten Jahrhunderte kennen lernen, um deutlich zu ſehen, wie es möglich ward, einen ehemals ſo furchtbaren Staat in wenigen Feldzügen zu vernichten. Sie ſind das untrügliche Barometer der Stärke eines Staates, nicht ſowohl, weil ſie ſeine Hülfsmittel, als weil ſie den Gebrauch beſtimmen, den man von ihnen machen wird. —

IV.

Sitten Lieflands in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts.

Unſtreitig bilden die letzten Jahre des funfzehnten und die erſte Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts eine der wichtigſten, lebenvolleſten Perioden der neuern Geſchichte; denn in ihr begannen die großen Anlagen der vorhergehenden Zeiten ihre Früchte zu bringen, und zwar alle beinahe zugleich, um die wohlthätige Ernte deſto reicher und ſicherer zu machen. Faſt in allen Gebieten des menſchlichen Geiſtes machte ſie Epoche, und muß die Seele des unbefangenen Beobachters eben ſo ſehr mit Bewunderung des Gegenwärtigen, als mit hohen Ahndungen künftiger Wunder erfüllt haben.

Franz Goja von Amalfi hatte im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts die Anwendung entdeckt, die ſich vom Magneten auf die Schiffahrt machen ließ. Unter Edward dem Dritten hatte ſich ein Mönch aus Oxford zuerſt der Leitung des Wunderſteines anvertrauet und Island durch ihn erreicht: aber erſt 1492 führte er Colomb nach Amerika, erſt 1497 Gama nach Oſtindien.

Im Jahre 1331 ungefähr wurde der Gebrauch des Schießpulvers erfunden. In Europa hatte er bald aufgehört, Eigenthum einzelner Heere zu ſeyn, und ſie unüberwindlich zu machen; aber bei den neuentdeckten Nationen der andern Welttheile ſicherte er die Uebermacht der Europäer und den Beſitz jener Schätze, die ſie ſelbſt umgeſtalten ſollten: das wich-

wichtigſte Reſultat ſeiner Erfindung, wie ich glaube.

Schon die Araber in Spanien und die Kreuzzüge hatten im ſüdweſtlichen Europa wieder einige Kenntniſſe und manche einzelne Blüthe der ſchönen Kunſt hervorgerufen; ſchon unter dem Schutze des großen Cosmus von Medici hatten die griechiſchen Flüchtlinge in Italien Liebe zur Wiſſenſchaft und Kunſt erweckt: doch erſt Lorenz von Medici, der im Jahre 1492 ſtarb, machte ſie an den Höfen Mode, und nun fand ſie faſt zu gleicher Zeit Beſchützer, wie Emanuel von Portugal, Leo der Zehnte, Franz der Erſte, und viele ſeiner Zeitgenoſſen.

Im Jahre 1440 erfand man die Buchdruckerkunſt. Lange hatte ſie nur allmälig und unbemerkbar zur Ausbreitung geſunderer Begriffe gewirkt, als Luther ſeinen ewig unvergeßlichen Kampf gegen die Mönchs-Religion begann. Nun erſt entfaltete ſie ihre ganze wohlthätige Kraft, und erzeugte wahre Publicität, dieſe furchtbare Nemeſis, vor der auch gekrönte Verbrecher erblaſſen. Mit dieſem neuen Organ, durch deſſen Mangel ſeine Vorgänger erlegen waren, bewaffnet, — begünſtigt ſelbſt durch ſeine erlauchten Feinde, die in den Wiſſenſchaften das Licht beſchützten, deſſen Sache er führte, — erhob ſich Luther zu ſeiner hohen Beſtimmung, ſtürzte beim erſten Angriffe Hunderte von Klöſtern nieder, und vernichtete die Herrſchaft der kriegeriſchen Halbmönche in Preußen *).

Welchen Einfluß mußten alle dieſe Phänomene zuſammen nicht auch auf die Sitten jenes Zeitalters haben! Der feine und gelehrte Leo berief Künſtler und Gelehrte an den Hof, der ehrgeitzige und galante Franz die Damen; der leidenſchaftliche Heinrich ſchaltete mit dem Glauben und der Denkungsweiſe ſeiner Unterthanen, wie ſeine Begierden geboten; Spanien lehrte der Zufluß des amerikaniſchen Gol-

---

*) Luther war es, der Albrecht zuerſt den Rath ertheilte, Preußen zu ſäkulariſiren.

des höheren Prunk und niedrigere Weichlichkeit ꝛc. Selbſt in Polen war der Einfluß der großen Begebenheiten des Zeitalters auf die Sitten ſo ſichtbar, daß man im Jahre 1512 plötzlich die alte Nationaltracht mit der jetzigen vertauſchte, Waffen als Theile des Putzes trug, gelehrte Gymnaſien beſuchte, u. ſ. w. Doch ich verlaſſe den großen Schauplatz, um mich auf den kleinern einer einzelnen Provinz einzuſchränken, der in geringerem Mißverhältniß zu meinen Kräften ſteht.

Auf Liefland konnte nur ein ſehr matter, zurückgebrochener Stral von dem Lichte fallen, das die im ſüdlichen Europa wiedererſtandenen ſchönen Wiſſenſchaften und die großen Entdeckungen entzündeten: aber zwei andere Umſtände, Reſultate derſelben, wirkten deſto gewaltſamer auf den Charakter und die Sitten ſeiner Bewohner. Dies war die funfzigjährige Ruhe, die es ſeit Plettenbergs ruſſiſchen, durch Geſchütz errungenen Frieden genoß, und die Reformation. Beide wären einem gut eingerichteten Staate ſehr heilſam geweſen; aber einem ſolchen, als Liefland war, mußten ſie den Untergang bereiten.

Die Feder ſeiner Kraft, das Bindungsmittel ſeiner ſehr ungleichartigen Beſtandtheile waren die Energie, der Standesgeiſt und die ſtreitbare Verfaſſung der Ritter, die nur durch beſtändige Kriege fortdauern konnten, und auch die andern immer bedroheten Stände wachſam und in der Uebung ihrer Kräfte erhielten. Er war eine Eroberungs-Maſchine: Plettenberg fand dieſe abgenutzt; er ſetzte ſie in Ruhe, und — ſie fiel aus einander.

Er ſchloß dauernde Frieden mit den Nachbarn, und glich alle Mißverhältniſſe der Ritter unter ſich und mit den Geiſtlichen und Bürgern aus. Jetzt endlich konnte der Landmann ſeinen Acker beſtellen, ohne zu befürchten, daß ihn ein Feind am Pfluge ermordete, wenn es nicht etwa ſein eigener Erbherr that; jetzt konnte der Bürger friedlich ſeines Gewerbes warten, oder Plane zum kaufmänniſchen

Gewinn entwerfen und ausführen, ohne ſeinen Erwerb zur Vertheidigung ſeiner Stadt hingeben, oder ſeine Werkzeuge von Zeit zu Zeit mit dem Harniſche vertauſchen zu müſſen; jetzt las der Geiſtliche mit Bequemlichkeit ſeine Meſſe, und pflegte ſeines Leibes: jeder ging ſeiner nützlichen oder unnützen Beſtimmung nach, und Reichthum und Wohlſtand erfüllten das Land; nur der Ritter — war müßig und überflüßig. Er gehörte nicht in's das glückliche Ganze, das ſich im langen Frieden bildete, da ſeine Regel ihm verbot, an den Segnungen der Ruhe als Menſch Theil zu nehmen. Nur beſtimmt, Unheil zu ſtiften, ſtand er unter den thätigen Staatsbürgern unwillig da, wie eine gefeſſelte Hyäne unter fröhlichen Hausthieren. Hatte er ſich nie durch ſeinen Stand unglücklich gefühlt, ſo mußte es jetzt geſchehn; und das einzige Mittel, dieſe Empfindung zu mildern, war — entnervende Schwelgerei.

Konnte ihn noch etwas dabei in Schranken halten, ſo war es Ehrfurcht gegen ſeine

Regel und Religioſität. Aber jetzt begann die Reformation. Er lernte — und ſeine Begierden machten ihn zum willigen Schüler — er lernte, daß die Pflichten, die man ihm aufgebürdet hatte, lächerlich und laſterhaft ſeyen, daß alles, womit man ihn an dieſelben ketten wolle, nichts Wirkliches und Weſentliches habe, als was ſein eigner Aberglaube ihm leihe. Verſchwunden war ſofort aller Standesgeiſt, alle Achtung gegen die Regel, ſo daß ſelbſt die Titel: Meiſter und Gebietiger, ihm ekelhaft und lächerlich wurden. Der ganze Orden war forthin nichts mehr, als ein ſtockendes Automat, deſſen beſeelende Feder Luther zerbrach. Aus Convenienz blieben die Ritter noch an ihrem Platz; aber dafür lebten ſie, nach Ruſſows Verſicherung, in Ehebruch und Blutſchande, hielten ſich öffentlich Beiſchläferinnen, die ſie nach einiger Zeit mit Ordensgütern ausſtatteten, und kannten keine Beſchäftigung, als Hetzen, Jagen, Spielen und Schmauſen, wobei ſie im Lande umherfuhren, und ſich auf allen Gütern hoch bewirthen ließen: eine ſchlimme Vorbereitung auf kriegeriſche Zeiten. Wer ſeine Stelle im Staate nur aus Eigennutz behält, nur zum Schwelgen benutzt, wird ſie nie auf Koſten ſeines Lebens vertheidigen wollen.

Treulich geſellten ſich die Geiſtlichen den Rittern in dieſer Lebensart bei. Auch ihnen war es Regel, Concubinen zu halten, und dies ſah man für anſtändiger an, als die Ehe. Ein revaliſcher Domherr, der ſich wirklich in Teutſchland verheirathet hatte, und ſeine Frau nachkommen ließ, ſchenkte einem Manne, der um das Geheimniß wußte, ein gemäſtetes Schwein, damit er die Gattin für eine bloße Concubine ausgäbe. Die evangeliſchen Prediger folgten dieſer Sitte, und hielten ſich — ein ſehr ſonderbarer Name — Muthgeberinnen. Uebrigens, ſagt Ruſſow, ſeyen die meiſten von ihnen „ſtumme Hunde“ geweſen, die nur dadurch gelten wollten, und galten, daß ſie Spaßmacher und luſtige Geſellſchafter waren. — Die einzigen, die noch über Schamhaftigkeit hielten, waren — die Stallknechte des Ordens. Wenn dieſe einen aus ihrer Mitte über einer unzüchtigen That ertappten, ſo führten ſie ihn in Prozeſſion mit Trommeln und Pfeifen durch die Stadt, warfen ihn in das Waſſer, und geleiteten ihn dann feierlich und triefend wieder heim.

Das Bild der weltlichen Stände aus dieſem Zeitalter iſt nicht anziehender. Wohlhabenheit, die Frucht des Friedens, gab ihnen überflüßige Mittel zum Genuß; aber ſie hatten noch nicht Bildung genug, ihn zu verfeinern und der Ausſchweifung das Ekelhafte zu nehmen, oder ihn gar in geiſtigen Freuden zu ſuchen. Cypris und Bacchus herrſchten in Liefland; doch ihren Thron deckte ein zottiges Bärenfell, und das Jubeln ihrer Verehrer war, mit ihrem Girren in mildern Himmelsſtrichen verglichen, Luſtgebrüll plätſchernder Robben.

Der Luxus, vorzüglich im Anzüge, war ungeheuer; und auch hierin ging der Orden mit einem verderblichen Beiſpiele vor. Ein

Comthur trug eine Kette von feinem Golde, die ein und zwanzig Pfund wog, und ein anderer ließ immer drei Trompeter vor ſich her ziehn. Die Edelleute hielten Paradehengſte, die nur zum Courbettiren taugten, und gleichwohl oft mit 9 Laſt oder 405 Scheffel Roggen bezahlt wurden. Eine Edelfrau ließ einen Schneider aus Teutſchland kommen, um ihrer Tochter ein Brautkleid zu machen. Die adeligen Bräute waren ſo mit Geſchmeide belaſtet, daß ſie kaum gehen konnten, und von dem Silberſchmucke einer Bürgerlichen, ſagt ein Augenzeuge, hätte man eine anſehnliche Handlung anlegen können, die eine ganze Familie ernährt hätte. Einen ſonderbaren Contraſt mit dieſem Prunke machte es, daß die Geſellſchafts-Säle mit hölzernen Bänken geſchmückt waren, mit Heu ausgeſtreuet wurden, und Plettenberg eine eigne Strafe darauf ſetzen mußte, wenn jemand das genoſſene Bier im Tanzſaale wieder von ſich gäbe.

Ueberhaupt behandelte man den Putz und

die Gelage wie Staatsſachen. Der Magiſtrat der Städte ließ zuweilen den Töchtern der Handwerker auf öffentlicher Gaſſe den Schmuck abreißen, wenn ſie ſich den Kaufmannstöchtern gleich gekleidet hatten. Plettenberg und die folgenden Herrmeiſter hielten mehrere Landtage, um den Werth der Hochzeitgeſchenke, des weiblichen Geſchmeides u. ſ. w. zu beſtimmen; ja, als ſich der Adel im J. 1545 verſammelt hatte, um über die Lage des Staats zu berathſchlagen, war einer der wichtigſten Beſchlüſſe der, wie ſich ein Unadeliger im Tanz gegen eine Adelige betragen müſſe, und daß die Jünglinge ſich dabei der unzüchtigen Handgriffe, die Fräulein des Liebäugelns und der Poſſen (des Oegens und Affens) enthalten ſollten. Dafür vernachläſſigte man die Erziehung der Jugend, und ſuchte ihr nur den Ehrgeitz eines Trinkers einzuflößen, ſo daß es ſehr gewöhnlich war, vierzehnjährige Knaben graubärtigen Säufern Beſcheid thun zu ſehn.

Um uns den Adel zu ſchildern, zählt uns

der Annaliſt ſeine Feſte auf. Sie waren in ein Syſtem gebracht, und auch ich glaube die Sitten des Zeitalters nicht beſſer darſtellen zu können, als durch die Beſchreibung der Gelage, die ſeine Hauptbeſchäftigung ausmachten.

Die wichtigſten waren die Hochzeiten, die durchgehends zwiſchen Weihnachten und Oſtern begangen wurden, da ſie in dieſer Zeit keinen andern Feſten Eintrag thaten.

Schon ein Vierteljahr vorher ſandte man Boten durch das ganze Land, um alle Bekannten in die benachbarte Stadt einzuladen, weil jeder Edelhof zu klein war, ſie zu faſſen. Gewöhnlich fanden ſie ſich an einem Sonnabend ein, und ritten dann in zwei Haufen auf das freie Feld. Hier hielt der Angeſehenſte von ihnen eine Rede an ſie, dankte ihnen im Namen des Brautpaars für ihr Erſcheinen, und bat ſie, alle Fehden und allen Groll während der Hochzeitfeier bei Seite zu ſetzen. Sie gelobten es mit emporgeſtreckten Händen, hielten einen feierlichen Zug durch alle Gaſſen der

Stadt, und begaben ſich dann, nach abgelegtem Reiterzeuge, auf die Gildeſtube, oder das Verſammlungshaus der Bürger, zum Mahl. Aus einer ſonderbaren Demuth ward kein Wein bei demſelben gereicht, aber dafür das Bier aus hölzernen Gefäßen, die groß genug waren, „Kinder darin zu baden *).“ ſo reichlich genoſſen, daß man den Boden mit Heu beſtreuen mußte, um in dem Sumpfe nur noch gehen und tanzen zu können. Man trank ſich ungeheure Quantitäten Bier zu, und ſetzte etwas darin, dabei den Becher nicht vom Munde zu bringen, indem man während des Trinkens immer wieder zufüllen ließ. Wer nicht Beſcheid that, mußte erwarten, die Beleidigung

---

*) Die eigenen Worte des Annaliſten. Bier ſcheint das eigenthümliche Getränk des lieſländiſchen Adels geweſen zu ſeyn. Er verbrauchte es ſo häufig, daß er keine Gerſte oder Malz verſchaffen konnte. Ein Edelmann verwunderte ſich einſt ſehr, als ihm ſein Verwalter für ein verfloſſenes Jahr nur 18 Laſt (800 Scheffel) Malz für die Haushaltung in Rechnung brachte.

wenigſtens durch einen Meſſerſtich gerächet zu ſehen. Ueberhaupt ſetzte der Biergeiſt bald die breiten Klingen, die man mit beiden Fäuſten ſchwang, in Bewegung, ſo daß ſich die Frauenzimmer auf Tiſche und Bänke flüchten mußten, und die Wundärzte nach geendigtem Schmauſe viele zerhauene Köpfe und Arme zu beſorgen hatten. Mitten durch das Getümmel tönten von allen Seiten „Buhlenlieder“ und unſaubere Späße.

Am Sonntage wurden die Verlobten mit Trommeln und Trompeten in die Kirche zur Trauung begleitet, bei der es der Anſtand forderte, daß die Braut ſich recht lange um das Jawort bitten ließ. Mehrere Tage vergingen dann unter ähnlichen Gaſtmählern.

Auf gleiche Weiſe beging man die Taufen, bei denen eigene Schreiber angenommen werden mußten, um die vielen Einladungsbriefe anzufertigen.

Im Sommer hielt man faſt an jedem Heiligen-Tage bei den Kirchen offene Trinkverſammlungen, wo die Bauern ſich nach dem Beiſpiele ihrer Herrſchaften berauſchten, und dieſe indeß in der nahen Wohnung des Pfarrers lärmend ihre viehiſche Luſtbarkeit trieben.

Im Herbſte hielt man die Wacken, das heißt, man ließ von ſich einer Anzahl Bauernwirthe, die man eine Wacke nannte, bei Entrichtung der jährlichen Abgaben ein großes Gaſtmahl anſtellen, zu dem man ſeine Nachbarn und Freunde einlud. Große Güter hatten viele Wacken, und wenn ſie auf dem einen geendigt waren, zog man auf das andre, und dehnte ſo dieſe Luſtbarkeiten bis zu Weihnachten aus, wo wieder die Hochzeiten Tagesordnung wurden.

Man ſieht, daß dem Adel Schmauſereien Geſchäfte waren: er ward von den Ordensbrüdern noch darin übertroffen, und die Bürger eiferten ihm nach. Auch die Hochzeiten der letztern glichen öffentlichen Feſten, zu denen alle in einer Stadt anweſende Fremde eingeladen werden mußten: aber bei ihnen ward vorzüglich Wein gereicht, und ein ungeheurer Schatz von Silbergeräthe zur Schau geſtellt. Jede Bürgergilde in Riga hatte ihr Vogelſchießen, deſſen Preis ein ſchwerer ſilberner Vogel und der Königstitel war. Im Frühlinge erwählte man mit jubelnder Feier Maygrafen, und am Weihnachts-Abend pflanzten die Jünglinge der Stadt eine Tanne mitten auf dem Markte, zündeten ſie in der Nacht an, und umtanzten ſie mit den jungen Mädchen, bis die ſinkende Flamme ſie in den Tanzſaal zurückſchickte.

Das Bild des Adels war ekelhaft; das der Bauern in dieſem Zeitalter iſt äußerſt traurig. Die Reformation war nicht bis zu ihnen durchgedrungen, ohne daß ſie deshalb Katholiken geblieben wären. Sie hießen ſeit Jahrhunderten Chriſten, ohne in den Lehren des Chriſtenthums unterrichtet worden zu ſeyn. Die Reformatoren hatten alſo nichts bei ihnen aufzuräumen; auch verſtanden ſie ihre Sprache nicht, und niemand war daran gelegen, ihnen deutlich zu werden. Man verjagte die Mönche, hob die Klöſter auf, zog ihre Güter zu den Ordensbeſitzungen, und ſetzte allenfalls hier und dort einen neuen Geiſtlichen hin: das war alles, was die Bauern von der Religionsveränderung gewahr wurden; und damit waren wenigſtens die Kloſterbauern ſehr unzufrieden, weil ſie den neuen Herren mehr Abgaben und Frohndienſte leiſten mußten, als die Mönche gebraucht hatten. Die neu angeſetzten Prediger waren Ausländer, die ſich nicht darum bekümmerten, die Landesſprache zu lernen, und nur bei Gaſtmählern glänzten. Allenfalls predigten ſie teutſch; und bald ſahen die Bauern die Kirche nur als den Ort an, wo der Kirchmeß Trunk begangen wurde, und ſie durch einige abergläubiſche Gebräuche aus der heidniſchen und katholiſchen Zeit Segen für ihre Heerden erkauften. Mehrere Kirchen wurden von den Edelleuten niedergeriſſen, um die Materialien zu andern Gebäuden zu verwenden. Bauerſchulen gab es nicht; und ſo wandelte

die

die Reformation über die Letten und Eſthen hin, ohne ſie im geringſten aus ihrer Barbarei zu ziehen: ja, ſie ſanken nur noch tiefer hinein.

Die meiſten ließen ſich gar nicht mehr mit ihren Weibern trauen, und verſtießen ſie, ſo bald ſie alt und kränklich wurden: ein Verfahren, dem die Edelleute ruhig zuſahen, da es ihnen einen Rechtsſchein mehr gab, den Kindern als Baſtarden das geringe elterliche Vermögen zu rauben. Oft warteten ſie, um ſich deſſelben zu bemächtigen, nicht, bis die Erwerber geſtorben waren. Die revalſchen Verhandlungen vom Jahre 1535 zeigen nur zu offenbar, daß Menſchen, die ihr Leben damit zugebracht hatten, den Großherren Mittel zur Völlerei zu erwerben, ſobald ſie ſo unglücklich waren, das Alter der Kraft zu überdauern, aus ihrer Hütte verjagt wurden, und keinen andern Zufluchtsort hatten, als die Spitäler der Städte.

Wir haben oben ein Beiſpiel geſehen, wie gering der Adel das Leben der Leibeigenen ſchätzte. In dieſer ganzen Periode ward nichts für ſie gethan. Ihre Bedrückungen hingen noch immer ganz von der boshaften und eigennützigen Willkühr der teutſchen Tyrannen ab, und bloß die Gültigkeit der großherrlichen Rechte ſuchte man durch Landtags-Receſſe zu ſichern, welche das Ausliefern entflohener Leibeigenen und die Form vorſchrieben, in welcher die Erbherren ſie zum Tode verurtheilen ſollten.

Bei der Ueppigkeit und den Laſtern, in die alles verſunken war, kann man leicht denken, daß weder Gemeingeiſt, noch Vaterlandsliebe, mehr exiſtiren konnten. Die Biſchöfe unterhandelten heimlich mit den Ruſſen, und forderten ſie auf, die Beleidigungen zu rächen, die ſie durch die Reformation leiden mußten. Die Gebietiger des Ordens ſahen ihre weltlich gewordenen Brüder in Preuſſen mit Neid an, ſuchten nur für ſich und ihre Verwandten Schätze zu ſammeln und heimlich fortzuſchaffen. Wenn ſie noch nicht die Schlöſſer und Güter des Ordens ſelbſt verkauften, ſo unterblieb es wohl nur deshalb, weil ihnen die Gelegenheit dazu fehlte. Sobald ſie ſich im folgenden Kriege darbot, entſchloſſen ſie ſich leicht dazu, und bereiteten ſo die große Verrätherei des Ordensmeiſters vor. Die Ordensbrüder und Vaſallen wußten ihren Vorgeſetzten kein höheres Lob zu geben, als daß ſie ohne Zwang mit ihnen ſchwelgen könnten, und daß es ohne Folgen bliebe, wenn ſie ihnen auch einmal im Rauſche ein Trinkgefäß an den Kopf würfen. Der Adel, der die Bauern unterdrückte, ſuchte auch die Städte zu ſchwächen und ſogar auszuhungern, indem er jenen oft verbot, Lebensmittel zum Verkaufe dahin zu bringen. Die Bürger endlich waren ſelbſt in Parteien getheilt; denn die Kaufleute weigerten ſich oft, Handwerker für Bürger anzuerkennen, und drückten ſie auf tauſendfache Art. Zeigten ſie ja noch einigen Gemeingeiſt, ſo war es gegen die armen Eingebornen: ſie hielten ſtreng darauf, daß keiner derſelben den Handel oder ein Handwerk lernen durfte. Dafür waren ſie deſto gleichgültiger gegen das Staatsintereſſe. Selbſt zu der Zeit, da man täglich den Einbruch des Zaars fürchten mußte, war es eine der vorzüglichſten Spekulationen der liefländiſchen Kaufleute, Geſchütz und Ammunition nach Rußland zu führen, das ſich nicht leicht auf einem andern Wege damit verſehen konnte. Iwan zog während ſeiner langen Rüſtung aus Liefland ſelbſt die Mittel, dies Land zu verderben.

So reiſte denn alles im Schooße der Schwelgerei und der Selbſtſucht zur leichten Beute des erſten Feindes: ſie würden das Land zu Grunde gerichtet haben, auch wenn man die Kriegesverfaſſung nicht ſo ſehr vernachläſſigt hätte, als es wirklich geſchah, und als ein einziges Beiſpiel hinlänglich zeigt. Einſt, während der Gefangenſchaft des Erzbiſchofs Wilhelm und ſeines Coadjutors, erſcholl das Gerücht durch das Land, eine preuſſiſche Flotte kreuze an der Küſte, und ein Heer nähere ſich den Gränzen. Es geſchah ein allgemeiner Aufruf zu den Wafſen, und — Doch der naive Ruſſow ſelbſt mag erzählen, was dadurch bewirkt ward.

„Briefe über Briefe,“ ſagt er, „giengen „durch Nacht und Tag an die Landſaſſen umher, daß ſie ſtraks Angeſichts des Schreibens „nach dem Werth ihrer Güter ſich rüſteten, „und an den Strand und die Häfen ſich verfügten, um dem Feinde zu wehren. Da war „bei vielen ſichern des Krieges Unerfahrnen „weder Knecht, noch Rüſtung, noch Schätzung „der Güter vorhanden: die Stalljungen und „die alten Sechsferdings-Knechte *), die ſich „beweibt und bereits halb todt getrunken hat-

---

*) Ferding. Unter dieſem Namen circuliren die ſchwediſchen Oere in Liefland, von denen fünf zwei gute Groſchen machen. Es iſt merkwürdig, daß dort faſt nichts, als ausländiſche Münzen im Umlaufe ſind. Außer den ſchwediſchen Oeren hat man preußiſche Dütchen, unter dem Namen Marke; lüneburgiſche und ſächſiſche Zweigroſchenſtücke, die Fünfer heißen; Viertel- und halbe Piaſter, welche Oere und halbe Thaler genannt werden, und endlich ganze Piaſter und holländiſche Albertus-Thaler.

„ten, mußten alſo ins Feld. Da ſie den alten verroſteten Harniſch über die Haut bekamen, und fortziehen ſollten, nahmen ſie zuvor einen guten Rauſch zu ſich, und gelobten ſich taumelnd, bei einander zu leben und zu ſterben. So zogen ſie hin, und die Frauen, Jungfrauen und Kinder weinten und heulten ihnen nach, als wenn dieſe Krieger nie wiederkehren ſollten. Als ſie nun an den Strand gelangten, war da weder ein Schiff, noch ein Menſch vorhanden, nichts das ſie bedrängete, *als nur ihr eigner Gräuel allein*; und nachdem ſie dort einige Wochen ſtill gelegen und ihre Rüſtwagen und Biertonnen ausgeleert hatten, zogen ſie heim, nach ihrem Bedünken nicht ohne Ruhm und Preis." —

Luxus und entfeſſelte Schwelgerei; innerer Zwiſt und Mißtrauen bei allen Ständen; Mangel an Vaterlandsliebe bei dem ſklaviſchen Volke, ſelbſt an Standesſinn bei den oberen Caſten; Veruntreuung in allen Theilen der

Staatswirthſchaft; Vernachläſſigung der Kriegesanſtalten: giebt es untrüglichere Todeszeichen für einen Staat? Und in dieſem Zuſtande traf Liefland mit dem jugendlich aufſtrebenden, machtvollen Rußland, das ein großer Mann beherrſchte, zuſammen: konnte es dem Zerſchellen entgehen? —

V.

Rußland unter Iwan Wäſſiljewitſch dem Zweiten.

Kann man von irgend einem Reiche ſagen, daß es eine Heldenbahn zurückgelegt habe, ſo iſt es das Ruſſiſche, oder, wie man es ehemals mit vollem Rechte nannte, das Moskowitiſche; denn Moskau, anfangs nur der Sitz einer apanagirten Nebenlinie, ward der Kern, der beſeelte Punkt, aus dem ſich das jetzige Rußland entwickelte. Seitdem Iwan Waſſiljewitſch der Erſte den Thron beſtieg, bis ihn Catharina die Zweite verließ, — welche Reihe von zerſtörten und verſchlungenen ſelbſtſtändigen

Staaten! Die Republiken Nowgorod und Pleskow, das Großfürſtenthum Twer und die Severiſchen Fürſtenthümer, die Königreiche Kaſan und Aſtrakan, das freie Land der friedlichen Samojeden, Smolensk, das tattariſche Fürſtenthum im weſtlichen, die freien Völker im öſtlichen Sibirien; der liefländiſche Ritterſtaat; der Koſaken-Staat in der Ukraine, das Chanat der Krimm, die Kabarda, die Zareien von Cirkaſſien, endlich die Republik Polen und das Herzogthum Curland — — Völker Europens! dieſe alle zertrat der furchtbare Polyphem in dem kurzen Zeitraume von dreihundert Jahren! Wer wird ihm Schranken ſetzen! —

Als Iwan Waſſiljewitſch der Erſte im Jahre 1506 ſtarb, ſchien das Glück Rußlands zu ſinken. Caſan empörte ſich; und da Waſſil, Iwans Nachfolger, es zum Gehorſam bringen wollte, ward er geſchlagen. Den Polen entriß er Smolensk; aber auch von ihnen litt er eine blutige Niederlage. Ihr Säumen allein war ſchuld, daß er ſeine Eroberung behielt, und er ſuchte die Vermittelung des Kaiſers, um Frieden zu erlangen. Faſt jede ſeiner Unternehmungen ſchlug fehl; und die innere Stärke, die Iwan der Erſte dem Staate ſchon zu ertheilen gewußt hatte, reichte kaum hin, zu verhindern, daß er nicht in ſeine alte Unterwürfigkeit gegen die Polen und Tattarn gerieth. Die Uneinigkeit der letztern zu Caſan war Urſache, daß ihr Chan Machmeth ſich vor Waſſil demüthigte, um Unterſtützung zu finden. Waſſil ſetzte ihn ab, und ſtatt ſeiner den Scheik Aly auf den Thron; aber als man dieſen wieder vertrieb, war er nicht im Stande, ihn zu ſchützen.

Er ſtarb im Jahre 1535, da ſein Nachfolger Iwan Waſſiljewitſch der Zweite erſt fünf Jahre alt war. Seine Witwe, Helena Glinsky, übernahm die Regentſchaft, nachdem ſie ihren Oheim Michael Glinsky hatte ermorden laſſen. Nur mit der größeſten Anſtrengung war ſie im Stande, ſich gegen die verbündeten Polen und Tattarn in Caſan und der Krimm zu erhalten, bis endlich im Jahre 1547 Iwan der Zweite ſich krönen ließ, und ſelbſt die Regierung übernahm. Nun erhielt alles ſogleich ein anderes Anſehen.

Nie hat es eine ſonderbarere Uebereinſtimmung gegeben, als zwiſchen dieſem Monarchen und Peter dem Großen. Nicht nur in ihrem Charakter, in ihrer Denkungsart, in ihren Entwürfen finden wir ſie: ſie iſt ſogar in vielen Umſtänden ihrer Geſchichte ſo auffallend, daß die eine beinahe nur die Wiederholung der andern zu ſeyn ſcheint.

Iwan hatte einen äußerſt durchdringenden Verſtand, einen lebhaften, thätigen Geiſt und ſehr hohe Energie des Charakters. Er liebte die Wiſſenſchaften und Künſte, und wendete alles an, ſie in ſeinen Staaten dadurch einheimiſch zu machen, daß er fremde Künſtler hereinzog; er beſchützte die Handlung, ſuchte neue Canäle derſelben auf, und ermunterte ſie durch jedes mögliche Mittel; er fand den Kriegesſtand verfallen, ſchuf ihn aber um, und errichtete ein ſtehendes, gut geübtes Heer, das ihm ein großes Uebergewicht über alle ſeine Nachbarn und ſehr wichtige Eroberungen verſchaffte. So ſchritt er auf jeder Bahn, die Peter ſpäter zur Größe wandelte, vor ihm her; und wenn er nicht das Muſter deſſelben war, ſo kann er wenigſtens für ſeinen ſehr würdigen Vorgänger gelten. Leider blieb er ihm auch in ſeinen Fehlern nicht unähnlich. Auch er liebte Ausſchweifungen; auch er war äußerſt heftig und übereilt; zuweilen ſogar mit Kälte grauſam. Nur ſeine Gemahlin Anaſtaſia Romanowna vermochte es, ſeine Härte und Hitze zu mildern; aber als dieſe Fürſtin geſtorben war, bewogen ſie ihn oft zu Handlungen, die ſo fürchterlich waren, daß ſie ihm den Beinamen des Schrecklichen zuzogen. Er rechtfertigte ihn vorzüglich durch die Gräuel des liefländiſchen Krieges, durch die Hinrichtung einiger tauſend Bürger aus Nowgorod, die er im Jahre 1570 im Verdachte einer Verſchwörung hatte, und durch den Tod ſeines Sohnes, den er, wenige Jahre vor ſeinem eigenen Ende, mit einem Stocke erſchlug. Indeß, wenn man die ſchlechte Regierung ſchwacher Fürſten nicht durch ihre Privattugenden entſchuldigen kann, ſo muß man die Temperaments-Fehler großer Menſchen auch nicht zur Verkleinerung ihres Verdienſtes geltend machen wollen. —

Iwans erſte Maßregel war, daß er ſchon im Jahre 1547 eine Geſandtſchaft an Karln den Fünften ſchickte, und ihn um Künſtler und Handwerker, vorzüglich Büchſenmacher und Waffenſchmiede, bitten ließ. Karl machte keine Schwierigkeit, und bald waren dreihundert derſelben angeworben, die mit glänzenden Hoffnungen den Weg nach Rußland antraten. Sie kamen nur bis Lübeck. Die liefländiſchen Stände hatten dem Kaiſer vorgeſtellt, welchen Nachtheil es für ihren Handel und ihre Sicherheit haben müßte, wenn Rußland künftig ſelbſt die Fabrikate bereitete, für die ſie bis jetzt ſeine Produkte eingetauſcht hätten, und wenn es ſo vollkommene Kriegeswerkzeuge erlangte, als durch die ſie ihm bis jetzt noch hätten Widerſtand leiſten können. Man nahm den Angeworbenen alſo ihre Päſſe ab, und verbot ihnen, nach Rußland zu gehen. Viele derſelben ſtahlen ſich gleichwohl auf andern Wegen dahin, und Iwan fand auch ohne ſie Mittel, ſeine Armee auf einen furchtbarern Fuß zu ſetzen.

Bis jetzt hatte ſie nur aus den Haufen bewaffneter Bauern beſtanden, welche die Bojaren zuſammenführten. Von dieſen und ihrem guten Willen hing alſo die Stärke des Großfürſten ab: während der Regentſchaft hatten ſie ſogar die Regierung von ſich abhängig gemacht. Iwan bildete ſich anfangs nur eine Leibwache von jungen Leuten, die ſich unter ſeinen Augen in den Waffen üben mußten, und Opritſchniki hießen. Allmälig vergrößerte er ihre Anzahl; und ſo bald ſie ſtark genug waren, ſchaffte er die ganze vorige Einrichtung ab, ließ viele Bojaren hinrichten, und ſtiftete die Strelzi, die erſte ſtehende Armee in Rußland. Als dieſe ausgeartet waren, ſchlug Peter faſt denſelben Weg, den Iwan zu ihrer Errichtung gegangen war, zu ihrer Aufhebung ein.

Durch ſeine neugeſchaffene bleibende Armee war er im Stande, entſcheidendere Unternehmungen auszuführen, als ſeine Vorgänger. Die erſte traf Caſan. Die dortigen Tattarn hatten den Schützling Waſſils, Scheik Aly, zurückberufen, und ihn bald zum zweiten Male vertrieben. Im Jahre 1552 brach nun Iwan gegen ſie auf. Er eroberte ihre Hauptſtadt; aber anſtatt einen tributären Fürſten einzuſetzen, machte er Caſan zu einer ruſſiſchen Provinz, und ließ die Bewohner taufen. Im folgenden Jahre unterwarf er ſich auch Aſtrachan, und im Jahre 1556 zwang er Schweden, ihm einen Theil Kareliens zu überlaſſen, und Ingermanland zu entſagen. Mit Polen unterhandelte er unaufhörlich, ohne daß ein Friede zu Stande kam, weil man ihm den Titel Zaar verſagte, den er zuerſt angenommen hatte *). Seine Unternehmungen wider Lief-

---

*) Wie Peter der Erſte den eines Kaiſers.

land, die der Inhalt des folgenden Abſchnitts ſind, verwandelten den oft wiederholten Waffenſtillſtand mit Polen endlich in einen offenen Krieg, der ihm Polozk erwarb.

Indeß er ſo glücklich kriegte, führte der Zufall ihm einen andern Vortheil zu, der wichtiger war, als die glänzendſte Eroberung. Die Engländer hatten, voll Neid über den wichtigen Handel der Portugieſen in Oſtindien, den Plan gemacht, einen näheren Weg dorthin zu ſuchen, der ſie nicht den portugieſiſchen Angriffen bloß ſtellte. Drei Schiffe liefen im J. 1553 aus, um durch das Eismeer nach China zu gehen. Eins derſelben verunglückte, das zweite kehrte zurück, ohne ſehr weit gekommen zu ſeyn; aber das dritte, unter dem Befehle von Richard Chancellor, war bis in den Ausfluß der Dwina gelangt, wo damals ein kleines Kloſter ſtand. Der unternehmende Chancellor ging in Barken den Strom hinauf, ſo weit es möglich war, und dann zu Lande nach Moskau. Iwan nahm ihn voll Freude auf, überhäufte ihn mit

Geſchenken, und verſprach den Engländern große Vorrechte, wenn ſie fortführen, den entdeckten Strom zu beſuchen. Schon im folgenden Jahre erſchien Chancellor wieder mit drei Schiffen und dem Auftrage, einen Handelstraktat zu ſchließen. Er kam bald zu Stande, und ſeitdem gelang es England, den Haupthandel Rußlands faſt ununterbrochen zu beſitzen. Iwan hingegen gewann den Vortheil, daß er jetzt Liefland angreifen konnte, ohne dadurch den Verkehr ſeiner Unterthanen mit Europa zu unterbrechen. Aber gegen das Ende ſeiner Regierung verdankte er jener Verbindung ſogar den Erwerb eines neuen Reiches, das größer war, als alle ſeine bisherigen Beſitzungen.

Schon Paul Jovius *), ein Genueſiſcher Officier, hatte ſich aus Verdruß, daß die Portugieſen ſeinem Vaterlande den oſtindiſchen Gewürzhandel entriſſen, im Anfange des ſechzehnten

---

*) Siehe ſeine und Herberſteins „Moſcovitiſche Chronica.“

zehnten Jahrhunderts von Caffa nach Moskau begeben, um dem Großfürſten Waſſil den Plan zu einem Landhandel durch Aſtrakan und die Bucharei nach Indien vorzulegen. Die falſche Politik jener Zeit und wohl auch die feindſelige Stimmung der Tattarn waren Urſache, daß man das Projekt verwarf; aber die Idee dazu hatte ſich erhalten. Jetzt nahmen die Engländer ſie wieder auf; und Iwan, der nicht, ſo ängſtlich wie ſein Vater, fürchtete, Fremde mit dem Innern ſeines Landes bekannt zu machen, die Vortheile des Handels beſſer zu ſchätzen wußte, und Herr von Aſtrakan war, führte ſie aus. Bald kamen und gingen jährlich Caravanen auf dem Wege, den Jovius vorgeſchlagen hatte, und die Engländer erhielten durch ihn, was ſie im Eismeere vergebens geſucht hatten.

Dieſer neue Verkehr erregte im ſüdlichen Rußland und Polen großes Aufſehen, und Jermak Temoſejew, Anführer eines Coſakenvolkes, beſchloß, ihn nach ſeiner Art zu benutzen. Er ging mit einem zahlreichen Kriegeshaufen nach Aſtrakan, und plünderte die Caravanen. Iwan ſchickte ein Heer gegen ihn aus, das ihm die Rückkehr nach der Ukraine abſchnitt, und ihn öſtlich vor ſich hertrieb. Er irrte in den Wüſten umher, und gelangte endlich nach Orel, einer erſt kürzlich an der öſtlichſten Gränze von Rußland erbaueten Stadt. Ihr Stifter und Beſitzer Stroganow fühlte ſich zu ſchwach, den Coſaken zu widerſtehen; und um ihrer los zu werden, überredete er ſie, auf Entdeckungen auszugehn. Er gab ihnen einige Nachrichten von fruchtbaren Ländern, die noch weiter nach Oſten hin liegen ſollten, und von denen ſich jährlich einige Kaufleute in Orel einfanden, um Salz und andere ruſſiſche Produkte einzuhandeln. Jermak zwang ihn, ſein Heer mit Lebensmitteln und Kriegesvorrath zu verſehen, und zog hin, dieſe noch unbekannte Welt zu entdecken. Nach langem Irren kam er endlich in ein Reich, das ein Nachkomme des Tſchingis-Chan in Sibirien geſtiftet hatte. Er fand Dörfer und Städte, die er plünderte, beſiegte mehrere große tatariſche Heere, und durchſtreiſte eine ungeheure Strecke Landes. Aber ſeine Siege ſelbſt verzehrten ſeine Macht, und er fühlte, daß er nicht im Stande war, ſeine Eroberungen zu behaupten. Rußland war das einzige Reich, aus dem er Unterſtützung hoffen konnte. Er ſchickte alſo im Jahre 1582 einige Abgeordnete nach Moskau, um Iwan von ſeinen Entdeckungen zu benachrichtigen, und ihm ſeine Eroberungen anzubieten. Der Zaar verzieh dem ehemaligen Räuber sehr gern; er ſchickte ihm eine Verſtärkung zu, und ernannte ihn ſogar zum Heerführer ſeiner Armee. Jermak genoß dieſer Ehre nicht lange; nach einem unglücklichen Streifzuge ertrank er im Jahre 1584 im Irtiſch, noch ehe er die Eroberung von Sibirien vollenden konnte. Sie ging indeß nach ſeinem Tode fort, und Iwan ſah die letzten Jahre ſeines Lebens durch die angefangene Beſitznahme eines Drittels von Aſien verherrlicht:

eines Landes, das in Europa dadurch verrufen iſt, daß es Iwans Nachfolgern zum Staatsgefängniſſe dient; durch ſeine Reichthümer, ſeine Lage und Flüſſe aber eher beſtimmt ſcheint, künftig für ſich einer der blühendſten Staaten der Erde zu werden.

So vom Glücke begünſtigt, und von einem Regenten beherrſcht, der die Gunſtbezeigungen deſſelben weiſe zu benutzen wußte, ſtieg Rußland zur Macht und zum Wohlſtande empor. Wenn die Bildung ſeiner Bewohner nicht mit ſeinem politiſchen Wachsthume gleichen Schritt hielt, ſo war das wenigſtens nicht Iwans Schuld. Er ſparte keine Art der Aufmunterung, um ſie zu befördern. Es verdient wohl neben den Eroberungen von Caſan, Aſtrachan und Sibirien angemerkt zu werden, daß unter ihm das wichtigſte hiſtoriſche Werk Rußlands, die Stuffenbücher, geſchrieben wurden, und auf ſeinen Befehl die erſte Druckerei zu Moskau angelegt ward. Im Jahre 1562 erſchien in ihr das erſte ruſſiſche Buch, die Evangelia.

VI.

Ruſſiſcher Krieg gegen Liefland.

Mitten auf ſeiner glänzenden Laufbahn ſtieß der ruſſiſche Herkules-Jüngling auf den abgelebten, entkräfteten liefländiſchen Staat. Jener trat mit der Ringfertigkeit eines Kämpfers auf, den ſeine erſten Lorbeern zur höchſten Kraftäußerung begeiſtern; dieſer glich, durch die innere Verderbtheit aufgelöſ't, kaum noch ſo ſehr einem Staate, wie die Vogelſcheuche einem Manne. Wollt ihr ſo gut ſeyn, euch zu fürchten, ſo bleibt ſie gravitätiſch ſtehn: faßt ihr ſie an, ſo bleiben euch die Beſtandtheile in der Hand. — Gleichwohl war der liefländiſche Krieg faſt die einzige Unternehmung Iwans, durch die er, nach einer ungeheuern und anhaltenden Anſtrengung, nichts gewann.

Schon war das letzte Jahr des funfzigjährigen Friedens mit Rußland, den Plettenberg ſo glorreich erfochten hatte, halb verfloſſen, als die liefländiſchen Stände es erſt nöthig fanden, ſeine Verlängerung zu ſuchen, oder einige Anſtalten zum Kriege zu treffen. Die Art, wie ſie beides zu bewirken ſuchten, entſprach der Schlaffheit, welche in dieſer Periode ihr allgemeiner Charakterzug geworden war. Sie ſchickten eine Geſandtſchaft an den römiſchen Kaiſer, um ſich Hülfe auszuwirken, und eine andere nach Moskau. Jene brachte nichts mit, als drei Briefe; der eine beſtätigte die Privilegien der Stadt Dorpat und ihres Biſchofs, der andere verbot die Ausfuhr der Ammunition nach Rußland, und der dritte empfahl dem Könige von Schweden, Liefland zu beſchützen.

Eben ſo fruchtlos war die andere Geſandtſchaft abgelaufen. Iwan hatte ſich willig erklärt, den Frieden zu verlängern, aber nur gegen Erlegung des Glaubens-Zinſes. So nannte er nehmlich eine Abgabe, welche einige Dörptſche Bauern ehemals nach Pleskow geleiſtet hatten, für die Erlaubniß, in ruſſiſchen Wäldern Bienenſtöcke zu halten. Die Wälder waren ausgerohdet worden, und die Abgabe hatte alſo längſt aufgehört: aber Iwan behauptete, ſie ſey eine Kopfſteuer geweſen, und forderte Nachtrag für ein Paar Jahrhunderte. Eigentlich war er durch die Zurückhaltung der angeworbenen Künſtler in Lübeck erbittert worden, und wünſchte, bei der Wichtigkeit, die Liefland für ihn haben mußte, durch einen erzwungenen Tribut den Anfang zur völligen Unterwerfung dieſes Landes zu machen. Die Geſandten waren nicht bevollmächtigt, ſo etwas zu bewilligen, und kehrten alſo zurück, ohne das Geringſte bewirkt zu haben.

Iwans Forderung machte Liefland auf die drohende Gefahr aufmerkſamer: aber ihre Wirkung beſtand nur in zwei neuen Geſandtſchaften nach Moskau und Schweden. Die erſte hatte eine ausgedehnte Vollmacht, auf jeden Fall Frieden zu ſchließen. Sie proteſtirte daher anfangs zwar gegen den geforderten Tribut; als ſie aber Iwans feſten Entſchluß ſah, auf keine andere Bedingung ſich in einen Waffenſtillſtand einzulaſſen, verſprach ſie nicht allein das Geforderte, ſondern auch die Erlegung des Rückſtändigen in drei Jahren: ja, man verpflichtete ſich, kein Bündniß mit Polen zu ſchließen, den Ruſſen freien Handel zu geſtatten, und ihre zerſtörten Kirchen wieder aufzubauen. Für dieſe Bewilligungen wurde der Friede noch auf funfzehn Jahre verlängert.

Die liefländiſchen Stände waren mit dieſer Abmachung äußerſt unzufrieden; aber mit dem gewöhnlichen Schwanken ſchlechter Regierungen, nahmen ſie weder erklärte Maßregeln für, noch wider ſie. Man war entſchloſſen, ſie nicht zu erfüllen; gleichwohl handelte man, als ob der Friede unerſchütterlich wäre. Guſtav Waſa war ſchon im Jahre 1553 in Streitigkeiten mit den Ruſſen gerathen. Die liefländiſche Geſandtſchaft des folgenden Jahres hatte ihn bewogen, in der Hoffnung auf die Mitwirkung des Herrmeiſters, raſcher zu handeln, als er ſonſt gethan hätte, und der Krieg mit den Ruſſen war in Finnland ausgebrochen.

Im Jahre 1555 erſchien eine neue Botſchaft, die Liefland wegen der verſprochenen Hülfe mit dem abgeſchloſſenen Traktat entſchuldigte, gleichwohl aber um Beiſtand bat, wenn die zur Entrichtung des Tributs feſtgeſetzten drei Jahre verfloſſen ſeyn würden. Voll Unwillens ergriff der greiſe Held die erſte Gelegenheit, auch von ſeiner Seite mit Iwan Frieden zu ſchließen, und von ihm durfte Liefland nun nichts mehr hoffen.

Eben ſo wenig war von den andern Nachbarn etwas zu erwarten. Polen hatte eben einen ſechsjährigen Stillſtand mit Rußland gemacht, und wollte ſich vor Ablauf dieſer Zeit auf nichts einlaſſen. Dännemark verſprach nur dann Unterſtützung, wenn man Eſthland zurückgäbe. Daß die Ablehnung dieſer Forderung nicht offne Feindſeligkeiten nach ſich zog, war das Beſte, was man von ihr hoffen durfte. Die Hanſa endlich, durch die Entziehung des ruſſiſchen Handels gegen die liefländiſchen Städte aufgebracht, war weit entfernt, ſie unterſtützen zu wollen, und wartete nur auf eine Gelegenheit, ſich auf ihren Trümmern wieder zu erheben.

Liefland war alſo ganz iſolirt: anſtatt aber wenigſtens ſeine eigenen Kräfte aufzubieten und ſich zum Widerſtande zu bereiten, gerieth es von neuem in inneren Zwieſpalt; und wenn Kettler im Jahre 1555 nach Teutſchland geſchickt ward, um Truppen zu werben, ſo geſchah es, um den Erzbiſchof, nicht die Ruſſen, zu bekriegen. Indeß langte in demſelben Jahre ein ruſſiſcher Geſandter in Liefland an, der dem Biſchofe von Dörpt ein buntes Tuch, ein Jagdnetz und zwei Jagdhunde zum Geſchenke brachte: Gaben, in denen man wohl nicht mit Unrecht einen geheimen Sinn ſuchte. Er forderte die Beſiegelung und Beſchwörung des errichteten Vertrages, von Seiten des Biſchofs und des Herrmeiſters.

Seine Forderung ſetzte alles in Verlegenheit. Die Bürger von Dorpat, die einzigen, die ſeit einiger Zeit ſich zur Vertheidigung zu rüſten angefangen hatten, verlangten, daß man ſchlechterdings keine neuen Verpflichtungen eingehen ſollte, und einige der andern in Wenden verſammelten Stände pflichteten ihnen bei. Holtſchuher, der Kanzler des Biſchofs, der allgemein für einen ſehr hellen Kopf und einen geſchickten Juriſten galt, wußte ſie von ihrem Vorſatz abzubringen. Man muß indeß geſtehen, daß er wenigſtens kein ſehr einſichtsvoller Politiker war. Er ſchlug vor, dem Zaar jede Verſicherung zu geben, die er verlangte, dafür aber ingeheim bei einem Notar eine Proteſtation niederzulegen. Mit einem ſolchen Inſtrumente verſehen, übernahm er es, alles Verſprochene vor dem Reichskammergerichte wieder zu gewinnen. Er überſah den Umſtand, daß Iwan ſeinen Prozeß ſchwerlich anders, als mit dem Schwerte, führen würde, und ſich nicht um die Exiſtenz eines Reichskammergerichts bekümmerte: indeß leuchteten ſeine Gründe ein. Der Vertrag ward von allen Parteien beſiegelt, und durch Kreuzküſſen beſchworen, mit dem beſtimmten Vorſatze, ihn nicht zu halten. Der ruſſiſche Geſandte ahndete ſo etwas; er nahm das Inſtrument lachend mit der Erklärung an: das Uebrige würde ſein Herr beſorgen; — und Iwan rüſtete ſich zum Kriege.

Jetzt, da man ſich wenigſtens einer kurzen Friſt gewiß hielt, brachen die Unruhen aus, und der Krieg gegen den Erzbiſchof fing an: man warf ſich auf einen Hausgenoſſen, um ihn zu feſſeln, indeß Räuber ſchon an der Thüre tobten. Die Gefangennehmung Wilhelms, die Unterhandlungen mit ſeinen vermittelnden Freunden, der Feldzug gegen die Polen, die ich oben erzählte, und der Friede von Poswalde rückten die ruſſiſchen Angelegenheiten den Liefländern ganz aus den Augen, und nur Dörpt erinnerte ſich im Jahre 1557, daß die drei zur Erlegung des Tributs beſtimmten Jahre verfloſſen wären.

Dieſe Stadt ſandte eine Botſchaft nach Moskau, um einen neuen Vertrag zu erſchleichen. Sie fand auf ihrem ganzen Wege alles zum Feldzuge bereit: nichts deſto weniger verſuchte ſie es, den verſprochenen Tribut abzuläugnen. Iwan gerieth in Hitze. Er ſchalt die Liefländer bundesbrüchige, treuloſe Menſchen, zeigte ihnen das unterſiegelte Verſprechen des Herrmeiſters und Biſchofs vor, und ließ ſogleich eine Kriegeserklärung ergehen, der im Anfange des Jahres 1558 eine Armee folgte.

Scheik Aly, derſelbe Abkömmling des Toktamiſch, den Iwan und ſein Vater zweimal auf den Thron von Caſan geſetzt hatten, und der ihn beidemale wieder verlor, drang als ruſſiſcher Feldherr mit 40,000 Mann in Liefland ein. Dem Auftrage Iwans gemäß, wagte er ſich nicht an Feſtungen, ſondern durchſtreifte nur einige eſthniſche Provinzen. Die Ruſſen waren noch ſo ſehr der Siege Plettenbergs eingedenk, daß ſie ſehr ungern gegen Liefland zogen: man wollte ſie daher erſt an die Idee dieſes Krieges gewöhnen, und ſie durch Beute zu demſelben anlocken, ehe man entſcheidendere Schritte that. So bald daher Scheik Aly ſeinen Streifzug vollendet hatte, ging er über die ruſſiſche Gränze zurück, und erließ ein Schreiben an die liefländiſchen Stände, worin er ihnen das vergoſſene Blut vorrückte, und verſprach, eine Fürbitte für ſie bei Iwan einzulegen, wenn ſie ſogleich ihre Verſprechungen erfüllten.

Die Liefländer glichen übelgearteten Kindern, die erſt durch Strafe zur Erfüllung ihrer Pflicht gebracht werden können, und, indeß ſie demüthig herbeiſchleichen, die Ruthe zu küſſen, ſchon auf eine neue Tücke ſinnen. Man ſchickte die vierte Geſandtſchaft nach Moskau, mit dem Auftrage, den Frieden für jeden Preis zu erkaufen; aber man unterließ es, die verſprochene Geldſumme mitzugeben. Der Zaar verſtand ſich dazu, für jetzt allen Anſprüchen gegen die Erlegung von 40,000 Thalern zu entſagen: aber als er das Geld aus der Herberge der Geſandten wollte abholen laſſen, erfuhr er, daß ſie erſt damit beſchäftigt wären, es von ſeinen eigenen Unterthanen zuſammen zu borgen. Mit Recht mußte er befürchten, daß man dieſe eben ſo wenig bezahlen würde, als man ihn bis jetzt bezahlt hatte. Er verbot daher bei Lebensſtrafe, den Geſandten etwas vorzuſtrecken; ja, er ließ ſie in das Gefängniß werfen, und ſchickte ſeinem Heere den Befehl zu, wieder vorzurücken.

Ein großes Corps Ruſſen lagerte ſich vor Narva, und beſchoß die Stadt mit ſo vieler Lebhaftigkeit, daß an einem einzigen Tage über 300 Kugeln und Bomben hineinfielen. Endlich erfleheten die Einwohner einen viermonatlichen Waffenſtillſtand, um indeß eine Botſchaft nach Moskau zu ſchicken. Dem Zaar war der auswärtige Handel zu wichtig, als daß er einen Haupt-Stapelort deſſelben nicht lieber unverſehrt, als zertrümmert, in ſeinen Händen gehabt hätte. Er geſtand den Einwohnern, gegen Aufnahme einer Beſatzung, Sicherheit zu Fortſetzung ihres Handels und eine Art von Neutralität zu. Frohlockend kehrten die Geſandten zurück; aber ſie fanden ihre Vaterſtadt in der Aſche, und die Feinde auf ihren Trümmern gelagert.

Die Annäherung eines kleinen Sukkurſes unter Kettlers Anführung hatte nehmlich die unglücklichen Bewohner ſo unbeſonnen gemacht, ungeachtet des Stillſtandes, einige Kanonen gegen Iwanogorod abzuſchießen, wodurch mehrere Ruſſen verwundet und getödtet wurden. Indeß man dort noch berathſchlagte, wie man ſich dafür Genugthuung verſchaffen ſollte, brach in Narva ſelbſt ein heftiges Feuer aus. Die Ruſſen benutzten die entſtandene Verwirrung, ſchwammen über den Strom, erbrachen die unbewachten Thore, und gelangten ſo unvermuthet in wenigen Stunden zum Beſitze der Stadt und ihres Schloſſes. In das letztere hatten ſich die Bürger gerettet, und einen freien Abzug erhalten. Viele fanden ſich nun wehklagend bei Kettler ein; andere baueten ihre abgebrannten Wohnungen wieder auf, und bald ſegelten eine Menge Schiffe der teutſchen

Han-

Hanſaſtädte hin, um von dort aus endlich einen unmittelbaren Verkehr mit Rußland zu haben.

Während der Belagerung von Narva war es den gefangenen liefländiſchen Geſandten gelungen, die Stände von ihren Begegniſſen zu unterrichten; und nun endlich glaubte man, Ernſt mit der Zahlung machen zu müſſen. Man forderte Beiträge ein, und in Kurzem waren, anſtatt der 40,000 Thaler, 60,000 beiſammen: aber die Abſendung des Geldes ward ſo lange verzögert, daß Narva fiel und der Zahlungstermin verfloß. Man hoffte, daß Iwan die Stadt bei Erhaltung des Geldes zurückgeben würde; doch er nahm es gar nicht mehr an. „Der Vertrag,“ ſagte er, „ſey durch das Säumen aufgehoben; auch habe er ſchon mehr in „Liefland gewonnen, als die Summe betrage, „und wolle nun ſeinen Vortheil verfolgen.“ Es ward ſeinem Heere leicht gemacht. So wie es vorrückte, verließen die Comthure die feſteſten Schlöſſer, und entflohen, ſo daß die

Ruſſen alle, unter andern auch das nie vorher eroberte Weſenberg, ohne Schwertſchlag in Beſitz nahmen.

Dieſe Vorgänge ſchienen endlich die Thätigkeit der Liefländer zu erwecken. Der Herrmeiſter Fürſtenberg bezog mit einigen Hundert Reitern und Fußknechten ein Lager bei dem Schloſſe Kirempäh, neun Meilen von Dörpt; der Biſchof dieſer Stadt, Herrmann Welland, ſtieß mit 170 Reitern zu ihm, und mehrere Edelleute und Gebietiger des Ordens trabten mit ihren Stallknechten und bewaffneten Bauern herbei: der Erzbiſchof von Riga hingegen und der Biſchof von Oeſel ließen ſich entſchuldigen, und verſprachen, für die Streitenden — zu beten. — Mit ſolchen zuſammengerafften Truppen hatte man ehemals die großen Schlachten gewonnen, deren Erinnerung die Liefländer noch zu ihrem Untergange berauſchte: aber der Geiſt, der ſie ehemals beſeelte, war entflohen. Während des langen Friedens war der Kriegesſtand und die Macht der andern Völker vorgeſchritten, und die Liefländer — hoben eine Hellebarde gegen einen Zwanzigpfünder.

Wirklich iſt der Contraſt faſt lächerlich, wenn man das Bundesheer der Stände bei kleinen Rotten zuſammentraben, und die Ruſſen dagegen das Schloß Neuhaus mit achtzigtauſend Mann belagern ſieht. Was indeß hier vorging, zeigte, daß nicht die geringe Zahl der liefländiſchen Truppen, ſondern ihr ausgearteter Geiſt, den Staat zu Grunde richtete. Georg von Uexküll hatte das Schloß mit 80 Mann beſetzt, und vertheidigte es mehrere Wochen ſo muthig, daß die Ruſſen faſt die Hoffnung aufgaben, es fallen zu ſehn, als die Beſatzung ihrem muthigen Befehlshaber drohete, ihn an der Mauer zu henken, wenn er ſie noch längern Beſchwerden ausſetzen wollte. Nun mußte er ſich freilich ergeben.

Das kleine herrmeiſterliche Lager hatte den Verwüſtungen des Landes und der Belagerung von Neuhaus ruhig zugeſehn: der Unfall, der die letztere endigte, zerſprengte es gar. Voll Schmerz, die Vormauer ſeines Stifts erobert zu ſehn, machte der Biſchof von Dörpt Fürſtenberg Vorwürfe, den Entſatz derſelben nicht einmal verſucht zu haben; der Herrmeiſter erwiederte ſie durch Beſchuldigungen eines geheimen Verſtändniſſes mit den Ruſſen. Der erſtere brach plötzlich auf, um wenigſtens die Vertheidigung ſeiner Hauptſtadt ſelbſt zu beſorgen; und der letzte, übereilt in jeder ſeiner Maßregeln, verließ ſogleich ſein Lager, ſteckte das Schloß Kyrempäh, welches große Magazine enthielt, in Brand, und zog ſich eilfertig nach Walk zurück. Die Bauern eilten herbei, um zu löſchen; aber bald fanden ſich auch die Ruſſen ein, und nahmen Beſitz von den Vorräthen und dem feſten Schloſſe.

Wahrſcheinlich wäre der Rückzug ſehr unglücklich abgelaufen, wenn ihn nicht Gotthard Kettler, der ſchon zum Comthur von Fellin ernannt worden war, gedeckt hätte. Er kam dabei in große Lebensgefahr, indem er vom Pferde geſtürzt wurde; aber ſeine Leute retteten ihn.

Aus Dankbarkeit erwählte ihn die erſchrockene Ordens-Verſammlung zu Walk zum Coadjutor des Herrmeiſters.

Immer furchtbarer zog nun das Ungewitter gegen Dörpt ſelbſt heran, den wichtigſten Sitz des Landhandels und die Reſidenz des mächtigſten Biſchofs in Liefland. Die Stadt lag auf einem nachtheiligen, ebenen Sandboden. Ihre alte Befeſtigung, ohnehin in jener Zeit errichtet, und für ſie berechnet, in der man noch kein Belagerungsgeſchütz hatte, war an vielen Orten ſehr ſchadhaft. Der Magiſtrat hatte zwar ſeinen Antheil ausbeſſern und mit Kanonen beſetzen laſſen; aber dem Biſchofe machte der Geldmangel dieſe Maßregel unmöglich, und die Beſatzung beſtand nur aus zwei- bis dreihundert Mann. So war alſo wenig Hoffnung zur Vertheidigung übrig, als der ruſſiſche Feldherr Schuiskoy das nahe gelegene Schloß Werbek in der Nacht überrumpelte, und nun am 11ten Julius 1558 die Stadt ſelbſt einſchloß.

Kaum hatte die Belagerung angefangen, als die dörptſchen Domherren die Stadt auf die ſchändlichſte Art verließen. Sie erboten ſich nehmlich, einen tapfern Parteigänger des Biſchofs bei einem Ausfalle zu begleiten: ſo bald ſie ſich aber im Freien ſahen, jagten ſie mit verhängtem Zügel davon, und flohen nach Riga, wo es jetzt freilich ſichrere und beſſer beſetzte Tafeln gab. Dieſe Treuloſigkeit erregte ein lebhaftes Mißtrauen zwiſchen den lutheriſchen und katholiſchen Bürgern in der Stadt, und nur mit großer Mühe gelang es dem Biſchofe, dem Ausbruche blutiger Händel vorzubeugen. Als indeß die Minen der Ruſſen unter die Mauer gelangt waren; als die Boten, die man um Hülfe an den Herrmeiſter geſchickt hatte, nur die Aufforderung zurückbrachten, ſich muthig zu vertheidigen; und als Schuiskoy eine vortheilhafte Capitulation anbot: entſchloß man ſich zur Uebergabe, die am 18ten Julius, alſo ſchon am ſiebenten Tage, unterzeichnet ward.

Die Capitulation geſtand dem Biſchof das Kloſter Falkenau zum Sitze, und das Gebiet deſſelben zum Unterhalte zu, beſtätigte die Verfaſſung der Stadt, und verſprach der Beſatzung freien Abzug. Schuiskoy hielt alle Punkte mit einer seltenen Gewiſſenhaftigkeit. Er erlaubte keinem ſeiner Soldaten, in die Stadt zu gehen, bis diejenigen Einwohner, die fortziehen wollten, mit dem Einpacken ihrer Güter fertig waren, und gab dem Biſchofe zweihundert Pferde zum Fortſchaffen der ſeinigen. Fürſtenberg hingegen ließ alle Geflüchteten auffangen und plündern, und die Beamten des Biſchofs ſogar foltern, um das Geſtändniß einer Verrätherei zu erpreſſen, die doch nur in der Schwäche des Landes und der Saumſeligkeit des Ordens beſtanden hatte.

Die dörptiſchen Bürger flohen größten Theils nach Reval, und verbreiteten dort eine ſo große Muthloſigkeit, daß dieſe Stadt ſowohl, als der eſthniſche Adel, beſchloß, ſich dem Schutze des Königs von Dännemark zu unterwerfen.

Sie übergaben ohne langes Bedenken die Regierung und das Schloß dem däniſchen Hauptmanne Münchhauſen, der einige Privatgüter des Königs in Eſthland verwaltete. Der alte Chriſtian der Dritte war indeß zu redlich, um von der Noth des Herrmeiſters Vortheil ziehen zu wollen. Auf die erſte Anforderung gab er ihm alles zurück, ſtreckte ihm 20,000 Thaler zum Kriege vor, und verſchaffte ihm ſogar einen halbjährigen Waffenſtillſtand mit den Ruſſen. Sie hatten in einem Feldzuge zwei wichtige Städte und eine Menge Schlöſſer erobert: jetzt hielt es Iwan für nöthig, ihnen eine kurze Ruhe zu geſtatten.

Weniger großmüthig, als Chriſtian, verfuhr Guſtav Waſa. Er ſchlug die verlangte Hülfe zwar nicht ganz ab; aber, eingedenk der vorigen Bundesbrüchigkeit der Ritter, forderte er ſo große Abtretungen dafür, daß man es für beſſer hielt, die fernere Gefahr ohne ihn zu beſtehen.

Die einzige Macht, von der man jetzt noch

Hülfe erwarten zu können glaubte, war Polen. Man hatte im Paswalder Traktate verabredet, nach Ablauf des funfzehnjährigen Friedens gemeinſchaftlich Rußland zu bekriegen; aber wenn der König von Polen ſich nicht entſchloß, ſeinen Allirten früher zu unterſtützen, ſo lief er Gefahr, ihn vernichtet zu ſehn, ehe die beſtimmte Friſt verlaufen war. Mit dieſer Vorſtellung ſandte man Kettlern nach Krakau, der noch in den letzten Monaten des unglücklichen Jahres 1558 durch ein Paar gelungene, obgleich nur unbedeutende, Unternehmungen gezeigt hatte, daß er die Coadjutur verdiene. Indeß er in Polen unterhandelte, erlangte er eine noch höhere Würde.

Nach Ablauf des Stillſtandes hatten nehmlich die Ruſſen einen neuen fürchterlichen Einfall gethan, bei dem ſie bis in Kurland vordrangen, und ſich erſt auf das Gerücht, daß eine große teutſche Armee gelandet ſey, zurückzogen. Dies ſchlug Fürſtenbergs Muth ſo völlig nieder, daß er in der Ordensverſammlung zu

Wenden ſeine herrmeiſterliche Würde niederlegte, und den Rittern rieth, ſie ſogleich Kettlern zu übertragen, damit er deſto wirkſamer unterhandeln könne. Man machte keine Schwierigkeit, ſeine Entſagung und ſeinen Rath anzunehmen: denn durch ſein übereiltes, bald äußerſt hartes, bald feiges Betragen hatte er ſich allgemeinen Widerwillen zugezogen. Indeß war er ein muthiger Soldat, und in dieſer Rückſicht ſah man es gern, daß er ſich Fellin zum Ruheſitze erwählte, wo man, der feſten Lage wegen, die Schätze, die Magazine und das Geſchütz des Ordens aufbewahrte.

VII.

Gotthard Kettler oder die Auflöſung des Ritterſtaates.

Es giebt Menſchen, denen die Natur ſchon in der früheſten Jugend gleichſam den Stempel aufdrückte, durch den ſie zu einer wichtigen Rolle, zur Bewirkung wichtiger Veränderungen, berufen werden. Nicht jene Knaben und

Jünglinge ſind es, deren erſtes Geſchäft es ſcheint, Genuß zu finden und zu gewähren, die ſich durch hinreißende Heiterkeit zu Meiſtern jedes Herzens machen, und überall, wo Scherz und Freude wohnen, die erſten ſind. Sie werden die geſellſchaftlichen Zirkel beherrſchen, ſie werden über Moden und Manieren gebieten: aber ſo bald ſich die Umſtände ändern und Kraft verlangen, ſo bald äußerer Drang innere Energie heiſcht, verläßt man den König des Balles, wie man bei einem Ungewitter den Federball hinwirft, um Bedeckung zu ſuchen. — Auch jene ſind es nicht, die durch frühe, blendende Talente, oder durch eiſernen Fleiß der Stolz ihrer Eltern und Lehrer, das Wunder ihrer Bekannten werden, und aus Eitelkeit viel Lobenswürdiges thun, ſich gleichſam mit Tugenden putzen. Sie können bei Umwälzungen nützliche Gehülfen, kluge Rathgeber ſeyn; aber hervorrufen, durchſetzen werden ſie dergleichen nicht. Sie bedürfen in ſtürmiſchen Zeiten, dem Probeſtein des wahren

Werthes, kraftvollerer Männer, die ihnen Raum ſchaffen, glänzende Geiſter zu ſeyn. Nein! die unbeliebten, unbewunderten Knaben ſind es, deren kalte Miene ihrer jugendlichen Miene angelogen ſcheint; die nicht um die Gunſt ihrer Eltern und Lehrer buhlen; die den Spielen ihrer Gefährten beiwohnen, ohne daß ſie Freude aus ihnen zu ſchöpfen ſcheinen, und gleichwohl die Tongeber dabei ſind, ſo bald ſie es wollen; bei denen die Erwachſenen ſchweigend vorübergehn, weil ſie ſie nicht als Männer anreden wollen, und ſich auch nicht gereizt fühlen, ſie als Knaben zu behandeln; und deren finſtere Verſchloſſenheit immer über einem Geheimniſſe zu brüten ſcheint. In der That, ſie haben eins. Es iſt das ihrer verborgenen Kraft; aber ſehr viele treten vom Schauplatze ab, ohne es jemals ſelbſt errathen zu haben.

Solche Jünglinge waren Wilhelm von Oranien, der Verſchwiegene, der Hollands Ketten brach, und Cromwell, der ſich den Schauplatz ſeiner Größe durch Verbrechen erringen mußte; ein ſolcher war Buonaparte, und — Wilhelms älterer Zeitgenoſſe Gotthard Kettler. Sein ſpäterer Charakter blieb den früheren Anzeigen treu. Von Natur ernſt und verſchloſſen, verbarg er gleich ſorgfältig die Reſultate, die ſein hellblickender Geiſt ihn ziehen ließ, und die Entwürfe, die er darauf bauete; er ſuchte nicht durch Vorſtellungen hinzureißen, ſondern entwarf einen Plan, und *handelte* ihm unverbrüchlich gemäß; buhlte nicht um Gunſt, ſondern machte ſich nothwendig. Ein Charakter dieſer Art braucht nicht, ſich eine Partei bilden zu wollen: die gewöhnlichen Menſchen hängen ſich von ſelbſt ihm an, wie ſchwimmende Splitter an ſchwimmende Balken. — Geitz und Ausſchweifung befleckten ihn nie, aber wohl kalte Grauſamkeit. Er zeigte Dankbarkeit gegen ſeine ehemaligen Beförderer, als er über ſie hinweggeſtiegen war: aber ſein herzloſes Mißtrauen ließ ihn überall Verrätherei wittern, und bewog ihn zuweilen, Schwäche als ſolche zu beſtrafen. Gefahren ſchreckten ihn nicht; doch das Mitleid bewegte ihn eben ſo wenig. Ein ſolcher Mann konnte der Retter des Staates werden: aber es war ihm natürlich, ſich lieber zum Eigenthümer deſſelben zu machen.

Kettler ward im Jahre 1530 in dem Herzogthume Bergen geboren, und kam sehr jung nach Liefland, um in den Orden eingekleidet zu werden. Hier war bei allen Ständen ausſchweifender Genuß das große Geſchäft; und wenn Liefland nicht das zweite Sybaris ward, ſo muß dies der Rohheit des Zeitalters zugeſchrieben werden, die ſelbſt der Weichlichkeit nur ſehr derbe Genüſſe darzubieten vermochte. Kettler ſtand bei den frohen Auftritten ernſt und untheilnehmend da; ſein kalter Blick allein müßte den Schwelgenden ſchon ein empfindlicher Vorwurf ſeyn. Sie rächten ſich durch Spott und höhnende Geſänge, und lange Zeit hindurch waren einige der älteſten Gebietiger die einzigen, welche den Verdienſten des ſchweigenden Jünglings Gerechtigkeit wiverfahren ließen. So bald indeß die Lage Lieflands bedenklich ward, und Drohungen der Polen, Preußen und Ruſſen die Freudenmahle unterbrachen, erinnerte ſich jede furchtſam pochende Bruſt des nüchternen Beſonnenen, der nicht zu den Gelagen getaugt hatte, und hoffte von ihm allein Rettung.

Wir haben oben geſehn, wie gleich im Anfange der Unruhen jedes wichtige Geſchäft nur Kettlern aufgetragen ward. Die Geſandtſchaften der Polen, ſeitdem der Erzbiſchof Wilhelm den Herzog Chriſtoph zum Coadjutor erwählt hatte, erregten Bedenklichkeiten, und forderten Wachſamkeit und Klugheit. Kettler ward zum Comthur der Gränzfeſtung Dünaberg ernannt, wo die Geſandten zuerſt aufgenommen und — ausgeforſcht werden mußten. Der in den Ruheſtand verſetzte Comthur von Fellin, Thyle, ſchenkte ihm ſeinen ganzen koſtbaren Staat: das erregte Neid und Mißvergnügen; aber als es darauf ankam, die teutſchen Fürſten zu gewinnen, und Hülfstruppen in Teutſchland zu werben, wußte man wieder dieſen kritiſchen Auftrag niemand zu geben, als Kettlern. Durch ſeine Gewandtheit allein glückte es ihm, ein kleines Corps in Teutſchland zu werben und glücklich nach Liefland zu führen. Als der ruſſiſche Krieg endlich ausbrach, kam es vorzüglich darauf an, Fellin, das feſteſte Schloß des Ordens, welches alle ſeine Schätze bewahrte, zu ſichern: man machte Kettlern zum Komthur davon. Ihm ward der Entſatz von Narva aufgetragen: er mißglückte durch einen unvermeidlichen Unglücksfall; aber Kettler war es, der des fliehenden Herrmeiſters Rückzug von Kyrempäh ſicherte. Die Ungeſchicklichkeit des letztern machte es nothwendig, ihm einen Gehülfen zu geben, und niemand ward dazu tauglich gefunden, als Kettler. Man wollte einen letzten Verſuch machen, Polen und das teutſche Reich zu gewinnen; aber alle Hoffnung ſeines Gelingens gründete ſich darauf, daß Kettler ihn unternahm. Noch war er damit beſchäftigt, als Fürſtenberg ihm den erſten Platz

im

im Staate abtrat, — und nun arbeitete er ungehindert an der Ausführung eines Plans, den er vielleicht lange genährt hatte, aber ohne ihn je laut werden zu laſſen.

Dies war die Säkulariſation des Ordens in Liefland. Das Beiſpiel, welches der Herzog Albrecht fünf und dreißig Jahre früher in Preuſſen gegeben hatte, mußte den Rittern, ſo bald ſie der Reformation beigetreten waren, ſehr nachahmungswerth ſcheinen. Gewiß hatte ihnen nur die Gelegenheit gefehlt, um, wie er, den läſtigen Zwang des Ordens, der ihnen ſelbſt lächerlich und unnütz dünken mußte, von ſich zu werfen und ſeiner Güter menſchlicher zu genießen. Jetzt war die Gelegenheit dazu gekommen: Liefland glich einem hoffnungsloſen Wrack, das niemanden mehr gehörte, und das rechtmäßige Eigenthum eines jeden werden mußte, der ſich die Mühe nicht verdrießen ließ, einen Theil davon zu ſich zu ziehen.

Kettler hatte im Jahre 1559 zu Krakau bei dem Könige von Polen mit ſeinen öffentlichen und geheimen Anträgen günſtiges Gehör gefunden; aber die polniſchen Magnaten waren des Krieges gegen Rußland ſo müde, daß ſie ſich durchaus in keinen Vertrag einlaſſen wollten, der ihn erneuern mußte. Siegmund beſchied den neuen Herrmeiſter alſo auf den litthauiſchen Reichstag, den er für den Auguſt 1559 nach Wilna ausgeſchrieben hatte. Kettler wendete die Zwiſchenzeit an, noch einmal bei dem teutſchen Reichstage um Hülfe zu bitten. Es war vorauszuſehen, daß er nichts ausrichten würde; aber er wollte ſich gegen den Vorwurf ſichern, irgend etwas zur Rettung des Ordens unterlaſſen zu haben. Die teutſchen Fürſten bewilligten eine Beiſteuer von 300,000 Gulden zum Kriege. Hamburg, Lübeck und Bremen wurden angewieſen, die Summe vorzuſchießen: doch bei den Streitigkeiten, in welche dieſe Städte gegen Reval wegen ihres neuen Handels mit Narva verwickelt waren, weigerten ſie ſich, die Anweiſung zu erfüllen.

Der litthauiſche Reichstag war thätiger. Ohne Bedenken bewilligte er Kettlers Bitte um Schutz. Der Orden huldigte dem Könige als Schutzherrn, und trat ihm einen großen Landſtrich mit vielen ſtark befeſtigten Schlöſſern ab, doch mit der Bedingung, ſie wieder einlöſen zu können. Er erhielt dafür das Verſprechen, daß ein königlicher Geſandter in Moskau die Rückgabe des Eroberten und den Frieden bewirken, oder daß die litthauiſchen Heere zu den liefländiſchen Truppen ſtoßen ſollten. Der Vertrag war nicht vortheilhaft. Die Ruſſen, die nichts mehr wünſchten, als was ſie ſchon beſaßen, hätten wohlfeiler Frieden geſchloſſen, und eben ſo die Schweden gegen geringere Abtretungen Hülfe geleiſtet, ohne daß die Unabhängigkeit wäre aufgeopfert worden. Doch Kettlers Plane forderten Krieg und nähere Anſchließung an Polen. Auch der Erzbiſchof trat dem Vertrage bei, begab ſich unter den polniſchen Schutz, und überlieferte dem König.

gegen ein Darlehn von 100,000 Gulden, zwei ſeiner Schlöſſer.

Nach dem Abſchluſſe ſeiner Unterhandlung kehrte Kettler nach Liefland zurück, um die Huldigung zu empfangen, und bot alles auf, ſich in einen beſſern Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Er verpfändete von neuem mehrere Schlöſſer an den Herzog von Preuſſen, an Polen und Reval, bezahlte mit dem erhaltenen Gelde ſeine teutſchen Söldner, und verſuchte noch im Winter einen Feldzug gegen die Ruſſen. Er war in mehreren kleinen Gefechten nicht unglücklich, und eroberte ſogar einige Schlöſſer wieder: aber die Jahreszeit und die Unzufriedenheit der teutſchen Truppen nöthigte ihn, ſie in die Winterquartiere zu legen, und nach Riga zurückzugehn.

Hier war es, wo er am 5ten April 1360 in einem großen Capitel den Rittern die hülfloſe Lage des Landes ſchilderte, und ihnen ſeinen Entſchluß für die Zukunft erklärte. Er wolle, ſagte er, noch einmal alles aufbieten, um Hülfe zu erlangen; ſchlüge es ihm aber fehl, ſo ſähe er keinen Ausweg, als dem Orden zu entſagen, eine vortheilhafte Heirath zu thun, und das Land als weltlicher Fürſt zu regieren. Sein Antrag ward nicht mit dem Widerſpruch aufgenommen, den er vielleicht erwartete: denn alle Ritter ſehnten ſich heimlich, aus einem Verhältniſſe zu treten, deſſen Unnatur immer drückend geweſen war, es aber ſeit der Reformation und in den jetzigen Umſtänden doppelt ſeyn mußte. Die Comthure ſtimmten ihm alle bei, und bedangen ſich nur aus, daß ihnen ihre Commenden als Erbgüter ertheilt würden; ja, einer von ihnen ließ ſich die ſeinige vom Herrmeiſter verſchreiben.

So war alſo der völlige Schiffbruch angekündigt, und jeder aufgefordert, von dem Gemeingute ſo viel für ſich zu bergen, als ihm möglich wäre. Bald zeigten ſich die Wirkungen davon; Biſchöfe, Comthure und Ritter fingen an, die Stifte und die Güter des Ordens als ihr Eigenthum zu behandeln, und zu dem in Auflöſung liegenden Staat zogen, wie Raubvögel, Prätendenten herbei, die man gar nicht erwartet hatte.

Der erſte war der Bruder des Königs von Dännemark, Magnus, Herzog von Holſtein. Der Biſchof von Oeſel und Pilten hatte dem Könige ſchon im vorigen Jahre das Recht übertragen, ihm einen Nachfolger zu ernennen. Er ernannte ſeinen Bruder dazu, und ſchickte ihn im Frühlinge des Jahres 1560 mit einer Flotte und einem anſehnlichen Geldvorrathe nach Arensburg. Der Biſchof Johann von Münchhauſen trat ihm ſogleich ſeine beiden Stifte für 20,000 Thaler ab, und ging nach Teutſchland, um zu heirathen.

Moritz von Wrangel, Biſchof von Reval, fand das Beiſpiel nachahmungswerth, und da Magnus nicht ſehr feilſchte, ſo war er bald dreifacher Biſchof und ſelbſt Beſitzer von dem Ordensſchloſſe Sonneburg, das ihm der Comthur unter dem Vorwande, er ſolle es für den Orden bewahren, überließ. Die Ritterſchaft der genannten Stifte war mit der Vertauſchung ihres Oberherrn ſehr zufrieden, da ſie ſich von ihm Schutz gegen die immer näher ſtreifenden Ruſſen verſprach: Kettlern hingegen ſchmerzte es bitter, ſo wichtige Theile von ſeinem künftigen Herzogthume abgeriſſen zu ſehen. Er ſandte einige Mannſchaft ab, um das Schloß wieder zu beſetzen und den treuloſen Comthur gefangen zu nehmen. Keins von beiden konnte ausgeführt werden. Magnus nahm die Schiffe, mit denen die Leute des Herrmeiſters nach Oeſel gekommen waren, in Beſchlag, weigerte ſich, das Schloß auszuliefern, und überſchickte Kettlern, als Rechtfertigung, ein Empfehlungsſchreiben, das ihm ſein Bruder mitgegeben hatte.

Kettler verſtand den Sinn dieſer Höflichkeit, und gab der Gewalt nach. Er ſchrieb einen Landtag nach Pernau aus, und als neuer Landſtand fand ſich auch Magnus auf demſelben ein. Weit entfernt, etwas zurückgeben zu wollen, forderte er hier die Auslieferung der

Abtei Padis, die zum Biſthum Oeſel gehörte und dem Orden vor Kurzem war verkauft worden. Auch dieſes geſtand man ihm nach einigem Streite zu, um ſich nicht einen neuen Feind zuzuziehen.

Die Berathſchlagungen des Landtages wurden auf eine ſehr ſtürmiſche Art unterbrochen. Die Ruſſen brachen ſchon im Frühlinge mit einer neuen Armee in Eſthland ein, und verheerten die bisher noch verſchonten Gegenden. Bei Ermes ſtießen ſie auf die vereinigten Truppen des Ordens und des Erzbiſchofs, und ſchlugen ſie gänzlich. Nun rückten ſie vor Fellin, wo der alte Fürſtenberg ein ruhiges Alter zu verbringen gehofft hatte. Die nahe Gefahr zwang ihn, noch einmal ſeinen Harniſch anzulegen, und wirklich zeigte er ſich ſeines alten kriegeriſchen Ruhmes werth. Vier Wochen lang vertheidigte er ſich mit einer einzigen Compagnie Fußvolk ſo glücklich, daß die Ruſſen ſchon die Hoffnung der Eroberung aufgaben: da ſtürzte ihn Verrath. Die teutſchen Söldner, aus denen die Beſatzung beſtand, forderten mit lautem Ungeſtüm ihren Sold. Um ſie zu befriedigen, gab Fürſtenberg ſein ſilbernes Tafelgeſchirr und ſeinen Geldvorrath hin: aber er reitzte ihre Habgier nur noch mehr. Je wichtiger die Feſtung war, deſto größern Sold hofften ſie durch ihre Uebergabe von den Ruſſen zu verdienen. Sie unterhandelten, trotz den Bitten und Verſprechungen des grauen Helden, zu deſſen Leibwache ſie beſtellt waren. Man verſprach ihnen Geſchenke und freien Abzug: nun plünderten ſie die Ordensſchätze, und zogen ſchwer bepackt aus. Fürſtenberg ſelbſt, die angefüllten Magazine, alles Geſchütz des Ordens und die faſt noch unbeſchädigte Feſtung fielen in die Hände der Ruſſen.

Die Sage, die in fürchterlicherer Geſtalt vor dem Heere der halbwilden Sieger einherzog, als je vor einem andern, behauptete, daß man den alten Herrmeiſter in ſchweren Feſſeln nach Moskau geſchleppt, und den Ueberreſt ſeines Lebens in einem finſtern Kerker habe hinbringen laſſen. Gegründetere Nachrichten geben indeß die Gewißheit, daß Jwan dem gefallenen Helden ein zwar kleines, aber doch hinreichendes Gehalt gab, und ihm ein ruhiges Alter gewährte. Er ſtarb im Jahre 1569 zu Lubin.

Kann Rache wegen eines Unfalles tröſten, ſo hatten die Ritter den Troſt, daß die Verräther keinen Genuß ihrer Schändlichkeit fanden. Die Ruſſen erfuhren ihre Räuberei noch früh genug, um ihnen das Geraubte wieder abzunehmen, und Kettler ließ alle, die ihm in die Hände fielen, henken.

Die Ruſſen benutzten den erhandelten Vortheil, um ganz Eſthland zu durchziehn, und die Nachricht ihrer Siege ſprengte den Landtag zu Pernau. Zwar gelang es ihnen nicht, Weiſſenſtein zu erobern, wo der tapfere Comthur, Caſpar von Oldenbockum, commandirte; auch litten ſie in der Nähe von Reval einigen Verluſt: dafür plünderten ſie aber das ganze Land und auch jene Gebiete, die ſich vergebens geſchmeichelt hatten, in der Oberherrſchaft des Herzogs Magnus Schutz zu finden. Er ſelbſt floh in einem offenen Boote von Hapſal nach Oeſel hinüber.

Der ruſſiſche Einfall in Eſthland erweckte den Teutſchen noch einen neuen Feind. Gedrückt von den Edelleuten, jetzt noch dazu geplündert von den Ruſſen, geriethen die Eſthen in Verzweiflung. Sie verſammelten ſich in großen Haufen, und verlangten von ihren adeligen Tyrannen Schutz in der Bedrängniß, oder die Rückgabe ihrer perſönlichen Freiheit. Hat es je eine gerechtere Forderung gegeben? Wer ſeinen Mitmenſchen zu einem Stück ſeiner Heerde herabwürdigt, iſt ihm doch wenigſtens ſo viel Sorgfalt ſchuldig, als er dieſer beweiſ't; und *kann* er ſelbſt dieſe nicht leiſten: mit welchem Rechte fordert er die Fortdauer ſeiner Herrſchaft? —

Man kann indeß leicht denken, was die Edelleute erwiederten. Die Bauern machten ihr Recht geltend, indem ſie eine Menge von ihnen erſchlagen und mehrere Schlöſſer erobert. Sie boten ſogar der Stadt Reval ein Schutzbündniß an; aber der Magiſtrat hatte die weiſe Kaltblütigkeit, Verzweifelnde durch kluge Vorſtellungen zu dem zurückführen zu wollen, was ihm ihre Pflicht zu nennen beliebte. Sie beantworteten es, indem ſie hingingen, ein neues Schloß zu belagern; aber hier wurden ſie von den Ordensvölkern überfallen und geſchlagen.

Reval für ſich war indeß in eine ſehr mißliche Lage gerathen. Seitdem die Ruſſen im Beſitze von Narva waren, lag der Handel der erſtgenannten Stadt völlig. Die Hanſa-Städte und ſelbſt Schweden benutzten die gewonnene Gelegenheit, in Narva unmittelbar mit den Ruſſen zu handeln, ſehr eifrig, beſonders da der liefländiſche Krieg jeden andern Weg verſchloß. Sie führten ihnen nicht nur Salz und teutſche Fabrikate, ſondern ſogar Geſchütz und Ammunition zu. Der revaliſche Magiſtrat hatte Vorſtellungen dagegen gemacht: niemand achtete ſie. Nun rüſtete er Kaper-Schiffe aus, welche lübeckiſche, ſchwediſche und ruſſiſche Schiffe ohne Unterſchied plünderten. Die Hanſa und Guſtav Waſa beſchwerten ſich bitter darüber, ohne Genugthuung zu erhalten, und machten Mine, ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen, als Iwan, nach manchen vergeblichen Verſuchen, Reval zu einer friedlichen Unterwerfung zu bereden, im Jahre 1560 der Stadt beſonders den Krieg ankündigte.

Dieſer Vorgang flößte dem alten Könige von Schweden andere Geſinnungen ein. Er erinnerte ſich des Verſuches, den Eſthland vor Kurzem gemacht hatte, ſich der Krone Dännemark zu unterwerfen; und aus Furcht, dieſen Plan erneuert zu ſehen, ſchickte er eine Botſchaft nach Reval, und ließ die Stadt auffordern, weder den däniſchen Liebkoſungen, noch den Drohungen der Ruſſen nachzugeben, ſondern treu bei dem Herrmeiſter auszuhalten. Auf dieſen Fall verſprach er, die Stadt bei einer Belagerung, von der See aus, zu unterſtützen: Eine ſo unvermuthete Theilnahme (denn dafür hielt Kettler, was nur Neid gegen Dännemark war) gab ihm die Hoffnung, endlich von Schweden zu erhalten, was er ſo lange vergebens geſucht hatte. Er fertigte ſo fort Geſandte nach Stockholm ab, um die günſtige Geſinnung zu benutzen. Sie fanden den ſchwediſchen Helden ſchon im Todeskampfe, und ſein Nachfolger, Erich, zögerte ſo lange, ſich zu erklären, bis auch Abgeordnete des revalſchen Magiſtrats eintrafen. Nun entließ er jene mit einer unbeſtimmten Antwort; dieſen aber verſprach er nur auf den Fall Schutz, wenn ſie ſich ihm ganz unterwürfen.

Bei der ſichern Ausſicht, ſonſt entweder den Ruſſen oder den Polen zur Beute zu werden, mußte der Antrag eines lutheriſchen Monarchen, der ihr nächſter Nachbar war, Reval ſehr willkommen ſeyn. Noch einmal fragte man indeß bei Kettlern an, ob er die Stadt gegen die Ruſſen beſchützen könne. Er erſchöpfte ſich in Verſprechungen, und ſchickte ſogar zweihundert Polen ab, die zur Beſatzung dienen ſollten: doch die Nichtigkeit der erſtern war zu einleuchtend, und die letztern betrugen ſich ſo, daß man ſie bald wieder abziehen hieß. Die Stadt ſowohl, als der eſthniſche Adel kündigten daher dem Herrmeiſter den Gehorſam auf, und huldigten am 6ten Julius 1561 den ſchwediſchen Commiſſarien, wogegen Erich beiden ihre Privilegien beſtätigte, und ſie durch ausgezeichnete Gnadenbezeigungen noch mehr an ſich zu ketten ſuchte. Nur das Schloß zu Reval war noch in den Händen des Ordens, und Caſpar von Oldenbockum, ein junger tapferer Ritter, vertheidigte es ſechs Wochen gegen den offenen Angriff der Schweden, bis die Erſchöpfung ſeiner Magazine ihn zwang, das Anerbieten eines freien Abzuges anzunehmen.

Ein ſo wichtiger Verluſt öffnete allen die Augen über die Schwäche des Ordens, zeigte ihm ſelbſt, daß er ohne Rettung verloren ſey, und drang ihn, das äußerſte Mittel zu verſuchen. Jetzt, da Rußland die Städte Dörpt und Narva nebſt vielen Schlöſſern, die Litthauer einen großen Diſtrikt von Cur- und Liefland, Herzog Magnus Oeſel und die Wiek, die Schweden das Herzogthum Eſthland inne hatten, jetzt war es die höchſte Zeit, auf einen Verkauf des Uebrigen zu denken, wenn man es nicht umſonſt wollte hinnehmen ſehn.

Die Litthauer waren ſehr langſam in der Erfüllung ihres Verſprechens geweſen. Sie hatten nicht einmal alle Schlöſſer beſetzt, die ihnen ſollten abgetreten werden, noch weniger alſo Hülfstruppen geſandt. Im Oktober 1561 fanden ſich alſo, nach vorläufigen Unterhandlungen, Kettler, der Erzbiſchof Wilhelm und eine Deputation des liefländiſchen Adels auf dem Reichstage zu Wilna ein, um durch einen neuen Traktat mehr Thätigkeit zu bewirken, und nach weitläuftigen Unterhandlungen beſchworen ſie am 28ſten November endlich folgenden Vertrag, durch den der Orden in Liefland vernichtet ward:

„Der Herrmeiſter und ſeine Ritter entſa-

„gen dem geiſtlichen Stande. Der erſtere er„hält Kurland und Semgallen mit allen fürſt„lichen Hoheitsrechten als ein weltliches Her„zogthum von der Republik Polen zur Lehn, „und die Gebietiger werden mit Gütern ver„ſorgt. Dem Adel werden alle Erbſchafts„und Gerichts-Privilegien über ſeine Bauern „beſtätigt, ſo wie allen Ständen ihre Gerecht„ſame. Das eigentliche Liefland und die Hälf„te von Eſthland, wenn man es den Ruſſen „abnehmen kann, wird dem Großfürſtenthum „Litthauen einverleibt; die andere Hälfte des „letztern erhält der neue Herzog. Die lutheri„ſche Religion wird in allen Provinzen als die „herrſchende anerkannt, und alle Aemter ſollen „nur mit Eingebornen beſetzt werden. Der „König verſpricht, das Land gegen alle Feinde „zu beſchützen," u. ſ. w.

Am 3ten März 1562 erließ der Herrmeiſter in einem eigenen Schreiben Riga den Eid der Treue, den die Stadt ihm geleiſtet hatte; und zwei Tage hernach ging die feierliche Unterwerfung aller Stände gegen Polen vor ſich. Der königliche Geſandte, Radzivil, Herzog von Olika, hielt an die Verſammlung der Ordensritter, des Adels und der Deputirten aus den Städten eine feierliche Anrede, beſchwor die Artikel der Unterwerfung, und nahm Kettlern den Eid der Treue ab. Dieſer überlieferte ihm ſein goldenes herrmeiſterliches Kreuz, die kaiſerlichen und königlichen Privilegia, die Schlüſſel der Stadt und des Schloſſes, und legte mit allen anweſenden Rittern in feierlicher Rührung den Ordensmantel nieder: dann ſchworen die Comthure und alle Anweſenden. Radzivil las das Diplom ab, durch welches Kettler zum Herzoge von Kurland und Semgallen, ſo wie zum Statthalter des Erzſtiftes Riga, ernannt ward, und der Adel ſeines Herzogthums huldigte ihm.

In dieſer Unterwerfung erntete Liefland die letzte Frucht ſeiner innern Zwiſte und ſeines Schwelgens. Glücklicher Weiſe verlor aber niemand dabei, und man ſollte ihn, als ein

Feſt der Menſchheit, begehen, jenen Tag, an dem ein ſo ſcheußliches Denkmahl ihrer Verirrung vernichtet ward, als ein Staat von fanatiſchen Halbmönchen war.

Auch der Erzbiſchof hatte ſich der Oberherrſchaft Polens zu Wilna unterworfen, und der König begnügte ſich mit der Schutzhoheit über ihn: er ließ es ihm und ſeinem Coadjutor ſogar frei, das Erzſtift als ein geiſtliches oder weltliches Fürſtenthum zu beherrſchen; indeß fand ſeine Ritterſchaft für gut, ſich mit den ehemaligen Ordensländern zu verbinden, und kam ſo, nach der Lage ihrer Güter, unter die Oberherrſchaft Polens oder des Herzogs von Kurland. Wilhelm ſtarb am 4ten Februar 1563. Sein Coadjutor, Chriſtoph von Meklenburg, hatte ſchon im Jahre 1561, während der Unterhandlungen mit Polen, Liefland verlaſſen, um den Schutz des Kaiſers aufzufordern. Da er in Teutſchland überall kaltſinnig aufgenommen ward, ſo ging er im folgenden Jahre nach Schweden, verlobte ſich mit der Schweſter des Königs, und kehrte dann mit einigen Truppen nach Liefland zurück. Nach dem Tode des Erzbiſchofs verſuchte er, ſich mit ſeinen wenigen Soldaten des Erzſtiftes zu bemächtigen; doch Herzog Gotthard nahm ihn in ſeinem Schloſſe gefangen, und ſchickte ihn nach Polen. Hier mußte er bis 1569 gefangen bleiben, da er endlich ſeine Freiheit, gegen Entſagung des Erzbisthums und aller Anſprüche auf Liefland, wieder erhielt. Während ſeiner Gefangenſchaft wirkte ſein Bruder Johann Albrecht von Meklenburg in Polen aus, daß das Erzbisthum ſeinem dreijährigen Sohne verliehen ward: aber auch dies war nur auf kurze Zeit. Im Jahre 1566 ward es völlig aufgehoben.

Nur Riga hatte ſich der Anerkennung polniſcher Hoheit entzogen. Zwar übergab der Herrmeiſter ſeine Rechte über Riga dem Könige von Polen, und erhielt dafür die Statthalterſchaft in demſelben; aber der Magiſtrat ſuchte die Umſtände zu benutzen, um eine reicheſtädtiſche Freiheit zu erringen, und verſtand ſich zu weiter nichts, als dem Verſprechen, ſich nie von Polen zu trennen. Man unterhandelte unaufhörlich, und immer fand er, bald in der Beſorgniß für die Religionsfreiheit, bald für die Handelsgerechtſame, neuen Anlaß, die Verſprechungen der polniſchen Geſandten zu verwerfen und ihre Forderungen zurück zu weiſen. Man kannte in Polen die Wichtigkeit dieſer Stadt zu gut, und fürchtete zu ſehr, ſie zu Schweden übertreten zu ſehn, als daß man Gewalt gegen ſie verſucht hätte. So gelang es ihr, wirklich die Huldigung zwanzig Jahre aufzuſchieben; und erſt als der Krieg geendigt war, und ſie ernſtern Maßregeln, durch welche ihr Handel leiden mußte, entgegenſah, leiſtete ſie im Jahre 1582 dem Könige von Polen den Unterwerfungseid, wiewohl noch immer mit Vorbehalt ihrer meiſten Privilegien.

VIII.

Beſchluß.

Liefland hatte auf ſeine Selbſtſtändigkeit, auf ſeine ganze politiſche Exiſtenz Verzicht gethan; aber weit entfernt, daß dieſes ihm Ruhe verſchafft hätte, führte es nur noch gränzenloſeres Elend herbei. Fremde ſchlugen ſich jetzt um die entſeelte Beute, und je gleicher die jetzt ſtreitenden Parteien an Kräften waren, um deſto hartnäckiger und verheerender mußte der Kampf ſeyn.

Iwan eröffnete ihn. Erbittert, die Polen die Frucht ſeiner Anſtrengungen durch die Beſitznahme von Liefland ernten zu ſehn, erklärte er ihnen ſchon im Jahre 1561 den Krieg: indeß griff er ſie nur in Litthauen an, verheerte es und eroberte Polozk. In Liefland hingegen ſchlugen ſich dafür die Schweden mit den Polen und den Anhängern des Herzogs Magnus herum, und eroberten Pernau und die Wiek; aber mit Iwan ſchloß Erich im Jahre

1564 einen ſiebenjährigen Stillſtand, worin ſein Beſitzrecht auf Eſthland anerkannt ward.

Die drückendſte Plage für Liefland war das Geſindel, das ſich nach der Aufhebung des Ordens ſeines Unterhalts beraubt ſah, und ſich durch Räuberei und Parteigehen zu ernähren ſuchte. Ritter und gemeine Söldner rotteten ſich unter dem Namen der Hofleute zuſammen, boten bald dieſer, bald jener Partei ihre Dienſte an, verriethen alle, ſobald ſich eine Gelegenheit darbot, und plünderten, wo ſie hinkamen.

Iwan ſah den Vorgängen in Liefland zu, ohne ſich hinein zu miſchen, wahrſcheinlich in der Abſicht, daß ſich alle Theile erſchöpfen ſollten, um ihm dann deſto leichter zur Beute zu werden; aber ſo vortheilhaſt eine ſolche Politik in vielen Fällen auch iſt, ſo ſchlug ſie diesmal doch fehl. König Erich von Schweden, der durch perſönliche Freundſchaft mit ihm verbunden war, und ſich ſogar, im Fall eines Aufruhrs, ein Aſyl in Rußland ausgebeten hatte, ward durch Wahnſinn in eine Reihe ſchändlicher Unthaten und im Jahre 1568 gar vom Throne geſtürzt. Sein Nachfolger Johann der Dritte hatte eine Tochter des Königs von Polen, Sigismund, geheirathet: ſo war die politiſche Lage plötzlich verändert, und Iwan mußte erwarten, die bisherigen Feinde als Bundesgenoſſen gegen ihn auftreten zu ſehen.

Um dieſes zu verhüten, ſchloß er im J. 1570 einen dreijährigen Stillſtand mit Polen. Magnus hatte bisher in ſeinem Biethume Pilten ruhig gelebt, ohne daß ihm ſeine Schwäche erlaubte, ſich ſehr thätig in den Krieg zu miſchen. Iwan berief ihn jetzt an ſeinen Hof, und ernannte ihn zum Könige von Liefland, mit der Bedingung, daß er dieſes Land unter ruſſiſcher Oberherrlichkeit beſitzen ſollte.

Magnus hielt ſich der Erfüllung um ſo mehr für ſicher, da der Zaar ihn im Jahre 1573 mit ſeiner Nichte vermählte: aber er betrog ſich. Zwar nahm Iwan jetzt mit anhaltendem Glücke den Schweden faſt ganz Eſthland bis auf Reval, und, nach Ablauf des Stillſtandes, den Polen Liefland bis auf Riga, ab. Doch Magnus erhielt nur einen geringen Antheil der Eroberungen, und war am ruſſiſchen Hofe faſt nur ein Staatsgefangener. Er ſah endlich ein, daß er nur zum Werkzeuge gedient hatte, und verſuchte, durch einen geheimen Traktat mit Polen mehr zu gewinnen. Ein polniſcher Officier, den er beleidigt hatte, verrieth ihn, und nun ward er in Wenden von den Ruſſen wirklich arretirt. Alle ſeine Städte und Schlöſſer fielen in ihre Hände, und Iwan ſah ſich im Beſitze alles Landes, das zwiſchen den beiden oben genannten Hauptſtädten liegt.

Plötzlich veränderte ſich die Scene. Sigismund August, König von Polen, ſtarb im J. 1572, kurz vor dem Ablauf ſeines Stillſtandes mit den Ruſſen. Heinrich von Valois, dem Catharina von Medici die Nachfolge erkaufte, ſuchte im Beſitze der polniſchen Krone nichts als die Mittel, in Krakau einen franzöſiſchen Hof zu halten. Da dieſe Hoffnung fehl ſchlug, ſo eilte er bei dem Tode Karls des Neunten nach Frankreich zurück: er fand es bequemer, in einem Erbreiche Rebellionen durch Schwelgerei zu veranlaſſen und durch Meuchelmord zu bekämpfen, als ſich in einem Wahlreiche des bewieſenen Zutrauens werth zu zeigen. Der weiſe und muthige Stephan Bathory trat an ſeine Stelle; aber er hatte in den erſten Jahren ſeiner Regierung ſo ſehr mit Nebenbuhlern und ihren Anhängern zu kriegen, daß er nicht im Stande war, Iwans Fortſchritten in Liefland Einhalt zu thun. Endlich im Jahre 1578 war er allein Herr in ſeinem Reiche, und bald zeigte die Rücknahme von Polozk und einem großen Theile Weſtpreuſſens, daß jetzt ein neuer Heldengeiſt die polniſchen Heere beſeele. Schon im folgenden Jahre bat Iwan um Frieden: doch Stephan wollte ihn nur gegen die Abtretung von ganz Liefland gewähren. Der Krieg dauerte alſo fort, und die Polen eroberten in den folgenden Feldzügen faſt ganz Liefland, ſo wie die Schweden in einem einzigen Narva, Iwanogorod und den größeſten Theil von Ingermannland.

Niedergebeugt durch dieſe Unfälle und durch den Tod ſeines Sohnes, den er im Zorn mit einem Stocke erſchlagen hatte, wich der abgelebte Iwan dem jüngern, thätigern Bathory. Er bat den Papſt um ſeine Vermittelung. Durch dieſe ward im Jahre 1582 der Friede zu Kiwerahorka geſchloſſen, in welchem Rußland alle liefländiſchen Beſitzungen, ſelbſt Dörpt, zurückgab. Im folgenden erkaufte Iwan ſich, durch die Entſagung von Ingermannland und Eſthland, auch von Schweden den Frieden, und ſtarb bald nachher. Die Frucht ſeiner längſten Anſtrengung im Mannesalter mußte er ſich als Greis entreißen ſehn; aber die Bemühungen für das Innere ſeines Landes waren deſto bleibender, und der Handel von Archangel und auf dem caſpiſchen Meere, die Bergwerke Rußlands, und die Vorbereitung eines beſſern Zeitalters durch Einführung einer Menge teutſcher Künſte und Handwerke, ſind ſo glänzende Beweiſe ſeiner Einſicht, als die Eroberungen von Caſan, Aſtrakan und Sibirien, ſeiner Macht. Für Liefland war er ein Orkan, der wüthend daher fährt, zerſtört, — vorüberſtürmt, und alle Trümmer, die er ſchuf, zurückläßt.

Unſtreitig erwarb er ſich ein großes Verdienſt um die Menſchheit durch die Zerſtörung eines Staates, der hoffentlich immer der einzige ſeiner Art bleiben wird: denn gewiſſer gar zu wahnſinniger Verirrungen ſind die Menſchen, wie der Blattern, nur Einmal fähig. Diejenige, deren Geſchichte wir durchgegangen ſind, ließ ein ſcheusliches Denkmahl zurück: die liefländiſche Großherrlichkeit. Faſt alle Theile von Europa haben ähnliche, wiewohl bei weitem nicht ſo abſcheuliche, Ueberbleibſel aus dem Mittelalter; aber die Nationen ſcheinen es ſich zum ernſten Geſchäfte zu machen, daß dieſe ſchmachvollen Spuren vergangener Raſereien fortgeſchafft werden. Dieſes, und nicht gerade republikaniſche Form, iſt die gute Sache, die große Angelegenheit der Menſchheit, über die ſo Viele deklamiren, ohne ſie zu kennen, und deren Fortgang nicht von dem Benehmen Eines Volkes, ſondern von der Aufklärung des Zeitalters überhaupt abhängt, — alſo völlig geſichert iſt.

Inhalt.

Inhalt.

Viertes Buch.

I. Schilderung der liefländiſchen Stände bei Alberts Tode . . S. 3.
II. Begebenheiten in Liefland bis zur Aufhebung des Schwertordens . 20.
III. Entſtehung des teutſchen Ordens . 32.
IV. Einverleibung der Schwertbrüder in den teutſchen Orden. Abtretung von Eſthland . . . . . . 46.
V. Die Tattarn. Alexander Newskoi. Kriege der Ritter wider Rußland bis 1267. . . . . . 55.

VI. Kriege wider die Curen, Semgallen und Litthauer bis 1288. . . . S. 73.
VII. Geſchichte des Bisthums Riga bis zum Jahre 1297. . . . . 90.
VIII. Die Hanſa. Riga . . . . 95.
IX. Krieg des Ordens wider den Erzbiſchof, Riga und die Litthauer . 107.
X. Geſchichte des Däniſchen Eſthlandes bis 1343. . . . . . 128.
XI. Bauernaufſtand. Abtretung Eſthlands . . . . 138.

Fünftes Buch.

I. Kurze Geſchichte der Eroberung Preußens . . . . . S. 155.
II. Geſchichte Litthauens und ſeiner Kriege mit den preuſſiſchen Rittern bis 1346. . . . . 169.
III. Fortſetzung bis zum großen Ehrentiſch, im Jahre 1394. . . . 185.

IV. Fortſetzung bis zur Tannenberger Schlacht, im Jahre 1410. . S. 209.
V. Streitigkeiten der liefländiſchen Herrmeiſter mit den Erzbiſchöfen von Riga, bis 1448. . . . . . 231.
VI. Folgen der Tannenberger Schlacht, bis 1466. . . . . . . 245.
VII. Sylveſter Stobwaſſer und Johann von Mengden 275
VIII. Fortſetzung der Streitigkeiten nach Mengdens Tode, bis 1503. . 291.
IX. Liefländiſcher Handel mit Rußland. Ruſſiſcher Krieg . . . . . 307.

Sechstes Buch.

I. Plettenberg. Ueberſicht ſeiner Regierung . . . . . . S. 337.
II. Die Reformation . . . . 349.
III. Politiſche Geſchichte des Ordens und Lieflands, bis zum Ausbruch des großen ruſſiſchen Krieges . . . 373.

IV. Sitten Lieflands in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts . 399.

V. Rußland unter Iwan Waſſiljewitſch dem Zweiten . . . . . 423.

IV. Ruſſiſcher Krieg gegen Liefland . 437.

VII Gotthard Kettler oder die Auflöſung des Ritterſtaates . . . . . 458.

VIII. Beſchluß . . . . . . 486.

Druckfehler.

Seite 208 Zeile 4 lies die vorigen, ſtatt das vorige.
— 412 — 3 von unten lies 1080, ſtatt 810.
— 60 — 5 lies Wange, ſtatt Miene.

Seinem sehr hochgeschätzten Freunde, Hl. Prediger Hermann

Der Verfaßer

Eine

Reiſegeſchichte.

The proper study of mankind is man.
Pope.

vom

Verfaſſer

der

Rückkehr ins Vaterland.

Berlin, 1800.
Bei Heinrich Frölich.

6307039, F

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vorrede.

Es giebt Bergwerke, in denen man nach Bley gräbt und *nebenher* Silber findet. So, ſchien es dem Verfaſſer dieſes Büchelchens, ſey es ihm auf einer ziemlich langen ſtatiſtiſchen Reiſe gegangen. Als er daheim ſein Journal aufſchlug, fand er unter den trocknen Zahlen und nur ihm verſtändlichen Zeichen manche Begebenheiten, Charakterzüge und Beobachtungen aufgezeichnet, die ihm mehr werth ſchienen, als die genaueſten Nachrichten von Volksmenge, Verfaſſungen oder auch von Schwächen berühmter Männer, (dem Lieblingsthema gewiſſer Leute, die ſtolz darauf ſind, daß auch Klopſtock ſo gut den Schnupfen haben kann, als ſie). Er beſchloß, ſie dem Publikum mitzutheilen; aber welche Form ſollte er dazu wählen? Es giebt ja

Schauſpiele à tiroir, dachte er, warum ſollte es nicht auch Romane der Art geben können? — und ſo reihete er ſeine Aufſätze an einem einfachen Faden auf, den man abreißen kann, wo man will.

Ein eigentliches Kunſtwerk wurde es nicht: darüber iſt er mit jedem Kritiker zum Voraus einverſtanden. Er übernimmt es ſogar nicht, alle Behauptungen, die er ſich erlaubte, als ſeine bleibende Meinung zu vertheidigen. Vielleicht unterhalten die kleinen Aufſätze aber, — vielleicht veranlaſſen ſie hier und dort zum reifern Nachdenken über einen wichtigen Gegenſtand; — vielleicht rührt ſogar mancher. Dann iſt der höchſte Wunſch ihres Verfaſſers erreicht!

Einleitung.

Kurz iſt das Leben — und ſeine Freuden? Eh ihr ſie nennet, ſind ſie entflohn! Geſchah es euch nie, wenn ihr am Erlenbach hinſchlicht, daß ein blendender Farbenſtral aus dem Waſſer euer Auge traf? Ihr bückt euch ſchnell — ſchnell — und kommt noch grade zeitig genug, ein Bläschen zerfließen zu ſehen. Das ſind die Genüſſe, die das ſo flüchtig vorübergleitende Daſeyn uns bietet. Wer unbeſehen ſie annimmt, genießt ihrer nur halb und wer ſie betrachten will, dem verrinnen ſie unter dem Blicke. Doch auch ſo ſind ſie nicht verloren für den, der die Kunſt des Lebens verſteht. Er ſammelt die lieblichen Bilder, die Phantaſie ſetzt ſie verherrlicht zu ſchönen Gemälden zuſammen und ſo — Die ſchuldloſen Freuden gleichen dem Sorbet: ſo lang' ihr trinket, fühlt ihr nur Labung, aber der Nachgeſchmack iſt ſüßer Veilchenduft. —

— Der Winterwind tobt um das Dach meiner kleinen Hütte; er ſchlägt mit raſſelndem Schneegeſtöber an ihre Fenſter. Einſam ſitze ich neben der kniſternden Flamme des Kamins, denn auch meine Geliebte iſt fern, fern von mir am Sterbelager einer Freundin traurige Pflichten zu löſen. — Her zu mir, tändelnde Scherze und ihr Geiſter ſeliger

Stunden, frohe Erinnerungen, umgaukelt mich! Leitet mich zurück in die lachenden Gefilde der Jugend, ins Gebiet jener Tage, zu denen ich ſtets mit wallendem Herzen ſprach: Ihr gefallet mir! — Wollt ihr mit, zärtliche Mädchen? Scheuet mich nicht! Tändle ich auch zuweilen: mein Tändeln gefährdet eurer Unſchuld nie. — Auch euch, ernſtere Leſerinnen, die ihr Bildung in der Unterhaltung ſucht, auch euch lade ich ehrfurchtsvoll ein. Nur Blumen pflanze ich, aber wenn ihr nicht aus mancher derſelben eine Saamenkapſel erzieht; meine Schuld wird es nicht ſeyn. —

Geſetzter, gravitätiſcher Leſer! Verzeihen Sie, daß ich — nicht Runzeln habe!

Erſt dreißig Jahre durchſcherzte ich: wie hätte mir ſchon eine Stunde übrig ſeyn ſollen, weiſe Minen zu lernen? Wann einſt im ſechzigſten Winter dünnere Locken meine Scheitel umziehn: ich verſprech' es Ihnen, dann will ich ernſter ſeyn. — Frohe Geſellen, die ihr hinter Akten und Klaſſikern, und wie das Arbeitsgeräthe heißen mag, ſo rüſtig hervorhüpft, der vorüber wallenden Schönen nachzuäugeln; die ihr den Arbeitsſtaub mit perlendem Champagner abwaſcht und ſo gern im grauen Haare noch eine helle Lache aufſchlagt,

den Arm in keuchende Seiten geſtemmt!

Frohe Geſellen! euch biet' ich die Hand! Top, wir gehn mit einander. — Du aber, finſtrer Splitterrichter, der du das Maaß auch an die Freude legſt und ſchiltſt, wenn man im Haſcheſpiel — die Füße nicht auswärts ſezt: Zürnen magſt du, wenn ich regellos tändle; du sollſt zürnen, aber hüte dich zu ſchmähn! Das Rebenlaub meines Thyrſus birgt einen blinkenden Stahl. Er tödtet nicht, aber er trift doch ſchmerzhaft genug!

„Auf rollenden Steinen wächſet kein Moos!“

ſagten unſere Verältern, um gegen Wankelmuth und Unſtätigkeit zu warnen. Das Sprichwort iſt gut; es iſt ſogar eins der ſchönſten, welche die neuern Sprachen aufzuweiſen haben, aber — man mag mir es verzeihen, wenn man will — es iſt einmal meine Unart, an den alltäglichſten Dingen zu deuteln und zu nagen, bis ich einen zweiten und dritten Sinn hineingefunden habe, der nicht ſelten der beſſere iſt. „Iſt es denn gut, fragte ich mich, daß Moos den Stein bekleide? Er verwittert nie leichter als ſo!“ —

Es iſt mit der moraliſchen Sehekraft wie mit der phyſiſchen. Wer lange auf eine Stelle hinblickt, unterſcheidet die Farbe, bald ſelbſt die Gegenſtände nicht mehr, und wem die Selbſtſtändigkeit ſeines Geiſtes und ſein Weltbürgerſinn lieb iſt, muß das zu vermeiden ſuchen. — Ich fühlte, daß ich in der kleinen Reichsſtadt, in der ich ſeit zwei Jahren wohnte, anzuwachſen begann, daß mir ihr Schlendrian und ihre Gevattereien weniger lächerlich wurden, und daß ich ſchon manches Abgeſchmackte, das ich vormals à perte d'haleine verſpottete, gravitätiſch mitmachte. Eines Abends, als ich mich dabei überraſchte, daß ich allen Ernſtes und mit lebhafter Theilnahme einer Klätſcherei zuhörte und über die Kabalen der Wohlweiſen und Ehrenveſten hüben und drüben der Gaſſe und ihrer Baſen und Muhmen, unruhig wurde: — „Auf rollenden Steinen haftet kein Moos!“ ſagte die Bürgermeiſterin, — Drum reiſ' ich morgen ab, erwiederte ich raſch und nahm ſogleich Abſchied, um die nöthigen Anſtalten vorzukehren. —

Schon als Knabe jauchzte ich jedem vorüberjagenden Poſtwagen nach und wenn ich mir ein Feenſchloß dachte, ſo war es ein ſchwebendes, in dem man über Berg und Thal, über Forſt und Meer hinſäuſeln, jeden Augenblick in eine neue Welt ſehen, in einen neuen Zirkel von Genüſſen und Erfahrungen treten konnte. Ich war Jüngling und die trübſte Ahndung, die mir meine beengte Lage einflüſterte, war die, daß ich ewig auf einen Fleck gebannt im Kreiſe derſelben Menſchen würde reifen und altern müſſen. Ich ſtudirte ſo ämſig in den Reiſebeſchreibungen und ſelbſt in den Zeitungen, lauſchte ſo ängſtlich auf die Erzählungen der Reiſenden, wie ein Gefangener durch ſein Gitterfenſter auf die lachende Wieſe unter demſelben ſieht, die er nie betreten wird. Tauſend liebliche Blumen entfalten ſich jeden Morgen vor ſeinen Blicken: er ahndet warm und lebhaft, welchen Wohlgeruch ſie hauchen, wie ſchön es ſich auf ihnen ruhen laſſe; aber ſie ſproſſen, entfalten ſich und welken, ohne daß ihm vergönnt iſt, eine davon zu pflücken! Bunte Schmetterlinge, Bienen und glänzende Käfer ſchwärmen über ſie hin. Er verfolgt jeden mit ſehnſuchtsvollen Augen, ſenkt ſich im Geiſte mit ihm in den Nektarkelch der Blüthen, gaukelt wieder mit ihm empor. Da flattert das ſelige Geſchöpf über den Hügel hin, auf das dampfende Saatfeld, in den duftenden Hayn und er — bleibt an den Eiſen ſeines Fenſters zurück. Mädchen und Jünglinge beleben die Wieſe, tändeln und arbeiten, lachen und ſchwatzen; ſie gehen am Morgen voll rüſtiger Freude aus ihrer Hütte hervor, vollenden den Tageszirkel ihrer Beſchwerden und Freuden und kehren am Abende jubelnd zu ihrem Strohdach zurück. Den Unglücklichen fanden ſie beim erſten Sonnenſtrale an ſein enges Luftloch unthätig und freudenlos gelehnt und bei dem letzten ſteht er noch da. Ein neuer Tag wird hervorgehen, wird ſie zu neuen Genüſſen und neuer Thätigkeit wecken, und ihn, den Armen, finden und laſſen wie dieſer. O, wenn der Reigentanz auf dem abgemähten Raſen beginnt, oder wenn ein glückliches Paar mit leiſem Flüſtern und Lachen um ſich herſpäht und ſobald es niemand gewahrt in den ſchattigen Buſch ſchlüpft: nennt es nicht unmännliche Schwachheit, wenn ihn ſein Schmerz hinreißt, Verwünſchungen gegen ſeinen Tyrannen auszuſtreuen und mit Knirſchen an den Eiſenſtäben ſeines Gitters zu rütteln, ungeachtet er ſchon vor Jahren erprobte, daß ſeine Hand zu ſchwach ſey, ſie zu zerbrechen.

— Ich ward Mann und eine unvermuthete Wendung meines Schickſals ſchleuderte mich hinaus in die Welt. Jahrelang war der Poſtwagen meine dauerndſte Wohnung. Mit offenem Sinne und noch offenerm Herzen ſchöpfte ich Eindrücke und Genüſſe aller Art in meine Bruſt. O es iſt ſüß, frey wie die Vögel des Himmels hinzuſchweben durch Länder und Städte, keck und muthig um ſich her zu ſchauen und ſich nieder zu laſſen, wo immer ein angenehmer Sitz uns winkt. Zwar bei einem längern Aufenthalte an einem Orte, bei dem fortgeſetzten Umgange mit anziehenden Familienzirkeln, ſchmerzt es oft tief, nicht auch einen um ſich her verſammeln zu können, nicht auch der Mittelpunkt einer kleinen Welt zu ſeyn! Oft wenn ich aus einer frohen Geſellſchaft am Abend in mein ödes Zimmer zurückkehrte, in dem nichts wiederhallt' als mein eigener Fußtritt; wenn ich frohe Familienbegebenheiten mit ſo inniger Wärme erzählen, kleine Feſte entwerfen hörte, mit denen man einen Vater, Gatten oder Bruder überraſchen wollte; dann ergriff mich oft eine

eine finſtre Schwermuth und mit beklemmtem Herzen eilte ich, mich in mein leeres Bett zu ſtürzen, um in den Armen des Schlafs meine Einſamkeit wenigſtens zu vergeſſen. Aber dann beſtellte ich die Poſt, dann packte ich meine Koffers und wieder hinaus, hinaus in die Welt! — — —

War erſt die Stunde der Abreiſe beſtimmt: ſo kehrte auch mein Frohſinn zurück, ſo fühlt' ich mich wieder glücklich und leicht. Ich ſah auf alles Unangenehme des Orts mit philoſophiſchem Lächeln herab, auf das Angenehme mit dankbarem Vergnügen und genoß den Ueberreſt mit doppeltem Gefühl; — auf die Menſchen, die mir misfielen, mit fröhlicher Gleichmuth und dem Gedanken: Bald erreicht mich eure Bosheit nicht mehr! — auf diejenigen, die mir lieb wurden, mit einer ſanften Rührung, die mich tauſendmal mir ſelbſt verſprechen ließ, daß ich wiederkehren wolle, ungeachtet ich zum voraus wußte, daß es faſt nie geſchah! —

In dieſer Stimmung ungefähr war ich, als der Poſtwagen vorfuhr und ich zu meiner wackern Wirthin ging um Abſchied zu nehmen. Sie ſagte mir mit Wärme, daß meine Abreiſe ſie unangenehm überraſche; ſie ſetzte ſogar hinzu: wenn ſie nur mit Gewißheit hoffen könnte, daß ich wiederkehrte, ſo ſolle mein Quartier bis dahin leer ſtehen. So viel Güte hatte ich von der guten Frau nicht erwartet, — beiläufig geſagt: ſie war eine fünf und vierzigjährige Wittwe. — Ich dankte ihr mit einiger Rührung und wandte mich zu ihrer Tochter, einem liebenswürdigen Kinde von vierzehn Jahren.

Als ich in S. anlangte, war ſie erſt zwölf. Das iſt das Alter, in welchem ſchöne Mädchen die meiſten Reize für mich haben und manches, das mir im achtzehnten Jahre ſehr gleichgültig iſt, hat mich im dreizehnten unumſchränkt beherrſcht. Auf dieſer Lebensſtufe pflegen die lieben Geſchöpfe, wenn ſie gut erzogen und geſund ſind, die Unſchuld und Naivetät der Kindheit mit den erſten Vorzeichen künftiger lebhafterer Gefühle und den zarteſten Aeußerungen der Weiblichkeit zu verbinden, und eben daher auch der wärmſten reinſten Anhänglichkeit fähig zu ſeyn. Der erſte Mann, und wäre es ein Funfziger, der ihnen mit Freundlichkeit und gefälliger Achtung nahe kommt, bemächtigt ſich ihres kleinen Herzens ohne es zu wollen, oft ohne es zu bemerken, immer aber, wenn er ein

Mann von Ehre iſt, ohne es zu misbrauchen. Sie ſchließen ſich an ihn an und entfalten gegen ihn die geſchäftige Sorgſamkeit, den einſchmeichelnden Liebreiz, oft auch die hinreißenden Launen, die den Charakter des jungen Weibes bilden und ſie einſt ſo gefährlich machen werden. Freilich wenn die Eitelkeit und das Bedürfniß der Sinne erſt ganz erwacht iſt, zerflattert das ſüße Band vor den Blicken des erſten ſchönen Jünglings und der alte Geliebte taugt höchſtens noch zum Vertrauten, oft nur zum Aufſeher, deſſen Gegenwart Anſtand in die Zuſammenkünfte mit Glücklichern bringen muß. Wie mag es ſchmerzen, ſolch ein Vertrauter zu ſeyn! —

Zu der letzten Rolle war ich freilich noch zu jung, aber das erſte Verhältniß war entſtanden, ohne daß ich's bemerkt hatte. Zwanzigmal am Tage war das reizende Minchen in mein Zimmer gehüpft, hatte mich geneckt, mit mir getändelt; mir, wenn ich ſie in meinen Armen hielt, und ſie mir das Haar von der Stirne ſtrich, tauſend Küſſe gegeben, mich zum Theilhaber aller ihrer kleinen Geheimniſſe gemacht, und oft durch mich bei der Mutter auswirken laſſen, was ihr ſchon war verſagt worden. Indeß war ſie — nun ja! ſie war zwei Jahre älter geworden — man weiß, was das bei Mädchen dieſes Alters heißt — ohne daß einem von uns beiden eingefallen wäre darauf zu merken. Schon erhielt ſie tiefe Grüſſe und brennende Blicke von den Jünglingen und noch immer war ſie mir das kleine Minchen, das ich oft mein Töchterchen nannte und auf meinen Knieen wiegte.

Jetzt wandte ich mich zu ihr, um in unſerm gewöhnlichen tändelnden Tone Abſchied zu nehmen. Ich fand ſie in Thränen. Sie kommen gewiß nicht wieder, ſchluchzte ſie, indem ſie mich mit einem ſeelenvollen Blicke anſah. Zum erſten Male bemerkte ich einen Ausdruck in ihrem großen ſchwarzen Auge, der mich erſchütterte. Ich betrachtete ſie einen Augenblick: ſie ſchien mir größer als gewöhnlich und ich erſtaunte, wie ich bis jetzt ihren ſchlanken Wuchs, ihren blendenden Hals, ihre ſchon ſanft gewölbte Bruſt und tauſend Reize hatte überſehen können. „Gewiß komme ich wieder!“ ſagte ich erſchüttert, indem ich unwillkührlich und zum erſten Male ihre Hand küßte, ehe ich meine

Lippen auf ihren kleinen rothen Mund drückte. Der Kuß gab mir eine Empfindung, wie keiner der tauſenden, die ich vorher von ihr erhalten hatte. Ich — wollte ihn — wiederholen: als wenn ſie fühlte, daß nicht mehr die Unſchuld der vorigen in ihm läge, ließ ſie mich nur die Wange erreichen und fiel mir nicht um den Hals, wie ſie nur noch geſtern Abends that.

Ueberraſcht und verwirrt von dem neuen Gefühle, ſtieg ich in den Wagen. Ich ſah mich nach ihrem Fenſter um; ſie ſtand an demſelben, warf mir einen Kuß zu und zog ſich dann eilig und beſchämt zurück, noch eh' ich ihr danken konnte. Mir war, als müſſe ich ſogleich wieder ausſteigen und abſpannen laſſen.

„Es iſt gut,“ ſagte ich zu mir ſelbſt,

indem der Kutſcher die Pferde in Gang ſetzte; „es iſt recht gut!“ indem ich mir den Hut in die Augen drückte: „das Verhältniß begann gefährlich zu werden. Wie leicht hätte das gute Kind zu warm“ — du etwa nicht? lispelte mein Gewiſſen und mein Herz ſeufzte dazu. „Ach, warum haftet doch an rollenden Steinen kein Moos!“ —

Das Raſſeln des Wagens übertönte beide und zerſtreuete mich bald.

Die Verlegenheit.

Rouſſeau ſagt, in den Geſtändniſſen glaub' ich, nichts habe ihn ſo ſehr in Verlegenheit geſetzt, als die Frage: **wer und was** er ſey? Er iſt wohl nicht der Einzige, mit dem dies der Fall iſt. Jeder originelle Kopf, der ſich eine eigene Bahn brach, jeder, der ein Geſchäft hat, deſſen bloße Benennung ein Ehrenwort. iſt, als Dichter, Redner, Philoſophen, können in dieſe Verlegenheit gerathen. Sie ſagen ihren Namen: kennt der Fragende ihn; ſo bückt er ſich. Iſt er ein Fremdling in Iſrael; ſo rümpft er die Naſ und läßt dem **Wer?** ein noch peinlicheres **Was?** folgen. Wenigſtens befand ſich — ich will dem Leſer lieber den ganzen Vorfall erzählen.

Dorat — wer kennet Dorat, den Liebling der Grazien, nicht? — ging einſt mit zwei Freunden, dem Komponiſten Monſeigny und dem Kritiker Freron von einem kleinen Bacchanale bei Nacht heim. Nach der Weiſe franzöſiſcher Beaux-éſprits ward dabei gelärmt und getobt; aber die Schaarwache nahm ihre Lebhaftigkeit übel und brachte alle drei zum Lieutenant der Policey. Nach einem lebhaften Verweiſe von ſeiner Seite und mancherlei Entſchuldigungen von der übrigen, fuhr er endlich auf Dorat ein. "Und wer ſind Sie denn? Was iſt Ihr Metier?" Dorat ſchwieg einen Augenblick. „Ich mache de petits vers!„ ſagte er endlich. „Das iſt verdammt wenig!“ — „Und Sie?“ zu Monſeigny. — „Wenn mein Freund niedliche Verſe gemacht hat; ſo ſinge ich ſie!“ erwiederte er mit einem tiefen Bücklinge. — „Das iſt noch weniger!“ — Und Sie?“ zu Freron. — „Hat dieſer Freund ſchöne Verſe gemacht und jener ſie gut geſungen; ſo — hier rieb ſich der Kritiker freundlich die Hände — freue ich mich darüber. — Dem Polizeibeamten ſchwoll der Kamm. Schon begann er ſie zu verſichern, daß ſie alle drei Taugenichtſe ſeyen, als ſein beſſer unterrichteter Sekretär ihm ins Ohr raunte, es wären berühmte Männer — und er entließ ſie mit der freundlichen Ermahnung, ſtill nach Hauſe zu gehen.

Die Herren halſen ſich, wie es Franzoſen pflegen, durch ein Bonmot. Drei teutſche Gelehrte wären nicht ſo leicht durchgekommen; aber in Teutſchland — Dank ſei es ſeiner Verfaſſung, durch die in manchen Gegenden jede Quadratmeile einen eigenen höchſten Landesvater hat, der alſo alle Bedürfniſſe ſeines Volkes erſpähen und ihnen abhelfen kann! — in Teutſchland erfand man eine Auskunft. Man behandelt nämlich die Gelehrten, wie ſie ihre Journäle, und ſchlägt um den eigentlichen Titel, den Namen, noch einen Schmutztitel, als da iſt Hofrath, Kriegsrath u. ſ. w. Die Erfindung macht dem teutſchen Genie Ehre, denn durch ſie iſt mit einem Male das ſeltene Gold des Verdienſtes in kupferne Scheidemünze umgeſetzt, die jedermann kennt.

Wer nicht ſo glücklich iſt, ſolche Scheidemünze bei ſich zu führen, muß nun ſehen, wie er ſich ſonſt hilft. Ich thue es gewöhnlich dadurch, daß ich mich für einen Juden ausgebe und für die Lüge Leibzoll erlege, denn eine Strafe verdiene ich doch. Mein Freund S., den ich am Ende meiner erſten Tagesreiſe beſuchte, ſetzte mich in eine Verlegenheit anderer Art. „Was iſt denn der Zweck Ihrer Reiſe?“ fragte er mich. In dem Munde eines andern wäre mir die Frage ungelegen geweſen, aber ich hätte ſie mit einem Scherze zurückgewieſen. Daß S. ſie that, machte mich mit mir ſelbſt uneins. Er iſt ein Mann von ſo feſtem Charakter und ſo heller Beſonnenheit, daß man in ſeiner Gegenwart oft über dieſe Vorzüge ſeine übrigen ausgezeichneten Talente zu bemerken vergißt, und ſolche Männer taugen allenfalls dazu eine Batterie zu nehmen, oder die Schnitzer eines Miniſters gut zu machen — aber zum Scherzen taugen ſie nicht ~~mehr~~.

Was iſt der Zweck Ihrer Reiſe? fragte er. ~~Mehr~~ nicht zu Hauſe zu ſein, erwiederte ich lachend, und Er? — So!!! — ſagte er mit einem lange haftenden Blicke. Hätte er eine donnernde Rede gehalten über das Unmoraliſche der Zweckloſigkeit, ſie hätte mich nicht ſo erſchüttert als dieſe Sylbe. Ich beſchloß mir einen Plan zu machen, denn wie der Leſer ſich erinnern wird, hatte ich in der That bis jetzt keinen andern als — nicht zu Hauſe zu ſeyn. Wohl denjenigen, denen der Himmel Freunde gab, deren richtiges und edles Gefühl zum Prüfſteine jeder Handlung dienen kann, wenn das eigene nicht hinreicht. Wohl mir, daß ich meinen S. beſitze; — Wohin Laune und Leidenſchaft meinen leichten Kahn verſchlagen: ich blicke auf zu ihm und irre nicht lange umher!

Aber welches Ziel ſoll ich mir aufſtecken? Alles was meine Phantaſie einſt entzündete: ich hab' es geſehen und genoſſen und bin geſättigt weiter gegangen, um nicht wieder zu kehren. Ich habe in Paläſten und in Hütten gewohnt; ich habe auf atlasnen Sopha mit Miniſtern über die Angelegenheiten des Staats — mit halbnackten Bauern auf einem Gränzſteine gelagert über die drückenden Steuern und die Inſolenz des Frohnvoigts geſchwatzt. Ich ſah die Triumphe der Kunſt, die königliche Prachtliebe in prunkenden Schlöſſern aufthürmte; aber ich belauſchte auch die Handgriffe des ſchmutzigen Fabrikanten in ſeiner dunkeln Stube, aus der gleichwohl der Glanz der Reſidenze hervorgeht, und ſchritt neben dem Pfluge her um zu lernen, wie man eine Furche zieht. Ich habe an Tafeln geſeſſen, wo ungeheure Summen verſchwendet waren, um den Gaum einiger Halbberauſchten zu kützeln und oft auch vor dem ſchauderhaften Kaſten geſtanden, aus deren Klappfenſtern Wahnſinnige gierig die dürren Hände nach dem vorgeſchütteten ſalzloſen Gemüſe ſtreckten, das ihr elendes Daſeyn friſten ſollte. Eine Welt von Anſichten und Erfahrungen iſt vor meinem Geiſte vorübergegangen: — ermüdet rufe ich aus: Genug! Was iſt die Frucht ſolcher Bemühungen! — Bildung! — Ja ſo! —

Die Bildung.

Nur noch ein Jahr reiſet mein Sohn, ſo iſt ſeine Bildung vollendet, ſagte mir ein Edelmann, der ſelbſt nie über die Gränze ſeines Vaterlandes gekommen war, aber durch ſeinen von Natur hellen Geiſt und ſein treffliches Herz allgemeiner Achtung genoß. Das Jahr verfloß; der junge Herr kam zurück und Weiber und Männer verbanden ſich ihn zu preiſen. Ich beſchloß ihn genauer kennen zu lernen.

Ich ſaß am heiſſen Mittage mit ſeinem Vater in einer Laube, als er Arm in Arm mit einem Manne, den wir beide nicht kannten, in den Garten trat. Ich hörte ſie laut lachen; ich hörte ihn eine Menge Anekdoten von ſeinen Freunden und ſeinem Geſchwiſter, ſelbſt — ich erröthe indem ich es niederſchreibe — einige Schwachheiten ſeines edeln Vaters — zum Glück hörte dieſer ſehr ſchwer — perſifflirend erzählen. Endlich kam er zur Laube ſelbſt, verwunderte ſich uns zu finden, wollte uns ſeinen Freund vorſtellen, aber — „Verzeihen Sie, ſagte er, ich habe vorhin Ihren Namen überhört!“ — Leicht und mit Gewandtheit jeder neuen Bekanntſchaft ſich anſchmiegen und auch den engſten älteſten Verbindungen nicht treu ſeyn, überall mit dem Anſtande und nirgend mit dem Herzen zu Hauſe gehören, dachte ich, ſollte darin vielleicht ein

Theil der Bildung beſtehen, die man durchs Reiſen, durch das ewige Wechſeln ſeiner Lebenszirkel erlangt?

Es war der ſiebzigſte Geburtstag ſeines Vaters, und ſeine Schweſtern hatten ein ländliches Feſt veranſtaltet. Die Nachbaren waren heimlich eingeladen worden; ein Freund hatte ein Lied verfertigt, es in Muſik ſetzen laſſen, und die Töchter ſangen es unter Akkompagnement einiger Muſikliebhaber ab, indem ſie dem Greiſe Stickereyen von ihrer eigenen Hand überreichten. Unvermuthet fand ſich auch eine Deputation der Bauern ein, brachte ihm Kränze und mancherlei kleine Gaben und verſicherte ihn mit Thränen, kein Wunſch ſtiege ihnen und ihren Weibern und Kindern öfterer aus dem Herzen empor, als noch lange, lange ihm zu gehorchen. Alles war gerührt und froh, nur der junge Herr mit der vollendeten Bildung ſtand kalt und oft ſpöttiſch lächelnd während des Vorgangs am Fenſter und ſobald er zu Worte kam, erzählte er von Feſten, die er in London und Paris geſehen und kramte ein halbes Dutzend Bonmots über das kunſtloſe Gedicht, die einfache Muſik, und die linkiſche Figur der bäuriſchen Gratulanten aus. Keiner kam ihm nahe, ohne mit ernſtem Geſichte, von dem alle Freude weggewiſcht war, wieder von ihm zu ſchleichen. — Bildung erreiſet haben, ſagte ich zu mir, heißt mit ſeinem ekeln Geſchmacke prunken, wo nur Gefühl das Wort führen ſollte, heißt mit erfahrnem Finger überall Mängel herausfühlen können, wo Ungebildete gutmüthig und zufrieden nur genießen! —

Bei Tiſche wurden zufällig Züge von Großmuth erzählt; der Gebildete deutelte ſie, bis die Großmuth verſchwand und Eitelkeit oder Schwäche an ihre Stelle trat. Man ſprach von der Treue; er bewies, daß ſie Einſeitigkeit — von der Menſchenliebe, daß ſie hypochondriſche Schwäche — von dem Patriotismus, daß er blödſichtiger Schwärmerſinn ſey. — Auf ſeinem Gute war Miswachs eingetreten. Der Prediger deſſelben hatte es übernommen, ſeinen Bauern Erlaß der Abgaben und Unterſtützung auszuwirken. Der junge Gebildete hörte die wirklich rührenden Vorſtellungen des Geiſtlichen an. „In der That, ſagte er, Sie erfüllen mich mit der lebhafteſten Hochachtung; Sie ſprechen vortrefflich. Sie erinnern mich an einen rührenden Vorfall, den ich in Verona ſah. Ich muß ihn doch erzählen. — Aber wie finden Sie dieſen Champagner? — „Tags darauf ritt ſein Verwalter auf dem Gute herum, unter Androhung der barbariſchen Ruthenſtrafe die Erlegung der Abgaben innerhalb vierzehn Tagen zu erzwingen. Erreiſete Bildung, dachte ich, heißt die Kunſt jeden Anſpruch aufs Herz durch eine Galanterie von ſich zu weiſen und ſich für geforderte Thaten mit Worten abzufinden.

Wir ſprachen von den Bagnios zu London: er entwarf eine detaillirte und lüſterne Beſchreibung derſelben; — von den Venetianiſchen Bajaderen: er kannte die vorzüglichſten der Perſon und den Verdienſten nach: — von den Pariſer Soupers fins: das Arrangement derjenigen, die er gegeben hatte, war geſchmackvoll und ſinnreich berechnet. Wir glaubten ihm Alles was er davon erzählte. Seine Frau, die ihm vor einem Jahre als frohes blühendes Mädchen in die Arme geworfen ward, ſchlich jetzt als ein hohläugiges Geſpenſt herum und brauchte Blutreinigungen, über deren Unwirkſamkeit der Arzt wehklagte; — der Sohn den ſie ihm vor einigen Monaten geboren hatte, war mit einem häßlichen Ausſatze zur Welt gekommen und bald an den Gichtern geſtorben. — Bildung erreiſet haben, ſagte ich voll Bitterkeit zu mir ſelbſt, heißt ſchaamlos mit ſeinem Laſter prunken und das Glück aller vergiften, die ihm nahe kommen.

Man glaube nicht, daß meine Schlüſſe übereilt waren. Zwar allgültig ſind ſie nicht, aber die meiſten durch Reiſen Gebildete bringen nichts zurück als Laſter und Thorheiten, die ſie zu Hauſe nie hätten kennen gelernt und höchſtens die Kunſt beide zu üben, ohne lächerlich zu werden. Zwar man ſammelt Erfahrungen ein: wohl dem, der nicht eine jede mit einem Theile ſeines beſſern Selbſt bezahlt! — Man lernt die Menſchen kennen: ach! das iſt nicht das Mittel ſie wärmer zu lieben! —

Der Zweck.

Eben hielt mein Wagen in einem kleinen Dorfe, deſſen Reinlichkeit und ſchöne Lage mich troz meines Nachſinnens beim erſten Blicke anzog. Wer von Sachſen aus an die öſtlichſte Gränze des Harzes gelangte, der kennt es wohl das niedliche Dörfchen, wenn er anders Sinn für Schönheit hat. Wer es ſah, vergißt es nicht mehr, ſollte es ihm auch ſo wenig als mir einfallen, nach dem Namen zu fragen. Am Abhange eines Hügels ſind ſeine Hütten in kurzen Gaſſen hingebauet, jede von reichen Fruchtbäumen umſchattet. Im Thale fließt ein Bächlein durch fette Wieſen hin, aus denen hier und dort auf einer ſanften Anhöhe ein Saatfeld emporſteigt. In der Entfernung ſieht man die ſchwarzen Nadelwälder ſchauerlich daſtehen und nordweſtlich verliert ſich am Rande des Horizonts die Spitze des alten Brockens in Wolken. Rund um ſich her erblickt man alles lachende gut kultivirter Ebenen und grade noch in einer bequemen Entfernung die finſtere Majeſtät des Forſtes, der wie ein Mantel über die Berge hingeſpreitet liegt und nur dort ihre felſichten Rücken erblicken läßt, wo etwa ein brauſender Waldſtrom an ihnen niedertobt.

Es war grade die Zeit, in welcher der Tag in die Abendkühlung übergeht und wer ſo wenig zu eilen braucht wie ich, wird in dieſer Stunde, ſo bequem ſie dem Eilen iſt, lieber raſten. Ich beſchloß den Abend hier zuzubringen, beſtellte ein kleines Mahl und ging hinaus in die Gegend. Hundert Käfer bohrten ſich vor mir aus dem Boden auf und ſchwirrten fort! überall gaukelten Mückenwölkchen und ſcheue Sphynxe. Aus jedem Punkte des heitern Himmels ſchien das Lied einer Lerche nieder zu ſteigen. Die Tagesblumen der Wieſe fingen an ihre Krone zu ſchließen und die Veilchen und wilden Hyacinthen dufteten ſtärker; von den Thürmen der entlegenen Dörfer tönte die Raſtglocke herab und aus den Thälern klimmten mit tauſendfach gemiſchten Klingeln ſatte Kühe die Pfade herauf, die zu ihrem Dorfe leiteten. Hier und dort ſtieg ſchon ein dünner Nebel auf. Ueber die ganze Gegend ſchien der Friede des Glücks ausgegoſſen, und die Sonne blickte am Rande des Horizonts über die ſchöne Schöpfung mit beſcheidenem Strale hin, wie der Menſchenfreund auf ein gelungenes gutes Werk. Es war eine jener Stunden, in welchen jeder, in deſſen Bruſt eine Stimme wohnt, ſie laut zur Feier rufen fühlt. Bald hatte ich mein Nachſinnen vergeſſen und ging, jedem gefälligen Eindrucke hingegeben, mit offenem Geiſte und offenen Sinnen jetzt längſt dem kleinen Bache, jetzt an dem Rande eines Saatfeldes, jetzt unter einer Reihe von Obſtbäumen, jetzt wieder durch eine ſtark duftende Tannengruppe hin — überall mit einer Stimmung als wenn ich die Gegenwart eines höhern Weſens ahndete, — einer Stimmung, die nur der Einſame kennt.

Was ich dachte, weiß ich nicht zu ſagen; und was ich fühlte ſagen wollen, hieße es entweihen.

Ein frohes Getöſe rief mich aus meinem Staunen zurück, da ich eben einen Hügel hinaufgeklimmt war. Ich ſah mich um: es kam aus meinem Dörfchen. Eine Menge junger Burſchen und Mädchen hatte ſich auf einem freien Platze unter einer großen Eiche verſammelt; und immer noch kamen Einzelne nach und wurden mit Jubeln bewillkommt, indeß ein Paar Fideln mit heiſern Schnarren Gehör zu fordern ſchienen. Jeder und jede der bande joyeuse war mit großen Schleifen von greller Farbe an Hut und Bruſt geſchmückt und hatte die ſteife Regſamkeit, die man mit dem Feiertagswams anzuziehen pflegt, auf den kein

Schweißtropfen des Fleißes fiel. Das Alltagskleid wird den arbeitenden Klaſſen durch die Anſtrengung in demſelben ſo leichte, natürliche Bedeckung wie die Haut: mit dem Sonntagsgewande iſt es anders. Mit dieſem legen ſie alle die Beſonnenheit und Stattlichkeit an, die das Kirchengehen u. ſ. w. erfordert und ſcheinen eine Art von höherer Rechtlichkeit, von Veredlung zu fühlen. Ich kann mich hier nicht weitläuſtiger darüber auslaſſen, aber glaubt mir, ein Sonntagskleid iſt ein moraliſches Beſſerungsmittel, das eine ſehr große Wirkung haben kann: tauſend Wochenſünden werden ſchon allein wegen der blanken Knöpfe des Kirchenrocks am Sonntage unterlaſſen.

Ich eilte, mich in die reizende Gruppe zu miſchen. Ein ehrwürdiger Glatzkopf, der ſeitwärts an einen Baum gelehnt ſtand, und dem jugendlichen Getümmel mit dampfender Pfeife zuſah, belehrte mich, daß die jungen Leute hier an Sonntagsabenden zu tanzen pflegten. Sonſt gingen die Burſche in die Schenke, ſagte er, aber ſeitdem ich Schulze bin, habe ich ſie beredet, — — — Ich machte das Ding ſelber noch gern mit, wenn ich könnte, ſetzte er gutmüthig lächelnd und vertraulich hinzu. Ja wie ich jung war — „Ich bin es noch Vater,“ erwiederte ich raſch, „und wüßte ich nur, daß ich die Freude nicht ſtörte, gern tanzte ich mit.

In dem Augenblicke begann der Tanz. Ein braunes vollwangiges Mädchen mit einem feuerfarbenen Bande im Haare und einem Blumenbuſche an dem ſtrotzenden Buſen ſtand mit einem unzufriedenem Geſichte nicht weit von uns da. „Willſt du mit mir tanzen, ſchönes Kind?„ ſagt' ich. Sie ſah ſich noch einmal traurig um, als wenn ſie jemanden vermißte. „Ih ja,“ erwiederte ſie verſchämt. „Aber du mußt Geduld mit mir haben, ich verſteh' es noch nicht ſo recht,“ fuhr ich fort, indem ich ihre harte Hand anfaßte und in den Reigen trat. „Es wird ja wohl gehen,“ entgegnete ſie und in der That es ging. Nach einem Paar linkiſch ausgefallener Verſuche, ſtampft' ich bald ſo herzhaft als einer mit dem linken Fuße auf und zog den rechten vor, dann mit dem rechten und zog den linken vor. „Sieht er, daß es geht,“ ſagte ſie, indem wir uns jetzt wirbelten, daß ihre Gewänder ein Rad um ſie bildeten und ihr aufgelöſetes Haar ihr wie einer Mänade um den Kopf flog. Ich be-

bemerkte nicht mehr, daß ihre Hand hart war, nur noch daß ſie ſich warm und feſt an die meinige klammerte; ihr ungeheurer Blumenbuſch, ihr ſteifes Mieder, ihre bauſchenden Röcke, ihre purpurfarbenen Strümpfe mit blauen Zwickeln, verſchwanden vor meinen Blicken! ich fühlte nur noch, daß ich ein jugendliches, feuriges, mit Kraft und Sinn zur Freude ausgeſtattetes Weſen in meinen Armen hielt. Schön iſt das Leben, dacht' ich mitten im Wirbeln und Stampfen; auf jedem Schritte blühen uns Freuden auf: erhalte mir nur, freundlicher Schutzgeiſt, den regen leichten Sinn, um jede, jede mit keuſcher Hand zu pflücken, die ſich mir darbeut, ohne auf das Schmollen der Konvenienz zu ſehen, oder hinzulauſchen auf das Flüſtern der Verläumdung!

„Na, ſagte der Schulze, indem ich, meine Tänzerin an der Hand, zu ihm trat, iſt die Dirne nicht raſch? Es iſt meine Tochter!“ „Ja wohl, erwiederte ich; nicht wahr, wir machen noch eins?“ Sie nickte ſchmunzelnd. „Röſe, du biſt recht garſtig,“ rief ein junger Burſche, der einige Schritte von uns entfernt ſtand, mit einer gepreßten Stimme und weg war die Freude von den Wangen meiner kleinen Bacchantin. „Aber warum kommſt du auch ſo ſpät, Töffel?“ — „Mußt' ich denn nicht für den Vater zum Pfarrer gehn?“ — Röſe ſah mich furchtſam an; es lag deutlich auf ihrem Geſichte daß es ihr leid that, mit mir froh geweſen zu ſeyn. Fern ſei es von dir, ſprach ein Gefühl in meinem Herzen, fern ſei es von dir dem Nachbaren eine Roſe zu zertreten, um dir ein Veilchen abzulangen. Der gute Burſche hat ſich vielleicht die Woche hindurch auf dieſe Nacht gefreuet, und du, Hergewehter, wollteſt ſeine Freude verderben, wie eine Hagelwolke die Saat zerſchlägt und vorüber zieht? Nein! — „Ich muß morgen früh reiſen, liebe Röſe, ſagt' ich, und kann alſo nicht mehr tanzen. Ich danke dir, daß du es mit mir gethan haſt, aber nun gute Nacht!“ Ich drückte dem Greiſe die Hand, indem ich mich entfernte. „Eine ſchöne gute Nacht!“ rief Töffel freundlich, als ich an ihm vorbei ging, und zog ſeinen Hut ab, und ſcharrte hinten aus und ſprang zu ſeiner Röſe.

Als ich bei dem nahen Wirthshauſe angekommen war, warf ich mich ſeitwärts ins Gras und lies meinen Topf mit Milch und meinen Eierkuchen vor mich ſetzen. Guter Töffel, dachte ich, deine Nacht wird ſchöner ſeyn als die meinige durch den reizendſten Traum es werden kann! — In dieſem Augenblicke leuchtete ein Blitz vor meiner Seele nieder und der Zweck meiner Reiſe ſtand in hellem Lichte vor mir da!

Der Zweck.

Schön iſts die Bahn des Helden mit kühnen Schritten gehn, dem drohenden Tode die offene Bruſt bieten, im Getümmel von Kriegern, die Mordluſt und Wahnſinn berauſcht, ſich ſelbſt nicht verlieren, noch mit kalter Beſonnenheit die Pfade deuten, auf denen ſich die entfeſſelten Furien zum Siege hinanwürgen ſollen. Schön iſts ſeinen Namen von vaterländiſchem Volke mit Stolz ausſprechen und Feinde bei ſeinem Laute erblaſſen ſehn: — aber wenn ſie nun geſchlagen iſt, die ſiegreiche Schlacht, wenn die Lorbeeren des Feldzuges geärndtet ſind — o wie bedaure ich den, der keine Freundin hat, in deren Schooß er den erbeuteten Kranz niederlegen kann, deren weiche Hand ihm den blutigen Schweiß von der Stirn wiſcht, und die mit dem Ruhme prangt, den er erwarb! Türenne und Catinat, Eugen und Friedrich! Ich bewundere euch, ſo ſehr ich zu bewundern vermag, aber ihr hattet kein Weib — ich beneide euch nicht.

Durch Talent und Gelehrſamkeit, durch Witz und weiſes Wirken ſeinen Namen zu einem Titel erheben, im Hinwandeln flüſtern hören: Er iſts! Er iſts den ihr ſehet! — Dichter und Weiſe: habt ihr keine freundliche Gefährtin, die mit euch dies Flüſtern erlauſcht, die mit heimlichem Händedrucke euch ihre Freude zeigt, und ſobald ihr allein ſeyd mit warmen herzlichem Kuſſe euch dankt für den Glanz, den ihr auch über ſie verbreitet, habt ihr kein Weib; ſo ſchmeckt ihr es nur halb, das Glück des Ruhms, ſo iſt der Lohn eures hohen Strebens nur karg euch gemeſſen!

Ihr aber, meine Brüder, die ihr, wie ich, nur in dem nächſten Kreiſe um euch her bemerkt werdet, die ihr nicht dazu berufen wurdet, irgend eine Erwartung der Vorzeit zu erfüllen, oder die Nachwelt euren Namen zu lehren; deren froheres Loos es iſt, mit geräuſchloſerm, aber auch ſichererm Schritte durchs Leben zu wallen und in der Alltäglichkeit nur vom Nutzen, nicht vom Glanze, euren Werth zu erhalten: fandet ihr eine freundliche Gefährtin, habt ihr eine frohe Familie um euch verſammelt, die euch

Leben und Glück verdanket: wahrlich, weder mit Schaam noch mit Neid braucht ihr aus eurem Schattenthale zu den ſonnigen Höhen des Ruhms und der Größe empor zu ſehen. — Glaubt mir, was auch die Philoſophen beweiſen mögen, die wahre Bildung und das wahre Glück des Menſchen iſt, daß er durch alle Verhältniſſe gehe, zu denen die Natur durch ſtufenweiſe Reife ihn beruft. Vervollkommnung ſeines geiſtigen Weſens nennen ſie ſeinen höchſten Beruf. Sie haben Recht: aber wenn dieſe nicht in bloßem Wiſſen beſtehen ſoll, ſo müſſen die Ideen und Empfindungen ſeines geiſtigen Weſens auf die wirkliche Welt angewandt werden und Frucht bringen — und nur aus dem häuslichen Verhältniſſe gehen alle wahren Tugenden hervor. Sie ſind es, die den

Menſchen an ſeine Nebenmenſchen, ans Vaterland, an die Welt ketten! ſie, aus denen er Kraft ſchöpft und Beſtimmung wie ſie zu gebrauchen iſt! —

Wie traurig erſchien mir in dieſem Augenblicke meine Lage, mein ganzes, bis jetzt für die ſchönſte Beſtimmung verlornes Leben! Tief in mein Innerſtes drang plötzlich das ſchmerzliche Gefühl allein zu ſeyn, allein in einer Welt, wo Millionen Menſchen ſich voll Theilnahme und Thätigkeit neben mir hindrängen, jeder, außer mir, den andern fand, der ſich liebend ihm anſchloß. Ich ſprang auf; ich will ausgehen, rief ich! und ſchritt lebhaft auf und ab auf dem Grasplatze; ich will ausgehn unter die holden Töchter des Landes, das mein Vaterland geworden iſt; ich will ſehn, ob ich ſie finde, die das

Schickſal mir zur Lebensgefährtin beſtimmte; ſie, die gütig genug iſt mir meine Fehler zu verzeihen, und mich trotz ihrer zu lieben! die ſanft iſt aus Einſicht, nachgebend aus Verſtand; die es weiß, daß ſie Schönheit und Reiz beſitzt und ſich nur deshalb darüber freuet, weil es ſie fähiger macht den Mann zu beglücken, den ſie ſich wählte! Die — ach was muß ſie ſeyn, wenn ſie mir dich, Julie, dich unvergeßliches Mädchen erſetzen kann! — Wenn ich ſie fand, wie will ich ringen und kämpfen bis ich ſie verdiente, bis ich ſie gewann! und dann im Triumpfe will ich ſie heimführen unter mein niedriges Strohdach. Sieh, will ich ihr ſagen, wenn ſie über die Schwelle tritt, ſieh! Mädchen; klein und dunkel iſt die Hütte, die ich dir bieten kann; ärmlich das Mahl, zu dem ich dich lade: aber ich habe Kraft und Muth. Keine Anſtrengung wird mir zu ſchwer ſeyn, keine Mühe ſoll mich erſchrecken, — wenn du einwilligeſt, freundlich die Frucht derſelben zu genießen. Dein Frohſinn wird meine Freuden zur Wonne erhöhn, deine zärtliche Theilnahme mein Unglück — Gütiger Himmel! kann der je unglücklich ſeyn, der ein Weib gewann, ein Weib das ihn liebt! —

Die Weibergallerie.

Wohl mancher ging zu ſcheeren aus und kam geſchoren heim, ſagte die kleine boshafte Wilhelmine R. in Halberſtadt, als ich ihr in der Einfalt meines Herzens den entworfenen Reiſeplan entdeckte. „Sie haben alſo im Ernſt die Hoffnung, guter Freund, — hier warf ſie ihr Kleopatranäschen auf und wickelte eine ihrer ſonnengelben Locken einigemal um den vollen weiſſen Arm! — ſie haben die Hoffnung die Weiber ſo en paſſant zu ſtudiren und ſich eine nach Belieben ablangen zu können? — Sie wollen die Weider ſtudiren? Ha! ha! ha! Jedes geſcheute Mädchen ſieht Sie beim erſten Blicke durch und — Sie werden nicht wählen ſondern gewählt werden. Die erſte der es beliebt Sie zum lebenslänglichen Sklaven zu machen, erobert Sie im Anlauf und bildet Ihnen dann ein, Sie hätten die Schöne erkieſ't.“

Mich verdroß der hochfahrende Ton, in dem das reizende Weib ſprach. „Ward es Ihnen denn ſo leicht mich zu erobern?„ „Fragen Sie doch, ob es mir ſo leicht ward mich dazu zu entſchließen: denn ſobald ich es ernſtlich wollte, lagen Sie auch zu meinen Füßen!“

Ich war im Begriff böſe zu werden, aber — ſie ſteckte in dem Augenblicke eine Schleife in den Buſen, und als ſie die

Hand zurückzog, blieb das Halstuch zwei Finger breit offen. „Zürne wer Luſt hat, rief ich, ich habe etwas Beſſeres zu thun!“ und ſchlang meine Arme um ihren Leib und drückte meinen Mund auf die reizende Lücke. Sie verhielt ſich einen Augenblick leidend, dann wand ſie ſich aus meinem Arme, zog das Buſentuch zuſammen und rückte in die entfernteſte Ecke des Sophas.

Laſſen Sie uns ernſthaft ſprechen, mein Guter! Ich bin ihre herzliche Freundin und würde mich nie darüber zufrieden geben — hier entfernte ſie nachläßig meine Hand von ihrem Knie und bückte ſich ihren Bologneſer aufzunehmen — wenn ſie ſich unglücklich machten. Ich will Ihnen alſo einige Lehren auf den Weg geben. — „Ueber die neunzehnjährige Philoſophin!“ rief ich aus. — O im neunzehnten Jahre verſtehen wir uns beſſer auf die Leidenſchaften und die Männer als im funfzigſten! — Wiſſen Sie alſo, daß man uns Weiber alle ohne Unterſchied in zwei Klaſſen theilen kann, in ſolche —

„Gar ſyſtematiſch, ſagte ich, indem ich lachend die niedlichen Finger küßte, an denen ſie ihre Klaſſen abzählen wollte.

Wo Sie mich noch einmal unterbrechen, erwiederte ſie, ſo ſchicke ich Sie hinaus und rede allein zu Ende! — In ſolche, bei denen die Eitelkeit und in ſolche bei denen das Sinnenbedürfniß die Oberhand hat. Dies ſind die beiden Grundkräfte der weiblichen Natur, die ſich nur tauſendfach miſchen und umgeſtalten. Wo ſie offen zu Tage liegen, iſt für ſie keine Gefahr, aber die Ausnahmen, die ſcheinbaren Abweichungen ſind es, gegen die ich Sie warnen muß. Da giebt es zum Beiſpiel ſittſame Weiber. Sorgſam, ja ängſtlich, wachen ſie über jede ihrer Bewegungen und Worte; alles iſt berechnet und abgemeſſen, und tauſend Kleinigkeiten, die ich und meines Gleichen gar nicht bemerken, färben ihre Wangen hochroth. Voll Ehrfurcht bewundert ihr Männer die zarte Unſchuld derſelben und wißt nicht: was ihnen ſo ſchnell bei jedem Worte das Blut ins Geſicht jagt, iſt, daß jedes eine ſchlüpfrige Idee vor ihre lüſterne Phantaſie führt und ihre brennende Sinnlichkeit aufregt.

— Das mag ſehr richtig ſeyn, antwortete ich, aber es iſt auch ſehr boshaft. —

Wenn Sie alſo einem ſo ſittſamen Mädchen begegnen, fuhr ſie fort, greifen Sie ſie

nur

kühn an, wenn Sie nichts ſuchen als einen Sieg; aber wollen Sie heirathen, ſo drükken Sie die Augen zu, und fliehen, fliehen Sie, ſo ſchnell Sie können — ce ſont des cornes tout prêtes. — Es giebt andere Weiber, die als Mädchen nur für Mama und den Strickſtrumpf, als Frauen nur für den Mann Sinn und Gedanken zu haben ſcheinen, und gleich weit von zu zarter Sittſamkeit und dreiſter Coquetterie entfernt ſind: die ſogenannten häuslichen Geſchöpfe, aus denen die guten Hausmütter und zärtlichen Gattinnen werden, das ſind gar langweilige Weſen! Sie ſcheinen etwas ſehr Gutes, weil ſie noch gar nichts ſind. Entweder waren ſie ſo häßlich, daß ſich niemand die Mühe nahm ihre Eitelkeit oder Sinnlichkeit aufzureizen, oder ſo dumm, daß keine Verſuche an ihnen hafteten: aber darum ſind ſie noch nicht geborgen. Ueber kurz oder lang kommt doch jemand, dem es gelingt, und dann brennen ſie auf wie ein Heuſchober; oder ſie erwachen von ſelbſt und werfen die ganze Laſt ihrer Anſprüche auf den Mann. Dann ſchwanken ſie zwiſchen beiden Charakteren hin und her, ſind bei Nacht ganz Sinnlichkeit, bei Tage ganz eitel, und aus Eitelkeit herrſchſüchtig. Gott bewahre Sie vor dergleichen Tugendſpiegel!

Auch giebt es ferner ſogenannte philoſophiſche Weiber, die unbefangen jedes Ding bei ſeinem Namen nennen, und mit einer faſt cyniſchen Offenheit ſich jede Vertraulichkeit öffentlich erlauben, die ihnen eben beliebt, ſo daß der Unerfahrne feſt überzeugt iſt, ſie hätten ſich immer in ihrer Gewalt und ihre Tugend ſei unerſchütterlich. Das ſind die Gebrechlichſten von allen. Sie ſind nur daher kalt, weil ihr heimlicher Genuß ſo unmäßig iſt, daß er ihr Feuer erſchöpft und nun brauchen ſie ihre Abſtumpfung dazu, ihrer Eitelkeit einen Triumph zu bereiten. Sie philoſophiren nur deshalb ſo rund und entſcheidend über die Tugend, weil ſie ſich immer in der gehörigen Entfernung von ihr erhalten haben, um ſie ganz überſehen zu können. — Sie ſehen mich ſpöttiſch an? Ich gehöre nicht zu dieſer Klaſſe. Sie müſſen ſchon wiſſen, daß ich eben ſowohl aus Temperament als aus Grundſätzen kalt bin, und —

In dieſem Augenblicke trat ein junger Ex-Chevalier ins Zimmer, der ihr des Morgens bei verſchloſſenen Thüren eine Sprachſtunde zu geben pflegte, die ſelbſt der Gatte nicht unterbrechen durfte. Sie ſprang ihm entgegen. Wollen Sie auch Stunde haben? fragte ſie mich lächelnd. Ich verſtand ſie und empfahl mich. Nachmittags erwart' ich Sie! rief ſie mir nach, aber ich ſah ſie nicht wieder, denn —

Ferner giebt es, ſagte ich zu mir ſelbſt, herzloſe Coquetten, die alles ſchwarz ſehn, weil ſich ihre eigene Farbe in allem ſpiegelt und die jedermann für laſterhaft halten, weil ſie es ſind; die ihren Verſtand nur dazu benutzen, ihre Herzen vollends auszuhölen, indem ſie jedes Gefühl forträſonniren, und ihren Witz, ſich an andern wegen der Vorwürfe zu rächen, die ihr eigenes Gewiſſen ihnen macht.

Weiber, gute liebenswürdige Geſchöpfe!

Wer hat je die Menſchen ſtudirt und weiß es noch nicht, daß alle eure Tugenden Blüthen der liebenswürdigen Schwäche ſind, und daß ſelbſt die Kraft, die ihr zuweilen entwickelt, nur die Folge eurer zu zarten Reizbarkeit ſey. Ihr gleichet den Saiten: je ſtärker geſpannt, deſto höher ihr Ton, aber deſto näher ſind ſie auch dem Zerſpringen. Die Baßſtricke der Männlichkeit, nun ja die werden nicht leicht geſprengt; aber was wären ſie ohne die Begleitung eures Silbertons? — Es iſt eine der größeſten Ungerechtigkeiten, daß man euren ganzen Werth gewöhnlich nur nach einer Eigenſchaft abmißt, die nur ſehr uneigentlich eine Tugend genannt wird, — nach der Keuſchheit. Die, die einmal einer unwiderſtehlichen Neigung, einer krankhaft gereizten Phantaſie, einer betäubenden Aufwallung nachgab, wird ewig hämiſch bekrittelt und doch — welche Summe von Glück kann ſie noch immer über Gatten und Kinder verbreiten; welche glänzende Tugenden können ihr noch übrig ſeyn! Ja wie erhaben ſeid ihr zuweilen in dem, was man euren Fall nennt!

Ich kannte einſt eine Frau, — Doch es giebt ſehr edle Thaten, die man nicht nacherzählen darf, weil ihre Nachahmung nur zu leicht abgeſchmackte Thorheit oder niedriges Laſter wird. Edle Warens! Wäre ich dein Schützling geweſen, nie hätte die Welt erfahren ſollen —

Aber, ob man wohl jene Unterredung, ſo wahr ſie iſt, für glaublich halten wird? dachte ich und ſo ſchrieb ich ſie nieder.

Das Spiegelfeſt.

Treflich, daß Sie da ſind! rief mir der ehrwürdige achtzigjährige L. entgegen, da ich ins Zimmer trat. Sie hätten keine beſſere Zeit wählen können nach Halberſtadt zu kommen. Heute iſt das Spiegelfeſt und übermorgen die Hochzeit meiner Nichte. Doch jetzt zu Tiſche!

Sobald die Tafel aufgehoben war, ſtiegen wir in den Wagen, um nach den ſogenannten Spiegelbergen zu fahren. Unterwegs beantwortete L. meine Fragen nur kurz und abgebrochen; er ſchien eine feierliche Rührung zu verbergen. Sie wuchs da wir ausgeſtiegen waren und er mich an einem großen Gartenſaale, indem ich eine glänzende Geſellſchaft bemerkte, vorbeiführte. Er leitete mich durch einen weitläuftigen geſchmackvollen Park herum; jetzt gingen wir auf Schlangengängen — durch duftende Büſche, jetzt über kleine von künſtlichen Brunnen gewäſſerte Wieſen; jetzt ſtiegen wir einen bequemen Pfad in dichtem Schatten zu der Spitze des großen Hügels herauf, auf deſſen Abhang der Park angelegt iſt, und ſahen Halberſtadt mit ſeinem gothiſchen Dohme und ſeinen Thürmen und die reichen Kornfelder herum zu unſern Füßen, und in der Entfernung den ehrwürdigen Brocken mit ſeiner Schneeglatze.

Dieſe Hügel, ſagte L., indem wir wieder herabſtiegen, waren dürr und mit Heidekraut bedeckt, als Herr von Spiegel ſie vor etwa dreißig Jahren kaufte. Er fand Vergnügen daran, ſie zu bearbeiten. Mit großen Koſten ließ er Erde herbeiführen, ihre Oberfläche zu bedecken, pflanzte die Bäume, die jetzt ſchon ſo hoch und wohlthätig ſchattend da ſtehn, ließ ſich nicht dadurch abſchrecken, daß ſie öfterer zur größern Hälfte erſtarben; ließ Quellen in Brunnen faſſen — kurz, legte an, was Sie da ſehn. Seine Erben murrten über den ungeheuren Aufwand, den dies erforderte; die Stadt verlachte ihn — ja ich weiß die Zeit, da es zur Mode gehörte, den alten Podagriſten zu verſpotten, der kaum noch ſchreiten konnte, und einen Park anlegte; aber er ließ ſich nicht irre machen. Durch fortgeſetzten Eifer und Koſtenaufwand rief er wirklich dies Paradies hervor, und da es prangend und ſchattigt da ſtand, fügte er das geſchmackvolle Gartenhaus, das wir ſahen, hinzu, und öffnete alles dem Publikum, das hier in der baumloſen Gegend faſt nicht einen einzigen Luſtort beſaß. Sprechen Sie mir nicht vom Verdienſt, ſagte er eifrig zu mir, gleich nach der Eröffnung: „denken Sie nur, wie viele Menſchen künftig hier froh ſeyn werden und ſagen Sie, ob dieſe Vorſtellung allein nicht Reiz genug hat, nach ihr geizen zu laſſen? O ich bin dabei ſehr egoiſtiſch geweſen!“

In dieſem Augenblicke ſtanden wir vor einer einfachen aber in einem edeln Styl erbauten Todtenkapelle. Durch ihre Gitterthür ſahen wir einen Sarkophag. — „Und da,“ ſetzte L. hinzu, indem eine Träne über ſeine mit greiſem Bart bedeckte Wange herabſchlich, „da ruht der liebenswürdige Egoiſt, der innigſte meiner Freunde, ſeit zwölf Jahren — und doch war (ſeine Stimme klang als wenn er ſeinem Freunde einen zärtlichen Vorwurf machen wollte) doch war er zehn Jahre jünger als ich! Jetzt bin ich allein, ſetzte er langſam und leiſe hinzu; freilich, es ſind junge Leute da, die mich lieben, aber — ſie waren doch nicht jung mit mir.“ —

Das Gefühl des ehrwürdigen Greiſes rührte mich tief; vielleicht hätten wir lange ſtumm neben einander geſtanden, wenn nicht eine liebliche Flötenmuſik ſanft und rührend aus einer anſehnlichen Entfernung zu uns herüber getönt hätte. Ich blickte erſtaunt auf. Der alte L. ſah gen Himmel und lächelte freundlich, als wären es Töne, die ihn zu dem Freunde riefen, der mit ihm jung gewesen war. Jetzt geſellte ſich zu den Flötentönen ein vielſtimmiger, aber gedämpfter und ſanft klagender Geſang, und an zehn Orten des Hügelbuſches ſchlugen die Nachtigallen laut auf. Ich ſtand überraſcht da; L. ſchwieg und ich mochte nicht fragen: — aber meine Ueberraſchung ging faſt in Entzücken über, da der Geſang immer näher und näher tönte und ich endlich deutlich vernahm:

Sieh aus beſſern Regionen
Edler Menſchenfreund herab!
Weinend nahen wir und kränzen
Unſer Heiligthum, — dein Grab!

Noch lauſcht' ich, als um die Ecke des Schlangenganges ein Mädchen am Arm eines Jünglings hervorging, und die letzten Worte wiederholte. Ihr folgte ein anderes Paar und noch eines, noch eines und wieder noch eines, bis der ganze Platz vor der Kapelle mit Jünglingen und Mädchen angefüllt war. Die Gitterthüren flogen auf; der Geſang ſchwieg, nur die Flöten ſeufzten die Trauermelodie noch einmal und noch einmal, indeß ein Paar nach dem andern feierlich die Stufen heraufſtieg und ſeine Kränze und Sträußer auf den Sarg niederlegte. Jetzt ſtanden alle wieder in einem halben Kreiſe da. Ein Jüngling von einer ſehr edeln Bildung trat vor ihn hin und erzählte einfach und rührend die Geſchichte des edeln, ſo oft verkannten und angefeindeten Spiegel, ſeinen Patriotismus, ſeine Menſchenliebe; er forderte zur Nachahmung auf und gewiß, gewiß fühlte er was er ſprach! — Von neuem begann die Muſik, indeß Erfriſchungen herumgereicht wurden, — jetzt ſchmerzhaft klagend, jetzt feſter und muthiger, — zuletzt ging ſie in die prachtvolle Pleyelſche Melodie zu Schillers Lied an die Freude über, und zwei Stimmen ſangen:

Brüder in den fernſten Zonen:
Ein Altar flammt uns und euch!
Kommt, umarmt euch, Millionen!
Wir ſind Brüder, wir ſind gleich!
Brecht des Vorurtheiles Schranken!
Ueberſliegt die Spanne Zeit!
Reiner Liebe Hochgedanken
Leiten zur Unſterblichkeit!

Das Chor

Groll und Haß ſind böſe Träume:
Auf! Erwacht zur Harmonie!

Eine, Eine Melodie
  Walle durch der Welten Räume.

Zwo Stimmen:

Zur Vollendung ſtiegt der Wille,
  Wann den Fittig Liebe trägt!
In des Buſens heil'ger Stille
  Wird der Thaten Werth geprägt
Würde geben keine Kronen;
  Reine Liebe ſieht den Glanz.
Sie nur ſelbſt kann ſich belohnen:
  Sie iſt größer ohne Kranz.

Das Chor:

Ihr nur lebt im Sturm der Zeiten,
  Thaten, die die Liebe weiht.
Mit den Folgen eng gereiht,
  Blüht ihr fort für Ewigkeiten!

Vier Stimmen:

Liebe hob das tiefre Sehnen
Aus des Menſchen Bruſt empor.
Sie rief Wonne ſelbſt aus Thränen,
Wolluſt aus dem Schmerz hervor:
Gab dem Glauben Seraphsflügel,
Gab den Dulderkelch dem Tod!
Liebe gießt auf Leichen-Hügel
Heil'ger Ahndung Morgenroth!

Und wieder das Chor:

Du uns heil'ger Staub zerſtiebe!
Liebe hüllt das Grab nicht ein!
Sie zerſprengt den Grabesſtein!
Wiederſehen winkt der Liebe! —

Beſcheiden und feierlich ſtießen alle die Gläſer an, umarmten ſich und gingen dann ſchwei-

ſchweigend paarweiſe den langen Schlangengang zum Gartenhauſe zurück.

Die unvermuthete Erſcheinung hatte mich ſo tief erſchüttert, daß ich lange, nachdem das letzte Paar ſich ſchon in den Buſch verloren hatte, noch ſtumm da ſtand und ihm nachſah, bis mich jemand an den Arm faßte. Es war mein ehrwürdiger Freund. Das verklärende Lächeln der innigen aber ſanften Rührung ſchwebte auf ſeinem Geſichte. Er ſprach langſam: „Ich muß nach Hauſe; — ich kann die Luft nicht ſo lange vertragen. Hier ſtelle ich Ihnen aber Herrn S. vor, der Sie zur Geſellſchaft führen und meine Stelle vertreten wird. Leben Sie wohl!“. Er drückte mir die Hand und ging ſo ſchnell ſein Alter es verſtattete. Ich wollte ihm nach, aber — bleiben Sie, ſagte S.

leiſe zu mir; der alte Germane will nicht ſehen laſſen, daß er weint.

Was ich geſehen und gehört hatte, erfüllte mich mit tauſend Betrachtungen über Ruhm und wahren Werth, und verzeiht mir, Seſoſtris und Alexander, Ludwige, und wie ihr heißen mögt: Spiegel ſchien mir beneidenswerther als ihr alle! — Ich hatte eine Menge neuer, ganz neuer Gefühle — aber da ich ſie ausdrücken wollte, fand ich zu meinem Erſtaunen, daß ich nichts als höchſt alltägliche Sentenzen auszukramen begann, Sachen die ich hundertmal gehört und geſagt hatte, ohne ſie, wenigſtens mit dem Gefühle, zu verſtehen. Jahre lang kann man einen Ausdruck kennen, ja ihn gebraucht haben, ehe ſein ganzer Sinn in einem hellern Augenblicke unvermuthet vor die Seele tritt. Erklärungen helfen nicht dazu; nur beſondre Lagen und Empfindungen ſind verſtändliche Kommentare für den Sinn der meiſten Sentenzen. Ich will dem Leſer ſtatt allen Räſonnirens lieber ein Seitenſtück aufſtellen. —

Der Ehrenname.

Der Weiſe! der Siegreiche! der Große! — Ich muß geſtehen, die Namen klingen prächtig, und ſo ein Entreebillet für die Ewigkeit, obgleich unzähligemal an Unwürdige verſchenkt, hat immer einen großen Werth für die Phantaſie; aber ich hörte einſt einen Beinamen, der dem Herzen unendlich mehr werth iſt, und den ich lieber verdient haben möchte, als irgend einen von jenen.

In R. erbte vor mehr als ſechszig Jahren ein junges Frauenzimmer von einer Freundin eine weibliche Erziehungsanſtalt und ſetzte ſie fort. Ihre Schülerinnen wollten ſie „Mamſell“ nennen aber ſie verbat es; Ma bonne war noch nicht gebräuchlich, und Mütterchen zu heißen, dazu konnte ſich das zwanzigjährige Mädchen nicht entſchließen. Sie forderte, daß man ſie mit ihrem Taufnamen, Lenchen nenne, und das Herz ihrer Schülerinnen fügte „liebes“ hinzu. Beide Worte verband ihr freundliches, gütiges Betragen ſo feſt, daß man bald in der ganzen Stadt ihren wahren Namen vergaß und nur vom lieben Lenchen noch ſprach.

Ihre Zöglinge erwuchſen, verheiratheten ſich und ſchickten nach einigen Jahren wieder ihre Kinder zu ihr. Auch dieſe blühten auf, reiften — und obgleich die wackere Erzieherin längſt feierlich genug zur Mamſell und alt genug zum Mütterchen geworden war — auch die Enkelinnen gingen zum lieben Lenchen, um ihre erſte Bildung zu erhalten. — Endlich zwang ſie das Alter, ihre Anſtalt eingehen zu laſſen, und ſie ſchien vergeſſen. Im Jahre 81 ward in der Kirche abgeleſen, daß die ehrſame Jungfrau Helene Schotten Todes verfahren ſey; niemand merkte darauf: aber als man bei näherer Erkundigung erfuhr, daß dies der ſeit langer Zeit ruhende Name vom „lieben Lenchen“ ſey; ja, mein Leſer, ich ſelbſt ſah in mehrern Häuſern drey weibliche Generationen zugleich der liebevollen Bildnerin ihrer Jugend herzliche Thränen opfern und fühlte: — Einen Cypreſſenzweig für ſein Grab durch Wohlthun vom Freunde verdienen, iſt höherer Ruhm als ſich ſelbſt Pyramiden erthürmen!

Die Bekanntſchaft.

Noch war ich mit dem „lieben Lenchen“ beſchäftigt, als wir in dem Gartenſaale anlangten. Hier fanden wir alles in ganz veränderter Stimmung. Die Inſtrumente riefen zum Tanz und die rauſchenden und lärmenden Gruppen der jungen Leute entwickelten ſich ſchnell zu langen fröhlichen Reihen. Indem der Tanz angehen ſollte, hielt ein Wagen vor der Thür, und ein reizendes, ſchla~~[illegible]~~nkes Mädchen ſchwebte in den Saal. Sie grüßte einige von den Tänzerinnen, viele Tänzer bückten ſich tief und mancher warf heimlich einen verdrüßlichen Blick auf ſeine Dame; er hätte ſich lieber noch frei geſehen. Sie ſah durch den Saal indem ſie ſich ſetzte: keiner ihrer Bekannten war übrig. Ich glaubte in ihrem hellen braunen Auge zu bemerken daß es ihr wenigſtens nicht lieb war, einige Minuten zu ſpät gekommen zu ſeyn. Ich trat zu ihr und bot ihr die Hand: ſie muſterte einen Augenblick meinen Aufzug und wir ſtanden in der Reihe.

Was knüpft ſchneller an einander, was ſetzt leichter über kalte Förmlichkeit und Vorſicht hinweg, als Freude! Noch hatten wir faſt kein Wort mit einander gewechſelt, und doch ſahen wir uns ſchon gegenſeitig mit freundlichem Zutrauen ins Auge, ſobald wir nur ein Paar Touren mit einander gemacht hatten. Sie tanzte leicht und mit edlem

Anſtande; jede ihrer Bewegungen zeigte zwangloſe Unbefangenheit und Bildung. Ihr langes kaſtanienbraunes Haar floß in natürlichen Locken auf ſchmale Schultern herab, von denen der Blick mit Wolluſt längſt einem vollen ſchönen Arme zu einem ſo zart gebildeten Händchen hinglitt, daß es wie ein vollendetes Kunſtwerk nur zum Anſchauen da zu ſein ſchien. Fragen ſie nur, meine Leſerinnen, ihre Liebhaber, ob dies Gefühl ſo unnatürlich iſt, daß er es bei ihrer Hand nie gehabt hätte! — Liebhaber? ſagen ſie. Ja, ja, ich ward es in dieſem Augenblicke ſchon, denn o! wie ſeelenvoll, wie ſprechend und doch wie unſchuldig war der Blick, mit dem meine Tänzerin mich fixirte, da ſie mein Auge ſehnend auf ihrer Geſtalt herumirren ſah. „Sey nicht unbeſcheiden, damit ich dich ſchätzen kann!“ bat er — und ich wachte ſtreng über jede Bewegung meines Auges.

Als der Tanz geendiget war, ſetzte ich mich neben ſie. Sie hörte gefällig das Compliment an, das ich ihr machte, aber ein Gegenſtand, den ſie durchs Fenſter erblickte, zog bald ihre Aufmerkſamkeit ab. Verzeihen Sie, ſagte ſie mit einer leichten Verbeugung und eilte an die Thür, ſprach ein Paar Worte mit einer Freundin, ſchlüpfte die Stufen herab, um die Ecke — ich ſah ihr durch das Fenſter nach: ſie drückte einer Bettlerin, die von den Bedienten verſcheucht traurig forthinken wollte, etwas in die Hand, kehrte um, pflückte ein Grasblümchen und drey Minuten, nachdem ſie mich verlaſſen hatte, ſaß ſie wieder in meiner Nachbarſchaft. Ich trat zu ihr: „Verzeihen Sie, ſagte ſie erröthend, daß ich Sie ſo plötzlich verließ, aber — ich bin eine leidenſchaftliche Freundin von wilden Blumen; dieſe wäre vielleicht ſchon zertreten, — Und die arme Frau hätte vielleicht einen traurigen Abend gehabt, wenn Sie nicht gegangen wären, ſetzte ich halbleiſe hinzu. Sie ſah mich an: es lag deutlich in ihrem Auge, es ſey ihr nicht unangenehm, daß ich ihre Handlung bemerkt hatte und zu ſchätzen wußte.

“ Ich will Ihnen kein neues Compliment machen, fuhr ich fort: das junge Frauenzimmer, das ein Compliment unterbricht, um eine gute Handlung zu thun, verdient, daß man es nicht mit Alltäglichkeiten behellige. Aber — Sie ſcheinen nicht für den Abend engagirt. Wollten Sie wohl einem

Fremden die Gewogenheit erzeigen, ihn heute zu ihrem Tänzer anzunehmen?“

„Es möchte Aufſehen erregen, wenn wir beſtändig mit einander tanzten! aber jeden andern Tanz will ich gern mit Ihnen machen, erwiederte ſie zutraulich, indem mein Begleiter die Hand auf meine Schulter legte und ſie zugleich ſehr bekannt grüßte. Eh' er mich ihr vorſtellen konnte, ward ſie aufgenommen und ich bot einem andern Frauenzimmer die Hand. Kaum waren wir fertig, als der Held der Geſellſchaft, ein junger Prinz, ſie aufforderte. Sie ſah, daß ich ſie in einiger Entfernung beobachtete. Ich bin ſchon verſagt, erwiederte ſie, und ich mußte es auf jede Gefahr wagen, ihre niedliche Hand zu drücken, da ich ſie aufführte:

auch nahm ſie es nicht übel, obgleich eine leichte Röthe dabey über ihre Wange flog.

So verging der Abend. Immer trennten wir uns, und immer fanden wir uns in einer herzlichern Stimmung wieder zuſammen. Mir wenigſtens war es, als kennten wir uns ſchon vollkommen, als gehörten wir zu einander, als wäre, was hier geſchah, nur eine Vorbereitung, ein Vorbild unſers künftigen Lebens. „O Gott! wie glücklich wäre ich„ — Ehe ich den Gedanken vollenden konnte, gab man das Zeichen zur Tafel, und meine reizende Freundin, die am andern Ende des Saals eben eine Quadrille geendiget hatte, verließ ihren Tänzer eilfertig, um in meiner Nähe ein Tuch zu ſuchen, das — ſie in der Taſche hatte; es verſteht ſich, daß ich mich zudrängte, ſie zu

Tiſche zu führen. Hier ſprachen wir von belletriſtiſchen Sachen: ſie hatte das Beſte und Schönſte der engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Literatur geleſen, und ihre Art über die einzelnen Gegenſtände zu meinen, zeigte, daß ſie die gelehrten Urtheile darüber nicht kannte, und niemand nachſprach, als ihrem zarten Gefühle und ihrem hellen Verſtande. Wir redeten von Voßen's Luiſe: Sie war unerſchöpflich in warmen Lobeserhebungen; ſie fand, daß nichts reinern und höhern Genuß gewähre, als wenn der Lichtſtrom einer dichteriſchen Phantaſie auf Gegenſtände aus der wirklichen Welt, wie ſie um uns her lebet, geleitet würde. „Es iſt damit, wie mit der Mondſcheinbeleuchtung," ſagte ſie, „alles erſcheint in einer hohen, romantiſchen, veredelten Geſtalt, und iſt doch Wahrheit — und wenn der Tag zurückgekehrt iſt, wenn wir wieder im wirklichen Leben ſind: ein Paar Stralen ſind immer von unſerer Seele eingeſogen worden, und veredeln die Dinge durch die Erinnerung und uns ſelbſt, indem wir ihr unvermerkt gemäß handeln. Das thut, ſetzte ich hinzu, der Witz, die Aeſthetik, das thun die metaphyſiſchen Gedichte und Venus und die Grazien und alle griechiſchen Götter in deutſchen Gedichten nicht. Aber was denken Sie von Luiſens Rivalin, von Dorotheen?

Sie ſah ſich etwas furchtſam um, als wenn ſie gehört zu werden beſorgte; da ſie mein Lächeln darüber bemerkte: Es giebt ein Publikum, ſagte ſie, das an Göthe glaubt, wie die Catholiken an die Heiligen glauben. Ich verdiente von dieſem Publikum verlacht zu werden, wenn ich über den Verfaſſer von Werthers Leiden und der Iphigenie urtheilen wollte: — aber meine Gefühle kann ich Ihnen wenigſtens ohne Anmaaßung geſtehen. Mir iſt Dorothea zu handfeſt, als daß ich mich ſehr theilnehmend mit ihr beſchäftigen könnte: doch das kann eben ſo gut von einem Mangel in meinem Charakter, als in dem ihrigen herkommen.

Gewiß nicht! erwiederte ich, die Weiblichkeit ſelbſt müßte denn ein Fehler ſeyn. Auch in Herrmann und Dorothea, fuhr ſie fort, indem ſie ihre Hand aus der meinigen zog, ohne deshalb ihren zutraulichen Ton zu ändern, ſind Scenen aus der wirklichen Welt, und die Situazion der Heldin ſcheint mir ſogar dichteriſcher als die, in der Luiſe von der Trauung überraſcht wird: — aber es ſteht alles in der grellen deutlichen Beleuchtung eines ſonnigten Sommermittags, die der Phantaſie keinen Spielraum läßt: man ſieht deutlich, ohne zu fühlen; der Verſtand wird beſchäftigt und das Herz bleibt müſſig. Als ich Luiſe zum erſtenmale las, war mir, als wenn ich einen Spaziergang durch eine blumigte Wieſe machte, wo ich in der Entfernung Quellen rauſchen und Nachtigallen ſchlagen hörte, und von jeder Blüthe einen Schmetterling aufflattern ſah. Mit Dorotheen ſchien ich mir unter den Berliner Linden zu promeniren. — Doch laſſen Sie uns abbrechen, wir haben ſchon Zuhörer."

Sobald ſich die Aufmerkſamkeit derſelben wieder zerſtreuet hatte, bat ich ſie, mich in der Geſellſchaft zu orientiren. Daß ich ihren eigenen Namen nicht kannte, hatte ich ganz vergeſſen. Ich wußte ja wer ſie war, was lag mir daran, mit welchen Sylben man ſie bezeichnete! Sie erzählte mir von jedem und jeder etwas Intereſſantes; mitunter entwiſchten ihr äußerſt humoriſtiſche und witzige Bemerkungen und Züge, aber ſie entwiſchten ihr nur: ſie erröthete bei jedem und ſuchte alle nachtheilige Ideen ſogleich wieder durch ein Paar Lobeserhebungen zu vernichten. Nach ihrer Schilderung war Niemand da, der nicht durch irgend eine vorzügliche Eigenſchaft wenigſtens Achtung verdiente. Das ſonderbarſte war, daß auch ſie bei den meiſten ihrer Schilderungen den Namen vergaß: ſie gab mir nur den Menſchen, ſeinen Charakter, ſeine Schickſale, und ſeine Lage. Ich bemerkte dieſe Uebereinſtimmung mit meiner Art zu ſehen, erſt da ich wieder allein auf meinem Zimmer war, und ich muß es nur geſtehen, auch dies nahm ich für einen Wink des Schickſals an.

„Welch ein Weib! o würde ſie das meinige!“ rief ich halblaut mit einem tiefen Seufzer, als ich ſie an den Wagen begleitet hatte und er nun mit ihr und ihrer Mutter fortrollte. Ich war ſo in dieſen Gedanken vertieft, daß ich auf dem ganzen Heimwege faſt kein Wort mit meinem gefälligen Begleiter ſprach und eben ſo wenig hörte. Sobald mich der Bediente in meinem Schlafzimmer verlaſſen hatte, entwarf ich Plane. Freilich fühlte ich jetzt, wie viel ihnen abgehe, da ich den Stand und die Lage des Mädchens nicht wußte. Indeß — Sie iſt mir gewogen, und ich bin unabhängig, — dieſe Betrachtungen beruhigten mich, ſo daß ich mich ganz unbefangen damit beſchäftigte, mein Maas an ſie zu legen, wie ich mit allen intereſſantern Menſchen thue, die ich gern kennen lernen und mit den unintereſſanten, die ich belachen will. Ich muß mich aber darüber erklären, worin dies Maas beſteht.

Das Menſchenmaaß.

Was heißt nachdenken? Etwa neue Ideen in ſich hervorrufen? Gewiß nicht! Ein Begriff, ein Gedanke tritt mit allen ſeinen Theilen, mit allen ſeinen Nebenbegriffen mit einemmale vor die Seele: aber wie eine halbgeöfnete Knoſpe. Jedes Blättchen, das dieſe einſt entfalten wird, liegt ſchon in ihr, dient mit dazu, ihr grade die Rundung zu geben, die wir an ihr bemerken, blickt vielleicht ſogar ſchon mit einem ſchmalen Säumchen an der Oefnung vor, aber ſo genau mit dem andern durchfaltet, ſo feſt an ihnen heftend, oder ſo eng und ökonomiſch zuſammengedrückt, daß wir es ſchlechterdings nicht eher unterſcheiden können, als bis wir vorſichtig und langſam eine Hülle nach der andern abgelöſet, ein Blatt nach dem andern mit der Nadelſpitze hervorgezogen haben. — Iſt das mit der Gedankenknoſpe geſchehen, liegen alle ihre Theile und Theilchen einzeln da, haben wir ſie alle betrachtet: ſo haben wir einen Gegenſtand ergründet, durchdacht.

Die Phantaſie „Menſchen lieben die Knoſpen mehr, als die aufgebrochenen Blumen u. ſ. w.“ Ungefähr ſo ſprach einſt einer der größten Männer Deutſchlands zu mir; ob er es auch irgendwo drucken ließ weiß ich nicht, — aber es iſt ſo ſchön und wahr geſagt, daß ich es meinen Leſern noch einmal geſagt hätte auch wenn es ſchon an zehn Orten wäre gedruckt worden; — beſonders da es ſich auch auf ſo unzählige andre verwandte Dinge mit Nutzen anwenden läßt.

Zum Beiſpiel: auf die Erforſchung eines Charakters. Wir ſehen einen Menſchen zum erſtenmale: der einnehmende oder widrige Eindruck, den er auf uns macht, iſt das Reſultat von hundert einzelnen Wahrnehmungen, deren wir uns nicht deutlich bewußt werden, iſt ſo eine Knoſpe von Empfindungen: wem das Menſchenſtudium und Gerechtigkeit im Beurtheilen anderer am Herzen liegt, thut wohl, wenn er ſie ſo ſchnell als möglich auseinander zettelt. Zwar die wiederholte Beobachtung und die Erfahrung thun daſſelbe, aber langſam, und um einen ſchnellen und richtigen Blick zu bekommen, muß man ſchon eine künſtliche Operation einſtudiren, die mir immer ſehr viel Vergnügen gemacht hat, obgleich meine Lebhaftigkeit Schuld ſein mag, daß ich viel weniger Vortheil daraus gezogen habe, als hoffentlich die bedächtigern unter meinen Leſern thun werden.

Sie beſteht darin, daß ich mir den Menſchen den ich kennen lernen will, von allem, was er iſt und heißt, enthülſe und ihn ſo betrachte. Wenn jener junge Menſch da, frage ich mich, nicht ſchön wäre; würde er wohl die Hand eben ſo in die Taſche ſtecken, eben ſo den Fuß vorſtrecken? Sich eben ſo trippelnd nahn und entfernen? Eben ſo um ſich ſehen? Paßt der Ausdruck dieſer Geſten nicht eben ſo gut für einen Häßlichen, ſo iſt er eitel, ein Fat, ſo ſehr ihn übrigens ſein Verſtand lehren mag, nicht vor den Leuten in den Spiegel zu ſehn. Wäre der breite Herr dort nicht Staatsminiſter, ſondern ſein Koch: würde er, ſeine Korpulenz und ſein Podagra übrigens mit in Anſchlag gebracht, wohl auf eben die Weiſe den höflichen Gruß eines Fremden erwiedert haben? Nicht? Gut; ſo iſt ſein Stand ihm über den Kopf gewachſen und wäre ich in der Lage ihn zu brauchen und läge es in meinem Charakter, ſo wüßte ich ſchon, woran ich ihn bei meiner Bitte am meiſten erinnern müßte.

Die ſchnellſte Operation aber und die mich am beſten kennen lehrt, in wie weit die Vernunft eines Menſchen noch geſund, ſein Gefühl noch unverdorben, er alſo der Natur noch treu ſey oder nicht, ob er ſtark oder ſchwach ſey, iſt, daß ich mir — erröthen Sie nicht, meine jungen Leſerinnen, wenn ich ſie nicht in Wilhelminens Sinn für ſittſam halten ſoll, — daß ich mir ihn entkleidet denke. Nichts iſt entſcheidender und zugleich amüſanter, als dies Verfahren.

Ich trete zum Beiſpiel in einen großen Geſellſchaftszirkel; der Glänzendſte und Vornehmſte iſt mir der liebſte dazu; ich ſehe um mich her: meine Phantaſie thut den magiſchen Schlag — Welch ein Schauſpiel! der Cenſor Cato müßte ſich hier athemlos lachen!

O ſehen Sie, ich bitte Sie, dort die große funfzigjährige Frau mit den hochroth aufgelegten Wangen, dem jugendlich aufgeknüpften Haar, den naiven Geſten, dem emporgezwängten Buſen der ſo ſtattlich zur

Schau liegt; ſie liſpelt, ſie liebäugelt und ſeufzt, alles im Vertrauen auf die Verſchwiegenheit ihrer faltigen Chemiſe. Da ſinkt ſie zu Boden; da fliegt die blonde Perüke vom Kopf, da — o wie ſchön ſtehen die rothen Wangen zu der nußbraunen faltenvollen Haut, die blitzenden verdrehten Augen zu den dünnen, greiſen Locken, dem dürren Bruſtknochen, der — O pfui! Ich male das Bild nicht aus, denn wer möchte zum zweitenmale hinſehen. Mütterchen, ſchmückteſt du dich mit Häuslichkeit, deine Runzeln würden dich für ehrwürdig halten laſſen.

Betrachten wir einmal ihre kleine ausgedörrte Schweſter, die an jenem Tiſche ſo majeſtätiſch L'hombre ſpielt. Jede ihrer Bewegungen iſt darauf berechnet, Würde auszudrücken, und Ehrfurcht zu gebieten —

denn ihr Mann hat ja ein blaues Band über der Schulter hängen. Nein! unmöglich kann man mit ſpitzigern Fingern ein Spinngewebe anfaſſen, das man nicht zerreißen will, als ſie nach der Spadille greift, und kein Schoosmöpschen ſchnobert gravitätiſcher an der Bonbonniere, als ſie an jedem Worte, das über den Tiſch hinfährt, ob auch Ehrerbietung genug, vielleicht gar ein ſchuldiges Compliment darin liegt. Jetzt hat ſie eins erhaſcht: o wie gnädig ſchmunzelt ſie! — dennoch ſieht das Ganze wie etwas Stattliches aus, wenn wir die blitzende Demantnadel, das Atlaskleid, den geſchmackvollen Hut hinzufügen, zu denen ihre Minen und Geſten als Theile des Gallaputzes gehören, aber — ich ſchwinge den Stab! Nein, ohne mein Ehrenwort glaubt mir kein

Menſch, daß Ihre Gnaden nicht eine zuſammengepfuſchte Drathpuppe ſeyn: denn wie unnatürlich iſt die emporgeworfene Naſe mit dem gebrechlichen Gerippe, die geſchwungene und doch langſame Bewegung mit dem Spindelarme gepaart!

Da ſitzt noch die bis an den Naſenzipfel verluppte Betſchweſter, der weibliche ſchöne Geiſt mit den von Almanachen pauſenden Taſchen und den ungewaſchenen Händen, und ein Dutzend ähnlicher Geſchöpfe, aber ich wende mich mit Ekel von ihnen zu den Männern.

Sieh da, Herr Geheimerath! Ew. Excellenz haben das gewäſſerte Band mit der goldenen Puppe, die betreßte Uniform, verloren! Verzeihen Sie mir, aber ſchon der würdevolle Blick allein, der ſo hohes Selbſtgefühl ſprach und mich Unbetitelten und Unbebänderten ſo zu Boden ſchlagen ſollte: ſeitdem er nicht mehr, ehe er ſich zu mir erhebt, längſt dem Orden, ſondern einem welken Leichname voll Sündenmaalen herabführt, iſt äußerſt lächerlich geworden, und zeigt, daß nicht Ihre Kleidung zu Ihnen, ſondern Sie zu Ihrer Kleidung gehören — daß Sie ein ſchwaches elendes Weſen ſind, wenn man Sie auf ſich ſelbſt reducirt.

Da jener ſüße Blondin noch in den modiſchen Strümpfen und glänzenden Tanzſchuhen da ſtand, und mit dem ſeidenen Rocke rauſchte und um den Solitär ſpielen zu laſſen, den Kräuſel herauszupfen konnte: ja damals war er ein Weſen von Bedeutung, aber nun! Corydon, wenn du bald den rechten, bald den linken Fuß vorſtreckſt, um nach Antikenſitte nur auf einem zu ruhn, wenn du von einer Schönen zur andern trippelſt, wenn du dich ſo elegant bückeſt und aufrichteſt, und liſpelſt und ſeitwärts blickeſt und zärtlich ſeufzend lächelſt — Fy ſchäme dich, großer Junge, noch Affenpoſſen zu treiben, Geſichter zu ſchneiden. Du ſelbſt biſt nichts, biſt höchſtens nur das Füllſel deiner ſeidenen Jacke: dein Werth iſt in dem ihrigen verzettelt.

Eben das iſt heut jenem wackern Schulmanne mit dem ſteifen Rücken und den krummen Knieen wiederfahren. In ſeinem Schlafrocke dominirt er erhaben über Homer und Demoſthenes, und iſt kühn genug anderer Meinung zu ſeyn als Scaliger und Erneſti, und, trotz ihnen, in jener Zeile jenes Manuſcripts nicht καὶ ſondern [illegible] zu leſen! in ſelnem Oberrocke weiß er einen ganzen Rudel muthwilliger Knaben in Ehrfurcht zu erhalten und ſie zur Anbetung Virgils zu zwingen, aber die gnädige Frau vom Hauſe, der es beliebt die Beſchützerin der Wiſſenſchaften zu machen, hat ihn herbeſtellen laſſen, um mit ihrer Duldſamkeit gegen ſeine Uneleganz zu prunken, und er iſt für heute vernichtet. Unelegauz, ſagte ich? Mein Gott! Sein fleiſchfarbener Rock mit Meſſingknöpfen und ohne Kragen, deſſen ſchräge Seitenblätter ſo zierlich mit zwei Knöpfen über den Magenmund zuſammenhängen, ſein halbſeidenes Camiſol mit den großen Taſchendeckeln und ſeine tuchenen Beinkleider, ſeine ſteifen Manſchetten und fettgetünchten Schuhe ſind ja ſo elegant, daß er ſich nicht zu helfen weiß. Er erliegt unter ihrer Pracht, und kann

die

die Hände nicht laſſen, ſenkt den Kopf und lächelt verlegen, wenn der gnädige Herr den Mund öffnet, zum Voraus über das Bonmot, das Dieſelben ſagen könnten. Armer Mann, aus Mitleid muß ich dich entkleiden! Du haſt ungleich höhern Werth als alle die lebendigen Bagatellen um dich her, die dich ſo ängſtigen; aber um dich der Natur wieder zu geben, um dir die Erhabenheit des Schlafrocks, die Majeſtät des Surtouts und die bange Schulknabenmiene deiner veralteten Eleganz abzugewöhnen! glaube mir, lieber Freund, ſetze täglich eine Stunde aus, in der du — nackt in deinem Studirzimmer promenirſt — oder falls du dich vor deinem einzigen Hausgenoſſen, deiner Katze, ſchämſt, wenigſtens bekleidet ſpazieren reiteſt.

Ich komme zu den jungen reizenden Mädchen! Aber ſie halten die Fächer vor das Geſicht. Seyn Sie ruhig, ſchöne Leſerin, ich werde nicht unbeſcheiden ſeyn und keinen Eingriff in die Rechte ihres Liebhabers thun. Um mich zu entſchädigen, kehre ich zu meiner namenloſen Schönen zurück, die ich ernſthaft zu meſſen beſchloß.

Sie hielt die Probe aus. „Wäre ſie häßlich geweſen, hätte ſie weniger Anſpruch gemacht!“ Unmöglich! im Gegentheile würde ſie das Compliment, das ich ihr machte, ängſtlich erwartet, es ſicher nicht zerriſſen haben, um ein Almoſen zu geben. — „Hätte ſie keine Beleſenheit beſeſſen, würde der Ton ihrer Stimme, ihr Ausdruck natürlicher geweſen ſeyn?“ Unedler wohl, aber unbefangener nicht, hätte ſie mir von den Milchtöpfen ihrer Mutter erzählen können, als ſie über Louiſe und Dorothea ſprach. „Wäre ſie, — ja wäre ſie Röſe geweſen, würde ſie beſtimmter und entſchloſſener den Prinzen abgewieſen haben?“ Sie hätte es gar nicht gethan! Nein, ſie hatte, was ſo ſelten iſt, ſich wirklich durch Bildung veredelt! Ich beſchloß das letzte Maaß an ſie zu legen; ich zauberte ſie im Gewande der Grazien, nicht der ſokratiſchen, vor mich hin! Thörichter Einfall! Ich wollte in die Sonne ſehen, ohne zu blinzeln; ſtatt zu beobachten, glühte ich von Wünſchen; ſtatt zu richten, flehte ich! In Entzücken verſunken ſchlief ich ein. Mein erſtes Wort als ich am folgenden Morgen erwachte

---

Der Verdienſtvolle.

Ja, mein erſtes Wort beym Erwachen wäre ſicher ihr Name geweſen, hätte ich ihn nur gewußt, aber ſo rief ich aus —: „Herein!“ denn man hatte ſchon zweimal an meine Thür geklopft. Es war ein Bedienter des wackern alten L., der mich zum Dejeuner und Mittagseſſen einlud. Es war ſchon ziemlich ſpät; ich glaubte mit dem Ankleiden zu eilen, aber unaufhörlich ſchwebte mir meine Göttin vor. Ich verſank immer in Nachſinnen und nach zwey Stunden ſtieg ich erſt in den Wagen. Nein, rief ich aus, ich kann ohne ſie nicht leben: ich fühle es! Und wenn irgend ein Mittel zu finden iſt, ſo muß ſie die meinige werden: „Befehlen Sie etwas?“ fragte der Bediente, und ich fand, daß ich ſeine Hand, die noch auf dem Schlage ruhte, bey meinem Ausrufe ergriffen und an meine Bruſt gedrückt hatte. Die Verlegenheit darüber brachte mich in ſo weit zu mir ſelbſt, daß ich dem alten L. das Compliment, mit dem er mich empfing, zuſammenhängend genug beantwortete. Sie kommen, ſagte er lächelnd, indem wir die Treppe hinaufgingen, zum Dejeuner etwas ſpät; es iſt ſchon zwölf Uhr. Bis zum Mittagseſſen will ich Ihnen eine Bekanntſchaft machen, die Sie intereſſiren wird. Es iſt die meines neuen Neffen, deſſen Hochzeit

Sie morgen beiwohnen ſollen. Meine Nichte iſt ſchon ausgefahren.

Ich fand im Zimmer eine Reihe junger ſchöner Männer und mitten unter ihnen, wie einen zerbrochenen Zaunſtecken in einem blühenden Hollunderbuſch, einen langen magern Menſchen mit einem ſchwarzen Pflaſter auf dem linken Auge, und einem von den Pocken zerriſſenen Geſichte, deſſen Naſenwurzel eingeſunken war. Als er ein Paar Schritte uns entgegen thun wollte, bemerkte ich, daß er hinkte. Das iſt der Bräutigam meiner Nichte, ſagte L. Beinah' wär' ich in ein lautes Gelächter ausgebrochen: ich verbiß es indeſſen und machte ihm ein Compliment; aber die Verlegenheit, in die ihn mein doch ſichtbar gewordenes Lächeln geſetzt hatte, machte die Antwort, die er in einem widerlichen Naſenton ſtotterte, vollens unverſtändlich. Wir konnten einander nicht nahe kommen. Mit einer ſichtlichen Unzufriedenheit führte L. mich, als wenn es zufällig geſchehe, in ein Kabinet.

Ich muß Sie doch kurz mit der Geſchichte dieſes Mannes bekannt machen. Er iſt aus B. jenſeit des Rheins, wo auch meine Nichte her iſt. Schon als Kind liebte er ſie und ein ziemlich einträglicher Poſten ſetzte ihn, da ſie endlich erwachſen war, in den Stand, um ſie zu werben; aber indem er es thun wollte, verlor ſein Vater durch einen Bankerot ſein ganzes Vermögen. Er nahm ihn zu ſich, erhielt ihn ſehr anſtändig, und begegnete ihm immer mit der zärtlichſten Sorgfalt. Doch dieſer Zuwachs an Ausgaben zwang ihn, ſeine Bewerbung aufzugeben. Der Vater ſtarb und kurz darauf auch ein entfernter Verwandter, der ihm eine anſehnliche Erbſchaft ließ. Der erſte Gebrauch, den er von ſeinem neuen Glücke machte, war, daß er es Henrietten anbot. Sie liebte ihn zwar nicht, obgleich er damals weder hinkend noch einäugig war; aber aus Folgſamkeit gegen ihre Mutter hatte ſie ihm eben das Jawort gegeben, als die Franzoſen das Städtchen brandſchatzten. Die geforderte Summe konnte nicht zuſammengebracht werden und ſchon war man im Begriff zu plündern: mein Neffe trat ins Mittel, ſchoß ſeine Erbſchaft vor und ſeine Mitbürger wurden gerettet. Nach wenigen Tagen brannte der Ort größtentheils ab. Er ſetzte ſeine Braut und ihre Mutter in einen Wagen, um ſie zu mir in Sicherheit zu bringen Bey N. werden ſie von einigen ſtreifenden Croaten angefallen. Das Pferd meines guten Neffen wird ſcheu, reißt aus, und ſetzt ihn in wenig Minuten in Sicherheit. Aber ſobald er es wieder in ſeiner Gewalt hat, kehrt er zum Wagen zurück, von dem ihm lautes Geſchrei nachtönt. Er findet die Croaten mit ſeiner Plünderung beſchäftigt, und einer von ihnen drängt Henrietten zu Boden: er reißt ein Piſtol aus dem Halfter und ſchießt dem Wilden durch den Kopf. Ein anderer erwiedert den Schuß: die Kugel ſtreift ihm über das Geſicht, ſchlägt ihm die Naſenwurzel ein und raubt ihm das linke Auge; ſein Pferd bäumt ſich, wirft ihn ab und zerbricht ihm das Bein. Jetzt wär' er ermordet worden, wenn nicht in dem Augenblick ein Preußiſches Huſarenpiket herbeigeſprengt wäre und die Croaten verſcheucht hätte. Die Frauenzimmer ſetzten auf ſein dringendes Verlangen ihre Reiſe fort, er hingegen mußte in Frankfurt liegen bleiben. Nach drei Monaten kommt auch er zu mir, aber in der Geſtalt wie Sie ihn jetzt ſehen. Henriette erblaßt bei ſeinem Anblicke; er ſpricht und ſie fällt beynahe in Ohnmacht. Es war kein frohes Wiederſehen! Er ſelbſt, im trüben Bewußtſeyn ſeines Misgeſchickes, wagt mit keinem Worte an das vorige Verhältniß zu erinnern, hält ſich in einer furchtſamen Entfernung von ſeiner Braut und zehrt in ſtillem Gram an ſeinem Leben: aber ſobald das wackere Mädchen ſich nur etwas wieder an ſeinen Anblick gewöhnt und ſeine dumpfen Töne verſtehen gelernt hatte, ging ſie ſelbſt ihm auf-

v.-Bibl.
nchen

munternd entgegen; erinnerte ihn an ſeine Verdienſte um ſie, und fragte ihn endlich geradezu, ob ſie denn ſeine Liebe verloren habe, daß er nicht mehr als Bräutigam thue? — O mein Freund! ſagte der Greis mit jugendlicher Wärme und mir glühten beyde Wangen; “Welche Scene! Wie ſein einziges Auge von Entzücken ſtralte! wie die Freude ſein entſtelltes Geſicht verklärte? Dennoch wollte er das Opfer nicht annehmen: zu offenbar empfand Henriette nur Mitleid, und ſein ſtolzer Edelmuth rang mit ſeiner Leidenſchaft. Aber ſie ließ nicht nach, ſie drang in ihn: — wäre er länger auf ſeine Weigerung beſtanden, ſo wäre ſie Beleidigung geworden. „Meine Henriette iſt ein ſehr edles Mädchen:“ ſetzte er hinzu, und eine Thräne quoll ihm aus dem Auge.

Ja bei Gott! rief ich mit tiefer Rührung: das iſt ſie! — Und er iſt ihrer werth! Bei einer Verbindung zwiſchen ſolchen Seelen: was kommt da der Körper und ſeine Sinnlichkeit in Betracht. Laſſen Sie uns zur Geſellſchaft zurückkehren. Ich ſehne mich darnach, dem wackern Manne meine Hochachtung und meinen warmen Glückwunſch zu bezeigen.

Ich that es ſo aufrichtig und warm, daß er eine lebhafte Freundſchaft für mich zu empfinden ſchien, und eben hatte ich angefangen über die geiſtvollen Sachen, die er herſtotterte, ſein Stottern und ſeine Geſtalt zu vergeſſen, als die Thür aufging und L. rief: Ach da iſt Henriette!

Ich wandte mich um. — Nein, ein ſolcher Stümper bin ich nicht, hier meine

Gefühle malen zu wollen. — Henriette war meine Unbekannte. — — — — —

Ob auch ſie von meinem Anblicke ſehr überraſcht war, ob ſie ſich ſchnell faßte, was die Betäubung und Stumpfheit, in der ich die übrige Zeit vor Tiſche und während der Mahlzeit zubrachte, auf die Geſellſchaft für einen Eindruck machte: ich weis das alles nicht. Ich ward von einem ſolchen Wirbel von Gefühlen herumgetrieben, daß ich nichts wahrnehmen konnte.

Nach Tiſche ſpatzierte man im Garten; maſchinenmäßig hatte ich Henrietten den Arm geboten und eben ſo, ohne es zu wollen, entfernte ich mich mit ihr von der Geſellſchaft. Sie machte mich aufmerkſam auf die ſchöne Blumenflur, die ſie ſelbſt pflegte, auf die Ausſicht von einer Terraſſe. Dumpf und betäubt ſtarrte ich alles an.

Aber mein Gott, ſagte ſie endlich, was iſt Ihnen heute! Ich erkenne meinen geſtrigen Tänzer nicht mehr in ihnen!

Ach Henriette, anwortete ich — Wüßten Sie, was ich dabei empfinde, Sie als Braut wiederzuſehen!

Sie ſah mich einen Augenblick an; dann mit ſchwimmendem Auge in die Gegend hinaus, als wär' es ihr künftiges Leben; dann wieder auf mich. Ich ſchätze meinen Bräutigam ſehr hoch! ſagte ſie endlich mit einem Seufzer, und er verdient es gewiß! — Das iſt's ja eben, das! dachte ich. Ihre wenigen Worte hatten das Verhältniß zwiſchen uns aufs Reine gebracht, es zerriſſen auf ewig. Wir hatten einander nichts mehr zu ſagen, und ſtumm kehrten wir zu der Geſellſchaft zurück, von der ich bald hernach unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit Abſchied nahm.

Und nun, mein Leſer, was hätten Sie in meiner Lage gethan? Mindſtens ſo wenig die Hochzeit beſucht, als ich. Sobald mein Kopf wieder ein wenig freier war, ſchrieb ich ein entſchuldigendes Billet an den alten L., und beſtellte die Poſt. Eine Viertelmeile von Halberſtadt, da wir eine Anhöhe hinangefahren waren, ließ ich den Wagen halten, und ſtand auf, um noch einmal mich nach der Stadt umzuſehen, die mir ſo wichtig geworden war, und die jetzt im Abendſchimmer deſſelben Tages An [illegible], der mich mit hoffnungsvollen Plänen beſchäftigt fand, und mich über ihre Zernichtung weinend verließ. Faſt eine Viertelſtunde ſtarrte ich auf ihre ſpitzigen Thürme, ihre altväteriſche Häuſermaſſe hin, ohne einen deutlichen Gedanken zu haben. Wie graue Wolken gingen an meiner Seele die Bilder der Scenen vorüber, die ich geſehen hatte, die jetzt wahrſcheinlich vorfielen, die morgen vorfallen ſollten. Ich ſah das reizende Mädchen mit melancholiſchem Blicke im Brautſchmucke da ſitzen; ich hörte ſie das furchtbare Ja! ausſprechen, das ſie auf ewig von mir trennen mußte, ſah — ſah — und ſah — O wie fürchterlich war mir das Bild des unglücklichen und doch ſo glücklichen Bräutigams! Ich ſah Henriette als ſorgſame achtungsvolle Gattin, als weiſe, geſchäftige Hausfrau, als zärtliche Mutter: ach! und nicht ich war es, für den ſie ſo gütig beſorgt

that;

that; und die Kinder, die ſie ſo zärtlich an ihren Buſen drückte, waren mir fremd. Wo, wo find' ich Entſchädigung für den Himmel, der ſich hier vor meinen Blicken aufthat, um mich auf immer auszuſchließen! — „An rollenden Steinen haftet ja nicht einmal Moos!“ -- und ich warf mich ſchluchzend in den Wagen zurück, und der Schwager jagte in vollem Trott davon.

Der Heimathloſe.

Es giebt — zähe Herzen, die jeden Eindruck des Gegenwärtigen annehmen, und ſobald es den erſten Schritt in den Hintergrund der Vergangenheit gethan hat, keine Spur mehr davon übrig behalten; ſie genießen einer fortdauernden Ruhe, wie ein grün überwachſener Sumpf! — aber ſie ſind auch eben ſo nahe der Fäulniß; weg mit ihnen! Ihre Beſitzer wandeln unter ihren Brüdern einher, wie man im Zimmer auf- und abgeht: feſten und beſtimmten Schritts auf jenes Sopha zu, — um ſich zu ſetzen? — Nein, um ſich, ſobald er erreicht iſt, wieder nach dieſer Ecke zu wenden, aus der man ſogleich den planloſen Gang wieder antritt. „Haſt du an jenem Ende des Hauſes nichts zu verrichten, warum bleibſt du nicht hier; und haſt du dort etwas zu thun, was kommſt du ſogleich wieder her?“ ſagte ein Hurone einſt zu einem Engländer, den er ſo promeniren ſah. Sind dir die Menſchen gleichgültig, möcht' ich jenen Reiſenden fragen, was ſuchſt du ſie auf? Und ſind ſie es nicht, wie kannſt du ihnen doch ſo kalt und gefühllos wieder den Rücken kehren?

Ihr zarter gebildeten Seelen, ihr, die ihr in eurem Buſen eine heilige Flamme tragt, die jeden Gegenſtand, der euch nahe kommt, mit einer magiſchen rührenden Beleuchtung überſtralt, — eine ſanfte menſchliche Stimme, die allem Edlen und Guten mit harmoniſchem Einklang antwortet: — o ihr wißt, wie bitter es iſt, im Leben ſo oft bei dem Vorzüglichen und Großen vorüber gehn zu müſſen, wie bei dem Alltäglichen und Kleinen; — den Demant, den man zufällig findet, liegen zu laſſen, weil nicht er, weil jener Glimmer es war, den das Verhängniß euch zu ſuchen gebot. Aber habt ihr je gereiſet, nur dann verſteht ihr mich ganz! —

Man tritt in einen Zirkel edler Menſchen, man fühlt, daß man ihm zugehören könnte, man ſchließt ſich ihm an, geht lebhaft ein in alles, was ihn intereſſirt, wirkt und leidet mit ihm, lebt nur in ihm. — Die Stunde des Abſchieds ſchlägt: eine kalte

Scheidewand ſenkt ſich nieder zwiſchen ihm und euch: er ſelbſt ſieht wieder auf euch hin, wie auf einen fremden Gegenſtand, halb erſtaunt, daß er je vergeſſen konnte, daß ihr es ſeyd; fühlt, daß er eurer nicht bedarf; daß er einſt ohne euch glücklich war, es künftig ſeyn wird, ohne euch! — Dann ſieht man hin auf die vaterländiſche Flur, auf jene Zirkel, in denen man niemals fremd werden kann, auf Brüder und Freunde, auf Kinder und Weib — und mit dem Seufzer, den man noch giebt, miſcht ſich das tröſtende Gefühl: was man dieſen Menſchen nicht auf lange ſeyn konnte, man iſt es andern, die vielleicht nicht weniger ehrenwerth ſind. Aber ich — !

Nicht um Thaten des Leichtſinns oder der Bosheit, aber doch verbannt auf immer aus den Gefilden, die meine Väter als ſtammelnde Kinder und als Greiſe einſt ſahen, in denen auch meine Phantaſie die Fabel der Kindheit und den Roman des Jünglingsalters ſich ſpann und vollendete: aus den Gefilden, wo an jedem Gegenſtande die Erinnerung einer Jugendfreude oder eines beſſernden Schmerzes, eines gelungenen Verſuchs oder eines lehrreichen Fehltritts haftet; wo, nur mir ſichtbar, die Fußtapfen meiner fortſchreitenden Bildung noch unverweht als rührende Denkmäler da ſind, wo an jedem Buſche, an jedem Grashalme, an jeder Thurmſpitze noch ein Faden des weiten, magiſchen Netzes flattert, mit dem die jugendliche Phantaſie alles, alles umwebte, an alles ſich knüpfte, ſich mit dem Weltall verband: — von euch, Freunde und Brüder, von dir, Julie, von dir, Unvergeßliche, die den erſten Funken des höhern Gefühls in meine Seele warf, — aus dem Vaterlande verbannt irr' ich umher, —

„Menſchen gleichen den Blumen,“ ſchrieb ich aus W — — — — an Henrietten, als ich ruhig genug war, von ihr auf ewig Abſchied nehmen zu können.

Gleich den Blumen des Feldes ſind Sterbliche! — Fühllos entwurzelt
Wiegt und wälzet der Bach eine verlorne dahin.
Kläglich untergetaucht in die traurig flüſternde Welle
Schwimmt ſie an Schweſtern vorbey welche das Ufer noch hält.
Vollaufblühender ſcheint ſie als vormals, durſtigern Zuges

Reichere Nahrung zu ziehn: aber ſie trinket den Tod! —
Angeſchmiegt izt dem Raſen von milder gleitenden Wellen
Hofft ſie zu wurzeln — da trägt wieder die Strömung ſie fort,
Reißt ſie auf offene Wieſen hinaus, wo ſengend die Sonne
Dörret ihr Haupt, am Fuß naget zerſetzend die Flut.
Endlich, am rauhen Geſteine, da haftet ſie, krümmet ſich welkend
Uber ihm hin; ein Weſt hauchet: — die Arme! — ſie war!
— Alſo der Heimathloſe, der unſtät auf Erden und flüchtig
Irrt mit verhülletem Schmerz; — lacht, weil er Klagen verſchmäht!

— Reizend: Freundin am Ufer: mich wogt die Welle vorüber;
Bald verwehet mein Staub! — Freundin, gedenkeſt du mein?

Die Rückerinnerung.

Es war einer jener Morgen, wie ſie weder der Flächenbewohner, noch der im Gebirge verſteckte, kennt, — wie ſie nur dem anbrechen, der am Strande des Meeres oder am Fuß hoher Berge, gleichſam an der Gränze zweier Welten wohnt. Die Sonne blickte hinter dem Walde des hohen Thiergartens und dem ehrwürdigen Schloſſe hervor, in die unermeßliche Ebene, die ſich von Flüßchen durchſchnitten und mit einer Menge Dörfer bedeckt, vor W — , rode hindehnt. Der Berg, ſeine hohen dichten Stämme und das Schloß warfen noch mit ihren Schatten ein ungeheures Nachtgemälde ins Thal, aber immer mehr ſchwand es zuſammen, und das Reich des Lichts verbreitete ſeine Herrſchaft immer weiter. Jetzt trat wieder ein Dorf in die Sonne, jetzt eine wogende Saat, jetzt ein dampfender Bach, jetzt ein blühender Obſtgarten. Verloren in das majeſtätiſche Schauſpiel, in den Geſang der Lerchen, in die Wohlgerüche des Mayes, ſtand ich mit geſenkten Armen unter der majeſtätiſchen Colonnade im gräflichen Garten da, fühlte nichts als Ruhe und Glück; ahndete kaum noch mit einer leiſen Empfindung, daß in der Welt, in dieſer Welt ein Unglücklicher ſeyn könnte. Finſtre Flecke ſind da, rief ich aus, aber, daß wir ſie ſehen, eben das beweiſet, daß es Tag iſt. "Haltet feſt an der Hoffnung, Leidende! die Stunde flieht, die Sonne ſteigt und ihr ſteht in einem Stralenmeer des Glücks!" Ich ſetzte mich, um gemächlicher zu genießen, ach! da fiel mir auf der Bank Henriettens Antwort wieder ins Auge. Gleich mit der rückkehrenden Poſt hatte ich ſie erhalten.

Henriette ſchrieb mir: ſie habe ſich von ihrem Manne (ſie hatte das häßliche Wort unterſtrichen, und ich verſtand recht gut, was ſie damit ſagen wollte) aus dem Zirkel ihrer frohlockenden Freunde geſtohlen, um mir mit gepreßtem Herzen und Thränen zu antworten Jetzt, ſchrieb ſie, da Sie mir durch Ihre ſchnelle Entfernung einen Beweis Ihrer Stärke gegeben haben, jetzt, da wir auf immer getrennt ſind, kann ich es

Ihnen geſtehen. Erſt ſeitdem ich Sie kennen lernte, fühle ich ganz das Verwegne meines gebrachten Opfers. Mich mag das Bewußtſeyn tröſten, daß ich es der Dankbarkeit, der Pflicht, der Tugend brachte. Sie — ich weiß nicht warum es mich ſo ſchmerzt, wenn ich mir Sie getröſtet, beruhiget denke — und doch wünſche ich herzlich, daß ſie es bald, recht bald ſeyn mögen, daß ein liebevolles Weib — Leben Sie wohl!“

Ach, ſeufzte ich, welcher Morgen wird dieſe Schattennacht aus dem Gemälde meines Lebens verwiſchen! Auch mich ſchmerzt ſchon die Vorſtellung, daß ich einſt getröſtet werden könnte, daß du treffliches Mädchen mir einſt gleichgültig ſeyn könnteſt. Gleichgültig? Nein, nimmer, nimmer! — —

Ich ſah wieder hinaus auf die Ebene;

ſie ſchien mir ihre ganze Schönheit verloren zu haben. Hat ſich die Beleuchtung verändert? Ich blickte hinter mich auf den Berg: die Sonne am Himmel war um keine Zollbreite geſtiegen, aber — jene in meinem Innern war verloſchen.

Noch ſchwankte ich zwiſchen dieſen Unterſuchungen, als ein Hund auf der vorübergehenden Landſtraße anſchlug. Ich ſah ſeinen Herrn, einen jungen wohlgekleideten Mann mit einem kleinen Felleiſen und einem Bedienten, der ein größeres trug, in der Entfernung vorüber ſchreiten, — *ſchreiten*, ſage ich, denn die raſche und doch feſte, beſtimmte und doch leichte Art, wie er ſich mit großen immer gleichen Schritten hinbewegte, konnte nicht *gehen* heißen. Jedes Auftreten geſchah mit ſo viel Kraft;

unwillkührlich mußte man ihm mit der Erwartung nachſehen, irgend eine Pauſe, ein Nachlaſſen dieſer Anſtrengung zu erblicken, aber ihm ſchien es keine Anſtrengung; frey und froh ſchaute er um ſich her, und grüßte mich freundlich, wie ich unter meinen Säulen da ſtand.

Die natürlichſte Wiſſenſchaft des Menſchen iſt die Phyſiognomik. Jedes Kind übt ſie ohne es zu wiſſen, denn das Zutrauen oder der Widerwille, den es gleich Anfangs gegen einen neuen Bekannten äußert, das freundliche oder furchtſame Geſicht, mit dem es ſich von ihm auf den Arm nehmen läßt, iſt das Reſultat einer ganzen Reihe dunkler phyſiognomiſcher Schlüſſe, oder wenn auch das zu gelehrt klingt, Empfindungen, die durch ſeine unverdorbene Seele gehn. Erwachſene, gut erzogene Frauenzimmer behalten oft dieſes Zartgefühl; es iſt kein Urtheil, das ſie fällen, es iſt nur das dunkle Bewußtſeyn erhaltener Eindrücke (und doch giebt es vielleicht keinen ſichern Wardein angeborner Güte!) was ſie nach der erſten Viertelſtunde ſchon offen oder mit Vorſatz verſchloſſen macht. Blieben Sie dieſem erſten Gefühle treu, ſie würden unzähligemal ſeltener betrogen werden, als dann geſchieht, wenn ſie mit ihrer Vernunft Rath pflegen über die Männer um ſie her. — Geſchäftsleute gewöhnen ſich daran, in den Menſchen nur das zu ſehen, was ſie thun, und nicht was ſie ſind; ſie verlieren dieſen Takt wie die kultivirten Völker die Bewegung der Ohren: wir wollen uns auf ſie verlaſſen, wo es darauf ankommt, taugliche Werkzeuge zu einem Geſchäfte zu finden, — aber über den Charakter derſelben urtheilen Kinder, Frauenzimmer und ſolche Müſſiggänger wie ich, die keine Geſchäfte haben, als zu beobachten, viel richtiger. — Die harte hornartige Hand des Ackermannes iſt unendlich nützlicher, aber die ſeidene des Stutzers fühlt zarter.

Es iſt weit weniger Verſchiedenheit unter den Menſchen, als man gewöhnlich glaubt; beſonders unter den kultivirten Nationen iſt es kaum möglich funfzig verſchiedene Arten der Charaktere aufzuſtellen; unter dieſen ſind zehn, die ſo ſelten vorkommen, daß ſie kaum mitgerechnet werden dürfen; die vierzig übrigen aber erſcheinen mit ſo kleinen Abweichungen immer wieder, daß ich ſehr oft in einer Stadt ganz dieſelden Menſchen zu ſehen glaubte, die ich zwanzig Meilen davon in einer andern verlaſſen hatte. Wie kann es ſchwer werden, ſie auswendig zu lernen! —

Ein Hauptkennzeichen des Charakters iſt der Gang eines Menſchen. Es iſt ſo unmöglich, daß ein Phlegmatiker ohne gezwungen und linkiſch zu ſcheinen, ſchnell gehe oder ein feuriger Kopf ſchleiche, als daß das Feuer ſich ſelbſt gelaſſen ſeine Flammenſpitzen nach unten kehre, oder das Waſſer aufwärts fließe. Der ruhige, beſtimmte Mann tritt ſicher auf, aber ohne einige Anſtrengung zu bezeichnen; — der Kraftvolle, Muthige, Entſchloſſene ſchreitet nur wenig derber, aber jede ſeiner Bewegungen ſcheint einen beſondern Zweck zu haben, eine Handlung für ſich zu ſeyn: es iſt das Muſkelſpiel des ſcharrenden Pferdes. — Jener da, der bei jeder Goſſe mühſam das Bein hebt, aſt jedem Steine ſtolpert, und deſſen Glieder nur um ihn her zu hängen, ihm mit Widerwillen zu gehorchen ſcheinen: iſt er nicht Hypochondriſt, und eben in ſeiner ſchlimmen Stunde, ſo — könnt ihr bis auf einen gewiſſen Punkt mit ihm machen, was ihr wollt, — aber habt ihr den überſchritten, ſo hütet euch. Nur ein Fieber kann Zuſammenhang in dieſe Gliederpuppe bringen — und wohin ein Paroxismus führen kann, läßt ſich nicht beſtimmen. — Seht jenen mit dem abgemeſſenen und doch nicht zierlichen Schritte, bei dem jede folgende Bewegung ein Seitenſtück, eine Fortſetzung der vorhergehenden ſcheint, der immer ſorgſam den Fleck beſieht, wo er hintreten will, deſſen Muſkeln immer ſtraff angezogen ſind, und doch ſich nicht mit Kraft bewegen: iſt das kein Pedant, ſo iſt die Eule kein Vogel. — Leute, die ſchnell gehen, ohne Kraft und Beſtimmtheit im Schritte, diejenigen, denen der Stock nicht Spielwerk oder Putzſtück, ſondern wirklich ein nothwendiger dritter Fuß iſt, ohne den ſie nicht fortkommen könnten; diejenigen, die jetzt raſch und kräftig ſchreiten, jetzt beobachtſam ſchleichen, dann wieder plötzlich hinſchweben: — alle dieſe ſind zu leicht zu klaſſificiren, als daß ich noch ein Wort über ſie verlieren ſollte. Ihr werdet leicht zum Voraus ein Urtheil über ſie fällen können — aber es ſey auch nur Handweiſung zu künftiger Beobachtung. Behandeln dürft ihr niemand nach dieſer prima vista, — denn wer kann die tauſend und aber tauſend Zufälligkeiten berechnen, die in manchem Augenblicke einem Charakter die Handlungsweiſe des ganz entgegengeſetzten aufdrängen?

Ich war während dieſer Betrachtungen in die Vorſtadt gelangt, und ſah meinen Mann noch immer mit demſelben runden, feſten Schritte vor mir hinwandeln.

Welches iſt das beſte Wirthshaus in W., fragte er einen Handwerker, der mit ſeinem Schurz vor der Thür ſtand. — “Da drüben die gräfliche Schenke!“ Die gräfliche Schenke, wiederholte er lachend. „Ja der Graf wollte Anfangs in der Stadt ein Gaſthaus erbauen, aber da ihn die Bürger verklagten, baute er hier vor dem Thore eins, wo nun alle angeſehene Fremden einkehren.“ Und die Gaſtwirthe in der

Stadt? — „Die müſſen ſchon nach gerade ihre Wirthſchaften aufgeben.“ Pfui! ich mag dem Landesvater, der ſeinen Kindern das Brodt aus dem Munde reißt, nichts zu verdienen geben: nennen Sie mir ein anderes.

Wackrer Mann, dachte ich, dein entſchloſſener Gang, dein freier Blick belogen mich nicht. Ich kenne dich ſchon genug, um dich hoch zu ſchätzen.

Man hatte ihm die Forelle genannt, in der auch ich abgetreten war. Wir langten zu gleicher Zeit an, grüßten uns — und ſahen uns einige Minuten mit ſtummer Ueberraſchung an. Beiden ſchwebte eine dunkle Erinnerung vor, daß wir uns ſchon irgendwo geſehen, einander ſehr nahe geweſen wären: aber dieſe vormalige Bekanntſchaft hatte ſo gar nichts mit der jetzigen gemein, daß ſie nicht deutlicher Rückblick werden konnte; es war ein bloßes Ahnden, grau in grau, ein Schatten in halbdunkler Nacht. Wir hatten uns an einem Orte geſehen — an einem Orte, auf den man ſich, das fühlten wir, am Fuße des Harzes, an der Thür der Forelle zu W — — — unmöglich ſchnell beſinnen konnte. Ich wollte ihn um ſeinen Namen fragen; aus ſeinen Minen ſprach eine ähnliche Abſicht. Wir unterließen es beide: aber daß wir unſer Mittagsmahl zuſammen halten wollten, ward ſchon nach einigen gleichgültigen Reden beſtimmt.

Das Vaterland.

Die Speiſen waren einfach, aber gut, und ſelbſt dem Weine fehlte nicht Feuer. Schon waren wir bei der zweiten Flaſche, ſchon thaten wir ſehr bekannt mit einander, ohne daß wir gegenſeitig unſere Verhältniſſe zu der übrigen Welt beſſer gewußt hätten. Man verliert gewöhnlich dabei, wenn man ſeine Geſellſchafter ganz überblickt: wer es wünſcht, daß die Menſchen ihn lebhaft intereſſiren ſollen, muß ſich in Acht nehmen, eine andre als die Paradeſeite, die ſie ſelbſt bieten, an ihnen kennen zu lernen. Bei meinem Tiſchgenoſſen war es nun freilich anders: von dem konnte ich ohne Furcht vor einem Fehlſchlus annehmen, daß er durch genauere Bekanntſchaft gewinnen müßte, aber — die dunkle Ahndung deren ich oben erwähnte, warf einen ſo romantiſchen Schleier über unſern Umgang. Ich konnte mich nicht entſchließen, ihn zu lüften. Die Phantaſie — Mir fiel Henriettens „Mondbeleuchtung der Wirklichkeit“ ein, dann ſie ſelbſt und mit der Offenheit, die man aus der Flaſche ſchöpft, erzählte ich dem Fremden den heroiſchen Zug, deſſen Vollendung mir ſo ſchmerzhaft war: daß wir beide dabei die Gläſer in der Hand hatten, war kein Hinderniß der Rührung.

Mein Unbekannter ergoß ſich in Lobeserhebungen. Ja, ſagte er, wenn die Weider Feſtigkeit haben, ſo übertrifft ſie die gewöhnliche der Männer ſehr weit, denn ſie gründet ſich auf Gefühl, nicht auf die geringe Reizbarkeit der Nerven, oder auf Vernunftſchlüſſe. Unter hundert Männern hätten neun und neunzig in Henriettens Lage ſich mit einem Sophism geholfen; ſie hätten den Verſtand zum Sachwalter der Sinnlichkeit gemacht, und das Herz hätte ſeinen Proceß verloren. Indeß, Ihre Henriette iſt ſehr gebildet, und ihr Sieg über ſich ſelbſt iſt höchſt ſentimentaliſch; aber ich will Ihnen ein Beiſpiel einer noch heldenmüthigern Feſtigkeit von einer ganz rohen Tochter der Natur erzählen.

In meinem Vaterlande — Ich lauſchte mit verdoppelter Aufmerkſamkeit, aber meine Vorliebe für die „Mondbeleuchtung“ behielt die Oberhand; ich fragte nicht: wie heißts? — herrſcht noch der Wahnſinn, daß man den Körper des Staats ſeiner Verzierung, den Kern der Hülſe aufopfert, den Staatsbürger, κατ' ἐξοχὴν, den Ackersmann, der ſinnloſen und boshaften Willkühr des Adels preis giebt, herrſcht mit einem Worte Leibeigenheit, und welche Gräuel die Folge davon ſind — Ich mag uns den ſchönen Tag nicht durch Schilderungen der Art trüben: es iſt genug an einer einzigen.

Ein Leibeigener, der wegen eines kleinen Vergehens von ſeinem „gnädigen Vater," wie die Bauern den Edelmann nennen, wenn ſie nicht „Großherr" ſagen wollen, mehreremal nach einander mit der milden Züchtigung von zwei hundert Peitſchenhieben belegt wurde, entlief. Sein Weib war bei ihren Kindern zurückgeblieben; ſie ſollte ſeinen Zufluchtsort entdecken, aber ſie weigerte ſich. Sie ward einige Tage nach einander mit Peitſchen und Ruthen gegeißelt; wenn ſie in Ohnmacht fiel, ſorgfältig ermuntert und wieder gegeißelt: ſie ſchwieg. Endlich dem Tode nahe, verlangte ſie einen Prediger. Er kam, der Ehrwürdige, und verrichtete ſein Amt, obgleich es kaum möglich war, vor Geſtank bei der halben Leiche auszuhalten. Denn die Spitzen der Ruthen waren im Körper ſtecken geblieben, und die ganze Oberfläche deſſelben war in faulende Eiterung übergegangen. Er verrichtete ſein Amt, ohne ſich darum zu bekümmern was die Unglückliche in dieſen Zuſtand verſetzt hatte. Kaum war er fort, ſo befragte man ſie von neuem. Noch immer ſchwieg die Edle, aber da ſie Anſtalten zu einer neuen Geißelung machen ſah, beſchloß ſie wenigſtens einen Verſuch ſich zu retten. Sie raffte ihre Kräfte zuſammen, kroch zu einer Hinterthür hinaus in ein benachbartes Saatfeld, um wenigſtens den erſten Blicken der Nachſetzenden zu entgehen. Der Zufluchtsort war ſicher genug: erſt bei der Erndte fand man ihren halbverweſeten Leichnam! —

Indem er dieſe letzten Worte ſagte, klappte er ſeine Doſe heftig zu, und warf ſie in ſeine Rocktaſche.

Das Glas war mit meiner Hand niedergeſunken auf den Tiſch, und mit erſtorbenem Auge ſah ich ihn lange noch an, nachdem er ſchon ſeine traurige Geſchichte geendigt hatte Er ſelbſt, mit einem Geſicht voll tiefen Unwillens und Schmerzes, richtete nur einen flüchtigen Blick auf mich und ſah dann, als wenn er aus Schaam über ſein Vaterland mein Auge vermeiden wollte, zum Fenſter hinaus. Er bedurfte deſſen nicht: ſein Vaterland — war ja das meinige auch. —

Ich haſſe keine Verſchwendung ſo ſehr, als die Verſchwendung der Worte; ich haſſe ſie ſo ſehr, daß, wenn es möglich geweſen wäre, meine ganze Reiſegeſchichte mit einer Sylbe zu ſchreiben, ich ſicher keine zweite hinzugeſetzt hätte. — Ueber die Erzählung, deren Wahrheit ich leider ſelbſt nur zu genau wußte, hätten ſich freilich eine Menge Empfindungen und Reflexionen auskramen laſſen, aber wie geſagt, ich ſah es ihm an, er empfand und dachte alles ſelbſt, was ich ihm ſagen konnte; er ſchien ein ähnliches Zutrauen zu mir zu haben; kurz, wir ſchwiegen beide, ſtanden ſchweigend auf, und gingen ſo eine lange Zeit neben einander auf und ab.

Er iſts!

Kommen Sie, ſagte der Fremde, indem er mich wie einen alten Bekannten zutraulich an der Hand faßte, wir wollen ins Freie. Wie der Rauſch in reiner Luft, verfliegt der Unmuth in der Berührung der ſchönen Natur.

Ein leiſes Erwachen alter Gefühle, die aber freilich zum Bewußtſeyn noch zu dunkel waren, ſchien ihn an mich zu knüpfen und vergeſſen zu laſſen, daß unſre Bekanntſchaft erſt ein Mittagsmal alt war. Mich der ich ſchon wußte, daß er mein

Landsmann ſey, mich ergriffen die Vorempfindungen einer lebhaften Rührung; mir war, als ſähe ich einen lächelnden Genius, deſſen Lichtgeſtalt nur dann und wann ein Zuſammenfalten ſeiner Wolke durchblitzen ließ, langſam vom Horizonte heraufſchweben. In einer wonnereichen, aber ruhigen Erwartung ſah ich ihm entgegen, indem ich neben dem Fremden zum Thiergarten hinaufſtieg.

Ich glaube es ſchon geſagt zu haben, daß dieſer eigentlich ein einziger waldiger Berg ſey. Ein breiter Weg, der von dem Thore des Gartens an unter dichtſchattenden Bäumen hinläuft, führt ſpiralförmig um die Seiten des Berges zu ſeiner Spitze herauf. Wir ſtanden da, wo der erſte Umgang den ſchönſten Blick auf die Stadt

und

die Ebene jenſeits giebt. Mein Fremder ſah hinaus, ſchüttelte den Kopf — „Ich habe ſchon, ſagte er, ſchönere Gegenden geſehen.“ Wir gingen weiter, beide im Grübeln verlohren. Jetzt ſtanden wir auf dem zweiten Umgang; ſo daß wir den erſten Standpunkt grade unter unſern Füßen hatten. Die Ausſicht hatte wenigſtens um eine halbe Meile gewonnen. Er ſah hinaus; lange — „Nein, ſagte er, noch nicht ſo ſchön, als bei —“ Plötzlich brach er hier ab, und ſah mich mit einem großen, feuervollen Blicke an; eine ganz neue Idee ſchien vor ſeine Seele zu treten, und mir — der Genius hatte auf einen Augenblick die Wolke vor dem Geſichte weggerollt, aber ſie faltete ſich ſogleich wieder zuſammen — und wir gingen weiter. Der Fremde ſchien ämſig in meinen Zügen zu ſtudiren, und that mir verſchiedene unbedeutende, gezwungene Fragen — ihre Abſicht war offenbar nur, meine Stimme zu prüfen. Es ſchien ihm unerwartet ſchnell, als wir hoch an der Spitze unter dichten Tannen auf dem dritten Umgange ſtanden. Er ſah hinaus, dann auf mich, dann lächelnd hinaus: plötzlich mit einem brennenden Blicke wieder auf mich: — „doch war es ſchöner bei — Cremenen! Nicht wahr — Auguſt?“ — Ich ſtarrte ihn an. Der Genius trat ſtralend aus ſeiner Wolke hervor. — „Ja! — denn es war im Vaterlande, lieber Karl!“ — und wir lagen uns in den Armen und wir ſchluchzten laut! —

Es war mein —r, der jetzt zu Deutſchlands vielgenannten Männern gehört, und einſt zu ſeinen großen gehören wird. —

Als Knaben hatte mein Vater mich einſt nach einem ſchwer durcharbeiteten Schuljahre auf einer Reiſe nach dem Paradieſe Lieflands, nach Cremone mitgenommen, und mir erlaubt, mir ſelbſt einen Geſpielen zu wählen. Ich hatte Carl gewählt, der neben mir in der Klaſſe ſaß, vor allen Mitſchülern die gröſſeſte Achtung unſers Lehrers genoß und immer in Freuden und Leiden der Schule, mein treuer Beiſtand war. Wir durchtobten ein Paar glücklicher Tage und ſelbſt mein guter Vater nahm Theil an unſerm Spiel. Mir kamen ſie bald aus dem Gedächtniſſe; ich hatte der frohen Tage mehr, aber Carl, eine arme Waiſe, von Verwandten zur Schule geſchickt, die ein Uebriges gethan zu haben glaubten, wenn ſie ihm Bücher kauften und alle Jahr eine

Kleidung ſchenkten — Carl konnte dieſes lichten Flecken in ſeinem Jugendleben nie vergeſſen. „Ich war froh, froh wie zu Cremone,“ ſagte er noch jetzt zu mir, wenn er eine freudenreiche Stunde bezeichnen wollte.

Wir waren bald nachher getrennt worden. Carl trug das Trübſal des Schullebens bis zu Ende, und ging mit einem kleinen Stipendium auf die Univerſität, um Theologie zu ſtudiren! doch ſtatt der Dogmatik hörte er Philoſophie; ſtatt von der Exegeſe zu lernen, wie man in ſinnloſen Stoff Sinn hineinkneten müſſe, ſpürte er in der Phyſik den ewigen Geſetzen der Natur nach. Man hörte im Vaterlande davon und plötzlich hielten alle Tanten und Onkels ihre Unterſtützung zurück. Der Mann von wahrem Geiſt iſt nie ſtärker, als wenn er auf ſich ſelbſt reducirt wird. Carl bezog ein Dachſtübchen, borgte ſich Bücher zuſammen und ſtudirte bei murrendem Magen und im härteſten Winter ungeheiztem Ofen fort. Nach einem Jahre vertauſchte er die Rolle eines Lernenden mit der eines akademiſchen Lehrers. Er ſchrieb, und als ich um dieſe Zeit nach Deutſchland kam, tönte mir in jeder Stadt ſein Name aus dem Munde aller, die ſeiner Wiſſenſchaft lebten, mit enthuſiaſtiſchem Lobe entgegen. Immer erfüllte er mich mit inniger Freude, aber bis jetzt hatte ich meinen Carl noch nicht aufſuchen können. Seine Talente hatten die Aufmerkſamkeit ſeines großmüthigen Fürſten erweckt: er ließ ihn, um die Bildung des jungen Mannes zu vollenden, eine wiſſenſchaftliche Reiſe thun. Auf ſeinem Wege nach

Hamburg wollte er den Harz durchſtreifen, und — die unanſehnliche, ſchmutzige Forelle zu W— — — wird mir immer ein heiliger Tempel der Freundſchaft ſeyn! —

Fürchtet nie für das wahre Genie. Oft freilich liegt es tief unter den alltäglichen Menſchen und Verhältniſſen vergraben, aber — wie eine glühende Kohle unter einem Strohhaufen. Es brennt ſich durch an die freie Luft.

Die Wanderung.

Wir durchſchwatzten den Tag, wir durchſchwatzten den größten Theil der Nacht, und als wir am Morgen aufſtanden, fielen wir uns doch mit neuem Entzücken um den Hals, und hatten uns noch ſo viel Dinge zu ſagen — Entbehren iſt die große Würze des Genuſſes! Hätten wir während der verfloſſenen funfzehn Jahre uns täglich geſehen, wir hätten nicht vertrauter ſeyn können — aber gleichgültiger wären wir gewiß gegen einander geweſen.

Mit unſern Plänen waren wir bald aufs

Reine. Er mußte eilen, und ich, der auf keinem Flecke der Erde vermißt ward, ich konnte kein wichtigeres Geſchäft auffinden, als — mit ihm zu eilen.

Nein! nie iſt die Prunkgegend Deutſchlands, der Harz, romantiſcher und genußreicher durchwandert worden, als von uns. Wie zu einem Spaziergange wandelten wir Arm in Arm aus dem reizenden Städtchen hinaus. Mit den Sinnen in der reizenden Gegenwart, mit der Seele in der noch reizendern Vorzeit trugen wir ein Paradies im Paradieſe herum. Wir warfen uns am Rande eines Baches mitten auf einer blühenden Wieſe hin, um vom Lachen und Erzählen auszuruhn: der Erlenbuſch, der uns beſchattete, erweckte eine neue Jdee aus der Kindheit in uns, und es ward wieder erzählt, und wieder geſeufzt und gelacht. Unſer Mahl war verzehrt, ein Paar im Bache gekühlte Flaſchen geleert, und wir ſtanden auf, um den Gegenſtand der Unterhaltung zu ändern. Wir klimmten einen Berg hinan. „Findeſt du nicht, rief Carl, daß die Ausſicht jener gleicht, die wir einſt —“ Ein neuer Schauplatz der Vergangenheit that ſich uns auf, und wieder, wieder wogten wir voll Wonne auf dem Strome der Erinnerung dahin. Wir kehrten ermattet, aber nicht erſchöpft, in einem Dörfchen ein, ein Nachtlager zu ſuchen. „Iſt mir doch in dieſer Hütte grade eben ſo, ſagte ich, als damals, da wir“ — Wir ſprachen fort auf dem Strohlager, bis die Morgenröthe durch die halberblindeten Fenſterſcheiben fiel, und uns erinnerte, daß wir uns niedergelegt hatten, um zu ſchlafen, und daß die Raſtezeit bald verfloſſen ſey. Kurz, wir ſtudirten die Vergangenheit in der Gegenwart, wie Weiſe verlangen, daß man die Zukunft in der Geſchichte verfloſſener Jahrtauſende lernen ſoll. Ueberall umſchwebte uns, wie der verklärte Geiſt eines geſtorbenen Lieben, Erinnerung im Schimmer der Phantaſie. Sie fuhr mit uns in die tiefſten Schlünde der Baumannshöle, in die grauenvollen Schachte der Bergwerke hinab; ſie umwehte uns, da wir ſchauernd auf einander geſtützt, an der Roßtrappe ſtanden, und in den ſchäumenden toſenden Sturz hinabſahen, den die Bude dort ſeit Jahrtauſenden in einen ſelbſtgewählten Abgrund thut; ſie goß ſchmelzende Rührung in unſere Seele, da wir hoch über der Ilſenburg auf einem Vorberge des Brocken ſtanden, und den blühenden Abhang zwiſchen den weit von einander geriſſenen Felſen, in das romantiſche Thal hinunterſahn, wo unter dichten Baumſchatten zwanzig Eiſen- und Drahthämmer uns die Aufforderung zur Thätigkeit, das Lob der Induſtrie — und auch ihren lauten Ruf um Brod! Brod! entgegen pochten. Wir ſahen aus der Zauberwelt unſerer Empfindungen, unſerer poetiſchen Wanderung auf die geſchäftige Dürftigkeit in der wirklichen Welt herab, wie unſterbliche Geiſter auf das ewig gebährende und wieder verſchlingende Grab, die Erde, hinab ſehen mögen. Nur einen Augenblick: bald fühlten wir, daß auch wir zu den Fröhnern des Bedürfniſſes gehörten, daß es unſere Brüder ſeyen, die ſich dort im Schweiße ihres Angeſichts abmatteten, um in den Zwiſchenſtunden ihrer Mühſeligkeit mit erſtorbenem Geiſte und gelähmter Empfindung, wenigſtens keinen Mangel am Hefen des Lebensgenuſſes zu haben. Wir dachten zurück an die Millionen Unglückſeliger in unſerm Vaterlande, an die Völker, auf die ſich mit bleiernem Flügel die Harpyie der Großherrlichkeit niedergelaſſen hat; wir ſahen die ſchädlichen Ungeheuer, die ſich dort mit der Menſchheit und dem Leben ihrer beſſern Brüder mäſten, ſcheußlicher durch Raubſucht und unerſättlicher, als der Geier des Prometheus. Bitterer Schmerz ergrif uns, und wir wandten uns und flohen eilend weiter ins Gebirge hinauf.

Eine ganze Stunde ſchon waren wir durch entzückende Gegenden gewandert und geklimt, ehe der quälende Eindruck jenes einzigen Gedanken aus unſerer Seele verſchwand. Endlich, da wir auf dem Gipfel einer der höchſten Vorberge ſtanden, die ſich wie Stufen rings um den majeſtätiſchen Brocken legen, da wir die Sonne aus dem reinen Aether hinter den ſtarren Forſt ſinken ſahn, deſſen Gipfel ihre Stralen vergoldete, ehe ſie hingingen ein einzeln ſchwebendes Wölkchen, hoch im Gewölbe des Himmels, mit wechſelndem Roſenſchimmer zu übergießen; da aus allen Thälern ringsum tauſendfaches Geklingel der Heerden erſchallte, und hier und dort ein Hirt im Gefühle ſeines Glücks das heiſere Horn ertönen ließ: hoch ſchon erhoben über das Gewühl der Menſchen auf der Erde um uns her und unter ihr, ſchon in den reinern Lüften, die Spannkraft und Muth auch in geknickte Seelen hauchen, da, als wir ſtanden und ſtaunten und die Ruhe die wir mit den Schatten der Nacht auf die Welt ſegnend niederſchweben ſahn, auch in unſre Seelen kam, da ergrif Carl meine Hand: „Es wird der Raſttag anbrechen für die Menſchheit, rief er gerührt, da ſie ausruhen wird von den Foltern und den Beſchwerden der Tyrannei und der Bosheit; da ſie zertrümmern wird die Werkzeuge ihrer Quaal, und ſtolz einhergehen auf den Trümmern und hohnlachend fragen: wo ſind ſie, die mich ängſteten und folterten, die mich trieben, wie das Laſtvieh ihres Pfluges, die mein Herzensblut tranken und ſich vergoldeten und ſchimmerten mit dem Schweiße meines Angeſichts? die ſichs zur Schande rechneten zu einer Weſengattung mit ihrem Ernährer zu gehören: und die es ihm zum

Verbrechen machten, wenn er aufſah zu ihnen und nicht bebte: wo ſind ſie, daß ich ſie bewundre, die Erlauchteten und Mächtigen, die das vermochten? — Ja! Mährchen wird den Enkeln die Erzählung der Erniedrigungen ſeyn, welche die Urväter litten! Er iſt nahe, er bricht ſchon an, dieſer Tag, da die Ketten zerſtieben werden, — die Spinngewebe, die Ketten, auf die der Folterer mit Zuverſicht hinſah, als wären es unzerſtörbare, und der Leidende vergehend in Angſt, als hätte jener Recht: und beide werden ſtaunen über die Ausgeburt ihrer Phantaſie. Sieh in das blaſſe Geſicht der Deſpoten: er bricht ſchon an, der Tag des Gerichts —

Willkommen! Willkommen! rief ich, und ſtürzte mich meinem Freunde mit Thränen in die Arme. —

Der Abſchied.

Nicht Epigramme allein, alle Verhältniſſe, alle Begebenheiten, das ganze Leben verlieren drei Viertel ihres Werthes, wenn die Fortſetzung über die Pointe hinausgeht. Seht, jener Mann von Ruf und Witz und Kenntniſſen kommt in eine Geſellſchaft, die ihn mit geſpannter Aufmerkſamkeit erwartete. Er ſpricht, er glänzt, er reißt hin, alle vergeſſen ſich und ihre Anſprüche, lauſchen und blicken nur auf ihn, hängen an ſeinen Lippen. Jetzt ſollte er aufhören, ſich entfernen; welchen Eindruck würde er zurücklaſſen!

laſſen! Mit welcher Hochachtung und Freude würde man ſich der genoſſenen Stunde erinnern! Aber die Huldigung berauſcht ihn: er fährt immer fort zu ſprechen und zu glänzen: allmälig ermattet die Aufmerkſamkeit der Zuhörer; die Erinnerung an ſich ſelbſt, die Eigenliebe kehrt zurück: jeder verſucht nun, ſich auch geltend zu machen, auch zu ſcheinen. Wem es gelingt, der hat ſich au niveau des Erſtgefeierten geſetzt und bewundert ihn wenigſtens nicht mehr; wem es mislingt, den beſeelt die gekränkte Eigenliebe zu Herabſetzung, zu Tadel; er ſchmäht im Herzen den Mann, dem er huldigte, und ſo ſah ich es oft, daß Leute, die in der erſten Stunde ihres Beſuchs einen Kreis von Zuhörern mit ſich zogen, wohin ſie gingen, in der dritten einſam da ſtanden, faſt nicht mehr bemerkt wurden, als ſie tief gekränkt nach Hauſe kehrten.

Jene Abgeblühte, die ihren welken Buſen zur Schau trägt, noch immer liebäugelt, ſo roth ihr Auge iſt und ſo lächerlich ſpäht, was es für eine Wirkung thut, wenn ſie den Handſchuh über den angeſtrichenen Arm herabſtreift! Ihr belacht ſie, und jeder thut es, aber wißt ihr wohl, daß alle dieſe kleinen Kunſtgriffe genau dieſelben ſind, durch die ſie vor funfzehn Jahren der Toaſt aller Stutzer ward und im blendendſten Triumph einherzog? Damals hätte ſie ihren Glanz benutzen ſollen, ſich eine Eroberung aufs Leben in Sicherheit bringen, und mitten von dem Siegeslauſe ſich in die Häuslichkeit zurückziehen ſollen: ſie wollte fortſpielen, triumphiren: ihre Anbeter ſtatterten jüngern Schönheiten zu oder veralteten wie ſie. Sie ward alte lächerliche Jungfer, bloß weil ſie nicht zu endigen wußte.

Jener Schriftſteller ward bei ſeinem erſten Auftreten mit lautem Beifallsgeſchrei empfangen; er ſchrieb zum zweitenmale und ward bewundert, citirt, beſungen: jetzt — aber er ſchrieb fort, und — wer ihn noch nennt, ſetzt hinzu: wie man ſich täuſcht!

Endigen, endigen, das iſt die große Lektion des Lebens, — ja, man fängt beinah ſelbſt dieſes nur an, um es zu endigen, und wer den rechten Zeitpunkt dazu zu treffen weiß — omne tulerit punctum. Rouſſeau, Laharpe, Marmontel — nein, euer ſchwaches, euch ſchmähendes Alter gehörte nicht zu eurem Leben, war die Fortſetzung der Heloiſe durch einen — Albrecht.

Mir iſt dieſe Idee ſo geläufig geworden, daß ſie mich immer, wie ein Theil meines Dunſtkreiſes, umſchwebt. Ich trete in eine frohe Geſellſchaft, ich theile ihre Freude — aber ſchon vom Anfange lauſche ich darauf, wann dieſe ihren höchſten Punkt erreicht haben wird, um mich fort zu ſchleichen. Ich mache eine intereſſante Bekanntſchaft, knüpfe eine wichtige Konnexion an: aber ſobald ich glaube, daß das romantiſche Licht, welches die Empfindung über ſie verbreitet, anfangen müſſe zu ſchwinden, — ziehe ich mich zurück: ſobald die leztere bis zu alltäglichen Wirkungen herabſteigt — reiße ich ſie ab, — und trage beide als ein vollendetes Gemälde in die Gallerie meiner Erinnerungen: aus Furcht, ſein Kolorit möchte verſchießen, wenn es länger der freien Luft ausgeſetzt wäre, oder die Feile nach der Vollendung könnte Schönheiten wegwiſchen.

Ich hatte meinen Carl unerwartet in einer romantiſchen Gegend, auf eine noch romantiſchere Weiſe wiedergefunden, in jener exaltirten hochreizbaren Stimmung, die nach einer ſchweren Krankheit oder einer ſtürmiſchen Leidenſchaft ſich unſerer zu bemächtigen pflegt. Wir hatten unſere erneuerte Bekanntſchaft auf eine dichteriſche Art, möchte ich ſagen, genoſſen: jetzt ſtanden wir auf dem letzten Punkte unſerer einſamen Wanderung; jetzt mußte Carl hinunter nach Göttingen zu, und ich — Wie? Ich ſollte die hohe Poeſie unſers fünftägigen Umgangs in der Wildniß mit der flachen Proſa des gewöhnlichen Menſchenlebens endigen laſſen? Ich ſollte den alltäglichen Verhältniſſen unter und mit Fremden erlauben, uns aus einander zu zerren, uns auch einander alltäglich zu machen. Nein! ſagte ich, als wir am zweiten Morgen auf der höchſten Spitze des Brockens im Wolkenhäuschen neben einander ſtanden; — nein Carl! Ich will im Gedränge der Menſchen mit dir leben, aber — nur eine Fortſetzung des Lebens, das wir in dieſem Garten der Natur geführt haben, ſoll es nicht ſeyn. Dein Weg geht links herab; gehe hin, bewundre und laß dich bewundern in dem Treibhauſe der Literatur. Ich will noch ein Paar Tage in der Natur verweilen, und an der Erinnerung jener Genüſſe zehren, die Freundſchaft und Liebe mir in dieſen Gegenden boten: dann eil' ich dir voraus nach Hamburg. Dort, unter den nüchternſten Republikanern Europas, wollen wir ein neues Leben beginnen. —

Die Freundſchaft.

Wir ſchieden nach einer innigen heißen Umarmung mit zurückgehaltenen Thränen. Lange, lange ſah' ich ihm nach, bis ſich ſein raſcher Schritt im Gebüſche verlor. Einſam ſtand ich nun wieder da. Die Empfindung, der er mich entriſſen hatte, kehrte zurück. Wieder dacht' ich deiner, holdes Mädchen, aber mit einer melancholiſchen Faſſung; ſo oft ich auch noch ſeufzte, geſchah es doch nicht mit jener ſtürmiſchen brennenden Ungeduld, mit jenem zerreißenden Schmerze — die unerwartete Zuſammenkunft mit meinem

Carl hatte mich nur zerſtreuet, aber die Freundſchaft hatte mich geſtärkt, meine Empfindungen geläutert, veredelt! —

Freundſchaft, Freundſchaft, edelſte Täuſchung, deren der Menſch fähig iſt! Erhabner Rauſch — nicht der Sinne wie die Liebe iſt! — Rauſch der Seele! du wurdeſt dem Menſchen gegeben als ein Amulet gegen die Zauberkraft der Leidenſchaften. Du begeiſterſt wie ſie, aber deine Begeiſterung iſt die der Vernunft und der Tugend, und wenn du uns täuſcheſt, wenn du uns an deinem Gegenſtande Vorzüge entdecken läſſeſt, die er nicht hat, ſo iſt es nur, um uns zu ihnen aufſtreben, ſie erwerben zu laſſen, und ſo ſind wir wenigſtens ſicher, nie unter uns ſelbſt herabzuſinken! — Du biſt der Schutzgeiſt unſers Werthes und unſers Glücks? — Freunde, Arm in Arm gehen ſie auf dem ſchlüpfrigen Boden des Lebens einher. Dem einen entgleitet der Fuß, er wankt, er fiele, wenn er nicht am Buſen des andern einen ſichern Ruhepunkt fände, bis er wieder Herr ſeiner Bewegungen iſt. Sie gehen weiter und der andere — er wankt ſo gefahrlos als jener, denn er wankt am Arme des Freundes!

Ach, ruft man oft, wie ſelten ſind wahre Freunde! Wie wenige ſind der Freundſchaft fähig! — aber man ſchmähet die Menſchheit durch dieſe Klage. So wenig es je einen Menſchen gab, der nie liebte, ſo wenig giebt es einen, der nie wahrer Freund war. Nur fordert von den Regungen der menſchlichen Bruſt nicht, weſſen ſie nie fähig ſind. Ewige immer gleiche Freundſchaft iſt ſo unmöglich, als ewig unveränderliche Liebe. Die Wangen des Mädchens werden erbleichen, ihr Buſen wird welken, ihre reizende Laune wird trüber Ernſt oder kränkliche Grämlichkeit werden: wie könnt ihr, faſelnde Liebhaber, ſchwören, dann noch von ihren Blicken begeiſtert zu werden, dann noch kein höheres Glück zu ahnden, als ſie winſeln oder keifen zu hören? Der Freund, der jetzt bei deinem Schwanken als höheres rettendes Weſen dich hält, der deinem Brauſen kalte Beſonnenheit entgegen ſetzt, deſſen Tugenden dir ein erhabenes Vorbild ſind: auch ſeine ſchwache Stunde wird kommen, auch er wird deiner Beſonnenheit, deines Muſters bedürfen, und dann, wenn du einmal den gewöhnlichen Menſchen in ihm ſiehſt, — lieb wird er dir immer noch bleiben, wegen all der Erinnerungen, die er in dir erweckt, aber um den hohen Schwung deines Gefühls iſt es geſchehen. — Dann wendet die Phantaſie den magiſchen Spiegel, dann verherrlichet ihr Sonnenſtrahl einen andern Gegenſtand und das alte Spiel beginnt von neuem.

Beſtändigkeit gehört nicht zum Weſen der Liebe oder der Freundſchaft, denn die Fähigkeit zu beiden liegt nicht in der Feſtigkeit des Charakters oder der kalten Beſonnenheit des Verſtandes, ſondern in der Reizbarkeit, durch die man leicht zu hohen Gefühlen und ungewöhnlichen Thaten exaltirt wird. Die edelſten Menſchen waren immer die ſchwärmeriſchſten Liebhaber und Freunde — aber die unbeſtändigſten auch: denn nur die Wogen der immer wechſelnden

Phantaſie trugen ſie zu der Höhe empor, zu der wir hinaufſtaunen. O, was verdanken wir nicht der Phantaſie! Sie iſt die Schöpferin jeglicher Kraft, wie jeglichen Glücks; — jedes Talentes und jeder Tugend vielleicht dazu! —

Phantaſie!

Der Dinge Schimmer, der uns lockt und blendet,
Iſt Glanz, den deine Glorie verſpendet!
Durch dich wird reizend, was uns reizend dünkt,
Wie Nebel purpurfarb, wenn ihn die Sonne ſchminkt!

Dein Roſenlicht umſtralt der Hochgeliebten Bild,
Wenn [illegible] ~~hoch des~~ Jünglings Bruſt von Sehnſucht ſchwillt, —

Die, wenn der Zauberdunſt verweht,
In niedre Sinnenluſt zergeht,
Wie überreife Nelken
Zu Saamenhülſen welken.

Ein Unding, dem dein Schleier Reize lieh,
Hält deine Hand empor. Auf dornenvollen Wegen
Wallt ihm der Mensch im Hoffnungsbezirk ~~hoffnungstrunkne Erdenſohn~~ entgegen,
Und ach! — er haſcht den Traum — er haſcht ihn nie! —

Doch wem dein mildes Licht erliſcht,
Wem ſeines Unglücks Hand dein Sonnenbild verwiſcht,
Dem welken Trieb' und Kräfte ab,
Der birgt verzweifelnd ſich ins Grab! —

Den Blick auf dich — wie jene Dichter glühn!
Sie ſehn die Nachwelt vor ſich knien,
Und überhören ihres Magens Fodern!
Ach Oſſian, Homer und Milton modern!
Ihr taubes Ohr vernimmt nicht unſer Lob! —
Doch ſcheuchet nicht den Traum, dem ihre Wünſche lodern,
Und der ſie über Spott und Dürftigkeit erhob:

Dort keucht ein welker Greis am morſchen Wanderſtab!
Sein Aug' iſt hohl und blind, und tiefgefurcht die Wange!
Glück ſcheint ihm Tand, die Freude macht ihn bange,

Und wünſcht er noch; ſo iſt des Wunſches
Ziel — ſein Grab.
Was wird ihn tröſten? Was kann Leben
Der ſchwachen Ranke Hoffnung wiederge-
ben,
Die längſt zerknickt und welk am Boden
dorrt?

Sie ſchwebt, die holde Faie ſchwe-
bet nieder,
ihrem Muth der Zuversicht belebt
Schwingt ~~über ihm ihr Balſam triefendes~~
wieder ~~Gefieder~~
Und ſcheucht das Schreckbild der Vernich-
tung fort!
Sie öffnet ihm die magiſche Laterne,
Und zeigt in hell beſtralter Ferne
Ihm unnennbares Glück, das, wenn er
nicht mehr iſt,
Er in Elyſium genießt! —

Er ſieht, er glaubt — und hofft mit neuer Kraft! —
Fluch ſey dem Frevler, der die Milde Lügen ſtraft!

Sie tändelt auf der Jugend Blumenpfaden
Mit jedem Kinde, jedem Jüngling hin;
Sie ruft den Held zu kühnen großen Thaten,
Und lohnt des Schwachen Dulderſinn.

Doch wann, gehüllt in Nacht und Schrecken,
Tyrannen Höllenpläne hecken,
Wird ſie der Menſchheit Rächerin!
Dann wappnet ſie des Orkus Feuer:
Dann wandelt ſtracks ihr Wolkenſchleier

In drohende Caraſten Mücken um!
Wann unerfleht des Himmels Blitze ſchlafen,
Erſinnet ſie den Böſewichtern Strafen
Und ſchreckt ſie — gut und dumm! —

Ich hatte mir viel Genuß davon verſprochen, alle die Gegenden noch einmal zu ſehen, durch die ich mit meinem Freunde ſo glücklich herumgeſtreift war: aber die Erinnerung folgte der Wirklichkeit zu ſehr auf dem Fuße, um reizend zu ſeyn. — Ich beſuchte die Marmormühle, die Roßtrappe, — überall ſchien ich mir in einem ausgeleerten Hauſe zu wandern, das einſt ein ſehr Geliebter bewohnte. Ich eilte nach Blankenburg und nahm die Poſt.

Der Kampf.

Keine der edlern Fähigkeiten der menſchlichen Seele ſind wohl ſeltner mit einander verbunden, als hohe Lebhaftigkeit der Phantaſie und Gegenwart des Geiſtes, aufbrauſendes Gefühl und Beſonnenheit. Sind ſie es aber, ſo — Erwarten Sie etwas ſehr Vorzügliches, mein Leſer? — ſo geben ſie der Handlungsweiſe ihres Beſitzers eine Sonderbarkeit, die man ſehr ſchonend zu behandeln glaubt, wenn man ſie nur Bizarrerie nennt. Immer ſind die beiden entgegengeſetzten Kräfte mit einander im Streit, und immer endigen ſich daher die begonnenen Schritte ganz auf die entgegengeſetzte Art, als der Anfang vermuthen ließ. Rauſchend und glänzend ſchwingt die Phantaſie ſich empor, aber ehe ſie ihren Flug recht beginnen kann, haſcht die kalte Vernunft ſie am Saum ihres Gewandes und zieht ſie zur Erde zurück. Kalt entwirft, berechnet und beginnt die Ueberlegung ein andermal ihr Gebäude: — plötzlich haucht die Phantaſie ihren feurigen Athem durch daſſelbe und es lodert auf; alle Regelmäßigkeit verſchwindet und der Schauplatz der Kunſt wird eine romantiſche Wildniß, durch die er Lavaſtrom des Gefühls ſeine glühenden Wellen hinrollt.

Ich will ein Paar Beiſpiele davon geben nur aus der wirklichen, proſaiſchen bürgerlichen Welt, — theils weil alle meine

Studien der Menſchenkenntniß nur aus dieſer abgezogen ſind, — theils weil Beobachtung in der That nie nützlicher und beſſer angewandt werden kann, als an Gegenſtänden, die uns alltäglich ſcheinen, eine neue Seite zu beleuchten — die ſie aufhören läßt alltäglich zu ſeyn.

Ich reiſ'te von Blankenburg aus einige Stationen mit einem Menſchen, deſſen ſchlichte Außenſeite und richtiges ſcharfes Räſonnement ihn als einen ſelbſtſtändig denkenden Mann auszeichneten. Bei gewöhnlichen Menſchen gehe ich vorüber, wie bei den einheimiſchen Bäumen des Waldes: man wandert durch ihren Schatten hin, ohne einmal zu ihnen aufzuſehen; — aber treffe ich auf ein Gewächs ſeltnerer Art, ſo kränkt es mich, wenn ich nicht wenigſtens eins

Blüth oder ein Blatt davon in mein Herbar beilegen kann. — Mein Reiſegefährte ſchien zu dieſer letzten Klaſſe zu gehören: — ich beobachtete ihn genau.

In einer kleinen Stadt, wo wir ein Paar Stunden raſten mußten, ließ er ſich — Es thut mir leid, meine geehrten Leſerinnen, daß ich ihn in einer ſo unedeln Beſchäftigung aufführen muß; aber in der That, er ließ ſich — den Bart abnehmen. Der Barbier war beinahe ſchon halb mit ſeinem Geſchäfte zu Ende, als mein Gefährte ihn ſtarr anſah, und plötzlich mit Heftigkeit fragte: „Wo ſind Sie her?“ — Aus Wismar! antwortete der ſchöne junge Menſch. „Und heißen?“ — fragte er noch heftiger. „Riemer!“ — Er fiel ihm um den Hals, küßte ihn, drückte ihn an ſeine

Bruſt, und — ging dann ein Paar mal auf und ab, indeß der erſtaunte Barbier ſich die Seiſe von den Wangen rieb. Endlich, da wir beide eine Erklärung des ſonderbaren Benehmens erwarteten, ſetzte er ſich ruhig wieder hin und befahl dem Barbier fortzufahren. Sobald er geendigt hatte — Ich habe Sie erſchreckt, ſagte er zum jungen Menſchen, bezahlte ihn fünffach und ließ ihn gehen, wiewohl nicht ohne ihm nachzuſehen. Wir hörten ihn ſein Abentheuer auf dem Flur erzählen und herzlich belachen.

Ich konnte mich nicht enthalten, meinem Gefährten das Erſtaunen zu bezeigen, in das mich ſein ſonderbares Verfahren ſetzte, und ihn um die Erklärung deſſelben zu bitten. Er verlangte mein Ehrenwort, daß ich ſchweigen wollte, und ſagte mir dann: der junge

Menſch iſt der Zwillingsbruder meiner Geliebten. Sie ward von ihren harten Aeltern an einen alten Mann verkuppelt, der einen äußerſt gehäßigen Charakter beſitzt; dem armen Burſchen da begegneten ſie ſo hart, daß er entlief und dies Handwerk ergrif. Die Aehnlichkeit mit ſeiner Schweſter riß mich hin, aber eine Erläuterung, ſelbſt nur die Aeußerung, daß ich ſie kenne, wäre nach den Liebkoſungen, die mir entwiſchten, äußerſt gefährlich geweſen. Welchen Gebrauch hätte der leichtſinnige junge Menſch — dieſen Charakter legt ihm ſeine Schweſter ſelbſt bei, ſo ſehr ſie ihn liebt, — davon gemacht? Er hätte ſeine Avantüre ſo gut erzählt, als jetzt, ſie vielleicht nach Hauſe gemeldet. Der Ehemann iſt ohnehin eiferſüchtig; kurz —

„Genug, rief ich aus, ich verſtehe und bewundere Sie —“ Ich bin zufrieden, antwortete er, wenn Sie mich nur nicht für bizarr halten.

Hier ſiegte die kalte Vernunft, und ihre Siege laſſen ein beglückendes Bewußtſeyn von Kraft zurück. Behält das Gefühl das letzte Wort, ſo iſt der Ausgang weniger ruhig, aber intereſſanter. Hier ein Beiſpiel.

Ich kannte in R… einen kalten unverheiratheten Kaufmann, J., deſſen Komtoir zu den erſten der Stadt gehörte, weil es ſeit vierzig Jahren nur reelle und glückliche Geſchäfte gemacht hatte. Er hatte ohne Vermögen angefangen, ſich einige Tonnen Goldes erworben, und ſich jetzt in ſo weit zur Ruhe begeben, daß ein junger Mann, den er erzogen hatte, als Kompagnon alle Geſchäfte führte, und ihm nur Rechenſchaft vom Gange derſelben gab. Es war entſchieden, daß er einſt der einzige Erbe des wackern Greiſes ſeyn ſollte.

Er heurathete ein Frauenzimmer, das einen ungeheuren Aufwand machte. Er ließ ſich in gefährliche Unternehmungen ein, die ſein alter Wohlthäter ihm abgerathen hatte: ſie ſchlugen fehl, und anſtatt ſie zu geſtehen, wagte er noch kühnere, die gleichfalls fehlſchlugen, und die er noch weniger geſtehen mochte. Um die entſtandenen Lücken zu füllen, borgte er große Summen zu ungeheuren Procenten auf, führte ſeine Bücher unrichtig, — machte die Hand des alten J. nach, um Wechſel zu unterzeichnen, endlich gar Kapitale auf das Haus deſſelben zu borgen. Kränklichkeit und das gewöhnliche Grämeln des Hageſtolzenſtandes hielten den Alten in einer ſolchen Abgezogenheit, daß er nichts davon erfuhr, wie ſeine Handlung ſtünde, bis man ihm eines Morgens einen Wechſel mit der Anzeige präſentirte, daß ſein Kompagnon die Zahlung deſſelben nicht leiſten könne.

Nach einem langen Kampfe mit ſich ſelbſt ging J. an einen Kaſten, in dem er ſich als Nothpfennig zwanzig tauſend Dukaten aufbewahrt hatte. Er öffnete ihn — und fand ihn leer. Sein Kompagnon, der vom Leichtſinn zur Niederträchtigkeit herabgeſunken war, hatte ſich den Schlüſſel deſſelben zu verſchaffen gewußt. Nun war der Banquerot erklärt.

Alle Freunde des alten J., ſelbſt manche deren Umgang mit ihm ſeine Eingezogenheit ſeit einer langen Reihe von Jahren abgebrochen hatte, eilten herbei, ihn zu beklagen, ihn zu tröſten, und mit ihm zu berathſchlagen. Man rief, einen Rechtsgelehrten, und nach kalter Ueberlegung beſchloß man: J. ſollte ſeinen Kompagnon als einen Verfälſcher anklagen, die untergeſchobenen Obligationen und Wechſel nicht anerkennen, u. ſ. w.; dann behielt er wenigſtens ſein Haus, und das reichte hin, ihn unabhängig, ob wohl ziemlich eingeſchränkt, zu erhalten. Alles ward dazu eingerichtet, und die Richter, ſelbſt die Gläubiger, die J. ſehr hochachteten und bemitleideten, gaben der Maaßregel, die gar nicht geheim gehalten ward, ihren Beifall.

Der Advokat kam, um J. die Klage zur Unterſchrift vorzulegen. Es ward darum gebeten, daß der Verbrecher eingezogen, und die verdiente Strafe über ihn verhängt würde. — Und die iſt? fragte J. erblaſſend und mit bebender Lippe. „Staupe und Brandmal!“

J. wankte ins nächſte Zimmer, wo wir ihn durch ein Thürfenſter mit Händeringen auf- und abſchleichen ſahen. Nach einer Viertelſtunde kam er wieder, mit rothgeweinten Augen, aber mit feſtem Schritte. „Ich erkenne alles an, Wechſel und Obligationen. Sie mögen alles hinnehmen!“ — Wir ſtanden ſtumm vor Erſtaunen. — „Du giebſt mir wohl,“ ſetzte er nach einiger Zeit mit gebrochener Stimme hinzu, indem er ſich zu einem Freunde wandte, einem gekrümmten Greiſe wie er; Du giebſt mir wohl ein Dachſtübchen in deinem Hauſe, bis es mit mir zu Ende iſt.“ Aber mein Gott!

ſey nicht ſo wunderlich — „Ach,“ ſchluchzte J. am Halſe ſeines Freundes, „er iſt ja Henriettens Sohn!“ —

Vor beinahe vierzig Jahren hatte er das Frauenzimmer geliebt; ſie erhörte ihn nie, aber bat ihn doch auf ihrem Todtbette voll Zuverſicht ſich ihres verwaiſten Sohns väterlich anzunehmen. — Er hatte das Glück deſſelben machen wollen. —

J. ſtarb wenig Wochen nachher im Hauſe ſeines Freundes vor Gram.

Staatsverfaſſungen.

Nach einer langwierigen Reiſe durch Germania deſerta, durch jenes Land, deſſen Unfruchtbarkeit und Dürre ein bleibendes Pasquil auf ſeine Regierung iſt, durch jenes Land, deſſen Bürger in die Karre geſchmiedet wird, wenn er es wagt, ſich mit ſeinen Klagen und Bedürfniſſen vertrauensvoll an den Landesvater ſelbſt zu wenden, — gelangte ich endlich an die lachenden Ufer der Elbe — wie Nationen zu gehen pflegen, durch Kummer und Elend zum Triumphe der Induſtrie. Gern vergaß ich die öden

Wüſten, die armſeligen Hütten mitten unter dürrem Haidekraut, die bemooſten und doch ſandigen Ebenen, nur von häßlichen magern Schafen bedeckt, die ſklaviſchen ausgehungerten Menſchen, die nur da zu ſein ſcheinen, auf daß ſie trügen Schoß und Abgaben, und deß mehr, was der König bedarf: — gern vergaß ich ihrer, als ich auf dem Hamburger Gebiete die vierſchrötigen Republikaner ſah. — Ich erſpare dem Leſer alle Betrachtungen, die ich machte, wenn er mir eine einzige erlaubt. In jenen Ländern, durch die ich gekommen war, bückte der Bürger ſich tief vor dem Beamten, und dieſer dankt ihm kaum. Selbſt der unterſte Poſtbediente weiß gegen den angeſehenſten Privatmann geltend zu machen, daß er in königlichem Solde ſtehe. In der Republik bückt der bezahlte Beamte ſich tief, und der Bürger dankt voll Herablaſſung, und vergißt nicht, oft zu erinnern, daß jener um ſeinetwillen da ſey. —

Angenommen, daß man wirklich Zäune und Hecken des Gartens wegen, nicht den Garten um der Zäune und Hecken willen anlegt: — — — —

Erſte Eindrücke.

Wer nach einem längern Aufenthalte in einer Stadt noch das Charakteriſtiſche ihrer Bewohner will angeben können, halte die erſten Gefühle feſt, die ſie in ihm erwecken, bewahre ſie ſo bleibend, als möglich, auf. —

Ich war die Elbe im mildern Abendglanz der Sonne durchſchiffet; ich hatte von der Mitte ihres majeſtätiſchen Bettes aus, rechts vor mir die ehrwürdige Mutter des deutſchen Handels bewundert, den Sitz und die Quelle der deutſchen Wohlhabenheit, von dem aus Reichthum und Seegen über die

Nation hinſtrömen, den wichtigſten jener wenigen Zufluchtsörter, wo noch Freiheit ungeſtört von den Früchten des Fleißes ſich nähren darf, ohne mit einem Heere von Müſſiggängern zu theilen; — links lag jene üppige Schmarotzerpflanze, die monarchiſcher Neid auf die Wurzel des republikaniſchen Eichſtammes impfte, und die doch ſein Emporſtreben nicht hindern konnte, und nur von ſeinem Ueberfluſſe blüht, lag Altona; — hinter mir die Feſtung, aus der ein andrer Fürſt die ſchöne Freiheitsburg, in die er ſeine Feſſel nicht tragen darf, wenigſtens neidiſch beobachtet. Beide ſchienen mir nur Dekorationen des Stroms, nur der Symmetrie wegen, dem majeſtätiſchen Hamburg beigefügt. — Ich ſah den Genius der Freiheit mit einer Bürgerkrone geziert über den Gothiſchen Thürmen ſchweben; ſeine Rechte ſchüttete ein reiches Füllhorn aus; lächelnd hielt er mit der Linken einen blitzenden Demantſchild den gekrönten Sklaven entgegen, die ihm ohnmächtige Pfeile vom Ufer nachſchickten und dennoch zugleich begierig die Früchte verſchlangen, die ſich seitwärts von dem Guſſe des Füllhorns verzettelten. Nein', kein Vorurtheil irgend einer Art nahm mich gegen Hammoniens Bürger ein, als ich an der Kaye des Baumhauſes empor kletterte!

Ich ſah dem erſten Hamburger, der mir begegnete, forſchend ins Geſicht; dem zweiten, dem dritten: — Nicht den Stempel hohen Selbſtgefühls, nicht Republikaner-Stolz und Kraft las ich in ihnen. „Satt!“ rief mir das erſte entgegen; „ſatt“ das zweite, und das dritte wiederum „ſatt!“ Ich ging einige Straßen ſo leſend entlang, ich durchirrte in den folgenden Tagen eine Menge von Geſellſchaftszirkeln: — das Edelſte, was ich in dem großen blöden Glasauge dieſer Republikaner verzeichnet fand, hieß: „Ich habe gegeſſen und ihr ſollt auch eſſen!“

Die Blumenflur.

Liebe haben die Hamburger nicht für die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, aber ſie ſind Mode bei ihnen; ſie üben ſie nicht, aber ſie geben Geld her, damit ſie zu ihrem Zeitvertreibe und Nutzen geübt werden. Sie können es leiden, ja ſie fordern es, daß man artig und fein gegen ſie ſey; aber es ſelbſt zu ſeyn, oder ihre Kinder ſo bilden zu laſſen, liegt ihnen nicht am Herzen. Sie wachen ſtrenge darüber, daß ihre Söhne nicht auf den Abweg der Gelehrſamkeit oder nur der Kenntniß verleitet werden; es möchte ſie abhalten Geld zu verdienen, mit dem man ja Gelehrte und Gebildete kaufen, wenigſtens unterwürfig machen kann. Haben ihre Töchter gelernt, was Herkommens iſt bei Gaſtmahlen, Hochzeiten und Kindtaufen, ſo ſind ſie gebildet; wiſſen ſie, daß Pfeffer nicht in die Milchpaſteten gehört, können ſie angeben, wie ſie geputzt ſeyn wollen, können ſie die Mägde ausſchelten, den Friſeur foltern und ſo graziös das nordiſche Embonpoint erlaubt, eine Angloiſe hüpfen: — welche Vollkommenheit darf man weiter von einem reichen Mädchen fordern, ohne unverſchämt zu ſeyn? Aber freilich, reich muß es ſeyn, — ſonſt iſt es ein Spiegel ohne Folie. Jeder Sonnenſtrahl der Vervollkommnung fährt durch und verzettelt ſich.

Vor Hamburgs Thoren hat ein Frauenzimmer von der vollendetſten Bildung, dem hellesten Verſtande und dem edelſten Charakter, ein Frauenzimmer, das ihrer Nation Ehre macht, eine Erziehungsanſtalt für junge Mädchen angelegt, aus der Geiſt und Herz und Körper veredelt hervorgehen. Fernher bringen aus allen Gegenden Deutſchlands ſorgſame Mütter ihre Töchter zu der ehrwürdigen Carolina und bitten, und laſſen nicht nach, bis ſie übernimmt zu thun, was ſie ſich ſelber nicht zutrauen. Sie hat ihre Anſtalt verſechsfachen müſſen für — Fremde: aus Hamburg führt man ihr keine Töchter zu; man kennt die Ehrwürdige kaum.

Ich fuhr hinaus zu ihr. Ein anſpruchloſes, einfaches Frauenzimmer empfing mich. Eine Zeit lang unterhielten wir uns von ſehr alltäglichen Dingen; allmälig ward ſie wärmer, — aber nur der Geiſt, der in allem, was ſie ſagte, durchblickte; nicht die Art, wie ſie ſprach, erinnerte mich daran, daß ſie Dichterin und Philoſophin ſey. Ich ſprach von ihren Gedichten. Sie ſchwieg einen Augenblick: „Sie ſetzen mich in Verlegenheit, ſagte ſie, wenn ſie mich von den vielleicht ganz werthloſen Ausbrüchen der Empfindung wollen Rechenſchaft geben laſſen.“ Ich fragte ſie, ob ſie ihre Schülerinnen auch mit der kritiſchen Philoſophie beſchäftige. Sie erröthete. Die Reſultate, die ich aus ihr habe abziehen gelernt, ſuche ich ihnen auf eine faßliche Art mitzutheilen. Das Philoſophiren ſelbſt, oder vielmehr was man ſo nennt, halte ich für eine Gymnaſtik des Geiſtes, wie es wenige gab. (Ja wohl Gymnaſtik des Geiſtes! Aber wie lächerlich iſt es, dies Ringen und Boxen zur Staatsangelegenheit zu machen!) Ich mußte ſie treiben ſo gut es ging, auch wenn ich ſie nicht geliebt hätte. Denn ich mußte meinem Geiſte gewandte Stärke zu geben ſuchen, um zu meinem Geſchäfte tauglicher zu ſeyn. Künftige Hausmütter brauchen dieſe Eigenſchaft wohl nicht auf dieſem Wege zu ſuchen."

Wir wurden zu Tiſche gerufen. In dem großen luftigen Saale fand ich eine Blumenflur, wie ſie das heilige Römiſche Reich wohl nicht zum zweitenmale aufzuweiſen hat. Zwanzig blühende Mädchen, Geſundheit auf den hochrothen Wangen und in den blitzenden Augen, zwangloſe, jungfräuliche Sittſamkeit und feine Lebensart im ganzen Betragen, ſetzten ſich mit uns zu Tiſche. Ich ſchwelgte in der entzückenden Anſicht. Weibliche Reize aller Art, auf allen Stufen der Entwickelung, von der zarten Puppengeſtalt des zehnjährigen

Mädchens, bis zur blühenden Fülle des achtzehnten Jahres boten ſich meinen Blicken dar. — „Wie viel Erſchöpften reifet Labſal und Sättigung hier!“ denk' ich bey einer wogenden Saat. Seh' ich den Hang eines Hügels hinauf, wo geſchwellete Trauben funkeln unter den breiten Blättern der Rebe: mich dünkt, lebendige Quellen der Freude murmelten nieder ins Thal und Tauſende Mühſeliger und Beladener füllten die hölzernen Becher aus ihnen, tranken und blickten dann muthig wieder ins Leben zurück. — Als ich die Tafel hinab ſah und hinauf, durch die Reihen der lieblichen Jugendgeſtalten, — Ehrwürdige Freundinn! Was du mir ſagteſt, war weiſe und ſchön, doch hab' ich's nicht vernommen! Ich glaubte Seufzer fliſtern, Küſſe lispeln zu hören, und tauſend Liebesgötter gaukelten durch den Saal.

Geerbte Bekanntſchaften.

Eines der ſonderbarſten Gefühle iſt wohl das, mit dem man als Mann in die Gegend zurückkehrt, in der man Kind war, und das, mit dem man ſie dann durchirrt. Man wiederholt alle Eindrücke, die man ehemals erhielt, immer noch erwacht eine neue, mit jedem Schritte, den man dem Feenlande näher tritt; immer noch öffnet ſich der Phantaſie ein andrer Schauplatz, auf dem man ſich einheimiſch fühlt, und der gleichwohl ſo neu, ſo intereſſant iſt: man kann nicht begreifen, wie ſolche Eindrücke ſich verwiſchen, ſolche Erinnerungen eine lange

Reihe von Jahren hindurch in der Seele ſchlafen konnten! Endlich iſt man angelangt, aber — es wäre beſſer, fühlt man bald, man wäre nicht zurückgekehrt. Alle Bilder, welche die Phantaſie ſo ſehr con amore entwarf und vollendete, um ſich dann vor ſie hinzuſtellen, und über ihre eigene Schöpfung zu ſtaunen: ihr friſches Colorit verſchießt, die Keckheit des Pinſels verwandelt ſich in lahme Aengſtlichkeit, die kühnen großen Geſtalten ſchrumpfen zu jämmerlichen Zwergen zuſammen. Ich erinnere mich noch mit Lachen, wiewohl nicht mit angenehmem Gefühl, wie ich erſtaunte, als ich in dem Lehrer meiner Kindheit, dem Manne, der mir der Richter der Welt, das höchſte Tribunal der Weisheit und des Geſchmacks war, nach zwanzig Jahren einen ſteifen, kurzſichtigen, grämlichen Pedanten fand, den man nur deshalb nicht belachte, weil er zu abgeſchmackt war; in dem witzigen Kopfe jener Geſellſchaften, in denen ich als Kind nur ſchweigen durfte, einen faden ewig wiederkäuenden Thoren. Selbſt die lebloſen Gegenſtände waren ganz etwas anders, als ich vorzeiten in ihnen geſehen hatte. Der Hof, ehemals eine unermeßliche Welt für mich, wenn ich ihn auf dem Rohr meines Vaters durchgaloppirte; mit funfzig Schritten durchwandelte ich ihn jetzt. Ich erkundigte mich, ob er verengert worden wäre: man hatte ihn um den dritten Theil vergrößert. Der Teich, auf den ich meine Flotte von Pappe vom Stapel laufen ließ, und der mir ein Ocean ſchien, wenn ich ſelbſt ihn auf zwei Brettern ſtolz durchfuhr, und dem feindlichen Geſchwader, einer Heerde von zehn Gänſen, die Schlacht bei Actium lieferte, — er war eine Pfütze geworden! Mit einer grämlichen Präceptormiene wandelte die getäuſchte Erwartung neben mir her, immer beſchäftiget ein lachendes Bild nach dem andern aus meiner Seele zu verwiſchen. Wie arm dünkte ich mich als ich P. wieder verließ! Ich hatte die reizendſte lieblichſte Welt der Phantaſie an die leere, fade Wirklichkeit verloren! —

Ich hatte eine ähnliche Empfindung, indem ich in den engen, krummen, ſchmutzigen Straßen Hamburgs, über die ſtinkenden Kanäle, herumging. Ich ging an der Alſter, ich durchfuhr ſie in der Chaloupe beim Flötengetöne, ich ſpatzierte auf den Wällen, ich beſuchte das reizende Wandsbeck, das reizendere Blankeneeſe; aber immer fühlte ich doch, daß irgend etwas nicht da ſey, was ich erwartet hatte. Lange ſuchte ich vergebens nach, auf welcher Lüge ich hier meine Phantaſie ertappt hätte: endlich fand ich es aus. —

Mein Vater hatte die ſchönſte Zeit ſeines Lebens vom 21ſten bis zum 29ſten Jahre in Hamburg in einem der erſten Zirkel verlebt, hier ſeine erſte Liebe genährt, und als man ihn ins Vaterland zurückrief, eine vollwangige Hamburgerin mit ſich heimgeführt. Die am lieblichſten von der Phantaſie beleuchtete Partie ſeines Lebens war daher immer ſein Aufenthalt in dieſer Stadt, und wenn noch im ſiebzigſten Jahre ein Sonnenſtral der Erinnerung leuchtender in ſeine Seele fiel, erzählte er ſeinen Kindern von Hamburg.

Faſt ein halbes Jahrhundert war ſchon ſeit der Entfernung meines Vaters verfloßen, als ich

ich die Inſelſtadt betrat; aber die Scenen ſeiner Jugend waren ſo lebendig aus ſeiner Phantaſie in die meinige übergegangen, — ſchöner gewiß, als ſie je in der Wirklichkeit waren; — daß mir in unbeachteten Minuten war, als wenn ich die Genoſſen und Erinnerungen ſeiner Jugendfreuden noch auffinden müßte; ich hätte den Menſchen um mich her von den Luſtfahrten vorreden mögen, die er einſt auf der Alſter gemacht hatte. Man denke ſich meine Freude, als ich zufällig wirklich einen Mann als noch lebend nennen hörte, der einſt der liebſte Freund meines Vaters geweſen war. — Gleich am folgenden Morgen ſuchte ich ihn auf. Ich fand — Nun ja, es verſteht ſich wohl, aber es ſchmerzte mich doch — ich fand einen tiefgebückten Greis, der laut ächzte, als ich in der erſten Freude ihm die

Hand mit Lebhaftigkeit drückte: ich hatte einen von den Gichtknoten getroffen, mit denen ſeine Hände garnirt waren. Indeß erinnerte er ſich, ſobald ich mich ſeinem tauben Ohre verſtändlich machen konnte, mit Liebe meines Vaters, und erzählte mir viel von ihm. Der Abſchied verdarb alles, denn der talentvolle Geiſt verwandelte ſich plötzlich in einen alltäglichen Hamburger. Er ließ mich ſeinen neuen Speiſeſaal beſehen, deſſen Dekorationen allein funfzehntauſend Mark gekoſtet hatten, und lud mich feierlich zu dem Gaſtmahle ein, das er um vier Wochen geben wollte. Ich mußte den Tag in meiner Schreibetafel notiren, und verſprechen, auch in der Zwiſchenzeit ſo oft zu ihm zu kommen, als möglich; aber ich hütete mich mein Verſprechen zu erfüllen. Es iſt nicht angenehm, mit warmer Hand ein kaltes Eiſen zu faſſen. —

Ich ſehnte mich nicht mehr darnach, Jugendbekannte meines Vaters aufzufinden; aber der Zufall führte mir dennoch einen andern zu. Einſt da ich mit Karl in der Stadt herumirrte, ſtanden wir plötzlich vor einem hohen ſchön gebauten Hauſe, das einzeln über den Haven wegſah. Wir erkundigten uns, und erfuhren, daß es das Baumhaus ſey. Wir gingen hinein, ſtiegen bis zur Spitze hinauf, und nahmen auf dem Balkon, im Genuß einer der lebendigſten Ausſichten im nördlichen Deutſchland, ein Frühſtück ein. Freundſchaft und Frohſinn goſſen neues Feuer in den Wein, und wir hatten eine glückliche Stunde. Als wir hinabgeben wollten, bemerkten wir hinter dem Schornſteine ein geſchnitztes Brett. Wir beſahen es, und fanden es bemalt, und die Geſtalt eines Mannes in türkiſcher Kleidung darauf. Nicht lange hatten wir gerathen, ſo fiel es mir aufs Herz, daß mein Vater mir als Knaben ſo oft von dem Rieſen erzählt hatte, der ſich einſt hier ſehen ließ, und deſſen Gemälde in Lebensgröße die Zierde des Baumhauſes und die Bewunderung der Gäſte geweſen war. Es war ein elendes Machwerk, es gereicht dem beſſern Geſchmacke des Wirthes zur Ehre, daß er es aus dem Prunkſaale entfernt hat; aber wie ich vor ihm da ſtand und nachmaß, wie ich die Größe wieder fand, mit der mein guter Vater das Kind in Erſtaunen geſetzt hatte, wie die hellen Träume der Jugend in meine Seele wieverkehrten: ich weiß nicht, was ich darum gegeben hätte, den wackern Cajetan nicht hinter dem Schornſteine zu finden! Sic tranſit gloria mundi!

Der Stangenherr.

Hütet euch, alles für lächerlich zu halten, was euch zum Lächeln, oder ſelbſt zum Lachen zwingt! Hütet euch zu verachten, was nicht mit der gewöhnlich vernünftig genannten Art zu denken und zu handeln übereinſtimmt! Grade die edelſten und erhabenſten Empfindungen machen den am meiſten komiſchen Eindruck, wenn ſie auch bei anſcheinend geringfügigen, alltäglichen Anläſſen gezeigt werden: und doch, wer es nicht thut, dem ſind ſie noch nicht natürlich geworden.

Was iſt ehrwürdiger, als republikaniſches

Selbſtgefühl, was iſt edler, als das Bewußtſeyn wohlangewandter Kraft und ihrer ſchönſten Frucht, der Unabhängigkeit? Gleichwohl wette ich, lieber Leſer, bei der Aeußerung derſelben, die ich dir erzählen will, lächelſt du.

In Republiken hat jeder das Recht, ſeine Kraft anzuwenden, um ſich eine gute Lage zu erringen: er drängt den Nachbar; aber auch dieſer hat gleiche Anſprüche und gleiche Wünſche. Die Folge davon iſt ein allgemeiner aber ſtiller Kampf, dem das Geſetz nichts als die Förmlichkeit aufzudringen vermag. Wer allein nicht widerſtehen kann, verbindet ſich mit andern, die gleiches Intereſſe haben, und ſo entſtehen in den Republiken immer eine Menge Corporationen. In Hamburg bilden ſelbſt die Karrenſchieber eine ſolche, die ſich nach beſtimmten Geſetzen regiert und ihre Rechte hat, die ſie muthig vertheidiget.

In der großen Geſellſchaft machen je vier oder fünf Männer, ſo viel ihrer bei einer Karre nöthig ſind, eine kleinere aus, die ihren täglichen Erwerb unter ſich theilt. Der Stärkſte und Aelteſte derſelben hat das Vorrecht, vorn zwiſchen den Stangen zu ziehn: er bekommt einen größern Theil des Gewinnſts, und heißt der Stangenherr. Die andern ziehen neben ihm, und die jüngſten ſchieben hinten nach. Sie ſind Bürger wie der Kaufmann, deſſen Waaren ſie fortſchaffen, und ihr Erwerb iſt anſehnlich genug, ihnen rechtliche Wohlhabenheit zu gewähren, und ihnen das Gefühl ihrer Bürgerfreiheit ungeſchmälert zu erhalten.

Der Sohn eines ſolchen Karrenſchiebers,

der noch im letzten Gliede arbeitete, hatte nicht Luſt das Handwerk ſeines Vaters zu treiben. Er ging heimlich fort und ließ ſich von einem fürſtlichen Werber enrolliren. Durch Muth, vielleicht auch durch glückliche Zufälle, gelang es ihm, ſich zum Officier empor zu ſchwingen. Als ſolcher kam er nach einer ziemlichen Reihe von Jahren nach Hamburg zurück, um ſeinen Vater wieder zu ſehen, und ſich einige Unterſtützung von ihm auszumachen. Auch dieſer war indeß hinter dem Karren hervor zwiſchen die Stangen avancirt. Der Sohn fand ihn, wie er grade mit kirſchbraunem Geſicht, angeſchwellten Backen und der äußerſten Anſtrengung aller Kräfte einen Karren in Bewegung ſetzte. Die kindliche Liebe riß ihn hin, ſich trotz ſeiner Uniform dem Vater um den Hals zu werſen; doch dieſer machte ſich los, und beſah ihn von oben bis unten. „Du biſt ein rechter Kerl geworden!“ rief er endlich voll Unwillen. „Gold auf der Jacke, und Hunger im Magen! Geh! Wärſt du hier geblieben, hätteſt du auch ſchon — Stangenherr ſeyn können!“ — und er ſchob fort, voll Gefühl ſeiner Würde.

Der Schmaus.

Die Lebensart der guten Hamburger hat etwas Claſſiſches: ſie gleicht den Berathſchlagungen der Homeriſchen Helden. Bekanntlich iſt das Reſultat von jeder, daß man — zu Tiſche geht: eben ſo bringt ein jeder Anlaß, er ſey ſo wichtig oder geringfügig er wolle, in Hamburg eine unausbleibliche Wirkung hervor, und dieſe iſt: ein Schmaus. Man hält Hochzeit, man läßt taufen: beides wäre nicht feſtlich, wenn nicht wenigſtens ein halbes Hundert Mitbürger dabei Gelegenheit fänden, ſich den Magen zu verderben. Man hat ein Haus gebauet, man iſt Bürgermeiſter geworden, man hat einen Ochſen ſchlachten laſſen: eine glänzende Mahlzeit feiert alle dieſe Vorgänge auf gleiche Weiſe. Von den Feiertagen verſteht es ſich ohnehin. Wie beklagenswürdig wäre jeder, der nicht, ſo lange ſie dauren, mit umnebeltem Hirn und zum Platzen geſpannten Magen von einer Tafel zur andern taumeln könnte. Wer die Biographie eines ächten Hamburgers ſchreiben wollte, könnte ſchlechterdings keine andere Epochen wählen, als die Mahlzeiten, die er gab, und die er empfing: auch berechnet man wirklich in guten Familien die Zeit darnach. Iſt es ein Wunder, wenn man ein Vierteljahr vorher die Gäſte einladet?

So lange Karl bei mir war, lebten wir,

wie man es in einer großen Stadt muß, wenn man ihrer genießen will, ohne ſich ſelbſt zu verlieren. Wo eine öffentliche Zuſammenkunft war, ſtellten wir uns ein, um zu beobachten; wir beſuchten die großen Männer, die unter dem Haufen der producirenden und conſumirenden Reichsbürger verſteckt exiſtiren, wie Diamanten in einem Kornhaufen; wir beſahen, was des Anſehens werth war, unterrichteten uns von allem, was uns wiſſenswürdig ſchien, aber vermieden es ſorgfältig, in die häuslichen Zirkel gezogen zu werden. Nach drei Wochen ſegelte Karl nach England ab, und um mich zu zerſtreuen ging ich zu einem großen Mahle, das mir pomphaft angekündigt worden war.

Man führte mich in ein elegantes Zimmer, wo ich eine Menge ſtattlicher Herren mit und ohne Perrucke, ſogar ein Paar in prieſterlichem Kragen und Mantel fand. Sie ſtanden und ſaßen um modiſch gezierte, nur leider! etwas plump manierirte Damen her, deren Hauptcharakterzug ſteifes Marionettenair war. Man unterhielt ſich, ſo intereſſant man es vermochte, über Hanf und Flachs, über den **Wechſelcours**, über die Weisheit Englands, Frankreich **aushungern** zu wollen, und tauſend dergleichen Dinge; aber jeden Augenblick ſtockte das Geſpräch, denn auf allen Geſichtern lag die feierlich ungeduldige Erwartung einer wichtigen Begebenheit. Endlich — endlich kam die erſehnte Nachricht, daß angerichtet ſey, und ämſig paarte ſich alles zu dem großen Gange — zu Tiſche. Ich bot, ohne zu wählen, der nächſten Dame die Hand, wie hart ward ich für meine Unvorſichtigkeit beſtraft!

die Sitte wollte, daß ich auch neben ihr ſitzen mußte, und — es war eine ehrwürdige republikaniſche Fleiſchmaſſe von circa dreyhundert Pfund mit hängenden Wangen, übrigens in Seide und köſtliche Leinwand gehüllt. Vielleicht entſchädigt ihr Geiſt für ihre zu reichlichen Leibesgaben, dachte ich: wenigſtens hätte eine ziemliche Portion deſſelben Raum in dieſem Futral. Ich redete ſie an: ſie antwortete mir plattdeutſch mit einem von Fette heiſern Tone ſo kurz, ſo ſtolz, ſo dumm; ich errieth es bald, daß ſie 300,000 Mark beſaß. — Troſtlos ſah ich auf die andere Seite. Hier ſaß, dieſelbe Frau, nur zwanzig Jahre jünger, — ihre Tochter. Ich verſuchte indeß ein Geſpräch mit ihr, doch bald bedauerte ichs, daß ſie nicht eben ſo ſtumm wie ihre Mutter war. Sie überſtrömte mich mit Nonſens in geradebrechtem Hochdeutſch und elendem Franzöſiſch, zwiſchen dem von Zeit zu Zeit wieder ihr väterliches Plattdeutſch durchbrach. Sie erzählte mir mit der größeſten Freimüthigkeit, daß der Don Carlos ein ſchnackiſches Ding ſey, aber der Julius von Tarent, den man am vorigen Tage gegeben habe, ſey ihr zu langweilig, ſie habe nicht einmal darin lachen können. Nun folgte die Nachricht, mit wem ſie im Schauſpiele geweſen ſey, und warum Mama nicht habe mitgehen können, dann die detaillirte Schilderung ihrer Mägde, und des Aergerniſſes, das man täglich mit ihnen hätte. — Ich that das Gelübde, wenn mir der Himmel ſo lange das Leben friſtete, bis dieſer unſelige Wortſtrom verſiegte, nicht den Mund mehr aufzuthun, als zum Eſſen. Endlich leitete ihn ihr anderer Nachbar auf ſich,

ich ſchöpfte Athem. Ich ſah die Tafel herab und herauf: — Ich kenne einen Mann von Geiſt, der das Eſſen für ein ſo niedriges Bedürfniß hält, daß man es nie in Anderer Gegenwart befriedigen ſollte. Sicher ſah er nie Hamburger eſſen, ſonſt würde er begriffen haben, von welcher Wichtigkeit eine wohlbeſetzte Tafel iſt, und wie man in manchen Religionen das Eſſen ſogar als einen Gottesdienſt behandeln, den Göttern zu Ehren Mahlzeiten anſtellen konnte. — Mit welchem Ernſte man jede Schüſſel betrachtete! Welche Verklärung in den Geſichtern aufging, wenn eine neue Tracht aufgeſetzt ward; wie angelegentlich man ſelbſt das intereſſanteſte Geſpräch vom Wechſelcours abbrach, ſobald nur die erſehnte Portion auf dem Teller lag, mit welchem Eifer man kauete und kauete und kauete! — Von Viertelſtunde zu Viertelſtunde veränderten ſich die Geſichter: immer blöder wurden die Augen, immer gedunſener die Wangen, immer ſchwerer die Zunge. — Vergebens wurden unaufhörlich neue Weine gereicht: nicht geiſtiger Rauſch des Getränks, der ſchwere, irdiſche der Sattheit, bemächtigte ſich der arbeitenden Gäſte; nicht frohe Einfälle, ſondern Seufzer und Aechzen zirkulirten in der Geſellſchaft, als mir das Schauſpiel nach ſchweren zwo Stunden zu arg ward. Ich ſchob leiſe meinen Stuhl zurück, und flüchtete mich, kaum von meinen Nachbarinnen bemerkt, durch die erſte Thüre. Ich gelangte in ein Cabinet, wo ich in der Angſt ein Paar Digeſtivpulver — ein Arzt ſchob ſie mir lachend in die Taſche, da ich ihm auf dem

Herwege einen kurzen Beſuch machte, — verſchluckte, und mich mismüthig auf den Sopha warf.

Nannette und Colin.

Mein Zufluchtsort war ſchlimm gewählt. Das Cabinet hatte keinen Ausgang, als durch den Saal. Wollte ich nicht Aufſehen machen, ſo mußte ich hier bleiben, bis die Tafel aufgehoben ward; dann, wenn alles durch einander taumelte und wankte, konnte ich mich unbemerkt zur Menge zurückſtehlen; aber bis dahin. — Ich ſah mich überall um, ob kein freundlicher Genius mir eine Beſchäftigung zuführen würde, denn die Schmauſenden ſchienen noch eine ziemliche Zeit arbeiten zu müſſen. In einem Wandſchranke ſtanden Bücher: — Rechenbücher und Waarenlexika, Predigten und Kalender. Halbzerriſſen lag ein großer Quartant unter dem Sopha. Wie er dahin gekommen iſt, weiß der Himmel, wenn er nicht etwa Madame Stoff zu Papilloten lieferte: aber mit lebhafterer Freude iſt der gute Sleidanus ſelbſt, wohl nie in ſeinem Leben begrüßt worden, als ich ſein Opus hervorzog. Und ich hatte einen intereſſanten Fund gethan. Der Leſer hat mich durch die Trübſale des Schmauſes begleitet: ich will ihm den Zeitvertreib nicht vorenthalten, den mir folgende Geſchichte gewährte. Sie hat zwar keinen Zuſammenhang mit der meinigen, aber ich habe genug von der neuern — — — — gehört, um zu wiſſen, daß der Zuſammenhang nur Nebenſache iſt. Sie prunkte damit, sine dis animosus infans zu ſeyn: aber auf den erſten — Befehl der Regierung ging ſo „viel Gott“ aus ihr hervor, als ihr beliebte. Können gewiſſe Herren die erhabene Lehre von „ — “ plötzlich in eine Theodicee verwandeln, warum ſollte mir es nicht frei ſtehen, die Leſer mit ähnlicher Gewandtheit vom Hamburger Schmauſe am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, in die Zeit der Reformation und nach Straßburg zu verſetzen? —

Da war es, und zu jener Zeit, daß die ſechszehnjährige Nannette an einem ſchönen Frühlingsmorgen ihre Schäfchen am Rhein auf einem Hügel weidete, und ſich einen Kranz von Schlüſſelblumen und Vergißmeinnicht knüpfte. „Ach, dachte ſie, wenn Colin nicht ſo blöde wäre, — der Kranz gehörte ihm!“ Sie hörte einen Fußtritt hinter ſich; ſie ſah ſich um. Colin ſtieg mit einem trübſeligen Geſichte den Hügel heran, um ſeine Netze hier trocknen zu laſſen. Er blickte hin, ſie blickte her. — Guten Morgen, Nannette! — Guten Morgen, Colin! — Du ſiehſt ſo fröhlich aus! — Und du ſo trübe! — Mein guter Vater iſt todt; er ſtarb vor zween Tagen. Nannette, nun bin ich allein! — Deine Hütte hat Raum für zwei: es wird ſich wohl jemand finden, der ſie mit dir bewohnt. — Ach, Nannette! Wenn du es wollteſt, ich würde bald um meinen Vater nicht mehr weinen. Sprich ſchöne Nannette. — Sie ſah dem Jüngling ins ſchwarze, funkelnde Auge; ſie ſchlug das ihrige nieder; ſie ſeufzte. — Liebes Nannettchen. Sie warf ihm den Kranz um den Hals, wand ſich aus ſeinem Arm, und trieb ihre Schäfchen den Hügel hinab. Er packte ſeine Netze auf, und folgte der Schönen nach Hauſe.

Wieder kehrte der Frühling und Nannettens kleine Heerde weidete am Rhein; aber ſie, ſie war zu Hauſe. Colin ſchmückte ſeine Hütte feſtlich auf. Blumen ſtreuete er auf den Tiſchen und Bänken umher und auf die Wiege, die neben Nannettens niederm Bettchen ſtand, und pflanzte Birkenreiſer vor die Thüre und an die kleinen Fenſter hin. Als der frohe Zug der Gevattern und Verwandten heimgekehrt war, und mit Glückwünſchen den kleinen Colinet der Mutter wieder in den Arm und an die ſchöne

Bruſt gegeben hatte: trug er eine Schüſſel voll dampfender Fiſche auf, und ſchenkte die Gläſer voll Weins und küßte ſein ſchönes Weib, und küßte ihr liebliches Kind, und freuete ſich der Freude der Gäſte.

Schon lächelte Colinet, und griff und blickte um ſich her, wenn Nannette Vater! rief, da legte ſie ihn eines Morgens Colin in die Arme, und ſprach: Pflege Nettchen, lieber Vater, bis ich wiederkomme. Ich will in die Stadt, die kranke Schweſter zu tröſten! Sie küßte Gatten und Sohn noch einmal, und ging, aber — wiederkehrte ſie ſie nicht. Der Tag verging, der Abend kam. Unruhig hatte Colin gewartet; jetzt gerieth er in Angſt. Er nahm ſeinen Sohn in den

Arm, er lief in die Stadt. Niemand hatte Nannetten geſehen. Colin eilte nach Hauſe: er fand die Hütte ſo einſam, als er ſie ließ. Er weinte, er jammerte, er ſuchte die Nacht hindurch und den folgenden Tag; aber Nannette war nirgend zu finden. Wochen vergingen, Monde verfloſſen, jeden Abend, wenn er heimkehrte mit ſeinen Nezzen, und ſeinen Sohn von der gefälligen Nachbarin holte, jeden Abend hoffte er ſein ſchönes freundliches, gelblockiges Weib werd' jetzt ihm entgegen gehen aus der Hütte: — doch Nannette war nicht heimgekehrt.

In einſamer Trauer durchſeufzte Colin Jahr auf Jahre. Schon lernte Colinet ſprechen; ſchon rief er ſelbſt Vater; Mutter nannte er die Nachbarin. Schon lief er dem Vater am Abend entgegen, ſchon begleitete er ihn auf dem Hügel am Rheine, und fragte ihn oft, wenn Colins Händen die Arbeit entſank, und er ſchluchzend hinabſah in den Rhein und die Hände rang; — er fragte ihn oft weinend: „Vater, was weineſt du?“ — — und noch war Nannette nicht heimgekehrt.

Wieder wars ein Frühlingsmorgen, als auf dem gewohnten Hügel Colin bei ſeinen Netzen ſaß, und Colinet ſich mit den Schäfchen, die einſt Nannettens waren, ſpielend jagte; da, dachte Colin, da ſaß Nannette und wand ihren Kranz, und dort ſtieg ich empor! — ſiehe da klimmte den Pfad ein ehrwürdiger Mönch herauf. Ein langer weißer Bart floß zum Gürtel herab, und die Capuze hatte er tief über die Stirn gezogen. Auf der Höhe ſtand er ſtill; er ſchien ermüdet, und ſah traurig und nachdenkend ins Thal. Jetzt erblickte er Colin und that zween Schritte, als wenn er ſich entfernen wollte, aber er blieb. Eilend machte er wieder einige Schritte, und hielt inne; plötzlich ermannte er ſich, und ging auf den Fiſcher zu. So finſter, junger Mann, ſagte er mit einer zitternden Stimme, und doch iſt die Natur hier ſo ſchön und der Blick ins Thal ſo erquickend. — Ich finde nur Trauer hier, ehrwürdiger Vater. — Und was drückt deine Seele, mein Sohn? Allmächtig iſt Gott, und gütig denen, die ihm vertrauen. — Ach was ich verlor, erſetzt er mir nimmer. Ein treues Weib. — Der Mönch war heftig bewegt: „Betet, ſagte er zitternd, betet, daß Gott euch Ruhe ſchenke. Lebt wohl, mich ruft die Pflicht hinweg. „Eben ſprang Colinet herbei, ſtaunte dem Greis ins Geſicht und ſchmiegte ſich dann voll Furcht an den Vater.

Der Mönch blickte den Knaben liebevoll an. Das iſt euer Sohn? Ihr habt einen Sohn und trauert doch! — Er bückte ſich weinend über das Kind, er wollte es küſſen, aber Colinet barg ſich mit lautem Geſchrei in die Arme des Vaters. Das war zu viel; Nannette ertrug es nicht. Sie riß ſich den Bart ab; warf die Capuze zurück. — Colin, dein Weib, ſchrie ſie, und warf ſich ihm in die Arme. —

Nicht Colin allein hatte ſo lange den Verluſt ſeiner jungen Gattin bejammert. Viele Ehemänner unter den ärmern Bürgern theilten ſein Schickſal, und viele Aeltern bejammerten den Verluſt ihrer eben erſt aufgeblüheten Töchter, die ihnen unvermuthet entriſſen wurden, ohne daß irgend eine Spur verkündete, wohin ſie gekommen waren. Dumpfe Gerüchte liefen in der Stadt umher von heimlichen Räubern, welche die jungen Weiber und Dirnen entführten, um ſie an fremde Küſten zu führen, und an Seeräuber zu verhandeln; aber die Raubhöhlen, wo die Armen verſchmachteten, waren näher.

Unter den vielen Klöſtern, die ehemals in Straßburg das Glück der Bürger und ihre Sittlichkeit vergifteten, war das der Barfüßer zu „Unſrer lieben Frauen“ das angeſehenſte und ſchändlichſte. Die Mönche ſtanden im beſondern Rufe der Heiligkeit. Sobald man einen von ihnen in der Entfernung ſah, ſuchte jung und alt ſchon Gaben zuſammen; jedermann erflehete Seegen von ihnen und erwartete Wunderzeichen; vor allem aber pflegten junge lüſterne Weiber gläubig und milde gegen ſie zu ſeyn; denn die ehrwürdigen Brüder thaten die meiſten Zeichen an ihnen. Aber nicht zufrieden mit den Freuden des Beichtſtuhls, und mit jenen, zu denen unterirdiſche Gänge in die benachbarten Nonnenklöſter ſie führten, pflegten die Brüder oft auch junge Weiber und erſt aufgeblühte Mädchen zu ihren nächtlichen Freuden aufzuhaſchen, ſie am Tage in ihre Verlieſe zu ſperren und bei Nacht zu ihren Gräueln in die Zellen heraufzuholen.

Waren ſie verblüht, ſo erledigten ſie ſich ihrer durch einen Gifttrunk, und ſcharreten ſie zu ihren gleich nach der Geburt ermordeten Kindern in den Grabgewölben.

Auch Nannette war ſo weggefangen worden. Auf ihrem Gange in die Stadt ſah ſie eine Kirche offen; ſie ging hinein für ihre kranke Schweſter zu beten, für Colin und für ihren Sohn. Ein Mönch, der die Beterin ſchön fand, ſchleppte ſie fort. Lange hatte ſie ſich geweigert, den ſchändlichſten Lüſten der Heuchler zu fröhnen; Geißel und Hunger, und die Drohung, ſofort den Unglücklichen beigeſellt zu werden, auf deren leicht bedeckten Gebeinen ſie im Verließe einherging, beugten ihre Standhaftigkeit endlich, und nun machten ihre Reize und ihre Lebhaftigkeit ſie zu dem allbegehrten Liebling des Kloſters. Oft mußte ſie in einer Nacht die Zelle des Abts und des Pförtners beſuchen. Sie ſchien allmählig der Lebensart Geſchmack abzugewinnen, aber tief im Buſen der armen Mishandelten lebte die Sehnſucht fort, nach ihrem Gatten und Kinde; und ſie beſchäftigte ſich heimlich immer mit Plänen zur Flucht. Umſonſt! Selbſt das Licht des Tages war ihr verſagt. Sobald er anbrach, mußte ſie in ihre unterirdiſche Zelle zurück.

Endlich, nach drei Jahren, da ſie völlig kirre gemacht ſchien, nach einer wollüſtigen Nacht geſtand der Abt es ihr zu, als Mönch verkleidet, terminiren zu gehen und den Himmel wieder zu ſehen; aber er fügte die ſchrecklichſten Drohungen hinzu, ihr eigner und ihres Colins Untergang war gewiß, wenn ſie ſich verriethe. Man kann denken, ob demohngeachtet ihr erſter Gang ſie nach der Hütte ihres Mannes führte. Aber da ſie nun vor ihr ſtand — ſie erinnerte ſich, was ſie geworden war, welcher Gefahr ſie ſich und ihre Lieben ausſetzte, und ſchlich traurig vorüber; kehrte noch einmal zurück zu ihr, und ging wieder voll Unentſchloſſenheit an ihr vorbei. Den Hügel wenigſtens mußte ſie ſehen, auf dem ſie einſt ſo glücklich geweſen war. Sie wankte mühſam hinan, ſie erkannte ihren Gatten; vergeſſen war alle Vorſicht. — — „Kannſt Du mich ſo noch lieben?“ ſchluchzte ſie an ſeinem Halſe.

„Erſt muß ich Dich rächen!“ rief Colin, ſobald ſein Entſetzen ihm wieder Athem ließ. Er ergriff ſein armes, ſein unglückliches Weib mit der einen Hand, ſeinen Sohn mit der andern, und ſchleppte ſie fort in die Stadt, mit lautem Geſchrei durch die Gaſſen, hin auf den Markt. Dort mit wildem Blick, mit geſträubtem Haare und den Minen eines Raſenden ſtellte er Nannetten noch in der Kutte dem verſammelten Volke vor. Er erzählte ihre Geſchichte, indeß die Arme voll Furcht und Schaam, die Hände bald gen Himmel rang, bald über ihrem Geſichte zuſammenſchlug. Mit der Beredtſamkeit der Verzweiflung forderte er Schutz, Gerechtigkeit, Rache von ſeinen verſammelten Mitbürgern. „Fort, ſchrie das Volk, fort mit den Schorköpfen, mit den lüſternen Wänſten! Fort mit den Pfaffen!“ Der wilde Hauſe tobte nach dem Kloſter zu. Die Pforten wurden geſprengt. Dieſe eilten die Stiegen hinauf zu den Zellen, jene hinab ins Verließ, ihre verlornen Weiber, Töchter und Schweſtern zu ſuchen. Manche von ihnen wankten bleich und entſtellt wie Geſpenſter hervor an das Licht, das ſie nicht mehr gehofft hatten zu ſehen; die meiſten moderten ſchon und die gefolterten Mönche konnten nur die Stelle noch angeben, wo ihr Gebein aus der Erde beinah hervorragte. Eine Sterbende hatte gerade nur noch Kraft genug, Gift! Gift! zu ſeufzen, ehe ſie auf dem kalten Boden unter den fürchterlichſten Schmerzen verſchied. Die Wuth des Volkes ſtieg bis zur Raſerei. Viele Mönche wurden erſchlagen, mehrere entflohen durch unterirdiſche Gänge. Die Leichname ſchleppte man mit einem noch Lebenden auf den Markt. Jeder trug Holz herbei, und wer keins hatte, brachte ſeinen Tiſch, ſeinen Seſſel. Schnell war ein großer Scheiterhaufen errichtet, und unter dem verwünſchenden Geheul des Volks wurden die Körper der Schändlichen von den Flammen verzehrt; ihre Aſche ward in den Wind geſtreut, und das Kloſter zerſtört.

— Ein ſchrecklicher Ausgang! Den unangenehmen Eindruck, den er macht, zu verwiſchen, wollen wir auf die wieder vereinigten Liebenden zurück ſehn. Die öffentliche Beſtrafung der Böſewichter ſchien Colin eine völlige Genugthuung, eine Wiederherſtellung der Ehre ſeines unglücklichen Weibes. Sein Gram, ſeine Wuth, ſein Abſcheu löſte ſich in ſanfte Rührung auf. Sein Weib an einem Arm und ſeinen Sohn auf dem andern, wanderte er weinend aus, in eine entfernere Gegend des Elſaſſes, um ſo in Nannettens Armen leichter ihre Schickſale vergeſſen zu können.

Die Nachricht von der raſch geübten Rache erreichte Kaiſer Karl V., den gewaltigen Eiferer gegen die Reformation. Er forderte eine Deputation des Magiſtrats der Reichsſtadt zu ſich, ihm Rechenſchaft zu geben von dem, was er eine Gräuelthat nannte. „Wie habt ihr euch unterfangen, ſprach „er, die Brüder unſerer lieben Frauen zu „verhöhren?“ Kaiſerliche Majeſtät halte zu Gnaden, antwortete Chriſtoph Sturm, wären ſie unſrer Frauen Brüder geblieben, kein Häärchen wär' ihnen gekrümmt: daß ſie aber ihre Buhlen ſeyn wollten, verdiente den Tod.

Die Ehrenerklärung.

Nichts als Mythus, bloßes Symbol der Zeiten wäre der Janus-Kopf? Ich weiß keine Erſcheinung die uns öfterer im Leben aufſtößt, als er: — ja, in der ganzen moraliſchen Welt giebt es überhaupt nur zwei Erſcheinungen: ſein junges Geſicht und ſein altes, nur daß jenes bald kraftvoll, bald läppiſch, dieſes bald weiſe, bald faſelnd ſieht. Es giebt Fälle, ſagt man, wo beide Geſichter ein edles Gepräge tragen: ich will es glauben; aber daß in beiden Niedrigkeit herrſchte ſah ich oft. Am gewöhnlichſten iſt es, daß das eine die Wirkung des andern gut macht oder verdirbt.

Wie kraftvoll, wie männlich und ernſt ringt Herr Y** für den Thron und ſeine Rechte! Sorge für das allgemeine Wohl, Gefühl für Gerechtigkeit zürnt in jedem Worte, glüht in jeder Phraſe! Das iſt das junge Geſicht mit dem feurigen Auge: aber ſeht in das andre! Ein altes lüſternes Schlappermaul, das einer Penſion bedarf, um fort zu ſchlemmen, und fürchtet bei einer neuen Ordnung der Dinge die Mittel dazu durch etwas unbequemeres als bloßes Wortmachen erkaufen zu müſſen.

Der Geiſt der Weisheit und der Menſchenliebe ruht auf Z. Der erſte entfaltet ihm die uralten, unverjährbaren Rechte der Völker, der zweite ſtachelt ihn, ſie mit Gefahr ſeines Glücks und ſeines Lebens zu verkünden, zu vertheidigen, geltend zu machen. Ehrwürdiger Greis! Wie erhaben ſtralt der weiſe Ernſt in deinem großen Auge neben dem grauen Barte! Warum doch verräth dein junger Hinterkopf ehrgeizige Sucht nach Auszeichnung und Herrſchaft, Verdruß dich durch Standesverhältniſſe in eine weniger bemerkbare Sphäre gezwängt zu ſehen; Aerger über getäuſchte Erwartungen und gekränkte Eigenliebe! —

Wenn Robespierre Hunderte zur Guillotine ſchleppen, Tauſende von gefeſſelten Staatsbürgern mit Kartätſchenſchüſſen zerreißen oder in die Fluthen ſtürzen läßt; wenn die Vorbitten jammernder Gattinnen und Kinder nichts bewirken, als daß auch ſie zur Schlachtbank geſchleifet werden: ſo ſtaunt ganz Europa in das teufliſche Geſicht des alten verhärteten Böſewichts auf, dem längſt ſchon jedes Gefühl erſtarb, und der ſich kaum die Zeit nimmt, das Blut der Ermordeten aus dem grauen Barte zu ſchütteln. Das andre Geſicht? Es gehört einem enthuſiaſtiſchen Jünglinge, deſſen jugendliche exaltirte Beſorgniß für das Wohl des Staates und der Menſchheit ihm alle Beſonnenheit raubt, der ſich die Wage des Geſchicks aller kommenden Zeiten zu halten dünkt, und es daher für verbrecheriſch hält Gefühle zu haben. Unſer Abſcheu verwandelt ſich in ſchaudern des Mitleid mit — dem Wahnſinnigen.

Ich hätte meine Beiſpiele aus dem alltäglichern proſaiſchern Leben nehmen können, aber die Anwendung auf daſſelbe iſt leicht. Tugend und Laſter, Weisheit und Thorheit, Kraft und Schwäche: Alles Janus, nichts als Janus, wohin man nur ſieht.

Aber wie ich hier auf dieſe Betrachtungen komme? Ich fuhr zum Hamburger Thore in die reizenden Gegenden vor demſelben heraus; wohlgemuthete Ruhe, Fleiß und Rechtlichkeit lächelte aus jedem Hauſe und Häuschen, in den Mienen jedes Greiſes und jedes Knaben, dem ich begegnete. Ich dachte an das Elend, an die verunſtaltete Menſchheit, an die verkümmerten, zu Laſtern herabgewürdigten Anlagen, die ich nun bald in dem teutſchen Lieflande, in M*** finden würde, wo das Volk unter den Bedürfniſſen und der Habſucht des Adels erliegt, deſſen Zwietracht alles was ſeine Gier und Hartherzigkeit vom Bauren erpreßte, wieder an die Argliſt der Juſtiz-Geier, die Advokaten verliert: und — Gute Hammonier! dachte ich, es iſt ungerecht euch zu verargen, wenn unter dem Drange mechaniſcher und merkantiliſcher Geſchäfte, nur ſinnliche Genüſſe noch Reiz für euch behalten; wenn ihr zu derben Genüſſen verwendet, was ihr durch derbe Thätigkeit erwarbt. Ihr eßt ja nicht allein: das Volk ißt zufrieden mit euch, und auch jeder Fremde iſt euch willkommen. Ihr ſeyd gutmüthig, thätig und redlich: — gern will ich vergeſſen, daß ihr — ſo fett ſeyd.

Das Abentheuer im Walde.

Die Seelenruhe der wackern Reichsbürger theilt ſich gewöhnlich den Fremden mit: ſie wirkt wie das Oel, das man ins Meer gießt. Die Wellen heben und ſenken ſich immerfort, aber ihre Oberfläche iſt glatt und weich. Sanft ſchlagen ſie an die Seiten des Schiffs und ſanft fließen ſie zurück. Selbſt die Liebe nimmt in Hamburg die Geſtalt eines ruhigen Apetits an. Ich hatte hier viele Wochen zugebracht, ohne daß ſich irgend ein lebhafterer Wunſch in meine Seele geſtohlen hätte. Auch als ich abreiſte war noch ſpiegelhelle Ebbe in meinem Herzen, aber die Einſamkeit des Wagens, die tauſend Gegenſtände an denen ich ohne Theilnahme wieder vorbeirollen mußte, erweckten meine Phantaſie aus ihrem Schlummer, und mit ihr alle Wünſche und Bedürfniſſe meines Herzens. Bald dachte und ſah ich nichts mehr, als Julie und Henriette. Die Hitze des Tages, die Nachtwache, die unaufhörliche Bewegung hatten mich in jene exaltirte Spannung geſetzt, in welcher der Körper erſchöpft zuſammenſinkt, indeß die Seele in fieberhafter Glut nicht mehr wünſchet, in Sehnſucht faſt vergeht; nicht mehr Entſchlüſſe faßt, ſondern ſtürmen möchte.

In dieſer Stimmung ſtieg ich am zweiten Mittage aus meinem Wagen, beſtellte die Pferde und ein Mittagsmahl und ging, um die Zwiſchenzeit aus zu füllen, in den Tannenwald, den ich vor dem Thore des Städtchens bemerkt hatte. Ich ſchlug einen Nebenpfad ein. Er führte mich in immer dichtere Schatten, auf immer weicheres Moos in ein kleines Thal hinab. Hier wo der Mittag ~~mit~~ nur dämmerte, die Hitze nur laue Wärme war, hier warf ich mich an dem Fuß eines Baumes nieder, und grub mein glühendes Geſicht in das feuchte, kühle Moos. Hoch über mir ſchlug ein Finke: aber ſein Schmettern ward immer leiſer. —

Plötzlich riß ich mich wieder auf, und ging mit feſterem entſchloßnerem Schritte auf dem Pfade fort. Er führte mich wieder den Hügel hinan, itzt längſt einer duftenden Wieſe hin, an die Gitterthüre die ein kleines Birkengehege zu verſchließen ſchien.

„Was nimmt man Reiſenden übel?“ dachte ich, öfnete die Thüre und trat in einen reizenden Park. Noch war ich nicht lange auf dem Wege, der die Krümmungen eines murmelnden Baches entlang zu einer Grotte führte, fortgegangen, als ich eine ſchöne weibliche Geſtalt aus einem Nebenwege kommen und mit einem Buche in der Hand, vor mir her nach eben jener Grotte zugehen ſah. Ich folgte ihr. Der ſchlanke Wuchs, das leichte Hinſchweben, das lange bis weit unter dem Gürtel herabfließende braune Haar, alles ſchien mir bekannt. Ich ſann nicht lange nach. Sie iſts, ſie iſts! rief ich mit Entzücken aus, und als das reizende Weib ſtill ſtand ſich nach dem Rufenden umzuſehen, und ich wirklich Henriettens ausdrucksvolles Geſicht, ihr großes, ſchmachtendes, blaues Auge erblickte: ich erſtaunte nicht mehr, aber Wonne ſtrömte in meine Seele.

Sie hingegen war überraſcht. Woher, Auguſt? rief ſie mit freudiger Verlegenheit aus. Der Zufall, Henriette, bloßer Zufall, aber — und die Sehnſucht füllte meine Augen mit Thränen. Sie war gerührt; ſie wollte mich gehen heißen, ſie öfnete mehr als einmal den kleinen Mund, es zu thun; aber ehe ſie Worte dazu finden konnte, hatten wir die Grotte erreicht, ſaßen wir auf der Moosbank, mein linker Arm um ihren Leib geſchlungen, meine rechte Hand auf ihrem Schooße, zwiſchen ihren Händchen, die jeden Druck derſelben erwiederten.

Sie erzählte mir, ſie ſey hier zum Beſuche mit ihrem Manne — Gott, wenn er uns hier fände! rief ſie plötzlich voll Schrecken.

Wovon würde er ſich nicht überzeugt halten! Es wäre um die Ruhe meines Lebens und des ſeinigen geſchehen. Verlaß mich, Auguſt! fort, fort! — Henriette, antwortete ich; der Himmel führte mich hierher, um meine Leiden, meine Sehnſucht zu mildern. Unbemerkt kam ich an; unbemerkt geh' ich wieder fort; es iſt keine Möglichkeit, meine Gegenwart auch nur zu ahnden, und welche himmliſche Erinnerung werde ich mitnehmen!

Ihre reine Seele erſchrack vor dem Gedanken, den ich in ihr erweckte. Nein, nein, rief ſie aus; und wenn es nie jemand erführe, ſo würde mich doch ewig das Bewußtſeyn meines Fehltritts zu Boden drücken! Wenn mein Glück, meine Seelenruhe, einigen Werth bey dir haben, ſo verlaß mich! — Sie ſprach ſo ſchön, ſo rührend! Wer vermag einem geliebten Weibe zu widerſtehn, wenn ſich ihr offner Buſen an den unſrigen drückt, wenn bald die reizende Bruſt, bald der zierliche Hals, bald die ſanft geſchwellten Lippen unter unſern Küßen beben; wenn ſie den Strom ihrer Rede unwillkührlich von Zeit zu Zeit unterbricht, um unſre Liebkoſungen zu erwiedern!

„Du haſt Recht, tugendhaftes Weib,“ ſeufzte ich zwar, aber mit Entſchloſſenheit, „der ſinnliche Genuß iſt es nicht werth, (ich zog die letzte Schleife ihres Negligés auf,) er iſt es nicht werth, daß ihm das Glück eines Engels wie du biſt, geopfert werde! Vergeßen kann ich dich nie, aber mit dieſem Kuße ſchwör' ich dir, daß — daß ich dich ſo gleich verlaßen will.

So, erwiederte ſie, biſt du meiner ganzen

Achtung werth, und ſo verdienſt du dieſen Abſchied!“ Sie hob meinen Kopf von ihrem Buſen und drückte den verheißenen Abſchied, ſo warm, ſo zärtlich, ſo lang auf meine Lippen. — Lebe wohl! rief ich, und umſchlang ſie mit neuer Heftigkeit. Lebe wohl! rief ſie indem ſie mich an ihre Bruſt drückte. Lebe wohl! ſtammelten wir beide, und umſchloſſen uns immer inniger. Bald ſtammelten wir es nicht mehr; wir ſeufzten es, wir dachten es, — wir empfanden nur noch, — — — — als eine bekannte Stimme laut meinen Namen rief. Henriette fuhr zuſammen. Die Stimme tönte von neuem — ich ſprang erſchrocken auf. — Der Baum unter dem ich mich niedergeworfen hatte, ſäuſelte ſanft; der Finke in ſeinem Gipfel ſchlug wieder ſo ſchmetternd als vorher, und mein

Bedienter, der mich lange geſucht hatte, kündigte mir an, daß der beſtellte Karpfen ſchon aufgetragen und mein Wagen beſpannt ſey.

Berlin.

Heller Mondſchein wars, als ich in Berlin hineinfuhr, und Schweigen herrſchte in der lebenvollen Reſidenz, denn es war ein Uhr nach Mitternacht. Nur hier und dort ſchmetterte eine Nachtigall durch die Straßen und eine Schildwache rief ihr heiſeres Wer da! einem Schwelger zu, der nach Hauſe taumelte, oder einem Glücklichen, der dicht in ſeinen Mantel gehüllt einem Schäferſtündchen zuſchlich. Ich befahl dem Poſtillon langſam zu fahren und blieb dabey, ſo ſchwerfällig er mir auch ſein Ja! entgegen gähnte. Es iſt ein äußerſt romantiſches Gefühl, einſam über den Schauplatz hinzufahren, auf dem ſich die Thätigkeit von hunderttauſenden abmüht und ſie alle auf den Seiten deſſelben in einen Tod ähnlichen Zuſtand verloren zu finden. Nie fühlt man die Beſchränktheit, das Nichts des ärmlichen Weſens „Menſch“ lebhafter, als wenn man einen ſo ungeheuren Zuſammenfluß von Menſchen zugleich dem gebieteriſchen Geſetze der Natur gehorchen, ihre Kräfte erſchlaffen, ſie alle in wehrloſe Ohnmacht hinſinken ſieht. Und o! glücklich iſt noch der, der ihrer Forderung gehorchen kann! Dort blinkt mir aus einem Kellerfenſter der blaße Schimmer einer Nachtlampe entgegen. Vielleicht ſitzt dort eine arme Mutter am Spinnrocken, und reibt ſich den Schlaf aus den Augen, und reißt ſich mit Selbſtvorwürfen immer wieder auf, ſo bald ſie ermattet zuſammenſank und entſchlummerte: ſie muß noch das Brodt verdienen, von dem ſie ſich und ihre halbnackten Kleinen morgen ſättigen ſoll. Ich bin dem Schimmer näher gekommen: ein Todtengeſang ſchallt mir entgegen! Wer weiß, ob nicht dort der Vater einer zahlreichen Familie mit dem Tode ringt und kämpft, und nicht ſterben will und nicht kann, weil immer die Hülfloſigkeit ſeiner zurückbleibenden Lieben in einer furchtbaren Geſtalt vor ſeinen brechenden Augen daſteht. Sein Weib, nun bald ſeine Witwe, hängt mit ſtummem Schmerze über ihm, ringt die Hände und ſpäht mit halbwahnſinniger Anſtrengung, ob die Zuckungen ſeines zerſtörten Geſichtes, und ſeiner Wimper Todeskrampf oder Willkühr ſind, indeß ſeine Kinder das neue durchbohrende Schauſpiel anſtarren, izt die erkaltenden Hände ihres Vaters küßen, izt ſich ſchluchzend auf dem Boden wälzen, izt unartikulirte Töne in das Geplärre der Nachbarinnen und Gevatterinnen miſchen, die mit herzloſer Förmlichkeit thun, wie ihre Mütter thaten! —

Doch auf welchen traurigen Ton iſt meine Phantaſie geſtimmt! Weg mit den Farben der Schwermuth. Ich blicke auf in den dunkelblauen heitern Himmel! Auf zu dem ſo ſinnig daſtehenden Mond! Du wandelſt unverändert hin deinen ſtillen majeſtätiſchen Gang. Generationen, Nationen, Welttheile vergehen unter dir, vielleicht in dir wie auf der Erde, aber du wandelſt hin, izt wie vor Jahrtauſenden und nach Jahrtauſenden wie izt. Unſre Urältermütter ſeufzten, als aufblühende Mädchen, ſo ſehnſuchtsvoll in hellen Nächten zu dir auf, wie unſre Schweſtern und Töchter izt thun und unſre Enkelinnen einſt werden! —

Daß doch der Staatsmann, der in jenem Pallaſte vielleicht ſchlaflos über einem Plan brütet, der Zehntauſend ſeiner Brüder Vernichtung und ihm — ein Band bringen ſoll, — daß er doch mit meinen Empfindungen izt aufſehe zu dir, im Contraſt mit der Ewigkeit der Natur die Vergänglichkeit, das Nichts des Menſchenlebens und ſeiner Spielwerke empfände: ſicher würfe er ſeinen menſchenfeindlichen Entwurf mit verächtlichem Lächeln über ſich ſelbſt, auf immer weg, und ſchliefe ruhig ein, wie nach einer guten That.

Dort ſteht ein Haus noch in voller Erleuchtung und Geigenton ſchnarrt mir aus ſeinem Innern entgegen. „Was iſt das für ein Haus, Schwager?“ Bergers, erwiedert er ſchmunzelnd und mit heimlichem Kützel. Mich ſchauderte bei dem Gedanken, nur die Verworfenheit noch thätig zu finden. Eben ging zum vierten Male eine zahlreiche Schaarwache an uns vorüber. „Heuer iſt viel geſtohlen worden, ſagte der Poſtillon indem er auf ſie hindeutete. Er bereitete ſich, mir eine ganze Reihe von Diebsgeſchichten zu erzählen, aber — „Blaſe!“ rief ich ihm zu. — Es war ein thörichter Gedanke, mitten in einer großen Stadt mich den Eindrücken der Natur überlaſſen zu wollen. Selbſt wenn faſt alle ihre Bewohner in Schlummer verſunken ſind, ſtößt man jeden Augenblick auf ein Kennzeichen ihrer Verderbtheit und ihres Elends. Hier muß man nicht empfinden wollen; hier muß man nur über ſich und andre wachen, in ewigem Kampfe mit der — Bildung des geſellſchaftlichen Lebens ſtehn.

Der Poſtillon ſtieß noch einmal ins Horn und hielt. Die Erinnerung, daß man mir die Erlaubniß verweigert hatte, meinen Coffre zu öfnen eh' er am folgenden Morgen durchſucht worden wäre, daß ich aller Bequemlichkeiten, die er mir gewähren konnte, nach einer viertägigen Reiſe entbehren mußte und gleichwohl der Schwager mir ins Ohr raunte: „Sie geben Morgen vier Groſchen, ſo viſitirt er nicht!“ — nein wahrlich, das wirkte nicht darauf hin, meine Betrachtungen froher zu machen. Wie durchaus verworfen müßten die Menſchen ſeyn, die verdienen könnten mit ſolchem Mistrauen behandelt zu werden! Wie herabwürdigend wiederum muß dies Mistrauen auf ſie wirken! dachte ich. Du haſt Recht, Rouſſeau. Der Athem des Menſchen iſt das tödtlichſte Gift für ſeinen Bruder. Der Verluſt der im Gedränge am unausweichlichſten auf uns wartet, iſt der — unſers moraliſchen Werthes.

Sie iſt hier!

Sobald ich mir ein Logis gemiethet, und meine Sachen in Ordnung gebracht hatte, ſuchte ich meine alten Bekannten auf, und machte neue, ließ mich von dieſem zu Mittage bitten, von jenem zum Abendeſſen, von dieſer geiſtreichen Dame zum Caffee, von jener zum Thee; ſchwatzte hier über Politik, dort über Geſchäfte, dort über die Literatur; immer ſo theilnehmend als meine Geſellſchaft es forderte, und als wenn es die erſte Angelegenheit meines Herzens wäre: kurz, begann die Lebensweiſe, die ein Reiſender ſich zu eigen machen muß, wenn er überall willkommen ſeyn, überall vergeſſen will, daß er nicht zu Hauſe iſt. Es wäre aber ein ſchlimmes Compliment für die reizenden Berlinerinnen, wenn ich lange in ihrer Mitte hätte leben können, ohne an meine wirkliche Angelegenheit, an den Zweck meiner Reiſe erinnert zu werden: nur Schade, daß ich eben ſo bald fühlte, daß er hier ſchwerlich erreicht werden könnte.

Teutſchland hat keinen zweiten Ort, wo die Weiber im Allgemeinen ſo reizend, ſo geiſtreich, ſo gebildet ſind, als in Berlin. Selbſt die Häßlichſte weiß hier durch Grazie und einnehmende Gefälligkeit ſich angenehm zu machen: aber ſie gleichen gewißen italieniſchen Weinen, die ſich nicht verführen laſſen. An Ort und Stelle ſind ſie vortrefflich; zwanzig Meilen weiter, ohne Feuer oder Eßig. Die Berlinerin ſchildert eine elegante Weiblichkeit und Häuslichkeit für die Reſidenz ein: nimmt man ihr dieſen Schauplatz, das Geräuſch, an das ſie gewöhnt iſt, die Abwechſelung zwiſchen ihren Kindern und den Aſſembleen, Premenaden, Clubbs, — ſo fühlt ſie ſich unglücklich, — und welcher zährtliche Gatte iſt es dann nicht auch?

Ich erinnerte mich mitten im Gedränge von piquanten, geiſtreichen Weibern ſehr bald daß ich hier in Berlin einſt auch ein weniger glänzendes aber nur deſto reizenderes Mädchen gekannt hatte, das in der prächtigen Königsſtadt unbemerkt aufblühte, wie ein Veilchen in der Raſen Rabatte eines Tulpenbeetes. Ein reicher Kaufmann, ein ſiebzigjähriger Hageſtolz, hatte ſeinen Bedienten verloren, der mit ihm Jüngling geweſen und Greis geworden war, und ſo, ſeitdem der Herr allen Projekten des Heurathens endlich entſagte, faſt nur auf dem Fuß eines Freundes mit ihm lebte. Um ſich für dieſen ſchmerzhaften Verluſt einigermaaßen zu tröſten, nahm der alte L. die nachgebliebene zwölfjährige Tochter des Verſtorbenen zu ſich. Er erzog ſie mit aller der Sorgfalt, die ein alter Junggeſell einem jungen Mädchen widmen kann: ſie kam nie aus ſeinen Augen. Er hielt ihr Lehrmeiſter und Lehrerinnen, aber ſie, vorzüglich die Letzteren, mußten ihren Unterricht in ſeiner Gegenwart ertheilen. Er hatte längſt den Hageſtolzen-Schritt von Reſignation zum Weiberhaß gethan, mißtrauete allem was weiblich war und wenn er nicht mehr, wie vormals, allgemeine Verwünſchungen gegen die Frauenzimmer ausſtieß, unterblieb es nur, weil ja auch ſeine Louiſe zu ihnen gehörte. Seine ganze Seele hieng an dem Mädchen: denn waren nicht alle Vollkommenheiten, die ſie erlangte, alle Talente die ſie entwickelte, ſein Werk? Louiſe liebte ihn dafür mit kindlicher Zärtlichkeit. Ausgeſchloſſen von faſt aller anderen Geſellſchaft, von allen Gelegenheiten, mit ihren Fähigkeiten zu glänzen oder Eroberungen zu machen, war ihr jede neue Kunſt die ſie erlernte vorzüglich nur deshalb werth, weil ſie ihr ein neues Mittel gab, den „Papa“ zu vergnügen. Aber ſie malte nicht nur um ſeine Zimmer zu tapeziren, ſie ſpielte und ſang nicht nur, um ſeine trüben Launen zu verſcheuchen, ſie führte auch ſeine kleine Wirthſchaft mit Pünktlichkeit und ſann mit

Sorgfalt täglich darauf, ihm irgend eine neue Bequemlichkeit oder eine freudige Ueberraſchung zu verſchaffen, und alles Unangenehme von ihrem väterlichen Wohlthäter zu entfernen.

Sie hatte eben ihr unſzehntes Jahr zurückgelegt, als ich den alten L. vor zwey Jahren kennen lernte. Es war ein Winterabend, an dem ich ihn zuerſt beſuchte. Er ſaß in der Nähe ſeines Ofens in einem Lehnſtuhl zurückgeſunken; vor ihm ſtand ein Tiſch und an der andern Seite deſſelben ſaß, in einem einfachen ſeidenen Hauskleide das reizende Mädchen, den Strickſtrumpf in der Hand und vor ſich ein Buch, aus dem ſie ihm vorlas. Das Tableau gefiel mir, wiewohl ich ihm, ich geſteh' es, beim erſten Blick nicht lange Dauer zutrauete. Das glühende Auge des Mädchens contraſtirte zu ſehr mit der weiſſen Locke und der Gebrechlichkeit des Greiſes. Doch dieſen Skrupel vergaß ich bald, um — nur des Anblicks zu genießen. Die altklugen mitunter auch altfränkiſchen Betrachtungen des wackern L. und die naive Lebhaftigkeit ſeiner ſchönen Pflegetochter intereſſirte mich ſo ſehr, daß ich öfterer wieder kam, und zuletzt, ſo oft ich einen Abend frei hatte. Die guten Leute gewöhnten ſich an mich. L. ſah mit den Anſprüchen des Alters meine Beſuche bald für eine Schuldigkeit an, und ſchalt ernſthaft wenn eine Woche hingieng, ohne daß ich einmal der dritte Mann an ihrem kleinen runden Tiſche geweſen war. Das iſt ſehr unartig, flüſterte dann auch Louiſe im erſten unbemerkten Augenblicke mit einem traurigen Tone, das iſt recht unartig, daß Sie uns ſo vergeßen können. Alle Tage haben wir auf Sie gewartet. Ach, wir haben ſo einſam gelebt, ſo einſam!“ — und die ſüße Klage zog mich bald wieder hin. — Es wurde mir wirklich ſchwer, als ich abreiſen mußte.

Sobald ich eine Abendinvitation ausſchlagen konnte, eilte ich auch jetzt wieder zum alten L. Wie wird das liebe Mädchen aufkreiſchen, dachte ich, wenn ſie mich hineintreten ſieht. Welche Vollkommenheiten muß ſie erlangt haben, und wie reizend muß ſie izt in der Fülle des 17ten Jahres ſeyn! Was für Abende erwarten mich!

An den alten L. dachte ich nicht, indem ich an ſeine Thüre klopfte. Nur Louiſe war in meiner Seele, — aber — er keuchte mir zu „Herein!“ Er rief mir Willkommen entgegen, er bemühte ſich ſchnell aufzuſtehn: — ich kam ihm zuvor, und umarmte ihn herzlich. Seine Freude rührte mich ſo ſehr, daß ich in den erſten fünf Minuten nicht fragte, wo Louiſe ſey, aber nun bemerkte ich mit Erſtaunen, daß nicht nur ſie fehle: auch ihr kleiner Armſtuhl war fort. Ein andrer ſtand an ſeiner Stelle; ein Küſſen lag auf demſelben und auf ihm — eine Katze, eine Thierart, von der ich wußte, daß Louiſe einen natürlichen Abſchen gegen ſie hatte. Dieſe Erſcheinung füllte mich mit traurigen Ahndungen. Ich ſah auf. Gegen mir über hieng ſonſt eine von ihr ſehr ſchön gemalte Madonna nach Battoni: ſie hieng nicht mehr da. Ich ſuchte ſie mit den Augen und fand zu meinem Erſtaunen kein einziges von ihren Gemälden, ſelbſt ihr Clavier ſah ich nicht mehr.

Iſt Louiſe nicht zu Hauſe? fragte ich furchtſam. Ach! ſeufzte der Greis und ſah voll des tiefſten Schmerzes auf das Buch, das vor ihm lag; eine Brille neben demſelben zeigte mir, daß er izt gezwungen ſey, ſelbſt zu leſen. Mein Gott! rief ich, wo iſt Louiſe? Eine Thräne fiel auf das Buch des alten L. Er ſchwieg einen Augenblick, dann: — Sie iſt hin. Sie iſt hin auf ewig! rief er mit aufwallendem Schmerz. Ich wollte Erkundigungen einziehn. — „Fragen Sie mich ja nichts mehr, wenn Sie mich nur ein wenig lieb haben!“ Das, ſetzte er mit Bitterkeit hinzu, indem er die Katze zu ſich zog, das iſt jetzt meine Louiſe! — Komm! du kannſt mir nicht die Augen zudrücken, aber du liebſt mich doch!

Der Zwang, den ich mir auflegen mußte, und unſre Verſtimmung machten meinen Beſuch uns beiden läſtig: ich brach ihn ab, ſo bald es mit Anſtand geſchehen konnte.

Der Ball.

Sollte Louiſe geſtorben ſeyn? In den Aeußerungen des alten Mannes war manches, das auf eine andere Cataſtrophe zu deuten ſchien. Das Schickſal des lieben Mädchens lag mir unaufhörlich im Sinne. Ich trug ſie den ganzen Tag mit mir herum und in der Nacht träumte ich nur von ihr. Nachforſchungen halfen mir nichts, denn faſt niemand unter meinen Bekannten hatte ſie gekannt und der einzige Freund, der mich bey L. eingeführt hatte, war abweſend. Ich war auf der Folter: — aber um den Leſer begreifen zu laſſen, wie ſie mich ſo ſehr intereſſiren konnte, muß ich ihn mit einer Situation bekannt machen, in der ich mich einſt mit ihr befunden hatte, einer Situation — ſie war meiner Eigenliebe zu ſchmeichelhaft, als daß ich ſie je hätte vergeſſen können.

Troz ihrer Liebe zu dem zärtlichen Pflegevater, fühlte Louiſe doch oft, daß ſie Mädchen, — funfzehn Jahre und für eine ganz andre Lebensweiſe geſchaffen ſey, als ſie bei dem Greiſe führte, fühlte es um ſo lebhafter, da es — lauter Romane waren, was ſie des Abends vorleſen mußte. So oft von Comödien und andern öffentlichen Luſtbarkeiten die Rede war, ſah ſie traurig nieder und ſpielte mit der Gabel auf dem Teller. Einſt erzählte ich von einer glänzenden Redoute, die am folgenden Tage gegeben werden ſollte. Morgen? fuhr ſie lebhaft auf, aber ſchlug ſogleich wieder mit einem Seufzer die Augen nieder. Die Sehnſucht lag ſo deutlich auf ihrem reizenden Geſichte; — ich ſchlug dem Alten vor, ſie hingehen zu laßen. Er konnte nichts verweigern was ſeiner Louiſe Freude machte, aber mit wem ſollte ſie hin? Auch nicht eine Bekannte hatte er, der er ſie anvertrauen konnte. Ich bot mich an, ſie zu führen. In der That war das von einem 25jährigen Manne etwas ſonderbar: aber der gute Alte hatte ſo volles Zutrauen zu mir, daß es ihm gar nicht einfiel, mir meine Jugend ein zu wenden: wir mußten nur verſprechen, frühe wieder zu kommen.

Louiſe genoß das Vergnügen, das ihr ſo neu war, mit allem Feuer eines funfzehnjährigen Mädchens. Sie tanzte unaufhörlich und mit ſolcher Lebhaftigkeit, daß ſie, als ich ihr um halb zwölf Uhr vorſchlug nach Hauſe zu fahren, vor Müdigkeit nicht Nein ſagen mochte. Ich führte ſie zur Abkühlung in ein Seitenkabinet. Sie ſank aufs Sopha; ſteckte ſich das Halstuch auf, und lehnte ſich ganz ermattet an meine Schulter. Ihr heißer Athem wehte an meiner Wange: mein Blut kochte. Das Schnupftuch, mit dem ſie ſich Luft zuwehte, entfiel ihr. Sie bückte ſich, es auf zu heben, ich auch, und bei der raſchen Bewegung fiel das aufgeſteckte Halstuch ab. Sie bemerkte es kaum — aber ich wohl und — bebte. Ich hatte den Arm um ſie geſchlungen, um ſie in die vorige Lage zurück zu bringen. Welch ein gefährliches Amt hatte ich übernommen! Ihr rundes Geſicht, voll des höchſten Ausdrucks einer wohllüſtigen Ermattung; ihr großes feuriges Auge, das halbgeſchloſſen feuchte Stralen ſchoß, der blendendweiße Hals und Buſen, das ſchwarze lockige Haar das aufgelöſt über ihre Schultern herabfloß, der runde Arm der auf meiner Schulter lag, die kleine Hand die er auf meine Bruſt fallen ließ, die hingegebene Stellung, in der ſie mehr lag als lehnte, und die bei der leichten Kleidung ihren ganzen reizenden Gliederbau ſehen ließ; man nehme die Sicherheit des Cabinets dazu, das ich abgeſchloſſen hatte, ſo bald der beſtellte Thee da war: — Nie hätte ich ſelbſt meinem Ehrgefühl ſo viel Kraft zugetraut, mich aus einer ſolchen Verſuchung zu retten: — aber es ſiegte. Nein, ſagte ich zu mir ſelbſt indem ich raſch aufſprang: Genuß iſt mein Götze, aber nie ſoll er mich verführen, eine Unſchuld zu fällen, oder das Vertrauen eines Biedermannes zu misbrauchen. Einen einzigen glühenden Kuß drückte ich auf ihren Mund, dann hüllte ich ſelbſt den reizenden Buſen wieder ein, bot ihr noch eine Taſſe Thee, und führte ſie in den Wagen. Wir fanden den wackern L. noch wach. Seit zwanzig Jahren hatte er zum erſtenmale wieder die Mitternachtsglocke gehört, um ſeine Louiſe zu erwarten. O mein Leſer, mit welchem ſtolzen Selbſtgefühl überlieferte ich ihm die reizende Blüthe ungeknickt! — Nicht einmal brachte die Sinnlichkeit mich dahin, zu bereuen!

Louiſe! daß die wohlthuende Erinnerung an eine gute That ſich mit der an dich verknüpfte, that der letztern keinen Eintrag.

Ich liebte meine Kraft in dir, in deiner Unſchuld. — Ach, wozu nutzte meine Selbſtüberwindung! Deine Tugend war nicht dazu beſtimmt, einen Mann zu beglücken und den reizenden Buſen, der mir ein unentweihbares Heiligthum war, durchgraben tauſend Würmer izt! —

Das Souperſin.

Endlich traf ich den Freund, dem ich Louiſens Bekanntſchaft verdankte, und kaum waren die erſten Bewillkommungen vorbey, ſo ſtürzte auch ſchon die Frage über meine Lippe: Wie, wann ſtarb Louiſe?

Louiſe? Starb? fragte er wieder. Sie iſt nicht todt! Wollte Gott ſie wäre es! Sie iſt — — —. Mein guter B. iſt was man in Holſtein ſo ſchön einen ſinnigen Menſchen nennt. Bey jeder Sache auf die er ſtößt, unterſucht er nicht bloß, was ſie ſey; er ſchaut weit und einſichtsvoll um ſich her, und überlegt auch; was iſt aus ihr zu machen? Er ſah mich nachdenkend an. Nach einigen Minuten fuhr er fort: Du liebteſt das Mädchen einſt; — Du gilſt viel beim Alten; — auf jeden Fall haſt du ja ſelbſt Vermögen —.

Um Gotteswillen, rief ich außer mir, was iſt aus Louiſen geworden? Was ſoll ich? Was kann ich? So ſprich doch!

— Du ſollſt — Du biſt heut Abend mein Gaſt! ſagte er plötzlich mit Ton und Anſtand, wie ein veſter Mann ſie zeigt, wenn er endlich zu einem unumſtößlichen Entſchluß gekommen iſt. Umſonſt beſtürmte ich ihn mit Fragen, umſonſt zürnte ich mit ihm; ich erlangte nichts, als die Beſtimmung, wo er mich heut im Theater finden wolle.

Man gab die Merope und Iſland und

Mad.

Mad. Eunike zeigten ihre Kunſt im höchſten Pompe. Für mich war ſie verloren. Zwar dann und wann entriß ſie mich mir ſelbſt, aber nur um mich im folgenden Augenblicke meiner Ungeduld vollkommner hin zu geben: ich weiß nicht, woher ich ahndete, daß mir das Abendeſſen Gewißheit über Louiſen geben ſollte. Endlich erſchien B. am Anfange des letzten Akts. Nun, laß uns gehen! rief ich und nahm ihn beym Arme. Er war gekommen um die meiſterhafte Schluß-Scene zu ſehn, und ich mußte warten. —

Das Stück war geendigt; er führte mich zu meinem Erſtaunen in ein fremdes Haus. Wir traten in ein ſchön meublirtes Zimmer, fanden ein gut beſetztes Büffet und einen Tiſch mit vier Gedecken. Wen haſt du ſonſt gebeten? Oder bey wem ſind wir zu Gaſte?

Nicht doch, ſagte er mit erzwungenem Leichtſinn; ein Paar Mädchen werden mit uns eſſen. Wir ſind bey Mad. Schowitz! —

Noch eh ich ihm mein Erſtaunen bezeugen konnte, gieng die Thüre auf, und ein Mädchen, ein ſehr ſchönes Mädchen kam herein. Sie wollte ſich zu mir auf den Sopha ſetzen; B. faßte ſie um den Leib und zog ſie auf ſein Knie. Sie ſind mein, ſagte er lächelnd; Louiſe iſt für den Herrn beſtimmt.

„Lou — —“ Die Thüre ging noch einmal auf: Louiſe, meine Louiſe trat ins Zimmer. — — —

Indeß ich ſtarr vor Entſetzen da ſaß, ließ ſie ſich bei mir nieder. Den Hut tief ins Auge gedrückt, betrachtete ich ſie.. Sie hatte noch immer die nymphenhafte, ſchlanke Geſtalt, die vollen, weißen Arme, den ſchön geformten, blendenden Buſen, — izt war er halb entblößt! das üppige ſchwarze Haar, die brennenden Augen — nur ihre unwiderſtehliche Grazie der Unſchuld und Naivetät brachte ſie nicht mehr mit! Ihren Platz — Nein! Buhlerei lag nicht in dem reizenden Madonnengeſicht, aber Wildheit; hoffnungsloſe Unempfindlichkeit und über den Augen eine leiſe leiſe Falte, — aber man fühlte, ſtärker prononcirt hätte ſie Verzweiflung ausgedrückt. Mir war als ſäh' ich eine Leiche.

Das Mädchen wunderte ſich über mein Schweigen. So ſtille? fragte ſie. In dieſem Augenblicke ſagte B. einige Worte; ſie fuhr auf, ſah ihn an und erblaßte, ſie wandte ſich zu mir — ich nahm meinen Hut ab: ſie ſtieß ein lautes Geſchrei aus, ſchlug beide Hände vors Geſicht, und machte eine Bewegung, davon zu laufen.

Jetzt errieth ich die Abſicht meines Freundes bey dem Souper, und ſchwur mir, ſie zu erfüllen, — wenn Louiſe noch zu retten wäre. Ich beſchloß, ſie zu prüfen. Mit einer gleichgültigen Miene freute ich mich, eine alte Bekannte wieder zu ſehen: es ſchien ein Dolch, der ihr ins Herz fuhr. Wir fiengen an zu eßen indeß mein Freund ein gleichgültiges Geſpräch zu führen verſuchte: Louiſe ſchwieg und aß nicht, und wir waren bald fertig. Man trug den Punſch auf. Luſtig, liebes Mädchen! rief ich indem ich mit der einen Hand ein Glas vor ſie hinſetzte, und die andere Hand um ihre Schulter ſchlug. Sie ſträubte ſich nicht, aber heiße Thränen fielen auf meine Hand: ich zog ſie beſchämt zurück, und machte keinen zweiten Verſuch.

Dem andern Mädchen ward bey unſerer ſtummen empfindſamen Scene die Zeit lang. Sie entfernte ſich öſterer und kehrte wieder. Endlich kam die Wirthin herein und raunte Louiſen ins Ohr, im andern Zimmer warte ein Herr auf ſie. Louiſe ward todtenbleich; ſie weigerte ſich, aber die Wirthin ſetzte flüſternd hinzu: die Kalmäuſer gehn ja doch nicht auf deine Kammer, und du weißt —

Hier war ein raſcher Entſchluß nöthig. Wohnen Sie hier, Louiſe? fragte ich. Ja! antwortete ſie leiſe. „Führen Sie mich auf Ihr Zimmer, liebes Kind.“ Sie warf einen Blick auf mich, der um Erbarmen flehte;

aber ich wiederholte mein Verlangen und nahm ihre Hand. Sie zitterte indem wir die Treppe hinaufgiengen.

Die ſchändlichen Menſchen, die in Berlin die Tugend und das Glück reizender Mädchen an die Thierheit des männlichen Publikums verhandeln, wiſſen ihre Waare geſchmackvoll zu appretiren. Das Zimmer in das Louiſe mich führte, war ſo elegant eingerichtet, als der ſchlüpfrige Putz in dem ſie ſelber auftrat. Ein ſeidner Sopha ſtand auf der einen Seite, ein ſeidnes Bett auf der andern. Schaudern ergriff mich bei ihrem Anblick. Das alſo, rief ich unwillkührlich, indem ich auf ſie mit beiden Händen hindeutete, ſind die Altäre der Verworfenheit! — Ich hielt inne. Sie warf ſich auf den Sopha und hüllte ihr Geſicht ins

Schnupſtuch. Ich gieng ein Paar mal tief bewegt auf und ab und ſetzte mich dann zu ihr. Sie glaubte, ich — „Um Gottes willen, ſchrie ſie und rang voll Angſt die Hände, verſchonen Sie mich.“ Ihr Angſtgeſchrei erſchütterte mich, — o, es zeigte mir, daß noch tiefe Empfindung ihres Elends in ihrem Herzen wohnte. Nein, Louiſe, ſagte ich innig gerührt, ich bin nicht gekommen, The an Ihrer Erniedrigung zu nehmen. Retten mögte ich Sie, — retten wenn es noch möglich iſt! O Gott! — aus ihrem Herzen ſchien ſie den Ausruf hervor zu ſchluchzen, aber mehr mit Verzweifelung als Hofnung.

Ich ſtand wieder auf um ihr Zeit zur Faßung zu geben. Ich ſah mich im Zimmer um. Auf den Fenſtern ſtand eine Reihe Töpfe mit Hyazinthen. Jede hatte geblüht, denn jede hatte noch den vielleicht ſchon ſeit ſechs Wochen verdorrten Blumenſtengel in der Mitte. Sie mußte wohl verdorrt ſeyn, wir waren im Auguſt, — aber neben Louiſen, deren Lieblingsblumen ſie immer geweſen waren, — die ſelbſt den Halm, der einſt ihre Freuden trug, auch dürre noch ſo ſorgſam aufgehoben hatte, — neben dieſer ſchönern, ſo früh vergifteten Blüthe, — neben ihr, aus deren ganzem künftigen Leben die Freuden izt abgeſtorben waren wie dieſe Hyacinthen-Glocken. — Nun ja, in einer exaltirten Stimmung taſtet die Seele aus jedem Gegenſtande eine Anſpielung, ein Bild heraus: — aber dieſe Hyacinthen wären mir in jeder Stimmung äußerſt rührend geweſen. Ich ſchäme mich nicht es zu geſtehen; Thränen tröpfelten auf einen Stengel herab, den ich faſt ohne Gedanken nur mit Gefühlen, betrachtete. Ich wandte mich um. Auf einem Tiſche ſtand ein grünender Feigenbaum, neben ihm ein offener Käfig. Ich ſuchte mit dem Auge in den Aeſten herein: ein Vogel ſaß wirklich in demſelben. Ich beſah ihn näher. — Gott, es war derſelbe Canarien-Zeiſig, den ich Louiſen vor zwey Jahren geſchenkt hatte, ich erkannte ihn an ſeiner grünen Platte. Die Unglückſelige hatte alle die Kleinigkeiten, die ihrem Herzen einſt lieb waren, alle ihre kleinen unſchuldigen Neigungen mit ſich ins Elend genommen! O wie elend, vor allen ihren Schweſtern wie elend, mußten dieſe Erinnerungen ſie machen! — Jack Jack, rief ich, indem ich dem Vogel den Finger bot: aufgeſchreckt aus dem Schlafe flatterte er ängſtlich in den Zweigen herum.

Das Geräuſch machte Louiſen aufſehen; daß ich den Vogel wieder erkannte, daß ich ihn zutraulich lockte, ſchien ein zarteres Band zwiſchen uns anzuknüpfen, ihr einige Zuverſicht wieder zu geben. Sie näherte ſich mir. „Ja, ſagte ſie, es iſt Jack ſelbſt. Ich habe noch ein anderes Andenken von Ihnen.“ Sie that einige Schritte zu dem Bureau, und blieb dann wieder ſtehen, als wenn ihr der Muth entfiele.“ Zeigen ſie mir es doch, ſagte ich, indem ich ſie bey der Hand faßte. Sie öfnete langſam und ungewiß das Bureau, dann eine Schachtel, dann wickelte ſie ein Band aus einander, und nahm aus Baumwolle — mein Portrait in einem Medaillon hervor. Ich hatte es ihr bei meiner Abreiſe verehrt. —

Trotz meiner Rührung und Ueberraſchung konnte ich mich nicht enthalten — unwillig an dem Gedanken zu haften, mein Bild habe öffentlich auf dem Buſen einer — — — Ich ſah ſie an: ſie war mir wieder Louiſe. Ich erröthete über meinen feindſeligen Gedanken; Worte hatte ich ihm nicht gegeben; ſie hatte ihn nicht auf meinem Geſichte geleſen, denn ſie hatte den Muth nicht, ihr ſchönes Auge aufzuſchlagen: ihr Herz verrieth ihr ſeine Möglichkeit. Leiſe und zitternd ſagte ſie: Umgehängt hab' ich es nicht, ſeitdem ich meinen guten Pflege- — — — herrn verließ. O, ſagen Sie Vater, Louiſe, rief ich mit ausbrechender Wehmuth. Er muß, er wird es wieder werden! —

Louiſens Geſchichte.

So bald ich mich gefaßt hatte, forderte ich ſie auf, mir ihre traurige Geſchichte zu erzählen. Ich führte ſie zum Sopha und mit ſchweſterlichem Zutrauen lehnte ſie wieder ihren Arm auf meine Schulter, wie an dem unvergeßlichen Ball-Abende.

Ich Unglücklicher! Jener Ball, auf den ich ſie führte, hatte den erſten Brand in ihre Sinnlichkeit geworfen. Hell loderten von nun an alle jugendlichen Wünſche nach Umgang und Vergnügen in ihrem Buſen und ihre mehr als klöſterliche Eingezogenheit ward ihr unerträglich; der alte L. war ihren ungeſtümen Wünſchen nicht mehr ein zärtlicher Vater, — ein finſterer widerlicher Gefangenwärter war er geworden, und ſeine Pflege ein eckelhafter Frohn. „Hätte ich doch wenigſtens noch hoffen können, daß Sie wiederkommen würden, ſagte ſie zu mir, ſo hätte meine Phantaſie ein beſtimmtes Ziel gehabt!“

Ein Jahr hatte ſie noch unter der Laſt ihrer Lage geſeufzt, immer nur in wilden Träumen gelebt, und war, troz der verdoppelten Zärtlichkeit ihres Pflegevaters, mürriſch, melancholiſch geweſen, ſobald ſie erwachte; — da bezog ein junger, ſchöner Engländer das gegenüberſtehende Haus. Er bemerkte die reizende Einſiedlerin, ſie ihn. Er ſuchte die Bekanntſchaft des Pflegevaters.

Anfangs nahm der Alte ihn freundlich auf, aber ſo bald er die Abſichten des Lords auf Louiſe merkte, verbat er ſich ſeinen Beſuch. Louiſens Gefallen an dem jungen Mann ward durch das Verbot zur leidenſchaftlichſten Liebe erhöht; ſie geſtand ihm eine geheime Zuſammenkunft zu, ſie fiel, und nun ward es ihm nicht ſchwer, ſie zur Flucht zu bewegen. — Ein halbes Jahr hatte ſie als Mätreſſe bei ihm gelebt, da ging er nach England und ließ ſie mit einer unbedeutenden Summe Geldes zurück.

Verlaßen, ohne Ausſicht, ohne Muth eine Ausſöhnung mit ihrem Pflegevater zu verſuchen, hatte ſie in der Zerſtreuung Troſt geſucht. Sie hatte täglich das Schauſpielhaus, jeden öffentlichen Vergnügungsort beſucht, aber ſtets verſicherte ſie mich, habe ſie der Verführung widerſtanden bis die einbrechende Noth ſie unwiderſtehlich machte und ſie vor ſechs Wochen in dieſes Haus des Verderbens trieb.

Sie ſchien mir äußerſt erſchöpft, als ſie ihre Erzählung geendigt hatte. Louiſe, ſagte ich, ich frage Sie nicht, ob Sie Ihre Lebensart verlaßen wollen: — halten Sie ſich bereit dazu! Erwarten Sie mich morgen Vormittag: gewiß werd ich kommen; Sie ſind gerettet! Ich drückte einen Kuß auf ihre zitternden Lippen und gieng ſchnell fort. Als ich die Thüre wieder auf machte, um meinen vergeſſenen Hut zu nehmen, ſah ich ſie vor dem Sopha auf den Knieen liegen und hörte ſie ſchluchzen. —

Unſre Unterhaltung hatte lange gedauert. Ich fand meinen Freund allein; ſein Geſicht glühete; er maß mich mit fürchterlichen Blicken. Wir wollen gehn, ſagte ich und nahm ſeine Hand! er riß ſie verächtlich weg. Ich bin Ihres Zutrauens nicht unwerth geworden, fuhr ich mit feſtem Tone fort — und nahm ſie wieder. —

Der folgende Morgen

Die gefühlloſen Wichte, die Wirthe jener Wohnungen der Verworfenheit ſehen die armen Geſchöpfe die ſie einfingen, als ihr Eigenthum an; ſie umſpinnen ſie mit Schulden und liefern ihre Beute faſt nie an jemand anders aus, als — an die Aufſeher der Charité. Louiſe einſt in der Charité! Ich entſetzte mich vor dem Gedanken. —

Um meine Bemühungen für ſie kräftiger zu machen, wandte ich mich an einen der erſten Policey-Beamten, den ich perſönlich kannte. Er hatte die Gefälligkeit, mich ſelbſt zu begleiten, als ich um 11 Uhr in einen Miethwagen ſtieg, um Louiſen zu befreien. Als wir im Hauſe anlangten, tönte uns ein lautes Keifen, ein Strom der niedrigſten Schimpfworte entgegen, ja, mein Gefährte behauptete Schläge ſchallen zu hören. Eine ſanfte Stimme weinte dazwiſchen. Ich glühte vor Wut als ich an die Treppe kam und bemerkte der Lärmen ſey in Louiſens Zimmer. Ich flog ſie hinauf, ich ſtieß die Thüre auf. Da ſtand das unglückliche Geſchöpf blaß, zitternd und ſchluchzend, mit zerrauſtem Haar. Vor ihr mit einem Geſicht, glühend voll Wut, ſtampfend und mit geballten Fäuſten, ſpreizte ſich das Scheuſal, die Wirthin.

Furie, rief ich ihr zu, was haſt du gemacht! Louiſe ſank halb ohnmächtig an meinen Buſen.

Meine plötzliche Erſcheinung machte die Wirthin auf einen Augenblick ſtumm aber bald ſtrömte ſie auch auf mich Schimpfworte und Vorwürfe, aus denen ich lernte, der erſte Grund der ſchrecklichen Scene ſey geweſen, daß Louïſe von meinem geſtrigen Beſuche nichts hatte ab zu geben gehabt. Hätte ich auch daran gedacht, ich hätte mich nicht überwinden können, die von Reue zerknirſchte durch Anbietung eines Geldſtücks zu beſchimpfen. — Von Louiſen ſelbſt erfuhr ich, daß der Mann den ſie geſtern um meinetwillen nicht annahm, mit ihr habe frühſtücken wollen. Sie hatte ſich geweigert und da er gleichwohl gekommen, da er zudringlich geworden war, hatte ſie ihn ſo ungeſtüm zurückgewieſen, daß er voll Zorn fortgegangen und ſich bei der Wirthin beſchwert hatte. Das Weib ſchnaubte vor Wut, und kam Louiſen, wie ſie ſich ausdrückte, den Kopf zurecht zu ſetzen. Sie fand den kleinen Bündel, den das arme Mädchen aus ihren liebſten mitgebrachten Sachen zuſammen gemacht hatte: ſie ahndete eine heimliche Flucht, fiel über Louiſe her, — ſie hatte ſie wirklich gemishandelt. Der Gedanke ſetzte mich außer mich: ich ſtürzte auf ſie zu: ich weiß nicht was ich gethan hätte, wenn mein Begleiter mich nicht mit Gewalt zurückgehalten hätte. Soll das Weibsbild nach der Wache ſchicken, Sie arretiren laßen? ſchrie er mir zu. — Gott! was für Gräuel autoriſiren die Geſetze! Wenn das Wohl der menſchlichen Geſellſchaft dergleichen nothwendig fordert, — iſt es dann nicht beßer in der Wüſte unter Schakals und Eulen zu leben! —

Indeß ich mich bemühte Louiſen zu tröſten; erklärte mein Gefährte der „Madam“ kaltblütig, weswegen wir gekommen ſeyn. „So?“ fuhr ſie auf, und wie komme ich zu meinem Gelde? dreihundert Thaler iſt ſie mir ſchuldig! dreihundert Thaler! — Louiſe erinnerte ſie, daß ſie ihr während der ganzen Scene immer nur zweihundert vorgerückt hätte. Und bei der Summe ſoll es bleiben, ſagte mein Gefährte mit ſtrenger Stimme. Ich bin der „— —“. Das ſchändliche Weib, grüngelb vor Galle, ſchwieg ſo bald ſie ſeinen Namen hörte. Ich zählte ihr die Summe hin, nahm Louiſen, nun wieder meine Louiſe, wie eine Beute am Arm, ſie trug ihren Bündel, — noch in der Thür riß ſie ſich von mir los, flog zurück und ergrif den Käfig des Canarien-Vogels

— ſo ſtiegen wir in den Wagen. Unterwegs waren wir ſtumm: unſre Freude war im Grunde ſo erhebend, daß es überflüßig, niedrig ſchien, nur einen Blick auf das Vergangene zurück zu werfen, und doch war der Nachhall des Aergers noch zu ſtark, die Freude zu Worte kommen zu laßen. Als ich Louiſen in das Zimmer brachte, das ich im Gaſthofe für ſie genommen hatte, ſchien ſie ihren Gefühlen zu erliegen. O mein Erretter! rief ſie aus und ſtürzte auf die Knie; eh' ich ſie aufheben konnte, lag ſie in Ohnmacht.

Und was nun weiter?

Fragte ich mich, ſobald Louiſe ermuntert und beruhigt war, und ich mich auf mein Zimmer begeben hatte. Wohin ſollte das arme Mädchen? So gewiß ich geſtern auf die Verſöhnlichkeit des 'alten L. gerechnet hatte, ſo zweideutig ſchien ſie mir izt. Alte Leute haſten zähe an einmal genommenen Maaßregeln und Lebensweiſen: in manchen Augenblicken ſchien es mir, als wenn Louiſe ſelbſt an der Katze, die ihren Stuhl eingenommen hatte, eine gefährliche Nebenbuhlerin haben würde. Und wenn L. hartnäckig dabei blieb nur die Entlaufene, nicht die Reuige in ihr zu ſehen, was ſollte aus Louiſen werden? Sollte ich ſie ihrem Schickſale überlaſſen? —

Ich ſagte dem armen Mädchen nichts davon, als ich hinging den alten L. zu ſehn. Er ſaß in einer traurigen Stellung an ſeinem gewöhnlichen Platze: gewiß hatte er an Louiſen gedacht, da ich ins Zimmer trat, denn ſeine Augen waren naß, gleichwohl fuhr er ärgerlich auf, als ich nur ihren Namen nannte, und bat mich mit einer gebieteriſchen Stimme, nicht von ihr zu ſprechen. Nur dies einemal noch, erwiederte ich kalt, müßen ſie von ihr hören. Sie iſt gerettet. — Gerettet? antwortete er; von ſich ſelbſt, von ihrer Lüderlichkeit gerettet? — Ich ließ mich durch das Bittere dieſer Antwort nicht zurückſchrecken, ihm den ganzen Vorgang zu erzählen, ſo rührend ich vermochte; ich malte ihm ihr Elend, ihre ſtumme Reue. — Das Wort Reue erweckte plötzlich in ihm das Mistrauen welches alte Leute vorzüglich Hageſtolze, die die Schwäche des Alters fühlen, gegen Junge haben. Ohngeachtet der Rührung mit der er mich eben noch angehört hatte, fuhr er auf: Aber wozu erzählen Sie mir das? Sie bereut! Vortreflich! Ich ſoll die — — wohl wieder zu mir nehmen? Ein ſchönes Complott, das Sie da zuſammen geſchmiedet haben!

Jezt bemerkte ich erſt, daß meine eigene Jugend mir im Wege ſtand, mit Glück den Vorſprecher eines jungen Mädchens zu machen. Wohl! ſagte ich mit gefaßtem Tone nachdem ich noch ein Paar vergebliche Verſuche gemacht hatte, ihn zu gewinnen. Dem Elende kann Louiſe nicht überlaſſen werden. Ich bin nicht reich genug, ihr eine Penſion zu geben, aber mit mir nehmen will ich ſie. Sie ſoll meine Geſellſchafterin ſeyn. So iſt ſie wenigſtens vor dem Hospitale geſichert.

Dieſe Wendung überraſchte ihn. Jetzt ſah er mich ſelbſt als den künftigen, neuen Verführer Louiſens an; und beſchützen mögen Greiſe die Jugend gegen die Jugend ſehr gerne. Auch liebte er Louiſe noch und die Idee ihrer Entfernung auf ewig, nachdem ſie ihm wieder ſo nahe gebracht war, ſchmerzte ihn. Er ſtand auf, ging mit einem Feuer, das über ſein Alter war, ſchweigend an ſein Pult und nahm ein Paar Rollen Gold heraus. Hier, ſagte er zu mir, ſind Ihre zweihundert Thaler. Louiſe ge hört mir, mein Herr! Verſtehn Sie mich? Ich habe ſie erzogen, mir gehört ſie, und Sie müßen mir das Mädchen wiedergeben, noch heute wiedergeben.

Ja, rief ich gerührt, Ihr Geld nehme ich nicht, aber Ihre Tochter gehört Ihnen, Vater L., und noch heute führe ich ſie her. Ich gehe ſie zu holen! — und ehe er mir antworten konnte, verließ ich das Zimmer.

Louiſens fernere Geſchichte.

Faſt eben ſo ſchwer als L's Verſöhnung ward es mir, Louiſen Muth ein zu ſprechen, ihn wieder zu ſehen. Gott, rief ſie, geſtern noch — und heute ſoll ich ſchon wieder — — Ich bin es nicht werth. Sie forderte ein Paar Tage Aufſchub, aber ich wußte in welcher Unruhe L. indeß war. Nach einer Stunde entſchloß ſie ſich, in den Wagen zu ſteigen. —

Erlaßen ſie mir, meine Leſer, ihnen die Scene des Wiederſehens zu ſchildern. Sie war nicht froh, — nicht rührend, ſondern zerknirſchend. Von der einen Seite das Gefühl unaustilgbarer Schuld, von der andern jenes, daß auch das Zugeſtehen der vollkommenſten Vergeſſenheit — die Hauptſache nicht verbeſſern, die Ehre des gefallenen Mädchens nicht herſtellen konnte. Daß der alte L. wirklich aufrichtig vergeſſen wollte, bewies mir ſchon bei unſerm Eintreten ſeine zärtliche Sorgſamkeit, mit der er Louiſens Armſtuhl wieder hatte hinſtellen, ihre Gemälde aufhängen laßen. Dennoch — —

Selbſt an dem nächſten und folgenden Tage bemerkte ich zwiſchen beiden einen ängſtlichen Zwang. Er wollte vermeiden, ſie durch irgend etwas an ihren Fehltritt zu erinnern und diese Güte ſelbſt machte ihn nur immer ſchmerzhafter. Das alte Verhältniß war nicht mehr her zu ſtellen und die Bemühung es zu erheucheln, marterte ſie. Louiſe fühlte ſich von der Gegenwart des gütigen Alten gedrückt und ihn machte die ihrige nicht glücklich. Immer ſenkte ſich Erinnerung, wie eine kalte Scheidewand, zwiſchen ſie nieder. Ich ſchlug vor, Louiſe auf einige Monate zu einem Landprediger in der Nähe Berlins in Penſion zu thun; denn die Zeit, hoffte ich, ſollte ſie einander näher bringen. Beide ergriffen den Vorſchlag mit Freude und noch vor meiner Abreiſe aus Berlin ward er ausgeführt.

Die Zeit that wirklich, was ich erwartet hatte. Es entſtand ein neues Band, faſt ſo zärtlich als das erſte, zwiſchen L. und ſeiner Pflegetochter. In den erſten Monaten beſuchte ſie ihn ſelten und nur auf kurze Zeit; dann öfterer und blieb mehrere Tage bei ihm. Nach Verlauf eines Jahres ſollte ſie eben wieder ganz zu ihm ziehn, als ein Kaufmann aus einer kleinen Stadt um ihre Hand warb. Louiſe hatte den Muth, ihm wenigſtens ihre Liebſchaft mit dem jungen Engländer zu geſtehn. Der Kaufmann zog ſich einige Wochen zurück, dann ſiegte aber ſeine Liebe. Er verzieh Louiſen und ſie ſoll als ſeine Gattin glücklich mit ihm leben. Der alte L. zog zu ihr, und freut ſich bei ihrer kindlichen Pflege, daß er ſich verſöhnen ließ. Er hat ſie zu ſeiner Erbin eingeſetzt: das anſehnliche Vermögen, das ihr Mann ſo durch ſie erhält, wird ſie wahrſcheinlich auf immer gegen ſchmerzliche Vorwürfe ſichern. —

Verzweifelt nur nicht an dem Menſchen, wollet nur ihn retten und beßern: es giebt keine Verderbtheit, kein Elend aus dem man ihn nicht reißen könne: man wolle es nur mit Ernſt!

Rückkehr.

Jede Anſpannung läßt eine Erſchlaffung, jedes ſehr lebhafte Intereſſe eine Leere zurück, und die Gegenſtände in deren Mitte wir handelten und erſchlaffen, ſind faſt nie fähig, das unangenehme Gefühl aus unſrer Seele zu ſchaffen. Glücklich wer in der Lage iſt, ſeinen Zirkel dann ſogleich wechſeln zu können!

Berlin fing an, mir langweilig zu werden, weil es mir keinen zweiten Gegenſtand darbot, darboth, der ſo lebhaftes Intereſſe in mir erregen konnte, als die Angelegenheit, die mich einige Tage beſchäftigt — und verſtimmt hatte. Die Pracht der Königsſtadt erinnerte mich unaufhörlich an das Elend, das neben jener Pracht, wiewohl unbemerkter, herrſchte. Die intereſſanteſte Weibergeſellſchaft erinnerte mich daran, daß ich ein viel intereſſanteres Mädchen — arme Louiſe!

Ich beſchloß abzureiſen und zwar zurück nach N. Ich hatte ja gefunden, was ich ſuchte, zweimal gefunden und beide male entſagen müßen. Ich mochte nicht mehr ſuchen.

Mit welchen traurigen Empfindungen ſtieg ich aber in meinen Wagen. Alle Dornen getäuſchter Wünſche und Erwartungen zerrißen mein Herz. Ich hatte nicht den Muth mehr auf meine Jugend zu trotzen, wenn das klägliche Gemälde meines iſolirten Zuſtandes, meines künftigen Hageſtolzenalters vor meine Seele trat. Julie, Henriette, Louiſe! Wahrlich, es iſt ein ausgezeichnetes Loos, in einem kurzen Menſchenleben drey Mädchen zu finden wie ihr! Aber noch ein viel ausgezeichneteres Misgeſchick auf euch alle Verzicht thun zu müßen. Ich darf nicht hoffen ein viertes zu finden, das euch aus meinem Herzen verwiſcht! Mein Schickſal iſt auf immer beſtimmt!

So räſonnirte ich unaufhörlich mit mir ſelbſt, während meiner dreitägigen Reiſe. Ich entwarf ſo gar Pläne, wie ich den Hageſtolzenſtand, der mein entſchiedenes Loos ſchien, leidlicher machen wollte. Welcher Nothbehelf Freunde, theilnehmende Menſchen um den Lehnſeſſel zu verſammeln, auf dem man die lange Krankheit „Alter“ durchleidet, iſt nicht ſchon verſucht worden und fehlgeſchlagen! Iſt es nicht ſeine eigene Familie, die um ihn her geſchäftig thut, ſo iſt der Greis allein, und wenn zwanzig Menſchen um ihm lärmen. —

Meine hypochondriſche Stimmung hielt an bis auf der letzten Station, und daß es während dieſer ganzen Zeit geregnet und geſtürmet hatte, war vielleicht die unbemerkte Haupturſache ihrer langen Dauer geweſen. Jene Station begann ich an einem ſchönen heitern Morgen und der Weg führte mich einen hohen Berg zwiſchen reifen Saatfeldern hinab in ein weites romantiſches Thal. Die reizendſte Gegend breitete ſich vor meinen Augen aus; die reine Morgenluft hauchte mich ſtärkend an, und wie ein Schmetterling aus der verdorrten Puppenhülſe, ſchien mein Geiſt aus ſeinem finſtern Ideenkreiſe ſich hervor zu winden. Heiter blickte ich in die Gegend hinaus, und an das Entzücken über die Schönheit der Natur ſchloß ſich das muthige Gefühl der Kraft, ihrer genießen zu können. Ich dachte an die traurigen Ideen, die ſeit drei Tagen immer mit mir in den Wagen und aus ihm geſtiegen waren: — Wenn die Phantaſie-Menſchen die unglückliche Fähigkeit haben, am leichteſten zu deräſonniren, ſo haben ſie doch auch die, am leichteſten und aufrichtigſten über ſich ſelbſt zu lachen, ſo bald ein wohlthätiger Windſtoß die Nebel um ſie her zerſtreute. — Ich erinnerte mich meiner Hageſtolzen-Projekte im acht und zwanzigſten Jahre und — mein Poſtillon ſchaute ſich rechts und links vergebens nach dem Gegenſtande um, der mir das ſchallende Gelächter entlockte. Am Ende lachte er gutmüthig mit, ohne zu wiſſen, warum? Ich erinnerte mich meiner ſogenannten Geliebten. Freilich, ich hatte viel mit ihnen verloren, aber daß ich aller drei zugleich, daß ich dabei gar der Bequemlichkeiten ꝛc. gedenken konnte, die mit ihrer Hand meinem Alter entgiengen. — Ich brach in ein neues Gelächter aus; beßer als dieſes war der gegründete Schluß den ich aus jenen Erſcheinungen zog, daß ich ſie wenigſtens izt nicht mehr mit Leidenſchaft liebte, vielleicht nie wirklich geliebt hatte. Kein Gefühl unſers Herzens hat ſo viel täuſchend ähnliche Zwillingsſchweſtern, als die Liebe. Bald iſt es Sinnlichkeit, bald aufgeregte Phantaſie, bald geſchmeichelte Eitelkeit, bald Ehrgeiz, die unſere Wünſche aufſchüren: und immer ſchwatzt dabey der Jüngling ſich von Liebe vor.

Auf jeden Fall: Dank dir, Natur, daß du mir leichten Sinn genug verliehſt, dem unwiederbringlichen verlornen Gute einen Seufzer nach zu ſchicken und mich dann wieder raſch und muthig nach einem andern um zu ſehn. Das iſt die wahre Lebensphiloſophie! Aber ſie ergrübelt ſich nicht: ſie liegt im Blute.

Wiederſehn.

Mit meinem frohen Muthe kehrte auch die frohere Anſicht Berlins zurück. Ich ärgerte mich, daß ich es ſo übereilt verlaßen hatte, und wenn ich mich nicht der Inkonſequenz geſchämt hätte, ſo würde ich in dem Augenblicke, da ich im Gaſthauſe abſtieg, ſchon wieder Pferde beſtellt haben, um zurück zu kehren: aber — es gieng nicht. Zehn Perſonen hatten mich ſchon hereinfahren geſehn und mir, der ich in der ganzen kleinen Stadt bekannt war, ein freundliches Willkommen zugerufen. — Einige Wochen muß ich denn ſchon verweilen, ſagte ich zu mir ſelbſt indem ich meine Reiſekleider ein wenig abſtäubte, um meine alte Frau Wirthin zu beſuchen.

Ich fand ſie allein und die wackere Frau hatte wirklich eine lebhafte Freude über meine Rückkehr. Meine Zimmer waren noch leer; ich mußte ſie gleich anſehen und befehlen, daß meine Sachen hergeſchafft würden. Sie ließ mir ein Frühſtück auftragen und während des Trinkens erzählte ſie mir denn ihre häuslichen Geſchichten. Die wichtigſte war, daß Wilhelmine, die eben zu einer Freundin gegangen war, Braut ſey; wenigſtens einen ſehr annehmenswerthen Freier habe. „Sie kann ſich nur noch nicht entſchließen,“ ſagte die gute Frau; „aber Sie müßen mir zureden helfen. O, ſie hält noch immer ſehr viel auf Sie.“ Ich verſprach es gerne.

Während unſers Geſpräches trat Wilhelmine herein. Sie ſchrie laut auf, da ſie mich ſah, und ich hätte es faſt auch vor Verwunderung gethan, ſo verändert fand ich ſie. Welch ein Weſen war mein kleines Minchen geworden! Ein ſchlanker leichter Wuchs, ein Auge voll Seele und Feuer, ſanfte Mienen voll Unſchuld und Frohſinn. Und dieſe liebliche Lichtgeſtalt, reizende Freude lachte auf ihren rothen Lippen, kämpfte im Ausdruck mit ihrer jungfräulichen Schüchternheit, — Freude mich wieder zu ſehen. Mein unbeſonnenes Verſprechen fing an, mich zu drücken: Aber ich mußte es erfüllen.

Nach Tiſche ließ uns die Mutter, abſichtlich dazu, allein. Mit einem tiefen Seufzer lenkte ich das Geſpräch auf den Gegengenſtand. Wilhelminens Augen wurden trübe.

Ich fuhr fort und alle ihre Mienen verfinſterten ſich; ſie ſchien ſo gar beleidigt zu werden. „Laßen Sie mich, fuhr ſie endlich raſch auf, mit den verhaßten Vorſtellungen zufrieden. Sie martern mich umſonſt. Es kann ~~mir~~ nicht~~s~~ geſchehen; jezt — mit einem unwillkührlichen ſchnellen Blicke auf mich, — jezt gar nicht.“ Ich verſtummte und ich muß es nur geſtehen, es war mir nicht unlieb, daß ſie mich abgewieſen hatte.

Kommen Sie, ſagte Wilhelmine, damit wir das geſchwinde aus dem Kopfe bekommen, will ich Ihnen was vorſpielen. Sie müßen doch ſehen, daß ich in Ihrer Abweſenheit etwas gelernt habe.

Sie ſetzte ſich ans Clavier und ſtimmte eine Ouverture von Mozart an. Ich lehnte mich auf den Rücken ihres Stuhls, aber ich hörte nicht, was ſie ſpielte. Ich ſah nur die niedlichen weißen Finger, die auf den Taſten hüpſten; dann auf ihre langen käſtenfarbenen Locken die über die weißen Schultern hinab auf den jugendlich wallenden Buſen floſſen. Ich konnte 'mich nicht enthalten, einen Kuß auf den ſchönen Nakken zu drücken, der mir ſo nahe war. Wilhelmine wehrte mich leicht ab und ſpielte fort.

Als ſie fertig war, ſagte ſie: Nun will ich Ihnen auch etwas ſingen, aber da müſſen Sie ſich hinſetzen, mir gegenüber, damit Sie mich nicht wieder ſo unartig ſtören. Sie ſang und ich verlor mich in Phantaſie. Dieſe jugendliche, ſo vollblühende Knospe konnte ich einem andern überlaßen wollen? Dies Mädchen voll Unſchuld und Liebenswürdigkeit, das ich ſo genau, ſo innig kannte, an deßen Bildung ich mit gearbeitet hatte — deßen erſte Neigung ich Glücklicher geweſen war! Mein Abſchied vor einem Jahre ſtand hell vor mir da! Thor, Thor der ich war, ſo weit herum zu ſuchen, was mir ſo nahe lag! Etwas Ungewißem nach zu ſtreben und darüber mich der Gefahr aus zu ſetzen, den köſtlichſten Schatz zu verlieren, der mir auf meiner ganzen Lebensbahn geboten ward.

Aber Sie ſind nicht heiter, Sie hören mich gar nicht einmal! rief Wilhelmine. ~~Im~~ Stille~~n,~~ da habe ich Ihr ehemaliges Lieblingslied gefunden.

Sie ſtimmte lächelnd an: es war ein ganz einfacher Bauergeſang, der mir nur wegen der Naivetät, mit der ſie ihn im dreizehnten Jahre vortrug, intereſſant geweſen war. Töffel pries Röſen und warb um ſie. Er zählte ihr treuherzig alles Glück auf, das ſie mit einander genießen wollten und der Refrain von jeder Strophe war:

„Willt du mein Mädchen ſeyn!“

Mit Lachen endigte ſie es. Wie? ſagte ſie, noch ſind Sie finſter? — Nun weiß ich nichts mehr Sie zu erheitern. Liegt ihnen der fatale B. ſo am Herzen? Liebe Wilhelmine, ſagte ich furchtſam indem ich zu ihr trat, liebes reizendes Mädchen! — Willt du mein Mädchen ſeyn?

Sie ſchlug ihre Augen beſchämt und verwirrt nieder. Wilhelmine, fuhr ich mit ſtokkender Stimme fort, Sie könnten mich ſo glücklich machen! — „Willt du mein Mädchen ſeyn?“ — indem ich ihr furchtſam die ofne Hand reichte.

Sie ſah mich an: — einen hinreißendern Blick hab' ich nie ein ſchönes Mädchen-Auge bilden ſehen. Dann hielt ſie halb weggewendet ihre linke Hand vor ihre Augen. Die rechte ſank langſam und ſanft in — —

Doch Verzeihung, meine Leſer, daß ich abbrechen muß. Eben ſtampft mein kleiner Robert ins Zimmer und ſtammelt athemlos: „Mutter — Mutter kommen!“ Seine Wärterin beſtätigt mit freudigen Augen die frohe Botſchaft. Schon geſtern hatte Wilhelmine mir geſchrieben, daß ihre Freundin hergeſtellt ſey. — Da iſt ſie, o da iſt ſie ſelbſt, das reizende Weib! —

Leben Sie wohl, mein Leſer!

Regiſter.

Einleitung . . . . . . S. 5
Auf rollenden Steinen wächſet kein Moos 10
Die Verlegenheit 25
Die Bildung 33
Der Zweck 41
Der Zweck 53
Die Weibergallerie 60
Das Spiegelfeſt 71
Der Ehrenname 84
Das Menſchenmaas 101
Der Verdienſtvolle 116
Der Heimathloſe 130
Die Rückerinnerung 137
Das Vaterland 151
Er iſts! 159
Die Wanderung 167
Der Abſchied 176
Die Freundſchaft 183
Phantaſie 189

Der Kampf . . . . . S. 195
Staatsverfaſſungen 207
Erſte Eindrücke 210
Die Blumenflur 214
Geerbte Bekanntſchaften 220
Der Stangenherr 230
Der Schmaus 235
Nannette und Colin 243
Die Ehrenerklärung 262
Das Abentheuer im Walde . . . 268
Berlin 275
Sie iſt hin! 285
Der Ball 296
Das Souperfin 301
Louiſens Geſchichte 316
Der folgende Morgen 321
Und was nun weiter? 327
Louiſens fernere Geſchichte . . . 332
Rückkehr 336
Wiederſehn 343

Berlin
gedruckt bey Johann Wilhelm Schmidt.

Druckfehler.

S. 12 Z. 5 von unten, lies: „Ich ward.“
— 30 — 4 bleibt „mehr“ weg.
— — — 6 lies „Nicht“ ſtatt Nur.
— 32 — 6 lies „geſeſſen.“
— 62 — 1 von unten lies „Philoſophie.“
— 63 — 3 von oben lies: „Menſchen“ ſtatt Männer.
— 87 — 3 von unten l. ſchlankes für ſchlaues.
— 127 — 3 von unten, fehlt nach „Tages“, da lag,
— 189 — 2 v. u. lies „eines“ ſtatt „hoch des“
— 190 — 9 und 10 lies:
Wallt ihm der Menſch im Hoſnungsrauſch entgegen.
— 192 Z. 7 von oben, lies:
Schwingt ihren Stab: die Zuverſicht kehrt wieder.
— 270 Z. 7 von oben lies „nur“ ſtatt mir.
— 272 — 1 lies „braunes“ ſtatt „blaues“.
— 285 — 1 lies: „Sie iſt hin!“
— 346 — 6 v. o. lies: „kann nicht geſchehen!“
— 348 — 7 und 6 von unten lies: „rief Wilhelmine: Stille!“

Briefe

über

Hamburg und Lübeck

von

G. Merkel.

Leipzig, 1801.
bei Johann Friedrich Hartknoch.

Briefe
über einige
# der merkwürdigſten Städte
im nördlichen Deutſchland

---

von

G. Merkel.

Erſter Band.

Leipzig, 1801.
bei Johann Friedrich Hartknoch.

Einleitung.

Und was, meine Leſer, erwarten Sie in dieſem Büchelchen zu finden?

Etwa politiſche Geheimniſſe? Ich habe keinen nachgeſpürt, und wo ſich mir eins freiwillig enthüllte, hielt ich mich nicht verbunden, es bekannt zu machen. Die Politik iſt eine achtungswürdige Frau, der ein Privatmann immer fremde bleibt. Bemerkter, daß ſie neben der gut geſpielten hausmütterlichen und geſellſchaftlichen Rolle, noch allerlei kleine Angelegenheiten des Herzens geſchickt zu führen weiß: was geht es ihn an? Er thut, als ſähe er nicht, was ſie verbergen will, und verſchweigt, was er ſah, wenn er ein Mann von Ehre und Beſonnenheit iſt: — es ſey denn, daß offenbar großer Nachtheil für ſeine Mitmenſchen daraus erwüchſe.

Statiſtiſche oder hiſtoriſche Nachrichten? Anekdoten und Abentheuer? Satyriſche oder empfindſame Sittengemälde? Philoſophiſche Betrachtungen? Von allem dieſem werden Sie etwas hier beiſammen finden, aber ich benachrichtige Sie zum voraus, daß keiner von jenen Artikeln der Hauptgegenſtand dieſer Blätter ſey. — „Und was iſt er denn?" —

Es iſt gut, daß der Schriftſteller ſeine Leſer auf den gehörigen Geſichtspunkt ſtelle, von dem aus er ſeine Arbeit angeſehn wünſcht, damit man ihm nicht vorwerfe, etwas nicht geleiſtet zu haben, was er gar nicht bezweckte. Hier haben Sie alſo die Entſtehung dieſes kleinen Werkes, und mit ihr ſeine Charakteriſtik.

Ohne Amt, ſelbſt ohne beſtimmte Geſchäfte, glaubte der Verfaſſer im Winter 98-99. ſeine Zeit zu nichts Beſſerem anwenden zu können, als zu einer Reiſe. Er gieng nach Hamburg, und von dort aus nach den beiden andern Hanſa-Städten. Er ſah ſich um, bald mit heiterer, bald mit trüber Laune; er lebte in mannichfaltigen Zirkeln, beſuchte itzt die feinen Geſellſchaften, itzt die Verſammlungsörte des Volks; ließ ſich von den öffentlichen Anſtalten unterrichten; machte die Bekanntſchaft ausgezeichneter Männer; beobachtete die Lebensweiſe und den Charakter der Einzelnen, und ſtudirte dabei ihre Geſchichte. Was er ſah, hörte, bemerkte oder las, ſchrieb er nieder, bald in ſeinem Tagebuche, bald in Briefen, — und was er ſo niederſchrieb, geneigter Leſer, legt er Ihnen itzt vor, zwar nicht ſehr gefeilt, aber doch geordnet.

Es erhöht das Intereſſe für die Beſchreibung einer Stadt, wenn man das Oertliche derſelben kennt: zuerſt finden Sie alſo eine Anſicht des Aeußern von Hamburg und Lübeck.

Nur durch die Kenntniß der Vergangenheit, kann man die Gegenwart gehörig würdigen. Auf die Schilderung des Aeußern folgt daher eine kurze Ueberſicht der Geſchichte der Hanſa und ihrer gegenwärtigen Glieder.

Die Verfaſſung eines Volkes oder Völkchens, beſtimmt großentheils den Charakter derſelben. So genau der Verfaſſer alſo dieſe kennen lernen konnte, ſchildert er ſie.

Der Charakter malt ſich in der Lebensweiſe, in dem perſönlichen Benehmen Einzelner u. ſ. w. — und grade in Geringfügigkeiten am ſichtlichſten, denn bei wichtigen Anläſſen folgen die gebildeten Menſchen überall Einer allgemein angenommenen Weiſe. Was der Verfaſſer bei kleinen oder großen Anläſſen bemerkte, ſelbſt manche angenehme oder unangenehme Begebenheit, die ihm widerfuhr, erzählt er alſo ganz unbefangen. Wer Unterhaltung dabei findet, hore ihn an.

Ganz gewiß ſind in allem, was er über jeden dieſer Gegenſtände ſagt, bedeutende Lücken; ganz gewiß iſt in jeder dieſer Städte viel Sehens- und Wiſſenswürdiges, was er nicht kennen lernte; aber er macht auch keinen Anſpruch darauf, in ſeinen Nachrichten vollſtändig zu ſeyn. Er wollte nur ſo viel erzählen, als er wußte, und ihm des Mittheilens werth ſchien. Vielleicht iſt ſelbſt dies Wenige kein ganz unbedeutender Beitrag zur Kenntniß jener merkwürdigen Republiketten, die ungeachtet ihrer Kleinheit und ihrer Wichtigkeit ſich ein halbes Jahrtauſend hindurch gegen die Vergrößerungsſucht ihrer Nachbarn unabhängig zu erhalten wußten, und mit Recht als koſtbare Kleinode des deutſchen Reichs angeſehen werden, — ſollten ſie auch der Nation nicht von gleicher Wichtigkeit ſeyn. —

Faſt bei jeder literariſchen Arbeit, die er bis jetzt dem Publikum vorlegte, war er ſo unglücklich, ſich neue Feinde zuzuziehen. Wird das auch bei dieſer der Fall ſeyn? Er beſorgt es, aber er fürchtet es nicht. Nur der iſt ſicher, niemand zu beleidigen, der niemanden ernſtlich zu nutzen ſucht. Wer freimüthig urtheilt, ſtößt immer auf irgend eine Weiſe an: aber wer nicht gradezu die boshafte Abſicht hatte, zu kränken, darf ſich das nicht ſehr bekümmern laſſen, — und mit dem ruhigen Bewußtſeyn, daß er das nicht wollte, übergiebt der Verfaſſer dieſe Bogen dem Drucke. Er kann oft unrichtig geſehn oder gehört, er kann falſch geſchloſſen haben: aber nirgend hatte er den kleinlichen Vorſatz, wehe zu thun oder zu ſchmeicheln, und alles, was er niederſchrieb, hielt er aufrichtig für wahr. Wo er irrte, und man es der Berichtigung werth hält, mag man ihn zurecht weiſen. Er wird es mit Dank annehmen, wenn es mit Freundlichkeit geſchieht. Thut man es mit Bitterkeit: — er wird ſie überſehn, aber das Nützliche dabei für ſich heraus zu heben wiſſen.

Erſter Brief.

An Herr S.

Dein Rath, lieber Freund, iſt ſehr weiſe. Wer unter einem fremden Volke leben will, ſollte immer ſeine erſte Sorge ſeyn laſſen, es kennen zu lernen. Im Vaterlande geht man von dem Platze aus, wo Geburt und angeerbtes Vermögen einen hinſtellten; man iſt in einen gewiſſen Zirkel gebannt, aus dem, man dringe ſo raſch vor, als man wolle, man nie hinaus kann, und der einen überall hinbegleitet. Verwandte, Jugendfreunde, Verhältniſſe, in denen ein Vater oder ein Oheim ſtanden: alles das beſtimmt die Laufbahn, die man betritt, und oft alles Glück, das man auf derſelben erlangen kann. Was man zu thun hat, um fortzuſchreiten, die Art, auf welche man andern nützt und ſich Anſehn erwirbt: alles das bietet ſich von ſelbſt dar, und wer den vorgezeichneten Weg zu verlaſſen wagt, ſpielt ſehr ungewiß. Nur zu leicht erwirbt er ſich den Namen eines Sonderlings, wo nicht eines Querkopfs: und ſehr oft reicht das hin, ihn auf ewig zu Grunde zu richten.

In der Fremde hingegen wählt ſich der ſelbſtſtändige Mann den Punkt ſelbſt, zu dem er hinanſtreben, und den Pfad, den er dazu einſchlagen will. Menſchen, die mich zum erſtenmale ſehen und vorher nichts von mir wußten, müſſen mich wohl für das nehmen, wofür ich mich gebe und Kraft genug habe, mich geltend zu machen. Entbehre ich bey ihnen der väterlichen Verlaſſenſchaft eines ehrenvollen Familiennamens u. ſ. w., ſo ſtehen mir dafür auch keine angeſtammte Feindſchaften, keine misrathene Vetter und Baſen im Wege: — ja, ſchon weil ſie ihn nicht als Kind und Knabe ſahn, haben Fremde mehr Achtung für den Mann. Jeder Anſpruch, den er macht, wird zum Rechte, wenn er ihn auf Talent und Rechtſchaffenheit gründet: — und was er erlangt, iſt immer Beweis des Verdienſtes, da er es nur ſich ſelbſt verdankt. Es lebe die Fremde! In ihr reift man zur vollkommenſten Selbſtſtändigkeit, und das Glück, das man in ihr macht, hat zehnfach höheren Werth, als dasjenige, das die Heimath mehr darbietet, als gewinnen läßt! —

Ich leſe noch einmal, was ich da hinſchrieb, und ich ſelbſt muß darüber lächeln. Wenn ein Fremder dieſes läſe, würde er nicht glauben, entweder ich hätte ſchon irgend ein großes Glück gemacht, oder ich ſey wenigſtens auf dem Wege dazu? Und doch bin ich ſo weit davon entfernt, daß ich noch nicht einmal mit mir eins bin, ob ich irgend eins, und wo und wie ich es ſuchen ſolle. Ich gehe ſo unbefangen und ſorglos hier unter Fremden einher, wie einſt in unſerm Vaterlande, und überlaſſe mich dem

Schickſale, das uns an unſichtbaren Fäden hierher und dorthin leitet, und uns nur den ſchmeichelhaften Wahn läßt, wir wählten ſelbſt unſere Pfade. Bis es auf irgend eine Weiſe über mich gebietet, will ich Deinen Rath befolgen, — aber das iſt nicht leicht!

Die Franzoſen findet man in Paris, die Engländer in London: Die Deutſchen findet man außerhalb ihrem Vaterlande überall, und in demſelben — faſt möchte ich ſagen, nirgend. Wie Deutſchland kein zuſammenhängender Staat iſt, machen auch die Deutſchen keine Nation aus. Es giebt Preuſſen, Sachſen, Bayern, Oeſterreicher u. ſ. w., aber keine Deutſche. Die Nationalmaſſe iſt in hundert Völker und Völkchen zerfloſſen, von denen jedes ſein beſonderes Intereſſe, ſeine abweichenden Sitten, ſeinen eigenthümlichen Charakter und faſt auch ſeine eigene Sprache hat. Das Wort Deutſche hat keinen beſtimmten Sinn, und wer Deutſchland ſagt, nennt eine unförmliche Maſſe, in der jeder Theil, und mancher vortreflich, organiſirt iſt, die aber zuſammen genommen, eine ſehr zweckloſe Geſtalt hat. Einzelne deutſche Fürſten haben großes Gewicht in der Politik, und das Ganze, zu dem ſie gehören, hat faſt gar keines. Deutſche ſitzen beynahe auf allen Thronen Europens, und Deutſchland iſt faſt allen tributär. Seine ſonderbare Verfaſſung, in der allein die Reformation, die Wiſſenſchaften, die Aufklärung überhaupt, ſo ſchnell und kraftvoll eine männliche Reife erlangen konnten, iſt für das übrige Europa ſehr wohlthätig geweſen, aber ſeine Bewohner haben durch ſie alle nationale Selbſtſtändigkeit verloren. Jede ſeiner zweyhundert Hauptſtädte war ein ſchwächerer oder ſtärkerer Brennpunkt der Cultur und der Induſtrie, aber es giebt kein Mittel, alle ihre Stralen zu einer gemeinſchaftlichen Wirkung zu verſammeln. Wird Deutſchland einſt ein einziges Reich, ſo wird es das erſte der Erde ſeyn, aber es iſt ſehr zu fürchten, daß es, ehe es dahin gelangt, völlig zerriſſen und vernichtet wird. —

Doch wo gerathe ich hin. Dieſe Betrachtungen könnten mich zu weit führen. Ich breche ſie kurz ab, um Dir zu ſagen, daß ich kein beſſeres Mittel, Deinen Rath zu befolgen, weiß, als ſelbſt in den verſchiedenen Staaten in Städten Deutſchlands herum zu wandern, und daß ich morgen nach Hamburg abreiſe, denn mit dieſer Stadt will ich meine große Tour beginnen.

Und warum grade mit dieſem Miniatur-Staate? frägſt Du. Du wirſt Dich nicht irren, wenn Du es meiner alten Vorliebe für Republiken beymiſſeſt. Ob der einzelne Bürger in einem Freiſtaate glücklicher lebt, als in einem monarchiſchen, hängt von der Verfaſſung beider ab, und von dem Charakter derjenigen, in deren Händen die öffentliche Gewalt für den Augenblick iſt. Der Mißbrauch der Geſetze kann in einem Freiſtaate ſo fürchterliche Folgen haben, als der irre geleitete Wille des Fürſten in einem Reiche; aber der Charakter der Einzelnen und der Menge hat in jenem mehr Prononcirtes, Kräftiges, Lebendiges.

Eine Reiſe durch eine Monarchie, auch durch die beſte, gleicht dem Spaziergange in einem holländiſchen Garten, auf geraden, ebenen Wegen, zwiſchen geſchorenen Wänden, Fontänen und Buchsbaum-Rabatten, wo jede Laube ein Verſprechen iſt, daß man auf der andern Seite eine gleiche finden werde, und jeder einzelne Baum von der Kunſt eine Geſtalt erhielt, durch die er freilich auf dem Platze, wo er ſteht, am tauglichſten wird, einen beſtimmten Zweck zu erfüllen, die aber faſt gar keine Aehnlichkeit mit ſeiner urſprünglichen hat. Man fühlt, was der Künſtler mit ihm wollte, aber man entdeckt nicht mehr, wozu die Natur ihn beſtimmte. — Eine Republik hingegen gleicht einem ſorgfältig gewarteten Forſte. Jeder Stamm deſſelben ſtrebt mit ſeiner ganzen Kraft empor, und ſtreckt ſeine mächtigen Aeſte ſo lang, ſo dichtbelaubt empor oder hinab, als ſein innerer Trieb vermag. Was an ſeinem rechten Platze ſteht, gedeiht; was krank und ſchadhaft iſt, erſtirbt. Die Kunſt thut nichts dabei, als daß ſie den Boden rein erhält, alles, was dem Aufſtreben der nützlichen Keime nachtheilig ſeyn könnte, wegräumt, die ſchädlichen unterdrückt, und über die Erhaltung des Ganzen, gegen boshafte Schadenſtifter, wacht. Die Mannichfaltigkeit ſeiner Geſtalten und Gruppen, der überall ſichtbare, kräftige Naturtrieb, ſelbſt die Unebenheit ſeines Bodens, und die Quellen, die willkührlich durch ihn hinrieſeln, und oft zu Sprüngen oder Umwegen nöthigen, gewähren dem Wandelnden einen Genuß, den er in den Luſtgärten vergebens ſuchen würde. — Ich weiß es wohl, es giebt Plätze, die vielleicht Wüſteneien oder ſchädliche, unwegſame Sümpfe werden würden, wenn ſie aufhörten Gärten zu ſeyn, aber — ich luſtwandle nun einmal lieber im Forſte!

Zweiter Brief.

An Madame W.

Seit drei Tagen bin ich denn im deutſchen Amſterdam herum. Ich habe dieſe Zeit größtentheils dazu angewandt, die Stadt zu durchirren, und zwar nicht bloß aus topographiſcher Neugier. Nein! Es iſt gut, ſich in Rückſicht des Oertlichen zu orientiren, ehe man den Bewohnern näher tritt: es trägt viel dazu bei, ſie ſchneller kennen zu lernen. Das Ungewohnte in der Lage und der Bauart einer Stadt bereitet auf das Neue vor, das man in dem Charakter, den Sitten, der Lebensweiſe ihrer Bewohner finden wird. Nur zu oft hab ich in ihrer Denkungsart die genaueſte Uebereinſtimmung mit dem Aeußern ihres Wohnortes gefunden. Wenn die Außenſeite eines Menſchen für die Ankündigung ſeines Innern gelten kann, ſo iſt noch öfterer dieſes der Widerſchein ſeiner Umgebungen.

Nur großen Seelen iſt es verliehen, dem Einfluſſe derſelben, wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade, zu widerſtehen: — aber man muß in ſeinen Schlüſſen vorſichtig ſeyn.

Wollte ich zum Beiſpiel nach dem Aeußern Hamburgs von ſeinen Bürgern urtheilen, ſo würde ich nicht viel Gutes von ihnen erwarten: und doch bin ich gewiß, daß ich ſehr vieles finden werde. Von welcher Land-Seite man auch in die Stadt treten mag, immer kommt man in weite, luſtige, ſchön bebauete Gaſſen, in denen das lebendige Gewimmel der Induſtrie bei dem Fremden tauſend angenehme Empfindungen erweckt. So muß ein aufgeklärtes und wohlhabendes Volk wohnen, das ſeines Reichthums zu genießen weiß, denkt man: — aber nicht lange! Kaum hat man Zeit gehabt, ſich ſeinem Wohlbehagen zu überlaſſen, ſo ſieht man ſich in enge, krumme Gäßchen verwickelt, auf deren Pflaſter vielleicht ſeit Jahrhunderten kein Sonnenſtral herabgelangt iſt, wo man in tiefem Kothe watet, und ein erſtickender Geſtank die Bruſt beklemmt. Selbſt die lebhafte Geſchäftigkeit, weit entfernt noch angenehm zu ſeyn, wird hier beängſtigend, wird immer mehr ein Bild der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt, wo jedermann ſeine ganze Kraft aufbieten und beide Ellenbogen fleißig brauchen muß, um fortſchreiten zu können. Hier verdrängt mich ein inſolenter Karrenſchieber von dem Trottoir mitten in den Schmutz der Gaſſe. Zehn Schritte weiter begegnen ſich zwei Wagen: der eine muß über die Gaſſe hin dicht an die Häuſer rücken, wenn der andere vorüber fahren ſoll, und den Fußgängern bleibt nichts übrig, wenn ſie dem Rädern entgehen wollen, als ſich mit dem Rücken an die Mauren zu lehnen, oder eine Treppe hinauf zu fliehn.

Dem ungeachtet hat ein Spaziergang durch Hamburg viel Angenehmes. Das Gemiſche der uralten und neuen Stadttheile, die Ungleichheit des Bodens, die verſchiedenen Häuſergeſtalten, die nirgend ſo mannichfaltig ſind als hier, wo jeder ſeiner Phantaſie folgen konnte, ſelbſt das verwickelte Durcheinanderſchlingen der Gaſſen und Gäßchen, giebt einer Promenade durch ſie etwas Romantiſches. In manchen Gegenden glaubt man, indem man um eine Ecke biegt, nicht etwa nur in eine ganz andere Stadt, nein, aus einem Jahrhunderte in das andere getreten zu ſeyn: ſo abſtechend iſt die Ausſicht.

Ich gehe eine lange, weite Gaſſe voll Prunkgebäude hinab; — plötzlich hört ſie auf und ſtellt mich an einen ziemlich ſteilen Abhang, wo ich in einen andern Theil der Stadt wie in ein Thal herabſehe; — oder an einen Canal, über den oft keine Brücke führt; — oder ſie ſchlägt ſich in einem ziemlich ſpitzen Winkel, und faſt in entgegengeſetzter Richtung, zwiſchen armſeligen, ſchwarzberäucherten Hütten, wieder zurück. Ein andermal ſchleicht man ängſtlich beklemmt durch ein Labyrinth ſchmaler, halb unterirdiſcher Gäßchen, die kaum ein Ellenbreites Fragment vom Himmel erblicken laſſen, und — ſteht unvermuthet am Ufer eines weiten Baſſins, auf dem Laſt-Böte und Kähne durch einander wimmeln, oder auf einem ſchönen weiten Marktplatze, wo Tauſende von Menſchen ſich neben einander hindrängen. Mit neuem Muthe geht man über ihn hin, und — muß eine Stiege hinan, um wieder auf eine Straße zu gelangen.

Sie ſehen, an Plan und Regelmäßigkeit iſt bey der Erbauung Hamburgs nicht gedacht worden, und die Geſchichte der Stadt zeigt, daß es auch gar nicht geſchehen konnte. Mit einer kleinen, kaum ſichtbaren Hülle ausgeſtattet, ſchlüpft die Schnecke aus dem Eie. Sie nährt ſich, ſie wächſt, und wie ihr Körper ſich ausdehnt, gerinnet ſein Schleim zum Häuschen; — unregelmäßig, Punkt- und Strichsweiſe; itzt in einem ſchmalen Ringe; itzt in einem breitern, aber immer gerade ſo, wie deſſen der verlängerte Körper bedarf. Da haben

Sie die Entſtehung Hamburgs, die ſeine Geſtalt erklärt und entſchuldigt.

Als Carl der Große, etwa im Jahre 779. mit ſeinem Heere bis zu den Ufern der Elbe durchgedrungen war, erbaute er in der Nachbarſchaft des jetzigen Hamburgs, vielleicht in dem Bezirk deſſelben, eine Burg, die er Hochbuchi nannte, und mit einer fränkiſchen Colonie beſetzte. Sie ſollte ihm dazu dienen, theils die Einfälle der feindlich geſinnten Jüten zu erſchweren, theils die Sachſen ſelbſt im Gehorſam zu erhalten, und den Mönchen, die er zur Verbreitung des Chriſtenthums dorthin ſchickte, einen ſichern Wohnplatz zu gewähren.

Die trefliche Lage des Orts zur Fiſcherei und zum Handel, und der Schutz, den man ſich von der nahen Burg verſprach, bewog viele der bekehrten Sachſen ſelbſt, ſich auf den Elbinſeln anzubauen, und die einzeln ſtehenden Fiſcherhütten verwandelten ſich in einen Flecken. Die Wilzen, die Jüten, die Normänner zerſtörten ihn zu wiederholten Malen. Die Franken entflohen; ſelbſt der Biſchoff von Hamburg verlegte ſeinen Sitz nach dem ſicherern Bremen: aber immer verſammelte Liebe zur Heimath, die alten Eingebohrnen wieder auf der Brandſtätte, und die Gewinnſucht führte ihnen ganze Schaaren neuer Anſiedler zu. Sie befeſtigten ihren Flecken ſelbſt nach jeder Zerſtörung kunſtreicher: endlich war er ſtark genug, den Angriffen der ungeübten Belagerer zu widerſtehen, und nun konnte die plaſtiſche Kraft der Induſtrie ungehindert aus dem geſicherten Kerne die jetzige Stadt entwickeln.

Der umſchloſſene Bezirk wurde bald für die Menge der zuſtrömenden neuen Bürger zu enge: denn als im 11ten und 12ten Jahrhunderte Handels- und Kunſtfleiß unter den Deutſchen erwachte, jeder freie durch den Erſtern, Reichthum, die Sklaven durch den Letzten, Freiheit zu erlangen ſuchten, drängte ſich alles nach den Städten, in denen man Sicherheit gegen die Gewaltthätigkeiten des Adels fand.

Bald entſtand eine neue Stadt unter den Mauern der alten: aber ſobald jene beträchtlich genug war, die Operation zu verdienen, warf dieſe einen Theil ihres Walles nieder, und nahm ſie in ihren Bezirk auf, wo ſich die Ackerleute und Gärtner in Brauer, Fabrikanten und Kaufleute, die Hütten in Speicher verwandelten.

Das Gewerbe wuchs, und ein benachbarter Holm ward bebaut: auch um ihn zog man den ſchirmenden Wall, und ſo gieng es von Jahrhundert zu Jahrhundert fort.

Auf dieſe Art, meine Freundin, erwuchs Hamburg zu ſeiner jetzigen Ausdehnung. Daher ſein wildes Straſſengewirre, und daher die ſonderbare Erſcheinung, daß man mitten in der Stadt auf Plätze ſtößt, die Thore genannt werden. Auf mancher Gaſſe haben nämlich dreimal Stadtthore geſtanden, und jetzt iſt ſie von allen weit entfernt. Faſt in jedem Jahrhunderte ſchob man ſie weiter hinaus, und doch war bald wieder eine neue Vorſtadt entſtanden, deren Aufnahme in die Stadt ſelbſt die Gränze derſelben plötzlich in deren Mittelpunkt verwandelte.

Trug man dabey irgend eine Sorgfalt für die Bequemlichkeit der Bewohner, ſo beſtand ſie darin, daß man die alten Stadtgräben und die eingeſchloſſenen Arme des Stroms ſchiffbar machte, wo ſie es noch nicht waren, damit die Schiffe und Barken ihre Waaren unmittelbar in die Vorrathshäuſer ſelbſt abliefern könnten.

Der Boden war an manchen Orten moraſtig: ihn zu verbeſſern, legte man neue Gräben an, und wo Schiffe nicht hinkonnten, ſchoben und ruderten ſich wenigſtens Kähne fort. Keine Gelegenheit ward verſäumt, einen neuen Waſſerſchnitt in den Körper der Stadt zu thun, da jeder dem Handel neue Bequemlichkeit gab. Selbſt vormalige Cloaken-Goſſen wurden in Canäle verwandelt, und zu manchen Speichern ſchwimmen die Böte beinahe nur auf Spühlig-Waſſer herbey. Faſt ganz Hamburg liegt itzt, wie Venedig, auf Inſeln.

Selbſt die Namen der Straßen erinnern unaufhörlich daran, daß die Stadt dem Gewerbefleiße ihre Exiſtenz verdankt; ja ſind gewiſſermaßen, wenn man ſie mit dem Alter der Straßen, die ſie führen, vergleicht, bleibende Denkmäler von der ſtufenweiſen Umwandelung des Hauptgewerbes der Stadt: denn faſt alle ſind von Gewerben hergenommen. Man findet Fiſcher-, Brauer-, Pelzer-, Wandbereiter-, Caffamacher Straßen; aber freilich auch eine Roſen- und eine Lilien-Straße, von — eine Probe des wohlgemutheten Pöbelwitzes, — von dem entſetzlichen Geſtanke, der in ihnen zu herrſchen pflegt.

Ueber jeden Umſtand weiß der eingebohrne Hamburger Rechenſchaft zu geben; von jedem Platze, jeder Ecke faſt, hat er eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit zu erzählen. Das iſt eine Eigenthümlichkeit kleiner Republiken, wo jeder ungewöhnliche Vorfall eine Angelegenheit des ganzen Staates wird. Sollte er auch nur einen Einzelnen treffen, ſo iſt doch dieſer Einzelne als ſelbſtſtändiges Glied des Ganzen wichtig, und ſein Schickſal bewirkt neue Einrichtungen und Geſetze. In den größern Freiſtaaten hingegen, wo der einzelne Bürger, in Verhältniſſe zu dem Ganzen, zu unbedeutend iſt; in Monarchien vorzüglich, wo der Wille des Fürſten ſeinen feſten Gang hinſchreitet, ohne ſich, in der Regel, um die Freuden oder Leiden der Unterthanen zu bekümmern; wo die Geſetze oft nur von der Laune des Souverains ausgehen, und noch öfterer nur ſein Beſtes bezwecken: da iſt dem Volke die Vorzeit ein leeres Blatt, und die Gegenwart bleibt es; da kann man die Geſchichte nur in den Archiven ſtudiren. In Republiken lebt ſie im Munde und Herzen der Enkel und Urenkel fort, und regelt oft die Gegenwart und die Zukunft.

Dritter Brief.

An Dieſelbe.

Ich fürchtete es wohl, meine Freundin, indem ich den vorigen Brief abſchickte, daß er Ihnen nicht ſehr intereſſant ſeyn würde, und Ihre Bemerkung, daß er Ihrem lebhaften Zirkel nicht lange zum Geſpräche gedient habe, war mir nicht unerwartet. Gleichwohl bin ich gezwungen, Ihnen heute einen zweiten von ähnlichem Inhalte zu ſchicken, denn noch immer beſchäftige ich mich mit dem Aeußern der Stadt, und wage kein Wort über die Bewohner. Ihre Reihe wird kommen, bis dahin aber bitte ich Sie, vorlieb zu nehmen.

Ich führte ſie letzthin durch die Straßen umher: eben ſo ſonderbar, wie das Gewirr derſelben, iſt das Gemiſche der Häuſergeſtalten. Ein reicher Bürger, der vor vierhundert

Jahren eines Hauſes bedurfte, thürmte mit gothiſcher Schwerfältigkeit eine ungeheure Steinmaſſe auf, ſetzte ſeinen Namen oder ſein Wappen, in Stein gehauen, über oder neben die Thüre, — und ſeine Urenkel ſchmauſen vielleicht noch in dem unförmlichen Steinhaufen, den er wölbte. Damals war Brauerei das Hauptgewerbe der Stadt, daher hat das Gebäude weite Keller und eine ungeheure Flur, die zum Aufbewahren der Tonnen diente, und an der oben eine Gallerie herumgeht, von der man in ziemlich enge Wohnzimmer gelangt. Neben an ſteht ein anderes Haus, das zwey Jahrhunderte jünger iſt. Handel aller Art war damals Hamburgs Flor: ſeine Beſitzer wohnen par terre oder eine Treppe hoch in weiten Gemächern: aber unten ſind feſte Gewölbe, und oben zwei oder dreifache Böden zum Aufbewahren der Waaren. Damals war der Platz an den Canälen koſtbar, und eine Bürgerpflicht, über die der Magiſtrat ſtrenge hielt, war, ſo wenig Platz als möglich, am Ufer einzunehmen. Alle Häuſer ſind daher ſehr ſchmal, und haben dafür eine ungeheure Tiefe. Sie kehren nur die Giebel, von denen Winde-Seilen herabhängen, der Straße zu, und haben, wie es mit ihren Erbauern ſelbſt war, keine Prunkſeite. Doch jenes Gebäude da iſt erſt ſeit kurzem hingeſetzt: es trägt das Gepräge des luxurieuſen Zeitalters. Es wendet, wie die Gebäude der Reſidenzen, und wie oft ihre Bewohner ſelbſt, den Vorübergehenden eine ſtattliche, breite, ſchön verzierte Façade zu, und — hat oft faſt gar keine Tiefe.

Nur in den vornehmſten Gaſſen der ältern Stadttheile, und in dem neuen Michaelis-Kirchſpiele ſieht man mehrere Prunkgebäude neben einander; in den übrigen Theilen der Stadt iſt alles ſehr bunt gemiſcht. Hier ſchwelgt ein Mann, der vielleicht eine Million beſitzt, in einem ſo weiten Gebäude, daß er es, trotz ſeines überflüſſig großen Hausſtandes nicht ausfüllen kann, und in dem das Meublement eines einzelnen Zimmers viele tauſend Mark koſtet. Neben ihm bewohnt ein anderer Bürger die halbe Flur ſeines Hüttchens, und hat jeden Stock deſſelben zu beſondern Wohnungen, Säle nennt man ſie, eingerichtet, die keine Gemeinſchaft unter einander haben, und zu denen man unmittelbar von der Straße zwo oder drei Stiegen hinaufklettern muß. Dort hat ſich gar eine Colonie freier Reichsbürger, die gerade nur nicht arm und elend genug ſind, ins Armenhaus aufgenommen zu werden, in eine Reihe von Kellern eingeniſtet. Faſt kein Stral der Sonne gelangt zu ihnen, aber wohl, bei anhaltendem Regen, der Abfluß des überſtrömenden Gaſſenkothes: ja, in manchen Gegenden dringt ſogar, bei hoher Fluth, das Waſſer der Elbe ein. Da iſt die Dürftigkeit, am Mittage bei einer trüben Lampe voll Rübſenöls, geſchäftig, den Biſſen Brodtes zu erwerben, nach dem ein halbes Dutzend bleicher Kinder hungern!

Man verſicherte mich, es gäbe Menſchen, die in dieſer traurigen Unterwelt gebohren, erzogen, und Greiſe geworden, und zuweilen in einer Reihe von Jahren nicht aus ihr empor geſtiegen wären, die Sonne zu ſehen. Von ämſigen Hausmüttern, die für einen Haufen von Kindern zu ſorgen haben, von ſitzenden Handwerkern, vorzüglich von chroniſchen Kranken, von denen dieſe Hölen wimmeln, ſchien es mir wahrſcheinlich, und noch mehr als das, wenn ich die Beſchaffenheit dieſer Wohnungen des Elendes erwäge, die faſt eine unterirdiſche Stadt bilden. Lange Gänge führen durch ſie hin. In einer Stadtgegend ſteigt man eine zerbrochene Stiege in ſie herab, und kommt in einer ganz andern wieder herauf.

Mich ſchauderte, wenn ich durch ſie hingieng und mir dachte, daß man ein ganzes Leben in dieſen dumpfigen, kalten, ekelhaften Gräbern verbringen könnte. Die ſüße Fabel der Kindheit, der ſüßere Roman des Jünglingsalters, — was für eine Geſtalt, welchen Inhalt mögen ſie hier haben! Auch unter dieſen bleichen, elenden Geſchöpfen treibt die jugendliche Phantaſie ihr Gaukelſpiel, flüſtert die Liebe ihre entzückende Lüge, ermannt die Freundſchaft zu Opfern. — Meine Einbildungskraft erliegt der Anſtrengung, ſich den Stoff dazu, die Möglichkeit zu denken, und doch iſt es ſo: die Unglücklichen ſind ja Menſchen wie wir. Eine einzige Stiege ſondert ſie von uns: — aber welch ein Abſtand, wenn man die Seele eines von ihnen durchſchauen, ſeine Vorſtellungs- und Empfindungsart, mit der jenes Reichen vergleichen könnte, der eben in einem glänzenden Cabriolet, das er ſich aus London mitbrachte, vorüber rollt, von einem Dejeuner, bei dem Witz und Freude mit dem Champagner wetteiferte, zu einem noch lebhaftern, reichern Diner in ſeinem Gartenhauſe. Ihre Begriffe von der Welt, glaube ich, müßten ſo ſehr von einander abweichen, wie die eines Maulwurfs, der vor dem Licht, zu dem er ſich wider Willen heraufwühlt, ſchmerzhaft die kleinen Augen zublinzt, und die eines Adlers, welcher der aufgehenden Sonne ungeduldig entgegen rauſcht: — doch halt! Ich vergeſſe, daß nicht Adler allein, daß auch Wolkendiebe ſich im Sonnenſtrale ſömmern, und daß — ein ſtarker Geiſt ſich auch über das Elend hinwegſchwingen kann, zu einer heiteren Anſicht des Lebens.

Oft indeß, wenn ich an einem Eingange jener Unterwelt vorüber gehe, kann ich mich nicht enthalten, in philantropiſche Deklamationen auszubrechen. Gute Hammonier, denke ich oft; gute Hammonier! Licht und Luft ſeyd ihr wenigſtens allen euren Mitbürgern ſchuldig! Werft ſie nieder, die unnützen Mauern, die euch doch gegen die Habgier keines Mächtigen ſichern. Schafft euren Brüdern Raum, daß ſie hervorgehn können aus ihren Gräbern, und zum mindſten Geſundheit, ſollt' es auch nur in bretternen Hütten ſeyn, athmen! Je höher der Reichthum und der Glanz eures Staates ſteigt, je mehr beide Fremde herbei locken, ein deſto höherer Theil eurer nützlichſten Bürger iſt gezwungen, lebendig unter die Erde zu ſchlüpfen. Monarchen, die immer zu arm ſind, erbauen ihren beſoldeten Würgern Caſernen, und glauben ihre Reſidenzen damit zu verſchönern. Sollt' es zu theuer ſeyn, ähnliche Sorge für eure Mitbürger zu beweiſen, ihnen für eben das Geld, das ſie für ihre Höhlen bezahlen, Wohnungen zu verſchaffen, in denen ſie ihre Kinder wenigſtens im Sonnenſcheine erziehen können?

„Vielleicht,“ ſagte mir ein Freund, dem ich dieſe Gedanken mittheilte, „wär es ſelbſt in lukrativer Hinſicht keine üble Spekulation, denn das Bauen ſcheint jetzt lange nicht ſo koſtbar und ſchwierig zu ſeyn, als es in vorigen Jahrhunderten mag geweſen ſeyn. Damals war das Erbauen eines Hauſes der letzte Gebrauch, den ein Bürger von dem Wohlſtande machte, an dem er dreißig oder vierzig Jahre geſammlet hatte. Die Vorſtellung, daß ſeine Urenkel noch auf demſelben Platze der Frucht ſeines Fleißes genießen würden, begeiſterte ihn, und er bauete ſo dauerhaft, ſo ſchwer: — es koſtet ſeinen

Nachkommen ungeheures Geld, die Mauern nur wieder fort zu ſchaffen. Jetzt verfährt man anders. Man bedingt mit dem Baumeiſter, ob das Gebäude zwanzig oder dreißig Jahr bewohnbar bleiben ſoll, und in kurzem ſteht es da. Ich gehe durch eine Gaſſe und ärgere mich, ſie durch Ziegelhaufen und Gerüſte beengt zu ſehn. Nach drei Wochen zwingt mich ein Geſchäfte, denſelben Gang zu machen, und ich ängſtige mich zum voraus: aber die Steinhaufen ſind verſchwunden, und hohe Mauern blicken durch die Gerüſte. Nach andern ſechs Wochen führt mich wieder mein Weg vorüber: Gerüſte und alles iſt weg, und ein modiſch dekorirtes Haus ſteht in ſchönſter Vollendung da.“

Man muß die Mauern ſelbſt beſehen, um das Wunder zu begreifen. Die meiſten ſind gerade nur dick genug, um nicht zuſammen zu ſtürzen, und zwei Drittheile der Vorderwand ſind Glas und Thüre. Dafür gewähren dieſe Gebäude aber auch im Sommer keinen Schutz gegen die Hitze, und ſind bei einer etwas heftigen Winterkälte nicht zu erwärmen. Bei den Gaſtmahlen zittert die zuſammengebetene Geſellſchaft, vor Kälte braun, der Tafelzeit im weiten Prunkſaale entgegen. An andern Tagen laſſen dann auch reiche Leute nur die nothwendigſten Zimmer heitzen, und von der Hand der Natur zuſammen gedrängt, bildet ſich dann, ſelbſt in den modernſten Wirthſchaften etwas, das einem Familien-Zirkel ähnlich ſieht. — „Aber nur ähnlich,“ ſagte mein Freund.

Vierter Brief.

An Dieselbe.

Tricolor iſt der Faden, den die Parce uns ſpinnt. Das Silbergrau der Gleichgültigkeit iſt ſeine Grundfarbe; aber indem er entſteht, ſprengt die Freude ihr helles Roth darauf, und der Gram ſein nächtlich-dunkles Blau. Oft auch fließen die Farben zuſammen, und bilden das Violet der ſanften Empfindung, oder das ſchillernde Ungewiß der Leidenſchaft, — aber itzt, meine Freundin, itzt zieht mir die Göttin eine lange graue Strecke von der Spindel. Traurig irre ich unter Menſchen umher, die mir fremd ſind, und es wahrſcheinlich, bei ihrer kalten Langſamkeit, immer bleiben werden. Und — eine widerlichere Stadt, als Hamburg in dieſen Herbſttagen iſt, können Sie ſich nicht denken. Wohin man blickt, ſieht man

Gegenſtände, die zum dumpfen Mißmuthe ſtimmen. Die ganze Stadt ſcheint ein geweihter Tempel der ſchlaffen Langeweile. Eine dichte Dunſtmaſſe hängt über ihr und ſtürzt bald in Regengüſſen, bald in ungeheuren Schneelaſten herab: die ganze Atmoſphäre iſt Sumpf, und man ſagt mir, daß ſie es um dieſe Jahrszeit hier zuweilen ganze Monate bleibe. Geſtern mußte man am Mittage Licht anzünden, um die Tafel, an der ich ſpeiſte, ſichtbar zu machen. Ein Windſtoß verjagte in der nächſten Minute eine einzelne Wolke vor der Sonne, und man ſah die Flammen der Lichter nicht mehr: aber bald ſchloß ſich die Wolkendecke wieder, und ließ uns arme Sumpfbewohner mit dem geſchärften Gefühl unſers Elends zurück. Die Eingebohrnen Hamburgs plätſchen zwar wohlgemuth durch den Schmutz ihrer engen Gaſſen hin, aber die Fremden gehn mit verſtörten Geſichtern und muthlos umher. Wenn in den Herbſtmonaten hier nicht häufige Selbſtmorde vorfallen, ſo kommt es wohl daher, daß die moraſtige Luft den Einathmenden unverzüglich die ſchlaffe Froſchnatur mittheilt, die ihr angemeſſen iſt, und ihnen mit der Luſt zum Leben auch die Kraft, es zu endigen, raubt. Ihr armen Kellerbewohner! Ich ertrage kaum den Gedanken an euch, in dieſen Tagen der Trübſal. —

Der Schmutz der Hamburgiſchen Gaſſen iſt permanent: keine Jahrszeit, keine Witterung ſchafft ihn fort. Da das Pflaſter meiſtentheils in moraſtigen Boden eingeſenkt iſt, und da es in den meiſten Straßen den ganzen Tag von einer faſt ununterbrochenen Reihe von Wagen zuſammengerüttelt wird, dauert auch die Trockenheit, welche die heiterſte Sommernacht oder der Froſt verurſacht, nur bis zum Oeffnen der Thore, dann — wahrlich, das Drängen und Treiben in den engen Gaſſen iſt ein Beweis von der Lebendigkeit der Induſtrie: es iſt werth, einmal geſehen zu werden; aber daß man, wie ſo viele Fremde thun, auch dann in Hamburg leben kann, wenn man ſeinen

Wohnort wählen darf, das begreife ich nicht! —

Der Schmutz der Straßen und die Waſſermaſſe in der Luft ſind noch nicht das Schlimmſte. Da alle Arten von Gewerben in der Stadt getrieben werden, die Luft nicht zirkulirt und der Nebel die übelriechenden Dünſte nicht aufſteigen läßt, athmet man Peſthauch, wohin man kommt. Ich eile aus einer Straße weg, durch die ein Heer von Ochſen galoppirt, und wo es nach Miſt und rohem Fleiſche roch, — in eine andere, wo mir das hundertfach gefärbte Waſſer eines Grabens den Magen umwendet, in eine dritte, wo Heringe und gegerbte Felle die Luft verpeſten. Man könnte eine Karte der Stadt nach den verſchiedenen Geſtanksarten illuminiren: kein Plätzchen bliebe weiß.

Will man, wenn die Sonne auf eine Stunde die Dunſtmaſſe zerſtreut hat, der freien Luft genießen, ſo muß man auf den Wall, der wirklich eine der weitläuftigſten und ſchönſten

Promenaden im nördlichen Deutſchland iſt. Unter alten, dickbelaubten Bäumen geht, reutet oder fährt man hin, und genießt dabei einer immer wechſelnden, immer reizenden und lebendigen Ausſicht. Hier glaubt man in einen ungeheuren Garten hinab zu ſehn, der nur zur Zierde mit Hecken und Zäunen durchſchnitten und mit Häuſern verſehn ward; dort ſchleicht die Bille und die Alſter durch fette Wieſen hin; dort wogt die Elbe majeſtätiſch fort, von tauſend Böten und kleinen Schiffen durchfurcht; da liegen auf einer weiten Ebne einzelne Häuschen und Dörfer in maleriſcher Zerſtreuung umher; da prunkt die auf Hamburgs Wohlſtand gepropfte Schmarotzerpflanze, die von ſeinem Ueberfluſſe ſelbſt zur ſchönen Stadt gediehen iſt, Altona, mit ſeinen Thürmen und den kleinen, zu Häven bereiteten, Krümmungen des Stroms: in jede Bucht deſſelben drängen ſich Schiffe zuſammen.

Hier iſt der Wall zu Ende, und ich ſtaune in Hamburgs Häven herab. Es hat zwei derſelben, den einen für die Fluß-, den andern für die Seeſchiffe: beide werden zu gleicher Zeit mit den Thoren geſchloſſen. Viele hundert Schiffe, von allen Nationen Europens, die nur eine Küſte beſitzen, liegen hier beiſammen: mit jedem günſtigen Winde ſegeln mehrere ab oder kommen an. Der Reichthum, der Glanz der einzelnen Stadt, die ſie bewirken, — o, das ſind Nebendinge! Ich ſehe das koſtbarſte Kleinod, das Heiligthum der deutſchen Nation. Durch dieſes Baſſin vorzüglich wird es an das Intereſſe aller Welttheile geknüpft, empfängt ſeine Induſtrie Leben. Nicht Niederlagen des deutſchen Handels allein, Quellen der Cultur, Verbindungs-Organe mit allen Völkern der Erde, das Koſtbarſte, was Deutſchland beſitzt, ſind die Hanſaſtädte. Gleichwohl — welch ein Schimpf! — ſieht man ſie oft von jedem Volke oder Fürſten nach Willkühr brandſchatzen. Nie iſt der deutſchen Nation ein größerer Hohn geſprochen worden, als durch die Mißhandlung Hamburgs, während des jetzigen Krieges, indeß alle Fürſten, von einem Ende Deutſchlands zum andern, unter Waffen ſtanden. Doch ich breche ab! — Ich will ja nicht politiſiren. —

Bis zur Rührung intereſſant iſt mir der Wall an heitern Sonnabenden. Dann geht die ganze Hamburgiſche Juden-Colonie, mit ihren beſten Kleidern angethan, hier ſpazieren: Weiber und Mädchen mit dem höhern orientaliſchen Stempel der Schönheit, großen, glühenden Augen, der antiken, idealiſchen Form der Naſe, ohne tiefe Einbiegung an der Wurzel, dem üppigen Wuchs der ſchwarzen Locken; — Männer, mit Minen voll Grämlichkeit und heimlichen Grolles; das Gepräge erzwungener Niedrigkeit, in jedem Aufblicken, jeder Bewegung; — Kinder, die ſchon das Gefühl des ungerechten Druckes zu haben ſcheinen, den ihre Väter erdulden müſſen, und dem ſie ſelbſt entgegen wachſen! — In allen Geſichtern liegt freudenloſe Förmlichkeit, ſcheue Fremdheit, ſo bald ein Chriſt an ihnen vorübergeht. Voll Verachtung meiden die meiſten Chriſten an den Sonnabenden dieſe Promenade, und mit furchtſamer Bedenklichkeit ſah ich manche Juden jedem von ihnen nachblicken, der ihnen hier noch zufällig begegnete. Sie wiſſen, daß faſt nie ein Paar derſelben an ihnen vorübergeht, ohne ſich höhniſche Bemerkungen, oft nicht einmal leiſe genug, um überhört zu werden, zuzuflüſtern. Deutſche! Wenn einſt die Zeit die ärmliche Form zerſchlägt, die euch itzt noch zu dem Gleichniſſe eines Volkes zuſammen hält: — welches Loos euch erwarten mag, es kann nie härter ſeyn, als das, welches ihr an dieſen Armen verſchuldetet. Nach einer langen Reihe von Jahrhunderten zwingt ihr ſie, den Rechten nach, noch Fremdlinge in ihrem Vaterlande zu bleiben; und indeß faſt alle andre Nationen entſcheidende Schritte thun, um ſie endlich einmal ihrem Staats-Körper ganz einzuverleiben, macht ihr es ihnen noch ſtreitig, auf euren Promenaden, oder in euren Wirthshäuſern zu erſcheinen! [1] — Geſtehen Sie, meine Freundin, wenn die Deutſchen in nichts Selbſtſtändigkeit zeigen, ſo thun ſie es wenigſtens in ihrer Beharrlichkeit in Vorurtheilen und Fehlgriffen.

---

[1] In Frankfurt am Mayn iſt es noch itzt den Juden verboten, die Promenade der Chriſten zu betreten. In Hamburg verbot ein Gaſtwirth ihnen im J. 1798. durch die Zeitungen, zu ihm zu kommen.

Fünfter Brief.

An Herrn S.

Unaufhörlicher Wechſel iſt das Weſen der Zeit: warum wollen wir ihr etwas Bleibendes aufdringen? Der vergängliche Menſch ſollte nichts Unvergängliches ſtiften wollen. Wo es ihm gelingt, mit ungeheurem Aufwande etwas zu ſchaffen, das ihn um einige Jahrhunderte überlebt, hat er ſeinen Enkeln meiſtentheils etwas in den Weg geſtellt, das ſie mit ſpöttiſchem Lächeln oder gar mit Widerwillen betrachten, und mit großen Koſten fortſchaffen müſſen. Es iſt nichts als Sprachgebrauch, ſehr alte Dinge oder Menſchen ehrwürdig zu nennen: ſie gießen eine ganz andre Empfindung in unſre Seele, als Ehrfurcht. Was den vorigen Zeitaltern majeſtätiſch ſchien, belächeln wir, und was uns mit ſtaunender Bewunderung erfüllt, findet die Nachwelt vielleicht unerträglich geſchmacklos.

Unmöglich kann man ſich dieſer Betrachtungen erwehren, wenn man die Hauptdenkmäler des Mittelalters, die Kirchen beſucht, vorzüglich in den Reichsſtädten, die, ſelbſt nur eine Ruine des Mittelalters, alles, was dieſes ihnen zurück ließ, ſorgfältig erhalten. Hamburg hat, glaube ich, zwanzig Kirchen; nur einige wenige davon ſind neu und geſchmackvoll, vorzüglich die Michaelis-Kirche: die übrigen zeigen deutlich, daß es die zehnte oder die funfzehnte Generation vor uns war, die ſie ihren Urenkeln aufthürmte: es ſind ungeheure, dunkle, fürchterliche Hölen, die Schaudern einflößen.

Die älteſte unter ihnen iſt der Dom, der im Jahr 1106., wie er itzt noch daſteht, erbaut wurde, und außer der Hauptkirche und ihren Hallen, auch noch zwei Kapellen enthält. Der hohe Thurm deſſelben hat ſich ſchon etwas gebeugt; er hängt voll Glocken, hat aber keine

Uhr. — Nur mit Schaudern tritt man in dies alte Gemäuer, ſo verfallen, dunkel und ſchmutzig iſt alles; ſo nahe ſcheint es dem Einſturze. Gleichwohl iſt es gut, daß Reiſende es nicht unbeſehen laſſen, da es ein Hauptbehälter der Hamburgiſchen Alterthümer iſt. Bey jedem Schritte faſt ſtößt man auf eine Denkwürdigkeit: hier iſt das Grabmahl eines Pabſtes, der 965. zu Hamburg ſtarb; dort das Bildniß des berühmten Albert Cranz; dort das Wahrzeichen Hamburgs bei den wandernden Handwerksgeſellen, der tanzende Eſel mit der Sackpfeife, eine der bizarreſten Hieroglyphen, auf die der menſchliche Geiſt gefallen iſt, und die, wie es ſcheint, 1516. aufgeſtellt wurde, u. ſ. w.

Zu den Eulen und Fledermäuſen, die das alte Gemäuer bewohnen, hat ſich auch der Kaufmannsgeiſt geſellt, der in Hamburg in jedem Winkel thätig iſt. Die eine Capelle iſt ſeit vielen Jahren die Niederlage der Tiſcher, die hier Betten, Tiſche, Schränke u. ſ. w. ausbieten.

Auch ein Buchhändler hat ſich zu ihnen geſellet, und in den Kreuzgängen und auf dem Kirchhofe ſtehen überall Trödler aus mit alten Kleidern und neuen Flugblättern. So kömmt überall wieder Leben aus dem Tode hervor! — Der Handel mit den Pamphlets wird vorzüglich dadurch begünſtiget, daß der Dom unter der Gerichtsbarkeit des Dom-Capitels ſteht, folglich unter Hannöveriſcher Hoheit. So oft der Hamburgiſche Magiſtrat eine Schrift verbietet, liegt ſie hier zur Schau aus, und jede Publikation der Art iſt nur eine Anzeige, daß auf dem Domplatze etwas Intereſſantes zu haben ſey.

Gegen Weihnacht werden die alten Domhölen mit einemmale glänzend, und das Leben zieht ämſig und lärmend in dieſe Behauſung der Todten ein. Auch in Hamburg nämlich, wie in den meiſten lutheriſchen Städten des nördlichen Deutſchlands herrſcht der Gebrauch, das Weihnachtsfeſt durch einen ſogenannten Chriſtmarkt zu feiern. Acht Tage vorher ſchlagen ſich die Zuckerbecker, die Galanteriehändler und andre in den Kreuzgängen, in der Haupt-Kapelle und in einem Theile des Doms ſelbſt, Bretterbuden auf, und legen ihre Herrlichkeiten aus. Alle Laden ſind, wie Sie ſchon vermuthen werden, ſchön erleuchtet, aber ſie nehmen ſo viel Raum in den ſchmalen Gängen ein, daß höchſtens zwei Menſchen neben einander hingehn können, und etwa ein Dritter am Tiſche ſtehen kann. An allen Ecken ſtellt man daher Wachen hin, die darauf ſehen müſſen, daß die Kommenden auf der einen, die Gehenden auf der andern Seite hinter einander hinwandeln. In den erſten Abendſtunden des Tages vor dem Feſte ſchickt man die Kinder hierher; auch die jungen Mädchen mit ihren Freundinnen, die jungen Weiber mit ihren Cicisbeen, alle, die nur nicht zu vornehm oder zu weiſe ſind, ſich zu freuen, ſtellen ſich nach einander hier ein, und werden vom Taumel der Freude ergriffen. Man neckt, man lacht, man ſchreit, man beſchenkt einander, — das gebräuchlichſte Geſchenk, ſagt man, das Ehemänner an dieſem Tage der Freude von ihren jungen Weibern empfiengen, ſey ein ſolches, das man ihnen verberge. Von hieraus ergieſſt ſich der Strom des freudigen Lärmens durch alle Gaſſen der Stadt; man drängt ſich in den Weinkeller des Raths, in die Reſtaurations, in die Läden der Confituriers u. ſ. w.

Späterhin verſammlet ſich der Pöbel. Dann ſieht man an den hellen Plätzen ein buntſcheckigtes, lumpiges, ekelhaftes Geſindel gaffen und toben; an den dunkeln ſollen oft Leute beſtohlen oder gemißhandelt werden; aber in dem innerſten, finſterſten Theile des alten Eulenneſtes, der gar nicht erleuchtet wird, geht es luſtiger zu. Hier in der ſinkenden Kirche, in ſchauderhaftem Dunkel, unter Modergerüchen, auf wankenden Grabſteinen, — keimt ein Theil der [illegible] auf, die um zwanzig Tage hier grauen wird.

Ich folge einer Gruppe von Männern und Weibern, die ſich lärmend die Stiegen hinauf und hinab auf die Straße drängt, und gelange mit ihr auf den Jungfernſteig, eine vortreffliche Promenade, die im Bezirk der Stadt, längs der Binnen-Alſter hingeht. Dieſe letzte iſt die vornehmſte Zierde Hamburgs. Sie iſt ein weites ruhiges Baſſin, von einer beinah regelmäßig-viereckigten Geſtalt. An den beiden ſchmalern Seiten deſſelben ſpiegeln ſich Häuſer in denſelben; an der einen längern geht die dreifache Allee des Jungfernſteiges hin, an der andern ein hoher, gleichfalls mit Bäumen bepflanzter Damm. Dem Handel ſelbſt gewährt es keine Vortheile, da es in keiner offenen Gemeinſchaft mit den ſchiffbaren Armen der Elbe ſteht: es ſcheint bloß dem Vergnügen gewidmet. An Sommerabenden ſchwimmen eine Menge ſchön verzierter Gondeln auf ihm, und aus jeder faſt tönt Muſik und frohes Lachen zum Ufer her. Steht dann der Mond am heitern Himmel, ziehen die Schwäne durch ſein Bild, das auf dem Waſſer zittert, zwiſchen den Gondeln umher, iſt mit dem Thorſchluß das Toſen der Betriebſamkeit verſtummt und tiefe Ruhe auf alles herabgeſunken: — oft ſtand ich dann eine halbe Stunde lang an einen Baum gelehnt, und ſah der zauberhaften Scene zu, indeß bald hier, bald dort ein Paar flüſternder Spaziergänger an mir vorüber zogen, und auf dem Hinter-Grunde des Baſſins und ſeiner aufſteigenden Dünſte, ſchwebende Geiſtergeſtalten ſchienen. Alle Kräfte der Phantaſie regte das Schauſpiel auf und beſchäftigte ſie. Wie oft vergaß ich ſo, bis eine vorüberdonnernde Kutſche meinen Traum verſcheuchte, daß ich mich nur umzuwenden brauchte, um mich mitten in einer Stadt zu ſehn, in einem Gedränge von Menſchen, jeder von ihnen gefoltert von gierigen Plänen um Gewinnſt oder Genuß; jeder unglücklich durch einen unerreichten Wunſch, jeder ſein kurzes Daſeyn vergeudend an Habſucht, Ehrgeiz oder betäubendem Sinnenrauſch! —

Der Winter verändert die Scene. Die Luſtböte verſchwinden, und ſobald ein hinlänglich ſtarker Froſt das Baſſin mit feſtem Eiſe belegt hat, verſammelt ſich alles darauf, was mit ſtählernen Sohlen beflügelt, zu fliegen gelernt Thialfs wehenden Tanz.

Eine Menge von Menſchen iſt dann beſchäftigt, den Schnee wegzuſchaffen, um einen Schilling zu verdienen. Andre bieten auf dem Eiſe Schlittſchuhe zur Miethe aus, oder haben in kleinen Bretterbuden erwärmende Getränke feil, und Knaben, Jünglinge und Männer fliegen hier in buntem Gewimmel umher. Ich ſtand einſt mit K — — ck am Ufer, und ſah den Wirbeln zu. Der in ſo vielfacher Rückſicht ehrwürdige Greis erzählte mit jugendlichem Entzücken von den Freuden des Eislaufs und ſeiner ehemaligen Virtù darin. — Als ich noch Knabe war, flüſterte mir ein Freund lächelnd zu, wollte K — — ck mich im Eislaufen unterrichten, und jede Lehre, die ich befolgte, brachte mir eine tüchtige Brauſche ein.

So oft ſich auch Unglücksfälle ereignen, läßt ſich der Magiſtrat doch nicht beigehen, — wie ich es an einem Paar andern Orten zu meinem Erſtaunen fand, — das Eislaufen zu verbieten. Er begnügt ſich, Wachen auszuſtellen, um die Wagehälſe auch wider ihren Willen von den gefährlichen Stellen zurückzuhalten, und denjenigen, die dennoch verunglücken, beizuſtehen. In einem Wachhauſe am Ufer ſind alle Geräthſchaften, die zur Wiederbelebung Halbtodter dienen können, und die Soldaten ſelbſt wiſſen einigermaßen Beſcheid, wie ſie zu brauchen ſind, ſo daß auch die Zwiſchenzeit bis zur Ankunft eines Wundarztes nicht verloren wird. — Selbſt bis auf die Schwäne erſtreckt ſich die Sorgfalt der Policei-Vorſteher. Ein abgelegener Winkel des Baſſins wird immer für ſie aufgeeiſet und mit Futter verſehen. Durch ihren langen Aufenthalt haben ſie gleichſam das Bürgerrecht erlangt, und eine hohe Strafe rächt es, wenn eins dieſer Thiere verletzt oder getödtet wird. —

Der Jungfernſtieg, der, wie geſagt, das eine Ufer der Binnen-Alſter ausmacht, ſcheint ſeinen Namen per Antiphraſin erhalten zu haben. Er dient, vorzüglich in der Mittagsſtunde,

ſtunde zur ſogenannten Pantoffelbörſe, das heißt, zum Paradeplatz aller Mädchen, die von der Nicht-Jungfrauſchaft leben, von den mit Brillant-Ringen und Atlas-Gewändern ausgeſtatteten Schönen bis zur Lumpendirne, die durch Lüpfung des zerflickten Linnenrocks die Lüſternheit eines Karrenſchiebers zu erregen ſucht. —

Eine ſchlanke Geſtalt, alle Reize der Unſchuld und Jugend im blühenden Geſichte, geht ſittſam und mit edelm Anſtande vor mir her. „Unmöglich!" flüſterte ich einem Freunde zu, der mich am Ermel zupft. „Reden Sie ſie nur an!" So einſam, meine Dame? Darf ich Ihnen meinen Arm bieten? — Ich danke Ihnen! Aber ich wohne nicht weit von hier. Wollen Sie mir folgen? — Ein andermal, Liebchen. — Ich gehe am Abende in die Comödie. Der erſte Gegenſtand, den ich erblicke, iſt meine Schöne, die, im höchſten Glanz der Mode, in einer Loge des erſten Ranges ſitzt. Das heißt in der That die republikaniſche Freiheit ein wenig weit treiben.

Sechſter Brief.

An Madame W.

Wer kann am Ufer des Meers, am Fuß eines Vulkans luſtwandeln, ohne über die ewigen Geſetze der Natur zu grübeln? Wer unter Ruinen einhergehn, und nicht in Nachſinnen über den ewigen Wechſel verſinken, der die Geſchichte der Menſchheit und alles, was ihr angehört, ausmacht? Die Reichsſtädte, vorzüglich die hanſeatiſchen und ihre Verfaſſung, ſind ſolche Ruinen, hier und dort wieder zu einer haltbaren Wohnung ausgebeſſert. Ich werfe meinen Blick weiter: — das ganze deutſche Reich gleicht der Ebene von Palmyra, iſt nichts als ein Ruinenfeld, wo man die ſonderbarſte Miſchung von Anlagen entdeckt, und die zwanzigſte Generation, unfähig die Trümmern und Säulenſtümpfe fortzuſchaffen, welche die neunzehn vorhergehenden zurück ließen, ſie wenigſtens durch Dächer und Wände zur bizarr geſtalteten, aber doch einigermaſſen ſichernden Hütte zu verbinden wußte. — Haben Sie Luſt, meine Freundin, dem Gang meiner Gedanken, oder, wenn Sie wollen, Phantaſien, zwiſchen dieſen Denkmälern der Vorzeit, zu folgen, und die Art, wie ſie entſtanden, im Vorübergehn zu betrachten? — Hat Ferguſon — und die ruhig betrachtende Vernunft, — Recht, iſt der geſellſchaftliche Zuſtand der natürliche des Menſchen, ſo können wir auch die Verfaſſungen der Geſellſchaft als Produkte der Natur, nämlich der menſchlichen, anſehn, die nach gewiſſen unabänderlichen Geſetzen entſtehen, ſich fortbilden, reifen und ſich auflöſen. Umſonſt tritt hier oder dort ein höherer Geiſt der ewig wandelbaren Natur in den Weg, und will ihr durch Regel der Weisheit, durch genau abgemeſſene Formen eine dauernde Geſtalt aufzwingen. Er ſiegt ſcheinbar für eine kurze Friſt: bald behält ſie wieder die Oberhand, und geht ihren ewigen Wechſelgang fort. So hemmt der Damm, den ſpielende Knaben über den Bach ſchlugen, den Lauf des Waſſers für einige Augenblicke: aber es ſchwillt, es ſtürzt über ihn hinweg, trägt ihn mit ſich fort, und ſetzt ihn zerſtückt an die Krümmungen ſeines Ufers ab.

Ueberall, ſo weit wir zu dem Urſprunge der Geſellſchaften hinaufſteigen können, finden wir, daß gemeinſchaftliches Intereſſe die Menſchen in Verbindung brachte; daß überlegene Stärke die Gleichheit der Verbundenen aufhob; daß der Mißbrauch der Ueberlegenheit oder die Ausartung der Stärke ſie von ihrem erzwungenen Throne herabſtürzen ließ, den ein Klügerer einnahm; daß dieſer, um ſich vor einem ähnlichen Sturze zu ſichern, ſich Beſchränkungen im Gebrauch ſeiner Gewalt vorſchrieb oder vorſchreiben ließ, und ſo eine geſetzliche Verfaſſung entſtand; daß endlich, nach längerm oder kürzerm Wechſel der Herrſcher, die Rechte aller Bürgerklaſſen durch Geſetze beſtimmt und geehrt wurden; daß endlich der Mißbrauch dieſer Geſetze ſelbſt und der Hülfsmittel, welche die Verfaſſung zu ihrer Aufrechthaltung darbot, den Untergang des Staates nach ſich zog.

In der ältern Geſchichte ſehen wir immer nur einzelne Länder dieſe Umwandlungen erdulden; ſeit den Jahrhunderten aber, die wir das Mittelalter nennen, giengen ſie faſt in unſerm ganzen Welttheile zugleich vor. Die nordiſche Heeresflut, welche den weſtlichen Römerſtaat zertrümmert und den Untergang des öſtlichen vorbereitete, warf in allen Ländern, über die ſie hinſtrömte, die bürgerliche Geſellſchaft auf eine ihrer unterſten Stufen zurück, und faſt gleichen Schrittes arbeitete ſie ſich in allen wieder zu einer höhern herauf.

Nicht ſowohl Fürſten, als oberſte Kampfgenoſſen waren die meiſten Heerführer der nordiſchen Barbaren. Wehe ihnen, wenn ſie es wagten, irgend ein Vorrecht üben zu wollen, das den Anſprüchen ihrer Mitſtreiter zu nahe trat. Als Clovis, der Stifter der fränkiſchen

Monarchie, ſich einſt zu Soiſſons, bei der Theilung der Beute, eine koſtbare Vaſe ausbat, und die Meiſten ſie ihm ſchon ſchweigend zugeſtanden hatten, ſprang ein gemeiner Streiter aus dem Haufen vor, zerſchmetterte das Gefäß mit ſeiner Streitart, und rief: Du ſollſt nichts erhalten, was das Loos Dir nicht zuſpricht. Eine Menge ſolcher Züge in der Geſchichte jener rauhen Eroberer machen es nur zu glaublich, daß ein ähnlicher Schlag den Schädel des Fürſten würde zerſchellet haben, wenn er es je gewagt hätte, ſeinen Privatwillen mit Gewalt durchzuſetzen.

Sobald die Barbaren ſich aber anſiedelten, und dadurch im weiten Lande vereinzelten, ward das Verhältniß ihres Fürſten verändert. Da ihm, als dem oberſten Schiedsrichter, die Vertheilung des eroberten Landes überlaſſen war, wurde es ihm leicht, ſich durch partheiliche Begünſtigung Anhänger zu erkaufen; da er in den Provinzen Repräſentanten ſeiner Würde aufſtellte, deren Autorität von der Aufrechthaltung der ſeinigen abhieng, ſchuf er ſich in dieſen eine noch mächtigere Parthei, die immer bereit war, ſeine Sache um der ihrigen willen zu vertheidigen; da endlich die einzelnen Streiter in den Diſtrikten, die ihnen zugefallen waren, die Tyrannen gegen die Eingebohrnen ſpielten, lernten ſie auch bald geduldige Sklaven ihres Herrn zu ſeyn, und der Fürſt wurde unumſchränkt.

Dies war der erſte Niederſchlag aus dem wilden Chaos, die erſte regelmäßige Geſtalt der neuen Staaten. Aber da der Deſpotismus der Fürſten ſich weder auf Geſetze, noch ſogar auf Herkommen gründete, konnte er auch nur ſo lange beſtehen, als ſie ſelbſt tapfere und kluge Männer waren. Sobald ſie, berauſcht von der unumſchränkten Gewalt, in Schwelgerei und die Folge derſelben, Stupidität verſanken, waren ſie nichts mehr als gekrönte Sklaven ihrer Oberbeamten, die in ihrem und bald in dem eigenen Namen regierten. Wollten dieſe indeß auf dem uſurpirten Herrſcherthrone ſicher ſeyn, ſo mußten ſie auch den übrigen

Großen Rechte zugeſtehn: die Belehnungen, deren Dauer anfangs nur von dem geneigten Willen des Königs abhieng, wurden auf Lebenszeit verliehen, wie es z. B. in Frankreich unter Carl Martels Verwaltung geſchah. Sein großer Sohn, Pipin, und ſein größerer Enkel, Carl, herrſchten mit Kraft, und wußten ihrem Reiche ungeheure Zuwüchſe, ihrer Autorität Gewicht zu verſchaffen: aber ſchon Carls Nachfolger, Ludwig, war nicht mehr im Stande, die große Rolle fortzuſpielen. Bei dem blutigen Zwieſpalt, den ſeine Schwäche in ſeiner eigenen Familie veranlaßte, errangen die Großen die Erblichkeit der Lehn. Dies war die zweite Geſtalt des Staates. Von nun an ſtanden zweierlei geſetzmäßige Gewalten einander gegenüber: die königliche und die, der mächtigen Vaſallen.

Die letzte war der Schwäche abgetrotzt, alſo wuchs ſie unaufhaltſam fort bis zur völligen Unabhängigkeit. Die ſchwachen Monarchen ſahen bald kein anderes Mittel, die Ueberreſte ihrer Macht zu erhalten, als dem Gewicht ihrer Lehnsleute einen neuen Stand zum Gegengewichte zu geben. Sie begünſtigten alſo das ohnehin lebhafte Vordringen der Geiſtlichkeit; ſie häuften Rechte und Schätze auf ſie: — aber ſie hatten ſich bald nur ein neues Uebel dadurch geſchaffen. Die Vorzüge, die ſie der Geiſtlichkeit zugeſtanden, waren im Grunde die nämlichen, welche die weltlichen Vaſallen ſchon beſaßen: bald wuchs ſie alſo mit dieſen zuſammen, und ſie hatte in ihrem Anſchein von Heiligkeit ein noch viel furchtbarers Mittel, ſich geltend zu machen, als das Schwerdt der Fürſten und Ritter war. Sie begnügte ſich nicht damit, ſo unabhängig zu ſeyn wie dieſe: ſie wollte herrſchen im Staate, und ſelbſt die Krone nach ihrem Gutdünken verleihen. Dies war die dritte Geſtalt, welche die Staaten annahmen: der Regent ſtand, unmächtiger als jemals, zweien Ständen gegenüber, die er in beſtändigem Zwieſpalt zu erhalten ſuchte: wurden ſie eins, ſo war er vernichtet. Er ſann auf neue Gegengewichte, und ſie boten ſich ihm von ſelbſt dar.

Das Volk hatte man bis itzt überſehen; man ahnete gar nicht, daß es zu etwas Beſſerem tauglich ſeyn könnte, als von den obern Ständen gemißbraucht zu werden, und ihnen allenfalls Werkzeug zur Ausführung ihrer Plane zu ſeyn. In Italien aber, wo es einſt ſo große Rechte beſeſſen hatte, wo große Maſſen in befeſtigten Städten verſammlet waren, und überall Keime ehemaliger Induſtrie wieder aufzuſproſſen begannen, — in Italien erinnerte das Volk ſich zuerſt ſeiner Wichtigkeit und ſeiner Rechte. Die Städte verkauften, bei den blutigen Krönungszügen der deutſchen Kaiſer ihren Beitritt zu einer oder der andern Parthei, gewöhnlich nur für die Beſtätigung jener Rechte. Handel und Gewerbe lebten auf, ſobald es nur einige Sicherheit für ihren Erwerb gab: bald waren viele Städte ſtark genug, nicht nur ihre Selbſtſtändigkeit zu behaupten, ſondern die benachbarten kleinen Fürſten und Ritter zu

Anerkennung ihrer Oberherrlichkeit zu zwingen, oder ſie zu verjagen.

Dieſe Erſcheinung öffnete nach und nach den Regenten aller Staaten die Augen. Sie hatten das Mittel gefunden, die übermächtigen Vaſallen zu ſchwächen, und eifrig wandten ſie es an. Ueberall, am früheſten aber in Frankreich und Deutſchland, gaben ſie den Städten ihrer Domänen, bald aber allen, die nur ſtark genug waren, ſich einigermaßen ſelbſt zu beſchützen, in Freibriefen das Recht, ſich ihre Obrigkeiten zu erwählen, Geſetze abzufaſſen, für die Sicherheit ihrer Perſonen und ihres Eigenthums Bündniſſe zu ſchließen u. ſ. w. — gegen die Verpflichtung, als Reichsſtand den Monarchen in ſeinen Kriegen zu unterſtützen. Die Landleute, die weder in großen Maſſen beiſammen wohnten, noch Mauern und Waffen beſaßen, konnten dieſe günſtige Geſinnung des Regenten nicht benutzen: daß diejenigen, die in die Städte gezogen waren und dort ein Handwerk übten, von der Leibeigenheit befreit wurden, daß man dieſe allmälig ganz abzuſchaffen ſuchte, war alles, was man für ſie thun konnte: der große Hauſe der Landleute blieb unter der Gerichtsbarkeit des Adels, und ſo entſtand der ſonderbare Riß im Körper des Volks ſelbſt, durch den Bürger und Bauern getrennte Stände bildeten.

Bei dieſer vierten Umgeſtaltung blieben die Staaten nicht ſtehen. Die Kreuzzüge zerrütteten die Macht der obern Stände; der überall aufblühende Handel bereicherte die Bürger, und in kurzem verbanden ſich die Städte, vorzüglich in Deutſchland, zu einem eigenen Staatskörper, der den Fürſten, dem Adel und der Geiſtlichkeit auf gleiche Weiſe Trotz bot, und ſie alle zu unterjochen drohte. Für ihr Daſeyn zitternd, ſchloſſen ſich die ſogenannten obern Stände an den Thron, und ein neuer Kampf begann. Er war weder lang noch blutig. Der Handel war das Band, das die Städte an einander knüpfte; ſobald man Eiferſucht unter ihnen erregte, löſte es ſich auf, und die Fürſten konnten ſich die meiſten einzeln unterwerfen, — ſie aber nur dadurch in der Unterwürfigkeit erhalten, daß ſie ihre Rechte ehrten. So gewannen die Staaten die fünfte Geſtalt, in der die Stände zwar noch geſondert ſind, aber alle auf gleiche Weiſe unter dem Schutz allgemeiner Geſetze ſtehn, und der Fürſt, als Bewahrer und Vollſtrecker derſelben, für das Wohl aller wacht.

Das iſt die Entſtehungs-Geſchichte unſerer jetzigen monarchiſchen Staatsverfaſſungen. Sieht man auf das Detail und die Gegenwart, ſo ſcheinen ſie ſehr von einander verſchieden. Blickt man auf den Punkt zurück, von dem ſie ausgiengen, und auf das Ganze: ſo bemerkt man unter allen die größeſte Aehnlichkeit. Mag das Volk durch Repräſentanten Antheil an der Staatsverwaltung nehmen, oder nicht: man hat ſeine Kräfte kennen gelernt; man ſieht es für einen wichtigen Stand an, auf deſſen Beſtes man immer furchtſam Rückſicht nimmt, auch wenn man ihn nicht zu Rathe zieht. Mag die Geiſtlichkeit Prälaten an ihrer Spitze haben, oder nicht: immer beſitzt ſie Rechte, die man reſpektirt. Verſammle ſich der Adel als ein Oberhaus oder als ein Landtag, oder beſtehe ſein Vorrecht nur in der Steuerfreiheit und im ausſchließlichen Beſitz gewiſſer Würden: genug er kann nirgend geſetzlich deſpotiſiren, (über die Leibeigenen ausgenommen, die keine Staatsglieder ſind;) und ſteht nur noch als geehrte, mehr zierende als nützende, Stütze des Thrones da. Heiße der Regent — wie er wolle: ſeine Autorität gründet ſich nur darauf, daß er Bewahrer und Vollſtrecker der Geſetze iſt, und er ſelbſt erkennt es an, indem er ſelbſt ſeinem Privatwillen das Anſehen eines fürs Ganze heilſamen Geſetzes zu geben ſucht.

Iſt dieſer Zuſtand die höchſte vollkommenſte Reiſe, deren die Geſellſchaft fähig iſt? — Die es nicht glauben, ſagen: „Nur dasjenige, — wir mögen uns mit noch ſo großer Anſtrengung bemühen, das Gegentheil zu glauben und zu bewirken, — nur dasjenige beſtehe, was ſeiner

Natur nach nothwendig ſey. Der Adel und die Geiſtlichkeit haben — jener, ſeitdem er aufhörte, einziger Wehrſtand zu ſeyn, — dieſe, ſeitdem unſere religiöſen Ideen ſo weit gereinigt ſind, daß wir keiner Vermittler bei der Gottheit mehr zu bedürfen glauben, — ihren Nutzen in der bürgerlichen Geſellſchaft größtentheils verloren. Sie beſtehen nur noch deshalb, weil es für den Augenblick Unordnungen, vielleicht gräßlich, wie in Frankreich, veranlaſſen würde, wenn man ſie plötzlich fortſchaffen wollte. Aber, geſchehe es nun durch eine Umwälzung, geſchehe es durch ein allmäliges Verſchmelzen: ſo ſcheine es unvermeidlich, daß endlich Stände *überall* in Eine Maſſe zuſammenfließen werden, — vielleicht nur, um ſich nach einer längern oder kürzern Zeit wieder in einer andern Geſtalt zu ſondern.“ — Es würde mich hier zu weit führen, das Wahre in dieſem Raiſonnement von dem Falſchen ſondern zu wollen. —

Siebenter Brief.

Nach dem frühen Ausſterben des Carolingiſchen Hauſes in Deutſchland hörte die Kaiſerwürde auf, erblich zu ſeyn. Wahlfürſten haben nie Gewalt genug, ihrem Staate eine bleibende Geſtalt zu geben: immer haben ſie eine Gegenparthei zu bekämpfen, oder müſſen fürchten, ſich eine zu erwecken, wenn ſie durchgreifend handeln wollen; daher gelangte in Deutſchland keine einzige jener Umgeſtaltungen der Verfaſſung zu einer ſo völligen Allgemeinheit, wie in den meiſten übrigen Staaten. Es gieng dieſem Lande wie den ſchwächlichen Menſchen, die immer aus einer Krankheit in die andere fallen; ihr Körper hat nicht Kraft genug, irgend eine ganz auszubilden oder zu überwinden, behält daher von jeder bleibende Narben oder Schwächen zurück, und wird eine Muſtercharte von Gebrechen.

Bei jeder Umgeſtaltung der Verfaſſung blieben in Deutſchland große Maſſen zurück, welche das Gepräge der vorigen Form tragen, und ſchwerlich giebt es eine mögliche gute oder verwerfliche Einrichtung, die nicht in irgend einem Winkel des Römiſchen Reichs zu finden wäre. Wir ſehen ein Oberhaupt, das zwar außer ſeinen Erbſtaaten keine unumſchränkte Souverainetät fordert, ſie aber ausübt, ſoweit es kräftig genug langen kann; — Fürſten, die ihr Vaſallen-Verhältniß gegen das Oberhaupt des Reichs anerkennen, aber unabhängig von ihm ſind und ſelbſt gegen daſſelbe handeln, ſo oft es ihr Vortheil verlangt; — hier unumſchränkte Regenten; dort Landſtände, die nach Gefallen Gehorſam zugeſtehen oder verſagen; — hier Geiſtliche als Fürſten, dort den ganzen Stand der Geiſtlichen ohne politiſchen Einfluß; — hier demokratiſche, dort ariſtokratiſche Republiken, mitten in Staaten, die faſt kein aktives Geſetz kennen, als den Willen des Fürſten: — und dieſes ungleichartige Gemiſch, ganz ohne beſtimmten Charakter, heißt Ein Reich, — und bildet wirklich nicht ein Ganzes, aber doch eine Maſſe, die ſich durch — gemeinſchaftliches Intereſſe verbunden glaubt, und ſich gegen jede Umgeſtaltung auf — Pergamente beruft. — — — —

Die intereſſanteſte Ruine bilden die Reichsſtädte und unter dieſen das Ueberbleibſel des hanſeatiſchen Bundes, bei deſſen Entſtehung und Geſchichte wir einen Augenblick verweilen wollen.

In jenen gräuelvollen Zeiten, da es nur Tyrannen und Sklaven gab, und die Staatsverfaſſungen nichts Bleibendes hatten, als die Willkühr der Uebermächtigen, — in den erſten Jahrhunderten des Mittelalters hatte natürlich auch die Induſtrie der Deutſchen eine ſehr rohe Geſtalt. Die Verfertigung der Zeuge und Kleidungsſtücke war das Geſchäft der Weiber. Von ihren Töchtern und Sklavinnen umgeben, ſpann, webte, nähete und ſtickte jede Hausmutter, von der Fürſtin bis zur klein ſten Edelfrau herab, in ihrem Frauen-Zimmer, für ihren Gatten und für den letzten männlichen Hausgenoſſen: selbſt die Höflinge erhielten von der Fürſtin zu den Feſttagen eigene Gewänder, von der Leibfarbe des Regenten und mit ſeinem Wappen geſtickt, die der Urſprung der Livreen ſind. — Die eigentlichen Handwerke und der Ackerbau wurden von Sklaven geübt, bei deren Verkauf man den Preis nach der Kunſt machte, die jeder gelernt hatte. Es war natürlich, daß bei dieſer Geſtalt der Induſtrie, in jeder Familie nur ſo viel producirt wurde, als ihr Hausbedarf forderte, und daß für den Handel kein Ueberſchuß bleiben konnte: auch gab es faſt keinen, als den die wandernden Juden, und ſpäterhin die Lombarden, im Einzelnen führten.

Carl der Große, dieſer Schöpfer nicht ſeines Reiches allein, ſondern auch der Cultur ſeiner Nationen, bot alles auf, Kunſtfleiß und Handel in Aufnahme zu bringen. Er erließ Vorſchriften über die Haushaltung, über den

Ackerbau, und die Anſchaffung fremder Materialien für die Fabriken; er baute Städte in Deutſchland, führte Markttage ein, legte ſogar einen Handelsweg nach Bardewig an, und erließ ſtrenge Befehle zur Sicherheit der Waarentransporte. Dieſe Einrichtungen waren Keime, die ſich in der Folgezeit zu etwas ausbildeten, deſſen Möglichkeit er ſelbſt gewiß nicht ahnete. Carls Nachfolger, bald auch die Fürſten der einzelnen Provinzen, giengen auf der Bahn fort, die er vorgezeichnet hatte. Sie vervielfältigten die Marktplätze und Heerſtraßen, machten die Flüſſe ſchiffbar, baueten Brücken, und ſetzten eigene Beamten ein, die über Ordnung und Sicherheit bei dem Handel wachen mußten. Zwar fiengen ſie auch ſchon frühe an, Zoll und Weggeld zu erheben, doch den erſten nur bei dem wirklichen Verkaufe der Waaren, das letzte an ſolchen Orten, wo die Wegbarmachung großen Aufwand forderte.

Sicherheit und Bequemlichkeit lockten bald die betriebſamen Lombarden und Juden in größerer Menge herbei, und die ausländiſchen Waaren, die ſie feilboten, erweckten die inländiſche Induſtrie, da dieſe allein Mittel gewähren konnte, ſich jene zu verſchaffen. Die Reichthümer, welche die Fremdlinge erwarben, erregten die Nacheiferung der Deutſchen ſelbſt; freie Männer zogen den Handel jeder andern Erwerbsart, beſonders dem Ackerbau vor, der ſie an den Boden feſſelte, und ſie oft um ihre Freiheit brachte. Sklaven, die ein Handwerk gelernt hatten, ſiedelten ſich, heimlich oder mit Erlaubniß ihres Herrn, in den Marktplätzen an, wo ſie, bei dem Zuſammenfluß von Menſchen, ihre Gewerbe mit größerm Gewinne üben konnten, und mit jedem Jahre wurden die Städte volkreicher und bedeutender.

Indeß hatten ſie noch keine Verfaſſung, die ihren Bewohnern Rechte ſicherte. Sie waren unbedingt dem Willen des Fürſten oder des Ritters unterworfen, auf deſſen Gebiete ſie lagen, und ihre einzige Obrigkeit war meiſtentheils ein Vogt, den er einſetzte: übrigens ſtanden die

Stadtbewohner auf Einer Stufe mit den Landleuten, das heißt, ſie wurden oft mit willkührlicher Tyrannei behandelt, und hatten keinen Antheil an der Verwaltung des Landes. Ritter und Geiſtliche machten die einzigen Stände aus, welche Staatsbürger-Rechte hatten. Erſt als, etwa zweihundert Jahr nach Carl dem Großen, Kaiſer Heinrich der Vogler mehrere Städte, zur Vertheidigung gegen die Hungarn und Slaven, mit Mauern umgab, und einen Theil der Ritter zwang, ſich in denſelben nieder zu laſſen, wurde der Stand der Burgbewohner oder Bürger ehrenvoller. Sie erhielten das Recht, ſich ſelbſt, neben dem Vogte, Richter zu wählen; das Privilegium, daß jeder Sklave, den ſie unter ſich aufnahmen, nach einer beſtimmten Zeit frei war, und daß ſie gegen jede zu ſchreiende Bedrückung ihres Landesherrn den Schutz des Kaiſers anrufen durften.

Einmal auf den Weg der Induſtrie geführt, erwarben die Bürger bald große Reichthümer; einmal im Beſitz einiger Rechte ſuchten ſie dieſelben bald zu erweitern. Die allgemeinen Fehden zwiſchen den Fürſten und Rittern gaben ihnen Gelegenheit, ſich immer neue zu erwerben; und die Zerrüttung, welche der Fanatismus durch die Kreuzzüge veranlaßte, führte viele zu einer Art von Unabhängigkeit. Mehr als Eine Stadt erkaufte ſich dieſelbe für eine Summe, durch die ſie ihren Tyrannen in den Stand ſetzte, ſich den Tod in Paläſtina zu ſuchen.

Das Aufblühen der Städte und das Wohlleben der Bürger erregte den Neid der Ritter, die ſich meiſtentheils durch die Kreuzzüge zu Grunde gerichtet hatten. Da ſie kein anderes Werkzeug des Erwerbes beſaßen, als ihr Schwerdt, ſo erhoben ſie Befehdungen und Straßenraub zu einem Gewerbe: aber der Bürgerſtand hatte ſchon zu viel innere Stärke erlangt, als daß ihn Bedrängungen der Art hätten niederwerfen können: der Druck erweckte nur ſeine Elaſticität, und gab ihm Kraft mächtiger aufzuſtreben.

Man verheerte die Aecker und Gärten der Bürger: ſie ſchloßen einen Bund, oder eine Hanſa, die Gewalt vereint zurück zu werfen. Man plünderte ihre Waarentransporte: ſie ſchloſſen zu jeder Reiſe eine Hanſa, und zogen in bewaffneten Caravanen durchs Land. Die Beſchwerlichkeit des Transportes machte es ihnen nothwendig, in den fremden Städten Niederlagen für ihre Waaren einzurichten: zur Erleichterung der Koſten, und um ihre Rechte nachdrücklicher zu behaupten, traten ſelbſt die Kaufleute mehrerer Städte in Eine Hanſa, deren Oberbeamten, unter dem Namen der Hansgrafen, von den fremden Regierungen anerkannt wurden. Als endlich der Seehandel ſein Netz um alle Küſten des nördlichen Europa's ausſpannte, der Landhandel auf allen Heerſtraßen Deutſchlands ſeine Caravanen, auf allen Flüſſen ſeine Barken hinſchickte, traten die bedeutendſten Städte in einen großen Bund, den Räubern nicht nur zu widerſtehen, ſondern ſie zu vertilgen; ihre Verfaſſung gegen den Neid der Fürſten aufrecht zu erhalten; dem Handel eine regelmäßige, bleibende Geſtalt zu geben, und die wirklichen oder vermeinten Rechte deſſelben gegen jedermann mit bewaffneter Hand geltend zu machen. Das waren die Zwecke der mächtigen Hanſa, die an den Küſten Holſteins entſtand, bald den Bürgerſtand des ganzen Deutſchlandes zu ſich verſammlete, den Fürſten von Europa ehrwürdig wurde, Jahrhunderte lang in allen ſeinen nördlichen Meeren Geſetze gab, und endlich nicht der Uebermacht ihrer Feinde, ſondern dem Umſchwunge des Handels erlag.

Achter Brief.

An Dieſelbe.

Ehe wir die Entſtehung der Hanſa, in der Mitte des 13ten Jahrhunderts, und ihre Geſchichte unterſuchen, erlauben Sie mir, meine Freundin, noch einen Blick auf den damaligen Zuſtand des jetzt geſitteten Europa zu werfen. Es gewährt eine traurige Anſicht. Ueberall findet man Regenten, die kein andres Mittel kennen, ihren wankenden Thron gegen ihre adlichen oder fürſtlichen Vaſallen zu ſichern, als daß ſie das Volk anreizen, ſeine Rechte geltend zu machen, und die gleichwohl wieder ängſtlich dieſe Vaſallen um ſich her verſammeln, ſobald die Städte ſelbſtſtändig zu handeln und ihrer habſüchtigen Willkühr zu widerſtehen verſuchen. Ueberall finden wir einen Adel, der nach fürſtlichen Rechten ſtrebt; nur dann die Oberherrſchaft des Landesherrn anerkennt, wann er Schutz bedarf, und ſie verachtet, ſobald er der Stärkere iſt; auf die Vorrechte ſeines Standes trotzt, und gleichwohl in ewigen Fehden unter ſich ſelbſt verwickelt, ſich nur dann vereinigt, wann der Fürſt oder die bedrängten Stadtbewohner ihm eine ſeiner Uſurpationen entreißen wollen.

Wir finden den Ackersmann faſt überall noch als willenloſen Sklaven; wir finden einen neuerſchaffnen Bürgerſtand, der ſelbſt noch über ſeine Entſtehung erſtaunt ſcheint; in dem neuen überraſchenden Gefühl ſeiner Kraft, deren Daſeyn er noch vor kurzem nicht ahnete, ſich bald gegen den Adel, bald gegen den Fürſten gewaltthätig erhebt, und wenn er geſiegt hat, ſich wieder ſorglos ſeine Vortheile abliſten läßt; täglich die Zugeſtehung neuer Rechte erzwingt, ohne die heilſame Anwendung derſelben, oder die Mittel zu ihrer Aufrechterhaltung ganz zu kennen: ein Herkules-Knabe, der die Schlangen erwürgt, die ihn in ſeiner Wiege anfallen, aber noch nicht mit eigener Kraft zu ſchreiten vermag. Wir ſehen mitten in dieſer ſchrecklichen Verwirrung das Chriſtenthum an den Küſten des baltiſchen Meeres, in Aſien und Afrika, im wüthenden Kampfe mit dem Heidenthum und dem Islamismus, in den Ritterorden Corporationen ausbrüten, deren ganzer Endzweck Eroberung und Herrſchaft iſt, und deren Glieder gleichwohl ſich verpflichten, nichts Eigenes zu haben und keine Nachkommenſchaft zurück zu laſſen, die der Frucht ihrer Bemühung genießen könnte. Wir ſehen eine Geiſtlichkeit, die in allen Ländern wie üppig wucherndes Unkraut emporſtrebt, jetzt von dem Fürſten Wohlthaten erſchleicht, jetzt ſich wider ihn mit dem Adel verbindet; überall durch Ränke Zwietracht anſpinnt und durch Argliſt herrſcht; überall zu Einem furchtbaren Staate unter einem Oberhaupte verbunden iſt, das, in ſeiner eigenen Reſidenz oft verſpottet und mißhandelt, nur ſeine Donnerſtimme erheben darf, um das ganze übrige Europa zu erſchüttern.

Deutſchland, unter einem erwählten, alſo minder mächtigen Oberhaupte, vereinigte alle Greuel, welche die übrigen Staaten verheerten, in viel höherm Grade in ſich: kein Wunder alſo, daß hier die erſte, auf gegenſeitiges Intereſſe mit Weisheit gegründete, Verbindung, ſchnell gedieh, und der Stand, deſſen Glieder zuerſt aufrichtig zu treuem Bunde Hand in Hand ſchlugen, ſehr bald ein großes Uebergewicht über die andern erhielt. Glücklicherweiſe war es einer von jenen Ständen, die zum wahren Körper eines Staates gehören: und deren Zweck nicht Herrſchaft, ſondern Induſtrie iſt. Dieſem Umſtande verdankt Deutſchland, und vielleicht ganz Europa, einen großen Theil ſeiner jetzigen Cultur.

Die Stifter der großen Hanſa waren bekanntlich, Lübek und Hamburg. Beide hatten erſt kurz vorher ihre Freiheit von den Dänen errungen, Hamburg im Jahre 1225., Lübek im folgenden. Daß die Flüſſe, an denen ſie gebaut ſind, auf verſchiedene Meere leiten, reichte bei der damaligen Kindheit der Handlung hin, ſie vor Eiferſucht unter einander zu ſichern; ihre nachbarliche Lage dagegen machte, daß ſie faſt immer nur gemeinſchaftliche Feinde hatten, und ihr lebhafter Verkehr, daß jeder Verluſt, den die eine dieſer Städte durch Räubereien oder Unterjochung litt, auch immer die andre empfindlich traf. Dieſe Rückſichten bewegen ſie im Jahr 1241 ein Bündniß zu ſchließen, deſſen urſprüglicher Zweck nur darin beſtand, die Wege zwiſchen beiden, und die Schiffſahrt auf der Elbe, von Räubern zu reinigen. Dieſe Räuber waren aber mächtig genug, das Gebiet der Städte, oder ſie ſelbſt anzufallen: der Bund wurde alſo zur wechſelſeitigen Unterſtützung gegen jeden Angriff erweitert, und in wenigen Jahren war er ſo ehrwürdig und furchtbar geworden, daß ſchon 1246 Braunſchweig in denſelben aufgenommen zu werden ſuchte, um gegen die Angriffe ſeines eigenen Herzogs geſichert zu ſeyn. Es geſchah, und reichte hin, dieſer Stadt ihre Freiheit zu erhalten.

Zwei Jahre nachher hatte der neue Bund den erſten furchtbaren Sturm zu ertragen. Erich Ploapennig, König von Dännemark, hatte den Plan gemacht, Holſtein wieder mit ſeiner Krone zu verbinden. Er ſandte ein Landheer gegen den Grafen aus, aber weil er wußte, daß der neue Bund dieſen unterſtütze, ließ er zugleich alle Schiffe und und Waaren der Lübeker, die ſich in ſeinen Häven fanden, wegnehmen, und bereitete ſich, mit einer anſehnlichen Flotte die Trave zu ſperren. Im muthigen Hochgefühl ihrer neuen Freiheit, kamen ihm die Republikaner zuvor. Der Bürgermeiſter von Lübek, Alexander von Soltwedel, lief mit einer Anzahl von Kriegsſchiffen aus, ſuchte die däniſche Flotte auf, ſchlug ſie, verheerte Dänemarks Küſten, verbrannte Copenhagen mit dem Schloſſe des Biſchoffs Abſalon, eroberte die Feſtung Steckenburg, und kehrte mit unermeßlicher Beute zurück.

Dieſe ſiegreiche Unternehmung und das Glück, mit welchem die Hanſa die Holſteiniſchen Raubſchlöſſer zerſtörte, gab dem Bunde, trotz ſeiner Jugend, einen ſo großen Glanz, daß mächtige ausländiſche Fürſten ſich wetteifernd um ſeine Freundſchaft bewarben. 1250. erhielt er wichtige Privilegien in Schweden, und die Freiheit ein Comtoir in London anzulegen. Zwei Jahre ſpäter ſtiftete er ein zweites in Brügge; ein drittes 1260. zu Newgorod, und wenigſtens nach der gewöhnlichen Meinung 1269. ein viertes zu Bergen in Norwegen. Als er 1260. zu Lübek den erſten Hanſatag hielt, erſchienen ſchon von einer Menge Städte Abgeordnete. Von der Narowa bis an die Gränzen Frankreichs und tief im Innern Deutſchlands, bewarben ſich alle bedeutende Städte um die Aufnahme in denſelben, und als er 1294. von dem Könige von Norwegen einen ehrenvollen Frieden erzwang, unterzeichneten dieſen ſchon fünf und achtzig verbündete Städte.

Neun-

Neunter Brief.

An Dieſelbe.

Eine genaue Nachricht von der Verfaſſung dieſer merkwürdigen Verbindung des Kaufmannsſtandes im ganzen Norden von Europa, und ihre ausführliche Geſchichte wäre hier nicht am rechten Orte: aber eine kurze Ueberſicht beider wird Ihnen, meine Freundin, hoffentlich nicht unangenehm ſeyn, da Ihrem reifen Verſtande nur die Lektüre wirklich unterhaltend ſcheint, die Ihre Kenntniſſe vermehrt.

In der Zeit ihrer höchſten Blüthe hatte die Hanſa drei Klaſſen von Mitgliedern: wirkliche, das heißt, ſolche, welche gemeinſchaftlich die Leitung und die Koſten ihrer kriegriſchen und merkantiliſchen Unternehmungen, ihrer Comtoire, ihrer Unterhandlungen mit Fremden u. ſ. w. übernahmen; — bloß zugewandte Städte, die gegen eine gewiſſe Abgabe den Schutz der Hanſa genoſſen: — ſolche Städte endlich, die bloß in Handelsverbindungen mit der Hanſa ſtanden, und Handelsſachen nach den Geſetzen derſelben entſcheiden ließen.

Der Bund war in vier Quartiere getheilt, von denen jedes ſeine Hauptſtadt hatte: die Hauptſtadt des ganzen aber war Lübek, nicht allein der Keim, ſondern lange Zeit die reichſte und mächtigſte Stadt der Hanſa. 1. Ihr Magiſtrat ſchrieb die Zuſammenkünfte aus; in ihr wurden in jedem dritten Jahre die großen Verſammlungen oder Tagefahrten gehalten; ſie bewahrte das Zeughaus, das Archiv und die Caſſe des Bundes auf, und ihre Bürgermeiſter be-

---

1. In welchem Verhältniſſe Lübek zu den übrigen Städten ſtand, zeigte z. B. die Rüſtung, welche die Hanſa gegen die Vitalien-Brüder machte. Hamburg gab zu derſelben ein Schiff und funfzig Mann; alle preußiſche Städte zuſammen, zwei Schiffe und zweihundert Mann und Lübek allein, gleichfalls zwei Schiffe und zweihundert Mann.

fehligten in der Regel ſeine Flotten. Die hanſiſchen Urkunden wurden mit dem Lübekiſchen Stadtſiegel verſehen; das Lübekiſche Recht, ſeinem Grundbeſtandtheile nach die Geſetze, welche Heinrich der Löwe dieſer Stadt gegeben hatte, galten als allgemeines Geſetzbuch, ja, 1294. faßte die Hanſe ſogar den Beſchluß, daß man in ſtreitigen Rechts-Fällen nicht an Kaiſer und Reich, ſondern nach Lübek appelliren ſolle.

Auf den Hanſatagen wurden Policei-Geſetze, ſowohl in Rückſicht auf die innere Verwaltung der einzelnen Städte, als auf das Verhältniß derſelben zu einander entworfen. Wer in einer derſelben wirklicher Bürger war, galt in allen Städten als hanſiſcher; wer das Bürgerrecht in einer Stadt verlor, hatte es für alle eingebüßt. Städte, die dem Ausſpruche der Tagefahrt nicht Folge leiſteten, mußten eine Geldſtrafe erlegen, oder wurden aus dem Bunde geſtoßen u. ſ. w. Die meiſten dieſer Geſetze betrafen indeß die Form des Handels, und beweiſen, mit welcher Einſicht und Kraft der

Bund nach einem allgemeinen Monopole ſtrebte. In keiner Hanſaſtadt durfte ein Handel geſchloſſen werden, an dem nicht ein hanſiſcher Bürger Theil nahm; kein Hanſeate durfte einem Fremden Kredit oder Kommiſſionen geben; nur hanſiſche Schiffe durften Getraide durch dem Sund und dem Belt führen, und die Weſer und Elbe befahren. Fremde durften ihre Waaren in den Hanſaſtädten nur im Großen verkaufen, und ſich nicht länger als drei Monate dabei aufhalten u. ſ. w. Die Conſequenz dieſer Einrichtungen brachte bald den Handel des ganzen Nordens in die Gewalt der Hanſa; die Feſtigkeit, mit der die Städte in der erſten Zeit des Bundes, bei Unterhandlungen mit fremden Fürſten, gemeinſchaftliche Sache machten; die Kraft und der Muth, mit dem ſie ihre kriegriſchen Unternehmungen führten, ſetzten ſie überall in die größeſte Achtung, und die auswärtigen Fürſten wetteiferten mit einander, dieſe Ausländer, die ihnen von der einen Seite ſo furchtbar, von der andern ſo nützlich waren, ſelbſt zum Nach theil ihrer eigenen Unterthanen, mit großen Vorrechten zu beſchenken, und wer ſie ihnen nicht freiwillig gab, dem zwangen ſie ſie ab.

Viele deutſche Fürſten nicht nur, auch der Graf von Holland, der Herzog von Brabant und der König von Pohlen geſtanden der Hanſa gänzliche Zollfreiheit zu. Auch in Portugal und Spanien erwarb ſie ſich dieſelbe, und faſt ein allgemeines Monopol durch die Hülfe, die ſie gegen die Sarazenen leiſtete. In England erhielt ſie außer dem Beſitz des Steelgards und der Guild-hall, große Vorrechte vor den Eingebohrnen ſelbſt, und übte eine unabhängige Gerichtsbarkeit in allen Angelegenheiten, die ihre Glieder betrafen. In Nowgorod wurde ihr Comtoir als ein freier Staat im Staate behandelt; ſelbſt die Gaſthäuſer, die längs den Heerſtraßen zur Bequemlichkeit ihrer Mitglieder angelegt waren, ſtanden unter der Gerichtsbarkeit der Hanſa, und nahmen niemand auf, als hanſiſche Bürger.

Die Periode, in der ſie die meiſten dieſer Vorrechte erlangte und im weiteſten Umfange genoß, ihre Blüthezeit überhaupt war das vierzehnte Jahrhundert. Ihre Schiffe durchſegelten alle europäiſchen Meere, und waren an allen Küſten willkommene Gäſte. Ueberall fühlte man das Wohlthätige ihres Gewerbes, und überall belebten ſie die Induſtrie durch den neuen Preis, den ſie ihr in den ausländiſchen Waaren aufſteckten. Eine Menge von neuen wichtigen Erfindungen waren die Folge davon. Am meiſten gewann Deutſchland durch die Hanſa. Bis in die innerſten Provinzen deſſelben drangen die Wurzeln des majeſtätiſchen Stammes, der an den nördlichen Küſten emporſchoß. Unter ſeinem Schatten hob der Bürgerſtand überall ſein Haupt empor, machte ſeine errungenen Rechte gültiger, und gab ſeiner Verfaſſung und ſeiner Betriebſamkeit eine weiſere Form. Jede Stadt erhielt ihren Magiſtrat, ihre Gilden und Zünfte. Es wurden Fabriken angelegt, Jahrmärkte und Meſſen häufiger eingeführt;

man erzwang die Sicherheit der Landſtraßen und Flüſſe, und das ritterliche Gewerbe des Stegreifs wurde niedergeſchlagen: kurz, jenes Jahrhundert öffnete in Deutſchland die unzählbaren Quellen der Cultur und des Reichthums, die zwar ſpäterhin großentheils von den Fürſten aufgetrocknet wurden, denen es aber vorzüglich die meiſten Fortſchritte, die es machte, und die Segnungen, deren es noch jetzt genießt, verdankt.

Auch als politiſche Macht ſpielte die Hanſa im 14ten Jahrhunderte eine ſehr glänzende Rolle. Welchen deutſchen Patrioten klopft das Herz nicht ſtärker vor Stolz und — Hoffnungen, wenn er den bloßen Tiers-état ſeines Vaterlandes, ungeachtet des beſtändigen innern Kampfes mit den andern Ständen, im Auslande mächtig genug ſieht, den Engländern und Flamändern im Jahre 1368. den Handel nach Dänemark zu verbieten, weil er mit dieſem Reiche in einen Krieg verwickelt war, und 1388. überhaupt allen Handel nach Flandern und Nowgorod. Im J. 1369. eroberte die Hanſa Copenhagen und eine Menge andre Städte in Dänemark, und im folgenden Jahre zwang ſie den König, ihr Schonen auf 16 Jahr abzutreten. 1395. machte ſie die Vermittlerin zwiſchen der ſtolzen Magaretha und dem Könige Albrecht von Schweden, und empfieng Stockholm als Unterpfand für geleiſtete Garantie des Vertrages. 1396. beſchützte ſie Lüneburg durch ein Kriegsheer gegen ſeinen Herzog und deſſen Verbündete u. ſ. w.

Auch der Weltbürger freut ſich der prachtvollen Blüthe der aufſtrebenden Induſtrie: aber er vergißt auch ihre Dornen nicht. Wenn es ihn von der einen Seite entzückt, den deutſchen Handelsſtand in ſo hohem Glanze zu ſehn, ſo wirft er doch auch den Blick mit Theilnahme auf die übrigen Nationen, und iſt nicht unzufrieden damit, daß jener nur eines vorübergehenden Glücks genoß. Die Hanſa bediente ſich ihrer Macht und ihrer errungenen Privilegien, die meiſten Völker des nördlichen

Europa's in einer Art von Knechtſchaft zu halten. Sie ſuchte jedes Beſtreben derſelben, auch Antheil an den Früchten der Handelsinduſtrie zu nehmen, nieder zu ſchlagen, bald durch Ränke, bald durch Beſchlüſſe, die ſie faßte, bald ſogar durch offene Gewalt. Sie zwang mehr als Einen Fürſten durch blutige Kriege, die Geſetze zurück zu nehmen, durch die er auch ſeine Unterthanen zum Handel aufmuntern wollte, und betrug ſich faſt gegen jede fremde Flagge, die ſie auf dem Meere antraf, feindlich. Mit welcher kleinlichen Eiferſucht ſie darüber hielt, der einzige Kaufmann Europens zu ſeyn, beweiſt das Geſetz, daß kein Hanſiſcher mit einem Außerhanſiſchen Großhandel treiben ſolle, und das ſpätere, daß nur ein Hanſiſcher in Liefland die ruſſiſche Sprache erlernen dürfe.

Jede gemißbrauchte Gewalt richtet ſich ſelbſt zu Grunde: keine Lehre wiederholt die Geſchichte öfterer und furchtbarer, — und keine fruchtloſer. Nur einzelne große Männer hatten Einſicht genug, ſie zu benutzen: aber

Corporationen war es nie möglich. Der Geiſt jeder Geſellſchaft folgt unaufhaltſam den Eingebungen des Standes-Intereſſe, und führt ſie ihrem Untergange entgegen.

Durch das Beiſpiel der Hanſa zu größerer Thätigkeit geweckt, und doch durch ſie in derſelben gehindert, bemühten ſich die andern Nationen voll Unwillen, das Joch der eigenſüchtigen Monopoliſten abzuſchütteln. Gleich mit dem Anfange des 15ten Jahrhunderts begann ein öffentlicher Kampf gegen ſie, in dem ſie zuerſt bei ungebrochenen Kräften, und ſo lange ſie mit Einzelnen zu thun hatte, zwar ſiegreich war: denn keine Einzelne konnte dieſe Zwiſchenhändler, die ſie mit andern Nationen verbanden, entbehren. — Als aber mehrere Feinde zugleich ſich erhoben, und durch unmittelbare Verbindungen unter ſich die Hanſeaten überflüſſig machten, war der Untergang des Bundes unvermeidlich.

Die Engländer, dies Volk, das durch die Beſchaffenheit ſeines Landes und ſeiner Küſten ſo ganz dazu berufen ſcheint, die vornehmſte Rolle auf dem Meere zu ſpielen, waren das erſte, das gegen die Hanſa feindlich handelte. Nach vielen vergeblichen Verſuchen, ſie auf eine glimpflichere Weiſe zur Entſagung der drückenden Privilegien zu bringen, die ſie in London an ſich geriſſen hatte, oder wenigſtens gleiche in den Hanſaſtädten zu erlangen, griffen die Engländer ihre Schiffe an und plünderten ſie. Dies bewog die Hanſa, allen Handel nach England zu unterſagen. Zwar kam es nach einigen Seeſchlachten wieder zum Frieden, da beide Theile einander noch nicht entbehren konnten, aber der heimliche Krieg der Rivalität dauerte immer fort, und brach oft wieder öffentlich aus.

Aehnliches Mißvergnügen mit ihrem habſüchtigen, befehlshaberiſchen Benehmen, und wahrſcheinlich geheime Machinationen der Engländer, bewogen 1419. den König von Caſtilien, Johann II. ihr den Handel in ſeinen Staaten zu unterſagen. Sie wollte ihn mit einer Kriegs-

Flotte behaupten, aber dieſe wurde geſchlagen, und ſie verlor 48 Schiffe. Auch dieſer Zwiſt wurde durch Traktaten beigelegt, aber die nachtheiligen Folgen davon waren unvermeidlich. Man hatte gelernt, daß man der hanſeatiſchen Zufuhr allenfalls bei eigner Thätigkeit entbehren könne, und man vergaß es nicht wieder.

Furchtbarer als dieſe beiden Feinde wurden die Holländer, die ſich in die Oſtſee drängten, und faſt überall willkommen waren. Die Hanſa verfolgte ſie mit Erbitterung, ja, 1426, kündigte ſie Dänemark den Krieg an, weil es die Härings-Fiſcherei der Holländer an der Küſte von Schonen nicht verbieten wollte. Sie hatte ſich nur, ohne ihren Zweck zu erreichen, einen Feind mehr zugezogen, über den ſie zwar, wie über die andern, oft ſiegte, gegen den ſie aber [illegible] auch oft einbüßte, — und alle Beute, die ſie machte, ſtand in keinem Verhältniſſe zu dem Verluſte, den ſie durch die allgemeine Stockung ihres Handels erlitt.

Gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts häuften ſich die Unfälle noch mehr. Die Genueſen, die ſchon im Jahr 1350. ſich an der Küſte des ſchwarzen Meeres angeſiedelt hatten, bemächtigten ſich allmälig des ganzen aſiatiſchen Handels, den die Hanſa bis jetzt über Nowgorod getrieben hatte; Iwan Waſſiljewitſch I. zerſtörte das Comtoir zu Nowgorod; Amerika und der Weg nach Oſtindien wurde entdeckt. Der Handel umwanderte jetzt die ganze Erde: die kleinen Republiketten, die ſich um die Herrſchaft auf der engen Oſt- und Nordſee ſchlugen, mußten wohl zur Unbedeutendheit herabſinken.

Indeß die Hanſa auswärts mit gefährlichen Stürmen kämpfte, und noch gefährlichern entgegen ſah, nagte mehr als ein Wurm an ihrer Wurzel. Von der einen Seite erwachte der Neid unter den Städten ſelbſt, und jede Abtheilung derſelben ſuchte ſich zum Nachtheil der übrigen in dieſem oder jenem Lande den Alleinhandel zu erwerben, z. B. die Liefländiſchen

Städte in Rußland, die Preußiſchen in Pohlen u. ſ. w. Von der andern Seite gewannen die monarchiſchen Staaten mehr Conſiſtenz. Es gelang den Fürſten endlich, die ſtreitenden Vaſallen zu unterwerfen, und die ganze Macht ihres Landes in ihre Hand zu ſammeln. Der erſte Gebrauch, den ſie in Deutſchland von ihr machten, war, daß ſie die freien Städte im Bezirk ihres Gebietes zu unterjochen ſuchten, — und es gelang ihnen an vielen Orten leichter, als ſie wohl ſelbſt gehofft haben mochten. Anfangs zwar unterſtützte die Hanſa ihre bedrängten Glieder, als aber die Angriffe an zu vielen Orten zugleich geſchahen, als der Seekrieg zu großen Aufwand forderte, — da ergriff ſie ein Mittel, welches das offene Geſtändniß ihrer Schwäche war. Sie faßte 1494. den Beſchluß: da der Zweck ihres Bundes nur die Beförderung des Handels ſey, wolle ſie ſich weiter nicht um die übrigen Verhältniſſe ihrer Glieder zu den Fürſten, und um ihre Verfaſſungen, bekümmern. Die nachtheiligen Folgen, die dieſer eigne Be ſchluß haben mußte, zeigten ſich ſehr bald im Anfange des folgenden Jahrhunderts. 1518. wurden vierzehn Städte, unter denen Berlin, Breslau, Krakau und Halberſtadt waren, von ihren Fürſten gezwungen den Bund zu verlaſſen, und da er jetzt weder politiſche Sicherheit, noch, bei der Rivalität der andern Nationen große merkantiliſche Vortheile mehr gewährte, folgten ihnen bald ſehr viele andre freiwillig nach.

Ueberhaupt liefert die ganze hanſeatiſche Geſchichte des ſechszehnten Jahrhunderts nichts als eine Reihe von widrigen Ereigniſſen, und gleichſam eine Krankengeſchichte des Bundes, der ſich ſeiner Auflöſung nahete. In Deutſchland ſelbſt wurde er von der Politik Carls des 5ten bedrängt, der alles aufbot, die Fürſten gegen ihn in Zorn zu bringen und ihn zu ſtürzen, um den Handel ſeiner geliebten Niederlande blühender zu machen. Die Reformation unterſtützte ſeine Bemühungen, indem ſie nicht nur die Städte unter einander entzweiete, ſondern auch in ihrem Innern Unruhen entſtehen ließ. — Portugal durch den Beſitz des oſtindiſchen Handels; Spanien, durch den weſtindiſchen, waren nicht nur bedeutende Seemächte geworden, ſetzten nicht nur durch ihre außereuropäiſchen Produkte eine Menge neuer Bedürfniſſe an die Stelle jener, welche einſt den Bund bereichert hatten, ſondern haßten in ihm ihren vormals übermächtigen Rival, und nahmen ihm ſeine Privilegien. — Frankreich bedurfte nur eines ſehr geringen auswärtigen Handels, und dieſen zogen die Engländer größtentheils an ſich. — England ſelbſt hatte in dieſem Jahrhundert eine Reihe von Regenten, welche die Aufnahme des Handels zu ihrem Hauptzwecke machten. Heinrich der Achte, Maria und vor allen die weiſe Eliſabeth wußten ihm einen ſolchen Schwung zu geben, daß die Hanſa bald gar nicht mehr als Nebenbuhlerin in Betracht kam. Große Flotten der Engländer ſegelten jetzt jährlich ins mittelländiſche Meer, in die Nord- und Oſt See, und ſeit der 1556. gemachten Entdeckung auch nach Archangel, das bald

bald der Hauptkanal des ruſſiſchen Handels wurde. Eine Menge engliſcher Kaufleute, die einzeln große Unternehmungen machten, ſiedelten ſich ſelbſt in Deutſchland an, unter dem Namen der Avantüriere, und als die Hanſa ihre Aufnahme verbot, ergriff die Königin Eliſabeth den Vorwand begierig, der Hanſa nicht nur alle Privilegien, die ſie noch in England beſaß, ſondern ſelbſt den steelyard zu nehmen; nur nach ſehr demüthigenden Unterhandlungen erhielt ſie ihn zurück. — Mehr als alles dieſes aber ſchadete ihr der lebhafte Eifer, mit dem die Holländer ſeit ihrer Abſchüttelung des Spaniſchen Joches an allen Küſten Mittel ſuchten, ihre theuer erkaufte Freiheit zu ſichern. — Nur in Schweden und Dänemark ſchien der Hanſa im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts ein leuchtender Glückſtern aufzugehn. Aus Dankbarkeit für ihre Unterſtützung gegen Chriſtiern gaben Guſtav Waſa und Friedrich der Zweite, König von Dänemark, ihr ausſchweifende Privilegia: aber eben, weil ſie ſo ausſchweifend waren, ergriffen beide die erſte Gelegenheit, ſie zurück zu nehmen. Nach einem blutigen Kriege fühlte die Hanſa ſich glücklich, auf verhältnißmäßig ſehr beſcheidene Bedingungen im Jahr 1546. Frieden ſchließen zu können, und auch die wenigen Vortheile, die ihr in demſelben zugeſtanden wurden, behielt ſie nicht lange. — Rußland ſuchte ſie, ſeit der Entdeckung von Archangel, ganz von ſich zu entfernen, und nach der Mitte des Jahrhunderts entriß es, in Verbindung mit Schweden und Pohlen, ihnen eine ſehr wichtige Anzahl von Gliedern durch die Eroberung der liefländiſchen Städte.

Schon im Jahr 1553. hatten die äußern und innern Widerwärtigkeiten den Bund ſo ſehr herabgebracht, daß nur noch 60 Städte in demſelben waren. Von Jahr zu Jahr, je lebhafter die andern Nationen aufſtrebten, ſank er mehr, und im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts war ſeine völlige Auflöſung entſchieden. Umſonſt hielt man in den Jahren 1607.:8.:9.

Hanſatage: von jedem blieben andere Städte aus, weil ſie die Koſten der Geſandtſchaft entweder nicht erſchwingen konnten, oder ſie für verloren anſahen. Umſonſt ſchloß Lübek im Namen der Hanſa neue Handelstraktate mit Rußland, Brabant, Frankreich und Spanien; umſonſt ſogar 1613. ein Bündniß mit ihren Todfeinden, den Holländern: alle dieſe Maßregeln dienten nur dazu, durch ihre Fruchtloſigkeit zu beweiſen, daß die Uebel des Bundes unheilbar wären, und im Jahr 1630. kamen ſeine noch übrigen Glieder darin überein, ihn völlig aufzuheben, und ihren künftigen Schickſalen allein entgegen zu gehn.

Warum die Hanſa unterliegen mußte, ſobald die andern Völker ſich's einfallen ließen, mit ihr zu wetteifern, iſt leicht einzuſehen. Sie kennen das Bonmot des Spaniſchen Geſandten, dem man einſt den Markus-Schatz zu Venedig zeigte. Er blickte unter die Tiſche und ſagte: „Aber *hier* iſt das alles nicht gewachſen!“ Da haben Sie das Wort des Räthſels. Ein Handelsſtaat ohne eignes nennenswerthes Gebiet, der alſo nicht mit eignen Produkten ſein Gewerbe treiben kann, iſt immer ein Baum ohne Wurzel. Die Hanſa hatte Haven, Schiffe und Fabriken: ſonſt nichts! Sobald alſo die Völker Europens ihre Natur-Produkte ſelbſt verarbeiteten, und ihre Fabrikate ſelbſt verführten, war die Goldquelle des Bundes verſiegt. Wäre es ihm gelungen, Länder zu erobern, wenigſtens Colonien anzulegen, ſo beſtünde er noch.

Aber wir können zufrieden ſeyn, daß das nicht der Fall iſt. Es iſt eine Schwachheit, daß wir den Untergang einer Einrichtung, die uns durch ihren Glanz imponirte, und die für eine beſtimmte Zeit ſehr heilſam war, bedauren. Eben weil ſie ſo ganz für den Zeitpunkt berechnet war, da man ſie traf, paßt ſie für einen andern nicht; und weil ſie kraftvoll nützte, mußte ſie bald überflüſſig werden. Als alle Stände der Staaten mit einander in ewiger Fehde ſtanden, war es gut, daß einer der nützlichſten ſich verband: aber was wäre Deutſchland, wenn er noch itzt von der Maſſe des Volks iſolirt, als eigner Staat daſtünde? Was wäre Europa wenn es den deutſchen Bürgern gelungen wäre, ſeine allgemeine Induſtrie zu hindern?

Neunter Brief.

Auch die Hanſa alſo gieng im Laufe des dreißigjährigen Krieges unter, der ſo vieles zertrümmerte, und ſo wenig Nützliches ſchuf. Sie hörte in ihrer ausgedehnten Geſtalt auf, weil ſie den meiſten verbündeten Städten keine Vortheile mehr gewährte: die Gründe indeß, welche einſt Hamburg und Lübek zum Bunde bewogen hatten, dauerten zum Theile noch fort, und ſie wenigſtens ſchloſſen erſt auf zehn Jahre, dann 1640, auf immer einen neuen Traktat mit einander, dem auch das entferntere Bremen beitrat. Man gab dieſem neuen Bunde den Namen des alten, der Hanſa, aber er war unendlich verſchieden von jenem. Straßen-Räuber auszurotten, gab es nicht mehr; einander ihre politiſche Freiheit zu garantiren, waren die Städte zu ſchwach, dem Handel eine beſtimmte Richtung zu geben, waren ſie neben den handelnden Nationen zu unbedeutend geworden: ihre einzige Abſicht bei der neuen Verſchwiſterung konnte alſo nur ſeyn, ihre auswärtigen Angelegenheiten, zur Verminderung der Koſten, gemeinſchaftlich zu führen, und durch ihre Zuſammengeſellung eine bedeutendere Maſſe zu ſeyn, als jede einzelne für ſich war. Die fernere Geſchichte des Bundes erzählt uns faſt nur noch die Umwandlungen des Handels und der Verfaſſung ſeiner einzelnen Glieder, durch innere Streitigkeiten zwiſchen den Bürgern und ihrem Magiſtrate: ich übergehe beide, um nur einen flüchtigen Blick auf die Städte ſelbſt zu werfen.

Wenn ſie gleich auf der großen politiſchen Bühne faſt nicht mehr in Betracht kamen, ſo wurden ſie doch bald als Häven des ganzen deutſchen Reiches für ein koſtbares Heiligthum deſſelben angeſehn, und ihre Wichtigkeit wuchs, je mehrere von den übrigen Handelsſtädten ihre Freiheit verloren, oder doch, unter der ſchwer aufliegenden Hand benachbarter Fürſten zur Unbedeutendheit herabſanken. Aus jeder faſt zogen ſich die wohlhabenſten Kaufleute, alle, die Geld und Muth zu großen Handels-Spekulationen beſaßen, in jene Aſyle der Freiheit. Selbſt aus andern Ländern flohen ihnen Bedrängte in ganzen Schaaren zu, und brachten neue Schätze und neue Arten der Induſtrie mit. In ihnen floß der größte Theil von den Produkten des nördlichen Deutſchlands zuſammen, weil ſie Geld genug vorräthig hatten, ſie gut zu bezahlen; zu ihnen wiederum brachte der Ausländer am liebſten, weſſen der Deutſche von ihm bedurfte: weil ſie ihn durch keine Zölle und Verbote beſchränkten. Bald waren ſie faſt das einzige Verbindungsorgan des nördlichen Deutſchlands mit dem übrigen Europa: kein Wunder, daß die Fürſten ſelbſt eiferſüchtig über die Rechte und die Freiheiten dieſer Republiken wachten. So oft einer von ihnen Mine machte, dieſen zu nahe zu thun, traten ihm die andern mit Ernſt in den Weg, und ſo war es dieſen kleinen Freiſtaaten möglich, ihre Unabhängigkeit zu erhalten, indeß die Vergrößerungs- und Habſucht der Regenten faſt alle Länder umgeſtaltete.

Hamburg iſt die Fürſtin des neuen Bundes. Die vortreffliche Lage dieſer Stadt an einem großen Strome, der in einer ſchiefen Richtung faſt den dritten Theil von Deutſchland ſchiffbar durchſchneidet, viele Flüſſe aufnimmt, und die Produkte und Fabrikate ſehr fruchtbarer und induſtriöſer Provinzen hinabführt; — zwiſchen zwei von der Natur reichlich ausgeſtatteten Ländern, Deutſchland und Dänemark; — zwiſchen zwei Meeren, die ſie gewiſſermaßen zum Mittelpunkte des Handels im nördlichen Europa machen: dieſe Lage wird Hamburg nie völlig ſinken laſſen. Auch wenn es ſeine Freiheit einbüßte, würde es immer die erſte Handelsſtadt Deutſchlands bleiben. Die Beſchaffenheit ſeines Gewerbes kann ſich ändern; ſie hat es ſogar ſchon öfterer gethan: aber es würde immer mehr dabei gewinnen, als verlieren.

Benachbarte Städte könnten einen Theil von Hamburgs Handel an ſich ziehn: doch es völlig zu erreichen, wird nie eine derſelben vermögen.

Anders iſt es mit Lübek. Als die Hanſa entſtand, war es die bedeutendſte Handelsſtadt an der Baltiſchen Küſte, und als die übrigen Städte an derſelben aufblühten, war es ſchon im Beſitze ſo großer Schätze, daß es ſich ſehr leicht den erſten Rang erhalten konnte. Mehr als einmal ſandte es allein große Flotten, die mit 6 bis 8000 Mann beſetzt waren, aus, den nordiſchen Monarchen Geſetze vorzuſchreiben: aber dieſer Glanz war doch mehr die Frucht vorübergehender Umſtände, als bleibender Vorzüge. Im Grunde iſt Lübek nur zum Frachthandel von Haven zu Haven wohl gelegen. Seine beidan Flüſſe gehen nicht tief ins Land, und die benachbarten Provinzen ſind ſelbſt Küſtenländer, und haben ihre eigenen Seeſtädte. Sobald die Nationen anfiengen, ihre Produkte ſelbſt auszuführen, begann Lübek unaufhaltſam zu ſinken. Jetzt beſteht ſein ganzes Gewerbe faſt nur darin, daß es die Produkte eines kleinen Theils von Holſtein für ſeine Rechnung verſchifft, übrigens aber nur für Hamburg die Waaren aus dem Baltiſchen Norden empfängt oder an denſelben verſendet, welche die Hamburger nicht durch den Sund gehen laſſen wollen; — und endlich, daß es ſeine Schiffe von Haven zu Haven ſendet, um ſie zu vermiethen. — Lübeks Bevölkerung betrug, wie Becker behauptet, im Anfange des 15ten Jahrhunderts 120,000, nach einer angeſtellten Zählung im Jahr 1580. gar 200,000 — jetzt überſteigt ſie nicht die Summe von 25,000 Menſchen. Sollte es einſt dahin kommen, daß alle Nationen eine hinlängliche Anzahl von Schiffen beſäßen, oder Lübek ſeine Freiheit verlöre, ſo ſänke es unfehlbar zur völligen Unbedeutendheit herab. — In ſeiner jetzigen Lage könnte es bei einem Kriege in der Oſtſee vielleicht, wenn man eins würde, ſeine Flagge zu reſpektiren, eine vorübergehende Wichtigkeit erlangen. In den Hän den einer fremden Macht wäre es für Deutſchland gefährlich.

Bremens Lage iſt zwar vortheilhafter, als die von Lübek, aber ſein Wohlſtand iſt nicht geſicherter. Hätte dieſe Stadt nicht eine Verfaſſung, die ganz für den Handel berechnet iſt, wäre ſie nicht im Beſitz ihrer Reichthümer, ihrer Verbindungen, ihrer Anſtalten u. ſ. w., ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß ſie mit leichter Mühe von mancher andern, jetzt unbedeutenden Handelsſtadt, verdunkelt werden könnte. Von dem nordöſtlichen Deutſchlande wird ſie durch die Elbe, von dem ſüdweſtlichen durch den Rhein, durch den Main von dem ſüdöſtlichen, abgeſchnitten. Ihr Fluß, die Weſer, der ſogar zu ſeicht iſt, nur etwas beträchtliche Schiffe zu ihr hinaufzulaſſen, (ſie werden bekanntlich in Vegeſack ausgeladen:) führt ihr alſo nur aus wenigen Provinzen, von denen noch dazu ein großer Theil Haide und Moraſt iſt, Produkte zu. Das glaube ich, iſt die Urſache, warum ſelbſt wenig Fabriken und Manufakturen in Bremen etablirt, und manche, die errichtet wurden, ſchnell wieder eingegangen ſind. — Indeß iſt Bremen voritzt der Zwiſchenpunkt faſt des ganzen Land-Handels, den Frankreich, Holland und das ſüdweſtliche Deutſchland mit dem nördlichen führen, und der ununterbrochene Verkehr, den es während dieſes Krieges mit England, Frankreich, vorzüglich aber mit Amerika haben konnte, hat auch ſeinen Wohlſtand in Reichthum verwandelt, und die Zahl ſeiner Einwohner ſeit 1789. von 28,000 zu 40,000 erhöht. Mit dem Frieden wird dieſes vortheilhafte Verhältniß aber wahrſcheinlich wieder aufhören, und ſollte Bremen jemals ſeine Freiheit und in derſelben den Talisman verlieren, der den Handel in ſeine Mauern beſchwört, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer einen bequemen Ort ſuchen, und die Stadt ſchnell herabſinken würde.

Würde dieſes, würde das gänzliche Aufhören des hanſeatiſchen Städtebundes aber wohl für Deutſchland wirklich ein ſo großer Verluſt ſeyn, als man es glaubt? Fern ſey der Dünkel von mir, dieſes entſcheiden zu wollen, aber meine Gedanken darüber, erlauben Sie mir, wenigſtens anzudeuten.

Es ſcheint mir, als wenn man bei einer Unterſuchung dieſer Art das deutſche Reich und Deutſchland, oder die Deutſchen, von einander unterſcheiden müſſe. Für das Erſtere, das heißt für die zerſtückelte Form von Deutſchland, iſt das Beſtehen der Hanſaſtädte von der größten Wichtigkeit. Durch ſie wird es, ſelbſt im wüthendſten Kriege, allen großen und kleinen deutſchen Fürſten möglich, ihre Verbindung, merkantiliſche ſowohl als politiſche, mit dem Auslande fortzuſetzen, es an ihr Intereſſe zu knüpfen, gewiſſermaßen ſich vor jeder gänzlichen Unterdrückung von Seiten mächtiger Nachbarn zu ſichern. Der Fürſt, der ſich zum Herrn dieſer drei Städte machte, hätte es in ſeiner Gewalt, das übrige Norddeutſchland gleichſam zu knebeln. Die Cultur und der Handel deſſelben wären in ſeiner Hand; er würde damit anfangen, es ſich durch Zölle u. ſ. w. zinsbar zu machen, und vielleicht, wenn ſeine Staaten ſonſt nur bedeutend genug zu einer ſolchen Unternehmung wären, in hundert Jahren der einzige Beherrſcher deſſelben ſeyn. — Ob das für Deutſchland ſelbſt ein Unglück wäre? Ob die Deutſchen nicht dabei gewinnen würden, wenn ihre ganze Kraft in Eine Hand geſammlet würde? Wenn der Strom ihres Handels, ſtatt größtentheils nur drei kleinen abgeſonderten Staaten zuzufließen, ihre ganze Küſte belebte? Wenn ihre Haupt-Debouchés nicht mehr iſolirte Städte wären, die das Inland willkührlich, trotz aller Commerz-Befehle, durch eigennützige Spekulationen ausſaugen, gleichwohl aber kein einziges Kriegsſchiff zum Schutz ihres Seehandels halten können, und von jeder fremden Macht nach Wohlgefallen gedrückt und gebrandſchatzt werden? — das ſind Fragen, auf die ich mich lieber gar nicht einlaſſen mag. Nur dieſe Bemerkung erlauben Sie mir. Es würde ſich ſchwerlich beweiſen laſſen, daß London, Briſtol und Liverpool einen ausgedehntern Handel oder reichere Bewohner haben würden, als itzt, wenn dieſe Städte kleine, für ſich beſtehende Republiken wären: daß aber Englands ganze Küſte dann nicht Ein immer belebter Handels-Platz, daß Großbritannien dann nicht das reichſte Land Europens, daß ſeine Flagge nicht Beherrſcherin aller Meere ſeyn würde, ſcheint mir ſehr entſchieden. —

Die Bewohner der drei Hanſa-Städte machen ein von vielen Seiten ſehr achtungswürdiges Völkchen aus; ſie verdanken die Vorzüge ihres Charakters großen Theils ihrer Verfaſſung; ſie ſind glücklich bei derſelben: ſieht man bloß auf ſie, ſo wünſcht jeder gute Menſch ihrer Freiheit eine ewige Dauer. Das hindert aber nicht, bei dem Rückblicke auf die deutſche Nation, — eine Wahrheit zu entdecken, die ich nicht ausſprechen mag.

Zehn-

Zehnter Brief.

An Herrn S.

Eins von den Problemen, mit denen ſich der menſchliche Geiſt am unabläſſigſten beſchäftigt hat, und zu deren völligen Auflöſung er am wenigſten beſtimmt ſcheint, iſt das, einer vollkommnen Staatsverfaſſung, — das heißt einer ſolchen, in welcher die Geſetze in der wirkſamſten Kraft ſtehn, ohne daß der freien Thätigkeit der Bürger durch ſie Eintrag geſchehe; die Regierung über die Geſetze wachen und ſie geltend machen, aber nicht mißbrauchen kann; die Glieder endlich einer vollkommnen politiſchen Freiheit genießen, und doch nicht im Stande ſind, ſich einander durch dieſelbe zu ſchaden. Die erhabenſten Geiſter, welche das Menſchengeſchlecht hervorbrachte, verſuchten dergleichen Verfaſſungen zu erſinnen, und führten auch wohl zuweilen, was ſie erſonnen hatten, durch Klugheit oder offene Gewalt an irgend einem Orte aus, meiſtentheils aber mehr zum Schaden, als zum Glücke der Völker. Eine kurze Erfahrung lehrte bald, daß ſie entweder den Bürgern einen Charakter aufdrangen, der ſie von dem allgemeinen Charakter der Humanität entfernte, wie es bei den Juden, den Spartanern und andern der Fall war, — oder daß die eingeführte Form nur ſo lange tauglich blieb, als gewiſſe Umſtände dauerten. Hörten dieſe auf, ſo wurde jene nachtheilig, und das Volk mußte dann oft Jahrhunderte hindurch mit den Gewalten, die man zu ihrer Sicherheit aufgeſtellt hatte, kämpfen, ehe es ſich eine beſſere Verfaſſung geben konnte, ja, es gieng oft darüber zu Grunde. Ich glaube behaupten zu können, die beſten Verfaſſungen wurden nicht auf einmal, nicht nach den immer beſchränkten Einſichten eines Einzelnen oder Einer Verſammlung entworfen, ſondern allmälig durch den Drang der Umſtände ausgebildet; ſie erſtarrten nicht zu ſchnell zu einer ehernen Form, ſondern behielten die Fähigkeit, jedesmal ſo umgeſtaltet zu werden, als es der Vortheil des Augenblicks verlangte. Eine ſolche iſt auch die Hamburgiſche. Eine ausführlichere Erörterung derſelben erwarten Sie nicht von mir: aber ein Paar Worte über ihre Entſtehung und ein allgemeiner Abriß ihrer Grundzüge werden Ihnen, hoffe ich, nicht unangenehm ſeyn.

Als die Bewohner der Elbinſeln in die neue Stadt zu der kaiſerlichen Beſatzung zogen, um vor den Angriffen der Jüten und Wilzen ſicher zu ſeyn, fiel die Gerichtsbarkeit über ſie in die Hände des kaiſerlichen Burgvogtes: aber ſie behielten auch einen Theil ihrer alten geſellſchaftlichen Verfaſſung bei. Ihre Aelteſten oder Wittige blieben die erſten Verweſer in den meiſten Angelegenheiten, die nur dann dem Vogte vorgelegt wurden, wenn jene nicht über ſie eins werden konnten. An beſtimmten Tagen hielten ſie in Kähnen auf der Elbe Gericht, entwarfen Geſetze für ihr Völkchen, und faßten Beſchlüſſe ſe gegen die Bedrückungen, die ſich der Vogt oder die fremden Geiſtlichen erlaubt hatten. Als Herrmann Billing im Jahr 966. Statthalter von Nordalbingien und endlich Herzog von Sachſen geworden war, trat an die Stelle des kaiſerlichen Vogtes zu Hamburg, ein herzoglicher, und dieſer, in dem Bewußtſeyn, daß ſein Herr nahe genug ſey, um ihn zu unterſtützen, erweiterte ſeine Gerechtſame ſo ſehr, daß das Anſehen der Wittigen faſt vernichtet ward: aber das Schickſal kam den Hamburgern zu Hülfe. Unter Billings Nachkommen wurde Hamburg zwiſchen den Jahren 1010. und 1072. viermal zerſtört. Die Bewohner benutzten dieſe Unglücksfälle ſehr weislich: jedesmal verſtanden ſie ſich nur unter der Bedingung, daß ihre Rechte erweitert würden, dazu, ihre Stadt wieder aufzubauen. Sie erzwangen ſtufenweiſe, daß zwei aus ihrem Mittel dem Vogte als Beiſitzer zugeſellet wurden; daß er nur der Unterſuchung gemäß, die dieſe angeſtellt hatten, Urtheil ſprechen durfte; daß ſie ſelbſt ihn ernannten; ſpäterhin, daß er nur Vorſitzer des Niedergerichtes war: endlich entledigten ſie ſich ſeiner ganz.

Als 1106. Billings Stamm ausſtarb, traten an die Stelle der mächtigen Herzoge von Sachſen, die beſchränktern Grafen von Nordalbingien, als Herren von Hamburg, und ſie hatten mit immer reichern und kraftvoller aufſtrebenden Bürgern zu thun. Bei der allgemeinen Zerrüttung, den ewigen Fehden, die damals in Deutſchland herrſchten, bedurften die kleinen Fürſten unaufhörlich des Beiſtandes ihrer Unterthanen, und waren nicht immer in der Lage, ihn zu erzwingen. Die Hamburger verkauften den ihrigen gewöhnlich nur für die Erweiterung ihrer Gerechtſame. Schon 1160. brachten ſie es dahin, daß ihre Wittigen zwanzig Rathsherren erwählen durften, in deren Hände die ganze Verwaltung der Stadt niedergelegt wurde. Sie gewann dadurch die Form eines unabhängigen Staates, und wuchs nun ſo ſchnell an Reichthum und Macht, daß Friedrich Rothbart ihr 1189. auftrug, Holſtein und Stormarn zu beſchützen, ſo lange ihr Graf mit dem Kaiſer in Paläſtina ſeyn würde; ja, um Vorſchuß zu ſeinem Kreuzzuge zu erhalten, entſagte der Graf in der Reichsverſammlung allen Anſprüchen auf die Stadt, und erkannte ſie förmlich für unabhängig.

Kaum war er entfernt, ſo eroberten die Dänen Holſtein, und 1201. ſelbſt Hamburg. Nachdem ſie es zu wiederholten Malen verloren und wieder erobert hatten, ſah Waldemar II. endlich ein, daß es zu ſchwierig ſey, Bürger, die ſchon ſeit geraumer Zeit der Freiheit genoſſen hatten, in der Unterwürfigkeit zu erhalten: er verkaufte die Stadt dem Grafen von Orlamünda, für die kaum nennenswerthe Summe von 700 Mark. Auch dieſer blieb nicht lange in ihrem Beſitze. Als Adolph IV., Graf von Holſtein, ſich 1225. mit Hülfe einiger verbündeten Fürſten wieder in den Beſitz ſeiner väterlichen Länder zu ſetzen anfieng, überließ jener den Bürgern von Hamburg, die ſchon einen

Aufſtand zu erregen begannen, ihre Unabhängigkeit für 1500 Mark. Kurz darauf wurde er von Adolph geſchlagen und gefangen. Die Hamburger unterſtützten dieſen letztern in ſeiner Unternehmung gegen die Dänen mit Hülfstruppen und einer Summe von 20,000 Mark. Aus Dankbarkeit beſtätigte er, nach der Schlacht von Bornhöved, in welcher das Heer der Dänen völlig geſchlagen wurde, Hamburgs unabhängige Freiheit.

Der Magiſtrat benutzte dieſe glücklichen Umſtände, der Stadt eine regelmäßigere Verfaſſung zu geben, ihre alten hergebrachten Gebräuche und Beſchlüſſe in einen Codex, das Ordeel-Book, zu ſammeln, und endlich ihre Freiheit und die Sicherheit ihres Handels 1239. durch ein Bündniß mit den Weſtfrieſen und Hadelern, 1241. aber durch jenes mit Lübek zu ſichern, aus dem die Hanſa entſtand.

Faſt zweihundert Jahr vergiengen jetzt, ohne daß die Verfaſſung der Stadt bedeutend-

Veränderungen erlitt. Der lebhafte Gang des Handels, die Verwickelungen, in welche die Hanſa mit den fremden Staaten gerieth, und die Verhandlungen in Betreff des allgemeinen Intereſſe des Bundes, lenkte die Aufmerkſamkeit der Bürger von den innern Angelegenheiten ihrer Stadt ab, und der Magiſtrat ordnete ſie nach ſeinem Wohlgefallen. Erſt 1410. erregte er durch den Mißbrauch ſeiner Gewalt Unruhe unter der Bürgerſchaft. Es kam zu ſehr lebhaften Erklärungen: aber man legte die Zwiſtigkeiten durch einen Receß bei, vermöge deſſen dem Rathe ein Ausſchuß von ſechzig Bürgern an die Seite geſetzt wurde, die über ſein Betragen wachen mußten.

Einmal rege gemacht, blieb das Mißtrauen immer wach, und von dem genannten Jahre bis 1712. wurden ſechszehn Receſſe geſchloſſen: die meiſten nach lebhaften Unruhen, die zuweilen nur durch die Einmiſchung der kaiſerlichen Autorität beigelegt werden konnten. Das war vorzüglich bei dem letzten der Fall, durch den aber auch der Stadt eine Verfaſſung vollendet wurde, die das Gedeihen des Staates und das Glück der einzelnen Bürger auf lange Zeit ſichert. Ich will mich nicht dabei aufhalten, wie ſie nach und nach entſtand, ſondern Ihnen ſogleich ihre Hauptpunkte herſetzen. Die theoretiſchen Staatskünſtler könnten eine Menge Sachen aus ihr lernen, die zur Berichtigung ihrer kühnen Hypotheſen dienen würden: ich enthalte mich indeß aller Bemerkungen, weil die wichtigſten Reſultate, die ſich aus ihr abziehen laſſen, von ſelbſt ins Auge fallen.

Hamburg hat nur eine Klaſſe von Staatsgliedern, Bürger. Keine erblichen Standesrechte ſpalten das allgemeine Intereſſe. Niemand fühlt ſich daher ſehr verſucht, dem Stande, zu dem er gehört, zum Nachtheil des Ganzen, Vorzüge zuzuwenden: denn vielleicht gehören ſeine Kinder einſt zu den Ständen, die er itzt bevortheilen würde.

Wer in Hamburg ein Gewerbe, ſelbſt ein gelehrtes, treiben will, muß das Bürgerrecht gewinnen. Der Sohn eines Bürgers erlangt es für eine geringe Summe, ein Fremder muß eine größere erlegen, die nach der Art ſeines Gewerbes verſchieden iſt.

Bürger kann in Hamburg jeder werden, der kein Wende, kein Leibeigener oder kein Edelmann iſt, oder wenigſtens ſeinen Adel niederlegt.

Zu große Armuth oder bloßer Aufenthalt in der Stadt, ohne durch ein feſteres Band, als das Gewerbe, das man übt, an ſie geknüpft zu ſeyn, ſetzt einen Mann vielleicht zu ſehr der Verführung aus, oder macht ihn gegen das Intereſſe der Stadt gleichgültig. Nur die Bürger haben daher das Recht über die öffentlichen Angelegenheiten zu ſtimmen, die entweder in der Stadt ſelbſt ein Haus, das tauſend Speziesthaler, — oder auf ihrem Gebiete, ein Landerbe beſitzen, das zweitauſend Thaler werth iſt.

Der Magiſtrat iſt nichts, als der vornehmſte Bürger-Ausſchuß. Er theilt das höchſte Herrſcherrecht mit dem Körper der geſammten Bürgerſchaft dergeſtalt, daß keine Verordnung, die er erläßt und ſie mißbilligt, Geſetzes-Kraft beſitzt, und eben ſo wenig ein Beſchluß, den ſie faßt und er nicht beſtätigt.

Der Magiſtrat beſteht aus Gelehrten und Kaufleuten. Er wählt ſeine neuen Mitglieder ſelbſt, aber ſo, daß weder Vater und Sohn, Schwiegervater und Schwiegerſohn, oder Brüder, zugleich in ihm ſitzen dürfen; auch darf der Erwählte durch kein Amt, nicht einmal durch einen Titel, einem Fürſten verpflichtet ſeyn.

Der Magiſtrat repräſentirt den Staat bei Unterhandlungen mit andern Staaten, muß aber bei wichtigen Anläſſen Rückſprache mit der Bürgerſchaft nehmen. Er beruft ſie zuſammen, trifft die thätigen Maaßregeln, welche die äußern oder innern Verhältniſſe fordern; beſetzt die Stellen der übrigen beſoldeten Beamten, — und übt die Geſetze aus, doch ohne die vorhandenen aufheben, oder ihnen neue beifügen zu können.

Neben dieſem Repräſentanten des Staats und ſeiner Geſetze ſteht ein Repräſentant des Geſetzgebers, der Bürgerſchaft, deſſen Geſchäfte es iſt, den Gang zu beobachten, den jener bei der Ausübung der Geſetze nimmt, und die Fehlgriffe, die er thut, zu rügen. Dies iſt das Collegium der neuen Oberalten. Mit ihnen überlegt der Magiſtrat, ob die Bürgerſchaft alle zuſammen berufen werden, und was man ihr vortragen wolle. An ſie wendet ſich der Bürger, dem der Magiſtrat Unrecht that, und ſie widerſprechen jedem Eingriff in die Verfaſſung. Auch das Collegium wählt ſeine Mitglieder ſelbſt, und zwar aus einem andern, von dem es ſelbſt einen Theil ausmacht, dem der Sechziger.

Kann der Magiſtrat ſich über irgend einen Gegenſtand nicht mit den Oberalten vereinigen, ſo wendet er ſich an die Sechziger, von dieſen an das Collegium der Hundert-Achtziger, und dann an die verſammlete Bürgerſchaft.

Die Berufung dieſer letztern muß regelmäßig vierteljährlich einmal geſchehn. Die außerordentliche Verſammlung derſelben hängt in ſo weit von dem Magiſtrate ab, daß ihn kein Collegium dazu zwingen kann, doch darf er ſie auch nicht ohne Beiſtimmung der Oberalten vornehmen.

Die erbgeſeſſenen Bürger lutheriſcher Religion verſammeln ſich, wenn ſie zuſammen berufen wurden, in dem großen Saale des Rathhauſes, und wenn ihre Zahl wenigſtens 200 iſt, macht der regierende Bürgermeiſter ihnen die Vorſchläge des Magiſtrats bekannt, und theilt den Oberalten der fünf Kirchſpiele, in welche die Stadt getheilt iſt, Abſchriften derſelben mit. Alsdann begeben ſich die Bürger jedes Kirchſpiels in ein beſonderes Gemach, hören die Schrift noch einmal verleſen, und votiren, doch ohne Debatte, zum Protokoll. Die Stimmenmehrheit entſcheidet, und die Beſtätigung des Magiſtrats erhebt dieſe Entſcheidung zum Geſetze. Glaubt er dieſe Beſtätigung verſagen zu müſſen, und bleiben ſeine wiederholten Vorſtellungen bei der Bürgerſchaft unwirkſam, ſo wird eine Deputation niedergeſetzt, zu welcher der Magiſtrat zehn Glieder, und die Bürgerſchaft eben ſo viele ernennen. Der Ausſpruch dieſer Deputirten iſt immer die endliche Entſcheidung.

Die Erlaſſung neuer Geſetze, die Verträge mit Auswärtigen, die Ertheilung von Privilegien, die Beſtimmung der Abgaben, und die Vermehrung oder Verminderung des Militärs gehört vor die Bürgerſchaft; alles andre wird von beſtimmten Collegien entſchieden.

Die allgemeine Gerechtigkeitspflege iſt in den Händen zweier Tribunale, des Ober- und des Niedergerichts.

Das letzte beſteht aus zwei Rathsherren, die Prätoren heiſſen, und aus neun Bürgern. Geringe Policei-Sachen und Streitigkeiten, deren Gegenſtand nicht den Werth von 45 Mark überſteigen, werden von den Prätoren in ihren Häuſern abgemacht; jeder eigentliche Proceß aber wird vor dem geſammten Niedergerichte geführt.

Von dem Ausſpruche deſſelben appellirt man an das Obergericht, das aus dem ganzen Magiſtrate beſteht. Es kann die Entſcheidung des Niedergerichts erleichtern oder erſchweren, aber niemals umſtoßen.

Außer dieſen Tribunälen hat Hamburg für Seehandlungs-Sachen ein Admiralitätsgericht, das aus Senatoren, Kaufleuten und Schiffern, — ein Amtsgericht, das die innern Angelegenheiten der Corporationen entſcheidet, und aus Senatoren und aus Gliedern der Aemter oder Corporationen beſteht; — und endlich Landgerichte, die gleichfalls aus Senatoren und aus Landleuten zuſammen geſetzt ſind. Jeder wird alſo von Leuten ſeines Standes gerichtet.

Die Handwerker bilden, wie in ganz Deutſchland, Zünfte, aber auch die Glieder faſt aller andern Gewerbe, ſelbſt die Karrenſchieber und Brauerknechte, haben ſich zu Corporationen verbunden. Jede wählt einen Senator zum Patron, der ihre innern Streitigkeiten entſcheiden, und ihre Rechte vertheidigen muß.

Bauern hat Hamburg nicht. Die Landleute ſeines Gebiets genießen in ihren Dörfern die Vorrechte, welche die Bürger in der Stadt beſitzen. Sie haben ihre eignen Gerichte; beſtimmen ſelbſt die Abgaben, welche ſie erlegen wollen u. ſ. w.

Die Rathswürden tragen ziemlich anſehnliche Beſoldungen, die Nebenämter der Senatoren und die Collegien-Stellen aber nichts ein. Die untern Beamten werden wiederum beſoldet, und gewiſſe Claſſen von Bedienungen ver-

verkauft der Rath an Leute, die er für tüchtig erkennt, aber die Beſitzer derſelben, wiewohl ſie auch Bürger ſind, erſcheinen nicht in der Bürgerverſammlung.

Eine der wichtigſten Bürgerpflichten war ehemals der Kriegsdienſt. Vor dem weſtphäliſchen Frieden waren freilich der Muth und die Waffenerfahrenheit der Bürger die wichtigſten Stützen der Freiheit. Alle Bürger mußten daher eine Waffenrüſtung beſitzen, und immer bereit ſeyn, ſich für das Gemeinwohl zu ſchlagen. Auch zogen ſie bei jedem Anlaſſe in gemiſchten Haufen rüſtig aus, und erfochten manchen Sieg über ihre fürſtlichen Nachbarn. Erſt 1620., alſo während des dreißigjährigen Krieges, fühlte man die Nothwendigkeit, der Bürgerſchaft eine mehr militäriſche Form zu geben. Sie wurde in funfzig Compagnien getheilt, die zuſammen über 8000 gut bewaffnete Streiter ausmachten. Ohne Zweifel iſt die Anzahl der Waffenfähigen jetzt weit größer, aber ſie möchten ſchwerlich mehr zum kleinſten Scharmützel taugen. Zwar muß noch itzt jeder, der Bürger werden will, ſich in eine Compagnie einſchreiben laſſen, und einen Schein des Drill- oder Exercier-Meiſters beibringen, daß er gut gerüſtet und geübt ſey: doch das iſt nur Zeremonie. — Nicht einmal die Nachtwachen beziehen die wohlhabenden Bürger mehr:[1] ſie miethen alte Männer, die zu jedem andern Geſchäfte untauglich geworden ſind, ſtatt ihrer eine Nacht im Schildhäuschen zu ſchlafen. Jeden Abend beim Thorſchluſſe beſetzt dieſe ſogenannte Bürgerwache Wälle und Thore, und jeden Morgen taumelt ſie ſchlaftrunken nach Hauſe.

---

[1] Folgende Anekdote iſt zwar nichts weniger als neu, aber doch zu charakteriſch, als daß ſie hier nicht einen Platz verdiente. Ein wohlhabender Bürger war wider ſeinen Willen, ich weiß nicht, ob zum Officier oder Unterofficier gemacht worden. Eines Abends, da er eine Wache bezogen hat, bitten ihn, wie es gebräuchlich iſt, die Ueberflüſſigen ſeines Commando's um Erlaubniß, nach Hauſe zu gehn: er ertheilt ſie ſo bereitwillig, daß endlich auch die übrigen darum anhalten. Er entläßt ſeinen ganzen Trupp, ſchließt ſein Wachhäuschen zu, und geht gleichfalls zu Bette. Die Ronde kommt in der Nacht, findet den Poſten verlaſſen, und zeigt es ſogleich an. Man arretirt den Bürger; man ſtellt ihn vor ein Kriegsgericht, und dies verurtheilt ihn, arquebuſirt zu werden, aber das Ur-

Am Tage ſteht das ſogenannte eigentliche Militär im Dienſte. Es beſteht etwa aus 1800 Mann Infanterie und 100 Mann Cavallerie, dient aber offenbar mehr zur Aufrecht-

theil wirklich an einem angeſehenen Bürger zu vollſtrecken, findet der Magiſtrat nicht gerathen. Er verwandelt die Todesſtrafe alſo in eine Geldſtrafe von 6,000 Mark. Zum allgemeinen Erſtaunen weigert ſich der Verbrecher dieſe Gnade anzunehmen, und verlangt den Tod. Man ſetzt die Summe auf 3,000, auf 1,000, auf 500, und endlich gar auf 60 Mark herab: aber er antwortete ſtandhaft: „Nee, ik will barkeboſeert ſien!“ Es blieb nichts übrig, als ihn zu — caſſiren und künftig ruhig ſchlafen zu laſſen.

haltung der innern Policei, als zur äußern Vertheidigung, die ohnehin nur von der Politik der größern Staaten zu erwarten iſt.

Das Commando dieſes Militärs iſt in der Regel eine Sine-cure für irgend einen ausgedienten Officier einer größern Macht. Generaliſſimus der Republik iſt der älteſte Bürgermeiſter. Mit ihm bilden fünf Rathsherren und zwölf Bürger den hamburgiſchen Kriegsrath.

Eilfter Brief.

An Herrn S.

Das wichtigſte Werk vielleicht, das im Umfange des menſchlichen Geiſtes liegt, ein Werk, das allen künftigen Generationen aller Völker ein heiliges Buch ſeyn würde, wäre eine mit ächt philoſophiſchem Geiſt geſchriebene Geſchichte der Cultur des Menſchengeſchlechtes. Sie müßte zeigen, wie das Bedürfniß die Anlagen der Menſchen zu Fähigkeiten und endlich zu Talenten entwickelt habe; ſie müßte zeigen, wie ſich rohe Handgriffe zu Künſten, zufällig gemachte Beobachtungen zu Wiſſenſchaften ausbildeten; ſie müßte dem Urſprunge und dem Gange der Gewerbe, der Meinungen, der Sitten nachſpüren; ſie müßte die Verkettung aller enthüllen; ſie müßte — Doch nur Männer von Herders und Condorcets Geiſt wären fähig, ganz einzuſehen, was ſie alles leiſten müßte, und ſie auch wirklich zu geben. Indeß aber beſchränkte Köpfe mit dem kühnen Muthe der Unwiſſenheit ſich daran wagen, lehren zu wollen, was ſie noch nicht ganz zu begreifen vermochten, ſtanden jene Männer ſtaunend vor der erhabnen Idee, warfen einige kraftvolle Umriſſe zu ihrer Ausführung hin, und mußten dann, von äußern Umſtänden gedrängt, die Feder niederlegen, ohne ihren Plan ausgeführt zu haben. Blindes Geſchick! Männer, wie ſie, ſollten als die Blüthe der Nation betrachtet werden; ſollten in heiliger Muſe nur für die Menſchheit leben. — Der eine ſtirbt verbannt und im Elende; der andere, ein ackernder Hippogryph, bedarf der ganzen Spannkraft ſeines großen Geiſtes, um nicht unter der ſeelentödtenden Bürde elender, nichtsſagender Amts-Geſchäfte, die der beſchränkteſte Advokat abthun könnte, zu erliegen. 1.

---

1. In der Stadt, die als ein Hauptſitz der deutſchen Muſen angeſehn wird, in einem Lande, das man

Mit vergeblichem Bedauren und dem demüthigen Gefühl der eigenen Schwäche, wende ich den Blick von jenem erhabenen Ziele auf den, neben jenem ſo unbedeutenden Gegenſtand, von dem ich Sie hier unterhalten will, — von einer Welt auf ein Haus, von der Bildungsgeſchichte der Menſchheit auf den Gang, den die Induſtrie einer einzelnen Stadt nahm. Doch ganz unbedeutend iſt dieſer Gegenſtand nicht. Der Handel iſt das Auge der Nationen, in dem ſich ihre innere Kraft oder Schwäche, die Lebhaftigkeit oder Dumpfheit ihres Geiſtes, und jede innere Bewegung verräth; — und Hamburg iſt der Hauptſitz des deutſchen Handels. Ob ich gleich nur einige Umriſſe ſeiner Gewerbs-Geſchichte geben wer-

für den günſtigſten Wohnplatz der Wiſſenſchaften hält, bringt Herder von ſieben Tagen fünf, mit dem Durchſehen unbedeutender Conſiſtorial-Akten zu, und es iſt noch ſehr ungewiß, ob er den Lohn dieſer Mühſeligkeit gewinne.

de: vielleicht reichen ſie hin, auf wichtige Reſultate zu führen.

Fiſcher waren es, welche die Franken auf den Elbinſeln wohnend fanden, als ſie die Burg Hochbuchi erbauten, und als dieſe ſo häufige Angriffe der Jüten veranlaßte, endlich in die Dorfveſtung, in Hamburg, verſammleten. Sobald dieſe einige Sicherheit gewährte, und in den Zwiſchenzeiten, in denen ein friedlicher Verkehr mit den benachbarten Völkerſchaften Statt fand, brachten dieſe hierher, was ſie gegen die Fabrikate oder Produkte anderer umzutauſchen hatten. Wahrſcheinlich gaben die Einwohner den Fremden anfangs nur Wohnung, vielleicht nur die Freiheit, ihre Geſchäfte zu beſtimmten Stunden auf dem Markte abzuthun: bald aber wurden ſie Mittelsmänner bei dem Tauſchhandel, ſie ließen ihr altes Gewerbe liegen, und der Fiſcherflecken verwandelte ſich in eine Marktſtadt.

Vielleicht gleich alt mit dieſer, iſt die erſte Art ihrer Betriebſamkeit. Man weiß, daß ſchon Tacitus den Deutſchen nachrühmt, ſie verſtünden auf Getraide gährendes Waſſer, zu einer Aehnlichkeit mit dem Weine zu verderben. Sobald ſie Städte bekamen, war es natürlich, daß ſie die Fabrikation ihres begeiſternden Getränkes dahin verlegten. Daher giebt es im nördlichen Deutſchlande ſo viel Städte und Städtchen, welche die Bereitung einer gewiſſen Biergattung für einen Hauptzweig ihres Handels anſehn, und ſtrenge Geſetze über die Ordnung und die Art, wie ſie geübt werden muß, beſitzen. — Das Hamburgiſche Bier war ſehr frühe eins der berühmteſten. Es wurde über See und Land ausgeführt, in gelehrten Lobſchriften geprieſen u. ſ. w.

Wie wichtig die Brauerei der Stadt war, beweiſt der Umſtand, daß die Brauerknechte eine eigne, mit nicht unbedeutenden Vorrechten verſehene Genoſſenſchaft bilden, und die meiſten alten Häuſer vorzüglich zur Brauerei eingerichtet ſind. Noch itzt haftet auf 527 derſelben die ausſchließende Braugerechtigkeit. Von ihren Eigenthümern übt ſie faſt keiner, aber die wirklichen Brauer müſſen ihnen, der Reihe nach, von jedem Gebräude eine Abgabe von zwanzig Thalern erlegen.

Als der Wein in Deutſchland mehr angebauet und Bedürfniß wurde, ſank der Handel mit Bier. Umſonſt verwandelten die Hamburger die Farbe des ihrigen zu verſchiedenen Malen, um es modiſcher zu machen: man begehrte ſeiner nicht mehr. Seit der Einführung des Thee und Kaffee hätte das Bier wahrſcheinlich ganz aufgehört, ein Handelsartikel für Hamburg zu ſeyn, wenn man nicht darauf gefallen wäre, das engliſche nachzuahmen.

Für eine ſo vortheilhaft gelegne Stadt, wie Hamburg, iſt das Verdorren eines Handelzweiges nur die Veranlaſſung zum Aufſproſſen eines neuen. Als die Brauerei ſank, kamen andre Fabrikatienen empor. Die früheſte derſelben ſcheint die Wand- oder Tuchbereitung geweſen zu ſeyn, wenigſtens rühmen ſich die Wandbereiter, daß ihre Zunft ſchon im 12ten Jahrhunderte von Heinrich dem Löwen ſey geſtiftet worden. Sie verband bald mit dem eigentlichen Wirken die feinere Zubereitung ausländiſcher Tücher, vorzüglich der engliſchen. Sie ward ſo bedeutend, daß ſie im 13ten und 14ten Jahrhunderte den beiden Kirchſpielen, aus denen die Stadt bisher beſtand, ein neues beifügte, deſſen Straßen-Namen, der Wandrahm, der Wandbereiterbrook u. ſ. w. für die Art ſeiner Entſtehung zeigt. Als die Könige von England die Ausführung der Wolle und der ungefärbten Tücher verboten, ſank auch dieſes Gewerbe, doch ohne bleibenden Nachtheil für den kleinen Staat.

Jedes Jahrhundert brachte ihm neue Zweige der Induſtrie; ja lange Zeit war er der Geſetzgeber der Mode im nördlichen Europa. Er verſah daſſelbe nach einander mit Stalt- oder Paltröcken, mit Sammet oder Caffa, mit Spitzen, Galonen u. ſ. w. Noch in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ſchickte man von Hamburg fertige Kleider und Perüken nach Liſſabon, und nur ſcheinbar hat es jetzt den Scepter der Fee Mab ihren Reſidenzen London und Paris überlaſſen. Es verſendet eine Menge Modeartikel, die in ſeinem Bezirke verfertigt wurden, als engliſche und franzöſiſche Fabrikate.

In der Mitte des 17ten Jahrhunderts fiengen die Hamburger an, Schiffe zum Wallfiſchfange auszuſenden. 1649. wurde die erſte Thranhütte am Ufer der Elbe errichtet, fünf und zwanzig Jahr hernach ſtanden ſchon neun da, und bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts blühte dieſes Gewerbe. 1765. ſegelten drei und achtzig Schiffe aus Curhaven nach Grönland; 1783. aber nur noch achtzehn.

Auf die Thranbrennereien folgte das Etabliſſement von Gerbereien, Tabaksſpinnereien, Wachsbleichen, vorzüglich aber von Zuckerſiedereien und Cattundruckereien. In allen dieſen Zweigen der Induſtrie gieng Hamburg dem übrigen Deutſchlande vor; man ahmte ihm nach, und es verlor ſie großentheils. Vorzüglich waren die beiden letzten bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ſehr bedeutend. Faſt ganz Deutſchland und der übrige Norden wurde von Hamburg aus mit Zucker und Cattun verſehen, bis die Splittgerberiſche Siederei in Berlin, und die Schülinſche Druckerei in Augsburg etablirt und in den meiſten bedeutenden Städten Deutſchlands nachgeahmt wurden. Seitdem haben dieſe Erwerbsarten in Hamburg zwar nicht aufgehört, bedeutend zu ſeyn; ſie ſind aber doch in Vergleichung mit der vorigen Zeit ſehr geſunken.

Ein anderer beträchtlicher Erwerbszweig Hamburgs war ehemals der Schiffbau. Vom 13ten bis zum 17ten Jahrhunderte bauete es die beſten Schiffe im nördlichen Europa, trieb nicht nur ſeinen Handel auf denſelben, ſondern verkaufte ſie auch den andern Nationen zu hohen Preißen. Die Abnahme der benachbarten Wälder, und der immer höher ſteigende Handel Englands und der Niederlande, bewog den Magiſtrat ſchon 1603. das Geſetz zu geben, daß kein Schiff eher an einen Außerhanſiſchen verkauft werden ſolle, bis es zehn Jahr gedient habe, oder in ein Wrack verwandelt ſey. Eine kleinliche Maaßregel, die völlig fruchtlos blieb. Die andern Nationen bauten ſich bald ſelbſt ſo viel Schiffe, daß ſie keine mehr zu kaufen brauchten, und der Hamburgiſche Schiffbau exiſtirt nicht mehr. Im Jahr 1639. war Hamburgs Kriegsflotte noch ſtark genug, der Däniſchen ein Treffen zu liefern, jetzt treibt es ſelbſt ſeinen Handel faſt nur mit fremden Schiffen. Vorzüglich iſt dies Sinken durch die Navigations-Akte der Engländer, und durch die Afrikaniſchen Seeräuber bewirkt. Die letztern ſind Urſache, daß kein Hamburgiſches Schiff das Mittelländiſche Meer befährt, ſogar keines weiter als bis Liſſabon aſſekurirt wird. 1752. hatte Hamburg zwar mit den Deys Frieden geſchloſſen, aber Spanien drohte, allen Handel mit den Hanſaſtädten abzubrechen, wenn jener Vertrag nicht aufgehoben würde, und es mußte geſchehn. In den neuern Seekriegen erlaubten ſich vorzüglich die Engländer ſo viele Mißhandlungen gegen die hanſeatiſchen Schiffe, daß ihre Flagge auch von den übrigen Meeren, die Oſtſee ausgenommen, faſt verſchwunden iſt. Jetzt, verſicherte Buſch, habe wahrſcheinlich ſelbſt das kleine Flensborg mehr eigene Fahrzeuge, als Hamburg.

Auch die Flußſchiffahrt iſt ihm gröſtentheils genommen. Bis 1742, bis zu demſelben Jahre, da es zuletzt Schiffe ins Mittelländiſche Meer ſchickte, fuhren Hamburgiſche Fahrzeuge auf der Elbe bis Pirna hinauf. Damals aber machte Friedrich II. das alte Stapelrecht von Magdeburg, das ſeit dem dreißigjährigen Kriege geruht hatte, wieder geltend. Er gab das Geſetz, daß Hamburgiſche und Sächſiſche Schiffe bei Magdeburg nicht vorbei gelaſſen werden, und ohne Rückfracht heimkehren ſollten. Durch dieſe einzige Maaßregel ſetzte er ſeine Unterthanen faſt in den ausſchließenden Beſitz der Elbſchiffahrt, und erlangte die Gewalt, den Handel zwiſchen Sachſen und Hamburg mit ungeheuren Zöllen zu belegen, die nur grade nicht ſo hoch ſind, um den Landtransport vortheilhafter zu machen, als das Verſchiffen.

Man ſieht, faſt alle Zweige der Induſtrie wurden den Hamburgern mit leichter Mühe entriſſen, ſobald man es ernſtlich wollte. Nur die Summe der Ueberreſte aller, die es ehemals beſaß, iſt noch einigermaßen beträchtlich.

Dieſer großen Einbußen ungeachtet, iſt Hamburg jetzt reicher und blühender als jemals. Die Induſtrie, wenn ſie einmal an einem Orte einheimiſch geworden iſt, gleicht, wie man ſchon oft geſagt hat, einem ſtarken Baume, der den Verluſt einer Wurzel durch den kräftigen Trieb mehrerer neuen erſetzt, und wenn ſeine untern Aeſte abſterben, ſeine Krone nur deſto mächtiger und höher emporſtreckt. Hamburgs Zwiſchen- und Wechſelhandel haben ihm jeden Verluſt ſeiner Fabriken hundertfach erſetzt.

Sein

Sein Zwiſchenhandel iſt ſehr alt, obgleich er erſt nach dem Untergange der großen Hanſa eigentlich zu blühen anfieng. Vor Entſtehung derſelben, und ein Paar Jahrhunderte nachher, ſpielte Hamburg in dieſer Rückſicht eine ſehr untergeordnete Rolle. Weſtlich ward es von den niederländiſchen Städten, und öſtlich von den ſogenannten wendiſchen beſchränkt. Damals leiſtete es Lübek denſelben Dienſt, den es jetzt von dieſer Stadt empfängt. Es diente ihr zum Stapelort der meiſten Waaren, die ſie aus dem weſtlichen Europa für das öſtliche bedurfte, oder dem erſtern zuſchicken wollte.

Erſt im 14ten Jahrhunderte wurde Hamburgs eigener Handel beträchtlich. Es ſandte mehr Schiffe nach England, Schonen, Norwegen und Rußland, ſpäterhin auch nach Island, Grönland und Archangel. Dem Geiſte jener Zeit gemäß, bildeten die Unternehmer dieſer Sendungen Corporationen, die ihre Rechte zu Hauſe und in der Fremde gemeinſchaftlich vertheidigten, obgleich der Ankauf für die Rechnung der Einzelnen geſchah. Indeß reichte dieſes nicht hin, der Stadt einen beträchtlichen Glanz zu geben: die Fehler und das Unglück anderer Staaten ſetzten ſie erſt in den Stand, ihre Lage ganz zu benutzen.

Zwölfter Brief.

An Herrn S.

Das erſte für Hamburg glückliche Ereigniß im Auslande, waren die Folgen des Spaniſchen Unterdrückungs-Krieges mit den Niederlanden. Vorzüglich nach dem Fall Antwerpens im Jahr 1585. floh eine Menge Verfolgter hierher. Sie brachten Unternehmungsgeiſt, Kenntniſſe und Reichthümer mit. Man nahm ſie freudig auf, denn die Stadt gewann dabei in einer doppelten Weiſe. Auf der einen Seite erhielt ſie eine Menge induſtriöſer Bürger, und einen größern Fonds zu Unternehmungen; auf der andern wurde ſie von ihren wichtigſten Nebenbuhlern befreit. Dieſe Flüchtigen ſelbſt waren es ja geweſen, denen, ſo lange ſie die Niederländiſchen Städte bewohnten, die Hanſeaten ſo oft hatten weichen müſſen. Viele derſelben etablirten Manufakturen; andre ließen in England Getraide und Kriegsbedürfniſſe aufkaufen, und führten ſie ihren Niederländiſchen Brüdern zu; bald handelten ſie nach Spanien ſelbſt, da ſie itzt des Hanſiſchen Privilegium genoſſen. Ihnen verdankt Hamburg ſeine Girobank, die 1619. geſtiftet ward, und die meiſten ſeiner Fabriken jener Zeit. Auch erkannte es dankbar ihre Dienſte, indem es 1639. den ſogenannten Fremden-Contrakt mit ihnen ſchloß, der ſie von den beſchwerlichſten perſönlichen Bürgerpflichten freiſprach.

Der glückliche Einfluß, den die Aufnahme dieſer Ausgewanderten auf den Wohlſtand der Stadt hatte, machte dieſe geneigt, auch diejenigen mit offnen Armen zu empfangen, welche ihr die Inquiſition wenige Jahre ſpäter aus Portugal und Spanien zujagte: die ſogenannten portugieſiſchen Juden. Sie gaben ſich anfangs für proteſtantiſche Chriſten aus, und ehe man entdeckte, daß ſie noch immer dem moſaiſchen Geſetze anhiengen, hatten ſie ſich ſchon ſo.

nothwendig gemacht, daß man gar nicht daran denken durfte, ſie weg zu weiſen. Ihr Gaſtgeſchenk war der Wechſelhandel. Vielleicht kannte man ihn ſchon früher, aber durch ſie wurde er ſo wichtig, daß man ſchon 1603. den Hamburgiſchen Statuten ein eignes Wechſelrecht beifügte. Späterhin erhob ſich die Geiſtlichkeit gegen dieſe Juden, und hetzte auch den Pöbel gegen ſie auf: doch die weiſe Feſtigkeit des Magiſtrats beſchützte ſie.

Bei einer dritten Gelegenheit behielten die Zeloten aber wirklich den Sieg, und raubten der Stadt die Gelegenheit, einen neuen bedeutenden Zuwachs nützlicher Bürger zu erlangen. Als Ludwig der 14te die reformirten Proteſtanten aus Frankreich vertrieb, zogen ſie in großen Schaaren nach Hamburg, und erboten ſich, den damals wüſten Platz, den itzt die Georgs-Vorſtadt einnimmt, zu bebauen, wenn man ihnen erlauben wolle, ein Bethaus zu beſitzen. Die Prediger erhoben ſich keifend dagegen, und bei den damaligen innern Unruhen der Stadt, war der Magiſtrat außer Stande, ſeine weislich mildere Geſinnung geltend zu machen. Die Fremdlinge erhielten eine abſchlägige Antwort, und zogen hin, Brandenburg zu bereichern. Hätten ſie außer ihrer Induſtrie auch baare Schätze mitgebracht, ſo würden ſie wahrſcheinlich die geiſtlichen Hut-Drachen beſiegt haben.

Der Hauptvortheil, den Hamburg von den aufgenommenen Fremdligen zog, war, wie geſagt, die Vergrößerung ſeines Geldfonds, die ihm Kraft gaben, jede ſinkende Manufaktur durch eine neue zu erſetzen, und ſich die Induſtrie andrer Länder zinsbar zu machen. Es kaufte die Produkte und Fabrikate Eines Landes auf, und führte ſie, oft ohne daß ſie Hamburg berührten, einem andern zu, erhandelte dort, weſſen ein drittes bedurfte, und ſofort ins Unendliche: dies iſt es eigentlich, was man den Zwiſchenhandel nennt.

Daß Hamburg ſich im Anfange dieſes Jahrhunderts den Schleſiſchen Leinwandshandel zu eignete, daß es, vorzüglich 1734., einen ſtarken Abſatz der amerikaniſchen Colonial-Produkte in Deutſchland gewann, daß es im ſiebenjährigen Kriege einen ſtarken Kornhandel machte, ſind, nachdem einmal der Zwiſchenhandel etablirt war, einzelne Fortſchritte deſſelben, bei deren Aufzählung ich mich hier nicht aufhalten mag. Nur ein Paar hiſtoriſche Data will ich noch anführen.

Hamburgs Gewinn war während des ſiebenjährigen Krieges ſo beträchtlich, daß die von den Bürgern nach dem Gewiſſen erlegte Abgabe eines Quartprocents von ihrem Vermögen 120,000 Thaler betrug, alſo einen reinen Fonds von 48,000,000 Thaler anzeigte: aber dieſer Reichthum war nur vorübergehend. Das ungeheure Gewühl, das die Bedürfniſſe der kriegführenden Mächte in Hamburg veranlaßte, und die leichte preußiſche Münze hatten Gelegenheit zur Entſtehung der Wechſelreuterei gegeben, die bald ohne Maaß geübt wurde. Als Friedrich II. im Jahr 1763. ſein kupfernes Geld reducirte, brach unvermuthet das große Neufvilleſche Haus in Amſterdam, und dieſem folgten ſo viele Holländiſche und Hamburgiſche Häuſer nach, daß der gemachte Gewinn großentheils wieder zerrann.

Kaum waren dieſe Verwirrungen einigermaßen gehoben, als ſich die Engländer und Franzoſen auf den direkten Handel legten. Sie ſandten Comtoir-Bedienten in die Städte und Städtchen Deutſchlands und ſelbſt Pohlens umher, boten jedem Krämer Credit an, und raubten Hamburg ſo den größten Theil ſeines bisherigen Gewinns. Der Amerikaniſche Krieg trug nicht ſo ſehr, als man gehofft hatte, dazu bei, der Stadt wieder aufzuhelfen. Vor Errichtung der bewaffneten Neutralität wurden ihre Schiffe von den Engländern aufgebracht, und nachher gieng der Handel ſeinen direkten Weg fort. In Hamburg ſchmachtet er gewiſſermaßen bis 1788., obgleich der Holſteiniſche Kanal der Stadt eine neue Erleichterung gewährte, und das Etabliſſement vieler Hamburger in Nordamerika einen neuen Waarenzug dorthin und dorther eröffnet hatte.

Der Revolutionskrieg iſt der kleinen Republik vortheilhafter geweſen. Während der erſten Jahre deſſelben, indeß das ganze übrige Deutſchland gegen Frankreich kämpfte, trieb ſie unter Däniſcher Flagge einen faſt ununterbrochnen Handel, vorzüglich mit Korn, dahin, und gewann auf dieſe Weiſe ungeheure Summen. Noch größere floſſen ihr dadurch zu, daß eine Menge franzöſiſcher und holländiſcher Kaufleute, die der neuen Ordnung der Dinge nicht traueten, zu ihr alles flüchteten, was ſie an Geld und Waaren fortbringen konnten, — und dadurch, daß ſie, ſeitdem auch Holland und Spanien ſich gegen England erklärten, faſt der einzige nördliche Verbindungspunkt Englands mit dem Mittel-Continente von Europa iſt. Gegen dieſe Vortheile blieben die franzöſiſchen und engliſchen Confiskationen ihrer Schiffe unbedeutende Kleinigkeiten, und Hamburg ſtieg zu einem Grade des Reichthums empor, den es vor funfzehn Jahren noch nicht ahnen konnte. 1.

Wird es ſich auf demſelben auch nach dem Frieden erhalten können? Ich glaube nicht: denn alsdann zertheilt der für itzt in ein einziges Bette eingeengte Strom ſich wieder in tauſend verſchiedne Arme. Ja, erinnern wir uns, wie die Manufakturen und Fabriken ſanken, ſobald die Fürſten ſo weiſe waren, in ihren eignen Staaten dergleichen anzulegen; — wie Hamburgs Seeſchiffahrt geſchwunden iſt, ſeine Flußſchiffahrt faſt ganz aufgehört hat; wie der Zwiſchenhandel eine lange Zeit von dem direkten verſchlungen ward: ſo dringt ſich uns eine noch

---

1. Wie beträchtlich der Hamburgiſche Handel iſt, zeigt unter andern die Specifikation, die der Haven-Inſpektor für das Jahr 1796. gab. Nach derſelben erhielt Hamburg in dieſem Jahre von 194 Handelsſtädten [illegible] Schiffe, die 574 Hauptartikel enthielten. Unter dieſen waren 82,000,000 Pfund Zucker, $20\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Caffee u. ſ. w. Selbſt vierzehn Kiſten Muſikalien.

ernſtere Frage auf. — Wer ein Hamburgiſcher Patriot von echtem Schrote iſt, beantwortet ſie, im feſten Glauben an Hamburgs Unſterblichkeit, mit Hohnlachen und plattdeutſchen Grobheiten. Gebildetere belächeln ſie wenigſtens mit einem ruhigen Blicke auf die Lage ihrer Stadt, ihre Häven, ihre Bank, ihre ſchon erworbenen Reichthümer. — Sie haben Recht! Einzeln genommen, würde keiner jener Gegenſtände ein ſicherer Garant für Hamburgs Beſtehen ſeyn: aber zuſammen genommen, ſind ſie wichtig. Selbſt wenn die Stadt einſt aufhörte frei zu ſeyn, würden ſie ſie aufrecht erhalten. Nur wenn der Beſitzer derſelben die Bank nicht reſpektirte, den Handel mit zu großen Zöllen belegte, die Induſtrie zu enge beſchränkte, — läge vielleicht in einem Jahrhundert ein neues Tyrus in Trümmern und Glückſtadt, Stade und Altona ſtiegen auf denſelben zum Glanze empor.

Dreizehnter Brief.

An Madame W.

Von dem Charakter der Hamburger will ich Sie heut unterhalten. „Wie, nach einem kaum dreiwöchentlichen Aufenthalte bei denſelben?“ Ja, länger darf ich es nicht aufſchieben, wenn ich nicht die Fähigkeit verlieren ſoll, es zu thun. Sie ſelbſt, meine Freundin, haben mir geſtanden, es ſey Ihnen oft begegnet, daß Sie nach einer Unterredung von einer halben Stunde einen Menſchen richtiger würdigten, als nach einem fortgeſetzten Umgange von einem Monate, und Sie haben ſich darin nicht geirrt. Man ſollte die erſten Eindrücke feſthalten, wenigſtens nicht ohne ſorgfältige Prüfung ihre Reſultate verwerfen: ſie ſind der Ausſpruch des Gefühls, das in der Regel zuverläſſiger iſt, als der Verſtand. Wir kommen nur allmälig zu den Menſchen, mit denen wir umgehn, hinauf oder herab; ſie kommen uns dabei auf halbem Wege durch eine ähnliche Modifikation entgegen, und ſo verlieren wir, durch zu große Nähe, die Fähigkeit, ſie ganz zu überblicken.

Was von einzelnen Menſchen in dieſer Rückſicht wahr iſt, gilt noch in viel höherm Grade von dem Charakter einer ganzen Stadt. Von allen Seiten werden wir in derſelben mit verwandten Eindrücken beſtürmt: wie ſollte uns das, was uns anfangs fremde und merkwürdig war, nicht bald alltäglich werden? — Auch bedarf an ſich der Charakter eines einzelnen Volkes keines tiefen Studiums. Bei jedem findet man im Grunde doch den allgemeinen Menſchencharakter wieder: nur die Art ihn zu äußern, iſt bei den verſchiedenen Nationen verſchieden; denn die durch Verfaſſung, Wohlſtand, Religion und Lebensweiſe bewirkten Modifikationen bleiben immer nur auf der Oberfläche. —

Hamburg war die erſte Republik, die ich kennen lernte: mit welchen Erwartungen betrat ich ſie! Die großen Eindrücke, welche die Geſchichte der Griechiſchen und Römiſchen *Republikaner* einſt in der Jugend auf meinen Geiſt gemacht hatten, waren mir ſo lieb geweſen, daß ich ſie ſelbſt ins männliche Alter noch unverwiſcht hinüber gebracht hatte, und immer führte das bloße Wort eine erhabne Idee vor meine Seele. Unter Republikanern dachte ich mir *Menſchen von hoher Selbſtſtändigkeit* des Geiſtes und Charakters, die in der beſtimmten Entſchloſſenheit, mit der ſie die kleinſte und die größte Handlung begiengen, ſichtbar wurde. — Wie könnte es anders ſeyn? Sind es doch nur Geſetze, die ſie in irgend einer Rückſicht beſchränken, und ſelbſt dieſe haben ihre Gültigkeit nur daher, daß das Volk ſie für weiſe erkennt, und will, daß ſie gelten. — *Kraftvolle Menſchen* dachte ich mir: ſie haben ja freien Spielraum, jeden Keim, der in ihnen liegt, zu entwickeln. —

Menſchen mit friſchem, keckem, aber auch mildem, freundlichem Sinne, die ſtets ihre eignen Anſprüche geltend zu machen wüßten, und ſtets bereit wären, die gegründeten Anſprüche anderer anzuerkennen! Ihnen iſt ja wohl, und ihr Wohlſeyn hängt nur von ihnen ſelbſt ab: wie ſollten ſie nicht zu allem, was auf Erden groß und vornehm heißt, unbefangenen Blickes hinaufſehn: Verdienſt du, daß wir dich achten? — zu allem, was unter ihnen ſteht, mit dem Gefühle: „Es iſt nicht gut, daß dein Bruder dein Knecht ſey, und daß er darbe, indeß du ſchwelgeſt.“ — Bürger endlich im edelſten Sinne des Wortes, die ſo innig ihre Verbindung mit dem Ganzen fühlen, daß jeder Unfall deſſelben ihnen ein häuslicher ſchiene, den abzuwenden, ihnen kein Opfer zu groß, ihr Leben ſelbſt nicht zu theuer wäre.

Ob die Hamburger meine Erwartungen täuſchten? Nun, Griechen und Römer fand ich nicht in ihnen, nicht einmal etwas, das den neuen Republikanern unſers Zeitalters ähnlich ſah; ich ſah ein fleißiges Völkchen, das in dem Gleis des Herkommens ruhig fortſchreitet, unermüdet erwirbt und genießt, und übrigens wenig Empfänglichkeit für politiſche Dinge hat, außer in ſo weit ſie ſeine Neugier reizen, oder auf ſeinen Handel Einfluß haben. Ich geſtehe Ihnen, das verſtimmte mich anfangs gegen daſſelbe: aber bei näherer Unterſuchung fand ich denn doch ſo viel Schätzbares an ihm, daß ich es nur mit Bedauren verlaſſen werde.

Die glänzenden Eigenſchaften des Republikaners treten nur in den Zeiten der Drangſal hervor, und die Hamburger haben, Dank ſey es ihrem Glücke, ſeit langer Zeit keine Veranlaſſung gehabt, ſie zu zeigen. An den großen politiſchen Ereigniſſen Antheil zu nehmen, iſt ihr Staat zu unbedeutend; ihre Freiheit wird durch die Eiferſucht der Fürſten gegen einander vor allen Beeinträchtigungen geſichert, und im Innern der Stadt herrſcht ſeit 1712. die vollkomkommenſte Ruhe. Nun gut, ſagte ich zu mir, ſo will ich denn unterſuchen, wozu dieſe den Republikaner macht; ich will den Löwen ſchlafen ſehen: — denn aus der jetzigen Schlaffheit dieſes Völkchens ſchließen, daß es keiner Anſtrengung, keiner Erhabenheit fähig ſey, hieße ſich ſehr übereilen. Der Charakter der einzelnen Menſchen iſt von ſo weitem Umfange der Modifikations-Fähigkeit, als ihre Stimme. Weil jener Mann mit Frau und Kindern nur ſpricht: berechtigt uns das zu glauben, er könne nicht auch ſingen, ſchreien, brüllen, wenn die Veranlaſſung ſich findet?

Ich beobachtete, ſobald ſich mein erſtes Mißvergnügen gelegt hatte, die Hamburger genauer. Hier haben Sie in ein Paar Zügen, was ich fand.

Handlung und Induſtrie jeder Art ſind die Hauptangelegenheiten des kleinen Staates; von ihnen hängt ſein Gedeihen, ja ſeine Exiſtenz ab: wie ſollten ſie in demſelben nicht als das

Erſte und Wichtigſte auf Erden betrachtet werden? Wer ſich in denſelben auszeichnet, wen ſie bereicherten, den belohnt Lebensgenuß und Ehre aller Art, Anſehn und Gewicht im Staate: ſie ſind das Verdienſt, das zu allem Wünſchenswerthen führt. Kein Wunder alſo, daß alle Claſſen von Bürgern zum Erwerbsfleiße erzogen werden, und daß den Hamburgern Thätigkeit die erſte Tugend, Gewinn das höchſte irdiſche Glück ſcheint.

Der Fleiß der Hamburger iſt gediehen. Wohlhabenheit herrſcht hier bis zum letzten Sackträger herab. Allem hat ſie ihr Gepräge aufgedrückt, und ſelbſt die kleinſte Scheidemünze erinnert durch ihr reines Silber, daß man ſich im Sitz des Reichthums befinde. Sogar den Eingebohrnen kann das nicht alltäglich werden, da die Armuth mancher Nachbarn von Hamburg und der Fremden, die hier zuſammen ſtrömen, ſo ſehr mit ſeiner Wohlhabenheit contraſtirt. Wir wollen es ihnen alſo nicht übel nehmen, wenn ſie immer noch in ihrem Herzen die Deutſchen in Hamburger — d. h. Achtungswerthe, — und Butenmieſchen, das heißt Armſelige theilen ſollten; wir wollen ihnen Dank wiſſen, daß ſie es wenigſtens im Geſpräche nicht mehr thun. — Gelehrte und Künſtler verſammeln ſich in Menge zu ihnen, um an ihrem Wohlleben Theil zu nehmen, ſind ſtets bereit, ihnen ihre Dienſte zu weihen, wenn ſie einem Gnadenſtral des Paktolus, aus dem ſie ſo nach Willkühr ſchöpften, auf jene herabzuſchießen erlauben: warum ſollten ſie nicht die vornehme Miene der Gönner annehmen, da ſie es wirklich ſind? — Es wäre wohl ſehr inconſequent, wenn der Hamburger den berühmten oder betitelten Fremden, der nur einmal bei ihm eſſen oder etwas durch ihn gewinnen will, eben ſo hochachtungsvoll aufnehmen wollte, als den reichen Fremden, mit dem er wichtige Geſchäfte macht.

Zu dem Gefühle ſeines Reichthums und ſeines Werths durch denſelben, geſellt ſich das ſeiner Rechte. Er hängt von niemand ab, als von den Geſetzen und ſeinem Fleiße. Die Beamten einer Stadt ſieht er ſo an, als wenn ſie in ſeinem Solde ſtünden: er ehrt ſie ihrer Geſchäfte wegen, fürchtet aber ihre Gewalt nicht. Auswärtige Fürſten ſind ihm nur in ſofern wichtig, als ſie ſeinen Handel ſtören könnten, aber ihre Betitelten und Bebänderten — Wehe dem von ihnen, der ſich beſinnen wollte, auch nur dem Karrenſchieber aus dem Wege zu gehn. Trotz der goldnen Babiole auf ſeiner Bruſt, — der ſchmutzige Republikaner im Bierrauſche ſieht in ihr nichts als ein Abzeichen, dergleichen der Poſtillion am Arme trägt; — würde er ſich der Gefahr ausſetzen, eine ſehr fühlbare Erinnerung zu erhalten. Wehe ihm, wenn er es in der Geſellſchaft wagt, im Vertrauen auf ſeine verdienten, erſchmeichelten oder erkauften Würden, einen hohen Ton anzunehmen! Er würde Derbheiten anhören müſſen, die er nicht weiter erzählen möchte, und die ihm das Verdienſtliche der Beſcheidenheit ſehr einleuchtend machen würden. —

Das Beſtehen des allgemeinen Glückes, — das fühlt der Hamburger ſehr lebhaft, — hängt von dem Beſtehen der Verfaſſung, der Abmachungen und Verträge ab, die er zugleich mit einem großen Theile ſeiner Reichthümer von den Vorfahren ererbte. Mit dieſen überkam er auch eine Menge von Gebräuchen, Sitten, Meinungen — In den Augen des Ungebildeten ſind der verdienſtvolle Mann und der beſetzte Mantel, den er vielleicht trägt, nur Ein Weſen. Die Abänderung eines unbedeutenden Gebrauches würde daher den untern Bürgerklaſſen Hamburgs ein Riß in der Staatsverfaſſung ſcheinen, und eiferſüchtig wachen ſie darüber, daß keine getroffen werde. Im Grunde iſt es ſehr heilſam, daß ſie über das Zuſammenbleiben *aller* Stücke ihrer Erbſchaft halten: es ſind koſtbare Kleinode darunter, das wiſſen ſie, aber ſie ſelbſt verſtehen ſich nicht darauf, ſie heraus zu finden. Fingen ſie einmal an zu veräußern, wer weiß, ob ſich nicht Schlauköpfe fänden, die ihnen die koſtbarſten

Edelſteine für Straß abſchwatzten? Der Magiſtrat reſpektirt weislich dieſe Denkungsart, und beobachtet mit größter Gravität Dinge, über die er heimlich lacht.

Vorzüglich zu den ungeiſtigen Beſchäftigungen des Handels erzogen und Zeitlebens in denſelben befangen, hatte der größte Theil der Hamburger weder Gelegenheit noch Zeit, ſich zum Bedürfniſſe feinerer Genüſſe zu bilden. Das Hauptgeſchäft ſeines Lebens iſt erwerben; und wenn er davon ermüdet iſt, wer kann es ihm verdenken, wenn er zu der Art von Genüſſen greift, welche die wenigſte Anſtrengung koſtet, und am nächſten liegt zu den Freuden der Tafel? Sollte er nicht eben mäßig in denſelben ſeyn, — man erinnere ſich der dicken, erſchlaffenden Atmoſphäre, die über Hamburg ſteht, und die in den moraſtigen Environs, den Gräben und Kanälen, von denen die Stadt durchſchnitten iſt, ihren Grund hat, und auch die Nothwendigkeit dieſer Erſcheinung iſt erklärt, das heißt, wie bei den meiſten Dingen, die ſehr lerhaft ſcheinen, entſchuldigt. „Man kann es nicht vermeiden!“ welche moraliſche Rüge verſtummt nicht vor dieſer Antwort? —

Die Hauptzüge im Charakter der Hamburger waren alſo Thätigkeit im Erwerben, Gefühl ihres Werthes und ihres Wohlſeyns, Bewußtſeyn ihrer Rechte, Anhänglichkeit an dem Hergebrachten, bei dem ſich ihre Väter wohl befanden, und Liebe zum ſinnlichen Genuß. Freilich haben dieſe Eigenſchaften, wie faſt alle in der Welt, zwei Namen, und übelgelaunte Reiſende haben ſie zuweilen Gewinnſucht, Geldſtolz, Grobheit, breiten Reichsſtädtiſchen Philiſterſinn und Schlemmerei genannt: doch Hamburg hat ſeine Patrioten, die ſolche Richter heimzuleuchten wußten. Dieſe behaupteten auch, eine ſolche Schilderung habe einen zweiten Namen, nämlich den eines neidvollen Pasquils. — Ich mag nicht um Namen zanken: mir gefällt dieſes Völkchen mit ſeinen prononcirten Menſchlichkeiten, obgleich ich nicht lange bei demſelben leben möchte. — Das Roß ſcharrt und ſtampft, weil es Muth und Kraft beſitzt: — (es verſteht ſich, daß ich hier, wie in der ganzen Schilderung, nur von dem großen Haufen ſpreche.) — Der Hamburger thut breit, weil ihm wohl iſt, und genießt, weil er Sinn und Vermögen dazu beſitzt. Möchtet ihr beides noch lange, recht lange in Ruhe können, gute Hammonier!

Vierzehnter Brief.

An Dieſelbe.

Wenig Worte der neuern Sprachen haben einen ſo ſchwankenden Sinn, als das Wort Volk. Jetzt ſpricht man es mit Würde aus, und läßt es, gleichbedeutend mit Nation, die Maſſe aller Stände bezeichnen; jetzt verſteht man nur die nicht privilegirten Stände darunter, und jetzt braucht man es mit einer verächtlichen Miene für Pöbel. Das kommt daher, weil das Gelten des Volks in unſern Verfaſſungen ſelbſt ſo unbeſtimmt iſt. Der athenienſiſche Demos fühlte und zeigte ſich beſtimmt, wenn er ſich verſammlete, ſeine Demoſthene anzuhören, und Staatsbeſchlüſſe zu faſſen. Auch in Rom wußte man genau, wer der Populus ſey, deſſen Namen den Geſetzen angehängt werden mußte, und niemand ließ ſich einfallen, dieſen verächtlich zu brauchen. Das wird auch in Frankreich wohl nicht leicht mehr der Fall ſeyn, da die Bedeutung des Peuple françois ſo einleuchtend dargethan wurde. In den meiſten andern Staaten hingegen — Doch weg von dieſen Betrachtungen! Ich verſtehe, wo ich in dieſem Briefe das Wort Volk brauche, der gewöhnlichſten Weiſe gemäß, diejenigen Bürgerklaſſen darunter, welche der allgemeinen Aufklärung durch bloßen Reflex theilhaft werden, ohne ſich um höhere Bildung zu bemühen; die des allgemeinen Wohlſtandes mit genießen, und ihn durch *körperliche* Anſtrengung befördern helfen, ohne daß es ihnen einfällt, über die innern oder äußern Angelegenheiten des Staates mitſprechen, oder nach Würden in demſelben ſtreben zu wollen: kurz, jene Menge, die politiſch unmündig und willenlos in Allem iſt, was nicht ihr körperliches Selbſt betrifft.

Gewöhnlich ſind die Wangen und Blicke und das Benehmen dieſer Menſchenklaſſe das ſicherſte Wahrzeichen von der Güte der Verfaſſung und dem Grade des allgemeinen Wohlſeyns, — und nirgend fällt dies Zeugniß vortheilhafter aus, als in Hamburg.

Von derbem, ſtarkem Knochenbau, breitſchultrig und wohlgenährt, ſchreitet der ſogenannte gemeine Hamburger keck und feſt einher, und ſieht unbefangen dem Senator und dem glänzendſten Fremden ins Geſicht, ohne an den Hut zu greifen oder aus dem Wege zu gehn, wenn er ihn nicht etwa kennt, oder in Geſchäften mit ihm ſteht. Beleidigt man ihn? Ohne Achtung für Glanz und Seide, ſchlägt er zu, und weicht niemand, als dem Stärkern. In ſeinen Geſchäften iſt er ernſt und thätig, aber er macht auch ſeinen Preiß, von dem er nicht abgeht, und dem Fremden, zu dem er eben noch höflich in die Stube trat, um ſeinen Lohn für einen geleiſteten Dienſt zu fordern, ſagt er oft in dem Augenblicke, da er ihm etwas von demſelben abdingen will, mit aufgeſetztem Hute Grobheiten. — Sein Weib iſt das paſſende Seitenſtück zu ihm. Die ärmſte Obſthökin ſtrotzt von Blut und Fett, und auch das am dürftigſten gekleidete Mädchen hat die blühende Farbe der Geſundheit und des Wohlſeyns auf den Wangen. [1] — Wie der Mann durch die Fauſt, macht das Weib ſich durch die Zunge geltend. Ein Strom der kraftvollſten Schimpfworte und Flüche übergießt jeden, der ihr zu nahe kommt, und geſchähe es mit der prächtigſten Kutſche. Die Hamburger fühlen ſich unter dem Schutze gerechter Geſetze, und ſo konnten ſie freilich nicht zu der Zahmheit abgeſchliffen werden, mit der die Unterthanen der kleinen Fürſten, die bei jedem Schritte auf einen Vielvermögenden zu ſtoßen gewohnt ſind, ſich vor jedem eleganten Kleide zuſammenknicken,

[1] Eine Erſcheinung, die ſich aus einem Hamburgiſchen Sprichworte erklären läßt. Die Franzoſen und die Einwohner mancher deutſchen Reſidenzen [illegible] Farbe habe, ſieht man nicht, [illegible] bedeckt iſt. Der Deutſche [illegible] ſpricht, indem er ſich dem [illegible] ſpricht: erſt den Magen, dann den Kragen.

und höchſtens mit einer leiſen, weinerlichen Klage dulden, was ein gnädiger Herr oder — ſein Frohnvogt zu freveln beliebt.

Trotz ſeiner Reizbarkeit und Grobheit iſt das Hamburgiſche Volk gutmüthig, und nicht zu blutigen Exceſſen geneigt. Der geringſte Anlaß bewirkt einen Anlauf; lärmend nimmt es dabei die Parthei desjenigen, dem Unrecht geſchah, und jeder Anſchein von Bedrückung ſetzt es in Wuth: aber auch dann mordet es nicht, es prügelt nur: — freilich keine einnehmende Aeußerung des Rechtgefühles und des Republikaner-Sinns, — aber nie würde es Dolche brauchen, wie die Italiener, oder Köpfe zur Schau tragen, wie der Pariſer-Pöbel. Mit Recht haben mehrere Schriftſteller es lobend angemerkt, daß auch die ältere Hamburgiſche Geſchichte, ſo vieler Volksunruhen ſie erwähnt, kein Beiſpiel von Ermordungen anführt. Man empörte ſich gegen den Magiſtrat, man nahm die Beamten, die man für ſchuldig hielt, gefangen, und — lieferte ſie in die Gefängniſſe ab. Selbſt wenn die Erbitterung durchaus den Tod eines Verbrechers forderte, zwang man doch nur die Gerichte, ihnen vorher das Urtheil zu ſprechen, und die öffentliche Rache durch den Büttel nehmen zu laſſen. Dieſe Mäßigung gründete ſich nicht allein auf die deutſche Beſonnenheit, und — das Clima, ſondern vorzüglich auf die Achtung gegen die Verfaſſung und die Gewohnheit an Rechtsformen.

Auch in den neueſten Zeiten, in denen das Beiſpiel der Franzoſen dem Volk in ſo vielen Ländern eine wildere Stimmung gab, ſind die Hamburger ihrem Charakter voll Mäßigung treu geblieben, wie unter andern folgender Vorfall zeigte. Einige Emigranten warben heimlich, wahrſcheinlich mit Oeſterreichiſchen Päſſen verſehn, für das Condéiſche Corps. Ein Mann, den ſie in ihr Haus gelockt und berauſcht hatten, weigerte ſich demungeachtet, Handgeld zu nehmen. Sie mißhandelten ihn, und warfen ihn zum Hauſe hinaus. Er ſchlich fort bis zur nächſten Kirche, vor der er niederſank, und epileptiſche Zufälle bekam. Ein Haufe Volks lief zuſammen, trug, als es den Vorgang erfuhr, den Kranken vor das Haus zurück, und forderte, die verkappten Werber ſollten ihn curiren laſſen. Die Weigerung derſelben, ihm auch nur eine Entſchädigung zu geben, erhöhte den Tumult ſo ſehr, daß der Magiſtrat, um Exceſſen vorzubeugen, ein Commando Dragoner abſchickte. Es beſetzte das Haus, und nun befahl der Magiſtrat der Menge, aus einander zu gehn. Sie weigerten ſich, das Militär drohete, ſchoß mit Erbſen, dann mit Kugeln, und verwundete oder tödtete neun Perſonen. Das Volk trug ſeine Todten weg, aber ohne ſich zu zerſtreuen; es beharrte vielmehr ſtandhaft darauf, daß man die fremden Frevler gefänglich einziehen ſollte, was aber der Magiſtrat — klägliche Beſchränktheit eines kleinen Staates! — nicht wagen durfte. Sie hatten endlich die Klugheit, ſich heimlich zu entfernen, und die Gewißheit davon zerſtreute den Auflauf. Daß jemand wegen deſſelben eingezogen oder beſtraft worden ſey, hab' ich nicht gehört.

Dieſer Vorgang zeigt den theilnehmenden und feſten Charakter des Hamburger Volks von einer ſehr vortheilhaften Seite. Vielleicht möchten die Urtheile über das Benehmen des Magiſtrats nicht ſo günſtig ausfallen. — Ich will keines fällen, aber des Contraſtes wegen erzählen, wie ſich der Bremiſche Magiſtrat bei einer ähnlichen Gelegenheit benahm.

Einige Handwerkergeſellen glaubten vor einigen Jahren, daß ihnen Unrecht geſchehen ſey, und wiegelten ihr ganzes irritabile genus auf. Die Laſtträger, Tagelöhner u. ſ. w. geſellten ſich zu ihnen, und die ganze Stadt war mit Lärm und Verwirrung erfüllt. Der Magiſtrat dachte zu väterlich gegen ſein Volk, um Dragoner anrücken zu laſſen: er berief die Bürgerſchaft zuſammen, und befahl ihr, ohne Feuergewehr, bloß mit dem Stocke in der Hand durch die Straßen zu patrouilliren. Es geſchah.

Der Pöbel ſah die Männer, von denen er lebte, und für die er immer ſo tiefe Hochachtung empfunden hatte, gegen ſich auftreten, ohne ihn durch militäriſche Anſtalten zu reizen; die Handwerksgeſellen ſahen die Meiſter gegen ſich über, in deren Hauſe ſie ſo lange gelebt hatten, mit deren Familien ſie auf einem freundlichen Fuße umzugehen gewohnt waren: alle wurden beſänftigt, und ſchlichen beſchämt nach Hauſe. In wenigen Stunden waren die Unruhen geſtillt, und am folgenden Tage ſchaffte man die Anſtifter derſelben ohne Aufſehen aus der Stadt.

Wäre der Magiſtrat ſo vornehm verfahren, wie der Hamburgiſche, hätte er ſich des Militärs bedient: ſicher wäre es zu blutigen Auftritten gekommen. Die Bewohner der Reichsſtädte vergeſſen nicht, daß ſie das Militär beſolden, und ſind zu ſtolz, ſich von ihren Dienern auseinander treiben zu laſſen. Es ſoll nicht ſelten ſeyn, einen Krahnzieher oder Karrenſchieber zu einem Soldaten im Zanke ſagen zu hören: was ſpreizeſt Du dich? Ich bin Bürger, und

Du biſt nur Soldat. — Kein ungegründeter Stolz, wo der Kriegsſtand nicht auch aus Bürgern, ſondern aus fremden Söldlingen beſteht. —

In Hamburg behauptet man, dieſe Stadt ſey zu groß und zu volkreich, um den gemeinen Mann ſo mild und väterlich zu behandeln, als in Bremen geſchieht. Das wäre ein viel beweiſender Grund mehr gegen große Städte und nicht ganz kleine Republiken.

Funfzehnter Brief.

An Dieſelbe.

Der Anblick einer kräftig blühenden Wieſe, eines Baumes von geſundem Wuchs, eines ſtarken, wohlgemutheten, lebhaften Thieres thut einem wohl: ſollte die Betrachtung einer Menſchenmaſſe von kraftvollem Selbſtgefühle weniger Genuß gewähren? Erlauben Sie mir immer, noch etwas bei dem Hamburgiſchen Volke zu verweilen, und Ihnen einige Züge ſeines Charakters, die mir eben einfallen, mitzutheilen. Sie haben einen zu hellen Verſtand, um nicht die rohe Form jeder Aeußerung um ihrer ſchätzbaren Urſache willen zu verzeihen, und auch an Kleinigkeiten das edlere Gepräge zu ſchätzen. —

Neugierig iſt das Volk hier wie überall, und da es keine andern Schauſpiele bezahlen kann oder mag, als die im wirklichen Leben verfallen, ſo hält es ſtreng über ſein Recht, dieſe zu ſehn. Selbſt jeder häusliche Vorgang, der einen beſondern Aufputz verlangt, gehört zu dieſer Art von Spektakel: es wäre gefährlich, dem Volke den Zutritt zu einer in der Form geputzten Leiche, oder einem in Parade hängendem Ochſen zu verſagen.

Wenige Tage nach meiner Ankunft ſtarb ein allgemein geſchätzter Prediger. Er lag acht Tage im Leichenputz, und während dieſer Zeit ſtrömte das Volk in einem ununterbrochenen Zuge ins Haus. Nur mit Mühe konnte eine an die Thür geſtellte Wache das zu ungeſtüme Zudringen mäßigen; ja, der Sohn des Verſtorbenen bekam Händel, als er endlich, um neun Uhr des Abends, das Haus verſchließen wollte. Ich glaubte, daß es Liebe zu dem ſo lange verehrten Beichtvater ſey, was die Menge zuſammen brächte, aber ich betrog mich: es war keine Spur von traurender Rührung zu bemerken. Die Wartenden ſangen vor der Thüre ſchmutzige

Lieder; die Hereingelaſſenen ſagten lachend Zoten, indeß ſie vor der Leiche ſtanden, und als bei eingebrochener Nacht niemand mehr Zutritt haben ſollte, kündigte ein Herauskommender es dem Volke mit den Worten an: „De Pott is aff!“ ein Ausdruck, der beim Kegeln gewöhnlich iſt, und heißt: Das Spiel iſt aus. [1]

Wir wollen es nicht vergeſſen, daß die Natur den Demant in eine rauhe, unſcheinbare Kieſel- oder Thonhülle verſteckt. An ungebildeten Menſchen äußern ſich auch die ſchätzbarſten Eigenſchaften auf eine rohe Weiſe. Mir wenigſtens ſchien die dreiſte Zudringlichkeit des Pöbels nur eine ihm eigenthümliche Aeußerung des Bewußtſeyns ſeiner Rechte, deſſen kraftvoller Keckheit der gebildete Cosmopolit ſich freut, obgleich er ihr gern aus dem Wege geht. — Folgender Zug beweiſt, daß die untern Bürgerclaſſen Hamburgs ſich auch gegen ihre Obern, wo ſie ihnen Unrecht thun wollen, geltend zu machen wiſſen.

---

[1] De Pott oder der Topf jeder Art ſpielt überhaupt eine wichtige Rolle in der Hamburgiſchen Pöbelſprache: er iſt hundertfaches Symbol, nur gewöhnlich in einem Sinne, der mir hier jede Anführung verbietet.

Auch die Brauerknechte bilden, wie ich ſchon in einem vorigen Briefe anmerkte, eine Corporation. Nach einem alten Privilegium ſtand in einer Kirche die Bank derſelben ganz vorne. Das Collegium der Oberalten, das dicht hinter ihr ſaß, fand einſt für gut, dieſe Ordnung zu ändern, und ſeine Bank vor jene zu ſetzen. In einem andern als einem republikaniſchen Staate, hätte das für keinen Eingriff in Rechte, ſondern für eine gnädige Verordnung gegolten, denn die Oberalten ſind die Vorſteher der Bürgerſchaft. Nicht ſo in Hamburg. Die Brauerknechte verſammelten ſich, ſetzten feierlich ihre Bank wieder an ihren Platz, und die der Oberalten unbeſchädigt auf den Kirchhof hinaus, da ſie keine Verpflichtung zu haben glaubten, die Sitze anderer zu ordnen.

Man war ſo weiſe, keinen neuen Verſuch zu machen, um ſeinen Willen durchzuſetzen. — Der Vorgang ſcheint unbedeutender, als er iſt. Indem die Brauerknechte den lächerlichen Stolz ihrer Obern in einer Kleinigkeit brachen, zeigten ſie, was bei wichtigern Anläſſen von ihnen zu erwarten ſey, — zeigten ſie eine Denkungsart, die der ſicherſte Garant der Verfaſſung iſt.

Mit dem Gefühle ſeiner Rechte verbindet der gemeine Hamburger das ſeiner glücklichen Unabhängigkeit, und weder Rang noch Titel verblendet ihn darüber. Der Sohn eines Karrenſchiebers war entlaufen, und hatte unter dem Militär eines benachbarten Fürſten Dienſte genommen. Perſönlicher Muth, vielleicht auch nur glücklicher Zufall, machte ihn in einigen Jahren zum Officier, und als ſolcher kam er nach Hamburg, ſeinen Vater zu beſuchen. Vier Karrenzieher, Quartierleute heißen ſie hier, bilden gewöhnlich eine Geſellſchaft, deren Vorſteher vorn zwiſchen den Stangen zieht, und daher der Stangenherr heißt. Auf dieſem Ehrenpoſten traf der Officier ſeinen Vater, eben im Begriff eine Laſt in Bewegung zu ſetzen. Der Anblick ſeines Sohnes bewog ihn, Halt zu machen; aber bald entzog er ſich den Liebkoſungen deſſelben, beſah ihn von oben bis unten, und rief: „Ha, du biſt was Rechts in deiner bunten Jacke! Geh, Range! Wärſt du hier geblieben, könnteſt du auch ſchon Stangenherr ſeyn!“ — und er ſchob fort.

Noch ein Zug von dem edelmüthigen Selbſtgefühle des Hamburger Volks, und zwar aus einer Menſchenreihe, der man ſonſt am wenigſten edleren Stolz zuzutrauen pflegt: von einem alten Weibe. Die Hauptbeſtimmung des Weibes in der Geſellſchaft iſt ihre jugendliche Blüthe, und mit dieſer welkt, von ihrem häuslichen Kreiſe abgeſehn, in der Regel alles Vorzügliche an ihr hin. Bei ihrer zarten, weichen Natur pflegt jede Runzel der Stirn bis in die Seele zu dringen, und gewöhnlich iſt eine Frau im ſechzigſten Jahre eben ſo wenig an Geiſt und Herzen, als am Körper daſſelbe Weſen mehr, das ſie im achtzehnten war: — um deſto ſchätzbarer ſind dann an ihr ſolche Beweiſe des feineren Gefühls, wie der folgende iſt.

Man hält in Hamburg ſtreng über Ordnung in den Kirchen. Jeder Stand, ja, jedes Glied des Kirchſpiels faſt hat ſeinen angewieſenen Platz, und die Aufſicht über das Ganze zu führen — alte Weiber. Auf jedem Chor, in jedem Gange iſt ein ſolches ſtets bereit, jedem mit anſtändiger Höflichkeit eine Bank anzuweiſen und zu öffnen, aber auch mit einer fürchterlichen Zunge jedes Vergehen gegen die gute Ordnung zu rächen. Man ſcheut dieſe Cerberen ſo ſehr, daß ich nirgend einen anſtändigern, ruhigern Gottesdienſt geſehen habe, als in Hamburg. — Ich gieng an einem Feiertage auf ein Chor der Michaelis-Kirche. Die alte Aufſeherin ſtand auf, ſobald ich hereintrat, und bot mir einen Stuhl an; ich ſchlug ihn aus, weil ich nicht gekommen war, den Prediger, den ich als einen ganz alltäglichen Wortmacher kannte, zu hören, ſondern das Innere der Kirche zu ſehn. Sie erbot ſich durch Geſten, mir eine Bank zu öffnen: ich ſchüttelte mit dem Kopfe. Sie trug mir ihren eignen Sitz an, von dem man wirklich eine recht gute Anſicht hatte: ich weigerte mich, und ſie ſetzte ſich ohne Umſtände wieder hin, bewachte mich aber genau. Ich bot ihr ein Trinkgeld, um ſie für ihren guten Willen zu belohnen: „Nee,“ antwortete ſie, „wenn he nich ſitten geit, krieg ik niſcht.“ (Nein, wenn er ſich nicht ſetzt, ſo gebührt mir nichts.) Es verſteht ſich, daß ich mir nun eine Bank öffnen ließ, und als ich einige Minuten geſeſſen hatte, nahm ſie freundlich mein Geſchenk an.

Sechzehnter Brief.

Außer dem Hauſe iſt es leicht, der ſchneidenden Republikanerſitte des Volks aus dem Wege zu gehn, ſie zu verzeihn, ſich ſogar ihrer zu freuen, — aber im Innern des Hauſes iſt ſie, vorzüglich Fremden, die aus monarchiſchen Staaten kommen, ſehr unangenehm. Die meiſten Menſchen ſind gebohrne Sultane; oft freut ſich ihr Verſtand darüber, daß ſie der bösartigen Willkühr anderer Schranken ſetzen ſehen, — indeß ſie heimlich ſelbſt nur gar zu gern allmächtig wären, und auf tiefgebeugtem Nacken einherſchritten. — Die Hamburgiſchen Dienſtboten ſtehn allgemein in dem Rufe des Trotzes und der groben Ungefälligkeit: — ich finde es ſehr begreiflich. Auch ſie wiſſen, daß ſie in einer Republik und unter Geſetzen leben, die ſie zwar verpflichten, ihren Vertrag mit der Herrſchaft zu erfüllen, aber nicht, Mißhandlungen irgend einer Art zu ertragen. Wie empfindlich aber mag es oft einem M — — — — oder L — — — Großherrn ſeyn, der gewohnt iſt, ſeinen Bedienten mit Füßen zu ſtoßen, oder nach Gefallen abpeitſchen zu laſſen, — wenn er in Hamburg, nach einem unverdauten Abendſchmauſe, am Morgen in einer majeſtätiſch-finſtern Laune erwacht, und keinen Schlag, ſelbſt kein Schimpfwort verſpenden darf, ſondern den Caffee mit Freundlichkeit vom Bedienten fordern muß. Wie mag er das Neſt verwünſchen, in welchem die Canaille ſich beigehn läßt, nicht zu dulden, wozu er ſie geſchaffen glaubt. Man erzählte mir von einem ſolchen Gnädigen, der vor Wuth darüber ſeinen Pudel todt prügelte.

Uebrigens iſt es freilich nicht zu läugnen, daß die Bedienten in Hamburg ihre Wohlgemuthheit ein wenig zu weit treiben. Hier viel häufiger als an andern Orten giebt es Laugenichtſe, die auch der gütigſten Herrſchaft mit

Trotz begegnen, und bei jedem Anlaſſe den Dienſt aufkündigen, oder zum Prätor gehn, der in Hamburg der Policei vorſteht. Man beſchwert ſich bitter darüber, daß dieſe Magiſtratsperſon die Bedienten faſt durchgängig gegen die Herrſchaften begünſtige. Mir ſcheint es ſehr verzeihlich. Es iſt bei Streitigkeiten zwiſchen Vornehmern und Geringern immer mit ungleich größerer Wahrſcheinlichkeit anzunehmen, daß die Erſteren Unrecht haben, als umgekehrt. Die andern leiden gewiß, ſo viel nur zu ertragen iſt, ehe ſie eine Verbindung zerreißen, die ihnen Unterhalt gewährt. Auch iſt es ſchon an ſich ein ſo herbes Mißgeſchick, dienen, das heißt, ſeinen perſönlichen Willen und ſeine Kräfte einem andern aufopfern zu müſſen, daß es Pflicht wird, den Armen, die ſich in dieſer Lage befinden, etwas nachzuſehn. — Man behauptet indeß, daß nicht bloß Humanität, ſondern auch Politik den Magiſtrat bewege, größern Werth auf die Anhänglichkeit des Volks, das für die öffentlichen Angelegenheiten nur kräftige Arme hat, zu legen, als auf die der obern Klaſſen, die auch vernünftelnden Willen bei denſelben haben. Ich wage nicht, darüber zu urtheilen. —

Was die Hamburgiſchen Dienſtboten vorzüglich keck und muthvoll macht, iſt die Einträglichkeit ihrer Stellen. Ihr Lohn iſt zwar im Verhältniß zu der allgemeinen Theurung nicht groß, aber die alte Sitte verſchafft ihnen bei jedem häuslichen Anlaſſe Trinkgelder, die ſich oft während eines einzigen Jahres auf hohe Summen belaufen. Bekanntlich wird es für eine Art von Pflicht angeſehn, daß jeder Gaſt beim Weggehen dem Bedienten ein Geſchenk macht, daß zuweilen den Werth des Genoſſenen überſteigt: aber es giebt noch andre für ſie einträgliche Gebräuche. Iſt z. B. eine Frau im Wochenbett, ſo geht ihre Lätjemaid (junge Magd,) ſchön geputzt, mit einem Regenſchirme in der Hand, und einen Waiſenknaben, der eine Liſte der Freunde und Bekannten trägt, neben ſich, — in der Stadt herum, verkündet die frohe Botſchaft, und erwartet eine Belohnung dafür. Man ſagte mir, daß die Niederkunft einer angeſehenen Kaufmannsfrau ihren Hausleuten, — denn der Betrag jener Geſchenke wird unter allen Bedienten getheilt, —— über vierhundert Mark, gegen 150 ſächſiſche Thaler, eingebracht habe. —

Allgemein erhebt ſich die Stimme der Fremden gegen dieſe, wie ſie es nennen, Brandſchatzung bei Gaſtmählern: aber ich glaube, mit Unrecht. Nimmt man denn eine Einladung an, um ſich einmal unentgeldlich ſatt zu eſſen? Wer eines Freitiſches bedarf, dem wird man es nicht übel nehmen, wenn er auch nur wenig oder nichts giebt, und wem einige frohe Stunden nicht ein Paar Mark werth ſind, der bleibe zu Hauſe. Sehr einſichtsvoll hat man dagegen angemerkt, daß bei jener Sitte der Staat außerordentlich viel gewinne, denn ſie verſieht ihn mit wohlhabenden Bürgern in einer Claſſe, der es ſonſt am ſchwerſten wird, ſich zum Wohlſtande empor zu ſchwingen. Die Mägde nämlich, die ſich ein kleines Capital ſammelten, heurathen irgend einen jungen Handwerker oder Krämer, der durch die Spaarpfennige ſeiner Braut in den Stand geſetzt wird, ſich einzurichten, ohne daß er Schulden macht. Die männlichen Bedienten hingegen fangen, wenn ſie des Dienens müde ſind, ein kleines Gewerbe an, und werden ſelbſtſtändige Hausväter, oder können doch einſt als Greiſe von ihrem Capitale leben, ohne dem Staate zur Laſt zu fallen. — Die ihr nach den Freuden des reichen Mahles mit ſo trüben Minen in den Beutel greiſt, bedenket, daß eure Gabe ein Beitrag zu der Ranzion iſt, die einige vielleicht ſehr wackre Menſchen von dem traurigen Looſe der Dienſtbarkeit freikaufen, und dem Staate einige nützliche Bürger mehr ſchenken werde. Nicht als ein Trinkgeld, als ein Opfer, das ihr auf den Altar der Humanität niederlegt, ſolltet ihr ſie betrachten! —

Wie anſehnlich die Ausbeute dieſer Geſchenke zuweilen iſt, zeigte ſich vor einigen

Jah-

Jahren bei einem Vorfalle, der mir ein zu ſonderbares Beiſpiel von Verwirrung des Geiſtes ſcheint, als daß ich ihn übergehen ſollte.

Ein junges Mädchen hörte einſt auf der Gaſſe alle Glocken ertönen und erfuhr, daß es zur Begehung einer Leichenbeſtattung geſchehe. Sie eilte nach dem Sterbehauſe: der Pomp, mit welchem der Sarg zur Schau ſtand und dann davon getragen wurde, der lange Zug von Leidtragenden, die ihm folgten, die verzierte Kirche, der ſtattliche Sermon des Predigers: alles dieſes rührte ihre Phantaſie ſo lebhaft, daß ſie ſich es von dem erſten Augenblicke an als das höchſte irdiſche Glück dachte, ſo beerdigt zu werden. Von nun an ſparte ſie mit dem engherzigſten Geize ihre Trinkgelder zuſammen, verſagte ſich allen Putz, ſchlug jede Bewerbung um ihre Hand aus, und wenn ſie ſich ja noch ein Vergnügen verſtattete, ſo war es das Anſehen einer Beerdigung. Sie ſtarb endlich als eine funfzigjährige Jungfer, ließ ein Capital von 18,000 Mark, etwa 7,000 ſächſiſche Thaler, und ein Teſtament nach, in dem ſie befahl, jene ganze Summe, vielleicht nach Abzug der unumgänglichen geringen Vermächtniſſe, zu ihrer Beerdigung aufzuwenden. Vergeblich boten ihre armen Verwandten alles auf, dieſe wahnſinnige Verordnung umzuſtoßen. Das Teſtament war nach allen vorgeſchriebenen Formen abgefaßt, und es ohne geſetzlichen Vorwand aufzuheben, wäre in einem Handelsſtaate, dem jede Art von Verträgen heilig ſeyn muß, ein zu bedenklicher Schritt geweſen. Man ſah ſich genöthigt, alles bei der Beſtattung doppelt und dreifach zu bezahlen, da der größte in Hamburg erlaubte Leichenpomp nicht 18,000 Mark aufzehrte.

Siebzehnter Brief.

An Herrn S.

Indem ich geſtern Nachmittags in der Nähe einer Kirche hinwandelte, tönte plötzlich über meinem Kopfe ein dumpfer Glockenklang. Ich ſah mich nach jemand um, der mir eine Erklärung darüber geben könnte, als ein verwirrtes, widerliches Geblöke in der Kirche meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Ich eilte hinzu, drängte mich durch einen Volkshaufen, und war im Begriff, meinen Fuß über die Schwelle zu ſetzen, als ein Mann mich am Arme zurück riß und vor mir niederdeutete. Mit Schrecken ſah ich, daß ich im Begriff geweſen war, in ein offenes Grab zu ſtürzen. Man hatte queer vor der Thüre den Boden aufgeriſſen. Jenſeit der Gruft ſtand eine Gruppe Knaben und johlte ein Begräbnißlied, und aus dem

Innern der Kirche nahete ſich ein Haufen Männer mit ſchwarzen Mänteln, großen Räderkragen, pauſenden Pluderhoſen und einem Degen an der Seite. Sie trugen den Sarg und ſchwankten von einer Seite zur andern, langſam, gleichſam im Takte, mit ſo kurzen Schritten einher, daß ſie bei jedem kaum eine Handbreite vorrückten: das, ſagte man mir, kündige eine vornehme Leiche an. — Endlich hatten ſie die Gruft erreicht. Der Sarg ward herabgelaſſen, ein Prediger warf eine Handvoll Sand auf ihn, die ſchwarzen Männer hielten ihre befranzten Hüte vers Geſicht, man that ein Gebet, und alles eilte lärmend und lachend davon, zurück ins Gedränge des Lebens, um vielleicht in wenigen Tagen bei einer ähnlichen Scene die ſtumme Hauptrolle zu ſpielen.

Der Leichtſinn, der die Menſchen in den Stand ſetzt, unaufhörlich über Gräbern hin zu tändeln, iſt vielleicht die köſtlichſte Mitgift, die ſie aus den Händen der Natur empfingen, — aber wie ſoll man den Unſinn lebhaft genug brandmarken, der noch immer die Verſammlungsörter des Volks mit Leichen pflaſtert und es wiſſentlich an dem Orte vergiftet, wo es zuſammenkommt, ſeine Pflichten zu lernen.

Iſt es denn nicht genug an euren engen Gaſſen, euren Kanälen voll faulenden Waſſers, an den tauſendfach gemiſchten mephitiſchen Dünſten, die aus jedem Winkel eures in einander geſchobenen Häuſerhaufens aufdampfen, ohne, wie zu ſchwere Nebel, über eure Giebel emporſteigen zu können? Iſt es nicht genug an dem Athem der 130,000 Menſchen, die hier auf einem engen Punkt zuſammengedrängt ſind, daß durchaus die aufwachſende Generation noch alle die giftigen faulen Dünſte einſaugen muß, in welche ſich die alternde auflöſen wird? Hamburger, kaum iſt es möglich, in eurer Stadt ohne Ekel zu athmen!

Was für Gründe erſinnt ſich der Anhänger des ſogenannten Bocksbeutels nicht, um nur zu thun, wie ſeine Väter thaten! Unſre Vor fahren, ſagt man, begruben ihre Leichen in den Kirchen und wurden alt dabei. Bedenkt ihr denn aber nicht, wie viel andere lebenkürzende Sitten und Genüſſe ſie weniger hatten? Bedenkt ihr nicht, daß eure Kirchen, bei jeden fünf und zwanzig Jahren, die ihr zurückſeht, um eine ganze Generation weniger giftig waren? Ja, ſchlagt eure Chroniken auf, ihr werdet mit Erſtaunen ſehn, wie oft anſteckende Seuchen im Volke wütheten, die blos eure beſſern Heilanſtalten vermindert haben, und die vielleicht ganz verſchwinden würden, wenn ihr ganz vernünftig handeln wolltet. — Der Nürnberger Magiſtrat verbot ſchon 1541 das Begraben in der Stadt; in Hamburg hingegen, an dem Orte, der mit allen cultivirten Ländern der Erde in Verbindung ſteht, wo zehntauſend Fremde beſtändig im Gehen und Kommen ſind, der alſo der Sitz der aufgeklärteſten Sitten ſeyn ſollte, übt man die Scheuslichkeit beinahe ſchon drei Jahrhunderte länger.

Natürlich muß ſie, da die Kirchhöfe und Gewölbe ſchon unzähligemal überfüllt worden ſind, oft ſehr empörende Vorfälle veranlaſſen. Fehlt es an Raum, ſo nimmt man ohne Bedenken die Särge wieder hervor, wirft mehrere Leichen nackt in ein Grab, ſtampft ſie zuſammen und bedeckt ſie dann wieder mit Erde, ſo gut es gehen will. Ein Handwerker, erzählte man mir, der vor ein Paar Jahren ſein Kind in einem Sarge von Mahogauyholze hatte begraben laſſen, fand die Leiche wenige Tage nach der Beſtattung in einem Winkel des Kirchhofes hingeworfen. Er erhob eine Klage, aber es war, nur mit einiger Nachläßigkeit, nichts geſchehen, als wozu man ſich durch die Noth ſchon längſt berechtigt glaubte. Seine ganze Genugthuung beſtand darin, daß er den Körper noch einmal auf einen andern Gottesacker durfte beerdigen laſſen. — Das Holz der Särge, wenn es koſtbar iſt, wird von den Todtengräbern an die Tiſcher verkauft, und ſo kann es leicht geſchehen, daß der Sohn an einem Tiſche ſpielt, der aus dem Sarge ſeines Vaters gemacht iſt.

Verdient irgend etwas den Namen des Bocksbeutels, ſo iſt es die Abgeſchmacktheit des Begrabens in der Stadt. Nicht mehr das Vorurtheil, nur noch das Anſehen des Herkommens und der Eigennutz erhalten ſie im Schwange. Schon ſeit einigen Jahren ſind Gottesäcker außerhalb der Stadt angelegt: auch haben ſchon mehrere aufgeklärte Patrioten Leichen aus ihrer Familie dort begraben, oder ſich Grabgewölbe errichten laſſen, aber man muß reich ſeyn, um in dieſem Stücke zu Hamburg vernünftig handeln zu können. Die Kirche, in der die Leiche ſonſt hätte begraben werden müſſen, fordert alles, was ſie erhalten hätte, wenn es wirklich geſchehen wäre; jede andere Kirche, an welcher der Leichenzug vorüber geht, erhält gleichfalls eine beſtimmte Summe, und das Grab muß noch beſonders bezahlt werden. So iſt die geſunde Vernunft zu hoch verpönt, als daß ein Armer ihren Befehlen folgen könnte. — Es iſt von der Aufklärung des Magiſtrats und der Kirchenvorſteher zu hoffen, daß dieſer ſo leicht abzuhelfende Uebelſtand bald wird gehoben werden. Man brauchte ja nur einen Vertrag zwiſchen den Kirchen zu errichten, und jeder einen eignen außerſtädtiſchen Kirchhof beizulegen.

Achtzehnter Brief.

An Madame W.

Einheimiſchen oder Patricier-Adel hat Hamburg nicht, ja, es war ſo gar bis zu Anfange dieſes Jahrhunderts ein Geſetz, daß kein Adlicher Einwohner der Stadt werden durfte. Nur aus Gefälligkeit gegen den König von Dänemark erlaubte man damals einem ſeiner vornehmſten Beamten ſich in Hamburg niederzulaſſen, 1) und ſeitdem haben es mehrere Edelleute gethan. Indeß bleiben ſie immer Fremde und ohne Einfluß. Dieß hat die Folge, daß ſie hier einen ungewöhnlich humanen und anſpruchloſen Karakter annehmen. Selbſt die fremden Geſandten, in einem ſo hohen Tone ſie auch zum Magiſtrate ſprechen mögen, ſtim-

1) Wenigſtens erzählt man mir ſo: ich verbürge es nicht.

men doch in den Geſellſchaften einen ſehr milden an, da ſie ſich entweder in die Sitten der Bürger fügen oder ein ſehr iſolirtes, trauriges Leben führen müſſen. Sie ſuchen in einer reichen Stadt, wo hundert Kaufleute ſie überbieten könnten, ſo wenig Auszeichnung, daß ſie nicht einmal eine eigene Loge im Schauſpielhauſe haben, — und damit ſie keine fordern können, nimmt auch der Magiſtrat keine eigene.

Die Gelehrten ſind hier faſt zu dünne geſäet, um in der Geſellſchaft als ein eigner Stand in Betracht zu kommen, und da dieſer auf jeden Fall neben den reichen Kaufleuten eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielen würde, ſo ſchließen ſie ſich bereitwillig an dieſe letztern an, oder verlieren ſich vielmehr unter dieſelben. Wenn ſie dieß nicht ihrer Wiſſenſchaft untreu macht, oder ſie blos merkantiliſch betrachten lehrt, ſo gewinnen ſie offenbar dabei an Lebensgenuß, Weltkenntniß und praktiſcher Nützlichkeit. Es iſt ein ehrenvolles Zeugniß für Hamburg, daß Männer, wie Hagedorn, Leſſ ſing und Klopſtock ſich dort ſo wohl befanden, und daß es die großen Verdienſte des verſtorbenen Buſch und des gelehrten Ebeling zu ſchätzen weiß. — Von den Geiſtlichen, Rechtsgelehrten und Aerzten dieſer Stadt ſchreibe ich Ihnen in einem andern Brief: hier will ich mich nur mit dem erſten Stande Hamburgs, mit den Kaufleuten beſchäftigen.

Kein Stand hat, dem erſten Anſcheine nach, ſo viel Aufforderung und Gelegenheit, allgemeinen Weltbürgerſinn anzunehmen, als dieſer. Sein Intereſſe bringt ihn mit allen Völkern der Erde in Verbindung; Religion, Staatsverfaſſung, politiſche Verhältniſſe ſind ihm nichts: er hat es überall nur mit dem Menſchen zu thun, der ſeiner und deſſen er bedarf. Die Folge davon, ſollte man glauben, müßte ein liberaler, milder Sinn ſeyn. Die Natur ſeines Gewerbes trägt die Schuld, wenn dem nicht ſo iſt. Er geht von Volk zu Volk, aber nur, wie die Biene von Blume zu Blume fliegt, nicht, um ſich an ihrer Schönheit zu ergötzen, ſondern ihren Honigſaft gierig in ſich zu ſaugen und weiter zu fliegen. Verbreitet er Aufklärung und Wohlſeyn in den Ländern, ſo iſt es doch nur unwillkührlich, wie die Vögel in ihren Eingeweiden den Saamen der Pflanzen von Land zu Land tragen. Wo er auch ſeyn mag, umſchließt ihn eng und undurchdringlich der Eigennutz mit einer Eiskruſte. Ihm iſt jedes politiſche Ereigniß nur in ſo fern wichtig, als es ihm Gelegenheit giebt oder raubt, die Zahl ſeiner Metallplatten zu vermehren; Freund und hochachtungswerth heißt ihm jeder, der ihm zu einem einträglichen Geſchäfte behülflich ſeyn kann; wer dieſes nicht vermag, iſt ihm gleichgültig.

Das iſt der allgemeine Standesgeiſt der Kaufleute. Dem ächten Kaufmanne folgt Humanität und liberaler aufgeklärter Sinn nur bis zur Thüre des Comtoirs. In dieſem darf ſchlechterdings von nichts anderm die Rede ſeyn, als von Gewinn. — Ich kannte in einer nordiſchen Handelsſtadt einen Kaufmann, der einem armen Krämer wegen einer Summe von hundert Thalern den Laden verſiegeln ließ, und ihm, ſo bald die Schuld durch den Verkauf des kleinen Waarenlagers aus dem Buche getilgt war, aus ſeiner Privatkaſſe zweihundert Thaler ſchenkte, um einen neuen Kram anzufangen.

Es iſt freilich nicht zu leugnen, daß in dieſem Verfahren ſehr viel Gewerbspedanterie lag, aber mich dünkt, der Mann handelte als Kaufmann und als Menſch conſequent, und der Vorgang ſcheint mir ſehr charakteriſtiſch für die Weiſe, wie ein wahrer Kaufmann die Ausübung von Tugenden mit ſeinem Geſchäftsſinn verbinden kann.

Er weiß immer beſtimmt, was er will, ohne ſich erſt durch Vernünfteln von der Heilſamkeit ſeines Zweckes, der ihm immer offen vor Augen liegt, überzeugen zu dürfen. Er weihete ſich dieſem in dem Augenblicke, da er ſich dem Handel widmete, und erhielt mit ihm auf Lebenszeit den unverrückbaren Geſichtspunkt, aus dem er alle Menſchen und Gegenſtände anſehen muß. Unwandelbar und kalt für alles andere ſieht er immer nur auf das Eine, das ihm noth thut: daher die erhabene Solidität in Blick, Benehmen und Reden und jener ehrenfeſte Anſtand, welche zuſammen die Nichthandelnden ſo oft Geldſtolz nennen; — jene Gleichgültigkeit, mit welcher der wahre Kaufmann auf die Vorzüge des Geiſtes, der Würde oder der Geburt herabſieht. Erwerben iſt ihm das edelſte Lebensgeſchäft und die weiſeſte Anwendung des Erworbenen — wenn der Geiz nicht anders gebeut — iſt ſinnlicher Genuß, weil ihn ein geiſtiger von jener hohen Beſtimmung ableiten würde.

Das iſt das treue Bild des Kaufmannſtandes, — aber nicht das Bild jedes Einzelnen. Auch in ihm findet man jene hochachtungswerthen Männer nicht ſelten, die gleichſam zwei Seelen beſitzen: eine für ihr Gewerbe und eine ganz verſchiedene für die Geſellſchaft, — und in den Hanſaſtädten häufiger als an andern

Orten. Wer nur die geringſte Anlage zum Geiſtesadel hat, wird hier durch das Bewußtſeyn der Freiheit und ſeiner Wichtigkeit im Staate gehoben, und der beſtändige Umgang mit Fremden aus allen Weltgegenden giebt ihm eine unbefangenere Anſicht der Dinge und mehr wahre Aufklärung, als man in vielen größern Städten, ſelbſt bei den gelehrten Ständen, antrifft. —

Gaſtfreiheit iſt hier, wie an allen viel beſuchten Orten, die erſte einnehmende Sitte, deren der Fremde gewahr wird. Ehemals, ſagt man, wurde ſie vorzüglich gegen Kaufleute geübt: ſeit dem größern Aufblühen der Wiſſenſchaften und Künſte in Deutſchland, gehören aber auch Gelehrte und Künſtler zu den Geehrten, die man durch freundliche Einladungen auszeichnet. Jeder, der nur auf irgend eine Weiſe Aufmerkſamkeit verdient, kann beſtimmt darauf rechnen, herumgebeten und fetirt zu werden. Indeß würde man ſich doch ſehr oft irren, wenn man aus dieſer Aufnahme auf eine be:

beſondre Vorliebe für die Gelehrten ſchlöße. Nein, man ehrt und traktirt ſie, weil es Mode iſt: aber näher dürfen ſie nicht zu kommen verlangen.

Ein jetzt verſtorbener Kaufmann L — war wegen ſeines gebildeten Geiſtes und ſeiner Gaſtfreiheit in ganz Deutſchland berühmt. Er trug indeß ſchwer an dieſem Ruhme, und viele Gelehrte, die noch mit dankbarer Freude an die bewieſene Reverenz denken, würden heimlich erröthen, wüßten ſie, daß er ſeit Jahren bei ſeinen Freunden eifrig die Einrichtung eines eigenen Hauſes betrieb, in welchem man die fremden Schulfüchſe, dies waren ſeine eignen Worte, abfüttern könnte, ohne daß ſie einem ins Haus liefen. — Der ältere Forſter hatte einen ſehr charakteriſtiſchen Vorgang mit ihm. Er mußte bei ſeiner Rückkehr aus England ein äußerſt glänzendes Souper bei ihm einnehmen, und gieng, bezaubert von der Humanität des edeln L., nach Hauſe. Dieſer gebildete, gaſtfreie Mann, der eine Million beſaß, und ihn ſo freundlich aufgenommen hatte, dachte er, würde ſich freuen, ihn aus einer Gelegenheit ziehen zu können. Er gieng alſo am folgenden Morgen zu ihm, und bat ihn um ein Darlehn von 200 Thalern, um ſeine Reiſe fortſetzen zu können. L. lachte ihm ins Geſicht. „Mein Gott,“ rief Forſter, Ihr geſtriges Souper muß Ihnen ja zweimal ſo viel gekoſtet haben, als womit Sie heute einen ehrlichen Mann und ſeine Familie aus der dringendſten Noth ziehen können.“ L. fand dies Argument ſehr unverſchämt, und verſtand ſich endlich dazu, ihm die Hälfte zu geben: ob Forſter ſie annahm, weiß ich nicht.

Einen ähnlichen Vorfall hatte Trenk mit einem anderen Mäcenaten. Kaum war er angekommen, ſo erhielt er eine dringende Einladung, ſich zu einem Prunkdiner einzufinden. Er nahm die Aufforderung an, ſchrieb aber dem Kaufmanne zugleich: Seine zuvorkommende Gefälligkeit gegen einen Unbekannten laſſe ihn nicht zweifeln, daß er ihm gegen einen

Wechſel eine gewiſſe Summe vorſtrecken werde. Der Kaufmann antwortete: „Da er ihn nicht näher kenne, ſo fände er das Anſinnen ſehr ſonderbar.“ „Und da ich Sie nicht kenne,“ antwortete der rauhe Ungar, „ſo hab' ich auch den Teufel von Ihrer Freſſerei.“

Es iſt nicht zu läugnen, Forſters und Trenks Benehmen war nichts weniger, als delikat: aber nach der zuvorkommenden Aufmerkſamkeit, die ſie zu demſelben verleitete, werden andre Gelehrte wohl thun, im dankbaren Freudenrauſch über die köſtlichen Mahlzeiten, die man ihnen giebt, nicht zu vergeſſen, warum es geſchehe. Man prunkt mit ihnen: das iſts Alles!

Neunzehnter Brief.

An Dieſelbe.

Der Hauptzug im Charakter der Hamburger aus allen Ständen iſt eine gewiſſe hochgetriebene Kaltblütigkeit, deren Wirkungen ſehr mannichfaltig ſind. Lebhafte Freude ſcheint ihrer Natur ganz fremde zu ſeyn. Sie kommen zuſammen, um ſich mit einander ſatt zu eſſen und zu trinken, thun es ruhig und gefaßt, und gehen in derſelben Stimmung, in der ſie ſich einfanden, wieder von dannen. Man mag nun an der Tafel des Millionärs ſitzen, oder zum Kartoffel-Souper des Kattundruckers in den Keller herabſteigen, überall ſieht man daſſelbe: einen Haufen Menſchen, die bei einigem Diskurſe das Eſſen als die erſte Angelegenheit des Lebens mit ſtillem Eifer betreiben. Kein Laut der Freude, kein froher Geſang, kein witziger

Rauſch. Das Thier wird abgefunden, und der Geiſt ſieht gähnend zu.

Selbſt die eigentlichen Freudenmahle nehmen keine andre Geſtalt an. Ein Bekannter, der mich in einen gewiſſen Club eingeführt hatte, gieng bald darauf nach Lübek, um dort Hochzeit zu halten. Die Geſellſchaft, die ihn mit Recht ehrte, beſchloß, dieſen feierlichen Tag durch einen Schmaus zu begehen, und voll Erwartung war ich einer der erſten, die ſich dazu ſubſkribirten. Man kam zuſammen, leerte in halblautem politiſchem Geſpräche mit dem Nachbar, oder in überlautem Gezänke über die Qualität der Speiſen, eine Schüſſel und Flaſche nach der andern, und kein Menſch dachte an den Anlaß der Zuſammenkunft. Beim Deſſert fiel es einem ein, die Geſundheit des Brautpaares zu trinken. Stumm und nickend ſtieß man die Gläſer zuſammen, wiſchte ſich den Mund, und gieng. Man hatte mit der ganzen ſchwerfälligen Feier nichts gewollt, als eine Gelegenheit mehr, — zu ſchmauſen.

Auch bei ihren Bällen u. ſ. w. ſagt man mir, verläßt dieſe Geiſtesruhe die Hamburger nicht, und ſchläfert ihnen oft die Freude unter den Händen ein. Es iſt nicht zu läugnen, ſie fällt einem Fremden nicht angenehm auf, aber ſie hat doch auch manche ſehr gute Seite, um derenwillen man ſie beinahe für eine Tugend anſehen möchte. Ihre beſtändige Gefährtin, vielleicht ihre Wirkung, iſt Gutmüthigkeit. Hamburg zeichnet ſich durch die vortreflichſten Armenanſtalten aus, von denen ich Ihnen vielleicht ein andermal ſchreibe. Mehrere derſelben beſtehen bloß durch jährliche Beiträge, die das Publikum nie ermüdet, herzugeben. —

Eine andre wohlthätige Wirkung jener Geiſtesruhe, iſt eine gewiſſe Unbefangenheit des Blicks im gemeinen Leben, durch die ſich der Hamburger ſelbſt vor den Bürgern der andern Hanſaſtädte vortheilhaft auszeichnet. Er ſtaunt das Unbegreifliche zwar an, man muß es geſtehen, ohne ſeiner wahren Beſchaffenheit thätig nachzuſpüren, aber auch ohne ſich von ihm bis zu einer Thorheit rühren zu laſſen. Vergebens hoffen Gauner, Wundermänner und Fanatiker hier, in der menſchenvollen Stadt eine ergiebige Ernte. Man läßt ſichs allenfalls angelegen ſeyn, ſie anzuſehn, wenn man ihnen zufällig begegnet, aber das iſt auch alles. Man prüft ihr Vorgeben nicht, man verwirft es nicht aus Gründen: man läßt es auf ſeinem Werthe beruhen, und geht zur Arbeit oder zu Tiſche.

Am ſchmerzlichſten mögen die Erfahrungen dieſer Art wohl einem gewiſſen religiöſen Schwärmer geweſen ſeyn, den ich itzt nicht mehr nennen mag. Er kam von einer andern Reichsſtadt, aus der ihm Damen ganze Poſtſtationen entgegen gefahren waren, um mit dem Kuſſe ſeines Mundes zuerſt beſeliget zu werden, — und wo er einen Auflauf veranlaßt hatte, ſo oft er ſich zeigte. Noch berauſcht von dieſer Aufnahme, wollte er in Hamburg am erſten Tage ſeines Hierſeyns durchaus nicht fahren, „weil,“ ſagte er, „leicht jemand von dem Volke zu Schaden kommen könnte,“ denn daß es zuſammenlaufen würde, ſchien ihm gar nicht zweifelhaft. Nach manchem vergeblichen Nöthigen, fuhr endlich ſein ehrlicher Wirth mit der kräftigen Verſicherung heraus! „Er könne an den Galgen fahren, und keine Katze würde ihm nachſehn!" Er hatte Recht. Das Volk nahm gar keine Notiz von dem Geſandten Gottes, und die Vornehmern baten ihn zu Gaſte, ohne ſich weiter um ſeine Wundergaben zu bekümmern. Mit verbiſſenem Grimme ſchüttelte der Erleuchtete den Staub von ſeinen Füßen, und verließ die verruchte Stadt, die ſo tief im Argen lag. [1] —

---

[1] Was ihm bei ſeiner Abreiſe aus der erſterwähnten Stadt widerfuhr, war ſchon von keiner guten Vorbedeutung. Im Begriff in die Kutſche zu ſteigen, faßt er den Kutſcher plötzlich am Hinterkopfe an, dreht das Geſicht deſſelben zu ſich, und ruft mit dem ächten Tone eines Herzens- und Nierenprüfers: „Du biſt ein ehrlicher Kerl!" „Ihn hätt' auch das Donnerwetter erſchlagen ſollen, wenn er anders geſagt hätte!" antwortete der ſchweizeriſche Biedermann.

Dieſe Wirkungen der Geiſtesruhe ſind ohne Zweifel ſehr ſchätzbar, nur Schade, daß ſie auch dem Patriotiſmus der guten Hamburger Eintrag zu thun ſcheint. Für einen Sieveking, der ohne Koſtenerſatz nach Paris reiſete, und ſich dort mehrere Monate aufhielt, um ſeiner Vaterſtadt Vortheile auszuwirken, — für einen Sieveking, der, wie man mir ſagte, kein Amt erhielt, weil man ſeinen zu hellen Verſtand fürchtete, — findet ſich eine beträchtliche Anzahl von Männern, die man nicht fürchtet, die auch keine ſolche Urſache dazu geben, ſich aber Titel kaufen, um durch kein Amt in ihrer Ruhe geſtört zu werden: denn nach dem Grundgeſetze darf keiner, der von einem Fürſten einen Titel hat, gewählt werden. — Wahrlich, ein ſolcher Titel, wenn ihn ein reicher Bürger führt, ſollte als ein Ekelname betrachtet werden!

Ein Unbetitelter, der ein Amt ausſchlägt, muß auf der Stelle ſein Gewerbe niederlegen, und in vier und zwanzig Stunden die Stadt verlaſſen. Dies harte Geſetz kann einen Fall herbeiführen, in welchem der Ankauf eines Titels verzeihlich würde: wenn nämlich ein Juriſt, der bloß vom Advociren lebt, und vom Gehalte ſeines Poſtens nicht leben könnte, dieſe Ausflucht ergriffe, — denn als Rathsherr darf er keine Proceſſe führen.

Zwanzigſter Brief.

An Herrn S.

Die Hamburger machen es wie die zahnenden Kinder: mit allem fahren ſie in den Mund. Sey es Freude, ſey es Leid: ſie müſſen es durch Kauen feiern. — Aber, die Wahrheit zu ſagen, jedes andre Volk würde es ungefähr eben ſo machen, wenn es ſo viel Aufforderungen zur Gourmandiſe hätte, als die Bürger dieſer Reichsſtadt.

In einem fruchtbaren Lande, in der Nachbarſchaft zweier Meere, an einem Strome und zwiſchen Bächen gelegen, iſt einer der Hauptvorzüge Hamburgs, wenigſtens in den Augen vieler ſeiner Bewohner, daß es einen Ueberfluß an Gegenſtänden hat, die in den andern Gegenden von Europa wohl nirgend in ſolcher Verbindung und Menge anzutreffen ſeyn möchten, als hier. Was an andern inländiſchen Orten ein feſtlicher Luxus iſt, gilt hier nur für tägliche Koſt. Die Elbe mit ihren berühmten Lächſen, die Nordſee mit ihren Hummern und Auſtern, die Oſtſee mit ihren Dorſchen ſind ganz in der Nähe; Holſtein liefert ſein köſtliches Rindfleiſch, Lüneburg treſliches Wildpret, und Weſtphalen ſeinen berühmten Schinken nachbarlich auf die Tafel des Reichsbürgers, und der ununterbrochene Seehandel deſſelben führt ihm Rußland's Caviar, die Schildkröten Weſtindiens, die ausländiſchen Früchte und Weine aller Weltgegenden zu, wohlfeiler und beſſer, als die Fürſten im Innern des Landes dieſe Artikel zu erhalten vermögen. „Nun, wer in dem Zauberpallaſte nicht ganz Bauch würde — der müßte keine Zunge haben!“ denkt mancher auswärtige Feineßer. Ich finde eine ſolche Metamorphoſe auch erklärbar, und verüble es den Hamburgern nicht, daß ſie ihrer phyſiſchen Vortheile mit ſo rüſtigem Sinne genießen.

Faſt alles bekommt bei ihnen nur durch die Schüſſeln Feierlichkeit; ſelbſt ihre religiöſen Feſte ſind in den Augen des großen Haufens nichts als Tage, an denen eine gewiſſe Speiſe genoſſen werden muß. Man geht in die Kirche, und ißt dann am Pfingſtfeſte Lämmer, am Martinstage Gänſe, am Bußtage Schöpſenbraten. Dieſe Ideen laſſen ſich in den Köpfen des Hamburgiſchen Volkes nicht mehr trennen. — In den angeſehenen Häuſern iſt es Gebrauch, drei oder viermal im Jahre große Mahlzeiten zu geben, zu denen die Gäſte ſchon vier Wochen vorher eingeladen werden. In den Zwiſchenzeiten wird die Familie wieder von denen traktirt, die bei ihr zu Gaſte geweſen ſind, und ſo vergeht manchen vielleicht keine Woche, ohne daß ſie einem großen Schmauſe beigewohnt hätten. Außer dieſen Pflichtmahlzeiten wird aber auch noch jeder Anlaß durch Gaſtereien gefeiert. Man will einem ausgezeichneten Fremden eine Artigkeit erzeigen; man hat ein Haus gekauft oder gebauet, oder neu meublirt; es iſt eine

Braut in der Familie, oder es iſt jemand aus ihr Rathsherr geworden: alles das wird hoch begangen. In den untern Bürgerklaſſen wird ſogar das Schlachten eines Ochſen, durch eine ſogenannte Ochſenmahlzeit gefeiert.

Dieſer letzte Gebrauch war ehmals in Hamburg und Lübek in großem Anſehn. Da die Holſteiniſchen Ochſen theuer ſind, iſt es in den weniger bemittelten Häuſern wirklich eine wichtige Familienbegebenheit, wenn ein ſolches Thier zur Winterproviſion eingeführt wird. In Lübek machten ſich noch vor zehn oder zwölf Jahren manche Hausväter ein Vergnügen daraus, es ſelbſt zu ſchlachten. Sie ſchwangen die Axt: in dem Augenblick, da dieſe ſank, zog der eigentliche Schlächter den Kopf des Ochſen mit einem Seile ſeitwärts. Das arme Thier mußte einen zwanzigfachen Tod leiden, weil — der Schlächter für jeden nichttödtlichen Streich vier Schilling erhielt. — War der Ochſe endlich todt, abgeſtreift und ausgeweidet, ſo hieng man ihn im Vorhauſe bei den Hinterbeinen auf, that ihm einen groſſen papiernen Senatoren-Kragen um den Hals, und eben ſolche Manſchetten an die Beine, ſtellte ihm Wachspuppen, zum Beiſpiel einen zielenden Amor, in den Leib, und ſetzte Gueridons mit flammenden Kerzen herum. Die Nachbarn, alt und jung, pflegten dann herbeizueilen, den Abgeſchiedenen um ſein Fett und Fleiſch und ſeinen Putz zu loben, und dann zu Hauſe am Caffeetiſche den Ornat ernſtlich zu beurtheilen. Jetzt iſt das freilich anders. Die ungebildetern Bürger begnügen ſich, den Ochſen im Glanze ſeines eigenen Verdienſtes hängen zu laſſen, und nur ſeine Zerlegung durch einen ungeheuren Schmaus zu feiern; bei den feinern aber hat die Ochſenzeit ihre ganze Wichtigkeit verloren, — „weil ihnen das ganze Jahr nichts anders ſey,“ ſagt die etwas boshafte Freundin, die mir vorſtehende Nachrichten ertheilte. —

Ein und zwanzigſter Brief.

An Madame W.

„Aber wie geht es denn bei einem Hamburger Schmauſe her?“ fragen Sie mich. Nun, ich will Ihnen denjenigen umſtändlich beſchreiben, den ich geſtern — ausſtand, und von dem mir noch heute der Kopf wehe thut.

Seit vier Wochen ſchon geladen, ſtellte ich mich um acht Uhr Abends ein. Man führte mich in ein prächtiges, von Marmor und Bronze glänzendes Zimmer. Alabaſter-Vaſen erleuchteten es; an ſeinen Fenſtern hingen ſeidene Gardinen; das Sopha war mit Atlas überzogen, der Fußboden mit koſtbaren Teppichen bedeckt: denn, conſequent in ihrem Geſchmacke, ſehen viele Hamburger das Theezimmer und den Speiſeſaal für das Allerheiligſte ihres Hauſes an, bei deſſen Dekoration nichts geſpart werden darf.

darf. Mancher wendete ſchon 15 bis 18,000 Mark zu ſeiner Ausſchmückung auf. In der Mitte dieſer Herrlichkeit fand ich ein halbes Dutzend alter Rathsherren und ihre Frauen, mit Naſen, die der Froſt blau färbte, immer geſchäftig, ſich die Hände zu reiben: denn der Mode gemäß kniſterte nur ein Kaminfeuer im Zimmer, und — wir ſind im Januar. Vielleicht war irgendwo ein verſteckter Ofen angebracht, aber bei den nur Fußdicken Mauern und der vordern Glaswand konnte er nicht zur Erwärmung hinreichen.

Allmählig fand ſich die Geſellſchaft zuſammen. Die verheiratheten Damen ſetzten ſich aufs Sopha, oder auf Armſeſſel; die unverheiratheten mußten durchgängig, ſo will es die Sitte, mit bloßen Rückenſtühlen vorlieb nehmen. Die Herren bildeten, ſitzend oder ſtehend, einen Kreis um dieſe oder jene Dame, nachdem ſie denn der Geiſt oder das Thier leitete, und unterhielten die ältern Damen, platteutſch, von Familienbegebenheiten der Nachbarn, von den letzten Schmäuſen, vom Diſconto, von Napper Tandy und der Politik; die jüngern von der ſchönen Litteratur, dem Theater, — und fällten Urtheile — Oh! — Um neun Uhr endlich wurden — die Spieltiſche geſetzt. Alles ſpielte hoch, ſelbſt die Weiber und Mädchen thaten es mit wahrem Spielergeiſte. Ich frohlockte, als endlich um eilf Uhr die Nachricht einlief, daß die Tafel ſervirt ſey.

Man führte uns in einen andern eben ſo prächtig meublirten und eben ſo kalten Saal, den blitzende Kronleuchter erhellten. Eine lange Reihe von ſilbernen Schüſſeln dampfte uns entgegen. Man ſpeiſte durchgängig auf Silber; man aß, ſchlürfte, tunkte den Inhalt von vierzig Schüſſeln aus, trank faſt zu jeder Speiſe einen andern Wein: aber der Geiſt des Cypers, des Bourgogners und Champagners war, ſeine Wirkung auf Naſen und Wangen abgerechnet, verloren: ein überzeugender Beweis, daß er wohl Witz und Lebhaftigkeit aufzuregen, aber nicht einzuflößen vermag. Unverſcheuchbar brütete der Uhu der trockenſten Langenweile über der Geſellſchaft. Wer ſo glücklich geweſen war, einen Nachbar oder eine Nachbarin zu erhalten, mit der ſich etwas ſprechen ließ, flüſterte halblaut; die übrigen waren ſtumm und ſtarr in die Schüſſelandacht verloren. Rauſchte irgend einmal eine vorübergehende, lautere Unterhaltung über die Tafel, ſo beſtand ſie etwa in einem Zanke über die Combination des letzten Spieles, oder die Politik der Engländer. — Um ein Uhr endlich erhob man ſich, trank noch einmal Thee und fuhr nach Hauſe, — wobei ich mir ein heiliges Gelübde that, nie wieder einen Abend an ſo ein Prunkmahl zu vergeuden. — Ach, Wilhelmine! Wie glücklich hätte ich den geſtrigen, an Deinem dreieckigen Winkeltiſchchen, zwiſchen Dir und Deinem wackern Gatten, zubringen können! — Wie wenig Abende hat man in dem kurzen Leben zu verlieren! Wie wenige ſind mir noch für Hamburg übrig! —

Aber wer iſt dieſe Wilhelmine? fragen Sie neugierig. Sie ſollen ſie kennen lernen. Wenn ich Ihnen einmal recht viel Böſes von den Hanſeatiſchen Damen geſagt habe, will ich den ganzen übeln Eindruck, den es auf Sie gemacht haben mag, mit einem einzigen Portrait verwiſchen. — Jetzt zu dem Schmauſe zurück.

Doch in der That, ich habe Ihnen nichts mehr darüber zu ſagen. Hat Ihnen meine Beſchreibung Langeweile gemacht, ſo bitte ich Sie um Verzeihung, allein ich würde nie zugeſtehn, daß ſie darum mißlungen ſey. Ich kannte einen Mann, der den Winterſchlaf der Murmelthiere auf eine Art beſchrieb: man konnte nicht aufhören, zu gähnen. Mich dünkt, er war ein guter Maler. —

Uebrigens verſteht es ſich, daß Sie von jenem Schmauſe nicht auf die Beſchaffenheit aller Hamburgiſchen Geſellſchaften ſchließen müſſen. Es giebt hier Zirkel, die an Geiſt und Bildung mit den feinſten der cultivirteſten Reſidenzen wetteifern: aber als ſolche zeigten ſie ſich doch nur dann, wenn ſie nicht der allgemeinen Sitte durch ein Prunkgelag huldigen müſſen.

Zwei und zwanzigſter Brief.

An Dieſelbe.

„Schildere mir die Weiber treu, und ich male „dir die Männer dazu!“ ſagte ein franzöſiſcher Schriftſteller, ich weiß nicht mehr, welcher. Der Satz iſt keck, aber wahr, man mag die Form des weiblichen Karakters in einem Volke nun für die Wirkung oder die Urſache derjenigen anſehn, welche der männliche hat. Bei den rohen oder erſt halb cultivirten Nationen iſt ſie das Erſte, bei den ganz verfeinerten das Letzte. Bei jenen gleicht der weibliche Karakter einer weichen Paſſe, die jede Erhabenheit des männlichen durch eine Vertiefung abbildet: aber ſo bald die Männer Sinn für Reize, feineres Gefühl und Geiſt erhalten, erheben ſich die Frauen zur Gleichheit, dann zur Herrſchaft, und nun ſind ſie es, die unumſchränkt beſtimmen, was die Nation, wenigſtens in den geſellſchaftlichen Verhältniſſen, ſeyn ſoll. In England ſtanden ſie, wie ich glaube, bis jetzt noch auf der erſten Stufe, in Frankreich vor und während der erſten Jahre der Revolution auf der letzten. Ueber Deutſchland läßt ſich hierin, wie in tauſend andern Dingen, nichts Allgemeines ſagen: ich bin froh, daß ich nur von einer Stadt zu ſprechen habe.

Hier ſind aber die ſonderbarſten Contraſte, die man ſich denken kann, neben einander. Bis zum Ausbruch der franzöſiſchen Revolution hing man hier, wie mir verſichert wurde, mit unerſchütterlicher Feſtigkeit an der hergebrachten Denkungsart und den urväterlichen Sitten. Seitdem haben die Fremden, die hier zuſammen ſtrömten, vorzüglich die franzöſiſchen Emigranten, die ſich hier einniſteten, alles, was unter den Frauen noch der Reformation werth, das heißt, jung, ſchön oder reich war, umgeſtaltet. Zwar gab es auch ſonſt ſchon hier, in dem Haupthaven Deutſchlands, eine Menge von Fremden, aber ſie kamen und gingen, ohne etwas Bedeutendes zu wirken, ja, ſie modelten ſich vielmehr nach den Einwohnern um: als aber die Ducs und Comtes und Marquis mit verderbten Sitten in ganzen Zügen eintrafen — Das ſilberhelle Waſſer der ruhig rieſelnden Quelle verliert ſich ſchnell in die eben ſo reine Fluth des Sees: aber der Wolkenbruch, der vom Gebirge herabwüthet, und den friedlichen Guß des Quells in einen wilden Sturz verwandelt, färbt ſchnell die ganze Oberfläche der ruhenden Maſſe mit ſeinen ſchmutzigrothen Wellen. —

Voll des Hochgefühls ihrer Würde, ausgerüſtet mit aller Feinheit und Grazie der höfiſchen Bildung, anfangs auch noch mit Gelde verſehn, kamen die vornehmen Emigranten hier an, traten in den Geſellſchaften auf, eroberten die Herzen der Weiber und — bildeten ſie um. Allmählig freilich, als ihre Börſen erſchöpft waren, und die unhöfliche Republik weder ſtürzen wollte, noch neue Nachſchüſſe zu ſenden erlaubte, verloren ſie ſich aus der guten, das heißt in Hamburg, der reichen Geſellſchaft: aber die Wirkung, die ſie gemacht hatten, dauerte fort. Die Hamburgiſchen Damen hatten etwas anders kennen gelernt, als das Altväterliche, und ſind nun dem Strudel des wechſelnden Modetons auf immer hingegeben. Statt der geſunkenen Comtes, wurden die Engländer die Tongeber, dann die Neufranken, dann wieder die Engländer: kurz, einmal aus dem Ruhepunkt des Herkommens gebracht, gleichen die Sitten Hamburgs, wie jeder großen Stadt, einem Pendul, der immer ſteigt, um zu ſinken, und immer ſinkt, um zu ſteigen, ohne ſich auf irgend einem Punkte erhalten zu können.

Dieſe Umwandlung iſt indeß zu neu, als daß nicht noch immer viele laids reliefs der alten Zeit übrig ſeyn ſollten, die wenigſtens als Antiquitäten merkwürdig ſind. Ich will mit der Schilderung derſelben anfangen, — oder noch beſſer, ich will Ihnen das Gemälde herſetzen, das einer der geübteſten, feinſten Beobachter und der Geiſtvolleſten unter den deutſchen Schriftſtellern, der ſelbſt in Hamburg lebt, von ihnen aufſtellte. Ich hoffe, Sie werden mir Dank dafür wiſſen, da es in einem ſtatiſtiſchen Werke [1] ſteht, das Sie, oder irgend eine Dame, ſchwerlich jemals zur Unterhaltung wählen werden.

„Die Hamburgiſchen Damen, ſagt er, könnte man füglich in zwei Sorten abtheilen. Eine würde die hausfrauliche, die andere die feinfrauliche heißen. Die Gatten der erſtern wurden Kaufs einig mit den Vätern derſelben, ſie ſelbſt aber, wie billig, wurden nicht um ihre Meinung befragt. Durch Erziehung gewöhnt, an einem Manne nichts widrig zu finden, als den Mangel eines relativen Geldvermögens, gaben ſie das Etwas, das man in ihrer Familie ihr Herz nannte, dem Erſten hin, den man ihnen zuführte, wurden Vorſteherinnen einer neuen Wirthſchaft, ſchalteten über Wochengelder, Betten, Wäſche, Geſinde und Gaſtgebote. Der Despotismus ihrer Mutter trieb ſie aus dem väterlichen Hauſe; jetzt machen ſie durch ähnliches Verfahren wieder wett, was ſie vormals erdulden mußten. — Früh jagt der Kobold des Herrſchens eine ſolche Dame vom Lager auf. Ihr erſter Gang iſt an die Kinderſtube, wo ſie vor der Thüre lauſcht, ob nichts Ungebührliches drinnen vorgehe. Dann ſchleicht ſie auf den Socken, die Pantoffeln in der Hand, in den Küchenkeller, wo ſie den geſtrigen Abhub unterſucht und überall herumſtört, ob nicht Milch, Butter, Mehl auf die Seite gekramt wurde, um nächſtens, wenn ſie von Hauſe iſt, heimliche Gäſte zu einem Puffer zu laden. Sie braucht nur ein Schüſſelchen zu vermiſſen, ſo wiederhallt ſchon ihr Klappertritt durch das Haus und ihre gellende Stimme ſchreit ſich heiſer nach Geſellſchaft, an der ſie ihre Morgenlaune auslaſſen kann. Leiſe, im Nachtrocke und mit hängenden Strümpfen, huſchen die Mägde aus ihren Bettſchränken und winden ſich duckend über die dunkelſten Treppen dem erſten Anfall der wortreichen Zunge ihrer Tyrannin aus dem Wege. Büßen muß, wer ſich greifen läßt.“

---

[1] Topographiſch - politiſch - hiſtoriſche Beſchreibung der Stadt Hamburg von J. L. von Heß. 1796. 3ter Band S. 204.

„Nach dem peinlichen Verhör fliegt alles an die Arbeit, und die arme Hausfrau kann vor lauter Anweiſungen, Nachfragen und Poltern kaum dazu kommen, ſich die Galle gehörig mit Morgenſegen und Frühthee zu verſetzen. Dem Anziehen der Kinder wohnt ſie bei, und ihre Gegenwart ermuntert die Kleinen, viel Unfug mit der verzweifelnden Amme zu treiben, zu ſchreien und zu winſeln, blos um ſich von Mama mit Zuckerbrod tröſten und artig nennen zu laſſen. Das Aufräumen im Hauſe und die Bereitung des gewöhnlichen Mittagseſſens zu halb drei Uhr, nehmen dem ganzen Wirthſchaftsgeſinde, an deren Spitze Madam ſteht, unter vielem Geräuſche, Schelten und Murren mehr als den halben Tag weg.“

„Der Ehemann ſchreibt indeß auf dem Comptoir, oder beſchäftigt ſich auf der Börſe, froh, daß das Getümmel ſeines Hauſes ihm nicht durch den Kopf ſurrt. Wenn er übrigens ſich daheim herriſch und ſtillklug beträgt, nicht nach dem Küchenfeuer ſieht, noch an der Lüttmaid (der Jungen-Magd) fingert: ſo bleibt ſein bloßer Name ſchon ehrwürdig, und die Dame kann mit einem: De Herr will dat hebben! alle Widerſpenſtigen, ſelbſt den rauhen Kutſcher, zum Gehorſam bringen, der ſonſt nur über ihre Botmäßigkeit in ſeinem Mecklenburgiſchen Dialekte ſpottet. Der Herr iſt der Popanz ſeiner Familie, und die Kinder ſchluchzen nicht mehr, wenn ſie ihn im Anzuge glauben. Ob er beim Eſſen die häuslichen Begebenheiten von heute hören mag oder nicht, lauſcht ihm die Frau an der Miene ab, die er von der Börſe mitbringt. Iſt ſeine Stirne gerunzelt, fällt ſein Blick ſchief: ſo wird ſtill aufgetragen, ſtill gegeſſen, ſtill abgedeckt. Es giebt ſchlaue Männer, die dieß Geſicht immer mit nach Hauſe nehmen. Wer es aber darin verſieht, und ſein wohlgemuthetes Herz einmal durchſchimmern läßt, muß ein langes Kyrie weiblicher Beſchwerden hören und ſich überzeugen laſſen, daß alles männliche Wirken, Streben und Nachdenken, zur Führung eines guten Hausſtandes nichts verfange, wenn der Scharfblick der Frau nicht auch den Staub in den Winkeln, in nutzbare Materie verwandle. Dieſen Satz ihrem Eheherrn und aller Welt zu beweiſen, pocht und tobt ſie ein Lebensalter durch: und der Mann, der eine ſolche Frau verdient, thut dem Brauſen ihrer Zunge nie Einhalt; denn er iſt deren einer, die da glauben, man müſſe ſich viel mühen und placken, um, wie er es nennt, ehrlich durch die Welt zu kommen."

Aber wie benimmt ſich denn dieſe Ehrwürdige in Geſellſchaft? Ich glaube, Ihnen einen Gefallen zu thun, wenn ich auch hiervon die Schilderung deſſelben Meiſters liefere.

„Ehrenveſt, ſteif, des unerbittlichen Ennui Erbleibeigene, knarrt ſie in den Saal. Sie weiß genau, wer in der Geſellſchaft zu ihrer Vetter- oder Muhmenſchaft gehört, wie hoch die Herrn A. B. C. an der Börſe geſchätzt werden, wie viel die Frau Nichte D. an Brautſchatz mit bekommen, wie viel Mamſell E. zu hoffen habe. Nach dem Maaße dieſer Eigenſchaften, nach dem Mehr oder Weniger des Beſitzes und der, ſo gut wie die baaren, Hoffnungen, mißt ſie ihre Komplimente und überhaupt ihr ganzes vornehmes Betragen ab. Ihr Geſpräch dreht ſich lediglich um die letzte Predigt, die ſie hörte, um den neulichen Todesfall des Herrn Senators F. und des Oberalten G.; um das Gerücht der baldigen Verlobung des Herrn H. mit Mamſell J., wobei ſie etwas Trauriges oder Wunderbares ominirt, und ihre Lippen werden nicht ſtill, ſo bald es ſich ſchickt, Anekdoten aus der Kirche zu erzählen, und unendlich darüber zu wehklagen, daß keine gute Dienſtboten mehr zu finden ſind.“

„Beim Spiele zankt ſie mit jeder Karte, beſchwert ſich oft über Hitze und Kälte, und ſchiebt endlich das verlorne Geld großmüthig, aber lange gezählt, hin. Ueber Zoten lacht ſie laut mit ſauerſüßen Augen und breitem Munde; Spott erwiedert ſie mit gefalteter Stirn und einem bibliſchen Spruche. Sie verſteht oft nicht, was andre ſagen; wenn man es ihr wiederholt, zieht ſie den Mund und ſchaut über die Naſe weg. Sie iſt eine fleißige Kirchengängerin, bewandert in der chronique ſcandaleuſe der weiblichen Haushaltungen, hält ein immer richtiges Inventarium ihres Leinengeräths, und weiß die Begebenheiten aller ihrer alten Töpfe auswendig.“

Drei und zwanzigſter Brief.

An Dieſelbe.

Das Gemälde des geiſtvollen Herrn von Heß, ſchrieben Sie mir, hat Ihnen gefallen. Es thut mir leid, daß ich ihm den Pinſel aus der Hand nehmen, und ſeine zweite Claſſe ſelbſt ſchildern muß. Was er von dieſer ſagt, iſt ſchon um ein Paar Generationen zurück, denn es iſt vor fünf Jahren geſchrieben, und was geſtaltet ſich ſchneller um, als dieſe ſchöne Blumenflor? —

Die Natur ſtattet die Hamburgerinnen gewöhnlich mit einem fleiſchigen Körper, lebhaftem Teint und ſanften blauen Augen aus, die in manchen Augenblicken etwas ſagen; mit hellbraunem Haar und einer gutmüthigen, gefügigen Hauslaune. Das iſt die Grundlage, auf der die Dame von hohem Tone ſich hier malt:

aber indem ich die Schilderung dieſes Kunſtwerks ſelbſt beginnen will, entſinkt mir faſt Muth und Crayon. Welches von dieſen glänzenden Weſen iſt ſich ſelbſt eine Viertelſtunde gleich? Und welches, wiederum, iſt von dem verſchieden, was alle ihre Schweſtern in allen großen Städten Deutſchlands ſind? Die Cultur der feinen Welt iſt ja im Grunde nichts weiter, als die Kunſt, zu thun und auszuſehen, wie jedermann. — Es ſey darum! Und ſollten auch die modiſchen Göttinnen von Berlin und Wien und Dresden und Hannover, wenn ſie dies läſen, bei manchem Zuge glauben, daß ſie in einen Spiegel ſähen: doch will ich Ihnen die verſprochene Schilderung geben.

Die feine Hamburger Dame iſt in den meiſten Dingen gerade das Gegentheil von dem, was Ihnen Hr. von Heß an der alten Reichsfrau pries. Weit entfernt an die Kinderſtube und in den Küchenkeller zu ſchleichen, läßt ſie ſich von der Amme oder dem Hofmeiſter erzählen, ob die Kinder geſund ſind; empfängt um

11 Uhr an der Toilette, bei der zum wenigſten Ein franzöſiſcher Hausfreund erſcheinen muß, den Bericht, was der Koch zu Mittage liefern wolle, und ertheilt Befehle wegen des heutigen Gaſtmahls. Der Vormittag, ungeachtet er hier bis drei oder vier Uhr verlängert wird, vergeht ihr mit den Audienzen, die ſie den Putzmacherinnen, dem Schneider u. ſ. w. giebt, mit dem Putze ſelbſt, und etwa mit dem Leſen der neueſten Mode-Romane.

Bis fünf oder ſechs Uhr thront ſie an der Tafel, — zur Rechten, in der Regel, irgend ein Ex-Marquis, dem das Geld noch nicht ausgegangen iſt, oder den Hülfsquellen, die nicht derogiren, in den Stand ſetzen, noch in der ſchönen Welt mitzugehn; zur Linken, irgend ein Stutzer im engliſchen Coſtüme. Sie lacht und ſpottet überlaut über alles, was ihr einfällt oder genannt wird, lüftet ſich öffentlich den Buſen, wenn ihr zu warm wird, und befolgt in ihrem ganzen Betragen den weiſen Spruch eines Römiſchen Dichters:

Was menſchlich iſt, zu dem bekenn' ich
mich.

Sie ſpricht mit ſchöner, am unterſten Ende der Tafel, wo der Hofmeiſter ſitzt, vernehmlicher Stimme über alles ab, was ihr aus der Literatur genannt wird, bedauert ſehr, daß Herder keine Comödie ſchreibt, und findet den Meſſias zu ſüßlich. Voſſens Louiſe iſt ihr eine langweilige Bauerndirne, aber Hermann und Dorothea das On ne peut mieux! der lyriſchen Dichtkunſt, und Göthens Römiſche Elegien weiß ſie auswendig, ſagt auch wohl die piquanteſten ſeiner Venetianiſchen Epigramme ohne Erröthen her.

Nach Tiſche ſetzt ſie ſich ans Fortepiano und ſpielt, an jeder Hand drey blitzende Diamantringe, irgend einen Gang aus einer Ouvertüre von Mozart. In ſtiller Bewunderung ſteht das männliche Auditorium um ſie her, und — ſchlürft Caffee. Um ſechs Uhr erhebt ſie ſich ins Theater: ſie nicht allein! Zwei oder drei Stutzer du jour begleiten ſie, — — es verſteht ſich, ins Franzöſiſche. Sollte der Dame auch das Ohr fehlen, den flüchtigen Theater-Dialog zu verſtehen, ſo thut das nichts! Es iſt Mode, da zu ſeyn, und damit gut. Nach dem Schauſpiel, deſſen Endigung man aber nicht abwartet, fährt man zum Spiel und Souper, und ſo ſchließt ſich, zwei Stunden nach Mitternacht, der ſchöne Tag. Im Sommer führt man eben das Leben im prachtvollen Gartenhauſe, oder man macht Reiſen ins Bad, nach Berlin oder Dresden, und dünkt ſich dabey überall auf dem Lande zu ſeyn. Fährt man nur nach Lübek, ſo nimmt man keinen andern Putz mit, als leichte Hauskleider: wer wird mit dem Städtchen Umſtände machen.

Indeß leeren ein Paar bedeutende Unglücksfälle vielleicht die Handels-Caſſe des Gatten, die ohnehin, durch den zu jähen Abfluß in die wirthſchaftliche, ſich nie ganz füllen konnte. Er macht Bankerot, und wird Mäkler. Madame verſchwindet jetzt aus den modiſchen

Zirkeln, und grämelt in häuslicher Stille, bis der Gemahl einen neuen Handel etablirt hat: dann wird der muthige Poſtzug wieder angeſchafft, die glänzende Tafel wieder gedeckt. Madame fährt wieder hin to grace the frontbox, giebt wieder Diners und Soupers — und führt vielleicht bald eine neue Cataſtrophe herbei.

So geht es in beſtändigem Steigen und Sinken fort, bis das Alter zu tiefe Runzeln in die leere Stirne gräbt, und keine Malerei mehr das Lederartige der welken Wange verbergen kann. Nun erwacht die Erinnerung von dem, was man in der Jugend ſah, — und Madame thut mit ehrwürdigen Minen, wie vormals die Mama zu thun pflegte. Ihre Töchter, die lange von der abblühenden Mutter beneidet wurden, werden jetzt ihr Stolz, denn, wie ſie jedermann verſichert, ſind ſie nur ſchwache Abbilder von dem, was ſie einſt ſelber war. Um die Wirthſchaft bekümmern ſie ſich nicht: aber ſie tanzen wie die Grazien, ſie ſingen wie die

Cherubim, ſie malen wie Angelika, und haben Geiſt — o wie vielen, wie gebildeten Geiſt! —

Apropos der Geiſtesbildung vieler Hamburgiſchen Damen! — Ganz ohne Beziehung darauf, ich verſichere Sie, ganz ohne Beziehung, will ich Ihnen eine Anekdote aus dem Arzte des witzigen Unzer erzählen.

Als er an einem ſchönen Frühlingstage in ſeinem Garten ſpazierte, hörte er in einem anſtoßenden eine liebliche Stimme erſchallen. Er ſchlich heran, arbeitete ſich eine Lücke in der Zwiſchenhecke, machte einen langen, langen Hals, und ſah — Ein reizendes Mädchen lag auf dem neubegrünten Raſen, mitten unter Veilchen und Schneeglöckchen, und ſang mit zärtlicher Rührung zu einer leiſen Laute folgende Strophen aus — Gellerts Phylax:

O, das ſchöne Schinkenbein,
Das ich nur noch geſtern Morgen
Unterm Winterreis verborgen —

Unzer lief davon. — Nicht doch, meine Freundin, nicht jetzt, in der Mitte des Jahrhunderts war es, als er ſeinen Spaziergang machte, und Ihr eignes Herz mag es verantworten, wenn Sie den Vorgang für ein Symbol der jetzigen Geiſtesbildung vieler Hamburgiſchen Damen anſehn.

Vier und zwanzigſter Brief.

An Dieſelbe.

Gemach, meine Freundin! So allerliebſt Ihnen auch der ſchweſterliche Eifer für die Hamburgerinnen ſteht: gemach! Woraus ſchließen Sie denn, daß ich in meiner Schilderung von allen Damen dieſer Stadt ſprach? Nicht doch! Ich habe Ihnen ſchon einmal geſchrieben, daß es hier ſehr geiſtvolle und einnehmende Geſellſchaftszirkel gebe, und wodurch könnten ſie beides ſeyn, als — durch gebildete Frauen? In der That ſind dieſe hier ſchon deshalb viel häufiger, als an den meiſten andern Orten, da ſich Fremde von allen Ständen und allen Stufen der Bildung ſo häufig zuſammenfinden, und dieſe ſich meiſtentheils nur mit den Damen unterhalten: die Männer haben ſelten Luſt und Zeit, ſich darauf einzulaſſen. Die Damen —

Doch was ſoll ich mich dabei aufhalten, Ihnen etwas weitläuftig auseinander zu ſetzen, was ſich ohnehin verſteht. Hier haben Sie einen Aufſatz aus meinem Tagebuche, der Ihnen in Einem Beiſpiele beweiſen mag, daß es hier vortrefliche Frauen giebt, und — daß ich gegen ihre Vorzüge nicht unempfindlich bin.

Den 2ten Jan. 99. um Mitternacht. [1]

Ich habe geiſtvolle Weiber gekannt: jedes ihrer Worte wog ſchwer, ſelbſt wenn ſie ſcherzten; jedes hatte Nebenbeziehungen, und keine Nadel fädelten ſie ein, ohne äſthetiſche Betrachtungen. Ich lachte zuweilen mit ihnen noch öfterer über ſie, aber ich gieng ihnen aus dem Wege, wo ich wußte und konnte.

---

[1] Für diejenigen Leſer, denen die nachfolgende Schilderung in einem Werke dieſer Art am unrechten Orte ſcheint, iſt geſorgt. Sobald ſie ſich gütigſt bei dem Verleger melden, wird er dieſe Blätter zurück nehmen, und ihnen ein Carton einhändigen, das die Beſchreibung des St. Catharinen-Thurmes enthält.

Ich habe gelehrte Weiber gekannt. Sie ſprachen von den Alten, wußten vorzüglich genau, was ſeit zwanzig Jahren in unſerer Literatur vorgegangen iſt, und jede Abgeſchmacktheit, die einem berühmten Manne entfiel, ließen ſie ſich zutragen, und verarbeiteten ſie. Dafür giengen ihre Kinder ſchmutzig einher, und wuchſen ohne gehörigen Unterricht auf, und wenn ihr Gatte mit dem Tode rang, mußten ſie es von der Haushälterin erfahren.

Ich habe mit lebhaften, muthwilligen, witzigen Weibern Umgang gehabt. Wehe jedem, der ihnen nahe kam, und nicht ſogleich darauf bedacht war, ſie zu überwältigen. Wem es gelang, den ſchmähten ſie hinterrücks; wer es nicht vermochte, den machten ſie lächerlich.

Ich habe ſchöne Weiber geſehn. Ihr Auge ſpähte im Kreiſe der Männer umher, bald verſtohlen, bald unverſteckt. Jedem Blick, der ſie traf, ſuchten ſie Reize zu verrathen; jeden, meduſenartig, zu fixiren. Wer nicht zu ihnen ſeufzte, den vernachläſſigten ſie, und wer es that, den behandelten ſie als einen Sklaven.

Ich ſah Wilhelmine. Sie iſt reizend, ſo reizend, daß es im erſten Augenblicke ſchwer wird, nicht die Hand der Begierde an ſie legen zu wollen; ſie iſt ſo offen und unbefangen, daß jedes Unternehmen leicht und hoffnungsvoll ſcheint; ſie ſcheint ihre eignen Vorzüge ſo wenig zu bemerken, daß man ſich gedrungen fühlt, ſie mit ihnen bekannt zu machen. Man verſucht es, ihr davon zu reden, aber kaum hat ſie zehn Worte geſprochen, ſo giebt man jeden Gedanken von einem Complimente auf, belacht ſein Verhaben heimlich ſelbſt, und vergißt es bald: nur für ihren Witz behält man noch Sinn. Sie tändelt, ſie neckt: die Geſellſchaft verſammelt ſich lachend um ſie her, und der Geneckte ſelbſt lacht am herzlichſten mit. Erſtaunt darüber unterſucht man genauer, was ſie ſagte, und erſtaunt dann noch mehr, zu finden, daß jedes ihrer Worte traf, ohne zu verwunden, und daß ſelbſt im ſanften Spotte ein Compliment lag.

welches die Eigenliebe ſchnell herausfühlt. Man vergißt alles bei ihr; denkt ſie ſelbſt nur in der Gegenwart, hält ſie für ein Weſen, das nur zur geſellſchaftlichen Erheiterung und Beluſtigung berufen ward. Ach, ſie kann noch glücklicher machen! Denn —

Die Thüre geht auf. Sie blickt hin: ſie wirft alles weg, eilt dem Kommenden entgegen, drückt ihm die Hände, iſt zärtlich beſorgt, warum ſeine Wange bläſſer iſt, als gewöhnlich. Dieſer Mann, der die ganze männliche Geſellſchaft mit ſichtbarem Neide betrachtet, — dieſer Mann, der dem Greiſe näher iſt, als dem Jünglinge, und der gleichwohl von einer 25jährigen Schönen ſo zärtlich behandelt wird, — es iſt ihr hochachtungswerther Gatte. — Glücklicher Mann! —

Itzt hat er ſich niedergelaſſen, und nach einem flüchtigen Kuſſe kehrt auch ſie zu ihrem Sopha zurück, ſucht das Weggeworfene wieder, — und was iſts, woran ſie, mitten unter Scherz und Lachen, ſo ämſig arbeitet? Ein Nachtgewand für ihren Säugling. Eine Menge Bedienten ſind in ihrem reichen Hauſe geſchäftig, aber ſie läßt ſich es nicht nehmen, ihren Liebling ſelbſt zu nähren und zu kleiden. —

Am 22ſten Jan. nach ununterbrochenem Umgange mit ihr.

„Wenn es unwahrſcheinlich ſcheint, was man von der berühmten Ninon erzählt, wenn es unmöglich dünkt, daß eine Frau bei dem Geiſte der Ninon untadelige Hausfrau ſeyn könne: der wallfahrte zu Wilhelminen, und er zweifelt nicht länger.

Ein Weib, wie dieſes, ehrt ihre Vaterſtadt mehr, als die gelungenſte Lobſchrift.“

Fünf und zwanzigſter Brief.

An Herrn S.

Rouſſeau nimmt eine dreifache Erziehung an, eine durch die Natur, oder die phyſiſche; eine andere, durch die umgebenden Gegenſtände und die Begegniſſe, oder die zufällige und eine dritte, durch Unterricht, oder die eigentliche Bildung. Es ließe ſich vielleicht mancherlei gegen dieſe Eintheilung einwenden, aber wir wollen einmal ein ἄυτος ἔφα annehmen, und ich will bei den Nachrichten, die ich Ihnen in dieſem Briefe geben werde, ſeiner Eintheilung folgen.

Die phyſiſche Erziehung iſt in Hamburg, trotz den ſtinkenden Canälen und der Sumpfluſt, ſehr gut. Die meiſten Eingebohrenen empfiengen von der Natur einen ſehr ſtarken dauerhaften Körper, deſſen einziger Fehler eine frühzeitige Neigung iſt, mehr in die Runde und Breite, — als in die Höhe zu wachſen. Der Knabe, der unwillig zur Schule ſchleicht, und der ehrenfeſte Senator, der mit weiſem, breit ſchauendem Blicke die Rathhaus-Treppe hinanſtapft, ſind auf gleiche Weiſe ſprechende Bilder der Geſundheit. — In Hamburgs üppigem Boden haben die jungen Menſchenpflänzchen einen reichen Zufluß nahrhafter Säfte. Der Wall, der Jungfernſtieg, die vielen Gärten und Luſtörter, und der allgemeine Hang der Hamburger, dieſe recht häufig zu genießen, geben den Kindern beſtändig Gelegenheit, in freier Luft zu hüpfen und zu lärmen. Auch hat die pädagogiſche Periode Deutſchlands hier bei den meiſten Eltern den vernünftigen Grundſatz zurückgelaſſen, daß man die Kinder abhärten müſſe: es darf alſo die künftige Generation hoffen, zum wenigſten eben ſo muskulös und derb zu werden als die gegenwärtige iſt. —

Ich wünſchte, daß ich der zweiten Erziehung eben ſo viel Gutes nachrühmen könnte: aber

aber leider ſind die Umgebungen in Hamburg noch weniger, als in den meiſten andern großen Städten dazu geeignet, dem Geiſte der Kinder in den höhern Claſſen eine ſehr vorzügliche Bildung zu geben. So bald ſie erwachſen genug ſind, um Reden und Handlungen beobachten zu können, — und man weiß, mit welcher Feinheit Kinder das thun! — laſſen viele Eltern ſie auch an ihren Geſellſchaften, Schauſpielen, Bällen u. ſ. w. Theil nehmen. Hier lernen ſie denn bald mit Hochgeſchmack eſſen, Beſchützerminen annehmen, über alles abſprechend urtheilen, feine Zoten belachen, dann verſtehen, dann ſagen, und vor allen Dingen Hamburg für den Mittelpunkt der Welt anſehn, und Geld für das ſchätzbarſte Gut in derſelben. In Kurzem blicken die Knaben ſo ernſt und weiſe über Bruſt und Achſel, wie der Papa, und klappen bei jeder Erwähnung eines höhern Verdienſtes mit ihren Dukaten. In Kurzem coquettirt das vierzehnjährige Mädchen mit ſo naiver Schaamloſigkeit, und liſpelt und ſpielt, wie die Mutter, itzt mit Karten, itzt mit äſthetiſchen Kunſtwörtern und itzt mit ehrlichen Namen. In keiner Stadt ſah ich ſo viele Knaben Senatorminen ſchneiden, und nur eine weiß ich, in der noch mehr Kinder die Buhlerinnen ſpielen, als hier.

Im Ganzen wird die dritte Art der Erziehung bei den Mädchen mit mehr Sorgfalt beſorgt, als bei den Knaben. Jene lernen frühe Muſik, Zeichnen, vor allem aber Tanzen und Franzöſiſch, auch wohl gar Engliſch und Italieniſch: damit ſind ſie aber auch fertig, denn von dieſen werden ſie ja künftig den meiſten Gebrauch zu machen haben. Ehemals lernten ſie noch nebenher die Wirthſchaft betreiben, und auch jetzt, verſichert man, ſoll dieß hier und dort der Fall ſeyn; an eigentliche Ausbildung des Geiſtes und Herzens dagegen wird faſt gar nicht gedacht. Wenn das Mädchen nur erſt leſen kann, findet ſie ja Romane genug auf der Toilette und dem Sopha der Mama, und dann — iſt man nicht weiter beſorgt. Die Kleine lieſt: ſie wird ſich ſchon ſelbſt entwickeln.

Man glaube ja nicht, daß es in Hamburg an Gelegenheit zu einer beſſern Erziehung der Mädchen fehle. So bald man es nur wünſchte, würden ſich nützliche Inſtitute in Menge bilden. Selbſt itzt unterhält die ehrwürdige Karoline Rudolphi, — als Dichterin, aber mehr noch als edles, einſichtvolles Weib, rühmlich bekannt — ein ſehr vorzügliches, vor den Thoren von Hamburg. Anfangs wollte ſie nur vier Zöglinge annehmen, aber bald ſah ſie ſich durch dringendes Anliegen von allen Seiten gezwungen, ihre Anſtalt bis auf zwanzig zu erweitern. Sie erzieht ſie mit Sorgfalt für Herz und Geiſt und wirthliche Geſchicklichkeit, und hatte ſchon die Freude, mehrere ihrer Anvertrauten glückliche Gattinnen und würdige Hausfrauen werden zu ſehen. Aus allen Gegenden Teutſchlands bringt man Kinder zu ihr, nur nicht aus Hamburg. Sie ſelbſt faßte gleich Anfangs den Vorſatz, keine von hier anzunehmen, weil ſie verzweifelte, ſie, in ſo naher Nachbarſchaft, ganz vor den ſchädlichen Einflüſſen des väterlichen Hauſes ſichern zu können: aber ihre Standhaftigkeit iſt auch nicht auf ſehr bedeutende Proben geſetzt worden. Der zarte, geiſtvolle Ton, der in ihrem Inſtitute herrſcht, — der vielleicht nur ein wenig zu empfindſam ſeyn mag — paßt nicht zu dem feiſten Prunken und der wüſten Vornehmheit der meiſten reichen Hamburger. Man ſchickt ſeine Töchter lieber zu einer ci-devant Comteſſe oder Marquiſe, wo ſie den Eſprit de Bagatelle und die hochmanierliche Sittenloſigkeit lernen, die einſt den franzöſiſchen Hof ſo berüchtigt machten und — ihn vernichteten.

Die Bildung der Söhne nimmt einen andern Gang. Die Väter, die zu ihrem einträglichen Geſchäfte keine andre perſönliche Geſchicklichkeit brauchen, als Schreiben und Rechnen, halten ſtrenge darüber, daß ihre Söhne dieſe, aber oft faſt eben ſo ſtrenge, daß ſie nichts weiter lernen. Jene ſind hinlänglich, ſie auf die höchſte Stufe der Vollkommenheit zu erheben, das heißt, zu reichen Leuten zu machen: jede andre Wiſſenſchaft könnte ſie davon ableiten. Hat daher ein junger Menſch Luſt zur Muſik, ſo läßt der Vater ihn gehen, aber er ſchüttelt den Kopf; die Erlaubniß, zeichnen zu lernen, wird ſchon mit einer finſtern Miene ertheilt; Mathematik und eigentliche Wiſſenſchaften liegen meiſtentheils, die Anfangsgründe ausgenommen, unter ſtrengem Interdikt, und ein Jüngling, der ſich einfallen ließe, eigentlicher Gelehrter werden zu wollen, würde in den meiſten Kaufmannsfamilien für einen ungerathenen, verlornen Sohn gelten. Eine Kaufmannsfrau beklagte ſich gegen einen ſehr hochachtungswerthen, wahren Gelehrten, der hier ein Inſtitut hat, daß ihr eilfjähriger Sohn den ganzen Tag riſſe, d. h. geometriſche Figuren zeichne, und bat ihn, er möchte ihn doch nicht ſolch unnützes Zeug lehren, wie die „Jemmetrie“ ſey. Er bemühte ſich, ihr zu zeigen, welche Vortheile es ſelbſt einem Kaufmanne brächte, mathematiſche Kenntniſſe zu beſitzen. Sie ſchwieg endlich, weil ſie nichts zu antworten wußte, aber ſie that ihren Sohn in ein anderes Inſtitut. Mit Thränen nahm der Knabe Abſchied von ſeinem gutmüthigen Lehrer und ſeinem geliebten Beſteck.

Selbſt in ihrem eigenen Fache können die Hamburger nichts leiden, das dem Wiſſenſchaftlichen ähnlich ſieht, eine Erfahrung, welche der edle Büſch ſehr häufig gemacht hat. Wenig Gelehrte ſind wohl unermüdeter und nützlicher für ihr Vaterland thätig geweſen, als er. Ueberall ſtößt man in dem kleinen Staate auf Beweiſe ſeines einſichtsvollen Eifers fürs allgemeine Beſte. Nicht die Armenanſtalten, die Straßenbeleuchtung und andere öffentliche Einrichtungen allein verdanken ihm größtentheils die wohlthätigen Verbeſſerungen, die man ſeit einigen Jahren mit ihnen getroffen hat; auch wichtige Theile des Handels ſelbſt haben durch ſeine kenntnißreichen Beleuchtungen und Erörterungen außerordentlich viel gewonnen. Das wird aber ſonſt nur außer Hamburg erkannt; hier belacht man ſeine Theorien. Man kann ſich gar nicht überzeugen, daß ein andrer, als ein Kaufmann, etwas vom Handel verſtehen könne. Seine Handlungsakademie, die ohnehin faſt nur von Ausländern benutzt ward, hat ſeit mehreren Jahren aufgehört. Zuletzt hielt er nur noch für ſeine Penſionäre Vorleſungen über den Wechſelhandel. Er lud öffentlich alle jungen Handelslehrlinge ein, ihnen beizuwohnen, und verlangte nur von denen, die es ganz ohne Beſchwerde vermögten, ein Honorar, aber es kamen äußerſt wenige, weil die Aeltern und Lehrherren es ihnen, als unnützen Zeitverderb, verboten. Oft baten ihn junge Leute um die Erlaubniß, ihn zu hören, und zugleich dringend um die Verheimlichung ihrer Lernbegierde. Gewöhnlich war ſeine Bewilligung fruchtlos: nach zehn oder vierzehn Tagen erfuhren die Vorgeſetzten es doch, und der Curſus war geendigt.

Ein Schreibmeiſter aus Altona hat mehr Glück gemacht. Man forderte von ihm dort, daß er mit ſeinen Schülern in der Kirche ſingen ſollte: er fand das zu herabwürdigend und beſchwerlich, und zog nach Hamburg. Hier ſchrieb er ein elendes Rechenbuch, ließ einige Vorſchriften in Kupfer ſtechen, und ſchickte ſie von Haus zu Haus. Schon trabten ihm von allen Seiten die Knaben zu, um von dieſem Meiſter der höchſten Kunſt zu lernen, wodurch ihre Väter glänzten, die Regel de Tri und eine ſchöne Handſchrift: aber er wollte auch gelehrten Ruhm erlangen. Unvermuthet erſchien, ſo erzählte man mir, eine Ankündigung in den Zeitungen. Eine Geſellſchaft von denkenden Vätern hätte den Preis von — — Dukaten auf die beſte Abhandlung über die Vortheile der öffentlichen Erziehung und ihre zweckmäßigſte Einrichtung ausgeſetzt. Die wetteifernden Schriften mögten an Hrn. G. (dem erwähnten Schreibmeiſter) eingeſandt werden. Es geſchah, aber als der Termin verlaufen war, kündigte ein zweites Inſerat an, der Preis ſey der Abhandlung — des Hrn. G. ſelbſt zuerkannt worden. Das war natürlich, wenn, wie man behauptet, die Geſellſchaft — aus ihm allein beſtand. [1] Er hatte Gelegenheit gehabt, ſich mit einer Menge fremder Ideen zu bereichern, hatte ſich Ruf gemacht und — ſein Inſtitut iſt itzt das größeſte und reichſte in Hamburg. Er erhält es auf dieſer Stufe vorzüglich durch den Nachdruck, mit dem er den Bakel und die Ruthe führt. Selten, ſagte man mir, vergeht ein Tag, daß nicht einer ſeiner Schüler mit blauem Rücken oder doch wohl ausgeſtäupt nach Hauſe kommt: — aber das wollen die

---

[1] Hr. G. kann dieſe Beſchuldigung, die ich von ſehr glaubhaften Männern hörte, nicht beſſer widerlegen, als wenn er die denkenden Väter öffentlich nennt.

Hamburger. Das gilt ihnen für den Beweis der pädagogiſchen Sorgfalt, bürgt ihnen für das Gelingen der Erziehung: denn — ſie wurden ja ſo erzogen.

Von wenigen gekannt, lebte hier ein Mann, durch ſeinen ſanften Charakter, durch innige Bekanntſchaft mit dem menſchlichen Herzen, durch die weiſe Einfalt, mit der er ſeine ausgebreitete Gelehrſamkeit praktiſch zu machen weiß, durch ſeine Gabe leichter Mittheilung, durch ausharrende Geduld und ſtrengen Fleiß zum Lehrer der Jugend berufen und durch fünf und zwanzigjährige Uebung zu einem ausgezeichneten Erzieher gereift. Er hat ſeit einigen Jahren ſchon ein Inſtitut angelegt, und ſich dazu für den hiſtoriſchen Unterricht mit einem Schriftſteller verbunden, der Teutſchland ſeit ſeinem erſten Auftreten faſt zu ſeinen vorzüglichern rechnete. Die Kinder, die man ihm anvertraut, bekommen Liebe zu den Wiſſenſchaften, lernen viel, werden nie gemißhandelt: —

nur wenige, nur ſehr von dem großen Haufen verſchiedene Männer bringen daher die ihrigen zu ihm. — Wackrer Voight! das wahre Verdienſt müßte ganz ſeine Natur verändert haben, wenn du nicht von dem Haufen verkannt werden ſollteſt!

Sechs und zwanzigſter Brief.

An Denſelben.

Es iſt wirklich auffallend, daß die öffentlichen Anſtalten in Hamburg einen ſo ganz andern Charakter haben, als die häuslichen Einrichtungen einzelner Familien. Wenn dieſe von Vorurtheilen, von läppiſcher Anhänglichkeit an altväterlichen Gebräuchen, von Beſchränktheit des Geiſtes und von Eigennutz ſo oft eine ſehr abentheuerliche Geſtalt bekommen, athmen jene einen aufgeklärtern, liberalern Geiſt, als faſt in jeder andern Stadt Deutſchlands. Die Urſachen davon ſind nicht ſchwer zu entdecken. Die häuslichen Einrichtungen hangen von der eignen Anſicht des Hausvaters oder der Hausdame ab; zu den öffentlichen hingegen geben die Kaufleute nur das Geld her, und überlaſſen ihre Beſtimmung und Ausführung Leuten, die beſſere Einſichten haben, als ſie, und, von keinem Mangel beſchränkt, auch jedes Gute, das ſie erkennen, in Wirklichkeit zu ſetzen vermögen. Daher kommt es, daß hier Fündlinge und hülfloſe Waiſen eine viel zweckmäßigere und einſichtsvollere Erziehung erhalten, als viele Kinder der erſten Häuſer, und daß Hamburg ein Waiſenhaus beſitzt, das vielleicht allen andern zum Muſter aufgeſtellt werden könnte.

Schon im Jahr 1604 ward eine alte Kapelle zum Waiſenhauſe eingerichtet. Jobſt von Overbek — einer der ehrwürdigſten Namen in der hamburgiſchen Geſchichte, — ſchenkte ihm 150,000 Mark, damit es auch Fündlinge aufnehmen könnte. 1785 war ein neues zweckmäßigeres Gebäude vollendet und wurde bezogen. Der Bau deſſelben hatte weit über hunderttauſend ſächſiſche Thaler gekoſtet. Zwar ſind das Haus, die Kirche, die zu demſelben gehört, und ihre Verzierung nicht ſehr geſchmackvoll, aber die übrigen Einrichtungen ſind deſto beſſer. Tauſend Kinder, alſo beinah ein Hundertheil aller Bewohner Hamburgs, werden von dieſem Hauſe erhalten. Die noch nicht ſieben Jahr alt ſind, werden auf dem Lande oder in der Stadt irgendwo in die Koſt gethan; die ältern Knaben werden in drei verſchiedenen Klaſſen, außer der Religion und dem Schreiben und Rechnen, im Zeichnen, in der Geographie und der teutſchen Grammatik, die Mädchen in weiblichen Arbeiten unterrichtet. Alle werden gut und bequem behauſet und gekleidet, gut genährt, haben ihre freien Spielſtunden und Plätze, und wenn ſie ihre sorgloſe Kindheit unter dem Schutz des Publikums vollendet haben, iſt man beſorgt, ihnen den Eintritt in irgend ein Gewerbe zu eröffnen, durch das ſie einſt als nützliche Bürger dem Vaterlande ihre Schuld abtragen können.

Das Haus hat einen eigenen Krankenſaal, der täglich von einem Arzte und einem Wundarzte beſucht wird. Es hat anſehnliche Fonds, empfängt aber jährlich noch große Beiträge, theils durch freiwillige Geſchenke, theils durch gewiſſe Strafgelder. Die Leitung des Ganzen iſt einem Collegium anvertraut, an deſſen Spitze der älteſte Bürgermeiſter und zwei Rathsherren ſtehn.

Jährlich einmal haben die Kinder dieſes Hauſes ein großes Feſt, das Waiſengrün. Feierlich und unter Anführung des gebildetſten aus ihrem Mittel, der ſehr geputzt und mit einem bebänderten Marſchallſtabe als Waiſenkapitän, einhertritt, ziehen ſie durch die vornehmſten Gaſſen der Stadt vor ein Thor. Hier hat man Zelte für ſie aufgeſchlagen, und traktirt ſie mit Braten, Bier und Kuchen. Tauſende von Zuſchauern freuen ſich der naiven Fröhlichkeit der hüpfenden Kindheit. Was aber den ganzen angenehmen Eindruck verdirbt und wirklich hoch gothiſch läßt, iſt, daß während des Prunkzuges ein Paar dutzend Knaben in alle Häuſer laufen und mit verſchloſſenen Büchſen Allmoſen ſammeln. Auch unter den Zuſchauern gehn ein Paar Büchſen für den Kapitän und ſeine Kavaliere herum. — Iſt es nicht eine Beſchimpfung für den Staat, daß Kinder, die er einmal adoptirte, noch betteln müſſen? Sind die tauſend Thaler, die ſo zuſammenkommen mögen, in dem reichen Hamburg ſo viel werth, daß man das Gemüth ſeiner Kinder im engern Sinne, an die Niedrigkeit des Almoſenflehens gewöhnt und ihnen ihre Hülfloſigkeit durch den herabwürdigenden Gebrauch verwirft? — Man ſage nicht, das ſey übertriebene Empfindſamkeit. Sind denn nicht die meiſten Urtheile, Gefühle und Handlungen unſers ſpätern Alters, Reſultate der Eindrücke, die wir als Kinder empfingen?

Hamburg hat außer dieſem Waiſenhauſe mehrere Kirchenſchulen, das ſogenannte Johanneum und das Gymnaſium. Die Einrichtung dieſer Schulen iſt aus dem vorigen Jahrhunderte. Die Lehrſtuben ſind finſtere Ställe; die Beſoldungen der Lehrer ärmlich, daß dieſe mit Kummer und Elend ringen und — kaum zu den reichen Bürgern aufzuſehen wagen. Uebrigens haben ſie freilich auch wenig Gelegenheit, etwas zu leiſten. Es iſt durchgängig Mode, ſeinen Kindern eine Privaterziehung zu geben, oder ſie in die Nebeninſtitute zu thun. Die obern Claſſen des Gymnaſiums ſind faſt ganz leer, weil nur äußerſt wenig Eltern ihren Söhnen Erlaubniß zum Studiren ertheilen. Man ſpricht angelegentlich von einer Umwandelung aller jener Anſtalten. —

Sieben und zwanzigſter Brief.

An Madame W.

Ich verſprach, Ihnen etwas über die gelehrten Stände in Hamburg zu ſagen. Die Geiſtlichkeit mag den Anfang machen.

Dieſer furchtbare Hebel für die Volksmaſſe, dieſer uralte Gährſtoff der Nationen in jenen Zeiten, da die Layen mehr glaubten als dachten, mehr phantaſirten als beobachteten, — ſcheint nahe daran, ſeine Kraft, die man für ewig hielt, völlig zu verlieren. Selbſt der Pöbel hängt faſt nirgend mehr mit andächtiger Befangenheit an einem ſalbungsvoll fahſelndem Munde, und rottet ſich nicht leicht mehr zuſammen, die weltlichen Pläne ſeines geiſtlichen Hirten auszuführen. Man bricht ſeit langer Zeit und kraftvoll an dem furchtbaren Gebäude der katholiſchen Hierarchie; in den proteſtantiſchen Ländern ſucht man die Geiſtlichen, da man ſie nicht abſchaffen kann, wenigſtens umzubilden, indem man ihnen nützliche Wirkungskreiſe anweiſet; ja, ganze große Nationen wagen den, vielleicht ſeit der Entſtehung der menſchlichen Geſellſchaft, unerhörten Verſuch, ihrer ganz zu entbehren. — Auch in Hamburg iſt dieſer Stand nichts als eine bröckelnde Ruine.

Schon ſeitdem Hamburg ein Freiſtaat wurde, ſcheint die Geiſtlichkeit wenig Einfluß gehabt zu haben. Die wackern Reichsbürger, deren Geiſt durch ihre immer rege Geſchäftigkeit, und durch das ununterbrochene Ringen für ihre Freiheit aufrecht erhalten wurde, waren zu kraftvoll und ſelbſtſtändig, um leicht das Spielwerk des gleißneriſchen Fanatismus zu werden. Gelang es ihm auch, ſich dann und wann eine Rotte unruhiger Anhänger zu verſchaffen, ſo bot ihr doch immer eine ſtärkere, aufgeklärte Gegenparthei die Spitze.

An wenigen Orten fand die Reformation daher leichter Eingang, und machte ſchnellere

Fortſchritte, als in Hamburg. Schon 1521. fieng ein Prediger, Namens Stemmel, an, ſie zu verkündigen. Viele ſeiner Amtsbrüder erhoben ſich eifrig gegen ihn, aber daß ſein Vortrag Wirkung gethan hatte, bewies der Verein, den die Bürgerſchaft im folgenden Jahre traf, die Bannflüche nicht zu achten, die Schulen zu verbeſſern, und die Geiſtlichkeit unter ſtrenger Aufſicht zu halten.

Der Streit zwiſchen den Reformatoren und den Orthodoxen dauerte indeſſen fort, und unvermuthet ſchlug ſich der Rath auf die Seite der Letztern, wahrſcheinlich nicht aus Religioſität, ſondern aus Politik. Er ſcheint ſehr bald gefühlt zu haben, daß mit der Freiheit von religiöſen Vorurtheilen, auch der Hang zur politiſchen Selbſtſtändigkeit wachſen müſſe, und wünſchte in den Mönchen eine Parthei zu behalten, die ihn bei ſeinen Streitigkeiten mit der Bürgerſchaft unterſtützen konnte. Er reizte dieſe nur zu kühnerem Eifer auf. Sie zwang ihn 1526. einen proteſtantiſchen Theologen, Ziegenhagen, den er verwieſen hatte, zurück zu rufen, und als Prediger anzuerkennen.

Endlich ergriff man zur Beendigung der Religions-Streitigkeiten das damals ſehr gebräuchliche Mittel einer öffentlichen Diſputation. Man verſammlete 1528. alle Geiſtlichen auf dem Rathhauſe, und befahl ihnen, vor dem Magiſtrate und der verſammleten Bürgerſchaft ihre Sache durchzukämpfen. Als Waffe geſtand man ihnen nur die Bibel zu. Die Katholiken kannten faſt nichts als die Legenden und Kirchenväter; ſie ſprachen mit dem furchtſamen Bewußtſeyn ihrer Schwäche: natürlich mußten ſie alſo bald dem verzehrenden Feuereifer ihrer bibelfeſten Gegner weichen. Sie wurden aus der Stadt verwieſen, und Hamburg war proteſtantiſch.

Die Bürgerſchaft benutzte ihre einmal übernommene Richterwürde dazu, ſich auf immer die Aufſicht über ihre Kirchen zu verſchaffen. Sie übertrug ſie einem beſondern Collegium, das anfangs nur bei Kirchenſachen, bald aber bei allen Staatsangelegenheiten, in ihrem Namen mit dem Magiſtrate unterhandelte: aus dieſem ſind die jetzigen Oberalten entſtanden.

Wie weiſe dieſe Maaßregel war, zeigte ſich bald durch das Benehmen der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit. Nicht zufrieden, die katholiſchen Prieſter vertrieben und das Geſetz ausgewirkt zu haben, daß nur Lutheraner in Hamburg Bürger werden durften, bot ſie alles auf, ſich Antheil an der Staatsverwaltung zu verſchaffen. Jede öffentliche Angelegenheit wurde auf der Kanzel abgehandelt, und ſehr oft waren die Predigten nichts, als lange politiſche Deklamationen. Sie drang Jahrhunderte lang, aber vergeblich darauf, zu einem Conſiſtorium verbunden zu werden, um eine Corporation zu bilden; ſie ſpann unaufhörlich Verfolgungen an, bald gegen die Reformirten, bald gegen die Juden, bald gegen Einzelne ihrer eignen Glieder, die ſie beſchimpfte und vertrieb; ſie wiegelte das Volk gegen den Magiſtrat auf, deſſen Fehlgriffe zu rügen, ſie ſich berechtigt hielt. Die meiſten Zerrüttungen, welche der kleine Staat von der Reformation an bis zum Anfange dieſes Jahrhunderts erlitt, kamen von ihr her, und es lag nicht an dem Willen des famöſen Senior Götze, wenn er nicht noch in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine eben ſo lärmende Rolle ſpielte, als einſt Meier und Krummholz thaten.

Mit ihm ſcheint aber auch der politiſche Einfluß des Hamburgiſchen Miniſteriums auf immer aufgehört zu haben. Der Magiſtrat hat ein ſehr aufmerkſames Auge auf alles, was die Glieder deſſelben thun, und läßt keine Keckheit ungeahnt. Selbſt Götze mußte einſt öffentliche Abbitte thun, weil er auf die Katholiken geſchimpft hatte, und noch im Winter 1798. erhielt ein andrer Prediger einen ſcharfen Verweis darüber, daß er ſich erlaubte, gegen die Oeffnung des Theaters am Sonntage zu eifern. — Wahrſcheinlich iſt es auch die Weisheit des Senats, der man eine Gewohnheit verdankt, die überall nachgeahmt zu werden verdiente. Die Prediger müſſen nämlich an jedem Sonntage die Diſpoſition ihrer Predigt drucken laſſen: dann wird ſie den Rathsherren zugeſchickt, und an den Kirchthüren feilgeboten. Jedermann, ſelbſt jedes alte Weib, nimmt ein ſolches Blättchen mit, ſieht genau nach, ob und wie der Prediger das Verheißene vorträgt, und ſchüttelt den Kopf, wenn er ſeine Sätze auch nur anders ordnet, als er es angegeben hatte.

Der Nutzen, den dieſer Gebrauch gewährt, iſt ſehr mannigfach. Er wirft beträchtliche Summen für die Armenhäuſer ab, erleichtert der Gemeine und — der Policei die Aufmerkſamkeit auf den Vortrag der Prediger, und zwingt ſie, wenigſtens ſcheinbar, mit dem Zeitalter fortzuſchreiten. Man kann dieſen Stand nicht oft genug und hell genug den Augen des Publikums ausſetzen. Sobald er ſich ſelbſt überlaſſen bleibt, artet er aus.

Ein Hauptgrund für die hieſige Geiſtlichkeit, ſich gut zu betragen, iſt die Geringfügigkeit ihres Gehalts. Der größte Theil ihrer Einkünfte beſteht aus dem Beicht- und Taufgelde, und aus freiwilligen Geſchenken. Jedes Mißfallen alſo, das ſie in ihrer Gemeine erregt, zieht eine unabbittliche Geldſtrafe nach ſich. — Sie iſt übrigens in ihrem Vortrage noch immer ſehr orthodox, und predigt ſehr bibelfeſt über die Dreifaltigkeit, die Wunder u. ſ. w., und Wehe dem, der es wagte, einen andern Ton anzuſtimmen! Wie man behauptet, dürfte er unbedingt erwarten, von ſeinen Amtsbrüdern verketzert zu werden.

Die Geiſtlichen ſind arm; ſie haben keinen politiſchen Einfluß: es iſt alſo beinahe unnöthig hinzu zu ſetzen, daß ſie auch in den Geſellſchaften keine glänzende Rolle ſpielen. Sie erſcheinen ſogar nur ſelten in denſelben, und dann meiſtentheils in dem Ornate.

Acht und zwanzigſter Brief.

An Dieſelbe.

Geiſtlichkeit und Intoleranz ſind leider ſo verwandte Begriffe, daß Sie es wohl nicht für einen Sprung halten werden, wenn ich von jener auf die gewöhnlichen Opfer der letzten, auf die Juden komme.

Das Betragen gegen Wehrloſe und Unglückliche, ſagt man mit Recht, giebt den ſicherſten Maaßſtab, von dem Verſtande und dem Herzen eines Menſchen. Eben ſo giebt die Lage der Juden in den neuern Staaten das untrüglichſte Merkmal von der Güte ihrer Verfaſſung, der Weisheit ihrer Regenten und der Aufklärung ihrer Bürger. — Ein Staat kann die Juden ganz ausſchließen, und doch ein weiſe eingerichteter ſeyn: hat er ſie aber aufgenommen, hält er ſie, und drückt und mißhandelt ſie dennoch: — ſo leidet er entweder an einem Grundübel der Conſtitution, oder ſeine Verwaltung iſt in ſchlechten Händen, oder ſein Volk muß noch ſehr inhuman und unaufgeklärt ſeyn. — In welchem dieſer Fälle ſich Hamburg befindet, zeigt vielleicht die Geſchichte der hieſigen Ebräer.

Zur Zeit der alten Hanſa durften ſich in den meiſten Bundesſtädten keine Juden anſiedeln, da man ihrer nicht benöthigt war, und ſie nicht Bürger werden konnten. Lübek und Bremen haben dieſes Geſetz in ſo völliger Kraft erhalten, daß an dem erſtern Orte noch itzt, ein Paar Schutzjuden ausgenommen, kein Ebräer übernachten darf, und man an dem letztern gar keinen, als etwa einen Durchreiſenden antrifft. Auch Hamburg hielt ehemals ſtreng über dieſen Gebrauch: nur zufällig wich es von ihm ab, und befand ſich wohl dabei.

Schon in einem meiner vorigen Briefe ſagte ich Ihnen, daß es die unſinnigen Verfolgungen in Spanien und Portugal waren, was im Anfange des 17ten Jahrhunderts einige der ſogenannten Portugieſiſchen Juden nach Hamburg führte, und daß man ſie hier lange für proteſtantiſche Chriſten hielt. Ihre ruhige und vortheilhafte Lage lockte ihnen bald mehrere ihrer Glaubensgenoſſen nach, und ſchon war ihrer eine beträchtliche Anzahl beiſammen, ehe man entdeckte, daß ſie noch immer dem moſaiſchen Geſetze anhiengen. Der Eifer des Volks forderte ſogleich ihre Vertreibung, aber zum Glück war der Magiſtrat — was die Regierungen nicht immer ſind, — aufgeklärter als die Bürger, und ſpielte mit großer Weisheit den Vermittler zwiſchen dem Fanatismus und der Politik. Die reichen Fremdlinge hatten dem Handel der Stadt einen lebhaften Schwung gegeben, und waren ſchon ſo ſehr in alle Geſchäfte verflochten: es war leicht, die Bürger zu überzeugen, daß es dem Staate einen großen Nachtheil bringen würde, wenn man ſie jetzt fortſchickte. Der Magiſtrat ſchien alſo einen förmlichen Vertrag mit ihnen, vermöge deſſen ſie alle Bürgerlaſten übernahmen, und ſtatt der Vermögenſteuer, jährlich, zuſammen, tauſend Mark bezahlten.

Sie hatten zugleich verſprechen müſſen, nicht mehr den moſaiſchen Gebrauch mit ihren Kindern zu begehen, aber man drang nicht auf die Erfüllung des Verſprechens. Dieſe Nachſicht machte ihnen Muth, und als ſich bald auch eine Menge deutſcher Juden zu ihnen eingefunden hatten, gaben ſie ſich im Stillen nach ihrer Sitte, eine eigne bürgerliche Verfaſſung: ſie ſetzten Aelteſten und Rabbiner ein, übten eine Art von Gerichtsbarkeit unter ſich, legten Schulen an, und ließen Bannflüche ergehen. Der Rath duldete das alles mit weiſer Toleranz; die Bürger ſahen ruhig zu, aber die Geiſtlichkeit glaubte, dieſen Anlaß ergreifen zu müſſen, um ſich durch Eifer höhern Reſpekt zu erwerben. Sie hatte einen triſtigen Grund, ſich der Anhäufung der Juden zu widerſetzen: mit jedem

Hauſe, das dieſe in Beſitz nahmen, gieng ja ein Theil der Kirchen-Gebühren verloren.

Sie fieng ihre Unternehmung damit an, daß ſie auf den Kanzeln die Juden als Scheuſale abbildete, und die fürchterlichſten Strafgerichte Gottes für ihre Duldung prophezeihte. Sobald die Bürger dadurch hinlänglich beunruhiget waren, übergab ſie dem Magiſtrat eine Bittſchrift, deren Forderungen als ſo viel Befehle klangen. Der Rath verſprach, was man wollte, war aber ſo vorſichtig, nicht zu erfüllen. So tobte man von der einen, und temporiſirte von der andern Seite, von 1651. bis 1669. In dieſem Jahre übergab die Geiſtlichkeit dem Magiſtrat eine neue Schrift, in der ſie die Synagogen für Teufels-Schulen, und die Juden für Gottesläſterer erklärte, die es für eine Religionspflicht anſähen, den Chriſten ſelbſt keinen Eidſchwur zu halten. Noch zögerte der Magiſtrat fünf Jahr, da er endlich den deutſchen Juden allen Aufenthalt, der länger als drei Tage daure, unterſagte: aber auch über dieſes Geſetz hielt er nicht. 1697. zwang ihn endlich die Bürgerſchaft, den Portugieſiſchen Juden einen Jahresſchoß von 20,000 — den Deutſchen von 30,000 Mark aufzulegen. Dieſer Druck bewog viele reiche Juden, fortzuziehen: man hob ihn alſo wieder auf, und gab 1710. ein eignes Juden-Reglement, dem zufolge die jüdiſche Colonie alle Bürgerabgaben trägt, aber auch, die Bekleidung öffentlicher Aemter ausgenommen, aller Bürgerrechte genießt, und ſelbſt funfzehn Mäkler erwählen kann.

Sie ſehen, die Regenten dieſes kleinen Staates handelten mit weiſer Ueberlegung; die Conſtitution hat ſich nach der Nothwendigkeit bequemt: leider aber iſt die Aufklärung des Volkes noch immer ſehr weit zurück. Man begegnet den Juden mit entſchiedner Verachtung, und läßt ſie es in der Geſellſchaft auf jede mögliche Weiſe entgelten, daß ſie keinen dreifaltigen Gott glauben, und kein Schweinefleiſch eſſen. Nicht leicht trifft man einen von ihnen in einer chriſtlichen Geſellſchaft an, und die meiſten Chriſten würden ſich zu erniedrigen glauben, wenn ſie an einer jüdiſchen Theil nähmen. Die Juden ſind alſo auf ihren eignen Zirkel beſchränkt, haben ihre eigenen Clubs u. ſ. w.

Die Wohlhabendern von ihnen ſind hier großentheils eben ſo fein und aufgeklärt als die Chriſten, aber man wirft ihnen vor, daß ſie in Geſellſchaften oft zudringlich und geſchwätzig ſind. Es iſt wohl möglich, daß ſie, wenn man ſie einmal anhört, alles aufbieten mögen, um ihre Aufklärung und ihre Kenntniſſe zu zeigen, und daß ſie dann mehr ſprechen, als man hören mag: aber dieſe Geläufigkeit der Zunge, ſelbſt wahre Ungezogenheit iſt ihnen leichter zu verzeihen, als den hieſigen Chriſten ihre grobe Intoleranz gegen dieſe nützlichen Mitbürger.

Mehrere chriſtliche Hamburger erzählten mir pralend, als einen Beweis, welche Aufklärung in ihrer Stadt herrſche, daß kürzlich ein kranker Jude — man denke! — in den Peſthof aufgenommen worden ſey. Er erfüllte mich mehr mit Erſtaunen, als mit Bewunderung, denn daß man auch bei öffentlichen Lazarethen auf Religion ſehen könne, war eine Abgeſchmacktheit, von der ich bis itzt keine Idee gehabt hatte.

Vermuthlich damit ſie der eröffnete Zutritt zum Peſthofe nicht übermüthig mache, ließ man ſie grade damals ihren ungeheuern Abſtand von den Chriſten auf einer andern Seite deſto empfindlicher fühlen. Ein Gaſtwirth verbot im Jahr 1798. durch die Zeitungen allen Juden ohne Ausnahme ſeine Gaſtſtube, weil die Chriſten ſonſt wegbleiben könnten. Das Publikum lobte ihn laut. — Ein Emigrant, der am Jungferuſteige eine Kaffeeſtube angelegt hatte, — weil ſie mit altmodiſchen Tapeten voll chineſiſcher Fratzen ausgeſchlagen war, nannte er ſie in einer Ueberſchrift: Le Coffée Chinois; — ſuchte ſich vor einigen Tagen, in meiner Gegenwart, den Verſammelten durch die Erzählung zu empfehlen, daß er einem Juden eine Taſſe Chokolade abgeſchlagen habe: die Höhle wiederhallte vom Beifall.

Die auffallendſte Aeußerung des Widerwillens gegen die Juden geſchah in den letzten Monaten des genannten Jahres, in der Harmonie, einem Club, zu dem die aufgeklärteſten Männer Hamburgs gehören. Ein hieſiger jüdiſcher Kaufmann, ein ſehr gebildeter feiner Mann, ließ ſich zum Mitgliede anbieten. Sein Freund, der die Schwierigkeiten vorausſah, die man gegen einen Juden erheben würde, hatte es vermieden, ihn in ſeinem Vorſchlage dafür auszugeben. Er nannte ihn blos Martin M—r und die Aufnahme geſchah ohne Schwierigkeit. Tags darauf ward es bekannt, daß er ein Jude ſey, und alles gerieth in Aufruhr. Die meiſten forderten, daß man ihn ohne Umſtände wieder ausſchließen ſolle; wenige ſtimmten dafür, ihm im Stillen rathen zu laſſen, daß er weg bliebe, und nur ein Paar meinten, man könne ihn, da er ein unbeſcholtener und artiger Mann ſey, ſeiner Religion wegen nicht zurückweiſen. Man wolle nun einmal nichts mit „de Aastüg, de Juden“ zu thun haben, antwortete man dieſen letztern, und wahrſcheinlich hätte man die Geſellſchaft und die Stadt durch eine öffentliche Abſurdität beſchimpft, wenn nicht ein ſchlauer Politiker einen Ausweg gefunden hätte. Er ſchlug den Beſchluß vor: Es ſey eine nothwendige Bedingung, daß jeder bei der Aufnahme ſeinen Taufnamen richtig angebe. Da nun verlauten wolle, als hieße der beſagte Herr nicht Martin, ſondern Mendel, ſo müſſe er ſo gütig ſeyn, einen Taufſchein beizubringen, ehe er als Mitglied angeſehen werden könnte. Ein Beweis, daß auch in der Abgeſchmacktheit Schlauigkeit Statt finden könne. Wie die Sache eigentlich auslief, weiß ich nicht, aber Mitglied wurde der Kaufmann nicht, und ein achtungswerther Bürger wurde ſeiner Religion wegen beſchimpft, in eben der Stadt, in der das ausgegätete Unkraut — — doch davon ein andermal.

Neun und zwanzigſter Brief.

An Herrn S.

Es iſt auffallend, daß die franzöſiſchen Ariſtokraten, die ihr Vaterland voll Wuth verließen, weil man es zur Republik umgeſtalten wollte, keinen vortheilhaftern und gemächlichern Aufenthalt finden konnten, als eine Republik. — — Dieſer kleine Staat enthält ihrer, verhältnißmäßig, tauſendmal mehr, als irgend ein andrer in Europa.

Als ſie ſich zuerſt einfanden, brachten ſie Geld mit, lebten wie Reiche, und wurden als ſolche behandelt. Sie glänzten in allen Geſellſchaften, prahlten mit ihren Thaten und Ausſichten, und — verſchwendeten, im feſten Zutrauen auf dieſe letztern. Da aber ihre Erwartungen fehlſchlugen und immer von neuem fehlſchlugen; da die gehofften Rimeſſen ausblieben und die klugen Hamburger ihr Geld nicht mit Luftſchlöſſern wollten hypotheciren laſſen, verloren ſie ſich aus den feinern Geſellſchaften. Einige gingen hin, Höfe zu ſuchen, die gutmüthig genug wären, ſie für ihre Geburt zu penſioniren; andere nahmen Kriegsdienſte; noch andere kehrten auf die Gefahr ihres Kopfes nach Frankreich zurück; die Vernünftigſten ſuchten ſich in irgend ein Gewerbe hinein zu arbeiten, das ſie ernähren könnte. Die meiſten dieſer letztern leben in Altona, weil es dort wohlfeiler iſt, aber ſie ernähren ſich von Hamburg.

In allen Geſtalten und überall erblickt man ſie hier, auf dem Sopha, hinter dem Stuhle, in der Küche. Hier fährt ein Duc, vom Wehrte ſeiner letzten Bijoux, noch in einer Miethkaroſſe; dort trägt ein Comte einer Dame ein Pack Strümpfe ins Haus; da läuft ein Marquis mit der Grammatik, die er ſelbſt erſt jetzt zu ſtudiren angefangen hat, um eine leçon zu geben, und hier macht mir ein andrer eine

Taſſe Chokolade mouſſiren. Einige Emigranten treiben ein Handwerk, friſiren oder machen den Tanz- oder Fechtmeiſter; andre haben Galanterieladen, oder Fabriken, oder Garküchen angelegt; viele junge und wohlgebildete, ſagte man mir, leben auch von der Lüſternheit mancher Damen.

Die Handwerker und Fabrikanten klagen laut über den Eintrag, den ihnen die Fremdlinge thun. Wäre alles wahr, was man von ihnen erzählt, ſo müßte man ſie wie den Epheu betrachten, der den Stamm, an dem er ſich aufrecht hält, ſeine beſten Säfte ausſaugt. So, ſagt man, gebe es unter ihnen eine Geſellſchaft, die alle freiwerdenden Wohnungen um jeden Preis an ſich nimmt, um dann die Miethſummen nach Gefallen in der ganzen Stadt erhöhen zu können. Freilich konnte man mir keine Beweiſe von dem Daſeyn einer ſolchen ſchändlichen Spekulation geben, aber das iſt gewiß, daß in den letzten Monaten des Jahres 1798. manche Miethen von 700 Mark auf 1200, ja manche von 900 auf 3,000 geſteigert wurden, und daß das Haus, in dem ich wohne, einen ganzen Tag lang von Franzoſen beſtürmt wurde, weil am Morgen, durch ein Mißverſtändniß, eine Miethaffiche war angeſchlagen worden, und eine halbe Stunde hängen blieb.

Man rühmt den Emigranten nach, es ſey, trotz ihrer Menge, faſt unerhört, daß einer von ihnen wegen eines Verbrechens ſey vor Gericht gezogen worden. Ich glaube es wohl, ſagte einer von meinen Freunden; — zu einem Verbrechen gehört Energie! — Aber warum ſollte man nicht annehmen, daß die Ehrliebe eben ſo viel Theil an jener Erſcheinung habe, als die Schlaffheit?

Dreißigſter Brief.

An Madame W.

Sie erinnern mich, daß ich Ihnen erſt von der einen Claſſe der hieſigen Gelehrten geſprochen habe. Die Wahrheit zu ſagen, es iſt von den übrigen wenig nachzutragen.

Die Rechtsgelehrten, deren der Kaufmann faſt täglich bedarf, und die, wenn ſie graduirt ſind, die erſten Stellen im Magiſtrat erhalten können, ſind die geehrteſten Literaren. Beſitzen ſie Vermögen, ſo leben ſie gewöhnlich mit den Kaufleuten auf einem völlig gleichen Fuße; ſind ſie unbemittelt, ſo ziehen ſie ſich in eine philoſophiſche Stille zurück und begnügen ſich, im Magiſtrat mit ihrer Gelehrſamkeit zu glänzen. Es läßt ſich leicht denken, daß das Advokatengeſchäfte in einer ſo lebenvollen, thätigen Stadt ſehr einträglich ſeyn muß. —

Geringfügige Streitſachen, die der Prätor in ſeinem Hauſe entſcheidet, werden von ſo genannten Dielenprokuratoren geführt, das heißt, von Advokatenſchreibern und andern, welche die Geſetze inne haben, ohne doch Juriſten, wenigſtens nicht graduirt zu ſeyn. Man ſagt, daß es einem jungen Juriſten in Hamburg ſehr leicht ſeyn ſoll, eine glänzende Carriere zu machen: wenigſtens ehrt man zum voraus die Stellen an ihm, die er einſt bekleiden wird, und empfängt ihn in jeder Geſellſchaft als willkommenen Gaſt.

Daß ein junger Arzt, wenn er nicht aus einer angeſehenen Familie in der Stadt iſt oder einen berühmten Namen trägt, Zutritt in den höhern Geſellſchaften und Fortkommen finde, hält ſchon ſchwerer. Wollte er ſich durch Schriften bekannt machen, ſo könnte er eher, glaube ich, Hungers ſterben, als es ihm gelänge, denn auf den literariſchen Ruhm giebt man in Hamburg nicht viel. Das einzige ſichere Mittel für ihn iſt, daß er ſich, ſo gut er kann, in die Geſellſchaften drängt, hoch ſpielt, den Damen Schmeicheleien ſagt und den Bedienten große Geſchenke macht. Allmählig gewöhnt man ſich daran, ihn zu ſehen; dann erinnert man ſich, daß der gute Geſellſchafter ja auch eine Kunſt treibe. Aus Freundſchaft wird man ſein Kunde, und empfiehlt ihn ſeinen Bekannten. Ein paar glückliche Kuren reichen hin, ihm Ruf zu machen, und hat er es erſt ſo weit gebracht, daß er ſeine Patienten in der Kutſche beſuchen, wohl gar ein Haus machen kann, ſo iſt er geborgen. Man erklärt ihn für einen *Mann bei der Stadt*, und hat unbeſchränktes Zutrauen zu ihm.

Die ſchwächſte Seite der Hamburgiſchen Verfaſſung iſt die Medicinalpolizei. Die jungen Leute, die hier prakticiren wollen, nehmen den Doktortitel, dediciren ihre Diſſertation dem Rathe, oder ſenden ſie ihm ohne Dedication zu, und haben ſofort das Recht, Kranke zu beſorgen. Wer etwas näher geſehen hat, wie es, vorzüglich auf den kleinern Univerſitäten, mit den Promotionen zuzugehen pflegt, wird bei dieſer Vorſtellung erblaſſen. — Will man das Geld für den Doktortitel erſparen und doch heilen, ſo hat man die Verpflichtung, ſich von einem Stadtphyſikus examiniren zu laſſen, aber es wird nicht darüber gehalten. Wer für gut findet, ſich keiner ſolchen Prüfung auszuſetzen, unterläßt es, ohne Furcht vor der Polizei, die ſich faſt nie um ſolche Kleinigkeiten bekümmert.

Die Bezahlung der Aerzte iſt ſehr anſehnlich, aber ungleich größere Einnahme gewährt es ihnen, daß ſie die Arzneimittel ſelbſt verfertigen. Sie behaupten, der ſchlechte Zuſtand der Apotheken mache es nothwendig, aber die großen Rechnungen, die man am Ende des Jahres, oder der Kur, den Kranken zuſchicken kann, mögen bei manchem wohl viel mehr zur Aufrechthaltung dieſes Gebrauchs beitragen. Ob er nachtheilig ſey, bedarf wohl kaum der Frage. Einſichtsvolle Chemiker, wie die Vorſteher der Apotheken ſeyn ſollten, und bei ſtren gerer Aufſicht gewiß auch ſeyn würden, verdienen ja wohl mehr Zutrauen, als oft junge Leute, die bei dem ungeheuren Umfange der Arzneiwiſſenſchaft, die Apothekerkunſt nur nebenher treiben konnten.

Der Hauptnachtheil des Selbſtdiſpenſiren iſt, daß es den Quackſalbern ſo leichtes Spiel macht. Gewohnt, die Arznei aus den Händen des Verordnenden ſelbſt zu empfangen, nimmt das Volk alles ein, was ihm irgend jemand mit einer wichtigen Miene reicht. Auch iſt Hamburg das Paradies der Quackſalber. Es giebt hier unter andern ein Weib, das unter dem Namen Doktor Lisbeth öffentlich kurirt, und ein Bauer aus einem benachbarten holſteiniſchen Dorfe ertheilt an jedem Markttage, wenn er ſeine Produkte verkauft hat, in einer Schenke mediziniſche Rathſchläge und Arzneien, ohne daß die Polizei ſich darum bekümmert.

Iſt das, was man mir als allbekannt erzählte, wahr, ſo iſt der Lärm, den die ſogenannte Geſellſchaft der correſpondirenden Aerzte, Verfaſſer der deutſchen Geſundheitzeitung, in den öffentlichen Blättern macht, auch nicht viel beſſer, als eine Marktſchreierei. Die ganze Geſellſchaft beſtand ehemals einzig und allein aus dem jüdiſchen Arzte Leviſon, der ſeine Mittel in der Apotheke bereiten, und ſich dann vierfach bezahlen ließ, z. B. das Pfund Geſundheitchakolade, das ihm anderthalb Mark koſtete, mit fünf bis ſieben Mark. Seine Zeitung ſchrieb ihm ein alter Kandidat der Theologie aus den Journalen zuſammen. — Leviſon ſtarb, und ſeine löbliche Anſtalt ging an einen andern jüdiſchen Arzt, Meier, über, der ſie auf eben dieſe Weiſe fortführt.

Ein und dreißigſter Brief.

An Dieſelbe.

Ob ich Ihnen denn nichts von den berühmten Männern, die hier leben, zu erzählen wiſſe? O ja, meine Freundin, aber ich werde mich wohl hüten, es ſchriftlich zu thun. Ich kenne nichts Gehäſſigeres, als die Anekdotenjägerei von Lebenden, durch die man ſo oft Männer, die einen gütig aufnahmen, beleidiget und dem Publikum preis giebt. Kein Wort alſo von Klopſtock und Gerſtenberg, von Büſch und Ebeling. Damit Sie aber doch nicht ganz leer ausgehn, will ich Ihnen ein Paar Worte über den berühmten Unzer [1] ſagen, da von allem, was man von ihm ſchreiben kann, nichts zu ihm gelangt.

---

[1] Er iſt bekanntlich ſchon todt.

Unzer war einer der talentvolleſten Köpfe in der frühern Periode der deutſchen Literatur. Er beſaß einen hellen Verſtand, lebhaften, aber boshaften Witz, große Kenntniſſe in ſeiner Wiſſenſchaft und ſelbſt viel eigentliche Gelehrſamkeit, —, außer dieſen Eigenſchaften aber noch eine, die ihm von Seiten ſeines perſönlichen Glücks ſehr vortheilhaft war, obgleich ſie es vorzüglich geweſen ſeyn mag, die ihn hinderte, eine literariſche Größe zu erlangen. Er behandelte nemlich alles, was er that, merkantiliſch: daher läßt er einſt ein großes Vermögen nach, aber ſein Ruhm iſt längſt verſchollen. Dergleichen Leute, die es verſtehen, vom Geiſte nicht nur zu leben, ſondern ſich von ihm zu mäſten, und die Lorbeeren nur als Gewürz betrachten, hat die Literatur auch itzt mehrere— und ſie ſind in der Regel ſehr helle Köpfe.

Unzer war in ſeiner Jugend ſehr arm. Er verſuchte anfangs in Hamburg als praktiſcher Arzt fortzukommen. Da ihm dieß nicht glückte, ſchrieb er den Hamburgiſchen Patrioten eine ehemals ſehr beliebte Wochenſchrift und andre Sachen, die jetzt vergeſſen ſind, weil ſie zu flüchtig hingeworfen waren. Endlich erfand er ſein berühmtes Pulver. Als ein gutes Digeſtiv machte es in dem vieleſſenden Hamburg, und bald auch im Auslande großes Glück, und nun ließ er ſich in Altona nieder und heirathete. In dieſe Periode fällt auch ſeine, in vielen Rückſichten vortrefliche Wochenſchrift, der Arzt. Dieſe und ſeine Medicin bereicherte ihn in kurzer Zeit; weniger thaten es die Damenphiloſophie, die Gedichte u. ſ. w., die er im Namen ſeiner Frau drucken ließ, ob er ſie gleich alle ſelbſt verfertigte.

So lange ſeine Frau lebte, ſoll er ein glänzendes Haus gemacht, aber nur ſolche Geſellſchaft gern geſehen haben, in der er der erſte Kopf war. Er unterhielt ſogar ein Paar Dummköpfe bloß dazu, immer Gegenſtände zu haben, an denen er ſeinen beißenden Witz auslaſſen konnte. Andre Zirkel liebte er nicht, und wenn er mit ſeiner Frau an öffentlichen Orten erſchien, vermied er es ſorgfältig, in irgend ein Geſpräch gezogen zu werden. Von den ausgezeichneten Männern in Hamburg und Altona kennt ihn faſt keiner perſönlich. Gerſtenberg lebt ſeit einer langen Reihe von Jahren mit ihm in einer Stadt, und hat ihn nie geſehen. Buſch ſprach ihn ein einziges Mal an einem öffentlichen Orte, und als ſein Neffe einſt ihn und Klopſtock zugleich zu Gevattern erbeten hatte, nahm er die Einladung nur unter der Bedingung an, daß Klopſtock einen Stellvertreter ſchicken ſolle.

Nach dem Tode ſeiner Frau, ſagte man mir, erlangte ſeine Haushälterin großen Einfluß über ihn. Man ſpottete darüber, und nun zog er ſich ſo ſehr von allem Umgange zurück, daß es ſelbſt ſeinem Neffen oft ſchwer wurde, vor ihn gelaſſen zu werden. —

Statt Ihnen von den andern Berühmten etwas zu ſagen, will ich Ihnen ein Paar Worte über eine Art literariſcher Schwindelei in Hamburg mittheilen, die wirklich merkwürdig iſt. 1.

Ich beſuchte eines Morgens einen Buchhändler; wenige Minuten nach mir trat ein Menſch mit dem merkwürdigſten Flachgeſichte

---

1. Ein Hochgericht oder ein Zuchthaus ſind keine Gegenſtände, die dem Auge wohl thun, aber ein Staat kann ihrer nicht entrathen, wenn er gut eingerichtet ſeyn ſoll. Er thut ſogar wohl, wenn er ſie ſo ſtellt, daß ſie zu den oft geſehenen Dingen gehören, denn es iſt leider nur zu gewiß, daß der Anblick der dreifüßigen Maſchine gewiſſe Volksklaſſen viel kräftiger von Verbrechen zurück hält, als die moraliſchen Drechſel-Arbeiten ihrer Prediger. — Aus ähnlichen Gründen ſollten die Schriftſteller in jedem Werke, das nicht geradezu ein dichteriſches Kunſtgebilde iſt, einige Blätter den moraliſchen Rügen, der Darſtellung ſolcher Frevel und Niedrigkeiten widmen, welchen der Arm der Juſtiz nicht ihr Recht thun kann, da die Handhabe der Form nicht auf ſie paßt. Man erfüllt dadurch eine cosmopolitiſche Pflicht gegen ſein Zeitalter.

herein, das ich jemals geſehen habe, und wurde mir als der Doktor K — p — l vorgeſtellt. Ein ominöſer Name! rufen Sie aus. Ja wohl, und diesmal trog das Vorzeichen nicht.

Die beiden Männer ſchienen Geſchäfte mit einander zu haben; ich nahm alſo ein Buch, und ſetzte mich nieder. Es fielen mancherlei laute Erkundigungen vor, bei denen der Buchhändler ſehr lebhaft wurde, der K — p — l aber kalt blieb. „Lügen Sie doch nicht ſo unverſchämt!“ rief der Erſtere: der K — p — l ſetzte das Geſpräch ruhig fort. „Den haben Sie auch auf das Infamſte betrogen!“ fuhr jener nach einigen Minuten wieder auf. „Nun, nun, betrogen gerade nicht,“ ſagte der andre ganz gefaßt; „nur das ſchien ihn lebhafter zu rühren, daß er hörte, die zwei erſten Bogen eines Buches, das er vor Jahren anfieng drucken zu laſſen, ſeyen ſchon als Makulatur verbraucht.“ Endlich empfahl er ſich aufs Höflichſte.

„Wer iſt der Mann mit dem Straußmagen," fragte ich den Buchhändler. „Ein Schriftſteller," antwortete er lachend, und nun gab er mir das Detail eines Nahrungszweiges, den ich noch nicht kannte.

Es giebt nämlich in Hamburg, wie jetzt faſt überall eine Art von literariſchen Chevaliers d'induſtrie, die zu unwiſſend ſind, etwas zu fabriciren, das irgend ein Buchhändler in Verlag nehmen möchte, und doch zu aufgeblaſen und träge, um ein anders nützliches Gewerbe zu treiben. Dieſe Menſchen verkündigen irgend einem Buchdrucker, ſie wollen eine Schrift herausgeben, die Deutſchland in Erſtaunen ſetzen werde. Es ſolle bei einzelnen Bogen erſcheinen, und von dem Ertrage des wöchentlichen Verkaufs ſollten die Druckkoſten bezahlt werden. Um etwas zu verdienen, läßt ſich der ehrliche Bürger zur Uebernehmung des Druckes bereden. Mit einem ſeltſamen Titel verſehen, erſcheint das Wunder in allen Zeitungsladen. Man löſt in der erſten Woche funfzehn bis zwanzig Mark, und der Drucker wird bezahlt. In der zweiten erhält er nur die Hälfte; in der dritten nichts, als die Nachricht, daß die Leſer vierteljährig bezahlen wollen. Um nicht einzubüßen, druckt der Bürger fort. Das Vierteljahr verfließt, der K — p — l hat wöchentlich die wenigen Marken, die eingekommen waren, verzehrt, und bezahlt nichts. Der Bürger hört auf zu drucken: aber er hat einen Zunftgenoſſen, der ſein Nachbar, das heißt gewöhnlich, ſein Feind iſt, und um jenem wehe zu thun, die Fortſetzung übernimmt. Das Gewerbe geht ein neues Vierteljahr fort; es endet wie im vorigen, aber da Hamburg eine ziemliche Menge von Buchdruckern hat, läßt ſich ſchon ein Jahr davon leben.

K — — l iſt ein Elender, den die Armuth niederträchtig macht, aber er iſt noch ein Tugendheld gegen die Menſchen, die ich Ihnen hier, — da ich einmal bei einer unſaubern Arbeit bin, — noch ſchildern will. Betrachten Sie dieſe Charakteriſtiken, wie den Tribut an

Krähenköpfen, welchen die Jäger in manchen Gegenden erlegen.

In Altona lebt eine ſehr bekannte Reimerin, die, wo ich nicht irre, Deutſchland auch ſchon mit ein Paar Bänden voll Dingen, die ſie Gedichte nennt, behelligte, und ein Publikum hat, das ihr glaubt. Sie war einſt ſchön, ſpielte die Coquette mit ziemlichem Erfolge, und ſoll eine Menge junger Leute ausgeſogen haben. Sie hat zwei Kinder, aber um nicht durch dieſe an ihr allmählig hochſteigendes Alter erinnert zu werden, hat ſie ſie nicht allein von ſich entfernt, ſondern behauptet ſelbſt ihren genaueſten Bekannten ins Geſicht, daß ſie nie welche gehabt habe. Sie ließ ſie in einer andern Gegend Deutſchlands einem dürftigen Verwandten im Hauſe, ohne etwas zu ihrem Unterhalte herzugeben: als jener ſie nicht mehr ernähren konnte, [illegible] der Sohn im achtzehnten Jahre Bedienter, und die Tochter, wie man beſtimmt [illegible] um ſich [illegible] in ein [illegible]liches Haus [illegible], indeß die Mutter durch ihre und ihres Mannes Schwindeleien ein beträchtliches Vermögen beſitzt, und mit zerſchmelzender Empfindſamkeit, jedes geknickte Gänſeblümchen beweint.

Ihr Mann, ein ſehr bekannter Romanenſchmierer, iſt ihrer ganz würdig. Er ließ ſich einſt auf ihr Verlangen von ihr ſcheiden, damit ſie einen ihrer Anbeter heurathen könnte. Als dieſer der gefühlvollen Megäre überdrüſſig war und ſie verließ, zog jener wieder zu ihr, machte mit ihr gemeinſchaftlich Schulden, und entlief mit ihr. In Altona übernahm er eine öffentliche Anſtalt, und benutzte ſie, neue Schulden zu machen, indeß ſeine Frau, denn dafür galt ſie wieder, ein Paar Häuſer und ein Landgut ankaufte. Da der Bankerot ausbrach, bewies er, daß ſie längſt von ihm geſchieden ſey, und ſie behielt den Raub, den ſie nun gemeinſchaftlich verzehren.

Dieſe Verworfenen wiſſen ihre Niederträchtigkeiten ſo ſchlau anzufangen, daß ſie nicht einmal die geringſte Unbequemlichkeit der Folgen trifft. So miethete der Menſch, wenig Tage vor dem Bankerot, ſich bei einem armen Handwerker ein Zimmer, und ſchlief ein Paar Nächte in demſelben. Die Policei forſchte nach ſeiner Wohnung, verſiegelte jenes Zimmer mit den Meubeln des armen Bürgers, und er — nahm wieder ſeinen alten Platz im Hauſe ſeiner Frau ein. — Sollte man nicht verächtlich von dem literariſchen Rufe denken, wenn man ſieht, daß auch ſolche Menſchen im Stande waren, ſich für eine Zeitlang eine Art deſſelben zu erwerben?

Vier und dreißigſter Brief.

An Herrn S.

Bonvivants, denen wohl iſt, pflegen die gutherzigſten Weſen zu ſeyn. Auch die Hamburger beſtätigen dieſe Bemerkung. Wohlthätigkeit iſt ein ſo vorſpringender Zug ihres Karakters, ſie zeigt ſich ſo ſichtbar in den öffentlichen Anſtalten ſo wohl, als in den Handlungen Einzelner, daß dieſes Einzige den wackern Reichsbürgern ſchon Nachſicht für jede weniger einnehmende Aeußerung ihres Wohlſeyns, überhaupt aufrichtige Hochachtung erwerben muß.

Nirgend ſonſt in Deutſchland findet man ſo viele, ſo treffliche Anſtalten zur Unterſtützung der Dürftigen, als hier. Man hat Stiftungen, welche ihnen Geld zum Miethzins geben, andre, die ihnen Schuhe, noch andre, die ihnen an beſtimmten Tagen Brodt reichen laſſen. Ein großes Magazin, das man ſtets gefüllt zu halten weiß, verſorgt ſie mit Getraide um einen wohlfeilen Preis. Vor einigen Jahren, da Theurung die Becker zwang, das Brodt leichter als gewöhnlich zu backen, theilte man dieſen heimlich Getraide aus, damit ſie das alte Gewicht beibehalten könnten. Da dieſe Maaßregel ihren Zweck nicht ganz erreichte, trat der Magiſtrat ins Mittel, und hob die Brodtaxe auf; ſeitdem wetteiferten die Becker unter einander, durch größere Schwere und Güte des Brodtes, Käufer an ſich zu ziehen.

In vielen großen und kleinen Staaten Deutſchlands hat man geſucht, die Bettelei aufhören zu laſſen, aber die Mittel, die man dazu anwendet, ſind meiſtentheils ſehr ſonderbar. Man ſetzt eine Strafe auf das Allmoſengeben; man ſperrt die Bettler ins Zuchthaus, oder [illegible] ſie hauſenweiſe über die Grenze. Hamburg hat ein [illegible] Mittel gefunden: es beſtraft die [illegible] nicht, ſondern hilft ihr ab. Auch hier giebt es Bettelvögte, aber ihr Anblick hat nichts Fürchterliches für den Armen, Ertappt man einen Flehenden, ſo wird er ohne alle Härte in eins der vielen Verſorgungshäuſer gebracht; wenn er krank iſt, geheilt; wenn er geſund iſt, mit Arbeit verſehen. Dieſe Verſorgungshäuſer ſind nicht, wie an den meiſten andern Orten, halbe oder wirkliche Gefängniſſe, ſondern ſo gut eingerichtete Spitäler, daß manche Geſunde, die in der Stadt ihr Brodt durch irgend ein Gewerbe verdienen, ſich hier in Wohnung und Koſt verdingen, und Kranke und zur Arbeit Untüchtige dringend um die Aufnahme in dieſelben nachſuchen. Verböte es nicht die Rückſicht auf fremde Dürftige, ſo könnte Hamburg recht gut die ehrenvollſte Reduktion vornehmen, die in einem Staate möglich iſt: es könnte ſeine Bettelvögte abſchaffen.

Auch für ſolche Leute iſt geſorgt, die ſich und ihre Familie, ſo lange ſie geſund ſind, gut ernähren, aber durch jede Krankheit zur Dürf tigkeit herabgeſetzt werden, und alsdann nur mit Thränen ſich von ihrer Familie trennen würden, um ſich in einem Lazarethe herſtellen zu laſſen. Seit den 1788 getroffenen vortreflichen Armenanſtalten ſind fünf Aerzte und eben ſo viel Wundärzte immer geſchäftig, alle in der Stadt wohnende kranke Arme, die ſich dazu melden, unentgeldlich zu beſuchen und mit Medicin zu verſehen. Haben dieſe keine geſunde Wohnung, ſo miethet das Armenkollegium ihnen eine beſſere; fehlt ihnen Wartung, ſo ſchaft man ſie in ein Spital, und bezahlt Koſtgeld: kurz, nichts wird geſpart, leidenden Mitbürgern Hülfe zu verſchaffen, oder ihnen wenigſtens für die letzten Tage ihres mühſeligen Lebens eine ruhige Lage zu geben. Mehr als viertauſend Unglückliche genießen jährlich dieſer ſo menſchenfreundlichen Wohlthätigkeit. Giebt es einen erhabnern Gebrauch des Reichthums?

Faſt mit jedem Jahre werden dieſe Anſtalten verbeſſert, oder ganz neue hinzugefügt. Die neueſte dieſer Art iſt ein von den Freimaurern, vorzüglich auf des berühmten Schauſpielers Schöders Antrieb, erbautes Krankenhaus für Dienſtboten. Wer das Recht haben will, die ſeinigen bei einer Krankheit dahin zu ſchaffen, bezahlt jährlich etwa zwei Thaler, und für die wirklich Hingebrachten wöchentlich einige Schillinge Koſtgeld. Ich beſuchte dieſes Haus, und verließ es gerührt über die edle Sorgfalt, mit der alles in demſelben eingerichtet iſt. Die Zimmer ſind hell und luftig, und jedes nur für drei Patienten beſtimmt; die Betten ſind bequem, ja man hat die Sorgfalt ſo weit getrieben, daß ich vor jedem einen Schemel und einen Teppich fand, damit die Kranken nicht beim Aufſtehen den kalten Boden berühren. Als ich es beſuchte, fand ich indeß erſt ſechs Kranke darin, von denen vier — die Schwindſucht hatten.

Fünf und dreißigſter Brief. [1]

An Denſelben.

Ich übergehe die übrigen Armen- Straf- und Kranken-Häuſer Hamburgs, um Ihnen etwas von dem merkwürdigſten der Letztern, dem Peſthofe, zu ſagen. So heißt nämlich eine Maſſe von Gebäuden, die außerhalb der

---

[1] Bei keinem dieſer Briefe möchte ich ſo ungern mißverſtanden werden, als bei dieſem, und bei keinem hab' ich ſo viel Grund es zu fürchten. Man erlaube mir alſo über ihn und über dies ganze Buch noch einmal die Erklärung: Ich habe nirgend die Abſicht gehabt, jemand wehe zu thun, und bin weit von der Lächerlichkeit entfernt, die Rolle eines Cenſors ſpielen zu wollen; aber der reellſte Dank, den ein Fremder einer Stadt, deren Bewohner ihn gütig aufnahmen, bringen kann, iſt, daß er ſie, ſo nachdrucksvoll er vermag, auf die Mängel und Gebrechen aufmerkſam macht, die er zu

Stadt, an der Gränze ihres Gebietes gegen Altona zu, lieget.

Dieſe Anſtalt ward im Jahre 1606. etablirt, um, bei der vormals ſo oft wüthenden Peſt, die Erkrankten von den Geſunden in der Stadt ganz zu trennen. Nachmals ward ſie zur Aufnahme der Kranken aller Art, der Krüppel, der Blödſinnigen, ſelbſt der geſunden Armen, beſtimmt. Auch arme Fremde, wenn ſie auf dem Gebiete von Hamburg krank werden, oder ihr Geburtsort Koſtgeld für ſie bezahlt, werden aufgenommen: nur Juden waren, bis vor ganz kurzer Zeit, davon ausgeſchloſſen. — —

ſehen glaubte, und an die ſich das Auge der Eingebohrnen ſchon gewöhnt hat. Irrte er ſich? Deſto beſſer. Irrte er nicht, aber kann den gerügten Dingen nicht abgeholfen werden? — Gleichviel! Die Aufmerkſamkeit iſt doch darauf hingelenkt, und was die Gegenwart nicht kann, vermag vielleicht die Zukunft.

Der Peſthof enthält, wie ich ſchon ſagte, eine Menge von Gebäuden: drei große Häuſer zur Wohnung der Kranken, und beſonders gebaute Blockſtälle für Raſende; eine ſchöne, moderne Kirche, ein elegantes Predigerhaus nebſt einem Garten; Nebenwohnungen für die Offizianten; ein Backhaus, Viehſtälle u. ſ. w. Er hat eine Menge von gepflaſterten Höfen, und einen großen Luſtgarten. Leider iſt alles dieſes mit einem Graben voll ſtinkenden Schlammes umgeben, deſſen gegenwärtiger Nutzen wohl ſchwer zu errathen ſeyn möchte. Außerhalb liegen noch eine Menge ſogenannter Krautländer, die zum Peſthofe gehören, jetzt aber von den Vorſtehern einzeln verkauft werden, um für den Kaufpreis beſſere Verpflegungs-Anſtalten zu treffen.

Man ſagte mir, daß hier gewöhnlich zwiſchen achthundert und tauſend Menſchen verpflegt würden. Diejenigen, für die Koſtgeld bezahlt wird, erhalten eigne Stübchen; die andern ſind in ungeheure Säle oder vielmehr

Ställe, zuſammengeſperrt. Manche dieſer Säle ſind hoch und luftig; andre, niedrig, dunkel, und mit einem ewigen Peſthauche gefüllt. Welch einen Schauder erregt es, hier zwiſchen langen Reihen von Betten hinzugehn, und in einer ewigen Dämmerung Kranke und Halbgeſunde, mit blaſſen, abgezehrten Geſichtern auf ihren Kaſten ſitzen und einen freudenloſen Tag ihres Daſeyns nach dem andern, an ihren Nägeln verkauen zu ſehn. Die einzige Unterbrechung ihrer dumpfen Leere macht von Zeit zu Zeit das Winſeln eines Operirten, das Röcheln eines Sterbenden, oder das Wuthgeſchrei und Kettenraſſeln der Raſenden, die an ihre Bettpfoſten gefeſſelt ſind. Doch wozu ſoll ich eine müßige Schilderung eines Anblicks geben, der ſo ziemlich in allen großen Krankenhäuſern zu finden iſt? Nicht, was die armen Leidenden für Gruppen bilden, iſt in ſolchen Anſtalten bemerkenswerth, ſondern was ihre geſunden Brüder zur Erleichterung ihres Elends thaten. —

Faſt noch unangenehmer, als jene traurigen Säle, wirkte es auf mich, bei dem Austritte aus einem derſelben, die ſchön gebaute Kirche und Predigerwohnung vor mir zu ſehn, denn ich ahndete bei dieſem Anblicke ſogleich, daß ich ſtatt der phyſiſchen Gebrechen, die ich verlaſſen hatte, hier auf das Symptom eines moraliſchen geſtoßen wäre: und ich irrete mich nicht.

Im Jahre 1769. war für die Anſtalt eine Summe von hunderttauſend Mark zuſammengeſpart worden. Welche Verbeſſerungen hätten damit getroffen werden können! Wie viel hundert Menſchen jährlich hätte man von dieſem Gelde, durch beſſere Wohnung und beſſere Koſt, ihr Leben ſelbſt weniger zum Leiden machen können! — Der damalige Proviſor hatte einen ſeiner Vettern zum Prediger an dieſer Anſtalt befördern laſſen, und weil es ſich doch nicht ziemte, daß der Verwandte eines künftigen Senators in einem Saale, wie ſeine Vorgänger, Worte machte, ließ ſein Gönner für 90,000

Mark des Fonds, jene Kirche, und für den Ueberreſt ein Haus aufführen, in dem der Prediger die Beſuche ſeiner Familie mit größerem Anſtande empfangen konnte. Die magre Diät der Kranken und Armen, und der Schmutz, in welchem ſie damals halb verweſten, blieben wie ſie waren.

Außer dem Prediger iſt noch ein Catechet bei dieſer Kirche, der wöchentlich einmal Worte macht und dafür jährlich 1,000 Mark erhält. Sie ſehen, für die Seelen der Hospitaliten iſt ächtchriſtlich geſorgt: hätte man doch auch eine ähnliche Sorgfalt für ihren preßhaften Körper, der ſie in dieß Haus des Elends zuſammenführte! Der Arzt hat keine Wohnung in demſelben, ſondern kam ſonſt, für einen Jahrgehalt von 600 Mark, wöchentlich dreimal heraus: konnte er wohl mehr thun, als den Weideplatz des Todes — betrachten? Seit 1797. hat er fünfhundert Mark Zulage und bringt nun täglich ein Paar Stündchen hier zu, die freilich auch noch für ſo viele Kranken ſehr wenig bedeuten. Es haben ſich indeß eine Anzahl junger Aerzte, wie man mir ſagte, verbunden, ihn in ſeinen Kuren zu unterſtützen. — Wie aber, wenn in der Zwiſchenzeit, da keiner von ihnen gegenwärtig iſt, wenn wohl gar in der Nacht, da die Stadtthore ſtreng geſchloſſen ſind, ein unvermutheter Zufall die Hülfe eines Arztes nöthig macht? Bei einer ſolchen Anzahl von Kranken kann man faſt mit Gewißheit annehmen, daß das in jeder Nacht geſchieht. — Nun, der Schließer iſt eine Art von Wundarzt, und die Anſtalt hat eine eigne kleine Apotheke. Der Verſieher derſelben wird ſchon etwas thun, und hilft das nicht, ſo ſtehen ja Särge vorräthig da.

Hinter den Gebäuden iſt ein großer, vortreflich beſorgter Garten, in den der Zutritt aber allen Einwohnern des Hauſes ſtreng unterſagt iſt: die Kranken und Geneſenden, die ſich aus ihren Höhlen hervorſchleppen können, müſſen ſich begnügen, die friſche Luft auf den gepflaſterten, rundum von Krankenwohnungen eingeſchloſſenen Höfen zu ſuchen. Der Garten gehört dem jedesmaligen, auf ein Jahr gewählten Proviſor, der, da faſt jeder Wohlhabende in Hamburg ſeinen eignen Garten hat, hier nur zur Abwechſelung an Sonntagen mit ſeiner Familie Kaffee trinkt. Liegt ihm Menſchenelend am Herzen, ſo pflegt er auch wohl alle acht oder vierzehn Tage einmal die Anſtalt ſelbſt in Augenſchein zu nehmen.

Glauben Sie nicht, daß es der Weisheit und Menſchenliebe der Vorſteher viel Ehre machen würde, wenn ſie dieſen Garten zum Erholungsplatze der Geneſenden beſtimmten, oder ihn zum Vortheil der Anſtalt verpachteten? — Vor allen Dingen aber möcht' ich ihnen rathen, die Wohnung des Predigers und den Gehalt des Catecheten einem Arzte mit der Bedingung zu übergeben, daß er immer gegenwärtig ſey. Die Herren Geiſtlichen könnten es ja machen, wie er jetzt thut, und täglich ein Paar Stunden zum Beſuche der Kranken anwenden. Man kann die Seelen mit mehr Zutrauen, als die

Körper, nach dem Thorſchluſſe der väterlichen Barmherzigkeit Gottes überlaſſen. Uebermuth und Reiz zum Sündigen — auch die Verzweiflung müßte denn Sünde ſeyn — pflegen ſich ja in Lazarethen nicht häufig zu finden. —

Ein Mitglied des Sechziger-Collegiums iſt jedesmal auf ein Jahr Vorſteher oder Proviſor des Peſthofes, und die Uebernehmung dieſer Stelle iſt die unerlaßliche Bedingung zur Oberalten Würde. Der beſtändige Wechſel dieſer Männer hat ſehr nachtheilige Folgen. Natürlich vergeht eine beträchtliche Zeit, ehe ein Neugewählter die Anſtalt recht kennen lernt, und iſt er endlich ſo weit, ſo nahet auch ſchon der Zeitpunkt ſeines Abdankens herbei. Jeder braucht ſeine Gewalt zu Aenderungen, und der Nachfolger die ſeinige, ſie wieder abzuſtellen. Der eine läßt Federbetten für die Kranken anſchaffen: der andre verhandelt ſie dem Trödler und theilt Matratzen aus. Der eine ſchafft Pferde und Fuhrwerk an, um das Bedürfniß des Hauſes herbei zu führen; der andre verkauft ſie u. ſ. w. —

F——r hieß der gottſelige Mann, der den Fonds des Peſthofes zum Kirchenbau verwandte. Der Name Bartels iſt den Hospitaliten und allen, die Menſchengefühl beſitzen, theurer. So heißt der edle Oberalte, der 1797. die wichtige Aenderung in Rückſicht des Arztes traf, die Krankenſäle bequemer und luftiger einrichten ließ, und andre durchgreifende Beſſerungen traf.

Sechs und dreißigſter Brief.

An Madame W.

Nur, wo die Freiheit kämpfen muß, gedeihen Aſſociationen ihrer Anhänger: in Hamburg, wo ſich niemand einfallen läßt, ſie zu beeinträchtigen, weiß man daher nichts von politiſchen Clubs. Der einzige, den man in neuern Zeiten hier zu etabliren ſuchte, der Club der Theo-Philantropen, fand keine andre Mitglieder, als junge Leute, die gar zu gern etwas Wichtiges vorgeſtellt hätten, und meiſtentheils durch Eltern und Vormünder beſchränkt wurden. Sein Stifter, Leonhard Bourdon, machte ſich gleich bei ſeinem Auftreten in Hamburg erſt lächerlich, dann verhaßt. Er gab ſich das Anſehen, als wenn er eine geheime Miſſion erhalten habe, aber eigentlich hatte man ihm nichts aufgetragen, als — ſich aus Frankreich zu entfernen. Selbſt der franzöſiſche Conſul begegnete ihm mit Verachtung, und bald war er darauf beſchränkt, mit Halbknaben Poſſen zu treiben. Nach ſeiner Entfernung ging der Präſidentenſtuhl der Theophilantropen an einen jungen Mann über, der nichts Angelegentlicheres hatte, als die Verſammlung mit ungeheuren Stößen langweilig-ſchwülſtiger Oden zu unterhalten. Wer einmal eine ſolche Vorleſung ausgeſtanden hatte, kam nicht wieder, und als im Nov. 1798. der Magiſtrat den Club verbot, war dieſer ſchon ſo verächtlich geworden, daß die Mitglieder deſſelben ſich ſchämten, zu geſtehen, daß ſie es wären.

Leider gedeihen aber auch andre Clubs hier ſelten, wenn ihr Zweck nicht geradezu das Eſſen iſt. Klopſtock klagt noch immer mit dichteriſcher Naivetät über die Ausartung der Deklamirgeſellſchaft, die er vor dreißig Jahren, glaube ich, ſtiftete. Einige junge Damen, die vorzüglich ausdrucksvolle Stimmen hatten, laſen einen halben Geſang des Meſſias, oder ein Paar Oden von Klopſtock, ſelten andere Sachen vor. Ein Paar Jahre hindurch blühete die Geſellſchaft, als aber die Frau vom Hauſe, bei der ſie ſich verſammelten, einſtmals den unglücklichen Einfall hatte, nach geendigtem Verleſen Spieltiſche ſetzen zu laſſen, wurde es ſogleich Regel, die Zeit bis zum Eſſen mit den Karten auszufüllen. Bald fand man, daß ſich die Verſammlung der Glieder nicht angenehmer abwarten ließe, als mit den bunten Blättern in der Hand, und dann, daß es läſtig wäre, das Spiel zu unterbrechen, um Oden zu hören. Wie man mir ſagte, beſteht die Geſellſchaft noch immer, aber als bloßes Whiſtkränzchen. Vielleicht wäre ſie ihrer Beſtimmung länger treu geblieben, wenn der große Dichter ſo vorſichtig geweſen wäre, der Uebung die Geſtalt eines bloßen geſellſchaftlichen Vergnügens zu geben: aber da er das Deklamiren als eine höchſt wichtige Sache behandelte, mußten die ſchönen Weiberchen wohl, ſo bald ſie ſich Männer erleſen hatten, oder abgeblüht waren, zum andern Extreme übergehen, und es für einen bloßen frolick halten: und auf dieſen, ſagt Pope, folgt in der Regel an old age of cards.

Nützlicher und von einer dauerhafteren Konſtitution iſt die ſogenannte Harmonie, unter deren vorzüglichſten Stiftern der rühmlichſte, auch als Schriftſteller, bekannte Dohmherr Meyer iſt. Sie beſteht aus Kaufleuten und Gelehrten, und hat ein eignes Haus in einer der ſchönſten Straßen der Stadt. Auf der Flur dieſes Hauſes iſt eine gewöhnliche Kaffeeſtube, aber eine Treppe hoch ein ſchöner Saal, der zu Konzerten, Bällen und Mahlzeiten gebraucht wird, und neben demſelben ein Leſezimmer, in dem man nicht nur eine Menge deutſcher und ausländiſcher Zeitungen, und vierzig bis funfzig Journale, ſondern auch die wichtigſten neuen Bücher, die nicht grade nur für ein wiſſenſchaftliches Fach beſtimmt ſind, beiſammen findet. Die Geſellſchaft hat überhaupt eine ſehr anſehnliche Bibliothek im politiſchen und äſthetiſchen Fache, aus der die Mitglieder gegen einen Schein jedes Werk auf eine beſtimmte Zeit entlehnen können. Da die Commerzbibliothek auf dem Börſenſaale faſt alles, was ſich auf Handlung, Schifffahrt und Länderkunde bezieht, — die patriotiſche Geſellſchaft, technologiſche und phyſikaliſche Werke — die Stadtbibliothek aber vorzüglich philologiſche und hiſtoriſche anſchafft, ſo hat man wirklich in Hamburg, mehr als auf den meiſten Univerſitäten, Gelegenheit, die intereſſanteſten literariſchen Erſcheinungen ohne Koſtenaufwand zu benutzen. — Einheimiſchen, die nicht Mitglieder der Harmonie ſind, iſt das Beſuchen der Geſellſchaft nicht erlaubt, Fremde aber werden mit der humanſten Gefälligkeit aufgenommen, und haben nur die Verpflichtung, ihr

Entreebillet monatlich, gegen Erlegung einer Kleinigkeit, erneuern zu laſſen. —

Auffallend war es mir, faſt in jeder Woche im Leſezimmer ein neues Verzeichniß entwandter Bücher angeheftet zu finden. —

Sieben und dreißigſter Brief.

An Dieſelbe.

Es giebt kein Unkraut, ſagen die Botaniker. Es giebt keine unnütze Menſchen, kann man mit eben ſo vielem Rechte ſagen. Selbſt die Querköpfe, die in der Geſellſchaft keinen tauglichen Platz finden können, ſind es nicht. Durch die ſonderbare Art, wie ſie die Dinge um ſich her anſehen, erwecken ſie Aufmerkſamkeit auf die wahre Geſtalt derſelben; durch die Energie, mit der ſie ihre Exaltation zu Werke gehen laſſen, regen ſie die ſchlummernden Kräfte der bedachtſamern, kältern Menſchen auf. Es iſt wahr, die Zwecke, denen ſie nachſtreben, ſind nicht ſelten ſehr abentheuerlich, aber dafür ſehen ſie ſich am Ende ihrer Anſtrengungen gewöhnlich an einem ganz entgegengeſetzten Ziele, das ohne ſie nicht erreicht worden wäre. Einem Querkopfe verdankt Hamburg das nützlichſte und ehrwürdigſte ſeiner öffentlichen Inſtitute.

Ein Doktor Paulli, der einiges Vermögen und keine Geſchäfte hatte, fühlte den Drang, eine Rolle zu ſpielen. Er ſuchte es dadurch zu thun, daß er Geſellſchaften ſtiftete. Bei ſeiner bekannten excentriſchen Denkungsart fand er wenig Eingang: man lachte ihn aus, anſtatt ſich mit ihm zu verbinden. Dieß hielt ihn nicht ab, dem Publikum mehrere Geſellſchaften anzukündigen, und ihm mit pomphaften Ausdrücken die Arbeiten und Verhandlungen derſelben vorzulegen, ob er gleich ſelbſt nicht nur ihr Präſident und Sekretär, ſondern auch das einzige Mitglied war.

Nach zehn mißlungenen Plänen dieſer Art entwarf er endlich das Projekt einer Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte, Gewerbe und öffentlichen Anſtalten. Durch unabläſſiges, dringendes Bitten brachte er endlich 1765. Reimarus und einige andre allgemein geſchätzte Männer dahin, ſich dazu zu unterſchreiben, und ohne bei Büſch, der grade verreiſt war, darüber anzufragen, ſetzte er ſeinen Namen, als den eines Mitdirektors, oben an. Büſch erſtaunte bei ſeiner Rückkehr über dieſe Dreiſtigkeit; er ließ ſich indeß die Theilnahme gefallen, aber er und ſeine Freunde nahmen ſogleich die Lenkung des Inſtituts ſo ganz in ihre Hand, daß Paulli, voll Verdruß, ſeinen eigenen mühſam errichteten Club, als ausgeartet, verließ. Er beſtand nichts deſto weniger, und hat die treflichſten Früchte gebracht. Ich weiß Ihnen dieſe Geſellſchaft nicht beſſer zu karakteriſiren, als wenn ich Ihnen erzähle, wie ich ſie ſtufenweiſe kennen lernte.

Ein Freund ſchlug mir vor, mich in eine ihrer öffentlichen Verſammlungen zu führen. Ich ging mit ihm, und kam in ein enges, ſchlecht verziertes Zimmer, wo einige Männer um einen Theetiſch ſaßen, Taback rauchten und ruhig mit einander ſchwatzten. Ich muß geſtehen, der Eindruck, den dieſ-

dieſer Zirkel auch auf mich machte, war nicht ſehr vortheilhaft. Nach einem kurzen Geſpräche führte mich mein Begleiter eine Treppe höher in ein nicht weiteres Gemach, das mir eine Rumpelkammer ſchien, er aber das Bibliothek- und Apparaten-Zimmer nannte. Ich ſchüttelte heimlich den Kopf: aber jetzt ſchloß er einige Schränke auf, und zeigte mir eine auserleſene Sammlung alter und neuer, technologiſcher und phyſikaliſcher Bücher und Kupferwerke. Er hob einige linnene Decken auf, öffnete einige Behälter, die unter den Tiſchen und in den Winkeln umher ſtanden, und ich ſah eine ſeltene und koſtbare Menge von Modellen der wichtigſten Maſchinen, die ſeit dreißig Jahren in und außerhalb Deutſchland zur Erleichterung der Gewerbs-Arbeiten waren erfunden worden. „Aber warum iſt das alles ſo ungeordnet durch einander gekramt?“ Die Geſellſchaft hat den Grundſatz, ſich ſo eng als möglich zu behelfen, um deſto mehr Geld auf nützliche Unternehmungen wenden zu können. Sie drängt ſich und ihre Vorräthe in ein Paar kleine gemiethete Zimmer zuſammen, und wendet indeß jährlich beträchtliche Summen zum Beſten des Publikums auf. Mein Führer erzählte mir einige Hauptzwecke der Geſellſchaft, und gab mir eine gedruckte Anzeige ihrer Verhandlungen.

— Die Geſellſchaft ſetzt jährlich einige hundert Mark als Preiſe aus, für Abhandlungen über Gegenſtände der Induſtrie, der Staatsverwaltung und der Moralität; gleiche Summen für eine ausgezeichnete Cultivirung irgend eines Erwerbzweiges, für die Rettung Ertrunkener, Erſtickter oder Erfrorener. Sie ſucht durch Rathſchläge und wirkſame Vorkehrungen die öffentlichen Anſtalten zu verbeſſern: ihr, im Grunde, verdankt Hamburg ſeine vortreflichen Armenanſtalten, ſeine vorzügliche Straßenbeleuchtung, ſeine Rettungs Einrichtungen, durch die 1798 in einem einzigen Halbjahre ſechszehn Verunglückte wieder ins Leben gerufen wurden. Sie ſchafft Modelle aller neuerfundenen Maſchinen an, läßt ſie verſuchen, und legt das

Reſultat ihrer Erfahrungen dem Publikum vor. Sie läßt auf ihre Koſten den Handwerkslehrlingen Vorleſungen über Phyſik, Mathematik und Technológie halten, ſie im Zeichnen unterrichten u. ſ. w. Kein Theil der öffentlichen Oekonomie oder der Privatinduſtrie, entgeht ihrem ſorgſamen Auge, und die Vortheile, die ſie dem kleinen Staate ſchon verſchafft hat, ſind unbeſtimmbar groß. —

Nach dieſen wenigen Zügen ihrer weiſen Nützlichkeit, werden Sie mir glauben, daß ich in das dunkle Zimmerchen, in welchem die ſchlichten Reichsbürger, halb plattdeutſch, ſchwatzten, und ſchmauchten, mit Ehrfurcht zurückkehrte, wie in einen Tempel anſpruchsloſer Wohlthätigkeit und Weisheit. Der Geiſt des edlen, weiſen, großen Franklin ſchien mir als inſpirirender Genius über dieſer Geſellſchaft zu ſchweben, von deren Mitgliedern manches wenigſtens ein Herz beſitzt, das dem ſeinigen an Werthe nicht nachſteht.

Sehr weislich hat ſie bei dem Magiſtrate nicht um Beſtätigung ihrer Verbindung nachgeſucht, um nicht eine Corporation mit unveränderlichen Formen zu werden. Ihr Beſtehen und ihre Wohlthätigkeit hängt bloß von dem Patriotismus der Hamburger ab, iſt alſo wohl auf immer geſichert. Der Senat ſchätzt ſie mit Recht ſehr hoch, und weiß, ſie zu beſchützen. Als ſie im Jahre 1790. von dem nur zu bekannten Hr. von G. als ein Jakobinerklub denuncirt wurde, wies man ihn lachend mit dem Verzeichniſſe ihrer Verhandlungen zurecht.

Nicht das kleinſte Verdienſt dieſer Geſellſchaft iſt, daß ſie die Errichtung ähnlicher in den beiden andern Hanſaſtädten veranlaßt hat, von denen ich Ihnen künftig ſprechen will. Auch in manchem monarchiſchen Staate giebt es jetzt ähnliche, aber nur in Freiſtaaten, wo das öffentliche Wohl wirklich die Angelegenheit eines jeden iſt, wo man ſich um alles bekümmern und nützlich ſeyn darf, auf welche Weiſe man will, — ſcheinen Anſtalten dieſer Art zu gedeihen.

— In einem gewiſſen nordiſchen Lande, das ich dem Publikum in andern Schriften nur zu oft habe nennen müſſen, hinterließ ein nobilitirter Kaufmann ſeinen neuen Standesbrüdern eine Summe von 20,000 Dukaten, zur Errichtung einer ökonomiſchen Geſellſchaft. Das Geld war ſchon verſchiedene Jahre von einem reichen Edelmann, der Wechſelgeſchäfte trieb, mit fünf Procent verzinſet worden, ohne daß man ſich einfallen ließ, einen weitern Gebrauch von ihr zu machen, obgleich der Ackerbau in dieſem Lande mehr, als in irgend einem andern der Verbeſſerung bedarf, und der Bauer ein leibeigner Bettler iſt. Endlich ſchrieb ein junger Mann eine kleine Schrift über die Möglichkeit einer ökonomiſchen Geſellſchaft, und fügte ein Verzeichniß der nothwendigen Eigenſchaften bei, welche der etwanige Sekretär derſelben beſitzen müßte. Dies bewirkte die Ausführung des Plans, und weil man mit angenehmer Ueberraſchung fand, daß das Gemälde eines vollkommnen Sekretärs, Zug für Zug auf den Verfertiger ſelbſt paßte, erhielt er den Poſten mit einem Jahrgehalte von dreihundert Dukaten, und ſpäterhin noch eine Zulage. Man miethete ein anſehnliches Haus, man nahm einen Koch für die feierlichen Mahlzeiten an, welche die Geſellſchaft zu halten beſchloß: — auch waren ihre Verhandlungen und ihre Schriften ſechs Jahr ſpäter in den Buchhandlungen für vier Groſchen feil.

Acht und dreißigſter Brief.

An Madame W.

In wenig Tagen verlaſſe ich Hamburg, ohne daß ich Ihnen etwas über die reizenden Gegenden umher, über die geſchmackvollen Gärten, die es faſt ganz umgeben, über die berühmten Luſtorte Wandsbeck und Harrſtehude, ſelbſt über die höchſt intereſſanten Ausſichten vom Michaelis-Thurme und dem Baumhauſe herab, habe ſagen können. Ich habe alles beſucht, alles geſehn, nur leider, alles vom Winter entſtellt: und ehe ich Ihnen dieſe Gegenſtände ſchlechter beſchreibe, als ſie in der Jahreszeit ihres Prunkens erſcheinen, oder ehe ich mir erlaube, Ihnen zu malen, was ich nicht kenne, — eher mögen auch ſie, wie tauſend andre Merkwürdigkeiten Hamburgs, in meinen Briefen fehlen. Ich hatte ja nicht übernommen, Ihnen alles zu ſagen, was ſich über dieſe Stadt ſagen ließe; ich wollte Ihnen nur, ſo gut ich's vermochte, mittheilen, was ſich mir Merkwürdiges wies. Noch ein Paar flüchtige Worte über die hieſigen Theater, und — ich ſetze meine Briefe in Lübek fort.

Hamburg hat zwey Theater, ein Deutſches und ein Franzöſiſches. Das Deutſche hatte einſt das Glück Leſſing zum Dramaturgen, und ſpäterhin Schröder zum Vorſteher zu haben. Damals freilich war es das erſte Theater Deutſchlands, aber itzt — Man ahnet bei ſeinem Anblicke nichts mehr von ſeinem ehemaligen Glanze. Ich habe mir vorgenommen, ſo wenig als möglich Anekdoten von Lebenden zu erzählen: keine Sylbe alſo über die Vorgänge, die es ſinken machten, ſeine Direktion dem größten mimiſchen Künſtler Deutſchlands verleideten, und ſie fünf Kunſtjüngern übergaben, deren Namen weder Apoll noch die Nation kennt. —

Das deutſche Schauſpielhaus liegt an einem Ende der Stadt, iſt ſchlecht gebaut und ſchmutzig. Es hat zwei ſo enge Zugänge, daß man in äußerſter Gefahr iſt, in denſelben gerädert zu werden, und daß ſicher kein Tag ohne einen ſolchen Unglücksfall vergehen würde, wenn man nicht wenigſtens darüber hielte, daß alle Kutſchen zu dem einen Thore hinein, und zu dem andern hinausfahren müßten. — Der Saal iſt im Verhältniß der Stadt ſehr klein, und faſt ganz ohne Verzierung, wie denn überhaupt in Hamburg bei allen öffentlichen Anſtalten wenig auf dieſe geſehen wird. Die Dekorationen ſind ſchlecht, die Garderobe iſt abgetragen, kurz, nichts läßt errathen, daß dies Theater noch vor kurzem der Lieblingstempel Thaliens war, da Schröder in demſelben opferte.

Unter den Schauſpielern ſind wenige, die für etwas mehr als mittelmäßig gelten könnten. Der beliebteſte unter ihnen iſt Herzfeld, ein getaufter Jude, der in Schröders Rollen auftritt, aber freilich, ungeachtet ſeiner Talente, mehr Bedauren über den Verluſt jenes großen Künſtlers, als Bewunderung einflößt. Aber iſt es ein Wunder, daß wir ſo wenig ausgezeichnete Schauſpieler haben? In London und Paris hatten, wenigſtens ehemals, die großen Schauſpieler während ihrer ganzen Lebenszeit etwa vierzig bis funfzig Rollen einzuſtudiren; bei uns hat mancher Schauſpieler beinahe in einem Jahre eben ſo viele zu lernen. Jene konnten oft länger über die Art nachdenken, wie ſie eine einzelne Phraſe ſagen müßten, als dieſe über den ganzen Charakter einer Rolle. Sehr vorzügliche Talente, wie die eines Schröder, eines Ifland, eines Chriſt, beſiegen freilich diese Schwierigkeit, — doch die weniger ausgezeichneten Köpfe gehen zu Grunde. —

Das Haus iſt ſelten angefüllt, ungeachtet ſeiner Kleinheit, weil die Eintritts-Preiſe ſehr hoch ſind, und wer nur ein wenig Franzöſiſch verſteht, lieber in das andre Schauſpiel geht. Was mir hier gefallen hat, iſt, daß man — und ſo ſollte es an jedem öffentlichen Beluſtigungsorte ſeyn, — keinen Unterſchied der Stände ſieht. Selbſt die Geſandten, ſelbſt der Magiſtrat haben, wie ich Ihnen ſchon einmal ſagte, keine eigenen Logen, wenn ſie ſie nicht etwa miethen. Da dies aber wegen der hohen Preiſe faſt nie geſchieht, ſo ſitzt der kleine Krämer unbefangen neben dem hochgebrüſteten Ordensmanne oder dem Senator, und die Zofe, die ihr Liebhaber heute frei hält, neben der Frau Bürgermeiſterin. Es iſt wahr, es gehört eine eigne Stimmung dazu, dieſe Freiheit ſchön zu finden, denn nicht jedermann erkennt das Sprichwort für weiſe, daß vor Gott, vor dem Geſetze und für ihr Geld, alle Menſchen gleich ſind.

Als Hamburg der vornehmſte Zufluchtsort der Emigranten wurde, fand ſich auch eine franzöſiſche Schauſpieler-Geſellſchaft ein. Freilich hörten diejenigen, denen ſie eigentlich gefolgt waren, bald auf, ſie unterſtützen zu können, aber die Hamburgiſche ſchöne Welt hatte indeß Geſchmack an dem lebhaften Spiele der fremden Künſtler gefunden, und die Anſtalt ſcheint eines glücklichen Fortganges gewiß zu ſeyn. — Das Franzöſiſche Schauſpielhaus iſt noch kleiner als das Deutſche, indeß iſt es geſchmackvoll verziert. Die Schauſpieler ſind nicht ſehr ausgezeichnet, — einen Hrn. Meers ausgenommen; — aber ſie ſpielen die Meiſterſtücke Moliere's, Racine's, Voltairens, und ſo geht jedermann von Geſchmack zuerſt und am öfterſten zu ihnen.

Außer dem Theater werden die hieſigen Schauſpieler wenig geachtet. Nur Sänger und Sängerinnen werden zuweilen in große Geſellſchaften gezogen, wo ſie ſich denn zum Danke hören laſſen. —— Auch in dieſem Punkt machte Schröder eine Ausnahme. Seine bewundernswürdigen Talente, ſein heller Verſtand und ſein feſter Charakter erwarben ihm bald auch perſönliche Hochachtung. Durch klug berechnete Spekulationen gewann er ein anſehnliches Vermögen, und machte nun eins der erſten Häuſer in der Stadt.

Jetzt lebt er auf einem kleinen Landgute bloß den Wiſſenſchaften und ſeinen Freunden, und kommt nur dann nach Hamburg, wann ihn, als Vorſteher mehrerer wohlthätigen Stiftungen, Geſchäfte dahin rufen.

Ich habe ihn in ſeiner Einſamkeit beſucht; ich habe zween glückliche Tage bei ihm verlebt. Ich kam voll Bewunderung für den großen Künſtler, und gieng voll inniger Hochachtung gegen den edeln Biedermann.

Briefe über Lübek.

Erſter Brief.

An Herrn S.

Nach einer mühſamen, unangenehmen Tagesreiſe durch eine ſo öde Gegend und auf einem ſo ſchlechten Wege, wie man ſie zwiſchen zwei reichen und ununterbrochen mit einander verkehrenden Städten, wie Hamburg und Lübek, nicht erwarten ſollte, bin ich in der letzten Stadt angekommen. Auf der ganzen Strecke von acht deutſchen Meilen giebt es, wie man mir ſagte, nur das einzige leidliche Wirthshaus, in dem ich zu Mittage ſpeiſete. Der Weg iſt faſt überall ein holprichter Steindamm, und hat auf beiden Seiten unwegſame Moräſte. Es wäre unerklärbar, daß man hier nicht eine bequemere Landſtraße, wenigſtens zum Waarentransporte anlegte, wenn der Stecknitzkanal, auf dem man aus der Trave in die Elbe fahren kann, und der Umſtand, daß der Landtransport durch gemiethete Fahrleute geſchieht, nicht jenes Bedürfniß derjenigen, die ihm abhelfen könnten, weniger fühlbar machten.

Ein Freund hatte die Gewogenheit gehabt, dem Bürgermeiſter melden zu laſſen, daß er Fremde erwarte; daher öffnete man uns das Thor, obgleich es ſchon faſt Mitternacht war, als wir ankamen. Daß dieſes möglich war, iſt ſchon ein vortheilhaftes Zeugniß für die liberale und zutrauliche Denkungsart der Lübecker. In Hamburg wurden bis zum Jahr 1798. die Stadtthore mit ſo pünktlicher Aengſtlichkeit nach einer beſtimmten Stunde geſchloſſen gehalten, daß ſelbſt die Poſt nur mit Stricken über die Mauer gezogen werden durfte. Jahre lang debattirte der Senat darüber, ehe er ſich entſchließen konnte, hierin eine Aenderung zu treffen, und die er endlich bewilligt hat, beſteht nur darin, daß man durch ein einziges Stadtthor, gegen Erlegung eines Sperrgeldes, in —

die ebenfalls geſchloſſene Vorſtadt gelangen kann. Schon hierüber war die Bürgerſchaft ſo froh, daß der Rechtsgelehrte, der für dieſe Aenderung plaidirt hatte, ein Geſchenk von einigen tauſend Mark erhielt. Man ſollte denken, der Magiſtrat müſſe es endlich wohl einſehen, daß die Sicherheit Hamburgs nicht von den unbequemen Thorſchlüſſeln abhängt. —

Ich machte heute frühe ſchon meinen erſten Spatziergang durch die Stadt. Sie gewährt eine viel heitrere, angenehmere Anſicht, als Hamburg. Weil ihre Häuſer niedriger ſind, ſcheinen die Gaſſen breiter; gerader und luftiger ſind ſie aber wirklich.

Lübeck iſt auf dem Gipfel und dem Abhange eines Hügels gebaut. Die abſchüſſigen Straßen heißen Gruben; ſie enthalten zum Theil die zierlichſten Gebäude, wiewohl dieſe ein ſehr gothiſches Anſehn haben. Die meiſten richten ihre ſchmalen Giebel nach der Straße zu, haben ungeheure Fluren, die durch zwei Stockwerke gehn und oben mit Gallerien ein=

gefaßt ſind, von denen man in die Zimmer gelangt. Dafür ſind ſie faſt durchgängig mit Gärten oder doch mit großen Höfen verſehen, welche, wie die Fluren, zu Waarenlagern dienen.

Die Trave und die Wacknitz umſchließen den Stadthügel, und würden ihn völlig zur Inſel machen, wenn ſie nicht vor dem einen Thore ein hoher Damm trennte, auf deſſen einer Seite die Wacknitz viele Fuß höher hinfließt, als die Trave auf der andern: indeß dient jene nur für flache Fahrzeuge, und auf dieſer kommen ziemlich große Schiffe bis in die Stadt.

Lübeck, einſt das Haupt der großen Hanſa, iſt jetzt die kleinſte unter den verbündeten Städten. Nach einer Zählung vom Jahr 1782. hat es zwar 5,300 Häuſer und 165 ſogenannte Gänge, die zu Armenwohnungen dienen, aber da die erſtern großentheils nur von Einer Familie bewohnt werden, hat Lübeck etwa 25,000 Einwohner, da Hamburg mehr als 120,000 und Bremen gegen 40,000 beſitzt. Auch der

Handel dieſer Städte ſteht in eben dem Verhältniſſe. Wenn Hamburg 1800 und Bremen 1000 Seeſchiffe erhält, bekommt Lübeck etwa 600.

Die vorzüglichſten Erwerbzweige dieſer Stadt ſind der Speditions- und Kommiſſionshandel, den ſie für den Balthiſchen Norden und für Hamburg führt, — und die Frachtſchifffahrt. Die Lübeckſchen Schiffe umfahren beinahe ganz Europa, aber für fremde Rechnung. Die Fabriken der Stadt ſind für ſie zwar ſehr wichtig, doch im Verhältniß zu denen von Hamburg ziemlich unbedeutend. Die vorzüglichſten, ſagte man mir, ſind die Karten- und Frieß-Fabriken.

Zweiter Brief.

An Denſelben.

Ich freue mich darauf, Ihnen bald etwas über den liebenswürdigen Karakter des kleinen Völkchens von Lübeck ſagen zu können Alles, was ich bis jetzt von demſelben bemerken konnte, ſtimmt mich zu der Hoffnung, recht viel trefliche Seiten in ihm zu finden: aber noch wage ich kein Wort. Um Ihnen indeß keinen ganz leeren Brief zu ſenden, will ich Ihnen einige Worte über die frühеſte Geſchichte Lübecks ſchreiben.

Auch Orkane ſind nützlich und wohlthätig; auch Eroberer. Das Alte, und eben durch ſein Alter fehlerhaft Gewordene, das die Hand der Zeit nur langſam weggebröckelt hätte, werfen jene mit einem Male zuſammen, und ſchaffen ſo Raum zu einer neuen beſſern Schöpfung;

dieſe reißen die Nationen mit Einem Zuge eine ungleich größere Strecke auf dem Wege der Kultur fort, als ſie ſonſt in Jahrhunderten zurückgelegt hätten. Das that Karl der Große den Sachſen durch die Eroberung ihres Landes, durch die Einführung der chriſtlichen Religion und durch die Erbauung der Feſtung Hochbuchi, die ſo bald zur Handelsſtadt wurde. Wahrſcheinlich, um dieſe Burg genauer beobachten zu können, und ſich einen ähnlichen Ruhepunkt in Feindes Land zu verſchaffen, erbauten die Slaven auf dem Gebiete der Obotriten, der Bundesgenoſſen Carls, gleichfalls eine Feſtung [1] und nannten ſie nach ihrem Fürſten Liuby, Liubice. Daß aus dieſem Namen Lübeck entſtand, iſt ſichtlich, aber jene Feſtung lag nicht an der Trave, ſondern an dem Flüßchen Swartau. Die Obotriten vertrieben die Slaven aus derſelben, ohne ſie zu zerſtören. Sie wurde die

---

[1] Nach Krohns ſehr wahrſcheinlich gemachter Hypotheſe.

Reſidenz ihres Fürſten, und verwandelte ſich, wie ihre Nebenbuhlerin Hochbuchi, bald in eine Handelsſtadt. Lübeck wetteiferte mit dem berühmten Vineta, und gewann doppelten Glanz, als dieſes gegen das Ende des 9ten Jahrhunderts zerſtört wurde. Daß es gedieh, iſt indeß alles, was wir während mehr als einem Jahrhundert von ihm erfahren.

Kaiſer Otto der Erſte erzwang von den Obotriten die Annahme der chriſtlichen Religion. Die neue Lehre hatte hier, wie überall, Zerrüttungen zur Folge. Faſt zwei Jahrhunderte hindurch wurde das Land der Obotriten von bürgerlichen Kriegen verheert. Ihr König Crito ſah ſich gezwungen, das alte Lübeck an der Swartau ſeinem chriſtlichen Gegenfürſten Heinrich abzutreten: er legte 1104. ein neues an dem Orte an, wo das jetzige ſteht, aber ehe ſeine Anlage noch weit vorgeſchritten war, wurde der Greis von ſeiner jungen Gattin ſeinem Feinde verrathen, der ihn tödtete, ſie heirathete und ſich als König anerkennen ließ. Dieſer erweiterte ſein Gebiet durch neue Eroberungen; ſeine Reſidenz Lübeck nahm die chriſtliche Religion an, und erhielt die erſte Kirche, in welcher der berühmte Miſſionar Vicelin oder Weſſil predigte. Die Kriege, die ſein Eifer dabei erregte, hatten den Untergang der Stadt zur Folge. Die Rügianer überrumpelten ſie im Jahr 1139., ſchleiften ſie, und verheerten die ganze Gegend umher.

Keine Anlage iſt indeß ſo unzerſtörbar, als die einer Handelsſtadt an einem vortheilhaften Orte: da ihre Obhut der Gewinnſucht anvertraut iſt, gleicht ſie an Unzerſtörbarkeit der Wahrheit, die, einmal entdeckt und verkündet, wohl beſtritten und verfolgt, aber nie mehr vergeſſen werden kann. Schon 1143. berief Adolph II., Graf von Holſtein, eine Menge teutſcher Koloniſten ins Land, und erbauete Lübeck von neuem, wiewohl an dem beſſern Orte, den Crito gewählt hatte, zwiſchen der Trave und der Wakenitz. Die neue Stadt zog aus Julin, Demmin und Bardewik Anſiedler zu ſich, und ward bald ſo bedeutend, daß Heinrich der Löwe für die letzte der genannten Städte fürchtete, und Lübecks Handel durch ſtrenge Verbote zu beſchränken ſuchte. Vierzehn Jahre nach ſeiner Erbauung brannte dieſes ſchon wieder ab. Die Einwohner flehten Heinrich an, entweder jene Verbote aufzuheben, oder ihnen einen andern Wohnſitz anzuweiſen. Er baute ihnen das jetzige Herrenburg, das aber ſeiner nachtheiligen Lage wegen nie bedeutend wurde. Endlich trat Adolph dem Herzoge die Brandſtätte des alten Lübecks ab, und nun baute dieſer Fürſt die Stadt nicht nur wieder auf, ſondern behandelte ſie auch als ſeine Lieblingin. Er ſtattete ſie mit einer eigenen, vortheilhaften Verfaſſung aus, mit Privilegien und trefflichen Geſetzen; er gab ihr zwei wöchentliche Märkte, und verſchaffte ihr im Auslande große Handelsrechte. Wahrſcheinlich im Jahre 1163. verlegte er auch den Sitz des Oldenburgiſchen Biſchoffs nach Lübeck und ſtiftete das noch beſtehende Domkapitel.

Die Stadt bewies ihm ihre Dankbarkeit durch die Treue, mit der ſie ihm zugethan blieb, da er ins Unglück gerieth, und alle ſeine Freunde und Vaſallen von ihm zum Kaiſer übergingen.

Friedrich der Erſte, begleitet von den Könige von Ungarn und Böhmen, und von den Slaven und einer großen däniſchen Flotte unterſtützt, belagerte die Stadt im Jahr 1182. Sie widerſtand ihm mehrere Monate: erſt als ſie vom Hunger geängſtiget wurde, bat ſie den Kaiſer um Erlaubniß, ſich vom Herzoge Heinrich Verhaltungsbefehle einzuholen. Friedrich geſtattete es, und Heinrich, der keine Hoffnung hatte, Lübeck zu entſetzen, entließ die Bürger ihres Eides, worauf ſie ſich dem Kaiſer, gegen Beſtätigung ihrer Verfaſſung, ihrer Privilegien und ihrer Beſitzungen unterwarfen.

Indeß Friedrich in Paläſtina die Saracenen bekämpfte, kam 1189. Heinrich aus ſeiner Verbannung zurück, eroberte einen großen Theil ſeiner Staaten wieder, zerſtörte Bardewik, das ihn beſchimpft hatte, und ſetzte ſich in den Beſitz von Lübeck. Der Graf Adolph III. von Holſtein entriß ihm dieſe Stadt, verlor ſie aber ſelbſt bald nachher an die Dänen, die ſie bis 1226. beſaßen.

Ein Schloß, das Waldemar in Lübeck, und ein Thurm, den er zu Travemünde erbauen ließ, um ſich beider Orte zu verſichern, erbitterte die Bürger. Während der bekannten Gefangenſchaft des Königs ſchickten ſie heimlich Abgeordnete an den Kaiſer, und baten ihn um ſeinen Schutz und die Beſtätigung ihrer alten Privilegien. Bereitwillig ertheilte er die letztere, und befahl den benachbarten Fürſten, die Stadt zur Wiedererlangung ihrer Freiheit zu unterſtützen. Eine glückliche Liſt half ihr ohne Weitläufigkeiten dazu. Die Bürger ſtellten am erſten Mai 1226. ein großes Frühlingsfeſt an, luden den däniſchen Stadtvogt zu demſelben ein, und erwählten ihn ſogar zum Maigrafen: aber indeß er ſich vor der Stadt vergnügte, eroberten ſie das unbewachte Schloß.

Sie eilten, es zu ſchleifen, und traten ſogleich zu den gegen Waldemar verbündeten holſteiniſchen Fürſten über. Schon im folgenden Monat erhob nun Friedrich II. die Stadt zur reichsfreien Unmittelbarkeit, ertheilte ihr ein weiteres Gebiet, die Münzgerechtigkeit, die Zollfreiheit u. ſ. w.

Kein Freiſtaat iſt ohne öffentlichen Kampf entſtanden; auch Lübek hatte zwiſchen den Jahren 1233—35. einen ſehr gefährlichen gegen Waldemar und den Grafen von Holſtein zu beſtehen: aber ſeine Bürger zeigten ſich ihrer Freiheit werth. Die Fürſten erbauten zwei Thürme an den Ufern der Trave, um die Schifffahrt zu hemmen: die Bürger eroberten und zerſtörten ſie. Waldemar ſperrte den Fluß durch eine Kette: ſie wurde von einem mit vollen Segeln fortſtürmenden Schiffe geſprengt. Er verſenkte ein großes Schiff in der Mündung der Trave: die Lübeker gruben einen Kanal, der ins Meer führte. Als der König 1235. mit einer großen Flotte und acht Senkſchiffen wiederkam, gingen ihm die Lübeker, unter Alexander von Soltwedels Anführung, in die offene See entgegen und ſchlugen ihn.

Dieſer Sieg ſchreckte die Dänen von allen weitern Unternehmungen ab; er war es auch wohl, was den Grafen Adolph dahin ſtimmte, 1237. ſeine Anſprüche auf die Stadt dem Kaiſer für eine nicht ſehr beträchtliche Summe zu überlaſſen, worauf der letztere ihre Reichsfreiheit nochmals beſtätigte.

Dritter Brief.

An Denſelben.

Vier Jahre ſpäter errichtete Lübek ſeine berühmte Hanſa mit Hamburg. Daß es das Haupt dieſes Bundes war; daß die Hanſatage hier gehalten wurden, und ſeine von Heinrich dem Löwen abgefaßten Statuten in viellen Fällen als allgemeines hanſiſches Recht galten; daß es damals große Flotten und zuweilen Heere von 8000 Mann ausrüſtete, zuweilen den ganzen baltiſchen Norden ſiegreich bekriegte, und einſt Dänemark feil bot; daß es ſank, ſo bald die Nationen ſelbſt die Verſchiffung ihrer Produkte emſiger zu treiben anfingen, habe ich Ihnen theils ſchon in einem frühern Briefe angeführt, theils mag ich mich hier nicht darauf einlaſſen, es weitläuftig zu erzählen. Selbſt bei der innern Geſchichte der Stadt, den vielen bürgerlichen Tumulten, durch die ſie, beſonders als ihr Sinken ſichtbar zu werden begann, zerrüttet wurde, mag ich hier nicht verweilen. Ich will Ihnen ſtatt deſſen die Frucht derſelben, die jetzige Verfaſſung Lübeks, ſchildern.

Die Lübekiſche Bürgerſchaft iſt in zwölf Collegia eingetheilt, von denen die Junker- oder Zirkel-Compagnie das vornehmſte, aber ſchwächſte, das Collegium der vier Aemter oder der Handwerker, das letzte, aber zahlreichſte iſt. An der Spitze eines jeden ſteht ein Aeltermann, der ein Votum bei den Staatsangelegenheiten hat. Bei wichtigen Vorfällen, bei Abfaſſung neuer Geſetze, oder wenn neue Abgaben erlegt werden ſollen, läßt der Magiſtrat die Aelterleute im Bürgerhauſe, das der Schötting[1] genannt wird, verſammeln, unterhanhandelt mit ihnen, und durch ſie mit der Bürgerſchaft.

---

[1] Woher kommt dieſer Name? Was bedeutet er eigentlich? Auch in Bremen heißt das Verſammlungshaus der Bürgerſchaft ſo.

Der Magiſtrat beſteht aus zwanzig Gliedern, die zum Theil Gelehrte, zum Theil Kaufleute ſind, unter denen aber bisher immer ein Bürgermeiſter und zwei Rathsherren aus der Zirkel-Compagnie ſeyn mußten. Dieſe macht gleichſam die Patricier der Stadt aus. Sie beſteht aus adlichen Familien, die ehemals bei verſchiedenen Anläſſen nach Lübek zogen, die Truppen der Stadt anführten, und aus Dankbarkeit für die geleiſteten Dienſte, das Bürgerrecht erhielten. Im Jahre 1379. wurden ſie zu einem Collegium vereiniget, das von ſeinem Wappen, einem Zirkel, den Namen erhielt. Bei den ſpätern Unruhen glückte es ihnen, den bedeutendſten Theil der Regierung an ſich zu reißen, aber dieſe angemaßten Vorrechte wurden ihnen wieder entriſſen, nur dieſes blieb ihnen, daß eine beſtimmte Anzahl Männer aus ihrem Mittel in den Magiſtrat gewählt werden mußten. Jetzt ſind dieſe Familien größtentheils ausgeſtorben, oder ſie haben bürgerliche Gewerbe ergriffen, und ſind dadurch den andern Collegien einverleibt worden. Ihre Zahl im Magiſtrat iſt daher von drei auf zwei herabgeſetzt worden, und man glaubt, daß man auch dieſe bald werde können eingehen laſſen.

Die jetzige Verfaſſung Lübecks gründet ſich auf einen Receß, den eine Kaiſerliche Commiſſion, nach langen oft blutigen Zwiſtigkeiten zwiſchen der Bürgerſchaft und dem Magiſtrate, im Jahr 1669. zu Stande brachte, der aber noch nicht gedruckt werden durfte. Er beſtimmt, daß

1. der Rath ſeine Glieder ſelbſt erwählen ſolle, aus
2. den handeltreibenden Zünften, dem Zirkel- und dem Kaufmanns-Collegium, doch
3. nur ſolche Männer, die von eigenem Vermögen leben können.
4. Er beſteht aus vier Bürgermeiſtern und ſechszehn Rathsherrn.
5. Drei Bürgermeiſter müſſen Rechtsgelehrte, der vierte muß ein Kaufmann ſeyn.

6. Zwei Rathsherrn müſſen graduirte Rechtsgelehrte ſeyn, drei aus der Zirkel-Compagnie, drei aus dem Kaufmanns-Collegium, acht aus den Zünften.

7. Nahe Verwandte dürfen nicht zugleich im Rathe ſitzen.

8. Kein Rathsherr darf in fremdem Dienſte ſtehn, oder unter dreißig Jahr alt ſeyn.

9. Zur Beſoldung des Magiſtrats werden jährlich 12,000 Thaler, für die übrigen hohen Beamten 5,000 Thaler ausgeſetzt.[1]

---

[1] Ich kann mir es nicht verſagen, hier einen Zug anzuführen, der dem Lübekiſchen Magiſtrate zur höchſten Ehre gereicht. Während meiner Anweſenheit hatte man den Plan, einen allgemein hochgeſchätzten und geſchickten Rechtsgelehrten (Deutſchland kennt ihn von einer noch andern ſchönen Seite.) in den Magiſtrat zu wählen. Weil jeder, der ein Amt ausſchlägt, die Stadt verlaſſen muß, fragte man erſt bei ihm an. Er zeigte ſich bereits

10. Jede erledigte Senator-Stelle muß innerhalb vier Wochen wieder beſetzt werden.

11. Der Rath entſcheidet in allen Regierungs-, Juſtiz-, Kriegs- und Policei-Sachen.

12. Er beſetzt alle Raths- und Stadt-Aemter, ausgenommen die bei der Stadt-Caſſe.

13. Was die Ausübung fremder Religionen, die Armen und Klöſter betrifft, gehört vor die Bürgerſchaft.

14. Wichtige Neuerungen, Bündniſſe, Werbungen ꝛc. gleichfalls, —

---

willen, oder zugleich, daß er, da er ſonſt kein beträchtliches Vermögen beſitzt, von dem geringen Senator-Gehalt nicht würde leben können. Man ſchlug eine Erhöhung deſſelben vor, aber der Magiſtrat entſchied: wenn man Zulagen geben wolle, müſſe man bei den untern Beamten anfangen, welche faſt alle gar kein Vermögen beſäßen. Da dieß zu hohe Ausgaben veranlaßt hätte, unterblieb die Wahl.

15. ſo wie auch die Veräußerung der Stadtländereien.

16. In dieſen Sachen dekretirt der Magiſtrat, was die Majorität der Bürger entſchieden hat.

17. Die Zunft-Aelteſten fordern das Gutachten der Bürger nach Stimmen.

18. Kein Bürger darf zu mehr als einem Collegio gehören.

19. Die Collegien berathſchlagen nicht mit einander.

20. Bei Aenderung der Statuten concurrirt die Bürgerſchaft;

21. Bei Handels-Verordnungen die commercirenden Zünfte.

22. Der Magiſtrat hält über die getroffenen Einrichtungen, richtet und vollſtreckt.

23. Die Bürgerſchaft darf ſich nicht in die Policei- oder Juſtiz-Angelegenheiten miſchen. Wer mit einem Urtheile unzufrie-

den iſt, kann an den Kaiſer oder das Kammergericht appelliren.

24. Offenbare Verbrecher ausgenommen, darf niemand ohne Urtheil arretirt werden.

25. Geſandtſchaften werden bloß vom Rath beſtellt, der das Geld dazu aus der Stadt-Caſſe erhebt.

26. Bei wichtigen politiſchen Vorfällen muß er die Bürgerſchaft befragen.

27. Bei Geſandtſchaften, die den Handel betreffen, entſcheidet ſie, ob? — und ihr wird vom Erfolge Bericht erſtattet.

28. Nur ein Rathsherr kann Geſandter ſeyn.

29. Die Zünfte dürfen keine Verbindungen gegen den Rath machen, aber ihren Aelteſten ſteht es frei, zu berathſchlagen.

30. Alle Einkünfte der Stadt fließen in Eine Caſſe, die von zwei Rathsherrn und vier Bürgern verwaltet wird.

31. Summen von 100 bis 200 Thalern werden dem Magiſtrat ohne Rückſprache ausgezahlt.

32. Werden die Forderungen des Raths ſo oft wiederholt, daß ihre gemeinſchaftliche Summe mehr als 1,000 Thaler beträgt, ſo muß er zwei Caſſabürgern anzeigen, wozu das Geld beſtimmt iſt.

33. Reicht die Caſſe nicht hin, ſo werden Collekten angeſtellt.

34. Zur Entſcheidung wichtiger Angelegenheiten der Caſſe, wird ein Collegium von 12 Rathsherrn und 24 Bürgern gebildet u. ſ. w.

Zur Entſcheidung der Proceſſe hat Lübek fünf Tribunäle, — ſehr viel für einen Staat von 25,000 Menſchen, werden Sie ſagen. Demungeachtet klagt man, daß der Gang der Streitigkeiten ſehr langſam und koſtſpielig ſey. Dieſe Tribunäle ſind das Obergericht, das Niedergericht, ein Weddegericht, das Marſtall-

Amt oder Landgericht, und das Conſiſtorium, deſſen Ausſprüche aber nicht eher gültig ſind, als bis ſie der Magiſtrat beſtätigt hat.

Die Handwerker-Zünfte haben in Lübek nicht, wie in Hamburg und Bremen, Patrone, ſondern ſtehen im Allgemeinen unter der Obhut der Wedde. Ihre Verfaſſung iſt noch ganz ſo, wie ſie in den erſten Zeiten ihrer Entſtehung gebildet wurde, folglich izt ein Gewebe von Mißbräuchen und Abgeſchmacktheiten. Der Magiſtrat glaubt nicht das Recht zu haben, ſie abzuändern. Die hieſige gemeinnützige Geſellſchaft hat es zum Gegenſtande einer Preisaufgabe gemacht, wie dem Verfall der Handwerke abgeholfen werden könne, ohne daß man einen Eingriff in ihre Verfaſſung thäte. Das heißt fragen, wie man einen Kranken geſund machen könne, ohne ſeine Krankheit zu heben. —

Das Gebiet von Lübek iſt größer als das Hamburgiſche, aber bei weitem nicht ſo gut cultivirt und reich, wahrſcheinlich weil die Bewohner der Dörfer bloße Bauern ſind, wie im übrigen Holſtein, Abgaben und Herrendienſte tragen u. ſ. w. Sie ſtehen unter dem Marſtall-Amte.

Sie ſehen aus einigen Artikeln des mitgetheilten Grund-Receſſes, daß der hieſige Magiſtrat in vielen Stücken ſehr beſchränkt iſt: dies hindert ihn indeß nicht, wie man behauptet, oft ſehr ariſtokratiſche Geſinnungen zu zeigen, und gegen die Bürger einen gewaltig hohen Ton anzunehmen. — Als einen Beweis ſeiner Inquiſitoren-Geſinnung und ſeines nicht unbeſorgten Gewiſſens, führte man mir an, daß er dem hieſigen Lic: Becker verboten habe, den letzten Theil ſeiner treflichen Geſchichte von Lübek drucken zu laſſen. Der Inhalt deſſelben iſt vorzüglich die Geſchichte der letzten Unruhen, welche die gegenwärtige Verfaſſung zu wege brachten. Ich ſehe hierin nur eine zu weit getriebene, kleinliche Vorſicht. —

Die hieſigen Bürger brauchen nicht, wie die Hamburgiſchen, ſich beim Bürgerwerden in die Schule des Drillmeiſters zu begeben; auch thun ſie nur im Sommer ein Paar Wochen lang Dienſte, und ſelbſt dann durch gemiethete Knechte oder Heuerlinge.

Das eigentliche Militär der Stadt beſteht aus 500 Mousquetairen und 70 Artilleriſten. Es koſtet der Stadt etwa 40,000 Thaler: Sie können alſo leicht ſchließen, daß es ſchlecht beſoldet iſt. Der Mann bekommt vierzig Thaler jährlich, und muß ſich dafür ſelbſt beköſtigen und einmiethen. Die meiſten Soldaten treiben daher ein Nebengeſchäfte, und wer keines verſteht, thut für andre Wache, und läßt ſich den Tag mit acht Schillingen bezahlen. Vor ein Paar Jahren hatte man den Soldaten bei der ungeheuren Theurung eine Zulage an Brodt gegeben; als der Preis des Getraides geſunken war, wollte man ſie wieder aufhören laſſen, aber ſie verſuchten die Fortdauer durch eine Meuterei zu erzwingen, rotteten ſich bewaffnet zuſammen und drohten. Man berief eilend die 26 Bürger-Compagnien zuſammen; alle jungen Männer in der Stadt bewaffneten ſich; man beſetzte die freien Plätze mit geladenen Kanonen: dieſe Anſtalten zwangen das Militär, nachzugeben. Die beiden Räthelsführer mußten mit einander würfeln, welcher von ihnen erſchoſſen werden ſolle. Das Unglücksloos traf einen, der ein ſehr ordentlicher Mann und Vater einer zahlreichen Familie war. Der andre, ein unverheiratheter, äußerſt liederlicher Menſch, gieng frei aus. — Das ganze Militärweſen einer ſo kleinen Reichsſtadt iſt eine Art von Poſſe: — man ſollte, glaube ich, nicht ſo blutig ſpielen. Was hätte es denn für wichtige Folgen haben können, wenn man den Mann, der nur um die Sättigung ſeiner Kinder eiferte, mit einer gelinden Strafe belegt hätte? — Die Officiere des hieſigen Militärs ſind ſeiner übrigen Beſchaffenheit entſprechend. Sie werden, wie in allen großen und kleinen Handelsſtaaten, wenig geachtet. — Man erzählte mir von einer Militär-Bibliothek, die ſie ſich auf der Hauptwache angelegt haben; ſie enthält eine ſehr vollſtändige Sammlung der Spießiſchen und Cramerſchen Werke, und aller Ritterromane.

Vierter Brief.

An Madame W.

Jugend allein macht nicht liebenswerth; Alter allein nicht ehrwürdig.

Wenigſtens für die letzte Hälfte dieſes Satzes, finde ich ſeit zwei Tagen unaufhörlich neue Beweiſe. Ich habe dieſe Zeit dazu angewandt, mich von einem Freunde in der Stadt herumführen, und das Merkwürdige in derſelben zeigen zu laſſen. Er fieng mit den Denkmälern an. In jeder Gaſſe faſt wußte er mir ein Paar nachzuweiſen; jede Kirche enthielt etwas, das an einen wichtigen Vorgang erinnerte; man zeigte mir öffentliche Gebäude, die einſt die wichtigſten Plätze des europäiſchen Nordens waren: aber wie ſo verſchieden iſt der Eindruck von demjenigen, den man vor den unbedeutendſten Ruinen Italiens und Griechenlands empfinden mag. In dieſen Ländern drückte hoher Genius und reifer Kunſtſinn Allem ſein göttliches Gepräge auf, und nach Jahrtauſenden beugt ſich jeder, der Geiſt genug beſitzt, Geiſt zu verſtehen, vor der Erhabenheit und dem Adel, die auch aus den Trümmern noch ſo blendend hervorſtralen. — Hier unter dem Druck des ſtarren Clima, blieb die Kunſt eine Walddirne, und das Beſte, was ſie den Urenkeln aufſtellte, erregt durch die jämmerliche Kleinlichkeit und gothiſche, geſchmackloſe Unform, verachtendes Lächeln.

Mein Freund zeigte mir, im Vorbeigehen, lachend, an der Wand eines Hauſes eine halb erhobne, anderthalb Fuß hohe Steinſchnitzelei, die einen Ritter zu Pferde, mit einem Bierglaſe in der Hand, vorſtellt. Einſt da ein Verrath gegen die Stadt angeſponnen war, der ſie um ihre Freiheit bringen ſollte, kam einer der Verſchwornen, wenig Stunden vor der Ausführung, hereingeſprengt, ließ ſich, ohne abzuſteigen, einen Trunk Bier reichen, und erzählte laut dem Glaſe, was ihm ſein Eid verbot einem Menſchen zu entdecken, und Lübeck war gerettet. Ihn belohnte dies Zerrbildchen. — Einige Häuſer weiterhin zeigte man mir ein ſehr hoch eingemauertes, vergoldetes Hufeiſen: dies iſt gleichfalls ein Denkmal einer wichtigen Begebenheit. In einer andern Straße zieht ſich an einer Mauer eine Reihe grinſender Mönchsköpfe aus ſchwarzem Stein hin: auch dieſe Fratzen erinnern an einen politiſchen Vorgang, der für den Staat ſehr wichtig war; — ja, ſelbſt bei einem an ein hölzernes Hofthor gekleckten Pferde wußte man mir wenigſtens eine grauſenvolle Geſchichte zu erzählen. — Höchſt wahrſcheinlich mögen die meiſten Erzählungen wohl erſt hinterher erſonnen ſeyn, um die Abzeichen zu erklären, die einmal da waren. Das ehrliche Lübeckiſche Volk geht in ſeiner jetzt ſo kleinen und unbedeutenden Stadt, die einſt ſo glänzend und wichtig war, mit den dunkeln Erinnerungen der vormaligen Größe umher: kein Wunder, daß es überall Spuren und Merkzeichen derſelben zu finden glaubt, und jedes Bildchen und jede Schnurre zu einem merkwürdigen Denkmale fabelt.

Ich war es bald überdrüſſig, dieſen Lappalien nachzuſpüren, und bat meinen Freund, mich in den großen hanſeatiſchen Saal zu führen, der einſt der belebende Mittelpunkt der nordlich-europäiſchen Cultur war. Was fand ich? Eine ungeheure, dunkle, ſchmutzige Scheure, — von der ich mich nicht mit Gewißheit erinnere, ob ſie noch gedielt war, und an deren Wänden hölzerne Bänke ſtanden. — Einſt kam der Römiſche Kaiſer — — hierher, ſagte mein Freund, um zu verſuchen, ob er nicht die Hanſa bewegen könne, ihn zum Schutzherrn zu wählen. Deputirte aller verbündeten Städte verſammleten ſich hier; der Magiſtrat zog ihm mit Pomp entgegen, und um ſeinen prachtvollen Einzug zu verewigen, ließ man dies Gemälde verfertigen. — Ich ſah hin; — an einer Wand zogen ſich eine Reihe fratzenhaf-

ter

ter, auf die Mauer gekleckter, einfarbiger Figuren hin, alle etwa einen Fuß hoch. —

Mein Freund führte mich in den Kirchen umher. Faſt alle ſind mit unendlichem Schnitzelwerke und meiſtentheils läppiſchen und ſchlechten Gemälden überladne, gothiſche Höhlen. Die größten Merkwürdigkeiten, auf die man mich aufmerkſam machen konnte, waren marmorne Särge, eine Uhr, deren Zifferblatt die Sonne vorſtellt, Augen hat, die ſich mit jedem Perpendikelſchlage bewegen, und ſo mit Zeigern überladen iſt, daß man vor den angezeigten Sonnenfinſterniſſen, Mondvierteln u. ſ. w. nur nicht erkennen kann, welche Stunde es ſey; [1] ein elend gemalter Todtentanz u. ſ. w.

---

[1] So oft ſie eine Stunde ſchlägt, gehn aus ihrem Gehäuſe etwa ein Dutzend ſchlechtgeſchnitzter Puppen hervor. Sie ſtellen den Kaiſer und ſieben Kurfürſten vor, die im Vorbeigehn dem Bilde Chriſti eine Reverenz machen und von ihm geſegnet werden, indeß ein Paar Lübekiſche Rathsdiener an den Thüren des Gehäuſes ſtehn und durch

Am auffallendſten wird die Geſchmackloſigkeit, mit welcher die guten alten Hanſen Denkmäler ſtifteten, durch dasjenige karakteriſirt, das ſie einem ſehr verdienten Rathsherrn, der im Kirchenſtuhle ermordet wurde, ſetzten. Sie ließen über dem Kirchenſtuhle die zackigt eiſerne Walze einmauren, mit der man dem Mörder das Eingeweide aus dem Leibe wand. — Lübek iſt das am reichſten garnirte Antikenkabinet Teutſchlands, aber wer ſich den Geſchmack an teutſchen Alterthümern nicht ganz verderben will, ſuche ſie hier nicht auf.

---

allerlei Bewegungen ihre Dienſtwilligkeit ausdrücken. — Die Uhr hat folgende gleichfalls ſehr karakteriſtiſche Unterſchrift:

Ein ider redlicher meg my wohl anſeen unde vor
my aver gan
He lat my överſt ungeſchanfert unde unbeflecket
ſtan.
Wörde my averſt ein Unflath einigen Schaden don,
So ſchal des Bädels Strafe weſen ſyn Lon.

Fünfter Brief.

An Herrn S.

Die Gegenwart iſt in Lübek mehr werth, als was ihr von der Vergangenheit übrig blieb. Wenn die leztre nichts als Spuren gothiſcher Geſchmackloſigkeit zurückgelaſſen hat, ſo giebt die erſtere überall Beweiſe von dem hochachtungswerthen Karakter der Bürger dieſer kleinen Republik. Verhältnißmäßig hat wohl keine Stadt ſo viele und mit ſo echt humaner Denkungsart eingerichtete Verſorgungsanſtalten für die ärmere Volksklaſſe, als Lübek. Es waren mir ein Paar traurig angenehme Tage, an denen ich ſie beſah. Nur von einigen derſelben will ich Ihnen etwas mittheilen.

Auch Lübek hat ſeit 1793. eine gemeinnützige Geſellſchaft, die ſich wöchentlich einmal verſammlet, und zu deren Stiftern der liebenswürdige Dichter Overbek gehört. Anfangs war ſie bloß literariſch. Die Mitglieder verſammelten ſich wöchentlich, um eine Vorleſung anzuhören, aber — dergleichen kann in einer Handelsſtadt, wie Lübek, nicht ſonderlich gedeihen. Schon war die Geſellſchaft auf dem Punkte, vor langer Weile aus einander zu gehn, als ein Mitglied vorſchlug, ihr eine andre Einrichtung und einen andern Zweck zu geben. Sie ſteckte ſich, wie die Hamburgiſche patriotiſche Geſellſchaft, die Beförderung des Gemeinwohls zum Ziele, und lud auch die Kaufleute zum Beitritte ein. Jetzt hat ſie zweihundert Mitglieder, von denen jedes vier Thaler jährlich contribuirt. Der Gebrauch, den ſie von dieſer mäßigen Summe macht, iſt äußerſt wohlthätig. Auch hat ſie, wie ihre Schweſter zu Hamburg, Anſtalten zur Rettung Ertrunkener und Erſtickter gemacht: aber ihre vorzüglichſten Früchte ſind drei Schulen für die Kinder des Volkes.

Die eine wird an den Sonntagsvormittagen geöffnet und iſt für Kinder von Tagelöhnern beſtimmt, die in der Woche ihren Eltern ſchon im Erwerben helfen müſſen; ſie werden vorzüglich im Schreiben und Rechnen unterwieſen.

Die zweite iſt für Knaben beſtimmt, die ein Handwerk lernen wollen. Sie erhalten vorzüglich Unterricht in der Technologie; ein geſchickter Baumeiſter lehrt ſie Riſſe machen, ein Zeichner unterweiſet ſie im Zeichnen, und der talentvolle trefliche Maler Gröger hat unentgeldlich die Leitung des Unterrichts in den beiden letzten Fächern übernommen.

Die dritte, nach meinem Bedünken die wichtigſte, iſt eine Induſtrieſchule für kleine Mädchen. Vier und zwanzig Mädchen werden in derſelben von einer Frau im Spinnen, Stricken und Nähen unterwieſen. Das Inſtitut liefert ihnen die Materialien zu den erſten Verſuchen unentgeldlich, wenn ſie aber ſchon einige Fertigkeit erlangt haben, werden die Arbeiten, die ſie in den Lehrſtunden verfertigen, verkauft: zwei Drittheile des Preiſes fallen dem Inſtitute heim, das dritte wird in eine Sparbüchſe gethan, und ihnen, wenn ihre Bildung vollendet iſt, als eine Mitgabe ausgezahlt. Vier Stunden täglich unterrichtet ſie ein Seminariſt im Schreiben, Leſen, Kopfrechnen und in der Naturgeſchichte. Ich wohnte eine Stunde lang dem Unterrichte in der letzten Wiſſenſchaft bei: er ſchien mir außerordentlich zweckmäßig, um die Kinder denken zu lehren. Sie antworteten ſo beſtimmt, ſo verſtandig und in ſo gewählten Ausdrücken, daß ich anfangs glaubte, ſie ſagten etwas Auswendiggelerntes her, aber man meldete mir, daß man ihnen gar kein Buch beim Unterrichte in die Hände giebt. Er geſchieht meiſtentheils durch Fragen, welche die Begriffe allmählig aus der Seele der Kinder ſelbſt entwickeln, und ſo jede Kenntniß gewiſſermaßen zum Produkt ihrer eigenen Denkkraft machen. — Sie werden dabei mit der liebreichſten Sorgfalt behandelt, und man ſtrebt vorzüglich dahin, ihnen

Ehrliebe und Selbſtgefühl zu geben. — Man kann keine glücklichere Idee haben, als den künftigen Weibern des Volks eine ſolche Bildung zu ertheilen. Das iſt die Seite, von der ſich der Karakter deſſelben am kräftigſten bearbeiten läßt. Der Jüngling, der ſich einſt um die Liebe eines ſo gebildeten Mädchens bewirbt: wie wird er über ſich wachen müſſen, um ſich durch Sittlichkeit ihrer würdig zu zeigen! Der Gatte eines ſolchen Weibes: was für einen mächtigen Antrieb wird er haben, ſich von Vorurtheilen zu befreien, und ſich eine helle Denkungsart zu erwerben, um nicht zu tief unter ſeiner Genoſſin zu ſtehn! —

Die anſehnlichſte unter den hieſigen, eigentlichen Armenanſtalten iſt das ſogenannte Kloſter, das wirklich vormals war, wovon es noch den Namen führt. Die hieſige Bürgerſchaft war ſo fromm, den einmal der Religion geweihten Fonds der Stiftung, zur Erfüllung einer Menſchenpflicht zu verwenden. Das Gebäude erweckt keine heitern Erwartungen. Es iſt dunkel, ſchmutzig, winklicht, und ſeine Zugänge ſind alte Gewölbe, in deren Wänden man bald ein Halseiſen, bald einen mit goldnen Buchſtaben geſchriebenen bibliſchen Spruch ſieht. Die Treppen ſind unbequem, und, wie der Fußboden der Zimmer, von Ziegeln. Das Ganze macht einen unangenehmen Eindruck, der aber gröſstentheils verwiſcht wird, ſo bald man die Einrichtung dieſer Anſtalt näher kennen lernt.

Sie hat eine vielfache Beſtimmung. Nicht nur Kranke, ſondern auch verarmte Geſunde nimmt man in dieſelbe auf; nicht nur Erwachſene, ſondern auch Kinder, denen man hier eine Art von Erziehung giebt. Fremde Bettler, die ſich in der Stadt betreten laſſen, werden gleichfalls hierher gebracht, ein Paar Tage gefangen gehalten, und dann, das erſtemal nach einem Verweiſe, das zweitemal nach einer gelinden Strafe fortgeſchickt.

Die Verſorgung der Aufgenommenen iſt, ſo lange ſie geſund ſind, ſo gut, daß die är mern Bürgerklaſſen Lübeks ihren Anſpruch an die Aufnahme für ein wichtiges Recht anſehen. Man findet in dieſem Hauſe Handwerker aller Art, die ſich, um auf Lebenszeit jeder Sorge überhoben zu ſeyn, dazu verſtanden haben, für die Wohnung, Koſt und Kleidung, die ſie erhalten, blos für das Inſtitut zu arbeiten. Alles, was es bedarf, wird daher in demſelben ſelbſt verfertigt, von den Windeln bis zu den Särgen.

Die Geſunden kommen in reinlichen, wohlerwärmten Sälen zuſammen, üben da ihr Handwerk, oder kämmen und ſpinnen Wolle, u. ſ. w. Die halberwachſenen Kinder helfen ihnen dabei, ſo bald ihre Lehrſtunden im Schreiben und Rechnen und in der Religion, vorüber ſind. Die Kleineren werden in beſondern Gemächern von Wärterinnen, die kein anderes Geſchäfte haben, verpflegt. Um zwölf Uhr läutet man die geſunden Erwachſenen und die größeren Kinder in einen geräumigen Speiſeſaal zuſammen. Je acht Perſonen verſam:

meln ſich um eine Schüſſel. Der Schulmeiſter ſtimmt ein Lied an, und ſobald es geendigt iſt, fällt alles über die Speiſen her. Dieſe ſind in der Regel zwar ſehr ärmlich, und beſtehen faſt täglich aus Grütze und Erbſen oder Bohnen u. ſ. w., aber die Frömmigkeit hat dafür geſorgt, daß dieſe ärmliche Koſt zuweilen einer beſſern weiche. Es iſt unter den reichen Bürgern Gewohnheit, in ihrem Teſtamente ein Legat auszuſetzen, von dem die Armen einen Tag im Jahr Fleiſch und Wein erhalten. Schon über funfzig ſolcher Feiertage hat dieſes Haus.

Für die Kranken iſt leider weniger geſorgt. Das Haus hat keinen eigenen Arzt. Nur ein Wundarzt beſorgt die innere Kur, wie die äußere, und ſtattet höchſtens in bedenklichen Fällen dem Stadtphyſikus Bericht ab. Die Krankenzimmer werden im Winter nicht geheitzt; ja eines derſelben hat ſogar, wie man mir ſagte, nur eine halbe Decke: die andere Hälfte des Zimmers ſteht unter dem Dache. Ich fand daher verſchiedene, vorzüglich Kinder, die an Händen und Füßen offene Froſtbeulen hatten. Die menſchenfreundliche Sorgfalt der Vorſteher läßt indeß eine Aenderung hoffen, und auch hier hat ſich eine Geſellſchaft junger Aerzte verbunden, die Kranken unentgeldlich zu beſuchen.

Die Verwaltung des Hauſes, die mit der pünktlichſten Sorgfalt geführt wird, iſt in den Händen einiger dazu erwählten Bürger. Sie haben unbeſchränkte Vollmacht, ſelbſt zu Belohnungen und zu Strafen, außer in Criminalfällen: aber ſie ſcheinen ſie mit großer Menſchenliebe zu gebrauchen. Der Vorſteher, der mich herum führte, Herr Grimm, wurde von den Erwachſenen mit einem freudigen, zutraulichen: „Guten Morgen, lieber Herr!" begrüßt, und die Kinder ſprangen herbei, ihm die Hände zu küſſen. Kein feierliches Belobungsdekret, von allen Höfen des h. römiſchen Reichs unterzeichnet, hätte mir halb ſo viel Hochachtung gegen den edeln Biedermann eingeflößt, als dieſes unverdächtige Zeugniß der Durſtigen. —

Auch das hieſige Tollhaus habe ich beſucht. Schon daß man die Wahnſinnigen von allen übrigen Kranken abgeſondert hat, iſt vortreflich, aber die ganze Anſtalt iſt ein Paradies gegen den Hamburger Peſthof. Das Haus liegt in einer anſehnlichen Entfernung von der Stadt in einer ſchönen Gegend. Es iſt gut, ſelbſt ſauber gebaut, ſehr heiter und luſtig, und wird außerordentlich reinlich gehalten. Auffallend war mir die große Zahl der Wahnſinnigen, im Verhältniß zu der Kleinheit des Lübeckiſchen Staates. Sieben und zwanzig waren hier eingeſperrt, und zwei andre, für die man hier keinen Platz mehr hatte, waren in den Hamburger Peſthof eingemiethet.

Die Wahnſinnigen, für welche ihre Familien etwas bezahlen, haben ihre eigenen Zimmer; die übrigen, beſonders die Raſenden, ſind in hölzerne Verſchläge eingeſperrt, die auf langen, gut geheizten Gängen neben einander ſtehn. Jedes hat ein Gitterfenſter, vor dem ein Tiſch angebracht iſt, um das Geſchirr mit Speiſe darauf zu ſetzen. Dieſe iſt freilich in der Regel ſehr kärglich, aber auch den hier aufbewahrten Unglücklichen ſind durch Legate Feſttage gemacht, an denen ſie Fleiſch erhalten. Leider trägt man hier, wie in Hamburg, mehr Sorge für die Seele der Kranken, als für ihren Körper. Man hat den Zellen gegenüber Gebete, in Form eines Manifeſtes, angeſchlagen, und wöchentlich kommt einmal ein Schulmeiſter heraus, um mit den Tollen zu ſingen und zu beten: aber ſie zu heilen, verſucht man nicht mehr. Nur wenn einer von ihnen etwa ein Fieber bekommt, wird der Arzt gerufen; ja, gegenwärtig (1798.) hat die Anſtalt ſogar überhaupt keinen eigenen Arzt.

Einer von den Wahnſinnigen hatte ſeinen Verſtand durch eine Predigt verloren. Ein fremder Geiſtlicher predigte einſt in einer hieſigen Kirche zwei Stunden lang über den heiligen Geiſt. Jener Mann, ein Handwerker, hörte aufmerkſam zu, anſtatt gebührend zu ſchlafen. In dem Augenblick ſeiner höchſten Tranſnung fliegt eine Taube des Küſters durch die Kirche, dicht an dem Kopfe des Unglücklichen vorüber, der von nun an feſt überzeugt war, der heilige Geiſt ſey ihm erſchienen und habe ſich auf ihn herabgelaſſen. Sofort ließ er ſein Handwerk liegen, um die Bibel zu ſtudiren. Er fand in ihr, daß man Gott Brandopfer bringen müſſe: täglich verbrannte er alſo Schuhſohlen, Fleiſch und Wolle auf ſeinem Heerde, und verurſachte dadurch einen ſolchen Geſtank, daß die Nachbarn ſich beim Magiſtrate beklagten, und dieſer ihn einſperren ließ. Er entkam mehreremale, und predigte unter andern der preußiſchen Armee im Bairiſchen Kriege Buße, ward als Spion gefangen genommen, aber wieder nach Lübek abgeliefert.

Merkwürdiger war mir ein anderer Menſch, von dem mir es ſehr zweideutig ſchien, ob er wirklich wahnſinnig ſey. Der Gang, in welchem ſein Kaſten ſtand, war verſchloſſen; noch war der Zutritt zu ſeinem Behältniß mit einem beſondern Gitter verſperrt, weil, ſagte man mir, er Mittel fände, Briefe an den Magiſtrat zu ſchreiben, und Fremde ſie zuweilen beſtellten. Er klagte mir: Satan habe ihn in die Gewalt böſer, böſer Menſchen geliefert, die ihn hier durch ſchwarze Künſte als einen Wahnſinnigen eingeſperrt hätten, obgleich er es nicht ſey. In deutlichern Ausdrücken wage er nicht zu ſprechen, weil er ſie ſchon oft mit der Peitſche habe büßen müſſen. Eben brach ein Raſender in ein lautes Geheul aus. „Sehn Sie, ſagte er mit Thränen, das höre ich Tag und Nacht: wär' es ein Wunder, wenn ich darüber wirklich den Verſtand verlöre?“

Ich erkundigte mich in der Stadt nach dieſem Unglücklichen, der Burmeſter heißt. Einige betheuerten mir, daß er wirklich wahnſinnig ſey; andre zuckten die Achſeln. Hier iſt indeß ſeine Geſchichte, wie ich ſie von glaubwürdigen Leuten erfuhr.

Er kam vor einigen Jahren nach Lübeck, um ſich hier zu etabliren. Noch wohnte er aber im Gaſthofe, als eine Schuldklage von einem Ratzeburger Advokaten gegen ihn einlief. Burmeſter hatte ihm nicht die Prozeßgebühren für eine Rechtsſache bezahlen wollen, weil er ſie durch die Nachläſſigkeit des Sachwalters glaubte verloren zu haben. Sey es nun eine erlaubte Formalität oder nicht, genug, ein Burgermeiſter ſchickte ſeinen Liktor (ſo heißen die Rathsbedienten hier) ins Gaſthaus und ließ ihn mahnen. Burmeſter wurde aufgebracht, und erklärte dem Menſchen, da er nicht Richter ſey, werde er ihm nicht Rede ſtehn. Der Liktor drohte wahrſcheinlich mit Unbeſcheidenheit: jener erinnert ihn, daß er in ſeiner Stube ſey, er ſolle gehn, wenn er nicht wolle die Treppe herabgeworfen werden. Das ſoll euch gereuen, ruft der Gerichtsdiener, und eilt ohne allen gerichtlichen Auftrag hin, Wache herbei zu holen. Burmeſter, ein junger, heftiger Mann, ergreift ſeine Flinte und ruft den Soldaten entgegen:

gegen: „Ihr habt keinen obrigkeitlichen Befehl, mich gefangen zu nehmen. Nach dem Wohlgefallen eines elenden Schergen werde ich mich nicht durch Arreſt beſchimpfen laſſen. Der erſte, der hereintritt, iſt des Todes!“ Durch Schelten und Drohungen zwingt der Liktor die Soldaten gleichwohl, vorzudringen. Burmeſter drückt ab und der Anführer fällt todt nieder. Man ſchleppt jenen als einen Mörder ins Gefängniß, aber wahrſcheinlich, weil er nur illegale Gewalt hatte abwenden wollen, konnte man ihn nicht zum Tode verurtheilen. Man begnügt ſich, ihn im Zuchthauſe anzuketten. Er entflieht, und die Stadt, die ſich für ihn intereſſirt, jauchzt darüber: doch der unverſöhnliche Gerichtsdiener ſpürt ihm ſo unermüdet nach, daß er ihn auffindet und wieder einfängt. Einſt beſucht der Schwiegerſohn des erwähnten Bürgermeiſters das Zuchthaus. Burmeſter erfährt, wer er ſey und fordert ihn auf, ihm ſeine unſchuldig verlorne Freiheit zu verſchaffen. Er erhält eine rauhe Antwort; dieß ſetzt ihn in ſolche Wuth, daß er die Ketten aus der Wand reißt und auf den unfreundlichen Mann losgehen will. Die Beamten des Hauſes fallen über ihn her und feſſeln ihn von neuem; ein Arzt ſtellt das Zeugniß aus, daß er wahnſinnig ſey, und man bringt ihn ins Tollhaus. — Daß ein Menſch von einer ſolcher Heftigkeit, als der unglückliche Burmeſter zeigte, durch dieſe Behandlung und dieſen Wohnort den Verſtand verlieren mußte, wenn er ihn noch hatte, leuchtet ſo ſehr ein, daß ſein jetziger Wahnſinn mehr als wahrſcheinlich iſt. Daß er aber ſchon zur Zeit ſeiner Gefangennehmung verrückt geweſen ſey geht aus den erzählten Umſtänden nicht hervor. Sollten dieſe auch in manchen Punkten verfälſcht ſeyn, ſollte Burmeſter ſich noch unbeſonnener benommen haben, als die allgemeine Sage angiebt: immer bleibt es doch auffallend, daß der unverſchämte Gerichtsfrohn, der ſeine Gerechtſame ſo frech überſchritt, nicht auch ins Zuchthaus geſperrt und wenigſtens aus ſeinem Amte gejagt wurde. — Ich glaube, der Bürgermeiſter würde um ſeiner Ehre willen, gut thun, den Verlauf der ganzen Sache bekannt zu machen. Die Idee, daß ein rechtlicher Mann durch die, von einer ſchwachen Magiſtratsperſon unterſtützte, Tücke eines Schergen um Freiheit und Verſtand gebracht werden konnte, iſt von einer zu empörenden Schändlichkeit, — — und man verrieth mir dieſe Vorſtellung hier und dort ziemlich deutlich. —

Sechster Brief.

An Madame W.

Den Karakter der Lübeker glaube ich Ihnen nicht beſſer ſchildern zu können, als wenn ich ihn mit dem der andern Hanſeaten vergleiche: nur bitte ich Sie, dem, was ich Ihnen darüber ſagen werde, keine zu ausgedehnte Bedeutung zu geben. Ich kenne in allen drei Hanſeſtädten äußerſt liebenswürdige Menſchen, und die wahrhaft Gebildeten ſind ſich ja überall gleich.

Im Allgemeinen ſcheinen die Bewohner dieſer drei Städte den Karakter der Nationen angenommen zu haben, mit denen ſie am meiſten verkehren. Die Hamburger ſcheinen ſtolz, vorlaut, verſchwenderiſch, und von gewandter Klugheit, wie die Engländer; die Bremer hochmüthig, verſchloſſen, ſparſam und ſchlau, wie die Holländer; die Lübeker voll Selbſtgefühl und lebhaften Frohſinns, frugal und arbeitſam, wie die meiſten Balthiſchen Nordländer. — Die allen gemeinen Karakterzüge ſind, bei Beſſern, Gefühl ihres Wohlſeyns und Betriebſamkeit; bei Unedlern, Geldſtolz und Gewinnſucht.

Der Grad ihres Patriotismus ſcheint, wie wohl überall, in umgekehrtem Verhältniſſe zu der Größe ihrer Stadt zu ſtehn. In Hamburg, wo nur die Verfaſſung die Stände in eine Maſſe vereinigt, aber die zu große Verſchiedenheit in ihrem Vermögen und ihrer Bildung ſie trennt, und die große Volksmenge die Bürger einander entfremdet, ſcheint der Patriotismus bei den Ungebildetern erſt durch Stolz, bei den Gebildetern durch Räſonnement zur Thätigkeit aufgereizt werden zu müſſen. Jene hören oft gleichgültig hin, wenn von den öffentlichen Angelegenheiten und von Verbeſſerung der Einrichtungen, bei denen die wenigſten eine geltende Stimme haben, geſprochen wird, und gerathen erſt in Eifer, wenn man die Vortreflichkeit des Hamburger Rauchfleiſches in Zweifel zieht. Dieſen geben die Begegniſſe einzelner Mitbürger nur Stoff zu Theegeſprächen. Ehe ſie ſich entſchließen, ſich in die Angelegenheiten zu miſchen, und allenfalls Opfer zu bringen, debattiren ſie öffentlich darüber, ob der Staat bei dieſer oder jener Maaßregel gewinne oder verliere, und vielleicht bei ſich ſelbſt, welches für ihre Perſon der Fall ſeyn werde.

Bei den Bremern, deren kleinerer Staat einer liberal geordneten Haushaltung gleicht, wo jedes Glied wenigſtens eine meinende Stimme hat und gefällig gehört wird, findet man auch eine lebhaftere Theilnahme an allen öffentlichen und privaten Vorfällen, und eine herzlichere Bereitwilligkeit das allgemeine Beſte, ohne langes Räſonnement durch Mühwaltungen und Aufopferungen zu befördern.

Dinge, über die man in Hamburg ſich höchſtens ernſthaft unterhält, erregen in Bremen von einem Ende der Stadt bis zum andern Zänkereien; was man dort nur mit unwilligem Kopfſchütteln mißbilligen würde, veranlaßt hier Aufläufe. Das Volk ſtrömt lärmend zuſammen; die Vornehmern gehen ab und zu und ſpähen ängſtlich: und am Ende beruhigt ſich Alles bei der Entſcheidung des Senats, von deſſen Weisheit und gerader Rechtſchaffenheit man mit Recht überzeugt iſt.

Lübeks Verfaſſung iſt vielleicht weniger vortreflich, als die Bremiſche; wenigſtens ſchien mir überall ein gewiſſer Hang zum Ariſtokratismus in nachtheiligem Sinne, ſichtbar: aber die Stadt iſt noch kleiner als Bremen, das giebt ihren Bürgern einen noch ungleich feurigern Patriotismus. Jeder fühlt, daß er ein bedeutender Theil des Staats iſt; jedem iſt es ſichtbar, welchen Einfluß alles, was dieſem widerfährt, auf ſein Wohlſeyn haben müſſe; jeder kennt jeden andern und hat ihn immer unter Augen: daher wird der unbedeutendſte Vorfall allgemeines Stadtgeſpräch. Einſt hörte ich in dem erſten Gaſthofe der Stadt während der ganzen Mahlzeit von nichts ſprechen, als von einem Kaufmannsdiener, der mit ſeinem Luſtſchlitten umgefallen ſey, und von einem andern, der ihn beinahe überfahren habe. Ich ging nach Tiſche in ein Paar Privatgeſellſchaften, und — wieder ſprach man mit dem größten Eifer von nichts, als dem Unfalle, der möglich geweſen ſey. Die Wahrheit zu ſagen, ich wurde dieſes Kleinſtädtiſchen überdrüßig, aber die Betrachtung drängte ſich mir auf: wie würde man erſt lärmen und — zugreifen, wenn von etwas Wichtigem, von einer Staatsangelegenheit die Rede wäre! Ich betrog mich nicht. Man hat mir eine Menge von Vorgängen erzählt, welche den patriotiſchen Feuereifer der Lübeker beweiſen, und die Vorſicht, die der Magiſtrat anwenden muß, auch bei der geringfügigſten Sache, den ſchwächſten Schimmer ungerechter Anmaßung zu vermeiden.

In Rückſicht des geſellſchaftlichen Tons und der Sitten laſſen ſich dieſe drei Städte, wie drei Stände betrachten. In Hamburg hat die ſogenannte feinere Geſellſchaft im Allgemeinen die geſchliffene Gewandtheit und die zierliche Verderbtheit, die in manchen Reſidenzen das Karakteriſtiſche des höfiſchen Adels zu ſeyn pflegt; — in Bremen die ſteife Rechtlichkeit des alten Kaufmannsſtandes; — in Lübek den rückſichtloſen, lärmenden Frohſinn, der ſonſt das Erbtheil der wohlhabenden Handwerker iſt. In Hamburg ißt man viel und fein, unter politiſchen oder Modegeſprächen; — in Bremen mäßig und weſtphäliſch-derb, und unterhält ſich dabei von Stadtneuigkeiten oder Familienangelegenheiten, aber vorſichtig und züchtig; — in Lübek meiſtentheils frugal, aber doch gewählt, bei lauten, oft nicht ſehr feinen Späßen und wieherndem Gelächter. Will man in Hamburg das Mahl durch Muſik verſchönern, ſo ladet man Sänger und Sängerinnen dazu, die eine kunſtvolle Compoſition ausführen und mit anſehnlichen Geſchenken belohnt werden; in Bremen tritt die junge Wirthin oder die erwachſene

Tochter vom Hauſe, mit verſchämten Wangen ans Klavier; — in Lübek ſtimmt man einen frohen Rundgeſang an, und jeder ſingt mit, ſo baß und gellend er kann.

In Hamburg ſieht man auf Lübek, wie auf ein Landſtädtchen herab, das man einmal beſucht, wenn man ſich von dem ſtädtiſchen Geräuſche und Zwange erholen will. Reiſt ein Lübeker hingegen nach Hamburg, ſo glaubt er einen Blick in die große Welt zu thun. Eine Lübekiſche Kaufmannsfrau, die von einem Beſuche in Hamburg zurückgekommen war, konnte gar nicht endigen, von den unerhörten bewundernswürdigen Dingen zu ſprechen, die ſie da geſehen haben wollte.

Wenn die Lübeker indeß auch zugeſtehn, daß ihre Stadt neben Hamburg zurückſtehe, ſo lieben ſie ſie doch recht ſehr, und halten ſtrenge über die Ehre derſelben. Jedes Wort eines Fremden, das eine nachtheilige oder nur geringſchätzige Idee von ihr zu verrathen ſcheint, erbittert ſie bis zu Schimpfreden; ſcheint er ſich aber angelegentlich um ſie zu bekümmern, erkundigt er ſich mit einer aufmerkſamen Miene nach ihren Einrichtungen, ſo drängt ſich jeder zu, ihn zu belehren, ihm alles zu erklären. Zuweilen antworteten mir drei oder vier auf einmal mit einer warmen Geſchäftigkeit, und als ich einſt bei Tiſche recht neugierig geweſen war, umarmte mich ein Patricier, verſicherte mich ſeiner innigen Freundſchaft und ſchenkte mir zum Beweiſe derſelben — einen Adreßkalender vom vorigen Jahre. Ich hätte das für eine Beleidigung angeſehn, wenn mein Mann nicht gar zu gut und — einfältig geweſen wäre.

Treuherzige Dienſtfertigkeit und Gaſtfreiheit gehören zu den hervorſtechendſten Zügen im Karakter der Lübecker, bei den Gebildetſten ſowohl, als bei den Roheſten. Nehmen Sie ſtrenge Rechtlichkeit in Wort und That, Betriebſamkeit, Gemeingeiſt und Frohſinn hinzu, und ſagen Sie mir, ob das Lübekiſche Völkchen nicht eins der ſchätzbarſten und liebenswürdigſten ſey?

Siebenter Brief.

An Dieſelbe.

Aber die Frauen? fragen Sie mich, und ſpotten darüber, daß ich es ſo lange aufſchieben konnte, ihrer zu erwähnen. Ich verſichre Sie, es geſchah nicht, weil ich nichts oder doch nicht viel Vortheilhaftes von ihnen zu ſagen wußte, ſondern grade im Gegentheil, weil ich fürchten mußte, mit zu vieler Wärme von ihnen zu ſprechen. In der That habe ich faſt nirgend ſo viel reizende, liebenswürdige Weiber und Mädchen geſehn.

Die Lübekiſchen Schönen haben im Allgemeinen blonden Teint und blondes Haar, blaue Augen, einen vollen, üppigen Körperbau, kurz, die Vorzüge der nordiſchen Weiber. Die Mädchen aus dem Volke ſind hochgewachſen, derb und keck in Gang und Sprache, und ihr knapper Anzug, ſo wie ihr eigenthümlicher Kopfputz, die bekannte Tellermütze, geben ihnen, was man hier ein dralles Anſehn nennt und die Franzoſen durch fringant bezeichnen.

Die Frauenzimmer aus den vornehmern Claſſen haben freilich einen zartern Bau, aber doch auch blühende Geſundheit auf den vollen Wangen und reiche Fülle. Was ſie aber beſonders wenigſtens für mich reizend macht, iſt die Art ihrer Bildung. Man cultivirt jedes Talent an ihnen, aber weil Lübek denn doch immer keine große Stadt iſt, verleitet ſie das nicht, den herzloſen, hochfahrenden kalten Virtuoſenton anzunehmen. Was ſie gelernt haben, wenden ſie meiſtentheils mit gutmüthiger Einfachheit an, die Geſellſchaft zu vergnügen. Eben ſo iſt es mit der eigentlichen Geiſteskultur. Die Lübekerinnen leſen viel: weil ſich hier aber keine literäriſchen Cotterien bilden laſſen, werden ſie keine Gelehrtinnen, ſondern ihre Kenntniſſe bewirken nichts weiter, als daß die aimables folies,[1] welche ja überall die Würze des geſellſchaftlichen Umganges ſind, geiſtreicher, ihre Reize unwiderſtehlicher, ihre Sorgfalt für die Familie weiſer werden. Das gehört zu den beſten Früchten, welche die Geiſteskultur der Weiber haben kann. Wenn ſie nicht dazu beiträgt, ſie als Geſellſchafterinnen und Gattinnen liebenswürdiger, als Mütter einſichtsvoller ſorgſam zu machen, — iſt ſie ein Uebel.

Die Lübekerinnen ſind ſehr lebhaft, aber ihre Sitten ſcheinen mir eben ſo unverderbt, als zwanglos. Man ſagte mir, daß das Cicisbeat hier ſehr im Gange ſey. Ich werde mich wohl hüten, es zu bejahen, aber ich wünſchte, widerſprechen zu können. —

---

[1] In einem Briefe, der in den Merkur eingerückt wurde, hatte ich etwas Aehnliches geſagt. Eine der liebenswürdigſten Lübekiſchen Damen ſchrieb mir darüber: Wir ſind ſehr darüber aufgebracht, daß ſie uns aimables folies ſchuld geben. Hätten Sie von aimables folles geſprochen, ſo wäre es leidlicher geweſen: dann hätte jede geglaubt, daß Sie ſie gemeint hätten, und Sie wären freigeſprochen. Aber des folies — Mich ſchaudert!

Die Geiſtlichen werden hier ſehr geſchätzt, ob ſie gleich keinen Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten haben. In der That ſcheinen ſie faſt alle Hochachtung und Zutrauen zu verdienen. Alle, die ich kennen lernte, waren ehrenwerthe, wackre Männer, und unter den eifrigſten Vorſtehern jeder wohlthätigen Stiftung fand ich immer einen Geiſtlichen. Der Gebrauch zwingt ſie zwar noch immer, an keinen öffentlichen Luſtbarkeiten Theil zu nehmen und die Geſellſchaften in der Summarie zu beſuchen, aber ich habe faſt an keinem von ihnen ſteife Amtsminen oder eine heilige Gloriole bemerkt.

Achter Brief.

An Dieſelbe.

Die öffentlichen Vorkehrungen zum Vergnügen ſind in Lübek nichts weniger als glänzend, aber bringt man Sinn für wahrhaft geſellige Freuden mit, ſo wird man bald des unbefangenen, heitern Geiſtes inne, der in ihnen athmet und giebt ſich ihm hin.

Einen der genußreichſten Abende gewährte mir der hieſige literariſche Klubb. Ich geſtehe es, bei ſeiner erſten Erwähnung hatte ich keine große Hoffnung, in dieſer ſo weit von den Lebenspunkten unſerer Literatur entfernten Handelsſtadt einen ſehr intereſſanten Zirkel zu finden; aber ich fand mich auf eine angenehme Weiſe überraſcht, da ich ihn beſuchte. Als jener größere Klubb, von dem ich Ihnen in einem meiner vorigen Briefe ſprach, ſich in eine ge-

mein-

meinnützige Geſellſchaft verwandelt hatte, fand ſich eine Dekurie geiſtvoller Gelehrten, zur Bildung eines neuen zuſammen, und um ihren Zirkel nicht wieder durch ein zu großes Zuſtrömen ausarten zu laſſen, ſchloſſen ſie ihn. Sie verſammeln ſich wöchentlich einmal, bringen neuerſchienene intereſſante Werke zum Vorleſen mit, oder unterhalten ſich auch nur durch Geſpräche, und begehen dann ein frohes Mahl, das gewöhnlich mit einem Rundgeſange ſchließt. Ich fand den wackern Overbek hier, dieſen liebenswürdigen Dichter, von dem ſo manches angenehme Lied nicht in Deutſchland allein im Munde des Volks von Provinz zu Provinz ging, ſondern mir ſchon in Rußland und Dänemark ſehr oft entgegen tönte. Auch Schlözer, der bei ſeiner gelehrten Tochter zum Beſuche war, hatte ſich mit ihr eingefunden, den Abend feierlicher zu machen. Von den übrigen Anweſenden iſt mir keiner als Schriftſteller bekannt: aber iſt denn nur Schriftſtellerei eine Bürgſchaft für gebildeten Geiſt und ausgebreitete Kenntniß?

Sie iſt nur *eine* und nicht immer die edelſte Art der Anwendung des Talents: wenigſtens will man bemerkt haben, daß viele ſonſt ſchätzbare Männer durch ihre Schriftſtellerei für hundert andre Gattungen der Nutzbarkeit, und für die Geſellſchaft untauglich wurden Was mich betrifft, ich möchte die Bekanntſchaft von einem ganzen Dutzend hoch und weitberühmter Autoren lieber miſſen, als die des biedern und einſichtsvollen Syndikus Buchholz und des jungen reformirten Predigers Gebel, die ich beide hier antraf. Der letzte ſteht in dem Ruf, daß er ein hinreißender, trefflicher Redner ſey. Ich glaube es wohl; ich ſah wenig ſo geiſt- und kraftvolle junge Männer, als er iſt.

Für die glänzende Welt giebt es im Winter Konzerte, in denen junge Frauenzimmer aus den angeſehenſten Häuſern ſingen, was den Verſammlungen für die Einwohner das Anziehende einer großen Familienluſtbarkeit giebt; — ferner wöchentliche Tanzklubbs, über welche aber die älterliche Sorgfalt die Obhut hat: ſie müſſen jedesmal pünktlich um zehn Uhr geſchloſſen werden und heißen daher Geſundheitsbälle.

Schauſpiel hat Lübek nur dann, wenn ſich eine reiſende Geſellſchaft hier einfindet; das geſchieht indeß in jedem Winter. Jetzt iſt die —— Truppe hier. Ich habe nie ein vollkommner zuſammenpaſſendes Ganze geſehen, als die Vorſtellung, der ich geſtern beiwohnte. Vor einem ſchlaffen, unaufhörlich und laut gähnenden Publikum, meiſtentheils von Handlungsdienern und Schiffern, ſpielten wahre Laſtträger und Waſchweiber in abgeſchabten Kitteln — den großen Kurfürſten zu Rathenau. —

Man preiſt mir die öffentlichen Luſtorte vor der Stadt als ſehr reizend. Warum ſollten ſie es nicht ſeyn? Die Gegend iſt hügelicht, von zwei Flüſſen durchſchnitten, mit gepflanzten Luſthölzchen auf allen Seiten geſchmückt, und der unbefangene Ton, der hier in allen Familien und Geſellſchaften herrſcht, bürgt dafür, daß ſich die ganze ſchöne Welt ihrer zwanglos bedient. Wie ſehr bedaure ich es, daß mein hieſiger Aufenthalt gerade den Winter trifft. Um eine Stadt kennen zu lernen, muß man ſie freilich dann beſuchen, wenn die unfreundliche Jahreszeit alle ihre Bewohner in ihren Mauern verſammlet, — aber genießen kann man ihrer doch nur im Sommer, wenn ſie ihre Lebensweiſe in die Gärten verpflanzt. Manches Unangenehme wird dann reizend, und was liebenswürdig iſt, wird es doppelt.

Neunter Brief.

An Herrn S.

Den Charakter eines einzelnen Menſchen erkennt man am leichteſten, wenn er berauſcht iſt; den eines Volkes bei öffentlichen Feſten. Die Deutſchen haben leider keine Volksfeſte: in Ermangelung dieſer, hatte ich mir vorgeſetzt, die Lübeker wenigſtens bei der Begehung der religiöſen Feſte, die ich hier erlebte, der Weihnacht und des Neujahrs zu beobachten, — und was ich ſah, will ich Ihnen mittheilen.

Auf den Marktplätzen waren hölzerne Buden aufgeſchlagen, in denen Spielgeräthe, Confekt und warme Waffeln feilgeboten wurden, und ſobald ſie am Abende erleuchtet waren, ſtrömte jung und alt dahin, ſich in dem ſchönen Lichterſcheine zu ergehen. Auf allen Gaſſen ertönte Muſik, und jeder Jüngling hatte ein Mädchen, oft mir ein gemiethetes, am Arme. — Am Tage zogen die Waiſenſchüler auf den Gaſſen von Haus zu Haus, und johlten vor jedem ein Lied. Der Cantor ſtand in ihrer Mitte und ſtimmte an, indeß ein Paar von den Knaben mit einer Sparbüchſe hineingiengen, um eine milde Gabe zu fordern. In manche Häuſer wurde der Haufe hineingenöthigt, und mit Thee und Punſch traktirt. — Ein abſcheulicher Gebrauch, dies Herumziehen. Er erniedrigt nicht nur das Gemüth der Kinder, indem er ſie an das Almoſenflehen gewöhnt; er ſchadet auch ihrer Geſundheit. Ein ſehr einſichtsvoller Arzt verſicherte mich, daß viele dieſer armen Knaben durch das abwechſelnde Laufen und Stehen bei unfreundlicher Witterung, durch das Schreien und das Trinken heißer Getränke, an die ſie nicht gewöhnt ſind, ihre zarten Lungen krank, ſich auf Lebenszeit ſiech machen. —

Dieſe beiden Gebräuche gehören der Altväterlichkeit an. Am Abende vor Weihnacht wird jährlich ein glänzendes Concert im Börſenſaale gegeben, und zuweilen am Abende vor Neujahr wiederholt. Hierin werden ſie die elegantere Cultur erkennen. — An dem feſtlichen Morgen giengen die Unterbeamten mit Haarbeutel und Degen, die Officiere des hieſigen Militärs in ihrem ärmlichen Kriegerputze, bei den Rathsherrn, Aelterleuten und den reichen Kaufleuten herum, und ſtatteten ihre demüthigen Glückwünſche ab. Da haben Sie die kleinſtädtiſche Förmlichkeit.

Alle dieſe Beobachtungen gnügten mir nicht. Ich ſah **das Volk nicht.** „Sie ſollen es ſehn!“ ſagte mir ein Freund, und in der That, er zeigte mir es.

Der Rathskeller iſt hier, wie in den meiſten Reichsſtädten, allein im Beſitz des Rechtes, Rheinwein zu verkaufen. Der hieſige iſt vorzüglich wegen der ganz ausgezeichneten Güte ſeines Steinweines berühmt: die gewöhnliche Ergötzlichkeit des hieſigen Publikums von allen Ständen und Bildungsſtufen iſt alſo, an den Abenden vor Weihnacht, Neujahr und dem

Dreikönigs-Tage dieſen Keller zu beſuchen, und eine Flaſche Wein zu trinken.

Mein Freund führte mich hin. Wir klimmten eine ſchmutzige Stiege herab, und geriethen in ein weites, in viele Kreuzgänge zertheiltes Gewölbe, wo uns aus allen Winkeln Geigengeſchnarre entgegen tönte, und zwiſchen ungeheuren Fäſſern eine Menge berauſchter und nüchterner Menſchen, in einem Nebel übelriechender Dünſte, bei mattem Lichterſcheine ſich herumdrängte. In den meiſten Geſichtern lag Seligkeit des Rauſches, und ſüße Hingebung an die Thierheit. Hier ſaß ein Fleiſcherknecht, und verbarg beide Hände unter der Schürze einer ſtarkknochigten Küchenmagd, die ihm ſein Glas füllte; dort drückte ein lüſterner Kaufmannsburſche ſein Geſicht zwiſchen die entblößten Brüſte einer Nähterin; hier ſtahl ſich ein drittes Paar in den dunkelſten Winkel der Höhle; — dort gab ein Trunkener in ekelhaften Strömen den genoſſenen Wein von ſich; — und an einem Platze, wo jedermann vorbei mußte, ſtand ſogar eine Kufe mit, — — deſſen Geſtank ſich mit den Weindünſten vermiſchte. Mitten zwiſchen dieſen gräulichen Gruppen und Dingen irrten auf allen Seiten junge, reizende, in Seide gehüllte Damen, mit ihren Vätern, Brüdern und Freunden umher; die glänzendſten Elegants, ſelbſt Kinder von jeglichem Alter. — Mit Ekel, Erſtaunen und Unwillen entfloh ich aus dem unterirdiſchen Palais Royal der Lübeker. —

Einige Tage ſpäter hatte ich den Abend in einer äußerſt intereſſanten Geſellſchaft, in einem zahlreichen Kreiſe der liebenswürdigſten Frauenzimmer, zugebracht. Gegen Mitternacht wurde vorgeſchlagen, in den Rathskeller zu gehn. Jeder Mann bot einer Dame die Hand; ich war ſo glücklich, die liebenswürdige — — zu führen: ich erröthete zum voraus über die Verlegenheit, in die ſie beym Anblick aller jener Gräuel gerathen würde. Indeß hüpften wir leicht die Treppe hinab, eilend durch das Gewimmel fort, in ein kleines Zim merchen, wo ein runder Tiſch in der Geſchwindigkeit mit golden blinkenden Flaſchen beſetzt wurde. Auch die Damen nippten dann und wann ein Paar Tropfen. Alles war witzig, alles war froh. Wir ſtimmten, nach Lübeckiſcher Sitte, ein Paar Geſellſchaftsliederchen an: — als die zarten, ſilberhellen Stimmen der Damen in das helllaute Tutti einfiel, als der gutmüthige Frohſinn aus ihren ſchönen Augen heller aufſtralte, von ihren ſonſt geſchwellten Lippen lebendiger lächelte, ſie ſogar dann und wann mit einem Anſtrich von Häuslichkeit, jede ihrem Nachbar kredenzte: — ich glaubte, Venus mit ihren Grazien im Tempel des jungen Bacchus einen Beſuch ablegen, ihn von ſeinem Schlauche anſtaunen, und eilend den Weinlaubkranz von den Braunen zierlich zurückſchieben zu ſehn. —

Bin ich denn wirklich wieder im Rathskeller geweſen? fragte ich mich, als ich mich auf meinem einſamen Zimmer befand. — In jenen ſcheußlichen Höhlen — Ha! Sie waren

Heute ſo ſcheußlich geweſen, wie an jenem Abende: — aber wir waren durch ihre Gräuel hingeſchlüpft, wie man nach einem Regentage über die Gaſſe zu einem Rendés-vous geht. Wer wird ſich denn dabei aufhalten, die Form und Farbe der Pfützen zu betrachten? —

Weiber, liebliche Weſen! Wie ſo ganz hängt doch die Schönheit und der Werth des Lebens davon ab, daß man mit euch es theile! Es iſt ein mühſeliger Gang an einem neblichten Herbſttage: aber ihr wölbt unſrer Phantaſie den ſchönen Himmelsbogen in den grauen Regenguß. Wir ſtaunen entzückt hinauf, und wiſſen nicht mehr, daß unſer Fuß im Moore watet. — Doch um das zu können, müſſet ihr ſelber haben, was ihr uns geben, müßt ihr ſelbſt zu dem höhern, innern Leben erweckt ſeyn, in das ihr uns verzücken ſollt. Es iſt faſt nur die Ahnung einer geiſtigen Welt; nur zarte, leiſe Klänge ſind ſeine Melodien. Wo in dem Gemeinen die Sinnlichkeit ſchluchzt, zerſtreut in dieſem das tiefe Gefühl nur eine

Thräne; wo jene wiehernd auflacht, ſchlüpft dieſem nur ein ſchnell verſchwindendes Lächeln über die Lippe, — und doch, doch iſt ihm ein kaum bemerkbarer Händedruck, zu dem ſich ein reizendes Weib vergißt, und — ihre Hand verſchämt zurück zieht, — voll höheren Genuſſes, als jener eine durchſchwelgete Nacht gewährt! —

Ich breche ab! Sie merken, fürchte ich, nur zu ſehr, wie lebhaft mich die bloße Erinnerung jener echt lyriſchen Stunden exaltirt. Urtheilen Sie, wie glücklich ich in denſelben war! —

[illegible] 929 [illegible]

Briefe
an ein Frauenzimmer
über
die neueſten Produkte
der
ſchönen Literatur in Teutſchland.

Parteilos, aber kühn!
Kühn, aber beſonnen!

Berlin, 1800.
In Commiſſion bei J. D. Sander.

Briefe
an ein Frauenzimmer
über
die wichtigſten Produkte
der
ſchönen Literatur,

herausgegeben
von
G. Merkel.

Parteilos, aber kühn!
Kühn, aber beſonnen!

Erſter Band.
Vom September — December 1800.

Berlin, 1800.
In Commiſſion bei J. D. Sander.

Inhalt
des erſten Bandes.

Vorerinnerung.

Erſter Brief. Zweck dieſer Schrift. S. 5

Zweiter Brief. L. Tieck's romantiſche Dichtungen. 17

Dritter Brief. Titan von Jean Paul. 33

Vierter Brief. Der Philoſoph für die Welt, von Engel. 49

Fünfter Brief. Parallele zwiſchen Schillers und Göthe'ns Gedichten. 65

Sechster Brief. Beſchluß der Parallele zwiſchen Göthe'ns und Schillers Gedichten. – Zerſtreute Blätter von Maria Mnioch. 81

Siebenter Brief. Eliſa, oder das Weib, wie es ſeyn ſoll. – Taſſo's befreites Jeruſalem, überſetzt von Gries. 97

Achter Brief. Gigantomachia. — Das Weib wie es iſt, von Guſtav Schilling. 113

Neunter Brief. Erklärung. — Taſchenbuch für 1801, herausgegeben von Lafontaine, Pfeffel ꝛc. S. 129

Zehnter Brief. Taſchenbuch von Genz, Jean Paul und Voß. — Falks Taſchenbuch. 145

Elfter Brief. Taſchenbuch von Siegfried. — Journal der Romane. 1ſtes und 2tes Heft. 161

Zwölfter Brief. Beiläufige Nachricht von ein Paar drolligen Vorgängen. — Journal der Romane, 3tes Heft. — Aſiatiſche Perlenſchnur, dargelegt von Hartmann. 177

Dreizehnter Brief. Ariſtipp und ſeine Zeitgenoſſen, von Wieland. 193

Vierzehnter Brief. Fortſetzung der abgebrochenen Anzeige. Das Ungeheuer und der bezauberte Wald, von L. Tieck. 209

Funfzehnter Brief. Dietheim von Friedrich von Oertel. 225

Sechzehnter Brief. Gedichte von A. W. Schlegel. 244

Feier-Blatt. 257

Siebzehnter Brief. Fortſetzung über: „Gedichte von A. W. Schlegel. 272

Vorbericht.

Vom erſten September 1800 an, erſcheint wöchentlich ein Bogen dieſer Schrift. An Auswärtige wird jede monatliche Lieferung, wenn man es verlangt, brochirt verſendet. Subſkription nimmt die Sanderſche Buchhandlung zu Berlin an, die auch (in der breiten Straße Nr. 23) die einzelnen Bogen verkauft. Der Preis des einzelnen Bogens iſt anderthalb Groſchen, der monatlichen Lieferung ſechs Groſchen, des Jahrganges drei Thaler. Vier Hefte werden einen Band ausmachen, zu dem man ein Titelblatt geben wird.

Man hat es vorſetzlich unterlaſſen, dieſe Briefe irgendwo anzukündigen. Die gewöhnlichen Hülfsmittel ſind ſo oft gemißbraucht worden, elende Sachen in Umlauf zu bringen, daß man glaubte, ſie bei dieſer Schrift verſchmähen zu müſſen. Es ſoll ganz ihrem eigenen Werthe überlaſſen bleiben, ob ſie Senſation machen und fortdauern, oder unbemerkt wieder aufhören werde. Hat ſie den Werth, den der Herausgeber ihr wünſcht, ſo wird ſie, troz allen Hinderniſſen und Anfeindungen, ihren Weg in der Welt machen; reicht ihr Verdienſt dazu nicht hin, ſo mag ſie untergehen. Mittelmäßige Zeitſchriften hat Teutſchland in Ueberfluß.

Zweck und Plan dieſer Blätter ſind in dem erſten Briefe hinlänglich auseinander geſezt. Sie treten keiner andern kritiſchen Schrift in den Weg; ſie bieten ſich einem Publikum an, auf das man bei ähnlichen Inſtituten keine Rückſicht zu nehmen pflegt, dem gebildeten weiblichen; ſie wollen ſich bei ihm durch ein Mittel einführen, das man bis jezt noch nicht verſucht hat, nehmlich dadurch, daß ſie die Belehrung unterhaltend machen. Vielleicht gewähren ihnen die Verhältniſſe des Herausgebers einen Vorzug, der manchen andern kritiſchen Blättern fehlt.

Er hat das Glück die meiſten großen Schriftſteller Teutſchlands zu kennen, und mit manchem derſelben in freundſchaftlicher Verbindung zu ſtehn; aber er hat nie zu einer der literariſchen Parteien gehört, die ſich jetzt in Teutſchland mit ſolcher Erbitterung ſchlagen, und die Kritik, dieſe Schutzgöttin des guten Geſchmacks, zur ſchmähenden Poiſſarde herabwürdigen. Er war jederzeit ſo beſorgt, ſich von aller Theilnahme an irgend einer Schule oder Faktion frei zu erhalten, daß er bis jetzt ſogar jede Aufforderung, Mitarbeiter eines literariſchen Inſtituts zu werden, ablehnte. Er fürchtet nicht, ſich Feinde zu machen, aber es iſt ihm lieber, ſich Freunde zu erwerben. Er wünſchet Freunde; aber er weiß, daß bei einer Unternehmung dieſer Art, die Erreichung ihres Zwecks das einzige Ziel iſt, dem man entgegen ſtreben darf, und daß vor dieſem alle Rückſichten verſchwinden müſſen.

Völlig unparteiiſch und furchtlos alſo wird er urtheilen. Er wird Geſchmackloſigkeit und Inſolenz bei ihrem Namen nennen, ſollte er auch einen Lieblingsſchriftſteller der Leſewelt ihrer bezüchtigen müſſen, ſollte er auch das ganze Weſpenneſt gewiſſer äſthetiſcher Pasquillanten noch einmal wider ſich aufreizen. Er wird dem Verdienſte ſeine Achtung, ſeine Bewunderung bezeugen, ſollte es auch nicht mehr Mode, oder noch ganz unbekannt ſeyn.

Ob er den nöthigen Grad von Einſicht und Geſchmack beſitzt, die Rolle eines Kritikers würdig durchzuführen? Da er es unternimmt, ſo wäre es lächerlich zu leugnen, daß er ſich die nöthigen Kräfte zutrauet; aber es könnte wohl ſeyn, daß zuweilen ſtatt ſeiner in dieſen Blättern Männer ſprächen, deren Namen zu ehrwürdig ſind, als daß man ſie gewiſſen andern entgegen ſtellen dürfte.

Erſter Brief.

Avoid Extremes; and ſhun the faults of ſuch
Who ſtill are pleas'd too little or too much.

Pope.

Wie Sie es anfangen ſollen, meine Freundin, mit der Literatur, deren Kenntniß Ihrem gebildeten Geiſte nun einmal Bedürfniß geworden iſt, fortzugehn, ohne irgend einer heiligen Pflicht zu viel Zeit zu rauben? wie Sie Ihre Lektüre wählen ſollen, ohne Fehlgriffe zu thun? — Können Sie darüber in Ihrem glänzenden Berlin verlegen ſeyn? Nichts iſt leichter! Geben Sie einen Thée spirituel, ſo fliegt Ihnen jede Kenntniß zu, ohne daß Sie nöthig haben, ein Buch aufzublättern.

Erklären Sie, daß Ihnen an einem gewiſſen Tage, zu einer beſtimmten Stunde, jeder ſchöne Geiſt willkommen ſeyn ſoll, und — bei Ihren Reizen, Ihrem Witze, — Sie werden erſtaunen, welch ein Gedränge um Sie her entſtehen wird! Das ganze literariſche Stutzerheer Berlins, jeder, der das Glück erlebte, zehn Reime von ſeiner Feder gedruckt zu ſehn, ſollte es auch nur im Intelligenzblatt oder gar im Archiv der Zeit geweſen ſeyn; die angehenden Romanſchreiber, die ihr Verleger in der Hamburger-Zeitung große Männer nannte; die Bambocciaden- und Oratorien-Skribler, — dieſe belletriſtiſchen Gurkenhändler, die verzweifeln möchten, daß man ihren Grasfrüchten mit ſtumpfen Enden, außen voll Runzeln und innen voll Waſſers, durchaus keinen Geſchmack abgewinnen will und ihr ewig wiederholtes „Auch wir ſind hier!“ ewig überhört; — kurz, alles Schöngeiſteriſche, was nur

auf leichten Füßen leicht am Köpfchen trägt,

wird ſich bei Ihnen verſammeln. Sie werden in der bunten Menge thronen, wie die Königin der Literatur. Jedermann huldigt Ihnen; jedermann belohnt Sie mit tief gekrümmtem Rücken für die Taſſe Waſſer, die Sie ihm reichen, mit der Recenſion eines Werkes, das er oft nicht geleſen, noch öfter nicht verſtanden, oder mit irgend einer ſkandalöſen Anekdote, die er ſich von einem großen Manne erſonnen hat. Dieſer, um Sie ahnen zu laſſen, auch er könne wohl ſo etwas von einem „Großen“ ſeyn, porträtirt Ihnen Herders, Wielands, Voſſens — Hinterkopf, an dem dieſe Männer freilich ihm und jedermann ähnlich ſehn. Jener preiſt Ihnen Göthe mit lächerlichem Enthuſiasmus. Iſt er wirklich im Stande, die Schönheiten ſeiner Schriften von den

Fehlern derſelben zu ſondern, ſie zu empfinden? Nicht doch! Göthe iſt Mode; und ſo prunke er damit, ſein Anhänger zu ſeyn, wie Bediente mit der Livree eines Fürſten.

Außer dem Spaße, den eine ſolche Menagerie voll Aeffchen gewährt, erfahren Sie von ihnen alles, was in der ſchönen Literatur vorgeht. Haben Sie die Gewalt über Sich, ihnen nicht ins Geſicht zu lachen, ſo preiſt man Sie als eine Frau von außerordentlichem Geiſte und gebildetem Geſchmacke. Bald hängt es nur von Ihnen ab, Richterin in der Philoſophie, in der Aeſthetik, — worin Sie wollen — zu ſeyn, Lobreden auf Ihre Schützlinge, Pasquille wider jeden zu beſtellen, der Ihnen nicht huldigt, — und das Alles für ein Paar Pfund Thee jährlich.

Doch Sie werden beinahe böſe über meinen Scherz. Sie erinnern mich, wie oft wir gemeinſchaftlich über unſre Teutſchen Precieuses ridicules gelacht haben, und über ihre Triſſotins und Vadiuſſe und unſre Coquetten, die nun nicht mehr im welken Alter Betſchweſtern, ſondern Philoſophinnen werden, und ſelbſt bei einer Blindekuh wiſſen wollen, ob ſie in abstracto oder concreto zu ſpielen ſey. —

Wohlan, ſo leſen Sie recenſirende Journale. — „Was!“ rufen Sie aus; „weil ich keine faden Plattheiten hören mag, ſoll ich unverſchämte leſen? Weil ich keine Zeit habe, die Heerſtraße einzuſchlagen, ſoll ich den literariſchen — Unmündigen in ihre Winkelgäßchen folgen, und ſie großen Männern Schimpfworte nachrufen hören? Aus ihren Nachrichten die Literatur kennen lernen, heißt den Mond in einer Pfütze betrachten!“

Gemach, meine Freundin! Wer ſagt Ihnen denn, daß ich vom Athenäum oder dem Archiv der Zeit ſprach? Es giebt ja auch beſſere Journale und ein Paar vortreffliche: — aber freilich nur ein Paar; und die ſind gerade nicht für Ihren Zweck.

Von den übrigen umfaſſen die einen ſo viel, daß ſie am Ende gar nichts enthalten; und die Kritiker der andern ſtehen, wie die Prophetenſchüler der alten jüdiſchen Schulen, in Gruppen gegen einander und weiſſagen — nicht vom guten Geiſte getrieben, — immer nur von ſich und ihren Genoſſen: alles Andre ſehn ſie nicht; ſie müßten denn einem Eliſa „du Kahlkopf!" zurufen wollen.

Ich würde Ihnen die kritiſchen Zeitungen empfehlen; doch auch hier ſind mancherlei wichtige Bedenken. Nur zu oft geht es mit den Recenſenten derſelben, wie mit den Brüllfröſchen in Braſilien. Man hört eine furchtbar dröhnende Stimme. Unterſucht man, woher? — ſo entdeckt man hier unter dem Schutz eines berühmten Inſtituts, dort unter einem Dornſtrauche, ein lächerliches, aufgeblaſenes und doch plattes Geſchöpf, das keinen zweiten Blick verdient. Wie manche hochtönende Recenſion voll „Wir" und „Uns" iſt nichts als das Probeſtück eines Menſchen, der, wie Leſſing ſich einſt ausdrückte, eben erſt aufgehört hat Student zu ſeyn und es noch lange hätte bleiben ſollen. Wo dies nicht der Fall iſt, liefern ſie doch nur Anzeigen für Gelehrte, ſo abſprechend, ſo trocken, — den Dilettanten fällt das Blatt aus der Hand.

Ich ſehe wohl, Sie haben Recht. Wenn Sie bei Ihrer Lektüre nicht Gefahr laufen wollen, ehe Sie eine Amathonte finden, auf zehn Lucinden zu ſtoßen, die Ihnen auf die langweiligſte und abgeſchmackteſte Weiſe von der Welt, Herz und Verſtand zu verderben ſuchen; — wenn Sie nicht durch feuchtes Unkraut waten wollen, um zu dem einzeln ſtehenden Veilchen zu gelangen: ſo bleibt Ihnen nichts übrig, als daß Sie einen Freund zu Hülfe rufen, der Ihnen den fertigen Strauß reicht und Ihnen nebenher die Gattung und die Tugenden jedes Blümchens erklärt. Aber — dieſer Freund — ſoll ich ſeyn? Ich?

Nun, gewiſſe Leute werden ſo viel dawider zu erinnern haben, daß ich kein Wort einwenden mag. Ich wäre Ihres Zutrauens unwerth, wenn Ihre Aufforderung ſelbſt mir nicht den Muth einflößte, ſie anzunehmen. Ich werde alſo Ihr Verlangen erfüllen. Ich werde Ihnen über die wichtigſten Erſcheinungen der ſchönen Literatur mein Urtheil ſagen, über die guten ſo wohl, als über die ſchlechten: denn auch die Belladonna muß man ja kennen, um ſie nicht zu pflücken. Ich werde —

Eben wollte ich Ihnen ſchöne Verſicherungen geben, als ich bemerkte, daß Sie mir in Ihren Complimenten ſchon alles vorgeſchrieben haben, was ich verſprechen könnte.

Sie trauen mir gründliche Kenntniſſe zu. Heißt das nicht, ich ſolle mich in Acht nehmen, ein Urtheil zu fällen, das ich nicht allenfalls nach den Grundſätzen der alten Schule ſo wohl als der neuen vertheidigen könnte?

Sie behaupten zu wiſſen, „daß ich Geſchmack beſitze.“ Iſt das nicht ein förmliches Verbot, den Pedanten zu ſpielen, unverſtändliche Kunſtworte oder ſolche krauſe Phraſen auszukramen, wie die, mit denen die athenäiſchen Kunſtrichter ſo freigebig ſind? Meine Urtheile ſollen gründlich, beweiſend, aber zugleich verſtändlich ſeyn, jedermann verſtändlich. —

Wohl, ich will verſuchen, Ihnen zu gehorchen. Doch über den dritten Punkt verlaſſen Sie Sich auf mich ganz. Unparteiiſch werde ich ſeyn, ſtreng unparteiiſch. Sollte es ſelbſt den S — und Conſorten begegnen, einmal etwas Gutes und Verſtändiges zu Stande zu bringen: ſo werde ich ihren Arbeiten ſo vollkommen Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wie den Meiſterſtücken eines Wieland, Engel oder Göthe; aber freilich, wo ſie auf den Zehen trippeln, um groß zu ſeyn, wo ſie die Backen aufblaſen, um Würde zu haben, wo ſie Göthens Minen durch Grasaffen copiren wollen: da behalte ich es mir vor, zu lachen, herzlich zu lachen. Nimmt man es übel? Ob ich auch darüber lachen werde, weiß ich nicht; aber darauf merken werd' ich gewiß nicht.

Zweiter Brief.

Romantiſche Dichtungen von Ludwig Tieck. Zweiter Theil.

> Maggots half form'd in rhyme exactly meet,
> And learn to crawe upon poetic feet.
> *Pope.*

Es dünkte Sie geſtern ſo drollig, meine Freundin, daß Ihr kleiner Eduard in den Schuhen des Großvaters herumſchwankte: heute ſollen Sie daſſelbe Schauſpiel, ſollen Sie — Herrn Tieck Shakeſpear nachahmen ſehn. Ich zweifle indeß, daß Ihnen dieſes ſehr ſpaßhaft ſcheinen wird. Was Eduard im Scherze that, meint Hr. Tieck ernſtlich;

und einen bejammernswürdigern Anblick giebt es nicht, als die Mittelmäßigkeit, die ſich foltert und verrenkt, um Größe zu ſcheinen, — ein Zwerg, der an einem Rieſen aufhüpft und durch jeden Sprung nur einen kläglichen Fall gewinnt. Folgte ich nur meinem Mitleiden, ſo würd' ich ſeiner gar nicht erwähnen: aber Hr. Tieck iſt patentsmäßiger Humoriſt der Schlegelſchen Clique; ſie hat ihn verſichert, er ſey ein außerordentlicher Kopf; ſie hat ihn verleitet, die erſten Männer der Nation mit ſchalen Späßen anzufallen, und er thut es mit ſo ausgelaſſener Keckheit, daß er wirklich manchen Schwächlingen, die alles, was Charakter zu haben ſcheint, anſtaunen und keinen gebildeten Geſchmack beſitzen, imponirt. Er mag alſo die ſaubere Gallerie eröffnen, die ich Ihnen nach und nach aufſtellen werde, und zwar mit ſeinem Trauerſpiele, „Leben und Tod der heiligen Genoveva." Die Clique verſichert, es ſey eins der erſten Meiſterſtücke, die der menſchliche Geiſt hervorgebracht habe; nur höhere Naturen ſeyen fähig und würdig, es zu verſtehen und zu genießen u. ſ. w. Wir wollen unſer Lachen über dieſe Marktſchreierei unterdrücken und ernſthaft prüfen. Scheint es Ihnen, daß ich mich hier und da zu unſanft ausdrücke, ſo erinnern Sie Sich nur, von wem ich ſpreche: von einem Menſchen, der es mühſam darauf anlegt, ſich, wie manche Inſekten, wenigſtens durch Stechen bemerkbar zu machen, und dem kein Name zu ehrwürdig iſt. —

Wahrſcheinlich wird er ſelbſt nichts dawider haben, daß ich ihm die Ehre erweiſe, bei ſeinem Machwerke Rückblicke auf Shakeſpear zu thun, — verſteht ſich, sans comparaison! — Er prunkt mit ſeinem tiefen Studium des unſterblichen Dichters, und ſeine Genoſſen verkündigen es laut. Wirklich iſt auch ſeine Manier eine ſo vollendete Traveſtirung der Shakeſpeariſchen, daß wir es uns nicht verſagen müſſen, jeden Gegenſtand erſt in der Natur des Genies zu ſehn, ehe wir unterſuchen, wozu ihn der Hohlſpiegel der Armſeligkeit verzerrte. Alſo zur Sache.

Shakeſpear, meine Freundin, machte es zu ſeinem Hauptzwecke, große Charaktere und Leidenſchaften zu entwickeln. Mochte er nun ſeinen Gegenſtand aus der Geſchichte, mochte er ihn aus irgend einer romantiſchen Sage oder Erzählung entlehnen: immer war er ihm, wie ſich ein großer Kunſtrichter ausdrückt, nur ein Skelet, das er mit Muskeln, Nerven und Adern umkleidete, dem er kraftvolles Leben einhauchte. Er erzählte nicht nur, wie die Leidenſchaft von einer Stufe zur andern geſtiegen ſey: er motivirte jeden Schritt, den ſie thut, ſo ſorgfältig und genau, er legte jede Bewegung, die im Innern des Leidenſchaftlichen vorgeht, mit ſo hinreißender Wahrheit vor Augen. — Wie die Meiſterſtücke der alten Griechiſchen Bildhauer nicht nur dem Künſtler durch ihre Schönheit, ſondern auch dem Anatomen durch ihre treue Darſtellung der Muskeln u. ſ. w. Belehrung geben, ſo entzückt Shakeſpear nicht nur den Dichter, ſondern auch den Philoſophen, der den Menſchen ſtudiert: denn jeder Haupt-Charakter, den er aufſtellt, iſt nicht bloß Gemälde dieſes oder jenes Individuums; es iſt die Perſonification einer Leidenſchaft; es iſt eine Darſtellung der allgemeinen Menſchennatur. Bei dieſem hohen Zwecke konnte er nicht auf die ängſtlichen Vorſchriften Rückſicht nehmen, die der ältern dramatiſchen Kunſt ſo heilig und unverbrüchlich waren. Die Einheiten des Orts, der Zeit, der Handlung, verſchwanden vor ſeinen Augen: die Einheit des Charakters trat an ihre Stelle, und erſetzte ſie alle. Der Kunſtrichter ſtaunt zu ihm empor, wagt nicht zu tadeln, und modelt ſchweigend ſeine alten Regeln um: denn an die Stelle der kleinlichen Wahrſcheinlichkeit, die ſie bewirken ſollten, ſetzte Shakeſpear hohe, ſtralende Wahrheit.

Wie nun ſein Nacheiferer, Herr Tieck? Ueber die Regeln ſetzte auch er ſich freilich hinweg; aber das iſt auch die ganze Aehnlichkeit mit Shakeſpear, die er erreichen konnte. Welche Leidenſchaft er malte? welchen Charakter er durchführte? Sie brauchen nur den Stoff zu betrachten, den er wählte, um ſogleich zu wiſſen, woran Sie in dieſer Rückſicht ſind. Seine Heldin iſt eine fade Heilige, ſeine Geſchichte eine abgeſchmackte Legende, zu deren lächerlichen Abentheuerlichkeiten er noch ſo viele hinzuſetzt, als er ſchwachen Geiſtes vermag. Sehen Sie nur, Wunderns halber, ſeine Fabel an, und Sie werden ſogleich überzeugt werden, daß er ſich nicht einmal zu beſtimmen verſtand, was er eigentlich ſchildern wollte, — wenn es nicht etwa die Art war, wie man eine Heilige wird.

Siegfried, Graf von Trier, zieht in den Krieg. Der Ritter, dem er die Sorge für ſeine Gemahlin auftrug, verliebt ſich in ſie. Da er ſie nicht zu ſeinem Willen bringen kann, ſo beſchuldigt er ſie des Ehebruchs, und wirft ſie in einen Kerker, wo ſie die äußerſte Noth leidet, und mit einem Sohne niederkömmt. Auf Befehl ihres betrogenen Gatten ſoll ſie hingerichtet werden; aber die Mörder, die ſie dazu in den Wald ſchleppen, haben Mitleid mit ihr, und laſſen ſie leben. Sie bringt ſieben Jahre in der Wüſte zu. Eine Hirſchkuh ſäugt ihren Sohn groß. Der Tod erſcheint, um ſie zu tödten; zwei Engel verbieten es ihm. Endlich erfährt Siegfried durch einen Brief, den Genoveva zurückließ, durch ein Geſpenſt und durch eine Hexe, die er verbrennen läßt, die Unſchuld ſeiner Gemahlin. Auf einer Jagd verfolgt er die wunderbare Hirſchkuh. Sie flieht in Genovevens Höle. Dieſe wird entdeckt und wieder mit ihrem Gemahle verbunden; der Betrieger aber hingerichtet. Nach einer neuen Reihe von Jahren ſtirbt ſie als Heilige, und ihre treue Hirſchkuh verſcheidet auf ihrem Grabe. Siegfried und ſein Sohn gehn ins Kloſter, und der heilige Bonifacius erſcheint, uns in einem Sonnete zu melden, von nun an bete man: Ora pro nobis Sancta Genoveva — Und nun, meine Freundin, beſtimmen Sie, — Hr. Tieck hat, wie Sie ſehen, die Großmuth gehabt, es dem Leſer zu überlaſſen, — welches der durchgeführte Charakter ſeyn ſoll: der tolle unnatürliche Golo, der überflüßig wird, ſo bald er den Knoten geſchürzt hat; Genoveva, die immer nur leidet, was man mit ihr machen will; der völlig unbedeutende Siegfried; oder — die Hirſchkuh. Ich ſtimme für die letzte. — Ohne Zweifel werden übrigens Hrn. Tiecks Bewunderer in dieſem Gemählde von albernen Mährchen, das ſich mit einer Plattheit endigt, poetiſche Kühnheit entdecken: aber Kühnheit ohne Zweck iſt Wahnſinn, und iſt ihr Zweck nicht edel und groß, ſo iſt ſie Unverſchämtheit. —

Sie ſind neugierig, wie der Verfaſſer es anfange, jenen lächerlichen Stoff wenigſtens in einen dramatiſchen Plan zu bringen; welches Intereſſe er anzuknüpfen ſuche; welche Situationen er wähle. — Was Plan, was Intereſſe und Wahl! Er dialogiſirt das Mährchen vom Anfange bis zu Ende, und nebenher alles, was ihm einfällt. Sie wiſſen, Racine ſagte einſt: Mein Stück iſt fertig; ich habe nur noch die Verſe zu machen. Herr Tieck macht nichts als die Knittelreime, und ſein Stück iſt doch fertig. Ja, die Fabel ſchien ihm noch nicht undramatiſch genug: er verwirrt ſie noch mehr. —

Um den Charakter ſeines Helden verſpringender zu machen, und ſeine Geſchichte ganz auszumalen, läßt Shakeſpear uns auch die Gegner deſſelben in ihren Verhältniſſen ſehn, und beginnt gewöhnlich ſein dichteriſches Gewebe auf allen Punkten zugleich: daß er es aber nur darum thue, ein vollſtändiges Ganze zu geben, überſah Herr Tieck; und, was meinen Sie, in welchen Schülerſtreich er darüber verfällt? Er faltet zwei Handlungen in einander, die gar nichts mit einander gemein haben. Bloß weil Siegfried ein fränkiſcher Vaſall iſt, verſetzt er uns immer nach einem Paar Scenen aus Genovevens Schloß, in Karl Martels oder Abderrhomans Lager. Wir müſſen eine Schlacht, den Tod des letztern, die Belagerung Avignons anſehen; wir müſſen eine vier Seiten lange Weiſſagung hören, die Karls Sohne das Scepter verſpricht. — „Aber, was hat das mit Genoveren zu thun?" In der Welt nichts: doch deſto mehr mit dem Verfaſſer. Jedes wahre Genie weiß aus einer kurzen Fabel ſehr viel zu machen; aber die dürftigen Köpfe können nicht Abentheuer genug bekommen, um etwas zu Stande zu bringen.

Shakeſpear iſt nicht karg mit ſpielenden Perſonen, und jede, bis auf die kleinſte Nebenperſon herab, hat ihr beſtimmtes Gepräge. Das hat Herr Tieck ſich gemerkt. Er läßt eine Heerſchaar auftreten, und jede Perſon eilt uns zu ſagen, was ſie ſey. Doch — nichts iſt leichter, als die Menſchen, wie die Schachſteine, zu markiren. Bey Shakeſpear lebt alles, iſt in reger Thätigkeit, bildet ſich fort, — und das war natürlich über Hrn. Tiecks Vermögen. Haben ſeine Perſonen uns geſagt: „ich bin das!" und ſie kommen nach einer Reihe von Jahren wieder, ſo wiſſen ſie nichts zu ſagen, als: „ich bin es noch!" Erinnern Sie Sich der Geſtalten, die Ihr Eduard ausſchneidet? Die eine ſtemmt die Arme in die Seiten, und iſt eine Dame; der andern hangen ſie herab: ſie iſt eine Magd. Gerade ſo zeichnet Hr. Tieck ſeine Neben Charaktere. Die Böſen fluchen, die Guten beten, und ſie bleiben unverändert, wie Eduards Schnitzbildchen heute gerade das ſind, wozu er ſie geſtern ſchnitt.

Aber die Hauptperſonen? O das iſt ein anders! die leben, die geberden ſich — wie Raſende: die verwandeln ſich unaufhörlich, ohne daß man ſieht, warum. Ritter Golo z. B. kündigt ſich als einen edlen, großmüthigen Jüngling an, voll Treue und Rechtlichkeit. Ein einfältiges Lied, das ihm ein Schäfer ſingt, rührt ihn ſo ſehr, daß plötzlich ſeine geheime Neigung für Genoveven wüthende Leidenſchaft wird. Er iſt zu furchtſam, ſich zu entdecken. Seine Amme ſpricht ihm Muth ein, und er thut es ſogleich mit dem wildeſten Ungeſtüm. Er begegnet Genoveven im Garten, und umarmt ſie. Sie windet ſich los, obgleich mit vielen Zeichen, daß ſie ſeine Leidenſchaft erwiedre: und — er beſchließt, ſie zu Grunde zu richten. Er überfällt ſie, da ſie ſich von einem alten Knechte Legenden vorleſen läßt, beſchuldigt ſie des Ehebruchs, und wirft ſie in den Kerker. Hier beſucht er ſie und macht ihr eine herzbrechende Schilderung ſeiner Liebe. Sie ermahnt ihn zur Buße: — plötzlich ſieht er nur ein Gerippe in ihr und in ihren Augen den Tod glinzen, und läuft wüthend fort: — aber ſeine Tollheit hindert ihn nicht, einen Diener mit kalter, beſonnener Schurkerei zu unterrichten, wie dieſer Genovevens Schuld ihrem Gemahle glaublich berichten ſolle. Ich glaube, das reicht hin, Ihnen zu zeigen, wie der berufene Shakeſpearſche Studios ſeinen Meiſter zu erreichen, wie er die Leidenſchaften zu ſchildern und ihre Schritte zu motiviren weiß. Aehnliche Ungereimtheiten finden Sie in Genovevens Charakter, und in jedem, deſſen Rolle nur lang genug iſt, um einen Bruch zu erlauben. Selbſt der Tod iſt nicht konſequent. Er kündigt Genoveven an, ſie müſſe ſterben. „So nimm mich fort!“ ruft ſie; und der Leſer athmet hoffnungsvoll auf. Aber das Gerippe ſchwatzt, bis zwei Engel es verjagen. Das muß man geſtehen: Herrn Tieck's Einfälle ſind neu. Den Tod als Schwätzer auftreten zu laſſen, — das hat vor ihm noch niemand gewagt.

„Aber der Ausdruck der Leidenſchaften, der bei Shakeſpear immer lautes Aufſchreien der Natur iſt?“ Den, meine Freundin, ſpricht ihm niemand nach, und ich brauchte Ihnen gar nicht einmal zu ſagen, daß ein Tieck hier nur etwas Erbärmliches leiſten würde. Indeß, zur Probe!

Zulma, eine Mohrin, iſt — die hundertmal abgenutzte Dichtung — ihrem Geliebten verkleidet in den Krieg gefolgt. Sie ſieht ſein Heer fliehen, und bricht voll Verzweiflung aus:

O Quaal, o Schmerz,
O Alla, höre,
Hör', wie ich beſchwöre,
Ô, brichſt du Herz?

Laß Blitze zücken,
Wirf Donner von oben,
Wir wollen dich loben,
Nur laß es uns glücken!

Die Verheißung vorzüglich, wir wollen dich loben! iſt ſehr naiv; aber es kommt noch beſſer. Abderrhoman, ſchwer verwundet, wird aufgefordert, ſich zu ergeben. Stolz und Wuth wallen in ſeinem Herzen auf, und er ruft:

Nie ſollſt du ſo den Muſelmann erblicken!
Eh ſoll ich ja im eignen Blut erſticken.

Golo beſchreibt ſeiner Amme die Sehnſucht, die ihn peinigt.

Nur einmal ihren Buſen an den Mund
So bin ich wohl auf Lebenszeit geſund.
Nur einmal ſoll ihr Herz an meinem ſchlagen,
Dann mag das Glück mir alles doch verſagen;
Daß ich ſie einmal recht von Herzen küſſe,
Daß ſie es nur, wie ich ſie liebe, wiſſe ꝛc.

Iſt es nicht allerliebſt anzuſehen, wie echt natürlich immer eine Zeile die andre, gleich einem lahmen Beine, an einem „So" oder „Dann" nachſchleppt? — Doch, als Golo Genoveven allein ſpricht, wird er feuriger. Er redet ſie an:

Sey gnädig, böſer, holder, liebſter Satan!
Du Göttin iſt mir, gebenedeite Jungfrau,
Nein, weile nur, ꝛc.

Ich hoffe, das genügt Ihnen, und gehe weiter. — Shakeſpear, wie Sie wiſſen, ſchreibt die erhabenen Scenen in Jamben: — hier glaubte Herr Tiek ihn übertreffen zu können, und wirklich überbietet er ihn — und allen Menſchenverſtand. Sein Dialog iſt bald Proſe, bald gereimte, bald reimloſe Jamben, bald Triolet, Ottave Rime, bald ſogar Sonnet. Land! meine Freundin, Land! Weiter läßt ſich der Unſinn nicht treiben; und, Gott ſey Dank, daß wir keine Gränze ſehen! Gewiſſen Leuten ſcheint zwar jede Regel der Vernunft nur dazu gemacht, daß ſie etwas zu überſpringen haben, und wenn ſie nicht zu einem Extrem gehen, glauben ſie gar nichts zu thun; — aber Herrn Tieck darin zu übertreffen: — ich biete jedem Trotz, es zu können.

Bis jetzt haben wir geſehn, was aus Hrn. Tieck wird, wenn er den Shakeſpear ſpielen will: jetzt ſollten wir ihn in ſeiner eignen Natur kennen lernen. Nur ein halbes Dutzend Scenen brauchte ich Ihnen zu ſkizziren, um Ihnen einen Anſchmack von ſeiner Manier zu geben, um Ihnen zu zeigen, wie er uns jeden geringfügigen Umſtand in einer eignen waſſerreichen Scene zuſchwemmt: — ſo beginnt das Stück mit einem Prologe von vier Seiten, aus dem wir gar nichts lernen, als was gleich hernach wieder geſagt wird; — wie er ſich unaufhörlich wiederholt: — ſo ſetzt ihn z. B. die wunderbare Entdeckung, daß Martel oder Marteau Hammer heißt, in ſo großes Erſtaunen, daß er es fünfmal nach einander verkündet; — wie er ſich bemüht, ſeine Perſonen reden zu laſſen, wie Hans Sachſens Adam und Eva ſprechen: — denn weil Shakeſpears Sprache jetzt veraltet iſt, hält er ſehr unbefangen auch das Altfränkiſche für eine Vollkommenheit; — wie er endlich ſeinen lahmen Dialog mit Verſen zu heben ſucht, die aus Schmolkens Geſangbuche entlehnt zu ſeyn ſcheinen, u. ſ. w. — Aber, aufrichtig meine Freundin! Wir ſahen eine Geſtalt; wir unterſuchten, ob ſie der Mann ler, den ſie vorſtellen ſollte; wir fanden, daß ſie überhaupt nichts als eine — Vogelſcheuche war: ſollten wir jetzt noch unſre Zeit damit verderben, zu unterſuchen, aus welcherlei Lappen ſie zuſammengeſtückt wurde? Das wollen wir Herrn Tiecks Gönnern überlaſſen. Dieſe Menſchen, die immer eine Theorie in der Taſche haben, um das Pfuſchwerk eines der Ihrigen für vortreſſlich zu erklären, werden ohne Zweifel der Genoveva dieſen Liebesdienſt erweiſen, oder haben es wohl gar ſchon irgendwo gethan. Mögen ſie ſie doch göttlich nennen: — denn bei ihnen iſt alles göttlich, ſogar die Grobheit, ſogar ſie ſelber! — mögen ſie demonſtriren! Wenn wir Herrn Tieck unbeſehen zugeſtanden haben, daß manche einzelne Zeile Bürgers alte Bemerkung beſtätige:

„Selbſt [illegible] hat manchen guten Schauer;
„Wär' [illegible] auch nur von Dauer!"

ſo können wir gewiß ſeyn, daß wir ihm alle Gerechtigkeit widerfahren ließen, die er fordern kann.

(Der Beſchluß im nächſten Stück.)

Verſehen im erſten Bogen.

S. IV. Z. 10. fehlt nach „noch nicht," häufig.
S. VI. Z. 12. — — „küßt," allein
S. 8. Z. 3. lies The für Thee.

Dritter Brief.

Titan von Jean Paul. In der Buchhandlung des Commerzien-Raths Matzdorff.

Some to Conceit alone their taste confine,
And glittring thoughts struck out at ev'ry line,
Pleas'd with a work, where nothing's just or fit;
One glaring Chaos and wild heap of wit.
Pope.

Wiſſen Sie wohl, meine Freundin, daß es eine ſehr gefährliche Anmuthung iſt, die Sie mir da thun? Ich ſoll Jean Paul's Titan beurtheilen? — Der bloße Gedanke, daß man ihn tadeln könne, macht hundert ſchöne Enthuſiaſtinnen, die bei Richters Schriften vor dunkeln Gefühlen faſt in Ohnmacht fallen, erblaſſen; und eben ſo viel ſchwachſinnige Männer, die gar nichts ſeyn würden, wenn ſie nicht immer — berauſcht wären, fahren grimmig und mit geſträubtem Haare auf, und drohen Krieg, wenn man zu richten wagt, wo ſie nur bewundern können. Sie verſichern treuherzig, — ohne zu bedenken, was ſie da geſtehen, — ſeit Richter ſchriebe, kenneten ſie keine Sprache des Gefühls, als die ſeinige*), und — ich —

Ein wenig Geduld, meine zartfühlenden Damen, und Sie, meine begeiſterten Herren! Auch ich ſchätze Richters Talente, ſein lebhaftes, inniges Gefühl, ſeinen glänzenden Witz, ſeine flammende Phantaſie; — ja, ich liebe den edeln Menſchen in ihm: — aber berauſchen laſſe ich mich nun einmal nicht. Reichen jene Anerkennungen hin, Sie ruhig weiter leſen zu machen, ſo werden Sie alſo eine unparteiiſche Prüfung des Titans erhalten; wo nicht, ſo laſſe ich Sie, und wende mich — zu Ihnen, meine Freundin, um Ihnen zu ſagen, daß der Titan mir eins der ſchönſten und widerſinnigſten, der anziehendſten und langweiligſten Bücher ſcheint, die ſeit —. Richters vorhergehendem Werke herauskamen. Schlagen Sie ihn auf, wo Sie wollen, faſt überall werden Sie auf eine höchſt intereſſante Situation ſtoßen, die mit dem lächerlichſten Bombaſt beſchrieben iſt; überall auf Gemälde von dem glänzendſten Colorit, die nichts als Arabesken ſind: Engel, die auf dem Kopfe ſtehn, und Meerkatzen, die aus roſigen Morgenwölkchen herabgrinſen; — auf ſcharfſinnige, witzige, blendend-wahre Bemerkungen, die aus Abentheuerlichkeiten, wie Syrenen aus einem Sumpfe, hervortauchen, ſich wieder darin verſenken und uns mit ſich hinabziehn. Hat man das Buch einmal in die Hand genommen, ſo kann man ſich nicht mehr entſchließen, es niederzulegen; und doch fühlt man ſich tauſendmal verſucht, es wegzuwerfen.

---

*) S. das dritte Heft des hanſeat. Magaz.

Woher dieſe Sonderbarkeit? Sie fließt aus der Natur des Verfaſſers ſelbſt. Richter beſitzt ein glänzendes Genie, aber den verderbteſten Geſchmack, den man je einem

Schriftſteller verziehen hat; Kraft, eine poetiſche Welt zu ſchaffen, aber nicht Einſicht genug, ſie zu ordnen; kränklich lebhaftes, verworrenes Kunſtgefühl, und zu wenig, allzu wenig Künſtlerſinn. —

Es wäre zu voreilig, jetzt, bei dem erſten Theile, ſchon von dem Plane des Werkes zu ſprechen: aber die Beſtandtheile deſſelben und die Manier, die in ihm herrſcht, reichen hin, jenes Urtheil zu begründen. Ich ſetze voraus, daß Sie den Titan geleſen haben; und ſo laſſen Sie uns mit den Charakteren anfangen.

Jeder einzelne iſt beſtimmt gezeichnet und kraftvoll prononcirt; jeder iſt lebendig, und bildet ſich fort, ohne ſich untreu zu werden. Gegen ihre poetiſche Wahrheit iſt alſo nichts einzuwenden, ſollten ihres Gleichen auch in der Wirklichkeit nirgends anzutreffen ſeyn, und mit der Phantaſie hat Richter ſich abgefunden: aber auch der Geſchmack, auch der Verſtand haben Anſprüche, und zwar ſehr wichtige, an jedes Kunſtwerk zu machen. Der Geſchmack fordert, daß man ihm keine widrige und unnatürliche Geſtalten vorführe: denn, wenn es gleich dem Künſtler freiſteht, ſich ſeine Weſen nach dem Bedürfniſſe ſeines Werkes zu erſchaffen, ſo ſteht es doch auch wieder dem Zuſchauer frei, der wilden Schöpfung den Rücken zuzukehren, wenn ſie ſein Auge beleidigt. Da der Künſtler aber gehört und geſehen werden will, ſo übernimmt er die Verpflichtung zu gefallen. Es iſt daher nicht genug, daß ſein Werk ganz das ſey, was er machen wollte, ſondern er muß auch etwas Vortreffliches haben leiſten wollen: ſonſt — auch Breugels Höllenſcenen ſind poetiſch wahr; aber wer weilt mit Genuß vor ihnen?

Die Forderungen des Verſtandes ſind noch beſtimmter. Er läßt es ſich nicht verwehren, die Erkenntniſſe, die er in der wirklichen Welt ſammelte, in die poetiſche mit hinüber zu nehmen. Geſchehen laſſen, mag der Dichter in der letzten, was er will und zu motiviren weiß: aber die moraliſchen Begriffe muß er nicht verwirren. Was er vortrefflich nennt, muß auch wirklich vortreſſlich ſeyn; und umgekehrt: er muß uns nie Unſinn für Verſtand, Schwäche für Adel geben. Aber — laſſen Sie einmal alle Charaktere, die im Titan erſcheinen, vor ſich vorübergehn, und ſagen Sie ſelbſt, ob er uns nicht in eine Welt verſetze, in der faſt alle gute Menſchen krank, und die Geſunden Taugenichtſe ſind. Seine edeln Weiber, die kleine Charlton ausgenommen, ſind nervenſchwache Empfindlerinnen von der guten Frau Wehrfritz an, die darüber in bittre Thränen ausbricht, daß ſich Albano den ledernen Zopf abreißt, bis auf die bejammernswürdige Liane, die von einer empfindſamen Floskel ihres Bruders blind wird. Die einzige ganz Geſunde, die Doktorin Spher — welch ein widerliches Gänschen! — Iſt denn das aber wirklich ſo? Sind die weiblichen Vorzüge durchaus mit Nervenſchwäche verbunden, vielleicht gar auf ſie gegründet? — Die Frauenzimmer ſollten Richtern einen Prozeß darüber machen, daß er ſie nur in Kranke und Dumme zu theilen weiß.

Die Männer gehören zu dieſen Weibern. Die Edeln, Kraftvollen deliriren; die Beſonnenen ſind Schwächlinge, Narren oder Schurken: z. B. der junge Fürſt, D. Spher, Zefiſio u. ſ. w. — Dieſer Don Gaspard, der die Menſchen weder liebt noch haßt; der ſeinen Sohn in zwanzig Jahren nicht ſieht, und ihn dann eine weite Reiſe machen läßt, um ihm an einem beſtimmten Orte ein wunderliches Teſtament ſeiner lieben Seligen mündlich mittheilen zu können, und ihn dann gleich wieder nach Hauſe ſchickt; — Albano, der ſich, wie die arabiſchen Pferde, die Adern öffnet, als ein Knabe empfindſame Wallfahrten anſtellt, als junger Mann in die Bäume klettert, um ſich zu wiegen, und einem Unbekannten, von dem er nur tolle Streiche weiß, in einem bombaſtiſchen Briefe ſeine Freundſchaft anträgt; Roquairol, der ſich im dreizehnten Jahre aus Liebe erſchießen will, und ewig den tragiſchen Helden macht; Schoppe, der unaufhörlich Bizarrerien ſagt und thut, den Pasquino anbetet, ſich neben dem fürſtlichen Leichenzuge badet und den Herbeieilenden im Waſſer eine barock-humoriſtiſche Rede hält: — welche unnatürliche Karrikaturen! Wo giebt es ſolche Menſchen? und, gäbe es welche, könnte man beſſer thun, als ſie, zwar nicht gleich einſperren, aber doch genau bewachen zu laſſen?

Aber treten Sie den armen Patienten näher! Hören Sie, was ſie in ihrer kläglichen Zerrüttung radottiren! Sie werden erſtaunen über die vortrefflichen Sachen, die ihnen entwiſchen. Verzeihen Sie ihrem traurigen Zuſtande das Krauſe des Ausdrucks, das Verwirren tauſend fremdartiger Dinge: und die genialiſchen Anſichten, die unter die Plattheiten, die köſtlichen Bilder, die unter die Fratzen gemiſcht ſind, werden Sie für Ihre Nachſicht reichlich belohnen. — Beobachten Sie die hyſteriſchen Weiber. Die Zartheit, mit der ſie in ihren Phantaſien handeln, der Adel, mit dem ſie ihre Krankheit äußern, rühret Sie, ziehet Sie unwiderſtehlich an. Das eben, meine Freundin, iſt es, was Richters Werke zu einer ſo gefährlichen Lektüre macht, ſowohl für junge Frauenzimmer, deren Charakter noch nicht gebildet iſt, als für die Kunſtjünger, die zeitlebens funfzehn Jahr alt ſind. Bei den erſten verwandelt ſich Mitleiden nur zu leicht in Liebe, und dieſe läßt ſie ins wirkliche Leben hinübertragen, was ihnen nicht einmal im Buche gefallen ſollte. Die Letztern begreifen nicht, daß Richter ungeachtet ſeiner Fehler gefalle, ſondern glauben, es geſchehe durch ſie. Sie ahmen ihn nach und erreichen ihn in allem — was man ihm verzeiht.

Laſſen Sie uns weiter gehn und die Siſtuationen betrachten, in die er ſeine Helden verſetzt. Jede beinahe iſt mit Genialität erſonnen: — aber wie führt er ſie durch! Gleich die erſte kann zur Probe dienen. Ein Sohn, der ſeinen Vater nie ſah und ihn vergöttert, reiſt deſſen erſter Umarmung entgegen. Wie anziehend! Wir können das Auge nicht abwenden, bis alles geſchah, was die Sehnſucht der kindlichen und der väterlichen Liebe heiſchte! — Der eine iſt ein ſchöner Jüngling, voll überſtrömender Lebenskraft; der andre ein welker, abgeſtorbener Greis, der kaum noch Athem genug hat, ſich über den Anblick ſeines Sohnes beinahe zu freuen. Echt dichteriſcher Kontraſt! Aber wenn Albano ſich, wie geſagt, die Adern öffnet, um weicher zu empfindeln; wenn Don Gaspard, in dem Augenblicke da jener ihn ſieht, vom Starrkrampf ergriffen wird, und wie eine Bildſäule da ſteht: — wie grell, wie widerlich! Hören wir nun vollends die abentheuerlichen Sachen, die der Vater dem Sohne zu ſagen hat; treten wunderbare Erſcheinungen auf; rufen Stimmen vom Himmel — Es iſt wirklich ſchmerzhaft, aus der Anlage zu einem ſchönen Kunſtwerke — ſo etwas werden zu ſehen, und leider widerfährt R.'n ein ähnliches mit jeder andern Scene, —

die einzige ausgenommen, da Albano Dians Gattin beſucht und mit Lianen ſpazieren geht. Dieſe iſt, das ekle Laxirtränkchen abgerechnet, vortrefflich angelegt, und mit einer bezaubernden Zartheit durchgeführt.

Ich komme zu ſeinen Naturgemälden. Wie reich, wie lebendig, wie kraftvoll und majeſtätiſch! Jede Wahrnehmung wird zum Gefühle; jedes Gefühl zum Bilde! — Aber was für platte Vergleichungen, was für unausſtehliche Witzeleien miſcht er überall ein! Auch hier wollen wir uns gleich an die erſte Scene halten. Vater und Sohn ſollen einander auf einer Borromäiſchen Inſel begegnen. Recht gut! So bekommt die ſchöne Gruppe ein ſchönes Piedeſtal. — Albano fährt in einer Sommernacht über den Lago maggiore, und, nehmen wir die Schilderung des folgenden Morgens dazu, ſo müſſen wir geſtehn: jene paradieſiſche Gegend iſt vielleicht nie von einem zauberiſcheren Lichte beleuchtet worden, als ihr Richters Phantaſie wird. Wenn wir aber dabei leſen: „Aronens Stadt lege Lunens Blanc d'Espagne auf, und werfe den Mondſchein wie einen Pudermantel um; der heilige Borromäus habe den Mond wie eine friſch gewaſchene Nachtmütze auf:"

ſo überläuft uns ein äſthetiſcher Schauder vor dem gothiſchen Unwitze. Doch vielleicht wenden Sie ein, Schoppe ſage es. Warum läßt der Verfaſſer das wunderliche Geſchöpf zu Worte kommen? Aehnliche Geſchmackloſigkeiten finden wir auch da, wo Schoppe nicht ſpricht.

Richters ſchwächſte Seite iſt der Stil. Er hat eine üppige Phantaſie: jedes Blatt beweiſt es durch irgend ein kräftiges Bild, noch mehr aber thun es ſeine Beſchreibungen, z. B. des Tartarus; — er hat einen treffenden, muthigen Witz: erinnern Sie Sich nur des Brodtdienſtes S. 64., der Charakteriſtik der Deutſchen Kunſtliebhaberei S. 68 — 73, der Spielgeſellſchaft, der Hof-Idylle u. ſ. w. — er hat eine ungeheure Beleſenheit, (daß ſie nicht wirkliche Gelehrſamkeit ſey, verräth ſich doch hier und da) die ihn in den Stand ſetzt, ſehr oft durch merkwürdige Notizen zu überraſchen: — aber gerade dieſe Vorzüge ſind es, die ſeinen Stil verderben. Sie verleiten ihn, um mit Richters eigenen Worten zu ſprechen, — mit jeder Idee zu coquettiren, und weil er immer witzig, poetiſch, beleſen ſchreiben will, geht es ihm endlich, wie den ſtarken Branntweintrinkern, denen am Ende kaum Scheidewaſſer piquant genug ſcheint. Er verfällt in einen bildernden Bombaſt, dergleichen weder Cyrano de Bergerac, noch Lohenſtein aufzuweiſen hat, und ſelbſt das Athenäum nur mit Mühe zuſammenbringen kann.

S. 5. will er erzählen: „Albano's Erzieher hätten ihm eine ſehr hohe Idee von ſeinem Vater beigebracht;" und er ſagt: ſie waren eine chalkographiſch Geſellſchaft die den Autor ſeines Lebensbuches gar herrlich vor das Titelblatt in Kupfer ſtach. — Als Magiſter Wehmeier ſeinen Eleven auf der Vogelſtange erblickt, ſchaudert ihm nicht, bricht ihm nicht der Angſtſchweiß aus: nein! das wäre zu alltäglich geweſen. Er ſtürzt ins Plongirbad des Eisſchauders, und ſteigt wieder heraus, unter das Tropfbad des Angſtſchweißes. Geſtehen Sie, das heißt Witzelei und Precioſität ein wenig weit treiben! — Als der fürſtliche Leichenzug anhebt, drängen die Frauenzimmer des Orts ſich etwa nicht an Fenſtern und Thüren zuſammen, ſondern der Salpeter der weiblichen Volksmenge ſchießt an Fenſtern und Mauern an. Nun wahrlich, mit dieſem einzigen Blümchen hätte der Verfaſſer verdient, daß jede ſeiner Gönnerinnen auf eine Viertelſtunde für ihn zur ſchmollenden Salzſäule anſchöſſe. —

Doch genug über Richters Vorzüge und Fehler. Wollen Sie im Allgemeinen mein Urtheil über ihn? Seine Werke kommen mir vor, wie die alten katholiſchen Gebetbücher, in denen der Text immer durch Bilderchen erläutert wird. Sagt er: „Maria die Hülfreiche," ſo zeigt der Rand eine Apotheke; „Maria die Schützerin" hat einen zottigen Reiſemantel neben ſich; und heißt ſie „die Retterin," ſo wird ſie mit einer Feuerſprütze verſinnlicht; — oder wie die Statuen des Prinzen von Palagonien, an denen jedes Glied ein Meiſterſtück, jedes Ganze ein Ungeheuer iſt. Welch ein Kopf! So lächelt Venus, wenn ſie aus dem Bade ſteigt und Adonis hinter einer Roſenhecke lauſchen ſieht! Sie folgen dem Guß der wallenden Locken, und treffen auf einen widerlich gekrümmten Gänſehals. Unwillig ſenken Sie das Auge: — er iſt den kraftvollen Schultern eines Löwen eingeſenkt, und dieſe gehn in den Wanſt eines Robben über, dem man vier Schmetterlings-Füßchen unterſchob.

Mißfallen Ihnen dieſe Vergleichungen? Hier haben Sie ein anderes Bild, — denn nur in Bildern mag ich über einen Schriftſteller, wie Richter, urtheilen — ein Bild, das ſelbſt ſeinen wärmſten Verehrern nicht unlieb ſeyn wird. Er iſt ein Genius, der auf Wolken hinſchwebt, und lächelnd ſein Füllhorn umſtürzt. Ananas und Bohnen, Piſang-Aepfel und taube Nüſſe fallen herab — und er ſelbſt ſieht nicht hin, was ihm entfalle. Aber, nicht wahr, meine Freundin, er ſollt' es doch thun?

Ueber ſeinen Anhang ſag' ich Ihnen nichts. Faſt alles Gute und Nachtheilige, was ich über das Hauptwerk ſchrieb, gilt auch von dieſem, — und von allen Richterſchen Werken. — Alle ſind, von Einer Seite betrachtet, vortrefflich; von einer andern höchſt fehlerhaft und zurückſtoßend, und durch dieſe Verbindung eine gefährliche Lektüre für jeden, deſſen Charakter und Geſchmack nicht feſt begründet iſt.

(Schluß des zweiten Brieſes.)

Dieſer Genoveva folgen zwei Arbeiten, die es werth ſind, ſie zu begleiten. Die erſte iſt die ſehr wunderbare Geſchichte der Meluſina, etwas ſchlechter erzählt, als ſie in den Dorfſchenken feil geboten wird, voll Wiederholungen und mit elenden Bänkelſänger-Reimen durchwebt, wie folgende aus der Beſchreibung eines Ungeheuers.

Die Zähne große Steine,
Den'n keine Waffen halten,
Die ſcharf beklauten Beine
Können ſelber Felſen ſpalten.

Es faßt mit ſeinem Munde
Das Schwerdt im Augenblicke,
Zerbeißt es auch zur Stunde,
Speit wieder aus die Stücke.

Die Proſa iſt ihrer vollkommen würdig. Wir wollen hoffen, daß dieſe Meluſina nicht die ältere von den Bierbänken verdrängen werde: es wäre ein Beweis vom Sinken des Volkes.

Das dritte Stück, „Leben und Tod des kleinen Rothkäppchen, eine Tragödie," hat Hr. Tieck aus den Contes de ma mère l'oye entlehnt, in Knittelreime gebracht, und mit Naivetäten von ſeiner Manier durchſpickt. Ein Kuckuck z. B. warnt das Rothkäppchen:

Kuck, kuck, kuck um dich mehr!

Ein Hund:

Bau, bau, trau, bau nicht zu ſehr,
Der Wolf kann dich freſſen.

Als der Wolf das Kind todt gebiſſen hat, kündigten zwei Rothkehlchen einem Jäger an: Rothkäppchen iſt todt ganz Gotts erbärmlich! —

Die größte Naivetät begeht Hr. Tieck indeß in ſeinem eigenen Namen. Im Zutrauen auf die vorſtehenden Beweiſe ſeines Genies und ſeiner Einſicht, kündigt er ein Poetiſches Journal an, und verſpricht ganz treuherzig, in demſelben ein Gemälde der echten modernen Poeſie zu geben, die Produkte der glänzenden Literatur-Perioden andrer Nationen nachzubilden, u. ſ. w.

Meinen Sie nicht auch, daß er wohl thun würde, ſich vorher feſt zu entſcheiden, ob er für den Pöbel oder für Kinder ſchreiben wolle? Seine bisherigen Produkte ſchwanken zu ſehr zwiſchen beiden Beſtimmungen. Doch es iſt wahr! Er ſchreibt ja für die höhern Naturen, und dieſe — ich kenne ſie nicht! — ſollten ſie vielleicht beides zugleich ſeyn?

Vierter Brief.

Am 23ſten Sept. 1800.

Der Philoſoph für die Welt, 3ter Theil, von J. J. Engel.

Der tönende Redner,
Dem von der Zung' ein Laut wie des Honiges
Süße, daherfloß.
Voſſens Homer.

Fieldings Partridge *) fand alles, was er im Schauſpiel ſah, vortrefflich, außer — die Wahrheit in Garriks Darſtellung. Sein Geſchlecht iſt nicht ausgeſtorben, ja, man ſollte faſt glauben, er ſelbſt führe die richtende Feder in gewiſſen kritiſchen Inſtituten, beſonders wo von Werken ſolcher Künſtler wie Engel, die Rede iſt. Unzählige

---

*) Im Tom Jones.

Mal mißverſteht man da Feinheiten, und ſieht für einen Fehlgriff an, was eine ſorgfältig gewählte Schönheit iſt: Damit ich aber nicht Gefahr laufe, auch für einen Abkömmling des berühmten Barbiers angeſehen zu werden: — weder detaillirtes Lob noch detaillirten Tadel über ein Werk, deſſen Werth nicht erſt verkündiget zu werden braucht. Sie erwiederten die erſte Nachricht von ſeiner Erſcheinung mit einem freudigen Ausruf; Sie haben es gewiß ſchon längſt geleſen oder vielmehr genoſſen: ich werde mich alſo begnügen, Ihnen hier nur einige erläuternde Bemerkungen mitzutheilen.

Es heißt der Philoſoph: ſeine Beſtimmung iſt alſo, philoſophiſche Wahrheiten zu lehren; — aber es iſt der Philoſoph für die Welt: der Verfaſſer wollte folglich nicht, dunkle metaphyſiſche Sätze aufſtellen; er wollte nicht neue Entdeckungen verkündigen, — oder was man jetzt Entdeckungen nennt, ſchwer verſtändliche unfruchtbare Sophiſtereien durch gekräuſelte, wunderliche Phraſen vollends unverſtändlich machen. Seine Abſicht war, allgemein bekannte, aber ſehr wichtige Lehren durch eine reizende Darſtellung dem Verſtande und dem Herzen, alſo auch der Ausübung, näher zu bringen: — er hüllt Minerven in den Schleier der Sokratiſchen Grazien, damit ſie uns eine liebe Lebens-Gefährtin werde. Und wie verfährt er dabei?

Sie haben den angenehmen Spaziergang nicht vergeſſen, den wir im vorigen Frühlinge durch den Park des Herrn T. machten. Er leitete uns jetzt durch dunkle Gänge; jetzt über einen ſonnigen Hügel; bald gingen wir auf einem Kieſelpfade, bald auf einer rauhen Wieſe hin; dann wanden ſich die Roſenhecken labyrinthiſch durch einander, und plötzlich — ſtanden wir in einer hohen Pappelrotonde vor einem Tempelchen, in dem uns die Büſte unſrer geliebten W. entgegen lächelte. Wir waren ſo überraſcht, daß wir uns nicht enthalten konnten, den Marmor zu umarmen. Eine ähnliche

Empfindung bereitet uns Engel in ſeinem Philoſophen. Er beginnt, bald in dieſer, bald in jener Form, eine Erzählung: ſchon ihr Anfang iſt ſo intereſſant, daß ſie uns feſthält. Wir folgen ihr, ohne zu ahnen, wohin ſie führen werde, wir freuen uns der reizenden Beredſamkeit, der ſeltenen Klarheit der Ideen, ihrer enggeſchloſſenen, kunſtreichen Folge, und indem wir ſo von Vergnügen zu Vergnügen fortgehn, tritt unvermuthet ein Reſultat hervor, deſſen Inhalt wir freilich ſchon lange kannten, das aber nie ſo überzeugend, wie in einem ſo ſtralenden Lichte vor uns ſtand: wir werden hingeriſſen, uns ſeine Befolgung, inniger als je, zu geloben.

Um dieſe einſichtsvolle Methode ganz kennen zu lernen, laſſen Sie uns einen der Aufſätze des Philoſophen zergliedern. Es ſey gleich der erſte.

Er beſchreibt uns eine Wanderung auf den Aetna, ſo beredt, ſo maleriſch, daß die Schönheit der Beſchreibung ihr ganzer Zweck ſcheint. Wäre ſie der einzige Inhalt des Aufſatzes, ſo wäre dieſer ſchon ein Meiſterſtück, aber — Es iſt ein denkender Mann, der die Wanderung macht: natürlich kann er alſo nicht von einem Abſatz des Berges zum andern hinaufklimmen, ohne die Betrachtungen anzuſtellen, die ſich aus den erzählten Umſtänden gleichſam von ſelbſt, wie Blüthen aus der Knospe, hervordrängen. Er ſtellt ſie an, indem er ſteigt, jetzt auf dem Gipfel des Aetna, jetzt auf dem Rückwege, jetzt in Catania ſelbſt, wo er nur noch mit Freude über die beſiegten Unannehmlichkeiten, zu dem Bergrieſen hinanblickt. — Es überraſchte uns, daß jede, ungeachtet ihrer ſcheinbaren Zufälligkeit, nur eine Vorbereitung auf die folgende war; es überraſcht uns, ſie endlich in eine vortreffliche Theorie der menſchlichen Glückſeligkeit zuſammenfließen zu ſehn. Wir blicken noch einmal hin, und — die ganze reizende Reiſebeſchreibung wird zur Allegorie, zur Fata Morgana, die uns philoſophiſche Wahrheiten aus dem verklärten Bilde eines ſchönen Körpers zurück ſtralt. — Welch einen Genuß gewährt es, ſie nun von neuem zu betrachten, genau zu unterſuchen, mit welcher Kunſt der Verfaſſer jeden, aus Reiſebeſchreibungen entlehnten Umſtand wählte, ihn zurichtete und ordnete! — Aus dieſem Geſichtspunkte, meine Freundin, muß man die Aufſätze des Philoſophen anſehn, wenn man ihren ganzen Werth empfinden will: als reizende Unterhaltung, als moraliſche Lehrbilder, als Kunſtwerke eines großen Redners.

Ich überlaſſe es Ihnen ſelbſt, das Geſagte auf die übrigen Aufſätze anzuwenden. Nur vorüberführen vor Ihrem Geiſte, nur nennen will ich ſie Ihnen, um die Bemerkungen anzuknüpfen, die ich Ihnen verſprach.

Auf den Aetna folgt das Fragment eines Gaſtmahls, eine Unterſuchung über die Art, wie das Genie ſeine Schöpfungen bilde;

Der Beſuch, den ein Vater mit ſeinem Sohne im Irrenhauſe macht: eine Parallele zwiſchen Laſter und Wahnſinn;

Zwei Geſpräche über den Werth der Kritik;

Ein Brief Mäcens an Auguſt, über den Plan des Letztern, Griechiſche Gelehrte um ſich her zu verſammeln. Teutſchland ſah einſt ſeinen größten Fürſten nur von ausländiſchen Gelehrten umringt: als man von ſeinem Nachfolger ein ähnliches Verfahren fürchtete, wurde dieſer Brief in der Hauptſtadt deſſelben geſchrieben. Obgleich gewiſſe Umſtände damals ſeinen Druck verſchoben, ſo iſt er doch hier als Präſervativ gewiß am rechten Orte.

Ihm folgt das Selbſtgeſpräch eines jungen Frauenzimmers über die Unmöglichkeit, die Kunſttriebe der Thiere zu erklären. Es ſchließt mit den Worten: „Alſo wieder einmal geſucht, ohne zu finden! Wieder einmal die Zeit mit unnützem Nachgrübeln verloren! — Verloren? Wenn ich eine Grenze meiner Erkenntniß habe kennen lernen und gewarnt worden bin, dieſes Weges nicht wieder zu kommen?"

Das junge Frauenzimmer, das beſcheiden an der Grenze ſeines Erkenntnißvermögens ſtehen bleibt, iſt weiſer, als die hocherleuchteten Philoſophen, welche Engel im Joſeph Timm, dem folgenden Stücke, perſifflirt. Perſifflage, werden Sie ſagen, iſt nicht der liebenswürdigſte Gebrauch des Witzes. Freilich nicht, ſo wenig als der Höllenſtein das angenehmſte Heilmittel iſt; aber wo kein anderes mehr helfen kann — — Erlauben Sie mir eine kleine Abſchweifung, um Ihnen zu zeigen, daß dies hier wirklich der Fall iſt.

Die Philoſophie, dieſe Königin der Wiſſenſchaften, iſt die Scheidekunſt der Begriffe. Sie zerlegt, prüft und berichtigt ſie, und wird dadurch die größeſte Wohlthäterin der Menſchheit. Indeß erzeugt dieſe geiſtige Chemie ſo gut als jene, die es mit Subſtanzen zu thun hat, von Zeit zu Zeit ihre Alchymiſten, die, nicht zufrieden, die Vorſtellungen, welche unſre Seele durch die Erfahrung erlangt, zu unterſuchen und zu berichtigen, — die Erfahrung, ja die Welt ſelbſt, aus ihren Träumereien ableiten wollen. Eine ſolche Sekte, meine Freundin, treibt gerade jetzt in Deutſchland ihr Weſen, verſichert den Urſtoff alles Wiſſens gefunden zu haben, und ſchreit die Jugend an, ihr trinkbares Gold, ihre Univerſal-Medizin zu kaufen; und die liebe Jugend — ſpielt die Jugend. Ein Verſuch, die Gaukler zu widerlegen, wäre vergeblich. Jedem, der nicht ihr Rottwelſch in ſeiner Gewalt hat, würde er unverſtändlich ſeyn, und dem Eingeweihten deſſelben hat ſein Studium zu viele Mühe gekoſtet, als daß er ſich beweiſen ließe, es ſey eine verlorne geweſen. Was, meine Freundin, bleibt alſo übrig, als Spott, Spott! Das iſt auch das Mittel, das man jetzt allgemein gegen ſie zu brauchen anfängt; und um der geſunden Vernunft willen, müſſen wir ihm gute Wirkung wünſchen.

Die Proben rabbiniſcher Weisheit werden Sie an ähnliche erinnern, die Sie ſchon an einem andern Orte geleſen, und ſich ihrer gefreut haben. Möchte man uns doch recht viele ſolcher Dichtungen geben, um Leſſings Werk*) zu vollenden und uns die Ungerechtigkeiten einleuchtend zu machen, die man ſeit ſo vielen Jahrhunderten gegen eins der geiſtvolleſten Völker begeht!

Ueber die Entzückung des Las Caſas, die Sie ſchon ſo oft und ſo innig bewundert haben, ſag' ich Ihnen nichts; aber die folgende Standrede erfordert ein Paar erläuternde Worte. Um Ihnen die ganze Wichtigkeit dieſes Scherzes voll hohen ernſten

---

*) Unter Leſſings Verdienſten vergißt man gewöhnlich eins, das zu ſeinen ächteſten gehört. Er war der erſte Teutſche Schriftſteller, der den kühnen Gedanken (ich erröthe ſelbſt, indem ich den [illegible] hin ſchreibe) wagte, auch ein Jude könne ein edler Mann ſeyn. Wie weit ragte er [illegible] über ſeinem Zeitalter, — und über dem unſrigen. Jenes befehdete ihn wegen ſeines Luſtſpiels „die Juden," und wegen ſeines Nathan, und in unſern Tagen durfte ein fanatiſcher Sophiſt, ohne Nachtheil für ſeinen Ruf, den platten Spaß drucken laſſen: man ſolle allen Juden in einer Nacht die Köpfe abſchneiden und ihnen neue aufſetzen laſſen.

Sinnes deutlich zu machen, erlauben Sie mir, zu meiner vorigen Vergleichung der Philoſophie zurück zu kehren. Stellen Sie Sich vor, ein Meiſter der Scheidekunſt habe es zum großen Geſchäfte ſeines Lebens gemacht, die Grundloſigkeit der Alchymie zu beweiſen. Er habe alle ihre Geheimniſſe aufgedeckt, ihre Kunſtſtücke nachgemacht, und ſo das ganze Gewebe ihrer Täuſchungen zerſtört. — Das, meine Freundin, that Kant mit den Träumereien der ältern philoſophiſchen Syſteme. Seine Schüler aber, ſtatt die wohlthätige Abſicht ihres Meiſters vor Augen zu behalten, glauben, das hohe Geheimniß ſey nur auf den vorigen Wegen nicht, aber wohl auf einem neuen zu entdecken. Sie brauchen ſeine Lehren ſelbſt dazu, es zu ſuchen, und alle Verirrungen, viel gefährlicher als vorher, kehren wieder. Das thaten — doch welche lange Liſte von Namen müßte ich Ihnen da geben! Die Vertheidiger der geſunden Vernunft, aufgeſchreckt durch die Gefahr, die der Geſellſchaft droht, ſtehen auf, und nicht gegen die irrenden Schüler allein: — auch den mißverſtandenen Meiſter greifen ſie an. — Nun erhebt ein Eingeweihter der Kunſt, der dem ganzen Vorgange parteilos zuſah, die Stimme, und ruft die trunkenen Träumer zur Nüchternheit, die zu feurigen Gegner zur Mäßigung auf, indem er an den wahren Zweck des Meiſters erinnert, an die Wohlthätigkeit dieſes Zweckes, an die Dankbarkeit, die man dem großen Unternehmer ſchuldig iſt. — Das, meine Freundin, iſt die Abſicht dieſer Standrede, deren eleganter Leichtigkeit Sie dieſe ernſte Beſtimmung vielleicht nicht zugetraut hätten. — Wenn ſie den Verfaſſer noch einmal auf den Kirchhof der philoſophiſchen Syſteme begleiten, bitte ich Sie, die Kunſt nicht zu überſehen, mit der er jedes kurz und vollſtändig, nebſt den übrigen Verdienſten ſeines Schöpfers, charakteriſirt.

Der jetzt folgende Brief an G — z iſt, nach meinem Gefühle, der Edelſtein der ganzen Sammlung. Wie wichtig, für die geſammte Menſchheit, wie wichtig iſt die Unterſuchung, die ſeinen Inhalt ausmacht: — ob die jetzige ſkeptiſche Philoſophie den Aberglauben zurückführen könne. — Und wie wird ſie angeſtellt! Wir wandeln mit Plato unter blühenden Akazienbäumen hin! — Es wird nichts beſtimmt, wie es ſich von der echt philoſophiſchen Vorſicht des Verfaſſers erwarten ließ, der über nichts abſpricht, was nur die Erfahrung entſcheiden kann: — aber der meiſterhafte Dialog, die Haltung der Charaktere, der gediegene Ausdruck, die lichten, treffenden Bilder — werden Ihnen auf lange Zeit die meiſten unſrer Modeſchriftſteller ungenießbar gemacht haben. Jene Bilder — nur zu treffend ſind ſie. Erinnern Sie Sich der Schilderung des Skepticismus? Er hat die letzte Stufe ſeiner Begriffsleiter durchtreten, er beginnt ſchon herab zu taumeln, in die Finſterniß des Glaubens, wie Ihnen ein oft genanntes — aber zum Glück wenig geleſenes — Werk unſers neueſten Myſtagogen mit dürren Worten beweiſen kann. Sprechen doch ſchon ſeine Anhänger von Jakob Böhme und einer neuen Mythologie, deren Gaukelprieſter ſie wohl gerne wären! —

Den Schluß macht die Vollendung des

berühmten Geſpräches über den Tod. Es endigt, wie jede Tröſtung endigen ſollte, damit nehmlich, daß der durch Unglück Iſolirte in die menſchliche Geſellſchaft zurück geführt, und durch neue Bande an ſie geknüpft wird.

Ueber die hinreißende Beredſamkeit des Verfaſſers hab' ich Ihnen faſt nichts geſagt. Aber wozu auch? Sie bedarf meines Lobes nicht. Nur über die Gattung, zu der ſie gehört, ein Paar Worte.

Es giebt drei Arten der Beredſamkeit: jene, die bloß aus der Kraft und Würde der Gedanken entſpringt; jene, deren Quelle leidenſchaftlich erhöhtes Gefühl iſt, und endlich die Beredſamkeit durch Kunſt, oder die eigentliche Wohlredenheit.

Die erſte, meine Freundin, können Sie, um bei Teutſchen Schriftſtellern zu bleiben, in Herders Schriften, vorzüglich in ſeinen unſterblichen Ideen zur Geſchichte der Menſchheit, kennen lernen. Unbekümmert um die Eleganz des Ausdrucks, finden Sie ihn nur damit beſchäftigt, die erhabnen Gedanken, die ihm zuſtrömen, auszuſprechen und die Sprache wallt von ſelbſt um ſeine Ideen nieder in großen, maleriſchen Falten, wie die alten Künſtler den Mantel ihrer Götter fallen ließen. Haben Sie einmal angefangen, ihn anzuhören, ſo ergeben Sie Sich nur! Er reißt ſie fort, von einer Entzückung zur andern, ſo kraftvoll, ſo unaufhaltſam, ſo ganz nur am Gegenſtande haftend: es fällt Ihnen nicht ein zu bemerken, mit welchen Worten er über ihn ſpricht. So ſchrieb bei den Franzoſen Diderot.

Bei der Beredſamkeit der zweiten Art iſt es anders. Hier iſt die Wendung der Phraſe, eine einzelne Nüance des Ausdrucks, eine einzelne Sylbe oft, ſehr wichtig: aber dem Redner macht das keine Beſchwerde. Wie Minerva mit Schild und Helm aus Jupiters Haupte hervorging, ſprühen gleichſam die Ideen, welche Leidenſchaft eingiebt, ſchon mit ihrem vollendeten Ausdrucke aus dem Herzen. Die Kunſt würde vergebens ſie nachzubilden verſuchen, und wenn ſie an ihnen beſſern will, verwiſcht ſie gewöhnlich nur Schönheiten. Dieſe Art der Beredſamkeit finden Sie in einigen frühern Schriften Göthens, vorzüglich in Werthers Leiden. Der größte Meiſter derſelben in unſerm ganzen Jahrhunderte, war der gefühlvollſte Mann deſſelben, war — Rouſſeau.

Die dritte Art der Beredſamkeit iſt es eigentlich, die Engel — und bei den Franzoſen Fenelon und Büffon — gehört. Auch er trägt erhabene Gedanken vor; auch er iſt mit Leidenſchaften beſchäftigt: aber beide ſind ihm nur Stoff, nicht Quelle der Beredſamkeit. Er wählt, er ordnet, er glättet die erſten; er malt die letztern mehr, als daß er ſie ſprechen läßt. Wenn jene kraftvolle Naturprodukte ſind, ſo iſt er vollendeter, erleuchteter Künſtler.

Herder tritt vor den Leſer hin wie ein begeiſterter Seher. Das Auge am Himmel, über allem Irdiſchen erhaben, und unbekümmert, ob er gefalle, verkündet er den Willen der Gottheit und gebeut Ehrfurcht. Göthe ſchreitet einher wie ein junger, feuriger Held, deſſen raſche, beſtimmte Bewegungen, deſſen funkelnder, umherſchweifender Blick uns zublitzt, eben hab' er eine kühne That vollbracht, oder gehe hin, ſie zu vollziehn. Engel dagegen ſteht vor ſeinem Publikum wie Cicero auf der Tribune: das Auge, voll Geiſtes und heiter ernſten Nachdenkens, auf die Verſammlung gerichtet, hohe Würde in der Haltung des ganzen Körpers und in jeder Bewegung. Beim erſten Blicke auf ihn ſieht man: kein Gedanke, kein Wort wird ihm entſchlüpfen, das nicht die ſorgfältigſte Kunſt wählte, wog und ordnete.

Fünfter Brief.

Am 30ſten Sept. 1800.

Some have for wits and then for poets paſt,
Turn'd criticks next and prov'd plain fools. —
Pope.

Ueber die Gleichniſſe, liebe Freundin, mit denen ich meinen vorigen Brief ſchloß, vergaß ich, Ihnen einen poſſierlichen Schwank zu erzählen, der auf Engels Philoſophen Beziehung hat. Das Athenäum — dieſer Sumpf voll äſopiſcher Fröſche, die gern Stiere ſchienen — nachdem es lange genug Wieland, Voß, Garve und andre Beneidete herabzuſetzen verſuchte, hat ſich denn nun auch gegen Herder und Engel erhoben und läßt dieſen Männern, die jede Nachwelt ehren wird, von Menſchlein nachſchimpfen, denen der Nachbar zu viel Ehre erzeigt, wenn er ſie bemerkt. Der Recenſent des Philoſophen verſichert ganz ernſthaft und in dem gewöhnlichen ſupremen Ton der Clique: Engel habe nichts als triviale Dinge geſagt; er habe das Publikum grob, arrogant und ſchlecht behandelt und kenne ſelbſt die erſten Anfangsgründe der Compoſition nicht. Dies ſaubere Stück Arbeit iſt mit S—r unterſchrieben. Sie lachen? Nein, meine Freundin, das ſoll weder Schächer noch Sünder, ſondern wirklich den Namen eines jungen Menſchen bedeuten, der vergebens bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe ſich auszuzeichnen ſuchte und endlich in Kritik verfallen iſt; — ich ſage: verfallen; denn wie jene Herren ſie üben, iſt ſie wirklich von der Wuth nur darin verſchieden, daß ſie ſich nicht durch Heulen, ſondern durch Schreiben äußert. Aber hoffen die Herren denn wirklich, durch ſolche Abſurditäten die claſſiſchen Schriftſteller der Nation zu ſich herab zu ziehn? Ha!

So hab' ich oft den Mond geſehn,
Der Feld und Wald erhellte,
Indeß mein Spitz zu ſeinen Höh'n
Ohnmächtige Drohung bellte.

Ich komme jetzt zu dem eigentlichen Gegenſtande meines Briefes.

Göthe's (Göthe'ns *) neue Schriften, 7ter Bd.

Gedichte von Friedrich Schiller, 1ſter Band.

Immortal heirs of univerſal praiſe.
Pope.

Es giebt Gegenſtände, meine Freundin, über die ſich nur wenig ſagen läßt und von denen eben deshalb nicht genug geredet wird. Es giebt andre, die ſehr vielen Stoff darbieten und daher ſo unmäßig überſprochen werden, daß man ſich mit Widerwillen wegwendet, wo ſie noch einmal unterſucht werden ſollen: jedermann hat ſchon ſein Scherflein entrichtet, und glaubt alſo im Reinen zu ſeyn.

Zu dieſen letztern gehören Göthe'ns Dichtertalente und die Vorzüge ſeiner Werke: kein Wunder, da beide ſo ausgezeichnet ſind und er drei- oder viermal in Teutſchland alles, was nur ſo viel Kopf beſaß, ſchwindlicht zu werden, aber nicht genug, um dem Schwindel zu widerſtehen, — in ſeinen Wirbel hinriß und dadurch lächerlich machte. Er ſelbſt rühmt ſich: „Deutſchland ahmte mich nach *)!" und in der That, er ſcheint Oberons Horn zu beſitzen: ſo gewaltig hat er gewirkt, — obgleich die Denkmähler, die man ſeinen Wirkungen ſetzen könnte, ſchwerlich die Aufſchrift: „der geſunden Vernunft!" erhalten möchten. Werthers Leiden ſtürzten alle Halbköpfe Teutſchlands in troſtloſe Empfindſamkeit; Götz von Berlichingen erzeugte

---

*) S. Adelungs Sprachlehre. Berlin, 1792, S. 164.

---

*) Mit aller Achtung, die Göthen gebührt: dieſer Ruhm iſt etwas zweideutig. Seine fehlerfreieren Werke, Taſſo und Iphigenia, haben keinen Nachahmer erweckt; es möchte alſo wohl der Mühe werth ſeyn, zu unterſuchen, ob es die erhabenen Züge in den übrigen, oder die Gemeinheiten, mit denen ſie untermiſcht ſind, waren, was dem Haufen, mit der Luſt, auch den Muth einflößte, ſich au niveau mit Göthen ſtellen zu wollen. Zudem — was ahmt man nicht nach! Hat doch ſo gar ſchon das non plus ultra flacher Geſchmackloſigkeit, Rinaldo Rinaldini, Nachahmer gefunden.

die Pſeudo-Genialität, die Ritter-Schauſpiele und Romane; als die Xenien erſchienen waren, kiff und biß man in allen Winkeln, und thut es noch, da nichts leichter iſt, als Anzüglichkeiten zu ſagen; — und jetzt hat die Unregelmäßigkeit ſeiner Gedichte einen ganzen Flug von Klingreimern ausgebrütet. Man behauptet ſogar, ſein hohes Wohlvernehmen ſey es eigentlich, was jenen Klub von Kunſtrichtern hervorgerufen habe, die alles, was neben Göthen oder über ihm ſteht, herabwürdigen und vor ihm den Staub lecken. Dieſe letzte Angabe iſt indeß ſicherlich falſch. Ein freundliches Geſicht und dann und wann eine Mahlzeit mag er den Schmeichlern wohl gewähren: — man ſtreichelt ja wohl ſelbſt den Hund einmal, der einem entgegen wedelt! — aber er müßte kein Ehrgefühl haben, wenn ihn nicht der kriechende Ton, worin jene Leute vor ihm anbeten, indignirte. Wenigſtens ſähe er ſich für ſo ein unwürdiges Protektorat hart beſtraft: ein gewiſſes Sonnet iſt durch den

Sklavengeiſt, der in ihm ſpricht, mehr eine Schmähung, als ein Lobgedicht, und macht nicht ſeinen Verfaſſer allein lächerlich. —

Seh' ich auf alles das zurück, was ſchon über Göthe'ns Genie geſchrieben wurde, ſo ſinkt mir der Muth. Seine Anbeter ſcheinen es ſich zur Pflicht gemacht zu haben, ſo oft er ein kleines mittelmäßiges Buch ſchrieb, in einem großen ſchlechten zu beweiſen, daß es vortrefflich ſey. Was könnte mir, ſelbſt für den engen Raum eines Briefes, zur Beurtheilung ſeiner Talente übrig geblieben ſeyn?

Es iſt an ſich ſchwer und mißlich, ein Original-Genie zu beurtheilen. Soll man es nach Regeln thun, die vorher feſtgeſetzt wurden? Aber das Genie erkennt mit Recht keine Regel und keine Schranken, als die Natur und die Gränze des Schönen, und oft erweitert es dieſe mit neuen Gebieten, von denen man vorher nicht ahnete, daß ſie zu ihr gezogen werden könnten und die nach ihm niemand ohne Gefahr betritt.

Soll man ſich die Regeln aus ihm ſelbſt abziehen? Dann liefe man Gefahr, von ſeinen übrigen Schönheiten beſtochen, oft für vortrefflich anzuſehn, was fehlerhaft iſt; und die Regeln, die man aus den Werken eines Genies abzöge, würden immer für die Werke des andern nicht paſſen, da jedes mit anderem Geiſte anderen Zwecken, auf anderen Wegen, entgegen ſtrebt.

Mir fällt ein Ausweg ein. Göthe'ns Anbeter halten es für unmöglich, ein Nebenbild ſeiner Göttlichkeit zu finden; für ruchlos, es nur zu ſuchen. Ich aber, der ich, in der Literatur wenigſtens, ein Atheiſt bin und höchſtens Heroen anerkenne, ich will es muthig wagen, ihn mit Schillern zu vergleichen. Freilich ſind beide unendlich von einander verſchieden: nun gut! finden wir keine Aehnlichkeit, ſo wird die Vergleichung beſtimmen, worin die Unähnlichkeit liege. Einem von ihnen übrigens die Palme reichen zu wollen, fällt mir nicht ein. Geräth die Unterſuchung, ſo wird es der Leſer ſelbſt thun, wiewohl ich überhaupt nicht ſehe, warum es nöthig iſt, zu beſtimmen, welcher der Größere ſey. Sie ſind beide ſehr vorzügliche Dichter: damit genug!

Die eben erſchienenen Sammlungen von Göthe'ns und Schillers Gedichten geben Gelegenheit zu einer ſolchen Vergleichung. Etwas Vollſtändiges freilich werden Sie hier nicht erwarten: aber auch ein bloßes Fragment kann zu Reſultaten führen; und ſo wollen wir dieſe Vergleichung ohne weitere Vorbereitung mit den Romanzen und Balladen, die beide Sammlungen enthalten, anfangen. Sie kennen ſie alle ſchon; ich brauche ſie alſo nur zu nennen, um Ihnen ihren Inhalt erinnerlich zu machen.

Die Schillerſchen ſind: die Bürgſchaft (die Geſchichte des Damon und des Pythias); der Ritter Toggenburg; der Taucher; der Kampf mit dem Drachen; der Ring des Polykrates; die Kraniche des Ibikus; der Gang nach dem Eiſenhammer. Ob auch das eleuſiſche Feſt und das Lied von der Glocke hierher gehören, bedürfte erſt einer Unterſuchung: ſie mögen alſo wegbleiben. Die beſten der Götheſchen ſind: das Veilchen; Erlkönig; der Fiſcher; der König in Tule; die vier Romanzen von der Müllerin; die erſte Walpurgisnacht; der Zauberlehrling; die Braut von Korinth; der Gott und die Bajadere.

Scheint Ihnen nicht ſchon die Wahl der Gegenſtände ſehr charakteriſtiſch? Schiller erzählt uns berühmte Anekdoten; Göthe wählt meiſtentheils nur eine bekannte romantiſche Idee, und verwandelt ſie in eine Begebenheit, oft nur in eine intereſſante Situation. Schiller erregt eine hiſtoriſche Neugier; Göthe reizt ſogleich die Phantaſie auf, und durch ſie das Gefühl.

Die Behandlung iſt der Wahl der Gegenſtände angemeſſen. Schiller, deſſen Stoff ſchon ganz gegeben vor ihm liegt, hat beinahe nur die Freiheit, zu malen und Reflektionen anzuſtellen. Er wendet ſeinen höchſten Fleiß auf den Ausdruck, der bei ihm immer edel und maleriſch iſt; er reißt uns plötzlich vor ein erhabenes Gemälde hin, das uns mit dem glänzendſten Colorit entgegenſtrahlt, und uns dann durch ſeine Correktheit und ſeinen tiefen Sinn lange feſthält und nachdenkend entläßt.

Göthe, der ſeinen Stoff ſelbſt ſchuf, zählt uns, indem er immer nur Gefühle auszuſprechen bemühet iſt, die einzelnen Züge zu, und überläßt es unſrer eignen Phantaſie, ſie in Ein Bild zuſammen zu ſetzen. Er ſpricht einfach, wie der wahre Ausdruck der Empfindungen immer iſt, und malt nur da, wo es dienen kann, dieſe lebhafter zu erregen.

Beide Dichter wirken durch die Phantaſie; aber der eine vorzüglich auf den Verſtand, der andre auf das Herz. Ich ſage: vorzüglich; denn daß keinem die Eigenſchaften ganz fehlen, die bei dem andern vorleuchten, verſteht ſich: ſonſt wäre keiner ein großer Dichter. Schillers größtes Talent iſt feierlicher Ernſt und Erhabenheit der Darſtellung, — Göthe'ns, einfache Wahrheit des Gefühls.

Dieſe Verſchiedenheit zwiſchen beiden zeigt ſich auch an den Fehlern, in die ſie gerathen. Wer immer erhaben ſeyn will, verfällt leicht in Bombaſt und Precioſität; — wer ſich in ſeiner Einfachheit ganz unbeachtet gehen läßt, wird nur zu leicht platt, niedrig und unrichtig. Die Vorzüge unſrer Dichter bedurften keines Beleges; daß ſie aber wirklich in jene Fehler gerathen, — darüber, meine Freundin, muß ein Beweis geführt werden.

Erlauben Sie mir dazu eine kleine kritiſche Operation. Die Gedanken des Dichters ſind ſein Geſang; das Metrum ſeiner Verſe iſt das Akkompagnement. Damit wir jenen beſſer beurtheilen können, ſchweige dieſes. Echte Poeſie muß auch dann noch Poeſie ſeyn, wenn ihre Wortfügung in Proſa aufgelöſt wird; und als Proſa werde ich Ihnen ein Paar Stellen aus beiden Dichtern hinſchreiben. Käme es darauf an, den Werth eines einzelnen zu beſtimmen, ſo wäre das vielleicht unrecht: aber bei einer Vergleichung zweier iſt es erlaubt, da beiden gleich viel dabei genommen wird.

Eine der Götheſchen Romanzen fängt mit folgenden Worten an, zu denen ich kein überflüßiges hinzuſetze:

Ein Knabe war frech genug „und" eben aus Frankreich gekommen. Er hatt' ein armes junges Mädel oft in Arm genommen und geliebkoſt und liebgeherzt, als Bräutigam herum geſcherzt und endlich es verlaſſen. „Als" das braune Mädel das erfuhr, vergingen ihr die Sinnen (Sinne); ſie lacht' und weint' und bet't und ſchwur: ſo fuhr ihre Seele von hinnen."

Finden Sie darin etwas Poetiſches, außer die Licenz des Sprachfehlers und der Härten? Ich muß geſtehen, wüßt' ich nicht, daß dieſe Zeilen von Göthe ſind, und wär' es nicht völlige Unmöglichkeit, daß er etwas Ungöttliches lieferte: ich würde ſie nicht nur gemein, ſondern platt finden. —

Der Anfang von Schillers Kranichen lautet ſo:

„Ibikus, der Götterfreund, zog zum Kampf der Wagen und Geſänge, der die Stämme der Griechen auf Korinthus Landesenge froh vereint. Ihm ſchenkte Apoll die Gabe des Geſangs und den ſüßen Mund der Lieder. So wandert er, des Gottes voll, am leichten Stabe aus Rhegium."

Bei Schillern darf man eher etwas wagen, und ſo will ich Ihnen nicht verhehlen, daß mir der Vortrag geſucht und ſchwerfällig, und der ſüße Mund der Lieder ſehr preciös ſcheint: ich muß aber zugleich hinzu ſetzen, daß dies vielleicht die ſchlechteſte Strophe in der ganzen Sammlung iſt. Wir wollen ihn ſowohl als Göthe in einem beſſern ihrer Gedichte ſehn. Göthe ſagt in ſeiner Braut von Korinth:

„Ein Jüngling kam von Athen nach Korinth gezogen, wo er noch unbekannt war. Einen Bürger hofft er ſich gewogen (zu finden); beide Väter (Welche? Weſſen?) waren gaſtverwandt, hatten ſchon frühe voraus Töchterchen und Sohn Braut und Bräutigam genannt. Aber wird er auch willkommen ſcheinen, wenn er die Gunſt nicht theuer erkauft? Er iſt, mit den Seinen noch ein Heide und ſie (Wer?) ſind ſchon Chriſten und getauft. Keimt ein neuer Glaube, wird oft Lieb' und Treue wie ein böſes Unkraut ausgerauft."

Geſtehen Sie, meine Freundin, wenn Sie dieſe Zeilen irgendwo ſo fänden, würde es Ihnen wohl einfallen, daß ſie möglicher Weiſe, nicht etwa nur ſchlechte fehlerhafte Proſa ſeyen, ſondern der Anfang eines hochberühmten Gedichts? — Vielleicht wird aber aus jedem Gedichte durch die Auflöſung etwas Aehnliches. Vielleicht macht der Zwang des Sylbenmaßes die Sprachfehler nothwendig. — Schiller' mag Ihnen antworten:

Was rennt das Volk? Was wälzt ſich dort die langen Gaſſen brauſend fort? Stürzt Rhodus unter Feuerflammen? Es rottet ſich im Sturm zuſammen, und aus dem Menſchentroß gewahr ich einen Ritter, hoch zu Roß, und hinter ihm, welch Abentheuer! bringt man ein Ungeheuer geſchleppt.

Wie täuſchend lebhaft! wie ſchön, wie erhaben dichteriſch iſt die Diktion! — Aber, rufen Sie aus, das ſind ja beinahe die Verſe ſelbſt, nicht eine Auflöſung! — Das iſt es eben, meine Freundin. Verſuchen Sie einmal dieſe Verſe mehr in Proſa aufzulöſen. Kein Wort können Sie anders ſtellen, ohne der Sprache ſelbſt Gewalt anzuthun. Weit entfernt, daß das Sylbenmaß Härten, Verwerfungen, oder gar Sprachfehler nothwendig machte: keine Proſa könnte natürlicher und fließender ſeyn, als dieſe Verſe und faſt alle Schillerſchen ſind. Bemerkt man, was hierin dem Einen großen Dichter möglich war, ſo ſieht man, daß der andre wohl — was man ſo lange von ihm läugnete — eine Manier hat, nehmlich die der Vernachläſſigung und Fehlerhaftigkeit.

Wir wollen Beide jetzt in einer andern Dichtungsart ſich begegnen ſehn, in dem Liede. Das Lied ſoll bloß Ausbruch des Gefühls ſeyn, und iſt dieſes leidenſchaftlich erhöht, ſo ſtrömt der Dichter es in einer Ode aus. In dieſer letztern Gattung, in der uns Schiller vorzüglich das Lied an die Freude, und ſeine Reſignation lieferte, hat ſich Göthe hier nicht verſucht. Was das eigentliche Lied betrifft, — ſo bitte ich Sie um die

Schonung gegen ihn, die drei erſten Lieder dieſer Sammlung gar nicht zu bemerken: Sie könnten ſonſt in Verſuchung gerathen, Göthe mit Schmidt und Tieck in Eine Claſſe zu ſetzen.

Wählen Sie die beiden beſten aus, die „Nähe der Geliebten" und die „Verſchiedenen Empfindungen," und vergleichen Sie damit die Klage des Mädchens in den Schillerſchen Gedichten. Auch hier werden Sie finden, daß Göthe uns die mannigfaltigſten Empfindungen gewöhnlicher Menſchen mit glücklicher Individualität auszudrücken weiß, Schiller hingegen alles veredelt, alles bis zur Erhabenheit idealiſirt. Sollte Ihnen dabey zufällig das Lied: „Muſen und Grazien in der Mark," vorkommen, und Sie haben über das Treffende dieſer Satire hinlänglich gelacht, ſo leſen Sie, um das Gemeine in derſelben, den Quark, den Miſt u. ſ. w., geſchwind zu vergeſſen, die Schillerſche Satire: „Shakeſpears Schatten" nach. Ich wüßte nicht zwei andre Gedichte aufzufinden, welche die Geiſtes-Phyſiognomie beider Dichter in ſo ausdrucksvollen Zügen einander entgegenſtellten. Beide treffen tödtlich: aber dieſer mit dem Schwert, jener mit dem Prügel.

Die dritte Gattung, in der wir Schiller und Göthe vergleichen können, iſt die Elegie.

Die Elegieen, welche Göthe in Rom ſchrieb, bilden zuſammen einen kleinen Roman, indem ſie uns eine Reihe von Situationen, und die Empfindungen und Betrachtungen ſchildern, die jene einflößen. Hier, wie überall, iſt der Dichter ſehr glücklich im Ausdruck, aber hier, wie faſt überall, nicht delikat genug in der Wahl deſſen, was er ausdrücken will. Er beſchreibt uns nicht nur die ſchönen Formen ſeiner Geliebten, ſondern auch die Handlungen, zu denen ſie den Liebenden anreizen; und das iſt doch wohl — um kein ſtärkeres Wort zu brauchen — unſittlich. Wenn die Mätreſſe erzählt: ſie habe „Rothſtrumpf immer gehaßt, und Violetſtrumpf dazu;" ſo iſt das gemein. Erzählt Göthe uns aber gar, in der achtzehnten Elegie, warum er ſich eine eigene Mätreſſe halte, nehmlich aus Beſorgniß für ſeine Geſundheit, — ich kann mir nicht helfen, meine Freundin, ich find' es niedrig. — Hatte Göthe den Schillerſchen Oden nichts entgegen zu ſtellen, ſo bleibt ihm Schiller hier das Gegenſtück ſchuldig.

(Die Fortſetzung im nächſten Briefe.)

Sechster Brief.

Am 7ten Oktober 1800.

Fortſetzung des Vorigen.

Ich dachte es wohl, meine Freundin, daß die Sachen, die ich von Göthen ſagte, Sie nicht angenehm überraſchen, und daß Ihnen vorzüglich die Ausdrücke, mit denen mein voriger Brief ſchließt, etwas ſtark ſcheinen würden. Glauben Sie indeß ja nicht, daß ich hier etwas zurücknehmen werde. Auch ich weiß, welche Achtung man einem großen Manne ſelbſt da ſchuldig iſt, wo man ſeine Mißgriffe rügt; auch ich weiß, daß es Krittelei *ſcheint*, wenn man, wo ſo viele Vorzüge glänzen, wie in Göthens Gedichten, die Fehler derſelben nicht überſieht: — aber die Litteratur verträgt keinen Monarchen, und den will man ihr jetzt in Göthen aufdringen. Mit Recht preiſt man von ihm, daß er ſo manche Schulfeſſeln in der Dichtkunſt zerriſſen habe: aber ſollen wir uns deshalb gefallen laſſen, daß uns ſeine lächerlichen Vergötterer die ſeinigen anlegen? Wenn dieſe Menſchen in kriechenden Lobreden alles neben ihm herabwürdigen; wenn ſie verlangen, daß man nur ihm anbetend huldigen ſolle, indeß die Nation noch Klopſtock, Wieland, Herder, Voß und Schiller beſitzt; — wenn Er ſelbſt endlich anfängt, ſich auf das Wort ſeiner Schmeichler für einen Halbgott zu halten, dem alles erlaubt ſey: — dann, meine Freundin, iſt es Zeit, daß ihn jedermann, ſo laut er es vermag, an ſeine Menſchheit erinnere — und das betäubte Publikum dazu. So wahr alle Rügen ſind, die ich bis jetzt aufſtellte, und alle, die dieſer Brief noch enthalten wird, ſo werden ſie doch niemand auf einen Augenblick vergeſſen laſſen, daß Göthe einer der größten Dichter iſt, welche die Nation hat: aber als den Einzigen, als fehlerloſes Muſter ſoll man uns ihn nicht aufdringen, und er ſoll das Publikum wenigſtens nicht ungerügt ſo verächtlich behandeln, als er es in dieſer Sammlung wirklich gethan hat. —

Ohne weitere Einleitung will ich jetzt fortfahren, wo ich im vorigen Briefe abbrechen mußte.

Außer jenen berufenen Römiſchen Eleglen giebt Göthe uns in dieſem Bande noch ſieben andre, unter denen Alexis und Dora, der neue Pauſias, Euphroſyne und Amyntas die vorzüglichſten ſind. Den meiſten Schillerſchen: der Tanz, das Glück, der Genius, der Spaziergang, die Geſchlechter u. ſ. w. fehlt, mit jenen vier von Göthe verglichen, die Lebendigkeit des Intereſſe. Sie ſind nicht, wie dieſe, Gemälde von genialiſch erfundenen Situationen und den Empfindungen, die ſie einflößen, ſondern theils Gemälde von wirklichen Gegenſtänden, theils nur philoſophiſche, dichteriſch behandelte Reflexionen. Schiller iſt in der Elegie Maler und Redner, Göthe meiſtentheils wahrer Dichter: wagt er ſich aber in Schillers Gebiet, ſo bleibt er tief unter ihm. Wie matt iſt der Anfang ſeiner Metamorphoſe der Pflanzen:

Dich verwirret, Geliebte, die tauſendfaltige Miſchung
Dieſes Blumengewühls über den Garten umher;
Viele Nahmen höreſt Du an, und immer verdränget
Mit barbariſchem Klang einer den andern im Ohr.

Iſt das etwas anderes, als in metriſche Biſſen zerriſſene Proſa? Er fährt fort, uns, wiewohl in ſehr gewählten Ausdrücken und einer wohl tönenden Diktion, ein Kollegium über die Botanik zu leſen: er beſchreibt uns, wie ſich der Keim durch die Feuchtigkeit entwickelt; er beſchreibt uns die Stengel, die Blätter, die Ordnung der Blumen, und endigt dann, mit einer Anſpielung auf den behandelten Gegenſtand:

O gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntſchaft
Nach und nach in uns, holde Gewohnheit entſproß;

Freundſchaft ſich mit Macht aus unſerm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gebracht u. ſ. w.

Ganz recht! Die Abendkühle der Beſchreibung konnte in nichts beſſer übergehen, als in den Nachtfroſt einer Worttändelei.

Vergleichen Sie mit dieſer Elegie, welche von den Schillerſchen Sie wollen, z. B. die Geſchlechter:

Sieh in dem zarten Kind zwei liebliche Blumen vereinigt,
Jungfrau und Jüngling, ſie deckt beide die Knospe noch zu.
Leiſe löſt ſich das Band, es entzweien ſich zart die Naturen,
Und von der holden Scham trennet ſich feurig die Kraft.
Gönne dem Knaben zu ſpielen, in wilder Begierde zu toben:
Nur die geſättigte Kraft kehret zu Anmuth zurück u. ſ. w.

Welch ein Eingang gegen das „Dich verwirret!" Doch leſen und urtheilen Sie ſelbſt. Sie werden finden, wenn Schiller uns keine Elegie gegeben hat, die Göthens

Euphroſyne an die Seite geſetzt werden kann, ſo ſinkt er doch auch nie zu der Todtenkälte hinab, die Göthen in ſeiner Metamorphoſe ergreift.

Am größeſten erſcheint Schiller in den lyriſchen Lehrgedichten, in den Worten des Glaubens, den Idealen, den Göttern Griechenlands, dem Reich der Formen u. a. Wenn Sie beide Dichter gegen einander wägen, ſo vergeſſen Sie nicht, daß ich dieſe Gedichte hier, wo es nur auf eine Vergleichung der beiden Sammlungen ankam, übergehen mußte, da Göthe, in dieſem Bande wenigſtens, keine ähnliche geliefert hat.

Die letzte Gattung, in der Beide hier zuſammentreffen, iſt das Epigramm; und auch hier bleiben ſie ihrem oben erwähnten Hauptcharakter treu: Göthe der Natürlichkeit, Schiller der Erhabenheit. Beide fallen aber auch in die Fehler, die ihnen am nächſten lagen. Göthe empfängt ſeine Einfälle leicht und wirft ſie mit Leichtigkeit, oft nur mit zu großer, hin; doch da er alles heraus ſagt, ſo ſchlüpfen oft nicht nur alltägliche, ſondern auch wohl gemeine unter. Schiller macht jeden Gedanken zu einem ſorgfältig gefeilten Gedichte: aber es widerfährt ihm auch oft, daß er einen verworrnen oder ſchiefen Gedanken, weil er poetiſche Politur annahm, durch ein Bild oder dichteriſche Ausdrücke herausputzt, ohne daß er dadurch etwas anders werde, als ein Faux brillant. Er ſagt z. B.:

Aus dem Leben heraus ſind der Wege zwei dir geöffnet:
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
Siehe, daß du bei Zeiten noch frei auf dem einen entſpringeſt,
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt.

Was heißt das? Gewiß wollte der Dichter nicht ſagen, daß man nicht ſterbe, wenn man dem Idealiſchen nachſtrebe; und eben ſo wenig wollte er empfehlen, daß man es noch vor ſeinem Tode thun ſolle: alſo was wollte er? Es bedürfte eines langen, langen Kommentars, um nur irgend einen Sinn hinein zu erklären, der am Ende doch nur ein ſehr alltäglicher, ſchief ausgedrückter wäre. — Das Epigramm, der Kaufmann, endigt ſich:

Güter zu ſuchen
Geht er; doch an ſein Schiff knüpfet das Gute ſich an.

Welche Wortſpielerei, um zu ſagen: der Handel bereichere die Nationen nicht nur, er bilde ſie auch!

Göthe dagegen — auch ſeine Epigramme führen uns zuweilen in unſaubre Geſellſchaft. Seine Lacerten, ſeine Spelunken und die Vorgänge in den letztern, die er im 60ſten Epigramme ſchildert *) — Ich bitte Sie dringend um Verzeihung, meine Freundin, daß ich dieſer Dinge erwähnen mußte. Aber

---

*) Göthe ſelbſt ſcheint wenigſtens gehört zu haben, daß das Unſittliche in vielen ſeiner Gedichte anſtößig ſey. In der Elegie Herrmann und Dorothea vertheidigt er ſich darüber mit dem Beiſpiele der Alten. Iſt denn auch das Unſittliche in ihnen nachahmenswerth? Wird das Garſtige dadurch weniger garſtig, daß es nicht originell iſt?

ſcheinen Ihnen die folgenden Einfälle ſehr fein?

Dichten iſt ein luſtiges Handwerk, nur find' ich es theuer;
Wie dies Büchlein mir wächſt, gehn die Zechinen mir fort. —
Sankt Johannes im Koth heißt jene Kirche. Venedig
Nenn' ich mit doppeltem Recht heute Sankt Markus im Koth. —
Wundern kann es mich nicht, daß Menſchen die Hunde ſo lieben:
Denn ein erbärmlicher Schuft iſt, wie der Menſch, ſo der Hund.

Sind die beiden erſten, Epigramme, ſo ſpricht man in allen Gaſſen und Gäßchen Europens den ganzen Tag in Epigrammen. Das dritte hat freilich eine ſchärfere Pointe; aber wir ſind es dem großen Dichter ſchuldig, anzunehmen, es ſey ihm nur aus Verſehen entſchlüpft. Unmöglich konnte er ſonſt vergeſſen, wie leicht man es für den Ausbruch eines ſehr zerknirſchten Selbſtgefühls, oder einer unbändigen Arroganz anſehen könne.

Laſſen Sie uns jetzt noch einen Blick auf die Sammlungen im Ganzen werfen.

Schiller hat eine ſtrenge Auswahl unter ſeinen Gedichten getroffen, und die aufgenommenen mit der mühſamſten Sorgfalt geſtellt. Um das hohe Verdienſt ſeiner Selbſtverläugnung ganz einzuſehen, vergleichen Sie das Gedicht, die Götter Griechenlands, in ſeiner jetzigen Geſtalt mit der frühern. Unzufrieden vermißt man jetzt ganze Strophen, die ſo vortrefflich ſind, daß man ſich ihrer nur mit Entzücken erinnert. Vergleicht man aber genauer, prüft man, warum der Dichter ſie wegſchnitt, ſo bewundert man ſeinen ſtrengen Künſtlerſinn mit dankbarer Hochachtung. Indeß iſt es Schade, daß ſie nicht in einem Anhange oder in Noten beigefügt wurden! es ſind Goldſpähne, die auch für ſich des Aufhebens werth bleiben.

Wenn Göthe dagegen nicht nur aus ſeinen ältern Schriften, wenn er ſelbſt aus den erſten Bänden der neuen, manche Gedichte dem Verleger und dem Publikum noch einmal verkauft, ſo muß man ſeine ganze Achtung für ihn aufrufen, um nicht zu denken, es habe nur ein Buch werden ſollen, und ſich nicht einer gewiſſen Bemerkung Lichtwehrs über die Nachtigall zu erinnern, die bei Nacht vortrefflich ſinge, bei Tage aber — Wenn er, troß der laut gewordenen Mißbilligung des beſſern Publikums, die meiſten Dinge, die es ehmals indignirten, wieder abdrucken läßt; wenn er am Ende gar geruhet die Leſer in 32 Räthſeln, Weiſſagungen genannt, die der Entzifferung theils nicht fähig, theils nicht werth ſind, zum Beſten zu haben: ſo — werden Sie wenigſtens geſtehen, daß das in einem ſehr vornehmen Style ſammeln heißt.

Zerſtreute Blätter, beſchrieben von Maria Muioch.

Soll man den Frauenzimmern eine literariſche Bildung geben? „Ach nein!" ſeufzen hundert Ehemänner mit einem kläglichen

Blicke auf ihren zerrütteten Haushalt und ihre vernachläſſigten Kinder. — „Ja wohl!“ fahren eben ſo viele andre ärgerlich auf. Die Flitterwochen ihrer Ehe ſind durchküßt; und wenn ſie jetzt von ihren Geſchäften zurückkehren, können ſie mit ihren geiſtloſen Gattinnen nichts anfangen, als — ſie noch einmal küſſen, und dann ſitzen laſſen. Beiderlei Beiſpiele beweiſen nichts; denn, zum Troſt der armen Ehemänner ſey es geſagt: die literariſche Thörin wäre ohne die Wiſſenſchaften höchſt wahrſcheinlich eine modiſche oder coquette geworden, und die ſtumpfe Haushälterin hätte die ſorgfältigſte Bildung nur zu einer eben ſo ſtumpfen Pedantin gemacht; denn verleihen können die Wiſſenſchaften weder Vernunft noch Geiſt.

Ich will die Frage, über die ſchon ſo häufig geſtritten worden iſt, hier nicht noch einmal erörtern. Nur Eine Bemerkung erlauben Sie mir. Gelingt es einem Frauenzimmer, ſich die Muſen zu Hausfreundinnen zu machen, die es gefällig in Küche und Keller begleiten, ohne ſie zu ſtören, ſo kann es keine vortrefflichere Geſellſchaft finden als ſie. Sein eignes Leben, das Leben ſeines Gatten, alles wird dadurch verſchönert und veredelt. Diejenigen Frauen aber, die es nie zu einer höhern Vertraulichkeit mit den Göttinnen bringen konnten, als daß ſie ſich mit ihnen auf den Prunk-Sofa ſetzen, indeß alles im Hausweſen die Gegenwart der Ordnerin vermißt, — die thun wohl am beſten, wenn ſie ſo hohen Bekanntſchaften entſagen.

Eins der reizendſten Beiſpiele von dem erſten Verhältniſſe war die, leider ſchon in ihrem zwanzigſten Jahre geſtorbene, Maria Mnioch. In einem kleinen Orte, in dürftigen Umſtänden erzogen, hatte ſie durch Neigung zu ihrem Lehrer Liebe zu den Wiſſenſchaften gewonnen: aber ſie wußte ihren Geiſt durch ſie zu bilden, ohne ſie zu ihrer einzigen Hauptbeſchäftigung werden zu laſſen. Sie heirathete ihren Lehrer; ſie wurde ſorgſame Hausfrau und Mutter: aber wenn, mitten unter den häuslichen Beſchäftigungen, ein Gedanke oder eine Empfindung in ihr lebendig wurde, warf ſie ſie auf ein Blättchen hin, nicht um ſie drucken zu laſſen, ſondern um mit ihrem Gatten darüber zu ſprechen; — und hier finden Sie dieſe unbefangenen Aeußerungen eines vortrefflich gebildeten Geiſtes beiſammen. Sie ſind von einem hohen Werthe, nicht ſowohl durch ihre dichteriſche Schönheit, als durch den reinen Sinn, den hellen Verſtand und die ſanfte Empfindung, die aus allen hervorblicken. Das Dichteriſche derſelben liegt nicht ſowohl in dem, was die Verf. ſagt, als in der Art, wie ſie es ſagt, und in dem Lichte, in welchem ſie alles anſieht. Wie ſie über ſich als Dichterin denkt, mag ſie Ihnen ſelbſt ſagen.

Die literariſche Hausfrau.

„Sehet den ſtolzen Muſen nicht nach,
„euch in ihre Reihen zu drängen, wenn ſie
„Frühlingsblumenleſe halten in Arkadiens
„Gefilden, in Tempe's Thal, weit entlegen
„von eurer Hütte. — Es ſind leicht ge-

„ſchürzte Jungfrauen, raſch iſt ihr Gang, „ihr Fuß ermüdet nicht. Wie wollt ihr „folgen, im Arme den Säugling, an der „Hand das leicht ermüdete Kind?"

„Aber ſie kehren wieder, ihre Körbe „mit Blumen gefüllt; es ſchreitet ihr Chor „unſre Hütten vorüber; ſie reichen den Bittenden manches Veilchen, — auch in der „Eile manchen Roſenſtengel, woran die „Blume verwelkt iſt. —

Fortſetzung.

Bedarf mein Kind des Glaſes,
Worin ich jene Blume
Mit reinem Thau erquicke,
So laß die Blume welken!
Sie iſt ja nicht erbeten,
Iſt kein Geſchenk der Muſen
Aus Gunſt, — ſie iſt entfallen
Dem übervollen Körbchen,
Und welkt gewiß doch morgen.

Rührend naiv, oft an Zartheit eines Jean Paul würdig, ſind ihre mütterlichen Empfindungen, ihre Betrachtungen über die Poeſie im Hausſtande, und die Art, wie ſie den Männern vorwirft, daß ſie ſich durch

Geſchäfte ihrer Familie entfremden laſſen. Z. B. **Frage**: „Haſt du denn auch deinen Vater recht lieb?" **Antwort**: „O ſehr lieb! (Wie mein Herz, ſagt die Kinderfrau.) Er ſorgt ja dafür, daß wir und die Mutter vergnügt ſollen leben können, wenn er wird todt ſeyn."

Ihre Beobachtungen über Herrſchaften und Geſinde, ihre Urtheile über jeden Gegenſtand, vorzüglich über die Schriftſteller, die ſie las, ſind bis zur Schärfe fein, originell, geiſtreich und faſt durchgängig ſehr wahr. Stört etwas den Genuß dieſes ſchätzbaren Büchelchens, — das ich Ihnen warm empfehle, — ſo ſind es die Entſchuldigungen, die der Herausgeber beifügt, ſo oft die Verfaſſerin etwas Auszeichnendes ſagt. Wozu? Wen die Naivetät, mit der eine zwanzigjährige Frau dieſer Art zu ſich ſelbſt ſpricht, beleidigt, mache das Buch zu und erröthe.

Siebenter Brief.

Am 14ten Oktober 1800.

Eliſa, oder das Weib wie es ſeyn ſollte.

A thing, which now to sense, now non-
sense leaning;
Means not, but blunders round about a
meaning *).
Pope.

Mit Stolz, meine Freundin, ergreif' ich heute die Feder. Ich habe mich wohl um Sie verdient gemacht. Ich habe, trotz ſeinen 351 Seiten, ein Buch durchgeleſen, das ich ſonſt ſchon beim dritten Blatte mit Widerwillen weggeworfen hätte. Um dieſer Aufopferung willen verzeihen Sie mir, wenn mein heutiger Brief etwas matt ausfallen ſollte. Werke, wie dieſe Eliſa, wirken wie neblichtes Wetter: ſie erſchlaffen.

---

*) Ein Ding, das zwiſchen Sinn und Unſinn ſchwankt; nichts denkt, ſondern nur Gedandanken umfahſelt.

Es iſt übrigens wegen ſeiner Geſchichte merkwürdig. Es beweiſt, daß Bücher, ſo gut als Menſchen, ſehr oft nicht durch ihre Verdienſte, ſondern durch die Keckheit ihrer Anſprüche, ihr Glück machen! Welche Kühnheit, ein Ideal für die wirkliche Welt aufzuſtellen! Wer das wagt, muß ſich doch wohl auf ſeine Kräfte verlaſſen können, glaubte die Menge, und kaufte mit Zutrauen und Neugier die erſte Auflage weg. Der Verleger kündigte mit dem ihm vorzüglich eigenen Poſaunenton eine zweite an, eine dritte, u. ſ. w. Jetzt hat er die ſechſte zur Welt gefördert, und das Nachahmerheer hat die Zauberformel des „ſeyn ſollen“ begierig ergriffen, und uns Männer, Kinder, und, was weiß ich, was alles, „wie es ſeyn ſollte,“ geliefert. Sie ſehen, meine Freundin, unſre Literatur gleicht einem Teiche. Nicht dem ſchiffenden Schwan allein folgen glänzende Spuren: auch der ſchmutzige Kieſel, den ein müßiger Bube hineinwirft, macht Kreiſe, die ſich immer weiter und weiter verbreiten, — endlich aber doch auf immer am Ufer zerfließen, indeß der Schwan noch manches Jahr ſeine glänzenden Furchen zieht.

Unterſuchen Sie dieſe Eliſa genauer, ſo finden Sie einen abentheuerlichen, ſchleppenden, ſchlecht erfundenen und noch ſchlechter geſchriebenen Roman, deſſen Heldin eine mattherzige, minaudirende Precieuſe iſt, die Reden von drei Seiten voll empfindſamer Moral hält, übrigens aber eine platte Lächerlichkeit über die andre, ſelbſt ziemlich zweideutige Dinge, begeht. Die Verfaſſerin hat Sorge getragen, ſie mit allen Uebeln und Gefahren auszuſtatten, die ein Weib treffen können. Sie giebt ihr eine unnatürliche Mutter, eine boshafte Schweſter, einen hochtrabend-liebenswürdigen Liebhaber, einen unverſtändigen und ausſchweifenden Gatten, einen ungerathenen Sohn u. ſ. w., und aus jeder Probe, auf die Eliſa dadurch geräth, zieht ſie ſich durch eine abgeſchmackte Abentheuerlichkeit, von der uns aber die Verfaſſerin zu verſtehen giebt, daß ſie eine edle Handlung ſey. Urtheilen Sie ſelbſt.

Das Buch hebt mit einer ſtattlichen Rede an, die Eliſens ſterbender Vater ihr hält. Der Schluß derſelben iſt wegen ſeiner Schiefheit merkwürdig: „Wirke ſtets Gutes; und du wirſt nie das Unglück kennen." Das dreizehnjährige Mädchen antwortet eben ſo ſchief: „Vater, ich will ſtets deine Tochter ſeyn!" Das muß ſie denn freilich, ſie mag wollen oder nicht; aber ſie zeigt ſich deſſen auch würdig: denn nach dem Pröbchen, das von dem wohlſeligen Herrn ins Buch hineinhängt, muß er gerade eben ſo verſchroben geweſen ſeyn, als „das Weib, wie es ſeyn ſollte,“ ſich unaufhörlich zeigt.

Sie macht einen Beſuch bei einer Gutsnachbarin ihrer Mutter, verliebt ſich auf der Stelle in den Sohn derſelben, und giebt es ihm durch ein plattes Compliment zu verſtehen. Er erwiedert ihre Empfindungen, und nach einigen verliebten Spaziergängen ſind ſie gerade eins geworden, als Eliſens Mutter ihr ankündigt: ein benachbarter Edelmann wolle ſeinem dürftigen Neffen nicht erlauben, ihre Schweſter zu heirathen, wenn ſie ſelbſt nicht ſeinen Sohn nehme. Anfangs weigert ſie ſich; endlich aber findet ſie einen Ausweg. Sie will dem Edelmann ihr ganzes Vermögen abtreten, wenn er ſeinen Entſchluß zurücknimmt, — und die Mutter erlaubt ihr, dieſen Vorſchlag zu thun. Haben Sie jemals eine albernere Fiktion geleſen? Die Mutter verdient die Ruthe; aber „das Weib, wie es ſeyn ſollte,“ bedarf der Wächter.

Der Edelmann nimmt den Vorſchlag nicht an, und auf dringendes Verlangen ihrer Mutter, entſchließt Eliſa ſich, ſeinen Sohn zu heirathen. Sie ſagt dieſem indeß, daß ſie ſchon einen andern liebe. Da ſie ihm gleichgültig iſt, und er nur ihr Vermögen verlangt, ſo iſt dies kein Hinderniß, und ſie werden getraut: — wer von dieſem Paare der Ekelhafteſte iſt, der Niederträchtige, der ein Frauenzimmer heirathet, das einen anderen liebt, oder das ſchlaffe Ding, das ſich ohne Umſtände einem Menſchen überläßt, den es verachtet, — mag Ihr Gefühl entſcheiden.

Daß Eliſa nun von ihrem erſten Geliebten ſehr pathetiſch Abſchied nimmt, daß ſie die großen Fehler ihres Gatten geduldig erträgt, erſchrecklich viel Gutes thut, Armenhäuſer und Schulen, wie es jetzt in den Romanen Sitte iſt, anlegt u. ſ. w., verſteht ſich von ſelbſt; aber ſie muß noch glänzendere Proben ihrer Geiſtesgröße ablegen. Ihr Gatte hält ſich eine Mätreſſe. Zufällig erfährt Eliſa, daß dieſe Schulden halben arretirt werden ſoll: ſogleich trägt ſie ihr perſönlich ihre Juwelen hin, um ſie von dieſer Schande zu befreien. Er hat ſein Vermögen durchgebracht: ohne zu bedenken, daß das ihrige doch wohl auch ihren Kindern gehöre, bezahlt ſie ſeine Schulden damit. Ihr älteſter Sohn geräth in Ausſchweifungen. Eliſa reiſet nach der Stadt, wo er in Garniſon liegt; belauſcht ihn in einem Nebenzimmer, als er eben eine liederliche Geſellſchaft bei ſich hat; läßt ihn erſt hundert Louisd'or verſpielen, erſcheint dann, um dieſe Summe durch ihre mit Brillanten beſetzte Uhr zu tilgen, lohnt eigenhändig die Luſtdirnen ab, die er beſtellt hatte; bezahlt ſeine übrigen Schulden, und geht dann, um ihn zu rühren, zwanzig Meilen weit zu Fuße nach Hauſe, indem ſie, — welche Rüſtigkeit für eine Empfindſame! — drei Meilen täglich zurücklegt.

Mehr brauche ich Ihnen doch wohl nicht von dieſem „Weibe, wie es ſeyn ſollte," zu ſagen, um Ihnen zu zeigen, daß es eine überſpannte Romanen-Närrin iſt, die nichts Merkwürdiges hat, als die Feinheit, mit der ſie in jeder Verlegenheit das bizarreſte Mittel auszufinden weiß, und die Beſtimmtheit, mit der ſie es immer ergreift.

Und wie dieſe Abgeſchmacktheit geſchrieben iſt? Der Stil iſt ihrer völlig würdig. Mir war, indem ich dies Buch las, als ſähe ich die Verfaſſerin vor mir, wie ſie — in einem großen Reifrocke, mit Ellen langen Manſchetten, eine Priſe Tabak zierlich zwiſchen den dicht beringten Fingern haltend, und den einen Fuß vorgerückt — eine Tirade aus irgend einer uralten Haupt- und

Staats-Aktion herdeklamirte. Hier ein Pröbchen:

Der Liebhaber hat Eliſen (die Verfaſſerin ſchreibt immer Eliſan) ſeine Liebe erklärt und umarmt ſie mit folgenden Worten: „Nein, meine Eliſa! Wir ſind nicht ſchuldig! Wir gehorchen der Stimme unſers Schöpfers, der aus Liebe uns ſchuf, durch Liebe uns werden ließ und durch ſie uns glücklich machen wird.“ Nach einigen unbedeutenden Zwiſchenreden antwortet ſie: „Dank dir, mein Schöpfer, daß du mich ihn finden ließeſt, dieſen Mann, der allein dieſes ſelige Entzücken mich fühlen laſſen konnte. — Herrmann, Ihre Liebe macht mich ſtolz, macht mich glücklich!“

Am meiſten wird die Lektüre dieſer Scharteke dadurch widerlich, daß der Verfaſſerin alle Gedanken nur dunkel vorſchweben, und ſie alſo ihre Abgeſchmacktheiten ſelbſt, nur halb erhaſcht. So ſagt ſie irgendwo: „Faſt jede Staatsverfaſſung iſt ein glänzendes Rad, woran ein jeder ſich hängt, unbekümmert, ob die Säulen, welche es ſtützen, auch Feſtigkeit genug haben.“ Ein Rad, an das man ſich hängt! Ein Rad, das ſich auf Säulen ſtützt! Was für ein Bild mag der guten Frau da vorgeſchwebt haben? Selbſt das Rad des

Nachrichters wird doch nur von Einem Pfahle getragen. — Ich ſchließe mit dem herzlichen Wunſche, daß der Himmel mich und jedermann vor Weibern, „wie ſie ſeyn ſollten," bewahren möge! — Doch nein! noch einen ſehr charakteriſtiſchen Schwank hab' ich nachzuholen.

Es fällt der Verfaſſerin ein, Eliſen, ohne alle Veranlaſſungen und Gründe, auf dem Todbette erklären zu laſſen, daß ſie die Fortdauer ihrer Seele bezweifle. Von einem Frauenzimmer, das ſelbſt bei dem Kuſſe des Geliebten nicht vergißt, ihrem Schöpfer für dieſe gute Gabe zu danken. könnte das freilich auffallen, wenn die lächerlichen Abentheuerlichkeiten, aus denen das ganze Buch beſteht, nicht hinlänglich wären, auch dieſe neue überſehen zu laſſen. Das that aber irgend ein Recenſent nicht. Er pries, wie es ſcheint, die Eliſa aus vollen Backen, und, um doch unpartheiiſch zu ſcheinen, rügte er dieſe Irreligioſität. Die Verfaſſerin, voll Freude über die Wichtigkeit, die er dadurch auf ihr Machwerk legte, erklärte ſich bei zwei neuen Auflagen ſehr weitläuftig, giebt Kunſtgründe an, ſpricht von Aufklärung u. ſ. w. Unnöthige Mühe, mein Herr! Unnöthige Mühe, Madame! Eliſa war zeitlebens nicht recht bei ſich: das erklärt jede Inconſequenz. Indeß erlauben Sie mir, zu Ihrer beiderſeitigen Beherzigung eine Anekdote aus Chamforts Memoiren zu erzählen. Ein junges Mädchen ließ ſich eines Tages — was für Launen haben Mädchen nicht! — beigehen, in dem Kloſter, wo ſie erzogen wurde, ihren Spielkameraden den Atheismus zu predigen. Voll Schrecken ſchickt die Aebtiſſin zu Maſſillon. Er kommt, hört die Schwätzerin an, und — geht lächelnd wieder fort. Vor der Thüre erwartet ihn die Aebtiſſin. „Nun, Hr. Biſchof?" — Die Kleine iſt allerliebſt. – „Aber um Gottes willen! Was giebt man ihr für ein Buch, um ihre Seele zu retten?" — Der Kleinen? ſagt Maſſillon, und denkt einen Augenblick nach: — Je nun, einen Katechismus zu fünf Sous! — A bon entendeur, peu de paroles.

Torquato Taſſo's befreites Jeruſalem, überſetzt von J. D. Gries. Erſter Theil.

„Eine Ueberſetzung des befreiten Jeruſalems!" rufen Sie aus. Mäßigen Sie Ihre Freude! Nicht alles was den Mund aufthut, ſingt; und den Taſſo überſetzt nicht jeder, der

Luſt hat. Verteutſcht ſind die fünf erſten Geſänge hier freilich noch einmal; aber trotz der pomphaften Ankündigung, in welcher der Verleger das Publikum anſchrie: ſeyn Sie froh, daß Sie den Taſſo in der Urſprache leſen können; Herr Gries würde Sie nicht dafür entſchädigen.

Es iſt überhaupt eine mißliche Sache um dichteriſche Ueberſetzungen. Von zehn verunglücken in der Regel neun, und zwar oft bloß dadurch, daß der Ueberſetzer nicht mit ſich einig werden konnte, was er eigentlich liefern wollte. Das klingt ſonderbar: aber Sie werden mir Recht geben, wenn ich mich deutlicher erkläre.

Engel vergleicht in ſeinem Briefe Mäzens die Sprache mit einem muſikaliſchen Inſtrumente. Laſſen Sie uns dies ſehr paſſende Gleichniß beibehalten, uns aber dabei erinnern, daß die Sprachen unter einander ſo verſchieden ſind, als die Inſtrumente unter ſich. Stellen Sie ſich vor, Sie hätten eine vortreffliche Phantaſie auf der Flöte angehört, und man wollte ſie Ihnen nun auf dem Claviere wiederholen: gäbe es einen dritten Weg, als daß man entweder die einzelnen Töne nach einander wieder abzählte, oder daß man ſich begnügte, daſſelbe Thema auf eine ſolche

Art auszuführen, als es die Natur des Claviers fordert? Eben ſo muß der Ueberſetzer ſich entſchließen, entweder eine wörtliche Ueberſetzung oder eine bloße Nachbildung zu geben. Die erſte könnte nur dazu dienen, das Original verſtändlicher zu machen; die zweite würde, wenn ſie gelungen wäre, ein eigenthümliches Gedicht, das vielleicht manche unerreichbare Schönheit des Originals nicht, aber manche andre, ihrer Sprache angemeſſene, beſäße, die jenem fehlte. Iſt die Anmuth, das Intereſſe, der freie Gang des Originals erreicht, ſo nimmt man es mit einzelnen Worten nicht genau. — Wie aber, wenn, um zu unſerm Gleichniſſe zurückzukehren, ein Stümper zwiſchen beiden Arten der Wiederholung hin und her ſchwankte, jetzt einige Takte bloß nachbetete, dann einige andre mit Freiheit ausführte, — jetzt wohl gar in die läppiſche Spielerei verfiele, den Klang der Flöte nachmachen zu wollen? Sie würden ihn bald mit Widerwillen aufhören heißen, — und, ſehen Sie, meine Freundin, ſo überſetzen die meiſten, und ſo hat auch Herr Gries überſetzt.

Fehlte ihm Muth, fehlte ihm Einſicht und Genie dazu: genug, er hat in ſeiner Ueberſetzung weder eine Nachbildung, noch eine wörtliche Verdolmetſchung geliefert, ſondern er ſchwankt zwiſchen beiden auf die unangenehmſte Weiſe. Keinen Zug, keinen halben Gedanken nur, wagte er zuzuſetzen, wegzulaſſen, oder nur auf eine dem Deutſchen angemeſſenere Art zu wenden. Selbſt die Versart des Originals hat er beibehalten, (außer daß er männliche Reime mit den weiblichen abwechſeln läßt) und jede Stanze, ja faſt jede Zeile, enthält genau ſo viel und eben das, als im Italiäniſchen: über dieſen Zwang ging Grazie und Schönheit verloren. — Von der andern Seite wollte er doch auch, daß ſeine Verſe lesbar ſeyn, daß ſie ſich reimen ſollten u. ſ. w.; und darüber büßten ſie ſelbſt die Treue wieder ein, nach der er ſo ängſtlich ſtrebte. Kurz, er ſteht vor ſeiner Arbeit, wie Prometheus vor ſeiner Ueberſetzung der Göttergeſtalt in Thon: kein äußeres oder inneres Glied, kein Zug des Geſichts fehlte; aber es war lebloſer Thon. Der Titan ſtahl ſich den beſeelenden Funken, und brachte ſo wenigſtens ſterbliche Menſchen zu Stande: aber für Herrn Gries giebt es keine Hülfe. Selbſt wenn die gewaltigen Herren vom Athenäum und Konſorten ſich ſeiner annehmen und demonſtriren wollten, ſein Werk ſey vortrefflich: ihr lauteſtes „Stehe auf und wandte!" fürchte ich, würde nichts helfen; dieſe Todte ſchreitet nie — über die Schwelle — des Buchladens.

Wir haben eine ältere Ueberſetzung des Jeruſalems von Manſo. Sie iſt freilich nichts weniger als fehlerfrei; aber Manſo hat doch beſtimmt gewußt, was er wollte: er hat eine freie Nachbildung gegeben, welche dieſe charakterloſe Todte unendlich an Genießbarkeit übertrifft, wie Ihnen die Proben aus beiden, die ich jetzt herſetzen will, beweiſen werden.

St. 1. von Hrn. Gries.

Den Feldherrn ſing' ich und die frommen Waffen,
Die des Erlöſers hohes Grab befreit.
Viel hat ſein Geiſt und Arm vermogt zu ſchaffen,
Viel duldet' er, bevor ihm Sieg bereit.
Doch fruchtlos droht die Hölle, fruchtlos raffen
Aſien und Libyen ſich empor zum Streit:
Gott ſchützt ihn, zum Panier des Hochverehrten
Bringt er zurück die irrenden Gefährten.

Welch ein Deutſch! Welche Härten und Gemeinheiten! Hören Sie dagegen Manſo.

Gerechter Waffen Krieg beſing' ich und den Helden,
Der Chriſtus heil'ges Grab befreite. Was Verſtand

Gepaart mit Stärke ſich zu enden unterwand,
Was Gottfried that und litt, will ich der Nachwelt melden.
Umſonſt erwachte Nil und Euphrat: fruchtlos ſtand
Die Hölle trotzig auf und drohete Gefahren:
Er ſammelte die weit zerſtreuten Schaaren
Der Gläubigen, begann mit Gott, und überwand.

Das iſt erhabene Muſik gegen das Geklingel in der Ueberſetzung von Hrn. Gries.

St. 2. von Hrn. Gries.

O Muſe, die, wo Pindus Lieder ſchallen
Mit welkem Lorbeer nie die Stirn umflicht,
Die hoch im Himmel, in der Selgen Hallen
Mit ewgen Sternen ſchmückt das Angeſicht:
Laß Himmelsglut durch meinen Buſen wallen!
Belebe du mein Lied! Doch zürne nicht
Wenn ich in leicht Gewand die Wahrheit hülle,
Nicht bloß mit Deinem Schmuck die Blätter fülle.

Von Manſo.

O du, die nie das Haar in Pindus niedrer Sphäre
Mit Lorbeern die verwelken, kränzt,
Die droben im Olymp, im Kreiſe ſelger Chöre,
Ein Sternendiadem auf ihrer Scheitel, glänzt.
Enthülle, Muſe, mir die Vorwelt, und beſeele
Ein, nur durch deinen Hauch unſterbliches Gedicht,
Und wenn ich, was du lehrſt, mit Dichtungen vermähle,
So zürne dem Verwegnen nicht.

St. 3 von Hrn. Gries.

Es horcht die Welt dem Ton der ſüßen Leier,
Die lieblich ſchallt vom ſchmeichelnden Parnaß.
Die Wahrheit lockt nur in der Dichtung Schleier,
Und überwindet ſo der Feinde Haß.
Das kranke Kind ſcheut nicht das bittre Feuer
Der Arzenei im ſüßbeſtrichnen Glas (Glaſe).
Getäuſcht empfängt es, ohne Widerſtreben,
Den herben Saft, und durch die Täuſchung Leben.

Von Manſo.

Die Menge, weißt du ſelbſt, verſagt ihr Ohr dem Liede,
Das Heldennahmen nur und Thaten aufbewahrt;
Erſt wann der Täuſchung Reiz ſich mit der Wahrheit paart,
Horcht jedes Herz und wird des ſchnöden Kaltſinns müde.
So beut der Arzt dem Kind den honigreichen Rand
Der Wermuthſchale dar; es ſtreckt die welke Hand
Sehnſüchtig nach ihr aus, leert ſie mit einem Zuge,
Und trinket Leben ſich im ſchmeichelnden Betruge.

Sie ſehn, auch Manſo läßt ſich manche Härte zu Schulden kommen; aber welch ein Unterſchied in der Leichtigkeit und in der Sprache! Vielleicht hat indeß der rauhe

Eingang des Hrn. Gries die gewöhnliche Tugend der Häßlichen, Treue, voraus? Die Wahrheit zu ſagen, Manſo hat ſich große Freiheiten genommen, die nicht immer glücklich ſind: ſo iſt zum Beiſpiel der Olymp in den er den Himmel in der zweiten Stanze verwandelt, fehlerhaft, da hier offenbar auf den Unterſchied der heidniſchen und der chriſtlichen Religion angeſpielt wird; und das niedliche Gemälde, mit dem die dritte Stanze ſchließt, ſteht gar nicht im Originale: aber auch Hrn. Gries vermogt zu ſchaffen, der bereite Sieg, ſein bittres Feuer und ſein ſüßbeſtrichnes Glas ſtehen nicht darin. — Wäre Herr Gries indeß auch noch viel treuer geblieben, als er wirklich blieb; doch müßte man mit jenem geplagten Ehemanne ausrufen: un peu moins de fidélité et un peu plus de douceur et de charmes.

Dürfte ich hoffen, daß mein Wort bey den beiden Ueberſetzern etwas gölte, ſo würde ich Hrn. Manſo bitten, die fünf Geſänge, die er geliefert hat, noch einmal zu feilen und dann das Ganze zu vollenden; — Herrn Gries aber, um ſeines Verlegers willen, mit dieſer Probe zu ſchließen. — Leben Sie wohl.

Achter Brief.

Am 21ſten Oktober 1800.

Gigantomachia, das iſt, heilloſer Krieg einer gewaltigen Rieſenkorporation gegen den Olympus.

> Fire in each eye, and papers in each hand
> They rave, recite and madden round the land.
>
> *Pope.*

Es geht den Satirikern, wie den Portraitmalern. Die Generation der Gegenſtände, die ſie darſtellten, ergötzt ſich an ihren Werken, die folgende ſchafft ſie ins Schlafzimmer, die dritte, wenn es nicht ausgezeichnete Kunſtwerke ſind, in die Rumpelkammer, wo ſie dem Staube und den Motten überlaſſen werden: nur die Neugier wirft noch dann und wann einen gleichgültigen Blick auf ſie, und läßt ſie ſich gäh-

---

[*] Feuer in jedem Auge, Papiere in jeder Hand, faſeln ſie, recitiren und ſäuen mit Unſinn, das Land.

nend von einer alten Kindermuhme denken. Liskows und Rabeners beißende Satiren, ſelbſt Stolbergs Jamben ſchon, ſind vergeſſen: es bedarf eines Commentars, um ſie zu verſtehen, und im Erklären, wiſſen Sie, verduftet gewöhnlich die feinſte Würze des Witzes, beſonders da die literariſchen Kindermuhmen den wirklichen ſelten an Waſchhaftigkeit weichen. Es iſt daher Pflicht gegen den Genius des Satirikers, ihm ſo ſchnell als möglich Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und ich eile, Sie auf ein kleines Produkt aufmerkſam zu machen, das zwar als Kunſtwerk keinen hohen Werth, aber doch manchen ſehr glücklichen und gelungenen Zug hat. Die Gigantomachie iſt ein launiges Gemälde von den neueſten Vorgängen am Fuß des Parnaſſes; — doch, es iſt wahr, Sie würdigten dieſe nie Ihres Blickes: ich muß ſie Ihnen alſo nur erzählen.

Der Geiſt des Zeitalters, deſſen Hauptcharakterzug das Auflehnen gegen jedes Herkommen und jede Autorität iſt, ging bei uns Deutſchen aus der Philoſophie in die ſchöne Literatur über. Hier konnte er, wie überall, ſehr nützlich wirken, aber auch, wie überall, vielen verderblichen Unfug und viele Lächerlichkeiten veranlaſſen: und beides hat er gethan. Von der einen Seite hat er viele Mißbräuche fortgeſchafft: er hat gemacht, daß man keinem berühmten Namen zu gefallen, irgend etwas mehr ohne Prüfung für wahr und ſchön hält, und hat die Dichtkunſt beſonders von einer Menge kleinlicher Schulregeln befreit; — von der andern — brütete er, wie der Geiſt Gottes am Anfange der Tage, vorzüglich über dem Waſſer, und jeder Bewohner deſſelben, der eine Stimme hat, reckt den flachen Kopf hervor , läßt ſie erſchallen, und findet Geſellen, die ganz ehrlich glauben, er ſinge. Eine Menge geſchmackloſer Schriftſteller glänzten nach einander, und glänzen noch, bloß dadurch, daß ſie ſich entweder in wilder Regelloſigkeit gehen laſſen, oder daß ſie Alltäglichkeiten in krauſen Bombaſt hüllen, und Unverſtändlichkeit für tiefes Denken geben. Ja, es bildete ſich ſogar ein Klub äſthetiſcher Maratiſten, der alles Vorzügliche herabwürdigen, alles, ſeinen Schutzpatron ausgenommen, erniedrigen wollte, um dann allein zu glänzen, als erhabener Schöpfer des — Chaos. Er verfuhr ſo ſyſtematiſch dabei, daß ihm ſeine Abſicht ohne Zweifel gelungen ſeyn müßte, wenn das wahrhaft Schöne nicht unzerſtörbar wäre, und — das Publikum das fatale Lachen hätte laſſen können. Es brach aus und wurde faſt tödtlich, nicht dem Lachenden, ſondern dem Belachten, — deſſen Biographie ich Ihnen hier liefern will.

Zwei junge Männer von einiger Gelehrſamkeit, ſelbſt von einigen Talenten, hatten bei ihrem erſten Auftreten die Hoffnung erregt, daß ſie recht gute Schriftſteller werden würden, Schriftſteller von jener Art, die zwar nicht ſelbſt im Stande ſind, in irgend einer Rückſicht Epoche zu machen, aber doch mit dazu dienen, eine gute Periode in der Literatur zu bezeichnen, — wie auch das Gänſeblümchen den Frühling ſchmücken hilft. Man lobte ſie, um ſie aufzumuntern; man nahm ſie zu Mitarbeitern an einem berühmten Inſtitute auf, das, bei den vielen Blättern, die es liefert, der rüſtigen Theilnehmer ſehr bedarf. — Leider war ſchon dies kleine Glück ihren armen Köpfen zu viel; ſie wurden berauſcht. Der eine fing eine Ueberſetzung des Shakeſpear an, die mit Recht für ziemlich gelungen angeſehen wird; nur war er der Einzige, der es vergaß, daß nicht er, ſondern der Brittiſche Dichter, die trefflichen Sachen, die er drucken ließ, geſagt habe, und daß er ſelbſt dieſe ſchwerlich recht verſtanden haben würde, wenn Wieland und Eſchenburg ſie nicht vor ihm überſetzt hätten. Er nahm einen hoch vornehmen Ton an, der ſchon hier und dort ein ſpöttiſches Lächeln erregte. — Der andere ſchrieb ein abentheuerlich-äſthetiſches Buch über die Griechheit. Man lachte laut, aber man ließ immer dabei den Anlagen beider Brüder Gerechtigkeit widerfahren.

Das, werden Sie ſagen, iſt das gewöhnliche Loos der Mittelmäßigkeit, nie mit Wärme erhoben, aber auch nie verkannt zu werden. Ganz recht! Das fühlten dieſe Herren auch, und das war es eben, was ſie zur Verzweiflung brachte: denn ihr Dünkel überredete ſie, daß ſie groß wären, — und ſie beſchloſſen, ihre Größe geltend zu machen.

Der wahre Weg dazu wäre geweſen, da ihnen die Natur nun einmal kein glänzendes Genie verliehen hatte, ſich durch verdoppelte Anſtrengung im Fleiße auffallende Verdienſte um die Literatur zu erwerben; aber das ſchien ihnen zu langwierig. Der Lärm, den die Xenien machten, zeigte ihnen, wie ſie glaubten, einen kürzern Weg. Da ſie keine enthuſiaſtiſchen Lobredner gewinnen konnten, ſo wollten ſie ſich wenigſtens ſchreiende Feinde machen. Sie benutzten alſo ihre Theilnahme an dem erwähnten Inſtitute, über die vorzüglichſten Schriftſteller Deutſchlands hochfahrende Bitterkeiten zu ſagen; nur vor Einem Dichter, der aber zugleich Miniſter iſt, beteten ſie in Demuth an. Umſonſt! Ihr anzüglicher Ton und ihre oft lächerlichen Schmeicheleien errregten zwar Aufſehen, aber es war doch nur das kalte Hinblicken der Verachtung; und das Anſehen des Inſtituts ſelbſt, fing an zu ſinken.

„Wir ſind noch nicht vorlaut genug geweſen! Wir ſtanden noch zu verſteckt!“ dachten ſie. Damit man alſo beſſer ſähe, woher die Angriffe kämen und wohin die Erwiedrung, die ſie hoffeten, zu richten ſey, traten ſie in ihrem berufenen Athenäum mit ihrem Nahmen auf, und handelten nach einem offenen Plane. Neue Adorationen vor Göthen; neue Schmähungen gegen Alle, die zu unerreichbar vor ihnen ſtanden, ſelbſt gegen Wieland *) und Voß;

---

*) Was ſie gegen den eben ſo liebenswürdigen Greis als großen Dichter, erbittert hat? Wieland hat zwei große, unverzeihliche Fehler

außerdem, um ſich Anhänger zu kaufen, pomphafte Lobeserhebungen gegen Halbköpfe, die ſchon ſeit langer Zeit ſkribelten, ohne bemerkt zu werden; — Bombaſt, um tiefdenkend, — Anzüglichkeiten, um witzig zu ſcheinen. — Auch dies ſchlug fehl. Nur die Kupferpfennige, die ſie unter die literariſchen Krüppel vertheilt hatten, thaten

begangen. Erſtlich leiſtete er als Jüngling nebenher etwas, das der eine dieſer Herren nur mit der größten Anſtrengung im Mannesalter zu Stande zu bringen vermochte, — eine Ueberſetzung des Shakeſpear. Zweitens ließ er es ſich einſt entſchlüpfen: „er habe mit der Morgenröthe der Deutſchen Dichtkunſt ſeine Laufbahn angefangen, und ſehe nun auch die Abendröthe derſelben.“ Wie? der poetiſche Tag Deutſchlands ſollte zu Ende gehn? und doch hatten die H.H. S. noch alle Taſchen voll Sonnetten und Liedlein, und den Kopf voll erhabner Ideen, mit denen ſie erſt anfangen wollten, zu leuchten? — Im Grunde hätten ſie nicht nöthig gehabt, Wielands Behauptung ſo übel zu nehmen; ſie läßt ſich ſehr gut mit ihren Anſprüchen vereinigen. Wenn nehmlich der Tag der Adler und Lerchen zu Ende geht, ſo fängt ja der Tag der Eulen und Ziegenmelker an, die doch auch Vögel ſind. Indeß iſt es immer möglich, daß Wieland, wie ſie laut behaupteten, in einen optiſchen Irrthum fiel. Dergleichen begegnet Dichtern zuweilen So flog einſt Bürgern eine Fledermaus ins Haar, und er rief laut: „Ein Aar! ein junger Aar!“

ihre Wirkung; eine ganze Schaar geborner Invaliden war bereit, für die vermeinte Autorität, die ſie aus dem Nichts hervorzog, und mit deren Fall auch ſie wieder in ihr Element zurückſinken mußten, zu kämpfen: aber es fand ſich niemand, gegen den ſie ihre dankbare Schlagfertigkeit beweiſen konnten. Noch einmal war ſchweigende Verachtung alles, was die Herren gewinnen konnten.

Jetzt ſpannten ſie das letzte Nothſegel auf. Die Xenien hatten einſt den Schillerſchen Almanach gehen gemacht: ſogenannte litterariſche Notizen ſollten dem Athenäum dieſen Dienſt leiſten. Mit der Wuth hungriger Wölfe fuhren ſie in denſelben auf alles los. — Ihr Unſtern wollte, daß ſie dabei einem furchtbaren Satiriker zu nahe kamen. Er endlich ſetzte ſich zur Wehre, und ſein erſter Schlag vernichtete ſie. Der hyperboreiſche Eſel *) erſchien, und — das ganze Publikum lachte laut auf; er ward ſogar, wie es ſcheint, Veranlaſſung, daß die Vorſteher des Inſtituts, dem ſie ihren

---

*) Zu den Einbußen, welche die Deutſche Litteratur durch Kotzebue's Entfernung leidet, gehört auch die Fortſetzung ſeines hyperboreiſchen Eſels, die er unter dem Titel: das Tollhaus, ſchon völlig entworfen hatte.

ganzen Ruf verdanken, Mittel fanden, es von ihnen zu ſäubern. Es blieb ihnen nichts übrig, als es in den beiden Heften des Athenäums, zu deren Verlag der Verleger noch durch ſeinen Kontrakt gezwungen war, wie die zankſüchtigen Weiber zu machen, die noch im Davonlaufen, wohl abgebläuet und mit geſchwollenen Augen, ihre Meinung behaupten. Sie endigten damit, daß ſie prangend verkündigten: „Die Morgenröthe, die ſie heraufgeführt, habe Siebenmeilenſtiefeln angezogen," und ſie hätten ihren Zweck erreicht. Sie haben Recht, wenn es ihre Abſicht war, ſich lächerlich zu machen, und einen neuen Beweis zu geben, daß Mittelmäßigkeit keinen gefährlichern Begleiter haben kann, als Ehrſucht. —

Dieſe tragi-komiſche Geſchichte, meine liebe Freundin, iſt es, welche der Verfaſſer der Gigantomachie traveſtirt. Die Giganten, obbeſagte Herren S., haben beſchloſſen, den Olymp zu ſtürmen, und die Götter, die ältern klaſſiſchen Schriftſteller, aus demſelben zu verjagen. Ihr König, Enceladus-Göthe, verſagt ſchlechterdings ſeine Beiſtimmung, und beweiſt ihnen ſeine Verachtung; aber ein Haufe hungriger Hunde, die erwähnten Krüppel, ſchließen ein Bündniß mit ihnen. Die Götter erhalten Nachricht von ihrem Vorhaben. Anfangs können ſie ſich gar nicht entſchließen, ſich zur Vertheidigung herab zu laſſen: endlich aber, da der Sturm wirklich vor ſich geht, thun ſie es doch. In der Hitze des Kampfes erſcheint Silen; und ſein Eſelein — Kotzebue's hyperboreiſches — hat kaum ſeine Stimme erhoben, als die Giganten in der äußerſten Verwirrung die Flucht nehmen. Enceladus, der den Unfug nicht einmal anzuſehn würdigte, fordert von Jupiter, in den Himmel gelaſſen zu werden, und wird mit Freude empfangen.

Wie Sie ſehen, hat die Fabel keinen großen Aufwand an Witz und Erfindungskraft gekoſtet. Es hätte ſich aus dieſem Stoffe etwas viel Piquanteres machen laſſen; auch laufen viele Plattheiten in der Ausführung mit unter: aber manche von den vier und zwanzig Scenen in Knittelverſen, die das Büchelchen enthält, iſt doch mit vieler Laune geſchrieben, und verräth eine genaue Kenntniß aller Parteien. Ich will Ihnen nur aus der erſten einige Proben geben:

Nach einem Prologe, den Silens Eſelein ſpricht, und der eine herbe, in der That unverdiente Satire gegen Kotzebue iſt, erſcheint ein Haufen hungriger Hunde auf der Bühne. Sie klagen, daß ſie bei Knochen alt und grau würden. Einer aus ihrer Mitte, ein Pudel, ſchlägt eine Rebellion vor, und verſpricht ihnen den glänzendſten Erfolg; denn, ſagt er

Vor unſerm Gebell, Geklaffe, Geheul
Verkriecht ſich der Mond in aller Eil,
Himmel und Erd' dröhnt, was wollen wir mehr?
Ihr ſeyd nicht geſcheut, ich bitt euch ſehr.

Ein Bullenbeißer, der manche traurige Erfahrung gemacht hat, und, wie aus einer andern Stelle erhellt, der rüſtige Kritikus im Archiv der Zeit ſeyn ſoll, — ein armer Mann, dem immer zu Muthe iſt, als meinte er etwas, in der That es aber niemals dahin bringen kann, — dieſer Bullenbeißer zweifelt an der Wirkung. Wenn, ſagt er,

Wenn wir unſer Gebell erheben,
's ſchallt in die Luft und in manche Ohren,
Doch die drauf horchen, nennt man Thoren.
Wo einer grade in luſtiger Laun'
Thut müßig aus dem Fenſter ſchaun,
Der macht's zu, ſpricht: Seh einer die!
Ein Hund iſt doch ein närriſch Vieh.

Stallmeiſter, ein tüchtiger Packer, erbietet ſich, den ganzen Haufen in den Olymp zu führen, wenn man ihn als König anerkennen wolle. Die Bundesgenoſſen charakteriſiren ihn:

Hat viel geleſen, doch mehr geſchrieben.
Ja, was er lieſet, ſchrieb keiner, als er,
Und was er ſchreibt, lieſt niemand mehr.

Auf ſeine prahlende Erzählung, Enceladus habe ihn einſt mit einem Fußſtoße, ja ſogar mit ſeinem Speichel beehrt, wird er wirklich zum Diktator gewählt, und geht hin, den Giganten ein Bündniß anzutragen. Unterwegs wandelt ihn der Hunger an: aber er weiß ſich zu helfen. Er macht ſich Lieder, die alle mögliche Braten vorſtellen, wie vormals ſeine

— — — poetiſchen Ergüſſe
Gar zierlich haben vorgeſtellt
Alle mögliche Hörner dieſer Welt,
Jagd-, Poſt-, Feld- und ſo ferner —
Vergaß allein die Eheſtandshörner u. ſ. w.

— ein Kunſtſtückchen, das Sie ja wohl kennen werden, wenn Ihnen anders die Wanderungen eines gewiſſen gar langweiligen Landſtreichers in die Hände gefallen ſind.

Sie ſehen, der Ton, den der Verfaſſer anſtimmt, iſt ſehr gut gewählt, und die Charakter-Zeichnungen gerathen ihm ziemlich. Schade iſt es aber, daß er dabei wiſſentlich einige grobe Mißgriffe that, welche der Wirkung ſeines launigen Werkes nachtheilig ſind. So iſt es z. B. ganz unerklärbar, warum er auch Göthe und Schiller zu den Giganten zählt. Freilich waren ſie es, in deren Wein ſich jene Taumelnden berauſchten: aber deshalb gehören ſie nicht mit ihnen in Eine Klaſſe. Was hat der Mond mit dem Lunatiſchen gemein, den er wandeln macht? — Der ärgſte Fehler aber, den der V. begeht, iſt, daß er ſich nicht begnügt, die Thoren auszuziſchen, ſondern auch Männer, deren Nahmen der Nation werth, zum Theil mit Recht ehrwürdig ſind, lächerlich zu machen ſucht: wie der Papagei aus ſeinem Käfig jedem Vorübergehenden Schimpfworte nachruft. Jedes Geſicht kann ein geſchickter Zeichner zur Karikatur verzerren, ohne die Aehnlichkeit zu verletzen. Eben ſo läßt ſich jeder Charakter von irgend einer Seite lächerlich machen: aber kein edler Menſch wird es ohne Rückſicht thun. Er wird dem Böſewicht, der jedem andern Gewehre unerreichbar iſt, den nie fehlenden Pfeil der Satire zuſenden; er wird ihn gebrauchen, die freche Thorheit zu züchtigen: — aber ſonſt hochachtungswerthe Männer wegen dieſer oder jener perſönlichen Schwäche zu verhöhnen, iſt der Muthwille eines ungezogenen Knaben.

Spaßhaft wäre es, wenn der Verfaſſer, wie man hier und dort behauptet, ſelbſt zu der Clique gehörte, die er verſpottet. Unmöglich iſt es nicht; denn es läßt ſich ſchwerlich annehmen, daß die Glieder derſelben ſich nicht ſelbſt unter einander heimlich verachten ſollten. Daß er ſich zuweilen erlaubt, die Nahmen zu verzerren, um ſeine Perſonen kenntlich zu machen, giebt jener Behauptung Wahrſcheinlichkeit; denn dieſe Art des Unwitzes, die jedem Sudler zu Gebote ſteht, iſt ganz im Geiſt jener Schule. — Er bedurfte deſſen nicht; ſeine Perſonen ſind ohnehin kenntlich genug gezeichnet, ohne daß er hinzuzuſetzen braucht: Dies iſt ein Haus, und dies ein Fuchs.

17. S.

Zum Erſatz für die Langeweile, welche Ihnen die fade Eliſa vielleicht ſelbſt in der Beurtheilung machte, empfehle ich Ihnen das Weib, wie es iſt, von Guſtav Schilling.

Ein vollſtändiges Gemälde der Weiblichkeit, das der Titel erwarten läßt, finden Sie freilich nicht darin, aber eine Menge ſehr feiner und wahrer Bemerkungen über das weibliche Herz, Natürlichkeit und Haltung der Charaktere, raſchen Gang der Erzählung, und eine ſeltene Leichtigkeit des Styls. Nur hier und dort wünſcht man eine Handlung ausführlicher motivirt, und der Verfaſſer verfällt zuweilen in etwas fade Tändelei, und den preciös witzelnden Ton, der Jean Paul's Werke nicht verſchönert. Er vergleicht z.B. einen jungen gedeihenden Buſen „den Zwillingsquellen Aganippens," und läßt „die Sinnlichkeit das Korps fliehender Grundſätze ins Feuer treiben." Richter darf man nicht zum Muſter wählen. Was ſeine Werke ſchätzbar macht, die Genialität, iſt kein Gegenſtand der Nachahmung; und was dieſe erreichen könnte, ſeine Manier, iſt höchſt fehlerhaft. Doch Herr Schilling kann überhaupt der Vorbilder recht gut entbehren. Er beſitzt Talent genug, um einen eignen Gang zu nehmen. Ich freue mich darauf, mit Ihnen bald über mehrere Werke von ihm zu ſprechen. Das Buch iſt mit einem ſo ſchönen Kupfer von Stölzel geziert, daß der Rückblick darauf — ein ſehr ſeltener Fall — den Genuß im Leſen erhöht.

Neunter Brief.

Am 28ſten Oktober 1800.

Zuerſt die Antwort, die Ihr gütiges Schreiben, meine theure Freundin, fordert. Ich weiß in der That nicht, ob es mich mehr gerührt, oder mehr beluſtiget hat. Ihre warme Beſorgniß für meine Ruhe verdient meinen herzlichſten Dank, und ich ſtatte Ihnen denſelben ab: — doch, in Ernſte! Halten Sie es in der That für ſo wichtig, was man an manchen Theetiſchen Berlins, oder auch nur in gewiſſen Journalen über meine Briefe ſpreche? für ſo gefährlich, in der Litteratur Fehler Fehler, und Stümper Stümper zu nennen? Ich nicht! In meinen Augen ſind alle widrigen Folgen, die meine freien Urtheile für mich haben können, ſo unbedeutend, daß ich ihrer nie würde erwähnt haben, hätten Sie es nicht gethan. Ich weiß, daß mein Zweck gut iſt; ich habe die Mittel ihn zu erreichen, nach langer Ueberlegung gewählt: Lob und Tadel — wie manches Lob giebt es nicht, über das man erröthen muß; wie manchen Tadel, der mehr werth iſt, als ein Lobgedicht! — kommen alſo bei mir nur als Symptome der Wirkungen in Anſchlag, die ich auf die verſchiedenen Parteien im Publikum thun wollte. Sie werden mich nie bewegen, etwas in meinem Tone zu ändern. Doch Sie, meine Freundin, verlangen, daß ich mich wenigſtens über gewiſſe Dinge erklären ſolle. Nun gut, ich thue es Einmal für immer.

Man beſchuldigt mich, ſchreiben Sie, der Parteilichkeit. Dem Himmel ſey Dank, man hat Recht! Nur der charakterloſe Menſch kann ganz parteilos ſeyn, und was ein ſolcher ſagt, iſt, in der Regel, nicht des Bemerkens werth. Dafür giebt es aber nur Eine Partei, welche der rechtſchaffene, ſelbſtſtändige Mann ergreifen kann, immer ergreifen und, wenn er es Einmal that, bis auf den letzten Athemzug vertheidigen wird: die Partei der guten Sache, — das heißt in der ſchönen Literatur, die der wahren Kunſt, des guten Geſchmacks und der reinen Sittlichkeit. Dieſe Sache, meine Freundin, glaube ich in meinen Briefen bis jetzt geführt zu haben, und ich werde mich bemühen, ihr in allen künftigen treu zu bleiben. Die Parteiloſigkeit, die Ihnen mein Motto und mein erſter Brief verſprachen, beſteht nicht darin, daß ich auch das Verwerfliche loben, ſondern daß ich ohne Rückſicht auf die Perſon des Verfaſſers, dem Guten in ſeinen Werken, wie dem Schlechten, ſein Recht widerfahren laſſen wollte; und einen größern Beweis davon konnte ich nicht geben, als durch das, was ich von Göthe'ns und Schillers Gedichten, trotz meiner Hochachtung für die großen Dichter, und vom Titan, ungeachtet meiner Freundſchaft für Richtern, ſagte.

„Aber ich ſey oft zu bitter," behauptet man. Bitter? Ja! Zu bitter? Das läugne ich. Für die hornartige Haut der frechen Menſchen, denen ich Bitterkeiten ſagte, iſt keine Lauge ätzend genug. Ich würde ſie mit rauchender Salpeterſäure taufen, wenn ich es vermöchte.

„Ich ſpräche," rüget man, „nicht gegen alle in demſelben Tone." Das iſt wahr, und hier haben Sie mit Leſſings Worten **mein kritiſches Glaubensbekenntniß darüber:**

„Wenn ich Kunſtrichter wäre," ſagt er in den antiquariſchen Briefen, „ſo würde meine Tonleiter dieſe ſeyn: Gelinde und ſchmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meiſter; abſchreckend und poſitiv gegen den Stümper; höhniſch gegen den Prahler; und ſo bitter als möglich gegen den Cabalen-Macher. — Der Kunſtrichter, der gegen alle nur Einen Ton hat, hätte beſſer gar keinen." —

„Wohl gut," erwiedern Sie; „Leſſings

Autorität wird Viele befriedigen; aber beugt ſie auch den zahlloſen Feindſchaften, den pasquillantiſchen Angriffen vor, die ſie ſich unfehlbar zuziehen und die bald Ihr Leben verbittern werden?"

Seyn Sie unbeſorgt, meine theure Freundin! Man ſoll mir keinen Augenblick verbittern; denn ich bin auf alles gefaßt. Ehe ich die Feder anſetzte, prüfte ich mich ernſt: „Haſt du Unbefangenheit genug, das ewig wandelbare Urtheil der Menge, die immer dem zuletzt Sprechenden zujauchzt, zu überhören?" — Das Bewußtſeyn, daß ihr Lob nicht mein Ziel geweſen ſey, bürgte mir dafür.

„Beſitzeſt Du Kaltblütigkeit genug, den ſchweigenden Hohn oder die lauten Schmähungen der Feinde zu verachten?" — Ich hatte nicht die Abſicht, gewiſſe Menſchen zu ſchonen; ihre Wuth, ſie äußere ſich wie ſie wolle, wird mir nur ein willkommner Beweis ſeyn, daß meine Schläge trafen.

„Wenn aber Männer, die ſeit Jahren

dich baten, zu thun, wozu ihnen der Muth fehlt, nun da du es thuſt, furchtſam zurücktreten? Wenn ſie, um dich zum Freunde zu behalten und doch ja keinen Angriff deiner Gegner auf ſich zu ziehn, ihre Meinung zwar äußern, aber in ſo krauſe Phraſen vermummt, daß man nicht entdecken kann, ob der Nonſens Lob oder Tadel enthalte? Wenn ſie " — Mögen ſie hinter mich weichen! Ich kenne ihre Weiſe! Ihre Aufforderungen haben mich nicht beſtimmt, und ihr Zurücktreten wird mir kaum ein bedauerndes Lächeln koſten.

„Wie aber wenn Andre, die du verehreſt, und deren Beifall dir mit Recht wichtig iſt, den Kopf ſchütteln, ſobald du nicht ihrer Meinung biſt; zürnen, ſobald du einen ihrer Schützlinge angreifſt?" — Es wird mich ſchmerzen; aber es ſoll, das gelobt' ich mir, keinen Einfluß auf mein Urtheil haben, oder auf den Ton, mit dem ich glaube, es fällen zu müſſen. Der Kunſtrichter darf, wie der bürgerliche Richter, in der Ausübung ſeines Amtes ſich keiner Freunde erinnern; nur die Sache ſehn, über die er ſprechen ſoll. Ich werde mich nie herablaſſen, der Waffenträger irgend eines Menſchen zu ſeyn, und ſollte ich ganz allein ſtehn. Mein Urtheil kann oft irrig, aber es wird immer mein eignes ſeyn; — es kann oft oberflächlicher ausfallen, als es werden würde, wenn ich nicht wünſchte, es unterhaltend zu machen: aber es wird immer aufrichtig ſeyn. Der gelehrten, der gründlichen Kunſtrichter ſprechen viele in Deutſchland; der ganz rückſichtlos aufrichtigen giebt es ſehr wenige. Und doch iſt Wahrheit dem großen Publikum nothwendiger, als Gründlichkeit.

Zu der letztern Klaſſe will ich gehören, und hier vor dem Publikum geb' ich Ihnen mein Ehrenwort: nie ſoll eine freundſchaftliche, oder eine furchtſame Rückſicht mein Urtheil beſtimmen. Wenn es während der kürzern oder längern Dauer unſerer Korreſpondenz, Wieland, Herdern oder Engeln widerführe, etwas zu geben, das mir tadelnswürdig ſchiene: rechnen Sie darauf, daß ich es rügen würde, — es verſteht ſich, in dem hochachtungsvollen Tone, der dem Charakter ſowohl, als dem Geiſte dieſer Männer gebührt.

Faſt bin ich ernſthafter geworden, als es ſich für dieſe Briefe ziemt. Um deſto ſicherer wieder in einen leichtern Ton zu kommen, will ich Sie heute nur von einer jener literariſchen Galanterie-Waaren, jener ſaubern Bagatellen unterhalten, welche die ſpekulirende Induſtrie der Buchhändler der eleganten Welt bei jedem Jahreswechſel gar zu gern in die Taſche ſpielt.

Ein ganzer Stoß dieſer niedlichen Sächelchen liegt vor mir, immer ein Werkchen ſauberer als das andere, mit goldnem Schnitte, mit ſchön dekorirten Deckeln, mit allem was nur zieren kann, verſehn, ſo ſchön, ſo ſchön — es ſcheint faſt pedantiſch, nach dem Zwecke dieſer lieblichen Dinge zu fragen. Ich blättere eins nach dem andern auf; ich finde: Taſchenbuch für Frauenzimmer; Taſchenbuch für das Jahr 1801, — zum Nutzen und Vergnügen, — u. ſ. w.

Ein Taſchenbuch iſt ein Buch, das dazu beſtimmt iſt, in der Taſche getragen zu werden: vermuthlich enthalten dieſe Werkchen alſo nützliche Nachrichten, über die man ſich gern oft von neuem belehrt; wichtige Bemerkungen und Ideen, die ſich auf keine andre Weiſe ſo leicht und allgemein verbreiten laſſen; wenigſtens brauchbare Berechnungen oder zum allerwenigſten — weißes Papier, um ſelbſt einzuſchreiben, was man nicht vergeſſen will. — Nichts von dem allen in den theuerſten. Saubere Kupferchen, leidliche muſikaliſche Kompoſitionen, romanhafte Erzählungen, dann und wann ein hiſtoriſches Gemälde, mittelmäßige Gedichte, u. ſ. w. Wozu das in einem Taſchenbuche? Man ſieht die Kupferchen, man ſpielt die Melodien, man lieſt die Aufſätze ein-, zwei-, höchſtens, wenn ſie ſehr vorzüglich ſind, dreimal; aber ſie mit ſich herumzutragen . . . ? —

„O, ſo iſt es auch gar nicht gemeint! Sie ſollen eine augenblickliche Unterhaltung geben, ſonſt nichts!" Wozu denn der unpaſſende Name, die luxurieuſe Außenſeite, der ausſchweifend hohe Preis, wenn dieſe theure Waare nichts leiſten ſoll, als was jeder Roman, und jede Sammlung von Gedichten auch leiſtet? Wozu nutzt dem Publikum . . . ? —

„Ueber den pedantiſchen Grübler! Als wenn man dem Publikum nützen *wollte*! Die Spekulation nützt dem Buchhändler: damit gut!"

Ich verſtehe! Dieſer Puppenkram für Erwachſene, an welchen die elegante Welt Deutſchlands jährlich, nach einer mäßigen Berechnung, über hunderttauſend Thaler verſchwendet; dieſe Stutzer unter den Büchern haben, wie jene in den Aſſembleen, keine andere Beſtimmung, als eine ſaubere Figur zu machen und mit ſich tändeln zu laſſen. Nun gut! Jeden nach ſeiner Weiſe! Aber ein Stutzer comme il faut, muß auch wirklich elegant und unterhaltend ſeyn. Wir wollen ſehn, ob die vorliegenden dieſe Pflicht erfüllen. Den Anfang mache das

Taſchenbuch für Damen, auf das Jahr 1801. Herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel und anderen.

Voran ſteht ein hübſches, gut gezeichnetes und geſtochenes Kupferchen, das den Beſuch Collatins und der andern Römer bei Lukretia vorſtellt. Es iſt da! weiter läßt ſich nichts darüber ſagen; denn warum es da iſt — Doch es iſt wahr: Zweckloſigkeit iſt eine Licenz, die wir ſchon zugeſtanden haben.

Ihm folgen ſechs andre, gleichfalls ziemlich gut gearbeitete Blätter. Auf dem erſten umarmt eine Braut ihren hereintretenden

Bräutigam, in Gegenwart einer Freundin; auf dem zweiten lehnt ſich eine andre einſam auf die Schulter des ihrigen. Auf dem dritten hält eine junge Frau im tiefſten Negligé ihrem leſenden Gatten die Augen zu; auf dem vierten liegt eine andre, völlig angekleidet, in den Armen des ihrigen. Auf dem fünften hat eine Mutter ihren Säugling auf den Knieen; auf dem ſechſten ſieht ſie auf ſein Lager herab. Der Erklärer meint, das wären Nüancen der Sittlichkeit; — ich meine, es ſind ſechs hübſche Kupfer, die man irgendwo anbringen wollte. Warum ſollte es weniger ſittlich ſeyn, den Bräutigam zu umarmen, als ſich auf ſeine Schulter zu lehnen? dem Gatten die Augen zuzuhalten, als in ſeinen Armen zu liegen? den wachenden Säugling auf den Knieen zu wiegen, als den ſchlafenden zu betrachten? Es iſt ſo wenig charakteriſtiſche Nüancirung darin, daß die ſechs Scenen recht gut dieſelben Perſonen in ſechs verſchiedenen Momenten ſeyn können. Oder liegt die geringere Sittlichkeit darin, daß die eine Frau, die eben aus dem Bette ſtieg, und die andre, die eben ihr Kind ganz einſam ſäugte, noch nicht ihr Halstuch umgethan hat?

Der poetiſche Inhalt beſteht aus ſechs und zwanzig Gedichten von Pfeffel, die — traurig machen. Pfeffels vorzüglichſte Talente waren einſt tiefes, zartes Gefühl und treffender Witz: aber leider haben Alter und widrige Schickſale ſeinen edeln, kraftvollen Geiſt jetzt gebeugt. Ganz unwürdig ſeines alten Ruhmes iſt kein einziges dieſer Gedichte; aber — in den meiſten glaubt man den grauen Priamus zu ſehen, der am Fuß ſeines Herdes noch einmal den Bogen ſpannt: der Pfeil fällt kraftlos weit vor dem Ziele zu Boden, oder flattert unſicher hin, wohin er nicht gemeint war. Hier haben Sie eins der beſten zur Probe:

Die Einfalt.

Von einer Wölfin ward ein junges Lamm verſchlungen.
Der Heerde Wächter, Sultan, ſchlief,
Als ihn das Schaf um Hülfe rief.
Er kam zu ſpät. Von Reu und Scham gedrungen
Sprach er zu ihm: dein Unglück bricht mein Herz.
Doch nur Geduld! ich räche deinen Schmerz
An deiner Feindin eignen Jungen:
Ich weiß ihr Neſt. Mit flehendem Geſicht
Fiel ihm das Schaf ins Wort: Ach, Lieber, thu es nicht!
Die Mutter jammert mich.

Hier iſt das Gedicht zu Ende; was könnte dieſen tiefrührenden Zug der Herzensgüte und edlen Einfalt noch eingreifender machen? — Doch Priamus ſandte den Pfeil! Er flattert vom Ziele zurück! —

— Beim Zevs! an Einfalt findet
Man deines gleichen nicht, ſprach Sultan mißvergnügt.
So ſpräch' auch mancher Menſch. Nicht jedes Herz empfindet
Was in der Einfalt Großes liegt.

Es iſt ein rührender Anblick, ſelbſt einen Pfeffel im ſinkenden Alter mit dem Elende ringen, und ſeinen wohlverdienten Lorbeerkranz mit eigenen Händen zerzupfen zu ſehn, um — eſſen zu können. Gleichwohl hat Deutſchland der großen Herren ſo viele, und der vorzüglichen Dichter ſo wenige! —

Außer Pfeffels Gedichten enthält dies Taſchenbuch eine alte, ſchöne, wo ich nicht ſehr irre, öfters gedruckte Ode von Voß, die Worte des Wahns von Schiller, fünf unbedeutende Gedichte von Haug und ein Sonnet von Eccard, das ſelbſt Phöbus, Lethe und Tyche, die darin vorkommen, nicht über die Proſa zu erheben vermochten.

Unter den proſaiſchen Aufſätzen ſteht eine Erzählung von Lafontaine, die Schwäger, voran; aber Lafontaine ſcheint mir diesmal nicht ſo glücklich in der Wahl ſeines Stoffes geweſen zu ſeyn, wie ſonſt oft. Ein Vierzigjähriger, der ſich von einem jungen Mädchen geliebt glaubt, weil es ihm, um ſeines Neffen willen, ſchmeichelt; eine erzwungene Heirath, die im Augenblick der Copulation dadurch zerriſſen wird, daß ein älterer Geliebter der Braut ins Zimmer ſtürzt; ein Vater, der durch eine Wette überliſtet wird, ſeinen Sohn zur Probe mit einem Frauenzimmer trauen zu laſſen, und plötzlich Ernſt daraus werden ſieht: — dieſe Fabel hätte allenfalls ein gutes Luſtſpiel in Goldoni's Manier geben können; aber ſie als Erzählung einigermaßen intereſſant zu machen, bedurfte es wirklich der ganzen Anmuth und Natürlichkeit in dem Ton und der Darſtellung, die dem Verfaſſer eigen iſt.

Der zweite Aufſatz iſt der Schluß einer Erzählung von der Verfaſſerin der Agnes von Lilien. Ich kenne den Anfang nicht, und enthalte mich alſo des Urtheils über das Ganze; aber dieſer Schluß iſt voll Abentheuer und ſolcher Scenen, wie ſie ſeit funfzig Jahren in den Romanen gäng und gebe ſind. Er hat nichts Auszeichnendes, als einen ziemlich guten Stil, der nur zuweilen ins Preciöſe fällt; z. B. folgende Periode:

„Ihr unruhiges, zweckloſes, von Lieb

und Vertrauen getrenntes Daſeyn, ſtand im hellſten Contraſte vor ihren Gemüthern, da die ſchöne Himmelsfarbe einer reinen Liebe vor ihren Augen flammte."

Der dritte iſt ein Clubdialog von Göthen, vielleicht das Unintereſſanteſte, was je aus der Feder des großen Dichters gekommen iſt: ein Du-coq-à l'ane, in welchem geringfügige Anekdötchen durch unbedeutende Reden verknüpft werden. Er hat nichts Bemerkenswerthes, als die Feinheit, mit welcher der Verfaſſer die Karikaturen, zu denen ſein Aufſatz gehört, nicht erklärt.

Der letzte Aufſatz heißt „das mißlungene Opfer,“ und iſt eine gut geſchriebene und wirklich intereſſante Erzählung von Huber. Ein junger Mann, Namens Herrmann, liebt ſeine Stiefſchweſter, und die Mutter derſelben trägt ihm ihre Hand an. Er entdeckt, daß das Mädchen einen Andern liebt, verſchafft ihr den Geliebten, und geht nach Amerika, um ſeine Leidenſchaft zu vergeſſen. Nach elf Jahren erfährt er, ſein Schwager habe fallirt. Er eilt nach Europa zurück, findet die Familie zwar ſchon wieder verſorgt, aber das Verhältniß zwiſchen den Eheleuten nicht ſo glücklich, als er es wünſchte. Seine Stiefſchweſter verlangt mit einer ſonderbaren Ueberſpannung, noch immer die erſte, warme Zärtlichkeit von ihrem Gatten, und dieſer, ein wackeer und reeller Mann, hat nur die ruhige Neigung für ſie, die nach einer elfjährigen Ehe wohl eintreten muß. Als Stiefbruder und als Wohlthäter, noch mehr aber durch ſeine ſchwarmeriſche Ueberſpannung, wird Herrmann ſehr bald ſo inniger Hausfreund der jungen Frau, daß er ihr viel näher ſteht, als ihr Mann; ſelbſt ihre Kinder lieben den Oheim mehr, als den Vater. In dem Momente, da dies Verhältniß gefährlich zu werden droht, geben Allen darüber die Augen auf. Der Ehemann läßt ſeiner Gattin die Wahl, mit wem ſie leben wolle. Sie, die ihn immer noch liebt, zieht den Vater ihrer Kinder dem Liebhaber vor, und Herrmann, nachdem er ſeine Neffen zu ſeinen Erben eingeſetzt hat, will wieder nach Amerika zurückkehren, kommt aber auf dem Meere um. Sie ſehen, es ließe ſich viel gegen die Natürlichkeit und Wahrheit der Charaktere einwenden: aber, wie geſagt, die Geſchichte iſt gut geſchrieben. —

Erinnern Sie Sich der Beſchaffenheit der Kupfer; der Erwartungen, welche die berühmten Namen der Mitarbeiter in Ihnen erregten und wie ſie befriedigt wurden; — ſo werden Sie meinen Ausſpruch wahr finden: Wie Menſchen, giebt es auch Bücher, deren ganzen Charakter man ausſpricht, wenn man „Beinahe" ſagt, und dieſes Werkchen gehört dazu.

In jeder Rückſicht viel intereſſanter iſt das Taſchenbuch von Friedrich Genz, Jean Paul und Voß, von dem ich Ihnen im künftigen Briefe ſprechen werde.

Zehnter Brief.

Am 4ten November 1800.

Taſchenbuch für 1801. herausgegeben von Friedrich Genz, Jean Paul und J. H. Voß.

Ein poetiſcher Genius ſcheint über die Compoſition dieſes Büchelchens freundlich gewaltet zu haben. Faſt alle ſeine Beſtandtheile ſind mit Geſchmack gewählt und aufgeſtellt. Wollte ich meine Vergleichung mit den Stutzern fortſetzen, ſo würde ich das Taſchenbuch, von dem ich in dem vorigen Briefe ſprach, einen Elegant von funfzig Jahren nennen, deſſen ſtumpfe Zierlichkeit in eine preciöſe, ſüßliche Moralität hinüberſchielt, und der ſich nur noch durch witzelnde Sittenſprüche geltend zu machen ſucht; — dieſes hingegen einen jungen Weltmann, der die glänzende Außenſeite eines feinen Geſellſchafters mit der Realität eines denkenden Kopfes verbindet, und deſſen hingeworfene Galanterien ſogar, ſinnreiche Gedanken ſind.

Voran ſteht eine ſauber gearbeitete Titelvignette: Amor, auf der Weltkugel thronend, ſpielt auf einer doppelten Hirtenflöte, und die vier Jahreszeiten — von denen aber der Sommer an Stellung und Geſtalt etwas ungeſchickt gerathen iſt — umtanzen ihn. Auf dem gleichfalls ſehr gelungenen Titelkupfer ſieht man das vergangene Jahrhundert, eine dunkle, dicht verhüllte Geſtalt, von der Erde hinabſinken, und das beginnende, eine jugendliche heiterernſte Göttin, eine mit Roſen bekränzte Lyra in der Hand, ſchwingt ſich empor. Unter dieſem Kupfer ſteht ein Januskopf, deſſen altes Antlitz das Portrait Friedrichs des Einzigen iſt; das junge gehört dem jetzigen Könige von Preußen. Dieſe drei Ideen ſind ſo vortrefflich gewählt, daß ſie faſt alles erſchöpfen, was ſich bei einem Zeitwechſel ſagen ließe, und daß es ſchwer halten möchte, eine vierte eben ſo ſchöne aufzufinden. Wie ſehr ſticht dagegen die bedeutungsloſe Lukretia des zuerſt beurtheilten Taſchenbuches ab! — Fünf folgende Blätter geben uns Nachzeichnungen von berühmten Gemälden großer Italiäniſcher Künſtler, alle (kleine Verzeichnungen, beſonders auf dem dritten Blatte, abgerechnet) ſehr gut gearbeitet.

Der Wort-Inhalt iſt von eben ſo geſchmackvoller Maunichfaltigkeit. Voran ſteht eine Geſchichte der Unruhen in Frankreich unter Johann von Valois, von Genz, eine gedrängte, aber mit ächt hiſtoriſchem Geiſte, mit Klarheit und Präciſion geſchriebene Ueberſicht. Zwar fehlte dem Verfaſſer, wie es ſcheint, der Raum dazu, auch nur die wichtigſten Charaktere gehörig auszumalen: er hat es faſt nur mit den Begebenheiten zu thun; aber auch ſo zeigt dieſer kleine Aufſatz Genzens entſchiedenen Beruf zum großen Geſchichtſchreiber. Sein Vortrag hält die ſo ſchwer zu treffende Mitte zwiſchen der affektirten Dichterei und der ſtumpfen Dürre, der weitſchweifigen Umſtändlichkeit und der grimaſſirten Kürze, welche viele der berühmteſten hiſtoriſchen Werke der Deutſchen entſtellt.

Voß hat zu dieſem Almanache neunzehn lyriſche Gedichte geliefert. Er zeigt ſich hier, wie überall, als der größte metriſche Künſtler, den wir jemals beſeſſen haben, und ſeine Kunſt erhält ihn ſelbſt da im Fluge, wo ſeinem poetiſchen Genius auf einen Augenblick der Flügel ſinkt. Auch für Proſaiker ſind ſeine Gedichte ein ſehr wichtiges Studium: denn kein andrer Dichter hat jemals die Deutſche Sprache dem Volltönen der Griechiſchen ſo nahe gebracht, kein andrer ihr ſo hohe Würde und Kraft zu geben gewußt. Die undeutſchen Wendungen, die gezwungenen Conſtruktionen, die man ihm mit Recht vorwirft, werden wahrſcheinlich nicht lange in Umlauf bleiben; aber gewiß laſſen ſeine Nachbildungen die Sprache veredelt zurück. — In dieſer Sammlung, wie überhaupt, ſind ſeine reimloſen Gedichte vorzüglich ſchön, weil er da als Metriker frei walten, und auch das weniger Dichteriſche durch erhabene Diktion mit ſich empor tragen konnte. In den gereimten hingegen glaubt man einen ernſthaften Mann zu ſehen, der ſich aus Gefälligkeit zum Tändeln herabläßt, und nicht immer glücklich darin iſt.

Der 17te Julius, oder: Charlotte Corday von Jean Paul Frie-

drich Richter, iſt eine merkwürdige, obgleich nicht eine vorzügliche, Erſcheinung. Wenn ein in ſeine Manier ſo völlig verwachſener Humoriſt, wie Richter, es unternimmt, ein hiſtoriſches Faktum zu ſchildern, läßt ſich's gleich vorausſehen, daß nichts daraus werden könne, als — ein mets de caprice, dergleichen die Franzöſiſchen Köche zuweilen auftiſchen, z. B. ein Rehrücken, der die Geſtalt eines Hechtes und den Geſchmack der Froſchkeulen hat. Richter wollte eine Erzählung geben, und ſtimmte eine Rede an, die ihm unter den Händen zu einer der tragi-drolligſten Phantaſieen wird, die jemals mögen geſchrieben ſeyn.

Der Gegenſtand war vortrefflich gewählt. Was hätte die erhabene Heroine, die ſich, um ihr Volk zu retten, mit kalter Beſonnenheit der Wuth deſſelben Preis gab, unter den Händen eines beſſern Schriftſtellers werden können! Ein ſolcher hätte nirgends empfindelt, nirgends gewitzelt, nirgends den Dichter geſpielt; er hätte, mit ernſter Beredſamkeit und gediegenem Ausdruck, bloß erzählt: und dann wären die Reflektionen, auf die er leiten, die Rührung, die er bewirken, der Aufſchwung, den er nehmen wollte, von ſelbſt aus dem üppig-reichen Gegenſtande hervorgegangen. Richter hingegen — Es iſt eine herbe Beleidigung, daß Archenholz dieſen Aufſatz, wenn ich mich recht entſinne, für das beſte erklärt, was Richter je geſchrieben habe. Aus den gewöhnlichen Beſtandtheilen ſeiner Schriften — einzelnen dichteriſchen Gedanken von hoher Schönheit, trefflichen Reflektionen, witzelnden Gleichniſſen, unverſtändlichem Bombaſt und gezierten Plattituden — regellos und verworren zuſammengeflickt, iſt er nur eine vollſtändige Muſterkarte aller Fehler, die ein angehender hiſtoriſcher Jünger begehen könnte. Der Verfaſſer fängt an, als wenn er eine philoſophiſche Rede halten wollte, — plötzlich ſtreut er poetiſche Floskeln, wie Seifenblaſen um ſich her, und dann erzählt er wieder höchſt platt, er ſey vom Moniteur mit einem ſolchen Ekel und Abſcheu aufgeſtanden, daß er ihn in Jahren nicht wieder anſehen könne. Was ſoll dem Leſer dieſe vertrauliche Eröffnung mitten in einer Schilderung der Revolution? Auch ſeine Sucht nach Gleichniſſen zu jagen, hat ihn ſo wenig bei dieſer Arbeit verlaſſen, daß er S. 162. ſogar dem lieben Gott ein weit hergeholtes Bildchen präſentirt. Er betet ſehr ſchön: „O, nicht mehr als einen Augenblick, Allgütiger, habe der Erdenſchmerz und der Erdentod den hohen Geiſt verfinſtert;" aber ſogleich ſetzt er ein unverſtändliches Gleichniß hinzu, — „wie der Berggipfel die Sonne des langen Sommertages nur eine Minute zwiſchen ihrem Unter- und Aufgang verdeckt." Zwiſchen dem Untergange der Sonne und ihrem Aufgange verfließt immer eine längere oder kürzere Nacht. Hätte es Richtern doch gefallen, anzuzeigen, in welcher Weltgegend die Nacht nur Eine Minute dauret. Doch vielleicht dachte er wie Sancho: „Gott verſteht mich!" — Es war ein arger Mißgriff von Richtern, ein hiſtoriſches Faktum behandeln zu wollen; es war eine eben ſo arge Unvorſichtigkeit, ſich neben Genz und Voß hinſtellen zu laſſen. Neben einem philoſophiſchen Geſchichtſchreiber und einem wahren Dichter muß ein bloßer Humoriſt immer eine klägliche Rolle ſpielen. Neben dem hellen Verſtande und dem gebildeten Genie macht die Gaukelei der zügelloſen Phantaſie eine zu — ſcheckige Figur. —

Den letzten Platz in dieſem Almanache nimmt eine Spielerei ein, die ich wenigſtens nicht da zu finden gewünſcht hätte. Auf acht Coeur-Karten ſind acht Scenen aus dem Hudibras abgebildet, ſo, daß jede Marke ein Geſicht macht. Zeichnung und Stich ſind gut, auch paßt das Arlekinsartige der blutrothen Geſichter recht gut zum Charakter der dargeſtellten Perſonen: — aber das Ganze macht einen widerlichen Eindruck und — wodurch paßt der Hudibras auf Spiel-Karten hin? Doch vielleicht ſollte dieſer Scherz nur an Soltau's treffliche Ueberſetzung des burlesken Heldengedichts erinnern: dann iſt er um der guten Abſicht willen wenigſtens verzeihlich.

Taſchenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre, herausgegeben von Falk. Fünfter Jahrgang. Mit einer Carricatur.

> Da ſandte der Herr feurige Schlangen unter ſie, die mit tödtlichen Biſſen verderbeten, beide, Menſchen und Vieh.
>
> Moſes.

Manche Naturforſcher behaupteten, wo die Natur ein Gift hervorbringe, lege ſie immer auch ein Gegengift in ſeine Nähe. In der moraliſchen Welt wenigſtens iſt es wahr: in dieſer bringt jedes Uebel die Hülfe dagegen ſelbſt hervor, z. B. die Ausartung der Litteratur, Satiriker.

Gerade jetzt befinden wir uns in einer ſolchen Periode der Ausartung. Wo man hinblickt, findet man überſpannte Köpfe, die eine mühſam ſtudirte Verſchrobenheit als Genialität zur Schau tragen; mittelmäßige, die durch freche Keckheit imponiren, und das Anſehn der Größe ertrotzen wollen; unwiſſende, die von den Kunſtregeln höhniſch ſprechen, damit man glauben möge, ſie verachteten etwas, das ſie doch gar nicht zu begreifen vermögen; ſchwachſinnige, die ſich einbilden, wenn ſie eine Kunſt ſo ſo definirt haben, ſie ſeyen Meiſter darin: und dem wilden Geiſte der Zeit gemäß ſucht jeder, Poiſſarden-artig, ſeine vermeinten Verdienſte durch Fauſtſchläge geltend zu machen. Welche Ernte für den Spötter! Auch lacht alles, was nur lachen kann, und oft der Lächerlichſte am lauteſten. Der Pöbelhafte ſchmält; der Witzling pasquillirt; der witzige Kopf ſchreibt Satiren. — Auch dieſe Zeiten werden vorübergehn. Der Sturm, der jetzt das Meer bis in ſeiner unterſten Tieſe aufwühlt, wird verſtummen; der Sand, die Erdſchollen, der Schlamm, womit er die Fluth trübte, werden wieder zurückſinken, wohin ſie gehören, und nur der Ambra, den er heraufführte, wird auf der ſpiegelhellen Fläche fernen Geſtaden zuſchwimmen. Die Laternen, die Athenäen, die poetiſchen Journale und ihre Verfaſſer, die Menſchen die, weil der gewaltige Umſchwung im ganzen Gebiete des Wiſſens und der Kunſt, ihnen auf einen Augenblick ſichtbar zu werden erlaubte, ſich für die Urheber deſſelben halten — Zwiefalter, die den Frühling geſchaffen zu haben glauben, der ſie ausbrütete, — werden in Kurzem vergeſſen ſeyn; aber viele Blätter unſers geiſtvollen Falk werden manche Nachwelt, die ſie ergötzten, überdauern.

Wenn ich von Falk in dieſem Tone ſpreche, ſo wiſſen Sie ſchon, daß ich ſeine einzeln gedruckten Satiren, nicht die drei letzten Jahrgänge ſeines Taſchenbuches, im Sinne habe. Es war eine ſehr glückliche Idee, jährlich ein förmliches Gericht über die vorlauteſten Thoren zu halten, und dem Publikum eine witzige Ueberſicht der vornehmſten Lächerlichkeiten zu geben, die während der letzten zwölf Monate im Schwange gingen. Ein ſolches Repertorium würde nicht nur die Zeitgenoſſen beluſtigen und — heilen; es würde auch der Zukunſt als ein Sittengemälde wichtig, als ein Präſervativ gegen manche Thorheiten nützlich ſeyn, die oft nur deshalb wiederkehren, weil man vergeſſen hat, daß ſie ſchon da waren. Doch Falk blieb dieſer Idee nicht treu, oder führte ſie doch, zu ſehr mit ſeiner eignen Fortbildung beſchäftigt, nicht mit der gehörigen Sorgfalt und Allgemeinheit aus. Er gab uns nur, was ihm von ſelbſt in die Hände lief, und ſich in Nebenſtunden abthun ließ. Seine diesjährige Lieferung aber iſt reich und trefflich.

Die Vorrede iſt ein vorläufiges, ſehr wahres und witziges Gemälde unſerer litterariſchen Jahreszeit und der monſtröſen Auswüchſe, die er im Buche ſelbſt für die Zukunft einbalſamirte. Ihr folgt

die Lauſiade, frei nach Peter Pindar gearbeitet. Die Fabel des Gedichts iſt folgende:

Ein Inſekt, das man in feinerer Geſellſchaft nicht gern nennt, fällt aus der Cravatte eines Pagen auf den Teller des Königs. Voll Entſetzen über dieſe Erſcheinung, befiehlt der Monarch, das Ungeheuer in ſichre Haft zu bringen, und den Küchenbedienten die Köpfe zu ſcheeren. Dieſe harte Verordnung erregt einen allgemeinen

Unwillen. Die Verurtheilten bitten in einer Supplik um den Widerruf des Befehls, oder, um ihren Abſchied. Der letzte erfolgt: demüthig laſſen ſie ſich jetzt raſiren, produciren ihre nackten Köpfe bei dem Monarchen, und erhalten Verzeihung. Die Unglücksſtifterin iſt indeſſen aus ihrem Gewahrſam entflohn; aber hülflos in der Irre wandernd, fleht ſie die Götter um ihre Auflöſung an. Merkur führt ſie ins Eliſium der berühmten Thiere, wo ſie Bileams Eſel mit einer ſtattlichen Rede empfängt. Als er geendet hat,

Weicht jeder Schatten ihm zur Seiten aus,
Und zu dem Lethe geht der Eſel und die —

Das Original iſt ſehr weitſchweifig, voll Anſpielungen, die man in Deutſchland nicht verſtanden, voll witziger Einfälle, die hier Niemand getroffen hätten. Falk hat es alſo mit Recht ſehr verändert, es abgekürzt, und an die Stelle der Engliſchen Thoren, Deutſche geſetzt, die er nach ihrer Weiſe behandelt. Freilich macht es einen unangenehmen Contraſt, daß die Handlung in England vorgeht, und der Dichter uns dabei von Deutſchland unterhält; doch in einem Werke dieſer Art iſt ihm jede Licenz gern erlaubt, die er gut anzuwenden weiß. Wie frei Falk überſetzt, und daß das Original nicht dabei verliere, wird Ihnen eine Stelle beweiſen, die ich aufs Gerathewohl aufſchlage. Der vierte Geſang fängt an:

With beauteous Lamberts blush and
Russels smiles

Aurora peep'd upon the first of Isles
And lo, to bleating flock and whistling bird
Uprose the Sun, and uprose G. the Third. *)

Falk ſagt dafür:

Die Sonne ſteigt herauf, Autoren gehn zu Bette;
Roth glänzt am Horizont -- und auf der Toilette;
Die Lerche bringt ihr Lied dem Schöpfer der Natur,
Und mir das meinige John Toy zur Korrektur;
Vom Nebel dampft das Thal, vom Rauche der Levante
Die ferne Stadt; hier kräht der Hahn — und dort die Tante.

Nicht wahr, mit einer ſolchen Nachbildung kann man wohl mehr als zufrieden ſeyn? Aber — aber warum wählte Falk gerade dieſes Gedicht, deſſen ekelhafte Heldin hinreicht, die Hälfte der geſchmackvollen Leſer zurückzuſchrecken, und das auf jeder Seite daran erinnert, daß es einer geſunkenen Litteratur ſein Daſeyn verdankt? Warum — da doch ſo manches Meiſterwerk beſſerer Zeiten zur Uebertragung da iſt? Z. B. die Dunciade. — O die Dunciade! Schon im Original iſt ſie ein ſo treues

---

*) Mit dem Erröthen der ſchönen Lambert und dem Lächeln der Muſel blinzte Aurora auf die erſte der Inſeln herab; und ſiehe, der blökenden Heerde, und dem zwitſchernden Vogel ging die Sonne auf und — der Dritte.

Gemälde unſerer jetzigen Litteratur, daß man nur Deutſche Namen ſtatt der Engliſchen zu ſetzen brauchte, um glauben zu laſſen, Pope ſpräche von Deutſchland. Das Publikum ſollte Falk feierlich auffordern, ſie zu überſetzen, — und thut er es nicht bald, ſo thue ich's ſelbſt.

Auf die Lauſiade folgt eine äſthetiſche Zergliederung ihrer Schönheiten, eine ſehr treffende Perſifflage auf die Weiſe, wie eine gewiſſe Clique, ſo oft eins ihrer Glieder eine Sudelei ausgehen ließ, Beweis zu führen pflegt, es ſey ein Meiſterſtück. Die Leute haben den Bund der Hagedorniſchen Eulen unter ſich geſchloſſen:

„Wir ſelber, wir wollen uns loben,
„Es lobt uns ja keiner als wir!"

und ſo bezeigen ſie einander in ihren reſpektiven Monatsſchriften gar gewaltigen Reſpekt. Hat Hans Petern verſichert, er mache Epoche, ſo wird er dafür von ihm ein einſichtsvoller Kritiker genannt, u. ſ. w. Der Ununterrichtete glaubt, die Clique müſſe doch wohl einen ausgebreiteten Anhang haben; aber ſie iſt es immer ſelbſt, die ſich komplimentirt. Wohl bekomme ihr diesmal der Falkiſche Gruß!

Ich übergebe Pindars Bittſchrift um eine Penſion; ſeine Ode auf des Königs Einzug zu Exeter, und einen trefflichen Hymnus auf das neunzehnte Jahrhundert, ganz im Geſchmack des Athenäums, um ſogleich zu dem letzten Stücke dieſes Almanachs, zum neuen Jahrmarkt zu Plunderſsweilern, zu kommen, der uns auf die Leipziger Meſſe führt. Zur Verſinnlichung der geſchilderten Scenen iſt ihm eine Karrikatur, und zur Einleitung die Recenſion eines lächerlichen Buches beigefügt, das nach der hergebrachten Weiſe, die Vortrefflichkeit des mehr als cyniſchen, des liederlichen Romans, Lucinde, beweiſen ſoll. Es iſt in der That ſehr verdienſtlich, daß Falk auch dieſer Ausgeburt einer verbrannten Phantaſie ihr Recht widerfahren läßt. Selbſt wenn man die Schamloſigkeit gewiſſer unmächtigen Lüſtlinge im Ganzen kennt, kann man ſich doch nicht des Erſtaunens über ihre Größe erwehren, wenn ſie, wie Falk thut, im Detail aufgeſtellt wird. Weil es Göthe einmal verſah und von Spelunken ſprach, predigt dies Volk vor dem ganzen Publikum, was ſchwerlich Eine Metze der andern ohne Erröthen ins Ohr ſagen würde. — Doch leſen Sie Selbſt, — ich meine das Falkiſche Poſſenſpiel; denn kein Frauenzimmer, das einigen Anſpruch auf Achtung macht, wird mit ſolchen Sachen, wie die Lucinde, auch nur ihre Hand beflecken.

Jetzt noch ein Wort über ein Paar Mißverſtändniſſe. Das Eine begeht Falk, indem er überall, wo von dem durch ſeine Sinnloſigkeiten berufenen Archiv der Zeit die Rede iſt, auch Feßlern nennt. Falk irrt, wenn er Feßlern der äſthetiſchen Greuel, die dort getrieben werden, theilhaftig glaubt. Sein Name ſteht auf dem Titel, weil der Verleger ſicher ſeyn wollte, wenigſtens Ein ſchätzbares Wort in den ſiebzig bis achtzig Bogen zu haben, die ihm der andere Redakteur jährlich zuſchickt, der gewaltig proteſtirt, wenn Feßler auch nur Eine mißbilligende Note beifügen will: und mit Recht! Die Finſterniß wird nie ſo ſehr für Finſterniß erkannt, als wenn ſie dann und wann ein einzelner Lichtſtrahl durchblitzt. Durch einen Contrakt gebunden, ließ Feßler — er autoriſirte mich förmlich, dies in ſeinem Namen zu erklären — die Menſchen gewähren, in der Hoffnung, daß man ihn zu gut kenne, um ihn der Theilnahme an ihren Armſeligkeiten fähig zu halten.

Zu dem zweiten Mißverſtändniſſe wird das Publikum durch eine Gruppe verleitet, die rechts im Vorgrunde der Karrikatur ſteht. Eine hohe weibliche Figur trägt den Arm eines kleinen Buckligen auf der Hand, den ſeine Kleidung als einen Geiſtlichen bezeichnet und aus deſſen Taſche die Reden über die Religion hervorblicken. Die Nummer 15. führt zu der Unterſchrift: „Judenweiber.“ Dies Wort iſt unverzeihlich, wenn es aus Falks Feder kommt. Ihm, der ſich ſo kraftvoll und glücklich gegen Unſittlichkeiten und Vorurtheile erhebt, ſteht es ſehr übel an, ſelbſt eine Unſittlichkeit zu begehen, und den Namen eines ohnehin ſchon zu ſehr gemißhandelten Volkes als ein ſchimpfendes Wort zu brauchen. Doch, das iſt eine Kleinigkeit gegen das Uebrige. — Der Verfaſſer der Reden u. d. R. ſoll wirklich bucklig ſeyn, und in den Umriſſen der weiblichen Geſtalt will man eine entſchiedene Aehnlichkeit mit einer ſehr geſchätzten Frau finden, die eine Freundin des armen Mannes iſt.

Beide haben eben nicht Urſache, ſehr freundſchaftlich gegen mich geſinnt zu ſeyn: — aber ich bitte Falk, um ſeiner Ehre willen, den erniedrigenden Verdacht von ſich abzuwälzen, als habe er, wegen irgend eines Privaturtheils über ihn, eine hochachtungswürdige Frau öffentlich dem Hohngelächter preis geben wollen; — das hörte auf, Satire zu ſeyn; das wäre — —; — oder er habe ſich ſo weit herabwürdigen können, über die Mißgeſtalt eines Menſchen zu ſpotten. Die ſchiefen Köpfe ſeyen ihm preis gegeben: ſie treiben Unfug; aber die ſchiefen Rücken zu verhöhnen, überlaſſe er der lieben Jugend. Das Unglück, ſagt ein ehrwürdiger Sittenſpruch, das Unglück iſt heilig.

Kann Falk ſich rechtfertigen, ſo wird er mir für meine Aufforderung Dank wiſſen. Wo nicht — Ich ſchätze ihn zu ſehr, um den harten Namen herzuſetzen, den man ſeinem Verfahren geben müßte.

Eilfter Brief.

Am 11ten November 1800.

Ich danke Ihnen, meine Freundin, daß Sie mich darauf aufmerkſam machten, welchen ſchielenden Sinn die Stelle meines vorigen Brieſes giebt, in der ich Richters Gleichniß tadle. Das Mißverſtändniß, in das Sie verfielen, iſt leicht gehoben. Nach den Worten „nur Eine Minute dauret," ſind bey der Correktur aus Verſehen die Worte weggeſtrichen worden: „und die Sonne während derſelben hinter einem Berge ſtehe." Leſen Sie die Stelle mit dieſem Zuſatze noch einmal, ſo werden Sie finden, daß ſie gar nicht läugnet, in der Nachbarſchaft des Poles finde auf irgend einem Punkte eine nur Minutenlange Nacht Statt, ſondern daß ſie vielmehr Richters gewöhnlichen Fehler rügt, einen beſondern Umſtand als einen allgemeinen anzuführen und ihn dadurch unverſtändlich zu machen. Wenigſtens war das mein Gedanke, und wenn ich mich undeutlich ausdrückte, ſo war mir es vielleicht aus der eben geendigten Lektüre hangen geblieben. Uebrigens ſey es allen Schulmeiſtern im Römiſchen Reiche unbenommen, das Verſehen zu erklären und zu nennen, wie ſie wollen. Dieſe Leute fühlen ſich ſo ganz in ihrer Heimath, und ſo erhaben, wenn ſie auf etwas ſtoßen, das einen Quintaner-Schnitzer ähnlich ſieht: — es wäre nicht menſchenfreundlich, Ihnen den Genuß zu rauben.

Taſchenbuch für 1801 (enthaltend) Siama und Galmory und die Schöpfung des Weibes von D. J. G. Siegfried.

Noch keinen **Brief**, meine Freundin, hab' ich mit ſo lebhaftem Vergnügen angefangen, als dieſen. Ich habe Ihnen eine höchſt intereſſante Erſcheinung zu verkündigen, das erſte Auftreten eines jungen Dichters, der ſehr viel zu werden verſpricht, und es gewiß werden wird, wenn er fortfährt, wie er bis jetzt gethan zu haben ſcheint, ſich keiner einzelnen Schule anzuſchließen, ſondern ſeinen eignen Gang, ſo unſicher auch Anfangs ſeine Schritte ſeyn mögen, zum Gipfel der wahren Kunſt zu gehn *). In der vorigen Oſtermeſſe erſchien Siama und Galmory, ein Gedicht in zwei Geſängen. Es ward mit dem verdienten Beifall aufgenommen und ſcheint ſelbſt im großen Publikum viel Senſation gemacht zu haben, da, wie man ſagt, an einer Prachtausgabe gearbeitet wird, und der Verleger ſo bald nachher ſchon wagt, es auch in der Form eines Taſchenbuches noch einmal zu geben. Von dieſem letzten will ich Sie heut unterhalten."

Es fängt mit ein Paar Worten über Almanache an, die den Verleger zwar als einen denkenden Kopf zeigen, doch an ſich ſehr überflüſſig und unbedeutend ſind. Zweckmäßiger ſind die Vorerinnerungen des Verfaſſers, zum Orientiren des Leſers. Das Gedicht ſelbſt beginnt, nach Oſſians Weiſe, mit einer poetiſchen vorbereitenden Anrede an den Hörer:

---

*) Das wahre Genie braucht keine Partei. Es reife, und alles wird ſich vereinigen, ihm zu huldigen. —

„Waller am Abend, wohin? Das Feld iſt öde, die Nacht horcht
Aus den Hainen hervor. Dein Fußpfad irret durch Gräber.
Dieſe Gefilde beherrſcht der Tod; die herbſtlichen Lüfte
Regen ſeufzend das Moos am halbverſunkenen Steine.
— — — — — — —
— — — — Entfloh die traute Gefährtin
Deiner Jugend vielleicht im goldenen Frühling der Ehe?
Kommſt Du vom einſamen Bett, — verlaſſen, — mit quellenden Thränen
Nun ihr feuchtendes Lager auf Todtengefilden zu ſuchen.
Flehet umſonſt dein weinendes Auge, daß im Geflimmer
Tröſtender Sterne ſie komme, der Lichtſaum ihres Gewandes
Düftewehend vorüber an deinem Angeſicht ſchwebe?
O ſo ſey mir geſegnet! Zwar kehren die Todten nicht wieder,
Aber die Kunde ähnlichen Leides verſüßet den Jammer u. ſ. w.“

Harmattan, ein Peruaniſcher Fürſt

— Schatten im (am) Mittag war er. Weit um die Halle des Weiſen

War das Elend ein nichtig Geſpenſt, die Klage geſtorben, —

hat alle ſeine Söhne ſterben ſehn; nur eine Tochter, Galmory, iſt ihm geblieben.

Die Seele des Mädchens,
Zärtlich und rein, enthüllte ſich bald im ätheriſchen Auge.
Damals ſchmückte die weiche Wange unſterbliches Lächeln,
Sanfte Schwermuth die Stirn, wie Schimmer des Mondes im Frühling.

Der Ruf ihrer Schönheit verſammelt aus fernen Gegenden eine Menge Jünglinge um ſie her, die ſich vergebens um ſie bewerben. Unter ihnen

entbrannte Maratlon
Zu der Schönen, ſo wie die grimmige Maka*) den Lenz fühlt.
Mütterlich wecket der Strahl der allernährenden Sonne
Frühlingsblüthen, und ſüßt die ambroſiſchen Früchte der Herbſtzeit:
Dieſem Wurme kocht ſie ſein Gift.

Auch ihn, — „finſter, ein Dämon der Nacht" — weiſt ſie zurück: aber von Panama, das ſchon in der Gewalt der Spanier iſt, kommt ein Jugendfreund Harmattans, für ſeinen Sohn, Siama, um ihre Hand zu werben. Harmattan bewilligt ſie, und beide Väter gehen, ihre Kinder aufzuſuchen. Sie finden ſie im Garten, wo der Jüngling dem Mädchen eben ſeine Liebe erklärt hat, und ſie

---

*) Eine Schlange in Peru.

Fliegt an ſein ſchlagendes Herz. Im Himmeltaumel vergehen
Ihre Sinne; nur dies entflieht der Seligen Lippen:
„Leben und Sterben mit Dir!" In ſanftem Weinen gebrochen:
„Leben und Sterben mit Dir!" Da traten die lauſchenden Väter
Plötzlich hervor; ſie umſchlangen die glücklichen Beiden, und Segen
Flehten ſie thränend vom Himmel." Nun iſt, Siama, Galmory!
Eure Stunde des Scheidens allein die Stunde des Todes!"
— Und ein heiliges Säuſeln umſchlich die nächtlichen Wipfel.

Nach zwölf Tagen wird das Hochzeitfeſt begangen. Von einem entfernten Hügel ſieht Maratlon es an. Verzweiflung ergreift ihn; er ſchwört den Verbundenen den Untergang, und findet bald Gelegenheit, ſein Gelübde zu erfüllen. Noch in der Hochzeitnacht landen die Spanier. Maratlon ſelbſt donnert an das Thor von Harmattans Burg, und brüllet:

Auf, o Gebieter! Wach auf! Zum Untergange gerüſtet
Nahen die Götter! Und du, vom Lager des Schwelgens, beglückter
Bräutigam, auf! Hinweg, ihr ſeligen Träume! Vergib mir,
Niedliche Braut! Gern ſchlafen, ich weiß es, die Bräute; doch Schaaren
Unvermutheter Gäſte kommen zur Hochzeit u. ſ. w.

Siama hört das ihm ſchon zu bekannte Donnern des Geſchützes, und bebt. Indeß rüſtet er und Harmattan ſich zum Streite, und

Siehe, nun flogen, wie Blätter im Sturme, die Söhne der Küſte
Lärmend zuſammen, und Boten der Ferne, mit Augen des Schreckens,
Stürzten athemlos her und wieſen zur donnerumrollten Gegend u. ſ. w.

Harmattan muntert ſeine Schaaren auf und zieht den Feinden entgegen; doch Maratlon tödtet ihn in der Verwirrung des Gefechtes, und weiß es ſo einzurichten, daß Siama gefangen wird. Mit andern

Fliehenden bringt er Galmory die Nachricht vom Unglücke ihrer Geliebten, und ſie, ſobald ſie Siama's Gefangenſchaft erfährt, eilt in die eroberte Stadt, findet ihren Gatten in Feſſeln, und begleitet ihn zum Befehlshaber der Spanier, Cajaro. Dieſen reitzt ihre Schönheit: ſie weiſt ihn zurück. Er läßt ſie in die Folterkammer führen, in der Siama gemartert werden ſoll; er läßt ihr verſprechen, dieſen in Freiheit zu ſetzen, wenn — Sie verheißt; aber ſobald Siama entlaſſen iſt, erſticht ſie ſich. Siama eilt in den Pallaſt zurück, um ſeine Gattin zu ſuchen, und ſtirbt vor Schmerz auf ihrer Leiche.

Sie ſehen, die Fabel iſt intereſſant: gegen ihre kunſtgerechte Ausführung iſt aber viel zu erinnern. Die Erzählung iſt mit Gemälden und Betrachtungen überladen, die größtentheils ſchön, aber hier am unrechten Orte ſind und langweilig werden; — der Dichter läßt uns nicht, wie es die Regel der epiſchen Dichtung fordert, den Charakter der Perſonen in ihren Handlungen ſehen, ſondern beſchreibt ihn; er miſcht überflüßige Perſonen ein, wie Siama's Vater, Galmory's Freundin, und im Grunde ſelbſt Marathon ſind; — er vergreift ſich oft im Ausdruck, wie Ihnen die großgedruckten Worte in den angeführten Stellen zeigen werden: — zum Beiſpiel die zum Untergange, ſtatt zum Verderben, gerüſteten Götter. An einem andern Orte finden wir gar einen greiſenden Arm und Seite 131. die Phraſe: „ſo denken Gedanken.“

Doch es verſteht ſich, daß ein Probeſtück noch kein Meiſterwerk ſeyn kann. Bei dem erſten Produkte eines jungen talentvollen Mannes muß man nicht ſowohl auf ſein Werk, als auf die Talente ſehen, die er verräth. Thun wir das, ſo finden wir, daß der Verfaſſer eine ſehr blühende Phantaſie, ein inniges, tiefes Gefühl und viel Energie beſitzt. Auch ſind ſchon jetzt ſeine Verſe meiſtentheils wohlklingend und fließend, und ſeine Diktion iſt edel. Einen beſſern Plan entwerfen, das Ueberflüßige wegſchneiden, auch wenn ſeine Ausführung noch ſo ſchön gerathen könnte, ſeinen Ausdruck vorſichtiger wählen, wird er im Reifen lernen. Es iſt dem Genie, das es ernſtlich will, leicht, ſich zum Meiſter der Kunſt zu machen: nur von dem Gebiete der Kunſt zum Genie hinauf, führet kein Pfad.

Die „Schöpfung des Weibes" beſtätigt mein Urtheil in jedem Punkte. Auch in dieſer erkennen wir den genialiſchen Kopf, der aber noch nicht mit der Kunſt aufs Reine gekommen iſt, und daher große Mißgriffe thut. Der Inhalt des Gedichts iſt folgender. Der einſame Adamah findet eine entwurzelte Ceder, ahnet die Vergänglichkeit der irdiſchen Schöpfung und ſeine eigene, und fleht wehklagend zum Allmächtigen empor. Sein Gebet wird erhört: er ſelbſt ſieht im Traumgeſichte, wie unter dem Feierhymnus der Engel „Schöpfung ins Leben geſenkt" wird. Die Pflanzenwelt empfängt die Kraft, Blüthe und Samen zu treiben, ein wonnevolles neues Gefühl durchbebt alle lebenden Geſchöpfe, und aus dem Schaum des Quells der Liebe blüht der Körper des Weibes auf; ein Kuß des Engels der Liebe ſenkt ihm die Seele ein, und neue Lobgeſänge der Seraphim feiern Adamahs Glück.

Finden Sie nicht dieſe Idee erhaben-dichteriſch? Ich wenigſtens kenne ſehr wenige, die ihr an Schönheit gleich kämen;

aber der Genuß wird dadurch verdorben, daß der Verfaſſer ſie in rhythmiſcher Proſa ausführte. Dieſe unſelige Zwittergattung, die weder der Dichtkunſt, noch der Beredſamkeit angehört, erregt immer das Gefühl einer mangelnden Vollkommenheit. Indem der Verfaſſer den Fluß der Proſa durch ſein poetiſches Feuer, ich möchte faſt ſagen, ſieden macht, geräth er in unleidlichen Bombaſt, und indem er dem dichteriſchen Vortrage die regelmäßige Wiederkehr des Sylbenmaßes raubt, ſpielt er uns eine ſchöne Compoſition ohne Takt vor. Doch, welche Rügen opfert man nicht gern der Hoffnung auf, wenn man auf Stellen, wie die folgende, ſtößt:

„Gewebt iſt ihr (des neugeſchaffenen Weibes) Herz aus ätheriſchen Saiten himmliſcher Harfen; drin ſchlafen die Töne der Wonne, die Töne des Wehes. Leicht zittern ſie auf, von der Seele Bewegung, in Töne der Wonne, in Töne des Wehes, oder beben zuſammen in einen Accord zur ſeligen Wehmuth."

Journal der Romane. Erſtes bis drittes Stück.

Was denken Sie Sich bei dieſem Titel? Das Journal einer Reiſe, oder eines Feldzuges, erzählt die Begebenheiten derſelben; das Journal einer oder, richtiger, für eine Wiſſenſchaft meldet die Fortſchritte, oder neue Entdeckungen, die in derſelben gemacht wurden. Das Journal der Romane, glauben Sie alſo wahrſcheinlich, werde Nachricht von den neueſten Werken dieſer Art geben. Nichts weniger; es enthält ſelbſt Romane und dergleichen, und zwar eben nicht ſehr lobenswerthe Sachen. Der allgemeine Titel iſt nur ein ſehr gewöhnliches Mittel, Brocken in ein Ganzes zu verkneten, und ſo eine Menge Dinge in Maſſe zu verkaufen, die einzeln niemand möchte. Die Unternehmungen dieſer Gattung haben etwas Iltisartiges: iſt es ihnen gelungen, den Kopf in die Taſche des Publikums zu bringen, ſo ſchlüpft der Leib unausbleiblich nach. Wer die erſten Hefte gekauft hat, nimmt, der Vollſtändigkeit wegen, in der Regel die übrigen dazu, ſollte er ſie auch nicht anſehen mögen.

Die beiden erſten Hefte enthalten die Geſchichte einer Gräfin Pauline: Mittelgut, weder ſchlecht genug, um es weg zu werfen, noch gut genug, um geleſen zu werden; Alltäglichkeiten, die mit wichtiger Miene, Abentheuerlichkeiten, die ſo erzählt werden, als könnten ſie gar nicht anders ſeyn; komiſche Schilderungen, bei denen man nur eben nicht einſchläft, rührende, die gerade nicht zum Lachen zwingen. Der Hauptcharakter des Buchs iſt ſchlaffe, ſchleppende Unbedeutendheit. Hier haben Sie den Plan.

Pauline, eine Waiſe, wird an einem fürſtlichen Hofe erzogen, liebt den Erbprinzen, und wird von ihm wieder geliebt. Seine Eltern beſtimmen ſeine Hand einer Prinzeſſin, die er nicht ausſtehen kann: indeß entſchließt er ſich, ſobald ſeine Mutter ihm ernſtlich zuredet, den Liebhaber bei ihr zu machen. Dieſer Anblick wird Paulinen unerträglich. Sie verläßt das Courzimmer, und dafür wirken ihre Feindinnen ſogleich ihre Verbannung vom Hofe aus! Sie geht zu einer Tante aufs Land, und legt zum Zeitvertreibe — Soldatenſchulen an. Der Erbprinz zögert, aus Liebe zu Paulinen, mit der Vermählung; doch endlich vor dem Todbette ſeines Vaters, läßt er ſich trauen. Seine Gemahlin wird ihm untreu: er beſtraft weder ſie noch ihren Liebhaber, ſondern wird — melancholiſch und nachläſſig in ſeinen Geſchäften. Seine Mutter und Schweſter (!!!) werben perſönlich bei Paulinen, daß ſie ſeine Freundin werde. Sie willigt ein, bezieht ein Jagdſchloß, das ihm gehört, nimmt aber das Wort Freundin im ſtrengſten Sinne. Wenn er ſie nach vollbrachten Geſchäften beſucht, ſo philoſophirt ſie mit ihm über Soldaten-Schulen und Schulmeiſter-Seminarien, läßt ihn allerlei erbauliche Betrachtungen anſtellen, und macht empfindſame Spaziergänge. Er zieht in den Krieg: heldenmüthig folgt ſie ihm, damit er immer jemand habe, mit dem er — ſeltſames, unerhörtes Bedürfniß eines Feldherrn! — platoniſiren könne. Einer feurigen Franzöſin gelingt es, ihm Wünſche einer andern Art einzuflößen: doch Pauline weiß ihn zu heilen. Sie entſchließt ſich großmüthig, mit ihm — allein ſpazieren zu reiten. Sie treffen auf eine feindliche Streifpartie. Ein Soldat zielt auf den Prinzen: Pauline wirft ſich vor den Schuß, und ihre Schulter wird zerſchmettert; indeß hat der Verfaſſer die lobenswürdige Vorſicht gehabt, das Gefolge des Prinzen in einem

Wäldchen bereit zu halten, damit die Feinde verjagt werden, und die Verwundete nach Hauſe gebracht wird. Der Beweis von Paulinens Liebe rührt Hof, Reſidenz und Land; und da die Fürſtin recht apropos ſtirbt, ſo trägt der Fürſt Paulinen ſeine Hand an. Die Landſtände verweigern ihre Einwilligung; Pauline ſelbſt entſagt, und ſchlägt ihm eine andere Gemahlin vor, die er denn auch ohne viele Weitläuftigkeiten nimmt. Der Anblick des glücklichen Paares wird indeß unſerer Heldin unerträglich. Sie geht auf Reiſen, bis ein Erbprinz werde geboren ſeyn. In der Schweiz, die ihr gar nicht gefällt, bekommt ſie den Bluthuſten, und ſtirbt auf der Reiſe nach Hauſe, wohin ſie eilt, die Erziehung des neugebornen Prinzen zu übernehmen! Wohl ihm! Was wäre er unter den Händen einer ſolchen philoſophiſchen Prüde geworden!

Das iſt der Plan dieſes ſchalen Buches, deſſen Verfaſſer es meiſterhaft verſteht, das Alltägliche unglaublich, und das Seltſame alltäglich zu machen. Die Heldin iſt eine langweilige Precieuſe, und der Held ein elender Schwächling, der weder Kraft genug hat, ſeine Leidenſchaft zu befriedigen, noch ſie zu überwinden. Gegen das Ende ahnt der Verfaſſer ſelbſt ſo etwas, und nun giebt er auf dem vorletzten Bogen eine Charakteriſtik des Prinzen, die ihn achtungswerth machen ſoll. Ei, warum foderte er denn nicht gleich ſeine Leſer auf, das Buch von hinten anzufangen?

Der Styl iſt ſeinem Inhalte angemeſſen, bald geſchraubt, bald ſchleppend, bald bis zum Ekelhaften gemein; z. B. S. 208 wo ein junges Frauenzimmer ſtrickt, daß ihr das Waſſer vom Geſichte fließt. Folgender vielgliedriger Periode kann durch ſeine ſchleppende Verworrenheit und Unrichtigkeit recht gut als das Aushangeſchild des ganzen Buches gelten:

„An einem ſchönen Morgen ſaß unſre Freundin, innig vertieft, bei einer für die Baronin beſtimmten Stickerei, denn die Gute unterließ nie, ihrer Verwandtin häufige Beweiſe ihrer Achtung zu geben, welche dieſe mit kindiſcher Freude annahm, wenn die Geſchenke auch nur dienten, ihren Putztiſch mit einem unnützen Meuble zu vermehren: als die Baronin ſich atheimlos ins Zimmer ſchleuderte: denn ſtets verwickelte ſie ſich mit den ſpitzen Pantoffeln in die langen ſchlagenden Gewänder."

u. ſ. w.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zwölfter Brief.

Den 18ten November 1800.

But no man wonders, he's not stung by
Pug *).

Pope.

Jegliche Creatur empfing ſeine Waffe, oder doch die Kraft, ſich das Anſehen zu geben, als drohe ſie ſchreckliche Thaten. Der Stier zielt mit den Hörnern; der Eſel lüftet den Huf; der Hamſter pfaucht und ziſcht; der Truthahn ſpreitzt ſich und kollert. Es müßte ein merkwürdiges und amüſantes Schauſpiel ſeyn, ein Paar hundert verſchiedene Thiere beiſammen und alle ſich, — vorausgeſetzt, daß ſie einander keinen Schaden thun könnten — nach einem artigen Franzöſiſchen Ausdrucke, im Zorne gendarmiren zu ſehn. Etwas der Art können ſie wenigſtens im Kleinem erblicken, wenn Sie auf Ihrem Landgute irgend eine ungewohnte Erſcheinung plötzlich in den Hühnerhof treten laſſen, — oder wenn Sie die Zeitſchriften leſen wollen, die ich Ihnen nach einander anzeigen werde.

---

*) Doch niemand wundert ſich, daß Fröſche ihn nicht ſtechen.

Die Clique, von der ich Ihnen ſo oft geſprochen habe, iſt aufgeſcheucht, und ihre ehrwürdigen Mitglieder werden nun wahrſcheinlich nach einander hertreten, ſich gegen mich zu verſuchen. Schon hat dasjenige derſelben, das die Sackträgerſprache am kräftigſten in ſeiner Gewalt hat, mich im November-Stück des berufenen Archives nach ſeiner Art gar mächtig angelaſſen, mich verächtlich, unwiſſend, platt, u. ſ. w. genannt. Im nächſten Stück ſteht wahrſcheinlich ein anderer auf, mit einem ſchmähenden Klinggedichte, oder ein dritter mit einigen burlesken Zoten, oder der vierte mit einer, wie die Leute es nennen, gewölbten Chrie, oder gar der bejammernswürdige Spaßvogel der Sippſchaft, mit einem Mondkalbe von Bonmot, nach ſeiner Manier: ſo etwas von redenden Stühlen und Tiſchen, von einer Erſcheinung durch die

Decke herab, oder von chauſſirten Katzen und Hunden, was kein Menſch verſteht, und das daher Gelegenheit giebt, ein zweites Buch zu ſchreiben, worin man „frappante Aufſchlüſſe *)“ ertheilt. Nun, ſie ſollen willkommen ſeyn! Einer meiner Freunde, der ein Liebhaber von Monſtroſitäten iſt, hat mir verſprochen, die nächſten Produkte der Herren gegen mich, nicht aus der Acht zu laſſen, und, wie geſagt, Sie ſollen ſie kennen lernen.

Was für Dinge aber werden Sie wahrſcheinlich ſehen! Schmähungen der niedrigſten Art; Verdrehungen der Namen und der Gedanken; entſchlüpfte Verſehen, die zu Fehlern grober Unwiſſenheit, Klatſchereien die zu Anekdötchen aufgeſtutzt werden, — und was denn ſo die gewöhnlichen

---

*) Siehe die Anzeige des Verlegers vom poetiſchen Journal. — Daß kein Menſch um die Bedeutung der Späße im Zerbino verlegen war, weil faſt niemand ſie geleſen hatte, kam gar nicht in Anſchlag: man gab „Aufſchlüſſe;“ vermuthlich in der Hoffnung, wer den Schlüſſel habe, werde das Schloß dazu kaufen: aber man irrte ſich. Die Krähe krächzt, das Küchlein piept: um Atzung, das weiß man; aber was ſie dabei ſagen könnten: wen kümmert das?

Kunſtgriffe des literariſchen Fiſchmarktes ſind. — Daß ich Sie lachend vorbereitete, iſt die einzige Antwort, die ich jemals geben werde. Nur Eine Bitte habe ich dabei an Sie zu thun. Wenn Sie Sich von dem Benehmen dieſer Menſchen empört fühlen: werfen Sie deshalb keine allgemeine Verachtung auf die Literatur ſelbſt. Die Literatur bildet einen republikaniſchen Staat; jeder Staat iſt eine moraliſche Perſon, und hat, als ſolche, wenn ich dem alten Liskow einen etwas freien Einfall abborgen darf, — des parties — die man nicht nennen darf.

Doch um ſchnell von dieſen Leuten abzukommen: Wiſſen Sie wohl, daß das Publikum Sie kennt? daß es Ihren Namen nennet, Ihr Urtheil über meine Briefe auswendig weiß u. ſ. w.?. Sie ſchütteln lächelnd den Kopf, indem Sie Sich erinnern, daß ich ſelbſt Sie ja noch in meinem Leben nicht geſehen habe, und ſehr wenig mehr von Ihnen weiß, als daß ich Ihnen dieſe Briefe ſchreibe. Sie forſchen nach. — Ich glaub' es wohl, daß Sie mit der Verwechſelung zufrieden ſind. Es giebt, ungeachtet der allgemeinen Zuverſicht der Damen gegen ihre Vorzüge, wohl ſehr wenige, die es ſich nicht zur Ehre anrechnen müßten und würden, ſo verwechſelt zu werden. Indeß, meine Freundin, kann davon nicht länger die Rede ſeyn. Daß wir auf das Verſehen mit Recht ſtolz ſind, erlaubt uns nicht, es fortdauern zu laſſen. Ich habe von der Dame, für die man mir die Gewogenheit erzeigt, Sie anzuſehen, keine Erlaubniß, ihr Briefe zu ſchreiben; und, die Wahrheit zu ſagen, auch ich bin es überdrüßig, Sie immer nur durch Fiktionen zu bezeichnen. Ich bitte Sie alſo dringend, Ihr Incognito aufhören zu laſſen, und Sich wenigſtens mir zu erkennen zu geben. Thäten Sie es nicht, wahrlich, ſo würden Sie mich zu der Erklärung zwingen: „indem ich Sie nenne, rede ich jedes geiſtvolle Frauenzimmer an, das gebildet genug iſt, an der Beſchäftigung mit der Literatur Vergnügen zu finden, ohne ein Gewerbe daraus zu machen; und das die Gutmüthigkeit und Nachſicht haben will, mit meinen Relationen vorlieb zu nehmen.“ Und ſollte dieſe Erklärung auch nicht ganz gegründet ſeyn; ſollte ich auch mehr von Ihnen wiſſen, als ich hier geſtehen darf: ich gäbe ſie doch!

Journal der Romane.

(Fortſetzung.)

Das dritte Heft enthält zwei Erzählungen, die ungleich beſſer ſind, als die Geſchichte der tugendbelobten Pauline. Die erſte beſonders: *Die Bekanntſchaft auf der Reiſe, eine wahre Geſchichte*, verdient, daß wir ſie näher kennen lernen. Sie ſcheint von einem jungen Schriftſteller, der vorzüglich werden kann, wenn er ſich die Mühe giebt, die Behandlung ſeines Stoffes mit etwas mehr Nachdenken zu wählen. Der Inhalt iſt folgender:

Die Tochter eines Landſchulmeiſters wird von einer einſichtsvollen Edelfrau gebildet, und kehrt nach dem Tode derſelben zu ihren Eltern zurück. Hier lernt ſie zufällig ein benachbarter Edelmann, ein ſehr laſterhafter Menſch, kennen. Er beredet ſeine Gemahlin, die ſeiner ganz würdig iſt, Juſtinen, ſo heißt das Mädchen, in ihre Dienſte zu nehmen, damit er ſie verführen könne: doch Juſtine iſt tugendhaft erzogen, und liebt den Jäger des Edelmanns, einen ſehr wackern Jüngling, zu innig, um ſo leicht in die, freilich etwas plump geſtellten, Schlingen zu fallen. Sie widerſteht dem Edelmanne, und er ſchwört, ſie zu Grunde zu richten. Sie entflieht, wird eingeholt, des Diebſtahls beſchuldigt, und, durch eine Schurkerei des Verführers, überwieſen. Er läßt ſie an das Halseiſen ſtellen: indem ſie an demſelben ſteht, kommt ihr Geliebter von einer Reiſe nach Hauſe, und erblickt ſie. Faſt ohne Beſinnung wird ſie zu ihren Eltern zurück gebracht, die bald hernach vor Gram ſterben. Ihr Geliebter glaubt einem öffentlich beſchimpften Mädchen entſagen zu müſſen; er heirathet ein anderes, und Juſtine vertrauert ihr Leben im Hauſe ihrer Schweſter. Erſt auf dem Todbette geſteht der Edelmann die Unſchuld der Armen, und da die Frau des Jägers ſtirbt, eilt er, ſeine Hand Juſtinen anzubieten.

Die Geſchichte enthält, wie Sie ſehen, leider wenig, was ihre angebliche Wahrheit verdächtig machte. Es könnte nicht ſchwer ſeyn, ähnliche Vorgänge nachzuweiſen: aber wie hat der Verfaſſer ſie behandelt? — Eine Dame wird von einem Ungewitter genöthigt, in ein einzeln ſtehendes Haus einzukehren. Sie findet ein junges Frauenzimmer in demſelben, auf deſſen Geſichte eine rührende Schwermuth verbreitet iſt. Es iſt Juſtine. Sie erzählt der Fremden ihre neun Bogen lange Geſchichte, und kaum hat ſie geendigt, ſo langt der Liebhaber an, um ihre Hand zu werben. Hätte der Verfaſſer mehr thun können, um ſeiner Erzählung den Anſtrich eines platten Romans zu geben?

Eben ſo vergreift er ſich im Vortrage. Sein Styl iſt elegant und blühend: aber er wird dadurch affektirt, daß er die Heldin ſo lang, ſo umſtandlich und mit ſo zierlichen Floskeln erzählen läßt, wie er ſelbſt gethan haben würde. Welches Landmädchen, das einer Freundin ihren Kummer vertraut, wird ſich wohl ſo ausdrücken:

„Ich barg die Nelke tief in meinem Buſen, den ſelige Hoffnungen ſchwellten, — Hoffnungen, die in das Morgenroth der Liebe getaucht, kaum in der Erfüllung ſo ſüß, wie in ihrem Entſtehen ſind, — und mit eilenden und dennoch zögernden Schritten, ging ich ins Haus, wo mich ſein Anblick erwartete.“

Eben ſo fehlerhaft iſt die Oekonomie der Begebenheiten. Nirgend ſo ſehr, als in den kleinen Erzählungen, iſt es nothwendig, alles Ueberflüſſige und Nachſchleppende zu vermeiden, keinen Umſtand eher, als wo er die größte Wirkung thut, dann aber ſo zu berichten, daß man ihn nicht zu wiederholen braucht. Wir haben aber längſt die Scene mit dem Halseiſen und des Liebhabers fernere Geſchichte erfahren, ja, wir ſind ſchon über das Schickſal Juſtinens völlig beruhigt, als uns Lorenz noch auf zwei Bogen ſeine Empfindungen bei dem ſchrecklichen Anblicke u. ſ. w. erzählen muß. Allem dieſem hätte der Verfaſſer ausweichen können, wenn er ſeinen Helden das Wort genommen und ſelbſt erzählt hätte.

Ich bin bei dieſer kleinen Geſchichte ſehr weitläuftig geweſen, theils weil der Verfaſſer die Aufmerkſamkeit zu verdienen ſcheint, die ſeine Arbeit freilich noch nicht fordern kann, theils weil die kürzern Erzählungen jetzt anfangen, zur Modeſchriftſtellerei zu gehören, und es alſo wohl nicht überflüſſig iſt, aufmerkſam darauf zu machen, daß auch ihre Kompoſition Kunſt erfordert.

Bei der zweiten Geſchichte, Autun und Manon, kann ich mich deſto kürzer faſſen. Ich bin fertig, wenn ich Ihnen geſagt habe, daß ſie ziemlich nachläſſig erzählt, aber nicht ohne Intereſſe iſt, obgleich man auf jeder Seite gewahr wird, daß der Verfaſſer die leichte Manier der beſſern Franzöſiſchen Contes — verfehlt. —

Mit der Erwähnung einer Lächerlichkeit mußte ich dieſen Brief anfangen: mit einem Gegenſtande, der jener ganz an Witz und Charakter entſpricht, will ich ihn ſchließen, beſonders da er ohnehin eine ſehr fragmentariſche Geſtalt erhalten hat, und ich ſchwerlich ein andermal mir verſtatten würde, von einem Werke, wie das folgende iſt, zu ſprechen. Es iſt ein mit großer Eleganz gedruckter Walzer von 616 Seiten und heißt:

Aſiatiſche Perlenſchnur, oder die ſchönſten Blumen des Morgenlandes ꝛc. Erſter Theil. Dargelegt von Anton Theodor Hartmann, Prorekt. ꝛc. zu Herford.

Es gäbe kein traurigeres Geſchäft in der Welt, als das Kritiſiren, wenn es den

Kritiker verbände, jedes ſchlechte Buch ganz durchzuleſen. Ich, meine Freundin, mache mir es leichter. Was weder ausgezeichnet gut noch ſchlecht iſt, oder woran nicht wenigſtens die Anlagen des Verfaſſers der Aufmerkſamkeit werth erſcheinen, leg' ich nach flüchtigem Durchblättern bei Seite. Mit dieſer Perlenſchnur darf ich es nicht thun: ſie hat wirklich viel Auszeichnendes. Von welcher Art? — Glücklicherweiſe haben die Bücher dieſer Gattung einen gewiſſen — Herzflecken, möcht' ich es nennen, worin ſich der Verfaſſer in voller Glorie entfaltet. Hat man dieſen gefunden, ſo kann man es nur getroſt wie Jener machen, der ein Stück von dem Hauſe, das verkauft werden ſollte, zur Probe herumtrug. Sie werden mit dem ganzen Buche auf dem Reinen ſeyn, wenn ich Ihnen folgende Stelle abſchreibe:

„Und nun werfe man einen Blick auf die Schäkereien und den ausgelaſſenen Muthwillen, den die Nuronihar und die übrigen Frauenzimmer ſich gegen den alten ehrwürdigen Vorſteher der Eunuchen, den Bababaluk, erlauben, der auf der angezogenen Schaukel bald hoch in die Lüfte geworfen wird, bald mit ſeinen Füßen das Waſſer des Baſſins berührt, und endlich gar hineinfällt; man denke ſich ihn recht lebhaft, (Feine Zumuthung!) wie er im Waſſer zappelt, und wenn er kaum den ſchlüpfrigen Rand erſtiegen hat, wieder hineinplumpt, und noch obendrein mit einem boshaften Gelächter der Frauenzimmer gepeinigt wird; und dann laſſe man ihn, hinkend und mit den Zähnen klappernd, vor ſeinem Herrn erſcheinen und ſein trauriges Schickſal redſelig erzählen."

„Wenn man ſich eine Weile an dieſem Schauſpiele ergetzt hat" u. ſ. w.

Alſo glaubte Herr Hartmann wirklich, gebildete Leſer könnten ſich daran ergetzen, einen alten Mann, den er ſelbſt ehrwürdig nennt, von einem Haufen frecher Dirnen mishandeln zu ſehn? Sollte er unter den Quintanern ſeiner Schule einen Buben entdecken, der ſich wiſſentlich auch nur an der Peinigung eines Thieres ergötzte, ſo rathe ich ihm, den Nichtswürdigen ſogleich fort peitſchen zu laſſen, damit er nicht das Herz der übrigen Schüler verderbe. — Sie ſe-

[illegible] übrigens, daß dieſes Buch von einer ſolchen Art der Schlechtheit iſt, daß ich es nicht überſehen durfte. Es hat noch eine andre merkwürdige Seite. Ich erinnere mich nicht, irgendwo die Kunſt dicke Bücher zu machen, ſo plump geübt zu wiſſen.

Es enthält drei abgeſchmackte Mährchen, von denen der Verfaſſer nicht deutlich ſagt, ob er ſie aus dem Arabiſchen überſetzt oder aus Fragmenten zuſammengeſtoppelt oder ſelbſt gemacht habe. Das letzte iſt am wahrſcheinlichſten; denn ſo dürftig und langweilig erzählt kein Morgenländer. Man findet keine glühende Phantaſie darin, ſondern eine ſolche, die über die Bemühung zu glühen, in Wahnſinn auflodert. — Doch dieſe Mährchen gaben nur 29½ Bogen, und Herr Hartmann brauchte mehr. Er fügt alſo eine Einleitung von 91 Seiten bei, aus der wir lernen, daß die rohen Völker die Erzählungen lieben, vorzüglich die Muhamedaner, weil ihre Einbildungskraft für das Unbegreifliche und Uebertriebene geſtimmt iſt und — ſie keine Liebhaber vom Spazierengehen ſind, und dergl. mehr. Dann folgt ein Catalog von orientaliſchen und nicht orientaliſchen Mährchen, dann eine Erörterung der Verdienſte der ſeinigen, dann — nicht wahr, nun hoffen Sie doch zur ſchlechten Hauptſchüſſel zu kommen? Noch nicht! Der Verfaſſer muß uns erſt melden, was ſie enthält. Vor jedem Mährchen erzählt er in einer Vorerinnerung Zug für Zug, mit vielen Lobeserhebungen, was er erzählen werde. Kennen Sie eine ausgelaßnere Wäſcherei? Wenn der Junge hinter dem Guckkaſten ruft: „Hier werd Sie ſeh die Großmogul!" und es kommt eine affenartige Fratze zum Vorſchein, ſo überraſcht es doch: aber Herr Hartmann zeigt uns kurz und gut die Fratze vor, und verlangt dennoch, daß wir in den Kaſten gucken ſollen, ſie noch einmal zu ſehn. Geſtehen Sie, naiver kann man nicht zu Werke gehn. Herr Hartmann wollte ein langes Buch drucken laſſen: giebt es einen kürzern Weg dazu, als alles zweimal zu ſchreiben? — Zweimal? Die Beſchreibung der arabiſchen Liebes-Sträuße kommt wohl viermal vor.

Faſt die einzige verſtändige Bemerkung im ganzen Buche, iſt: „daß Schiras-

Wein die Lebhaftigkeit der Erzählenden vermehre und die Zuhörer für ermüdende Stellen ſchadlos halte.“ Da das ganze Buch eine ſolche Stelle iſt, und Herr Hartmann offenbar während des Schreibens keinen Schiras-Wein getrunken hat: warum gab er ſein Werk nicht einem Weinhändler mit der Bedingung in Verlag, jedem Käufer ein halbes Dutzend Flaſchen gratis verabfolgen zu laſſen? Das wäre das ſicherſte Mittel geweſen, es lesbar und geleſen zu machen. –

Die letzte Seite dieſes Briefes opfre die Gefälligkeit der Freundſchaft.

Nöthige Erklärung.

Der Unterzeichnete glaubt es ſich ſchuldig zu ſeyn, den in dieſen Briefen geradezu oder doch nebenher getadelten Schriftſtellern, *die er faſt alle perſönlich kennt*, und von denen er einige herzlich liebt, beſtimmt zu erklären, daß er *nicht Verleger* dieſer Briefe iſt, ſondern ſie nur — ohne Eigennutz — als Commiſſionar in ſeiner Handlung debitiren läßt, was er dem Herrn Herausgeber um ſo weniger abſchlagen konnte, da er mit demſelben ſchon ſeit einigen Jahren in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſteht, ohne darum deſſen Meinungen und Urtheil zu den ſeinigen zu machen. — Bei dieſer Gelegenheit darf er zugleich ſagen, daß die Frau, an welche ein Gerücht die gegenwärtigen Briefe ſchreiben läßt, der irrigen Vermuthung, mit vollem Rechte widerſprechen kann.

J. D. Sander.

Dreizehnter Brief.

Den 25ſten November 1800.

Ariſtipp und einige ſeiner Zeitgenoſſen, von Wieland.

Whose honours with increase of ages grow
As streams roll down, enlarging as they flow;
Nations unborn his mighty name shall sound,
And worlds applaud, that must not yet be found *).

Pope.

Sollte Ihnen, meine theure Freundin, von ungefähr der Katalog der letzten Meſſe in die Hände kommen, ſo würden Sie glauben, ſie ſey ſehr dürſtig ausgefallen; aber er macht es, wie die Sittenrichterinnen an den Kaffeetiſchen. Alle Schwächen ihrer Nachbarn zählen ſie ſorgfältig auf; nur — einer Kleinigkeit! — der Verdienſte derſelben können ſie ſich nicht erinnern. Nein! die Meſſe iſt reich, ſehr reich geweſen: — ſie hat uns ein neues Meiſterwerk von Wieland gebracht, nicht ein ſolches, worin er, was freilich wohl dem Greiſe mißlingen müßte, mit den unſterblichen Produkten ſeiner Jugend wetteiſert, ſondern ein Werk, gerade auf dem Felde und von der Art, in denen er in ſeinem Alter, in denen der zum Weiſen gereifte Dichter am glücklichſten ſeyn konnte. Einſichtsvoll umſchifft er ſo die Klippe, an der ſelbſt Männer von ſeinem Geiſte ſonſt wohl zu ſcheitern pflegen, indem ſie vergeſſen, daß jedes Lebensalter ſeine beſondern Gaben hat, und, was ihnen in der vollen Jugendkraft meiſterhaft gelungen war, als Greiſe, mit mattem Pulſe und erloſchenen Augen, noch üben wollen, und ſo ihren Ruhm auf eine beträchtliche Zeit hin ſelbſt erſticken. Erſt, wenn ſie lange nicht mehr ſind, erzeigt ihnen die Nachwelt die Gerechkeit, ihren ſonderbaren Kampf gegen ſich ſelbſt, ihre vergeblichen Bemühungen zu vergeſſen, und ſich nur ihrer Verdienſte zu erinnern.

---

*) Mit iedem neuen Zeitalter wächſt ſein Ruhm, wie Ströme, niederfließend, ſchwellen Nationen, die noch nicht geboren ſind, werden ſeinen großen Namen erſchallen laſſen, und Welttheile, die man noch nicht entdeckte, werden ihm Beifall zuiauchzen.

Ich brauche nicht, Sie zur lebhafteſten Freude über dieſe Erſcheinung aufzufordern. Sie theilen dieſe Empfindung gewiß mit dem ganzen wirklich gebildeten und geſchmackvollen Publikum. — Zu jeder Zeit wäre der Ariſtipp eine merkwürdige, eine Erſcheinung, die mit lautem und freudigem Danke aufgenommen zu werden verdiente; aber jetzt iſt er es in dreifach höherem Grade. — Warum? Erlauben Sie mir, Ihnen eine Bemerkung mitzutheilen, die mich ſchon lange traurig macht.

Deutſchlands ſchöne Literatur hat zwiſchen den Jahren 1750 — 90 eine äußerſt glänzende Periode gehabt. Alle unſre Unſterblichen ſtanden in dieſem Zeitraume auf, aber nachher — Wenn ich Falk und wenige Andre ausnehme, die bis jetzt aber mehr ſichere Bürgſchaft für ihre künftige Größe leiſteten, als ſchon groß ſind, — hat ſich niemand gefunden, der ſich dem heiligen Chore anzuſchließen vermochte: und dieſe Erſcheinung läßt ſich leicht erklären. Auf jedes ſehr glänzende Zeitalter, pflegt ein ſehr dunkeles zu folgen. Stehen in allen Fächern große Muſter da: dann fühlt ſich jeder berufen, ſie nachzuahmen, und ſo werden die ſchönen Künſte eine Art Handwerk, das jeder nach ſeiner Phantaſie übt. Dann kommen die — wie ſoll ich ſie nennen? — löſchpapiernen Schriftſteller, die ſelbſt nichts Schönes ſind und haben, und in denen alles, was ſie entlehnen, zum Klecks wird. Erlaubten die Meiſter ſich zuweilen etwas lüſterne Scherze, ſo debitiren dieſe, liederliche Zoten. Wagte ein ausgezeichnetes Genie ſich dann und wann über die Regel hinaus, um eine neue Schönheit zu erreichen, ſo verhöhnen ſie die Kunſt im Allgemeinen, und halten Regelloſigkeit für Beweis von Genialität, oder elende Spielerei mit Formen für das Weſen der Kunſt, — den Rahmen für den Zweck des Gemähldes. — Sittlichkeit iſt ihnen eine einfältige Konvention, an die niemand gebunden iſt; der Scherz wird in ihrem Munde zur Schmähung; die Philoſophie in ihren hohlen Schedeln zur ſophiſtiſchen, haarſpaltenden Dialektik; die Kritik zur Kunſt, leere Definitionen durch Anzüglichkeiten geltend zu machen. Sie anatomiren die Grazien, und hoffen, ſie dann wieder zu lebenden Göttinnen zuſammenſetzen zu können; ſie ſkalpiren Minerven und freuen ſich dann, in der Weisheit nichts als eine Haarmütze zu ſehen, die ſie nach Belieben ſo oder ſo rücken können. Dies Zeitalter, — iſt es auch noch nicht ganz eingetreten, ſo lärmt doch ſchon im Publikum eine ganze Rotte von ſchiefen Köpfen, die eifrig bemühet ſind, es herbeizuführen, und Jan 'Hagel ſtaunt ſie mit offnem Munde an und applaudirt. Man ſollte glauben, Swifts Vorſchlag, die Tollhäuſer zu öffnen, und die erhabnen Geiſter, die dort eingeſchloſſen ſind, an die Spitze der Geſchäfte zu ſtellen, ſey auf dem Punkte, in der ſchönen Literatur realiſirt zu werden. Geht es ſo fort, ſo wird die alte Definition eines andern Satirikers: ein Raſender ſey ein Genie, das den Vernünftigen nachſchimpfe, und ein Genie ein Raſender, der zu einem ſolchen Benehmen zu wohlgezogen ſey, — ſo wird die Aehnlichkeit, welche dieſe Definition angiebt, ſage ich, völlig wahr werden, aber, der Unterſchied, den ſie macht, wird aufhören. Die genialiſche Clique der Lucinden-Fabrikankeit ſchimpft nicht nur, ſie ſpeiet Männern nach, denen ſelbſt ihre tiefſte Huldigung — keine Ehre wäre. Dieſe Menſchen, die, im Gefühl ihrer Winzigkeit, zu allem was über ihnen ſteht, hinaufheulen und es gern zu ſich herabzerren möchten; die ſelbſt in Wielands Werken nur nach Fehlern ſpähn, und wenn ſie in die Sonne ſtarren, wähnen, nicht ihr Auge erblinde, ſondern ſie verfinſtere ſich; die ſich durch Angriffe auf unſterbliche Nahmen, auch eine Art von Unſterblichkeit zu erringen hoffen, wie Lumpen, mit denen man edle Metalle ſäubert, am Ende eine Art von Glanz erlangen, nicht weil ſie etwas von dem Metalle, ſondern weil ſie den Schmutz deſſelben erbeuteten: dieſe Menſchen — doch was rede ich von ihnen! Wieland ſelbſt nimmt keine Notiz von allem, was ſie über ihn fahſeln; und meiner Vertheidigung bedarf er nicht. Wie lange, ſo gedenkt man ihrer und ihrer Lehren und Schriften nur noch als einer merkwürdigen Verirrung des menſchlichen Geiſtes. Bis dahin — Noch einmal, meine Freundin, wiederhole ich es: Jedes Produkt, durch das die Meiſter das Publikum zum wahrhaft guten Geſchmack und zum echten Kunſtgefühl zurückwinken, hat in dieſer Zeit dreifachen Werth; es iſt ein warnender Zuruf des Schutzgeiſtes, am Abgrunde! — Und nun ohne weitere Einleitung zur Sache.

Wieland hat im Ariſtipp Barthelemy's Idee, Griechenland und ſein ſchönſtes Zeitalter in dem Charakter eines unbefangen beobachtenden Zeitgenoſſen zu ſchildern, auf eine viel edlere Art durchgeführt, als es jenem möglich war. Barthelemy beſchrieb als ein Gelehrter, hiſtoriſch, antiquariſch, chronologiſch, mathematiſch, — Wieland als ein Weiſer, der zugleich Dichter iſt, als ein reifer Menſchenkenner, als Philoſoph. Sein Ariſtipp kann, wie jedes tief gedachte und mit meiſterhafter Kunſt durchgeführte Kunſtwerk, aus ſehr mannichfaltigen Geſichtspunkten betrachtet werden. Der Gelehrte, der Philoſoph — (jetzt wenigſtens, da der Philoſoph nichts mehr zu lernen braucht, ſondern ſich jede Kenntniß a priori macht, wird man es nicht ſonderbar finden, daß ich ihn vom Gelehrten ſondere,) — der Dichter, ſelbſt der bildende Künſtler, wird eine reiche Ausbeute aus dem Studium dieſes Werkes gewinnen können: am meiſten aber wird der Menſchenforſcher ſich befriediget finden. Es enthält eine Gallerie von ſo meiſterhaft gezeichneten Charakteren, wie vielleicht kein älteres oder neueres Werk ſie in ſolcher Anzahl aufzuzeigen hat: und faſt alle dieſe Charaktere ſind wahr, ſind ausgezeichnet, gehören Menſchen, die ſeit zweitauſend Jahren die Bewunderung der geſitteten Welt ſind. Man lernt in dieſem Werke Griechenland, man lernt ſeine ſchönſte Blüthenzeit, man lernt Männer kennen, die man als Erſcheinungen höherer Weſen anzuſtaunen gewohnt war. Wieland ſammelte die Züge, die von dieſen aufbehalten wurden, und die, einzeln da ſtehend, ſo wunderbar ſcheinen; er füllte den Raum zwiſchen ihnen durch ſeine tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens aus, und gab ſo Gemälde, die freilich das Unerhörte der vorigen Vorſtellungsart verſchwinden laſſen, aber uns durch ihre tiefe Wahrheit entzücken.

Ich verſtehe das leichte ſkeptiſche Lächeln, das bei dem Worte „Wahrheit“ Ihrem Munde gleichſam nur anfliegt. Sie haben Recht, meine Freundin. Die Dichter ſtehen eben nicht in dem Ruf, ſehr richtig beobachten zu können. Sie pflegen überall — Moſes vor dem brennenden Buſche zu ſeyn. Selten ſehen ſie, was wirklich iſt; gewöhnlich nur, was ihre Phantaſie ihnen vorgaukelt; aber meine Freundin, — erinnern Sie Sich, daß es nicht immer derſelbe Buſch iſt, der vor ihnen brennt, und das derjenige, der ihnen einmal von wunderbaren Flammen umflattert erſchien, und aus dem ihnen, anſtatt ſeines wirklichen Vogel-Gezwitſchers, göttliche Stimmen entgegen tönten, ihnen merkwürdig genug werden muß, um ihn, wenn das erhabne Phantasma verſchwunden iſt, genauer zu betrachten und ſo richtiger kennen zu lernen, als gewöhnliche Menſchen, denen — jeder Buſch ein Buſch iſt, und nichts weiter.

Zudem iſt Wieland der Dichter, von dem wir ſprechen, und es iſt, ich möchte faſt ſagen, ſein Vaterland, was er uns beſchreibt. Nicht das Land, nicht das Zeitalter, in welchem der Dichter lebt, ſind ſeine Heimath; diejenigen ſind es, in denen ſeine Phantaſie wirket und ſchafft. Der wahre Künſtler hat kein andres Vaterland, als das allgemeine Gebiet der Kunſt, und gehört immer nur dem Zeitalter an, worin ſie in der höchſten Blüthe ſtand. — Die Griechiſchen Dichter waren es, die Wielands Geiſte die entſchiedene Richtung gaben, welche ihn zum klaſſiſchen Schriftſteller macht. Er war immer mehr Bürger Griechenlands, als Deutſchlands, und wirkte gerade dadurch am entſchiedenſten zur Bildung ſeiner Nation, daß er keinen Theil an dem ſchwankenden Gange ihres Geiſtes nahm, ſondern ihr immer Kunſtwerke aufſtellte, in welchen der Sinn eines reiner kultivirten Volkes athmete. In Athen verlebte er vielleicht ſeine glücklichſten Stunden: wer kann alſo wohl fähiger ſeyn, uns es kennen zu lehren? — Jetzt nimmt ihm das Alter freundlich die Lyra, welcher er Unſterblichkeit abzugewinnen wußte, aus der Hand; ſeine Phantaſie faltet die ſtralenden Schwingen zur wohlverdienten Raſt: — welche andre hat je einen glänzendern und nützlichern Aufſchwung genommen? — Sie überläßt ihn dem wirklichen Leben: aber ſollte er ſchon auf immer der bezaubernden Welt entſagen, in der er ſo lange glücklich war, und glücklich machte? Noch einen Blick wirft er von dem Gipfel, den er erklimmte, auf ſein Tempe zurück, und entſchließt ſich, es noch einmal, nicht, wie einſt, auf den Flügeln der Imagination zu durchſchwärmen, ſondern mit dem ruhigen Schritte und dem betrachtenden Blicke des Weiſen zu durchwandeln. Vormals pflückte er Blumen zu Kränzen und Guirlanden; — jetzt botaniſirt er. Sollen wir uns nicht freuen, ihn begleiten zu dürfen? Der Weiſe, dem wir folgen werden, iſt zugleich großer Dichter: — er wird keine Pflanze dem Boden entheben, die nicht mit ihrer Blüthe geſchmückt iſt. —

Die Hauptcharaktere dieſes Werkes ſind Ariſtipp und Lais, zwei Namen, die freilich ſchon beſtimmte anziehende Bilder vor unſere Seele führen, aber durch Wielands Schilderung ihrer Beſitzer noch unendlich intereſſanter werden . . . Ariſtipp iſt einer von jenen, ſo lange die jugendliche Heiterkeit ſie beſeelt, glücklichen Menſchen, die ſchon als Jünglinge, mit der vollen Kraft zum Genuſſe, ruhige Beſonnenheit verbinden, nie den Kopf verlieren und ſelbſt im Schooße der Freude mehr beſchauen, als ſich hingeben. Das berühmte „Nichts bewundern" iſt der Grundzug ſeines Charakters, und er bleibt ihm treu, bei den merkwürdigen Gegenſtänden, die er betrachtet, bei den großen Männern, die er kennen lernt, bei ihren Lehrſyſtemen, ſelbſt in ſeinen Verhältniſſen mit der ſchönen Lais. Sie können Sich vorſtellen, zu welchen Entwickelungen, Aufſchlüſſen und Betrachtungen das führen muß, wenn es Wieland iſt, der ihn ſprechen läßt.

Ich habe oft gehört, der edle Verfaſſer habe in Ariſtipps Charakter ſeinen eigenen geſchildert. Das ſcheint mir eine ſehr ungegründete Vermuthung; und wenn Er ſelbſt es behauptete: Er würde Mühe haben, mich davon zu überzeugen. Die zwanzigjährigen Weiſen mögen werden, was ſie wollen: Dichter, und noch dazu Dichter wie der Sänger des Oberon, werden ſie nicht. Dazu muß man, glaube ich, im Alter der Leidenſchaften die Fähigkeit gehabt haben, recht ſehr, recht oft, recht viel zu bewundern. In der Regel werden die weiſen Jünglinge ſchlaffe Männer, und gehen als völlig unbedeutende Greiſe aus der Welt, ohne etwas anders zurück zu laſſen, als durch ein Duzend Anekdoten, die Erinnerung, daß ſie lebten; das zweideutige Lob, daß ſie gute, vorſichtige Schönſchwäzer waren, und zuweilen — Reichthümer. Mögen die Götter alle gute Gaben auf das Haus des ehrwürdigen Verfaſſers häufen, damit dieſer letzte Zug ihn treffe; keiner der erſten aber entſpricht ihm. Daß er indeß jetzt, als Greis, dem Charakter Ariſtipps ſehr nahe ſtehen mag, daß er jetzt mit ſo täuſchender Wahrheit in demſelben ſprechen kann, als ſchriebe er den eigenen hin, das läßt ſich begreifen. Seine Phantaſie giebt ihm die Jugendkraft ſeines Helden, und ſein greiſes Haar die ruhig beſchauende Anſicht deſſelben. Aber wo gerathe ich hin! Führe ich in dieſem Tone fort, ſo würden Sie, fürchte ich, auf die Vermuthung kommen, daß auch ich ein ſehr weiſer Jüngling müſſe geweſen, und jetzt alt geworden ſeyn. In dem letzten Punkte wenigſtens könnten Sie recht haben: jedes Uebelbefinden iſt ein Anfall von Alter, und ich fürchte, Sie werden den Nachläſſigkeiten in meinen beiden vorigen Briefen und der Weitſchweifigkeit des gegenwärtigen, die körperliche Verſtimmung angemerkt haben, an der ich eben leide. Doch Verzeihung! Ich kehre zu meinem Gegenſtande zurück. —

Neben dem Ariſtipp ſteht ein weiblicher Charakter, der ſeiner würdig iſt: eins jener Frauenzimmer, die im Vertrauen auf ihre Retze und ihr Vermögen, alles zu bewirken, ſobald ſie es wollen, — aus der Liebe nur einen Zeitvertreib machen, und bei dem intereſſanteſten Gegenſtande erſt überlegen, ob ſie für ihn empfinden ſollen, oder nicht. Auch dieſen Charakter, — Ich geſtehe Ihnen, wo ich ihn in der wirklichen Welt anträfe, würde ich fliehen, ſo ſchnell und weit ich vermöchte. Ich kenne keinen gefährlichern, und, wenn die Roſenzeit der Jugend verfloſſen iſt, unglücklicheren, als ihn; aber für Wielands Plan war er ganz gemacht. Die beiden kalten Menſchen beobachten bei den Abentheuern und Begebenheiten, denen ſie ihre Jugend entgegen führt, vortrefflich, und ſtellen Reflexionen an, die — ihres Sprechers würdig ſind. Er hat wenig glänzendere Beweiſe ſeiner Kunſteinſicht und ſeiner Selbſtkenntniß gegeben, als die Wahl dieſer beiden Charaktere.

Eben ſo ganz ſeiner würdig iſt die Art, wie er ſie uns gleich in der erſten Scene völlig kennen lehrt, nicht durch eine Charakteriſtik, ſondern durch ihr Benehmen in einer kritiſchen Lage.

Das Werk beginnt damit, daß Ariſtipp

zum erſten Male das väterliche Haus zu Cyrene verläßt, um Griechenland kennen zu lernen und ein Schüler des weiſen Sokrates zu werden. In Korinth führt ihn der Zufall in ein Badehaus. Er öffnet ein Zimmer, und findet ein idealiſch ſchönes, achtzehnjähriges Frauenzimmer im Bade. In der erſten Verwirrung — bleibt er ſtehen und ſchließt die Thür hinter ſich. Sie ſetzt ihn lächelnd über ſein Verſehn zur Rede; er entſchuldigt ſich mit Geiſtesgegenwart und Feinheit, aber ohne ſich entfernen zu wollen. Ihre Mägde treten herein. Lächelnd berathſchlagt die Dame mit ihnen, welche Strafe der Fremdling verdiene; und es wird beſchloſſen, ihn den Myſterien des Bades beiwohnen und dann gehen zu laſſen. Er nimmt es für eine Gunſtbezeigung an; er erbietet ſich zu einer geſchäftigern Rolle: ein zürnender Blick der Schönen weiſt ihn in die Schranken der Ehrfurcht zurück, macht aber, ſo bald ſie ihn wieder in der gehörigen Entfernung ſieht, einem gütigen Lächeln Platz. Ohne weiter Notiz von ihm zu nehmen, beſorgt nun die Schöne ihre ganze Badetollette, empfiehlt ihm dann ernſthaft beſcheidene Verſchwiegenheit, und entfernt ſich, ohne ſich weiter nach ihm zu erkundigen, oder ſich ihm zu erkennen zu geben.

In dieſem drolligen Abentheuer, ſind — denn Sie errathen wohl, daß Lais die Dame iſt, — beide Helden des Buchs vollkommen geſchildert. Der achtzehnjährigen Frau, die, bei einer Ueberraſchung dieſer Art, Ruhe genug behält, einen Scherz aus ihr zu machen. und wiederum, troß der — Liberalität dieſes Scherzes, ihrer Würde, nichts zu vergeben; — dem zwanzigjährigen Jüngling, der bei einem ſo unerwarteten und reizenden Abentheuer die Gegenwart des Geiſtes hat, es mit Feinheit zu benutzen; der weder mit jugendlicher Verſchämtheit entflieht, noch ſich einfallen läßt, auch nur mit einer Miene den Satyr zu ſpielen: — dieſen Menſchen kann man alles zum voraus zutrauen, was wir ſie in der Folge thun ſehn und ſagen hören.

(Die Fortſetzung folgt.)

Druckfehler in den beiden vorigen Briefen.

S. 162. Z. 12. l. ihnen, ſtatt Ihnen.
S. 176. Z. 8. — dem, ſtatt ſeinem.
S. 177. Z. 1. — ihre, ſtatt ſeine.
S. 178. Z. 12. — Herzfleck, ſtatt Flecken.
S. 188. Z. 23. — ergezte, ſtatt ergötzte.

Vierzehnter Brief.

Den 2ten December 1800.

Fortſetzung der abgebrochenen Anzeige.

Ihre Aufmerkſamkeit auf eine Kleinigkeit, deren ich im Vorbeigehn erwähnte, hat mir ein Lächeln abgezwungen; aber Ihre Frage: „weshalb denn der Ariſtipp nicht im Meßverzeichniſſe ſtehe?" iſt mir willkommen. Sie giebt mir Gelegenheit, Sie auf eine Cardinaltugend des Deutſchen Publikums aufmerkſam zu machen, auf ſeine Zahmheit. Es erträgt nicht etwa nur, ohne Erwiederung, daß irgend ein großer Schriftſteller ihm öffentlich ſeine Geringſchätzung bezeigt; es ſieht nicht nur ganz ernſthaft an, daß jeder ſpitzfündige Schwätzer ſich ſelbſt als einen Philoſophen – bald wird das Wort ein Ekelnahme ſeyn! — verkündiget, und wenn er ein Dutzend Sophismen ausgebrütet oder aufgefangen hat, ſein Syſtemchen aufſtellt und als geiſtiger Welterleuchter den philoſophiſchen Lehrſtuhl beſteigt; es erlaubt ſogar ſtillſchweigend, daß Menſchen, die ſelbſt nie etwas Eignes von Bedeutung geliefert haben oder liefern können, ſeine klaſſiſchen Schriftſteller — in jedem andern Lande das ſicherſte Mittel, ſich ein lautſchallendes Hohngelächter zuzuziehn, und als Nachtvögel baſſouirt zu werden! — verächtlich behandle. Was Wunder, daß ſich's ein jeder mit ihm bequem macht, und ihm ohne Bedenken — ſeine langen Ohren ins Geſicht ſpitzt. Der Verleger des Katalogs iſt mit dem Verleger der Wielandiſchen Werke in einen Streit verwickelt, und ſo unterſteht er ſich geradezu, das öffentliche Inſtitut, über das ihm, um des Publikums willen, ein Privilegium ertheilt wurde, zur Befriedigung ſeines Privatgrolls zu gebrauchen, und die wichtigſten Verlags-Artikel des andern auszulaſſen. Gleichwohl iſt es noch niemand eingefallen, ein Mißvergnügen über dieſen Despotismus zu zeigen, und ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß er durch eine ſolche — nicht verſchämte Willkühr, wenigſtens in den Augen der Vernunft, ſein Privilegium verwirke. Es lebe die Zahmheit! — Doch ich fürchte, ſchon zu viel von dieſer Kleinigkeit geſprochen zu haben. Zurück zum Ariſtipp.

Von Korinth geht er zu den Olympiſchen Spielen: — „In der That, ſagt er, große, auffallende, prachtvolle, und nach der gewöhnlichen Schätzung der menſchlichen Dinge ſehenswürdige Schauſpiele! Aber, ſetzt er weiter unten hinzu, es begegnet mir öfters, daß ich, ſtatt mit der Menge zu bewundern, mich nicht wenig verwundere, wie die Leute ſo gutmüthig ſeyn mögen, über Dinge in Erſtaunen zu gerathen, die, bei kaltem Blute aufs gelindeſte beurtheilt, nur lächerlich ſind, und bei ſtrengerer Prüfung leicht in einem noch ungünſtigern Licht erſcheinen könnten.“ — Nach dieſer Einleitung folgt, wie Sie leicht denken können, eine Verachtung dieſes Griechiſchen Nationalfeſtes, an dem ein ſo hoher Werth „auf den Sieg in kindiſchen oder barbariſchen Wettkämpfen“ gelegt wurde, und derjenige, der am beſten laufen konnte, oder die ſchnellſten Rennpferde und den geſchickteſten Kutſcher hatte, oder der größte

Meiſter im Fauſtkampf war, oder in der edeln Kunſt, ſeinen Gegner zu Boden zu ringen, mit einem ſo ehrwürdigen Gepränge gekrönt wurde, als habe er ganz Griechenland durch einen Marathoniſchen oder Salaminiſchen Sieg vom Untergange errettet."

Er beſucht den Olympiſchen Jupiter. Er wird bei dem Anblicke deſſelben von einem wunderbaren Schauder ergriffen; er läßt der erhabenen Kunſt des Phidias volle Gerechtigkeit widerfahren: aber mitten im Schauder und im Entzücken, entdeckt er doch, daß die ehrfurchtsvolle Empfindung, die ihn ergreift, durch eben das bewirkt wird, wodurch „ein Elephant mehr Reſpekt gebietet, als ein Stier, — die koloſſaliſche, oder vielmehr titaniſche Statur" des Gottes. —

Er läßt ſich bei Sokrates einführen. Der erſte Anblick dieſes außerordentlichen Mannes überraſcht ihn. Einen Augenblick ſteht er betroffen da; aber er ſammelt ſich bald. Er bittet beim Weggehen den Weiſen nur ſehr kaltblütig: ihn „als einen Jüngling zu betrachten, der das Schöne und Gute liebe, und in beiden das Wahre, und vornehmlich das Band, das beide zuſammenſchlinge, durch ihn kennen zu lernen hoffe. „Anſtatt ſich in Bewunderung des enthuſiaſtiſch geprieſenen Weiſen zu verlieren, und jedes Wort, das aus ſeinem Munde geht, als einen Götterſpruch aufzufaſſen, macht er ſich's zum Hauptzweck, „den merkwürdigſten aller Menſchen ſo lange zu beobachten und zu ſtudieren, bis er ihn ganz zu kennen und zu verſtehen glaube." Anſtatt emphatiſcher Lobſprüche auf ihn, erhalten wir alſo eine mit hellem Blicke und feſter Hand entworfene Schilderung ſeiner Perſon, ſeiner Bildungsgeſchichte, ſeines Charakters, ſeines Benehmens und ſeiner Lehrart.

Sie bemerken, wohin er blickt, ſieht er hell und ſcharf. Jeder Nimbus ſchwindet vor ſeinem Auge; und das iſt vortrefflich: denn jeder iſt, wie der Hof um den Mond, ein Gebilde von Nebeldünſten. Möchte ſein Geiſt doch auf die Deutſche Leſewelt übergehn, der eben jetzt jeder, der eine Feder halten kann, verſichert, er ſtehe auf einer Höhe, zu der ſie durchaus hinaufklimmen müſſe: — ein Ausdruck, der, genau genommen, nichts ſagt, als er habe ein Hügelchen von Makulatur geſchaffen, das ſie abtragen ſolle. Derjenige, deſſen Gefühle krampfhaft überſpannt ſind, will das Publikum zu höherer Empfindung erheben; wer ſein Geſicht in den finſtern Maulwurfsgängen ſcholaſtiſcher Grübelei verlor, will es ſehen lehren und aufklären; und wer es nicht dahin bringen konnte, ſchreiben zu lernen, will wenigſtens die Sprache veredeln. Mit keckem Selbſtvertrauen macht ſich jeder zum höchſten Maßſtabe der Vortrefflichkeit, und iſt ſein eigner Götze und Prieſter, und mit dumpfem Staunen und offnem Munde wendet ſich die Menge unaufhörlich von einem literariſchen Marktſchreier zum andern, und glaubt an jeden. — Heiliger Ariſtipp! möchte ich rufen, lehre uns ſehen und — lachen.

Nach zwei Jahren, die Ariſtipp in der Geſellſchaft des weiſen Sokrates verlebte, trifft er bei einer Landreiſe unvermuthet wieder auf ſeine ſchöne Unbekannte. Sie iſt Wittwe geworden, und bereitet ſich, von ihrem großen Vermögen den Gebrauch zu machen, der ihrem Geiſte der angemeſſenſte iſt. Die innigſte Freundſchaft, die ſo nahe an Liebe grenzt, als es Beiden mög lich iſt, verbindet ſie jetzt mit Ariſtipp, und das führt zu einer ſehr ſonderbaren Scene, die zwar wohl ſchwerlich jemals wiederholt werden möchte, aber in dem Charakter beider Handelnden ſehr wahr iſt. In einer einſamen Myrtenlaube zieht die zwanzigjährige Schöne ihren nur um zwei Jahr älteren Freund zu Rathe, ob ſie, bei ihren Reizen, ihrer Bildung und ihrem Vermögen, Matrone oder Hetäre werden ſolle. Mit warmer Theilnahme räth er ihr, zu thun, wozu ſie ſich am meiſten aufgelegt fühle. Sie dankt ihm „mit einem Lächeln, wie die Augen der Liebesgöttin lächeln mögen, wenn ihr Blick von ungefähr in einen Spiegel fällt," und der bequemere Hetärenſtand erhält den Vorzug.

Sein langer Aufenthalt bei der ſchönen Lais zieht ihm Vorwürfe von ſeinen Sokratiſchen Freunden zu. Er rechtfertigt ſich in zwei Briefen, aus denen ich Ihnen einige Stellen ausheben will, um den Umriß ſeines Charakters zu vollenden. „Ich habe zu Athen, ſagt er, Jahre und Tage lang gezeigt, daß ich eben ſo gut von zwei oder drei Obolen des Tags leben kann, als ein andrer: nur ſehe ich nicht, warum ich überall und immer ſo leben ſoll, oder warum ein kurzer Kaputrock ohne Unterkleid für das einzige und ausſchließliche Koſtüm der Philoſophie gelten müßte. — Wenn ich es dahin bringe, daß ich auf jede Weiſe leben kann, im Ueberfluß ohne Uebermuth und ohne Ausſchweifung, in Einſchränkung auf das Unentbehrlichſte, ohne Störung meiner guten Laune oder Abwürdigung meines Charakters, ſo denke ich alles, was ein vernünftiger Menſch in dieſem Stücke von ſich ſelbſt fordern kann, erreicht zu haben."

Sie fragen ihn, welche Lebensweiſe er wählen werde. „Die edelſte Lebensart, für mich wenigſtens, iſt nach meiner Ueberzeugung, als Weltbürger zu leben, d. h. ohne Einſchränkung auf irgend eine beſondre Geſellſchaft, mich den Menſchen bloß als Menſch, ſo gefällig und nützlich zu machen, als mir möglich iſt." — Sokrates hatte die Pflichten gegen das Vaterland als ſehr wichtig geſchildert. „Die Natur, erwiedert Ariſtipp, meine und aller Dinge Mutter, weiß nichts von Cyrene oder Athen. Sie machte mich zum Menſchen, nicht zum Bürger. Man wird nicht Menſch, um Bürger zu ſeyn, ſondern man wird Bürger, damit man Menſch ſeyn könne, d. i. damit man alles das ſichrer und beſſer werden könne, was der Menſch ſeinen Naturanlagen nach ſeyn und werden ſoll." — — „Träte jemals ein Fall ein, wo ich meinem Vaterlande nützlich ſeyn könnte, ſo würde ich mich ſchon als Weltbürger dazu verbunden halten, in ſo fern nicht eine höhere Pflicht, z. B. nicht unrecht zu thun, dabei in Gedränge käme."

So kräftiget und ründet ſich ſein Charakter immer mehr zu der unerſchütterlichen Feſtigkeit, zu dem geiſtigen Hageſtolzenſtande, welcher die höchſte Reife der excentriſchen Köpfe zu ſeyn pflegt. Sie hangen zuletzt nur noch mit denen Fäden an der Geſellſchaft, die ſie ſelbſt für gut finden, anzuknüpfen: aber eben deswegen, weil ihrem Gefühle allmälich alles fremd wird, pflegt ihr Verſtand alles am richtigſten zu würdigen. Selten flößen ſie auf dieſer Stufe noch Liebe ein, aber doch eine gewiſſe achtungsvolle Scheu, der nur das Mitſprechen des Herzens fehlt, um Ehrfurcht zu ſeyn.

Es iſt weit entfernt, daß die weiblichen Charaktere bei der Excentricität zu einer eben ſo achtungswürdigen Geſtalt reifen könnten.

Die Jugend des Mannes iſt eine Blüthe; giebt ſie eine heilſame Frucht: was liegt daran, ob ſie ſchön oder unſcheinbar war? Die Jugend des Weibes iſt eine Blume: wenn dieſe nicht duftend, glänzend, lieblich iſt, ſo iſt die ganze Pflanze nicht der Wartung werth; denn ſelbſt die Saat, die ſie bringt, iſt nur deswegen ſchätzbar, weil ſie neue, ihr ähnliche Blumen verheißt. Der Werth des Mannes, der Rang, der ihm in der Geſellſchaft gebührt, wird im Alter der Reiſe beſtimmt: die Frau muß den ihrigen während der kurzen Dauer ihrer Reize entſcheiden. Wendet ſie dieſe nicht dazu an, ſich einen Gefährten zu erwerben, deſſen Verdienſte ihr auch dann, wenn die Vorzüge ihres Geſchlechts, Schönheit und Anmuth, entflohen, einen ehrenvollen Platz in der Geſellſchaft ſichern; ſchafft ſie nicht zeitig einen häuslichen Kreis um ſich her, in den ſie ſich zurückziehen kann, wenn die Welt ſie verläßt: ſo geht ſie einem traurigen Alter entgegen. Handelt ſie aus Leichtſinn, als wenn der Lenz die ewige Jahreszeit ihres Lebens ſeyn müßte; macht ſie aus dem Vergnügen angebetet zu werden, ihr Hauptgeſchäft: nicht ihr Körper allein wird dann mit dem Alter welken; auch ihr Geiſt und ihr Charakter werden ſinken. Die Huldigungen, die ſie Anfangs litt, dann gefällig annahm, dann forderte, wird ſie endlich ſuchen, immer emſiger und ängſtlicher ſuchen, — und das kann keine Frau, ohne ſich Verachtung zuzuziehn und ſie endlich zu verdienen.

„Und was ſoll dieſe Predigt, ſagen Sie vielleicht zürnend, was ſoll ſie hier?“ Eine Predigt? Bewahre! Ich glaube gar, Sie trauen mir die Unbeſcheidenheit zu, Sie mit moraliſchen Betrachtungen unterhalten zu wollen. Nicht doch! Mein ganzes Raiſonnement ſollte Ihnen nur die Wahrheit beweiſen, mit der Wieland ſeine Helden ſchildert. Das traurige Ziel, deſſen ich erwähnte, iſt dasjenige, dem die geiſtvolle, ſchöne, reitzende Lais entgegen geht, wie Ariſtipp ſelbſt zu beſorgen ſcheint. In dieſen beiden Bänden ſpielt ſie freilich noch eine ſehr glänzende Rolle. Sie herrſcht unumſchränkt über alle Männer, die ihr nahe kommen; ſie ſieht die Beſten jeder Stadt, die ſie betritt, zu ihren Füßen. — Selbſt die Achtung und Freundſchaft des weiſen Sokrates erwirbt ſie ſich, und es ſcheint nur von ihr abzuhangen, ſich für ihr übriges Leben fürſtliche Größe zu ſichern: gleichwohl finden ſich ſchon Vorzeichen, daß das Ende der Laufbahn, welche dieſer weibliche Alcibiades, wie Ariſtipp ſie nennt, zurücklegt, ihrem Anfange und ihrer Mitte nicht ſehr entſprechen werde.

Mit eben ſo ſichrer Hand entwirft Wieland uns das Bild des Sokrates, des Ariſtophanes, des Philoſophen Antiſthenes, des Skopas und Parrhaſius, des Tyrannen Dionys, des Platon und Xenophon, nebſt einer Charakteriſtik ihrer berühmteſten Werke, — des Demokrit und des berühmten Atheiſten Diagoras. Welche Gallerie! Sie finden in dieſem Werke die Schilderung von Athen, Milet, Rhodus und Syrakus; Sie finden die wichtigſten Begebenheiten jener Zeit, und die Beurtheilung berühmter Kunſtwerke; Sie finden endlich philoſophiſche Erörterungen, oder vielmehr Betrachtungen über allgemein wichtige Materien; kurz: dies Buch iſt eine Welt voll intereſſanter Gegenſtände. Jeder iſt mit leuchtender Wahrheit geſchildert: denn daß der Verfaſſer es nicht wie die Urheber jener hiſtoriſchen Romane machen könne, welche uns die Geſchichte, die niemals geſchah, mit ſo ernſthafter Genauigkeit erzählen, verſteht ſich von ſelbſt. Der Ariſtipp iſt die Frucht eines funfzigjährigen Studiums: das heißt Alles ſagen, wenn ich hinzuſetze, daß er mit Wielands Geiſte ausgeführt wurde.

Ich werde mich ſehr hüten, Ihnen den Genuß, den er Ihnen gewähren muß, durch weitere Auszüge zu ſchmälern. Daß ich Sie mit dem Charakter der Hauptperſonen ausführlich bekannt machte, konnte zur Vorbereitung dienen; aber weiter darf ich nicht gehn. — Wielands Styl iſt übrigens in dieſem Buche kürzer abbrechend, gedrängter und raſcher, als in ſeinen übrigen proſaiſchen Werken, weil es die Briefform forderte: aber er hat auch hier Eigenheiten, die wohl nicht alle in den allgemeinen Gebrauch aufgenommen werden möchten.

Nachſchrift.

Das Ungeheuer und der verzauberte Wald, ein muſikaliſches Mährchen von Ludwig Tieck.

Silence, ye Wolves! while Ralph to Cynthia howls,
And makes Night hideous — Answer him, ye Owls.
Pope *).

Endlich ſcheint Herr Tieck ſein eigentliches Fach gefunden zu haben, in welchem er, ohne an Sinn und Regel gebunden zu ſeyn, ſeine Talente entwickeln kann. Schikaneder mag nach gerade wohl alt und ſeine Abgeſchmacktheit ſtumpf werden: Herr Tieck wird ihn, ich getraue mir es zu behaupten, völlig erſetzen. Sein **Ungeheuer** (ein ſehr paſſender Titel, der Herrn T.'s Selbſtkritik Ehre macht!) ſteht ſelbſt den

---

*) Ihr Wölfe, ſtill! Star will zum Monde heulen.
Die Nacht verſcheußlichen Antwortet ihm, ihr Eulen!

neuen Arkadiern weder an Zweckloſigkeit, noch an Fadaiſen oder Spektakel nach, ja, er hat ſogar manches, was ſeinem großen Vorgänger fehlt, z. B. Propheten, die in Felſen ſitzen, und das Abc abſingen. Da er noch ſehr jung ſcheint, und, laut der Vorrede, nach einer eigenen Theorie arbeitet, ſo läßt ſich viel von ihm erwarten: nur wird er keine Anſtrengung ſcheuen müſſen. Seitdem eine gewiſſe Schule ihren Mund ſo weit aufgethan hat, wird das Fach des „reinen Unſinns" ſo emſig und glücklich bearbeitet, daß er, trotz ſeinen Talenten dafür, Mühe haben wird, ſich auszuzeichnen. Muth und Ausdauer gehören in reichem Maße dazu.

Der Inhalt des Stücks? Ein Fiebertraum! Die Verſe? Hier und dort eine Sammlung von ziemlich ſingbaren Tönen. Uebrigens iſt zu wünſchen, daß Herr T. ſeinen künftigen Produkten dieſer Art keine ſo naive Vorrede beifügen möge, als dieſes Ungeheuer hat. Wozu war es nöthig, daß er uns ſeine Vorliebe für „phantaſtiſche Kinder der Albernheit" erſt erklärte? Das Publikum kennt ſchon, wenigſtens durch die Sage, dieſen edeln Hang an ihm aus ſeinen frühern Werken. Die Citation ſeiner „Phantaſieen über die Kunſt," wird ſchwerlich ein Exemplar mehr von denſelben abgehen machen, und der Gedanke: Die Kinder der Laune und der Albernheit ſeyen das eigenthümliche Territorium der Muſik, ſo wie das, was er von einem reinen Könige und allgemeinen Miniſtern ſagt, gehört eigentlich in das Stück ſelbſt, und zwar in den Mund des Hanswurſt deſſelben. Von einer Vorrede erwartet man zwar in der Regel lange Weile, aber doch ein vernünftiges Wort.

Funfzehnter Brief.

Den 9ten December 1800.

Diethelm, von Friedrich von Oertel.

Leuchtend und wärmend bricht die Sonne durchs Gewölk: ſofort blinkt ihre Karrikatur, ſtumpf und kalt aus allen Teichen und Brunnen zurück. — Von einer ſchönen, kühnen Idee ergriffen, erfüllt, begeiſtert, führt ein Genie ſie zu einem unſterblichen Werke eigenthümlicher Art aus: ſogleich ſind tauſend ſubordinirte Köpfe beſchäftiget, es nachzumodeln; und wenn ſie eine Aehnlichkeit mit jenem erhaſchten, ſo blicken ſie ſtolzer über Bruſt und Achſeln herab, als der Schöpfer ihres Originals ſelbſt. — Nun, verſchütten wollen wir die Brunnen und Teiche deshalb nicht, daß ſie das Bild der Sonne nur im Waſſer können zittern laſſen: aber daß wir den Blick ſchnell von ihm zum Himmel ſelbſt erheben, iſt natürlich. — Verargen wollen wir es den kleinen Dichtern nicht, daß jeder ſich nach beſtem Vermögen modiſch putzt: dieſer mit erborgtem Golde, jener mit eigenthümlichem Blei, und ein Dritter gar mit geſtohlnem Katzenſpiegel. Mögen ſie ſich immerhin neben dem Denkmahl aus ewigem Felſen, das ein Genie ſich ſetzte, auch eins von — Sand erthürmen, das der nächſte Morgenwind zerſtiebt: aber daß wir uns durch ihre Arbeiten nur an jenes erinnern laſſen, werden ſie uns verzeihen. Diethelm iſt eine Nachahmung von Voſſens Luiſe: der beſte Gebrauch, den ich von ihm machen kann, iſt, daß ich Gelegenheit nehme, Ihnen über die Dichtungsart, zu der Beide gehören, im Allgemeinen etwas zu ſagen. Nichts Ausführliches, nichts weitläuftig Erörterndes: das wäre wider den Zweck dieſer Briefe; — aber ein Paar Bemerkungen, die Ihnen vielleicht willkommen ſind.

Schon in einem meiner vorigen Briefe ſprach ich Ihnen von dem großen Verdienſte, das Voß ſich durch ſeine Ueberſetzungen um unſre Sprache im Allgemeinen, erwarb; ein wenigſtens nicht kleineres, hat er um unſre ſchöne Literatur, durch die Ausbildung der modernen Idylle, für deren Schöpfer er beinahe gelten kann. „Aber was ſchrieben denn Blum, Kleiſt und vor allen Gesner, der liebliche, reizende Gesner, der uns immer in eine ſo bezaubernde Welt verſetzt?" — Sie ſchrieben freilich auch Idyllen, und Gesner beſonders, vortreffliche; — aber es waren keine Deutſche, es waren Griechiſche, die Deutſch erzählt wurden: eine Behauptung, die Ihnen ſogleich deutlich werden ſoll.

Eine Idylle nennen wir ein einfaches gefälliges Gemälde, das uns mit ſanften, ruhigen Empfindungen erfüllt. Was ſie uns malt, iſt an und für ſich gleichgültig. Fände der Dichter einen brauchbaren Stoff im Pallaſt oder in dem Stadtgewühle, und führte er ihn zu einem lieblichen, ruhigen Gemälde aus, ſo hätte er eine Idylle geliefert, wenn auch kein Wort von Hainen und Schäfern darin vorkäme. Schwerlich wird es ihm indeß gelingen, viele taugliche Gegenſtände außer der Natur aufzufinden: dieſe hingegen iſt ſo reich daran, daß man das Land immer als die Heimath des Idyllen-Dichters angeſehen hat, und die Idyllen uns gewöhnlich nur ländliche Scenen ſchildern. Ihre handelnden Perſonen ſind in der Regel Landbewohner, Schäfer, Winzer, Jäger, Fiſcher u. ſ. w.

Unſre nordiſche Natur ſcheint wenig zu einem ſolchen Gebrauche geeignet: aber wäre ſie auch ſchöner und milder, als ſie wirklich iſt, ſo ſtehen unſre Landbewohner doch nicht in Naturverhältniſſen, ſondern in ſehr unpoetiſchen politiſchen, und ihre Sitten ſind weder ſanft noch rein genug, um Stoff zu reizenden Gemählden zu geben. Es wäre ſehr ſchwer, treue Darſtellungen zu liefern, in denen man nicht an Frohn und Amtmann, an Predigt, Schenke und Branntwein wenigſtens erinnert würde. Dieſe unpoetiſche Beſchaffenheit bewog Geßner und ſeine Nachahmer, die Scene ihrer Idyllen meiſtentheils nach Griechenland zu verlegen. Unſer Herz folgt ihnen dahin: aber unſern Sitten und unſerer Denkungsart im Leben, bleiben ſie fremd. Wir freuen uns der Vorſtellung, daß es eine ſolche Welt, wie ſie uns ſchildern, habe geben können: aber wir fühlen immer, daß es nicht die unſrige iſt. Der Rückblick von den arkadiſchen Schäferhütten auf unſere Dörfer, erfüllt uns mit einem wehmüthigen Widerwillen gegen unſer Zeitalter und unſre Verhältniſſe.

Voß, inniger vertraut mit dem Geiſte der Alten, als vielleicht irgend ein neuerer Dichter geweſen iſt; Voß, der durch ihre Kunſt bis in ihre Natur durchgedrungen war, ſich nicht nur klaſſiſchen Geiſt, ſondern auch, wenn ich den Ausdruck wagen darf, ein klaſſiſches Auge erworben hat, ſah unſere Welt in einem andern Lichte, als Geßner. Er glaubte auch in dieſer überall Züge zu entdecken, welche denen, die man im Theokrit bewunderte, wenigſtens ähnlich waren, und wagte es, ſie, in ſeinen kleinern Idyllen, zu poetiſchen Gemälden zuſammen zu ſetzen. Sie ſind meiſtentheils vortrefflich gelungen, und Deutſchland freute ſich, auf ſeinem eigenen Boden Früchte hervorgehn zu ſehn, die man bis jetzt faſt nur für ein ausſchließliches Eigenthum des Griechiſchen gehalten hatte. Indeß — die Schuld der unpoetiſchen Natur des Stoffes, mit welcher der Dichter kämpfte,, und die er nicht ganz beſiegen konnte! — auch in den ſchönſten werden Sie Sich erinnern, auf Züge geſtoßen zu ſeyn, welche unangenehme Nebenideen erwecken, und auf andre, die nach zweitauſend Jahren ſehr merkwürdig ſeyn werden, jetzt aber gemein und alltäglich ſind.

Wahrſcheinlich fühlte Voß dieſes ſelbſt: um alſo eine reine Idylle zu geben, ſetzte er ſich über die vermeinte Regel, welche die höhern Stände von ihr ausſchloß, hinweg, und ſtellte uns in ſeiner Luiſe das Gemälde einer glücklichen Familie aus dem Mittelſtande auf. Nicht Schäfer, ſondern Prediger — (und vielleicht iſt der Predigerſtand durch ſeine Verhältniſſe der dichteriſcheſte in unſern jetzigen Staaten,) ſind die Helden deſſelben: aber ſie ſind liebenswürdige Glieder einer glücklichen Familie; die Heldin führt nicht ihre Heerde auf die Weide, ſondern trinkt Kaffee und läßt ſich copuliren: aber ſie hat ein reines, liebevolles Herz; — der Schauplatz iſt nicht in Arkadien, ſondern in Holſtein: aber er zeigt eine reizende, ſchöne Natur: — alſo, obgleich in dieſem Gemälde von denen individuellen Zügen, die uns in den Griechiſchen und Gesneriſchen Idyllen unterhalten, kein Wort vorkommt, ſo iſt es doch unſtreitig eine Idylle, als irgend eine, die in Griechenland oder in Italien ſpielt. —

Vielleicht nicht weniger ſchmeichelhaft, als das allgemeine Entzücken, mit welchem man die Luiſe, ſo weit man Deutſch ſpricht, aufnahm, war für Voß die Huldigung, die ihm ein eben ſo ausgezeichnetes Genie, als er, das ſonſt nur gewohnt iſt, ſich eigene Bahnen zu brechen, durch eine Nachahmung, die ihm Göthe, durch ſein Gedicht, Herrmann und Dorothea, brachte. „Nachahmung!“ ruft die Heerſchaar ſeiner Gläubigen, die es für eine Gotteslästerung hält, zu denken, er könne etwas entlehnen. „Nachahmung!“ ruft ſie erbittert; „Luiſe iſt eine Idylle, und Herrmann ein reines Epos!“ Ruhig, liebe Herren! Wenn ein Dichter wie Göthe nachahmt, ſo verſteht es ſich wohl, daß es auf eine andre Weiſe geſchieht, als Ihr es zu thun vermögend ſeyd. Seine Nachbildung kann bloß darin beſtehn, daß er die Idee zu einem Originale entlehnt. Voß hatte einen Vorgang aus dem wirklichen, unpoetiſchen, bürgerlichen Leben, poetiſch geſchildert, und Göthe that es ihm nach. Das werdet Ihr nicht läugnen. „Wohl! aber auf eine andere Weiſe: er machte zum Epos, woraus Voß eine Idylle ſchuf!“ So? Wir wollen ſehn! Epos iſt eine dichteriſche Erzählung; das iſt die Idylle auch. Was beide unterſcheidet, iſt, daß dieſe die Handlung malt, und jenes ſie ſpricht; daß in dieſer das dichteriſche Detail einzelner Situationen und Gegenſtände, in jenem die Verwickelung und Auflöſung des Knotens, der Hauptgegenſtand des Erzählers iſt. Schlagt aber Herrmann und Dorothea auf, wo ihr wollt: überall werdet ihr das beſchreibende Detail vorwaltend, ſo ſehr vorwaltend finden, daß es oft, trotz ſeiner Schönheit, läſtig wird. Ihr müßt alſo geſtehen, entweder, daß Göthe in Herrmann und Dorothea eine Idylle gegeben, oder ein Epos – verfehlt habe. —

Hoffentlich, meine Freundin, bemerken Sie, daß es mir mit meinem Streite nicht Ernſt iſt. Zänkereien um Namen ſind immer lächerlich, am meiſten aber in der Dichtkunſt. Der Dichter hat nur Eine unerlaßliche Pflicht: reinen Genuß zu gewähren; — der Leſer nur Eine rechtmäßige Forderung: ihn bereitet zu finden. Erfüllt der Dichter dieſe Pflicht, ſo mag er die Gattungen durch einander miſchen, wie immer ſein Genius gebeut. Findet der Leſer dieſe Erwartung in einem Gedichte befriedigt: was kümmert es ihn, daß der Kunſtrichter nicht weiß, in welches Fach er es ſtellen ſoll. Sey Herrmann und Dorothea Epos oder Idylle: darauf kommt es nicht an. Nur ob es reinen Genuß gewähre, wollen wir unterſuchen.

Jede Nachahmung hat einen ſchwankenden Charakter, und keine ſo ſehr als diejenige, die ein Mann von eigenthümlich großem Geiſte verſucht. Was er entlehnt, entſtellt ſeine Eigenthümlichkeit, und dieſe verdirbt wiederum jenes. Es entſteht ein Zwitter von verſchiedenartigen Schönheiten, den wir uns nicht überwinden können, zu tadeln, und der uns gleichwohl die unangenehme Empfindung giebt, daß wir nicht wiſſen, woran wir uns halten ſollen. Ich berufe mich auf Sie Selbſt, meine Freundin, ob Sie nicht ein ſolches Gefühl hatten, ſo oft Sie Herrmann und Dorothea laſen. Die Handlung, die das Gedicht erzählt, iſt anziehend: aber unaufhörlich tritt uns das ausführliche Detail in den Weg, indem wir ihrem Laufe folgen wollen. Das Detail iſt bis zur Vortrefflichkeit wahr und ſchön: aber unaufhörlich reizt uns die Handlung, bei ihm vorüber zu eilen: mit Einem Worte; wir haben *keinen* reinen Genuß.

Woher das? Göthe hat zwei verſchiedenen Zwecken *gleich lebhaft* nachgeſtrebt: er malt und erzählt zugleich*). Voß wußte, daß man rahig ſeyn muß, um der Beſchreibungen zu genießen: daher iſt die Fabel der drei Idyllen, welche die Luiſe ausmachen, ſo einfach: in der erſten feiert man einen Geburtstag; in der zweiten kommt der Bräutigam eher an, als man ihn erwartete: in der dritten wird die Braut früher getraut, als ſie vermuthet hatte. Das läßt ſich mit Einem Blicke überſchauen, und nun hindert uns nichts, den guten Leuten ſo ruhig zuzuſehen, als ſie ſelbſt ſind, die Aeußerungen ihres liebenswürdigen Charakters zu beobachten, und uns die reizende Beſchreibung ihrer Umgebungen machen zu laſſen. — In Herrmann und Dorothea hingegen, erſcheint uns ein Zug unglücklicher Flüchtlinge, deren Schickſal uns beunruhiget, wir ſehen eine Leidenſchaft entſtehen; ſie mit Schwierigkeiten kämpfen: — das iſt intereſſant; aber was fangen wir nun mit dem idyllenartigen Detail an? Wir möchten den Dichter einen Schwätzer nennen, daß er uns dieſe Dinge auskramt; an ſich ſind ſie vortrefflich, aber hier ſtehen ſie uns immer im Wege: — kurz, der Inhalt des Gedichts paßte nicht zu der Behandlung.

---

*) „Das thut Homer auch!" — Das iſt kein Einwurf.

Einen zweiten Fehlgriff beging Göthe in der Wahl ſeiner Charaktere. Voß führt uns lauter liebenswürdige Menſchen vor, und entfernt alles, was einen unangenehmen Eindruck machen kann: Daher genießen wir ruhig, ſo lange wir leſen; und legen wir das Buch weg, ſo hat die Phantaſie nur zu frohen Fortbildungen Stoff. Wir behalten die Ueberzeugung, daß ſo edle, gute

Menſchen, als die waren, die wir hier kennen lernten, einander immer glücklich machen werden. Göthe ſchildert ſo wahr, als Voß: aber wen? Einen polternden, eigenſinnigen Vater, ein unbedeutendes Mütterchen; einen ungebildeten, ſchmollenden Sohn; ein Mädchen, deſſen Charakter zu männlich iſt, um uns ſehr einzunehmen. Wir lieben dieſe Menſchen nicht; ihre Begebenheiten intereſſiren nur unſre Neugier, und haben wir ſie geendigt, ſo iſt der Blick in die Zukunft nicht ſehr angenehm. Ich will nichts davon ſagen, daß das Schickſal der armen Flüchtlinge unentſchieden bleibt: aber wird der Vater nicht morgen wieder poltern, und der Sohn nicht wieder ſchmollen? Ja, wird die reizbare Heroine nicht bald mit Beiden in Händeln ſeyn? Das klingt komiſch; aber unterſuchen Sie einmal, ob Sie Sich die Fortſetzung der Fabel anders denken können: und das Gefühl davon liegt in der Seele jedes Leſers, wenn er es ſich auch nicht zu einem Gedanken entwickelt.*)

Erinnern wir uns noch einmal, was die

---

*) Eine ſehr geiſtvolle Frau machte mir in einer geſellſchaftlichen Unterredung über dieſen Gegenſtand die Einwendung: Kann man ſich aber nicht auch eine unangenehme Fortſetzung der Luiſe denken? Z. B. daß der Vater ſtirbt u. ſ. w. Die Bemerkung iſt fein: — aber hier iſt nur von einer ſolchen Fortſetzung die Rede, zu der die veranlaſſenden Urſachen im Gedichte ſelbſt gegeben werden.

Idylle eigentlich ſeyn ſoll, nehmlich ein reizendes Gemälde, das uns mit ſanften Gefühlen des Wohlgefallens erfüllt; erinnern wir uns, wodurch Luiſe dieſen Zweck erreichte und Herrmann ihn verfehlte: ſo wird Ihnen, wie ich glaube, die Bemerkung einleuchten, daß der Dichter in der Idylle alles zu Grelle und Lebhafte vermeiden muß. Keine verwickelte Handlung alſo: ein einzelner intereſſanter Vorfall reicht zur Fabel hin; — keine unruhige Leidenſchaft: nur ſanfte Gefühle muß er ſprechen laſſen; — keine unangenehme Gegenſtände oder widerliche Charaktere, welche die Hauptrolle ſpielen, ob er gleich in den Nebenrollen dergleichen, als Folie, wohl anbringen mag. — Wahr oder falſch, meine Freundin! neu oder alt: — dieſe Bemerkung und die ganze Erörterung, die zu ihr führte, ſchien mir nothwendig, da wir vermuthlich nun bald eine Menge Nachahmungen der Luiſe und des Herrmann erhalten werden. Der junge Dichter, der ſie benutzt, wird wenigſtens vor einigen Mißgriffen ſicher ſeyn: — daß ſie aber nicht hinreicht, ihn ohne Genie eine gute Idylle machen zu laſſen, — beweiſt das Buch, das dieſen Brief veranlaßte.

Diethelm beſteht, wie die Luiſe, aus drei Idyllen, von denen uns jede ein Begegniß derſelben Perſonen erzählt. Die Fabel einer jeden iſt einfach und anziehend; die aufgeſtellten Charaktere ſind liebenswürdig; alles Widrige iſt vermieden und die geſchilderten Gefühle ſind ſanft und gefällig. Herr von Oertel ſcheint alſo dem Geiſt der Dichtungsart treuer geblieben zu ſeyn, als Göthe: — aber — aber — Die Fehltritte der großen Menſchen ſind in der Regel unendlich intereſſanter, als die guten Handlungen der Kleineren, weil ſie — mit mehr Geiſt begangen werden. Alle Mißgriffe, die Göthe that, hat Herr von Oertel vermieden: dafür begeht er den Einen ungeheuren und unverzeihlichen, langweilig zu werden. Diethelm macht uns nicht unruhig wie Herrmann, aber er ſchläfert uns ein, und das angenehmſte Gefühl, mit dem wir ihn weglegen, iſt der Gedanke — daß wir fertig ſind.

Wie das zugehe? Nun, die Kunſt lange Weile zu machen, gehört leider nicht zu den geheimen Künſten. Die meiſten unſerer Schriftſteller üben ſie öffentlich, und jede Meſſe zeigt uns eine ganze Schaar neuer Meiſter in derſelben. Ich könnte mir daher eine Erläuterung erſparen, wenn Herr von Oertel ſich nicht durch ſo manche andre Schrift zu ſehr als ausgezeichneter Kopf gezeigt hätte, als daß ich mir eine ſo abſprechende Behandlung gegen ihn erlauben dürfte. Hier haben Sie alſo aus der erſten Idylle den kurzen Beweis, daß er, nach dieſem Diethelm zu ſchließen, kein Dichter iſt. Ich würde mich freuen, wenn es mir gelänge, ihn ſelbſt zu überzeugen: dadurch hätte ich dem Publikum einen ſchlechten Verſemacher erſpart und wahrſcheinlich einen guten Proſaiker erhalten.

Die erſte Idylle, oder das erſte Buch, oder was man will, — heißt die kürzeſte Nacht. Im Begriff ſeine große Tour durch Europa anzutreten, durchwacht der junge Graf von Holm die letzte Nacht vor ſeiner Abreiſe in einem Gartenſaale mit ſeinem Oheime und den beiden Töchtern deſſelben, von denen er die älteſte liebt. Hätte Voß dies Süjet zu behandeln gehabt, ſo hätte das Gedicht vielleicht damit angefangen, daß die Perſonen deſſelben ſich nach und nach, traurig und verſtimmt zuſammengefunden hatten; er hätte ihre Gefühle und Erinnerungen gemalt, den Wechſel derſelben, die Hoffnungen, mit denen ſie ſich aufrichten, — und in dem Augenblick, da dieſe aufs höchſte ſtiegen, wäre die Sonne aufgegangen, und der Reiſewagen erſchienen. Ich ſage: vielleicht; denn es iſt wohl gewiß, daß Voß einen viel beſſern Plan gemacht hätte, aber den des Hn. von Oertel würde er ſicherlich nicht befolgt haben.

Dieſer beginnt ſein Gedicht mit der Beſchreibung des Schloſſes Holme, auf dem die Handlung — nicht ſpielt; dann folgt die Nachricht, wie gaſtfreundlich ſonſt auf demſelben Schiffbrüchige ſeyen aufgenommen worden; dann folgt die Familiengeſchichte des jungen Grafen; dann die Rede, durch die der Oheim ihn zur Reiſe bewegt, u. ſ. w. Erſt auf der ein und dreißigſten Seite finden die Perſonen ſich zur empfindſamen Nachtwache zuſammen, — und ſchwatzen ſo langweilig, daß es ein wahres Wunder iſt, wenn ſie, trotz ihrem Vorſatze, nicht einſchlafen. Wer den Geſichtspunkt, in den er alles ſtellen muß, ſo verfehlt, iſt nicht fähig, einen dichteriſchen Plan zu machen, — iſt kein Dichter.

Die Perſonen des Gedichts ſind ganz gewöhnliche gute Menſchen; keine hat irgend einen auffallenden Charakterzug, durch den ſie beſonders anzöge: dennoch wollte der Verfaſſer uns gleich Anfangs für den Helden intereſſiren, und lobt uns zu dem Ende — die Gaſtfreiheit ſeiner Vorfahren u. ſ. w. Wer ſo lahme und nichtsſagende Mittel zu einem ſolchen Zwecke anwenden kann, hat kein poetiſches Gefühl; iſt alſo kein Dichter.

Er fängt ſein Gedicht mit folgenden Zeilen an:

Wo Germaniens Saum mit ſchillerndem Schmelze der Blumen
Bunt auf dem dunkeln Grün geſtickt, von dem Silber der Oſtſee
Schlängelnd umfaßt u. ſ. w.

Einige Seiten weiter ſtehn gar folgende Verſe:

Gleich wie die Nähe des Korns, des nährenden, plötzlich den Freiſtaat,
Welcher der Aemſen ſchwärzliches Volk, das fleißige, bindet,
Mächtig erregt: es drängt, es wühlt die tummelnde Menge

Eilend einander zuvor, die köſtliche Beute zu laden:
Alſo weckte die Sehnſucht — — — — — — — — — — — des feurigen Jünglings ſtille Gefühle
Daß herauf wetteifernd ſie flogen zur bebenden Lippe.

Hier verlier' ich die Geduld. Zum letzten Male alſo ſey es geſagt: Wer eine Küſte mit einem geſtickten und umtreßten Gewande, die Sehnſucht mit dem nährenden Korn, und die andern Gefühle mit den Ameiſen vergleichen kann, hat weder dichteriſche Phantaſie, noch künſtleriſche Beurtheilungskraft, — kein Härchen von einem Dichter. —

Die Sprache dieſes Gedichts iſt eben ſo ſchlecht. Um ſie dichteriſch zu machen, häuft der Verfaſſer die Beiwörter; es giebt ganze Seiten, auf denen nicht zwei Subſtantive ohne Beiwort ſtehn; — und daß er Voſſens Konſtruktionen nachahmen wollte, führte ihn zu Stellungen, wie die folgende:

Sinnend wandt' er ſich nun, des Gartens, welcher vom Haus ab
Zierlich gewunden, ihn oft erfreut in Mitte der Freunde,
Laubgang ſuchend u. ſ. w.

Trotz allen dieſen Rügen geſteh' ich indeß gern, Diethelm hätte ein ziemlich intereſſanter Roman werden können: aber, gütiger Himmel! — wie kam Herr von Oertel auf den ſeltſamen Einfall, ihn in Hexametern zu ſchreiben?

Sechzehnter Brief.

Den 16ten December 1800.

Es freut mich ſehr, meine Freundin, daß Ihnen meine beiläufigen Bemerkungen über die Idylle, wenigſtens nicht Langeweile gemacht haben; noch mehr aber, — ſo gewiß ich deſſen auch zum voraus von Ihnen war — daß Sie meine Erinnerungen gegen Göthens Herrmann nicht mißverſtanden. Dürfte ich das doch von recht vielen meiner Leſerinnen und Leſer annehmen! — Der Haufe der gewöhnlichen, flachen Köpfe kennt keine Mittelſtufe zwiſchen anſpeien und vergöttern. Inſtinktmäßig fühlen ſie das Bedürfniß, ſich unbedingt befehlen zu laſſen, und ſo iſt jedes Raiſonnement, jede Erörterung durch Gründe, für ſie verloren. „Gut," oder „ſchlecht!" das iſt die ausführlichſte Recenſion, die ſie verſtehen können. Bei der mühſamſten Auseinanderſetzung ſehen ſie nur, ob das Lob oder der Tadel weitläuftiger geſagt wurde, und ſchreien dann in allen Cotterien: „Denken Sie! das Buch hat er getadelt! das Buch hat er gelobt!" Was man an jedem rügte oder lobte, oder warum es geſchah: ja, das zu vernehmen, fehlt ihnen das Organ, eigne Beurtheilungskraft.

In keiner ältern oder neuern Sprache giebt es ein Werk, das ganz fehlerfrei, oder auch von allem Guten leer iſt. Selbſt diejenigen ſind äußerſt ſelten, in denen das Gute oder das Schlechte ſo überwiegend wäre, daß man bei einer Beurtheilung das Gegentheil ganz unberührt laſſen dürfte; und je größer der Meiſter iſt, der einmal fehlte, eines deſto beſtimmteren Raiſonnements bedarf es, um zu beweiſen, daß ihn — das gewöhnliche Loos endlicher Menſchen traf. Hat Göthe oder Schiller einen Fehlgriff gethan, ſo fällt er ſehr auszeichnend auf, weil man gewohnt iſt, nur ſehr gute Sachen von ihnen zu ſehen, und man muß es umſtändlich darthun, daß ſie fehlten. Hat ein Schlegel oder ein Tieck etwas Neues geliefert, ſo kann man ſich ſchon kürzer faſſen: man darf nur anzeigen, in welcher Gattung ſie diesmal weniger als mittelmäßig waren; und ſollte mir es jemals widerfahren, von einer der Bambocciaden zu ſprechen, die ein gewiſſer Herr — Bernhardi glaube ich, heißt der Menſch, — oder von einem vaterländiſchen Schauſpiel des Herrn Profeſſors Rambach zu ſprechen: was braucht' ich mehr, als die Namen der Verfaſſer zu nennen, um die Dinge dem Publikum als erbärmliche Armſeligkeiten zu denunciiren. Nur wenn es dieſen Leuten einmal begegnen ſollte, etwas halb Erträgliches zu liefern, würde ich glauben, auf ganzen Bogen Mirakel ſchreien zu müſſen. Aber würden jene Leſer, die Lob und Tadel mit Ellen meſſen, da nicht behaupten, ich hätte dieſe Quaſi-Schriftſteller für vortreffliche erklärt? Würden ſie nicht, umgekehrt, aus den ausführlich motivirten Rügen gegen Göthe und Schiller ſchließen, ich wolle dieſe großen Dichter herabſetzen? — Ich ſehe kein Mittel, ſolchen Beſchuldigungen zu begegnen. Das Einzige bleibt mir übrig, dieſem Theile des Publikums geradehin zu erklären, ſein Geſchwätz ſey mir gleichgültig.

Verzeihen Sie mir, meine Freundin,

dieſe Betrachtung, die für Sie ſo überflüſſig iſt. Sie drang ſich mir auf, da ich beſtimmt vorausſetzen konnte, daß man mich bei keinem Briefe ſo mißverſtehen würde, als bei dieſem. Man nennt Herrn A. W. Schlegel als den Schmieder des niedrigen Pasquills gegen mich, das im vorigen Jahre in Berlin kolportirt wurde, und das ich in die Zeitungen rücken ließ. Jetzt, da ich ſeine Gedichte beurtheilen ſoll, und ſie eben nicht vortrefflich nennen **kann**: wird man mich nicht zum voraus der einſeitigſten Parteilichkeit beſchuldigen? Der bloße Gedanke erbittert mich ſo, daß ich ausrufen möchte: „Hanſe, ich bitte dich! lies dieſes Blatt gar nicht, oder verſuche einmal ernſtlich, zu begreifen!“

Gedichte von A. W. Schlegel.

Wenn Sie, meine Freundin, den dürren Thymian und den ſaftigen Waſſerhahnenfuß, die zärtliche Lilie und die Kartätſchen-Diſtel auf Einem Beete neben einander blühen ſähen: ſicherlich ſchlöſſen Sie beim erſten Blicke, daß dieſe verſchiedenartigen Gewächſe nicht Produkte des Bodens, ſondern bloß durch den bizarren Geſchmack des Eigenthümers hier verſammelt worden wären. — Wenn man Ihnen eine Sammlung von Gedichten giebt, in denen einige von lebendigem Dichtergeiſte durchathmet, andere von der flachſten Plattheit; einige mit der ſorgfältigſten Kunſt komponirt und geglättet, andre aber ſo beſchaffen ſind, daß der armſeligſte Stümper, der weder von Sylbenmaaß noch von Rhythmus das Mindeſte wüßte, ſie nicht elender hätte machen können; einige, in denen tiefe Empfindung ſpricht, andre, die bis zur Abgeſchmacktheit ſchwülſtig, fade und leer ſind: — Sie würden urtheilen, daß ſie unmöglich von Einem Verfaſſer ſeyn könnten. Bei der vorliegenden Sammlung (ſie iſt es, die ich Ihnen charakteriſirte) würden Sie Sich dem Anſcheine nach irren; denn Herr Schlegel hat alle die guten und ſchlechten Verſeleien für ſeine Produkte anerkannt, — aber, wie geſagt, nur dem Anſcheine nach: geverſelt hat Herr Schlegel ſie alle; aber weder der Geiſt, noch die Manier, noch, meiſtentheils, die Gedanken derſelben gehören ihm.

Jedes wahre Genie hat einen eigenthümlichen Charakter, der uns, er erhalte ſich ſo frei von jeder Manier, als er wolle, aus allen ſeinen Werken, den ſchlechteſten wie den beſten, anſpricht. Die genieloſen Schriftſteller hingegen gleichen den — Fenſterſpiegeln, die uns die ganze Gaſſe abbilden. Jetzt zeigen ſie uns eine Kutſche, jetzt eine Karre: jetzt einen geſchniegelten Stutzer, jetzt einen ſchmutzigen Sänftenträger, treu abgebildet, wenn das Glas gut iſt; — aber nur ein Kind oder ein Wilder wird ſie in dem Glaſe ſuchen: ſie gingen vorüber, das iſt es alles. Herr Schlegel iſt, nach dieſer Sammlung zu urtheilen, Dichter, wie unſre Schauſpieler zuweilen Fürſten ſind, gut oder ſchlecht, aber immer nur dem Scheine nach, und auf ein paar Stunden, in denen ſie herſagen, was ſie vorgeſchrieben fanden. Sind ſie fertig, ſo ziehen ſie ihren Alltagsrock wieder an, und gehn zu Bier oder zu Weine, und morgen ſehen wir ſie vielleicht als Spitzbuben wieder. — Er hatte Verſtand genug, um Dichter zu verſtehen, und den Ehrgeitz, auch einer werden zu wollen. Er ſtudierte die Metrik; er las viel: das reichte hin, gelegentlich auszuſehen, als ſey er ein Dichter, beſonders wenn er, wie er wirklich thut, die löbliche

Vorſicht beobachtete, zu verſchweigen, woher er ſeine Gedanken und Bilder borgte. Er hatte aber nicht Charakter genug, immer nur einerlei Waare zu ſtehlen und für die ſeinige auszugeben: das verrieth ihn.

Er ſtudierte die Italiäner, und machte geſchniegelte Sonnette voll Concetti und läppiſcher Tändeleien. Er ſonnete ſich in Bürgers Strahlen, und — las aus alten und neuen Dichtern die Gedanken und Bilder zuſammen, die er in ſeiner Ariadne und im Pygmalion, nach Bürgers hohem Liede, zu wirklich recht wohlklingenden Stanzen verarbeitete. Er kam Schillern nahe, und ahmte ihm in dem Arion, in den Lebensmelodien, den entführten Göttern und einigen andern nach. Göthe ward ſein Idol: nun ſchrieb er ſeine Elegien u. ſ. w. Verlohnte es ſich der Mühe, ſo könnte man zu jedem Gedichte das Original auffinden, obgleich Herr Schlegel es immer ſorgfältig verſchwieg, ſollte es auch noch ſo leicht zu errathen ſeyn *). Zuletzt widerfuhr ihm ein ſehr übles Begegniß. Er gerieth an die Spaniſchen und Engliſchen Dichter des

---

*) Z. B. Bei der Erfindung des Kuſſes, die Küſſe des Johannes Sekundus ꝛc.

ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts. Die genialiſche Incorrektheit derſelben frappirte ihn, und er beſchloß, — auch incorrekt zu ſeyn, damit man ihm Genialität zutraue: aber — aber — Sie kennen die ſchöne Hieroglyphe des Genies, den Pegaſus. Nicht immer reſpektirt das muthige Flügelroß den Zügel der Kunſt; doch auch in ſeinem eigenſinnigſten, kühnſten Schwunge entfaltet es ſo viel Gewandtheit und Kraft: wir ſtaunen ihm mit Entzücken nach, und rufen ihm unwillkührlich Beifall zu. Fällt es dagegen einem genieloſen Wortkünſtler ein, die ſchönen Bizarrerien des Genies nachzuahmen: ſo glauben wir einen Knaben zu ſehn, der, ohne ein Roß zwiſchen den Beinen zu haben, mit allen Geberden des Reitens, auf eignen Füßen durch das Zimmer courbettirt. Dies Schauſpiel giebt uns Herr Schlegel in der Heerſchaar elender Karikaturen, die er in ſeiner neueſten Dichtungsperiode hinſudelte. Hart, rauh und incorrekt ſind ſie ſo ſehr als ihre Originale; aber ſie ſind auch platt, ſtumpf, und voll ſchiefer Gedanken dazu, was bei jenen faſt niemals der Fall iſt. Leſen ſie folgende Fratze, und ſagen

Sie, ob es Ihnen möglich iſt, ſich eine lächerlichere Karikatur der Genialität zu denken.

Don Quixote de la Mancha.

Auf ſeinem Pegaſus, dem magern Rappen
Reit't in die Ritterpoeſie Quixote,
Und hält anmuthiglich in Glück und Nothe
Geſpräche mit der Proſa ſeines Knappen.

Erſt, wie ſie blind nach Abentheuern tappen,
Trifft ſie der Weltlauf mit gar harter Pfote;
Dann kommt der Scherz als huldigender Bote
Und ſchüttelt ſchelmiſch ihre Schellenkappen.

Und Liebe webt drein rührende Geſchichten;
Verſtand der Menſchen Sitten, Tracht, Geberden;
Es gaukelt Fantaſie in farb'ger Glorie.

Ich ſchwör es, und Urgande ſelbſt ſoll richten:
Was auch hinführo mag erſonnen werden,
Dies bleibt die unvergleichlichſte Hiſtorie!

Oder haben Sie, ſelbſt von den armſeligſten pauvres diables de la poesie, die man in irgend ein Lazareth von Muſenalmanach aufnahm, ſchiefere Vergleichungen gehört, als die folgenden ſind, mit denen ein anderes Sonnet von derſelben Art, ſchließt:

Gefahr und Luſt lockt ſie vom Ziel vergebens,
Und um ſie ſpielt der Menſchen *weltlich Handeln*,
Wie *bunte* Muſcheln an der Pilgerhaube.

Zur Wallfarth macht die Wellenfahrt
des Lebens
Ein ſichrer Stab, den keine Zeiten wandeln:
Edler Muth, reine Lieb' und heilger Glaube.

Das Handeln der Menſchen und bunte Muſcheln! Ein Stab, der eine Wellenfahrt zur Wallfahrt macht! Welcher Unſinn! Nein! Herr Schlegel muß ſich nicht gehn laſſen, denn ohne Stütze kann er nur ſtolpern. Er muß dem Publikum keine erſten Würfe mittheilen: denn er wirft nur Spreu um ſich her. Er fahre fort, auf fremden Feldern Aehren zu leſen und knüpfe dieſe ſorgfältig zu Kränzen der Art zuſammen, wie ſeine frühern Gedichte ſind: ſo wird wenigſtens die Kunſt des Knüpfens ihm gehören. Geſchmackvoll zu ſtehlen und das Geſtohlne correkt zu verarbeiten: das ſind die einzigen Verdienſte, nach denen ein Kopf ſeiner Art ringen darf. Freilich kommen in den frühern Gedichten auch wohl ſo flache und preciös-proſaiſche Verſe vor, wie folgende aus dem Arion:

Nein, nein! Wir laſſen dich nicht wandern,
Du wärſt ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethſt du, daß wir dich beraubt;

aber im Ganzen ſind ſie doch elegant verſificirte Collektaneen. —

Dies Urtheil über Herrn Schlegels Gedichte hatte ich hingeſchrieben, als mir ein anderes, ganz entgegen geſetztes, in die Hände fiel. Ein kritiſches Blatt, das gerade nicht zu den allerſchlechteſten ſeiner Art gehört, die bellettriſtiſche Zeitung, fängt ihre Anzeige von dieſer Sammlung mit folgenden abgebrauchten, doch immer noch pompöſen Floskeln an:

„Wo Originalität*), Umfang und Reichthum des Geiſtes mit einer blühenden Phantaſie ſich gatten, da laſſen ſich aus dieſer Vereinigung mit Recht genußreiche Früchte u. ſ. w. erwarten. So gewiß der unbefangene Theil des Publikums darin übereinkommen wird, daß Herr A. W. Schlegel jene Bedingungen — — — — — in ſich vereinige," u. ſ. w.

Das iſt ſeltſam; das iſt bis zur Lächerlichkeit komiſch. Gerade die Vorzüge, die das Blatt an Hrn. Schlegel preiſet, ſind es, die ihm fehlen. Entweder iſt es dem Recenſenten gegangen, wie den eben erſt flügge gewordenen Studenten, die ganz ehrlich vermeinen, alle die Wahrheiten, die ſie zum erſten Male hören, habe der Profeſſor, der ſie ihnen diktirt, eben erſt ſelbſt entdeckt; — oder er wollte durch den Poſaunenton, den er anſtimmte, für den nachfolgenden Tadel den Schein der Unparteilichkeit gewinnen; — oder er hatte gar die Abſicht, Herrn Schlegel zu perſiffliren. Ich will Sie, meine Freundin, nicht mit einer Unterſuchung behelligen, welcher von dieſen möglichen Fällen der wahre ſey; aber da der Rec. dem Verfaſſer gerade die Vorzüge beilegt, die ich an ihm nicht entdecken konnte, und da er ſich dabei auf das unbefangene Publikum beruft, zu dem man mich vielleicht nicht wird rechnen wollen: — wohlan, ſo richte ein Dritter zwiſchen uns. Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen die intereſſanteſten Stellen aus einem Briefe mitzutheilen, den ich über dieſe Gedichte erhalten habe. Er iſt aus der Feder eines Mannes, den das Publikum längſt als einen ausgezeichneten Gelehrten, einen ſcharfſinnigen Philoſophen und einen einſichtsvollen Kenner der meiſten ſchönen

---

*) Originalität! Dieſe poetiſche Kleiderſchabe, die, wenn ſie auf ein Atlasgewand geräth, ſich eine ſeidene Hülſe ſpinnt, und läßt ſie dann auf [illegible] eine wollene daran flickt! —

Künſte hochachtet, — und der nie, ſo viel ich weiß, in einen Streit mit den Herren Schlegel, oder irgend einem aus ihrem literariſchen Schweiſe, verwickelt war. Er ſchreibt mir:

„Ihre Aufforderung ſetzt mich in einige Verlegenheit. Was muß man nicht für Gaben beſitzen, um die H. H. Schlegel, dieſe, nach ihrem eignen Geſtändniſſe, ſo erhabnen Weiſen, Dichter und Schriftſteller, würdig ſchätzen zu können; wenigſtens nach dem Maßſtabe, den Herr A. W. Schlegel in folgendem Sonnette an ſeinen Bruder, S. 204. ſelbſt angiebt:

Der Geiſt muß ſich, um nicht der Welt zu fröhnen,
Zur Weltanſchauung in ſich ſelbſt vertiefen.
Begreifend ſchafft er Kräfte, welche ſchliefen,
Die durch Bewußtſeyn ſich als mündig krönen.

Da forſchteſt du, bis aus der Weisheit Tönen
Muſik ward, bis dir aus der Seele Tiefen,
Durch tauſend Spiegel, die es läuternd prüfen,
Zurückgeſtralt, erſchien das Bild der Schönen.

Dich führt zur Dichtung Religion der Liebe,
Du willſt zum Tempel dir das Leben bilden,
Wo Götterrecht der Freiheit lös' und binde.

Und daß ohn' Opfer der Altar nicht bliebe,
Entführteſt du den himmliſchen Gefilden
Die heilge Glut der leuchtenden Lucinde.

„Mir Armen geht Alles ab, was hier dem großen Manne beigelegt wird. Ich kann durch Begreifen keine Kräfte ſchaffen, welche ſchliefen: ich würde ſie dann nur zu wecken verſuchen. Ich habe keine Spiegel, welche läuternd prüfen: die meinigen ſtralen die Gegenſtände unverändert wieder. Ich hätte es für Sünde gehalten, die leuchtende Lucinde ihrer heiligen Glut zu entführen und ſie den Verſuchungen ihrer profanen zu überlaſſen. — Weil Sie es indeß verlangen, will ich Ihnen meine Meinung unbefangen mittheilen.'

„Es gieng mir mit dieſen Gedichten, wie es uns mit manchen Menſchen geht: die Aehnlichkeit ihrer Züge mit denen eines geliebten Freundes zieht uns anfangs an; aber die Unähnlichkeit ihres Charakters mit dem ſeinigen macht, daß wir ſie hernach nur deſto weniger leiden können. Vieles in denſelben war mir die Erneuerung einer alten Bekanntſchaft. Es gefiel mir zwar, aber es bewies mir auch zugleich, daß der Dichter weit ſeltner von eignem Feuer glühe, als von dem Widerſcheine eines fremden glänze. Das könnte man ihm indeſſen hingehn laſſen, fände man nur nicht ſo oft ſtatt des Glanzes Rauch, z. B. in dem letzten Wunſche S. 26.

> Laß vom Daſeyn mich geneſen,
> Sanftes Weib, an deiner Bruſt.
> Wuth und Wonne wird mein Weſen
> Auf im letzten Kuſſe löſen.
> Ha! willkommen Todesluſt!

Die Todesluſt wirkt hier auf den Leſer wie Todtengeruch; denn die Worte ſind ein Leichnam, den kein Geiſt beſeelt." — — —

„Die Erzählungen des Dichters haben meiſtens ein blendendes Colorit, aber eine ſchwankende Zeichnung. Ganz im Geiſte der beſten Spaniſchen Romanzen iſt die Erhörung S. 32.

> Schöne Fatme! Schöne Fatme!
> Drunten in des Vaters Garten
> Blühen ſieben Mandelbäume:
> Willſt Du nicht der Blüthen warten u. ſ. w.

— Aber in den übrigen iſt ihm der eigenthümliche Ton dieſer Dichtungsart nirgend gelungen. — Doch vielleicht wollt' er ihn nicht treffen; vielleicht verlangt er, daß man aus ihnen ſelbſt erſt eine Theorie abziehen ſoll, um ſie zu beurtheilen? Dann freilich ſteht ihnen nichts im Wege, unübertrefflich zu ſeyn. — Die glänzendſte Erzählung iſt Ariadne, und ſie iſt wirklich eine Sammlung ſchöner Strophen. Aber die Wirkung des Ganzen? Sie gleicht der Wirkung einer Gemälde-Gallerie, durch die man bei Fackelſchein geführt wird.“ —

— „Was ich an dieſem Dichter noch ſchätze, iſt, daß er uns mit dem Geiſte der Italiäniſchen Sonnette näher bekannt machte, als irgend ein andrer vor ihm. Unſere Literatur hat einen ſolchen Ueberfluß an faden Liedern, Epiſteln, Romanzen u. ſ. w., daß die Verpflanzung dieſer lieblichen Blume eines wärmern Himmelsſtrichs, wahrer Gewinn für uns iſt, und daß ich mich ihrer freue, wenn ſie gleich nicht durch die eigene Wärme des Dichters gediehen, ſondern nur durch die Begeiſterung des Nacheiferns aufgeblüht iſt.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Feier-Blatt
zum
Weihnachts-Feste.

Den 23ſten December 1800.

Ein Fragment.

— — — — — — — — —

Da fühlt' ich mit Schaudern, mit Beben,
Mein Bette ſich regen, ſich heben:
Es ſchwamm, eine Wolke, dahin,

und nahm mich mit. Im erſten Augenblicke zitterte ich: doch bald füllte meine ganze Seele Entzücken. Es war eine mondhelle Frühlingsnacht, und ein azurner Himmel wölbte ſich über der zauberhaft beleuchteten Erde. Meine Wolke ſtieg nicht ſo hoch, daß mich der Duft der blühenden Gehölze und der Geſang der Nachtigallen nicht hätte erreichen können; in romantiſchen Geſtalten zogen Städte und Dörfer, Berge und Wälder unter mir hin, und zwiſchen ihnen blitzte mir das Bild des Mondes aus Seen und Flüſſen entgegen. Schon glaubt' ich mich vergöttert, als ich einen hohen Berg erblickte, der in blendender Erleuchtung ſtand. Mein Flug ging gerade zu ihm: wie ward mir, als ich ihn erkannte!

Kennſt Du den Berg, wo Schilf und Mooſe blühn,
Durch ſchwarzen Moor die Waſſerſpinnen ziehn,
Die Eidechs ſtill um nackte Steine ſpielt,
Und ew'ger Wind in grauen Wolken wühlt?
Dahin, dahin
Sah ich, voll Grauſen, meine Wolke ziehn!

Kennſt Du das Haus? Durchs halb zerrißne Dach
Heult laut der Wind ins einzige Gemach, —
Und Felſen ſtehn umher und ſehn es an:
Wer hat das Weh, Spelunke, dir gethan?
Dahin, dahin
Mußt' ich, gebannt auf meine Wolke, ziehn!

Kennſt Du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
Der Beſen ſucht im Nebel ſeinen Weg;
Auf ſeinem Gipfel flammt der Hölle Gluth,
Und Satanas tanzt mit der Hexenbrut?
Dahin, dahin
Mußt' ich allein, ſo ſehr ich bebte, ziehn.

„Wie? Auf den Blocksberg?" Leider! Doch ich erreicht' ihn nicht. Mein ſchwankendes Fuhrwerk blieb in einer mäßigen Entfernung von demſelben ſchweben, und ein Blick auf ihn vertrieb meine ganze Furcht. Verſchwunden war die nackte Spitze des Brockens. Ein Lorbeerhayn umſchattete ihn, und

Der Sumpf, der ſonſt im Moore ſtand,
Goß itzt von einer Felſenwand
Sich als Permeß hinab.
Die kleine Wolkenhütte war
Ein Marmortempel, Hochaltar
Das alte Hexengrab.

Die Muſen, mit großen feuervollen Augen, wallendem Goldhaar und ſchimmernden Gewändern, — ja, die Muſen ſtanden in ſchönen Gruppen um den Altar her, und Apolls Lichtgeſtalt thronte auf ihm, und ſtralte blendende Klarheit über den Berg und die Gegend hin.

Zweifelnd ſtaunte ich noch das wunderbare Schauſpiel an, als ein Zephyr zu mir heraufflatterte, und, auf den Berg deutend, mir zufliſterte: „Nicht der alte Brocken mehr; Deutſchlands Parnaß! Apollo weihte ihn. Alle Sänger deines Volks erſcheinen heute: denn das Jahrhundert endet. Merk' auf und ſage an.“

Eine liebreiche Anmuthung! rief ich aus.

Der gute Gott vergißt
Welch irritabile Völkchen
Das Dichter-Genus iſt!
Geſetzt er ſpendete Ohren aus,

Und ſendete .... — wie billig nach Hauſ'
Und .... erſähe mein Wölkchen:
Weh mir! des „Witzes lieber Sohn,“ *)
Schriebe flugs eine Recenſion
Und nennete mich — ſeinen Bruder! —

---

*) So charakteriſirt Herr .... ſich nehmlich ſelbſt.

Eine überraſchende Erſcheinung zerſtreute meine Betrachtungen. Tief aus Norden brauſte ein gewaltiger Adler herauf. Blitze ſchienen ſeine Augen zu ſchießen, und die Luft ſauſete von dem mächtigen Schlage ſeiner Fittige. Er nahte dem Berge; er ſenkte ſich herab, und wie er den heiligen Boden berührte, ſtand er als Klopſtock vor dem Altare. Lange ruhete Apoll mit einem Blicke voll Wohlgefallens auf ſeinem erhabenſten Lieblinge; noch länger ſprach er leiſe zu ihm. Der Zephyr verrieth mir, was er ihm weiſſagte: „Einſt, wenn die Lehren der chriſtlichen Religion nur noch als Mythen merkwürdig wären, ſtiege ſein Ruhm unendlich höher als jetzt, ob man gleich darüber einig ſeyn werde, daß ſein Meſſias kaum hundert wahre Hexameter enthalte; obgleich man viele ſeiner Oden zu kraus und unverſtändlich finden, von ſeinen Bardieten nur die Schlacht Herrmanns nicht vergeſſen, und ſelbſt das Daſeyn ſeiner proſaiſchen Schriften bald nicht mehr ahnen werde.“ — Kein Sitz war dem Altare näher und dichter von Lorbeern umſchattet, als der, zu welchem die Muſen Klopſtock feierlich leiteten.

Aus Südweſten zogen jetzt zwei majeſtätiſche Schwäne herauf, — der eine weiß wie Leda's Schwan; der andre kündigte ſich durch ſein graues Gefieder als den Geweihten Apollo's an. Ein bunter Reiger — drei Elemente bewohnt er: jetzt brauſt er hoch durch die Luft; jetzt ſchreitet er über die Flur hin; jetzt watet er im Sumpfe; — folgte ihnen. Wieland, Herder und Göthe traten vor den Altar.

Ein langes, Griechiſches Gewand von ſchillerndem Atlas floß von Wielands Schultern nieder, und in ſeinen Händen ſchwieg für jetzt eine goldene Leier. „Ich kenne ſie wohl, ſagte Apoll; ich ſelber ſtimmte ſie Dir oft: doch als Du
„den Ritt ins alte romantiſche Land"
beginnen wollteſt, ſchob ich Dir meine eigene unter." Von dem Uebrigen, was der Gott ſprach, verſtand ich nur die Worte: „Politik" und „bedenkliches Spielgeräth im Alter." Eben wollte Kalliope Wieland die Hand bieten, als drei andre weibliche Geſtalten — der unausſprechliche Reiz, die zarte Anmuth in ihren Minen und Bewegungen lehrten mich, daß es die Grazien wären, — ihr zuvor kamen, und ihn zu einem ſeidnen Armſeſſel leiteten, der unter einer Myrtengruppe ſtand.

„Willkommen, unſterblicher Seher!" ſagte Apoll zu Herdern, der in himmelblauem Talare, mit flammendem Blicke und einer Tuba in der Hand, vor ihn trat. „Ich ſelber ſchärfte Dein lichtvolles Auge, die Tiefen des Herzens zu durchſchauen, und die Räthſel der Menſchengeſchichte zu löſen. Dich mit der unwiderſtehlichen Svada zu rüſten, verband ſich Minerva mit mir. In tauſend Nektarbächen fluthete die hehre Gabe bis jetzt, hierher und dorthin: heilſame Geſundheitsquellen dem kranken Zeitalter, helle Spiegel der Sonne Humanität. Doch — Mann des Volks! endlich ſammle die irrenden Fluthen noch einmal zu Einem majeſtätiſchen, ewigen Strome. Erhebe Dich in der ganzen Kraft Deines Geiſtes zu Einer vollendeten Schöpfung, daß kommende Jahrtauſende mit Neid auf Dein Zeitalter ſehen." — Polyhymnia und Urania führten ihn zu einem bemoosten Felſenſitze. Thuiskon ruhte vielleicht auf einem ſolchen, wenn er dem Volke veredelnde Göttergebote erſann.

Jetzt wandte der Gott den Blick auf Göthe, und betrachtete deſſen Purpurmantel mit Mißfallen. Hier iſt, was ich von ſeiner Rede verſtand: „Dies Prunkgewand erinnert, daß noch etwas Höheres da ſey, was Du gern ſchieneſt, und nie wirſt. — Wenige meiner Lieblinge der alten Zeit und der neuen, rüſtete ich zur Unſterblichkeit wie Dich. — — Am Jünglinge gefällt muthwillige That oft, als Ueberſtrömen der Kraft; am Manne iſt ſie verächtlich: ſie beweiſt, daß der Sinn nicht reifte mit dem Vermögen. — Auf Werther, Götz, auf Taſſo und Euphroſyne deutet der Letzte, der Deutſch ſpricht, prunkend: mein Volk hatte Dichter! — Die krähende Henne, die ſtreitbare Jungfrau Dorothea, und ihre langweilige Sippſchaft, Egmont, Lila und Elmire ſind von ſchnell vergehendem Geſchlechte. Doch Iphigenia lebet. — Glaubeſt du, prächtiger Reiger, daß es dich ehre, König der Frösche zu heißen? Des Pöbels Huldigung ſchmähet!" — So ſagte der Gott, und Polyhymnia leitete Göthen zu einem Griechiſchen Säulenſtumpfe, den Lorbeer und Epheu umſchatteten.

Als ich zum Altare zurück ſah, ſtand vor demſelben ein Mann von hoher, edler Mine, voll alter Römer-Feſtigkeit und Römer-Einfalt, — Voß, deſſen treuherziger Handſchlag höher ehrt, als die Umarmung eines Fürſten, „Deine Umgeſtaltungen der Deutſchen Sprache, ſagte Apoll zu ihm, ſind Flötentöne, auf einer Geige erkünſtelt. Sie verhallen, und laſſen das Inſtrument unverändert zurück: doch, freilich, die Kunſt es zu ſpielen, rückt dabei vor. Deine Luiſe und manche Deiner Lieder wird man nach zweitauſend Jahren mit ſo innigem Genuſſe ſtudiren, als Dir jetzt Deine Vorbilder gewährten."

— Und mich! ſagte eine Dohle, die eben zu Meyer geworden war, — mich, den Verfaſſer des Tobias, der wohl erwarten kann, ein Lehrbuch des Volkes zu werden! — Apoll wandte ſich zu ihm, antwortete lächelnd und ſprach: — „Ey!" — und wandte ſich wieder zu Voß, den die Muſen zu einem blumigen Raſenſitze führten.

— war jetzt angelangt, wie? ſah ich nicht, genug, er war da!

— der von Wein und Liebe
Und blut'gen Schlachten ſang;
Jetzt ſcherzte, wie Anakreon,
Jetzt mit Tyrtäus rang:
Doch weislich niemals kämpfte,
Nie liebte und nie trank.

Längſt ſchon hatte Apoll ihm ſein Lob geſpendet. Euterpe führte ihn zu einem Moosſitze und ſäuberte den Kranz von Lorbeern und Myrten, den er — was für Launen haben Dichter nicht! — mit bleichen Weidenſchößlingen durchflochten hatte. Dankbar griff er nach ſeiner Leier: die Muſe hatte ſie ſchon auf den Altar niedergelegt. Als er aufſtand, ſie zu erfaſſen: „Genug, unermüdlicher Alter, ſagte ſie, indem ſie ihm auf die Achſel klopfte; die Wieſen haben ſatt*).“ — Aber er fingerte auf dem Aermel ſeines Schlafrockes, und ſang mit halber Stimme ſein Liedchen.

Pfeifendes Fluges ſchoß ein Falke nieder; er erſtand — Trefflicher Pfeffel! rief Apoll. — Armer Pfeffel! ſetzte er ſeufzend hinzu, und jede Muſe trocknete ſich eine Zahre ab.

Mit dem Schlangenſtabe Aeskulaps in der Hand trat der beſcheidene Neubeck herbei, und ſetzte eine goldene Urne auf den Altar der Muſen. „Wärſt Du ſo reich im Erfinden, ſagte Apoll zu ihm, als Du edel und zart in der Ausführung biſt; hätteſt

---

*) Jam sat prata bibere! Virg.

Du mehr Einheit und weniger Einförmigkeit: Virgils Raſenſitz gebührte Dir. Dort jenen Seſſel weihte Lucrez für Dich ein."

Zwei ſchneeweiße Täubchen ſanken girrend ins Gras. Dorthin, liebenswürdige Tändler! ſagte der Gott, und winkte Gerſtenberg und Overbek in den Hayn.

Ah, der Sänger der — — — lieder! rief Apoll. „Und" — erwiederte * *, indem er ſich höflichſt bückte. Wie? ſagte der Gott; ſchriebſt Du noch mehr? —

In zwei Schleier-Eulen verkappt, erſchienen Friedrich Stolberg und Claudius; ſie hielten die Hand vor das Geſicht, indem ſie ſich vor dem Gotte des Lichtes erhoben. „Ich fürchte, ſagte Apoll zu dem Erſtern, das Uebel an Deinen Augen iſt unheilbar. Schade! Deine Jamben ſind ſehr geiſtvoll, und Dir gelang ſonſt manches Lied." — Ein Satyr mit ſtumpfen Hörnern zwang Claudius, ſich die Stiefeln auf dem Raſen zu ſäubern, und ſtellte ihn dann dem Gotte vor, der ihn nicht kannte. „Urian!" ſagte der Satyr. „Weg mit ihm!" rief Apoll unwillig. „Asmus!" ſchrie der Arme ſelbſt ſehr kläglich. „Ja ſo! ſtellt ihm dort hinten im Schatten einen Schemel hin!" — Man führte ihn zu Stolberg, und ſetzte eine Schale mit grauem Pulver zwiſchen ſie. Der Satyr zwang ſie, fleißig zuzulangen, und ſie nieſ'ten gewaltig.

Alle Muſen lächelten freudig, als ein Flamingo ſich in Schiller verwandelte. „Zu den Edelſten meiner Geweihten gehörſt Du! ſagte Apoll. Zu ihren Gaben verlieh ich die ſeltnere Dir, nie mit Deinen Werken zufrieden zu ſeyn, und ſo jeden Tag des Beifalls der ſpäteſten Nachwelt gewiſſer zu werden. Aber, was dünkt Dich, Melpomene, wenn Dein Liebling die Gleichniſſe und Idyllen aus ſeinen Trauerſpielen wegſtriche, und künftig die Leidenſchaften nicht malte, ſondern ſprechen ließe?" Ein künſtlich gehauener Sitz von Pariſchem Marmor war Schillern bereitet.

Dein Vaterland, ſagte Apoll zu Kotzebue, iſt ungerecht gegen dich, oder vielmehr die Schreier deſſelben möchten es gern dazu verleiten. Geduld! ſie werden verſtummen, und man wird eingeſtehn, nur durch Genie könne man die zarteſten Saiten des Herzens ſo meiſterhaſt rühren, als du. Deine Eulalien, Gurlys und Oktavia ſind wahrlich ſehr intereſſante — Sterbliche.

Ein trefflicher Still-Leben-Maler fuhr er fort, als Iffland erſchien. Schade, daß die Porträte, die ſonſt nichts als ähnlich ſind, ſelten die zweite Generation überdauern!

Jetzt zog ein ſonderbares Schauſpiel die Augen des ganzen Parnaſſes auf ſich. Auf einem hölzernen Wagen, der aber wie eine Wolke angemalt war, fuhr Koſegarten daher, von zwei Gänſen gezogen, die lange, lange Hälſe machten, um Schwäne zu ſcheinen. Er erblickte den Parnaß, und ſchrie: „Ein Hayn voll Säuſel Gottes!" Ha!

Welche Agonie der Luſt!
Welch würgendes Entzücken,
Welch Schlagen und welch Drücken
Durchtobet die kämpſende Bruſt! *)

Er ſtieg ab und verſuchte den Berg zu erklimmen; doch jeder Schritt, den er auf dem ſchlüpfrigen Graſe that, glitt ab. Indeß jauchzte er fort:

Unſterblichkeit wogt mir durch Nerven und Mark!
Röthe des Auſgangs entſchimmert der Wange! —
Mir entrieſelt die Stimm' in melodiſchem Klange!
Mir entrollen die Locken, wie ringelndes Gold!
Der Himmliſchen Einer durchſchwimm' ich die Lüfte **). —

Doch ach! der Himmliſchen Einer war indeß um keinen Schritt vorgerückt. Wehmüthig ſchrie er die Muſen an:

Ein Nick nur von dort oben,
Ein Wink nur, der mich meint!
Ein Augenblick nur Ruhens
In eurem ſanften Schooß,
Und ich werd' alles Raſens
Und alles Stürmens los ***).

Aber kein Wink, kein Nick! Nur ein

---

*) Koſegartens Gedichte, Th. II. S. 173.

**) Eben daſ. S. 169.

***) Th. I. S. 195.

lautes Gelächter der Satyrn, die von allen Seiten aus dem Hayne hervorwimmelten, war ſeine Antwort. „Wie? ſchrie er endlich; bin ich mir deshalb ſo weit von daher gekommen,

Wo mir pfeiſt im Verſchlag der Hechſelſchneider? Mir flöten
Während des Sägens die muntern Burſche? Die fröhlichen Dirnen
Säubern dahlend den Stall, und bleichen jachternd die Leinwand**)?

„Göthe und Wieland ſitzen oben: und ich? — Bin ich kleiner als ſie? Meßt mein Porträt, oder fragt meinen Verleger! Der Treffliche verſichert ja,*) daß meine Schriften eben ſo unterhaltend als lehrreich ſind und daß er ſelbſt — Er!!! — meine Serena dreimal las!“ — Ein dichtes Gewölk umzog ihn jetzt und wälzte ihn fort. Es geht, ſagte jemand im Lorbeerhayne, mit den beſten Köpfen zuweilen, wie oft mit den Porzellan-Vaſen: die Hitze zieht ſie ſchief. Dem irdenen Geſchirre widerfährt das weit ſeltener.

Ein Mann von ernſter, gefühlvoller Mine ſtand jetzt vor dem Altare. „Nur Einmal, ſagte Apoll, ſah ich dich; aber das reicht hin, dich nie zu vergeſſen. Du gleicheſt, Leiſewitz, der Ananas: nur Eine

---

*) Th. II. S. 362.

**) In ſeinem Kataloge.

Frucht bringt ſie, aber von jedem Gewürze durchbalſamt.

Mit einem etwas linkiſchen Anſtande bückte ſich Falk vor dem Gotte. Wieland erhob ſich, um ihn vorzuſtellen; doch Falk war darum nicht verlegen. Er ſelbſt ſagte: „Ich bin ein Schalk und Deutſchlands Juvenal!“ So? ſagte Apoll lächelnd: du kannſt etwas Beſſeres werden, wenn du dir die Mühe nehmen willſt, die Welt näher, als aus deinem Fenſter, kennen zu lernen.

Drei Heidelerchen geſtalteten ſich zu Matthiſſon, Tiedge und Salis um. Freundlich winkte ſie der Gott auf die Seite des Berges hin, wo ſie die beſte Ausſicht hatten.

Ein Hauſe zwitſchernder Meiſen verwandelten ſich in S — ſſ, Gries, S — dt u. ſ. w. Sie erhielten die Erlaubniß, ſich im Graſe zu lagern.

Ein ſchwerfälliger Kuckuck plumpte nieder und erſtand als — —. Ein Satyr nahm das Wort:

Der Vater der — — ſtas,
Die ſelber, der ſie ſchrieb, nicht las. —

Ich glaub' es wohl, ſagte der Gott; durfte doch ſogar der Setzer, um nicht einzuſchlafen, ſie nur ſylbenweiſe leſen.

Fernher aus dem Gebiete der Nacht, wohin Apolls Stralenguß nicht reichte, ſchallte ein dumpfes Geräuſch, und plötzlich fielen drei dickköpfige Eulen geblendet auf die Gränze des Lichtgefildes herab: nach ihnen eine ſcheußliche Schaar von Käuzchen, Ziegenmelkern und Fledermäuſen. Sie ſtanden auf in Menſchengeſtalt, ordneten ſich in Reih und Glieder, und zogen heran.

Mit flacher Stirn und boshaft ſcheelem Blicke,
Den Mund voll Zoten, und die Bruſt voll Tücke,
Ein Hirn von Federn und ein Herz von Bley,
Zog keck voran ein brüderliches Drey.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Von Dünkel ſie berauſcht, von — — er.
Und frech gleich ihnen, trabte hinterher,
Ein geiferndes, unmündiges Geſindel,
Wahnſinnig dieſe, die kaum aus der Windel.

Was wollen dieſe? fragte ich erſchrocken. Für Dichter gelten, antwortete der Zephyr. Dieſer da, deſſen Geſicht das Reichsſiegel der Weltkönigin Flachheit ſcheint, ſtiehlt, wo er kann, und knetet das Geſtohlne zu Dingen zuſammen, die er Sonnette und Romanzen nennt. Jener Träumer fiel aus der Gimpelei in die Liederlichkeit, und beſchrieb ihre Freuden in einem Romane, den keine Metze leſen kann, ohne ſich für tugendhaft, und kein Raſender, ohne ſich für vernünftig zu halten. Der Dritte, — o, das iſt ein ſchnurriger Kauz! Der lallt Hans Sachſen nach, phantaſirt über Kunſt, und ſchreibt die Bibliothek der Schenken aus. Als ſie ſo ein funfzig Bände geliefert hatten, ſahen ſie auf die Literatur, und bemerkten, daß ſolche Plattheiten, ſolcher Unſinn und ſolche Zoten, wie die ihrigen, noch nie geſchrieben worden waren: darum glauben ſie, die Morgenröthe einer neuen Dichter-Periode heraufgeführt zu haben.

Jetzt war das wüthende Heer am Fuße des Parnaſſes angelangt, und die ganze Verſammlung blickte mit Ekel herab. Der Haufe ſah * *, und beugte ſich anbetend vor ihm; aber er verhüllete erröthend ſein Angeſicht in den Mantel.

Wer ſeyd ihr? donnerte Apoll den Nahenden entgegen? Welcher Frevel führt euch hieher?

Der ältere — — nahm ſeine ganze göttliche Frechheit zuſammen, und trat als Redner vor.

„Daß du uns nicht kennſt, mein guter Gott, beweiſet, ſprach er, daß du ein Oekonom, ein arger Philiſter, eine gemeine Natur biſt, und weit unter der Höhe des Zeitalters ſtehſt. Wiſſe, die große Tendenz deſſelben und die unſrige iſt, . . ." —

Apoll winkte einem Zephyr. Der Schalk hauchte, und die ganze Heerſchaar ſtand auf dem Kopfe, und geſtikulirte mit den Beinen in der Luft. Eine emphatiſche Redner-Figur! Die Tendenz war erklärt. — Der Zephyr hauchte noch einmal und, wie welkes Laub, ſäuſelte der Haufen wirbelnd zurück ins Gebiet der Nacht, nicht ohne mit lautem Geſchreie zu drohen, daß er wiederkehren wolle.

Eine groteske Figur, ein menſchliches Vieleck, im lächerlichſten Koſtüme, wankte jetzt zu Fuß herbei. „Der Parodiſt E—g, der wie die Harpyien alles beſudelt, was er berührt!“ rief Klopſtock. Mit einer ſchalkhaft gutmüthigen Mine zeigte ein Satyr dem Kommenden ſeine Geißel; aber er mochte zum Schmauſe geweſen ſeyn: er hatte Muth. Mit geballter Fauſt ſchritt er vor, berührte den Parnaß und — flog heim als Papagey, indem er ſich grimmig vermaß, nächſtens in der Neuen H. Z. witzig zu ſeyn. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Siebzehnter Brief.

Am 30ſten Decbr. 1800.

(Fortſetzung über: Gedichte von A. W. Schlegel.)

Soyés simple avec art,
Sublime sans orgueil, agréable sans fard.
Boileau.

„Wenden wir die Forderungen, welche Italiäniſche Kunſtrichter, z. B. Bettinelli, an das Sonnét machen, auf die gegenwärtige Sammlung an, ſo finden wir, daß Hr. Schlegel ihnen oft Genüge leiſtet, aber noch öfter in Ziererei und leeres Wortgeklingel verfällt. Das iſt beſonders in denen Sonnetten der Fall, die dem Cervantes nachgebildet wurden, u. ſ. w. Ich beſcheide mich indeß, daß mein Urtheil keine Allgemeingültigkeit habe, und daß gerade das Abgeſchmackte in dieſer Sammlung vielleicht große Lobredner finden könne'; denn:

Ainsi qu'en sots auteurs,
Notre siècle est fertile en sots admirateurs.“

So weit mein Korreſpondent. Ich enthalte mich, ſeinem Urtheile etwas beizufügen: nur über Einen Punkt deſſelben glaube ich, Ihnen auch meine Meinung ſagen zu müſſen. Er findet im Allgemeinen die Aufnahme des Sonnets unter die Deutſchen Dichtungs-Formen lobenswerth; er hält ſie für eine Bereicherung unſerer Literatur. Ich geſtehe, daß ich nicht ſo denke; daß mir das Sonnet und alle andre Formen, die eine beſtimmte Zahl von Zeilen und von Reimen, die auf eine gewiſſe Art verſchränkt werden müſſen, vorſchreiben, eine froſtige Tändelei, eine Art von Schneider-Kunſtſtück ſcheinen, das zwar in dieſer oder jener Sprache, die ſich beſonders dazu eignet, auf eine angenehme Weiſe gelingen kann, im Ganzen aber der Würde der Dichtkunſt nicht entſpricht. Doch urtheilen Sie ſelbſt.

Es iſt mit der Poeſie, wie mit dem weiblichen Körper. Wirklich ſchön iſt er nur durch ſich ſelbſt: geſchmackvoll gewählter Putz macht ihn reizender; aber iſt das jeder Putz? Ein leichtes, freies Gewand, das bald ſich anſchmiegt, bald flattert, jetzt die lieblichen Umriſſe nicht zeigt, ſondern verräth, jetzt ſie unter maleriſchen Falten verbirgt, jeder Bewegung mit Leichtigkeit folgt und ihr jenes Wellenförmige mittheilt, das man überall als die Schönheitslinie empfindet, auch wo man es nicht ſo zu nennen weiß: ein ſolches gehört ohne Zweifel zu dem Putze, der die Wirkung der Schönheit erhöht. Blitzende Edelſteine, glänzende Metallringe, ſchimmernde Gürtel thun das zwar eigentlich nicht, aber ſie vermehren doch die angenehmen Gegenſtände, und vergrößern dadurch das Wohlgefallen. Es giebt eine dritte Art des Putzes, die den Körper verunſtaltet, indem ſie ſeine Formen in andre verwandelt, die ihm unnatürlich ſind: z. B. Schnürleiber, Reiſenröcke, Stelzenſchuhe u. ſ. w — Wenn Sie ſo etwas auch in der Poeſie fänden: würden Sie es wohl für ſehr empfehlungswerth halten? — Wir wollen ſehn, ob es dergleichen giebt.

Das Weſen der Poeſie beſteht in der

Schönheit und Lebhaftigkeit der Ideen und in dem bis zur Verſinnlichung lebendigen Ausdrucke. Wo Sie dieſes beiſammen finden, da iſt Poeſie, und wäre es in einem mathematiſchen Beweiſe, oder in der holpriaſten Proſa. Aber mit Recht ſuchten die Dichter aller Zeiten ſie durch äußere Zierde noch eindringender und reitzender zu machen. Das edelſte Mittel dazu iſt der Wohlklang. Die Griechen und Römer bewirkten ihn bloß durch die Metrik, das heißt, durch die Kunſt, lange und kurze Sylben auf eine wohlklingende Weiſe mit einander abwechſeln, und denſelben Wechſel nach einer beſtimmten Zeit wiederkehren zu laſſen, oder durch Rhythmus und Versmaß. Sie blieben bei dieſer Kunſt ſtehen; ſuchten ſie Manniafaltiakeit, ſo ſetzten ſie dieſelbe nur darin, daß ſie für jede Art der Poeſie ein anderes Versmaß erfanden, und es immer dem Gegenſtande entſprechend wählten: die feinſte und edelſte Art des äußern Schmuckes der Dichtkunſt, durch die nicht ihre Gedichte allein, ſelbſt ihre Sprachen eine Art von Muſik wurden. — Da haben Sie das einfache Gewand, das ſich gefällig anſchmiegt, und die Umriſſe verſchönert. Bei weniger fein organiſirten Völkern ſuchten die Dichter den Wohlklang auf einem andern Wege, welcher der Rohheit ihrer Sprache angemeſſen war. Sie ſahen nicht ſowohl auf die Länge und Kürze der Sylben, als auf ihren Klang, und ließen gleichklingende von Zeit zu Zeit wiederkehren, das heißt, ſie reimten*). Erinnern Sie Sich, worin das Weſen der Poeſie beſteht, und ich brauche es Ihnen gar nicht weiter auseinander zu ſetzen, daß dieſe Art des Schmuckes ihr eigentlich fremd iſt; aber ſchlechterdings verwerflich iſt ſie darum nicht. In allen neuern Sprachen iſt ſie von Dichtern, die auch ohne ſie groß geweſen wären, doch mit ſo vielem Glücke, in Verbindung mit der Metrik, gebraucht worden, daß es eine wirkliche Einbuße wäre, wenn der Reim, wenigſtens aus den leichtern Dichtungsarten, jemals verbannt würde.

Indeſſen paßt er nicht zu jeder Versart; in mancher, z. B. im Hexameter, iſt er völlig unerträglich. Die Dichter ſolcher Sprachen, in denen er ſich faſt immer von ſelbſt darbietet und ſogar in der Proſa oft nur mit Mühe vermieden werden kann, — die Italiäniſchen, Spaniſchen und Franzöſiſchen Dichter, — ſahen ſich alſo von dem Gebrauche einer Menge von Verſarten ausgeſchloſſen; und da gleichwohl Spielraum zur Mannigfaltigkeit eins der höchſten Bedürfniſſe des Genies iſt, ſo erſannen ſie für ganze Gedichte, was ihnen für die einzelnen Verſe unterſagt war, neue Formen: — ſie erſanden Sonnette, Madrigale, Ottave Rime, Triolets, Rondeaus, Gloſſen u. ſ. w. Um dieſe Erfindungen gehörig würdigen zu können, laſſen ſie uns einige äußere Regeln für eine derſelben, anſehen: es mögen die für das Sonnet ſeyn.

---

*) Bei allen rohen Völkern, ſelbſt bei den Amerikanern und Lappländern, findet man den Reim; bei den Griechen nie, und bei den Römern nur in den Pentametern des Verständlers Ovid zuweilen.

Es muß gerade vierzehn Verſe enthalten; zweimal müſſen vier, und zweimal drei derſelben eine Strophe bilden; zwei Endigungen müſſen viermal, drei andre zweimal, auf gewiſſe Weiſe verſchränkt, wiederkehren u. ſ. w. „Das Weſen der Poeſie beſteht in der Schönheit und Lebhaftigkeit der Ideen und dem bis zur Verſinnlichung lebendigen Ausdruck:" — glauben Sie aber wohl, taß die erſteren durch das mechaniſche Zuſchneiden des Ganzen zu einem gewiſſen Maße, und durch das ängſtliche Flechten der Reime ſehr erhöht, der letztere bendiger gemacht werden könne? Werden jene nicht oft verkürzt oder gedehnt werden müſſen, um das geforderte Maß zu halten? Wird die Nothwendigkeit eine gewiſſe Endung an einem beſtimmten Orte wiederkommen zu laſſen, den letztern nicht oft lähmen und verzerren? Und, da Sie das wohl zugeſtehen müſſen, fallen Ihnen nicht die Schnürleiber und Reifenröcke ein, und wie die jetzt ſo glücklich aus der Mode gekommenen Putzartikel heißen mögen, die nicht nach dem Körper geformt wurden, ſondern ihm ihre Geſtalt gewaltſam aufdrangen? —

Wer Schwierigkeiten aufſucht, bloß um ſie zu bekämpfen, iſt ein Thor; wer ſolchen Schwierigkeiten, denen er nicht ausweichen kann, Vortheile abzuzwingen weiß, iſt ein großer Mann. Als einen ſolchen zeigte ſich z. B. Petrarka. Seine Sprache hatte von den nordiſchen Sprachen, aus deren Vermiſchung mit der Römiſchen ſie entſtanden war, die Unfähigkeit für die höhere Metrik und die Nothwendigkeit des

Reimes angenommen. Durch die künſtliche Art, wie er dieſe Feſſel, die er nicht abwerfen konnte, zu tragen wußte, machte er ſie zur Zierde: aber ſicher hätte er ſeinen Gedichten noch unendlich höhern Werth geben können, wenn jener Zwang ihn nicht beſchränkt hätte.

Auch in unſerer Deutſchen Sprache, als einer nordiſchen, iſt der Reim einheimiſch. Im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert verſuchten daher viele Deutſche Dichter auch in ihr jene tändelnden Gedichtformen nachzuahmen: glücklicher Weiſe war ſie zu ſpröde dazu. Ich ſage: glücklicher Weiſe; denn dieſer Sprödigkeit verdankt ſie es wahrſcheinlich, daß ſie Bildſamkeit genug behielt, um die Verſuche, die beſonders Bodmer, Klopſtock und Voß machten, ihr den höhern, edlern Schmuck der Poeſie anzulegen, d. h. die künſtliche Metrik der Griechen und Römer nachzubilden, ſo glücklich ausfallen zu laſſen. Jetzt hat ſie den Vorzug vor allen ältern und neuern Sprachen, daß ſie alle Arten des wahren poetiſchen Schmuckes, welche dieſe getheilt beſitzen, in ſich vereinigt. Indeß Wielands liebliche gereimte Stanzen mit den wohlklingendſten der Italiäner wetteifern, nahet ſich der Sylbentanz in den Klopſtockiſchen Oden und den Voſſiſchen Hexametern der Majeſtät der Griechiſchen Metrik. — Aber wenn man uns auf dieſer Höhe noch mit dem kleinlichen Schnitzwerke behelligen will, das bei den großen Dichtern Italiens und Spaniens nur Nothbehelf war: — Sie kennen die alte und wahre Bemerkung, daß die meiſten unnatürlichen, entſtellenden Moden von ſolchen Perſonen erfunden wurden, die einen körperlichen Fehler zu verſtecken hatten. Sie werden keinen Fehlſchluß machen, wenn ſie annehmen: wer im Deutſchen durch ſolche ſchwierige Spielereien im Aeußern glänzen will, ſucht dadurch die Aufmerkſamkeit von der innern Leerheit der Sächelchen, die er ſeine Gedichte nennt, abzuziehn. Oder vielmehr: er würde gar nicht auf ſolche Armſeligkeiten verfallen, wenn er wahres Genie beſäße. — Die Frau, die einen ſchönen Wuchs zu zeigen hat, wird eben nicht ſehr darauf bedacht ſeyn, ihn in maleriſchen Falten zu verſtecken.

„Aber, ſagen Sie vielleicht, der Dichter iſt Künſtler; warum ſollte ihm irgend eine Art, ſeine Kunſt zu üben, unterſagt ſeyn?" Unterſagt? Nein, das nicht! Wer Nußknakker-Männchen, Calottiſche Fratzen ſchnitzeln will, thu' es; es giebt der Kindlein genug im Volke, die ihn bewundern und ihm abkaufen werden: nur verlange er nicht, daß wir ihn deshalb zu den großen Bildhauern zählen ſollen. „Wenn es aber erlaubt iſt, Sylben zu zählen, warum nicht auch Zeilen? Wenn man reimen darf, warum ſoll man die Reime nicht auch kunſtmäßig verſchränken? Und kann man, wie Wieland ſo meiſterhaft that, die Ottave Rime im Deutſchen nachbilden, warum nicht auch das Sonnet u. ſ. w. Wo iſt, hier und überall, die Gränze zwiſchen edler Kunſt und fader Künſtelei?“

In der That, das wären ſchwierige Fragen; und wenn Sie ſie thäten, würde ich in Verlegenheit ſeyn, wie ich ſie Ihnen, beſonders auf eine ſolche Art, beantworten ſollte, daß meine Antwort der leichten Beſtimmung dieſer Briefe entſpräche. Vielleicht geſchähe es am beſten durch — ein Bild:— und aus Furcht, daß Sie mich einſt wirklich in eine ſolche Verlegenheit ſetzen könnten, will ich mich nur gleich dadurch mit Ihnen abfinden, daß ich Ihnen das Bild zum voraus aufſtelle. Denken Sie Sich das ungebändigte Roß der Wüſte, wie Reiſende uns daſſelbe beſchreiben. Wildes Feuer ſprühet aus ſeinen Augen; Kraft hüpft in jedem Muskel; ſeine Mähne wehet im Winde; es ſtürzt den Hügel hinan, mit der Schnelligkeit eines Vogels; es ſtürzt hinab von demſelben, mit reißender Gewalt, um ſeinen Feind im Thale zu zertreten. Wahrlich ein intereſſantes Thier. Doch ſein Körper iſt ſtark gebaut, aber klein; ſein Haar iſt lang und zottig, und giebt ihm ein unförmliches Anſehn; ſeine ſtruppige Mähne iſt voll Diſteln und Schmutz. Jetzt geht es wüthend auf einen Tiger los, und jetzt flieht es mit bangem Entſetzen vor einem Schatten davon, den es unvermuthet erblickt. Es hat überſtrömende Kraft, aber es vergeudet ſie in wildem zweckloſem Rennen, wie das ungebildete Genie die ſeinige, indem es ohne Regel und Kunſtſinn den Eingebungen einer ungezügelten Phantaſie folgt

Sehen Sie weg von ihm auf das Streitroß, das eben mit ſeinem Herrn in die Schlacht ziehen ſoll. Sollten Sie wohl beim erſten Blicke vermuthen, daß es zu Einer Gattung mit jenem Ungethüme gehöre? Jede Anlage, die jenes nur ſo eben noch verrieth, iſt hier zur Tugend, jede Eigenſchaft zur Zierde ausgebildet. Sein Wuchs iſt hoch und edel; ſein Auge füllt, anſtatt des thieriſchen Feuers, ein Ausdruck von beſonnenem Muthe; ſelbſt ſein Haar iſt glanzend und glatt, und ſeine Mähne, nicht mehr ein verworrener Filz, fließt lang in ſchönen Wellen herab. Jetzt fliegt es über die Ebene hin: es ſcheint in der wildeſten Wuth; es ſcheinet Alles was ihm begegnet, mit ehernem Hufe zermalmen zu wollen: aber ein Zug des dünnen Zügels; und es wendet ſich hierher oder dorthin, wie die Vernunft ſeines Reiters gebietet. Umſonſt ſprühen ihm Flammen und ziſchende Kugeln entgegen: es durchbricht unaufhaltſam die Reihen der Feinde; und trifft es im

Fortſtürmen auf einen Gefallenen, ſo ſetzt es auch in dem Feuer, das es fortreißt, vorſichtig über ihn hin, ohne ihn zu verletzen. Nun trägt es den Sieger ruhigen Schrittes zurück; ein Zeichen: und es tändelt ſelbſt ſeine Courbetten mit Majeſtät. — Das iſt das Bild des Genies, welches durch wahre Kunſt veredelt ward.

Jetzt folgen Sie mir in jenen Bretterverſchlag, in welchem das Volk ſo laut auflacht. Die kleinen, puppenartigen Klepperchen, die Sie da mit bunten Bändern verziert, nach dem Schnarren der Geigen, eine Menuet carriren oder durch den Reifen ſpringen ſehn: ſollte man nicht glauben, ſie thäten nur ſo, als wären ſie Pferde? Welche Aehnlichkeit haben ſie noch mit dem furchtbaren Wilden der Wüſte, und mit dem edeln Kampfgenoſſen des Feldherrn? — Sie ſind das Bild des Dichterlings, der in krauſem Spielwerk Ruhm ſucht, anſtatt erhabene Gedanken vorzutragen; der mit Gefühlen witzelt, und ſeinen Vortrag anſtatt ihn dem Inhalte edel anzumeſſen, nach pedantiſch kleinlichen Formen ſchnitzt. —

Das Abrichten dieſer Klepper hat vielleicht unverhältnißmäßig mehr Mühe gekoſtet, als die Bildung des Streitroſſes: worin liegt es denn, daß dieſe letztere ſo edel, und jenes ſo läppiſch iſt? Ihre Antwort wird den ewigen Unterſchied zwiſchen Kunſt und Künſtelei ausſprechen.

Litterariſcher Anzeiger.

Ankündigung.

Mit dem Jahre 1801 erſcheint monatlich in brochirten Heften von 6 bis 7 Bogen gr. 8., in einem geſchmackvollen Umſchlage, ein neues Journal, welches unter dem Titel: National-Zeitſchrift für Wiſſenſchaft, Kunſt und Gewerbe in den Preußiſchen Staaten, nebſt einem Correſpondenzblatte, eine ſchnelle Ueberſicht von den merkwürdigſten Erſcheinungen in der Litteratur, Kunſt und Induſtrie geben, und die Hauptmaterialien zu einer Kulturgeſchichte unſerer Nation in dem beginnenden 19ten Jahrhundert liefern wird. Eine ausführlichere Anzeige dieſer Zeitſchrift, wozu auch Beiträge aufgenommen und von der Verlagshandlung honorirt werden, kann man in allen Buchhandlungen und Poſtämtern erhalten. Der Verkaufspreis eines jeden einzelnen Stücks iſt zehn Groſchen. Wer aber vier Thaler Preuß. Courant Vorausbezahlung leiſtet, hat den Vortheil, jedes Stück für acht Groſchen zu erhalten. Man kann ſich wegen des Abonnements auf dieſe National-Zeitſchrift an die zunächſt liegenden Buchhandlungen und Poſtämter jeglichen Orts wenden. Berlin, im December 1800.

Joh. Gottfr. Braun,
Buchhändler in der Königsſtraße,
No. 62.

Verzeichniß einiger neuen Bücher, die bei J. D. Sander in Berlin herausgekommen ſind.

Contes et autres morceaux pour instruire et amuser la jeunesse, par L. F. Jauffret. Extrait du Courier des adolescens. 8. Deux Tomes. 1 Thlr. 8 Gr.

Chreſtomathie, neue Deutſche, zur Uebung im Ueberſetzen aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche. Durchgängig mit hinlänglicher Phraſeologie verſehen. Vierte verbeſſerte Auflage. 8. 12 Gr.

Delbrück, Ferdinand, das Schöne, eine Unterſuchung. 8. (Aus den Lyriſchen Gedichten ꝛc. ꝛc. einzeln abgedruckt.) 14 Gr.

Lafontaine, Aug., Familiengeſchichten, 4r und 5ter Band, (oder: Herrmann Lange, 2 Bände.) Neue verbeſſerte Ausgabe. Mit Kupfern und Vignetten von Jury, 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Auf geglättetem Velinpapier 5 Thlr.

— — Familiengeſchichten, 6r Band. (Karl Engelmanns Tagebuch.) 1 Thlr. 8 Gr.

Auf geglättetem Velinpapier 2 Thlr.

— — Familiengeſchichten, 7r und 8r Thl. (oder: Leben eines armen Landpredigers, 2 Bände.) Mit Kupfern und Vignetten von Jury 3 Thlr. 12 Gr.

Auf geglättetem Velinpapier 5 Thlr.

— — kleine Romane und moral. Erzählungen. Neue Ausgabe, 6 Bändchen in Taſchenformat. Mit Kupf. und Vignetten von Jury 5 Thlr.

Dieſelben auf Poſtpapier 6 Thlr.

(In Kurzem kommen noch 3 Bändchen hinzu, welche 2 Thlr. 12 Gr., und auf Poſtpapier 3 Thlr. koſten werden.)

Lafontaine, Aug., Theodor. Zwei Bände. Mit Kupf. und Vignetten von Jury. 3 Thlr. 4 Gr.
Auf geglättetem Velinpapier 4 Thlr. 18 Gr.

Gedichte, lyriſche, mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Ferdinand Delbrück. Nebſt einer Unterſuchung über das Schöne, und einer Abhandlung über die Grundſätze der Erklärung und des Vortrags lyriſcher Poeſien. Erſter Band. Oden von Klopſtock. 8. 22 Gr.
Auf glätt. Velinpap. 1 Thlr. 16 Gr.

Heynatz, J. F., Handbuch zu richtiger Verfertigung und Beurtheilung aller Arten von ſchriftlichen Aufſätzen des gemeinen Lebens überhaupt, und insbeſondere der Briefe. Erſter Theil. Mit 14 Kupfertafeln. Sechſte rechtmäßige, durchgängig verbeſſerte Ausgabe. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

(Auch ohne den Zuſatz: Erſter Theil, auf dem Titel.)

Horazens Oden, übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von Karl Wilh. Ramler. Zwei Bände, mit Vignetten von B. Rode und E. Henne.
Auf Druckpapier 1 Thlr. 20 Gr.
Auf Holl. Schrbpap. 2 Thlr. 16 Gr.
Auf geglätt. Velinp. 5 Thlr. — —

Merkels, G., Erzählungen. Erſtes Bändchen. Mit J. J. Rouſſeau's Bildniſſe, 8. 22 Gr.
Auf geglätt. Velinp. 1 Thlr. 12 Gr.

Moritz, K. Ph., vom Unterſchiede des Accuſativs und Dativs, oder des Mich und Mir, Sie und Ihnen. Nebſt einigen andern kleinen Schriften, die Deutſche Sprache betreffend, für ſolche, die keine gelehrte Sprachkenntniſſe haben. Vierte Aufl. 8. 12 Gr.

Ramlers, K. W., poëtische Werke. Erster Band. Lyrische Gedichte. Zweiter Band. Vermischte Gedichte. Velinpapier, mit vielen Kupfern und Vignetten von B. Rode und E. Henne, gr. 4.

Pränumerationspreis für beide Bände, bis zu Ende des März 1801 — drei Friedrichsd'or.

Dieselben in gr. 8. Velinpapier mit Kupfern und Vignetten.

Pränumerationspreis bis zu eben dem Termin, 1¼ Friedrichsd'or. Der erſte Band von beiden Ausgaben iſt ſchon fertig.

— Auf Holländ. Schreibpapier, mit einem Kupfer und Vignetten. 2 Thlr. 20 Gr.

Zeichnungen auf einer Reise von Wien über Triest nach Venedig, und von da zurück durch Tyrol und Salzburg, im Jahre 1798. 8. Mit einer Vignette von Jury, und einer Karte. 1 Thlr. 8 Gr.

Auf geglättet. Velinpapier 2 Thlr. 4 Gr.

Wailly's Franzöſiſche Grammatik für die Deutſchen, durch die Verfaſſer des Dictionnaire à l'usage des deux nations etc. revu par Mr. de la Veaux. Vierte verbeſſerte Auflage. gr. 8. 20 Gr.

In Commiſſion.

Hartungs, Aug., Abriſs der mittlern Geschichte, zum Gebrauche für Schulen. Erstes Bandchen. Taſchenformat, geheftet. 12 Gr.

Merkel, G., Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigſten Produkte der ſchönen Litteratur. Der Jahrgang von zwölf Heften 3 Thlr.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Briefe
an ein Frauenzimmer
über
die wichtigſten Produkte
der
ſchönen Literatur,

herausgegeben
von
G. Merkel.

Parteilos, aber kühn!
Kühn, aber beſonnen!

Zweiter Band.
Vom Januar — April 1801.

Berlin, 1801.
In Commiſſion bei J. D. Sander.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt

des zweiten Bandes.

S.
Achtzehnter Brief. Neujahrs-Taſchenbuch von Weimar, herausgegeben von Seckendorff. 285
Neunzehnter Brief. Beſchluß. – Erminia, oder die Einſiedlerin unter Roma's Ruinen, vom Verfaſſer der Heliodora. 301
Zwanzigſter Brief. Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen auf das Jahr 1801, herausgegeben von W. G. Becker. 317
Ein und zwanzigſter Brief. Wallenſtein, ein dramatiſches Gedicht von Schiller. 333
Zwei und zwanzigſter Brief. Ida von Pleſſen, von Ludwig Theobul Koſegarten. 349
Drei und zwanzigſter Brief. Erzählungen von Huber. – Ehrenpforte für Kotzebue. 365
S.
Vier und zwanzigſter Brief. Fortſetzung über: Wallenſtein, von Schiller. 381
Fünf und zwanzigſter Brief. Die Reiſe zur Hochzeit, von C. G. Cramer. – Der Mann auf Freiers Füßen, von Friedrich Laun. 397
Sechs und zwanzigſter Brief. Glorioſo oder der große Teufel. – Florentin, herausgegeben von Fr. Schlegel, und andere Schriften. 413

Sieben und zwanzigſter Brief. Allgemeine Hinſicht auf den Gang der ſchönen Literatur. 429
Acht und zwanzigſter Brief. Gleichniſſe von Carolina Pichler. — Helvetiſcher Almanach für 1801. 445
Neun und zwanzigſter Brief. Karl Müchlers Gedichte. — Edelmüthiges Benehmen des Redakteurs der Erlanger Lit. Zeitung. 461
Dreißigſter Brief. Oſter-Taſchenbuch von Weimar. — Oſſian überſ. von Rhede. 477
Ein und dreißigſter Brief. Latifi oder Biographien türkiſcher Dichter nebſt einer Blumenleſe u. ſ. w. 495
Zwei und dreißigſter Brief. Adraſtea von Herder. 512
Drei und dreißigſter Brief. Urania, ein lyriſch-didaktiſches Gedicht von Tiedge 527
Eingeſandter Brief von Herrn Huber. 535

Verſehen im 7ten Hefte.

S. 440. Z. 18. lies ſtatt Maffei, — Filangieri.
S. 442. Z. 25. — — Sprache, — Literatur.
S. 461. iſt der Titel des Buchs. Karl Müchlers Gedichte, vergeſſen, und ein unrichtiges Motto geſetzt. Es muß heißen:

Words are like leaves; and where they
most abound,
Much fruit of sense beneath is rarely
found.

Pope.

Achtzehnter Brief.

Am 6ten Januar 1801.

Neujahrs-Taſchenbuch von Weimar auf das Jahr 1801, herausgegeben von Seckendorf.

Eine neue Erſcheinung! Ein vierteljährliches Taſchenbuch! Die Idee iſt nicht übel; auch Lichtenberg ſtellt ſie in ſeinen nachgelaſſenen Schriften auf. Wenn uns jährliche Sammlungen von intereſſanten kleinen Gedichten und Aufſätzen, in einer eleganten Form, willkommen ſind: warum ſollten es vierteljährliche nicht noch mehr ſeyn? Es käme nur darauf an, daß es wirklich intereſſante wären: aber aber – ſieht man auf die Beſchaffenheit der meiſten bis jetzt erſchienenen Taſchenbücher zurück, ſo wird man verſucht, dieſe Umgeſtaltung, die natürlich bald allgemein werden wird, für ein Todeszeichen der ganzen Gattung zu halten.

Die Menge elender Dinge, die man uns in denſelben auftiſcht, beweiſt, wie ſchwer es den Herausgebern wird, auch nur Einmal in zwölf Monaten eine Anzahl Bogen zu füllen, die des merkantiliſchen Vertriebes werth ſind. Was werden wir künftig erſt leſen ſollen, wenn man uns viermal jährlich Ausbeuten giebt! Ich beſorge, es wird ein literariſches Polizei-Geſetz nöthig werden, die — Kartoffeln nicht im Junius zu ernten. — Ich gehe zu dem Buche ſelbſt über.

Reichten berühmte Nahmen hin, ein Werk vortrefflich zu machen, ſo wäre das vorliegende das vortrefflichſte, das jemals in Deutſchland erſchienen iſt. Der Herausgeber benutzte ſeinen Aufenthalt im Deutſchen Athen, und ſeine geſellſchaftlichen Verbindungen, von einer Menge wohl-, hoch- und höchſtberühmter Schriftſteller Beiträge zu erbitten, und fand Gewährung. Mit Göthens Namen fängt das Büchelchen an, und endigt ſich damit; zwei andre, wenigſtens nach meinem geringen Ermeſſen, noch ehrenwerthere Namen, verſtekken ſich hinter den Buchſtaben W. und B., und unter den übrigen, die entweder ganz ausgeſchrieben da ſtehn, oder nur angedeutet wurden, iſt faſt kein einziger, der dem Publikum nicht auf irgend eine Art lieb wäre. Das iſt aber auch das Beſte, was ſich von dieſem Taſchenbuche ſagen läßt. Die meiſten Mitarbeiter fertigten den Bittenden mit bloßer Artigkeit ab; das heißt: ſie gaben; aber was ſie gaben, beſteht meiſtentheils aus Kleinigkeiten, dergleichen wohl auch einem großen Manne einmal entfallen, doch ohne daß er ſich die Mühe nimmt, ſie aufzuheben. So entſtand denn ein Werkchen, über das die literariſchen Schamanen freilich bald eins ſeyn werden, - denn ſie finden die Göttlichkeit ihres Lama in jeder Flocke ſeines Bartes, die ſie erhaſchen: — das aber die Recenſenten in einige Verlegenheit ſetzen wird. Selbſt die gewandteſten Meiſter im kritiſchen Eiertanze möchten es bei dieſem Taſchenbuche gar zu ſchwer finden, ein paar Seiten durch zu ſprechen, ohne etwas zu ſagen. Loben ſie die Beiträge in einem nur etwas hohen Tone, ſo ſetzen ſie ihre Autorität aufs Spiel; und beugen ſie ſich vor den Namen, ſo iſt es faſt unmöglich, nicht zu geſtehen, daß die Sächelchen, unter denen ſie hier wenigſtens angedeutet wurden, ihrer nicht würdig ſind.

Dem Himmel ſey Dank, ich bin nicht in dieſer Verlegenheit. Sie wiſſen, daß mir ein Nagelſchnitzel, und gehörte er dem Olympiſchen Jupiter, immer nur ein Nagelſchnitzel iſt, und daß ich den Grundſatz habe, das Rechte nach beſtem Vermögen zu thun, auch wenn es den Göttern mißfiele: — eine Maxime, die im Grunde viel kecker ausſieht, als ſie wirklich iſt; denn was ſo von echt göttlicher Natur iſt, dem mißfällt das Rechte nie. —

Den Anfang macht „Paläofron und Neoterpe, ein Feſtſpiel,“ das heißt ein allegoriſches Gelegenheitsſtück. Die neue Zeit, ein junges Weib, mit zwei Kindern, Gelbſchnabel und Naſeweis, an der Hand, flieht zu einem Altare. Ihr Oheim, die alte Zeit, ein Greis, den zwei finſtre Männer, Griesgram und Haberecht, begleiten, verfolgt ſie; und da er ſie in dem Aſyle nicht angreifen darf, ſetzt er ſich vor daſſelbe hin, ſie zu belagern. Sie unterhandeln mit einander, und werden endlich eins, ſich zu verſöhnen. Er ſchickt ſeine Ruprechte, ſie ihre „Schätzchen“ fort; ſie treten zu einander, wechſeln ihre Kränze, und reichen ſie endlich der Fürſtin, der zu Ehren das Stück verfertigt ward, als Feſtagsgabe dar.

Dieſes Feſtſpiel, das manchem ziemlich lahm erſonnen ſcheinen wird, iſt von Göthe. Der lobenswerthe Zweck deſſelben iſt, wie Sie ſehn, die Empfehlung einer weiſen Lehre, nehmlich, das Alte nicht unbedingt, weil es alt iſt, mit Starrſinn und Bitterkeit zu vertheidigen; das Neue nicht, bloß als neu, für vortrefflich anzuſehn und mit Keckheit aufzudringen: — in Beiden das Gute mit heiterm, unbefangenem Sinn aufzuſuchen und es zu verbinden. Es enthält ſehr glückliche Züge, beſonders charakteriſirende: indeß iſt es wohl nicht überflüßig, die Herren, die es gradezu für göttlich erkennen, aufmerkſam zu machen, welche Aufgaben ſie bei der Apotheoſe vorzüglich zu löſen, die Güte haben müſſen.

In Rückſicht des Ganzen: da ſich in einer Allegorie, wenn ſie anders als Kunſtwerk Werth haben ſoll, jeder Zug auf etwas Wirkliches beziehen muß und ihre Anſpielungen verſtändlich ſeyn müſſen: warum iſt die alte Zeit ein Mann, und die neue ein Weib? Wollte der Verfaſſer den Charakter des Alten und des Neuen überhaupt darſtellen, ſo hätte es grade zu umgekehrt ſeyn müſſen; denn Rüſtigkeit und Kraft iſt der

Hauptzug des Letztern: Schwäche und Zanksucht des Erſtern. — Hatte er beſonders die Gegenwart im Auge, ſo ſcheint dieſe Perſonification vollends verkehrt: man ſehe nun auf die Politik oder die Literatur, ſo war der Charakter der Zeit, die man jetzt die alte nennt, ungleich ſanfter und gefälliger, als der Charakter der ſogenannten neuen. Wollte er etwa dadurch, daß er dieſe zum jungen, hülfloſen Weibe machte, für die neue Zeit einnehmen, welche ſeine fanatiſchen Anbeter herbei zu führen vermeinen? Nun, die ſieht vollends eher einem ungezogenen Zwiebelkrämer, als einer ſanften Schönen gleich.

Warum, ferner, iſt die alte Zeit der Oheim der neuen? Wer iſt ihr Vater, der Bruder der Vorzeit? Woher kommt das Neue, das nicht aus dem Alten entſteht? — Das ſcheint keinen Sinn zu haben.

In Rückſicht des Details werden die genannten Herren beweiſen müſſen, daß Stellen wie die folgende, nicht ſchief ausgedrückt ſind:

> Es habe grade Haberecht darum kein Recht,
> Weil er es immer haben und behalten will,

Ein Recht, das man hat, büßt man dadurch nicht ein, daß man es behalten will. Sollte es vielleicht heißen:

Es habe grade Haberecht darum nicht Recht u. ſ. w.

Ferner werden ſie ſich die Mühe nicht müſſen verdrießen laſſen, zu beweiſen, daß ſiebenfüßige Jamben, welche dem unverwöhnten Ohr: ihre widerliche Länge lahm, wie eine verwundete Schlange hinzuſchleppen ſcheinen, vortrefflich ſind *), z. B. folgende:

— Und einem jeden gern nach ſeiner eigenen Art erſcheint.
Erfahret, welch ein Recht, ſie zu verfolgen mir gebührt.

Die Löſung dieſer Aufgaben wird um ſo mehr verdienſtlich ſeyn, da manche durch Geiſt und Kenntniß und ihren literariſchen Rang ſehr bedeutende Männer ziemlich laut behaupten: Wenn man Göthens neueſte Werke mit ſeinen ältern, z. B. Wilhelm Meiſter mit Werther, Herrmann mit Taſſo u. ſ. w. vergleiche, ſo ſey es unverkennbar, daß ſein Genius im ſchnellen Sinken ſey; und wenn es ſo fort gehe, werde der purpurfarbne Imperator-Mantel ſeines

---

*) „Auch bei den Römern findet man dergleichen." Nun, ich will es nicht läugnen, daß dem Plautus ſchlechte Verſe entſchlüpft ſeyn können.

alten Ruhmes ſchwerlich hinreichen, alle Blößen, die er gebe, zu bedecken. Sicherlich werden dieſe Leute im Paläofron neue Beweiſe für ihre Behauptung, und neue Proben von dem hochfahrenden Selbſtvertrauen finden, mit dem, wie ſie behaupten, Göthe alles was er hinwirft, gut genug für das Publikum halte. Ich hoffe, man werde dieſe frechen Läſterer heimleuchten, und will anſtatt mich länger bei denſelben aufzuhalten, Ihnen einen Beweis von Göthens weiſer Mildthätigkeit geben. Wahrſcheinlich hatten die Herausgeber zweier neuen Zeitſchriften ihn zugleich um ſeine allvermögende Protektion gebeten. Mit echt chriſtlichem Geiſte brach er alſo den Armen ſein Brot, das heißt, er gab keinem ein ganzes. Das Weimariſche Taſchenbuch hat den Text des Paläofron, und die Zeitung für die elegante Welt wird das Kupfer dazu liefern. — Ich wünſche der letztern beſonders, die, nach ihrem Plane zu urtheilen, intereſſant werden muß, viel Gedeihen dazu. —

Auf den Paläofron folgt: „Dr. Fenks Leichenrede auf den höchſtſeligen Magen des Fürſten von Scheerau," von Richter: ein Capriccioſo, das vielleicht das Beſte im ganzen Büchelchen iſt. Bei einem Aufſatze dieſer Art vermißt man die Eleganz der Form und die Ordnung nicht, und kann ſich alſo ungeſtörter dem Genuſſe überlaſſen, welche der Witz und die Laune des Verfaſſers in reichem Maße gewähren. Selbſt den Hund und den leeren Markknochen, welche die Rede endigen, verzeiht man hier gern, ſo platt ſie an ſich ſind.

„Das Gewitter,“ eine kalte, mißlungene Elegie, von der ſonſt oft glücklichen und gefühlvollen Dichterin Fr. Brun. Ida und Theophron ſehen, unter einem Baume gelagert, einem Gewitter zu, das ſie am Ende erſchlägt. Ich übergehe die Fehler im Versbau; aber wenn der Liebhaber der Geliebten ſagt:

Ida, mein Abendroth weilt, du ſinkſt im welkenden Schimmer!

finden Sie nicht, daß das eine ſehr unhöfliche Herzensergießung iſt? Affektirt ſcheint die Zeile:

Nur im Erdbad verglüht ſanft das zerſchmolzene Herz;

und der Schluß:

Weither flammt der Strahl, hinab in die Wipfel des Baumes,
Und die Vereinten enthebt Zeus der umwölkenden Nacht,

ſpricht nicht an, iſt dunkel und kalt. Man ahnet, daß die Dichterin dabei tief könne empfunden haben; aber ihre Empfindung iſt nicht ausgeſprochen, und theilt ſich alſo auch nicht mit.

Hugdietrich und Hildburg, nach dem Heldenbuche von Fr. Majer. — Hugdieterich, einem jungen Könige von Konſtantinopel, erzählt ſein Vormund, er habe wohl zwanzig Jahr vor dem Tode des vorigen Königes eine junge Prinzeſſin geſehen, die ſo ſchön ſey, daß ihr Vater ſie gar nicht verheirathen wolle, ſondern ſie in einem Thurme eingeſperrt halte. Hugdieterich beſchließt, ſie zu erwerben. Er lernt ein ganzes Jahr lang nähen, ſticken u. ſ. w., verkleidet ſich dann in ein Frauenzimmer, zieht an den Hof des Königs Walegund, erhält durch Liſt den Zutritt in den beſagten Thurm, verführt die Prinzeſſin, und verläßt ſie dann, als ſie ſchwanger iſt, um in ſein Königreich zurückzukehren und förmlich um ſie zu werben. Er erhält ſie ohne

Umſtände. Das Kind, mit dem ſie heimlich niedergekommen war, wird verloren, in einer Wolfshöhle wiedergefunden, erkannt und getauft, und — damit Lied am Ende.

Zum Schluſſe klagt Herr Majer über die Gleichgültigkeit der Deutſchen gegen ihre alten Dichter, und verſpricht, noch mehrere altdeutſche Gedichte zu übertragen. War Herr Majer — der ſonſt als ein guter Kopf bekannt iſt, — wohl ganz mit ſich einig, als er jene, ſchon oft mit Recht überhörte Klage noch einmal anſtimmte? Das Zeitalter des Heldenbuchs z. B. ſtand unendlich tief an Kunſt-Kultur unter dem unſrigen: mit welchem Rechte kann man uns denn zumuthen, an ſeinen halbreifen Produkten Geſchmack zu finden? Heißt das nicht den Mann zu dem Spielgeräthe ſeines Knabenalters zurückrufen? Er mag es wohl einmal mit Rührung betrachten; aber iſt er tadelnswürdig, wenn er ſich kein Geſchäft daraus macht, es mit ſich herumzutragen? Was iſt, um ſchnell aus den Gleichniſſen zu kommen, in den Dichtungen des Mittelalters, das uns jetzt reinen Genuß gewähren könnte? — Ihr Stoff? Er iſt faſt durchgehends ein Gewirr lächerlicher

Abentheuerlichkeiten: — ein Vorwurf, von dem man die eigentlichen Fabeldichter nur deshalb ausnehmen kann, weil das Unwahrſcheinliche in ihrem Gebiete einheimiſch iſt. — Die Form etwa? Sie iſt meiſtentheils roh und widerlich. — Die Sprache? In der That hat ſie manches kräftige Wort, das uns jetzt fehlt; aber in jeder andern Rückſicht ſteht ſie tief unter der unſrigen. Will man uns jene kennen lehren, uns mit den einzelnen dichteriſchen Ideen, den glücklich ausgedrückten Empfindungen u. ſ. w. bekannt machen: vortrefflich! Man ſammle ſie; aber man muthe dem Publikum nicht zu, um ihretwillen aus dem Wuſte, in welchem ſie ſtecken, ein allgemeines Studium zu machen, — und gebe ihm nicht gleich ganze lange Mährchen zu verdauen.

Das vorliegende wenigſtens iſt ſehr ſchlecht gewählt, um die erwähnten Klagen zu unterſtützen. Ich möchte wiſſen, wie Herr Majer über daſſelbe urtheilen würde, wenn ein neuer Schriftſteller es gemacht hätte. Ich traue es ſeinem Geſchmack zu, daß er es ohne Bedenken für elend erklären würde: mit welchem Rechte kann er denn fodern, daß wir es im Heldenbuche ſchön finden ſollen? — „Aber es lehrt uns“ — daß unſre Vorfahren ſchlecht erzählten und noch ſchlechter erfanden; ſonſt nichts! „Es zeigt uns“ — die Denkungsweiſe eines ungebildeten Zeitalters. „Es iſt ein Gemälde“ — rauher, bäuriſcher Sitten. Alles das iſt für den Alterthumsforſcher recht gut; aber was ſoll das Publikum, das zum Vergnügen und zu ſeiner Bildung lieſet, damit? Und für dieſes iſt das Taſchenbuch doch eigentlich beſtimmt. Ich glaube, Herr Majer würde gut thun, die Mährchen dieſer Art dem Peter Lebrecht und Conſorten zu überlaſſen. Warum will er, der gezeigt hat, daß er etwas viel Beſſeres leiſten kann, den lahmen Geſellen ihr Brot verkümmern, und ihnen die einzige Quelle, aus der ſie bei ihrer eignen Geiſtesdürre ſich erquickten, die ſchalen Mährchen, wegnehmen?

Der Styl dieſer Erzählung ſchwankt übrigens auf eine nicht angenehme Weiſe zwiſchen dem Altfränkiſchen und Modernen. Auch auf Sprachfehler ſtößt man, z. B. Gewinne mir eine Meiſterin, die mir im Rahmen nähen lerne.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachſchrift.

Man kann gewiſſen Leuten nichts Aergeres nachſagen, als ihren eigenen Eunuchen-Witz. — In meinem zweiten Briefe an Sie, ſteht irgendwo Triolet anſtatt Terzine. Der Schreibfehler ſchien mir ſo einleuchtend und unbedeutend, daß ich ihn ohne Anzeige überging: indeſſen haben vier Monate hingereicht, die Clique Folgendes darüber ausbrüten zu laſſen.

Triolet.

Mit einem kleinen Triolet,
Will ich dir, kleiner Merkel, dienen.
Verwirrſt *) du mächtige Terzinen
Mit einem kleinen Triolet?
Ey, ey, bey ſolchen Kennermienen!
Schon wies ich einſt dir das Sonet;
Mit einem kleinen Triolet,
Will ich dir, kleiner Merkel, dienen.

Unter dem Sonet, auf das ſie anſpielen, verſtehen ſie das Pasquill gegen mich,

---

*) Soll heißen: Verwechſelſt.

das ſie vor anderthalb Jahren in Umlauf ſetzten, deſſen Colportirung einem hieſigen Schullehrer einen Verweis vom Polizei-Amte zuzog, und das ich in einige Zeitungen rücken ließ. Mit Vergnügen wiederhole ich es Ihnen hier.

Sonet.

Ein Knecht, haſt für die Knechte du geſchrieben,
Ein Samojede, für die Samojeden.
Du möchteſt gern Vernunft und Freiheit reden,
Doch iſt dein eigner Geiſt leibeigen blieben.

Aus Ländern fort, in Städten umgetrieben,
Quousque tandem wirſt du dich entblöden?
In Kneipen, Klubs, Merkuren deine ſchnöden
Unwürd'gen Merkelwürdigkeiten üben?

Dir iſt es Freiheit, frei und frank zu klatſchen
Dir Charité, ſie ſelbſt noch auszumerkeln;
Genie, in Hennings Genius dich zu betten.

Kamſt du nur darum von den fernen Letten,
Im Dreck der Menſchheit überall zu patſchen?
Rückkehr' ins Vaterland, um da zu ferkeln.

Journale, fürchtet Merkeln!
Merklich zeigt er verkleinernde Natur;
Schon ward Merkur durch ihn zum Merkelnur.

— Wenn die Herren künftig ſo etwas fertig haben, ſo wünſche ich, daß ſie es freundlichſt mir ſogleich als Manuſkript zuſchicken mögen. Ich würde nicht allein die Sprachfehler darin ſorgfältig verbeſſern, ſondern es auch jedesmal, wenn es nur nicht gar zu gemein wäre, dieſen Briefen anhängen. Selbſt zu einem angemeſſenen Honorar würd' ich mich gern verſtehen; etwa nach folgendem Tarife: für eine Platitüde in Form eines Triolets zwey Groſchen; für ein Pasquill in der Geſtalt eines Sonets, vier Groſchen; und wenn ſie mich ſelbſt angingen, das Doppelte.

Neunzehnter Brief.

Am 13ten Januar 1801.

Fortſetzung über das: Neujahrs-Taſchenbuch von Weimar.

Auf den Hugdieterich folgen, mit der Unterſchrift E., drei kleine Lieder und einige Blätter mit abgeriſſenen Gedanken, unter dem Titel: Ideenſpiele. Sie ſcheinen anſpruchslos hingeworfen; aber, die Wahrheit zu ſagen, ſie ſind ſämmtlich auch nicht ſehr berechtigt, Anſprüche zu machen. Die erſtern ſind ohne ein Fünkchen dichteriſchen Feuers, und die letztern enthalten zwar manchen ſehr richtigen, aber keinen ſich auszeichnenden Gedanken. Der Ausdruck iſt in beiden ſehr vernachläſſigt. In den erſten findet man z. B. einen dünkelhaften Dunſt und einen ſcheelen Zahn; die letztern fangen gleich mit der Phraſe an: der Menſch iſt einem Baume oder einer Pflanze zu vergleichen.

Eine Elegie, angeblich nach dem Franzöſiſchen, mit der Unterſchrift A., hat einige glückliche Verſe: eigentlich iſt ſie eine Heroide im Ovidiſchen Geiſte, in der mit der Empfindung gewitzelt wird.

Der Verfaſſer der zweiten Elegie S. muthet der Natur mit einer unausſprechlich naiven Precioſität zu, den Odem zu halten, weil — der Zefüros-Schritt ſeiner Geliebten im ſchwankenden Graſe gleitet. Was würde die gute Natur nicht erſt thun müſſen, wenn aus dem Gleiten ein wirkliches Fallen würde? Etwas beſſer gelungen ſind die dritte und vierte Elegie von Demſelben; doch der Ausdruck des Gefühls iſt auch in dieſen ſehr gezwungen. Glücklicher iſt darin K., der Verfaſſer der fünften Elegie; aber ſie ſchließt gezwungen und hart:

Welche Wirklichkeit füllet die Schatten mir aus?
Sag' es kein Mund, kein Wort ausſprech' es, verſiegl' es im Schweigen,
Was dir mit voller Gewalt alſo die Seele beſtürmt.

Bertrand du-Guesclin, als Knabe und Jüngling, von Fr. Majer. Der Verfaſſer verſpricht am Ende dieſes Aufſatzes, die vollſtändige Biographie ſeines Helden zu geben, und hofft, daß ſie den Leſern beſſere Begriffe von dem Geiſte und den Sitten der ſchönſten Zeiten der Chevalerie geben werde, als die zahlloſen Ritterromane. Das glaub' ich auch, wenn der Verfaſſer ſich die Mühe geben will, ſie auf eine lesbare Weiſe zu ſchreiben. In dieſem Anfange iſt ſein Vortrag verworren, unrichtig, weitſchweifig, und doch wieder bis zur Trockenheit gedrängt. Er beginnt ſo:

B. du-Guesclin, Konnetable im vierzehnten Jahrhundert, einer der berühmteſten Helden in den Zeiten der Chevalerie und der größten Männer ſeines

Jahrhunderts, deſſen Aſche die freien Nachkommen ſeines Vaterlandes jetzt aufſuchen laſſen, die heiligen Ueberreſte des von ihren Vätern allgemein geliebten Helden dankbar zu ehren; — war der älteſte Sohn u. ſ. w.

Finden Sie das Pröbchen nicht unausſtehlich? Warum ſchrieb Herr Majer nicht ungezwungen: B. du G., Konnetable von Frankreich, war einer der berühmteſten Helden in den Zeiten der Chevalerie, und einer der größten Männer des vierzehnten Jahrhunderts. Die freien Nachkommen ſeiner Zeitgenoſſen laſſen jetzt ſeine Aſche u. ſ. w.

Was die affektirte Aufſchrift des folgenden Gedichtes: Perſiſche Liebe, ſagen ſoll, mag der wiſſen, der ſie hinſchrieb. Es iſt übrigens, einzelne Flecken abgerechnet, — z. B. den Ausdruck: im Schooße des Knospens aufgeblüht; — ein ziemlich gefälliges Lied.

Zwei folgende Artikel, Chiron der Alte,

und der Bramine, ein Aufſatz, der nach gegebenen Worten gemacht wurde, ſind unbedeutend.

In dem „Verſuch einer Beantwortung der Preisfrage: Wie ſich eine unbeſchäftigte Geſellſchaft am beſten beſchäftigen könne?“ iſt die Feder eines unſrer großen Dichter nicht zu verkennen. Ich glaube indeß mit Grunde behaupten zu dürfen, daß er ihn nicht in die Prachtausgabe ſeiner Werke, nicht einmal in die Supplement = Bände, aufnehmen werde.

Sie kennen ohne Zweifel die kleinen Madagaſſiſchen Lieder in den Oeuvres de Parni? Hier ſind ſie von K. ziemlich glücklich überſetzt.

Blanka, eine Romanze aus dem Spaniſchen, eine ganz in dem Geiſte dieſer Dichtungsart — hingeworfene Kleinigkeit.

Den Beſchluß macht ein Epilog, mit dem die verw. Herzogin von Weimar am 24ſten Oktober v. J. nach einer theatrali=

ſchen Vorſtellung angeredet worden iſt. Wer dieſe erhabne und einſichtsvolle Fürſtin kennt, verehrt ſie innig und tief: — aber was ſoll das Publikum mit dieſem unbedeutenden, ſalzloſen Gelegenheitsgedichtchen, worin mit ziemlich affektirten Wendungen eigentlich nichts geſagt wird. Es mag in Weimar dieſer oder jener Beziehungen wegen intereſſant geweſen ſeyn: aber es iſt doch wahrlich ein faſt bis zur Lächerlichkeit kleinſtädtiſcher Dünkel, eine Gelegenheits-Verſelei, die in ein Paar kleinen Oertchen ein Hundert Menſchen verſtehen, ſo ohne Umſtände dem ganzen Deutſchlande aufzudringen! — Und vollends eine Verſelei, in welcher eine Maskerade ein bunter Augenſchmerz genannt und von durchdrungenen Mienen und knieenden Wünſchen geſprochen wird. Da haben Sie das Ganze! Urtheilen Sie Selbſt, ob ich unbillig rügte.

An die Herzogin Amalia.

Die Du der Muſen reinſte Koſt geſogen,
Verzeihe dieſen bunten Augenſchmerz.
Daß maskenhaft wir heut uns angezogen,
Iſt auf den Brettern ein erlaubter Scherz.
Und billig biſt du dieſer Schaar gewogen;
Denn unter jeder Maske ſchlägt ein Herz.
O könnteſt du enthüllt das Innre ſehen,
Es würden Ideale vor dir ſtehen.
Verehrung naht ſich mit durchdrungnen Minen *),
Und Dankbarkeit mit frei erhobner Bruſt,
Die Treue folgt. Mit Eifer dir zu dienen
Iſt unabläſſig ihre ſchönſte Luſt.
Beſcheidenheit, in zitterndem Erkühnen
Iſt ſich der ſtummen Sprache wohl bewußt,
Und Wünſche knieen an den goldnen Stufen,
Dir tauſendfältiges Glück herab zu rufen
So ſcheint ein Tempel hier ſich zu erheben,
Wo erſt der Thorheit laute Schelle klang.
Der Bretter Knarren und der Spieler Beben
Erſcheinet nun in einem höhern Rang
(Range.)
Dir ſegnet dieſe Schaar ein ſchönes Leben!
Und lächelſt du der Muſe leichtem Sang,
(Sange)

*) Sagt man ſchmerzliche Mienen, ſo verſteht man Mienen, die Schmerz, — freudige, — Mienen, die Freude ausdrücken. Was drückt aber eine durchdrungne Miene aus?

So hörest du von hier in wenig Tagen
Mit etwas Neuem dir das Alte ſagen.

Uebrigens iſt dieſer kalte Singſang von Göthe. Sie wenigſtens finden es darum wohl nicht ſinnvoller, daß die Bretter in höherm Range knarren werden. —

„Ich bin bei dieſem Büchelchen ſehr ausführlich geweſen, nicht ſo wohl, weil es dieſe Aufmerkſamkeit verdient, als weil es einen von den zwanzig Kunſtgriffen verräth, durch welche die kleinen Büchermacher die Literatur zu einem Hokus-Pokus, einem Schattenſpiele an der Wand herabwürdigen. Sie haben ſagen hören, man könne und müſſe dem Publikum imponiren; und jeder verſucht es denn auf ſeine Weiſe. Hier ſchickt einer in alle Zeitungen anonyme Nachrichten über ſein merkwürdiges kleines Perſönchen und den Erfolg, den ſeine Produktlein gehabt haben ſollen; da ſchließt ein ganzer Klub einen Bund mit einander, ſich wechſelſeitig zu loben; da giebt einer die Koſten her, damit ein Buchhändler ihn als einen merkwürdigen Mann in Kupfer ſtechen laſſe; und wieder ein andrer ſammelt berühmte Namen in das Verzeichniß der Mitarbeiter, ohne ſich darum zu bekümmern, ob es den berühmten Männern wirklich Ernſt ſey, ihm etwas zu liefern, das ihrer würdig iſt: ſo entſteht denn eine Sammlung wie dieſe, deren ganzer Werth im Regiſter ſteckt, wie die Kraft des Krampffiſches in ſeinem Schwanze. Es iſt freilich nicht zu läugnen, daß es der Unmündigen eine Menge giebt, die ſich durch ſolche Gaukeleien bethören laſſen: eben deswegen aber iſt es die Pflicht eines jeden, der ſich mit Beurtheilen beſchäftigt, das Publikum ſo oft und ſo laut er kann, davor zu warnen und es zu der Selbſtſtändigkeit aufzufordern, die keine Autorität anerkennt, als die der Vernunft und des reinen Geſchmacks. —

Wenn dieſes Taſchenbuch, wie es wahrſcheinlich iſt, fortgeſetzt wird, ſo thut, glaube ich, der Herausgeber beſſer, ſich an jüngere Dichter, ſollten ſie auch eben noch nicht ſehr berühmt ſeyn, um Beiträge zu wenden, als daß er große mit ſeinen Bitten behelliget. Jene nehmen in der Regel alle ihre Kräfte zuſammen, etwas Gutes zu liefern; und gelang es ihnen nicht, ſo kann man ihre Produkte ohne Umſtände bei Seite legen. Dieſe, mit wichtigern Dingen beſchäftigt, geben in der Regel nur her, was ſonſt vielleicht hinter ihr Schreibepult gefallen und nicht wieder hervorgelangt wäre, — und man muß es wohl aufnehmen *). —

Erminia, die Einſiedlerin unter Roma's Ruinen, vom Verfaſſer der Heliodora.

Eins von denen Büchern, die uns feſthalten, wenn wir einmal anfingen, ſie zu

---

*) Ich mag keines Menſchen Erwartung täuſchen; daher bitte ich die Herren Buchhändler, mich mit dem Zuſenden ihrer Artikel zu verſchonen. Weder Verlegerſpenden noch Autoren-Komplimente werden mich jemals bewegen, das Schlechte gut zu nennen; das Gute aber iſt meiner Bewunderung ohnehin gewiß.

leſen, die uns während der Lektüre lebhaft intereſſiren, die wir mit froher Mine vollenden: — mit denen man dann aber, je länger man über ſie nachdenkt, immer unzufriedener wird, und die uns zuletzt über uns ſelbſt mißvergnügt machen, daß wir uns an ſo etwas ergetzen konnten. Sie werden dieſe Folge von Empfindungen richtig finden, wenn ich Ihnen ſage, daß der Verfaſſer mit einer blühenden Einbildungskraft, in einem ziemlich gefälligen und leichten Vortrage, nachſtehende, aus Schillers Geiſterſeher und Cazotte's Biondetta zuſammengeſetzte Geſchichte erzählt.

Ein junger Engländer ſieht zu Rom ein reizendes Frauenzimmer, und bewirbt ſich durch allerlei kleine Aufmerkſamkeiten, durch Serenaten u. ſ. w. um ihre Liebe, doch ohne ſie näher kennen zu lernen. Als er einſt von einer kleinen Reiſe zurückkommt, iſt ſie verſchwunden, und eine öffentliche Buhlerin hat ihre Wohnung eingenommen. Ein Mißverſtändniß verwickelt ihn in einen

Umgang mit derſelben; ſie ſucht ihn zu verführen, er widerſteht aber. Indeß er ſeiner Geliebten nachforſcht, macht er die Bekanntſchaft eines räthſelhaften Menſchen, der ihm durch mancherlei Kunſtgriffe glaublich macht, daß er in Verbindung mit den Geiſtern ſtehe, ihn gleichfalls dazu einweiht, und ihn endlich in eine Höhle führt, wo er ſeine erſte Beſchwörung anſtellen ſoll. Unter Donner und Blitz erſcheint eine weiße Geſtalt, verwandelt ſich auf Eduards Befehl in Erminia, — ſo heißt ſeine Geliebte, — warnt ihn vor ſeinem magiſchen Lehrer, ermahnt ihn, ſogleich Rom zu verlaſſen, und begleitet ihn als Page nach Florenz. Hier, verſpricht ihm der Geiſt, ſolle er die wahre Erminia antreffen. Wirklich erblickt er ſie auch im Opernhauſe; aber nach Beendigung des Stückes iſt ſie verſchwunden, und auch der Page kommt nicht wieder. Einige Tage darauf lernt Eduard Erminiens Bruder kennen, und nun klärt es ſich auf, daß der vermeinte Magler der Anführer einer Spitzbubenbande und der Kuppler eines Römiſchen Groſſen iſt, der auch Erminia verführen wollte; daß dieſe den Geiſter-Betrug entdeckt und aus Liebe zu Eduard die Rolle des Geiſtes übernommen hat, alſo auch der Page geweſen iſt. Beim Verlaſſen des Opernhauſes hatte der Kuppler ſie entführt, um ſie ſeinem Herrn zu überliefern. Ihr Bruder und Eduard ſpüren ſie auf, und befreien ſie, worauf ſie dieſen heirathet.

Sie ſehen leicht ein, daß dieſe Geſchichte, ſo unwahrſcheinlich ſie auch erſonnen iſt, reichen Stoff zu intereſſanten Situationen und lebhaften Schilderungen geben muß; und der Verfaſſer hat ihn oft recht glücklich benutzt. Verſucht man aber, ſich Rechenſchaft von der Unterhaltung zu geben, die er gewährte, ſo weiß man ihm wenig Dank dafür. Sein Buch iſt eine ſchönfarbige Hülſe ohne Kern. Möchten die jungen Romanen-Dichter, unter denen er einen vorzüglichen Platz einnimmt, doch, wenn auch nicht die Theorie des Romans überhaupt, wenigſtens die Beſchaffenheit jener Romane genauer ſtudieren, die mit Recht für klaſſiſche gelten, und an denen alle Nationen den Stempel der Ewigkeit anerkennen. Sie würden finden, daß in jedem eine beſtimmte äſthetiſche Aufgabe gelöſt, eine ernſte Idee durchgeführt wurde, ſollte ſein Ton auch noch ſo leicht und froh ſeyn. Scarron und Fielding gaben uns Charakter- und Sitten-Schilderungen ihrer Zeit; der Agathon iſt ein treues Gemälde des menſchlichen Herzens mit allen ſeinen Schwächen und ſeinen ſtarken Seiten; die neue Heloiſe und Werthers Leiden, ſind die Anatomie einer zu leidenſchaftlichen Liebe. Der eigentliche Roman, die Begebenheiten und Verwickelungen, die dichteriſchen Schilderungen, ſind in allen dieſen Werken nur der verſchönernde Schleier. — Der Verfaſſer der Erminia wußte dieſen Schleier hier und dort in ſehr maleriſche Falten zu werfen; aber er hat vergeſſen, ihn dabei einem Körper umzugeben. Sein Buch iſt ein Gericht von Schaum, dem keine nahrhaftere Subſtanz untergelegt wurde. Die Folge davon war, daß er auch die Form zu willkührlich behandelte, und daß ſie tauſend Brüche durch Unwahrſcheinlichkeiten bekam. Kurz, die Erminia iſt kein gutes Buch; aber ſie beweiſt, daß ihr Verfaſſer Talente genug beſitzt, um einſt gute Bücher ſchreiben zu lernen. Sein Styl iſt übrigens noch ſo äußerſt vernachläſſigt, daß oft ſehr feine Sachen dadurch entſtellt werden. Wie lahm und unrichtig iſt z. B. folgende Stelle, dem Sinne nach eine der beſten in dieſem Buche:

Das Weib, welches die Gränze ſeines Weſens überſchreitet, wird völlig fratzenhaft; der weibiſche Mann aber wird nur verächtlich angeſehn. Man könnte über dieſe verſchiedene Wirkung derſelben Verirrung eine lehrreiche Unterſuchung ſchreiben, und wenn die Wiber den Unterſchied immer genau ins Auge faßten, ſo würden ſie ſich wohl hüten, Männer zu ſcheinen. Der Verfaſſer hätte ſagen ſollen: „Das Weib, welches aus dem Charakter ſeines Geſchlechtes fällt, wird eine Fratze, der weibiſche Mann hingegen, nur verächtlich. Man könnte u. ſ. w. Wüßten die Weiber beſtimmt, wozu ſie ſich dadurch machen, ſie würden ſich wohl hüten, die Männer zu ſpielen.“

Zwanzigſter Brief.

Am 20ſten Januar 1801.

Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen, von W. G. Becker. Eilfter Jahrgang 1801.

Das jüngſte Glied einer liebenswürdigen Familie! Seine ältern Brüder hatten ihren Beifall: fürchten Sie nicht, daß dieſer Umſtand Sie mit ungegründeten Erwartungen täuſchen werde; auch dieſer verdient es, Ihnen lieb zu ſeyn. In der That! ein eilfter Jahrgang iſt ein ehrenvolles Zeugniß für ein Taſchenbuch: aber fährt der Herausgeber fort mit ſo vielem Geſchmacke zu ſammeln, und iſt er ſo glücklich, immer ſo geiſtreiche und ſorgfältige Mitarbeiter zu behalten, als die meiſten der jetzigen ſind, ſo zeugt wohl noch ein zwanzigſter und dreißigſter Jahrgang für ihn.

Zwölf von verſchiedenen Meiſtern ſehr elegant gearbeitete Kupfer machen den Anfang des Büchelchens, und am Ende ſind

Charaden, Räthſel, Tanzcharten und Tanzmuſiken angehängt. Ich übergehe alles dieſes, um mich bloß mit dem ſchriftſtelleriſchen Inhalte zu beſchäftigen. Folgendes ſind die Artikel deſſelben.

Zwiſt und Liebe, eine Erzählung von A. G. Eberhard. Der Held derſelben lernt in dem Hauſe ſeiner Tante eine Couſine kennen, deren Schönheit und Witz zwar einen lebhaften Eindruck auf ihn machen, die ihn aber durch ihre ſpöttiſchen Neckereien ſo aufbringt, daß er ganz ernſthaft glaubt, er haſſe ſie. Er bewirbt ſich um die Hand eines andern Frauenzimmers: dies giebt Gelegenheit, daß die Empfindungen ſeiner ſchönen Feindin gegen ihn und die ſeinigen gegen ſie, enträthſelt werden. Es findet ſich, daß ſie — verkappte Liebe ſind, die bald zur heftigſten Leidenſchaft, und endlich, nach einigen überſtandenen Schwierigkeiten, glücklich wird. — Die kleine Geſchichte iſt leicht und angenehm erzählt, und die Empfindungen und ihre Uebergänge ſind gut und richtig entwickelt; nur iſt der Bruch mit der vermeinten Geliebten vielleicht nicht hinlänglich motivirt. — Herr Eberhard ſcheint übrigens ausgezeichnete Talente für dieſe Art von Dichtungen zu beſitzen.

Nicht ganz ſo gut hat mir die Hundsgrotte bei Pozzuolo, von Lafontaine, gefallen. Sie kennen die anziehende, gefällige Manier dieſes Schriftſtellers, die ihn mit ſo vielem Rechte zu einem der Lieblinge des Publikums gemacht hat. Auch in dieſer Erzählung bleibt er ſich treu, und weiß zu gefallen und zu rühren: aber die Fabel derſelben iſt zu abgenutzt und romanhaft. Der Graf Cenci lernt zu Bajä in einer Fiſcherhütte ein reitzendes Mädchen kennen, das die Tochter eines verbannten römiſchen Advokaten iſt. Er bewirbt ſich um ihre Liebe, erhält ſie, wird aber untreu. Das Mädchen hatte geſchworen, einen ſolchen Fall nicht zu überleben. Auf einem Spaziergange, den ſie mit ihm macht, entſchlüpft ſie alſo von ſeinem Arme, und ſtürzt in die Hundsgrotte, deren giftige Dünſte ſie tödten. —

Die **Biographie eines Engels**, ein Bruchſtück aus der Schreibtafel eines reiſenden Malers, von **A. Mahlmann**, hat den geringſten Werth unter den proſaiſchen Aufſätzen dieſes Buches. Sie iſt leicht und mit lebhafter Phantaſie erzählt, aber es iſt zugleich eine gewiſſe Schiefheit und Affektation, die auch ſchon der Titel verräth, in ihr herrſchend, die bei einem ſo guten Kopfe, als Herr Mahlmann ſonſt iſt, bloß daher kommen kann, daß er zu flüchtig hingeworfen und durch einander gemiſcht hat, was ihm grade im Pulte fertig lag. Nach zwanzig Seiten voll unbedeutender Vorfälle und hochtrabender Betrachtungen über Kunſt und Künſtler, lernt der Maler bei Portici einen Einſiedler kennen, der ehemals eine politiſche Rolle ſpielte, da dieſe unglücklich ausfiel, ſich aus Armenien nach — Portici rettete, dort ſeine Familie verlor, und nun in einen ſtillen Wahnſinn gefallen iſt, in welchem er ſich für einen Engel hält. Wie geſucht und abentheuerlich! Ich glaube, es würde Herrn Mahlmann ſelbſt ſchwer werden, zu ſagen, was er mit dieſer ganzen Geſchichte eigentlich wolle: wenigſtens iſt keine beſtimmte Idee in derſelben ausgeführt, und ihre Beſtandtheile ſind gleichſam zuſammengewürfelt. Was haben z. B. die obenerwähnten Betrachtungen über die Kunſt, mit dem Wahnſinn des Armeniers zu thun? u. ſ. w. Die Geſchichte ſchließt ſich mit einer Viſion, die manchen erhabenen Zug enthält, aber man ſtößt auch oft auf Stellen von der äußerſten Schiefheit in Gedanken und Ausdruck, z. B. auf folgende:

„Wer ein Bäumchen aufrichtet, das der Sturm gebogen hat, wer ein Samenkorn mit Erde bedeckt, wer (was für eine Zuſammenſtellung!) das Leben eines Kindes vom Tode errettet, der hat mehr Verdienſte um die Nachwelt, als Tauſende, deren Namen die Geſchichte nennt!" Welche Precioſität und welche Unrichtigkeit! Nennt die Geſchichte denn nur Verdienſtvolle und nicht auch ſolche, die ſich nur durch Verbrechen und Laſter auszeichneten? Wie kann man das Leben vom Tode erretten, und was hat das Aufrichten eines krumm gebogenen Bäumchens mit der Nachwelt zu thun? — Verzeihen Sie, meine Freundin, daß ich Sie mit ſolchen Kleinigkeiten behellige! Grade jetzt, da auch die beſſern Köpfe unter den jungen Schriftſtellern oft nur darauf ausgehen, ihren Styl zu friſiren, und etwas Vortreffliches geſagt zu haben glauben, wenn ſie eine hochtönende Lächerlichkeit vorbrachten, — iſt es nothwendig, ihnen keine Schiefheit durchgehen zu laſſen. Ich bin nicht ſo thöricht zu glauben, daß ich, oder irgend ein Einzelner, dem allgemeinen Hange zur Preciosität wirklich werde Einhalt thun können; aber darum darf man nicht unterlaſſen, ihn zu rügen. Büffon ſagte: wenn er ſich hinſetze, zu ſchreiben, dächte er ſich die ganze Nachwelt vor ſeinem Pulte verſammelt. Eben ſo muß der Kritiker denken: er muß mit einer Gewiſſenhaftigkeit und Strenge *)

---

*) Ich ſelbſt muß lachen, wenn ich mir denke, wie abentheuerlich dieſer Grundſatz gewiſſen hochberühmten Herren vorkommen wird. Auch die Kritik hat ihre alten Jungfern, ihre Précieuses ridicules, deren ganzes belletriſtiſches Recenſions-Weſen nichts als eine galante Intrigue iſt. Sie brauchen es, ihre Nachbarn, alte Bekannte und Gaſtfreunde zu complimentiren. Wer nicht zu dieſen gehört, an den verſchwendeten ſie lieber gar kein Papier; müſſen ſie aber von ihm reden, können ſie wohl gar nicht umhin, etwas Vortheilhaftes von ihm zu ſagen, ſo ſprechen ſie gleichſam mit wunden Lippen, und

verfahren, als wenn das Wohl der ganzen Literatur von der Spitze ſeiner Feder abhinge. Daß dem nicht ſo ſey, vergißt er darum nicht, wenn er anders — geſund iſt.

Der Schutzgeiſt der Liebe, von W. G. Becker. Die Fabel dieſer Erzählung, — nemlich daß die halbvergeſſene Jugendgeliebte eines jungen Mannes ihm verkleidet auf ſeiner groſſen Tour durch Europa folgt, ihn aus mancherlei Verlegenheiten rettet, endlich von ihm erkannt und mit ihm verheirathet wird, — iſt nicht neu, aber ſie iſt hier recht gut benutzt, und der Styl, in dem ſie vorgetragen wird, iſt leicht, gefällig, und ziemlich correkt.

Unter den hierauf folgenden Apologen, Anekdoten und Einfällen von Käſtner, Kretſchmann u. a., ſo wie unter den Apophtheg-

ſind immer auf ihrer Hut, nicht zu viel zu ſagen: man könnte ja auf den Gedanken kommen, daß es außer ihrem Zirkel noch etwas Vorzügliches gebe. Die entſchiedenſten, lärmendſten Querköpfe haben der Litteratur nicht ſo viel Schaden gethan, als dieſe halbfeilen Richter, die eine Gevatter-Klätſcherei aus ihr machen. — Die lächerlichſte Figur ſpielen ſie, wenn ſie einmal aus übergroßer Gefälligkeit irgend einem flachen Geſellen Genie beilegten, und das Publikum ſich nicht bethören läßt: — dann iſt der Hahn auf den Kohlen. — Der gerade, reelle Mann, dem es mit ſeinem Thun um Recht und Wahrheit gilt, und nicht um flache Geſelligkeit oder um Amts-Autorität, kommt nie in dieſe Verlegenheit.

men von Mahlmann, iſt nur wenig Vorzügliches, doch auch des ganz Unbedeutenden nur wenig.

Die Gedichte dieſes Bändchens füllen 115 Seiten, und ſind ſehr gemiſcht, — das Beſte was ſich in der Regel von ſolchen Sammlungen ſagen läßt. — Es ſind ſehr vorzügliche und ſehr ſchlechte darunter. Sie erwarten nicht, daß ich ſie alle durchgehen ſoll: Sie werden mich entlaſſen, wenn ich Ihnen das Beſte und das Schlechteſte unter denſelben aufſtelle. Sie können gewiß ſeyn, daß keine der Mittelſtufen unbeſetzt blieb.

Das beſte Gedicht dieſer Sammlung, und in mancher Rückſicht eins der vollkommenſten, die unſre Sprache in den letzten Jahren hervorgebracht hat, iſt eine Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunersdorf, von Tiedge. Dieſer Dichter gehört nicht zu denjenigen, die den Tempel des Ruhmes prunkend und lärmend erſtürmen, ſondern zu denen, die beſcheiden und ruhig zu ihm hinanwallen, und ohne Aufſehen, ihre Kränze auf ſeinem Altare niederlegen, von dem ſie dann nie mehr verſchwinden. Man jauchzte ihnen nicht entgegen, als ſie auftraten; doch man ſieht ihrem Gange mit Wohlgefallen nach. Man ſtreut ihnen niemals Weihrauch, aber man drückt ihnen oft im Geiſte dankbar die Hand. Sie erwerben ihren Ruhm nur allmählich; dafür iſt auch nach einer Reihe von Jahren jedermann ſtillſchweigend über ihren Werth einverſtanden, und man vergißt ſie nicht mehr, wo von den Ausgezeichneten die Rede iſt.

Der Charakter von Tiedgens Gedichten iſt ſanftes Gefühl. Seine Freude ſcherzt ruhig und ſtrenge ſittlich; ſeine Trauer klagt wehmüthig und rührend. Weder jene noch dieſe reißt mit ſich fort: ſie ſchmiegen ſich traulich ans Herz, und man überläßt ſich ihren Eindrücken gern. Was ihnen noch größern Werth giebt, iſt, daß ihre kühnſte Idee der Vernunft Probe hält, und daß der Dichter, bei einem leichten Fluſſe ſeiner Verſe, correkt iſt, und ſichtlich nach immer höherer Correktheit ſtrebt. — Doch alles das werden Sie aus dieſer Elegie ſelbſt am beſten lernen. Sie iſt einer genauern Durchſicht vollkommen werth, und da ich in dieſen Briefen noch kein Gedicht dieſer Art durchgegangen bin, ſo will ich es mit dieſem thun.

Bei den Griechen und Römern, die ihre Gedichte nach der äußern Form eintheilten, hieß jedes Gedicht Elegie, wenn Hexameter und Pentameter in demſelben abwechſelten. Bei uns, die wir die beſſere Eintheilung nach dem Inhalte und dem Zwecke haben, hieß, bis auf die neueſten Zeiten, eine Elegie ein Gedicht, deſſen Inhalt eine ſchwermüthige Klage, das Gemälde trauriger Gefühle iſt. In dieſem Sinne iſt auch dieſes Gedicht eine Elegie, obgleich es in gereimten trochäiſchen Verſen abgefaßt wurde. — Die Kunſtaufgabe, die der Dichter bei einem ſolchen zu löſen hat, iſt, daß er ſeine Leſer in eben die Empfindungen verſetze, die ihn erfüllen; daß er dieſe Empfindungen kräftig ausdrücke, aber nie dabei zu heftig werde, daß er ſie auf eine reizende Art abwechſeln laſſe, und den Uebergang von einer zur andern gehörig einleite; daß er endlich aus allen zuſammen ein großes Reſultat gewinne: er ſpricht es aus und — ſchweiget. Freilich wird der erſte Ausbruch des Gefühls dieſe kunſtgerechte Geſtalt nicht haben: aber der Dichter iſt Künſtler, wir ſind alſo berechtigt zu erwarten, daß er ſie ihm durch die Feile gebe. Wir wollen ſehn, wie Tiedge es verſuchte, und wie es ihm gelang.

Er beginnt damit, daß er uns in Rückſicht der Zeit und des Ortes orientirt:

Nacht umfängt den Wald; von jenen Hügeln
Stieg der Tag ins Abendland hinab;
Blumen ſchlafen; Sterne glühn und ſpiegeln
In den Seen ihren Frieden ab.

Lauter ſanfte reizende Züge, die uns anziehn; aber indem er fortfährt, geht er allmählich zu melancholiſchern über.

Mich laßt hier in dieſes Waldes Schauern,
Wo der Fichtenſchatten ſich verbirgt:
Hier ſoll einſam meine Seele trauern
Um die Menſchheit, die der Wahn erwürgt.
Drängt euch um mich her, ihr Fichtenbäume!
Hüllt mich ein, wie eine tiefe Gruft!
Seufzend, wie das Athmen ſchwerer Träume,

Weh' um mich die Stimme dieſer Luft.
Hier an dieſes Hügels dunkler Spitze
Schwebt, wie Geiſterwandel, banges Graun,
Hier, hier will ich vom bemooſten Sitze
Jene Schädelſtätten überſchaun.

Jetzt hat er uns auf den Punkt geſtellt, auf dem wir ſtehen mußten, um einſtimmig mit ihm zu fühlen, wenn er ſeine Gefühle mitzutheilen verſteht; ſein finſtres Gemälde hebt an:

Dolche blinken hell im Mondenſcheine,
Wo das Aerntefeld des Todes war.
Durcheinander liegen die Gebeine
Der Erſchlagnen um den Blutaltar.
Ruhig liegt, wie an der Bruſt des Freundes,
Dort ein Haupt an Feindes Bruſt gelehnt —

Er malt das Gemiſche der Leichen, — das Aufhören aller Verhältniſſe im Tode, und ruft:

Darum reicht einander doch die Hände,
Eh die Gruft euch an einander drängt.

Dieſe Anrede führt den Leſer, nur weicher als vorhin, auf den erſten Punkt zurück, und der Dichter kann ein neues Gemälde beginnen.

Aber hier um dieſe Menſchentrümmer,
Auf der öden Wildniß ruht ein Fluch.
Durch das Feld hin, ſtreckt ſich Mondesſchimmer,
Wie ein weites, weißes Leichentuch.
Dort das Dörfchen unter Weidenbäumen:
Seine Väter ſahn die grauſe Schlacht —

Und nun wirft er mit kraftvollen, erſchütternden Zügen, das Bild der melancholiſchen Gegenwart und des Momentes jenes furchtbaren Mordgewühls neben einander hin. Er erinnert ſich des Fürſten, für den hier gefochten wurde und bricht aus:

Mann des Ruhmes, konnten alle Blüthen
Jenes Kranzes, der dein Haupt umfing,
Konnt' ihn dir die Muſenhuld vergüten,
Dieſen Weg, der über Leichen ging?
Menſchen fielen, gleich gemähten Aehren,
Fielen dir, du großer Mann!

Sein Gefühl wird zu lebhaft für ſeine Abſicht; es führt ihn auf eine Bahn hin, auf der er nicht fortgehen kann, ohne ſich zu verirren; mit einem einzigen Gedanken biegt er alſo ein:

Da, da war es, als dein Herz in Zähren
Auf den blutbeſpritzten Lorbeer rann.

Dieſe meiſterhafte Wendung verſöhnt uns wieder mit dem Helden und macht uns ruhig genug, zu der Betrachtung der Gegend zurück zu kehren.

Hier der See und dort des Stromes Fluten
Spiegelten zurück das Todesſchwert.
Dieſer Himmel ſah die Opfer bluten,
Dieſer Hügel war ein Opferheerd.
Hier im Bach hat Menſchenblut gefloſſen;
Wo der Halm im Monde zuckend nickt,
Hat vielleicht ein Auge, halb geſchloſſen,
Nach der Heimathgegend hingeblickt —

Doch die Züge werden immer ſanfter und rührender; das Gefühl geht in Geiſterahnung über und nun: —

Jeder rohe Laut der Wildniß ſchweige,
Dieſe Stell' iſt heilig! hier fiel Kleiſt.

Bei dieſer Erinnerung gießt der Dichter ſein ganzes Herz aus, in feierlicher Klage, in weihenden Wünſchen. Er fordert den Frühling ſelbſt auf, die Stelle zu verſchönern, wo ſein unſterblicher Sänger fiel. Er betet, möchte ich faſt ſagen: Hier

Hebe ſich der Schatten einer Eiche,
Grün' ein zartes Myrtenreis empor!
Und im dunkelgrünen Eichenlaube,
Girre, wenn der Lenz vorüber zieht,
Klagend eine ſilberweiße Taube
Noch dem Sänger Lalage's ihr Lied;
Aber in dem Myrtendunkel ſäume
Die Begeiſtrung einer Nachtigall u. ſ. w.

Alles dieſes tröſtet nicht über den Verluſt! Doch Kleiſt iſt unſterblich. Er gewann den Ruhm, nach dem tauſend Jünglinge vergebens ſtrebten, die — hier gefallen ſind. Das führt ihn zum Allgemeinen zurück:

Sagt, was iſt, was gilt ein Menſchenleben,
Was die Menſchheit, wenn der wilde Geiſt
Der Zerſtörung fort aus den Geweben
Ihres Daſeyns, ſo die Fäden reißt?

Mit wahrhaft dichteriſchen, oft erhabnen Gedanken betrachtet er den ewigen Wechſel zwiſchen Aufleben und Vernichtung, — Vernichtung, der hier ſo gräßlich geopfert wurde:

Dieſer Staub am Wege hing um Seelen;
Wo ich trete, ſtäubt vielleicht ein Herz.
Gott! und hier aus dieſen Augenhöhlen
Starrete zu dir hinauf der Schmerz.

Dieſer Gedanke entflammt ihn:

Welch ein Anblick! Hieher Volksregierer!
Hier bei dem verwitternden Gebein,
Schwöre: deinem Volk ein ſanfter Führer,
Deiner Welt ein Friedensgott zu ſeyn!
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Hier ſchau her, wenn dich nach Ruhme dürſtet!
Zähle dieſe Schedel, Völkerhirt!
Vor dem Ernſte, der dein Haupt, entfürſtet,
In die Stille legen wird,
Laß im Traum das Leben dich umwimmern,
Das hier unterging in ſtarres Graun! —

Er wirft einen Blick auf die Nichtigkeit des Heldenlebens:

Ein bekränztes Haupt wird auch zum Schedel,

und ſelbſt

Cäſar fiel, an einem dunkeln Tage,
Ab vom Leben, wie entſtürmtes Laub, u. ſ. w.

Friedrich und Alexander wurden Staub, wie er, und Katharina —

Katharina's Lorberthaten zögen
Gern verhüllt den Letheſtrom hinab,
Beßre retten ihre Gruft und legen
Sanftre Kronen nieder auf ihr Grab.

Dies führt ihn zu der Schlußbetrachtung, die ich Ihnen ganz herſetzen muß:

Dort, dort unten, wo zur letzten Krümme,
Wie ein Strahl, der Lebensweg ſich bricht,
Tönet eine feierliche Stimme,
Die dem Wandrer dumpf entgegen ſpricht. —
„Was nicht rein iſt, ſpricht ſie, wird verſchwinden,"
Sterne werden aus dem Nebel gehn,
Zittern werden die bekränzten Sünden,
Und der Menſch wird vor der Wahrheit ſtehn. —

Fleckenlos iſt dieſes Gedicht nicht. Tiedge iſt nicht immer glücklich in den Bildern die er wählt: nicht immer ſpiegeln ſie den Gedanken, den er ausdrücken will, ganz treu und doch verſchönt zurück; manches Gemälde iſt zu lang, mancher Zug kommt zu oft wieder; hier und dort iſt der Ausdruck nicht ganz paſſend, — er läßt z. B. an einer Stelle, Kleiſts Namen das Haupt aus der Flut der Zeit emporheben; ſelbſt die letzten beiden Zeilen ſind vielleicht nicht kraftvoll und nicht richtig genug geſagt: — aber was bedeuten dieſe Kleinigkeiten gegen die reizende Schönheit des Ganzen, gegen die lebendige Empfindung, die es durchathmet, gegen die einſichtsvolle Kunſt, mit der es angelegt und durchgeführt wurde: — Vorzüge, die einen ſo tief gefühlten Genuß gewähren! —

Ich glaube es von Ihnen gewiß zu ſeyn, daß Ihnen dieſe flüchtige Durchſicht eines ſo vorzüglichen Dichterproduktes nicht zu lang vorkommen wird. Gefühl für die Schönheiten, die der Dichter ſchuf, Aufmerkſamkeit auf die mühevolle Kunſt, die er anwandte, und das Geſtändniß der Bewunderung, die er uns einflößte, iſt ja der einzige Lohn, den der Leſer ihm gewähren kann, — und der Sprecher des Leſers in ſolchen Fällen zu ſeyn, iſt die angenehmſte Pflicht des Beurtheilers. —

Ich habe verſprochen, Ihnen auch das Schlechteſte dieſer Sammlung aufzuſtellen.

Hier haben Sie es in den Beiträgen eines Herrn Meſſerſchmidt, in drei Gedichten, die an ſeichter Schiefheit ſchwerlich ihres Gleichen finden werden.

Beiſpiel.

Wapne dich, Edler mit Muth im ſchweren Leiden!

Rathen Sie einmal, warum? — —

Es ſchwimmen
Unter dem Eiskryſtall munter die Fiſchlein dahin!

Wenn die Fiſchlein das thun, geſchieht es vermuthlich, weil, oder vielmehr, ſo lange ihnen dabei noch wohl iſt: aber was die ſchweren Leiden mit dem Eiskryſtalle, oder der Edle mit den Fiſchlein Aehnliches hat, mag Herr Meſſerſchmidt wiſſen. Das zweite — wie ſoll ich's nennen? Ein Gedicht iſt es nicht! — Ding, heißt Wintererinnerungen. Den Verfaſſer läßt der Flußkryſtall und der hoch aufgethürmte Schnee, traulich der *Kindheit Dämmerung* ſehen. Er erinnert ſich freudig, wie er einſt auf Schlittſchuhen gelaufen ſey und Schneebälle geworfen habe; — aber da er an die *Schneemänner* denkt, die er geſchaffen hat, ſo bricht ihm das Herz,

So düſtert ſich der wehmuthsvolle Blick,
Und ſtill durchbebt von banger Sehnſucht Schauer,
Weint er die ſüße Blüthenzeit zurück.

Herr Meſſerſchmidt tröſte ſich! Er iſt noch nicht aus dem ſchönen Handwerke gefallen. Seine Gedichte ſind an Kälte, Unform und Vergänglichkeit ſo wahre Schneemänner, als irgend einer, den er vormals bildete.

Das dritte Ding ſoll ein Epigramm ſeyn, aber es hat weder eine Pointe, noch überhaupt einen Sinn. Es heißt:

Die neue Pädagogik.

Seht, nichts fehlet dem Stein, der Stahl iſt leidlich geſchliffen,
Aber es fehlet der Schwamm, welcher die Funken vereint.

Was ſoll man in der Erziehungskunſt für den Stein, was für den Stahl und was für den Schwamm anſehn? Das iſt ganz willkührlich. Sie können es ordnen, wie Sie wollen, und wenn Sie das gethan und ſich darüber zufrieden gegeben haben, daß der Schwamm, der nur die einzelnen Funken feſthält, ſie *vereinigen* ſoll, wird Ihnen in dem Bilde nur noch die Hauptſache fehlen, nehmlich die Hand, die Stahl und Stein in Bewegung ſetzt. — Wahrſcheinlich nahm der Herausgeber dieſe Verſeleien nur in der Abſicht auf, daß ſie den Gedichten zur Folie dienen ſollten.

Ein und zwanzigſter Brief.

Am 27ſten Januar 1801.

Wallenſtein, ein dramatiſches Gedicht von Schiller.

Die Kunſt iſt ſchwierig, der Tadel leicht.

— .

Der wahrhaft Liebende iſt von dem Eindruck, den das ganze Weſen ſeiner Schönen auf ihn macht, ſo bezaubert, daß er ſich ihrer einzelnen Eigenſchaften nie hell und richtig bewußt wird. Er iſt ohne Unterſuchung überzeugt, daß ſie jede Vollkommenheit beſitze, und jeder Zweifel daran dünkt ihn eine Läſterung. Macht man ihn auf etwas Fehlerhaftes in ihrer Geſtalt aufmerkſam? An ihr iſt es eine Schönheit, die zur Harmonie des Ganzen gehört, und die er um alles nicht an ihr vermiſſen möchte: ohne daſſelbe wäre die Angebetete nicht ſie ſelbſt mehr, und das heißt unbedingt, weniger göttlich. Begeht ſie etwas Tadelnswerthes? Es iſt die Wirkung einer liebenswürdigen Eigenheit, die nur gefühlloſe, kurzſichtige, verderbte Menſchen mißverſtehen können. — Iſt ſie gegen eine Beſchuldigung gar nicht zu retten? — Nun, ſo entſteht eine Scene wie folgende, die ich einſt, ich glaube in einem Spaniſchen Luſtſpiele, las:

Der Freund. Donna Anna läſtert.

Der Liebhaber. Welche liebliche Silberſtimme beſitzt ſie!

D. F. Sie iſt eine bekannte Buhlerin.

D. L. Ein Himmel von Gefühl ſchwimmt in ihren Augen!

D. F. Sie plündert Dich.

D. L. Amor ſelbſt hat ihr kleines, ſchwanenweiſſes, ſeidenes Händchen geformt. Jeder Nagel iſt eine Tonne Goldes werth!

Was iſt mit ſo einem Verzückten zu thun, als — ihn gehen zu laſſen?

Es giebt Leute, meine Freundin, und zwar zuweilen ſehr hochachtungswerthe Leute, die gerade ſo für ein Kunſtwerk empfinden, wie jener Liebhaber für ſeine Schöne. Es iſt von einem berühmten Meiſter, alſo kommen ſie mit der vorläufigen Ueberzeugung dazu, daß es vortrefflich iſt. Sie finden dieſe oder jene unſtreitig glänzende Eigenſchaft daran: ſie ſind bezaubert, und wer jetzt nur noch den Gedanken hat, es prüfen zu wollen, den meſſen ſie mit ſpöttiſchen Blicken; wer ſogar Fehler daran entdeckt, — o der iſt ein gefühlloſer dünkelhafter Menſch, ohne Kunſtſinn und Kenntniß!

Böſe werden wollen wir über den Eifer des Verliebten und des — wie ſoll ich ſagen? — Verwunderten nicht. Es liegt für viele ein unbeſchreiblicher Genuß darin, ſich einer Empfindung mit reſignirter Befangenheit hinzugeben, und halbgeſchloßnen Auges, nur mit ſich machen zu laſſen: wie ſollten ſie nicht in Hitze gerathen, wenn man ſie darin ſtört? Doch, der zu reizbare Liebende läuft Gefahr, das verächtliche Spielwerk jeder Coquette zu werden; der unbedingte Bewunderer, ſelbſt an dem gelungenſten Werke des größten Meiſters, ſeinen Geſchmack zu verderben, indem er auch Mißgriffe für Vollkommenheiten anſieht: — alſo, meine Freundin, ob wir gleich über jene Enthuſiaſten nicht zürnen wollen, ähnlich werden wollen wir ihnen auch nicht!

So viel Reiz in den dunkeln Gefühlen liegen mag: wir wollen immer bemüht ſeyn, über jeden Gegenſtand ſo bald als möglich ins Helle zu kommen. Und wenn der heilige Geiſt dem Engel Gabriel ein Werk in die Feder ſagte: wir wollen es prüfen, ehe wir es für göttlich erkennen. Irren wir? Es iſt beſſer, als das aufzugeben, was dem Menſchen noch mehr werth ſeyn muß, als ſogar die Wahrheit: die Selbſtſtändigkeit des Geiſtes und des Charakters.

„Und wozu dieſe lange Einleitung?“ Ich bin im Begriff, etwas ſehr Bedenkliches zu unternehmen: ich will den Wallenſtein beurtheilen. Hätte ich es hier nur mit dem großen Dichter ſelbſt zu thun, der ihn ſchrieb, ſo könnte ich freilich ohne Umſchweiſe verfahren. Er weiß, daß Lob oder Tadel den wahren Werth ſeines Werkes weder erhöht noch vermindert. Er kann es ruhig leiden, daß man an demſelben rügt, was einem fehlerhaft dünkt. Verfährt man parteiiſch dabei? Die Parteilichkeit iſt in dem Augenblicke unſchädlich gemacht, da man ſie erkennt. Iſt man unparteiiſch? — So wird man zum wenigſten eben ſo viel in ſeinem Gedichte bewundern müſſen, als man glaubt, tadeln zu können, und dann — unter uns geſagt, iſt es mit den Künſtlern wie mit den Frauen. Sie können es wohl leiden, daß man von ihren Vorzügen bis zur Anbetung berauſcht wird, aber die Hochachtungsbeweiſe des beſonnenen Mannes, der auch im wärmſten Aufwallen ſeines Gefühles ſich ſelbſt nicht verliert, iſt ihnen doch mehr werth, als das andächtige Augendrehen des Verzückten, der, immer den Hut in der Hand, ſelbſt ihrem Schatten Reverenzen ſchneidet, und ſogar in der Art, wie ſie auswerfen, an dieſen Liebreiz, an jenen Genialität entdeckt. — Schillern daher, wenn ihm je dieſes Blatt in die Hände kommen ſollte, fürchte ich nicht, zu beleidigen: — aber was wird ſeine andächtige Gemeine ſagen, die ſo zahlreich iſt! — Was ſie will! Ich gehe ohne ferneres Zögern zu meinem Gegenſtande über.

Um ein Gedicht gehörig würdigen zu können, muß man den Zweck ſeiner Gattung und ſeinen individuellen Zweck, beſtimmt vor Augen haben. Zuerſt alſo eine kurze Erläuterung über die Natur des Drama überhaupt, doch ohne alle Anführung irgend einer Autorität. Ich will mich ſchlechterdings auf keine andre beziehen, als auf die Ihres eignen hellen Verſtandes. Ueberzeuge ich dieſen: was kümmert es Sie, ob der Mann, der zuerſt die Meinung, die Sie für wahr erkennen, ausſprach, Ariſtoteles oder Leſſing, Diderot oder Engel hieß. —

Ein Drama iſt ein Gedicht, das eine Handlung nicht erzählt, ſondern vergegenwärtiget, ſie vor unſern Augen geſchehen läßt. Sollen wir es der Mühe werth halten, ſie anzuſehn, ſo muß ſie für unſer

Herz und für unſern Verſtand anziehend dargeſtellt ſeyn: anziehend wird ſie aber nicht durch die Natur des Stoffes allein, ſondern vorzüglich durch die Behandlung. Wie muß dieſe beſchaffen ſeyn? — Wer zwei oder mehr große Eindrücke zugleich auf uns machen will, ſchwächt den einen durch den andern: nur ein einziges großes Intereſſe muß der Dichter alſo in ſeinem Werke herrſchen laſſen. Dieſes den Zuſchauern wichtig zu machen, ſie an demſelben feſt zu halten, darauf ſey alles berechnet. Nichts Fremdes alſo miſche er ein: jeder Theil des Ganzen ſey ein nothwendiges Glied, ohne das es nicht beſtehen könnte; leite immer den Blick auf den Ausgang, den wir fürchten oder hoffen, ohne ihn errathen zu können. Die erſte Forderung alſo, die wir an ein Gedicht zu machen berechtigt ſind, wenn es ein gutes Drama ſeyn ſoll, iſt Einheit des Intereſſe.

Eine bloße Reihe von Begebenheiten, die ſich nach einander ereignen, ohne daß die folgenden nothwendig aus den vorhergehenden herfließen; ohne das Reſultat kämpfender Kräfte zu ſeyn; ohne die Auflöſung eines Gewebes herbei zu führen, wäre keine Handlung, ſondern eine Gallerie von Scenen, die höchſtens eine hiſtoriſche Neugier erregen könnte. Ein gutes Drama muß uns bei den erſten Scenen ſchon den Ausgang der letzten ahnen laſſen; muß dieſen Ausgang durch die Anſtrengung der

Handelnden bald wahrſcheinlich, bald unwahrſcheinlich machen, ihn jetzt zu nähern, jetzt zu entfernen ſcheinen: mit Einem Worte, es muß uns mit Verwickelungen beſchäftigen, deren Auflöſung uns als das Ziel des Ganzen immer wichtiger wird, je labyrinthiſcher die Pfade, die zu ihm hinanführen, durcheinander geſchlungen ſind.

Das dritte Haupt-Erforderniß zu einem guten Drama, iſt Wahrheit in jedem Beſtandtheile: Wahrheit in der Art, wie die einzelnen Scenen auseinander herfließen; Wahrheit in den Charakteren, das heißt Natürlichkeit und Haltung; Wahrheit in den Empfindungen, das heißt, richtige Entwickelung derſelben auseinander, richtige Steigerung u. ſ. w.; Wahrheit endlich in der Sprache, das heißt Uebereinſtimmung derſelben mit dem Charakter des Redenden und mit den Gefühlen oder den Abſichten, die ihn im Augenblicke des Sprechens erfüllen, kurz: Wahrheit in Allem. Wo ſie verletzt wird, werden wir erinnert, daß es nur ein Spiel ſey, was wir anſehn, und das Intereſſe verſchwindet.

Ich könnte Ihnen noch eine Menge ſolcher Forderungen aufſtellen: doch die drei reichen für dieſen Ort hin. Dafür bitte ich Sie aber, ſich dieſe Erörterung, der ſie es vielleicht nicht anſehn, wie ſchwer es mir wurde, ſie einfach auszudrücken, bey unſerm Fortgehen immer gegenwärtig zu erhalten.

Die Begebenheit, die uns im Wallenſtein vergegenwärtiget werden ſoll, iſt der Sturz eines Mannes, der eine Reihe von Jahren hindurch, als Heros ſeines Vaterlandes und ſeiner Religion daſtand in dem Mittelpunkt einer kriegeriſchen Welt, die er ſelbſt ſchuf, und die gleichſam nur der Körper ſeines Rieſengeiſtes war. Auf dem höchſten Gipfel ſeiner Größe, haſcht er nach einem noch höhern Preiſe empor: der Boden weicht unter ihm, und er ſtürzt rettungslos in den Abgrund des Verderbens. Welch ein erhabener Gegenſtand für eine dichteriſche Behandlung! Was für ein genialiſcher Muth gehörte dazu, die Schilderung eines ſolchen Charakters zu unternehmen, und was für Genüſſe erwarten uns, da Schiller dieſer Muthige iſt! — Nur einer Beſorgniß kann ſich der Kunſtrichter bey der Wahl dieſes Gegenſtandes nicht erwehren. Die letzten Scenen aus Wallenſteins Leben eignen ſich nicht zu einer dramatiſchen Handlung. Es iſt keine Verwickelung darin. Wallenſtein hatte mit keinen Hinderniſſen zu kämpfen. Er gieng ebnen Wegs zu ſeinem Ziele hin, und wenn er dieſes nicht erreichte, ſo kam es nur daher, weil ein fremder Plan den ſeinigen durchſchnitt, und dieſen in dem Augenblick des Zuſammentreffens, vernichtete. Er wollte ſich mit den Schweden vereinigen und marſchirte ihnen ungehindert entgegen. Der Kaiſerliche Hof fand für gut, ihn ermorden zu laſſen, ſandte den Befehl dazu, und es geſchah eben ſo ungehindert. Hier iſt keine Ungewißheit, kein Kampf widerſtrebender Kräfte. — Doch noch einmal, Schiller iſt es, der die Behandlung dieſes Gegenſtandes unternimmt. Er weiß, daß der Dichter Herr ſeines Stoffes iſt, und was dieſer nicht hat, wird er ihm leihen.

Mit dieſer Zuverſicht ſchlagen wir das Buch auf, oder noch beſſer, wir gehen vor die Bühne. Der Vorhang rauſcht auf. Wir ſtehen vor einem Marketender-Zelte. Eine Menge wilder rauſchender Scenen lärmen an uns vorüber, jede voll von Zügen, die tief aus der menſchlichen Natur geſchöpft und kräftig hingeworfen wurden. Wir fühlen uns ergriffen; wir lächeln bald, bald lachen wir; jetzt ſchenken wir dem traurigen Looſe des Kriegers einen Seufzer; jetzt wird unſere eigne Bruſt mit kriegeriſchem Feuer erfüllt. — Der Vorhang ſinkt. Wir kommen wieder zu uns. Wir erinnern uns, daß man uns Wallenſteins Sturz darſtellen wollte. Wir unterſuchen, wie weit die Handlung denn ſchon in der verfloſſenen Stunde gediehen iſt. — Wir finden, daß ſie — noch gar nicht angefangen hat. Das ganze Stück lehrt uns nichts weiter, als daß Wallenſtein das Heer ſelbſt gebildet hat; daß es ihm ſehr ergeben iſt, und daß der Kaiſerl. Hof es zerſplittern will. Aber hätte ſich das alles nicht auch in den erſten zwanzig Zeilen der erſten Scene ſagen laſſen? Wenn der Dichter uns dabei ſo lange aufhält: geſchicht es, weil er ſeiner eignen Kraft, kurz, und doch lebhaft genug, zu ſagen, was keiner weitläuftigen Darſtellung bedarf, oder, weil er unſerm Faſſungsvermögen mißtraut? — Oder, will er gar nur mit unſrer geſpannten Erwartung ſpielen? Wallenſteins Lager iſt ein lebendiges, kräftiges Gemälde, aber es iſt kein für ſich beſtehendes Drama, da es gar keine Handlung hat, und in Rückſicht auf das Hauptſtück ſelbſt, iſt es ein noch viel müßigeres Hors d'oeuvre, als das Schiffsverzeichniß in der Iliade. War es dem Dichter darum zu thun, die Haupthandlung durch eine Nebenhandlung deutlicher zu machen: warum wählte er nicht den Kaiſerl. Hof zum Gegenſtande derſelben? Es war ſogar nothwendig, dieſen zu ſchildern, da die Vorgänge an demſelben es eigentlich ſind, was Wallenſtein zur Empörung bewegt; ſeine Intriguen, was ihn ſtürzt. War es möglich, aus Wallenſteins Fall eine dramatiſche Handlung zu machen; ſo, glaube ich, konnte es nur dadurch geſchehen, daß man uns ſeinen Gegner, den Hof, wirklich ſehen ließ. — Auf den meiſten Bühnen hat man das Lager ohne Umſtände bei Seite gelegt, ohne daß das Publikum an den beiden andern Stücken etwas vermißte. Es iſt nicht möglich, eine ſchärfere Kritik zu machen.

Doch wir kehren zur Bühne zurück, wo man die fünf folgenden Aufzüge des

Wallenſtein, die Piccolomini, giebt. Hier hören wir wieder eine Menge anziehender Geſpräche, ſehen auch manche ſehr gelungene Scenen; aber was iſt der Inhalt davon? Ein zärtliches Verſtändniß zwiſchen einem liebenswürdigen, edelgeſinnten Mädchen, und einem Jünglinge, der ihrer in jeder Rückſicht würdig iſt, und ein intereſſantes Mißverhältniß zwiſchen einem Vater und ſeinem Sohne. Die Gefühle der Erſtern ſind ſo hinreißend, ſo zart gemalt; die Wahl des Jünglings zwiſchen ſeinem großen Freunde und ſeinem ſo zärtlich ſorgſamen Vater iſt ſo ſchwierig: — bleibt er dem Erſten treu, ſo iſt ſeine Ehre vernichtet; folgt er dem Letzten, ſo koſtet es ihm ſeine Geliebte! — Dieſe vortrefflich bearbeiteten Gegenſtände bemeiſtern ſich unſrer ſo ganz, daß alles andre von unſrer Theilnahme in den Hintergrund zurück weicht. Der Vorhang fällt für dieſen Abend zum letztenmale, ohne daß in Rückſicht auf einen von beiden etwas entſchieden iſt, und kaum hat ſich unſer Mißvergnügen über die verfehlte Befriedigung gelegt, ſo zeigt uns das Nachdenken einen noch größern Anlaß zur Unzufriedenheit.

Wallenſteins Sturz hatte man ja verſprochen, uns in einem Drama, das heißt in einer anziehenden Handlung, darzuſtellen: warum hält man uns denn bei dieſen ganz fremdartigen Dingen, dieſem Liebesverſtändniſſe und dieſem häuslichen Zwiſte auf, die gar keinen Einfluß auf jenen Sturz haben, und, weit entfernt, die Haupthandlung intereſſanter zu machen, ihr dadurch ſchaden, daß ſie alles Intereſſe von derſelben ab- und auf ſich ziehn? — Und wenn wir uns nun die Gewalt anthun, nur an jener zu haften: um wie viel iſt ſie denn heute vergerückt? Beinahe um nichts. Heute wurde in einer vornehmern Sphäre wiederholt, was geſtern in einer geringern geſchah. Geſtern meldeten uns die Soldaten die Forderung des Kaiſers; heute meldet ſie der Geſandte. Geſtern wollten die Soldaten ſich verbinden, ihren Feldherrn zu unterſtützen; heut thun es die Generale. Es geht nichts Neues vor, als daß die letztern zu einer Unterſchrift überliſtet werden, und daß Oktavio ſeine Feindſchaft gegen Wallenſtein verräth. Das heißt die Geduld des Zuſchauers doch wahrlich zu ſehr auf die Folter ſpannen.

Wir finden uns den dritten Abend wieder ein, um die fünf letzten der eilf Aufzüge zu ſehen, die zuſammen den Wallenſtein ausmachen. Heute laſſen Sie uns recht aufmerkſam ſeyn. Da die Handlung, die man uns verſprach, doch endlich einmal geſchehen muß, ſo wird ſie heute vor ſich gehen, — und nach der langen Vorbereitung von 6 Akten zu urtheilen: wie intereſſant muß ſie nicht ausfallen! Der große Wallenſtein wird ſich in der ganzen Majeſtät ſeines Geiſtes erheben, um zur Ausführung ſeines kühnen Planes zu ſchreiten. Fürchterlicher Widerſtand wird ihm in den Weg treten; er wird die Schwierigkeiten als Held überwinden, und in dem Augenblick ſeines Sieges, von der ehernen Hand des Schickſals niedergeworfen, uns mit erhabnem, ſchaudernden Bedauren erfüllen!

Der Vorhang wird gezogen, und zeigt uns den Helden — in ſorglicher Berathſchlagung mit ſeinem Aſtrologen Wir ſchütteln den Kopf. Dieſe Schwäche hätte man uns nicht an ihm zeigen ſollen. Man bringt ihm die Nachricht, daß alles verrathen, daß ihm nichts übrig iſt, als ſeinen ſo lange genährten Plan raſch durchzuführen. Er ſchwankt. Nur der kühne Geiſt einer Frau reißt ihn zu einem Entſchluſſe hin. Er ſchließt mit den Schweden ab und bedauert es gleich hernach wieder. Wir fangen an klein von ihm zu denken. Oktavio macht ihm die meiſten Generale abtrünnig und entfernt ſich mit ihnen Von dem größten Theil des Heeres verlaſſen, flieht er nach Eger: das iſt alles, was er thut. Er taumelt ungehindert von einem falſchen Schritte zum andern, ſeine Feinde gehen eben ſo ruhig ihren Weg; ſie entfernen ſich von einander, ohne, daß eine Cataſtrophe eingeleitet iſt. Sollte das Stück ein Ende nehmen, ſo ſah ſich der Dichter gezwungen, neben der einen Handlung, — nein! neben der einen Reihe von Vorfällen, noch eine zweite hinlaufen zu laſſen, die aber im Grunde mit jener nichts gemein hat, als daß ſie — das Licht ausputzt, wenn jene aufhören ſoll. Wallenſtein hat einen verdienten General — und das macht ihn uns vollends verächtlich! — auf eine ſchändliche, hinterliſtige Weiſe dem Spotte preis gegeben. Aus Rache dingt dieſer Mörder, und läßt ihn im Namen des Kaiſers niederſtoßen. Wo iſt hier eine Verwickelung, ein Ganzes, deſſen Theile nothwendig zuſammen gehören?

Dieſe zweite Handlung hängt indeß wenigſtens dadurch mit der erſten zuſammen, daß ſie aus ihr entſpringt, und ſie endigt: aber da auch ſie nichts als eine bloße Reihe von Begebenheiten iſt, ſo fühlte der Dichter, daß ſie noch nicht hinlänglich füllte: er zog alſo neben jenen beiden Fäden noch einen dritten hin, der — vollends gar nicht mit ihnen zuſammenhängt. Dies iſt die Epiſode, deren Anfang wir geſtern ſahn. Endlich da der Jüngling in ſeinem Freunde den Verräther nicht mehr verkennen kann, entſcheidet er ſich für ſeinen Vater. Der Anblick ſeiner Geliebten macht ihn von neuem unſchlüſſig: doch ſie ſelbſt muntert ihn zur Standhaftigkeit auf. Der Ungeſtüm ſeiner Soldaten reißt ihn hin, und in einem Anfalle von Raſerei opfert er ſein Leben und das Leben ſeiner treuen Tauſende, auf. Die Geliebte erfährt ſeinen Tod, und geht hin, auf ſeinem Grabe zu ſterben.

Sie erinnern Sich jener wahrhaft großen Scene, da Max von Thekla Abſchied nimmt; jener, da ſie erfährt, er ſey nicht mehr: — die Thränen treten Ihnen ins Auge. Ich geſteh' es Ihnen, auch mich rührt die bloße Erinnerung ſchon. Kehren wir aber zur kalten Unterſuchung zurück, und fragen uns: dieſes reizende Zwiſchenſpiel, das für ſich ein vortreflliches Stück gegeben hätte, was ſoll es hier? Hat der Dichter nicht ſo ſehr gefehlt, wie der Maler fehlen würde, der mitten in einem Schlachtgemählde, zur Verzierung, die Madonna della Sedia copiren wollte? Je vortreflicher ſie gemalt wäre, deſto fehlerhafter wäre ſie an der Stelle, denn deſto mehr würde ſie den Eindruck des Hauptgemäldes vernichten. Rufen Sie auf einen Augenblick den Oberon, dieſes, nach meinem Gefühle, erſte Gedicht der deutſchen Sprache, in Ihr Gedächtniß. Das Mährchen des alten Scheraſmin vom Zwiſte des Elfenköniges und ſeiner Gattin, iſt nichts als eine Epiſode: aber laſſen ſie es weg, ſo iſt das Gewebe der ganzen Dichtung zerriſſen. So, meine Freundin, müſſen die Epiſoden in die Haupthandlung verwebt ſeyn. Streichen ſie aber aus dem Wallenſtein alle Scenen weg, welche die Liebe zwiſchen Max und Thekla veranlaßt; ja, entfernen ſie dieſe beide Perſonen ſelbſt völlig, und es entſteht keine Lücke. Wallenſtein empört ſich, Oktavio verräth, Butler ermordet ihn, wie itzt. — In einem Kunſtwerke muß kein nothwendiger Theil fehlen, doch jeder vorhandne muß auch dem Ganzen nothwendig ſeyn, wie dem menſchlichen Körper jedes ſeiner Glieder. Dieſe ganze rührende Liebesgeſchichte aber iſt — ein wunderſchönes — drittes Bein.

Sehn wir noch einmal auf die Summe unſrer Bemerkungen zurück; erinnern wir uns daß der Wallenſtein im Grunde gar keine Handlung enthält, ſondern nur aus drei einfachen Reihen von Begebenheiten beſteht; daß das Intereſſe in demſelben geſpalten und von dem Hauptgegenſtande abgeleitet; daß die Kataſtrophe nur durch eine Nebenhandlung herbeigeführt wird; daß der Gang des Stückes langſam und ſchleppend iſt: — ſo müſſen wir wohl geſtehen, daß dieſes hinreicht, den Wallenſtein zu einem ſehr ſchlechten Drama zu machen. — Dies Urtheil verdrießt Sie, wenn Sie an die tauſend Schönheiten denken, die Sie in demſelben entzückten. Auch mir iſt es unangenehm, auf dieſes Reſultat gekommen zu ſeyn. — Wir wollen uns damit tröſten, daß ein Gedicht vortreflich ſeyn kann, ohne daß es grade ein gutes Drama iſt. Laſſen Sie uns den Wallenſtein als ein poetiſch-hiſtoriſches Gemählde betrachten, und wenn wir dann noch fürchten müſſen, daß es ſich nicht lange auf der Bühne erhalten könne, ſo richte uns die Zuverſicht auf, daß es als bloßes dialogiſirtes Gedicht, gewiß die Sprache in der es geſchrieben wurde, überleben wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zwei und zwanzigſter Brief.

Am 3ten Februar 1801.

Ida von Pleſſen, eine romantiſche Dichtung von Ludwig Theobul Koſegarten.

These sparks with aukward vanity display
What the fine gentleman wore yesterday,
And but so mimic real wit at best,
As apes their master, in his doublets drest *).
Pope.

Bei den meiſten Nationen iſt jetzt der Roman die beliebteſte Dichtungsart, und das mit Recht! Sie iſt nicht allein unter allen der größten Mannigfaltigkeit fähig, und gewährt dem wahren Künſtler den weiteſten Spielraum, ſondern ſie iſt auch diejenige, in welcher die Phantaſie ſich am innigſten mit der Vernunft verbinden läßt; und durch die am kräftigſten zur Bildung eines Volkes gewirkt werden kann. Es hängt ja nur von dem Dichter ab, ſein Werk, ſo ſtark er ſonſt vermag, ins wirkliche Leben eingreifen, und das Bild der Weisheit und Wahrheit lebendiger aus dem Spiegel der Imagination wiederſtralen zu laſſen, als irgend eine andere Gedichtform, ſelbſt die dramatiſche, erlaubt. Nur das Nachtheilige hat dieſe Gattung, daß ſie — ſo leicht *ſcheint*, und dadurch jeder Halbkopf verleitet wird, ſie zur Entfaltung ſeiner negativen Talente zu wählen. Es iſt wahrſcheinlich nicht übertrieben, wenn ich annehme, daß die Deutſche Sprache ſchon ſechstauſend Romane beſitzt, aber ich fürchte zu milde zu ſeyn, wenn ich zugebe, daß unter denſelben ein Dutzend wirklich guter iſt, und von dieſen etwa der dritte Theil für klaſſiſch gelten kann. Eine neue Beſtätigung jener alten Bemerkung, daß ſich grade in denen Künſten, deren Uebung am leichteſten wird, die meiſten Pfuſcher und die wenigſten Meiſter finden.

---

*) Mit tölpiſcher Eitelkeit tragen dieſe Stutzer zur Schau, womit ſich der gebildete Mann geſtern kleidete, und werden dem wahren Talent höchſtens ſo ähnlich, wie der Affe ſeinem Herrn, wenn er den Rock deſſelben anzog.

Wir haben ernſthafte und komiſche, empfindſame und naive, abentheuerliche und pſychologiſche, und hiſtoriſche, und ſchlüpfrige und moraliſirende Romane; Romane in der erzählenden, der dialogiſchen, und der Brief-Form u. ſ. w. Recht gut! Jeder gebe, was er hat, und auf die Weiſe, die ſeinen Fähigkeiten am meiſten zuſagt, aber er vergeſſe dabei nur nicht, daß jede Dichtungsart ihre ewigen, unzerſtörbaren Grundregeln hat, durch deren Uebertretung ein Werk geradehin elend wird. Er vergeſſe nicht, oder lerne es, wenn er es noch nicht weiß, daß die Kritik im Allgemeinen an einen Roman ungefähr eben die Forderungen zu machen berechtigt iſt, wie an ein Drama oder eine Epopöe: nehmlich, daß der Dichter ſich bei der Arbeit einen äſthetiſchen Zweck aufſtelle; daß er dieſen nach einem mit Sorgfalt entworfenen Plane zu erreichen ſuche; daß alle Theile des Werkes nothwendig ſeyen; daß die aufgeſtellten Karaktere gehalten und mit Wahrheit fortgebildet, die Leidenſchaften pſychologiſch richtig geſchildert und abgeſtufet, und, wie die Begebenheiten, hinlänglich motivirt werden, u. ſ. w.

Von allem dieſem hat der größte Theil unſerer Romanenſchreiber keine Idee, ſondern überläßt ſich beim Schreiben der leitenden Hand des Zufalls. Der eine ſetzt einen Helden in die Welt, ohne ihm einen Karakter zu geben, und führt ihn dann ſo lange durch empfindſame oder mährchenhafte, je nachdem die Mode gebeut, Abentheuer herum, bis die beſtimmte Anzahl von Bogen oder gar Alphabeten, gefüllt iſt: und das heißt ein Roman. Ein andrer nennt ein halbes Dutzend Perſonen, und läßt ſie dann nach einander auskramen, was er ſeit Jahren über Kunſt, Religion und tauſend andre Dinge gedacht oder geträumt hat, und das heißt ein Roman. Ein Dritter, der vermuthlich nie hörte, daß die vollkommnen Karaktere in jedem Dichterwerke fehlerhaft ſind, drechſelt ſich ein unnatürliches Ideal von hoher Vollkommenheit, und wenn dieſes dann unter einem Haufen eben ſo unnatürlicher platter Geſchöpfe waltend einherſchreitet, wie ein Storch unter Fröſchen, ſo heißt das wieder ein Roman. Ein Vierter fabricirt gar einen ganzen Haufen Ungeheuer von Tugend und Laſter, die ſich mit einander raufen müßen, miſcht Ritter, Geiſter, Pfaffen, Hunde und zweideutige Weibsbilder, planlos, wie es ihm einfällt, durcheinander und — auch er hat einen Roman gemacht. Jedes dieſer Machwerke zu beleuchten, wäre wahrlich eine ſehr verſchwendete Mühe, aber einige der berufenſten Romanen-Macher will ich Ihnen doch nach einander, es verſteht ſich jeden einmal für immer, — vorführen. Die Jäger hängen zuweilen eine Krähe auf, um die übrigen zu verſcheuchen. Vielleicht gelingt ein ähnliches Experiment auch in der ſchönen Literatur.

Heute wollen wir es an dem Werk eines Mannes verſuchen, der, wie einer ſeiner

Verleger (ein wahrer Auktions-Stentor,) und die Winke die er ſelbſt zuweilen giebt, ſagen, ein großer Dichter iſt, den das Publikum aber einen langweiligen, und die Kritik gradehin einen ſchlechten Dichter von der bombaſtiſchen Race, nennt: mit Herrn Ludwig Theobul Koſegarten.

Welches von ſeinen Werken wir durchblättern mögen, in jedem finden wir Beweiſe, daß Herr Koſegarten unſtreitig etwas ſehr Poetiſches an ſich habe: nur zeigt es ſich leider, bei näherer Unterſuchung, daß es nicht ein poetiſches Talent, ſondern ein — poetiſcher Sparren ſey. Er beſitzt eine glühende Phantaſie, eine große Reizbarkeit des Gefühls: das iſt der Stoff zu einem Dichter, aber es macht ihn noch nicht ganz aus. Herr Koſegarten hat keinen ſelbſtſtändigen Karakter,*) und keinen gebildeten Geſchmack, daher hinkt er wie die Baalspfaffen im alten Teſtament, auf beiden Seiten, und — pfuſcht bald in der Manier des einen, bald in der des andern; zuweilen grimaſſirt er einem Vierteldutzende zugleich nach, und zwar ſind es ſehr oft gerade ihre Fehler, die er zu erreichen ſucht. Es iſt keiner unſrer Dichter ſo groß, und wiederum keiner ſo elend, daß er dieſen Menſchen nicht auf eine Zeitlang zu ſeinen Nachahmern ſollte zählen können, nur gelingt es dem Wendehals, wie — das Motto beſagt. Das ſind ſchwere Rügen, aber ich werde ſie beweiſen, mit dem Buche in der Hand beweiſen, und wenn dieſe Ida nicht hinreicht, aus Herrn Koſegartens ſämmtlichen Werken.

---

*) Es verſteht ſich, daß hier von dem Dichter, nicht von dem Menſchen die Rede iſt. Ich kenne weder Herrn Koſegarten noch ſeine Geſchichte, und hoffe daher, daß die ſonſt gewöhnliche Uebereinſtimmung zwiſchen den Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens, bei ihm nicht Statt finde.

Die Originale, die er in dieſem Romane vor Augen hatte, ſind — Iſt wohl mehr nöthig, als dieſe Verbindung, um den Verfaſſer mit Einem grellen Zuge ganz zu karakteriſiren? — ſind Rouſſeaus Heloiſe, und Friedrich Schlegels Lucinde, — die Nachtigall und der Miſtkäfer. Von dem Erſtern entlehnte er die Perſonen, die Verhältniſſe und viele Situationen, von dem Letztern die ausgelaſſene Frechheit der Darſtellung und den wahrhaft tollhäusleriſchen Pathos, mit dem er cyniſch-gemeine Liederlichkeiten auskramt, mit einem Worte, die Verbindung des Irrenhauſes mit der Spelunke.

Edmund, ein junger Bürgerlicher von ſehr überſpanntem Gefühle, iſt der Held des Buchs; Ida von Pleſſen, ein hochadliches Fräulein, ein Muſter aller weiblichen Vollkommenheiten, iſt die Heldin, und neben ihr ſteht Natalie, eine naive Freundin: — da haben Sie St. Preux, Julie und Claire d'Orbe. — Julie hatte einen ſehr zärtlichen aber rauhen, adelſtolzen Vater, eine Mutter von der liebenswürdigſten Weiblichkeit, und einen ſehr achtungswerthen Bräutigam; der edle Karakter dieſer Nebenperſonen iſt es eben, was ihr es ſo ſchwer macht, ſich über die Rückſicht auf ſie, wegzuſetzen, und ihrer Leidenſchaft zu folgen; iſt es, was den intereſſanten Kampf zwiſchen Pflicht und Liebe bewirkt, deſſen Schilderung den Reiz des ganzen Werks ausmacht. K. vertauſcht die Rolle der Eltern, rüſtet den Vater mit mütterlich-weicher Nachſicht aus, und die — Stiefmutter mit männlicher Feſtigkeit; den Herrn von Wolmar aber verwandelt er in einen faden, elenden Landjunker, bei dem gar nicht die Frage ſeyn kann, ob ein vernünftiges Frauenzimmer ihn abweiſen werde.

Zwiſchen dieſen Perſonen ereignen ſich nun folgende Begebenheiten. Eduard quartier ſich bei einem Jäger ein, deſſen ſechzehnjährige Tochter ſich gleich ſterblich in ihn verliebt, darüber die Schwindſucht bekommt, und gegen das Ende des Buches ſtirbt — doch das iſt eine Nebenſache. Sie dient nur dazu, Eduards Liebenswürdigkeit und ſeine weiſe Achtung für Convenienz und weibliche Tugend zu dokumentiren, da er das Mädchen, obgleich er ihr innig ergeben iſt, weder heirathet noch verführt. Sie werden ſehn, wie treu er dieſen ſchönn Eigenſchaften bleibt, ſo bald es darauf ankommt, ein Mädchen das nicht unter, ſondern über ihm ſteht, zu verführen und zu heirathen.

Bei einer Streiferei erſteigt er den Arkona. Als er den Gipfel des Berges erklimmt hat, erhebt ſich plötzlich vor ihm eine „hohe edle Geſtalt, mit Raphaeliſchen Geſichtslinien,“ der er, und die ihm ins Auge ſtarrt. Der Verfaſſer ſtattet ſie in der Geſchwindigkeit mit Huld und Hoheit, Reinheit und Wahrheit, einer himmelklaren Seele, innigem Gefühl und Majeſtät aus, dann iſt ihr erſtes Wort an den Fremden, — eine Einladung, mit ihr zu gehn. Beym Herunterſteigen ſchlingt er den Arm um ihren Leib, und ſie drückt ihn an ſich. Nicht wahr, das iſt von beiden Theilen ſehr zart, rein, hold, majeſtätiſch — und vor alen Dingen convenient gehandelt? Sie führt ihn zu einer Geſellſchaft, bei der er ſich etwas einfältig beträgt: doch das ſtört Jia's Liebe nicht. Beim Abſchiede zieht die Erhabne ſich vielmehr verſtohlen einen Kranz aus den Haaren, und wirft ihm denſelben unbemerkt zu. Er erräth den eben nicht myſtiſchen Sinn dieſer Gabe, nur ach der Gimpel hat vergeſſen, nach dem Namen der Erhabnen zu fragen. Sie fährt dahin, und er — ſieht ihr nach, ohne zu wiſſen, wo er ſie wieder finden könne. Doch getroſt! ſein Schickſal iſt in guten Händen. So rüſtige Liebende wird Herr Koſegarten nicht verlaſſen, ohne ſie zu Bette gebracht zu haben. Hören Sie nur, wie vätrlich und ſinnreich er für ſie ſorgt.

Ida fährt nach einigen Tagen wieder ſpazieren. Da ſie durſtig wird, läßt ſie vor einem Hauſe halten, um zu trinken: Wunder über Wunder! Es iſt gerade das Haus, in welchem Edmund wohnt, und die Leute führen ſie geradezu in ſein Zimmer, wo ſie ſogleich ihren Kranz erblickt, und ihren Namen in eine Scheibe ſchneidet. — Allein wie wahr iſt das Sprichwort: Manchen ſucht das Glück, und er hält ihm nicht ſtill! Was hilft des Verfaſſers gütige Vorſorge? Ida iſt da, aber Edmund — läuft eben im Walde umher, und hat Herr K. nicht eben ſo viel Langmuth als Güte, ſo iſt es um die Liebenden geſchehen: doch er fühlt zu edel, um ſich eine verlorne Mühe reuen zu laſſen. Nein, denken Sie nur! Auch Edmund wird im Walde durſtig; er nähert ſich einer Quelle; wer ſitzt an derſelben? Ida! Was hat ſie im Schooße? Eine cryſtallne Schaale, mit der ſie ihm ſogleich einen Trunk ſchöpft. Nun, Lob, Preis und Ruhm dem hohen Genius, der die Bedürfniſſe ſeiner Anbefohlnen ſo weislich herbeizuführen, und ſo glücklich zu befriedigen weiß! — Ida nimmt ihn wieder zu ihrer Geſellſchaft mit, aber auch diesmal iſt er zu unbeholfen, um eine Bekanntſchaft mit ihr anzuknüpfen. Wenn ſie zu Stande kommen ſoll, muß Herr Koſegarten wieder ins Mittel treten. Er läßt die Pferde einer Kutſche ſcheu werden; ſie rennen bei Edmund vorüber; er hält ſie auf: Ida's Stiefmutter iſt es, die er gerettet hat, und dieſe ladet ihn denn nach Pleſſenruhe ein.

Er kommt und macht ſich gleich auf einige Wochen Quartier. Die erhabene, majeſtätiſche Ida ſtürzt ihm nun im erſten einſamen Augenblicke in die Arme, Sie können alſo wohl denken, daß das Liebesverſtändniß gedeiht. Es fallen nächtliche Muſiken, empfindſame Spaziergänge u. ſ. w. vor, ja, bei einer Luſtreiſe bringen Ida und ihre naive Freundin eine Nacht mit Edmund auf einem Divan zu. Beide Damen ſchlafen dabei vortrefflich: nur wenn Edmund Idens Mund und Buſen zu lebhaft liebkoſt, erwacht ſie und — umſchlingt ihn inniger. Die Majeſtätiſche! Der zu ihrem Bräutigam beſtimmte Landjunker nimmt dieſe Vertraulichkeit übel, und ſchlägt ſich mit Edmund. Es verſteht ſich, daß dieſer ſiegt, aber er muß Pleſſenruhe verlaſſen. Er zwingt Ida durch einen groben Brief, zwei Nächte mit ihm im Garten zuzubringen. Als ſie in der dritten und vierten Nacht nicht wieder kommt, dringt er in der fünften gradezu in ihr Schlafzimmer, und — Ich laſſe den Vorhang ſinken, den der Verfaſſer ſorgfältig lüftete.

Es entſteht Verdacht. Ida befiehlt ihrem Geliebten, ſich zu entfernen, und ſchickt ihm, als ſeine Gattin, Geld dazu, das er, wie St. Preux, annimmt, nur mit der Bedingung, es ihr unberührt wieder zu geben. Er irrt nun in Rügens Wildniſſen umher. Die naive Freundin ſtößt zufällig auf ihn; findet ihn abgezehrt und elend, ſie meldet es Ida, und dieſe — erbarmt ſich. Sie giebt ihm ein Rendesvous auf einer einſamen Inſel, — doch unerbittliches Schickſal! St. Preux mußte dem Rendesvous im Chalet entſagen, um eine edle Handlung zu thun, alſo — muß auch Edmund fort, an das Sterbebett des zärtlichen Jägermädchens, um ſie in ſeinen Armen verſcheiden zu laſſen, und dann — über die neuen Geſangbücher zu deräſonniren. Aber Koſegarten iſt milder als Rouſſeau! Die Liebenden haben vor der Trennung einige Tage mit einander — verleben können, — und Edmund ertheilt Ida das gebührende Lob über ihr Benehmen bei — — — —

Indeß iſt es, wie Ida ſich ſehr zart ausdrückt, unter ihrem Herzen aufgegangen; ſie entſchließt ſich alſo, mit ihrem Liebhaber davon zu laufen, und befiehlt ihm, Anſtalten dazu zu treffen. Vor ihrer Flucht entdeckt ſie ſich ihrem Vater, der denn auch ihre Liebe und — Flucht von ganzem Herzen billigt. „Aber vor wem läuft ſie denn noch davon? Iſt ſie etwa ſo kindiſch, ihren guten Ruf aufs Spiel zu ſetzen, um ihre Stiefmutter nicht einen halben Tag keifen zu hören?“ Ich bitte Sie, meine Freundin, ſeyn Sie nicht boshaft! Ida hat eine ſehr edle Abſicht bei ihrer Flucht: ſie will — das Buch endigen. Auch geſchieht das wirklich. Das Boot, in welchem die Liebenden ſich an ein Schiff begeben wollen, verliert ſich im nächtlichen Nebel, ohne daß eine Spur davon aufzutreiben iſt, — und hat ſich auch glücklicher Weiſe bis zur vorigen Michaelis-Meſſe noch nicht wiedergefunden. —

An ein Paar Orten hab' ich Sie auf die Nachahmung der Heloiſe aufmerkſam gemacht, an andern werden Sie ſie ſelbſt ausgefunden haben, am ſichtlichſten aber iſt ſie in der Behandlung. Die Heloiſe iſt in Briefen; Ida auch: nur, freilich, jene werden zwiſchen den Liebenden ſelbſt gewechſelt, und melden uns die Vorgänge nur durch die ſo wahr ausgedrückten Empfindungen und die Betrachtungen, welche die Schreibenden einander mittheilen; — hier aber ſetzt ſich Herr Edmund, wenn er eine Nacht mit Ida hingebracht hat, an ſein Pult, und malt ſeinem Freunde und deſſen Frau, ſo lebhaft er kann, aus, wie gut es ihm während derſelben geworden iſt. Hält Herr Koſegarten das für Sitte zwiſchen Liebenden? — Nach den Begriffen Anderer würde der Mann, der die geheimen Gunſtbezeigungen ſeiner Geliebten ausplauderte, geradezu und mit vollem Recht für einen Ehrvergeſſenen gelten: doch jedermann hat ſeine Weiſe. — Rouſſeau läßt dann und wann einen Italiäniſchen Vers einfließen: wie karg! Herr K. iſt freigebiger. Er giebt nicht nur ganze Italiäniſche Gedichte und lange Stellen aus dem **Shakeſpear**, nebſt ihren Ueberſetzungen, ſondern noch aus ſeinem eigenen Portefeuille eine unendliche Menge von Verſeleien in ſeiner gewöhnlichen fantaſtiſchen Manier. — Rouſſeau ſtellt in ſeiner Heloiſe Schilderungen reizender Schweizergegenden auf. Herr K. malt die Rügiſchen Berge. Manche Briefe in der Heloiſe, und das iſt eben keine Schönheit derſelben, ſind wahre Abhandlungen, z. B. der über die Lektüre, über die Pariſer Sitten, über die Landwirthſchaft u. ſ. w. Hr. K. handelt auch was ab, nehmlich das Syſtem der Pietiſtin Gujon, die Leibeigenheit und die neuen Geſangbücher. Vorzüglich merkwürdig iſt der Anfang des Gedichts, womit er die erſte Abhandlung begleitet. Er ſtehe hier, um mich für die Nichtberührung aller übrigen Verſeleien dieſes Buches zu rechtfertigen:

Leere des Sinns und der Seele, wie wend' ich,
Wie füll' ich dich ängſtendes, ſchauerndes Leer!
Es treibt mich, es jagt mich, **es hezt mich unbändig** —*)

Nun er mag laufen! Wir wollen ihm nicht folgen, aber damit Sie auch den Styl dieſes Rivals eines Rouſſeau, kennen lernen, ſetze ich Ihnen gleich die erſte Periode ſeines Buches her, die nicht die ſchlechteſte iſt. Doch erſt holen Sie recht tief Athem:

„Edle Amande, wo Du auch ſeyſt, wenn Du dies empfängſt; und ſäßeſt Du auch gerade in Deiner Lieblingslaube, und hielte auch Dein Edward in dieſem Augenblicke Dich umſchlungen, während laue Weſte um euch ſäuſelten, Nachtigallen um euch ſchmetterten, Myriaden funkelnder Blüthen mit jedem Lufthauch auf euch niedertaumelten; dennoch reiße Dich los, Geliebte, entwinde Dich des Getreuen Armen, oder, was beſſer iſt, zeuch an Deiner Hand ihn mit Dir fort zum hohen Geſtade; und wenn dann während du ahnend und liebend nach der Inſel hinüberſchaueſt, die am Saum des Horizontes wolkenähnlich in die Höhe dämmert, ein leichtes Wehen deine Wange berühret, ſo wiſſe, es iſt Edmund, der eben izt aus dieſem Wolkenlande die Arme zu euch hinüberbreitet, über dem lebendigen Spiegel des weiten wogenden Meeres euren Seelen zu begegnen ſtrebet." Nach dieſem abentheuerlichen Stelzenlaufen, womit er anhebt, werden Sie Sich nicht wundern, daß auch das Stichwort einer gewiſſen Clique, „die erhabnen Naturen," und „das Schickſal, das eiſerne," im Buche prangen. — Herr Koſegarten ſetzte ſich mit ſeinem Kaſten voll Erdfarben hin, um den funkelnden Morgenaenſtern nach zu malen: daß er nichts als einen Klecks zu Stande brachte, wollen wir ihm verzeihn, denn niemand kann über Vermögen. Wäre ſein Buch nur ſchlecht, ſo würde ich ſeiner wahrſcheinlich gar nicht erwähnt haben: — aber diesmal iſt er in ſeiner Nachahmungsſucht auf eine ſehr ſchmutzige Fährte gerathen. Er hat die Lucinde geleſen, und — ſeine Ida glüht, nein! — raucht von der niedrigſten, thieriſchen Sinnlichkeit, die er als etwas ſehr Edles, gerade mit der Quaſi-Philoſophie und dem unſinnigen myſtiſchen Pathos vorträgt, mit denen ſie in jener verrufenen Scharteke aufgeſtutzt wird. Ich habe zu viel Hochachtung für Sie, meine Freundin, um Ihnen Proben davon anzuführen. Es genüge Ihnen, daß ich Sie vor dieſem Buche warne. — Da Herr Koſegarten hoffentlich nicht ſelbſt zu den entnervten Wüſtlingen gehört, die gar nicht mehr zu ahnen vermögen, dasjenige, was ihrer Schlaffheit kaum noch piquant genug iſt, könne bei geſunden Menſchen unwilliges Erröthen erregen, — da er, ſage ich, hoffentlich nur durch ſein ſchwaches Geſicht auf falſche Spur gerathen war, ſo hielt ich es für meine Schuldigkeit, dem armen Tappenden zuzurufen: Rechts, Freund! Links geht der Weg in — den Stall.

---

*) Treffliches Motto zu Hrn. K. ſämmtlichen Gedichten.

Nachſchrift.

So eben, meine Freundin, erfahre ich mit einigem Schrecken, daß der Verfaſſer dieſes nicht lobenswerthen Buches eine angeſehene geiſtliche Würde auf der Inſel Rügen beſitzen ſoll. Vielleicht hat er gar eine Familie, die auch Romane lieſt, die natürlich nach ſo einem Buche, vor dem der Name ihres geehrten und geliebten Vaters ſteht, zuerſt greift; vielleicht — Nun, wir ſind alle Sünder vor dem Herrn! —

Berichtigung.

Die drei *letzten* Zeilen meines vorigen Briefes leſe man: — „daß man es noch mit Bewunderung *leſen* wird, wann einſt die Sprache, in der es geſchrieben wurde, ſchon zu den todten gehört.“

Drei und zwanzigſter Brief.

Am 12ten Februar 1801.

Erzählungen von L. F. Huber.

Whoever thinks a faultleſs piece to see,
Thinks what ne'er was, nor is, nor e'er
shall be *)

Pope.

Glauben Sie nicht, meine Freundin, daß ich etwa auch das Buch, von dem ich Sie heut unterhalten werde, mit zu der Gallerie von äſthetiſchen Greueln rechne, die ich Ihnen aus dem Fache der Romanen-Schriftſtellerei nach einander aufſtellen will. Nein! Ich ſetze jene Beſchäftigung aus, um Sie ſo bald als möglich mit einem Werkchen bekannt zu machen, das ich Ihnen ſchon früher hätte nennen ſollen, da es Ihnen ſicher einen ſehr angenehmen Genuß gewähren wird. Erſt die Heiligen, dann die Schächer.

---

*) Wer jemals ein fehlerloſes Werk zu erblikken hoffet, hofft was nie war, nicht iſt und nimmer ſeyn wird.

Hätte Herr Huber noch nicht einen Platz unter den mit Recht geachteten Schriftſtellern Deutſchlands, ſo müßten ſeine Erzählungen ihm denſelben verſchaffen. Sie ſind mit großer Zartheit geſchrieben, voll intereſſanter Situationen, voll heller Bemerkungen und voll Züge, die den Verfaſſer als einen ſcharfſinnigen Beobachter und tiefen Kenner des menſchlichen Herzens zeigen. Auch hat er in denſelben meiſtentheils den Mittelton glücklich getroffen, in welchem Dichtungen dieſer Art erzählt werden müſſen: er iſt weder zu empfindſam, noch witzelnd leicht; ſondern ſpricht mit ruhiger Natürlichkeit und rührt ſo, wo der Gegenſtand ſich dazu eignet, am ſicherſten, ſey es zur Freude, ſey es zur Trauer. Nur in der Kompoſition fehlt er. Wie es ſcheint, hat er ſich nicht den Plan jeder Erzählung beſtimmt, wenigſtens in Gedanken, entworfen: daher wurde er von der einen Seite im Arbeiten hingeriſſen, bei Sachen, die an ſich intereſſant, aber ſeinem Hauptgegenſtande fremde ſind, ſo lange zu verweilen, daß ſie läſtig werden; von der andern Seite ließ er ſich, da ihm immer neue Situationen einfielen, die auch konnten anziehend gemacht werden, verleiten, die Ereigniſſe bis zum Romanhaften zu häufen, — und nahm ſich, von einer dritten, nicht immer die Zeit, die Vorfälle hinlänglich zu motiviren. Kurz, dieſe Erzählungen ſind alle im Detail vortrefflich, aber in Rückſicht aufs Ganze, ſind einige unter ihnen zu weitſchweifig, zu abentheuerlich und fehlerhaft eingeleitet. — Ich will ſie einzeln und ausführlich durchgehn, denn der Zweck meiner Briefe iſt ja nicht, bloß zu berichten, **was** die guten oder ſchlechten Schriftſteller gaben, ſondern vorzüglich, **wie** ſie es thaten. Bloße Inhalts-Anzeigen verderben den Genuß der Lektüre; Kunſt-Räſonnement erhöht ihn, da es zum Prüfen und Zweifeln auffordert, und ſo an die Stelle der oft faden Freude der Ueberraſchung, eine angenehme Thätigkeit des Verſtandes ſetzt.

Die erſte Erzählung heißt: **Unglück verſöhnt**, und iſt eine Anekdote aus der Schweiz.

Eine vornehme Familie, die im Anfange der Revolution aus Frankreich emigrirt iſt, flieht, nachdem ſie ihr Mitgenommenes größtentheils verzehrt hat, in die Hütte eines Schweizer-Bauren. Sie wird hier liebreich empfangen und lebt lange ſehr ruhig, bis die Unglücksbotſchaft von der Niedermetzelung der Schweizergarde zu Paris, einläuft. Auch die Beſitzerin dieſer Hütte hat zwei Söhne dabei verloren. In der Bitterkeit ihres Schmerzes beſteht ſie darauf, daß ſich die Fremden ſogleich entfernen ſollen. Schon ſind die Armen wieder auf dem Wege, ohne zu wiſſen, wohin: als ihnen der verreiſet geweſene Gatte jener Frau begegnet, ſie trotz ſeinem Kummer zurückführt und mit ſeiner Frau verſöhnt; ja, als die Familie durch das Unglück völlig zerſtreut wird, nimmt er ſich noch ihres zurückgebliebenen Bedienten liebreich an, und ernährt ihn. — Wir wollen ſehn, wie Herr Huber dieſen intereſſanten Vorgang eingeleitet und durchgeführt hat.

Ein Reiſender rettet ſich bei einem einbrechenden Ungewitter in eine einſame Baurenhütte. Er wird gaſtfrei aufgenommen, und da es ſchon ſpät iſt, eingeladen, hier zu übernachten. Er williget ein, ſieht die ganze Familie ſich verſammeln, und — findet ſo Gelegenheit, uns ſie kennen zu lehren, uns durch hundert kleine zarte Züge für ſie einzunehmen, uns durch ihre unwillkührlichen Aeußerungen auf ihr trauriges Schickſal vorzubereiten, und uns Theilnahme für daſſelbe einzuflößen. Nicht wahr, dieſer Eingang iſt vortrefflich? – Er hat unter den Knechten des Bauren auch einen alten Franzoſen bemerkt, den ſein Herr vorzüglich liebreich behandelt. Als er am andern Morgen weiter geht, findet er dieſen Franzoſen allein bei einer Heerde: es iſt der erwähnte Bediente, der ihm nun die Geſchichte ſeiner vormaligen Herrſchaft erzählt. — Abgeſehen davon, daß die wirklich rührende Erzählung in dem Munde dieſes Letztern ein wenig geziert läßt: finden Sie nicht, daß grade die Hauptſache etwas unbehülflich an die Vorbereitung angehängt wird, und der Rahmen für das Gemälde zu breit iſt? Was den Genuß der lieblichen Darſtellung noch mehr ſtört, iſt die Unrichtigkeit des Titels, an den man unwillkührlich immer zurück denkt. Das Unglück verſöhnte ja hier nicht, ſondern entzweite.

Die folgende Erzählung heißt: Ergebung iſt beſſer als Opfer. Zwei Eheleute, die ſich einander herzlich lieben und auch äußern Wohlſtand beſitzen, ſind demohngeachtet nicht glücklich, weil den Mann ein geheimer Kummer drückt, den ſeine Gattin vergebens zu erforſchen ſucht. Sie ſtirbt, nach einigen ſehr glücklich gemalten Scenen, die ihr auf dem Todbette endlich das Herz ihres Gatten ganz öffnen. — Als nach ihrem Tode ihre Tochter, Anna, wieder Geſellſchaften beſucht, finden ſich eine Menge junger Leute, die ſich um ſie bewerben, aber ſie weiſt ſie zurück, weil ſie ſie zu fade findet. Ein alter Engländer gefällt ihr mehr. Auch dieſer, ob er gleich ſchon ein Greis iſt, wirbt um ihre Hand; ſie iſt im Begriff, ſie ihm zu geben, als ihr Vater ſie plötzlich von ihm reißt, ſeine Einwilligung verſagt, und ſehr ausführlich erzählt: — was für eine Erziehung er einſt genoſſen; wie göttlich der Sommerabend geweſen ſey, an dem er einſt am Ufer des Rheins das erſte Bedürfniß der Liebe gefühlt habe; warum er in ſeiner Jugend nach Frankreich gereiſt ſey; wie gütig ihn ein alter Marſeiller Kaufmann aufgenommen, und mit welcher Vorſicht er ihm gemeldet habe, daß während ſeiner Reiſe ſein Vater bankerot geworden und geſtorben ſey; ferner wie dieſer Kaufmann ihn an ſeiner Handlung Theil nehmen laſſen; wie ſich zwiſchen der jungen Frau deſſelben und ihm ein Liebesverſtändniß entſponnen, indem ſie Dichter mit einander laſen; wie ſie zu rechtſchaffen geweſen wären, den alten Mann zu betrügen, und der Jüngling Marſeille heimlich verlaſſen wollen; wie der gute Greis ſich aber vorher noch ſelbſt vergiftet (!!!!) habe, damit — die jungen Leute einander heirathen könnten; wie er allein dieſen Umſtand, aber zu ſpät, erfahren, die junge Wittwe geheirathet habe, und nach Deutſchland gezogen ſey, doch ohne ſeine Schwermuth überwinden zu können. — Dem alten Engländer macht dieſe Geſchichte die Gefahr des ſpäten Heirathens einleuchtend: indeß reiſt er mit ſeinen neuen Freunden nach Italien, wo ſich ſein Neffe bei ihnen einſtellet. Eines Tages findet er dieſen, wie er bei Shakeſpears Romeo mit Annen in eine zärtliche Ecſtaſe gerathen iſt. Oho, ruft er aus, hier werden auch Dichter geleſen, aber der Himmel wird uns ja vor allen betrübten Folgen bewahren. —

Der Zweck dieſer Erzählung iſt, die Gefahr einer Ehe zwiſchen Leuten von ungleichem Alter zu zeigen. Wie abentheuerlich, ja, wie wahnſinnig iſt aber die Handlung jenes Greiſes durch die ſie bewieſen werden ſoll! — Die Hauptpunkte der Erzählung ſind die abſchlägige Antwort, die der Vater dem alten Engländer ertheilt, die Vergiftung, und die Scene bei der Lektüre des Romeo: aber wie weitſchweifig, wie lahm ſind ſie herbeigeführt! Welche ungeheure Umſtändlichkeit in Nebenſachen! Ich wiederhole es, das Detail iſt vortrefflich, jeder Charakter iſt gehalten, jede einzelne Scene iſt glücklich, ja, oft ſehr reizend ausgemalt: aber ſehen ſie jene treue Skizze noch einmal an, und ſie werden mir beiſtimmen, wenn ich den Verfaſſer mit einem Maler vergleiche, der ſeinen Gemälden ein glänzendes Colorit zu geben weiß und alle einzelne Figuren ſehr ſorgfältig ausführt, ſie aber nicht gut zu gruppiren verſteht und keine Idee von der Perſpektive hat.

Die dritte Erzählung heißt, Abentheuer auf einer Reiſe nach Neu-Holland, und hat alle die Vorzüge und alle die Fehler der vorigen, in einem noch höhern Grade.

Ein ſchon bejahrter Mann, der in Europa an einer Revolution Theil genommen hatte, will ſeinen Mismuth über ihr Fehlſchlagen dadurch zerſtreuen, daß er die andern Welttheile beſucht. Zuerſt geht er nach dem entlegenſten, nach Südindien.

Unter den Verbrechern, die auf ſeinem Schiffe transportirt werden, entdeckt er eine Frau, die ſich durch ihr anſtändiges, feines Benehmen ſeine Aufmerkſamkeit erwirbt. Ein Kind, das ſie bey ſich hat, veranlaßt eine Bekanntſchaft zwiſchen ihnen, aber die Frau läßt ſich nie über ihre Geſchichte aus. Eine edle Handlung, welche ſie an einer Mitgefangenen begeht, erwirbt ihr die Hochachtung des Kapitäns, eine ausgezeichnete Begegnung auf dem Schiffe, und in Neu-Holland ein milderes Loos, als den übrigen Transportirten zu Theil wird. Auch ihr Gatte war vor einigen Jahren, wegen ſeiner Revolutionsſchwärmerei, transportirt worden, und ſie hatte Nachricht erhalten, daß er geſtorben ſey. Unvermuthet findet ſie ihn hier in einer ziemlich glücklichen Lage wieder, und ihm erſt entdeckt ſie, in Gegenwart jenes Reiſenden, daß ſie an dem Verbrechen, um deſſen willen man ſie verbannet habe, unſchuldig iſt. So weit war die Erzählung gut, und wir freuen uns über das Glück der ſehr intereſſanten Frau: doch der Verfaſſer ſelbſt iſt ſo zärtlich gegen ſie geworden, daß er gar nicht aufhören kann, ſie mit neuen Glücksfällen zu überhäufen. Es findet ſich alſo noch, daß die ſehr wohlhabenden Koloniſten, in deren Dienſt ſie ihren Mann antrifft, und die den ſchönſten Meierhof im Lande beſitzen, ihre gleichfalls für todtgehaltenen Eltern ſind. Leider ſtirbt ihr Vater, ehe die Erkennung vor ſich geht; aber ihre Mutter vermacht ihr alles, was ſie beſitzt, wird dann, — weil die alte Frau, ihrer unleidlichen Gemüthsart wegen, durchaus über die Seite muß, wenn Miſtriß Belton ganz glücklich ſeyn ſoll, — von einem tollen Hunde gebiſſen, und ſchießt ſich todt, — worauf der Reiſende mit einem tugendhaften Wundarzte, der ſich in jene Frau verliebt hatte, nach China ſchifft. — Die Fabel iſt, Sie werden es geſtehen, ſehr ſpaßhaft, ja, faſt lächerlich wunderbar: aber laſſen Sie Sich dadurch nicht abhalten, dieſe Erzählung zu leſen. Sie werden das Drollige des Gewebes über die Schönheiten ſeiner einzelnen Fäden vergeſſen. Vorzüglich ſind dem Verfaſſer die Scenen auf dem Schiffe gelungen.

Den vierten Platz hat Nonchalante und Papillon, ein, nach Caylus, ſehr artig erzähltes Mährchen, das vor Hunderten ſeiner Art den Vorzug beſitzt, einen vernünftigen Sinn zu haben. „Ein Mährchen und vernünftiger Sinn! Wie kann man noch mit einer ſolchen Forderung aufgezogen kommen, nachdem Göthe durch ſein berühmtes Mährchen in den Horen, das Privilegium dieſer Dichtungsart, keinen Sinn zu haben, ſo mild beſtätigte!"

Was jener Dichter ſich unter einem Mährchen dachte, weiß ich freilich nicht, mir aber ſcheint jede Compoſition ohne Zweck und ohne Sinn, — zweck- und ſinnlos, das heißt, völlig unwerth, daß ein vernünftiger Menſch ſich um ſie bekümmere. Da ich gleichwohl den Spielen der Phantaſie gern zuſehe, ſo freue ich mich, hier eins gefunden zu haben, das man genießen kann, ohne darüber zu erröthen. — Verſtehen Sie mich recht, meine Freundin! Ich verlange nicht, daß ein Mährchen, wie eine äſopiſche Fabel, uns irgend eine weiſe Lehre ins Geſicht werfe, auch nicht, daß ſie, wie ein Roman, pſychologiſch-wahre Charaktere aufſtelle, ſorgfältig motivire, u. ſ. w. Nein! Es tändle in der Welt des Wunderbaren ſo muthwillig, ſo mannichfach, ſo feſſellos es ſeinem Verfaſſer beliebt, aber es ſey doch ein Hauptgedanke herrſchend in ihm. Sehen Sie den Knaben nach, wenn ſie ſich auf der Wieſe verſammeln, ihre Feierſtunden zu verlärmen. Wenn ſie wild und ohne Abſicht, jetzt links, jetzt rechts fortſtürmen, jetzt in einen Haufen zuſammen, jetzt wieder auseinander liefen: das wäre ſicherlich ein ſehr widerliches Schauſpiel. Der Verſtand wendet ſich von allem Zweckloſen mit Ekel weg. Aber geben ſie den rüſtigen Jungen einen Ball, deſſen Flug ſie verfolgen können, geben Sie ihnen irgend eine Idee zum Spiele, und ihre Sprünge, ihr Jauchzen, ihr lärmendes Tummeln wird ein angenehmes Schauſpiel, das Erwachſene oft bedauern läßt, nicht Theil daran nehmen zu können. — Nun, weiter verlange ich bei den Mährchen auch nicht, als daß man ihnen einen Ball gebe, daß ſie eine Idee bei ihrem Spiele haben ſollen: dann mögen ſie fortgaukeln, ſo lebhaft ſie können. Noch mehr! Ob die Ausführung der Idee, der Gegenſtand des witzigen Spiels, oder der Handlung ſeyn ſoll, — auch das ſey dem Dichter ganz überlaſſen. — nur wolle er irgend etwas bei ſeinem Erzählen. Wenn die Pagode, einmal angeſtoßen, abſichtlos immer fortnickt: je nun! Es iſt eine Pagode. Wenn ein vernünftiger Menſch aber ohne Anlaß und Zweck Gebährden macht, wer kann es uns verdenken, wenn wir glauben, er habe den Veitstanz?

Der Gedanke, der in dieſem Mährchen durchgeführt wird, iſt: die Liebe iſt die beſte Lehrerin, oder wenn Sie den Satz ernſthafter ausgedrückt wünſchen: „Man beſſert die Menſchen viel wirkſamer durch ihr eignes Herz, als durch Zwang." Sehen Sie Selbſt nach, wie ihn der Verf. dargeſtellt hat.

Die letzte Erzahlung, der gefährliche Nebenbuhler, iſt mir in mancher Rückſicht die liebſte von allen fünfen, obgleich ſie in der maleriſchen Ausführung unter den meiſten ſteht. Ihre Handlung iſt ſehr einfach, und ſtellt eine Situation auf, die in der wirklichen Welt nur zu häufig vorkommt, gleichwohl aber, wenigſtens ſo viel ich mich erinnere, noch von keinem Romanendichter benutzt wurde. Die meiſten ſind mit ihren Helden und Heldinnen fertig, wenn ſie ſie in die Brautkammer geführt haben; aber da die Fähigkeit zu lieben bei Frauenzimmern viel früher reift, als der Geiſt, ſo geſchieht es ſehr häufig, daß diejenigen, die jung heirathen, einem Manne zu Theil werden, zu deſſen Verſtande ſie bei ihrer Verbindung achtungsvoll hinaufſahn, über den ſie aber, bei der Fortbildung ihres Geiſtes, bald zu weit hinaufſteigen, als daß ſie ihn noch ehren, alſo glücklich mit ihm leben könnten. Dies iſt eine bis itzt nicht genug erwogene Urſache von tauſend und aber tauſend unfriedlichen Ehen.

Die Heldin dieſer Erzählung entgeht einer ſolchen durch die Vermittelung — Vonapartens. Ihre Vorliebe für dieſen Helden giebt ihr nehmlich Gelegenheit, einzuſehn, wie ſeicht der Verſtand und wie ſchlaff die Gefühle ihres Bräutigams ſind. Sie bricht mit ihm und heirathet ſtatt ſeiner, einen Mann, der zwar ſchon zwei und vierzig Jahr alt iſt, aber Beweiſe von einem ſo unerſchütterlich feſten Karakter und ſo hellem Verſtande gegeben hat, daß ihm ihre Hochachtung auf Lebenszeit gewiß iſt. Ob auch ihre Liebe? Das mögen Sie Selbſt entſcheiden. Sie wiſſen beſſer als ich, ob dieſe beiden Empfindungen im weiblichen Herzen unzertrennlich ſind.

Nachſchrift.

Er kann von der Dinte nicht laſſen, doch wenn es ihm ankommt, andre zu beſudeln, beſudelt er ſich ſelbſt am meiſten.

Lichtenbergs nachgel. Schr. Th. 2. S. 374.

Wenn man den Skorpion mit Feuer ängſtigt, behauptet die Volksſage, drückt er ſich ſelbſt den Stachel ins Hirn. Ein treffendes Bild der ſchwachſinnigen Arroganz! Sobald irgend ein guter Kopf ſich die Mühe nimmt, ſie zu züchtigen, richtet ſie ſich durch die Art ihrer Vertheidigung ſelbſt zu Grunde, und beweiſt, was jener nur glaublich machte. Hier haben ſie den Beleg dazu.

Jetzt, da Kotzebue aus Deutſchland entfernt iſt, und ihn ſelbſt keine Nachricht von dem, was hier vorgeht, erreichen kann, bravirt eine gewiſſe Clique, die einſt vor ſeinen Schlägen feige verſtummte, wieder aus ihren Winkeln hervor mit folgender Scharteke:

Triumphbogen und Ehrenpforte
für den Theaterpräſidenten von
Kotzebue.

Sie enthält ein wahres Sudelgemiſche von Verſeleien aller Art. Der Hauptinhalt derſelben iſt pöbelhaft-höhnender Jubel über K.'s Verweiſung nach Sibirien. Wenn Gaſſenbuben darüber jauchzen, daß jemand fiel, ſo iſt das mehr jugendlicher Unbedacht, als Nichtswürdigkeit; wenn aber ſeynwollende ſchöne Geiſter und Philoſophen — — — — .. — — Doch es iſt wahr, es ſind ja auch ſchöne Geiſter und Philoſophen darnach!

Um Ihnen das verächtliche Gemiſche zu karakteriſiren, will ich Ihnen nur einige Zeilen herſetzen. Das erſte Sonnet an K. ſchließt ſo:

Rußlands Monarch ertheilt dir höhern Adel.
Zum Eſel machten dich Geburt und Sterne,
Doch die Kibitke zum Hyperboreer.

Hier aus der Mitte ein aufs Gerathewohl genommenes Epigramm, das K's Sonnenjungfrau lächerlich machen ſoll:

Die es auf Erden verlernt, iſt für die Sonne noch Jungfrau.
Lobt mir die Sonne, ſie nimmt wahrlich es nicht ſo genau.

Das Schlußgedicht fängt mit dieſen Zeilen an:

Den Bahrdt, den du geſchoren,
Wirft man in deinen Bart,
Dich ſcheeren, wär verloren
Wie waſchen an den Mohren
Denn ewig ſtehn die Ohren,
Du lang und rauh behaart;
Das liegt in deiner Art.

O wärſt du nie gebohren!
Wie zauſt man dir den Bart.

Ich bin froh, meine Freundin, daß der Zufall mich beim Aufblättern grade nicht auf eine der niedrigen Zoten führte, von denen das Buch wimmelt. Die Pröbchen reichen indeß ſchon hin, Ihnen einen Beweis zu geben, welche Flachheit, und welche Niedrigkeit in der Scharteke herrſcht und welcher Aberwitz hier durch Namenverdrehungen getrieben wird. — Uebrigens ſprach ich Ihnen von dieſem Schandmaal der Deutſchen Literatur nur, um die Erklärung zu motiviren, daß ich es künftig ſo viel möglich vermeiden werde, in dieſen Briefen gewiſſer Menſchen zu erwähnen. Von allen Seiten endlich mit der öffentlichen Verachtung belaſtet, die ſie in literariſcher Hinſicht verdienen, möge es ihnen künftig ſelbſt überlaſſen ſeyn, zu beweiſen, daß ihnen nichts Beſſeres gebührte.

Vier und zwanzigſter Brief.

Am 19ten Februar 1801.

Fortſetzung über: Wallenſtein, ein dramatiſches Gedicht von Schiller.

Nur flüchtig und kurz wollte ich Ihnen in dieſen Briefen die merkwürdigſten Erſcheinungen unſrer ſchönen Litteratur vorüberführen, Ihnen den Hauptkarakterzug eines jeden angeben, und — weiter gehn: aber ein Werk von ſo hohem Gehalte und ſo mannigfacher Vortrefflichkeit wie Wallenſtein iſt, auf dieſe leichte Art zu behandeln, hieße beinahe freveln. Ein Kunſtwerk, über das ein Dichter wie Schiller, eine Reihe von Jahren hindurch nachſann, und an dem er mit mühſamer Kunſt lange ſchuf und beſſerte, läßt ſich in ein Paar Bogen wohl bekritteln, aber nicht entwickeln und würdigen. Das fühlt' ich lebhaft, als mein erſter Brief über W., gedruckt vor mir lag, und war unzufrieden mit mir, daß ich eine Materie angefangen hatte, die ich hier nicht erſchöpfen konnte. Weil es indeß geſchehen iſt, will ich auch endigen, aber ich bitte Sie, was ich über dieſes Gedicht geſagt habe und noch ſagen werde, nicht ſo anzuſehn, als wenn es eine eigentliche Beurtheilung ſeyn ſolle: es ſind flüchtig hingeworfene Gedanken darüber, und ich gebe ſie für nichts weiter.

Weil mir das Intereſſe in dieſem Gedichte geſpalten, und die eigentliche Handlung darin zu fehlen ſchien, glaubte ich mich zu der Behauptung berechtigt, daß Wallenſtein zwar ein vortreffliches, dialogiſirtes Gedicht, aber kein gutes Drama, das heißt, nicht für die Darſtellung, ſondern nur fürs Leſen berechnet ſey. Wir wollen ſehn, ob ſich eben das Reſultat ergiebt, wenn wir in dieſem Gedichte das dritte Haupterforderniß des Drama, die Wahrheit prüfen, — die Wahrheit in den Karakteren, in der Fortleitung der Gefühle und in der Sprache.

Zuerſt von den Haupt-Karakteren. Alles was uns von Wallenſtein erzählt wird alles was ihn umgiebt, beweiſt, daß er ein großer Mann wenigſtens geweſen ſey; daß er einſt raſche Entſchloſſenheit, hinreißende Thatkraft, hellen, durchdringenden Geiſt beſeſſen habe: aber in dieſem Stücke erſcheint er ſchwankend, von jedem Einfluſſe beherrſcht, immer grübelnd und daher immer getäuſcht. Die Folge dieſer Eigenſchaften iſt, daß er von einem Fehltritte zum andern forttaumelt und zu Grunde geht. Sein Karakter iſt pſychologiſch wahr gezeichnet; jeder ſeiner Misgriffe und jede Folge derſelben, iſt richtig motivirt und entwickelt: aber dieſe widerliche, peinigende Zerbröckelung einer ehrfurchtgebietenden Größe, dieſe moraliſche Verweſung, — iſt ſie wohl eine Handlung, die man mit Genuß und ausdaurender Theilnahme vor ſich kann geſchehen ſehn? Beim Leſen freilich, wo man das Buch weglegen darf, ſo bald man ſich ermüdet fühlt, und wo man bei jeder Schönheit des Details, bei jedem glänzenden gehaltvollen Gedanken nach Wohlgefallen verweilet, da gewährt eine ſolche Entwickelung hohen Genuß; aber bei der Darſtellung, wo man ohne Unterbrechung fortgeführt wird, wurde ſie mir wenigſtens, beinahe unerträglich. Ich glaubte einem ſchleichenden Leichenzuge zu folgen, der niemals inne hält, und niemals ſehr merklich fortrückt. — Die Einleitung ſolcher Vorgänge, die Herbeiführung dieſer Cataſtrophe konnten ihrer Natur nach, nur langſam geſchehen: — eben deswegen taugen ſie nicht zur wirklichen Darſtellung, ſind ſie kein guter Gegenſtand eines Drama.

Freilich iſt Wallenſteins Karakter auch hiſtoriſch wahr. Die Geſchichte erzählt das meiſte von dem, was uns der Dichter ſehen läßt, den letzten Tagen jenes großen Mannes nach: — aber was verband Schiller, ihr ſo treu zu folgen, da er nicht eine dialogiſirte Biographie, ſondern ein Drama liefern wollte? Der wahre Dichter, ſagt Leſſing irgendwo, wird nicht das Drama um des hiſtoriſchen Faktums willen ſchreiben, ſondern dieſes wählen, weil es ſich zu jenem eignet, und wo das nicht iſt, hat er freie Macht, durch Aenderungen nachzuhelfen. Selbſt wenn Schillers Gemälde Wallenſteins ein Portrait ſeyn ſollte: warum verfuhr er nicht wie jener Spaniſche Maler, dem man aufgetragen hatte, die Fürſtin Eboli als Venus darzuſtellen? Sie war bekanntlich einäugig: er malte ſie alſo nur im Profil von der ſehenden Seite. — Wallenſteins Aberglauben, ſeine Unentſchloſſenheit, alles was ihn verkleinert, hätte weggelaſſen, und er hätte gleichwohl in den übrigen Zügen treu gezeichnet werden können. Wir müſſen ja nicht alles wiſſen, was ihn betrifft: nur ſo viel, als zu der darzuſtellenden Handlung gehört oder ihr wenigſtens keinen Eintrag thut. — Daß Schillern dieſe Betrachtungen entgangen ſeyn ſollten, iſt nicht leicht anzunehmen. Wo ein ſolcher Meiſter etwas begeht, das einem Fehler ähnlich ſieht, thut man am beſten, ehe man ein Urtheil wagt, genau zu prüfen, ob er nicht irgend einem Grunde folgte, der, was uns fehlerhaft dünkte, zur Schönheit macht: — Man ſagt, — und führt eine Stelle des Prologs *) zum Belege an, — Schiller habe Wallenſtein unthätig und ſchwankend gezeichnet, um deſto ſichtlicher in dieſem Drama dem Schickſal die große Rolle wieder zu geben, die es in den tragiſchen Dramen der Alten ſpielte. Immer iſt es in dieſen die unwiderrufliche Beſtimmung

---

*) Sie (die Kunſt) ſieht den Menſchen in des Lebens Drang
Und wälzt die Hälfte ſeiner Schuld
Den unglückſeligen Geſtirnen zu.

der Götter, der die Helden erliegen. — Ich muß geſtehen, ich wenigſtens würde das für keine Veredlung des Drama halten, wenn man dieſe Anſicht wieder in demſelben herrſchend machte. Mir ſcheint es viel intereſſanter und erhebender, freie, ſtarke Weſen mit ihres Gleichen um den Ausgang ringen, als einen Helden einem vorherbeſtimmten Ende entgegen führen zu ſehn, wie man einen Opferſtier gebunden zum Altar ſchleppt. Zudem kommt es ja nicht darauf an, daß die neuen Dichter eben das dichten, was die Griechiſchen dichteten, ſondern daß ſie nur mit eben ſo frei und kühn ſchaffendem Geiſt wie dieſe, die herrſchenden Ideen ihres Zeitalters für die Kunſt benutzen. Das unſrige glaubt, was Schillers Illo ſagt:

In unſrer Bruſt ſind unſers Schickſals Sterne!—

Warum will man es auch nur mit dem letzten Nachklange des Griechiſchen Volksglaubens behelligen? Das mythologiſche Religionsſyſtem der Griechen war ein lieblicher Morgentraum der Menſchheit. Wir wollen uns an ſeinen ſchönen, fantaſtiſchen und doch ſinnvollen Gebilden ergezzen, — aber ihn in die Wirklichkeit, oder auch nur in die Nachahmung derſelben zu miſchen, iſt vielleicht gefährlicher, als es beim erſten Blicke ſcheint. Man hat irgendwo die kühnen Schöpfungen der Mythologie mit einem majeſtätiſchen Baume verglichen, der friſch und kräftig auf freiem Hügel emporſchoß, und nach allen Richtungen hin, unbeſchränkt die vollen, kecken Umriſſe gewann, zu denen die Kraft in ihm lag. Sehr gut! Aber der prunkende Stamm warf ſchädlichen Schatten über die nahe Saat. Die poetiſche Religion hatte einen nachtheiligen Einfluß auf den Geiſt und den Karakter ihrer Bekenner. Sie umnachtete jenen mit abergläubiſchen Vorurtheilen, und machte dieſen einſeitig und hart. — Der Stamm iſt nicht mehr: warum ſollte man ſeinen Schatten erkünſteln? — Selbſt ob die Kunſt dabei höhern Effekt gewänne, bedarf wohl noch einer ſehr genauen Unterſuchung.

Der zweite Haupt-Karakter iſt Oktavio Piccolomini. Ein Mann, der ſeinem Fürſten aus Pflichtgefühl treu bleibt, und ſeinen Freund auf eine niedrige Weiſe verräth; ſeinen Wohlthäter mühſam zu Grunde richtet, und dann das Gelingen ſeines Planes bedauert; ſeinen Sohn zärtlich liebt und ihm das höchſte Glück ſeines Lebens raubt. Freilich ſtößt man jeden Augenblick auf ſolche ſchillernde (changeant) Karaktere, von denen ſich niemals mit Gewißheit ſagen läßt, ob ſie tugendhafte oder verworfene ſind; — freilich glänzen ſogar eine Menge ſolcher Leute in der Geſchichte als Begeher großer Thaten, die zu beſchließen, ſie nie Muth und Kraft genug hatten: es begegnete ihnen, ohne ihren Willen, etwas Merkwürdiges zu thun, wie jenem Steine, den Pyrrhus zu erſchlagen. Er lag dort zum Wurfe bereit, wo der König ſtand, das war ſein ganzes Verdienſt. — Aber zu einer Hauptrolle in einer dramatiſchen Handlung taugen dieſe Menſchen nicht. Hier erwarten wir Beſtimmtheit, weil Unbeſtimmtheit immer widerlich iſt. Sehen wir hier einen kleinen, ſchwankenden Menſchen, ohne prononcirten Karakter, Plane anlegen und durchführen: — Es läßt ſich freilich nicht läugnen, daß ein Stammelnder eine Ramleriſche Ode vorleſen könne, aber ich mag nicht ſein Hörer ſeyn.

Beſſer gelungen ſind die Neben-Karaktere, Max, Thekla, Butler, die Gräfin

Terzky und Gordon. Vorzüglich ſcheint mir Maxens Karakter eins der höchſten Meiſterwerke der dramatiſchen Poeſie. Alle ſeine Gefühle ſind zart und richtig ausgedrückt; ſeine Leidenſchaft iſt mit hoher Kraft und reiner Wahrheit fortgebildet, von dem Augenblicke an, da er, durch ſie erweicht, die Vorzüge des Friedens ſo lieblich ſchildert, bis zu jenem, da er in der Trunkenheit der Verzweiflung fortſtürmt, den Tod zu ſuchen. — Ein Kunſtrichter wandte ein, es ließe ſich nicht begreifen, wie ſich ein ſolcher Karakter im kriegriſchen, wüſten Gewühle des Lagers bilden könne. Das iſt leicht widerlegt. Werft den Pfirſichkern wohin ihr wollt: er geht gar nicht auf, oder es erwächſt ein Pfirſichbaum aus ihm. Menſchen mit entſchiednen Anlagen zum Seelenadel, werden überall edle Menſchen: nur die Art wie ſie dies äußern, wird durch den Gang ihrer Bildung modificirt, und Max liebt und handelt, ungeachtet ſeiner Zartheit, als ein kriegeriſcher Jüngling. — Unmöglich iſt ein ſolcher Karakter, wie der ſeinige, nicht, alſo ſtand es dem Dichter frei, ihn aufzuſtellen. That er das, ſo war es wahrſcheinlich, daß ein ſolcher

Jüngling ein ſolches Mädchen ſo lieben konnte; und geſchah dieſes, ſo folgte die Art ſeines Verfahrens nothwendig daraus. Dieſe Stufenfolge rechtfertiget den Dichter vollkommen.

Ich übergehe die übrigen Karaktere, weil ich dies mein Hors d'oeuvre nicht gern in noch einen Brief hinüber dehnen möchte. Auch von der Auf- und Abſtufung der Gefühle in den einzelnen Scenen will ich Ihnen nichts ſagen, als daß ſie mir in den meiſten vortrefflich ſcheint, vorzüglich in jener, wo man Wallenſtein zum Abſchluß des Traktats mit den Schweden überredet, wo Max von ihm und Thekla hinweggeriſſen wird, und in jener, wo Gordon mit Butlern kämpft. — Nur noch ein Paar Bemerkungen über die Sprache dieſes Gedichts.

Man hat Schiller ſchon oft vorgeworfen, daß ſeine handelnden Perſonen faſt alle nicht mit einander ſprächen, ſondern ſich Reden hielten; daß er die Leidenſchaften nicht — aufſchreien ließe, ſondern ſie beſchriebe; daß er unaufhörlich Sentenzen ſäete, ſeine Helden auch in dem dringendſten Momente oft, poetiſche Gemälde machen ließe. Leider läßt ſich dieſes nicht läugnen, — aber beim Wallenſtein iſt es wenigſtens halb entſchuldiget, ſo bald wir annehmen, daß dieſes dramatiſche Gedicht, wie Schiller ſelbſt es nennt, mehr zum Leſen, als zum Darſtellen beſtimmt war. Dann möchte ich den Kunſtrichter kennen, der irgend eine Tirade ohne Bedauren zum Wegſtreichen verdammen könnte. Jeder der häufigen rhetoriſchen Auswüchſe iſt an ſich von einer wahrhaft erhabenen Schönheit. Das einzige was man ihnen vorwerfen kann, iſt, daß ſie — Auswüchſe ſind.

Nur eins iſt mir dabei aufgefallen. Da Schiller die ſchönen philoſophiſch-dichteriſchen Gedanken, die ihm zuſtrömten, einmal nicht weglaſſen wollte: warum nahm er ihnen nicht wenigſtens überall die abgeſchloſſene Sentenzen-Form? Die meiſten hätten durch eine kleine Aenderung des Ausdrucks ungleich natürlicher und paſſender gemacht, an vielen Orten ein dichteriſcher Ausbruch des Gefühls werden können, ſtatt daß ſie jetzt den Sprechenden, vorzüglich Wallenſtein ſelbſt, zuweilen das Anſehen eines Spruchkrämers, eines heroiſchen Sancho Panſa geben. Hier ein Paar Stellen, die mir eben einfallen, mehr um meinen Gedanken zu erklären, als ſeine Wahrheit zu beweiſen.

In dem trefflichen Monologe Wallenſteins, ehe er Wrangel ſpricht, ſchildert er uns die Veränderung ſeiner Lage:

Wie anders! da des Muthes freier Trieb
Zur kühnen That mich zog, die rauh gebietend
Die Noth jetzt, die Erhaltung von mir heiſcht.
Ernſt iſt der Anblick der Nothwendigkeit.
Nicht ohne Schauder greift des Menſchen Hand
In des Geſchicks geheimnißvolle Urne.

Das Sprüchwörtliche der beiden letzten Zeilen thut keine gute Wirkung. Es ſpielt das Gefühl ins Allgemeine hinüber, da es doch, um zu intereſſiren, nicht genug individualiſirt werden kann. Wie, wenn Schiller geſagt hätte:

Nicht ohne Schauder ſenk' ich meine Hand
In des Geſchicks geheimnißvolle Urne?

Auch die ſonderbare Idee einer ſchaudernden Hand wäre dadurch fortgeſchafft worden. — Als ihn die Gräfin Terzky beredet hat, den Traktat zu ſchließen, geht er mit dieſen Worten ab:

Frohlocke nicht!
Denn eiferſüchtig ſind des Schickſals Mächte.
Voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte.
Den Saamen legen wir in ihre Hände,
Ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das
Ende.

So ſchließt denn die Scene und der Akt, mit einer weiſen Regel, — die ſich wohl für eine äſopiſche Fabel oder eine Predigt, aber nicht für ein leidenſchaftliches Geſpräch ſchickt. Es wäre arrogant, wenn ich auch für dieſe Zeilen eine Verbeßerung vorſchlagen wollte: aber Sie fühlen wohl ſelbſt, daß es eine wäre, wenn die ſo vortreflich angebrachte Ahnung, die hier in Wallenſteins Worten liegt, nicht als ein Sprüchwort, ſondern als ein Gefühl ausgedrückt würde. — „Das iſt Krittelei!" rufen Sie aus. Vielleicht!

Alle drei Theile des Wallenſtein ſind in Verſen geſchrieben, der erſte ſo gar in Knittelreimen. Ueber dieſen lezten will ich nichts ſagen. Er iſt eine genialiſche Poſſe: mag alſo auch ſein Styl ſo poſſenhaft ſeyn, als es dem Dichter gefällt, — nur muß dieſer uns die Freiheit laßen, zu glauben, daß es ihm gar nicht Ernſt damit geweſen ſey, das Lager Wallenſteins als eine Vorbereitung auf das Stück ſelbſt, anſehen zu laßen. Wer wird denn eine Marionettenbude zum Eingang eines Tempels machen? — Auch bei der Beſchaffenheit der Verſe in den andern beiden Stücken, will ich mich nicht aufhalten. Der Verfaſſer ſchrieb ſeine Geſpräche in Verſen, alſo wurden ſie nicht wahre Geſpräche. Er wollte ſeinen Verſen die Ungezwungenheit der freien Rede geben, alſo hörten ſie an tauſend Stellen auf, wahre Verſe zu ſeyn. Dieſe Mittelgattung des Tons hält er wahrſcheinlich für den wahren Ton des höhern Drama. Mir ſcheint ein ſolcher Ausweg viel Aehnlichkeit mit jenem zu haben, den die ehrlichen Bergſchotten einſt einſchlugen, als ein Geſetz ihnen befahl ein gewiſſes Kleidungsſtück zu tragen. Es anzulegen, ſchien ihnen zu beſchwerlich, ſie trugen es alſo — auf Stangen. —

Soll ein tragiſches Drama in Verſen oder in Proſa geſchrieben werden? darüber iſt ein langer noch nicht entſchiedener Streit geführt worden. Die Vertheidiger des Verſes berufen ſich auf das Beiſpiel der Alten. Die Gegner antworten: die Griechen und Römer hätten eine ganz andre Art des Schauſpiels gehabt; der Vers gehöre zu den Masken und Cothurnen, mit denen ſie fabelhafte Handlungen darſtellten. Da wir dieſe Vorrüſtungen zu unſren Darſtellungen wahrer Begebenheiten, nicht brauchen könnten, müſſe auch das Metrum wegfallen.

Jene ſagen, man müſſe einem Kunſtwerke den höchſten Grad der Vollkommenheit geben, und alſo jedem Gedichte den höchſten Wohlklang, und der laſſe ſich ohne das Metrum nicht erreichen. Dieſe erwiedern: in einer Dichtungsart, deren Zweck es ſey, die Leidenſchaften ſo wahr und ſtark, als möglich ſprechen zu laſſen, ſey ja der Wohlklang nur eine untergeordnete Vollkommenheit, und da das Metrum dem Dichter die Erreichung jenes Zweckes ſichtlich erſchwere, und die Geſpräche unnatürlich mache, müſſe man kein Bedenken tragen, es weg zu laſſen. Auch die Proſa ſey eines hohen Wohlklanges fähig; und dieſer ſey es eigentlich, der einer Reihe von Geſprächen, welche die Wirklichkeit nachbilden ſollen, gezieme. Freilich aber wäre es ſicherer und leichter, an den Krücken des Metrums von Sentenz zu Sentenz, von einem poetiſchen Gemälde zum andern fort zu hinken, als freien Fußes dem Fortſtürmen der Leidenſchaften zu folgen. Wer in Proſa fehlt, iſt gleich verurtheilt; wer es in ſchönen Verſen thut, findet oft Nachſicht.

Ich glaube, daß man bey der Entſcheidung dieſes Streites auf die Beſchaffenheit der Sprache zurückſehen muß, in der ein dramatiſches Kunſtwerk geſchrieben wurde. Die harmoniſche Proſa der Italiener ſchmiegt ſich ohne Zwang in die Regeln des Versbaues; die Verſe der Franzoſen und Engländer ſind faſt nichts als eine ſorgfältiger cadencirte Proſa: warum ſollten die Dichter dieſer Nationen ihren Trauerſpielen nicht den Schmuck des Metrums anlegen? Im Deutſchen hingegen ſcheint die Erfahrung das Weglaſſen deſſelben zu empfehlen. Das Stück, dem ſehr einſichtsvolle Kunſtrichter den höchſten Rang unter den Deutſchen Produkten der tragiſchen Muſe anweiſen, Otto von Wittelsbach, thut den ganzen Effekt, den es thun ſollte, und gleichwohl iſt es in Proſa geſchrieben. Dagegen ſind faſt alle metriſche Trauerſpiele, die wir bis izt aufzuweiſen haben, ſelbſt den Don Carlos mit eingeſchloſſen, mehr ſentimentaliſche Gemälde, als Dramen. — Was mich betrift, wenn ich einen Helden mitten im Drange der Handlung, im Stürmen der Leidenſchaft, ſeine Worte nach den Regeln der Metrik ordnen höre: ich glaube jenen ſchwachſinnigen König von Frankreich zu ſehn, der mit glaſirten Handſchuhen ins Hochzeitbett ſtieg. —

Fünf und zwanzigſter Brief.

Am 26ſten Februar 1801.

Die Reiſe zur Hochzeit, ein Schnack von Carl Gottlob Cramer.

Das ganz
Gemeine iſts, das ewig Geſtrige
Was immer war und immer wiederkehrt,
Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten;
Denn aus Gemeinem iſt *der* Menſch gemacht.
Schiller im Wallenſtein.

„Zu hart, meinen Sie, zu hart ſey meine Behauptung geweſen, daß wir etwa nur ein Dutzend guter Romane und kaum vier klaſſiſche hätten?" Ich wäre in Verlegenheit, wenn Sie mir beföhlen, ſie Ihnen zu nennen. — „Aber wir haben doch ſchon eine Menge Romanen-Dichter, die zu ihrer Zeit großes Aufſehen machten, allgemein geleſen und bewundert wurden: ſollte denn nicht jeder von ihnen wenigſtens *ein* gutes

Buch geliefert haben? Wie wäre er denn dazu gekommen, Mode zu werden?" — Der Grund, meine Freundin, hält nicht Stich. Nicht durch ihre Vorzüge, ſondern durch ihre Neuheit werden ja die meiſten Dinge Mode, und das Klaſſiſche eignet ſich ſeiner Natur nach gar nicht dazu. Ein Kunſtwerk, das ohne alle Rückſicht auf die gegenwärtige Stimmung des Leſepublikums, bloß nach den Vorſchriften der wahren Kunſt gemacht wurde, und nur die eigenthümlichen Vorzüge ſeiner Gattung in einem hohen Grade der Vollendung beſitzt, wird den Kennern und den wahrhaft Gebildeten aller Länder und aller Zeiten gefallen, aber eben das, wodurch es einen bleibenden Werth erhält, und das Vermeiden alles bloß Pikanten und Grellen, jedes Anſchmiegens an eine für eine Zeitlang herrſchende Stimmung, — ſchließt es davon aus, jemals Modelektüre zu ſeyn. Wielands Agathon blieb Jahre lang faſt unbemerkt; Werthers Leiden machte gleich bei ſeiner Erſcheinung lebhafte Senſation, aber nicht durch ſeine klaſſiſchen, ſondern durch ſeine grellen Seiten: nicht durch die Wahrheit in der Schilderung der Leidenſchaft, ſondern durch die hochtrabenden und oft bombaſtiſch ausgedrückten Gedanken, durch das Todtſchießen u. ſ. w. Man kann beinahe als Regel annehmen: was eine augenblickliche und ſehr lebhafte Senſation bei dem großen Publikum macht, hat entweder gar keinen Werth, oder doch ſehr grelle, das heißt, fehlerhafte Seiten. — Ein Geſchrei wird ja viel weiter gehört und erweckt viel ausgebreitetere Aufmerkſamkeit, als ein Geſang, — wenn dieſer nicht von Zeit zu Zeit ins Schreien ausartet.

Es iſt mit den Romanen, wie mit den Tänzen. Die beliebteſten ſind die Geſellſchafts-Tänze, die meiſtentheils ziemlich ſinnlos ſind. Jeder Winter bringt der Reſidenz einen neuen mit; kaum iſt er in den Palläſten angeſtimmt, ſo hallt er auch ſchon von Zirkel zu Zirkel, bis in die Bierſchenke fort; kaum hat ein Hof nach ſeiner Vorſchrift zu hoppen oder zu galoppiren angefangen, ſo thun es auch ſchon die Dienſtmägde. Er iſt pikant, weil er neu und bizarr iſt; er wird allgemein, weil er leicht, — er iſt leicht, weil er leer iſt. Im nächſten Winter kommt eine andre leere, leichte Bizarrerie in Umlauf, und die diesjährige wird ohne Bedauren vergeſſen. — Dergleichen Modetänze waren zu ihrer Zeit die Siegwartiaden und die Ritterromane; dergleichen ſind jetzt die Spießiaden und die Richteriaden: Dinge, die, wie die Pilze, keine beſtimmte Jahreszeit haben, ſondern hervorſprießen, ſo bald die Witterung günſtig iſt, und verſchwinden, ſo bald ſie ſich verändert. Auch in dieſer Gattung kann es vortreffliche Sachen geben, bei denen man nur das bedauret, daß ſie zu keiner andern gehören. Wenn ein Noverre einen Contretanz erfindet, ſo wird er artiſtiſchen Werth haben, und wenn Männer von großen Talenten ſich herablaſſen, zu amüſiren, freilich, ſo bekommen wir einen Siegfried von Lindenberg, einen Geiſterſeher, eine Amathonte, einen Heſperus.

— Dann hat aber auch jede Nation ihre eigenen Tänze, die gleichſam der Abdruck ihres Charakters ſind, zu denen ſie immer wieder zurückkommt, und die auch wohl zu andern Völkern übergehn, ob dieſe ſie gleich ſelten gut tanzen lernen. Das ſind die Romane, die in der wirklichen Welt ſpielen und die Schilderung ihrer Sitten zum Gegenſtande haben. Bei den Engländern ſind ſie philoſophiſch-launigt, bei den

Franzoſen lebhafte Perſifflage; bei uns Deutſchen, die wir keinen National-Charakter beſitzen, ſind ſie bald von dieſer, bald von jener Art; und weil wir auch keine National-Sitten haben, ſchildern ſie uns meiſtentheils nur vorübergehende Modethorheiten. Dergleichen Werke haben einen langſamern, aber daurendern Umlauf, und wenn ſie ihn einſt verlaſſen, bleiben ſie noch lange dem Literator und dem Sittenforſcher merkwürdig. —

Endlich giebt es aber noch die großen pantomimiſchen Tänze, welche Begebenheiten darſtellen, Leidenſchaften malen u. ſ. w. Dieſe gehören allen Nationen auf gleiche Weiſe an, und werden vom Tajo bis zur Neva, von Neapel bis Stockholm bewundert: aber nur wahre Tanzkünſtler ſind im Stande, ſie auszuführen, und nur einſichtsvolle Kenner, ſie gehörig zu würdigen. Zur Nachahmung im geſellſchaftlichen Zirkel und für die Faſſungskraft des Haufens, eignen ſie ſich nicht: daher macht jede Galloppade mehr Lärm als ſie. — Das ſind die großen, ewigen Romane, deren Gegenſtand das menſchliche Herz iſt, die Schilderung der Leidenſchaften und die Entwickelung der

Karaktere; oder die Erörterung und Verſinnlichung philoſophiſcher Wahrheiten. Dahin gehören Agathon, Werthers Leiden, mehrere Romane von Klinger, beſonders ſeine vortreſſlichen Reiſen vor der Sündflut. — Wilhelm Meiſter kann man nicht hierher rechnen. So ſchön und poetiſch wahr auch viele Karakterſchilderungen, ſo vortreſſlich auch manche Situationen darin ausgeführt ſind, und ſo glänzende Reſlektionen dies Buch enthält, ſo iſt es doch in Rückſicht auf die Compoſition, noch gar nicht gemacht. Es iſt ein Gemiſch von Materialien, die zu einem halben Dutzend guter Romane hinreichen würden, aber das Werk ſelbſt iſt nichts Fertiges.

Hat meine Klaſſifikation der Romane den geringſten Grund, ſo ſehen Sie wohl, daß das Modewerden und Lärmmachen keine Urſache ſeyn kann, meine Behauptung aufzugeben. — Doch ich verlaſſe dieſe allgemeinen Anſichten, um zu meinem Tagewerke über zu gehen. Diesmal iſt es wirklich trübſelig. Der Roman, von dem ich ſprechen muß, iſt ein wahrer Bärentanz zum Klange einer Sackpfeiſe: — gleichwohl hat der Verfaſſer, wie man ſagt, nach Lafontaine das größte Publikum. Sie werden für Ihre Landsleute erräthen, wenn Sie ihn näher kennen lernen.

Zuerſt die Fabel dieſes Schnackes.

Ein alter reicher Edelmann iſt der Geſellſchaft ſeiner Schmarotzer überdrüßig und beſchließt, zu ſeiner Braut, der Tochter eines andern aber verarmten Edelmanns, zu fahren, um ſich mit ihr kopuliren zu laſſen. Schon ſitzt er im Wagen, als ihm ſein Wundarzt, Hippekratz, (Hippokrates) aus einem Zeitungsblatte die Nachricht vorlieſt, daß ſich ein Podagriſt durch Erkältung den Tod zugezogen habe. Der Baron iſt auch podagriſch, alſo — ſteigt er ſogleich wieder aus. — Eine alte Tante erklärt ihm, er dürfe nicht heirathen, weil ſie ihn beerben wolle. Das ſetzt ihn in Wuth: er läßt ſogleich wieder anſpannen und fährt ab. Indeß hat ſein Neffe, übrigens eine Eſpece von edlem Karakter, den Schlußnagel des Wagens mit Scheidewaſſer begießen laſſen. Er bricht unterwegs; der Baron fällt in einen Sumpf und bleibt darin ſitzen, bis ſeine alte Tante, die ihn zu Fuß verfolgte, ihn erreicht, und ihn, gegen Abtretung eines Rittergutes, aufs Trockne trägt;

dann fahren ſie beide auf einem Miſtwagen heim. Damit die Heirath endlich vollzogen werde, ſchickt ihm nun ſein präſumtiver Schwiegervater ſeinen eigenen Wagen: doch der Kutſcher deſſelben iſt von einer ſo thieriſchen Dummheit, daß er den Baron und ſeine Tante, ſie mögen proteſtiren wie ſie wollen, in ein ödes wildes Thal führt, und ſie dort ſitzen läßt. Nach mancherlei albernen Zwiſchenfällen kehrt der Baron diesmal mit einer Ochſenfuhre zurück. — Der andere Edelmann, dem ſehr an der Heirath liegt, beſucht ihn noch einmal, und lockt ihm ſein Ehrenwort ab. Jetzt bieten die Schmarotzer alles auf, die Erfüllung deſſelben zu hintertreiben. Der Verwalter übergiebt dem Baron einen künftigen Haus-Etat, der ihm beweiſt, daß er bei einem Vermögen von Millionen nicht reich genug zum Heirathen iſt; der Wundarzt erzählt ihm, was die alten Hägeſtolzen ſich für Leibes Uebel zuzögen, wenn ſie heiratheten; der Pfarrer macht ihn für die Sünden verantwortlich, zu denen ſein Alter die junge, raſche Braut verführen könnte, zum Mörder der Kinder, deren Vater er nicht werden würde. Das bricht den Muth des ehrlichen Tropfes, und er beſchließt, ſein Wort nicht zu halten. Der ſeynwollende Schwiegervater aber erſcheint plötzlich mit der Braut und einem Paar Piſtolen, und nun fleht der Baron ſeinen Neffen an, das junge Frauenzimmer, das dieſer ſchon längſt heimlich liebte, ſtatt ſeiner zu heirathen, und tritt ihm ſein Vermögen dazu ab.

Sie ſehn, die Fabel iſt ſehr platt und witzlos: aber ſie iſt vortreflich gegen die Art ihrer Ausführung, die zwei ſtarke Bände füllt. Von Haltung der Karaktere ahnt Herr Cramer gar nichts: ſeine edeln Menſchen werden ſchlecht, ſeine ſchlechten handeln edel, ſeine Dummköpfe ſprechen weiſe und ſeine Klugen ſagen die abgeſchmackteſten Dummheiten, ſobald das den Schnack, nach des Verfaſſers Meinung, ſchnurriger macht, oder ihm gemüthlich iſt, ſo etwas zu ſchreiben. Auch dies möchte noch hingehn: jeder giebt das Beſte was er vermag, — aber etwas Niedriges ſollte niemand geben. Leſen Sie einmal den Anfang des Buchs. Ich halte viel auf die Anfänge, ſie pflegen die ganze Phyſiognomie des Verfaſſers, und das Maaß ſeiner Kräfte ziemlich zu verrathen.

„Hans! ſpann an!“ — rief der Baron

von Roſenhonig und rückte ſeinen Stuhl, als Signal zum Aufbruch von der immer geſegneten Tafel, die dem Vieh ſein Futter gab, — den jungen Raben, die den Herrn anrufen, — nämlich den Herrn Baron: und ſein getreuer Verwalter, Herr Schnabel, erſchrack darüber ſo erſchrecklich, daß ihm Meſſer und Gabel aus der Hand fiel, und er auf einmal dickſatt war, ob er gleich noch ſo ein Lüſtchen zu verſchiedenen Fragmenten der ſäbelnden Chirurgie gehabt hätte, mit welchem dieſelbe, des Zergliederns gewohnt und eben ſo geſchickt als er, in Berechnungen von Freimaß und Mäuſefraß und dergleichen, den Tiſch reichlich überdeckt hatte."

Welch ein verworrener und niedriger Styl! So geht es übrigens fort und gleich auf den erſten acht Seiten findet man das Maſtgeſchäft ſtatt das Eſſen; ein Eichel-Daus-Geſicht, exemplariſche Poſteriora; du Eſel! Biergurgel! Du nimſt dich aus wie ein Feſt-Ochs! Dummer Teufel! Du mußt freſſen, daß dir der Schnauzbart trieft u. ſ. w. An einem andern Orte verſucht Herr Cramer hinterliſtige Menſchen zu ſchildern. Da es damit nicht fort will, bricht er plötzlich aus: „Aber was treib' ich mich auch ſo lange mit dieſen Menſchen herum? Ich darf ja nur den rechten Namen nennen: falſche Kanaillen! und jedermann weiß, wen ich meine.“

Noch iſt dieſe Pöbelhaftigkeit des Styls nicht das ärgſte: die ſchmutzige, ekelhafte Niedrigkeit der Poſſenreiſſerei, mit der er die Hauptbegebenheiten untermiſcht, übertrift ſie bei weitem. Als der Baron z. B. am erſten Abende in ſeinen Speiſeſaal zurückkehrt, „liegt der Herr Paſtor mit dem Chirurgus unter dem Tiſch in einer zärtlichen Umarmung, und der Herr Verwalter lehnt mit der zahnloſen Schließerin Barbara hinter dem Vorhange des Erkerfenſters und detaillirt ihr auf die handgreiflichſte Weiſe“ — Pfuy! — Beym Aufſtehen ſtürzt der Prediger ſtatt der abgefallnen Perücke den Spucknapf auf den Kopf und der Verwalter verſichert, er habe den Käſekorb-Schlüſſel geſucht. — Auf welcher niedrigen Stufe der verworfenſten Gemeinheit muß das Leſepublikum ſtehen, das ſo etwas für witzigen Scherz anſehn und an Herrn Cramers Machwerken Vergnügen finden kann. —

Die Welt, die ſeine Phantaſie erſchafft, iſt eine Pfennigſchenke voll berauſchter Pferdeknechte.

Der einzige leidliche Einfall in dieſem Buche iſt die Gerechtigkeit, die Herr Cramer gegen die Xenien übt. Er — wählt ſeine Motto's aus ihnen. Das iſt bitterer als alles, was man gegen die großen Dichter, die ſich zu jenen muthwilligen Scherzen vergaßen, geſchrieben hat. Aber Herr Cramer macht ſelbſt auch Xenien, ja ſo gar Lieder! Hier haben ſie eins der lezten.

Hier kratzen die Leute ſich hinterm Ohr
Und rechnen einander die Zeche vor,
O weh!
Sie ſtecken in der Dinte bis an den Hals
Und ſpielen mit einander Fackeballs,
O weh! — O weh! — O weh!

Pfuy! ſchämt euch des ewigen Krümmen im Leib;
Juchheh!
Ihr habt ja ein rüſtiges altes Weib;
Juchheh!
Und wo der Teufel nicht weiter kann,
Da ſtellt er ein altes Gerümpel an,
Juchheh! — Juchheh! — Juchheh! —

— Sie bedauren mich wahrſcheinlich, meine Freundin, daß ich dieſe Sudelei durchleſen mußte. In der That, es hat mir große Mühe gekoſtet, indeß empfand ich doch einiges Vergnügen dabei. Iſt das möglich? Ja, aber von welcher Art war dies Vergnügen auch? — Ein alter Deutſcher Dichter, ich glaube Brokes, beſchreibt in einem Gedichte eine Menge von Pflanzen und Thieren, und findet bei allen Veranlaſſung, Gottes Güte und Weisheit zu erheben. Endlich erblickt er eine Blindſchleiche. Nun, denkt der Leſer, hier wird ſein Jubellied verſtummen. — Ganz und gar nicht! Es wird lauter als jemals. Der Dichter kann gar nicht aufhören, Gottes weiſe Milde zu preiſen, die — ihn nicht zur Blindſchleiche gemacht hat. — —

Schon das Wenige, was ich Ihnen von dieſer Ausgeburt des platteſten Unwitzes mittheilte, wird Sie mit Ekel und Unwillen erfüllt haben. Wollen Sie dieſer Empfindungen los ſeyn? Wollen Sie von ihnen zu einem ſehr reitzenden Genuſſe übergehn? Senden Sie in die nächſte Buchhandlung oder Bibliothek nach:

Der Mann auf Freiers Füßen, von Friedrich Laun.

Alles müßte mich trügen, oder dieſe reizende Dichtung iſt von jenem liebenswürdigen Schriftſteller, der den angenommenen Namen Anton Wall, allen gebildeten Klaſſen von Leſern in Deutſchland ſo theuer gemacht hat: ſeine neue Firma wird es bald eben ſo ſehr ſeyn.

Kein Wort über die Fabel dieſes Werkchens! Dies Gebilde echter Laune und tiefer Menſchenbeobachtung, gleicht an Zartheit den Schmetterlings-Flügeln: indem man ſie zum genauen Beſehen anfaßt, zerſtört man ſchon ihre Schönheit. Nur ſo viel will ich Ihnen ſagen: das kleine Büchelchen von zwölf Bogen iſt unendlich mehr werth, als alle die ungeheuren Wälzer voll pedantiſchen Collektaneen-Witzes und fieberhaft überſpannter Gefühle, in denen manche andre uns ihren erzwungenen ſchwerfälligen Humor, — ein Zephyr in Küraſſier-Stiefeln, — vorführen. Möchten die Herren es doch bedenken: die Laune iſt das Lächeln des Geiſtes; wenn man es erkünſtelt oder fixirt, wird es Grimaſſe, ſollte man es auch noch ſo ſorgſam vor dem Spiegel einſtudirt haben.

Um Ihnen einen kleinen Vorſchmack des Genußes zu geben, der Ihrer wartet, ſchreibe ich Ihnen wenigſtens die erſte beſte Stelle ab, die mir beym Aufblättern vorkommt. Ich mag beinahe wählen welche ich will, ich finde immer einen unnachahmlich zarten Gedanken von ſchwerem Gewicht und leichter Form.

Die Schöne des Romans hat ſich, nach einer Schlittenfahrt, aus ihren Pelzen gewickelt und ſteht in der leichten Modekleidung da, aber Laun wagt es nicht, ſie zu betrachten:

„Wie die Schönheit doch ſo lieblich aus den dünnen Gewändern überall hervorlächelt, ſagte ich heimlich zu mir, wenn mein Auge an der Guſtel vorbeigleitete. Aber vermuthlich eben, weil ich nicht genau hinzuſehen wagte, kam mir gerade dieſes Lächeln dann auch wieder wie ein gewiſſes lautes, ſchallendes Lachen vor, das ich an niemanden, geſchweige denn an jungen, hübſchen Mädchen, gern leiden mag, und das ich an der Guſtel vollends nicht gelitten hätte, wenn ich u. ſ. w.

Was den Werth von Anton Walls, oder Friedrich Launs Dichtungen erhöht, iſt ihre ſtrenge Sittlichkeit und die Delikateſſe, mit welcher er auch die ſchalkhafteſte und zärtlichſte Situation ausmalt: ſeine Farben werden gerade nur lebhaft genug, um errathen zu laßen, daß — ein gemeiner Kopf hier ſchlüpfrig geworden wäre. Dieſe Haltung zu beobachten, würde ſeinen etwanigen Nachahmern am ſchwerſten werden.

Etwanigen? Würde? ſagte ich. Ich vergaß, daß er ſchon ein ganzes Heer von Copiſten hat, die aber ſo ſchlau, ſo ſchlau verfahren: – man erräth ihr Original nicht, oft nicht einmal daß ſie launigt ſeyn wollten.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Niemand iſt Er!
Minna von Barnhelm.

Um Sie auf immer, meine Freundin, von dem Irrthume zurück zu führen, als wenn es auch nur die Mittelmäßigkeit eines Schriftſtellers bewieſe, wenn er viel geleſen wird, muß ich Sie bitten, mir heut in eine Region zu folgen, in die Sie ſonſt ſchwerlich herabgeſtiegen wären, in die Region des abſoluten äſthetiſchen Nichts, zum

Gloriſo oder der große Teufel, vom Verfaſſer des Rinaldini,

— des Rinaldini, deſſen vier oder fünf Theile, vier oder fünfmal aufgelegt wurden.

Jemand perſifflirte einmal das Drängen und Treiben in der Deutſchen ſchönen Literatur durch die Vergleichung mit einer Dorfmeſſe. Der Einfall iſt nicht nur genialiſch-witzig, er iſt auch wahr, und wird es jährlich mehr. Die brandgelben Zigeuner, die alle Herrlichkeiten der Welt verheißen, um indeß ein Hühnchen zu ſtehlen; die Harlekine und Skaramutze mit langen Bärten, die gar ernſthaft zum Kaiſer Holofernes in die nächſte Scheure einladen; die Roßtäuſcher, die knochigten Mähren den Leib voll Luft blaſen, und ſie dann als ſtattliche Gäule durch die Gaſſen ſpornen: immer häufiger wimmeln ſie von allen Seiten auf den literariſchen Markt zuſammen. Jeder geht ſeinem Gewerbe ämſig nach; jeder macht ſeinen Schnitt, und nur die ehrlichen Leute kommen ſchlecht dabei weg, — aber freilich die ehrlichen Leute comme il faut: betrunkne Dreſcher, die aus der einen Goſſe aufſtehen, um in die andre nieder zu taumeln; Grasmädchen und Gänſehüter, die alles was ſie nur nicht täglich ſehn, mit offnem Munde anſtaunen und nicht begreifen, daß es mit allem dem Spektakel nur auf die Paar Groſchen Dienſtlohnes in ihrer Taſche, angeſehn iſt. — Es iſt kein angenehmer Anblick, armſelige Gaukler, armſelige Gimpel durch Armſeligkeiten prellen zu ſehn, aber man muß alles kennen lernen, was ſich ohne offenbare Gefahr betrachten läßt. Ich bitte Sie alſo um Geduld, bei der Anatomie der jämmerlichſten Jämmerlichkeit, die wohl jemals mag debitirt worden ſeyn. —

Seit einigen Jahren war es bei den Romanenheckern Mode, die ſinnloſen Abentheuer, die ſie zu Büchern zuſammenflickten, raubſüchtigen Rittern, verſoffenen Pfaffen und Knappen zuſtoßen zu laſſen; dann mußten ſie Zauberern, Geſpenſtern und Geiſterſehern begegnen. — Endlich ward das Publikum dieſer Wechſelbälge müde, und ſie ſind verſchwunden; nur dann und wann ſpückt noch ein einzelnes, verſpätetes Glied jener Sippſchaften unbemerkt vorüber: aber leer blieb die Bühne nicht! Zwei glänzende Genies führten Geſindel von neuem Gelichter herauf, der Verfaſſer der Lucinde Luſtdirnen, der Verfaſſer des Rinaldini, Strauchdiebe. Wieder werden Abentheuer nach Willkühr zuſammengenäht, dort durch lächerlichen Pathos, hier durch eben ſo lächerliche Plattheiten; wieder werden Alphabete vollgeſchmiert und — verkauft? — O, wie ſchnell verkauft! Harlekin hat eine neue

Jacke an: wie ſollte Jan Hagel nicht zuſammenlaufen?

Was den erſten der beiden Herren zu ſeiner glücklichen Idee begeiſtert haben mag, wollen wir für uns ein Geheimniß bleiben laſſen, ſo viel ihm auch daran gelegen ſcheint, es errathen zu machen; aber der letztere fand ſeine Begeiſterung auf der Heerſtraße. Die Zeitungen erzählten von den Räubereien und Greueln die in Italien während des eben geendigten Krieges verübt wurden: dies entflammte ſeine Phantaſie. Er träumte ſich hin in die ſeligen Gefilde, in denen man ungeſtraft den Strauchdieb machen, Dörfer und Klöſter plündern, und Nonnen Gewalt thun darf, und — erzählt nun dem Publikum in einer langen Reihe von Bänden, Greuelthaten über Greuelthaten, die er ſich erſonnen hat, in einem ſo frohen, wohlgemutheten Tone, wie man etwa von einem Erndtefeſt, oder einer ſtattlichen Schmauſerei ſprechen könnte.

Er fängt dieſe Räubergeſchichte damit an, daß er eine Wallfahrtsgeſellſchaft

„Tobend und ſchreiend, taumelnd und wankend, müde und matt,“ (be merken Sie die reizende Fülle, mit der er alles zweimal ſagt,) — „von Wein erfüllt, von genoſſener Andacht durchglüht, und von der Annäherung eines Gewitters getrieben,"

in eine Schencke begleitet. Nachdem hier ein Mädchen (vermuthlich die Muſe des Verfaſſers,) von einer Tarantel geſtochen worden iſt, frägt ein Bauer den andern:

„Hört einmal! Wie ſäh es denn wohl aus, wenn jezt Glorioſo mit ſeinen Helfershelfern hereinträte und ſpräch: Seyd einmal ſo gut und macht Platz?"

Damit iſt die Geſchichte ſehr ſinnreich eingeleitet und nun geht es bunt durch einander fort. Um uns gleich die Talente des Helden einleuchtend dar zu thun, und uns für ſein Genie zu gewinnen, muß ein andrer Bauer erzählen, wie derſelbe einem einfältigen Schenkwirthe drei Dukaten und einen Mauleſel abgeborgt und dieſen an einen Juden verkauft habe. Glorioſo erſcheint ſelbſt, ißt einen Eierkuchen und will die Schenke plündern, läuft aber davon, ſo bald er erfährt, daß Soldaten in der Nähe ſind. Seine Bande wird zerſprengt; er ermordet ein Paar Sbirren, die ſeinen Paß ſehen wollen; kehrt in ein Kloſter ein, beſtiehlt die Kirche, und verführt die Pförtnerin; giebt ſich an zwei oder drei Orten bald für einen Baron, bald für einen Gärtner aus, ſpinnt überall Liebſchaften an und läuft davon, ſobald er erkannt wird, oder vielmehr der Verfaßer das Abentheuer nicht weiter zu führen weiß; bringt wieder eine Bande zuſammen, plündert wieder Klöſter u. ſ. w. Endlich erſcheint eine königliche Proklamation, die allen Räubern Pardon verſpricht, wenn ſie Soldaten werden wollen. Auch Glorioſo ſtellt ſich mit ſeiner Bande beym Heer ein, ſchlägt, wie ſich's verſteht, überlegne franzöſiſche Corps, wird königlicher Oberſter, dann von einem Tuneſiſchen Seeräuber gefangen, wieder Gärtner, wieder verliebt; von dem engliſchen Conſul ausgelöſt, zur Armee zurückgebracht u. ſ. w. Die ganze Reihe bizarrer Armſeligkeiten endigt ſich damit, daß der König ihm zwei confiſcirte Schlößer ſchenkt: daß Glorioſo ſie zurückgiebt, weil ſie eigentlich einem jungen Frauenzimmer gehören, welches er — eben heirathen will; daß der König ſeinen

Edelmuth bewundert, ſeiner Braut ihr Eigenthum läßt, und ihm ein Paar andre Schlößer ſchenkt.

Eigentlich iſt der Verfaßer von einerlei Handwerk mit ſeinem Helden, aber auch ein eben ſo erbärmlicher, platter Pfuſcher darin, als dieſer. Er hat für ſein Buch alles zuſammen geſtohlen, was in irgend einem andern neuen Romane Glück gemacht hatte: Ahndungen; Geſpenſtergeſchichtchen; unterirdiſche Gefängniße, in denen junge Mädchen eingeſperrt ſind; Liebhaber, die das Andenken ihrer verſtorbenen Geliebten durch fantaſtiſche Gebräuche begehn; Entführungen junger Nonnen, in dem Augenblicke da ſie ihr Gelübde ablegen ſollen; politiſche Verſchwörungen und ſo fort. Indeß hat er mit allem das Schickſal des König Midas, nur widerfährt ihm grade das Gegentheil von dem, was dieſem begegnete. Was dieſer Phrygier berührte, wurde augenblicklich Gold; was jener ſtiehlt, verwandelt ſich ſogleich in eine kohlenartige Schlacke, ſollte es vorher auch noch ſo hell polirtes — Meſſing geweſen ſeyn; — Gold zu ſtehlen, hat er nicht Verſtand genug.

Die Haltung der Charaktere, alles wovon bey einem Kunſtwerke die Rede ſeyn kann, iſt dem Verfaßer nicht einmal mißrathen: es darf einem gar nicht einfallen, nur daran zu denken. Der einzige Charakter, den er in allen drei Bänden dieſes Buches durchſührt, iſt ſein eigener, der eines Sudlers, der wie die Affen, alles was er irgendwo ſindet, in den Maultaſchen zu ſeinem Winkel ſchleppt und dort — beſudelt. Im Ganzen ſieht man wohl, daß er ſich erinnerte, Schiller habe einſt einen Räuber ſo darzuſtellen gewußt, daß er eine Art von Intereſſe erweckte: aber worin es liegt, daß dieſe Ausgeburt einer jugendlichen exaltirten Phantaſie, troz ihrer grellen Unnatürlichkeit, wenigſtens vorübergehend anziehet, ſelbſt das war er nicht im Stande zu errathen. Er meinte es ſey damit gethan, wenn er die Bubenſtücke ſeines — Helden, nur nicht Bubenſtücke nenne und Mord und Raub in einem ſo luſtigen Tone erzähle, als wären es geſellſchaftliche Scherze. Wahrlich dieſem Menſchen ſollte die Policey ſeines Wohnortes, das Handwerk legen.

Die übrigen Perſonen ſeines Buches

gleichen den Nebelfleckchen, die man zuweilen am leeren Himmel ſieht, und die in jedem Augenblick eine andre Geſtalt, doch niemals eine beſtimmte haben und verſchwunden ſind, ehe man ſie betrachten kann. Sie treten auf, zeigen ſich alle von Seiten der Moralität hinlänglich verworfen, um ſelbſt Glorioſos Heldenthaten zu begehen, von Seiten des Kopfes armſelig genug, um allenfalls auch ein ſolches Buch zu ſchreiben, als dieſes iſt, — und treten ab, ohne daß es einem einfallen kann, zu fragen, was endlich aus dem Geſindel wird.

„Aber, was will der Menſch denn mit ſeinem unſinnigen Gemiſche? St! Leiſe, meine Freundin, ganz leiſe! Man möchte Sie verhöhnen, wenn man dieſe Frage hörte. Sie verräth eine ungeheure Unkenntniß der neuen deutſchen Poetik. Nach den Lehren der neueſten Kunſtrichter, darf bey einem Kunſtwerke ſo wenig von einem vernünftigen Zwecke, als von Moralität die Rede ſeyn. Der wahre Künſtler darf bei ſeiner Arbeit ſchlechterdings keine andre Abſicht haben, als etwas zu machen, und muß es ſeinem Inſtinkte überlaſſen, was daraus werde. Der Verfaſſer ſcheint ein ausgezeichnetes Mitglied dieſer Schule; ſein Werk hat ſchlechterdings keine andre Beſtimmung, als — da zu ſeyn, und bezahlt zu werden. Wie würdig er ſeiner Genoſſen iſt, geht aus den einzelnen Eigenſchaften des Buchs noch glänzender hervor.

Seine Schreibart haben Sie aus dem angeführten Eingange ſchon kennen gelernt: indeß will ich Ihnen noch eine einzige Stelle anführen, die wirklich an lyriſcher Sinnloſigkeit den glänzendſten Sentenzen gewiſſer abgeſtandnen Zeitſchriften *), an die Seite geſetzt werden kann.

„Hofnung iſt die einzige Freude des Lebens!" Sie täuſcht nur aber all zu oft. „Nicht ſich ſelbſt." Deſto grauſamer aber andre, die Freude von ihr hoffen. —

Auch gelehrte Beleſenheit in ausländiſchen Dichtern zeigt er ſo ſehr, als die Zerrkopiſten der Spaniſchen und Italiäniſchen Sonette. Jeder Band des Glorioſo hat

---

*) „Der ſchlafende Löwe wird wieder erwachen!" verkündigt man. Das Ding muß im Schlafe gewachſen ſeyn. Als es entſchlummerte, war es nur eine poſſirlich grimmige Katze.

Spaniſche Motto's; im Buche ſtehn ſehr viele Italiäniſche Lieder; und außerdem noch eine Menge Lateiniſcher Sprüchelchen, Trinklieder u. ſ. w. ja, ſtellen Sie Sich vor! — er weiß ſo gar alle Wahrſagerkünſte Lateiteiniſch und Deutſch zu nennen, und füllt ganze Seiten mit ihren Namen. Auch Dichter iſt er, und ſeine Verſe ſind ſo rieſelnd, ſo bequem und mit ſo unerhörten Guckkaſten-Bildchen gefüllt, als die in Herrn Tieks Genoveva oder Meluſina, z. B.:

Den Zauberſtab ſchwingt laute Freude,
ein frohes Völkchen ſcherzt und lacht;
wie freuen ſich die guten Leute,
und jubeln ſpät, bis in die Nacht!
Und in das Schloß, mit leiſem Tritte
ſchleicht ſcherzend die Vertraulichkeit,
geheimnißvoll folgt ihrem Schritte —

Was meinen Sie wohl, wer ſo vorſichtg ſey? —

„die unbewachte Sicherheit." —

Noch einmal, meine Freundin! der Rinaldini, dieſer würdige Rival der Romane von den H. H. Spieß und Albrecht, Cramer und Tiecke, iſt dreimal aufgelegt. Wenn Sie alſo wieder einmal von einem vielgeleſenen Buche hören, glauben Sie nicht ungeprüft daß es etwas werth ſey. Das große Publikum iſt ſo genügſam wie die Manſchaft des elendeſten Corſarenſchiffs. Wie dieſe nimmt es vorlieb, heute mit wurmſtichigen Erbſen und verdorbener Butter; morgen mit — Erbſen und bitter gewordenem Oel; doch übermorgen erhält es — Erbſen mit ranzigem Speck.

Was mir von dieſem Blatte noch übrig bleibt, iſt zu wenig, um darauf die ausführliche Beurtheilung eines bedeutenden Werkes anzufangen. Erlauben Sie mir den Raum zu einem flüchtigen Urtheile über Sachen anzuwenden, von denen ich Ihnen doch einmal ſprechen muß, und von denen ſich nicht viel ſagen läßt.

Florentin, ein Roman, herausgegeben von Friedrich Schlegel.

Herausgegeben, aber wohl nicht geſchrieben, wenigſtens nicht, ſeitdem Herrn Schlegel die Genialität angekommen iſt, und er die Entdeckung gemacht hat, daß er ein großer Mann ſey. Das Buch iſt weder frech noch bombaſtiſch; zwar in keiner Rückſicht ausgezeichnet genug, um viel Worte zu verdienen, aber doch unendlich beſſer als viele andre Mode-Bücher, die von Hand zu Hand gehn. Der Styl iſt im Allgemeinen leicht und fließend, zuweilen blühend; die Charaktere ſind keine Meiſterſtücke, aber ziemlich gut prononcirt; die Begebenheiten ſind abentheuerlich, aber ſie amüſiren.

Warum nannte der Verfaſſer ſich nicht? Iſt er ein andrer, als Herr Schlegel, wie konnte er ſich und das Publikum durch den Glauben beleidigen, daß ein ſolcher Name, als der, den er ſeinem Buche vorſetzte, bei vernünftigen und ſittlichen Menſchen zur Empfehlung dienen würde? — Iſt es etwa Herr Schlegel ſelbſt, der uns hier eine Jugendarbeit mittheilt, zu der er ſich nicht mehr bekennen mag? O! Er hätte dieſen Beweis, daß er einſt zu Hoffnungen berechtigte, ja nicht verſtoßen ſollen! Wann einſt die femmes savantes und die welken Coquetten, die noch hier und da ſich in ihr Kämmerlein verſchließen mögen, um die ſophiſtiſirenden Liederlichkeiten ſeiner Lucinde ungeſtört zu genießen, ganz — veraltet ſeyn werden, wenn er ſelbſt einſt — warum ſollte man die Hoffnung aufgeben? — eingeſehn haben wird, daß Bombaſt und Erhabenheit ſo verſchieden ſind, wie die Geſchwulſt eines Waſſerſüchtigen, und die Muskelfälle eines Herkules; wenn er begreifen wird, daß der erſte Zweck des Redners und Dichters ſeyn müſſe, verſtanden zu werden, und daß freche Zoten Ekel erwecken, — dann wird er von ſeiner ganzen Vergangenheit keinen leidlichern Titel zu entlehnen wiſſen, als: Herausgeber des Florentin.

Uebrigens hat er ſeinen Pflegling mit zwei Sonetten ausgeſtattet. Das eine derſelben fängt an:

Laß edlen Muth den weißen Altar gründen,
Hoch Phantaſie in Purpurflammen wehen,
Und Liebe wirſt du bald im Centrum ſehen,
Wo grün die Feuerſäulen ſich entzünden. —

Ich muß geſtehen, über dieſes Recept für Haubenſiederinnen konnte ich nicht hinaus. Mir iſt bei ſolchen pedantiſchen Spielereien, als wenn ich einen Dorfſchulmeiſter mit krummen Knieen Schottiſch hüpfen ſähe.

Irene, eine Zeitſchrift von Halem.

Irene, die Friedensgöttin, ſagt eine alte Mythe, ſetzte viel Söhne und Töchter in die Welt: die Freude, den Reichthum, das Glück, die Bildung. Unter einer zahlreichen Familie pflegt wohl auch ein mißrathenes Glied zu ſeyn. Dießmal ſpendet ſie uns die — Langeweile, obgleich durch die Hand eines Mannes von Geiſt.

Flora, eine Zeitſchrift.

Beſcheiden und leiſ' auftretend, wie es der ſchönen Blumengöttin geziemt, wandelt ſie hin, überall mit Recht willkommen, denn ſo oft ſie uns lächelnd das zierliche Körbchen entgegenbeut, duftet ein friſcher lieblicher Strauß darin.

Archiv der Zeit, herausgegeben von Feßler und Rambach.

Bonnet, glaube ich, wollte die Entdeckung gemacht haben, wenn man einen Regenwurm durchſchnitte, wüchſe jedem Theile das Abgeſchnittne wieder. Ob ſich die Behauptung beſtätiget hat, weiß ich nicht, aber mit Journalen iſt es wirklich ſo. Da ward letzthin das Archiv zerriſſen, und jedes Stück lebt für ſich fort. Indeß iſt die Regeneration unregelmäßig geſchehn. Dem Kopfende iſt ein zweiter Kopf, dem andern Ende, ein zweites — andres Ende gewachſen.

Eunomia, herausgegeben von Feßler und Rhode.

Freundin, weg mit den Runzeln von der Stirn; heiter blick um dich her und ſage muthig heraus, was du denkſt. Der bedachtſame Ernſt ſteht als Maske der Leerheit in üblem Ruf; wer keiner Partei angehören will, wird von keiner geachtet, und wer nichts ſagt, von dem glaubt man nur zu leicht, er könne nichts ſagen.

Kronos, herausgegeben von Rambach (und, ſagt man, B — — i).

Nicht Kronos die Zeit, ſondern Kronos, Saturn, das Blei. — Vergleiche ich manche Aufſätze dieſes Journals und die Einfaſſung, mit welcher die Herausgeber ſie verſehen, ſo glaube ich einen Bettelſack zu erblicken, in den mitleidige Herzen zuweilen einen leidlichen Biſſen ſtecken. — Das meiſte Vergnügen machen mir die kritiſchen Urtheile: ſie verſetzen mich in die ſeligen Tage der Kindheit zurück. Leſ' ich ſie: wieder bin ich in Quinta, wieder ſeh' ich den Lehrer hinausgehn und den keckeſten Saſa im Rudel den Stuhl deſſelben einnehmen, um zu dociren: „Ich bin der Subrektor! Mensa, das Tiſch." —

Sieben und zwanzigſter Brief.

Sie verſtehen Sich darauf, auch an die geringfügigſten Kleinigkeiten, Gedanken von Wichtigkeit zu knüpfen. Die Lächerlichkeiten, welche die neuen Hyperkritiker, die Misgeburten welche die Skribler aller Art ſo reichlich zu Markte bringen: in der That, ſie werden wichtig, wenn man ſie als Symptome des Zuſtandes der Literatur betrachtet; — wenn man, wie Sie, meine Freundin, von ihnen zu der Frage übergeht: in welcher Stunde des literariſchen Tages wir denn eigentlich leben?

Aber das zu beantworten iſt eben ſo ſchwierig als gefährlich: ſchwierig, weil jeder Nation der literariſche Tag nur einmal verſließt und es ſich daher, ſo lange die Sonne noch nicht zu ſichtlich im Sinken iſt, nicht gut beſtimmen läßt, ob ſie ſich ihrem höchſten Standpunkte erſt nähere, oder ihn ſchon überſchritten habe; — gefährlich;

weil man gewiß ſeyn kann, ſich die eine Hälfte der ſchönen Geiſter, oder gar beide, zu Feinden zu machen! Zwar — ich verehre das wahre Genie zu aufrichtig, als daß mir es begegnen könnte, es im Ernſt zu beleidigen, und unverdienter Zorn iſt leicht zu ertragen; — was aber die ſeichten Köpfe betrift: ich würde mich vor mir ſelbſt ſchämen, wenn ich ein halbes Jahr hätte recenſiren können, ohne wenigſtens zwei Drittheile derſelben gegen mich zu erbittern! — Ich werde Ihnen alſo antworten, ſo gut ich es vermag, und es ſich in dieſen Briefen thun läßt. Ich werde einen Blick auf den Gang werfen, den die Ausbildung der ſchönen Redekünſte überhaupt nimt: nur ſo können wir, um bei Ihrem Bilde zu bleiben, einen geſtrigen Tag gewinnen, der uns den heutigen beurtheilen lehrt. — Ich werde ſelbſt den Anſchein zu vermeiden ſuchen, als ob ich glaubte entſcheiden zu können, und dann jedermann überlaſſen, weſſen er mich beſchuldigen wolle, jedoch mit dem Vorbehalt, ihn nöthigen Falles zurecht zu weiſen. —

Eine Bemerkung, die Sie ſehr oft werden gehört und gemacht haben, iſt, daß jede Nation nur Eine, oft ſehr kurze Periode hatte, in welcher die Dichtkunſt bey ihr in vollem Glanz der Blüthe ſtand, ſollte auch der Nachfrühling noch ſo lange gedauert haben. Woher das? Iſt die Natur zu einer Zeit fruchtbarer an Genies, als zu einer andern? Gewiß nicht! Die Unerſchöpfliche bleibt ſich immer gleich. Nur äußere Umſtände können jene Erſcheinung erklären: aber worin beſtehen dieſe? Iſt es etwa eine beſtimmte Stufe der Cultur, welche die Talente ins Spiel ſetzt? Homer und Oſſian ſangen rohen Völkern; Dante und Shakespear halbgebildeten; Virgil und Wieland höchſt cultivirten. Cultur iſt ſehr oft die Frucht der Dichtkunſt, aber keine einzige Erſcheinung berechtigt uns, ſie für die Wurzel derſelben an zu ſehn.

So ſind vielleicht doch gewiſſe politiſche Verhältniße eines Volkes dazu nöthig, wenn die genialiſchen Keime ſich bey ſeinen Künſtlern entwickeln ſollen? Eben ſo wenig. Unabhängig von der republikaniſchen oder monarchiſchen Form, von der Ruhe oder der Zerrüttung eines Staats: ſo bald der glückliche Augenblick für eine Nation gekommen war, ſtimmten ihr alle Muſen nach einander ihren Geſang an, und hatten ſie ihn einmal geendigt, ſo war jede Bemühung, ſie von neuem anheben zu laſſen, verloren.

In andern Dingen alſo, als die Cultur und die Staatsverfaſſung, müſſen wir die Urſachen ſuchen, warum jede Nation wie manche Pflanzen, nur einmal blüht. — Um nicht lange fruchtlos zu rathen, wollen wir die Erfahrung befragen, wollen wir die Entſtehung und Fortbildung der Poeſie bey andern Völkern, und zwar zuerſt bey den Griechen unterſuchen. Bey dieſem Volke ſcheint ſie als eine freie Blüthe des menſchlichen Geiſtes hervorgegangen zu ſeyn, und ihr ganzes Leben, als Knospe, entfaltete Blume und reifende Frucht, ohne fremden Einfluß vollendet zu haben: bei ihm werden wir alſo ganz eigentlich ihre Naturgeſchichte kennen lernen.

So bald die Stämme deſſelben zu einer feſten Anſiedelung und einer beſtimmten Verfaſſung gelangt waren, ſo bald jeder Einzelne nicht mehr nöthig hatte, in tägchen Kämpfen mit reißenden Thieren oder andern Menſchen, um ſeine Nahrung zu ringen, ſo bald alſo die talentvolleren Köpfe ſich ihrer Phantaſie und dem Spiele ihrer Empfindungen wohlgemuthet überlaſſen konnten, traten auch die Muſen des Geſanges und der Dichtkunſt freundlich, in dem Schatten ihrer Lauben, zu ihnen. Hier flößte die Liebe oder die Freude einem Jünglinge ein Paar lebendige Gedanken ein, die er ſeiner Geliebten oder den Geſpielen entgegen ſang. Dort hatte ein Grübler von heißer Phantaſie, ſich die Erklärung einer Naturerſcheinung, einen Gott, eine Mythe erſonnen; — dort bemühte ſich ein Greis, ſeinen Enkeln die Thaten und Schickſale ſeiner Jugend ſo anziehend, ſo wunderbar zu erzählen, als er ſie zu geſtalten vermochte. Jeder ſtrebte dabey, vielleicht ohne ſich nennen zu können, was er ſuche, nach den kraftvolleſten Worten, dem eindringendſten Wohlklange und jeder — hatte ein Gedicht gemacht. Es klang fort von Hütte zu Hütte, von Stamm zu Stamm, reizte überall zu ähnlichen Verſuchen und verlor ſich am Ende in dem Gedränge derſelben, aber nicht ohne einen Saamen geſtreut zu haben, der immer kräftiger und reicher aufkeimte. In allen Theilen, bey allen Völkerſchaften Griechenlandes erſann man neue Mythen, ſang man neue Lieder, ſetzte man neue Erzählungen zuſammen, und jedes neue Produkt des Genies trug dazu bey, die Welt des Wunderbaren zu erweitern, die Gefühle zu verfeinern, die Sprache wohlklingender und maleriſcher zu machen. Jahrhunderte wären ſo verfloſſen, als einer der bewundernswürdigſten Geiſter, welche die Menſchheit hervorgebracht hat, als Homer in die üppig aufgeſchoſſene Saat der Mythen zur Erndte kam.

Er *) leiſtete ſeiner Nation einen doppelten Dienſt. Von der einen Seite ſammelte er alle ihre ſchönſten Phantaſiegebilde in Eine große Fata Morgana, die freilich nur die Wirklichkeit in coloſſaliſchem Maßſtabe, wiederſtralte, aber doch den religiöſen

---

*) Man ſieht, daß ich hier der ältern Vorſtellung von der Entſtehung der Ilias und Odyſſee folge. Warum? iſt hier nicht der Ort zu erklären. Wenigſtens aus Unkenntniß der Wolfiſchen Hypotheſe und aus Mangel an Achtung gegen den Scharfſinn ihres Urhebers, geſchieht es nicht.

Vorſtellungen ſeines Volkes eine bleibende Geſtalt gab. Von der andern Seite leitete er aus allen Dialekten, in welche ſeine Landesſprache zerfloßen war, die volleſten, lebendigſten, wohltönendſten Klänge in Einen großen Strom von Harmonieen zuſammen, der für die ganze Nachwelt ein heiliger wurde, — und der Griechiſchen Sprache auf immer die Palme des höchſten Wohllauts ſicherte. Mit dankbarem, faſt anbetendem Erſtaunen lauſchte ſeine Nation den wunderbaren Liedern und empfing, wie geſagt, in ihnen die feſte Beſtimmung ihrer Religion, ihrer Sprache und des Ganges den ihre weitere Kunſtbildung nehmen ſollte.

Da ſeine Götterlehre und ſeine Sprache national geworden war, was blieb ſeinen Nachfolgern übrig, als ſie an zu nehmen? Beſchränkte Köpfe begnügten ſich, ihm nachzu ahmen und lieferten Werke, die neben jenen großen Muſtern kaum bemerkt, und ſchnell vergeſſen wurden. Größere Geiſter wandten die Homeriſchen Dichtungen und die Homeriſche Sprache zu Kunſtwerken von neuen Gattungen an. Homer hatte vorzüglich der Phantaſie geſungen, und zwar in der epiſchen Form. Darin ihn zu überbieten war unmöglich: aber ſpäter gebohrne Genies wählten die Schilderung der Gefühle, die Entwickelung der Leidenſchaften zu ihrem Hauptgegenſtande: die lyriſche und dramatiſche Dichtungsart blühete auf. Als auch in allen möglichen Gattungen dieſer beiden, unübertrefliche Muſter da ſtanden: als jeder neue Dichter nur die Wahl hatte, wem er nachahmen, das heißt, neben wem er überſehen werden wollte, ſezte man an die Stelle der Phantaſie und des Gefühls einen Stoff, der eigentlich der Poeſie fremd iſt, den Witz, und die glänzende Periode der Griechiſchen Poeſie war geendet, — doch darum ſank die Kultur der Griechen noch nicht.

Die Poeſie war das zur Schwärmerei des Jünglings veredelte Träumen des Kindes; die Schwärmerei gieng in die ernſte Energie, die feſte Beſonnenheit des Mannes über. Als die ſingenden Muſen verſtummeten, erhoben die ſprechenden ihre Stimme und die bildenden griffen nach Meiſſel und Pinſel: an die Stelle der großen Dichter, traten große Redner, große Bildhauer und Maler.

Im Gefühl, daß ihm keine poetiſche Laufbahn mehr übrig ſey, in welcher er der erſte ſeyn konnte, verbrannte Plato ſein dichteriſches Jugendwerk und wurde der hinreiſſendſte, blühendſte Proſaiker Griechenlands. Zu gleich mit ihm, ſchrieb Xenophon ſeine Geſchichte; dann donnerte Demoſthenes ſeine zermalmenden Reden; dann ſpann Ariſtoteles die tiefſinnigſten Unterſuchungen zur lichteſten Helle u. ſ. w. Indeß iſt auch das Feld der Beredſamkeit beſchränkt. Auch auf dieſem ſtand endlich in jedem Fache ein unübertreffliches Muſter da, und nun artete Beredſamkeit in Redekünſtelei, Philoſophie in Sophiſterei aus, und als weder wahre Dichter noch Redner mehr da waren, kamen Kritiker und lehrten, wie man es anfangen müße, eins von beiden zu ſeyn, — ohne daß ihre Regeln jemals einen neuen Homer, Sophokles oder Demoſthenes zu bilden vermochten. Der Baum der Griechiſchen ſchönen Literatur hatte in den Dichtern ſeine Blüthen, in den Proſaikern ſeine Früchte getragen: nun rauſchte er noch eine Zeitlang mit ſeinen geruch- und geſchmackloſen Blättern, den Grammatiker und Kunſtrichtern fort. Endlich fielen auch dieſe ab und noch hat ihn kein neuer Lenz belebt. —

Die Römer eroberten ihre Cultur in Griechenland, wie ihren Reichthum in Afrika und Aſien. — Ihre ſchöne Literatur iſt nur eine Fortſetzung der Griechiſchen, in einer neuen, obwohl ſehr verwandten Sprache: daher ſteht ſie neben ihr wie ein zweiter Regenbogen, der die Farben des erſtern in umgekehrter Ordnung wiederſtralt. Aus der ſchon vollendeten und geſchloſſenen ſchönen Literatur der Griechen trugen die Römer in ihre Sprache zuerſt hinüber, weſſen ſie in ihrer Republik am erſten bedurften, das Drama, um das Volk zu vergnügen; die Beredſamkeit, um es zu regieren. Nach ihren großen Luſtſpieldichtern und Rednern kamen erſt ihre beſſern epiſchen und lyriſchen Dichter. Sie fanden einen Volksglauben, den die Griechiſchen Sänger ſchon abgenutzt hatten; ſie fanden eine Sprache, die mit der Helleniſchen ſehr nahe verwandt war, und in dieſer für jede Dichtungsart große Muſter. Es blieb ihnen alſo nichts übrig als nach zu ahmen, und ſehr bald zum lezten Nothbehelf der Dichter, zum Witze überzugehn. Sie hatten eben ſo frühe Satyriker als Odendichter. Zugleich mit dieſen wimmelten auch die Grammatiker und Kunſtrichter hervor; dieſen folgten nach einem kurzen Zwiſchenraume die großen Geſchichtſchreiber und — die Muſen verſtummten.

Viele Jahrhunderte verſtrichen Italien unter den ſchrecklichſten Zerrüttungen. Ein neuer Volksglaube bildete ſich; eine neue Nation, aus dem Zuſammenfluß von zwanzig verſchiedenen Völkern; eine neue Sprache: und nun erſchien endlich im 14ten Jahrhunderte der Italiäniſche Homer, Dante Alighieri. Wie jener unſterbliche Grieche, faßte er das Wunderbare in der religiöſen Vorſtellungsart ſeines Volkes, von allen Seiten zu ſeiner kühnen, wilden Schöpfung auf; benutzte ſeine Sprache in ihrem ganzen Umfange, und drückte ihr ein bleibendes Gepräge auf. Bald nach ihm kam der größte lyriſche Dichter Italiens, Petrarka, und unmittelbar nach dieſem der eleganteſte Proſaiker, Boccaccio: aber damit ſchloß ſich die ſchöne Litteratur der Italiäner noch nicht. Es gab noch eine Art des Wunderbaren in den Vorſtellungen des Volks, das Romantiſche, die Zauberer- und Feen-Welt. Die Nation ſah einen zweiten nicht kleinern epiſchen Dichter, der es benutzte: Arioſt. Durch die Vermiſchung beider Arten des Wunderbaren konnte eine dritte entſtehen: Taſſo ſchuf ſie und ſteht ſo groß neben ſeinen Vorbildern, als ſie, aber einen vierten der neben jenen genannt zu werden verdiente, hat Italien nicht, wahrſcheinlich, weil keine vierte Art des Wunderbaren möglich war. — Noch vor Taſſo kam der zweite muſterhafte Proſaiker, Macchiavell, und die Sprache war auf immer beſtimmt. Sie erſtarrte in ſo bleibenden Formen, daß mehrere trefliche Köpfe des achtzehnten Jahrhunderts, z.B. Maffei und Galliani, des unabänderlichen Phraſengeklingels ihrer Sprache überdrüßig, lieber Franzöſiſch ſchrieben.*)

Die Franzöſiſche Literatur ſteht zu der Italiäniſchen in eben dem Verhältniſſe, in dem die Römiſche zur Griechiſchen ſtand. Auch ihre Dichter fanden den Volksglauben ſchon erſchöpft; fanden in einer nahe verwandten Sprache ſchon Muſter für die

*) Eine Bemerkung die nicht mir gehört.

meiſten Dichtungsarten. Auch ihre ſchöne Periode begann alſo mit dem Drama, mit der Satyre und der Kritik; ja neben Corneille, Racine, Molliere und Boileau ſtanden auch ſchon die Redekünſtler Boſſuet, Fenelon u. a., und die Grammatiker drückten die Sprache früh in bleibende Formen. Das Wunderbare iſt in ihr nie mit Glück benutzt worden: ſelbſt Voltaire wird, wo er es verſucht, kalt, faſt lächerlich. Nur im Gebrauche des Witzes und in den Schilderungen für den Verſtand, iſt er groß. Nach ihm traten die großen Redner der Nation auf, Buffon, Rouſſeau, Raynal, oder vielmehr Diderot: und der rhetoriſche Sommer der Franzöſiſchen Literatur, die faſt keinen eignen poetiſchen Frühling gehabt hat, war geendiget.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich auch dem Gange der Spaniſchen und Engliſchen Literatur ſo folgen wollte. Das Angeführte, ob es gleich nur aus flüchtig, aus dem Gedächtniß hingeworfenen Zügen beſteht, und mancher Berichtigung in Nebenſachen bedürfen mag, reicht hin, wie ich glaube, zu folgenden Schlüßen zu berechtigen.

Nur ſo lange bringt eine Nation große Dichter hervor, als der Stoff der Poeſie nicht erſchöpft iſt, und ihr Organ, die Sprache, noch weiche Bildſamkeit beſitzt. Wurde das Wunderbare, für das ein Volk ſeiner Denkungsart nach, empfänglich iſt, von allen Seiten benutzt; iſt jede Leidenſchaft glücklich und wahr, ausgedrückt und gemalt worden; hat die poetiſche Sprache durch große Dichter eine bleibende Geſtalt erhalten, dann iſt ihr ſchönſtes poetiſches Zeitalter geendigt, obgleich ſie noch lange angenehme, nachahmende Dichter vom zweiten und dritten Range haben kann.

Sind keine neue Schöpfungen auf dem Gebiete der Dichtkunſt mehr möglich, ſo wird das Feld der Beredſamkeit angebaut; hat aber auch die Proſa in jedem ihrer Fächer ein unübertreſliches Muſter, — ſo hat die Literatur für die ganze übrige Dauer der Sprache ihre Früchte getragen, und ſtirbt allmälig ab. Jeder Verſuch, originell zu ſeyn, führt dann zur Abentheuerlichkeit.

Wenden wir dieſes auf die Deutſche Sprache an: doch ich werde mich ſehr hüten, es in meiner eignen Perſon zu thun. Nur einige Fragen will ich Ihnen in Folge des Geſagten vorlegen. Beantworten Sie ſie Selbſt und glauben Sie dann, was Ihnen gefällt.

In Rückſicht auf Poeſie:

Nachdem Klopſtock in ſeinem Meſſias das religiöſe Wunderbare, das unſerm Volksglauben nach der Reformation übrig war; nachdem Wieland, Gesner und andre, die romantiſche und mythologiſche Wunderwelt ſo benuzten, wie ſie thaten: iſt den künftigen Dichtern irgend ein Stoff dieſer Art übrig? Sollten etwa die gothiſch-unförmlichen Mythen des Nordens oder die Legenden ſehr brauchbar ſeyn?

Nach den lyriſchen Gedichten von Klopſtock, Ramler, Schiller, Bürger, Voß, Herder, Göthe, Hölty, Göckingk, Matthiſſon: ſind wohl noch viele neue Formen des Ausdrucks für die Gefühle zu hoffen?

Welches iſt überhaupt noch die Dichtungsart, in der wir nicht ein großes Muſter aufzuweiſen haben? Sollte das Schickſal ihrer ſchnell vergeſſenen Nachahmer, ſollten die elenden Spielereien mit äußern Formen, auf welche gewiſſe ſubordinirte Köpfe verfallen, um originell zu ſcheinen, nicht beweiſen, daß jene Muſter nicht nur groß, ſondern auch unübertrefflich ſind, und der Stoff der Dichtkunſt bei uns erſchöpft ſey?

Iſt es wohl wahrſcheinlich, daß die Nation, nachdem ſie ſo viele poetiſche Meiſterwerke erhalten hat, ſich jemals die Sprache, in der ſie geſchrieben wurden, werde nehmen laſſen? Wird es nicht vielmehr das höchſte Lob ſeyn, das man künftigen Dichtern geben wird, daß ſie ſich eben ſo ausdrückten, wie Göthe, Wieland, Klopſtock, Voß und Schiller?

In Rückſicht auf die Proſa hingegen:

Sollte es möglich ſeyn, noch energiſcher, als Leſſing, noch klarer, wohlklingender und eleganter, als Engel, noch würdevoller, als Herder, zu ſchreiben?

Welches ſind aber die großen Geſchichtſchreiber Deutſchlands? Haben wir in dieſem Fache ſchon Männer, die wir, um bei Schriftſtellern zu bleiben, die Sie kennen, einem Voltaire und Raynal, einem Hume oder Gibbon entgegen ſetzen können?

Noch einmal: ich überlaſſe es Ihnen Selbſt, dieſe Fragen für Sich zu beantworten. Ich bejahe oder verneine keine derſelben.

Acht und zwanzigſter Brief.

Gleichniſſe von Carolina Pichler, gebornen von Greiner.

> — — To dazzle let the Vain design!
> To raise the thought and touch the heart
> is thine! *)
>
> *Pope.*

Haben Sie irgend eine Freundin, mit der Sie jeden innigern, herzlichern Genuß zu theilen pflegen: laßen Sie ſie recht bald zu Sich bitten, und leſen Sie dies Büchelchen mit ihr; — aber bei verſchloßenen Thüren, daß keine jener äſthetiſchen Motten ſie ſtöre, die nur dem Schimmernden nachfliegen; keiner jener faden Geſellen, die nur nach dem Pikanten züngeln, und was nicht bizarr iſt, unſchmackhaft finden. In dem ganzen Werke iſt kein Streben nach Abentheuerlichkeit ſichtbar, und eben ſo wenig nach Witz. Lichter Verſtand und ein gefühlvolles Herz allein, ſprechen in ihm zum Verſtande und zum Herzen. —

---

*) „Zu blenden mag die Eitle verſuchen: den Geiſt zu veredlen, das Herz zu rühren iſt dein Talent.“

„Das Herz und immer das Herz! Iſt die fade Phraſe noch nicht abgenutzt genug?" hör' ich hier manche belletriſtiſche Renommiſtin rufen, — iſt ſie reizend und geiſtvoll, im Scherz; hat ſie aber mit ihren körperlichen Reizen auch alles Vermögen verloren, etwas anders als das Zwerchfell zu überwältigen, in bitterm Ernſte. — „Das Herz und immer das Herz! Witz brauchen wir, Witz und nicht jene ſüßliche-Plattheit!" ſtimmt ein Haufen elender Männlinge ein, die, in jeder Rückſicht unfähig, Gefühle zu erwecken und zu erwiedern, weil bey ihnen die linke Bruſt eine leere Hülſe geworden iſt, — die armen, armen Leute! — nicht leiden mögen, daß ſie bey andern mit Leben gefüllt ſey.

Könnt' ich mich entſchließen, den ewig kichernden Stutzern in dem Lachen das einzige Mittel verleiden zu wollen, durch das ſie ihr einziges Verdienſt, ihre — weißen Zähne enthüllen: — „Meine Herren, ſpräche ich zu den Leztern; Witz iſt ein köſtliches Gewürz, aber nur entnervte Schwächlinge kauen den ganzen Tag Pimento und Jngwer. Geſunde Magen haben es nur an nahrhafter Speiſe gern. Warum erinnern Sie durch Jhre Ausfälle gegen das Gefühl, unaufhörlich daran, daß Jhnen jede andre Rolle, als die eines bald flachen, bald hämiſchen Spaßmachers, mislang?"

Dürft' ich mich erkühnen, den Erſtern zu rathen: „Meine Damen, würd' ich ihnen zuflüſtern, hüten Sie Sich ja, daß man die Aeußerungen, mit denen ſie prunken, für etwas anders als eine kleine Ziererei anſehe! Nicht immer mit Unrecht, verachtet man das Frauenzimmer, dem das Gefühl eine Schwachheit ſcheint. Empfänglichkeit für zartere Empfindungen, iſt der höchſte, lieblichſte Schmuck der Weiblichkeit. Eine Frau welche dieſen verloren hat, iſt eine Blume die ihren Geruch ſchon verduftete, eine Schaumünze, deren Gepräge abgegriffen wurde, und die ſo zu ihrem unbedeutenden, materiellen Werthe hinabſank."

„Ja wohl lispeln hier zwanzig Empfinderinnen, und ſchlagen ihr durch Kunſt ſchwimmendes Auge mit einem Seufzer und einem pathetiſchen Kopfwiegen, voll Selbſtgefühl langſam auf. Soll ich auch zu dieſen reden? Nein! Jede Maske iſt mir verhaßt, aber die des Gefühles abſcheulich. — Wer dich verſichert, daß er ein ehrlicher Mann ſey, den kannſt du meiſtentheils ohne Unterſuchung für einen Schurken halten, ſagte Rocheſaucould, glaube ich. Das Frauenzimmer, kann man mit eben ſo vielem Rechte hinzuſetzen, das ihre Gefühle zur Schau trägt, und bei jedem faden Romane oder Gedichte, eine Zähre im Auge hat, iſt in der Regel eine boshaft, heimtückiſche Verläumderin, eine verrätheriſche Freundin, und wird, wenn ſie es noch nicht iſt, eine treuloſe Gattin, eine tyranniſche Hausfrau, eine liebloſe Mutter. Wie könnte es anders ſeyn? Das Heiligſte des Weibes iſt ihr ja ein Modezierrath, und irgend etwas außer ihrer Eitelkeit und ihren Begierden, ſollte noch Werth in ihren Augen haben? — Es iſt ſchön, leicht zur Thräne des innigen Gefühls bewegt werden zu können: aber das wahre Gefühl weiß dieſe Thräne zu verbergen. Wo man ſie erblickt, iſt man ſchon beinahe berechtigt, Verdacht zu ſchöpfen; wo mit ihr geprunkt wird, — Man kann ſchwerlich arg genug von dem Frauenzimmer denken, das dieſes thut! —

Doch ich kehre zu dem Buche zurück, das der Gegenſtand dieſes Briefes iſt, und freue mich, ihm das Zeugniß geben zu können, daß überall in demſelben wahres Gefühl ſpricht.

Frauenzimmer wie die Verfaßerin und Maria Mnioch, (deren „Zerſtreuete Blätter" ich Ihnen in meinem ſechsten Briefe anpries,) ſind die überzeugendſten, unwiderleglichſten Beweiſe, daß auch das ſchöne Geſchlecht durch eine literariſche Bildung außerordentlich gewinnen könne. Veredlung iſt die ſchönſte Frucht alles Wiſſens, und dieſe zu erndten, ſind ja Frauenzimmer, durch die zartere Bildſamkeit ihres Herzens, viel fähiger als der Mann. Hüten ſie ſich alſo nur, durch die Literatur von ihrer urſprünglichen Beſtimmung abgeleitet zu werden, aus ihrem Wiſſen einen Putzartikel zu machen, ſelbſt eine gelehrte Rolle ſpielen zu wollen, oder gar literariſche Cabalen an zu ſpinnen: Willkommen in den wiſſenſchaftlichen Hallen! Dreimal willkommen, wenn ſie ſelbſt das Wort nehmen wollen, ihrem Geſchlechte bildende Lehren zu geben! Ohne Zweifel werden ſie das unendlich beßer vermögen, als die meiſten Männer, die es verſuchen. Ueber gewiße Dinge, reden die beiden Geſchlechter kaum in verwandten Sprachen zu einander, und verſtehen ſich daher niemals ganz. —

Die Idee dieſes Buches iſt ſehr einfach und ihre Ausführung meiſtentheils vortreflich. Es enthält eine Gallerie von Wahrnehmungen aus der Natur; zu jeder ſtellt die Verfaßerin ein Gegenbild aus der moraliſchen Welt auf, und fügt eine kurze Nutzenwendung hinzu. So entſtand denn ein Werk — wie man es in dem zum voraus ſo berühmten, goldenem Jahre 2240 vielleicht zu einem Erbauungsbuche brauchen dürfte, — das wir aber vorjezt noch bloß aus einem äſthetiſchen Geſichtspunkte betrachten wollen.

Die Natur der Aufſäze bot der Verfaßerin kein ſehr weites Feld zur Entfaltung ihrer Talente dar, aber was in dieſer Gattung möglich war, hat ſie geleiſtet. Die Gegenſtände die ſie beſchreibt, ſind ſehr glücklich gewählt, mit Wahrheit geſchildert, mit innigem Gefühle und hellem, oft philoſophiſchem Geiſtesblick angewandt. Sie betrachtet zum Beiſpiel, die im Schatten wachſenden, kränkelnden Pflanzen, und jene, welche der Gärtner zur Entartung zwingt, um ſie zum leckerern Male der Lüſtlinge zu bereiten, und beklagt, bei jenen die Völker, die ihr erſtarrendes Clima auf immer zur Unmündigkeit des Geiſtes verurtheilt, bey dieſen ihre in den Harems Aſiens zu bloßen Spielwerken der Wolluſt und zur ewigen Beſchränktheit entwürdigten Schweſtern. — Sie beſchreibt, wie auf einem zuerſt nackten Steine eine Generation von Mooſen nach der andern verweſte, bis in ihrem Staube Gräschen bekleiben konnten; wie dieſe durch ihren Untergang den Boden für kräftigere Pflanzen bereiteten, deren zehnte Generation endlich im Verweſen die Erdlage ſtark genug macht, den weitſchattenden Fruchtbaum zu tragen, — und ſieht hier das treffende Gegenbild dazu, wie aus der ſinkenden Cultur Eines Volkes, immer wieder die kräftigere, ſchönere eines Andern empor ſteigt. Doch nicht jedes ihrer Gleichniſſe iſt von ſo cosmopolitiſchem Inhalte. Oft ſenkt ſie den Blick auf die häuslichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe ihres Geſchlechts, und dann ſind ihre Gefühle von der zarteſten Innigkeit. Nur einen Aufſatz will ich Ihnen abſchreiben, der Ihnen zugleich zeigen mag, wie anſpruchlos und gleichwohl edel, wie korrekt und dennoch ungezwungen leicht, ihr Styl iſt.

Der Schmetterling.

„Da hängt ſie ſterbend über ihren neugebornen Kindern, die zärtliche Mutter! Ihr Tod ward Jener Leben. Kaum dem dumpfen Raupenſtande entſchlüpft, kaum zu ſchöneren Genüſſen und einem freieren Daſeyn erwacht, folgt ſie gehorſam dem Rufe der Natur, entſagt dem lieblichen Herumſchwärmen in der Welt der Blumen und Gerüche, ſucht einen Gatten, und ſchenkt ihren Kindern in ihrem letzten Hauche das Leben. Sorgſam legte ſie die Eier in eine Spalte der Rinde, ſtreifte ihr eigenes wolligtes Gewand ab, um es ihnen zum Schutz gegen die Winterkälte zu geben, und verging dann in ſüßen Empfindungen von Aufopferung und Liebe, über ihrem Neſte, dem ſie alles, ſo gar einen Theil ihrer ſelbſt, gegeben hatte.“

„Sieh hier, o Mädchen, ein Bild wahrer Liebe und Zärtlichkeit, wie ſie eigentlich deinem Geſchlechte geziemt. Auch Weiber können ſtark und innig lieben, auch in den zarteren Seelen des ſchwächern Geſchlechtes entſtehen mächtige Leidenſchaften; aber ſie müßen in ihren Aeußerungen und Folgen immer den Charakter des Geſchlechts tragen, und nie bis zu dem Ungeſtüm der Männer emporſchwellen. Glaube nicht, daß jene ſtürmiſchen Leidenſchaften, wie manche Romane und Theaterſtücke ſie nur zu reizend ſchildern, wahre Liebe ſeyen; jene unbändigen Triebe, die keine Schranken, kein Verhältniß achten, verletzte Pflichten durch Trugſchlüße entſchuldigen, und Unſchuld und Ehre im Rauſche der Sinnlichkeit hinzuopfern, für ein verzeihliches, ja, oft für ein liebenswürdiges Vergehen halten. Solche Flammen mögen dichteriſch ſchön ſeyn, ſittlich ſchön ſind ſie gewiß nicht, und noch viel weniger wahrhaft weiblich; auch machen ſie den Geliebten nicht glücklicher und das Weib, ſelbſt in ſeinen Augen, nicht liebenswürdig. — — Der ſterbende Schmetterling lehre dich wahre Frauenliebe. Sie iſt das ſtille Hingeben eines zärtlichen Herzens, das nur lebt, um den geliebten Gegenſtand glücklich zu machen, und es nicht achtet, wenn es in

Ausübung ſeiner Pflichten ſich ſelbſt verzehrt. Sie iſt eine ſanfte Glut, die wohlthätig wärmt, nie verheerend lodert. Unglück und Hinderniſſe erhöhen ſie, ohne ſie je ſtürmiſch zu machen, und ſelbſt in ihrer höchſten Stärke, unter dem Drange der Leiden, wie in den Augenblicken des größten Entzückens, verträgt ſie ſich mit jeder Tugend, jeder ſittlichen Grazie, ehrt jedes Verhältniß, hört den leiſen Ruf der Pflicht und opfert ſich willig ſelbſt auf, wenn ſie im Kampfe für ſie, nicht mehr beſtehen kann."

Hin und wieder fühlt man ſich zwar gezwungen, zu wünſchen, daß die Verfaſſerin ihre Anwendungen mehr zuſammengedrängt, und mit künſtleriſcherem Rückblicke die Gegenbilder dem Vorbilde mehr angepaßt hätte; — aber was ſie zu viel giebt, iſt meiſtentheils ſo wahr und ſchön: man geſteht, es wäre ein Verluſt, wenn ſie es weggeſchnitten hätte.

Helvetiſcher Almanach für 1801.

Ein treffliches Büchelchen! Alles iſt an demſelben mit Geſchmack und Einſicht gewählt und doch zugleich ſo zweckmäßig nützlich, daß es allen andern Almanachen zum Muſter empfohlen zu werden verdient.

Dem eigentlichen bloßen Nutzen, bietet es außer dem Kalender, eine Helvetiſche politiſche Chronik vom November 99 bis zum Aug. 1800. ein Verzeichniß von den Beamten der Republik und eine ziemlich reiche Anzeige von kürzlich vollendeten Kunſtwerken an: aber auch der mehr zum Vergnügen beſtimmte Theil ſeines Inhalts iſt ſo einſichtsvoll gewählt, daß er dieſen Almanach den Helvetiern nützlich und dem Auslande ſehr intereſſant machen muß.

Zuerſt die Kupfer. Keine Lukretia unter ihren Mägden; keine Schlacht- oder Romanen-Scenen, keine Karrikaturen! Jede Platte iſt dazu beſtimmt, irgend etwas Charakteriſtiſches aus der Schweiz, bekannt zu machen. Sie finden hier Helvetiſche Landleute mit ihrer National-Phyſiognomie und Tracht; ſchöne Schweizer-Gegenden; ein Paar Helvetiſche ländliche Wohnhäuſer, und ein Kärtchen von dem Biſthum Baſel. Am intereſſanteſten gedacht und am beſten gelungen, iſt das Titel-Kupfer, auf dem ein glücklicher Helvetiſcher Landmann mit drei Gevattern und ſeinen fünf ältern Kindern eben aus ſeinem Hauſe tritt, um das ſechſte zur Taufe in die Kirche zu begleiten, indeß die Wöchnerinn dem Zuge aus dem Fenſter ſorgſam nachſpäht. Die Erklärung der Kupfer erhöht noch den Werth derſelben, da ſie mit Geiſt geſchrieben iſt.

Der erſte zum belehrenden Vergnügen beſtimmte Aufſatz, iſt der Anfang einer kurzen, aber gut geſchriebenen Geſchichte des Krieges, durch welchen der Kanton Appenzell ſich Freiheit errang. Sie iſt in einem markigen, kraftvollen Style abgefaßt, der ohne Affektation ſo treuherzig einfach ſpricht, wie die Thaten muthiger Bauren erzählt werden mußten.

Dann folgt eine intereſſante Skizze der Helvetiſchen Revolution, bis zur völligen Umgeſtaltung der Conſtitution durch die Franzoſen; dann folgen

Gedichte, von denen die ganze eine Hälfte, — erſtaunen Sie! — ſehr gut gelungen iſt; aber erſtaunen Sie nicht zu ſehr! dieſe Hälfte beſteht aus einem einzigen. Auch hier zeigte der Herausgeber ſeine einſichtsvolle Beſcheidenheit. Jezt, da die lyriſchen Gedichte von allen Seiten ſo üppig hervorſchießen, wie das Gras auf einer fetten

Wieſe, iſt nichts leichter als ein Paar hundert zuſammen zu bringen: aber freilich ſind die meiſten ſolcher Sammlungen in der Regel nichts weiter, als Herbarien voll Gänſeblümchen, unter die ſich nur dann und wann zufällig ein einzelnes Veilchen verirrt. Wenn die lyriſchen Dichtungen dem Publikum nicht auf immer zum Ekel werden ſollen, müßen die Herren Sammler ſich entſchließen, ſchärfer in ihren Urtheilen zu werden, und ſparſamer in ihren Spenden: — ſollte die poetiſch lallende Jugend auch dahin gebracht werden, ihre Liederchen ſelbſt auf den Gaſſen her zu leiern. Ein Paar vortrefliche Gedichte ſind ſchon allein hinlänglich, einem Taſchenbuche Werth zu geben, und werden gewiß mit großem Genuß und Bedacht geleſen werden: ein Hundert ſättigt beym erſten Anblick ſo ſehr, daß man gar nicht zulangen mag.

Die beiden Gedichte dieſes Almanachs ſind nicht Helvetiſchen Urſprungs, ſondern von Nordländern ihrer lieben Schweiz, die ſie als ein zweites Vaterland anſehen lernten, zum Troſt geſungen.

Das erſte gehört der liederreichen Dänin Friederike Brun, die im Genuße eines faſt fürſtlichen Reichthums, ihre Jugendfreundinnen, die Muſen, nicht vergißt. Manches liebliche Lied iſt ihr ſchon gelungen, auch diesmal ſind in dem poetiſchen Gruße, den ſie dem erſten Sonnenſtral nach langer Winternacht entgegen ruft, ſehr wohlklingende Verſe, nur ſind die Gedanken oft all zu kühn und nicht gehörig erwogen. So frägt ſie z. B. den Sonnenſtral, ob er daher komme,

Wo vom Altar der Natur
In der leichten Gemſe Spur
Reine Urſprungsquellen rinnen?

Was iſt ein Urſprungsquell? Jeder Quell iſt ja ein Urſprung? Und wie kann er in der Spur einer Gemſe rinnen? — Oder, fährt ſie fort,

Wo auf linden Wieſenmatten
Schnitterinnen dich zu Tanzen laden.

Einen Sonnenſtral zum Tanz auffordern? Nein! Die Schnitterinnen ſind freilich Mädchen, und Mädchen haben oft ſehr poetiſche Launen, aber das möchten ſie denn doch wohl ſchwerlich thun. Weiter unten glaubt ſie von dem Stral die Antwort zu vernehmen:

Hoch aus meines Aethers Bläue
Sah' ich Alles! -- Ach! die Reihe

Blutiger Jahrzehnden zog
Unter mir dahin —

Unter dem erſten Sonnenſtral nach langer Winternacht? Ey, ey!

Das zweite Gedicht, Blick in das künftige Jahrhundert iſt von Carl Graß, einem Liefländer. Seine Verſe haben nicht den lieblichen weichen Sylbenfall des erſtern Gedichts, aber ſie ſind kraftvoll und correkt, und die Gedanken, die ſie ausdrücken, von männlicher Würde. Sehr gelungen ſcheinen mir folgende Stellen:

Wohl zagt an des Gewohnten Schranken
Der ſchwache Menſch, wenn Pfeiler wanken,
Woran er trauend lang geruht:
Doch mitten aus des Wechſels Wellen
Erhebt ihn, wie die Fluten ſchwellen,
Erhöhte Kraft, erhöhter Muth.

— — — — — — — —
— — — — — — —

Geordnet drehn im ewgen Kreiſe
Die Dinge und der Dinge Gleiſe;
Ernſt waltet die Nothwendigkeit.
Des Sturmes Flügel trägt die Keime
Der Zukunft durch getrennte Räume:
Beim Wechſel reift die Saat der Zeit.

Genetzet zwar von manchen Thränen
Steigt ſie empor, und Furcht und Sehnen
Wiegt ihre Aehren her und hin.
Doch endlich wird ſie Früchte tragen;
Es reift die Glut von Leidenstagen
Der Erndte reicheren Gewinn.

Etwas rauh ſcheint mir aber der Schluß:

Was zittern wir, ob Wetter fliegen,
Und große Völkerſtröme wiegen! (?)
Gedeiht der Menſch am Trägheitsſumpf?
Es folgt dem Sturme ſüßre Stille,
Aus Leiden blüht der Kräfte Fülle,
Aus Wahrheitsläſterung ihr Triumph!

Obgleich dieſes Gedicht, ſo viel ich weiß, das erſte iſt, dem Graß beym Drucke ſeinen Namen unterſchrieb, iſt er doch dem geſchmackvollern Publikum keine neue Bekanntſchaft. Noch jetzt habe ich Leſer der Schillerſchen Thalia z. B. mit warmen Beifalle von einem im Jahrg. 91. jener Zeitſchrift erſchienenen Gedicht, der Rheinfall, ſprechen hören: auch dieſes iſt von Graß, ſo wie manches andre, das man bald dieſem, bald jenem unſerer vorzüglichen Dichter zuſchrieb.

Graß iſt ein junger Gelehrter, der aber in ſeinem Vaterlande ein ſehr einträgliches Amt ausſchlug, um nach der Schweiz noch einmal zurück zu kehren, und dort ſeiner Lieblingskunſt, der Malerei, zu leben. Er iſt in dieſer noch vorzüglicher als in der Dichtkunſt, aber er beobachtet in ihr ein eben ſo ſtrenges Incognito. Wenn er einmal hervortrit: alles müßte mich trügen, oder das Publikum wird einen Meiſter begrüßen.

Neun und zwanzigſter Brief.

The winged courser, like a generous
horse,
Shows most true mettle when you check
his course*).

Pope.

Hat eine Nation nur einzelne Dichter, ſo kann man faſt ohne Unterſuchung annehmen, daß ſie, wenn auch nicht in der äuſſern Form ihrer Gedichte, doch in Rückſicht des Inhaltes derſelben, vortreflich ſind. Von keinem Beiſpiele verleitet, wagen ſie das Ungewöhnliche des Dichtens nur, weil ſie ihrem Hange nicht widerſtehen können und ihre Produkte ſind daher in der Regel Ausbrüche des wahren Genies. Zählt ein Volk ſeine Dichter nach Dutzenden, ſo kann man ſicher ſeyn, daß kaum der vierte Theil derſelben gute ſeyen, die Hälfte aber aus abgeſchmackten Reimern oder Sylbenzählern beſtehe. Das Dichten hat angefangen, eine Kunſt zu werden, und nie ſind die Stümper elender und abentheuerlicher, als wenn man erſt damit beſchäftigt iſt, Regeln für eine Kunſt zu ſuchen. Giebt es hingegen, wie jezt in Deutſchland, Hunderte von Dichtern, ſo iſt man zwar immer noch ſehr nachſichtig, wenn man zugeſteht, daß es zehn oder zwölf vortrefliche, und etwa doppelt ſo viel gute unter ihnen gebe, aber der ganz ſchlechten pflegen auch nicht mehr zu ſeyn. Die wichtigſten Regeln ſind ſchon ſo feſt beſtimmt, ſo allgemein bekannt, daß nur ganz Unwiſſende, oder verwahrloſte Köpfe, die durch Abentheuerlichkeit originel ſcheinen wollen, ſich gegen ſie verſündigen können. Die Sprache hat ſchon einen ſolchen Reichthum an poetiſchen Bildern und Phraſen: es iſt faſt ſo leicht, ein leidliches Gedicht zu machen, als Domino zu ſpielen. Man paßt die fertigen Kärtchen nach der Vorſchrift zu einer beliebigen Geſtalt zuſammen, das iſt's Alles.

---

*) Der Hippogryph, gleich einem edeln Roſſe, zeigt das meiſte Feuer, wenn man ſeinen Ungeſtüm zurückhält.

Die vorzüglichen Dichter dieſer Periode ſind in jedem Sinne vortreflich, und daher der Unſterblichkeit gewiß: aber nur durch einſichtsvolle Kritik und die äußerſte Strenge gegen ſich ſelbſt, konnten ſie werden, was ſie ſind. Wer die erſte nicht beſitzt, oder wem der Muth zur letztern fehlt, der läuft Gefahr, ſollte er auch wirklich einige Talente beſitzen, durch die Leichtigkeit des Verſelns ſelbſt, — mit ſeinem poetiſchen Schifflein auf die Sandbank der Mittelmäßigkeit geführt und dort ſchnell von den Wogen der Zeit verſchlungen zu werden, ein Schauſpiel das wir täglich vor Augen haben. Wie viele Wracke kämpfen nicht eben jetzt bey uns mit den lezten Brettern gegen die Flut! Hier ſinkt eine Schaar von Plattſchiffen, die noch eben mit buntfarbigen Wimpeln luſtig daher fuhren: ſie hießen Gedichte von Sophie Albrecht, — Philippine Gatterer, — Carl Reinhard ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc. Da taucht eine Markt-Schuyte, mit Gemüſen aller Art befrachtet unter; ſie hieß: Gedichte vom Prediger Schmidt. Da berſtet eine Raubgaleere, die nur durch Rudern aus der Stelle zu bringen war; ſie berſtet und Engliſcher, Spaniſcher und Italiäniſcher Plunder ſchwimmt ruhig den Küſten wieder zu, an denen er geſtohlen wurde Ein einzelnes Brett ſchaukelt noch einen Augenblick mit der Inſchrift: Gedichte von Auguſt Schlegel. —

Bey der poetiſchen Ausbildung unſrer Sprache iſt es in Deutſchland wirklich ſo weit gekommen, daß verſeln zu können, faſt für einen nothwendigen Theil einer anſtändigen Erziehung gilt. Kein Wunder alſo, daß man beinah in jedem Städtchen ein Paar Leute findet, die in ihrem Zirkel Dichter oder Dichterinnen genannt werden, und vergeſſen ſind, ſo bald ſie aufhören, ihre poetiſchen Schellen zu ſchütteln. Wer ihrer noch am längſten gedenkt, iſt der Buchhändler, den ſie verleiteten, eine Summe an die Sammlung ihrer Verſeleien zu verſchwenden. Es iſt wahrſcheinlich nicht zu viel geſagt, wenn ich behaupte, daß Deutſchland ſchon ein Paar hundert ſolcher Sammlungen beſitzt, von denen die meiſten, ſollten ſie auch nicht, nach dem Engliſchen Ausdruck, todtgebohren von der Preſſe gefallen ſeyn, doch nach Jahr und Tag als uralt betrachtet werden. Was ſoll man aber auch mit Dingen anfangen, die grade nicht ſchlecht genug ſind, um des Spaßes wegen aufbehalten zu werden, und nicht gut oder auch nur neu genug, um ſie mehr als einmal in die Hand zu nehmen? Der große Hauſe vorzüglich unſrer lyriſchen Dichter, hat wie die Kalmükken, nur Eine Physiognomie. Wer die Stumpfnaſe und das fade Lächeln des einen Geſichtchens betrachtet hat, der hat ſie alle geſehn, ſo ſehr auch manche den Mund verzerren, um doch etwas Ausgezeichnetes zu haben. In allen ihren Gedichten findet man dieſelben Phraſen, Wendungen und Bilder wieder. Sie erſcheinen, werden von Freunden preiſend angezeigt und dann läßt man ſie auf ihrem Werth oder Unwerth im Buchladen ruhen, und thut recht daran.

Nach dieſem Eingange erwarten Sie wahrſcheinlich, daß ich Ihnen recht viel Böſes von der vorliegenden Sammlung ſagen werde. Sie irren Sich! Freilich ſind viele Gedichte derſelben auch nur ein Spiel mit den courſirenden Bildern und Phraſen, aber da Hr. Müchler ein Mann von Geiſt iſt, einen oft ſehr treffenden Witz, reges Gefühl und lebhafte Phantaſie beſitzt, und ſeine Verſe fließend und leicht ſind: haben auch viele der unbedeutendern Produkte in dieſer Sammlung irgend einen intereſſanten Zug, irgend eine ſchöne Wendung, die ſie mit Vergnügen leſen laſſen. Der einzige Vorwurf, den man dem Verfaſſer machen kann, iſt, daß er mit zu viel väterlicher Liebe ſammlete und feilte. Er wollte alle, alle ſeine geliebten Kinder in den Tempel der Unſterblichkeit führen, und ſo entſtand ein buntes Gewimmel von Würdigen und Unwürdigen, in dem weniger Parteiloſe, auch die beſten leicht überſehn. Ich kann Ihnen die ganze Sammlung nicht treuer charakteriſiren, als wenn ich Ihnen ein Paar Gedichte herſetze.

An die Nachtigall.

Schweig, Nachtigall, ſchweig, kleine Heuchlerin,
Was ſoll dies Lied zu deinem frohen Sinn?
Dir lacht das Glück, dein ſchönſter Frühling blüht:
O, leih' es mir, dies ſüße Klagelied!

Im ſtillen Hayn, auf blumenreicher Flur,
Lebſt du beglückt, du Zögling der Natur.
Du wohnſt, wohin die Phantaſie dich zieht;
Dein Amt iſt Liebe, deine Pflicht ein Lied!

Nicht wahr, es iſt eine anakreontiſchliebliche Tändelei? Aber nun leſen Sie es noch einmal, und zwar nach der erſten, folgende Strophe:

Für mich allein ziemt ſich dein ſanfter Schmerz;
Denn ach! ich lieb' ein hartes Mädchenherz,
Ich' ſeufz' umſonſt in ewig neuem Harm;
Scheu, wie ein Reh, ſlieht Minna meinem Arm.

Nach der zweiten aber:

Wir aber, wir, die Geiz und Ehrſucht drückt
Und Liebe quält, ſind ſelten ganz beglückt,
Auch ich ſeufz' izt nach meinem Mädchen hin:
O, weine mit, geliebte Sängerin.

Dünkt Ihnen das Gedicht nun nicht eine platte Reimelei? Das iſt es nicht: es iſt nur ein Edelſtein, den das Schleifrad des Künſtlers noch nicht von ſeinem angebohrnen Kieſe entkleidet hat.

Folgendes Lied ſang Herr Müchler dem Preußiſchen Heere 1790, beinah mit Ramlers Geiſt und Gedrängtheit, nach:

Auf! — Auf! — Es tönt der Schlachtgeſang! Der Riegel
am Janustempel klirrt, ſein Thor
erbebt; es öffnen ſich die eh'rnen Flügel,
Bellona tritt hervor!

Wem winket ſie mit goldgeſchmücktem Speere,
wen ſchüzt ihr Panzer, deckt ihr Schild? —

Euch ruft ſie laut, Euch, unbeſiegte Heere,
ins ferne Schlachtgefild.

So zieht denn hin! In blutigen Gefechten
winkt (? ſtralt) Euch des Nachruhms Sonnenglanz;
ſeht, Eure Weiber, Eure Bräute *) flechten
Euch ſchon den Lorbeerkranz!

Kein Auge ſchwimmt in weibiſchfeigen Zähren,
„geh, Sohn!“ ſpricht jede Mutter kühn:
„und kannſt du nicht wie Heinrich wiederkehren,
„ſo ſtirb — ſtirb — wie Schwerin!“

Triumph, Ihr ſiegt! — Im wilden Schlachtgetümmel
iſt Friedrich Wilhelm Euer Schild;
Er iſt (zieht) voran, und über Euch am Himmel
glänzt Friedrichs Sternenbild! —

Aber im Buche hat das Gedicht folgende dritte und fünfte Strophe, die den ganzen Eindruck vernichten:

So zieht dann hin, trozbietend den Gefahren,
womit des Feindes Stolz Euch droht,
und rächt noch ſpät an jener Krieger Schaaren
gefallner Helden Tod.

Sieg oder Tod! — Bahnt Euch den Pfad durch Leichen
wo Feindes-Blut in Strömen rollt;

---

*) Vielleicht beſſer: — „treue Weiber, holde Bräute.“

doch wann ihr ſiegt, laßt Euer Herz erweichen
wie Guelfe Leopold!" —

Wie geſagt, dieſe beiden Gedichte können zum Wahrzeichen der ganzen Sammlung dienen. Wie in jenen die ſchönen Strophen, überflüßige ſchlechte verunſtalten, wird in dieſer die große Menge mittelmäßiger Gedichte das Publikum gegen die vorzüglichen gleichgültig machen. Hätte Herr Müchler nach ſtrenger Auswahl und Feile, zehn oder zwölf Bogen gegeben, ſo wäre ſein dichteriſcher Ruf gegründet; — jetzt wird der größte Theil der Leſer über die beiden Bände, trotz ihrer ausgezeichneten Eleganz, die Achſel zucken, und er wird dieſe Ungerechtigkeit ſelbſt verſchuldet haben. Er beſitzt vorzügliche Talente, aber er hat nicht wegſtreichen gelernt.

Am beſten gelungen ſind ihm einige Geſänge, ein Paar Loblieder auf Farben, und einige Fabeln; — am unintereſſanteſten ſind die Gelegenheits-Gedichte und Impromptus, die er bald an Gönner, bald an Verwandte, an eine Geliebte, oder an Schauſpielerinnen machte. Obgleich faſt keins derſelben ganz ſchlecht iſt, ſo haben doch nur ein Paar derſelben für andre, als den Sänger und die Beſungenen, Intereſſe. — Soll man überhaupt Gelegenheits-Gedichte, die Glück machten, aufbehalten? Die es im Allgemeinen bejahen, mögen ſich aus dem Schickſal der meiſten neuern Sammlungen dieſer Art, Belehrung holen. und verdienen förmlich dazu verdammt zu werden, alles zu leſen, was in dieſer Gattung erſcheint. Die es gradezu verneinen, vergeſſen, daß von Pindars Oden an, die meiſten vortreflichen lyriſchen Poeſien, nichts anders waren, als Gelegenheits-Gedichte.

Ich glaube es iſt mit dieſen Gedichten, wie mit den ſchönen Frauen. Die eine iſt ſchön durch das geſchmackvolle Enſemble ihres Putzes, oder durch eine gewiſſe Stimmung, die für den Augenblick ihre Wangen röthet und ihr Auge funkeln macht: wir wollen uns des lieblichen Anblicks freuen, wir wollen ihr unſre Bewunderung bezeigen u. ſ. w. aber wenn ein Künſtler ſich eine Hebe- oder Venus-Statue zum Denkmal aufſtellen will, thut er doch wohl am beſten, die Geſtalt ſolcher Frauenzimmer der Bewundrung zu weihen, die auch im Nachtgewande, oder im Bade ſchön ſind, — ſollten ſie ſich auch im Gallaputze etwas linkiſch ausnehmen. Jeder Einfall, jedes Gedicht, deſſen Reize nur in Anſpielungen auf gewiſſe Umſtände liegen, lege man ruhig bey Seite, wenn ſie ihre augenblickliche Wirkung gethan haben. Nur ſolche hebe man auf, die einen allgemeinen poetiſchen Sinn haben, ſollten ſie auch für die Gelegenheit, die ſie veranlaßte, nicht ſehr paſſend und glücklich geweſen ſeyn. Ich möchte alles darauf wetten, daß Pindars erhabenſte Siegerode, nicht halb ſo lebhafte und allgemeine Senſation gemacht hat, als manches Bouquet pour Iris; aber wenn dieſes heute in allen Geſellſchaften ertönt, iſt es morgen ſchon vergeſſen, und jene bewundert man nach Jahrtauſenden noch.

Hier haben Sie einen Beleg zu meiner Behauptung aus unſerm Dichter ſelbſt.

Amor an Juliette.

Nimm meine ganze Rüſtung hin!
Seit ich in dem Beſitz von deinem Bildniß bin,
Hab' ich ein Mittelchen gefunden
Die Herzen ſichrer zu verwunden.

An —, als eine Schneeflocke auf ihren Buſen fiel

Ein Flöckchen Schnee, ſtolz auf die ſeltne Ehre
Daß nichts ihm gleich an zarter Weiſſe wäre,
Sank gaukelnd hin, auf deines Buſens Höh'n,
Allein voll Schaam, ſich ſo beſiegt zu ſehn,
Zerfloß es ſchnell in eine — Zähre.

Das erſte ſcheint Ihnen gewiß, ſo gut wie mir, eine Fadaiſe, da wir nicht erfahren, wie Amor zum Beſitz von J 's Bildniß kommt; das lezte, troz der unterſtrichenen ſchwachen Stellen, ein niedlicher, eigentlich entlehnter, Concetto, den man gern behält. Denken Sie Sich aber irgend einen beſondern Umſtand, der gewiß vorhanden war, und auf den ſich das erſte bezog, ſo müßte es viel mehr Wirkung thun, als das lezte, das man in jedem Winter zu hunderttauſend Frauenzimmern mit gleichem Rechte ſagen kann. —

Mit welcher ungemeßnen Vorliebe Herr Mächler auf ſeine Gedichte hinſieht, mag Ihnen unter andern auch die Aufnahme folgenden platten Scharfſpaßes zeigen:

In einen Kalender.

Es wird zwar ſelten wahr, was in Kalendern
Die Wetterkündiger ſo dreiſt uns prophezeihn,

Doch was dir dieſer ſagt, trift auf ein Härchen ein:
mein treues Herz wird Zeit und Tod nicht ändern.

Von der Nachläßigkeit in Ausdruck und Gedanken, welche auch die beſſern entſtellt, ſey Ihnen folgendes ein Beweis:

An eine Ausländerin.

Es iſt die ganze Welt dein Vaterland;
Du kannſt dir eins nach *freier Willkühr* wählen,
Dir geben Schönheit, Tugend und Verſtand
Das Bürgerrecht *in allen* ſchönen Seelen.

Giebt es auch eine nicht freie Willkühr? Und was iſt das Bürgerrecht *in einer Seele*? Damit Sie aber nicht eine zu nachtheilige Vorſtellung von dieſer Sammlung erhalten, will ich mit einer ſehr gelungenen Fabel aus derſelben, ſchließen:

Der Affe.

Ein Affe ſteckt' einſt einen Hayn
von Zedern Nachts in Brand,
und freute ſich dann ungemein,
als er's ſo helle fand,
„Kommt, Brüder, ſeht, was ich vermag,
ich, ich verwandle Nacht in Tag.

Die Brüder kamen, groß und klein,
bewunderten den Glanz,
und alle fiengen an zu ſchrein:
„Hoch lebe Bruder Hans!
Hans Affe iſt des Nachruhms werth,
er hat die Gegend *aufgeklärt*!“

Nachſchrift. Von einer ſchönen Handlung zu ſprechen, iſt überall der rechte Ort: ich mache mir alſo kein Bedenken die lezten Seiten dieſes Briefes zu der Erzählung einer ſehr denkwürdigen an zu wenden.

Die Clique von denen ich Ihnen ſo mancherlei mittheilen muſte, war endlich in einen wahrhaſt bejammernswürdigen Zuſtand gerathen. Nachdem die Jenaer Lit. Zeitung ſich von ihr geſäubert, und der Herausgeber der Allgem. deutſchen Bibliothek die Schleichwege entdeckt und verſtopft hatte, auf welchen ſie vortheilhafte Recenſionen ihrer elendeſten Producte in dies Werk ſtahl, nachdem das Spottgelächter aller Vernünftigen im Publikum, ſie gezwungen hatte, eine ihrer eigenen Storcherbühnen nach der andern ab zu brechen, war ſie für eine Zeitlang völlig darauf reducirt, ihren Züchtigern in anonymen Schmähſchriften *) wehe thun zu wollen. Dieſe klägliche Lage rührte das Herz eines Redaktores, von der Erlanger Lit. Zeitung ſo ſehr, daß er ſich entſchloß ſein Inſtitut in ein Spittel zu verwandeln und ſie darin auf zu nehmen. Wunderbar hat ſie dieſer Sonnenſtral des Glückes erquickt. Mit der liebenswürdigen Zuverſicht, welche die Großmuth ihres neuen Beſchützers verdient, überläßt ſie ſich auch hier ihrer hyperboreiſchen Natur, und hat ſchon eine lange lobpreiſende Anzeige der Ehrenpforte für Kotzebue ausgehen laßen, einer ſo gemeinen Schmähſchrift, daß eine andre wichtigere Zeitung nicht einmal ihr Intelligenzblatt, ſagt man, durch die Anzeige derſelben entehren wollte. . . Leider iſt aber dem Lobredner das gewöhnliche Schickſal ſeiner Genoßen wiederfahren: er hat gefahſelt und nichts gezeigt, als daß er weder zu loben, noch ſo gar zu ſchreiben

---

*) Mit der gewöhnlichen Schlauheit der Köpfe dieſer Art, wollen dieſe Menſchen die Schläge die ſie empfangen, dadurch entkräften, daß ſie ſie Beleidigten zuſchreiben. Ja doch, Männchen, züchtiget man euch nur, weil ihr vorſätzlich beleidigtet. Unſchädliche [illegible] mögen zu Tauſenden hinflattern, man ſieht ihnen kaum nach; aber wo ſich ein Weſpenneſt anlegt.

---

bricht man es ab. Hättet ihr euch begnügt, eure ſchlechten Bücher zu machen: je nun, das iſt die Sache eurer Verleger! Aber um euch auszuzeichnen, unterfangt ihr euch, Männer zu verhöhnen, zu deren Knieen ihr nicht langet, wenn ihr auf den Zehen ſteht. Wieland, Herder, Engel, Iffland, Böttiger, Kotzebue. — Darum, Männlein, darum!

verſtehe. Er verſichert, daß jene Scharteke ein bleibendes Vorbild und Muſter ſey; daß ſie ſich durch die teutſche Leſewelt ſelbſt offne Bahn machen werde, (freilich wohl, denn ſolchen moraliſchen Miſtkarren geht jedermann von ſelbſt aus dem Wege.) — Daß die Kunſt des Verfaſſers ſich zu einer neuen Potenz (Potence etwa? Seinen Namen daran zu ſchlagen, fand er doch nicht für gut. —) erhoben habe, und daß ein Bänkelſängerlied, in welchem aus Kirgiſen, Quergiſen, aus Koſaken, Klozakken, aus Tſcheremiſſen, Zähregiſſen, aus Samojeden, Dummojeden u. ſ. w. gemacht, kurz wahre Schulknaben-Witzelei getrieben wird, in der Literatur unſterblich ſeyn werde. —

Es wäre wirklich zu bedauren, wenn die Menſchenfreundlichkeit des Herrn Redakteurs jener Zeitung, ſie zu Grunde richtete. Man behauptet mit Beſtimmtheit, die Aufnahme jener Recenſion ſey es geweſen, was Herrn Hofrath Meuſel bewogen habe, ſeinen Antheil an der Redaktion der Zeitung aufzugeben und ihr mithin alles zu rauben, was ihr noch einige Autorität ließ.

Dreißigſter Brief.

Oſter-Taſchenbuch von Weimar auf 1801, herausgegeben von Seckendorf.

Termin wenigſtens hält Herr von Seckendorf. Mit dem Oſterfeſte war auch ſeine Oſtergabe da. „Aber vielleicht iſt ſie darnach! Die ſchnelleſten Arbeiter pflegen ſelten die vorzüglichſten zu ſeyn." Sie thun ihm Unrecht, meine Freundin! Es iſt wahr, die Beſchaffenheit des Neujahr-Taſchenbuches berechtigte nur zu ſehr geringen Erwartungen: aber das vorliegende iſt gut ausgefallen. Es enthält nur ein Paar ganz elende Sachen; die meiſten ſind nicht übel, und einige vortrefflich. Der Herausgeber hat in dieſer Lieferung das Prognoſtikon, das ich ſeiner Unternehmung ſtellte, wenigſtens für ein Vierteljahr, glücklich widerlegt.

Den Anfang machen neun lyriſche Gedichte und eine poetiſche Anekdote, von Herder.

Es giebt eine Menge ſeichte Köpfe, die man nur zu nennen braucht, um uns ſogleich an ihre mittelmäßigen Poeſien zu erinnern. Von Herdern beſitzen wir eine Reihe vortreflicher Gedichte, gleichwohl ſpricht man ſeinen Namen unzähligemal aus, ohne daran zu denken, daß er wirklicher Dichter ſey. Als ich dies bemerkte, ſetzte es mich anfangs in Erſtaunen, aber ich fand bald die Urſache davon auf, und — freute mich. Man vergißt den Dichter in ihm, wie in dem Könige von Spanien den Großmeiſter von St. Jago, eine ſehr wichtige Würde für jeden, der keine höhere beſäße. Herders poetiſches Verdienſt, ſo groß es auch iſt, wird an ihm von einem größeren in Schatten geſetzt. Er beſitzt zu viel philoſophiſche Erhabenheit des Geiſtes, um die Ausübung irgend einer Kunſt zu ſeinem höchſten Lebenszwecke machen zu können. Ihm iſt die Poeſie nur ein Mittel mehr zur Erheitrung des Daſeyns. Neben ſeinen wichtigern Arbeiten dichtet er in Erholungsſtunden, wenn ihn eine Idee ergreift, die ſich am beſten poetiſch ausdrükken läßt, — wie Friedrich der Große nach einem glücklich abgeſchloſſenen Traktate nach der Flöte greifen mochte, um ein Paar Minuten vergnügt darauf zu phantaſiren. Ohne Zweifel fehlte ſeinen Phantaſien das Regelmäßige der Graunſchen Compoſitionen, aber als Ausbruch wirklichen Gefühls, waren ſie vielleicht ungleich wahrere Muſik, als viele von jenen. —

Faſt jedes der Herderſchen Gedichte trägt die Merkmale einer ſolchen Entſtehungsart. In jedem athmet echter Dichtergeiſt, iſt irgend eine wahrhaft poetiſche Idee edel durchgeführt, aber in den meiſten finden wir auch nur grade ſo viel Sorgfalt auf die äußere Kunſt gewendet, als unumgänglich nöthig war, wenn es überhaupt die Form eines Gedichtes haben ſollte. Er iſt ein Held, der fortſtürmt, um einen Sieg zu erfechten, ohne ſich darum zu bekümmern, ob er ſchulgerecht zu Pferde ſitze. Darin mögen die jungen Knappen, deren höchſtes Verdienſt es noch iſt, die Lection des Bereiters begriffen zu haben, Ehre ſuchen. — Da gegenwärtig aber das Deutſche Dichterweſen faſt nur – theils ein Tummeln auf abgeſtochener Bahn iſt, wo hundert hinter einander in derſelben Haltung denſelben Kreis beſchreiben, theils ein Gemiſch eben ſo poſſirlicher, als halsbrechender Kunſtſtückchen; da — Die Nachwelt wird weder die geſchniegelten Cavaliere noch die poetiſchen Sattelhüpfer kennen, — aber ſie wird ungewiß ſeyn, ob ſie unter unſern lyriſchen Dichtern Göthe oder Herder zuerſt nennen ſolle, und, wenn Erhabenheit der Gefühle zum Preiſe berechtigt, ihn dem Letztern reichen.

Ohne weitere Einleitung oder Zergliederung will ich Ihnen eins der Gedichte, die Herder dieſem Taſchenbuche ſchenkte, herſetzen. Sie haben Geiſt und Gefühl genug, ſeine Schönheiten ohne Erklärung zu empfinden, und wo ſie auf eine Härte ſtoßen, wiſſen Sie, woher ſie komme. Sehr oft werden Sie finden, daß ſie nur um einer Schönheit willen, die mit ihr weggefallen wäre, ſtehen blieb.

Der eigne Schatten.

Al — Hallils Rede.

Erfreue dich des Lichts auf deinem Wege,
Du Erdenpilger, und geh rüſtig fort,
Daß dich die Nacht nicht übereile.
Sieh
Dort jenen Knaben, der ſich ſeines Schattens,
Des langen Schattens in der Abendſonne
Frohlockend freut. Er klopfet in die Hände,
Daß dies ſein Wahnbild ferne Hügel deckt,
Und ſtehet ſtill und ſäumt. Indeſſen ſinkt
Die Sonne; finſtre, kalte, ſchwarze Nacht
Stürzt aus Frohlocken ihn in Herzensangſt,
Aus Angſt des Herzens in Verzweifelung,
Er höret Stimmen, Todesſtimmen.
Jüngling,
Wenn du dich deines eignen langen Schattens
Erfreueſt, weh dir! ſo iſt deine Sonne
Dem Untergange nah.

(Ihr Großen und ihr Kleinen, die nicht, oder nicht mehr, Liebe für Wahrheit, Recht, Wiſſenſchaft und Kunſt, ſondern — Eitelkeit beſeelt!)

So lange Licht,
Ein hohes Licht dich führt, vergiſſeſt du
Des Wahnes hinter dir und eileſt fort. —

O Herr der Welt! die Menſchen vor dir ſpielen
Wie Kinder in dem Sande, nennen's Weisheit
Und hochberühmte Kunſt, und meſſen ſich
Und zanken über ihres Schattens Schatten, —
Indeſſen du auf Wettern fährſt und Welten
Zehntauſendmal zehntauſend ordnend lenkſt.
Wer ſagt vor dir: hier bin ich? Sind wir doch
Ein Nichts, das du zu Etwas und, o Vater!
Das du zu ewgem, ewgem Zweck erſchufſt! —

Auf dieſe Blumen folgen Fragmente aus den heiligen Schriften der Indier, von Fr. Majer. Sie ſind gut geſchrieben, und haben ein wiſſenſchaftliches Intereſſe, in dieſem Taſchenbuche aber ſcheinen ſie mir — eine langbärtige Waizenähre in einem Veilchenſtrauße. „Wenn man nun aber grade ſolche Sträußer binden wollte?" — Gut, ich habe nichts dawider! Kann doch jeder nach dem Einkaufe aus ihnen wegbrechen, was ihm nicht gefällt. Ich bin gewiß, daß von zwanzig Leſern, neunzehn dieſe zwei Bogen voll theoſophiſcher Grübeleien nicht leſen werden.

Der Schuldner, eine Elegie von **Lüttkemüller**. Ein Verſchuldeter verſchließt ſeine Thüre, um einen Tag lang nicht gemahnt zu werden, und, indeß ſeine Glaubiger nach einander vergeblich anpochen, befragt er ſich ſelbſt, woher wohl ſeine Schulden kämen, da er doch weder Faro ſpiele, noch u. ſ. w. Eine flache Idee, ſo flach ausgeführt, wie ich es von dem glücklichen Ueberſetzer des Orlando Furioso nicht erwartet hätte.

Madagaskariſche Lieder, aus dem Franzöſiſchen. Die Schönheiten dieſer lieblichen Dichtungen ſind ſo zart, daß ihre Ueberſetzung wirklich eine um ſo ſchwerere Aufgabe war, je leichter ſie ſchien. Es iſt indeß Herrn von Knebel, dem bekannten und geſchätzten Dichter, vortreflich gelungen.

Der neue Protagoras, von **H. von Sonnenfels**. Eine zwanzigtauſendmal wiederholte Idee, mit einer leidlichen Wendung noch einmal geſagt.

Proben aus Georg Franks nachgelaſſenen Papieren, ein Fragment aus einem, wahrſcheinlich, ſehr intereſſantem Ganzen. Wir lernen einen genialiſch⸗launen⸗

haſten Jüngling, und eine anziehende Gruppe ſeiner Freunde kennen, und hören manche ſehr treffende Bemerkung von ihnen. So viel ſich aus dem Mitgetheilten ſchließen läßt, ſoll das Werk ein Roman werden, der in der wirklichen Welt und unter bekannten Menſchen ſpielt. Es nimmt mich Wunder, daß man dieſe Idee, wenigſtens nicht daß ich wüßte, ſchon ausgeführt hat. Wenn man einen Menſchen, deſſen Charakter ſo poetiſch ſeyn könnte, als dem Verfaſſer beliebte, in gewählten Verhältniſſen die nähere Bekanntſchaft unſerer großen Schriftſteller und Künſtler machen und ſie charakteriſiren, wenn man ihn in anziehenden Begebenheiten die Sitten der wichtigſten Städte Teutſchlands ſchildern ließe: — kurz ein romantiſcher Ariſtipp oder Anacharſis der Gegenwart, — müßte ein Werk werden, das die Mitwelt mit wahrem Entzücken empfienge, und die Nachwelt als ein wichtiges Zeitgemälde in ihren Bibliotheken aufſtellte. Aber ich warne die Kunſtjüngerlein! Nur ein Mann, der Dichter-Genie und Kunſtſinn; Gelehrſamkeit und Weltkenntniß, Wiſſenſchaft und — Zartgefühl in gleichem Grade mit einander verbände, könnte es wagen, ein ſolches Werk zu ſchreiben, und am Ende hätte er doch wohl etwas gethan, das ihm ſein übriges Leben verbitterte *).

---

*) Nicht jenen Apoll, nur einen kleinen Finger von ihm verſucht' ich zu meiſſeln, und ſchon das hatte ich oft Gelegenheit zu bereuen. Die Begebenheiten in dem kleinen Halbromane, „Eine Reiſegeſchichte vom Verfaſſer der Rückkehr ins Vaterland," ſind faſt alle erdichtet, aber ihre Handlung geht mit einiger Lokalität, in ein Paar großen Städten Deutſchlands vor. Die Perſonen die ich aufſtelle, hab' ich freilich alle irgendwo geſehen, aber faſt keine dort, wo ich ſie auftreten laſſe. Das Ganze iſt in einer frohen Stimmung nur leicht und locker hingeworfen: deshalb ſetzt' ich ihm meinen Namen nicht vor. Ich fürchtete, man würde es zu leicht nehmen. Wie ſehr hatt' ich mich geirrt! Wegen ein Paar beiläufig geſagter Einfälle über Hamburg, die weggeblieben wären, wenn ſie mir wichtig geſchienen hätten, hält noch itzt jeder ſchriftſtellende Hanſeate es für Patrioten-Pflicht, mit Spieß und Stange gegen mich aus zu ziehn, ſollte es auch in einer mediciniſchen Schrift geſchehen, — und die Recenſenten — maßen vollends den Wind mit Scheffeln. In einer ſehr geachteten Zeitung wurde das Werkchen unter der Rubrik Erdbeſchreibung, beurtheilt und gerügt, daß die Reiſeroute nicht gehörig angegeben ſei. In einer andern hielt man mir dieſes Buches wegen noch ganz kürzlich, doch ohne mich zu nennen, eine ſtattliche Predigt über ängſtliche Mißmüthigkeit und hypochondriſche Tadelſucht. —

Zwei Sonette von Herrn Meſſerſchmidt und Herrn Fr. Schlegel: zwei Schnurrfäſerchen aus — Spinnegewebe. In der That, wenn Herr von Seckendorf nicht die Abſicht hatte, durch die Einmiſchung ſolcher unſinnigen Abgeſchmacktheiten auch das Wunderbare in der Sammlung [illegible] [illegible] zu machen, kann ich gar nicht abſehen, was ihn bewegen mochte, ſein Taſchenbuch ſo zu entwürdigen.

Herr Meſſerſchmidt ſagt wörtlich: Wenn man das reizende Geheimniß der Muſe ſchaue, ſo erklängen die zarten Liebestöne, darum ſolle man die Blumen der Kamöne rein brechen. Alſo das Sehen erregt einen Klang, und deswegen ſoll man Blumen*) — Doch die Verheißung für das reine Brechen iſt verſtändlicher.

Dann bringt ſie (die Kamöne!) euch die holden Göttergaben

Das Buch iſt freilich nicht viel werth; aber wer dieſe Fehler darum entdeckt, — der reite den Hanebahn zur Schwemme.

*) Wie wunderbar iſt doch die Beſchaffenheit der menſchlichen Seele. Als ich einſt die Leuchtenburg beſah, wurde ich vor dem Eintritt in eine Zelle mit einem verſtimmten Geſange von eben ſo ſeltſamer Verwirrung empfangen: aber der Dichter lag an einer Kette. —

Des heitern Bacchus vom Olymp herunter,
Die froh den Sinn, froh das Gemüth erlaben.

Iſt zu verſtehen: für das Honorar, welches die Gedichtlein eintragen, könnt ihr euch Wein holen laſſen. Denn, verſichert Herr Meſſerſchmidt, der es wiſſen muß:

die Halle ſtralt von Göttern immer bunter,
das Aug' erglänzt in Lebensfarben munter,
wenn wir die Himmliſchen geſprochen haben.

Das iſt doch poetiſcher Schwung! Ich biete jedem troz, die letzte Zeile in Proſa aufzulöſen.

Herr Schlegel lobt nach' hergebrachter Weiſe, Herrn Tieck um ſeine Genevefa. Ich beneide weder den Lobenden um ſeinen Geſchmack, noch den Gelobten um ſeinen Panegiriſten. Daß beide einander vollkommen würdig ſind, beweiſen ſchon, die erſten vier Zeilen des Gedichtleins:

Wohl mancher hofft im neuen Licht zu leben,
Es muß die trübe Nacht ja endlich ſchweigen,
Und hätte, ſich dem Morgenroth zu neigen,
Sein Liebſtes freudig opfernd hingegeben.

Daß dieſe armen Leute doch die allergemeinſte Sache nicht ſagen können, ohne Unſinn daraus zu machen.

Nachtmuſik an Olympia aus dem Nachlaſſe Siegmunds von Seckendorf. Wenn er nichts Beſſeres nachgelaſſen hat, ſo hätte ich ihn nicht beerben mögen. Man hätte das unbedeutende Lied immer mit dem Wohlſeligen können ruhen laßen.

Die vier Weltalter der Indier von Fr. Maier. Sehr intereſſant und gut geſchrieben. Ueberhaupt hat Herr Majer in dieſem Taſchenbuche bewieſen, daß die ſchwerfällige Verworrenheit des Styls die ſeine Beiträge zum vorigen entſtellte, ihm nicht natürlich, ſondern bloß aus Vernachläßigung und einer kleinen — Affektation des antiken Tons entſtanden ſey.

Der Haarring, nach dem Perſiſchen von Herrn von Hammer. Joſeph und Suleicha, ſeine Geliebte, machen einen Spaziergang durch den Garten der Liebe, und alles was ſie erblicken, wird ihnen ſchöne Allegorie. Es iſt eine äußerſt liebliche Dichtung, wiewohl man dem Perſer grünſammtne, mit tauſendfarbigen Blumen geſtickte — Wieſentapeten und dem Wiener ein Paar Provinzialismen verzeihen muß.

Hialmars Abfahrt, aus einem nordiſchen Kämpferroman von **Gräter**. Einige kleine Flecken*) abgerechnet, iſt dieſe Probe ſehr gut ausgefallen. In dieſer einfach ſchönen Art behandelt, glaube ich, werden die an ſich nicht ſehr anziehenden nordiſchen Dichtungen auch dem Deutſchen Publikum angenehmen Genuß verſchaffen.

Das etwas ſchlüpfrige **Lied einer Litthauerin** von Demſelben, hat weder den National-Charakter den es haben ſollte, noch dichteriſche Ideen, noch ſo gar eine ſchöne Verſifikation. Es fängt an:

Mein Trauter, ach! wie wird dir ſeyn
Wenn von der Flur
Die gute Mantwillaite ſcheidet,
Und ſtumm ihr Jammer gleitet
Durch die Natur!

Wie der Jammer das machen ſolle, mag der Leſer ausſinnen.

Eidüllien, (Idyllen) drei reizende anakreontiſche Gedichtchen von den Herrn Rückert und Gerning. Herr Rückert tritt hier, wie ich glaube, zum erſten Male öffentlich als Dichter auf. Es iſt, was ich Ihnen auch nach einer obgleich flüchtigen, perſönlichen Bekanntſchaft verſichern kann, ein talentvoller junger Mann, deſſen Name dem Publikum in einigen Jahren auf eine rühmliche Art geläufig ſeyn wird. Sie werden mir das ſchon nach dem Durchleſen folgender Kleinigkeit glauben:

---

*) Was heißt, zum Beiſpiel: „Begünſtigt das Wetter!"

An Aurora.

Sanfte Göttin, Muſenfreundin,
Mit der ew'gen Roſenwange
Die du ungeſehn am Himmel
Ungeweihten, niederwalleſt,
Dich nur deinen Dichterfreunden,
Liebe blinkend, Gaben ſpendend,
Und des Landmanns frommem Auge
Früh in deiner Schönheit zeigeſt:
Sieh mich auf bebauten Pfaden
Des geweihten Haines wandelnd,
Heil'ge Feier ſtill begehen
Mit den Nachtigallenchören;
Nimm der Liebe frommes Opfer
Hier am Felsaltar geſtreuet, —
Sei mir mit den Muſen günſtig.

Geſang der Sechshundert, als ſie unter Dia's Führung in die

Schlacht zogen, von Herrn von Seckendorf. Auch im reichſten Boden trägt der Hainbutten-Strauch keinen Pfirſich. Eine ſehr pathetiſch-dichteriſche Situation in dem bekannten Romane Lia — Na — Sore, begeiſterte den Verfaſſer zu einem ſehr mittelmäßigen Gedichte.

Der Kranz, funfzehn meiſtentheils artige Gedichtchen von verſchiedenen Dichtern, — des riens, mais des riens jolis. Hier eins zur Probe, von H. Gerning.

Das Vergißmeinnicht.

Blümchen! du blüheſt mir hold in Lina's
schmachtendem Auge,
Und ihr roſiger Mund duftet dein liebliches
Wort.

Oskars Tod aus Oſſians Temora, von Herrn von Seckendorf. Wenn ſich doch jemand um dieſen offenbar ſonſt nicht talentloſen jungen Mann das Verdienſt erwürbe, ihm ein nützliches Geſchäft anzuweiſen, über dem er das Dichten vergäße. Das Dichten iſt freilich für jedermann eine viel beſſere Jugendbeſchäftigung als Spielen u. ſ. w., aber wenn man doch ſo ganz und gar keine Anlage dazu hat, wie Herr von S., ſo kann man dieſe Puppe nicht bald genug bei Seite werfen. Da ließ er ſich einmal beigehen, Blüthen aus den Griechiſchen Dichtern zu ſammeln: unter ſeinen Händen zerfielen ſie in Staub und Aſche. Er ſchnitzelte Elegien und was weiß ich, was ſonſt: alles iſt kalt und todt, oder abentheuerlich. Hier hat er denn ein Stück vom Oſſian — zerſetzt, ja wahrlich, zerſetzt, zu Waſſer und Unſinn. Man ſieht deutlich, daß er das Original nicht verſtand, und was er noch begrif, nicht in gelenkigem Deutſch auszudrücken vermochte. Hören Sie nur:

„Schwarz wie des Ozeans Wogenſchwall vor des Sturms Beginn, wenn er ſein Haupt am Geſtad aufkrümmt, drang an der Feind Kairbars.— Tochter Toskars! Warum die Thräne? Noch iſt er nicht gefallen. Viel waren der Tode ſeines Arms, ehe mein Held hinſank. — Schau, wie ſie fallen vor meinem Sohn, wie Gebüſch der Wüſte, wenn ein zürnender Geiſt herrauſcht durch die Nacht und ihr (der Nacht oder der Wüſte?) grünennendes Haupt mit mächtiger Hand erfaßt."

Ohne im Original nachzuſchlagen, ſind Sie wohl ſchon überzeugt, daß Oſſian nicht von einem gekrümmten Haupte u. ſ. w. ſprechen konnte. Hier haben Sie den wahren Sinn des Originals.

„Finſter, wie die Woge des Ozeans, die vor den erſtehenden Winden her, anſchwillt, wenn ſie ihr Haupt an einer Küſte neigt, zog Kairbars Schaar (nicht ſein Feind) heran. — Siehe, ſie fallen vor meinem Sohn wie die Wälder der Wüſte, wenn ein grollender Geiſt durch die Nacht rauſcht, und ihre grünen Häupter in ſeine Hand faßt."

Nachſchrift. Da ich einmal vom Oſſian ſpreche, muß ich Sie auch auf eine Erſcheinung aufmerkſam machen, die Ihnen, bei Ihrer Liebe zu dem alten Barden, ſehr erfreulich ſeyn wird. Bekanntlich haben ſeine Gedichte im Erſiſchen Originale ein wechſelndes Metrum. Macpherſon überſetzte ſie in eine ſehr wohlklingende Proſa. Aus dieſer wurden ſie von Mehrern ins Deutſche überſetzt, von Denis in Hexameter, in denen ihr Charakter faſt ganz verwiſcht wurde, von andern glücklicher in rhythmiſche Proſa. Indeß, ein Gedicht in Proſa iſt immer nur halb ein Gedicht. Herr Rhode, bekannt durch mehrere Schriften, die von hellem Geiſtesblicke zeigen, hatte die äußerſt glückliche Idee, dem Inhalt ſelbſt ablauſchen zu wollen, welches Metrum es im Originale gehabt haben möchte, und es nach zu bilden. Er hat uns im vorigen Jahre den ganzen Oſſian ſo, in wechſelnden Sylbenmaaßen überſetzt, gegeben. Raum und — Mancherlei macht mir es unmöglich, hier ausführlich über dieſes Werk zu ſprechen. Ich muß mich begnügen, es Ihnen angezeigt zu haben. Obgleich Sie an ihm nur zu häufige Spuren der Eile finden werden, wird es Ihnen doch viel Genuß gewähren. Der Titel iſt:

Oſſian's Gedichte, rhythmiſch überſetzt von J. G. Rhode. 3 Bände. Berlin, bei Frölich 1800.

Ein und dreißigſter Brief.

Latifi oder biographiſche Nachrichten von vorzüglichen Türkiſchen Dichtern, nebſt einer Blumenleſe aus ihren Werken.

Eigentlich gehört die Beurtheilung dieſes Werkes, nach dem Plane, dem ich bisher in meinen Briefen folgte, nicht in dieſelben; aber „guter Umweg iſt keine Krümme." Ich hoffe, Sie werden mir dieſe Abweichung Dank wiſſen, da Sie dazu dienen kann, Sie einigermaßen die ſchöne Litteratur eines merkwürdigen Volkes kennen zu lehren, dem man gewöhnlich keine zutraut; eines Volkes, vor dem Europa einſt nur zitterte, das es itzt nur als barbariſch gering ſchätzt, und das gleichwohl viel früher als wir Deutſche, wenigſtens eine poetiſche Cultur beſaß. Sehen Sie dieſe Einmiſchung eines fremdartigen Gegenſtandes, wie eine Reiſe ins Ausland an: ſie müßte mit verſchloßenen Augen gemacht werden, wenn ſie uns nicht manches, was unſre Heimath auf zu zeigen hat, richtiger ſchätzen lehrte.

Zuerſt von dem Buche ſelbſt, dann von ſeinem Inhalte.

Es iſt eine Auswahl aus zweien biographiſchen Sammlungen, die in der Mitte des 16ten Jahrhundertes in Türkiſcher Sprache geſchrieben wurden. Ein Herr Chabert, wahrſcheinlich ein Franzoſe, ſcheint dieſe Auswahl gemacht zu haben, und ein Deutſcher der ſich mit M. unterſchreibt, begleitet ſie mit ſehr einſichtsvollen Anmerkungen. Beide ließen, mit Recht, die Originale, bis auf einige Nebenſachen, unverändert, da es nicht darauf ankam, das Buch unſerm Geſchmacke an zu paßen, ſondern uns den Geiſt der Türkiſchen Literatur zu zeigen.

Nach einem zweckmäßigen Vorbericht des Ueberſetzers, folgt Latifi's Vorrede. Sie trabt einher im hohen Schritt der orientaliſchen Phantaſie. Er widmet ſein Buch dem „wohlthätigen Erſchaffer der Erde, der aus einem Tropfen Waſſer, aus einer Handvoll Erde, mit dem Griffel ſeiner Allmacht ein vollkommnes Weſen bildete, das mit Schönheit und Verſtand, wie der Vollmond an einem heitern Abend, die Schöpfung ziert." Er verkündigt das Lob des Propheten; er preiſet die Dichter in deren Buſen der Schöpfer ſeine Geheimniſſe niederlege und denen die Künſte und Wiſſenſchaften ihre Entſtehung verdanken; die Dichtkunſt, die ein Engel im ſiebenten Himmel erfand, die ſchon Adam übte, und die von ihm auf die übrigen Propheten übergegangen ſey. „Die Zunge des Dichters, verſichert er, iſt der Schlüſſel des Paradieſes, und ſelbſt die Lieder auf Wein und Liebe ſind allegoriſche Lobeserhebungen des Schöpfers dieſer guten Gaben." Er erhebt den Sultan Soliman und erzählt dann die Veranlaßung ſeines Werkes. Reizender, ſagt er, als das ſchönſte Geſicht, als ein Silberbuſen, als die Milchhaare eines Jünglings, war für mich ein Buch. Jeder Buchſtabe war für meine erhitzte Einbildungskraft einem zarten Milchhaare gleich; gleich einem reizenden ſchwarzen Muttermaale auf einer blendenden Weiſſe, jeder Punkt, und jede Zeile ſtellte mir eine ambraduftende Locke vor". Schon hatte er ſelbſt „gleich den Monaten, gleich Zeichen im Thierkreiſe," zwölf dichteriſche Werke geliefert, als ein Freund ihn aufforderte, dieſe Biographien zu ſchreiben. Er wandte ſeine geringen Talente ein; die Gefahren die er von Neidern und Kritikern befürchten müſſe, die Entartung des Zeitalters, in welchem die Wiſſenſchaften, „verlaſſen wie unlesbare Manuſkripte, verroſtet wie das Schwerdt eines Moſchee-Predigers" da lägen; die Unermeßlichkeit des Unternehmens: — „Hätte ich ſtatt Federn alle Bäume, ſtatt Dinte alle Meere der Welt: die Bäume wären verbraucht, die Meere erſchöpft und alle unſre Dichter noch nicht genannt." Sein Freund widerlegt ihn, ermuntert ihn, es nicht ſo zu machen „wie jener, der nicht ſäen wollte, aus Furcht vor den Sperlingen," und unter Anrufung des Allmächtigen, beginnt er ſein Werk.

In eben dem Tone ſind auch die Biographien ſelbſt geſchrieben. Er charakteriſirt den Dichter Sjaaji: „Er war ſo gutmüthig, daß er weder einen Menſchen, noch eine Ameiſe beleidigte. Wiewohl ſeine ſchöne

Handſchrift ſeine Taſchen mit Golde füllte, dennoch litt er Mangel am Gelde, weil er die Asper ſo wenig achtete, wie die Fiſchſchuppen. Seine Hand war, wie ein Ahornblatt, allzeit offen und ſein Beutel leer wie eine Flaſche des Trinkers." Von einem andern ſagt er: „Er war ein Fürſt unter den Dichtern, ein ſchönes Bild in der Gallerie der Vernünftigen, das Salz jeder Geſellſchaft. Seine Worte waren wie in Speiſen Zucker und Milch."

Was ſagen Sie zu dieſer Schreibart? Nicht wahr, obgleich ihre ungeheuren Hyperbeln und Vergleichungen oft zum Lächeln zwingen, hat ſie doch etwas Anziehendes, da ſie neben dem Verſtande, auch unaufhörlich den Witz und die Phantaſie beſchäftigt? Freilich, das Gemiſche von brennender Religioſität und eben ſo brennender Sinnlichkeit, die ewigen Gleichniſſe auch bei den einfachſten Gedanken, widerſprechen unſern Vorſtellungen von einer hellen Denkungsart und von einem korrekten, reinen Style; ſcheinen uns oft bombaſtiſch und lächerlich: aber — aber — wir wollen auf unſrer Hut ſeyn, kein vorſchnelles Verdammungsurtheil zu fällen. Der Orientale glüht, wo wir uns nur wohlthätig erwärmt fühlen; was uns rührt, ſetzt ihn in eine grimmige, oder freudige Wut: daher ſchaft er mit lodernder Phantaſie, wo wir mit kalter Beſonnenheit zuſammen ſetzen; und der Ausdruck ſeiner Gefühle wogt dampfend hin, wie ein Lavaſtrom, wo wir den unſrigen zierlich, wie den klaren Bach eines engliſchen Gartens, hinrieſeln laſſen. So ſtehn wir ihm gegenüber, wie ein Greis einem Jünglinge. Freilich hat jener Recht, wenn er über die zärtliche Vergeiſterung lächelt, mit welcher dieſer an den Blicken ſeiner Geliebten hängt, oder den Blumenkranz aufhaſcht, der an ihrem Buſen vertrocknete; und die Leichtigkeit tadelt, mit welcher er von dem Uebermaaß einer Empfindung, zu dem der andern übergeht, immer bereit, einen Gegenſtand zu hoch oder zu gering zu ſchätzen: — aber hat der Jüngling nicht auch Recht, wenn er mit Achſelzucken ausruft: „Das arme Väterchen! daß es doch zu ſchwach iſt, ſich ſo zu täuſchen!" — Bei halbgebildeten Völkern wird alles Gedicht: nur unſern Dichtern alſo können wir die Türkiſchen Schriftſteller entgegen ſetzen, und der vorzüglichſte, wahreſte Dichter iſt doch immer derjenige, der die Elemente der Dichtung, Phantaſie und Gefühl, im höchſten Maaße beſitzt, das ſind die Orientalen. — Ihre Phantaſie ſcheint uns oft zu ungeheuer. Wenn ſie nur nicht unnatürliche, ſich ſelbſt widerſprechende Dinge ſchafft: wer darf beſtimmen, wo die Gränze ihrer Schöpfungen ſeyn ſolle? Ihre Gefühle dünken uns übertrieben. Nur falſcher, ſchiefer Pathos, bei Dingen die kein Gefühl einflößen, iſt Bombaſt. Wahrer Pathos kann Wahnſinn werden, aber ſo lang' er das nicht iſt: was berechtigt uns ihm zuzurufen „bis hieher, und nicht höher?" — Warum ſoll unſer Geſchmack die Norm der Vollkommenheit ſeyn? Wir bewundern eine ſehr weiße Haut; die Neger eine glänzend ſchwarze. Wir haben beide Recht, nemlich darin, daß wir den höchſten Grad unſerer Eigenthümlichkeit für eine Vollkommenheit anſehn. —

Ich wenigſtens fühle mich nicht verſucht, dem wackern Latifi, ſeinen muſſiviſchen Styl als einen Fehler an zu rechnen, wenn die Biographien ſelbſt nur mehr Gehalt hätten. Leider aber iſt er ſo karg, von den meiſten Dichtern nichts zu geben, als ein Paar Lebensumſtände, höchſtens Eine Anekdote; von ihren Gedichten etwa ein Paar Epigramme, ja in der Regel nur die Anfangszeilen von einem Gedichte, woraus man denn freilich weder ihren Charakter, noch den ihrer Gedichte kennen lernen kann, ſo wenig als den mancher Griechiſchen Philoſophen aus den einzelnen Denkſprüchen, die ſich von ihnen erhalten haben. — Auch ſo giebt ſein Buch indeß Gelegenheit zu mancherlei Bemerkungen, von denen ich wenigſtens ein Paar herſetzen will.

Es iſt in drei Theile zerſchnitten. Der erſte enthält die Schejche, das heißt, geiſtliche hohe Beamte, die Dichter waren; der zweite die Sultane, der dritte vorzüglich die Veziere, Fürſten, Richter und Religionslehrer, die ſich durch ihre Gedichte auszeichneten. Fällt es Ihnen nicht hierbei als charakteriſtiſch auf, daß die Geiſtlichen den Rang vor den Sultanen erhalten? Doch das iſt eine Kleinigkeit, gegen die andern Züge die aus dieſer Eintheilung hervorgehn, und die den Türken jener Zeit Ehre machen. Indem Latifi, ſelbſt ein Dichter, ſeine

Genoſſen darnach ordnet, was ſie außerdem waren, beweiſt er von der einen Seite, daß die Dichter nicht mit den Verſen die ſie machten, ihre ganze Pflicht gegen die menſchliche Geſellſchaft erfüllt zu haben glaubten, ſondern ſo vernünftig waren, auch noch andre Geſchäfte zu führen; beweiſt er, daß die Großen nicht von dem Vorurtheile regiert wurden, daß ein ſchöner Geiſt ſchlechterdings zu allen reellern Dingen unfähig ſey. Schöne Verſe ſahen ſie für einen Beweis von Verſtand und Talenten an, und wo ſie dergleichen brauchten, ſezten ſie den Dichter an, bald als Miniſter, bald als Sekretär, als Richter u. ſ. w. Ein ſolches Verfahren ſcheint freilich beym erſten Blick nur in jungen Staaten möglich: denn Staaten, ganz im Gegenſatz mit den einzelnen Menſchen, wachſen in den Gängelwagen, nehmlich des Herkommens, hinein. Haben ſie ein gewiſſes Alter erreicht, ſo pflegt jede Geringfügigkeit durch die Menge hergebrachter Obſervanzen, eine ſo weitläuftige Kunſt oder Wiſſenſchaft zu werden, daß das Leben kaum zu ihrer Erlernung hin zu reichen ſcheint. — Indeß befanden ſich die Neufranken doch eben nicht übel dabei, daß ſie die Bürger zu Soldaten, ihre Generale zu Politikern, ihre Philoſophen und Künſtler zu Geſandten, Beamten u. ſ. w. brauchten. —

Latiſi ordnet die Dichter der letzten Claſſe nicht nach ihren wirklichen, ſondern nach ihren Beinamen, die ſie meiſtentheils von der vorzüglichſten Eigenſchaft ihrer Werke erhielten. Sie heißen: Der Glückliche, der Duftende, der Liebliche, der Helle, der Roſenhayn u. ſ. w. Wie behagt ihnen dieſer Gebrauch? Wäre er nicht werth, daß wir ihn in unſere Literatur aufnähmen? Der Göttliche, würde doch offenbar beſſer klingen, als Klopſtock; der Liebenswürdige, als Wieland; der Erhabne, als Herder; der Kräftige, als Göthe. — Doch nein! Es bleibe beim Alten! S — — l tönt noch immer beſſer, als der Skurrile; T — k, als der Kindiſche; N — r, als der Verwirrte; N — — ch als der Unmächtige. Wir würden an nicht lobenden Namen zu kurz kommen und die Armſeligkeit unſrer Literatur zu ſehr ins Licht ſetzen: wie geſagt, es bleibe beym Alten.

Wie die Römiſche Dichtkunſt aus der

Griechiſchen, entſtand die Türkiſche aus der Perſiſchen und Arabiſchen. Die Eroberer nahmen die Cultur ihrer Beſiegten an, aber ſie ſchrieben auch lange Zeit nur in ihren Sprachen. Der erſte Dichter der Türkiſch ſchrieb, war ein Schejch Dſchelaleddin, der 1204. gebohren wurde. Er war ſo fruchtbar, daß er ein moraliſches Lehrgedicht, Meßnevi, von dreißigtauſend, und ein anderes, über die Eigenſchaften Gottes, von neunzigtauſend Verſen nachließ, und außerdem noch einen Divan, das heißt, eine Sammlung kleiner Gedichte. Sein Beiſpiel fruchtete indeß wenig. Während den nächſtfolgenden zweihundert Jahren ſtanden nur wenig Dichter auf und faſt alle waren Schejche: als aber ein Sultan, Murad II. ſelbſt Verſe machte, gute Einfälle auf der Stelle mit Mänteln und Pelzkleidern, Scharfſinn mit Ehrenſtellen belohnte; als ein anderer, Mohamed der Zweite, ſich ein genaues Verzeichniß über die ausgezeichneten Köpfe hielt, und es zu Rathe zog, ſo oft eine wichtige Stelle zu beſetzen war, wurden alle Wiſſenſchaften mit hohem Eifer getrieben und in etwa 120 Jahren, von

1422 — 1546. ſangen 542. Dichter. Ja, ja, meine Freundin, fünfhundert zwei und vierzig. Gott ſey Dank, ſo weit ſind wir noch nicht!

Sie werden aus dieſem Ueberfluß ſchlieſſen, daß die Türkiſche Dichtkunſt ſehr leicht war, und ich glaube es auch: wenigſtens ſcheint ſie nicht durch viele drückende Regeln erſchwert worden zu ſeyn. Die Türken verbinden Sylbenmaaß und Reime, wie wir Abendländer. Wie mannigfach das erſte ſey, hat der Ueberſetzer nicht angemerkt: aber der Hauptzierrath der Gedichte ſcheint in Refrains und beſtimmter Verſchränkung des Reimes, wie in den Sonetten und Ottave Rime, Terzinen, Triolets u. ſ. w. der Italiener, Spanier und ältern Franzoſen, zu beſtehen: eine Spielerey, die ſchwierig ſcheint, aber in der That das Verſemachen unendlich — vulgariſirt. Wahrhaft dichteriſche Gedanken haben, kann nur das Genie, aber Sylben zu zählen und Reime zu verſchränken, reicht eine bloß mechaniſche Anſtrengung hin, und wer es nach der Regel that, wird immer vermeinen ein

Gedicht gemacht zu haben, und Leute finden, die ihm glauben.

Die Dichtungsarten in denen die Türken am reichſten ſind, iſt die lyriſche und die epigrammatiſche Gattung, das Lehrgedicht und eine Art von Epos. Ich ſage, eine Art von Epos, denn ihre erzählenden Gedichte, enthalten nicht etwa eine einzelne Begebenheit, die angelegt, fortgeführt und vollendet wird, ſondern ſie berichten von der Geburt bis zum Tode, alles was einem Helden oder einem liebenden Paare zugeſtoßen iſt, ſind alſo eigentlich mehr verſificirte Geſchichten und Romane, als Epopeen. Die berühmteſten Gedichte dieſer Art ſind die Geſchichte Alexanders, und die Liebesgeſchichte Joſephs und der Gemahlinn Potiphar's.

Ich fühle es wohl, daß ich in dieſem Briefe meine Materie nicht erſchöpfen könnte, ſelbſt das nicht, was dieſes Büchelchen darüber lehrt: aber ich will Ihnen zum Schluß wenigſtens einige Proben der Türkiſchen Dichtkunſt abſchreiben. Vergeſſen Sie nur nicht, daß im Ueberſetzen aller äußere Schmuck verloren gegangen, und nichts als der nackte Gedanke geblieben iſt: demohngeachtet werden Sie viel Schönes finden. Wie manchen von ſeiner Partei hochgerühmten Dichter haben wir dagegen, von deſſen Gedichten, wenn ſie ſo überſetzt würden, man gar nicht ahnen könnte, daß ſie Gedichte ſeyn ſollten!

Der Dichter Ali beſchreibt in ſeinem [illegible] Romane Chosrew und Schirin die Geburt ſeines Helden folgendermaßen:

Als eines Morgens das betagte Schickſal
Des Horizontes Rand mit Licht ſchmückte,
Weil Venus in jenem Augenblicke
Die glänzende Sonne gebahr, —
Erblickte das Tageslicht durch die gebährende Zeit
Ein Knabe: deſſen Haupt war von Gold; von Golddrath ſein Haar.
Im glücklichſten Himmelszeichen erſchien dieſer Neumond.
Gott laß ihn gedeihen! riefen die Engel im Himmel.
In vierzehn Tagen ward Chosrew ein Vollmond.
Der Nacht Kadr glich in einem Jahre ſein Haarwuchs.
Gleich einer Zypreſſe ſtand er ſchon.

Der Phaſan ſeines Gartens fing ſchon an zu ſpitzen;
Thautropfen fielen auf die Roſenknospen ſeines Mundes;
Die Tulpen beneideten ſeine Wangen.

Wenn die Türken ein Gedicht nicht verſtehen, urtheilen ſie: Man könne nicht ſagen, daß es nicht ſchön ſei, der Sinn ſei im Bauche des Verfaſſers ſtecken geblieben. Jene Probe hat viele Stellen, deren Sinn für uns auch ſo irgendwo, in der fremden Vorſtellungsart oder der Sprache ſtecken bleibt. Sie ſollte Ihnen aber auch nur den Ton zeigen, der im Türkiſchen Epos herrſcht. Die moraliſchen Gedichte werden Ihnen durch ihre hohe Humanität mehr gefallen. z. B.

Setze keine Dornhecke in fremde Roſengärten,
Oder ſolche nur die Roſen, tragen können.
Willſt du, daß andre nur für dich leben?
Verläugne dich ſelbſt, und lebe für andre.

Hätten Sie ſo viel humane Weisheit von einem Türken erwartet? Dichteriſch ſchöner ſind indeß dieſe Verſe von Nedſchati, den Herr Chabert den Petrarka der

Türken nennt, und der bei ihnen die Nachtigall des Roſenhains heißt.

Lerne, mein Sohn! von der Muſchel den Mund ſelten zu öffnen;
Wie ſie, wirſt du dann Perlen im Munde führen.

Hier haben ſie ein Paar Stellen aus einem Frühlingsliede deſſelben Dichters.

Die Blumenknospen öffnen ſich; komm in den Roſenhain!
Wie der Geliebten Silberkörper und ſchöner, prangen die ſchlanken Stämme.
Der Zephyr, die Zypreſſenwipfel ſchüttelnd, reinigt die Lüfte; die Schatten tanzen am Boden:
Komm in den Roſenhain, komm! Lieblich, freundlich ladet er dich ein.

Suchſt du auf Erden wahre Weisheit und Seelenruhe?
In dir wirſt du ſie finden, ſonſt ſuche ſie nirgend.
Verlangſt du das irdiſche Paradies, und das Anſchaun der Geliebten!
Komm in den Roſenhain, komm! Er ladet dich lieblich und freundlich ein!

Trinke Wein, ſieh Nachtigallen dich umhüpfen und ſingen:
Sie zwitſchern in wechſelnden Tönen bald dieſes, bald jenes Liedchen dir nach;
Sieh, Roſenknospen lächeln, Zypreſſen taumeln, Jasmine dir liebäugelnd winken:
Komm in den Roſenhain, komm! Er ladet lieblich und freundlich dich ein. u. ſ. w.

Einen verhaßten und lächerlichen Menſchen ſchildert Latifi ſelbſt:

Wer ihn ſieht, bedarf keines Zeugen, ihn zum Strange zu verdammen;
Würd' er geſpießt, niemand fragte, was hat er begangen?

Habibi beſchreibt ſeine Geliebte am Nachttiſche:

Ich ſah das holde Mädchen munter und lächelnd
Mit Kampher-weiſſer Hand Ambra-duftende Netze ſchlingen.
Ein ohnmächtiges Weſen, kraftlos und ſterbend,
Mit einer Kette am Halſe, ſchmachtete im Netze gefangen.
Wer iſt der Unglückliche, welche Kette feſſelt ihn? —
Die Netze ſind meine Locken, ſprach ſie, — ihr Gefangener iſt dein Herz!

Zwei und dreißigſter Brief.

Willkommen, ſehr willkommen meine Freundin, und, die Wahrheit zu ſagen, auch erwartet iſt mir Ihre Aufforderung, die bellettriſtiſchen Gegenſtände von denen ich Sie in meinen Briefen zu unterhalten verſuche, zuweilen mit andern, zum Beiſpiel, mit hiſtoriſchen Werken abwechſeln zu laſſen. Ich wußte es wohl, daß Ihr Geiſt und Ihr Geſchmack zu vielſeitig gebildet ſind, als daß Ihnen nur das Wahre und Gute anziehend ſeyn ſollte, dem die Dichtkunſt ihre Kränze lieh.

Mit Vergnügen gehorche ich Ihrem Wunſche daher, und zwar noch heute. Jezt ſcheint mir der gelegenſte Zeitpunkt dazu gekommen zu ſeyn. So kurz vor einer neuen Meſſe, haben die mir etwa noch übrigen, ohnehin nicht ſehr bedeutenden äſthetiſchen Produkte der vorigen, wenig Intereſſe, und — — Ja, glauben Sie es nur, mein Genius ruft mir zu: „Was du noch Gutes zu ſagen haſt, das ſage bald, dein Stündlein iſt nahe!“ Sie erſtaunen? Ich muß es Ihnen nur geſtehen, furchtbare Erwartungen drücken meinen geängſteten Geiſt zu Boden. Noch wenig Wochen, ſo gehen die Produkte der Oſtermeſſe über Deutſchland aus und ich bin literariſch vernichtet. Wenn nun das berühmte „Genie im Veitstanze“, vor mich hinhüpft, ſein Collektaneenbuch aufſchlägt und mich verſichert, ich ſei wie — oder wie — oder wie —! Wenn jener ſchreckliche Skurrile auch mir ein Ehrenpförtchen zimmert, mich charakteriſirt! — Zwar er kennt mich nicht! — Was hilft mir das? Er braucht mir nur alle die Unverſchämtheiten und Lächerlichkeiten auf zu bürden, deren er ſich ſchuldig weiß, und ich wage nicht mehr, mein Auge vor einem rechtlichen Manne auf zu ſchlagen. — Wenn jenes poetiſchlallende Kind in ſeinem zahnloſen Grimme ſeine ſprechende Menagerie auf mich hezt, mir ſein redendes Ameublement nachſchleudert; — wenn alle die Viertel- und Achtel-Köpfe, von denen ich ſo vorlaut behauptete, daß es keine ganzen ſeien, gegen mich heranſtürmen: — Ihr Berge ſtürzet über mir zuſammen und ihr Hügel bedekket mich!' Bei der bloßen Idee erſtarrt meine Dinte, meine Feder ſträubt ſich gen Himmel, und — ich lache ſo ſehr, daß ich in der That keinen Uebergang von dieſem Scherze zu dem ernſten Gegenſtande zu finden weiß, von dem ich ſprechen will. — Wohlan! Dies Geſtändniß ſelbſt diene mir dazu, und ſo ohne weitere Einleitung, zur

Adraſtea, herausgegeben von Herder. Erſtes Stück.

Ich lief, ſo bald ich dies Buch erhalten hatte, begierig das Inhalts-Verzeichniß durch, und ſchüttelte den Kopf. Wie? Eine Zeitſchrift und keine empfindſamen Gedichtchen an oder von Eliſa, Lina, und wie unſre dreißig zehnten Muſen heißen mögen! Eine Zeitſchrift, und keine Zänkereien, literariſche oder politiſche Neuigkeiten; nicht einmal Anzüglichkeiten oder wenigſtens Aktenſtücke! Wie wird es ihr ergehen!"— Ich las es durch, — nein, ich verſchlang es, — und ſeufzte betrübt aus dem Geiſte der Menge: „Vorüber, ernſter Weiſer, vorüber! Wir haben unſre Liedlein zu ſingen und unſre Kräuſel zu peitſchen; unſre Kannen zu gieſſen und unſre Ziegenwolle zu zupfen: Du ſiehſt wohl, daß wir dich nicht anhören können! Wir wollen dich unſrer Ehrfurcht verſichern, aber — nur vorüber!" — Sie werden finden, daß ich recht prognoſticirte, ſo bald ich Ihnen den Charakter dieſes Buches auseinandergeſezt habe.

An dem Wendepunkte eines intereſſanten Weges, auf dem man nie mehr einen Schritt zurück thun wird; bei einem wichtigen Abſchnitte des Lebens: — auch den Gedankenloſeſten wandelt ein Nachſinnen an; unwillkührlich bleibt er ſtehen und fühlt ſchaudernd, daß er nachdenken ſollte.

Die ganze Menſchheit hat einen ſolchen Wendepunkt erreicht, einen ſolchen Abſchnitt ihrer Geſchichte. Ein Jahrhundert iſt verfloſſen, das mit blutigen Greueln begann und mit blutigern endigte; ein Jahrhundert, in welchem Europa, und durch dieſes die übrige Erde, ſich mehr als einmal umgeſtaltete; in welchem die Wiſſenſchaften und die Aufklärung, Gränzen unendlich weit überſchritten, deren Erreichung man einſt für unmöglich hielt; in welchem Miriadrn politiſcher und religiöſer Ideen, die funfzig Generationen mit dem Glanze heiliger Unumſtößlichkeit geblendet hatten, geprüft, für nichtig erkannt, bei Seite geworfen wurden; ein Jahrhundert, in welchem die ganze Menſchheit mit zehnfach eilenderm Stürmen einem Ziele entgegen geflogen iſt, deſſen Beſchaffenheit ſie ſelbſt noch nicht zu ahnen vermag. Wer vor dem unermeßlichen Schauſpiele, das es uns darbietet, bei den tauſend entgegengeſetzten Eindrücken, mit denen ſein Anblick uns beſtürmt, ſich ſelbſt nicht auf eine Zeitlang verliert, dem muß alle Geiſtes-Empfänglichkeit fehlen. Bei dem Gewimmel wichtiger Begebenheiten, die durch Geringfügigkeiten veranlaßt und oft wieder vernichtet wurden; bei der Zahl großer Männer, die mit dem Geſchick ihrer Völker ſchalteten, wie der Töpfer mit dem Thone; bey dem Gewimmel winziger Wichte, die groß ſchienen, weil ſie ihr Tändelwerk an hohem Orte trieben; Nichtswürdiger, die man vergötterte, weil ſie Talente genug beſaßen, ihre Bubenſtücke glücklich zu vollenden; Edler, die verfolgt und geächtet wurden, weil ſie ihren Weg mit der Einfachheit der ſich bewußten Reinheit gingen: — „Ein wildes Mährchen, dieſe Geſchichte, eine endloſe Schraube, ein böſer Wirrwarr, wenn helle Vernunft ſie nicht aufklärt, ſtrenge und doch milde Sittlichkeit ſie nicht ordnet!“. ruft man unwillkührlich aus. Freuen Sie Sich mit mir, ſie ſoll, ſie wird aufgeklärt, ſie wird geordnet werden! Der Mann, der unter allen unſern Großen am meiſten zur humanen Aufklärung unſrer Nation beigetragen hat, der Einzige unter ihnen, der dieſem Unternehmen, ſo weit die Kraft eines Einzelnen reicht, gewachſen iſt, übernimmt es. Die Adraſtea iſt das Werk, in welchem er es thun wird.

Ihr Hauptinhalt iſt Geſchichte, aber in einer Geſtalt, wie ſie ihr nur der Verfaſſer der unſterblichen „Ideen“ würdig zu geben vermag. Ihm iſt es nicht darum zu thun, dieſen oder jenen Thatſachen nachzuſpüren; nicht*) ein zierliches oder prachtvolles Ganze aus ihnen zuſammen zu ſetzen: er hat ſich einen höhern Zweck gewählt. Er ordnet die Begebenheiten und die ausgezeichneten Menſchen des achtzehnten Jahrhunderts. Er läßt ſie an ſeinem Geiſte vorübergehn, und würdiget ſie ſo nach den Geſetzen des unbeugſamen, aber milden Rechts, mit furchtloſer, aber humaner Wahrhaftigkeit; — kurz: der Philoſoph, der einſt das unermeßliche Gebiet der Menſchengeſchichte mit erleuchteten Blicken überſah und was ſie ihm darbot, in ſo ehrwürdige Maſſen ordnete, ſichtet hier mit demſelben Geiſte und derſelben Kraft die Geſchichte des verfloſſenen Jahrhundertes, giebt uns eine lebendige Gallerie ſeiner Ereigniſſe, ſeiner groſſen oder kleinen Berühmten, ſeiner trefflichen und ſeiner thörichten Stiftungen, — um eine ernſte Würdigung ihres Werthes daran zu knüpfen.

---

*) Siehe Adraſtea Seite 41.

Geſtehen Sie, die Idee iſt ſchön, iſt ihres Urhebers würdig. Durch ein ſolches, mit Herders Geiſte durchgeführtes Werk, können wir früh und reichlich die einzige aber wichtige Frucht erndten, welche die Menſchheit für ihre erlittenen Drangſale ſchadlos hält: weiſe Belehrung. Was er uns von dem eben geendigten Jahrhunderte zu geben unternimmt: die Geſchichte trägt immer dieſe Frucht, aber ſpät und ſpärlich; ganze Jahrtauſende der Menſchengeſchichte liegen noch unbenutzt da.

Ich habe Ihnen geſagt, was Herder ſich in der Adraſtea für ein Ziel aufſteckte: wie er es erreicht, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen. Es wäre Beleidigung für Sie, Ihnen erſt deuten zu wollen, was Sie hier, auf ſeinem eigenthümlichen Felde, von ihm zu erwarten haben.

Der Erbfolgekrieg, der das vorige Jahrhundert ſo blutig eröfnete, iſt der erſte Artikel dieſes Heftes, und der Würdigung des Unſinns, durch Gewalt entſcheiden zu wollen, was Recht ſey, ſind zwei Paragraphen aus Fenelons „Gewiſſensleitung eines Königes" beigefügt, die mit den Fragen anheben: „Habt Ihr nicht Bedürfniſſe des Staates genannt, was Eure eigne Anſprüche waren?" — „Könnt Ihr Eure Unterthanen wider ihren Willen mit Auflagen zu einem Kriege beſchweren, der ihnen unnütz iſt?" — —

Der zweite Artikel iſt die Geſchichte und philoſophiſche Schätzung des John Bull, dieſes muthigen und geiſtvollen Gegenſtückes zu des feilen Addiſons beſtelltem Lobgedichte auf Marlborough, the Campaign. — „Nach einer Trilogie von Helden-Trauerſpielen gab das griechiſche Theater ein Satyrſtück. Erſchiene doch hinter jedem Kriege eine Geſchichte John Bulls in ihrer Art, mit eben ſo inniger Wahrheit, eben ſo gründlicher Menſchen- Volks- und Staatskenntniß gezeichnet. Der Fortgang der Zeiten ſelbſt will ſolche Gemälde.“ — „Fände doch jedes Volk in Krieg und Frieden, zumal wenn es verkannt, verläugnet und cicatriſirt wird, eine Darſtellung! — Bei Deutſchlands Charakter-Volksbilde, dem berühmten Niemand, wird im Ganzen gewiß nicht Spott, ſondern klagende und beklagende Menſchenliebe den kühnen und zarten ſowohl, als den kühnen und rauhen Griffel führen! Sonſt war Deutſchland reich an trefflichen Holzſchnitten und Charakterbildern; aber Griffel und Rechte ſind ihm entſunken.“

Ludwig des Vierzehnten biographiſches

Gemälde, — „des alten Königs-Löwen, der ein halbes Jahrhundert hindurch Europa in Schrecken und Ehrfurcht ſetzte, einen Theil deſſelben mit ſeinen Waffen zerriß und grade in dieſem eine Schaar anderer Thiere zu ſeinen poſſirlichen Nachahmern machte." — Beilage: „Iſt Eitelkeit das erſte Princip einer Staatsverfaſſung?" —

Anziehender ſind die folgenden Schilderungen der unglücklichen *Maintenon* und des liebenswürdigen und edeln *Fenelon*.

Die Geſchichte und *Würdigung der Akademien und* des *Fortſchritts der ſchönen Künſte* unter Ludwig XIV., mit einer Beilage philoſophiſcher Erörterungen.

Die *Franzöſiſchen Flüchtlinge*, durch deren Vertreibung Ludwig dem ganzen gebildeten Europa ſeine Verwüſtungen vergüten ſollte.

Baylens Schilderung und Schätzung.

Der Franzöſiſche Klerus. „Klerus heißt ein durch Loos oder Erbſchaft gewonnener Antheil; die Geiſtlichkeit nannte ſich ſo, weil ſie und ihr Beſitzthum *das Antheil Gottes*, die ihm geweihte Portion waren. — Im Chriſtenthume giebt's keinen

Klerus; die Menſchheit iſt der erwählte Theil Gottes."

Erläuterungen mit und ohne Anekdoten vollenden das Gemälde Frankreichs unter Ludwig 14. Wahrſcheinlich giebt das nächſte Heft ein ähnliches von England, und folgt dann das des übrigen Europa, und wird die Gallerie bis zu Ende des Jahrhunderts fortgeſetzt: welch ein Werk! Herder hat etwas begonnen, das uns die übrigen Nationen beneiden und ſich eifrig aneignen werden; das dem ganzen Europa ein heiliges Buch zu ſeyn verdient, und das man am Ende manches künftigen Jahrhundertes ämſig nachahmen wird*).

Bloße Zugaben zu dieſem ſind die beiden folgenden, und zwar dichteriſchen Artikel dieſes Heftes, aber Zugaben die des Hauptwerkes würdig ſind.

---

*) An der Ausführung einer Idee von dieſer Erhabenheit und Wichtigkeit, Kleinigkeiten rügen, heißt Unfug treiben: doch dieſer Unfug iſt dem Kritiker Pflicht. Alſo: – Warum der griechiſche Titel, den ſo wenige verſtehn? Ein Mann wie Herder ſcheint mir in ſeiner Gefälligkeit zu weit zu gehen, wenn er ſich herabläßt, eine Mode mitzumachen, die im Grunde nur pedantiſche Ziererei iſt. Warum zweitens im Buche der Ausdruck Völkerbalgen für Krieg? Mir ſcheint er unedel. — Ich ſchäme mich, indem ich dieſe Rügen hinſchreibe, aber ſie durften nicht unterdrückt werden.

Aeon und Aeonis, eine Allegorie. Ehe ich Ihnen meinen Bericht über dieſes Gedicht abſtatte, muß ich Ihnen das Geſtändniß thun, daß ich die Allegorien nicht leiden mag, am wenigſten die verſificirten, und am allerwenigſten die dramatiſchen. Der Gegenſtand dieſer Dichtungsart iſt ein fortgeſetzter Doppelſinn: dadurch wird ihr Charakter nothwendig immer ſchielend und ſchwankend: ſie ſingt mit geſpaltener Zunge, kein Wunder daß ſie, wie die Schlangen, ziſcht. Weder Phantaſie noch Gefühl haben in ihr freien Spielraum: ſie ſcheint mir gar nicht Poeſie, ſondern nur poetiſch-vermummter Verſtand, und auch was dieſer geben kann, beſteht nur in Anſpielungen, die immer froſtig ſind. Wahrer, treffender Witz hat hier ſo wenig freie Hand, als Gefühl und Einbildungskraft. — So dachte ich wenigſtens bisher über Allegorie. Göthens traurig-misglückter Paläophron hatte mich in meiner Denkungsart beſtätigt, aber dieſer Aeon lehrte mich, daß mein Urtheil einſeitig war, lehrte mich, daß der Dichter nur verſtehen müſſe eine ſchöne Fabel, eine rührende Situation zu ſeinem Bilde auszuwählen, nur die Charaktere rein menſchlich auszumalen, ſeine Anſpielungen mit philoſophiſchem Geiſte zu machen, — um auch in dieſer Gattung etwas Vortreffliches zu leiſten. Eigentlich iſt dieſer Aeon ein Seitenſtück zum Paläophron: aber welch ein Unterſchied zwiſchen beiden! Sie erinnern Sich der Fabel des Letztern? Ein junges Frauenzimmer, das zwei Kinder begleiten, flieht zu einem Altare. Ein Greis, von zwei Männern geführt, verfolgt ſie. Sie faſſen ſich gegenſeitig ins Auge, erkennen ſich für Onkel und Nichte, entfernen ihre Begleiter, und vereinigen ſich, einer gegenwärtigen Fürſtin ihre Kränze zu überreichen. Das iſt ein Gemenge von Geſtalten, deren Deutung man nicht errathen könnte, wenn Namen und Geſpräch ſie nicht gäben. — Die Fabel des Aeon dagegen? Ein abgelebter Greis auf ſeinem Ruheſeſſel in trübe Betrachtungen verſunken, ruft ſeine alten Hausgenoſſen herbei, ihn zu erheitern. Sie haben ihm nur traurige Nachrichten zu geben, die alle auf ſein nahes Ende deuten. Er entfernt ſie und ſinkt in einen unruhigen Schlummer. Von zwei Genien geleitet, tritt eine jugendliche, weibliche Geſtalt auf, betrachtet mit Erſtaunen ihr väterliches Haus, aus dem ſie lange entfernt war, mit Rührung ihren ſchlummernden Vater, und ſinkt am Altare nieder, zu beten. Aeon erwacht, erkennt ſeine Tochter, umarmt ſie, eilt mit ihr zum Altare und verſcheidet. Sie legt die friſcheſten Blumen ſeines zerfallenden Kranzes auf den Altar, ihre Veilchenkrone auf das Haupt des Erblaßten, und bedeckt ihn mit ihrem Schleier, indeß eine klagende Muſik ertönt. Die Pforten eines hellerleuchteten Tempels öffnen ſich, indeß die Muſik in Frohlocken übergeht. Eine rüſtig-ämſige Menge von Erwachſenen und Kindern jubelt der jungen Fürſtin entgegen; die Wahrheit, im Prieſtergewande, krönet ſie mit einem Roſenkranze; das Recht, im Bürgerkleide, überreicht ihr den Königsmantel; Genien bieten ihr Palmenzweige ſtatt des Schwertes und Scepters u. ſ. w. Wenn Sie dieſe Handlung nur als Pantomime vor ſich geſchehen ſähen, könnten Sie über den ſchönen Sinn dieſes Säkularſpieles ungewiß ſeyn? Es iſt Wechſel vom Böſen zum Guten;

es iſt Verjüngung, — das beginnende Reich der kraftvollen Weisheit, der milden Gerechtigkeit. Aber wir wollen uns den Text nicht nehmen laſſen. Echt-humane Philoſophie, und tiefes Gefühl athmet in ihm, und der Charakter des Aeon vorzüglich, iſt ein treues Bild des verfloſſenen Jahrhunderts und ſo mancher, mancher, die während deſſelben über weite Strecken der Erde ſchalteten. Neben dieſem ernſten Spiele eines philoſophiſchen Dichters erſcheint der Paläophron in ſeiner wahren Geſtalt, als ein ſeichtes, froſtig und bizarr witzelndes Gelegenheitsſtück, das mit aller der Nachläßigkeit hingeworfen wurde, welche die ſtumpfe Idee verdiente.

Hoffnungen eines Sehers vor dreitauſend Jahren. Die majeſtätiſch-dichteriſche Weiſſagung des Propheten Jeſaia von der Zukunft des Meſſias, — eins der erhabenſten Produkte der orientaliſchen Dichtkunſt, — begeiſterte einſt Pope zu ſeiner meiſterhaften heiligen Ekloge, der Meſſias, und hier Herdern zu einem Gedichte, in dem er beide Vorgänger durch philoſophiſche Anwendung überbietet. Der Meſſias dem er entgegen jauchzt, iſt die allgemeine Humanität, allgemeine Aufklärung. Er ſchließt ſein Gemälde der Wirkungen, die ſie hervorbringen werde:

Der Menſch, der Menſch iſt gut!
Was Recht und Wahrheit jedem Herzen pries,
Was Treu und Liebe jeden hoffen hieß,
Iſt wahr: die Erde wird ein Paradies!"

Drei und dreißigſter Brief.

Urania, ein lyriſch-didaktiſches Gedicht in ſechs Geſängen von Tiedge.

Rules as ſtrict this labour'd work confine,
As if the Stagirite o'erlooked each line.[*]
Pope.

Manchen Leuten, welche die Genialität wie eine Profeſſion treiben, werd' ich durch die Anwendung dieſes Lobſpruchs, den Pope Virgils Aeneide ertheilt, ein ſtrenges Urtheil über Tiedgens Lehrgedicht zu ſprechen ſcheinen. Dieſe Menſchen können die Begriffe, Regelmäßigkeit und ſklaviſche feige Nachahmung, nicht von einander trennen, und haben keine Vorſtellung davon, daß ein Werk regelmäßig, und doch von der originellſten Genialität ſeyn könne. Kein einſichtsvoller Künſtler wird es verſchmähen, die Bemerkungen andrer über ſchon vorhandne Kunſtwerke zu Rathe zu ziehen, aber die Regeln, die zu ſeinem

---

[*] So ſtrenge herrſcht die Regel in dieſem gefeilten Werke, als wenn Ariſtoteles jede Zeile durchgeſehn hätte.

Zwecke nicht paſſen, ohne Rückſicht zu überſchreiten, — auch das iſt ihm eine Regel. Er erkennt kein unverbrüchliches Geſetz, als — die Abſicht ſeines Werkes. Wahre Regelmäßigkeit iſt nichts, als die ſorgfältige Berechnung auch des kleinſten Theiles auf die Wirkung, die das Ganze hervorbringen ſoll. Dieſe anſtellen zu können: iſt das ein Beweis von Schwäche oder von Kraft des Geiſtes? —

Herr Tiedge hat es in dieſem Gedichte auf eine muſterhafte Weiſe gethan. Unter den leichtern Spielen ſeiner Muſe iſt ſein Geiſt und ſein Kunſtſinn zu einer ſeltnen Reife gelangt: das ſetzt ihn in den Stand, ſeiner Nation ein Geſchenk zu machen, das ſie ehren wird, ſo lange ſie Bildung genug behält, das Aeſthetiſch Vortreffliche zu fühlen. Alle ſeine frühern Gedichte ſcheinen nur Vorübungen zu dieſem. So iſt's recht. Man kann nicht ehrenvoller in Schatten geſetzt werden, als durch ſich ſelbſt.

Es wird mir ſelten ſo gut, Ihnen von einem Werke con amore ſprechen zu können: erlauben Sie mir alſo, dies Glück recht gemächlich zu genießen und über die Urania etwas weitläuftig zu ſeyn. Zuerſt ein Paar Worte über das Lehrgedicht überhaupt.

Es hat manchen Kunſtrichtern Kopfbrechen gemacht, wohin ſie es ſtellen ſollten. Sie kennen, meine Freundin, die alte Eintheilung der Poeſie, in die lyriſche, epiſche und dramatiſche, das heißt, in diejenige, die bloß Empfindungen ausſpricht, in die erzählende und die darſtellende. Dieſe Eintheilung iſt völlig erſchöpfend, und gleichwohl kann das Lehrgedicht, mit ſeinen Nebengattungen, der Satyre und dem Epigramm, ſeiner urſprünglichen Natur nach, zu keiner dieſer Klaſſen gerechnet werden. Sein Gegenſtand ſind Verſtandesbegriffe, — und die ſind weder Gefühle, noch laſſen ſie ſich wie eine Begebenheit erzählen, oder wie eine Handlung darſtellen. Wohin alſo mit ihm?

Weit entfernt indeß, daß das Lehrgedicht deshalb aufhören ſollte, überhaupt zur Poeſie zu gehören, zieht es aus ſeiner Unbeſtimmtheit den gewöhnlichen Vortheil der Neutralen, mit allen Parteien befreundet zu ſeyn, und für einen einzelnen Fall ſich jeder anſchließen zu können, die es erwählt. Es iſt — Minerva, die ſich mit den Attributen bald der einen Muſe, bald der andern ſchmückt, und ſich alle anzueignen weiß. — Verſtandesbegriffe ſind an ſich keine Poeſie, aber wenn man ſie poetiſch vorträgt, ſo entſteht in der Dichtkunſt, was das Recitativ in der Muſik iſt: eine Mittelgattung zwiſchen Rede und Geſang.

Wir Deutſchen ſind ſo glücklich, der Form nach, die vollkommenſten Lehrgedichte zu beſitzen. Die andern Nationen, die ältern ſowohl als die neuern, haben vortreffliche, über gewiſſe Gewerbe und Künſte, über philoſophiſche oder religiöſe Gegenſtände, über Spiele u. ſ. w. Auch in den vortrefflichſten iſt das fortlaufende Raiſonnement bloß durch das Detail zur Poeſie erhoben, durch das Versmaaß, durch dichteriſchen Ausdruck, durch ausgemalte Gleichniſſe, eingewebte Erzählungen. Wir beſitzen gleichfalls ein Paar ſehr vorzügliche Gedichte dieſer Art, vorzüglich von Haller: aber wir haben — jetzt drei — ſolche, die nicht bloß durch das Detail, ſondern auch durch die Form des Ganzen Poeſie ſind. Wieland läßt in ſeiner Muſarion die Begriffe, die er lehren will, aus einer Begebenheit hervorgehn: ſein Lehrgedicht iſt ein Epos. Leſſing entwickelt im Nathan die Wahrheiten, die ihm am Herzen lagen, durch eine dargeſtellte Handlung: er hat ein didaktiſches Drama gegeben. Tiedge, wo nicht glücklicher, doch kühner als beide, leitet die Wahrheiten, die er vorträgt, durch Gefühle ein; drückt ſie wie Gefühle aus; folgert Gefühle aus ihnen: — Es iſt wahr, Falks treffliche Satyre, die Helden, geht oft in den lyriſchen Ton über, doch nur Stellenweiſe; Schillers Gedichte, die Künſtler und die Götter Griechenlands, ſind lyriſch didaktiſch, aber nur einzelne Lieder: — ein ganzes philoſophiſches Syſtem hingegen gleichſam in einer zuſammenhängenden Reihe von Liedern vorzutragen. hat vor Tiedge niemand gewagt.

Die Aufgabe iſt ſo äußerſt ſchwierig, daß ich ſie, troß meiner Hochachtung für Tiedgens Talente, zum voraus für verunglückt hielt. Zu meiner Freude irrte ich mich. Er hat ſie vortrefflich gelöſt. — Ehe ich zum Detail übergehe, muß ich Ihnen die Kunſt in der Anlage des Ganzen entwickeln.

Er ſpricht, — oder ſingt vielmehr, denn ſeine Verſe ſind Muſik, — über Gott; Leben, Glückſeligkeit und Wahrheit; Unſterblichkeit; Tugend; Freiheit und Wiederſehn. Dieſe Gegenſtände ſind nicht ſo geordnet, wie ſie ſich philoſophiſch auseinander herleiten laſſen: das iſt kein Fehler. Der Dichter muß völlige Freiheit haben, ſeine Materien ſo folgen zu laſſen, wie es ſeinem Zwecke angemeſſen iſt. Wußte er ſie dichteriſch aneinander zu knüpfen, ſo mag der philoſophiſche Zuſammenhang auf ſich beruhen. Eben ſo wenig liegt daran, zu welches Philoſophen Partei er ſich bekennt. Nur das geht uns an, in wie fern es ihm gelang, ſeine Lehrſätze zur Poeſie zu erheben.

Sollen wir ſeine Lehren anhören, ſo muß er uns gleich Anfangs ihre Wichtigkeit einleuchtend machen, und das Bedürfniß derſelben empfinden laſſen. Sehr einſichtsvoll ſtellte Tiedge daher im erſten Geſange die Klagen eines Zweiflers auf, und giebt in der Reihe, wie die Bekümmerniſſe deſſelben auseinander entſtehen, zugleich den Plan, nach welchem er in den übrigen Geſängen verfuhr.

Der Zweifler hebt an:

Mir auch war ein Leben aufgegangen,
Welches reich bekränzte Tage bot;
An der Hoffnung zarten Wangen
Blühte noch das erſte junge Roth.
Auf der Gegenwart umhauchten Wogen
Brannt' ein Morgen, ſchön wie Opfergluth;
Hohe Traumgeſtalten zogen
Stolz, wie Schwäne, durch die rothe Fluth.

Aus dieſem glücklichen Zuſtande erwacht' er zum prüfenden Verſtande.

Forſchend blickt' ich in die weiten Räume,
Aber bei dem zweifelhaften Licht
Sah' ich jetzt — nur meine Träume,
Wahrheit ſelbſt, die Wahrheit ſah' ich nicht.
O der Helle, die dem guten Schwärmer
Nichts zu zeigen hat, als ſeine Nacht!
O des Lichtes, das den (an?) Glauben ärmer,
Und die (an?) Weisheit doch nicht reicher macht!

Zwar hielt einſt der hohe Geiſt ſeiner Geliebten ihn aufrecht; doch —

Dieſer Traum verſank (zerfloß?) wie eine Welle,
Die kein Daſeyn wieder hoffen darf;

und er verſank in Grübelei.

Wenn ich ſinnend durch das Leben walle:
Dann erſcheint mir das Gebiet der Zeit
Wie der Schauplatz einer Schattenhalle
Wo die *Täuſchung* ſteht und Bilder reih't.
— — — — — — — — — — .
— — — — — — — — — —
Konnte Gott, der ſo den Menſchen machte,
Daß er Wahrheit ſuche, konnt' er ihn

Doch verdammen, daß er hier verſchmachte,
Ihm den Becher zeigen und entzieh'n? —

— Gott ruft er aus; ein Gott! Giebt es denn einen?

Draußen in der blaugewölbten Halle
Seines Tempels ſuch' ich ſeine Spur;
Suche Hoffnung, Troſt und Ruh und falle
Weinend in die Arme der — Natur.

Ihre Beſchaffenheit zwar ſcheint einen weiſen Urheber zu verkündigen, aber das Schickſal der Menſchheit widerſpricht:

In Zypreſſen hüllt ihr Haupt die Duldung,
Und die Tugend erntet Hohn und Spott;
Unſchuld trägt die Strafe der Verſchuldung;
Edle darben: — und es iſt ein Gott?

Nur eine Zukunft könnte dieſe Ungerechtigkeit ausgleichen,

Aber weg aus meinen Tagen
Floh die Hoffnung, wie ein ſchöner Traum;
Düſtre kalte Zweifel jagen
Nachtgewölk' in dieſen lichten Raum,
Und die Seele — — doch was iſt die Seele?

Umſonſt ſucht ſie ſelbſt ſich zu erforſchen.

Ihre Fragen greifen
Finſter in die Finſterniß hinein.
Nur ein ſchwermuthsvolles Mondgezitter
Wirft ihr durchs Gefängnißgitter
Einen matten, kranken Strahl herein.
Ach! ſie ſchaut hinaus und draußen wanken
Die Geſtalten um ein weites Grab.

Alles in der Natur geht ohne Wiederkehr unter; ſelbſt die Kraft unſers Geiſt in einem langen Leben:

Eh der Raſen uns begräbt
Hat uns ſchon die Zeit begraben. --

— Sey es mit unſrer Fortdauer jenſeits, wie es wolle!

„Laß uns, ſpricht ein Weiſer, laß hienieden,
Wenn wir das erſehnte Dort nicht ſchaun,
Laß durch Tugend uns den Frieden
Eines Erdenhimmels baun!“

Iſt es denn *möglich*, auf der Erde glücklich zu ſeyn? Nein!

Winken dort nicht höhere Berufe:
Dann iſt Tod, und nichts als Tod um mich;
O dann ſteht das Thier auf ſeiner Stufe
Höher, ſeliger, als ich.
Fröhlich zirpt bie Grille durch die Haide,
Fröhlich hat ſie ein Mal ausgezirpt.
Wenn der Menſch mit *jeder* Freude
Die dahin ſtirbt, *ein Mal* ſtirbt.

Und die Tugend?

Sprich, was giebt der Tugend Muth, zu handeln,
Kraft ſich aufzukämpfen, wenn ſie ſinkt?
Und getroſt den Klippenweg zu wandeln,
Wenn da drüben keine Krone winkt?

Ja, was iſt ſie? Ohne Freiheit kann ſie nicht exiſtiren, und

Dürfen wir von Freiheit träumen?
Fühlen wir bei jedem Schritte nicht
Unſre Ketten und ihr Laſtgewicht?
Mögen wir dem Doppelzwang entfliehen?
Wir ſind Kinder der Natur
Und des Schickſals; ihren Phantaſien
Hingegebne Kinder ſind wir nur.
Sturm von außen, Sturm von innen

Reißt den Menſchen aus dem Schooß
Seiner Ruh: und frevelndes Beginnen
Iſt nicht Schuld, es iſt ſein Loos.

Gleichwohl kann man ſich nicht davon frei machen, die Nothwendigkeit der Tugend zu fühlen:

Tugend! Tugend! doch ſoll ich dich feiern!
Iſts ein Gott, der hinter dunkeln Schleiern
Wunderbar zu meinem Herzen ſpricht?
Brannt' ein Gott dies Feuer ungeſtillter,
Heißer Sehnſucht, tief ins Leben ein?
Werd' ich einſt, du heiliger Verhüllter
Werd' ich freier und dir näher ſeyn? —

Der Raum verbietet mir, diesmal mehr zu thun, als Sie durch das vorſtehende Skelet des erſten Geſanges auf das Ganze vorzubereiten. Die einſichtsvolle Kunſt aber, die ſchon aus dieſer Skizze hervorblickt; und die wohlklingende ſchöne Diktion der abgeſchriebenen Stellen, werden indeß wohl, wie ich hoffe, hinreichen, Ihnen dieſes Werk ſo anziehend zu machen, daß die Fortſetzung meiner Beurtheilung im nächſten Hefte, Ihnen ſchon von etwas Bekanntem ſprechen wird.

Meine Hochachtung für Herrn Hubers Talente und Einſichten, macht mir es zur Pflicht, folgenden Brief, mit dem er mich beehrte, hier abdrucken zu laſſen.

Stuttgard, den 12. April 1801.

— — — — — — — — — —

— — — Nur eine kleine Bemerkung liegt mir am Herzen: ſie betrifft Ihr Urtheil über Ergebung iſt beſſer denn Opfer. (S. Erzählungen von Huber.) An der Handlung des alten Dumont haben Sie das eigentliche Motiv überſehen. Er vergiftete ſich nicht, damit die jungen Leute einander heirathen könnten. Nach ſeinem erſten Plane ſollten ſie dieſes nach ſeinem natürlichen Tode thun. Nur die Furcht, daß ſie nicht ſchuldlos bis dahin aushalten würden, daß die Leidenſchaft ſie hinreiſſen, und das Glück, das nach ſeinem Tode ihrer wartete, im Voraus zerſtören würde, bewog ihn, freywillig abzutreten, um mit ihrer Unſchuld das Glück ihrer Verbindung zu ſichern. Sie ſollten nichts davon wiſſen, aber der peinliche Gedanke, daß ſein Opfer zu ſpät gekommen wäre, entriß ihm ſein Geheimniß, und hierdurch ward ſelbſt der Zweck des Opfers vernichtet.

— — — — Hätten Sie dieſes Motiv in Anſchlag gebracht, ſo bin ich überzeugt, daß ſie Dümonts Handlung nicht wahnſinnig und abentheuerlich genannt hätten; Sie würden ſie vielmehr, ſo wie ich ſie meinte, geſunden haben, — ſchwärmeriſch edel.

Dieſe Erinnerung — — — — ſoll Ihnen durchaus nicht als Anti-Kritik aufgedrungen ſeyn. Von meiner Seite wird ſie blos von mir zu Ihnen bleiben; hingegen ſteht es Ihnen vollkommen frei, — — — — dieſen Brief bekannt zu machen.

L. F. Huber.

Ich hätte mich zarter ausdrücken ſollen, nicht um Dümonts, ſondern um des Verfaſſers willen, den ich aufrichtig und ſehr hochſchätze. Sollte man aber nicht auch aus einer edlen Schwärmerei, abentheuerliche und wahnſinnige Handlungen begehen können?

G. M.

Briefe
an ein Frauenzimmer
über
die wichtigſten Produkte
der
ſchönen Literatur,
herausgegeben
von
G. Merkel.

Parteilos, aber kühn!
Kühn, aber beſonnen!

Dritter Band.
Vom Mai — Auguſt 1801.

Berlin, 1801.
In Commiſſion bei K. Quien.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt
des dritten Bandes.

Oeffentliche Ehrenbezeigungen, die der Verfaſſer erhielt. 537

Vier und dreißigſter Brief. Beſchluß über: Urania, von Tiedge. 541

Fünf und dreißigſter Brief. Maria Stuart, von Schiller. 553

Sechs und dreißigſter Brief. Carl der Große, ein romantiſches Gemälde.

Sieben und dreißigſter Brief. Titan von Jean Paul, 2ter Band. 597

Acht und dreißigſter Brief. Zeitung für die elegante Welt. 601

Neun und dreißigſter Brief. Maria Stuart, ein Trauerſpiel von Schiller. (Beſchluß.) 617

Vierzigſter Brief. Korane, ein morgenländiſches Mährchen, von Anton Wall. — Heirathshiſtorien, von Friederich Laun. — Klagelied der jetzigen Männer und die wunderbare Geſellſchaft, von Jean Paul. 647

Ein und vierzigſter Brief. Bianka del Giglio, eine romantiſche Dichtung von L. Th. Koſegarten. 665

Zwei und vierzigſter Brief. Carlo. (Eine wahrhaft romantiſche Dichtung.) 684

Drei und vierzigſter Brief. Rigiſches Taſchenbuch für den Sommer-Genuß 1801. 694

Vier und vierzigſter Brief. Gedichte von Johann Gottfried Seume. 704

Fünf und vierzigſter Brief. Herr Lorenz Stark, ein Charakter-Gemälde von Engel. 718

Sechs und vierzigſter Brief. Herzlich wohlgemeinte Rathſchläge an den Hrn. Redakteur der Zeitung für die elegante Welt. — Der Todtengräber, ein Gegenſtück zur Urne. 742

Sieben und vierzigſter Brief. Herr Lorenz Stark, von Engel. (Beſchluß.) 748

Acht und vierzigſter Brief. Oktavia, ein Trauerſpiel von Kotzebue. 769

Neun und vierzigſter Brief. Taſchenbuch für 1802, Braunſchweig bei Vieweg. 781

Oeffentliche Ehrenbezeugungen,

welche

dieſe Briefe dem Verfaſſer erwarben.

Ihr Schmäh'n ehrt mehr als jedes Lobgedicht.

1. Herr Johann Gottlieb Fichte, ehemals Profeſſor zu Jena, - ein Mann von großem Scharfſinn und großer Energie des Geiſtes, der indeß aus Mangel wirklicher Gelehrſamkeit den Scharfſinn dazu anwendet, lächerliche Spitzſündigkeiten, eines alten Talmudiſten würdig, und ſchon zwanzigmal widerlegt, oder mit gerechter Verachtung bei Seite geworfen, noch einmal aus-

zuhecken: ſeine Energie aber, jene Lächerlichkeiten durch Schmähungen und Pralereien, geltend zu machen; — Herr Fichte alſo hat eine pedantiſche Witzelei gegen einen Mann, der in jedem wirklichen Verdienſte, ich ſage wenig, weit über ihm ſteht, zu einem Buche von acht Bogen ausgeſponnen, und es von ſeinem Spießgeſellen, dem der . . . Au. W. Schlegel herausgeben laſſen. In dieſem Buche ſtehe folgende Stelle:

„Wenn man einem Hunde das Vermögen der Sprache beibringen könnte, ſo würde dieſer eine Aeſthetik entſtehen laſſen, nach welcher jeder Spitz die Fehler in Herrmann und Dorothea ſo fertig nachweiſen könnte, als es jetzt nur Gottfried Merkel vermag.“

Obgleich ich nicht Gottfried heiße, ſcheint es doch, als wenn Herr Fichte von mir geſprochen habe; und, obgleich der Gedanke ſtumpf genug ausgedrückt iſt, — als wenn er eine Schmähung ſeyn ſollte. Oeffentlich alſo danke ich dieſem Philoſophen für die öffentliche Aeußerung ſeines Mißfallens an mir. Sie iſt ein ehrenvolles Zeugniß für die Geſundheit meines Kopfes.

2. Herr Legationsrath Johann Paul Friedrich Richter ſoll im zweiten Bande ſeines Titan erklärt haben, daß mir alle Genialität fehle. Da aus ſeinen Schriften leider bekannt genug iſt, was er für Genialität halte, ſo danke ich ihm hiermit gleichfalls öffentlich, für ſeine öffentliche Anerkennung meines beſſern Geſchmackes.

3. Herr Prediger Ludwig Theobul Koſegarten, der einen abentheuerlichen und ſchmutzigen Roman geſchrieben, hat wegen meiner Recenſion dieſes Buches, ein Sendſchreiben an mich, drucken laſſen, worin er alles was ich an jenem Buche getadelt habe, gradezu mit einem: Es iſt nicht wahr! abläugnet, mich der Unredlichkeit und der Lüge beſchuldigt, meine Aeußerungen über ſein Buch abgeſchmackt und närriſch nennt; übrigens erklärt, daß ſeine Gedichte nicht langweilig ſeien, und von einer Moderniſirung der Cultur ſpricht u. ſ. w. Auch ihm danke ich alſo öffentlich, daß er mir die Wirkſamkeit meiner Rügen beſcheinigen und gütigſt ſelbſt den Beweiß führen wollen, welcher Pöbelhaftigkeit er fähig ſey, und wie oft es ihm widerfahre, nicht zu

wiſſen, was er geſchrieben habe, oder eben ſchreibe *).

(Dieſer Artikel wird fortgeſetzt.)

---

*) Die Meinungen der Jugend haften. Als zwanzigjähriger Jüngling, liebte ich das Haſenhetzen, und itzt, zehn Jahr ſpäter, bin ich immer noch ein lebhafter Freund ähnlicher Zerſtreuungen. Ich behalte mir es alſo vor, beſagtes Sendſchreiben des erboſten Dichterlings beſonders zu beantworten. Was aber ſeine Anmuthung betrift, es dieſer Zeitſchrift ein zu rücken, ſo kann ich dieſe freilich nicht erfüllen. Meine Zeitſchrift ſteht höchſtens nur ſittlichen und anſtändigen Beiträgen offen: als Zugabe aber will ich das Skriptum des Herrn Predigers meinem nächſten Hefte beilegen, wenn er:

1) Dem Herrn Buchhändler Quien, dem Kommiſſionär dieſer Briefe, zum voraus die etwaigen Druckkoſten übermacht.

2) Mir frei läßt, bei jedem was er abläugnet, die Seitenzahl ſeines Buches zu citiren, wo das Abgeläugnete ſteht, und hier und dort ein Paar erklärende Worte bei zu fügen.

3) Mir ſein Prieſterwort dafür verbürgt, daß obiges Sendſchreiben von ihm ſelbſt aus ſeinem eigenen Geiſte, nicht aber von einem ſeiner „reſpektabeln Freunde in Hamburg." aus dem Munde eines Auſternweibes nieder geſchrieben wurde.

Vier und dreißigſter Brief.

Fortſetzung über: Urania, ein lyriſch-didaktiſches Gedicht von Tiedge.

Alſo haben Sie das Buch wirklich ſchon geleſen? Das freut mich! Aber Sie fügen dieſer Nachricht die Aufgabe bei: ich ſolle errathen, warum Sie das Gedicht ſchön gefunden, und Sich doch einige Gewalt hätten thun müſſen, es durchzuleſen? Warum Sie ſich ſo oft verſucht gefühlt, ein Hundert ſeiner Verſe mit halber Aufmerkſamkeit, an Sich vorüber fließen zu laſſen, wie die Wellen eines Quells, deren Murmeln man im Ganzen lieblich findet, ohne deshalb hinlauſchen zu wollen, wie jede Einzelne plätſchert? Warum, mit zwei Worten, die **Urania** Ihnen gefallen habe, ohne Sie zu intereſſiren*)?

---

*) Die eignen Worte einer ſehr geiſtvollen und gebildeten jungen Dame.

Ihre Fragen ſind eine ſchalkhafte Chikane, und um mich dafür zu rächen, will ich Ihnen. — „die Antwort ſchuldig bleiben?" Bewahre! – Ihnen Selbſt überlaſſen, ſie aus dem was ich noch über die Urania zu ſagen habe, abzuziehn.

Auf die Kunſt, mit der Tiedge ſein Gedicht anlegte, hab' ich Sie bey dem ſo ſchön verſchlungenen Faden des erſten Geſanges aufmerkſam gemacht. Um nicht in Wiederholungen zu gerathen, will ich jezt nur, und zwar kurz, von der Ausführung ſprechen.

Die Aufgabe, die er ſich machte, war, die Gründe für den Glauben an Gott, Unſterblichkeit, Freiheit u. ſ. w. poetiſch zu behandeln, das heißt, ſo vorzutragen, daß ſie Phantaſie und Gefühl beſchäftigten. Wie ihm das gelang? Erinnern Sie ſich folgender Stelle des zweiten Geſanges, wo er den Gedanken ausdrücken will: „überall in der Natur finden wir Spuren vom Daſeyn Gottes."

Den hohen Tiefverborgnen ſchleiert
Die Nacht in ihr geweihtes Dunkel ein.
Der offne Tag, die Luft voll Lerchenſtimmen feiert

Sein großes, wunderbares Seyn.
Ihn ſingt das Thal, ihn ſingt der Hayn!
Ihn ruft der Sturm; — die Rieſenſtimme
Die feierlich herab aus Wolken ſchallt
Ruft ſeinen Namen durch den Wald.
Das Lüſtchen ſpricht ihn aus, das an des Baches Krümme
Hinunter ſpielt und ſanft um Angerblumen girrt u. ſ. w.

Seine Phantaſie führt ihn zur Nacht zurück. Welche liebliche und welche große Züge hat das Gemälde, das er von ihr entwirft, und von den Gefühlen, mit denen er ſie einſt beging: —

Die Erde zog dahin mit ihren Grüften;
Aus jeder friſchen Gruft ſchlug eine Flamm' empor,
Die in den reinen Aetherdüften
Des großen Lebens ſich verlor.

Die Sterne, ſchließt er, ziehn uns zum Unendlichen hinauf —

Und wenn den Heiligen die Grübelei vermißt,
Dann findet ahnend ihn der Glaube,
Der die Vernunft der Tugend iſt!

Erinnern Sie Sich ferner wie er im vierten Geſange bange frägt:

Tilgt er ihn weg aus (vor) ſeinem Angeſichte,
Den Menſchengeiſt, den er ſo tief
Und inniger hervor aus ſeinem Gotteslichte,
Als alle ſeine Sonnen rief? —

Was der Philoſoph, oder der Religionslehrer darauf antworten? Gleich viel? Aber der Dichter blickt um ſich her, und —

Sieh doch! Ein liebliches Geflimmer
Wird freundlich dort im Oſten wach!
Schon tritt ein rother Morgenſchimmer
Ins traurig einſame Gemach! —
— — — — — — —
Du Herold Gottes, haſt du nichts mir zu zu verkünden?
Du ſagſt mir freundlich zu: Gott liebt!
Er liebt! — — —
Die Sonne droben iſt ein Blick der Liebe;
Gott ſchaut mit dieſem Blick uns an!
Ihn frag' ob Gott den Keim (in uns) vernichten kann!

Mehr Beweiſe, wie Tiedge, es verſteht auszumahlen, und Phantaſie und Herz zu beſchäftigen, ſind überflüßig. Auch auf den äußern Schmuck hat er die größte Sorgfalt gewendet. Es wäre überflüßig Ihnen, hätten Sie auch nichts als die angeführten Stellen geleſen, erſt ſagen zu wollen, daß ſeine Verſe wohlklingend und fließend ſind: aber auf die Kunſt, mit welcher er das Metrum mannigfach zu brauchen verſteht, muß ich Sie aufmerkſam machen.

Leſen Sie folgende Verſe mit denen die Klagen des Zweiflers ſchließen, ſich laut vor.

Wahrheit, tief im finſtern Hain,
Tief aus labyrinthiſchen Gewinden
Such ich dein Geſtirn am Himmel auf.
Ruhe, Ruhe! werd' ich je dich finden?
Müde ſchließt dein Pilger ſeinen Lauf.

Und nun die folgenden, mit denen der zweite Geſang die tröſtende Antwort beginnt:

Laß untergehen, Freund, die wandelnden Geſtalten,
Die bunt und irrend durch einander ziehn!
Auf, laß uns feſt nur an uns ſelbſt uns halten;
Wir bleiben, die Geſtalten fliehn!

Fühlen Sie nicht, welchen ſchönen Contraſt hier der Wechſel des Sylbenmaaßes macht? Wie die erſten Verſe, ihrem Inhalte gemäß, zu ſeufzen ſcheinen; die leztern kräftig auf zu rufen? Noch lieblicher wirkt dieſer künſtliche Wechſel bei den eingemiſchten ganz lyriſchen Epiſoden, die überhaupt eine große Zierde des Gedichts ſind. Z. B. bey der ſchönen Epiſode, im dritten Geſange. Er ſagt von der Wahrheit:

Wie ſanft umfängt ſie uns in Pſyche's Trauer!
Ein Gott hat dieſen Traum in Himmelsduft getaucht,
Und ihn mit einem Gottesſchauer
In einen zarten Geiſt gehaucht.

Heilig iſts, wo Pſyche handelt,
Schweigend ruht die Blütennacht
Auf dem Haine, wo ſie wandelt:
Aber eine Stimme wacht.

Pſyche ſchwebt durch Roſenzweige;
Alles blüht in ſanftem Licht.
Stimme der Entführung ſchweige!
Aber ach! ſie ſchweiget nicht u. ſ. w. *)

---

*) Dieſe kleine lyriſche Erzählung iſt ſchön, hat aber den Fehler, daß man ſie nicht verſteht.

— Warum Ihnen die Urania gefallen habe, wird Ihnen wohl jetzt zum wenigſten eben ſo hell als — vor Ihren loſen Fragen, einleuchten: ſie iſt darnach eingerichtet, gefallen zu müſſen; ſie iſt ſchön! Warum ſie Sie aber nicht anhaltend intereſſirt hat, werden Ihnen die Fehler zeigen, zu denen ich jezt mit ſchwerem Herzen komme. Es iſt doch ein unangenehmes Geſchäft, das Recenſiren, wenn einem mehr daran liegt, wahr zu ſeyn, als ſich's bequem zu machen.

Alſo die Fehler! Tiedge hat ihrer mancherlei begangen, zum Glück ſind ſie aber meiſtens von der Art, daß eine neue Feile ſie fortſchaffen kann. Der am häufigſten wiederkehrende, iſt, daß er die kraftvolle Gedrängtheit, die ſein Vortrag billig haben ſollte, dem ausmalenden Detail aufopfert. Faſt immer muß man ſich durch eine Menge gleichgültigerer Nebendinge durchdrängen oder ſie geradezu überhüpfen, um die ganze

wenn man nicht vorher die Fabel von Pſyche kennt. Jedes Kunſtwerk muß auch ohne Erläuterungen ſeinen ganzen beabſichtigten Eindruck machen; „es muß, würde eine gewiſſe Schule ſagen, in ſich vollendet ſeyn, wie ein Igel.“

Schönheit ſeiner Hauptgedanken und Wendungen zu empfinden. So zum Beiſpiel, bin ich faſt gewiß, Sie haben mit Ueberraſchung bei der auffallend ſchönen Wendung, durch die er aus der Liebe Gottes die Unſterblichkeit folgert, in Ihrem Exemplare nachgeſchlagen, und was ich Ihnen anführte, nicht finden können. Ich glaub' es wohl! Der ſchöne Gedanke iſt zerriſſen, und ſeine Glieder ſind auf zehn Seiten herumgeſtreut. Und was Tiedge zwiſchen ſie geſtellt hat? Leſen Sie hier den Anfang noch einmal:

Sieh doch, ein liebliches Geflimmer
Wird freundlich dort im Oſten wach;
Schon tritt ein rother Morgenſchimmer
Ins einſam traurige Gemach,
Wo jezt dein Freund zu deiner düſtern Stille,
Zu deinem Gram von Seyn und Werden ſpricht,
Daß er ſich ſelbſt den Strahl aus dem Gewölk enthülle,
Das einen dunkeln Streif in ſeine Tage flicht.

Die vier lezten Zeilen ſind an ſich nicht ſchlecht, aber als bloß angehängte Erklärung der gleichgültigen Situation des Sprechenden, thun ſie eine äußerſt widerliche Wirkung, und ſo geht es, wie geſagt, fort. Der Gedanke, der in zehn Zeilen überraſcht hätte, iſt auf zehn Seiten in ein zartes, aber haltungsloſes Gewebe ausgeſponnen.

Ein zweiter Fehler, den Tiedge begeht, iſt, daß er ſeine Bilder oft ſo ſonderbar vermiſcht, daß man um den Sinn verlegen wird. So fährt er z. B. nach den eben angeführten Zeilen fort:

Willkommen Morgenblick! Wie lieblich wallt der Schleier
Der dich umflattert! Duftet nicht
Aus ihm die Ahnung jener Feier,
Die einſt aus meinem Grabe bricht?
Wird einſt das tiefre Dunkel ſchwinden,
Das noch dies Wort, noch dieſen Traum umgiebt?

Was iſt ein Morgenblick? Wie kann ein Blick von einem Schleier umflattert werden? Wie kann eine Ahnung duften? Was iſt das für ein Wort, von dem er plötzlich ſpricht? — Warum malt Tiedge nicht ein einziges Bild kraftvoll und ganz aus? Das hätte uns ergriffen: aber dieſe zwanzig Bilderchen wimmeln ſo bunt durch einander, daß alles vor unſern Augen ſchwimmt und wir - nichts ſehen. Sein Gedicht gleicht an den meiſten Stellen den Wolken, auf denen Raphaels Gott Vater thront. Jeder Strich in denſelben iſt der Umriß eines Geſichts oder eines Schädels, aber kein einziger Kopf tritt deutlich hervor.

Ein dritter Fehler iſt, daß Tiedge oft Gefallen an einer etwas kleinlichen Worttändelei findet, die man einem Dichter ſeiner Art ein oder zweymal, als entſchlüpft, verzeiht, die aber in der Urania ſo oft vorkommt, daß er ſie geſucht zu haben ſcheint.

Wie widerlich klingt es:

Ein ausgenoſſener Genuß
Iſt ein Genuß, der ſich vernichtet.

oder:

Der blinde Zufall läßt den Zufall blindlings walten,

und:

Der reinſte Lebensſinn iſt leer und ohne Sinn.

und:

Du würdeſt die Vernunft ſelbſt der Vernunft berauben.

Ein vierter Fehler iſt, daß dieſelben Gedanken und Bilder zu oft wiederkommen; ein fünfter endlich, das Reſultat von allen vorhergehenden, daß dem Ganzen die ergreifende Kraft fehlt, und es uns kalt laßt, oder misvergnügt macht. Tiedge weiß uns die Gegenſtände, die er behandeln will, wichtig zu machen; wir thun begierig mit ihm, die Fragen die er aufwirft, aber ſtatt uns die Antwort in kraftvollen Sentenzen, in erſchütternden Ausdrücken des Gefühls zu geben, verzettelt er ſeine wirklich ſchönen Gedanken in ein unendliches Gewimmel von kleinen Bilderchen und Empfindeleien. Er erregt unſern Durſt und löſt dann den Wein, den er uns vorſetzt, in — Dünſte auf.

Sie ſcheinen mir durch Ihre Anfrage den verſteckten Vorwurf zu machen, daß ich von der Urania mit zu großer Vorliebe geſprochen habe: — aber ich hatte ja noch nicht ausgeredet. Jezt beſchuldigen Sie mich vielleicht, daß ich zu ſtreng tadle: — aber ich befolge nur den ſehr richtigen Leſſingſchen Grundſatz, grade gegen vorzügliche Künſtler am unerbittlichſten zu ſeyn. Wäre hier die Rede von einem Werke, das nur von einer Meſſe zur andern leben ſollte und könnte, ſo würde ich manche meiner Rügen erſpart haben, aber die Urania iſt Tiedgens größte Anſtrengung, ſie iſt ein bleibendes Denkmal, das er ſich aufſtellt; ſie iſt ein Werk das durch ſo viele Schönheiten zu bleiben verdient, und das die Nation ſicher nicht wieder vergißt: es iſt faſt Gewiſſensſache, es ſtrenge zu behandeln und überall hin zu deuten, wo der Meiſter die Feile noch einmal anlegen muß. —

Fünf und dreißigſter Brief.

Maria Stuart,
ein Trauerſpiel von Schiller.

Die Kunſt iſt ſchwierig, der Tadel leicht.

Ich wiederhole Ihnen, meine Freundin, daſſelbe Motto, mit dem ich meinen erſten Brief über Schillers Wallenſtein überſchrieb, um Ihnen zu ſagen, daß ich dieſen über Maria, mit eben dem Gefühle anfange, als jenen. Nach dem Genuße, den man bei einem ſolchen Gedichte gefunden hat, iſt es eine unangenehme Pflicht, nicht bloß zu bewundern, ſondern auch *denen* Eigenſchaften deſſelben nachzuſpüren, die es verhindern, etwas noch Vollkommneres zu ſeyn. Nur der Gedanke iſt dabei aufmunternd: je ſtrenger in einem Kunſtwerke die Fehler von den Schönheiten getrennt werden, um deſto reiner ſtralend ſtehen dieſe da. —

Unter allen Deutſchen Dichtern zeigte keiner eine größere Perſektibilität, und benutzte ſie ſorgfältiger und unverdroſſener, als Schiller, vorzüglich als tragiſcher Dichter. Er ſteht als ſolcher jetzt in ſeiner dritten Periode.

Der erſte Früchte ſeines Genies waren die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko: aber in dieſen Stücken ſchaltet die Kunſt nur ſehr wenig ſichtbar. In allen finden wir erhaben tragiſche Situationen; Charaktere, die uns in Erſtaunen ſetzen; uns nicht nur anziehn, uns feſſeln; Gedanken, die uns oft hinreißen, überwältigen. Doch die Sprache wird oft Bombaſt; die Charaktere ſind noch öfterer unnatürlich, ungeheuer; die Situationen abentheuerlich, nicht künſtleriſch eingeleitet, durchgeführt und benutzt. Dieſe Stücke waren der erſte Aufſchwung des jungen Adlers vom Horſte. Jeder Schlag ſeines Fittigs verkündigt Kraft: allein dieſe Kraft wird mehr verſucht, als gebraucht. Sie trägt ihn nicht in einem beſtimmten, zweckmäßigen Fluge hin; jetzt hebt ſie ihn zu hoch, jetzt ſenkt ſie ihn zu tief, weil er noch kein beſtimmtes Ziel feſt im Auge hat, oder es noch nicht durch Erfahrung auf die beſte Weiſe zu erreichen lernte. Es iſt ein Adler-Jüngling, der durch die Luft hintaumelt, aber er taumelt doch.

Schiller fühlte bald, wie jedes wahre Genie, das Bedürfniß höherer Kunſt, edler Zweckmäßigkeit. Er wählte die Alten zu ſeinen Muſtern, und — Don Carlos und Wallenſtein ſtehn faſt als Werke einer ganz andern Gattung neben ſeinen frühern Trauerſpielen: indeß gerieth er hier in einen andern Fehler. Sie ſind, wenn ich zu meinem Bilde zurückkehren darf, der erſte ſtäte Flug, das erſte anhaltende Aufſteigen des jungen Adlers, der Sonne entgegen: es iſt majeſtätiſch, aber die oft ſteife, zu ſichtliche Anſtrengung, mit der es geſchieht, verräth, daß der Fliegende noch zu ſehr mit dem Fluge ſelbſt beſchäftigt, noch nicht ganz Herr ſeiner Bewegungen iſt, daß er ſie nicht machen kann, ohne ſie ſelbſt ängſtlich zu beachten. — Die Verwickelungen dieſer Stücke ſind zu weitſchweifig, zu umſtändlich eingeleitet; die Charaktere nicht mehr abentheuerlich, aber oft zu idealiſch, oft zu ängſtliche Porträts; die Sprache iſt zu rhetoriſch und zu dichteriſch: die Perſonen ſprechen nicht zu einander, ſie halten ſich poetiſche Reden, wechſeln Sentenzen und beſchreiben die Leidenſchaften, die ſie nur ausdrücken ſollten. — Mit Maria Stuart beginnt Schiller ſeine dritte Periode, die wahrſcheinlich die glänzendſte werden wird. Jetzt ſichert ſeine Kunſteinſicht ihn gegen die Fehler, die ſeine erſten Stücke entſtellten, und da die nothwendige Regel ihm jetzt nicht mehr Feſſel, ſondern leichte Gewohnheit geworden iſt, fühlt der Leſer und Zuſchauer auch bei ſeinem Werke nicht mehr die peinliche ermüdende Beklemmung, die ihm die zu ſichtbare Anſtrengung des Dichters, zuweilen beim Don Carlos oder Wallenſtein verurſacht. Voll Zuverſicht auf ſeine ausgebildete Kraft, vollſtändig Herr ſeiner Bewegungen, ſchwingt der König der Lüfte ſich empor zu Kampf und Sieg. —

Und nun, nach dieſer Huldigung, die dem großen Dichter gebührte, ohne Umwege zur Prüfung ſeines Werkes! In Rückſicht der allgemeinen Forderungen, die wir an ein Drama zu machen berechtigt ſind, beziehe ich mich auf meine Briefe über Wallenſtein, und will hier gleich die einzelnen Scenen nach einander durchgehn.

Der dramatiſche Dichter muß damit anfangen, daß er uns die Situationen der Hauptperſonen und ihren Charakter kennen lehrt, uns für ſie intereſſirt. Sehr einſichtsvoll beginnt alſo Schiller das Stück damit, daß er uns zu Zeugen einer Gewaltthätigkeit macht, die gegen Maria verübt wird. Die Proteſtationen der treuen Amme gegen das Aufbrechen des Schrankes und die Entführung der Juwelen, ihre Schilderung der Härte, welche die unglückliche Prinzeſſin bis jetzt erdulden mußte, machen uns mit ihrer ganzen Lage bekannt, ſo wie Paulets heftige Antworten, mit der Art, wie England und der Hof ſie betrachten. Die Scene iſt mit hoher Kunſteinſicht gedacht und ausgeführt, indeß iſt Schillern eine Kleinigkeit entſchlüpft. Paulets Handlung rührt uns wenig, weil ſie — ſo motivirt iſt, daß ſie einen Schein des Rechts bekommt. Man hat aus Mariens Fenſtern einen Schmuck geworfen, durch den man wahrſcheinlich den Gärtner beſtechen wollte. Iſt der Vorgang gegründet, ſo iſt das Durchſuchen des Schrankes nicht hart, ſondern eine nothwendige Vorſicht. Er wird aber weder widerlegt, noch überhaupt weiter erwähnt: und doch iſt er ſo wichtig für Mariens Stimmung und Abſichten.

Maria ſelbſt erſcheint, und die ehrliche Amme eilt ihr ſogleich mit der Klage entgegen:

O Königinn! Man trit uns ganz mit Füßen
u. ſ. w.

Die würdevolle Faſſung, mit der Maria die Nachricht von dem Vorgange, die trockenen, harten Aeußerungen Paulets, die Nachricht endlich von dem gefällten Urtheile gegen ſie, erträgt, nimmt uns für ſie ein; ſelbſt die Reizbarkeit, mit der ſie von dem Jünglinge Mortimer die Geringſchätzung nicht leiden will, die ſie dem Greiſe überſieht, flößt uns Hochachtung gegen ſie ein: und daß Paulet eben ſo empfinde, zeigt der Entſchluß, den er faßt, ihren Brief an Eliſabeth wirklich ſelbſt zu übergeben.

Jetzt iſt Maria mit der Dame Kennedy allein, und jetzt erwarten wir, daß die Frau, die vorher nur unſre Hochachtung gewann, durch das vertrauliche Aufſchließen ihres edlen, reinen Herzens, das unſrige auf immer feſſeln werde. Ihrer Amme wird ſie zeigen, was ſie ihren Feinden aus edelm Stolze verbarg, was aber, nicht zu empfinden, unnatürlich wäre: ihren Schmerz über ihr Schickſal. — Sie ſteht verſchloſſen da. Wir ahnen eine heroiſche Seelengröße: da verräth ſichs, daß ihre Faſſung nur die muthloſe Zerknirſchung über ihre Schuld iſt. Ihre Reue hat uns indeß ſchon wiederhalb verſöhnt, als Hannah unwillkührlich, indem ſie tröſten will, hingeriſſen wird, Verbrechen aufzuzählen, die uns Maria in jeder andern Lage verhaßt, in ihrer jetzigen verächtlich, und ihr Schickſal gleichgültig machen müſſen. Die läppiſchen Gründe aus denen ſie Mariens Schuld für getilgt oder gering ausgiebt, ſtoßen uns vollends zurück. Wir nehmen die Partei der Vernunft gegen die Amme, und leider! iſt dieſes zugleich die Partei der Tugend gegen Maria. Mag dieſer künftig begegnen, was da wolle: wir vergeſſen es nicht wieder, daß die ausſchweifende Frau unſre Verachtung, die Mörderin ihres Gatten den Tod verdient.

Wir waren in Berlin ſo glücklich, die Rolle der Maria von einer der vortreflichſten Deutſchen Künſtlerinnen darſtellen zu ſehn, von Madame Unzelmann*): ihr Verdienſt war es, daß uns Maria bis zum Ende des Stücks intereſſant blieb. An jedem andern Orte, wo man dieſe Rolle nicht völlig ſo gut beſetzen kann, muß jene Scene der Todeskeim des ganzen Stückes werden. — Und warum dieſe Aufzählung von Maria's Vergehungen? Glaubte der Dichter der Vorgänge in Schottland durchaus erwähnen zu müſſen, warum ſchilderte er ſie nicht ſo mildernd, warum ließ er Maria nicht wenigſtens ſo ſchuldlos dabei erſcheinen, als ihre Anhänger ſie darſtellen? — „Die Geſchichte widerſpricht!" — Schon gut, aber wir erwarten auf der Bühne nicht einen Beweis, daß der Dichter die Geſchichte ſeiner Heldin mit kritiſchem Blicke ſtudirt hat, ſondern ein Kunſtwerk, in welchem alles vermieden iſt, was ſeiner Wirkung Eintrag thut.

---

*) Sie verdiente die Deutſche Clairon genannt zu werden, wenn ihr eigener Name ſie nicht eben ſo ſehr ehrte.

Mortimer erſcheint und überraſcht uns ſo ſehr, als die Königin, durch die Enthüllung ſeiner Denkungsart, durch die Nachricht von der Verurtheilung Mariens, durch ſeinen Entſchluß ſie zu befreien. Die etwas zu langen Reden und Beſchreibungen Mortimers abgerechnet, iſt die Scene vortreflich, beſonders durch die zarte Aeußerung der Eindrücke, welche die einzelnen Theile ſeiner Rede auf Marien machen, und durch die Feinheit, mit der ſie — den ſchwärmeriſch-Liebenden nur zu einem Mittel zu brauchen weiß, ihrem Geliebten näher zu treten.

Nicht ſo gelungen, bei weitem, ſcheint mir die folgende, in welcher Burleigh, Marien das geſprochne Urtheil ankündigt. Was er wichtiges zu ſagen hat, haben wir ja ſchon durch Mortimer erfahren, und die, vierzehn Seiten durchzankende Erörterung des Rechtlichen oder Unrechtlichen im Verfahren der Richter macht lange Weile.

Eben ſo überflüßig ausgedehnt, ſcheint mir der folgende Auftritt, in welchem Burleigh dem Ritter Paulet den Antrag thut, Marien zu ermorden. Ich glaube ſo gar, daß er ganz hätte wegbleiben müſſen: einmal, weil er in die Hauptſache auf keine Weiſe eingreift, und zweitens — aus einem Grunde, den ich unten angeben werde.

Bloß einleitend, aber doch nicht ganz müßig, ſind die beiden Auftritte mit denen, der zweite Akt anfängt, jener, in welchem Kent das eben geendigte Feſt beſchreibt und jener, in welchem Eliſabeth die Franzöſiſchen Geſandten abfertigt. Wahrſcheinlich ſtehen ſie vornehmlich des Kontraſtes wegen da. Der erſte Akt fängt damit an, daß er uns Mariens Elend durch eine erlittne Gewaltthätigkeit, zeigt; der zweite, daß wir Eliſabeth im vollen Glanze königlicher Hoheit die Bewerbung eines mächtigen Monarchen nur halb annehmen ſehen. Aber dieſe contraſtirenden Auftritte ſind zu weit auseinander gerückt, um ihre volle Wirkung zu thun.

Wichtig iſt dagegen die folgende Scene, in welcher Eliſabeth mit ihren Räthen berathſchlagt. Sie ſelbſt, Burleigh, Leſter und Schrewsbury entfalten hier ſo ganz ihre Denkungsart, und verrathen ihre geheimen Pläne durch entſchlüpfte Charakteriſtiſche Züge, daß wir ſie nach dieſem einzigen Auftritte völlig kennen. Das Intereſſe wächſt als Paulet und Mortimer dazu kommen, dieſer ſeine einſtudirte Rolle beginnt, jener Mariens Brief übergiebt.

Deſto widriger iſt es aber, nun Eliſabeth mit Mortimern daſſelbe wiederholen zu ſehen, was zu Ende des erſten Akts zwiſchen Burleigh und Paulet vorging, und nun völlig überflüßig erſcheint, beſonders da Paulet durch die Vorwürfe, die er ſeinem Neffen macht, ſeine rechtſchaffene Geſinnung hinlänglich zeigt.

Mortimer übergiebt Leiceſtern Maria's Brief. Welch eine Wahrheit in dieſer ganzen Scene, vorzüglich in dem Benehmen des Grafen! Nachdem wir dieſes angeſehen haben, folgt alles Uebrige was er thut, ganz natürlich aus ſeinem Charakter. Mistrauiſch prüft er den Ritter; dann giebt er ſich ihm mit dem zu offnen Zutrauen des Schwächlings hin, und zeigt ſeine lebhafte Theilnahme für Marie. Er würde, ſollte man glauben, alles opfern, ſie zu retten, aber wieder bebt er ſchon vor dem Gedanken, daß nur ſein Name den Verſchwornen genannt ſeyn könnte, und als Mortimer ihm einen männlich-kühnen Plan vorzeichnet, erſtaunt er, entſetzt ſich, klagt über die allgemeine Entwürdigung durch das Joch, das er gleichwohl nicht Muth hat, abzuwerfen, und weiß am Ende für ſeine innig Geliebte nichts zu thun, als — Schwüre ſeiner ewgen Liebe. Was Mortimer betrift, der hat in dieſer Scene keine andere Beſtimmung, als an ſeiner ruhigen Entſchloſſenheit die Schwäche des entnervten Höflings entfalten zu laſſen.

Aber jetzt berathſchlagt Eliſabeth mit Leiceſtern und nun wiederum zeigt ſich der Hofmann in ſeiner Größe. Wo es darauf ankommt, Schwächen zu benutzen, einen Sieg zu erkriechen, da iſt er unwiderſtehlich. Eliſabeth bewilligt alles, denn er weiß ihre Eitelkeit einen Triumph darin ahnen zu laſſen, wenn ſie Marien ſieht. Jedes Wort das ſie ſprechen, iſt ein phyſiognomiſcher Zug ihrer Seele, ein Verräther ihres kleinlichen Sinnes, ihres ſchwachen unedlen Herzens, — ohne dabei jemals den königlichen Anſtand zu verletzen.

Der dritte Akt beginnt, der intereſſanteſte von allen, voll ächt theatraliſcher Vorgänge, ergreifender Situationen, hinreißender Züge.

Maria iſt nach langer Haft zwiſchen dumpfigen Mauren, wieder einmal im Schooß der freien Natur. Alles was ihre Sinne berührt, entzückt ſie, und — ich kann mich nicht erinnern, in irgend einem Schauſpiele zartere Empfindungen, hinreißender und zarter ausgedrückt gefunden zu haben, als hier Mariens melancholiſches Entzücken. Mit ihr jubeln wir über den lang entbehrten Genuß der himmliſchen Luft, danken wir den Bäumen, die ihren Kerker verſtecken, ſpähen wir den grauen Nebelbergen ihres Reiches entgegen, tragen wir den Seglern der Lüfte freundliche Grüße an ihr Jugendland auf u. ſ. w. Man muß des Gefühls überhaupt unfähig ſeyn, um hier nicht gerührt zu werden. Aber wenn Sie ſich der lieblichen Erinnerung des Eindrucks, den Mariens Dithyramben auf ſie machten, für einige Augenblicke überlaſſen haben, erlauben Sie dann wohl dem Kunſtrichter eine Frage? Sie wird freilich ſehr von jenem Gefühle abſtehen, aber — es iſt nun einmal die Beſtimmung der Kritik, als ſtrenge, beſonnene Duega neben dem raſchen Genuſſe herzugehn und bei jeder Schönheit zu fragen: iſts auch die rechte?

Schiller hat hier etwas, wenigſtens auf dem Deutſchen Theater, Unerhörtes gewagt, das Geſpräch nehmlich in ein gereimtes Lied übergeben zu laſſen. Wenn wir das Lied als den höchſten articulirten Ausbruch der zarten Gefühle anſehn: hat Schiller Recht, — aber — aber — Ich appellire an Ihr Bewußtſeyn, an das eines jeden Zuhörers, der im Stande iſt, ſich einigermaaßen Rechenſchaft über ſeine Empfindungen zu geben: — bei dem Vergnügen, das Sie in jener Scene fühlten, war wohl die geringſte Täuſchung in ihrer Seele? Glaubten Sie in der That Maria Stuart zu hören, oder erinnerten Sie Sich nicht vielmehr bei jedem Zuklappen des zweiten Reimes, an — Schiller? Wußten Sie es nicht *Madame Unzelmann* Dank, daß ſie die ſchwierige Aufgabe ſo treflich löſte? „Meiſterhaft deklamirt!" hörte ich von allen Seiten rufen. „Unübertreflich!" ſagte auch ich bewegt, — doch der gereimte Vers hatte in dem Augenblicke bei mir ſeine Anſprüche auf eine Stelle im Drama, für immer verloren. Wäre jene rührende Stelle nicht in Verſen, wenigſtens nicht gereimt, keinem Menſchen wäre es eingefallen, an die Beſchaffenheit der Deklamation zu denken: man hätte geſchluchzt. — Die ſchönſten Verſe, beſonders eine ins Lied übergehende Rede, ſcheinen mir im Drama, was die transparenten Landſchaften in ihrer Art ſind: überraſchende Spielerei, die gut angebracht, eine augenblickliche Wirkung thun, aber der wahren Kunſt fremde bleiben.

Paulet bringt Marien die Nachricht von der nahen Ankunft der Königin: ſehr richtig läßt Schiller ſie bei dieſem gewaltſamen Zurückſtoßen zur kläglichen Wirklichkeit, von einem Extrem zum andern übergehn, vom Freudenrauſche zur Muthloſigkeit. Der theilnehmende Shrewsbury ſpricht ihr Muth ein. Eliſabeth erſcheint und nun erfolgt eine Scene, bei der ich ſo oft ich ſie ſah oder las, zweifelhaft blieb, ob mich die tiefe Wahrheit derſelben mit mehr Bewunderung oder die Gemeinheit dieſer Wahrheit, mit höherer Indignation erfüllte.

Maria erſcheint in dieſem ganzen Auftriſte, was die reizbaren Frauen im exaltirten Zuſtande immer ſind, ein Inſtrument das von den äußern Ereigniſſen augenblicklich ſo oder ſo geſtimmt wird. Das Bewußtſeyn ihrer Hülfloſigkeit ſchlägt ſie nieder, doch bei jeder Aeußerung, die ihren Stolz kränkt, erhebt ſie ſich. Sie überwindet ſich, zu flehen: aber ſie fleht mit Würde. Erſt als jede Demüthigung, zu der ſie ſich verſteht, Eliſabeth aufgeblaſener macht, als dieſe ihre Reize verhöhnt, ihre weibliche Ehre angreift, fährt ſie auf. — Das iſt vortreflich, — aber wenn ſie in dieſem Zorne ausruft:

Der Thron von England iſt durch einen Baſtard
Entweiht, der Britten edelherzig Volk
Durch eine liſtge Gauklerin betrogen.
— Regierte Recht, ſo läget Ihr vor mir
Im Staube jetzt, denn ich bin euer König!

wenn Sie, als Eliſabeth ſtumm hinwegeilt, darüber frohlockt, daß ſie ſich einer Laſt entledigt, die lang' ihr Herz gedrückt; daß ſie ihrer Feindin ein Meſſer ins Herz geſtoßen, ſie vor ihrem gemeinſchaftlichen Buhler erniedrigt habe, — ja, es iſt Wahrheit,

heit, ſchreiende Wahrheit darin, aber eine höchſt niedrige, gemeine. Wir werden gewaltſam erinnert, daß die Scene die wir eben anſahen, nicht ein Kampf zwiſchen Edelſinn und Tirannei, nein, zwiſchen dem Laſter im Unglück und dem im Glücke geweſen zwiſchen zwei Weibern, die es nicht werth ſind, uns zu Zeugen ihres Zankes zu haben.

Noch widerlicherer Art iſt die folgende Scene. Mortimer hat den ganzen Vorgang verborgen angeſehn, er tritt hervor, Marien zu erklären: ſie erſcheine ihm wie eine Göttin groß und herrlich!“ und thut ihr dann einen empörenden Antrag. Das Begehrende in ſeinen Worten und Gebärden, in demſelben Augenblick, da ſeine Angebetete dem gewiſſen Tode nahe iſt; der Schluß: „Dieſe Reize ſind nicht mehr dein. Wende ſie an, den Liebenden zu beſeligen!“ — ſie können wahr ſeyn, ſie ſind es, in der Natur eines ſo thieriſch-ſinnlichen Menſchen, der einſt durch bloßes Gepränge ſeiner Religion abtrünnig gemacht werden konnte, aber zugleich von ſo brutaler, viehiſcher Art — möge das Wort ſtehen bleiben, da es dem Gefühl einmal entſchlüpft iſt, daß ſie dies ernſte Kunſtwerk entehren, und uns den Schwärmer, der uns vorher intereſſirte, äußerſt verächtlich machen. Vollkommne Charaktere muß der Dichter nicht aufſtellen, aber eben ſo wenig ſeinen Helden niedrige Unſittlichkeit geben.

Mortimer wird in ſeiner ſchwärmeriſchen Trunkenheit durch die Nachricht unterbrochen, daß ein fanatiſcher Mönch die Königin habe ermorden wollen. Das zerrüttet ſeinen ganzen Plan. Seine Genoſſen entfliehn, und Maria iſt der Rache ihrer Feindin Preis gegeben.

Der Anfall des Meuchelmörders entſcheidet das ganze Stück, und — iſt der größte Fehler in demſelben. In einem Drama muß alles nothwendig ſeyn, muß die Auflöſung der Verwickelungen aus ihnen ſelbſt hervorgehen, und hier zerhaut ein Teufel aus einer Maſchine den Knoten, ein Menſch den wir gar nicht zu ſehen bekommen, durch eine That, die im Stücke durch nichts motivirt, oder nur herbeigeführt wird. Schiller hätte eben ſo gut, einen Ziegel können vom Dach fallen und Mortimern oder Marien erſchlagen laſſen. So bald es der Hand des Zufalls erlaubt ſeyn ſoll, ſo in ein dramatiſches Gewebe zerreißend ein zu greifen: wozu dann ſein künſtliches Verſchlingen? Dann dürfen wir hoffen, daß künftig auch Schlagflüſſe werden angewandt werden, uns im fünften Akte von Tyrannen zu befreien, die uns vier Akte hindurch peinigten.

(Die Fortſetzung im folgenden Hefte.)

Sechs und dreißigſter Brief.

Carl der Große, ein romantiſches Gemälde*).

Wenn das Weſen des Romantiſchen in einem Gemiſche von trockenem Räſonnement, geſchmackloſer Abentheuerlichkeit und vollkommner Unnatur beſteht, ſo kann man es dieſem Buche nicht nehmen, daß es höchſt romantiſch ſey. Der Verfaßer —

„Halt, mein Herr!" hör' ich Sie mit jener ſcherzhaft-richterlichen Mine, die Ihnen ſo reizend ſteht, mit jenem geiſtreichen Lächeln ausrufen, mit dem Sie Edelſteine um Sich her ſtreuen, als wären es Wieſenblümchen. — „Halt! Ehe Sie dem armen Autor den Proceß machen, laſſen Sie uns hören, was Sie denn unter romantiſch verſtehen?“

---

*) Der Verfaſſer bittet in der Vorrede, ſein Buch nicht eher zu recenſiren, als bis die übrigen Theile da ſind. Das iſt bei einem Werke dieſer Art, eine ſehr drollige Bitte. Er will alſo erſt die Freiheit haben, dem Verleger und dem Publikum ſeine ſchlechte Waare auf zu heften, dann mag man ſie erſchreien, ſo viel man will. Nicht doch, mein Herr! daß Ihr Buch nichts taugt, läßt ſich aus den erſten zehn Seiten ſehn, und wenn ich nach dieſen den Verleger hätte abhalten können, weiter drucken zu laſſen, ich hätte es gethan.

Romantiſch heißt nach — nach — Ich will es Ihnen aufrichtig bekennen, ich weiß nirgend eine Erklärung dieſes Wortes zu finden, und auch in der Geſchwindigkeit keine zu machen: aber was meinen Sie, wenn wir eine ſuchten, und zwar gleich auf der Stelle? Es wird einen Umweg verurſachen, aber der Gegenſtand von dem wir uns entfernen, iſt auch wahrlich nicht ſehr des Verweilens werth, und da man jezt den Geſchmack angenommen hat, alles zu romantiſiren, iſt es vielleicht ſehr verdienſtlich, dem Kern dieſer Worthülſe nach zu ſpüren, ſollten wir auch grade den rechten nicht finden.

Es iſt bis jezt mit dieſem Worte gegangen, wie mit den Namen der Farben: man verſteht ſie, ohne das was ſie bezeichnen, beſchreiben zu können. Sagt man Ihnen blau, ſo wiſſen Sie was man meint; früge man Sie aber: Was heißt das, blau? Was würden Sie antworten? Da aber romantiſch ſich nicht auf einen einfachen Eindruck, den unſre Sinne empfangen, ſondern auf ein zuſammengeſetztes Gefühl bezieht, das in unſrer Seele erweckt wird, ſo brauchen wir uns nicht mit einem bloßen „Sieh her!" zu begnügen. Wenn wir ausgefunden haben, was für Gegenſtände, und auf welche Art ſie zuſammengeſezt ſeyn müſſen, um jene Empfindung in uns zu erregen; wenn es uns dann gelingt dieſe Empfindung ſelbſt richtig zu entwickeln, ſo haben wir auch den vollen Sinn jenes Wortes gefunden.

Man ſagt ein romantiſcher Anblick; ein romantiſches Leben; eine romantiſche Idee, ein romantiſches Werk. Was allen dieſen ſo verſchiedenen Gegenſtänden gemein iſt, muß das Weſen des Romantiſchen ausmachen.

Erinnern Sie Sich der Fahrt, die wir im vorigen Sommer an einem ſchönen Abende von Charlottenburg nach Berlin machten? Auf beiden Seiten des Weges ſahen wir einen dicklaubichten Wald, aus dem uns Tauſende von Vögeln ihr Lied entgegen ſangen; vor uns, am Ende des Weges, eine prächtige, iſolirte Colonnade, und durch ſie hin, eine dichte Baummaſſe, die ein neuer Wald ſchien. „Welch ein romantiſcher Anblick! riefen Sie aus. Nichts verräth, daß dieſe Prunkſäulen der Eingang zu einer geräuſchvollen Stadt ſind. Die Kunſt ſcheint hier mitten im Schooße einer reizenden Natur, ihr Edelſtes zur Verſchönerung derſelben gethan zu haben, und dann beſcheiden entwichen zu ſeyn.“ Wir kamen näher: als das unſaubere Gemiſch von Fuhrleuten und Wagen, die Schildwachen, endlich gar die ſtaubigten Gaſſen der Stadt ſichtbar wurden: Sie mochten gar nicht mehr aus dem Wagen ſehn.

Wir ſtiegen aus. Mitten unter den Linden verweilten wir einen Augenblick. An einem Ende der Promenade ſtand wieder jene Säulenmaſſe, das Abendroth glühte hinter ihr, und eine gedrängte Menſchenflut wimmelte unter ihr durch in die Stadt. Am andern Ende ſah Ein Blick über den ſchönen Opern-Platz, die Brükken und den Schloßhof bis an das majeſtätiſche Schloß. Rechts und links donnerten Wagen vorüber, und mit halblautem Geſpräche floß ein ununterbrochener Strom von Spazierenden an uns hin, „Schön, wirklich ſehr ſchön, dieſes Ganze!" ſagten Sie. — Wir traten in ihr Boudoir und ſie ſtellten mich vor das Gemälde, das Sie zum Andenken unſers biedern, genievollen G — ß aufbewahren. Auf einem goldfarbigten Gewölke, von einem Zauberlichte beſtralt, mit den Reizen einer Venus, aber dem kühnen, zürnenden Blicke der Pallas, ſteht die Fee Radiante und ſpannt einen funkelnden Bogen. Ihr gegenüber, halb in einem mitternächtlich-ſchwarzen Wolkenberge vergraben, von dem überall Blitze nieder zu tröpfeln ſcheinen, ſchlägt der Zauberer, — wie hieß er denn? Gleichviel! — Bubu, eine kralligte Hand vor die Augen, und rauft mit der andern ſein geſträubtes Schlangenhaar, will entfliehen, und vermag es nicht. Die gräßlichſte Verzweiflung raſt in ſeiner Mine. Der Pfeil der Fee: er wird ihn unausweichlich treffen, er trift ihn, er hat ihn ſchon getroffen, denn das Ungeheuer taumelt nieder auf ſeinen Lindwurm, der ſich neben ihm, ohnmächtig ſchäumend, aufbäumt. Unten am Boden umarmen der Prinz Celeſt und die Prinzeſſin Celeſtine, zur Hälfte noch Drachen, einander mit Blicken voll der ſüßeſten Trunkenheit der Liebe. — „Nicht wahr? ſagten ſie wieder: der Anblick ergreift ſehr wunderbar?"

Wunderbar, aber nicht romantiſch, denn wir ſind keinen Augenblick in Ungewißheit, ob wir ein bloßes Gebilde der Phantaſie erblicken, das uns unterhält, ohne unſer Gefühl auf zu reizen: ſo bald ſich dieſes regen will, ſchlägt das ironiſche Lächeln des Verſtandes es nieder. — Schön, aber nicht romantiſch, war dagegen die Wirklichkeit, die wir unter den Linden bewunderten, denn wir ſahen ſie von allen Seiten, wir begriffen ſie ganz, ohne daß unſre Phantaſie rege gemacht wurde. — Aber was war es, das Ihnen auf dem Charlottenburger Wege jenen Ausruf entriß? Sie ſahen Wirklichkeit, aber von ſolchen Seiten, auf eine ſolche Weiſe, daß ihre Phantaſie ſich nicht enthalten konnte, ſich ein Ganzes zu ſchaffen, das Ihre Gefühle leiſe erweckte. So bald Sie auch die Züge der Wirklichkeit erblickten, die andere als leichte, angenehme Eindrücke auf Sie machten, ſo bald die Wirklichkeit das Anſehen eines freien ungezwungenen Spieles verlor, fiel es Ihnen nicht mehr ein, „Romantiſch!" zu rufen.

„Romantiſch alſo heißt" — Noch nicht, meine Freundin! „Noch mehr Parallelen müſſen unſer Reſultat beſtätigen, ehe wir es für gefunden erklären.

Was denken Sie zu dem Leben, das unſer immer frohe B. führt? Des Morgens lieſt er beim Kaffee die Zeitungen, oder ordnet an, was im Hausweſen ſeines Departements iſt. Dann geht er an ſeine Geſchäfte: die meiſten gelingen ihm, denn er entwirft ſie mit richtig-würdigendem Geiſtesblick, und führt ſie mit unbefangener Ruhe, mit Sorgfalt und Feſtigkeit. Am Mittage kehrt er zu ſeiner Familie zurück. Seine Frau empfängt ihn mit einer liebevollen Stimmung, ſeine Kinder erzählen ihm lärmend ihre Begebenheiten in der Schule u. ſ. w. Am Abend fährt er in ſeinen Garten, um mit ein Paar Freunden eine Partie L'Hombre zu machen, oder er geht in die Comödie, ins Concert oder in eine Geſellſchaft: in jeder empfängt man ihn mit ausgezeichneter Achtung. Er lebt glücklich in der hellen Wirklichkeit um ihn her: — aber auch romantiſch? –

Erinnern Sie Sich noch des verwirrten R—, der Sie vor einigen Wochen auf der Gaſſe ſo unſanft anlief? Er kann wirklich nichts davor, der arme Mann! Er weiß nie, was um ihn her vorgeht; er kennt die Menſchen und die Dinge nicht: er ſieht in ihnen immer nur, was ſeine Phantaſie ihm vormalt. Verſicherte er mich doch einſt ſehr ernſthaft, an manchen Tagen ſei er ſo unglücklich, lauter häßlichen Menſchen zu begegnen; an andern führe ſein Genius ihm lauter ſchöne entgegen. Seine Geſchäfte, — O er hat nie welche gehabt; er kann nie welche haben: denn er würde ſie ſchlechterdings nach der Stimmung ſeiner Phantaſie beſorgen. Seine perſönlichen Angelegenheiten? Er hat zum Glück Verwandte, die für ſein Vermögen, für ſein Eſſen und Trinken und ſeine Kleidung ſorgen: ſonſt wär' er längſt ein Bettler, oder ginge ohne es zu ſeyn, in Lumpen. Seine Genüße? Häufen Sie alles Reizende, alles Angenehme um ihn her an: er bemerkt es nicht, oder findet es unausſtehlich, wenn ſeine Phantaſie nicht dafür geſtimmt iſt, Schönheit zu erdichten; iſt das aber, ſo watet er in der glühendſten Mittagshitze auf einer offnen Ebne, im ellenhohen Sande und zerſchmilzt dabei vor Entzücken über die namenloſen Reize der Natur. Der ehrliche R — lebt bloß in der Phantaſie: — aber auch romantiſch? —

Ein Engländer, ich glaub' es war ein Dichter, übergab einſt, wie die Landbibliothek erzählt, ſein Vermögen einem Freunde, mit der Bitte, es für ihn zu verwalten, ohne ihn je mit einer Rechenſchaft zu behelligen. Er hatte einen alten Bedienten: dieſem machte er den Entwurf eines Hausweſens, und befahl ihm, es für ihn einzurichten und zu führen, ohne ihm je davon zu ſprechen, und nun bezog er mit ſeiner Geliebten, dem erwähnten Bedienten und ſeinem Lieblingshunde, ein einſames Häuschen, das in einer reizenden Gegend lag, bequem eingerichtet, mit einer ausgewählten

Bibliothek, muſikaliſchen Inſtrumenten und allem verſehen war, was die Einſamkeit verſchönern kann. Hier verbrachte er zehn Jahre bis an den Tod ſeiner Jenny; von allem Fremden geſchieden, genoß und arbeitete er, ohne zu erfahren, was in der übrigen Welt vorging, ohne je auch nur einen Menſchen, außer ſeinen Hausgenoſſen, zu ſehen. — Dieſe Lebensart werden Sie ohne Bedenken romantiſch nennen: Warum? Sie war darauf berechnet, das Süßeſte, was die Wirklichkeit gewähren kann, glückliche Liebe, Ruhe, Bequemlichkeit, Geiſtesgenuß zu gewähren, und alles, alles zu entfernen, was dieſe ſtören konnte, oder auch nur einen fremdartigen Eindruck hinein miſchen.

Ich komme zu den romantiſchen Ideen. Buonaparte hat den Plan, durch Canäle die bedeutendſten Flüſſe Frankreichs und Deutſchlands, und durch ſie alle Provinzen dieſer Länder in eine Verbindung zu ſetzen, die jeder Art der Induſtrie ein neues, doppelt kräftiges Leben geben muß. Die Idee iſt groß und wohlthätig, aber aus der vollen Wirklichkeit genommen und in jeder Rückſicht für die volle Wirklichkeit berechnet, alſo nicht romantiſch. — Ein idealiſtiſcher Träumer machte ſich kürzlich durch einen Plan noch lächerlicher, als er ſchon war, durch einen Plan zu einem Staate, der alle Verbindungen ſeiner Bürger mit den Bürgern andrer Staaten abſchneiden, alles, was ſie bedürften, ſelbſt herbeiſchaffen, und was er nicht herbeiſchaffen könnte, ſie nicht ſollte bedürfen laſſen. Die Idee entſpringt aus einer ſchiefen Anſicht der Dinge, ſie kommt weder aus der Wirklichkeit, noch kann ſie jemals in der Wirklichkeit realiſirt werden: gleichwohl iſt ſie nicht romantiſch, denn ſie wirkt weder auf die Phantaſie, noch aufs Gefühl, ſondern nur auf das Zwerchfell. — Ein Deutſcher Fürſt hat, ſagt man, ſein ganzes Ländchen wie einen engl. Garten behandelt, und wo immer er in demſelben eine Partie fand, die einer äſthetiſchen Verſchönerung fähig war, ſey's im Forſte, ſey's zwiſchen Feldern, oder am Rande einer Wieſe, da hat er ſie angebracht. Geſtehen Sie, dieſe Idee, einem ganzen Lande die Geſtalt einer Kunſtanlage zu geben, und wo es nur möglich iſt, durch die Natur das Kunſtgefühl zu beſchäftigen, iſt — romantiſch. Auch ſollen Reiſende kein Wort häufiger im Munde führen, als dieſes, ſo lange ſie auf Deſſauiſchem Gebiete ſind.

Aber nicht jedes äſthetiſche Kunſtwerk iſt romantiſch. Sie haben die Ilias geleſen. Welches Gefühl erregten die Gaſtmäler der Götter, ihre Zänkereien, ihre Kämpfe in Ihnen? Ein romantiſches gewiß nicht. Sie ſtaunten jetzt das koloſſaliſche Maaß an, das der Dichter den irdiſchen Vorgängen zu geben verſtand, jetzt lächelten Sie über die naiven Züge, die dem Gigantiſchen beigeſellt waren; jetzt freuten Sie ſich über das Lebendige, Kraftvolle ſeiner Gemälde, aber keinen Augenblick verließ Sie das Bewußtſeyn, daß ſie eine Fabel laſen: Sie beſchaueten nur. — Engels Lorenz Stark, im Gegenſatz, iſt eine Dichtung aus der wirklichen Welt: die Menſchen die er aufſtellt erinnern wir uns alle, irgendwo, wenigſtens den einzelnen Zügen nach, geſehen zu haben; die Begebenheiten die er erzählt, können ſich in jedem Hauſe zugetragen haben: alles iſt ſo wahr, ſo täuſchend wahr geſchildert, wir müſſen uns immer darauf erſt beſinnen, daß das Buch nur eine Erdichtung erzähle: — aber eben deswegen, weil alles ſo helle Wirklichkeit in ihm ſcheint, und alles andere in ihnen der Beſchäftigung des Verſtandes untergeordnet iſt, hat dieſes Buch gar nichts Romantiſches. — Beſinnen Sie Sich dagegen auf irgend eine der Romanzen, von Bürger, Herder, Göthe, Schiller. Was finden Sie darin? Eine iſolirte Situation aus der Wirklichkeit, ſo geſtellt, daß Sie Phantaſie und Herz beſchäftiget. — Durch den blühenden Hayn ſchleicht Aly hin. Wer iſt er? Wir erfahren nur ſo viel davon als uns intereſſiren kann: daß er jung, ſchön, aus tapferm Geſchlechte, ſelber ein Tapfrer und vor allem — zärtlich iſt. Er tritt unter das Fenſter der reizenden Zoradine und läßt ſeine leiſe Guitarre ſeufzen. „Spielt er gut? Iſt das Lied von ihm ſelbſt? Iſt es für dieſe Gelegenheit gemacht?" Die Fragen wären läppiſch! Iſt es rührend? Rührt es Zoradine wirklich? Das wollen wir erfahren. Es rührt ſie. Sie öffnet leiſe, leiſe das Fenſter, ſie empfänget Liebesworte, ſie lispelt Liebesworte herab. Warum mit ſo ſorgfältiger Vorſicht? Wir werden wie geſagt, davon und von allem, allem das beide angeht, nichts, gar nichts weiter erfahren, als was unſer Gefühl beſchäftigen kann.

Doch was ſoll ich Sie länger durch Beiſpiele herumführen. Treten Sie ins Freie wenn der Mond in einer heitern Nacht, die ganze Erde in eine große Romanze verwandelt. Was erblicken Sie um Sich her? Nichts als wirkliche Gegenſtände: aber wie ſehen Sie dieſe? Der Baum zeigt Ihnen nicht ſeine einzelnen krummen Aeſte, ſeine beſtaubten oder zerfreſſenen Blätter: nur ſeine fantaſtiſch freien Umriſſe können Sie unterſcheiden. Er iſt Eine ſchön geformte Maſſe, die vom leichten Winde ergriffen, ſich ſpielend zu bewegen ſcheint. Sehn Sie auf das Dörfchen im Thale. Nicht ſeine elenden Hütten mit den geflickten Dächern, nicht ſeine holprichten Gäßchen erblicken Sie: eine maleriſche Gruppe, über welcher der ſtumpfe Kirchthurm wie ein beſchauender Wächter ſich erhebt. Iſt noch Geſchäftigkeit auf der Landſtraße, auf dem Acker, oder der Wieſe? Sie iſt durch das Dunkelhell ſo ſchön verſchleiert, daß ſie nur ſpielendes Leben ſcheint. —

Aus allen dieſen Aufſtellungen glaube ich denn endlich das Reſultat folgern zu können: Das **Romantiſche** iſt die Mittelſtufe zwiſchen der vollen Wirklichkeit und der fabelhaften Dichtung, es iſt die Wirklichkeit, poetiſch behandelt, zum freien Kunſtſpiele des Geiſtes gemacht. — Es entſteht, wenn wir an ihr alles in Schatten ſtellen, was eine andre Seelenkraft als Phantaſie und Gefühl beſchäftigt, und nur die Züge, die ſich dazu eignen, äſthetiſch behandeln. Jeder Zug aber, der unſerm Gebilde die ſpielende Leichtigkeit, oder die Möglichkeit *) nimmt, jeder der nicht die Einbildungskraft und das Herz angeht, oder unglaublich iſt, zerſtört das Romantiſche.

---

*) Ein Freund machte mir bei dieſer Stelle folgenden Einwurf: „Romantiſch komme her von Roman, heiſſe alſo, was ſich dazu eigne, in einem Romane zu ſtehn." — (richtiger vielleicht, was in ſeiner Art den Eindruck auf uns mache, wie ein Roman in der ſeinigen). — Gegen die Ableitung läßt ſich nichts einwenden; auch nicht gegen die Erklärung; nur führt ſie zu der zweiten Frage: Was iſt denn ein Roman? Läßt ſich etwas anders antworten, als: Ein Werk, in welchem die Wirklichkeit poetiſch, das heißt, für Phantaſie und Gemüth behandelt wird? Und ſtehn wir dann nicht vor demſelben Reſultate? — Aber mein Freund fuhr fort: „In den älteſten Romanen, beſonders der Spa-

Rouſſeau war auf einem ſeiner Spaziergänge in der franzöſiſchen Schweiz auf einen Berg gelangt, der ihm nach allen Seiten eine Ausſicht in mahleriſch-ſchöne Wildniſſe gewährte. Nirgend eine Spur von der Thätigkeit der Menſchen, die er für ſo verderbt, für ſeine erbitterten Feinde hielt:

nien, finden wir Zauberer und Feen, alſo — läßt ſich das Fabelhafte nicht vom Romantiſchen ausſchließen." Das Faktum iſt richtig, aber der Schluß iſt falſch. Als jene Romane geſchrieben wurden, war der Glaube an Zauberei allgemein, gehörte dieſe, den Volksvorurtheilen nach, zur Wirklichkeit. Die Verfaſſer jener Romane miſchten alſo nicht die Zauberei ein, weil das Fabelhafte an ſich Romantiſch iſt, ſondern weil ſie die Wirklichkeit fabelhaft ſahen. Jetzt ſehen wir ſie richtiger, und wenn wir ſie poetiſch behandeln, dürfen wir den fremdartigen Beiſatz, der jetzt die beabſichtigte Wirkung ſtören würde, nicht mehr einmiſchen. — „Daraus würde folgen, daß nicht alles was in einem Zeitalter romantiſch iſt, es auch in einem andern ſey?" — Ich glaube nicht. Höchſtens könnte man ſchließen, daß ein ungebildetes Zeitalter in dem Romantiſchen, wie in der Religion, ſich Beimiſchungen gefallen ließe, die ein gebildetes mit Widerwillen verwarf.

überall die freiwaltende Genialität der Natur, in der Gruppirung der Hügel und Wälder umher, in dem Hinrauſchen und Krümmen der Waldſtröme, in den Formen der Felſen. — Er überließ ſich ſeiner Phantaſie: er dachte ſich, abgeſondert von der ganzen übrigen Welt, in dem romantiſchen Verhältniß eines freien Weſens, das die menſchliche Geſellſchaft, deren Feſſeln es peinigten, verlaſſen hat, und von ihrem Zwange nicht mehr erreicht werden kann. Sein Herz pochte heftiger, Thränen ſtiegen in ſeine Augen empor, und er rief aus: „Endlich, endlich gerettet!" — Da rührte ein ſtampfendes Pochen ſein Ohr. Er eilt dem Orte zu, wo das Geräuſch herkommt; er biegt um die Ecke eines Felſen, und — ſteht vor einer Papiermühle, wo ein ganzer Haufen Menſchen im Schweiße ihres Angeſichts, ſich um ihr tägliches Brot abmühen und unter der Laſt des Lebens keuchen. Er glaubte eine noch unentweihte Freiſtatt der Natur erreicht zu haben, und ſtand funfzig Schritt von — Sein Gefühl bei dieſer Entdeckung war ſo unangenehm, daß er ſchnell entfloh und das Pläzchen nie wieder ſehen mogte. Das Romantiſche ſeiner Vorſtellung war durch einen einzigen nicht romantiſchen Zug völlig entſtellt, vernichtet. —

Nachdem ich einmal zu jenem Reſultate gekommen bin, wie gerne verweilte ich noch bey der Anwendung deſſelben! Wie gern prüfte ich noch mit Ihnen ſo manches, was mir in dieſem Augenblicke wahr ſcheint, z. B. daß romantiſcher Sinn eigentlich die Grundlage alles geiſtigen Glückes iſt, das wir genießen können; — daß ſeitdem kein Volksglaube an das Wunderbare mehr exiſtirt, das Romantiſche allein das Weſen einer Poeſie ſeyn darf, die darauf Anſpruch macht, allen Volksklaſſen angemeſſen zu ſeyn; — daß das Romantiſche Mittel und Zweck jeder ſchönen Kunſt überhaupt iſt; — und zwanzig andere Sätze von gleicher Wichtigkeit und — gleicher Gewagtheit: doch ich ſpare mir das alles auf, und kehre dafür zum Verfaſſer des romantiſchen Gemähldes zurück, mit dem ich meinen Brief anfieng.

Er hat es übernommen, das Leben eines berühmten großen Mannes romantiſch zu behandeln. Ich will mich nicht darauf einlaſſen zu unterſuchen, in wie fern es wohlgethan ſey, eine Geſchichte zu romantiſiren: aber wenn man es einmal thut, wie muß man es anfangen? Das geht aus dem Geſagten hervor. Man muß nur diejenigen Züge herausheben, die fähig ſind ſo bearbeitet zu werden, daß ſie Phantaſie und Gefühl intereſſiren, und dann muß man ſie auch ganz dieſem Zwecke gemäß, ordnen und ausmalen.

Unſer Verfaſſer beginnt ſein Buch, mit einer ſonderbar deklamatoriſchen, mit Gemeinſprüchen und ſchielenden Bildern überladenen Schilderung des Mittelalters und der Geſchichte der Fränkiſchen Monarchie, bis zum Regierungsantritt Karls des Großen. Dann hebt er auf der 55ſten Seite alſo an:

„Karl hatte das ſieben und zwanzigſte Jahr erreicht, als ſein Vater Pipin ſtarb; aber ſeiner Jugendgeſchichte geht es, wie es beinahe der Fall mit der Jugendgeſchichte aller großen Männer iſt, die das Dunkel der Verhältniſſe, in welchem ſie gebohren wurden, durch ihre ſpätere Thaten ſo durchbrechen und überglänzen, daß die Nachwelt, die bei dieſen Thaten verweilt, hinwährend mit denſelben beſchäftigt iſt, ohne erſt fragen zu können, wie denn die erſte Jugend eines ſo ſeltenen Mannes geweſen ſei?“ So ſchwerfällig langweilig, und verworren erzählt er uns nun einen ganzen Bogen hindurch, wie er glaube, daß ſich die großen Männer bilden; warum die Natur wenig große Männer laſſe gebohren werden; nach welchen Maximen Pipin regiert habe, nach welchen Karl; in welchen politiſchen Verhältniſſen dieſer zu ſeinem Bruder Karlmann und dem Pabſte geſtanden und warum er beſchloſſen habe, eine Longobardiſche Prinzeſſin zu heurathen. Finden Sie in allen dieſen Dingen etwas Romantiſches?

Nun, rufen Sie vielleicht aus, ſo erlaſſen wir ihm den Titel, und nehmen ſein Buch für das, was es iſt, für eine ſchlechtgeſchriebene Geſchichte. „Nein, meine Freundin, ſelbſt das iſt ſie nicht. Dem Verfaſſer iſt es mit dem Romantiſchen ſo ſehr Ernſt geweſen, daß er, um es zu erſchaffen, wunderliche lange Geſpräche und abentheuerliche Begebenheiten — erdichtet. Hier haben Sie eine Probe von den Geſprächen, und zwar nehme ich, damit mich der Verfaſſer nicht der Bosheit beſchuldigt, die Lächerlichkeiten *aufgeſucht* zu haben, gleich das erſte.

„**Deſiderius, König der Longobarden.** Es freut mich, König der Franken, dich perſönlich kennen zu lernen. In dem Augenblicke, wo ſich die beiden mächtigſten Fürſten des weſtlichen Europa's zum erſtenmale ſehen, müſſen die Nationen, die ſie regieren, eine erhabene Freude empfinden, denn eine ſolche Zuſammenkunſt kann für ſie nicht anders, als wohlthätig ſein.

„**Karl.** Die Völker, die wir regieren, können ſich nur dann von unſ'rer Zuſammenkunſt eine beſſere Zeit verſprechen, wenn wir uns einander ohne Hinterliſt, ohne Rückhalt, und mit gutem Willen nähern. Ich mag die kleinliche Politik nicht dulden, die es, wenn zwei Fürſten ſich über die große Angelegenheit der Wohlfarth der ihnen anvertrauten Reiche verſtändigen wollen, hinterliſtig meint, und Abſichten heuchelt, die ihnen fremd ſind. Ich kann alſo nur dann dem heutigen Tage ein

„entſcheidendes Verdienſt zugeſtehn, wenn
„es mir gelingt, dich zu einer offenen Hand-
„lungsweiſe gegen die Franken zu veran-
„laſſen.

„Deſiderius. Deine Mutter Bertha
„hat mich mit deinen Geſinnungen und Ab-
„ſichten bekannt gemacht, die".—

Doch was ſoll ich das langweilige Gewäſch weiter abſchreiben. Die ſchläfrigen Perſonnagen ſprechen in dieſem Tone ſiebzehn enggedruckte Seiten mit einander, und das Pröbchen reicht hin, Sie ſehn zu laſſen, daß ihr Geſpräch ſich mehr dazu eignet, von einem Paar Quintanern bei einer Schulübung fein gravitätiſch, mit abwechſelnd gehobnen Händen, hergeſagt zu werden, als eine romantiſche Idee vor unſre Seele zu führen.

Eben ſo abgeſchmackt ſind die erdichteten Begebenheiten. Z. B. die Sachſen, die Karls Heere gegenüber ſtehn, ſchicken einen Thüringſchen Kriegsgefangenen zum Spioniren aus. Welche Dummköpfe mußten ſie nicht ſeyn, wenn ſie glaubten, der Gefangne würde für ſie ſein Leben wagen, und dann ins Gefängniß zurückkehren. Hatto, ſo heißt er, iſt klüger. Er hat in den Thüringſchen Wäldern ungefähr ſo viel Geſchichte, Politik, Philoſophie u. ſ. w. erworben, daß er in unſern Tagen auf die Profeſſur an irgend einem Gymnaſium Anſpruch machen könnte. Mit dieſen Vorzügen ausgerüſtet, geht er ins Fränkiſche Lager, verlangt Karl zu ſprechen und bietet ſich ihm zum — Hofnarren an. Karl, der ein Kenner von Verdienſten iſt, will ihm eine Würde geben, aber Hatto diſſerirt über die Nützlichkeit eines Narren ſehr ernſthaft und beſteht auf die Kappe. Karl giebt ſie ihm, aber wirft ihm gelegentlich bitter vor, daß er nur Hofnarr ſei. Eigentlich iſt er nichts als ein moraliſirender Pedant.

Die zweite Erdichtung iſt noch abſurder. Als die Sachſen ſich immer wieder empörten, ließ Karl einſt, um ſie zu ſchrecken, fünf tauſend Sächſiſche Kriegsgefangne niederhauen. Der Verfaſſer führt dieſen ſchwarzen Zug an, aber um ſeinen Helden zu entſchuldigen, glaubt er die Unthat durch etwas anders als die Politik, motiviren zu müſſen. Er erdichtet alſo ſehr weitläuftig, daß unter den Gefangenen eine achtzehnjährige Fürſtin iſt; daß Karl ſich in ſie verliebt und ihr anträgt, ſeine Beiſchläferin zu werden; daß ſie ſeine Liebe verſchmäht, und er nun aus Rache fünftauſend Menſchen umbringt. Wie, fühlte er denn nicht, wie tief er ihn da erniedrigt, ſtatt ihn zu entſchuldigen? In der Geſchichte war Karl ein hartherziger Politiker, aber gleichwohl ein großer Mann; hier iſt er ein elender, winziger, verworfener Böſewicht.

Und der Styl, in den dieſe Rarität geſchrieben iſt? Von ſeiner Schwerfälligkeit haben Sie ſchon Beweiſe, aber es iſt faſt keine Seite im Buche ohne erbärmliche Sprachſchnitzer.

„Aber warum unterhalte ich Sie denn von dieſer Armſeligkeit?“ Einmal, weil der Verfaſſer in der Vorrede ſagt, daß er ſchon verſchiedene Bücher geſchrieben habe, und entſchloſſen ſcheint, noch recht viel andre anzufertigen; — dann aber wiſſen Sie ja, — man ſiedet die Stockfiſche nur um der Sauce willen, die ſie vertragen.

Sieben und dreißigſter Brief.

Titan von Jean Paul. 2ter Band und 2tes Bändchen.

Tout a l'humeur Gasconne en un Auteur Gascon. *Boileau.*

Meine vorigen Briefe, liebe Freundin ſind ſehr lang ausgefallen, oder vielmehr ein-, nehmlich in die Arme ihrer Geduld: ich darf es nicht wagen, ein neues Werk auf die Kapelle zu bringen. Ein ſolches müßte erſt durch ein weitläufiges Räſonnement, gleich einer friſchen italieniſchen Wallnuß*), abgehäutet und zerlegt werden, ehe ich das Eingeweide ausweiden und Ihnen auftiſchen könnte. Ich will Sie lieber von einem ſolchen unterhalten, mit dem ich beinahe fertig bin, wenn ich geſagt habe: dito*). Es ſey der 2te Theil des Titan.

---

*) Die Italiener haben die ſonderbare Weiſe, die Nüſſe aufzukrachen, ehe ſie ſie eſſen. S. Brydone's Reiſe S. 17.

Dieſer anſehnliche Bandwurm hat nehmlich das mit den Bandwürmern*) der Wallfiſche und aller andern Thiere, gemein, daß jedes neue Glied grade ſo ein Ding iſt wie das alte, eine vollkommne Creatur mit Saugeloch und allem. Wird Kopf oder Schlußglied abgeriſſen: man merkt es nicht. Das folgende oder das vorhergehende vertritt ſeine Stelle. Dieſer zweite Theil unterſcheidet wenigſtens, nehmlich ſich ſelbſt, in nichts von dem erſten, als darin, daß er der zweite iſt. Der Mäander des Richterſchen Witzes rieſelt durch dieſes Buch, wie durch alle andre Werke des Verfaſſers, in ſo tauſendfachen Krümmen bergauf, bergab, daß er ſelbſt wohl ſelten weiß, woher er komme, noch wohin er fahre; und rollet in eben ſo reichlicher Menge Schlamm und Kies und dann wieder ein Körnchen des reinſten, gediegenen Goldes.

Ich bin indeß der Wahrheit das Rauchopfer ſchuldig, zu geſtehen: Herr Richter macht es wie die Lampreten*) in England, und — in allen andern Ländern der alten, neuen und neueſten Welt. Wenn die unmenſchlichen Köche ſie peitſchen, ſo winden und bäumen ſie ſich, und ſchnappen nach der Ruthe, aber ſie laſſen doch zu gleicher Zeit den Schleim fahren, deſſen Abſonderung man durch die Operation bewirken wollte, wie Peter der Große den Strelitzen die Köpfe abhalten ließ, um ſie klüger zu machen. Herr Richter nehmlich vertheidigt ſeine Manier muthiglich gegen die ungeſchliffenen Recenſenten, die Kunſt von ihm fordern, und nennt ſie, ich meine die Manier, Genialität, wie die Aerzte Convulſionen von einer gewiſſen Art, einen Tanz nennen. Indeß hat er es in dieſem Theile doch ſorgfältig vermieden, die Faſanen für Waſſervögel anzuſehn (Theil 1. S. 21.) oder die Frauenzimmer weiblichen Salpeter zu nennen. Nur ein einziges mal iſt es ihm widerfahren, die Seele in ihrem Verhältniß zu den Sinnen, mit einer Frau zu vergleichen, die fünf Schweinchen am Strikke führt. Ueberall ſonſt ſtürzen ſeine Einfälle nicht mehr, wie, nach Johannes Müller, die Gemſen in der Schweiz, kopfunter, kopfüber, ſondern ſpringen nur, wie, nach Fiſcher, die Ziegen in Spanien thun.

---

*) In Flachſenfingen und Haarhaar ſagen die Auctionatoren ſo, ſtatt detto. S. Büsching, Art. Haarhaar.

*) S. den — — — Hof- und Staatskalender.

---

*) S. Hume's History of England, Vol. IV. 29.

Wie Sie wiſſen giebt er in jedem Bande des Titan zweierlei, erſtlich ein Buch, und zweitens noch ein Buch. In dem einen iſt er luſtig ernſthaft, und in dem andern ernſthaft-luſtig. In beiden ſtehn dießmal, die drei Viertheile die ſchlecht und langweilig ſind, nicht gerechnet, lauter vortrefliche Sachen. Im eigentlichen Titan rückt die Geſchichte ſo raſch vor, daß man am Ende dieſes Bandes gar nicht mehr ſieht, wo der erſte aufhörte, ſondern einen halben Schritt weiter. In dem komiſchen Anhange brechen zwei den Hals, der Luftſchiffer Gianozzo einmal, und der Witz des Verfaſſers zehntauſendmal.

Schließlich muß ich Ihnen noch ein Unglück melden, daß der Verfaſſer gehabt hat. Auch gegen mich vertheidigt er ſich mit vielen Schimpfworten und ſchiefen Vergleichungen und um zu beweiſen, daß ich „nicht genug im Kopfe habe,“ behauptet er, ich geſtehe im zehnten Briefe, nicht zu wiſſen, wo die (kürzeſte) Nacht nur ein Paar Stunden daure. Das wäre wirklich ſehr vergeßlich von mir, da ich in meinem Vaterlande ſo manche! Nächte dieſer Art fröhlich durchwacht und dabei ſehr bedauert habe, daß ſie nicht länger waren. Wollen Sie Sich indeß die Mühe nehmen, den zehnten und eilften Brief auf zu ſchlagen, ſo werden Sie finden, daß ich nichts weiter ſage, als: Herr Richter hätte den Ort nennen ſollen, wo die Sonne zwiſchen ihrem Untergange und Aufgange, Eine Minute lang hinter einem Berge ſtecke. Er hat alſo, wie, nach Swift, ſich die höflichen Houyhnhms ausdrücken, das Ding geſagt, das nicht iſt, oder wie die unhöflichen Menſchen ſprechen, eine Unwahrheit. Das hätt' er nicht thun ſollen, denn, wird das bekannt, ſo wird dieſe Verdrehung ihn mit Recht verächtlich machen,

- erſtlich bei allen Menſchen;
- zweitens bei den Guten, weil ſo etwas nicht rechtlich,
- drittens bei den Böſen, weil es nicht fein genug iſt;
- viertens aber bei ſeinen Leſerinnen, zu denen ich auch die Leſer rechne.

Sollte ihm übrigens dieſer Brief in die Hände fallen, ſo hoffe ich, er werde mir zugeſtehen, es fehle meinen Talenten nur an Ausbildung, um ihm und den engliſchen

Grinning-Matchers *) nicht ganz unglücklich in der Genialität nachzueifern.

Was ich aber im Ernſt vom 2ten Bande des Titan denke? Ich wenigſtens finde ihn ſehr viel beſſer als den erſten. Er enthält vortreffliche Sachen, und Richters gewöhnliche Fehler ſind hier ſchon viel weniger grell. Sollte er jemals dahin kommen, nur ſeine poſſirliche Manier ganz abzulegen: er würde ein ſehrvorzüglicher, er könnte ein großer Schriftſteller werden.

---

*) Leute die öffentlich mit einander wetten, wer die ärgſten Grimaſſen ſchneiden könne.

Acht und dreißigſter Brief.

Zeitung für die elegante Welt. 1801.
Januar bis Junius.

A gens de Village trompette de bois.

Zeitungen ſind die alten Weiber der Literatur, und genießen ihrem Charakter entſprechende Vorrechte. Es iſt in ihrer Natur, immerfort, und von tauſend Dingen durch einander, zu ſchwatzen, jetzt klug, jetzt einfältig, jetzt wahr, jetzt unwahr; es iſt unmöglich, ihre Reden zu kontrolliren, ja, man hält es in der Regel fürs Beſte, ſich gar nicht einen ſolchen Gedanken merken zu laſſen. Wer hat Athem und Geläufigkeit der Zunge genug, es mit ihnen aufzunehmen, mit ihnen, die in einem Augenblick den ganzen Markt zuſammenrufen, und alle Gaſſen mit Geſchrei füllen können? Aber ſoll man ſie denn ungeſtört machen laſſen, auch wenn ſie Unfug treiben? Nein! darf man gleich nicht hoffen, das letzte Wort gegen ſie zu behalten, ſo iſt es, glaube ich, doch wohl eines guten Bürgers nicht unwürdig, dem Publikum einen Fingerzeig zu geben: „dies Mütterchen lügt, jenes kuppelt, und das dort treibt Quackſalberei!" — dann aber ruhig weiter zu gehen, und von dem Geſchrei, das ſich erhebt, gar keine Notiz zu nehmen. Die Einſichtsvollern wiſſen ja doch, woran ſie mit demſelben ſind. — Muthig alſo geh' ich an mein heutiges Werk.

Ich glaube Ihnen ſchon in dieſen Briefen einmal, im Vorbeigehn, von der Zeitung für die elegante Welt geſprochen zu haben. Bei welchem Anlaſſe, weiß ich nicht mehr, das aber wohl, daß es mit Theilnahme geſchah. Publicität iſt die oberſte Schutzgottheit Deutſchlands, und jede neue anſtändige Unternehmung, die dahin abzweckt, ihr einen größern Einfluß zu verſchaffen, verdient mit lautem Beifall aufgenommen zu werden. Ein Blatt vollends, das ſich vorzüglich mit denen Ständen beſchäftigt, welche die meiſten Reizungen und die größeſte Leichtigkeit haben, ſich über Recht, Ordnung und Sittlichkeit wegzuſetzen, und denen faſt nur noch das Qu'en dira t-on? wichtig iſt und bleibt; ein Blatt, das ſich ſo ganz dazu eignet, eine neue, engere Verbindung zwiſchen den Künſtlern Deutſchlands anzuknüpfen, und die ſo oft radottirende Mode vernünftig zu ſpotten: u. ſ. w. Glauben Sie mir, ich freute mich aufrichtig, als dieſe Zeitung angekündigt wurde. — Jetzt, da ſie etwa ſeit einem halben Jahre in Umlauf iſt, erhebt ſich eine laute Stimme des Unwillens gegen ſie. Es wird, hoffe ich, Ihnen ſo wenig, als mir, gleichgültig ſeyn, zu wiſſen, in wie fern ſie dieſen Unwillen verdient.

Ein eigentliches Kunſturtheil läßt ſich über eine Zeitung nicht fällen, da ſie kein Kunſtwerk iſt; aber auf den Plan, nach welchem ſie angelegt worden, auf den Geiſt, mit dem dieſer ausgeführt wird, auf den Charakter, den der Redakteur ihr giebt, kann und *muß* man die Aufmerkſamkeit des Publikums lenken, ſo frühe, ſo wirkſam man vermag. Sind ſie gut? Jede

Beförderung des Guten iſt ein Gottesdienſt. Sind ſie ſchlecht? Eine ſchlechte Zeitung iſt ein verpeſtetes Waarenlager, — ein Brutneſt unzähliger Irrthümer und Uebel, das man zerſtören muß, ſobald man kann. Es giebt keine Abgeſchmacktheit, von der man den großen Haufen nicht ohne alle Gründe überreden, keine Verworfenheit, an die man ihn nicht, beſonders durch eine raiſonnirende Zeitung, gewöhnen könnte. Sie demonſtrire ihm nur fein oft und keck, daß es vortrefflich gethan ſei, ſeine Kinder zu freſſen und er frißt ſie. —

Der Plan dieſer Zeitung ſcheint mir ſehr einſichtsvoll entworfen. Alle Rubriken ihres Inhalts ſind ſo gewählt, daß ſie der eleganten Welt — das heißt denjenigen Ständen, denen es eigentliches Geſchäft iſt, die Befriedigung ihrer Bedürfniſſe und ihre Vergnügungen mit Geſchmack zu wählen, — anziehend ſeyn müſſen. Auch das Aeußere dieſes Blattes iſt gut und die Beilagen an Kupferſtichen und Muſikalien ſind meiſtentheils geſchmackvoll und machen die Unterhaltung mannigfaltiger. Freilich, daß es alle die Zirkel und Zirkelchen von Eleganzen umfaſſen ſoll, welche die zweihundert Hauptſtädte Deutſchlands enthalten, iſt ein wenig zu — theilnehmend. Was man in dieſem Orte für Transparents in der Neujahrsnacht erleuchtet habe; was für Veränderungen auf dem Theaterchen irgend eines Städtleins vorgefallen ſind, oder gar, daß es ein rothſammtnes, mit goldnen Franzen beſetztes Küſſen geweſen ſey, worauf ein junger Prinz bei der Confirmation gekniet habe, das verdient eben nicht ſehr, der eleganten Welt, oder irgend jemand mitgetheilt zu werden: aber man muß ſich erinnern, daß es eine Zeitung iſt, welche dieſe Herrlichkeiten erzählt; man muß vorzüglich in Anſchlag bringen, daß diejenige elegante Welt, deren der Redakteur als Leſerin bedarf, in ganz Deutſchland zerſtreut, eine ſolche aber, die genug ganz allgemein intereſſanten Stoff zur Unterhaltung darbieten könnte, — nirgend zu finden iſt. Es iſt eine alte Bemerkung, daß man die Menſchen nie beſſer unterhält, als wenn man ihnen von ihnen ſelbſt vorredet. Möge der Herausgeber alſo immerhin thun, als wenn ihm jeder Winkel wichtig ſcheine, damit er es jedem ſei.

Ich wünſchte, daß ſich von dem Geiſte und dem Charakter dieſes Blattes eben ſo viel Gutes, wenigſtens Entſchuldigendes ſagen ließe. Es iſt wahr, der Herausgeber hat das Glück gehabt, ſehr einſichtsvolle und geiſtreiche Mitarbeiter zu erhalten, und die Zeitung liefert manchen trefflichen Aufſatz: aber es iſt nicht genug, daß man das Gute aufzunehmen, man muß auch das Schlechte wegzuwerfen wiſſen. Wenn die literariſche Werbetrommel zu einer Unternehmung dieſer Art gerührt wird, ſtellen ſich, falls der Werbende Zutrauen zu erlangen weiß, wohl einzelne wackere Männer ein, aber das „Kanonen-Futter,“ wie Shakeſpear ſich ausdrückt, wimmelt in hellen Hauſen herbei. Sondert der Hauptmann es nicht von den Helden, ſo entfernen dieſe ſich allmählig ſelbſt, und er ſteht endlich vor einer ſo trefflichen Rotte, wie jene, die Falſtaff zum Heere führte. — Leider hat der Herausgeber der Zeit. f. d. elegante Welt nicht Sorgfalt genug, eine ſolche Sonderung vorzunehmen. Neben den ausgezeichneten guten Artikeln enthält ſeine Zeitung eine Menge von Plattitüden, kunſtrichterlichen Deraiſonnements, zuweilen gar — Zoten *); und dieſe wenigſtens gehören wohl nicht zur Eleganz.

Es iſt ein wenig Hoffnung, daß er ſich, wenigſtens in Rückſicht der beiden erſten Punkte, beſſern werde, — oder könne. Es verräth ſich zu deutlich, daß er ſelbſt ein leiſer Nachtreter faſt jeden literariſchen Ungeſchmacks iſt, der jetzt in Deutſchland ſpuckt. Zwar fehlt ihm Kraft und Muth gewiſſen Cliquen vorzufechten, aber er unterläßt doch nicht, bei jeder Gelegenheit, mit einem tiefen Scharrfuße ſeinen Galanteriedegen für ſie halb zu zucken, und dann — wieder ſtecken zu laſſen: ja, wo es keine Gefahr zu haben ſcheint, unterwindet er ſich wohl gar den Protektor zu machen. So hat ſich ein Herr Tieck z. B. bei dem einſichtsvollern Theil des Publikums durch elende Schmierereien ſo herabgeſetzt, daß ſein Name hinreicht, von einem Buche zurückzuſchrecken. Der Herr Redakt. aber

---

*) Dergleichen ſind z. B. viele Stellen der übrigens nicht unwitzigen Hymne an einen Floh, S. 371. und das injuriirende Epigramm über Mme Genlis S. 523.

hält einem seiner abentheuerlichsten Produkte eine stattliche — Leichenrede, und versichert, (S. 312.) es herrsche in demselben eine seltne Verbindung einfacher Sprache mit einem höhern Gegenstande.“ Was heißt das? Wenn der brave Mann doch selbst erst schreiben lernte, ehe er sein Ansehen verwenden will, andre in schriftstellerische Achtung zu setzen. Wenn Robert Stelzfuß versichert, Kilian Knickbein sey ein guter Springer, so weiß ein jeder beim ersten Worte, woran man ist. Der Hr. Red. wird mit seinen Richtersprüchen eher sich und seine Zeitung lächerlich machen, als dahin gelangen, dem Publikum eine abgefallene Schelle wieder anzuheften, — besonders wenn er seine Urtheile so einsichtsvoll belegt, wie er mit diesem gethan hat. Er führt dazu S. 317. folgende Stelle aus dem gepriesenen Werke an:

„Seltsam fällt es mir auf, wenn ich die unterschiedlichen (soll heißen, mannigfaltigen) Farben betrachte, wodurch alle Gegenstände getrennt, und denn (d. h. dann) wieder verwandt und befremdet werden. (Frage: Was fällt dem Hrn. Tieck auf?

Entweder er hat nichts gedacht, oder er hat ſich undeutſch ausgedrückt. Es mußte heißen: wie alle Gegenſtände durch ſie u. ſ. w.) — — — — Wie wunderſchön und bunt ſteht nun der grüne Wald mit ſeinen Bäumen (das Waſſer mit ſeinen Tropfen,) mit ſeinen heimlichen Blumen, mit ſeinen lebendigen Kreaturen und ſeinen gefärbten Vögeln da. (Sind die Vögel etwa keine lebendigen Kreaturen?) Der Sonnenſchein irrt und funkelt hinein, leuchtet und betrachtet ſich gefällig auf jedem Blatte, auf jedem Grashalme. Dabei kein ſtummes, einſames Schweigen. (Ein ſtummes Schweigen? Ein ehernes Erz.) Der ermunternde Wind zieht durch die Baumgipfel, und rührt alle Blätter als eben ſo viele Zungen an. (Was ſind das für Zungen, die durch Anrühren in Bewegung geſetzt werden?) Der Baum ſchüttelt ſich vor Freude und wie in einer Harfe regen ſich und rauſchen unſichtbare Finger" u. ſ. w. Wie ſchön! ruft der Beurtheiler hier aus. Erinnern Sie ſich dabei nicht an Oldenholms: „Schlottrige Königin! das iſt vortrefflich!"

Es iſt nicht zu läugnen, daß in dieſer Stelle Phantaſie iſt, nur iſt ſie noch unmündig, und flattert wie ein Vögelchen, das noch nicht fligge iſt, in kleinen Sätzen auf, ohne zu wiſſen, wohin? Aber der Rec. findet „Reinheit und Klarheit, leichte und doch feſte Haltung und Uebereinſtimmung" in dem Geſchwätze; ja, er wagt kühn die Frage: „Ob ſo etwas Schönes nicht wetteifern könne, mit der gelungenſten Natur-Schilderung von Jean Paul?" Gewiß, antworte ich ihm, denn mir fällt in dieſem Augenblicke der Felſen ein, der im erſten Bande des Titan den Mond wie eine friſch gewaſchne Nachtmütze auf hat.

Dieſer Jean Paul, oder mit ſeinem unaffektirten Namen, Herr Richter, iſt der zweite Baal, vor dem der Red. ſein Rauchfaß dampfen läßt, und den er — lächerlich macht. Er verſichert von einem Aufſatze deſſelben: „die Intention, die es bezeichne, ſtehe in ſo ſchönem Bunde mit Feinheit des Sinnes und Originalität der Manier, daß er in der Ueberzeugung: ein frohes Mitgefühl zu wecken, einen Entſchuldigungsgrund für den Abdruck deſſelben bei Herr Richtern, der ja ſo gern Gutes thue für die Guten, zu finden hoffe. „Iſt das nicht eine wahre Allongenperücke von Periode? Und nun die verſprochene Köſtlichkeit ſelbſt? Sie beſteht in einem Glückwunſche, und hat die Form eines Regiſters, wie es allenfalls ein betrunkener Schulmeiſter anfertigen würde.

„Verzeichniß derer, welche heute der
„ſchönen und edlen — — — Glück zu
„Ihrem Geburtstage wünſchen werden."
„Erſtlich: alle —"
„Zweitens: die Guten —"
„Drittens: die Künſtler u. ſ. w."

Herr Richter hatte Recht, dem Dinge nicht Publicität geben zu wollen. Wenn es andern widerfährt, bei einem heftigen Kopfſchmerz etwa, Sachen von ſolcher Originalität aufs Papier zu werfen, ſo vernichten ſie ſie ſo ſchnell als möglich, um nicht einmal vor ſich ſelbſt erröthen zu müſſen.

Eben ſo poſſirlich iſt dieſer Kunſtrichter, wenn er tadeln will. Er ſchüttelt z. B. den Kopf darüber, daß Herder in der Adraſtea Swifts Gedicht auf ſeinen eignen Tod, aufgenommen habe, — weil, meint er, der

Witz in demſelben nüchtern und die Verſifikation ſchlecht ſey. Das Männchen begriff nicht, daß es hier nicht darauf ankam, epigrammatiſche Einfälle oder ein gelecktes Gedicht zu geben, ſondern in einer Schilderung Swiſts eine ſeiner ſprechendſten Charakter-Aeußerungen nicht unbenutzt zu laſſen. Ei, ei! Braucht man denn wirklich gar nicht zu wiſſen, wovon in einem Buche Rede iſt, wenn man es beurtheilen will? —

Eine ſehr lobenswürdige Seite an dieſer Zeitung, iſt die Freimüthigkeit, mit der ſie das Tadelhafte mancher öffentlichen Vorgänge rügt. Sie macht dem Herausgeber ſowohl, als der Regierung, unter deren Schutz er lebt, große Ehre, aber — auch hier verläßt ihn ſeine Urtheilskraft ſehr oft. Er begnügt ſich nicht, Aufſätze die mit einer anſtändigen Furchtloſigkeit geſchrieben wurden, aufzunehmen, er rückt auch ſolche ein, die offenbare Schmähungen ſind, und preiſt wohl noch gar die Humanität derſelben. Hier haben Sie ein Paar Beiſpiele.

Zwei Maler die ſich jetzt in Berlin aufhalten, H. Büry und H. Macco, ſtellten jeder ein Gemälde aus. Daß des Letztern gefiel faſt allgemein; das des Erſtern wurde nur von wenigen angeſehn und misfiel den Meiſten von ihnen. Ein Freund von H. Büry unternahm es, dem Publikum zu beweiſen, daß es dem Gemählde Unrecht thue: das war recht und gut. Aber er war nicht nur ein Freund von H. Büry, ſondern auch ein Feind von H. Macco und um jenen recht hoch zu ſtellen, würdigt er dieſen ſo tief herab, als er nur vermag. Er verſichert keck: „alles in H. Bürys Gemählde verrathe die Meiſterhand;" das des H. Macco zeige ihm nichts, „*als abſichtloſe Striche und ein zufälliges Spiel von Farbereſten auf einer weggelegten Palette.* „Die Wahrheit iſt, daß die Arbeit des Erſtern ſehr viel genialiſche Kühnheit in der Compoſition zeigt, aber in der Ausführung zuweilen hart und incorrekt wird; — der letztere hingegen ſehr kunſtgerecht componirt und zuweilen zu *ängſtlich* ausarbeitet. Das konnte der H. Redakteur, da er vermuthlich die Arbeiten dieſer Männer nicht geſehen hatte, freilich nicht wiſſen: aber in welchem Geiſte die ſogenannten Beurtheilungen geſchrieben waren, *das* konnte er beim flüchtigſten Durchleſen bemerken; er konnte die beleidigenden Ausdrücke wegſtreichen, er konnte vorzüglich es bleiben laſſen, ein parteiiſches ſeichtes Geſchwätz in einer Anmerkung eine „ächtkünſtleriſche Beurtheilung" und ein „Muſter wahrer Humanität und Feinheit" zu nennen *).

---

*) Ein parteiiſches, ſeichtes Geſchwätz nannte ich jene Beurtheilungen, und daß ſie das ſind, hätte der Hr. Redakteur, trotz der affektirten Künſtlermiene des Verfaſſers, leicht einſehen können, wenn er ſie mit einander verglichen hätte. An dem einen Gemälde wird Manches gelobt, was an dem andern, ohne nähere Beſtimmung der Gründe, getadelt wird. An dem einen werden offenbare Fehler auf eine ſeltſam gezwungene Weiſe ſo erklärt, daß der nicht vergleichende Leſer faſt verleitet wird, ſie dem Maler als Schönheiten, die er nur nicht beendete, in Anſchlag zu bringen, z. B. die fehlerhafte Stellung des Stuhls in Bury's Gemählde; — an dem andern werden gleichgültige Dinge ſo angemerkt, daß ſie Fehler ſcheinen. Es heißt eigenſinnig, daß Macco eine blaue Gardine gemalt hat; aber daß Bury einen blauen Rock und einen rothen Mantel malte, iſt muthig. — Doch ich breche ab, denn wie ich höre, iſt ein talentvoller und

Ein ungleich gröberer Verſtoß aber nicht nur gegen Humanität, ſondern ſelbſt gegen die gewöhnliche Sittlichkeit iſt in einem der neueſten Blätter. Von einem Manne, der das Unglück gehabt, einen Fehltritt zu begehen, heißt es darin, er habe ſeine gerichtliche Strafe mit 15000 Thalern abgekauft. Das iſt eine Unwahrheit, deren Berichtigung außer meinem Kreiſe liegt. Aber es wird hinzugefügt: „Es iſt doch ſo übel nicht, eine reiche Frau geheirathet zu haben, und ſeine dummen Streiche mit ihrem Gelde gut zu machen." — Das iſt ein ſo boshafter, hämiſcher, niedriger Ausfall, daß er denjenigen, der ihn thun, und denjenigen, der ihn aufnehmen konnte, verächtlich macht, — wenn dieſer es nicht etwa aus Unbeſonnenheit that. Fühlte der Redakteur denn nicht, daß es immer ſchändlich ſey, Gefallene zu verhöhnen, und noch viel mehr, vorſätzlich das häusliche Glück eines Mannes zu Grunde richten zu wollen? Doch dieſe Abſicht will

---

unparteiiſcher Künſtler ſelbſt. Hr. Schade, damit beſchäftigt, die Seichtigkeit jener ſeyn-ſollenden Kunſturtheile aufzudecken.

ich ihm nicht beilegen. Ich glaube nur, daß er unter andern auch irgend eine der halbliterariſchen Klätſcherinnen, deren es hier in Berlin ſo viel giebt, als Correſpondentin aufgeleſen hat, daß die Plaudrerin, ihm ihre Theetiſch-Bemerkungen ſchreibt, ohne zu wiſſen, was ſie thut, und er ſie abdrucken läßt, ohne ſie vorher durchzuleſen. Aber in der That, mein Herr, wenn Sie die Mühe verdrießt, darüber zu wachen, daß Ihre ſonſt lobenswerte Zeitung keine gemeine Klatſchbude werde, ſo ſchließen Sie ſie lieber, ehe das beſſere Publikum und — die beſſeren Mitarbeiter ihr mit Verachtung den Rücken zukehren.

Neun und dreißigſter Brief.

Fortſetzung
über
Maria Stuart
von Schiller.

Ehe ich den vierten Akt, wie die vorigen, durchgehe, laſſen Sie uns unterſuchen, wie viel der dritte uns noch von der Handlung und den Verwickelungen derſelben, übrig gelaſſen hat.

Leſters ſchlau angelegter Plan, die beiden Königinnen mit einander zu verſöhnen, iſt fehlgeſchlagen. Ein neuer wichtiger Anlaß hat Eliſabeth hinlänglichen Vorwand gegeben, ihr ſcheinbares Schwanken aufhören zu laſſen, und wir wiſſen mit Beſtimmtheit voraus, daß Burleigh ſiegen wird. Von der andern Seite iſt der Gegenplan, den Mortimer gemacht hatte, völlig vernichtet: wir ſind alſo über den Ausgang nicht mehr ungewiß. Wir ſehen dem vierten Akt bloß mit der Neugier entgegen, wie etwa dem Ende einer Rede, deren Ziel uns ſchon bekannt iſt. Es intereſſirt uns nur noch, was vor Wendungen der Redner brauchen werde, es herbei zu führen. — Die Verwickelungen ſind alle aufgelöſt, und was noch zur Vollendung der Handlung fehlt, hätte ſich recht gut in eine einzige Scene zuſammen drängen laſſen. Aber der Dichter hat noch zwei Akte geliefert: womit füllt er ſie aus? Wir wollen ſehn.

Der vierte Aufzug fängt damit an, daß der Franzöſiſche Geſandte, deſſen Verbindung mit dem Meuchelmörder entdeckt worden iſt, verwieſen wird. Die beiden Epiſoden mit den Geſandten im zweiten und vierten Akt ſind ziemlich überflüßig, da ſie im Grunde gar nicht in die Haupthandlung eingreifen: indeß da ſie ſo kurz ſind, können wir ſie uns gefallen laſſen. — Jetzt erfolgt zwiſchen Leiceſter und Burleigh eine Unterredung voll der größten Bitterkeiten, die dem erſtern zeigt, daß man ſeine Geſinnung durchſchaut, ſeine Pläne entdeckt habe. Er ſelbſt enthüllt uns in dem folgenden

Selbſtgeſpräche die ganze Gefahr, in welcher er ſchwebt, und in dem Augenblicke, da wir ihn, die letzte ſchwache Stütze Mariens, ſchon für verloren anſehn, kommt Mortimer, ihm zu entdecken, daß er es wirklich iſt, und dennoch zugleich ihm die ganze Sorgfalt für die unglückliche Fürſtin auf die Schulter zu werfen. Bis zur Vortreflichkeit wahr iſt die Art, wie Leiceſter ihn, bei dem Bewußtſeyn ſeiner halben Schuldloſigkeit, aufnimmt, und der Ausweg, den er zu ſeiner Rettung einſchlägt, iſt äußerſt überraſchend. Er läßt Mortimern arretiren, und indeß dieſer ſich ermordet, geht er hin, bei Eliſabeth ſeine Rechtfertigung zu verſuchen. Die folgende Scene, in denen Burleigh ſie zur Unverſöhnlichkeit gegen den Grafen aufreizt, und ſie zwiſchen Liebe und Zorn ſchwankt; die ſechſte, in welcher Leiceſter hereindringt, ſeine Rechte auf ihr Herz geltend macht, ſich rechtfertigt, ſeine Beiſtimmung zu Mariens Tode giebt, und gezwungen wird zu verſprechen, daß er bei demſelben gegenwärtig ſeyn wolle: — ſie ſind ſo meiſterhaft, daß ſie hinreichen würden, das ſchlechteſte

Stück, wenn es ſie enthielte, unſterblich zu machen. Es geſchieht nichts in denſelben: aber der Gedankenkampf, der Kampf zwiſchen den verſchiedenen Regungen der Sprechenden, iſt anziehender und beſchäftigt mehr, als es die lärmendſte Prunkſcene vermöchte. — Leiceſter hat ſich gerechtfertigt; Mariens Tod iſt entſchieden, — die folgenden Auftritte dieſes Aktes zählen uns nur die Umſtände auf, unter denen Eliſabeth das Urtheil unterſchreibt. Kent giebt die Nachricht, daß das Volk im Tumult die Hinrichtung Mariens fordre; der Staatsſekretair bringt das Urtheil; Eliſabeth berathſchlagt zum Scheine noch einmal mit ihren Räthen; unterſchreibt die Sentenz, nach einem Selbſtgeſpräch, über das ich Ihnen noch etwas ſagen werde; der Staatsſekretair erhält die Schrift von ihr, aber keinen beſtimmten Befehl, wie er ſie brauchen ſolle; Burleigh entreißt ihm das Urtheil, und eilt fort, es vollſtrecken zu laſſen. — Alle dieſe Vorgänge folgen auf, nicht aus einander, ſind nicht das Reſultat von Verwickelungen, ſondern nur Umſtände einer Begebenheit, über die wir gar nicht mehr ungewiß ſind, — haben alſo nur ein hiſtoriſches, kein dramatiſches Intereſſe. — Aber welches iſt denn der dramatiſche Inhalt dieſes Akts? Eine ganz neue Verwickelung, eine ganz neue Handlung! Man könnte die erſten ſechs Scenen recht gut als ein beſondres Stück anſehen, das man Leiceſters Anklage und Rechtfertigung nennen könnte. Nun ja, auf dieſe Weiſe war es allenfalls möglich, dem Stück noch vier Aufzüge zu geben.

Im vierten Akte war die Handlung weiter nichts, als ein verſiecktes Fortſchleppen: im fünften fehlt ſie ganz. Wenn Burleigh am Ende des vierten Akts zur Vollziehung des Urtheils forteilt, — ſo iſt das eigentliche Drama zu Ende. Von den Triebfedern, die in demſelben gegen einander in Bewegung geſetzt waren, iſt die eine Hälfte zerbrochen, und die andre braucht nicht mehr zu ſtreben. Von den ſtreitenden Parteien iſt die eine vernichtet, alſo kämpft die andre nicht mehr: das Stück hat uns nichts mehr zu melden. Wenn der Dichter nicht den Fehler begeht, eine ganz neue Oppoſition auftreten, eine ganz neue Handlung anfangen zu laſſen, ſo kann der fünfte Aufzug ſchlechterdings nichts ſeyn, — als was das Ballet „die Krönung Roxolanens" nach der Oper die drei Sultaninnen, in ſeiner Art iſt: ein Prunkgemählde der Feierlichkeit, welche durch den Schluß der geendigten Handlung veranlaßt wird. Schiller ſelbſt ſcheint das gefühlt zu haben: daher iſt in dieſem ganzen Aufzuge ſein Hauptbeſtreben, durch zartes Detail zu rühren. Der fünfte Act iſt ein Gemählde, das mehr das Verdienſt der ſorgfältigen Ausführung, als der genialiſchen Compoſition hat.

Wir ſehen die treue Amme unter Thränen beſchäftigt, Briefſchaften zu verſiegeln; wir ſehen die Hausbedienten in Trauerkleidern den künftigen Nachlaß einer noch Lebenden herbeitragen, damit ſie ſelbſt ihn vertheile. Ein alter Diener, der lange von ihr getrennt war, erſcheint, um Abſchied von ihr zu nehmen. Aber dieſer Bediente — wäre es nicht gut geweſen, wenn der Dichter uns denſelben durch irgend eine Auszeichnung intereſſant gemacht hätte? Melvil war Mariens Haushofmeiſter, da ſie noch einen Hof hatte; ſchon gut! Aber war er ihr nichts weiter, ſo iſt ſein Erſcheinen — zwar nicht ganz gleichgültig, doch man fühlt, daß es intereſſanter gemacht werden konnte. Die übrigen Dienerinnen Mariens und ihr Hausarzt verſammeln ſich: jeder Eintretende erzählt eine Aeußerung Mariens, oder macht eine Beſtellung in ihrem Namen. Fünf Auftritte gehen damit hin, und ſind ein vortrefliches Vorſpiel, das uns allmählig in die weiche Stimmung verſetzen ſoll, mit welcher der Dichter wünſcht, daß wir Marien empfangen möchten.

Endlich tritt ſie ſelbſt herein, in feſtlich-religiöſem Anzuge, blickt mit ruhiger Hoheit im Kreiſe umher, und ſagt — — ein abgedroſchnes Sophisma. „Man ſolle über ihren Tod nicht klagen, ſondern ſich über ihn freuen." Haben von hundert Heldinnen und Helden, die auf der Bühne ſtarben, nicht wenigſtens funfzig, — ja, hat nicht jeder Beichtvater am Sterbebette etwas Aehnliches im Munde? — Man iſt ſo daran gewöhnt, — und man fühlt ſo beſtimmt, daß die ganze Phraſe nichts als eine froſtige, unwahre Antitheſe iſt, daß ſie Ekel einflößt. Wie viel erſchütternder und zugleich wie unendlich wahrer iſt es, wenn Göthens Egmont ausruft: „Von dir ſoll ich ſcheiden, ſüßes Leben, von dir, ſüße Gewohnheit des Daſeyns und Wirkens!" — Bei dem erſten Auftreten zeigt zeigt ſich Maria im Reiſenrocke des Prunks und alles was ſie nun weiter thut, ihre Erkundigungen nach abweſenden Bedienten, ihre Anordnungen und ſo weiter, rühren uns nur halb, ſcheinen uns nur ein pathetiſches Spiel mit dem — Fächer. — Und nun vollends die Scene, in der ſie Melvillen ihre religiöſen Bedürfniſſe vorlegt, ihm beichtet, — dieſe macht ſie uns völlig fremde. Es iſt wahr, ihre Individualität iſt mit meiſterhafter Haltung durchgeführt, aber in dieſer Individualität liegt ſo wenig Allgemein-Menſchliches, ſo wenig was allen Herzen zuſpricht: den Hiſtoriker und den eigentlichen Pſychologen befriedigt ſie, aber ſind dieſe denn die einzigen, oder nur die erſten, denen der Dichter muß zu gefallen ſuchen? Der Aeſthetiker muß die langweiligen Epiſoden fehlerhaft finden, und die bloß fühlenden Zuſchauer, — gähnen, wenn ſie nicht allenfalls ihre Neugier munter erhält.

Es iſt ſchwer zu errathen, was der Dichter mit dieſer Scene wollte, die uns ja in Mariens Charakter keine neue Seite zeigt, und die der übrigen Handlung ganz fremd iſt. Wollte er etwa dadurch, daß Maria auch ihren Beichtvater verſichert, ſie ſei an dem Verbrechen, durch das man ihre Hinrichtung motivirt, unſchuldig, — wollt' er dadurch das Intereſſe für ſie erhöhen? Wie unzählig viele eingreifendere Mittel als dieſe zwölf Seiten lange Scene ſtanden ihm dazu zu Gebote. Oben drein geſteht ſie ja auch hier noch einmal den Mord ihres Gemahls: und was iſt uns nun ihre Unſchuld an der verſuchten Ermordung der Eliſabeth? Das Gefühl richtet nicht nach menſchlichen Formen und einzelnen Veranlaſſungen. Es folgt dem Rechtsgange der göttlichen Nemeſis, und ſieht nach einem laſterhaften Leben in einem leidenvollen Ende nichts, als geübte Gerechtigkeit, welcher Umſtand auch dieſes Ende herbeiführen mag. —

Die folgenden Scenen verwiſchen dieſen unangenehmen Eindruck indeſſen wieder; ſie ſind voll der zarteſten und rührendſten Züge: aber wär', es nicht beſſer, und würden ſie nicht einen ungleich tiefern Eindruck machen, wenn ſie nichts zu verwiſchen brauchten? Vorzüglich die Erhabenheit mit der Marie Leiceſtern durch wenig Worten zu Boden ſchlägt: o wie viel, wie ſehr viel größer würde ſie ſcheinen, wie unendlich mehr würde ſie wirken, hätte man uns nicht ſo kurz vorher erinnert, daß es eine Verbrecherin, eine Gattenmörderin iſt, die ſie zeigt. Meiſterhaft dagegen', eines Sophokles würdig iſt die letzte Scene gedacht und ausgeführt, die nehmlich, in welcher Leiceſter zwiſchen Entſchloſſenheit, und dem Gefühl ſeiner Niedrigkeit ſchwankt, uns die einzelnen Vorgänge bei der Hinrichtung aufzählt, wie er ſie faſt unwillkührlich erlauſcht; — und endlich bei dem Todesſtreich niederſtürzt, als wär' er der Getroffene. Hätte man die Hinrichtung vor unſern Augen vollzogen, es hätte uns nicht ſo erſchüttern können, als die Wirkung die wir ſie auf ihren Veranlaſſer thun ſehn. —

Aber hier iſt das Stück wieder zu Ende, und der Vorhang ſinkt noch nicht; ja die Scene verändert ſich. Nachdem was wir angeſehen haben, was kann uns der Dichter noch zu geben haben, das uns nicht gleichgültig, langweilig wäre? — Wir ſehen Eliſabeth die Nachricht von Mariens Tode mit einer Unruhe erwarten, die wir nicht theilen können, da wir ſchon Gewißheit haben; — wir hören Schrewsbury neue Beweiſe von Mariens Unſchuld bringen, die uns längſt nicht mehr zweifelhaft iſt; wir ſehen die Königin eine neue Schändlichkeit gegen den Staatsſekretär üben. Er iſt uns gleichgültig; ſie verachten wir: was ſoll uns der Vorgang? Burleigh erſcheint, wenige Minuten nach dem wir ihn auf einem entfernten Schloſſe geſehen haben, um Rechenſchaft davon abzulegen, was er dort that: welche Unwahrſcheinlichkeit, und wozu? Er wird verwieſen; Schrewsbury legt ſeine Würden nieder; Leſter iſt nach Frankreich geflohen: wozu, wozu erfahren wir das Alles? Was gehn uns dieſe Menſchen alle weiter an? Befürchtete der Dichter etwa, daß wir einen zu lebhaften Eindruck von ſeinem Werke mitnehmen möchten? Oder hielt er uns für ſo rachgierig, daß wir unzufrieden geweſen wären, wenn wir ihn nicht eine Art von poetiſcher Gerechtigkeit hätten üben ſehn? O, um uns in dieſer Rückſicht zu befriedigen, hätte dieſe Gerechtigkeit anders ausfallen müſſen; hätte Eliſabeth nicht gegen Daviſon eben eine neue Büberei verüben müſſen. Daß ſie ſich neue Miniſter wählen muß, — was iſt das einem ſo herzloſen Weibe, als Eliſabeth ſich im ganzen Stücke gezeigt hat? — Dieſe angehängten Scenen, ſtatt dem Drama Vollendung zu geben, rauben ſie ihm. Mariens Tod erfüllte unſere Seele ſo ganz, daß es uns nicht einfallen konnte, noch über etwas weitere Belehrung zu wünſchen. Jezt erſt, da uns der Dichter in fortdauernde Verhältniſſe, in die Welt zurückgeführt hat, jezt erſt können wir uns nicht der Frage erwehren: Und was nun weiter? Wie endet es mit dem unglücklichen Daviſſon? Mit dem entflohenen Leſter? — —

Noch eine Rüge habe ich auf dem Herzen, und ich eile ſie Ihnen mit zu theilen, um endlich einmal mit dem häßlichen Geſchäfte des Tadelns fertig zu ſeyn. Sie betrift das Selbſtgeſpräch der Königin Eliſabeth, ehe ſie das Todesurtheil unterſchreibt. In dem ganzen Drama herrſcht die ergreifendſte Wahrheit der Charaktere: nur in dieſer einzigen Scene ſcheint mir Schiller einen Fehlgrif begangen zu haben.

Man hat zuweilen die Selbſtgeſpräche überhaupt, als verwerflich angeſehen. Wie unnatürlich, ſagte man, iſt es, einen Menſchen ſich ſelbſt ſeine Gedanken und Empfindungen vordeklamiren zu hören. Je mehr er denkt, um deſto ſicherer iſts, daß er ſchweigt, und die lebhafteſte Empfindung wird ihm nichts als unwillkührliche, unzuſammenhängende Ausrufungen entreißen können. — Doch, wenn die Selbſtgeſpräche eine Abweichung von der Natur ſind, ſo ſind ſie unumgänglich nothwendige. Sollten ſie ein Fehler ſeyn, ſo ſind ſie ein ſehr verdienſtlicher, denn ſie haben viele vortrefliche Kunſtwerke veranlaßt.

Welches andre Mittel hat der Dichter, uns ſo vollſtändig, ſo wahr die ganze Seele eines Menſchen auf zu decken, als daß er ihn in einem wichtigen Augenblicke laut denken läßt? Soll er ihm etwa einen Vertrauten geben? Dieſer müßte wieder einen Karakter haben, und zwar einen ausgezeichneten, um des Vertrauens eines ausgezeichneten Menſchen werth zu ſeyn: dann könnte er nicht müßig bleiben, und dann entſtänden wieder Verhältniſſe und Rückſichten, welche die Aeußerungen weniger offen machen müßten, dann — doch es wäre verlorne Mühe, die ohnehin einleuchtende Armſeligkeit dieſes Nothbehelfs zu entfalten.

Aber was ſoll ein Monolog enthalten? Betrachtungen; Anklagen oder Entſchuldigungen gegen ſich ſelbſt; Ausbrüche der Empfindungen, ſonſt ſchlechterdings nichts, glaube ich. Werden dieſe ſo begonnen, wie ſie der vorhergehende Moment nothwendig in der Seele eines Menſchen von dem Karakter des Sprechenden, entſtehen laſſen mußte; werden ſie in einem zuſammenhängenden, natürlichen Gange, ſo fortgeleitet, daß jede Umwandelung aus der vorigen Geſtalt entſpringt; ſo, daß die folgende Handlung als das nothwendige Reſultat der ganzen Kette von Gedanken und Empfindungen erſcheint, — dann hat der Dichter in einem ſolchen Seelengemälde etwas unendlich Schwierigeres und Schätzbareres geliefert, als der witzigſte, feurigſte oder ſcharfſinnigſte Dialog iſt.

Alles das hat Schiller in dem Monolog der Eliſabeth wirklich geleiſtet. Gedrängt von den verſchiedenen Meinungen ihrer Räthe, läßt ſie ſich zur Heuchelei herab. Sie verlangt allein zu ſeyn, um zu beten, und da ſie nun allein iſt, was iſt natürlicher als der unwillige Ausbruch ihres gekränkten Selbſtgefühls:

> O Sklaverei des Volksdienſts! Schmähliche
> Knechtſchaft! — Wie bin ichs müde, dieſem Götzen
> Zu ſchmeicheln, den mein Innerſtes verachtet!

So mußte ihr Stolz ſich empören, ſo bald ſie ohne Zeugen war. Sie fährt fort ſich über den Zwang zu beklagen, den der Drang der Umſtände ihr auflegt; ſie zählt ſich ihre Feinde auf; Marie iſt die wichtigſte unter ihnen; — die Gefahren die ihr drohen; die Unglücksfälle, die ihr ſchon widerfahren ſind: Maria iſt die Veranlaſſung aller.

Noch ſteht ſie an: aber ſie erinnert ſich der letzten Demüthigung die ſie von ihr erlitten; ihr Zorn entbrennt, ſie kann nicht anders, ſie muß unterſchreiben. Sie thut es gefaßt aber raſch, und läßt, nach dieſer höchſten Kraftäußerung abgeſpannt, die Feder fallen. Ich kann faſt keinen lobenden Ausdruck finden, der meine tiefe Bewunderung gegen dieſes meiſterhafte pſychologiſche Gemählde ganz ausdrückte. Zwanzigmal hab' ich es geleſen, immer mit neuer Bewunderung, und immer — mit neuem, bitterm Verdruſſe über Einen Flecken mitten in demſelben.

Wenn Eliſabeth ſich frägt:

Warum hab' ich Gerechtigkeit geübt,
Willkühr gehaßt, mein Leben lang, daß ich
Für dieſe erſte unvermeidliche
Gewaltthat ſelbſt die Hände mir gefeſſelt!

So verſtehen wir, ſie beſchwere ſich darüber, daß ihre Tugend eine nachtheilige Folge für ſie habe, und dieſe Beſchwerde ſcheint uns natürlich. Wenn ſie fortfährt

Das Muſter, das ich ſelber gab, verdammt mich!
War ich tyranniſch, wie die ſpaniſche Maria

Maria war, mein Vorfahr auf dem Thron, ich könnte
Jezt ohne Tadel Königsblut verſprützen!

ſo fühlen wir wohl das Sonderbare darin, daß irgend ein Menſch mit ſich ſelbſt darüber zanken ſolle, gethan zu haben, was er noch in dieſem Augenblicke für recht erkennt. — Eliſabeth nennt ja das entgegengeſetzte Betragen tyranniſch; — doch wir überſehen dieſes der Bewegung in der ſie iſt. Sagt ſie aber gar:

Doch war's denn meine eigne freie Wahl
Gerecht zu ſeyn? Die allgewaltige
Nothwendigkeit, die auch das freie Wollen
Der Könige zwingt, gebot mir dieſe Tugend! —

Nein, das iſt außer aller Natur, das iſt eine entſchiedene Unwahrheit. Eine Eigenſchaft für eine Tugend erkennen, und in demſelben Augenblick ſich bei ſich ſelbſt darüber rechtfertigen wollen, daß man ſie gezeigt habe; ſich ſelbſt dadurch für verworfen erklären: das iſt ſchlechthin unmöglich! Die niedrigſten Böſewichter hätten nichts Böſes gethan, wenn ihnen die Rechtſchaffenheit nicht thöricht oder doch gleichgültig, das Verbrechen nicht eine leicht zu entſchuldigende Kleinigkeit geſchienen hätte. In dem Augenblicke da wir die Tugend mit unſerm Gefühle für Tugend anerkennen, zwingt uns Selbſtſchätzung und Eigenliebe nach ihr zu ſtreben, uns wenigſtens bei uns ſelbſt zu entſchuldigen, daß wir ſie nicht üben; dies aber darüber zu thun, daß man ſie geübt habe, — Ich wiederhole es, das iſt ſchlechterdings unmöglich. —

Zum Schluſſe erlauben Sie mir, mein Urtheil über dieſes Trauerſpiel kurz zu wiederholen. Es hat eine ſehr große Einheit der Handlung, eine vollkommne Einheit des Intereſſe: nur hört die eigentliche Handlung zu frühe auf; und ihre Verwickelungen werden nicht aufgelöſt, ſondern von außen her, durch den Meuchelmörder, zerriſſen; — nur iſt das Intereſſe nicht rein und haftet unverhältnißmäßig mehr an den Vorgängen, als an den Perſonen. Faſt jede Scene zeigt uns eine anziehende Situation: aber manche Situation macht doch auch einen widerlichen, empörenden Eindruck. — Die Charaktere ſind mit einer unübertrefflichen Wahrheit geſchildert und meiſterhaft gehalten: es iſt aber, den Neben-Charakter Schrewsbury's abgerechnet, kein einziger unter ihnen, für den man ſich mit reiner hochachtenden Wärme intereſſiren könnte. Die Sprache iſt kräftig und meiſtentheils edel, vielleicht indeß nicht überall den Sprechenden ganz angemeſſen. Der Dialog iſt einige Scenen abgerechnet, ſehr natürlich, und der Dichter hat ihm jedesmal, jetzt das würdevolle, langſame Fortſchreiten, jetzt die raſche, faſt ſpringende Eile zu geben gewußt, die der Inhalt forderte. Die Verſe ſind ungleich dramatiſcher, das heißt, der Proſa näher, als in irgend einem andern Schillerſchen Stücke. Das Beſtreben des Dichters, das Metrum ſo zu verſtecken, daß es beim Herſagen der Verſe nicht vorklinge, iſt ſichtlich: warum aber behält er überhaupt etwas bei, das er dann wieder zu verbergen ſuchen muß? Schillern, vor allen andern unſerer Dichter, muß es möglich ſeyn, eine Proſa zu geben, die an Würde und Wohlklang ſolchen Verſen wie das Drama verträgt, wenigſtens gleich kommt und ſie an Wahrheit und Kraft übertrift. —

Eine meiner Hauptrügen war, daß

Maria als Verbrecherin erſcheint und alſo weniger intereſſirt, als ſonſt geſchehen wäre. Nur mit Mühe widerſtehe ich der Verſuchung, Ihnen zu erzählen, wie ein andrer großer Dichter, Alfieri, das Problem gelöſt habe, Marien den Tod ihres Gemahls verurſachen und doch unſchuldig ſeyn zu laſſen. Die Cataſtrophe ſeiner Maria Stuarda iſt grade die Ermordung des Königs, gleichwohl — Doch ich ſpare mir die Vergleichung der beiden Stücke für eine andere Zeit, vielleicht für einen andern Ort auf.

Vierzigſter Brief.

Dans l'art d'intéresser consiste l'art d'écrire.

Delille.

Im Jahr ſechzehnhundert und — ich weiß nicht wie viel, wurde zu Conſtantinopel der Daniſchmend (Doktor) Ali Ben Mamru hingerichtet. Er hatte, das war die Urſache ſeines Todes, laut geſagt: er wolle lieber frei und mit offnen Augen in die Hölle gehn, als ſich vom Propheten und ſeinem Geſetz blindlings in den Himmel hetzen laſſen. Als ich dieſe Anekdote kürzlich irgendwo las, bedauerte ich den armen Doktor Ben Mamru herzlich, aber eben ſo herzlich freute ich mich, daß wir keine äſthetiſchen Muftis haben, ſonſt, das fühlt' ich ſehr lebhaft, ging' es mir im kurzen, wie ihm. Auch ich kann ſchlechterdings keine Autorität, ſtatt der Gründe, anführen hören, ohne ganz unwillkührlich meine Stirn in trotzige Falten zu ziehn, und mit doppelter Hartnäckigkeit zu ſtreiten. „Ariſtoteles hat geſagt und Leſſing behauptet" — Schon gut, das waren ſehr verehrungswerthe Männer, die faſt immer Recht hatten: aber woher kam das? „Sie gingen immer feſten, männlichen Schrittes von einer unumſtößlichen Grundwahrheit aus." — Her mit dieſer Grundwahrheit, damit auch wir von ihr ausgehen und beurtheilen können, ob der Ausſpruch jener Weiſen wirklich auf den vorliegenden Fall paſſend iſt. Weg dagegen mit Citaten und Kunſtausdrücken! Nichts hemmt den Fortſchritt des Geiſtes und die Verbreitung der Wahrheit ſo ſehr, nichts macht das Urtheil ſo einſeitig, als dieſes Nachbeten und Rottwelſchen. Gebt uns Wahrheit in einer ſtrengen und einleuchtenden Reihe von Schlüſſen, und behaltet für euch, woher ihr ſie entlehntet; gebt ſie uns ſo, daß auch jeder verſtändige Ungelehrte ſie faſſen kann. Erſt dann ſind die Wiſſenſchaften ganz nützlich, erſt dann verbreiten ſie wahre Aufklärung, wenn ſie vollkommen — darf ich das undeutſche Wort wagen? — wenn ſie vulgariſirt ſind.

Glauben Sie nicht, daß dieſe Forderung ſo ſchwer zu erfüllen iſt. O nein! Mit den gelehrteſten, krauſeſten Sätzen der Lehrbücher geht es einem bei näherer Unterſuchung, wie es mir einſt mit zwei Türken ging, die ich an der Thüre der Schloßkapelle zu — — Wache halten und einen Roſenkranz abbeten ſah. Ich fragte ſie, aus welcher Provinz des türkiſchen Reiches ſie wären? Sie nannten mir höflich — das nächſte Dorf. — Wenn man die Lehrſätze der Kunſtrichter aus ihrer ſcientifiſchen Vermummung zieht, ſind es Dinge, die nicht allein jedermann begreifen kann, ſondern ſehr oft auch ſchon — jedermann weiß. Wozu denn alſo die Charlatanerie der Kunſtausdrücke und Autoritäten?

Bei dieſer Art zu denken, macht mir Weniges ſo viel Vergnügen, als wenn ich eine wichtige Grundwahrheit, ſo einfach, ſo anſpruchslos ausgedruckt finde, daß ſie ein Gemeinſpruch ſcheint. Sie leuchtet jedem ein; jeder führt ſie im Munde, ſehr oft ohne halb zu wiſſen, wie viel ſie umfaſſe. Prüft man ſie aber, wendet man ſie an: — dann geht es einem wie den Knaſen Aladdin in dem Mährchen von der Zauberlampe. Er hatte ſich Taſchen und Buſen mit bunten Steinchen gefüllt und ſiehe da! es waren koſtbare Edelſteine.

Ein ſolcher ſcheinbar flacher Gemeinſpruch iſt das Motto dieſes Briefes. „Die Kunſt der Schriftſtellerei beſteht darin, daß man zu intereſſiren wiſſe.“ Wer weiß das nicht! Schriftſteller wollen geleſen werden, folglich müſſen ſie ſo ſchreiben, daß man ſie gern leſe. Bringt der Satz um einen Schritt weiter? Manchen Schriftſteller — vielleicht; die meiſten Beurtheiler aber gewiß. Verſuchen Sie nur, ihn anzuwenden. —

Dans l'art d'intereſſer conſiste l'art d'écrire:

wenn Ihnen alſo, lieben Damen und Herrn, ein Buch aufſtößt, das ſich nicht mit Vergnügen leſen läßt, weil es weder den Verſtand, noch Phantaſie und Gefühl auf eine angenehme Weiſe beſchäftigt, ſo können Sie es mit gutem Fug und Recht für ein ſchlecht geſchriebenes Buch erklären, auch wenn Schillers, Göthens oder eines andern groſſen Mannes Namen auf ſeinem Titel ſteht. Wenn die Schmähſchrift des berufenen Kantius Mainomenos*), in welcher er Einen erträglichen Einfall mit dem Platthammer des Pedantismus zu einem Buche von acht Bogen ſtreckt, — lange Weile macht und anekelt, ſo muß Sie ſein vielgenannter Name ja nicht überreden, das Ding habe demungeachtet einigen Werth; — und wenn die bekannten bellettriſtiſchen Renommiſten mit verdoppelter Frechheit ſelbſt ihre thieriſch-ſinnlichen Gemählde und ihre ſtumpfen Pasquille für gelungene Kunſtwerke erklären, — ſo geben Sie nicht Acht darauf, ſondern vertrauen dem Ausſpruch Ihres ſittlichen Gefühls und Ihres Verſtandes. —

Dans l'art d'intéresser consiste l'art d'écrire!

Verwirft man Ihnen alſo ein Buch, bloß deswegen weil es in dieſes oder jenes Kunſtſyſtem nicht paßt, ſo laſſen Sie Sich dadurch nicht irre machen, ſondern beurtheilen Sie es nach den Empfindungen, die es Ihnen eingeflößt hat. Hat ein Gedicht Sie angezogen, hat es Ihre Einbildungskraft und ihr Herz lebhaft und auf eine Wei- beſchäftiget, die Ihr Verſtand und Ihre Sittlichkeit billigen, ſo iſt es gut, ſollte es auch vom Anfange bis zum Ende Eine Sünde gegen die Theorien aller Kunſtrichter alter und neuer Zeit ſeyn. Alle Regeln derſelben haben keine andere Autorität, als daß Sie jene oberſte Regel, „das Kunſtwerk ſey anziehend,“ erfüllen lehren. Kann man das ohne jene zu befolgen, ſo iſt man ihnen keinen Gehorſam ſchuldig. Mehr als anderthalb Jahrtauſende hindurch waren die dramatiſchen Einheiten des Ariſtoteles ein Glaubensſatz; Shakeſpear ſetzte ſich über ſie hinweg und ſeine Trauerſpiele ſind gleichwohl Meiſterſtücke. Jedermann habe alſo volle Freiheit zu ſchaffen und zu dichten, was ſein Geiſt vermag: liefert er ein anziehendes Werk, ſo verdient er Dank. Paßt es dabei in kein einziges Fach der bisherigen Dichtungsarten? Deſto größer iſt ſein Verdienſt: er hat eine neue Gattung erfunden.

---

*) Ein Wort das ich Ihnen hier — nicht erklären werde. Diogenes wurde oft Sokrates Mainomenos genannt.

Daraus, ſagen Sie vielleicht, würde folgen, daß der Rinaldo Rinaldini oder Ida von Pleſſen ungleich vorzüglichere Werke ſind, als der Agathon: ſie intereſſiren offenbar eine viel größere Menge von Leſern. Ich antworte Ihnen: intereſſiren ſie den Pöbel, für den ſie geſchrieben wurden, lebhafter, als der Agathon die gebildeten, verſtändigen Leſer, für die er beſtimmt iſt, ſo ſind ſie in ihrer Art, das heißt, der ſchlechten, vorzüglicher als er in der ſeinigen, der klaſſiſchen. Die Schätzung der Gattungen muß ſehr genau von der Schätzung einzelner Werke unterſchieden werden. Ein Buch kann in ſeiner Art vollendet und doch ein ſehr ſchlechtes ſeyn, wenn es zu einer verworfenen Gattung gehört. Ein anderes gehört vielleicht zu der edelſten Gattung, und iſt doch wiederum ein ſchlechtes, weil es nicht leiſtet, was es ſollte. Aretins berüchtigte Gemählde ſind mit einem unvergleichbar größern Aufwande von Geiſt gearbeitet, als Eliſa, oder das Weib wie es ſeyn ſollte: ſie ſind mit einer vollendeten Kunſt gemacht*), und doch ein ſchlechtes Werk, weil ſie zu einer verwerflichen Klaſſe gehören, wie, im Gegenſatz, dieſe Eliſa, trotz ihrer tugendſamen Beſtimmung, durch die Art der Ausführung Schmiererei wird.

---

*) Herr Paſtor Koſegarten hat den drolligen Einfall, mir in ſeinem Sendſchreiben vorzuwerfen, ich wolle glauben laſſen, ſeine Ida von

Ein neuer Einwurf! Viele Werke intereſſiren zur Zeit ihrer Erſcheinung alle Klaſſen von Leſern bis zum Enthuſiasmus; und ſind nach wenig Jahren vergeſſen. Andre von derſelben Gattung machen verhältnißmäßig nur geringes Aufſehen, aber es dauert immer fort. Hinge der Werth eines Werkes von dem Grade des Intereſſe ab, den es einflößt: müßte man nicht ſchließen, daß die erſtern einen viel höheren hätten, als die letztern? Und wie geht es zu, daß ſie ihn verlieren? Auch dieſer Unterſchied liegt nicht in der Kunſt, mit der ſie gearbeitet ſind, ſondern in der Art des Intereſſe, das ſie zu erregen ſuchen. Das witzigſte, vollendeteſte Werk, das nur auf eine vorübergehende Stimmung berechnet iſt, ſich mit einem Gegenſtande beſchäftigt, der nur eine augenblickliche Wichtigkeit hat, hört mit dieſer Stimmung, mit dieſem Gegenſtande

Dieſen enthalte eine Reihe aretiniſcher Gemählde. Nein, Herr Paſtor, dieſe Sünde gegen Aretin iſt mir nie in den Sinn gekommen.

zugleich auf, Intereſſe einzuflößen — und im Ganzen dauert ein Werk nie länger, als es intereſſirt. Ein anderes hat vielleicht ungleich weniger künſtleriſchen Werth, aber ſein Gegenſtand iſt von der Art, daß er den Menſchen aller Zeiten wichtig bleibt; gehört nicht der Mode oder dem Geiſte eines beſtimmten Zeitalters an: iſt es nur nicht ſchlecht gearbeitet, ſo bleibt es. Jenes erſte kann vortrefflich ſeyn, und iſt doch nicht klaſſiſch, und geht doch unter; dieſes kann, wie geſagt, vielleicht nur halb ſo viel Kunſtwerth haben, und iſt doch unſterblich, obwohl es gleichfalls nicht klaſſiſch iſt. Klaſſiſch iſt nur ein ſolches Werk, in welchem ein ewig intereſſanter Gegenſtand, auf eine ewig intereſſante Weiſe bearbeitet wird. —

Verzeihen Sie, meine Freundin, dieſe ſehr lange Predigt über einen ſehr kurzen Text, und ſchreiben Sie ſie weder der Geſchwätzigkeit, die faſt jeden Schriftſteller dann und wann einmal anzuwandeln pflegt, noch meiner zu großen Vorliebe für Sentenzen zu. Es iſt wahr, ich pflege mit vielem Wohlgefallen an ſolchen Extrakten der

Weisheit zu deuteln und zu zehren. Von keiner Sache in der Welt iſt es ſo richtig, als von ihnen, daß ſie jedem genau ſo viel oder ſo wenig iſt, als er aus ihr zu machen verſteht. Sie gleichen dem Moſchus. Ein Körnchen, das ein mäßiger Hauch forträgt und verzettelt, hat für den, der es vertragen kann, mehr ſtärkenden Duft und Geruch, als ein ganzer Speicher voll nährenden Korns. — Und ich bekenne Ihnen, wenn ich ein ſolches Körnchen finde, ich kann mir es ſelten verſagen, es nach beſten Kräften zu brauchen: diesmal hatte ich indeß noch eine wichtigere Veranlaſſung zu meinem Commentare über Delillens Ausſpruch. Ich will Ihnen von einigen Schriften ſprechen, die zu ſehr bloß Werk der Laune ſind, um ohne Ungerechtigkeit nach den gebräuchlichen Kunſtregeln beurtheilt zu werden; — von Schriftſtellern, die vorſetzlich einen eignen Weg zum höchſten Ziel der Kunſt, zum Intereſſiren einſchlugen, und alſo nicht wegen Verſäumung der gewöhnlichen Mittel dazu angeklagt werden dürfen.

Korane, ein morgenländiſches Mährchen von Anton Wall.

Heirathshiſtorien von Friedrich Laun:

Das heimliche Klagelied der jetzigen Männer und die wunderbare Geſellſchaft in der Neujahrsnacht, von Jean Paul.

Zuerſt von dem beſten dieſer drei Werke, von der reizenden Korane. Alle Schriften von Anton Wall tragen den Stempel einer liebenswürdigen Eigenthümlichkeit. Ich möch- ihn faſt den teutſchen Lafontaine *) in Proſa, nennen. Bei beiden finden wir dieſelbe lächelnde, immer ſcherzende Laune, die oft — ein Amor der mit Jupiters Blitzen ſpielt, — ſehr wichtige Wahrheiten ſo vorträgt, als wären es leichte Neckereien; die immer rege iſt, jedes reizende Detail zu bemerken, und es zu einem noch reizendern Ganzen zuſammen zu ſetzen; die Tiefen des menſchlichen Herzens tändelnd durchſpäht, und was ſie dort findet, zum leichten Spiele gebraucht. Selbſt ihr Schelten iſt nur ein loſes Necken, aber ihre leichteſte Tändelei iſt oft eine Lehre der Weisheit. —

---

*) Daß hier von dem franzöſiſchen Dichter die Rede iſt, braucht wohl nur Wenigen erſt geſagt zu werden.

Der vorzüglichſte Unterſchied zwiſchen Beiden beſteht darin: der Deutſche erzählt ſentimentaler und ſittlicher, als der Franzoſe. Jener windet ſeine Roſen-Guirlanden immer um Statuen würdevoller Gottheiten; dieſer hängt die ſeinigen am liebſten einem Faune über die Schulter. Jener erzählt mit Grazie, dieſer mit — Grace, was oft keine Grazie nachſprechen möchte. Dafür aber hat er den Vorzug, das er nicht aus jeder Tändelei ein dickes Buch macht. Er ſagt ſein Bonmot und indeß wir noch lachen, iſt er ſchon fortgehüpft.

Korane iſt ein Mährchen: und zwar von jener leichtern Art, in welcher ſich der Dichter mit der Fabel jede mögliche Freiheit nimmt, und bloß in dem Detail die Forderungen des Verſtandes abfindet, ohne deren Befriedigung die Beſchäftigung der Phantaſie und des Gefühls freilich eine kindiſche Spielerei wäre. Sultan Mohaddik der Groß-Große, hält ſich ein und dreißig Hof-Märchen-Erzähler, von denen jeder ſeinen

ſeinen Tag hat. Eines Tages fällt die Unterhaltung ſo anziehend aus, daß der Sultan, ſeine dreihundert und ſechzig Sultaninnen, der Erzähler, alle Hofbeamte und die Leibgarden in tiefen Schlaf gerathen, und erſt am folgenden Morgen mit mancherlei Folgen der Erkältung erwachen. Das allgemeine Uebelbefinden wird für eine Peſt angeſehen. Das Reich bricht allen Umgang mit der Hauptſtadt ab, die Stadt mit dem Pallaſte. Die Miniſter rathen dem Sultan, die Aſtrologen um Rath zu fragen, dieſe wälzen die Verlegenheit auf die Leibärzte, und dieſe kommen zwar endlich darin überein, daß die Krankheit, da ſie durch ein kaharitiſches Mährchen entſtanden, der Kaharitismus genannt, und folglich durch antikahiritiſche Mittel gehoben werden müſſe, aber welche Mittel antikahirltiſch ſind, wiſſen ſie nicht. Der jüngſte Leibarzt, deſſen Braut vor einiger Zeit entführt, und in den Harem geſteckt worden iſt, übernimmt es, ihre Köpfe zu retten. Er beweiſt dem Monarchen, es ſei kein Ausweg übrig, als alle Sultaninnen und die Leibwache, ſo ſchnell als möglich aus dem Lande zu jagen. Der

Befehl ergeht, und die verwieſene Leibwache, unter des Arztes Anführung, übernimmt es, die verwieſenen Sultaninnen zu geleiten. Bei der Eröffnung des Serails findet man, nachdem man die Oberſten der ſchwarzen Harems-Wächter niedergehauen hat, die reizende Witwe des vorigen Sultans und ihre natürlich noch reizendere Tochter, Korane, im Gefängniſſe. Daß die befreiten achtzehnjährigen Schönen und ihre jungen Befreier bald in gute Verſtändniſſe treten, können Sie denken. Man packt die Schätze des Harems auf, und — und um Ihnen nicht eine kaharitiſche Recenſion zu geben, erzähle ich Ihnen kein Wort weiter von der Fabel. Ich könnte ſie Ihnen von Anfang bis zu Ende herſetzen, und ſie kenneten das Buch doch eben ſo wenig, als ſie aus den Wangen- und Stirnknochen eines Schädels zu errathen vermögen, ob er als Kopf einen blühenden Teint und feurige Augen gehabt habe. Auch würde ich Ihnen nur das Vergnügen verkümmern, das Sie im Leſen haben werden: denn — genießen müſſen Sie dieſe poetiſche Ananas durchaus, die von jedem Gewürz des Witzes und der zarteſten Empfindung durchbalſamt wird. Vorzüglich reizend werden Sie den Anfang finden. Die erſten Scenen, bis dahin wo die Fliehenden Perſien erreichen, ſind mit einer hinreißenden Lebendigkeit geſchrieben, dann aber — Leider hatte der Verfaſſer den Plan, aus ſeinem Mährchen ein bogenreiches Buch zu machen. Denſelben Grad von Laune beizubehalten, wäre ihm und den Leſern läſtig geweſen, da, wie ich Ihnen ſchon bei einem ähnlichen Anlaſſe bemerkte, fixirtes Lächeln Grimaſſe wird. Er fällt alſo von Zeit zu Zeit in den Ton einer ziemlich trocknen Erzählung; das aber muß in einem Werke, in welchem die Fabel nur Nebenſache, die Form und das Detail alles iſt, langweilig werden. — Vorzüglich bitte ich Sie indeß gegen das Ende, auf die witzige Reiſe zu den verſchiedenen Univerſitäten, aufmerkſam zu ſeyn. Kein Wort beinahe iſt in dieſer Epiſode, das nicht ein treffender Pfeil wäre. Vielleicht wird Ihnen manches darin dunkel ſeyn, aber laſſen Sie Sich die Beziehungen erklären: ſie verdienen alle ganz verſtanden zu werden. — Ich komme zu

Den Heirathshiſtorien von Laun. Vielleicht erinnern Sie Sich noch meiner Vermuthung, daß dieſer Schriftſteller und Anton Wall **eine** Perſon ſey. Man verſichert mich jezt des Gegentheils, aber es ſcheint mir unglaublich. Doch was liegt daran! Sind ſie verſchieden, ſo ſind ſie es doch nur ſo, wie eine Geſtalt und ihr Bild in einem guten Spiegel. Iſt Herr Laun nicht Anton Wall ſelbſt, ſo iſt er ein ſo glücklicher Nachahmer deſſelben, daß er ein Original zu ſeyn verdiente.

Verſtehen Sie das aber ja nicht ſo, als wenn auch die beiden Bücher gleichen Werth hätten: das iſt bei weitem nicht der Fall. In dieſen Heirathsgeſchichten herrſcht freilich eben die heitere Laune, die oft mit wichtigen Wahrheiten tändelt, ohne ſie dadurch herab zu ſetzen; auch in ihnen iſt die Fabel dem zarten Detail untergeordnet u. ſ. w. — aber dieſelbe Manier paßt nicht auf alle Gegenſtände. In einem Mährchen mag man ſonderbare Dinge vortragen, ſo viel man will, um eine reizende Malerei anzubringen, aber in Scenen aus der wirklichen Welt fordert man durchaus Wahrſcheinlichkeit und kräftige Natur, wenn ſie anziehen ſollen. Vieles was in jenem reizend iſt, wird daher in dieſen — läppiſch, wie tauſend Dinge, die in einer frohen, jugendlichen Geſellſchaft ſehr witzig und unterhaltend ſind, in einer Aſſemblee ernſter Geſchäftsleute albern werden.

Dieſer Band enthält zwei Erzählungen, der Huſarenofficier und die Gouvernante, die in demſelben Zirkel von Perſonen fortſpielen, in den Herr Laun ſeine Leſer durch zwei andre Bücher, der Mädchenhofmeiſter und der Mann auf Freiersfüßen, eingeführt hat. Die erſte erzählt eine eben nicht ſchlau erſonnene Neckerei, welche drei ſchalkhafte Weiber gegen ihre eiferſüchtigen Gatten üben. In der andern täuſcht ein verliebtes Mädchen durch ziemlich unwahrſcheinliche Kunſtgriffe ihre Hofmeiſterin und ihre Eltern. Die Begebenheiten ſind nicht ſehr ſinnreich zuſammengeſetzt; der Zweck der ganzen Erzählungen iſt eine ſehr unbedeutende, abgedroſchene Moral: aber der Vortrag iſt naiv und mit ſo fein gedachten und fein geſagten Bemerkungen gewürzt, daß man eine Zeitlang gerne zuhört. Ich ſage eine

Zeitlang, denn da das Buch ziemlich ſtarkleibig ausgefallen iſt, wird der ſpielende Ton durch ſeine Einförmigkeit ermüdend, und dies Gefühl, durch die beſtändige Erinnerung an die beiden vorgehenden, eben ſo geſchriebenen Bücher, noch erhöht. Allein wäre es — und das iſt ſchon viel zu viel! — eine Tändelei von 440 Seiten geweſen; nun wird es eine von 8 — 900 Seiten. Eine einzige Mahlzeit von lauter Bonbons iſt ſchon ein widerliches Ding: warum macht man uns dabei erinnerlich, daß wir ſchon geſtern und ehegeſtern eben ſo vorlieb nehmen mußten? —

Was das dritte der genannten Werkchen betrifft, ſo habe ich Ihnen ſchon zu oft von Jean Pauls Manier geſprochen, als daß ich hier wieder auf ſie zurückkommen würde, wenn er nicht ſo ganz zu Einer Klaſſe mit den beiden vorigen Schriftſtellern gehörte, (wiewohl er öfterer launenhaft als launigt iſt,) und wenn die Vergleichung zwiſchen ihnen nicht eine vielleicht intereſſante Anſicht gewähren könnte. Zuerſt der Inhalt ſeines Werkchens.

Das Klagelied der jetzigen Männer hat zum Zweck die nachtheiligen Folgen der wilden Liebe anſchaulich zu machen. Die Geſchichte durch die es geſchehen ſoll, iſt folgende. Pereſire, ein Geiſtlicher, vergißt ſich im Carlsbade mit einem Frauenzimmer, das er für eine reiſende Tänzerin hält. Zu ſeinem Schrecken erfährt er zu ſpät, daß ſie ſeine Mitbürgerin in Krehwinkel iſt. Sie fordert ſeine Hand: aber auf die Nachricht, daß dieſe ſchon verſagt iſt, fängt ſie ſich einen treuherzigen Bergwerksbeamten des Städtchens zum Manne ein. Pereſire heirathet auch und erhält von ſeiner Gattin einen Sohn; — die Bergbeamtin hingegen zum Andenken jener Stunde des Vergeſſens, eine Tochter, und Pereſire ſetzt den Umgang mit ihr täglich und eifrig fort. Oeffentlich gilt er für ihren Liebhaber; heimlich aber zankt er immer nur mit ihr und grämt ſich über die verkehrte Art, wie ſie die Tochter erzieht; das dauert fort bis dieſe erwachſen iſt. Er ſendet ſeinen Sohn zur Armee, und an dem nehmlichen Tage nimmt er, auf Verlangen ſeiner Frau, jenes Mädchen ins Haus. Der junge Menſch verliert im Kriege einen Arm, kommt nach Hauſe, und verliebt ſich in das Mädchen. Seine Mutter und Cara's angeblicher Vater willigen darein, daß er ſie heirathe, und Perefixen bleibt endlich, dieſes zu verhindern, nichts übrig, als ſeiner Gattin zu geſtehen, daß Cara ſeine Tochter iſt. Seine Frau läßt ihn von dem Augenblick an, die tiefſte Verachtung empfinden; ſein Sohn muß eine Reiſe machen, und das Mädchen kehrt gramvoll in das Haus des Bergbeamten zurück.

Von dem zweiten Schriſtchen, der wunderbaren Geſellſchaft, will ich Ihnen nichts ſagen, da Sie keine Liebhaberin von Guckkaſtenſcenen und Schattenſpielen ſind. Es iſt eine eigentlich nur wunderliche Viſion, die ohne Zweck und Plan hingeworfen wurde. Herr Richter tröſtet am Ende ſeine Hermine, daß er ſich von dem kränklichen Zuſtande, der ihm die Erſcheinung zuzog, (durch Blutigel) heilen könne. Am beſten wär' es geweſen, er hätte das Hausmittelchen angewandt, eh' er ſchrieb. — Ich kehre zu der erſten Geſchichte zurück.

Was iſt ihr Sinn, wenn wir dieſen in Einen Ausſpruch zuſammen drängen? „Hütet euch vor Schäferſtunden, denn es könnte leicht geſchehen, daß eure außerehelichen Kinder ſchlecht erzogen würden, wohl gar, daß ſie einander, ohne ſich zu kennen, heirathen wollten." Welcher Wildfang, — denn für Wildfänge iſt eine ſolche Lehre doch eigentlich berechnet; — würde, wenn man ihm das ſagte, dem Sittenlehrer nicht ins Geſicht lachen, und ihm mit ein Paar Fragen antworten, die er ſchwerlich gut löſen könnte, und die zu nahe liegen, als daß ich ſie herſetzen ſollte.

Die Idee des Ganzen iſt ſchief, die Moral iſt ſtumpf, und die Ausführung? Ja, die iſt es eben, von der ich hier bloß durch eine Vergleichung ſprechen wollte, und ich kann ſie zwiſchen dieſen drei (oder zwei) Schriftſtellern nicht beſſer machen, als wenn ich Ihnen eine Stelle von jedem herſetze. — Aber was für welche wähle ich dazu? Sie müßten einen ähnlichen Inhalt haben; ſie müßten ohne alle Beziehung auf etwas Vorhergehendes, verſtändlich; es müßte bei ihrer Auswahl ſchlechterdings keine Parteilichkeit zu vermuthen ſeyn, wenn die Vergleichung überzeugen ſoll. — Wohl! Ich will ſolche Stellen wählen, in der die Verfaſſer einerlei thun, nehmlich — anfangen. Der Anfang eines Buches pflegt, wie der jedes andern Werkes, eine von den größten Schwierigkeiten zu ſeyn. Laſſen Sie uns ſehn, wie die Herren ſie löſen.

Korane beginnt ſo:

„Vor dreitauſend ſechshundert Jahren wurde eine Zeitlang in Kaſchemir täglich ein Mährchen erzählt. Denn damals herrſchte in dieſem berühmten Reiche der wißbegierige Sultan Mohaddik, der die Mährchen unausſprechlich liebte und der ohne ein Mährchen gar nicht einſchlafen konnte.“

„Alle bewährte Geſchichtſchreiber von Kaſchemir nennen dieſen Sultan zwar nur den Sultan Mohaddik ſchlechtweg und ſprechen ſogar dann und wann etwas zweideutig von ſeinen Verdienſten. Allein die beiden redlichſten und gelehrteſten Schriftſteller ſeiner Zeit nennen ihn Mohaddik den Groß-Großen. Der eine dieſer Schriftſteller iſt Mendak Ben Mendak, der damalige Zeitungsſchreiber von Kaſchemir; und der andre iſt der berühmte Abu Kalmuk, der die „politiſche Staatspauke von Kaſchemir“ verfertigt hat, von welcher aber leider nur eine einzige ſehr zerriſſene Abſchrift aus den Händen einer Kerzenkrämerin gerettet worden iſt. Da dieſe beiden Schriftſteller unendlich gelehrt ſind — da ihre Gelehrſamkeit, wo möglich, noch von ihrer Redlichkeit übertroffen wird — und da ſie ihrer eignen Ausſage nach, in alle Geheimniſſe des Hofs von Kaſchemir ſowohl, als aller Höfe der ganzen Welt vollkommen eingeweiht waren; ſo thut man am beſten, wenn man ſich an ſie anſchließt und den Sultan Mohaddik, der die Mährchen ſo ſehr liebte, mit ihnen Mohaddik den Groß-Großen nennt. Denn die ganze Welt weiß, daß man bei gelehrten hiſtoriſchen Unterſuchungen vor allen Dingen ſolchen Zeugen Glauben beimeſſen muß, welche die Wahrheit am erſten wiſſen konnten, und folglich auch am beſten ſagen wollten."

In dieſem Morceau iſt wirklich die ganze Phyſiognomie von Anton Walls Manier ausgedrückt. Sie finden einen naiven, etwas gezierten Ton, der aber vorzüglich dadurch anziehet, daß er, indem er Nebenſachen als wichtig erzählt, die Hauptſache in Nebenzügen vollſtändig vorträgt; — ſo iſt z. B. in dem erſten Abſatz durch den artigen Contraſt der drei (von mir, nicht vom Verfaſſer) unterſtrichenen Worte „wißbegierig" „Mährchen" und „einſchlafen," der Charakter des müßigen, einfältigen, ſchlaffen Sultans vollſtändig gegeben; — Sie finden einen treffenden Witz, der ſich aber nur zuweilen mit zu trivialen Gegenſtänden beſchäftigt; Sie finden Leichtigkeit des Vortrags, die nur manchesmal Geſchwätzigkeit wird.

Die erſte **Heirathshiſtorie** hebt folgendermaaßen an.

„So oft ich auch von Meißen nach Dresden, und von Dresden nach Meißen gefahren, geritten und gegangen bin, ſo iſt mirs doch immer noch, als ob ich wohl den Weg ſatt werden könnte, aber nicht die klare Elbe und die muntern Berge, zwiſchen denen ſie hinacht. Neulich aber einmal, wie ich auch aus Meißen wegritt, wollten mir die Berge gar nicht behagen und die Elbe ebenfalls nicht, und ich hatte meine Augen auf nichts, als den Weg gerichtet und rief einmal über das andere aus: wo nur der Henker den Gottlieb haben mag!"

— — — — — — —

— — — — — — — —

„Unter dem Namen Gottlieb wird ihn freilich keine Seele herausfinden; wenn ich aber ſage: er heißt Grot, ſo frägt ſicher die halbe Stadt Dresden, ob das der Hugo Gottlieb Grot iſt, der ſich mit ſeiner Leihbibliothek unten in meinem Hauſe, einen ſchönen Thaler Geld verdient? Und da antworte ich: „ja, das iſt er!" Alle Kammer- und andre Jungfern in der Stadt wiſſen dann auch gleich, daß er, wie er ſich vor zwei Jahren die Leihbibliothek anſchaffte, noch unverheirathet war und daß er es vierzehn Tage nachher nicht mehr war. Von Stund an behaupteten ſie freilich alle, daß ſie nicht wüßten, was hübſch an dem Menſchen wäre. Mir aber iſt er immer noch ſo lieb, als vor zwanzig Jahren, wie er noch Schulmeiſters Hugelchen hieß, und ich Paſtors Fritzel."

Das Charakteriſtiſche dieſer Manier? Ich müßte Ihnen wörtlich abſchreiben, was ich von der Manier Anton Walls ſagte: es iſt völlig dieſelbe, nur daß ſie hier, auf Gegenſtände aus der wirklichen Welt angewandt, noch ſpielender ſcheint.

Der Anfang des Richterſchen Klagelieds:

„Erſte Ruheſtunde."

„Kleidete ich dieſe Ruheſtunde in einen Komödienzettel ein, ſo höb' ich freilich an: der Schauplatz iſt in Krehwinkel, einem hübſchen, aber ſehr kothigen und ſteinigten Landſtädtgen in Flachſenfingen, woraus drei Farbenſtriemigte Holz-Ellenbogen jeden, der ſich unter dem Thore nach Wegweiſern umſieht, in drei Weltgegenden verſenden. Allein die Ruheſtunde iſt mehr eine Komödie als ein Zettel davon, und Krehwinkel eben ſowohl die Schauſpielertruppe als der Schauplaß. Seit Jahren rang schon die Stadt nach nervis probandi und ganz entscheidenden Schlüssen, in Festino Darapti, Baroko und Ferison, daß der schönlockige Konsistorialrath Peresire wirklich die Ehe breche mit der Berggeschwornen, der Madam Traupel; vermuthen konnt' es ein jeder. Nur über die Frau waren die Frauen nicht zweifelhaft, sie warfen mit gewöhnlicher Wahl (wie man bei neugebohrnen Hündgen thut) bloß das schönere Geschlecht ins Wasser. Jede Krehwinklerin wünschte eine Helferin in jeder Noth und besonders eine Geburtshelferin zu seyn, blos um die Hülfe so lange zu verweigern, bis nicht nur der Vater des Lebens-Prätendenten angegeben war, sondern auch die sämmtlichen Vettern, Basen, Stiefgeschwister und Stiefeltern des Wurms. Ueberhaupt giebt's in kleinern Städten keinen verdrüßlichern, windigern Ort — der Pranger ist dagegen ein Luststand — als ihre Gedächtnißtafel, dieses Portativ-Drilhäuschen; den (? die Tafel oder das Häuschen?) man immer voll auf jedem Kanapee aufstellt und umdreht. Die Vergißmeinnichte — welche schon die Botaniker unter die Giftpflanzen stellen, und welche es durch die Liebe noch leichter werden, — ſind aus der Hand eines Städtchens gereicht, ein Blumenſtrauß, den man einem armen Sünder anſteckt. Beſchädigen will dabei niemand, weil jeder weiß, daß der Pranger-Statiſt immer in der Stadt ſo vollgültig nachher kurſire, als vorher, ſo wie Juden, welche die Goldſtücke in Scheidewaſſer einweichen, nur ihr Gewicht, nicht ihr Gepräge ändern wollen, ſondern den fernern Kurs vielmehr herzlich verlangen.“—

Um auch nicht den geringſten Schein der Parteilichkeit gegen Herrn Richter auf mir haften zu laſſen, hab' ich eine ſo lange Stelle abgeſchrieben. Sie werden von der einen Seite darin Beweiſe finden, daß ſein Witz kräftiger, neuer und ſchärfer treffend iſt, als Wall's und Laun's, zugleich aber auch, daß er oft weit hergeholt, oft nur darin geſetzt iſt, daß der Verfaſſer ein gelehrtes oder ſelbſtgemachtes Wort braucht, und wenn er ſo eins anbringen kann, iſt es ihm gleichviel, ob das Geſagte zu dem Gegenſtande gehört oder nicht. Was hat zum Beiſpiel der Holz-Ellenbogen mit der Ruheſtunde zu thun, oder was ſoll dadurch charakteriſirt werden, daß er nach drei Gegenden weiſt? Wie paſſen die alten Namen der Schlußformen, Feſtino Darapti, Barock-

und Feriſon, in dieſe Geſchichte? Sie ſind ſo wenig witzig, als Pedanterie Humor iſt. — Sie werden nach dieſem Pröbchen mir nicht widerſprechen, wenn ich Richters Manier mit der von Wall verglichen, plump, überladen und doch ſpringend nenne. In dieſen drei Seiten des Buchs, wie viel Unpaſſendes, Schiefes Ueberflüſſiges und — Grobes! — z. B. die ſchiefe Vergleichung der Frauen mit den Hündchen, u. ſ. w.

Sollte ich dieſen Schriftſtellern ein Prognoſtiken ſtellen, ſo würde ich ihnen weiſſagen, daß ſie, trotz ihrer ausgezeichneten Talente, das Publikum bald ihrer überdrüſſig machen würden. Ich würde ſie an ein Sprüchelchen des Horaz erinnern, der die Dichter warnt, nicht immer eine und dieſelbe Seite erklingen zu laſſen, und Ihnen rathen, wenn ſie nicht ſchon alle Fähigkeit verloren haben, einen andern Ton anzunehmen, ſo bald als möglich ſich in einem von ihrem bisherigen ganz verſchiedenen Fache der Schriftſtellerei zu verſuchen. Einförmige Manier iſt die Klippe, an der ſchon ſehr viele der trefflichſten Köpfe ſcheiterten. Weil ihr erſtes Werk durch das Neue ihrer Eigenthümlichkeit gefiel, glaubten ſie, jedes andere müſſe eben dadurch wieder gefallen und — Doch von allem dem ein andermal.

Ein und vierzigſter Brief.

Bianka del Giglio, eine romantiſche Dichtung von L. Th. Koſegarten.

Iſt das Methode, ſo muß man ſagen, es iſt Tollheit drin.

Polonius im Hamlet.

„Herbei, alle, die ihr tretet und zerrt den zähen Teig, den ihr eure Phantaſie nennt, um in ihn die ärmlichen Notizen zu inkruſtiren, die ihr aus Reiſebeſchreibungen und Apothekerbüchern zuſammen leſt, und ſo zu machen, — ein Buch! Herbei ihr Schöpfer der äſthetiſchen Mondkälber, mit Meerkatzen-Köpfen, Igelhäuten und Drachenfüßen! Ihr treuen Maler der Natur, wie ſie nie war, noch werden kann: herbei! Sinnreicher Cramer, ſchiebe deine poetiſche

Gierlaſe bei Seite, und taumle ſuchend heran: du biſt übertroffen! Erfindungsvoller Tieck, wirf dein dichteriſches Geiferlätzchen bei Seite, reibe dir den poetiſchen Fiebertraum aus den Augen, und reime Huldigung! Zierlicher M—mann, ſentimentaler Dreſcher, bebe vor Schaam! Der taube Stroh abentheuerlicher Gefühle, dem du kein Körnchen mehr abzugewinnen weißt: ein höheres Genie hat ihn doch zu benuzzen, hat ihn zu einer Sperlingsſcheuche zu winden gewußt, wie ſie auf keinem Erbſenbeete des Occidents pranget, noch des Orients! Alle ihr gefühlvollen Läuferſpinnen, die ihr den kleinen, kleinen unförmlichen Leib wieget auf hohen, pathetiſchen Füßen, — ihr fleißigen auch, die ihr am ſtymphaliſchen Sumpfe liederlicher Genialität, ihm Jauche entſchöpft und entſchöpfet, zu füllen die Ciſternen der Muſenalmanache und Journale! Ihr Meſſerſchmidt, Vermehren, Gries, auch die da heißen Crethi auch Plethi: beuget die widerſtrebenden Kniee und betet an vor euren Fürſten! Du aber, unſterblicher Vulpius! hänge dich auf mit dem Strumpfbande deines Rinaldini!

Er iſt gefunden, dem die Schierlingskrone des höchſten Unſinns gebührt!"

Verzeihen Sie, meine Freundin, dieſen unwillkührlichen Ausbruch der Bewunderung! Ich hatte die Bianka geleſen; ich ſtand mit gefalteten Händen vor ihr, ſuchte Worte und fand ſie nicht, bis dieſe Ejaculation mir Luft machte. Sie werden mein Erſtaunen gerecht finden, Sie werden es mit mir theilen, ſo bald ich Ihnen die Vortrefflichkeit dieſes Buches auseinander geſetzt habe. Ich will regelmäßig dabei verfahren, Ihnen erſt die Fabel, dann die Ausführung und die Verzierungen derſelben analyſiren. Ein Mann wie Herr Koſegarten, deſſen Gedichte ſchon zwei oder drei Prachtausgaben erhielten, und der ſich ſelbſt ſo unendlich hochſchätzt, verdient mit Auszeichnung behandelt zu werden. —

Bianka, Beſitzerin der Inſel Giglio, führt ihre Freundin Violante eine Reihe von Abenden an den Strand, ſetzt ſich mit ihr in ein Boudoir, das ſie im Felſen hat aushauen laſſen, und erzählt ihr folgende Geſchichte.

Bianka wurde in einem Kloſter erzogen, wo ſie ſich in ihrem funfzehnten Jahre erſt in den Apoſtel Johannes, und dann in einen jungen Maltheſer-Ritter verliebt, der dem Bilde des Erſtern ähnlich ſieht. Kurz darauf holt ihr Vater ſie ab, um ſie zu vermählen. Unterwegs ſieht ſie in Rom die Feier des Charfreitags an, wobei Bianka vor Entzücken in Ohnmacht fällt; von einem Kuſſe erwacht ſie in den Armen des Maltheſers. Er entfernt ſich indeß ſogleich, und ſie ſetzt ihre Reiſe fort. Nachdem ſie einige Monate lang auf der Inſel Giglio die Maltheſiſche Geſchichte ſtudirt hat, erſcheint ihr Bräutigam; der Prinz von Rocca Bruna. Er iſt zwar alt und nicht „unendlich liebenswürdig:" indeß entſchließt ſie ſich, ihn wirklich zu nehmen. Da ſie aber einmal allein ſpazieren geht, ſpringt Giovanni, der Maltheſer, aus einem Gebüſche hervor und ruft: „Edle Bianka, Erſte deines Geſchlechts, mein anderes, mein beſſeres Selbſt! Dich, dich hab' ich verloren!" — Sie antwortet ihm: „Nicht alſo, theurer Marcheſe!" — und ſchenkt ihm ihren Gürtel, auf dem allerlei Dinge, die uns beſchrieben worden, mit Perlen geſtickt ſind:

dann geht ſie nach Hauſe. — Nach einigen Wochen beſucht ſie ihren Bräutigam, der, man muß es geſtehen, ſein Schloß geſchmackvoll meublirt, auch unter andern Stuhlüberzüge von geſtreiftem Dammaſt hat. Sie amüſirt ſich hier recht gut, beſonders da Giovanni unter allerlei Verkleidungen vor ihr erſcheint: aber ſich kopuliren laſſen, will ſie nicht, weil ſie noch nicht auf dem Grabe ihrer Mutter gebetet hat. Auf Giglio ſoll endlich die Hochzeit vor ſich gehn. In der Nacht vor derſelben, kann ſie nicht ſchlafen; ſie tritt alſo, ganz belaſtet mit Edelſteinen, „aus den gläſernen Thüren" eines Saals in den düftenden Garten, „geht dann durch die Reihe ihrer ſteinernen Vorfahren" zum Hochaltar in der Begräbniß Kapelle, und fleht da „den Heiligen und Reinen" an, wenn die „Veränderung ihres Standes der Heiligung und Reinigung ihres Weſens Eintrag thäte," ſie noch zu hintertreiben. Sie wird erhört. Als ſie aus der Kapelle an den Strand geht, wird ſie ſogleich von Türkiſchen Seeräubern angefallen. Giovanni ſteckt wieder hinter einem Buſch, und ſpringt hervor, ſie zu retten: wird aber mit ihr gefangen genommen. Der Kapitain des Corſaren-Schiffes erkennt in ihm den Mörder ſeines Sohnes, läßt ihn an den Maſtbaum binden, und befiehlt, ihn zu abälardiſiren, indeß er Bianka vor ſeinen Augen entehren will: aber der gute Narr kommt übel an: Bianka windet ihre Hände los, ſticht ihn, grade im entſcheidenden Momente, mit einer Haarnadel todt, und fällt dann in Ohnmacht. Als ſie wieder empor kommt, iſt Giovanni verſchwunden. Sie läßt ſich eine alte Laute geben, verklebt die Riſſe mit Wachs, und ſpielt und ſingt nun ſo wunderſam, daß die Corſaren eine heilige Ehrfurcht gegen ſie empfanden und ſich vorſetzen, ſie unberührt in das Serail des Großſultans zu ſchaffen. Vors erſte bringen ſie ſie nach Scio. Der Paſcha dieſer Inſel verliebt ſich in ſie, ſperrt ſie in einen ſchönen Pallaſt, ſchickt ihr Geſchenke, Gedichte, und benimmt ſich gegen ſie ſo fein, wie irgend ein Elegant auf der Inſel Rügen nur thun könnte. Alle ſieben Tage läßt er förmlich um ihre Gunſt werben. Sie antwortet dem Abgeſandten:

„Sage deinem Herrn: rein und unentweiht ſei ich aus meiner Mutter Schooß gekommen; rein und unentweiht wolle ich in das dunkle Grab hinunterſteigen!" — und amuſirt ſich indeß mit Fiſchfangen und mit der Bekehrung zweier junger Mädchen. Endlich läßt der Paſcha ſie in der Nacht und durch vermummte Leute — (Warum dieſe Vorſicht? Vermuthlich damit Bianka die Thäter nicht bei den Pommerſchen Landgerichten angeben könne.) — in ſein Schlafzimmer bringen: aber hier benimmt ſie ſich ſo heldenmüthig, daß er ſie verurtheilt, in der folgenden Nacht vom Strande von zwei Negern entehrt (ein Schickſal, daß Herrn Koſegarten beſonders zu gefallen ſcheint) und dann ins Meer geworfen zu werden. Schon ſteht ſie am Strande, ſchon nahen die Neger, „Unholde, ſo ſchwarz, grimmig und gräßlich, daß ſie an den Strömen der Unterwelt ſcheinen ausgebrütet zu ſeyn, nicht aber in des holden Lichtes hellen Bezirken," da ſtürzen plötzlich hinter dem Felſen zwei Janitſcharen hervor, und hauen „die Unglücklichen in tauſend rauchenden Fetzen. Der Herr der Janitſcharen hängt Biankan ſeinen Terek um, (deſſen Beſchaffenheit und Beſtimmung wir nebenher erfahren) tröſtet ſie mit einer „wahrhaft-metallenen Stimme", und führt ſie auf ein Schiff. Indem er ihr hier mit einer Siegwartiſchen Zartheit ſeine Liebe erklärt, wird er von einer Maltheſiſchen Galeere angegriffen, die natürlich niemand anders kommandiren kann, als Giovanni. Dieſer haut Biankens Befreier nieder, und hat ihr eben ſeine Abentheuer erzählt, als er die Nachricht erhält, daß das Schiff ſinke. Er wirft ſich mit ihr und der Mannſchaft in ein Boot, und redet die Schöne dann folgendermaaßen an: „Erlaube, daß ich dich mit mir zuſammenknüpfe, vermittelſt eines Bandes, das ich freilich ſeidener und ſüßer wünſchte!" — und damit bindet er ſich und ihr ein Seil um den Leib: kaum iſt das geſchehen, ſo fällt das Boot um. Giovanni ſchwimmt mit ſeiner Geliebten ans Land, aber ehe ſie dieſes erreichen können, zerſchneidet eine Corallen Zinke das Seil, wiewohl mit gehöriger Vorſicht, um die Liebenden nicht zu verletzen. Bianka allein kommt ans Land, das ſie, ſobald ſie ſich aus ihrer Ohnmacht erholt hat, für die Küſte von Aſien erkennt. Sie ſchlägt einen verborgenen Fußpfad nach einem Griechiſchen Dorfe ein, vermiethet ſich in demſelben als Magd, und bringt nun ein Paar Jahre damit zu, das Neu- und Alt-Griechiſche zu lernen, den Homer und die alten Tragiker zu ſtudiren und über ſie zu diſputiren, die Griechiſche Sitten zu erforſchen u. ſ. w. Da ihr aber ein junger, liebenswürdiger und gebildeter Prieſter ſeine Hand anbietet, erſchrickt ſie ſo ſehr, daß ſie ſogleich ihre Sachen zuſammenpackt und in die Wüſte hinausläuft, um eine Stadt oder ein Schiff zu ſuchen. Sieben und zwanzig Tage irrt ſie umher, und hat mancherlei Abentheuer mit wilden Thieren, denen man es aber zugeſtehen muß, daß ſie ſich ſehr artig gegen ſie betragen. Ein Iſard endlich läßt ſich von ihr melken und führt ſie dann zu einem hundertjährigen Einſiedler, der ein Prophet iſt, ihr ihre künftigen Schickſale weiſſagt, ſich acht Monate lang von ihr die Offenbarung Johannes vorleſen läßt, ſich dann ſelbſt in einen marmornen Sarkophag legt und ſtirbt, nachdem er Bianken einen Gruß an einen andern Einſiedler aufgetragen hat.

Zu dieſem zweiten führt ſie, zwanzig Meilen weit der alte Iſard, der ſie zum erſten leitete. Mit ihm wallfahrtet ſie nach Jeruſalem, wo ſie wiederum das Oſterfeſt begeht und bei Bethlehem ihren Giovanni als freigelaſſenen Sklaven eines Arabiſchen Scheikh findet. Nun glauben ſie vielleicht, trennen ſich die Liebenden nicht mehr? Warum nicht gar! Bianka hat nichts dringenderes, als Giovanni aufzutragen, daß er die beiden Türkiſchen Mädchen, die ſie in Scio gekauft hat, entführen ſoll. Sobald ſie ſich alſo gegenſeitig ihre Abentheuer erzählt haben und die Kameele getränkt ſind, gehen die Leutchen aus einander; Giovanni nach Scio, Bianka nach Italien. Hier findet ſie ihren Vater todt, erzählt Violanten ihre Geſchichte, ſieht ein Paar Tage nach Beendigung derſelben, Giovanni mit den Türkinnen anlanden, fliegt in ſeine Arme und wird in dem Augenblicke mit ihm vom Blitz erſchlagen. — —

Dieſe Fabel ſpricht, mit einer gewiſſen Schule zu reden, ihren Charakter und den ihres Erzählers zu deutlich aus, als daß ich nur ein Wort ſollte mitſprechen wollen. Nicht weniger merkwürdig iſt die Art wie ſie erzählt wird. Lichtenberg giebt in ſeinen nachgelaſſenen Schriften irgendwo den Rath, die Bücher, die etwas Rechtes werden ſollten, nach Zelle in die berühmte Akademie der Sublimität, gewönlich das Tollhaus genannt, zum Sublimiren zu ſchicken. Seine Worte ſcheinen nicht auf die Erde gefallen zu ſeyn. Sollte Herr Koſegarten ſie auch nicht ganz genau befolgt, ſollte er ſeine Schrift nicht nach Zelle geſchickt haben, ſo hat er ihr doch das Anſehn zu geben geſucht, als wäre ſie da geweſen. Einige Floskelchen, die ich Ihnen im Vorbeigehn angeführt habe, werden Ihnen ſchon einen Vorſchmack von der pathetiſchen Erhabenheit gegeben haben, die in dem Buche herrſcht.

Hier haben Sie noch ein Paar Stellen zur Probe. Die erſte Scene auf dem Corſaren-Schiffe wird folgendermaaßen beſchrieben:

„In einem Augenblicke lag ich mit rücklings geſchnürten Händen auf dem Boden. Giovanni, in demſelben Moment, jeder Verhüllung beraubt und mir gegenüber an den Maſt geſchnürt, glänzte in himmliſcher Schönheit, ein Engel des Lichts mitten unter ſchwarzen Teufeln.... Denke dir den Entwurf des Ungeheuers .... In demſelben Augenblicke, in welchem er Angeſichts meines Gatten oder Verlobten, wofür er Giovanni zu halten ſchien, mich zu entehren dachte, ſollte an dieſem eine der ſcheußlichſten unnennbarſten Grauſamkeiten vollzogen werden ... Das verruchte Meſſer war über Giovanni gezückt ... Ich rang mit der Verzweiflung ... Madonna, rief ich, und all' ihr heiligen Jungfrauen, wenn Zucht und [illegible] euch theuer ſind, ſo ſteht mir bei ... Ich ward erhört. Ich ward bewahrt vor Ohnmacht und vor Wahnſinn. Es gelang mir die Hände los zu winden. Ich riß die goldne Nadel aus den Locken. u. ſ. w.

Ungemein glücklich behält der Verfaſſer dieſen erhabenen Ton überall. Selbſt die Beſchreibung des Ameublements von Roccabruna, des Fußbodens, der Stuhlüberzüge, der Spiegelrahmen, alles, alles iſt im

Zelliſchen Style. Als ſie zum Beiſpiel an das Schlafzimmer denkt, ruft ſie aus: „Wie ſoll ich dir *ſchildern*, meine Theuerſte, *den Athem der Ruhe*, der Stille, der *wehmüthigen Müdigkeit*, der aus ſeiner grünen Dämmerung mir entgegen wehte! Ein grauer Teppich deckte den Boden. Zwiſchen den grau in grün gemahlten Lambris und dem vergoldeten Geſims der Decke hingen eine Anzahl ſchwermüthiger Nachtſtücke von Honthorſt und Schalken" u. ſ. w.

Vielleicht wundern Sie Sich, daß Sie alle dieſe Dinge noch ſo gut weiß, obgleich ſie, ſeitdem ſie dieſelben ſah, ſo viele Jahre hindurch in Ehr- und Lebensgefahr auf dem Archipelagus und in Aſien herum geirrt iſt? Das iſt noch eine Kleinigkeit! Dieſe bewundernswürdige Mamſell ſteckt voll der unſäglichſten Gelehrſamkeit, und jedes Wort das ſie weiß, iſt ihr, nach dem Ausdrucke Salomons, ein Pfeil in der Hüfte: es muß heraus! Ich ſtelle mir vor, ſie habe in ihrem Kloſter recht viele Reiſebeſchreibungen durch Italien, Griechenland und Aſien geleſen, und habe ſich bloß deswegen kapern und herumſchleppen laſſen, um Gelegenheit zu finden, alles was ſie zu ſich nahm, mit guter Manier wieder von ſich zu geben. Bei ihrer Reiſe durch Rom erhalten wir eine ausführliche Beſchreibung der Oſterfeierlichkeiten und der Gemälde des Michel Angelo; weil Giovanni ein Maltheſer Ritter iſt, bekommen wir lange Anekdoten aus der Maltheſiſchen Geſchichte; da ſie die Seeräuber durch den Archipelagus führen, zählt ſie uns die hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten jeder Inſel auf, die ſie ſieht; rechnet die philologiſchen Gründe her, warum Scio für das Vaterland Homers zu halten ſei, und giebt die Volkszahl und die Produkte der Inſel ſtatiſtiſch genommen. Ihr Exil in Aſien verſchaft uns eine ausführliche Beſchreibung von der Nationaltracht der Griechinnen, ihrer Lebensart, ihrer Tänze u. ſ. w. auch eine Aufzählung der Gründe für Toleranz und eine kritiſche Würdigung der Ilias, der Odyſſee, und der griechiſchen Tragiker ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Noch mehr! Signora iſt auch Dichterin, und zwar eine äuſſerſt fruchtbare. Es geht ihr mit ihrer poetiſchen Ader, wie den

Raupen, die der Verpuppung nahe ſind, mit dem überfüllten Schleimſacke: um ihn zu erleichtern, kleben ſie einen Faden an, wohin ſie nur gelangen. Jeden Anlaß beſingt ſie, und mit was für Verſen! Als ſie Giovanni ihren Gürtel geſchenkt hat, ſtimmt ſie ein Lied über ihr Familien-Wapen an, das ſich ſo ſchließt:

Der Giglio's Söhne offenbart
Der Giglio's Seelenadel!
Der Giglio's Töchter, ach bewahrt
Der Giglio's Ruf für (vor) Tadel!
Laßt eurer Tugend ſüßen Duft
Des Vaterlands, des Auslands Luft
Bis an die Sterne würzen!

Als ſie aus dem Griechiſchen Dorfe wegläuft, läßt ſie ein Gedicht zurück, deſſen Ende ſo lautet:

Holde Fluren, traute Matten,
Murmelbach voll Melodie,
Bunte Triſten, grüne Schatten,
Euch vergißt Bianka nie.
Theure Menſchen, euer denken
Wird Bianka Lebenslang.
Bis ſie in die Gruft ſie ſenken,
Kühlt ſich nie Biankens Dank.

Als der Einſiedler Athanaſius geſtorben iſt, ſingt ſie:

Am Ziele

Ganz nah bin ich am Ziele!
Es wandelt am kryſtallnen Fluß
Hellſchimmernd Athanaſius.
Sein blaugeſäumtes Schneegewand
Beglänzt den amaranthnen Rand.
Mich ängſtet noch die Schwüle,
Doch bin ich nah am Ziele!

Am Ziele

Ganz nah bin ich am Ziele
Der Erde Luft iſt ſchwer und ſchwül,
Vor Gottes und des Lammes Stuhl
Kniet ſelig Athanaſius
Ihn lezt unſterblicher Genuß.
Ihn drückt nicht mehr die Schwüle
Er iſt, er iſt am Ziele.

Nun werden Sie Sich doch nicht mehr wundern, daß ſchon die vierte oder fünfte Ausgabe von Herrn Koſegarten ſogenannten Poeſien unter der Preſſe iſt? Wo iſt ein Dichter in Deutſchland, der mit ſo vieler Leichtigkeit ſelbſt von jedem Höckerweibe verſtanden werden kann, und der gleichwohl ſo ſalbungsvoll die Augen verdreht, als er? Vorzüglich in dieſem Buche iſt er ſo gläu-

big,

dig, erzählt er ſo viel Wunder und Weiſſagungen, daß ihm Unrecht geſchieht, wenn er nicht nächſtens als Küſter nach Herrenhuth berufen wird. —

Das Wichtigſte was wir aus dieſem Buche lernen, iſt, was Herr Koſegarten unter einer romantiſchen Dichtung verſteht, nehmlich ein Buch, in welchem von halbwahnſinnigen Menſchen abentheuerliche, abgeſchmackte Begebenheiten in einem unſinnig-bombaſtiſchen Tone erzählt und mit lächerlichen Reimeleien verbrämt werden. Dieſe Notiz iſt nicht ſo geringfügig, als Sie vielleicht beim erſten Blicke glauben. Herr Koſegarten hat beſchloſſen, im Dienſte ſeines geliebten und ihn liebenden Publikums nicht zu ermüden, und damit keins der ſaubern Dinge, die er zuſammenſchmiert, auf die Erde falle, preßt er ſie in große Maſſen zuſammen. Stellen Sie Sich vor! Mit dieſer Bianka wird zugleich ein neuer Titel zur Ida von Pleſſen, dieſer Halbſchweſter Lucindens, ausgegeben, dem zufolge ſie nur den erſten und zweiten, die Bianka aber den dritten und vierten Theil einer ganzen Gallerie von romantiſchen

Dichtungen ausmachen wird, zu der er ſchon einen Verleger eingehaſcht und angebunden haben ſoll. Glücklicher Gedanke, ſo ein allgemeiner Titel! Ein gar berühmter Philoſoph hat kürzlich einen Verſuch gemacht, die Leſer zum Verſtehen zu zwingen. Lappalie! Die Menſchen zum Kaufen zu zwingen, das iſt der wahre Stein der Weiſen, und Herr Koſegarten hat ihn gefunden. Wer nun die Ida und die Blanka hat, muß ihre ganze Familie ſchon dazu nehmen, bei Strafe, ein incompletes Werk zu beſitzen. So rechnet Herr Koſegarten: — indeß, da — ſeine Gedichte mit allegoriſchen Kupferſtichen verſehen werden ſollen, nehme ich mir die Freiheit, auch für den nächſten Band dieſer Dichtungen eine prophetiſch-allegoriſche Titelvignette vorzuſchlagen, die ſich dem Bildniſſe des Verfaſſers gegenüber ganz vortrefflich ausnehmen müßte: — Don Quixote ſitzt mit verbundenen Augen auf dem hölzernen Roſſe, auf dem er bekanntlich gen Himmel reiten ſoll. Die Raketen und Sprühteufel, mit denen der Bauch der Maſchine gefüllt iſt, fangen an zu ſpielen: Jan Hagel ſieht umher und applaudirt.

Endlich fliegt das Ding in die Luft, Quixote purzelt herab und Sancho — verlegt ſich ſchreiend mit ihm in den Sand. Armer Sancho, ehrlicher Freund! Du haſt zu viel Verſtand, (ich weiß es,) um nicht einzuſehen, daß dein Herr nicht ſo recht bei Troſte iſt! Warum doch läſſeſt du dich durch die Hoffnung auf eine Inſel des feſten Landes, bewegen, Poſſen mit zu machen, die du für Poſſen erkennſt? —

Zwei und vierzigſter Brief.

Carlo. (Eine wahrhaft romantiſche Dichtung).

J'ai beau voir ses défauts et j'ai beau l'en
blamer !
En dépit de moi-même elle se fait aimer —

nehmlich die Muſe des ungenannten Verfaſſers.

Sie werden mein Zeugniß unverdächtig finden, wenn ich Ihnen ſage, daß ſie mir eben einen ſehr muthwilligen Streich geſpielt hat. Schon vor einigen Tagen hatte ich den Carlo mit großer Aufmerkſamkeit geleſen. Heute nehm' ich ihn noch einmal zur Hand, um ihn flüchtig durchzublättern und — eh' ich deſſen gewahr werde, ſind zwei Stunden verfloſſen und ich habe ihn, ohne nur einen Augenblick an meine dringenden Arbeiten gedacht zu haben, von Anfang zu Ende noch einmal geleſen. Sorgen Sie indeß nicht! Mein Verdruß darüber, ſoll keinen Einfluß auf mein Urtheil haben.

Ich kann auf H. Koſegartens misgeſchaffene Bianka nichts paſſenders folgen laſſen, als dies Büchelchen, das alles das iſt, was der Pindar Pommerns ſchaffen — wollte, und nicht vermochte: eine äußerſt liebliche, ſo wahrhaft romantiſche Dichtung, daß ſie in mancher (ich ſage, in *mancher*) Rückſicht, als ein Muſter aufgeſtellt werden kann. Ich glaube nicht, daß ſie die Frucht eines mühſamen Studiums des Romantiſchen iſt: aber der Verfaſſer hat Genie, und wahres Genie weiß unbelehrt, was Genieloſe mühſam den Regeln ablauſchen. Sie werden es aus der Art ſehn, wie er die Schwierigkeiten dieſer Gattung gelöſ't hat.

— Was für Charaktere muß der Dichter zu einem ſolchen Werke wählen? Ganz gewöhnliche Menſchen nicht, wenn es romantiſch — aber auch nicht, wie H. Koſegarten, wahnſinnige, wenn es nicht abgeſchmackt werden ſoll. Unſer Verfaſſer ſtellt uns eine Reihe von Geſtalten hin, die alle in der wirklichen Welt zu Hauſe ſind, aber alle durch eine gewiſſe Eigenthümlichkeit und durch ihre Situation poetiſch gemacht werden. Hier haben Sie die Hauptgeſtalten ſeiner Gallerie.

Carlo, der Held des Buches, der außerehliche Sohn eines deutſchen Fürſten, iſt ein geſunder, feuriger Jüngling, der nie von Mangel oder Druck verkümmert ward, und daher mit offenem regen Sinn jedes Vergnügen genießt das ihn reizt; aber er iſt durch eine vorzügliche Erziehung ſo gebildet, daß niedere Ausſchweifung ihn nicht reizt, und ſelbſt ſeine Fehltritte begeht er mit edelem Gefühle und mit Anſtand. Er reiſt nach Italien: — wie ein ſolcher Jüngling dies Zauberland anſehn, wie er von demſelben geſtimmt werden muß, darf ich Ihnen nicht erſt ſagen. — Willibald, ſein Freund, ein Maler, iſt von der Natur mit einer ausgezeichneten Häßlichkeit begnadet, hat aber zum Erſatz von ihr einen äußerſt hellen Verſtand, einen lebhaften Humor und ein treffliches Herz erhalten, das im Glück ſeiner Freunde ſein eignes ſucht. — Girolamo, ein Mann, der von

Kindheit auf vom Unglück verfolgt, von brennenden Leidenſchaften gefoltert, an allen Dingen nur noch die widrige Kehrſeite ſieht, und Menſchenfeind geworden iſt. Cinthio, ein junger reicher Prinz, der durch einen Fehlwurf ſeiner Geliebten das Geſicht verloren hat, und bloß im Umgange mit dieſer Geliebten und im Genuß der ſchönen Künſte, die ein Paradies um ihn her erſchaffen, lebt. —

Die weiblichen Charaktere ſind eben ſo ſchön gewählt und einſichtsvoll geordnet: Laurette, eine junge, wollüſtige ſchöne Wittwe, benutzt ihr großes Vermögen zum feinern ſinnlichen Genuſſe. Serena, eine holde, blonde, ſechzehnjährige Schwärmerin, von Girolamo's Melancholie angeſteckt, behandelt die Dinge um ſie her mit einer romanhaften Zartheit, aber man liebt ſie ihrer Ueberſpannung wegen, wenn man ſie nur in dem Glücke des Geliebten glücklich ſeyn und ſich für ihn aufopfern ſieht. Ginlietta, eine feurige, geiſtvolle Brünette, die zu ſtolz iſt, um, wie Laurette, ſich der Sinnlichkeit hinzugeben, und zu lebhaft, um wie Serena zu empfindeln; die daher zwiſchen ihrer Leidenſchaft und ihrem Ehrgefühl ſchwankt, und lange unentſchloſſen kämpft, ehe ſie ſich der erſtern hingiebt; es endlich planmäßig thut, und plötzlich wieder durch einen Anlaß, der ihr Ehrgefühl weckt, auf die Bahn der Rechtlichkeit zurückgeführt wird. — Nicht wahr, Sie trauen es dieſer Geſellſchaft, in welche der Verfaſſer Sie führt, zu, daß ſie Sie unterhalten werde? Er verſteht es, ſie nicht nur ſchön darzuſtellen, ſondern ſie auch natürlich, das heißt, ihrem Charakter gemäß, romantiſch anziehend handeln zu laſſen. Was ſich aber eigentlich zwiſchen ihnen begiebt, — müſſen Sie ſchon von ihm ſelbſt erfahren." Er erzählt zu gut, als daß ich ihm ſollte das Wort nehmen wollen. Vielleicht werden Sie aber mit mir einſtimmig ſeyn, wenn ich behaupte, daß die Begebenheiten ein wenig zu ſehr gehäuft ſind, und ihre Verwickelungen, ſo wie die anſcheinenden Wunderbarkeiten, gegen das Ende zu raſch und nicht hinlänglich motivirt, gelöſ't werden. Der Verfaſſer zeigt überall zu viel Kunſtſinn, als daß dieſes ein Fehler der Einſicht ſeyn ſollte. Wahrſcheinlich hat er ſelbſt den frohen regen

Sinn ſeines Carlo: da wurde ihm die Arbeit beim funfzehnten Bogen ſchon langweilig und um nur zu endigen, — verdarb er ſie ein wenig.

Der Vortrag des Verfaſſers iſt ſehr lebhaft und leicht, gleichwohl aber edel; oft pathetiſch und doch immer natürlich. Ueberall blitzt in demſelben eine ſehr feurige Phantaſie hervor; überall ſpricht ein zartes, und doch weder pinſelndes noch renommirendes Gefühl. Sein Styl iſt fließend und rein, und trifft ſehr glücklich den ſo ſchwierigen Mittelton, zwiſchen der ganz proſaiſchen Erzählung und der poetiſchen Saalbaderei, in welche ſo manche andere geprieſene Schriftſteller verfallen. Zum Belege ſetze ich Ihnen eine Stelle des Briefes her, in welchem Carlo ſeiner Wohlthäterin meldet, daß er in Italien bleiben wolle.

— „Ihnen, die Sie Ihren Carlo ſo ganz kennen, darf ich es wohl nicht erſt ſagen, was mich mit unwiderſtehlicher Gewalt an dieſen Boden gefeſſelt hat. — Fernher lockt mit lieblicher Stimme die Nixe des Stroms den angelnden Jüngling; — ſanft bewegt, lüſtern und immer lüſterner, lauſcht er den ſeltſam-rührenden Tönen, und ſein Herz ſchwillt; es wachſen die Wellen, — unwillkührlich ſtrebt er der Unbekannten entgegen, — ſchon netzt das Waſſer ſeinen Fuß, — blendende Arme ſtrecken ſich ihm durch die blauen Wege entgegen; — ſeine Sinne vergehen, er ſinkt an die warme Bruſt der liebenden Nymphe und ſie zieht ihn hinab auf ewig in das unterirdiſche Schloß. Sehen Sie hier in der vaterländiſchen Volksſage das Bild Ihres Carlo. Ihn hat das liebliche Italien mit Zauberwogen umſchlungen: wie wär' es nur möglich, die ſüßen, magiſchen Bande zu löſen? — Sie ſollen erſt Nachricht von mir erhalten; aber iſt das Glück Ihres Freundes Ihnen theuer, ſo laſſen Sie ihn handeln wie er muß, und übernehmen Sie bei denen, die ſein Thun und Treiben misbilligen werden, ſeine Vertheidigung."

Vergleichen Sie dieſen Ton, der ſo leicht zum Poetiſchen hinauf- und wieder herabſchwebt, mit den ſaubern Fragmenten, die ich Ihnen aus der Bianka del Giglio anführte, und Sie werden ſehen, welch' ein Unterſchied dazwiſchen iſt, wenn ein wirklich poetiſcher Geiſt und ein verbrannter Kopf daſſelbe verſuchen.

Als wenn der Verfaſſer des Carlo es eigentlich darauf angelegt hätte, die Armſeligkeit des H. Koſegarten ſichtbar zu machen, begegnet er ihm noch auf einem andern Seitenwege, deſſen er ſich eigentlich, ohne Nachtheil für ſein Werk, hätte enthalten können, nehmlich in der Vermiſchung des Wiſſenſchaftlichen mit dem Poetiſchen. Auch er läßt kunſtrichterliche Erörterungen, und mancherlei Nachrichten einfließen: aber welch ein Unterſchied zwiſchen ſeiner Art der Herbeiführung und jener des Hrn. K! Wenn dieſer mit pedantiſcher Unbeholfenheit, was er ſich aus Reiſebeſchreibungen abgeſchrieben hat, ſo trocken her erzählt, daß es allenfalls unverändert in einen Supplementband zu Büſchings Geographie gerückt werden könnte, oder eine intereſſante Situation durch die umſtändliche Aufzählung armſeliger Lappalien ekelhaft macht: ſo erſcheint das Räſonnement im Carlo als eine lebhafte geſellſchaftliche Unterhaltung, die ſelbſt in die Begebenheiten eingreift; ſo dienen die kurz hingeworfenen wiſſenſchaftlichen Notizen nur dazu, irgend einen Schauplatz der Handlung lebendiger zu malen. So und nur ſo, darf man es wagen, Wiſſenſchaft und Dichtung zu verbinden.

Hätte Herr Koſegarten mir nicht ausdrücklich die demüthigende Erklärung gethan, daß er meine Briefe, die ſo frech ſind ihn zu tadeln, nicht mehr leſen wolle: ich würde ihn bitten, dieſen Carlo recht aufmerkſam zu ſtudiren. Nicht etwa um ihn nachzuahmen, — er hat uns nur zu viel Nachahmungen ſchon geſchenkt; — ſondern um aus dieſem kraftvollen Werke eines jungen talentvollen Kopfes zu lernen, daß er zu Arbeiten dieſer Art nicht tauge.

Herrn Koſegartens Muſe iſt eine alte, thörichte Coquette, die vor dem Spiegel ſüßliches Schmunzeln und liebelndes Augendrehen einſtudirt und ſich nun ſtattlichen Schreitens in die Geſellſchaft erhebt, wo ſie unaufhörlich beſchäftigt iſt, recht viel hochfliegende Empfindung und erhabene Gelehrſamkeit zur Schau zu legen, — und dabei jeden Augenblick ein Paar Zahnlücken, die platte Bruſt oder die ſpitzen Ellenbogen verräth. — Die Muſe dagegen, die den

Carlo diktirte? Eine lebhafte, ſiebzehnjährige Schöne, die ſich kaum dabei aufhält, ein Paar Roſen in die niederwallenden Locken zu ſtecken, ehe ſie zu den Geſpielinnen oder dem Geliebten hüpft. Sie braucht ihre Mienen nicht einzuüben; welche ſie annehmen mag, jede iſt reizend; — und eben ſo wenig über ihre Bewegungen zu wachen: auch die lebhafteſte wird nur eine Schönheit verrathen. Nur die Art wie ſie tändelt, verräth daß ſie Geiſt und feine Bildung beſitzt und mitten im Lachen und Nekken entlockt ihr der unvermuthete Anblick eines Leidenden oft eine zärtliche Thräne. — Nicht doch, Matante, laſſen Sie den unglücklichen Gedanken fahren, durch die Hülfe ihrer Schmink- und Oel-Töpfchen, und ihrer ſtudirten Sentiments neben dieſem lieblichen Naturgeſchöpfe glänzen zu wollen. Die einzige Auszeichnung, die Ihnen zu Theil werden kann, iſt erſt leiſes, dann lautes — Belachen.

Drei und vierzigſter Brief.

Rigiſches Taſchenbuch für den Sommer-Genuß 1801.

Je beſchränkter der Kopf, deſto mikroſkopiſcher iſt das Auge mit dem er ſich und ſein Thun und Treiben betrachtet; mit einer deſto wichtigern Miene, mit deſto innigerer Ueberzeugung, daß er etwas Außerordentliches leiſte, geht er daran, ſeine Alltäglichkeiten zu üben. Im umgekehrten Verhältniſſe täuſcht die Beſcheidenheit oft die Männer von ausgezeichnetem Geiſte. Gewohnt alles nach edlen Zwecken und mit einſichtsvoller Ueberlegung zu thun, erheben ſie jede Kleinigkeit zu einer Sache von Werth, aber weil ſie ganz ſehen, was man eigentlich leiſten ſolle, weil ſie alles nach den Idealen abmeſſen, die ihrer Seele vorſchweben, ſind ſie auch mit ihren gelungenſten

Arbeiten unzufrieden, und blicken mit heimlicher Beſchämung auf das, was ihr Publikum bewundert. So ſcheint es dem Herausgeber dieſes Taſchenbuches zu gehen. Eine dichteriſche Blumenleſe kann etwas ſehr Mittelmäßiges ſeyn, wie uns jährlich eine hundertfache Erfahrung lehrt; ſie kann aber auch etwas Vortreſliches werden, wenn ſie nach beſtimmten Zwecken mit Geiſt und Geſchmack verfertigt wird. Das iſt mit dieſem Taſchenbuche wirklich der Fall. Gleichwohl hat der Herausgeber ihm nicht ſeinen Namen vorgeſetzt; er will es nicht einmal in den Buchhandel kommen laſſen. Er hat Unrecht; ich werde indeß ſein Incognito reſpektiren. Ich weiß, daß man einen Plato nicht um ſeine virtù im Singen rühmen muß: aber über die muſterhafte Einrichtung des Büchelchens und den Genuß, den es gewährt, muß ich Ihnen ein Paar Worte ſagen.

Die äußere Veranlaſſung deſſelben war die Abſicht, durch den Verkauf des Werkchens den dürftigen Fonds einer öffentlichen Anſtalt zu unterſtützen: der Herausgeber wußte ihm eine noch höhere Beſtimmung zu geben. Der Zirkel, zu deſſen bildendem Freunde ihn ſein Amt beſtimmt, war im Begriſ, ſich zum Genuß der ſchönen Jahreszeit auf das Land zu zerſtreuen: konnte er ihm ein ſchöneres Angebinde mitgeben, als eine Auswahl von Gedichten und Aufſätzen, die den Stral der dichteriſchen Phantaſie auf die Naturgegenſtände werfen, und ſo den faſt nur körperlichen Genuß des Landlebens durch angeknüpfte Ideen zu einem äſthetiſchen veredeln?

In dieſer Abſicht ordnete er den Inhalt des Angebindes, wiewohl ohne ängſtlichen Zwang, nach gewiſſen Hauptrubriken, z. B. Frühling und Genuß; für den Morgen; das Lebendige; die Blumen und Bäume; höhere Anſichten der Natur u. ſ. w. Um die Fächer zu füllen, ließ er nicht, wie es in Deutſchland gebräuchlich iſt, die poetiſche Bettelbüchſe bei den Zunftgenoſſen umlaufen, ſondern er hob eine Reihe der trefflichſten Gedichte und Bruchſtücke aus den Werken Herders, Göthens, Weiſſens, Hippels, Jakobi's und vieler andern unſerer ausgezeichnetſten Dichter aus. „Nichts Neues alſo?" Wenig, aber auch ſehr wenig,

nig, was jemals veralten könnte. Reichen dieſe beiden Züge nicht hin, Ihnen zu beweiſen, daß man dieſe Blumenleſe faſt beſchimpfte, wenn man ſie nur vergleichen wollte mit den Herbarien, in denen man uns, ohne Ordnung und Wahl, gegen Neujahr vorzublättern pflegt, was vor dichteriſches Unkraut der Himmel in den vergangenen zwölf Monaten aufſchießen ließ?

Mit beſonderer Vorliebe ſcheint der Herausgeber Jean Paul's Schriften zu beehren: eine Stimmung die ſich vielleicht aus äußern Verhältniſſen erklären läßt. — Man erzählt, als Hugo Grotius im Gefängniß ſaß, entzückten ihn die Trauerlieder Ovids; als er nach ſeiner Befreiung eine heitrere Anſicht gewonnen hatte, fand er ſie unmännlich. Sei dem wie ihm wolle: Richter muß bei der Auszeichnung, mit welcher er hier behandelt wird, gewinnen. Mancher Leſer, den die widerliche, affektirte Manier dieſes Schriftſtellers von ſeinen Werken zurückſchreckte, wird ihn hochachten lernen, wenn er hier — die Edelſteine derſelben aus dem angebohrnen Kieſe und Thone, von dem Richter ſelbſt ſie nicht zu befreien wußte, herausgebrochen glänzen ſieht. Der Herausgeber hat ſogar aus einer Reihe wirklich treflicher Stellen aus dem Heſperus, eine, wie er es nennt, Moſaik zuſammengeſezt, die ſehr ſchön iſt! Sie heißt die Geſchichte eines ſchönen Sommertages" und beſteht aus zuſammengepakten reizenden Naturſchilderungen. — Möchte Herr Richter, wenn ſie in ſeine Hände fällt, doch recht reiflich über ſie nachdenken: — vielleicht käme er auf den Gedanken, ſelbſt einmal aus ſeinen Büchern Werke zu machen, und ſo wirklich ein ausgezeichneter Schriftſteller zu werden.

Zu dieſen Excerpten geſellte der Herausgeber mehrere neue Sachen, theils aus ſeiner eigenen Feder, theils von einigen ſeiner Freunde. Viele derſelben ſind zwar nur auf Liefland berechnet und eigentlich dasjenige, was dieſes Werk zu einem Rigiſchen Taſchenbuche macht; (beſonders gehört dahin ein Anhang voll feiner Satyre, der bloß Lokalbeziehungen hat;) — aber die meiſten wird jeder Leſer von Geiſt und Herz, wo immer er denken und fühlen mag, für ſich geſchrieben finden. Zur Probe von dem

Geiſte, in welchem das ganze Büchelchen geſammelt und verfertigt wurde, will ich Ihnen den Schluß eines Bruchſtückes, „Unſre Düna,“ überſchrieben, herſetzen.

„Jede Witterung leihet ihr eigenthümliche Reize. Bei ſtiller Heiterkeit glänzet die Bläue des Himmels aus dem ruhigen Strome, der zum See geworden, wie ein zufriedenes Gemüth aus dem frohen Menſchen-Auge. Bewegt die Luft das Gewäſſer, ſo wogt es das Bild der ernſten Thätigkeit im Menſchen und um den Menſchen her, dem denkenden Geiſte entgegen. Auch beim Gewitter, wenn die Nacht von oben einſinket in die ſchwarze Tiefe; und ſelbſt im Sturme noch, wenn die Welle die Welle peitſcht, wenn das Gewäſſer zürnt als wolle es nicht mehr dienen, als werde es nun bloß verheeren; ſelbſt dann noch verweilt der Blick eines Geiſtes, der das Große und Kraftvolle liebt, der gern ſich aufrichten mag an allem Gewaltigen in der Natur, nicht ohne Wohlgefallen auf den furchtbaren Wogen. Aber nie iſt ſie reizender, milder — die mütterliche Düna, — als an einem jener ſtillen lauen Sommer-Abende, wo Himmel und Erde, der Menſch und die Schöpfung, in einander verfließen zu wollen ſcheinen in heiterem liebenden Wohlgefühl. Wie iſt der Strom da ſo ſpiegelglatt, ſo ſonnenhell, ſo ſelig-ruhig, im ſanften Glanz des Abendlichtes, im neblichten Dufte der gerötheten Luft! O dann — der du zürneſt und haſſeſt und grolleſt! die du weineſt und dich ſehnſt, und dich quäleſt! die ihr ſorget und unmuthig ſeid, und die ihr traget ohne Erleichterung und leidet ohne Hoffnung! — hinaus, hinaus an den Strom und verweilet auf ſeinem freundlichen, bittenden, tröſtenden Antlitz! — Wahrlich! Es wird euch wohler werden!" —

Hat Sie der zarte Sinn, der in dieſem Bruchſtücke ſpricht, hat Sie die Beredſamkeit deſſelben entzückt? — Ich will Sie in Erſtaunen ſetzen. Es iſt das Fragment einer Predigt! Was denken Sie von einem Manne, der auch auf der Kanzel das moraliſche und das äſthetiſche Gefühl zugleich, auf eine ſolche Weiſe in Anſpruch zu nehmen verſteht? — Ich denke — unter vielen andern Sachen, die ich nicht ſagen will, weil Sie ſie gewiß ſelbſt fühlen und denken, — daß dem Verfaſſer ſehr großes Unrecht geſchähe, wenn ihn nicht jeder Hochehrwürdige, der nur noch durch gravitätiſche Steifheit und ſalbungsvolle Orthodoxie Achtung zu erſchleichen weiß, von Herzen anfeindete, und als einen Neologen verſchrie. Es iſt ein Vorrecht des Lichtes, von Eulen und Maulwürfen gehaßt zu werden: und der als Gelehrter, als Denker, als Menſch ſo hochachtungswerthe Mann wird gewiß dieſer Huldigung in Liefland genießen.

Irene, eine Zeitſchrift für Deutſchlands Töchter, von G. A. von Halem. Zweites Stück.

Nur im Vorbeigehn ſprach ich Ihnen einſt von dem erſten Stücke dieſer Zeitſchrift, weil jenes wirklich nicht viel größerer Aufmerkſamkeit werth war. Dieſes zweite übertrift es weit: es enthält manchen ſehr intereſſanten Artikel, beſonders in Proſa.

Den Anfang macht ein Gedicht an Irene, oder den Frieden, das ich, die Wahrheit zu ſagen, nicht mit Vergnügen geleſen habe. Es iſt grade nicht ſchlecht, aber der Gegenſtand iſt ſo groß und reich, daß alles Mittelmäßige über ihn nur Singſang ſcheint. — Dann folgen ein Paar Briefe und Aktenſtücke über den Tod des jungen, liebenswürdigen Dichters Eſchen. Sie ſind des Gegenſtandes wegen intereſſant: aber was ſollen Deutſchlands Töchter mit trockenen Aktenſtücken thun? Warum benuzte der Herausgeber dieſe zugeſandten Schriften nicht lieber, ſelbſt eine Erzählung des traurigen Vorganges zu verfertigen? Sie wäre gewiß ſehr anziehend geworden, ſie hätte — was man jeder Schrift geben ſollte, — äſthetiſchen Werth erhalten: dafür bürgen auch demjenigen, der Herrn von Halems Talente nicht ſchon aus andern Schriften kennt, die beiden Aufſätze dieſes Heftes, die von ſeiner Feder ſind, „der Rittergeiſt des Mittelalters, und Robert von Artois." Beide ſind gut geſchrieben. Affektirt dagegen iſt der Ton in den Erinnerungen aus (von) einer Brunnenreiſe, wahrſcheinlich von einem angehenden Schriftſteller der noch nicht bemerkt hat, wie ſehr unzeitige Deklamationen den reizendſten Inhalt herabſetzen können. — Der vorzüglichſte Artikel dieſes Heftes iſt „die Reiſegefährtinn“, eine Anekdote aus Garvens Leben, von ihm ſelbſt erzählt. Die folgenden Gedichte ſind zwar nur Kleinigkeiten, aber ſie werden ihre Beſtimmung, einen Augenblick angenehm zu unterhalten, nicht verfehlen. Am beſten gefiel mir „das Kuhfeſt, eine Idylle aus dem zwanzigſten Jahrhunderte,“ und folgender Gedanke von Gramberg:

Anmuth und Schaam.

Anmuth umroſet und Schaam die Wang' und die Lippe des Mädchens:
Jene locket zum Kuß, dieſe verwehret ihn dir.
Nahſt du dich kühn dem Sieg, o Glücklicher — ſiege beſcheiden!
Iſt verſcheuchet die Schaam, fliehet die Schweſter ihr nach.

Vier und vierzigſter Brief.

Gedichte von Johann Gottfried Seume.

Der Verfaſſer äuſſert in der Vorrede den Zweifel, ob er, was dieſe Sammlung liefert, Gedichte nennen dürfe? das iſt ein wenig zu beſcheiden, aber freilich, wenn man unter Gedichte, regelmäßig angelegte und gefeilte Kunſtwerke verſteht, ſo ſind die verſificirten Aufſätze dieſes Buches ſo wenig Gedichte, — als der Geſang der Nachtigallen und Lerchen Muſik iſt. Sie haben meiſtentheils nur grade ſo viel Kunſt, als ſie durchaus haben mußten, wenn ſie überhaupt nicht aufhören ſollten, Poeſie ähnlich zu ſehen. Die Verſification iſt oft unrichtig, noch öfterer rauh, der Reim unrein, der Ausdruck zuweilen unedel und gemein. Der Ideen-Gang iſt nicht kunſtmäßig geordnet, ja gewöhnlich wird dieſelbe Idee, mit andern Worten, drei oder viermal hinter einander geſagt. Die Bilder ſcheinen nicht ſelten unpaſſend, oft unedel, weil ſie faſt nie befriedigend durchgeführt werden, — und doch, nach allen dieſen Rügen bin ich gewiß, daß Sie, wenn Sie dies Buch einmal laſen, ſo bald nicht ermüden werden, es wieder und wieder zu leſen; — doch wird dieſe Sammlung noch geſchätzt, geliebt werden, wenn alle unſere dichteriſchen Stutzer, unſere ſeichten poetiſchen Elegants, die Grieſe, Vermehren, ꝛc. ꝛc. ꝛc. zu den Dingen gehören werden, deren einſtiges Daſeyn man nicht mehr ahnet. Warum? Seume iſt, was jene Herren vergebens zu ſcheinen ſuchen, Dichter dem Geiſt und Gefühle nach, daher ſind auch ſeine Gedichte, wozu die ſorgfältigſte Kunſt die Produkte der Genannten nicht zu erheben vermochte: hinreißende Ausbrüche eines energiſchen wahren Gefühls. Eben weil das Gepräge durch das die Natur ſelbſt Seumen zum Dichter berief, ſo beſtimmter Art iſt, mochte oder konnte er vielleicht von der Kunſt wenig empfangen. Hätte er einen Ariſtoteles oder Leſſing zum Bildner gehabt, ich glaube nicht, daß er mehr geworden wäre, als er iſt; — aber ſchwerlich auch weniger, wäre er unter einem ganz ungebildeten Volke gebohren worden. Er dichtet nicht, weil er auch ein Dichter ſeyn will, ſondern weil das Gefühl ihn dazu drängt; aber weil er nur ſingt, was das Gefühl ihm eingiebt, vermag er nicht, zu feilen.

Die Kritik ſoll es nur mit dem Werke und der Kunſt die ſich in demſelben zeigt, zu thun haben; der Künſtler als Menſch liegt außer ihrem Gebiete. „Das iſt eine heilige Regel: wie aber wenn der Künſtler ſich ſelbſt gemalt hat? Dann müſſen wir Apell ſchon hinter ſeinem Bilde hervorziehn, wenn wir anders dieſes ganz kennen lernen ſollen. Die vorzüglichſten unter Seumens Gedichten ſind diejenigen, die durch irgend eine merkwürdige Situation in ſeinem Leben veranlaßt wurden: ohne dieſe zu kennen, verſtehen wir jene nicht ganz.

Von ſeiner Kindheit an kämpfte er mit einem ungünſtigen Schickſale, beſiegte es nie, und ward nie von ihm beſiegt. Er trat in die Stelle, welche das Schickſal ihm anwies, und füllte ſie, aber nie ward er Mann des Amtes, ſondern das Amt wurde das Geſchäft des Mannes, der ſeine Selbſtſtändigkeit und ſeine unerſchütterliche Liebe zum Recht und zur Wahrheit in jedes Verhältniß mitbrachte und ſie unverändert erhielt, als er es verließ. Er ſelbſt ſchildert uns die Geſchichte ſeiner Jugend: (S. 151.)

Freund, du kennſt mich, wie mir einſt der Mangel
Meine beſten Knabenjahre nahm,
Wie ich, gleich dem Fiſch, der Angel
Und des Köders Lockung kaum entkam.

Segen ihm*), der da mit ſanfter Stimme,
Wie ein Schutzgeiſt, mir die Hände gab:
Gehe, Knabe, jenen Berg erklimme!
Dieſes iſt der Weg! Hier iſt ein Stab!

Aufwärts blickt' ich, klimmte fort und irrte;
Irrte weiter, und mein Stab zerbrach.
Seitwärts trug es mich und dumpfig ſchwirrte
Mir des Mitleids langes Echo nach.

---

*) Dem Grafen von Hohenthahl Krauthayn, der ihn auf der Univerſität unterſtützte.

Stürme ſchlugen mich an fremde Küſten,
Wo mir Hunger oft zur Seite ſchlich.
Einſam gieng ich oft in Quebecks Wüſten,
Wo der Tod mir um den Schedel ſtrich. —

So verblühte mir die Roſenjugend.
Außer mir der Elemente Sturm;
In mir Zweifel über Gott und Tugend,
Wie am Blumenſtock ein giftger Wurm. —

Meinen Füßen drückten Sklaveneiſen
Tiefe, blutig wunde Zeichen ein,
Weil ichs wagte, Bande zu zerreißen,
Wagte Menſch und freier Mann zu ſeyn.

Sieh, ich bin es, trotz den ſchweren Ketten,
Die man einſt um meinen Nacken wand! — u. ſ. w.

— Wenig Jahre, nachdem er aus Amerika und aus drückenden Verhältniſſen im Auslande, ins Vaterland zurück gekehret war, rief er einem Freunde zu: (S. 13.)

Nimm meinen Kuß im Geiſt an deinem Rheine,
Und denke bei den Bechern deutſcher Weine
An einen deutſchen Biedermann,
Den an Neuſchottlands weſtlichem Geſtade
Im Labyrinthe menſchenleerer Pfade
Einſt deine Seele liebgewann. — — —

Erinnre dich, wie in der wilden Zone
Uns nach der Jagd ein freundlicher Hurone
Mit Edelmuth entgegen kam,
Und uns, nach echter Urbewohner Sitte,
Mit ungeſäumt in die [illegible] Hütte,
Und brüderlich zu Tische nahm.

Erinnre dich, wie in des Nordlichts
Glanzen
Oft unſre kleine Barke durch die Fluten
Mit Zittern an das Ufer ſtieg;
Und wie wir dann, wenn hoch die Wogen
drangen,
Ein Lied von Fingal durch die Wogen
ſangen,
Von Geiſtern, Harfen, Schlacht und Sieg! —

Jetzt ſitz' ich, Freund, in meiner Jugend
Haine,
Und ſchreibe dir auf einem alten Steine
Vielleicht das letzte, letzte Wort!
Zum zweiten Male greif' ich nach dem
Stabe,
Und pilgere mit meiner leichten Habe
Nunmehr vielleicht auf ewig fort.

Das Vaterland bedarf nicht meiner Kräfte,
Hat Männer gnug für Aemter und Geſchäfte

(Männer von Seumens Gehalt? Wahrlich ein glückliches Land!)

Und ſchenkt mir gerne meine Pflicht. —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — —

Bald gellt vielleicht mit ſchwerem Eiſentone
Bellona von des Nordens rauher Zone
Auch mir noch einen Schlachtgeſang,
Der jüngſt vom Felſenfuß der Pyrenäen
Bis an des Samojeden Winterſeen
In grellen Noten wiederklang.

Dann, Freund, wenn ich in dem beeiſten Norden
Vielleicht mit Scharen unbekannter Horden
In fremde, wilde Kriege zieh,
Und wenn ich am Kaukaſiſchen Gebirge
Mich auf den Tod mit Ghenkis Enkeln würge,
Vergiß des Buſenbruders nie!

Doch Sie müſſen es Selbſt leſen, das ganze treffliche Lied, das Gemälde ſeiner Schickſale, ſeiner Ausſichten und die Lehren, die er ſeinem Freunde zuruft. Die meiſten haben einen dunkeln Anſtrich von jener Melancholie, die ſich eines jeden denkenden Geiſtes zu bemächtigen pflegt, deſſen Blick immer ſchärfer und ſchärfer wird, ohne daß das Schickſal ſeinem Herzen erlaubt, irgendwo einheimiſch zu werden: — aber in jeder werden Sie auch den ſtarken, feſten Charakter erkennen.

Sei immer Mann und groß durch eigne Kräfte,
Und nie laß andern Händen die Geſchäfte,
Die du noch ſelbſt zu thun vermagſt. — .
Trau nicht dem Menſchen! Dicker Firniß decket
Die wahre Farbe, welche ſich verſtecket
Und in der Leidenſchaft nur zeigt.
Verachte ſtolz den ſtolzen Thoren,
Doch mehr noch jenen, der mit leiſen Ohren
Sich bis zum Gürtel ſchmeichelnd beugt. — —

Durchwandle frey mit deinem Freund die Auen;
Nur wag' es nicht, auf ihn dein Glück zu bauen:
Wer iſt der Menſch, für den du bürgſt? — —
Flieh vor dem Weibe, Freund; in ihren Netzen
Iſt erſt Berauſchung und ſodann Entſetzen u. ſ. w.

Verzeihen Sie ihm dieſe Stimmung! Ein Paar folgende Gedichte, „Rückerinnerung,“ und „Ein Lied im gewöhnlichen Tone“, werden ihn rechtfertigen. — Er ging nach Rußland, und in Ruſſiſchem Dienſte nach Warſchau. Seine Begebenheiten gehören nicht hierher, aber wohl die Art wie die Scenen, von denen er Zeuge war, auf ſein Gefühl wirkten. Einſt wohnte er einem jener Feſte bei, durch welche man — der Nation ihre Selbſtſtändigkeit abkaufte. Zuletzt alles ſich im Taumel des Genuſſes fortreißen, [illegible] unſer philoſophiſche Dichter in ein Nebengemach und entwarf ein Gemälde, — eins der finſterſten und wahreſten das unſere Sprache aufzuweiſen hat. Hier nur einige Züge aus demſelben. (S. 83.)

Weint in unſerm göttlichem Geſchlechte
Eine Thräne bei dem Trauerſtück:
Seht, man gräbt das Grab der Menſchenrechte;
Und wer ruft Geſtorbene zurück!

Dort verzehren muſtiſche Magnaten
Ihres Landes Fett in Schwelgerei;
Und der Pflüger, ſtets der Kern der Staaten,
Jammert bei der ihm gelaßnen Spreu.

Und

Und die edlen Menſchenmäkler zählen
In des Mammons großem Rechnungsbuch
Ihre Schätze nur nach Menſchenſeelen*)
Und ihr Seegen iſt der Knechte Fluch.

Mit umglühter, heißer Stirne frohnen
Unter der Despoten Eiſenſtab
Ganze große, ſchöne Nationen
Von der Kummerwiege bis ans Grab.

Freiheit iſt ein Wort für ihre Ohren;
Der Gedanke wäre Hochverrath;
Weil zum Trotz der Sklaverei gebohren,
Unſinn ihren Geiſt gefeſſelt hat.

— — — — — —
— — — — — —

Wenn Banditen uns mit Dolchen morden
Bleicht man ihren Schädel auf dem Holz;
Aber wenn der Nationen Horden
Völker würgten, ſind die Helden ſtolz. *)

Wenn der Mann dem Manne der ihm glaubet
Seinen Seckel ſtiehlet, iſts Betrug;
Aber Herrſchſucht, die Provinzen raubet
Nennt der Staatskunſt hohe Schule klug.

---

*) Eine in Rußland gebräuchliche Art der Güterſchätzung.

*) So hieß der ältere Abdruck; hier iſt die Strophe anders und ſchwächer.

Durch der Politiker ſchiefe Brille
Iſt Moralität ein Poſſenſpiel,
Und Gerechtigkeit nur eine Grille
Die in Philoſophenſchedel fiel u. ſ. w.

— Er war Zeuge, nicht thätiger, von dem Sturme, durch den Praga genommen wurde, und rief dabei mit empörter Seele (S. 57.)

Gott, in den Glanz des Lichts gehüllet,
Gott deſſen Hauch das Weltall füllet
An deſſen Kleid die Sonnen funkelnd ſtehn;
Auf deſſen Wink die Welten fallen,
Und aus den Trümmern neue wallen,
Und jubelnd ſich in Sphären drehn!

Laß mich nicht, wenn Hiänenhorden
Provinzen zur Verwüſtung morden
Und jubelnd über Menſchentrümmern gehn,
Laß mich nicht unter Menſchenteufeln
An deiner Vaterhuld verzweifeln
Wenn Höllengeiſter mich umwehn.

Er kannte den König Stanislaus perſönlich, und hält ihm eine Leichenrede (S. 215.) aus der ich ein paar Strophen herſetzen will

Der König ſtarb, verkündiget im Fluge
Das tauſendzüngige Gerücht.

Das Monſtrum nährt ſich oft nur vom Betruge.
Verkündigt das Gerücht mit Fuge,
Der König ſtarb? Es iſt Gedicht!
Wie konnt' er das? Der König lebte nicht.—

Er war ſo ſchön, und drehte Antitheſen;
Sein Leben war nur Zeitvertreib.
Es mögen die Gardinenrichter leſen,
Ob er bei Weibern Mann geweſen;
Bei Männern war er immer Weib.
Nun ſetze dich, Geſchichte, hin und ſchreib!

Schreib, was er that! Er weinte wie ein Knabe
Und ſollte handeln wie ein Mann.
Der Adler ward des alten Reiches Rabe
Und ſang die Nation zu Grabe
Die noch, im Kampf, auf Rettung ſann:
So viel hat er durch Nichts gethan. u. ſ. w.

Hab' ich Ihnen genug angeführt, um Sie nach der Bekanntſchaft mit dieſem ſo ernſt gefühlvollen, ſo edel mit der Verderbtheit grollenden Dichter begierig zu machen? Sie werden ihn lieb, ſehr lieb gewinnen, wenn ſie den biedern Handſchlag ſehn, den er einigen ſeiner Freunde bringt, wenn ſie ihn an dem Grabe ſeines Vaters in weicher Empfindung klagen hören, wenn ſie das einfach- ſchöne Morgen- und Abendlied leſen, das er für den frommen Sinn ſeiner guten Mutter ſang, ohne der hellen Vernunft untreu zu werden. Sein Gutachten über den Umgang mit Menſchen, ſein lezter Rath an einen von ihm ſcheidenden Freund, werden Sie in Bedauern verſenken, daß ein Mann von Seumens Geiſt und Herzen die Menſchen ſo oft nur von der dunkeln Seite zu ſehen gezwungen war, und daß ihm ſo frühe alle die ſchönen Täuſchungen zerfloſſen, die allein das Leben — erträglich machen. Seine Betrachtungen an ſeinem Geburtstage, das Gemälde ſeines Gefühls, als auch ihn einſt die Liebe beſchlich, ſein Lobgedicht auf weibliche Unſchuld, das muthige Strafgedicht, in welchem er am Ende der Sammlung, gegen eine Bedrückung ſeines Vaterlandes zürnt, die der menſchenfreundliche Regent deſſelben gewiß nicht in ihrer wahren Geſtalt kennen lernte, — doch Sie müſſen das Alles Selbſt leſen. Nur zum Beweiſe, daß er auch in den frohern Gedichten ſeiner philoſophiſchen, edeln Sinnesart treu bleibt, ſetze ich. Ihnen den Schluß eines Trinkliedes her

Es werde Licht! und weh dem Mann
Der dieſes Licht zu löſchen wagt;
Und wehe dem, der ſchwärmend zum Vulkan
Den Funken, der zum Glücke tagt
In des Verderbens Flamme jagt!
Auf Brüder, trinkt den heilgen Wein
Trinkt ihn zum Bund der Wahrheit hier!
Wir ehren Gott, wenn wir uns menſchlich freun.
Die Menſchheit ruft, wir leben ihr;
Und wenn ſie fordert, ſterben wir.
Die Hände, Brüder! Brüder trinkt
Der edlen Traube Feuergeiſt!
Zurück von hier! fort, wem, wenn Tugend winkt
Das Blut nicht ſchnell zum Herzen kreiſ't
Nicht ſchnell die Fauſt zum Schwerdte reißt!

— Außer Seumens eignen Gedichten, werden Sie ein Paar ſehr gut gelungene Ueberſetzungen aus dem Engliſchen finden. Sie ſind correkter als jene, indeß wiederhole ich es Ihnen: Seume dichtet, wie die Nachtigall ſingt, oft bezaubernd, aber ohne Takt zu halten.

Fünf und vierzigſter Brief.

Herr Lorenz Stark,
ein Charakter-Gemälde von Engel.

Wenn ein Kunſtwerk, das mit reifer Einſicht entworfen, und mit feſter, kraftvoller Hand ausgeführt wurde, nun endlich aufgeſtellt wird: nichts iſt unterhaltender, als dann die Schaar der Theetiſch-Aeſthetikerinnen und Aeſthetiker nach einander herbeitrippeln, äugeln, blinzeln und ihr leichtes Köpfchen ſchütteln zu ſehn, indeß ſie ihre Ausſprüche in zierlichen Epigrammen mit bleierner Spitze, oder in kräftig-tönenden Sentenzen hinwirft, das Werk zu beurtheilen glaubt, und immer nur ſich ſelbſt zur Schau ſtellt. Statt es nach ſeiner Beſtimmung zu würdigen, macht ſie es wie jener Bierfiedler zu Paris, der Glucks Iphigenia für leer erklärte, weil ſie keine Arie enthielt, die er in ſeinen Pſen nig-Schenken nachgeigen konnte. Sie geht von dem unerſchütterlichen Grundſatze aus, jedes Kunſtwerk müſſe ganz eigentlich für ſie gemacht ſeyn, und findet es elend, ſo bald es nicht ſie und ihre Natur wie ein Spiegel zurück- — wie ſoll ich ſagen? — zurück-blinkt. Ob der Meiſter bei der Arbeit daran denken konnte, daß es — Mükken gebe, fällt ihr nicht ein. Sie, die ſummende Bagatelle, fühlt, daß ſie das Edelſte, der Zweck des Weltalls ſey: alſo iſt es ſchon Todſünde, nicht an ſie allein zu denken, ſie allein darzuſtellen.

„Finden Sie nicht, ſagte jemand zu einer Dame, daß Lorenz Stark mit einer außerordentlichen Wahrheit geſchrieben iſt. Ja wohl, erwiederte ſie mit einem ſpöttiſchen Naſenrümpfen, nur zu wahr, zu natürlich! —" Kann das irgend ein Werk ſeyn? wollte ich fragen, aber ich ſah ſie an und — ſchwieg. Geſtern hatte ſie ſchwarzes Haar zu einem weißen, heute gelbes zu einem dunkeln Kleide, und auf ihren welken, vierzigjährigen Wangen blüht täglich ein neuer Jugendteint auf. Es läßt ſich begreifen, daß einer Richterei, die ſelbſt ein ſolches Kunſtwerk iſt, „wahr" und „häßlich", „natürlich" und „gemein" gleichbedeutende Worte ſeyn müſſen.

„Geſtehen Sie, ſagte eine andre, der alte Stark, er mag ſo meiſterhaft dargeſtellt ſeyn, als Sie wollen, iſt ein zu widerlicher Charakter, um ſich zu dem Helden eines Romans zu ſchicken. Wie kann man ſich für einen ſo ſtörriſchen, eckigen Alten intereſſiren!" — Es war ein ſiebzehnjähriges Mädchen, das vor einigen Monaten, bloß um ſich von allen jungfräulichen Rückſichten zu befreien, geheirathet hatte, und zwar einen ſchon ziemlich abgängigen, ſüßlichen Dichterling, der ein ganz artiges Hausthier abgiebt, und das Pfötchen reicht oder bei Seite geht, ſo bald man es ihm befiehlt." Freilich, Madame, zum Träger Ihrer Launen, Ihres Handkörbchens, oder was Ihnen ſonſt aufzulegen beliebt, ſchickt ſich ein Lorenz Stark nicht. Er iſt ein Mann, ein *wahrer* Mann, und der iſt immer ein ſehr unbequemer Geſelle, für jede Frau, die nur zahme und artig dreſſirte Gecken zu beſiegen verſteht! — ſo dachte ich, aber ich hütete mich wohl, es zu ſagen. Ich antwortete ihr nur mit einem Complimente über die ſchönen Zähne, die ſie im Urtheilen gezeigt hatte.

„Je nun, ſagte eine Dritte, tadeln läßt ſich das Buch nicht. Es iſt rein, — rein wie die Luft: man greift durch und hält nichts.“ Ich brauche es wohl kaum hinzuzuſetzen, daß die zierliche Floskel ohne Sinn, aus dem Munde einer von jenen abgeſtandenen Coquetten kam, welche mit der Aeſthetik und der Philoſophie liebäugeln, weil keine Liebhaber mehr da ſind, mit denen ſie es thun könnten, und die, um die Blöße ihres Geiſtes mit einer Phraſenwulſt, wie die ihrer Scheitel, mit einer Haarwulſt, decken zu können, die Schriften der berühmten wortkräuſelnden Clique eifrig ſtudiren.

Noch drolliger als die Ausſprüche dieſer Damen, fielen die der verunglückten Schriftſteller aus. Die ſpinoſiſtiſche Schaumcikade, deren Speichel zu ſo krauſen Predigten und Monologen geronnen iſt, fand Engels Schreibart zu platt und flach; ein romantiſcher Pinſel nannte die Darſtellung der Begebenheiten zu proſaiſch; ein abentheuerlicher Schwänkemacher vermißte Handlung in dem Buche: kurz, jeder tadelte, nur mit verdeckenden Wendungen, daß Engel nicht ſchriebe wie Er! —

Käme es nur darauf an, Ihnen eine recht vortheilhafte Idee von dem Buche zu geben, ſo brauchte ich wohl den Tadel dieſer Menſchen nichts mehr beizufügen: aber Sie erwarten eine Auseinanderſetzung der Vorzüge, die ihm die Ehre erwarben, der verſchrobenen Menge zu misfallen? — Zu erſt ein Paar Worte, über die Gattung zu der es gehört, dann wollen wir ſeinen individuellen Zweck, und dann die Art wie dieſer erreicht wurde, unterſuchen.

Engel hat es ein Charaktergemälde genannt. Das iſt es nicht. Es ſchildert ſeine Helden nicht, ſondern es läßt ſie handeln; es ſtellt nicht einen Moment dar ſondern es erzählt eine Begebenheit, die ihre Verwickelungen und ihre Auflöſung hat: wie kann es alſo ein Gemälde ſeyn? Es iſt ein Roman, und zwar in Rückſicht auf Plan, Wahrheit und Haltung, einer der vollkommenſten, den die deutſche Sprache beſizt.

„Ein Roman!" hör' ich von allen Seiten misbilligend rufen. Engels Freunde ſchütteln den Kopf, weil ſie das Werk durch dieſe Benennung herabgeſezt glauben; — andere, weil ſie die Phantaſie-Gemälde, die Empfindeleien oder die Abentheuer darin vermiſſen, die nach ihrer Meinung das Weſentliche des Romans ausmachen. — „So iſts aber, meine Herren; das Werk iſt ein Roman! Aber erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, was ein Roman eigentlich ſei, oder, mich beſcheidner auszudrücken, was ich darunter verſtehe.

Ich werde nicht, um dieſen Begrif feſt zu ſetzen, bis zu den Erſindern jener Dichtungsart, unter den Provencalen und Spaniern, hinaufſteigen. Die Gattungen der Geiſteswerke veredeln ſich mit den Nationen, bei denen man ſie ausbreitet, und ich ſehe nicht, warum man —. zum Beiſpiel die Natur des Apfels eher nach der herben, ungenießbaren Frucht des Waldes, als nach der veredelten, balſamiſchen des Kunſtgartens beſtimmen ſoll. Eben ſo wenig werd' ich eine jener vielen Definitionen anführen, die man ſchon vom Roman gegeben hat, theils, weil die Autoritäten nur Verwirrung veranlaſſen, theils, weil ich nicht ſtreiten mag. Ich will Ihnen das Reſultat meiner Unterſuchungen geben. Prüfen Sie, berichtigen, tadeln, verhöhnen Sie ſie, meine Herren! Ich ſchreibe ſie hin, und ſie wird ſtehen bleiben, wenn ſie kann.

Jede Erzählung, deren Fabel in einer poetiſchen Welt ſpielt, ſie ſei ſo proſaiſch erzählt als ſie wolle, iſt ein Gedicht. Sind die handelnden Perſonen gewöhnliche Menſchen, die aber unter der Einwirkung übernatürlicher Weſen ſtehn, ſo iſt es — ein Mährchen. — Sind die handelnden Menſchen nach einem vergrößerten Maaßſtabe geſchildert, ſo daß ſie zwar nur natürliche Kräfte, aber in einem in der wirklichen Welt nicht vorhandenen Grade zeigen, ſo iſt die Erzählung ein Heldengedicht, ſollten auch keine Götter oder Zauberer darin geſchäftig ſeyn.

Im Gegenſatz ſcheint mir jede erzählende (epiſche) Dichtung, deren Handlung in der wirklichen Welt ſpielt, ſie ſei ſo poetiſch vorgetragen, als ſie wolle, ein Roman, — Hermann und Dorothea ſo gut, als das Leben des Till Eulenſpiegel.

Iſt der Hauptgegenſtand dieſer Erzählung aus der wirklichen Welt, die Schilderung einer Leidenſchaft oder anziehender Situationen, alſo die Beſchäftigung des Gefühls und der Phantaſie, ſo iſt der Roman — romantiſch. Unter den Händen eines Stümpers pflegt ein ſolcher phantaſtiſch-empfindelnd, und eigentlich pinſelnd (ſchlecht malend) zu werden.

Hat der Verfaſſer vorzüglich durch eine verwickelte Handlung durch eine Folge überraſchender Vorgänge unterhalten wollen, ſo iſt ſein Werk ein Intriguen-Roman, — aus dem ſehr leicht ein abentheuerlicher werden kann.

Beſtand die Aufgabe, die der Verfaſſer ſich machte, in der Darſtellung gewiſſer Charaktere, in der Entwickelung, wie dieſe ſich bilden, fortſchreiten, ſich umwandeln, — ſo hat er einen Charakter-Roman geliefert*).

---

*) Von den philoſophiſchen, politiſchen, hiſtoriſchen und Künſtler-Romanen ſpreche ich hier nicht. Sie ſcheinen mir Ausartungen, die aus einer fehlerhaften Vermiſchung des wiſſenſchaftlichen mit dem poetiſchen entſtehen.

Welches die beſte dieſer Gattungen ſey? Ich glaube die letzte, da ſie die edelſte Seelenkraft, den Verſtand, beſchäftigt; die zweite ſcheint mir die ſchlechteſte, da ſie es vorzüglich mit der Neugier, und allenfalls mit dem Witze zu thun hat. Ein Roman aber, der alles leiſtete was in dem Ideal dieſer Dichtungsart liegt, müßte eine ſtreng zuſammenhängende Fabel aus der wirklichen Welt ſo aufſtellen, daß aus den Eigenthümlichkeiten der richtig geſchilderten Charaktere ſelbſt anziehende Verwickelungen hervorgiengen, und dieſe Verwickelungen wiederum zur nähern Entfaltung der Charaktere dienten, und Situationen herbeiführten, die Gefühl und Phantaſie beſchäftigten. Mit andern Worten: ein guter Roman muß jede Seelenkraft, auf die er berechnet werden kann, in eine angenehme Thätigkeit ſetzen.

— „Das iſt eine ſchwere Aufgabe!“ rufen Sie vielleicht aus. Auch beſitzen die kultivirteſten Sprachen nur wenig Romane, in denen ſie gelöſt iſt. Lorenz Stark iſt einer dieſer wenigen, wie Ihnen ſeine detaillirte Würdigung beweiſen wird.

(Die Fortſetzung im folgenden Hefte.)

Bitte
an den Herrn Redakteur der Leipziger Fama.

Die Jungemagd, die Sie Ihre Fama zu nennen belieben, bläſt oder wimmert vielmehr auf einem ſo durchaus geborſtenen Kinder-Trompetchen: kein Wunder, daß ſich der Ton derſelben langſam fortpflanzt, und ich erſt im Julius erfahren habe, was Sie, ich glaube, im April über das Novemberheft dieſer Briefe zu urtheilen für gut fanden. Verantworten mag ich mich nicht, da Sie aber gewiß die menſchenfreundliche Abſicht haben, mich zu beſſern, ſo geſtatten Sie mir eine Bitte.

Ihre äſthetiſchen *Urtheile* gleichen dem köſtlichen Gerichte aus ungeſalzner Milch und — Luft, das man in einigen Gegenden Schwermuß nennt. Schüſſel und Löffel füllt es vortrefflich, aber Mund und Magen merken nicht, daß ſie etwas empfangen, und langt man nicht bald zu, ſo

— iſt das Schaugericht von ſelbſt verſchwunden. Wenn Sie alſo künftig über mich ein Urtheil fällen: ſchicken Sie mir das Solide an demſelben, nehmlich das Blatt, worauf es gedruckt iſt, ſogleich zu. Ich will das Porto gerne tragen, um nicht Ihren Ausſpruch in dem Makulatur-Laden ſuchen zu müſſen.

G. M.

Durch meine Abweſenheit vom Druckorte und die Undeutlichkeit meiner Handſchrift ſind in dem vorigen Hefte folgende Druckfehler ſtehen geblieben:

S. 666. Z. 6. ſteht: M — mann für N — — mann.
— 668. Z. 6. — ſteht. für ſehn.
— 671. Z. 14. — vom für am.
— 674. Z. 9. — hindert für ändert.
— 678. Z. 17. — genommen für genau an.
— 690. Z. 6. — Wege für Wegen.
— 704. Z. 15. — Poeſie für Poeſieen.
— 713. muß die zweite Anmerkung wegbleiben.
— 717. ſollten die 5te und 6te, die 10te und 11te Zeile getrennt ſeyn.
— 719. in der letzten Zeile ſteht Richterei für Richterin.
— 727. Z. 19. ſteht Schwermuß für Schneemuß.
— — Z. 22. — laugt für langt.

Sechs und vierzigſter Brief.

Sind Sie in Leipzig geweſen, meine Freundin? O reiſen Sie ja hin! Es iſt der Sitz der feinen Lebensart, der Humanität, aller geſelligen Tugenden. Selbſt die Zeitungsſchreiber ſind voll zuvorkommender Gefälligkeit. Sie erinnern ſich des Erlanger Zeitungsſchreibers, der im ſiebenjährigen, und des Süddeutſchen, der im letzten Kriege gezwungen werden mußte, einen Empfangsſchein über die wohlverdiente Züchtigung, die er erhalten hatte, auszuſtellen. Ein Leipziger Gazettier hätte ſo etwas von ſelbſt gethan. Der Herr Redakteur der Zeitung für die elegante Welt wenigſtens hat die gütige Aufmerkſamkeit für mich gehabt, meine Zurechtweiſungen im zehnten Hefte ſo ſchnell als möglich zu acceptiren, und mir durch eine [illegible] Erwiederung zu bezeugen, er fühle ſein Unrecht. Zur Belohnung erlauben Sie mir, dem wackern Manne einen Theil dieſes Briefes zu ſchenken, beſonders, da das, was ich ihm zu ſagen habe, für eine fortgeſetzte Critik der eleganten Zeitung gelten kann. Ich verſpreche Ihnen dafür, Sie mit allem dem, was die Erlanger Lit. Zeitung, die Leipziger Fama und einige andere ähnliche Blätter über mich vorbringen mögen, nie zu behelligen, und ertheile dieſen hiermit die Erlaubniß, von mir alles Böſe zu ſagen, das ſie erſinnen können.

Herzlich wohlgemeinte Rathſchläge
an
den Hrn. Redakteur der Zeitung für die elegante Welt.

> Is Sporus angry? I excuse him too!
> Well may he rage: I gave him but
> his due *).
>
> *Pope.*

Liebwertheſter Herr Redakteur!

Wer ſchlägt, will treffen, und je heftiger das Geſchrei des Getroffenen iſt, um deſto zuverſichtlicher darf man hoffen, daß die beabſichtigte Wirkung werde erreicht werden. Sie haben meine Recenſion Ihrer Zeitung mit einer Recenſion meiner Briefe über Hamburg und Lübeck erwiedert, die von Anfang bis zu Ende die heftigſte Wut athmet. Vortreflich! Ich ſchließe daraus, daß Sie die Wahrheit meiner Rügen fühlten, Sich alſo künftig hüten werden, injuriirende Klätſchereien, Zoten und hämiſche Urtheile aufzunehmen. Ihre Gelehrigkeit verdient, daß ich meine Hand nicht von Ihnen abziehe. Ich verſpreche Ihnen daher, daß ich gerne fortfahren will, Ihnen von Zeit zu Zeit ähnliche Weiſungen zukommen zu laßen; ja, ich will noch heute eine ſolche Fortſetzung geben. Diesmal ſei der Gegenſtand, jene Recenſion ſelbſt, in der Sie leider einige wichtige Verſtöße gegen die Lebensklugheit gemacht, und ſehr große Blößen gegeben haben. Fürchten Sie nicht, daß ich dieſe boshaft benutzen werde. Nein, Pope hat mich gelehrt, daß man „keinen Wolkendieb rädern müſſe." Alſo nur aufzählen will ich Ihre Verſehen.

---

*) Zürnt Sporus? Ich entſchuldige ihn. Er hat Urſache zu wüten: ich behandelte ihn nur nach Verdienſt.

1. Sie nehmen in dieſer Recenſion, einen äußerſt hochfahrenden, vornehmen Ton an. Wie? Kennen Sie nicht die Fabel von dem Müllerthiere, das eine Löwenhaut umgethan hatte? Es war verrathen, ſo bald es zu brüllen verſuchte. So lange Sie, liebwertheſter Herr, Ihren Leſern bloß als Redakteur von ein Paar Zeitungen erſcheinen, in denen dann und wann ein ganz artiger

Aufſatz ſteht, hält man Sie unbeſehen für einen Mann von einigem Geiſte, geben Sie Sich aber die Mine der Superiorität, es ſey gegen wen es wolle, ſo frägt jeder: „Wer iſt denn dieſer majeſtätiſche Richter? — „Wer iſt er?" heißt bei einem Schriftſteller: Was hat er geſchrieben? Fragen Ihre Leſer ſo: im Publikum wüßte wahrſcheinlich niemand zu antworten. Nur der allgemeine Catalog und H. Hofrath Meuſel können es, und was führen dieſe bei Ihrem Namen an?

Bemerkungen über deutſche Schulen 1786.
Freimüthige Gedanken über die Gottesverehrungen der Proteſtanten.
Wanderungen durch die Schweiz.
Gedanken zur Einführung eines neuen Geſangbuchs.
Etwas über die Gefahren religiöſer Schwärmerei.
Verſuch einer Darſtellung der theologiſchen Principien.
Der neue Origines.
Carl Pilgers Roman ſeines Lebens *).

---

*) Zur Charakteriſirung dieſer lahmen Nachahmung des „Anton Reiſer von Moriz" reicht ihr Schluß hin. Der Verfaſſer kündigt in

Alſo lauter Armſeligkeiten, die nie bemerkt oder doch vergeſſen wurden, ehe eine neue Meſſe da war. Was, meinen Sie wohl, würden Ihre Leſer dann zu Ihrem ungebärdigen Hochmuth denken? Sie würden ihn verlachen. Beſcheiden alſo, liebwerther Herr, treten Sie ja beſcheiden auf, damit man Ihr Verdienſt nicht ſichte, und Ihre Mitarbeiter und Leſer ſich Ihrer nicht ſchämen.

2. Enthalten Sie Sich ſo viel möglich, der Lobſprüche auf Ihren theuren Herrn Schwager, J. P. F. Richter und die Clique, als deren devoteſten Schleppenträger man Sie einmal kennt. Die Sachen dieſer Herren ſtehen jetzt ſo, daß ziemlich je-

demſelben eine Fortſetzung an und ſagt: „Dem Koſmopoliten (Pilger,) gebührt, wie jeder eingeſtehen wird, ein Ehrenkleid, und alſo" werde die Verlagshandlung zu dieſer Fortſetzung „anſtändigeres Papier" liefern: „ſonach hoffe er, daß ihm der Genius des Sokrates bei der Darſtellung des Koſmopoliten treu fleißig beyſtehen ſolle." Der Genius ſcheint aber der Handlung gewogener geweſen zu ſeyn, als ihm, und ihr geſagt zu haben, was ſie nicht thun ſolle. Die Fortſetzung iſt, ſo viel ich weiß, nie erſchienen. — Ex ungue Simiolam Aus Einem Nagel — den Elegant.

dermann weiß, woran man mit ihnen iſt, und Vertheidiger Ihrer Art ſich eher lächerlich machen, als jene aufrecht erhalten werden. Wenn der Verf. von Carl Pilger ſagt, daß die Genoveva ein groſſes Kunſtwerk ſey — O, ſtille, lieber Herr! — Wollen Sie aber durchaus loben, ſo thun Sie es ſo, daß Sie nicht dadurch beleidigen. Sie ſetzen an einem Orte folgende Namen zuſammen: Göthe, Fichte, Schiller, Jean Paul, die Gebrüdere Schlegel und Tieck. Die lebhafteſte Rüge, die ich mir gegen Göthens und Schillers Werke, oder gegen Herrn Richter erlaubte, kann ſie unmöglich halb ſo ſehr beleidigen, als dieſe Zuſammenſtellung. Wie? zwei der größeſten Dichter, die Europa beſitzt, und den genialiſchen Richter neben Leuten dieſer Art! Mir fällt dabei eine Capuciner-Predigt ein, die ſo anhub: Im Anfange ſchuf Gott Himmel und Erde, die Wandlaus und den Froſch. — Schade indeß, daß Sie Ihren eigenen werthen Namen wegließen, da doch — die Aepfel einmal ſchwammen.

3. Wenn Sie ein Buch beurtheilen wollen, ſo ſuchen Sie, ſo gut Sie können, zu

verſtehen, wovon in demſelben die Rede iſt, — und ſollten Sie Selbſt es nicht herausbringen, ſo laſſen Sie Sich's von jemand ſagen. Bei meinen Briefen wenigſtens haben Sie dieſe Vorſicht nicht gehabt. Das Buch enthält eine kurze Geſchichte und eine Schilderung der beiden Hanſaſtädte. Iſt jene wahr und gut erzählt? Iſt dieſe treu und lebhaft? — Darauf laſſen Sie Sich nicht ein. Wie gewiſſe Thiere über die blühende Wieſe unachtſam hinlaufen, um ſich am Rande derſelben ein Paar Diſteln zu pflücken, ſehen Sie in dem ganzen Buche nichts, als einige zu lebhafte Ausdrücke und einige nicht gefeilte Stellen, die mit dem Zwecke des Buches nichts zu thun haben. Ei, ei!

4. Glauben Sie etwas rügen zu müſſen, ſo brauchen ſie folgende Vorſichtsmaaßregeln dabei:

Einmal: rügen Sie keinen Fehler, den Sie Selbſt zu begehen pflegen. Sie beſchuldigen mich indecenter Ausdrücke, und nennen mich ſchaamlos. Fiel Ihnen denn dabei gar nicht ein, daß man ſich der Zoten erinnern würde, die ich Ihnen in Ihrer Zeitung nachgewieſen hatte? Ahneten Sie gar nicht, daß eine Sittenſchilderung nicht lebhaft genug ſeyn könnte, daß man dieſer daher leicht etwas verzeiht, was in einer Zeitung für die *elegante* Welt unverzeihliche Todſünde iſt? Wie, wenn man gar darauf fiele, das, was ich an Ihnen rügte, mit dem, was Sie an mir tadelten, zu vergleichen? Daß man das ja nicht thue! Man würde finden, daß meine lebhafteſten Ausdrücke Aeußerungen des Unwillens waren, daß Sie aber mit Zoten witzelten und gefallen wollten.

Zweitens, tadeln Sie ja nichts, was Sie nicht verſtanden haben. Sie führen folgende Stelle an: „Tricolor iſt der Faden, den die Parce uns ſpinnt. Das Silbergrau der Gleichgültigkeit iſt ſeine Grundfarbe; aber indem er entſteht, ſprengt die Freude ihr helles Roth darauf, und der Gram ſein nächtlich-dunkles Blau. Oft auch fließen die Farben zuſammen, und bilden das Violet der ſanften Empfindung, oder das ſchillernde Ungewiß der Leidenſchaft," — und meinen, ich habe damit nichts ſagen wollen, „als im Herbſt in Hamburg zu leben, ſey etwas Trauriges.“ — Lichtenberg fragte einmal: Wenn ein Buch und ein Kopf zuſammen ſtoßen, und es klingt hohl: iſt es immer das Buch, was leer iſt?

Drittens, erlauben Sie Sich, Ihre Galle ſiede wie ſie wolle, ja keine Unwahrheiten und Verdrehungen; denn das macht Sie verächtlich. Eine offenbare Unwahrheit aber iſt es, wenn Sie *mich* beſchuldigen, S. 837 von dem Hausherrn und der Jungemagd geſprochen zu haben. Die ganze Schilderung iſt aus einem mit Recht ſehr geſchätztem Buche des Herrn von Heß abgeſchrieben. Ich führe das Werk an: wie konnten Sie alſo, — ?! Thun Sie das ja nicht wieder. — Eine Verdrehung iſt es, wenn Sie aus der Behauptung, ſehr alte Menſchen und Dinge, — es verſteht ſich, die ſonſt nichts als alt ſind — flößten keine Ehrfurcht ein, folgern, „die majeſtätiſchen Werke der Baukunſt der Egyptier, der Griechen und Römer, und die himmelanſtrebenden gothiſchen Werke erſchienen mir lächerlich, und ſeyen mir höchſtens *ungeheure, dunkle, fürchterliche Höhlen*, die Schauder einflößen.“ Ich will Ihnen die Stelle, da Sie Sich vermuthlich kein eigenes Exemplar meiner Briefe angeſchafft haben, herſetzen. Sie heißt:

„Hamburg hat, glaube ich, zwanzig Kirchen; nur einige davon ſind neu und geſchmackvoll, vorzüglich (iſt es) die Michaelis-Kirche. Die übrigen zeigen deutlich, daß es die zehnte oder funfzehnte Generation vor uns war, die ſie ihren Urenkeln aufthürmte: es ſind ungeheure, dunkle, fürchterliche Hölen, die Schaudern einflößen.“

Wo ſteht hier ein Wort von den Egyptern, Griechen und Römern? Ich rede von den alten Hamburgiſchen Kirchen, und von nichts weiter. Finden Sie dieſe aber ſchön, ſo verdienen Sie in eine derſelben eingeſperrt zu werden, bis Sie eine recht bündige Definition von architektoniſcher Schönheit erſonnen haben, — oder zur Eule geworden ſind. — Aufrichtig, liebwertheſter Herr, geben Sie Sich nicht mit Verdrehungen ab. Ich will nicht ſagen, daß Ihnen die nöthige Bosheit dazu fehle: aber es gehört auch Verſtand und Witz dazu, wenn man ſie durchführen will.

5. Schreiben Sie ums Himmelswillen nichts hin, wobei Sie nichts denken. Nicht jedermann iſt ſo glücklich wie die Hauptglieder der berühmten Clique, daß ihre Anbeter an den ſinnloſeſten Wortreihen ſo lange nagen, bis es ihnen glückt, einen Sinn — hinein zu finden. Vorzüglich entlehnen Sie keine Phraſen, die Sie nicht verſtanden haben. Das haben Sie leider gleich im Anfange Ihrer Schreiberei gethan. Sie ſagen: „Wo jemand auch ſei, wohin er reiſe und was er treibe, Er ſelbſt bleibt [illegible] zurück.“ Das, liebwertheſter Herr Redakteur, heißt nichts, gar nichts. Der Gedanke den Sie da ſtehlen wollten, iſt bekannt genug, aber ihre werthen Hände haben ihn zum platteſten Unſinn zerdrückt. Wie kann man wo ſeyn und zugleich zurückbleiben? Wie kann man etwas treiben, und zurückbleiben? — Ich übergehe unzählige ähnliche Verſtöße und begnüge mich, Ihre Herrlichkeit gleich am andern Zipfel zu faſſen. Der letzte Abſatz ihrer Recenſion fängt ſo an:

„Alſo auch das Alter im Menſchen iſt ihm lächerlich? Welche Verſündigung an *das* Verdienſt und die Tugend, dieſes von den Anſprüchen auf unſre Empfindung der Ehrfurcht aus zu ſchließen!"

Was dachten Sie dabei? Iſt das Alter, Verdienſt und Tugend? Oder iſt Verdienſt und Tugend immer alt? Nein. Sie dachten Nichts! — Geſchwind Ihre Schreibtafel her! Zeichnen Sie Sich folgende Regel auf, die Sie gelegentlich auch den meiſten Ihrer übrigen Gönner empfehlen können, die Regel:

„*Erſt den Gedanken, dann die Phraſe!*"

6. Den wichtigſten Rath habe ich Ihnen bis zulezt aufgeſpart. Er iſt der wichtigſte, weil er Ihnen die vielleicht zu ſchwierige Befolgung der erſtern unnöthig macht. Nicht wahr, es liegt Ihnen doch vor allen Dingen *daran*, daß Ihre Zeitung gehe? Nicht wahr, Sie möchten ihr gern die höchſte Vollkommenheit geben? — Wenigſtens iſt es Ihnen ſehr leicht, ihr eine unendliche Menge von Flecken und Fehlern zu erſparen, wenn Sie Sich entſchließen wollten, — *aller eignen Mitarbeit daran zu entſagen.* Thun Sie das, thun

Sie das ja, Herr Redakteur! Begnügen Sie Sich mit dem Vertriebe von Armſeligkeiten, fabriciren Sie aber Selbſt keine mehr! Ihre Leſer werden nichts dawider einzuwenden haben, denn auch dem Genügſamſten iſt es keine angenehme Empfindung, faſt in jedem Blatte von — Heu auf Stroh zu gerathen.

Ihr

ergebenſter
G. Merkel.

— Der Todtengräber. Ein Gegenſtück zur Urne im einſamen Thale, von demſelben Verfaſſer.

Iſt der Verfaſſer dieſes Buches ein Jüngling, ſo wünſche ich dem belletriſtiſchen Publikum zu dieſem neuen Dichter Glück. Iſt er ein reifer Mann, ſo rathe ich ihm, die Feder wegzulegen. Warum? Er verſpricht, viel zu werden, aber er iſt ſehr wenig. Er beſitzt die Talente der Jugend, glühende Phantaſie, lebendige Darſtellung; doch die Gaben des reifern Alters fehlen ihm: Beſtimmtheit des Geiſtes, ſicheres Auge und feſte Hand.

Er ſagt in der Vorrede, er wolle „den Lebenslauf eines Menſchen erzählen, der „aus der dürftigen Hütte ſeines Vaters zu „ſchnell in eine höhere Sphäre getrieben; „ſelbſt bei der mühſamſten, fleißigſten Aus„bildung der ſeltſamſten (ſeltenſten) Na„turgaben ein Sonderling blieb, bis, ſchär„fer an den Menſchen gerieben, er endlich „von beiden Extremen, an welchen Men„ſchen ſeiner Art gewöhnlich anſtoßen, mit „blutendem Herzen abprellte, und die be„queme Mittelſtraße des Lebens an der „Hand der Erfahrung wandeln lernte."

Ueberſetzt man dieſen etwas ſehr preciöſen Perioden in einfachere Phraſen, ſo ſcheint es, der Verfaſſer habe ſich die Aufgabe gemacht, zu ſchildern, wie ein talentvoller Jüngling, der ſich ſelbſt bildete, und daher Sonderbarkeiten annahm, durch Erfahrung bewogen wurde, ſie abzulegen. Die Aufgabe iſt ſchön; aber wenn Sie nun eine Auseinanderſetzung der Geſtalt erwarten, in welcher ein außerordentlicher Menſch die

Dinge ſieht, und was er bei ihnen empfindet; eine Schilderung, wie ſeine Phantaſie allmählig erliſcht, ſeine Empfindungen herabgeſtimmt, ſeine Täuſchungen zerſtört werden, ſo irren Sie Sich. Weit entfernt, daß der Verfaſſer dieſe Umwandlungen ſchildern ſollte, iſt es ihm nicht einmal gelungen, Sonderbarkeiten in den aufgeſtellten Charakter hinein zu legen. Es iſt wahr, ſein Held hat ſeltſame Schickſale: er iſt Todtengräber, dann Soldat, dann Lakai, dann Geſandſchaftsſekretär, dann, ich weiß ſelbſt nicht, was alles; aber in allen dieſen Lagen zeigt er nichts Auszeichnendes, als etwa die Vorſicht, mit ſeinen Geliebten, auch bey der innigſten Hingebung derſelben, nur zu platoniſiren. Ihm gegenüber ſteht ein Mädchen, das unaufhörlich aus den Armen eines Lüſtlings in die eines andern übergeht, und gleichwohl immer ihre Seelenunſchuld bewahrt, das heißt — keinen Geſchmack an der Wolluſt findet. Beide Erſcheinungen ſind nicht unmöglich, ſo gar nicht ſelten: — aber einer weitläuftigen pſychologiſchen Entwickelung weder fähig, noch — werth.

Eben ſo unſicher, wie in der Wahl und

Zeichnung

Zeichnung ſeiner Charakter, zeigt ſich der Verfaſſer in den einzelnen Schilderungen. Immer ſchwebt ihm eine gute Idee vor und immer verzeichnet er ſie zur Carrikatur. Ich ſchlage das Buch auf und ſetze Ihnen die erſte Stelle her, die mir vorkommt. S. 15. „Dem (Wem) die Wür-
„de des Menſchen nicht um Silber und
„Gold, nicht um eine reich beſezte Tafel
„feil iſt; dem (wem) von oben die Kraft
„verliehen wurde, als Menſch zu denken
„und zu handeln, der ehrt ſeinen Landes-
„herrn, iſt ihm ein treuer Unterthan, laßt
„aber die dornige Kronkette des Günſt-
„lings nicht um ſeinen freien Nacken
„winden — —

(Was heißt das? Wird er den Befehlen eines Günſtlings nicht gehorchen, oder wird er verſchmähen, Günſtling zu ſeyn? Beides wäre nun eben nicht unbedingt ein Zeichen eines edlen Charakters. Doch weiter!)

„Er naht ſich den Großen dieſes Erdballs (Den Elephanten oder den Bergen? Fürſten ſind ja nicht Große des Erdballs, höchſtens Große der Erde, das heißt der irdiſchen Staaten,) ſo wie dem Feuer —

— es wärmt den Klugen, verſengt den Ehrgeizigen, (das Feuer?) verbrennt den bunten Schmetterling — — des Abends ſetzt er ſich ſtatt in den bepolſterten Seſſel am Spieltiſch, auf die ſteinerne Bank, die ſein Großvater unter den dichtbelaubten Nußbaum in ſeinen teutſchen Garten ſetzen ließ, ſchmaucht im Kreiſe der Seinigen ſeine Pfeiſe in Gottes ſtiller Abendluſt, und ſchenkt ſeinem Nachbar, den Hang zur Geſelligkeit zu ihm treibt, geſundes Bier und reine Wahrheit ein."

Welch' eine Schilderung! Der Verfaſſer begann einen Cato zu malen, und unter ſeinen Händen verwandelte ſich dieſer in — einen weſtphäliſchen Bauren. Wem die Würde des Menſchen nicht feil iſt, der — raucht in freier Luſt Tobak und ſchenkt ſeinem Nachbar gutes Bier ein!!! Was iſt darin für ein Zuſammenhang? Faſt kein einziger Zug charakteriſirt richtig. Warum ſollte, zum Beiſpiel, ein ſelbſtſtändiger Mann nicht Karten ſpielen? Warum keinen ſogenannten engliſchen Garten anlegen? Sie ſehen das blinzelnde Auge und die zitternde Hand des Verfaſſers.

Glauben Sie indeß nicht, daß das Buch darum ganz ſchlecht ſei. O nein, es unterhält ohne Unſinn, und ohne gradezu die Sitten zu beleidigen: und dies negative Verdienſt iſt bei dem jetzigen Zuſtande der ſchönen Literatur ſchon ſehr viel werth. Wir ſind in dieſer beinahe ſo weit gekommen, wie die Montenegriner, heißt es, in der Moralität. Sagen ſie von jemand, er iſt ein Heiliger, ſo bedeutet das weiter nichts, als: er ſtiehlt nicht; — ein Spiegel der Ehre: — er mordet nicht von hinten. — In einem ähnlichen Sinne: das Buch iſt gut.

Sieben und vierzigſter Brief.

Herr Lorenz Stark, von J. J. Engel.
(Fortſetzung.)

> The Nine inspire
> And bleſs their Critic with a Poets fire,
> His own example strenghtens all his laws *).
>
> *Pope.*

Erwarten Sie nicht, meine Freundin, daß ich Ihnen mit großem Enthuſiasmus von dieſem Werke ſprechen werde. Eben weil ich es ſo ſehr bewundere, weil ich nicht müde werden kann, es ganz eigentlich zu ſtudiren, werd' ich mich bemühen, mit der äußerſten Ruhe davon zu reden. Ein ſo vollendetes, reines Kunſtwerk, als der Lorenz Stark iſt, gewinnt am meiſten, wenn man es mit völliger Unbefangenheit unterſucht, und — ſeinen Werth brauche ich ja nicht erſt zu verkündigen. Ich würde gar nicht von ihm ſprechen, wenn ich, nachdem ich an ſo vielen Werken dieſer Gattung gezeigt habe, was man *vermeiden* müſſe, die äußerſt ſeltne Gelegenheit unbenutzt laſſen dürfte, an einem zu zeigen, was man zu *thun* habe. Ein ſolches Beiſpiel überzeugt und belehrt mehr, als hundert theoretiſche Regeln.

---

*) Die Muſen begeiſtern ihren Kunſtrichter mit dem Feuer eines Dichters. Sein eignes Beyſpiel beſtätigt alle ſeine Regeln.

Um ein Kunſtwerk richtig zu würdigen, müſſen wir den Zweck des Künſtlers beſtimmt ins Auge faſſen: alles Detail iſt nur in ſo fern ſchön oder häßlich, gut oder ſchlecht, als es dahin wirkt, jenen Zweck zu erreichen, oder ihn verfehlen macht. Die Probe, ob es den Namen eines wahren Kunſtwerks verdient, iſt, ob von jedem, auch dem kleinſten Umſtande, ein Grund in der Abſicht des Ganzen aufgefunden werden kann.

Engels Zweck bei dieſem Romane war, uns das Bild eines reifen, edeln Mannes aufzuſtellen, der ſo vollendet iſt, als er es in der wirklichen Welt ſeyn kann. Er wählt ihn aus dem Kaufmanns-Stande. Warum? In dieſem hat der Menſch den weiteſten Spielraum zu ſeiner Ausbildung; in dieſem kann er am vollkommenſten Schöpfer ſeines eigenen Glückes ſeyn. In faſt allen andern Ständen, beſonders den höhern, tritt der Menſch gleich bei ſeiner Geburt in gewiſſe Verhältniſſe, die ihn zu einem beſtimmten Ziele hinzängeln: ſeine Ausbildung zweckt immer mehr dahin ab, ihn zum vollkommnen Gliede ſeines Standes, als zum vollkommnen Menſchen zu machen. Der Kaufmann beſtimmt ſeine Verhältniſſe ſelbſt durch ſeinen perſönlichen Werth, und iſt in ſeinem Wirkungskreiſe faſt durch nichts beſchränkt, als durch die bürgerlichen Geſetze.

Lorenz Stark hat ſich ſein Vermögen ſelbſt erworben: er hat alſo Thätigkeit, ſelbſtſtändige Kraft und Zutrauen zu ſich. Er iſt ein Greis, der jetzt bei einer mäßigen Wirkſamkeit die Früchte ſeines frühern

Fleißes genießt. Das Werk ſeines Geſchäft-Lebens iſt gut geendigt: er kann alſo, ohne ängſtliche Rückſichten, ganz ſeinem Herzen folgen, ſeinen ganzen Charakter als Menſch entfalten. Damit er volle Gelegenheit dazu finde, giebt ihm der Dichter die höchſte rein-menſchliche Würde: er macht ihn zum Familienhaupte, zum Hausvater.

Sie ſehen, mit welcher ſorgfältigen Ueberlegung Engel bei der Wahl ſeines Helden zu Werke ging, wie genau jeder Umſtand erwogen wurde. Verſuchen Sie es, eine jener Beſtimmungen zu ändern, und Sie werden ſogleich finden, daß der Spielraum des Dichters beengt, daß der Menſch in ſeiner Schilderung durch den Staatsbürger oder den Geſchäftsmann beeinträchtigt wird. Jetzt laſſen Sie uns unterſuchen, wie er die Schilderung ausführte.

Die größeſte Schwierigkeit bei ſolchen Werken iſt die natürliche Haltung der Charaktere, das heißt, die Kunſt, den Hauptzug derſelben überall durchblicken zu laſſen, und gleichwohl die Aeußerungen deſſelben jedem einzelnen Verhältniſſe, in das der Geſchilderte tritt, gemäß zu modificiren. — Der Hauptzug in Lorenz Stark's Charakter iſt edle Feſtigkeit, die ſich auf Einſicht und Bewußtſeyn ſeiner Rechtſchaffenheit und ſeines Werthes gründet. Sichert ihn das vor Fehlern? O nein! Sein wohlgemuthetes Selbſtgefühl macht ihn zum gutmüthig neckenden Spötter, und zum ſcharfen Sittenrichter; ja, er iſt ſogar von den eigenthümlichen Schwächen des Alters nicht frei: er hat einen unbedeutenden, werthloſen Menſchen lieb, weil dieſer ihm ſeine eignen Sittenſprüchelchen wiederholt; er verlangt, daß Alles unbedingt nach ſeinem Willen gehe. Aber ſelbſt in dieſen Fehlern verläugnet er ſeinen Edelmuth und ſeinen hellen Verſtand nicht. Hat er durch ſeinen Spott weh gethan, überzeugt man ihn, daß ſein Urtheil ungerecht war, ſo ſucht er es liebevoll wieder gut zu machen; er giebt nach, ſo bald man ihm beweiſt, daß die Urſache ſeines Widerſtandes aufgehört hat, und ſo willig er die Schmeicheleien des flachen Specht anhört, ertheilt er ihm doch zugleich ſehr ernſte Weiſungen.

Mit eben ſolcher Wahrheit und feinen

Haltung iſt er in ſeinen Familien-Verhältniſſen geſchildert. Er hat ſein Mütterchen, das mit ihm alt geworden iſt, ſehr lieb, neckt ſich gern mit ihr und erinnert ſie mit innigem Behagen an längſt verfloßne Jugendſcenen: aber wenn ſie etwas verlangt, das er für Unrecht hält, ſo äußert ſich ſeine Liebe nur dadurch, daß er ſie über ſeine abſchlägige Antwort zu tröſten ſucht und argwöhnt er Liſt an ihr, ſo wird er bitter.

Wie ſchön iſt vorzüglich der feſte Mann mit dem zärtlichen Vater verſchmolzen. Er rügt mit Bitterkeit die Fehler ſeines Sohnes, und geräth doch bei der vermeinten Ohnmacht deſſelben in die größeſte Unruhe; um ihn für den bezeigten Troz zu ſtrafen, willigt er in ſeine Entfernung und ſorgt zugleich zärtlich für ſein Fortkommen; er wird durch die Entdeckung, daß ſein Sohn ein edler Mann geworden iſt, bis zu Freudenthränen gerührt, aber er giebt ihm gleichwohl nicht eher ſeine Beiſtimmung zur Heirath, als bis er ſich durch eine ſcharfe Probe überzeugt hat, daß der Sohn ſeine Frau nicht unglücklich machen werde. — Seine Tochter ſcheint ſeinem Herzen noch näher zu ſtehen, als völlig gerathenes Kind, als Mutter ſeiner Enkel, als ſein eigenes Nachbild. Auch hat ſie ſo viel Zutrauen zu ihrer Gewalt über den geliebten Vater, auf den ſie ſtolz iſt, daß ſie ſich vermiſſet, ihn zu allem zu bringen. In der That kann er ihr faſt nicht widerſtehn, aber ſo bald er ihr kleines, ſchalkhaftes Complott durchſchaut hat, ſpielt er nur mit ihr und folgt ſeiner Einſicht. — Den Schwiegerſohn ehrt er als einen rechtlichen geſchickten Mann, aber er weiß ſich das väterliche Anſehen über ihm zu erhalten. Seine Enkel endlich — O, welche unübertreffliche Wahrheit iſt z. B. in den Verweiſen, die er ihnen über ihren Lärm und ihren Mangel an Andacht giebt, indeß ihm nichts ſo viel Freude macht, als ſie toben zu ſehn und er ſelbſt, im Gebete, das Auge nicht von ihnen wenden kann.

Dieſen längſt entſchiedenen und unerſchütterlich feſten Charakter contraſtirte der Dichter ſehr ſchön mit einem andern, der, wenn ich den Ausdruck wagen darf, erſt ſeinen Schwerpunkt ſucht. Es iſt mit der Feſtſtellung eines Charakters, wie mit dem

Gehenlernen der Kinder. Manche, die man ſich ſelbſt überließ, laufen ſchon in einem Alter, in welchem andre, die man immer trug oder gängelte, noch nicht ihre Füße vor einander zu ſetzen wiſſen. Aber früh oder ſpät: die erſten vier Schritte, die ſie faſt ohne etwas zu wiſſen, thun, um den vorgehaltenen Apfel zu erreichen, machen ſie auf Lebenszeit zu Herrn ihrer Beine. Auf dem Punkte, dieſe erſten Schritte zu thun, ſteht der junge Stark. Bisher lebte er im Hauſe des Vaters, in den Geſchäften, und von dem Erworbnen deſſelben, ohne daß ihn irgend ein lebhafter Reiz zur ſelbſtſtändigen Kraftäußerung getroffen hätte. Er überläßt ſich allem, und gehört eben deswegen nirgend hin. Das Einzige Prononcirte in ſeinem Karakter war eine immer rege Empfänglichkeit: dieſer zu Folge liebte er Spiel, Zerſtreuung, Putz, wenn er dazu aufgefordert wurde, oder arbeitete, wenn ihm die Geſchäfte nahe lagen. Erſt die Verſöhnungsſcene am Bette ſeines Feindes erſchütterte ihn tiefer; die bald nachher aufkeimende Neigung zu der Witwe deſſelben erhielt ihn ſeinem edeln Vorſatze treu. Jetzt hat er eine Reihe von Monaten kraftvoll gewirkt; jezt hat er Bewußtſeyn eignen Werthes und eignen Vermögens: aber eh' er dieſes zur Beſtimmung ſeines Glückes anwenden kann, hat er noch einen ſchweren Kampf zu beſtehen. Er muß ſeinen neuerlangten höhern Werth beweiſen; er muß beweiſen, daß er das Urtheil, die Behandlung, die er bis jezt von ſeinem verehrten Vater mit Recht ertragen mußte — künftighin nicht mehr verdiene. Eben dieſe Schwierigkeit iſt es die ſeine Kräfte noch erhöht, und ſo bald er ſie überwunden hat, ſteht er für ſeine übrige Lebenszeit mit beſtimmtem Gepräge da.

Die andern männlichen Charaktere ſind unbedeutender, aber alle von gleicher Natürlichkeit und bis auf die kleinſten Züge mit gleicher Wahrheit dargeſtellt. Es ſind nur alltägliche Menſchen, aber ſo nach dem Leben getroffen, daß einem iſt, als hätte man ſie alle gekannt, als dürfe man nur ans Fenſter treten, um ſie vorüber gehen zu ſehn. Alles ſpricht an ihnen und bei jedem kleinen Zuge, der von ihnen angeführt wird, erinnert man ſich heller oder dunkler ihn geſehen zu haben. Die ſpiralförmige Bewegung des Kopfes mit welcher der flache, kraftloſe Specht grüßt; die Art mit welcher er dem Alten ſeine witzigen Einfälle wiederſagt, mit der er ihm auf die Schultern tappt, um ihm zu liebkoſen; — die herzliche Theilnahme des alten Schlichts an dem Schickſale der Kinder vom Hauſe, die er von ihrem erſten Tage an, unter den Augen hatte und mit denen er immer noch gern ein Complotchen gegen den Hausherrn anzetteln mag; der Trotz unter dem er ſeine Furcht verbirgt, daß ſein junger Herr ertappt werden möchte; die Sonntagsweſte, die er anlegt wenn er zwar ein gewöhnliches Handlungsgeſchäft, aber bei der Braut ſeines jungen Hausherrn abmachen ſoll; das Anſehn das er ſich im Hausweſen giebt, weil er ſo lange zu demſelben gehört hat: — alle dieſe dem Anſcheine nach ſo kleinen Züge, ſind Beweiſe, daß der Lorenz Stark das lang überdachte Werk eines hellſichtigen Menſchenbeobachters iſt und eines Meiſters in der Kunſt. — Nur eine einzige Aeußerung des elenden Specht ſcheint mir zu weit getrieben — ich ſage ſcheint, denn wenn man in einem Werke von Engel einen Fehler zu entdecken glaubt, thut man vorläufig am beſten, nicht beſtimmt zu entſcheiden, ob er im Werke oder — im Auge des Sehenden liege. — Es iſt nehmlich völlig in der Natur eines Menſchen wie Specht, daß eigentlich die vielen Ballen und Frachtwagen es ſind, die ihm die große Ehrfurcht gegen ſeinen Gönner einflößen: aber ſollte ſelbſt er ſich das deutlich ſagen können, ohne ſich vor ſich ſelbſt zu ſchämen? Und ſollte es nicht etwas zu — prononcirt ſeyn, wenn Engel ihn in der Verwirrung gar beichten läßt, daß jene Dinge ihm den Muth zum Widerſprechen niederſchlagen? —

Eben die Natürlichkeit und Wahrheit, wie in den männlichen Charakteren, finden Sie in den weiblichen. Die alte Frau Stark, die ihren Mann herzlich liebt und ehrt, und doch immer über ihn zu klagen hat; die ihm in allem nachgiebt, aber, wenn er ihre weibliche Eitelkeit beleidigt, auch wohl den Muth hat, ein ſaures Geſicht zu ziehen und aus dem Zimmer zu gehn: wer kennt die gute Matrone nicht? Die Doktorin ſcheint beim erſten Blick wenig von jener zarteren Weiblichkeit zu haben, die man eigentlich das Leidende, Furchtſame ihres Geſchlechts nennen ſollte: aber ſie iſt nie unglücklich geweſen, ſie hat das heitere, kräftige Temperament ihres Vaters, ſie muß alſo auch die ringfertige Entſchloſſenheit zeigen, die ſie zu ſeinem Gegenbilde macht. Welche Weiblichkeit übrigens in der Art, wie ſie den Reizen und der Pädagogik ihrer leidenden Freundin Gerechtigkeit widerfahren läßt, ohne ſich etwas zu vergeben; in der Schlauheit, mit der ſie die Frau Lyk ausforſcht, und wiederum in der Parteilichkeit für ihr Geſchlecht, mit der ſie ihrem Bruder das Reſultat ihres Forſchens verbirgt, wiewohl ihr Gatte es im Schlafzimmer erfährt. Das ganze weibliche Herz lag vor dem Verf. offen da: er weiß, was in jedem Fältchen deſſelben verſteckt liegt. — Anziehender noch als die Doktorin iſt für das Herz, die Frau Lyk, die alles das Zarte und Weiche beſitzt, das jener zu fehlen ſcheint: aber ſie iſt doch nur eine Nebengeſtalt in dieſem Werke, und ich gehe an ihr vorüder, um zu der Fabel des Werkes zu kommen. —

Soll der Zufall in einem Romane mitwirken? Göthe ſagt im Wilhelm Meiſter irgendwo, wenn ich mich recht erinnere: „er möge es!" Ganz recht! Er möge es, wenn der Dichter ſich nicht anders zu helfen weiß, aber kann er ihn vermeiden, ſo zeigt er ſich gewiß als beſſerer Künſtler. Ein Zufall heißt in einem Romane eine Begebenheit, die nicht in der Fabel des Werks motivirt wird: was ſoll eine ſolche in einem Kunſtwerke, in welchem der Künſtler es ganz in ſeiner Gewalt hat, nichts ohne Motiv geſchehen zu laſſen? Es iſt kaum zu vermeiden, daß er ſeiner Schöpfung dadurch den Anſtrich der Abentheuerlichkeit giebt. — Man kann die Romanen-Dichter mit den Schachſpielern vergleichen. Stümper oder Meiſter: aufſetzen müſſen ſie ihre Steine erſt; aber dann, — welch ein Unterſchied in der Art, mit der beide ferner zu Werke gehn. Der erſte thut zwanzig Züge, bei denen er gar keinen Plan hat, bloß weil ſie ihm einfallen; macht zwanzig Pläne und giebt ſie wieder

auf.

auf. Der andre hingegen entwirſt ſich gleich anfangs einen Plan, nach dem er diesmal ſpielen will, behält ihn immer vor Augen, und ſieht jeden Zug, bei dem er nicht ſeinem Zwecke näher kommt, für fehlerhaft, für einen Verluſt an. Beide gewinnen oder verlieren am Ende, aber jener blindlings-tappend, dieſer als ein beſonnener Künſtler, und wenn die Zuſchauer den erſten bald mit Widerwillen verlaſſen, feſſelt die überlegte Zweckmäßigkeit im Spiele des Leztern, ſie ans Brett. — So iſt's im Lorenz Stark. Nachdem der Verf. die Charaktere und die Verhältniſſe, in die er ſie gegen einander ſetzen wollte, beſtimmt hatte, geſchieht im ganzen Buche nichts, was nicht ſolche Menſchen in ſolchen Verhältniſſen durchaus thun mußten. Es verſteht ſich, daß hier nur von dem Rede ſeyn kann, was die Hauptperſonen thun, denn z. B. auch das motiviren zu wollen, daß Horn die Bezahlung des Wechſels fordert und Specht grade dazu kommt, als der alte Stark mit dem Doktor ſpricht, hätte ein zu ängſtliches Ausſehn gehabt.

Was den Inhalt der Fabel betriſt, auch

auf ihn brauche ich nur hinzudeuten, um ſeine ſorgfältige Zweckmäßigkeit bemerken zu laſſen. Konnte der Charakter eines edlen weiſen Mannes als liebevoller aber feſter Hausvater, vollkommner und ſchöner entwickelt werden, als in einem Zwiſte mit ſeiner Familie, die er ſo innig liebt, und die ſo ganz an ihm hängt? Aber freilich, die Behandlung mußte äußerſt zart ſeyn, durfte nur von einem Meiſter unternommen werden.

Laſſen Sie uns jezt einen Blick auf die Schilderung der einzelnen Scenen werfen. Rufen Sie Sich einige ins Gedächtniß zurück, z. B. die in denen Specht und Schlicht figuriren, jene in der die Familie den Alten mit geſammter Hand überzieht, jene, wo die Doktorin die Frau Lyk ausforſchen will, vorzüglich aber die vortreffliche Schlußſcene, in welcher Vater und Sohn ſich verſöhnen: Sie werden geſtehen, der Dichter hat es ganz in ſeiner Gewalt, ein daurendes Lächeln auf unſre Lippen, oder Thränen in unſre Augen hinzuzaubern, wie es ihm beliebt, — ja, beides zugleich, wenn er es will, wie z. B. in jener Scene, da der alte Stark den Enkel ſeines längſt verſtorbenen Freundes auf den Tiſch ſtellt und mit Entzücken die Züge des Großvaters in dem Geſichte des Kindes entdeckt. Und wie verfährt er dabei? Ganz einfach. Ohne ſeinen Ton zu verändern, ohne im geringſten die Abſicht zu verrathen, als wenn er dieſe oder jene Wirkung auf uns thun wolle, ſtellt er allmälig eine Menge kleiner maleriſchen Züge neben einander hin, bis die Scene vor unſern Augen da iſt; berührt er, oft durch ein einziges Wort, bald dieſe, bald jene Saite des Herzens, bis wir mit ganzer Seele ſelbſt in dem Vorgange leben. Schlagen Sie nach, leſen Sie noch einmal, und Sie werden ſehn, wie ſehr ich Recht habe. Gehen Sie die Geſpräche durch. Wie die Glieder einer Kette folgen die Gedanken und Empfindungen eng geſchloſſen aus einander, jeder und jede natürlich, und grade ſo ausgedrückt und nüancirt, wie es der ſprechenden Perſon angemeſſen iſt. Was könnten die meiſten unſrer alten und jungen Romanenſchreiber aus dieſem Buche lernen, — wenn ſie zu lernen verſtänden.

Am meiſten bewundere ich Engel wegen

des Tones in welchem er die Geſchichte vorträgt und der feſten Haltung deſſelben. Jeder Gegenſtand hat ſeinen eigenen Ton, durch den er erſt ganz werden kann, was er ſoll: aber nur Meiſter ahnen die Schwierigkeit, ihn immer zu treffen. Der größte Theil der Schriftſteller kennt nur einen, in welchem ſie alles herleiern, was ſie vortragen. Andre überlaſſen es ihrem Gefühl, welchen ſie anſtimmen ſollen. Es iſt gewöhnlich ein ſicherer Leiter für den Anfang: aber auf dem Wege entſchlüpft ſeine Hand oft dem Geleiteten, und nur einſichtsvolle Kunſt kann dieſen dann vor Verirrungen ſichern. — Um ganz zu fühlen, wie wichtig es iſt, den rechten Ton zu treffen, denken Sie Sich den Lorenz Stark, in einem pathetiſchen vorgetragen, oder in einem komiſchen, oder auch nur in einem ernſten, edlern? Immer wird die Geſchichte lächerlich, gemein, oder trocken und langweilig. Eine Begebenheit aus dem wirklichen Leben, aus der bürgerlichen Sphäre, ſo einfach und natürlich, daß ſie ſich täglich zutragen könnte, zwiſchen Menſchen, dergleichen es, den alten Stark nehme ich aus, überall giebt, durfte ſchlechterdings nur auf dieſe ſcheinbar leichte launigte Weiſe erzählt werden, um zu intereſſiren: — ich ſage „ſcheinbar leicht,“ denn trotz den kleinen Nachläſſigkeiten ſelbſt in der Sprache, glauben Sie mir, alles, ſelbſt dieſe Nachläſſigkeiten, ſind ſo reif überlegt, ſo ſorgfältig auf den Eindruck, den das Ganze machen ſoll, berechnet, wie die natürlichen Locken, Mesdames, in denen ihr Haar zuweilen auf ihren Buſen herabſließt. — Vergleichen Sie nur Engels Sthl und Vortrag in ſeiner Mimik und in ſeiner Entzückung des Las Caſas mit dem in dieſem Romane, und Sie werden fühlen, daß die Sprache für Engel — ein Inſtrument mit Zügen iſt, dem er, wie es der Gegenſtand heiſcht, jetzt den Ton einer Flöte, jetzt einer Harfe u. ſ. w. zu geben verſteht. —

Es iſt eine Wirkung, welche ganz gelungene Werke in der Regel hervorzubringen pflegen, daß es einem, wenn man ſie in ihrer Vollendung vor ſich daſtehen ſieht, iſt, als könnten ſie gar nicht anders ſeyn, als verſtünde ſich alles an ihnen von ſelbſt. Für das Werk iſt dieſe Empfindung der höchſte Lobſpruch, aber ſie verleitet die Leſer nur zu leicht, dem Meiſter nicht die volle Bewunderung zu zollen, die ihm gebührt. Weil ſie keine Misgriffe ſehn, vergeſſen ſie, daß Misgriffe möglich waren, daß ſie nur durch einſichtsvolle Kunſt vermieden werden konnten. Als ich vor einigen Tagen mit einem übrigens ſehr hellen Kopfe über den Lorenz Stark ſprach, ließ er dieſem Werke zwar Gerechtigkeit widerfahren, aber gab mir zugleich zu verſtehen, daß ich ſeine Schönheiten doch ein wenig zu mikrologiſch zergliederte, vorzüglich in Rückſicht auf den Charakter des alten Stark und auf die Verhältniſſe, in die ihn der Verfaſſer geſezt hat. „Wollte Engel einen edeln Hausvater ſchildern, konnte er ihm einen andern Charakter, als dieſen, geben? Wollte er ſeine Denkungsart durch Handlungen in ſeinem Hauſe ſichtbar machen, konnte er ihn anders ſituiren, als gegenüber einer Familie, mit der er in einer Art von gutmüthigem Zwiſte ſteht?“ Das vollkommen-Rechte, antwortete ich ihm, iſt immer das Ei des Columbus, das jedermann auf die Spitze ſtellen kann, ſo bald man nur weiß, wie?

Aber dieſes „Wie?“ zuerſt herauszufinden: das iſt die Sache. Wollen Sie ſich überzeugen, wie leicht es möglich war, hier Fehlgriffe zu machen, ſo ſehen Sie die Schilderung eines Hausvaters an, die ein andrer großer Schriftſteller, die Diderot vor vierzig Jahren gab. Sein Hausvater iſt ein alter Graf, der ſeinen Stand und ſein Vermögen ererbte; der in ſeiner Jugend wider den Willen ſeiner Eltern heurathete und nun ſeinem Sohne nicht erlauben will, es wider den ſeinigen zu thun; ein weicher Empfindler, der mit ſeiner Familie durch Sentiments und Thränen kämpft, und nicht Muth genug hat, zu ſiegen; der ſich in ſeinem eignen Hauſe, um einer künftigen Erbſchaft willen, von einem alten Verwandten tiranniſiren läßt. Auch er ſteht einer Familie gegenüber, deren Wünſche nicht mit den ſeinigen übereinſtimmen: aber die Abentheuerlichkeiten die ſein Sohn und der Geliebte ſeiner Tochter begehn, abgerechnet, iſt das Recht und Gefühl auf ihrer Seite, auf ſeiner nur das Vorurtheil wider eine ſogenannte Meſalliance. Die Verwikkelungen ſind abentheuerlich. — „Genug!

ſagte mein Freund, der ein faſt leidenſchaftlicher Verehrer Diderots iſt. Engel hat im höchſten Grade der Vollkommenheit geleiſtet, was ſelbſt einem Diderot mislang. Wir wollen die Schonung haben, gar nicht zu unterſuchen, wie tief faſt alle *unſre* geprieſenſten Menſchenſchilderer unter ihm ſtehn geblieben wären.'' — Genug, ſage auch ich, und freue mich, daß ich die Kraft hatte, von einem Gegenſtande, der mich ſo ſehr erwärmte, mit Ruhe zu ſprechen.

Acht und vierzigſter Brief.

Octavia, ein Trauerſpiel von Auguſt von Kotzebue.

Le ſecret eſt de plaire et de toucher.

Boileau.

Die literariſchen Schickſale dieſes Dichters ſind beinahe eben ſo ſonderbar und wechſelnd geweſen, als ſeine bekannten bürgerlichen. Er trat auf mit ſeinem berühmten Schauſpiele Menſchenhaß und Reue, und es war ſogleich nur Eine Stimme des Lobes über ihn. Mochte hier und dort ein Kritiker den Kopf ſchütteln und rufen, — was ſich von der Ilias ſo gut wie von jedem andern Kunſtwerke ſagen läßt: „das Werk hat Fehler!" Die Neuheit des Gegenſtandes, die Lebendigkeit der Charaktere, die rührenden Situationen und Züge, die es enthält, machten es für eine lange Zeit zum Liebling jedes Deutſchen Publikums, das Gelegenheit hatte, ſich vor einer Bühne zu verſammeln. Ein Paar folgende Stücke von ihm waren ſchon faſt mit eben dem Beifalle aufgenommen worden, als er ſich durch den Enthuſiasmus der Freundſchaft zu einer jugendlichen Unbeſonnenheit hinreißen ließ, die mit einemmale jeden, der nur eine Feder hatte, zu ſeinem Feinde machte. Einſtimmig tönte nun von allen kritiſchen Richterſtühlen das feindſeligſte Urtheil der Verwerfung gegen ihn, er mochte ſchreiben, was er wollte. Es war herrſchende Mode, ihn zu haſſen, und ununterſucht galt alles was er nur gab, für armſelig. Eine Zeitlang vertheidigte er ſich mit muthigem Wizze, und war nicht ſelten ſeinen Feinden überlegen: doch ein witziger Einfall, der keine Lacher findet, iſt ein Schuß ins Blaue. Alles was in der Literatur mitſprach, war gegen ihn, und lachte alſo nicht: das Witzigſte was er ſagte, erregte nur neuen Grimm, und jede Armſeligkeit, die gegen ihn geſagt wurde, trug man im Triumph umher. Endlich hörte er auf, ſich vertheidigen zu wollen, und überließ ſeine Werke ihrem Schickſale. Er konnte es ziemlich ruhig thun. Ungeachtet des allgemeinen Anathema, waren ſeine Schauſpiele immer diejenigen, welche am ſicherſten jedes Parterre füllten, und ſeine andern Schriften wurden mit Begierde geleſen. —

Allmälig ſank der Goll, und ſchon fing man an, ihn weniger zu verfolgen, als ſein „Menſchenhaß und Reue" in London und Paris mit eben ſo großem Beifalle aufgenommen wurde, wie vormals in Deutſchland, und bald auch die Ueberſetzung ſeiner übrigen Stücke veranlaßte. Das war unerhört; das konnte der Haufe mittelmäßiger Köpfe, der gewohnt war, ſeinen Ruf zu mishandeln, nicht ertragen, und ein neues Geſchrei erhob ſich gegen ihn. Indeß war es weniger bedeutend. Hatte vormals — die Wahrheit zu ſagen, verdiente — Rachſucht gegen ihn getobt, ſo that es itzt der Neid: und des Neides ſind nur elende, kleine Menſchen fähig. Bald ward man der Verächtlichkeit ſeiner neuen Feinde inne; er ſchlug ſie durch den hyperboreiſchen Eſel nieder, und jetzt ſcheint der Zeitpunkt heran zu nahen, da man endlich ſeinem ausgezeichnet großen dramatiſchen Genie volle Gerechtigkeit wird widerfahren laſſen.

Ich ſage, er ſcheint heran zu nahen, denn freilich, da iſt er noch lange nicht. Noch iſt es beinahe eben ſo gefährlich, ihn mit der verdienten Bewunderung zu loben, als es vor einem Jahre war, nur den Gedanken zu äußern, Göthe könne Fehler machen. Ich habe das Letztere indeß gewagt: warum ſollte mir der Muth fehlen, auch die unerhörte Unterſuchung zu wagen: ob dieſer Dichter dem drei oder vier Nationen ſo unendlich viele genußreiche Stunden verdanken, nicht — ein vortrefflicher Dichter ſey? — Eh' ich indeß es ſage und beweiſe, erlauben Sie mir, meine Freundin, mich mit einigen Jemanden die eigentlich moraliſche Niemande ſind, abzufinden, und ihnen ihr Spiel zu verderben.

Es giebt nehmlich einen Haufen vermeintlich ſchlauer, feinnaſiger Burſchen, die unaufhörlich im Publikum, in jedem Buchladen und in jeder Klatſch-Cotterie nach Neuigkeiten herumſchnobern und triumphiren, wenn ſie zu einem Benehmen, deſſen ſie nicht fähig ſind, eine Veranlaſſung erſinnen können, die den Beobachteten eben ſo klein erſcheinen läßt, als ſie ſelbſt ſind. Ein halbes Dutzend ſolcher Menſchen erzeigt mir, ſeit dem Anfange dieſer Briefe, die Ehre, mich zum ganz beſondern Gegenſtande ihrer cosmopolitiſchen Bemühungen zu machen. Nicht genug, daß ſie alle Monate einige Anekdoten, von deren Möglichkeit ich nichts ahne, mit ſinnreicher Mühe — fabricirten und ihren Klatſchbaſen u.ſ.w. zum Thee ſervirten, nein, ſie wußten bis izt faſt von jeder nachtheiligen oder lobenden Recenſion, die ich in dieſen Briefen gab, eine perſönliche Urſache anzugeben. Sie wußten, woher der Groll käme, der mich verhinderte, vor Göthen anzubeten, oder den Wallenſtein fehlerlos zu finden; wußten, wo ich jeden Gedanken, der irgend jemand frappirte, aufgefangen hatte, — ja, zuweilen waren ſie ſelbſt es geweſen, die mir ihn zugeraunt hatten. Dieſe Menſchen nun, werden höchſt wahrſcheinlich auch irgend einen äußerliterariſchen Anlaß dazu finden, wenn ich — nicht etwa Kotzebue für den erſten dramatiſchen Dichter Deutſchlands erkläre, denn ich weiß wohl, daß ich dieſe Palme nicht zu vergeben habe; ſondern nur — geſtehe, daß ch kein deutſches Schauſpiel kenne, daß in ielen eigentlich dramatiſchen Rückſichten, ieſer Oktavia an die Seite geſetzt werden ann. Damit nun beſagte Herren nicht ange um etwas, das ſie deuteln können, erlegen ſind, will ich ihnen nur gleich ſagen, daß Kotzebue mein Freund iſt. Die mmoraliſche Veranlaſſung der ungeheuren Blasphemie gegen Wallenſtein und Maria Stuart, Clavigo und Egmont, iſt alſo in die Augen fallend. — Sie mögen das Geſtändniß verarbeiten, ich aber wende mich ndeß zu Ihnen, meine Freundin, um meine Meinung mit Gründen zu belegen, Ihnen u ſagen, was ich in dieſem Stücke vorrefflich finde, eben ſo aufrichtig aber, was mir an demſelben fehlerhaft, ſehr fehlerhaft, ſcheint.

Laſſen Sie uns damit anfangen, daß wir, ohne Rückſicht auf die Geſchichte zu nehmen, den Stoff dieſes Trauerſpiels betrachten.

Die beiden mächtigſten Männer ihres Zeitalters haben gemeinſchaftlich faſt die ganze ihnen bekannte Erde unterjocht. Sie werden über die Theilung dieſer ungeheuren Beute uneins. Nach einem blutigen Kriege iſt endlich der Glücklichere dahin gekommen, den Andern in ſeiner Reſidenz einzuſchließen, und unter den Mauren derſelben ſoll itzt eine letzte Schlache entſcheiden, nicht nur wer Herr der Welt ſeyn, ſondern wer von ihnen noch einen Tag erleben ſolle. Geſtehen Sie der Moment iſt erhaben: unendlich erhabner als jener da, im Wallenſtein, ein Feldherr der eine Empörung macht, von ſeinem Heere verlaſſen wird, oder jener in der Maria Stuart, da eine regierende Königin eine abgeſetzte will enthaupten laſſen. Doch, den Gegenſtand mit Einſicht zu wählen, iſt nicht genug, iſt ein ſehr kleines Verdienſt, wenn man ihn nicht auch auf eine würdige Art zu benützen weiß: alſo weiter!

Um Wallenſteins Empörungsgeſchichte dem Herzen intereſſant zu machen, giebt der Dichter ihm eine Tochter, ſeinem Gegner aber einen Sohn. Die jungen Leute lieben ſich, werden getrennt und ſuchen nun den Tod, ohne daß alles dieſes Einfluß auf die Haupthandlung des Stückes hat. Deſter iſt die zärtliche Intrigue in Maria Stuart mit der Staatsaktion verwebt: der Günſtling der einen Königin iſt der geliebte Liebhaber der andern; er ſucht den Tod der letztern durch Ränke aufzuſchieben, wird durchſchaut und verdammt, Zeuge ihrer Hinrichtung zu ſeyn. — Wie dagegen in der Oktavia? Die Schweſter des einen Triumvirs iſt die verſtoßene Gattin des andern. Der Schimpf der ihr von ihrem Gemahle widerfuhr, iſt der Vorwand des Krieges, den ihr Bruder gegen ihn führt. Sie iſt alſo eine wichtige Perſon in der politiſchen Handlung ſelbſt. Am entſcheidenden Tage erſcheint ſie. Sie weiß, daß der Mann, der ſie ſchimpflich verſtieß, in den Armen einer Buhlerin ſchwelgt: aber ſie läßt nicht ab ihren Bruder anzuflehn, bis er ſich entſchließt, ſich mit ihm zu verſöhnen. Mit der größten Gefahr ihres Lebens dringt ſie zu dieſem ſelbſt durch, und weiß ihn durch die edelſten weiblichen Ueberredungskünſte zu erweichen, friedlich zu ſtimmen, zu gewinnen. Sie wird von ſeiner Buhlerin gemishandelt, verjagt: noch bleibt ſie ihrem Vorſatz treu, ihn zu retten und da er gefallen

fallen iſt, hält nur Mutterliebe ſie ab, ihm in den Tod zu folgen. Sie ſehen: das eigentlich Tragiſche, das Leidenſchaftliche iſt hier nicht Zugabe, ſondern macht die Handlung ſelbſt; iſt nicht in das Stück verwebt, ſondern der Inhalt deſſelben. Und welch eine Leidenſchaft handelt hier! Nicht eine jugendliche Schwärmerei, wie jene die Thekla und Piccolomini beſeelt; nicht eine verſteckte, halb ſinnliche, halb ehrgeitzige Neigung, wie in der Maria: es iſt der heroiſche Enthuſiasmus einer Gattin für ihre Pflicht; einer Römerin für ihr Vaterland. Es braucht alſo wohl nicht erſt geſagt zu werden, welches von den drei Trauerſpielen, den erhabenſten, und folglich den am meiſten tragiſchen Stoff hat.

Aber wie iſt er behandelt? Wir wollen unterſuchen.

Die wichtigſte Pflicht des dramatiſchen Dichters iſt, ihn nach einem ſolchen Plane zu formen, daß durch Einheit der Handlung auch die Einheit des Intereſſe erhalten werde, und daß das Stück nicht länger daure, als das Intereſſe. In Rückſicht des Wallenſtein werden Sie Sich erinnern, daß ich Ihnen bewies, er habe ein durchaus geſpaltenes Intereſſe. In der Maria Stuart iſt wenigſtens eine doppelte Intrigue, und die eigentliche Handlung iſt lange vor dem Stücke beendigt. In der Oktavia iſt durchaus nur Eine Handlung, der Kampf einer edlen Gattin mit einer Buhlerin, um ihren Gemahl, den Vater ihrer Kinder, vom Untergange zu retten, und erſt in der letzten Scene wird ganz entſchieden, wer von ihnen den Sieg davon trägt. Auch hierin alſo ſteht die Oktavia über den beiden, in andern Rückſichten freilich mit Recht, hochgeprieſenen Schillerſchen Stücken. Eben das würden Sie zugeſtehen müſſen, wenn ich mich hier darauf einlaſſen könnte, in den einzelnen Scenen dem Gange der Handlung nachzuſpüren. Wie viel müßige hat der Wallenſtein, und ſelbſt Maria! Die Oktavia hat keine einzige, die kurzen, in denen der Augur erſcheint, vielleicht abgerechnet; ja, ich möchte faſt mit Gewißheit behaupten, ſie habe ſehr wenige ganz entbehrliche Reden. Ich habe eine franzöſiſche Ueberſetzung nach dem Wiener Theater-Manuſkript vor mir, in der manche ſehr beredte und wohlklingende Stelle ſteht, die der Verfaſſer nachmals weggeſtrichen hat, weil ſie nicht völlig nothwendig war. Dafür hat ſein Stück aber auch, einige wenige Scenen ausgenommen, faſt überall einen raſchen, fortreißenden Gang. Doch ich will mich nicht länger bei dem Plane aufhalten, da ich weiterhin doch noch einmal von ihm ſprechen muß. Ich komme zu den Charakteren.

Sie erinnern Sich, daß ich an Wallenſtein ſelbſt das Schwankende, Unſichre rügte, das uns ungewiß läßt, ob er ein Schwächling oder ein großer Mann iſt. Es darf keine Frage davon ſeyn, ob Wallenſtein wirklich ſo war: genug, ſo taugte er nicht für das Theater Er taumelt unaufhörlich: kein Wunder, daß der Dichter zehn Akte brauchte, um ihn ans Ziel zu führen. Eben dieſe Unbeſtimmtheit finden Sie im alten Piccolomini wieder: eine Tag- und Nacht-Larve, deren eine Seite die andre nicht errathen läßt; und wieder finden Sie ſie im Grafen Leſter, und im Mortimer. Kotzebue hat dieſe Klippe vermieden. Er zeigt uns an jedem Charakter ſtimmt die Seite, die in die Handlung gehört, doch ohne ihn deshalb zu einer moraliſchen Maske zu machen, die kein Minenſpiel vermag. Oktavia hat den erhabenſten weiblichen Heldenſinn, aber ſie verräth auch neben ihren erhabenſten Aeußerungen, Schwächen, die uns jene natürlich machen. Ihr gegenüber ſteht Cleopatra, mit eben ſo prononcirten Zügen der Geiſtesſtärke, aber zugleich der Verworfenheit des Herzens. Cäſar iſt ein entſchiedener Herrſchſüchtiger, der nur auf einen Augenblick zum ſanftern Gefühl herabgeſchmeichelt wird, aber den erſten Anlaß begierig ergreift, ſeine wahre Geſtalt wieder anzunehmen. Antonius iſt ein ſchwankender Coloß, ein Mann von großem Geiſte, aber ſchwachem Herzen, durch die Unſtätigkeit ſeiner Gefühle unfähig, etwas ſelbſtſtändig zu wollen oder zu ſeyn. Ventidius, Eros, ſelbſt Charmion: — jede handelnde Perſon kündigt beim erſten Blicke an, was ſie iſt. So muß es im Drama ſeyn, denn ſeine Beſtimmung iſt nicht pſychologiſche Zergliederung, ſondern Vergegenwärtigung einer Handlung. Der Roman kann ſich darauf einlaſſen, die Umgeſtaltungen der Charaktere zu entwickeln: das Drama aber darf nur die Umwandlungen der Gefühle und Leidenſchaften in bleibenden und entſchiedenen Charakteren darſtellen. —

Der Raum zwingt mich, hier abzubrechen. In dem künftigen Hefte werd' ich zur Zergliederung der einzelnen Scenen übergehn, ohne weiter Vergleichungen anzuſtellen. Nur da will ich, um nicht parteiiſch zu ſcheinen, wieder auf die Schillerſchen Stücke zurückkommen, wo ich nun auch ſagen kann: hierin ſteht die Oktavia unter ihnen.

Neun und vierzigſter Brief.

Taſchenbuch für 1802. (Braunſchweig bei Vieweg.)

Wenn doch für alle Bedürfniſſe des Publikums ſo treulich geſorgt würde, als für diejenigen, die es nicht hat. Vier Monate vor Abfluß des alten Jahres erſcheinen ſchon die Taſchenbücher, die man im neuen Jahre — ſich wohl hüten wird, in den Taſchen herum zu tragen: niedliche Dinge, um die es Schade wäre, wenn man ſie brauchen wollte, und die auch wirklich als Taſchenbücher nicht nutzbarer ſind, als — ein Hammer von Porzellan.

Das vorliegende hat übrigens ganz die Mine darnach, auch in Rückſicht der Eleganz und des Werthes unter ſeinen Brüdern zu bleiben, was es in Anſehung ſeines Erſcheinens iſt: das erſte. Alles iſt an demſelben mit Geſchmack und Einſicht gewählt und geordnet und auch ſein ſchriftſtelleriſcher Inhalt hat hohen Werth.

Sein Putz beſteht in elf Kupferblättern und vierzehn Vignetten, faſt alle mit der äußerſten Schönheit gezeichnet und geſtochen. Sie zeigen eine Reihe von öffentlichen Feierlichkeiten bei verſchiedenen Völkern. Auf dem erſten Blatte ſieht man den religiöſen Cultus in ſeiner früheſten Geſtalt: eine Hirtenfamilie, die den Erſtling ihrer Heerde vor einem Schnitzbilde zu opfern kommt. Das elfte ſtellt uns in einer neufränkiſchen Kirche den Gottesdienſt in ſeiner Auflöſung dar: ein Municipal-Beamter hält vor einer ſchlafenden ſchwatzenden oder ſonſt beſchäftigten Gemeinde eine Rede. Vor ihm ſteht ein verhülltes Crucifix zwiſchen den Büſten Voltairens und Rouſſeaus. Auf den andern Blättern finden wir Griechiſche, Römiſche Deutſche und Franzöſiſche Feierlichkeiten dargeſtellt. Die Idee einer ſolchen Gallerie iſt ſchön: ob aber auch dazu geeignet, daß man ihre Ausführung auf Duodezblättchen verſuchen durfte, — iſt eine andre Frage. Die Künſtler haben alles geleiſtet, was man von ihnen fordern konnte. Ihre Schuld iſt es nicht, wenn die Gruppen auf manchem Blatte im Verhältniß zum dargeſtellten Gegenſtande, zu ärmlich ausfielen, und manches wieder zu ängſtlich überladen iſt. — Die Erklärung der Kupfer iſt mit vielem Geiſte geſchrieben; nur an ein Paar Orten ſtößt man auf geſuchten und unpaſſenden Witz, z. B. wenn als Grund zu jenen Abbildungen angegeben wird, die Anordnung von Feſten unterſcheide die Menſchen von den Thieren; oder wenn, bei der erwähnten Stellung des Crucifixes darauf angeſpielt wird, Chriſtus ſey wieder zwiſchen Schächer gerathen. O, zählte doch Deutſchland dieſe Schächer zu den ſeinigen!

Der erſte ſchriftſtelleriſche Artikel heißt: „Eloiſe. Ihr Charakter. Xenien an ihrem Grabe.“ Von Herder.

Eigentlich iſt es eine Ehrenrettung Eloiſens gegen Popen, die — mich beinahe hinreißen könnte, wieder eine Ehrenrettung Popens gegen Herder zu ſchreiben. Mit jener edlen Herzenswärme, welche die Verehrung gegen ſeinen Geiſt bei allen die ihn näher kennen, in faſt enthuſiaſtiſche Liebe verwandelt, eifert er dagegen, daß Pope in ſeiner berühmten Epiſtel Eloiſe, nach ſeinem Ausdrucke, „als eine Lüſterne, eine heuchelnde Buhlerin im Nonnenkleide,“ ſprechen laſſe. Er nennt dies „eine entehrende Lüge,“ und ſtellt dann nach den noch vorhandenen Briefen Eloiſens eine Schilderung dieſer eben ſo edlen als unglücklichen Frau auf, die ſie freilich in einem ganz andern Lichte erſcheinen läßt, als die Popiſche Epiſtel. — Die kleine Schrift iſt von Herdern: das heißt, wie Sie wiſſen, hinreißende Beredſamkeit trägt in ihr gefühlvoll vor, was der helleſte Verſtand erkannte und die lebenvolleſte

Phantaſie verherrlichte, — aber — aber — das macht die Ungerechtigkeit nicht gut, die Herder gegen Pope beging.

Herder folgte bei ſeiner Charakteriſtik den Briefen, die von Eloiſen geſchrieben ſeyn ſollen und zwar in ihrem ſpätern Alter. Pope, auch wenn er jene Briefe nicht für untergeſchoben hielt, hatte eine unbeſtreitbarere Urkunde vor Augen: das menſchliche Herz, wie man es täglich ſieht. — Herder erblickt in Eloiſen eine ehrwürdige Tugendheldin, die über dem Einfluß der Sinnlichkeit erhaben iſt; — Pope, ein junges liebetrunkenes Mädchen, dem es freilich ſehr Ernſt iſt, Meiſterin ihrer Sinnlichkeit zu werden, das aber noch nicht dahin gelangen kann. Wahrſcheinlich ſind beide Schilderungen ihr, nur in verſchiedenen Altern, gleich ähnlich geweſen. Pope fehlte darin, daß er die Matrone wie ein junges Mädchen ſprechen ließ: aber ſollte Herder nicht auch einen kleinen Fehlgrif gethan haben, wenn er das junge Mädchen nach den Aeußerungen der Matrone beurtheilte? Fehlgriff gegen Fehlgriff gerechnet, zeigt Herder freilich durch die Art des ſeinigen, daß er dem kränklichen, unglücklichen Hageſtolz, der die Weiber immer geringſchätzte, wo nicht verachtete, weit an eigentlichem Seelenadel überlegen iſt: — nur eine entehrende Lüge iſt es nicht, wenn Pope das weibliche Herz, wie er es kannte, in einer beſtimmten Situation ſchilderte und nun den Namen aus der Geſchichte über das Gemälde ſetzte, der ihm der paſſendſte ſchien. Weit entfernt, daß er ſeine Gedanken Eloiſen wirklich unterſchieben wollte, würde er ſehr dawider proteſtirt haben, hätte man ihn beſchuldigt, in ſeiner Epiſtel wären die meiſten einzelnen Züge aus ihren Briefen entlehnt *).

Die Xenien beſtehen aus einem Wechſelgeſange, den Eloiſens Zöglinge an ihrem Sarge anſtimmen. Die Hauptzüge aus ihrem Leben und ihren geäußerten Empfindungen werden darin poetiſch wiederholt, und bilden ein Gemälde, das — Pope hätte ſeine Epiſtel als eine Entweihung eines heiligen Namens vernichtet, wenn er jenes

---

*) Dieſe treſliche Charakteriſtik iſt durch einige häßliche Druckfehler verunziert werden. So ſteht darin, Eloiſe ſey 1763 geſtorben. Leſen Sie ſtatt deſſen 1163.

geleſen hätte. Wir wollen zufrieden ſeyn, daß er es nicht konnte. Sie iſt von einer entzückenden Schönheit.

Der zweite Aufſatz: **Eigner Schade macht für andre klug. Ein dramatiſches Sprüchwort von Huber.**

Die Idee dieſes kleinen Drama iſt ſehr artig, der Zweck deſſelben verſtändig, der Dialog leicht und natürlich: mehr darf man von einer Spielerei dieſer Art nicht fordern.

Pauline Dupuis von Huber, nimmt den dritten Platz ein: eine ſchauderhafte Geſchichte, deren Heldin als Göthens Mignon zu einem reifern Alter gelangt, angeſehen werden kann.

Ein ſchönes, geiſtvolles Mädchen wird in ſeinem dreizehnten Jahre von einem Mönche entführt, durch weite, rauhe Umwege nach Rom geſchleppt und dort auf eine höchſt ſchändliche Weiſe behandelt. Ein glücklicher Zufall rettet ſie aus ſeinen Händen, ehe er ſie ganz zu Grunde richten kann: aber die ſchrecklichen Scenen, die ſie durchgehen mußte, haben ihre Phantaſie krankhaft-reizbar gemacht, haben ihre Gefühle überſpannt, ihrem Geiſt eine verſchobene Richtung gegeben, von der ſie keine veränderten Verhältniſſe mehr heilen können. Sie liebt den jungen Mann der ſie rettete, mit einer faſt wahnſinnigen Leidenſchaft, aber ſie verweigert ihm ihre Hand, weil ſie ſich ſeiner unwürdig glaubt. Endlich giebt ſie ſich ihrer Leidenſchaft hin und büßt es gleich nachher durch Gift ab.

Die Geſchichte iſt ſchön und fließend erzählt; die Scenen ſind lebendig aber zart gemalt. „Liegt ihr eine wahre Begebenheit zum Grunde?“ Was kommt darauf an: ſie iſt mit künſtleriſcher Einſicht angelegt und durchgeführt. — „Iſt die Schilderung der Heldin pſychologiſch wahr, oder nur wahrſcheinlich?“ Wer das verneint, dem wünſche ich zu ſeiner — Geſundheit Glück. Wer es unbedingt bejahet, den bedaure ich. Um gewiſſe Seelen-Leiden nur für möglich zu halten, muß man ſie, wenigſtens in einem geringern Grade, empfunden haben, und der leichteſte Grad der hier geſchilderten, muß eine Hölle ſeyn. Ich wage weder Ja noch Nein!

Briefe
an ein Frauenzimmer
über
die wichtigſten Produkte
der
ſchönen Literatur,
herausgegeben
von
G. Merkel.

Parteilos, aber kühn!
Kühn, aber beſonnen!

Vierter Band.

Berlin, 1802.
In Commiſſion bei K. Quien.

Inhalt

des vierten Bandes.

Funfzigſter Brief. Einleitung. — Bernhard, Herzog zu Sachſen-Weimar. Ein hiſtoriſches Gemälde von Friedr. Schlenkert. 9

Ein und funfzigſter Brief. Taſchenbuch für 1802. Der Liebe u. Freundſchaft gewidmet. (Bremen, bei Willmanns.) 19

Zwei und funfzigſter Brief. Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1802. Herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel und andern. 30

Drei und funfzigſter Brief. Oktavia, ein Trauerſpiel von Kotzebue. (Fortſetzung.) 42

Vier und funfzigſter Brief. Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen. Zwölfter Jahrgang. Herausgegeben von W. G. Becker. 65

Fünf und funfzigſter Brief. Die Wartburg; ein Gedicht in fünf Geſängen. Taſchenbuch für 1802. 73

Sechs und funfzigſter Brief. Muſenalmanach für 1802. Von A. W. Schlegel und L. Tieck. 85
Sieben und funfzigſter Brief. Taſchenbuch für das Jahr 1802. Herausgegeben von Joh. Georg Jacobi. 109
Acht und funfzigſter Brief. Romanen-Kalender für d. Jahr 1802. Aglaja, für 1802. herausg. von Stampeel. 117
Neun und funfzigſter Brief. Oktavia, ein Trauerſpiel von A. v. Kotzebue. (Beſchluß.) 119
Sechzigſter Brief. Guiskardo der Dichter, oder das Ideal, von Franz Horn. Der Einſame von Demſelben. 152
Ein und ſechzigſter Brief. Taſchenbuch der Reiſen, oder unterhaltende Darſtellung der Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts, von E. A. W. v. Zimmermann. Erſter Jahrgang für 1802. (Mit 15 Kupfern und einer Karte.) 164
Zwei und ſechzigſter Brief. Die Jungfrau von Orleans. Eine romantiſche Tragödie von Schiller. Kupfer zur Prachtausgabe von Siama und Galmery. 169
An Hrn. Sch — ler zu Wien. 193
Drei und ſechzigſter Brief. Das merkwürdigſte Jahr meines Lebens. Von Auguſt von Kotzebue. 195
Vier und ſechzigſter Brief. Die Jungfrau von Orleans, eine romantiſche Tragödie v. Schiller. (Beſchluß.) 209
Fragment eines Geſprächs. 232
Fünf und ſechzigſter Brief. Eleuſina, ein Gedicht in fünf Geſängen, von G. A. v. Halem. Prinz Bimbam, ein Mährchen. — Egeria von K. Müchler. 237

Funfzigſter Brief.

Sie wiſſen es, meine Freundin! Trotz der geſchäfftigen Miene, mit der ich vor einem Jahre auftrat, hatte ich doch nur die Abſicht, ein Dutzend Schreckſchüſſe zu thun, und dann wieder ruhig bei Seite zu gehn. Jetzt liegen drei Bändchen voll Briefen vor mir! Kein Wunder! Sie, meine Theure, waren mit mir zufrieden; ein ſehr hoachtungswerther Theil des Publikums munterte mich auf, und vor allen Dingen, die Menſchen, deren Züchtigung Anfangs einer von meinen Hauptzwecken war, benahmen ſich ſo ungebärdig und verſicherten ſo unermüdet, daß meine Briefe nichts als Armſeligkeiten enthielten: ich mußte wohl eine immer vortheilhaftere Meinung von dem Unternehmen bekommen, und immer mehr Luſt und Liebe zur Arbeit bringen. Aber ich ſoll auch einen zweiten Jahrgang geben! Das erfordert denn doch in der That vorher eine ernſthafte Prüfung meiner Situation.

„Ernſthaft? Als wenn ſie nicht ohnehin ſchon zu oft, ohne es zu wollen, ernſthaft geworden wären! Ich verbitte mir den Ernſt!“

Nun gut, nicht ernſthaft, aber doch — recht heroiſch. Sie nannten mich einſt neckend Ihren Ritter Sankt Georg*), der gegen die literariſchen Lindwürmer auszöge. Stellen Sie Sich alſo Ihren Ritter vor, wie er mitten im Kampfe einen Augenblick ſtill ſteht, Athem ſchöpft und — ſich umſieht. Was er erblickt? Ich will es Ihnen ſagen.

Rund um den Kampfplatz her gehen hohe Sitze, auf denen ſich immer mehr und mehr Zuſchauer, das nicht ſchriftſtellende Publikum, ſammlen. Ein Theil derſelben, der vorzüglich aus Damen von einer gewiſſeh Art beſteht, und aus Herren, die unbeſehen für Damen gelten könnten, zieht mir fürchterlich-grimmige Mienen, und ſpränge am liebſten ſelbſt auf den Kampfplatz herab, mich zu ſteinigen, wenn es ſich thun ließe. Ein anderer ſtiert verwundert, aber parteilos, auf die Vorgänge hin, und will, ehe er ſich erklärt, durch das Ende des Kampfes erfahren, wer der Lindwurm ſey, die Gegenpartei, oder ich: denn daß der Siegende der Ritter iſt, verſteht ſich. Doch was kümmern mich dieſe. Eine dritte, und gerade die glänzendſte Gruppe winkt mir freundlich mit Hand und Auge, unermüdet fortzufahren. In ihrer Mitte erblicke ich eine hohe, edle, weibliche Geſtalt, zwar dicht verſchleiert, aber ich — ich weiß, was ihr Schleier verbirgt, grüße ſie ehrfurchtsvoll, und ſenke den Blick auf den Kamplatz ſelbſt.

---

*) Die H. H. Fabrikanten der Ehrenpforte, des Thurms zu Babel, der Eumeniden rc. rc. rc. werden ergebenſt erſucht, dieſe Gelegenheit, mir einen neuen Schimpfnamen zu geben nicht unbenutzt zu laſſen. Sie könnten mich ja künftig den kritiſchen Würger, oder auch den hörnernen Siegfried nennen.

Am obern Ende deſſelben ſitzt ein ehrwürdiges Chor literariſcher Heroen, die längſt ihren Lorbeer gewannen, und nun in Ruhe, wenn ſie gerade nichts Intereſſanteres beſchäfftigt, zuſehn, was weiter geſchehe? Gegen ſie eigentlich war das Wüthen des Lindwurmgeſchlechts, ſo mag es heißen, weil Sie es einmal ſo nannten, — gerichtet. Es möchte ſie gar zu gern von ihren Stühlen vertreiben, und ſie ſelbſt in ſeine Sümpfe verweiſen. In Olympiſcher Sicherheit und Ruhe bemerkten die meiſten von ihnen das frevelhafte Beginnen der Unmacht nicht, bis mein Auftreten ihren Blick darauf lenkte. Jetzt billigen ſie lächelnd meinen Eifer für ihre Sache. O, ſie werden mich auch belohnen! Siege ich, ſo werden Sie mir: „Braver Ritter!“ zurufen, und unterliege ich, ſo werden ſie ſprechen: „Schade! Sein Eifer führte ihn zuweilen zu weit, aber die Sache, die er vertheidigte, verdiente den Sieg!“ Wahrlich, eine reizende Ausſicht!

Um mich her ſeh' ich eine Menge, dem Scheine nach, parteiloſe Wanderer ihren Weg hingehn, — die jüngern belletriſtiſchen Schriftſteller aller Art. Dann und wann treffe ich unter ihnen auf einen Biedermann, der mir mit einem herzlichen „Glückauf!“ die Hand ſchüttelt, weil er ſich bewußt iſt, von mir nichts befürchten zu dürfen: aber die meiſten von ihnen bewachen mich mit argwöhniſchen Blicken; ſehen gewaltig freundlich, wenn ich mich zu ihnen wende, und können doch kaum den Augenblick erwarten, da ich werde gefallen ſeyn, um auch eine Feder von mir zu gewinnen. Andre meinen es herzlich gut mit mir und klatſchen mir Beifall, doch mit der gehörigen Vorſicht, daß niemand es höre; ja, ſie hülfen mir allenfalls ſelbſt, einen Lindwurm todt ſchlagen, wären ſie nur ſicher, daß er — es nicht übel nähme. Noch andre ſchreiten mannhaft, mit gezücktem Schwerdte aber verlarvtem Geſichte, eines Weges mit mir. Auch ſie, behaupten ſie, vertheidigen die Sache des reinen Geſchmacks, aber ſollte ich glücklicher ſeyn, als ſie, ſie ſchlagen ſicher auf mich zu. Vorzüglich die gewaltigen Kriegsmaſchinen da, das Jahrbuch der Literatur, die Erlanger Lit. Zeitung u. ſ. w. die ich mit nichts zu vergleichen weiß, als mit dem Trojaniſchen Pferde, voll verſteckter Dolchritter —: Wehe mir, wenn ich jemals mehr Aufmerkſamkeit erregte als ſie! Dann ginge ihr Weg über mich hin, — oder der meinige über ſie.

Sie werden geſtehen, meine Freundin, dieſe Umgebungen ſind nicht ſehr aufmunternd. Geſchwind einen Blick auf meine verhüllte Minerva, um muthiger dann auf meine eigentlichen Feinde zu ſehen! – Ich erſchrecke über ihre Anzahl! Gerechter Himmel! Hatte jemals ein Schriftſteller eine größere und mannigfaltigere Menge!

Ganz im Hintergrunde entdecke ich die liefländiſchen Reimer, noch immer voll glühenden Grolles, daß ich als Jüngling einſt keck genug war, lauter über ſie zu lachen, als ſie zu ſingen vermochten, und ihre Liedlein ihrem Publikum auf ein Vierteljahr zu verleiden *). Zwar ſind ſie der That nach längſt außer dem Kampfe, doch nicht dem Herzen nach, und ſollten ihre Brüder in Deutſchland das letzte Wort gegen mich behalten: ſie würden aus dem fernen Norden her ein lautes, theilnehmendes Jubelgeſchrei vernehmen.

Näher erblicke ich einen Haufen moraliſcher und politiſcher Ungeheuer, die ich einſt von der unglücklichen Beute, die ſie zerflei-

---

*) Das Büchelchen von dem ich hier rede, kennen Sie wahrſcheinlich nicht; es iſt ſo viel ich weiß, nie nach Deutſchland gekommen. Es war ein Lehrgedicht: Verſuch über Dichtkunſt. Riga, 1794.

ſchen, aufzuſcheuchen verſuchte. Mit glühendem Auge und mühſam unterdrückter Wut beobachten ſie mich und wenn ſie mich nicht ſchon längſt zerriſſen, verdanke ich es bloß dem kleinen Umſtande, daß ich nicht zwiſchen ihren Klauen lag. Beim erſten Blicke auf ſie, überläuft mich ein Schauder. Beim zweiten? — Geduld, meine Herren! Meine jetzigen Gegner werden mich hoffentlich nicht ſo ganz beſchäftigen, daß mir nicht dann und wann ein Augenblick bliebe, auch ihnen noch einen Pfeil zu ſenden.

Noch mehr im Vorgrunde zürnt ein Völkchen mit mir, — das ich jetzt lieber nicht böſe gemacht haben möchte. Aber, lieben Herren, ich ſah Sie eſſen: — iſt es denn ein ſo großes Verbrechen zu vermuthen, daß ſie ſatt würden?

Unmittelbar vor mir endlich — Sie hatten Unrecht, meine Freundin! Es ſind ſo wenig Lind- oder Haſelwürmer, als ich der Ritter Sankt George bin. Will man ſie ja allegoriſiren, ſo darf man ſie nur für ein Häufchen jener poſſirlichen Bewohner Afrika's erklären, die alles auch ſeyn wollen, was ſie ſehen, daß andre ſind. Dieſer hier will Deutſchlands Shakeſpeare ſeyn. Was thut er dazu? Er räuſpert ſich, wie der berühmte Britte. Dieſer andre rückt ſeinen Hut, wie Göthe die Nachtmütze tragen ſoll, und dünkt ſich ihm nun zum wenigſten gleich; doch daß jener ein Dichter iſt leidet keinen Zweifel, denn Bürger amüſirte ſich einſt damit, ihn über den poetiſchen Stock ſpringen zu laſſen. Seitdem hat er gelernt, den Finger bedachtſam an die Naſe zu legen, und nun iſt er ein Kunſtrichter, und demonſtrirt ihnen unumſtößlich, daß Wieland kein Dichter und ſein litterariſcher Schöpfer, Bürger, ſelbſt, ein armer Wicht iſt. Dort ſchreitet einer auf Stelzen einher, als romantiſcher Rieſe; dort thut ein andrer Manſchetten an, und glaubt ſich nun berufen, die elegante Welt zu unterhalten. Ja, wenn ſich Geiſt hervorzupfen ließe, wie ein Jabot! — Dort lauſcht ein Dritter mit verklärtem Lächeln auf das Beifallklatſchen des Publikums: der Arme! es iſt nur der Wind, der in ſeinen Schellen (Sonetten) rauſcht. Sie erblicken mich: wüthend greifen ſie alle nach Steinen, und erhaſchen — nichts, als Unſauberkeiten, die ihnen ſelbſt in Bart *) und Aermel fließen, ehe ſie ſie fortſchleudern können. — Nein, das Schauſpiel iſt zu komiſch als daß ich ſobald den Blick davon abwenden könnte! Ich wage einen neuen Gang, nehmlich Jahrgang: doch weg für die Zukunſt mit Allem, was einer ernſten Rüſtung ähnlich ſieht! Frohſinn ſei mein Harniſch, und ſtatt des Schwertes, deſſen zu ſtrengen Gebrauch man mir zuweilen vorwarf, will ich künftig ein leichtes Haſelſtöckchen ſchwingen.

Bernhard, Herzog zu Sachſen-Weimar. Ein hiſtoriſches Gemälde von Friedrich Schlenkert.

Meisner, glaube ich, war der erſte, der in Deutſchland dialogiſirte, hiſtoriſche Romane ſchrieb. Sie gefielen, trotz ihrer ſteifen Eleganz, aber durch die große Zahl ſeiner elenden Nachahmer wurde die ganze Gattung bald verrufen. Iſt ſie wirklich ſo verwerflich, als viele ſtrenge Kritiker behaup-

---

*) Womit ich übrigens gar nicht ſagen will, daß grade die gewaltigſten Schreier unter meinen Gegnern ſchon einen Bart haben.

tet haben? Um das zu ſagen, muß man vergeſſen haben, daß in ihr Werke da ſind, welche eben ſo unſterblich ſeyn werden, als die erhabenſten Meiſterſtücke des Alterthums; — wie wenig aber die Machwerke unſrer Deutſchen Dialogiſten taugen, beweiſt der einzige Umſtand hinlänglich, daß es vielleicht keinem ihrer Leſer, keinem ihrer Beurtheiler, vielleicht nicht einmal irgend einem ihrer Verfaſſer eingefallen iſt, ſie gehörten zu Einer Gattung mit den Werken des erwähnten Meiſters, nehmlich — Shakeſpear'ens.

Als Shakeſpear zuerſt in Frankreich bekannt wurde, erklärte man ſeine ſogenannten Trauerſpiele für Ungeheuer, weil ſie gegen alle Regeln verſtoßen, weil ſie ſo oft eine doppelte und dreifache Handlung haben, weil ſie voll zu kräftiger Aeußerungen ſchienen, — doch ich würde nie fertig werden, wenn ich Ihnen alle die Rügen aufzählen wollte, welche die Franzöſiſchen Kunſtrichter, Voltaire an ihrer Spitze, machten. — Als man ihn tiefer ſtudierte, als man die innere Wahrheit ſeiner Charaktere, die erhabene Energie, mit welcher er die Leidenſchaften ſprechen läßt, die majeſtätiſche Kühnheit ſeiner Schöpfungen kennen lernte, ging man zur lauteſten Bewunderung über. Viele Deutſche blieben bei dieſer Bewunderung nicht ſtehen, ſondern ſchloſſen, weil Shakeſpeare die Regeln des Drama nicht beobachtet hätte, müßten dieſe Regeln wohl gar keine Gültigkeit haben; könnte man in einem Schauſpiele ſein alles durch einander mengen, ſich über jede Rückſicht wegſetzen, u. ſ. w. Bald galt ein jeder überlegter Plan für pedantiſch, jede Rückſicht auf Wahrſcheinlichkeit für armſelig, und — kurz, man ſchien nur die Alternative zu kennen, entweder alle bisher bewunderten dramatiſchen Werke von Corneille, Racine, Voltaire, von Leſſing und andern für ängſtlich-pedantiſche, kleinliche Armſeligkeiten, oder die Shakeſpeariſchen für Ungeheuer zu erklären. Ich glaube, man irrte ſich. Die letztern gehören gar nicht in eine Klaſſe mit den erſtern: ſie ſind gar keine Dramen, ſondern dialogiſirte Geſchichten. Wer für die Bühne arbeitet, wer uns Eine Handlung vergegenwärtigen will, folge, wiewohl ohne Aengſtlichkeit, dem Beiſpiele der erſtern. Wer bloß beſtimmte Charaktere und Leidenſchaften, ohne Rückſicht auf theatraliſche Darſtellung in Dialogen ſchildern will, ſey Shakeſpeare — ſo ſehr er vermag.

Was das vorliegende Gemälde von Herrn Schlenkert betrift, ſo muß ich geſtehn, daß ich darin nichts Gemaltes habe entdecken können, wenigſtens nicht mehr, als in irgend einer Reihe von Fratzen, die ein müßiger Schulknabe mit Kohlen an ein Hofthor kritzelt. Das Buch kann ſchlechterdings für niemand Intereſſe haben, als für denjenigen, der etwa neugierig iſt zu wiſſen, was Guſtav Adolph, Herzog Bernhard, Kaiſer Ferdinand und dreißig bis vierzig andre berühmte Männer geſagt haben würden, wären ſie — Herr Schlenkert geweſen. Der Verfaſſer nahm wahrſcheinlich ein Paar Chroniken oder Geſchichten des dreißigjährigen Krieges zur Hand, ſtrich ſich an, wo und wann einige Hauptperſonen deſſelben etwa zuſammentrafen, und ließ ſie dann ſchwatzen, wie — er grade aufgelegt war. Daher thut ſein Werk ohngefähr die Wirkung einer ſchlecht exekutirten Marionettenkomödie, wo man immer dieſelbe Stimme, jetzt im erzwungenen Diskant als Prinzeſſin Hihi, und jetzt in eben ſo falſchem Baß als Prinz Burrburr ſprechen hört.

Zur Probe vom Dialog, will ich Ihnen eine Rede des Herzogs Bernhard herſetzen.

„Herzog Wilhelm. Weil ſich Guſtav Adolf zum Retter und Rächer Deutſchlands aufgeworfen hat, meinſt Du?"

„Herzog Bernhard. Darum, Lieber! und weil ſich Ferdinand von Wallenſteins Feinden endlich hat verleiten laſſen, dieſen großen Mann, der Schöpfer ſeiner Heere und den Erhalter ſeines Thrones, der Oberfeldherrnſtelle zu entſetzen. Seit dieſem für Teutſchlands freie Verfaſſung ſo überaus wohlthätigem, für die ſtolzen Abſichten des Oeſterreichiſchen und Spaniſchen Monarchen aber äußerſt verderblichem Schritte, hat ſich des Kaiſers Heeres-Macht um mehr als die Hälfte ſchon vermindert, haben ſeine tapferſten Kriegsoberſten, Wallenſteins würdige Zöglinge, ihren Abſchied, und zum Theil ſchon wieder fremde Dienſte genommen, hat Schwedens treflicher König in Teutſchland erſt recht feſten Fuß gefaßt, die Kaiſerlichen Heere in alle Wege geſchlagen, ganz Pommern ſich unterworfen, die Herzoge von Meklenburg wieder in ihre Länder eingeſetzt, und iſt mit ſeinen ſiegreichen Schaaren ſchon bis Brandenburg vorgedrungen, ſo wüthend auch der alte Tilly gekämpft und gearbeitet hat, dem jungen feurigen Helden in ſeinen raſchen Fortſchritten Einhalt zu thun."

Sie ſehen, Herr Schlenkert berechnet ſeine Perioden auf eine wackre Heldenbruſt, und ſein Herzog Bernhard weiß ſeine Worte ſehr Canzleimäßig und vollſtändig zu ſetzen. Sollten Sie's glauben? Der Mann, der hier ſo ſchülerhaft dialogiſirt, hat vielleicht ſchon zwanzig Bände voll Dialogen geliefert und das Publikum hat ſie — entſetzlich iſts, zu ſagen! — geleſen!

Der Paſtor in Kartoffelfeld, oder der Mann mit zwei Grillen.

Nicht das Werk eines Dichters, auch nicht eines tiefen Seelenforſchers, aber doch, trotz der preciöſen Spaßhaftigkeit des Titels, von einem hellen, verſtändigem Kopfe, der mit ruhiger Unbefangenheit die Dinge um ſich betrachtet, ſie, mit Wahrheit nachzeichnet und dabei das Gute ernſtlich will. Der Held, ein Candidat der Theologie, mag kein Amt anders, als auf rechtlichem Wege, ſuchen und iſt entſchloſſen nur nach Vernunft und Neigung zu heirathen: das ſind die beiden auf dem Titel erwähnten Grillen, die Urſache werden, daß er erſt ſpät eine kümmerliche Stelle und mit ihm die Hand ſeiner Geliebten erhält.

Das Buch iſt mit Laune und in einem leicht-flieſendem Style geſchrieben. Ich hab' es mit Vergnügen geleſen, ob es gleich wohl keine ſtrenge, kunſtrichterliche Prüfung aushalten möchte.

Noah der Deutſche.

Unter dieſem Titel liefert die Zeitung für die elegante Welt eine nicht ganz übel gelungne Romanze. Da ſie dieſe Dichtungsart lieben, und das Stück nicht lang iſt, will ich es Ihnen ganz herſetzen. Um es zu verſtehen, müſſen Sie indeß vorläufig wiſſen, daß es auf mich gemacht iſt.

Das Ohr befiedert ſaß am Pult
Ein Mann, der ſchob mit Ungeduld

Auf einer Jagd nach Witze
Bald hin, bald her die Mütze;
Er dachte ſo in ſeinem Sinn:
„Ich, Meiſter Unfried Schnörkel, bin
Voll Geiſt und Kraft, wie Einer,
Und hochſtudirt, wie Keiner!"

Nun kam die Feder hinterm Ohr,
Und aus dem Pult Papier hervor;
Die freche Stirne rieb er:
„Ihr Schreiber alle — ſchrieb er:
Mich nehm' ich aus, ſeid Lumpenpack,
Euch fehlt Kritik, Euch fehlt Geſchmack,
Ja weit umher erſchall' es,
Euch fehlt nicht mehr, als Alles!"

„Jean Paul iſt toll und butterweich,
Arm von Verſtand und Thränen reich;
Sein Affe, Lafontaine;
Die Klique fletſcht die Zähne;
Auch Schillern fehlt es hier und da,
Selbſt Göthe klimpert nur lala;
Der Reſt, ich kann's betheuern,
Heizt mit gemahlten Feuern."

Und aus des Mannes Dintenfaß
Rann's unaufhörlich ſchwarz und naß. —
Trotz Gottes Regenbogen
Erſtickt' in Well'n und Wogen
Durch allgemeine Sündenflut
Er, Mann für (vor) Mann, die böſe Brut

Der deutſchen ſchönen Geiſter,
Gleich einem Hexenmeiſter.

Die guten armen Teufel die,
Wie kläglich ſchrie'n um Mitleid ſie! —
Er aber fuhr in Wettern
Fort, alle zu zerſchmettern.
Nur mit der Thierheit ſchwamm umher
Auf den Gewäſſern ſelber Er,
Von Segeln blos und Maſten,
Wie Noah in dem Kaſten.

So gab er nun die Blößen ſein
Gebehrdend ſich nicht eben fein,
Bei ſeines Kieles Feſten
Vor allem Volk zum Beſten;
Doch ach! kein frommer Sohn erſchien
Von hinten her zu decken ihn,
Denn alle, alle machten
Es ſo, wie Ham — ſie lachten.

Abgeſehn, daß manches in dieſem Gaſſenhauer iſt, was ihn für die elegante Welt nicht recht paſſend macht, muß man geſtehen, der Verfaſſer hat den komiſchen Romanzen-Ton ziemlich glücklich getroffen. Die Verſe ſind leicht und fließend, und mancher Einfall ſpielt recht artig. Am beſten hat mir das Wortſpiel, Sündenflut, ſtatt Sündflut gefallen, nehmlich eine Flut von kritiſchen Sünden, meint der Reimer, ſtatt einer Flut für Sünden. Weniger gelungen iſt der Nürnberger, aus Gottfried Merkel, wie mich Hr. Fichte nannte, Unfried Schnörkel zu machen; auch ſcheint es mir, hätte der Dichter die in der dritten Strophe angeführten und angeblich von mir gefällten Urtheile ſo ſtellen ſollen, daß wirkliche Abſurditäten daraus entſtanden. Jezt könnte mancher, ſtatt zu lachen, denken: „Unfried hat in vielen Stücken doch wohl Recht!“ Endlich — es fehlt der eigentliche Zuſammenhang in dem Gedichte. Erſt rezenſirt Unfried, dann macht er plötzlich eine Sündfluth, dann ſchwimmt er in einem Kaſten allein auf den Gewäſſern, dann zeigt er plötzlich Blößen, und ſo weiter. Ich glaube, das Gedicht hätte mehr Effekt gethan, wenn der Herr Verfaſſer die kleine Sorgfalt gehabt hätte, für Sinn zu ſorgen. Ich wünſche ſehr, daß er dieſe Verbeſſerungen wirklich und bald treffen möge, denn ich bin willens zu Neujahr eine Sammlung von den Spottgedichten, die man auf mich gemacht hat, herauszugeben, und dieſe Romanze darf nicht darin fehlen.

Ein und funfzigſter Brief.

Taſchenbuch für 1802. Der Liebe und Freundſchaft gewidmet. (Bremen, bei Willmanns.)

Wo Kinder einen ſchönen Vogel aufflattern ſehn, hoffen ſie auch ein ſchönes Neſt, und finden — höchſtens ein Paar entfallene Federchen. So wird es den Leſern gehn, die im Vertrauen auf die in den Zeitungen bekannt gemachten, berühmten Nahmen der Mitarbeiter, dies Taſchenbuch mit großer Erwartung in die Hand nehmen. Ich ſagte Ihnen einmal, daß manche Herausgeber von Taſchenbüchern eine Art von Bettelbüchſe umlaufen laſſen. Die, aus der das vorliegende hervorging, iſt in vornehmen Häuſern präſentirt worden, hat aber eben auch nichts als Pfennige und Abgänge erhalten.

Starke, der liebenswürdige Erzähler, dem wir ſo manches trefliche Gemälde verdanken, liefert diesmal eines, das *die Entſagung* betitelt iſt. Ein junger reicher Mann entſagt zum Beſten einiger armen Verwandten einer Erbſchaft, und reiſt, um ſeine Entſagung rechtskräftig zu machen, nach Berlin. Hier ſieht er auf der Gaſſe ein Mädchen, das er beim erſten Blicke für das ſchönſte Mädchen in Berlin erklärt. Es findet ſich, daß ſie zu den erwähnten armen Verwandten gehört, und er heirathet ſie. Es verſteht ſich, daß die Erzählung einzelne Stellen hat, die ihres Verfaſſers würdig ſind, aber Sie können leicht denken, daß ſich aus einem ſolchen Stoffe auf vierzehn Seiten nicht viel machen ließ.

Der Zauberflöte zweiter Theil, von *Göthe*. — Glauben Sie kein Wort davon! Ein zweiter Titel nennt es einen *Entwurf* zu einem dramatiſchen Mährchen: aber auch das iſt es nicht. Es beſteht aus drei oder vier Scenen, die allenfalls errathen laſſen, worin die Verwickelungen eines zweiten Theils beſtehen würden, wenn Göthe ihn ſchriebe. Pamina hat einen Sohn gebohren, und die Königin der Nacht ihn in einen goldnen Sarg ſchließen laſſen, den niemand öffnen kann. Papageno und ſein Weiblein wehklagen, daß die gehoften Kinderchen ausgeblieben ſind. — Es iſt wahr, dies Fragment zeigt, was ſich ſchon ohnehin verſtand, daß ein dramatiſches Mährchen von Göthe ein wahrhaftes Gedicht werden würde, aber es ſelbſt hat keinen Werth. Wie gewöhnlich, war der Verleger zufrieden, nur Göthens Namen im Regiſter aufführen zu können, und — leider muß ich auch hier ſagen, wie gewöhnlich, — hielt Göthe das Erſte ſeiner Paperaſſen, das ihm in die Hände fiel, für gut genug für das Publikum. Ich will Ihnen ein Paar Seiten abſchreiben.

Papagena. Es fehlt uns — Papageno: Leider es fehlen uns — Sie (weinend.) Wir ſind doch recht unglücklich! (mit zunehmendem Weinen und Schluchzen.) Die Schönen. Er: (gleichfalls) Artigen, Sie: Kleinen, Er: Scharmanten, Sie: Pa, Er: Pa, Sie: Pa Pa! Er: Papa! Sie: Ach der Schmerz wird mich noch umbringen! Er: Ich mag gar nicht mehr leben! Sie: Mich däuchte, ſie wären ſchon da! Er: Sie hüpften ſchon herum. Sie: Wie war das ſo artig. Er: Erſt einen kleinen Papageno. Sie: Dann wieder eine kleine Papagena. Er: Papageno. Sie: Papagena. Er: Wo ſind ſie nun geblieben? Sie: Sie ſind eben nicht gekommen. Er: das iſt ein rechtes Unglück! Hätte ich mich nur bei Zeiten gehangen. Sie: Wär' ich nur eine alte Frau geblieben. Beide: Ach wir Armen! u. ſ. w.

Sie ſehen, bei dieſer Scene wenigſtens wird Schikaneder ſich nicht beſchweren können, daß die Fortſetzung aus dem Charakter des Stückes gefallen iſt. Die Verſe ſind in jener freilich beſſer und muſikaliſcher als in dieſem, indeß doch immer nachläſſig gemacht, ſogar nicht frei von Sprachfehlern. So ſingt Monoſtatos:

O Göttin! Die du in den Grüften
Verſchloſſen mit dir ſelber, wohneſt;
Bald in den höchſten Himmelslüften
Zum Trutz *der* (den) ſtolzen Lichter (Lichtern) throneſt.

Weib oder Dame? Fragment einer geſellſchaftlichen Unterhaltung, von Fr.

Bouterweck. Dieſer Aufſatz beweißt, was der Verfaſſer in der Zueignung ſelbſt ſagt, nehmlich, daß er kein Toilettenſchriftſteller ſey. Dadurch verliert der ſcharfſinnige Philoſoph eben ſo wenig von ſeinem Werth, als ein großer Feldherr dadurch verlieren würde, daß er nicht — ſingen könnte. — In den fünf Zeilen ſeines bekannten*) Epigramms über die berüchtigte Lucinde hat Bouterweck hundertmal mehr Geiſt und Witz gezeigt, als in dieſem ganzen, 26 eng gedruckte Seiten langem Geſpräch, das kein Geſpräch iſt.

Legenden von Otmar. Zwei recht artige, obgleich nicht ſehr bedeutende Erzählungen in Verſen,

---

*) Ich ſage **bekannt**, und doch kennen Sie es vielleicht noch nicht. Ich will dies Meiſterſtück, den König der Epigramme, herſetzen:

Der Pedantismus bat die Phantaſie
Um einen Kuß. Sie wies ihn zu der Sünde.
Frech, ohne Kraft, umarmt er die,
Und ſie genaß von einem todten Kinde,
Genannt Lucinde.

Es war eine zerſtückelnde Zangengeburt: man ſagt indeß, daß bald der ganze Leichnam wird — zur Erde beſtattet werden.

Vier Gedichte von Böhlendorf, einem wahrſcheinlich noch jungen Dichter. Viele Stellen in denſelben zeigen, daß er einſt gute Gedichte machen werde, wenn er die Ueberzeugung erlangt, daß auch **Phantaſien** die man dem Publikum vorlegt, einen Sinn haben müſſen. Am beſten gelungen ſcheint mir noch: die Reiſe nach den Alpen, „eine Romanze,“ in welcher er das Schickſal des unglücklichen Eſchen zu erzählen ſcheint: ich ſage **ſcheint**, denn er taucht ſeinen Pinſel in eine Wolke und malt in die Luſt; es hält ſchwer, die in einander verſchwimmenden Züge nur einigermaaßen zu erkennen.

Das Verhängniß, eine höchſt mittelmäßige Erzählung von einem Manne, der ſonſt ſehr gut erzählt, von Herrn Guſtav Schilling. Faſt möchte ich ſie nur für eine Skizze halten, in welcher der Verfaſſer die Hauptpunkte ſeiner Arbeit hinſetzte, um ſie ein andermal durch Motivirung in natürlichen Zuſammenhang zu bringen. Der Held der Geſchichte wird mit einem reizenden Frauenzimmer verlobt und entdeckt ihr, daß er eine andere liebe und ſie heirathen müſſe.

Er reiſt nach Paris um ſeine Schweſter abzuholen, und findet ſie als eine verworfene Schwelgerin, die ſich Marat und Conſorten hingegeben hat. Er kehrt allein zurück. Das Schloß ſeines Vaters iſt eingeäſchert und ſeine Geliebte geſtorben. Alle dieſe Ueberraſchungen ſind auf 16 Seiten zuſammengedrängt, Sie können denken, wie abentheuerlich das ausſieht.

„Das abgeſchiedene Jahrhundert" und „Auf dem Mühlenberge, zwei matt- und lahm-erbauliche Betrachtungen von Ewald. Ich will Ihnen aus jeder eine Stelle herſetzen. Aus der erſten: „Nie floſſen Mund und Feder über von erhabnern Lehren, Moralprincipe auch für Engel noch zu rein! Und nie ſah man die Menſchheit mehr zum Thier herabgewürdiget; dem Raubthier ähnlicher noch nie den großen Mann. Nun, du ſchiedſt hin! und wir? Wir weinen wahrlich keine Thräne, nur Schmerzensthränen (alſo doch?) von den Wunden, die du ſchlugſt. Nicht: Friede über deiner Aſche! Krieg und Peſt und Hunger umſchweben ſchauerlich dein moderndes Gebein. (Des Jahrhunderts!)

Aus der zweiten:

„Das Leiden trockne Hülſen an mir, wie die Sonne im Erndtemonat dieſen Roggenhülſen that. Es reife meinen Geiſt wie dieſe Glühſonne den Kern des Roggens ausgereifet hat."

Verzeihen ſie! Ich überſah im Abſchreiben, daß Herr Ewald ſeine Betrachtungen in 13 und 12 ſilbige Zeilen abgetheilt hat, damit ſie wie Verſe ausſehen.

Vier darauf folgenden Gedichten von N. Meier hört man es wenigſtens gleich an, daß es Gedichte ſind, aber ſchöne, auch nur piquante, ſind es nicht. Alles an ihnen iſt abgenutzt: Bilderchen, Gedanken, Phraſen und Form.

Die Menſchenalter an Anſelmus, eine hypochondriſche Phantaſie, und „An Gott!" ein frommes Lied, ſind dem Verfaſſer — — — — — Falk, ſicherlich nur paſſirt, und er hätte ſie gewiß nicht in ſein eignes Taſchenbuch aufgenommen.

Das Mädchen mit der Harfe und der Jäger, von Gramberg. Herr Gramberg iſt ein Dichter, der ſehr viel mehr Aufmerkſamkeit, ſelbſt Auszeichnung verdient, als er bis jetzt ſcheint gefunden zu haben. Ich weiß das aus Gedichten von ihm, die ich an andern Orten las; aus dieſen beiden hätt' ich es kaum vermuthet.

Die ſtumme Liebe, eine Erzählung von Lafontaine. Sehr niedlich, aber nur hingeworfen, ſo nachläſſig hingeworfen, daß der Verfaſſer uns am Ende darüber zu beruhigen vergißt, wovon der dürftige Held mit ſeiner noch dürftigern Geliebten nach der Copulation leben ſollen.

Das Häuschen auf der Haide, eine etwas lange Ballade, die ihren geiſtvollen Verfaſſer wohl nicht unſterblich machen wird.

Demüthige Vorſtellung der Sperlinge an den Stadtvogt zu * * von Sangerhauſen. Ein Scherz, der mehr aufs Nieſen, als aufs Lachen berechnet ſcheint.

Der Fiſcher, von Schiller. Auch bei dieſem Gedichte hat der Herausgeber, wie bei Göthens Beitrag, die Politik geübt, weder in den Anzeigen noch im Regiſter zu ſagen, was es eigentlich ſey. Es iſt der Hexengeſang aus Schillers, jetzt ſchon längſt gedruckten Umarbeitung des Shakeſpear.

Waldhelm, ein ländliches Gemählde, von Bertrand: eine höchſt mittelmäßige, empfindelnde Pinſelei, deren Inhalt folgender iſt: Waldhelm geht aus, ſich eine Landwohnung zu miethen, findet unterweges ein kleines Mädchen, die wider den Willen ihrer Pflegältern eine kranke Spielkameradin beſucht hat, fährt dieſe nach Hauſe, ſchickt jener einen Arzt, und miethet ſich bei dem Pflegevater ein.

An Arminia, ein Reimelei, von einem G. L. Rau, aus der man aber doch etwelche gar abſonderliche Dinge lernen kann, z. B., daß im Myrthenſaale Cytherens Berberitzſträucher wachſen, und ein Emmerling, den man vom Neſte ſcheucht, ſchauervoll klagen könne; wie auch, daß jedes Blättchen einen Widerhall zu geben und der Geiſt des Verf. ſich Zweifelberge zu bauen vermöge, — und dies iſt für drei Seiten genug.

Das Titelkupfer iſt in ſeiner Art ſehr merkwürdig. Es zeigt eine Mutter, ihre erwachſenen Töchter und unerwachſenen Söhne, alle mit Arbeiten beſchäftigt. Was das bedeute? Bemühen Sie Sich nicht, es zu errathen! Der Erfinder iſt unſrer Stupidität zu Hülſe gekommen. Er ſetzte die Familie auf freiem Felde um eine Säule her, und ſchrieb mit großen Buchſtaben darauf: Die Häuslichkeit. Nun verſtehen Sie's doch? Das niedlichſte auf dem Blatte iſt Amor, der auf einem nahen Baume ſizt und ſich über den Herausgeber moquirt. Ja, ja, wie ich Ihnen ſage, ſich über den Herausgeber moquirt, und noch dazu auf eine ſehr anzügliche Weiſe, indem er ihm nachäffet. Der Schalk ſieht nehmlich mit geſpanntem Bogen auf den vollen Buſen der älteſten Tochter, und ſchnellt den Pfeil — in die Nachtmütze der Mutter.

Die übrigen Kupfer gehören zum Inhalt.

Zwei und funfzigſter Brief.

Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1802. Herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeſſel und andern.

Die Kupfer ſind den Taſchenbüchern, was den Damen der Putz iſt: bey unbedeutenden die Hauptſache, und auch bei den Schönſten kein ſolches Nebending, daß er ganz vernachläßigt werden dürfte. — Die Kupfer des vorigen ſind ſämtlich von Ramberg gezeichnet und von Ridley geſtochen: das Buch ſelbſt erhält dadurch keinen Werth. Bei denen im Huberſchen Taſchenbuche hat ſich kein Künſtler genannt, und bei manchem unter ihnen ſcheint mir das klug gethan: aber die Idee derſelben iſt meiſtentheils ſehr artig Auf dem Titelkupfer ſchreitet, von mancherlei gut gewählten Friedens-Symbolen und Scenen umgeben, Irene fröhlich einher: nur das gefällt mir nicht, daß der Gott des Reichthums auf ihrem Nacken reitet. Ich weiß nicht, ob das antik iſt: aber ſchön iſt es nicht. — Die übrigen ſtellen faſt durchgehends durch Dichter berühmte Frauen in einem wichtigen Momente ihres Lebens vor, z. B. Malvina, die in ihrer Halle um Oskar klagt; Colma, die ihren Bruder und ihren Geliebten erſchlagen findet; Erminia, die einen Harniſch anlegt, um ihren verwundeten Geliebten im feindlichen Lager zu beſuchen u. ſ. w. Es iſt keines unter ihnen, bei dem ſich nicht manches anders wünſchen ließe, aber auch keines ſchlecht.

Den größten Theil des poetiſchen Inhalts machen Fabeln, Erzählungen und Sinngedichte von dem ehrwürdigen Pfeffel aus: alle ſind leicht verſificirt, und manches unter ihnen iſt noch ganz des alten Ruhmes ihres Verfaſſers würdig. Am intereſſanteſten war für mich die lezte Erzählung, die Kapelle, in welcher der Dichter einen rührenden Blick auf ſein eignes Schickſal wirft.

Schiller hat zu dieſem Taſchenbuche drei Gedichte von ſehr verſchiedenem Werche hergegeben. Das erſte heißt: Hero und Leander, eine Ballade. Wie in allen Schillerſchen Gedichten, iſt die poetiſche Malerei auch in dieſer Ballade vortreflich, und der Gang der Ideen kraftvoll und majeſtätiſch; wogt der Verſeguß wie ein tiefer, gewaltiger Strom hin: indeß verräth noch manches an ihr die etwas rauhe Geſtalt des erſten Wurfes. Die einſichtsvolle und ſorgfältige Kunſt, mit welcher der große Dichter ſeine Werke zu feilen pflegt, bürgt indeß dafür, daß bei einem künftigen Abdrucke Härten, wie z. B. der folgende Vers enthält:

Nicht aus Nords beeisten Hallen,

werde weggewiſcht werden. Vielleicht ändert er dann auch den Schluß:

Hoch in ſeinen Flutenreichen
Wälzt der Gott die heilgen Leichen,
Und er ſelber iſt ihr Grab.
Und mit ſeinem Raub zufrieden,
Zieht er freudig fort und gießt
Aus der unerſchöpften Urne
Seinen Strom, der ewig fließt.

Es klingt, als wenn Neptun ein Leichenfreſſer und ein menſchenfeindlicher Räuber wäre, und das paßt wohl nicht auf den majeſtätiſchen Gott.

Das zweite, „An * * *," iſt ein kleines Lied, in welchem der Dichter melancholiſche Blicke auf die politiſchen Welthändel wirft.

Zwo gewaltge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Beſitz,
Aller Länder Freiheit zu verſchlingen,
Schwingen ſie den Dreizack und den Blitz.

Gold muß ihnen jede Landſchaft wägen,
Und wie Brennus in der rohen Zeit,
Legt der Franke ſeinen ehrnen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten ſtreckt der Britte
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er ſchließen, wie ſein eigen Haus
u. ſ. w.

Das dritte Gedicht will ich Ihnen ganz herſetzen, da es doch einmal gedruckt iſt.

Voltaires Pücelle und die Jungfrau von Orleans.

Das edle Bild der Menſchheit zu verhöhnen,
Im tiefſten Staube wälzte dich der Spott.
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen (?);
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er ſeine Hoheit rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Doch, wie du ſelbſt, aus kindlichem (?) Geſchlechte,
Selbſt eine fromme Schäferin wie du,
Reicht dir die Dichtkunſt ihre Götterrechte,
Schwingt ſich mit dir den ewgen Sternen zu,
Mit einer Glorie hat ſie dich umgeben,
Dich ſchuf das Herz! Du wirſt unſterblich leben.

Es liebt die Welt, das Strahlende zu ſchwärzen,
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn,
Doch fürchte nicht, es giebt noch ſchöne Herzen,

Die für das Hohe, Herrliche entglühn
Den wilden Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Geſtalten.

Ich weiß nicht, was ich, bei meiner lebhaften Achtung für Schiller, darum geben möchte, daß dies Gedicht, wenn auch nicht ungemacht, doch ungedruckt, geblieben wäre. Es iſt ſeines Verfaſſers durchaus unwürdig. Die erſte Strophe hat einen etwas ſchielenden Sinn. Der wahre Witz führt nicht einen ewgen Krieg mit dem Schönen, ſondern hat ſehr oft dazu gedient, dieſes geltend zu machen; — wiewohl die witzigen Köpfe ſich zuweilen zu Xenien vergeſſen. — Die zweite Strophe werden von zwanzig Leſern neunzehn misverſtehn; ſie werden glauben, Schiller rede von ſeiner eigenen eben vollendeten Jungfrau von Orleans in dieſem hochfliegenden, ſonderbaren Tone. Nur ein edler Sinn, der auch ſeinen verehrten Lieblingsdichter ſelbſt immer in einer edlen Geſtalt zu ſehen wünſcht, wird ſich viel lieber überreden, Schiller meine Chapelain's

Jungfrau. Selbſtgefühl ziemt dem großen Künſtler, aber nicht das Ausſchreien der erhabnen Idee, die er ſelbſt von ſich hat. Schiller ſprach hier alſo gewiß nicht von ſeiner Jungfrau, ſo wie in der dritten Strophe nicht von ſeinen Werken. Denn giebt es Leute, die dieſe bloß um das Strahlende zu ſchwärzen, ohne Grund herabſetzen: ein Mann wie er, muß nicht zu wiſſen ſcheinen, daß ſie da ſind, ſo wie er auch ſicherlich auf das Lob der blinden Bewunderer, die Alles was er giebt, unbeſehen für vortreflich halten, keinen Werth ſezt. —

Voß hat einen, in ſeinem bekannten herzlichem Tone gedichteten Rundgeſang bei Stahlpuntſch geliefert. Hier eine Strophe zur Probe:

Nein, Genoſſen! Wenig ziemet,
Sagt man, Uebermuth.
Nur der Unbeſcheidne rühmet
Jedes was er thut.
Nicht mit Worten uns erheben!
Selber wird die That ſich loben
Iſt ſie gut, iſt ſie gut!
Alle.
Gute That ſei laut erhoben u. ſ. w.

Auch von Hang enthält dieſes Taſchenbuch beſonders manches trefliche Sinngedicht. —

Unter den proſaiſchen Artikeln ſteht: Franz und Joſephe, eine Erzählung von Huber, voran. Ich geſteh' es offen, trotz der ſchönen Darſtellungsgabe des Verfaſſers, hat ſie mir misfallen, — erſtlich weil der Stoff nicht nach einem ſorgfältig erwogenen Plane geordnet wurde, — ſo macht z. B. die für das Uebrige ſehr gleichgültige Erziehungs- und Bildungsgeſchichte des Helden den größten Theil des Ganzen aus; — dann aber wegen der Wahl ſeiner Perſonen und ihrer Begebenheiten. Die Heldin iſt ein junges Frauenzimmer das, freilich unſchuldig, gebrandmarkt wurde; der Held ein junger Mann, der wegen eines Eingrifs in eine ihm anvertraute Kaſſe, durch den er ſeinen Vater vom Untergange rettet, kaſſirt und landesverwieſen wird. — Da der Verfaſſer doch offenbar die Abſicht hat, durch ſeine Erzählungen angenehm zu erhalten, warum findet er Gefallen daran, ſie mit Jammerbildern zu füllen, deren Elend ſelbſt die Allgewalt des Dichters nicht mehr abwenden kann? Hätten neun Zehntheile unſerer andern Erzähler dieſen Stoff bearbeitet, er wäre unausſtehlich geweſen; Huber weiß freilich ſeine Leſer zu feſſeln, aber das kann er nicht verhindern, daß man es bedauert, ihn ſeine Talente an ſo etwas verſchwenden zu ſehn.

Die Zigeuner von der Verf. von Agnes von Lilien. Bei mir erweckte dieſe Anzeige der Verfaſſerin, grade kein gutes Vorurtheil. Eine ſo große Ketzerei es vielen ſcheinen mag: ich habe den genannten Roman nie durchleſen können. Warum? gehört hier nicht her. Um deſto mehr Glauben werden Sie hoffentlich dem Lobe beimeſſen, das ich dieſer Erzählung ertheile. Die Charaktere ſind ſchön romantiſch, und ziemlich gut gehalten; die Begebenheiten freilich ein wenig zu — poetiſch, aber anziehend; der Vortrag blühend und edel, nur dann und wann ein wenig preciös und unrichtig. Von beiden zeuge folgende Stelle:

„Ach! als (wenn) mein Vater ſich zu einem Feldzuge rüſtete; als (wenn) er von ſeinem Schloſſe auszog, von ſeinen tapfern Leuten umgeben! als (wenn) ich ihm das Schwerdt unter frommen Gebete um Sieg umgürtete, nie vergeß ich dieſer Momente! — Wie ich dann von dem höchſten Thurme unſers Schloſſes die wehenden Fahnen zuerſt wieder auf dem Gebirge erblickte" u. ſ. w.

Zwar nicht ein eigentlicher Fehler, aber doch eine unangenehm wirkende Vernachläßigung iſt es, daß die Verf. weder Ort noch Zeit angiebt, wo und wann ihre Geſchichte zu ſpielen anfängt. Freilich gewann ſie dadurch die Freiheit ganz ohne Rückſicht zuſammenſetzen zu können, was ihr beliebte und ihre Phantaſie ihr darbot: aber dieſe Geſchichten, in denen man durch nichts orientirt wird, machen eben den Eindruck, wie die Geſtalten, die ohne Flügel oder tragende Wolke in freier Luft ſchwebend, gemalt ſind. Wie man ſich bei dieſen ſchlechterdings nicht von der Idee des Fallens, kann ſich bei jenen, nicht von der Erinnerung los machen, man leſe etwas bloß Erdichtetes.

Die Mutter oder die edle Rache, von Lafontaine. Ein witziger Franzoſe tadelte einſt den Idyllendichter Geßner darüber, daß es in ſeinen Schäfereien keinen Wolf gebe. Eben das kann man Lafontaine bei dieſer Erzählung vorwerfen; auch unter ihren — Schaafen giebt es höchſtens ein Paar ſtößige Böcke. Alle Perſonen in derſelben ſind ſo gut, ſo gut, — man kann ſich kaum erwehren, die Hände zu falten und herzlich zu gähnen. Sie gehört eben nicht zu ſeinen vorzüglichen Arbeiten. —

Außer den erwähnten Kupfern, ſind noch drei andre in dieſem Büchelchen, die durch kurze, aber geiſtvolle Aufſätze erklärt werden. Der Anfang des einen hat mich lachen und ſeufzen gemacht. Der Verfaſſer ſagt: „Die Mode, Dichter durch Dichter zu verdrängen; Schönes herabzuwürdigen, um Schönes zu erheben; die in ſich widerſprechende Neigung, das Gefühl für Kunſt mit Ausſchließlichkeit und Partheiwuth zu paaren, alle dieſe Erſcheinungen ſind glücklicher Weiſe unter dem ſchönen Geſchlechte unbekannt." Ach, mein

Herr! Warum nannten ſie die Provinz des Römiſchen Reichs nicht, von der Sie das ſo allgemein ſagen konnten! Sie muß ein Paradies ſeyn! Ich möchte gleich meine Feder hinter das Pult werfen, und dahin wallfahrten.

Drei und funfzigſter Brief.

Oktavia, ein Trauerſpiel von Kotzebue.

(Fortſetzung)

> Ce ne sont pas des mots, que je veux remporter du théatre, mais des impressions. Celui qui prononcera d'un drame dont on citera beaucoup de pensées détachées, que c'est un ouvrage médiocre, se trompera rarement. Le Poeme excellent est celui dont *l'effet* demeure longtems en moi.
>
> *Diderot.*

Unmöglich kann es Ihr Ernſt ſeyn, daß Sie zwiſchen meiner frühern Aeußerung, „Oktavia ſey eine intereſſante *Sterbliche*," und der letztern vortheilhaften Beurtheilung dieſes Stückes, einen Widerſpruch finden. Ich will es nicht läugnen, daß ich ungleich vortheilhafter von demſelben denke, ſeitdem ich es geleſen und wieder geleſen habe, als da die Scenen deſſelben einmal auf dem Theater an mir vorübergegangen waren: aber mein erſter Ausſpruch war keine Verdammung und mein letzter iſt keine Apotheoſe. Beide ſagen, das Stück iſt ſchön, aber es hat Fehler: wo iſt alſo der Widerſpruch? — Ich glaube, Sie werden beide Urtheile einſtimmig und gegründet finden, wenn Sie die Geduld haben wollen, folgende Zergliederung zu leſen. Das Stück verdient eine ſehr umſtändliche; mein Wunſch ſo unpartheiiſch zu erſcheinen, als ich wirklich bin, macht ſie nothwendig, und bei der ungerechten Stimmung des Publikums gegen den Verfaſſer, wird ſie Pflicht.

Um völlig gerecht gegen ein Kunſtwerk ſeyn zu können, müſſen wir uns in den Standpunkt ſtellen, für den es eigentlich berechnet wurde. Die Beſtimmung des Drama iſt, uns eine Handlung ſo zu vergegenwärtigen, daß ſie eine lebhafte Wirkung auf uns thue. Ohne uns dabei an andre ähnliche Kunſtwerke zu erinnern, oder einen Rückblick auf die Geſchichte zu thun, wollen wir uns alſo vor den Schauplatz hinſtellen, und erwarten, was man uns zeigen, und ob es dem Künſtler gelingen wird, in der That auf uns anziehend zu wirken. Wir wollen nichts, gar nichts zum voraus wiſſen, als daß eine Begebenheit vor unſern Augen geſchehen ſolle.

Erſter Akt.

Wir ſehn ein Lager, das wir für ein Römiſches erkennen, im Hintergrunde eine Flotte u. ſ. w. Zwei Wächter belehren uns durch ihr Geſpräch, daß dieſes Lager vor Alexandrien ſtehe, daß es dem Oktavius gehöre, daß er den Antonius bekriege, warum es geſchehe, daß ſie am vorigen Tage ein unglückliches Gefecht gehabt haben u. ſ. w. Nun ſind wir orientirt. Das Mittel, durch das es geſchah, iſt nicht neu, iſt ſeit dem Hamlet ſehr oft gebraucht worden: das thut nichts. Genug, es iſt das paſſendſte*).

---

*) Läßt ſich vielleicht etwas gegen dieſe Scene einwenden, ſo betrift es die Vorzeichen und Ahnungen, von denen die Soldaten ſprechen. Sie ſind im Geiſt der Römer, aber in einem Kunſtwerke, daß für unſer Zeitalter entworfen iſt, ſollte man uns nur ſolche Züge eines vorigen aufſtellen, die beſtimmt auf uns wirken können. Vorzeichen und Ahnungen, die in

Ein Augur erſcheint im Ornat, um Beobachtungen anzuſtellen. Von ihm erfahren wir nichts: er hätte alſo wegbleiben können. Doch jetzt tritt eine edle weibliche Geſtalt mit zwei Kindern auf. Mit einer trüben Zufriedenheit ruft ſie aus:

Wir ſind am Ziele. Von der Tiber Strand
Bis zu den Ufern, die der Nil befeuchtet,
Hat uns ein freundliches Geſtirn geleuchtet.

Ein Blick auf ihre Kinder unterbricht ihre Betrachtung: ſie ſchwanken noch von der Bewegung des Schiffes. Mit zärtlicher Sorgfalt iſt ſie darauf bedacht, ihnen dieſe kleine Unannehmlichkeit zu erſparen, und erſt, als dies geſchehen iſt, blickt ſie um ſich her, und fährt in ihrer Betrachtung fort.

Der Morgen graut. Auf ſtillem Meere ſchwimmt
Ein zweites Meer von dichten Nebelwogen;
Mit zartem Duft ſind um mich her die Blumen
Weiß angehaucht; und wie ein leichtes Traumbild

Erfüllung gehn, was können ſie bei uns wirken, die wir ſie für Aberglauben halten, — als daß ſie die Illuſion zerſtören.

Seh' ich die Mauren Alexandriens
Aus ſtiller Dämmerung hervorgehn. —

Dies Gemälde iſt ſehr ſchön: aber es wäre unnatürlich in Oktaviens Munde, wenn es nicht auf ihren eignen Zuſtand angewendet würde, und durch dieſe Anwendung — doch leſen Sie ſie erſt.

Götter

Auch ich ſteh' hier am Morgen meines Lebens.
Auch mir verhüllt ein Nebel meine Zukunft;
Auch meine Blüthe traf ein froſtger Hauch:
O laßt mir eine frohe Hoffnung dämmern!
Ein holder Traum umgaukle meinen Bruder,
Daß beim Erwachen, wenn ihm unverhofft
Die Schweſter bittend vor die Augen tritt,
Er Frieden lächle!
Ha! der Augur!

Ich habe Ihnen dieſe ganze Rede hergeſetzt, weil ſie mir ein Meiſterſtück ſcheint. Es kam darauf an, uns Oktavia kennen zu lehren, uns für ſie zu intereſſiren: mit einem zarten Naturgemälde, das jede Phantaſie ergreift, präludirt der Dichter gleichſam, und plötzlich reißt er uns, aber hinlänglich vorbereitet, in ſein Thema hinein, zeigt uns in der moraliſchen Welt das Gegenbild zu der Erſcheinung, die uns in der phyſiſchen ſo reizend war, und lehrt uns dadurch es lieben. Die liebenswürdige Melancholiſche iſt uns ſchon durch dieſe wenigen Zeilen theuer geworden, und nun — läßt der Verfaſſer ſie handeln.

Der Augur iſt der Erſte, den ſie im Lager ihres Bruders erblickt, und ſogleich beginnt ſie an der Ausführung ihres Planes zu arbeiten. Mit Klugheit, faſt möcht' ich ſagen, mit zu viel Schlauheit, weiß ſie ihn zu gewinnen. Sie erinnert ihn an die Vortheile, die ſein Stand vom Antonius erlangte; zeigt ihm, was er vom Auguſtus, wenn dieſer Alleinherrſcher wird, zu fürchten habe, und welche Vortheile er erlangen muß, wenn zwei Nebenbuhler um ſeine Gunſt werben. So bringt ſie ihn wirklich dahin, ſich mit ihr zu verbinden. — Die Scene iſt ſchön durchgeführt, aber ich geſteh' es Ihnen, ich wünſchte, ſie wäre nicht da. Oktavia erſcheint in ihr mehr klug, als edel und gefühlvoll, und es liegt in der Natur der menſchlichen Seele, ſich für den Klugen, den wir bedachtſam auftreten ſehn, viel weniger zu intereſſiren, als für den geraden, offnen Gefühlvollen. Der erſte beſchäfftigt nur unſre Neugier, unſern Verſtand: der andre unſer Herz. Der erſte iſt uns eine unterhaltende Erſcheinung; der andre wird unſer Freund, unſer Bruder. — Eigentlich liegt ſogar etwas Zweideutiges darin, daß Oktavia im Lager ihres Bruders gegen ihn komplottirt: wir verzeihen ihr, wir entſchuldigen es ſogar mit ihrer edlen Abſicht, — aber wir ſollten ihr nichts zu verzeihen haben, und dieſe Scene, die obendrein keinen Einfluß auf die Handlung hat, macht, daß wir ſie in der folgenden mit Oktavius, faſt für eine bloße — Schauſpielerin halten. Dieſe Vorſtellung wird noch durch den folgenden Monolog beſtätigt:

Hier hat die Klugheit mühſam überwunden,
Dort ſchafft die Liebe mir den leichtern Sieg.
Und wenn die ernſte, nackende Vernunft
Den Bruder ſchreckt, ſo werfe ſchnell um ſie
Die Herrlichkeit ein freundliches Gewand! —

Es ſcheint mir ſelbſt einer ſehr edeln Frau ganz angemeſſen und natürlich, daß ſie ſo überlege und entwerfe, aber der Dichter hätte uns ihre Ueberlegungen nicht ſollen anhören laſſen, da er unſer Herz intereſſiren wollte. Qui raisonne, n'aime pas, ſagte mir einſt eine Dame. Sie hatte vollkommen Recht; — mir wenigſtens wird es unendlich ſchwer zu glauben, daß man zu gleicher Zeit lebhaft empfinden, und überlegte Pläne entwerfen könne.

Dieſer etwas nachtheilige Eindruck wird indeß faſt ganz durch die folgenden Scenen verwiſcht, in denen Oktavia ihren heroiſch-tugendhaften Charakter ſo trefflich entwickelt.

Cäſar erſcheint und Oktavia eilt ihm entgegen. Er bewillkommnet ſie freundlich, aber er iſt über ihre Anweſenheit erſtaunt. Er frägt:

Soll dieſer Blick, Verräther tiefen Grams,
Des Heeres Wuth entflammen?

Sie erinnert ihn, die edlere Beſtimmung ihres Geſchlechts ſey, — zu beſänftigen. „Aber ſie ſelbſt iſt ja der Gegenſtand des Krieges?" Sie ſchaudert vor dem Gedanken, daß ſie, ein einziges beleidigtes Weib, das ganze Vaterland zerrütten ſolle; ſie führt ihren Bruder durch die wiederholte Erinnerung an ſeine Pflicht gegen den Staat, endlich dahin, daß er ſich gezwungen ſieht, für die Billigkeit ſeines Krieges zu rechten. Er ruft:

Antonius falle!
Weil ihn die Götter, wie die Menſchen, haſſen.

Octavia.

O leihe nicht den Göttern deinen Haß!
Sie ſehens wohl, wenn wilde Leidenſchaften
Mit Menſchen, wie der Wallfiſch mit der Tonne,
Ihr böſes Spiel im Lebensſprudel treiben;
Sie ſehen es und haſſen nicht.

Cäſar.

Doch ich!
Ja ich verachte dieſe Gliederpuppe
Von jeder Leidenſchaft an Drath gezogen,
Mit einer Seel', auf deren Oberfläche
Ein jedes Lüftchen neue Wellen kräuſelt;
In der ſich Alles ſpiegelt, Gutes, Böſes,
Doch ohne Spuren, ähnlich dem Gewäſſer
Wenn über ihm der Sturm die Wolken jagt.

— und nun folgt eine Aufzählung ſeiner Fehltritte: jedem ſetzt Oktavia einen Beweis von der Kraft und dem Edelmuth des Antonius entgegen. Sie beruft ſich endlich auf ſeine Losreiſſung von der Schwelgerei, aber plötzlich verändert ſich die Scene, und ſie, die zu ſtürmen kam, wird ſelbſt beſtürmt. Cäſar ſtellt ihr einen Zeugen von der gegenwärtigen Lebensart ihres Gatten auf. Tief gekränkt durch jede neue Thatſache die dieſer anführt, ſucht ſie gleichwohl jede zu entſchuldigen; erſt, als ſie hört, mit welcher Liebe er an ihrer Nebenbuhlerin hange, entgeht ihr die Kraft und ſie ruft aus: Genug! — Wir glauben ſie beſiegt, ſie ſelbſt in eine Feindin ihres Gatten verwandelt: aber ſie erhebt ſich wieder mit doppelter Kraft.

Cäſar:

Weib! Gattin! Mutter! Römerin erwache!

Oktavia.

Die Gattin duldet ſtill, die Mutter ſeufzt!
Die Römerin kennt ihre Pflichten.

und nun, ſtatt länger durch Gründe für ihren Gemahl ſtreiten zu wollen, wendet ſie ſich an das Herz ihres Bruders. Sie erinnert ihn, daß man ſie einſt zwang, Antonius zu heirathen, und jetzt wolle er ihr zum zweiten Male Gewalt an thun, ihr den nun geliebten Gatten rauben? Sie fordert ihre Kinder auf, bei ihrem Oheim um das Leben des Vaters zu bitten. Sie erinnert ihn an ihre eigne Kinderzeit, an einen Tag, da er ſie einſt in wilder Knabenhitze verwundete, und ſie es ſtille duldend trug.

Du preßteſt mich
An deine Bruſt — die brüderliche Angſt
That mir ſo wohl — es war ein ſüßer Schmerz —
Ich weinte nicht — du zogeſt mich zur Quelle —
Und, meine Wunde waſchend, ſchwurſt du mir,
Nie wieder mich zu ſchlagen! — Halte Wort!
Ach halte Wort! Schlag mich nicht wieder, Bruder!
(Auf Wange und Herz deutend)
Hier iſts vernarbt, hier würd' es ewig bluten!

Cäſar wird gerührt: noch einmal ſchmiegt ſie ſich mit doppeltem Feuer ſchweſterlich an ihn, und flehet Friede vom Bruder für den Gatten. Cäſar willigt endlich ein und jauchzend eilt ſie mit ihren Kindern fort, um nun auch den Gemahl zu bewegen, daß er das Gut annehme, das ſie ihm erworben hat, — und wenn es eine Unzelmann iſt, die dieſe Rolle macht, folgen der Heldin die lebhafteſten Wünſche der Zuſchauer.

Die Scene der Oktavia mit Cäſar, und die im folgenden Akte mit Antonius, ſind die beiden Hauptpunkte im Stücke. Die letzte iſt, wie wir bald ſehen werden, weit über der eben ſkizzirten: aber gehen Sie auch dieſe aufmerkſam durch, und Sie werden die Natur und Wahrheit in der Folge der Empfindungen und Gedanken, ſo wie in ihrem Ausdruck, bewundern müſſen, obgleich der nicht glückliche Gedanke, das Stück in Verſen zu ſchreiben, hier und dort etwas verſchrobene, gezwungene Wortfügungen veranlaßte: doch davon künftig. Jezt nur noch, um Ihnen meine Parteiloſigkeit zu beweiſen, das Geſtändniß, daß mir die Scenen zwiſchen Oktavia und Cäſar ein wenig zu lang ſcheinen. Da ſie im Grunde nur ein Gedankenkampf und leer von wirklicher Handlung ſind, ermüden ſie etwas.

Der zweite Akt führt uns nach Alexandrien, an den Hof des Antonius: doch ehe wir ſehen, was der Dichter uns leiſtet, laſſen Sie uns einen Augenblick unterſuchen, was wir von ihm zu erwarten berechtigt ſind. Zweierlei:

Da wir nehmlich in einen ganz neuen Zirkel von Menſchen geführt werden, muß der Dichter uns dieſe kennen lehren, uns in Rückſicht der Verhältniſſe derſelben zu einander, orientiren: alſo, obgleich ich bei dem bloßen Gedanken daran gähnen möch te, — eine neue Expoſition, wie zu einem eignen Stücke!

Zweitens, als Oktavia am Ende des erſten Aktes abging, hatte ſie freilich unſere Theilnahme ſchon erwerben, aber nur durch ihren Charakter, nicht für ihr Beginnen. Da wir Antonius noch nicht kennen, intereſſirt uns das Abentheuer, nicht der Mann um deſſentwillen es begonnen wird. Ja, ſollen wir die Heldinn nicht für eine Thörinn halten und alles Intereſſe an ihr verlieren, ſo muß der Dichter uns ihn zwar mitten in ſeinen Verirrungen, aber auch ſo als einen Mann zeigen, welcher der Anhänglichkeit eines Weibes, wie Oktavia, würdig iſt. — Drittens aber nein! Bei dieſen beiden Punkten will ich ſtehen bleiben. Alſo: — eine neue Expoſition der Umſtände und eine ſchwierige Charakterſchilderung, ſo langweilig auch beides ausfallen mag. Warum läßt der Dichter ſein Stück an zwei Orten ſpielen! Wir wollen indeß ſehn, ob er die Gewogenheit für uns hat, ſich kurz zu faſſen.

Erſte Scene.

In den Gärten der Cleopatra ruht Antonius mit Roſen bekränzt, auf Roſen, das Haupt in Cleopatrens Schooße. Eros ſizt in einiger Entfernung, den Kopf in die Hand geſtüzt. Charmion, die Vertraute der Königinn, naht ſich leiſe.

Cleop. Was bringſt du, Charmion?

Ch. Er ſchlummert?

Cleop. Ja.

Sein Haupt iſt ſchwer von Mamertiner Wein.

Ch. So eben kommt Euphronius, dein Spürhund,

Z[illegible]k aus Cäſars Lager —

Cleop. Stille! Stille!

Auch ſchlafend iſt der Löwe furchtbar. Laß

Mich nur zuvor den Kopf in Blumen betten,

Dann wind' ich ſanft mich los. — Geſchehn. Jezt rede!

Ch. Euphronius.

Cleop. Halt! — ſiehſt du nicht den Horcher

Wie er die Ohren ſpizt?

Ch. Der Sklave Eros?

Cleop. Den Sklaven macht der Sinn. Er iſt kein Sklave.

Drum laß uns ferne treten u. ſ. w.

Etwa ein halbes Duzend abgebrochner Reden ſind gewechſelt, und ſind Sie noch über etwas in Antonius Lage ungewiß? Können Sie noch zweifeln, welchen Charakter Cleopatra habe, ſie, die ſein Haupt auf ihrem Schooße ruhen läßt, und gleichwohl über ſeinen Rauſch ſpottet, und eine Botſchaft vom Feinde empfängt, die ſie ſelbſt vor dem Schlafenden nicht will ausſprechen laſſen? Sie iſt eine niedrige Verrätherin, Antonius noch in ſeiner Schwelgerei ſelbſt ſeiner Buhlerin furchtbar, und Eros ein edler Mann: Alles das in ſo wenigen abgebrochnen Reden beſtimmt. Ich geſtehe Ihnen, daß ich dieſe Scene in Rückſicht der Anlage für eine der meiſterhafteſten halte, die je für die Bühne geſchrieben wurde. Sie erſchöpft alles, faſt ohne daß etwas geſagt iſt: die übrigen Scenen füllen nur durch Detail aus, verwandeln die beſtimmt gezeichneten Umriſſe in ein Gemählde. Ich gehe über ſie hin: nur darauf muß ich Sie aufmerkſam machen, wie echt künſtleriſch der Dichter das Intereſſe von Auftritt zu Auftritt zu erhöhen weiß, bis wir die vorher bloß neugierig erwartete Erſcheinung Oktaviens ſehnlich verlangen.

Die erſte Scene lehrte uns, daß Cleopatra mit Auguſtus Unterhandlungen pflege. In der zweiten erfahren wir durch Ventidius, daß ſchon der Feind in Bewegung iſt, ſchon die Egypter zum Abfalle bereit ſind, und die Weigerung Cleopatrens, Antonius wecken zu laſſen, flößt uns Widerwillen gegen ſie ein, der noch lebhafter wird, wenn wir in der dritten Antonius aller Beweiſe von ihrer Bosheit ungeachtet, mit edler Zuverſicht auf ihre Liebe trauen ſehn. Der Widerwille wird Abſcheu, da die Witwe des Seleucus in der vierten Scene die Schändlichkeit der Cleopatra ganz enthüllt und unſer Mitleid für Antonius, Wohlwollen, da wir ihn der Gattin des vermeinten Verräthers Verzeihung und Verſorgung gewähren ſehn; — wird Hochachtung, wird innige Theilnahme durch die fünfte Scene, in welcher er den Undank ſo vieler denen er wohlthat, mit Standhaftigkeit erträgt, ſo gar mit Großmuth erwiedert. Und dieſen großen, edeln Mann hören wir, ſelbſt von der Ahnung ſeines künftigen Schickſals getrübt, ſeinem Freunde, ſeinem Erzieher Eros als eine Belohnung aufdringen, daß er ihn im ärgſten Fall ermorden ſolle: — jetzt, jetzt wünſehen wir nicht mehr bloß um Oktaviens willen, daß ihr Anſchlag gelinge: wir ſehn uns nach ihr, wie nach einer Retterin um.

Sie erſcheint in der ſiebenten Scene endlich, und nach einigen beklommenen Ausrufungen erblickt ſie Eros. Doch die Freude des alten treuen Dieners geht plötzlich in Entſetzen über, bei der Erinnerung, daß ſie hier in der Gewalt ihrer erbitterten Feindin iſt. Er beſchwört ſie, ſich zu entfernen; er möchte ſie fortreißen — da erſcheint die er fürchtete, da erſcheint Cleopatra ſelbſt, und er muß ſich zurückziehn.

Die beiden Nebenbuhlerinnen *), die beiden Extreme des weiblichen Charakters ſtehen einander gegenüber, das Laſter mit Argliſt und unwiderſtehlicher Gewalt gerüſtet, die Tugend nur mit Klugheit und edelm Muthe. Alles ſteht hier auf dem Spiele. Erkennt Cleopatra Oktavien, ſo iſt dieſe verloren. Ihr Ausſehen flößt jener Verdacht ein. Sie redet ſie an, und

---

*) Schwerlich möchte irgend ein Leſer ſich hier nicht der ähnlichen Scene erinnern, zwiſchen Maria Stuart und Eliſabeth. Es iſt wohl nicht überflüßig anzumerken, daß Oktavia älter iſt, als Maria.

es entſteht eine Scene, die ich einen geiſtigen Dolchkampf nennen möchte. Nur kurze Schlagreden werden gewechſelt. Jede Frage der Königin iſt ein Angrif, der auch uns zu treffen ſcheint; wenn Oktavia die Lippen öffnet, beben wir, ſie möchte ſich verräthen; hat ſie geſprochen, ſo fühlen wir uns erleichtert und unſre Hochachtung gegen ſie erhöht. Endlich ſcheint Cleopatra befriedigt; ſie geht und kaum hat Oktavia ſich einigermaßen erholt, ſo erſcheint Antonius und mit ihm der entſcheidende Moment.

Er findet ſie verſchleiert: doch ſchon ihre Stimme erſchüttert ihn. Sie entſchleiert ſich: er iſt froh beſtürzt; doch ihre freundliche Aeußerungen beruhigen ihn nicht. Bald ruft er aus:

Weg mit der Larv'! Ich ahne deinen Zweck,
Vorwürfe, bittre Klagen —

Oktavia. Keinen Vorwurf.

Gerechte macht ein edler Mann ſich ſelbſt
Und ungerechte ſcheut ein edles Weib u. ſ. w.

Beruhigt über dieſen Punkt, ruft er aus:

So ſey mir ein willkommner Gaſt!

Doch ſie ſchmiegt ſich ihm ſogleich näher ans Herz;

Ein Gaſt?
Mich dünkt, ich ſey zu Haus.

Er erinnert ſie an ihre Verhältniſſe: — ſie erkennt keine an, als die ihres Herzens und ihrer Pflicht: — an die Verſtoßung die er ihr verkündigen ließ: ſie weiß von keinem Ueberbringer einer ſolchen Nachricht. Ein Böſewicht zwar hat Antonius durch etwas Aehnliches verläumden wollen, aber ſie und ſelbſt ihre Kinder haben ihm nicht geglaubt.

Ich hatte grad
Den Knaben auf dem Arm, der zeigt ihm drohend
Die kleine Fauſt — es rührte faſt den Lügner.

Auch Antonius wird gerührt, und ſehr fein weiß Oktavia ihn zu erinnern, daß ſie durch ihr Benehmen verdient habe, ihn zu gewinnen: ſie hat ſein Haus nicht verlaſſen; ſie iſt ihren Stiefkindern zärtliche Mutter geblieben. Er erklärt endlich, daß er fern von allem Haſſe gegen ſie ſey, aber die Erinnerung an ihren Bruder erbittert ihn von neuem: ſie ſchmeichelt ſeinen beleidigten Ehrgeiz zur Ruhe, widerlegt ſeine feindſelige Vorſtellung vom Römiſchen Volke, und jezt, da er zu bedauern ſcheint, daß keine Verſöhnung möglich iſt, überfällt ſie ihn mit der Nachricht, ſie komme, ſie an zu bieten. Sie geſteht, ſie habe ſie erfleht, allein zart und ſchonend fährt ſie fort:

Ich durfte bitten, ich, die Schweſter: doch
Dem Ruhme des Gemahls vergab ich nichts.

Schon jezt würd' er ſich vielleicht ergeben, wenn ihn nicht die Erinnerung an Cleopatra zurückhielte. Dieſe von ſeinem Herzen zu löſen, iſt die ſchwerſte Aufgabe.

Oktavia erlaubt ſich keine Schmähungen gegen ſie, nur als Antonius erzählt, Cl. habe ihren Abfall bei Aktium ſchwer bereut, bricht ſie mit edlem Stolz in dieſe ſchöne Rede aus:

Den Göttern Dank! Nichts hab' ich zu bereuen!
Dich konnt' ich nie verlaſſen, werd' es nie!
Erhebe dich, ein Fels, bis in die Wolken,
Es windet ſich um deinen Fuß der Bach,
Und wirft ein Blitz den Gipfel in den Abgrund,
So deckt der Bach ihn klagend zu.
Verhöhne mich, verſpotte meine Liebe,
Ich leide, hoffe laut und klage ſtill.
Brich mir das Herz, ſtoß meine Hand zurück,
Nur nicht den Oelzweig, den ſie zitternd reicht.

Antonius bricht voll Rührung aus:

Oktavia, du biſt ein gutes Weib,
Ein gutes, treues Weib!

Noch einmal ruft ſie ihm alle Gründe zur Verſöhnung ins Gedächtniß, kommt dann auf ihre Kinder, denen das Andenken ihres großen Vaters ſo feierlich werth iſt, die mit ſolcher Sehnſucht nach ihm verlangen: bei dem Gemälde, das ſie von ihnen entwirſt, ſchmilzt ſein Herz, bis zu der ganz einfachen leiſen, aber um deſto rührendern Aeußerung:

Ich möchte gern die Kinder wieder ſehn!

Sie geſteht ihm ſchüchtern, ſie ſeien da; ſie ruft ſie herbei und er iſt überwunden. Aber in dem Augenblicke ſtürzt Cleopatra, wie eine gereizte Löwin, mit dem Dolch auf ihre Nebenbuhlerin zu, und reißt uns plözlich wieder aus der Rührung heraus, in die Verwickelung, die ſchon gelöſt ſchien, zurück. Es iſt ſehr gut, daß hier der Vorhang fällt, denn bei der hohen Spannung, in der uns die vorhergehende vortrefliche Scene ſo anhaltend erhielt, hätten wir für das Brauſen einer neuen Leidenſchaft keine Empfänglichkeit mehr: aber mit dem lebendigſten Intereſſe erwarten wir den Anfang des dritten Aktes, der uns den Erfolg der überraſchenden ſchrecklichen Erſcheinung zeigen wird.

Sehn Sie auf die künſtleriſch-weiſe Anlage, und die Steigerung des Intereſſe in den erſten Scenen, ſehn Sie auf die richtige Stufenfolge der Gefühle und ihre zarte Entwickelung in der lezten Scene, und Sie werden meinen Ausſpruch nicht übertrieben finden, wenn ich dieſen zweiten Akt nicht nur für das Vortreflichſte erkläre, was Kotzebue ſchrieb, ſondern was unſre Deutſche Bühne überhaupt aufzuweiſen hat, nehmlich in Rückſicht auf die genannten Vorzüge. In Rückſicht auf den Dialog ließe ſich vielleicht manches tadeln: denn durch die Vorliebe des Publikums für einen andern großen Dichter, der ſein erhabnes Genie für das — Epos zu Dramen anwendet, hat ſich Kotzebue zu mancherlei verleiten laſſen, was ich ein andermal rügen will. Es iſt ihm ſchon Recht, daß es ihm nicht glückt, wenn er in einer fremden *Manier* arbeiten will. Ein

Mann wie er, muß ſich ſelbſt und ſeiner Kunſt treu bleiben.

Hier erlauben Sie mir für diesmal abzubrechen. Zergliederungen von Schauſpielen pflegen ſelten unterhaltend zu ſeyn, und da ich die Abſicht habe, bei den folgenden Akten zwar kürzer als bei dieſen erſtern, aber doch nicht kurz zu ſeyn, ſo — ſo — ſo — leben Sie wohl.

Nachſchrift. Leuchtendes Beiſpiel literariſcher Charlatanerie.

Ueber eine elende Scharteke, betitelt: Briefe über das deutſche Theaterweſen, oder Priſen aus der Horndoſe des geſunden Menſchenverſtandes, ſteht in der 105ten Nr. der Zeitung für die elegante Welt folgende Beurtheilung.

„Der Titel iſt ſeltſam, man muß ſich daran nicht ſtoßen. Wenn man weiß, wie ſchwer es hält, daß ein gutes Buch bei der Sündfluth von Schriften ſich bemerklich machen kann, ſo vergiebt man dem ſehr geſcheuten und mit den Leiden und Freuden des Theaters ſehr kundigen (Iſt das Deutſch?) Verfaſſer das affektirte Aushängeſchild dieſer treflichen kleinen Schrift, die von einem ſehr geübten Schriftſteller herzurühren ſcheint.“

Weiter unten heißt es: „Nicht leicht

ſind irgendwo die Grenzlinien zwiſchen Verlangen und Können, zwiſchen Wirklichkeit und Traum in der Theaterwelt ſo feſt gezeichnet, als in dieſem kleinen Buche, das ſelbſt bei ſeinen mancherlei (mannichfachen) Uebertreibungen und Paradoxien auf eine ſeltene Weiſe konſequent iſt."

Was meinen Sie wohl, wer der ſehr geübte Schriftſteller, der ſehr geſcheute Verfaſſer dieſer treflichen, auf eine ſeltene Weiſe konſequenten Schrift iſt, die Herr Spazier in ſeiner Zeitung ſo ausposaunt? — Er ſelbſt, — nach unverdächtigen Zeugniſſen, er ſelbſt.

Hommel erzählt in den Plappereien: ſeine Nachbarin habe einen Staar, der den Vorübergehenden zurufe: „Spitzbube! Dummkopf!" dann aber hinzuſetze: „Zuckerfrau! Ich bin ein ſchönes Mätzchen!" — doch nur „Zuckerfrau" glaube ihm. —

Auch die in andern Blättern jener Zeitung geprieſenen Sächelchen: „Guſtavs Verirrungen," und „Vierzehn Tage in Paris," ſollen von Herrn Spaziers — Fingern ſeyn: doch jenes einzige Beiſpiel reicht hin, zu zeigen, welches Zutrauen ſeine Beurtheilungen verdienen. Offenbar geht dieſer Menſch nur darauf aus, ſich durch ſeine Zeitung zu erkreiſchen, was zu erwerben, ihm jedes Talent fehlt: literariſchen Ruf und eine Partei.

Vier und funfzigſter Brief.

Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen. Zwölfter Jahrgang. Herausgegeben von W. G. Becker.

Es giebt ſo gute Geſellſchafter, daß einem wohl wird, ſo bald man ſie ſieht, und daß man unwillkührlich die Lippen zum Lächeln verzieht, noch ehe ſie etwas geſagt haben: man weiß, daß die Erwartung, etwas Geiſtvolles von ihnen zu hören, nicht wird getäuſcht werden. Etwas Aehnliches empfand ich, als mir dieſes Taſchenbuch in die Hand fiel. Herr Becker hat die Vorſicht, jeden eingeſandten Artikel ſorgfältig zu prüfen und ihn nach ſeinem Werthe, nicht nach dem unterſchriebnen Nahmen, zu würdigen: ſo iſt man wenigſtens ſicher, daß er einem höchſt ſelten etwas ganz Schlechtes auftiſchen werde. Möchten doch alle Herausgeber ähnlicher Sammlungen — vorausgeſetzt, daß ſie im Stande ſind, zu unterſcheiden, was gut oder ſchlecht iſt — ſeine Sitte nachahmen. Es kann nicht oft genug wiederholt werden: auch einem ſehr ausgezeichneten Manne kann etwas Unbedeutendes entfallen; aber wer nicht ſelbſt ein ſehr unbedeutender Menſch iſt, wird ſich zu gut halten, damit hauſiren zu gehen.

Von den Kupfern dieſes Taſchenbuchs ſind die beiden erſten bis zur Gräßlichkeit ſchlecht; die meiſten übrigen aber nicht übel: doch ſeinen eigentlichen Werth macht der ſchriftſtelleriſche Inhalt.

Die erſte Geſchichte, San Pietro von Baſtelica, iſt von Herrn Becker ſelbſt. Ihre Kataſtrophe iſt der bekannte grauſenhafte Vorgang, da ein Corſiſcher Edelmann, aus Argwohn, daß ſeine Frau mit den Genueſern im Einverſtändniß wäre, ſie durch Sklaven erdroſſeln laſſen wollte; als ſie ihn bat, ſie wenigſtens mit eigner Hand zu morden, ihr enthuſiaſtiſch zu Füßen fiel, und ſie gleich nachher dennoch erſtach. Herr Becker erzählt den ganzen Lebenslauf des Baſtelica, ich weiß nicht, ob nach alten Memoiren, oder als eigne Dichtung. Auch aus dem Vortrage läßt ſich dieſer Zweifel nicht löſen: denn die Geſchichte iſt ſo intereſſant erzählt, als wenn der Verfaſſer mit völliger Dichterfreiheit geſchaffen, und der Charakter des Helden iſt gleichwohl mit ſo viel pſychologiſcher Wahrheit fortgebildet und gehalten, daß man ihn aus der Wirklichkeit abgeſchrieben glaubt. Iſt ſie Dichtung, ſo wünſche ich, daß Herr Becker unter den jungen Erzählern viel Nachahmer finden möge. Es giebt ſchwerlich eine nützlichere Uebung für Menſchenſchilderer, als ſich irgend eine ausgezeichnete That zu wählen, dem Begeher willkührlich einen Charakter zu geben, und ihn dann, durch einen hinzugedichteten Lebenslauf, jener Handlung nicht nur fähig, ſondern ſie ihm nothwendig zu machen.

Liebesnoth und Liebesglück, von **A. G. Eberhard**. Der Inhalt dieſer Erzählung iſt ziemlich alltäglich: die Braut eines wackern thätigen Bürgers wird von einem übrigens ſehr unbedeutenden militairiſchen Elegant verführt, u. ſ. w. Dieſer Stoff von geſtern, heut und immerdar, iſt indeß mit einer Laune behandelt, die zwar hin und wieder minaudirt, im Ganzen aber doch unterhält.

Der Prinz Bambu und die Prinzeſſin Zoraide, ein Mährchen, von A. Mahlmann — eine recht artige Tändelei, die mit geſchäftiger Phantaſie geſchrieben iſt. Hin und wieder macht ſie die Miene, als verſtecke ſie einen ernſten Sinn: aber dieſe Miene ſelbſt iſt eine neue Tändelei. — Aus dem leichten, einnehmenden Tone, in welchem ſie geſchrieben iſt, geht hervor, Herr Mahlmann ſey von der hochfliegenden Sentimentalität und der krauſen Phraſenverpſitzung, durch die gewiſſe Leute ſich das Anſehen der Genialität geben wollen, und die ihm etwas anzukleben ſchien, wieder zu ſeiner beſſern Eigenthümlichkeit zurückgekehrt. Doch, es verſtand ſich ja wohl, daß ein ſonſt ſo geſunder Kopf nicht lange — den Schnupfen haben konnte.

Fünf Anekdoten und Einfälle von Kretſchmann. Wären ſie auch wirklich völlig unbedeutend, doch möchte ich ſie nicht ſo nennen. Ihr Verfaſſer ſoll in der That der ehrwürdige Barde Ringulph ſelbſt ſeyn, gegen den das Publikum noch ſehr in Schuld ſteht. Sein in vielen Rückſichten vortreffliches Gedicht, Hermanns Schlacht, eins der melodiſcheſten und reizendſten unſrer Sprache, wurde vor vielleicht dreißig Jahren, mit Kälte aufgenommen, weil man grade damit beſchäftigt war, andre zu bewundern. Man wird es gewiß einſt wieder mit Hochachtung hervorſuchen und nicht mehr vergeſſen.

Der poetiſche Theil dieſes Taſchenbuchs liefert sechs und ſechzig Gedichte: eine etwas zu ſtarke Zahl, um aus lauter guten Sachen zu beſtehen. Göckingk, Bürde, Tiedge, Pfeffel, Haug, Manſo, Mahlmann, Köpken, Ratſchky haben anziehende Sachen geliefert; ſelbſt die ehrwürdigen Sänger Gleim und Weiſſe, haben Beweiſe gegeben, daß ſie an der Geſchäftigkeit im Reiche der ſchönen Literatur noch immer mit thätiger Wärme Theil nehmen, und muntern die Nachwelt nicht allein mit Blick und Zeichen, auch mit der Stimme auf: doch hat der Herausgeber auf Koſten des Publikums wieder gegen die H. H. Vermehren und Meſſerſchmidt eine tadelhafte Toleranz geübt. Zwar hat er von jedem nur Ein Gedicht aufgenommen; aber von dieſen ſinnloſen Bänkelreimern iſt jede Zeile ein beſchimpfender Flecken. Der erſte nimmt in einem Sonett, „der letzte Augenblick,“ von einer Geliebten (ach, wär' es doch das Ding, das er ſeine Muſe nennt!) ewigen Abſchied, und ſchließt den Unſinn mit folgenden Zeilen, die nur ein Marſyas verſtehen kann.

Wenn ahnungsvoll an meinem Grabeshügel
Dich leis umweht des Geiſtes Seraphsflügel,
Dann ſtrahlet rein der neue Morgen wieder!

Der Letzte, nicht zufrieden ſich vor den geſchmackvollen Leipzigern durch einen höchſt lächerlichen Prolog blamirt zu haben, dürſtet nach Schande, wie nach Waſſer, und offenbaret dem ganzen Deutſchen Publikum, welche Inſolenz er gegen Leipzig übte. „Geheimnißvolle Melodien der Kunſt, in welchen ſich Gemüther ſtill beſchauen,“ „Töne, die einen farbigen Glanz“ haben, eine Melpomene, die nicht etwa einen Muſenfreund bekränzt, ſondern von ihm mit des „Ruhmes reichem Grüne verherrlicht" wird, kommen in dem Dinge vor; ſogar „ein Paradies, das entfaltet" wird. Herr Becker ſollte das Gebot der Menſchenliebe nicht vergeſſen, daß man Fahſelnde nicht dem öffentlichen Gelächter preis geben ſoll. Ins Kämmerlein mit ihnen und die Thür hinter ihnen verſchloſſen, ſo oft ihnen das Versmachen ankommt. Iſt der Paroxismus vorüber, und haben ſie das Angefertigte zur Spedition an das Hökerweib abgeliefert, dann mögen ſie heraus, um ihre vernünſtige Rolle im Leben wieder zu übernehmen. — Unter den längern Gedichten zeichnen ſich vorzüglich einige treffliche Fabeln von Bürde und Tiedge, und eine Elegie des letztern, Tharand, aus; beſonders hat dieſe einen zauberiſch-ſanften Verſeſluß. Nächſt dieſen haben mir ein Paar kleine Lieder von G. P. Schmidt, Eberhard und Kretſchmann das Vorzüglichſte geſchienen. Auch viele Sonette enthält dies Taſchenbuch; am reichſten iſt es aber an piquanten Epigrammen, von denen ich Ihnen ein Paar herſetzen will.

Auf die Buchhändler-Recenſionen.
Ihr Herren Elzevir' in Leipzig und Berlin,

Preiſt nicht ſo unverſchämt, was ihr verleg't, und ſchweiget!
Man weiß ja ohnedieß, daß nie die Kupplerin
Zum Nachtheil ihrer Dirnen zeuget.

Katſchky.

Ternath.

Wenn Niemand widerſpricht, wem widerſpricht Ternath?
Dann widerſpricht der Mann ſich ſelbſt durch Wort und That.

Tiedge.

Der Vorbehalt.

Wir gaben euch, Bürger, die Fiſcherei
In Bächen, in Seen und Flüſſen frei;
Doch was wir uns vorzubehalten belieben,
Iſt nur die Befugniß, zu fiſchen im Trüben.

Haug.

Die Verwandtſchaft.

Liebe nenneſt du göttlich? und Eiferſucht nenneſt du teufliſch?
Ach, wie nahe ſind doch Gott und der Teufel verwandt!

Mahlmann.

Fünf und funfzigſter Brief.

Die Wartburg, ein Gedicht in fünf Geſängen. Taſchenbuch für 1802.

Der immer neue Streit zwiſchen dem ſchaffenden Genie, das nur der Leitung ſeines zur Begeiſterung erhobenen Gefühls folgt, und den Kritikern, die von allem mit Maaß und Schnur Rechenſchaft fordern, alles geſetzlich machen wollen: wiſſen Sie, worauf er ſich endlich zurückbringen läßt? Auf einen einzigen Fehlgriff ſeichter Kritiker; darauf, daß ſie den Begriff der künſtleriſchen Schönheit nicht allgemein genug nehmen. Statt ſie überall anzuerkennen, wo ſie in der Mannigfaltigkeit Einheit, Uebereinſtimmung zur Bewirkung Eines Eindrucks ſehn, erkühnen ſie ſich, — nehmlich ſeichte Kritiker — dem Künſtler vorſchreiben zu wollen, was für Schönheiten er bilden ſoll, ihm Modelle aufzudringen. Wie thöricht das iſt, wird Ihnen Ein Blick auf die Entſtehungsart der Geniewerke und auf die der kritiſchen Regeln beweiſen.

Ergriffen, erfüllt, entflammt von einer Idee, greift das Genie zur Feder oder zum Pinſel, und ſtellt das Bild mit den kraftvollen Umriſſen, dem bezaubernden Colorit, dem überwältigenden Ausdrucke außer ſich dar, mit denen es vor ſeiner Seele ſteht. Wer es nur erblickt: hat er eine Seele, ſo wird auch ſie ergriffen, erfüllt, mit Bewunderung entflammt. Iſt aber der erſte Rauſch vorüber, dann unterſuchen die philoſophiſchen Grübler, was es denn eigentlich ſey, was ſie entzückt habe? Ihrem kalten Verſtande leuchtet keine Eigenſchaft ſichtlicher ein, keine läßt ſich ſo leicht von ihm herauskoſten, wenn ich das ſagen darf, als das gefällige Verhältniß der Theile zu einander, als ihre gefällige Ordnung neben einander. Er mißt die Verhältniſſe, er prüft die Ordnung; und weil ſie die ſchönſten waren, die er bis itzt kannte, ſtellt er ſie als das höchſte Richtmaaß jedes andern Gebildes auf. — Seine Beſtimmungen, die er

Regeln nennt, ſcheinen den Weg zum Ruhm, zur Unſterblichkeit zu bahnen, und begierig erkennt man ſie an, ja, wer nur einige Anlage für die Kunſt hat, eilt, den bezeichneten Pfad zu betreten. Einmal erfundene Dinge nachzumachen, iſt freilich nicht ſchwer, und wenn man erſt weiß, zu einem Munde von dieſer Breite, gehört eine Naſe von dieſer Länge: wie ſollten die ſchönen Künſte nicht floriren? Indeß wird der leitende Kritiker und die Schaar der ihm folgenden Nachahmer, doch durch eine unerwartete Erſcheinung überraſcht: alle dieſe ängſtlich regelmäßigen Werke bleiben ſehr untergeordnete Dinge, — und grade wer den Regeln am treueſten folgte, hat das Todteſte geliefert. „Da gleichwohl die Regeln unwiderſprechlich aus dem Vorbilde hervorgehen: wahrlich, ſo iſt das ein ſonderbarer Unſtern! Sollte die Natur ſich an Künſtlern erſchöpft haben?" —

Da erhebt ſich ein zweites Genie, das, ſo begeiſtert wie das erſte, im Schaffen ſeines Werkes, alle Regeln des Kritikers vergißt, und doch wieder ein entzückendes Gebilde aufſtellt! Natürlich; denn die Idee ſelbſt, die es zu verwirklichen ſucht, iſt entzückend, ſonſt hätte ſie ihn nicht bis zum Schaffen begeiſtert. Wieder ſtaunt, bewundert, jauchzet das Publikum, — der Kritiker aber nicht; und, die Wahrheit zu ſagen, ganz kann man es dem ernſten Manne nicht übel nehmen, wenn er ein wenig zürnt. Seine Beſtimmung der Schönheit war ſo bündig, ſo unumſtößlich; und nun — Soll es ſeine Eigenliebe nicht kränken, ſein Syſtem zerrüttet, ein neues Werk daſtehen zu ſehen, das ganz andre Verhältniſſe und Ordnungen der Theile hat, als das erſte, und gleichwohl eben ſo ſehr entzückt? Iſt er ein gewaltiger Mann, ſo beginnt er damit, daß er demonſtrirt, es müſſe und dürfe nicht gefallen; — aber in jedem Falle endigt er damit, daß er ein neues Syſtem erſinnt, das zwei Arten höchſter Schönheit erkennt. Wieder ſind die Nachahmer geſchäftig; wieder wird eine todte Geburt nach der andern zur Welt gefördert; wieder ſtaunt man, wie ſie todt ſeyn können, da ſie alle Anſprüche der Schule erfüllen, — bis ein drittes Genie auftritt, und durch ein neues bloß aus der Empfindung geſchöpftes Werk, neues Entzücken, neuen Zwieſpalt und am Ende — eine neue Theorie veranlaßt. Auf dieſe Weiſe ſind die Kritiker zu einer regelmäßigen Schönheit, und zu einer unregelmäßigen, zu einer erhabnen und einer einſchmeichelnden, einer ſchrecklichen und einer liebreizenden Schönheit, und zu vielen andern gekommen: ja — ſollten Sie es glauben? — manche ſprechen ſogar von einer häßlichen Schönheit, oder vielmehr, einer ſchönen Häßlichkeit.

Ich möchte faſt behaupten, daß es keine einzige Regel der Schönheit giebt, die nicht irgend ein Genie einmal mit Glück übertreten, und deren Gegentheil ein Kritiker nicht auch für ſchön erklärt hat. Sollte man dadurch nicht berechtigt werden, zu ſchließen, daß eine allgemeine Beſtimmung, welche Verhältniſſe u. ſ. w. den Namen der Schönheit verdienen, nie gegeben werden könne? — Vielleicht thäte man, um der Verwirrung vorzubeugen, überhaupt wohl, Schönheit gar nicht als die höchſte Forderung aufzuſtellen, die man an ein Kunſtgebilde zu machen hat.

In allen jenen unſterblichen Kunſtwerken, von denen man die Norm zu nehmen pflegt: was thun eure verſchiedenen Arten der Schönheit? Sie reizen, das heißt: ſie beſchäftigen Phantaſie und Gefühl. Wohlan, ſo nennt eure Künſte: die reizenden *). Wenn ihr dann jedem Künſtler, dem es gelang, Phantaſie und Gefühl zu beſchäftigen (gleichviel durch welche Mittel), geſtehen müßt, er habe ſeine Pflicht erfüllt, ſo erſpart ihr dafür die undankbare Mühe, gezwungene Erklärungen zu erſinnen, durch die auch das Erhabne, das Schreckliche, ſelbſt das Häßliche in der Schilderung einer Peſt oder der Hölle, in Eine Klaſſe mit eurem Schönen gebracht werden kann; ihr erſpart euch vorzüglich den lächerlichen und vergeblichen Kampf für euer Syſtem, ſobald es einem Genie gefiel, zu ſchaffen, ohne Notiz davon zu nehmen. Der Gängelwagen der Regeln, in welchem ſo man-

---

*) Es verſteht ſich, daß hier das Wort „reizen" im weiteſten Sinne, gleichbedeutend mit erregen, lebhafte Empfindungen einflößen, genommen wird. Dieſer Gedanke die Künſte lieber nach ihrer Wirkung, als nach ihrem Hauptmittel, zu benennen, ſcheint Baumgarten vorgeſchwebt zu haben, da er das Wort Aeſthetik ſchuf, und es ſelbſt durch „Wiſſenſchaft der Empfindungen" umſchrieb.

cher treffliche Kopf verlernet, ſelbſtſtändig zu ſchreiten, iſt zertrümmert, ohne daß ſie ſelbſt ihren Werth verlieren. Einſichtsvolle Künſtler werden ſie immer noch zu Rathe ziehen, um zu erfahren, durch welche Mittel ſie ihren Zweck am leichteſten und vollkommenſten erreichen können: aber ſie werden nicht mehr die ängſtlichen Sklaven derſelben ſeyn.

Verzeihen Sie, liebe Freundin, dieſem Räſonnement, oder vielmehr dieſer Skizze eines Räſonnements, das Rauhe, Abgebrochene und Springende ihrer Sätze. Ich ſehe wohl, daß Manches in dem Geſagten ſehr unverſtändlich ausgedrückt iſt: an einem andern Orte, als dieſe Briefe, werd' ich es beſſer ausführen. Hier will ich Ihnen nur ſagen, wie ich zu dieſem hors-d'oeuvre komme. Eine Tugend, die ein großer Theil meines Publikums mir nicht zugeſtehen will, meine Gutherzigkeit, hat mich dazu veranlaßt, und am Ende ſchien es mir das Beſte, was ich bei Gelegenheit des Buches, deſſen Titel vor dieſem Briefe ſieht, ſagen konnte.

Ich nahm dieſes Buch mit einer gewiſſen Vorliebe in die Hand. „Wartburg!“ Der einzige Name verſetzte mich in eine liebliche Gegend zurück, in der ich einſt eine Reihe glücklicher Tage einſam verlebte. Ich blätterte es auf, und fand fünf Darſtellungen der ſchönſten Partieen jener Landſchaft: mein Vergnügen wuchs. Der Titel ſagt: Ein Gedicht in fünf Geſängen; alſo erwartete ich ein ausführliches poetiſches Gemälde. Die Ueberſchrift der einzelnen Geſänge aber heißen: Ludewig und Adelheid; der Krieg zu Wartburg; Eliſabeth die Heilige; Margarethe; Luther: — alſo dehnt ſich ihr Inhalt von dem Ende des eilften Jahrhunderts bis zur Mitte des ſechzehnten aus. Wie das zu Einem Ganzen verbunden und — da doch nur ein Ganzes ſchön ſeyn kann*) — ſchön werden könne, ſah ich nicht ein, und ich ward ſchon

---

*) Sagt man z. B. eine ſchöne Naſe, ein ſchöner Mund; ſo betrachtet man dieſe, abgeſondert vom übrigen Geſichte, als ein Ganzes. Uebrigens kann aus mehreren ſchönen Ganzen etwas ſehr Häßliches zuſammengeſetzt werden.

ſchon mißvergnügt. „Gleichviel!“ dachte ich indeß; vielleicht macht jeder Geſang ein Ganzes für ſich.“ Ich lief ein Paar Geſänge flüchtig durch, und in der That, wenn ein Ding, das einen Anfang, ein Mittel und ein Ende hat, deswegen ſchon als ein Ganzes betrachtet werden kann, ſo ſind dieſe Gedichte ein Ganzes. Muß aber ein Kunſtwerk, um ein äſthetiſches Ganze zu ſeyn, einen beſtimmten Zweck haben, auf den jeder einzelne Theil berechnet iſt; müſſen die Theile nicht bloß neben einander ſtehn, ſondern auch kräftig verbunden ſeyn: dann ſind auch die einzelnen Geſänge nichts weniger als ein Ganzes.

Unwillig legt' ich das Werk nieder, aber, von Natur ein wenig hartnäckig, wollt' ich mir noch nicht die Hoffnung nehmen laſſen, Gefallen daran finden zu können. Ich räſonnirte, bis ich zu den Betrachtungen kam, die Sie am Anfange dieſes Briefes laſen.

Mit dem beſten Willen, allenfalls eine ganz neue Art von Schönheit anzuerkennen, nahm ich jetzt das Büchelchen wieder. Ich las es von Anfang bis zu Ende durch, und bin nun im Stande Ihnen zu sagen, daß — es nichts als eine verſificirte, verfälſchte, langweilige, oft läppiſche Chronik iſt, in welcher das Leben der Helden von der Geburt bis zum Tode trocken erzählt, ſelbſt das Intereſſante in demſelben unintereſſant hergeſchwatzt wird und dürre Abenteuer, durch dürre Deklamationen und Beſchreibungen völlig verſandet werden. Dem Verfaſſer fehlt durchaus das Auge für die poetiſche Perſpektive. Was lang ſeyn ſollte, wird bei ihm kurz, und von dem, was nur durch die äußerſte Kürze erträglich werden könnte, kann er gar nicht los kommen. Seine Wahrheit beſteht darin, daß er Umſtände aufzählt, die niemand wiſſen mag, und ſeine Fiktion, daß er das Gegentheil von dem erzählt, was wirklich geſchah. Zum Ueberfluß erzählt er am Ende des Buches, in ſogenannten hiſtoriſchen Erläuterungen, ganz genau noch einmal in Proſa, was er vorhin in Verſen vorgetragen hatte.

Am leidlichſten iſt noch der zweite Geſang, in welchem einige Deutſche Meiſterſänger mit einander wetteifern; aber unter den etwas täppiſchen Händen unſers Dichters iſt aus dem Wettgeſang ein Zank geworden, der in der Wirklichkeit wohl niemand, außer den Zankenden, intereſſiren könnte, in dieſem Buche aber gar nichts wirkt. Uebrigens hat der Verfaſſer ſeine kraftloſe, aber gepuderte und friſirte Proſa zu recht wohlklingenden Verſen gedreht.

Doch ich ſoll Ihnen einige Beweiſe geben. Gut, ich will Ihnen, aber nur kurz, den fünften Geſang ſkizziren. Sein Gegenſtand iſt Luther, und er hebt folgendergeſtalt an:

Mit Finſterniß umhüllet lag die Welt,
Tief in des Aberglaubens Nacht verſenkt;
Verborgen war der ewgen Wahrheit Licht,
Der Weisheit Glanz verdunkelt.

Da haben Sie alſo den Gedanken, es war dunkel, viermal nach einander. Er fährt fort:

Chriſtus Wort
Verdrängt von feiler Mönchs-Religion,
Die nur für Gold den Himmel bot, für Gold
Von des Geſetzes Strafe ledig ſprach.

Da haben Sie alſo die Verkäuflichkeit der Gnadengaben der Religion wieder dreimal nach einander, und ſo geht es fort. Wenn der Verfaſſer einen alltäglichen Gedanken geſagt hat, ſo fällt ihm eine zweite und dritte Phraſe ein, durch die er auch ausgedrückt werden könnte, und ſtatt die kräftigſte auszuwählen, ſetzt er alle drei hin. Dann erzählt er mit allerlei ſchülerhaften Wendungen auf ſieben kleinen Blättern die frühern Begebenheiten Luthers, und wie er auf die Wartburg gelangte; dann aber läßt er den Schloßhauptmann und Luther hochflatternde Tiraden wechſeln, die elf Blätter füllen; dann erzählt er, wie Luther dem Teufel das Tintefaß an den Kopf geworfen habe, wie er auf die Jagd ging, ein Häschen fing und in ſeinen Mantel verſteckte, was er am Abend bei Tiſche ſprach und was für Liedchen geſungen wurden; dann endlich, was Luther ſagte, als er die Wartburg verlaſſen wollte. Ein ſolcher Gegenſtand wie Luther, in einer ſolchen Behandlung: — iſt das nicht das Bild der Sonne in einem Glaſe voll Schmalbier?

Sechs und funfzigster Brief.

Muſenalmanach für 1802. von A. W. Schlegel und L. Tieck.

Mache der Schwärmer ſich Schüler wie
Sand am Meere; der Sand iſt
Sand. Die Perle ſei mein, du, o vernünftiger Freund!
Göthe.

Schwerlich hat der überſpannteſte Mitkläſſer der Clique, ſelbſt — ich nenne das Tiefſte literariſcher Unbedeutendheit — Herr Spazier, der Erſcheinung dieſes Almanachs mit geſpannterer Ungeduld entgegen geſehn, ihn mit größerer Erwartung in die Hand genommen und befriedigter wieder hingelegt, als ich.

„Etwa weil er Ihnen ſo hohen äſthetiſchen Genuß gewährte?"

Wenn ich boshaft genug wäre, Ihre boshafte Frage mit „Ja!" zu beantworten, ſo ſähe das dem Spott ähnlich, und heute will ich einmal nicht ſpotten; will ich ſo ernſthaft bleiben, als — meine Lachmuskeln erlauben. In ſtrengem Ernſt alſo: ich freue mich über das Daſeyn dieſes Almanachs, wie ſich der Advokat freuen mag, der endlich das entſcheidende Dokument errungen hat, es vor dem Richter ausbreiten und nun mit ruhigem Blick zu ihm aufſehen kann: „Biſt du hellen Verſtandes genug, Wahrheit zu erkennen, und reines Herzens, ſie zu ſprechen?“ Das iſt die Frage, die ich jetzt an jeden Leſer thue, der noch in ſeinem Urtheil über die H. H. Schlegel und ihren Anhang ſchwankend war; denn dieſer Almanach iſt das Entſcheidendſte, was ſich für oder wider ſie anführen läßt. — Erlauben Sie mir, einen überſchauenden Blick auf meinen Handel gegen ſie zu werfen. Haben Sie nur noch einmal Geduld, denn dieſe Saite berührʼ ich ſchwerlich wieder.

Ich klage die HH. vor dem Publikum an:

Daß ſie, berauſcht von dem Rufe, den ihnen die Theilnahme an der Literatur-Zeitung und ein Paar grade nicht mißlungne, aber doch immer nur mittelmäßige Arbeiten gewährten, darauf ausgingen, ſich eine

Partei zu bilden und die Diktatoren in der ſchönen Literatur zu ſpielen, um — zu erndten, was ſo etwas gewähren kann;

Daß ſie in dieſer Abſicht, von der einen Seite Männer, die in jeder Rückſicht weit über ihnen ſtehn, durch Hohn und Inſolenz herabzuwürdigen ſuchten, um ſich den Anſchein der Erhabenheit zu geben; von der andern Seite aber durch übertriebene Adorationen gegen Göthe, wollten glauben laſſen, er nehme aufmunternd Theil an ihrem Unweſen;

Daß ſie, in derſelben Abſicht, äußerſt ſubordinirte Köpfe mit ungeheuren Lobſprüchen belegten, (z. B. Tieck, Bernhardi, Schleiermacher, Novalis und andre,) um wieder von ihnen gelobprieſen und beräuchert zu werden;

Daß ſie, um ſich ein recht erleuchtetes Anſehen zu geben, alltägliche und tauſendmal geſagte Dinge, die jeder weiß und fühlt, in hochtönenden, krauſen, unverſtändlichen Phraſen auskramten, — ein ſicheres Mittel, die Femmes savantes und ganze Schaaren von Schwachköpfen zu gewinnen, die nur thun durften, als verſtänden ſie das

Zeug, um auch eine höhere Natur zu ſcheinen;

Daß ſie Genialität darin ſetzten, mit ſophiſtiſirender Sentimentalität Zoten zu ſagen und Frechheit zu predigen, — wodurch ſie alle welke Lüſternen unter den Weibern und jeden Jungen, der ſeinem Hange zur Liederlichkeit gern einen Freiheitsbrief gewinnen möchte, beſtachen;

Daß ſie, immer in der erwähnten Abſicht, unaufhörlich von einem tauſendjährigen Reiche neuer Poeſie ſprachen, das, es verſieht ſich, durch ihre Schriften herbeigeführt werden ſollte,

Daß ſie endlich, weil ſie ſich zu unmächtig fühlten, ſich in den klaſſiſchen Dichtungsarten auszuzeichnen, die elenden Spielereien, mit welchen ſich die Italiäniſche und Spaniſche Poeſie in ihrer rohen Kindheit beſchäftigte, die Spielereien mit Gedicht-Formen, als die erhabenſten Produkte des Genies geltend machen wollten, um dadurch zu gewinnen, was in Deutſchland verſeln möchte und nicht vermag.

Ich trug dieſe Anklagen heftig und bitter vor, weil ihre Cabale gegen Alles, worauf die Deutſche Literatur ſtolz iſt, täglich neue Fortſchritte machte und ein Plan, der grade auf den verächtlichſten Theil der Leſewelt berechnet war, nur durch Sarkasmen allein vernichtet werden konnte. Alles, weſſen ich ſie beſchuldigte, liegt ſo offen in ihren Schriften am Tage, daß die Clique ſelbſt keine Widerlegung wagte, ſondern ſich begnügte, durch größtentheils namenloſe Schmähſchriften zu antworten; — es war ſo einleuchtend, daß ich ſtolz genug bin zu glauben, auch ich habe nicht wenig dazu beigetragen, wenn man dieſe Menſchen und ihr Beginnen endlich aus einem richtigern Geſichtspunkte anſieht und ſie — belächelt.

Eine Rückſicht machte indeß viele noch in ihrem Urtheile ſchwankend; Einen Einwurf mußte ich ſehr oft hören und immer wieder hören, ſo oft ich ihn auch beantwortete. „Es giebt unter dieſen Menſchen doch einige, die offenbar nicht gemeine Talente beſitzen; und einige von ihren abenteuerlichen Spielereien ſind wirklich recht artig. Selbſt die Keckheit ihres Unternehmens deutet auf Geiſteskraft." Ich antwortete darauf: Ein Flachkopf kann nie verſchroben werden, und der wirklichen oder affettirten Verſchrobenheit, nicht der Dummheit, klagte ich ſie an: wäre ihr Fehler Einfalt, ſo würde ich mich zu gut gehalten, ſo würde es niemand nöthig gehabt haben, auf ihre Verkehrtheit und ihre Plane aufmerkſam zu machen. — Daß ihnen bei den Talenten, die man einem oder zweien von ihnen zugeſtehn muß, dann und wann etwas gelingen könne, wäre thöricht zu läugnen: aber der Geſchmack, den ſie zu verbreiten ſuchen, iſt abenteuerlich und ſchlecht; ihre neue Poeſie iſt Bänkelſängerei; ihre Muſen ſind Dorfmieken mit faltigen Räderröcken und feuerfarbnen Strümpfen mit blauem Zwickel. — Endlich: zu jedem Unternehmen, und grade zu dem frechſten am meiſten, gehört Muth und Geiſteskraft; aber nicht die Summe von Kräften, die man in Spiel ſetzt, ſondern der Zweck beſtimmt des Unternehmens und des Unternehmenden Werth. Auch Cartouche und Ravaillac beſaßen Geiſteskraft. —

Ich mochte indeß dieſe Antworten ſo oft wiederholen, als ich wollte, immer brachte man jene Einwürfe von neuem vor. Die

Menſchen ſind nicht unbedeutend, ſagte man, und blieb dabei. Sehnlich wartete ich daher auf eine Gelegenheit, bequem und überweiſend zeigen zu können, wieviel ſie und ihr Unternehmen denn eigentlich bedeuten, und, da ich es weder abläugnen kann, noch es zu können wünſche, daß einigen von ihnen ein Platz in der Deutſchen Literatur gebühre, — welches dieſer Platz ſey. Dieſer Almanach, in welchem der größte Theil der Sippſchaft, mit ſeinen beſten Würden angethan, in Reih' und Gliedern auftritt, giebt mir endlich dieſe erwünſchte Gelegenheit, und nach ſeiner Beleuchtung wird hoffentlich niemand mehr ſchwanken, der nicht ſelbſt zur Clique gehört.

Den Anfang mache ein Sonett, das ſich zwar in die Mitte des Buches weislich verſteckt hat, dem aber, als Aushängeſchilde deſſelben, und als öffentlichem Werbungs-Manifeſte für ſeine Fortſetzung und die Sache der Clique, der erſte Platz gebührt.

Der Kampf fürs Heilige.

Zum Kampfe denn! Noch rüſten ſich die Frechen;
Die neue Sonne ſoll nicht aufwärts kommen.

Dem Morgen, der ſo herrlich angeglommen
Will ihre Nacht die jungen Flügel brechen.

Sie dräu'n mit ihren waſſerreichen Bächen
Dem Funken aus Uraniens Schooß genommen.
Kommt nur auf euren Werken angeſchwommen,
Die Schmach der Götter werden Götter rächen!

In eignen Fluten früher zu verſinken,
Hebt ihr verwegne Arme nach dem Schönen.
Ihr ſtürzet durch der Götter fromme Streiter;

Noch ſeht ihr einzeln ihre Schwerter blinken,
Doch bald wird voller unſer Chor ertönen,
„Wer will, ſei mit im Uns!" ruft ein Geweihter.

Ohne zu unterſuchen, wer eigentlich frech iſt, die Menſchen, die ohne ſelbſt etwas Ausgezeichnetes geliefert zu haben, die Großen der Literatur mit Schmähungen anfielen, oder diejenigen, die dieſe Unverſchämtheit züchtigten, — wollen wir uns nur an die Beſchaffenheit dieſes Gedichts halten. In den erſten vier Zeilen finden Sie einen Morgen der anglimmt, und den die Nacht, nicht etwa wieder auslöſchen, ſondern dem ſie die Flügel brechen will. Als was hat ſich der Reimer alſo den Morgen gedacht? Als eine Fackel oder als einen Vogel? — In der folgenden Strophe finden Sie den Schooß der Urania in Flammen. Die arme Göttin! — wenn das nicht etwa figürlich zu verſtehen iſt. In dem Falle leſe ſie die Lucinde und werde — religiös. In der dritten Strophe verſinken und ſtürzen die Feinde zugleich: wie das möglich iſt, wiſſen die Götter. Am merkwürdigſten aber iſt die vierte Strophe durch den Contraſt zwiſchen dem muthigen Drohen und dem humanen — um nicht feigen zu ſagen — Aufruf an jedermann, Theil zu nehmen. „Wer will, ſei mit im Uns!“ Nun alſo wiſſen ſelbſt die Herren Vulpius, Koſegarten, Cramer und Konſorten, wo ſie ihr, von den Recenſenten ſo arg zerzauſetes Haupt unterbringen können, und die Clique kann bald mit einer Heeresmacht auftreten, die Fallſtaffs berühmter Kompagnie gleicht. — „Wer will, ſei mit im Uns!“ Nein, gegen dieſe Humanität, durch welche die Clique zu einem Freihafen, oder vielmehr zu einer

Pfennigkneipe an der Heerſtraße erklärt wird, kann niemand beſtehen, — am wenigſten ich Eigenſinniger, mit dem nie ſeyn konnte, *wer wollte*, ſondern nur, *wen ich wählte* *).

Abgeſehn von der Lächerlichkeit im Zwekke des Gedichts, ſehen Sie wohl, daß ſeine Haupteigenſchaft eine beinahe wahnſinnige Vermiſchung von Bildern, nein, von Bilderſtücken iſt. Der Verfaſſer hat nicht die Fähigkeit gehabt, ein Bild zwei Zeilen durch zu halten, und nicht Verſtand genug, ſchickliche Bilder, die einen Sinn haben, zu wählen. Ein trefflicher Geweihter! Ein treffliches Reich, das ſolche Versmacher ſtiften können! „Wer will, ſey mit im Sie;" denn wer das wollen *kann*, an dem verliert die gute Sache nichts. — Uebrigens hätte man ſich dieſe gütige Aufforderung erſparen können. Es begreift ſich von ſelbſt: *ſolche* Verſe macht, *wer will*, und gehört alſo zum „Sie," auch wenn ſie's nicht erlauben. —

---

*) Noch dazu war ich ſo unbedachtſam, in meiner Wahl ſehr ekel zu ſeyn. Eine Menge von Beiträgen zu dieſen Briefen ſind unbenutzt bei Seite gelegt worden, und bei allem, was ich aufnahm, erlaubte ich mir Aenderungen.

Es verſteht ſich, daß ich nicht alle einzelnen Gedichte dieſes Almanachs durchgehen kann: aber da man mich, wenn ich eine Auswahl träfe, beſchuldigen könnte, bloß ſchlechte ausgewählt zu haben, ſo will ich immer das erſte Gedicht jedes Mitarbeiters wählen, um Ihnen ſeine Manier daran zu zeigen.

Herr A. W. Schlegel hat dem erwähnten Gedichte nicht ſeinen Namen untergeſetzt; ich will alſo zu ſeiner Charakteriſirung noch eins anführen.

Die größere Gefahr.

Hochbrauſend rang mit Peleus Sohn Skamander,
Der Held muß fliehn die Schlingen ſeiner Fluten,
Doch zähmen bald den Strom des Feuers Gluten,
Des eignen Betts unwill'gen Salamander.

Cydnus lud in die friedlichen Mäander,
Auf deren Spiegel Mittagsſchatten ruhten;
Doch mitten in dem ſüßen Bad umfluten
Des Todes Schau'r den großen Alexander.

Ein glühend Herz zagt nicht beim wilden Rauſchen
Feindſeligen Geſchicks, und wird ſich halten,

Schlüg' überm Haupt die Well' ihm auch zuſammen.
Doch in der Wolluſt kühlem Schooße lauſchen
Geheimes Grauſen, bängliches Erkalten,
Und löſchen der Begeiſtrung muthge Flammen.

Wie das vorige Gedicht die Plane und die Denkungsart der Clique und die Zerrüttung der Phantaſie, die ſie für Begeiſterung hält, kennen lehrt, ſo verräth dieſes ihren Kunſtgriff, Plattitüden und Alltagsſprüche in krauſen Bombaſt zu verhüllen, damit man glaube, ſie habe etwas recht Stattliches geſagt. — Der Sinn dieſes ganzen Sonetts iſt: „Drangſale überwindet die Kraft des Muthigen; Wolluſt erſchlaffet ſie." — Und das zu erfahren, mußten wir Achill mit dem Skamander kämpfen und Alexander im Cydnus baden ſehn? O, wie unendlich viel leichter, ſchöner, treffender konnte das durch andre Bilder geſagt werden, und iſt es hundertmal geſagt worden! — Doch wir wollen ſehn, ob die gewählten Bilder wenigſtens *richtig* ſind. Achill verfolgt die Trojaner; ſie fliehen in den Fluß; der Flußgott thürmt ſeine Fluten gegen den Helden an, aber Vulkan kommt dieſem zu Hülfe, und bezwingt den

Fluß

Fluß durch Feuer: Drangſale überwindet die Kraft des Muthigen. Iſt da Zuſammenhang, iſt überhaupt nur Sinn darin? — Zweites Bild: „Alexander badet ſich im Cydnus und kommt in Lebensgefahr: ſo erliſcht die Begeiſterung durch Wolluſt.“ Läßt ſich darin allenfalls noch Sinn hineindeuteln: wie mühſam, wie ärmlich und ſchielend iſt er!

On y voit une Ombre d'Artiste
Avec une ombre de pinceau
Tracer une ombre de tableau*).

Wahrlich, ich fange an, mich meiner Gegner zu ſchämen! — Die abgeſchmackte Geziertheit des unwilligen Salamanders u. ſ. w. ſey Herrn Schlegel geſchenkt; und um nicht ungerecht zu erſcheinen, will ich auch noch erwähnen, daß ein Paar beſſere Gedichte von demſelben Verfaſſer, in dieſem Almanach ſtehn. So hat er in einer Romanze, das Feenkind, die Idee, die man ſo häufig bei den franzöſiſchen tändelnden Dichtern benutzt findet, eine Schauſpielerin als Zauberin darzuſtellen, recht artig noch einmal benutzt. Einige matte, harte und phantaſieloſe Stellen abgerechnet, iſt es wirklich nicht übel.

---

*) Etwas Aehnliches ſah Scarrons Aeneas in der Hölle. Er ſagt:

J'y voyois l'ombre d'un Cocher,
Qui avec l'ombre d'une brosse
Nettoyoit l'ombre d'un carosse
J. G. Jacobi's Taſchenb. f. 1802. S. 134.

Der zweite aus der Sippſchaft, auf den wir hier ſtoßen, iſt Herr Tieck. Ich will Ihnen nur gleich eine Seite von ihm herſchreiben.

Die Zeichen im Walde.

Romanze.

O mein Sohn, wie gräßlich heulend
Klagt herauf vom Moor die Unke!
Hörſt du wohl die Raben krächzen?
Die Geſpenſter in dem Sturme?

Vater, laß die Sorge fahren,
Denn die Wolken ziehn hinunter;
Bald wird ſie der Mond bezwingen,
Der zu ſcheinen ſchon begunnte.

Durch die Thäler ſtreift der Nebel,
Schon erglänzen fern die Burgen,
Schaut, ſchon leucht't das Crucifixe —
Das Capellenbild da drunten. —

Ach, du Crucifixe gütig,
Laß vom Schatten dich verdunkeln!
O Maria-Bild, ſey gnädig,
Bleib in Finſterniß verſchlungen.

Laßt ihn los, den alten Sünder,
Fahren laßt den alten Buhlen:
Tod und Sünde, seine Freunde,
Und die Hölle ihm verbunden!

Nicht wahr, Sie haben genug? In dieſem Tone geht es drei und zwanzig Seiten lang fort. Die Proben von Herrn A. W. Schlegel zeigten, was die Clique hochdichteriſch nennt, nehmlich Wahnſinn; dieſe Probe lehrt uns, was ſie unter naiver Einfalt verſteht: lahmſchenklichtes Hinzerren, und — vor allem — übelklingende altväteriſche Sprachformen. Etwas anders brauch' ich von Herrn Tieck nicht anzuführen; er bleibt ſich überall gleich.

Herr Friedrich Schlegel folgt jetzt. Dieſem geht es noch gar beſonders. Er glaubte ehemals, er wäre nicht Dichter, aber ſein Bruder und Herr Tieck munterten ihn auf; er verſuchte ſich, und — „wer will, iſt mit im Uns!" — es geht! Nur merkt man denn doch, daß ihm das Nachſtammeln etwas ſchwer wird.

Im Frühlinge.

Wie freut ſich die Seele, der Freude erſchloſſen,
In Frühlinges Tagen
Die muthigen Lieder zu wagen,

Entriſſen dem Zügel in Freyheit zu jagen,
Das Ziel zu erreichen mit kühnen Geſchoſſen.

Das Feuer der Fluren will Freude nur ſagen,
Im Dunkel der Bäume
Da bilden ſich roſige Träume,
Da ſchwellen die Kräfte, da ſchwindet das Zagen,
Nun wächſt Fantaſie wie Felſen zu ragen,
Es kommen geſchoſſen
Geſtalten auf muthigen Roſſen,
Im Silber der Flüſſe dann Friede gefloſſen,
Und dunkel erklingen die heiligen Klagen.

Wenn kühne Gedichte den Lippen entfloſſen
In fliegenden Worten,
So öffnen ſich feurige Pforten,
Und klar iſt der Frühling der Gottheit Genoſſen.
Von Wogen des Lebens harmoniſch umfloſſen
Kann Kummer ſie nagen?
Sie ſehen den Morgen ja tagen,
Im Herzen die Erde vor Liebe noch ſchlagen,
Die ewigen Ströme von neuem ergoſſen*).

*) Die edle Humanität, welche „der Gottheit Genoſſen" im zuerſt angeführten Gedicht an den Tag legen, macht mir Muth, ihnen einen kleinen Beytrag für den künftigjährigen Almanach anzubieten. Er iſt zwar nur von dem neunjährigen Sohne meines Hauswirths, aber, wenn er richtig recitirt wird, ſehr ſchön. Er fängt an:

Ei, ei, ei!
Was fliegt denn da vorbei,
Leicht wie ein Fuder Heu?
Du, Göttin Phantaſei?

Um auch Hrn. Friedrich Schlegel ſein Recht widerfahren zu laſſen: er hat einen recht vernünftigen Gedanken geſagt. Einem Sonett in der gewöhnlichen Manier, das Ideal, welches ſich ſo ſchließt:

Wir können nicht heraus aus unſerm Leibe,
In Allem wird der Kenner etwas miſſen,
Und Einer kann das kleine Loch nur treffen.

ſind folgende Verſe angehängt:

Nur das Ganze, mein Freund, wie es lebt und im Leben ſich ſpiegelt,
Das ſei dein Ideal, frei von der Formel Geſpenſt.

Soll das, wie ich vermuthe, heißen: „Künſtler, folge mehr der ſchönen Natur und deiner Empfindung bei ihr, als den ängſtlichen Regeln der Schule; — ſo iſt das ein ſehr guter Rath, nur freilich weiß das jedermann. Uebrigens ſehen Sie wohl den Charakter von Hr. Fr. Schlegels Poeterei. Was ſich reimt, iſt ihm ein Vers und gehört zuſammen: doch ſinkt er bald rechts zu der Erhabenheit ſeines Bruders, die ſich nicht um den Sinn, bald links zu der Naivetät des Herrn Tieck, die ſich nicht um die Sprache bekümmert.

Herrn Süvern, einem ſonſt recht verſtändigen Schulmanne, fiel im Herbſt 1800, vermuthlich in einer Stunde der Abſpannung, ein, Verſe zu machen. Er wählte die leichte Manier des H. H. S.; und, ſiehe da! auch er brauchte nur zu wollen, um mit „im Uns“ zu ſeyn.

Wiedergeburt.

Ins Dunkel will des Jahres Licht ſich neigen;
Des Lebens heiße Glut, ſie kehret wieder
In ewgen Feuers Schooß zurück; es ſchweigen
Die ſie entzündet, ſchon im Hain die Lieder;
Die Liebe flieht und kalt entlöſt den Zweigen
Sich mattes Laub, der Blumen Schmuck ſinkt nieder,
Das Herz erſtirbt, die Adern ſind verſchloſſen,
Worin Gedeihn und Kraft ſich friſch ergoſſen u.ſ.w.

Genug! Bei den Fehltritten ſonſt vernünftiger und wackrer Leute muß man ſich nicht lange aufhalten.

Die Produkte eines Herrn Sz. und eines Bonaventura kann ich übergehn, denn unter dieſen Unterſchriften ſcheint ſich nur bald Herr A. W. Schlegel, bald Herr Tieck zu verbergen, und mit dieſen bin ich ja fertig.

Manches dieſer Gedichte iſt nicht ganz übel, aber es kommen doch auch Stellen in ihnen vor, die an Frechheit der Lucinde würdig ſind, z. B. S. 89.

Sey fröhlich, du Kleine!
Jetzt bin ich der deine.
Sey kühn mit den Blicken,
Schon reizen die Brüſte
Und wecken Gelüſte u. ſ. w.

Novalis, ein junger Mann, der durch mancherlei Aufſätze Anlaß gegeben hatte, an der Geſundheit ſeines Verſtandes zu zweifeln*), iſt geſtorben, und die H. H. Herausgeber beklagen ihn nicht nur, ſondern laſſen auch noch allerlei Geverstes von ihm drucken. Von Todten ſoll man nichts als Gutes ſprechen; alſo nichts weiter von ihm, als folgenden Schluß eines Gedichts an H. Tieck:

Du wirſt das lezte Reich verkünden,
Was tauſend Jahre ſoll beſtehn;

---

*) Beſonders durch einen mit der Aufſchrift: „Glaube und Liebe, oder der König und die Königinn," der in den preußiſchen Jahrbüchern ſtand.

Wirſt überſchwenglich Weſen finden
Und Jakob Böhmen wiederſehn.

Beſſer, wiewohl nicht ſehr bedeutend, ſind zwei andre Lieder von ihm: Bergmanns Leben und Lob des Weins.

Eine Sophie B. hat eine halb proſaiſche Ballade geliefert. Egards aux Dames! Ich ſchweige; — ja, ich geſtehe ſogar mit Vergnügen, daß ſie einige glückliche Züge enthält.

Herr Mnioch hat unter dem Titel: Hellenik und Romantik, zwei Gedichte geliefert, „das Leben" und „der Tod." Der in ihnen durchgeführte Gedanke iſt derſelbe, der in Schillers „die Götter Griechenlands," zum Grunde liegt: eine Parallele zwiſchen der Empfindungs- und Denkungs-Art der Griechen und der Neuern. Der Verf. hat den glücklichen Einfall gehabt, die Schilderung der Alten in Hexametern und Pentametern, der Neuern in Stanzen und Terzinen zu geben, und das thut eine gute Wirkung. Auch enthalten dieſe Gedichte manche ſehr treffende Gedanken und Bilder; aber ich muß es mir verſagen, Stellen daraus anzuführen. Der Zweck dieſes Briefes iſt Charakteriſtick der H. H. „Genoſſen der Gottheit" und ihrer Poeſie; und Herr Mnioch, ſo wie ein

Herr H., der ein gut gelungenes Gedicht in Stanzen, „der Frühling," gegeben hat, gehören nicht zu ihnen; wohl aber ein

Herr B., der einen Traum erzählt.

„Einſt ging der Menſchen Trübſal mir zu Herzen,
Als ich mich außerordentlich wohl befand.
Ich war vergnügt und aufgelegt zum Scherzen
Und mit Betrübniß keineswegs bekannt,
Da jammert' ich: „der Menſch hat viele Schmerzen,
Und jedes Glück iſt doch im Grunde Tand;
Wir gleichen Blumen: blühend ſtehn ſie heut,
Doch morgen hat der Sturm den Schmuck zerſtreut."

In dieſer Stimmung geht er in den Wald, legt ſich nieder und ſchläft ein. Im Traume ſieht er ſich plötzlich in den Himmel verſetzt, wo Standrecht über einen Engel gehalten wird, der ſich betrunken hat. Der Delinquent wird durch ein zwanzig Ellen breites Loch in eine Wolke geworfen, und vor Furcht, daß er ihm auf den Kopf fallen möchte, wacht der Verfaſſer auf. An der Plattheit des Spaßes und der Geſchwätzigkeit, mit der er zu elf Seiten ausgedehnt wird, glaub' ich den Verfaſſer der Bambocciaden, Herrn Subrektor Bernhardi, zu erkennen.

Den Beſchluß macht ein Faſtnachtsſpiel vom alten und neuen Jahrhundert, eine elende Nachahmung von Göthens bekanntem Schönbartſpiele, in welcher das alte Jahrhundert vom Teufel geholt wird. Iſt ſie nicht von H. Bernhardi, ſo verdient ſie doch von ihm zu ſeyn.

Dem Himmel ſey Dank, ich bin mit der Beſchauung fertig, und um Sie nun auch ſo ſchnell als möglich zu entlaſſen, will ich die Reſultate, die aus ihr folgen, ſo kurz als möglich in Fragen und Antworten geben.

Worin beſteht der Charakter der neuen Poeſie, die ihre Urheber einſt mit ſo vieler Inhumanität geltend machen wollten, und jetzt mit ſo großer Humanität jedem, der will, erlauben? In der Freiheit die unzuſammenhangendſten Bilder und Gedanken durch einander zu miſchen, dem Versmaaß und der Sprache jede beliebige Gewalt anzuthun, und ſo unverſtändlich und langweilig zu ſchwatzen, als man ſich aufgelegt fühlt, wenn nur dabei die Formen nachgepfuſcht werden, mit denen die Spaniſche und Italiäniſche Dichtkunſt in ihrer Kindheit — tändelte.

Haben die H. H. Schlegel und Tieck Talente? Man kann es aus ihren Arbeiten ſchließen, wie aus der Gewandtheit eines Luftſpringers, daß er ein guter Tänzer hätte werden können.

Haben die H. H. Schlegel und Tieck Verdienſte um die Deutſche Dichtkunſt? — Ja, die eines Caffeeſchenken um das Publikum, wenn er die Oeffnungen der Billard-Beutel noch einmal ſo weit macht und dann die Partie um einen Dreier läßt.

Wird ihre Poeſie, oder vielmehr, werden ſie durch dieſelbe Glück machen? — In einer prophetiſchen Stunde hat Greſſet das Schickſal der alten Italiäniſchen Gedichtsformen, bei welcher Nation ſie auch in Aufnahme kommen mögen, vorausgeſagt, folglich auch das ihrer Anhänger:

Ces vieilles Muses douairières
Du Madrigal et des Sonnets,
Rimailleront même en lunettes
Et mourront au bruit des sifflets.

Nachſchrift. Zu meinem Erſtaunen hab' ich bemerkt, daß man es den genannten Herren hin und wieder als ein Verdienſt anrechnet, das Publikum mit der frühern Poeſie der europäiſchen Völker zuerſt bekannter gemacht zu haben. Das iſt ein unbegreiflicher Irrthum. Herder war es, der durch ſeine vortrefflichen Volkslieder (zwei Bände) auf die reizenden Produkte der Volkspoeſie, faſt bei allen Nationen, und mancher frühern, jezt überſehenen Dichter, aufmerkſam machte. Er und Göthe gaben in jenen „Volksliedern" reizende Nachbildungen ſolcher Ueberbleibſel, die eine ausgezeichnete Schönheit beſaßen; — aber freilich bleibt Herder weit hinter den „Genoſſen der Gottheit" zurück. Er rief: „Es giebt entzückende Ruinen! Seht her!" Sie rufen: „Laßt uns Ruinen — bauen! Wer will, ſey mit im Uns!" —

Sieben und funfzigſter Brief.

Taſchenbuch für das Jahr 1802. Herausgegeben von Johann Georg Jacobi.

Jacobi iſt allen geſchmackvollen Freunden der Dichtkunſt immer noch ein ſehr theurer Name, und dieſes Taſchenbuch wird eine ſchöne Erinnerung mehr mit ihm verknüpfen. Es enthält eine mit feinem, richtigem Geſchmack geſammelte Gallerie meiſtentheils ſehr lieblicher Produkte, faſt durchgehends von Schriftſtellern, die das Publikum ſeit langer Zeit hochachtet, zum Theil mit hohem Recht verehrt. Bei dem im vorigen Briefe beurtheilten Taſchenbuche freute ich mich, daß ich nicht jedes Artikels beſonders zu erwähnen brauchte; bei dieſem bedaure ich, daß ich es nicht darf. Bei der großen Anzahl derer, die Beiträge lieferten, — Klopſtock und Gleim haben Beiträge geliefert. Ehrfurcht den ſo hoch verdienten Greiſen. Die Beſcheidenheit verbietet mir eben ſo wohl jedes Lob, als jeden Tadel; — und ein R., auf den ich bei jeder Zeile, die ich von ihm las, böſe war, daß er uns ſeinen Namen vorenthalten hat — werde ich ſogar nicht von jedem nur Ein Produkt aufführen können. Ich muß mich begnügen, Ihnen im Allgemeinen zu ſagen: dies Taſchenbuch iſt ein reizender Beweis, daß Deutſchlands lichte Periode noch nicht ſo ganz dahin iſt, als eine große Partei triumphirend vermeint, — und dann das auszuheben, was mir das Schönſte ſchien, und ſonſt der Erwähnung bedarf.

Klopſtock, — Gleim — Ich geſtehe Ihnen, meine Freundin, daß mir bei dem bloßen Gedanken, dieſe hochehrwürdigen Greiſe loben zu wollen, die Wange von jugendlicher Schaam glühte. Dies Geſtändniß meiner Ehrfurcht reicht bei Ihnen hin.

Voß hat vier Gedichte gegeben, unter denen mir vorzüglich eine Ode, die Jägerin, ein Meiſterſtück in Rückſicht auf das Metrum ſo wohl als auf die dichteriſche Diction ſcheint; aber eine Probe läßt ſich aus ihr nicht aufſtellen.

Von Pfeffel ſind mehrere treffliche Fabeln eingerückt, und ein Klaggedicht auf den Tod ſeines Sohnes, das Sie erſchüttern wird. So weint nur wahrer, tiefer Schmerz, und nur hohes Talent vermag es, ihm ſolche Worte zu geben.

J. G. Jakobi ſelbſt hat durch ſeine eignen Beiträge gezeigt, daß ihn auch im Alter die liebliche Leichtigkeit und Naivetät nicht verlaſſen hat, durch die er Deutſchland vor dreißig Jahren entzückte.

F. L. Graf zu Stolberg — Mit dieſem Namen hat das Publikum ſich ſeit einigen Jahren gewöhnt, mißbilligende, trübe Erinnerungen zu verbinden. Möchte der heitrere und geſundere Ton, der in des Beſitzers hier gelieferten Gedichten wieder vorklingt, beweiſen, daß die innern Stürme, die dieſen ſonſt edeln und kraftvollen Geiſt mit ſich ſelbſt uneins zu machen ſchienen, aufgehört haben.

Auch zwei Dichterinnen, beide dem Publikum rühmlichſt bekannt und beliebt, haben zu dem Schmuck dieſes Taſchenbuchs beigetragen, Friederike Brun durch ein ſehr lieblich tönendes Lied, „der beſſere Lethe,“ und Caroline Rudolphi durch ein dichteriſches Gemählde, „der Weihnachtsabend,“ das mir nur etwas zu lang ſcheint, aber reizende Züge enthält, — und durch eine ſehr anziehende Dichtung über die Entſtehung „des Schlangen-Cereus.“

Baggeſen, auf den ſeine Nation mit gerechter Selbſtzufriedenheit ſieht und den Deutſchland mit freundlicher Vorliebe auch zu ſeinen Dichtern zählt, hat drei oder vier Gedichte aufgeſtellt, die jene Vorliebe rechtfertigen; Vanderbourg aber eine franzöſiſche Ode, welcher der Herausgeber, in Abſicht der Neuheit des Hauptgedankens, den Vorzug vor J. B. Rouſſeau's berühmter Ode à la Fortune giebt. — Es iſt wahr, ſie hat ſehr gelungene Stellen.

Herr Koſegarten — Nun, auch von ihm ſind zwei Gedichte da, die recht leicht verſificirt ſind.

Aber, ſagen Sie, das iſt ja faſt nur ein Verzeichniß? Warum geben Sie mir keine Proben? „Von den meiſten bis itzt Genannten wär' es überflüßig geweſen. Sie kennen ſie und ihren Geiſt: ich ſparte mir daher den Raum, um Ihnen zu zeigen, daß auch von weniger Bekannten treff-

liche

liche Sachen da ſind. Von einem Herrn von Zink z. B. folgende artige Fabel:

Der Affe.

Ein alter Affe ſetzte ſich
Zu ſeiner Lieblingskoſt, zu reifen Haſelnüſſen,
Nachdem er eine kümmerlich
Mit ſtumpfen Zähnen aufgebiſſen,
Sprach er voll Unzufriedenheit:
Wie alles doch ſich ändert mit der Zeit!
Die Nüſſe ſelbſt! auch dieſe waren
Bei weitem nicht ſo hart in meinen Jünglingsjahren.

Ein Herr R., der durch ſein Incognito eine Ungerechtigkeit gegen das Publikum begeht, hat am freigebigſten zu dieſem Taſchenbuche beigetragen. Es enthält zwanzig Gedichte von ihm, und jedes iſt voll Geiſt und Empfindung. Hier haben Sie ein Paar kurze zur Probe.

Mutterfreude.

Himmliſcher glänzt kein weiblicher Reiz, wie die Freude der Mutter
Ueber ein lächelndes Kind, das ihr den Buſen umſpielt!
Mahler! wenn euch die Mine gelang, bedarf es der Stralen
Nicht um der Heiligen Haupt, welche den Heiland gebar.

Filoſofen und Schwärmer.

Zeigten die Schwärmer nicht oft Filoſofen die Quelle der Wahrheit?
Doch ſie ſtürzten hinein, dieſe nur ſchöpften daraus.

Welt und Schule.

Weiſe bildet die Welt, filoſofiſche Tänzer die Schule;
Dieſe beluſtigen euch, jene beneiden ſie nicht.

Unter den längern Gedichten von dieſem Dichter hat mir vorzüglich das „An Klopſtock, bei meiner Rückkunſt aus Frankreich" gefallen. Es iſt lebendiger Schwung der Phantaſie, heller Verſtandesblick und eine ſehr edle Sprache in ihm verbunden. Möchte es eine Weiſſagung ſeyn, die in Erfüllung ginge!

Ich komme nun zu dem proſaiſchen Inhalte. Voran ſteht ein philoſophiſcher Aufſatz von F. H. Jacobi, über die Weiſſagung Lichtenbergs: „**Unſere Welt wird noch ſo fein werden, daß es eben ſo lächerlich ſeyn wird, einen Gott zu glauben, als heutzutage Geſpenſter.** — Der Aufſatz iſt mit Scharfſinn, Gelehrſamkeit und tiefem Gefühl geſchrieben, aber ich wünſchte, er ſtände nicht da. Nur wenige Käufer des Taſchenbuches werden ihn leſen, und von dieſen wenigen lernt vielleicht die Hälfte erſt dadurch zweifeln, daß man beweiſen will. Zum mindeſten Taſchenbücher, die der Unterhaltung gewidmet ſind, ſollten mit dem ängſtlichen Streite unbefleckt bleiben, über einen Glauben, deſſen Wahrheit man ſeit Jahrtauſenden vergeblich zu widerlegen ſuchte und eben ſo vergeblich — — Doch da gerathe ich beinah' in eben den Mißgriff, den ich rügte, und der mir ein ſehr groſſer ſcheint.

Paſſender für dieſe Sammlung und wirklich äußerſt anziehend erzählt, iſt ein ſogenannter „Tauben-Roman" von G. W. Er iſt zugleich, wie der Herausgeber mit großem Recht anmerkt, ein wichtiger Beitrag zur Pſychologie der Thiere.

Ein Geſpräch im Reiche der Todten zwiſchen Scarron, Blumauer, Hogarth, Lichtenberg, und Virgil, von J. G. Jacobi, iſt unterhaltend. Es iſt Schade, daß dieſe Art von Dichtungen aus der Mode gekommen iſt. Sie giebt dem witzigen Kopfe und dem philoſophiſchen Denker ein ſehr weites und ſehr fruchtbares Feld.

Ein Herr Friedrich Köppen (ich geſtehe, daß ich, zu meiner Unzufriedenheit, mich nicht erinnere, ſonſt ſchon etwas von ſeiner Hand geleſen zu haben) hat mehrere kurze Aufſätze gegeben, unter denen vorzüglich einer „Philoſophie und Dichtkunſt," jungen Philoſophen und Dichtern zum ernſten Nachdenken empfohlen zu werden verdient. Er iſt zugleich ſchön geſchrieben.

Den Beſchluß macht eine Dichtung von Jean Paul Richter: über den Tod nach dem Tode; oder der Geburtstag. Sie haben in meinen frühern Beurtheilungen ſeiner Schriften wohl keine Urſache gefunden, mich einer übertriebenen Vorliebe für den Verfaſſer zu beſchuldigen. Ich darf alſo hoffen, daß es einiges Gewicht bei Ihnen hat, wenn ich Ihnen ſage: daß, ſo bald ich mit mir eins geworden war, von den gewöhnlichen Fehlern ſeines Vortrages u.ſ.w. (die aber wirklich hier auch viel geringer ſind, als in irgend einer andern ſeiner Schriften) keine Notiz zu nehmen, mir die blühende, ſchöpferiſche Fantaſie und die nicht ſelten eingewebten Züge eines ſehr zarten Gefühls, hohen Genuß gewährten.

Als Schmuck ſind dieſem Taſchenbuche fünf ſchön gearbeitete Kupferſtiche zugegeben, die uns reizende Holſteiniſche Gegenden reizend vergegenwärtigen.

Acht und funfzigſter Brief.

Romanen-Kalender für das Jahr 1802.

Ich kenne die frühern Jahrgänge dieſes Büchelchens nicht; aber wenn ſie dieſem fünften an Werthe gleichkommen, und die künftigen ihm nicht nachſtehen, ſo muß ſich daraus eine ſehr artige Taſchenbibliothek bilden. Die diesjährigen Artikel ſind mit Geſchmack gewählt und gut geſchrieben.

Der Dichter, von **Schink**. Dieſe Erzählung hat mir von allen am wenigſten gefallen, weil ſie etwas abentheuerlich iſt. Strahlen, ein junger Juſtiz-Rath, macht durch ſeine Gedichte an einem kleinen Hofe Aufſehn, und rührt beſonders das Herz eines achtzehnjährigen Fräuleins, die auch Dichterin iſt, ſo ſehr, daß ſie ihm, ohne ihn zu kennen, in einem Gedichte ihre Hand anträgt. Er antwortet ihr gleichfalls in Verſen, und reiſet hin, ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Unterweges aber lernt er ein ſehr reizendes Frauenzimmer kennen, in das er ſich verliebt. Dem zufolge machen die Reize ſeiner Dichterin wenig Eindruck auf ihn: aber von ihrer feurigen Liebe zu ihm gerührt, beſchließt er, ihr ſeine Neigung zu opfern. Durch eine Schreibtafel, die er verliert, wird ſein Geheimniß verrathen, und durch einen Brief, den ſeine Reiſebekanntin an das Fräulein, ihre Jugendgeſpielin, ſchreibt, entſchieden, daß auch ſie ihn liebt. Das Fräulein tritt alſo zurück und führt ihm ſelbſt ſeine Geliebte zu. Sie ſehen, die Begebenheiten ſind auf eine ziemlich alltägliche Weiſe romanhaft, aber durch die einzelnen Umſtände werden ſie vollends abentheuerlich. So redet Strahlen z. B. ein Frauenzimmer, das er zum erſtenmale auf freiem Felde ſieht, in Verſen an, und bittet ſie, ihm einen Kranz von Neſſeln zu flechten; und ſie — hält ihn nicht für aberwitzig, ſondern verliebt ſich in ihn und ſetzt ihm einen Lorbeerkranz auf. So bietet ihm, nach einer ganz kurzen Bekanntſchaft, der erſte Miniſter des Fürſten einen Adelsbrief, ein Gehalt von vierhundert Thalern und eine goldne Doſe an, wenn er dazu beitragen will, das Fräulein, die eigne Nichte des Miniſters, zu bereden, daß ſie die Mätreſſe des Fürſten werde u. ſ. w. Die ganze Anlage der Erzählung iſt flach und ſchief. Dieſer Dichter und dieſe Dichterin hätten ſich allenfalls zu lächerlichen Helden eines komiſchen Romans gepaßt; aber daß ſie als hohe, edle Charaktere dargeſtellt werden, thut eine widerliche Wirkung, beſonders da die Verſe die ſie wechſeln, ziemlich mittelmäßig ſind. Doch genug von dieſer etwas ſchwachen Arbeit eines Mannes, der ſonſt beſſere zu liefern pflegt.

Das Damenhemd. Nach einem alten Fabliau, von Meißner. Wo ich nicht ſehr irre, ſo beſitzen wir ſchon mehr als Eine Bearbeitung dieſer Erzählung aus den Ritterzeiten, oder Meißners Bearbeitung iſt ſchon einmal gedruckt worden. Sie werden Sich ihrer ſogleich erinnern, wenn ich Ihnen den Inhalt mit zwei Worten angebe. Ein alter Ritter fordert ſeine junge Gemahlin auf, ſich bei Zeiten unter ihren Anbetern einen neuen Gatten zu wählen. Sie ſendet den drei ausgezeichnetſten derſelben ein Hemde zu, mit dem Verlangen, ſie ſollen es auf dem nächſten Tourniere ſtatt des Harniſches tragen. Zwei weiſen die Anforderung zurück; der Dritte nimmt ſie an und erfüllt ſie, wiewohl mit der größten Lebensgefahr u. ſ. w. Meißner hat ſie hier noch einmal ſehr unterhaltend erzählt, und ſo die angenehme

Erwartung, mit der man den Namen des Verfaſſers der „Skizzen" und der „Bianka Capello" zu erblicken pflegt, nicht getäuſcht*).

Selbſtmörder aus Liebe, von Rahbek. — Aus Liebe, nicht aus Verliebtheit, wie Werther, ſagt der Verfaſſer in einer kleinen Einleitung, — und in der That erſchießt ſich der Held dieſer Geſchichte nicht, weil er nicht zum Beſitz ſeiner Geliebten gelangen kann, ſondern weil er, in einer leidenſchaftlichen Stimmung, kein anderes Mittel übrig glaubt, ſie aus den Schlingen eines hinterliſtigen Verführers zu retten. Der Schluß dieſer Erzählung iſt vielleicht etwas romanhaft; aber man verzeiht ihr das gerne, bei der reizenden Darſtellungsgabe des Verfaſſers und bei ſeinem ausgezeichneten Talente zur Charakterſchilderung. — Rahbek iſt einer der vorzüglichſten

---

*) Es iſt ein erfreuender Anblick, einen glücklichen belletriſtiſchen Schriftſteller in einem ſpätern Alter in ein ernſteres Fach übergehen und auch in dieſem, Werke von Gehalt aufſtellen zu ſehn. Dieſes Beiſpiel giebt Meißner, indem er ſich der Geſchichte widmet. Sein Leben des Julius Cäſar iſt ein eben ſo gründliches, als geſchmackvolles Werk, das ich Jhnen zur Unterhaltung in einer ernſtern Stunde, mit Wärme empfehlen kann. Bis jetzt ſind erſt zwei Bände da.

Schriftſteller Dännemarks, ſowohl in Rückſicht des Geiſtes, der in allen ſeinen Schriften athmet, als in Rückſicht ſeines Styls. Möchte die Aufmerkſamkeit, die man ſeit ein Paar Jahren auf ſeine kleineren Schriften in Deutſchland hat, recht viel beitragen, die Ungerechtigkeit aufhören zu laſſen, mit der man hier die geiſtreichen Produkte der beiden nordiſchen Völker, die dem Deutſchen ſo nahe verſchwiſtert ſind, faſt ganz überſah. Man beklagte ſich oft ſo bitter, daß die Franzoſen und Britten unſre Literatur vernachläſſigten, und wir handelten eben ſo gegen andre Nationen, die freilich, bei ihrer kleinern Zahl von Köpfen überhaupt, auch weniger ausgezeichnete haben, aber wahrlich nicht entblößt davon ſind. — Nur dann wird Europa ſich einer wahren allgemeinen Cultur rühmen können, wenn das was in Petersburg oder Stockholm ſchön und wahr gedacht und geſagt wurde, auch in Wien, Paris und Madrid genoſſen werden wird.

Noch mehr, als grade durch dieſe Erzählung von Rahbek, muß jene Ungerechtigkeit durch die beiden folgenden von einem Schwediſchen Dichter, K. G. Leopold, einleuchtend werden. Er gleicht an Geiſt und naiver Leichtigkeit Florian: und wie wenige in Deutſchland haben ſchon ſeinen Namen gehört! In der That, der Ueberſetzer, Herr Fr. Chr. Rühs, erwirbt ſich ein Verdienſt durch ſeine Einführung in unſere belletriſtiſche Leſewelt. — Die erſte dieſer Erzählungen, ein Fragment aus Kogln's Chronik, iſt nur wenig Seiten lang; die zweite, das Gewürm oder die drei ſchweren Worte, iſt länger und voll Zartheit und naiv vorgetragener Lebensweisheit, beſonders für Mädchen. Ein ſtrenger Kunſtrichter würde allenfalls das Vermiſchen der Griechiſchen und Perſiſchen Mythen rügen: doch es wäre pedantiſch, an einem ſo lieblichen Gebilde ſolche Flecken aufzuſuchen. Ich ſage Ihnen nichts von dem Inhalte: leſen Sie Selbſt. Die Ueberſetzung iſt fließend, elegant und rein; nur ein Paar Fehler hab' ich in ihr gefunden. Erſtlich, müßte durchweg in der ganzen Erzählung, ſtatt Gewürm, Wurm ſtehen; — zweitens iſt folgende Stelle ganz unrichtig: „Zwei ſchreckliche Hühneraugen drohen mir, dieſen glücklichen Tag ganz zu verlieren. „Es müßte heißen: — — „drohen, mir das ganze Glück dieſes Tages zu rauben."

Als wollte er ſelbſt zu einer für den Schweden vortheilhaften Vergleichung auffordern, ließ der Herausgeber auf die erwähnte Erzählung Florians „Sicilianiſche Novelle, Roſalba,“ folgen, die freilich ganz artig iſt, aber eben keinen beſondern Werth hat.

Aglaja, Jahrbuch für Frauenzimmer auf 1802. Herausgegeben von Stampeel.

Sie ſagten mir einſt, meine Freundin, daß Sie den vorigen Band dieſes eleganten Werkchens geleſen hätten; ich brauche Ihnen alſo nicht erſt von dem Charakter deſſelben zu ſprechen. Eine gewiſſe Rückſicht verbot mir, jenen erſten Jahrgang in dieſen Briefen aufzuführen; eine ähnliche erlaubt mir auch von dieſem zweiten nicht, weitläuftig zu reden: aber ihn bei ſeinen großen Vorzügen ganz mit Stillſchweigen zu übergehn, hieße die Aengſtlichkeit etwas zu weit treiben. Alſo eine kurze Anzeige ſeines Inhalts, mit wenigen beurtheilenden Worten.

Der vorjährige Jahrgang lieferte Kupfer zu den Schweſtern von Lesbos, von der liebenswürdigen Dichterin, Amalie von Imhof; dieſer, zu Rouſſeau's neuer Heloiſe ſechs ſehr ſchön gearbeitete Blätter. Ich muß geſtehen, die Idee in einem Buche Kupfer zu liefern, die zu einem andern gehören, gefällt mir nicht. Sie hat etwas

Unzuſammenhängendes, — Fades, möchte ich faſt ſagen: aber dieſem Vorwurf iſt auf gewiſſe Weiſe dadurch abgeholfen, daß der Herausgeber dieſen Kupfern einen mit Geiſt und Wärme geſchriebenen Aufſatz über „die Entſtehung der Neuen Heloiſe" beigefügt hat. Nur wenige, glaube ich, verſtehen es ſo gut wie er, den Charakter des ſelbſt in ſeinen Schwächen großen Rouſſeau ſo richtig zu würdigen: — ſeine großen Verdienſte zu verehren, ohne ſeine Schwächen zu überſehen; ſeine Fehler zu erkennen, ohne ihn weniger zu lieben.

„Liebe und Kunſt," von Auguſt Apel, — ein ſchön geſchriebenes Räſonnement, — deſſen Erblicken in dieſem Buche mich indeß etwas ſonderbar überraſchte. Ohne mich auf die nähere Würdigung der aufgeſtellten Ideen einzulaſſen, will ich erwarten, ob ſie Ihnen intereſſant ſeyn werden.

Der Herbſtabend, eine Idylle von Demſelben. Der Name iſt nicht recht paſſend; denn das Gedicht malt nicht die herbſtlichen Naturſcenen, ſondern erzählt einen ſtillen, anziehenden Vorgang, bei dem die Jahrszeit, in welcher er ſich ereignet, gar nicht in Anſchlag kommt. Ein Jüngling ſtellt ſeinem alten Vater das Mädchen als ſeine erwählte Braut vor, das der letzte ſich längſt zur Schwiegertochter wünſchte. — Sie errathen leicht, daß dieſes Gedicht eine Nachahmung von Voſſens Luiſe iſt. Die lebendige Kraft des Originals weht zwar nicht in derſelben, aber unter ihren vielen Schweſtern verdient ſie einen vorzüglichen Platz. Sie hätte einen ungleich höhern Werth erhalten, wenn der Dichter die einzelnen Theile des Gemäldes mehr zuſammengedrängt hätte. Einzelne ſehr glückliche Züge laſſen vermuthen, daß er viel Talent zum Lehrdichter habe.

Die Badereiſe, eine Erzählung vom Herrn von Oertel, deren Ereigniſſe vielleicht anziehender geordnet werden konnten, die aber auch ſo, wie ſie iſt, eine reizende Unterhaltung gewährt.

War dieſer Betrug verzeihlich? von Meißner: eine reizende Erzählung, vielleicht nur nicht lebhaft und warm genug vorgetragen.

Wer war der Weiſeſte? Eine Erzählung vom Herausgeber. Er geſteht, ein ausländiſches Vorbild vor Augen gehabt zu haben, nennt es aber nicht. Ich will es auch nicht thun, um ihm ſeinen Plan nicht zu verderben. Was liegt auch daran! Wir wollen uns mit dem Deutſchen

Produkte beſchäftigen. Der Inhalt der Erzählung iſt folgender: der berühmte goldne Dreifuß, den man einſt aus dem Griechiſchen Meere auffiſchte, wird, nach dem Ausſpruche des Orakels, ihn dem Weiſeſten zu überliefern, an die ſieben Weiſen Griechenlands herumgeſandt; aber er findet jeden von ihnen in einer Situation und in einer Stimmung, die ihn zwingen, der zugedachten Ehre zu entſagen: Thales iſt voll Kummer, daß er mit dem Urſtoff und der Weltſeele nicht aufs Reine kommen kann; Solon peinigt es, daß die fünfzehnjährige Glycere ſeinen jungen Vetter Piſiſtratus lieber hat, als ihn, u. ſ. w. Auf den Rath eines reizenden Mädchens, wird der Dreifuß endlich dem Apoll gewidmet. Sie ſehen, daß dieſer Stoff Gelegenheit zu ſehr artigen Gemählden gab, und der Verfaſſer hat ihn außerordentlich glücklich, mit einer leichten, angenehmen Laune, benutzt. Nur ein Paar kleine Rügen kann ich indeß nicht verſchweigen. Es thut oft eine einnehmende Wirkung, daß er den Vorgängen Züge aus unſerm Zeitalter einmiſcht, aber er iſt zuweilen darin zu weit gegangen, z. B. wenn er die Abgeordneten Extrapoſt nehmen läßt. — Dann: ich glaube, er hätte die Entſcheidung der Pythoniſſin dahin abändern ſollen, daß er ſie den Dreifuß „dem vollkommnen Weiſen" zuſprechen ließ. Weiſe waren alle ſieben, die ihn zurückſchickten, und nach dem wahren Ausſpruche eines ſonſt eben nicht glücklichen Dichters:

Der größte Weiſe —
Sagt's euch ins Ohr! —
Iſt — pſt! ganz leiſe!
Der kleinſte Thor.

gab es auch einen Weiſeſten unter ihnen.

Lolli und Roſe. Ein Mährchen von A. Mahlmann. Leicht, mit Laune und Gefühl erzählt; nur das Ende, da Held und Heldin zuſammen ertrinken, ſcheint mir ein wenig zu hoch ſentimentaliſch für ein Mährchen. Manche Züge ſcheint der Verfaſſer Klingers „goldenem Hahne" zu verdanken.

„Die Nacht im Prado, von Amalie von Imhof," beweiſt, daß dieſer talentvollen Dichterin unter den belletriſtiſchen Schriftſtellern in Proſa, eben der ehrenvolle Platz gebührt, der ihr unter den eigentlichen Dichtern längſt, und freudig, zugeſtanden wurde. Die Fabel der Erzählung ſowohl als die Ausführung iſt intereſſant, wiewohl der Styl hin und wieder ein wenig zu — blühend ſcheint.

Auch von mir finden Sie zwei kleine Arbeiten in dieſem Taſchenbuche, über die ich Ihnen natürlich nichts weiter ſagen mag, als daß ich es dem Herausgeber Dank weiß, ſie in ſo gute Geſellſchaft gebracht zu haben. Wollte ich Ihnen die Vorzüge aufzählen, die ich dieſen Kleinigkeiten zu geben verſuchte, ſo würde man das für lächerliches Selbſtlob ausgeben; und was die Fehler betrifft, die ich wirklich gemacht habe, ſo kann ich mich darauf verlaſſen, daß ſie dem Scharfblick der Herren A bis Z nicht entgehen werden, und daß dieſe zu gewiſſenhaft ſind, ſie dem Publikum zu verſchweigen.

Druckfehler.

Auf Seite 109. 110 müſſen die Zeilen von „Klopſtock und Gleim" bis „vorenthalten hat" wegbleiben.

Neun und funfzigſter Brief.

Oktavia, ein Trauerſpiel von A. von Kotzebue.

(Beſchluß.)

> Ce ne sont pas des mots, que je veux remporter du théâtre, mais des impressions. Celui qui prononcera d'un drame, dont on citera beaucoup de pensées detachées, que c'est un ouvrage médiocre, se trompera rarement. Le Poëme excellent est celui, dont l'effet demeure longtems.
>
> *Diderot.*

Freilich war es unrecht, daß ich den Beſchluß meiner Beurtheilung der Oktavia ſo lange verzögerte: aber da das neue Jahr bald da iſt, ſo durfte ich es nicht aufſchieben, Ihnen wenigſtens die wichtigſten der eleganten Gaben, die man zu demſelben geliefert hat, vorzulegen; und da von der andern Seite dies Trauerſpiel ein bleibendes

Werk iſt, ſo muß ſeine Prüfung wohl immer gleich intereſſant ſeyn. Um indeß Ihren Vorwurf nicht länger zu verdienen, eil' ich, Ihnen nachzutragen, was ich noch darüber zu ſagen habe. Leider muß ich heute mit einer Rüge anfangen.

Am Ende des zweiten Aktes rang Cleopatra mit Antonius, um Oktavien zu erſtechen; beim Anfange des dritten Akts ſehen wir ſie in den Armen ihrer Vertrauten und der Ausruf des Antonius:

Der Athem ſtockt — die Wang' erbleicht — es ſchnürt
Ein Krampf den Buſen ihr zuſammen! — Fort!
Der Arzt! —

belehrt uns, daß ſie eben in Ohnmacht falle. Was ging alſo in dem Zwiſchenakte vor? Schlechterdings nichts, wenn anders Cleopatra nicht während der ganzen Viertelſtunde mit Antonius gerungen hat. Da dies nicht denkbar iſt, ſo — fängt der neue Akt in demſelben Momente an, in welchem der zweite endigt. — Es iſt ein Fehler, zu viel Zeit in den Zwiſchenakten verfließen, — aber noch ein größerer, die Handlung während derſelben ſtillſtehen zu laſſen, und daß der Dichter dieſen beging, iſt um ſo überraſchender, da es ſo leicht war, ihn zu vermeiden. Er durfte Cleopatra ja nur am Ende des zweiten Aktes ohnmächtig werden und Antonius bei dieſem Anblick allmählig ſeinen Zorn vergeſſen laſſen. Hätte dann der dritte Akt damit angefangen, daß er, verſöhnt, auch Oktavien mit Cleopatra zu verſöhnen ſuchte, ſo — hätten wir wenigſtens nicht daſſelbe zweimal ſehen dürfen: denn in der ſiebenten Scene dieſes Aktes geſteht Cleopatra ihm wieder ihren neuen Plan, Oktavien umzubringen und gewinnt ihn wieder mit wenigen Worten.

Doch weg von dieſem Mißgriff, und ein Paar andern in dieſem Akte, die im Grunde doch nur, neben den großen Vorzügen dieſes Stückes, Kleinigkeiten ſind. Laſſen Sie uns ſtatt deſſen auf die Scenenreihe ſehen.

Cleopatra, kaum aus ihrer Scheinohnmacht erwacht, weiß Antonius zu gewinnen, Oktavia zu verſöhnen. — Sie entfaltet ihrer Vertrauten ihren Plan, Oktavien zu tödten, Antonius zu verderben; — ſie erhält Gift; — Ventidius entdeckt ihren

Plan; — in dem Augenblick, da ſie ihn ausführen will, vereitelt er ihn; — ſie geſteht Antonius ihre Abſicht, und ergrimmt ihn von neuem gegen Cäſar. Oktavia ſieht ſich hülflos in ihre Gewalt gegeben, wird, nach einem vergeblichen Verſuche, ſie gegen Antonius zu erbittern, gemißhandelt, ihrer Kinder beraubt, aus Alexandrien verjagt: — Welche Gallerie von anziehenden, hinreißenden, erſchütternden Situationen! Und ſo genialiſch der Dichter ſie erfand, ſo meiſterhaft hat er ſie benutzt, überall durch kurz hingeworfne Züge die Gefühle ausgedrückt, überall die Charaktere gehalten. Wie ſchön ſpricht Oktaviens edle Gattenliebe aus dem einzelnen Züge, daß ſie, bei dem Anblick der zu zärtlichen Sorgfalt Cäſars um die ohnmächtige Cleopatra, leiſe befiehlt:

> Eros! führ die Kinder weg,
> Daß ſie des Vaters Schwachheit nicht gewahren.

und die ganze Weiblichkeit einer verzweifelnden Mutter, wenn ſie, in dem Augenblick, da man ihre Kinder von ihr reißen will, ihnen zuruft:

> Laßt eure Mutter nicht los! O, klammert euch feſt um den Nacken!

Die Heldin iſt vergeſſen: die halb beſinnungsloſe, ſchwache Frau greift nach einem kleinen, vergeblichen Hülfsmittel. — Eben ſo wahr und kräftig iſt Cleopatrens Charakter ausgedrückt, wenn ihre Vertraute ſie fragt:

„So gilt
Es dir nicht gleich, wer eine Blume, die
Du weggeworfen, wieder aufhebt?"

und ſie antwortet:

Wohl zu verſtehn, wenn ich ſie wegwarf, aber
Vom Buſen laſſ' ich mir die Blume mit
Gewalt nicht rauben. — — — —
Daß Cäſars Enkelin den letzten Sproſſen
Vom Stamm der Ptolemäer niedertrete,
Es mag geſchehn — Doch, daß Octavia
Das Weib, dem Weibe Cleopatra Hohn ſpricht, —
Ha, nimmer duld' ich es! —

Bis zur Vortrefflichkeit wahr! Familienehre iſt der jungen Frau ſehr gleichgültig, wenn die Ehre ihrer perſönlichen Reize angetaſtet wird.

Mit eben dem Rechte, mit dem das ganze Stück Octavia heißt, könnte man den erſten Akt Cäſar, den zweiten Antonius, den dritten Cleopatra nennen, nach den Charakteren, die in denſelben vorzüglich ausgemalt ſind. Die beiden letzten Aufzüge gehören vorzüglich der Handlung an. Um nicht zu weitläuftig zu werden, will ich auch aus dieſen Ihnen nur die Scenenreihe aufführen.

Der vierte Akt beginnt mit einer Ausſöhnungsſcene, die mit ein Paar vorhergehenden eine kleine Handlung für ſich macht: ein ſehr einſichtsvoll gewähltes Mittel, keine ganz müßige Scene zu geben. Cäſar gewinnt den [illegible] wieder, den ihm Octavia abwendig gemacht hatte. – Geminius macht ihm eine rührende Schilderung von dem Zuſtande, worin Octavia ins Lager zurückgekehrt iſt, und ſpannt unſre Neugier, wie wir ſie jetzt vor ihrem Bruder werden auftreten ſehn: „Sollte ihr edler, großer Charakter wirklich gebrochen ſeyn?“

Ventidius bringt Cäſarn eine Ausforderung von Antonius. Cäſar ſchlägt ſie aus, ſo wie Ventidius den Antrag, ſeinen Feldherrn, obgleich er ſelbſt ihn für verloren hält, zu verlaſſen.

Noch ſind wir voll Bewunderung des edeln Mannes, da überraſchet ihn Eros, der mit Oktaviens Kindern erſcheint. Mit Lebensgefahr ſtahl er ſie ihrer Mörderin. Seine Hoffnung, ſich durch das Entzücken der Mutter belohnt zu ſehn, ſchlägt fehl: ſie iſt noch nicht wieder da, und er eilt treu zu ſeinem Herrn zurück, ſeinen „grauen Kopf zum Blocke zu tragen." — Doch auch ihn vergeſſen wir ſchnell über die noch erhabnere Erſcheinung Oktaviens, über ihren Heldenmuth, mit dem ſie auch in den zerreiſſendſten Schmerzen getäuſchter Erwartung, gekränkter Gatten-, gefolterter Mutterliebe, noch ihrem großen, ſchönen Plane treu bleibt: und dieſer Heldenmuth rührt den Zuſchauer um ſo tiefer, da er weiß, daß der Preis deſſelben unwiederbringlich dahin iſt! Auch ſie erfährt das endlich: aber ſie bleibt unerſchüttert. Erſt als ihr grauſamer Bruder ſie für ihre Kinder fürchten läßt, wird ſie von der Angſt überwältigt. — Sie ſtürzen gerettet in ihre Arme: welch ein Augenblick! — Doch Cäſar eilt fort, die Schlacht zu beginnen: ihr Entzücken iſt verſchwunden, und mit Seelenangſt ringt ſie, ihn zurück zu halten. Er reißt ſich los. Nur die Götter bleiben ihr noch. Sie kann nicht beten; ihre Kinder ſollen es thun. — „Für den Gatten! -- Wider den Bruder? - Für den Bruder! Um den Untergang ihres Vaters“ *)? — Voll Verzweiflung ſtürzt ſie mit ihnen fort in die Schlacht, um dieſe zu unterbrechen.

Der fünfte Akt zeigt uns Cleopatra

---

*) Dieſer Zug iſt aus Shakeſpear's Antonius und Kleopatra entlehnt. Dort ſagt Oktavia: „Die Götter werden meiner ſpotten, wenn ich bete: „O! ſegnet meinen Gemahl!“ und ſogleich dies Gebet widerrufe und eben ſo laut ſchreie: „O! ſegnet meinen Bruder!“ Siege, Gemahl; ſiege Bruder! Das heißt wünſchen und den Wunſch wieder vernichten; es iſt durchaus kein Mittelweg ꝛc.“ Kotzebue hat dieſe etwas froſtige Betrachtung ſehr glücklich in Handlung verwandelt. Oktavia ruft:

„Ich kann nicht mehr! Ihr Götter!
Bei Euch allein iſt Hülfe! Rettet! Rettet!
— — — — — —
— — — — — Marcellus!
Du beteſt!
Marcellus. Für den Vater!
Oktavia. Und dem Oheim?
Antonia. Ich für den Oheim!
Oktavia. Und dem Vater? Auf,
Wir ſind ſo elend, daß wir nicht einmal
Mehr beten dürfen! — “

Es iſt Schade, daß das Knieen und Beten auf dem Theater, ein abgenutzter Coup geworden iſt.

eifrig beſchäftigt, ihre Maaßregeln zur Sicherheit zu nehmen, da die Schlacht, durch ihre Veranſtaltung, für Antonius verloren iſt. Sie enthüllt ihrer Vertrauten, durch welche Mittel ſie ihn zum Selbſtmorde reizen will, und trägt ihr die Ausführung des Planes auf. Sie geht. Antonius erſcheint; er erfährt die Nachricht von ihrem angeblichen Tode, und ſogleich iſt auch ſein Vorſatz zu ſterben gefaßt. Er mahnt Eros um die Erfüllung ſeines Verſprechens, ihm den Tod zu geben: er dringt mit allem, was ihn rühren kann, in ihn. Eros willigt ein, aber in ſeinen Armen erſticht der Treue ſich ſelbſt — und Antonius fällt nach einem ernſten, feierlichen Monolog, in ſein Schwert, indem er glaubt Cleopatrens Geiſt zum Olymp ſchweben zu ſehn. — Ventidius bringt dem Sterbenden die Nachricht, daß noch nicht Alles verloren iſt. aber daß Cleopatra ihn verrathen hat und noch lebt. Indeß Antonius, durch dieſe Nachricht niedergebeugt, dem Tode entgegen ſchmachtet, erſcheint Oktavia mit ihren Kindern, verzeiht ihm, läßt ihn in ihren Armen ſterben, iſt im Begriff ihm in den Tod zu folgen, und lebt nur fort, weil ihre Kinder ihrer bedürfen.

Dieſer fünfte Akt hat von allen die meiſten Fehler. Offenbar iſt es ein Fehler, — denn es thut eine widrige Wirkung, — daß Antonius nach ſeiner Verwundung, ſo lange als Sterbender da liegt; es iſt ein Fehler, daß das Stück ſchließt, ohne daß eine Art von Gerechtigkeit gegen Cleopatra geübt wird: (eine einfache Erwähnung, daß Cäſar befohlen habe, ſie zu verhaften, hätte hingereicht). — Doch der gröbſte Fehler iſt Cleopatras Geſtändniß, daß ſie Antonius zum Selbſtmorde reizen wolle, und die Leichtigkeit, mit der er ſich wirklich durch ein Mährchen dazu hinreißen läßt. Der Franzöſiſche Ueberſetzer der Octavia erzählt, daß dieſe Scene auf dem Wiener Theater gewöhnlich, ſtatt die Zuſchauer zu rühren, ſie zum Lächeln gebracht habe. Ich glaub' es wohl. Der Plan, den Cleopatra ſo zuverſichtlich erklärt, ſcheint uns ſo flach angelegt, faſt einfältig; und da wenige Augenblicke nachher, Antonius doch durch ihn gefangen wird, wofür ſollen wir dieſen anſehn, als für — einen Gimpel? Dem

Zuſchauer iſt die Unwahrheit deſſen, was den Helden außer ſich bringt, ſo nahe, daß ihm der ganze Vorgang ein Faſtnachtsſcherz dünkt. Hätte der Dichter Cleopatra bei dem erſonnenen Mährchen nur die Abſicht haben laſſen, ſich vor dem Zorn des Antonius zu ſichern, oder zu machen, daß er entflöhe, ohne ſie mit ſich fort zu reißen: dann hätte der Entſchluß des Antonius, zu ſterben, uns überraſcht, erſchüttert, mit der innigſten Theilnahme erfüllt, — und der Charakter der Cleopatra erſchiene nicht als ein Ungeheuer von ſchwarzer Bosheit, — das man faſt für *widernatürlich* halten ſollte *).

Doch, es wäre ungerecht, bei den Fehlern dieſes trefflichen Stückes lange zu verweilen, da ich bei ſeinen Schönheiten ſo flüchtig vorübereilte, ja, der meiſten faſt gar nicht erwähnte. Erinnern Sie Sich:

---

*) Es iſt eine Ehrenrettung der Cleopatra erſchienen, worin bewieſen wird, daß ſie in der Geſchichte nicht ſo böſe iſt, als ſie Kotzebue aufſtellt. Was will man denn? ſoll der Dichter ſein Kunſtwerk verderben, um ein treuer Hiſtoriker zu ſeyn? Der Dichter muß nie fragen: „wie ſchildert die Geſchichte dieſen Charakter?“ ſondern immer nur: „wie muß er ſeyn, um in meinen Plan zu taugen?“ Eine andre Frage iſt, ob er nicht mit Bösartigkeit *überladen* iſt.

Der Stoff deſſelben iſt vielleicht der intereſſanteſte, der je für die Deutſche Bühne bearbeitet wurde; —

Es iſt, die wenigen gerügten Flecken abgerechnet, nach einem meiſterhaften Plane gearbeitet: denn es hat vollkommne Einheit des Intereſſe, und dieſes Intereſſe ſteigt unaufhörlich; der Gang der Handlung iſt kraftvoll und raſch; ſie iſt reich an erſchütternden Situationen; faſt alles Müßige iſt vermieden.

Die Charaktere ſind ſchön idealiſirt, groß, und mit der ernſteſten Wahrheit, nehmlich poetiſchen, gehalten.

Die Leidenſchaften ſind mit Kraft und hoher Wahrheit ausgedrückt: — woher denn nun die verhältnißmäßige Lauigkeit, mit welcher das Publikum es aufnahm? — Ich ſage verhältnißmäßig, nehmlich zum Werth des Stücks. Die Oktavia eignete ſich dazu, Epoche auf dem Theater zu machen, und man lobte ſie kaum. —

Von der einen Seite freilich war die vorgefaßte Stimmung des Publikums gegen den Dichter, Urſache daran: — iſt es einmal gegen einen Künſtler eingenommen, ſo beträgt es ſich wie eine prüde Geliebte, die den Werth, die Verdienſte des Werbers, dem ſie nicht gewogen iſt, zwar nicht ableugnet, aber ſie dem auch nicht eingeſteht; — von der andern Seite aber iſt Kotzebue ſelbſt Schuld daran, indem er ſein Stück nicht allein in Verſen ſchrieb, ſondern ſich auch durch dieſe, völlig in eine fremde Manier verlocken ließ.

Ich weiß es wohl, daß meine Aeußerungen gegen die Verſiſikation der Dramen den allgemeinen Hang dazu nicht ändern werden. Sey's immerhin! Ich will dennoch einige der Hauptgründe wider dieſelbe noch einmal aufſtellen. Schon das wäre ein Gewinnſt, wenn auch nur Ein junger Dichter durch ſie bewogen würde, reiflicher zu überlegen, was er thut, eh' er auch den Weg betritt, der großen Kunſtrichtern ſo gut ein Irrweg ſchien, als mir. —

In jeder Dichtungsart iſt dasjenige gut, was dazu beiträgt, den Hauptzweck derſelben leichter erreichen, die bei dem Gedichte beabſichtigte Wirkung vollkommner hervorbringen zu laſſen. Was nicht dazu beiträgt, es aber auch nicht hindert, iſt ihr fremd, kann als eine Verzierung weggelaſſen oder angebracht werden, je nachdem es die Stimmung des Künſtlers befiehlt: — alles aber, was die beabſichtigte Wirkung hindert, alles, wodurch Nebenzwecken auf Koſten des Hauptzweckes nachgejagt wird, — iſt fehlerhaft.

Der Zweck des Drama iſt, Zuſchauern eine anziehende Handlung zu vergegenwärtigen, ſo darzuſtellen, daß ſie ſie wirklich glauben vorgehn zu ſehen: alles was zu dieſer Täuſchung beiträgt, iſt gut; alles was ſie ſtört, fehlerhaft. Sie wird immer um ſo vollkommener erreicht, je wahrer das Betragen und die Sprache der handelnden Perſonen, je kraftvoller und natürlicher die Aeußerung und der Ausdruck ihrer Gefühle iſt. So wenig wir aber wahre Wirklichkeit zu ſehen glauben, wenn die handelnden Perſonen tanzen, anſtatt zu gehen, oder ſingen, ſtatt zu ſprechen, ſo wenig können wir es auch, wenn ſie Verſe herſagen, ſtatt zu reden.

„Aber warum ſollte man einem Kunſtwerke, wandte mir jemand ein, irgend einen Schmuck vorenthalten, den es verträgt?"

Ein Kunſtwerk verträgt nur den Schmuck, der ſeiner Hauptbeſtimmung keinen Eintrag thut. Da Verſe aber die Täuſchung, daß man Wirklichkeit ſehe, zerſtören, ſo behaupte ich ja eben, daß ſie ein Schmuck ſind, den es nicht verträgt.

„Es iſt ja nicht die Wirklichkeit des gewöhnlichen Lebens, von welcher der Dichter den Zuſchauer überreden will, ſondern eine veredelte, idealiſirte." Idealiſirt wird ein Gegenſtand, wenn man ſeinen charakteriſtiſchen Zügen den höchſten Grad des Ausdrucks giebt, den ſie haben können, ohne in einen andern Charakter überzugehn, nicht aber durch Einmiſchung fremder Züge. In der Wirklichkeit ſehen wir nirgends, daß die Menſchen im Geſpräche kurze und lange Sylben regelmäßig mit einander abwechſeln laſſen und nach einer beſtimmten Anzahl von Sylben Abſchnitte machen: alſo wird auch die Wirklichkeit nicht durch einen verſificirten Dialog idealiſirt, ſondern entſtellt.

„Aber der Wohlklang liegt im Ideal der Rede. Wenn die regelmäßige Abwechſelung der Sylben im Herſagen der Rolle ſo markirt wird, daß die Verſe durchklingen, ſo ſpricht der Schauſpieler ſchlecht. Die Verſifikation iſt nur ein verſtecktes Mittel, über das Ganze einnehmenden Wohlklang zu verbreiten."

Auf dieſem Punkte, ſagte ich, erwartete ich Sie. Wohlklang liegt allerdings im Ideal der Rede: aber es hört auf Wohlklang zu ſeyn, es wird im Gegentheil höchſt widerlicher Mißklang, wenn man denſelben Sylbenfall unaufhörlich wiederkehren hört; — denſelben Sylbenfall, ſei es nun der Held oder ſein Reitknecht, die Königinn oder ihre letzte Magd, wer eben ſpricht; — denſelben Sylbenfall, die Sprechenden mögen nun ruhige Betrachtungen anſtellen, oder vor Zorn oder Freude außer ſich ſeyn. Die franzöſiſchen dramatiſchen Dichter ſetzten ſich über dieſen Uebelſtand weg; Shakeſpear läßt, um ihn zu vermeiden, in den meiſten ſeiner Stücke Proſa mit Verſen abwechſeln, und wiederum gereimte mit reimloſen; unſre Deutſchen Dichter ſuchen ihm dadurch abzuhelfen, daß ſie ſich theils mit der Verſifikation jede mögliche Freiheit nehmen, das heißt, ſchlech-

te

te Verſe machen; — theils beim Ausdruck lebhafterer Gefühle in andre Versmaaße übergehn, ſelbſt in lyriſche, oder, wie Kotzebue hier gethan hat, in Hexameter. Das Geſpräch wird dadurch nur noch unnatürlicher, und das Hülfsmittel reicht auch nicht hin, wenn die Dichter deſſen Gebrauch nicht ſo weit ausdehnen wollen, daß alle Einförmigkeit unſichtbar wird, z. B. vier Perſonen, die mit einander ſprechen, und von denen jede in einer andern Stimmung iſt, jede in einer andern Versart reden laſſen. Das würde ein komiſches, übelklingendes Charlivari geben: — aber was in Verſen lächerlich wäre, kann durch eine geſchmeidige, kräftige Proſa, ohne Affektation, in der höchſten Vollkommenheit geleiſtet werden. Der Wechſel des oratoriſchen Numerus ſcheint nie affektirt, da jede Leidenſchaft, jede Stimmung, auch im wirklichen Leben einen anderen Numerus in die Reden bringt. —

Wohlklang liegt im Ideal jeder Rede, — aber jede Gattung derſelben fordert eine andere Art. Es würde ſehr unpaſſend ſeyn, ein leichtes Trink- oder Liebeslied in Hexametern abzufaſſen, oder ein

Heldengedicht in lyriſchen Versmaaßen: nun, eben ſo unpaſſend iſt es, ein Geſpräch, das für ein wirkliches Geſpräch gelten ſoll, überhaupt in Verſen zu ſchreiben. Der Wohlklang, der ihm angemeſſen iſt, liegt in dem proſaiſchen Numerus, — welcher aber freilich ſchwerer iſt, als die Beobachtung eines bleibenden Versmaaßes. Wie Plinius einſt einen langen Brief ſchrieb, weil er nicht Zeit hatte einen kurzen zu ſchreiben, ſoll Leſſing einſt gegen einen Vertrauten geäußert haben, er habe ſeinen Nathan in Verſen geſchrieben, weil er nicht Muße gehabt, ihn in Proſa zu ſchreiben. Eben weil eine mittelmäßige Proſa ſo leicht iſt, iſt eine gute ſehr ſchwer, vorzüglich eine ſolche, wie ſie der Dialog fordert. Verſe dagegen ſind leichter, weil man immer nur Einen Ton zu halten braucht und weil durch ſie allein oft auch der mittelmäßigſte Gedanke einen ſtattlichen Anſchein bekommt: — eben ſo wie auch ein flacher Menſch durch gehaltenen äußern Anſtand ſich ein Anſehn von Würde zu geben vermag.

Das Schlimmſte iſt noch, daß auch ſehr gute dramatiſche Dichter durch die Verſifi kation leicht verleitet werden, dem Dialog eine gewiſſe widerliche Geſpreiztheit zu geben, welche oft die Wirkung des ſchönſten Gedankens vernichtet, — und Bilder einzuſchieben, deren Unnatürlichkeit ſie, wenn ſie in Proſa geſchrieben hätten, ſogleich würden gefühlt haben. Beides iſt ſelbſt Kotzebue, der ſonſt ſo leicht und natürlich dialogiſirt, in der Oktavia oft widerfahren. Nun ein Paar Beiſpiele:

Auf den Befehl Cleopatrens ergreifen die Aegypter Oktavien; ſie ſinkt nieder, und — was würden Sie rührender finden, wenn ſie ausriefe:

„So mögt ihr mich auf meinen Kindern ermorden! Kinder, klammert euch feſt um meinen Nacken! In euren Armen mögen ſie mich tödten!“ —

oder daß ſie ſagt:

Nun, ſo möget ihr mich auf meinen Kindern ermorden!
Klammert euch feſt um mich, ihr armen verwaiſten Geſchöpfe!
Laßt eure Mutter nicht los! o klammert euch feſt um den Nacken!
Daß in eurer Umarmung mich die Seele verlaſſe.

Als Antonius, indem er die Kinder tief und innig gerührt umarmt, ausruft: „Welch Gefühl ergreift mich!“ antwortet Oktavia:

Gieb Raum der ſchönen herzlichen Empfindung!
Mögeſt du Aſiens Kronen den Söhnen der Buhlerin ſchenken,
Meinen Kindern gieb Liebe! Liebe den Kindern der Gattin!
Mögeſt du prunken, ein König an einer Königin Seite!
Mir, der keuſchen Gefährtin gieb Eine häusliche Stunde!
Nur eine Stunde, wie dieſe! Welch ein belohnendes Schauſpiel,
Wenn mit ſtillem Entzücken der Vater die Kleinen umfänget,
Sanft verſchlungen, doch innig Wang' an Wange ſich ſchmieget,
Und die Locken der Kinder die Wange des Vaters beſchatten! —
Ha! Vergeſſen iſt Alles! Fort, ihr ängſtlichen Träume!
Wer die Kinder noch liebt, der kann die Mutter nicht haſſen!

Dieſe ganze Rede hat deklamatoriſche Schönheiten; aber in dieſer Situation läßt ſie eben deswegen kalt. Wie ganz anders würde der Dichter dieſe Situation und die

Empfindungen, welche Oktavia auszudrücken hat, benutzt haben, wenn er in Proſa geſchrieben hätte! Beide ſind ſo ſchön: ich glaube, Kotzebue hätte ſich die höchſte Wirkung von ihnen verſprechen können, hätte er Oktavien auch nur ſo ſprechen laſſen:

„Ueberlaß dich dieſem ſchönen Gefühl! — Schenke den Kindern der Buhlerin Königreiche: meinen Kindern, den Kindern deiner Gattin, gieb Liebe. (Nach einer Pauſe mit Frohlocken:) Du liebſt ſie noch! Du kannſt ihre Mutter nicht haſſen!“

— Ich ſage, hätte er ſie auch nur ſo ſprechen laſſen; denn es verſteht ſich, daß er es unendlich ſchöner und kräftiger gethan haben würde, als ich unpoetiſcher Laie es vermochte, — hätte er nicht prunkende Verſe machen wollen.

Von den unpaſſenden Bildern, zu denen ihn die Verſe verleitet haben, könnte ich Ihnen noch mehr Beiſpiele aufſtellen; aber ein einziges reicht hin. Als Cleopatra in der achten Scene des zweiten Aktes Oktavien ausforſchen will, und ſie fragt: „Kennſt du mich ſchon lange?“ antwortet dieſe:

Lange ſchon.

Ich war nur noch ein Kind, als Brutus Dolch

Mit Cäſars Blut der erſten Liebe Myrten
In deinen jugendlichen Locken färbte.
Ich ſah aus Rom dich fliehn. Der Eiche Fall
Zerſchlug der Taube Neſt im hohen Gipfel,
Und ſchüchtern flatterte ſie übers Meer.

Alles das iſt ſchön geſagt, und das Bild am Ende ſehr artig. Aber finden Sie es wohl natürlich, daß die edle, ſtolze Gattin vor der Buhlerin, die ihr ihren Gemahl geraubt hat, in dem Augenblick, da dieſe ſie feindſelig auszuſpähen ſucht, und da ſie dieſe nur nicht durch zu ſtolze Antworten beleidigen will, ſo poetiſch von den Myrten der erſten Liebe ſpricht, und ſich dabei aufhält, dieſe Buhlerin mit einer Taube, ihren Geliebten mit einer Eiche zu vergleichen? Der Grundgedanke in dieſer Rede iſt ſehr richtig: die junge, keuſche, römiſch ſtolze Octavia will Cleopatra auf eine verſteckte Weiſe an ihr größeres Alter, an ihren Wechſel in der Liebe, an ihre Abhängigkeit von Rom erinnern. Hätte der Dichter in Proſa geſchrieben, ſicher wäre aller dieſer blendende Clinquant weggeblieben, und er hätte die Heldin ſagen laſſen:

„Schon lange! Als Kind, ſah ich dich nach deines erſten Liebhabers Ermordung aus Rom entfliehn." Ihnen, meine Freundin, die Sie zu fühlen wiſſen, wie unendlich vortrefflicher, im Makbeth, Macduffs einfacher Ausruf: „er hat ja keine Kinder!" — iſt, als die brauſendſte Fluth pathetiſcher Ejakulationen, in die er ſich hätte ergießen können, — Ihnen brauche ich nicht erſt zu beweiſen, daß auch dieſe ſchmuckloſe Antwort viel beſſer geweſen wäre, als jene zierliche Poeſie. —

Doch es iſt Zeit, daß ich abbreche! Aus lauter Gerechtigkeitsliebe werde ich zum Krittler, und um zu zeigen, daß ich unpartheiiſch bin, fange ich an ungerecht zu werden: denn Ungerechtigkeit iſt es, bei einem im Ganzen vortrefflichen Kunſtwerke zu lange an einzelnen Mißgriffen zu haften. Vergeſſen Sie nicht, daß ich es nur that, um Ihnen zu zeigen, daß ich gegen die Fehler ſelbſt meiner Freunde, nicht blind bin. Faſt bin ich bei keinem einzigen Werke ſo ſtreng und gewiſſenhaft in meinen Rügen geweſen, als bei dieſem: es verdient alſo wohl einigen Glauben, wenn ich Sie verſichre, daß es in vielen Rückſichten ein Meiſterſtück iſt.

Sechzigſter Brief.

Guiskardo der Dichter, oder das Ideal, von Franz Horn.

> Der junge Wein, der junge Menſch muß gähren, wird herb, ſtößt Hefen aus: dann klärt er ſich, wird mild, und bleibt aufs ganze Leben hell und ſüß.

Dieſe Reminiſcenz, ich weiß ſelbſt nicht mehr aus welchem Griechiſchen Dichter, wiederholt' ich mir unaufhörlich, indem ich dies ſchlechte Buch las, das einen ſehr guten, aber noch nicht ganz reifen, Kopf zum Verfaſſer hat. Es giebt Stoff genug zu den bitterſten Sarkasmen: doch überall blicken zugleich ſo ſeltne Talente hervor, daß ich aus Achtung für das, was der Verfaſſer werden kann und gewiß auch wird, ſtrenge über mich zu wachen beſchloß, um ihm nicht Unrecht zu thun, beſonders da dieſer junge Mann grade in der Kriſe zu ſtehen ſcheint, die ihn, und jeden guten Kopf, endlich von den Lächerlichkeiten befreien muß, mit denen ihn gefährliche Beiſpiele behafteten.

Wie ich aus einem ſchlechten Buche ſchließen könne, daß der Verfaſſer ein guter Kopf ſey? Die Fehler, die es zum ſchlechten Buche machen, ſind mit Kraft und Feuer begangen, und mit Conſequenz durchgeführt. Der Verfaſſer ſpielt ſehr oft mit jenen hohlen, bombaſtiſchen, tönenden Phraſen, die in gewiſſen Zirkeln Mode ſind — (Dinge, die den Deviſen gleichen: bizarr geſtaltetes, aber ungenießbares Backwerk; drückt man es auf, ſo fällt einem eine ſchlecht gereimte Plattitüde in die Hand. Am beſten iſt, man läßt es in ſeinem Werth beruhen, auf daß die Kindlein ſpielen mögen —). Aber wo er es grade nicht darauf anlegt, eine „höhere Natur" in ſich zu offenbaren, iſt ſeine Sprache blühend, kraftvoll, oft edel. So iſt ferner der Charakter des Helden, den er aufſtellt, im höchſten Grade abgeſchmackt und unnatürlich: aber er wird gehalten und iſt mit allen Umriſſen lebhaft dargeſtellt. So ſind die Begebenheiten der ſpielenden Perſonen höchſt abentheuerlich, aber mit Phantaſie und feurigem Gefühle gedacht und geſchildert.

Der Held, Ciniokardo, iſt einer von den kranken Gemüthern, deren es jetzt ſo viele giebt, die ihre edle Geſinnung mit inſolentem Hochmuthe bezahlen, weil es ihnen gelungen iſt, ſich zu überſpannten Kunſtgefühlen hinauf zu ſchrauben, und weil ſie die Uebung erlangt haben, was jedermann ſo gut fühlt [illegible] als ſie, in unverſtändlichen [illegible] etwas überſchwenglich Uner[illegible] zu geben. Mit zwei Zügen lernen wir den Charakter des Helden. Ein Paar Leute, denen Ciniokardo nichts Schlimmers nachzuſagen weiß, als daß ſie, nach ſeiner Meinung, Alltagsmenſchen ſind, ver[illegible] die Entfernung eines Freundes zu tröſten, und einer giebt ihm zu verſtehen, er ſey bereit, ſeinen Verluſt, ſo gut er könne, zu erſetzen. „Bedenke nur, Julius, ſchreibt Ciniokardo, welch ein Lammesherz ich habe! Ich ließ ihn nur ſtehen, ich lachte ihm nicht einmal ins Geſicht! — Ach, es iſt wahrlich gar keine Ironie in mir!" — Sein Freund Julius dagegen, ein Künſtler, ſchreibt ihm: „die Schönheit iſt nichts anders, als die Harmonie der Begränzung, das Gefühl der Unendlichkeit in der Endlichkeit, geſchaffen und angeſchaut von dem Gemüth, das aus der innigſten Concentration des Verſtandes und der Empfindung hervorgeht. Die Schönheit umfaßt das Allgemeine, und, weil ſie Alles iſt in Einem, kann nie in den Funktionen des Einzelnen auch nur eine Ahnung derſelben gefunden werden." — Weiter unten: „die Sprache kann ja auch keine ganz deutliche Worte haben für Etwas, das ſich weder denken noch fühlen, ſondern nur mit dem ganzen Gemüthe faſſen läßt *)." Um ſich vor dem Vorwurf, daß

---

*) Der Verfaſſer verſichert in der Vorrede, daß es ihm ein heiliger Ernſt mit Philoſophie und Kunſt ſey. Iſt das der Fall, ſo rathe ich ihm, Meiſterwerke [illegible] äſthetiſchen Schriften zu ſtudieren, die ſeit der Aufſtellung der kritiſchen Philoſophie erſchienen. Er wird finden, daß die Sprache die Worte, die er vermißt, nicht nur haben kann, ſondern

das Unſinn ſey, zu ſichern, ſetzt er, wie man ſich auszudrücken pflegt, einen Trumpf hinzu. „Wem dies nur Worte ſind, für deren Geiſt er keinen Reflex hat, bei dem kann überhaupt von Deutlichkeit und Undeutlichkeit nicht die Rede ſeyn."

Glauben Sie übrigens nicht, daß der Verfaſſer alles dieſes nur ſchreibt, um ein Paar Thoren zu charakteriſiren. O nein! Man ſieht ſowohl aus der Art, wie er von ihnen ſpricht, als aus dem Titel u. ſ. w., daß er ſie für etwas recht Stattliches hält: aber ein dunkles Gefühl führte ihn wider Willen auf rechte Bahn, und machte aus ſeinen Helden, was ſie werden mußten. Cinoskardo und ſeine eben ſo überſpannte Geliebte werden ihm unter den Händen wahnſinnig und, ſeiner Lächerlichkeit gemäß,

auch längſt hat, und daß — er ſie nur nicht weiß oder unrecht verſteht. — Wenn die Beſſern unter den jungen „höhern Naturen" ſich bei größerer Reife einmal vom Erfinden zum Studieren herablaſſen: ſie werden ſehr beſchämt ſeyn zu entdecken, daß alle die hohen Offenbarungen, die ſie ſo mühſam zur Welt förderten, — ſeit langer Zeit in allen Lehrbüchern ſtanden, wiewohl mit paſſendern Worten.

ſtirbt der erſte, indem er ein Sonett herſagt. —

Herr Horn empfiehlt ſeinen Recenſenten vorzüglich die Prüfung der vielen Sonette, die er eingewebt hat. Auch ich habe ſie alſo geprüft und habe gefunden, daß die meiſten recht artige Gedichte ſind, die vermuthlich ſchöne geworden wären, wenn Herr Horn nicht Sonette aus ihnen gemacht, das heißt — nach eines Italiäniſchen Kunſtrichters von großem Gewicht, nach Gravina's Ausſpruche – ſie in das Bett des Prokruſtes gebracht hätte.

Der Einſame oder der Weg des Todes, von Franz Horn.

Beſſer als das vorige Buch, aber doch bei weitem noch kein ſchönes Kunſtwerk. Auch hier tönt noch das hochbrüſtige Selbſtgefühl vor, durch das die Schwachköpfe in der Mode, Schwachköpfen imponiren wollen und wirklich auch oft imponiren, — vor dem ſich aber Herr Horn hüten ſollte, weil es zu Lächerlichkeiten führt. So verlangt er zum Beiſpiel, man ſolle ſich erſt aus dem Guiskardo damit bekannt machen, was er über Poſie denke, ehe man es wage, dies zweite Buch zu beurtheilen. Fühlte er denn nicht, welche ſeltſame Forderung das iſt, daß man erſt einen Roman ſtudieren ſoll, ehe man den andern für gut oder ſchlecht erklärt? — Wem liegt denn daran, welche Vorſtellung Herr Franz Horn ſich von der Poeſie macht? Iſt ſein Buch gut, ſo ſchließt man daraus, daß er eine richtige Theorie und Talente beſitze. Iſt es ſchlecht, nun ſo lieſt man nichts mehr von ihm, bis man erfährt, daß er ſich gebeſſert hat; — und beſſert er ſich nicht, ſo wird er zu Grunde gehn, ohne daß man etwas davon erfährt. Daß doch die jungen Herren die Welt immer für ſo einfältig und ſich für berufene Lehrer derſelben halten! — Meiſtentheils geſchieht es, weil ſie ſelbſt nicht genug lernten.

Die Fabel dieſes Romans iſt folgende. Der Marquis von Villeneuve ſetzt ſich dadurch in den Beſitz der Vicomteſſe von Vevay, daß er alle Liebhaber, die ihre Schönheit anlockt, ermordet. Die Leichen derſelben ſetzt er in einem abgelegenen Waldſchloſſe in ein ſehr feierlich dekorirtes Grabgewölbe. Nachdem er dies ſeit mehrern Jahren getrieben hat, macht ein junger Lord ſein-

Bekanntſchaft, verliebt ſich in die Dame, gelangt zu ihrem Beſitze, wird gleichfalls ermordet und gleichfalls beigeſetzt. Sein Freund, Hill, der von dieſem Vorgange nichts weiß, kehrt troſtlos nach England und wieder nach Paris zurück, ohne Nachricht erhalten zu können. Eines Abends hat ſich indeß der Marquis betrunken, ſetzt ſich unter Hills Fenſter und führt da mit ſeinem Kammerdiener ein Geſpräch, das bei Hill Verdacht erregt. Am folgenden Morgen reitet dieſer alſo auf das Waldſchloß, erzwingt ſich den Eintritt in daſſelbe, und wird von dem Marquis in das Leichengewölbe geführt. Sie ſchlagen ſich über dem Sarge des Lords, und bleiben Beide, worauf der gefangene Kammerdiener des Lords zwei Verſe abſingt.

Sie ſehen wohl, meine Freundin, daß ſich durch lebhafte Phantaſie und eine blühende Diktion aus dieſem ſeltſamen Stoffe ein Zeitvertreib für eine halbe Stunde machen ließ, aber nichts weiter. Damit ſollte ſich aber ein Mann von Herrn Horns Talenten nicht begnügen. — Uebrigens mag er vom Weſen der Poeſie denken, was er will, ſo wird er gut thun, ſich die Regel zu merken: wer ſeine Erzählung in der wirklichen Welt ſpielen läßt, muß wahrſcheinliche Charaktere und Begebenheiten darſtellen. Will er ſich um Wahrſcheinlichkeit nicht bekümmern: gut, ſo ſchreibe er ein Mährchen, das in einer Zauberwelt ſpielt. So oft aber beide Gattungen vermiſcht werden, entſteht Abentheuerlichkeit; und die iſt, nach jeder richtigen Denkungsart über Poeſie, ein Fehler.

Ein und ſechzigster Brief.

Taſchenbuch der Reiſen, oder unterhaltende Darſtellung der Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts, von E. A. W. von Zimmermann. Erſter Jahrgang für 1802. (Mit 15 Kupfern und einer Karte).

Hätte ich eine Freundin, deren Geiſtesbildung ich zu prüfen wünſchte: ich würde ihr dieſes Taſchenbuch vorlegen. Lobte ſie die Eleganz deſſelben, beſähe ſie die Kupfer, und legte es dann bei Seite, ohne es wenigſtens durchzugehn (nicht durchzulaufen,) und bei manchen Stellen bald mit Rührung, bald mit wißbegieriger Aufmerkſamkeit zu verweilen: — ſo wüßte ich, woran ich mit ihr wäre; ſo wüßte ich, daß ſie bei ihrer Lektüre bloß Beſchäftigung der Phantaſie ſuchte; ſo wäre es ihr mit ihrem Beſtreben nach Bildung bloß um Zeitvertreib und geiſtige Putzartikel zu thun, — und für mich wenigſtens würde ſie nicht lange intereſſant ſeyn.

Ein junges Frauenzimmer, das bloß an belletriſtiſcher Unterhaltung Vergnügen findet, ſteht in meinen Augen völlig auf Einer Stufe mit einem ſolchen, das ſich nur auf Bällen, Aſſembleen u. ſ. w. an ihrem Platze fühlt; — eine ſolche, welche die Gelehrte ſpielt, mit derjenigen, die nur in Küche und Keller bewandert und in der ſchönen Welt ſtumm und verlegen iſt. Es giebt eine ſchöne Mittelſtufe, auf der diejenigen Frauenzimmer ſtehen, die mit Anſtand wirthſchaftlich zu ſeyn, und in einer Geſellſchaft ſich mit verſtändiger Lebhaftigkeit zu betragen wiſſen; — neben ihnen diejenigen, die ſich an einem gelungenen Gedichte zu ergetzen, aber auch an wirklichen Kenntniſſen Geſchmack finden, doch ohne ſich in tiefes Studium zu verlieren. Jene werden durch eine häusliche Erziehung in der Stadt gebildet; dieſe durch die Lektüre von hiſtoriſchen Werken und Reiſebeſchreibungen. Sind Bücher dieſer Art gut geſchrieben, ſo beſchäftigen auch ſie Phantaſie und Gefühl, bereichern aber zu gleicher Zeit den Verſtand. Ein Frauenzimmer, das nur an Dichterwerken Gefallen findet, iſt eben ſo einſeitig gebildet, als ein ſolches, dem nur Flor und Bänder anziehend ſind. —

Auf jene edelſte Klaſſe gebildeter Frauenzimmer iſt bei dieſem Taſchenbuche vorzüglich Rückſicht genommen. Es iſt von einer glänzenden Eleganz, und die wiſſenſchaftlichen Nachrichten ſind meiſtentheils ſo vorgetragen, daß ſie eine anziehende, oft eine rührende Unterhaltung gewähren. Die Einleitung ſetzt den Vorzug der neuern Reiſemethoden vor denen der Alten, auseinander. Damit Sie ſehn, daß ſelbſt dieſer Gegenſtand mit Phantaſie und unterhaltend behandelt iſt, will ich Ihnen eine, wiewohl nicht die beſte, Stelle dieſer Einleitung herſetzen, die, ein Paar Spielereien und unnöthig gebrauchte fremde Wörter abgerechnet, eine gelungene Schilderung enthält:

„Auf der ſchwarzen Welle treibt der Orkan den Seemann in den thurmhohen, weißen Schaum gegen den dunkeln Himmel; das feſte Gebäude kracht wider die Waſſermauer, als wider einen Felſen. Dort von der Höhe herab zeigt ſich ein wildes Feld voll Waſſerberge und ſchreckender Tiefen. Blitzſchnell gleitet das Schiff in letztere hinab. Den Wimpel des großen Maſts ſchleudert oft ein Seitenſtoß des Sturmes momentan faſt ins Meer; aber der trefflich berechnete Bau wirft ſich ſofort wieder ins Gleichgewicht. Die Winde läuten dabei in den ſchlaffen Tauen und in dem einzelnen Segel, in ſchnellen Schlägen, gleichſam die Todtenglocke. Dennoch ſieht der kundige Seemann, im hohen Meere, dem Orkan entſchloſſen ins Geſicht, und wendet, damit er nicht zu weit rückwärts getrieben werde, mit Gefahr der geſammten Mannſchaft, durch einen einzigen kühnen Ruck der Hand, die gewaltige Maſſe von vielen Millionen Pfunden herum. In ſolcher grauſenvollen Lage enterte (1759.) ſogar der Engländer Hawk das Schiff des Franzöſiſchen Admirals, und ward ſein Sieger! — Oftmals ſtürzt mit dem Orkan der Blitz aus den Wolken herab; aber Franklins Ableitungs-Kette weiſet ihn unſchädlich ins Meer *)."

---

*) Im Buche heißt dieſer Schluß eigentlich ſo: „Oftmals ſtürzt mit dem Orkan der Don-

Auf dieſe Einleitung folgt eine Schilderung Afrika's, „das ſchon den Alten das Reich des Wunderbaren war: jeder Schritt, den die Neuern darin vorwärts thun, beſtätigt jene Behauptung." Sie wiſſen, daß vorzüglich die Engländer in den letztverfloſſenen Jahrzehenden ſich die Durchforſchung dieſes Welttheils ſehr angelegen ſeyn ließen, und äußerſt wichtige Entdeckungen darinn gemacht haben. Das Wichtigſte derſelben hat der Verfaſſer zuſammengetragen

---

ner aus den Wolken herab; aber Franklins Ableitungskette weiſet ihn ruhig und unſchädlich zu Hauſe, (?) zum Meere." — Die angeführte Stelle beſchäftigt die Phantaſie ſehr lebhaft mit einem anziehenden Gemählde aus der Wirklichkeit: — aber ſie würde noch unendlich gewonnen haben, wenn der Verfaſſer ſich die Mühe genommen hätte, kleine Flecken wegzuwiſchen, z. B. den ſpielenden Gegenſatz der ſchwarzen Welle und des weißen Schaums, — das Wort „momentan" — und den müßigen Zug, „mit Gefahr der geſammten Mannſchaft." Das ſind vielleicht bei einem Werke dieſer Art nur Kritteleien; daher verwies ich ſie in eine Anmerkung: aber weglaſſen wollt' ich ſie nicht; vielleicht erſparen ſie dem künftigen Jahrgange dieſes ſchönen Buches manchen ſtörenden Uebelſtand.

und zu einem Gemählde verarbeitet, das ganze Dutzende ſelbſt der beſſern Romane an Intereſſe überwiegt. Vorzüglich verweilt er indeß bei Guinea, jener Küſte, die vielleicht der Erdfleck iſt, auf dem ſich die Verworfenheit, zu welcher Geitz und Sinnlichkeit den kultivirten Menſchen ſowohl, als den rohen herabwürdigen können, ſeit Jahrhunderten in ihrer größten Scheußlichkeit zeigte. Die Schilderung des Charakters, der Sitten und der Lebensart der Neger führt ihn zu einer Schilderung des Negerhandels, die um ſo empörender iſt, da jeder Zug ſtreng-hiſtoriſche Wahrheit hat.

Ein zweiter Abſchnitt giebt **Merkwürdigkeiten aus der Naturgeſchichte von Afrika**: eine vortreffliche Beſchreibung der Termiten, einer Ameiſengattung, die ſich Gebäude von 12 bis 24 Fuß Höhe aufführt; vom Baobab; vom Butterbaume; von der unterirdiſchen Erbſe von Whidah, — und zu jeder Beſchreibung ein gut gezeichnetes Kupfer.

Als **Bruchſtücke aus der Völker- und Erdkunde von Afrika, Aſien und Polyneſien**, folgt dann ein Aufſatz über die Heirathen verſchiedener Völker: — über Macao und Camoens, dem Verfaſſer der Luſiade, nebſt einem Kupfer; — über den Orden auf Atſchien; — über die Verehrung der Todten bei einigen Völkern des Südmeers, wieder mit einem Kupfer; — dann folgen

die kurzen, aber ſehr unterhaltenden Biographieen zweier merkwürdigen Reiſenden, Anſon's und Tavernier's, nebſt den gut gearbeiteten Bildniſſen dieſer berühmten Männer.

Der Verfaſſer ſcheint mir die ſchwierige Aufgabe, wiſſenſchaftliche Gegenſtände ſo zu behandeln, daß ihre Darſtellung äſthetiſchen Reiz gewinne, gut gelöſt zu haben. Hätte er auch etwas ſorgfältiger über die Reinheit ſeines lebhaften, blühenden Styls gewacht, ſo wüßte ich in jener Rückſicht keine Anforderung zu machen, die er nicht erfüllt hätte, — und zwar ohne dabei in leere, unwiſſenſchaftliche Verzierungen zu gerathen.

Wer ſeiner Freundin durch ein literariſches Neujahrs-Geſchenk nicht bloß Freude machen, ſondern zugleich ihrem Verſtande ſeine Achtung bezeigen will, wird dazu dieſes Taſchenbuch jedem andern vorziehen, und die Fortſetzung deſſelben wird eine eben ſo reizende als lehrreiche Gallerie anziehender Gemälde bilden.

Zwei und ſechzigſter Brief.

Die Jungfrau von Orleans. Eine romantiſche Tragödie von Schiller.

Hamlet. Sieht jene Wolke nicht aus wie ein Kameel?
Polonius. Meiner Treu! Wie ein Kameel!
H. Mich dünkt, ſie gleicht einem Wieſel.
P. Sie hat einen ſchlanken Rücken wie ein Wieſel.
H. Oder einem Wallfiſch.
P. Man ſollte ſchwören, ſie wär's!

Hamlet.

„Ein ſonderbares Motto!" — Ein ſehr paſſendes, ich verſichre Sie. Jenes Geſpräch: die Dichter und ein großer Theil des Publikums haben es mit einander geführt, ſo lang' es Dichter und ein Publikum gegeben hat, und — romantiſche Charaktere, über die es ſich führen läßt. Jetzt eben hat Schiller es wieder angefangen, und, wie es verlauten will, antwortet — Polonius gebührend.

Sie wenigſtens, meine theure Freundin, erinnern Sich gewiß noch, wie ich in einem meiner vorigen Briefe das Wort romantiſch erklärte, nehmlich durch „Wirklichkeit, an der Alles verdeckt iſt, was nicht Phantaſie und Gefühl intereſſirt." Die Geſchichte hat uns viele Charaktere auf dieſe Weiſe aufbehalten; faſt keiner aber iſt unter ihren Händen ſo romantiſch geworden, als jener des berühmten Mädchens von Orleans. Ich bin ſonſt eben nicht dafür, bei ihr vorzufragen, wenn von einem Dichterwerke die Rede iſt: diesmal aber müſſen Sie mir ſchon erlauben, es zu thun. An dem Faktum, das Schiller ſo eben verherrlicht hat, haben ſich ſeit mehr als dreihundert Jahren ſo viele Dichter und Dichterlinge verſucht: um zwiſchen ihnen eine Vergleichung anſtellen zu können, müſſen wir es kennen lernen. Hier iſt es, ſo kurz ich es geben kann.

Verbündet mit dem mächtigen Herzoge Philipp von Burgund, und unter Anführung eines der größten Heerführer ſeiner Zeit, des Herzogs von Bedford, hatten die Engländer im Jahre 1429 faſt das ganze nördliche Frankreich erobert. Selbſt Paris war auf ihrer Seite: nur Orleans widerſtand noch einer fürchterlichen Belagerung. Fiel es, ſo war das ganze übrige Reich ihnen offen. Die franzöſiſche Nation hatte eine Reihe ſchrecklicher Niederlagen völlig muthlos gemacht, und Karl der Siebente, der ſogar noch nicht einmal gekrönt war, hatte, obgleich ein zwanzigjähriger tapferer Jüngling, den Vorſatz gefaßt, aller Vertheidigung zu entſagen und ſich in die ſüdlichſten Provinzen zurückzuziehen. Seine edle Gemahlin, Maria, und die Drohung ſeiner eben ſo edlen Geliebten, Agnes Sorel, ſich, wenn er das thäte, ins Engliſche Lager zu begeben, hielten ihn zurück; aber die Lage der Sachen ſchien deshalb nicht weniger rettungslos. Plötzlich tritt eine 27jährige Stallmagd aus Domreml auf, und erklärt, ſie habe durch eine göttliche Erſcheinung den Auftrag erhalten, Orleans zu entſetzen und Karl zur Krönung nach dem von den Engländern beſetzten Rheims zu führen. — Man verlacht ſie anfangs; aber wahrſcheinlich erinnert man ſich bald, daß ſie nützlich werden könne. Sie wird an den Hof geführt. Karl, eine Verſammlung von Geiſtlichen, und endlich ſogar das zu Poitiers reſidirende Parlament, ſtellen die Göttlichkeit ihrer Sendung auf die Probe *): und Alle haben die Klugheit, ſich von ihrer Wahrhaftigkeit überzeugen zu laſſen. Tauſend wunderbar klingende Anekdoten werden erſonnen, gehen von Mund zu Mund, und erhitzen die Phantaſie des Volkes. Endlich, als die Nachricht einläuft, daß der Herzog von Burgund ſich mit den Engländern entzweiet, und ſeine Truppen von ihnen zurückgezogen habe, zögert man nicht länger, das erwählte Rüſtzeug Gottes zum Heere zu ſchicken, doch mit der Vorſicht,

---

*) Folgende Schilderung, die der Franzöſiſche Geſchichtſchreiber de Serre von ihr macht, verdient wohl, angeführt zu werden: „Ihr Anſtand war beſcheiden, freundlich, höflich und feſt; ihr Geſprach ruhig, vernünftig und vorſichtig, ihr Betragen kalt und ſehr ſittſam. Hatte ſie den König oder die Hofleute geſprochen, mit denen ſie unterhandelte, ſo kehrte ſie ſogleich mit einem alten Weibe, das ſie zu begleiten pflegte, in ihre Wohnung zurück, ohne Eitelkeit, Ziererei, Geſchwätz oder höfiſche Leichtfertigkeit.

der Heldin den erfahrnen und muthigen Grafen Dünois an die Seite zu ſetzen, der ihre Anordnungen nach ſeiner beſſern Einſicht abändert oder leitet*). Sie geht auf die erſtaunten Engländer los, wirft zu wiederholten Malen, ohne Widerſtand, Verſtärkung in Orleans, verjagt die Belagerer, und führt darauf Karl, mitten durch feindliche Provinzen, nach Rheims, wo er, vier Monate nachdem ſie an die Spitze der Truppen trat, wirklich gekrönt wird. Jetzt verlangt ſie, entlaſſen zu werden, da ihr Auftrag vollzogen iſt; aber der Franzöſiſche Hof kann ſich nicht entſchließen, ein ſo nützliches Werkzeug bei Seite zu legen, ſo lange die Engländer noch einen Fuß in Frankreich haben. Johanne ſetzt alſo ihre Kriegsdienſte fort, zu ihrem Unglücke. Bei einem Ausfalle, den ſie im folgenden Jahre aus dem belagerten Compiegne thut, wird ſie gefangen, und als eine Zauberin in Ketten vor ein Gericht geſtellt, bei dem der junge König von England, Heinrich der Sechſte, ſelbſt den Vorſitz führt. Anfangs benimmt ſie ſich mit dem kühnen Anſtand, der einer Prophetin geziemt; aber lange Haft und harte Behandlung beugen ihren Geiſt ſo ſehr, daß ſie endlich zugeſteht, ihre Geſichte wären Selbſttäuſchungen geweſen, und daß ſie verſpricht, in Zukunft ihnen keinen Glauben beizumeſſen. Man verurtheilt ſie zu einer lebenslänglichen Verhaftung bei Waſſer und Brot: die Erbitterung ihrer Feinde findet indeß bald einen Vorwand, ſich vollſtändiger zu ſättigen. Als wenn es durch einen Zufall geſchähe, läßt man eine Waffenrüſtung in ihr Gefängniß niederlegen. Der Anblick erweckt bei ihr die Erinnerung ihrer glänzenden Tage; und kaum ſieht ſie ſich allein, ſo legt ſie die Rüſtung an. Sogleich ſtürzen die Wächter herein; man beſchuldigt ſie des Rückfalles in ihre vormalige Geſinnungen; man verbrennt ſie, am 14ten Junius 1431, lebendig auf dem Marktplatze zu Rouen. — Ob dieſe Grauſamkeit der Engländer, oder der undankbare Kaltſinn Karls des Siebenten, der nicht einmal eine Unterhandlung zur Rettung ſeiner Wohlthäterin anknüpfte, ſchändlicher war, möchte ſchwer zu entſcheiden ſeyn. —

---

*) Siehe darüber Hume's History of England.

Das, meine Freundin, iſt die Geſchichte jenes berühmten Mädchens, wie ſie uns aufbehalten wurde. Wie Sie ſehen, hat man es ganz unentſchieden gelaſſen, ob Johanna von Natur eine Schwärmerin war, ob man ſie durch Kunſtgriffe zu jener Schwärmerei exaltirte, oder endlich, ob ſie als ſchlaue Betriegerin wirkte. Die erſte dieſer Meinungen iſt die wahrſcheinlichſte; es kommt aber hier nicht darauf an, ſie zu prüfen. Wir haben es nur mit dem zu thun, was die Kunſt aus dieſem Charakter gemacht hat.

Das Wunderbare, das auf dem ganzen Vorgange ruhet, war es, was ſo viele Dichter anlockte, dieſen Stoff zu bearbeiten, — was ſie aber, wie ich glaube, gerade hätte zurückſchrecken ſollen. Denn ob gleich das Wunderbare eine der wirkſamſten Springfedern iſt, welche die Dichtkunſt zum Intereſſiren anwenden kann, ſo thut es doch bei einem hiſtoriſchen Gegenſtande keine gute Wirkung. Dieſer fordert lichte Tageshelle: nur in der Wahl und Schilderung der Situationen, und in dem Ausdruck der Gefühle, kann bei einem ſolchen

Poeſie angebracht werden. Iſt der Stoff rein dichteriſch, dann mag die Beleuchtung durch Wunder ſo magiſch künſtlich ſeyn, als ſie wolle: man iſt zum voraus entſchloſſen, ſich von dem reizenden Spiele täuſchen zu laſſen. Die Vermiſchung beider Gattungen aber giebt ein widerliches zitterndes Licht, — wie eine Illumination am Tage.

Selbſt die Unentſchiedenheit des Charakters der Heldin, die dem Dichter freies Spiel zu geben ſcheint, was er aus ihr machen wolle, iſt nur ein ſcheinbarer Vortheil. Freilich läßt ſich gar mancherlei aus ihm bilden, aber nichts, was reines Intereſſe einflößen könnte. Stellt man Johanna als Schwärmerin dar, ſo iſt die Theilnahme, die ſie erregt, nicht viel beſſer als das Mitleid, das man mit einem Fieberkranken hat; — als Betriegerin: ſo verachten wir ſie, ihres Charakters, — als Betrogne: ſo verachten wir ſie wiederum, ihres ſchwachen Verſtandes wegen; — als wirklich begeiſterte Wunderthäterin: ſo wird aus ihrer Geſchichte ein Feen-Mährchen; und zu einem ſolchen wird, wie wir ſo eben ſahen, der Stoff wohl am be-

beſten nicht aus der Geſchichte gewählt. Nur noch Eins iſt übrig: daß man ihr alles Wunderbare abſtreift und Johanna bloß als Heldin aufſtellt, die, über das Elend ihres Vaterlands erbittert, ſich mit der Stärke einer großen Seele aus ihrem niedern Stande emporreißt, Tauſende kleinerer Menſchen bloß durch das Uebergewicht ihres Geiſtes unterjocht und ſo das Reich vom Untergange rettet. Dann aber ſteht ſie unter dem großen Haufen kühner Abenteurer, und zwar auf einer nicht ſehr ausgezeichneten Stufe. Nicht gethan, nur veranlaßt hat ſie vieles; und das Merkwürdigſte, was man von ihrem perſönlichen Benehmen erzählt, beſteht aus — Wunderbarkeiten, Fabeln. Es iſt möglich, daß ein glückliches Genie eine ſechſte Seite ausfindet, von der ſich Johannens Charakter auffaſſen und darſtellen läßt: ich ſehe keine. —

Johanna hat die Ehre, die Heldin von vier Heldengedichten zu ſeyn und in noch mehrern Trauerſpielen zu figuriren. —

Wahrſcheinlich das älteſte der erſtern hat den Titel: la moderne Amazone, und iſt von der Feder eines Kanonikus von St.

Euvert *). Ich weiß nichts von ihm, als daß es wenigſtens einmal da war und daß die Franzöſiſchen Kunſtrichter, die davon ſprechen, es un très-mauvais poëme nennen.

Das zweite, la Pucelle ou la France délivrée, par Chapelain, iſt bekannter, wiewohl das für den Verfaſſer nur deſto ſchlimmer iſt. Der ehrliche Mann war in der Welt nichts weniger, als ein Dichter; er hatte aber das Unglück, ſich dafür zu halten, und das noch größere, daß auch der Herzog von Longueville ihn dafür hielt, und ihm eine Penſion mit der Bedingung gab, daß er das Mädchen von Orleans durch ein Heldengedicht unſterblich machen ſollte. Chapelain gab ſich auch ernſten Fleißes daran; und man muß geſtehen, was ſich ohne Genie und Geſchmack und — Verſtand leiſten läßt, hat er geliefert: ein dickes Buch, das lauter zwölf und dreizehnſilbige Zeilen enthält, wie Virgils Aeneide in zwölf Geſän-

---

*) Wahrſcheinlich lag dies Stück in Orleans ſelbſt, da der heilige Euvertus einer der beiden Schutzpatronen der Stadt war. — Wenigſtens bis zur Revolution feierte ſie jährlich Johannen zu Ehren ein Feſt, am 8ten May.

ge abgetheilt, und voll — zu abſurden Caricaturen verzognen — Nachahmungen der ſchönſten Stellen aus den alten epiſchen Dichtern iſt. Zuerſt den Plan ſeines Gedichts. Doch nein, nicht den Plan! Er iſt zu verworren und abſurd. Nur die Hauptperſonen und die Hauptzüge des Gedichts will ich Ihnen angeben.

Die Hauptagenten ſind Gott und Satan. Gott, erweicht von den Gebeten des Königs, läßt Johanna durch einen Erzengel berufen, thut Wunder durch ſie und für ſie, ſpricht im Donner mit ihr, und will einmal den König, der ſie ſchmähet, erſchlagen. Er wird zwar durch Johannens Vorbitte davon abgebracht, befiehlt ihr aber, die Waffen abzulegen; da ſie von den Engländern gefangen wird, überläßt er ſie ihrem Schickſale. — Satan iſt conſequenter: auch iſt er es eigentlich, der in dem Gedichte ſiegt. Da ſeine abgeſchickten Agenten in der Unterſtützung der Engländer nicht glücklich ſind, ſo erſcheint er ſelbſt auf dem Kampfplatze, weiß Zwiſt zwiſchen dem Könige und Johannen zu erregen, und bringt dieſe in die Hände der Feinde; erſt als er ſicher iſt, daß man ſie verbrennen werde, kehrt er nach der Hölle zurück und ordnet einen kurzen Feſttag an, mit dem ſich das ſaubre Machwerk endigt.

Johanna, nicht eine Stallmagd, ſondern eine Schäferin, iſt von der blendendſten Schönheit, und ihre Geſtalt leuchtet in der Nacht. Das ganze Franzöſiſche Heer verliebt ſich in ſie, und unter den Heerführern entſteht ihretwegen Zwiſt und Eiferſucht. Sie thut Wunder, ſo viel ſie will; ſie weiſſagt und betet einmal neun Tage und Nächte nach einander.

Carl iſt ein äußerſt ſchwankender Menſch, der jetzt an Johannen glaubt, jetzt ſie wieder haßt; bald ſeine Geliebte von ſich verjagt, bald zu ihr zurückkehren will. Eben ſo unentſchloſſen taumeln Dunois, der Herzog von Burgund und alle Männer des Gedichts: nur die Böſen, Carls Liebling Amaury, und der Herzog von Bedford, ſind feſt und ſtandhaft.

Agnes iſt Johannens erbitterte Feindin. Amaury hat Carln bewogen, die erſte zu entfernen; als er ſich aber von Johannen verdunkelt ſieht, ruft er jene zurück. Sie läßt ſich ein Schiff bauen, das die Geſtalt eines Drachen hat, putzt ſich als Venus auf, und ihren Bruder Royer, einen erwachſenen Mann, als Cupido, und ſegelt die Loire hinauf, dem Franzöſiſchen Heere nach. Ihr Anblick verwirrt Carls Sinn. Sie erbietet ſich, die Retterin Frankreichs zu werden, da es einmal durch ein Weib gerettet werden ſolle. Schon iſt der König im Begriff, ſich ihr wieder zu ergeben, da zwingt Johanna ihn durch Vorwürfe, ſeinen angefangenen Feldzug fortzuſetzen. Niedergeſchlagen entflieht Agnes, u. ſ. w.

Noch ein Paar andre Frauenzimmer ſind in dieſem Gedichte geſchäftig: Maria, die Schweſter des Herzogs von Burgund und Geliebte des Grafen Dünois, der ſie verläßt, um Johannen zu folgen, ferner die Vertraute dieſer Prinzeſſin, und endlich die verwittwete Königin, die Mutter Carls, aber ſeine Feindin, die Paris den Engländern verräth.

Auch allegoriſche Weſen kommen darin vor, z. B. das Schrecken, das von Gott abgeſchickt wird, die Engländer zu verwirren, ſich aber vom Satan bereden läßt, gegen die Franzoſen zu wirken; ferner das Gerücht u. ſ. w.

Ein wunderbarer Hirſch ſchlägt einmal die engliſche Armee in die Flucht, ein Erzengel ſchafft das Bild Frankreichs aus Luft, verſteckt ſich darin, und ruft: Möge ich umkommen, — wenn nur mein König gerettet wird! ꝛc.

Um Sie das ganze lächerliche, fade Gemiſch vollends kennen zu lehren, will ich Ihnen nur noch ein Paar Züge herſetzen. Der ehrſame Reimſchmid fängt ſein Machwerk damit an, daß er, ſtatt der Muſen, die Engel um Begeiſterung bittet und den Herzog von Longueville lobt, weil er ihm ein müßiges Leben verſchafft habe. Dann erzählt er: „Seit hundert Jahren hätte Frankreich aus ſeinen Adern zwei Sündfluthen von Blut vergoſſen, — (nehmlich in zwei großen Schlachten,) — und wäre von zwei Blitzſtralen (zwei andern verlornen Schlachten) an die Thore des Grabes geführt worden. Der junge Carl irrt, von ſeinem gefangenen Throne entfernt, umher. Orleans allein, ſeit neun Monaten belagert, iſt noch treu. Der Commandant der Stadt, Dünois, überſieht ſie von einem Thurme, und iſt unentſchloſſen, ob er ſterben oder die Stadt übergeben ſoll: „Wenn eine große Eiche auf den Appenninen, vom Nord- und Südwinde zugleich beſtürmt wird, ſchiebt ſie ſo ihren Untergang auf, und ſcheint zu berathſchlagen, welcher von beiden ſie umwerfen ſoll*).“ — Als der Engel zu Johannen kommt, und ihr meldet, daß er „der Ambaſſadeur“ der Gottheit ſei, daß ihr Arm der Arm des Gottes der Heerſchaaren ſeyn, und die Engländer durch ſie „ins Gras beiſſen“ (mordre la terre) ſollen, ſo glaubt ſie den „großen Worten“ nicht, ſondern verhüllt ſich ganz in ihre Demuth, und vernichtet ſich vor den Augen der Gottheit. Aber der Engel umſchattet ſie ganz mit einem himmliſchen Feuer (d'un cé-

---

*) Si le Nord et le Sud, meslés dans son feuillage
Viennent à le pousser d'une pareille rage,
Il suspend sa ruine et semble consulter
Qui, du Sud, ou du Nord, le doit precipiter.

leste feu l'ombrageant toute entière.) — Nicht wahr, mehr brauch' ich Ihnen nicht anzuführen, um Ihnen zu zeigen, daß das Gedicht Boileau's unerſchöpfliches Lachen verdiente, ja ſelbſt werth iſt, von Herrn Tieck oder Herrn Friedrich Schlegel geſchrieben worden zu ſeyn, — und das heißt alles ſagen *).

Vielleicht war es die Abgeſchmacktheit dieſes Gedichts, was Voltairen zuerſt den Gedanken gab, über die Jungfrau von Orleans ſeinen bekannten unſittlichen, aber witzigen Spaß zu machen, der die dritte Epopee iſt, dem ſie zur Heldin dient. In der That, Chapelains Pûcelle iſt einer von den Gegenſtänden, die ſelbſt einen ſonſt witzloſen Kopf mit immer neuer Laune begeiſtern könnten, und die Zeit, in der Voltaire ſie las, iſt wahrſcheinlich die witzigſte ſeines

---

*) Um ja keine Lächerlichkeit, die nur möglich war, ſchuldig zu bleiben, erklärt Chapelain ſein Gedicht für eine Allegorie, in welcher Frankreich die Seele des Menſchen, Carl den Willen, Johanna die göttliche Gnade bedeute: — gerade wie die liederliche Lucinde für ein philoſophiſches Syſtem der Liebe gelten ſollte.

Lebens geweſen. Man kann eigentlich gar nicht ſagen, daß er den Charakter der Jungfrau bearbeitet habe: er hat nur ihre Geſchichte zur Zielſcheibe ſeiner Einfälle gemacht, und das war, nach der ſtillen Meinung Mancher, die nicht ohne Gründe zu meinen pflegen, die einzige Weiſe, ſie gut zu benutzen. —

Das vierte Helden-Gedicht, Joan of Arc, iſt von einem Engländer, Robert Southey, in reimloſen Jamben. Ich weiß nicht, wann es zuerſt erſchien: aber die zweite, vom Verfaſſer ſelbſt beſorgte, Ausgabe iſt von 1798.

Southey hat den Charakter der Johanna von der wahrſcheinlichſten Seite genommen. Ob er gleich die fabelhaften Erzählungen von ihr benutzt, ſo iſt ſie doch bei ihm keine Wunderthäterin, ſondern wird bloß von Vaterlandsliebe, von Zorn gegen die Feinde ihres Volkes, und von Zutrauen auf Gott begeiſtert. Die ſchrecklichen Schilderungen von dem Elende, das der Krieg über die andern Provinzen Frankreichs verbreitet, die Einbußen, die ſelbſt ihre Verwandten und Freundinnen gelitten haben; rühren ſie ſo heftig, daß ſie den innern Beruf zu fühlen glaubt, als Retterin aufzutreten. Das Gedicht fängt damit an, daß Johanna ſich dem Herrn von Baudricourt vorſtellen läßt und ihn bittet, ſie zum Könige zu ſchicken; es ſchließt damit, daß ſie Karln den Siebenten eigenhändig krönt, dann vor ihm niederkniet und ihn im Namen Gottes beſchwört, menſchlich und weiſe zu regieren. Die Hauptcharaktere ſind, außer Johanna, ihr Geliebter, Theodor, der ihr, ohne daß ſie es ſelbſt weiß, in den Krieg gefolgt iſt und in dem Augenblicke, da er ihr das Leben rettet, getödtet wird; — ein anderer Krieger, Conrad, deſſen Jugendgeliebte Agnes Sorel war, und der voll Erbitterung gegen ihren Verführer, Carl, gleichwohl ſehr tapfer für das Vaterland kämpft, und endlich Graf Dünois, als Johannens Verſprecher bei Hofe und ihr Begleiter in den Schlachten. Carl ſelbſt ſpielt eine ſehr untergeordnete Nebenrolle, und erſcheint durchweg in einem ſehr zweideutigen Lichte. — Der Gang der Begebenheiten iſt einfach und edel. Der Dichter iſt überall den Franzöſiſchen und Engliſchen Geſchichtſchreidern treu gefolgt und citirt ſie bei den meiſten Umſtänden. Die Empfindungen ſind oft ſehr glücklich ausgedrückt; die Erzählungen und Beſchreibungen, meiſtentheils der Schrift oder alten Dichtern nachgeahmt, beſitzen hohe Schönheiten, wiewohl mehr redneriſche, als poetiſche. Bei allen dieſen Vorzügen, läßt das Ganze dennoch kalt, und macht lange Weile. Es intereſſirt höchſtens den Verſtand, weil es mehr ein Werk des Geſchmacks und der Gelehrſamkeit, als des Genies iſt.

Die Muſe der epiſchen Dichtung hat Johanna und ihre Geſchichte nicht ſehr begünſtigt: wir wollen ſehn, ob die der dramatiſchen ihr gewogner war.

1581 erſchien zu Paris ein Trauerſpiel in Proſa, unter dem Titel, die Jungfrau von Orleans; der Verfaſſer hieß Johann Barruel. Unter demſelben Titel, doch anonym, kam 1606 ein zweites zu Rouen heraus; ein drittes gab der Abt Daubignac im Jahr 1642, und ein viertes, auch in Proſa, und auch unter demſelben Titel, wurde zwanzig Jahr ſpäter bald Benſeraden, bald Andern zugeſchrieben. So viel man noch von dieſen Stücken weiß, wurde Johanna in allen als inſpirirte Wunderthäterin dargeſtellt. Sie ſind todt und vergeſſen, vielleicht wegen der geringen Talente ihrer Verfaſſer, gewiß aber auch ſchon deshalb, weil eine Wunderthäterin nicht zur Heldin eines Drama taugt. Welches Intereſſe kann die Darſtellung einer Handlung erwecken, die von dem Willen übermenſchlicher Weſen geleitet wird, über deren Ausgang alſo keine Ungewißheit Statt findet? Welches Intereſſe ein Menſch, der nur als Werkzeug der Gottheit handelt? — Oder welches ſein Schickſal, da er unverletzlich iſt, bis der göttliche Wille in Erfüllung ging?

Ganz von der entgegengeſetzten Seite ſtellte Shakeſpear die heldenmüthige Jungfrau, im erſten Theile ſeines Heinrichs des Sechſten, auf. Auch er benutzt die meiſten wunderbaren Erzählungen von ihr: aber mit bitterm National-Haſſe verwandelt er ſie entweder in läppiſche Abgeſchmacktheiten, oder läßt ſie durch Liſt und Zauberei ausführen; und wenn er eine von Johannens Thaten darſtellt, muß dieſe ſogleich wieder durch eine andre erdichtete der Engländer fruchtlos werden: ſo läßt er ſie z. B. Orleans und Rouen erobern, und im folgenden Auftritte wird ſie wieder heraus gejagt *). Johanna iſt bei ihm ein liederliches Weibebild und eine ſo verworfene Zauberin, daß ſelbſt die Teufel, die ſie citirt, weder ihren Leib noch ihre Seele mögen. Vor ihrer Hinrichtung läugnet ſie ihren Vater ab, wird von ihm verflucht, erklärt ſich für ſchwanger, und ſtirbt, indem ſie Frankreich, England und alles verwünſcht: — kurz, da der Britte die franzöſiſche Heldin nicht ganz übergehen konnte, ſo verzog er die Geſtalt, die ſie in der Geſchichte hat, zu der grellſten, häßlichſten Karikatur, die ſich in der Geſchwindigkeit aus ihr machen ließ, und ging weiter.

Wieder von einer andern, ganz verſchiedenen, Seite ſcheint Johannens Charakter durch die — Königin Chriſtina aufgefaßt zu ſeyn, wenn es wahr iſt, daß ſich unter den Papieren dieſer Fürſtin, die im Vatikan aufbehalten wurden, ein Drama befand, mit dem Titel: le mistère du siége d'Orleans. Dieſer Titel ſcheint darauf hinzu-

---

*) Die kriegeriſchen Vorfälle haben in Shakeſpear's Stücken ſehr oft eine lächerliche Winzigkeit, aber in keinem ſo ſehr, als im Heinrich VI. Die Jungfrau läuft mit dem Dauphin in Orleans und Rouen hinein, und die Stadt iſt erobert: dann beredet Talbot ſich mit den Engländern, läuft auch durchs Thor, oder ſteigt über die Mauern, und hat die Stadt wiedergewonnen.

deuten, daß der Gegenſtand des Stücks die Enthüllung der Kunſtgriffe iſt, durch welche Johanna zur Heldin gemacht wurde: doch da ich nicht mit Gewißheit über dieſes Werk ſprechen kann, ſo ſey es mir genug, Ihnen das Daſeyn deſſelben angeführt zu haben.

Wie Sie ſehen, meine Freundin, iſt es Johannen bis itzt gegangen, wie dem großen Alexander: ſie iſt mit den Dichtern nicht glücklich geweſen. Die es gut mit ihr meinten, hatten entweder nicht genialiſche Kraft genug, etwas Lebendiges zu ſchaffen, oder machten ſich gar von ihr lächerlich: diejenigen aber, die wohl die Männer dazu waren, ihr ein ewiges Denkmahl zu ſtiften, Shakeſpear und Voltaire, fanden es gerathener, ſie zu verſpotten. Endlich iſt das Schickſal gerechter gegen ihr Andenken geweſen und hat ihr in Schiller einen Dichter gegeben, der Kraft und guten Willen verbindet. Ich will Ihnen in meinem nächſten Briefe zu beſtimmen verſuchen, in wie fern ihm ſein Plan gelungen iſt. Sollte er fehlgeſchlagen ſeyn, ſo wär' es, glaube ich, der überzeugendſte Beweis, daß ſich aus dieſem Stoffe nichts machen *lieſſe*.

(Die Fortſetzung im künftigen Hefte.)

Nachſchrift.

Ich kann dieſes Heft nicht ſchließen, ohne Sie vorher von einer äußerſt intereſſanten Erſcheinung zu benachrichtigen. Als ich in einem der erſten Hefte dieſer Briefe Siegfrieds Gedicht Siama und Galmory beurtheilte, meldete ich Ihnen dabei, daß eine Prachtausgabe deſſelben erſcheinen würde. Der Text ſelbſt, der in Paris gedruckt wird, iſt noch nicht fertig, aber die Kupfer, wahre Kunſtwerke in ſehr reinem, edelm Geſchmacke, ſind da, und werden fürs erſte allein ausgegeben.

Es ſind acht Blätter, alle von Schnorr (einem Lieblings Zöglinge Oeſers, aber einem Zöglinge, mit deſſen Namen man wahrſcheinlich einſt ſeinen Lehrer ehren wird,) gezeichnet, und von den geſchickteſten Kupferſtechern geſtochen. Ich bin nicht Kenner genug, um Ihnen mit Kunſtgründen und Kunſtausdrücken die Vorzüge dieſer Blätter aus einander zu ſetzen: darf ich aber mein Gefühl als einen Grund anführen, ſo ſind ſie vortrefflich gelungen. Die Momente der Darſtellung ſind mit feinem Geſchmacke und zartem Gefühle gewählt, die männlichen Geſtalten kraftvoll, die weiblichen von einer reizenden, weichen Lieblichkeit; die Geſichter höchſt ausdrucksvoll, die Gruppen ſchön geordnet: kurz, ich halte dieſe Folge von Blättern für eine der ſchönſten Erſcheinungen in ihrer Art, die in Deutſchland auftraten, werth in der Sammlung jedes Kenners zu prangen. Unter der großen Mannigfaltigkeit von Geſtalten auf denſelben, ſind höchſtens drei oder vier, an denen ſich eine Kleinigkeit anders wünſchen ließe*). Die Künſtler haben ſichtlich mit Vorliebe gearbeitet; und iſt der Dichter ſelbſt bei der Ausfeilung, wie ſichs erwarten läßt, nur mit eben ſo vielem Glücke fleißig geweſen, ſo wird dieſe neue Ausgabe des Gedichts in jeder Rückſicht die Zahl der wenigen Werke vermehren, auf die man in unſerer ſchönen Literatur mit Stolz hinſehen kann. — Herr Siegfried verſpricht ein ſehr vorzüglicher Dichter zu werden. Ich freue mich aufrichtig, daß er gleich beim Anfange ſeiner Laufbahn auf einen Verleger traf, der edeln Muth genug beſitzt, alles zu thun, was ſeinen Freund bei der Nation nach ſeinem wahren Werthe geltend machen kann.

*) Zum [illegible] auf dem zweiten Blatte der Arm des [illegible]; auf dem dritten der Schatten im Geſichte des Mädchens; auf dem ſiebenten das [illegible] ſeines Körpers; auf dem achten die [illegible] ihres Kopfes. Das iſt aber auch alles. und ich bitte Sie, ſich zu erinnern, daß ich hier nur meine, nicht weiß.

An
Hrn. Schw — — pler zu Wien,
Verfaſſer der Tr — — a.

Mein Herr!

Ich ſtatte Ihnen meinen aufrichtigen Dank ab, ſowohl für die Ueberſendung Ihres Werkes, als für den Brief, durch den Sie mich an daſſelbe ſpäterhin erinnerten, und für die gütigen Geſinnungen, die Sie dabei gegen mich äußern. Außer dieſem öffentlichen Danke, muß ich Sie aber bitten, nichts von mir zu erwarten. Ich habe die Tr — — a nicht angezeigt und werd' es auch nicht thun, aus eben der Urſache, die mich ſchon eine Menge überſandter Bücher bei Seite legen ließ. Die erſte Arbeit auch des talentvollſten jungen Mannes pflegt ſelten ohne bedeutende Fehler zu ſeyn. Sind dieſe nicht von der Art, daß ihre Erörterung dem Publikum intereſſant ſeyn kann: was ſoll man über das Buch ſagen?

Lobt man es, ſo verletzt man ſeine Recenſenten-Pflicht; tadelt man es, ſo knickt man vielleicht eine Schwungfeder in dem Flügel eines aufſtrebenden Genies, oder erbittert ohne Nutzen einen Mann gegen ſich, auf deſſen freundſchaftliche Geſinnung man hohen Werth legen würde. — Uebrigens bedürfen Sie es nicht, von mir aufgemuntert zu werden. Die Zeitung für die elegante Welt, ſchreiben Sie mir, hat Sie gemißhandelt. Was verlangen Sie mehr? — Ihr Verleger wird gut thun, dieſen Umſtand bei etwanigen künftigen Anzeigen Ihres Werkes ſorgfältig anzuführen. — Ich grüße Sie mit Hochachtung!

G. M.

Drei und ſechzigſter Brief.

Das merkwürdigſte Jahr meines Lebens.

Von Auguſt von Kotzebue.

Ein wahrhaft genialiſcher Genius, jener, der die Schickſale dieſes Dichters lenkt, wenigſtens ein äußerſt launenhafter. Schwerlich hätte Kotzebue einen ſolchen Roman zu entwerfen gewagt, als ſein Schickſal ihn ſelbſt durchzuſpielen zwang; ſchwerlich ein ſo buntes, aber ſchönes Gemiſch von anziehenden Gegenſtänden aneinander reihen mögen, als das iſt, das ihm von ſelbſt entgegen kam. Nur im Motiviren, iſt der beſagte Genius ein Stümper.

Warum Kotzebue plötzlich aus den

Armen ſeiner Familie geriſſen wurde, um in ein Land geſchleppt zu werden, das faſt nur Verbrecher und ihre Wächter bewohnen; warum er aus der Mitte ſeiner hochcultivirten Nation plötzlich unter halbwilde Aſiatiſche Völkerſchaften, aus Deutſchland nach Sibirien geſchleudert wurde, weiß er ſelbſt noch nicht, und wird es auch wahrſcheinlich nie erfahren. Was ihn aber rettete, iſt ſichtlicher. Sein literariſches Verdienſt wandelte ſeinen Einzug in die Welt des Elends faſt in einen Triumph um, führte ihn aus der Aſiatiſchen Wüſte an den glänzendſten Hof Europa's, erwarb ihm die vertrauliche Gewogenheit eines Monarchen, zu dem ſo viele Nationen mit furchtſamen Schaudern emporſahn, machte ihn zum Zeugen einer Kataſtrophe, die unſern Welttheil vor neuen Umwälzungen bewahrt hat, und ließ ihn dann ruhig und bereichert in ſeine trauliche Heimath zurückkehren, um uns erzählen zu können, was ihm geſchah.

Bei der trefflichen lebhaften Darſtellungsgabe des Verfaſſers iſt dieſe Erzählung eine Gallerie höchſt anziehender Gemälde geworden, die in Deutſchland anhebt, durch Rußland und Sibirien fortläuft, und dann wieder über Petersburg nach Deutſchland zurückgeht. — Noch an der Grenze Rußlands warnt ihn ſein Vorgefühl, aber er ermannt ſich, überſchreitet ſie und wird ſogleich gefangen genommen: ein alter Freund, auf deſſen Wiederſehn er ſich gefreut hatte, iſt es, der den harten Beſchluß vollſtrecken muß. Die Zuverſicht auf ſeine Unſchuld tröſtet ihn, und ruhig läßt er ſich nach Mietau führen, wo er ſich hofft rechtferti- gen zu können; doch hier erwartet ihn der härteſte Schlag. Er wird von ſeiner jammernden Familie geriſſen und fortgeſchleppt. In Liefland erfährt er, daß man ihn nach Sibirien bringen will: er entflieht, ſchmachtet einen ſchrecklichen Tag lang im Walde, vor dem Anblick jedes Menſchen zitternd, und wird endlich von einem Manne, von deſſen Edelmuth er Hülfe hoffte, wieder ſeinem Wächter ausgeliefert. Jetzt ergiebt er ſich in ſein Schickſal, und wird, faſt verloren in dumpfem Hinbrüten, bei tauſend Gefahren, durch Polozk, Smolensk, Moskau, Kaſan, kurz von einer der vielen

Hauptſtädte Rußlands zur andern, hingeführt, bis nach Sibirien, und der erſte Gegenſtand, den er an der Gränze dieſes Kerkerlandes erblickt, iſt ein andrer Verbannter, der ſeit fünf und dreißig Jahren, wie er, von ſeinen Lieben getrennt, wahnſinnig geworden iſt, und ihn um Nachricht von ihnen bittet. — In Tobolsk endlich wird ſein Schickſal milder. Der Gouverneur, ein edler, menſchenfreundlicher Mann, der noch dazu Kotzebue's Schriften kennt und liebt, thut alles was in ſeinem Vermögen ſteht, um ihm ſein Unglück zu erleichtern; ja, ſeine Ankunft iſt der ganzen Stadt wichtig, da ſie ſich eben an einigen ſeiner Schauſpiele ergetzt: aber er muß ſie verlaſſen, um in ein noch öderes Exil zu gehn. Eine kleine Sibiriſche Provinzialſtadt iſt der Ort, wo er ſein übriges Leben verſchmachten ſoll; hier findet er indeß in einem andern unſchuldig Verbannten, die ſüßeſte Linderung des Mißgeſchickes, einen zärtlichen Freund. Er richtet ſich ein, ſo gut es in jenem Erdwinkel möglich iſt, er verbringt einen trüben Tag nach dem andern, damit, daß er die Geſchichte ſeiner

Leiden ſchreibt, Plane entwirſt, die unausführbar ſind, mit Hoffnungen ſpielt, die keinen Grund haben, und wenn ſein Muth ſinkt, ihn durch Seneka's Betrachtungen über den Tod, wieder aufrichtet. — Plötzlich geräth eines Tages das Städtchen in Bewegung, denn von dem Monarchen, der Kotzebue ins Elend ſchickte, iſt ein neuer Machtbote an ihn angelangt. Er bebt bei dem Erblicken deſſelben; er erwartet das Schrecklichſte: — „Glück zu! Sie ſind frei!" ruft man ihm zu.

Noch an eben dem Tage nimmt er gerührt von den guten Bewohnern Kurgans Abſchied; noch an eben dem Tage tritt er ſeine Rückreiſe an. Er durchfliegt Sibirien, Kaſan, Rußland, — an allen den Gegenſtänden freudig vorüber, deren Anblick einſt ſeinen Gram erhöhte. — Er langt in Petersburg an, wo ſeine verlaſſene Familie ihn mit athemloſer Sehnſucht erwartet: — für jede Scene des herzzerreißenden Leidens, jetzt eine andre der glühendſten Freude; für jede erlittene Kränkung, ein rührender Beweis der theilnehmendſten Freundſchaft. —

Hier will ich meinen Auszug abbrechen. Was dem Verfaſſer am Petersburger Hofe widerfuhr, was er über dieſen Hof, über politiſche Gegenſtände u. ſ. w. ſagt, hat für den Hiſtoriker, den Statiſtiker und den politiſchen Neugierigen, Werth, gehört aber nicht in dieſe Briefe. —

Sie wiſſen, meine Freundin, wie lebhaft ich für Kotzebue fühlte, ſo lange er mit dem Unglücke rang; Sie wiſſen, mit welcher Freude mich die Nachricht von ſeiner Rettung erfüllte: — Sie können ſich alſo leicht denken, mit wie großem Genuſſe ich dieſes Werk las; aber Sie werden mich auch nicht der herzloſen Kälte beſchuldigen, wenn ich, um ſeine Erwähnung in dieſer Zeitſchrift zu rechtfertigen, das äſthetiſche Richtmaaß an daſſelbe lege. Es iſt in hundertfacher Rückſicht faſt allen Klaſſen von Leſern wichtig, da es auf viele noch dunkle Gegenſtände die erſte helle Beleuchtung wirft: aber dieſen Standpunkte zu ſeiner Beurtheilung, darf ich hier nicht wählen. Meine Sache iſt zu unterſuchen: was hat der Verfaſſer aus ſeinem Gegenſtande in äſthetiſcher Rückſicht gemacht; wie hat er ihn behandelt, und wie hätte er ihn behandeln können und ſollen? Vielleicht läßt ſich dabei manches nicht Unwichtige ſagen. —

„Aber an ein Werk dieſer Art, an eine Selbſtbiographie, eine Berichtserſtattung, äſthetiſche Forderungen machen: heißt das nicht etwas zu weit gehen, — die Künſtelei bis zum Pedantismus treiben?“ — Ich glaube nicht! Den Griechen rühmt man nach, daß alles bei ihnen, ſelbſt bis auf den Hausrath herab, eine reine, edle Form hatte, und mehr als Ein ſcharfſinniger Mann hat hierin eine der Haupturſachen ſehn wollen, warum Schönheitsſinn bei ihnen ein National-Charakterzug, warum ihre äſthetiſche Bildung ſo allgemein und von ſo edler Art war. Wenigſtens in unſerer *Literatur*, ſollten wir eben dahin ſtreben. Ein Werk wird dadurch, daß man ihm die möglich-ſchönſte Form, einen reinen Charakter giebt, nicht weniger nützlich: aber eine häßliche, vernachläſſigte Form iſt oft Urſache, daß ein ſonſt treffliches Werk weniger Nutzen bringt. Alſo — ſollten Sie und manche meiner Leſer es auch für eine

Spielerei halten, — ich will unterſuchen, was Kotzebue aus ſeinem Stoffe gemacht hat, und was er aus ihm hätte machen können. Das Schickſal legte ihm einen Block Pariſchen Marmors vor: hat er ihn zum Helden oder zum Seſſel gehauen?

Die Aufgabe war, aus einer anziehenden, rührenden Begebenheit, die ſich wirklich ereignet hat, eine anziehende, rührende Unterhaltung zu machen, ohne daß ſie dabei weniger wahr würde.

Es giebt, glaube ich, nur drei Weiſen, eine wirkliche Begebenheit künſtleriſch zu behandeln. Man kann ſie mit dem Haupt-Charakter der drei merkwürdigſten Schulen der bildenden Künſtler, nehmlich der Niederländiſchen, der Italiäniſchen und der antiken, vergleichen. Die Niederländiſche Schule ſchreibt immer nur genau die Wirklichkeit ab. Schön oder häßlich, darauf merkt ſie wenig: ihr iſt es nur um Wahrheit zu thun. So liegt z. B. bei der weiblichen Schönheit dem Niederländiſchen Künſtler gewöhnlich nur daran, die Arme, die Lippen, den Buſen, die ihn in der Wirklichkeit entzückten, auf der Leinwand recht reizend darzuſtellen und ſo zu verewigen; — ja, fällt es ihm auch einmal ein, eine mythologiſche Göttin oder eine Heilige zu bilden, ſo kann man faſt immer darauf rechnen, daß es eine verkappte Baſe, Tochter oder Geliebte iſt, die er aufſtellt. Die Italiäniſchen Schulen kopiren freilich auch oft die Natur, aber nur die ausdrucksvolle, und nur in ſo fern ſie ausdrucksvoll iſt; und bilden ſie ſchöne Geſtalten nach, ſo geſchieht es, um ein Gefühl, eine Leidenſchaft deſto reizender zu machen, eine rührende Situation dem Herzen deſto näher zu bringen. — In der Antike dagegen finden wir die Natur nur in den einzelnen Zügen, jeden derſelben für ſich genommen. Aus tauſend und tauſend Zügen, die Eindruck auf ihn machten, ſetzt der Künſtler ein Weſen zuſammen, deſſen Urbild nicht in der Natur gefunden wird, das aber die Verſinnlichung einer reinen Idee, ein Ideal iſt. Ein Beiſpiel: der höchſte Gebrauch, den der Niederländiſche Künſtler von der weiblichen Schönheit macht, iſt, daß er ein wohlbeleibtes Mädchen im Bade zeigt. Will der Italiäner die Schönheit verherrlichen, ſo ſchafft er eine Madonna, die zärtlich auf ihren Säugling niederblickt, oder eine büßende Magdalena; — der Grieche, eine Göttinn des Liebreizes, eine Venus.

In Rückſicht auf die körperliche Wirklichkeit iſt ohne Zweifel die antike Behandlung die beſte, weil ſo die reinſten, edelſten, erhabenſten Werke entſtehn; — in Rückſicht auf die geſchichtliche Wirklichkeit, iſt ſie verwerflich, weil dieſe dadurch völlig vernichtet, aus der Geſchichte ein Roman wird. Dem Erzähler einer wahren Begebenheit ſind nur die beiden erſten Behandlungsarten erlaubt. Er wähle die erſte, wenn er nur Forſchern berichten will. Hat er die Abſicht ein Aktenſtück zu liefern, ſo erzähle er, ohne Rückſicht auf die äſthetiſche Wirkung, treu, und ſo umſtändlich als möglich, alles Bedeutende was zur Sache gehört. Welchen Umſtand er anführen, welchen er weglaſſen muß, das wird bloß durch den Grad ſeiner Wichtigkeit beſtimmt. — Hat er die Abſicht, ſeine Erzählung für Geiſt und Herz anziehend zu machen, ſo wähle er die zweite Behandlungsweiſe; ſo ſei er nur in reizenden und maleriſchen Dingen umſtändlich, nicht aber in — wie ſoll ich ſagen? — prozeſſualiſchen: ſo vermeide er durchaus den Aktenton. Natürlich iſt es jedem überlaſſen, welche Weiſe er anwenden will: er wähle nur Eine, und bleibe ihr treu. Vermiſcht er beide, ſo kann er gewiß ſeyn, etwas zu liefern, das nur ein ſehr ſchwankendes Intereſſe hat. Ein Dokument mit ſentimentaliſchen Stellen, iſt eben ſo zurückſtoßend, als ein Gemälde fürs Herz, in Form eines Aktenſtüks.

Leider hat Kotzebue in dem vorliegenden Werke den Fehler begangen, beide Arten zu vermiſchen. Er giebt äußerſt anziehende Schilderungen, Charaktergemälde von treffender Wahrheit, tiefrührende Ausbrüche des Gefühls, und dann wiederum ins Kleinliche gehende, umſtändliche Nachrichten von Dingen, die entweder gar nicht hinein gehören, oder doch nur, kurz abgefertigt werden mußten. So unterbricht er ſchon auf der 32ſten Seite, die Geſchichte an einem ſehr intereſſanten Punkte, um ein Bogen langes Verzeichniß von den Papieren zu geben, die ſein Portefeuille enthielt; — ſo weiterhin ſeine Begebenheiten in Tobolsk, durch das gleichfalls 16 Seiten lange Memorial, das er dem

Kaiſer überſchickte: und wiederum die Beſchreibung ſeiner Stimmung und Lage in Kargan, durch Auszüge aus dem Seneca; — und wiederum hundert anziehende Stellen durch ſtatiſtiſche oder hiſtoriſche, oder botaniſche Notizen, die den Leſer jeden Augenblick aus der theilnehmenden Stimmung reißen, und ihn erinnern, daß alles vorüber iſt, daß er um das Schickſal des armen Verbannten gar nicht mehr beſorgt ſeyn darf. Es iſt wahr, die meiſten dieſer eingemiſchten Dinge ſind an und für ſich nichts weniger als unwichtig: ſie hätten einen trefflichen Anhang ausgemacht, aber in die Geſchichte ſelbſt gehörten ſie nicht. Wen dieſe intereſſirt, überſchlägt ſie ohne Zögern; aber ſchon daß man nachſuchen muß, wo etwa der abgeriſſene Faden wieder angeknüpft wird, zerſtört Theilnahme und Täuſchung.

Eben das thut auch der ſchwankende Ton, in welchem alles erzählt wird. Der Verfaſſer hat den größten Theil der Erzählung aus dem Tagebuche genommen, das er während des Laufs der Begebenheiten führte: aber indem er dieſes abſchrieb, oder doch durchſah, änderte er vieles, ſchob Berichtigungen ein, u. ſ. w. Daher iſt der Ton der Erzählung bald leidenſchaftlich, bald ruhig, und der Leſer lebt immer in zwei Zeiten zugleich, ſieht immer eine doppelte Stimmung des Erzählers: die, in der er das Tagebuch führte, und die, in der er es abſchrieb.

Kurz: das Werk iſt äußerſt anziehend durch ſeinen Inhalt und durch manches Detail, aber die Form des Ganzen iſt vernachläſſigt. Indem man es nicht aus der Hand legen kann, und die Darſtellungsgabe des Verfaſſers bewundert, fühlt man zugleich mit Misbehagen, daß er noch etwas unendlich Beſſeres aus dieſem Stoffe hätte bereiten können, wenn er gewollt hätte. Ich möchte das Buch mit einer jener Apothekerbüchſen zu Bologna vergleichen, auf denen Zeichnungen von Michel Angelo's Hand ſtehen und die doch nur Apotheker-Büchſen bleiben.

Ich berufe mich zuverſichtlich auf die künſtleriſche Einſicht des Verfaſſers ſelbſt, ob ſein Buch nicht ein Werk von unendlich höherm Intereſſe geworden wäre, wenn er, ohne alle fremdartige Beimiſchungen, uns nur ſeine Begegniſſe und ſeine Gefühle bei denſelben, einfach aber warm, geſchildert hätte: — die Gefühle eines friedlichen Bür gers, der plötzlich von den Dienern ungezügelter Willkühr überfallen, und ohne Verhör, ſelbſt ohne Beſchuldigung, als Verbrecher behandelt wird; — des Gatten und Vaters, den ein unbegreifliches Schickſal aus den Armen ſeiner Familie reißt, u.ſ.w. Wären dann die merkwürdigen Gegenſtände die ihm aufſtießen, die ſonderbaren Begegniſſe die ihn trafen, in einem auf gleiche Weiſe höher gehaltnen Tone eingemiſcht worden: — vielleicht wäre ſein Werk dann nur ein Büchelchen von ſechzehn Bogen geworden, aber gewiß ein ſolches, das neben Werthers Leiden unſterblich fortgelebt hätte. Worin liegt der Werth des Göthiſchen Meiſterwerks, als in der energiſchen Wahrheit, mit der die wechſelnden Gefühle eines Unglücklichen geſchildert ſind? Kotzebue hatte ein unendlich reicheres Thema als Göthe: Schade, daß er kein Kunſtwerk liefern wollte! — „Werthers Leiden, und Kotzebue's Verweiſung nach Sibirien: welche abentheuerliche Aſſociation!" In der That, ſehr abentheuerlich, wenn man den Ruſſiſch-Kaiſerlichen Collegien-Rath von Kotzebue neben den jungen Werther, — aber nicht, wenn man den unglücklichen Vater und Gatten, neben den unglücklichen Liebhaber ſtellt.

Vier und ſechzigſter Brief.

Die Jungfrau von Orleans, eine romantiſche Tragödie von Schiller.

(Fortſetzung.)

'Tis not a lip or eye we beauty call,
But the joint force and full reſult of all *).

Pope.

Endlich kommen wir zu dem Schillerſchen Werke. Sorgfältig, beſcheiden, aber zugleich ſo ſtrenge, als man es einem großen Dichter ſchuldig iſt, laſſen Sie uns unterſuchen, was unter ſeinen Händen aus dieſem ſo häufig, und, wenn man ihn ernſthaft nahm, immer ſo unglücklich behandelten Stoffe geworden iſt.

Er nennt ſein Werk eine romantiſche Tragödie. An einem Schillerſchen Gedichte iſt nichts unwichtig, und dieſer Titel am wenigſten, da er im voraus uns den Geſichtspunkt angiebt, aus welchem wir das Stück beurtheilen müſſen, wenn wir ihm ſein volles Recht wünſchen widerfahren zu laſſen. Beim erſten Blick ſcheint er etwas entſchuldigen zu ſollen, aber bei genauerer Erwägung iſt er ein kühnes Verſprechen. Ein romantiſches Drama gehört zu den ſchwerſten dichteriſchen Aufgaben, wie Sie ſogleich einſehen werden.

---

*) Nicht eine Lippe oder ein Auge nennen wir Schönheit, ſondern die vereinte Kraft, die volle Wirkung des Ganzen.

Das Romantiſche, — erlauben Sie mir das Reſultat einer frühern Unterſuchung verbeſſert zu wiederholen, — ſteht zwiſchen dem Hiſtoriſchen und dem Fabelhaften, zwiſchen dem Natürlichen und dem Wunderbaren mitten inne; es iſt das erſte, in das letztere verkleidet. Die Phantaſie ſtaunt es an, indeß der Verſtand — die Augen zublinzt. Oeffnete er ſie ganz, blickte er ſcharf hin, ſo wär' er auch bald im Reinen; aber das ſchöne Phantasma wäre vernichtet: — was uns im Halbdunkel eine ſinnende Nymphe ſchien, wäre in einen dürren Baumſtamm verwandelt. — Drückte er im Gegentheil die Augen völlig zu, ahneten wir gar nichts Natürliches in der Erſcheinung: wiederum wäre das Romantiſche vernichtet, und wir hätten ein Mährchen.

Auf dieſer Gränzſcheide ſteht, wie geſagt, Johannens Charakter in der Geſchichte. Schiller unternimmt es in dieſem Trauerſpiel, ihn auf derſelben zu erhalten; uns folglich in ſeiner Darſtellung unaufhörlich das Wunderbare ahnen, aber nie wirklich wahrnehmen, — uns die Wirklichkeit erblicken, aber nie völlig erkennen zu laſſen: — und dies in einem Drama, in einer wirklichen Darſtellung? — Ich geſtehe Ihnen, ich glaube, daß dies ſelbſt einem Schiller misglücken könnte, ohne daß er deshalb weniger ein großer Dichter wäre. Wenn man uns ohne Erklärung erzählt, daß jemand geflogen ſey, ſo denken wir uns dabei, was wir wollen und können. Wenn man ihn aber vor unſern Augen auf Luft einhertreten läßt: wie iſt es möglich, nicht auf Maſchinen zu rathen, oder es für ein Blendwerk zu halten *)? Das erſte vernich-

---

*) Der vielbelobte Held „im poetiſchen Uns" Herr Tieck hat ſich in ſeiner Genoveva zu helfen gewußt: er hat der Heiligen ein Paar Flügel der Mutter Gans angeheftet.

tet das Anziehende der Erſcheinung, das zweite macht ſie völlig zur flachen Tändelei.

Doch ohne uns länger bei der Erörterung der Schwierigkeiten aufzuhalten, wollen wir unterſuchen, wie Schiller ſie überwunden hat. Zuerſt die Fabel ſeines Werks, — das heißt nicht, das Fabelhafte in demſelben, ſondern die Reihe von Begebenheiten, die darin vorgeſtellt werden.

Einen Helm, der ihr auf eine ſonderbare Weiſe in die Hände fällt, ſieht Johanna für einen göttlichen Wink an, als Befreierin ihres Vaterlandes aufzutreten. Ihre plötzliche Erſcheinung bei einem Franzöſiſchen Kriegerhaufen, flößt dieſem Muth ein, und ſchreckt die Feinde, die wirklich geſchlagen werden. Sie macht ſich am Hofe des Dauphin als Geſandtin Gottes geltend, verſpricht Orleans zu entſetzen und Karl zur Krönung nach Rheims zu führen, und — erfüllt ihr Verſprechen. — Sie hält die Liebe für eine Entweihung ihres göttlichen Berufs. Da ihr Herz gleichwohl durch den Anblick des feindlichen Feldherrn Lionel ſo tief gerührt wird, daß ſie, gegen ihr Gelübde, ſeines Lebens ſchont, ſchlägt die Reue darüber ihren Geiſt ſo ſehr nieder, daß ſie den Muth verliert, ihre Rolle fortzuſpielen, ja, ſich gegen die öffentliche Anſchuldigung der Zauberei durch ein einziges Wort oder Zeichen zu rechtfertigen: ſie wird mit Abſcheu aus Rheims verwieſen. — Indem ſie in den Ardennen herumirrt, wird ſie von den Feinden gefangen. Das Franzöſiſche Heer rückt zu ihrer Befreiung an: aber es unterliegt. Auf die Nachricht davon bricht Johanna aus ihrem Gefängniſſe, ſchlägt die Engländer, wird verwundet, und ſtirbt. —

Die Fabel, wie Sie ſehn, iſt reich an Begebenheiten, aus denen, unter Schillers Händen, eine Menge äußerſt anziehender Situationen hervorgehn müſſen: aber ſie hat Einen Fehler, den großen, ſich gar nicht zu einem Drama zu eignen. Sie hat drei ganz verſchiedne Kataſtrophen: die erſte iſt die Befreiung Orleans und die Krönung; — die zweite iſt die Verweiſung Johannens; die dritte — ihr Tod. Dieſe drei Kataſtrophen ſind die Folge von ganz verſchiedenen Begebenheiten, die durch nichts mit einander zuſammenhängen, als dadurch daß ſie nach einander geſchehn. Wie ſoll es möglich ſeyn, ſie ſo in einander zu verſchlingen, daß ſie nicht auf, ſondern aus einander folgen; daß der Zuſchauer aus dem erſten Akte ſchon den Ausgang des letzten ahne und ihm durch die mittlern Ereigniſſe, mit immer neugeſpannter Erwartung, bald fürchtend, bald hoffend, entgegen geführt werde? Kurz: wie bringt man in dieſe Fabel Einheit der Handlung? „Aber iſt denn dieſe ſo nothwendig?“ — So nothwendig, wenn das Gedicht ein wahres und anziehendes Drama ſeyn ſoll, als es — verzeihen Sie das unpoetiſche Gleichniß, — nothwendig iſt, einem Hebel, indem er wirken ſoll, nur Einen Ruhepunkt zu geben. Geben Sie ihm auch nur zwei, ſo iſt er nichts als liegende Stange.

Wie aber, wenn Schillers Abſicht gar nicht geweſen iſt, das Hauptintereſſe durch die Fabel zu gewinnen? Wenn er dieſe vorzüglich nur als das Mittel betrachtete, uns die idealiſche Geſtalt ſichtbar zu machen, in welcher die Heldin vor ſeiner Seele ſtand? — So iſt es in der That. Die Jungfrau iſt nur in ſo weit ein Drama, ls die meiſten Shakeſpearſchen Stücke es ſind, das heißt, ſie iſt ein dialogiſirtes, hiſtoriſches Charaktergemälde. Dieſe Bemerkung verändert den Maaßſtab, mit dem wir es prüfen müſſen. Nun dürfen wir nicht fragen: fließen die Begebenheiten nothwendig und natürlich aus einander her? — ſondern: iſt die Handlung darnach eingerichtet, den Charakter von jeder ſehenswerthen Seite kraftvoll und ſchön darzuſtellen?

Eine Zergliederung der Handlung des Stückes, das heißt, der Art, wie ſeine Fabel dargeſtellt wird, mag uns dieſe Fragen beantworten.

Der Prolog zeigt uns das außerordentliche Mädchen in dem Verhältniſſe zu ihrer Familie. Ein vortrefflicher Gedanke, die Zeichnung ihres Charakters damit anzufangen: denn am entſcheidendſten geht der Werth und die Geiſtesgeſtalt eines Menſchen aus dem hervor, was er ſeinen Verwandten iſt. Johanne ſteht in der Mitte der Ihrigen, wie ein überirdiſches Weſen, von dem ſie fühlen, daß es nicht zu ihnen gehört. Die Liebe, die ihre Geſchwiſter und ſelbſt ihr Liebhaber für ſie empfinden, iſt mit anſtaunender Ehrfurcht gemiſcht, und ihr Vater — eine Taube, die ein Adlerei ausgebrütet hat — betrachtet ſie mit mißbilligendem Grauen. Sie dagegen verachtet die Alltäglichkeit ihrer Familie, in Geiſt und Handeln, nicht, läßt ſie aber auch nicht auf ſich einwirken. Verſenkt in den erhabnen Gedanken ihrer Beſtimmung, empfängt ſie alle Liebesbeweiſe mit Dankbarkeit, aber ohne ſie zu erwiedern. Ihr Vater ſchlägt ihr einen Gatten vor: ſie antwortet nicht. Sie erblickt den Helm, und reißt ihn an ſich. Sie hört die Schilderung des öffentlichen Elendes, und ſetzt den Helm auf. Sie erfährt die muthloſe Reſignation ihres Volkes: der Unwille begeiſtert ſie. Sie weiſſagt, und ſtürzt fort, ihre Weiſſagungen zu erfüllen.

Vortrefflicher konnte der romantiſche Charakter nicht mit der Alltäglichkeit des Wirklichen kontraſtirt und aus ihm empor geriſſen werden. Wir folgen der wunderbaren Erſcheinung mit Theilnahme und Ungeduld.

Der erſte Akt führt uns an den Hof des Landes, zu deſſen Rettung Johanne hingeeilt iſt, zu dem Mittelpunkte, in den alle Schläge, die ihr unglückliches Volk treffen, zuſammen fallen. Wir ſehen einen jungen, liebenswürdigen, edeldenkenden Fürſten nur noch in ſeinem Herzen Linderung ſeines Mißgeſchickes ſuchen. Vor unſern Augen erreicht es den höchſten Gipfel. Sein Schatz iſt erſchöpft, jede Hülfsquelle desſelben verſiegt. Die letzte wichtige Stadt ſeines Reiches fleht ihn um Hülfe an, und erklärt, daß ſie ſchon den Vertrag geſchloſſen habe, der ſie ſonſt den Feinden übergeben werde. Sein Heer iſt im Begriff, ihn zu verlaſſen, weil er es nicht bezahlen kann. Seine Geliebte bietet ihr Schmuckkäſtchen dar, wenigſtens dieſen Unfall abzuwenden, und er iſt zu bedrängt, um die erniedrigende Hülfe ausſchlagen zu können. Eine neue Trauerpoſt: der Herzog von Burgund weiſet die angebotene Verſöhnung zurück. Eine neue Schmach: Karls Mutter ſelbſt hat den fremden Knaben auf ſeinen Thron geſetzt! Ein neues Unglück: gebeugt faßt Karl einen erniedrigenden Entſchluß; und die letzte Stütze ſeines Reiches ſtürzt: Dünois verläßt ihn! — Begierig ſehen wir uns nach der Retterin um, die Hülfe zu bringen verhieß. — Wird ſie es vermögen? Ja, wird es ihr glücken, auch nur an dieſem Hofe ſelbſt, Glauben zu finden? — Mit verſtörtem Geſichte bringt Lahire Botſchaft. Die Jungfrau kommt nicht, Hülfe zu verheißen: ſie hat ſchon geholfen. Es iſt geſchehen, weſſen ſie ſich vermaß: die Engländer ſind ſchon geſchlagen; und nun kann ſie mit der Majeſtät erwieſener Größe auftreten, braucht nicht erſt, Glauben an ſich zu erbitten oder zu erpralen. Sie erſcheint am Hofe, und jeder Schritt, den ſie thut, jedes Wort, das ſie ſagt, entſpricht dem Charakter der Prophetin. Sie beglaubigt ihre Sendung durch Wunderzeichen, und gewinnt zugleich unſer Herz, durch die Zartheit, mit der ſie Karls drittes Gebet ſchonend verſchweigt; denn nach dem ganzen Zuſammenhange zu ſchließen, mußte dieſes ſeinen Freund oder ſeine Geliebte kränken.

Dieſer erſte Akt trägt das Gepräge einer Meiſterhand. Meiſterhaft iſt es, daß der Dichter Johanna und den Zuſchauer, über alle Vorkehrungen weg, plötzlich in die Handlung reißt; meiſterhaft, daß er den Dauphin und Agnes Sorel ſo liebenswürdig zeichnet, damit auch das Herz des Zuſchauers für ſie intereſſirt werde; meiſterhaft endlich jeder Umſtand und jede gewechſelte Rede. *)

Der zweite Akt orientirt uns im Engliſchen Lager. Die Auftritte in demſelben ſind ein ſehr charakteriſtiſches Gemählde; ich übergehe ſie aber, und verweile nur bei denen, in welchen Johanna erſcheint. Dieſer ſind drei. Sie hat die Franzöſiſchen Soldaten ins feindliche Lager geführt. Dunois und la Hire wollen ſie abhalten, an dem Gefechte Theil zu nehmen. Sie antwortet:

Wer darf mir Halt gebieten? Wer dem Geiſt
Vorſchreiben, der mich führt? Der Pfeil muß fliegen,

---

*) Zum Beiſpiel, daß Karls Gemahlin gar nicht erwahnt wird: denn dadurch würde er und Agnes an unſerer Achtung verloren haben; daß Karl bis zur Verſchwendung großmüthig erſcheint: ſonſt würde er uns durch die Annahme des Schmuckkaſtchens verächtlich werden. Nur der Freigebige kann ohne Erniedrigung annehmen.

Wohin die Hand ihn ſeines Schützen treibt.
Wo die Gefahr iſt, muß Johanna ſeyn,
Nicht heut, nicht hier iſt mir beſtimmt zu fallen,
Die Krone muß ich ſehn auf meines Königs Haupt;
Dies Leben wird kein Gegner mir entreißen,
Bis ich vollendet, was mir Gott geheißen.

Sie ſelbſt alſo ſieht ſich für ein bloßes, aber unverletzliches, Werkzeug Gottes an, das blind gehorchen muß. Noch mehr zeigt ſie dieſe Vorſtellung in jener Scene, in welcher der Jüngling Montgommery ſie um ſein Leben bittet. Dieſe Scene iſt offenbar nach jener im [illegible] Geſange der Ilias copirt, in welcher Lycaon Achill um Schonung anfleht: Johannens Antworten enthalten ſogar die meiſten Züge, die in des Griechiſchen Helden Antwort vorkommen. — Der Auftritt hat viele einzelne Schönheiten, aber er thut eine widerliche Wirkung, und iſt völlig zwecklos. Er folgt aus keinem vorhergehenden, er leitet keinen folgenden ein, und lehrt uns auch in Rückſicht auf Johannens Charakter nichts Neues, wenigſtens nichts, was nicht ungleich beſſer durch eine beiläufige Rede hätte gemeldet werden können. Es macht uns die Heldin beinahe verhaßt, daß wir ſie vor unſern Augen ſo unerbittlich würgen ſehen, und noch dazu mit ſo kaltem Blute, und nach ſo langen Reden.

Beſſer gedacht und wichtig für die Ausmalung von Johannens Charakter ſowohl, als für den Inhalt des Stückes, iſt die folgende Scene, in welcher ſie den Herzog von Burgund verſöhnt: dafür iſt dieſer Auftritt in Rückſicht des Details hier und dort vernachläſſigt. Wenn Johanna in demſelben Augenblicke, da ſie Dunois und Lahire nur mit Mühe abgehalten hat, den Herzog anzugreiſen, verſichert:

Unſre Arme
Sind aufgethan, dich zu empfangen, unſre Knie
Bereit dich zu verehren, — unſer Schwert
Hat keine Spitze gegen dich;

wenn ſie ſelbſt verſichert, ſie führe einen Donnerkeil im Munde, ohne daß wir etwas mehr als blumenreiches Geſchwätz von ihr hörten; wenn der Herzog gerade bei dieſer Verſicherung gerührt wird — Vorüber!

Der dritte Akt ſcheint mir der am

wenigſten gelungene von allen. Den größten Theil deſſelben nehmen müßige Prunkſcenen ein; denn anders kann man wohl ſolche Scenen nicht nennen, in denen weder die Handlung vorſchreitet, noch die Haupt-Charaktere von neuen wichtigen Seiten beleuchtet werden. Dunois und La Hire geſtehen einander ihre Liebe zu Johannen; der Herzog von Burgund läßt ſeine Ankunft ankündigen, er erſcheint endlich ſelbſt, und ſagt dem Könige und Agnes Sorel Schmeicheleien; Johanna verſöhnt ihn auch mit Duchatel; ſie ſchlägt die Liebe der beiden Ritter aus, und trägt dann lange Weiſſagungen vor: in der That, das giebt Gelegenheit, ſchöne Gedanken anzubringen; aber ich ſehe in dem allen nichts, was nicht ohne Nachtheil für das Stück hätte wegbleiben können, und — wer in einem Drama etwas Ueberflüſſiges giebt, giebt etwas Fehlerhaftes.

Die letzte Hälfte des Aufzugs füllen Auftritte aus einer Schlacht, die, wie alles Vorhergehende, willkührlich und auf eine gezwungene Weiſe herbeigeführt iſt. Johanna wird von dem Teufel — (oder iſt es ein Engel? Der Dichter hat das unentſchieden gelaſſen) — gewarnt, nicht nach Rheims zu gehen. Das ſcheint der größte Mißgriff in dieſem Werke; denn in dieſem Auftritt hört es auf, romantiſch zu ſeyn, und wird zum Mährchen. Es iſt wahr, wir ſahen Johanna ſchon vorher übernatürliche Dinge thun; doch das irrete uns nicht, da wir uns darein ergeben hatten, ſie nicht zu begreifen: aber gradezu muß man uns das Wunderbare nicht ſehen laſſen. Ahnden laſſen kann man uns die Nähe des Geiſterreichs: doch unſern Sinnen muß man daſſelbe in einem hiſtoriſchen Stück nicht vorführen, wenn wir nicht unwillig jede Täuſchung ſollen zerfließen ſehn. Zudem — was ſoll die ganze Scene? Sie hat ſchlechterdings nicht den geringſten Einfluß. — — Johanna kämpft mit Lionel. In dem Augenblicke, da ſie ihn niederſtoßen will, ſieht ſie ihm ins Geſicht, und fühlt ſich durch Liebe entwaffnet: aber das Bewußtſeyn dieſer unwillkührlichen Schuld bricht ihr gleich hernach Muth und Geiſt ſo ſehr, daß ſie ohnmächtig in La Hirens Arme ſinkt. — Mit dieſer Scene beginnt die Kataſtrophe des Stücks, oder richtiger, die zweite Handlung deſſelben. Sie iſt von einer ſolchen Art, daß ſie nothwendig von den meiſten Leſern und Zuſchauern nicht verſtanden, und für unnatürlich erklärt werden muß; denn dieſes plötzliche, ſcheinbare Umſchlagen eines Charakters durch einen einzigen tiefen Eindruck, kann nur wenigen, nur leidenſchaftlich reizbaren Menſchen, begreiflich ſeyn. — Mir erlaubt der Raum nicht, weitläuftig zu beweiſen, daß Schiller hier völlig, wenn auch nicht der gewöhnlichen Natur, ſo doch Johannens einmal angenommenem Charakter treu geblieben iſt. Ich muß mich begnügen zu erinnern, daß ein romantiſcher Charakter nicht durch alltägliche Möglichkeit und nach alltäglichen Motiven geſchätzt werden darf: wenn ein Dichter einen Perſeus zum Helden wählt, ſo dürfen wir uns nicht wundern, dieſen jetzt durch die Wolken ſegeln, jetzt auf der Wieſe einhertreten zu ſehn.

Der vierte Akt ſcheint mir in Rückſicht des Ausdrucks der Gefühle und der Wahl der Situationen, was der erſte in Anſehung der künſtleriſchen Anlage iſt, ein wahres Meiſterſtück. Der erſte Auftritt, in welchem Johanna mit ihrem Herzen, mit

mit ihrem Schickſale, mit der Gottheit ſelber rechtet, daß dieſe ſie zu einer Laufbahn berief, der die Kräfte des jungen Mädchens nicht gewachſen ſind, — iſt von unausſprechlich ſchöner Zartheit. Wir ſehen die heroiſche Schwärmerin durch das Zurückführen auf ihr Herz, plötzlich wieder in ein weiches (nicht ſchwaches), beſcheidnes (nicht furchtſames), Weib verwandelt: — und daß ſie ſich ihrer Weiblichkeit bewußt wird, ſcheint ihr eine niederbeugende Schuld, eine unaustilgbare: denn wie ſoll ſie aufhören zu ſeyn, was ſie iſt! — In dem Augenblicke des lebhafteſten Gefühls ihrer Schwäche, kommt Agnes Sorel, ſie faſt göttlich zu verehren, — kommen Dunois und La Hire, ſie zu dem Triumphzuge ihrer verlornen Größe abzurufen. Ihre Wehmuth muß Seelenangſt werden. Sie ſtürzt fort aus der Kirche: jede Adoration des Volkes iſt ihr ein neuer bitterer Vorwurf; — endlich trifft ſie auf ihre Schweſtern; endlich glaubt ſie ſich ihrem Gefühle ganz hingeben zu können. Sie bereut ihre Kühnheit, ihren Ruhm, ihre Größe wie ein Verbrechen; ſie ſehnt ſich darnach, ſich in die kleine väterliche Hütte vor den Augen der Welt zu verbergen, dem Glanze zu entfliehen, den ſie zu ertragen zu ſchwach iſt: da kommt der König und der ganze Krönungszug, der Heldin der Nation zu danken, — da tritt von der andern Seite ihr eigner Vater auf, ſie der ſchwärzeſten Verworfenheit anzuklagen, deren, nach ihren Begriffen, der Menſch fähig iſt, — ach, und ſie fühlt ſich wirklich von einer Schuld gedrückt! — Ich habe den Dichter darüber tadeln hören, daß Johanna dieſen ganzen Auftritt hindurch ſchweigt. Es wäre ein elender Pfuſcherſtreich, es wäre abſcheulich geweſen, wenn er ſie auch nur Ein Wort hätte ſagen laſſen. Doch es war wohl nicht zu fürchten, daß das Genie, welches dieſe Situation zu denken und darzuſtellen vermochte, ſie verderben würde. Johannens Schweigen iſt einer der erhabenſten und wahreſten Züge in dem ganzen Gedichte. Von allen Bewunderern, von dem Volke das ſie errettet hat, von ihren Verwandten verlaſſen, ſteht ſie da. Ihr alter Liebhaber von ihrem Schäferſtande her, bietet ihr die Hand, ſie ins Elend zu begleiten. Es iſt Schade, daß mit dieſem rührenden Zuge das Stück nicht geendet ſeyn konnte. Man hat das Höchſte empfunden, und das Gefühl ruft: genug!

Der letzte Akt verdankt, wie mir es ſcheint, nur der Nothwendigkeit, auch die Begebenheit zu endigen, ſein Daſeyn. Johanna, in den Ardennen herumirrend, wird von den Feinden gefangen; das feindliche Heer fordert ihren Tod, der Feldherr ihre Liebe. Die Franken rücken an, ſie zu befreien; ſie werden geſchlagen. Johanna zerreißt ihre Ketten, bricht aus dem Kerker, u. ſ. w. Was iſt das alles, als Spektakel, zwar echt theatraliſcher, zwar ſehr intereſſanter, und von dem Dichter zu einzelnen erhabnen und rührenden Zügen benutzt, aber doch — Spektakel, der, wie geſagt, nur endigen ſoll.

Ich habe Ihnen, indem ich die einzelnen Akte durchging, das meiſte geſagt, was ich über die Handlung des Stücks und über Johannens Charakter zu ſagen hatte. Schiller hat dieſen von der einzig möglichen Seite aufgefaßt, von der er einer wahrhaft edeln und großen Darſtellung fähig war: und nun iſt er auf immer verbraucht. Nächſt Johannen, hat er den Charakter des Königs, der Sorel und des Grafen Dünois am ausführlichſten ausgearbeitet, und mit echt künſtleriſcher Feinheit und Haltung. Die übrigen Charaktere ſind faſt nur ſkizzirt, mit wenigen, aber ſehr kraftvollen und wahren Zügen.

Man hat die Jungfrau von Orleans bald für Schillers trefflichſtes, bald für ſein mislungenſtes Werk erklärt. Nach dem Geſichtspunkte den man wählt, ſind beide Urtheile gegründet. Als eigentliches Drama, ſteht es unter allen ſeinen Arbeiten am niedrigſten, oder, richtiger geſagt, am wenigſten hoch. Als romantiſch-hiſtoriſches Charakterſtück, iſt es die kühnſte, erhabenſte Unternehmung, die ein Dichter gewagt hat; ſie wäre gelungen, wenn der Dichter nicht ins Mährchenhafte gefallen wäre. Als dialogiſirte Epopöe, wenn man eine ſolche für möglich hält, iſt es ein Meiſterſtück, und unter allen Schillerſchen Werken ſcheint es mir die größten Schönheiten des Details zu beſitzen, wiewohl mehr lyriſche und epiſche, als dramatiſche.

— Ich habe manche kecke Rüge vorbringen müſſen: bei meiner großen Bewunderung gegen Schiller, ſchmerzt es mich;

ich wünſche es gut machen und Ihre ſo gerechte Vorliebe für den glänzenden Dichter wieder verſöhnen zu können. Soll ich ihm eine Lobrede halten? Das werd' ich nicht. Tadeln darf jeder den großen Mann nach ſeinem Gefühle, aber ihn würdig zu loben, vermag nur ſein eignes Werk. Das Beſte was ich daher thun kann, um jeden widrigen Eindruck auszulöſchen, iſt, ihn ſelbſt reden zu laſſen, Ihnen ein Paar ſchöne Stellen abzuſchreiben. Die erſte ſey der lyriſche Ausbruch von Johannens Empfindung im vierten Akte:

Frommer Stab! O hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauſcht!
Hätt' es nie in deinen Zweigen,
Heilge Eiche! mir gerauſcht!
Wärſt du nimmer mir erſchienen,
Hohe Himmelskoniginn!
Nimm, ich kann ſie nicht verdienen,
Deine Krone, nimm ſie hin.

Ach, ich ſah den Himmel offen
Und der Sel'gen Angeſicht!
Doch auf Erden iſt mein Hoffen,
Und im Himmel iſt es nicht!
Mußteſt du ihn auf mich laden

Dieſen furchtbaren Beruf?
Könnt' ich dieſes Herz verhärten,
Das der Himmel fühlend ſchuf?

Willſt du deine Macht verkünden,
Wähle ſie, die frei von Sünden
Stehn in deinem ew'gen Haus,
Deine Geiſter ſende aus,
Die Unſterblichen, die Reinen,
Die nicht fühlen, die nicht weinen.
Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtin weiche Seele!

Kümmert mich das Loos der Schlachten,
Mich der Zwiſt der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des ſtillen Berges Höh.
Doch du riſſeſt mich ins Leben,
In den ſtolzen Fürſtenſaal,
Mich der Schuld dahin zu geben, —
Ach! Es war nicht meine Wahl!

Bei Liedern der Art, wer kann vor Genuß dazu kommen ſich zu erinnern, daß ſie im Drama am unrechten Ort ſind! — Noch eine, und zwar eine beſchreibende Stelle. Es ſey die Schilderung der feindlichen Heere, aus dem Prologe.

Bertrand.

Unermeßliches
Geſchütz iſt aufgebracht von allen Enden,

Und wie der Bienen dunkelnde Geſchwader
Den Korb umſchwärmen in des Sommers Tagen,
Wie aus geſchwärzter Luft die Heuſchreckwolke
Herunterfällt und Meilenlang die Felder
Bedeckt in unabſehbarem Gewimmel,
So goß ſich eine Kriegeswolke aus
Von Völkern über Orleans Gefilde,
Und von der Sprache unverſtändlichem
Gemiſch, verworren, dumpf, erbrauſt das Lager.
Denn auch der mächtige Burgund, der Länder-
Gewaltige, hat ſeine Mannen alle
Herbeigeführt, die Lütticher, Luxemburger,
Die Hennegauer, die vom Lande Namür,
Und die das glückliche Brabant bewohnen,
Die üppigen Genter, die in Sammt und Seide
Stolziren, die von Seeland, deren Städte
Sich reinlich aus dem Meeres-Waſſer heben,
Die Heerdenmelkenden Holländer, die
Von Utrecht, ja, vom äußerſten Weſtfriesland,
Die nach dem Eispol ſchaun, — ſie alle folgen
Dem Heerbann des gewaltig herrſchenden
Burgund, und wollen Orleans bezwingen.

Welche Diktion! Welcher Numerus! Welche echt Homeriſche Schilderung! Ich habe dieſe und einige andre Stellen wohl zehnmal geleſen, und immer drängte ſich mir der Gedanke auf: wenn Schiller ſich jemals entſchließen könnte, der ernſte Heldendichter ſeiner Nation zu werden: der Tag an welchem er dieſen Entſchluß faßte, und der, da er die Ausführung deſſelben vollendete, verdienten als öffentliche, literariſche Feſte begangen zu werden! —

Ich wenigſtens thue das Gelübde, an dem Tage, da ich die Nachricht von einem ſolchen Entſchluſſe erhalte, die dreißig oder vierzig Bände des Herrn Tieck, nebſt den breit ſchwatzenden Charakteriſtiken, den Lucinden und Gedichten der Herren S. anzukaufen und ſie als Fonds zu der öffentlichen Bibliothek, deren Stiftung Lichtenberg vorſchlug, nach Zelle zu ſchicken.

Fragment eines Geſprächs.

Aus dem Engliſchen.

Was lehrt ein Geck, das Närrinnen nicht glauben!

Er. — — — — —!

Ich. Ruhig mein Freund! Landſtreichende Seiltänzer gaukeln durch die Stadt, und „Sa ſa! Geſindel hinter drein!“ das iſt alles.

Er. — — — — —!

Ich. Sehr erklärbar! Bei der hohen Transcendenz des Zeitalters mußten ſich die Banden ſchlechter Komödianten, die im Lande herumziehn, endlich wohl in Banden ſchlechter Aeſthetiker verwandeln, die übrigens nichts anders thun, als was jene thaten.

Er. — — — — —!

Ich. Frechheit? Nicht doch! Handwerksgebrauch. Jeder reiſende Thierwärter verſichert, daß Er den vortrefflichſten Tanzbär, die wahre Löffelgans zeige. Dieſe Menſchen ſind ihre eigenen Tanzbäre und Löffelgänſe: es iſt alſo immer nur ihr Thier, was ſie loben.

Er. — — — — — — — — —.

Ich. Den modiſchen Staub jagt jede Zugluft auf. Dieſen Winter ſtaunt man die reiſenden Aeſthetiker an: im nächſten vielleicht ein tanzendes Kutſchpferd. Geſetzt aber die Marotte wäre bleibend: die Damen von A bis Z und ihre äſthetiſchen

Toilettenhüpfer ſind nicht die Stadt; die Stadt iſt nicht das Publikum, und von dem Urtheil des Publikums hängt es nicht ab, was wahr und ſchön iſt.

Er. — — — — —. — — — Jeder Haſe wird für die Phantaſie gebraten, jede Suppe fürs Gefühl ſervirt.

Ich. Sie ſind nicht conſequent in Ihrem Geſchmacke. Als Ihr Söhnchen geſtern von ſeiner Amme die überraſchende Nachricht erhielt, daß er eine Naſe habe und nun immer mit den Händchen am Kopf herumtappte, bald ſein Kinn und bald ſein Ohrläppchen erhaſchte, und immer Naſ'! Naſ'! rief, fanden Sie das artig, und wenn ein gewiſſes Publikum — Freilich ſtehen die hohen Offenbarungen, über die es erſtaunt, in jedem, auch dem einfältigſten Lehrbuche: aber jenes Publikum erfährt ſie doch jetzt zum erſtenmale. Laſſen Sie es alſo immer „Nas!“ Nas!“ rufen! Es iſt der Kindlein Weiſe ſo!

Fünf und ſechzigſter Brief.

Eleuſina, ein Gedicht in fünf Geſängen von G. A. von Halem. (Im Berliniſchen Damenkalender auf das Jahr 1802.)

„Was ein Dichter aus der erſten Hand iſt? Die Glocke einer trefflichen Uhr, aufgehangen in Gottes freier Luft. Sie klingt und mißt den unten Wohnenden Zeit und Geſchäft. — Und einer aus der zweiten Hand? Auch eine Glocke, aber eine, wie die im Jakobsthurme zu Weimar, ohne Uhr und Klöppel. Droben im Glockenſtübchen wohnt ein Schneider, der, wenn die andern Glocken klingen, den Hammer nimmt und ſeine nachklingen läßt. Wer es nicht beſſer weiß, dem mags auch wohl thun.“ —

Falks Taſchenbuch für 1802*).

Dieſe Eleuſina iſt eine unglückliche

---

*) Um gerecht zu ſeyn: ich habe die Stelle aus dem Gedächtniſſe angeführt; ſie hat alſo gewiß ſehr viel verloren.

Idee, mit vielem Fleiſſe zu einem — todten Werke ausgeſponnen.

Der erſte Geſang, „Proſerpina's Raub" benannt, zeigt, wie es Herrn von Halem beliebt, dieſen Raub zu erzählen, ſonſt nichts. — Der zweite, „Ceres Irren," erzählt, was für Abentheuer die Göttin auf ihrer Reiſe hatte; der dritte, „Pſyche," iſt das bekannte treffliche Mährchen dieſes Namens, moderniſirt und dadurch verdorben; der vierte enthält den Wettgeſang der „Sirenen und Muſen;" im fünften, „Triptolemus," werden Amor und Pſyche mit einander verſöhnt, und Amor tritt ſeinem Sohne Hymen die Fackel ab; Terpſichore wird wieder unter die Muſen aufgenommen, Proſerpina ihrer Mutter wiedergegeben, nehmlich für ſo lange Zeit als ihre hölliſche Wirthſchaft ſie entbehren kann, — und Triptolem wird König von Athen.

Das Ganze iſt ein Gewebe von Griechiſchen Mythen, aus denen der Verfaſſer eine Art von verſificirtem Roman gemacht hat, der — ſchlechterdings für niemand Intereſſe haben kann. Für die Deutſchen als Deutſche nicht, denn er geht nicht aus dem

Geiſte des Volks und des Zeitalters hervor. Für jene kosmopolitiſche Leſewelt nicht, die ſonſt alles verſchlingt, weil ſie ſelbſt nichts iſt: denn das Gedicht iſt ihr zu gelehrt. Die mythologiſchen Perſonen intereſſiren ſie ſchlechterdings nicht mehr, als die in der Aeſopiſchen Fabel; Pſyche, und der Fuchs der nach der Weintraube ſprang, ſind ihr gleich wichtig. — Für den Kenner und Liebhaber der alten Dichtkunſt nicht, denn das Gedicht gehört ihr nicht an. Für den eigentlichen Gelehrten nicht: denn dem liegt nichts daran, was Herrn von Halem beliebt, aus den alten Mythen zu machen: er will nur wiſſen, was ſie bei den Griechen waren. Dem bloßen Kunſtrichter alſo, der ohne anderes Intereſſe als das für die Kunſt, vor ein Werk hintritt? Nach meiner wenigen Einſicht, muß der ſogleich das Verdammungsurtheil über ein Werk ſprechen, in welchem durchaus ein doppelter Charakter herrſcht, das — eine flatternde Chemiſe aus altem, ſchweren, großblumigen Gardinen-Damaſt iſt.

Herr von Halem ſtellt lauter Griechiſche Gottheiten als handelnde Perſonen auf; aber ſie benehmen ſich ſo modern, daß es mich im Leſen immer ſonderbar dünkte, den Dichter nicht Kaiſer Jupiter, Prinz Mars, Herzog Pluto, Gräſin Ceres ſagen zu hören. Die Sirenen ſind nichts als muthwillige Kammerjungfern, die Nymphe Cyane iſt eine ehrbare Gouvernante, und Proſerpina ſelbſt ein vierzehnjähriges Hoffräulein, welcher der Infant Mars nachſtellt, ehe ſie an Gottes Tiſche geweſen iſt; die deshalb von ihrer Mutter, der Frau von Ceres, auf das Landſchloß Enna geſchickt und dort von einem benachbarten Krautjunker entführt wird. Amor und Pſyche ſind — Adolph und Clärchen aus der bekannten Operette: zwei junge Leute von Stande, die zu früh verheirathet wurden, und ſich daher, noch vor Verlauf der Flitterwochen, veruneinigen: doch Apollo iſt ein wackrer, ſchlichter aber muthiger Schwiegerpapa, der ſeinem Tochtermann, Amor (!!!), den Kopf zurecht zu ſetzen verſteht.

In der Vorrede ſagt Herr von Halem, ſeine Abſicht ſey nur geweſen, an den Faden der Mythen nützliche Lehren anzuknüpfen, und verſichert mit einiger Suffiſance, die Fabel ſeines Gedichts, ſey ihm ein reicher Quell für manche Empfindung, für manchen Gedanken geweſen, der, wie Göthe ſagt,

heut und ewig die Geiſter
Tief und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

Es iſt Schade, daß er dieſe Empfindungen und Gedanken für ſich behalten hat, denn im Gedicht ſind ſie ſchlechterdings nicht zu finden; was aber die nützlichen Lehren betrifft: es nimmt mich Wunder, daß er nicht bemerkte, welch ein Widerſpruch entſtehen mußte, wenn er die kühnen rückſichtloſen Gebilde der Griechiſchen Phantaſie und Empfindung, die nur nach kräftiger, reizender Schönheit ſtrebte, ſo gruppiren wollte, daß aus den Gruppen die zahmen Sittenlehren und Sentiments unſerer Moral-Philoſophie hervorgingen.

Freilich enthält das Gedicht, nebeſt vielen matten, langweiligen Stellen, einzelne ſchöne Schilderungen und Züge; aber eine ſchlecht gedachte und geformte Statue wird durch ein Paar wohlgebildete Finger und Zehen kein Meiſterſtück. Das Ganze iſt — was daraus werden konnte, wenn ein

ein jetziger Dichter die alten Mythen nicht etwa nur nacherzählen, ſondern umbilden und fortſetzen will, eine — Fadaiſe, nicht viel beſſer als eine Polterabendvermummung, bei der die gegenwärtige Wirklichkeit aus der antiken Dichtung hervorblickt, wie die vierzehnjährige Enkelin aus der umfranzten Dormeuſe der Aeltermama.

Iſt denn, könnte man fragen, die Götterwelt der Alten etwas anders, als eine idealiſirte, menſchliche Wirklichkeit? Nein, aber eine Wirklichkeit der Griechen, in die wir uns nicht hinein verſetzen könnten, auch wenn wir ſie hinlänglich kenneten. Wenn ein neuer Dichter die Erzählungen der alten Mythologie fortſetzen, oder umgeſtalten will, ſo muß er das Genie eines Wieland haben, um nur nicht in — zu fallen. Da nun Herr von Halem, wie er vermuthlich wiſſen wird, nicht Wieland, ſondern Herr von Halem — „So ſoll er etwa nicht die Freiheit haben, zu bilden, was ihm beliebt?" — Nicht doch! Ich bin nicht ſo lächerlich, hier von ſollen zu reden. Herr von Halem ſoll die Freiheit haben zu machen, was er will; aber hat er etwas Schlechtes gemacht, ſo hat das Publikum die Freiheit, es nicht zu leſen — und ich will die Freiheit haben, ihn auszulachen. Damit Sie nicht glauben, daß ich Herrn von Halem Unrecht thue, will ich Ihnen die erſte Stelle, die mir ins Auge fällt, hinſchreiben. — Ceres kommt bei ihrem Herumirren in das Haus des Dyſaules, des Vaters von Triptolem. Nach dem Abendeſſen bleibt ſie mit dem Greiſe allein, und der:

— Ich fühle mich, ſprach er,
Nahe dem Grab'; es ſind, ich weiß es, der Tage nur wenig,
Die mir vergönnt das Geſchick; mit Ergebung laſſ' ich die Erde.
Längſt ſchon ſchieden ſie alle, die mit mir der Jugend ſich freuten;
Längſt ſchon wär' auch ich erlegen, hätte der Kinder
Immer ſtrebender Geiſt den ſinkenden Muth nicht gehoben,
Und mir die Bahn des Lebens erneut, die ihnen zu zeigen,
Mich die Natur berief. Mit dieſen Geliebten der Seele
Ward ich von neuem Kind, mit ihnen erwuchs ich zum Jüngling,

Und ich reiſt' aufs neue zum Mann mit dem trefflichen Sohne.
Schau' ich auf ihn und ſein Thun, und was er zu werden verheißet,
O dann fühl' ich mich ſtolz im Inneren. Dennoch erkenn' ich's,
Wie ſo wenig er mir verdankt. Oft iſt mir, als wäre
Er mit dem offenen Geiſt für alles Gute und Schöne,
Mit dem graden Sinn, und dem Drang nach Recht und nach Wahrheit,
Von den Göttern beſtimmt zu Höherem. Iſt nicht durch ihn ſchon
Weit verbreitet die Saat in Attika?" —

Iſt das antik, ja, iſt das überhaupt Poeſie, ſo iſt der Hahn ein Singvogel.

Prinz Bimbam, ein Mährchen für Alt und Jung.

Auf der 32ſten Seite des Buchs ſteht auf einem Carton folgender Ausfall gegen dieſe Briefe:

„Hier im Winkel, erzählte ferner Kronos, liegt noch allerhand närriſcher Plunder, der gern oben hinaus möchte — wozu (ſoll wohl heißen: wogegen,) aber Rath werden ſoll. — Es ſind Briefe an ein Frauenzimmer u. ſ. w. — Sie ſollen im Reiche des Duns zur Feier der Göttin*) zu Raketen und Schwärmern verarbeitet werden, wenn anders das eingewäſſerte Zeug brennen will.“

Das iſt platt und grob, werden Sie ſagen. So ſcheint es mir auch, aber ich verſichre Sie, das iſt beinahe auch das einzige Platte im Buche: faſt alles übrige iſt trefflich; — und was dieſen Carton betrifft: hätte der Verfaſſer mich befragt, ich hätte ihm gerathen, ihn hinein zu legen. Die Grobheit gegen mich wird dazu dienen, das Buch den Berliner femmes savantes und ihren Triſſotins ſo lieb zu machen, daß vielleicht ein halbes Hundert Exemplare mehr abgehn. Uebrigens, der Verfaſſer denke von mir ſo böſe er wolle, ich verzeihe es von ganzem Herzen; denn das Büchelchen hat mir ſehr viel Genuß gewährt. Es iſt vielleicht das witzigſte Mährchen, das ſeit zehn Jahren in Deutſchland erſchienen iſt.

---

*) Die Göttin der Dunſe iſt die Dummheit.

Es enthält eine ſcherzhafte Darſtellung, wie ein Geiſt von guter Anlage allmälig durch Reiſe, Erfahrung und erweiterte Kenntniß, von dem Rauſche literariſcher Modethorheiten, zur helleren, ruhigern Beurtheilung der Gegenſtände, und zum richtigen Geſchmack gelange. Die Fabel iſt folgende:

Prinz Bimbam, natürlicher Sohn der Fee Quatſchelune, (verzeihen Sie die läppiſchen Namen!) träumt von Mädchen, die anders ausſehen, als ſeine Zuckerpuppen, und verlangt von ſeinem Mütterchen, ihm eins zu verſchaffen. In einem Zauberſpiegel läßt ſie ihn eine Menge Prinzeſſinnen ſehn. Die Deutſche Zenobia gewinnt ſein Herz; und nachdem die Elfen ſeine Spitzenmanſchetten in Mondſchein gebleicht und ihm Wämschen von Stücken aus Aurorens Mantel genähet haben, geht er mit ſeinem Hofmeiſter, dem Grafen Invalido, auf Reiſen. Unterwegs begegnet ihnen der alte Karrenſchieber Kronos, und ſie wählen ihn zum Begleiter. Die Prinzeſſin Zenobia iſt ein Aeſthetiker und ihr Hof eine äſthetiſche Akademie, zuſammengeſetzt aus Repräſentanten der meiſten

Verdrehtheiten, die jetzt im Publikum ſpüken: ſelbſt ihre Mopſe, Papchen und Kätzchen machen Verſe. An ihrem Hofe erlangt Prinz Bimbam die Bildung eines Berliner Laffen; doch endlich reiſt er weiter, um den verzauberten Kirſchkern zu gewinnen, der allein im Stande iſt, ſeine Prinzeſſin davor zu ſichern, daß ſie nicht in eine Katze verwandelt wird. Sein Weg trägt ihn durch — die Geſchichte der Deutſchen Dichtkunſt, in der gegen das Ende Geſtalten auftreten, die Sie amuſiren werden, ſo oft ich ſie Ihnen auch ſchon vorgeführt habe. Endlich gelangt er zu den claſſiſchen Schriftſtellern und in ihrer Mitte zu dem Selbſtgefühl, daß er, trotz ſeiner bisherigen Modebildung, — „ein dummer Junge iſt." Mit dieſer Einſicht iſt die Bezauberung gehoben, und mit leichter Mühe gewinnt er den verzauberten Kirſchkern, aus dem, durch Zenobiens Hand, wahre Lebensweisheit hervorgeht.

Ich habe Ihnen aus dem kleinen Büchlein ſehr viel erzählt, aber ich bin darüber unbeſorgt: Sie werden deſſen ungeachtet großen Genuß aus ihm ſchöpfen. Es iſt mit lebhafter Leichtigkeit und einem äußerſt gewandten Witz geſchrieben — wiewohl das ziemlich fade iſt, daß Lafontaine bald Meiſter Waſſerquell, bald der Saalmann genannt, und von den bekannten „elf ſchlafenden Jungfrauen" geſagt wird, ſie ſeien am Spieße gebraten worden. Der Styl iſt meiſtentheils kräftig und ſchön, ob er gleich zuweilen etwas zu tändelnd wird, und einige Sprachfehler als Druckfehler aufgeführt werden mußten. Kurz, das Werk iſt, wenn nicht von einer geübten Hand, doch von einem ſo genialiſchen Kopfe, daß er der Uebung entrathen konnte, um etwas Treffliches zu liefern. Ich kann den Verfaſſer an der Manier nicht herausrathen, ungeachtet ich das Büchelchen dreimal durchgeleſen habe. Sollte es wirklich von einem neuen Schriftſteller ſeyn? Ich würde dem Publikum Glück dazu wünſchen: dieſer Arzt wird Wunderkuren thun.

Zur Probe will ich Ihnen ein Paar Abenteuer aus dem literariſchen Walde herſchreiben:

„Mit Geknall und Peitſchenhieben kam Prinz Zerbino daher geſprengt auf einem grünen Eſel. Bimbam belachte die buntſcheckige Geſtalt; darob aber Zerbino ergrimmte und ihm Sand und Schmutz ins Geſicht warf; auch der Eſel that nach Eſels Manier. Der erſtaunte Bimbam verlor ſie bald aus dem Geſichte, wie es der ganzen verſtändigen Welt gegangen iſt."

„Mit weiten dreiſten Schritten wandelten Geſtalten umher, die faſt ohne Bekleidung alles, was die Sittſamkeit zu verbergen gebietet, zur Schau legten, und, keiner Zucht und Sitte achtend, das auf offenem Markte thaten, wovon ehrbare Leute nicht ſprechen. Sie bewarfen den alten Kronos mit Steinchen, und lachten ihn aus, daß ſie ihm ſo weit vorgeſchritten wären; er werde ſie mit ſeinem Schneckengange nie erreichen. Kronos lachte wieder, und ſagte zu Bimbam: Sieh nur die Kerlchen an! ſie ſpielen Maskerade, und haben ſich zu Griechen verkleidet. Aber der Winter wird kommen, ſie werden gern, wie Andere, zum warmen Ofen kriechen und das dünne Gewand in die Lumpenkammer werfen." —

„Weit hinterwärts rang Invalido mit dicht verwachsnen Hecken; er konnte aus dem geheimnißvollen Dunkel nicht wieder ans Licht kommen. Ein Uebel, von welchem er befallen war, ſeit er in dieſem Walde lebte, beſtand darin, daß er von Zeit zu Zeit Feuer ſpie aus Mund und Naſe, gleich dem Bel zu Babel; Feuer, welches ſeine Kollegen freilich mit Pech und Schwefelkuchen, die ſie ihm darreichten, zu unterhalten ſuchten. Dann ſetzte er ſein Individuum in einen Sumpf, ſich zu löſchen, wobei er jämmerlich ſchimpfte. Das waren aber die Secretionen, womit er das Dauungsgeſchäfte kräftig förderte, und ihm war dabei wohl, wie dem Fiſch im Waſſer; denn Sumpf war ſein Element. — Laß ihn nur, ſagte Kronos, er ſtudirt Philoſophie, was kein Invalido unternehmen ſollte. Er wird mit verbranntem Gehirn und erſchöpfter Kraft wieder zu uns kommen."

„Und das Mährchen, ſchließe ich mit dem Erzähler, iſt für den, der es faßt."

Egeria, herausgegeben von Karl Müchler.

In Athen lebte einſt ein Bildhauer, der das Unglück hatte, hinkend zu ſeyn. Der ehrliche Mann nahm ſich ſein Misgeſchick ſo ſehr zu Herzen, daß er nicht nur Vulkan zu ſeinem Schutzgott erwählte und ihn unermüdet abbildete und wieder abbildete, ſondern daß ihm auch jede andere Gottheit, wider ſeinen Willen, hinkend gerieth. Mochte er nun Jupiter oder einen Faun, Venus oder eine Furie gemeiſſelt haben: unterſuchte man genau, ſo fand ſich's immer, daß ein Bein zu kurz gerathen war.

Ich erinnere mich nicht, wo ich das Hiſtörchen geleſen habe; aber wenn ſich an Herrn Müchlers Sächelchen etwas Griechiſches entdecken ließe, ſo wollte ich beinahe darauf ſchwören, daß er ein Abkömmling jenes Bildhauers ſey: ſo ſehr gleicht er ihm. Sein Stelzfuß iſt — flache Mittelmäßigkeit, und dieſer tappt in allen ſeinen litterariſchen Unternehmungen umher. Da iſt es ihm gelungen, ſich zum neuen Jahr ein noch herrenloſes Nymphchen einzuhaſchen; er ladet die ganze Nachbarſchaft, zu der ſehr ausgezeichnete Leute gehören, ein, ſie aufzuputzen, führt ſie prunkend daher, und ſieht man ſie genauer an, ſo findet ſich's — er hat vergeſſen, ihr Geſicht und

Hände zu waſchen: die ſchmutzige Dorfmiete blickt durch.

Herr Müchler iſt ſo glücklich geweſen von Göckingk, Tiedge, Gramberg, Bothe, einer Frau von Kroſigk, der Frau von Bandemer, Kunze, Klamer Schmidt, Herklots und Mnioch ſehr ſchätzbare Beiträge zu erhalten; aber weil er Bogen füllen wollte, und vorzüglich, weil er ſelbſt keinen Geſchmack beſitzt, miſcht er manche von ſeinen eigenen Arbeiten, die noch nicht ganz reif ſind und ſelbſt Sächelchen von einem Herrn Kinderling, einem Herrn Friedrich Kramer u. ſ. w. ein, die nie reifen können, und ſo entſtand ein Ding, wie Nebucadnezars Bildſäule, halb Thon, halb Gold.

Sie werden mein Urtheil richtig finden, wenn Ihnen das Büchelchen in die Hände fällt und ſie die beiden Epiſteln von Göckingk, S. 197. und 232. mit der an ein Landmädchen 171. und der Antwort darauf, vergleichen; die „liebliche Phantaſie an Guido," von der Frau von Kroſigk oder eins der Gedichte von Herrn Bothe, mit dem Singſang des Herrn Kramer oder den kalten Verſeleien des Herrn v. Boguslawsky. Von den Epigrammen will ich wenigſtens ein Paar zur Vergleichung herſetzen.

Fortuna.

Sind Rad und Kugel ganz in gleichem Grade
Das Sinnbild von Fortunens ſchneller Flucht?
Mich dünkt, ſie wählt für jedes andre Pfade.
So mancher hat ſchon dieſer Göttin Gnade
Auf ihrer Kugel Bahn umſonſt geſucht,
Doch er erwarb ſie auf der Bahn zum Rade.

An einen Podagriſten.

Freund, ſchäme nie dich deines Podagra's;
Käm' es auch, wie man ſagt, von vielem Trinken!
Sei ſtolz darauf, wie Jupiter zu hinken,
Dem Bacchus in der Hüfte ſaß.

Dieſe zwei, wenn gleich nicht mit Käſtnerſchem Salze gewürzte, doch ſehr reitzende Sinngedichte ſind von Herrn Herklots. Hier ein Paar Gegenſtücke von Herrn Kinderling:

Göthens Meiſter.

Wahrlich Jean Paul hat wohl Recht, den Montblanc der Kunſt dich zu nennen,

Unter den Gaffern erklimmt ſelten ihn La
voiſier.

Wie ſtumpf!

Filine und Mignon.

Lieblich, wie Gretry's Accorde belebſt du
der Seele Gefilde,
Aber wie Glucks Harmonie, triffſt du nur,
Mignon, das Herz.

Wie flach! — Zum Schluß noch eine liebliche, ſinnvolle Kleinigkeit von Gramberg.

Die Quelle.

Ewig rinnſt du, rege Quelle,
Murmelnd klagſt du ſonder Ruh;
Und es eilet deine Welle
Immer fernern Ufern zu.

Blumen blühen dir zur Seite,
Aber keine gnüget dir;
Suchend ſtrebſt du in die Weite,
Und *verlierſt* dich ſelbſt in ihr.

Sechs und ſechzigſter Brief.

Das Welt-Ende. Erſtlinge von Fr. von Sonnenberg. Erſter Theil.

Des Dichters Aug' in ſchönem Wahnſinn rollend
Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd' hinab,
Und wie die ſchwangre Phantaſie Gebilde
Von unbekannten Dingen ausgebiehrt,
Geſtaltet ſie des Dichters Kiel, benennt
Das luftge Nichts und giebt ihm feſten Wohnſitz.
So gaukelt die gewaltige Einbildung.

Shakeſpear *).

Eine Jugendverirrung eines außerordentlichen Kopfes, von der ich, trotz der freundlichen Aufforderung des Verfaſſers, bloß in der Hoffnung zu ſprechen aufſchob, daß ir-

---

*) Nach Herrn Schlegels Ueberſetzung.

gend ein andrer Recenſent ſie anzeigen und würdigen würde. Es iſt noch nicht geſchehen, ja es hat den Anſchein, als wenn dieſes merkwürdige Buch ganz unbeachtet bleiben würde. Das wäre Schade, ſowohl um des äußerſt talentvollen Verfaſſers, als um des Publikums willen, das ſo viel von ihm zu erwarten berechtigt iſt. Indeß, — iſt dem Dichter ſeine Beſcheidenheit nicht Ernſt — wer weiß, ob er nicht lieber gewünſcht haben würde, daß auch ich geſchwiegen hätte. So ſehr ich ſein Genie bewundre, habe ich von ſeinem Werke doch beinah nichts als Rügen zu ſagen.

Herr von Sonnenberg gerieth, nach der Vorrede, in ſeiner frühen Jugend an die Apokalypſe und die prophetiſchen Schriften der Bibel. Seine Phantaſie — er beſitzt eine ſo glühende, kräftige, daß ich ihm in dieſer Rückſicht nur wenige unſrer großen Dichter an die Seite zu ſetzen weiß — wurde mit orientaliſch-wilden Bildern gefüllt und brütete unermüdlich über denſelben. . Der Meſſias, vielleicht, gab ihm die Idee, ſie zu einem Ganzen zu verarbeiten. In ſeinem funfzehnten Jahre entwarf er den Plan des gegenwärtigen Werkes, und in ſeinem zwanzigſten legt er die ſechs erſten Geſänge dem Publikum vor: — ein Rieſenkind, aber todt. Es iſt gut, daß er das endlich gethan hat. Die Erfahrung lehrt es täglich, daß gerade die ausgezeichnetſten Köpfe am wenigſten im Stande ſind, ihren jugendlichen Irrthümern zu entſagen, ohne ihre Realiſirung wenigſtens einmal verſucht zu haben. Ich wünſche, daß der Geiſt des Herrn von Sonnenberg durch dieſe Expectoration von fünftehalb-tauſend Hexametern, ſeiner Vorliebe für ungeheure prophetiſch-orientaliſche Dichtungen möge ein Genüge gethan haben, und ſich jetzt zu lieblichern und genießbarern Schöpfungen wenden. —

Der Verfaſſer erklärt ſein Werk für eine Religionsepopöe: das iſt es auch wirklich. Aber ehe ich es als ſolche beurtheile, erlauben Sie mir, einen Augenblick bei dem Charakter dieſer Dichtungsart zu verweilen.

Die jüdiſch-chriſtliche Glaubenslehre ſtellt fünf Dogmen auf, die äußerſt fruchtbare dichteriſche Stoffe zu ſeyn ſcheinen: die Schöpfung der Welt durch ein Weſen, deſſen Wollen Daſeyn giebt; den Sündenfall, die Sündfluth, die Erlöſung, und das letzte Gericht. An Erhabenheit des Sinns übertreffen ſie alles, was die heidniſche Mythologie Aehnliches darbietet, da ſie nicht Ein Volk, nicht einige wenige Provinzen, ſondern das ganze Menſchengeſchlecht, die ganze Erde umfaſſen, und eine Welt des Wunderbaren öffnen, die das Univerſum beherrſcht. Die drei mittlern Ideen ſind von drei verſchiednen Dichtern bearbeitet worden, von denen zwei, Milton und Klopſtock, für Rivale Homers erklärt werden; die erſte iſt im verlornen Paradieſe, die letzte im Meſſias als epiſodiſches Gemälde ausgeführt worden.

So unſterblich dieſe beiden Werke auch ſind, hat ſie doch die Natur ihres Stoffes mit einem Fehler behaftet, den ihre Bewunderer ſich vergebens dadurch zu verbergen ſuchten, daß ſie einen neuen Namen für ſie erſannen. Betrachtet man ſie als erzählende Gedichte, ſo ſind ſie Mährchen: denn ihre Fabel ſpielt eigentlich in der Welt des Wunderbaren, und die Wirklichkeit iſt in ihr nur Maſchinerie oder Epiſode. Dieſen Namen fand man zu reſpektwidrig: man nannte ſie alſo Epopöen; — aber wiederum, weil man doch bemerkte, daß ihnen das Hauptcharakterzeichen des epiſchen Gedichtes, die *Handlung*, beinahe ganz fehlte, nannte man ſie *Religionsepopöen*, — ein Wort das entweder gar nichts*) oder ein epiſches Gedicht bezeichnet, das nicht epiſch iſt, das heißt, in welchem die Fabel nicht durch eine Handlung ausgeführt, ſondern nur maleriſch oder lyriſch vorgetragen wird.

Wie? Das verlorne Paradies keine Handlung? Der Meſſias keine Handlung? Nein, meine Freundin, ſie haben keine, ſie konnten keine haben, aus zwanzig Gründen, vorzüglich aber durch die Schuld der — chriſtlichen Mythologie.

---

*) Gewöhnlich erklärt man die Religionsepopöe für ein Gedicht, deſſen Fabel ein Glaubensſatz iſt, und das mehr für religiöſe, als für reinmenſchliche Empfindungen berechnet wird. Dieſe Erklärung darf aber, wie ich glaube, in einer Kunſttheorie gar nicht ſtatt finden. Was geht das den Künſtler an, daß ſeine Fabel irgend einem Zeitalter Glaubensſatz war. Er kennt die Religion nur in ſo fern, als ſie Stoff zu ſchönen Gebilden darbietet; und dieſen benutzten Homer und Virgil ſo gut, als Milton und Klopſtock. Die Ilias und Aeneis ſind alſo auch Religions-Epopöen — oder vielmehr die Gattung iſt ein Unding.

Die Handlung entſteht durch das Spiel der moraliſch motivirten, aber freien Thätigkeit der handelnden Perſonen: aber betrachten Sie Sich einmal den Gott der Chriſten aus einem poetiſchen Geſichtspunkte! Betrachten Sie ſeine Engel und Teufel! Sie ſind alle von der höchſten Einſeitigkeit des Charakters, alle ſo abſolut und ſo unabänderlich gut oder böſe, daß gar kein Spiel einer motivirten Thätigkeit möglich iſt. Sie ſehen alle mit ſo unveränderlicher Mine in die Welt hinein, wie der König Salomo auf meiner Tapete. Sie ſind ihrem Innern nach nichts als todte Maſchinen; ja, was noch ſchlimmer iſt, wo dieſer Gott auftritt, hört alles übrige auch auf, etwas anders als Maſchine zu ſeyn. Eben das Weſen, das in der wirklichen Welt die Quelle alles Lebens iſt, tödtet in der poetiſchen alles. Noch deſpotiſcher als Ludwig der Vierzehnte einſt ausrief: l'Etat, c'est moi! ſcheint der chriſtliche Gott in jedem epiſchen Gedichte, in das man ihn einmiſcht, zu rufen: l'Univers, c'est moi!

— und er hat Recht. Neben ihm vergeht die Selbſtſtändigkeit aller andern Weſen. Sie ſind nur da, weil er wollte, daß ſie da ſeyn ſollten; ſie denken und thun nur, was er ihnen eingiebt, ja, ſelbſt die Teufel ſind nur deshalb feindſelig gegen ihn geſinnt, weil er für gut findet, daß ſie es ſeien. Wie könnte alſo neben ihm irgend eine moraliſch-motivirte freie Thätigkeit Statt finden? Alle Weſen ſind vor ihm nur Marionetten, die er in Bewegung ſetzt, damit das Spiel geſpielt werde, das er für gut findet, jetzt ſpielen zu laſſen. Hat ein Dichter ihn alſo eingemiſcht, ſo mag ſo viel Tumult in Himmel und Hölle vorgehn, als man will, es wird immer nur das Detail einer Maaßregel Gottes, ein Gemälde, keine Handlung ſeyn. — Glauben Sie ja nicht, daß ich durch dieſe Behauptungen mich gegen den unſterblichen Werth des verlornen Paradieſes oder der Meſſiade verſündigen will. Nein, ſie ſind auch in meinen Augen, wofür die Welt ſie erkennt und die ſpäteſte Nachwelt ſie erkennen wird, Meiſterwerke voll erhabner, majeſtätiſcher Schönheiten: — nur ſcheinen mir dieſe

Schönheiten mehr maleriſch und lyriſch, als epiſch zu ſeyn. —

Der Stoff, den Herr von Sonnenberg zu ſeiner ſogenannten Religions-Epopöe gewählt hat, iſt der unglücklichſte von allen fünf, die ich oben nannte. Schon das thut eine widerliche Wirkung, daß er uns, nicht etwa in Maſſen, als ein prophetiſches Geſicht, ſondern mit der ſorgfältigſten Ausmalung, faſt möcht' ich ſagen, mit hiſtoriſcher Pünktlichkeit, einen Vorgang als geſchehen erzählt, von dem uns jeder Buchſtabe ſeines Gedichts erinnert, daß er nicht geſchehen iſt, weil durch ihn das Daſeyn des Buchs ſowohl, als das unſrige, wäre aufgehoben worden. Aber nun vollends die Fabel dieſes Gedichts! Sie iſt nichts als Maſchinenflug. Gott beſchließt, das Ende der Welt eintreten zu laſſen: ſogleich ſtürmen ſeine Machtboten, Michael, Donatoa und andre Engel durch Himmel und Hölle, um die Befehle zu ertheilen und Anſtalten zu treffen, deren Nothwendigkeit ſchlechterdings durch nichts eingeleitet iſt, und von denen jede offenbar nur deshalb daſteht, weil ſie dem Dichter einfiel und Stoff zu einem frappanten Gemälde zu geben verſprach. Die wichtigſte Verkehrung iſt, daß Satan entfeſſelt und mit ſeinen Geiſtern auf die Erde gelaſſen wird, um das Menſchengeſchlecht ſchneller zur höchſten Verderbtheit zu reizen und ſo zum Untergange reif zu machen. Der ſechſte Geſang endiget damit, daß alle Engel- und Teufel-Schaaren ihre Standpunkte eingenommen haben und nun endlich — nach fünftehalbtauſend Hexametern — die eigentliche Begebenheit anfangen ſoll. Sie ſehen wohl, daß dieſe Fabel kein epiſches Intereſſe, und überhaupt keins haben kann. Wir werden zu einem Gaſtmahle gebeten und müſſen das Haus ſäubern, das Eſſen bereiten, den Tiſch ſerviren ſehn und — wieder nach Hauſe gehn.

Die handelnden, oder vielmehr ſich bewegenden Weſen dieſes Gedichts ſind: die obengenannten heiligen Einſeitigkeiten, Gott, Engel und Teufel; es verſteht ſich alſo, daß auch ſie kein Intereſſe einflößen können. Es iſt gar nicht die Frage, was ſie wollen und thun: die Engel alles Gute, die Teufel alles Böſe; und da Gott ſtärker iſt als Satan, ſo geſchieht das Gute überall, wo das Böſe nicht etwa noch beſſer iſt. Zwar hat der Verfaſſer die höchſte, ſorgfältigſte Mühe angewendet, jedem einen beſondern Charakter zu geben, aber der Natur dieſer Weſen gemäß, konnte er nichts hervorbringen, als ſchwach abweichende, in einander zerfließende Nuancen eines und deſſelben Charakters. Der eine Engel iſt mächtig und gut, der andre iſt noch mächtiger und beſſer; — der eine Teufel iſt böſe, der andre iſt noch böſer, und Satan iſt der böſeſte: das iſts alles, und immer daſſelbe. Zwar hat der Dichter auch ein Paar kurze Epiſoden eingewebt, von einem Weiſen, der am Libanon lebt, von der Tochter deſſelben und ihrem Geliebten, Alfried; aber das ſind Nußſchalen, die im Oronoko ſchwimmen, völlig unbedeutende und zu ſteif gerathene Kleinigkeiten, — die noch obendrein mit dem Uebrigen in keiner Verbindung ſtehen.

Betrachtet man dieſes „Weltende" als ein epiſches Gedicht, ſo wird das Angeführte hinreichen, Ihnen zu beweiſen, daß es als ſolches keinen großen Werth hat. Es giebt einen andern Geſichtspunkt, von dem aus man es anſehen kann, nehmlich als eine fortlaufende Gemählde-Gallerie: und dann muß man geſtehen, Herr von Sonnenberg hat zuweilen vortrefliche Rembrandts geliefert, voll genialiſcher Züge, wiewohl auch oft ſolche unterlaufen, die eine noch nicht feſte Hand verrathen. Ich kann Sie mit ſeiner Kunſt und ſeinen Misgriffen, ſeinen Talenten und ſeinen Schwächen nicht beſſer bekannt machen, als wenn ich Ihnen einen kurzen Auszug einer ſeiner lebhafteſten Beſchreibungen gebe.

Auf den Befehl Gottes hat Michael Satan entfeſſelt und ihm befohlen, ſich mit ſeinen Schaaren auf die Erde zu begeben. Satan behauptet, durch eigne Macht ſich befreiet zu haben, beſteigt ſeinen Thron, und befiehlt ſeinem Heere den Aufbruch, um über Rom ſchwebend, Rath zu pflegen.

„So der Empörer. Wie übers Geſtad hochwogig das Weltmeer
Stürzt und Königreiche mit einem Male bedeckte,
Als ins dunkele Flutengrab das Menſchengeſchlecht ſank,
Strömt im wilden Gedränge des Abgrunds Heer durch die Thore.

Mächtige ſtiegen zurück in Todeswüſten, und wühlten
Feuerſtröme mit bergigen Ufern heraus aus dem Felsgrund,
Trugen mühſam, andere leicht ſie empor, und die ſtärkſten
Hoben mit ihren Oeden und ihren ſinkenden Lachen
Feuerſpeiende Berg' empor auf die eiſernen Nacken,
Daß durch die Finſterniß ſie den Pfad zur Erde nicht fehlten.
Satan ſprang von dem Thron in ſeinen Wagen; aus Wettern
War er zuſammengewölbt, mit Blitzen die Räder umflochten,
Und geladen mit Donnerſchlägen; die flammenden Felgen
Ueberdüſterte Nebelgewölk; lichtröthlich umfloß es,
Von den Blitzen durchzackt, die Marmorſpeichen und Schienen
Bis zur feurigen Nabe, ſein Zwillingsgeſpann vor ihm waren
Zwei gluthauchende, nachtbekleidete Wetterorkane.
Durch die ſtrömende Finſterniß fuhr, und die Reiche der Hölle

Satan daher, hielt einen Gedanken auf thürmenden Städten,
Rollte dann über von Bergen und Strömen zuſammengeworfnen
Trümmerwildniſſen, hochaufrauchend wie flammende Welten,
Und glutwallende Seen, die ſchwarz von Tiefe zu Tiefe
Ebnen goſſen, und traurige Dämmerung glühten; itzt weilt' er
Drei Sturmdauern ſich in einer verſunknen, wüſten
Einſamkeit, raſſelte dann auf unter ihm ſtürzende Felſen.
Wutgebrüll heulten die beiden Orkane und ſchlugen auf Wälder,
Wie ſie ſich hoben, wieder herab, der raſſelnde Wagen
Krachte über der Wälder Zerſtörungen dumpf durch die Thore
Ueber des Abgrunds Brücke mit ſchmetterndem Donnergepolter.
Schwefelgewölk, aufwirbelnde Schatten und ſteigender Glutſtaub
Kreiſeten trüb an den rollenden Rädern herauf und herunter.
Mitten in ſchwül hinwehenden Nächten und fliegenden Nebeln

Schwebten, auf Stürmen gelagert, die Fürſten der Unterwelt um ihn,
Hinter ihnen mit ehernen Harfen das Heer der Gefallnen;
Alle ſchwarz wie die Nacht und ſchwarz wie die alte Verdammniß,
Alle pralten ſchon itzt mit künftigen Thaten, und alle
Prieſen einander zu Muſter ſich an und rühmten ſich ſelbſt nur."

Endlich erreicht dieſer Zug Rom.

„Dampfumwogt und in Wettergewölk mit Stürmen umheulet,
Wallte die ſichtbare Finſterniß fort vom mondlichen Meere;
Lagerte nun trüb auf die gethürmte ſich weit um ſie nieder.
Strömend rollte das Heer in Reihen herum aus der Graunacht,
Wälzt' und hügelte Donnergewölk, das zu Wettern heraufzog,
Und zuſammengedrungene Stürme von Blitzen und Nacht voll
Schnell mit rauchendem Feuer zum Thron empor in die Höhe;
Dann aus düſteren Wolkenfelſen und ſchäumenden Waſſern,
Und aus dicken und ſinkenden Nebeln und Flammen des Abgrunds

Einen hundertmeiligen Sitz im tieferen Umkreis.
Drauf um den ſchrecklichen Umkreis ringten ſie eine gereizte
Heerreich eng an einander gekettete Höllenorkane,
Krönten mit Wettern ihr Haupt, und kleideten ſich in des Abgrunds
Purpuräther, und gürteten ihn mit Gold an den Buſen;
Aber die tief in den Glutdampf endlich verfinſterten Leiber
Miſchten trübe darin und gelbe nebelnde Stralen.
Andre wollten ihr Haar mit Lenzflur jugendlich kränzen,
Flochten ſie ſchon die Schläfe hinab in kräuſelnden Irren,
Aber auch unter den Händen ſchon welkte ſie ihnen und hing nun
Oed' herunter und dürr ums finſtergelockte Haupthaar u. ſ. w.

Sie ſehen wohl, meine Freundin, obgleich die Teufel des Verfaſſers im Grunde nur ungeheure Rieſen, nicht Geiſter ſind, blickt doch aus dieſer Schilderung genialiſche Phantaſie, überhaupt glänzendes Dichtertalent hervor. Es iſt nur zu wünſchen, daß der Verfaſſer nicht lange in den Wildniſſen der Phantaſie herumirren, ſondern ſie bald, an der Hand des verſtändigen Kunſtſinnes, planmäßig benutzen möge.

Nachſchrift.

Vielleicht iſt in meinen Aeußerungen bei Gelegenheit der Religionsepopöe, viel Sonderbares; aber noch unendlich ſonderbarer als ſie wirklich ſind, müſſen ſie ausſehen, wenn man ſie mit den gewöhnlichen Claſſificationen der epiſchen Dichtungsarten vergleicht. Dieſe zu widerlegen, iſt hier nicht der Ort; doch um jene Aeußerungen einigermaaßen zu unterſtützen, erlauben Sie mir, meine Anſicht der epiſchen und dramatiſchen Dichtungsarten in einigen kurzen Sätzen darzulegen. Nicht alles was ſie enthalten, gehört mir: aber darauf kommt es ja auch nicht an. „Sind ſie wahr? —“ das iſt es, was man unterſuchen mag.

Eine Fabel hat eigentlich jedes Gedicht; aber in den epiſchen und dramatiſchen Dichtungen wird die Fabel durch eine Handlung ausgeführt: das iſt das Charakterzeichen derſelben. Ohne Handlung iſt die Erzählung oder Darſtellung einer Fabel ſo wenig ein Epos oder ein Drama, als eine Reihe nicht auseinander entwickelter Sentenzen ein Lehrgedicht iſt.

Die Handlung eines epiſchen oder dramatiſchen Gedichtes beſteht in der freien, moraliſch-motivirten Thätigkeit ſeiner handelnden Perſonen. Die Verſchiedenheit in der Natur dieſer Perſonen beſtimmt die Verſchiedenheit der Handlung, alſo auch den Charakter des Gedichts.

Die Perſonen, die in einem Gedichte handeln, ſind entweder natürliche Menſchen, das heißt, ſolche, die aus natürlichen Regungen, mit natürlichen Kräften auf eine natürliche Weiſe wirkſam ſind: dann iſt das erzählende Gedicht eine eigentliche Erzählung; das darſtellende, ein eigentliches Drama, — bis man beſſere Namen erfindet.

— Oder die handelnden Perſonen ſind wunderbare, übernatürliche Weſen: dann iſt das Gedicht ein epiſches oder ein dramatiſches Mährchen.

— Oder endlich, die eigentlich handelnden Perſonen ſind natürliche Menſchen, aber nach einem idealiſchen Maaße geſchildert, — und unter dem Einfluß übernatürlicher Weſen, die ihre Handlungsweiſe leiten: dann iſt das erzählende Gedicht ein Heldengedicht, das dramatiſche ein Heldenſpiel.

Die erſte Gattung ſpielt in der Welt des Wirklichen; die zweite in der Welt des Wunderbaren; die dritte in der aus beiden gemiſchten Welt des Fabelhaften *).

---

*) Die Worte Held und fabelhaft ſind hier, wo von der idealiſirten, mit dem Wunderbaren vermiſchten Wirklichkeit die Rede iſt, nichts weniger als willkührlich gebraucht worden. Von dem erſten leuchtet es ſogleich ein; in Rückſicht des zweiten erinnere man ſich an die Aeſopiſche Fabel. In ihr handeln die Thiere ihrem wirklichen Charakter gemäß, aber ſie werden idealiſirt, indem man ſie aus Vernunftgründen thun läßt, was ſie nur aus Inſtinkt thun, und erhalten dadurch einen wunderbaren Anſchein.

In Rückſicht des epiſchen Gedichts giebt dieſe Klaſſifikation vielleicht wenig mehr, als die Bequemlichkeit, daß man beſtimmt weiß, wohin jedes Epos zu rechnen iſt; in Rückſicht des dramatiſchen aber iſt ſie unendlich wichtiger. Sie, glaub' ich, endigt jeden Streit über die Art, wie gewiſſe Gegenſtände behandelt werden müſſen, z. B.: wo das Drama durchaus in Proſa geſchrieben ſeyn muß, wo ihm Verſe erlaubt ſind, u. ſ. w. Man könnte nehmlich folgende Beſtimmungen annehmen:

Da das eigentliche Drama in der Wirklichkeit ſpielt, ſo muß es auch die Wirklichkeit nachbilden; man iſt berechtigt, ſtrenge Wahrheit von ihm zu fordern, — alſo auch im Dialog Proſa.

Da das Heldenſpiel die Wirklichkeit idealiſirt, ſie ſogar mit dem Wunderbaren vermiſcht, ſo kann auch die Sprache deſſelben idealiſirt, allenfalls in Verſen ſeyn. Statt der Wahrheit, hat man eigentlich nur pſychologiſche Haltung von ihm zu fordern.

Da das Mährchen in der Welt des

Wunderbaren ſpielt, ſo braucht es ſtatt der Wahrheit faſt nur Zuſammenhang zu geben, und darf jede Hülfskunſt aufbieten, die ſeine Wirkung auf Phantaſie und Gefühl verſtärken kann: alſo außer der Metrik auch die Muſik, die Tanzkunſt, — kurz alles das, was die Oper bis itzt (oft ohne ein Mährchen zu ſeyn,) angewandt hat, und was noch zu ihrem Dienſt erſonnen werden mag.

Sieben und ſechzigſter Brief.

Rudolph und Julie, von Auguſt Lafontaine.

Es iſt eine alte Klage gegen Lafontaine, daß die meiſten ſeiner Produkte einander allzuähnlich ſehen. Ich habe zu wenige derſelben geleſen, um zu wiſſen, ob die Beſchuldigung gegründet iſt: aber wahrſcheinlich iſt ſie mir. Auch dem trefflichſten Kopfe kann es, wenn er zu viel ſchreibt, ſehr leicht begegnen, immer daſſelbe zu ſchreiben, ohne daß er es weiß. Es geht ihm, wie den Eltern, die viele Kinder haben. Sie unterſcheiden jedes derſelben ſehr genau; ſie wiſſen ſo viele abweichende Kennzeichen anzugeben, daß es ihnen gar nicht einleuchtet, worin denn der Familienzug beſtehe, durch den Fremde ihre Söhne und

Töchter beim erſten Blick für Geſchwiſter erkennen. — Doch, was geht dieſe Uebereinſtimmung mit früheren Werken den Beurtheiler an? Um zu entſcheiden, ob eine Madonna ſchön ſey, brauch' ich zu wiſſen, ob es die erſte oder die funfzigſte iſt, die der Künſtler mahlte? Ohne alle Rückſicht auf Lafontainens frühere Werke will ich Ihnen den Werth des vorliegenden zu beſtimmen ſuchen.

Mir war, indem ich es las, als wenn ich vor einem Gemälde ſtände, das von der ſicheren Hand eines Meiſters, aber — in einer Nebenſtunde — mit Nachläſſigkeit ausgeführt wurde. Jede Seite zeigte mir, was ich längſt wußte, daß Lafontaine durch ſehr ausgezeichnete, einnehmende Talente zum erzählenden Schriftſteller berufen iſt; daß er eine ſehr anziehende Darſtellungsgabe, eine warme, ſich lieblich anſchmiegende Phantaſie, daß er zartes, inniges Gefühl beſitzt: aber — jede Seite zeigte mir auch, daß er ſich, im Vertrauen auf ſeine Talente, gehen läßt. Nichts ſchien mir in dieſem Buche vollendet, und alles ließ mich bedauern, daß der Verfaſſer ſich nicht die Mühe nahm, zu vollenden.

Die Charaktere dieſes Werkes ſind:

Der Amtsrath Nolden und der Rath Grohmann, von denen der erſte durch ſeine Vorliebe für die Jurisprudenz, der andere durch ſeine übertriebene Ideen von den Vorzügen der Ungebundenheit, Karikatur wird. — Soll ich aufrichtig ſeyn? Charaktere, deren Auszeichnendes bloß in der ſchiefen Anſicht einiger Dinge liegt, taugen höchſtens für das Luſtſpiel. Für den Roman, iſt ihr Merkwürdiges zu flach: man iſt gleich mit ihnen fertig, und dann machen ſie lange Weile. Die Karikaturen für den Roman müſſen durch Eigenthümlichkeiten des Charakters, nicht durch Verirrungen des Verſtandes entſtehen.

Poetiſcher iſt ein dritter Alter, der durch widrige Schickſale zu einer faſt an Wahnſinn gränzenden Menſchenfeindlichkeit gebracht iſt, und durch die liebevolle Zudringlichkeit Rudolphs wieder mit der Welt ausgeſöhnt wird. Er iſt mit ſehr ergreifenden Zügen gemalt, nimmt ſich aber neben den andern Charakteren, die faſt alle zu viel Alltäglichkeit haben, etwas zu grell aus.

Rudolph iſt ein gewöhnlicher wilder, aber edelmüthiger Junge, der übereilte Streiche ausübt, und nur mit genauer Noth den übeln Folgen derſelben entgeht. Seine Geliebte, Julie, iſt ein artiges, warmherziges, aber doch ſehr gewöhnliches Mädchen, und ihre Mutter eine alltäglich-verſtändige Frau, das heißt, eine ſolche, die andern vortreflich zu rathen weiß, aber ſelbſt ſtrauchelt, ſobald man ſie bei ihrer Eitelkeit faßt.

Neben ihnen ſteht einer von jenen Rundſchwätzern, dergleichen es jetzt ſo viele giebt, die völlig ohne beſtimmten Charakter ſind, und ſich eben deswegen für etwas Außerordentliches halten, wenn ſie nur krauſe Redensarten um ſich her werfen, und Lächerlichkeiten volltönend und mit einer Miene voll ſo ruhigen Bewußtſeyns vortragen, daß ſie Schwachen ſelbſt dann imponiren, wenn dieſe auch die Lächerlichkeit des Geſchwätzes einſehen. Aus dieſem Stoffe wäre ſicher etwas Bedeutendes geworden, wenn Lafontaine, wie es ſcheint, nicht im Schreiben gefühlt hätte, die Zeichnung würde, wider ſeinen Willen, Porträt, und nun aus

Gutmüthigkeit — zu ſchwach prononcirt hätte. Der Charakter ſchwankt zwiſchen Beſtimmtheit und Unſicherheit. Nicht beſſer iſt die Geliebte dieſes Menſchen gelungen. Sie ſcheint bald eine naïve Schwärmerin, bald handelt ſie mit der klugen Beſonnenheit eines erfahrnen Mädchens, kurz — Kurz, Sie ſehen wohl, von Seiten der Charaktere hat das Buch nicht viel Anſprüche zu machen. Aus ihnen erhellt gar nicht, was der Dichter eigentlich für einen äſthetiſchen Zweck bei dem Ganzen hatte. Doch vielleicht lernen wir das aus der Fabel? Hier iſt ſie, den Hauptzügen nach.

Nolden und Grohmann ſind Freunde, und verſprechen ihre Kinder früh mit einander. Sie entzweien ſich und heben das Verſprechen auf: aber Rudolph und Julie ſchwören, ſich treu zu bleiben. — Indeß erfährt Julie allerlei, was ihr Rudolphs Treue verdächtig macht. Sie belauſcht ihn in der Mitte einer liederlichen Geſellſchaft, (die er aber nur deshalb zuſammen kommen ließ, ſie — abzuzeichnen;) und entſagt ihm auf die verachtendſte Weiſe, ſo ſehr er ſich auch bemüht, ſie zu verſöhnen. Voll

Verzweiflung reiſt er nach Rom. Ein junger Mann, der erwähnte Rundſchwätzer, benutzt dies, Julien zu einer Verlobung mit ſich zu bereden. Ehe indeß die Heirath vollzogen wird, klärt ſein eigener Vater, der menſchenfeindliche Greis, dem Rudolph einſt das Leben rettete, Juliens Irrthum auf, und entdeckt ihr, daß ſein Sohn ſchon eine Braut habe. Kaum iſt das geſchehen, ſo hält ein Wagen vor der Thür; Rudolph iſt aus Rom zurück, und wird mit Julien kopulirt.

Wiſſen Sie nun, was der Dichter für eine äſthetiſche (ich ſage, äſthetiſche) Abſicht bei ſeinem Werke hatte? — Nicht? — Ich auch nicht.

Glauben Sie indeß ja nicht, daß es ohne Vorzüge iſt. Nein, es hat alle diejenigen, welche Lafontaine'ns Werke, faſt ohne Zuthun ſeines Willens, bloß durch das Daſeyn ſeiner Talente, bekommen. Durch dieſe entſtehen ihm unter den Händen, gleichſam von ſelbſt, äußerſt anziehende Situationen und rührende Gemälde, und es entwiſchen ihm, möchte ich ſagen, treffliche Züge und Gedanken. Da er ſich aber keinen beſtimmten Kunſtzweck vorſteckte, ſo iſt das Ganze bei dem Allen — ein vollwangiges Geſicht, mit lebhaftem Weiß und Roth, hellen Augen und friſchen Lippen, dem dann und wann eine liebliche Miene geräth, das aber keinen beſtimmten Ausdruck hat. — Und doch brauchte dieſer Dichter nur acht Wochen, ſtatt vier, an einem Buche zu arbeiten, um etwas Ausgezeichnetes zu geben.

Acht und ſechzigſter Brief.

Meinun und Leila, oder der Arabiſche Petrarch und Laura. (Beſſer wohl: Arabiens Petrarch und ſeine Laura.) Nach dem Engliſchen des d'Israeli.

Hätte der Verfaſſer nicht „der Arabiſche Petrarch" (ein Titel der auf eine Biographie ſchließen läßt,) ſondern „Arabiens Werther" geſagt; hätte er der Verſuchung widerſtanden, ſeine Beleſenheit in Orientaliſchen Dichtern und Reiſebeſchreibern durch lange, gelehrte Noten darzulegen; wäre er endlich dem orientaliſchen Coſtüme treuer geblieben: ſein Werk müßte ſchon als Lieblingslektüre auf allen Toiletten und Sopha's liegen. Es verdient dieſe Ehre viel mehr, als die berufene Atala. Es iſt eine äußerſt liebliche Frucht des Orients, zwar in einem abendländiſchen

Treibhauſe gezogen, aber doch voll des köſtlichſten Duftes ſeiner urſprünglichen Heimath.

Der Held iſt, wie Werther, ein Jüngling voll hoher Talente, den die Liebe zum Wahnſinn drängt; er iſt einer der berühmteſten Dichter ſeines Volkes; er liebt und leidet und dichtet in dem romantiſchen Arabien mit orientaliſchem Feuer: wie viel kommt in dieſem Stoffe zuſammen, die Phantaſie zu entzünden und die innigſten Gefühle zu erregen!

Kais, ſo heißt er eigentlich, der Sohn eines edlen Beduinen-Scheikhs, wird bei dem Perſiſchen Effendi, dem weiſen Lebid, erzogen; zugleich mit ihm Leila, die reizende Tochter eines Emirs. Sie lieben ſich; ihre Liebe wird endlich entdeckt, und Leila's Vater, ſtolz auf ſeine Abkunſt von Mahomet, trennet ſie. Kais athmet ſeine Gefühle in Liedern aus, die bald das ganze Arabien mit Entzücken wiederholt: indeß er verzweifelt, ſetzt ſein Name das Volk in Enthuſiasmus. Einmal als Derwiſch verkleidet, einmal als Kaufmann, gelingt es ihm, in das Zelt ſeiner Geliebten zu dringen: aber er wird entdeckt und mit Beſchimpfung von Leila's Vater zurück gewieſen. Sein eigner Vater misbilligt ſeine Liebe; er wird Meinun, ein Wahnſinniger, und flieht in die öde Sandwüſte hinaus, nur von ſeiner Lieblings-Gazelle begleitet. Indeß er hier im romantiſchen Elende vergeht und klaget:

„Ich bin ein Schatten; nur der Gram
Gab eine Stimme mir!"

ſuchen ſein greiſer Vater und ſein ehrwürdiger Lehrer ihn mit tauſend Mühſeligkeiten auf. Endlich finden ſie ihn im Wahnſinn, in welchem er Gedichte ſtammelt. Mit Gewalt bringen ſie ihn in die Arme ſeiner verzweifelnden Mutter zurück. Ihre Pflege ſtellt ihn allmälig her; aber als die Bewerbung ſeines Vaters für ihn, um Leila's Hand, mit Verachtung abgewieſen wird, flieht er, noch einmal Meinun, in die Wüſte zurück. Einem Jäger, dem er für ein Reh einen Demantring giebt, antwortet er auf die Frage, wer er ſey? — „Ich war Kais!" Bald wird der Aufenthalt des berühmten Dichters ein allgemeiner Wallfahrtsort. Selbſt Leila beſucht ihn heimlich einmal, und läſſt ihn elender und wahnſinniger zurück, als ſie ihn fand. Nach einem langen, mannigfaltigen Wechſel von rührenden Begebenheiten, umſchließt die beiden treuen Liebenden Ein Grab.

Denken Sie Sich dieſe Geſchichte, mit einer Menge äußerſt anziehender Situationen, mit romantiſchen Naturgemälden und einer Menge glänzender Bilder, die aus orientaliſchen Dichtern mit Sorgfalt geſammelt wurden, durchgeführt, und Sie werden, mit gerechter Erwartung lebhaften Genuſſes, nach dem Büchelchen greifen, — und ſich nicht betrogen finden. Ueberhüpfen Sie indeß die Anmerkungen, wenn Sie ein reines Vergnügen haben wollen. Es macht doch einen gar zu unangenehmen Contraſt, indeß der Text mit einer intereſſanten Situation unterhält, von der Note weitläuftig erzählt zu ſehen, daß die Perſer die ſchöne Handſchrift lieben, daß ihre Tinte ſehr ſchwarz iſt und nie ihre Farbe verliert. — Ueberhaupt iſt die Form des Werkes ziemlich vernachläſſigt: Sie müſſen Sich ſchon (um auch ein Bild zu brauchen,) indeß Sie in dem Duft der köſtlichen Spezerei ſchwelgen, nicht darum bekümmern, ob ſie aus einer zierlichen Alabaſtervaſe, oder aus einem etwas unförmlichen Napfe aufdampft.

Uebrigens iſt die Geſchichte Megnuns und Leileh's (des Wahnſinnigen und der Tulpe) ſehr alt. Daß ſchon der Koran Megnun nennt, daß er nach Andern unter dem Kalifen Mohaviah einen angeſehenen Poſten bekleidete, daß man eine Franzöſiſche Ueberſetzung dieſes Romans, ich glaube von Chardin, beſitzt u. ſ. w., intereſſirt Sie wenig. Das aber wahrſcheinlich wohl, daß dieſes Gedicht eins der Lieblingswerke der Mahometaniſchen Orientalen iſt; daß faſt alle Perſiſche, Arabiſche und Türkiſche Dichter auf daſſelbe mit Lobeserhebungen anſpielen, und daß ſeit vielen Jahrhunderten die Liebenden Arabiens ſich faſt mit keinen zärtlichern Namen zu ſchmeicheln wiſſen, als mit Megnun und Leileh. Er iſt ihnen das höchſte Ideal zarter, ſchwärmeriſcher Liebe, ſie, der reizenden Schönheit und Treue. In wie fern der Engliſche — oder Teutſche? — Bearbeiter der Fabel des Originals treu blieb, kann ich nicht beſtimmen.

Nachſchrift.

Nachſchrift.

Eine pſychologiſche Aufgabe, hiſtoriſch gelöſt!

Faſt jede Lieferung der Zeitung für die elegante Welt enthält jetzt die pöbelhafteſten, gemeinſten Ausfälle gegen mich. — Das iſt kein Räthſel! Die im zehnten Hefte dieſer Briefe ſtehende Recenſion jener Zeitung (zunächſt nur durch die äußerſt hämiſchen Injurien, welche der Redacteur gegen den Buchh. Frölich, und die abgeſchmackten, die er gegen den Maler Macco auskramte, veranlaßt;) dieſe Recenſion, ſage ich, ſowohl als die nachfolgenden Belehrungen, die ich Herrn H. R. Spazier zukommen ließ, waren zu ſorgſam erwogen, als daß ſie nicht treffen und wirken ſollten: er muß wohl vor Wuth ſchäumen. —

In dieſen Ausfällen werden eine Menge abgedroſchener Lappalien, bald aus Göthens Schriften *), bald ſogar aus dem Vademecum zuſammengeſchleppt, um als witzige Einfälle gegen mich zu dienen. — Das iſt

---

*) „Lappalien in Göthens Schriften!" Was an ſeiner Stelle keine Lappalie iſt, wird es, ſobald tappiſche Hände es aus derſelben reißen.

auch kein Räthſel. Wer ſelbſt keine Zähne hat, muß wohl verſuchen, mit fremden zu beißen.

— Aber in dem letzten Ausfalle des Redakteurs gegen mich, einer Recenſion meines Mährchens *Gulhindy*, wirft er mir *Renommiſterei* und *Patzigkeit* vor, weil ich einen jungen Officier, den ich redend einführe, die Taktik für eine der wichtigſten Beſchäftigungen eines Regenten anſehen laſſe, und ihm antworte: „Um Verzeihung, Herr Lieutenant!“ — Er fügt ſogar hinzu: „*An die Poeten und desgleichen reibe ſich Herr Merkel, wenn das ſo ſeine Art iſt, aber die Lieutenants laße er doch ja in Frieden!*“ Wie? Die Poeten, zu denen ſich der Verf. von Carl Pilger in ſchwachen Stunden wohl ſelbſt rechnen mag, giebt er mir preis, und nur die Lieutenants will er vertheidigen? Woher dem drolligen Menſchen ſeine ehrfurchtsvolle Zärtlichkeit gegen einen Militairrang, der ihm ganz fremd iſt? Woher ſeine Kützlichkeit über dieſen Punkt, die ihn da eine Beleidigung finden läßt, wo vernünftige Leute eher ein Compliment finden werden *). Das iſt in der That ein Räthſel. — Hier haben Sie die Auflöſung.

Um den Fadaiſen, die er auskramt, hohe Gönner zu erwerben, läßt ſich der Herr Hofrath zuweilen beigehn, Prinzen und Ändre durch Charakterzüge und desgleichen loben zu wollen, — aber es geht dem eleganten Manne wie dem Aeſopiſchen Eſel, der den ſchmeichelnden Schoofhund machen wollte, und ſeinem Herrn die Zähne einſchlug. Es widerfährt ihm zuweilen, was er in Einem Blatte als Lob geſpendet hat, in einem folgenden, als Injurie berichtigen zu müſſen. Wie aber, wenn man einmal mit einer ſolchen Berichtigung nicht zufrieden wäre? — — Ein Lieutenant war es, der im ſiebenjährigen Kriege dem Erlanger Zeitungsſchreiber, — und wiederum ein Lieutenant, der dem Baieriſchen Zeitungsſchreiber vor zwei Jahren, den bekannten Beſuch machte.

---

*) Der junge Mann, der ſein Metier nicht für das erſte hält, wird ſich ſchwerlich in demſelben auszeichnen. Wie ich den jungen Officier denken laſſe, dachten Schwerin, Winterfeld, Laudon, und alle große Feldherren, in ihrer Jugend gewiß.

Kein Wunder, daß dem Herrn Hofrath bei dem bloßen Worte Lieutenant bedenklich zu Muthe wird, und der kluge, vorſorgende Mann den Anlaß vom Zaune bricht, allen Lieutenants in corpore ſeine Devotion zu bezeigen. Man kann nicht wiſſen — — — Nun, ſie werden ja wohl menſchlich ſeyn!

Neun und ſechzigſter Brief*).

Das Paradies der Liebe, in zwölf Büchern.

Ein langes Buch, von dem Sie nur eine kurze Beurtheilung erhalten werden, und keine längere bekommen würden, wenn es, ſtatt vier Bände, zwanzig auf eben die Weiſe füllte, als dieſe vier. Man kann ihm nicht Originalität abſprechen; aber ſie iſt von einer Art, über die ſich nicht viel ſagen läßt.

In der Einleitung erklärt der Verfaſſer: „die Abſicht dieſes Werkes iſt, die Möglichkeit einer Nation zu zeigen, die ohne Ehe die höchſte Civiliſation erreicht hat.“ Das iſt wohl nur Scherz: denn daß man die Exiſtenz eines ſolchen Volkes erdichtet und nun allerlei Begebenheiten bei demſelden vorgehen läßt, heißt nicht die Möglichkeit deſſelben beweiſen: ſonſt wäre Swifts Bericht von den Houynhums auch ein Beweis von der Möglichkeit eines Pferdeſtaats.

---

*) Eingeſendet.

Die Ideen, von denen der Verfaſſer ausgeht, und zu welchen er immer wieder zurückkehrt, ſind: daß es ein Menſchenrecht der Frauenzimmer ſey, ſich nach Wohlgefallen täglich neue Liebhaber zu wählen, ſie ohne Rückſicht zu beglücken und abzudanken, ſobald ſie ihnen nicht mehr gefallen. — Dieſes Menſchenrecht üben alle Weiber, denen zartes Gefühl fehlt, bei uns ohnehin heimlich aus, und können es öffentlich thun, ſobald ſie darauf Verzicht leiſten, als tugendhafte Gattinnen und Mütter hochgeachtet zu werden. Aber der Verfaſſer meint, man ſollte ſie, auch, wenn ſie es thun, hochachten; denn er iſt ferner überzeugt:

Daß der Werth, den man auf die weibliche Keuſchheit vor der Ehe, und auf die Treue nach derſelben, legt, ein abgeſchmacktes Vorurtheil iſt; ja, da es ſo viele unglückliche Gatten giebt, und die Männer doch ohnehin nicht wiſſen können, ob die Kinder, die ſie als die ihrigen erziehen und lieben, wirklich die ihrigen ſind, ſo giebt er den Rath, die Ehen überhaupt abzuſchaffen. „Aber es würden Unordnungen im Staate entſtehen!“ Mit dieſen iſt er bald fertig. Die Kinder ſollen den Namen ihrer Mütter führen; ihre Oheime ſollen die Stellen der Väter bei ihnen vertreten; die Familiengüter und Würden ſollen immer vom Oheim auf den Neffen vererben; arme Mütter ſollen vom Staate unterſtützt werden, u. ſ. w.

Hoffentlich ſind alle dieſe Behauptungen auch nur Scherz; denn im Ernſte könnte ſo etwas nur ein unglücklicher Hageſtolz vorbringen, der ſelbſt nie die wahre Liebe empfunden hätte, alſo nicht wüßte, daß die beſeligendſte Vorſtellung für den liebenden Mann die Idee iſt: was die Geliebte ihm gewähre, ſey ein unendlich unſchätzbares Gut, jedem Andern unerreichbar, und auf immer das ſeinige; — daß, ferner, das wahrhaft liebende Weib, ſo lange es liebt, mit dem äußerſten Widerwillen von der Idee ſich wendet, einem Andern je geben zu können, was es dem Geliebten giebt; daß die edlen Weiber, wenn ſie lieben, eine unausſprechliche Süßigkeit in der Vorſtellung finden, dem Geliebten auf immer anzugehören und von ihm abzuhangen; daß endlich der ganze Adel des weiblichen Charakters vernichtet würde, ſobald die Frauen ſich und ihren Beſitz für ein leicht zu erlangendes Gemeingut anſehen lernten, über das ſie nach dem Eingeben ihrer Laune ſchalten können. Dies geſetzlich machen, hieße ſie verächtlich behandeln:*) bald würden ſie dann auch durchaus verächtlich ſeyn.**)

Er bedachte nicht, daß freilich die äußern Formen der Ehe außerordentlich mannichfaltig ſind, daß aber ihre Grundzüge in der Menſchennatur liegen. Ob der Mann Herr ſeines Weibes iſt, oder nicht; ob er nur Eine Gattin, oder zwanzig haben darf, das hängt freilich von den Beſtimmungen der Geſetze und der Religion ab; aber die Anhänglichkeit der Frau an den Mann, dem ſie ihre Jugendblüthe weihete und der der Vater ihrer Kinder iſt; die Anhänglichkeit des Mannes an der Frau, der er die ſüßeſten Freuden des Lebens, das häusliche Glück verdankt, und die ihm Kinder brachte, — die gemeinſchaftliche Sorgfalt beider für dieſe Kinder, — mit Einem Worte, das wahre Weſen der Ehe liegt unaustilgbar im menſchlichen Herzen. Die unglücklichen Ehen, deren es verhältnißmäßig doch wahrlich nur wenige giebt, werden beinah immer nur durch die laſterhafte Verderbtheit oder Schwäche eines der beiden Eheleute, oder beider veranlaßt. Die einzige Verbeſſerung, die man, in Rückſicht ihrer, in den meiſten Ländern (in Preußen und Frankreich nicht mehr) zu wünſchen hat, iſt, daß die Scheidungen erleichtert werden.

---

*) Ganz gewiß! Auch verachtet und haßt, glaube ich, das edlere Weib den Geliebten ſehr bald, dem ihr Betragen gegen Andre gleichgültig iſt. Sie weiß, daß er ſie nicht liebt. D. H.

**) Sehr richtig! denn die Selbſtſchätzung der Weiber hängt größtentheils von der Achtung ab, die Männer ihnen beweiſen. D. H.

Und was wäre der Hauptvortheil der vorgeſchlagenen Abſchaffung der Ehen? „Es würde niemand mehr fremde Kinder für die ſeinigen anſehen." Iſt denn dieſes Unglück, von dem, in der Regel, der es trägt, nichts weiß, iſt es ſo groß, daß es, um dieſes zu vermeiden, lieber gar keine Väter mehr geben ſoll? Iſt es ſo groß, daß man, damit nur ſeine Möglichkeit zugleich aufhöre, die Möglichkeit alles häuslichen Glückes und aller Vaterliebe zerſtören darf? „Aber an die Stelle der Väter werden ja die Oheime treten; der Kinder, die Neffen: ſtatt der Eheleute werden die Geſchwiſter zuſammen leben.“ Einmal: jedes Kind hat einen Vater, jede Gattin einen Gatten; aber nicht jedes einen Oheim, nicht jede einen Bruder; — dann aber, beſonders — man muß das menſchliche Herz gar nicht, oder nur in den verſchrumpften Formen kennen, die es an vielen Höfen und in den großen Reſidenzen oft annimmt, um Geſchwiſter- und Oheimliebe als eine Entſchädigung für die eheliche und väterliche anzuſehen. Jene iſt in der Regel im ſpäteren Alter nur eine Förmlichkeit; daher findet man ſie auch unter verderbten Menſchen; dieſe iſt bei guten Menſchen innige, nie erlöſchende Anhänglichkeit.

Am unglücklichſten würden die Weiber ſelbſt bei der vorgeſchlagenen Einrichtung ſeyn. Zwar, ſo lange ſie blühend und jung genug ſind, um, wie in dem erdichteten Staate des Verfaſſers, jeden Abend, nach einem luſtigen Walzer, einen neuen Liebhaber ins Schlafgemach führen zu können, würde die Sinnlichkeit manche über alles andre verblenden: aber wenn nun die Zeit der Reize vorüber iſt, und ſie dann niemand haben, der, durch die innigeren Bande der Gewohnheit und der Hochachtung an ſie geknüpft, ihnen verzeiht, daß ſie alterten, weil ihre Blüthe ihm gehörte, und er mit ihnen alt wurde; wenn ſie dann nur einen Bruder, und Kinder, die ſie bald verlaſſen, haben. — Nein! ein Volk von lauter Hageſtolzen und unverehelichten Müttern wäre das elendeſte, das man ſich denken könnte, — und das roheſte dazu. Verfeinerten Luxus kann ein Volk haben, bei dem die Ehe nicht Statt findet, aber der Keim der humanen Bildung entwickelt ſich nur im wahrhaft häuslichen Kreiſe.

Doch mein Eifer für die Ehe führt mich ein wenig zu weit. Troz der ernſthaften Miene, mit welcher der Verfaſſer deklamirt, — wie geſagt, er ſcherzet nur! — Ich will mich alſo nur noch mit der Kunſt beſchäfftigen, mit der er ſeinen Scherz ausführt.

Sie iſt ſehr einfach. Er erdichtet ſich nehmlich einen ſolchen ſchon von der Semiramis geſtifteten Staat, in welchem alle die Einrichtungen, die ihm heilſam ſcheinen, getroffen ſind; dann läßt er ein Paar Europäer in dieſen Staat gelangen, ein Paar Nayren Europa und Aſien durchreiſen, und benutzt das, eine Reihe Kontraſte zwiſchen der Lage der Frauen in Europa und in den Aſiatiſchen Harems, mit ihrer Lage in ſeinem Staate aufzuſtellen, und ſo viel Anekdoten von unglücklichen Liebenden und unglücklichen Eheleuten hinein zu weben, als er wußte oder erſinnen konnte; und da er nichts mehr wußte, oder des Dinges überdrüßig war, läßt er die verlorne Engländerin, welche die Europäer, und die verlorne Prinzeſſin, welche die Nayren ſuchten, finden, und das Buch iſt zu Ende. Es hat ihm beliebt, vier Bände zu ſchreiben; aber er hätte eben ſo gut fünf und zwanzig anfertigen können, wenn er gewollt hätte: denn der Plan iſt ſo weit und ſo unförmlich, wie ein Müllerſack, —

oder vielmehr, es iſt gar kein Plan in der Anordnung der Begebenheiten, nichts motivirt, nichts nothwendig.

Die Schreibart des Verfaſſers iſt übrigens meiſtentheils blühend und ſchön, und ſeine Phantaſie iſt ſehr lebhaft: nur Zartgefühl vermißt man faſt überall. Das Buch unterhält faſt immer recht gut, aber es rührt nie — und beleidigt oft. Hätte der Verfaſſer ſein ouvrage de caprice auf Einen Band eingeſchränkt, und in dieſen alles Vorzügliche, das jetzt in vier Bänden zerſtreuet iſt, zuſammengedrängt, ſo wäre es wahrſcheinlich ein treffliches Werk geworden, und hätte ein glänzendes Glück gemacht. Jetzt — ſollten Sie es leſen, ſo wünſche ich Ihnen Geduld! Sie gehört dazu, um ſo lange einen Spaß als ein ernſthaftes Geſchäft treiben zu ſehen.

Friederike v. D.

An die Einſenderin.

Madame!

Mit Vergnügen rücke ich Ihre Beurtheilung des Paradieſes der Liebe ein. Ich würde Ihren Spruch einſichtsvoll nennen, wenn ich nicht geſtehen müßte, daß er durchaus mit meiner eigenen Meinung übereinſtimmt. Hat der Verfaſſer im Ernſt geſprochen, ſo gehört ſein Vorſchlag in Eine Klaſſe, mit dem des ehrlichen Harlekin, die Städte abzuſchaffen, weil es dann keine Accise-Defraudationen mehr geben würde. Hat er geſcherzt, ſo ſind vier Bände — zu viel Lärm um einen Eierkuchen, obgleich in der Hamburger Zeitung verſichert wurde, daß dies Buch eine allgemeine Revolution in den Ideen hervorbringen würde.

Ich ſchließe mit der Verſicherung meiner Hochachtung, und daß mir die Damen Ihrer Art, Mann für Mann, immer ſehr willkommene Mitarbeiter ſeyn werden.

G. M.

N. S. In Rückſicht der Entdeckung Ihres Namens ſeyn Sie völlig unbeſorgt. Ich werd' ihm nicht nachſpüren, und habe, ſo viel ich konnte, Maaßregeln genommen, daß auch kein Anderer im Stande ſeyn wird, es zu thun.

Siebzigſter Brief.

Einer der entſcheidendſten Charakterzüge der Armſeligkeit iſt, daß ſie ſchlechterdings kein andres Maaß für andre hat, als ihre eigne Natur, — daher überall Armſeligkeiten ſieht. Wenig Schriftſteller haben das ſo oft erfahren müſſen, als ich. Nur ein einziges Beiſpiel: tadle ich jemand, ſogleich weiß die Schaar der gemeinen Klätſcher perſönliche Urſachen anzugeben, warum ich ihn haſſe. Lobe ich einen großen Mann: ſogleich entdecken ſie mit außerordentlicher Schlauheit tauſend Privatgründe, die mich zu ſeinem Anhänger machen, und deuten ſpottend auf mein Motto, das Parteiloſigkeit verſpricht. Aber, ihr Allwiſſer, wißt ihr denn wirklich *gar* nichts? Iſt kein *einziger* Begriff in eurem Kopfe hell? Heißt das Parteiloſigkeit, keine Meinung haben? Dann wäre ſie ja mit Dummheit einerlei. Heißt das Parteiloſigkeit, nichts haſſen und nichts lieben? — Dann wäre ſie ja bloße Fühlloſigkeit! — Parteilos ſeyn, heißt, nur aus Vernunftgründen Partei nehmen, — und das habe ich in dieſen Briefen immer gethan. Den Ton, mit dem ich ein Buch verwarf oder lobte, beſtimmte zuweilen die Perſönlichkeit des Verfaſſers; aber daß ich es verwarf oder lobte, wurde immer von ſeiner eignen Beſchaffenheit beſtimmt, in ſo weit ſie mir wirklich ſchlecht oder gut ſchien. —

Ich bedarf einer Bewahrung, da ich ein Werk von Herdern zu beurtheilen habe. Man beſchuldigt mich der übertriebenen Anhänglichkeit an ihn, weil er Beiträge zu dieſen Briefen geliefert hätte. Dieſe letzte Angabe — ſo ehrenvoll ſie für mich iſt, erkläre ich es doch ohne Bedenken — iſt völlig grundlos. Keine Zeile dieſer Zeitſchrift rührt von ihm her. Daß ich aber eine ſehr lebhafte Anhänglichkeit für ihn habe, das geſteh' ich gern: es liegt in meinem Charakter, mich für jeden wahrhaft großen Mann, das heißt für denjenigen, der hohen Herzens-

Herzensadel mit Geiſtesadel und glänzendem Genie verbindet, — leicht enthuſiasmiren zu können, — und wehe dem, der das nicht kann! Wer gleichgültig, vielleicht gar nicht ohne neidiſchen Grimm, zu Großen hinauf ſehen kann, der muß in irgend einer Rückſicht ſehr klein ſeyn! — Aber ich weiß zu gut, daß jedes *grundloſe* Lob für Männer, die auf gegründete *Bewunderung* Anrechte haben, ein Schimpf iſt, als daß ich je hätte in Verſuchung kommen können, einem Manne, den ich verehre, ſchmeicheln zu wollen, daß ich je — Doch was mache ich da! Verzeiht ihr Edeln, faſt aus allen Gegenden Deutſchlands, die ihr mich ſo oft und ſo gütig auffordertet, mich nicht mehr an der Armſeligkeit zu vergreifen, und Fröſche mit dem Degen zu ſpießen; — verzeiht, daß ich ſchon wieder euren weiſen Rath vergaß! Was kümmern mich die Verläumdungen, welche dieſe Rotten ausſinnen, und nicht aufhören können einander nachzulallen! *) Verläumden war ja immer die einzige Vertheidigungsart der Armen an Geist, wie der zahnlosen Kröte, das Giftſprützen. Weg von ihnen! —

---

*) Auch die Erbärmlichkeit hat ihre Politik. Die Grundſätze derſelben heißen: Stehlen, pralen, wiederkauen. Nimmt man die Rotte der Schlu

Adraſtea. Herausgegeben von Herder.

— „Gedanken, die den Elementen der Welt, dem Feuer, der Lebensluft, den Winden verglichen werden können. Sie ſtärken

gel- Spazieriſchen Spießgeſellen zuſammen, ſo kann man etwa auf ein Dutzend dieſer Menſchen monatlich einen erträglichen Einfall rechnen. Kein Wunder, daß ſie Altes und Neues aufſammeln, es ſagen und wiederſagen. So iſt z. B. die im Grunde ruchloſe Grobheit, die im Prinzen Bimbam gegen dieſe Briefe geſagt wird, ſchon in einer Menge Zeitſchriften wiederholt worden. Stell' ich mir den Verfaſſer und die Lobredner vor, die er ſich durch die Grobheit gegen mich erkauft hat, ſo glaub' ich Münchhauſen und ſeine wilden Gänſe zu ſehn. Er warf einen Biſſen ranzigen Speck, den er an einen Faden gebunden hatte, hin. Begierig verſchlang ihn die erſte Gans, und ließ ihn von ſich; begierig die zweite, und ließ ihn von ſich; die dritte u. ſ. w. Nach der lezten ſchlug Münchhauſen einen Knoten, und flog mit ihnen in ſeine Küche. Iſt es dem Verfaſſer des Bimbam darum zu thun, ſolche Lobredner zu behalten, und ſeine Küche zu füllen, ſo darf er nicht vergeſſen, durch eine zweite Grobheit den Knoten zu ſchlagen.

und entzünden: glühende Funken, Saamen der Erkenntniß, Fermente des Lebens. In Einem Saamenkorne liegt oft ein Syſtem, eine Wiſſenſchaft, wie ein Baum mit allen ſeinen Zweigen; in andern webet ein Geiſt, ein Muth, der zu den daurendſten Wirkungen aufruft."

Adraſtea, 3tes Stück, S. 56.

Schriften, die nur Zeichen ihrer Zeit, Produkte der herrſchenden Denkungsart ſind, die machen ihr Glück, und machen es um ſo gewiſſer, je treuer ſie nur wiederſagen, was jedermann auch ſagt. „Der große Mann! Er denkt gerade wie ich!" rufen Mascarill und Liſette; und der Unſterbliche wird geprieſen und beklatſcht, bis — Mascarill und Liſette anders denken: dann heißt er ſchaal und flach. — Solche Schriften hingegen, deren Verfaſſer ſelbſtſtändig und groß dachten; deren Denkungsweiſe nie allgemeinherrſchend werden kann, eben weil ſie reinmenſchlich iſt, und weil man den edlen Geiſt, aus dem ſie hervorgehn, zu verſtehen, ſelbſt edlen Geiſt beſitzen muß, ſolche Schriften — die Menge hat kaum den Muth, ſie zu leſen, viel weniger zu loben; ſie kann gar nicht den Ton finden, in welchem ſie von ihnen ſprechen ſoll, und geht ihnen aus dem Wege, wie unreife Knaben und Mädchen ſich aus der Geſellſchaft von Männern wegſtehlen, um im Nebenzimmer — ein Pfandſpiel anzuordnen. Zu dieſer Klaſſe von Schriften, die gleichſam Werthmeſſer ihres Zeitalters ſind, gehört die Adraſtea: darauf gründete ſich das Prognoſtikon, das ich ihr im achten Hefte ſtellte. Zu meiner Freude iſt es nicht eingetroffen. Sie hat ein Publikum gefunden, das ihr gewachſen iſt; ſie geht fort, und künftige Zeitalter werden das unſrige darum ehren.

„Um eine Schrift, die doch immer nur eine Zeitſchrift iſt?" — fragten Sie mich, da ich Ihnen geſtern auf eine ähnliche Weiſe vorredete. Ihr „nur" iſt leider ſo gerecht, daß ich es kaum für ſtrenge zu erklären wage. „Nur eine Zeitſchrift!" — Der Ausdruck darf nicht gerügt werden, ſo lange Fadaiſen-Sammlungen, wie die Irene und die Zeitung für die elegante Welt —

und — und — doch wann würde ich mit den „Und" fertig werden, wenn ich für jede elende periodiſche Schrift eins hinſetzen wollte: die guten zu bezeichnen, brauchte ich es kaum dreimal hinzuſtellen, aber — Denken Sie Sich das Gewimmel von Thieren aller Art, die in einer Afrikaniſchen Wüſte zu Einer Quelle zuſammenhüpfen, traben, ſchleichen, ſpringen, fliegen, — ſo haben Sie freilich das Bild des bunten Gedränges von Journalen, die jetzt den literariſchen Markt überſchwemmen. Denken Sie Sich aber ferner einen majeſtätiſchen Löwen, der ruhig und ſchweigend aus ſeinem Walde einhertritt, ohne die meckernde, ziſchende, ſingende, klaffende, wiehernde Menge zu beachten, durch ſie hin, auch zur Quelle und — weiter ſchreitet in einen andern Wald, wo er auch herrſchen wird: ſo haben Sie das Verhältniß der Adraſtea zu den übrigen Zeitſchriften. Mit den leuchtenden Zeichen der Unſterblichkeit an der Stirne, geht ſie nur vorüber an ihren Schweſtern und unſerm Zeitalter — zur Nachwelt. — In der That, Deutſchland hat manche trefliche Zeitſchrift, aber an Größe des

Zwecks und der Ausführung leidet keine eine entfernte Vergleichung mit ihr:

Herder hat ſich die Aufgabe gemacht, die merkwürdigſten Begebenheiten des vorigen Jahrhunderts aufzuſtellen, und ſie zu würdigen; -- vor dem Blick des Mannes, der die Geſchichte der Menſchheit ſo lange zu ſeinem Studium machte, und ſo erhabenen Zuſammenhang in ſie zu bringen vermochte, müſſen wohl die Begebenheiten Eines Jahrhunderts in ſo ſtrenge geketteter Folge daliegen, wie vor manchem andern die Begebenheiten Eines Tages, jede mit ihrer philoſophiſchen Frucht in offener Hülſe.

— die hervorleuchtendſten Charaktere zu ſchildern. Welcher unſrer Biographen wird ſich nicht getrauen, etwas Aehnliches zu thun: — aber wie Herder? Es giebt Geiſter, vor deren ſcharfem Blick die andern gleichſam durchſichtig werden, und der ſeinige iſt von dieſer Art.

— was er aufſtellt, durch Citate und Nachbildungen zu belegen. Auch das können Andre übernehmen: ob aber wohl nicht das, was ſich dem bloßen Gelehrten, oder Geſchichtsforſcher oder Philoſophen, oder Dichter, bei einem Gegenſtande Aehnliches darbietet, von andrer Art ſeyn mag, als was ſich dem Manne, der alles dieſes in einem ſo hohen Grade zugleich iſt, vergegenwärtiget?

— endlich die glänzendſten Geiſtesprodukte jeder Nation zu würdigen und zugleich ſelne Ideen über Kunſt zu entwickeln, — was leicht das Vortrefflichſte des ganzen Werkes werden möchte.

Das erſte Heft beſchäftigte ſich vorzüglich mit Frankreichs glänzender Periode unter Ludwig dem 14ten. Das zweite ſtellt ein nicht minder glänzendes Gegenbild dazu auf: England unter Wilhelm von Oranien und Anna.

Wilhelm von Oranien, — jener finſtre, aber kräftige und edle Mann, der nur ſeine Segel aufſpannen und über den Kanal ſegeln durfte, um König von England zu werden; der König war, ohne deſſen Genuß zu haben, oder auch nur mächtiger geworden zu ſeyn, — eröffnet die Gallerie. Vorzüglich werden ſeine Bemühungen, die ſtreitenden Parteien der engliſchen

Kirche zu vereinigen, geſchildert, — ſeine wichtigſte Unternehmung im Innern des Reiches.

Beilage: „Was iſt Kirche? Und Haupt der Kirche?" Welchen Gang dieſe hell und groß gedachte Unterſuchung nimmt, mag Ihnen der Schluß derſelben zeigen. Er heißt, in Rückſicht auf Englands kirchliche Verfaſſung:

„Dem Lehrſtande jeder Nation iſts unanſtändig, als ein Hintergebäude des Hofes, zunächſt der Garderobe, betrachtet zu werden, und ſich da auch wirklich, obgleich vor der Hand noch ziemlich wohl, zu befinden. Was Wilhelm nicht thun konnte, wird die Zeit thun: ſie, die große Statthalterin aller Stände, ſie *löſet* und *bindet*.

John Locke und die Freidenker. — Der tiefforſchende Philoſoph, „deſſen Verſuch vom menſchlichen Verſtande beinah Grundlage der Philoſophie geworden iſt, welche das Jahrhundert hinab, England, Schottland, ſelbſt Frankreich trieb;" der, wie die Solone und Lykurge des Alterthums, aufgefordert wurde, einem Staate, dem von Carolina, eine Conſtitution zu entwerfen, und der in dieſem Entwurf ſchon im 17ten Jahrh. die aufgeklärten Grundſätze aufſtellte, an denen das ganze achtzehnte gelernt hat, und der ihretwegen verketzert wurde: er und ſeine Schüler machen das Gegenbild zu jener erſten Würdigung.

Als **Beilage** dazu, ein treffliches Fragment aus Jortins Kirchengeſchichte.

Shaftesbury. Principium der Tugend. Herder ſchildert den Gang, durch den dieſer ſeltne Geiſt ſeine Bildung gewann und rechtfertigt ihn gegen die Vorwürfe darüber, daß er in ſeiner „Unterſuchung der Tugend,“ das Schöne einer ſittlichen Gemüthsverfaſſung, zur Grundlage derſelben macht. „Was iſts, was die Seele regt, als Liebe? Und was erweckt Liebe? Im Himmel und auf Erden nichts als das Vortreffliche, das uns als unſre Beſtimmung **anſpricht** und ruft und fordert, unſer Eins und All, die Summe des Schönen.“ — Aber das Gewiſſen? — „Kräftig exiſtirt kein Gewiſſen in mir, bis ich das **Schändliche** des Laſters, ſo wie das Liebenswürdige der Pflicht und Tugend, dieſe in ihrem Reiz, jene mit Abſchen **fühle**.“

Shaftesbury. Geiſt und Frohſinn. Des edlen Britten übrige Schriften, die Leibnitz ſo ſehr ſchätzte, werden gewürdigt, beſonders wird ſein Gedanke, „das Lächerliche ſey ein Probeſtein des Wahren," in ein richtiges Licht geſtellt und als Beleg über Natur und Kunſt des Umganges, jenes treffliche Produkt wahrer Lebensphiloſophie, **Horazens dritter Brief**, beigefügt.

Glänzendes Quindecennium der Königin Anna. Es glänzte vorzüglich durch eine Menge ausgezeichneter Köpfe. Dies führt zu der Unterſuchung, woher vorzüglich England in den obern Ständen ſo viel große Männer gewann? Es wird auch die ſchwache Seite jener Regierung gezeigt, und

Horaz beantwortet die Frage: „Wo **lebt ſichs glücklich?"**

Marlborough und Lady Sarah. — Die Würdigung dieſer Charaktere, — vielleicht diejenigen des ganzen Jahrh., die bei dem meiſten Clinquant den geringſten innern Gehalt hatten, — führt zu St. Pierrens Unterſuchung: „Wer iſt ein großer Mann?" und zu Horazens berühmter Epi-
l: „Nichts bewundern!"

Lord Sommers. „Einer der Menſchen, ſagt Walpole von ihm, die gleich einer Capelle in einem Pallaſte unentweiht bleiben, wenn Tyrannei, Verderbniß und Thorheit ſonſt alles befleckt hat."

Addiſon. „Weder als Dichter, noch als Staatsſekretär, am wenigſten aber als Schauſpieldichter geht er zur Pforte der Unſterblichkeit ein: wohl aber als lehrender Proſa-Schreiber. — Im höchſten Grade war er ein Mann ſeiner Zeit, beſcheiden und dem Anſchein nach unanmaaßend, klar und verſtändlich, elegant und fein, endlich ſo populär philoſophiſch, ſo moraliſch! — Seine humoriſtiſchen Charaktere ſind für uns, zum Theil für England ſelbſt, erloſchne Farben; Sokrates Addiſons zarte Moral und Kritik dauert."

Mordaunt, Graf von Peterborough. Herder fängt die Charakteriſtik mit einem Gedichte an, das in dreifacher Rückſicht merkwürdig iſt: als eine höchſt lebendige Schilderung des romantiſch-raſtloſen Peterborough, als ein reiner Abdruck des Swiftſchen Geiſtes; als ein Beweis der genialiſchen Gewandtheit, mit welcher Herder ſich in eine, ſeinem Geiſte ſo durchaus fremde Weiſe zu werfen vermag. — Dem kurzen, aber erſchöpfenden Nachtrage zu dem Gedichte, iſt eine

Beilage: „Von romantiſchen Charakteren" beigefügt, deren Wichtigkeit, für Menſchenkunde, ich ihnen wohl am beſten durch ein Paar Fragmente ſchildere. — „Wir finden Beiſpiele, daß Menſchen lebenslang in der Weiſe und Art, ja, Kraft einer fremden Perſon handelten, ohne daß ſie es wußten; welche ſonderbare Beſitzung nur in Krankheiten, in unvorgeſehenen Zufällen, am meiſten im Alter an den Tag kommt." — „Ein Romantiſches ohne Grund iſt ohne Beſtand; ſein bleibender Grund iſt nur Einer, eine höhere Vernunft und Ordnung der Dinge, mithin das Wahre und Edle. Fehlt dieſes, ſo war es nur Ueberraſchung, was wirkte, oder kindiſche Schwachheit, die glaubte. Zwei Enden einer Reihe traten auf einmal vor uns; uns fehlten die Mittelglieder. Jetzt ſtehen dieſe da, und das Mirakel iſt ein gewöhnliches Regel-de-Tri Exempel."

Jonathan Swift. „Widrig iſts,

wenn man dieſen vielumfaſſenden, tiefeindringenden Geiſt faſt immer nur mit dem Namen eines Satyrikers nennen hört, und zwar in dem ſchlaffen Sinne, nach dem die Satyre entweder ein müßiger Spott iſt, oder zunächſt ans Paſquill gränzt." So fängt Herder die Charakteriſtik jenes ſeltnen Mannes an. Ein Gedicht von Swift ſelbſt auf ſeinen Tod dient zum Belege.

Ein zweiter Aufſatz: Jonathan Swift. Gegenſeite. — Zeigt Swifts Fehler, die durch eine Beilage erklärt werden. Dieſer wichtige Aufſatz: Strafende Genien — („Nicht die Attila's, Dſchingiskans und Tamerlans, die ſich Geiſſeln Gottes nannten, ſondern ſcharfblickende Geiſter, die von der Vorſehung geſandt ſcheinen, Fehler der Menſchen zu bemerken und zu verbeſſern.") — dieſer Aufſatz iſt voll der erſchütterndſten Wahrheiten. Ich muß ſchon eine Stelle herſetzen.

„Gelangen dieſe Genien an ihren Platz, ſo thut Einer, woran hundert Weichlinge verzagten. Sie reinigen das Land, wie der Sturm die Luft reinigt; ſie ſchaffen Sicherheit und Frieden. — Wird ihre Strenge von Billigkeit geleitet, durch Güte gemildert, ſo ſind ſie auch im Stillen erhabne Menſchen, Pfeiler der Geſellſchaft. — Will aber Jemanden dieſer Art das Schickſal übel u. ſ. w. ſo drängt er ſich in ſich ſelbſt zurück und zeichnet mit Scheidewaſſer ſo wohl die äußern Geſtalten in ſein Herz, als die Geſtalt ſeines Gemüths auf die Stirnen, die ihn umgeben. Er ſiehet nicht ſcharf, ſondern ſchneidend. Wohl! wenn ihm die Natur dabei das kleine Linderungsmittel, den ſcherzenden Spott, nicht verſagte, der die verwundete Bruſt zwar nicht heilet, aber lüſtet. Verſagt ſie ihm dieſen, oder verſchwindet er mit den Jahren, ſo wird der ſcharfe Seher mißmüthig, mürriſch, zuletzt ein Gemüthskranker, den Seinigen ſelbſt oft unerträglich."

Als Gegenſtück zu Swifts miſanthropiſchen Verſen auf ſeinen Tod, folgt eins mit der Ueberſchrift: Mitgefühl. Es iſt vom Verf. der Briefe zur Beförderung der Humanität.

Pope. Bolingbroke. Ueber Popen, „die kleine Nachtigall," die ſich bei Gelegenheit auch in eine ſtechende Wespe zu verwandeln wußte, äußert Herder ſich auch hier mit einer entſchiedenen Abneigung, — die mir nur durch die große Verſchiedenheit ſeines Charakters und Genies, von dem Popiſchen erklärbar wird. — Der Vorwurf, daß Pope ſich an ſeinen Beleidigern mit einem ganz andern Gewehr rächete, als ſie brauchen konnten, mit Verſen, trifft nicht. Die meiſten von ihnen reimten ſehr fleißig; und wenn ihre Reimereien nicht wirklich Verſe waren; was konnte Pope dafür? — Die das nicht vermochten, griffen ihn mit Waffen an, die ihm wiederum fremd waren, mit hinterliſtigen Ränken, plumper Bosheit, Verläumdungen. Zudem — Ich breche ab.

Vortrefflich ſchließt ſich an das, was über Pope und Swift geſagt wurde, Horazens Rechtshandel über die Satire.

Den Beſchluß machen wieder, wie beim erſten Hefte, Charakterzüge einiger der Geſchilderten.

Faſt habe ich Ihnen nur ein Regiſter dieſes Heftes gegeben. Es reicht indeß hin, Ihnen zu zeigen, wie Herder, bloß durch einſichtsvolle Ordnung, die verſchiedenartigſten Materialien zu einem lebendigen Ganzen organiſirte, und was er für Mitarbeiter zu finden wußte: Horaz, Swift, Jortin. —

Das dritte und vierte Stück beſchäftigt ſich vorzüglich mit Würdigung der Früchte aus den ſogenannten goldenen Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts, und giebt zugleich Unterſuchungen über die Natur verſchiedener Dichtungs-Arten; — Gaben von unſchätzbarem Werthe, da, faſt möcht' ich ſagen, Roß und Mann über Kunſt ſchwatzt, und ſie doch gerade den lauteſten Schreiern nichts iſt, als ein tiefer Brunnen, in welchem ſie ewig nichts ergucken, als die dunkeln, verworrenen Umriſſe ihrer eignen faden Geſtalt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ein und ſiebzigſter Brief.

Wunderbilder und Träume in eilf Mährchen von Sophie B.

> „Wie viel taube Eier ihrer Art und Kunſt hat die franzöſiſche Mutter-Gans durch die Brut ihrer Nachfolgerinnen gelegt! — Fehlet es dem Mährchen an Einheit, an Verſtand, an Abſicht, ſowohl im Ganzen, als in Fortleitung der Scenen, ſo iſts ein kranker, gebrechlicher Traum.“
>
> Herders Adraſtea, 3tes Stück.

Die Verfaſſerin zeigt ſehr glänzende Anlagen zum hitzigen Fieber, ſonſt nichts: denn ſie erzählt nicht mit Phantaſie, ſondern ſie phantaſirt. Von allem, was Herder — und die Vernunft — von Dichtungen dieſer Art fordert, iſt in dieſen Mährchen nichts anzutreffen. Aufs Gerathewohl brachte Madame B. die verworrenen Dinge zu Papier, die ihr zwiſchen Schlaf und Wachen vor die Seele treten mochten, ohne ſich darum zu bekümmern, ob ſie Sinn hätten oder nicht: daher ſtehen denn dieſe Wunderbilder noch tief unter Perraults Mährchen der Mutter Gans, bei denen der Verfaſſer doch etwas wollte, obgleich zuweilen etwas Ungereimtes, durch ungereimte Mittel. Auch den Ton des Vortrages trifft die franzöſiſche Mutter Gans beſſer als die Deutſche. Jene erzählt ganz einfach, oft ſehr naiv; dieſe verſucht hochdichteriſch zu ſeyn, was bei Dingen ſolcher Art eine lächerliche Wirkung thut. — Ich will Ihnen den Inhalt von ein Paar dieſer Mährchen herſetzen. Verſuchen Sie, ob Sie ihnen Geſchmack abgewinnen können.

Prinz Alvino wird von einer unruhigen Sehnſucht gefoltert. Er unternimmt einen Ritterzug, gelangt an den Hof des Königs Delamo, erlegt einen Rieſen, der um die Tochter deſſelben wirbt, und ſoll dieſe heirathen. Er liebt ſie nicht; ſie liebt ihn nicht: Beide gehen alſo heimlich davon. Er wird Schäfer; ſie wird Schäferin; ſie gerathen in einen Zauberwald; zu gleicher Zeit an Eine Quelle, trinken aus ihr, und fallen einander in die Arme, — denn es war die Quelle der Liebe. Ich wenigſtens kenne keine ſtumpfere, ſinnloſere Abgeſchmacktheit, die aus abgedroſchenerm Zeuge zuſammengeſetzt wäre.

Leonhard, ein reicher Kaufmann, der eben Bräutigam iſt, findet auf einem Spaziergange einen wunderbaren Stein, den er als einen Schatz nach Hauſe trägt. An demſelben Tage entläuft ihm ſeine Braut; in der folgenden Nacht brennt ſein Haus ab; ſein Schiff geht unter; Räuber plündern und verwunden ihn, u. ſ. w. Er erfährt, daß der Stein die Urſache dieſer Unglücksfälle iſt. Er wirft ihn weg, aber der Stein iſt gleich wieder in ſeiner Hand. Er vergräbt ihn: aus der Grube wächſt eine Blume auf, die in einer Knospe den Stein hervortreibt — und ihm wieder aufdringt. Er wirft ihn ins Waſſer. Dadurch wird die Verzauberung des Steins gehoben, und das leibhafte Unglück, eine ſcheußliche Weibergeſtalt, verfolgt den Armen überall, und zwingt ihn, von Wurzeln zu leben, — noch frißt es ihm die beſten weg. Er verſucht, ſich zu erſäufen, aber das Unglück zieht ihn bei den Haaren wieder aus dem Strome. Als ſein Elend aufs höchſte geſtiegen iſt, wird er einen Zug fröhlicher Reiſenden gewahr. In der Mitte derſelben erkennt er ſeine vormalige Braut. Ihr Vater iſt der Zauberer, der das Unglück zum Stein gezaubert, und dem Leonhart in die Hände geſpielt hatte. Er erlöſt ihn durch einen neuen Zauber, und das Mährchen iſt nun zu Ende.

Jedes Wort, durch das ich das Zweck- und Sinnloſe dieſer Albernheit auseinander ſetzen wollte, wäre verloren: das „reine Abgeſchmackte" hat wenigſtens das mit dem wahrhaft Schönen gemein, daß beide ihre Wirkung thun, ohne daß man ſie zu commentiren braucht. Um von dieſen Sächelchen indeß nicht ganz vergebens geſprochen zu haben, will ich einige Bemerkungen über das Mährchen herſetzen.

Der Mährchendichter iſt der Freieſte unter allen Künſtlern, da ihm alle Gebiete und Schätze der Phantaſie zu freiem Schalten offen ſtehn; aber er muß ſie mit Kunſtſinn zu einer verſtändig gewählten äſthetiſchen Abſicht gebrauchen: ſonſt werden ſeine Gebilde nicht dichteriſch, ſondern albern.

Die Fabel eines Mährchens ſpielt in der Welt des Wunderbaren: aber auch in dieſer muß alles abſichtsvoll und vernünftig motivirt ſeyn, muß die Fabel nicht durch eine Reihe willkührlich zuſammengefügter Abenteuer, ſondern durch eine Handlung (moraliſch motivirte Thätigkeit der Helden) ausgeführt werden; ſonſt iſt das Mährchen, ſtatt wunderbar zu ſeyn, unſinnig.

Die handelnden Perſonen des Mährchens dürfen übernatürliche Weſen ſeyn; doch auch dieſe müſſen einen Charakter haben, in welchem ſie handeln und dem ſie treu bleiben, nicht aber, wie in den Sächelchen der Madame B., ohne hinreichende Veranlaſſung thun, was ihr einfällt, und ohne alle Einleitung leiden, was ſie gerade träumte. — Uebrigens: — Herder ſagt, Perraults Mährchen hätten nicht die der Mutter Gans, ſondern des Vaters Ganſert heißen ſollen. Ich müßte mich ſehr irren, wenn das nicht auch wenigſtens von ein Paar dieſer Wunderbilder gelten ſollte.

Alarcos. Ein Trauerſpiel von Friedrich Schlegel.

Es giebt eine Stufe von Erbärmlichkeit, welche die Menſchenliebe zu rügen verbietet. Jeder, der nur zwei Seiten dieſes Trauerſpiels lieſet, wird geſtehen müſſen, daß es auf jener Stufe ſtehe, und mit dem Verfaſſer Mitleid haben. Kein Wort alſo darüber.

Man erzählt, ein berühmter Dichter, deſſen jugendliche Vorliebe für die Marionetten bekannt iſt, und der ſich als Beſchützer der Clique benimmt, — wiewohl nur in gewiſſen Stimmungen, — wolle neben dem Hoftheater, das er dirigirt, eine Marionetten-Bühne etabliren. Sie ſolle mit dem Alarcos eröffnet, und Herr Friedrich Schlegel als Regiſſeur und Theaterdichter dabei angeſtellt werden. — Es muß ein ſehr unchriſtliches Gemüth geweſen ſeyn, das dieſen Scherz gemacht hat. Solches Elend iſt mehr beweinens- als belachenswerth.

Ein Verdienſt hat dieſes Trauerſpiel. Es iſt ein einleuchtender Beweis, was aus der Dichtkunſt werden müßte, wenn die

Grundſätze und Lehren der Leute im berühmten „Uns" geltend würden. Man kann die unbegreifliche Abgeſchmacktheit derſelben nicht augenſcheinlicher darlegen, als wenn man ſie wirklich anwendet. Die Menſchen ſind eifrig darüber aus, es zu thun: man darf ſie alſo, wie Leſſing einſt von ihres Gleichen ſagte, nur fortreden laſſen, wenn ſie auf ſich ſelbſt Satiren ſagen ſollen.

Rudolf von der Linden.

Iſt der Verfaſſer nicht als Menſch noch ſehr jung, ſo fürchte ich, daß er es als Schriftſteller Zeitlebens bleiben wird. Er hat einen ziemlich lebhaften, blühenden Styl, aber von den höhern Anforderungen, die man an einen Roman zu machen berechtigt iſt, ſcheint ihm auch nicht die leiſeſte Ahndung vorgeſchwebt zu haben, ob er gleich ſehr weitläuftige, mit unter gar hochfliegende Reflexionen über Kunſt einmiſcht, wo ſich nur eine Gelegenheit dazu anbietet. Seine Charaktere ſind faſt alle höchſt abenteuerlich, und kein einziger wird gehalten; die Ereigniſſe, die er erzählt, ſind beinahe ganz ohne Motive aneinander gereiht, und ſo phantaſtiſch abentheuerlich, als denkbar. Brudermorde, Geſpenſtererſcheinungen, ſchlüpfrige Scenen, Entführungen, kurz, was ſich nur von den gewöhnlichen Ingredienzien romanhafter Machwerke in der Geſchwindigkeit zuſammendrängen ließ, hat er durcheinander gemiſcht, und doch etwas Langweiliges geliefert, weil der Verſtand jeden Augenblick beleidigt wird.

Erholungen, herausgegeben von W. G. Becker. 1ſtes Bändchen für 1802.

Mit Recht genießt Herr Becker den Ruhm eines geſchmackvollen Sammlers. Sein Taſchenbuch ſowohl als die vorigen Jahrgänge dieſer Quartalſchrift beweiſen, daß er ihn verdient, und auch dieſes Bändchen täuſcht die Erwartung nicht, mit der man es in die Hand nimmt. Es enthält:

„**Der Apfel der Zwietracht** und **das Urtheil des Paris**, — dem de Meuſtier von Herrn von Noſtiz ſehr artig nachgebildet.

Die Farben, ein Gedicht von C. Schreiber, das eine Nachahmung von Schillers Lied von der Glocke ſcheint, freilich nicht die kraftvolle Schönheit ſeines Originals, aber doch eine ſehr gefällige Anmuth beſitzt.

Die Bendheimiſchen Geſchwiſter, eine etwas romanhafte, aber gut geſchriebene Erzählung.

Was heißt ein gutes Herz? eine Preisſchrift von K. L. M. Müller, die eine unterhaltende Unterſuchung aufſtellt.

Nur „**der tröſtende Genius**“, ein Gedicht von L. Nöller, hat mir nicht gefallen. Es iſt leer, ſo leer, daß der Verfaſſer ſelbſt, wenn es nicht die Form eines Sonetts auf eine ziemlich ungezwungne Weiſe füllte, es ſchwerlich für ein Gedicht würde angeſehen haben. Dieſe Selbſttäuſchung iſt die Folge des Spiels mit den Gedichtformen. Es verleitet ſelbſt helle Köpfe, ſich mit Dingen vor dem Publikum zu blamiren, die ungefähr mit eben dem Rechte Gedichte heiſſen, mit dem man Krebsfüße Scheeren, oder einen Theil des Ochſenmagens den Pſalter nennt.

Deſto trefflicher iſt „Schwärmerei und Philoſophie,“ eine kleine Geſchichte von Herrn A. G. Eberhard, gelungen. Ich kann mich nicht erinnern, ſeit langer Zeit eine ſo launige, meiſterhafte Perſifflage der weiblichen Modethorheiten und Geſchlechts-Phantaſiereien, eine ſo treffende, lebendige, treu gehaltne Charakterſchilderung geleſen zu haben. Geht H. Eberhard auf ſeinem Wege des Menſchenſtudiums und in der Kunſt der Darſtellung fort, wie er angefangen hat, ſo wird Deutſchland ihn einſt ſeinen Fielding nennen.

Verheimlichung und Eil, oder Lottchens und ihrer Nachbarn Geſchichte. Von T. S. Jemehr.

Offenbar iſt dies Buch von der Feder eines Mannes, der vor etwa dreißig Jahren Modeſchriftſteller war, ſeitdem aber nicht allein nicht mit der Kunſtbildung des Deutſchen Publikums fortgeſchritten, ſondern auch — alt geworden iſt. Dieſe neue Schrift hat alle Fehler ſeines ehemaligen beſten Produkts, und zwar in noch höherm Grade.

Die aufgeſtellten Charaktere ſind, die edlen ſowohl als die unedlen, Carikaturen, und zwar ſehr flache, da er ihre Handlungen mit Zügen aus dem gemeinen Leben ſchildert, um ihnen den Anſtrich der Wahrheit zu geben. Die Fabel iſt unbedeutend, und wird doch durch allerlei Räſonnements, die nur zu oft in ein langweiliges Geſchwätz ausarten, zu zwei dicken Bänden ausgeſponnen. Die Darſtellung iſt faſt ganz phantaſielos, der Styl ſchleppend, und mit Schleſiſchen Provinzialismen überladen, — kurz, das Buch taugt nichts, obgleich es ein Mann von hellem Kopfe geſchrieben hat, — der aber nie viel Künſtlertalent beſaß, und jetzt faſt gar keins mehr übrig hat. — Da ich hier von einem Schriftſteller rede, der in ſeiner blühenden Zeit, — das heißt, in Deutſchlands dürrer — großen Ruf beſaß, ſo iſt es mir, mehr als ſonſt, Pflicht, was ich geſagt habe, zu belegen. Gut!

Die Fabel und die Charaktere. Der Candidat Ruhig hält, weil man ihm Gift beibrachte, eine ſchlechte Probepredigt, und wird deſſenungeachtet Pfarrer, ohne daß er ſich's erklären kann, wie? Seitdem hält er vortreffliche Predigten, und benimmt ſich ſo, daß ihn jedermann für den edelſten, beſten Menſchen erklärt. Nur Lottchen Früh, die Kammerjungfer ſeiner Kirchen-Patronin, iſt ſeine Feindin, und bewegt dieſe, ihn gar nicht vor ſich zu laſſen. Sie hat nehmlich, als Ruhig zur Probe predigen ſollte, in ſeinem Namen einen untergeſchobenen Brief erhalten, in welchem er ſich mit vielen Schmeicheleien um ihre Hand bewirbt; — ſie hat dieſen Brief ſehr gefällig beantwortet; aber da der falſche Ruhig nun um ein nächtliches Rendezvous bittet, ſogar einmal verſucht, in ihr Fenſter zu ſpringen, ſo hält ſie den wahren für einen ehrloſen Menſchen, und verfolgt ihn, ſo arg ſie kann. Endlich wird der Mißverſtand aufgeklärt, und da alle Menſchen den Herrn Paſtor verſichern, daß Lottchen ein außerordentlich edles Mädchen ſey, und er ſie auch ſchön und gebildet findet, bewirbt er ſich um ihre Hand: aber nun hält ſie ſich, wegen der Antwort, die ſie einſt ertheilte, für unwürdig, ihm anzugehören, und ſchwört, ihn nie zu heirathen, grämt ſich entſetzlich, und kommt ſo, wiewohl durch eingetretene Vermittelung eines Fleckfiebers, von der Welt, — worauf er ihre Freundin, die gleichfalls entſetzlich edle Wittwe eines Predigers, der ein brutaler Menſch und falſcher Münzer war, heirathet. — Neben dieſen Leuten ſteht ein andres Pärchen, das eben ſo ſonderbar ausſieht: ein raſcher Kammerherr, der ſeit einer langen Reihe von Jahren mit einer gleichfalls raſchen und dabei ſchönen Couſine einſam auf ſeinem Gute in inniger Freundſchaft lebt und gleichwohl erſt durch den Herrn Paſtor Ruhig und die belobte Wittwe auf den Gedanken gebracht wird, daß er ſeine Freundin wohl heirathen könne, es auch wirklich, wiewohl nach vielen Weitläuftigkeiten, thut. — Und mit dieſem Geſchichtchen füllt der Verfaſſer 954 engbedruckte Seiten!

Aber wie fängt er das an? Je nun, Waſſer thut wohl noch größere, wollte ich ſagen, breitere Dinge. Er hat eine ganze Menge Lebensbetrachtungen, Erklärungen von Bibeltexten, Bemerkungen über Predigerwahlen und Prediger-Verhältniſſe in Schleſien vorzutragen, auch gewaltig viel von andern Büchern, die er ehemals geſchrieben, und das Publikum nicht beachtet hat, zu erzählen. — Zur Probe ſeines Styls ſchreibe ich Ihnen die erſte beſte Seite ab.

„Als der Brief, nicht unbethränt, abgegangen war, kam der Braune, wohl behalten, obwohl der Juſtiz-Kommiſſionsrath es war, der darauf ſaß Er habe, ſagte er, jenem, bei Einholung der Seiltänzer-Rotte, Entwichenen, auf empfangene Steckbriefe hin, bis weit in Südpreußen hinein, nachſetzen müſſen, und nur durch Hülfe des ungewöhnlich ſchnellen Braunen habe ein Huſar, deſſen Pferd verlahmt war, ihn erreicht; aus einem bei dieſem Kerl gefundenen namenloſen Briefe, welcher ein Rendezvous gab, habe man einen Mitſchuldigen aufgefunden, deſſen mit dem Wappen des Obriſten verſiegelten Koffer man erhaſcht habe, indem der Spitzbube ſelbſt, auf eine Unterredung hin, welche man mit polniſch ſprechenden Einwohnern ihm geſtattet habe, bei einem nachmaligen Ueberfall in einem Gehölz, man wiſſe nicht, ob entführt oder entſprungen Jener Erſte übrigens, jetzt dem Landrath auf einen Steckbrief hin abgelieferte, ſey — der ſchon lange verdächtige Laufer der Frau Obriſtin; ihr alſo und dem Obriſten habe man den Vorfall gemeldet, und alles Vorgefundene befinde ſich, bis zur Entſcheidung von daher, nunmehr auf dem Schloſſe des Landraths." Solch eine Schreibart — In der That, Herr Jemehr würde gut thun, auf ſeinen Lorbern zu ruhen.

Skizzen, vom Verfaſſer der Reiſe meines Vetters auf ſeinem Zimmer.

Eilf, mit Geiſt und freier, angenehmer Darſtellungsgabe vorgetragene Erzählungen, von denen zwar keine ausgezeichnet vortrefflich, aber auch keine ſchlecht iſt. Am beſten gelingt dem Verfaſſer der launige Ton.

Zwei und ſiebzigſter Brief.

Barden-Almanach der Teutſchen für 180 Herausgegeben von Gräte und Münchhauſen.

Es geht jetzt in unſrer ſchönen Literatur, wie in einem erſchöpften Staate, wo die edlen Metalle verbraucht ſind, und man aus Eiſen, Papier, Leder, Holz, — aus allem was nur einigermaaßen ſich dazu eignet, ein Gepräge anzunehmen, Münze zu machen verſucht. Was für Sächelchen hat man nicht ſeit einigen Jahren dem Publikum als Poeſie aufheften wollen! Bald fade, empfindelnde Aberglaubeleien; bald verſtand- und zweckloſe Ausgeburten einer trunkenen Phantaſie; bald längſt veraltete Schneiderkünſte, bald unteutſche Wortfügungen, übelklingende, altfränkiſche Wortbildungen, Reim-

Reimverſchränkungen, wohl gar bloße Aſſonanzen. Dieſes Unweſen iſt endlich vorüber, nicht weil die Leutchen, die es treiben, damit aufgehört haben, ſondern weil das Publikum weiß, woran es mit dieſen geborſtenen Köpfen iſt, und ſie belacht: aber — in dem vorliegenden Almanache tritt eine Geſellſchaft ſehr achtungswerther Männer auf, um auch eine Neuerung, und zwar eine wichtige, zu verſuchen. — Obgleich die Jahreszeit, für welche die Almanache berechnet werden, längſt vorüber iſt, will ich wenigſtens ſagen, was ich von dieſem Verſuche denke. — Sie müſſen ihn indeß erſt kennen lernen, ehe ich ihn beurtheile. Alſo: — Die H. H. Herausgeber erklären in angehängten Nachſchriften, mit lebhaftem Enthuſiasmus: „dieſer Almanach ſey keine Geldſpekulation; bloß Vaterlandsliebe habe ihnen die Idee zu demſelben eingegeben: ſein Zweck ſei, bei den Deutſchen wiederum Nationalgeiſt und vaterländiſchen Stolz zu erwecken, u. ſ. w." Das iſt eine ſehr edle, preiswürdige Abſicht, die allein einen Ehrenkranz verdient! Aber was meinen Sie wohl, wodurch die H. H. ſie zu erreichen vermeinen? — Dadurch, daß ſie Gedichte machen, in welchen die altnordiſche Mythologie, anſtatt der Griechiſchen, herrſcht! — Ach! in dem furchtbaren Allons enfans de la patrie! das ſo viele Deutſche Heere vernichtete, war von gar keiner Mythe die Rede, und Vaterlandsliebe und muthiger Nationalſtolz möchte wohl überhaupt von ganz andern Dingen abhängig ſeyn, als von Mythologieen. Um ein Vaterland zu lieben, muß man eins — Aber wo gerath' ich hin! Zurück, und zwar zu der Frage: Warum ſollen wir die Nordiſche Mythologie der Griechiſchen vorziehn?

„Sie iſt die einheimiſche des Nordens; ſie gehörte unſern Vätern an: unſre Selbſtſtändigkeit fordert alſo, daß wir ſie wieder beleben und ihr treu bleiben.“

Einheimiſch? Wenn das heißen ſoll, daß ſie einſt in den Ländern, welche die Deutſchen, Dänen, Schweden jetzt bewohnen, herrſchte, ſo läßt ſich allerdings nicht läugnen, daß ſie einheimiſch iſt: aber gehört ſie uns deswegen an? Die ungeheuren Gerippe, die man in vielen Berghöhlen Deutſchlands findet, ſind ohne Zweifel von einheimiſchen Thieren: aber gehen uns dieſe näher an, als unſre größtentheils aus andern Ländern her verpflanzten Hausthiere? Nur dieſe ſind jetzt für uns einheimiſch."

„Sie war die Religion unſerer Väter!" Das möchte ich geradezu läugnen. Bei ganzen Völkern gilt, ſo gut wie bei einzelnen Menſchen, der Satz, daß ſie eigentlich die Kinder derjenigen ſind, von denen ſie ihre Bildung empfingen. Da nun aber die gegenwärtige Cultur der Deutſchen aus der ſüdlich-abendländiſchen, und, vermittelſt dieſer, aus der Griechiſchen und Römiſchen entſtanden iſt: ſo kann man uns mit viel größerm Rechte für Nachkommen der Franken, Italiåner u. ſ. w. anſehen, als für Nachkommen der Nordvölker, deren Halbbildung uns völlig fremd geworden iſt.

Aus eben dem Grunde iſt die vermeinte Selbſtſtändigkeit, zu der man uns zurückrufen will, nichts als ein Trugbild. Wir ſind, was wir, nach der Laufbahn, welche die vorigen Generationen und wir ſelbſt bis jetzt, zurücklegten, ſeyn konnten, und unſre Selbſtſtändigkeit beſteht darin, daß wir nicht aus bloßer Nachahmungs- oder Neuerungsſucht etwas anderes zu ſeyn verſuchen. Wir opfern unſre Selbſtſtändigkeit eben ſo ſehr auf, wenn wir die Völker nachahmen, die vor mehr als tauſend Jahren in unſerm Vaterlande lebten, als wenn wir diejenigen, die zugleich mit uns in andern Ländern leben, als Muſter, denen wir nacheifern müſſen, anſehn; — ja, in dem erſtern Falle noch mehr, als in dem letztern, da jene Völker uns fremder ſind. — Ueberdem, welche Wirkung ſollte wohl eine Götterlehre, die das Volk nie mehr für wahr anſehn kann, und die ihm noch dazu völlig unverſtändlich iſt, auf ſeinen Charakter zu thun vermögen? —

Doch von dieſen Gründen kann überhaupt vor dem Richterſtuhle der Kritik gar nicht die Rede ſeyn. Schlägt man die Einführung einer neuen Welt des Wunderbaren in der Poeſie vor, ſo hat der Kunſtrichter nur die Eine Frage zu thun: „iſt die vorgeſchlagene ſinnvoller und ſchöner, als die bisher gebrauchte?"

Den Hauptzügen nach enthalten alle Syſteme der Vielgötterei, die je exiſtirt haben, daſſelbe; denn überall hatten die Menſchen ſich ungefähr dieſelben Naturerſcheinungen zu erklären, dieſelben Schickſalsfügungen zu deuten, dieſelben Ideen zu perſonificiren. Aber welches Volk that das mit der lieblichſten Phantaſie? welches ſtellte die reizendſten Dichtungen auf: die Griechen oder die alten Skandinavier? — Es iſt vortrefflich, daß Herr Gräter, wie in dieſem Almanache geſagt wird, eine vollſtändige Nordiſche Göttergeſchichte ausarbeitet: — aber wenn er nun den Wolkenthürmenden Donnerer Zevs, der mit einem Winke den ganzen Olymp erſchüttert, gegen Wodan und Thor mit dem Donnerhammer und ſeinem Ziegengeſpann; — den Trinkgott Stuſo, der in Walhalla Menſchenſchedel mit Bier oder Meth füllt, gegen den Tiegerbändiger, den ewigen Jüngling Bacchus; die minaudirende Freia gegen die goldne Aphrodite und ihre Grazien; — Braga und ſeine Telyn, gegen den Fernhintreffer Apoll, ſeine Lyra und ſeine Muſen; den Kriegsgott

Thyr, der ſich eine Hand abbeißen läßt, gegen Mars; den himmliſchen Nachtwächter Heimdal mit dem großen Horn und die Brücke Biſroſtor, gegen die liebliche Iris und ihren Strahlengürtel; die Aſen und Elfen, gegen die Griechiſchen Halbgötter hält: — (von den widrigen Erdzwergen, dem ſchnarchenden Loke, dem nordiſchen Teufel Surtur, dem ungeheuren Wolfe Fenris, der das Metall verſchlingt, und ähnlichen Scheuſalen, will ich gar nicht einmal reden;) — wenn Herr Gräter, ſage ich, eine ſolche Vergleichung anſtellt: ob er ſelbſt wohl einen Augenblick darüber ungewiß ſeyn konnte, daß der Griechiſchen Mythologie der Preis der höchſten Schönheit gebührt? —

Deſſenungeachtet iſt das Unternehmen, die Nordiſche Götterlehre gangbarer zu machen, ſehr lobenswerth. Verdient ſie gleich nicht, die Griechiſche, die an Schönheit, folglich an künſtleriſcher Brauchbarkeit, weit über ihr ſteht, zu verdrängen, die alleinherrſchende zu werden, ſo eröffnet ſie doch dem Dichter ſowohl als den bildenden Künſtlern, eine neue Welt, die gewiß ſehr viel einzelne Schätze von hoher Anmuth darbietet. Der Verſuch der H. H. Herausgeber, und die mannichfaltigen Aufmunterungen zum Studium der Skandinaviſchen Alterthümer ſind alſo zu der ehrenvollſten Aufmerkſamkeit und Erkenntlichkeit des Publikums berechtigt. Es ſcheint mir indeß, als wenn ſie zur Ausführung ihres Planes gerade nicht den glücklichſten Weg eingeſchlagen haben. Deklamatoriſche Aufforderungen, ſchwärmeriſche Lobſprüche, gelehrte Unterſuchungen und dürre Aufzählung von Namen, haben in der ſchönen Literatur ſelten, oder nie, viel gewirkt. Der beſte Beweis von der Brauchbarkeit und Schönheit eines künſtleriſchen Stoffes iſt, daß man ihn zu reizenden Gebilden anwendet; Enthuſiasmus und Liebe laſſen ſich nicht einpredigen oder lehren: man muß ſie, ohne daß man ſeine Abſicht verräth, zu veranlaſſen wiſſen. Das thaten für die Deutſchen Alterthümer Klopſtock, Kretſchmann und Denis in der Mitte des vorigen Jahrhunderts; und iſt der Enthuſiasmus, den die H. H. Herausgeber zeigen, nicht ſelbſt durch die trefflichen Geſänge jener Meiſter entzündet?

Einzelne Nordiſche Mythen ſind in dieſem Almanache ſehr artig bearbeitet: das iſt etwas. Sollte Suhms alter Vorſchlag, die ganze Nordiſche Mythologie in einem Gedichte, das Ovids Verwandlungen gliche, vorzutragen, in die Hände eines genievollen Ausführers fallen, ſo wäre das noch mehr; aber völlig bekannt und geliebt kann ſie nur durch — eine Nordiſche Ilias werden. Wenn uns die alten zauberhaften Rieſengeburten der Nordiſchen Phantaſie in einer anziehenden Fabel auf eine reizende und zugleich imponirende Weiſe, majeſtätiſch handelnd vorgeführt würden; wenn ſie in einem großen Gedichte aufträten, das jedermann, und zwar mit Bewunderung, läſe und wieder läſe: dann — dann –

Was die innere Beſchaffenheit dieſes Almanachs betrifft, ſo bin ich ihm das Zeugniß ſchuldig, daß er ſich unter ſeinen Brüdern ſehr vortheilhaft auszeichnet, und nicht bloß zum neuen Jahre gekauft zu werden, ſondern in jeder Sammlung guter belletriſtiſchen Werke der Deutſchen einen bleibenden Platz zu haben verdient.

Seine Produkte zerfallen in drei Klaſſen. Er enthält Gedichte, die der Nordiſchen Mythologie gewidmet ſind; Gedichte die in dem bisher herrſchenden Geſchmacke geſungen wurden; endlich proſaiſche Dichtungen.

Unter den erſten zeichnet ſich vorzüglich „Hermann in Walhalla, ein Bardiet von Kretſchmann,“ aus, das zwar nicht mehr von dem hochfliegenden Feuergeiſte des edeln Sängers, aber doch immer noch von ſeinem dichteriſchen Edelſinne durchathmet wird. — Zunächſt an dieſem ſtehen „Balders Leichenfeier“ und „die Götter Thuiskons“ vom Herrn von Münchhauſen. Der Zweck des letzten iſt, die Namen und Geſchäfte der Nordiſchen Gottheiten zu lehren. Es ſcheint in der Form ein nachahmendes Gegenſtück zu Schillers „Göttern Griechenlands,“ erreicht zwar nicht die kraftvolle Schönheit ſeines Originals, hat aber doch viele gelungene Stanzen, zu denen mir vorzüglich folgende zu gehören ſcheinen:

Hier liegt vor uns eine Götterlehre,
Stolz und kühn gedacht, und doch ſo zart:
Mit Natur und Phantaſie die Ehre,
Witz mit Würd' und Ernſt mit Reiz gepaart.
Warum ſoll ich nun zum Griechen ſagen:
„Nachbar, borge mir dein Feier-Kleid?"
Wenn es mir von ſeinem Stralen-Wagen
Schon ſo reich der hohe Norden beut?

In der Heimath reitzendem Gewande
Tritt auch hier die Fabel auf den Plan:
Doch nur mit der Würde Stirnen-Bande
Darf die Dichtkunſt ſich dem Tempel nahn.
Iſt zum Adler-Fluge weiſer Wilden
Unſer Geiſt im fremden Joch erſchlafft?
Ward, den ſchönen Umriß vollzubilden,
Uns kein Fünkchen Kunſt und Wiſſenſchaft?

Möchten doch fortan auf unſern Hügeln
Braga's und Apollens Tempel ſtehn!
Laßt den Genius mit Zwillingsflügeln
Heilge Würd' und reine Schönheit wehn!
Ehmals ſang der Bard' in Hirten-Hütten
Helden-Zorn, der Legionen ſchlug.
Dichter adeln und verderben Sitten
In der Königs-Hall' und hinterm Pflug.
u. ſ. w.

Es macht der Unbefangenheit der H. H. Herausgeber Ehre, daß ſie in die Nachbarſchaft ſolcher Lobſprüche auch folgendes Epigramm aufnahmen:

An einen Kraft-Barden.

Was pralſt du viel, daß deinem Lied
Walhallas Helden Beifall winken,
Und dir die Schale reichen, bis entglüht
Sich deine Wangen feurig ſchminken,
Und Blut und Seele ſtürmt in dir? —
Die Helden in Walhalla trinken,
Mit Gunſt, aus hohlen Schedeln Bier.

Auch unter den Gedichten der zweiten Klaſſe ſind viele treffliche; aber der Raum verbietet mir, Proben anzuführen. Nehmen Sie im Allgemeinen meine Bürgſchaft an, daß dieſer Almanach Ihrer Aufmerkſamkeit ſehr werth iſt, und leſen Sie Selbſt.

Die dritte Klaſſe enthält theils Idyllen, meiſtentheils Amerikaniſche, — und Naturgemälde. Beſonders gelungen, wiewohl nicht fleckenlos, ſcheinen mir unter den erſten „die Wildenhochzeit" und „Tom Robbens

Jagdpartie;" unter den letztern die Bielshöhle. —

Die meiſte Freude machte mir dieſer Almanach dadurch, daß er mir eine neue Gruppe wackrer und talentvoller Männer zeigte, die ihren Weg, wie es ihnen ihr Genius gebietet, gerade vor ſich hin gehn, ohne ſich um die lärmenden Thorheiten, die gern Mode werden möchten, und den herrſchenden Parteigeiſt zu bekümmern. Eine ähnliche, wenigſtens eben ſo treffliche, tritt in dem Muſenalmanache für 1802 von Siegfried und Klinkicht, auf, den ich Ihnen noch nicht anzeigen konnte, und der vorzüglich reich an äußerſt treffenden, witzigen Sinngedichten iſt. — Unverkennbar nähert ſich Alles in der ſchönen Literatur wieder einem beſſern Zuſtande: bald werden wiederum Vernunft, Sittlichkeit und wahrer Kunſtſinn ruhig herrſchen, und man wird an die ziſchenden, polternden, klaffenden Kobolde, die ſeit ein Paar Jahren ihr ungezogenes Spiel trieben, nur mit Lächeln denken.

Nachſchrift.

Was ich im Vorbeigehen von einer Nordiſchen Ilias ſagte, ſchien Ihnen vielleicht — ſo gut wie mir, als ich es hinſchrieb — ein Gedanke, der nie, oder doch lange noch nicht, ausgeführt werden dürſte. Gleichwohl wird ein Werk der Art eben gedruckt. Es iſt von einem jungen Dänen, Namens Bielfeld, und heißt, „Thuiskon, ein Heldengedicht, in zwanzig Geſängen.“ Aus den erſten Bogen deſſelben, die ich ſo eben erhalte, läßt ſich freilich der Plan und die Ausführung dieſes Plans nicht beurtheilen; aber das zeigen ſie hinlänglich, daß der Dichter ein junger Mann von glänzendem Genie iſt, und daß das Werk eine höchſt beifällige Aufnahme verdient, — und gewiß finden wird. Es iſt nicht nur ein neues, ſondern ein ſehr anziehendes, Bewunderung erzwingendes Schauſpiel, die Wundergebilde des Nordens, die ſeit ſo vielen Jahrhunderten wie verſteint daſtanden, nur ſelten von einem Blikke des vorübereilenden Wanderers geſtreift, plötzlich, von dem Götterfunken des Genies belebt, aus ihren Wolken hervortreten und mit würdevoller Kraft ihr Zauberſpiel treiben zu ſehn. —

Ich hoffe zum — Braga, daß der Dichter bald recht viel, recht lautſchreiende Tadler finden möge, die ihm jeden kleinen Verſtoß gegen die Sprache als einen Hauptfehler, jede neue Dichtung als abenteuerlich, jedes ungewöhnliche Bild als ungeheuer und ſinnlos aufrücken, — mit Einem Worte, daß ſein Gedicht das Glück mache, das es, ſo weit ich es kenne, zu verdienen ſcheint. Im nächſten Hefte bin ich wahrſcheinlich im Stande, Ihnen ausführlicher über dieſe merkwürdige Erſcheinung, ſo wie über „Kalli, ein Trauerſpiel," von eben dem jungen Dichter, zu ſprechen.

Drei und ſiebzigſter Brief.

Adraſtea. Herausgegeben von Herder. 3tes und 4tes Stück.

Allerdings iſt es etwas ungewöhnlich, daß Eine Zeitſchrift den Inhalt der andern ganz ausführlich anzeigt: aber dieſe andre iſt die Adraſtea, und — ſollte ich auch von den künftigen Stücken derſelben wenig oder gar nicht ſprechen, ſo muß ich doch bei den vorliegenden beiden verweilen, da ihr Hauptinhalt äſthetiſch iſt, und ich mich vielleicht in der Folge oft auf ſie beziehen werde.

Sie beſchäftigen ſich mit den Früchten aus den ſogenannten goldnen Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts, nehmlich in Frankreich und England: eine ſehr wichtige Unterſuchung, da, wie Herder im Eingange nur allzu treffend bemerkt,

„es von der Einen Seite noch einen

Hofgeſchmack (de la vieille cour) giebt, der über das Zeitalter Ludwigs nichts Erhabneres, über Addiſon und Pope nichts Kunſtmäßigeres kennet; — auf der andern Seite aber neuere Horden, welche die einſt ſo berühmten Werke des Geſchmacks jener Zeit für wenig mehr als Knabenſpiele und abgekommene Tanzübungen achten." Die Wahrheit liegt in der Mitte, und es iſt ein ſehr ſchätzbares Unternehmen, die Anſicht des Publikums auf dieſe Mitte zu richten.

Geſchichte. Unter Ludwig XIV., unter Wilhelm und Anna traten ausgezeichnete Geſchichtſchreiber auf; aber ſie bearbeiteten nur die Geſchichte der Vergangenheit oder des Auslands. Ueber ihr eignes Zeitalter durften ſie in Frankreich, Ludwigs bekannter, deſpotiſcher Eitelkeit halber, konnten ſie in England, wegen des zu lärmenden Tumultes der Parteien, nicht Wahrheit ſagen: ſie ſchwiegen alſo.

„Geſchichte und Dichtkunſt, ein Muſengeſpräch," — das eine Weiſſagung über

über die edlere Geſtalt iſt, welche die Literatur, bei immer fortwachſender Aufklärung, gewinnen muß, — und ein Fragment aus einer Schrift des großen Baco, das in wenigen aber kraftvollen Zügen auseinander ſetzt, was die Geſchichte eigentlich leiſten ſollte und was aus ihr unter gemeinen Händen wird — ſchließen ſich an jene Sichtung vortrefflich an und ründen ſie zu einem Ganzen.

Statt der eigentlichen Geſchichte jener Zeit hatte Frankreich einen deſto größern Reichthum an Denkwürdigkeiten (Mémoires). Herder giebt eine Würdigung dieſer wichtigen Gattung hiſtoriſcher Werke, in denen, wenn ſie wahre Denkſchriften ſind, ſo ganz eigentlich der Menſch zum Menſchen ſpricht; — des Charakters, welchen ſie in Frankreich vor Ludwig XV. hatten, desjenigen, den ſie unter ſeiner Regierung annahmen, und des Einfluſſes, den ſie auf die allgemeine Bildung der Nation gewannen. Er fügt Aufforderungen an die Deutſchen hinzu, — nicht Prunkſchriften und Ehrengedächtniſſe, ſondern — Denkwürdigkeiten zu ſchreiben; und wem pſychologiſche und hiſtoriſche Wahrheit Werth hat, wird dieſen Aufforderungen lebhaften Erfolg wünſchen. Die entfernteren Zuſchauer und der gewöhnliche Geſchichtſchreiber ſehen in dem wichtigen Manne nur ſeine Rolle, in den öffentlichen Ereigniſſen, das ſorgfältig berechnete Schaugepränge. Wirklich ihrer Natur nach kennen lernen kann man beide nur durch das, was irgend ein wenig bemerkter Mitwirkender treuherzig ſeinem verſchwiegenen Denkbuche vertraut; — aber es verſteht ſich, daß man auch, was er ſagt, nur für ſeine Anſicht, für ein Mittel, die Wahrheit zu entziffern, nicht für die Wahrheit ſelbſt, anſehen muß.

Weniger gefallen mir Herders Ermunterungen, daß jedermann, der im Stande iſt, es zu thun, Denkwürdigkeiten ſeiner ſelbſt ſchreiben möge. Ganz gewiß iſt nichts heilſamer für jeden, der nachdenken kann, als das Nachdenken über ſein verfloſſenes Leben, das Geſtändniß, das man ſich ſelbſt über ſeine Fehler ablegt u. ſ. w. Aber warum ſoll denn das alles niedergeſchrieben werden? Mir ſcheint das geradezu verwerflich, einmal, weil vielleicht niemand im Stande iſt, über ſich ſelbſt Wahrheit zu ſchreiben — welche abenteuerliche Unwahrheiten hat nicht ſelbſt der redliche Rouſſeau bekannt! — man alſo immer ſich ſelbſt und Andre täuſcht; — dann aber, weil eine offenherzige Erzählung geheimer Vorgänge für Ueberlebende ſehr nachtheilig werden kann. Sollen aber Denkwürdigkeiten der Art nicht bekannt gemacht werden; wozu denn ſie niederſchreiben? Ja, exiſtirte ein ſtreng beachtetes Polizeigeſetz, daß Schriften der Art erſt der zweiten oder dritten Generation mitgetheilt werden dürften; — dennoch fragte ich: wozu könnten ſie nutzen, als höchſtens die Neugier zu befriedigen? Warum jedermann den Bauch aufſchneiden? Die Eingeweide haben bei jedem Menſchen dieſelbe Lage, oder die Abweichungen ſind ſo gering, daß es ſich deshalb wahrlich nicht verlohnt, ſich dem gaffenden Pöbel zur Schau legen zu laſſen. Man weiß recht gut, daß ein nackter menſchlicher Körper nichts Schändliches iſt; aber wer möchte deſſen ungeachtet unbekleidet durch die Gaſſen wandeln, oder ſich leicht aufs anatomiſche Theater verkauſen? — Doch ich breche dieſe Einwürfe ab, um Ihnen zu ſagen, daß, wenn jemand Denkwürdigkeiten über ſich ſelbſt ſchreiben will, er treffliche Rathſchläge dazu in der Adraſtea findet, und daß Herder auf dieſe eine meiſterhafte Ueberſetzung von Horazens Brief „Ueber ſich ſelbſt“ folgen läßt.

Gedanken (pensées), **Maximen.** Würdigung der berühmteſten Sammlungen der Art, aus Ludwigs XIV. Zeitalter; Rathſchläge, wie ſolche Sammlungen einzurichten ſind, — und endlich eine Blumenleſe „aus dem Garten eines Freundes,“ von der ich Ihnen wenigſtens Eine ſehr aromatiſch duftende Nelke hier darbieten will.

„Tritten des Wanderers über den Schnee
ſey ähnlich mein Leben!
Es bezeichne die Spur, aber beflecke ſie
nicht!“ *)

---

*) Es kann ſeyn, daß dieſe Briefe Leſerinnen haben, denen die Adraſtea zu ernſt iſt. Für dieſe will ich einen ſehr artigen Gedanken abſchreiben, den manche von ihnen vielleicht anwenden wird. „Man nennet eine bekannte Blume pensée, eine andere Vergißmeinnicht; mehreren Sprachen

„Lehrgedichte." Mit dieſem Artikel gehen die Unterſuchungen über die Dichtungsarten und die einzelnen Dichtungen an, und hier bitte ich Sie um Erlaubniß, einen Augenblick ſtille zu ſtehen und mit mir ſelbſt Rathes zu pflegen.

Herder ſagt, wie ſich's erwarten ließ, hell- und tiefgedachte Sachen, eine Menge reifer Bemerkungen über Poeſie; — aber

iſt alſo die Aehnlichkeit zwiſchen Gedanken und Blumen gefunden. Und wie ſollte ſie es nicht ſeyn, da Gedanken wie Blumen blühen und verblühen, ſich aber im Schooße der Natur unaufhörlich fortpflanzen? Der Lenz des menſchlichen Lebens bringt die ſchönſten hervor; das Alter nimmt manche dahin; im Winter der Tage ſuchen wir unſre eigenen Jugendgedanken oft vergebens. Eine Gattung ſolcher hingeſtreuten Gedanken könnte man alſo den Veilchen vergleichen; ihr Duft kündigt ſie an; ſie ſelbſt verbergen ſich beſcheiden. Eine Reihe anderer, die das Gartenbeet erzogen, ſind Ranunkeln, Narciſſen, Tulipanen, dem Auge ſchön, aber geruchlos; andere dagegen Hyacinthen, Lilien, Roſen. Liebhaber oder Liebhaberinnen ſolcher Gedanken, die ſie gereimt oder proſaiſch in ihre Denkbücher eintragen, mögen zum Unterſchiede derſelben die Blume, der ein Gedanke ähnlich iſt, zur Verſchönerung ihres Buchs bezeichnen."

nicht alle ſeine Anſichten ſtimmen mit den meinigen überein. Wie ſoll ich alſo verfahren, um Ihnen ſeine Ausſprüche mitzutheilen? Soll ich ſie ohne Prüfung aufzählen, und ſie alſo gleichſam unbedingt für wahr erkennen, ohne daß ich davon überzeugt bin? Wenigſtens Zwei lächeln bei dieſer Frage mit mir: Sie, meine Freundin und Herder ſelbſt; denn Sie wiſſen Beide, daß ich gar nicht im Stande bin ſo etwas zu thun, auch wenn ich es wollte. — Soll ich ſeinen Ausſprüchen, wo ich nicht ſeiner Meinung bin, gradezu entgegen treten und rechten und kämpfen, um zu beweiſen, daß meine Anſicht die richtige iſt? Dazu fühl' ich mich eben ſo wenig aufgelegt, einmal, weil das für dieſe Briefe zu weitläuftig wäre, dann aber, — weil ich's doch nur mit halber Zuverſicht thun würde. Im Vertrauen! Wenn Herder über eine Sache anders denkt, als ich, ſo möcht' ich jedesmal drei gegen eins wetten, daß er Recht habe; — aber daß ich's deſſen ungeachtet nicht eher zugebe, als bis er mich durch Gründe überzeugt hat, verſteht ſich.

Mir fällt ein dritter Weg ein, kurz und

doch vollſtändig zu ſeyn, und Ihnen Selbſt die Hauptſache, das Urtheil, zu überlaſſen. Ich will damit anfangen, Ihnen den Begriff, den ich mir von jeder Dichtungsart mache, aufzuſtellen, Ihnen dann Herders Ausſprüche über dieſelbe mittheilen und eine kleine Erinnerung anhängen, wo ſie nicht mit jenem Begriffe übereinſtimmen: wer Recht hat, mögen Sie dann ſelbſt entſcheiden.

Ich glaube, daß man ſich den Begriff einer Dichtungsart nicht aus der Form, die man ihr zu geben pflegt, und eben ſo wenig aus dem Stoffe, den man gewöhnlich in derſelben bearbeitet, abziehen darf, — ſondern aus dem beſondern Zwecke, den man bei jeder hat, der eigenthümlichen Wirkung, die man durch jede beabſichtiget. — Ich glaube ferner, daß ſchlechthin nichts als Geſetz für eine Dichtungsart angeſehn werden darf, was nicht ihren Hauptzweck erreichen lehrt, und daß es keine höhere Autorität für eine Kunſtregel gebe, als der nackte, aber bündige Beweis, daß durch ihre Befolgung oder Vernachläſſigung der oberſte Zweck der Gattung erreicht oder verfehlt werde. Dieſen Zweck muß man alſo feſt im Auge behalten, wo es darauf ankommt, den Werth einer Regel oder eines Kunſtwerks zu beurtheilen.

„Wozu aber dieſe Dinge erſt ſagen, die ſich von ſelbſt verſtehn?“ Es freuet mich ſehr, meine Freundin, daß Ihnen dieſe Sätze ſo überflüßig ſcheinen; denn das iſt ein Beweis, daß ich ſie einleuchtend und natürlich ausgedrückt habe. Wenn Sie mir verſprechen wollen, ſie Sich bei den nachfolgenden Unterſuchungen gegenwärtig zu erhalten, ſo will ich Ihnen dafür die Unannehmlichkeit erſparen, hier alle die Namen hochberühmter Männer zu leſen, die eine Reihe dicker Bände voll Betrachtungen, Streitigkeiten, Anweiſungen u. ſ. w. über die Dichtkunſt ſchrieben, ohne daß ihnen jene Sätze beigefallen wären, oder doch ohne daß ſie den gehörigen Gebrauch von ihnen gemacht hätten. Zur Sache!

Schon aus dem Namen „Lehrgedicht“ geht der Zweck der Gattung hervor. Der Lehrdichter will auf eine poetiſche Weiſe belehren, überzeugen: ſein Hauptgeſetz iſt alſo, daß er die Gedanken ſo ordne, daß ſie aus einander nothwendig hervorgehn, jeder ſich auf den vorhergehenden gründe und durch den nachfolgenden beſtätigt und weiter geführt, — jeder aber auch zugleich ſo anſchaulich, ſo kräftig und lebendig als möglich dargeſtellt werde. Durch welche Wendungen, Bilder, Ausdrücke, in welcher Form — lyriſch, epiſch, dramatiſch, didaktiſch, — der Dichter es thun wolle, bleibt ihm überlaſſen: ſein Genius leite ihn. —

Herder fängt den Abſchnitt über Lehrgedichte folgendermaßen an: „Eine Sammlung von Bemerkungen und Lehrſprüchen, in ein Sylbenmaß gebunden, pflegt man ein Lehrgedicht zu nennen; glücklich, wenn ihm auch die innere Anordnung und Fortleitung der Gedanken nicht fehlt." Sie ſehen, ob er gleich keine erſchöpfende Definition vom Lehrgedichte geben wollte, verräth er doch im Ganzen eine Anſicht der Gattung, die mit der obigen Beſtimmung zuſammentrifft. Er beurtheilt Boileau's Dichtkunſt, Popens Kunſt der Kritik, Polignac's Antilucrez — vielleicht alle drei ein wenig zu ſtrenge. Er wirft die Frage auf: „warum noch kein Syſtem neuerer Philoſophen eine Darſtellung gefunden habe, auf welche, wie auf Lucrez, die Zeit das Siegel der Vollſtändigkeit, der unübertrefflichen Schönheit drücken könne; — zeigt, daß philoſophiſche Wahrheit ſelbſt bis zur lyriſchen Poeſie könne emporgetragen werden, ſchließt mit dem Wunſche: da faſt ein Jahrhundert verfloſſen iſt, ſeitdem Pope in ſeinem Verſuch über den Menſchen die Blüthe der Menſchen und Naturkenntniß ſeiner Zeit zuſammenfaßte, daß jetzt ein neues Genie zu einem ähnlichen Unternehmen, welches jetzt nothwendig viel reicher und philoſophiſcher ausfallen könnte, aufbrechen möchte, — und fügt dann ſelbſt ein kleines Lehrgedicht: „Die Gärten der Heſperiden“ bei, in welchem der humanſte, philoſophiſcheſte Weltbürgerſinn athmet.

Fabel. Auch der Fabeldichter will belehren, überzeugen: aber nicht, wie der eigentliche Lehrdichter, durch eine Reihe pragmatiſcher Lehrſätze, nicht durch einen ſyſtematiſch poetiſchen Vortrag, ſondern durch ein einziges Beiſpiel, durch eine einzige Handlung, aus welcher die Wahrheit ſo nothwendig als Reſultat hervorgeht, daß ſie gar nicht einmal ausgeſprochen zu werden braucht. — Vortreffſich entwickelt Herder, daß dieſe Nothwendigkeit, auf eine bleibende und unwiderſprechliche Weiſe, nur bei ſolchen Handlungen ſtatt finden, die ſich auf unabänderliche Naturgeſetze gründen, und daß daher Thiere, Bäume u. ſ. w. die beſten Helden der Fabel ſind, wenn man ſie ihrem Charakter gemäß handeln läßt, oder, mit andern Worten: daß die äſopiſche Fabel die vollkommenſte iſt. Er zeigt, daß die Manier des naiven Lafontaine und ſeiner Nachahmer, ſo wie die epigrammatiſchen Fabeln (dergleichen zum Beiſpiel die meiſten Leſſingſchen und Pfeffelſchen ſind), eigentlich als Ausartungen der Gattung angeſehen werden müſſen, weil in der erſten der tändelnde Vortrag zu ſehr Hauptſache wird, und in den letztern der Naturcharakter ſehr oft aufgeopfert wird, um etwas Sinnreiches zu ſagen, der Dichter in ihnen alſo, könnte man ſagen, nicht lehre, ſondern ſcherze, — nicht ein ernſtes, unwiderlegliches Beiſpiel, ſondern nur ein willkührlich angenommenes Gleichniß gebe. — Leſſings Theorie der Fabel wird vervollkommnet; Herder klaſſificirt die Fabeln, richtiger als vorher geſchah, in theoretiſche, ſittliche und Schickſalsfabeln, das heißt, ſolche, die den höhern Gang des Schickſals unter den Lebendigen bezeichnen, und giebt Vorſchriften, wornach bei Fabeln zu ſtreben, was in ihnen zu vermeiden iſt.

Die Stadt- und Landmaus, eingekleidet und erzählt von Horaz.

Mährchen und Romane. Es ſcheint mir nicht wohlgethan, daß Herder dieſe beiden Dichtungsarten zuſammenſtellt: denn ob ſie gleich die äußere Form gemein haben können, ſo ſind ſie doch dem Innern nach ſehr von einander verſchieden, da das erſtere ſeine Geſtalten und Begebenheiten mit völlig ungebundener Freiheit (wenn es nur ſinnvoll wird,) in der Welt des Wunderbaren ſchaffet, der letztere aber durchaus nur in der Wirklichkeit, und den Geſetzen derſelben gemäß, ſchalten darf. Sollten ſie aber zuſammengeſtellt werden, dann dürfte auch das Mittelglied zwiſchen beiden, das Heldengedicht, nicht fehlen. — Vielleicht erfahren wir indeß künftig, wenn Herder zu dieſem kommt, warum es hier wegblieb.

Ueber meinem Begriff vom Mährchen

und vom Roman kann ich mich auf vorige Briefe beziehn, und will mich alſo begnügen, Ihnen hier nur einige der treffendſten Gedanken abzuſchreiben, die Herder, nachdem er die Entſtehung und Fortbildung dieſer Dichtungsarten entwickelt hat, über die Theorie derſelben ſagt.

„Iſt das Ideal des Mährchens ſowohl als aller Romane der Traum: (In der That, wider dieſen Ausdruck ließe ſich ſehr viel einwenden, — indeß es mag hier, um der trefflichen Schlußfolgen, ungerügt hingehn) — ſo zeichnet dieſer ihnen auch mit ſeinem Kranz und ſeinem Stabe den Umriß ihrer Kunſt vor." — „Umfaſſe uns der Traum ganz; halb wachen, halb träumen iſt ein ermattender, troſtloſer Zuſtand. Wem die Gabe zu bezaubern verſagt iſt — (O, daß die Legion unſrer Mährchen- und Romanenſtümper das beherzigten!) — wolle nicht zaubern; er lehre wachend, nicht träumend. Noch minder ſtöre der Dichter ſein eigen Werk, indem er uns mitten im Traume aufrüttelt, und, daß es nur ein Traum ſei, ungeſchickt belehret." — „Die in uns wirkende, Vieles zu Einem erſchaffende Kraft iſt der Grund des Traums; ſie werde auch Grund des Romans, des Mährchens. Fehlet es dieſem an Einheit, an Verſtand, an Abſicht, ſowohl im Ganzen, als in Fortleitung der Scenen, ſo iſts ein kranker, gebrechlicher Traum. — Ueber das grobe Gewirr des wachenden Lebens hebt uns der Traum; er zeichnet ſeiner. So hebe uns auch über die gemeine Welt der Roman, das Mährchen." — „Das Wunderbare des Traums iſt ſein ſüßeſter Reiz. Je zarter es Mährchen und Romane wie ein Koiſcher Flor webt und überwebet, deſto anmuthreicher ſind ſie; dagegen Alles grobgeſponnene, mühſam erdrechſelte Wunderbare uns wunderbar wegſcheucht. — „Jedes Wunder muß neceſſitirt werden, ſo daß es jetzt und alſo nicht anders als erfolgen kann; oder man verlacht den Dichter mit ſeinen feingeſchnitzten Gebets- und Glaubensfabeln. — — Der Traum macht uns Perſonen kenntlich, und ſie ſinds doch nicht; ähnlich und doch nicht dieſelben; er zeichnet im Mondenlichte. So auch der Roman, das Mährchen. Sie ſtrafen Laſter und Thorheiten, aber an ſchwebenden Geſtalten, unbekannt mit der Knotengeißel des Satyrs." —

Idyll. Gegen dieſen Abſchnitt habe ich die meiſten Einwendungen zu machen. Herder ſcheint, indem er von dieſer Dichtungsart ſpricht, nicht Einem Begriffe treu zu bleiben, ſondern das Wort Idyll in ſehr verſchiedenen Bedeutungen zu brauchen. — Doch davon, ſo wie von dem noch ungleich reichern 4ten Stücke der Adraſtea, im folgenden Hefte. Hier, um mit etwas Reizendem zu endigen, ein Gedicht, das der Unterſuchung über das Mährchen angehängt iſt.

Der erſte Traum.

Als Adam einſt im Paradieſe matt
Und müde ſich geſehn, und müd' und matt
Als Herr der Schöpfung an die Dienenden
Sich ausgeſprochen hatte, ſprach der Schöpfer:
„Erquickung will ich dem Ermatteten,
Dem Suchenden den Wunſch des Herzens geben,
Den wachend er nicht fand. Er ſchlummre."

Einſchlummert er; da ſtiegen aus des Herzens
Geheimſten Tiefen, zart und zärter ietzt,
Unausgeſprochne Wünſch' empor; ihm ähnlich
Und auch nicht ähnlich, ſtand vor ihm ein Traum.

„Sie werde!“ ſprach der Schöpfer; und ſie ward.
Aus ſeiner Bruſt erhob ſich das Gebilde
Des leiſen Sehnens, blickt' ihn an, und Er —
Erwachte.

„Biſt du? ſprach er, Traum,
Biſt du ein Weſen? Du mein beſtes Ich,
In meiner Bruſt entſproſſen, ſei fortan
Mir untrennbar, o Mutter alles Lebens,
Mein Traum, der Menſchheit ſchönere Natur.“

* * *

Des Menſchen erſter, hochbeglückter Traum,
Du Vorbild aller Dichtung, aller Schöpfung
In Kraft und Schönheit, werd' ihr Ideal.
Wie ſeines Herzens Traum behandele
Der Mann ſein Weib, der Dichter ſeine Schöpfung,
Und Lebens Fülle blüh' aus ihr empor.

Vier und ſiebzigſter Brief.

Dramatiſche Gemälde, vom Verfaſſer der Novelle Carlo.

Sie erinnern ſich, meine Freundin, ohne Zweifel noch der leichten anmuthvollen Tändelei, Carlo, die ich Ihnen im 11ten Hefte meiner Briefe anzeigte. Der Verfaſſer hat in dieſen Gemälden einen eben ſo großen Beweis ſeiner Talente gegeben als in jedem Büchelchen, obgleich ſie eben ſo wenig als dieſes, für vollendete Werke erklärt werden können.

Vor allen Dingen freut es mich ſehr, daß er ſich in mehrern Fächern verſucht. So muß man es machen, wenn man geübter, guter, ſelbſt großer Schriftſteller werden will. Freilich gelingen nicht alle Verſuche, die man in einem neuen Fache macht: aber der Dichter gewinnt bei jedem, etwas ſehr Wichtiges: höhere Gewandheit. — Es giebt Leute, und noch dazu ſehr viel genannte Leute, die ganze Bibliotheken zuſammen geſchrieben haben, und doch in dem letzten Bande nicht als größere Meiſter in der Kunſt des Schreibens erſcheinen, wie im erſten. Warum? Es ging ihnen, wie den hölzernen Carouſſel-Pferden, die den ganzen Tag in Bewegung ſind, und doch nicht aus der Stelle kommen, weil — ſie ſich immer dabei um denſelben Zapfen drehen. Sie hatten Ein Buch geſchrieben, das gefiel. Ha! dachten ſie, wir habens entdeckt, was ſchön iſt und das Publikum gewinnt! und nun hatten ſie nichts Angelegentlicheres, als — ſich ſelbſt immer wieder zu kopiren. Ihr Publikum wird geſättigt; es zerſtreuet ſich, aber ſie — haben am Ende die Fähigkeit verloren, einen andern Ton anzunehmen, und — „Guten Morgen, Herr Nachbar!" rief meines Hauswirths Staar, als ich vor ſechs Monaten mein Logis bezog. — „Guten Morgen, Herr Nachbar!" hör' ich ihn noch heute Abend rufen, nichts weiter. Ich kann nicht ſagen, daß ich ihn für einen glänzenden Redner halte, ob er gleich dieſe Worte nicht übel herſchnarrt. — Ich kenne kein überzeugenderes Zeichen von der Mittelmäßigkeit eines Kopfes, als das Einwachſen in Eine Manier; ſo wie von der andern Seite kein ſichereres Unterpfand der Genialität, als die Kraft, den Ton zu wechſeln, — oder vielmehr, ohne Wahl, ganz unwillkührlich bald von dieſem, bald von jenem Gegenſtande ergriffen zu werden, und immer von ſelbſt die rechte Weiſe zu treffen, in welcher er behandelt werden muß. Aus der Seele des Genievollen hallt immer von ſelbſt der Ton rein zurück, den der Stoff, der ſich ſeiner bemächtigte, hineinrief. — Aber wer nun nicht eigentliches Genie beſitzt? Auch dem iſt nicht Beſſeres zu rathen, wenn er doch ſchreiben will, als Wechſel der Gegenſtände und der Dichtungsarten. Nur dadurch kann er erwerben, was einigermaßen das Genie erſetzt: meiſterhafte Fertigkeit. —

Das erſte dieſer drei Gemälde iſt ein ernſthaftes Schauſpiel in fünf Aufzügen: Vergeltung. Die Fabel des Stücks hat viele Aehnlichkeit mit der Epiſode des alten Onkels in Schillers Mündeln; aber der Verfaſſer hat manche reizende Situation, manchen ſchönen Zug, die ihm eigenthümlich gehören.

Der Graf Alward hat ſeinen ältern Bruder, ehe dieſer ſeine rechtmäßige Geburt beweiſen kann, heimlich aufheben und als einen Wahnſinnigen einſperren laſſen. Nach einer zwanzigjährigen Gefangenſchaft entſpringt der Unglückliche, kommt heimlich nach der Reſidenz, findet ſeinen alten redlichen Sachwalter noch am Leben, der auch ſogleich ſeine Sache von neuem übernimmt; findet ſeinen eigenen Sohn, unter fremdem Namen, als Sekretär bei ſeinem hartherzigen Bruder, findet endlich einen ſehr rechtſchaffenen Mann als Präſident an der Spitze der Juſtiz. Der Kampf zwiſchen dem elenden Böſewicht und den Freunden und Kindern des armen Unterdrückten macht den Inhalt des Stücks aus, das ſich auf eine ſehr angenehme Weiſe damit endigt, daß der Präſident, nachdem er das Recht geltend gemacht hat, in der Tochter des Geretteten ſeine Jugendgeliebte erkennt.

Die aufgeſtellten Charaktere ſind faſt alle, gleich beim Erſcheinen ſehr gut und ungezwungen angekündigt, wiewohl man auch von der andern Seite geſtehen muß, daß kein einziger neuer unter ihnen iſt. Der mächtige Bube, der ſchwache Unterdrückte, der redliche, aber arme Vertheidiger der Unſchuld, die heldenmüthigen Kinder, der edle-Gerechte, der ſein durchgreifendes Verfahren gleichwohl nach den Formalitäten ſehr weitklug abzumeſſen weiß: alle dieſe ſind ſo oft ſchon in den bürgerlichen Schauſpielen aufgetreten, daß man ſie ſogleich wieder erkennt. Auch iſt der Verfaſſer nicht ſorgfältig genug geweſen, ſeine Charaktere rein zu halten. Selbſt die redlichen im Stücke erlauben ſich hinterliſtige Kunſtgriffe, deren *Zweck freilich iſt, das Laſter zu entlarven,* die aber doch wenigſtens ein etwas ſchielendes Licht auf ſie werfen. Was ſoll man, vor allen Dingen, von einem Jünglinge denken, der drei Jahre lang dem Todtfeinde, dem Unterdrücker ſeines Vaters dient, und ſich ſo zu verſtellen weiß, daß er ſogar das innigſte Zutrauen deſſelben erwirbt? — Wenigſtens iſt einem ſolchen die aufbrauſende übereilte Hitze, mit welcher er verfährt, als er ſeinen Vater entdeckt, nicht natürlich, — denn ein ein kalter, verſteckter Menſch iſt

Auch der Gang der Begebenheiten iſt weder raſch, noch natürlich genug. Es wird gewaltig viel darin erzählt, und wenig gethan; und — nachdem Joſeph und Antonie am Ende des zweiten Aufzuges ihren ſeit ihrer Kindheit vermißten Vater, unvermuthet wiederfinden und dieſer vor Freude ohnmächtig geworden iſt, muß das wohl jedem ein ſonderbarer Abfall ſcheinen, daß uns gleich der Anfang des 3ten Aktes den Vater in ruhigem Nachſinnen auf dem Sopha, die Tochter aber am Claviere zeigt. — Das Ende des Stücks iſt, wie ſchon geſagt, ſehr intereſſant, aber auch hier iſt ein wichtiger Fehler: die poetiſche Gerechtigkeit wird nicht geübt. Der Graf Alward iſt faſt überzeugt ſeinen Vater vergiftet zu haben; er hat ſeinen Bruder eine lange Reihe von Jahren, als toll eingeſperrt: und was geſchieht ihm dafür? — Er muß ſeine beiden Grafſchaften dem rechtmäßigen Beſitzer abtreten und ſich begnügen, außer ſeinem Pflichttheile, jährlich achttauſend Thaler Revenüen zu ziehen! Das heißt ein wenig zu milde ſtrafen!

Der Dialog iſt übrigens leicht und natärliche Styl iſt rein und fließend, und wenn s Schauſpiel gleich nicht ausgezeichne alente des Verfaſſers für das Drameweiſ't, ſo zeigt es doch ſeinen Beruf Schriftſteller unwiderſprechlich, und unilt ſehr angenehm.

Dazeite Drama heißt „Prinz Incognitwer die Chineſiſchen Laternenm Faſtnachtsſpiel." Es iſt eine Perige der Kleinſtädterei und, in ſeiner Areſſer als das erſte, wiewohl es gleichfalls der neue Charaktere, noch eine neue Fabert, und auch hier die Charaktere nicht alten, noch die Situationen hinlänglich tivirt werden.

Am beſ gelungen, und wirklich ſehr artig, iſt daritte Gemälde: Die beiden Dohlen, Luſtſpiel in drei (ganz kurzen) Aufzügen. ehrlicher Alter will ſeinen Sohn und dBraut deſſelben, ſeine Nichte, necken, indeer ſich ſtellt, als wolle er die letztere ſelbſt lrathen, und ihr es, nachdem ſie ſeinen Pl errathen hat, zur Pflicht macht, die Mie anzunehmen, als zöge ſie ihn wirklich dn Jünglinge vor. Durch die Zwiſchenkuft ſeines Schwiegerſohns, eines jungen lebhaften Officiers wird der Spaß gegen ſeinen Urheber ſelbſt gewendet. Das ganze Stück iſt ein lebhaftes, amuſantes Gemiſche von Schabecken, dergleichen man ſonſt nur auf dem franzöſiſchen Theater ſah, und das auch erlich auf dem Deutſchen Theater recht einheimiſch werden wird. Wir ſind ein philoſophiſches Volk, daß wir nie lachen können, ohne gehörig dazu präparirt zu ſeyn und ohne die Ausſicht, uns nachher weiſtig demonſtriren zu können, was es eigentlich geweſen ſey, worüber wir lachten; rch uns das Belachte Lachen abnöthigte, ob wir eigentlich hätten lachen ſollen. Mit andern Worten: wir Deutſchen ehen in der Regel weder zu lachen, noch lachen zu machen — es ſey denn wider unſern Willen, durch eigene Lächerlichkeit — ich ſage, in der Regel — die frey Ausnahmen hat.

Der Beſuch, oder die Sucht zu glänzen. Ein Luſtſpiel in vier Aufzügen von Kotzebue.

Sie rückten mir kürzlich vor, daß ich noch kein einziges Luſtſpiel ausführlich beurtheilt hätte. Sie haben Recht, und die Wahrheit zu ſagen, ich habe aus gewiſſen Gründen auch nicht große Luſt es je zu thun; aber, ſo eine üble Einleitung auch der Schluß der vorhergehenden Beurtheilung dazu ſeyn mag: meine Gedanken über das Luſtſpiel im Allgemeinen, will ich Ihnen wenigſtens kurz ſagen, und ſie dann, noch kürzer, auf das vorliegende Luſtſpiel unſers faſt einzigen Luſtſpieldichters anwenden.

Nach meiner Meinung iſt das Luſtſpiel unter allen Dichtungsarten die ſchwerſte, eben weil ſich faſt gar keine nähern Regeln für daſſelbe geben laſſen, und weil es denn doch wieder ſehr leicht iſt, in dieſer Gattung etwas Mittelmäßiges zu liefern.

„Keine nähern Regeln?“ Wenn ich die allgemeinen, die für alle Arten des Drama gelten, aufgezählt habe, z. B.: der Dichter wähle eine intereſſante Fabel; er ſtelle intereſſante Charaktere auf; er ſchildere dieſe Charaktere wahr, und halte ſie; er motivire durch ſie den Gang der Fabel auf eine natürliche Weiſe u. ſ. w.: ſo weiß ich für den Luſtſpieldichter nichts Speciellere hinzuzuſetzen, als die Eine unnachlaßliche Regel: „er ſei witzig!“ — und dränge man ſehr in mich, allenfalls noch: er ſei auf die rechte Weiſe witzig, — das heißt mit Verſtand und ohne das moraliſche Gefühl zu beleidigen.

„Gut! Aber von welcher Art muß die intereſſante Fabel ſeyn, die er bearbeiten ſoll?“ Ohne Zweifel vergnügend, beluſtigend, da das Ganze ein Luſtſpiel ſeyn ſoll. „Was für Charaktere muß er wählen?“ Solche, die Gelegenheit geben, ſinnvoll witzig zu ſeyn, weil er beluſtigen will. „Individua oder Arten?“ Verſteht er ſeine Kunſt, erinnert er ſich, daß er für ein großes mannigfaltig gemiſchtes Publikum ſchreibt, ſo wird er jedes Individuum das er porträtirt, ſo behandeln, daß es Repräſentant einer Art ſcheint, und jede Art, die er in Eine Perſon zuſammenzieht, mit ſo zuſammengepaßten Zügen ſchildern, daß man Ein Individuum zu ſehen glaubt. „Aber welches iſt die Hauptſache im Luſtſpiel, die Fabel oder die Charakterſchilderung?“ Sie dürfen ſchlechterdings einander nicht untergeordnet werden, ſondern müſſen beide mit gleichem Fleiße und gleicher Kraft durchgeführt werden. Die Fabel muß aus den Charakteren entſpringen; ſie muß aber auf der andern Seite wieder ganz darauf berechnet ſeyn die Charaktere zu entwickeln. Ein Luſtſpiel, das eine ſchlechte Fabel hat, und das zu ſichtlich nur darauf abzweckt, Charakterzüge aufzuzählen, iſt nicht viel beſſer, als die Naturgeſchichte des ehrlichen Raff, in welcher die Thiere nach einander auftreten und beichten, z. B.: Ich Katze, nähre mich von Ratten und Mäuſen; ich Dachs, wohne unter der Erde; ich Rabe, ſtehle gern das Glänzende*) u. ſ. w. Iſt, im Gegentheil, das ganze Heer von Perſonen zu offenbar nur zuſammengetrommelt, um eine beſtimmte verwickelte Begebenheit geſchehen zu laſſen; warum erſpart ſich der Dichter die gleichgültigen Geſtalten oder vielmehr Maſchinen nicht ganz, und erzählt nur, was vorging? Sind ſie ihm nichts als Kartenblätter, die er ausſpielt, ohne ſie genau zu beachten, oder Beachtung zu fordern, ſo — gebe er uns todte [illegible] lebendige Unbedeutendheiten ſind [illegible]

---

*) Eine Selbſtcharakteriſirung, die [illegible] Symbol vieler unſerer ſogenannten [illegible] macht.

Die Fabel dieſes Stücks iſt, wie die der meiſten Kotzebuiſchen Luſtſpiele, ſehr unterhaltend, und der Dichter hat ſie, was er gleichfalls immer meiſterhaft zu thun pflegt, bald zu ſehr beluſtigenden, bald zu rührenden Situationen benutzt, nur hätte er ein wenig mehr Rückſicht auf die Wahrſcheinlichkeit nehmen ſollen. Daß ein Mann ſechs Jahre lang in ſeinem ehemaligen Wohnorte leben, faſt täglich bei ſeinem alten Freunde im Hauſe ſeyn ſollte, ohne von dieſem oder irgend jemand erkannt zu werden, oder ſich zu verrathen, iſt ein wenig zu wunderbar, und gleichwohl beruht der Inhalt des ganzen Stückes auf dieſem Umſtande. Ueberhaupt ſcheint mir die Fabel zu — wie ſoll ich ſagen? — zu voll, zu ſchwer für ein Luſtſpiel. Der Luſtſpieldichter ſollte ſich vorzüglich eine ganz einfache, leichte wählen, und ihr nur anziehende Situationen abzugewinnen wiſſen. Dies, wie ich eben ſagte, verſteht Kotzebue vortrefflich. Er, oder niemand in Deutſchland, wäre allenfalls im Stande, aus einem Vorgange, dergleichen ſich täglich in jeder Gaſſe jeder großen Stadt zwiſchen Perſonen, wie man ſie in jeder Stunde ſieht, ereignen könnte, ein allgemein gefallendes Luſtſpiel zu verfertigen: warum behelligt er uns denn mit romanhaften Unwahrſcheinlichkeiten? —

Die Charaktere ſind mannigfach gemiſcht. Die Hauptgruppe iſt eine einfach edle Familie, die im Speſſart lebt, und ihren Reichthum zum Wohlthun benutzt. Neben ihr ſieht eine andre Gruppe von edlen Menſchen im Unglück: ein Mann, der ſein ganzes Vermögen hingab, weil er ſich durch die Ehre verpflichtet hielt, die Schulden ſeines ungerathenen Sohnes zu bezahlen, und nun, unerkannt, auf dem Gute ſeines Freundes Schulmeiſter iſt, — und die Tochter deſſelben, die das Mißgeſchick mit muthiger Standhaftigkeit erträgt und lieber die zärtlichen Wünſche ihres Herzens unterdrücken, als ihren Vater in eine etwas beſchämende Verlegenheit ſetzen will: — ihr Bruder endlich, der in Amerika ein großes Vermögen erwarb, ſeinen Charakter veredelte und nun zurückkommt, ſeine ehemaligen Vergehungen gut zu machen. — Die dritte Gruppe iſt eine Familie, von der jedes Mitglied eine andere Modethorheit angenommen, die ſich durch dieſe Thorheiten zu Grunde gerichtet hat, und nun auf Heirath Spekulationen ausgeht. Einzeln ſtehen noch ein edler Neger, ein ungeſchliſſener Bedienter, und endlich ein alberner Bauerburſche da.

Alle dieſe Charaktere ſind ſehr lebhaſt dargeſtellt und wirken unterhaltend, die edeln ſelbſt rührend, ſo oſt man manche derſelben auch ſchon geſehen hat. Indeß ſind dem Verfaſſer doch auch viele übertriebene Züge entwiſcht. Wenn z. B. der alte Schaubrodt nicht etwa nur wie Diogenes räſonnirt, ſondern ſich wirklich eine Tonne erbauen läßt, wenn die einfache Frau von Arlſtein, wie Cornelia, der Fremden ihren Schmuck zu zeigen verſpricht, und ihr ihre Kinder vorführt, — ſo iſt das widerlich. Ich könnte ein halbes Hundert ſolcher Züge nach einander hinſtellen, aber ich will mich begnügen, nur noch Eine Bemerkung über den Charakter des alten Wendling zu machen. Der Dichter wollte offenbar für ihn intereſſiren; er wollte ihn als einen Helden im Unglück darſtellen: aber fühlte er nicht, daß dieſer Mann ſehr ſchwach und verächtlich erſcheint, wenn er das Glück ſeiner Tochter ſeiner falſchen Verſchämtheit aufopfern, wenn er ſie lieber von einer hoffnungsloſen

Liebe will foltern laſſen, als ſeinem alten Freunde ſeinen Namen entdecken? —

Genug des Tadels, obgleich ich keinen Schriftſteller kenne, den ich lieber tadeln mag, als Kotzebue. Warum? Er hat vielleicht keinen einzigen Fehler, den er nicht ablegen könnte, ſobald er wollte, und wirklich vermeiden würde, wenn er zu rechter Zeit daran dächte, — und ſicher ablegen und vermeiden wird, wenn er ſich einſt die Zeit nimmt, ſeine Pläne länger mit ſich herumzutragen und ihre Ausführung mehr als einmal durchzuarbeiten. Ich halte ihn in der That für das ausgezeichneteſte dramatiſche Genie, das Deutſchland gehabt hat, ob ich gleich nicht läugnen will, daß in Schillers Stücken — doch darüber habe ich Ihnen ja ſchon ſo oft geſprochen. — Wundern Sie Sich übrigens nicht, daß ich von der künftigen Reiſe eines Dichters ſpreche, der ſchon acht oder zehn Bände voll Schauſpielen drucken ließ, und ſeit beinahe zwanzig Jahren auf unſern Bühnen glänzt. Dramatiſche Dichter bilden ſich nur langſam fort, eben weil jeder ihrer Verſuche ein verhältnißmäßig weitläuftiges Werk wird.

Plutarch ſagt — ein Beiſpiel, das ſchon Leſſing irgendwo anführt, — es ſei Schade, daß der Griechiſche Luſtſpieldichter Menander nicht länger gelebt habe: aus ſeinen Stücken laſſe ſich ſchließen, wie viel er einſt bei höherer Reiſe geleiſtet haben würde; — und Menander ſtarb im 52ſten Jahre und ließ 105 Komödien nach.

Verzeichniß
der
Verlags-Büche
von
C. Quien in Berlin.

Oſter-Meſſe 1802.

Annalen der neuen Nationalſchaubühne zu Be
und der geſammten deutſchen dramatiſchen
ratur u. Kunſt. 1tes — 4tes Heft. 8. Hier
erſcheint wöchentlich 1 Bogen. 17

Bendavid (L.) Verſuch einer Rechtslehre, g
1

— Vorleſungen über die Kritik der reinen
nunft. Zweite verbeſſerte Auflage. 8. 1

Familie (die) Ludwig in der Abtey Fontaine
dree. 8. 1

Fintelmann (W.) kurzgefaßte Anleitung zur
mäßigen Erziehung aller Küchengewächſe. 8.

Geſchichte meines Herzens. Nach dem Tode
Verfaſſerin herausgegeben. 8. 12

Hannchen, eine wahre Geſchichte. 8. 12

Kieſewetter (Dr. J. G. C.) Erläuterungen
erſten Anfangsgründe der reinen Mathe
zum Gebrauch für den Unterricht. gr. 8.
Kupfern. 1

Merkel (G.) Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigſten Produkte der ſchönen Literatur, 2r Jahrgang. 8. 3 thlr.

— Randzeichnungen. Ein Buch, dem der Verfaſſer viel Leſer wünſcht. Sechſte Auflage 8. 18 gr.

Mila (W.) neue ſyſtematiſche franzöſiſche Sprachlehre, für Deutſche, beſonders zum Gebrauch in Schulen u. Gymnaſien. Zweite verbeſſerte Auflage. gr. 8. 12 gr.

— praktiſches Leſebuch der franzöſiſchen Sprache, beſonders zum Gebrauch für Schulen und Gymnaſien, oder neue Sammlung nützlicher und intereſſanter Aufſätze, zur Uebung im Ueberſetzen aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche. Zweite verbeſſerte Auflage. gr. 8. 12 gr.

Müchler (K.) kleine Märchen aus dem Morgenlande. 16. mit 1 Titelkupfer. 1 thl.

Naturgeſchichte des Wildes, nebſt einem Anhange. Ein Beitrag zur Geſchichte der Jägerey. 8. 16 gr.

Rambach (F.) Dionyſiaka. Ein Beytrag für die deutſche Bühne. 1r. Theil. 8. 20 gr.

— Die Kuhpocken. Ein Familiengemälde in einem Akt 8. 8 gr.

Reiſe durch Schleſien im Jahre 1801. 1r. Theil. 8. 12 gr.

Laurent. Stark, Peinture de caractère, d'après l'allemand de Mr. Engel. 8. 1 thlr.

Aelterer Verlag.

Abhandlung über die Mühlenwerke, von J. Banks, a. d. Engl. von Zimmermann überſetzt, mit Kupf. gr. 8. 1800. 1 thl. 8 gr.

Abriß der ſphäriſchen Trigonometrie mit einigen Anwendungen auf die Aſtronomie, für Anfänger u. Liebhaber der Sternkunde. Zum Gebrauch des Friedrichs-Werderſchen Gymnaſiums, von Zimmermann, mit Kupf. gr. 8. 1800. 1 thl.

Aeſthetiſch-kritiſche Parallele der beyden größten Redner des Alterthums, Demoſthenes und Cicero, nebſt vier Muſter-Reden derſelben, a. d. Griech. u. Latein. von Dr. Jeniſch. gr. 8. 1801. 1 thl.

An die Hausväter jüdiſcher Religion, Verfaſſer eines an den Herrn Oberconſiſtorialrath u. Probſt Teller zu Berlin gerichteten Sendſchreiben, von J. A. de Luc. gr. 8. in Kommiſſion. 8 gr.

Anfangsgründe (die erſten) der reinen Mathematik zum Gebrauch für den Unterricht, von Kieſewetter, mit Kupf. gr. 8. 1799. 1 thl. 12 gr.

Annalen der Staatskräfte von Europa, nach den neueſten phyſiſchen, gewerblichen, wiſſenſchaftlichen u. politiſchen Verhältniſſen der ſämmtlichen Reiche u. Staaten, in tabellariſchen Überſichten von A. F. Randel, *1ſtes Stück,* folio 1792. *wird fortgeſetzt.* 20 gr.

Coram, der ſchwache Prinz. Eine Legende aus den Zeiten der blühenden Phantaſien, 8. 1801. 18 gr.

Inquiſiteur (l') de Tortoſe. Drame par Patono. gr. 8. 1799. 8 gr.

Lectures françoiſes ou Recueil de Dialogues, d'Hiſtoires et de Comedies, avec un Vocabulaire complet de tous les mots qui ſe trouvent dans ce recueil, et un abrégé de la Grammaire françoiſe. A la portée des Enfans et à l'uſage des Écoles par Mila. gr. 8. 1799. 6 gr.

Matinée (une) du Philoſophe de Sans-Souci. Comedie en un acte par Patono. 8. 8 gr.

Mémoires pour ſervir à l'hiſtoire de la dernière guerre des Alpes par Patono. 8. 1800. 12 gr.

Mémoires pour ſervir à l'hiſtoire des Refugiés françois dans les Etats du Brandebourg par Erman, *Tome IX.* ou Tableau des Militaires et des Nobles appartenants aux Colonies françoiſes. gr. 8. 1800. in Kommiſſion. 1 thl. 4 gr.

Merkel (G.) Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigſten Produkte der ſchönen Literatur, 1r Jahrgang 1802. 8. 3 thlr.

Prüfung der Herderſchen Metakritik zu Kants Kritik der reinen Vernunft, worin zugleich mehrere ſchwierige Stellen des kritiſchen Syſtems erläutert werden, von Kieſewetter, 2 Thle. 8. 1799. 1800. 1 thl. 18 gr.

Werner — Einige Bruchſtücke aus einem Tagebuche. Herausgegeben von Marechaux. 8. 1801. 18 gr.

Pr 24 F. 4

Briefe
an ein Frauenzimmer
über
die wichtigſten Produkte
der
ſchönen Literatur,

herausgegeben
von
G. Merkel.

Parteilos, aber kühn!
Kühn, aber beſonnen!

Fünfter Band.

Berlin, 1802.
In Commiſſion bei K. Quien.

[illegible]IOTECA
[illegible]GIA
[illegible]ENSIS

Inhalt.

Sechs und ſechzigſter Brief. Das Welt-Ende. Erſtlinge von Fr. von Sonnenberg. Erſter Theil. 253

Nachſchrift. 268

Sieben und ſechzigſter Brief. Rudolph und Julie, von Aug. Lafontaine. 273

Acht und ſechzigſter Brief. Meinun und Leila, oder der Arabiſche Petrarch und Laura. Nach dem Engliſchen des d'Israeli. 280

Nachſchrift. Ein pſychologiſches Räthſel, hiſtoriſch gelöſ't. 285

Neun und ſechzigſter Brief. Das Paradies der Liebe, in zwölf Büchern. 289

An die Einſenderin. 297

Siebzigſter Brief. 299

Adraſtea. Herausgegeben von Herder. 302

Ein und ſiebzigſter Brief. Wunderbilder und Träume in eilf Mährchen, von Sophie B. S. 317

Alarcos. Ein Trauerſpiel von Friedrich Schlegel. 322

Rudolf von der Linden. 323

Verheimlichung und Eil, oder Lottchens und ihrer Nachbarn Geſchichte. Von T. S. Jemehr 326

Skizzen, vom Verfaſſer der Reiſe meines Vaters auf ſeinem Zimmer. 331

Zwei und ſiebzigſter Brief. Barden-Almanach der Deutſchen für 1802. Herausgegeben von Gräter und Münchhauſen. 332

Nachſchrift. 345

Drei und ſiebzigſter Brief. Adraſtea. Herausgegeben von Herder. 3tes und 4tes Stück. 348

Vier und ſiebzigſter Brief. Dramatiſche Gemälde, vom Verfaſſer der Novelle Carlo. 365
Der Beſuch, oder die Sucht zu glänzen. Ein Luſtſpiel in vier Aufzügen von Kotzebue. 372
Bemerkungen. 381
Fünf und ſiebzigſter Brief. Amaranthen, (Xeranthemum annuum) vom Verfaſſer der grauen Mappe. Erſte Sammlung. 392
Journal der Romane. Zehntes Stück: Mährchen. 397
Sechs und ſiebzigſter Brief. Charaktere intereſſanter Menſchen, in moraliſchen Erzählungen dargeſtellt von Friedrich Rochlitz. Drei Theile. 401
Sieben und ſiebzigſter Brief. Regulus, ein Trauerſpiel von Collin. 413
Acht und ſiebzigſter Brief. Graf Friedrich von Werben. Von Filibert. Zwei Theile. 435
Natalie, vom Verfaſſer der Novelle Carlo. 439
Nachſchrift. 443
Neun und ſiebzigſter Brief. Journal von neuen deutſchen Original-Romanen, in acht Lieferungen jährlich. Jahrg. 1802. 445
Caledonia, von der Verfaſſerin der Sommerſtunden. 453
Achtzigſter Brief. Regulus, ein Trauerſpiel von Collin. (Fortſetzung.) 459
Ein und achtzigſter Brief. Der Roman im Romane, oder Siegfrieds Angelo, vom Verfaſſer des Weibes wie es iſt. 483
Das Kleeblatt, drei Erzählungen, herausgegeben von Friedrich Laun. 486
Beleuchtungen des weiſe-närriſchen und närriſch-weiſen Menſchengeſchlechts. 488
Zwei und achtzigſter Brief. Thuiskon, ein Heldengedicht von [illegible] 490

Druckfehler.

Im 18ten Hefte dieſer Briefe ſteht S. 338. Z. 10. Metall für Weltall.

Unter der Dedikation meines „Wannem Ymanta," ſteht Gotlieb für Garlieb*).

In eben der Dichtung, S. 156. Z. 8. ſteht Lutzen für Lützen.

Bemerkungen.

Herr Auguſt Klingemann hat Briefe über Schillers Tragödie: die Jungfrau von Orleans, drucken laſſen. Wenn der Mann ſein Schreibehandwerk noch ein Dutzend Jahre fortreibt, kann er vielleicht dazu gelangen, zu wiſſen, was er eigentlich wolle, vielleicht ſogar dazu, es verſtändlich zu ſagen. Fürs erſte wird er gut thun, ſich ſelbſt deutlich zu machen, wie ſich die Radottage eines Wahnſinnigen von dem, was Er Poeſie nennt, unterſcheidet; — wie auch, daß man mit eben den rhachitiſchen Schlüſſen, mit denen er beweiſt, daß es nichts Unſittliches in der Poeſie giebt, beweiſen kann, es gebe nichts Uebelriechendes in der Natur *), — ſelbſt, troz dem Daſeyn der Klingemannſchen Briefe, kein ſchlechtes Buch in der Welt.

---

*) Ich merke dieſes an, damit die literariſchen Gaſſenbuben, die ſo gern mit Namen ſpielen, nicht glauben ich ſchäme mich des meinigen.

Es iſt ein Buch erſchienen mit dem Titel: „Herr von Kotzebue in Sibirien, ein Schauſpiel in drei Aufzügen u. ſ. w." Dem ſogenannten Verfaſſer deſſelben gehört nichts davon an, als die Unverſchämtheit, es zu machen, die Plattheit, mit welcher er Kotzebues intereſſante Erzählung, faſt ganz unverändert, in ſchlechte Dialogen zerreißt, und drei abgeſchmackte Vorreden, in denen er ſich, mit der Politik gewiſſer Thiere, vor Allen, die er fürchtet — Herrn von

---

*) Die beiden Begriffe: unſittlich und übelriechend, haben unendlich mehr Gleichheit, als ſich beim erſten Blicke entdecken läßt. Uebelriechend iſt, was die Geruchswerkzeuge widerlich afficirt; — unſittlich, was das ſittliche Gefühl beleidigt: weiter muß man nicht definiren wollen; denn man kommt nicht weiter. — Es giebt Leute, die Branntwein wohlriechend finden, grade wie es Leute giebt welche ſich an der Sünde vergnügen. Es giebt Leute, für die gar kein Geſtank exiſtirt, weil ſie einen Sinn zu wenig, oder den Schnupfen haben; grade wie Herr Klingemann nichts Unſittliches entdecken können, weil ſie u. ſ. w. wie oben. Man könnte recht gut das Unſittliche, das Stinkende der moraliſchen Welt nennen, und umgekehrt.

Kotzebue, den Leſern und den Recenſenten, — dadurch zu ſichern ſucht, daß er ſich ihnen ekelhaft macht, und die Verächtlichkeit ſeiner Schreiberei eingeſteht u. ſ. w. Der Verleger, ſagt er, hätte etwas auf die Meſſe zu bringen gewünſcht, das mit Kotzebue's Namen verſehen wäre; da hätte er denn das bekannte Werk deſſelben vorgenommen, die Erzählung in Dialog verwandelt u. ſ. w. Wenn es ſchon eine ſträfliche Büberei iſt, ein Werk nachzudrucken: wie ſoll man denn die Prellerei nennen, die vorher das gute Buch in ein ſchlechtes verwandelt? —

Als vor einem Jahre meine Beurtheilung des Lorenz Stark erſchien, fanden ſich, wie man mir ſogleich meldete, in Berlin drei Damen, die beſtimmt verſicherten, ſie hätten mir zu dem Gemählde der drei Recenſentinnen geſeſſen, das ich in der Einleitung aufſtellte. Mir fiel der Pariſer Finanzpächter ein, der einſt mit einem eben erſchienenen Kupferſtiche zu Argenſon ins Zimmer ſtürzte, und ihm mit glühendem Geſichte zukreiſchte: „Sehen Sie den Teufel? das bin ich!" „Nun, mein Herr," antwortete Argenſon, „wenn Sie Sich Selbſt dafür bekennen, darf niemand ſo unverſchämt ſeyn, es Ihnen abzuſtreiten.“ — Ich lachte, und ſchwieg mit dem ruhigen Bewußtſeyn, nur Gattungen, nicht Individua, gezeichnet zu haben. Jetzt erfahre ich aber zu meinem Erſtaunen, daß auch in * * drei Damen ſind, die durchaus die Originale jener Skizzen ſeyn wollen; die eine vierte, bei der ſie einſt ähnliche Urtheile, wie die von mir angeführten, fällten, der Verrätherei beſchuldigen, mir dieſe Urtheile und ihre Schilderung geliefert zu haben, — und die Unſchuldige deshalb anfeinden. Das iſt ein wenig zu ernſthaft. Ich erkläre demnach hier öffentlich bei meiner Ehre, daß ich das Fräulein von G., Stiftsdame zu M., gar nicht die Ehre habe zu kennen, daß ich nie ſo glücklich geweſen bin, mit ihr in Briefwechſel zu ſtehen, daß ſie keinen noch ſo entfernten Antheil an dieſer Zeitſchrift hat, und daß jene Zeichnungen in jeder Rückſicht ganz mir gehören. Wollen die ſchen Damen auch jetzt nicht ihre Anſprüche aufgeben, ſo mögen ſie ſelbſt ſehen, wie ſie ſich mit den Berlinerinnen abfinden, die offenbar ältere — wiewohl eben ſo ungegründete, —

haben. Zu Ihrer Beruhigung glaub' ich noch hinzuſetzen zu müſſen, daß der edle Dichter (Matthiſſon), dem ich dieſe Nachricht verdanke, mir Ihre Namen nicht genannt hat.

Der ſcherzhafte Vorſchlag der Eunomia, die Geſchichte des Räubers am Rheine, mit dem ekelhaften Namen, — zu ſchreiben, iſt wirklich ſchon ausgeführt. Das Exemplar, das ich von der Meſſe erhielt, hat kein Titelblatt: das thut mir leid; denn dieſes merkwürdige Werk bereichert unſre Literatur mit einer ganz neuen Kunſtmanier, nehmlich der ſentimentalen Beſtialität. Der Held wird von einem Abdecker in einem romantiſchen Abentheuer erzeugt, in einem Hundeſtalle von Hündinnen aufgezogen, ſtudirt, von einem überaus edeln, biedern Nachrichter unterſtützt, in Jena Medicin, und ſoll eben promoviren, als ſein Wohlthäter ihn abruft, die erſte Decollation vorzunehmen. Nichts übertrifft die zärtliche Empfindung, mit welcher die Scene der Hinrichtung ſo ausführlich als möglich beſchrieben wird. Seine Braut, Nachrichters Dorchen, bringt ihm ſelbſt, unter ihrem

Feſttagsmantel, das Richtſchwert aufs Schaffot, und reicht es ihm mit einem zärtlichen Blicke. Ihre Familie und ihre Geſpielinnen (vermuthlich Abdeckers Lieschen und Hundſchlägers Miekchen) ſtehen mit geſpannter Erwartung umher. Er thut den Meiſterſtreich. Dorchen fällt ihm, voll Bewunderung und Entzücken, um den Hals, alle erſticken ihn faſt mit Küſſen; der Prediger und der Officier wünſchen ihm mit Hochachtung Glück. — — Nein, Talente, wie dieſer Verfaſſer entfaltet, ſollten ſchlechterdings nicht unbelohnt bleiben. — Hätte ich doch eine Nachrichterſtelle zu vergeben! —

Die Direktion des Weimariſchen Theaters hat, im Märzſtücke des Journals des Luxus und der Mode, ein großes Manifeſt ergehen laſſen, wie künftig die Deutſche Nation von beſagter Bühne zu denken habe. Er theilt die Geſchichte derſelben in vier Perioden: von der Errichtung bis zur Ankunft Schillers; — bis zur neuen Dekoration des Saals (!!!); bis zur Aufführung der Brüder nach Terenz, alſo Darſtellung eines Römiſchen Stücks; — bis zur Aufführung des Jon, als einer Nachbildung Griechiſcher

Schauſpiele; — ſie beklagt ſich daß „*Direktionen ſo oft von Zeit und Zeitgenoſſen* u. ſ. w. abhangen; (ſind ſie denn etwa nicht um dieſer letzten willen da? Giebt es etwa nur Zeit und Zeitgenoſſen, damit Theaterdirektionen exiſtiren können)? — ſie meint, daß ſie ſich *pädagogiſche* Verdienſte um die Zuſchauer erwerbe, wenn ſie Stücke aufführen laſſe, die dieſe nicht verſtänden; — ſie erklärt endlich gar: „*Man könne dem Publikum keine größere Achtung beweiſen, als wenn man es nicht wie Pöbel behandle*[*]).“ (Wie, wenn man das rhetoriſche Blümchen ihr ſelbſt wiederböte, und ſagte: man könne ihr keine größere Achtung beweiſen, als wenn man ſie nicht wie die Vorſteher einer Poſſenreiſſer-Bande behandle?)

Aus der ganzen hochfahrenden Schreiberei könnte man faſt ſchließen, daß es, nach der Meinung beſagter Direktion, in Weimar gar kein Publikum gebe, indem die Leute, die ſich dort im Schauſpielhauſe verſammeln, nicht befugt ſind, einen eignen Geſchmack zu haben, oder wohl gar ihr Urtheil geltend zu machen, ſondern nur exiſtiren, damit beſagte Direktion an ihnen experimentire, was wohl Stücke von dieſem oder jenem Zuſchnitte auf ſie wirken werden: — ungefähr, wie man in Paris an den Elephanten die Wirkung der Muſik verſuchte.

---

[*]) Nehmlich vorausgeſetzt, daß es die mythologiſchen Stücke verſtehe. Durch ein ähnliches Machtwort könnte man die öffentliche Vorſtellung lateiniſcher oder griechiſcher Schauſpiele rechtfertigen. Man gehört deswegen noch nicht zum Pöbel, wenn man den Erechtheus nicht kennt.

Nicht einmal gut geſchrieben iſt das hochbrüſtige Ding. Es hat Phraſen wie folgende: „Der neue Autor wie der alte, hat gewiſſe Vortheile und Nachtheile, und zwar an der umgekehrten Stelle.“ Was heißt das? Was hat man unter der umgekehrten Stelle eines Autors zu verſtehen?

Das erwähnte Manifeſt ſagt: „Vielen Dank ſoll der Kunſtrichter verdienen, der uns an dieſem Beiſpiele (dem Jon) wieder klar macht, in wiefern wir den Alten nachfolgen können und ſollen.“

Ich darf zwar nicht hoffen, daß die Direktion mir eine ſolche Bemühung danken werde; indeß will ich verſuchen, es zu verdienen. Mir ſcheint:

Sind unter dem „Wir" die Theaterdirektionen verſtanden, ſo können und ſollen dieſe den Direktionen zu Athen und Rom darin nachfolgen, daß ſie ſich nicht für hocherleuchtete Vormünder des Publikums anſehen, die ſich um daſſelbe pädagogiſche Verdienſte zu erwerben und mit ihm zu experimentiren haben; — daß ſie im Gegentheil ſich ſtets gegenwärtig erhalten, wie ſie eigentlich im Dienſte deſſelben ſtehn; — daß ſie daher, wenn ſie den öffentlichen Geſchmack veredeln wollen, nicht hochbrüſtig und arrogant einherfahren, ſondern den Geiſt des Publikums zu Rathe ziehn, und ihn nur allmälig und auf eine gefällige Weiſe erheben ſollen; — nicht aber Stücke geben, die es nicht intereſſiren können, und dann jede Aeußerung des Mißfallens verbieten *).

Sind unter dem „Wir" die Schauſpiel-Dichter zu verſtehen, ſo können und ſollen dieſe den Griechiſchen darin nachfolgen,

---

*) Nie hat ſich die Theaterdirektion zu Athen beigehen laſſen, den Griechen Indiſche oder Syriſche Gottheiten als wirkliche Weſen vorzuführen, oder das Publikum, wie die Weimariſche Direktion im Manifeſte, wegen des Sinnes eines Schauſpiels, an ein mythologiſches Handlexicon zu verweiſen.

daß ſie ſo freien und kräftigen Geiſtes dichten, als jene, nicht aber im Zuſchnitt der Schauſpiele und in der Manier. Wie ihre Poeſie aus dem Geiſte ihres Volkes hervorging und auf die herrſchende Vorſtellungsart und den Charakter deſſelben berechnet war, ſo ſollen die Deutſchen Dichter ſich nach dem Geiſt, der Vorſtellungsart und dem Charakter der Deutſchen richten: das iſt die einzig würdige Weiſe, den Alten nachzufolgen, und wirklich veredelnd zu wirken. Uns aber nur die Chöre, Masken und Gottheiten der Griechen vorführen, heißt ihnen nachäffen, nicht nachfolgen. – (Uebrigens bitte ich, das Geſagte nicht für ein Verdammungsurtheil des Schlegelſchen Jon, den ich nicht geſehen habe, zu halten. Ich kenne den Jon des Euripides, ich kenne das was Herr Schlegel ſein Talent, wohl gar ſein Genie nennet, das heißt, ſeine Fertigkeit von Reminiscenzen aus andern Dichtern etwas Neues zuſammen zu flicken und einem alten Werke durch Veränderung, einzelner Nebenſachen, das Anſehen eines neuen zu geben; alſo bin ich zum voraus gewiß, daß er in jenem Stücke etwas nicht ganz Schlechtes zuſammengetragen und geflickt hat, — das nur um ſo beſſer ſeyn wird, je weniger er von ſeiner eignen Armuth hinzuthat.)

Man kann den Unterſchied zwiſchen dem Zuſtande der Dichtkunſt bei den Griechen und bei uns, in ein einziges leicht faßliches Bild zuſammendrängen. Bei ihnen ſpielte Marſyas zuerſt, dann Apoll, und that, als er geendet hatte, jenem — wie bekannt. Bei uns rührte Apoll zuerſt ſeine Leyer, in der letzten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts; jetzt intonirt Marſyas (die bekannte Clique); und weil Midas ein freundliches Geſicht verleiht, ſchärft er ſein Meſſer ſchon, Apoll zu ſkalpiren, — wie in der Erlanger Lit. Zeitung, in der Zeitung für die flache Welt und zehn andren Journalen zu hören iſt.

Flecks Rolle als Oberförſter, ſagt man, hat noch nicht beſetzt werden können. Sollte die der Oberförſterin erledigt werden, ſo ſchlage ich dazu wohlmeinend einen der Berliner Journaliſten vor, die nicht aufhören können, über ſeinen Tod zu winſeln.

Fünf und ſiebzigſter Brief.

Amaranthen, (Xeranthemum annuum) vom Verfaſſer der grauen Mappe. Erſte Sammlung.

„Vom Verfaſſer der grauen Mappe!“ hör' ich bei dieſer Gelegenheit in meinem kleinen Lebenszirkel, ſelbſt von Perſonen, deren feinen Geſchmack ich kenne, freudig ausrufen. Ich ſchließe daraus, daß dieſer Schriftſteller ehemals ſehr intereſſante Sachen muß geliefert haben. Ich kenne ſie nicht, da ich, ehe Sie mich zum Recenſenten machten, den Grundſatz hatte, durchaus nichts Belletriſches zu leſen, das mir der Ruf nicht als claſſiſch pries: — aber ich habe zu dem Urtheil meiner Freunde ſo viel Zutrauen, daß ich eine Bewahrung glaube einlegen zu müſſen, man möge, was ich von dem gegenwärtigen Produkte des Verfaſſers vielleicht ſage, ja nicht auf ſeinen ſchriftſtelleriſchen Werth überhaupt ausdehnen. Wenn ich jemand zum erſtenmal ſehe und ihn blaß finde und ihn blaß nenne, ſo ſag' ich ja damit nicht, daß er nicht vielleicht in der vorigen Woche eine ſehr blühende Farbe hatte.

„Vermuthlich bekomm' ich alſo recht viel Böſes von dieſem Schriftſteller zu hören?" Von ſeinem Buche — nicht viel Gutes; von ihm aber, wie folget. — Er ſcheint ein Mann von ſehr hellem Verſtande, von reifer Menſchenkenntniß, und ein ſehr geübter Schriftſteller, der die Sprache in ſeiner Gewalt hat. Nur Einen Fehler begeht er in dieſem Buche, der alles verdirbt: er ſpielt den Humoriſten, ohne es zu ſeyn; er witzelt mit Worten, und wird dadurch preciös.

Schon der Titel iſt ein Beweis davon. Er fügt eine ganze Vorrede hinzu, um ſich davor zu bewahren, daß man Amaranthen nicht durch „Unverwelkliche" überſetzen, ihn nicht für unbeſcheiden halten möge. Je, mein Herr, wenn Sie das fürchteten, warum ſtrichen Sie das Wort nicht weg? Ein witziger Einfall wäre dabei nicht verloren gegangen.

Die erſte Erzählung heißt: „Blicke aus meines Onkels Dachfenſter in's Menſchenherz." Wieder Geziertheit! Die Idee der Erzählung iſt ſehr artig. Sie wird vorgetragen, indem der Verfaſſer bloß das Benehmen und die Geſtikulation einer Familie beſchreibt, die er nicht kennt und von deren Geſprächen er keine Sylbe verſteht. Die Art aber, wie er, mit einer Menge überläſtiger, pſeudo humoriſtiſcher Umſtände ſie einleitet, iſt widerlich; und von dem Stile wird Ihnen die einzige Floskel hinreichend ſagen: „der große Seher in Zürich ſpähte, aus purer Menſchenliebe und zur Beförderung derſelben, durch das oeil de boeuf der Manſarde menſchlicher Angeſichter in alle Cavitäten des dahinter aufgebauten Herzens *)."

Der Bankert, ein Problem für die Kriminaliſten. Dieſe ſchaudervolle

---

*) Jede Klaſſe von Schriftſtellern hat ihre beſondern Pedantereien: eine der humoriſtiſchen iſt, in einem neuen Werke Perſonen aus einem ihrer vorhergehenden Bücher aufzuſtellen. Das thut denn auch dieſer Verf. mit dem alten Onkel, der ſchon in der grauen Mappe vorkommen ſoll, und hier eine völlig überflüſſige Perſon iſt. Ich muß geſtehen, auf mich macht es eine widrige Wirkung, wenn ich die Schriftſteller ihre Bücher in einander verzäunen ſehe. Der kraftvolle Künſtler ſetzt jedes neue Werk ſo hin, daß es für ſich, unangelehnt, ſteht und ſtehen bleibt.

Anekdote iſt einfacher vorgetragen, das heißt, beſſer.

Philadelphia der Zweite, ein ſentimentaler Scherz, ohne Pointe. Eine Dame lernt in Pyrmont eine verarmte Emigranten-Familie kennen; und da die Brunnengäſte für dieſe nichts hergeben wollen, hintergeht ſie ſie mit der Nachricht, ein berühmter Gaukler ſei da; ſammelt für dieſen und bringt die reiche Beute ihren Schützlingen. Der Vortrag iſt ſehr fließend und anziehend, aber die Idee des Ganzen iſt ſtumpf.

Noch mehr mislungen iſt die folgende Geſchichte: „Weibertreue mit Belägen." Ein alter Hageſtolz beweiſt, im Geſpräch mit einer Freundin, den Wankelmuth des weiblichen Geſchlechts durch — die vier Bogen lange Geſchichte der Matrone von Epheſus, die er in einem Tone vorträgt, als läſe er ſie ab. Seine Freundin iſt werth es zu ſeyn: ſie widerlegt ihn durch die bekannte Anekdote von den Weibern zu Weinsberg, und zwar in eben dem breiten Büchertone. Soll das Aufwärmen ſo abgedroſchener Dinge verzeihlich ſeyn, ſo müſſen ſie in einer ſehr reizenden Form erſcheinen; aber hier iſt alles verfehlt: die Einleitung iſt lahm, der Vortrag preciös, — ja, ſollten Sie es Sich denken, daß ein geübter Schriftſteller einen ſolchen Fehlgriff machen könnte, im Geſpräche ein unendliches Geſpräch erzählen zu laſſen? — Zur Probe des witzelnden Tons will ich eine Stelle herſetzen: „Die Dame hatte hohe Zeit, dieſen ſatyriſchen Ausſtrom zunächſt am Deichbruche zu dämmen, damit er ihr nicht übermächtig werde. Ehe Sie in dieſem mörderiſchen Kreuz- und Heckenfeuer fortfahren, unterbrach ſie ihn, — und damit Sie Sich und mir ein Anſehnliches an Lunge erſparen, hören Sie einen Vorſchlag zur Güte.“ — Wie iſt es möglich, daß ein Mann von Geiſt und Geſchmack ſo etwas für Geſprächston, wohl gar für witzigen, anſehn kann!

„Opfer um Opfer, eine wahre Anekdote,“ — und zwar eine ſehr anziehende, aus jener Zeit, da Pugatſchew Rußland verheerte. Der Verf. hat ihr eine zu romanhafte Schlußſcene gegeben, ſonſt iſt ſie ſehr gelungen, da er hier nicht humoriſiren wollte, ſondern faſt nur geſchichtlich erzählt. — Ge-

— Geſchichte ſcheint überhaupt ſein eigentliches Fach zu ſeyn, und wenn ich mich nicht ſehr irre, hab' ich ſchon ein Paar vortreffliche hiſtoriſche Darſtellungen geleſen, die mit dieſer Anekdote aus Einer Feder floſſen.

Journal der Romane. Zehntes Stück. Mährchen.

> „Die Blume der Arabeske ſteht da; laßt aufſteigen aus ihr ſchöne Geſtalten! Keine Dichtung vermag dem menſchlichen Herzen ſo feine Dinge ſo fein zu ſagen, als der Roman und das Feenmährchen. In ihm iſt die ganze Welt und ihre Werkſtätte, das Menſchenherz, als eine Zauberwelt ganz unſer. Nur ſey man ſelbſt ein von der Fee begabter Glücklicher, um in dieſer Zauberwelt ihre Geſchäfte zu verwalten. Nirgend mehr als in ihr, wird das Gemeine abgeſchmackt, häßlich, unerträglich. Die Capricen und Launen dieſer Welt fordern den feinſten Verſtand, die unerwartetſte Wendung.
>
> Herders Adraſtea. 3tes Stück.

Ein ſolcher von der Fee und zwar reichlich Begabter iſt der Verfaſſer dieſer Mährchen offenbar. Ich kann mich nicht erinnern, ſeit langer Zeit in irgend einer Sprache ſo zarte und doch ſo kräftige, ſo ſinnvolle und doch zugleich mit der freieſten, lieblichſten Tändelei hingeworfene Gebilde dieſer Art geleſen zu haben. Der Dichter — wie wenig Mährchenerzähler verdienen den Namen! — beſitzt einen hohen Reichthum von Menſchenkenntniß und Lebensweisheit, und eine eben ſo hohe, kräftige Gewandtheit der Phantaſie. Faſt nie erlaubt er ſich ein müßiges Spiel der Einbildungskraft, und nie verräth er ſchwerfällig die Abſicht, eine Maxime oder Wahrheit einkleiden zu wollen. Verſtand und Phantaſie ſind bei ihm immer gleich thätig: dieſe bringt nicht hervor, wenn jener es nicht veranlaßt, und jener ſpricht nichts aus, ohne daß dieſe dem edlen Geiſt einen reizenden Körper verleiht. Jeder Einfall des Verfaſſers iſt ein Funken, der zugleich ſchimmert und zündet.

Am meiſten bewundre ich ihn wegen ſeiner Charaktere: jeder, ſelbſt der ſeiner Genien und Feen, iſt wahr und gleichwohl wunderbar; jeder wird gewiſſenhaft gehalten und iſt doch nicht ſteif. Seine Schilderungen ſind von lebendiger, reizender Fülle und Friſchheit, ohne jemals üppig zu werden. Er vermag nicht nur, reichlich zu geben, ſondern weiß auch — eine ſehr ſchwere Kunſt! — aufzuhören, wenn er genug gegeben hat. Ich könnte noch ein Paar Seiten mit ſolchen Lobſprüchen füllen, wenn ich nicht fürchten müßte, daß Sie mir vorwürfen, ich wiſſe nicht aufzuhören.

Die Sammlung enthält fünf Mährchen. Von den vier erſten kann jedes in Einer Rückſicht als das beſte angeſehn werden. Selim und Zoraide iſt das lieblichſte; Krauskopf und Goldlöckchen das ſinnvolleſte; Paridamia oder die Krebsſcheeren (ein ſehr feiner, geiſtvoller, aber mit Gerechtigkeit abgemeßner Spott über Richters „auf den Kopf geſtellte Hyperbeln,") iſt das witzigſte, und ſelbſt daß der Verfaſſer es nicht endigte, zeigt von ſeinem richtigen Tact; — der kriſtallne Thurm iſt das reichſte an Phantaſie. — Das fünfte, Prinz Kanzedir, hat mir am wenigſten gefallen. Der Styl deſſelben iſt ſchwerfällig und gekünſtelt; die Dichtungen ſind mühſam zuſammengeſucht; die Charäktere ſo ſchwankend, daß man ſich für keinen intereſſiren kann; — ſelbſt von dem Helden weiß man nicht, ob man ihn für gut oder böſe halten ſoll. Faſt ſcheint es nur eine Nachahmung der vier erſten, von einer fremden Hand.

Der Verleger verdient Dank dafür, daß er dieſem Bande einen doppelten Titel gegeben, und ſo das Anſchaffen deſſelben erleichtert hat. Die neun erſten Bände ſeines Journals — hab' ich geleſen, und damit gut; dieſer zehnte bekommt ein Ehrenplätzchen in meiner kleinen Bibliothek.

Wer der Verfaſſer iſt? Ich würde etwas darum geben, es erforſchen zu können, ſo ſehr ich ſonſt das Incognito der Schriftſteller ehre. Wer ſo gut ſchreibt, bei dem möchte ich es faſt für eine Art von Prüderie halten, daß er ſeinen Namen verſchweigt.

Sechs und ſiebzigſter Brief.

Charaktere intereſſanter Menſchen, in moraliſchen Erzählungen dargeſtellt von Friedrich Rochlitz. Drei Theile.

Die beiden erſten Theile dieſer ſehr intereſſanten Sammlung ſind älter, als meine literariſchen Briefe; ich konnte alſo nicht von ihnen ohne nähere Veranlaſſung ſprechen. Der dritte iſt ſo eben erſchienen und giebt mir endlich die längſt gewünſchte Gelegenheit, Ihnen die Schriften des Herrn Rochlitz als eine der trefflichſten Unterhaltungen zu empfehlen, welche unſre ſchöne Literatur darbietet. Jede Arbeit dieſes Schriftſtellers zeigt ihn als einen Mann von lebendigem, zartem Gefühle, von warmer Phantaſie und zugleich — was ſo ſelten mit die zu Geiſtesvorzügen verbunden iſt — als einen ſcharf und tiefblickenden Beobachter, als einen feinen Menſchenkenner und gewandten Sprachkünſtler. Er hat, wie ich höre, ein bedeutendes Publikum, das ihn ehrt; aber daß man ihn, bei ſeinen Talenten und ſeinen Kunſteinſichten, ſo ſelten oder nie unter den ausgezeichneten Schriftſtellern anführt, iſt mir aufgefallen. Sollte Herr Rochlitz vielleicht dieſes Ueberſehen dadurch veranlaſſen, daß er zu ſehr beſorgt ſcheint, keinem Tadel eine Blöße, keiner Art von Menſchen einen Anſtoß zu geben? Das Verrathen einer ſolchen Beſorgniß, und der leicht zu bemerkende Zwang, den ſie auflegt, ſind ſelbſt zwei der gefährlichſten Blößen. Der Mann von Verdienſten verräth nicht ſo bald, daß er eine geringe Meinung von ſich hat, ſo nimmt ihn der Haufe beim Worte, beachtet ihn auch nicht ſehr, und giebt ſich, ſtatt ihn zu ehren, die Miene, als dulde er ihn nur. Mit ſeinen Verdienſten prunken, durch hohen Ton imponiren, Geſetze geben zu wollen, macht lächerlich, ſelbſt, wenn es Göthe iſt, der es zu thun verſucht. Wer aber Furchtſamkeit, zu große Weichheit gegen öffentliche Urtheile verräth, hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn jeder Wicht ſich eine hohe Richtermine giebt. Herr Rochlitz hat zu hellen Verſtand, um für mehr gelten zu wollen, als er iſt: ich wünſche ihm auch Selbſtgefühl genug, ſich nicht darum zu bekümmern, ob und was dieſer oder jener von ihm ſpreche, — damit er unbefangen ſeiner eignen lichten Anſicht folgen könne. —

Der erſte Band dieſer Charaktere enthält drei biographiſche Gemälde: — ſo möchte ich nehmlich dieſe Arbeiten lieber nennen, als Erzählungen, da dem Verfaſſer offenbar mehr daran lag, belehrende pſychologiſche Einheit der Charaktere, als Einheit in der Begebenheit zu geben.

Das erſte Gemälde, „die frühe Verbindung," erzählt die Geſchichte eines jungen Mannes, der im Augenblick der dringendſten Noth in einem Landmann einen Retter findet, ſich mit der Tochter ſeines Wohlthäters, wider den Wunſch deſſelben, verlobt; dann durch ihn auf einen Weg geführt wird, auf dem er einen zu hohen Grad von

Kultur erlangt, als daß jenes einfache Mädchen ihn noch glücklich machen, oder durch ihn glücklich werden könnte. Die Treue, mit welcher er dennoch ſein Verſprechen erfüllen will, hindert ihn, eine Verſorgung zu finden. Endlich, gealtert, mit gebrochenem Sinne und Herzen, entſagt das Mädchen ihm, und dem Scheine nach iſt allen geholfen, — ſo weit nehmlich Leuten, welche ihre ſchönſte Lebenszeit an eine einzige Uebereilung verloren, noch geholfen werden kann. — Dieſe anziehende Geſchichte iſt ſchön und mit edel einfachem Tone vorgetragen. Vielleicht hätte ſie mehr zuſammengedrängt, — vielleicht hätte die Belehrung, die ſie giebt, mehr verſteckt werden ſollen: aber daß ſie eine wichtige Wahrheit warm ans Herz legt, iſt wahrlich kein Fehler. Die Menſchen, die von dem Künſtler verlangen, er ſolle keinen weitern Zweck haben, als darzuſtellen, wiſſen nicht was ſie wollen, und verſuchen den Künſtlern durch Worte einen wichtigen Vorzug, den ſie vor den Künſtlern durch bloße Töne oder Geſtalten haben, zu rauben, — nehmlich dem denkenden Geiſte reichere, höhere

Reſultate darbieten und den Ideengang deutlicher angeben zu können, den ſie durch ihr Werk zu erregen wünſchen. Daß eine Erzählung keine moraliſche Predigt ſeyn darf, (und eben ſo wenig eine artiſtiſche, wie ſeit Wilhelm Meiſter faſt alle Romane einer gewiſſen Klaſſe von Schreibern) verſteht ſich; — aber ein Kunſtwerk, das dem Verſtande gar kein Reſultat darbietet, welches die Vernunft anwenden kann, iſt ſeicht und albern *).

Weniger Werth hat das folgende Gemälde, die Landmädchen. Von zwei jungen Mädchen, welche eine Predigerwittwe auf dem Lande erzieht, wird die eine, ſobald ſie im Alter der Verführung iſt, von

---

*) Es iſt ſehr luſtig zu bemerken, zu welchen lächerlichen Entſcheidungen die jungen Leute gelangen, wenn ſie ihre [illegible] zum Urtheilen anwenden. Neulich erinnerte einer von ihnen das Publikum daran, daß er, in einer vermuthlich [illegible] Schrift, bewieſen habe, die Franzoſen hätten noch gar keine Dichter gehabt. Wenn der junge Herr fortſtudirt, wird er bald finden, daß noch kein Volk der Erde, ſelbſt die Griechen nicht, Dichter hatte. Denn alle diejenigen, die man bis jezt ſo nannte, waren zu [illegible], unter Poeſie das zu verſtehen, was er darunter verſteht.

ihrem vornehmen Vormunde in eine große Stadt gebracht, wo er ſie verführen, und endlich heirathen will, aber durch den Tod daran gehindert wird. Nach mannigfaltigen, trüben Erfahrungen, kehrt ſie zu ihrer Erzieherin zurück, und findet ihre Geſpielin glücklich verheirathet. Die Zeichnung der Charaktere hat pſychologiſchen Werth; aber wenn der Verfaſſer nicht eine ſo glückliche Darſtellungsgabe hätte, würde dieſe etwas alltägliche Geſchichte langweilig werden.

Deſto anziehender iſt die dritte, „Nachbar Millner.“ Zwei junge Reiſende werden durch einen Unfall gezwungen, in der Wohnung eines Landmanns eine Zuflucht zu ſuchen. Sie finden einen vielerfahrnen, ruhigen Weiſen, der, nach ſtürmiſchen Schickſalen, in der Dunkelheit und im Schooße einer liebenswürdigen Familie ſehr glücklich lebt. Er erzählt ihnen ſeine Geſchichte, die ſchon für ſich intereſſant iſt, aber dadurch einen beſondern Reiz gewinnt, daß der Verfaſſer den unbefangenen Ton eines Mannes gut getroffen und gehalten hat, der

Glücklich der Wogen Gebraus' entrann ans hohe Geſtade;

Triefend noch blickt er zurück, lächelnd:
„Mich wälzt ihr nicht mehr!"

— Der zweite Band enthält eine einzige Geſchichte: „Viktors Reiſe um Menſchen kennen zu lernen," — das Gelungenſte und Vollendetſte, was ich von dem Verfaſſer geleſen habe. Jeder Charakter iſt wahr und kräftig dargeſtellt; jede Scene anziehend ausgemalt, jedes Gefühl glücklich ausgedrückt. Man ſieht, daß Herr Rochlitz dieſes Werk con amore gearbeitet und oft wieder überarbeitet hat: die überall gleiche, nur nach den Gegenſtänden nüancirte Haltung des ſchwermüthigen Tones, der ſelbſt in den froheren Anfangsſcenen einem freundlichen Blick unter einer dicht bewölkten Stirne hervor, gleichet, beweiſt, daß der Verfaſſer den rührenden Schluß der Geſchichte ſchon ganz ausgemalt vor ſich hatte, als er dem Uebrigen ſeine gegenwärtige Geſtalt gab. Der Inhalt des Werks iſt, in wenigen Zeilen, folgender: Durch einen Glücksfall erlangt ein junger Menſch aus einer armen, bürgerlichen Familie Gelegenheit, zu ſtudiren; die Bildung, die er ſich erwirbt, führt ihn in ein reiches, adeliges

Haus; ſein Charakter gewinnt ihm die Liebe eines höchſt liebenswürdigen Fräuleins, und er und ſie gehen, als Opfer ihrer Leidenſchaft, ihres Edelmuths und der Convenienz, zu Grunde. Die Erzählung beginnt mit der Abſchiedsſcene Viktors im väterlichen Hauſe; ſie ſchließt mit ſeiner Rückkehr in daſſelbe, als unheilbar wahnſinnig. — Der dritte, jetzt erſchienene Band, enthält den erſten Theil einer Erzählung: „die Verwandten.“ Der Verfaſſer nennt dies Werk eine Biographie, es iſt aber eigentlich ein Roman, in welchem er den unglücklichen Gedanken hat, zu — lafontainiſiren. Ohne Herrn Lafontaine herabſetzen zu wollen: das hätte Herr Rochlitz nicht thun ſollen. Sein eigenthümlicher Ideengang, ſeine individuelle Art, die Sachen anzuſehen und zu behandeln, hat zu vielen Werth, um irgend einer andern aufgeopfert zu werden. In ſeinen bisherigen Werken war er ernſter und einſichtsvoller Pſycholog, dann erſt, um der Charakterſchilderung willen, Geſchichtserzähler. In dieſem Werke ſtellt er willkührlich geſchaffene Charaktere auf, und die Begebenheiten ſcheinen ihm die Hauptſache, —

was keine Veredlung ſeiner Kunſtanwendung iſt. — Ueber die Geſchichte ſelbſt will ich, da das Werk noch nicht vollendet iſt, nichts weiter ſagen, als daß ſie einen ſehr anziehenden Gang nimmt, und von Herrn Rochlitz kann man gewiß ſeyn, daß er die ſorgſam geſpannte Erwartung nicht durch einen ſchlaffen, unintereſſanten Ausgang täuſchen werde.

Die Hauptperſonen ſind drei junge Leute, die mit einander erzogen werden, von denen jeder aber einen ſehr verſchiedenen Charakter hat. Hermann, der Sohn eines wackern Schulrektors, iſt einer von jenen Geiſtern, die in der Jugend verſchloſſen und heftig ſind, daher den Anſchein wilder Härte haben, aber unbemerkt und im Stillen zu edler, energiſcher Feſtigkeit reifen. Seine Schweſter Auguſte iſt ein ſanftes, weiches Gemüth, das erſt durch Liebe und in der Liebe Feſtigkeit gewinnt, die ſich dem Heldenmuthe nähert. Fritz, der Sohn eines Generals, ihr Geſpiele und Auguſtens Liebhaber, iſt ein ſchwacher, ſchwankender Menſch, an dem keine Leidenſchaft haftet, und der eben deßhalb unaufhörlich durch Lüſte gelenkt und verderbt wird. Der Verfaſſer hat die fortſchreitende Entwickelung dieſer Charaktere einſichtsvoll geſchildert. Einen artigen Contraſt mit dieſer Schilderung macht es, daß er ſeine jungen Helden in die Hände eines pädagogiſchen Raiſonneurs aus Baſedows Schule giebt, der, ſo oft Natur und Umſtände irgend etwas Neues an ſeinen Kindern bewirken, beweiſt, daß er lange vor ihrer Geburt in ſeinen Heften die eingetretene Erſcheinung beſtimmt, und ſie nun durch ſeine Anſtalten befördert habe, ob er gleich in ihr immer etwas anderes ſieht, als ſie wirklich iſt.

Dieſer Pädagog, der alte Rektor, ſcheint mir aber zugleich ein ſehr groſer Misgriff; er iſt vielleicht der einzige unnatürliche, alſo fehlerhafte Charakter, den dieſer feine Menſchenkenner jemals aufgeſtellt hat. Ein *Pedant*, der zugleich *feuriger Schwärmer*, ein Mann von ſchlichtem, hellem Verſtande, und wiederum ein ſo arger Thor iſt, daß er einige zwanzig Jahre lang die Täuſchung nährt, ſeine Kinder ſeyen die Beſtätigung ſeiner pädagogiſchen Theorie: — ich glaube nicht, daß Herr Rochlitz ſolche Widerſprüche werde vertheidigen können. Auch das ſcheint mir ein Fehler, daß er dieſen Mann nach ſeinem ſechzigſten Jahre grade eben ſo denken und empfinden läßt, als in ſeinem vierzigſten. Von einem ſo trefflichen und ſcharfſichtigen Seelenmaler war man berechtigt zu erwarten, daß er keinem Charakter die Unveränderlichkeit eines Portraits geben würde, das heute noch dieſelbe Mine zeigt, die es vor zwanzig Jahren hatte. Jede fehlende Nuance verdrießt doppelt, wenn man ſie in einem Werke vermißt, das ſonſt das Gepräge einer ſichern, geübten Hand trägt. — Ein dritter Fehler ſcheint es mir, daß das Komiſche, welches die ſonderbare Einſeitigkeit des Rektors in das Werk bringen ſoll, faſt bloß auf Einer fixen Ideenreihe deſſelben, auf der ſchiefen Anſicht Eines Gegenſtandes, der Pädagogik, beruht, — und das iſt es hauptſächlich, was ich darunter verſtand, wenn ich den Verfaſſer des Lafontainiſirens beſchuldigte. Wenn er einen prüfenden Blick auf die edel-komiſchen Charaktere in Fieldings, Sterne's, Smollets Meiſterſtücken, vor allen aber auf Goldſmiths unſterblichen Landprieſter werfen will, muß es ihm ſehr bald einleuchten, daß ſie nur dadurch zugleich hochachtungswerth und komiſch, immer ſich gleich und doch unterhaltend ſind, — daß ihre ganze Art zu empfinden, zu denken und zu handeln, eine energiſche Eigenthümlichkeit hat. Wer ſich von einer fixen Ideenreihe beherrſchen läßt, iſt ein wenig — wahnſinnig, flößt mehr Mitleid als Hochachtung ein, und macht bald lange Weile.

Der Verfaſſer ſcheint ſelbſt gefühlt zu haben, daß der alte Rektor die ſchwache Seite ſeines Buches iſt. In einem humoriſtiſchen Geſpräche, das die Stelle der Vorrede vertritt, deſſen Zweck ich aber, die Wahrheit zu ſagen, nicht ganz verſtehe, ſetzt er aus einander, was er in jenem Charakter ſich dachte: — hoffentlich führt er dieſes im folgenden Theile aus.

Uebrigens iſt dieſes Werk, wie alles, was ich bis jetzt von Herrn Rochlitz geleſen habe, ſehr gut geſchrieben; — nicht bloß richtig und leicht, ſondern auch mit der Abwechſelung des Tones, die der jedesmalige Gegenſtand fordert. Es iſt vortrefflich, es iſt verdienſtlich, daß auch Männer wie Er ſich damit beſchäftigen, das eigentliche Leſebedürfniß des Publikums zu befriedigen. Etwas ganz Schlechtes iſt er nicht fähig zu geben, und nicht ſelten liefert er etwas ausgezeichnet Gutes.

Sieben und ſiebzigſter Brief.

Regulus, ein Trauerſpiel von Collin.

Die Geſchichte dieſes merkwürdigen, trefflichen Stückes iſt mir ſehr unterhaltend und lehrreich geweſen. Ich will Ihnen wenigſtens ein Paar Züge derſelben herſetzen.

Von Wien aus wurde es in einem pomphafteren Tone, als je ein Drama, der Welt verkündiget: das that ihm großen Schaden. Das, auch für ein Meiſterwerk, zu laute Lob, mußte dem noch ruhmloſen Dichter böſe, furchtbare Neider erwecken, die zum Voraus den ſtillen Entſchluß faßten, ihn zu erdrücken, wenn es nur irgend möglich wäre; — es ſpannte zugleich die Erwartung ſo außerordentlich, daß ſie nicht befriedigt werden konnte, beſäße das Werk auch noch unendlich höhere Vollkommenheiten, als es wirklich beſitzt.

Endlich wurde es in Berlin gegeben, — und das Publikum — war ſtumm, — hatte lange kein Urtheil darüber, weil ſeine Schreier völlig von der Schule geſchlagen waren. Dieſe Menſchen, die, bei ihrem unendlichſublimen Kunſtgeſchwätze, in welchem Objektivität, Subjektivität, Potenz und Tranſcendenz *) unaufhörlich wiederklingen, doch immer keinen Maaßſtab für das Heutige beſitzen, als den Eindruck, den das Geſtrige auf ſie machte, — waren feſt überzeugt geweſen, ſie würden ein Stück ſehen, das auf der Laufbahn der Schillerſchen Tragödien, mit dieſen wetteiferte. Sie fanden eins, — deſſen Verfaſſer zu viel wahrhaft dramatiſches Genie beſitzt, um ſich auf alle die fremdartigen Dinge einzulaſſen, durch welche Wallenſtein, Maria und Johanna glänzen, — der ſich ſtolzen Blickes von al-

---

*) Ob dieſe Leute, wenn ſie jene Worte einflicken, wo ſie können, wohl eine Idee davon haben mögen, daß es andre giebt, welche die Barbarismen der kritiſchen Schule mit gewiſſenhafter Sorgfalt vermeiden? — in der Ueberzeugung nehmlich, wer ſchreibe, müſſe ſuchen, verſtanden zu werden, nicht zu betauben.

lem Clinquant wegwendete, und ſich das Ziel ſteckte, die wahre hohe Tragödie in ihrer einfach majeſtätiſchen Geſtalt einmal auf unſrer Bühne hervorzurufen. Da ſeine Abſicht in hohem Grade gelungen, der Regulus alſo faſt völlig das Gegentheil von allem dem iſt, was man bis jetzt vergöttert hat, — und doch offenbar zu vortrefflich, um herabgewürdigt zu werden: wo ſollte man Worte finden? Die Herren fanden keine, und daraus ſchloß denn einer von ihnen, „das Stück müſſe wohl kalt laſſen." Richtig, es läßt kalt! rief nun alles. Zwar waren nicht nur gebildete, ſonſt aller Empfindelei abholde Damen von ihm aufs innigſte erſchüttert worden; ſelbſt alte Officiere und Geſchäftsmänner hörte ich verſichern, daß ſie manche Scene nur durch Thränen angeſehen hätten: aber — aber was ſoll man mit Gefühl und Thränen? Aus ihnen laſſen ſich keine Phraſen machen, und Phraſen, Phraſen, Phraſen! das iſt das große Bedürfniß des Tages. „Ja, ja, es läßt kalt!" rief man alſo, „und iſt leer!" fügte manche äſthetiſche Dame hinzu, weil ſie ſich beſann, daß ihr auch nicht Eine Floskel hängen geblieben war, die ſie etwa auf den amant du jour oder — den Schooßhund anwenden konnte. Daß gerade dieſes ein Beweis für die Vortrefflichkeit des Dialogs, für die hohe, innig angemeſſene Eigenthümlichkeit aller Aeußerungen der handelnden Perſonen ſey, das konnte ihr nicht in den Sinn kommen. Dieſe erhabenen Richter und Richterinnen fragen bei jedem Gegenſtande ganz heimlich, wie die Trödeljuden: „Was thut man denn damit?" — und entſcheiden dem gemäß.

Alſo *kalt* und *leer* ſollte der Regulus ſeyn! Nachdem dieſes erſt entſchieden war, hatte denn auch einer der Journalmachenden Theaterraiſonneurs den Muth, ſeinen Aerger, daß keine der Phraſen, aus denen er gewöhnlich ſeine Beurtheilungen zuſammennäht, hier paßte, gegen Collin ſelbſt herauszulaſſen, vermeinend: daß ein junger Dichter ſchon in ſeinem erſten Stücke ſo *regelmäßig* ſey, könne wohl ſchwerlich für einen Beweis ſeines Genies gelten. Die gute Seele! Sie ſcheint gar nicht geahnet zu haben, daß *wahre*, *große* Regelmäßigkeit der natürliche Gang des wahren, großen Genies iſt, das im Stillen reifte und ſogleich in ſein eigenthümliches Fach tritt *); — und daß die Regeln ja faſt nichts anders ſind, als Bemerkungen, welchen Weg das Genie dieſer oder jener Klaſſe, durch richtiges Gefühl geleitet, einzuſchlagen pflegt. — Collins Genie wegen der Regelmäßigkeit ſeines Stückes in Zweifel ziehen, heißt, die Ceres nicht für einen wahren Planeten halten wollen, weil ſie Bodens und Olbers Berechnungen ſo treu befolgt, und ihr die Originalität abſprechen, weil ſie gerade ſo läuft, wie die übrigen Planeten. —

Das war das Schickſal des Regulus in Berlin. In W — — r, ſagt man mir, ſey er noch nicht gegeben worden; es werde überhaupt auch wohl nicht geſchehen **). Iſt

---

*) Regelmäßigkeit heißt nehmlich nicht, Beobachtung der Regel, ſondern richtiger und feſt gehaltner Gang zu dem aufgeſteckten Ziele der Dichtungsart.

**) Aber — erſtaunen Sie! — der Alarcos iſt in W — — gegeben worden, dieſe unſinnige Ausgeburt der Abgeſchmacktheit. So tritt endlich der vermeinte Heros, da die lächerlichen Verkündiger ſeiner Gottheit geſchlagen ſind, zu das wahr, — ſo wünſche ich Collin Glück! Dies Verfahren leidet eine Auslegung, welche der höchſte Triumph iſt, den er erlangen kann. Man iſt nehmlich, wie es ſcheint, zu ſehr damit beſchäfftigt, die guten W — — raner zu Bewunderern gewiſſer Stücke zu erziehn,

---

ihrem Schutz aus ſeiner Wolke hervor, und offenbart, daß auch er ein ſehr gewöhnlicher Menſch iſt, dem nur daran, daß ſeiner Eitelkeit gefröhnt wird, nicht an wahrer Kunſt und Schönheit, etwas liegt. — Ob aber Herr von G — wirklich glauben mag, ſeine hohe Protektion werde hinreichen, dem Publikum baaren Unſinn für ſinnvolle Schönheit aufzubinden? — Nur zu, ſelbſtgemachter Diktator! Greife nur nach dem Scepter, verſuche nur den Geſchmack zu despotiſiren: deſto ſicherer trifft dich der Dolch, das allgemeine Verlachen. — Welche heroiſche Wendung! Ich lächle auch, ich verſichere Sie, ich auch, denn die Diktatur iſt noch ein wenig im weiten Felde, da in der literariſchen Republik keine Guillotinen exiſtiren. Sonſt, glaub' ich, hätten wir ſchon ein Dekret à la Robespierre darüber, daß es eine höchſte Schönheit gebe, und wir müßten wie die Türken beten: Es iſt nur Ein Gott, (Göthe) und Schlegel iſt ſein Prophet. — Beiläufig geſagt: die Nachrichten, welche das Journal des Luxus von der Weimarſchen Bühne liefert, werden ſeit dem März dieſes Jahres von dem Theater-Direkteur ſelbſt geſchrieben, können alſo nicht wohl anders als einſeitig ſeyn, und verdienen nicht Autorität zu haben.

als daß man ſie dürfe ſehn laſſen, — dieſe Stücke seien ſchon übertroffen. Hätte der Mond und der Morgenſtern Augen, wer weiß, ob ſie ſie nicht zudrücken würden, ſo bald die Sonne aufgeht!

Was mich betrifft, ich hatte das Stück nicht geſehn, als ich mein gedrucktes Exemplar, — Dank ſei es den Wiener Lobrednern! — mit einem entſchiedenen Vorurtheil dawider, in die Hand nahm. Ich las — und las — und konnte nicht aufhören zu leſen, und ſchrieb in den erſten Stunden nachher etwas nieder, das mehr einem Lobgeſange, als einer Beurtheilung glich.

„Endlich," ſteht in meinem Taſchenbuche, „endlich beginnt die goldene Zeit der dra„matiſchen Dichtung für Deutſchland! End„lich haben wir ein Stück, das wir be„herzt und zuverſichtlich aufführen können, „wenn es darum gilt, die Vorzüge unſrer „Bühne gegen die der Alten triumphirend „geltend zu machen! Ein Stück, das die „glänzendſten Vollkommenheiten der alten „Tragödie (heroiſch tragiſche Kraft, hohe „Einfalt, poetiſche Idealiſirung,) — mit „den entgegengeſetzten Vorzügen der unſri-

„gen (größere Zartheit der Gefühle, reichere, vollſtändigere Handlung, innigere Wahrheit in der geſchilderten Natur, ſelbſt ſchon in der Form der ganzen Dichtung) — mit einander verbindet. Schillers gelungenſte Tragödie iſt neben dieſem Regulus ein duftender Orangenbaum, deſſen Blüthen das Treibhaus erzwang, neben der frei und majeſtätiſch emporſtrebenden Eiche, die eine ganze Orangerie zu überſchatten vermag. — Dem lebendigen Gefühle nach, iſt der Verfaſſer ein Jüngling, in der kraftvollen Ausführung erſcheint er als Mann, und die weiſe Einſicht deſſelben verräth den Greis. — Hier, Publikum, haſt du einen Maaßſtab, deinen eignen Werth zu meſſen! Wen der Regulus nicht entzückt, der ſpricht über ſich ſelber das Urtheil: ich bin dem Dichter zu klein!" —

Sie ſchütteln den Kopf über den hochfliegenden Ton? Sie haben Recht! Auch ich fand bald, bei kälterem Blute, daß mancher jener Lobſprüche etwas *leiſer müſſe ausgedrückt* werden, und daß ich, als Recenſent, wohl beſſer thun würde, wenn ich *bewieſe*, der Dichter *verdiene* dergleichen, — als wenn ich ſie ihm ſo enthuſiaſtiſch hinrieſe. Das ſei denn auch jezt mein Geſchäfft, — aber jene Ausbrüche mögen ſtehn bleiben, um Herrn Collin, wenn ihm anders dies Blatt in die Hände kommt, für den Genuß zu danken, den mir ſein Regulus gewährte. Einen Kritiker von Profeſſion, wofür mich doch wenigſtens ein Theil des Publikums anſieht, — zu enthuſiasmiren, iſt wahrlich nicht leicht.

Ohne weitere Vorrede, an mein Geſchäft.

Die Fabel des Regulus iſt folgende. Nach einer Reihe glänzender Siege ſtand Regulus mit dem Römiſchen Heere ſchon vor Carthago, als er plötzlich durch eine Kriegsliſt geſchlagen und gefangen wurde. Seine Nachfolger tilgen das kurze Mißgeſchick durch fünf glänzende Feldzüge, in denen Carthago Sicilien und ſein ganzes Kriegsheer verliert. Es ſendet Abgeordnete nach Rom, die den Frieden, wenigſtens die Rückgabe des gefangenen Heeres, bewirken ſollen. Es hat nur wenige Römer anzubieten, aber es bringt Regulus allein als ein ganzes Heer in Anſchlag; und damit der Anblick des alten Helden ſeine Mitbürger rühre, zwingt es ihn, die Abgeordneten zu begleiten, nachdem er nehmlich verſprochen hat, zurückzukehren, wenn die Unterhandlung fehl ſchlägt: in dieſem Falle ſoll er eines qualvollen Todes ſterben.

„Soll Regulus ausgewechſelt werden, oder nicht?“ Das iſt der Streitpunkt, der den ganzen Inhalt des Stückes ausmacht. Rom würde in dem einmal beſiegten Greiſe wenig gewinnen, auch hat es ſeit fünf Jahren erfahren, daß es ohne ihn ſiegen könne; Carthago, das gedemüthigte, entkräftete Carthago würde durch die Auswechſelung plötzlich wieder ſo furchtbar daſtehn, als jemals. Vernunft und Pflicht gegen das Vaterland ſprechen alſo ihr unumſtößliches „Nein!“ und der erhabne Regulus ſelbſt, und der wenigſtens nicht kleinere Conſul Metell, und wer im Senat ſtark genug iſt, der Vernunft unbedingt folgen zu können, wirkt kraftvoll dahin, ihren Ausſpruch geltend zu machen: aber die edelſten Triebe des Herzens, Dankbarkeit, eheliche und kindliche Liebe, lehnen ſich gegen ihn auf, und haben thätige, kraftvolle Repräſentanten. — Atilia, durch langen Kummer über das hülfloſe Unglück ihres Gatten, der zugleich ihr Ideal von Männergröße iſt, bis an die Gränze des Wahnſinnes gebeugt, hält es für ihre erhabenſte Pflicht, ihn auch wider ſeinen Willen zu retten und ihren Kindern den Vater wieder zu gewinnen, der auch ſie zu edeln Männern zu bilden vermag. Von ihr befeuert, hat ihr älteſter Sohn die Würde eines Tribuns errungen, und ſein erſtes Geſchäft iſt, das Volk für die Rettung des Vaters zu erwärmen. Indem der erſte öffentliche Schritt geſchieht, läuft die Nachricht ein; Regulus ſelbſt iſt in Rom; und nun entflammt der Kampf. Metell und mehr noch Regulus, ſtimmen den Senat für das „Nein!" Publius, der Sohn des Letztern, erzwingt, daß die Sache an das Volk gebracht werden muß. Alle Verſuche, Regulus zu gewinnen und Metell zu ſchrecken, ſchlagen fehl; aber das Volk, voll ſchwärmeriſcher Dankbarkeit, hat ſchon die Auswechſelung beſchloſſen, als Regulus dieſen Beſchluß durch die Erklärung vernichtet: man würde nur eine Leiche befreien. Triumphirend reiſt er ab, dem Tode entgegen.

Sie ſehen, die Fabel hat den höchſten

Grad künſtleriſcher Einheit, iſt, wie die der beſten alten Tragödien, nur eine einzige Situation, nur Eine ganz einfache, aber ſehr ſpannende Aufgabe: „Soll die Vernunft, ſoll das Gefühl ſiegen?" Und welches Gefühl?

Erinnern Sie Sich, daß die Empfindungen, die hier die ſchwache, nachtheilige Rolle ſpielen, zu den edelſten Triebfedern gehören, welche andere Dichter in Bewegung zu ſetzen wußten, um für die gute Sache ihrer Stücke zu intereſſiren; daß ſie auch hier, im Regulus, anziehen, gewinnen, hinreißen, und daß man deſſen ungeachtet keinen Augenblick ihnen den Sieg wünſchen kann, weil ſie etwas noch unendlich Höherm, Edlerm gegenüberſtehn, — und Sie werden nicht läugnen, daß der Dichter die meiſten ſeiner Vorgänger ſchon durch die Natur ſeiner Fabel ſehr weit hinter ſich läßt. Wie unendlich tief ſtehn beſonders diejenigen Stücke unter dem Regulus, deren Inhalt nur der Kampf des Laſters gegen die Tugend iſt, oder wohl gar nur das Schickſal jener läppiſchen Leidenſchaft, deren Spiel ſchon im gemeinen Leben dem Zuſchauer ſo viel lange Weile macht, der Liebe, — die Entſcheidung der wichtigen Frage, ob Hans mit Grethen, oder ſagen Sie Max mit Thekla, vor den Altar treten werde, oder nicht. Hier finden Sie einen Gegenſtand der höchſten Wichtigkeit, Wohl oder Untergang des Staates, — hier finden Sie entgegengeſetzte Partheien, die Sie beide anziehen: Ihr Herz leidet mit den edeln Leidenden, und hätten ſie das Schickſal derſelben zu entſcheiden, Sie Selber ſprächen doch gegen ſie, ſollt' es auch weinend geſchehn. Die Sieger wiederum, — wie innig bedauert man ſie in ihrem Triumphe. Ich wenigſtens kenne kein neueres Stück, das ſchon durch ſeine Fabel ein ſo reines Intereſſe einzuflößen, eine ſo hohe tragiſche Wirkung zu thun fähig wäre, — und der Dichter wußte beides noch mehr durch die kunſtvolle Weiſe zu erhöhen, mit welcher er die Handlung anlegte und führte. Sein Genie ließ ihn den Alten etwas ablauſchen, und veredelt nachbilden, — was allen ſeinen großen und kleinen Vorgängern entweder ganz entgangen iſt, oder was ſie doch nie nachzuahmen vermochten, — die tragiſche Nothwendigkeit.

Unterſucht man nehmlich die Tragödien der Griechen, ſo findet man, die Fabel der beſten unter ihnen war ſo gewählt, die Handlung ſo geleitet, daß der Hauptpunkt des Ausganges den Zuſchauern gleich vom Anfange an, als unvermeidlich vorſchweben mußte. Alles wodurch er herbeigeleitet wurde, war ſchon geſchehen vor dem Momente, der das Stück begann, und dieſes malte gleichſam nur das rührende Detail der Begebenheit. „Aber da fiel ja alle Ueberraſchung weg!" Freilich, weil ſie wegfallen ſollte; weil die Dichter in der hohen Tragödie nicht nach dem läppiſchen Triumphe ſtrebten, ein verwundrungsvolles „Ei ei!" oder plötzlich herausgeſchlagenes „Ach!" zu veranlaſſen; weil ſie durch ihre tragiſche Dichtungen wahrhaft tragiſchen Effekt thun, das heißt, die Zuſchauer in einer bleibenden, hohen Spannung von Mitleid und Furcht erhalten wollten: Gefühle, die nur um ſo höher ſteigen mußten, je edler, kraftvoller, größer die Helden waren, die gegen das Schickſal rangen, und je unwiderruflicher dieſes ſchon beſtimmt war, ehe ſie ihren Kampf begannen.

Dieſe, vom Beginn an, wie eine unbewegliche Gewitterwolke über dem Helden hangende Nothwendigkeit war ſo allgemeiner Charakter der alten Tragödie, daß Marc Aurel behauptet: „ſie ſei urſprünglich dazu erfunden, die Unvermeidlichkeit der menſchlichen Schickſale zu lehren.“ Es iſt nicht nöthig, den Ungrund dieſer Behauptung zu beweiſen; aber da ſie jenem philoſophiſchen Kaiſer angehört, der ſo innig mit dem Geiſte der Griechen vertraut und nur durch ihn gebildet war, iſt ſie ein wichtiges Zeugniß darüber, was die Alten in ihren Tragödien zu finden gewohnt waren: nehmlich durch das Vorherſehen eines unvermeidlichen Schickſals in eine tragiſche Spannung geſetzt zu werden.

In Rückſicht des Vorherſehens, — ohne welches die Unvermeidlichkeit keine Wirkung gethan hätte, — konnten ſich die Dichter darauf verlaſſen, daß die Zuſchauer die Fabel ihrer Stücke, die faſt immer eine allbekannte Sage *) war, wußten; aber ſie tru-

---

*) Ariſtoteles führt die Blume des Agathon als eine Seltenheit an, weil ihre Fabel nicht eine alte Sage war. Er will nur die Möglichkeit zeigen,

gen dennoch in der Regel Sorge, gleich der erſten Scene eine Ankündigung der Kataſtrophe einzuweben. Euripides geht ſelbſt ſo weit, daß er, damit die Zuſchauer nur ja nicht in Ungewißheit bleiben, ihnen vor jedem Stücke in einem Prologe den Inhalt deſſelben ſagen läßt. Leſſing glaubt, die Wirkung, die dieſes glücklich erfundene Mittel thun mußte, den Zuſchauern „auch dann ſchon Mitleid für die handelnden Perſonen einzuflößen, wenn dieſe ſelbſt ſich noch weit davon entfernt glaubten, Mitleid zu verdienen," ſey eine der vornehmſten Urſachen geweſen, warum Ariſtoteles Euripides für den tragiſcheſten aller tragiſchen Dichter erklärt habe.

Das Kunſtſtück des Vorherverkündigens läßt ſich den Alten leicht nachmachen: aber worauf gründete ſich die Unvermeidlichkeit in dem Looſe ihrer Helden? Ihr poetiſcher Volksglaube machte ihnen darin leichtes Spiel. „Die Götter wollen's ſo. Ein alter

---

daß der Dichter auch Begebenheiten darſtellen könne, die er ſelbſt erfunden. Hätte Agathon das nicht gethan, vielleicht wäre ſeine Blume nicht verloren.

alter Orakelſpruch hat ſo entſchieden. Es iſt eine bleibende Familienſchickung für dieſes oder jenes Geſchlecht!" das reichte hin, einen beſtimmten Ausgang unvermeidlich zu machen und die wunderbaren Ereigniſſe, durch die er herbeigeführt wurde, zu motiviren. Der Dichter durfte nur ſeine Helden den Zuſchauern ſo theuer machen, daß dieſe eine entgegengeſetzte Kataſtrophe eifrig wünſchten, ſo war inniges Mitleid und geſpannte Furcht, das heißt, die tragiſche Wirkung, hervorgebracht. — Man könnte faſt ſagen: in der Tragödie der Alten ſpielen die Götter, auch wenn ſie nicht perſönlich auftreten, doch durch ihren Willen ein Spiel, „Menſchenſchickſale" genannt, und das Geſchäft des Dichters iſt, ihre Handgriffe dabei (die Ereigniſſe), und das innere Uhrwerk der Puppen, welche ſie dabei in Bewegung ſetzen (moraliſche Motive), zu offenbaren: — ein feierlicher, ernſter, belehrender Anblick für Zuſchauer, die auch nur ſolche Puppen in den Händen derſelben Spieler zu ſeyn wähnten.

Dieſe Quelle der tragiſchen Nothwendigkeit iſt den Neuern verſiegt, und hoffentlich auf immer. Ja, ja, hoffentlich! Denn was ſie verſiegen machte, war ein wichtiger Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes. Weil wir in den Menſchen nur freie Weſen ſehn, die nicht bloß deshalb Verbrechen oder Edelthaten begehen, weil es höheren Weſen beliebte; weil unſre Vernunft, wenn wir einen höchſten Lenker der Welt annehmen, unbedingt fordert, daß dieſer ein weiſes und gerechtes Weſen iſt, welche immer das Beſte will und jedem nach ſeinem Verdienſte zumißt: deshalb iſt es uns unerträglich, einen großen, edeln, tugendhaften Mann, wie ich ſchon einmal anmerkte, als einen gefeſſelten Opferſtier an den Altar ſchleppen zu ſehn. Nur dann könnte die Nothwendigkeit der Alten bei uns wieder herrſchend werden, wenn wir ihren Aberglauben wieder annehmen, das heißt, in einer Rückſicht, die unendlich wichtiger iſt, als jede ſchöne Kunſt, zu ihnen herabſteigen. Wehe der Poeſie, wenn ſie dahin mitwirken, wenn ſie von ihrer Zauberkraft den ſchändlichen Gebrauch machen wollte, die Vernunft wieder zu umnachten! Aber ſie würde es auch nur vergebens verſuchen. Alle Beſtrebungen, das Fatum, die Orakel, wohl gar die Götter der Alten perſönlich, auf unſre Bühne zu führen, ſollten ſie auch anfangs durch ihre Neuheit einigen Erfolg haben, werden bald als grundloſe, alſo froſtige Spielerei, lange Weile machen, und höchſtens in die Oper verwieſen werden.

Wie aber, wenn ohne ſie keine tragiſche Nothwendigkeit möglich wäre? — So mag ſie ewig fehlen. — Aber ſie iſt möglich, wie Collin bewieſen hat.

Vor ihm ſind alle Verſuche der Neuern, ſie zu geben, fehlgeſchlagen, vielleicht bei manchen deshalb, weil ſie das Ziel nicht deutlich ſahn, dem ſie ihr richtiges Gefühl entgegen ſtreben ließ. Selbſt Shakeſpear hat nirgends Nothwendigkeit. Im Macbeth führt er zwar höhere Weſen ein, aber es ſind nicht Schickſalsmächte, ſondern nur Verſucher, denen der Held bloß deshalb unterliegt, weil er es will. Im Hamlet, Lear, Othello, liegen die Motive des Ausganges bloß in der Beſchaffenheit der Charaktere, die nach einer gewiſſen Reihe von Ereigniſſen natürlicher Weiſe grade ſo handeln mußten, — aber in Rückſicht dieſer Ereigniſſe ſpielt der Zufall die Hauptrolle.

Sehen wir von Shakeſpear plötzlich zu einigen großen Dichtern und Tragödien Deutſchlands über. In Leſſings Emilia Galotti iſt wenig, ſehr wenig, gar nichts nothwendig; ſelbſt die Kataſtrophe hätte eben ſo gut anders ausfallen können, als geſchieht. Im Götz von Berlichingen *) und im Egmont iſt vollends alles willkührlich. Beim Wallenſtein erinnerte Schiller ſich des tragiſchen Schickſals; aber er konnte es doch nicht weiter bringen, als den Zuſchauern bei

---

*) Schiller macht Göthen, bei Gelegenheit der Aufführung des Voltairiſchen Mahomet, das Compliment, er habe die Deutſche Bühne von den ängſtlichen Feſſeln der Franzöſiſchen zuerſt befreit (ich citire aus dem Gedächtniſſe). Das iſt unrichtig; Leſſing that es durch ſeinen Spott. Göthe hatte nur zuerſt den Muth, den Verſuch zu machen, zu dem Leſſing die Idee gab. Ueberhaupt iſt Göthens Genie mehr ein empfangendes und gebärendes, als ein ſelbſtſchaffendes, zeugendes. Zu ſeinen beſten Werken erhielt er von Andern die Grundidee. Werther iſt Rouſſeau's St. Preux; Götz iſt ein ſchöner Spiegel, aus welchem die Sonne Shakeſpear widerſtrahlt; Iphigenia gehört dem Euripides, da Fabel und Handlung, nicht die gewechſelten Reden, das eigentliche Weſen eines Drama ſind; ſeine Romanzen ſind die Frucht von Herders Studium der Volkspoeſie; Herrmann und Dorothea die Nachkommenſchaft der Louiſe. Welche Gattung hat Göthe geſchaffen?

den Intriguen und Zufällen, aus denen das Stück beſteht, abergläubiſche Ahnungen vorſchweben zu laſſen; nur der letzte Akt iſt wahrhaft tragiſch. In Maria Stuart ſehen wir nichts als den Kampf feindſeliger Leidenſchaften, den endlich ein völlig unmotivirter Zufall dahin entſcheidet, daß der Stärkſte den Schwächern zu Boden ſchlägt. Will man hierin Nothwendigkeit ſehn, ſo findet ſie in allen möglichen Ereigniſſen ſtatt, und es iſt gar nicht möglich, ein Stück zu machen, das nicht eine Schickſalsfabel enthalte. In der Jungfrau von Orleans tritt das Wunderbare ſelbſt in Handlung, und gleichwohl iſt keine Nothwendigkeit gewonnen worden: der Anfang enthält gar keinen Keim des Ausganges. Beſſer iſt, auch in dieſer Rückſicht, Octavia. Bei der Einfachheit ihrer Fabel, und da der Dichter nichts geſchehen läßt, was nicht durch die Charaktere motivirte That iſt, ſo tritt aus der Haltung dieſer Charaktere etwas hervor, das der Nothwendigkeit ähnlich ſieht, — wiewohl es im Grunde nur Conſequenz iſt.

Herrn Collin iſt es endlich, durch Einen glücklichen Wurf des Genies, gelungen, auch dieſen Vorzug der alten Bühne auf die unſrige zu verpflanzen, und zwar mit der Veredlung, die unſer aufgeklärteres Zeitalter fordert: Nothwendigkeit, ohne Aberglauben. Die Götter, deren Machtſpruch den Ausgang des Regulus unwiderruflich feſtſetzen, ſind Vernunft und Patriotismus. Da ihr Geſetz (die Gründe, aus welchen die Auswechſelung nicht Statt haben kann, ſo wahr Rom Rom iſt, und ſeine Regierer Einſicht und ſelbſtſtändige Kraft beſitzen,) gleich vom Anfange des Stückes publicirt wird, da die Vollſtrecker deſſelben Helden ſind: ſo iſt gar keine Frage, was geſchehen werde und müſſe. Die Maßregeln der leidenſchaftlich-ſchwachen Gegner erregen gar keine Ungewißheit; aber ihr Schickſal intereſſirt innig, da ſie von den liebenswürdigſten Gefühlen beſeelt werden, die jemals Unrecht hatten. — Regulus ſteht an eigentlich tragiſcher Schönheit und Wirkung hinter keinem Werke der Alten.

(Die Fortſetzung im folgenden Stück.)

Acht und ſiebzigſter Brief.

Graf Friedrich von Werben. Von Filibert. Zwei Theile.

Der Verfaſſer dieſes trefflichen Werkes nennt ſich in der Vorrede einen Neuling in der Schriftſtellerei. Dafür ſollte man ihn nach den Vorzügen ſeines Buches nicht halten; aber die Fehler deſſelben ſind freilich von der Art, daß man ſie bei ſo viel Geiſt, reifem Verſtande und Talenten, als der Verfaſſer verräth, nur als junger Mann und junger Dichter begehen kann.

Die Vorzüge beſtehen in trefflicher Charakterzeichnung, äußerſt lebhafter und doch überall mit weiſem Zartgefühl gezügelter Phantaſie, in anziehender Verkettung der Begebenheiten, in reizender, hinreißend ſchöner Schilderung der Situationen, und in ſeltener Gewandtheit und Schönheit der Sprache. Der Hauptfehler iſt: der Verfaſſer hat, wie es mir ſcheint, zu jugendlich motivirt, das heißt, Kleinigkeiten, die nur der Phantaſie und dem Gefühle eines Jünglings ſo wichtig ſcheinen können, als er ſie ſeyn läßt, zu der Quelle aller Begebenheiten gemacht. Alle, zum Theil ſehr ſchreckliche Schickſale ſeines Helden, fließen daraus her, daß ſeine Geliebte ſich einen falſchen Namen giebt, — aus Delikateſſe, weil er ihre Bekanntſchaft in einer Situation machte, die ihre Schamhaftigkeit verletzte, — und auch ſein Vater ihm ihren wahren Namen verſchweigt, bloß um ihn zu prüfen. Sie laſſen ihn ſehr viel leiden, — um nichts. Indeß führt dies zu einer Ueberraſchung, die ſo eingeleitet und ſo erzählt iſt, daß man dem Verfaſſer gern verzeiht. — Ein zweiter Fehler iſt, daß er ſeinen Helden zu viel und zu weitläuftig räſonniren läßt. Auch das iſt ein Jugendfehler denkender Köpfe. Was ihr Gefühl trifft, reißt ſie zu Betrachtungen hin, und dieſe Betrachtungen ſcheinen ihnen zu wichtig, zu gelungen: ſie können ſich nicht entſchließen, die Mittheilung derſelben aufzuſchieben. Der reifere, kältere Künſtler hat mehr Gewalt über ſich, und hebt ſich auch das Trefflichſte für eine andere Gelegenheit auf, wenn es ſeinem gegenwärtigen Gegenſtande fremd iſt *).

Um alles zu ſagen, was mir auf dem

---

*) Pope ſagt irgendwo: die ſchwerſte, letzte Kunſt, die der Dichter zu lernen habe, ſey das Wegſtreichen. Herr Schlegel tadelt in ſeinen Charakteriſtiken den Ausſpruch, und ſagt, platt witzelnd: beſſer wär' es wohl, nichts hinzuſchreiben, was man hernach wegſtreichen müſſe. — Pope und Herr Schlegel charakteriſiren ſich in dieſen Gedanken vollſtändig. Der erſte verräth das Genie, das im Arbeiten, bald von dieſer, bald von jener Empfindung hingeriſſen, ausſtromt, was ſich in ſeiner Seele erhebt; — aber auch den reiferen Künſtler, der in ruhigerer Stimmung wieder das, was die Begeiſterung ihm eingab, wegſchaft, ſobald es dem Hauptzwecke ſeines Werkes Eintrag thut. — Herr Schlegel wiederum verräth den kalten Kopf, der ſeine Gedanken mühſam und einzeln zuſammenſucht, und daher nie Gefahr läuft, zu viel zu ſchreiben. Das wahre Genie iſt ein fortſtürmendes Roß, das oft an ſeinem Ziele vorüberfliegt, und zurückkehren muß. Der genieloſe Stoppler iſt eine Schnecke, die immer ihre Fühlhörner taſtend vorſtreckt, ehe ſie ſich weiter ſchleppt. Er ſtolpert nicht, weil er kriecht; er fällt nie, weil er immer ſchon auf dem Boden liegt.

Herzen liegt: auch das hat mir mißfallen, daß der Verfaſſer ſeinen Helden zu ſchwach, zu nachgiebig gegen die zärtlichen Reden ſeiner Mutter und den unmotivirten Eigenſinn ſeines Vaters macht. Er ſagt zwar, um dies zu entſchuldigen, in der Vorrede: „Graf Werben iſt ein Jüngling, und Jünglinge ſind ſtärker im Reden, als im Handeln.“ Das iſt ſehr wahr: aber ſchwach muß der Jüngling nicht ſeyn, der als Held einer Dichtung intereſſiren ſoll; und Schwäche, die ihn faſt verächtlich und den Leſer unwillig machen muß, iſt es doch immer, wenn Graf Werben ſich ſo leicht dazu entſchließt, lieber ein edles, tugendhaftes Mädchen, das er und das ihn mit der höchſten Leidenſchaft liebt, auf Lebenszeit elend zu machen, als den vorübergehenden Zorn ſeines Vaters zu ertragen, und ſich den Planen deſſelben zu entziehen, deren Wichtigkeit gar nicht einleuchtet.

Von dem Gange der Begebenheiten ſage ich Ihnen nichts, weil es ſich nicht thun läßt, ohne Ihnen, indem ich das Geheimniß des Verfaſſers verrathe, den Genuß ſeines Werkes zu verderben. Es iſt, trotz der gerügten Fehler, vielleicht der anziehendſte, gelungenſte Roman, den die Meſſe gebracht hat, und Herr Filibert erregt um ſo größere und wahrſcheinlichere Hoffnungen für die Zukunft, da in ſeinem Buche ſchlechterdings nichts-iſt, wa einer Manier ähnlich ſähe.

Natalie,

vom Verfaſſer der Novelle Carlo.

Wieder ein Beweis von den glänzenden Talenten des Verfaſſers, aber zugleich von der etwas zu zügelloſen Willkühr, mit welcher er ſich gehen läßt. Dies Buch hat allen Zauber des Romantiſchen: es zieht an, beſchäftigt mit Lebhaftigkeit, berauſcht faſt, — aber iſt denn doch auch wieder von der Art, daß man nicht daran zurückdenken kann, ohne zu tadeln.

Den Eingang macht die Schilderung eines ſehr anziehenden Abentheuers des angeblichen Erzählers in der Schweiz. Alle Geſtalten, alle Ereigniſſe intereſſiren Phantaſie und Gefühl: aber daß der Einſiedler, den der Reiſende findet, ſein längſt verlorner Bruder, daß das Frauenzimmer, zu welchem er ſeine Geliebte in Penſion thun will, die bisher unbekannte Mutter des Mädchens und die Geliebte jenes indeß getödteten Bruders ſeyn muß: das heißt denn doch, etwas zu freigebig mit ſeltſamen Zufällen ſeyn. Es geht dem Verfaſſer mit den Wundern, wie Don Quixote mit den Prinzeſſinnen. Wie dieſer es ganz natürlich fand, daß hinter jedem Zaum eine ſolche hervorkäme, ihm den Steigbügel zu halten, hat jener gar nichts Arges daraus, daß ſich in ſeinem Buche Ereigniſſe drängen, dergleichen ſich vielleicht in funfzig Jahren kaum einzelne ereignen. Er nimmt ſich mit ihnen nicht einmal die Mühe, lange bei ihnen zu verweilen, oder ſeine Helden davon ſehr überraſchen zu laſſen. Sie geſchehn, und damit gut. — Ich glaube, es wäre keine verlorne Zeit, wenn er dem Unterſchiede zwiſchen dem Romantiſchen und dem Abentheuerlichen ein Paar Stunden ernſten Nachdenkens ſchenkte.

Die eigentliche Geſchichte in dieſem Buche läßt ſich bei dieſem erſten Bande noch nicht gehörig würdigen. Nur ſo viel weiß ich von ihr zu ſagen: die Begebenheiten ſind anziehend durcheinander gewebt, die einzelnen Scenen ſind mit kräftigem Colorit ausgemalt, und überall erblickt man volle und vielverſprechende Keime künftiger Ereigniſſe, zu deren befriedigenden Darſtellung der Verfaſſer aber wohl mehr als Einen Band noch wird anwenden müſſen. Die Charaktere ſind: Raimund, ein Jüngling voll Dichterfeuer, Kraft und Gefühl; ein edler Mönch, der ihn im Hauſe eines reichen Verwandten erzieht; ſeine Geliebte, Natalie, eine ſo zarte, liebliche Mädchengeſtalt, daß ſie Jean Paul's würdig iſt; Aurelie, eine ſchöne, aber äußerſt verſtockte Laſterhafte; ein boshafter Maler, ein Paar wahnſinnige Mädchen, ein Mohr, ein Prinz — Wahrlich, es wird mir ſchwer zu ſagen, welche Menſchenklaſſe nicht in dieſem Buche vorkommt.

Als einen Anhang giebt der Verfaſſer eine Reihe von Anmerkungen, die es verrathen, daß er Kenntniſſe und Einſicht genug beſitzt, um Werke zu liefern, deren das Publikum nicht ſo leicht entrathen kann, und die es nicht ſo ſchnell vergeſſen würde, als die romantiſchen Dichtungen. Auch ſo liebliche, als die ſeinigen, wenn ſie nicht zugleich korrekt ſind, und einen ernſtern Werth haben: — was ſind ſie mehr, als Regenbogen, die einige Minuten lang das Auge ergötzen, und, wenn die Sonne weiter rückt, oder der Wind die regnenden Wolken hinweg wälzt, nichts zurücklaſſen, als die kurze Erinnerung, daß ſie da waren. Ein Mann von ſo vielen Talenten, als dieſer Dichter, würde, ſobald er mit mehr Beſonnenheit arbeiten wollte, etwas liefern, von dem Kritiker lernen könnten. Warum begnügt er ſich Werke zu geben, von denen man immer ſagen muß: reizend, aber —.

Nachſchrift.

Ich bin den angehenden Herren Schriftſtellern und Frauen Schriftſtellerinnen, die bis itzt ſo gütig geweſen ſind, mir ihre Manuſcripte zum Durchleſen, auch wohl zum Verhandeln an Verleger, zu überſenden, für ihr gütiges Zutrauen ſehr verbunden, erſuche ſie aber inſtändigſt, es künftig Andern zu ſchenken, die mehr im Stande ſind, es zu verdienen. Mir fehlt Muße und Hang zum Leſen ſolcher Handſchriften, und von der edeln Mällerei verſtehe ich gar nichts. Nur auf folgende Bedingungen könnte ich allenfalls mir noch ſolche Sendungen gefallen laſſen: daß die Pakete frankirt werden, (eben hab' ich ein ungeheuer korpulentes Machwerk aus Hanau unfrankirt erhalten;) daß die Verfaſſer keine Abſchrift zurückbehalten, — und mir erlauben, ihre Arbeit, ſobald ich ſie ſchlecht finde, ins Feuer zu werfen. Das wäre ein Weg, mir große Verdienſte um das Publikum zu erwerben. — Zu den ſonderbarſten Forderungen, die ſchon an mich gelangt ſind, gehört die Bitte einer Frau von N. um „ein Schema zu einem recht moraliſchen Romane, mit deſſen Verſertigung ſie ſich in der Einſamkeit beſchäftigen will.“ Ich weiß ihr kein beſſeres vorzuſchlagen, als das bekannte Wiegenlied:

Lämmchen ging ins Holz,
Stieß ſich an ein Steinchen,
That ihm weh ſein Beinchen:
Bäh, Lämmchen, bäh!
Lämmchen bleib zu Haus!

Sie ſindet hier:

Zeile 1. Unſchuldsvoller Charakter des Helden, als Lämmchen; ſein Eintritt in die Welt;
Z. 2. Unfälle, die dem Edeln im Weltlauf drohen;
Z. 3. Folgen der Fehltritte;
Z. 4. Rührenden Ausdruck der Reue und der Schmerzen, die ſie verurſachen;
Z. 5. Moraliſche Reſultate.

— Es iſt eine „Chreſtomathie aus Jean Paul's Schriften“ erſchienen. Der Herausgeber führt eine Menge Gründe für die Rechtmäßigkeit ſeines Unternehmens an. Es giebt, glaub' ich, nur Ein Mittel, es zu rechtfertigen, nehmlich, Richtern wenigſtens drei Viertheile des Honorars zuzuſchicken.

Neun und ſiebzigſter Brief.

Journal von neuen deutſchen Original-Romanen (,) in acht Lieferungen jährlich. Jahrgang 1802.

Der Verleger, Herr Dienemann in Penig, läßt jedem Bande dieſer Schrift eine Ankündigung vordrucken, (vermuthlich hat ſie auch in den Zeitungen geſtanden,) die ſehr originell iſt. Sie fängt an:

„Der Wunſch, dem Publiko jährlich eine beſtimmte Zahl guter Romane liefern zu können, gab dieſem Journale ſeine Entſtehung, und die Tendenz deſſelben iſt bloß Bildung des Geſchmacks in dieſer Art von Schriften."

Welch ein Wundermann, dieſer Verleger! Sonſt war das ein ſehr reiches Jahr, das zwei gute Romane hervorbrachte, und die ältern Buchhändler halten ſich für glücklich, wenn ihnen ein ſolcher zufällt: aber Herr Dienemann braucht, um jährlich eine beſtimmte Zahl dergleichen zu liefern, weiter nichts zu thun, als acht Bände drukken zu laſſen. Und was für Sachen will er liefern? Nicht etwa ſolche, die den gebildeten Leſer vergnügen, den Beifall der Kenner verdienen: nein, in dem hohen Geiſte des Selbſtgefühls, der jetzt alle erfüllt, die — noch nichts ſind, übernimmt er es, ſogleich das Publikum zu bilden. Ob denn er ſelbſt gebildet genug ſey, auch nur zu wiſſen, was ein guter Roman iſt, — das fällt ihm nicht ein. In der That muß man es ihm aber zugeſtehen, daß er ſeine Maaßregeln zu ergreifen weiß.

„Die möglichſte Eleganz,“ fährt er fort, „die größte Billigkeit des Preiſes, und beſonders die ausgeſuchteſte Wahl der Schriftſteller und Kupferſtecher, zuſammen verbunden, iſt der Weg, wodurch wir dieſen Zweck zu erreichen ſuchen.“

Da haben Sie's! Da iſt das große Geheimniß verrathen, wodurch der Geſchmack in dieſer Art Schriften gebildet werden kann! Durch eleganten Druck, durch

Wohlfeilheit; — aber freilich müſſen auch gute Schriftſteller und Kupferſtecher mitwirken. Herr Dienemann ſpricht — wie es ihm angemeſſen iſt. Wenn es einem decrotteur einfiele, an der Bildung ſeiner Nation zu arbeiten, ſo iſt kein Zweifel, daß er unter den Mitteln dazu tüchtige Schuhbürſten obenan ſetzen würde.

Verzeihen Sie, daß ich Sie mit einer Buchhändler Anzeige, der Kleinigkeiten kleinſter, behellige. Dieſe iſt nicht unwichtig: ſie zeigt, wie ſehr ſich der Schnupfen des hohen Selbſtgefühls, durch den gewiſſe Leute ſich zu Vormündern des Nationalgeſchmacks berufen dünken, immer weiter und weiter, ſchon über die Literatur hinaus, verbreitet.

Die erſte Lieferung des zur allgemeinen Bildung tendirenden Herrn Dienemann, heißt: Viktors Wallfahrten, ein Roman von Franz Horn. Bravo! Eine Reihe von Schriftſtellern, die der Verfaſſer jener Ankündigung ausſucht, kann keinen beſſern Anführer haben, als Herrn Franz Horn.

Der Held dieſes Machwerks iſt einer von jenen jungen unbedeutenden Pflaſtertretern, die niemals wiſſen, was ſie wollen, und nie etwas werden können, weil ſie ſchon gewaltig viel zu ſeyn glauben. Er kramt, nach hergebrachter Weiſe, unendlichen Nonſens über Kunſt, Religion und Liebe aus, verräth aber nur dadurch einen Funken von Vernunft, daß er ſich ſelbſt langweilig zu finden ſcheint. Er verläßt ſeine Geliebte, Roſalie, ohne Anlaß und Abſicht, bloß um herumzuſchweifen; kaum hat er aber zwölf Meilen gemacht, ſo iſt ſein Lauf ſchon zu Ende. Er findet in einem Luſtwalde eine Schauſpielerin, gegen die ihr verrathener Liebhaber eben einen Theaterdolch zückt, verliebt ſich in ſie, wird erhört, und geräth durch die Verbindung mit ihr in große Verlegenheit, aus der ihn endlich ſein Freund und ſeine alte Geliebte reißen. Es verſteht ſich nehmlich, daß beide dem jungen Taugenichts, von dem ſie ſehr hohe Ideen haben, heimlich nachgelaufen ſind, und plötzlich als ſeine Schutzgeiſter auftreten. Der erſte beſticht die Schauſpielerin zum Weglaufen; die andere, die ein großes Vermögen beſitzt, heirathet den Burſchen.

Das ganze Buch iſt nichts, als ein lahmes, pinſelndes Gewäſch, zuweilen mit pſychologiſchen Bemerkungen folgender Art vermiſcht: „Ich bitte dich, laß ja niemals ein Mädchen das Pianoforte berühren, und noch weniger ſingen, wenn du mit Gelaſſenheit Abſchied nehmen willſt.“ Wahrlich, dieſe Lebensregel voll tiefer Weisheit verdiente es, mit ſolchem Pathos gegeben zu werden.

Beſſer gelungen iſt eine andere Stelle, die ein Ausbruch des lebendigſten Gefühls — des Helden oder des Verfaſſers? — zu ſeyn ſcheint, und wirklich ihn und ſein ganzes Geſchlecht treffend charakteriſirt.

„Kein Licht! — Ja, ich geſtehe es ohne Schamröthe, ich würde Heimath finden in der Welt, wenn es immer Nacht und Dämmerung um mich her wäre, niemals der grelle Schein des Tages zu mir ſpräche,“ u. ſ. w.

Die Herren wiſſen ihr Bedürfniß zu befriedigen, und die Dämmerung, die ihnen Noth thut, in den krauſeſten Phraſen um ſich her wogen (ein Ausdruck des Verfaſſers) zu laſſen. —

Ich konnte mich, indem ich dieſes Buch

las, nicht enthalten, zuweilen zu denken, Herr Horn kopire nur deshalb in ſeinem Helden die widrigen literariſchen Säuglinge, die, ſobald ſie ihr Steckenpferd weggeworfen haben, daran arbeiten, den Geſchmack zu reformiren, um dieſe lächerlichen Geſchöpfchen dem Publikum deſto ſchneller widerlich und langweilig zu machen; aber ich wurde immer ſehr bald aus meiner gutmüthigen Täuſchung gezogen. Herr Horn verräth zu ſehr, daß er nahe mit ſeinem Helden verwandt iſt, ſollte es auch nur durch das drollige Hochgefühl ſeiner eigenen Wichtigkeit ſeyn. Unter einer Stelle, die nichts als ſehr alltägliche Dinge enthält, droht er in einer Anmerkung, „die Antwort nicht ſchuldig zu bleiben, wenn man ihm vorwerfen ſollte, er habe eben das ſchon in einem andern Buche geſagt.“ Er konnte ſich dieſe Furcht erſparen. Sachen, wie er da vorbringt, vergißt ſicher jeder auf der Stelle wieder; oder behält man ſie, ſo geſchieht es nur, weil ſie in hundert andern Büchern auch ſtehen. — In einer andern Anmerkung verſpricht er, ſeine Meinung über die Muſik nicht zurück zu behalten, wenn eine bedeutende Anfrage deshalb geſchehen ſollte. Gütiger Himmel! Wem kann es denn wohl einfallen, nachzufragen, was Herr Franz Horn, Verfaſſer einiger ſchlechtgeſchriebenen Romane, von der Kunſt der Glucke, Mozarte und Hayd'n denkt? Wenn er ſeine Meinung einmal von ſelbſt ſagt, ſo wird man ja wohl ſehen, ob ſie etwas werth iſt.

Es wird in dem Buche auch über die dramatiſche Poeſie geſprochen, — folglich auf Kotzebue geſchimpft. Ich wollte, es ſchriebe jemand Herrn Horn folgende Verſe, von Hagedorn glaube ich, in ſein Taſchenbuch:

> Wie thöricht iſt dein Hochmuth in Geberden!
> O Jüngling, Jüngling, ſtell' ihn ein!
> Was der iſt, kannſt du niemals werden;
> Was du biſt, kann ein jeder ſeyn.

Sehr viel beſſer, wiewohl nicht eben von großem Werth, iſt die zweite Lieferung. Sie heißt:

Quinteſſenz meiner Fußwanderung in ſüddeutſche Gegenden, von Friedrich Küchelbecker.

Der Verfaſſer beſitzt eine zwar nicht glänzende, aber ſehr angenehme Art von Laune, — jene etwa, die ein guter, geiſtvoller Kopf annehmen kann, ſobald er will. Er verlangt ausdrücklich, daß man ihn nicht für einen Nachahmer von Jean Paul anſehen ſoll; aber wenn er das nicht iſt, ſo blickt es doch überall hervor, daß er aus Richters Schriften ſeinen Begriff von Humor abgezogen, und bei ihnen die Idee gefaßt hat, auch etwas Humoriſtiſches zu ſchreiben. Sein Witz ſteht an Kraft und Glanz unter dem Witze ſeines Vorgängers; aber ſein Buch iſt anziehender, als viele von jenem: ungefähr wie die künſtliche Nachahmung irgend einer heftigen Leidenſchaft für den gleichgültigen Zuſchauer angenehmer iſt, als der Anblick eines wirklich Leidenſchaftlichen. — Das Büchelchen enthält ſechzehn Abentheuer; mehrere darunter ſind ſehr artig ſentimental erzählt, — beſonders, wo es dem Verfaſſer nicht beliebt, moraliſche Betrachtungen anzuſtellen, die ihm, trotz dem humoriſtiſchen Tone, etwas langweilig gerathen. —

Wiederum von viel höherem Werthe,

und, ſo viel ich aus den erſten beiden Bändchen ſchließen kann, ein gelungenes Werk, iſt Franz von Werden, von Nicolai, womit die dritte bis ſechſte Lieferung gefüllt werden wird. Ausführlich davon zu ſprechen, behalt' ich mir bis dahin vor, daß ich alle vier Bändchen erhalte. Möchte es doch Herrn Dienemann gefallen, ſeine abentheuerliche Ankündigung vor den übrigen Bänden ſeines Journals wegzulaſſen, da ſie es lächerlich macht. Vorzüglich bei dem Franz von Werden erinnerte ſie mich an einen komiſchen Anblick, den ich eines Morgens auf dem Leipziger Markte hatte: ich ſahe zwei große Körbe voll Roſen, Lilien und andern lieblich duftenden Blumen, und zwiſchen ihnen — den langöhrigen Kopf des Trägers, der ſie herbeigeſchafft hatte.

Caledonia, von der Verfaſſerin der Sommerſtunden.

Unter dieſem Titel giebt die geſchätzte Dichterin, Emilie Harmes, ehemals von Berlepſch, die Beſchreibung einer höchſt intereſſanten Reiſe, die ſie im Sommer 1800 mit einem Freunde durch das Schottiſche Hochland und zu einigen Hebriden machte. Der Geograph, der Statiſtiker, der Geſchichtsforſcher werden bei dem Leſen dieſes Werkes nicht ganz leer ausgehen, wiewohl auch nicht große Schätze ſammeln. Deſto reicher iſt die Ausbeute, die der Weltbürger, der Seelenforſcher, in dieſem Buche finden wird, der in ſeinen Mitmenſchen etwas mehr ſieht, als producirende und konſumirende Weſen, und nicht bloß deshalb in Hütten und Palläſten herumgeht, um mit rechnendem Blicke das Verhältniß der Dürftigkeit zum Luxus, den Grad des Sittenverderbens, oder auch ſeltſame Gebräuche zu erſpähen.

Die Verfaſſerin beſitzt in hohem Grade, was den Männern nie in ſo zarter Vollkommenheit eigen iſt, und was ich Talente des Herzens nennen möchte: die Fähigkeit, überall das rein-Menſchliche zart herauszufühlen und ſich anzueignen, gerührt zu werden und lebendiges Gefühl auszuſprechen, wo auch der weichſte, reizbarſte Mann nur beobachtet, höchſtens empfindſame Betrachtungen ſchwatzelt; —

aber mit dieſem Talent verbindet ſie einen reifen Verſtand, der ſie es ſogleich fühlen läßt, wo ihre Empfindung in Empfindelei ausarten würde. So ausgerüſtet, ſteckte ſie ſich kein andres Ziel, als zu ſehen und zu hören, was ſie Sehens- und Hörenswerthes auffinden könnte, und zu fühlen, was es auf ſie zu wirken vermöchte. Wir finden daher in ihrem Werke jetzt die Schilderung einer romantiſchen Gegend, durch die ſie entzückt, jetzt die Beſchreibung einer wohlthätigen Anſtalt, oder einer Begebenheit, durch die ſie gerührt wurde; jetzt einen Vorgang aus der ältern Geſchichte, jetzt die Ueberſetzung eines trefflichen Gedichts, oder Züge aus dem Leben eines Schottiſchen Dichters; jetzt die idyllenartige Ausmalung einer romantiſchen Lage, in die ſie gerieth. Bei ihren Naturgemälden gab ſie nur große Maſſen, und vermied die geringfügige Weitſchweifigkeit, durch welche ſonſt wohl weibliche Reiſende zu ermüden pflegen, ohne zu bedenken, daß die ausführlichſte Wortbeſchreibung nicht fähig iſt, eine Gegend zu vergegenwärtigen; bei den Begebenheiten, die ſie erzählt, ſpricht ſie kurz, aber kräftig und maleriſch; bei den Nachrichten, die ſie mittheilt, iſt ſie karg im eigentlich Statiſtiſchen, und allem, was dem Auskramen zuſammengeleſener Kenntniſſe ähnlich ſehen könnte: deſto freigebiger aber in demjenigen, was Verſtand, Herz und Phantaſie beſchäftigen kann. Kurz, das Werk iſt werth, von ihr dem großen Schriftſteller, dem ſie es gewidmet hat, als freundſchaftliche Gabe dargebracht zu werden.

Die Sprache, die in dieſem Werke herrſcht, iſt nicht frei von Verſtößen gegen die Grammatik; aber es enthält morceaux von einer ſo kräftigen, edeln, männlichen Beredſamkeit, dergleichen ich nie einem Frauenzimmer zugetrauet hätte, — Stellen, die ich, wenn ich ſie an einem andern Orte gefunden, ohne Bedenken einem unſrer hinreißendſten Redner würde zugeſchrieben haben. Vorzüglich gehört dahin die Betrachtung über das romantiſche Gefühl, die im zweiten Theile von Seite 28 bis 52 fortläuft. Im erſten Theile empfehle ich Ihnen beſonders die Charakteriſtik des Schottiſchen Dichters Burns, die Ueberſetzung ſeines „Sonnabend-Abends in der Schottenhütte,“

und die treffenden, im höchſten Grade wahren Betrachtungen, welche die Verf. dieſer Ueberſetzung. in Rückſicht auf unſre Literatur, anhängt. — Den 3ten Theil hab' ich in der literariſchen Rumpelkammer, die ſeit einem Jahre mein Wohnſitz iſt, noch nicht auftreiben können. Hieher gelangt faſt nichts eher, als bis es tüchtig beſtäubt, wo nicht gar vor Alter ſchimmlicht iſt. Man nennt oft die Univerſitäten Muſenſitze; aber in bellettriſtiſcher Rückſicht kann mein gutes F— — t nur in ſo fern Anſpruch auf dieſe Benennung machen, als allenfalls auch ein Erbbegräbniß ein Familienſitz heißen kann.

— Die großen Vorzüge dieſer Reiſebeſchreibung haben mir eine Idee gegeben, die wir nächſtens mit recht ernſthafter Weisheit debattiren müſſen. Hier iſt ſie. Wenn man eine Reiſe um die Welt anſtellen läßt, ſo ſchifft man Naturforſcher, Mathematiker, Maler u. ſ. w. mit ein: was meinen Sie, meine Freundin, wenn man den künftigen Cooks auch ein Paar Damen mitgäbe, die — indeß der Naturforſcher botaniſirte, der Mathematiker rechnete, der Maler malte — nichts weiter zu thun hätten, als zu empfinden, und ihre Empfindungen zu beſchreiben? Freilich iſt nicht zu hoffen, daß man ſo leicht eine oder gar zwei finden würde, die einen ſo ſelbſtſtändigen, reifen Verſtand mit ſo zarter Empfindung, ſo viel Kraft zum Entbehren mit ſo empfänglichem Sinn für edlen Geiſtesgenuß verbänden, als unſere Reiſende durch Schottland; aber das thut nichts. Sind doch auch nicht alle Naturforſcher Banks und Forſter! Es wäre an der Empfindung genug, und ſelbſt unſere Mdme — d würde dazu taugen, wenn man nur Sorge trüge, die Pilgerin mit allem dem auszurüſten, was dienen kann, ſie in gefühlvoller Empfänglichkeit zu erhalten. Wie man den Aſtronomen mit Quadranten, Fernröhren u. ſ. w. verſieht, müßte man ſie mit einem eleganten unterhaltenden Freunde verſehen, der zu beſtimmten Zeiten über ihren Verſtand entzückt würde; mit einem Leſekabinet für die ſtarken Stunden, einem Boudoir und ſeidnem Sopha für die — — — Doch vis-à-vis Ihrer ſummenden Theeurne, werden Ihre einſichtsvolle Sorgſamkeit, der Muthwille Ihres Herrn Bruders und mein kritiſcher Ernſt, das alles ſchon arrangiren. Leben Sie wohl bis dahin.

Achtzigſter Brief.

Regulus, ein Trauerſpiel von Collin.

(Fortſetzung.)

Jetzt laſſen Sie uns ſehn, ob der Dichter die ſo einſichtsvoll gewählte und angelegte Fabel auch eben ſo einſichtsvoll durchzuführen verſtand: ob er es verſtand, die Handlung anzukündigen, einzuleiten, Intereſſe für ſie einzuflößen, ſie von allen anziehenden Seiten zu beleuchten, — Mannigfaltigkeit mit der Einheit zu verbinden, die Ereigniſſe durch die Charaktere zu motiviren, dieſe durch jene zu entfalten, und endlich ſo zu endigen, daß die Leidenſchaften, die er ſpielen ließ, und die Gefühle, die er erregte, durch den Schluß veredelt und in ein höheres, erhabnes Gefühl aufgelöſ't, — oder, nach dem Ausdruck des Ariſtoteles, gereinigt werden.

Melpomene eröffnet das Schauſpiel durch einen Prolog, in welchem der Dichter ſie, nach dem Beiſpiel des Euripides, Inhalt und Zweck des Stückes ankündigen läßt. Ich werde Ihnen am Ende dieſer Beurtheilung von dieſem Prologe ſprechen.

Die erſte Scene zeigt uns Atilia auf einem öffentlichen Platze, in kummervolle Betrachtungen verloren, zwiſchen ihren ſchlafenden Kindern. Sie ſteht auf, ſie ergießt ihre Gefühle in einem Monologe. Und was enthält dieſer? Etwa eine Reihe pathetiſcher Betrachtungen, ein dichteriſches Gemälde, oder eine Erzählung? — Ehe ich Ihnen das beantworte, erlauben Sie mir einige Worte über den Monolog im Allgemeinen, — eine erweiternde, zum Theil berichtigende Zugabe zu dem, was ich Ihnen ſchon an einem andern Orte darüber ſagte.

Es giebt zwei Gattungen von Monologen, räſonnirende und pathetiſche. Die erſte Gattung liegt, wie es mir ſcheint, völlig außer der Natur; aber das Bedürfniß der Dichter hat ſie erſchaffen. Um uns den Ideengang eines Menſchen zu zeigen, durch den er zu einem beſtimmten Ent-

ſchluß

ſchluß kommt, uns ſeine Plane zu verrathen, kurz, alles das zu thun, was Schiller in dem Monolog leiſtet, den er Eliſabeth vor der Unterſchreibung des Todesurtheils halten läßt, giebt es in der That kein kürzeres Mittel, als den Helden laut denken zu laſſen. Es iſt unnatürlich; aber — in vielen Fällen nothwendig, und ein ſolches Selbſtgeſpräch kann, beſonders wenn der Dichter ſo viel rhetoriſches Genie beſitzt, als Schiller, in ſeiner Art ein Meiſterſtück werden, was der erwähnte Monolog auch in pſychologiſcher Rückſicht iſt.

Die zweite Gattung dagegen, die pathetiſche, deren Zweck es iſt, uns die aufwallenden Gefühle des Helden zu zeigen — iſt völlig natürlich. Denken Sie Sich einen leidenſchaftlich exaltirten Menſchen, der einſam ſeiner heftigen Bewegung dahingegeben iſt: ohne daß er es will oder weiß, mechaniſch, wird auch ſein Körper die Bewegungen ausdrücken, die ſeine Seele zerreißen, jetzt durch Minen, jetzt durch Geſten, jetzt durch — Worte. Aber was wird er ſprechen? Eine zuſammenhangende Reihe von Schlüſſen oder Betrachtungen? Gewiß nicht! Die Operation des Sprechens iſt für das Hinſtrömen ſeiner Gedanken viel zu langſam. Von den Flammen, die in ſeiner Seele durcheinander fluthen, ſchlagen nur die am höchſten emporflatternden Spitzen zur Sichtbarkeit hervor. Nur die Wahrnehmungen, die ihn am tiefſten erſchüttern, wird der einſame Leidenſchaftliche nennen; nur die Empfindungen wird er ausſprechen, die ihn am mächtigſten ergreifen: daher nur abgeriſſne Reden vorbringen, Gedanken, die nicht einen logiſchen, ſondern einen lyriſchen Zuſammenhang haben, nicht ſo daſtehn, wie der Verſtand ſie aus einander entwickeln würde, ſondern wie ein Gefühl ein verwandtes (oft das gradezu entgegengeſetzte), Ein Phantaſiebild ein ähnliches vor die Seele führt. — In der erſten, unendlich leichteren Gattung*) zu glänzen, dazu

---

*) Hamlets berühmter Monolog über „Seyn oder Nichtſeyn" gehört in dieſe Klaſſe. Als Dichterwerk, Raiſonnement iſt er von Bewunderung würdiger Erhabenheit, aber in dramatiſcher Hinſicht ſteht er weit unter jenem, den Hamlet im 2ten Auftritte des erſten Akts hält, und den ich Ihnen wenigſtens zum Theil herſetzen will:

O, ſchmölze doch dieſes zu, zu feſte Fleiſch ſchmelzen, zerrinnen, in einen Thau zerlöſen! — Oder hätte der Ewige nur nicht ſein Geſetz gereicht, wie geſagt, poetiſches Rednertalent hin; aber die zweite, die uns das Innerſte der bewegten Seele nicht beſchreibt, ſondern gradezu aufdeckt; uns nicht erzählt, wie die Leidenſchaft ſich umgeſtalte und äußere, ſondern uns ihr Aufſchreien ſelbſt hören, ihre wechſelnde Mine, ihr, jetzt furchtbar blitzendes, jetzt in Thränen weicher Rührung ſchwimmendes Auge, ſelbſt ſehen läßt: — dieſe Gattung iſt der Triumph des dramatiſchen Genies; in dieſer war Shakeſpear ſo unübertrefflicher Meiſter; in dieſer hat Schiller, ſo viel ich weiß, nichts ſehr Ausgezeichnetes geleiſtet. Collin aber eifert dem großen Britten nach. Statt aller Auseinanderſetzung, ſchreib' ich ihnen den ganzen Monolog hin:

> gen den Selbſtmord gerichtet! — O Gott! Gott! Wie matt, ſchal, flach und nichtsnutzig ſcheint mir dieſe Welt! — Pfui! o pfui! Sie iſt ein Garten voll Unkraut, der in Samen ſchießt: ekelhafte, grobe Dinge füllen ſie. — Daß es dazu kommen mußte! — Erſt zwei Monat' todt! — Noch nicht zwei! — Ein ſo trefflicher König, — gegen dieſen, Apoll gegen einen Satyr! So liebevoll gegen meine Mutter; er erlaubte nicht dem Winde ihr Antlitz rauh anzuwehn! — Himmel und Erde! muß ich mich erinnern! u. ſ. w.

Schon glänzt am Capitol das Morgenroth —
Noch zögert Publius! — Wie ſüß ſie ſchlafen!
So möcht' ich ruhen, eine Stunde nur;
Nur eine kurze Stunde. — Gute Götter!
Die könntet ihr mir doch gewähren! — Ach,
Ich armes Weib! Zu bitter iſt mein Loos.
Auf Erden duld' ich ſchon des Orkus Qualen. —
Und wenn ich nun nicht länger dulden will?
Ich will nicht länger! — Hört mich, große Götter!
Gefaßt iſt mein Entſchluß und ſtehet feſt:
Wie heute mir der Trauerbote kommt,
Mir ſagt, daß auf Senatsbeſchluß mein Gatte
Gefangen in Carthago, wie zuvor,
Verlaſſen bleibt: ſo zuck' ich ſchnell den Dolch,
Und ſchüttle weg mein hartes Joch, und ſterbe! —
Wo bleibt doch Publius? — Noch ſchlafen ſie;
Sind Waiſen, wie ich Wittwe, ſchlafen doch —
Und ich! — Wacht auf, Serran und Mutius!
O ſtill! — Die Knaben wecken — iſts wohl recht?
Entſetzlich! Bin ich ſchon ſo tief gefallen,
Daß ich, die Mutter, meinen Kindern grauſam
Den ſüßen Schlaf mißgönne? — Schlummert ſanft!
Im Schlaf iſt Ruh! — Ach, ſo zu zaudern! — Sohn,

Du biſt ein Mann wie alle, fühlſt nur halb;
Dir ahnet's nicht, wie ich mich hier verzehre! —

Ich weiß es, daß Sie nicht ſchnell, nicht ohne die verdiente, ſtrenge Aufmerkſamkeit, dieſen Monolog durchleſen werden, und ſo will ich mich nicht dabei aufhalten, Sie auf den ſo zuſammenhangenden und doch ſcheinbar ſpringenden Gang der Empfindungen aufmerkſam zu machen, und eben ſo wenig darauf, wie unendlich geringer die Wirkung geweſen wäre, wenn der Dichter, anſtatt die Gefühle der Sprechenden und den Wechſel derſelben einfach und kräftig auszudrücken, ſie eine prunkende Rede, etwa eine Beſchreibung ihres langen Grames, oder eine Betrachtung über den Schlaf der Kinder hätte herſagen laſſen. Denken Sie nach, und ich will indeß raſch den Gang der Handlung vor Ihnen entwickeln.

In dieſem Monologe ließ der Dichter uns einen fürchterlichen Blick in die Seele einer, bis zum Trotz gegen die Götter, bis zu einer augenblicklichen, grauſamen Regung gegen ihre Kinder, zerrütteten Gattin und Mutter thun. Wir ſind erſchüttert: nun iſt der folgende Auftritt, in welchem wir den älteſten Sohn dieſer Frau ſchon eifrig beſchäftigt ſehn, ihren Kummer aufhören zu laſſen, nun iſt die Handlung des Stückes unſerem Herzen ſchon wichtig gemacht: — eine Wirkung, die manches ſehr bewunderte Stück kaum durch den erſten Akt hervorzubringen vermag.

Im 2ten Auftritt gewinnt Publius, der Sohn des Regulus, ein Paar bedeutende Bürger für ſeine Sache, und nimmt Maaßregeln, das ganze Volk für ſeinen Vater zu bewegen. Er handelt mit kindlicher Wärme; doch als er jetzt

im 3ten Auftritt ſieht, daß Atilia ihre jüngern Kinder mitbrachte, um das Volk zu rühren, ſcheint dies Benehmen dem römiſch-ſtolzen Jüngling zu weiblich: er nennt es unedel. Atilia antwortet:

Nicht edel ſcheint es dir? — Nicht edel?
Ich will dir ſagen, was unedel iſt.
Unedel iſt der Mangel an Gefühl,
Den jener viel zu raſche Sohn verräth,
Der die bereits ſo tief gebeugte Mutter
Unedler Handlung frech zu zeihen wagt!

Publius antwortet: „Vergieb!“ —

Vortrefflich iſt dieſer kurze Zwiſt angebracht. Er dient nicht nur dazu, uns den gewandten, ſtarken Geiſt dieſer Frau zu entfalten, durch den allein ſie im Stande iſt, die Rolle zu ſpielen, die ihr im Stücke gehört: er zeigt uns beſonders auch die Ueberlegenheit, die ſie über ihren Sohn beſitzt, und macht uns deutlich, wie es möglich iſt, daß ſie ihn, wie ſie thut, ſeiner eignen Ueberzeugung zuwider, ſpäterhin zu ſo thätigen Maaßregeln treiben kann. Er zählt ihr die Gründe auf, durch die ihm die Bürgerpflicht verbiete, an der Befreiung des Vaters zu arbeiten, und die ihm keinen glücklichen Erfolg zu hoffen erlauben. Indeß ſie ihn durch einen Ausbruch ihres Gefühls verſtummen macht, ſpricht der eine Knabe im Schlaf. — Der Traum, den er nach ſeinem Erwachen erzählt — er glaubte mit ſeinem Vater zu ſterben, — muß Publius entflammen: er verſpricht die höchſte Anſtrengung ſeiner Kraft, und Mutter und Brüder brechen in Dankſagungen aus, als wäre die That ſchon gelungen, die er verſuchen will.

Nach dieſen erſchütternden Scenen bedurften Leſer und Zuſchauer einiger ruhigern. Im 6ten Auftritt berathſchlagen ein Paar Senatoren, im 7ten einige Bürger über Regulus. Atilia tritt zu den letztern. Daß ſie ſie für Regulus gewinnen will, leitet die treffliche und ihn ſehr verherrlichende Beſchreibung der Schlacht ein, in welcher er gefangen wurde. Vielleicht wäre dieſe Erzählung beſſer einem andern, etwa einem ehmaligen Kriegsgefährten des Regulus, in den Mund gelegt worden. Für Atilien hat ſie etwas zu viel militäriſche Ausführlichkeit und Ordnung, und klingt faſt praleriſch: doch, wie leicht vergißt man das über den rührenden und Shakeſpeariſch-wahren Zug, daß Atilia, da ſie die Bürger nun durch ihre Darſtellung entflammt ſieht, ſich mit dem leiſen, mütterlichen Frohlocken entfernt.

So erhält Serran
Die Toga doch vom Vater; und er ſieht
Ihn auch, mein guter Mutius! —

Das iſt innige, große Wahrheit: denn alles, alles was eine zärtliche Mutter und Hausfrau unternimmt, es ſey ſo fremdartig es wolle, alles bezieht ſie heimlich auf ihr Haus, auf ihren Familienzirkel um ſie her, auf häusliche Freuden und Leiden.

Wieder eine gleichgültigere Scene, in welcher der künftige Conſul Roms für Regulus gewonnen wird: — dann erſcheint Metell auf dem Wege zur Senatsverſammlung. Muthig und klug, faſt hinterliſtig, greift Atilia ihn öffentlich von der Seite an, von der auch ein ſo großer Mann wohl einer Schwäche fähig ſeyn könnte: ſie lobt ihn und verſichert ihn zugleich, Regulus Ruhm werde den ſeinigen nicht zu verdunkeln vermögen. Er geht ſtolz an ihrer Schlinge vorüber, und ſie — verſöhnt uns für den widrigen Eindruck, den ihre Schlauheit machte, durch die Seelengröße, mit der ſie Metells Erhabenheit in ſeiner Abweſenheit huldigt.

Noch iſt ſie mit dem Fehlſchlagen ihres wichtigſten Verſuches beſchäftigt, da eilt Publius athemlos herbei, ſeiner Mutter die Nachricht zu bringen: indeß ſie darum ſorgten, Regulus aus Carthago zu befreien, iſt dieſer ſchon in Rom angelangt. Welch unerwartetes Glück! — Aber er ſelbſt verſchmäht die Befreiung. Furchtbarer als vorher iſt die Verwickelung, und ihr glücklicher Ausgang unwahrſcheinlicher als je. —

Was leiſtete der Dichter in dieſem erſten Akte? Er riß uns mitten in die Handlung hinein. Nicht bloß in dem Vorgange, auf den es ankommt, ſind wir einheimiſch geworden: alle handelnde Perſonen lehrte er uns durch wenige entſcheidende Züge vollkommen kennen, die Triebfedern die ſie handeln laſſen, die Verhältniſſe in denen ſie zu einander ſtehn. — Die Handlung ſelbſt hat ſchon einige wichtige Schritte gethan, und mit hoch geſpannter Erwartung ſieht man den großen Auftritten entgegen, die angekündigt wurden. — Wie noch nie ein dramatiſcher Dichter ſeine Laufbahn mit einem ſo gelungenen Werke begann, als der Regulus iſt, hat noch nie ein Trauerſpiel ſchon durch ſeinen erſten Aufzug ſo viel geleiſtet, als dieſes.

Den zweiten eröffnet, im Tempel der Bellona, in der Verſammlung des Senats, Metell durch eine männlich-ſchöne Rede, in welcher er den Reſultaten der bisherigen Berathung die nöthige Form des Beſchluſſes giebt. Krieg mit Carthago iſt jetzt Beſchluß.

Carthago's Geſandter erſcheint; hinter

ihm Regulus. — Ich fordere alle wirkliche und vermeinte Dichter und Kunſtrichter in Deutſchland heraus, eine erhabnere, majeſtätiſchere, paſſendere Weiſe zu erſinnen, den Held, bei deſſen Namen wir im erſten Akte alles voll Ehrfurcht ſahen, zuerſt erſcheinen zu laſſen, — als die iſt, in der Collin ihn auftreten läßt.

Nicht das Wiederſehn der ehrwürdigen Verſammlung, deren Vorſteher er ſo oft und ſo lange war, nicht die Entſcheidung ſeines Schickſals, mit der ſie ſich jetzt beſchäftigen ſoll, iſt es, was ihn zuerſt am mächtigſten ergreift: es iſt der Anblick der Schutzgöttin ſeines Vaterlandes, was ſein patriotiſches Herz erſchüttert. Vor Bellonens Statue bleibt der erhaben-ruhige Heldengreis ſtehen, und überläßt ſich Betrachtungen und Wünſchen, bis ihn die Reihe trifft, vorzutreten und zu handeln. Ueber dieſen einzigen Zug ließe ſich ein Buch ſchreiben, — das aber denen, die ihn verſtehen, überflüſſig, und den andern langweilig ſeyn würde.

Bodoſtors Anträge werden verworfen: er ruft Regulus auf, ihn zu unterſtützen.

Wie edel iſt der Zug, mit welchem dieſer beginnt: er will nicht hinter dem Rücken ſeines Feindes feindlich gegen ihn handeln! Bodoſtor muß Zeuge ſeyn, wie er den Senat durch ſeine Beredſamkeit, trotz dem Mitleid für ihn, das alle Senatoren erfüllt, zu dem Beſchluſſe überwältigt, ihn nicht auszuwechſeln. Er hat geſiegt, er weihet ſich triumphirend den Göttern der Unterwelt: da tritt, obgleich bebend, ſein eigener Sohn auf, ihm die Frucht ſeiner Anſtrengung zu entreißen. Als Tribun erzwingt Publius, daß der Senatsbeſchluß, in ein bloßes Gutachten verwandelt, der Entſcheidung des Volkes unterworfen werden muß. Da er jetzt, zerknirſcht von ſeinem Siege, den Vater zu Füßen ſtürzt, und von dieſem, zu deſſen Rettung er mit blutendem Herzen ſeine Bürgerpflicht verletzte, verflucht wird: — „Welche Menſchen!" rief ich mit Bodoſtor aus, als ich dies las, und in der folgenden kältern Minute: „Welch' ein Dichter, der alle dieſe wunderbar große Handlungen ſo zu motiviren wußte, daß ſie natürlich werden! der ſo majeſtätiſche Vorgänge darzuſtellen wußte, ohne einen Augenblick der Einfachheit untreu zu werden!

Der dritte Akt beginnt mit einem Geſpräch zwiſchen Bodoſtor und Regulus. Es iſt eine treffliche Abwägung des Patriotismus gegen den Weltbürgerſinn, voll großer Gedanken und Wendungen, für ſich genommen ein ſehr gelungenes morceau, aber durch den Ort, an dem es ſteht, ein ſchlimmer Fehler. Wie thöricht mußte Bodoſtor ſeyn, wenn er glaubte, den Heldengreis durch künſtliches Vernünfteln den Grundſätzen untreu machen zu können, denen er während eines langen, glorreichen Lebens folgte! Der Erfolg dieſes Unternehmens kann nicht zweifelhaft ſeyn; daher iſt die ganze lange Scene müßig, und macht, indem ſie den Gang der anziehenden Handlung unterbricht, lange Weile. Sie iſt indeß die einzige Huldigung, welche der Dichter dem tadelhaften Zeitgeſchmack bringt, der durch Schiller daran verwöhnt iſt, die dramatiſchen Gedichte ſtellenweiſe in Redeübungen ausarten zu ſehen.

Deſto vortrefflicher, vielleicht die meiſterhafteſte im ganzen Werk, iſt die folgende Scene, der Sturm Atiliens auf das Herz des Regulus. Wie groß zeigt ſich Atiliens

Römerſtolz in der Art, mit der ſie ſich gegen den Carthaginenſer benimmt! Sie will ſich entfernen, ſobald ſie hört, daß ihr Gemahl auf ſeinen Befehl ſie ſpricht; ſie befiehlt ihm zu ſchweigen, da er ihr zureden will; ſie ſpringt auf, ſo bald Regulus ſie erinnert, der Carthaginenſer ſehe die Römerin knieen. Wie zart, wie innig äußert ſich dagegen ihre Liebe, ihre tiefe Verehrung gegen ihren Gatten! Ihre Erinnerung an jene Zeit, da ſie ſich jungfräulich ſtolz dem Altar der Veſta widmen wollte, läßt uns zugleich fühlen, nur ein ſehr großer Mann ſey im Stande geweſen, dieſem hohen Geiſte geliebtes Ideal zu werden. Sie beſtürmt Regulus mit allem was Gatten- und Kinderliebe Mächtiges hat: aber er hebt ſie mit Heldenkraft zu ſich empor, ſogar zu dem Entſchluſſe, ihn zu überleben, ihm den Dolch auszuliefern, der ihr bis jetzt die letzte Zuflucht ſchien. Er beſiegt ſie, doch auf Koſten ihres Verſtandes: halb wahnſinnig ſtürzt ſie fort.

Der vierte Akt zeigt uns Metells Feſtigkeit und Tugend auf einer ähnlichen Probe, als die iſt, welche Regulus im dritten beſtand. Er verräth uns in einem Monologe, wie weich ſein Herz empfindet; wie ſehr es daſſelbe verletzt, den Mann, der früh auch ſein Ideal von Männergröße war, es noch iſt, — ſeinen Freund, mit deſſen Verluſt ſeinem Leben alle Blüthen abfallen, — der Bürgerpflicht zu opfern: da läuft ein Brief von Regulus ein, in welchem dieſer ſich noch größer zeigt, als je, ihn mit noch höherer Bewunderung und Rührung erfüllt; — da kommt ein ſchwärmeriſcher Freund zu ihm, der ihn jetzt verkennt, und ihn um des Regulus willen mit Vorwürfen überhäuft; — dann ein verächtlicher, hochmüthiger Patricier, der ihn bereden will, ein Complot mit ihm zu machen, (eine Unverſchämtheit, die allein faſt hinreichen könnte, den edeln Conſul zu bewegen, daß er die Sache aufgäbe, die er ohnehin mit ſo widerſtrebendem Herzen führt;) — endlich erſcheint ſogar der Sohn ſeines vergötterten Freundes, derſelbe Jüngling, der ihm künftig Sohn ſeyn ſoll, um von ihm mit gezücktem Dolche die Rettung ſeines Vaters zu erzwingen. Die unerſchütterliche Feſtigkeit und Seelengröße des

Metell beſiegt alle dieſe Verſuchungen auf eine ſo erhabne Weiſe, und er zeigt dabei ſo viel edles Zartgefühl, daß wir ihn wenigſtens eben ſo ſehr verehren und lieben, als den Regulus.

Dieſe beiden Akte gehören, als Charaktergemälde betrachtet, zu dem Gelungenſten, was für die Bühne geſchrieben wurde, aber in Rückſicht auf das Drama, zu dem ſie gehören, ſcheinen ſie mir, eben weil ſie nur Charaktergemälde ſind, ſehr fehlerhaft. Die Aehnlichkeit, oder vielmehr Gleichheit ihres Inhalts, bringt eine gewiſſe ſteife Symmetrie hervor, die eine unangenehme Wirkung thut, und trotz der großen Züge, die uns faſt in jedem Auftritte entgegen glänzen, müſſen ſie den Zuſchauer ungeduldig machen, da die Handlung während derſelben völlig ſtillſteht, — wenigſtens alles was vorgeht, fruchtlos iſt. Dieſe beiden Akte, — die vielleicht nur dem Herkommen, einem Trauerſpiel fünf Aufzüge zu geben, ihr Daſeyn verdanken, — machen mir es einleuchtend, wie es möglich war, daß irgend ein Publikum den Regulus anſehn, und nicht zur lauteſten Bewun-

Bewunderung, entflammt werden konnte. Die Direktion, welche die Unterredung des Bodoſtor mit Regulus, ſo wie Metells Monolog und ſeine Scenen mit Capio, Valerius und Appius ſtriche, das Uebrige beider Aufzüge aber in Einen Akt zuſammenzöge, (es verſteht ſich, daß mit dem Briefe des Regulus einige kleine Veränderungen vorgenommen werden müßten,): die Direktion, ſage ich, entließe ihr Publikum gewiß voll warmer Begeiſterung. —

Alle geheime Machinationen des Bodoſtor, alle Bemühungen Atiliens und ihres Sohnes, ihre heroiſchen Gegner zu gewinnen, ſind fehlgeſchlagen: aber verloren iſt ihre Sache darum nicht. Das Volk muß entſcheiden, und dieſes haben ſie auf ihrer Seite.

Indeß zeigt uns der Anfang des fünften Akts die beiden Tongeber deſſelben, beſtürzt und verlegen darüber, daß Metell ihre vornehmſten Maaßregeln unwirkſam gemacht. Atilia erſcheint, von ihren Kindern geführt, in Wahnſinn verloren. — Woher, woher nahm der Dichter alle die erſchütternden Züge voll der höchſten pſychologiſchen Wahrheit, die er hier in Attiliens Benehmen zuſammenſtellt! Welch ein langes, tiefes, unermüdetes Studium hätte es ihm gekoſtet, in der menſchlichen Seele die Geheimniſſe alle zu erforſchen, die das Genie ihm hier offenbarte, ſo bald er ihrer bedurfte! Unmöglich, meine Freundin, werden Sie dieſe Scene leſen oder ſehen können, ohne ſich in eine lebhafte, lange fortwirkende Rührung zu verlieren.

Jetzt erſcheint in feierlichem Aufzuge der Senat, und das Volk umſtrömt ihn. Metell trägt den Beſchluß des Senats vor, und die Gründe, warum er beſtätigt werden muß. Er bewirkt weiter nichts, als daß auch ſein Gegner zum Reden aufgerufen wird. Publius ſpricht — und Collins dramatiſches Genie windet ſich einen neuen Lorberkranz. Ich weiß große, allgemein verehrte Dichter, die auch ich innig bewundere, die aber hier ſchwerlich der Verſuchung widerſtanden hätten, glänzende Gedanken in dichteriſchen Prachtwendungen auszuſtrömen: ſie hätten uns hingeriſſen, wir wären entzückt worden, ſo entzückt, daß wir, über den Dichter, Rom, Attilia und Regulus vergeſſen hätten. Nicht ſo das wahrhaft dramatiſche Genie. Dieſes tritt nirgend ſelbſt vor, ſtrebt nie darnach zuerſt, durch erhabne Gedanken zu blenden: ihm iſt es das Wichtigſte, daß ſeine Perſonen die Gefühle, die ſie in beſtimmter Lage haben müſſen, grade ſo ausdrücken, wie es ihrem Charakter angemeſſen iſt; — und entwiſcht ihm eine rhetoriſche Tirade, ſo ſtreicht er ſie ſchon bloß deshalb weg, weil ſie eine Tirade iſt. Der gebeugte, nur durch den Wunſch, den Gram ſeiner Mutter zu endigen, und durch kindliche Liebe noch aufrecht gehaltne Publius ſpricht ganz einfach: blickt irgendwo in ſeiner Rede überlegende Kunſt durch, ſo iſt es in der Art, wie er die Sachen, die er vorträgt, die Anſichten, die er öffnet, ordnet. Sein Ausdruck iſt Widerhall ſeiner Gefühle, nichts weiter: aber er fühlt tief und ſchmerzlich, und wirkt — nicht pomphafte Gegenreden, ſondern den feurigen Entſchluß; ihm zu gewähren, um was er fleht; zu thun, was er thun würde, —

Wär nun ſein Vater Conſul,
Und träfe den Metell des Vaters Loos,
Und hielt' ihn nicht zurück das Tribunat.

Regulus nimmt das Wort: ſein Sohn wagt nicht, es ihm zu verſagen; aber er ſpricht umſonſt. Je bewundernswerther, je größer er ſich zeigt, deſto feſter beſchließt das Volk, ihn nicht zu verlieren. Doch wenn er jetzt erklärt, er werde den Beſchluß, ihn zu befreien, nicht überleben:

Wie aus dem Grabe ruft mein Geiſt euch zu:
Gedenkt nicht mein, gedenkt des Vaterlandes!

wenn jetzt das Volk verſtummt, jetzt Metell ausbricht:

Wo ſich ein Gott in Menſchenhülle zeigt,
Wer darf da noch mit eitler Größe prunken!
Lictoren fort! Ihm tretet vor! Erhebt
Die Fasces hoch dem Vater Roms!

wenn Regulus weiſſagend ruft:

Beim Jupiter! Mein Blut fließt nicht umſonſt!
Carthago fällt! Die Welt iſt unterthan!
Die hohe Roma herrſcht! Triumph! Triumph!

— wenn er jetzt ſiegprangend hinweg eilt in den martervollen Tod, der ihn erwartet; ſein überwundener Sohn ihm, um Verzeihung flehend, zu Füßen ſtürzt; — wenn das Volk ihm entzückt nachſtrömt:

„Ha ſeht! Er iſt ein Gott, er geht! er geht!"

—: Wo iſt in dem ganzen Reichthum unſrer Bühne Eine Scene, die dieſer an die Seite geſetzt werden könnte! — Vortrefflich hat Collin auch die letzte Forderung des Ariſtoteles erfüllt, die Leidenſchaften geläutert, indem er ſie in ein erhabneres Gefühl aufgelöſt, das hoch, hoch über ſie erhebt.

In Rückſicht des Schluſſes kann ich indeß eine kleine Rüge nicht unterdrücken. Der Moment, in welchem Atilia am Altar der Proſerpina niedergeſunken, Regulus aus unſerm Anblick entſchwunden, das Volk mit ihm im Taumel des Enthuſiasmus fortgeſtürmt iſt; da Metell ihm vom Septum aufs Meer nachblickt, und nach einer feierlichen Stille plötzlich aufſchreit:

Jetzt ſteigen ſie zu Schiffe. Götter, nun —
Nun iſt er fort!

Dieſer Moment ſollte es auch ſeyn, in welchem die erhabne Römerwelt, die der Dichter uns hervorzauberte, wieder vor uns verſchwände; denn in dieſem iſt alles vollendet. Daß aber Attila jetzt noch in Wehklagen ausbricht, das zurückkehrende Volk Carthago Rache ſchwört u. ſ. w., das iſt — ein Gothiſches Seitenthürmchen auf einer majeſtätiſchen Kuppel, das ſtört die Harmonie der Vollendung, indem es unſere Aufmerkſamkeit ablenkt, auf eine erſt beginnende, ungewiſſe Zukunft. Im Kleinen, oder vielmehr im Kurzen, hat hier Collin eben den Fehler begangen, den Schiller in der Maria Stuart beging, wenn er uns von Mariens Todesſcene zurück an den Hof der Eliſabeth führt. —

In meinem nächſten Hefte Einiges über die einzelnen Charaktere, den Dialog, die Verſe u. ſ. w.

Ein und achtzigſter Brief.

Der Roman im Romane, oder Siegfrieds Angelo, vom Verfaſſer des Weibes wie es iſt.

Als ich in meinem zweiten Hefte, kurz und flüchtig, „das Weib wie es iſt" beurtheilte, verſprach ich Ihnen, bald von mehrern Werken deſſelben Schriftſtellers zu ſprechen. Ich weiß in der That nicht, wie es zuging, daß ich mein Verſprechen nicht erfüllte: aber jetzt iſt es mir lieb, denn jetzt bin ich im Stande, es mit deſto wärmerem, unvermiſchterem Lobe zu thun.

Dieſer „Roman im Romane" zeigt den Verfaſſer in einem ſo hohen, ſchönen Grade von Reife, als wenig Romanendichter zu erreichen pflegen, und weiſ't ihm unter denſelben einen der oberſten Plätze an. Es giebt unter ihnen Manche, die ihn an einzelnen Talenten, z. B. an Witz, genialiſcher

Laune, kühner Phantaſie, reizbarem Gefühle übertreffen; ſchwerlich aber möchte irgend einer jene Gaben in einem ſchöner harmonirenden Maaße verbinden. Sein Witz iſt ein einnehmender Geſellſchafter, der nie vorlaut iſt, aber, ſo oft er den Mund aufthut, etwas ſehr Treffendes ſagt; — ſeine Laune zeigt ſich weder in einem tändelnden Tone, noch im Gebrauch ſchnurriger Worte, noch in bizarren Vergleichungen, noch in vorſetzlichen Verſtößen gegen die Kunſtform, ſondern durch Auffaſſung und originelle, intereſſante Ordnung kleiner, naiver Züge, die man nicht ohne heiteres Lächeln betrachten kann: kurz, durch das, was eigentlich den Kern, das innere Weſen der Laune ausmacht. Alle die genannten Dinge ſind nur Dekorationen derſelben, die er freilich auch nicht verſchmäht, wo ſie Wirkung thun können. Seine Phantaſie blendet nicht, aber jedes ihrer Gemälde ſchmiegt ſich reizend an's Herz; ſein Gefühl iſt mehr zart als tief, aber dafür überall von der lebendigſten Wahrheit. Mit dieſen Vorzügen verbindet er eine ſo innige Kenntniß des weiblichen Herzens, daß man ihn für einheimiſch in dem ſelben halten ſollte, und daß ich ihn, wenn ich ein Frauenzimmer wäre, fürchten würde: denn, ach! wie oft iſt das, was man einen ſeltnen Vorzug nennt, nur die Aeußerung einer ungewöhnlichen Schwäche! Nach Meiſterweiſe, legt er dieſe Kenntniß nicht in Reflexionen an den Tag, ſondern meiſtentheils nur in einzelnen Zügen, deren hohen Werth der Mitſtudirende erkennt und ehrt, wiewohl ſie der Uneingeweihte oft nur ſchön oder artig findet. Er hat eine hohe Gewandtheit im Vortrage und einen nicht ſowohl ſchönen, als reizenden Styl. Die einzige Rüge, die ich ihm bei ſeinem Angelo zu machen weiß, iſt, daß er nicht in, ſondern mit ſeinem Werke zu viel tändelt. Das zu häufige Einmiſchen ſeines Verlegers, und der im zweiten Theile zweimal vorkommende Scherz, daß er ſeine Geſchichte zu Ende erzählt, und das Erzählte dann wieder einmal für einen Traum, das andere Mal für eine willkührliche Erdichtung erklärt, ſtört die Theilnahme an dem Ganzen ein wenig.

Der „Roman im Romane" heißt dies Werk übrigens, weil der Held deſſelben, ein

Schriftſteller, während er einen ernſt ſentimentalen Roman, deſſen Schauplatz ein Hof iſt, ſchreibt, einen ähnlichen, aber zum Theil launigeren, in der bürgerlichen Welt um ſich her erlebt und ſpielt. Beide ſind in dem jedem geziemenden Tone geſchrieben und wechſeln ſehr unterhaltend mit einander ab: der letztere war mir übrigens der intereſſanteſte. — Damit genug; denn „guter Wein ruft ſich ſelber aus."

Das Kleeblatt, drei Erzählungen, herausgegeben von Friedrich Laun.

Drei bekannten Romanendichtern gab eine Geſellſchaft zwölf Worte auf, mit der Bitte, zu dieſen, jeder für ſich, eine Erzählung zu ſchreiben. Solche Scherze pflegen ſelten etwas hervorzubringen, das dem Publikum vorgelegt zu werden verdiente: ſelbſt der beſte, talentvollſte Kopf, wenn er nicht ſehr viel Gewandtheit beſitzt, wird ſich in einem ſolchen Falle zu genirt fühlen, um etwas Leidliches zu ſchaffen. Zwei dieſer Erzählungen ſind auch wirklich als mislungen zu betrachten. Der ſonſt ſo naive, intereſſante Schriftſteller, Herr Laun, kitzelt ſich in der erſten, „der Kavalier“ betitelt, um zu lachen. Der „Verfaſſer der Fündlinge“ (ich kenne dieſes Werk nicht, und überhaupt keins von dieſem Schriftſteller) hat ſich, in der zweiten, „die Entführung,“ gar nicht zu helfen gewußt und ſeine zwölf Kapitel hangen ſo gebrechlich zuſammen, wie die Gliedmaaßen eines Pantins, — wiewohl ich daraus keinen, für ſeine Talente nachtheiligen Schluß ziehen will — Nur die dritte Erzählung: „Gott lebet noch! von Guſtav Schilling“ iſt ſehr gelungen, und giebt dem Ganzen Werth. Sie kann als ein Seitenſtück zu Knigges „Reiſe nach Braunſchweig“ angeſehen werden, und hat in mancher Rückſicht höhern Werth als dieſe. Ihre Charaktere ſind eben ſo lebendig und wahr, aber viel anziehender gezeichnet; die kleine Geſchichte ſchreitet raſch fort, und iſt von den Einſchachtelungen und den Digreſſionen frei, deren ſich Knigge in jenem Buche ſchuldig machte, und die jetzt, da das Zeitintereſſe verſchwunden iſt, ſchwerlich noch jemand ohne Gähnen leſen kann.

Beleuchtungen des weiſe-närriſchen und närriſch-weiſen Menſchengeſchlechts.

Zwar eignet ſich dies Buch — eine Sammlung ſatiriſcher Aufſätze, theils in Proſa, theils in Verſen, — weder durch ſeine Form, noch durch ſeinen Stoff zu einer Beurtheilung in dieſen Briefen. Aufgefordert indeß von einem Freunde, dem ich nicht wohl eine abſchlagende Antwort geben kann, meine Meinung über dieſes Werk zu ſagen, will ich geſtehen, was es auf mich wirkte: ein lebhaftes Bedauern, daß es kein literariſches Vormundſchaftsamt giebt, und ich nicht Anwald bei demſelben bin. Warum? Ich käme morgen mit der Bitte ein, den Verfaſſer für einen Verſchwender zu erklären, und ihm täglich nur eine ganz kleine Portion Papier und Tinte zur Conſumtion anzuweiſen. Eine ärgere Verſchleuderung von Geiſt, Witz und ausgebreiteten Kenntniſſen, ja wahrer Gelehrſamkeit, als der Verfaſſer in dieſem Werke (und manchen ältern) ſich erlaubt, läßt ſich ſchwerlich denken: — Verſchleuderung ſowohl durch die werthloſen Dinge, an die er alles das verſchwendet, als durch die höchſte Vernachläſſigung der äſthetiſchen Form. Ich glaube, er würde einer der glänzendſten Schriftſteller Teutſchlands werden, wenn man ihm durchaus nicht erlaubte, an Einem Tage mehr als zwei Oktav=Blättchen zu ſchreiben.

Zwei und achtzigſter Brief.

Thuiskon, ein Heldengedicht von Bielfeld. Erſter Band.

Ob in der Sprache der Landwirthe die Ausdrücke, „ein reiches Jahr" und „ein fruchtbares Jahr" immer gleich bedeutend ſind, weiß ich nicht. In der ſchönen Literatur pflegen ſie eine faſt entgegengeſetzte Bedeutung zu haben. So oft in dieſer ein Feld recht üppig hervorbringt, ſo beſteht in der Regel die ganze Ernte aus ſchnell verſtäubenden Pilzen. So iſt es grade jetzt in der epiſchen Dichtungsart. Seit drei Jahren ſind — die vielen kleinern Werke, unter denen Siama und Galmory ſich ſo vortheilhaft auszeichnet, nicht mitgerechnet — vier lange Epopöen erſchienen: aber — von welcher Art!

Kallidion, in ſieben Geſängen, das älteſte, von einem Herrn Friedelberg, iſt ein lächerliches Gemiſch von Abenteuern, die faſt durch nichts zuſammenhängen, als durch die Zahlenfolge der Stanzen, und durch nichts motivirt ſind, als durch den Einfall des Dichters, ſie ſich zutragen zu laſſen.

Das Weltende vom Herrn von Sonnenberg, machte ich Ihnen als „eine Verirrung eines äußerſt talentvollen Kopfes" bekannt, die er wahrſcheinlich nicht fortſetzen wird.

Athenor, ein Gedicht in ſechzehn Geſängen, das erſt in dieſem Sommer erſchien, iſt ein zuſammengewürfelter Hauſe von Betrachtungen, Anſpielungen, Parodieen und unverſtändlichen Schilderungen, ohne epiſchen Zuſammenhang, ohne Intereſſe und ohne ein Fünkchen Dichtergeiſt. Manche Gedanken, die es enthält, ſind recht artig und zuweilen in wohlklingenden Verſen vorgetragen: aber das Ganze ſcheint dadurch entſtanden zu ſeyn, daß ein Mann von Geiſt, zur Ausfüllung ſeiner müßigen Stunden, ſich vornahm, auch ein Gedicht zu machen, und an Abenden, da ihn weder Komödie noch Aſſemblee abrief, mit Bequemlichkeit hinſchrieb, was ihm einfiel. Ohne nähere

Veranlaſſung würde ich von dieſem Gedichte nicht geſprochen haben; da es aber einmal geſchieht, ſo rathe ich dem Verfaſſer mit der Aufrichtigkeit eines rechtſchaffenen Mannes, den lobenden Beurtheilungen, die ihm Nebenrückſichten vielleicht hier oder dort erwerben, nicht zu glauben, ſondern der höhern Poeſie zu entſagen. — Für den witzigen Roman ſcheint er Talente zu haben. —

Das vierte Heldengedicht iſt der Thuiskon, von dem ich Ihnen heute ſprechen will. Es wird uns wenigſtens zum Theil für das ſchadlos halten, was die erſten drei uns nicht gewährten. Es iſt in der That ein höchſt merkwürdiges Unternehmen, das wahrſcheinlich vollkommen gelungen wäre, und dem Dichter gleich bei ſeinem Auftreten einen ſehr ehrenvollen Platz unter den Vorzüglichſten des deutſchen Parnaſſes erworben haben würde, wenn er ſeinem Plane längere Zeit zur Reiſe gelaſſen und ihn, was die Folge davon geweſen wäre, um die Hälfte enger zuſammengezogen hätte. Um Sie dieſes Gedicht aus dem Standpunkte ſehen zu laſſen, aus dem ich es ſehe, erlauben Sie mir, eine kleine Betrachtung voranzuſchicken.

— Wirſt

Wirft man einen unbefangenen Blick über das ganze Gebiet unſerer Poeſie, ſo bemerkt man, daß die meiſten unſerer Dichter (nicht alle), große ſowohl als kleine, darnach, als dem höchſten Gipfel der Vollkommenheit ſtreben, Gedichte zu machen, die eben ſo auf uns wirken, als die Meiſterwerke der Alten oder der andern Nationen es thun. Iſt das aber auch wirklich das Höchſte, was geleiſtet werden kann? Wäre es nicht unendlich ehrenvoller und der erhabenſte Triumph ihres Genies und ihrer Kunſt, wenn ſie Werke hervorbrächten, die uns das würden, was die unſterblichen Geſänge der Griechiſchen Dichter den Griechen, was Dante's und vorzüglich Taſſo's Gedichte den Italiänern waren, — nicht, was ſie uns ſind? Das Wichtigſte, was ſich von den großen Dichtern des Alterthums und des neuern Auslandes lernen läßt, die Kunſt, mit welcher ihr Genie die herrſchenden Vorſtellungen ihres Volkes und die Wirklichkeit um ſie her zur Poeſie zu erheben wußte, ſcheint mir bis jetzt noch ſehr vernachläſſigt. Man ſtudirt in ihnen mehr, was ſie ſchufen, als die Weiſe des Schaffens.

Die Poeſie der Griechen iſt ein majeſtätiſcher Stamm, aus dem Schooße der freien Natur entſproſſen; die unſrige wurzelt größtentheils in Schulen und Studierzimmern. Anſtatt ſelbſt eine poetiſche Zauberwelt hervorzurufen, ſtehlen ſich die meiſten unſrer Dichter in den Himmel der Fremden, und glauben etwas ſehr Stattliches gethan zu haben, wenn ſie uns die lebendigen Götter derſelben — in Wachs boſſirten [*]; und klatſcht man ihnen nicht enthuſiaſtiſchen Beifall, ſo klagen ſie über die geringe Empfänglichkeit des Zeitalters für wahre Poeſie, über die Flachheit ſeiner Bildung, über ſeinen Mangel an Gefühl. Das ſind grundloſe Schmähungen. Gebt ihm nur Poeſie, die, aus ſeinem Charakter hervorgegangen, ihm gehört, und es wird gewiß lebhaft, vielleicht zu lebhaft, empfinden. Die Wärme, mit der einſt das religiöſe Deutſchland den Meſſias, das kriegeriſche Gleims Grenadierlieder, das ruhige gefühlvolle Voſſens Idyllen und Bürgers Romanzen aufnahm, der Taumel, zu welchem die frühern Göthiſchen Werke einen großen Theil des Publikums berauſchten, zeigt, wie ſehr empfänglich, wie ſehr bildſam die Deutſchen für ſolche Poeſie ſind, die nicht eine im Treibhauſe gezogene Frucht eines fremden Klima oder einer längſt verfloſſenen Jahreszeit iſt, ſondern ihnen gehört. Wißt ihr aber nichts als mit den griechiſchen Gottheiten, die uns nur poetiſche Ausdrücke wurden, leeres Geſchwätz zu treiben, wohl gar nur die Formen der alten oder italiäniſchen Gedichte nachzuſchnitzeln, und hernach zu argumentiren, wie ſchön das Alles ſey: ſo ſind eure Klagen über die Unempfänglichkeit des Publikums nicht gegründeter, als die eines Eunuchen darüber, daß ſein betrogenes Weib ihm keine Kinder bringe, ſo oft er ihr auch die der Nachbarin vorführe, und ihr die Freuden der elterlichen Liebe beſchreibe. —

---

[*] Es fällt von ſelbſt ins Auge, daß hier nur von der ernſten, feierlichen Poeſie die Rede iſt; denn was die witzige und die romantiſche betrift, die hat das Recht der Freibeuterei in allen Dichterhimmeln.

Aber um uns eine eigenthümliche National-Poeſie, in ſo vollem Umfange, als die der Griechen hatte, zu gewinnen, müßten wir einen allgemein herrſchenden Wunderglauben haben: kann der uns jemals, durch die Anſtrengung des erhabenſten Genies gegeben werden? Ich glaube nicht. Das Verhältniß der Phantaſie zum Verſtande, alſo der Poeſie zur Anſicht der Welt, wandelt ſich auf den verſchiedenen Stufen der Kultur eben ſo um, wie das zwiſchen Zwillingsgeſchwiſtern von verſchiedenem Geſchlecht auf den einzelnen Stufen ihres Alters. In der Kindheit — dem roheſten Zuſtande der Völker — trieben beide gemeinſchaftlich Ein Puppenſpiel. Einige Jahre ſpäter — wenn die geſellſchaftliche Verbindung eine feſtere Form annimmt — dient das Schweſterchen dem Bruder in ſeinen wilden Ergötzlichkeiten, wie die Sänger und Wahrſager den Helden vor Troja, die Troubadours und Minſtrels den Rittern zur Zeit der Chevalerie. — Wieder einige Jahre ſpäter, ſo iſt die ſechzehnjährige Schweſter viel, viel älter, als der ſechzehnjährige Bruder, und nimmt es ſich heraus, ihm Weiſungen zu ertheilen — wie in den dunkeln Glaubenszeiten Prieſter und Dichter ſich erkühnen den Wiſſenſchaften ihre Laufbahn und ihre Schranken anzuweiſen, und zu offenbaren, was wahr ſeyn ſoll. — Noch einige Jahre ſpäter — ſo tritt das ſtärkere Geſchlecht in ſeine Rechte und der reiſe Bruder wird, wie der Beſchützer, ſo auch der Vormund der lebenslang unmündigen Schweſter. Gern giebt er ſich noch wohl in müßigen frohen Stunden ihrem ſüßen Geſchwätze hin; doch, wird ſie ernſt, fordert ſie Herrſchaft, ſo wendet er ſich, wie Alexander VI. von der Königin Chriſtina, die ihm in ſeiner Reſidenz befehlen wollte, lächelnd ab und ruft: „è Donna!“ — Wiederum nach gewiſſen Jahren, im ſpäten Alter, geht eine neue Umwandlung des Verhältniſſes vor, und die Greiſin wird die verordnende, vorſorgende Pflegerin des Greiſes; — aber von dieſer Stufe iſt unſre Kultur noch weit entfernt, und hoffentlich verſließt noch ein Jahrtauſend, ehe ſich der kindiſch gewordne Bruder Verſtand wieder unter die Befehle der Schweſter Phantaſie begiebt.

Wenn wir aber Verzicht darauf thun müſſen, einen religiöſen Wunderglauben des Volkes zu erlangen: ſollte es denn nicht möglich ſeyn, wenigſtens einen eigenthümlichen Wunderglauben für die Kunſt zu gewinnen?

Sie werden Sich aus meinem zwei und ſiebzigſten Briefe erinnern, daß eine Geſellſchaft von Dichtern ſich bemühet, ſo etwas durch die Einführung der nordiſchen Mythologie zu bewirken. Ob ich gleich an das Gelingen ihrer ſo weit ausſehenden Hoffnungen und Plane nicht glauben kann, ſo muß ich doch geſtehen, ihre Idee gewinnt immer mehr Anziehendes für mich, je mehr ich mich mit ihr beſchäftige. Es iſt wahr: das dürfen wir nicht glauben, daß die nordiſche Mythologie uns eine politiſche Selbſtſtändigkeit geben wird; aber hier kommt es ja auch nur darauf an, unſerer Poeſie eine künſtleriſche zu verſchaffen. — Es iſt wahr, ſie iſt uns fremd und unbekannt; deſto mehr Freiheit haben die Dichter, ſie unſern Kunſtbedürfniſſen anzubilden. — Sie ſteht an Ausbildung und Schönheit unendlich weit hinter der griechiſchen zurück. Um ſo beſſer! Je weniger aus ihr gemacht iſt, deſto mehr kann noch aus ihr gemacht werden. Wohlan, junge Dichter, die ihr die Begeiſterung des Genies empfindet: hier iſt Stoff, hier iſt Spielraum, in eigenthümlichen, originellen Schöpfungen mit allem

Großen und Schönen der Vorzeit zu ringen. Ausgerüſtet mit der Kenntniß der Kunſtkultur ſo vieler Nationen, wagt es immer, in eigenthümlichen Wunderbildungen, nach den höchſten Lorberkränzen emporzuſtreben. Nur, freilich, müßt ihr uns nicht geben, was ihr in der nordiſchen Götterlehre vorfindet: das iſt roh und meiſtentheils nicht ſchön; — geſtaltet ſie um, benutzt ſie zu eigenen Schöpfungen! Schafft uns eine fabelhafte Vorwelt! Waren doch vielleicht der Krieg um Troja, der Argonautenzug, die glänzendſten Punkte der griechiſchen Mythologie, auch ganz erdichtete Vorgänge, die erſt aus der Phantaſie des Dichters unter das Volk und in die Geſchichte übergingen! —

So ſcheint Herr Bielefeld über die nordiſche Mythologie gedacht zu haben; und dieſem gemäß beginnt er eine eigene Fabelgeſchichte der Teutſchen, und offenbart uns die ganze Wunderwelt des Nordens in Einem mit Kühnheit und Kraft geſchaffenen Mythengewebe, von dem nur die einzelnen Fäden der Edda gehören. Das Unternehmen iſt ſchwierig, — iſt ſogar gefährlich:

denn wer nach einem ſo hoch hängenden Kranze greift, für den iſt das nicht die härteſte Folge des Fehlſchlagens, daß er überſehen wird. — Ohne uns indeß bei der Kühnheit des Wageſtücks aufzuhalten, wollen wir ſehen, wie es gelang.

Die glänzendſte und reichſte Mythe der nordiſchen Götterlehre iſt die des Kampfes der Götter Walhallas gegen die Ungeheuer und Geiſter des Naßrands, oder der Hölle, der ſich mit dem Untergange aller Götter Walhalla's endigen, und den nur Wodan überleben wird. Dieſe Mythe wählte der Dichter und verband ſie, um ein National-Intereſſe hineinzubringen, mit der Stiftung des Teutſchen Volkes. Er machte das Anlangen Thuiskons an Germaniens Küſte, zu der, durch einen unwiderruflichen Schickſalsſchluß beſtimmten, Bedingung, durch deren Erfüllung der Untergang Walhalla's feſtgeſetzt wird.

Thuiskon und Thuiska, zwei von den Göttern unmittelbar geſchaffene Urmenſchen, leben in einem fernen, reichen, geſegneten Lande, in welchem Wodan ein tauſendjähriges Heiligthum hat. Schon Greis, erhält Thuiskon Wodans Befehl, die Wallfahrt nach Teutonien anzutreten. Umſonſt flehen alle andere Götter zum Allvater, umſonſt Thuiskon ſelbſt, um Aufhebung des Gebots. Er verſammlet endlich ſeine Kinder: ſie ſind bereit ihm zu folgen; doch die Gatten ſeiner Töchter, rohe Fürſten des Landes, verhöhnen ihn, zerſtören, von den Gottheiten der Hölle unterſtützt, Wodans Heiligthum, und tödten den Druiden. Kaum iſt Thuiskon zu Schiffe gegangen, ſo ſtraft eine allgemeine Waſſerfluth die Frevel der Fürſten, und vertilgt ſie und ihr Volk. In einer langen Wundernacht ſegelt Thuiskon indeß, unaufhörlich vom Sturm bekämpft, fort. Schon iſt er der Germaniſchen Küſte nah, da zerſchellt Thor, der Donnergott, ſein einziger Feind in Walhalla, das Schiff, und er und ſeine Begleiter verſinken in die Fluth. — Hier endigt der erſte Band. Im zweiten ſehn wir wahrſcheinlich ſeine wunderbare Rettung, Walhalla's Kampf und Untergang, Thuiskons Aufnahme in den neuen Wohnſitz Wodans, und die Anſiedelung der Thuiskoniden in Teutſchland.

Ohne daß ich es Ihnen erſt bemerkbar

zu machen brauche, ſehen Sie wohl, wie reich dieſe Fabel an Epiſoden gemacht werden konnte, zu was für Prunkgemälden ſie Stoff giebt; was für überraſchende Erſcheinungen der Dichter vor uns konnte aufſteigen laſſen. Er hat wirklich in Himmel und Hölle und auf der Erde ſchön geſchaffen; ſein Gedicht hat große Vorzüge, aber freilich auch große Fehler. Die erſtern verdankt es den Talenten des Dichters; die zweiten der jugendlichen Ungeduld, mit welcher er die Ausführung ſeines Planes übereilte. Sie ſind meiſtentheils Dinge, die er leicht, faſt ohne Mühe, hätte wegſchaffen können, — die er weggeſchafft haben würde, wenn er ſich Zeit gelaſſen hätte, ihr Fehlerhaftes zu bemerken, die aber jetzt eine widerliche Wirkung thun. Der Thuiskon iſt ein Geſicht, das ſehr edle, einnehmende Züge und ein geiſtvoll-funkelndes Auge hat, aber von Muttermälern entſtellt wird. Bedecken Sie dieſe, und man weilt mit bleibendem Wohlgefallen auf ihm; — enthüllen Sie ſie, und man muß ſich Gewalt anthun, das Auge nicht unwillig abzuwenden.

Um meine Angabe gleich, wenigſtens durch

Ein Beiſpiel, zu beweiſen: was meinen Sie wohl, welches das Land iſt, in welchem der Erdgeborne, Thuiskon, lebt, in welchem alle die Wunder geſchehen, und aus dem der Held nach den Küſten Holſteins ſegelt, ohne auf irgend ein anderes Land, oder Volk zu ſtoßen? — Natolien! Das Land, in welchem ſchon die moſaiſche Vorwelt und Homers Heldengeſchlechter ſpielten, das wir, ſo weit unſre Geſchichte hinaufreicht, nie aus den Augen verlieren, das in jeder Rückſicht, in jedem Zeitalter, eine ſo beſtimmte Geſtalt für uns hat, — das Land, ſollen wir uns vorſtellen, ſey der Schauplatz der wunderbaren Dinge und Begebenheiten geweſen, die uns hier erzählt werden, und die mit allem, was jemals war, ſo wenig Verwandtſchaft haben? — Ich weiß wohl: der Dichter iſt berechtigt, zu fordern, daß die Leſer, von allem, was ſie wiſſen, weg und bloß auf ſeine Schöpfung ſehen, ſich ganz in ſeine Welt verſetzen: — aber er muß es ihnen auch möglich machen, — er muß ſeiner Erzählung einigen Grad von Wahrſcheinlichkeit geben, — er darf nicht ein Feenmährchen am Petersburger Hofe ſpielen laſſen, oder die Eroberung Pekings durch Friedrich den Zweiten ernſthaft beſingen, wenn wir nicht die Geduld, ihn anzuhören, verlieren ſollen. — Herr Bielfeld hätte dieſen Mißgriff ſo leicht vermeiden können. Da er einmal ein ganz neues Menſchengeſchlecht erſchuf, warum gab er ihm nicht auch einen ganz neuen Wohnplatz, der ihm völlig freien Spielraum gewährte? Selbſt die fabelhafte Inſel Atlantis, von der wir nichts wiſſen, als daß ſie, nach einer uralten Sage, im Atlantiſchen Weltmeere lag, und von den Fluthen verſchlungen ward, hätte eben deshalb viel beſſer für das Stammland Thuiskons gelten können, als Natolien *).

Aehnliche Fehler werde ich Ihnen auch in Rückſicht der Charaktere der Götter und Helden, der Sitten, vorzüglich der Handlung, anzuführen haben, — aber auch Schönheiten, die jene Uebereilungsfehler weit überwiegen.

(Die Fortſetzung folgt.)

---

*) Es iſt mir unbegreiflich, was Herrn Bielfeld grade für dieſes Land beſtimmen konnte. Doch nicht die angebliche Verwandtſchaft der Perſer und Deutſchen? Wer ſich mit rühmlichem Muth über ſo vieles hinwegſetzte, durfte auf eine Hypotheſe keine Rückſicht nehmen.

Drei und achtzigſter Brief.

Und ſollten Sie drei Tage auf mich zürnen, meine Freundin, doch kann ich es diesmal nicht über mich gewinnen, Ihrem Rathe zu folgen. Sie ſagten mir: gewiſſe Leute wären ſelbſt ſo emſig damit beſchäftigt, ihre Schellen zu ſchütteln und ihre bunte Jacke zur Schau zu tragen, daß ich mir es füglich erſparen könnte, ihnen an die Kappe zu greifen, und „Seht! Seht!" zu rufen; aber wenn Sie die drollige Verlegenheit leſen werden, in welche die „Genoſſen der Gottheit" kürzlich geriethen, und die noch unendlich drolligere Naivetät, durch welche das Oberhaupt derſelben, ſie und ſich herauszuziehen ſucht: Sie werden geſtehen, hier nicht zu lachen, überſteigt alle Muskelkraft des Zwerchfells und des Geſichts.

Ich ſprach Ihnen ſchon in einem vorigen Hefte von dem Jon des Herrn Schlegel, dieſem Morgenſtern des neuen poetiſchen Tages, den wir der Pfennigkneipe des göttlichen „Uns" verdanken werden. Als er erſchien, waren die erwähnten Herren natürlich einhellig feſt entſchloſſen, ihn vortrefflich zu finden; aber ſie vergaßen leider! Abrede darüber zu nehmen, welche Vollkommenheiten ſie an demſelben entdecken, in wie hohem Tone ſie davon ſprechen ſollten, und nun — zanken ſie darüber.

Kaum war das Stück in Weimar gegeben worden; ſo erſchien in der einzigen Zeitſchrift, *) die ihnen noch übrig iſt, in der belobten Zeitung für die elegante Welt, eine briefliche Nachricht von demſelben. Nach dem Zeugniß einſichtsvoller Augenzeugen der Aufführung, war jene Nachricht ausſchweifend überſpannt; aber göttlich hatte ſie das

---

*) Auch den Erlanger literariſchen Zeitungsſchreibern iſt ihre Heertrompete in den Händen, von der Erhabenheit ihrer Tendenz, geborſten. Die mächtige Zeitung iſt nicht mehr; aber man muß geſtehen, ſie fiel wie Cäſar, mit dem Beſtreben ihre Blöße zu decken. Die Redakteurs erklärten, ſagt man, das Zeitalter ſei ihrer nicht werth, daher u. ſ. w.

Stück doch nicht genannt: daher trat in Nr. 41 derſelben Zeitung ein zweiter Briefſteller auf, und behauptete, der erſte habe nicht das Rechte, und nicht in gehörig hohem Tone zu loben verſtanden, — und in Nr. 90 ein dritter, der dem zweiten dieſelben Vorwürfe machte. Nicht wahr, das iſt komiſch? Aber, das iſt noch nicht alles! Herr Hofrath Spazier fügte dem dritten Schreiben die weiſe Bemerkung bei: „da die Sache anfange, ſich in ſich ſelber einzuwickeln," würde der Verfaſſer wohl gut thun, ſich ſelbſt über ſein Werk zu erklären: das heißt, grade herauszuſagen, was für Vortrefflichkeiten man denn an ſeinem Machwerke zu entdecken habe. Das war in der That der beſte Ausweg, da die Vorzüge desſelben ſo zweideutig ſchienen und offenbar niemand beſſer wiſſen konnte, was für Lobſprüche Herr Schlegel verlangt, als er ſelbſt. Auch trug er, ſeiner Göttlichkeit gemäß, gar kein Bedenken, den Vorſchlag einzugehn, und gab in Nr. 100. und 101. eine unendliche Herzensergießung, in welcher ſeinen lobenden Dienern die verdiente Billigung nach Würden zugemeſſen und zugleich klärlich zu erkennen gegeben wurde, daß Euripides*) ein jämmerlicher, Herr Schlegel aber ein vortrefflicher Dichter ſei, — und nicht minder ſein lieber Bruder, ſeitdem dieſer „den herrlichen Alarcos," ſchuf, zu deſſen Heiligſprechung er Herrn Spazier öffentlich auffordert. Daß die vortreffliche Ueberſetzung des Euripides, durch die Bothe ſelbſt das ungelehrte Publikum, ſo ſträflicher Weiſe in Stand geſetzt hat, zu beurtheilen, in welchem Verhältniß das Verdienſt des großen Schlegels, das ihm ſelbſt ſo ſehr einleuchtet, zu dem des winzigen Euripides ſtehe, den ſchon ein Paar Jahrtauſende ſo einfältig waren, zu bewundern, den nur Ariſtoteles den tragiſcheſten aller Dichter nennt, und nur Leſſing ſo warm lobte; daß Herr Schlegel über Wieland, nach hergebrachter Weiſe, — über Böttiger, der den Jon und den Alarcos nicht ſchön ſand, und über Ihren gehorſamen Diener, der ein ſo frecher Läugner der Gottheit der Clique iſt, witzig zu ſeyn verſucht, alles das verſteht ſich von ſelbſt. Wie es ihm gelingt? — Wer kann über Vermögen!

---

*) Herr Schlegels Genie ſchwebt wie ein Stoßgeier über der alten und neuen Literatur, — und ſucht Atzung. Der Himmel bewahre Göthen davor, daß er nicht auf deſſen Werke herabſtoße; ſonſt haben wir nächſtens einen Beweis zu erwarten, daß ſie todt ſind und erſt durch H. S.'s Magen gehn müſſen, um lebendig zu werden.

Bei den wohlgemeinten Mißgriffen der Schlegeliten und den Zurechtweiſungen, die ihr Meiſter ihnen angedeihen läßt, erinnere ich mich eines Vorfalls, den ich vor einigen Jahren in der Baumannshöle hatte. Der Nutzanwendung halber will ich ihn erzählen.

Nachdem mich mein Bergknappe ſchon eine Menge von Wundern hatte anſtaunen laſſen, dergleichen man über der Erde ſchwerlich einen zweiten Blick geſchenkt hätte, ſtellte er mich vor einen Flecken in der Bergwand, ſtemmte beide Arme in die Seite, und erwartete nun zuverſichtlich den Ausbruch meines Erſtaunens. Lange ſtrengte ich vergebens meinen Scharfſinn an, in dem Flecken etwas Merkwürdiges zu entdecken; endlich rief ich aus: man ſollte ſchwören, es ſey ein *Krebs*! — Nicht doch, flüſterte ein Freund mir zu, eine *Lichtſcheere*! — Sie verſtehen es! murrte unſer Führer, es iſt Chriſtus am Kreuz! — und um ſich einen ähnlichen Aerger zu erſparen, eilte er, ſobald wir wieder an ein Wundergebilde der Art kamen, uns zu ſagen, was wir in demſelben zu ſehen hätten.

Dieſe löbliche Vorſicht empfehle ich auch Herrn Schlegel für die Zukunft. Wenn es ihn wieder einmal anwandelt, ein fremdes Meiſterſtück auf den Kopf zu ſtellen, ſo wird er ſehr gut thun, noch eh' es erſcheint, bei ſeinen „geſcheidten Freunden, die er ja auch in alle Wege loben zu können und zu müſſen,“ verſichert, ein Circulare mit den nöthigen Weiſungen herumgehen zu laſſen. Bei der erſten Vorſtellung würde er ſogar, um der bekannten Dummheit des Publikums zu Hülfe zu kommen, nicht übel thun, ſich aufs Proſcenium zu ſetzen, und durch allgemein verſtändliche Zeichen anzukündigen, welche Eindrücke die Zuſchauer zu äußern haben. Wenn er, wo er Rührung beabſichtigte, ſich die Augen wiſchte, und wo er etwas weiſe meinte, den Finger an die Naſe legte: — es müßte gehn!

Erzählungen von Huber, zweite und dritte Sammlung.

Im ſechſten Hefte meiner Briefe zeigte ich Ihnen den erſten Band dieſer Erzählungen an. Vielleicht erinnern Sie Sich noch, daß ich den großen Talenten des Verfaſſers mit Wärme Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß ich das Detail ſeiner Erzählungen vortrefflich fand, daß ich aber ihre Kompoſition als fehlerhaft tadelte. Es ſchiene, ſagte ich Ihnen, der Verfaſſer habe ſich, ehe er zu ſchreiben anfing, keinen beſtimmten Plan gemacht, daher ſey ihre Einleitung meiſtentheils mislungen und er habe ſehr oft gegen die poetiſche Perſpektive verſtoßen, das heißt, Nebenſachen zu ſehr hervorgehoben und die Hauptpunkte verhältnißmäßig zu kurz abgefertigt. Ich hätte hinzuſetzen ſollen, daß dieſer Fehler hauptſächlich wohl durch ihre erſte Beſtimmung veranlaßt ſeyn mochte, nehmlich theilweiſe in Zeitſchriften zu erſcheinen. Wenn man in dieſen die Fortſetzung einer Erzählung lieſt, hat man gewöhnlich das Vorhergehende ſchon halb vergeſſen: daher ſieht ſich der Erzähler gezwungen, jedes Fragment ſo zu arbeiten, daß es allenfalls als ein eignes Ganze intereſſirt. Setzt man aber hernach die einzelnen Stücke zuſammen, ſo wird ein Gemälde daraus, in welchem nichts hervorſpringt, weil alles gleich ſtark beleuchtet iſt.

Mit wahrem Vergnügen gebe ich dieſen beiden letzten Sammlungen das Zeugniß, daß ſie alle Vorzüge der erſten — geiſtvollen Vortrag, lebendiges Colorit, anziehende und wahre Darſtellung — beſitzen, und größtentheils von dem Fehler derſelben frei ſind. Die Erzählungen die ſie enthalten, ſind geworden, was die Arbeiten eines Mannes von Herrn Hubers Talenten und Einſichten werden müſſen, wenn er ſich die Mühe giebt, ſie zu feilen: — treſliche Kunſtwerke. Sie unterſcheiden ſich von den erſten, wie beſtellte Arbeiten für ein Kunſtkabinet, von den Fabrikationen für den eilenden Marktvertrieb, obgleich von demſelben Meiſter.

Die erſte Erzählung der 2ten Sammlung, „der Steckbrief," ſcheint mir, ſo wohl durch die naive Wahrheit der Karaktere und der Schilderungen, als durch die Kompoſition, die gelungenſte von allen. Ein einfaches Landmädchen intereſſirt ſich lebhaft für einen jungen Mann, den ſie in einem Steckbrieſe geſchildert findet. In der Verſtellung als Taubſtummer, kommt dieſer bald nachher in das Haus ihres Vaters, und wird auf eine Zeitlang Knecht in demſelben. — Ich brauche Ihnen nicht erſt zu ſagen, daß Herr Huber aus dieſem bequemen Stoffe ſehr viel Reizendes gebildet habe. Vielleicht ſind indeß die Beweiſe, die er ſeinen Helden von ſeiner Taubſtummheit geben läßt, ein wenig zu heroiſch und zu tragiſch gewählt; in Rückſicht der Schilderung aber, zeigt er ſich hier als Meiſter der ſchweren Kunſt, nichts Ueberflüßiges zu ſagen, und doch nicht wortkarg zu ſeyn.

Weniger gedrängt und ſchon daher weniger anziehend, iſt die folgende Erzählung, „der Mann aus Kairo.“ Sie iſt voll ſchöner Schilderungen und anziehender Situationen; aber wenn Herr Huber hier, wie bei der erſten, ſich der wichtigen Künſtlerregel erinnert hätte, nichts Fremdartiges einzumiſchen, wodurch das Intereſſe vom Hauptgegenſtande abgezogen wird, vielleicht hätte er die Hälfte dieſer Erzählung weggeſtrichen. Auch ihr Plan iſt nicht künſtleriſch richtig: der Ausgang wird durch nichts Vorhergehendes motivirt, oder auch nur eingeleitet.

In der dritten Erzählung, „Geſchichte einer Reiſe auf die Freite,“ liegt das Haupt-Intereſſe in den Charakteren. Die hervorſtechendſten in derſelben ſind ein junger liebenswürdiger Amerikaner von feſtem Sinn, und ſchlichtem, hellem Verſtande, der aber durch ſeine Unbekanntheit mit den Vorurtheilen der Europäiſchen Welt, jeden Augenblick gegen ſie verſtößt; — ein Greis von ſehr energiſchem Charakter und durchdringendem Geiſt, der die Menſchen im Allgemeinen verachtet, und ſie zu despotiſiren gewohnt iſt, weil ſein Gefühl längſt erſtarb. Einem ſolchen Manne muß der erwähnte Jüngling um ſo thörichter und verdächtiger ſcheinen, je edler ſeine Auſſenſeite, je rückſichtloſer ſein Benehmen, je ſelbſtſtändiger ſein Karakter iſt; und unglücklicher Weiſe hat der Greis die Hand des Mädchens zu vergeben, die der Jüngling liebt. Als Vermittlerin ſteht zwiſchen beiden eine Frau, die [illegible] iſt, was ſie unter den Männern ſind. — Der Gang der ſehr einfachen Begebenheiten iſt anziehend, die einzelnen Scenen ſind ſchön ausgemalt, nur die Entwickelung iſt etwas zu romanhaft, durch eine Feuersbrunſt, in welcher der muthige Jüngling ſeinem greiſen Gegner das Leben rettet, herbeigeführt.

Den vierten Platz haben ein kritiſches Geſpräch über ein Paar jetzt ſchon faſt vergeſſene engliſche Romane, und ein ſehr flüchtiges Räſonnement über Weiblichkeit. Was Herrn Huber bewog, ſie in eine Sammlung von Erzählungen aufzunehmen, leuchtet mir nicht ein. Das letzte enthält manche glänzende Gedanken, bei denen ich aber nicht verweilen kann: nur eine kleine Rüge muß Herr Huber mir erlauben. Er nennt Göthen einmal über das andere den erſten Dichter Deutſchlands. Abgeſehen davon, daß es in einer Literatur, in welcher Klopſtock, Wieland, Schiller und Voß noch lebend glänzen, ein kleiner Verſtoß gegen die — Beſcheidenheit iſt, einen Kranz reichen zu wollen, den zu verleihen nur der unbefangenen Nachwelt geziemt; — abgeſehen davon, frage ich:

worauf gründet Herr Huber seinen Ausſpruch? —

Ich will es nicht läugnen, der perſönliche Charakter des Herrn von Göthe hat mich oft bis zur Ungerechtigkeit gegen ſeinen dichteriſchen erbittert; aber ſobald es mir gelungen iſt, ruhiger zu werden, kann niemand den unſterblichen Dichter aufrichtiger bewundern, als ich. Mit völliger Unbefangenheit alſo:

Göthe ſcheint mir zwei der vorzüglichſten Talente zur Dichtkunſt in einem Grade zu beſitzen, wie ſie vielleicht noch kein neuerer Dichter beſaß, und unter den alten nur wenige hatten: das Talent, jeden Charakter und jedes Gefühl, dieſem Charakter gemäß, rein wie ein tadelloſer Spiegel, aufzufaſſen, und ſich zur Darſtellung anzueignen; — und dieſes, die Wirklichkeit, ohne ſie zu entſtellen, zu kräftiger, reiner Schönheit zu idealiſiren. In allem was er ſchrieb, ſtralen dieſe beiden Wundergaben mit bezauberndem Reiz: aber ſind ſie wirklich die allerhöchſten, die ein Dichter beſitzen kann? — Und wenn ſie es wären, — ſie ſind es nicht, aber geſetzt ſie wären es,

— macht ihr Beſitz allein ſchon zum erſten Dichter, oder gehört auch die Art, wie ſie angewendet wurden, dazu? Welches iſt die einzelne Dichtungsart, in welcher wir nicht einen größern beſitzen, als Göthe iſt? Sollten wirklich ſeine Drames - non - Drames Götz, Iphigenia, Taſſo, Egmont, beſſere *theatraliſche* Werke ſeyn, als Emilia Galotti, Otto von Wittelsbach, Maria Stuart, Oktavia und Regulus? Sollte Herrmann und Dorothea höhern epiſchen Werth haben, als der Oberon, oder eine beſſere Idylle ſeyn, als Voſſens Louiſe? Sollten Göthens Lieder und Elegien höhere Produkte der lyriſchen Poeſie ſeyn, als Klopſtocks mehr als Pindariſche Oden und die ſeraphiſchen Geſänge im Meſſias? Göthe verherrlicht die Erde, aber er ſchwingt ſich nie *) über ſie empor; Klopſtock fliegt zur Sonne auf, — ob ich gleich nicht läug-

---

*) *Nie!* Ich fordre alle ſeine Verehrern auf, in irgend einem ſeiner Werke z. B. einen Charakter aufzufinden, der, wie Klopſtocks Satan und Schillers Jungfrau, *rein idealiſch*, nicht bloß *idealiſirt* iſt. Wo er einen höheren Schwung wagt, z. B. in Mignon und dem Harfenſpieler, nimmt er Kränklichkeit und Wahnſinn zu Hülfe, um das Idealiſche zu motiviren.

ven will, daß ſein Flug ihn zuweilen durch Gewölke trägt, in denen man ihn aus den Augen verliert. Göthe iſt in ſeinen lyriſchen Gedichten der Sänger gefühl= und geiſtvoller Weiber, die gern alles um ſich her verſchönert haben, aber ſich nicht weit von Hauſe entfernen mögen; Klopſtock — der Sänger kraftvoller Männer, die der Begeiſterung fähig — die fähig ſind, den flammenden Blick in die Unermeßlichkeit des Himmels zu ſenden, und dort nach einer Heimath, einer neuen Laufbahn der Thätigkeit, zu ſpähen. Daher enthuſiasmirt Göthe mehr für den Dichter, und Klopſtock mehr für ſeinen Gegenſtand; und wiederum daher hat Göthe einen ſolchen Zulauf von Bewunderern aus dem Volke, dagegen Klopſtock wie eine hohe Reſpektsperſon betrachtet wird, der ſich nur wenige nahen, — aber freilich ein erleſener Zirkel.

Verzeihung für dieſe Abſchweifung. Sie iſt zu Ende.

— Die erſte Erzählung des dritten Bandes, „Geſchichte einer Verirrung," iſt nicht ſehr bedeutend. Ein junger Menſch, hingeriſſen von der Schwärmerei für republikaniſche Freiheit, entflieht von ſeinem Vater in Deutſchland, nach Frankreich. Er wird ſelbſt Mitglied eines Schreckentribunals: aber die Greuel, die er anſehen muß, heilen ihn von ſeiner Schwärmerei, und die Liebe zu einem tugendhaften und edeln Mädchen, der er, als Richter, das Leben rettete, die aber gleichwohl emigriren muß, führt ihn ins Vaterland zurück, wo er ſie heirathet. — Der Haupttheil der Erzählung, das Räſonnement, oder vielmehr die leere Deklamation des überſpannten Jünglings, konnte kein lebhaftes äſthetiſches Intereſſe gewinnen.

Deſto trefflicher iſt, ſowohl durch die freie, aber einſichtsvoll gewählte Ordnung der Begebenheiten, als durch die Art der Charakterſchilderung, die folgende, „Sophie.“ Ein Mädchen von reizbarem, aber reinem Gefühle, und einem ſehr hellen Verſtande, der ſtark genug iſt, ſie vor leidenſchaftlichen Fehltritten zu bewahren, heirathet aus ökonomiſchen Rückſichten einen ſchon alten Mann, ob ſie gleich einen liebenswürdigen, aber armen, Jüngling innig liebt. Ihr Gatte ſtirbt nach einigen Jahten einer Ehe, in welcher er wenigſtens glücklich war. Sophiens Liebhaber kehrt aus Amerika zurück, und ſie heirathet ihn: doch ſie findet das Glück nicht lange, das ſie erwartet. Der Eheſtand verwandelt den feurigen, zartfühlenden Liebhaber in einen zwar zärtlichen, aber ruhig-genießenden Gatten, indeß ihre romantiſche Phantaſie und ihr überſpanntes Gefühl ſie noch immer die vorige Feinheit der Empfindung und ſorgfältige Aufmerkſamkeit fordern laſſen. Sie fühlt ſich elend, und ihr Gatte merkt es nicht, oder verweiſt ihr ſanft ihre Empfindelei. Jetzt erſcheint unvermuthet ein Mann, deſſen Bewerbungen ſie einſt, noch in ihrer erſten Ehe, zurückwies, weil ſie ihren jetzigen Gatten liebte. Er zeigt alle die Empfindungen für ſie, deren Einflößung ihrem Herzen Bedürfniß iſt. Sie fühlt ſich unwiderſtehlich zu ihm hingeriſſen, und ſtirbt endlich, als Opfer des Kampfes zwiſchen ihrem Pflichtgefühl und ihrer neuen Liebe. — Ob es wirklich Frauen giebt, die mit einer ſolchen Reizbarkeit eine ſolche Feſtigkeit verbinden, weiß ich nicht. Ich ſah manche

den

den Charakter Sophiens zur Schau tragen, aber immer war er nur Maske für eine deſto tiefere Ehrvergeſſenheit, je zarter das Paradegefühl ausgeſponnen war. Darauf kommt es hier aber nicht an, ob dieſe Schilderung Porträt oder Ideal iſt: genug, der Verfaſſer nahm ſeine Wirklichkeit an, und lieferte in ſeiner Entwickelung ein pſychologiſches Meiſterſtück.

Der dritte Artikel, „Kontraſte aus der Franzöſiſchen Revolutionszeit (— aus der Zeit der Franzöſiſchen Revolution? —)" giebt ein Paar ſehr intereſſante und ſehr gut erzählte Anekdoten.

Der vierte, „Roſette" iſt ein würdiges Seitenſtück zur Sophie, ja, er wirkt noch innigere Theilnahme, da ſeine Heldin nicht bloß ihrer kränklichen Reizbarkeit, ſondern dem Druck des Schickſals erliegt. Ein reizendes Freudenmädchen in Paris lernt, mitten im Genuß ihres entehrenden Glückes, einen jungen Wundarzt kennen, dem ſie wahre Liebe einflößt. Ihr Herz erwiedert dieſe, und nun gehn ihr plötzlich die Augen auf, über die wahre Beſchaffenheit ihrer Lage. Sie faßt den Entſchluß, zur Tugend zurück zu kehren. Ihr Geliebter will ſie heirathen; aber ſeine Verwandte, ehrliche Bürger, die nicht die Kraft haben, ſich über den Anſchein von Schande, den eine ſolche Verbindung geben muß, wegzuſetzen, widerſtreben ihm, und wirken einen Verhaftsbefehl gegen den jungen Mann aus. Er wird in den Armen des Mädchens arretirt, und ſie nimmt voll Verzweiflung Gift. Zu ſpät erſcheint ein Beſchützer: er kann nichts mehr thun, als den Liebhaber befreien und ihn ſein Unglück tragen helfen. — Dieſe ganze Erzählung iſt mit hinreißender Wärme geſchrieben. Seit langer Zeit las ich wenig, das mich ſo lebhaft ergriffen hätte.

Vier und achtzigſter Brief.

Idyllen von Carolina Pichler, Gebornen von Greiner,

— der Verfaſſerin der lieblichen „Gleichniſſe,“ die ich Ihnen in einem meiner erſten Hefte anzeigte, und ganz ihrer würdig. —

Das alte Vorurtheil, daß literariſche Frauen, und vorzüglich Dichterinnen, eine Art von moraliſcher Mißgeburt, daß ſie für das wirkliche Leben, für die eigentliche Beſtimmung des Weibes in demſelben, untauglich wären, iſt nicht ganz ohne Grund. Es giebt, um bei der Dichtkunſt ſtehen zu bleiben, ſehr wenige Dichtungsarten, durch deren Ausübung ihr Gefühl nicht, entweder getödtet, oder überſpannt würde; und, ſobald dieſes einmal auf dieſe oder jene Weiſe verdorben wurde, iſt die ſchöne, natürliche Weiblichkeit dahin. Glauben Sie nicht, daß ich gegen die Dichterinnen zu ſtreng bin. Wie viele Dichter giebt es denn, die für das bürgerliche oder häusliche Leben taugen? Aber der Mann kann ſich aus bürgerlichen Verhältniſſen, für die er nicht paßt, zurückziehen, ohne daß er dabei viel verliert. Die Frau hat nur die Beſtimmung der Natur, gute Gattin, Mutter, Hausfrau zu ſeyn; ſie ſcheint nichts Lobenswürdiges, wenn ſie das nicht iſt: daher iſt der Dienſt der Muſen für ſie ſo gefährlich.

Die Idylle und das leichte frohe Lied verdienen indeß eine ehrenvolle Ausnahme. Die erſte beſonders, iſt ganz eigentlich eine weibliche Gattung. Ruhige, nur auf ſanfte Gefühle berechnete Gemälde Einer reizenden Situation, Eines anziehenden Vorganges zu ſchaffen, die nur um ſo höhern Werth haben, je treuer ſie der ſchönen Natur bleiben: welche Gefahr könnte man dabei laufen? Und wie ſollten die Frauen nicht weit mehr als die Männer fähig ſeyn, dergleichen zu geben, da ſie es ja ſelbſt ſind, die in die Verhältniſſe und Vorgänge des gewöhnlichen Lebens jene Zartheit, jenes Rührende des Details bringen, durch das dieſe ſich dazu eignen, für's Herz gemalt zu werden; da ſie, deren Hauptgeſchäft es nach Göthens vortrefflicher Bemerkung iſt, „dahin zu ſehn, daß alles fein ſich ſchicke," eine ſo unendlich feinere Empfänglichkeit für die leichter in einander fließenden Nüancen des Schönen und Rührenden haben? — Ich glaube ſogar, daß dieſe zarte, reine Empfänglichkeit, durch das Bemühen das Empfundene auszuſprechen, es darzuſtellen, noch erhöht und verfeinert werden muß. Wäre ich ſo glücklich, eine Frau, eine Tochter oder eine Freundin zu haben, die ich ſehr liebte: ich wäre ſehr mißvergnügt, wenn es ihr einfiele, Oden, Dramen oder Heldengedichte zu machen; aber es würde mich entzücken, wenn ſie Idyllen ſchriebe, auch wenn ſie nicht Meiſterſtücke würden. —

Bei dem reinen, aber regen Gefühle und der Gabe der Sinnigkeit, — erlauben Sie mir, dies ſchöne Wort aus der Lebensſprache mancher deutſchen Provinzen, einmal auch im Schreiben zu brauchen; — welche die Verfaſſerin ſchon in den „Gleichniſſen" verrieth, erwarten Sie gewiß etwas Auszeichnendes von ihr; und Sie irren Sich nicht. Schon die Dedication iſt trefflich durch Einfachheit, obgleich der Versbau nicht untadelhaft iſt. Ich ſchreibe ſie Ihnen ab, um Ihre Vorliebe für die Gedichte ſelbſt, mit Einem Zuge zu gewinnen.

An meine Mutter.

Du, der das ſüße Geſchenk des blühenden Lebens ich danke,
Und, der das Leben erhöht, einen gebildeten Geiſt;
Die du mit ſorglicher Treu der zarten Pflanze gepfleget,
Freudig ſo manchen Genuß opfernd der heiligen Pflicht:
Nimm den kindlichſten Dank für all die Sorge, die Liebe,
Die nicht ahnet das Kind, die nur die Mutter verſteht!
Nimm, als Gabe von mir, die kleinen Bilder des ſtillen
Friedens, des häuslichen Glücks, ländlicher Einfalt und Ruh.
Wenn im Geräuſche der Welt ich Sinn für einfache Freuden,
Für die Natur mir bewahrt: iſt es, o Mutter, Dein Werk.
Dein Werk iſt es allein, wenn im frohen häuslichen Kreiſe

Mir die Blumen erblühn, die ich zu ſchildern verſucht;
Wenn dem erdichteten Glück die ſchöne Wirklichkeit ähnelt,
Und mein zufriedenes Herz ſich in den Liedern verräth. —

Der Inhalt der zehn Idyllen, welche dies Buch liefert, iſt meiſtentheils mit Einſicht gewählt, faſt immer nur Eine anziehende Situation. Der Schauplatz iſt in allen das Land, aber die Perſonen ſind nicht bloß Hirten oder Schnitter, ſondern auch edle Menſchen aus höhern Ständen. Die Welt die ſie ſchildern, ſteht zwiſchen der idealiſchen der Gesnerſchen Idyllen, und der kräftigen Wirklichkeit in den Voſſiſchen, mitten inne: ſie iſt die letztere, mit der Zartheit behandelt, durch welche die erſtere ſo reizend iſt. Die Dichterin hätte indeß beſſer gethan, nicht auf der Grenzſcheide ſtehen zu bleiben, ſondern ſich für einen von beiden zu beſtimmen. Daß ſie es nicht that, iſt Schuld daran, daß ihre Gedichte weder den reinen Reiz der erſten, noch die kräftige Wahrheit der andern gewannen: ſie wurden, was die meiſten Virgiliſchen Eklogen ſind, Mitteldinge, bei denen einem oft zu Muthe wird, als ſähe man Arcadien auf dem Theater darſtellen, und die Schauſpieler dabei nach den Ranglogen ſchielen. Wirklich ſcheint Virgil das Muſter geweſen zu ſeyn, dem ſie am meiſten nacheiferte. Sie hatte das Schickſal aller ſeiner Nachahmer in allen Sprachen nehmlich, in eine etwas ängſtliche Steifheit der Behandlung, und zuweilen in zu weitſchweifige Ausmalung von Nebendingen, zu gerathen.

Doch auch ſo haben dieſe Idyllen hohen Werth und Reiz. Jede iſt reich an anziehenden Schilderungen und einzelnen ſehr gelungenen Zügen des Gefühls. Alle ausführlich durchzugehn würde mich hier zu weit führen. Ich will mich begnügen, Ihnen über ein paar der gelungenſten und — über die einzige ganz ungelungene der Sammlung, etwas weitläuftiger zu ſprechen.

Die erſte Idylle heißt: „Die Schnitterinnen.“ Sie fängt ſehr artig an:

Mielchen:

Hörſt du den leiſen Geſang, Sabine? Dort aus dem Wäldchen
Wallt er, wie Flötenton, durch ſtille Schatten der Nacht her.

Grillengezirp ertönet darein, und des Baches Gelispel,
Und der ſterbende Laut des Abendwinds in den Zweigen.
Kennſt du die liebliche Sängerin nicht? —

Es iſt eine dritte Schnitterin, deren Liebhaber zum Rekruten fortgenommen iſt. Indem ſie dieſe aufſuchen, erinnern ſie ſich der Zärtlichkeit mit der ſie an ihm hing, beſchreiben den Auftritt ſeiner Entführung, die ſtille Traurigkeit in die ſie jetzt verſenkt iſt: eine Reihe anziehender Gemälde. Da ſie ſie gefunden haben, nöthigen ſie ſie mit heitern, aber ſchonenden Neckereien, ihnen ein Erntelied zu ſingen, das ſie zum Andenken ihres Heinrich gedichtet hat, tröſten ſie dann mit Hoffnungen, daß vielleicht dereinſt

als Offizier er im Dorfe
Prächtig erſcheint, mit ſeidner Schärp' und ſtralendem Helmſchmuck
Und in der ſtattlichen Kutſche, mit vier Engländern beſpannet,
Heim ſein Liebchen ſich holt! Dann ſtaunen wir alle und bücken
Uns mit demüthigem Knie vor der Frau Gemahlin des Hauptmanns.

Dann eilten ſie nach Hauſe, aus Furcht, die Geſpenſterſtunde möchte ſie im Freien überraſchen.

Dieſe einzige Idylle ſchon kann, ſo artig ſie iſt, zum Belege meines Urtheils dienen. Die Situation und die Charaktere ſind, wie ſie ſehn, aus der Wirklichkeit entlehnt und gut gewählt, — aber der Ton, in welchem dieſe Schnitterinnen ſprechen, gehört denn ſchon wieder in die idealiſche Schäferwelt. Das Lied ſelbſt iſt viel weniger werth, als ſeine Einfaſſung. Gleich der Anfang hat proſaiſche Härten:

Die ihr golden vor mir wallet,
Fallt, ihr reifen Aehren, fallet
Unterm Arm der Schnitterin
Lieder ſchallen, Sicheln blinken,
Und des Feldes Blumen ſinken
Tauſendweiſe vor mir hin.

Das Gegenbild dazu iſt beſſer gelungen:

Unſre Fahnen ſeh' ich wehen,
Unſers Heeres Reihen ſtehen,
Jedem Tode bloß geſtellt!
Trommeln wirbeln, Schwerdter blinken
Und die tapfern Krieger ſinken
Auf das blutgetränkte Feld.

Ganz unverzeihlich iſt dagegen eine ſolgende Strophe, in welcher ſie das verſchwundene Glück ihrer Liebe malen will:

Damals band ich deine Garben;
Deine Lieblingsblumen ſtarben
Täglich mir an Bruſt und Haar!
O, nie wird auf weiter Erden,
Je ein Menſch ſo glücklich werden,
Als ich Arme damals war.

Daß die Lieblingsblumen täglich ſtarben, iſt kein fröhliches Bild, und der Schluß iſt zu platte Proſe. Ueberhaupt ſcheint die Dichterin kein großes Talent für das Lied zu haben, und doch hat ſie den meiſten Idyllen eins eingewebt.

Die ſiebente Idylle, „die Geretteten," erklärt die Dichterin ſelbſt für eine Nachahmung der erſten Ekloge Virgils, und ſie ſcheint mir eine ſehr gelungene. Sie wiſſen, durch die Voſſiſche Ueberſetzung, daß in dem Virgiliſchen Gedicht ein Landmann, deſſen Erbtheil ihm durch den Krieg geraubt wurde, einem andern, den dieſes Unglück nicht traf, ſein Schickſal klagt, und daß dieſer von der Beſchreibung ſeines Glückes, in ein lebhaftes Lob Auguſts übergeht. In der Nachbildung iſt vom letzten franzöſiſchen

Kriege die Rede. Eine Familie, die in einer von ihm nicht erreichten Gegend lebt, wird plötzlich durch die Ankunft einer geliebten Verwandtin überraſcht, die aus einer verheerten Gegend entfloh, und die Vergleichung ihres gegenſeitigen Schickſals geht ſehr ungezwungen, aber überraſchend, in warme patriotiſche Lobeserhebungen des Erzherzogs Carl über:

des Engels des Friedens
Welcher das zitternde Land beſchirmete, und
der Verwaltung
Schrecklich drohendem Strome gebot: Bis
hieher und nicht weiter.

Wenigſtens verdient der edle Fürſt unendlich mehr, mit feuriger Herzlichkeit geprieſen zu werden, als der heuchelnde Tyrann Roms.

Am reizendſten iſt mir, durch die Ausführung, die achte Idylle „der Tanz,“ obgleich ihr Inhalt für eine wahre Idylle etwas zu romanhaft iſt. Sie fängt mit einem ſchönen Gemälde an:

Sanfte Dämmerung fließt zur Erde nieder.
Des Abends
Purpur ſchwindet in röthliches Grau. Von
thauigen Wieſen

Hebt ſich Nebelgedüft und einzeln treten die Sterne,
Matt noch ſchimmernd, hervor aus der blauen Tiefe des Himmels.
Dort auf dem Wieſengrund, den dunkle Tannen, und heller
Lerchen gefiedertes Grün umkränzet, ſammeln die Hirten
Heute ſich alle zum feſtlichen Tanz. Durch luſtige Wipfel
Schimmert ein hohes Gezelt, und bunte Bänder und Kränze
Flattern rauſchend daran, ein Spiel muthwilliger Lüfte.

Nur Daphnis, der trefflichſte Sänger und der ſchönſte Jüngling, nimmt keinen Theil an der Freude, weil ein mächtiger Nebenbuhler ihm ſeine Geliebte, halb mit Liſt und halb mit Gewalt, entführt hat. Die reizendſten Mädchen fordern ihn auf zum Geſange; und kaum bemerkt er, daß ſeine Leier ihm fehlt, ſo wird ſie ihm, ſchön bekränzt, in den Arm gelegt. Er ſingt:

Einſame Grille! Du zirpſt ſo traurig! Klaget dein heiſrer
Laut des Geſpielen Verluſt, welchem der Lenz dich vereint?

Der in Blumen und Thau mit dir des Lebens ſich freute?
O, ich verſtehe den Gram, welchen dein Bild mir verräth!
Tief bewegt er mein Herz; denn ach! ſie iſt mir entriſſen,
Die ich ſo innig und treu, mehr als mein Leben geliebt!

— — — — — — —
— — — — — — —

Abendlüftchen! Du ſpielſt ſo ſanft in den Locken der Stirne,
Trockneſt die Thränen, die heiß mir auf die Leyer gebebt!
Biſt du ein Seufzer Melidens? Hat dein gefälliges Säuſeln
Ihre Wangen umweht? Kommſt du, o Lüftchen, von ihr?
Oder lispelteſt du mit leiſem Hauch in den Blumen,
Welche das grünende Grab meiner Melida umblüht?
Ach, es hat ſie vielleicht ſchon längſt der Kummer getödtet,
Und ein Hügel bedeckt ſchützend die treueſte Bruſt.
Meine Melida! —

Er ſchweigt; noch lauſcht feierlich gerührt alles um ihn her: — —

Plötzlich rauſcht es im Buſch von haſtigen Schritten: es trennet
Eine Nymphengeſtalt die Verſammlung, und mit der Freude
Aufruf ſtürzet in Daphnis Arm Melida, die muthig
Ihrem Räuber entfloh, vom Gott der Liebe geleitet u. ſ. w.

Sie ſehen wohl, daß dieſe Dichtung, wenn gleich kein Meiſterwerk, doch äußerſt lieblich iſt.

Das, wenigſtens nach meinem Gefühl und meiner Einſicht, als Idylle, völlig mißlungene Gedicht, iſt das neunte, „der Flußgott." Ein ſchönes Mädchen wird von einem Flußgotte geliebt, verſchmäht ihn aber, weil ſchon ein ſterblicher Jüngling ihre Gunſt beſitzt. Da ſie einſt am Fluſſe luſtwandelt, ergreift ſie der Gott, und will ſie entführen: ſie aber reißt ſich los, und ſpringt wieder ans Ufer. Was iſt das? Weder ein Gemälde, noch eine Erzählung. Welcher Welt gehört es an? Weder der wirklichen, noch der idealiſchen. Es iſt ein ſcherzhaftes Gelegenheitsgedicht, das vielleicht für diejenigen, die ſeine Beziehung kennen, ſehr anziehend ſeyn kann, aber dem Publikum nichts iſt.

Beſſer, viel beſſer, iſt die zehnte Idylle, „die Rumfordſche Suppe,“ wiewohl die Dichterin den äußerſt unpoetiſchen, aber hier durchaus nicht zu überſehenden Hauptumſtand lebhaft genug herauszuheben vergaß, wodurch die Erfindung des berühmten Britten ſo wohlthätig wird, nehmlich den geringen Preis der Speiſe. Das hätte den Werth der Freigebigkeit des Barons, der ſie für ſeine Unterthanen zurichten läßt und hilft, herabgeſetzt; — aber, wenn dieſe ins Licht gehoben werden ſollte: warum mußte es denn grade durch die Rumfordſche Suppe geſchehen? Auch, ſcheint es mir, iſt die Dichterin viel zu umſtändlich in Dingen geweſen, die nun eben kein äſthetiſches Intereſſe haben können: wir ſehen die Kartoffeln reinigen, die Erbſen und den Speck kochen u. ſ. w. Wahrſcheinlich hatte die Verfaſſerin Virgils „Mörſergericht“ vor Augen. Nach meinem Gefühl, ich geſteh' es, hat auch dieſes nicht viel Werth.

Fünf und achtzigſter Brief.

Poetiſches Taſchenbuch, herausgegeben von Gramberg und Böhlendorf. — Zum Neuen Jahre 1803.

Eine Schwalbe um Weihnacht: ein Geſchenk zum neuen Jahre, vier Monat ehe dieſes da iſt, — und zwar eine recht reichliche Gabe, ein Buch von 490 engbedruckten Seiten. Die Liebhaber dieſer Art von Lektüre werden daran lange zu leſen, und wenn ſie fertig ſind, ſicher das erſte wieder ſo rein vergeſſen haben, daß ſie immer wieder von vorn anfangen können: es hält vor, auf ein Jahr, wo nicht durchaus wegen des Gehalts ſeiner Artikel, doch durch die Anzahl und Mannigfaltigkeit derſelben, die ſelbſt eine Beurtheilung des Ganzen ſchwierig machen.

Es enthält neun ſehr artige Kupfer.

die nur den einzigen Fehler haben, daß man gar nicht errathen kann warum ſie da, und, in meinem Exemplare wenigſtens, in dem Buche ſo ſorgfältig zerſtreut ſind. Sie ſtellen Scenen aus dem berühmten Romane Ardinghello vor, auf den das Taſchenbuch ſelbſt doch nicht die geringſte Beziehung hat.

Der Wortinhalt beſteht aus langen Reihen von Gedichten der Herausgeber, einer kleinen Blumenleſe aus den Minneſängern, einer zweiten aus Deutſchen Dichtern des 17ten Jahrhunderts, und endlich aus einzelnen Gedichten und Aufſätzen anderer. Ob ich gleich in dem ganzen Buche kein einziges eigentlich ſchönes Gedicht gefunden habe, ſo muß ich doch geſtehen, daß es manche ſehr artige, ſelbſt reizende Sachen enthält: nur der Herr Böhlendorff da, der verdarb mir den Genuß. Es ſcheint, er habe die willkommne Gelegenheit, die vielleicht ſo bald nicht wiederkehren möchte, nicht wollen unbenutzt laſſen, ſein ganzes Schreibpult vor dem Publikum auszugieſſen. Die andern Mitarbeiter gaben Zuckerbrödtchen her, und er die Waſſerſuppe in der ſie ſchwimmen.

Den Anfang macht ein Gedicht aus dem 17ten Jahrhundert, die Nacht, von Paul Flemming, als Prolog zum Taſchenbuch: ein Lied voll Phantaſie und Feuer, in welchem aber auch ſehr arge Geſchmackloſigkeiten vorkommen, z. B.: die Witzeleien:

Die taumelnden Cypreſſen
Haben ihrer ſelbſt vergeſſen.
und
Schaffet, daß ſich ſelber müſſen
Die geküßten Küſſe küſſen.

Die Idee, dies Gedicht zum Prolog des Taſchenbuchs zu machen, ſcheint mir ſo unausſprechlich ſchief, daß ich alles darauf verwetten wollte, ſie rühre von Herrn Böhlendorf her. Was hat die Nacht mit einer Sammlung von Gedichten gemein? Hatte Herr Böhlendorff etwa das dunkle Gefühl, daß ſeine Gedichte nur unbeſehn für etwas gelten können, — oder daß ſie ganz eigentlich dazu gemacht ſind, vor Schlafengehen, zur Niederſchlagung aller Lebhaftigkeit des Bluts und der Phantaſie, geleſen zu werden? — Oder wollte er damit ankündigen, daß er ſich's, wie es auch wirklich aus ſeinen Gedichten erhellt, die alten Deutſchen Dichter zum Muſter gewählt habe? Es iſt ein bedenkliches Geſchäft, ſie nachzuahmen. Ihre Gedichtsformen, ihre Sprache, ihr Ton, ſelbſt ihre Verſifikation, ſind rauh, oft ſehr geſchmacklos, und was ſie Trefliches haben, ihr Feuer, ihr Genie überhaupt — läßt ſich nicht durch Nachahmung erwerben. Man muß es von der Natur empfangen haben, — und wer ſo glücklich war, geht in der Regel eine eigne Bahn.

Der erſte eigentliche Artikel heißt: „die Schlacht von Marignano, Vorſpiel in drei Aufzügen,“ nehmlich zu einem hiſtoriſchen Schauſpiel, Franz der Erſte von Frankreich, mit welchem Herr Böhlendorff das Publikum bedroht. — Mir iſt das genauere geſchichtliche Detail dieſer berühmten Schlacht nicht gegenwärtig, aber das weiß ich wohl: König Franz, ſeine Schweſter und ſeine Ritter, Kardinal Sinner und die Schweizer, die er anführte, müßten die abgeſchmackteſten Perſonagen, ſo wie die Schlacht ſelbſt, das langweiligſte Ding von der Welt, geweſen ſeyn, wenn ſie dem geglichen hätten, was

Herr Böhlendorff aus ihnen macht. Ich will von ſeinem Werke nichts weiter beweiſen, als daß es erſtens kein Schauſpiel, zweitens, nicht hiſtoriſch iſt.

Es iſt kein Schauſpiel, denn es hat gar keine eigentliche Handlung, die eingeleitet, fortgeführt, entwickelt würde. Der Inhalt iſt dieſer: König Franz berathſchlagt mit ſeinen Feldherren, und läßt dann, wider ihren Rath, den Schweizern Frieden anbieten; die Schweizeroffiziere zanken mit ihrem Anführer, und weiſen die Friedensvorſchläge zurück: man liefert eine Schlacht. Franz berathſchlagt noch einmal mit ſeinen Rittern, und läßt noch einmal gegen ihren Willen, den Schweizern Frieden antragen; die Schweizer zanken wieder mit dem Kardinal der ſie kommandirt, und weiſen die Anträge wieder zurück: man liefert noch eine Schlacht. Zur Abwechſelung ſticht eine Bäuerin den Mann todt, der ihr Kind gerettet hat; Margaretha, die Schweſter des Königs, erſcheint im Lager, ohne daß ſie oder Herr Böhlendorf zu wiſſen ſcheint, warum, und hält eine Reihe von empfindſamen Geſprächen, die auf den Hauptvorgang nicht den geringſten Einfluß haben; auch läuft ein alter Adam von Nürnberg ſeinem Herrn, dem Ritter Imbercourt, überall nach, erzählt ihm, mitten im Schlachtgewühl, daß er ihn einſt auf den Armen getragen habe, und bittet ihn einmal über das andre, ſich ein wenig zu erholen; — zum Beſchluß läßt Franz ſich von Bayard zum Ritter ſchlagen. Das Ganze iſt ein verwirrtes Gemiſch von Scenen, von denen man faſt wegſtreichen kann, welche man will, ohne daß eine Lücke entſteht. — „Wie aber wenn der Vorgang in der Geſchichte völlig eben ſo ausgeſehen hätte?" Der Dichter, der eine Begebenheit aus der Geſchichte zu einem dramatiſchen Kunſtwerke wählt, erhält nicht nur das Recht, ſondern übernimmt die Verpflichtung, Einheit und Zuſammenhang hineinzulegen, wenn ſie nicht drin ſind: und iſt das nicht möglich, ſo muß er den Stoff gar nicht wählen, bei Strafe, troß aller Anſtrengung etwas Schlechtes zu liefern.

Freilich ſind auch die Shakeſpeariſchen Werke, die man ſeine hiſtoriſchen Schauſpiele nennt, eine ſehr bunt durch einander gemiſchte Reihe einzelner Begebenheiten; aber wenn ſie, eben deshalb, keine guten Dramen ſind, ſo entzücken ſie dafür oft durch die energiſche Wahrheit der aufgeſtellten Charaktere und der ausgedrückten Gefühle: — doch, und dies iſt die zweite Behauptung, die ich zu beweiſen übernahm, — die Charaktere die Herr Böhlendorff aufſtellt, ſind ſo unnatürlich, daß ſie ſchlechterdings nie exiſtirt haben können: daher iſt ſein Werk auch nicht hiſtoriſch, denn das Geſchichtliche, das ein Gedicht haben kann, liegt nicht bloß in den Namen und den Vorgängen, ſondern in der pſychologiſchen Wahrheit der Schilderungen. Was denken Sie wohl zu einem zwanzigjährigen Könige, voll feurigen Ehrgeitzes, der an der Spitze eines mächtigen Heeres den Feinden gegenüberſtehend plötzlich aus bloßer Empfindſamkeit Frieden machen will, eben ſo plötzlich aber befiehlt:

Geſchont wird keiner, kein Pardon gegeben! —
Die Waffen an! Wir ſtürzen auf ſie ein,
Die Raſenden des Todes Nacht zu weihn!

Oder zu einer Prinzeſſin, die weit herkommt, um an dem Kriege Theil zu nehmen, im feindlichen Lande, von einem einzigen Ritter begleitet in den Wäldern herumirrt, ohne furchtſam zu werden, — aber im Heere ihres Bruders, kaum auf einen Augenblick von ihm verlaſſen, mit offnen Augen ängſtlich, nach des Verfaſſers eignem Ausdrucke, zu träumen anfängt:

Bin ich in Banden? Bin ich gefangen?
Welche Nacht verhüllt mir den Blick!
Welcher Nebel umflort mir die Stirne?
Dunkle Wolken umſchatten den Himmel;
Nieder vom Auge iſt Freude geſunken —
Grauſe Töne erzittern im Ohr —
Bin ich allein in der furchtbaren Oede?
Kehrt nicht mein liebender Bruder zurück? u. ſ. w.

Glauben Sie indeß nicht, daß ihr wirklich ſo bange ums Herz iſt, denn ſie geht gleich hernach muthig in die Schlacht. Sie hat bei ihrer Träumerei keine andere Abſicht, als eine Nachahmung des lyriſchen Monologs der Maria Stuart, von der Feder des Herrn Böhlendorff, anzubringen. Auch ihre Rede geht in ein Lied über, (ſo wie in einer andern Scene ein Monolog, den Franz hält,) das ſich ſehr merkwürdig endigt:

Er nur er glänzt mir,
Das hohe Geſtirn,
O ſchwindet in Wolken
Ihr nichtigen Sterne,
Ihr kleinen Planeten!
Du Erde nur blühe,
Dein Gott iſt erſchienen,
Und wandelt auf dir.

Was meinen Sie wohl, von wem ſie ſo fahſelt? Von ihrem Bruder. Das iſt doch noch eine feurige Schweſterliebe! Die Liebhaberin die ſo ſpräche, wäre dem Wahnſinne nah. — Schillers Monologe in Liederform, bei hohen, exaltirenden Situationen, ſind — Schüſſe, über das dramatiſche Ziel hinaus, aber doch wahre Schüſſe, mit Blitz und Knall; — Herr Böhlendorff legt, wie die Knaben auf dem Weihnachtsmarkt, auf jeden an, aber nur einen Stock, und ruft: Puff!

Auf die ſchlechten Verſe, die dieſes ſeyn ſollende Gedicht enthält, z. B.

Wir müſſen ſiegen,
Dann mag der König uns ſein Gold darwiegen.

— auf die ſchiefen Gleichniſſe, von denen es wimmelt, — (ſo ſagt z. B. ein alter Officier, der eine Geſchichte erzählen will, und plötzlich ſeine Zuhörer verſchwinden ſieht:

Nicht anders fühl' ichs, als wenn feuchtes Wetter
Mir das Pulver von der Pfanne abgebrannt; —)

will ich mich gar nicht einlaſſen, ſondern lieber gleich zu den übrigen Gedichten des Herrn Böhlendorf übergehn, um endlich mit ihm fertig zu ſeyn. Sie ſind nichts als lahme Nachahmungen der Tieckſchen Manier: auf einer Maultrommmel verſucht Herr Böhlendorf den Ton einer Sackpfeife hervorzubringen Es muß mißlingen: aber wie wenig hätte er geleiſtet, wenn es gelänge! Sie wiſſen, das Charakteriſtiſche jener Manier beſteht darin, daß die Meiſter leicht hinfließenden Singſang durch alte Sprachformen und durch ſinnloſe Phantaſien piquant zu machen ſuchen: ich will Sie nicht dabei aufhalten. Nur eine Probe will ich herſetzen, wie wenig Herr Böhlendorf zuweilen weiß, was er da in Reimen zuſammenſchmiedet, und wie ſehr er alles unter einander wirkt. Es ſey eins von H. B's beſten Gedichten:

An die Kunſt. Hymne.

Kunſt! der heiligen Ahnung Kind,
Mutter des erneuten Lebens,
Winde junger Hoffnungen Kranz
Um der armen Sterblichen Haupt.

Leben entflieht, gleich beflügelten Winden,
Wonne, ach! ſterbliche, eilt ihm zuvor —
Linden Geiſterathem weheſt du,
Kunſt, um der Erde wandelnde Brut.

Deine goldnen Harmonieen
Wallen um das Sterbenden Haupt, (??)
Vom Olympus ſteigen die Götter
Und der blühende Frühling erwacht.

Kinder wallen in blonden Locken,
Leicht umkränzt in der Sonne Gold,
Jungfraun winken, ähnlich den Sternen,
Aehnlich dem mild erleuchtenden Mond.

Durch die goldnen Harmonien der Kunſt? —

Gleich dem Fluthenſturz, dem Gewoge
Des unermeßlich kreiſenden Meeres,
Dem Orkan gleich, der durch die Lüfte brauſt,
Stürmen die Jüngling' ins rauſchende Feld.

Auf und unter gehn die Geſchlechter,
Gleich wie die Stern' und Sonn und Mond.(?)
Morgenroth ſchwebt über dem Aufgang,
Leiſe Still' um die ſchlummernde Nacht.

Durch die „goldne Harmonien der Kunſt“? —

Darf anbetend der Sterbliche nahen,
Geiſtermutter! (??) deinem Altar?
Nimm des Augs heilige Thränenopfer,
Blüthen des Frühlings und jungen Thau!

Welch ein Gemiſch von ſchiefen Bildern! Welch ein unzuſammenhängendes Gewirr von Halbgedanken! — „Aber das iſt ja die lyriſche Unordnung des höhern Geſanges!“ — Ja ſo! Ich wußte nicht, daß eine Hymne keinen Sinn haben darf: iſt das das Kennzeichen der höhern Poeſie, ſo kann man Hrn. B. den Namen eines hohen Poeten nicht abſprechen. Wie erhaben ſinnlos hängen z. B. folgende drei Strophen eines andern Liedes nicht zuſammen!

Und ich ſeh' hoffnungsſtarr
Auf der weiten Haide,
Die die vielen Wandrer trägt,
Wie mein Schatten ſich bewegt.

Eile Freund! und gieb der That
Göttlich hohe Kunde,
Du mein Adler, ich dein Schwan,
Sieh die Wolken machen Bahn.

Der erneuten Erde Keim
Ruht in dunkeln Klüften,
Treibend ſchwellend aus dem Schooß
Harter Felſen bricht er los u. ſ. w.

Herr Gramberg hat einen dreifachen Beitrag hergegeben, eine liebliche Reihe kleinerer Gedichte, ſieben Elegieen und einige Epigramme. Ich wollte, er hätte auch die Lieferung für den Mitherausgeber übernommen, denn faſt alles, was er hier giebt, iſt reizend, nur dann und wann ein wenig zu geſchniegelt: es iſt, als wenn ein geiſtvoller Mann in der Wärme des Geſprächs an ſeinen Manſchetten zupft, — doch das verzeiht man gern. Zur Probe eins von den kleinern Gedichten, voll Anakreontiſch-tändelnder Phantaſie.

Wein und Liebe.

Liebesgötter ſind verborgen
In des Weinbergs breitem Laube;
Wenn der Winzer kommt zu pflücken

Hüpfen ſie von Traub' auf Traube;
Hat er ſeine Frucht gekeltert,
Eilen ſie den Saft zu naſchen,
Und bald ſind ſie mitgefangen
In dem Faß und in den Flaſchen.
Sieh! ſie perlen auf und nieder!
Geiſter brauſen in den Becher,
Wird gelöſt das alte Siegel
In dem Kreiſe froher Zecher.
Und es regt ſich Luſt und Liebe
Neugeweckt in aller Herzen,
Mädchen werden hergerufen
Zu des Mahles frohen Scherzen.
Und die Liebesgötter hüpfen
Zu des Jünglings rothen Lippen
Auf den Mund der holden Mädchen,
Wenn ſie aus dem Becher nippen.
Und die Lippen näh'n einander,
Weil die Amoretten winken,
Und die Götterchen ſind ämſig
Mitzuküſſen, mitzutrinken.

Bei den Elegieen ſcheinen dem Dichter Göthens berühmte Römiſche Elegien als Muſter vorgeſchwebt zu haben. Zwar erreicht er ſein Vorbild nicht, aber ſie ſind doch ſehr liebliche Kränze, die er um die Stirn der Wirklichkeit wand. — In den Epigrammen dürfen Sie keinen verletzenden

Stachel ſuchen; ſie ſind was die Alten Epigramme nannten, einzelne dichteriſche Gedanken und Empfindungen, bald in ein Bild gefaßt, bald einfach ausgedrückt.

Der Liebe Verrath.

Nimmer birgſt du die Liebe verſteckt im dunkeln Herzen,
Die melodiſchen Ton hauchend der Buſen verräth:
Wie die Sängerinn, tief in der Aeſte Düſter verborgen,
Leiſ' aufflötenden Lauts: Nachtigall! Nachtigall! ruft.

Die Geſchäftigen.

Wie geſchäftig ihr ſeyd! Mit unermüdlichem Fleiße
Und nach Regel und Kunſt baut ihr ein nützliches Werk
Alſo die Biene; ſie ſchaffet aus Wachs ſich künſtlich die Wabe:
— Aber zum ſüßen Genuß legt ſie auch Honig hinein.

In der Blumenleſe aus den Minneſängern und den Dichtern des ſiebzehnten Jahrhundert, hätte zwar ſtatt manches Gedichts ein viel anziehenderes ausgewählt werden können; aber auch wie ſie iſt, hat ſie Intereſſe. Das Publikum lernt in ihnen die Originale der wunderlichen Lappalien kennen, mit denen Herr Tiek und Conſorten zu beſchenken ſuchen. Das Klingeln und Witzeln der Produkte geſchmackloſer Zeitalter, haben ſie auch wirklich erreicht, nur die ſchönen Gedanken, die in denſelben von Zeit zu Zeit ſo kühn aufblitzen, nur die vermochten ſie nicht herbeizuſchaffen.

Auch unter der Rubrik: „Vermiſchte Gedichte von verſchiedenen Verfaſſern,“ werden Sie viele ſehr gelungne finden, aber die beiden proſaiſchen Aufſätze des Almanachs haben nicht großen Werth. Der erſte heißt: „Göthens Werke, eine charakteriſirende Anſicht.“ Der Titel ſchielt etwas: denn eine Anſicht kann eigentlich nur den Sehenden charakteriſiren, nicht das Geſehene. Er enthält manchen glücklichen Gedanken, iſt aber in einem Tone hingegebner Andacht geſchrieben, der mir wenigſtens ſehr widerlich iſt, beſonders wo ein Mann von den Werken eines andern ſpricht.

Der

Der zweite heißt: Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans. Nach der Geſchichte, von Ewald. Ueberflüßige, verlorne Worte, die mit einer theologiſchen Nutzanwendung endigen. —

Um des mannigfachen Guten willen, das dieſer Almanach enthält, wünſchte ich, daß er im künftigen Jahre fortgeſetzt würde; aber Herr Gramberg würde gut thun, allein die Herausgabe zu beſorgen, und die Mitarbeiter ſtrenge zu ſichten.

Sechsundachtzigſter Brief.

Taſchenbuch für Damen, auf das Jahr 1803. Herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel u. a.

Noch ein Taſchenbuch in dieſem Hefte! Mit dieſem werd' ich indeß ſchneller fertig werden, als mit dem erſten, denn ich habe faſt nur Gutes von ihm zu ſagen, und im Beweiſen des Lobenswerthen braucht man nicht ſehr ausführlich zu ſeyn: beſonders wenn man, wie ich, in dem Rufe ſteht, oft zu ſtreng im Tadeln zu verfahren.

Dieſes Taſchenbuch iſt der regierenden Kaiſerin von Rußland dedicirt, und die Herausgeber haben alles gethan, es dieſer Ehre würdig zu machen: es iſt ſehr geſchmackvoll.

Es enthält zwölf Kupfer. Sechs derſelben ſtellen Toilette-Scenen aus verſchiedenen Ländern und Zeitaltern vor. Eine ſehr glückliche Idee. Wenn gleich die Toilette Einer lebenden Dame für die andre, wie man behauptet, kein ſehr unterhaltender Anblick ſeyn ſoll, ſo iſt es doch mit den gezeichneten Putzzimmern ein andrer Fall. Welche Deutſche Dame wird nicht mit gefälligem Nachdenken dabei verweilen, wenn der ſchönen Sultanin Gülrul die Nägel roth, die Augenbrauen ſchwarz gefärbt werden, indeß zwei Sklavinnen ihr die neuſten Tänze vorſpielen; — wenn die reizende Lais ſich Füße und Haar ſalben läßt, und indeß in einem Metallſpiegel die Mienen ſtudiert, durch die ſie heute ſelbſt den weiſen Sokrates in einen halben Thoren zu verwandeln hofft; — wenn die edle Römerin Calparnia bei dem Putz ihrer Tochter Tertulla, zum ſäculariſchen Aufzuge, den

Vorſitz führt; — wenn Madame la Présidente, aus den Zeiten Ludwigs des Funfzehnten, ihre Morgenandacht hält, indeß ſie ihre Zitternadeln anſteckt und wohlperückte Stutzer ihre Devotion bezeigen; wenn endlich eine Pariſer Operntänzerin ſich zugleich von zwei Glücklichen friſiren und beſchuhen, und von zwei andern lorgniren läßt, — oder — ein kühner Sprung! — Daphne in den Bach blickt, um ihren Kranz zurecht zu rücken, und darüber den zärtlichen Daphnis nicht ſieht, der ſeufzend hinter einem Baume lauſcht.

Welch ein unerſchöpflicher Stoff zum Tadeln, zum Lernen, — ſelbſt zum Bewundern! Warum ſollte man hier nicht unbefangen bewundern? Man iſt ja ſicher, mit keiner der hier Geſchmückten am Abend in der Aſſemblee zuſammen zu treffen. — Was die Ausführung der Kupfer betrifft, ſo ſcheint ſie mir ſehr artig zu ſeyn, obgleich die Umriſſe der Römerinnen etwas Eckiges und Schweres haben, und die der guten Daphne, eher an eine Kuhheerde und Dreſchtenne, als an eine Geßnerſche Trift und zarte Lämmchen erinnern. Ein ſiebentes Kupfer, die Erfindung der Malerei, ſcheint mir beſonders gelungen: aber zwei andre Blätter, welche Scenen aus der Kinderſtube darſtellen, ſind ſchlecht gezeichnet und noch ſchlechter geſtochen. Da ſie nichts mit dem Inhalte gemein haben, ſo hätte der Verleger wohl am beſten gethan, ſie weg zu laſſen. Gewöhnlich rechnen die Leſer eine misfallende Zugabe von dem Werth des gefallenden Hauptgegenſtandes ab. Ohne zu bedenken, daß jeder, dem dieſe Blättchen zuwider ſind, ſie ja nur aus ſeinem Exemplare, ohne dem Buche etwas zu rauben, wegreißen kann, wird man ſie ihm als Fehler in Anſchlag bringen, — ein wohlgewähltes Gaſtmahl tadeln, weil unter dem Deſſert auch, für den etwanigen Liebhaber, ein Teller mit Mispeln war. Die Erklärung der Kupfer iſt geiſtreich und gut geſchrieben.

Der proſaiſche Inhalt des Taſchenbuches fängt mit einer Erzählung von Lafontaine an: „die Rückkehr ins Vaterland." Sie iſt mit allem dem zarten, warmen, freundlichen Gefühle geſchrieben, das Lafontaine einſt zum Lieblinge der Leſewelt machte, und ihm ſo lange die Gunſt derſelben erhalten hat; dagegen ſcheinen mir die erzählten Begebenheiten ſelbſt, etwas zu romanhaft.

Vorzüglich durch die Vermeidung dieſes Fehlers, ſteht die folgende Erzählung von Huber: „das Urtheil der Welt,“ weit über jener. Vielleicht hat Huber weniger Zartgefühl und romantiſche Phantaſie als Lafontaine, aber er wendet ſein dennoch glänzendes Talent mit ſo heller Kunſteinſicht und Ueberlegung an, daß ihm, in meinen Augen, unter den Verfaſſern kleinerer Romane der erſte Rang gebührt. Alle ſeine Charaktere ſind aus der wirklichen Welt, aber ſo beleuchtet, daß ſie lebhaft anziehen, ſo entwickelt, daß ſie, indem man bloß zu genießen glaubt, reiche Belehrung gewähren. Die Begebenheiten, die er erzählt, ſind von der Art, daß ſie ſich täglich und überall zutragen können, aber er ordnet, verbindet, malt ſie ſo, daß ſchwerlich das abenteuerlichſte Gewebe von Wundern die Aufmerkſamkeit und Theilnahme höher ſpannen könnte.

Zwei andre Aufſätze, „die Erfindung der Malerei“ und „Maria Stuart und die

Jungfrau von Orleans“ ſind wahrſcheinlich beide gleichfalls von Herrn Huber, ob er gleich nur den letzten unterzeichnet hat. Er nimmt in dieſem vorzüglich die bekannte Scene in Schutz, in welcher Mortimer ſeine Sinnlichkeit auf eine ſo äußerſt niedrige Art verräth, weil ſie, ſagt Herr Huber, auf Mariens Charakter ein helles Licht wirft. Das iſt ja aber gar nicht der Fall, da Maria thut, was auch eine Lucretia in ihrer Lage gethan haben würde, nehmlich, um Hülfe ruft und entflieht. Die Scene lehrt uns nichts, als was Mortimer, und vielleicht der größte Theil ihrer Zeitgenoſſen mit ihm, von ihr dachte: das aber brauchten wir nicht durch Aeußerungen zu erfahren, deren pöbelhafte Brutalität empört. — Er macht ferner, als auf einen Vorzug, auf die mit einander kontraſtirenden Charaktere in Schillers neueſten Werken aufmerkſam. Sollte der Kontraſt wirklich ein ſehr edles Kunſtmittel ſeyn? Mir ſcheint er mit dem nachahmenden, malenden Versklang in Eine Klaſſe zu gehören. Beide finden ſich in der Regel von ſelbſt, wo der Künſtler ſeinen Gegenſtand gehörig behandelt; doch das vorſetzliche Streben nach ihnen wird — Spielerei. — — Die Jungfrau von Orleans ſucht Herr Huber vorzüglich gegen *den* Vorwurf zu vertheidigen, *daß* ſie zu wunderbar ſey; — aber ich muß geſtehen, ſeine Gründe ſcheinen mir ein wenig ſchwach. Ich kann mich hier nicht auf ihre Widerlegung einlaſſen; ich will mich begnügen, ihn an den ſehr wahren Ausſpruch zu erinnern, den er in dem erſten dieſer beiden Aufſätze thut:

„Die Kunſt hat ſich (bei uns) von der Wahrheit entfernt, und jagt nach dem Schein."

Beſteht dieſes *Jagen nach dem Schein* nicht grade *darin*, daß vorzüglich unſre *Dichter* ihre Werke dem Charakter und der Vorſtellungsart anderer Zeitalter gemäß, arbeiten, ſtatt ſie dem unſrigen anzumeſſen? Kann auch das erhabenſte Kunſtwerk, das auf den Volksglauben und die Anſichten der Griechen, oder die abergläubiſchen Vorſtellungen unſerer Vorfahren berechnet iſt, uns mehr ſeyn, als ein prangender Blüthenzweig von einem uns fremden Stamme gebrochen? In die Erde geſteckt, prunkt er vielleicht einige Stunden, aber er muß bald verdorren, ohne Früchte zu tragen, da er keine Wurzel mehr hat, und er dem Boden, dem er aufgedrungen wurde, nicht angehört. Die Griechiſchen Dichter ſangen den Griechen Griechiſche Dichtungen: warum ſollten unſre Dichter den Deutſchen des neunzehnten Jahrhunderts nicht auch in ihrem eignen Charakter ſingen? — Das Wunderbare würde dadurch nicht aus der Poeſie überhaupt, ſondern nur aus der Darſtellung hiſtoriſcher Fakten ausgeſchloſſen werden.

Der letzte proſaiſche Aufſatz iſt von J. P. F. Richter, und hat die Ueberſchrift: „Urſachen, warum der Verfaſſer nichts für das Taſchenbuch auf 1803. liefert.“ Es iſt ein Brief, in welchem Richter durch die That beweiſt, daß das Wegſetzen über jede Form, ſelbſt eine recht leidliche Form ſchaffen kann. Ich will Ihnen wenigſtens ein Paar ſcharfſinnig gedachte und witzig geſagte Gedanken herſetzen.

— „Manche Leute weinen ſich die Staatspoſten hinauf und bekommen, wie Säuglinge, ſo oft ſie weinen, Milch. Und noch auf der höchſten Stelle ziehen ſie das Schnupftuch heraus und ſagen gerührt: „Welche Geſchäfte! — Aber droben wird mich einſt der Herr belohnen.“

— „Die meiſten Weiber müſſen ſolche Tugenden, wodurch der Menſch mehr ein Gott als ein Heiliger wird (!!), nämlich die Wahrheit, die Treue, die Verſchwiegenheit, den Gewiſſensſtolz, erſt auf ein geliebtes Weſen (Mann, Kind) einimpfen, damit ſie grünen. Nimmt man ihnen die Liebe oder ein Paar Menſchen: ſo iſt ihnen — ob ſie gleich ſelber übrig bleiben als Stamm der Zweige, — aller Boden der höchſten Blüthen genommen; und die Heilige durch Kinder und Geliebten, wird eine Unheilige ohne dieſe. —“

Der poetiſche Inhalt dieſes Taſchenbuches iſt von der Art, daß ſchwerlich der irgend eines andern mit ihm wird wetteifern können: er iſt größtentheils von Schiller und Pfeffel.

Das erſte Schillerſche Gedicht: „An die Freunde,“ ein ſcherzender Troſt über die Vorzüge, deren wir Deutſche entbehren, und die andren Zeitaltern und anderen Ländern eigen waren oder ſind, — hat mehrere Härten, die in einem Schillerſchen Gedichte überraſchen. z. B.

— Freunde! Es giebt glücklichere Zonen —
— Prächtiger als wir in unſerm Norden
Wohnt der Bettler an der Engels-Pforten.

Thekla, eine Geiſterſtimme, von demſelben, ſcheint eine Antwort auf die Frage: warum Thekla's letztes Schickſal im Wallenſtein nicht beſtimmt wird. Den Inhalt des ganzen Gedichts giebt die einzige treffliche Strophe:

Willſt du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit ſeelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur ſo lang ſie liebten, waren ſie.

Vor allem wird Sie das dritte Gedicht von ihm, die vier Weltalter, entzücken. Zum Vorſchmecken ein Paar Stanzen, die Charakteriſtik des Dichters.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt ſich, die ewige, ſpiegelt,
Er hat alles geſehn, was auf Erden geſchieht,
Und was uns die Zukunft verſiegelt.
Er ſaß in der Götter urälteſtem Rath
Und behorchte der Dinge geheimſte Saat.

Er breitet es luſtig und glänzend aus,
Das zuſammengefaltete Leben:
Zum Tempel ſchmückt er das irdiſche Haus,
Ihm hat es die Muſe gegeben:

Kein Dach iſt ſo niedrig, keine Hütte ſo klein,
Er bringt einen Himmel voll Götter hinein.

Und wie der erfindende Sohn des Zeus
  Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde das Meer und den Sternenkreis
  Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauſchenden
                    Schall.

Unter den Pfeffelſchen Beiträgen, die meiſtentheils aus ſinnvollen Fabeln und kurzen Epigrammen beſtehn, iſt aber auch ein Gedicht, das ſich durch die Neuheit *) ſeiner Form auszeichnet. Es iſt in elegiſchem Verswechſel, in abwechſelnden Hexametern und Pentametern, geſchrieben und — zugleich gereimt. Ich will Ihnen, um die erſte Neugier zu ſtillen, den Anfang herſetzen.

An meine unbekannten Freunde.

Welch ein labender Hauch umweht mich! Geiſter der Barden
  Dieſes heiligen Hayns, kündigt ihr euch mir an?
Oder will im Geduft von Nachtviolen und Narden
  Sich der Bote der Ruh aus dem Hades mir nahn?
Freund, hier bin ich! Doch wie! von zückenden Blizen zertrümmert,

---

*) Ich wenigſtens kenne nur die gereimten Hexameter von Fiſchart und Heräus, aus dem 16ten Jahrhundert.

Stürzet die Scheidewand ein, die mir dein
Antliz verhüllt,
O Natur! und vom Licht des neuen Tages
umſchimmert
Blickt mein Auge ſich um in dem hehren
Gefild u. ſ. w.

Gefällt Ihnen das? Mir nicht, ich geſteh' es, ſo ſchön das Gedicht durch ſeinen Sinn iſt: ich glaube einen erhabnen Choral mit Ziertrillern und Cadencen vortragen zu hören. Leider wird die Spielerei, die ſelbſt unter Pfeffels Händen nur erträglich wurde, wahrſcheinlich bald von zwanzig Leiermännchen nachgeäfft werden. — Unter den übrigen Pfeffelſchen Gedichten empfehle ich Ihnen vorzüglich „das Gotteshaus," um ſeines tiefen Sinnes willen.

Die Reiſe auf den Brocken. Eine Geſchichte am Ende des philoſophiſchen Jahrhunderts. 3 Theile.

Ein ſatiriſcher Roman, in welchem vorzüglich die Fichtiſche Philoſophie und die Schlegelſche Göttlichkeitslehre perſiflirt wird. Auf den Namen eines Dichters hat der Verfaſſer keinen Anſpruch zu machen, denn er malt durchaus nackte, zuweilen gemeine Wirklichkeit, und verzieht ſie nur oft zur Karikatur. Dagegen beſitzt er eine große, ſcharfblickende Menſchenkenntniß, und ſeine Perſifflage iſt nicht ſelten ſehr witzig. Das Buch iſt etwas zu weitſchweifig geſchrieben, indeß wird es Sie unterhalten. Den Fichtiſchen Idealismus würde es ſchwerlich niederſchlagen, wenn er ſich überhaupt zum Stehenbleiben eignete.

Sieben und achtzigſter Brief.

Thuiskon, ein Heldengedicht von Bielfeld.

Die ſo ſchnell veraltenden Neuigkeiten des Tages, die Taſchenbücher, hinderten mich, Ihnen in dieſem Hefte mein Verſprechen in Rückſicht des Regulus und des Thuiskon, zu erfüllen. Ich will Ihnen aus dem letzten jetzt wenigſtens ein Paar Gemälde herſetzen.

In der Geſtalt des Thuiskon, als lebensmüder Greis, kommt der Donnergott Thor zum Felſenpallaſt der Winde. Er erblickt den Nordwind:

Rings bereift und beeiſet und grauenvoll, wie der Winter,
Welcher am Eisgebürg ſein einſames Haupt zu der Wolke
Hebt: ſo ſaß auf dem Eisthron da der gewaltige Nordwind,
Auf die Tanne ſein Haupt gelehnt, geſtärkt im Nachtſturm.
— — — — — — Er hob die Schwingen des Winters
Ueberſchneiend den Greis mit Schneegeſtöber und hüllte
Ihm den ſpähenden Blick, und ſelbſt unſichtbar, begann er:
Alter! lodert ſo heiß die Lebensgluth in der Bruſt dir,
Daß dich an meinem Odem dich abzukühlen gelüſtet?
Wenn du nicht willſt, daß dein Blut in der Quelle des Herzens erſtarre
Und du unter dem Fels ein lebender Todter hier ſehn willſt,
So entfleuch, eh' ich dich anhauch' und verſteinert die Leiche
Wie ein Gerippe, ſteht, von Blut und Leben verlaſſen.

Sprachs und enthüllte ſich, wie ein Wintertag, wenn die Sonne
Schnell durch die Wolke bricht und die Trauergegend beleuchtet.

Und es erblickte der Donner die aufgerichteten Todten,
Stehend wie Eiſesſäulen umher in ſchweigender Stille,
Fürchterlich anzuſchaun, wie die Nebelgeiſter der Nachtwelt.

Greiſe, geſunkenes Hauptes, mit hohlem Auge zum Felſen
Starrend, und verſenkt in den Einen Gedanken des Todes.
Zartaufblühende Mädchen, vom Gram verſchmähteter Liebe
Niedergebeugt, wie die Blüth' hinſtirbt, wann entfliehet der Lenzſtral.
Jünglinge neben ihnen, die roſigen, die in der Eisnacht
Wandelten hin voll Gluth, und überwältigt vom Schlafe,
Sanken hin in den ſchweren Schlaf, den tiefen, auf ewig.
— — — — — — —
Ernſthaft ſchaun ſie dich an mit tiefdurchdringendem (? ?) Auge,
Jung und alt, wie der Tod von der Lebensbühne ſie wegriß.
Ihre Wang' iſt hohl, der Odem verſiegt und der Augſtern
Ausgelöſcht, und die Hand, die dürre, beut dir den Gruß dar.
Alſo ſtanden die Todten umher u. ſ. w.

Was fehlt dieſem Gemälde, um eine große Wirkung zu thun? — Feile.

Die Schilderung eines gefühlvollen Dichters:

Und es kam aus der Nacht des Hains der Barde; ſein Antlitz
Unumwölkt, wie ein ſonniger Stral, und im Buſen die Gottheit.
— — — — — — —
Schimmernd lag das Gefild der Blüthe gleich, und es dampfte

Jeder Strauch, ein Altar im Weihrauchduftenden Tempel.
Da umfloß ihn ein Meer von Seeligkeit. Himmel und Erde
Glänzt ihm im offenen Blick, und verloren im wonnigen Anſchaun,
Fühlt er ſein Daſein kaum, und dünkt ſich die thauende Roſe,
Dünkt ſich der Aether zu ſeyn, umſchlingt die ſilberne Pappel
Sehnſuchtsvoll, und voll Liebe die Blüth' und die ſchwellende Knospe
Küſſend, trägt er die ganze Natur am Herzen und ſtrahlet
Freude vom hohen Auge, wie Licht die nahende Sonne.

Jeder Geſang iſt reich an ähnlichen Schilderungen. Möchte die Uebereilung, mit welcher der Dichter ſein Werk eh' es den letzten Putz empfing, dem Publikum darbrachte, es nicht zu Grunde richten! Es bedarf Nachſicht, aber wahrlich es *verdient* ſie auch. —

Druckfehler im 20ſten Hefte.

S. 460. Z. 21. und
S. 461. Z. 15. lies pathiſch, ſtatt pathetiſch.

Verſehen im 21ſten Hefte.

S. 508 iſt nach den Worten: „Leſſing ſo warm lobte,“ folgendes vergeſſen worden: „daß die treffliche Bothiſche Ueberſetzung dieſes Dichters, ſage ich, elend genannt wird, —“

Acht und achtzigſter Brief.

Ehe man in eine anſtändige Geſellſchaft tritt, pflegt man ſich im Vorzimmer die Schuhe abſtäuben zu laſſen. Ehe ich meine gewöhnliche Unterhaltung mit Ihnen fortſetze, erlauben Sie mir, einige unbedeutende Dinge abzufertigen, die zwar — unbedeutend ſind, die ich aber doch nicht ganz überſehen darf. —

Im Auguſtſtück des Genius des neunzehnten Jahrhunderts, nimmt ſich der Herr Herausgeber dieſer Zeitſchrift meiner, gegen einige pöbelhafte Ausfälle der Zeitung für die elegante Welt, ſehr gütig an. Ich bin dem edeln Manne dafür verbunden; und bin ſtolz auf ſeine Theilnahme; denn ich ehre ihn aufrichtig und ſehr hoch. Aber einer von ſeinen Correſpondenten beſchuldigt mich, daß ich in meinen Beurtheilungen zu beiſſend und beleidigend ſey. Darauf hab' ich nichts zu antworten; mein Gefühl ſpricht mich frei *). — Er behauptet, ich ſey parteiiſch, und will dies dadurch unumſtößlich beweiſen, daß ich alles, was im Ungerſchen Verlage herauskomme, in einem beleidigenden Tone beurtheile. Das iſt eine Unwahrheit. Die Jungfrau von Orleans, der Prinz Bimbam, der 10te Band des Romanen-Journals, der Regulus, ſind auch im Ungerſchen Verlage, und ich habe ſie mit großer Wärme geprieſen, — die erſten beiden ſogar in demſelben Hefte, in welchem ich die Eleuſinia tadle. — — Darf ich nicht mit dem größeſten Rechte fordern, daß das Publikum keine der Beſchuldigungen gegen mich, welche meine zahlloſen Feinde ausbrüten, ungeprüft annehme, da man ſelbſt ſo augenſcheinlich falſche vorzubringen wagt?

---

*) Der Mann bedachte nicht, mit wem ich zu thun habe, und daß reißende Thiere ſich nicht mit dem Schnupftuche abwehren laſſen.

— In dem Intelligenzblatt der Zeitung für die eleg. W. ſtand kürzlich eine „Oeffentliche Erklärung" gegen mich, die mit „Auguſt Klingemann" unterzeichnet war, aber gewiß nicht von dem Schwärmer herrührt, der die Briefe über die Jungfrau von Orleans ſchrieb: dazu war ſie zu gemein und zu lügenhaft. Zu einer Beantwortung darf ich mich nicht wegwerfen; aber da der Verf., um einen Schein von Lächerlichkeit auf mich fallen zu laſſen, behauptet, ich habe den Einfluß des Geruchs auf die Poeſie beweiſen wollen: darf ich dazu ſchweigen? Nein! — Soll ich die armſelige Plattheit widerlegen? Eben ſo wenig. — — Der Verfaſſer jener Erklärung iſt vor acht Tagen darüber ertappt worden, daß er eine todte Katze ſtahl. Ich weiß zwar nicht, wer oder wo er iſt; aber ich werde dieſe Behauptung beweiſen, ſo bald er die ſeinige bewieſen hat.

Im 71ſten Bande der Allgem. Deutſchen Bibliothek ſteht eine Recenſion meiner Briefe über Hamburg. Ob dieſe eine unterhaltende Lectüre gewähren, was ihre

Hauptbeſtimmung war; — ob ſie mit Geiſt und Witz und in gutem Stile geſchrieben ſind oder nicht, davon ſagt die Beurtheilung kein Wort: aber ſie berichtigt mit einer gewaltig wichtigen Miene Lappalien, an denen niemand etwas liegen kann, z. B. daß Hamburg nicht, nach meiner Angabe, etwa 1800 Mann Soldaten beſitze, ſondern über 1,700; — daß Herr Meyer *), nicht zu den Stiftern der Harmonie gehöre, ſondern nur das Leſezimmer derſelben eingerichtet habe, und dergl. mehr; ſie erklärt meinen kleinen Roman „Eine Reiſegeſchichte" für pasquillantiſch, (ich habe darin geſagt, die Hamburger wären „ſatt"); meint (was man ſchon funfzig Reiſebeſchreibern geſagt hat), Spaaßvögel hätten mir Anekdötchen aufgeheftet; ich möchte meine Kenntniß von Hamburgiſchen Frauenzimmern wohl in ſchlechten Häuſern geſammelt haben, u. ſ. w.

---

*) Sollte dieſer Recenſent, dem ein ſolcher Umſtand ſo wichtig ſcheint, nicht etwa Herr Meyer ſelbſt ſeyn? Ich glaub' es beinahe. — Mir war das Angeführte nicht wichtig. Ich kann die Männer nicht leiden, deren größtes Verdienſt es iſt, daß ſie allenfalls gute Kindermuhmen ſeyn würden.

— Daß ein ergrimmter Hamburger ſo etwas ſchreiben konnte, wundert mich nicht; wohl aber, daß Herr Nicolai ſich nicht ſchämte, ſo etwas drucken zu laſſen, ja, daß er überhaupt ſo undelikat und ungerecht war, dieſes Werk über Hamburg einem Hamburger zur Beurtheilung zu geben. Seine Bemerkungen über Wien zu recenſiren, überließ er gewiß keinem Wiener *). — Ich weiß, daß man grauen Haaren Schonung ſchuldig iſt: kein Wort mehr.

In der Jenaer allgemeinen Literatur-Zeitung ſteht eine Recenſion meines „Wannem Ymanta." Ich erwähne ihrer nur, um vielleicht die H. H. Redaktoren jener Zeitung auf ſie aufmerkſam zu machen, und

---

*) Das Drolligſte iſt, daß dieſe Recenſion, troß dem in ihr ſprechenden, matten Kopien ſo gewöhnlichen, Stolz auf Kenntniß des Details, voll Unrichtigkeiten iſt. Der Verfaſſer zählt vier und dreißig Schiffswerfte auf und ſagt dann: alſo zuſammen 26. Er wirft mir vor, die Verdienſte des Senators Bartels um den Peſthof verſchwiegen zu haben, und ich nenne ihn ausdrücklich. Er berichtigt auch: der philanthropiſche Klub habe nicht „die Vernichtung" ſeiner Mitglieder veranlaßt, — und ich habe das nirgend geſagt.

ſie zum Durchleſen derſelben zu veranlaſſen. Thun ſie das, ſo bin ich gewiß, daß ſie, um der Ehre ihrer Zeitung willen, den Menſchen, der dies Geſchreibſel anfertigte, aus dem Verzeichniß ihrer Mitarbeiter ausſtreichen werden. Einen Auszug aus einer Dichtung machen, dann kein Wort über den Werth oder Unwerth der Fabel, der Handlung, der Charaktere ſagen, ſondern nur Druck und Schreibfehler, und Nachläſſigkeiten des Stils als wichtige Verſehen anführen, poetiſche Ausdrücke ohne Angabe eines Grundes für Fehler erklären: heißt das ein Gedicht beurtheilen? — Dem Verfertiger dieſer ſogenannten Recenſion rathe ich aufrichtig, ſich aus irgend einem Lehrbuche zu unterrichten, was ein dichteriſcher **Ausdruck** iſt: vielleicht begreift er dann, daß man, wenn man Leidenſchaft und Gram perſoniſicirt, der erſten ſehr gut ſtechende Blicke, und dem letztern eine knöcherne, das heißt, abgezehrte Hand beilegen kann. Seinen lächerlichen Tadel verzeih' ich ihm gern; aber daß er in dem Werkchen „Spuren wahren Dichtertalents" zu entdecken glaubte, hat mich vor Unwillen erröthen gemacht. — —

Und nun ohne weitern Verzug zu meinem Geſchäft.

Muſenalmanach für das Jahr 1803 Herausgegeben von Bernhard Vermehren.

Der gegenwärtige Zuſtand der deutſchen Poeſie, beſonders der lyriſchen, zeigt einem ungefähr eben das, was man an einem heitern Sommerabende, bei Sonnenuntergang, auf freiem Felde wahrnehmen kann. Alles, was eine Stimme hat, oder nur irgend einen Laut vermag, läßt ſich keck vernehmen. Hier und dort flöten noch ein Paar Nachtigallen, die ſich im Brüten verſpäteten; einzelne Lerchen wirbeln noch einmal laut auf, ehe ſie ins Neſt herabfallen: aber Guckguke und Krähen intoniren von allen Seiten; Fledermäuſe ſchießen pfeifend umher, und bei jedem Schritte ſieht man Käfer ſich aus dem Boden hervorbohren und fortbrauſen. — Beſonders war mir, indem ich dieſen Almanach las, als ſtänd' ich an einem Sumpfe, ſähe ſurrende Mückenvölkchen auf ihm hintanzen, und zwanzig weite Froſchmäuler ſich aufthun, und eine große Blaſe nach der andern in die Luft ſchicken, indem ſie ihr heiſeres Lied von ſich gaben, — indeß ſchwach und verloren, ein Paar einzelne Grasmücken nur deshalb mit einzuſtimmen ſchienen, um das Uebrige durch den Kontraſt noch widerlicher zu machen. Mit dieſen letztern will ich anfangen.

Neubeck, der Verfaſſer des eleganten, korrekten, aber kalten Gedichtes, die Geſundbrunnen, hat hier ein Paar eben ſo kalte, korrekte und gar gelehrte Hymnen, an die Nymphen der Oſtſee und an die Inſel Rügen geliefert, in denen er fleißig „Heil!“ ruft u. ſ. w.

Von Knebel hat ein Gedicht „an den Verf. des Kalenders, die Jungfrau von Orleans“ gegeben, dem man es anſieht, daß es eine zudringliche Bitte um Beiträge abfinden ſollte.

Der Name des trefflichen Epigrammatiſten Haug, ſteht hier wieder unter einer Reihe von Sinngedichten, die meiſtentheils ſeiner würdig ſind. Eines wenigſtens muß ich Ihnen herſetzen.

Pompus.

Glaubt's ihr Deutſchen! Eure großen Geiſter
Uebertraͤfe Pompus an Genie:
Lobten nur die Werke ſo den Meiſter,
Als der Meiſter ſie.

Ein Herr Kuhn hat verſchiedene Gedichte beigetragen, die beweiſen, daß er ein ausgezeichneter Dichter werden könnte, wenn er ſich die Mühe geben wollte, die Idee, die er in einem Gedichte durchführen will, nicht im Wehen der Phantaſie hin und her flattern zu laſſen, ſondern ſie feſt zu halten. Leſen Sie einmal folgendes.

Das Gedicht.

Schallte Dir der liebliche Geſang
Nimmer nicht beim Aeolsharfen-Klang?
Haſt du nie die ſtille Kraft vernommen,
Welche waltet mit verborgner Hand,
Daß aus fernem, unbekanntem Land
Laute gehen, Laute kommen?

Kaum vernommen, iſt der ſchöne Ton
Eilig in die Lüfte hingeflohn,
Ohne Himmel, ohne Klang die Saiten!
O wer kann dem frohentzückten Ohr
Dieſen Geiſterſpruch, das volle Chor
Leiſer Geiſterſtimmen deuten? —

Aehnlich ſolcher Himmelsmelodie,
Fliegen oft in heiliger Magie,
Wunderbare Schatten und Geſtalten
Um die frohe ſanft bewegte Bruſt;
Und ich möchte gern die junge zarte Luſt
Bei den goldnen Flügeln halten.

Möchte gern dem Engel, lieb und ſchön,
Länger in die hellen Augen ſehn:
Was ſie wohl zum Menſchenleben ſagen?
Ob ſie dämmern in Erinnerung,
Oder träumen von Vereinigung,
Oder lächeln, oder klagen?

Die lebendige Phantaſie, die in dieſem Gedichte herrſcht, reizt und gefällt; aber wenn man nun genauer unterſucht, was denn in ihm geſagt iſt, ſo findet ſich, daß es — nichts iſt. Die Ueberſchrift und der Eingang zeigen, daß es die Entſtehung eines Gedichts, daß es die Begeiſterung ſchildern wollte: aber was iſt das für eine junge zarte Luſt, der man in die Augen ſehen möchte, um ihre Gedanken zu erfahren? Was ſind die Gedanken einer Luſt? Verſteht er darunter die Begeiſterung: klingt es da nicht, als machte er nur Gedichte, um zu erfahren, was er gedichtet habe? Auch der Anſang ſchon iſt fehlerhaft: was für ein Geſang kann den Klang der Aeolsharfe begleiten? Von dem undeutſchen „nimmer nicht" will ich nicht einmal ſprechen.

Auch von der beliebten Dichterin Sophie Mereau hat dieſes Taſchenbuch ein Paar Gedichte, die ihrem Ruhme eben nicht ſehr würdig entſprechen: ein Klagelied voll Ade und O weh, und Künſteleien ohne wahres Gefühl, und — ein froſtiges Kompliment an eine durch Edelſinn, und hohen Geiſt noch mehr als durch ihren Rang, ausgezeichnete Fürſtin.

Herr Gerning, Herr von Münchhauſen, und ein Herr Schütt haben einige artige, wiewohl etwas matte Sachen geliefert: das iſt denn aber auch alles einigermaaßen Gute, was ſich von dem 300 Seiten ſtarken Gemiſche ſagen läßt. Ich will Sie nicht bei allen ſchlechten Gedichten aufhalten, neben denen die wenigen mittelmäßigen ſich verlieren: ich will Ihnen nur von den ausgeſucht elenden ein Paar Pröbchen geben.

Herr Friedrich Schlegel — bringt der bloße Name Sie nicht ſchon zum Lachen? — iſt nicht karg geweſen: er hat recht reichlich geſpendet von den verwirrten Ausgeburten ſeines Geiſtes. Sein erſtes Gedicht, „Zorn und Liebe,“ hebt an:

Wenn leiſer Reiz den jungen Muth erregt,
Entſpringt ſo freudig nichts aus innerm Born,
Von allem, was der Menſch in ſich bewegt,
Als Deine ſchöne Flamme, heilger Zorn!
Dich hab' ich in des Herzens Herz gehegt.
Die höchſten Roſen blühn am ſcharfen Dorn;
Wer glaubt, er müſſ' am erſten Schmerz verbluten,
Iſt nie geſtorben in der Freude Fluten.

Der Zorn eine ſchöne Flamme; eine Flamme, die da entſpringt, und zwar aus einem Born, d. h. Brunnen; die Seele ein Born; das Herz des Herzens; die höchſten Roſen, die an einem Dorn wachſen; (ſind etwa niedrig ſtehende Roſen nicht mit Dornen verſehen?) ein Schmerz, an dem man verblutet; der köſtliche Schluß, wer da glaube, könne noch nicht geſtorben ſeyn: — Sie werden geſtehn, mehr Unſinn läßt ſich in acht Zeilen nicht zuſammendrängen! Doch wird dieſes noch durch die beiden

Schlußzeilen des ſogenannten Gedichtes überboten:

Und leicht kann Schönheit ſchnell verlezt
entbrennen,
Denn nie wird gute Lieb' ein Ziel
erkennen.

Ein ſogenanntes Lied von eben dieſem Reimer müſſen Sie des Spaaßes halber noch leſen.

Bittre Schmerzen reiſſen wild.
Herz, ſei mild:
Denn du magſt es doch nicht ſagen,
Nimmer half ja noch dein Klagen,
Seit zerbrochen Dir dein Bild.

(War es auf Holz oder Elfenbein gemalt, daß es zerbrechen konnte?)

Tod wär Freude,
Nähme nur die Erd uns beide.

(Ihn und ſein Herz?)

Kühlung ſaugen
Möchten gern die trocknen Augen,
Brennen heißer ſtets im Leide.
Laute, dieſen Mislaut ſprich,
Und dann brich,

(O daß ſie nie geflickt werden könnte!)

Eh' ich ganz in Haß verſunken
Wahnſinn rede Todestrunken,

(Da hätte ſie vor Anfertigung dieſes Liedes brechen müſſen!)

Weil die Einzge von mir wich.
Gebt mir Blut,
daß ich lindre dieſe Gluth,
Und wer's that (Was?)
Ewig ſchmacht' er ohne Rath,
Oder ſink' in gleiche Fluth! —

Unter allem dem Schlechten, was dieſes Taſchenbuch ſonſt enthält, laſſen ſich nur die Beiträge des Herausgebers ſelbſt, mit den angeführten Produktlein des vielbelobten Schöpfers des Alarcos, an Schlechtheit vergleichen; doch ſind ſie nicht ſowohl ſinnlos als vielmehr lächerlich, matt, ſchleppend, voll Waſſer, und zwar recht trübem Sumpfwaſſer. Vorzüglich hat er ein Paar Romanzen geliefert, „der Graf von Thoren" und „Laura," die ganz eigentlich, unverändert, aus einer alten Küſterchronik abgeſchrieben ſcheinen, ſo ſchleppend, gemein, und todt ſind ſie.

In der erſten liebt ein junger Graf eines Müllers Tochter, die ein Paar Täubchen hält. Sein Vater erfährt es, und ruft:

Es rollt in der Gemeinen
Kein altes Ahnenblut,
Die niedre Seele fühlet
Nicht adlich hohen Muth.

Und ſie will kühn beſchimpfen
Mein gräfliches Geſchlecht?
Der freie Sohn des Edlen
Soll werden ihr zum Knecht?

Welche Reimerei! — Auf Befehl des Vaters reißen in einer Nacht ſchwarz vermummte Männer das Mädchen aus den Armen des Geliebten. Sie vermuthen wohl, daß er ſie vertheidigt, ihr wenigſtens folgt? Nichts weniger! Er hat die löbliche Vorſicht, zu warten bis der Morgen anbricht; und dann geht er aus, ſie zu ſuchen. Ihm winkt etwas Weißes: es iſt ihre Leiche; und er wird wahnſinnig und eingeſperrt. Im Kerker beſchäftigt er ſich mit ſeinen Tauben. — Ob er nicht wirklich auch Romanzen ſchrieb, wird nicht geſagt; aber ich wollte faſt wetten, daß die zweite, Laura, von ihm herrühre.

Sie iſt — erſtaunen Sie über die Keckheit! — eine Nachahmung von Bürgers Lenore. Ich muß Ihnen wenigſtens die Fabel, ihrer exemplariſchen Abgeſchmacktheit halber, herſetzen. Laurens Geliebter iſt in die Fremde gezogen; ſie iſt im Begriff vor Sehnſucht zu ſterben, und ihre Freunde ſehen traurig und froh im Geiſte ihrer Auflöſung entgegen: da naht ſich ihr Beichtvater, und verſpricht ihr, daß ſie nicht unverheirathet ſterben ſoll. Bald hernach klopft der Tod leibhaftig an, um ſie abzuholen: aber ſie beruft ſich auf das Verſprechen des Herrn Paſtors; und der Tod, als wenn er ein ehrfurchtsvolles Beichtkind deſſelben wäre, entfernt ſich. Statt ſeiner findet ſich ein unbekannter Bote, der ihr die nahe Ankunft ihres Wilhelm' verkündigt, und ſo bald es Mitternacht iſt, geht der Spektakel los. Mit einem großen Gefolge erſcheint Wilhelm; der Teufel kopulirt ihn wirklich mit Lauren u. ſ. w. Daß dieſe Reimer doch nicht die geringſte Idee davon haben, auch die Fabel einer Romanze müſſe Zuſammenhang haben, und motivirt ſeyn; man müſſe auch im Wunderbaren

ren die Geſetze des Wahrſcheinlichen achten u. ſ. w. Elender noch als die Fabel, ſind die Verſe:

Laura liebt den treuſten Jüngling,
Doch ſeit lange ſchon
Iſt der reinen, heitern Seele
Freud' und Glück entflohn.

Er, dem ſie ſeit langen Jahren
Liebend ſich verband,
Strebt und gräbt nach goldnen Schätzen
In dem fremden Land u. ſ. w.

Der Tod des Herrn Vermehren überbietet Bürgers Geſpenſt. Wenn dieſer, etwas ſpielend, ſagt:

Zum nackten Schedel ward ſein Kopf,
Zum Schedel ohne Zopf und Schopf,

ſo fehlt des Herrn Vermehrens Kobolde „Schopf und Haar." Das iſt gerade ſo, als wenn man ſagte: kein Waſſer und kein Flüſſiges. — Doch das Nachbild iſt unrichtig. Die Verſeleien des Herrn Vermehren ſelbſt beweiſen, daß es auch Waſſer giebt, das nicht zu fließen vermag.

Neun und achtzigſter Brief.

Taſchenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire, — von Falk. ſiebenter Jahrgang.

Brutus, du ſchläfſt!

Dem Titel nach iſt dieſes Büchelchen eine Fortſetzung des Taſchenbuches, durch das Herr Falk vor ſechs Jahren ſo große Senſation machte, — aber faſt nur dem Titel nach. Damals war ſeine Muſe eine junge, lebhafte Schöne, deren neckender Frohſinn dann und wann zwar in einen etwas beleidigenden Muthwillen überging, aber nur deſto pikanter und anziehender war. Ein Paar Jahre ſpäter ſchien ſie eine alte Jungfer geworden, welche die beißende Sittenrichterin machte. Jetzt iſt ſie eine verſtändige Hausfrau, die recht angenehm unterhält, aber von Dingen, die jedermann weiß, um nicht etwa Urheberin eines Gerüchtes zu werden, — und mit der ängſtlichen Sorgfalt, nichts zu ſagen, was etwa die Frau Gevatterin übel deuten könnte. Das iſt denn nun wohl gar löblich, aber nicht die Rolle, zu der Falks Talente ihn berufen. Er, der mit ſo viel Witz und Kraft ausgerüſtet iſt, könnte wirkſamer, als irgend ein anderer, und vielleicht unwiderſtehlich, in das öffentliche Streben und Treiben, wenigſtens unſerer Literatur, eingreifen, und den herrſchenden Thorheiten und Laſtern das Scepter entreißen helfen; nur nicht auf dem Wege, den er einſchlägt. In einem Städtchen, — das freilich die Reſidenz eines der ausgezeichnetſten Fürſtenhäuſer und der Wohnſitz einiger unſerer glänzendſten Dichter, aber doch nur ein Städtchen iſt, — ſchachtelt er ſich in ſein Studirzimmer ein, und — das ginge freilich das Publikum und mich nichts an, machte Herr Falk nur nicht durch dieſes Taſchenbuch noch Anſpruch darauf, als witziger Kopf durch Scherz und Satire zu unterhalten. Dieſe gedeihen im Studirzimmer allein, nicht, und die Späße, deren Stoff man hinter dem Schreibetiſch ſucht, ſind ſelten außer dem Hauſe verſtändlich, und noch ſeltener intereſſant. Die alte Literatur ſcheint er recht gründlich zu ſtudiren, auch der neuen einigermaaßen zu folgen; aber für ſein Zeitalter iſt er als witziger Kopf verloren. In dem Schatten, in den er ſich geſtellt hat, kann ſein Geiſt die hohe, treffliche, eigenthümliche Blüthe nicht treiben, die ihm von der Natur beſtimmt war. Er iſt ein Krieger, der im Mai die Winterquartiere bezogen hat: es gelingen ihm natürlich keine glänzende Heldenthaten in denſelben.

Das gegenwärtige Taſchenbuch zeigt deutlicher, als irgend eins der vorigen, welchen nachtheiligen Einfluß der Standpunkt, von welchem Herr Falk ſich mit der Welt und ſie mit ſich beſchäftigen will, auf ſeine Rolle als Satiriker hat. Da er den engen Kreis ſeiner Umgebungen nicht wechſelt, ſo verliert er den Maaßſtab zu ihrer Würdigung, und ſpricht zuweilen mit wichtiger Miene zu ganz Deutſchland von Dingen, die ihm ſehr wichtig ſind, ſonſt aber keinen Menſchen intereſſiren, und debattirt oft noch ſehr ernſthaft über Gegenſtände, die im Publikum längſt abgethan und vergeſſen ſind. — Da er ferner in ſeiner Einſamkeit ununterbrochen über denſelben Ideen brütet, ſo verwächſt er ganz mit ihnen, kann ſich gar nicht von ihnen losreißen, und wird in ihrer Behandlung unausſtehlich breit. Kurz, ſein Geiſt, ſein Witz, ſeine Talente — erlahmen, und ich fürchte, es noch zu erleben, daß einer der beſten Köpfe Deutſchlands, der auf eine glänzende Weiſe begann, als ehrſamer literariſcher Spießbürger endigt. Vielleicht überſchreite ich, indem ich das ſage, die Gerechtſame eines Recenſenten; aber ich war Herrn Falks aufrichtiger Freund, ich bin es noch, und achte ihn aufrichtig; daher kann ich nicht ohne innigen Unwillen ſehen, was leider nur zu ſichtbar wird, und die meiſten Artikel dieſes Taſchenbuches beweiſen. —

Die Vorrede iſt an die Erzieher des neunzehnten Jahrhunderts gerichtet. Sie tadelt die zu weichliche Sorgfalt der erſten Kinderpflege, den zu pedantiſchen Schulunterricht, das akademiſche Unweſen. Alles, was er darüber ſagt, iſt wahr, aber ſchon unzähligemal geſagt worden, und was er tadelt, an deſſen Fortſchaffung arbeitet man ja überall ſehr wirkſam, ja es iſt ſogar ſchon großen Theils abgeſtellt. In kleinen Städten, wohin alle Reformen nur langſam durchdringen, konnte man vielleicht noch nicht raſch vorſchreiten; aber es geſchieht doch überall, was geſchehen kann: mit wem und wozu zankt Falk alſo? Er amuſirt ſich damit, ſeine Pfeile auf todte Fledermäuſe abzuſchießen, indeß Raubgeſindel die Heerſtraßen unſicher macht. — Ich erinnere mich einer Zeit, da Gegenſtände ganz andrer Art Falks Geiſt beſchäftigten, und ihn zu Planen entflammten, die — Vorüber!

Der erſte Artikel iſt eine Epiſtel an Mz — en K — e, in welcher der Dichter ſeine ländliche Lebensweiſe ſchildert. Soll eine ſolche Schilderung verdienen, dem Publikum mitgetheilt zu werden, ſo muß ſie künſtleriſchen Werth haben, und allgemein intereſſante Gedanken. Die letzteren fehlen ganz, und das Gedicht iſt mit der größten Nachläſſigkeit geſchrieben, wie nicht allein die Reime: Geſtirne und Stirne, Wänden und

Accenten, Hain und drein, ſondern noch mehr, Stellen, wie folgende, beweiſen:

Du würdeſt hier auf kleinen Höhen,
Ein Paar zufriedne Menſchen ſehen,
Und auch das dritte wächſt heran.

— und folgende, die ſchwerlich das ſagen ſollte, was ſie ſagt:

Verborgen dem gelehrten Pöbel,
Ziehn abwärts tief des Lebens Nebel,
Vorbei an meiner kleinen Flur.

„Elektropolis, oder die Philoſophen- und Sonnenſtadt,“ iſt ein durchaus verfehlter Scherz. Mit einem Luftball reiſt ein buntes Gemiſch von Menſchen in die Philoſophenſtadt. Das erſte, was ſie dort erblicken, iſt ein gefüllter Narrenthurm, deſſen Bewohner über Gott, den Urſprung der Welt u. ſ. w. mit einander disputiren. Recht gut! Aber die Göttin der Weisheit hält in dieſer Stadt täglich einen Umgang, legt jedem, der ihr begegnet drei Fragen vor, und ſchickt, ihn, wenn er ſie nicht beantworten kann, in den Thurm! Was iſt das? Wie kommt die Göttin der Weisheit dazu, die Rolle der thebaniſchen Sphynx zu ſpielen? Es wäre wohl mehr in ihrem Charakter, Fragen zu beantworten, als ſie vorzulegen. — Unter den Reiſenden und den Bewohnern des Thurms fallen eine Menge von buntgemiſchten Scenen vor, von denen manche ziemlich witzig ſind, die aber alle eine gewaltig mattherzige philoſophiſche Beziehung haben. Das Ganze endigt ſich mit einem ſentimentalen Räſonnement der Göttin über den Gang der Geiſteskultur und über Gott. Der Schluß heißt:

Im Früh- und Abendroth;
Im Auf- und Niedergehn; in Feld und Haiden;
Im Lichtes Wiederkommen; Sonn' und Tod: —
Im Land und Meer; — zweilebig zwiſchen beiden;
Was auf Natur ihr ſtilles Machtgebot
In Vogel, Pflanz' und Thier ſich will verkleiden;
Im Licht, — im Schall und Luft, — im Meer der Töne
Vernehmt und hört ihr Gott, o meine Söhne.

Die Göttin ſcheint an einer ſonderbaren

Verwirrung der Gedanken zu leiden und das Deutſche nicht recht inne zu haben. Auf jeden Fall iſt es übrigens ſehr überraſchend, in einem Taſchenbuche für Freunde des Scherzes und Satire, als Pointe einer 162 Seiten langen Dichtung, etwas zu finden, das in zweitauſend Predigten auch ſchon ſteht.

Noch mehr als dieſe Elektropolis, misfällt mir der folgende Artikel: Volksſcenen aus dem Amphitryon. Ein Paar alte Komiker benutzten die Fabel, Jupiter habe die Mutter des Herkules in der Geſtalt ihres abweſenden Gatten betrogen, zu einem ſehr drolligen und witzigen Luſtſpiele; ſie laſſen nehmlich den wahren Amphitryon mit dem unechten, ſeinen wirklichen Sklaven, mit Merkur, der dieſen ſpiele, zuſammentreffen und daraus eine Reihe von Misverſtändniſſen und Verlegenheiten entſtehen, die ihr Publikum ſehr beluſtigen mußten. Der Stoff iſt ſo echt komiſch, daß auch Moliere ihn noch einmal bearbeitete, und er höchſt wahrſcheinlich auch jetzt noch auf der Bühne Glück machen würde, wenn er mit raſchem, treffendem Witze in ein Paar Akten durchgeführt würde. Aber wie hat Herr Falk ihn behandelt? Die Volksſcenen ſeines Stücks, die er hier giebt, füllen allein ſchon 170 Seiten: wie lang mag das Ganze ſeyn! Noch mehr! Er hat es ſogar doppelt gearbeitet: einmal nach dem alten Komiker Plautus und in reimloſen; und dann, mit freien Abänderungen, in gereimten Verſen. Das heißt doch wahrlich einen längſt gebratenen Haaſen noch einmal und noch einmal todthetzen wollen. Und was hat er nicht alles in dieſen Scenen zuſammengeworfen! Selbſt Moliere's Medecin malgré lui hat ihm einige Späße ablaſſen müſſen; ſelbſt diejenigen, die mit der Weltregierung unzufrieden ſind, bekommen ihre alte, hundertmal ſchon gehörte Lection noch einmal. Die Charaktere ſind noch mehr karikirte Copien der Karikaturen, mit denen Ariſtophanes und Plautus ihre Zeitgenoſſen neckten, und die jetzt faſt nur Gegenſtände des philologiſchen Studiums ſeyn können. — In einer Nachſchrift ſagt Herr Falk, „er habe den Amphitryon, in Rückſicht auf Metrik, Stoff und freie Behandlungsart, als ein ernſtgemeintes Studium, durchtreiben wollen, wohin es nur gehe:" aber lieber Himmel, was ſoll denn ſein ernſtgemeintes Studium in einem Taſchenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire? Nicht Studien, ſondern Werke muß man dem Publikum vorlegen. Studirte Scherze vollends — ſind mehr dazu geeignet, verlacht, als belacht zu werden. Dieſe Volksſcenen gleichen dem berümten antiken Gaſtmahle, das dem Peregrine Pickle in Paris gegeben wurde: jede Tunke war grundgelehrt komponirt, aber genießbar war — wenig oder nichts.

Der Tiſchfreund. Nach dem Griechiſchen des Plutarch. Eine gelungene Copie eines ſehr gelungenen Gemäldes: — welches aber dem Publikum, das in Deutſchland nach Falks Schriften greift, wenig Vergnügen gewähren wird. Iſt unſer Zeitalter denn an Gegenſtänden zu ſatiriſchen Gemälden ſo arm, daß Herr Falk in einem Buche, das dem Scherze gewidmet iſt, zu Schilderungen ſeine Zuflucht nehmen muß, die mehr als anderthalb Jahrtauſende alt ſind? Man hört es ihm überall an, daß er im Studirzimmer lacht: — er ſcherzt gelehrt.

Der fünfte Artikel, Miscellen, liefert vier kleinere Gedichte, von denen wenigſtens die erſten drei mehr werth ſind, als alles übrige zuſammen. Beſonders iſt das erſte ein artiger Scherz, worin man die geiſtvolle Phyſiognomie von Falks vorigen Werken wieder findet. Wahrſcheinlich wurde es durch eine Aeußerung eines der hundert Dichterlinge veranlaßt, die ſich in Weimar zu den Dichtern drängen.

Supplik des Wiedehopfs, im Namen der übrigen Singvögel.

Weimar, im rauhen Junius, 1801. (1802.)

O gute alte Mutter Natur,
Verbanne den Nordwind von unſrer Flur,
Der täglich und ſtündlich überzwerch,
Uns kömmt vom alten Ettersberg.

Wir werden zuletzt noch alle verſtimmt;
Nach Aachen der eine den Flug hinnimmt;
Der Andre ſteht zu Osmanſtädt *)
Voll Spleen an ſeinem Fenſter, und ſchmäht.

---

*) Herder hat in dieſem Sommer das Bad zu Aachen gebraucht. Osmanſtädt heißt Wielands Landgut.

Gewickelt in ſeinen Rockelor,
Verſchließt der Dritte Riegel und Thor,
Und ruft verdrüßlich zum Fenſter hinaus,
Will jemand zu ihm: ich bin nicht zu Haus!

Da mag der Teufel mehr Singvogel ſeyn!
Rief jüngſt ein Rohrſpatz wüthig drein,
Keinen Ton mehr bringt ihr von mir hervor,
Geſchehen iſt es um meinen Humor!

Ich Wiedehopf, der dieſes ſchrieb,
Und noch bisher im Singen blieb,
Ich füge dir dieſes zu wiſſen nun,
Magſt deines Gefallens das Weitere thun.

Almanach dramatiſcher Spiele zur geſelligen Unterhaltung auf dem Lande, von A. von Kotzebue.

Was Falk auf dem Titel ſeines Almanachs zu leiſten verſpricht, und vor Gelehrſamkeit zu leiſten vergißt, gewährt dieſer Almanach wirklich, — reichen Genuß den Freunden des witzigen Scherzes und der Satire. Ueberhaupt möcht' er wohl unter allen diesjährigen Taſchenbüchern und Almanachen am beſten entworfen und am zweckmäßigſten ausgeführt ſeyn. Er iſt darnach eingerichtet, frohen Geſellſchaften auf mehr als Ein Jahr lieb und nützlich zu werden. Er enthält eine Reihe kleiner, launiger Dramen, die, ohne große Zurüſtungen zu erfordern, von jedem frohen Zirkel dargeſtellt werden, und durch die Art der Darſtellung immer neue, anziehende Unterhaltung gewähren können. Die meiſten ſind in ſogenanten Knittelverſen, und nur um deſto drolliger.

Das erſte, „die barmherzigen Brüder,“ iſt ein wenig ſentimental, aber ſo leicht gehalten und durchgeführt, daß es nicht eigentliche Rührung, ſondern nur ein gutmüthiges Lächeln bewirkt. — Das zweite, „Cleopatra, eine Tragödie,“ iſt auf lauteres Vergnügen berechnet; eine ſehr gelungene Parodie auf den hochfliegenden Ton mancher Tragödien. Es fängt damit an, daß Cleopatra am Theetiſch ſitzt und Werthers Leiden lieſt, um ſich über Cäſars Tod zu tröſten, und ſchließt in der zehnten Scene damit, daß ſie ſich, um nicht vom Octavius in ein Schlegelſches Fragment verwandelt zu werden, das heißt, den Kopf zu verlieren, „ein garſtiges Geſchmeiß, ein giftiges Kunſtprodukt," an die Bruſt ſetzt und ſtirbt. Dieſe hochkomiſche Haupt- und Staatsaktion iſt voll der glücklichſten ſatiriſchen Züge, und muß in jeder Geſellſchaft die lebendigſte Wirkung thun; wenn ſie mit gehöriger Gravität durchgeführt wird. Nur an ein Paar Stellen ſcheint der Witz durch den Reim veranlaßt, und das letzte Wort des Stückes iſt etwas zu kräftig.

Unſer Fritz, ein Schauſpiel in Einem Akte, bezieht ſich auf eine bekannte Anekdote. Eine Wittwe und ein Wittwer, hatten jedes einen Sohn zu einem Landmanne in die Koſt gegeben. Beide Kinder waren in Einem Alter; beide hießen Fritz; eins von ihnen ſtirbt, und die Pflegeeltern wiſſen nicht, wem der Uebriggebliebene gehört. An Einem Tage treffen die Eltern ein, ihr anvertrauetes Pfand zurück zu nehmen, und finden endlich keinen beſſern Ausweg, ihre Verlegenheit zu endigen, als ſich zu heirathen, und ſo beide, Eltern des Kindes zu bleiben. Mit welcher Naivetät beſonders der Knabe geſchildert iſt, wird Ihnen eine einzige ſeiner Aeußerungen zeigen:

„Ach, wie glücklich iſt doch ſo ein Paſtillon! der kann alle Tage reiten und blaſen! Und dann klatſcht er wieder mit der Peitſche dazwiſchen! Das iſt ein herrliches Leben! Ja, wenn ich der Fürſt wäre, den Poſtillondienſt bekäme keiner von mir, den behielt ich für mich ſelbſt. —"

Das vierte Stück: „die ſchlaue Wittwe oder die vier Temperamente," iſt ein Produkt ſatiriſcher Laune, eine Poſſe, die, nur einigermaaßen gut beſetzt, ſelbſt auf dem eigentlichen Theater Glück machen muß.

In dem fünften, „der Hahnenſchlag," iſt wieder ein naiver Knabe die Hauptrolle. Der arme Kleine, verkauft ſeinen Hans, ſeinen einzigen Spielgefährten, einen ſchönen Hahn, um ſeiner Mutter Brot zu bringen. Nach einiger Zeit ſchleicht er wieder herbei, um zu ſehen, wie es dem lieben Kameraden geht. Ach, er findet eine Menge Menſchen verſammelt, die den ſogenannten Hahnenſchlag mit ihm ſpielen wollen. Er proteſtirt, er will lieber das Geld zurückgeben: — leider iſt ſchon die Hälfte für Speiſe verthan. Leſen Sie ſelbſt, — Sie werden es mit großem Vergnügen thun, — welche Wendung ſein Schickſal nimmt. Eingeleitet

geleitet wird ſie durch folgende vertrauliche Eröffnung, die Ihnen zugleich zu einer Probe von dem Tone des Ganzen dienen mag.

Ich hab' einen Bruder, ſo brav, ſo bieder,
Und iſt noch einmal ſo groß als ich.
Nicht auf der Welt giebts ſolche Brüder!
Was gilts? der verſorgt die Mutter und mich.
Er hat uns immer viel Geld geſendet,
Denn er iſt ein vornehmer Herr Soldat;
Hat oft den Mangel von uns gewendet,
Drum ihn die Mutter geſegnet hat;
Und ſprach noch geſtern voll Vertrauen,
Mit einem freundlichen Angeſicht:
„Auf unſern Wilhelm wollen wir bauen,
„Denn unſer Wilhelm verläßt uns nicht."

Weniger gelungen als beſonders dieſe beiden kleinen Stücke, ſcheint mir das letzte, „Ariadne auf Naxos," im Blumaueriſchen Tone. Naive, drollige Schilderungen, in denen der Witz nur Schmuck iſt, haben immer mehr Intereſſe, als bloße Burlesken.

Jedem Stück iſt ein artig gezeichneter und colorirter Kupferſtich beigefügt.

Neunzigſter Brief.

Ferdinand Warner, der arme Flötenſpieler, von A. G. Eberhard. 2 Bände.

Der Verfaſſer, der dem Publikum ſchon ſo viel vorzügliche Produkte vorlegte, hat meine Erwartung in dieſem ein wenig getäuſcht. Nicht etwa als wenn ſich nicht mit Recht ſehr viel Gutes von ihm ſagen ließe: nein! Es iſt vielleicht der beſte Roman, der in den letzten Meſſen erſchienen iſt: — aber Herr Eberhard hat Einen Fehlgriff gethan, der den Genuß, den ſein Werk gewähren könnte, ſehr verringert. Sie ſollen ihn hören, und werden mir wahrſcheinlich Recht geben.

Der Held dieſes Romans verliert ſchon als Kind ſeine Eltern und ſein Vermögen; als Jüngling muß er mit drückender Dürftigkeit kämpfen; als Mann wird er durch ein ſonderbares Misverſtändniß von dem einzigen Freunde getrennt, an dem er mit ganzer Seele hängt, und irrt in mehrern Ländern umher, in Verhältniſſen, die ſeine Reizbarkeit immer höher ſpannen, ihn immer unglücklicher machen. Endlich iſt das Misverſtändniß gehoben; er eilt hin, ſich wieder mit ſeinem Freunde zu verbinden, und findet ihn geſtorben. Endlich iſt er im Begriff, durch die Verbindung mit einem liebenswürdigen Mädchen glücklich zu werden: da raubt ihm die ſinnreichſte Bosheit ſeinen Verſtand, und als dieſer zurückkehrt, hat der Gram ſchon ſeine Geliebte getödtet. — Sein Freund iſt ein Mann, der durch körperliche Gebrechlichkeit eben ſo weich und reizbar gemacht wird, als er iſt. — Die edlen Frauen dieſes Romans ſind wahr und ſchön gezeichnet, aber ſie erliegen faſt alle unter drückenden Verhältniſſen. —

Die Form entſpricht dem Stoffe. Alles deſſen beraubt, was er in der Welt liebte, an einer unheilbaren Schwindſucht, ohne es zu wiſſen, dem Grabe entgegen welkend, wendet der Unglückliche die letzten Tage ſeines Daſeyns dazu an, die Begebenheiten ſeines Lebens in ſein Gedächtniß zurückzurufen, und ſie zu erzählen. Er fängt ſein Werk mit einer ſchwärmeriſch weichen Betrachtung an; er endigt es mit Planen für die Zukunft, von denen uns aber ein kurzes angehängtes Gedicht meldet, daß ſein Tod ihrer Ausführung zuvorkam.

Der Ton, in welchem das Buch ſpricht, iſt ſeinem Inhalte angemeſſen, weich, ſanft, ſchwärmeriſch, und durchaus treu und gut gehalten. Alle Schilderungen haben ein trübes, rührendes Colorit: — kurz, man ſieht, daß der Verfaſſer ein einſichtsvoller Künſtler iſt, der eine Aufgabe, die er ſich einmal machte, trefflich durchzuführen weiß: aber — „Ein Aber noch ſo vielen Lobſprüchen?“ Ja, meine Freundin, und zwar ein ſehr wichtiges! — aber er hätte ſich dieſe Aufgabe gar nicht machen, ſie wenigſtens nicht in zwei ſtarken Bänden ausführen ſollen. Je beſſer es ihm gelingt, den Leſern die Stimmung mitzutheilen, die aus ſeinem Werke ſpricht, deſto ſchneller wird dieſe Stimmung ſchmerzhaft, ermüdend, widerlich. Wer wird denn eine traurige Spannung ſo lange fortſetzen wollen? Es iſt einem, wenn man dieſes Buch lieſt, als ſäße man an dem Bette eines lieben, ſehr lieben Kranken: doch — Krankenbeſuche kann wohl niemand zum Vergnügen machen? Das ganze Werk iſt, wenn ich ein Gleichniß von einem alten Dichter entlehnen darf, eine Bildſäule, die im Detail vortrefflich ausgeführt wurde, bei der aber keine ſchöne Idee zum Grunde liegt.

Die Freiheit mit dem Tone wechſeln, und eine Mannigfaltigkeit von frohen und traurigen Scenen geben zu können, darf man ſich bei einem langen Werke durchaus nicht rauben laſſen: und das that der Verfaſſer, indem er die Erzählung ſeinem ſchwindſüchtigen Helden in den Mund legt. Ich rathe ihm, ſich für jedes künftige Werk einen geſunden zu wählen.

Zuweilen wird die Darſtellung ſelbſt zu empfindſam. Warner küßt ſeinen Freund öfter, als ſeine Geliebten. —

Mahomet, ein Trauerſpiel nach Voltaire, von Göthe.

Mancherlei Gründe bewegen mich, bei

dieſem Werke von dem Plan meiner Briefe abzuweichen, der die Ueberſetzungen eigentlich ausſchließt. Nur ein Paar will ich anführen. Einmal: ſelbſt Schiller ſprach in einem bekannten Gedichte von dieſer Arbeit, als wenn Göthe ſich zu Voltaire herabgelaſſen hätte. Herabgelaſſen? Zu Voltaire? Das iſt ſonderbar! Ich hatte bisher immer geglaubt, daß Göthe ihn, in den meiſten Dingen, nicht zu erreichen vermöchte! Die Herablaſſung verdient alſo beleuchtet zu werden. — Zweitens ſagt der Titel, das Werk ſey nach Voltaire. Das deutet auf eine eigne Bearbeitung des Gegenſtandes, bei der bloß die Ideen Voltairens benutzt ſind, die alſo als ein eignes Werk von Göthe zu betrachten wäre. Darüber muß denen, die das Original nicht zur Hand, oder nicht Luſt und Muße haben, es vergleichend nachzuleſen, Aufſchluß gegeben werden.

Ich habe die Göthiſche Arbeit mit Voltairens Mahomet genau verglichen, und gefunden, daß ſie, eine einzige zugeſetzte, und eine weggelaſſene Rede ausgenommen, Scene für Scene, Rede für Rede, dem Inhalte nach, mit dem letztern übereinſtimmt. Was ſagt alſo das nach? Nichts weiter, als daß Göthe die Herablaſſung nicht zu weit treiben, nicht eingeſtehen wollte, er könne ſeiner Erhabenheit ſo viel vergeben, daß er etwas überſetzte.

Was die Ueberſetzung ſelbſt betrifft, ſo iſt ſie in fließenden Verſen geſchrieben, die aber an Kraft und Schönheit ſehr tief unter denen des Originals ſtehn. Gleich in der erſten Scene findet man viele ſchwach und ſchief wiedergegebene Stellen. So ſagt z. B. Zopire:

La mort de son fils même honora mon
courage.

Das heißt: der Tod ſeines eigenen Sohnes verherrlichte meinen Muth. Göthe giebt es durch:

Sein eigner Sohn fiel, Opfer meiner
Wuth —

was offenbar ganz etwas anders, und gar nicht in des edlen Greiſes Charakter iſt. — Aehnliche Fehlgriffe laſſen ſich faſt durch das ganze Stück, Rede für Rede, nachweiſen. Es würde indeß Silbenſtecherei ſcheinen, wenn ich bei ihnen verweilen wollte; nur die auffallendſten will ich ausheben.

Im ſechſten Auftritt des zweiten Aktes meldet Omar Mahomet die geheimen Anſchläge ſeiner Feinde:

Mahomet, il faut l'être, (impitoyable,) ou nous sommes perdus:
Les secrets des tyrans me sont déjà vendus.
Demain la trève expire, et demain l'on t'arrête.
Demain Zopire est maître et fait tomber ta tête.
La moitié du Sénat vient de te condamner;
N'osant pas te combattre, on t'ose assassiner.
Ce meurtre d'un héros, ils le nomment supplice,
Et ce complot obscur, ils l'appellent justice *)

---

*) Mahomet, wir müſſen unerweichlich ſeyn, oder, wir ſind verloren. Die Geheimniſſe der Tyrannen wurden mir verkauft. Sobald morgen der Stillſtand geendigt iſt, nimmt man dich gefangen. Morgen herrſcht Zopire und dein Haupt fällt. Die Hälfte des Senats hat dich verurtheilt. Weil man nicht wagt, dich zu bekämpfen, wagt man, dich zu ermorden. Den Meuchelmord des Helden, nennen ſie Strafe; ihre heimtückiſche Verſchwörung, Gerechtigkeit.

Göthe überſetzt dieſes

Zeige ſie (Härte nehmlich,)
Wenn wir nicht fallen ſollen. Deiner Feinde
Geheimniſſe ſind mir verkauft, es ſteht
Die Hälfte des Senates gegen dich. Sie haben
Dich heimlich angeklagt und dich verdammt,
Und des Gerichtes heilge Scheu verbirgt
Den Meuchelmord, auf den man ſinnet. Morgen,
Gleich, wenn der Stillſtand endet, ſoll Sopir
Und ſeine blutge Rache triumphiren.

Es braucht nicht erſt aus einander geſetzt zu werden, wie viel dieſe ſo kräftige Rede in der Ueberſetzung, beſonders durch die Weglaſſung der beiden letzten Verſe, die in dem Munde Omars ſehr an ihrem Orte ſind, verloren hat. — In Mahomets Antwort aber hat Göthe einen faſt lächerlichen **Fehlgriff** gemacht. Im Original ſagt er:

Ils sentiront la mienne (ma justice); ils verront ma fureur.
La persecution fit toujours ma grandeur.

Das heißt: „Gerechtigkeit? Ich werde ſie an ihnen üben. Sie werden meinen Zorn fühlen. So oft man mich verfolgte, wurd' ich mächtiger.“ Göthe überſetzt.

Ereilen ſoll ſie meine Rache! Fühlen
Soll dieſes widerſpenſtge Volk die Wuth
Des Manns, der zu verfolgen weiß.

Im erſten Auftritte des dritten Aktes, wo Seide Palmiren die Gründe aufzählt, warum er der Feind ſeines Vaters, den er noch nicht kennt, ſeyn wolle, fehlen die beiden ſchönen Verſe:

Mais malgré le courroux, dont je dois
m'animer,
Qu'il est dur de hair ceux qu'on vou-
loit aimer *)!

Im folgenden Auftritte fehlen wieder ein Paar; im dritten iſt, unter andern Abweichungen, Mahomets Aeußerung, daß Palmira vor Ehrfurcht unfähig ſeyn möchte, ihn zu lieben:

Trop de respect souvent mène à l'in-
gratitude!

---

*) Doch trotz dem Zorn der mich beſeelen muß, wie hart iſt's, zu haſſen, wenn man lieben möchte.

ſo überſetzt:

Bei Ehrfurcht iſt nicht immer Dankbarkeit.

was nicht eine Befürchtung ausdrückt, ſondern einem Verweiſe ähnlich ſieht. Doch ich übergehe alle dieſe Kleinigkeiten, um zu den beiden Hauptveränderungen zu kommen, die Göthe in dem Voltairiſchen Meiſterwerke gemacht hat.

Im erſten Auftritt des vierten Aktes ſpricht Mahomet mit Omar über ſeinen Plan, Palmiren noch in dieſer Nacht zu heirathen, nachdem ihr Vater und ihr Bruder werden ermordet ſeyn. Er geräth dabei in Begeiſterung:

Willkommen, Finſterniß! Willkommen Blut!
Der Leichen, der Lebendgen ſtarre Bläſſe!
Aus dieſer mächtigen Stille ſoll das Aechzen
Der Sterbenden ertönen, dann Gemurmel
Des aufgeregten Volks die Halle füllen.
Und das Geräuſch vermehrt ſich, das Geſchrei!
Nach Waffen ruft der eine, ſtill ergreift
Der andre ſchon die Flucht, man ruft den Namen
Sopirens aus, man jammert, fordert Rache.
Doch meine Krieger, die Partei des Volks

Die mich verehrt, ſie dringen an, mein Name,
Des Sieges Loſung, tönt, und nieder gleich
Geſtreckt ſind meine Feinde, gleich verjagt —
Und zwiſchen den Gefahren bebend ſucht
Palmire Schutz bei ihrem einzgen Herrn.
Sie ſieht mich bei dem Schein der Fackeln kommen,
Der Schwerter Blinken hält ſie nicht zurück.
Kein Blut, kein Leichnam hemmet ihren Fuß,
Und über ihren eignen Vater fliegt ſie weg
Und, aufgeregt von Schrecken, Furcht und Hoffnung,
Verſunken im Gefühl, an meine Bruſt
Gerettet ſich zu ſehen, halb im Traum
Am Rande der Vernichtung, lernt ſie
Der Liebe Glück in meinen Armen kennen.

Dieſes, zugleich ſchauderhafte und ſchlüpfrige Gemälde, hat unſtreitig große Schönheiten: aber iſt es wohl in dem Charakter eines ſchlauen Betriegers, der durch kalt erſonnene argliſtige Ränke zu ſiegen gewohnt iſt, in eine ſolche Begeiſterung zu gerathen, in welcher er eine Reihe von Ereigniſſen, die noch ungewiß ſind, gerade ſo wie er ſie wünſcht, ſchon gegenwärtig glaubt? Iſt es in dem Charakter eines heuchleriſchen Politikers, eines Religionſtifters, eines Tyrannen, der einen gefüllten Harem beſitzt und über ihn unumſchränkt befiehlt, daß er ſo raffiniren, gegen ſeine unterwürfige Sklavin den Lovelace ſpielen, ſie durch Schrecken in ſeine Arme ſcheuchen laſſen, ihre Betäubung benutzen will? — Gewiß nicht. Auch iſt im Original von allem dem gar nicht die Rede. In dieſem erklärt Mahomet nur ſeinen Entſchluß, Palmiren im Irrthum zu erhalten, und die Gründe, denen zufolge er hofft, daß es ihm gelingen werde, ihre Liebe zu erwerben. „Die geheime Stimme des Bluts iſt nichts als Täuſchung: wer ſeine Verwandten nicht kennet, hat keine. Die ſogenannte Natur iſt nichts als Gewohnheit: an Mahomet iſt Palmire gewöhnt, alſo u. ſ. w. Ja wer weiß, ob es nicht vielleicht gar ihrem Stolze ſchmeichelt, ihres Herrn Beſiegerinn zu ſeyn?" Kurz, er räſonnirt mit der furchtbaren Conſequenz eines ſolchen Betriegers, als er war und im ganzen übrigen Stücke ſich zeigt. — Iſt alſo Göthe'ns Aenderung wohl eine Verbeſſerung?

Die zweite wichtige Veränderung betrifft den Schluß des Stückes. Nachdem Palmire ſich erſtochen hat, läßt Voltaire den Propheten, von dem Schmerz darüber hingeriſſen, daß ſeine Beute ihm entgangen iſt, — in Aeußerungen ausbrechen, die ihn ſo unglücklich zeigen, als er wirklich ſeyn mußte, — und tröſtet auf dieſe Weiſe den Zuſchauer darüber, daß er das ſcheußlichſte Laſter triumphiren ſieht. Göthe hat dieſes überflüßig gefunden. So bald Palmire ſich erſtochen und ausgerufen hat:

Die Welt iſt für Tyrannen, lebe du!

fällt der Vorhang, und die Zuſchauer gehen unbefriedigt und, wenn ſie anders Theil genommen haben, tiefgebeugt davon. Sie erfahren nicht einmal, was für einen Eindruck der Vorgang auf Mahomet gemacht hat. Nach meinem Gefühl iſt auch dieſes grade das Gegentheil einer Verbeſſerung. — Herr von Göthe wird ſich wahrſcheinlich bei allen Verehrern des großen Mannes, dem das vorige Jahrhundert — nicht etwa Leiden des jungen Werthers, oder einige Schauſpiele, die keine Schauſpiele ſind, oder ein Paar Bände Gedichte, ſondern — den größten Theil ſeiner Aufklärung und ſeines Charakters verdankte, — Göthe wird ſich, ſage ich, bei den Verehrern des großen Apoſtels der Vernunft, und des helleſten, witzigſten Kopfes ſeines Zeitalters, einen warmen Dank erwerben, wenn er ſich künftig Herablaſſungen der Art erſpart.

Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen, von W. G. Becker. Dreizehnter Jahrgang.

Ein vieljähriger, längſt liebgewonnener Freund, bedarf keiner weitläufigen Einführung. „Er iſt wieder da!" — das iſt genug. Man weiß ſchon, was er mitbringt: ſeine gewohnte Freundlichkeit, und angenehme, frohſinnige Unterhaltung.

Dieſer Jahrgang enthält vier Erzählungen, alle gut geſchrieben und unterhaltend. Die erſte, „das Blümchen der Treue," vom Herausgeber ſelbſt, iſt nach einer alten franzöſiſchen Novelle, les apparences trompeuses, gearbeitet, und ſehr artig: nur hätte der Ton weniger modern und naiver ſeyn ſollen. Der höchſte Reiz der alten Ritterdichtungen iſt die Naivetät ihres Vortrages: mit ihr verlieren ſie ihr ganganzes Coſtume und werden — Otto von Wittelsbach mit einem Galanterie-Degen.

Liamande, ein Mährchen von Mahlmann, nicht das erſte Mährchen der Welt, weder durch Phantaſie, noch durch Witz, aber doch eine angenehme Lektüre.

Die gelungenſte Erzählung iſt von A. G. Eberhard, und heißt „der Polyp am Herzen.“ Der alte Onkel, der in derſelben die Hauptrolle ſpielt, iſt wohl etwas zu ſehr Karikatur.

Die vierte, „der Kutſcher wider Willen, von L.“ iſt eine drollige Anekdote.

Der poetiſche Theil des Taſchenbuches iſt ſehr reich. Er enthält 113 Gedichte, und zwar meiſtentheils gelungene. Auch von Schiller ſind vier darunter, und eines derſelben iſt von Hurka komponirt. — Selbſt die Kupfer ſind diesmal eine ausgezeichnete Gabe. Vor dem Titel ſteht Correggio's heilige Nacht; und alle ſind von vorzüglichen Künſtlern gearbeitet.

Ein und neunzigſter Brief.

Antoinette, oder die uneigennützige Liebe, eine wahre Familiengeſchichte, vom Verf. des Siegfried von Lindenberg.

Die in dieſem Buch erzählte Geſchichte iſt intereſſant, um ſo mehr, da der Verf. ſich für die Wahrheit derſelben verbürgt. Ein Graf, der ſchon dem Greiſesalter nahe iſt, heirathet ein junges ſchönes Mädchen, bloß um ſie von der Tirannei einer höchſt laſterhaften Mutter zu befreien. Er verſpricht vor der Ehe, nie mehr zu fordern, als Freundſchaft und Vertrauen, und hält Wort. Aber das junge Frauenzimmer liebte ſchon längſt einen ſehr ausgezeichneten Mann, der im Hauſe des Grafen lebt, und da beide zu edel ſind, dieſen zu betrügen, zehren ſie ſich in ungeſtillter Sehnſucht ab. Endlich entdeckt der Graf ihre Leidenſchaft, und giebt ſie zuſammen, ohne ſich ſcheiden zu laſſen. Nach ſeinem Tode wird die heimliche Ehe in eine öffentliche verwandelt.

Es iſt Schade, daß der Verfaſſer in dieſem Werke durchaus die Form dem, was er für nützlich hält, aufgeopfert hat. Lange Betrachtungen fangen das Buch an, und wo ſich eine Gelegenheit findet, werden unendliche Digreſſionen gemacht, die freilich ſehr viel Wahres und Nützliches enthalten, aber doch Dinge, über die ſchon jeder Denkende längſt im Reinen iſt; undenkende Leſer werden die Abſchweifungen überſchlagen. Was iſt alſo durch ſie gewonnen? Und aufgeopfert iſt durch ſie ſehr viel, der ganze Reiz nehmlich, den dieſer anziehende Stoff hätte gewinnen können.

Adolar, vom Verfaſſer des Romans: Heliodora. 2 Bde.

Der Verfaſſer hat ſich durch ſeine Heliodora ſchriftſtelleriſchen Namen erworben. Iſt jenes Buch ſo geſchrieben, wie dieſer Adolar, ſo iſt das leicht zu erklären. Er beſitzt eine lebhafte, blühende Phantaſie, und einen ſchönen Stil. Schwerer iſt das zu begreifen, wie ein Mann von ſo viel Geiſt, ſich entſchließen kann, ſolche Bücher zu machen. Dieſer Adolar wenigſtens iſt nichts als ein willkührliches Gemiſch von unwahrſcheinlichen Abentheuern, bei denen kein andrer Zweck ſichtbar oder möglich iſt, als, ſie zu erzählen: noch dazu ſind ſie ſo bunt und verwirrt durch einander gemengt, daß es dem Gedächtniſſe ſchwer fällt, ſich, wenn man nach einigen Bogen auf ein verlaſſenes Abentheuer zurückgeführt wird, ſeines Anfangs zu erinnern. Von Wahrheit in den Charakterſchilderungen, von gut motivirtem Zuſammenhange der Begebenheiten, von einem allgemeinem Zweck des Werkes, kurz von allem, was einem Romane bleibenden Werth geben kann, iſt nichts in dieſem zu finden. Nachdenken und Mühe kann er dem Verfaſſer ſchlechterdings nicht gekoſtet haben; überhaupt keine Anſtrengung irgend einer Art. Er überläßt ſich ſeiner Phantaſie, und damit gut. Mag das Buch leſen und preiſen, wer das Bedürfniß nicht hat, auch ſeinen Verſtand beſchäftigt zu fühlen.

Taſchenbuch der Reiſen, von E. A. W. von Zimmermann. Zweiter Jahrgang. 1803.

Alles Lobende, was ich Ihnen von dem erſten Jahrgange ſagte, verdient auch dieſer zweite, ja er hat noch den Vorzug vor jenem, daß der Ton, in dem er geſchrieben iſt, faſt nirgend in das hochfliegende Poetiſche geräth, das in dem vorjährigen oft einen Uebelklang verurſachte.

Der Inhalt iſt die Beſchreibung von Weſtindien und ſeinen Bewohnern, die Naturgeſchichte ſeiner vornehmſten Handels-Produkte und einiger merkwürdigen Thierarten; — Beſchreibung der Inſeln St. Helena und Aſcenſion; Nachricht von den Heirathsgebräuchen verſchiedener Völker; die trefflich geſchriebene Biographie des gelehrten und heldenmüthigen Condamine, dem die Wiſſenſchaften und ſein Vaterland ſo viel verdanken; und endlich, eine geographiſch-ſtatiſtiſche Ueberſicht Weſtindiens. Zu dieſem letzten Artikel gehört eine Charte. Zerſtreut ſind im Buche eine Menge intereſſanter Kupfer. Vor dem Titel ſteht die

Abbildung der ſchönen und edeln Johanna, einer Mulatten-Sklavin, deren Geſchichte im erſten Artikel erzählt wird. Sie werden ſie nicht leſen können, ohne dieſer wahren Heldin der edeln Liebe, tief gerührt, Bewunderung zu ſchenken. Nur mit Mühe kann ich mir es verſagen; ſie Ihnen herzuſetzen.

Dieſes Taſchenbuch gehört zu den glücklichſten Ideen, die ſeit langer Zeit in der Literatur ausgeführt wurden. Möchte es doch ganz den Beifall und Fortgang finden, den es verdient.

Friedens-Almanach von 1803, als Schluß und Supplement des Revolutions-Almanachs.

Als Schluß? Dem Himmel ſey Dank! Das iſt keine der geringſten Segnungen, die Deutſchland dem Frieden verdankt. Unter den tauſend mal tauſend Stimmen, die zu dem Meteor, das Europa ſeit langer Zeit erſchreckte, hinaufſchrieen, keiften, bellten, war die des Herausgebers dieſes Almanachs eine der widerlichſten. Ob er, dieſer unermüdete Alliirte Englands und Oeſtreichs, in den Lüneviller Traktat mit eingeſchloſſen worden, oder einen beſondern gemacht hat, — oder ob ihm endlich die Munition ganz ausgegangen iſt, weiß ich nicht: er ſchließt ſeinen Laden, — genug um die Götter zu preiſen.

Dieſer Friedens-Almanach enthält übrigens, was ſeine Vorgänger enthielten, manche intereſſante Sachen, die in andern Büchern ſchon gedruckt waren, und viele ſchlechte, die der Herausgeber ſelbſt ſchrieb. Wie eine ſehr gute, aber kurze Schilderung des bekannten Herrn von Knorring, von Bouterwek, ſich hierher verirrt hat, weiß ich nicht. Das Beſte an dem ganzen Buche ſind indeß eine Menge von Bildniſſen, unter denen manche gut getroffen ſeyn mögen. Auch ein Gedicht enthält es, von dem ich Ihnen, ſeiner merkwürdigen Erbärmlichkeit wegen, wenigſtens den Anfang herſetzen will.

Es kam ein Haufen wilder Knaben
An einen Teich.
Hier muß es gutes Waſſer haben,
Rief einer gleich:
„Kommt her und ſetzet euch zu mir,

Es iſt ſo kühl und lieblich hier:
Ein rechter Ort für ſolche Brüder!"
Geſagt, gethan! Sie ſitzen nieder
Auf glattes buntes Uferſand.
Nachdem ſie alſo ſich erfriſcht, —
Sie hatten kaum das Maul gewiſcht, —

ſo, es verſteht ſich, machen ſie das Waſſer trüb und ſchlammig; — auch das verſteht ſich bei dieſem Almanache von ſelbſt, daß die „dummen Buben" Philoſophen ſind.

Neue Veſta, herausgegeben von Bouterwek. Erſter Band.

Der Werth dieſes Werkes entſpricht den vortheilhafteſten Ideen, welche der Name des eben ſo geiſtvollen, als gelehrten Herausgebers, erwecken mag. Es enthält eine Sammlung kleiner Schriften, die der gebildeten Dame und dem gründlichen Gelehrten, wenn er anders Geiſt, und Gefühl noch nicht verſtudirt hat, auf gleiche Weiſe anziehend ſeyn müſſen. Es iſt für alle Klaſſen unterrichteter und feiner Leſer, denn es ſtimmt den Ton an, der in jeder wirklich guten Geſellſchaft aus der

Vermiſchung Gebildeter aller Klaſſen, entſtehen muß.

Die Einleitung macht eine Unterſuchung des Herausgebers „über den Mythus von der Veſta.“ Durch ſie wird der Titel erklärt und gerechtfertigt und ſo der Charakter des Werkes feſtgeſetzt. Veſta war die Göttin des häuslichen Glücks; daß dieſes von der Tugend der Weiber abhängt, machte ſie zur Göttin der Keuſchheit; und daß das Beſtehen des Staates nur durch das Glück ſeiner Bürger geſichert werden kann, erhob ihren Dienſt in Rom zu ſo hoher Wichtigkeit, daß man das Erlöſchen des Feuers auf ihrem Altare, für eine Vorbedeutung öffentlichen Unglücks anſah. Der Verfaſſer hält die Stiftung der Veſtalinnen in Rom für eine Ausartung der Griechiſchen Verehrung der Veſta: aber die ſtrengen Geſetze, denen jene Jungfrauen unterworfen waren, mochten doch wohl mehr der Policei, als dem Gottesdienſte angehören. Den Mythus hatten die Römer eigentlich veredelt. Auch die Idee des Verfaſſers, daß es beſſer geweſen wäre, Veſta zur Mutter der Götter, als zur alten Jungfrau zu nachen, iſt nicht ſehr glücklich. Die alte Jungfrau gab den Sinn, daß die Keuſchheit ehrwürdig ſey; — aber auf welche Weiſe hätte man die Eigenſchaften und Ideen, die in den meiſten andern Göttern perſonificirt waren, von der Keuſchheit oder dem häuslichen Glück ableiten können?

Das Eheſcheidungs-Tribunal, ein komiſches Zwiſchenſpiel von Cervantes, nebſt einer Nachſchrift. Das Spiel iſt unterhaltend, die Ueberſetzung leicht und frei; die Nachſchrift voll heller Ideen. Sehr richtig ſagt der Verfaſſer, der verfeinerte Geſchmack müſſe die Zwiſchenſpiele auf dem Theater verſchmähen, weil das Vermiſchen zweier ganz verſchiednen Begebenheiten eine ſehr wunderliche Gemüthsergetzung iſt. Eben deswegen wundert es mich, daß die geſchmackloſen Schreier, die darin Auszeichnung ſuchen, alles Schlechte und Kleinliche der Spanier und Italiener in unſere Literatur zu verpflanzen, ſich noch nicht haben einfallen laſſen, uns auch dieſe Verirrung als vortrefflich aufzudringen.

„Weibliche Portraits.“ Diesmal nur zwei, aber mit hellem Blick und feſter Hand ausgeführt.

„Vermiſchte Gedichte und Aufſätze.“ Dieſe Rubrik liefert das Schwächſte des ganzen Bandes: indeß läßt ſich doch von den Gedichten ſagen, daß kein einziges ganz mislungen ſey, und das iſt wahrlich viel.

— „Ueber den Genuß und die Verwendung der Zeit im Frühlinge des Lebens.“ Eine Reihe zum Theil mit Beredſamkeit geſchriebener, durchaus aber gut bedachter und wichtiger Rathſchläge. Hin und wieder wird der Ausdruck etwas zu geziert

„Ideen, Notizen und Documente zu einer Geſchichte der romantiſchen Liebe.“ Eine wichtige literariſche Unterſuchung ohne Pedanterie, der ein Geſpräch über die Liebe von Sperone Speroni, angehängt iſt.

„Unſchuld und Verdorbenheit, eine Erzählung von Mahlmann.“ Nur der Anfang: warum wird der Leſer durch das Abbrechen im Genuß geſtört?

„Schickſalswechſel oder die Größe und der Fall des Burgundiſchen Hauſes, von Hommel.“ Einige Nachläſigkeiten des Stils abgerechnet, iſt dieſe kurze Geſchichte vortreflich geſchrieben. Der Verfaſſer beſitzt gerade das Maaß von Phantaſie, das mit Scharfſicht und Gelehrſamkeit verbunden, den guten Geſchichtſchreiber macht. Nirgend zeigt ſein Vortrag die affektirte Gedrungenheit, durch welche ein berühmter Schriftſteller der Deutſche Tacitus zu ſeyn glaubte; — nirgend die poetiſirende Schmuckſprache, durch die ein andrer noch berühmterer, die Geſchichte in einen Roman verkleidete; — und eben ſo wenig die lächerliche, bombaſtiſche Aufgeblaſenheit, mit der ein dritter, der ſich wenigſtens ſelbſt oft mit lauten Preiſe nennen läßt, in dicken Bänden durchs Publikum ſtrozt. Hr. Hommel ſchreibt lebendig, kraftvoll und ſchön.

Orientaliſche Gemälde von Saul Aſcher.

Gemalt iſt in dieſem Buche nichts, gepinſelt gewaltig viel. Die wäſſerigten, matten, undeutſchen Erzählungen, die es enthält, ſind Kunſtwerke jener Art, deren größtes Lob es iſt, daß man nicht eine Katze zu ſehen glaubt, wo ſie einen Baum darſtellen.

Aurora auf das Jahr 1803. Herausgegeben von K. Müchler.

In der Eleganz des Aeußern ſteht dieſes Taſchenbuch den meiſten andern ſehr weit nach; nicht ſo in Rückſicht ſeines Inhaltes. Der Herausgeber iſt ſo glücklich geweſen, mehrere ſehr artige Beiträge zu erhalten, und ſo vorſichtig, ſelbſt nur wenig beizutragen.

Die erſte Abtheilung hat einen ſonderbaren Titel, nehmlich: „dramatiſche und proſaiſche Aufſätze.“ Iſt denn alles Dramatiſche nicht proſaiſch? Das hier gegebene kleine Drama iſt noch dazu in Proſa geſchrieben. Die Ueberſchrift hätte heißen müſſen: dramatiſche und erzählende Aufſätze.

Das kleine Schauſpiel heißt: „Eine Hand wäſcht die andre,“ und iſt von Schink. Der Sinn des Sprichworts wird auf eine etwas gezwungene Weiſe durchgeführt, aber das Stück ſelbſt iſt voll treffenden Witzes, und die komiſchen Charaktere ſind gelungene Porträts. Schon die Namen der drei aufgeführten Dichterlinge, Dünkel, Schwindel und Ohnmacht, ſind trefflich: ſie charakteriſiren die Originale, um deren Auffindung niemand verlegen ſeyn wird, höchſt ausdrucksvoll.

„Emma, oder der letzte Abend in Ermenonville“ von der Frau von Kroſigk, iſt eine anziehende, nur etwas zu ſentimentale Erzählung.

Eine folgende, „die Wette, von Kinderling,“ iſt ein ziemlich lahmer Lückenbüßer; deſto artiger aber ſind das

„Leben und die Thaten eines Curländiſchen Hundes“ von der Frau von der Reck beſchrieben.

„Das Glaubenskenntniß“ von Fr. Cramer dagegen, iſt nichts als ein magrer Catechismus der Ausſprüche Griechiſcher Weiſen, der noch dazu undeutſch geſchrieben iſt. So ſteht z. B. darinn „ſattſame Güter“ ſtatt hinreichendes Vermögen.

Unter den Gedichten ſind einige ausgezeichnete, beſonders von Gramberg und Vothe, und nur ein ganz elendes von einem Saul Aſcher.

Die Honigmonate, vom Verfaſſer von Guſtavs Verirrungen. 1ſter Theil.

Ein Roman, von dem man ſagen könnte, er ſey zu Pferde und zwar im Gallop geſchrieben, ſo hochtrabend, ſtürmiſch und eilig geht alles darin her. Julie, ein Mädchen, das der Ausbund aller weiblichen Vollkommenheiten iſt, und heirathen will, ein anderes eben ſo vollkommnes, das aber ein wenig die Amazone ſpielt und nicht heirathen, und ihrer Freundinn es auch nicht erlauben will, und ein wilder Oberſte, den die Liebe zu der erſten faſt toll gemacht hat, ſind die Hauptcharaktere. Die Verwickelung der Begebenheiten liegt bloß darin, daß man nicht einig darüber werden kann, ob Julie den wilden Kriegsmann nehmen ſoll, oder nicht. Sie hat nicht Luſt dazu da ſie einen andern liebt, aber am Ende thut ſie es, bloß weil — er doch gar zu raſend iſt. Er zerſchmettert z. B. einmal ein Glas, weil ſeine Geliebte daraus getrunken, oder nach ſeinem Ausdrucke, ſich körperlich damit vereinigt hat. Das iſt doch noch eine Liebe, die Energie zeigt. Die Grellheit der Charaktere abgerechnet, iſt das Büchelchen recht gut geſchrieden. Warum es Honigmonate heißt? — iſt ſchwer zu enträthſeln.

Fedor und Marie, oder Treue bis zum Tode, von August Lafontaine.

Weiter als in dieſem Romane, läßt ſich die Liebe nicht treiben, wenigſtens nicht — nordwärts. Held und Heldinn erliegen ihren ſchönen Empfindungen in der Nähe des Eismeeres, das Sibirien begränzt.

Es giebt eine franzöſiſche Tragödie, Menzikoff en Sibirie, in welcher ſich zwiſchen ſeiner Tochter und einem jungen Fürſten Dolgoruky, die beiderſeits ihre Väter in die Verbannung nach Sibirien begleitet haben, entſpinnt. Dieſe Idee hat H. Lafontaine zu einem Romane ausgeführt, in welchem freilich Wahrſcheinlichkeit und Coſtume völlig bei Seite geſezt und die benuzten hiſtoriſchen Fakten ganz entſtellt ſind, das aber anziehend geſchrieben iſt, eine Menge reizender Schilderungen und Situationen und viel ſchöne, treffende Gedanken enthält.

Ankündigung.

Vom 1ſten Januar 1803. an, erſcheint in der Sanderſchen Buchhandlung, zu Berlin:

Der Freimüthige, eine Berliniſche Zeitung für die feiner gebildeten Stände, herausgegeben von A. von Kotzebue und G. Merkel.

Wöchentlich werden vier halbe Bogen dieſes Blattes ausgegeben. Sein Aeußeres wird wenigſtens eben ſo ſauber ſeyn, als das der Zeitung für die elegante Welt; ſein Inhalt, Aufſätze aller Art, die ſich dazu eignen, Gebildete und Geſchmackvolle froh zu unterhalten. Auch Kupfer und muſikaliſche Compoſitionen wird es liefern.

Uebrigens ſind die Herausgeber gar nicht geſonnen, der weltberühmten Zeitung für die eleg. Welt in den Weg zu treten. Sie thun zum voraus auf alle Badechroniken, Nachrichten von Hoffeten, Kindtaufen, Hochzeiten und desgleichen Verzicht, wie auch auf Sonete und ſtumpfe Epigramme.

Ankündigung

einer neuen, nicht politiſchen Zeitung für gebildete, unbefangene Menſchen.

Die litterariſche Welt hat ihr Syſtem des Gleichge
wichtes, wie die politiſche. Wenn auf Einer Seit
Anmaßung, Dünkel und myſtiſcher Wortkram dem Pu
blikum imponiren wollen, ſo müſſen auf der ande
Geſchmack und geſunde Vernunft ſich verbinden, es
ſchützen. Jene ſchreien und ſchimpfen, dieſe reden un
ſpotten; jene prahlen und behaupten, dieſe lächeln u
beweiſen. Aber ſo wie die größten Miniſter in Eng
land die Nothwendigkeit fühlen, der Oppoſitionswu
eine Zeitung entgegen zu ſetzen, ſo müſſen auch G
ſchmack und geſunde Vernunft ein Blatt haben,
welchem ſie täglich mitſprechen dürfen; ſonſt werd
ſie überſchrieen. Wer ſchweigt, iſt ſo gut, wie abw
ſend, und der Abweſende hat, nach dem bekannte
Sprichworte, ſtets Unrecht. Noch immer ſind, Gott
Dank, die Verehrer des reinen, durch Leſſing, Wiela
Engel ꝛc. zu uns gekommenen Geſchmackes bei weit
die größere, aber auch die ruhige Parthei, da hin
gen der abſprechende, arrogante Modeton, der un
Studenten, und Incroyables beiderlei Geſchlechts
geriſſen iſt, ſich täglich aller Poſaunen bedient,
etwa in Jena, oder Leipzig zu haben ſind. Desha
iſt es nöthig geworden, einen Vereinigungspunkt f
alle diejenigen zu ſuchen, die noch Freude am wa
ren Schönen haben, die ſich den Genuß daran nu
durch dunkle Machtſprüche mögen verkümmern laſſ
und die ſich nicht überzeugen können, daß erſt ſeit e
nigen Jahren von ein Paar übermüthigen Dichter
gen die neue Sonne heraufgeführt worden ſey.
deshalb iſt es nöthig geworden, eine Zeitung

ſiſten, in welcher keinem Götzen gehuldigt, keine Myſtik geduldet, kein Spott mit dem Publikum getrieben wird; in welcher man nicht aufhört, über ernſthafte Thorheiten zu lachen, und thörichten Ernſt zu verſpotten; in welcher man die Unſittlichkeit und den Aberwitz der Partheiführer mit ſchalkhafter Geſprächigkeit dem Publikum zum Beſten giebt. — Wir Endesunterzeichneten kündigen daher eine Zeitung an, unter dem Titel:

Der Freimüthige,
oder
Berliniſche Zeitung für gebildete und unbefangene Menſchen.

Daß wir nicht, wie manche unſerer Herren Kollegen, uns vermeſſen wollen, keiner Parthei anzugehören, erhellt ſchon aus dem oben Geſagten. Wir erklären indeß ausdrücklich, daß wir die Parthei des guten Geſchmackes und der geſunden Vernunft aus allen Kräften ergreifen wollen. So rechtfertige ſich der erſte Titel unſerer Zeitung. Auch den zweiten hoffen wir zu verdienen, indem wir, für gebildete Menſchen, kurze verſtändige und verſtändliche Beurtheilungen aller neueren Produkte der ſchönen Wiſſenſchaften liefern; indem wir ihnen intereſſante Nachrichten, nicht allein von deutſchen Bühnen, ſondern auch von allen vorzüglichen Theatern in Europa verſprechen; indem wir bei dieſer Gelegenheit den Geſchmack der Deutſchen mit dem der Ausländer in Parallele ſtellen, auch dramaturgiſche Fragmente hinzufügen; indem wir aus ungedruckten Stücken die beſten Scenen ausheben; indem wir die Urtheile fremder Nationen über deutſche Schriftſteller mittheilen; keine Gattung merkwürdiger Neuigkeiten aus dem Gebiete der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte ausſchließen; jede, einen berühmten Schriftſteller betreffende und beglaubigte Nachricht aufnehmen, (in ſo fern ſie nur nicht ſein Privatleben angeht) und auch ſogar der ewig ſich verwandelnden Mode ein bleibendes Plätzchen nicht verſagen. Nicht einmal von den Lückenbüßern ſoll man lange Weile befürchten; denn ſie werden aus pikanten hiſtoriſchen Anekdoten und aus vergeſſenen Dingen, die nicht vergeſſen zu werden verdienten, beſtehen. Vielleicht wird man auch die neueſten Erfindungen und Entdeckungen in Wiſſenſchaften und Künſten dem Publikum zeigen, wenn ihnen nur ein leichtes, gefälliges Gewand anzupaſſen iſt; denn ohne ein ſolches Gewand darf in einer, vorzüglich dem ſchönen Geſchlechte gewidmeten Zeitung, kein Aufſatz erſcheinen.

Nach dieſer kurzen Herzählung deſſen, was die Zeitung liefern wird, iſt es wohl nöthig, auch ein Wort von dem zu ſagen, was ſie nicht liefern wird. Keine trockene Verzeichniſſe von geſpielten Stücken; keine Prologe und Epiloge, und überhaupt keine Verſe, mit ſeltenen Ausnahmen; keine langweilige Bade-Chroniken; keine Beſchreibungen von alltäglichen Hof- oder andern Feſten; keine Recenſion, über die man einen Kommentar ſchreiben müßte; kein Lobpreiſen von Armſeligkeiten, die einen berühmten Nahmen an der Stirn tragen: aber auch keinen ungerechten Tadel; denn ſelbſt Hyperboreer werden wir loben, wenn ſie es dann und wann verdienen ſollten.

Zu dieſer Unternehmung haben ſich, außer den Redaktoren, eine Anzahl von Männern verbunden, deren Nahmen ſchon längſt dem Publikum lieb geworden ſind, und die ſich in der Folge nennen werden. Wir und ſie alle haften dafür, daß, troß dem ſchalkhaften Tone, der dieſe Zeitung charakteriſiren wird, die Humanität — dieſe von gewiſſen Leuten ſo beſpöttelte Humanität — doch nie verletzt werden ſoll. Man wird ſich vielmehr ſtreng an die Regel binden, nichts abdrucken zu laſſen, was nicht in jeder Geſellſchaft von gebildeten und geſitteten Menſchen mündlich erzählt werden könnte.

Kotzebue.
G. Merkel.

Den Verlag dieſer neuen Zeitung hat die unterzeichnete Buchhandlung übernommen. Wöchentlich ſollen davon vier Stücke, jedes von einem halben Bogen in Groß-Quart, elegant gedruckt, [illegible] einen, und monatlich einige Intelligenz-[illegible] Ankündigungen, ferner monatlich wenigſtens ein intereſſanter Kupferſtich, und von Zeit zu Zeit ein Muſikblatt, jedesmal von einem halben Bogen, mit ausgegeben werden. Der vollſtändige Jahrgang wird acht Thaler Preuß. Cour. koſten, und für dieſen Preis in ganz Deutſchland zu haben ſeyn. Man macht die Beſtellungen bei den hochlöblichen Poſtämtern, oder bei Zeitungs-Expeditionen und Buchhandlungen, welche ſämmtlich gebeten werden, ihren Bedarf noch während des Decembers in portofreien Briefen anzuzeigen, weil nur wenige Exemplare über die wirklich beſtellte Anzahl gedruckt werden ſollen, ſo daß mancher Liebhaber, der ſich zu ſpät meldete, dann vielleicht kein vollſtändiges Exemplar mehr bekommen könnte. Alle Briefe, welche dieſe neue Zeitung betreffen, bittet man, entweder an die unterzeichnete Buchhandlung, oder

an die Redaction des Freimüthigen, in Berlin,

zu adreſſiren.

Berlin, den 30. Oktober 1802.

Sanders Buchhandlung.

Zwei und neunzigſter Brief.

Handbuch der Aeſthetik, in Briefen von J. A. Eberhard.

Dies Buch, meine theure Freundin, hat mir zu viel Freude gemacht, als daß ich es Ihnen nicht ſo bald als möglich, anpreiſen ſollte. Es hilft einem dringenden Bedürfniß unſrer Zeit ab, und zwar mit der geiſtvolleſten Art. — Um Sie ſeinen ganzen Werth kennen zu lehren, erlauben Sie mir, etwas weiter auszuholen, und auf die Zeit zurück zu ſehn, die vor der Bekanntwerdung der kritiſchen Philoſophie herging.

Sie können ſich keinen tiefern Frieden denken, als der damals in der Philoſophie herrſchte. Alles glaubte mit ruhiger Befangenheit an Ein Syſtem, und wenn ja ein Paar Schriftſteller gegen einander laut wurden, ſo betraf es faſt nur die Auslegung dieſes oder jenes Lehrſatzes deſſelben. Mit allem glaubte man fertig zu ſeyn: — aber man iſt das in den Wiſſenſchaften nie, und wenn am wahrſcheinlichſten wird, daß man es iſt, pflegt eine allgemeine Umwälzung am nächſten zu ſeyn.

Die kritiſche Philoſophie ging auf, wie eine hellbeleuchtende Sonne, und tauſend Irrthümer wurden ſichtbar. Die Männer, die in ihrer Jugend der bisherigen Philoſophie geſchworen und durch ſie Celebrität erlangt hatten, erhoben ſich zu ihrer Vertheidigung. Je lebhafter ſie ſtritten, deſto mehr wurden die jüngern Philoſophen gereizt, die neue Lehre mit der höchſten Anſtrengung geltend zu machen: ſie ſiegte, denn die Wahrheit war in den Hauptſätzen auf ihrer Seite. Allmälig ſanken den Gegnern die zerbrochenen Waffen aus der Hand, und die Fähigſten derſelben gingen zu der kritiſchen Philoſophie über. Kaum war indeß ihr Sieg allgemein, ſo wandelte mehrere ihrer Schüler der Ehrgeiz an, ſie zu überbieten und neue Revolutionen zu bewirken. Syſteme auf Syſteme gingen hervor, immer eines lächerlicher als das andre, — doch uns bei dieſen aufzuhalten, hieße die Zeit verſchwenden; ſtatt deſſen wollen wir kurz die Wirkungen der Kantiſchen Lehre unterſuchen.

Sie hatte die allgemeinen Grundſätze aller Wiſſenſchaften umgeſtaltet, — oder vielmehr durch genauere Prüfung ihren wahren Gehalt genauer beſtimmt. Die Folge davon war, daß auch die auf die vorhergehenden Erklärungen derſelben, gegründete Syſteme, mit ihnen fallen mußten, und neue nothwendig wurden. Aemſig beſchäfftigte man ſich faſt in jeder Wiſſenſchaft mit der Errichtung derſelben, aber dieſe war nicht leicht; eine Menge von Verſuchen ſchlugen fehl, und die Folge davon wurde ein wildes regelloſes Toben, das man bald für genialiſch anſah. Am meiſten herrſcht dieſes in der Aeſthetik: alle die Abgeſchmacktheiten, welche die mancherlei poetiſchen Sekten, und beſonders die hochbelobte Clique zu Markt gebracht haben, fließen im Grunde daher, daß die Glieder derſelben, ohne Führer der für ſie denkt, und unfähig, ſelbſt ein feſtzuſammenhängendes Räſonnement zu machen, weder wiſſen, wovon ſie ausgehen ſollen, noch wohin ſie wollen. Zwar wurden ſchon eine Menge Verſuche gemacht, den äſthetiſchen Lehrſätzen eine beſtimmtere Form und Ordnung zu geben: aber, ſo ſchätzbar auch mehrere dieſer Verſuche in gewiſſer Rückſicht ſind, *gelungen* iſt keiner. Endlich nimt ein Greis, der einſt ein berühmter Lehrer der alten Philoſophie war, der die neue genau geprüft hat, und dann ihr Freund geworden iſt, das Wort, und giebt in dieſem Werke die reifen Reſultate ſeines unbefangenen, ein langes Leben hindurch fortgeſetzten Nachdenkens über Aeſthetik. Brauche ich Ihnen noch die Wichtigkeit ſeines Werkes zu beweiſen?

„Schon gut, ſagen Sie wahrſcheinlich, wichtig mag das Buch wohl ſeyn, aber — geht es mich darum an, mich, die ſo weit davon entfernt iſt, ſich in die Labyrinthe der Philoſophie verirren zu wollen? Vergeſſen Sie, daß Sie mir nur von *ſolchen* Werken reden ſollen, deren ich genießen kann, ohne die Gelehrte zu ſpielen?" Nein, ich vergeſſe das nicht, und doch empfehle ich Ihnen dies Buch mit der größten Wärme, denn es iſt leicht verſtändlich, einnehmend, ſchön geſchrieben. Schon vor dreißig Jahren beſaß der Verfaſſer den gegründeten Ruhm, eines klaren, hinreißenden Vortrages. In dieſem Werke übertrifft er alles was er vormals leiſtete. — Die gewählte Form, daß nehmlich ein Vater an ſeine Tochter und ſeinen Schwiegerſohn ſchreibt, ſieht vielleicht ein wenig geziert aus, aber ſie kündigt ſehr gut den Zweck des Verfaſſers an, eben ſo ſehr den Damen zu gefallen, als die Männer zu belehren, und ſeine ausgebreitete Kenntniß der ſchönen Literatur der alten ſowohl, als der meiſten neuern Völker, ſetzt ihn in den Stand, unaufhörlich durch geſchmackvoll und ſchön gewählte Belege, auch die trockenſten Sätze mit lebendigem Reize zu ſchmücken. — Am wirkſamſten werd' ich Ihnen dies Werk wohl empfehlen, wenn ich Ihnen eine Probe ſeines Vortrages abſchreibe. Ich wähle die erſte Stelle, auf die mein Auge trifft.

„Die Griechen waren das Volk der Schönheit. Wie ſie das geworden ſind, das hat man bald aus ihrer phyſiſchen Lage, bald aus ihrem moraliſchen und politiſchen Zuſtande zu erklären geſucht. Am meiſten bleibt man bei dem ſchönen ioniſchen und griechiſchen Himmel ſtehn; dieſer ſoll Alles gethan haben. Allein unter dieſem ſanften Himmel leben jetzt ſtumpfſinnige Barbaren. Der für alles Schöne gefühlloſe Ottomane bindet ſein Pferd an die ſchöne Säulentrümmer, worin der reiſende Kenner, wie in einer halberloſchenen Schrift, den Sinn eines Göttertempels lieſet. Wir dürfen alſo die Geiſtesanlagen des Griechen nicht überſehen, wenn wir ihn als den Schöpfer und Bewunderer der Kunſtſchönheit wollen kennen lernen. Die ſchöne Blume muß ſchon im Keime vorhanden ſeyn, wenn ſie unter der milden Sonnenwärme hervorwachſen ſoll; denn unter dem günſtigſten Himmel gedeihe der Neſſelſaame nur zur Neſſel." —

Hätte ich Ihnen den Scharfſinn und die Bündigkeit des Räſonnements in dieſem Werke beweiſen wollen, ſo hätte ich eine andre Stelle gewählt, denn mit dem Inhalte dieſer bin ich nicht ganz zufrieden: aber hier kam es nur darauf an, Ihnen zu beweiſen, daß der liebenswürdige Greis mit Phantaſie, leicht, und einnehmend geſchrieben hat. — Möchte ſein Werk, in welchem ein heller Sinn ſo leicht verſtanden wird, doch recht viel dazu beitragen, die äſthetiſchen Dintenfiſche aus der Mode zu bringen, deren Hauptbeſtreben es iſt, alles um ſich her in Nebel zu verwandeln, um darin groß zu ſcheinen.

Jucunde von Caſtel. Eine Geſchichte aus der Vendee. Nach dem Franzöſiſchen von L. T. Koſegarten. 2 Bde.

Auch dieſes Buch hat mir viel Vergnügen gemacht. — Sie lächeln mit einer zweifelnden Miene? — aber Sie werden mir ſogleich glauben, wenn ich Ihnen ſage, daß Herr Koſegarten in der Vorrede erklärt, er wolle die Fortſetzung ſeiner romantiſchen Dichtungen, das heißt, ſeiner ſchwärmeriſch-ſchlüpfrigen Machwerke, mit denen er das Publikum bedrohte, (nach der Manier der Ida von Pleſſen und der Bianka del Giglio,) für einige Meſſen ruhen laſſen. Zeit gewonnen, alles gewonnen. Einige Meſſen machen doch wohl ein Paar Jahre, und in dieſer Zeit wird der Verfaſſer hoffentlich hinlänglich aus ſeiner romantiſchen Berauſchung zu ſich gekommen ſeyn, um die unſaubern Todten auf immer ruhen zu laſſen.

Dieſe Jucunde iſt die nicht mislungene Nachbildung eines artigen franzöſiſchen Romans, der aber wahrſcheinlich unterhaltender iſt, als ſie. Die Heldin wird von ihren Eltern, die der royaliſtiſchen Partei in Frankreich anhangen, fortgeſchickt, um ſich zu retten. Sie und ihre Begleiter, werden von Republikanern gefangen genommen und eingekerkert; ſchon führt man ſie zum Tode, als ein gemeiner Soldat ſie durch die Erklärung befreit, daß er ſie heirathen wolle. Sie folgt ihm auf ſeinen Kriegszügen, aber er hat die Delikateſſe, ungeachtet ſein Mitleid für ſie, ſich bald in eine heftige Liebe verkehrt, ſeine Rechte auf ſie nicht geltend zu machen. Die Schilderung der Situationen in die ſie mit ihm geräth, iſt meiſtentheils recht anziehend. Endlich bringt er ſie, nach einer Reihe ſonderbarer, aber nicht unwahrſcheinlicher Vorfälle, zu ihren Eltern zurück, und nun — heirathet ſie ihn aus Dankbarkeit? — Nicht ſo bald als für ihn und die Leſer zu wünſchen wäre. Ihre Eltern ſind Adliche und er iſt der Sohn eines Bauren. Er muß erſt eine lange Zeit den ehrerbietigen, beſcheidnen Schäfer machen, muß mancherlei Proben beſtehn, und eine ungewöhnliche Bildung zeigen; ja, Jucunde muß erſt vor Liebe krank werden, ehe ihre Eltern ſich entſchließen, zu thun, was ſie ihm ſchuldig ſind, und die Ehre des Mädchens, das eine ſo lange Zeit als ſeine Frau mit ihm herumgezogen iſt, dadurch zu retten, daß ſie ſie wirklich dazu machen. Es iſt Schade, daß dieſe etwas pinſelnde Empfindelei gegen das Ende des Werks, es entſtellt, und daß die Heldin etwas zu ſehr als Prüde erſcheint. In ein einziges Bändchen zuſammengedrängt, wäre dieſe Geſchichte eine ſehr reizende Erzählung geweſen. Vermuthlich iſt ſie das auch im Originale.

Muſikaliſches Taſchenbuch auf das Jahr 1803, von Julius Werden und Adolph Werden.

Werden? Werden? Wer ſind dieſe Werden, die ſelbſt Gott Apollo ſicher nicht kennt? Ganz angehende Schriftſteller nicht, dazu ſind ſie mit zu vieler Fertigkeit arrogant. Vermuthlich reiſt hier alſo wieder einmal Siegfried von Lindenberg incognito: ein unbekannter Name ſteht ſtatt eines unbedeutenden, wohl gar literariſch-verrufenen da. Ich kann unſre Schreiblinge, nicht ihr werthes Selbſt maskiren und dann plötzlich ſich enthüllen, ſehn, ohne daß mir ein Vorgang einfällt, der mich einmal herzlich lachen machte. Ein kleiner, verwachſener, vier Schuh hoher Knirps erzählte mir einſt, daß er ſich, um ein verliebtes Paar zu belauſchen, hinter einem Strauche niedergeſetzt habe. „Plötzlich richtete ich mich auf," rief er, ſprang in der Lebhaftigkeit des Erzählens, um mir ſein Aufrichten recht zu verſinnlichen, von dem hohen Stuhl, auf dem er ſaß, herab, und — war wenigſtens eine Hand breit kleiner, als er vorher im Sitzen ſchien. —

Gleichviel, wer die Verfaſſer ſind: aber zwei linke Handſchuhe machen kein Paar, zwei halbe Köpfe keinen ganzen, daher iſt dieſer muſikaliſche Almanach, trotz ſeinen zwei Herausgebern, ein armſeliges Machwerk geworden. Voran ſteht eine Stoppelei, die eine Geſchichte der Muſik ſeyn ſoll, dann eine Ueberſicht des gegenwärtigen Zuſtandes der Muſik, die faſt nichts iſt als Tabellen und Regiſter, dann — Doch ich will Ihnen ſtatt aller Anzeigen, nur ein Paar Beweiſe geben, daß der Inhalt keine Anzeige verdient. Zuerſt in Proſa, den erſten Satz, der ſich mir darbietet.

„Indem die Produkzion in der Kunſt ſich nach auſſen richtet, um gleichſam eine bewußtloſe Unendlichkeit durch Produkte zu reflektiren, geht die wiſſenſchaftliche Produkzion, die Wiſſenſchaft oder Philoſophie der Kunſt, von welcher hier die Rede iſt, noch innen, um auf das Ich in dem Erſchaffen einer ideellen Welt zu reflektiren." — Nage die taube Nuß auf, wen nach Wurmmehl gelüſtet. Das Büchelchen bietet den Liebhabern einen unerſchöpflichen Vorrath ähnlicher Dinge dar.

Hier noch eine Portion der reinen Poeſie, die er enthält, und dann genug.

Nach ſchon längſt verſchwundnem Glücke,
Nach noch nie empfundnem Glücke,
  Lechz' ich ſchmachtend,
  Aechz' ich trachtend; —
Und es kömmt nicht das Glück,
Und es naht nicht die Liebe; —

Wer kann fühlen
Die Zahl
Der Quaal,
Kühlen
Zumal
Die Leiden,
Die neiden
Die Freuden?
Wer mindern
Und lindern
Sehnſucht, ängſtigender Sehnſucht
Lautes, inniges Rufen!

Nach dieſen Schau-Enden werden Sie die Beſchaffenheit des Ganzen leicht errathen können, und es wird Sie nicht befremden, zu hören, daß Göthe und Herr Tieck hier durchaus als gleich große Dichter behandelt werden, daß des Lezten „Ungeheuer" der erſte Verſuch einer ächt muſikaliſchen Oper*) und Berlin der Wohnſitz des rein proſaiſchen Zeitgeiſtes genannt wird. Das lezte Urtheil iſt zu auffallend ungerecht. Berlin hat ein großes Haus voll rein poetiſcher Poeten. Man läßt ſie zwar nicht leicht ins Publikum kommen, aber ſie ſind doch da.

---

*) Um gerecht zu ſeyn: dieſe Behauptung hat einigen Sinn. Der Beurtheiler meint nehmlich, die Verſe dieſer Oper ſeyen ſingbarer, wohllautender als die irgend einer andern, und darin kann er einigermaaßen Recht haben: aber hängt die Tauglichkeit eines Gedichts zur muſikaliſchen Kompoſition, denn bloß von dem Klange der Worte ab? Er iſt wichtig, aber die Hauptſache iſt doch wohl, daß ſie einen Sinn enthalten, der ſich dazu eignet, durch die Muſik ausgedruckt zu werden. Reichte der Klang

Kurzbauchs Reiſe nach Leipzig, eine komiſche Geſchichte unſerer Zeit.

Unſerer Zeit, das heißt, derjenigen, in welcher man nicht einmal nöthig hat, richtig buchſtabiren zu können, um dicke Bücher in die Welt zu fördern. Nach dem pöbelhaften Tone, dem elenden Stile, und den platt witzelnden Räſonnements dieſes Buchs zu ſchließen, ward es von einem beleſenen Leipziger Markthelfer angefertigt, und von ſeinem Herrn zum Spaaße verlegt, — damit es das Publikum im Ernſt bezahle. Das mag ein einträglicher Scherz ſeyn, aber er iſt ſehr platt.

---

bin. ſo wäre das A — B — Ab in der Fibel, das allermuſikaliſcheſte Gedicht, das man wünſchen könnte.

Nächtliche Klagen der Liebe von Torquato Taſſo.

Bekanntlich wurde vor einem Jahre in Paris ein Büchelchen, Les veillées du Tasse, bekannt gemacht, angeblich ein in Ferrara gefundenes Manuſkript. Nach allen inneren Kennzeichen iſt es ein untergeſchobenes Machwerk; auch hat es überhaupt zu wenig Gehalt, um die Ueberſetzung zu verdienen, die hier geliefert wird. Der Ueberſetzer hat ihr aber eine Biographie des berühmten Dichters beigefügt, die mehr werth iſt. Hätte er ſich nur der gelehrten Anmerkungen enthalten, die uns zum Beiſpiel lehren, daß der Po ein Fluß in Italien iſt.

Neue Bibliothek deutſcher Romane, 3 Bändchen. (Begebenheiten auf Bergach.)

Große Abgeſchmacktheiten in kleinem Format. Nur Originale werden, nach der Verſicherung des Herausgebers, in dieſe Sammlung aufgenommen: man hat alſo nicht einmal den patriotiſchen Troſt, daß die hier gelieferten Fahſeleien vielleicht im Auslande gefahſelt wurden, — wiewohl ſie undeutſch genug dazu geſchrieben ſind.

Das Feſt der Laune.

Ein Produkt, das in der That nicht unwitzig iſt, deſſen Witz aber oft platt und ſchmutzig wird. Es iſt jetzt, leider! in unſerer ſchönen Literatur dahin gekommen, daß es leichter iſt, über ſie witzig zu ſpotten, als zu ſchweigen. Dieſes Werkchen widmet ein Umſchlag, mit einem ungeheuren Sprachfehler, der eleganten Welt, — aber freilich ſpielt ſie ſelbſt eine komiſche Rolle darin.

Almanach des Dames, pour L'An XI. (1802 — 1803.)

Das Motto dieſes niedlichen Büchelchens iſt: Diversité c'est ma dévise! und ſein Inhalt hält Wort. Er beſteht aus der bunteſten Mannigfaltigkeit von Kleinigkeiten, die durch die Behandlung Werth gewannen, und von ernſtern Gedanken, die ſo geſagt wurden, daß ſie bloß Scherze ſcheinen: aus gut gewählten Anekdoten, Liedern, witzigen Epigrammen, kurz hundert trefflichen Dingen. Zu den merkwürdigern gehört die Ueberſetzung einer Ode von Klopſtock, die beinah eben ſo wohllautend klingt, als das Original und Fragmente einer verſifizirten Ueberſetzung von Geßners erſtem Schiffer. Die Kupfer ſind ſehr gelungene Stiche nach Gemälden von Raphael, Pouſſin, Düjardin, — Meiſterſtücke, die im Musée des Arts zu Paris aufbehalten werden. Sollte es eine Deutſche Dame geben, die nicht hinlänglich Franzöſiſch verſtände, um dieſe auch ihr gewidmete ſchöne Gabe ſich aneignen zu können, ſo muß ſie bedauert werden: ſie verliert in der That dabei.

Drei und neunzigſter Brief.

Turandot, Prinzeſſin von China. Ein tragi-komiſches Mährchen, nach Gozzi, von Schiller.

Verdienen die Werke irgend eines Italiäners, faſt möchte ich ſagen, irgend eines Ausländers, auf unſre Bühnen verpflanzt zu werden, ſo ſind es die Mährchen des genialiſchen, unerſchöpflich witzigen, geſchmackvollen Gozzi. Sie haben ihr Vaterland nicht nur äußerſt vergnügt, ſie haben es von ſehr großen Thorheiten geheilt, es gebeſſert: ſie würden, gut übertragen, nicht bloß überſetzt, auch bei uns Epoche machen, auch unſerm Zeitalter manche lauttönende Schelle abreißen. — Die Geſchichte ihrer Entſtehung iſt unterhaltend und belehrend: erlauben Sie mir, meine Freundin, ſie Ihnen zu erzählen, ehe ich zur Beurtheilung der Turandot übergehe.

Faſt ſeitdem, mit den wiedererwachten ſchönen Künſten, in Italien die Liebe zum Theater entſtand, hatte man zwei Gattungen von Komödien, gelehrte und Kunſtkomödien. Die erſtern waren, wie ſchon ihr Name errathen läßt, Nachahmungen der alten Römiſchen Luſtſpiele; die zweiten waren aus dem Geiſt der Nation hervorgegangen, und aus allem zuſammengeſetzt, was das Zeitalter ſelbſt, Beluſtigendes an Charakteren und Sitten, darbot. Die erſten waren pedantiſch-regelmäßig, kalt; meiſtentheils war ſogar ihr Inhalt von alten Luſtſpielen entlehnt. *) Das Publikum ſah ſie, gähnte, und kam ſelten wieder, ſie anzuſehen. Die Gelehrten ſchalten auf die Rohheit des Geſchmacks; man ließ ſie ſchelten, ohne viel Notiz davon zu nehmen, und eilte zu den fröhlichen Kunſtkomödien. Das Publikum hatte — wie faſt immer — Recht. Den Griechen und Römern zeigte man ih-

---

*) Der in der epiſchen Dichtungsart ſo original und genialiſch ſchwärmende Arioſt, war in der dramatiſchen, Pedant. Seine Luſtſpiele ſchildern altrömiſche Sitten nach dem Plautus und Terenz, die ſeinem Publikum, die wenigen Gelehrten ausgenommen, ganz unverſtändlich waren.

re Sitten auf dem Theater: warum ſollten die Neuen ſich mit fremden amüſiren laſſen? Ohne ſich alſo um den Soſia und den Davus, die komiſchen Perſonen, welche die gelehrte Komödie, von den Alten entlehnt hatte, viel zu bekümmern, hing man der Kunſtkomödie an, die in dem Arlechino, den luſtigen Bedienten aus Bergamo, im Pantalon, den Kaufmann aus Venedig, im Brighella, den Ferrariſchen Kuppler, im Gelſomino, den Römiſchen Stutzer, mit einem Worte, lauter lebendige Bekannte zeigte, die man außer dem Theater auch zu finden wußte.

Die gelehrte Komödie ging deßhalb nicht unter. Der Hochmuth, die Eitelkeit, ſich von dem großen Haufen unterſcheiden zu wollen, erhielt ihr immer eine Menge von Anhängern, und ſo oft es der Kunſtkomödie an einem zu glänzenden Genie in der Mode fehlte, ſetzte ſich der Pedantismus mit ſeinem äſthetiſchen Lineal und Winkelmaaß in Beſitz des Theaters. Drei Jahrhunderte dauerte dieſer Kampf, als es endlich zu einer Wendung kam, die der Kunſtkomödie den völligen Untergang drohte, plötzlich aber ihr den entſchiedenſten Sieg zutheilte, und eine ganz neue Gattung dramatiſcher Werke ſchuf. — Gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts bemächtigte ſich nehmlich ein Abbate Chiari der Italiäniſchen Bühne, und gab eine Menge von Dramen, die theils Luſtſpiele, theils Trauerſpiele, theils ein Gemiſche von beiden, durchaus aber im unnatürlichſten, hochfliegenden Tone und in pathetiſchen Alexandrinern geſchrieben waren. Er ſtrebte beſtändig nach hochpoetiſcher Diktion, und ſeine Stükke waren durchaus, wie ein Italiäniſcher Spötter ſie nennt, aus bombaſtiſchen Tiraden zuſammengeflickte Harlekins-Jakken. *)

Ueberall pflegt Ein Extrem das Glück des entgegengeſetzten vorzubereiten: das geſchah auch auf dem Theater zu Venedig, dem vornehmſten in Italien. Die ungeheure Unnatur der Chiariſchen Compoſitionen gab Gol-

---

*) In einer Italiäniſchen Poſſe, deren Titel und Verfaſſer ich aber nicht mehr angeben kann, hat Harlekin ſeine Jacke verloren. Da kann ich helfen, ruft Tartaglia: hier iſt ein Trauerſpiel von Chiari! Friſch, zieh es an! Kein Menſch wird bemerken, daß du nicht in deinem Wamms prunkſt.

doni, einem guten, aber faſt gar nicht poetiſchen Kopfe, die Idee, Luſtſpiele zu ſchreiben, die ſchlechterdings bloße Copien der Natur wären, in denen von der einen Seite, alles Pathetiſche, von der andern aber auch das National-Komiſche der bleibenden Masken, ſo viel möglich vermieden, und das Publikum allmälig beider entwöhnt würde. Er verband ſich mit einer Schauſpielergeſellſchaft und eröffnete ein eignes Theater in Venedig, mit ſeinem bekannten Stücke: „Die muſterhafte Frau.“ In dieſem, und faſt in allen ſeinen Schauſpielen, giebt er nichts als Begebenheiten und Charaktere aus der wirklichen Welt, und ſein höchſtes Beſtreben geht dahin, nur recht genau auf der Bühne zu kopiren, was außer derſelben geſchieht. Das mußte natürlich zur Flachheit führen, und dieſe herrſcht auch in allen ſeinen Werken; ſie ſind höchſtens drollig, nie wahrhaft komiſch, und auf den Namen einer Dichtung gebührt ihnen faſt gar kein Anſpruch. Durch ihre Neuheit und ihren Contraſt mit den Chiariſchen Compoſitionen, machten ſie indeß Glück, und zehn Jahr lang ſchwankte das Publikum, ob es der überpoetiſchen Unnatur, oder der ganz unpoetiſchen Gemeinheit den Vorzug geben ſollte, — da trat ein wahrer Dichter auf, lehrte es, beide verachten, — und rettete die wahre Kunſtkomödie, indem er ſie veredelte.

Eine Geſellſchaft ſehr talentvoller Improviſatoren, kam aus Portugall nach Venedig zurück. Sie war in dürftigen Umſtänden, und ſuchte Schutz und Unterſtützung bei dem Grafen Carlo Gozzi. Er nahm lebhaften Antheil an ihre Lage, und das bewog ihn, der einen ſehr gebildeten Geſchmack beſaß, ſich oft über die Abgeſchmacktheit, ſowohl der Chiariſchen, als der Goldoniſchen Schauſpiele zu äußern. Die Anhänger beider geriethen in Bewegung, man forderte den Tadler höhniſch auf, etwas Beſſeres zu liefern, pochte auf den allgemeinen Beifall — „Ueber euren Beifall!“ ſagte Gozzi. „Ich möchte mich anheiſchig machen, das Mährchen von den drei Pomeranzen, (das in dem Munde der Ammen und Kinder war,) ſo zu bearbeiten, daß es größern Zulauf haben ſollte, als eure Schauſpiele.“ Mit lautem Spott nahm man ihn beim Worte, nannte ihn den Pomeranzenkönig, und verlachte ihn in ganz Venedig. Gozzi löſte ſein Wort: er machte aus dem Ammenmährchen ein komiſches Drama, das eine äußerſt witzige Perſifflage des Chiariſchen Pathos und der Goldoniſchen Plattheit iſt. Am 25ſten Januar 1761 führten ſeine Schützlinge, die erwähnten Improviſatoren, es auf. Das Publikum verſammlete ſich mit widrigem Vorurtheil: im erſten Akte konnte es vor Lachen nicht zum Tadeln kommen; im zweiten ſchon war ſein lauter Beifall entſchieden. Das Stück mußte während des Carnavals oft wiederholt werden, und zog die Schauſpieler aus ihrem Elende.

„Das Ding verdankt ſein Gelingen," ſchrieen Chiari und Goldoni, „bloß dem angehäuften Lächerlichen, dem pöbelhaften Spott! Poſſenreißerei iſt noch kein Beweis von poetiſchem Genie." Gozzi ſchwieg und — bearbeitete ein zweites Mährchen, **der Rabe**. Auch dieſes war eine bekannte Unterhaltung des Volks; aber Gozzi hat ihm eine Menge wahrhaft rührender Situationen abzugewinnen gewußt, die dem Mährchen einen unendlich höhern tragiſchen Werth geben, als ſehr viele hochberühmte Trauerſpiele beſaßen; — und wiederum ſind mit dieſem Tragiſchen, ſo viele und ſo fein komiſche Scenen verwebt, und zwar ſo verwebt, daß ſie jenem keinen Abbruch thun, ſondern mit ihm Eine Welt voll poetiſcher Wahrheit bilden: — der Triumph dieſes zweiten Stückes übertraf, und zwar mit Recht, den des erſten bei weitem. Die Zuſchauer gingen unaufhörlich vom Weinen zum Lachen, und vom Lachen zum Weinen über, und den Gegnern ſank der Muth. —

Noch Eine Ausflucht hatten ſie. „Das Wunderbare, die Verwandlungen und Maſchinen ſind es, was dieſes Stück hält!" ſagten ſie, und Gozzi — ſchrieb die Turandot, ein Stück, in welchem gar nichts Wunderbares vorkömmt, und das gleichwohl, bloß durch die genialiſche Wahrheit der ſentimentalen ſowohl, als der komiſchen Scenen, und die Kunſt, mit der beide verwebt ſind, die verbundene Wirkung des Trauerſpiels und der Comödie machte. — Nun war die Niederlage des Ungeſchmacks entſchieden: Chiari und Goldoni ſahen ſich gezwungen, ihre Bühnen zu ſchließen, und Gozzi's Improviſatoren waren die berühmteſten und reichſten Schauſpieler Italiens geworden. — So rächt ſich, und ſo beſchützt das Genie.

Vielleicht finden Sie es ſonderbar, daß man die Einführung der Mährchen auf die Bühne, für einen Triumph des guten Geſchmacks anſehen konnte: aber — erinnern Sie Sich nur, daß, wie ich Ihnen ſagte, die tragiſchen Scenen dieſer Mährchen durch kräftigen Ausdruck und Zartheit des Gefühls wahrhaft tragiſch, die komiſchen, durch echten Witz wahrhaft komiſch waren, und Sie werden zugeben, daß man richtig urtheilte. Daß dieſe Stücke übrigens eine ganz neue Gattung waren, kann kein Einwurf gegen ſie ſeyn. Jeder Dichter, der eine neue Dichtungsart ſchafft, erlangt vielmehr dadurch ein ſehr hohes Verdienſt, wenn ſie nehmlich Werth hat. Nie hat Voltaire etwas wahreres geſagt, als jenen bekannten Ausſpruch: „Alle Gattungen von Dichterwerken ſind gut, — ausgenommen die langweilige. —" Worin die Kunſt lag, durch welche Gozzi das Komiſche und das Tragiſche ſo verband, daß es nicht unnatürlich wurde, und worin ſeine Veredlung der Italieniſchen Charaktermasken beſteht, werd' ich unten Gelegenheit haben, wenigſtens kurz anzumerken. Jezt zur Turandot. —

Die ſchöne und witzige Prinzeſſin Turandot iſt auf den Einfall gekommen, ſich ihrer läſtigen Freiwerber dadurch zu entledigen, daß ſie ihnen Räthſel vorlegt, mit der Bedingung, wer ſie nicht errathe, ſolle hingerichtet werden. Das iſt eine ſtarke Abgeſchmacktheit: und ſie iſt es, um derenwillen das Stück ein Mährchen heißt, obgleich nichts Wunderbares darin vorkommt. — Was hat Gozzi gethan, um aus ihr eine tragiſche Handlung zu machen?

Nach langem Herumirren und den drückendſten Unglücksfällen kommt Kalaf nach Peking, um dort für ſich und ſeine unglückliche Eltern ein beſſeres Loos zu ſuchen. Der erſte Mann, auf den er trifft, iſt ſein alter Erzieher. Ihm theilt er ſeine Schickſale, ſeine Entwürfe, ſeine Hoffnungen mit; aber er erblickt das Bildniß der Prinzeſſin: wahnſinnige Liebe ergreift ihn, läßt ihn alles vergeſſen, und reißt auch ihn in den Strudel, der ſchon ſo viele verſchlang. — Er iſt glücklich; er löſt die Räthſel; ſein Elend ſcheint geendet: doch ſeine Geliebte iſt außer ſich vor Beſchämung und Wuth. Sie will lieber ſterben, als ihrem Beſieger die Hand reichen, und er iſt ſo großmüthig, ihrer Beruhigung das Glück aufzuopfern, das er ſo eben mit Gefahr ſeines Lebens errungen hat, — um von neuem alles aufs Spiel zu ſetzen. Er giebt ihr ein Räthſel: löſet ſie es, will er ſterben. — Sie iſt ſchwach genug ſich von der Eitelkeit zu niedriger Hinterliſt und zu Grauſamkeiten hinreißen zu laſſen, die ſie gegen ſeinen einzigen Freund, die ſie ſelbſt gegen ſeinen Vater im Begriff ſteht, zu verüben. Dieſe verrathen ihn nicht; — aber er ſelbſt läßt ſich überliſten, ſich das Wort ſeines Räthſels abdringen. Alles ſcheint nun verloren: da ſiegt die Liebe im Herzen der Prinzeſſin, ſie giebt ihm freiwillig die Hand.

Welche Reihe von ſentimentalen, rührenden Scenen und Situationen, aus einer Lächerlichkeit gewonnen! Man glaubt den Kirſchkern der verzauberten Prinzeſſe Käzchen zu ſehen, aus dem tauſend Ellen der feinſten Leinwand, mit meiſterhaften Gemälden bedeckt, hervorgezogen werden.

Dies Stück hätte ſehr gut aller Zugabe des Komiſchen entbehren können, aber Gozzi wollte nun einmal nicht nur rühren, er wollte auch beluſtigen; und das Mittel das er dazu anwendet? Die eigentlich handelnden Perſonen ſeines Mährchens ſind alle von ſehr ernſtem Charakter; ſelbſt der Khan Altoum iſt ein edler, verſtändiger und guter Mann, ſo barock auch ſein Aufzug ſcheint: — aber der Dichter zeichnet ſeinen Hof nach der Wirklichkeit. Er umgiebt ihn mit Menſchen, dergleichen an allen Höfen zu finden ſind, mit Schwächen, Fellen, Einfältigen: — ſie handeln und ſprechen in ihrem Charakter, doch ohne zu poſſenhafte Uebertreibung, und das echt Komiſche iſt geſchaffen. Es ſchmiegt ſich dem Tragiſchen an, ohne es zu zerſtören, weil die komiſchen Perſonen eigentlich nichts thun und ſagen, was nicht zur Haupthandlung gehört, — weil ihr Geſchäft eigentlich nur iſt, uns zu zeigen, was für eine Geſtalt die Gefühle und Gedanken, die in edeln Charakteren ſo imponirend erſcheinen, in gemeinen Seelen gewinnen. Füge ich Ihnen noch hinzu, daß der Dichter dieſen Gemeinen, die Namen und den Aufzug der Italieniſchen Masken, Pantalon, Brighella, Truffaldino gab, ſo werden Sie auch wohl errathen, worin ſeine Veredlung jener Zierden der alten Kunſtkomödie beſteht. Er hat aus Repräſentanten einzelner Stände, Repräſentanten der mannigfaltigen menſchlichen Schwächen gemacht. Pantalon ſtellt nicht mehr den Venezianiſchen Kaufmannn, ſondern den gutmüthigen Schwachſinn, Brighella nicht den Ferrariſchen Kuppler, ſondern überhaupt die engherzige, feile Beſchränktheit vor, u. ſ. w. —

In Rückſicht der Anlage und Führung, iſt dieſes Mährchen regelmäßiger, als die meiſten neuern, für klaſſiſch erklärten Trauerſpiele: es hat die größte Einheit der Handlung, und des Intereſſe und die vollkommenſte Haltung und Wahrheit der Karaktere. Mit genialiſch-freiem Muthe ſetzte ſich Gozzi über die nicht nothwendigen Forderungen der Schule weg, aber mit richtigem, einſichtsvollen Geſchmack gehorchte er genau den wahren, ewigen Geſetzen der Kunſt.

Durch Schillers Bearbeitung hat das Stück ſehr viel gewonnen. Er hat ihm eine edlere ſchönere Sprache gegeben, hat die Scenen, die im Original zum Improviſiren bloß mit einigen Zügen vorgezeichnet waren, ganz ausgearbeitet; eine Menge von Unebenheiten in den erzählten und dargeſtellten Umſtänden weggeglättet; — ſelbſt die Räthſel des Originals mit ſchönern vertauſcht, und — was ihm die größeſte Ehre mache, ſich doch, mitten unter dieſen vielen Beſſerungen, ſtreng enthalten, irgend einen guten und wichtigen Gedanken mit einen andern, der ihm ſelbſt vielleicht beifiel, zu vertauſchen; wer je ähnliche Arbeiten verſucht hat, dem wird ſein Bewußtſeyn ſagen, wie viel Selbſtbeherrſchung dazu gehört) — kurz er hat ſein Original behandelt, wie man etwa gegen das mitgetheilte Werk eines einſichtsvollen Freundes verfahren würde, der gegründeten Tadel zu ſchätzen und zu benutzen verſteht, aber ſeiner allenfalls auch entübrigt ſeyn könnte. — „Gleichwohl iſt die Wirkung des Stückes auf unſern Bühnen gering.“ — Natürlich, weil es für Italieniſche berechnet iſt.

Almanach für die elegante Welt. 1803. Mit 7 Kupfern und Muſik.

Leſſing ſagte einſt: „wer mich ein Genie nennt, hüte ſeine Wange!“ Bald wird die Benennung „elegante Welt“ eben ſo zweideutig ſeyn, als damals das Wort Genie, und kein anſtändiger Menſch wird zu ihr gehören wollen. Was für Begriffe müſſen doch grade diejenigen von ihr haben, die ſich ein eigenes Geſchäfft daraus machen, ſie zu unterhalten! Denn, was für armſelige und unanſtändige Dinge tiſchen ſie ihr oft auf. Hier iſt ihr wieder ein Almanach dargeboten: ſein witzigſter Artikel iſt ein Räthſel, deſſen Auflöſungswort kein anſtändiger Menſch in einer Geſellſchaft, die er achtet, ausſprechen wird. — Das Erträglichſte in dem ganzen Buche iſt ein komiſches Heldengedicht, „der Spencer,“ der ſich aber zu Zachariä's Murner, Schnupftuch u. ſ. w. verhält; wie ein Kochtopf zu einer Porzellan-Vaſe. Die Kupfer ſind gräßlich; die Muſik iſt ein Schottiſcher Tanz.

Todeskampf am Hochgericht des unglücklichen F. Seider.

Nicht von ihm ſelbſt herausgegeben. Es iſt ein Brief, den er auf ſeiner Wanderung nach Nertſchinsk an einen Freund in Kaſan ſchrieb, von dem Abſchriften in Petersburg und Liefland zirkulirten, und endlich nach Deutſchland gelangten. Wahrſcheinlich iſt es derſelbe, der auch in einigen Zeitſchriften abgedruckt war. Er iſt mit aller der Lebhaftigkeit geſchrieben, mit welcher ein Unſchuldiger in einer ſolchen Lage empfinden mußte, aber die gutmüthige Mäßigung und Schonung, ſelbſt gegen diejenigen, welche ihn ins Unglück ſtürzten, die in dieſem Briefe herrſcht, und die offenbar nicht blos die Wirkung der Furcht war, macht dem Leidenden Ehre.

Vier und neunzigſter Brief.

Prinz Gelbſchnabel, ein Mährchen von Friedrich Laun.

Herrn Laun ſcheint ſehr viel daran gelegen, ſeine Selbſtſtändigkeit zu retten, und uns recht bündig zu beweiſen, daß er eine von Anton Wall verſchiedene Perſon iſt. Das Mittel, das er dazu wählt, iſt untrüglich: er ſchreibt Bücher von einer Art, zu welcher der geiſtreiche Wall nie würde herabſinken können. So freilich muß ſich denn das Publikum wohl überzeugt halten, daß er nichts als ein Nachahmer iſt, dem es Einmal gelang, ſeinem Originale recht ähnlich zu ſehn.

Dies Buch zerfällt in zwei Theile, von denen der eine fade, und der andre wunderlich iſt. Der erſte heißt: der Dreikönigs-

Abend, und erzählt, mit einer Weitſchweifigkeit, die naiv ſeyn ſoll, wie daß der Verfaſſer ſich lange vorgenommen hatte, den Gelbſchnabel zu ſchreiben; wie den Leuten gewaltig viel daran gelegen geweſen, und ſie ſeinen Freund, einen Bücherverleiher, ſo entſetzlich um das noch nicht angefertigte Buch gequält hätten, bis dieſer ſich entſchloſſen, es ſelbſt heimlich zu ſchreiben; da aber kein Verleger von ihm etwas drucken wollen, habe Herr Laun es herausgegeben, denn von ihm druckten die Leute jede Kleinigkeit. Ueber dieſen Umſtand, wenn er gegründet iſt, wird er wohl nicht lange mehr klagen oder triumphiren können, wenn er ſo fortfährt, wie er es hier gemacht hat. Welche lahme, elende Erfindung! Und nun noch der Ton, in dem ſie vorgetragen iſt! Er ſoll ganz derſelbe ſeyn, durch welchen der Mädchenhofmeiſter ſo ſehr gefiel, aber hat Herr Laun denn nicht ſo viel Geſchmack, zu fühlen, daß der Ton, mit dem die tändelnden Intriguen funfzehnjähriger Mädchen ſich ſehr gut erzählen laſſen, nicht dazu taugt, das vorzutragen, was ſich zwiſchen zwei Männern begiebt? Ein ämſiger Romanſchreiber und ein Bücherverleiher können beide ein Paar recht wackre Männer ſeyn, aber zu Helden einer naiven Erzählung taugen ſie wahrlich ſo wenig, als ein ſechsjähriges Mädchen zum Bürgermeiſter von Amſterdam. Es ſchmerzt mich, es ſagen zu müſſen; aber durch Misgriffe der Art beweiſt der Verfaſſer, daß er die Manier, deren Nachahmung er ſeinen Ruf verdankt, ſicher nicht ohne Vorbild würde gefunden haben. Der originelle, ſelbſterfindende Kopf kann zwar zuweilen lange ſuchen müſſen, ehe er *den* Ton findet, in welchem ein Gegenſtand, mit welchem er ſich grade jetzt beſchäftigen will, vorgetragen werden muß; er kann ihn zuweilen überhaupt *vergeblich* ſuchen: aber zu ſolchen Verſehn, kann er nie herabſinken. Das heißt grimaſſiren.

Die zweite Abtheilung iſt denn das Mährchen ſelbſt: auch dieſes iſt mit affektirter Naivetät geſchrieben, ſichtlich eine Nachahmung der Amathonte. Man kann es ihm nicht abſprechen, daß eine bluhende ſehr lebhafte Phantaſie in ihm geſchäftig iſt, aber das Detail hat keine poetiſche Ausführung, und iſt ſehr dürftig an Witz; ein verſteckter Sinn von Werth findet ſich vollends gar nicht, — und was ſind die lebendigſten Gebilde der Phantaſie ohne Witz und Sinn? — Ohne jenen, kochendes — Waſſer; ohne dieſen, Gewänder von blendenden Farben, die keinen Körper umſchlieſſen. — Ich kann eben nicht ſagen, daß ich eine wohlgarnirte Garderobe für einen unterhaltenden Geſellſchaftszirkel anſehe.

Gemählde der merkwürdigſten Hauptſtädte von Europa. Ein Taſchenbuch auf 1803. Gemählde von Rom.

Böttiger hat dieſes Taſchenbuch mit einer Vorrede begleitet, und es verdient dieſe ehrenvolle Auszeichnung durchaus. Es iſt eben ſo geſchmackvoll als belehrend. Vor dem Titel ſteht ein Bildniß des Cardinals Ruſſo, der während des letzten Revolutionskrieges eine ſo wichtige Rolle geſpielt hat; — hierauf folgen ſechs andre Kupfer, welche wichtige Vorgänge aus der neueſten Geſchichte Roms darſtellen, und endlich drei Zeichnungen von den berühmteſten Statuen Canova's. Der Inhalt des Buches iſt ein Sitten- und Kulturgemälde Roms, das mit Ordnung, reifer Kenntniß und dabei ſchön geſchrieben iſt. Der Verfaſſer vermeidet durchaus die beiden Klippen der Volksmaler, leere Deklamation oder trockne Umſtändlichkeit in Kleinigkeiten, — und das zu thun, iſt nicht leicht. Geht man einmal ins Detail: nur zu bald wird man mikroskopiſch in ſeinen Anſichten, und ſieht Dinge für weſentlich an, die es nicht ſind, oder ſich ſo ſehr von ſelbſt verſtehen, daß es gar nicht nöthig war, ſie erſt zu ſagen. Erhebt man ſich zu höhern Betrachtungen: tauſend und tauſend andre Gegenſtände und fremdartige Dinge knüpfen ſich ſogleich an, und man bedarf eines hohen Grades von Selbſtbeherrſchung, um nicht dem Leſer die ganze Kette derſelben vorzuſchleppen, oder ſich von der Phantaſie die Wirklichkeit unter den Händen wegſpielen zu laſſen. — Das Gemälde fängt mit der Lage und lokalen Beſchaffenheit Roms an, es endiget mit der Charakteriſtik der jetzt zu Rom lebenden Künſtler und ihrer vornehmſten Kunſtwerke.

Unſtreitig wird dieſer letzte Artikel für ſehr viele Leſer der intereſſanteſte ſeyn, beſonders da es überall hervorleuchtet, daß der Verfaſſer ſelbſt einſichtsvoller Kunſtkenner, vielleicht ſogar Künſtler iſt. Ich will Ihnen aus dieſem Abſchnitte eine merkwürdige und lehrreiche Stelle abſchreiben, welche die neueſte Franzöſiſche Malerſchule betrifft.

„Ihr Stifter, David, bildete aus dem Studium der Antike, der gemeinen Natur und des Theaters ſeiner Nazion, eine neue Manier, welche allgemeines Aufſehen in Rom erregte, und unter den Italieniſchen Künſtlern, ja, wenn wir nicht irren, auch unter den Teutſchen bereits Anhänger gewonnen hat. — — Die drei Quellen zeigen ſich unverkennbar in den Produkten dieſer Schule: das Studium der Antike, in dem beſtimmtern, größern und edleren Stile der Zeichnung des Nackten und der Gewänder; das Studium der gemeinen Natur, vornehmlich in den Extremitäten, und nicht ſelten auch in den Köpfen alter Perſonagen; das Theatraliſche der Franzöſiſchen Bühne in der Wahl der Sujets, in der Anordnung der Kompoſitionen, und vornehmlich in der

Handlungsweiſe der Figuren. Dieſe iſt nicht natürlich, wie in den Gemählden Raphaels, welche die muſterhafteſten Vorbilder der dramatiſchen Malerei ſind, ſondern repräſentirt mit überſpannter Geſtikulazion, und in den geſuchten Attitüden der franzöſiſchen Schauſpieler. Die Kompoſizion dieſer Schule iſt mehr auf den maleriſchen Effekt einer künſtlichen Gruppirung, als auf die ausdruckvolle Darſtellung der Handlung berechnet; nicht mit reinem Naturſinn aus dem Weſen der Handlung geſchöpft, wie in Raphaels Kompoſizionen, wo immer das Natürliche mit dem Maleriſchen ſo glücklich vereint iſt, daß keins dem andern ſchadet. — Die Lieblingsgegenſtände dieſer Schule ſind tragiſchen Inhalts, gewöhnlich Mordſzenen, welche den höchſten Grad des Affekts erheiſchen, und gewaltſame Bewegung der Figuren fordern; dieſe werden dann übertrieben, und der Ausdruck des Affekts wird Grimaſſe. So leicht es iſt, einen heftigen Affekt in Karikatur darzuſtellen, ſo ſchwer iſt es zugleich, das richtige Maaß ſeines Ausdrucks zu treffen, durch das allein die Darſtellung ihre volle Wirkung thut. Dieſes Maaß vermißt man immer in den Repräſentazionen der Franzöſiſchen Schule. – Sie ahmt ferner die Gewänder der antiken Bildwerke zu ſklaviſch nach. Statt bloß den ſchönen Stil des Wurfs und der Falten, der in ihnen herrſcht, zweckmäßig in die Malerei überzutragen, behält ſie auch das, was bloß Bedürfniß der Bildhauerei iſt, das dichte, naſſe Ankleben der Gewänder an den Körper und die kleinen Falten in den Vertiefungen, bei. — — — — Eben ſo zweckwidrig trägt dieſe Schule auch gern die ſteinernen Formen der Antike in die Malerei über, und ahmt die Griechiſchen Profile in ſeelenloſen Karikaturen, ohne wahre Phyſiognomie, nach, welches dann an männlichen Körpern mit den, der gemeinen Natur nachgeahmten, Extremitäten, mit den geſpannten Sehnen und geſchwollenen Adern, nicht ſelten eine unangenehme Disharmonie verurſacht. Die Köpfe werden zum Theil der ſteinernen Antike nachgebildet, zum Theil unveredelt aus der wirklichen Natur genommen; daher ihr phyſiognomiſcher Ausdruck faſt immer, entweder zu allgemein, oder zu individuell iſt." u. ſ. w.

Das iſt eine lange Stelle, die ich abgeſchrieben habe, aber ich hoffe, meine Freundin, daß Sie mir dafür danken werden, da ſie eine ſo wichtige und erſchöpfende Charakteriſtik enthält. — Die Schilderungen der Sitten u. ſ. w., die dieſes Buch aufſtellt, ſind nicht weniger treffend, — und ſie ſind zuverläſſig, da der Verfaſſer neun Jahr in Rom lebte. Jetzt iſt er in Neapel, und, freuen Sie Sich, hat uns im künftigen Jahre mit einem Gemälde dieſer Stadt zu beſchenken verſprochen.

Kantor Steffen und ſein Kater, von Bornſchein.

Der Verfaſſer ſagt in ſeiner Vorrede viel Gutes von dieſen Briefen und von mir; ich kann nicht beſſer beweiſen, daß ich ſein Lob verdiene, als wenn ich ihn, trotz demſelben, verſichere, daß ſein Buch ein ſehr elendes Machwerk iſt, und daß er recht gut gethan hätte, wenn er den dringenden Bitten ſeiner Pathen nicht gefolgt, ſondern es ungedruckt ins Feuer geworfen hätte.

Es iſt eine lahme, elende Nachahmung der Manier, die Herr Laun und andre Anton Wall nachgeahmt haben, voll widerlicher Niäſerien und platter Witzeleien. Auch Herr Bornſchein erzählt uns, nach hergebrachter Weiſe dieſer Claſſe von Schriftſtellern, wie ſein Buch entſtanden iſt, nehmlich durch die Veranlaſſung eines Haufens abgeſchmackter Frauen, die er gern für naiv möchte gelten laſſen, die durchaus verlangen, daß er ihnen noch mehr Launiaden vorleſen ſoll, als dermalen exiſtiren, — und die hernach nichts angelegneres zu thun haben, als ihn bei jedem Anlaß zu küſſen. Der Kantor Steffen zeichnet ſich vorzüglich dadurch aus, daß er ſeinen Kater reden lehren will. Faſt ſollte man glauben, es wäre gelungen, ja, die Katze hätte es ſogar bis zum Romanſchreiben gebracht, und eigenpfötig dieſes Werk angefertigt. Es iſt nichts als patte de velours und widrigfreundliches Spinnen. — Das Unternehmen des ehrlichen Kantors ſieht übrigens im Buche ſelbſt nicht ſo ſonderbar aus, als wenn man es nacherzählt. Dort fällt es nicht ſehr auf, denn alle andre Perſonen außer ihm, ſind, vor Naivetät, auch nicht recht bei Troſt.

Möchte Herr Bornſchein doch das Bücherſchreiben ſeyn laſſen, und ein andres Geſchäft wählen, daß ſeinen Mann ehrenvoll nährt. Ich habe ſelten Schriftſteller gefunden, die weniger Talente zum Schreiben hatten, als er.

Die Familie Neubeck, oder die Irgänge des menſchlichen Herzens.

Im Jahrgange 1800 der Berliner Monatſchrift, ſagt die Vorrede, ſtand die Skizze einer Familiengeſchichte von Lafontaine, die mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde. Auch bei dem Verfaſſer dieſes Romans fand ſie ihn, alſo — machte er ſich kein Bedenken, ſie ſich zuzueignen, und ein dickes Buch von zwei Bänden aus ihr zu ſchaffen. Daß er Lafontainens Erlaubniß dazu nachgeſucht und erhalten habe, ſagt er nicht. Er muß ſie wohl für ſehr überflüſſig gehalten haben, da er ſich es ſogar zu einer Art von Verdienſt anrechnet, nur nicht den Namen jenes Lieblingsſchriftſtellers auf das Titelblatt geſetzt zu haben. Gerechter Himmel, wozu iſt die Schöngeiſterei ausgeartet! Es iſt in der Literatur ſo weit gekommen, daß niemand mehr ſeines Eigenthums ſicher iſt, — nicht einmal, daß nicht, durch irgend eine ſchlaue Wendung, ſein Name auf eine kränkende Weiſe gemisbraucht wird, — nehmlich dadurch, daß man den Anſchein erkünſtelt, er ſey der Anfertiger einer Sudelei. — Lafontaine wird bei ſeinem Reichthum an Ideen, wohl nicht ſehr eifrig ſeyn, ſich diejenige, die in dieſem Buche ausgeſponnen iſt, zu vindiciren, aber der Herr Ausſpinner wird doch gut thun, ſich es für ein andres Mal zu merken, daß es eine ſehr verſchiedene Sache iſt, ob man ſich die Idee eines Verſtorbenen, vielleicht eines ausländiſchen Schriftſtellers, oder die eines noch lebenden Inländers aneigne. Von einem freiſtehenden Grabe, oder von einer offenen Wieſe, ſich einen Strauß zu pflücken, kann wohl niemand gewehrt werden; aber aus dem Garten eines Nachbars, ſich ohne ſein Vorwiſſen Blumen zu holen, und ſie in den ſeinigen zu verpflanzen, iſt eine ſo weitgetriebene Freiheit, daß ſie wohl einen härtern Namen verdiente. Hätte der Verfaſſer aus Lafontainens Erzählung, bloſe Skizze iſt ſie gewiß nicht, ein Schauſpiel oder ein Gedicht gemacht, ſo möchte es hingehen, — aber ein Werk derſelben Gattung, das nur zu einem größern Umfange angeſchwellt wurde, — das iſt arg. Wie, wenn Herr Lafontaine nun die Idee gehabt hätte, ſelbſt einen größern Roman aus dieſem Stoffe zu bilden? — Jetzt müßte er ſie aufgeben, und — was hätte der Verfaſſer da begangen?

Es iſt um ſo mehr Schade, daß er ſich dieſen Fehlgriff erlaubte, da er offenbar ſelbſt einige Talente beſitzt. Ich kenne jene Erzählung nicht, weiß alſo nicht, wie viel Lafontainen gehört: aber dieſes Buch iſt ziemlich unterhaltend, und nicht ohne Phantaſie und Feuer geſchrieben, nur macht der Verfaſſer eine Menge Buchſtabir- und Sprachfehler, und hat ſich einige ungeheure Unwahrſcheinlichkeiten zu Schulden kommen laſſen. Zu den erſten gehört, daß er immer rieß und wiech, Kaballe, krimmte u. ſ. w. ſchreibe; zu den zweiten, daß er die Soffa, ſtatt der Sofa ſagt, und daß er ſich Ausdrücke, wie folgender iſt, erlaube: ein Bauerknabe ſtieß unſanft *in die Tante*. Zu den letzten gehört vorzüglich die abgeſchmackte Erdichtung, daß ein alter Geſchäfftsmann, bloß um ſeinen Sohn glauben zu machen er habe ſein Vermögen verloren, einem andern eine Menge ungegründeter Schuldverſchreibungen ausfertigt, ohne ſich eine Gegenſchrift geben zu laſſen, und von dieſem dadurch zu Grunde gerichtet wird; — obendrein wird von dieſem ganzen Vorgange wenig Gebrauch gemacht. Der ganze letzte Theil iſt voll ſolcher Dinge. — Lafontaine hatte einen Apfel erzogen: der Verfaſſer überholt ihn und ſchwellt ihn zum Kürbiß an, — und dieſes Kunſtſtück geſchieht ohne Zauberei.

Fünf und neunzigſter Brief.

Poetiſche Blumenleſe für das Jahr 1803. Bei Wolf und Compagnie. (Auch mit dem Titel: Göttinger Muſenalmanach, herausgegeben von Reinhard.)

Poetiſche Blumenleſe. (Bei Dietrich, herausgegeben von Madame Mereau.)

Wahrſcheinlich war der bisherige Verleger der Blumenleſe, Herr Dietrich, nicht mehr mit dem Abgange der poetiſchen Sträußer zufrieden, die Herr Reinhard ihm, ſeit Bürgers Tode, jährlich zuſammen las, und wendete ſich daher an eine Dame, der er mehr Geſchmack zutraute. Es iſt nicht zu läugnen, daß Herr Reinhard manches Gänſeblümchen und manche Zeitloſe mit einzubinden pflegte; auch das iſt gewiß, daß

Madame Mereau mehr poetiſches Talent hat. Von ihm kann man ſagen: auch er macht ſeinen Vers: von ihr, ſie macht einen artigen Vers, das heißt, ſie iſt Dichterin von Nr. 3. und er von Nr. 4. Der Verleger und ſein Buch haben aber dennoch durch dieſe Veränderung verloren: denn der Werth einer ſolchen Sammlung hängt nicht von dem des Herausgebers, ſondern von dem der Beitragenden ab.

Was kann die Abſicht einer ſolchen Blumenleſe ſeyn? Offenbar keine andere, als poetiſche Kleinigkeiten von Werth, einzelne dichteriſche Gedanken u. ſ. w. aufzubehalten, die ſonſt vielleicht gar nicht vor das Publikum kommen würden. Nach dieſer Beſtimmung laſſen Sie uns die Regiſter beider Büchelchen aufſchlagen. Wir finden in dem der Reinhardtiſchen Sammlung faſt lauter lange ſchon, und ſehr rühmlich bekannte Namen, die Namen: Claudius, Gleim, Tiedge, Käſtner, Haug, Klamer Schmidt, Starke, Schink u. ſ. w. Nun, von den einzelnen poetiſchen Ideen, die dieſen Männern durch den Kopf gingen, und die ſie des Aufbehaltens werth hielten,

kann

kann man zum Voraus gewiß ſeyn, daß viele ausgezeichnete unter ihnen ſeyn werden; denn dieſe Dichter haben ihre Talente und die Bildung ihres Geſchmacks längſt bewährt, manche auf eine Weiſe, die nicht ihnen allein, die ihrem Vaterlande Ehre macht. — Was zeigt uns dagegen das Inhalts-Verzeichniß des andern? Den Namen Amalie von Imhof, der bei Einem, und den der Herausgeberin, der bei ſechs unbedeutenden Sächelchen ſteht, abgerechnet, nennt es lauter unbekannte, ſelbſt manche in der Poeſie *verrufene* Namen, wie Vermehren, Bernhard u. ſ. w. Aus dieſer Vergleichung ſchon geht alſo hervor: Herr Reinhard pflückte ſeine Blumen meiſtentheils von den Beeten trefflicher Gärten; Madame Mereau ihre an den Zäunen und auf den Triften. Eine nähere Unterſuchung entſcheidet noch mehr zum Vortheil des erſtern. Sie zeigt, daß die beiden Blumenleſen ganz verſchiedenen poetiſchen Zeitaltern angehören. Die Mitarbeiter des Herrn Reinhard ſind aus jener Periode der Deutſchen Dichtkunſt, in welcher man das Poetiſche in den Gedanken und die Darſtellung deſſelben ſetzte; die Kunſtjünger, die Madame Mereau zuſammenbat hingegen, ſind faſt alle von der — Schule, (wenn man ein zuſammengelaufenes Gewimmel ſo nennen kann,) die ſchon ein Gedicht gemacht zu haben glaubt, wenn ſie Silben zählt und Reime verſchränkt, ſollte dieſe Bereitung auch die matteſten, ſchiefſten, proſaiſcheſten Gedanken enthalten, wohl gar unverſtändlichen Unſinn. Für wen werden Sie Sich entſcheiden, meine Freundin? — Doch, ich muß das Geſagte beweiſen. Ich will mit einem Beitrage des ehrwürdigen Gleim anfangen.

Jean Pauls drei Federn.

Drei Federn hat Olint. Die eine gab ein Engel
Aus ſeinem Fittich ihm. Mit dieſer ſchreibt er Mängel
Der Menſchen, in Gelaſſenheit.

Die andre Feder war in eines Adlers Flügel
Schwungfeder. Dieſe hält kein Zügel,
Schreibt er mit ihr, ſo geht's zu weit;
Spitz, wie's Gewehr an einem Igel,

Schreibt er mit ihr in Groll die Mängel ſeiner Zeit.

Aus eines Amor leichten Schwingen
Zog er die dritte. Die
Gebraucht er, Herzen zu bezwingen,
Und ſchreibt mit ihr an ſie:
„Bis in die Ewigkeit wird meins getreu verbleiben!"
Möcht' er mit dieſer alles ſchreiben.

Schwerlich iſt je etwas Artigeres über Jean Paul geſagt worden. Unter den übrigen Beiträgen des greiſen Anakreon Tyrtäus zeichnet ſich vorzüglich ein Gedicht an den Mond aus, das eine rührende Klage über die Blindheit des Dichters enthält. Möchten den edeln Mann viel andre Freuden — Doch wer kennt Gleim, und wünſcht nicht mit warmem Herzen für ihn.

Tiedge hat zwei Epiſteln, die eine „an mein Buch;" die zweite, „an Klamer Schmidt," überſchrieben, beigetragen. Sie ſind beide ſeiner würdig, aber zu lang, um hier eingerückt zu werden.

Klamer Schmidt hat acht Gedichte gegeben, von denen die meiſten ſchön ſind.

Ich begnüge mich, Ihnen das kürzeſte herzuſetzen.

Auf eine Operette voll Zoten.

Du das Herz uns reinigen, arg befleckte Thalia? —
Wo denn wäſchet ſich ab, wer ſich gebadet allhier?

Doch ich müßte den ganzen Bogen füllen, wenn ich von jedem ſchon geſchätzten Dichter einen Beitrag herſchreiben wollte; nehmen Sie in einer Probe von einem Ungenannten die Bürgſchaft für den Werth des Ganzen an.

Das Grab.

Ich ſah ihr Grab im Mondenſchein
Und welke Roſen drauf.
Dort ſchläft das Mägdlein ſchön und rein,
Dort wacht dereinſt ſie auf.

Was wohl das Mägdlein träumen mag,
Im düſtern Grabrevier (?)
Bis an den Auferſtehungs-Tag?
Träumt ſie auch wohl von mir?

Träumt, wie wir bei geweihtem Mahl
Zuerſt uns angeblickt,

Als wir zum heiligen Pokal
Uns knieend hingebückt?

Träumt, wie ich einſt um Mitternacht
Im Schlummer ſie belauſcht;
Bis ſie vom leiſen Kuß erwacht,
Und Kuß um Kuß getauſcht?

Wie einſt der Nachtviolen Duft
Uns ſchmeichelnd angeweht,
Sie aber dumpfe Grabesluft,
Im Wohlgeruch erſpäht;

Sich innig an mich angeſchmiegt,
Hoch an mir aufgeweint,
Und ausgerufen: drüben liegt
Das Land, wo Sonne ſcheint!

O, dieſer Prophezeihung Spruch,
Den ahnend ſie geſtellt,
Er breitet, wie ein Leichentuch
Sich noch um meine Welt.

Sie finden wahrſcheinlich an dieſem Liede mancherlei auszuſetzen, aber Sie werden doch zugeſtehen, daß es recht artig iſt. Nun, mehr verlange ich auch für die ganze Sammlung nicht.

Die Hereen, oder eigentlich Heroinnen des zweiten Büchelchens ſind Amalie von

Imhof und Madame Mereau ſelbſt. Das einzige Gedicht der Erſtern, wirklich das beſte der ganzen Sammlung, iſt auch das erſte in derſelben. Es heißt: der St. Eliſabethen Brunnen, und liefert in abwechſelnden Versmaaßen eine Reihe von Legenden aus dem Leben der heiligen Eliſabeth. Es hat ſchöne Stellen, und iſt, wie alle Dichtungen des Fräulein von I., korrekt, elegant, aber kalt und ohne Intereſſe. Man ſieht überall, daß ihr das Dichten nur eine eigne Art von Stickerei iſt, bei der ſie mit Bedacht und Geſchmack ihre Farben wählt, und das Ganze mit Sauberkeit ausführt. Lebendige, hinreißende Kraft des Gefühls ſucht man vergeblich in ihnen; höchſtens findet man Zartheit, — und mit dieſen Eigenſchaften und Mängeln iſt das Gedicht 25 Seiten lang!

Madame Mereau, — Sie kennen das gefällige Nichts ihrer Gedichte, die, ſo lang man ſie lieſt, etwas Ausgeſuchtes ſcheinen, und wenn man ſie geleſen hat, die Seele leer laſſen. Daß ſie auch hier ihrem Charakter treu geblieben iſt, mag ihnen Folgendes zeigen.

Auf das Vergißmeinnicht.

1.

Weichliches Blümchen! Mit Recht der Treu und Erinnrung geweihet,
Denn ſo behende, wie du, welken auch dieſe dahin.

Das Vergißmeinnicht.

Wohl bin ich ihnen geweiht! Ich blühe an einſamen Quellen
Lange; ſo nähren auch ſie Thränen und Einſamkeit nur!

2.

Wie? Nur einſame Thränen nährten die treue Erinnrung?
Froh're Beziehungen wohl findet der Heit're in dir!
Freude ſtrahlet der Himmel in reiner, feſtlicher Bläue,
Grün iſt der Hoffnung Gewand. — Beides vereineſt du ſchön.
Freude und Hoffnung! Von euch ernährt ſich treu die Erinnrung.
Darum, du freundliches Bild, wurdeſt du ihnen geweiht.

Was iſt das mehr, als zierliches Geſchwätz? Nicht einmal zierlich: es iſt voll Härten.

Beſſer, wiewohl auch nicht von bedeutendem Werth, ſind die Beiträge eines Herrn Winkelmann; vorzüglich aber die eines R., der unter andern eine Romanze, die Gräfin, von großer Lieblichkeit, gegeben hat. Das iſt ſo ziemlich alles Gute, was ſich von dieſer Blumenleſe ſagen läßt: dagegen von dem Schlechten in derſelben könnte ich Ihnen drei Tage vorreden. Es wird mir ſchwer, unter dem großen Reichthum daran, zu wählen. Eine Henriette Schubart hat allerlei gedichtet, unter andern eine Romanze, in der, nach hergebrachter Weiſe, Spuckflämmchen wehen, und folgende Verſe ſtehen:

Das Waſſer ergriff ihn mit tödtlicher Hand,
Es zogen die Wogen ihn fort,
Und wild ihn zerſchmetternd an felſiger Wand,
Fand nie er den freundlichen Port.

und:

Und nur wer ſein Liebchen mit treuem Gemüth
Stets herzlich und ſchmerzlich geliebt,

Wer nimmer der Schönheit von andern
entglüht,
Es nimmer mit Worten betrübt u. ſ. w.

Sie ſehen wohl, daß die ſtattliche Dichterin nicht einmal die Sprache inne hat, in der ſie dichtet. Der erſte dieſer Verſe ſagt deutlich, daß der ertrinkende Jüngling den Port zerſchmettert hat, ſtatt, daß geſagt werden ſollte, er ſelber ſey von den Wellen zerſchmettert worden. „Aber, wer wird es denn mit Damen ſo genau nehmen!" Aber, wer heißt denn Damen das Publikum mit ihrem poetiſchen Stammeln behelligen? Damit Sie mich aber nicht beſchuldigen, daß ich hier bloß auf Frauenzimmer meinen Tadel fallen laſſe, will ich Ihnen auch ein Pröbchen von einem männlichen Mitarbeiter herſetzen, bei dem gar nicht einmal geſagt zu werden braucht, daß es elend iſt: nicht von Herrn Vermehren, denn dieſen belacht, als Dichter, ohnehin ſchon jedermann: nein, von einem Herrn Stille.

Der Frieden.

Der alte Löwe liegt: die Kraft bezwingt

Ihm innerliche Krankheit: ſein Ermatten
Muß leiden, daß das junge Volk der Ratten
Luſtig umher auf ſeinem Rücken ſpringt.
Die Kraft iſt hin, die ſeine Kühnheit hatte,
Sie pfeifen Hymnen, ihm gebricht die Stimme,
Sie zauſen ihn, doch ſtill in bitterm Grimme
Verharrt er; bis die große, ſehr gewandte Ratte
Den alten Herrn an einem Stricke zieht,
Da fühlt er, wie das Leben flieht:
Und ſtirbt im Frieden.

Das iſt gut! Denn ein Löwe, der nicht mehr im Stande iſt, Ratten zu ſcheuchen, kann nichts beſſers thun, als geſchwind ſterben. Aber, was ſoll das Geſchwätz bedeuten? Es iſt völlig ſinnlos, oder enthält einen ganz ſchiefen Gedanken. Der einzige Gegenſtand, von dem es mir nach langem Bedenken wahrſcheinlich wird, daß der Verfaſſer ihn gemeint haben könne, wahrlich, der ließe ſich eher ſelbſt mit einem Rattenkönige*), als mit einem Löwen vergleichen.

---

*) Aeltere Naturgeſchichten erzählen aus dem Munde des Volks, daß man zuweilen einen großen Haufen Ratten finde, die ihre Schwänze ſo in einander verwickelt haben, daß ſie gar nicht auf einander können, und nennen dieſe Erſcheinung einen Rattenkönig. [illegible] die

Das Schleppkleid, eine Kleinigkeit von Friedrich Laun.

Es freut mich ſehr, meine Freundin, daß ich Ihnen in eben dem Hefte, in welchem ich ſo tadelnd von dieſem Schriftſteller ſprechen mußte, auch eine beſſere Arbeit von ihm anzeigen kann. Dieſe Erzählung iſt eine ſehr artige und unterhaltende Tändelei, obgleich ein wenig abentheuerlich. — Aber warum denn immer nur Tändeleien und in Einem Tone? Bei den Talenten, die Herr Laun gezeigt hat: wie kann er ſich dazu entſchließen, immer nur Kleinigkeiten zu geben, die man einmal lieſt und nicht wieder, deren höchſtes Verdienſt es iſt, den Leſern eine verlorne Stunde der Abſpannung zu füllen? Ob mich dieſes Büchelchen gleich recht gut unterhielt, las ich es doch mit eben dem heimlichen Unwillen, mit dem ich junge, rüſtige Burſche anſehe, die es zur höchſten Beſtimmung ihres Le-

Kraft und der Muth der ganzen Gruppe in einem Thiere vereinigt: es wäre fürchterlich; aber eben, weil ſie ſo viel Köpfe hat, die nach allen Seiten herausſtreben, kann ſie weder fliehen noch ſich vertheidigen, und wird ohne Mühe getödtet.

bras machen, andern modiſch die Haare zu kräuſeln, oder eine leckere Paſtete zu backen. —

Nachſchrift. Mein voriges Heft fing ich damit an, daß ich einige hämiſche Angriffe zurückwies. Sie müſſen mir erlauben, dieſes eben ſo zu ſchließen. So nahe es auch jenem folgt, ſind doch ſchon wieder einige neue Schändlichkeiten gegen mich ausgebrütet! Wenigſtens Eine will ich hier aufdecken.

Ein Wort an den Herrn Redakteur der Zeitung für die elegante Welt.

Vor allen Dingen iſt es nöthig, daß ich das Publikum an den Urſprung unſers Streites erinnere.

Es ſind jetzt etwa anderthalb Jahr, als Sie in Ihrer Zeitung von einem Manne, der einen Fehltritt begangen hatte, die lügenhafte Nachricht gaben, „er habe ſeine Strafe mit 15000 Thalern abgekauft;“ ja, es war noch die hämiſche, boshafte Bemerkung hinzugefügt: „es ſey doch ſo übel nicht, eine reiche Frau geheirathet zu haben, und ſeine dummen Streiche mit ihrem Gelde gut zu machen." Der Mann iſt der Verleger der Lucinde, des Athenäums, des Kronos u. ſ. w., es braucht alſo gar nicht erſt geſagt zu werden, daß ich ihn nicht eben zu meinen Freunden zähle: aber die boshafte Niedrigkeit jener Klätſcherei empörte mich ſo ſehr, daß ich mich entſchloß, in dem zehnten Heft dieſer Briefe, dem Publikum die wahre Beſchaffenheit Ihrer Zeitung in einer Beurtheilung aus einander zu ſetzen. Daher alle die unendlichen Verunglimpfungen, die Sie ſeitdem gegen mich ausbreiten. Dieſe Erinnerung reicht hin, das Verhältniß zwiſchen uns zu zeigen: — zu zeigen, daß Sie mich ſchmähen, weil ich nicht leiden wollte, daß Sie andre verläumdeten; zu zeigen, wer wir Beide ſind. Nun zur Sache.

In der 134ſten Nummer Ihrer Zeitung ſteht folgende Anekdote: „Engel, der ſich über einen vorlauten Schöngeiſt ſchon oft im Stillen geärgert hatte, nahm die Gelegenheit wahr, ſeine belletriſtiſche Großpralerei vor einer ganzen Geſellſchaft zu bemüthigen. Es war nehmlich die Rede von Luſt-, Schau- und Trauerſpielen, von welchen der Schwätzer ſonderbare Definitionen und Abtheilungen machte, und endlich an Engel ſelbſt, als kompetenten Richter, appellirte." Die Antwort liegt in Ihrer eignen Frage, mein lieber Herr M. (Merkel) verſetzte Engel; „denn daß Sie das nicht wiſſen, iſt für mich ein Luſtſpiel, für Sie ſelbſt ein Trauerſpiel, für die Anweſenden aber ein Schauſpiel."

Für diejenigen, die das Verhältniß, das zwiſchen meinem Freunde Engel und mir beſtand, kennen, bedarf dieſe Anekdote keiner Widerlegung. Auch wohl nicht für die meiſten derjenigen, die nur mich kennen: denn die werden mir die Gerechtigkeit widerfahren laſſen zu glauben, daß eine ſolche Replik, möchte mir ſie ertheilt haben, wer da wolle, ſchwerlich ohne Duplik herumlaufen würde. Für ganz Berlin hab' ich ſie dadurch vernichtet, daß ich in der Spenerſchen Zeitung die Aufforderung erließ: „Da ich erſt vor viertehalb Jahren nach Berlin kam, und Engel mir jene Antwort vor einer ganzen Geſellſchaft ertheilt haben ſoll, müſſen durchaus noch viele Zeugen des Vorganges am Leben ſeyn. Ich fordre ſie öffentlich auf, Zeugniß abzulegen. Ein einziger glaubwürdiger Zeuge ſoll hinreichen, jene Lächerlichkeit auf mich haften zu laſſen." Es kann keiner auftreten. — In Rückſicht auf ganz Deutſchland aber — erkläre ich Sie, oder denjenigen, der aus dem M. Merkel machte, hiermit für einen jämmerlichen, elenden Verläumder, und Ihre Zeitung für eine verächtliche Klatſchbude, bis Sie durch Zeugniſſe beweiſen, daß Engel mir jene Antwort ertheilte. — Lange, ehe ich nach Deutſchland kam, lief ſie mündlich und gedruckt herum, und ſteht, wenn ich nicht ſehr irre, ſogar im Vademekum. Sie wollten mich lächerlich machen: jetzt beweiſen Sie, daß Sie nicht ein Pasquillant ſind. — Noch eins! Gleich in der erſten Zeile, die ich gegen Sie ſchrieb, (ſiehe den 58ſten dieſer Briefe) geſtand ich Ihnen das Privilegium der Hökerweiber zu, das letzte Wort zu behalten. Sie haben alles aufgeboten, es geltend zu machen, und jetzt — haben Sie das rechte Mittel dazu gefunden. Daß Sie, deſſenders jetzt, da Sie befürchten müſſen, Ihren Gemüſekorb umgeſtoßen zu ſehn, Ihr „Kohl! Kohl! Wer kauft Kohl!" unaufhörlich mit Schmähungen gegen mich vermiſchen, möchte noch hingehn. Daß Sie aber offenbare Unwahrheiten gegen mich debitiren, ſetzt Sie zu tief herab, als daß ich, dieſes „Mütterchen, du lügſt!" abgerechnet, noch ein Wort wider Sie wegwerfen ſollte. Verſtehen Sie mich recht! *Wider* Sie, das heißt, zur Widerlegung der Schändlichkeiten, die Sie etwa noch gegen mich ausbreiten könnten. *Ueber* Sie werd' ich fortfahren, ſo oft etwas zu ſagen, als Sie eine zu arge Abgeſchmacktheit oder Bosheit gegen andre in Ihre Zeitung rücken. —

Anzeige.

Das in dem vorigen Heft dieſer Briefe, und in mehrern Zeitungen angekündigte Blatt: *Der Freimüthige*, wird Herr von Kotzebue allein herausgeben. Wichtige Urſachen beſtimmen mich, nicht anders, als durch einzelne Beiträge, Antheil daran zu nehmen. Berlin, den 28. Nov. 1802.

G. Merkel.

Sechs und neunzigſter Brief.

Die Verſchwornen, von M. Reinecke. 2 Bde.

Der Verfaſſer rechtfertigt ſich in der Vorrede gegen einen Vorwurf, den ihm, bei der erſten Auflage, der Teutſche Merkur gemacht habe, nehmlich, daß die Tendenz dieſes Buches nicht ſehr zu loben ſey. Er behauptet, er ſey ſich keiner Tendenz bewußt, die irgend jemand Anſtoß geben könnte. Was mich betrifft, ich bin weit entfernt, ihm eine ſolche Rüge zu machen; ich möchte lieber, wie Leſſing in Rückſicht auf das Innere einer gewiſſen Ordens-Verbindung, ausrufen: wollte der Himmel daß doch wenigſtens eine tadelhafte Tendenz darin wäre! Mir ſcheint das Buch überhaupt keine zu haben.

Eine geheime Italieniſche Geſellſchaft

äffet einen Deutſchen Erbprinzen mit allerlei wunderbar-ſcheinenden Gaukeleien, um — ihn aufzuklären und zu ihrem Mitgliede zu machen. Sie ſchließen vielleicht daraus, daß ſie ſtrafbare Abſichten habe. O nein! Sie beſteht aus höchſt-philantropiſchen Weltreformatoren Als ihr Plan mit dem Prinzen gelungen iſt, und er endlich zur Regierung kommt, bewegt ſie ihn, ſein Erbland zu verkaufen und ſich in Italien ein anderes zu erſtehen, in welchem ſie ſich niedergelaſſen hat. Und was nun weiter? — Nichts.

Wie mir es ſcheint, ſetzte ſich irgend ein junger aber guter Kopf — ein *guter*, denn das Buch iſt trefflich geſchrieben und enthält eine Menge ſehr lichter und ſchön geſagter Gedanken, — ſich hin, einen Roman zu fertigen, ohne vorher einen Plan gemacht zu haben, und ſchrieb auf, was ihm ſo nach einander durch den Sinn fuhr, auf's Gerathewohl, wie man zu ſpielen pflegt. Selbſt mit den Begriffen von Recht und Unrecht ſcheint er nicht auf dem Reinen geweſen zu ſeyn, ſonſt hätte er wohl fühlen müſſen, daß ſeine Geſellſchaft von Tugendhelden darin, daß ſie einem fremden Lande ſeinen guten Regenten raubt, um ſich bequem anzuſiedeln, etwas begeht, das einem Bubenſtück gewaltig ähnlich ſieht. Wären ſeine Ideen ganz conſequent: ſchon das Kaufen und Verkaufen ererbter Thronen würde ihm anſtößig geweſen ſeyn.

Taſchenbuch für 1803. Braunſchweig, bei Vieweg.

Ein vornehmes Buch, und ein treffliches dazu. Wieland und Herder, Huber und Lafontaine: da haben Sie das Verzeichniß aller Mitarbeiter. Iſt Ihnen ſeit langer, langer Zeit ein reicheres zu Geſicht gekommen? Ohne Zeitverluſt will ich Ihre Neugier ſtillen und zu dem Inhalt übergehn.

Wielands Beitrag iſt ein Mährchen: Narciſſus und Narciſſa. Ein junges Mädchen und ein Jüngling, die ſich ſelbſt ſo überſchwenglich lieben, daß ſie ſchlechterdings für keinen andern Gegenſtand ein Fünkchen Zuneigung zu empfinden vermögen, werden durch ihre Schutzgeiſter zuſammengeführt, Die Kälte, die jeder bei dem andern gewahr wird, reizt die Eitelkeit: man will durchaus intereſſiren, durchaus herrſchen; bei dem Ringen darnach wird man endlich warm, verwickelt ſich ſelbſt in die Schlingen, die man dem andern legt. Die Schutzgeiſter führen einen entſcheidenden Moment herbei, und — man ſinkt einander in die Arme. Das Thema iſt nicht neu: aber es iſt von Wieland behandelt, das heißt, mit ewig jungen Reizen geſchmückt. Sie kennen übrigens ſeine Art zu erzählen. Er eilt nicht raſchen, feſten Schrittes zum Ziel, ſondern er wandelt ruhig fort, wie man, mit offnem Sinn und regen Sinnen, ſpazieren geht. Bietet ſich irgendwo eine ſchöne Ausſicht dar: er verweilt, ihrer zu genießen; duftet ein würzhaftes Blümchen am Wege: er bückt ſich, es zu pflücken; ja, murmelt eine Quelle durch liebliche Schatten hin: gern läßt er ſich an ihrem Ufer auf einige Minuten nieder und ſinnet. Mit ihm gehe, in weſſen Bruſt ſelbſt die ruhige Grazie herrſcht; wem dieſe fremd iſt, kann ſich bei ihrem Prieſter nicht wohlbefinden. – Der zweite Artikel: Ariadne, Libera ein Melodrama von Herder, iſt der wichtigſte und ſchönſte, der vielleicht je einem Taſchenbuche anvertraut wurde. Es füllt eine Lücke in der Gallerie der alten dramatiſchen Kunſtwerke, indem es ein treffliches Sujet, das die Griechiſchen Dichter nicht für ihre Bühne zu bearbeiten wagten, ganz in der großen, edel-einfachen Form des alten Drama aufſtellt; aber es überbietet zugleich den beſchränktern Sinn der alten Kunſt, indem es dem hiſtoriſchen Faktum jenen philantropiſchen, weltbürgerlichen Charakter einhaucht, in welchem der Vorzug unſers Zeitalters, vor dem des Perikles und des Auguſts, beſteht. So wird es ein Muſter, wie die unvergänglich-ſchönen Mythen der Alten, auch uns angeeignet werden können. Hier iſt Ariadne nicht bloß ein liebetrunknes Mädchen, das Vater und Vaterland verräth und verläßt, um dem Buhlen zu folgen: ſie iſt eine hochherzige Retterin der Menſchheit. Theſeus iſt nicht der zweideutige Held, der ſich kühn in Gefahren wirft, um das Elend ſeines Vaterlands zu wenden, und wiederum ſich ſo leicht entſchließt, ſeine Wohlthäterin in namenloſes Unglück zu ſtürzen: er erlegt dem Willen der Gottheit und ohn' es zu wiſſen. Bachus ſelbſt endlich, erſcheint nicht als der Gott der trunknen Schwelgerei, ſondern als der Beglücker der Sterblichen: und aus der Hand ſeiner Mutter empfängt die erhabne Jungfrau den Gott zum Gatten. Die Verſe dieſes Melodrams ſcheinen wenigſtens mir, nicht ſehr muſikaliſchem Laien, ſo ganz dazu gemacht, ihre ſchönen Gedanken auf den Fittigen der Schweſterkunſt, der Muſik, emportragen zu laſſen, daß hoffentlich bald die erſten Componiſten Deutſchlands nach dem Kranze ringen werden, der hier zu erſiegen iſt.

Der dritte Artikel: *Mehr Glück als Verſtand, eine Erzählung von Huber*, iſt in ſeiner Art eben ſo merkwürdig. Es iſt ein Seitenſtück zu zwei Meiſterwerken von zwei groſſen Schriftſtellern, in welchem der Verfaſſer dieſelbe Aufgabe, die ſie auf eine verſchiedene Weiſe löſ'ten, auf eine dritte Art zu löſen ſucht.

Rouſſeau ſtellt in ſeiner neuen Heloiſe ein geiſt- und gefühlvolles Frauenzimmer auf, das mit der innigſten Liebe an einem Jüngling hängt, gleichwohl aber einwilligt, die

Gattin eines Mannes zu werden, dem ſie treu bleibt, ohne ihn zu lieben; — einen jungen höchſt leidenſchaftlichen Menſchen, der in Verzweiflung iſt, ſeine Geliebte verloren zu haben, und dennoch der Freund desjenigen wird, an den er ſie verlor; — einen Gatten endlich, der es weiß, daß ſeine Frau einen andern liebt, ihn nur hochachtet, aber voll Zutrauen auf die Tugend der Liebenden, ihren Umgang nicht allein nicht ſtört, ihn ſogar befördert.

Göthe ahmte dieſe Gruppe in den Leiden des jungen Werthers nach, aber wie ein Genie nachzuahmen pflegt: durch ein Werk, das ſelbſt hohe Originalität beſitzt. — Herr Huber hat ſie noch einmal aufgeſtellt, und wieder auf eine neue Weiſe.

Rouſſeau ließ die Leidenſchaft der Liebenden durch eine Reihe von Begegniſſen und durch den hohen Werth des Gatten, zu einem ſtilldulbenden Harme herabſinken, der ſeine eigenthümliche Süßigkeit hat. Nachdem die wehende Flamme abgelodert hatte, verſteckte er die noch übrige Glut unter Aſche, aus welcher ſie aber jeder unbedeutende Anlaß leicht wieder konnte hervorblitzen laſſen.

— Göthe läßt ſeinen Liebenden der Verzweiflung erliegen. „Könnte Werthers Geſchichte nicht anders endigen?“ fragt Huber und ſtellt ein drittes Paar jugendlicher Liebenden auf, das ſeine Leidenſchaft beſiegt.

Welche von dieſen drei verſchiedenen Cataſtrophen iſt die wahreſte, natürlichſte? — Sie ſind alle drei in gleichem Grade wahr und natürlich, denn jeder Schriftſteller gab ſeinen Helden Charaktere und Begegniſſe, die gerade die Art des Ausgangs, die er wählte, nothwendig herbei führen mußten.

In Rouſſeau's Gruppe iſt Julie die Hauptperſon. Sie liebt St. Preux mit der jugendlichen Schwärmerei eines reizbaren, geiſtvollen Mädchens: aber ſie beſitzt zugleich einen ſehr hellen Verſtand und große Liebe zu ihren Eltern. Sie kann nicht widerſtehn; ſie ergiebt ſich ihrem Geliebten, und nun, da die ungeſtümſten Forderungen ihrer Zärtlichkeit — doch ich ſpreche zu viel! Genug: jene Nacht, nach welcher St. Preux den hinreißendſten Brief der ganzen Sammlung ſchrieb, muß nicht überſehen werden, wenn von der Wahrſcheinlichkeit von Juliens Entſchluß, Wolmar zu heirathen, die Rede iſt.

— St. Preux iſt ein äußerſt reizbarer, aber dabei ſchwacher Menſch, der leicht zu den gewaltſamſten Entſchlüſſen entflammt, aber eben ſo leicht von ihnen zurückgebracht werden kann, und er ſinkt im entſcheidendſten Moment in des feſten Bomſton Arme. Wolmar wiederum iſt ein Mann, deſſen Herz bittre Erfahrungen und Alter getödtet haben, und der, wenn ich den Ausdruck wagen darf, nur mit dem Verſtande liebt. Zwiſchen ſolchen Perſonen konnten die Verhältniſſe keine andre Wendung nehmen, als ſie wirklich gewinnen. Alle drei Charaktere ſind übrigens idealiſirt, und die Geſchichte ſpielt in einer dichteriſchen Welt.

In Göthens Werk iſt der Liebhaber die Hauptperſon, und der einzige, der einen poetiſchen Charakter hat. Lotte und Albert ſind im Grunde ſehr alltäglich vernünftige Leute, neben Werthern höchſt unbedeutend. Er hat ſehr viel mehr Selbſtſtändigkeit und Kraft, als St. Preux, eben deswegen aber muß ihn der Contraſt ſeiner überſpannten Ideen und Gefühle mit der Alltäglichkeit der Menſchen, an die ihn ſeine Leidenſchaft kettet, aufs äußerſte treiben, indeß ſie ruhig fortleben, höchſtens Roſen auf ſein Grab pflanzen. Er iſt, in einem Bilde zu ſprechen, ein Irrſtern, der in die Bahn der Erde gerathen iſt, und dieſe kaum erſchüttert, indeß er ſelbſt zerſchellt wird.

Huber dagegen ſtellt drei Perſonen auf, die ungefähr alle gleiche Wichtigkeit haben, von denen aber keine einzige poetiſch iſt. Seine Heldin iſt nicht ſowohl leidenſchaftlich, als ein wenig romanhaft geſtimmt; der Liebhaber, ein Jüngling von lebhaften Wünſchen, aber gehöriger Faſſung, ihre Erfüllung höhern Vortheilen aufzuopfern; der Bräutigam. ein vernünftiger junger Mann, der ſchon von der Liebe anderweitig genug Glück empfangen hat, um mit einiger Ruhe abwarten zu können, welches Maaß davon ſie ihm noch zutheilen werde. Wie iſt ein andrer Ausgang möglich, als daß der Liebhaber ſich am Hochzeittage ſeiner Geliebten mit einem andern, entfernt, daß ſie, ſobald ſie entdeckt, daß er ihren romanhaften Vorſtellungen nicht entſpricht, kälter gegen ihn wird; daß der Gatte endlich, durch vernünftige, ſchonende Zärtlichkeit ſich ihre Liebe erwirbt.

Rouſſeau's Heloiſe gehört, wie geſagt, ganz einer idealiſchen Welt an. Göthens Werther iſt — ein Gränzſtreit zwiſchen der Poeſie und der Wirklichkeit. Hubers Erzählung ſpielt ganz in der letzten. Man könnte ſagen, ſeine Perſonen wandeln auf der Erde und blicken nur feurig zu den himmliſchen Regionen auf, deren Bürger Julie und St. Preux waren, und aus denen ſich Werther in das Alltagsleben verirret hatte, das er nicht zu ertragen vermochte.

In Rückſicht des poetiſchen Werthes, ſteht Hubers Werk unter denen ſeiner beiden Vorgänger, aber es iſt ein Gemälde von dem anziehendſten Colorit, und der wahreſten, zarteſten Zeichnung. —

Die Erzählung von Lafontaine, Suschen, iſt ſehr reizend, obgleich etwas nachläßig geſchrieben. Sie würde das Glück der meiſten andern Taſchenbücher gemacht haben, aber hier ſteht ſie ein wenig im Schatten, da ſie mit weniger Kunſtſinn geſchrieben iſt, als die übrigen Beiträge. Sie iſt ein Maienblümchen, das in einem Veilchenſtrauße Königin wäre, aber zwiſchen Roſen und Lilien gerathen iſt, neben denen es ſich zwar auch ſehr artig ausnimmt, aber leicht überſehen wird.

Valeria, ein romantiſches Gedicht, in vier Geſängen.

An dieſem Werkchen wird die Wahrheit des bekannten Sprichwortes ſichtbar: „Erborgen macht nicht reich.“ Der Verfaſſer hat eine der intereſſanteſten Florianſchen Novellen genommen, hat ihre Ereigniſſe etwas anders geordnet, und ſie dann in achtzeiligen Stanzen erzählt, die nicht nur genau den Wielandiſchen im Oberon, nachgeahmt ſind, ſondern auch von Reminiſcenzen aus dieſem Heldengedicht wimmeln, und doch — iſt ſeine Valeria ein mißlungenes Werk. Die Begebenheiten eignen ſich nicht zu einem romantiſchen Epos: ſie taugen nur zu einer ſolchen proſaiſchen Erzählung, als Florian aus ihnen gemacht hatte. Die Verſe ſind wohlklingend und fließend, aber ſo bald den Verfaſſer die Reminiſcenzen im Stich laſſen, äußerſt proſaiſch. Ich zweifle, daß jemals z. B. weniger poetiſche Zeilen ſich gereimt haben, als folgende:

Er ſey beim Feldherrn der Kolonne,
Der ihn vorzüglich liebt, als deſſen Adjutant
Und Hauptmann in dem Heer ernannt.

Ich ſehe nicht, warum der Hamburger Correſpondent, ohne aus ſeinem Charakter zu fallen, ſeine politiſchen Nachrichten nicht in ſolchen Verſen ſchreiben könnte?

Erzählungen und Märchen, von Auguſt Mahlmann.

Sie kennen, meine Freundin, dieſen Schriftſteller, vorzüglich aus ſeinen zahlreichen Beiträgen zu Taſchenbüchern, als einen angenehmen Erzäler; Sie kennen auch ſicherlich ſchon die vier Artikel dieſes Bandes, da ſie alle, wo ich nicht ſehr irre, ſchon an andern Orten abgedruckt waren. Ich werde Ihnen alſo ſehr wenig darüber ſagen können. Nur etwas Allgemeines über Hrn. Mahlmanns literariſchen Charakter.

Aus allem, was er ſchreibt, ſieht man, daß er ein guter Kopf iſt, eine lebhafte Phantaſie beſitzt, und die Sprache in ſeiner Gewalt hat. Zwei Rügen kann man ſich aber nicht enthalten, faſt bei jeder ſeiner Schriften zu machen. Einmal: er arbeitet offenbar zu ſchnell, daher geben ſeine Werke faſt nie ein beſtimmtes feſtes Reſultat. Hatte er auch bei dem Anfange derſelben einen Hauptzweck im Auge, ſo verirrt er ſich doch bald von dem Wege zu demſelben, und nimmt ſich nicht die Zeit, ihn wieder zu ſuchen. Man wird, ſo lange man lieſt, recht angenehm unterhalten, aber iſt man fertig, ſo fühlt man, daß man weder einen bleibenden Eindruck von dem Ganzen, noch irgend einen wichtigen Gedanken gewonnen hat. Dieſe flüchtige Art zu ſchreiben iſt auch wohl ſchuld daran, daß ihm oft Ausſprüche entſchlüpfen, die er nicht gehörig geprüſt hat, die beim erſten Blick etwas zu ſeyn ſcheinen, und bei näherer Beleuchtung in nichts zerfließen, und ein Lächeln erregen. — Sein zweiter Fehler iſt ſchriftſtelleriſche Charakterloſigkeit. Bei jeder ſeiner Arbeiten hat er irgend einen andern beliebten Schriftſteller als Muſter vor ſich, dem er nacheifert. Er iſt faſt in keiner Manier unglücklich, aber immer liefert er

Copien. Warum zeigt er dem Publikum nicht einmal ſein eignes Geſicht? Ich bin gewiß, es würde eine geiſtvolle Phyſiognomie erblicken. —

Die erſte Erzählung heißt **Benno**. Ein chriſtlicher Ritter, der einen Kreuzzug nach Paläſtina mitmacht, wird dort gefangen, wird Sklave eines Türkiſchen Weiſen, und heirathet die blinde Tochter deſſelben. Sie finden hier eine Reihe artiger Situationen, aber das Ganze hat ſo wenig einen beſtimmten Zweck, daß der Verfaſſer in der That nicht beſſer ſchließen konnte, als durch eine weitläuftige Einſegnung des Brautpaars. Sein Vorbild, wenn ich nicht ſehr irre, war Meisner.

Lolli und Roſa, ein Mährchen. Von dieſem das im vorigen Jahrgange der Aglaja ſtand, hab' ich Ihnen ſchon im vierzehnten Heft geſprochen. Es iſt leicht und angenehm geſchrieben, aber ohne Reſultat oder Hauptgedanke. Hier ahmte der Verfaſſer Klinger nach.

Eduards Bekehrung zum Eheſtande. Eduard entſchließt ſich eine Reiſe zu machen, um eine Frau zu ſuchen, und heirathet am Ende, ein Frauenzimmer das man ihm zur Reiſegefährtin gegeben hatte. In dieſer Erzählung Jean-Pauliſirt der Verfaſſer.

Adelheid von Montmorency, — wieder in Meiſners Manier, ſtand in der Aglaja von 1801.

Herr Mahlmann ſagt in der dritten Erzählung: „Große Menſchen ziehen uns mit ſich empor, aber kleine ziehen uns zu ſich herab.“ Er wird aufhören zu den Menſchen, die allein durch das Uns bezeichnet ſeyn können, zu gehören, ſobald er ſich bei ſeinen Arbeiten nicht mehr vorſetzt, dieſen oder jenen Schriftſteller zu erreichen, ſondern eine eigne Idee auf eine entſprechende Weiſe auszuführen.

Sieben und neunzigſter Brief.

Ländliche Gemälde von Gerbez.

Eins von den Büchern, die man nicht loben kann, und bei deren es gleichwohl ſchwer wird, ſich zum Tadeln zu entſchließen. Der Verfaſſer beſitzt offenbar einiges Dichtertalent, er hat die Verſifikation ziemlich in ſeiner Gewalt und ſeine Gedichte mit Sorgfalt gefeilt: aber er hat Einen großen Misgriff begangen, der tauſend gar nicht zu beſſernde Fehler veranlaſſen, und dieſe Gemälde völlig in die Klaſſe mislungener Verſuche werfen mußte. —

Er brachte einen Sommer in einer ſchönen Gegend Böhmens, als Hausarzt des Grafen von Chotek, wahrſcheinlich ohne Geſchäfte hin. Er überließ ſich den Eindrücken, welche die Reize der Natur auf ihn machten: ſie begeiſterten ihn ſo ſehr, daß er ſie beſang. Doch nein, beſungen hat es ſie nicht, er hat ſie nur in Verſen beſchrieben. Nirgend beinahe drückt er, was doch wohl die Hauptſache hätte ſeyn müſſen, die Gefühle und Gedanken aus, welche die Gegenſtände um ihn her in ihm veranlaßten: er ſetzt nur die Beſchaffenheit dieſer Gegenſtände umſtändlich aus einander. Seine Gemälde ſind alſo nichts weiter als verſificirte Wegweiſer und topographiſche Beſchreibungen. Indeß hätten ſie doch wenigſtens als ſolche Werth haben können, wenn auch nicht hohen dichteriſchen, doch wenigſtens redneriſchen, aber — der Verfaſſer ſchrieb ſie in kurzen lyriſchen Versmaaßen, und dadurch wurden ſie — höchſt proſaiſch. In Hexametern hätte er Raum und Macht gehabt, jedem einzelnen Zuge wenigſtens einen poetiſchen Schleier umzuthun, aber bei den kurzen Zeilen, die er jetzt liefert, blieb ihm nichts übrig, als eine Menge von Dingen in der aller proſaiſcheſten Nacktheit aufzuſtellen, oder ein Comma eines Gedanken durch viele Zeilen fortzuführen, einer der größeſten Verſtöße gegen die lyriſche Form. Beide Fehler hat er häufig begangen. Hier haben Sie beide in Einem Beiſpiele aus dem Gedicht die Ueberſchwemmung.

Vereinte Menſchenkräfte dämmen,
Durch Gold und Beiſpiel angefacht,
Den Fluß mit feſten Ellerſtämmen
Und wehren ſeiner wilden Macht;
Doch volle Sicherheit zu haben
War noch ein Flußbett auszugraben.
Geſtein und Schutt und Klötze hemmten
Seit Luſtern im Kanal den Lauf
Des Waſſers; aus dem überſchwemmten
Geſtripp und Flugſand obendrauf
Erkennt man kaum noch die Geleiſe
Und bricht mit ſtaunenswerther Müh
Und unermüdet ſtrengem Fleiße
Den alten Rinnſal aus für ſie.
Nun wälzt ein ſtiller Theil der Wogen
Sich durch den ſchönen Blumenbogen.

Klingt das nicht wie der Bericht eines Bauverwalters? Jedes Gedicht iſt reich an ſolchen Stellen; ja manches beſteht nur aus ſolchen. Wie gefällt Ihnen folgende Nachricht:

Nordweſtwärts erſcheinet die Lindenallee,
Und über ihr thronet in ſtattlicher Höh,
Einſt Königeswitwen zur Trauer,
Die Melniker Mauer.

Oder:

Am Raſenhügel thronet
Romantiſch ausgedacht,
Vom Federvolk bewohnet
Chineſiſch ſtolze Pracht.
Geſpannte Netze ſchützen
Rings das Faſangemach
Gepaarte Säulen ſtützen
Das zweigeſimſte Dach.

Die Walme dieſes Daches
Sind weiß und blau gemalt,
Wie bunt den Sturz des Baches
Das Sonnenlicht beſtralt,
Und achtzehn Löwenköpfe,
(Als Säulenknäufe hier,)
Sind ſtatt geblümter Knöpfe
Der Balken ſeltne Zier.

Oder endlich:

Dieſen Säulenkreis trägt ein Fußgeſtelle
Von gehauenem Stein, breit, zum Umgehen,
Mit Gemächlichkeit führen
Zweimal drei Stufen herauf.

Mehr Beweiſe brauche ich Ihnen wohl nicht zu geben, daß der Verfaſſer klares Brunnenwaſſer auf Champagner-Flaſchen zog. Er muß es nicht übel nehmen, daß man nicht davon berauſcht wird, und überhaupt nicht zulangen mag.

Einen eben ſo großen Beweis von ſeinem gänzlichen Mangel an Kunſtgeſchmack, als durch den Fehlgriff in Rückſicht der Gedichtsform, giebt er durch die Bilder, die er oft wählt: ſie ſind ſo unpaſſend, daß ſie oft gradezu lächerlich werden. Auf der 34ſten Seite ſtehn folgende Vergleichungen:

So ſteht der Löw' im wilden Kampfe
Von Feindesüberzahl umringt,
Bis er, mit Blut bedeckt, im Krampfe,
Wildzuckend, ihre Flucht erzwingt.
So ſieht man große Menſchen ſiegen,
Wo die Gemeinen unterliegen.

Was meinen Sie wohl, wem dieſes prunkende „So" gilt? — Ich könnte Ihnen ein Jahr Friſt geben, und Sie erriethen doch nicht, daß es — ein Schloß ſei, das auf einer Anhöhe lag, und daher nicht von der Ueberſchwemmung erreicht wurde, welche die Gegend umher bedeckte.

Wahrſcheinlich wundern Sie Sich, daß ich einem Manne, der ſolche Fehler begehen konnte, noch Talent für die Dichtkunſt beilegen will: aber, daß er es wirklich beſitzt, wird Ihnen eine einzige Probe beweiſen.

Hirſchfelds Urne.

Schäferinnen liebten eine Quelle
An des Hügels Abhang, dem der Welle
    Silberſchaum entwich;
Sahen ſie dann rauſchend in dem weiten
Thale durch die Blumenauen gleiten,
    Und umarmten ſich.

Bald erſchwoll der Bach vom Regenguſſe
Und von fremder Quellen Ueberfluſſe,
    Wallt' als Strom einher;
Theilte mit den Silberarmen Fluren,
Zeichnete die Bahn mit Schönheitſpuren
    Immer mehr und mehr.

Bis an einem hohen weißen Steine
In dem ſchattenden Cypreſſenhaine
    Ihn der Blick verliert: —
Traurig weilt die zärtliche Najade
An der Moldau blühendem Geſtade
    Das die Urne ziert.

Troz den großen Fehlern in dieſen Strophen, (dem proſaiſchen „Immer mehr und mehr;" den unreinen Reimen u. ſ. w.) geſteh' ich Ihnen, daß ich dieſe — Blographie eines Mannes, der ſeinen einfachen Sinn für Schönheit zum höchſten Kunſtgeſchmack ausbildete, und aus einem bloßen Liebhaber der Natur, der Stifter der höhern Gartenkunſt wurde, nicht wenig dichteriſch finde. — Auch der Schluß des Gedichtes iſt artig, obgleich keine neue Idee:

Seine zarte Liebe zu vergelten
Führte Flora ihren Auserwählten
  Ins entfernte Land,
Wo er ſeine hohen Ideale
  In Elyſiums beglücktem Thale
  Schön verwirklicht fand.

Ich bin überzeugt, wenn Herr Gerbez ſeinen Geſchmack mehr veredelt und über das Weſen der Poeſie aufs Reine kommt, ſo wird er gewiß ein guter Dichter.

Taſchenbuch für das Jahr 1803. Der Freundſchaft und Liebe gewidmet.

Es iſt Schade, daß die Redaktion dieſes Taſchenbuches nicht in ſtrengere Hände gefallen iſt. Es enthält Sachen von ausgezeichnetem Werth, aber auch andre, die nicht etwa nur ihre Stelle nicht verdienen, ſondern dem Ganzen Nachtheil bringen, es verrufen könnten, wenn die erſtern nicht ſo ſehr vorzüglich wären. Da ich unmöglich von allen Artikeln ſprechen kann, ſo erlauben Sie mir meine alte Methode anzuwenden, und Ihnen die ſchönſten und die ſchlechteſten vorzulegen.

Den höchſten Platz unter den proſaiſchen Beiträgen, nehmen zwei Dichtungen ein: die eine iſt von Herder, die andre von Bouterwek.

Die erſte heißt Kalligenia, die Mutter der Schönheit. Kräftige Dichterphantaſie athmet in ihr und der Hauch ihres Mundes bildet Worte voll tiefen Sinnes. Die zweite heißt: Die Dichter der Liebe. Hier finden ſie ſcharfſinnige Wahrheit durch Phantaſie verſchönt In der erſten ſpricht die Poeſie weiſe; in dieſer kränzt der Verſtand ſich mit ihren Roſen: denn Herder iſt ein denkender Dichter, und Bouterwek ein geſchmackvoller Philoſoph.

Zunächſt an dieſen ſteht an Werth eine Reihe „Abentheuerlicher Briefe, vom Verfaſſer des Fernando.“ Sie ſind mit lebhafter Einbildungskraft geſchrieben und reich an treffenden und gutgeſagten Gedanken. Man behauptet, Herr Böhlendorf ſei der Verfaſſer. Das würde mich ſehr freuen, denn ſo hätte er einen großen Theil der Sünden, die er in ſeinem eigenen Taſchenbuch begangen hat, wieder gut gemacht, und bewieſen, daß er, troß ſeinen ſchlechten Gedichten, ein Mann von Geiſt und Verſtande iſt.

Einen ſonderbaren Contraſt mit dieſen lobenswerthen Artikeln machen zwei andre ſehr elende: die Liebesgeneſung, eine Erzählung von Sophie B., und die Unterhaltung von A. W. Die erſte iſt ein ſinn- und reizloſes Mährchen, das die Verfaſſerin ſichtlich auf Treu und Glaube der abgeſchmackten Lehre vermeinter Aeſthetiker: „ein Kunſtwerk brauche keinen Zweck zu haben," in die Welt geſchickt hat. Wenigſtens den Zweck muß jedes Kunſtwerk haben, daß es einen Sinn ausdrücke. Der zweite Aufſatz iſt eine lahme Nachahmung des Coq-à-l'Ane, das Göthe vor zwei Jahren im Cottaiſchen Taſchenbuche gab. Herr A. W. hat nicht die geringſte Ahnung davon gehabt, worin eigentlich der Werth und das Reizende von Compoſitionen dieſer Art liege. Er hat ein mislungenes Vorbild elend nachgepfuſcht.

Eben ſo mannigfach und geſchmacklos gemiſcht ſind die Gedichte. Zwar, H. v. Knebel fängt das Buch mit einer Elegie, an die Quelle der Ilm, an, die von echtem Dichtergeiſt eingehaucht wurde und wohl in allen zum künftigen Jahr erſchienenen Sammlungen den erſten und oberſten Platz unter den kleinen Gedichten verdienen würde; zwar haben Fräulein v. Imhof, Hr. Büri, Hr. Gerning, Hr. Schreiber, Hr. Gittermann, Hr. N. Meyer hier ſehr artige Poeſieen mitgetheilt, aber unter dieſe miſcht der Herausgeber auch manche ſehr elende. Die Krone der letzten iſt ein Gedicht von Herrn Vermehren, die Brücke überſchrieben. Es fängt an:

Ueber den rauſchenden Fluß ſchlägt ſich die geflügelte Brücke —

Eine geflügelte Brücke? Was iſt das für ein Ding? Doch mäßigen Sie Ihr Erſtaunen! Der Dichter weiß ihr noch merkwürdigere Dinge nachzuſagen.

Der Fluß ſchwillt an, und droht alles zu verheeren.

Aber nicht achtend des Zorns trägt ſtill die beflügelte Brücke
Mit geſchäftigem Sinn den wallenden Pilger hinüber.

Eine ſtille Brücke die geſchäftigen Sinn zeigt. Das nenn' ich Poeſie! Doch ſie wird noch durch den Sinn dieſer Allegorie überboten Herr Vermehren erklärt ihn:

Die Brücke vergleich' ich dem Leben
Das ſich über den ſtygiſchen Strom behende dahinzieht.

und:

Leicht und ohne Gefahr ſchwebt muthig das ſelige Leben
Ueber den Schattenfluß und trägt den glücklichen Wandrer
Wohlbehalten und froh in die ſchönen, elyſiſchen Fluren.

Alſo die geflügelte Brücke Leben, trägt das Leben des Menſchen über die Vernichtung weg in ein künftiges Leben. Gäbe es doch auch eine ſolche Brücke, welche die Versler ohne Talent, über den Strom des Unſinns weg in das Land des Schweigens trüge: aber ſie ſtürzen alle hinein und beſprengen plätſchernd das Publikum mit unendlichem Waſſer — Die poetiſchen Bilder welche die höhern Naturen auskramen ſind, grade wie ihre erhabnen Kunſtausſprüche, abgeſchmackte Räthſel, bei denen ihnen ſelbſt im Componiren das löſende Wort verloren ging. So muß es wohl ſeyn, da ihnen Kunſt und Schönheit auch Räthſel ſind, die ſie nicht zu löſen vermögen, ſo lange ſie ſie auch darüber — träumen mögen. — Die Kupfer dieſes Taſchenbuchs ſind eben ſo gemiſcht, wie der Wortinhalt. Gut gearbeitet ſind ſie alle: aber den Scenen aus Wielands, Shakeſpears, Schillers und Göthens Werken, hat der Verleger auch eine aus dem lächerlichſten Romane, der ſeit langer Zeit erſchienen iſt, beigefügt, aus „Godwi, oder das ſteinerne Bild der Mutter." Wahrſcheinlich geſchah das nur, weil das Ding ſein Verlagsartikel iſt: aber er hätte ſich erinnern ſollen, daß er dadurch die Achtung verletzte, die er jenen großen Schriftſtellern ſchuldig iſt. — und daß er auf ſich ſelbſt durch eine ſolche Beigeſellung eines Schmierers zu großen Dichtern, keine geringe Lächerlichkeit wirft.

Betrachtungen und Gedanken über verſchiedene Gegenſtände der Welt (der Geſchichte) und der Literatur. Cöln, bei Peter Hammer.

Die uralte, hochberühmte, und bekanntlich nirgend exiſtirende Hammerſche Buchhandlung, hat in den letzten Jahren ſehr viel von ihrem Anſehen verloren: nicht etwa weil, wie vorher, verfängliche Bücher ihre Firma trugen, ſondern weil man dieſe auf einer Menge Werken fand, die ſo ſehr *unverfänglich* waren, daß ſie nicht einmal das Anſehen verdienten. Dieſes Buch kann dazu beitragen, ſie wieder in Achtung und Aufnahme zu bringen. Es enthält einen reichen Schatz heller kräftig gedachter und ausgedrückter Gedanken, und darf den vorzüglichern Sammlungen von Maximes et Pensées, der Franzoſen, an die Seite geſetzt werden. In nicht wenigen Betrachtungen herrſcht Rochefoucault's Bitterkeit und furchtbare Schärfe des Blicks. Der Verfaſſer, ein ſehr berühmter, in Rußland lebender Schriftſteller, ſcheint ein Mann, der hohe Stürme der Leidenſchaft und des

Geſchicks überſtanden, die Spielwerke des menſchlichen Lebens in ihrer ganzen Nichtigkeit kennen gelernt hat, und nun im kalten Groll gegen die Menſchen und gegen die Täuſchungen, die ihn vormals äffeten, ſich ſeine gemachten Erfahrungen in der nackteſten Wahrheit aufzählt. Oft mag ſeine Stimmung ſeinen Blick etwas zu ſehr trüben: — oft auch iſt ſein Ausdruck nicht gewählt und kurz genug: aber noch unendlich öfter wird man ihm mit einem kleinen Schauder zugeſtehen, daß er nur zu ſehr die Wahrheit ſagt, — wird man im Leſen über Irrthümer, in denen man ſelbſt ſchwebte, erröthen. Das Buch iſt ein geiſtiges Tropfbad, das, zur Stärkung der Nerven, nicht häufig genug gebraucht werden kann. Ein vor wenig Jahren verſtorbener ſehr vornehmer Italiäner, machte ſich an einem Neujahrstage den Spaß, eine Menge Doſen zu verſchenken, die theils mit Nieſewurz, theils mit Pfeffer, theils mit Bonbons, Dukaten u. ſ. w. gefüllt waren. Die letzten Artikel fehlen freilich in dieſem Buche: in Rückſicht auf die erſten beiden hingegen, ließe es ſich, mit Hülfe einiger Leſezeichen, recht gut zu ähnlichen Neujahrsgeſchenken brauchen. Zum Belege will ich Ihnen einige Gedanken herſetzen, die noch gar nicht die kräftigſten ſeines Inhalts ſind.

„Ein Maler, der eine recht häßliche Fratze ſo malte, daß ſie in einer, nicht leicht zu findenden, Stellung gegen das rechte Licht, nicht ſowohl ein ſchönes, als erträgliches Geſicht vorſtellte, würde eine Allegorie des menſchlichen Weſens in der bürgerlichen Geſellſchaft geben."

„Man theilt gewöhnlich die Bibliotheken nach Fächern, in verſchiedenen Zimmern ab; ich meine, man könnte ſie eben ſo gut nach Geſunden und Kranken eintheilen: es vereinfachte das Geſchäft um vieles. — — — An die Hauptpforte könnte man die Inſchrift graben: Lazareth und Narrenhaus des menſchlichen Geiſtes und Verſtandes."

„Viele Mächtige der Erde geben aus der Welt, ohne in ihrem Leben daran gedacht zu haben, welch ein ſchweres Amt ihnen das Schickſal auferlegt hat. Das nenne ich in Unſchuld des Herzens und Geiſtes ſterben; aber welch eine unſchuldige Erziehung gehört auch dazu." —

„Die meiſten Gemüths-Bewegungen der fein-erzogenen Weiber, beſonders der Romanen-Leſerinnen und ſchönen Seelen (höhern Naturen,) — ihre Liebe, ihre Andacht, ihr Lachen, ihr Zorn, ihre Freude, ihre Betrübniß ſind hyſteriſch. Was können ſie dafür, daß ſie ein Organ haben, das eine materielle Seele zu ſeyn ſcheint, die ſich in alles miſcht." —

„Man ſtreute wohl ehemals Göthen Weihrauch; jetzt aber erkühnen ſich Knaben ihn mit Teufelsdreck zu parfümiren. Ich würde ſagen, was für einen Zauber muß Schmeichelei mit ſich führen, da Göthe nicht an einem ſolchen Geſtank erſtickt? Aber ich denke zu gut von ihm, als daß ich einen Augenblick glauben ſollte; er habe dieſen Geſtank gerochen. u. ſ. w."

Ueber Schillers Genie beſtätigt der Verf. die Aeußerung, die ich Ihnen öfter in dieſen Briefen that: „War je ein Dichter von der Natur zur Epopee mit allem ausgerüſtet, was Großes dazu gehört, ſo iſt es Schiller. Seine beſten Tragödien haben einen epiſchen Schwung — — —

Angehängt ſind dieſen Betrachtungen:

Bruch-

Bruchſtücke aus einer Handſchrift: das zu frühe Erwachen des Genius der Menſchheit," — voll hoher Genialität, die ſich um das Kleine (und wie viel iſt nicht ſehr klein, was lange, ſehr lange für groß gilt), nicht bekümmert, wo es darauf ankommt, das Erhabne ſeiner würdig darzuſtellen. Der verſteckte Sinn dieſer Dichtung hat wenigſtens mich ſehr erſchüttert. Aber — ich ergreife im Geiſt die Hand des Verfaſſers und rufe ihm zu: Nein, edler Mann, der Genius der Menſchheit iſt nicht zu früh erwacht. Er ſteht nicht einmal ſtill auf ſeiner erhabnen Laufbahn. Setzt er gleich den kühn erhobenen Fuß wieder nieder, ſo geſchieht es doch nur, um — nun den andern zu erheben. Das iſt ja die nothwendige Bedingung des Fortſchreitens.

Acht und neunzigſter Brief.

Makaria, Atalanta und Kaſſandra. Drei Erzählungen von Lafontaine und Kind.

Dieſe Erzählungen werden wahrſcheinlich Unheil ſtiften, denn ſie öffnen den rüſtigen Buchmachern ein ganz neues Feld. Sie werden, meine Freundin, ſchon aus dem Nahmen geſehen haben, daß ihr Stoff aus der älteſten Griechiſchen Fabelgeſchichte entlehnt iſt; ſie ſind ziemlich gelungen, und werden gefallen: was haben wir alſo anders zu erwarten, als in Kurzem die Götter und Helden des Alterthums, an die Stelle der Banditen, Zigeuner und Geſpenſter, die jetzt den leſenden Pöbel beſchäftigen, treten, und Herkules mit Omphale den Siegwart ſpielen, Achill für ſeine Briſeis Sonete machen, und Vulkan wenigſtens über die ſchönen Künſte Reflektionen anſtellen zu ſehen. Halten Sie das nur nicht für eine willkührliche Vermuthung. Wir haben ſchon viel dergleichen Erfahrungen gemacht. Erinnern Sie Sich denn nicht, daß Sie einmal den weiſeſten heidniſchen Kaiſer wie einen Capuciner-Prediger ſchwatzen hörten, und daß der Urheber dieſer ſtarren Nachahmung einer ſteifen Manier, deswegen wohl gar zuweilen zu den guten Schriftſtellern gerechnet wurde? — Es iſt daher, glaube ich, höchſt nothwendig, über dieſe Erzählungen etwas ausführlich zu ſprechen.

Die Idee, Morceaux der alten Fabelgeſchichte zur Unterhaltung für die Gegenwart, in einer Manier zu behandeln, die dieſer mehr als dem Stoffe entſpricht, iſt in der That nicht unglücklich: aber ihre Ausführung hat große Schwierigkeiten, wenn der Schriftſteller, was jeder ſollte, wirkliche Kunſtwerke zu geben wünſcht. Man hat von der einen Seite die Auswahl unter einer Menge ſehr ſchöner und ganz fertiger Süjets; noch mehr, man findet dieſe meiſtentheils ſchon mit dem reizendſten Schmuck der Dichtkunſt, oder Beredſamkeit ausgeſtattet, und der talentloſeſte Schriftſteller ſcheint nur gerade ſo viel Kenntniß und Geſchmack nöthig zu haben, als zum Vorgen gehört, um anziehende Erzählungen zu liefern: aber — vergreift er ſich im Tone, ſo giebt er, unausbleiblich, etwas Lächerliches, oder etwas Langweiliges, — oder gar etwas, daß beide Eigenſchaften in ſich verbindet.

Doch welchen Ton müßte man dazu wählen? Ja keinen witzelnden, noch weniger einen empfindſamen, und am allerwenigſten einen prunkenden, oder gar einen raiſonnirenden. Der erſte würde die urſprüngliche Schönheit des Stoffes vernichten; der zweite ihn widerlich, der dritte lächerlich, der vierte, unausſtehlich albern erſcheinen laßen. Paßt irgend ein Ton dazu, den man jezt anſtimmen und der das Zeitalter anſprechen kann, ſo iſt es der ganz ungezierte, einfache, naive, der die einzelnen Züge anſpruchslos aufzählt, bloß durch die Ordnung, in welcher er ſie nach einander folgen läßt, wirkt, und ſo künſtlich iſt, daß man gar keine Kunſt in ihm erblickt. Ein ſolcher Ton — Wir wollen ſehn, ob nicht bald ein talentvoller Kopf ihn trift und durch ein Muſter noch mehr Schönheit zeigt und lehrt, als meine geringe Einſicht in einer Arbeit der Art a priori zu ahnen vermag.

Daraus, daß ich von der zukünftigen Auffindung jenes Tones ſpreche, werden Sie wohl ſchon geſchloſſen haben, daß ich mit dem, welchen die H H. Lafontaine und Kind anſtimmen, nicht ganz zufrieden bin. So iſt es in der That. Der ihrige gleicht jenem modern ſüßlichen, den Florian in ſeinem Numa bildete, indem er Geſnern, (Idyllen in einem Romane,) nachahmen wollte, und der mich wenigſtens — nicht bezaubert: es iſt — Pſyche, die vor einer Franzöſiſchen Toilette Chocolade nippt und von Amoretten, in weißſeidnen Strümpfen und Steinſchnallen, bedient wird. — Verſtehn Sie mich aber nicht unrecht. Ich meine nicht, daß dieſe Erzählungen ſchlecht ſind: ich halte ſie nur nicht für das was ſie werden konnten. In der Modelektüre, mit welcher das große Publikum vorlieb nimt, verdienen ſie Epoche zu machen.

Die erſte, Makaria, iſt von Lafontaine. Die unmündigen Kinder des Herkules von Dejanira, drei Söhne und eine Tochter, werden mit ihren Erziehern aus Trachin verbannt, und ziehen fliehend in Griechenland umher. Die Tochter, Makaria, liebt ſchon als Kind den Sohn des einen ihrer Begleiter. Zu Theben findet ſie die Bildſäule eines Mädchens, das ſich ſelbſt erſtach, um ihrem Vaterlande den Sieg zu verſchaffen, und ſie faßt den Vorſatz, wenn ſie je in eine ähnliche Lage käme, eben ſo zu handeln. Theſeus nimt die Irrenden in Athen auf. Kaum ſind ſie erwachſen, ſo langt eine Botſchaft von Euriſtheus, dem alten Verfolger des Herkules, an, und fordert ihre Auslieferung. Athen verweigert ſie und es entſteht ein Krieg. Das Orakel verſpricht den Athenienſern den Sieg, wenn ſich eins von den Kindern des Herkules freiwillig opfert. Keiner von den Söhnen, will ſich dazu verſtehen: alſo erſticht ſich Makaria, und ihr Liebhaber ahmt ihr nach.

Sie kennen Lafontainens ausmalende Phantaſie: Sie werden ſich alſo leicht vorſtellen, daß dieſe Geſchichte mit ſehr freundlichem, ſchönem Detail durchgeführt iſt, aber auch ſchon in der Skizze wird es Ihnen aufgefallen ſeyn, daß derſelbe Vorgang, nehmlich der freiwillige Selbſtmord eines Mädchens, um ihrer Partei den Sieg zu verſchaffen, zweimal vorkommt, und daß Makariens Verdienſt ſehr dadurch geſchmälert wird, daß ſie nur einer andern nachahmt. Wozu das? Die Bildſäule hätte recht gut wegbleiben können. — Schwerlich werden Sie Sich auch im Leſen des Lächelns enthalten können, wenn Sie die delikate, galante, empfindſame Art ſehen, mit welcher Makaria, die Tochter des Herkules und ihr Geliebter, einander behandeln. — So wagt er z. B. nach vielen Jahren der Liebe endlich ihr zum erſten Male — die Hand zu küſſen. — Je nun, ſtellen Sie Sich vor, Herkules und ſeine Kinder hätten vor hundert Jahren in Frankreich gelebt *), und leſen Sie die Erzählung. Trotz ihren gro-

---

*) „Aber ſollten Naturmenſchen nicht eben ſo heiß und zärtlich lieben können, als Kultivirte?“ So heiß gewiß, ſo zärtlich vielleicht: aber ſo fein, ehrfurchtsvoll und empfindſam äußern, werden ſie ihre Liebe gewiß nicht. So, glaub' ich, gehört ſchon eine weit vorgeſchrittene Kultur dazu, wenn ein Liebhaber nur die Idee haben ſoll ſeiner Geliebten die Hand zu küſſen. Der Handkuß iſt ein ſymboliſcher Ausdruck der Unterwürfigkeit: obgleich man ihn, nach langhergebrachten Gebrauch wohl üben kann, ohne das oder

ßen Fehlern, wird ſie Sie anziehen und unterhalten.

In der zweiten Erzählung, Atalanta, iſt Herr Kind in einen ähnlichen Fehler verfallen, Er hat die alte Fabel durch Zuſätze zu einem Romane aufgeputzt, der in der Gesnerſchen Schäferwelt zu Hauſe gehört! Auch er ſtellt einen ſentimentalen Wilden auf, der Jahrelang ſeiner Geliebten in der Wildniß die wichtigſten Dienſte leiſtet, ohne ſich ihr jemals zu zeigen: übrigens aber gehören ſeine Helden und ihr Benehmen mehr, als die Lafontainiſchen, ihrem Zeitalter an. Dagegen trägt er ſeine Erzählung mit der ernſten, beſonnenen Kälte eines Geſchichtſchreibers vor, in ſorgfältig gerundeten Perioden, mit da, als, daher, folglich u. ſ. w. vor. Er hat ſeinen Stoff

---

irgend etwas dabei zu denken. Dem Naturmenſchen fällt es gar nicht ein, dem Mädchen, das er begehrt, unterwürfig zu ſeyn, und der Genuß, nach dem er ſtrebt, iſt zu derber Natur, als daß er an einem Handkuß Gefallen finden könnte. Doch das iſt nur nebenher geſagt. Im Allgemeinen: Herr Lafontaine kennt die zarteſten Regungen des menſchlichen Herzens, aber er hat die äußere Welt nicht genug beobachtet, daher benehmen ſich alle ſeine Helden, kultivirte und wilde, beinahe wie Er thun würde.

mit Sorgfalt gewählt, berechnet, geordnet, aber bei der Bearbeitung fehlte ihm das hinreichende Maaß dichteriſcher Lebenskraft. Eben dieſes Urtheil gilt auch in vollem Sinne von der dritten Erzählung, Kaſſandra, nach Homer und andern alten Dichtern, wiewohl mit vielen willkührlichen Abänderungen. Demungeachtet gewähren auch Herrn Kinds Erzählungen eine angenehme Unterhaltung. — Sollte er ſie fortſetzen, ſo wäre ſehr zu wünſchen, daß er ſo viel als möglich den kindlichkräftigen Ton Homers und der andern alten Dichter, beizubehalten ſuchte, wenn er ihnen etwas nacherzählt. Sentimentalität bei dieſem Stoffe, führt auf den Abweg der lächerlich pinſelnden Scüderyſchen Romane, in denen Cirus und Brutus Blumenſträußer winden, Madrigale auf die ſchönen Augen ihrer Geliebten machen und ihr Nachtmuſiken bringen. Geſchichtlicher Ernſt wiederum, bei Mährchen, wird zu leicht trockne, widerliche Pedanterei. Noch ſind die Verfaſſer nicht zu dieſen Fehlern gerathen; — ich wünſche, daß ſie den Weg zu denſelben verlaſſen mögen.

Geſammlete Erzählungen, von A. G. Eberhard. Erſtes Bändchen.

Mit wärmerem, reinerem, entſchiednerem Lobe kann ich Ihnen von dieſem Buche ſprechen, als von dem vorhergehenden. Es iſt durchaus des Ruhmes würdig, den der Verfaſſer ſchon beſitzt, und zeigt ihn als freiſchaffenden Künſtler, der nicht nur ſeine Gegenſtände zu wählen verſteht, der auch Geſchmack und Einſicht beſitzt, den gehörigen Ton für jeden zu finden, und Talent genug, ihn anzuſtimmen und zu halten.

Die fünf Erzählungen dieſes erſten Bandes ſind nicht von der Art, daß man ſie leicht wieder vergißt, wenn man ſie einmal kennen lernte. Haben Sie ſie alſo ſchon in irgend einer Zeitſchrift geleſen, ſo erinnern Sie Sich ihrer gewiß noch: — doch auch in *dem* Falle, wird Ihnen eine kurze Rekapitulation nicht unwillkommen ſeyn. Weil man einmal den Duft einer Roſe eingezogen hat, ſollte man deshalb nicht noch einmal zu ihr herabblicken wollen? —

Die erſte Erzählung heißt: *Liſt um Liſt, oder: Was ein Kuß nicht ver-*

mag. Zwei Söhne einer Fiſcherwitwe lieben die beiden Töchter eines Gärtners. Die Heirath iſt bald beſchloſſen und verabredet, doch plötzlich zeigt ſich eine Schwierigkeit. Der Gärtner fordert durchaus, daß einer von ſeinen künftigen Schwiegerſöhnen bei ihm wohnen ſoll, und keiner von den jungen Männern kann ſich entſchließen, ſein Gewerbe, keine von den Mädchen, den väterlichen Garten zu verlaſſen. Was den Streit noch mehr verwickelt, iſt, daß der jüngſte Bruder die älteſte Schweſter, der älteſte die jüngſte liebt, alſo das Recht der Erſtgeburt nicht entſcheiden kann. Eine Reihe drolliger und naiver Schalkheiten werden von den Mädchen erſonnen, um die Erfüllung ihres Wunſches zu erzwingen. Endlich entſcheidet ein Kuß — „Ein Kuß? Vermuthlich konnten doch wohl beide küſſen.“ O ja, aber ein Kuß zu rechter Zeit und am rechten Orte. — Aeußerſt glücklich hat Herr Eberhard in ſeinem Vortrage den ſchalkhaft-einfachen Ton getroffen, in dem allein ein Stoff dieſer Art behandelt werden durfte, und eben ſo gut das Preciöſe erkünſtelter Naivetät, als die Gemeinheit vermieden.

Amors Maskenſpiel. Nachdem es Amorn auf manche andre Weiſe mislungen iſt, gelingt es ihm endlich, ein frommes, reizendes, liebe-dürſtendes Nönnchen, unter der Geſtalt eines — Krebſes zu berücken. „Amor in einem Kloſter?“ Sie haben Recht: das iſt nicht gut erfunden, aber die Schuld des Verfaſſers iſt es nicht ganz. Er geſteht, dieſen Stoff entlehnt und verändert zu haben; urſprünglich mag alſo wohl dieſer Amor der — Teufel geweſen ſeyn. Herr Eberhard ſelbſt iſt, laut ſeiner Vorrede, nicht ganz mit dieſer Erzählung zufrieden. In Rückſicht auf den Stoff hat er Recht, aber ſein Vortrag iſt auch hier ſehr reizend.

In jeder Rückſicht aber völlig ſo gelungen, als die erſte Erzählung, iſt die dritte: **Das Feſt in Langendorf**, in welcher Drolligkeit und ſchmuckloſe Sentimentalität ſo unterhaltend mit einander gemiſcht ſind, als vielleicht in keinem andern Werkchen dieſer Art, das wir beſitzen.

Den Beſchluß machen zwei fein gedachte und gut ausgeführte allegoriſche Dichtungen: der Wanderer (nehmlich durchs

Leben,) und der verwelkte Roſenkranz, (weiblicher Jugendreiz.) — Sie haben Werth, obgleich nicht den des erſten Artikels.

Neun und neunzigſter Brief.

Romanen-Kalender für das Jahr 1803. Mit drei Kupferſtichen.

Ueber dies artige kleine Büchelchen läßt ſich wenig mehr ſagen, als daß es ſich auch in dieſem Jahre an Werth gleich geblieben iſt, und wieder eine Reihe unterhaltender Arbeiten von beliebten Schriftſtellern enthält. Es ſind folgende:

Treue und Dankbarkeit von A. Lafontaine. Der Verfaſſer iſt hier von ſeiner gewöhnlichen Art zu erzählen, abgewichen: aber die neue Weiſe glückt ihm eben ſo gut als die vorige. Er giebt hier nur kräftige Umriſſe, in kurz hingeworfenen Zügen, mehr eine treffliche Handzeichnung, als ein Gemälde.

Percy und Bertha, ein Ritter-

mährchen von Schink. Es iſt das bekannte, ſchon oft bearbeitete Mährchen von dem Ritter, der ſich an König Arthurs Hofe gegen eine Dame verging, und nur unter der Bedingung das Leben behalten ſollte, wenn er das wichtigſte Geheimniß der Weiberwelt erriethe. Sie werden Sich erinnern, daß wir eine Operette von Schiebler haben, „Liſuart und Dariolette," in welcher eben dieſer Stoff ſehr anziehend ausgeführt iſt. Herr Schink hat ihm durch eine ganz neue Behandlung neuen Reitz zu geben gewußt, ihn bald in wohlklingenden Verſen, bald in Proſa zu einer lieblichen Dichtung gebildet. Selbſt das Geheimniß der Damen hat er veredelt. Welches er ihnen nachſagt? — Leſen Sie Selbſt.

Mandt, ein Mährchen von Starke. Freilich kein „Häusliches Gemälde," aber doch des Verfaſſers nicht unwürdig.

Karl und Hennchen, eine Franzöſiſche, — und Marthesie, eine Neapolitaniſche Novelle, ſind ſehr tragiſchen Inhalts, aber nur deſto unterhaltender.

Den Beſchluß machen die Treſle-Dame und St. Dominicus und das Teufelchen, von Meißner. Vorzüglich die erſte iſt ſehr gut erzählt und verräth in der Ordnung des Details den Meiſter.

Frankreich und Deutſchland, ein Basrelief an der Wiege des Jahrhunderts, von Fr. von Sonnenberg.

Ein neuer Beleg, wie nahe der Geiſt des jungen Dichters mit Klopſtocks Geiſte verwandt iſt, das heißt, wie ſicher es iſt, daß einſt das Vaterland in ihm einen großen Dichter ehren wird. Es iſt eine Ode voll hohem, edlem Schwunge des Gefühls, aber auch — ſehr dunkel. Wer den Dichter ganz *verſteht* und ihn zu verſtehen *verdient*, wird ihm im Geiſte warm die Hand drücken, — und ſchweigen — und vielleicht ſeufzen.

Ich enthalte mich, Ihnen eine Strophe abzuſchreiben, da jede, aus dem Zuſammenhange geriſſen, zu viel verlieren würde, aber einen Wunſch will ich Ihnen mittheilen, — in der Hoffnung, daß auch der Verfaſſer ihn hören werde! — den Wunſch, daß es ihm bald ganz einleuchtend werde, und immer gegenwärtig bleibe: — kühne, hohe, erhabne Gedanken, wenn man ſie mittheilen will, müſſen ſo mitgetheilt werden, daß ſie verſtändlich ſind, — und werden nur um ſo ſchöner und kräftiger, je einfacher man ſie aufſtellt. —

In ſeinem „Weltende" hatte Herr von Sonnenberg in den orientaliſchen Mythen der chriſtlichen Religion geſchwärmt; aus dieſem Basrelief (das ich lieber „Wolkenſchrift" genannt hätte) zu ſchließen, beſchäftigt ihn jetzt die Nordiſche Mythologie, die unſerm Phantaſie- und Glaubens-leerem Zeitalter ſo wenig anſpricht als jene. Er gleicht einem Adler, der über ein flaches Land hinſchwebt, und keinen Felſen findet, auf deſſen hohem Gipfel er horſten kann: aber mir iſt nicht bange um ihn. Was das Zeitalter ihm nicht anbietet, wird ſein Genie bei höherer Reife ſich zu erſchaffen, oder — es zu entbehren wiſſen.

Aglaja

Aglaja, Jahrbuch für Frauenzimmer, auf 1803, herausgegeben von Stampeel.

Sie haben, meine Freundinn, die beiden vorigen Jahrgänge, dem größern Theile nach, mit ſo viel Vergnügen geleſen, daß auch dieſer neue gewiß ſchon längſt in Ihren Händen iſt. Anzuzeigen brauch' ich Ihnen denſelben alſo nicht, und eine Beurtheilung deſſelben bedürfen Sie nicht von mir, da Sie Sich Selbſt ohne Zweifel ſchon eine geſchmackvollere gemacht haben: gleichwohl muß ich Ihnen, damit meine Briefe nicht zu unvollſtändig ſind, ein Paar Worte darüber ſagen.

Die Kupfer, die der Verleger fortgefahren hat, zu der Ueberſetzung der Heloiſe zu liefern, ſind, wie man es von Herrn Jury gewohnt iſt, meiſtentheils ſehr richtig gezeichnet und ſauber geſtochen: nur ein Paar Einwendungen habe ich gegen ſie. Die Geſtalt des Wolmar iſt mir faſt nirgend würdevoll und kräftig genug; — St. Preux erſcheint faſt überall zu ſehr Seladons-artig, und Julie zeigt nicht jenen hohen, mit der zarteſten Weiblichkeit verbundenen Adel, mit dem Rouſſeau ſie in die Phantaſie des Leſers zaubert. Es iſt indeß überhaupt ein mißliches Geſchäft, zu einem Romane, der mit genialiſchem Feuer des Gefühls und der Phantaſie gedichtet wurde, die Geſtalten und Scenen ſichtbar zu machen. Sei der Künſtler ſo geſchickt er wolle, immer zerſtört er das Bild, das die Einbildungskraft der Leſer ſich ſchuf, und zieht die Dichtung, mehr oder weniger, ins Gebiet der proſaiſchen Wirklichkeit herab. Vorzüglich bei Werken, wie die Heloiſe iſt, ſollte man ſich begnügen, höchſtens Bruſtbilder der Helden zu geben, und auch die nur, wenn man einen Künſtler fände, der im Stande wäre, dem Dichter einigermaßen nachzueifern, und mit Geſichtszügen niederzuſchreiben, was dieſer mit Worten malte. —

„Lucie, eine Bagatelle" von Rochlitz, iſt eine ſehr artige kleine Erzählung, die gut angelegt und mit Wärme und Gewandheit geſchrieben iſt.

Den Schluß des pſychologiſchen Gemäldes der Königin Chriſtina, das ich in dem vorigen Jahrgange anfing, übergehe ich.

Helena Materanga, eine neugriechiſche Geſchichte, von **Fr. von Oertel**. Sie iſt in Rückſicht der Vorgänge, die ſie ſchildert, und durch den ſchön leidenden Charakter der Heldin ſehr rührend: aber der Charakter des alten Strozzo iſt zu grell und der Vortrag nicht überall leicht genug.

Klage und Troſt, von **Bommer**, — eine Deklamation, die es beweiſt, daß der Verfaſſer Talent für die Dichtkunſt hat, die aber doch nicht ſehr glücklich ausgefallen iſt. Er klagt an der Leiche ſeiner Geliebten, ſo poetiſch, daß man wohl ſieht, er beſchäfftige ſich nur mit einer Fiktion; er tröſtet ſich endlich mit dem uralten Grunde, mit — Unſterblichkeit.

Graf Montenegro, von **Stampeel**. Die Geſchichte iſt für den kleinen Umfang, den ſie haben konnte, etwas zu verwickelt, und die Charaktere wohl ein wenig unnatürlich: doch dafür halten die lebendigen Schilderungen und viele gut erfundene Situationen ſchadlos.

Unter den angehängten ſechs und zwanzig Gedichten zeichnet ſich vorzüglich eines von Frl. Imhof aus, die Karthauſe, — und eines vom Herausgeber „An S**." Der Frühling von Mahlmann fängt ſehr lieblich an, endigt aber etwas übelklingend und unpoetiſch.

Hundertſter Brief.

1) Wannem Ymanta, eine Lettiſche Sage von G. Merkel.
2) Randzeichnungen, von G. Merkel.

Sie ſehn betroffen auf, erröthen für mich und ſtammeln leiſe: „Eine Selbſtrezenſion!" — Dieſes Erröthen, — O, meine theure Freundin, was Sie auch für mich thun möchten, kein Beweis Ihrer Freundſchaft würde dieſen aufwiegen! Ja, derjenige iſt der Achtung und der aufrichtigen Theilnahme einer Frau gewiß, in deſſen Namen ſie, in ihrem einſamen Cabinet eingeſchloſſen, zu erröthen vermag, wenn ſie ihn bei einer Schwäche überraſcht zu haben glaubt. — Doch ſeyn Sie unbeſorgt! Sie werden mich nicht dabei ertappen, daß ich in ein Vergehn der Art gerathe. Ich bin zu ſehr überzeugt, daß ein Schriftſteller ſeine Arbeiten nie ſelbſt mit Zuverläſſigkeit beurtheilen kann, — ungefähr aus eben dem Grunde, aus dem ein Arzt nicht vermag, ſeinen eigenen Geſundheitszuſtand richtig zu erkennen. Iſt er krank: ſo ſind es ja die Organe auch, mit welchen er ſeine Krankheit prüfen ſoll — Nicht beurtheilen will ich meine beiden Schriften: nur von denſelben zu Ihnen reden, Ihnen Rechenſchaft ablegen, was ich dabei beabſichtigte, welches die Vorzüge waren, nach denen ich ſtrebte: — ob mein Beſtreben gelang, das müſſen Sie Selbſt entſcheiden, wenn Sie es anders der Mühe werth finden.

Wie gern wär' ich auch dieſes Schrittes überhoben, der ſo leicht kann gemisdeutet werden! Aber ein einziger Blick auf meine litterariſche Verhältniſſe muß ſie von der Nothwendigkeit deſſelben überzeugen.

Ich ſchrieb dieſe Briefe, weil Sie es wünſchten; aber ich ließ ſie drucken, weil der Unfug der jetzt verrufenen Clique eine Modethorheit geworden war, weil ich täglich den guten Geſchmack mehr untergraben ſah; weil ich täglich Namen, die der Nation ewig ehrwürdig zu ſeyn verdienen, mit ungemeſſener Frechheit verläſtern hörte, und es nur zu ſichtlich war, daß die wenigen Stimmen, die ſich hier und dort dagegen erhoben, durch zwanzig Urſachen unwirkſam gemacht wurden. Ich wagte zu ſprechen, — oder vielmehr ich beſchloß es zu thun, weil ſchwerlich ein andrer mit ſo viel Unbefangenheit und Muth ſprechen durfte, als ich, der ich nichts dabei wagte. Beſiegte man mich auf dem Felde der Kritik: was verlor ich dabei? Ich war ſo glücklich — oder ſo unglücklich, — geweſen, durch meine Beſtrebungen auf einem ſehr verſchiedenen Felde, den kleinen Ruf zu erlangen, den ich etwa beſaß. Und wenn man mich litterariſch vernichtete: auch dabei verlor ich ſehr wenig. Der Tag, an welchem man mir bewieſe, daß ich als Schriftſteller nicht nützlich zu ſeyn vermag, wäre ſicher auch der letzte, an dem ich ſchriebe, — und allen ernſthaften Anſprüchen auf irgend etwas, was die Gewogenheit der Menſchen gewähren kann, hab' ich längſt entſagt.

Man hat mich nicht vernichtet; man hat mich nicht einmal beſiegt. Im Gegentheil hatte ich das belohnende Vergnügen, daß meine Abſicht bei dem Theil des Publikums, deſſen Urtheil einigen Werth für mich hat, die gütigſte Aufmunterung fand, und daß die Horde, gegen die ich aufgeſtanden war, täglich ſank. Indeß blieb die nothwendige Folge meines Unternehmens nicht aus: drei Viertheile aller belletriſtiſchen Schriftſteller Deutſchlands ſind meine erbitterten Feinde. Ich hatte ihre Produkte mit Freimüthigkeit beurtheilt, getadelt: — wagte ich jetzt etwas anders, als dieſe Briefe zu ſchreiben, was mußte ich erwarten? Zerriſſen zu werden, wenn ich große Blößen gab; — meine Arbeiten mit Stillſchweigen übergangen zu ſehn, wenn die Fehler derſelben nicht von der Art waren, daß ſich viel aus ihnen machen ließ. — Das erſte hat man in der Jenaer Litteratur-Zeitung mit meinem Wannem Ymanta durch hundert leere, chikanirende Wendungen zu thun verſucht, das letzte haben faſt alle übrige rezenſirende Zeitſchriften gethan. Und ich ſollte den Erfolg, vorzüglich der eben genannten Schrift, von dem böſen Willen meiner Feinde abhangen laſſen? Ich ſollte meine Produkte, wenn es andre nicht thun wollen, nicht ſelbſt beim Publikum einführen? Warum nicht? Etwa weil ſie ſchlecht oder doch unbedeutend ſind? Das mögen ſie ſeyn, wenn man ſie gegen die Meiſterwerke unſerer großen Schriftſteller hält: aber gegen eine Menge anderer vielgenannter, ſind ſie es nicht. — Wenigſtens halte ich ſie nicht dafür: ſonſt hätte ich ſie nicht drucken laſſen. Ich folge meiner Ueberzeugung, und lege Ihnen, nachdem ſie faſt ein Jahr alt ſind, eine kleine Rechenſchaft über ſie ab. — Zuerſt vom Wannem Ymanta.

Die Fabel dieſer kleinen epiſchen Dichtung ſpielt in jener grauſenvollen Zeit, da die Deutſchen ſich in Liefland eindrängten, und unter dem Vorwande der Bekehrung, die eingebohrnen Völker in die ſchmählichſte Sklaverei herabſtießen. — Im Begriff mit ſeinem Volke dem Gott der Freude ein Feſt zu begehen, erhält Ymanta, der Fürſt eines Lettiſchen Stammes, eine Geſandſchaft von den Liven, die den Held um Hülfe gegen die räuberiſchen und tiranniſchen Fremdlinge bittet. Er verſpricht ſie; er zieht mit ſeinem Volke aus; die wieder ermuthigten Liven ſtoßen zu ihm, und er lagert ſich vor Riga, der neuerbauten Stadt der Deutſchen, von der aus dieſe das Land veröden und unterjochen. Durch die Abweſenheit des Biſchoffs fühlen ſie ſich zu ſchwach, ihm zu widerſtehen; ſie ſchlagen einen Zweikampf vor, deſſen Ausgang ihren Abzug oder ihr Bleiben entſcheiden ſoll. Ymanta nimmt ihn an und beſchließt, ſelber zu kämpfen. In der Nacht vor dem Kampfe enthüllt eine Viſion Ymanta die ſchreckliche Zukunft ſeines Volkes, durch die ſein Vaterland, in bürgerlicher und moraliſcher Rückſicht, ein weites Leichenfeld voll lebender Gerippe wird. Als rettenden Schutzgeiſt der Menſchheit ſieht er Kaiſer Alexander erſcheinen, — und erwacht. — Der Kampf ſoll vor ſich gehen, die Deutſchen ſtellen Ymanta einen Neubekehrten entgegen, Kaupo, ſeinen innigſten Jugendfreund, den Bruder ſeiner Gattinn. Der

Fanatiſmus betäubt Kaupo gegen alle rückkehrenden weicheren Gefühle, und Ymanta muß kämpfen. Er ſiegt, aber das Schwert ſeines Gegners war begiftet, und auch Ymanta fällt nach ſeinem Siege. Sein beſtürztes Heer ergreift die Flucht, und die Räuber triumphiren.

In Rückſicht der Behandlung würde es nicht allein ſehr pedantiſch ausſehen, es würde das ſicherſte Mittel ſeyn, Ihnen zum voraus allen Genuß zu rauben, den Ihnen ſonſt vielleicht das kleine Buch noch gewährt haben würde, wenn ich Ihnen aus einander ſetzen wollte, wie ich das Intereſſe durch ſtufenweiſe Entwicklung der Verhältniſſe und Charaktere, und durch Verwicklung der Begebenheit, zu halten und zu heben ſuchte; warum ich gerade *den* Ton und *das* Colorit wählte, die ich mich bemühte, dem Ganzen zu geben u. ſ. w. Ein dichteriſcherer Kopf hätte aus dieſem Stoffe etwas viel Beſſeres machen können; — ich ſelbſt hätte vieles, wenigſtens ganz anders, als geſchehen iſt, ausgeführt, wenn ich bei dem Werk bloß künſtleriſche Zwecke gehabt hätte: aber ich hatte politiſche, weltbürgerliche,

— welche werden Sie leicht errathen. Um dieſer willen wählte ich einfach-poetiſche Proſa, ſtatt der Verſe: um dieſer willen werden in Ymanta's Viſion die Erſcheinungen Stephan Báthorys, Guſtav Adolphs und Catharina der Großen — anders verdeutlichet, als ſonſt geſchehen wäre. Um dieſer willen hing ich dem Gedicht eine ſehr unpoetiſche Erklärung an, und ließ ihm eine Nachricht von der alten Verfaſſung, der Religion und den Gebräuchen vordrucken, welche bei den Liefländiſchen Völkerſchaften durch den Eindrang der Deutſchen vernichtet wurden. Ich wollte die Theilnahme für das traurige Schickſal jener Völker wieder lebhafter rege machen, ich wollte ihren Bedrückern auf einem neuen Wege ihr Verhältniß und ihr Thun ſchreckend vor Augen ſtellen; — ich wollte endlich vorzüglich einen lauten Ruf zu dem Throne erheben, von dem jetzt ſo große und ſo mannigfaltige Wohlthaten über Rußland ausgehn — — Möchte das kleine Buch, meine Freundin, Ihnen gefallen, Ihrem Gefühle gewinnend zuſprechen: dann iſt mir um ſeine Wirkung bei allen, die ich genug hochachte, um auf ſie wirken zu wollen, nicht bange. Mag man mir übrigens beweiſen, daß es kein gelungenes Werk ſey: ich weiß, daß es eine ſehr gutgemeinte patriotiſche Handlung iſt. —

Meine Randzeichnungen ſind ein Buch von ganz verſchiednem Charakter, und ich würde mich ſehr freuen, wenn es mehr als Compliment wäre, was man mir oft geſagt hat, daß man ſchwerlich, ohne meinen vorgedruckten Namen, das vorhergehende Buch und dieſes Einem Verfaſſer beilegen würde. Ich halte es für eine der ſchwierigſten Aufgaben für einen Schriftſteller, bei den verſchiedenen Gegenſtänden, die er bearbeitet, ſelbſt verſchieden zu erſcheinen.

Der erſte Artikel heißt: die Unterhaltung beim Punſchnapf, ein Coq-à-l'Ane. Vor zwei Jahren gab Göthe ein Coq-à-l'Ane im Cottaſchen Almanache, das mir ſehr misfiel. „So geben Sie ein Beſſeres!" — ſagte mir eine Verehrerin Göthens mit einer Mine, die mich beleidigte. Ich dachte über die Natur dieſer literariſchen Spielerei nach — und ſchrieb meine Unterhaltung am Punſchnapf, um wenigſtens zu zeigen, wie ich mir das Weſen eines ſolchen Spieles dachte, das auf der Gränzſcheide des dramatiſchen und des erzählenden Vortrages ſteht. Eine Geſellſchaft, die einen langen Abend hindurch von einem bereiſeten Schwätzer gepeinigt wurde, wird im Stillen einig, ihn nicht mehr zu Wort kommen zu laſſen, und führt dieſes durch das Erzählen einer Reihe Anekdoten aus. Den Kampf des Schwätzers dagegen, und die Zwiſchenreden charakteriſtiſch zu machen, war die erſte Aufgabe, die ich zu löſen hatte — die zweite war es, die ſehr von einander unterſchiedenen Erzählungen durch Ideen-Aſſociation in einen verſteckten zweckmäßigen Zuſammenhang zu bringen; die dritte, jede in einem andern, ihr und dem Erzählenden angemeßnen Tone vortragen zu laſſen. Das wollt' ich: ob es mir gelungen iſt, entſcheiden Sie.

Der zweite Artikel heißt: der Ueberſpannte, ein Tagebuch. Es iſt ein kleiner Roman, in welchem überſpannte Gefühle in der wirklichen, alltäglichen Welt ſpielen, und ich ſuchte beide ſo zu ſchildern, daß beide wahr dargeſtellt würden. Der Inhalt iſt — ein verliebter Zwiſt der durch

Vermittelung eines Freundes beigelegt wird. Ich geſtehe Ihnen, daß ich dieſes kleine Werkchen für das beſte halte, was ich in dieſer Art geſchrieben habe. Sie haben mich oft durch die Verſicherung für einen Augenblick ſtolz gemacht, daß Ihnen meine Rückkehr ins Vaterland gefallen habe: möchte ich mir durch dieſen Ueberſpannten eine ähnliche Belohnung verdienen.

Der dritte Artikel iſt mein Mährchen Gulhindy, aber zufällig nach einem älteren, viel mangelhaftern Manuſcripte, als nach welchem es in der Aglaja für 1802 abgedruckt iſt.

— So viel war erlaubt: und ich ſetze kein Wort hinzu.

Intelligenzblatt.

Ein Intelligenzblatt: welch eine herrliche Erfindung! Man kann ſeine Freunde reden laſſen, ohne ihnen ins Wort zu fallen, ſollten ſie auch mancherlei ſagen, was man ſelbſt nicht ſagen möchte, ohne dafür verantwortlich zu ſeyn. Wie dürfte ich mir es z. B. nur einfallen laſſen, Herrn Hofrath Spazier für die pöbelhaften und ſchiefwitzelnden Briefe an mich, von H. Klingemann, zur Rede zu ſtellen, obgleich er ſie aufnahm? Auch ich nehme folgendes Gedicht nur auf.

Geſpräch

eines Dilettanten und eines Kenners
über das diesjährige Titelkupfer
einer gewiſſen Zeitung.

Der Dilettant.

He, weiſer Mann, ein Wort! erkläre
Gefälligſt mir dies Kupferblatt!

Der Kenner.

Der Sinn liegt offen, dem es hat.

Der Dilettant.

Doch liegt er außer meiner Sphäre,
Denn, Freund, ich bin harmoniſch platt;
Drum ſprich, wie nennt ſich die Hetäre,
Ders auf dem Seſſel da gefällt
Den nackten Arm, die wilden Wellen,
Der bloßen Bruſt zur Schau zu ſtellen?

Der Kenner.

Das iſt die elegante Welt.

Der Dilettant.

Aha! ſo ſtehn nicht ohne Grund
Die beiden ſchönſten Götter *) —

---

*) Amor und Pſyche. Amor, Gott der Liebe, der Freude und des Scherzes — Pſyche zu deutſch: Seele, Geiſt.

Der Kenner.

Tief dort im Hintergrund.

Der Dilett.

So ſind die Rollen Makulatur
Im Korbe —

Der Kenner.

Zeitungsblätter.

Natur!

Der Dilett.

Ei ei! Du biſt ein loſer Spötter.
Am Ende machſt Du den Pedant,
Der demonſtrirend mit der Hand
Der Welt hier Langeweile macht,
Den mitleidsvoll die Welt belacht,
Indeß dort rechts die Muſen fliehn
Und links die Korybanten tanzen —
Wie Spötter, machſt Du keck und kühn
Die Hauptperſon des Ganzen,
Den radotirenden Silen
Zum Sokrates von — Pleiß = Athen?

Der Kenner.
(lacht.)

Ich nicht — Er, den Dein Witz erkennt,
Macht ſelber ſich dies Kompliment.

P.O.germ.
929

Briefe
an ein Frauenzimmer
über
die wichtigſten Produkte
der
ſchönen Literatur,

herausgegeben
von
G. Merkel.

Parteilos, aber kühn!
Kühn, aber beſonnen!

Fünf und zwanzigſtes Heft,
oder
des dritten Jahrganges erſtes Stück.

Leipzig, 1803.
im Bureau der einheimiſchen und auswärtigen Literatur.

7

Aufgeſchnittene oder beſchmutzte Exemplare werden in keinem Falle zurückgenommen; auch kann der Jahrgang nicht getrennt werden.

Briefe
an ein Frauenzimmer
über
die wichtigſten Produkte
der
ſchönen Literatur,
herausgegeben
von
G. Merkel.

Parteilos, aber kühn!
Kühn, aber beſonnen!

Siebenter Band.

Leipzig, 1803.
im Bureau der einheimiſchen und auswärtigen
Literatur.

Dieſe Briefe erſcheinen von nun an in dem mit dieſem Jahre zu Leipzig errichteten **Bureau für einheimiſche und auswärtige Literatur,** in welchem auch vollſtändige Exemplare der vorhergehenden beyden Jahrgänge zu bekommen ſind. Beſtellungen darauf nimmt Herrr Gerhard Fleiſcher der Jüngere allhier an, als der ſich der Geſchäfts-Führung jenes Verlags-Bureau's freundſchaftlich unterzogen hat. Uebrigens bleibt Geiſt und Zweck, innere und äußere Einrichtung dieſer monatlich erſcheinenden Heſſte dieſelbe wie bisher. Aber daß ſowohl Herausgeber als Verleger keine Gelegenheit vorbey laſſen werden, das Intereſſe einer kritiſchen Schrift, die ſich Freunden und Freundinnen des guten Geſchmacks und der ſchönen Geiſtes-Werke nun ſchon ſo werth gemacht hat, auf jede den Wünſchen und Bedürfniſſen der Leſewelt entſprechende Weiſe zu erhöhen, darüber ſollen nicht Verſprechungen ſondern der Erfolg ſelbſt entſcheiden.

Um in Anſehung des Aeußern nichts vermiſſen zu laſſen, hat man für eine kleine Anzahl von Exemplaren auf das feinſte Holländiſche Schreibe-Papier geſorgt. Die Pränumeration darauf iſt ein vollwichtiger Friedrichsd'or, und ſteht bis Ende Februar d. J. offen; indem ſpäterhin nur immer ſo viel dergleichen Exemplare abgezogen werden, als Beſtellungen eingegangen ſind. Der Preis der Exemplare auf gewöhnliches Schreibe-Papier iſt für den Jahrgang Drey Thaler 12 Gr.

Bekanntmachungen und Nachrichten, vielleicht auch zweckmäßige Erörterungen über Gegenſtände der ſchönen Literatur können, wenn es verlangt wird, in einer beſondern Beylage zu dieſen Briefen Platz finden, worüber man ſich die nähere Erklärung noch vorbehält.

Die in den Briefen angezeigten Schriften ſind jederzeit in den Verlags-Bureau zu bekommen, und zwar brochirt um den gewöhnlichen Laden-Preis, gebunden um einige Groſchen darüber.

Dritter Jahrgang.

Erſter Brief.

„Ein dritter Jahrgang?“ rufen Sie lachend aus. „Ich dacht' es wohl! Es geht dem Herrn mit dem Rezenſiren, wie gewiſſen Frauen mit der Liebe. Nur noch dieſen, dieſen Einen Liebhaber wollen ſie erobern, dann ſoll es auf immer genug ſeyn: aber ſie trachten ſo lange nur noch Einem nach, bis greiſes Haar und nicht zu verkleiſternde Runzeln ihnen das Gewerbe legen, und ſie ſich voll Gram zurückziehen müſſen. — Nur noch Einen Jahrgang hindurch, verſprach der Herr vor zwölf Monaten, ſein boshaftes Unweſen zu treiben: der Jahrgang iſt zu Ende und er — fängt einen neuen an. Ich fürchte ſehr, er wird nicht eher von ſeinem ſelbſtgezimmerten, richterlichen Dreifuße herabſteigen, bis das Ding unter ihm zuſammen bricht!" —

Wie? Sie finden Sich wirklich nicht aufgelegt, ſo zu ſprechen? Sie wiſſen mir Dank für meine bisherigen Bemühungen und für das Fortſetzen derſelben? — Gut! Ich will meiner Eigenliebe glauben, daß Sie mir die Wahrheit ſagen, und Ihnen nur kurz aus einander ſetzen, was mich eigentlich bewegt, fortzufahren. Es ſind die neueſten Ereigniſſe in unſrer ſchönen Literatur. Ich vermag Ihnen dieſe und ihr Verhältniß zu den bisherigen Vorgängen, nicht beſſer zu ſchildern, als durch ein — Bild, und zwar —

Stellen Sie Sich eine totale Sonnenfinſterniß am hellen Mittage vor. Was dem ſchönen Lichte angehört, ſtaunt erſchrocken zum verdunkelten Himmel hinauf; alle Thätigkeit ſtockt; die Sänger des Tages verſtummen, oder wagen ſchüchtern kaum einzelne Gänge ihrer Lieder: aber Eulen und Käutzchen ſteigen aus dem Bauche ihrer hohlen Stämme hervor. Sie glauben, ihr Reich habe begonnen, verhöhnen das Licht, das noch vor wenig Minuten alles beſtralte, und verkündigen mit hohlem, dogmatiſchen Krächzen, jezt erſt beginne der wahre Tag. Große Schaaren von Fledermäuſen ſchießen pfeifend umher und dünken ſich Sangvögel. Da haben Sie die Geſchichte unſrer ſchönen Literatur während der lezten Jahre. Ich brauche Ihnen nicht zu deuten, wer die Nachtvögel ſind, die uns mit ihren lächerlichen Offenbarungen heimſuchten: Sie haben das lichtſcheue Gevögel oft genug in meinen Briefen nennen gehört. — Indeß rückt die Zeit den verſinſternden Körper weiter und weiter fort. Da ſchießt plötzlich wieder die Sonne ihre erſten Stralen über ſeinen Rand hinaus; da blickt ſchon die Hälfte ihres leuchtenden Antlitzes hervor. Da ſteht ſie wieder in ihrer ganzen Pracht am Himmel. Laute Jubellieder ertönen von der wiederermuthigten Tageswelt; das ſchöne, thätige Leben der Erde beginnt mit neuer Kraft: aber die vorlauten Nachtgeſchöpfe? Geblendet und betäubt, verſtummt und hülflos, ſtürzen ſie herab ins Gras. Mit lächelnder Verwunderung betrachtet man einen Augenblick noch ihre barokken Geſtalten, und geht vorüber,

— oder haſcht ſie auf,' als Andenken der kurzen ängſtlichen Nacht. —

So iſts, meine Freundin! Der Schwindel iſt vergangen, der einen großen Theil des Publikums gefaßt hatte, und man fängt jezt wieder allgemein an, nach Hamlets Sprichwort, einen Falken von einem Kirchthurm zu unterſcheiden. Die magiſche Kraft der krauſen Orakelſprüche, mit denen die Clique einherprunkte, iſt dahin, und man lacht nur noch über die Räthſel, in die ſie ihre ſchiefen Anſichten oder allbekannte Plattheiten, vortrug, anſtatt ſie löſen zu wollen. Viele junge, talentvolle Köpfe, die ſie irre geleitet hatte, kehren zum guten Geſchmack und zur — Vernunft zurück; ja, manche ihrer Anführer ſelbſt, von dem allgemeinen Spott aufs Aeußerſte gebracht, verſuchen jezt nur noch ihre vorigen Irrthümer zu entſchuldigen, — verſprechen wohl gar, ſich um Verſtändlichkeit zu bemühen. *) Von allen Seiten werden dagegen Stimmen wieder laut, die Deutſchland mit Hochachtung zu hören gewohnt war, und die ſeit einigen Jahren,

*) Thatſachen.

vor Unwillen, über äſthetiſche Gegenſtände ſchwiegen. In hundert Schriften ſpricht jezt kräftiger Spott über die Lächerlichkeiten, die man uns vor kurzem noch als erhabne Ausſprüche höherer Erleuchtung aufdringen wollte; und die unſre Götter werden wollten, ſind geworden, was Pope ein standing jest nennt, eine bleibende Zielſcheibe allgemeiner Verlachung. —

„Schon gut, mein Herr! Aber auch Sie wurden, wenn wir bei ihrem Bilde bleiben wollen, erſt während der Finſterniß, über die ſchöne Literatur laut. Sind die Gegner, die Sie ſo lange bekämpften, Uhus und Käuzchen: was ſind denn Sie? —“ In der That, das iſt eine verfängliche Frage! — Halten Sie mich meinethalben für einen Canadiſchen Jongleur, der die Zaubertrommel rührte, um den vermeinten Drachen zu verſcheuchen, der die Sonne verſchlingen wollte; — aber zur Belohnung für die Beſcheidenheit dieſer Vergleichung, erlauben Sie mir, noch eine Zeitlang fort zu trommeln, um den Rückzug der fliehenden Nachtgeſpenſter, die ich denn doch von manchem heiligen Ort verſcheuchte, zu beſchleunigen, ihn zu feiern. — Ja, wer weiß, ob nicht bald ſich ein Anlaß zeigt, bei dem die Trommel wohl noch andre Dienſte leiſten kann. Es giebt zum Beiſpiel unter den Tagesvögeln ſelbſt manche, von gar bedenklicher Art, als da ſind: Dohlen und Raben, — Geier und Sperber: wie wenn ich ein wachſames Aug auf ſie hätte? Vielleicht iſt hier und dort noch mancher, der dem Tage ehrenvoll angehört, in einen Schlummer verſenkt, den die kurze Nacht über ihn brachte: ich trommle ihn wach. Und bedarf man alles deſſen nicht, je nun, ſo biet' ich im Lande Pomade feil, die den — Bart wachſen macht. — Kurz, ich trommle fort! Und der erſte Wirbel gehöre dem neueſten Wunderprodukte des großen „Er Selbſt", deſſen Namen man, nach der Verordnung ſeiner Anhänger, nicht mehr ausſprechen darf.

Was wir bringen, ein Vorſpiel von „Ihm Selbſt."

Sammeln Sie Ihre Gedanken, und hören Sie mich mit Andacht und Religion.

Doch alles, was ich Ihnen ſagen könnte, würde Sie nicht halb ſo kräftig mit der gebührenden Salbung erfüllen, als die eignen Worte eines erleuchteten Zuſchauers, dem das Glück zu Theil wurde, der erſten Aufführung dieſes göttlichen Werkes zu Lauchſtädt, für welchen Ort es geſchrieben wurde, beizuwohnen. Wenigſtens müſſen Sie die Beſchreibung leſen, mit welcher er ſeine Nachricht einleitet.

*) „Es war ein freundlicher heller Tag, die Neugierde hatte gelockt, und die erſten Geiſter der Zeit hatten ſich an dem Tage verſammlet. Im majeſtätiſchen Ernſte wandelte der Dichter einher, der das Organ war, wodurch die Kunſt jene Erwartungerregende Verheißung ausgeſprochen hatte (nehmlich: Was wir bringen!), er ſchwebte über alle und ordnete und regierte alles. Zuſchauend ſtand dabei der Repräſentant der ewigen Weisheit, wie eine Sonne, mit ſeinen Nebentrabanten; dabei das ehrwürdige Alterthum, das mit kritiſchem Scharf-

---

*) Apollon, eine Zeitſchrift von J. und A. Werden und W. Schneider. S. 13.

ſinn unterſuchte und prüfte; auch die jetzige Tonkunſt hatte aus dem benachbarten Landſitze einen ihrer erſten Lieblinge herbeigelockt. Göthe, Schelling, Wolf und Reichardt verherrlichten das wunderbare und große Schauſpiel. Hätte man wohl glauben ſollen, daß dies kleine Städtchen, das angrenzend iſt an lauter Nützlichkeit, als an Handel, Gewerbe und elendiglichen Brodwiſſenſchaften, je einen ſo herrlichen Triumpf erleben würde! —"

Fühlen Sie Sich nicht von einem Schauder der Ehrfurcht ergriffen? Ja, falten Sie nur die Hände und hören Sie weiter. Doch vorher erlauben Sie mir, Ihnen mit zwei ſchlichten Worten die Veranlaſſung des Stückes zu erzählen. Bisher ſpielten die Weimarſchen Schauſpieler zu Lauchſtädt in einer "engen Scheune." Es wurde ein beſſeres Haus aufgeführt, „Er Selbſt" als Direkteur des Weimarſchen Theaters, dirigirte auch den Bau, und ſchrieb dieſes Vorſpiel zur Eröffnung der neuen Bühne. Daß er auch die Luſtreiſe nach Lauchſtädt gemacht, um ſelbſt bei der Vorſtellung gegenwärtig zu ſeyn, hat Ihnen der pathetiſche — Bauchredner geſagt. Nun zum Stücke ſelbſt.

Das Perſonen-Verzeichniß nennt uns: Vater Märten, Mutter Marthe, Nymphe, Phone, Pathos, und zwei Knaben. Die mittlern allegoriſchen Namen ſagen uns, daß wir eine Allegorie zu erwarten haben. Aufmerkſam alſo, meine Freundin, recht aufmerkſam! Eine Allegorie von „Ihm Selbſt“: welch ein erhabnes Werk wird das ſeyn! Jezt alſo werden wir denn ein göttliches, ewiges Muſter auch in dieſer Gedicht-Gattung haben. Noch einmal: laſſen Sie uns ja aufmerken! Kein Zug entwiſche uns, denn in einer gelungenen Allegorie iſt auch der kleinſte, ſinnvoll bedeutend.

Der Vorhang geht auf. Der Schauplatz iſt eine alte Dorfſchenke. Marthe zankt ein wenig mit Märten darüber, daß er ſeit einiger Zeit ſo voll Grillen ſey, ſezt ihm indeß doch ſein Frühſtück vor und entfernt ſich. Er iſt aber mit zu wichtigen Gedanken beſchäftigt, um zu eſſen. Er — mißt ſeine Stube aus. Sie überraſcht ihn dabei, und er geſteht ihr, zu ihrem großen

Leidweſen, daß er das baufällige Haus niederreißen wolle, und bleibt auch bei dieſem Entſchluſſe, ſo ſehr ſie wehklagt, und ſo lebhaft ſie ihn auch an das Alter ihrer Beine erinnert.

Merken Sie etwas? Ja, ja! Sie irren nicht! Die Dorfſchenke bedeutet wirklich das alte Schauſpielhaus. Haus für Haus: wie witzig, ſinnreich, und vor allen Dingen, wie klar iſt dieſe Allegorie! Das Meſſen, das an einem Hauſe, welches der Meſſende ſchon ſeit vielen Jahren bewohnt, und das eben niedergeriſſen werden ſoll, ſo überflüſſig iſt: wie vortrefflich deutet es nicht an, daß manche Leute — zuweilen nicht wiſſen was ſie wollen, und wenn ſie etwas recht Stattliches zu leiſten denken, eine — Lächerlichkeit über die andre begehn. Die alten Beine endlich, die nicht mehr fortwollen — o ich lebe der Hoffnung, wir werden ſie ſchon im Stücke finden.

Eine ſechsſpännige Kutſche fährt vor. Ein Knabe tritt herein und erkundigt ſich, ob ſeine Herrſchaft hier unterkommen könne. Nymphe, die Natürlichkeit, — Phone, die Oper, — Pathos, die Tragödie, und ein zweiter Knabe, finden ſich nach einander ein. Der erſten ſcheint die alte Schenkſtube ſehr reizend; der zweiten iſt ſie gleichgültig;] der dritten unerträglich. Die erſte bereitet ein Frühſtück, das die zweite aus ſilbernen Bechern verzehrt.

Ehe wir weiter gehen: finden Sie den Gedanken, die Oper, die Tragödie und, vor allem, die Natürlichkeit, in einer ſechsſpännigen Kutſche, von zwei Jockey's begleitet, ankommen zu laſſen, nicht äußerſt originell und genialiſch? Zweierlei wird ohne Zweifel dadurch angedeutet, nehmlich, daß es keine gemeine Natürlichkeit, ſondern die eines Hoftheaters iſt; zweitens, daß die ſpielenden Künſtler nach Lauchſtädt gereist ſind. — Bemerken Sie ferner, wie ſinnreich durch das zweite Frühſtück auf den guten Appetit, den man an Badeörtern hat, angeſpielt, und durch die ſilbernen Becher bedeutet wird, die Entree dürfe nicht in Kupfer bezahlt werden. Sie werden geſtehn, man kann nicht ſinnvoller und edler allegoriſiren. — „Aber ſollte der Dichter wirklich das gemeint haben?" — Es iſt Recenſentenpflicht, hier nichts, ohne verſuchte Erklärung zu übergehen, und ich glaube nicht, daß eine andre Deutung jener Züge möglich iſt. Oder will man ſie lieber für ſinnlos erklären? —

Plötzlich wird an die verſchloſſne Thüre gepocht. Ein Fuß-Reiſender verlangt eingelaſſen zu werden, und da man zu lange darüber berathſchlagt, ſpringt er zum Fenſter herein. Man ſollte glauben, dieſer Zug ſei ein feiner Seitenhieb auf die Sitten mancher der ſtudirenden Jünglinge, die ſich von Halle und Leipzig zu „dem großen wunderbaren Schauſpiele“ mochten eingefunden haben, doch es zeigt ſich weiterhin, daß dieſer Reiſende niemand anders iſt, als Merkur ſelbſt, und beſſer konnte ſich der Gott der — Diebe nicht ankündigen. Er verſöhnt indeß die Damen bald für ſeine Ungezogenheit, durch ein Menge Complimente, und Nymphe giebt ihm dagegen ein Becherchen von ihrem Frühſtücke ab. Er erklärt ihnen, daß er ein Phyſikus ſey, und um ihnen eine Probe ſeiner Kunſt zu zeigen, theilt er ihnen Karten aus, auf denen ein Lied geſchrieben iſt. Sie ſingen:

Warum doch erſchallen
Himmelwarts die Lieder?
Zögen gerne nieder
Sterne, die droben
Blinken und wallen,
Zögen ſich Luna's
Lieblich Umarmen,
Zögen die warmen
Wonnigen Tage
Seeliger Götter
Gern uns herab!

Sie ſingen und — Wunder über Wunder! es ſinkt — zwar nicht ein Stern, nicht eine Umarmung Luna's, nicht einmal ein warmer Göttertag, aber doch — ein alter Teppich herab, den man an der Decke befeſtigt hatte, um den Schnee abzuhalten.

„Was bedeutet der Teppich?" Ohne Zweifel, daß man ihn — nöthig hatte, oder vielmehr, die Garderobe, denn die ganze werthe Geſellſchaft, Marthe ausgenommen, trit hinter ihn, — er wird halb emporgezogen, — er fährt ganz hinauf, und die ſpielenden Perſonen erſcheinen anders coſtümirt; auch die Schenkſtube verwandelt ſich in einen Tempel, indeß Marthe die Augen zudrückt, und das Knarren der

Maſchinen für das Aechzen und Quiken der Armen hält, die der Teufel hole, denn dafür ſah ſie den Reiſenden an.

Was? Sie werfen das Blatt mit Unwillen weg, und fragen mich, warum ich Sie von ſolchem Unſinne unterhalte? Das thut mir herzlich leid! Ich hätte Ihnen doch ſo gerne noch erzählt, wie Merkur nun hintrit und der Stupidität der Zuſchauer durch eine Erklärung zu Hülfe kommt, was das Geſchehene bedeute: z. B. das Haus ein Haus, und Märthen im altmodiſchen Staatskleide, das veredelte Familiengemälde; wie Martha ihren theuren Schenkwirth in der Perücke nicht wieder erkennt, und ihn von der Gebrechlichkeit ihres alten Ehekrüppels unterhält, ſich aber doch auch endlich entſchließt, andre Kleider überzuwerfen und etwas zu repräſentiren; wie die Natürlichkeit vor dem Komiſchen und Tragiſchen davon läuft; wie die Oper unaufhörlich der Phantaſie nacheilt, ohne ſie je zu erhaſchen. — Wunderbare Lehre, aus der mit einemmale deutlich wird, warum wir ſo viel ſchlechte Opern haben; — wie endlich das Ganze bedeute, daß die jetzigen Schauſpiele beſſer ſind, als die wir ſonſt hatten, und daß die Geſellſchaft welche aufführen werde. — Auf einem Theater, das durch ein ſolches Vorſpiel eingeweiht wurde, war der Alarcos, den man ein Paar Tage hernach gab, ſehr an ſeiner Stelle.

Nachſchrift. Soll ich Ihnen mein Urtheil über dieſes Produkt ernſt und kurz zuſammen faſſen? Es iſt ein widerliches Gemiſche von Plattheit und Poeſie, von Niedrigkeit und Prunk, kurz — ein äußerſt mislungener Scherz, dergleichen aber auch einem großen Dichter wohl einmal entwiſchen kann, ohne daß er deshalb aufhört zu ſeyn, was er war. Ich würde es völlig mit Stillſchweigen übergangen ſeyn, wenn die lächerliche Apotheoſe, die gewiſſe Menſchen ihm widerfahren ließen, das erlaubt hätte. Da Göthe ſich es noch immer gefallen läßt, daß ſie ſeinen Namen zu ihren Abentheuerlichkeiten misbrauchen, ihn als ihre Autorität anführen: was bleibt übrig, als — laut zu ſagen, was ich ſonſt beſcheiden nur gedacht hätte? —

Zweiter Brief.

Die Ignoranten, ein komiſcher Roman, vom Verfaſſer des Weibes wie es iſt. 2 Bde.

„Zuweilen nickt auch der gute Homeros ein!" ſagte Horaz, das heißt, auch der beſte Kopf thut bisweilen Fehlgriffe. Herr Schilling, den Sie als einen der trefflichſten Deutſchen Romanendichter kennen, hat in dieſem Buche die Wahrheit des Sprüchelchen durch ein neues Beiſpiel dargethan.

Der Baron von Roſenwall und ſeine Schweſter Auguſte, ein Paar junge Menſchen von liebenswürdigem Charakter, wurden von ihrem Vater in Herjedalen, der nördlichſten Provinz Schwedens, die faſt eine Wüſte iſt, erzogen. Nach dem Tode des Vaters beſchloſſen ſie, die Welt kennen zu lernen, und machen eine Reiſe nach Deutſchland. Sie ſind mit den Sitten und den Verhältniſſen der bürgerlichen Geſellſchaft faſt ganz unbekannt, bringen eine Menge abentheuerlicher Vorſtellungen mit, und begehen daher unaufhörlich naive Verſtöße. Sie ſehen wohl, worin alſo das Komiſche dieſes Romans liegt, und daß er eigentlich die Ausführung derſelben Idee iſt, die Voltaire in ſeinem Ingenu zum Grunde legte: aber Herr Schilling hat es überſehen, worin eigentlich der Werth des Voltairiſchen Scherzes liegt, und was die wahre Würze ſeines Witzes iſt. Jeder Fehlgrif faſt, den der Hurone begeht, iſt Rüge eines Vorurtheils oder eines **Misbrauchs**, der ſich in die Geſellſchaft eingeſchlichen hat, und indem wir über ihn lachen, lernen wir richtiger denken. Dieſen Zweck erblickt man in den Abentheuern des Schillingſchen Herjedalen nicht, daher ſtehen ſie ſehr tief unter dem Voltairiſchen Werke. Guſtav von Roſenwall iſt ein edler, kräftiger Jüngling, den ſeine Unerfahrenheit in tauſend poſſirliche Verlegenheiten bringt. Das iſt alles, und dieſes Zweckloſe — ermüdet, wenn es zwei

Bände durch währet: — noch dazu, ſchließt das Werk mit dieſen nicht.

Es iſt, wie faſt alle Werke dieſes Verfaſſers, ſehr gut geſchrieben, und die aufgeſtellten Charaktere ſind nach der Natur und pſychologiſch wahr, geſchildert: aber dieſe Vorzüge laſſen es nur noch lebhafter bedauren, daß Herr Schilling nicht eine würdigere Hauptidee in ſeinen geiſtvollen Scherzen durchführte. Schriftſteller ſeiner Art ſollten vorzüglich ſich den Leſſingſchen Ausſpruch merken, den ich Ihnen hier abſchreiben will, und neben welchem alle die lächerlichen Räſonnements in leeren Schaum zergehen, durch welche vermeinte Aeſthetiker beweiſen wollen, ein Kunſtwerk müſſe keine Beſtimmung haben, als da zu ſeyn. Im Grunde iſt dieſe Behauptung nichts als ein Lumpen, mit dem ſie ihre eigne Blöße decken wollen. Was ſie nicht zu leiſten vermögen, verſchreien ſie: denn der oberſte Grundſatz, von dem ſie ausgehn, iſt, daß *ſie* die höchſten Genies ſind. — Wie war es möglich, daß ſo viel junge talentvolle Köpfe überſehen konnten, der Hauptinhalt ihrer Lehren ſei: „Werdet, was wi ſind!" — und das iſt entſetzlich wenig. — Doch laſſen Sie uns Leſſing hören.

*) „Mit Abſicht handeln iſt das, was den Menſchen über geringere Geſchöpfe erhebt; mit Abſicht dichten, mit Abſicht nachahmen, iſt das, was das Genie von den kleinen Künſtlern unterſcheidet, die nur dichten um zu dichten, die nur nachahmen um nachzuahmen, die ſich mit dem geringen Vergnügen befriedigen, das mit dem Gebrauch ihrer Mittel verbunden iſt; die dieſe Mittel zu ihrer ganzen Abſicht machen und verlangen, daß auch wir uns mit eben ſo geringem Vergnügen befriedigen ſollen, welches aus dem Anſchauen ihres kunſtreichen, aber abſichtloſen Gebrauches ihrer Mittel entſpringt. Es iſt wahr, mit dergleichen leidigen Nachahmungen fängt das Genie an, zu lernen; es ſind ſeine Vorübungen; auch braucht es ſie in größern Werken zu Füllungen, zu Ruhepunkten unſerer wärmern Theilnahme: allein mit der Anlage und Ausbildung ſeiner Haupt-

---

*) Hamburgiſche Dramaturgie, 1ſter Theil, S. 194.

karaktere verbindet es weitere und größere Abſichten u.ſ.w." — Man kann hinzuſetzen: bloß dadurch, daß Eine große Abſicht im Kunſtwerke herrſcht und durchblickt, kann es Einheit, die unnachlaßliche Bedingung wahrer Schönheit erlangen, wird es erſt zum Kunſtwerke.

Scherzhafte Bagatellen von Fr. Laun.

Hätte ich Ihnen nicht eben die Stelle von Leſſing abgeſchrieben, ſo thäte ich es jezt: denn Herr Laun iſt noch ſehr viel weiter davon entfernt, jene Forderungen des großen Kunſtrichters zu erfüllen, als Herr Schilling in ſeinen Ignoranten. Da hat er denn nun auch den Titel „Bagatellen" dem trefflichen Anton Wall nachgeahmt: aber — die Bagatellen des leztern ſind vorzüglich dadurch ſo reizend, daß ſie eigentlich — keine Bagatellen ſind. Herr Laun dagegen erfüllt den Sinn des Wortes getreu. Seine Bagatellen ſind wirklich Bagatellen, dem Stoffe und der Form nach. — Dies iſt nun das dritte Buch, das er zur Michaelis-Meſſe geliefert hat.

Das iſt nicht zu verwundern: denn bei ſeiner Art zu arbeiten, kann er leicht, ohne Anſtrengung, in jeder Woche ein Buch anfertigen. Es giebt Menſchen, die für unterhaltende Geſellſchafter gelten, weil ſie zu den alltäglichſten Dingen, die ſie ſagen, eine drollige Mine machen: wie kann ihnen je der Stoff ausgehen? Zu dieſen Leuten gehört Herr Laun als Schriftſteller, ſeitdem er ſo viel ſchreibt. — Auch verſteht er ſich trefflich darauf, aus Wenigem etwas — Langes zu machen. Der Inhalt der beiden Erzählungen dieſes Buches beſteht aus ein Paar Anekdoten, die, auf drei Blättern vorgetragen, äußerſt pikant geweſen wären: er hat funfzehn Bogen aus ihnen gefertiget. Welche Spinnmaſchine muß ihm nicht den Vorzug laſſen? —

Misverſtehen Sie mich nicht! Die Art, wie ich von Herrn Launs Buchfabrikation ſpreche, iſt nicht ein nachtheiliges Urtheil über ſeinen Geiſt, ſeinen Witz, ſeine Talente überhaupt. Nur der einförmige und immer unbedeutender werdende Gebrauch, den er von ihnen macht, ſcheint mir tadelhaft. Er kommt mir vor wie ein Kunſtdrechsſer, dem einmal ein ſehr ſchönes Joujou de Normandie gelang, und der nun Zeitlebens nichts verfertigen will, als Joujoux. Ich wollte — Ach, er ſollte ſelbſt wollen, was ich gar nicht mehr wiederholen mag.

Dritter Brief.

Das goldne Kalb, eine Biographie. 1ſter und zweiter Band.

Ich kann Sie nicht beſſer mit dem Werth und der Natur dieſes ſehr originellen und genialiſchen Werkes bekannt machen, als wenn ich damit anfange, Ihnen eine Stelle deſſelben abzuſchreiben. Der Verf. ſagt, S. 94:

„Jeder menſchliche Geiſt beinahe ſprüht Funken, (die) des Beachtens, Sammelns, Aufbewahrens werth (ſind). Nur Schade, daß ſo viele verloren gehn. Alle ſollten zünden, und wäre es auch nur durch Rückwirkung auf ihre Geburtseſſe. Ich verlange nicht immer ihr Gepraſſel und ihr Farbenſpiel, vor Augen und Ohren des Publikums. Dazu nur die beſſern. Aber jeder gebildete, ſich bildende Menſch ſollte ſich billig einen kleinen heimlichen Feuerheerd anlegen, wo er die Funken ſeines Geiſtes ſammelte. Welcher Stoff zur Selbſtunterhaltung, Selbſtkultur! So mancher intereſſante Geiſtesfindling, der jezt unbekannt zu Grunde geht, würde, erhalten, ſo manchen Verwandten zum Leben wecken, und in dem Geiſte, der ſie (ihn) ſchuf, oder dem ſie (er) entſchlüpften, (entſchlüpfte,) fruchten und wirken."

Dieſe Gedanken geben, wenn mich nicht alles trügt, die Entſtehungsart dieſes Buches an, — aus der ſeine Form, ſeine Schönheiten und ſeine Fehler nothwendig herfließen mußten. Der Verfaſſer, offenbar ein Mann von hellem Verſtande, ſehr blühender Phantaſie und, was immer die Folge dieſer Verbindung iſt, treffendem Witze, hatte ſich einen ſolchen geheimen Feuerheerd für die Funken ſeines Geiſtes angelegt, — hatte eine große Menge meiſtentheils ſehr ſchöner Gedanken geſammelt, die ihm einzeln vor die Seele getreten waren, und endlich, da er ſeinen Schatz ſehr angefüllt ſah, entſchloß er ſich, ihn aufzuthun und zu verſpenden. Wahrſcheinlich fand er die gewöhnliche Form der Maximen und Gedanken nicht vortheilhaft genug, — und in der That, ſie hat manches Nachtheilige, — er entſchloß ſich alſo ſeine Betrachtungen in einen Roman einzufaſſen.

Die Idee war glücklich, aber die Ausführung iſt nicht ganz gelungen. Vorzüglich drei Schwierigkeiten ſtellten ſich ihr entgegen. Wenn man erzählt, nur um gewiſſe Betrachtungen anzubringen, ſo iſt es natürlich, daß man die Begebenheiten dieſem Zwecke gemäß wählt und ordnet: und dabei bekommt man gar zu leicht das Anſehn jenes Anekdotenjägers, der in einer Geſellſchaft ganz ohne Veranlaſſung, bloß um einen kürzlich gehörten Schwank anzubringen, ausrief: „Wurde nicht eben geſchoſſen?“ Niemand hatte etwas gehört, aber er fuhr fort: „Bei Gelegenheit dieſes Schuſſes fällt mir ein“ u. ſ. w.

Hat man ferner endlich einen ſchicklichen

Punkt gefunden, um den Faden der Gedanken anzuhängen, ſo ſucht man leicht zu ſorgfältig, ihn recht vortheilhaft zu benutzen, drängt ſo eng, als möglich, paſſende und unpaſſende Ideen zuſammen, und — ſervirt, ſtatt gewürzter Speiſe, nichts als bloßes Gewürz. Aber wer kann den Pfeffer mit Löffeln eſſen?

Endlich, da die einzelnen Gedanken von ſehr verſchiedenartigem Inhalte ſind, und ſie gleichwohl verbunden werden ſollen, muß man Uebergänge einleiten. Für dieſe hat man vielleicht nicht gereifte Ideen vorräthig, man läßt ſich alſo von dem Drange, wenn man nicht ſehr auf ſeiner Hut iſt, hinreißen, die Lücke mit unreifen zu füllen, — wohl gar mit ſolchen, die nichts als preciös aufgeputzte Gemeinheiten, oder — Schiefheiten ſind.

Keinen dieſer Fehler hat der Verfaſſer, ſo geiſtvoll er iſt, vermieden. Der Roman beginnt damit, daß ein junger Mann ſeinen Oheim um Erlaubniß zu heirathen bittet. Dieſer, ſtatt ihm ja! oder nein! zu antworten, fängt an, ihm ſeine Lebensgeſchichte zu erzählen. Der Verfaſſer hatte eine Menge Ideen über die Bildung der Jugend: alſo muß der Oheim ein Paar Aufſätze vorleſen, die wieder von ſeinem Oheim herrühren. Bei jedem Schritt, den er in ſeiner Erzählung vorwärts thut, fällt ihm ſo eine Betrachtung bei; dieſe führt ihn auf eine andre, und nun folgen ganze Seiten voll Sentenzen und witziger Einfälle auf einander. — Dieſe Hauptform werden Sie ohne Zweifel zu einfach finden; — wo nicht gar etwas lahm. Der Verfaſſer verſucht dafür ſchadlos zu halten, indem er ſeinem erzählenden Helden eine Reihe romanhafter Begebenheiten zuſtoßen läßt, die wieder das Intereſſe der Betrachtungen ſchmälern. Kurz: es peinigt, die Geſchichte jeden Augenblick über verwickelte Maximenſchnüre ſtolpern zu ſehn, und dann verdrießt es einen wieder, daß das ſchimmernde Gewebe dieſer leztern durch den Gang der Begebenheiten zerriſſen wird. — Was den dritten Fehler betrift, den kann ich Ihnen am beſten beweiſen, wenn ich Ihnen ein Paar der verbindenden Lückenbüſſer abſchreibe. „Die Thüre des Lebens iſt in den Händen des Zufalls.“ Was ſagt das? Nichts, oder die unfruchtbare Alltäglichkeit: Wir wählen nicht unſre Eltern. —“ Die Liebe, welche überhaupt den Krönungsapparat der Weiber in Verwahrung hat, faßte den alten Komthur, und ſteckte ihn in ihren Schnappſack.“ Welche gemeine Precioſität. — „Charakter heiſcht Vollendung, wie ſie auch ſey; nur vollendete Nichtvollendung iſt hülfloſe Charakterloſigkeit.“ Was iſt das? Oder das: „Ein Weib und ein Plan verhalten ſich zuſammen, wie ein Dichter und ein Hexameter.“ Eben ſo gut könnte man auch ſagen, wie ein Schuſter und ein Schuh, ein Schneider und ein Kleid u. ſ. w.

Das heißt viel, viel tadeln. Dafür erwart' ich aber auch den volleſten Glauben von Ihnen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich faſt kein Werk, ſelbſt keines unſerer größeſten Schriftſteller kenne, das ſo reich an kühnen, glänzenden, großen und wahren Gedanken iſt, als dieſes. Es iſt eine Moſaik, die im Ganzen eben kein gelungenes Gemälde darſtellt, (einzelne Figuren, zum Beiſpiel die Schilderung des Oheims und die des Großoheims, ſind vortrefflich,) und in welchem hier und da einzelne Stellen des Gypsgrundes durchblikken, das aber aus echten Steinen von hohem Werth zuſammengeſetzt wurde. — Von den ſchönen Gedanken ſchreib ich Ihnen keinen ab. Schlagen Sie das Buch auf, wo Sie wollen: auf jeder Seite wird Ihnen wenigſtens Einer entgegen blitzen.

Komiſche und humoriſtiſche Dichtungen. Mit fünf (ſchönen) Kupfertafeln.

Ein ſehr bekannter Dichter, den Deutſchland ſeit ziemlich langer Zeit ſchon ſchätzt, hat ſein ſchriftſtelleriſches Portefeuille aufgethan, und dem Publikum den intereſſanten Inhalt deſſelben mitgetheilt. Man findet hier Sachen von ſo mannigfaltiger Art, als einem Manne von Geiſt, Witz, und poetiſchem Talent, in einer Reihe von Jahren durch den Kopf gehen könnten: nur iſt es ſehr zu bedauren, daß ſo manche derſelben unvollendet blieben, weil ſie vielleicht, kaum begonnen, ſchon wieder aufhöreten, für den Verfaſſer anziehend zu ſeyn. Ich kann mich nicht enthalten, in dieſer Rückſicht jungen Dichtern einen Rath zu ertheilen, der wenigſtens wohlgemeint iſt. Grade diejenigen Ideen, die anfangs am lebhafteſten die Seele bewegten, pflegen, wenn man nun zu der Ausführung kommt, am leichteſten gleichgültig zu werden: — wie die Erfüllung einer ſehr ſehnlichen Hoffnung, welche die Phantaſie mit zu großer Anſpannung beſchäftigte, in der Regel nicht Genüge thut. Wenn man dahin gekommen iſt, ſeine Ideen nun dem Blatte anzuvertrauen, ſo iſt einem oft zu Muthe, als wenn aus einer Liebesintrigue, die durch ihre Heimlichkeit entzückte, eine öffentliche Hochzeit werden ſoll. Aber, hat der geliebte Gegenſtand wirklich Werth: warum ſollte nicht auf ſie eine glückliche Ehe folgen? — Man muß ſich durch die augenblickliche Erkältung für den gewählten Stoff, nicht abſchrecken laſſen; muß ſich, wenn es nöthig ſeyn ſollte, zum Fortarbeiten zwingen. Dann kehrt das Intereſſe oft doppelt lebhaft zurück, und was die Spuren der kälteren Stimmung trägt, ſchafſe die Feile fort. Der Verfaſſer dieſer Dichtungen hat dieſe Regel nicht befolgt: daher iſt ſo vieles unbedeutendes Fragment geblieben, was, wenn es vollendet wäre, ſehr groſſen Werth haben würde.

Voran ſteht eine frei verſificirte, ſehr artige, humoriſtiſche Dedikations-Epiſtel an Gleim, bei deſſen Namen Mars und die Grazien gleich freundlich winken: „Wir kennen ihn!“ —

Die erſte Rubrik des Inhalts heißt: „Erzählungen.“ Sie ſind in Lafontainens ſchlüpfriger, aber geiſtvoller Manier, mit frei-tändelnder Laune gedichtet, — meiſtentheils aber ſchon bekannte Gegenſtände. Sie laſſen bedauren, daß der Verfaſſer ſich nicht dieſer Dichtungsart mit mehr Fleiß gewidmet hat.

Der Dichter hat ferner eine Ueberſetzung von Voltairens Pücelle, von Friedrich des Einzigen, „Palladium“, und zwei eigne Heldengedichte, die Schnalle „und“ die abgedankte „Perücke“, — angefangen: Jede dieſer Arbeiten, vorzüglich aber die erſte, wäre gewiß trefflich ausgefallen, wenn der Verfaſſer nicht nach dem Anfange ermüdet wäre. Jedes zeigt große, freie Gewandheit des Geiſtes und der Verſification. Alſo neuer Stoff zum Bedauren. Faſt möcht' ich mit dem Verfaſſer zanken, daß er dem Publikum verräth, was er hätte leiſten können, und nicht leiſtete. Das iſt noch ärger, als wenn er Erwartungen erregt, und nicht erfüllt hätte.

Den lezten Platz nehmen vier proſaiſche Dichtungen ein: „Die gelungene Redoute;“ — „Klopſtocks Sieg über einen friſchen Häring;“ — „Alles iſt Spielzeug;“ — „die Großmutter und ihre Kinder, ein Familiengemälde.“ Vorzüglich die zweite und vierte ſind ſehr anziehend gelungen; alle aber beweiſen, daß der Verfaſſer auch als proſaiſcher Schriftſteller ſehr viel hätte geben können, wenn er — Die Stätigkeit iſt eine herrliche Gabe: durch ſie allein werden Talente nützlich; ohne ſie — ſind dieſe — Strauß-Flügel, die nur zum Flattern, nicht zum Fliegen taugen. Doch laſſen Sie Sich durch mein wiederholtes Bedauren nicht vom Leſen des Buches abhalten. Es wird Sie angenehm beſchäftigen. Stellen Sie es in Ihrer Sammlung auf, ſollte es auch nur um der Seltenheit willen ſeyn. Gegen dieſen Einen talentvollen Dichter, von dem man bedauren muß, daß er nicht mehr ſchrieb, und nicht vollendete: wie viele Hunderte hat Deutſchland, bei denen man innig wünſchen möchte, daß ſie nie hätten ſchreiben gelernt, und die jährlich ſo viel vollenden, daß die Höker kaum mit dem Verbrauchen fertig werden können!

Vierter Brief.

Friedrich Julius Lebensjahre und endliche Bildung. Ein Roman für die elegante Welt. Von Julius Werden.

Das Rezenſiren, meine Freundin, wird von Tage zu Tage ein bedenklicheres Geſchäft: denn die höhern Naturen treten gar entſchloſſen auf, ſich geltend zu machen. Dieſer Herr Werden, zum Beyſpiel, verkündet ſeinen Tadlern zum voraus, was ſie von ihm zu erwarten haben. Er erzählt nehmlich, im zweiten Buche ſeines Werkes, eine Allegorie von einem Gärtner, der anfangs einen Gemüſe-Garten (ſoll bedeuten, ein Brodſtudium,) gehabt, aber weil die Hökerweiber (vermuthlich die Examinatoren) gar zu unhöflich geweſen, ihn in einen wunderbar ſchönen Obſt- und Blumengarten, (worunter Herrn Weidens belletriſtiſche Werke zu verſtehen,) verwandelt habe. Da ſeien denn nun von allen Orten eine Menge Leute herzugekommen, (Wirklich? Ich zweifle doch faſt.) dieſen zu beſehen, weil er mit einem herrlichen Paradiesgeruch erfüllt war, (Ich habe nichts gemerkt.) und die Roſen und Nelken nirgend ſonſt ſo duftend, die Erdbeeren und Kirſchen nirgend ſo ſüßſchmeckend geweſen. Es hätten ſich aber auch andre Gärtner, (Rezenſenten;) eingefunden: die wären nun zwar heimlich über die Vortreflichkeit des Gartens in das größte Erſtaunen gerathen, aber laut hätten ſie getadelt. Da ſei der Beſitzer eifrig und zornig hervorgeſprungen, hätte ſie — zwar nicht geſchlagen, aber doch — Buben, neidiſche, hündiſche Menſchen, Lumpengeſindel, Nichtswürdige und Otterngezüchte genannt und zum Garten hinaus gejagt.

Nicht wahr, Sie finden die Naivetät, mit welcher er von der Vortreſſlichkeit ſeiner Werke ſpricht, bewundernswerth? Seinen Muth fürchterlich? Auch mich wandelt ein geheimes Grauen an. Wie leicht könnte mein Urtheil vor ſeine Augen kommen; wie leicht könnte er mich misverſtehen und dann — Ich zittre bei dem bloßen Gedanken! Doch was hilft es! Ich hab' einmal verſprochen, Ihnen von dem Merkwürdigſten unſrer Literatur zu ſprechen, und darf alſo dies Buch nicht übergehn, da es auf Velinpapier gedruckt iſt, und in ſo vieler Rückſicht zu dem Unerhörteſten gerechnet werden muß, das je die Sonne beſchien.

Schon der gleichfalls allegoriſche Prolog, mit dem es eröffnet wird, iſt hoch originell. In gar gräßlichen Stanzen erzählt nehmlich eine Mutter nicht nur, daß ſie zu früh, und mit einem todten Kinde niedergekommen ſey, ſondern beſchreibt auch das Detail dieſes eleganten Vorganges ſo lebhaft, daß wirklich keinem Menſchen von etwas reizbaren Nerven zu rathen iſt, ihre Beſchreibung zu leſen. „Wunderliche Frau, denken Sie wahrſcheinlich, was ſoll uns eure Vertraulichkeit? Laßt den armen Wicht begraben, und damit gut!“ — Was haben Sie vor Begriffe von der mütterlichen Zärtlichkeit einer höhern Natur! Begraben laſſen? Nein! Sie puzt die Leiche ſtattlich auf und ſendet ſie in die elegante Welt, — (Vermuthlich hält ſie dieſe für eine Art von Präparaten-Sammlung: die Vorſtellung iſt ſo unrichtig nicht.) — in der Hoffnung, daß ſie in derſelben eine glänzende Figur machen werde: denn Sie müſſen wiſſen, die unglückliche Frau iſt niemand anders, als — der Verfaſſer ſelbſt, und das todte Kind iſt ſein Buch. Aber kommen Sie nur ja nicht in Verſuchung, ihn dieſer Vergleichung halber für beſcheiden zu halten. Nein, grade ſie verräth ſeine ungeheure Arroganz. Herr Werden hielt ſein Buch für eine todte, unzeitige Geburt: darin irrte er nicht, aber warum ließ er es denn drucken, und noch dazu ſehr ſauber? Nur zwei Fälle ſind möglich. Er glaubte entweder, daß es kein Glück machen würde, dann — mag der Verleger ſeine That benennen: ich glaube, daß er ihr keinen ſehr verbindlichen Namen geben wird, oder, er glaubte, daß es, troz ſeines Todtſeyns, Glück machen würde: welche Vorſtellungen muß er dann von ſeiner Erhabenheit und der Stumpfheit des Publikums haben!

Sollten Sie noch einigen Zweifel haben,

daß Herr Werden ſich wirklich eine erſtaunliche Erhabenheit zutraut, ſo wird Sie eine andre Stelle, mit welcher er ſein zweites Buch anfängt, darüber gewiß machen. Er ſagt daſelbſt: „Wenn die Leſer ſeinen Prolog verſtanden hätten, ſo würden ſie dieſe Fragments ihm und der Zeit zurückgeben; — (daß er dann die Koſten des Ankaufs und die zum Leſen verſchwendete Zeit bezahlen wolle, ſezt er nicht hinzu: ich alſo gebe ihm mein Exemplar nicht zurück, ſondern ſende es, ſo bald dieſe Rezenſion vollendet iſt, zum Höker.) — er ertheilt ihnen den guten Rath, ja vernünftig zu ſeyn oder zu werden: (was die Unvernunft für traurige Folgen hat, braucht er nicht erſt durch mehr Beiſpiele zu belegen.) — weder ihr Lob noch ihr Tadel werde ihn rühren, denn beides ſei ein nichtig Geplärr, nach dem er ſich nicht richten werde; — (Sie werden alſo ſehr gut thun, auch nicht auf ſein Geplärr zu achten.) — Er wiſſe beſſer als ſie, was er ſei, und fühle nur noch zu drückend den Kampf der Materie und Form mit den Organen. (Hat das irgend einen Sinn, ſo kann dieſer kein andrer ſeyn, als daß Herr Werden fühle, er könne noch nicht ſchreiben: warum läßt er denn drucken?). Erſt die ſpätere Welt werde ihn (aber nur) einigermaaßen beurtheilen können.“ — Sie ſehen, ſelbſt auf die Nachwelt hofft er ſein Buch zu bringen. Man muß freilich geſtehn, es iſt ſo unſterblich wie alles, das — gar nicht lebt, aber ich hoffe doch, daß er ſich in ſeiner frohen Erwartung irrt: ſonſt — welche Vorſtellungen würden unſre Enkel von uns bekommen! Ich erröthe bei dem bloßen Gedanken.

Von einem Werke, deſſen Verfaſſer ſolches Zeug darüber zu ſchwatzen vermag, braucht man faſt nicht erſt zu beweiſen, daß es nichts tauge. Zum Ueberfluſſe will ich Ihnen indeß wenigſtens etwas über die Art ſeiner Schlechtigkeit ſagen.

Die Karaktere, die der Verfaſſer aufſtellt, ſind nicht allein alle von der langweiligſten Mattheit und Langweiligkeit, ſondern er hat auch gar nicht mit ſich einig werden können, was er eigentlich aus jedem machen wollte: daher verwandeln ſie ſich von Blatt zu Blatt, und können ſamt und ſonders mit nichts beſſer verglichen werden, als mit einer Arlekins-Jacke. — Am freigebigſten iſt er mit Mignons. Sie wiſſen, daß ſeit Göthens Meiſter eine Menge derſelben im Publikum ſpuken: Herr Werden giebt gleich zwei, einen Italieniſchen Jockey, der die Flöte bläst und ſeinem Herrn Liedlein vorſingt, und ein zehnjähriges Mädchen, das von ihren Pflegeeltern (Italieniſchen Bauren, die einen Engliſchen Garten beſitzen,) entſetzlich geprügelt wird, weil ſie ſich, ſo oft ſie kann, bei Seite ſtiehlt und betet. Um den Mishandlungen zu entgehn, wirft ſie ſich einem Reiſenden in die Arme, der ſie auch ohne Weitläuftigkeiten mit ſich nimt: dafür ſingt ſie ihm, wenn ſie ſich ein wenig betrunken hat, gleichfalls viele Liedlein vor, betet aber auch noch entſetzlich viel. — Der Himmel bewahre uns nur, daß die beiden Mignons einander nicht heirathen: ſonſt liefen wir, nach der Weiſe wie ſich ihr Geſchlecht bis izt in Deutſchland vermehrt hat, Gefahr, eine Generation derſelben entſtehn zu ſehn, vor der man ſich nicht zu laſſen wüßte.

Die Begebenheiten des Romans, ſind,

wo möglich, noch platter und verworrener, als der Karakter der Perſonen, denen ſie widerfahren. Das erſte Buch fängt damit an, daß der Held ſeine Reiſe zur Univerſität reitend antrit, und nachdem der Verfaſſer ſo, wie er meint, nach der Regel eines alten Kunſtrichters, die Leſer mitten in die Begebenheiten hineingeriſſen hat, erzählt er ein Stückchen von der Jugendgeſchichte des Helden, läßt ihn dann auf ein Paar bekannte Frauenzimmer ſtoßen, mit der einen ein zärtliches Tete — a — Tete haben, am andern Morgen aber weiter reiſen. Das zweite Buch beginnt die Jugendgeſchichte von neuem, geht auf die ſeiner Eltern über und kommt dann auf die Reiſeabentheuer eines ganz Fremden, in Italien. Das folgende Buch ſpricht wahrſcheinlich von den Großeltern, oder vom Nebucad-Nezar, oder vom Mann im Monde. Vermuthlich hält Herr Werden das für humoriſtiſch.

Was die Art des Vortrages betrift, ſo erklärt ſie vollkommen, was der Verfaſſer unter dem innern Kampfe der Form und der Materie mit ſeinen Organen, ſagte. Es herrſcht überall die denkbarſte Verwirrung der Gedanken und Bilder. Ich will mich begnügen, Ihnen den erſten Perioden ſeines Buches halb abzuſchreiben.

„Es war die Zeit des Herbſtes; die Sonne hatte ihre Strahlen heute noch einmal in ſich geſammelt und ſtreute ſie nun verſchwenderiſch über die Erde hin; die Wieſen flogen dunkelgrün, wie fliegende Taftſtreifen, durch die gelben Stoppelfelder und durch das Brachland; die Thiere waren überaus fröhlich und munter, u. ſ. w.

So malt der Verfaſſer; nun hören Sie ihn auch Betrachtungen anſtellen. „Es müßte nicht gut ſeyn, ſagt er irgendwo, daß die Künſte und Wiſſenſchaften der Hände (!!!) ſich nicht eben ſo gut in einen herrlichen Kunſtzyklus bringen laſſen ſollten, als die des Geiſtes: ich kann mir z. B. ſelbſt einen recht vollkommenen Friſeur denken.“ Welche Geiſteskraft!

Mit Proben ſeiner undeutſchen Schreibart und ſeiner gräßlichen Poeſie, will ich Sie verſchonen.

Nach allen innern Anzeigen zu ſchließen, iſt Herr Werden irgend ein junger Student, der es bemerkte, wie viel leichter es ſey, eine höhere Natur, als ein geſchickter Arzt oder Rechtsgelehrter zu werden, daher plötzlich ſein Studium bei Seite warf, und, um des Lernens überhoben zu ſeyn, zu lehren begann. Nun, ich wünſche, daß er bald von der Vorſtellung eines vollkommnen Friſeurs, zu der eines vernünftigen Schriftſtellers gelangen, und es werden möge.

Fünfter Brief.

Iris, ein Taſchenbuch für 1803. von J. G. Jacobi.

Dies kleine Büchelchen, meine theure Freundin, ſezt mich in eine Verlegenheit ganz eigner Art. Es enthält des Schönen und Trefflichen ſo viel, daß ich mich faſt ſcheue davon zu ſprechen. Ich laufe Gefahr, um ganz gerecht zu ſeyn und nichts Ausgezeichnetes zu übergehn, ſo lange und ſo viel zu reden, daß Sie ungeduldig werden und mein Blatt bei Seite werfen. Doch thun Sie das nur, und greifen Sie dafür zu dem Buche ſelbſt. Sie werden finden, daß es ſeinen Namen mit Recht führt, daß es in der That ein mit hundert lieblichen Farben ſpielendes Stralengewebe iſt, an deſſen Genuß man ſich nicht ſättigen kann.

Die ſchönſten Beiträge, ſind die des Herausgebers ſelbſt, und unter dieſen ſcheinen mir ſeine proſaiſchen noch den Vorzug vor den poetiſchen zu haben. Doch dieſe Unterſcheidung iſt nicht richtig: vor den verſificirten, muß ich ſagen, denn auch jene ſind ſanfte, zarte, liebliche Poeſie. „Der erſte Schattenriß," die „Strohkranzrede," die an das Fräulein von * * adreſſirte Beſchreibung der Griechiſchen Hochzeitfeier und Geſchichte ihrer Entſtehung, die Unterſuchung über „die Grazien", und der Dialog Glycere, der die berühmte Kränzewinderin in der Situation zeigt, in welcher ihr Geliebter durch ihr Bild den öffentlichen Preis davon trägt, gehören zu den ſchönſten proſaiſchen Aufſätzen, welche unſre Sprache beſizt, und ſind von warmen Dichtergefühl durchathmet. Sie werden ſie oft leſen, wenn Sie es einmal thaten. — Aeußerſt ſchätzbar iſt die Gefälligkeit, die der Verfaſſer für zwei junge talentvolle Dichter hat, ein Paar anziehende Gedichte, die ſie ihm einſandten, mit beurtheilenden Anmerkungen zu begleiten. Von wem könnten ſie beſſer lernen, als von jenem Geweihten der Grazien, der zugleich ein Prieſter Minervens iſt? — Und was er ihnen gewährte, iſt eine wichtige Gabe für jeden jungen Dichter und — für viele Kunſtrichter.

Aus Gotters Nachlaß ſind vier Gedichte eingerückt, die ganz jenes liebenswürdigfrohen Sängers würdig ſind, der die Pfeile ſeines Witzes mit den Blumen der Poeſie befiederte, — dichtete, um reizender geiſtreich zu ſprechen.

Matthiſſon hat einen intereſſanten Beſuch auf den Borromäiſchen Inſeln gegeben und eine Heldenſkolie, in welcher ſie den Dichter wiederfinden werden, der ſie durch ſeinen Elfenreigen ſo entzückte. Ein ſchönes Gegenſtück zu dem erſten Beitrage, iſt ein Schreiben von Heinſe, dem Verfaſſer des Ardinghello, das er auf der Spitze des St. Gotthards an Gleim ſchrieb. Doch da bin ich ja ſchon auf dem Wege zu thun, was ich vermeiden wollte, ausführlich über einen Gegenſtand zu ſprechen, von dem ich, wenn ich mich gehen ließe, ſchwerlich ſo bald endigen würde. Welche Lobeserhebung, die ich ertheilte, vermögte die bloße

Anzeige auſzuwiegen: von den Beiträgen, die Matthiſon, Salis, Pfeffel, Baggeſen, Friedrike Brun, Haug, Klamer Schmidt, Burl, der ſinnreiche Dichter, den Sie aus dem vorjährigen Taſchenbuche mit der Unterſchrift R. kennen lernten, und mehrere andere, welche die Nachbarſchaft der Genannten nicht ſcheuen dürfen, von ihrem Beſten lieferten, — ſtellte Jacobi dieſe Sammlung auf.

Um gewiß zu ſeyn, daß dieſer Brief etwas Intereſſantes enthalte, will ich Ihnen ein Gedicht abſchreiben. Müßte ich nicht befürchten, daß ſie für die Beſtimmung dieſer Blätter zu viel Raum einnähme, ſo ſezte ich Ihnen die Krone der poetiſchen Sammlung, eine Romanze des Herausgebers her, die der Sperling überſchrieben iſt, oder Klamer Schmidts „Griechiſche Volksſage, Agathon“, die ſehr gelungen iſt, und vorzüglich durch die ſichtbare Beziehung auf das Geſchick des ehrwürdigen Dichters Gleim, rührend wird. So aber mag es mit einer etwas kalten, aber zarten Allegorie des Dichters R. genug ſeyn.

Die Alpen.

Alpengebirge des hohen Geſchicks umſtarren das Leben,
Nach der Verheiſſung Land banget vergebens der Blick!
Helden wohl klimmen hinan zu des Ruhms unfruchtbaren Gletſchern,
Tiefer im blühenden Thal weilt der genügſame Hirt,
Singet hinauf zu den Höh'n, und prophetiſch hallen die Felſen
Ihm auch den leiſeren Laut ewiger Hoffnung zurück.

Das Büchelchen iſt ſeinem Werthe entſprechend, ſehr ſchön gedruckt, und mit Kupfern, die Lips zeichnete und ſtach, verſehen.

Sechſter Brief.

Reinike Fuchs, von D. W. Soltau.

Ja, ja, meine Freundin, freuen Sie Sich nur! Der alte liebe Bekannte aus den Kinderjahren her, iſt auch verjüngt worden, und zu neuen Ehren gekommen. Endlich einmal erſcheint dieſes ſinnvolle Spiel, dieſe Tändelei, voll verſteckten, aber weiſen Ernſtes, in einer Geſtalt, die ſowohl dem feineren Geſchmack der Gegenwart, als ſeinem Charakter angemeſſen iſt.

Ich will Sie nicht mit der Erzählung behelligen, daß dieſer Thierroman ſchon im 13ten und vierzehnten Jahrhundert in Frankreich und England eine Lieblingsunterhaltung des Volkes geweſen zu ſeyn ſcheint, daß man eine ſehr naive Holländiſche Ueberſetzung, und eine eben ſo treffliche in deutſchen

deutſchen Knittelverſen aus dem funfzehnten Jahrhundert, von ihm hat; daß dieſe leztere durch eine Menge naiver, auf Deutſchland anſpielender Scherze, das Werk gewiſſermaaßen bei uns nationaliſirt; daß man übrigens den Verfaſſer des Originals gar nicht kennt, und ſelbſt wegen des deutſchen Ueberſetzers höchſt ungewiß iſt. Statt deſſen will ich Ihnen etwas über den Charakter und Werth dieſes Buches ſagen, und dann zu ſeinem neueſten Schickſale übergehn.

Sie werden Sich erinnern, daß es von den Thieren ſpricht, als wenn ſie in gewiſſen bürgerlichen Verbindungen ſtänden, daß es den Fuchs eine Menge Bubenſtücke begehn, aber durch Heuchelei, Lügen und Argliſt der Strafe derſelben entgehn, und endlich über alle ſeine Feinde ſiegen läßt. Mit jener ſchwerfälligen Weisheit, die ſo ganz beweiſt, daß unſre Geiſtescultur von der Gelehrſamkeit ausgegangen iſt, anſtatt daß die Gelehrſamkeit eigentlich die Frucht der Cultur ſeyn ſollte, -- (denn heißt gelehrt ſeyn, etwas anders, als die Cultur der Vorzeit und ihre Erzeugniſſe genau kennen?) — hat man dieſes Werk als ein ernſtes Lehrgedicht betrachtet, als eine ſtrafende Schilderung des Weltlaufes. Ich geſteh' Ihnen, daß mir dieſe Anſicht äußerſt misfällt, obgleich ich nicht läugnen will, daß die Beſchaffenheit des Werkes ſie veranlaſſen mußte. Nimmt man ſie an, ſchreibt man dem Reinke Fuchs moraliſche Zwecke zu, ſo wird ſeine ganze Naivetät — zur Grimaſſe; die äußerſt anziehende Dichtung wird zum langweiligen Geſchwätze, wird ſogar äußerſt fehlerhaft und ſchlecht.

Nimt man ſie an, ſo entſteht natürlich zuerſt die Frage: welches iſt die Lehre des ganzen Werks? Sie kann keine andre ſeyn, als die Bemerkung: „daß Argliſt, welche die Schwächen Andrer zu benutzen verſteht, Rechtſchaffenheit, Muth und Klugheit beſiegt!" Und um dieſer Trivialität willen, die eine Fabel von zehn Zeilen hinreichend und beſſer gelehrt hätte, ſollte ein ſo geiſtvoller Mann, als der Verfaſſer offenbar geweſen iſt, drei lange Bücher geſchrieben haben? Gewiß nicht! So wahr er Witz und Geiſt beſaß: gewiß nicht! — „Aber, könnte man antworten, das Werk iſt ein großes Gewebe von Fabeln: jede derſelben hat eine andre Lehre zum Zweck. „Das läugne ich gradezu. Freilich ſind eine Menge ſogenannter äſopiſcher Fabeln eingemiſcht, aber dieſe werden nur beiläufig erzählt, z. B. wo der Fuchs die erdichteten Schätze beſchreibt, die er dem Löwen geſandt habe; aber ſeine eigenen Abentheuer ſind von der Art, daß man nur aus den wenigſten eine Lehre heraus deuteln kann, und wo es angeht, iſt ſie faſt immer ſehr lahm und ſeicht. Wenn der Fuchs die Henne Kratzfuß todt beißt, dem Hunde Wackerlos ſeine Wurſt frißt, den Wolf bewegt, ſeinen Schwanz ins gefrierende Waſſer zu hängen, mit der Wölfin Unzucht treibt, den Kater bewegt in eine Schlinge zu ſpringen, der Pfarrer vom Kater verwundet wird: ich möchte wohl wiſſen, was man für wichtige Lehre daraus ziehen könne. Man verſuche es nur, und man wird bald der Mühe überdrüßig werden, ſich wohl gar der Beute, die man erlangte, ſchämen. „Man ſoll dem Liſtigen nicht trauen;" man ſoll vorſichtig ſeyn; man ſoll ſich von der Gierigkeit nicht blenden laſſen" u. ſ. w. Die herrlichen Diſtiche! Die braucht man erſt aus einem langen Gedichte zu lernen? Noch dazu, können ſie nur auf eine ſehr gezwungene Weiſe aus demſelben gefolgert werden. —

„Aber was wollte der Verfaſſer denn mit ſeinem Werke? Was? Was man mit jedem witzigen Schwanke will: ſich und andre beluſtigen. Ich ſtelle mir ihn als einen frohen, ſatiriſchen Mann vor, der einſt die Bemerkung machte, wie viel Aehnlichkeit zwiſchen dem Charakter gewiſſer Thiere, und gewiſſer Menſchen herrſche; der, bloß zu ſeinem Vergnügen, die Parallele fortſezte und nur durch die Drolligkeiten, zu denen ſie führte, bewogen wurde, einen ganzen Thierroman zu ſchreiben, in welchem die Thiere in menſchlichen Verhältniſſen, menſchliche Sprache führen und die Gebräuche der Menſchen beobachten. Es mußte daraus nothwendig eine Reihe komiſcher Schilderungen und eine bald tändelnde, bald beißende Perſiflage entſtehen, die er ſo weit trieb, als es möglich war, unbekümmert, ob die Grundgelehrten der Nachwelt überall eine Antwort auf die Schulfrage finden würden; „Was ſoll man daraus lernen?“ Doch der Baum, den er um des Schattens und der Blüthe willen gepflanzt, trug von ſelbſt Früchte, die er nicht beabſichtigte. Er hatte den Thieren die Sitten der Menſchen gegeben, die ihm am nächſten waren, ſeiner Zeitgenoſſen: ſein Buch wurde ein äußerſt lebendiges Sittengemählde, das der Nachwelt wichtig ſeyn mußte. Er hatte ſie die Schickſale haben laſſen, die ihrem Charakter entſprachen: — „Ja, ſo geht's in der Welt!“ — riefen die fabulirenden Moraliſten und erhoben den neckenden, ſchäkernden Reineke zu der Würde eines ernſten Predigers der Moral, ohne zu beachten, daß er eine große Menge von Dingen ſagt, die nicht die geringſte moraliſche Beziehung haben.

Freilich ſeh' ich ſchon im Geiſt, bei dieſer Stelle manchen gekrümmten Zeigefinger an eine gerümpfte Naſe wandern: aber ich werde mir meine Anſicht nicht nehmen laſſen; das Buch iſt mir zu lieb. Gilt ſie, ſo iſt es ein genialiſcher, witziger Scherz. Erweiſt man eine ſchwerfällige, moraliſirende Abſicht, ſo iſt es eine ſtumpfe, mattherzige, an tauſend Orten ſchiefe Predigt. — Mir wenigſtens hätte man es auf immer verleidet. Lernen kann ich nichts aus ihm, was nicht unzählige andre Bücher treffender und beſſer lehren; aber geiſtreicher beluſtigende Werke giebt es ſehr wenige.

Glauben Sie übrigens ja nicht, meine Freundin, daß ich die erklärenden Weiſen da eines unerhörten Misgriffes beſchuldigt habe. Nein, es iſt ein ganz allgemeiner Hang der Menſchen, aus allem alles machen zu wollen. Sie möchten gern, daß jedes Ding in ſeiner Art, dem Czirknitzer See gliche, in welchem man nicht nur fiſcht, ſondern auch jagt und ärndtet; — und verlangen durchaus von dem Strauche, der ihnen Roſen trug, auch Aepfel zu brechen; — ja, nicht ſelten hauen ſie, im bürgerlichen Leben, einen Mandelbaum nieder, weil er nicht auch zugleich Vogelbeeren trägt. — Wiſſen Sie wohl, daß es eine Zeit gab, da man im Homer nicht nur jede moraliſche Lehre, ſondern die Grundſätze aller Wiſſenſchaften fand? daß die Türken alles menſchliche Wiſſen und Können aus dem Koran erlernen wollen? daß bei uns die Alchymiſten die Anweiſung zu ihrer hohen Kunſt in der Bibel entdecken? — Doch halt! Da bin ich im Räſonniren auf ein Thema gekommen, das mich ſo oft und ſo anhaltend beluſtigt hat: ich muß in der That fürchten, daß es mich zu weit führe. Lieber breche ich kurz ab und gehe zu den neueſten Schickſalen unſers Reinecke über. Dem trefflichen Buche widerfuhr vor einigen Jahren ein Unglück, durch welches es dem Publikum leicht auf lange Zeit hätte entfremdet werden können, — vielleicht auf immer, wenn Herr Soltau nicht eben glücklicher Weiſe ins Mittel getreten wäre.

Der Reiz, der ganze Werth dieſes Werkes, der es ſo viele Jahrhunderte hindurch erhalten hat, das Leben deſſelben liegt in der Naivetät, mit welcher ſeine Abentheuer erſonnen und — erzählt worden ſind. Aendert man den Ton des Vortrages, ſo werden ſeine Begebenheiten um die Hälfte ihres Werthes herabgeſezt, — wird das Ganze ein ziemlich langweiliges Gemiſch von flach erſonnenen Unwahrſcheinlichkeiten. Gleichwohl hatte ein Deutſcher Dichter den ſonderbaren Einfall, es aus ſeinen alten plattdeutſchen Knittelreimen in — hochdeutſche Hexameter zu überſetzen, von denen man zwar geſtehen muß, daß ſie ſehr ſchlecht ſind, die aber auch ſo genug von ihrem pomphaften Charakter übrig behielten, um die drollige Geſchichte vom ſchlauen Fuchs, zu dem charakterloſeſten Dinge von der Welt zu machen. — „Nun, er wurde doch nach Würden ausgelacht?“ — Nichts weniger, meine Freundin! Der Mann, der dieſen faſt lächerlichen Fehlgrif that, war — Göthe. Einmal im Zuge im Staube vor ihm zu knieen, und alles, was er machte, wenn auch nicht gradezu für göttlich, doch für unübertrefflich von Menſchen, zu erklären, nannte man ſeine Verfälſchung eine herrliche Paraphraſe, ein Meiſterſtück von Bearbeitung, ich weiß ſelbſt nicht mehr, wie! Dasjenige Publikum, das das alte Werk nicht kannte, und dies neue nicht genießbar fand, glaubte, jenes hätte ſeinen hohen Ruf unverdienter Weiſe beſeſſen, und Göthe hätte wenigſtens ſo viel aus ihm gemacht, als möglich wäre. Man wußte ihm Dank dafür, eine ſo wenig belohnende Arbeit unternommen zu haben, und machte ganz in der Stille das halbgeleſene Buch zu, — doch ohne es deshalb weniger enthuſiaſtiſch zu preiſen, ſo oft ſich eine Gelegenheit darbot.

Was Göthen zu dieſem Fehlgrif verleitet haben mag, war wohl wahrſcheinlicher Weiſe die Idee, daß der komiſche Inhalt, wenn er mit einem feierlichen Vortrage contraſtirt würde, doppelt intereſſiren müßte. Aber er überſah dabei, daß ſeine Idee ſchon im Originale ausgeführt, daß in dieſem ſchon der Contraſt zwiſchen Sinn und Form aufgeſtellt wäre: denn was die Thiere auf eine ſo drollige Weiſe thun, und was noch drolliger von ihnen erzählt wird, ſind die ernſteſten Dinge von der Welt. Dieſer Contraſt wurde vernichtet, ſo bald man einen feierlichen Ton anſtimmte, und das Ganze wurde — fad. Da man aber einmal die Idee hatte, daß Göthe nicht anders könne, als immer das Höchſte leiſten, ſank das Anſehn des alten trefflichen Werks, weil — die Nachbildung nichts taugte.

Doppelt ſo verdienſtlich, als es ſonſt geweſen wäre, iſt daher Herrn Soltau's Unternehmen, dem alten, nie zu vergeſſenden Gedicht ſeinen urſprünglichen Schmuck wieder zu geben. Er überſetzte die alt- und platt-deutſchen Knittelverſe in hochdeutſche, und ſein Verſuch gelang ihm vortreflich. Sein Reinecke Fuchs ſteht an Naivetät grade nur ſo tief unter dem alten des Heinrich von Alkmer, als das Hochdeutſche ſelbſt darin unter dem Plattdeutſchen ſteht. Ich kann Ihnen nicht beſſer das Geſagte beweiſen, als wenn ich Ihnen ein Fragment aus allen drei Werken herſetze.

Das Gedicht hebt damit an, daß König Nobel, der Löwe, eine große Hofhaltung ausrufen läßt. Alle Thiere finden ſich dazu ein, ausgenommen Reinecke, der ſich wegen ſeiner Miſſethaten fürchtet. Von allen Seiten erheben ſich große Klagen gegen ihn. Unter andern kam

Hane Henniuk mit ſynem Geſlecht
In des Koninges Hofe ſnelle gevaren,
Und brachte up einer doden baren
Eine dode Henne, de hete Kraſſevot,
De Reinke hadde gebeten dodt.
Hals vnd Hövet hedde er aff gebeten,
Dit moſte nu de Könink ok weten.

De Hane quam vor den Köninck ſtan,
Und ſach eme ſehr bedrövet an.

He hadde by ſick twe Hanen groth,
De bedröwet weren umme deſſen dodt.
De eine was geheten Kreyant,
De beſte Hane den men vandt
Twiſchen Holland und Frankrik;
De ander was em ganz ſehr gelick,
Und hete Cantert, ſehr köne und upricht,
De drögen itzlick eyn barnende Licht.
Der Hennen bröder weren deſſen twe,
Se repen beyde, o wach und o whe!
Umme Kraſſevotes erer ſüſter dodt
Dreven ſe ruwe und dröffniſſe grodt.
Noch weren dar twe andre, de drögen de
Baren,
Man möchte ere Dröffniſſe verne hören.

Hane Hennink vor den Köninck gink,
Und ſprack: gnedige Here der Köninck,
Höret myne wordt doch in gnaden,
Und erbarmet juw des groten ſchaden,
Den my Reinke hefft gedan,
Und mynen Kindern, de hyr ſtan.
Wente do de Winter vorgangen was,
Und men ſach loeff, blömen und Gras
Schöne bloyen und ſtan gröne,
Do was ick ſo frölick und köne,
Umme myne ſchone ſlechte gemeine,
Wente ick hadde junger ſöne Teine
Und ſchoner Döchter twe mal Söven,
Och den luſtede ſo wol do leven,
De all myn wyff, dat ſlote Hon,

Wort brachte in einem Sommer ſchon.
Se weren ſtark und wol tho frede,
Und gingen umme ſökinge up einer ſtede,
De was bemüret, der Mönneke hoff,
Darin Sös hunde ſtark und groff
Bewarden myne Kinder und hadden ſe
leeff:
Dot hatede Reinke de quade deeff. u. ſ. w.

Ich breche ab, weil ich mich erinnere, daß Sie Mühe haben werden, das Plattdeutſche nur einigermaaßen zu verſtehn, und weil das Angeführte hinreicht, Ihnen den Ton deſſelben zu zeigen. Hier haben Sie zuerſt Soltaus Ueberſetzung dieſer naiven Erzählung.

Wie kaum die Worte geſprochen waren,
kam ſtracks Hahn Henning angefahren
mit ſeiner Weiber und Kinder Schaar,
die brachten eine Todtenbahr.
worauf ein Hühnchen ſich befand
Kratzfuß die Emſige genannt!
die hatte Reinke todt gebiſſen,
das ſollte nun der König wiſſen.

Hahn Henning trat zum König hin
und blickte rechte betrübt auf ihn.
Zwei Hähne ſtanden ihm zur Seite
und gaben ihm das Trauergeleite;
der eine nannte ſich Kreyant.

der beſte Haushahn, den man fand
von Holland bis nach Öſterreich,
der andre war ihm völlig gleich,
Canter der Wackere genennt.
Sie trugen Fackeln in der Hand
und ſangen als zwei gute Brüder
um Kratzfuß laute Trauerlieder,
und klagten beide ihre Noth
um ihrer guten Schweſter Tod.

Zwei andre folgten mit der Bahr;
ihr Jammer weit zu hören war.

Zum König trat der tapfre Hahn
und hob alſo zu reden an:
„Erhört, geſtrenger Herr, mich Armen
und habt mit meiner Noth Erbarmen,
die Reineke, der Böſewicht,
mir und den Meinen zugefügt:
Kaum war der Winter jüngſt vergangen,
und man ſah Wald und Wieſe prangen
und Kraut und Blumen lieblich blühn,
da war ich froh in meinem Sinn,
mein junges Volk um mich zu ſehn;
denn ich hatt' flinker Söhne zehn,
und vierzehn Töchter an der Zahl,
munter und lebhaft allzumal,
die mir mein gutes Weib erzogen
in einem Sommer. Fröhlich flogen
und hüpften ſie um mich herum
im Kloſterhof, der war ringsum

mit hohen Mauren wohl vermacht,
und von ſechs ſtarken Hunden bewacht,
die hatten meine Kinder lieb.
Es ärgerte den böſen Dieb ꝛc.

Haben Sie das Altdeutſche etwas aufmerkſam durchgeleſen, ſo werden Sie in dieſer Ueberſetzung freilich ein Paar Ausdrücke weniger naiv finden, (ſo iſt z. B. das „mein gutes Weib“, lange nicht ſo artig, wie das „min wyff, dat kloge Hen;) aber doch den Ton des Ganzen ſehr glücklich nachgebildet. Wollen Sie die Erzählung aber auf Stelzen ſchreiten ſehn, ſo leſen Sie folgende Ueberſetzung von Göthe:

Als nun Grimbart geendigt, erſchien zu großem Erſtaunen
Henning, der Hahn, mit ſeinem Geſchlecht. Auf trauriger Baare
Ohne Hals und Kopf ward eine Henne getragen,
Kratzefuß war es, die beſte der eierlegenden Hennen.
Ach, es floß ihr Blut und Reineke hatt' es vergoſſen!

Jetzo ſollt es der König erfahren. Als Henning, der wackre,
Vor dem König erſchien, mit höchſtbetrübter Geberde
Kamen mit ihm zwei Hähne, die gleichfalls trauerten, Krevant
Hieß der eine, kein beſſerer Hahn war irgend zu finden
Zwiſchen Holland und Frankreich; der andere durft ihm zur Seite
Stehen, Kantart genannt, ein ſtarker kühner Geſelle,
Beide trugen ein brennendes Licht; ſie waren die Brüder
Der ermordeten Frau. Sie riefen über den Mörder
Ach und Weh! Es trugen die Bahre zwei jüngere Hähne,
Und man konnte von fern die Jammerklage vernehmen.
Henning ſprach: Wir klagen den unerſetzlichen Schaden,
Gnädigſter Herr und König! Erbarmt euch, wie ich verlezt bin,
Meine Kinder und ich. Hier ſeht ihr Reineckens Werke!

Doch mir reißt die Geduld! Auch reicht ja das Angeführte hin, „Göthens Werk“ zu zeigen, — zu zeigen, daß er Reineken that, wie dieſer der Heyne.

Leben Sie wohl.

Inhalt.

Erſter Brief. Was wir bringen, ein Vorſpiel von Göthe. 6

Zweyter Brief. Die Ignoranten, ein komiſcher Roman, vom Verfaſſer des Weibes wie es iſt. 2 Bde. 16

Scherzhafte Bagatellen von Fr. Laun. 20

Dritter Brief. Das goldne Kalb, eine Biographie. 1ſter und zweyter Band. 22

Komiſche und humoriſtiſche Dichtungen. 28

Vierter Brief. Friedrich Julius Lebensjahre und endliche Bildung. — Von Julius Werden. 33

Fünfter Brief. Iris ein Taſchenbuch für 1803. Von J. G. Jacobi. 43

Sechster Brief. Reineke Fuchs, von D. W. Soltau. 48

Der Preis des Jahrganges dieſer Briefe iſt drey Thaler 12 Gr. Preußiſch Courant.

O.germ.
929

Briefe
an ein Frauenzimmer
über
die wichtigſten Produkte
der
ſchönen Literatur,

herausgegeben
von
G. Merkel.

Partheilos, aber kühn!
Kühn, aber beſonnen!

Sechs und zwanzigſtes Heft,
oder
des dritten Jahrganges zweytes Stück.

Leipzig, 1803.
im Bureau der einheimiſchen und auswärtigen
Literatur.

Aufgeſchnittene oder beſchmutzte Exemplare werden in keinem Falle zurückgenommen; auch kann der Jahrgan
nicht getrennt werden.

Siebenter Brief.

Literariſcher Nachlaß von Fr. W. Gotter. Mit des Verfaſſers Biographie und Bildniſſe.

Auch unter dem Titel:

Gedichte von Fr. W. Gotter, 3ter Band.

Immer nehme ich den Nachlaß eines Schriftſtellers, der mir werth iſt, mit lebhafter Beſorgniß in die Hand. Wie ſchonungslos gehn in der Regel die Ueberlebenden mit dem Ruhme des Verſtorbenen um! Wie gierig ſuchen ſie ihn in Gold auszuprägen, ſollte er auch darüber die Hälfte ſeines Glanzes verlieren! Alles, was der Verfaſſer hinwarf aufs Papier, ſollte es auch nur ein Spiel ſeyn, das bloß deshalb noch exiſtirt, weil er es zu vernichten vergaß; ſollten es Gedanken ſeyn, die er ſelbſt ſeinen innigſten Freunden verbarg; Briefe über Angelegenheiten, die man nie einem Dritten vertraut, — oder gar die Frucht einer augenblicklichen Geiſtes-Verſtimmung: — alles, alles pflegt man dem Publikum vorzuſchütten. Einem Lebenden aus Neugier ins Fenſter oder durchs Schlüſſelloch zu gucken, wird als eine platte Gemeinheit betrachtet; die Vertraulichkeiten eines Freundes weiter zu erzählen, als eine niedrige Klätſcherei: aber gegen Geſtorbene ſcheint man gar keine Pflichten mehr zu kennen. Doch nein, Anekdoten oder Aeußerungen von einem unberühmten Verwandten, die zweideutige Auslegungen leiden könnten, unterdrückt man, und ſchwerlich hat ein Vater ſeinen Kindern jemals alles erzählt, was er von ihrem verſtorbenen Großvater ſah oder weiß: aber berühmte Männer verfolgt man ſchonungslos bis über das Grab hinaus durch die läſtige Neugier, die ihnen im Leben ſo manchen Tag verdarb. Und warum? Sind die Neſſel oder das Gänſeblümchen, die verſtohlen in einem königlichen Garten aufſchießen, mehr oder weniger Neſſel und Gänſeblümchen, als die auf der offnen Wieſe ſtehn? „Aber ſo mancher Charakterzug von pſychologiſcher Wichtigkeit würde verloren gehn. —“ Gut, da hat man den Maaßſtab dazu, was dem Publikum mitgetheilt werden kann, ohne daß der Mittheilende in gemeine Klätſcherei geräth. Man unterſuche, ob dasjenige, was man erzählen oder abdrucken will, intereſſant oder wichtig wäre, auch wenn man nicht den Namen desjenigen wüßte, den es betrifft: und wenn das nicht der Fall iſt, — wenn es bloß dadurch anziehend wird, daß dieſer oder jener Berühmte es that, ſagte oder ſchrieb, ſo kann man gewiß ſeyn, daß man ihn geringſchätziger Neugier aufopfert, — ihn mit gemeinem Sinn der Gemeinheit preis giebt.

Verzeihen Sie mir dieſen Eifer, meine Freundin! Am unrechten Ort iſt er gewiß nicht, da man mit den literariſchen Nachläſſen ſo viel Unfug übt. Hat man doch die Frechheit ſo weit getrieben, Liebesbriefe von Engel anzukündigen. Er hat keine geſchrieben: man wird ſie fabriciren müſſen, und ich kenne nichts Herabwürdigenderes, als wenn ein Menſch, der einer ſolchen Handlung fähig iſt, dem Verſtorbenen ſeine Phyſiognomie leiht. Wahrlich, alle Beſſeren ſollten gemeinſchaftliche Sache machen, wenn es darauf ankommt, das Andenken eines Mannes zu vertheidigen, den ſie ehrten. —

Gotter hat das Glück gehabt, daß ſein Nachlaß in die Hände eines ehrliebenden Mannes fiel, der es wußte, was er ſeinen Manen ſchuldig ſey: dieſer Band enthält ſchlechterdings nichts, was ſein Andenken compromittiren könnte. Noch mehr! Der hochachtungswerthe Herausgeber hat es eingeſehen, daß ſchon das eine große Ungerechtigkeit gegen einen Schriftſteller iſt, ein Werk deſſelben der öffentlichen Beurtheilung auszuſetzen, das er ſelbſt ihr nicht überliefert hätte, weil er es nicht für gereift hielt: Sie werden nichts in dieſem Buche finden, was Gotter nicht ſelbſt, früher oder ſpäter, dem Publikum mitgetheilt haben würde. —

Den Anfang macht eine Biographie Gotters, die in gewiſſer Rückſicht muſterhaft iſt. Sie ſpricht mit Wärme von dem Verſtorbenen, ohne ihn mit Uebertreibung zu loben; ſie erzählt ſeine Lebensumſtände, ohne in ein langweiliges Detail einzugehn. Man erfährt von Gotter, was man von ihm zu wiſſen wünſchen kann, und es wird einem nichts aufgedrungen, was man gern entbehrt hätte. Der Verfaſſer ſcheint in hohem Grade das, jedem Biographen nothwendige, Talent zu beſitzen, ſich dem Gegenſtande, den er kennen lehren will, als Fremder gegenüber zu ſtellen und ſo zu bemerken, was dem Publikum an demſelben eigentlich intereſſant ſeyn kann. Dieſer Biographie iſt eine kleine Nachleſe von Gedichten angehängt, die aus den Papieren ſeiner Freunde geſammelt iſt. Sie nimmt kaum einen Bogen ein, man kann es ihr alſo leicht verzeihen, daß der Sammler ein wenig nachſichtig geweſen iſt.

Das erſte eigentliche Werk dieſes Bandes iſt das bekannte Trauerſpiel, Mariane. Sie werden ſich ſeines Inhalts erinnern: ein junges Frauenzimmer, das ihr Vater zwingen will, in ein Kloſter zu gehen, vergiftet ſich, und ihr Geliebter wird von ihrem Bruder erſtochen. Bei ſeiner Erſcheinung hieß es ein bürgerliches, weil es damals noch etwas Ungewöhnliches war, andre Helden einer Tragödie aufzuſtellen, als Prinzen. Jetzt freilich, jetzt iſt man überzeugt, daß auch das Schickſal von Menſchen aus andern Ständen Intereſſe und ſelbſt Erhabenheit genug für ein Trauerſpiel haben kann. — Vielleicht iſt das kein unbedeutender Beweis, wie ſehr die Ideen von Menſchenwerth ſeit dreyßig Jahren berichtigt wurden: doch das im Vorbeigehn. Das Stück hat ſtarke, aber wohl nicht ganz richtige Charakterſchilderung; es hat eine intereſſante Fabel, aber ſie iſt in einer Handlung ausgeführt, die, obgleich ſie nur drei Aufzüge füllt, etwas ſchleppt, und ſchwach motivirt iſt. Auf der Bühne konnte das Stück kein großes Glück machen, weil ſein trauriger Inhalt zu nackt und ſchmucklos daſteht. Er erſchüttert nur, ſtatt auf eine anziehende Weiſe zu rühren; denn der Verfaſſer hat faſt nichts gethan, uns Marianen und ihren Geliebten theuer zu machen. Das Stück hat nicht eine einzige Scene, in welcher ſanfte Gefühle geſchildert würden, ja, keine einzige, in welcher die beiden Liebenden ſich ihre zärtlichen Empfindungen einſam mittheilen. Man ſieht, daß Gottern die eigentliche Dichterphantaſie fehlte, die zum Ausmalen nöthig iſt. Er wählte eine merkwürdige Begebenheit, theilte ſie in Momente und führte dieſe aus, ohne von Phantaſie und Gefühl bei irgend einem derſelben vorzüglich feſtgehalten zu werden: kurz, er dichtete bloß mit dem Verſtande. Er beſaß viel Verſtand: daher hat man ſeine Mariane, wo ſie auch gegeben wurde, nirgend verworfen: aber wiederſehen mochte man ſie auch nicht leicht.

Das zweite Stück heißt: Das poetiſche Schloß, nach einem franzöſiſchen Luſtſpiele, wo ich nicht irre, von Destouches, frei bearbeitet. Es giebt einen noch unwiderſprechlichern Beweis, als das vorige, daß Gotters Talent kein dramatiſches war. Die Fabel eignete ſich vortrefflich zu einem Stück von Einem Akte: eine Stiefmutter will ihre Stieftochter an einen Menſchen verheirathen, den ſie für einen glänzenden Kopf und für reich hält; es zeigt ſich, daß er in jeder Rückſicht nur ein Praler iſt. Madame überwirft ſich mit ihm, und das Mädchen erhält ihren Geliebten, der in der

Verkleidung eines Gärtnerburſchen ſich im Hauſe aufhält. Gotter hat fünf Akte daraus gemacht, und ſo iſt es unausſtehlich ſchleppend. Es iſt wahr, jeder Auftrit iſt voll artiger Züge und Einfälle, aber demungeachtet wird das Ganze langweilig, weil die Handlung ſich im Schneckenſchlich fortbewegt, und von vier Scenen immer drei überflüßig ſind. Er ſervirt Bonbons ſcheffelweiſe. Uebrigens ſind auch hier die Charaktere ſehr lebendig und meiſtentheils gut gehalten.

Den dritten Platz nimmt Gotters berühmte Oper, die Geiſterinſel, ein. Sie haben ſie geſehen, Sie haben Reichardts liebliche Muſik dazu gehört: Sie wiſſen, daß ihr Stoff aus Schakeſpears Sturm entlehnt iſt. Kann ich noch etwas über ſie zu ſagen haben? Doch ja; Sie wollen mein Urtheil wiſſen. Nun, ich geſtehe Ihnen denn aufrichtig, daß ich ſie grade nicht für die erſte Oper halte, die wir beſitzen. Das Wunderbare, das ſich im Schakeſpear vorfand, iſt ſehr dürftig benutzt, zu ein Paar Verwandlungen, einigen Scherzen, und einer ſtummen pantomimiſchen Geiſterſcene.

Der Knoten des Stücks wird durch ein Paar Winke der Maja gelöst: wie ſentimental und wie — arm! Welch eine impoſante Scene hätte ſich aus dieſen Erſcheinungen machen laſſen, wenn z. B. Chöre von guten und böſen Geiſtern ſich am Lager der ſchlafenden Miranda in den Streit der Sycorax und der Maja gemiſcht, wenn ſie mit Geſängen und Wundern gegen einander gekämpft, wenn — Doch wozu die Wenn's häufen? Ein Augenblick, während deſſen Sie Sich Ihrer ſo reichen und fruchtbaren Phantaſie überlaſſen, wird Ihnen beweiſen, daß — die Sentimentalität das Wunderbare in dieſem Stücke erdrückt hat. Für das Gefühl und Gefallen an Witz hingegen iſt in dieſer Oper ſehr geſorgt: ſie hat anziehende, naive, hinreißende Scenen und Geſänge, und verdiente, vorzüglich in Rückſicht der letztern, vielleicht noch mehr Anſtrengung, als der genialiſche Componiſt auf ſie gewendet hat.

Das letzte, was dieſer Band uns von dem Verewigten giebt, heißt: „Maria Thereſia, Prinzeſſin von Frankreich, eine Cantate." Sie hat eine reizende, fließende, wie mir es ſcheint, ſehr muſikaliſche

Verſification, übrigens aber iſt auch ſie ziemlich leer von Zügen einer lebendigen Einbildungskraft.

Zum Schluß dieſer Anzeige ſollte ich Ihnen eine ausführliche Charakteriſtik Gotters geben, aber ſein Biograph ſelbſt hat das auf eine ſo treffliche Weiſe gethan, daß ich Sie auf ihn verweiſe, und mich begnüge, Ihnen mit zwei Worten zu ſagen: Mir ſcheint Gotter kein eigentlicher Dichter im höhern Sinn des Wortes; er war nur ein Mann von hellem Verſtande, lebhaftem Geiſt, ſehr feinem, gebildetem Geſchmacke, der ein glückliches Talent für die Verſification beſaß und ſich mit der Dichtkunſt beſchäftigte. Um ein Dichter, und zwar ein großer zu ſeyn, fehlte ihm höhere Energie des Gefühls und der Phantaſie. Hätte er dieſe, vielleicht nur in wenig größerem Maaße, mit ſeinen übrigen Vorzügen verbunden, ſo ſtände er wahrſcheinlich unter den erſten unſerer Dichter: aber — ſie fehlte und er blieb in dem Chore der Schriftſteller ſtehn, die man immer mit Vergnügen, nie mit Bewunderung und Entzücken, nennt und lieſt.

Achter Brief.

1. Zeitung für die elegante Welt. Januar, 1803.
2. Der Freimüthige, eine Berliner Zeitung. Jan. 1803.

Wieder einmal hat ſich die alte Bemerkung beſtätigt, daß das Böſe nur die Wurzel des Guten, — das Schlechte des Vortrefflichen, das Abgeſchmackte, des Geſchmackvollen iſt. Die beſtändig zunehmende Inſolenz, Gemeinheit und Bosheit, die in der Zeitung für die elegante Welt herrſchte, hat bei Herrn v. Kotzebue die Idee veranlaßt, den Herausgeber dadurch zu ſtrafen, daß er in einem dem Zwecke nach ähnlichen Blatte alles das leiſtete, was zu geben, jener durch ſeine abſolute Geiſtesohnmacht unfähig war. Das war in der That die treflichſte und fürchterlichſte Rache, die er für die immer erneuten, pöbelhaften Angriffe finden konnte, die Herr Spazier theils ſelber auf ihn that, theils mit Freuden gegen ihn aufnahm. Die Zeitung für die elegante Welt erhielt ſich, wie ſo viel Elendes, bloß dadurch, daß es nichts Beſſeres in ihrem Fache gab. Ihre Armſeligkeit war faſt zum Sprüchwort geworden: aber ſie war doch das einzige Blatt, das wenigſtens die Abſicht zur Schau trug, ohne Rückſicht auf die Politik, bloß geiſtvoll unterhalten zu wollen und ein allgemeines Band zwiſchen den gebildeten und kunſtliebenden Claſſen Deutſchlands zu ſeyn. Dieſe Idee iſt ſehr glücklich: Schade, daß ihre Ausführung ſo täppiſchen Händen anvertrauet wurde; daß der Redakteur, durch die anfängliche Aufnahme übermüthig gemacht, aus dem Charakter, den ſein Blatt haben ſollte, in ſeinen eigenen fiel, — zuerſt unwürdige Klätſchereien, hämiſche Verunglimpfungen ausgezeichneter Schriftſteller und Künſtler, aufnahm, dann die Erinnerungen, die ihm dieſes zuzog, durch Pöbelhaftigkeit und Bosheit erwiederte, und ſo von Schritt zu Schritt dahin ſank, die Zeitung zu dem anerkannten Tummelplatz der längſt verlachten Clique werden zu laſſen. Dieſer letzte Umſtand giebt dem Unternehmen des Herrn v. Kotzebue ein beſondres Verdienſt. Alle Pläne dieſer Menſchen, eigene Zeitſchriften zu etabliren, in denen ſie ihre Inſolenz und ihre abgeſchmackten Sprüchlein regelmäßig debitiren könnten, ſcheiterten an der geſunden Vernunft des Publikums, das ſie wohl einmal belachen mochte, aber weit entfernt war, ihre Verirrungen durch Unterſtützung bleibend zu machen. Es ſcheint die Clique wie eine Art von Skaramuz zu betrachten, deſſen Späße und Sprünge auch Gebildete wohl einmal im Vorbeigehen eine Minute lang belachen, den aber niemand zu ſeinem täglichen Geſellſchafter wählen wird. Ein Journal nach dem andern ſtarb, nach zwei oder drei Heften, unter ihren Händen, und es iſt nur zu verwundern, daß ſich immer noch Buchhändler fanden, die ein ſolches Wageſtück verſuchen mochten. — Wie das Wild beim Treibjagen ſich endlich in Einen Winkel des Waldes zuſammendrängt, haben ſich jetzt faſt alle noch übrigen Anhänger der Clique, vom beſtändigen Gelächter und der Verachtung aller Vernünftigen verfolgt, in jene Zeitung geflüchtet: dieſe iſt der letzte Zufluchtsort und ihr Redakteur, aus einem gehorſamen Nachtreter, plötzlich der Beförderer und Gönner ſeiner vormaligen Orakel geworden. Glückt es, ihn zu zwingen, daß er, um ſein Blatt nicht zu Grunde gehn zu laſſen, wenigſtens vernünftiger thue, — oder ſeine Zeitung zu ſprengen, ſo iſt Deutſchland völlig von einer widerlichen Thorheit befreit, die ihm nur zu lange ſchon zur Laſt fiel. Dieſe Erwartung flößte bereits die Ankündigung *) des Herrn von Kotzebue ein, und erweckte allgemeine Theilnahme. Die meiſten ausgezeichneten Schriftſteller Deutſchlands verſprachen ihm Beiträge, und der Abſatz ſtieg ſchon im erſten Monat viel höher, als ſich der annehmen läßt, den die Zeitung f. d. e. W. haben kann. Es verſteht ſich, daß auch der Herausgeber dieſer letzten alles aufbot, ſie zu erhalten,

---

*) Ich habe ſie zwar auch unterſchrieben, aber kein Wort derſelben gehört mir. Umſtände, die dem Publikum ſehr gleichgültig ſind, hatten mich ſchon, als die Ankündigung verſendet wurde, beſtimmt, von dem ganzen Unternehmen zurückzutreten.

und ſeinem furchtbaren Rival die Spitze zu bieten. So entſtand ein Wettſtreit, deſſen Ausgang nicht lange unentſchieden bleiben wird, deſſen Anfang aber wohl der Aufmerkſamkeit werth iſt. Ich will Ihnen daher eine kurze Beurtheilung des erſten Monathefts beider Zeitungen geben. Mit der für die elegante Welt, als der ältern, will ich anfangen. Es verſteht ſich indeß, daß ich nur von den bedeutendern Artikeln ſprechen werde.

Sie eröffnet ihren neuen Jahrgang mit einem Kupfer, das den Sokrates an der Toilette der Lais zeigt. Die Idee iſt recht artig und, was auch der geiſtvolle Spötter ſagen mag, deſſen poetiſche Erläuterung ich Ihnen in meinen 24ſten Heft mitgetheilt habe, (im Fall er dies Kupfer meint,) ſie iſt zwar etwas ſtumpf, aber doch nicht übel ausgeführt. Unglücklicher Weiſe hat ſich der Herausgeber ſo ſehr vergeſſen, das Bildchen durch ein Raiſonnement zu verleiden, das wirklich ein Muſter von Fadheit und ſchaalem Geſchwätz iſt. Wie viel Artiges, Geiſtvolles, Witziges hätte ſich über die dargeſtellte Gruppe nicht ſagen laſſen! Doch er

— er hebt ſchwerfällig an die Athenienſer, dann den Sokrates, dann die Lais — zu charakteriſiren, erzählt das Leben der letztern, — mitten im Schwatzen fällt ihm ſeine Schule und die Terminologie derſelben ein, und er verſichert, die Hetäre Lais hätte durch Ariſtipp „ein klares Bewußtſeyn ihrer ſelbſt“ erhalten, — dann aber ſtöhnt er ihr Abentheuer mit Sokrates her, nach Wielands Schilderung, und geht endlich zu einer moraliſchen Nutzanwendung über, in welcher er vermeint, „das Beſtreben der Weiber, zu gefallen, könne wohl eben ſo ſehr auf die Ahnung beruhen, daß die Geſetze des Schönen ihr Sittengeſetz ſind, als auf das unedle Spiel der Koketterie.“ Wie undeutſch und — wie ſinnlos! Iſt denn die Koketterie etwas anders, als das, zu weit getriebne Beſtreben zu gefallen: wie kann dieſes Beſtreben auf ſich ſelbſt beruhen? Was heißt dieſes beruhen? Nichts! Der Skribler wollte „herfließen“ ſagen. Wie kann das Geſetz des Schönen, ein Sittengeſetz ſeyn? Wer ſo etwas vorbringt, hat weder von der Schönheit, noch von der Moralität einen Begriff, — und wie ſehr

würdigt

würdigt er die Weiber herab! — Doch nein, gedankenloſes Geſchwätz würdigt nur den Schwätzer herab, nicht den Gegenſtand, über den ſeine Zunge oder Feder geſchäftig iſt. — Am Ende meint er noch, „die Weiber trügen das Glück oder Unglück des menſchlichen Lebens in ihrem Buſen verſchloſſen" und „es wäre viel gewonnen, wenn man einen Beſtimmungsgrund zum Guten an ihrer Weiblichkeit entzündete." Welcher Unſinn! Ihm haben oft von andern geſagte Gedanken vorgeſchwebt, aber er hat nicht die Kraft gehabt, ſie deutlich zu faſſen, alſo noch weniger, ſie zu ſagen. Wahrlich, wenn ein Pedant den ſchönen Geiſt ſpielt, ſo glaubt man einen Robben oder ein Rhinoceros tanzen zu ſehn. — Wenn ſeine Mitarbeiter in dem neuen Jahre durch ihre Anſtrengungen nichts Beſſeres hervorbringen, als er durch die ſeinigen, ſo ſteht es ſchlimm um die Verbeſſerung der Zeitung.

Die beiden folgenden Blätter ſollen durch einen Aufſatz: „Moſes Mendelsſohn und Aſpaſia," Intereſſe gewinnen, aber das Ding iſt nichts als eine ſehr lahme, ohne Witz und Phantaſie, aber mit viel Unverſchämtheit erſonnene, und ſchlecht geſchriebne Abgeſchmacktheit. Der Verfaſſer erzählt, er ſei auf einer Maskerade als Moſes Mendelsſohn erſchienen: wie er das gemacht haben mag? Mendelesſohn hatte nichts Ausgezeichnetes, der Maskirte kann alſo ſchlechterdings nur als bucklichter Jude erſchienen ſeyn: gleichwohl behauptet er gewaltig viel Aufſehen erregt, ſelbſt mit den vornehmſten Perſonen, die auf einer Berliner Maskerade erſcheinen können, lange Unterhaltungen gehabt, ja, ſo gar eine ſehr vornehme Dame, von der nur nicht grade heraus geſagt wird, daß es eine Prinzeſſin geweſen, ſo lebhaft eingenommen zu haben, daß ſie *ihm in der Maskerade erlaubte*, ihr eine Locke *abzuſchneiden*. Und wodurch? O, er erzählt eine Menge von Grobheiten und Plattheiten, die er geſagt haben will. Man muß dem Verfaſſer zugeſtehn, daß er wenigſtens eine ſehr energiſche Unverſchämtheit zeigt. — Der Stil iſt dem ſaubern Stoffe angemeſſen. Man findet z. B. „Mein Incognito, *was* ich beobachten wollte;“

man findet; er ſey „per pedes Apoſtolorum“, ins Redoutenhaus gegangen. Das Ding ſtände am beſten wohl im Beobachter an der Spree, denn es hat eine ſeltne Gemeinheit.

Dieſe beiden erſten Köſtlichkeiten, mit denen Herr Spazier ſein Blatt aufrecht erhalten will, ſind ganz dazu geeignet, das Gegentheil zu wirken. Ich blättre indeß weiter und finde: „Ueber die Berliniſche Ausſtellung.“ — einen Aufſatz, den man Herrn A. Schlegel zuſchreibt, und der auch unverkennbar von ihm iſt. Vortrefflich! Längſt wünſcht' ich, Sie dieſem Herrn Schlegel, der durch einige Rezenſionen in der Lit. Zeitung zu einem ſo beſtimmten Rufe als Kunſtrichter gekommen iſt, daß ſelbſt die unzähligen Abgeſchmacktheiten, die er ſeitdem vorgebracht hat, ihn nicht ganz auſſer Kredit ſetzen konnten, — längſt wünſchte ich, ſage ich, ihn als Kritiker Ihnen vorführen zu können. Wir wollen ihn und ſeine Kunſtrichterei einmal näher beleuchten.

Ehe ich aber dazu ſchreite, laſſen Sie mich unterſuchen, was ich eigentlich zu leiſten habe. Ich will nicht die Ausſtellung beurtheilen, ſondern die Beurtheilung derſelben, die Herr Schlegel geliefert hat: ich darf alſo nicht über den Werth oder Unwerth der Kunſtwerke mit ihm rechten, — über den ſich ohnehin ja nichts Entſcheidendes ſagen läßt, ohne ſie vor Augen zu haben und zu ſtellen, — ſondern ich habe nur zu unterſuchen, ob ſein kritiſcher Aufſatz ſo beſchaffen iſt, wie eine Kritik einer öffentlichen Veranſtaltung beſchaffen ſeyn ſollte, und ob Herr Schlegel im Stand iſt, eine ſolche zu liefern. —

Dieſe Kritik war für die elegante Welt beſtimmt, das heißt, für eine Maſſe von Leſern, denen man feinere Geiſtesbildung zutrauen muß, von denen aber neun Zehntheile gar nicht einmal Anſpruch darauf machen, etwas mehr als Kunſtliebhaber zu ſeyn. Aus dem erſtern folgt, daß die Beurtheilung geiſtvoll geſchrieben werden, aus dem andern, daß ſie durchaus damit anfangen mußte, die allgemeinen Grundſätze aufzuſtellen, nach welchen der Beurtheiler richten wollte, — damit man einen feſten Standpunkt erhielte, von dem aus man die Kunſtwerke und ſeine Meinung über dieſelbe, würdigen konnte. Hören Sie aber, wie Herr Schlegel anfängt:

„Eine Ausſtellung führt, wie ich glaube, dieſen Namen davon, daß ſie gemacht wird, damit Ausſtellungen darüber (?) *) gemacht werden können. Vielleicht hat man dieſe Benennung deswegen der einer Ausſetzung vorgezogen, weil die letzte an das Schickſal ausgeſetzter Kinder erinnern möchte, welches in der That nicht ſelten ausgeſtellten Kunſtwerken zu Theil wird: denn ſonſt würde dabei dieſelbe Bequemlichkeit der Ableitung eintreten, daß Kunſtwerke ausgeſetzt würden, damit an ihnen allerlei ausgeſetzt werden könne. Dies iſt ein uralter Gebrauch; ſchon Apelles hat auf ſolche Art Gemälde ausgeſtellt oder ausgeſetzt. Hier haben wir nun eine ganze Menge moderner Apellen; der Kritiker ſpielt dabei die Rolle des bekannten Schuſters, und mag ſich hüten, nicht über die Befugniß ſeines Leiſtens (Was

---

*) Das iſt undeutſch und ſchief, denn daß die Ausſtellung gemacht wird, darüber läßt ſich nichts ausſtellen, ſondern wohl an den Kunſtwerken, die ſie ſehen läßt.

iſt das? Nonſens.) hinauszugehen. Wenn er ſich nur auf Schuhe verſteht, muß er bei dieſen ſtehen bleiben und ſich nicht an das Ganze des Gemäldes wagen, außer etwa, wenn es von oben bis unten ganz Schuh ſeyn ſollte.“

Welch ein unſinniges Gemiſch von elenden Wortſpielen, von ſtumpfen Pointen, von nichtsſagenden Halbgedanken! Welche läppiſche Unbedeutendheit iſt das Spiel mit den Worten Ausſtellung und Ausſetzung! In welcher Rückſicht hat das Schickſal ausgeſtellter Kunſtwerke und ausgeſetzter Kinder, Aehnlichkeit? Können jene etwa auch gefreſſen oder von Mitleidigen erzogen werden? Was iſt die Befugniß eines Leiſtens? Wie — Doch ich würde ganze Seiten füllen, wenn ich alle die Albernheiten in dieſem Einen Abſatze auch nur andeuten wollte. Ein Verdienſt hat er indeß: er giebt den Grundſatz deutlich an, dem der Verfaſſer folgen will. Ausſtellung, ſagt er, kommt her von ausſtellen oder tadeln: alſo — wird ſein Hauptbeſtreben ſeyn, alles zu tadeln. Ach, hätte er nur Witz und Talent genug, unterhaltend und wenigſtens ſcheinbar-gründlich zu tadeln: aber — er gleicht einer Viper, die ihre Giftzähne verloren hat. Beiſſen kann ſie nicht, und zum Zermalmen ſind ihre Kinnladen auch zu ſchwach: nur die Wuth iſt ihr geblieben.

In dem Tone des abgeſchriebenen Abſatzes läuft die Einleitung vier enggedruckte Quartſpalten fort, dann kommt er endlich zu den Skulptur-Arbeiten. Die Beurtheilung derſelben fängt er damit an, daß er den Büſten des Herrn Schadows Aehnlichkeit zugeſteht, aber hinzufügt: wie man wiſſe, bediene er ſich fleißig des Zirkels und des Abformens". Was iſt dieſes „wie man wiſſe" anders, als eine niedrige Klätſcherei, durch die der Künſtler ſoll herabgeſetzt werden? Iſt das die Sache des Beurtheilers, zu erlauſchen, und bei dem Werth der Kunſtwerke in Anſchlag zu bringen, mit welchem mechaniſchen Verfahren der Künſtler arbeite? Er hat es mit der Beſchaffenheit der Werke, nicht mit der Art wie ſie entſtanden, zu thun. Doch es iſt wahr, Herr Schlegel kommt auch auf die Beſchaffenheit der Werke, und erinnert die Damen, daß ſein lieber Freund, Herr Tieck, beſſer coeffire, als Herr Schadow. Welche unmächtige, übelwollende Flachheit! —

Auf die Auseinanderſetzung, in wiefern der Tadel oder das Lob einzelner Werke gegründet iſt, kann ich mich nicht einlaſſen, ich wiederhole es, weil man doch nicht, ohne die Kunſtwerke ſelbſt zu ſehen, entſchieden wiſſen könnte, wer von uns beiden Recht hat, und die Ausſtellung iſt längſt aufgehoben: aber hören Sie, in welcher Form er urtheilt. Ein Pröbchen:

„Die Büſte des Herrn von Kotzebue iſt, ſagt er, ohne daß der Bildhauer (Herr Schadow) ſich in ihm ungewöhnliche Kunſtbeſtrebungen verſtiegen hätte, ganz Natur, ganz Wahrheit, und, ſo viel es bei dieſem Gegenſtande möglich war, ganz Charakter. Auf den erſten Blick ſieht man in dieſem Geſichte die beliebte Popularität der Schriften des Originals, und erkennt wohl, daß ein ſolcher Mann ſeinen Zeitgenoſſen keine zu ſchweren Aufgaben und Zumuthungen machen werde. Kurz, dieſe Büſte iſt durchaus als der Kulminazionspunkt von Herrn Schadows Talerit zu betrachten; — (Haben Sie in Ihrem Leben etwas Unzuſammenhängenderes und Unſinnigeres geleſen! Weil Kotzebue ſeinen Zeitgenoſſen leicht verſtändlich, oder weil ſeine Büſte ähnlich iſt, ſoll ſie das Höchſte ſeyn, was Schadow leiſten kann! Der Menſch weiß durchaus nicht, was er ſchreibt.) — und wenn man damit Göthe's Büſte von Tieck vergleicht, die hier ebenfalls unter den hier aufgeſtellten die gelungenſte ſeyn möchte, wenn man hinzufügt, daß man in ihr eben ſo, wie in jener von Kotzebue, die Energie erkennt, womit der Dichter auf ſein Zeitalter gewirkt, die Reinheit, worin er die antike Poeſie erneuert hat, (dieſe Reinheit der Poeſie ſollte in ſeinem Geſichte zu ſehen ſeyn? Noch einmal: welch ein Unſinn!) die reife Männlichkeit ſeines umfaſſenden Geiſtes: ſo hat man ungefähr einen Maaßſtab (wofür meinen Sie?) für die Weiſe der beiden Künſtler, Bildniſſe aufzufaſſen und zu entwerfen.“ Wie? Schadow hat Kotzebues Charakter vollkommen aufgefaßt, Herr Tieck hat Göthens Charakter vollkommen aufgefaßt: was iſt denn nun der Unterſchied zwiſchen beiden? Daß die beiden Dichter einen verſchiedenen Ausdruck in ihrem Geſichte haben: beſtimmt das den verſchiedenen Werth der Künſtler, durch die ſie dargeſtellt wurden?

Ich brauche keine weiteren Beweiſe von der unmächtigen Wut, mit welcher Herr Schlegel kunſtrichtert, von der Schiefheit, mit welcher er ſtatt der Gründe, pöbelhafte Witzeleien giebt, und keinen andern Zweck verräth, als zu kränken, von dem Mangel an Zuſammenhang in ſeinen Gedanken u. ſ. w. anzuführen. Das Abgeſchriebne reicht hin, ſeine gänzliche Unfähigkeit zu einem kunſtrichterlichen Urtheile zu dokumentiren, und wer, nach dem Beweiſe ſchwachſinniger Charlatanerie, den er in dieſem Aufſatze gegeben hat, noch einen Werth auf ſeine lächerlichen Ausſprüche legt, der verdient — Was denn? — Ich weiß nichts Härteres zu ſagen, als: der verdient, ſein Anhänger zu ſeyn, das heißt, ein Gegenſtand des öffentlichen Mitleids oder Belachens.

Das ſind alſo die glänzenden Dinge, mit welchen Herr Spazier zum Anfange des

Jahrganges zu imponiren, ſeine Leſer zu feſſeln, Kotzebue die Spitze zu bieten dachte? Der arme Mann! Um den Geruch des Toback-Rauches aus ſeinem Rocke zu bringen, hat er ſich mit Aſſa fötida parfümirt! — Der Reſt dieſes Monatheftes iſt mit wahren Zeitungs-Nachrichten gefüllt, unter denen noch das „Schickſal eines Freimüthigen[**]", ein Almoſen, das Huber der Zeitung gab, die intereſſanteſte iſt; — mit ſtumpfen Anekdoten, z. B. von einem Frauenzimmer, das von einem gemalten Engel ſprechen hörte, und glaubte, es ſei von einem Gemälde der Tänzerin Engel, die Rede; von einem alten Oberſten, den in der Dresdner Gemäldegallerie nur eine Venus intereſſirte, kurz, Miſeren, die geiſtvolle Menſchen ſich kaum die Mühe nehmen würden, mündlich nachzuerzählen, — mit ſchaalen Gedichten, unter denen vorzüglich die angeblichen Epigramme das unter den Sinngedichten ſind, was ein Pudermeſſer unter den Inſtrumenten mit einer Schneide: ungefähr der Geſtalt nach ein Meſſer. Hier ein Paar zur Probe:

Jeremiade, wie viele.

Alles auf Erden hat ſich zu Waſſer und Lande verſchlimmert,
Ach! — und hinter ſich kriecht ſelbſt in der Schüſſel der Krebs.

Freiheit und Gleichheit.

Man ſieht, die Rezenſenten ſind zwar frei,
Doch ſelten ſind ſie gleich dabei.

Gebet.

O höret doch, ihr Konſuln
Des Freiſtaats von Autoren,
Ihr Bonaparten Deutſchlands,
Vereinet mit der Freiheit
Doch auch die Gleichheit wieder. —

Sie ſehen, meine Freundin, hätte Kotzebue jetzt nicht in ſeinem Freimüthigen die Mühe übernommen, die Zeitung für die elegante Welt würde das Kunſtſtück gemacht haben, ſich ſelbſt zu Grabe zu tragen: freilich aber kommt ihre gegenwärtige Erbärmlichkeit mit daher, daß ihre beſten Mitarbeiter die Gelegenheit, ſich aus ſchlechter Geſellſchaft zu entfernen, ſchnell ergriffen haben, und zu dem Freimüthigen übergegangen ſind.

Der Freimüthige, zu deſſen Beurtheilung ich jetzt übergehe, läßt ſich aus einem doppelten Geſichtspunkte betrachten, nehmlich: wie verhält er ſich zu der Zeitung für die elegante Welt? und wie zu ſeinem Titel und den Erwartungen, die dieſer ſowohl, als die Ankündigung erregte?

In der erſten Rückſicht verdient er das wärmſte Lob. Die beiden Blätter verhalten ſich zu einander, wie ihre Herausgeber ſelbſt, wie der Verfaſſer der Oktavia und der Huſſiten, zu dem Menſchen, deſſen wichtigſtes Produkt der obſkure, oft ekelhafte, immer lächerliche Carl Pilger, iſt.

Die Aufſätze beider Blätter laſſen ſich in drei Klaſſen theilen. 1. Solche, die durch Geiſt und Form nur unterhalten ſollen. Welche Köſtlichkeiten die Zeitung für die elegante Welt in dieſer Gattung gegeben hat, ſahen Sie an den beiden Dingen: Sokrates und Louis; Mendelsſohn und Aſpaſia: die übrigen Sachen der Art, die ſie zu Markte bringt, ſind noch viel weniger werth. — Der Freimüthige dagegen hat geliefert: ungedruckte Briefe von Voltaire und Kleiſt; Scenen aus der Ueberſetzung eines Stückes von Terenz und aus Babo's neuem Trauerſpiel, „Genua und Rache; eine Reihe anziehender Anekdoten, z. B. der Königskuchen; Claude-le Joan; — Milforts Abentheuer; über Steine aus dem Monde; Menſchen aus dem Monde; u. ſ. w. — und jeder einzelne Aufſatz erhielt von dem Witz und Geſchmack des Herausgebers eine geiſtreiche Wendung, wenn der Verfaſſer ſie ihm nicht gegeben hatte. 2. Die zweite Klaſſe von Aufſätzen ſind Beurtheilungen. In dieſem Monate hat die Spazierſche Zeitung nur die Beurtheilung der Berliner Ausſtellung gegeben, und ſie für hinreichend gehalten. In der That iſt ſie auch hinreichend, auf immer von dem, was ſie in dieſem Fache liefern kann, zurückzuſchrecken. Sie iſt nichts als ein Beweis, daß der Verfaſſer darin Ruhm ſucht, recht kränkend und boshaft, mit platten Witzeleien und ſchiefem Bombaſt, über alles abzuſprechen. *) Eine ſaubre Art von Kri

---

*) Eine Schiefheit: „Wie oft muß man es wiederholen, ſagt der hochweiſe Beurtheiler in Nr. 8. daß ſich witzige Anekdoten und Bonmots einmal nicht malen laſſen.“ Das

tikern, die, gleich den Affen, nur dadurch Geiſt zu zeigen wiſſen, daß ſie hämiſch ſind. — Der Freimüthige liefert eine Beurtheilung des Vermehrenſchen Almanachs, in welcher ſelbſt von ein Paar weniger als gewöhnlich mislungenen Reimeleien des Herrn Fr. Schlegel mit warmem Lobe geſprochen wird, und eine Reihe von Beurtheilungen, die von Huber, folglich mit

D

---

iſt nur halb wahr. Hogarth und die Engliſchen Karrikaturzeichner haben eine Menge Bonmots gemalt, und eine witzige Anekdote, deren Pointe eine Handlung iſt, läßt ſich recht gut malen. Die Kunſtregel iſt: der Maler muß nichts darſtellen, das nicht ſchon durch ſich ſelbſt verſtändlich iſt, nicht ohne alle Worterklärung einen ſchönen Sinn darbietet. — Eine hochfahrende Lächerlichkeit: „Es erfüllt mich immer mit neuem Erſtaunen, wenn ich eine Weile nicht im Oſſian geleſen habe, wie ein ſo Geſtalt- Gehalt- und Haltungsloſes Machwerk in einem großen Theile Europa's ſo ungemeinen Beifall hat finden können.“ Armer Mann! Erſtaune vielmehr, wie ein Menſch, der eine ſolche Abgeſchmacktheit vorbringen kann, einen Zeitungsſchreiber findet, der ſeine Wirbeleien aufnimmt.

Geiſt, Feinheit und Geſchmack geſchrieben ſind. 3. Die dritte Klaſſe von Aufſätzen, ſind die eigentlichen Nachrichten. Auch in dieſer läßt der Freimüthige die andre Zeitung weit hinter ſich zurück, und zwar aus den einfachen Gründen, weil einmal ſich zu dem beſſern Kopf beſſere Köpfe geſellen, und ein Kotzebue alſo natürlich viel bedeutendere Correſpondenten haben kann, als ein Herr Spazier; dann, weil der Herausgeber des Freimüthigen im Stande iſt, mit Witz und treffenden Einfällen auszuhelfen, wo ſich keine vorfinden, der Redakteur der andern Zeitung aber in einem ähnlichen Falle ſchwerlich mehr als Plattituden vorzuſchießen fähig iſt. An Neuigkeiten von in- und ausländiſchen Theatern, von Ehrenbezeigungen, öffentlichen Luſtbarkeiten u. ſ. w. ſind beide gleich freigebig, aber den ſchön geſchriebenen Nachrichten von dem Despotismus, durch die ein großer Dichter in Weimar ſich — nicht ehrt, und von den Lächerlichkeiten, die Herr Schlegel in ſeinen Vorleſungen debitirt, hat Herr Spazier nichts entgegen zu ſetzen. —

Nicht

Nicht ganz ſo günſtig iſt das Urtheil, das ſich aus dem zweiten Geſichtspunkte über dieſe Zeitung fällen läßt. Der Freimüthige! Welche Ideen mußte dieſer Titel erwecken, — beſonders wenn man bedachte, daß der Mann, der freimüthig zu ſeyn verſprach, von dem Glück in die Lage geſetzt iſt, nicht von Großen Gunſtbezeigungen irgend einer Art zu bedürfen, einen gemachten literariſchen Ruf beſitzt, alſo auch eben nicht nöthig hat, gelehrte Fehden zu fürchten, — daß ihm endlich die furchtbarſte Waffe des Geiſtes, vor der ſelbſt die ſchaamloſeſten Böſewichter, vor der das kleinſte Laſter und die gedankenloſeſte Thorheit zittern, — daß ihm ein ſcharfer, treffender Witz zu Gebote ſteht. Der Titel, den Kotzebue für ſeine Zeitung wählte, war ein Fehdehandſchuh, den er jedem Unrecht und jeder Thorheit hinwarf. Die Leidenden aller Art, die eines Vertreters bedurften, die Unterdrücker, die vor einer Erörterung ihrer Ungerechtigkeiten zittern, das verkannte Verdienſt ſowohl, als der Charlatan, in welchem Fache er ſich auch ungebührendes Anſehn erſchlich oder ergauſelte, — mußten auf gleiche Weiſe mit ſtärker klopfendem Herzen einer Zeitſchrift entgegen ſehn, die das ehrwürdige Verſprechen der Freimüthigkeit an der Stirne trug. — Was hat Kotzebue bis jetzt gethan, dieſes Verſprechen zu erfüllen? Leider verräth ſchon die Einleitung, mit der er das Blatt anfing, daß ſein Hauptzweck ſeyn würde, ſeine Feinde zu beſtreiten. In der That iſt er bis jetzt faſt nur gegen dieſe freimüthig geweſen, hat er Göthen, und der verächtlichen Clique, — und einer Theaterdirektion, ſehr empfindliche Sachen geſagt; höchſtens noch einigen armſeligen Skriblern ihr Recht gethan. Aber iſt das eine Anſtrengung der Freimüthigkeit? Bedurfte das einer neuen Zeitſchrift? Geſchah alles das nicht ſchon bisher hinlänglich und ſcharf genug? So oft er auf andre Gegenſtände kommt, ſpielt er mehr den gefälligen, vorſichtigen, ſchonenden Hofmann, als den Freimüthigen, und ſolche, die ſchlechterdings nicht ohne Rüge erwähnt werden konnten, ſcheint er vorſetzlich lieber ganz zu überſehen. Wenn er ſein Blatt in dieſem Geiſte fortſetzt, wird es nie mehr ſeyn, als ein angenehmes Unterhaltungsblatt: dann aber hieße es wohl beſſer der Geſellige oder der Gefällige, als der Freimüthige. Ach, um dieſen Charakter durchzuführen, iſt es nicht genug, daß man Verſtand, Witz und Geſchmack beſitzt. Wer in den offnen Kampf treten will, gegen Laſter und Thorheit, muß Enthuſiasmus für Recht und Wahrheit haben, muß ſich über Convenienz und Gunſtbezeigungen hinwegſetzen können, muß — Doch ich will lieber abbrechen, um nicht bitter zu werden: Herr von Kotzebue verdient das weder um das Publikum, noch um mich. Ich geſtehe Ihnen indeß, es kränkt mich tief, daß ein Blatt, das ich dazu beſtimmt glaubte, eine ehrwürdige Autorität zu erlangen, nichts als ein Mercure galant zu werden ſcheint, der den Namen des Freimüthigen profanirt, ſo geiſtvoll auch die Unterhaltung iſt, die er gewährt.

Neunter Brief.

Briefe eines reiſenden Ruſſen von Karamſin, aus dem Ruſſiſchen überſetzt von Richter. 6 Bändchen. (Mit Kupfern und elegant gedruckt)

Es giebt ſo mancherlei Arten, eine Reiſe zu benutzen, als die alten Schriftſteller zu ſtudiren, wobei man ja auch eine Reiſe in die Vorzeit macht. Der eine lieſt Homer und Pindar, Virgil und Horaz, nur um der Sprache willen, um Worte, Versbau, Sitten u. ſ. w. kennen zu lernen, um überhaupt philologiſche Kenntniſſe zu ſammeln. Andre leſen die alten Dichter ſo leicht hin, wie die neuen, nur um ihren Geiſt zu genießen, und ſtoßen ſie auf Schwierigkeiten, ſo laſſen ſie, was ſie nicht verſtanden, auf ſeinem Werth beruhen, und ſuchen ein andres Bild, einen andern witzigen Einfall. Eine dritte, aber wenig zahlreiche Klaſſe ſtuſirt die Philologie, um den Geiſt der Schriftſteller zu faſſen, und wendet dann, was ſie gelernt und was ſie genoſſen hat, auf gleiche Weiſe an, neue Reſultate durch Nachdenken zu finden. Eben ſo reiſen viele nur um Merkwürdigkeiten zu ſehen und zu hören, Misbräuche, Sitten, Volkscharaktere, öffentliche Anſtalten kennen zu lernen; — andre bloß um ſich zu vergnügen; — nur wenige um beides mit einander zu verbinden und ihren Geiſt zu bilden. Ich brauche Sie gar nicht erſt zu fragen, welcher Klaſſe von Leſern und Reiſenden Sie den Vorzug geben. Nur die letzte lieſt und reiſet mit wahrem, großem Nutzen, und nur dieſe hört man mit bleibendem Vergnügen an, wenn ſie ihre Ausbeute mittheilt.

Herr von Karamſin gehört zu dieſer letzten Klaſſe, und viel, ſehr viel kam zuſammen, ihn und ſeine große Tour durch Europa merkwürdig zu machen. Er ſcheint eine ſehr ausgezeichnete Bildung erhalten zu haben, denn ſchon in ſeinen erſten Brieken verräth er reiche Kenntniß der Welt, der deutſchen und franzöſiſchen Literatur und der Geſchichte. Er verband mit dem offnen Sinn und dem reizbaren Gefühl des Jünglings einen kräftigen, männlichen Verſtand und Feſtigkeit des Charakters. So ausgerüſtet trat er er aus dem Mittelpunkte Rußlands, aus Moskwa, ſeine Reiſe an, und ſah Deutſchland, die Schweitz, Frankreich und England. Freilich mußte ihm faſt alles, was er erblickte, neu ſeyn, aber er hatte zu viel Einſicht, um alles ihm Neue auch für merkwürdig zu halten, und ſo meldete er ſeinen lieben Freunden in der Vaterſtadt, faſt nichts, was nicht auch dem Publikum der Länder, durch die er ging, ſelbſt intereſſant wäre; ja, berichtet er zuweilen auch nur einen Vorfall, der ihm begegnete, eine Kleinigkeit, ſo wird ſie durch ſeine ſchöne Schilderung und durch das rege Gefühl, das ihn überall begleitete, anziehend, oft wichtig.

Vorzüglich intereſſant ſind die Schilderungen, die er von den Berühmten, die er kennen lernte, und von ſeinem Umgange mit ihnen giebt. Kant, Wieland, Herder, La vater, Bonnet, Rabaud St. Etienne, Barthelemy, Marmontel, und viele andere, ſtellt er auf, wie ſie ſich ihm, dem Manne von unbefangenem Geiſt, aber voll hoher Achtung für das Verdienſt, als Menſchen zeigten, kräftig und lebendig. — Einen beſondern Reiz gewinnt ſeine Reiſe durch Frankreich dadurch, daß ſie gerade in die Zeit des Anfanges der Revolution fiel. Die langen Reihen von Umgeſtaltungen, welche Paris und die Pariſer ſeit dem erfuhren, laſſen ihre damalige Beſchaffenheit beynahe als uralt betrachten, obgleich die Grundzüge ihrer Umwandlungen ſchon überall durchblickten. — Dieſe mit Witz, Gefühl und Kenntniß geſchriebene Briefe wurden in Moskwa faſt enthuſiaſtiſch aufgenommen: ſie verdienen aber überall eine ſehr warme Aufnahme.

Eid und Pflicht, ein bürgerliches Trauerſpiel in 5 Aufzügen von J. J. Engel.

Ein merkwürdiges, aber kein gelungenes Stück. Erlauben Sie mir, ſeine Geſchichte mit ſeiner Beurtheilung zu verbin=

den. Jene kann ihm ein eignes Intereſſe verleihen; und wenn das Werk ſich nicht dazu eignet, Engels großen, bleibenden Ruhm noch zu erhöhen, kann ſie wenigſtens verhindern, daß ſeine elenden Schmäher und Neider, es nicht zu ſeiner Herabſetzung misbrauchen.

Der erſte Keim dieſes Stückes iſt ein Vorgang aus Engels eigner Jugend. Die Einwohner Meklenburgs, ſeines Vaterlandes, wurden im ſiebenjährigen Kriege von den — — — Truppen oft ſehr hart behandelt. Engels Großvater ſelbſt ſollte einſt, wegen einer verweigerten Contribution, als Geiſſel weggeführt werden; der Officier, der ihm dieſes ankündigte, ſprach ſehr rauh mit ihm, und ſchüttelte ihn endlich am Arm. — Engel, mehr noch Knabe als Jüngling, aber ſchon Student, war bei der Scene gegenwärtig; bisher hatte er ruhig zugehört, aber da er den Officier dieſe Bewegung machen ſah, ſtürzte er außer ſich vor Zorn auf ihn zu, riß ihn von dem Greiſe zurück, und zog den Degen zu deſſen Beſchützung. — Man fand Mittel, die Sache, ohne unausgenehme Folgen für den heftigen Jüngling, beizulegen.

An nichts haftet die jugendliche Phantaſie und Eigenliebe mit mehr Vergnügen, als an Aeußerungen von Kraft und Muth, die ſeinem Selbſtgefühl ſchmeicheln. Auch Engel erinnerte ſich gern in ſpätern Jahren an dieſen Vorfall, und, indem er die möglichen ~~Folgen überlegte~~, ~~und die~~ Umſtände, unter denen er noch anziehender geweſen wäre, erſann er ſich eine rührende Geſchichte, an deren ſchriftliche Ausführung er übrigens nicht dachte. — Einſt brachte er aber einen frohen Abend mit Cacault, (jetzigem Franzöſiſchen Geſandten in Rom,) und einigen Landsleuten deſſelben zu. Das Geſpräch fiel auf das Theater, und die Franzoſen prieſen laut die unerreichbaren Vorzüge des ihrigen. Engel widerſprach. Sie beriefen ſich auf die hohe Regelmäßigkeit ihrer tragiſchen Werke, und gingen ſo weit zu behaupten, die Dichter keiner andern Nation wären im Stande, den ewigen Geſetzen des Ariſtoteles ſo treu zu bleiben. Engel lachte und machte ſich anheiſchig, ihnen bei ihrer nächſten Zuſammenkunft den

Plan eines Stückes vorzulegen, in dem die drei berühmten Einheiten des Orts, der Zeit und der Handlung ſtrenger beobachtet wären, als in irgend einem franzöſiſchen Drama. Durch ſein Lachen gereizt, nahmen ſie ſein Anerbieten auf eine Weiſe auf, die ihm es zur Ehrenſache zu machen ſchien, daß er ſein Wort löſe, und man ſchloß eine Wette, — von der er aber bald fühlte, daß ſie ſich nicht ſo leicht gewinnen als ſchließen laſſe. Die verabredete Friſt war kurz; ein andrer tauglicher Gegenſtand bot ſich nicht dar: Engel wählte alſo die Geſchichte, die er ſich zu dem erzählten Vorfalle erdichtet hatte, und entwarf folgenden Plan, der in dieſem Trauerſpiel ausgeführt iſt.

Ein gutmüthiger, aber leichtſinniger Jüngling iſt ſeinen Eltern entlaufen, und nach vielfachem Unglück endlich gezwungen worden, gemeiner Soldat in dem Heer eines Fürſten zu werden, der ſein Vaterland bekriegt. Als ſolcher kommt er auf einem Marſche durch ſeinen Geburtsort, und findet dieſen und ſeine Familie in der äußerſten Bedrängniß.

Ein harter, habſüchtiger Oberſter hat die vornehmſten Bürger der Stadt ins Gefängniß werfen laſſen, weil ſie eine unerſchwingliche Contribution nicht bewilligen wollen. Nur der Vorſitzer des Stadtrathes, ein ſchwacher, todtkranker Greis, hat, durch die Verwendung eines menſchenfreundlichen Hauptmanns, die Erlaubniß erhalten, in ſeinem Hauſe das Bett zu hüten: und dieſer Greis iſt der Vater des Jünglings, iſt krank aus Gram über ihn. — Das Wiederſehn zwiſchen beiden, hat Engel zu einer äußerſt rührenden Scene benutzt: der Sterbende erfährt die Rückkehr des Verlorengeglaubten dadurch, daß er eine Stimme mehr als ſonſt, um ſich weinen hört. — Sie können ſich nicht der Freude überlaſſen: ſie haben nur Gram miteinander zu theilen, denn eben jetzt behauptet der Oberſte ſtrenge Verhaltungsbefehle bekommen zu haben, und will den Sterbenden in eine Feſtung abführen laſſen, wenn er nicht die Contribution zugeſteht. Seine Frau und Tochter dringen in ihn, es zu thun; er macht ſeinen Sohn zum Richter, und die Freude darüber, daß dieſer, ſo tiefgebeugt er iſt, ihm nicht zur pflichtwidrigen Einwilligung räth, iſt die letzte ſeines Lebens. Der edle Hauptmann kommt, um die Abreiſe zu veranſtalten: er erkennt in dem jungen Welldorf denſelben Soldaten, der ihn einſt ſchwer verwundet vom Schlachtfelde trug, er fliegt fort, ſich von neuem bei dem Oberſten zu verwenden: aber nur durch gefährlichen Trotz gelingt es ihm, eine Friſt von zwei Stunden für den Kranken zu erhalten. Schon ehe dieſe verfloſſen iſt, kommt der Unmenſch, den Greis noch einmal durch Härte zu ſchrecken; er behandelt ihn rauh und beleidigend: da ſtürzt der Sohn hervor und — thut, was ich Ihnen oben von Engel erzählte. Der Oberſte entfernt ſich voll Zorn, er läßt den Jüngling arretiren: das Leben deſſelben iſt verwirkt. Enthuſiaſtiſche Dankbarkeit und Verzweiflung, geben dem Hauptmann ein letztes, ein äußerſtes Mittel ein. Als der Oberſte mit Wache kommt, um ſelbſt den Sterbenden abzuholen und ſich an der Verzweiflung der Familie zu weiden, fordert er eine geheime Unterredung mit ihm, zeigt ihm, daß er um die Veruntreuung ſeiner Poſten und der königlichen Gelder, deren ſich der Böſewicht ſchuldig gemacht, wiſſe, droht ihm, ihn öffentlich anzuklagen, und verſpricht nur auf den Fall Schweigen, wenn er den Jüngling freilaſſen und ſeinen Abſchied nehmen wolle. Zerknirſcht bewilligt der Oberſte es: der Sohn iſt gerettet, aber der Vater iſt indeß an den Folgen des Schreckens geſtorben. — **Engel** gewann ſeine Wette, denn in der That läßt ſich die Regelmäßigkeit nicht weiter treiben. Es iſt keine gröſſere Einheit der Zeit möglich: beim Anfange des Stücks ſind ſchon die Wagen zum Abführen der Gefangenen beſpannt, und das Meiſte der Handlung geht in den zwei zugeſtandenen Friſtſtunden vor, alſo genau in der Zeit, welche die Zuſchauer vor der Bühne zubringen. — Keine größere Einheit des Orts iſt möglich: denn die Spielenden ſind beſtändig in dem Vorzimmer der Krankenſtube geſchäftig; — keine größere Einheit der Handlung: denn es kommt durchaus nur darauf an, eine leidende Familie von dem Druck eines Tirannen zu befreien, und das geſchieht vollſtändig.

In der Wärme des Entwerfens waren

die einzelnen Scenen in dem Geiſte des Verfaſſers ſo lebendig geworden, daß er ſie gleich niederſchrieb, aber er fühlte zu ſehr, daß dieſes Stück nicht dazu eigne, Glück zu machen, und er ließ es liegen. Erſt viele Jahre nachher vollendete er es und überſchickte es Schrödern, auf deſſen ausdrückliches Verlangen. Es wurde gegeben; rührte nicht bloß, ſondern erſchütterte ſo ſehr, daß niemand es noch einmal ſehen mochte. Engel forderte ſein Manuſkript zurück, und verſchloß es. Eine gewiſſe Vorliebe, die Sie Sich aus dem Erzählten erklären werden, hielt ihn ab, es zu vernichten, aber dem Druck übergeben, hätte er ſelbſt es wahrſcheinlich nie.

„Aber warum das?“ Es hat, wie Sie ſehen, die höchſte Regelmäßigkeit; ſeine Charaktere ſind lebendig und kraftvoll; der Dialog iſt, wie man ihn von Engel erwarten kann, lebhaft, richtig, energiſch: alſo, wenn man unter Schönheit das Uebereinſtimmen aller Theile zu einem Ausdrucke, einer Wirkung, (Einheit im Mannigfaltigen,) verſteht, ſo läßt ſie ſich dieſem Stücke nicht abſprechen, aber — es hat auch nicht das geringſte Anziehende. Es hat nicht Eine Scene, bei der man auch nur mit einem wehmüthigen Vergnügen verweilen könnte; es iſt nicht todt, aber feindſelig, zerreißend. Es bietet der Phantaſie nirgend die geringſte Beſchäftigung dar: nur das Gefühl beſtürmt es durch die grellſte, ergreifendſte Darſtellung einer kläglichen Wirklichkeit. — Engels Ruhm wird es, wie ſchon geſagt, nicht erhöhen, ſein Andenken nicht lieber gewinnen laſſen: aber es iſt in vielfacher Rückſicht merkwürdig, und wer es zur Herabſetzung des Verfaſſers gebrauchen wollte, würde ſich ſelbſt — Doch was gehn mich die kleinen Kläffer in der Zeitung für die elegante Welt an, wenn von einem Manne die Rede iſt, deſſen Werth ſie gar nicht einmal zu ahnen vermögen, gegen den ſie nichts ſind, als rohe Knaben, die auf dem Grabe eines Weiſen ihre kindiſchen Streiche üben. —

Statt bei dieſer nie erwachſenden literariſchen Poſterität zu verweilen, die aus dem kindiſchen Zuſtand der Jugend unmittelbar in den kindiſchen Zuſtand des zu hohen Alters übergegangen iſt, will ich von Engels vielleicht ſchönem, aber nicht reizendem Stücke Gelegenheit nehmen, eine Anfrage zu beantworten, die zu ehrenvoll iſt, um ſie zu überſehn. Einem jungen, talentvollen Manne war meine frühere Aeußerung in dieſen Briefen, daß man die ſogenannten ſchönen Künſte, eigentlich reizende nennen müßte, aufgefallen; ſie hatte ihn in eine Ungewißheit geſetzt, in welcher er den liebenswürdigen Dichter Jacobi um Rath fragte. Er erhielt eine ſehr geiſtreiche Antwort, die in dem diesjährigen Taſchenbuche, Iris, abgedruckt wurde, und der Jacobi eine Aufforderung an mich beifügte, mich ſelbſt über jene Aeußerung zu erklären, und meine Gedanken einleuchtender aus einander zu ſetzen. Das in dem Maaße zu thun, wie ich es wünſchte, und daß es nützlich ſeyn könnte, wird mir vielleicht lange noch die ruhige Muße fehlen: aber in einigen kurzen Sätzen will ich es wenigſtens verſuchen. Sollte dieſes Blatt Jacobi und ſeinem jungen Freunde in die Hände fallen: Ihnen wird das Geſagte hinreichen, Sie meine Behauptung würdigen zu laſſen.

Schönheit iſt nach meinen Begriffen, wofür ſchon Auguſtin ſie erklärte, und wofür alle ſpätern Philoſophen, die von ihr ſprechen, wiewohl mit ſehr unverſtändlichen Phraſen, ſie erkannten, — *Einheit im Mannigfaltigen*, Uebereinſtimmung aller verſchiedenartiger Theile eines Ganzen zu Einem Zwecke. — Nehmen wir dieſe Erklärung an, ſo wird ſogleich der ſcheinbare Widerſpruch gehoben, daß auch die Schilderung oder Abbildung eines häßlichen Gegenſtandes, der Hölle, der Peſt, ſelbſt eines verweſenden Leichnames, ſchön ſeyn kann; nehmlich dadurch, daß alle Theile derſelben zu dem Ausdrucke Eines Charakters, zu der Hervorbringung Einer Wirkung übereinſtimmen. Es wird ferner einleuchtend, wie die tägliche Erfahrung möglich iſt, daß es ſowohl lebende Gegenſtände als Kunſtwerke geben kann, die gar nichts wirken, und gleichwohl ſchön ſind: — ihre einzelnen Theile haben nehmlich Uebereinſtimmung zur Ausdrucksloſigkeit.

Aber wenn Schönheit in der Einheit im Mannigfaltigen beſteht: welche Kunſt iſt dann *nicht* im Stande etwas Schönes hervorzubringen? Was berechtigt uns, gewiſſe Künſte vorzugsweiſe vor andern, die ſchönen zu nennen? Reicht die Hervorbringung eines ſchönen Ganzen hin, jenen Ehrennamen zu erwerben, dann läßt ſich ſelbſt die lächerliche Behauptung des verſchollenen Quaſiphiloſophen Steinbart, daß auch die Meublir- und Bekleidungskunſt zu den ſchönen Künſten gehöre, vertheidigen. Und wollen wir auch nicht bis zu dieſem ſeichten Schwätzer herabſteigen, ſo läßt ſich doch wahrlich kein Grund auffinden, warum nicht eben ſo gut die Reit- wie die Tanzkunſt, eine ſchöne Kunſt ſeyn, und noch weniger, warum die Baukunſt nicht völlig in einem Range mit der Poeſie ſtehen ſollte.

Um dieſer zu großen Erweiterung des Begriffes „ſchöne Künſte" zu begegnen, hat man eine Claſſification der Schönheit ſelbſt erſonnen, und nimmt eine ſinnliche, eine moraliſche, eine äſthetiſche Schönheit u. ſ. w. an. Mir ſcheint dieſe Claſſification, hätte ſie auch weniger Willkührliches, als ſie wirklich hat, doch eher dazu geeignet, Verwirrung zu ſtiften als zu heben, denn jene Arten von Schönheit fließen überall zuſammen. Zum mindeſten iſt ſie ein unſicherer Umweg zu einem Ziele, das ſich auf einem viel kürzeren Pfade ſicher erreichen läßt.

Jede Kunſt kann und ſoll Schönheit ſchaffen: betrachten wir aber die Poeſie, die Muſik, die Tanzkunſt, die Malerei, kurz die ~~bisher im engern Sinne ſchön genannten~~ Künſte, aufmerkſamer, ſo finden wir, daß ſie einen Zweck haben, der den andern fehlt: ſie wollen nehmlich durch die Schönheit ihrer Werke nicht ſowohl den Sinnen ſchmeicheln, dem Verſtande genügen, oder Nutzen ſtiften, als vielmehr Phantaſie und Gefühl zu einer beſtimmten Art der Thätigkeit aufregen, das heißt, reizen. Dieſer Zweck ihrer Werke, nicht bloß Einheit im Mannigfaltigen zu zeigen, ſondern durch ſie die Seele zu einer lebhaften Thätigkeit aufzuregen, iſt das Charakteriſtiſche, das ſie mit feſten und bleibenden Gränzen umſchreibt. Schön ſeyn kann ein Stuhl, ein Sattel, ein Baum ſo gut als ein Gedicht; — eine Feſtung wie die Bildſäule des Laokoon, oder eine muſikaliſche Compoſition von Glück, aber Phantaſie und Gefühl reizen, können jene nicht. — Warum alſo den Namen der höhern Künſte nicht lieber von dem Zweck entlehnen, der ihnen eigenthümlich iſt, als von dem Mittel, das ſie mit allen andern gemein haben. —

Gern, meine Freundin, verweilte ich noch einige Zeit bei meinem Vorſchlage, um Ihnen zu zeigen, wie fruchtbar es ſeyn würde, wenn man den Reiz, und nicht das Mittel zu demſelben, die Schönheit, als das Charakteriſtiſche der Muſenkünſte annähme; wie daraus vieles unwiderſprechlich folgen würde, was ſonſt nur willkührlich angenommen ſcheint: — z. B. daß Baukunſt und Gartenkunſt, die durch ihre gelungenſten Werke nur eine gewiſſe Stimmung der Seele, nicht eine beſtimmte Thätigkeit der Phantaſie und des Gefühls zu erregen vermögen, deshalb unvollkommnere Künſte ſind, als Poeſie und Muſik; — daß Klangmalerei in Verſifikation und in der Muſik, Spielereien ſind; — daß die Landſchaftsmalerei unter der hiſtoriſchen ſteht; daß — Doch ich breche ab. Iſt, was ich da vorgebracht habe, gegründet, ſo reicht es wohl hin, irgend einen talentvollen Kopf zur Verfolgung des Weges, den ich andeutete, zu bewegen. Findet man es grundlos und leer, ſo hab' ich ſchon zu viel geſagt.

Zehnter Brief.

Lacrimas, ein Schauſpiel, herausgegeben von A. W. Schlegel.

An hundred Souls of Turkeys in
one pye. *) Pope.

Lange, meine Freundin, war ich unſchlüſſig, ob ich ihnen dieſen neuen Beweis von dem, was die Clique Poeſie nennt, in ſeiner Herrlichkeit entfalten ſollte, oder nicht. Wem nützen dergleichen Schauſtellungen noch? Dem Publikum? Die Thorheit jener Menſchen iſt längſt zum Sprüchwort geworden, und ſollte es noch Leute geben, denen erſt bewieſen werden müßte, daß ſie

---

*) „Hundert Truthühner in einer Paſtete."

keine Weisheit ſey, ſo verdienen ſie nicht, daß man ſich die Mühe giebt. — Etwa den poetiſchen Poeten ſelbſt? Nein! „Die Armen können ihre Kappe nicht abwerfen, auch wenn ſie wollten. Sie haben ſie ſo lange getragen, daß ihre literariſche Exiſtenz daran geknüpft iſt, und — ſie würden zu deutlich verrathen, wie wenig in ihr ſteckt, daß ſie nur aufgeſtülpt wurde, um zu repräſentiren, was den Trägern fehlt, einen — Kopf. Wäre einer darin: er hätte die lächerliche Hülle längſt verſchliſſen. —

Eine andre Rückſicht beſtimmt mich indeß, Ihnen doch dieſes Meiſterſtück vorzulegen. Das Leben iſt ſo kurz und ſo ernſthaft: ich könnte es nicht verantworten, wenn ich Ihnen einen ſo trefflichen Hauptſpaaß, als dieſer Lacrimas iſt, vorenthielte. Selbſt Kasperl in Wien hat nie ſo komiſch geweint, als der Verfaſſer. Ohne Verweilen alſo zum Anatomiren ſeines Geſchöpfes. — Erſchrecken Sie nicht über das Vorhaben! Es iſt kein lebender Gegenſtand, den ich zerlegen will: es iſt eine Nürnbergerpuppe, und wenn man eine ſolche anatomirt, ſo wiſſen Sie wohl, kommt nichts zum Vorſchein, als bunt bekleckste Pappe, Kleiſter und im Innerſten, wurmſtichiges Holz.

Zuerſt den Inhalt des Stücks; und damit ich nicht doppelte Arbeit habe, in der Ordnung, wie er ſich dem Leſer offenbart.

Erſter Akt. Ismene, die Heldin des Schauſpiels, die Tochter eines Spaniſchen Ritters, geht in einem Garten am Meere ſpazieren, findet es zwar ſchön, klagt aber bitterlich darüber, daß ihr Geliebter über daſſelbe weggereist ſei. — Ihr Vetter, Florio, hat ſie behorcht, und vertraut ihr, daß er auch gern verreiſen möchte, denn in ſeiner Kindheit hab' ihm von einem Mädchen geträumt, und das wünſche er aufzuſuchen. Sie erklärt ihm, ſie könne ihn nicht tröſten, ſie müſſe ſelber traurig ſeyn; ſie ſchließt:

Doch ſieh, wer naht? Weg muß ich ſtreben.
Die Einſamkeit nur ſey mein Garten.

Sie hätte nicht nöthig gehabt zu gehn, denn ihre Eltern und ihr Onkel Antonio ſind die Kommenden. Der letzte ruft ſeinen Sohn und reitet mit ihm nach Hauſe. Die Eltern unterhalten ſich über Jsmenens Traurigkeit und die Mutter, obgleich ſie meint:

Einſam ihr Innres ausgeſchüttet,
Hilfts wohl nicht, daß die Mutter bittet,

beſchließt doch, ſie zu befragen. Sie thut es, aber erfährt nichts. — Zweite Scene. Lacrimas iſt im Haven von Malaga gelandet, freut ſich ſehr, daß der Himmel noch alle ſeine goldnen Augen hat u. ſ. w. und beſchließt auf Anrathen eines Gefährten, ein leerſtehendes Schloß zu beziehn. — Dritte Scene. Jsmene ſpaziert wieder im Garten, ſieht am Himmel rothe Sehnſuchtwogen, und denkt an ihren Lacrimas: da erſcheint er ſelbſt, und ſagt ein Sonet her; ſie auch; er macht ein drittes, ſie ein viertes. Ihre Eltern treten auf, und freuen ſich den Fremdling wieder zu ſehen; Florio und ſein Vater kommen eilend zurückgeritten und freuen ſich auch, worauf Lacrimas um Jsmenen wirbt, und das Jawort erhält. Sie gehen ab. Florio tritt auf; dem armen Jungen iſt es gar ſonderbar gegangen. Ihm iſt zu Muthe geweſen, als hätte ſich der Himmel in eine Zither verwandelt, und einen Ton von ſich gegeben, der ſich nun in dem Buſen des Armen umdreht wie ein Schöpfrad mit Schaufeln. Sein Vater tritt auf und verſchickt ihn in Geſchäften, aber in der — vierten Scene, hört er auf dem Balcon eines Schloſſes ein Mädchen ſingen, und ſich mit einer Waſſerlilie vergleichen. Er ſagt ein Sonet her, ſie auch; er ſingt, ſie auch, und beide gehn ihres Weges.

Zweiter Akt. Jsmene ſchläft im Garten. Ihre Mutter hält eine lange Rede, beſchließt, ganz vernünftig, ſie nicht zu wecken, da ſie ihr doch nichts zu ſagen hat, ſondern ſie nur umarmen will, — und geht ab. Lacrimas tritt auf, hält gleichfalls eine lange Rede und geht auch. *)

---

*) Es läßt ſich erwarten, daß der erhabne Beſchützer der poetiſchen Poeſie, der Weimar und Lauchſtädt mit dem Alarcos entzückte, auch den Lacrimas werde auf der Bühne erſcheinen laſſen. Sollte das geſchehn, ſo rathe ich der Schauſpielerin, welche die Jsmene macht, wohlmeinend, vor der Darſtellung ein geſundes Mittagsſchläf-

Jetzt erwacht Jsmene; auch ſie hält eine Rede in eben dem Versmaaße, und von eben der Länge, wie die beiden vorhergehenden. Lacrimas kommt zurück, ſetzt ſich zu ihr, weint bitterlich und verſichert ſie, daß er keine Urſache dazu habe. Zweite Scene. Florio erkundigt ſich bei dem Schiffer des Lacrimas, wer das Frauenzimmer geweſen, das er ſingen hörte. Er erfährt, daß es eine Sklavin iſt. Sie ſelbſt erſcheint und möchte gar zu gern Nachricht aus ihrem Vaterlande haben. Florio weiß gar nicht, wie es heißt, verſpricht ihr aber Nachricht zu ſchaffen, da kommt ſein Vater und ruft ihn nach Hauſe, weil es Nacht geworden iſt. — Dritte Scene. Lacrimas kniet vor Jsmenen und weint wieder. Auf ihr dringendes Anhalten entdeckt er ihr endlich: er ſei ein Mahometaner; ſein Vater, ein Baſſa, habe ihn ausgeſchickt, ein Paar

chen zu thun: es iſt ſonſt zu fürchten, daß ſie in dieſer Scene bei dem ſüßen Mohnduft der erwähnten beiden Reden wirklich einſchlafen möge, und das möchte troz dem berühmten Lehnſtuhl und dem majeſtätiſchen: „Man ſoll nicht lachen!“ doch zu gewaltſam auf das Zwergfell der Zuhörer wirken.

verlorne Sultanskinder zu ſuchen; die habe er nun freilich nicht gefunden, wohl aber Jsmenen geſehn, ſich in ſie verliebt, und ſich deshalb für einen Chriſten ausgegeben; jetzt ſei ihm das Geld ausgegangen, darum wolle er nach Hauſe ſegeln und ſich welches holen. Jsmene beſchließt, mit ihm davon zu laufen. — Vierte Scene. Die Liebenden ſind eingeſchifft; Florio beredet den Schiffer, ihn auch mitzunehmen.

Ich müßte mir eine zu große Verſchwendung Ihrer Geduld und des Papiers vorwerfen, wenn ich Ihnen auch die übrigen Akte ſo ausziehen wollte: alſo nur kurz, was ſie enthalten.

Den dritten Akt eröffnet wieder der Schlaf, aber diesmal ſchläft nicht Jsmene, ſondern der Vater des Lacrimas. Sein Sohn langt mit der Entführten an; dieſe weint jetzt, — denn weinen müſſen die Leute immer, — daß ſie nicht bei ihren Eltern iſt, und Lacrimas verſpricht, ſie nächſtens wieder nach Hauſe zu bringen. Uebrigens entdeckt man, weiß der Himmel wie, daß die Sklavin, die ſich mit der Waſſerlilie verglichen hatte, die verlorne

Sultanstochter iſt; ſie wird ihrem Vater zugeſchickt. Florio, der ein Sklave des Baſſa geworden iſt, entläuft, um ihr zu folgen, und der Vorſteher des Harems, in dem ſie lebt, kommt — Bewundern Sie ſeine an Haremswächtern ſo ſeltne Courtoiſie! — aus freien Stücken zu dem Sklaven Florio und verſpricht, ihm ein Rendezvous mit der Prinzeſſin zu verſchaffen. Er hält Wort und die Verliebten ſagen einander vor, was ihnen ſo an diverſen Versmaaßen zwiſchen die Zähne kommt, vorzüglich aber Sonete. — Der Vater des Lacrimas trägt ihm auf, nach Spanien zu reiſen, und die Familie des Florio und der Ismene zu holen. Die letzte weint entſetzlich darüber und wird böſe. Lacrimas geſteht ihr zwar:

Vor mir ſeh' ich ſich dehnen deine Haare;
Ein Damm, daß ich nicht fahre, —

er fährt aber doch.

Im vierten Aufzuge iſt er in Spanien, und beredet die erwähnten Leute nach Afrika zu reiſen. Sie ſegeln ab; ſie kommen an, worauf es ſich denn zeigt, daß Lacrimas nicht Lacrimas, ſondern der wahre Florio und ein Chriſt, der bisherige Florio aber der abhanden gekommene Sohn eines Sultans, doch auch eigentlich wieder nicht ein Sultansſohn, ſondern ein Kind der Liebe des Baſſa, der bis izt für den Vater des Lacrimas gegolten, — die ehemalige Sklavin, jezige Prinzeſſin aber, daſſelbe Mädchen iſt, das er einſt im Traume geſehen zu haben glaubt, aber eigentlich wachend geſehen hat. Sie müſſen geſtehen, meine Freundin, mannigfaltigere Ueberraſchungen laſſen ſich nicht veranſtalten: nur das fehlt noch, daß der Dichter entdecken läßt, die bisher für die Kinder galten, ſeien eigentlich die Eltern, und die bisherigen Eltern die Kinder. — Daß man ſich nun allſeitig ſehr freut und Hochzeit macht, können Sie leicht denken.

Die Natur dieſes Meiſterwerks „ſpricht ſich zu vollkommen aus,“ als daß ich mir den Frevel erlauben ſollte, noch etwas darüber hinzuzufügen. Schon der Auszug muß Ihnen hinlänglich gezeigt haben, daß es das dritte Blatt an dem Kleeſtengel der poetiſchen Poeſie ſei, der bis jezt nur zwei Blätter, Tieks Genoveva und den Alarcos hatte. Um es zu einem Wunderpflänzchen zu machen, wird die edle Schule wohl nicht ermangeln, noch ein viertes hinzuzufügen, — wenn dieſes anders nicht ſchon in dem Jon vorhanden ſeyn ſollte. Eine Verſchiedenheit zeigt ſich indeß zwiſchen dem Alarcos und dieſem Lacrimas: in jenem erſcheint der Unſinn ſelbſt in ſeiner glorreichſten Geſtalt; in dieſem ſtrebt Geiſtesſchwäche mühſam darnach, ihn zu erreichen, kann es aber nur bis zur Fahſelei bringen.

Nichts deſtoweniger hat Herr A. W. Schlegel, dieſer berühmte Archipanpan der poetiſchen Poeſie, die Großmuth gehabt, ihm dadurch, daß er ſich als Herausgeber nennt, den Stempel aufzudrücken, es für ein echtes und gerechtes Werk nach ſeiner Kunſttheorie zu erkennen. Noch mehr! Er hat ihm ſogar ein lobpreiſendes Sonet vorgeſetzt. Dieſes Sonet hat für mich etwas ſehr Bekanntes. Ich unterſuche es genauer — Richtig! Es iſt Herrn Schlegel einmal ergangen nach der Meiſter Weiſe. Die Fertigkeit ſelbſt, mit der ſie ihre Kunſt üben, verleitet ſie zuweilen zu Fehlgriffen. Gewohnt, ſich jeden guten Gedanken, der ihm aufſtößt, zuzueignen und als ſein Eigenthum feilzubieten, hat er ſeine Freibeuterei diesmal gegen einen Mann, von dem er keine Schonung zu hoffen hatte, hat er ſie gegen — mich geübt. Ich laſſe in meinem Feierblatt, (Siehe das 4te Heft dieſer Briefe.) Apoll den Julius von Tarent mit einer Ananas vergleichen, „die von jedem Gewürz durchbalſamt wird.“ Der Gedanke iſt Herrn Schlegel hängen geblieben, und er trit ihn breit zu folgendem Sonet:

An den Dichter des Lacrimas.

Du kennſt wohl jene Frucht der ſonngen Zone,
Die aus dem goldnen Schooße grüne Sproſſen
Empor läßt, wie zum Palmenwipfel, ſchoſſen,
Daß unter goldnem Baldachin ſie throne.
Doch ſchafft, getrennt von ihrer Frucht, die Krone
Sich, wurzelnd, neu den würzigen Genoſſen
Bewährend, daß, gleich durch ſie hinergoſſen
Die ſüße Kraft im Kern, im Schmucke wohne.
So, Freund, will Deine Dichtung mir gemuthen:
In jugendlicher Frühlingspracht verborgen
Hegt ſie des fernen Himmelſtrichs Arome.
Hier duftges Abendland, dort glühnder Morgen:
Dazwiſchen hauchen Lüft' und Meere fluten
Hin und zurück mit linder Sehnſucht Strome.

Um ganz gerecht zu ſeyn: der Gedanke der Vergleichung gehört zwar mir, aber die hier gemachte Anwendung derſelben iſt ſo unſtreitig Herrn Schlegels Eigenthum, daß ich ſie nicht einmal ganz verſtehe, und ſo weit ich ſie verſtehe, mich geſchämt haben würde, ſie zu machen. Aus dem Gipfel der Ananas ſproßt ein Blätterſtrauß, der, wenn man ihn abgeſchnitten in die Erde ſteckt, wieder wurzelt: „ſo gemuthet Herrn S. ſeines Freundes Dichtung. Woher? Hat ſie etwa die Eigenſchaft, daß aus ihren einzelnen Akten, wenn man ſie von einander trennt, neue Lacrimaſſe entſtehen? Gott behüte! Ich laſſe mein Exemplar mit tüchtigen Klammern verſehen, damit es mir in meiner Bibliothek nicht durch ſolch eine Propagation Unheil ſtifte. — Und droht dieſes ſo, nicht mit dieſem Sinn, ſo — ſagt die ganze

Vergleichung gar nichts. Doch der Schluß des Sonets ſcheint größere Aufklarung zu geben. „Hier duftges Abendland“, da haben Sie den untern Blätterſtrauß; — „dort glühnder Morgen“, das iſt der obere Strauß; „dazwiſchen hauchen Lüft' und Meere“ — Das iſt die Frucht zwiſchen beiden. Das iſt doch noch ein echt poetiſches Gleichniß!

Ich kann nicht ſchließen, ohne Herrn Schlegel noch mein Compliment wegen ſeiner übergöttlichen Sorgfalt, mit der er über das Schickſal der Produkte ſeiner Clique wacht, zu machen. Die Göttin Dullneß in der Dunciade entläßt ihre Zöglinge mit der Ermahnung,

Go, Children of my Care,
To Practice now from Theory repair!
All my Commands are easy, short and full:
My Sons, be proud, be selfish and be dull!

Herr Schlegel, ihr großer Prieſter in Deutſchland, überbietet ſie: er ſelbſt führt ſeine Zöglinge in die Welt ein, und haben ſie durch einen Lacrimas oder Alarcos ſich des großen Lehrers würdig gezeigt, ſo verſichert er ſie öffentlich, daß ſie Ananas pflanzten.

Intelligenzblatt.

Herr Hofrath Spazier hat kürzlich mit *großem Triumph* in ſeiner Zeitung für die elegante Welt erzählt, „Garve habe in ſeinen Briefen Engels Theorie der Dichtungsarten verworfen und von *deſſen* Eintheilung derſelben in naive und ſentimentale, beſagt, ſie ſei aus der Luft gegriffen, und gar nicht auf die wirklichen Dichter anwendbar.“ Das iſt eine doppelte Unwahrheit, bei der es ſchwer wird zu beſtimmen, ob ſie mehr Unwiſſenheit oder böſen Willen verräth, die aber der Manier, wie Herr Spazier bisher ſeine Streitigkeiten, durch Klätſchereien, Unwahrheiten und Verdrehungen geführt hat, vollkommen würdig iſt.

Engel hat nie die Dichtungsarten in naive und ſentimentale getheilt. Garve redet an dem von H. Spazier angeführten Orte (Gs Briefe, Th. 2. S. 215 — 216.) gar nicht von Engels Theorie, ſondern von den Horen, in denen Schiller jene Eintheilung aufſtellt.

G. Merkel.

Verzeichniß einiger neuern Schriften,

welche ſich

zur belehrenden oder unterhaltenden Lektüre für Damen eignen, und im Bureau der einheim. und ausw. Litteratur, Leipzig bey Hrn. Fleiſcher dem jüngern, zu haben ſind:

I. Romane.

Eliſe Dümenil. Nach den Franz. der Marquiſe von Montalambert, bearbeitet v. d. Verf. der Heliodora. 4. Bde. 8.

Emilie, v. L. Ferd. Huber 2 Bde. m. Kpfn.

Der kleine Kandide. Nach dem Franz. des Verf. von Anthenors Reiſen, bearbeitet von K. L. M. Müller.

Nikolaus Remi. Nach dem Franz. des Verf. von Anthenors Reiſen, bearbeitet v. K. L. M. Müller.

Orfeuil u. Juliette. Nach d. Franz. d Louiſe St. Leon, Verf. v. Eugenia u. Virginie, bearbeitet v. K. L. M. Müller 3. Bde.

Vorſtehende Romane, welche ſich durch die Mannichfaltigkeit des Tones und die Feinheit der Darſtellung vor den gewöhnlichen Produkten dieſer Art ſehr vortheilhaft auszeichnen, und für deren Güte die Namen ihrer Verfaſſer und Bearbeiter Bürgſchaft leiſten, werden, mit Ausnahme der Emilie von Hrn. Legat. Rath Huber, auch unter den gemeinſchaftlichen Titel: Auswahl der geiſtvollſten Romane des Auslandes verkauft.

Inhalt.

Siebenter Brief. Literariſcher Nachlaß Fr. W. Gotter. Mit des Verfaſſers Biographie und Bildniſſe. Auch unter dem Titel: Gedichte von Fr. W. Gotter, 3ter Band. 65

Achter Brief. 1. Zeitung für die elegante Welt. Januar, 1803. 2. Der Freimüthige, eine Berliner Zeitung. Jan. 1803. 75

Neunter Brief. Briefe eines reiſenden Ruſſen von Karamſin, aus dem Ruſſiſchen überſetzt von Richter. 6 Bändchen. 100

Eid und Pflicht, ein bürgerliches Trauerſpiel in 5 Aufzugen von J. J. Engel. 103

Zehnter Brief. Lärmus, ein Schauſpiel, herausgegeben von A. W. Schlegel. 117

Intelligenzblatt. 129

Der Preis des Jahrganges dieſer Briefe iſt drey Thaler 12 Gr. Preußiſch Courant.

Bg 7 Fm 4

Bl 6
15

Wannem Ymanta

eine

lettiſche Sage.

Von

G. Merkel.

Leipzig,
bei Joh. Fr. Hartknoch.
1802.

6907103-9

UNIVERSITY

Sr. Kaiſerlichen Majeſtät,

Alexander dem Erſten,

Kaiſer und Selbſtherrſcher

aller Reuſſen.

Erhabenſter Monarch!

Indeß vierzig Millionen, durch Ew. Kaiſerlichen Majeſtät großmüthige Gnade aus ſcheuen Unterworfenen in glückliche Staatsbürger verwandelt, den Tag Allerhöchſt Dero Thronbeſteigung als ein allgemeines und heiliges Auferſtehungsfeſt begehen;

indeß Europa das Auge voll Entzücken auf den Ruſſiſchen Thron geheftet hält, in der zuverſichtlichen und täglich neu erfüllten Erwartung, alles Edle, Große, Erhabene von demſelben ausgehen zu ſehn;

indeß die Schmeichelei ſelbſt erröthend verſtummt, weil ſie nichts zu erſinnen vermag, das an erleuchteter Menſchenhuld den Maaßregeln gleich käme, die Ew. Kaiſerliche Majeſtät zur Beglückung Ihres unermeßlichen Reiches ſchon trafen, und die eine Nation der andern mit enthuſiaſtiſcher Verehrung erzählt:

wagt ein ehemaliger Bürger Allerhöchſt Dero Staates, dem wohlthätigen Genius ſeines Vaterlandes auch ſeine tiefſte Huldigung in dieſem Werke zu Füßen zu legen. Es enthält ein Gemählde aus jener fürchterlichen Zeit, da den Urbewohnern der jetzt Ruſſiſchen Oſtſee-Provinzen von fanatiſchen Horden des Auslandes ein Joch aufgebürdet wurde, das König Stephan Bathory, der Stolz des vormaligen Polens, König Guſtav Adolph, die Glorie Schwedens und ſeines Zeitalters, Selbſt Catharina die Unſterbliche vergeblich zu zerbrechen ſuchten.

Möchte die erhabene Menſchenhuld, mit welcher Ew. Kaiſerliche Majeſtät auch den geringſten Unterthan betrachten, dieſes geringfügige Opfer nicht verſchmähen! Möchten die flammenden Wünſche, welche die Menſchheit, ſo weit ſie cultivirt iſt, — und weiter! — für Allerhöchſt Dero Leben und Wohlfarth thut, alle, alle in glänzende Erfüllung gehn!

Erſterbe als

Ew. Kaiſerlichen Majeſtät

Frankfurt an der Oder,
am 31. März,
1802.

allerunterthänigſter
Gottlieb Merkel.

Vorbericht.

Den meiſten meiner Leſer iſt wahrſcheinlich die Welt, in welche ſie dieſes Werk führt, ganz neu. Sollen ſie für die Vorgänge in derſelben Theilnahme empfinden, ſo muß ich ſie darin orientiren. Ich glaube dies nicht beſſer thun zu können, als indem ich einige Stellen des Werkes herſetze, in welchem ich den frühern Charakter und Zuſtand, ſo wie die Schickſale jener merkwürdigen Völker, beſchrieb, deren gegenwärtige klägliche Ruinengeſtalt ein Schandmaal des Tyrannenſinns verfloſſener Zeitalter iſt, und das unſrige einer vielleicht nicht minder ſchändlichen Schlaffheit bezüchtigt.

„*) Die politiſche Verfaſſung der
„Letten, wie ihre ſittliche Bildung,
„erſcheint im eilften und zwölften
„Jahrhunderte grade auf der Stufe
„des Uebergangs aus dem mittlern
„Naturſtande zu jenem, in welchem
„die Griechiſchen Republiken ihre größ-
„ten Männer, Helden ſowohl als
„Weiſe und Künſtler, hervorbrachten.
„Jede durch natürliche Gränzen um-
„ſchriebene Landſchaft bildete einen
„Staat für ſich; aber alle, ob ſie

---

*) Vorzeit Lieflands v. G. Merkel. 1 Bd. S. 112.

„gleich zuweilen in Kriege gegen einander verwickelt waren, „hatten ein „gemeinſchaftliches Heiligthum, gemeinſchaftliche Götter und Prieſter, „ſtanden, bis auf den teutſchen Einbruch, „gemeinſchaftlich gegen den „auswärtigen Feind auf, und erkannten ſich für Brüder.

„Wie jede Landſchaft, bildete „auch jede Familie in derſelben einen „Staat für ſich, deren Fürſt der „Hausvater war, der ſein Weib und „ſeine Kinder unumſchränkt beherrſchte, aber in Rückſicht der Verhältniſſe, in die er mit andern Familien „gerieth, ſich dem Ausſpruche des „oberſten Fürſten unterwarf. Dieſer „bewohnte gewöhnlich eine mit Wällen

„und Hecken verſehene Burg, die an
„einem Strom oder auf einem Berge
„lag. Er war im Frieden Richter
„und im Kriege Heerführer, wenn er
„Tapferkeit genug beſaß; doch in bei-
„den Fällen nicht unumſchränkt. Um
„einen Urtheilsſpruch zu thun, ver-
„ſammelte er eine Anzahl der älteſten
„Hausväter, die mit ihm in einem
„heiligen Haine Gericht hielten; und
„wenn Krieg oder Frieden beſchloſſen
„werden ſollte, berief er durch ein
„Feuer, das auf der Spitze eines Hü-
„gels angezündet ward, das ganze
„Völkchen zuſammen. Jeder hatte
„eine Stimme dabey, jeder ward ge-
„hört; denn wo man ſicher iſt, daß
„keine Rechte gekränkt werden, wo

„man ſie leicht vertheidigen kann,
„läßt es ſich niemand einfallen, den
„Andern als Mitglied des Gemeinweſens
„zu verkennen. Die Verfaſſung
„muß ſchon ſehr verſchroben ſeyn, wo
„jeder Mann nicht ſeine volle Kraft
„gilt; und das iſt nicht der Fehler ſo
„neuer Staaten. Jeder ſprach zu dem
„verſammelten Volk, und jeder war
„Redner, weil er mit wahrer Theilnahme
„ſprach. War endlich ein Beſchluß
„gefaßt, ſo gehörte die Ausführung
„deſſelben dem Fürſten. Er
„erkohr die Deputirten, welche im
„Namen der Nation die Speere mit
„dem Feinde tauſchten, wenn Friede
„geſchloſſen werden ſollte; er erwählte
„aus der Menge diejenigen, die zur

„Schlacht taugten, wenn Krieg der
„Wille des Volks war. Das Heer
„ſelbſt ernannte dann ſeinen Anführer,
„und gelobte ihm Treue und Gehor-
„ſam, indem es die Hand auf den ge-
„beugten Nacken legte; aber ſo wie
„der Feldzug zu Ende war, hörte auch
„ſeine Würde auf, und alles kehrte
„zur alten Ordnung, zur Gleichheit
„zurück. Indeß behielt das Volk doch
„ſo viele Achtung und Neigung für
„den Helden, der ſie mehrmal zum
„Siege geführt hatte, daß ſie unwill-
„kührlich ſeine Anhänger wurden, und
„ſeinem Beiſpiele folgten.

„*) Die Religionsbegriffe der Letten waren weder zahlreich, noch ſpitzfindig. Sie glaubten, daß jedes, vom Donner herab bis zum Kehrichthaufen, eine eigne Gottheit habe, die man verehren müſſe; ſie glaubten die Unſterblichkeit der Seele, ohne ihren künftigen Zuſtand beſtimmen zu wollen; ſie glaubten, daß man, um den Göttern zu gefallen, thun müſſe, was recht ſey, und verließen ſich bei Auffindung des Rechten auf die Leitung ihres Gefühls — eines ſicherern Führers, als die Grübelei der Moraliſten iſt. Das war der ganze Inhalt ihrer Theologie, hinrei-

---

*) E. d. S. 153.

„chend für ein Volk, das keine Verhältniſſe und keine Bedürfniſſe kannte, als die der geſelligen Natur.

„Die Gottheit war, nach der Vorſtellung der Letten, zu erhaben, „um von Wänden umſchloſſen zu werden. Sie verehrten dieſelbe, wo ſie „Spuren ihres Daſeyns und ihrer „Macht fanden: den Gott des Donners unter den ſo oft vom Bliß verſengten Eichen; den Gott der Wälder in Hainen; den Gott des Meeres „am Strande; den Beſchützer der „Saaten auf den Aeckern, von denen „ſie ſo eben ſeinen Seegen eingeſammelt hatten. Jeder Hausvater war „dabei Prieſter. Nur ihre oberſten „Gottheiten hatten außerdem noch ge-

„wiſſe Plätze, an denen ihr Dienſt von
„beſonders dazu verordneten Dienern,
„im Namen des ganzen Volks began-
„gen ward.

„Solche Plätze waren zu Rom-
„nove in Nadrauen, zu Marienburg,
„zu Heiligenbeil und bei Welau.
„Am erſten Ort ſtand eine Eiche, die
„zwölf Fuß im Durchſchnitte gehabt
„und, vielleicht durch Moos und
„überwinternde Schlingpflanzen, viel-
„leicht durch eine Kunſt der Prieſter,
„ſelbſt im Winter ihr Grün nicht ver-
„loren haben ſoll. Sie war in einiger
„Entfernung mit achtfachen Teppichen
„umgeben: ſo entſtand ein heiliger
„Bezirk, den vorzüglich das Blut der
„Opfer benetzte, den die Augen der

„ungeweihten Menge nicht erreichten, „und ſelbſt der Krive und die vornehmſten Waidelotten nicht anders, „als zur Begehung der Riten, betreten durften. Nur in ſehr feſtlichen, „mondhellen Nächten ſank die furchtbare Scheidewand zwiſchen dem Volk „und ſeinen Göttern.

„Lihgo war der Gott der Liebe „und der Freundſchaft, und ihm zu „Ehren beging das Volk in der Mitte „jedes Sommers eine feſtliche Nacht.

„*) Auch bei den Letten machten die „Prieſter einen eigenen abgeſonderten „Stand aus, deſſen Oberhaupt der

---

*) S. 143.

„ofterwähnte Krive war, der im heiligen Hain zu Romnove hauſete, die Streitigkeiten der Lettiſchen Oberhäupter in Preußen, Litthauen, Curland und Liefland ſchlichtete, und die Aufſicht über den Gebrauch ihrer Gewalt führete. Seine Abgeſandten, die nur ſeinen Stock, oder ein anderes Zeichen von ihm aufzuweiſen hatten, konnten in den weiten Gränzen ſeines Volks überall mit ſeiner Autorität verfahren.

„Sein Hauptgeſchäft war, dem Volke den Segen der Götter zu erbitten, und ihm ihren Willen kund zu thun. Feierlich hoben ihn die Prieſter dazu auf einen hohen Scheiterhauſen, wo er einige Zeit in Ge-

„bet und Nachdenken verſank, und dann ſeine Offenbarung den Prieſtern kund that, die ſie dem Volke mittheilten. Zu ihm kam man, wenn ein Nationalkrieg beſchloſſen war; er entſchied über die Rechtmäßigkeit, beſtimmte nach befragtem Orakel den Ausgang deſſelben, und nahm dafür, nach geendigtem Feldzuge, den dritten Theil der Beute in Empfang. Starb er, ſo ſchien die ganze Nation gelähmt. Nichts durfte unternommen, nichts ſogar beſchloſſen werden, bis die Waidelotten, nach dreitägigem Faſten und feierlichen Opfern, ſeinen Nachfolger erwählt und dem Volke vorgeſtellt hatten. Ward er zu alt, um ſeinen Geſchäf-

„ken länger mit Würde vorſtehen zu „können, ſo beſtieg er den Scheiterhaufen, von dem er die Rathſchlüſſe „der Gottheit zu verkündigen pflegte, „ermahnete das Volk zum Gehorſam, „gegen die Götter, erklärete, daß er „hingehen wolle, in größerer Nähe „ſie um Segen für ſeine Kinder zu „bitten, und ernannte ſeinen Nachfolger. — Der Holzſtoß flammte „auf, und die Laufbahn des Hierarchen war beendigt.

„Die Gehülfen des Krive waren „die Waidelotten und Sigonotten: „ein Orden, der aus weiblichen und „männlichen Gliedern beſtand. Sie „wohnten meiſtentheils zu Romnove „bei dem Krive; aber einzelne wurden

„zu den verſchiedenen Stämmen des Volks geſandt, um dort die religiöſen Geſchäfte zu beſorgen. Sie brachten nämlich den Göttern die Opfer dar; ſie machten dem Volke die Lehren der Religion bekannt und wachten über die Moralität deſſelben; ſie erfleheten Erſcheinungen der Götter, ſegneten die Verſammlung und beteten ihr vor, ertheilten Rath und Orakelſprüche, ſchlichteten Streitigkeiten, kündigten dem Volke die Feſttage und die Zeiten der Saat und Erndte an und beriefen es in den einzelnen Diſtrikten zuſammen, wenn ein Beſchluß der Götter, das heißt, des Krive, bekannt zu machen war. In einzelnen Fällen wendeten

„ſich Männer und Weiber an die Wai„delotten ihres Geſchlechts. Als un„terſte Prieſter nennt Prätorius die „Lihgußones und Tilußones; aber „es iſt, nach Hartknoch, wahrſcheinlich, „daß die Waidelotten ſelbſt beides, „das heißt, Jubel- und Trauerſänger, „die Barden der Letten, waren.

„*) Die alten Letten waren lang, „hatten einen ſtarken Körperbau, eine „rothbraune Geſichtsfarbe, blaue Au„gen, ſchlichtes, braunes Haar, das „weit auf ihre Schultern herabfloß, „und trugen den Bart, ſo lang er „wuchs: bei ihnen war er, wie noch

---

*) S. 87.

„jetzt bei den untern Klaſſen der Ruſ„ſen, ein Zeichen der Mannheit und „Erfahrung, auf das ſie groſſen „Werth ſetzten. Nur wen ſie beſtra„fen, wen ſie für ehrlos erklären woll„ten, beſchoren ſie: und dann durfte „er nicht wieder in ihren Verſamm„lungen erſcheinen: er hieß ein Ver„ſtümmelter.

„Beide Geſchlechter kleideten ſich „im Winter mit weiten Pelzen und „im Sommer in engere Gewänder „von Leinwand oder Wolle, die ſie „mit einem Gürtel über den Hüften „zuſammenzogen. Schuhe flochten ſie „ſich aus Weidenranken, und beveſtig„ten ſie dann mit Bändern, wie die „Griechen ihre Sandalen. Die Weiber

„krugen Mützen von Leinewand; die Jungfrauen lange Haarflechten, bunte Kränze von Wolle und Glöckchen an dem Gürtel. Auch die jungen Weiber mußten den Kranz behalten, bis ſie ſich den Matronenputz durch die Geburt eines Sohnes erworben hatten: nur an ihrem kürzer geſchnittenen Haar und dem fehlenden Glöckchen erkannte man ſie. Ihre Kinder gingen Sommer und Winter faſt nackt, und wadeten ſo froh mit bloßen Füßen durch den Schnee, als ſie auf den blühenden Wieſen herumhüpften: erſt bei heranrückender Mannbarkeit, wenn die Dirnen Reize zu verſtecken hatten, und die Knaben an den Arbeiten ih-

„rer Väter Theil nehmen konnten,
„fing man an, ſie regelmäßig zu kleiden.
„Auf eine ſo abhärtende Erziehung
„folgte ein thätiges, arbeitſames
„Leben. Die Männer beſtellten
„den Acker, verfolgten das Wild ihrer
„Wälder, ſuchten den Bär in
„ſeiner Winterwohnung, die Wölfin
„in ihrem Lager auf, befiſchten ihre
„zahlreichen Seen und Flüſſe; die
„Weiber hüteten mit den Mädchen
„und Kindern die Heerden, trieben
„die Bienenzucht, bereiteten zum Genuß,
„was ihre Männer erworben
„hatten. Allgemeine Thätigkeit ſpendete
„allgemeine Geſundheit.

„Die Männer erreichten unter
„den Letten vorzüglich ein hohes Alter,

„und mancher, der bis zum achtzigſten Jahre die Schlachten ſeiner Nation mitgefochten hatte, war noch „dreißig bis vierzig Jahre hindurch „der Leiter ſeiner Brüder bei Unterhandlungen und Berathſchlagungen. „Mancher Lettiſche Neſtor machte den „Teutſchen ihre Fortſchritte noch „ſchwer, nachdem ſie ſchon die jüngern „Kämpfer aus dem Felde geſchlagen „hatten. —

„Am liebenswürdigſten erſcheinen „ſie in ihrem Betragen unter ſich. „Es gab keine Arme bei ihnen, denen „die Reichern nicht aufgeholfen hätten; keine Bettler: denn wer nichts „hatte, war überall willkommener „Gaſt. Denjenigen, die keine Pferde

„oder keine eigene Heerde beſaßen, „überließ jeder wohlhabende Nachbar, „den ſie darum anſprachen, eine Stute, „eine Kuh oder einige Mutterſchaafe, „die ſie nicht eher wieder zu „erſtatten brauchten, als bis ſie drei „Junge gebracht hatten. Wer keinen „Acker beſaß, ſuchte ſich irgend einen „Theil des Waldes aus, hieb ihn nieder „und verwandelte ihn in ein „Feld, das als ſein heiligſtes Eigenthum „ſelbſt von dem geachtet ward, „vor deſſen Thüre es vielleicht lag. „Sie waren ſo weit von aller Beſorgniß, „allem Mißtrauen gegen einander „entfernt, daß ſie nie etwas verſchloſſen. „Wohnung, Stall, Vorrathskammer, „alles ſtand offen: eine

„Gewohnheit, die noch in manchen
„Gegenden Lieflands herrſcht. Das
„hätte ein ſehr verworfener Menſch,
„ein Wahnſinniger ſeyn müſſen, der
„etwas hätte entwenden wollen, da
„die Befriedigung ſeines Bedürfniſſes
„ihm unter dieſen liebenswürdigen
„Sterblichen nur die Aeußerung deſ-
„ſelben koſtete.

„Wer in die Hütte des Letten trat,
„ward mit Freude bewillkommt. Die
„Hausmutter ſelbſt bereitete ihm einen
„Sitz und trug ihm eine Mahlzeit
„auf; der Hausvater brachte ihm die
„Schaale voll Meth, und trank ihm
„Freundſchaft zu. Wer er ſey; wo-
„her? wohin? darnach fragte nie-
„mand; aber wollte der Fremdling

„ſich entdecken, ſo war er gewiß,
„Theilnahme zu finden, und Hülfe
„aller Art, die er begehren konnte.
„Man bewirthete ihn, ſo lange der
„Vorrath hinreichte, und dann führete
„der Wirth ihn ſelbſt zur nächſten
„Wohnung, wo ſeiner ſchon eine gleiche
„Aufnahme wartete. Wurde er
„irgendwo beleidigt, ſo hielt der erſte
„Wirth, der zweite, und ſo fort, es
„für die heiligſte Pflicht, ihn zu beſchützen,
„ihm Genugthuung zu verſchaffen,
„ihn zu rächen. Er konnte
„in ſeiner eignen Heimath nicht ruhiger
„und ſichrer leben, als hier bei
„Menſchen, die er vielleicht zum erſten
„Male und nie wieder ſah. Dieſes
„großmüthige Betragen ſelbſt dien-

„te ihnen oftmals zum Verderben.
„So hatten einſt die Ritter eine
„Schlacht gegen die Liven verlohren,
„und ein Teutſcher Flüchtling hatte
„ſich in die Hütte eines Letten gerettet.
„Er ward liebevoll aufgenommen und
„der Wirth ſelbſt begleitete ihn Tages
„darauf nach Uexküll; aber eine ſtreifende
„liviſche Parthey ertappte ſie,
„und tödtete den Fremden. Hieraus
„entſtand ein blutiger Krieg zwiſchen
„den beiden Nationen, während deſſen
„die Teutſchen beide plünderten. —

„*) Die Liven bewohnten einen
„Strich am Strande des Rigiſchen

---

*) S. 284.

„Meerbuſens, der etwa funfzehn Meilen lang und acht Meilen breit war. Sie lebten vom Ackerbau, der Fiſcherey und der Bienenzucht, ſchienen aber wenig Fortſchritte in Benutzung ihrer Produkte gemacht zu haben. Nach der Verſicherung einer Chronik, erſtaunten ſie ſehr, als die Teutſchen ihnen etwas für das Wachs, das ſie bis dahin weggeworfen hatten, anboten.

„In ihrem Gebiete traten die Teutſchen zuerſt an das Land, und ſie trafen die erſten Verwüſtungen der chriſtlichen Verheerer. Die blutigen Kriege um ihre Freiheit verzehrten den größten Theil der Nation; und da ſie ſich endlich unterwarf, ge-

„ brauchten die Tyrannen ſie ſo ämſig
„ zur Unterjochung anderer Völker,
„ daß ſie, als ruhigere Zeiten eintraten,
„ faſt ganz ſchon ausgerottet war.

„ Ihre Sprache und Verfaſſung
„ war der eſthniſchen gleich. Auch ihr
„ Gebiet war in Kylegunden oder Diſtrikte
„ getheilt, denen Wannems oder
„ patriarchaliſche Fürſten vorſtanden.
„ Dieſe bewohnten mit Hecken und
„ Verſchanzungen umgebene Burgen,
„ die ſie am liebſten am Ufer der Flüſſe
„ auf Bergen baueten. So ſtanden an
„ der Aa die Thoraida, die Kubbeseele-
„ und Dabrels-Burg; am Limſa
„ Jöggi, wo jetzt Lemſal liegt, eine
„ vierte; an der Salis, Satteseele,

„an der Düna Aſcherade und Lennewarden, u. ſ. w.

„Der Name Thoraida ſcheint aus Thor *apita*, Thors Hülfe, entſtanden, und zeigt, daß auch ſie, wie die übrigen Finnen, den Jummala Thor verehrten; manche andere Gebräuche hingegen bewieſen, daß ſie auch ſchon viel von den Letten angenommen hatten. Wenigſtens mußte einſt, nach altpreußiſcher Sitte, ein weißes Götterpferd entſcheiden, ob ſie ihren Prieſter Dietrich opfern ſollten, und ein preußiſcher Geſchichtſchreiber verſichert, daß auch ſie die Autorität des Krive anerkannt hätten.“

Der Einheit wegen iſt die Uebereinſtimmung ihrer Sitten mit den Lettiſchen, in der gegenwärtigen Sage, im Allgemeinen angenommen worden; denn der Zweck des Verfaſſers war nicht, ein genau nüancirtes Sittengemälde zu liefern, wäre ein ſolches auch möglich geweſen.

Was den Inhalt dieſer Sage betrifft, ſo ſind die meiſten handelnden Perſonen und aufgeſtellten Ereigniſſe hiſtoriſch, ob ſich gleich der Verfaſſer die gerechte Freiheit nahm, ſie ſo zu behandeln und zu ordnen, wie der Zweck der Dichtung es forderte. Die hier erzählte Belagerung fiel im Jahre 1206 vor. Kaupo hat ein paar Namen zurückgelaſſen. Seine ehemalige Burg, Kubbes-Eele, iſt jetzt ein adlicher Hof und heißt Kipſal. Der Hügel, auf welchem er, nach der Volksſage, in einem Gefechte fiel, lag in der jetzigen Vorſtadt von Riga, und hieß Kubbs-Berg. Vor einigen Jahren iſt er abgetragen worden.

Wannem[*] Ymanta.

Eine Lettiſche Sage.

---

[*] Fürſt.

Erſtes Buch.

Die Nachtigall ſang in blühenden Haynen: da war den Letten das Feſt des beglückenden Lihgo gekommen, des freundlichen Gottes der Freude. Schon dreimal hatten in der Mitternachtsſtunde die Waidelotten *) den hohen Gipfel des Blaubergs mit Flammen gekrönt und lauten Hörnerruf ins Land umher verſendet. In der vierten Nacht ſtrömte frohes Gewimmel zum Fuß des Berges heran, deſſen ebener Gipfel den heiligen Hayn trug.

---

*) Die Prieſter der Lettiſchen Völker.

Vom wankenden Kinde bis zum wankenden Greiſe, alles eilte herbei, das ſchönſte Feſt zu begehen. Wen kraftloſes Alter oder Siechthum an die Hütte feſſelte, der dünkte ſich ſelber geſtorben: denn Lihgo's Feſt war die Krone des Jahres!

Jeder Nahende nahte mit Gaben; nicht mit ſeltnem Metall, oder koſtbaren Werken ausländiſcher Künſte: dem Gott der Freude wußten die Letten beſſer zu dienen! Sie brachten das Köſtlichſte herbei, das Freude geliebten Freunden gewähren konnte. Die Männer trugen Schläuche voll ſprudelnden Methes, langgeſparte Schätze der Vorrathskammer die Frauen herbei, und geſchäftig empfingen die Waidelottinnen ſie und bereiteten das Mahl auf der Wieſe.

Die Mädchen verſteckten unter ihren Gewändern duftende Kränze, ſie dem Geliebten unbemerkt auf die Scheitel zu drücken; die Jünglinge brachten den Mädchen bunten Putz, an Winterabenden ämſig geſchnitzt, geflochten oder gehämmert. Selber die Kinder kamen nicht mit leeren Händen: ſie keuchten unter Laſten wohlriechender Kräuter, zum weichen Sitze für Greiſe.

Jezt ſtand das Volk in feierlichen Gruppen verſammelt, und der Opferzug begann aus der vom Monde durchdämmerten Nacht in die dunkleren Schatten des Haynes. Kinder hüpften vorauf und ſtreueten Blumen. Nach ihnen betraten zwei weiße Stiere den Pfad, mit riechenden Tannenzweigen und Eichenſproſſen gekrönt: Prieſter führeten ſie. An ihrer Seite ging die Schaar der unberührten Jungfrauen, der ſchönſten unter Lettgalliens Töchtern. Mit feierlichem Schritt und ſchaamhaftem Erröthen trugen ſie Kränze von Wieſenblumen, Becher voll fetter Milch, Becher voll perlenden Methes.

Ihnen folgte das Volk bei dem lauten Geſange der Lihguſſones. *) Sie ſangen: „Preis dem mächtigen Perkun, der Donner durch die Wolken ruft, der Thau und Regen auf die Erde gießt und

---

*) Lettiſche Barden.

die Hagelgewölke vorüber lenkt an dem reifenden Saatengefilde!" Sie ſangen: „Preis dem gütigen Potrimp, dem vollwangigten Gott des Ueberfluſſes und der Erndte, und der die Wieſen mit nahrhaften Kräutern bedeckt und die Heerden ſegnet!" Laut widerhallte der Hayn und aus dem Dickigt antworteten überirdiſche Geiſter. Längſt gefallene Helden ſtiegen aus ihrem Grabeshügel empor und feierten mit den Enkeln das Feſt. Dunkel ſchimmerten ihre Geſtalten zwiſchen dem Eichenlaube hervor. Die Prieſter ſahen ſie und gingen mit ehrfurchtsvoll verhüllten Geſichtern vorüber; ſelbſt die Stiere ſenkten die Häupter und brülleten leiſer.

Jezt ſtehn ſie am Raſenaltare. Dann

pfend umfließt ihn das Blut der Stiere, Perkun zu Ehren. Dem gütigen Potrimp leeren die Mädchen die Becher voll Milch. Alle beten voll Inbrunſt: „Perkun, erhöre das Flehn deiner Kinder! Erhör' uns ſegnender Potrimp! Gütig empfangt unſre ärmliche Gabe: des Pflegers Lohn iſt nicht der Eiche Frucht; er iſt das Gedeihen des Stammes!“

Die Opferlohe kniſtert leiſe und dampft; jezt thut ſie einen hellen Blick; jezt einen zweiten: da flattert ſie hoch durch die Nacht empor, und offenbaret ſtehn durch ſie die ehrwürdigen Geſtalten der bemoosten Eichen des Hayns.

Wo ihre Aeſte über dem Altar am dichteſten ſich wölben, glänzt Perkuns majeſtätiſches Antlitz aus ihnen hervor. Flammen ſcheint er zu blicken; eine Flammenkrone umzieht ſeine Scheitel und die Lohe ſpielt zu ihm unſchädlich empor. Ihm zur Rechten lächelt der ewige Jüngling Potrimp. Ein Aehrenkranz durchflicht ſein goldnes, üppig gelocktes Haar. Vor ihm ſtehen volle Garben, unter denen ſchöne Schlangen wohnen, Sinnbilder und Bürgen häuslicher Fülle. Aber zur Linken ſtarrt der bleiche Greis Pikoll herab, der Hölle furchtbarer Gott, der nicht Anbetung, der Beben von allen Lebenden heiſchet. Ein Leichentuch umhüllt den nackten Scheitel des Leichengottes und Blut hängt in ſeinem dünnen, grauen Barte. Von hohen Stangen glotzen Todtenſchädel mit den leeren Augenhöhlen zu ihm hinauf, und ein ſchwarzer Dampf von brennendem Fette ſtinkt in nie endender Säule zu ihm empor.

Das Volk zog vorüber, dahin wo auf offener Ebne, zwiſchen den Ufern des Hayns und des Stromes, Lihgo's blumigter Altar ſtand. Auf ihn leerten die Mädchen die Becher voll Meth und legten ihre Kränze hin, und beteten leiſe mit ſchalkhafter Miene: heimlich ſtahl ſich ihr Blick zu den geliebten Jünglingen hin. Mit glühender Inbrunſt beteten die Jünglinge auch; und auch die Männer und Frauen und Greiſe: leiſe vertraute jeder den innigſten Wunſch ſeiner Seele dem freundlichen Gott. Sie ſtreueten Weihrauch auf den Altar, und da die Flamme ſtieg: „Wir ſehen Dich, lieblicher Gott!“ ſangen die Prieſter und ſang das Volk. „Du blitzeſt im freudigen Aug' unſrer Lieben; Du tanzeſt auf den rollenden Wogen des Stromes dahin! Du athmeſt die Wohlgerüche der Blüthen in die Luft; Du rufſt den Jubel der Nachtigall durch den Hayn! Freundlicher Gott, wir lieben Dich!“ —

Feierlich erhob der Oberprieſter ſich izt vor den Altar und gebot im Namen des Gottes, treue Liebe dem Geliebten, jeglichem Feinde Verſöhnung. Brüderlich umarmten ſich alle, und wer Groll im Herzen hatte, eilte zum Gehaßten zuerſt, Verzeihung zu geben und zu empfangen. — Beim lauten Klange der Schalmeien begann der Bundestanz. Langſam ſchlichen die greiſen Väter und Mütter ihn, jeder den langerprüften Freund am Arme, jede die treue Geſpielin, die jung war mit ihr und izt gealtert. Rüſtig ſchritten die Männer einher. „Ich ſtütze dich!" ſagte ihr kühner Blick der treuen Gattin an ihrer Seite. — „Dein in Leiden und Tod!" der kraftvolle Händedruck dem begegnenden Freunde. Das raſche Hüpfen der Jünglinge ſprach heißbegehrende Liebe; furchtſam-weigernde der Taubenſchritt der Mädchen. Auch die Kinder ſprangen ihren Reigen, jezt bemüht zu thun, wie die Väter und Mütter thaten, jezt ältern

Brüdern nachahmend, oder den ſchon aufgeblühten Schweſtern.

Geſchäftig leiteten die Waidelottinnen die Verſammelten auf die Wieſe des Mahls. Ein ganzes, glückliches Volk ſank zu Einem Bundesmahle ins Gras: von dem flammenden Throne, um den die Stürme mit zahmen Murren kriechen, an deſſen Fuße die Donner ſchweigend liegen: nie ſah Perkun ein Schauſpiel, das ſeines Blickes würdiger war! — Oder nennt ihn Jehova, den Quell alles Guten! —

Höher und höher ſchwang ſich die Freude, wie die Hörner kreisten voll perlenden Methes: leiſes und lautes Geſpräch, leiſes und lautes Gelächter kreiste mit ihnen. Traulich flüſterte hier ein Jüngling ſeinem Mädchen heiße Liebesworte zu; dort ein Mann dem Waffenbruder, den er ſeit dem vorigen Lihgofeſte nicht ſah, mit bedeutender Miene ſeine Rathſchläge und ſeine Erfahrung; — dort eine Hausfrau der Jugendgeſpielin, welche dem Gatten in eine ferne Kylegunda *) gefolgt war, die Schickſale ihrer Kinder und ihres Haushalts. Und wie am heitern Sommermorgen, wenn die Sonne die erſten Strahlen über die Erde blickt, aus dem Rau-

---

*) So hießen die einzelnen Diſtrikte der Liven, Letten und Eſthen.

ſchen der wogenden Saat bald hier eine Lerche, bald dort eine, mit lautem Wirbeln emporſteigt, und ihr Lied hinaufträgt in die Wolken, erhob ſich bald hier ein froher Geſang, bald dort einer, über das Summen des traulichen Koſens.

Jezt war es ein Greis, einſt der Held ſeines Volkes, vor deſſen Seele eine glänzende Erinnerung aufſtieg und der mit zitternder Stimme noch einmal ſang, worauf vor funfzig Sommern ſeine Jugendgenoſſen mit ſtummem Entzücken lauſchten. Die Jünglinge ſtaunten und fragten heimlich ſich ſelber: „Gelingen wohl ähnliche Thaten auch mir?“

Jezt brach, halb unwillkührlich, das entflammte Gefühl eines liebetrunknen

Jünglings in melodiſchen Tönen aus: er ſang ſeine Empfindung beim verſtohlnen Händedruck der Geliebten; oder wie ſeiner Seele ihr Anblick, ihr freundlicher Gruß die Welt in Roſenſchimmer hülle. Freundlich nickten die Greiſe dazu: „Wir kennen dieſe Gefühle!“ Höher wallte der Buſen der lauſchenden Mädchen; aber züchtig verſchämt ſchlug die beſungne Geliebte die Augen nieder und erröthete, und wünſchte doch heimlich ſeufzend den einſamen Augenblick herbei, der ihr erlaubte, den ſüßen Sänger zu belohnen.

Jezt ergriffen die Lihguſſones die Hörner und ſtimmten die Weiſe der rückkehrenden Jäger an. Die Jünglinge ſangen:

„Wer ſind die holden Geſtalten, vom Licht der Jugend umfloſſen? Sie ſtehn auf den Hügeln der Heimath und lauſchen hinaus in die Ferne, dem Winde entgegen: „Bringeſt du Kunde?“ In ihrer Mitte, wer iſt die Hohe, mit den Reizen des reifenden Mädchens geſchmückt und mit der Würde edler Matronen? Einen Säugling drückt ſie an den vollen Buſen, der ihn nährt; einen ſchon lallenden Wandler führt ihre Rechte!“

Antwortend ſangen die Mädchen: „Avta, ſie nahen! Sie nah'n, in ihrer Mitte Ymanta! Bald ſinkt, mit dir, jede Gattin in die Arme des Gatten, jede Geliebte an des Geliebten Bruſt!“

Die Jünglinge ſangen: „Er iſt be

ſiegt, er iſt gefallen, der Fürſt des Waldes, der zottige Bär! Nicht mehr wird er die Heerden erſchrecken und ihre zarten Hirtinnen! Nicht mehr wird der Lüſterne die knarrenden Stämme erſteigen und unſre Bienenſtöcke zerbrechen!“

Die Mädchen ſangen: „Täppiſcher Breitfuß! Weil du bei den Heerden uns ſchreckteſt, erſchlugen die tapfern Männer dich. Weil du nicht mehr die Bienenſtöcke zerbrichſt: überſließen ſoll jegliches Horn von ſchäumendem Meth, wenn wir auf die Tafel der Männer dich tragen.“

„Näher, ihr Mädchen, näher!“ ſangen die Jünglinge. „Die Augen der Wölfe funkeln nicht mehr; ihre Zähne drohen nicht, die ſäugende Kuh zu zerreiſ fen, oder ihr hüpfendes Kalb. Wir trafen ſie, wir ſchlugen ſie nieder! Zween ſchlug Ymanta; und jeglicher Jüngling ſchlug einen. So kehren wir einſt zurück aus der Schlacht, jeder geſchmückt mit dem Schwerdt eines Feindes!“

Langſam erwiederten die Mädchen: — „Ach, keine Schlacht!“ —

— — —

Höher und höher ſchwang ſich die Freude, indeß der Mond ſchon von der Mitte des Himmels niederblickte und ſchon ein goldrother Reif den öſtlichen Himmel umſäumte. Inniger drückte jeder Gatte die Gattin, jeder Freund den Freund an die Bruſt und ſehnſuchtsvoller blickten die

Jünglinge und Mädchen ſich an: ſiehe, da rauſcht' es im wogenden Strome! Siehe, da glitt ein Nachen daher durch ſeine Flut und landete am Ufer der Ebne. Eine hohe, ehrwürdige Geſtalt erhob ſich aus ihm. Ein Greis mit nackter Scheitel, aber mit langem grauen Barte, der zum Gürtel herabfloß, erhob ſich ans Land. Seine Rechte trug den Zweig des Friedens; ſeine Linke einen ſchlanken Speer. Ein Ueberirdiſcher ſchien er, wie er langſam daherſchritt, umfloſſen vom Stral des Mondes, umrauſcht vom leiſen Morgenwinde, der in ſeinem weißen flatternden Gewande ſpielte. Er ſchritt hin durch die Gruppen des Volkes, das mit Erſtaunen ihm nachſah. Er erſtieg den Altar; er legte nieder auf ihn den Zweig des Friedens; er ſtieß kraftvoll die blinkende Spitze des Speers in den Boden: dann, mit der Gebährde des Flehens, erhob er die Arme gen Himmel und ſtreckte ſie flehend dem Volk' entgegen.

Schaudern ergriff die verſammelte Menge; ſchweigend ſtarrte ſie hin auf die Erſcheinung. Aber mit ruhiger Würde erhob ſich Ymanta, der Führer ſeines Volkes, wenn es des Führers bedurfte, ſonſt der beſcheidenſte unter ſeinen Brüdern. Mitten aus dem Gedränge erhob ſich der Held und ſchien jetzt erſt in ſeiner männlichen Kraft ſichtbar geworden. Dreimal ſtieß er ins Horn und entließ die verſammelte Menge vom geendeten Feſt; aber den Herolden befahl er: „Die Männer ſammlet zu mir, des Fremdlings Bitte zu hören. Nicht wohlgethan iſt es, Flehenden Hülfe verzögern.“

Mitten im heiligen Hayne, auf weiter Fläche allein, ſtand die Eiche des Bundes. Hoch ſtieg ihr Wipfel empor über alle Wipfel des Haynes und war ſeine Krone. Zwölf Männer umſpannten den mooſigten Stamm nicht; weit ſchatteten ſeine Aeſte umher. Unter ihnen auf einem Raſenthrone, ließ Ymanta ſich nieder. Die Männer des Volkes ſtanden in dichtem Gedräng' um ihn her; vor ihm ſtand der Fremdling, ein Greis der Geſtalt nach, aber in ſeinem Auge flammte der Muth eines Jünglings. Lange ruht' Ymanta's Blick mit bewunderndem Wohlgefallen auf der ehrwürdigen Geſtalt der Vorzeit; endlich begann er:

Fremdling! Woher dein kühner Schritt? Was trieb dich, das Volk vom Feſte zu ſcheuchen?

Aber der Greis mit dem feurigen Blick entgegnete: „Wanneta! Abgeſandter bin ich vom Volk der Liven, das am Ufer der Düna wohnt; abgeſandt an dich und die Männer deiner Kylegunden, euren mächtigen Arm zur Hülfe zu fordern: ob es gelinge, die Peſt zu wenden, die uns zu Boden drückt und bald auch euch erreichet! Eiſerne Ungeheuer ſind dem Meerre entfliegen: uns ſchienen ſie fremdliche Gäſte. Wie ein giftiger Nebel, der alles verderbet und tödtet, lagern ſie ſich über das Land. Durch ſchändliche Gleißnerei bethörten ſie uns, und ſchlichen ſich ein in unſre Burgen und Dörfer. „Laſſet uns wohnen bei euch als Brüder, fleheten ſie, nach unſers Landes Sitte!“ Thöricht gewährten wir es. Da thürmten ſie ſich ſteinerne Feſten auf, die unſer Arm nicht zu zerſtören vermag, und wie Raubthiere aus dem Lager, brechen ſie nun hervor aus denſelben, ſtürzen unſre Altäre um, reißen die Frucht unſrer Aecker an ſich, ſchänden unſre Weiber und Töchter, ſchleppen unſre Kinder übers Meer. — Wannem! Gieriger noch als die Flut, die ſie ausſpie, die Küſte benagt, reißen ſie tiefer und tiefer ins Land, von Burg zu Burg, von einer Kylegunde zur andern. Wie das Feuer, aus einem kleinen Funken entſprungen, zum Flämmchen emporwächſt, zur lichten Lohe dann, die einen Stamm ergreiſt, den nächſten dann und wieder noch einen und wieder, bis ein Flammenmeer den Wald durchwogt und die lezte Eiche des Forſtes, verſengt und ertödtet, ein Jammerbild, daſteht: ſo wütet das Schwerdt der Fremdlinge um ſich her und entwürdigt die Beſiegten zu Sklaven! — Wannem! Jeglicher Frühlingswind weht andre Schaaren der Räuber herbei! Wenige Tage noch, wir haben deß ſichere Kunde, ſo ſtrömt eine neue

Flut von ihnen über das Land. Finden ſie nicht die Leichen ihrer Brüder am Strande: weh' uns! Weh' euch und euren Enkeln zugleich! Wie der Gießbach des Frühlings vom Berge herabſtürzt ins Thal; wie die Schneehügel der Ebne vergehen vor ihm: von jedem, den er verſchlang, ſtürzt er gewaltſamer fort auf den nächſten: ſo werden wir vor ihnen vergehen, und ihr! Bald vielleicht ſind die Stämme dieſes Haynes gefället und ihr ackert die Ebne für fremde Tyrannen!"

Mit dunkelglühendem Auge blickten die Männer ſich an; keiner verkannte den Sinn des andern: Kämpfe ſtanden vor ihrer Seele. Aber der Held Ymanta entgegnete mit ruhigem Bedacht:

Fremdling, deine Mähr reizt zu Gedanken des Todes; doch den Führern der Völker ziemt nicht die Kampfgier des Raubthiers: es gewahret die Beute und bricht ſchon hervor. Kein Kluger ſendet die Lanze, er ſehe denn deutlich die Würde des Zieles. Wenn das Horn meiner Schlachten durch die Wälder ruft, ſtürmen der rüſtigen Krieger viele herbei, und kämpfen und weichen nicht: doch eh' es ertönt, erzähle, wie gelangten die Eiſernen zu euch, und was iſt der Vorwand ihres Beginnens?

Alſo ſprach der Greis mit dem flammenden Jünglingsauge:

Wanneiw, hart iſt dein Gebot! Dein

ten ſoll ich dir das Elend meines Volks, das bei Tage nicht aufhört, meine Seele zu beugen, und bei Nacht, ein ſchreckendes Geſpenſt, an meinem Lager ſteht? Lang iſt die Geſchichte und jammervoll.

Noch ſeh' ich ſie, jene ſchreckliche Nacht, welche zuerſt dieſe Peſt an unſer Ufer führte. Das Volk war, wie heute, zu Lihgo's ſegnendem Feſte verſammelt. Auf allen Hügeln blinkten Lihgo's Leuchten und aus allen Thälern tönte der Geſang der fröhlichen Jugend und das Rauſchen wehender Tänze: da heulte plötzlich der Sturm durch die Luft, ſtürzte die heiligen Leuchten herab und ſcheuchte das Volk: furchtſam drängt' es ſich in den nächſten Hütten zuſammen. Aber der Sturm wälzte ſich wütend über das Meer hin, deckte den ziſchenden Blitzen jezt Abgründe auf, die ſelbſt das allſehende Auge der Sonne nie ſah; jezt warf er die Wogen an die Wolken hinauf; jezt drückt' er die Wolken ins Meer. Uralte Tannen taumelten entwurzelt von dem Geſtade hinab in die Woge: ihre bemooſten Aeſte und Wurzeln ſchwammen längſt dem Geſtade in Splittern hinweg, indeß der Stamm, majeſtätiſch wie die Leiche eines Helden, langſam kämpfend hinſchaukelte. Die Wellen erſtürmten das Geſtade und ſchwemmten die ärmliche Hütte des Fiſchers hinweg. Seine Kinder flehten ihn, erſtarrt vor Kälte, um ein Obdach an: er deutete hinaus in das Meer, wo ſein urväterliches Dach nur noch ein Schaumhügel ſchien. Die Erde bebte bis in ihre innerſten Tiefen und die Wände der Felshöhlen ſchwankten. Der Wolkenbruch brauſte nieder, wuſch die Saaten vom Hügel und wandelte das Thal zum See. Erbarmen ſie, und rangen wir die Hände gen Himmel: ach! wir wußten nicht, daß unſer Schutzgeiſt im Orkan für unſre Rettung kämpfte!

Erſt mit dem Morgen ſanken die Wogen, ward zahmer der Sturm: da jammerten wehklagende Stimmen, wie das lezte Wimmern Verzweifelnder, aus dem ſchwachern Wellengetümmel zum Strande herauf, und die erſten Strahlen der Sonne zeigten uns zwiſchen den taumelnden Wogen ein hohes Gebäude, wie wir noch nimmer es ſahn. Menſchen in unbekannter Tracht kämpften auf dem zerberſtenden Gebäude wider den Tod. Sofort glitten zwanzig Kähne ins Meer und die Jünglinge ſtürzten hinein, die Ringenden zu retten. Auch ich war unter ihnen: denn damals umwallte noch der üppige Lockenwuchs der Jugend meine Scheitel und mein unbiegſamer Nacken trug ein kühnes Haupt. Wir durchkämpften die tobende Flut; wir drangen hinan zu dem Gebäude. Jeder Kahn kehrte belaſtet zurück mit den Geretteten und mit der Geretteten Gütern. Erleichtert wurde bald das Schiff ſelber ans Ufer geworfen und ſtand feſt, indeß die Wellen immer ſanfter und ſanfter an ihm hinauf hüpften.

Staunend ſtanden wir indeß um die Geretteten her: fremd waren uns ihre Geſtalten, ihre Kleidung, ihre Waffen. Ihre Worte verſtanden wir nicht: wohl aber ihre Blicke, die Gram und Erſchöpfung ſprachen. Wir wärmten ſie an unſerm Heerde; wir ſpeiſten und tränkten ſie mit dem Köſtlichſten in unſern Hütten: wie zu einem Volksfeſte, drängten ſich alle herbei, ſie zu tröſten. Wir bargen ihr Schiff; wir halfen es ihnen wieder ergänzen. Dankbar breiteten ſie ihre gerettete Habe vor uns aus; wir boten die unſre dagegen. Wir nahmen und gaben, und nach zwanzig traulich verlebten Tagen ſpannten ſie ihre Segel auf und kehrten zur Heimath, aber verhießen, einſt wieder zu kehren.

Jahre begannen, verwandelten ſich und verſchwanden: mit jedem landeten Schiffe voll Fremdlinge an unſrer Küſte; immer freundlicher kamen ſie, und gingen, vertrauter mit uns. Einſt trat ein Greis in ſonderbarer Tracht mit ihnen ans Land: ſie bedeuteten uns, er wolle bei uns bleiben und uns des Auslandes Weisheit lehren. Freudig willigten wir ein. Ich ſchien mir ſelbſt der Glücklichſte meines Volkes: unter meinem Dache wohnte der Fremdling; mein Heerd ernährte ihn.

Sanft war die Stimme, mild der Blick des Greiſes: doch kaum verſtand er unſre Sprache, ſo begann er, die Götter zu läſtern. Sie ſeien nicht Götter, ſprach er; ein fremder Mann, den ſie im fremden Lande getödtet, allein ſei Gott. Fremdling, ſagt' ich ihm oft, ſprich nicht ſo thöricht. Siehe die Sonne! Täglich geht ſie ihren wohlthätigen Gang über uns hin; ſie iſt das Auge der ewig lebenden Gottheit: nie fehlte ihr leuchtender Blick, wenn der Morgen beginnen ſollte. Höre den Sturm, der durch die Lüfte dahinbrauſt: er iſt der Athem der Gottheit. Der Donner iſt ihr Wort des Geſetzes, das ſie durch die Wolken ſpricht, und jede Jahreszeit iſt eine neue Offenbarung ihrer Güte gegen das Menſchengeſchlecht und ihrer Macht, ihm wohl zu thun. Fremdling!

Ehre deinen geſtorbenen Mann, doch läſtre unſre Götter nicht.

Zürnend wich der Greis von meiner Hütte. Er ging aus unter das Volk und verkündete ſeine Lehre, von dem Manne, der ſtarb und allein Gott ſey, und daß unſre Götter Scheuſale wären. Der Zorn des Volkes entbrannte. Es riß ihn fort in den heiligen Hayn, an den Altar, ihn den Göttern zu opfern. Da trat ich auf gegen das Volk: Nicht wohlgethan iſt es, das Blut des Gaſtes vergießen, auch wenn er irret. Wähnet ihr, eures Armes bedürften die Götter, ſeine Schmähung zu rächen? — Beklagt den Fremdling! Sein Gott konnte ſterben: ewig leben die unſern.

Der Grimm des Volkes ſank. Wir

nährten den Fremdling ſo freundlich als vormals, und wenn er von ſeinem Gotte ſprach, ſangen die Weiber und Mädchen: Fremdling, armer Fremdling, wir beklagen dich! Dein Gott konnte ſterben. Ewig leben unſre Götter! ewig ſegnen ſie uns!

Jahre begannen, verwandelten ſich und verſchwanden: da fanden ſich zu dem Greiſe andre Männer des Auslandes, ſo freundlich ſchleichend als er, doch jünger und kühner. Sie wohnten bei uns und bald gingen auch ſie von Hütte zu Hütte und lehrten von dem Gotte, der ſtarb, und drei ſei und eins, und von einer Jungfrau, die ihn gebahr. Bald lief die Sage, ſie hätten manches Weib und manchen Knaben bethört, dem todten Gotte ſich zu weihen durch Beſprengung und Zauberworte. Wieder ergrimmte das Volk, und wieder ſtillt' ich es mit verſöhnenden Worten: „Weiber, wißt ihr, lieben die Mährchen: was iſt es, ob ſie ein neues ſich am Rocken erzählen? Wie bald, ſo iſt es veraltet. Die Knaben laſſet zu Männern reifen, ſo verlachen ſie das thörichte Geſchwätz. Vergießt das Blut der Gäſte nicht, doch rath' ich, ſendet ſie heim übers Meer, ihrem Gott in ihrem Lande zu dienen.“

Mein Rath gefiel den Aelteſten; ſie nannten ihn weiſe. Doch ehe die Jahreszeit kam, ihn zu befolgen, da fielen die wilden Semgallen ins Land, verheerten es, ſo weit ſie zogen, und brachen viele unſrer

Burgen. Die Fremdlinge geſellten ſich zu uns: nach ihrem Rathe ſtellten wir den Feinden einen Hinterhalt bei Nacht: wenige nur derſelben entrannen. Da ſprachen die Fremdlinge: wir wollen euch Feſten bauen, die ſtärker ſind als eure Burgen: geſtattet uns nur, in ihnen zu wohnen mit euch. — „Nicht alſo, meine Brüder! rief ich; ſendet ſie heim.“ Aber die Aelteſten ſprachen: „Bauet!“

Als der Sommer wiederkehrte, zogen große Schaaren von Fremdlingen ins Land und errichteten am Ufer der Düna zwei hohe ſteinerne Feſten und wohnten darinn. Wieder im folgenden Sommer zogen neue Schaaren ins Land, niſteten ſich ein in die Feſten und begrüßten den

Greis als Herrn des Landes. Der Oberprieſter des Auslandes, ſagten ſie, hab' ihn zum Fürſten geſalbet über uns, im Namen des Gottes, der allein Gott iſt und geſtorben, und drei iſt und eins.

Da faßte mich der Zorn. Ich trat auf unter das Volk, gegen ſie. „Genug, rief ich, des thörichten Frevels! Wir bedürfen eures Gottes nicht, der ſtarb; und nicht des faſelnden Fürſten, den ſein Prieſter uns ſalbte, und eurer Feſten nicht, die ihr euch zu Thronen erbautet. Von dannen mit euch! Zu den Waffen, meine Brüder! ehe der neue Fürſt aus ſeinen Feſten als Räuber hervorgeht und das Land unterjocht!"

So ſprach ich. Ach! die bethörten

Weiber hatten auch ihre Gatten bethört. Hundert Stimmen erhoben ſich gegen mich: Fürſt oder Vater: was iſt der Unterſchied? Unſer Vater wird Meinhard ſeyn, dazu ſalbete ihn der Geſalbte ſeines Gottes. — „Wie? rief ich, Männer! ſeid ihr denn unmündig worden, daß ihr des Vaters bedürfet?“ — Die Thörichten deuteten hin auf die ſteinernen Feſten, und nannten ſie Wohlthat.

Da rüſtet' ich mich mit wenigen Freunden, und mit dem Schwerdt in der Hand gebot ich den Fremdlingen Heimkehr. Sie bargen ſich in den ſteinernen Höhlen; bei Nacht überfielen ſie uns. Das Blut meiner Söhne, meiner Freunde floß; es floß ungerächet. Schon ſo bethört war mein Volk, daß es ſich unſers Unfalles freute. Tief gebeugt, verwaiſet an Kindern und Freunden, ergriff ich die Hand meines greiſen Weibes und wanderte aus in die Wüſte. Fern von den Gränzen meines Landes, wo ein Wald vom Hügel zum Ufer des Emma-Flußes herabtritt, im Lande der Eſthen, erbaut' ich eine Hütte mir, und klagte die Blindheit meines Volkes und lebte im Elend.

Jahre begannen, verwandelten ſich und verſchwanden; mich fanden ſie kummervoll und ließen mich ſo. Da ſchallete Kunde zu mir: über mein Volk ſei unnennbares Elend gekommen; Knecht ſei es worden den trügeriſchen Fremdlingen! — Schon war der nimmerſchmelzende Schnee des

Alters niedergeſunken auf meine Scheitel, und mein Arm vermochte kaum noch den Pfeil zu verſenden, der den fliehenden Haſen durchbohrt: doch Vaterlandsliebe trug mich empor, und glühend vor Unmuth, wandelt' ich heim in mein väterliches Land. Bei Nacht fand ich die Häupter des Volkes verſammelt. Wie ein Rache-fordernder Geiſt der Vorzeit trat ich in die Verſammlung. „Gebt Rechenſchaft, rief ich, über das Glück, das ihr von den Vätern empfingt, euren Kindern zu laſſen! Gebt Rechenſchaft über das Loos, das ihr unſern Enkeln bereitet!“

Wehmuthsvollen, reuigen Blickes ſenkten die Männer das Haupt. Ich hatte die Felder mit reichen Saaten bedeckt geſehn: — „der Fremdlinge Saaten!“ ſeufzten meine Brüder. Fette Heerden wandelten auf den Wieſen umher: — „der Fremdlinge Heerden!“ ſeufzten meine Brüder. Die Burgen unſrer Väter lagen in Trümmern, aber viel ſteinerne Feſten ſtanden im Lande umher: „der Fremdlinge Thronen!“ — Und eure Helden? — „Sie ſind gefallen, oder in Ketten verſendet über das Meer.“ — Dein Sohn, der muthige Jüngling? — fragt' ich einen Freund meiner Jugend. „Als Knecht fröhnt er in jener Feſte!“ rief er, und ſchluchzend ein andrer: „Meine Tochter als Metze in jener!“

Und als ich weinend ſo fragte und weinend ſie die klägliche Antwort ertheilten, ſiehe, da zogen in der Entfernung auf hohen Roſſen, in blinkendem Erz, zwei von den fremden Räubern vorüber. Wie ſcheues Wild bebte die Verſammlung aus einander. Wannem! Im Schooß ihres Landes, im heiligen Bundesthale unſrer Väter, entflohn die Häupter meines Volkes vor den Blicken der Räuber! Und als der Morgen anbrach, ſah ich ſie mit ſcheuen Mienen ſich abmühn auf den Feldern derſelben; Geißel ſah ich ſchwingen über freie Männer; ich ſah —

Der Grimm verſchloß dem Greiſe die Lippen; er drückte die geballten Hände auf die Bruſt und ſah mit verklagendem Antlitz gen Himmel, indeß einzelne Thränen über ſeine tiefgefurchten Wangen tröpfelten.

Mit ungeduldig flammenden Blicken lauſchten die Hörer: doch er vollendete nicht. Er ſtürzte nieder vor Ymanta, aufs Knie.

Wannem, rief er; als Knabe ſchon beugt' ich nie meinen Nacken; nach einem Leben voll Ruhm, als Greis, beug' ich die Kniee vor dir. Wannem! Noch einmal erhebt mein Volk ſich zum Schwerdt, zur Schlacht! Ich riß es empor! — Ach, ſeine Führer, ſeine Helden, ſie ſind alle dahin! Die Flamme des Verderbens hat ſie gefreſſen! Ymanta, ſei du unſer Held! Rette mein Volk! Du retteſt das deine zugleich!" —

Zur Schlacht! Zur Schlacht! rief das verſammelte Volk. Mit einer Stirne voll Unmuth erhob ſich Ymanta, doch thronte Beſonnenheit auf der geſchloſſenen Lippe. Wohlan, ſprach er, wir werden die Speere lüſten; wir werden die Verderber ſuchen, ehe ſie zu uns gelangen: wir werden die Wölfe erwürgen, ehe ſie in unſre Heerden brechen. Zwar ich ſehe es voraus, lange währet der Kampf, und blutig wird er ſeyn! Doch rüſtet euch, muthige Brüder! Ehe zum zweytenmal der Abendſtern niederblinkt, rufet mein Schlachthorn durchs Land.

Lauten Beifall rief das Volk ſeinem Fürſten und brauſte hinweg wie ein Strom, voll Zuverſicht auf den Sieg: nie hatte Ymanta das Schwerdt gezogen, als im gerechten Streite, nie es zurück in die Scheide geſtoßen, als nach einem Siege.

Aber der Held ging, in trübem Sinnen verloren, den Pfad zu ſeiner Burg hinan. O Gerſimer, rief er, Zerſplittrer der Keulen, warum iſt der Blitzſtral erloſchen? Warum, mein Vater, zeichnet dein Fußtritt uns nicht mehr den Pfad vor zum Siege, indeß deine Stimme, laut wie der Sturmwind, den Muth der Feinde zerknirſcht, den Muth deiner Krieger entzündet? Auf dich ſah das Volk in Gefahren, ruhig wie der Wandrer aufs hohe Felſengeſtade, wenn die Woge des Meers ſich brüllend heranbäumt. Ach, der Sturm hat die Eiche gepflückt und der Fels iſt hinabgeſtürzt in die Flut. Dein Speer ſchaukelt ſich, ein Spiel der Winde, in den Aeſten der Eiche und der Hagel donnert in deinen bäuchigten Schild über dem Grabe. Wie lange vielleicht, ſo ſchlüpfe auch ich unter den Raſen, ſo hänget mein Bogen ungeſpannt an der Eiche und jauchzende Knaben hüpfen ſpielend über mein Grab! — Der Wind liebt, die Tanne zu brechen, die auf der Stirn des Hügels ihm trotzt, und rauſcht unſchädlich am Strauche des Thales vorüber. — Ayta! mein blühendes Weib! Wenn du an meiner Leiche wehklageſt, möge das Rufen des Volkes dich tröſten: Er ſcheuchte das Verderben von unſern Gränzen zurück!

Zweites Buch.

Ein Tag des Jammers war über Lettgallien angebrochen. Hier ſah eine Mutter mit tiefem Schmerz die kriegriſche Flamme, die in der Bruſt ihres Sohnes loderte, aus ſeinen Augen leuchtete: und was ſonſt ihr Stolz geweſen war, ſein ungezähmter Muth, erfüllte izt ihr Herz mit bangem Zagen. Mit hochwallendem Buſen ſahen die Weiber ihre Gatten Schwerdter ſchärfen und Speer und Bogen prüfen. Voll ſchlauer Zärtlichkeit führten ſie ſchweigend ihre Kinder herbei, die Kniee des Vaters liebkoſend zu umarmen: — „ſollen ſie künftig hülfloſe Waiſen ſeyn?“

fragte flehend ihr Blick. Selber die blühenden Jungfrauen verbargen heute den Jünglingen nicht mehr ihre Zähren, denen ſie geſtern noch ihre Seufzer verhehlten.

Nicht ſo die heldenmüthige Dulderin Ayta. Mit feſter, ſanfter Stimme ſprach Ymanta zu ihr: „Geliebte! Wir ziehen aus zum Kampf für Rechte und Freiheit!“ Da umſchlang ſie den geliebten Gatten, barg ihr Geſicht an ſeiner männlichen Bruſt und weinte lang' und ſtill. Dann, plötzlich erhob ſie ſich, und küßte ſein Geſicht, von manchem feindlichen Streiche genarbt. Mit wehmüthigem Lächeln hieß ſie den fremden Greis willkommen in der Burg und eilte, gaſtfreundlich ihm vorzulegen, was ihr Vorrath vermochte. Aber indeß die Männer die Hände erhoben zum Mahl und ernſtes Geſpräch wechſelten bei der Schaale voll Meth, trug ſie ſelber mühſamen Eifers die Waffen des Helden herbei: den weithinſauſenden Speer, das unbeſiegte Schwerdt, die Keule, ſo furchtbar dem Feinde. Sorgſam trug ſie alles herbei und ſtand oft ſtill, das wankende Kind zu betrachten, das ämſig das Ende des ſchleppenden Speeres faßte, als wollt' es ihn tragen helfen: aber aufmerkſam trocknete ſie jede Thräne weg, die ihr auf den blinkenden Schild entfiel, oder das gefürchtete Schwerdt. Klagend kamen die Weiber des Volkes zu ihr: ſelber voll Leid.

ermuthigte Ayta ſie, und ſprach vom Drange der Noth, vom Schutze der Götter und der Freude der Heimkehr; — heimlich doch ſchluchzte ſie.

Sinnend ſahen Ymanta und der Fremdling ihr Thun. „Wahrlich ein edles Weib, deine reizende Gattin!“ rief der Greis mit dem flammenden Jünglingsblick.

Die Tugenden ihres Stammes ruhen auf ihr! entgegnete Wannem Ymanta. Sie iſt Gerſimers Tochter, iſt Kanpos Schweſter, wie ſollte ſie nicht edel ſeyn, vor allen Töchtern des Landes! Als Jüngling noch ward Gerſimer einſt vom Volke geächtet, und ſeine Burg, und ſeine Habe verbrannt. Er wich ſchweigend und ohne Rache zu ſuchen aus unſern Gränzen. Da brach Iggauno, der wilden Eſthen Führer, ins Land. Er brauſte daher wie ein Waldſtrom: Entſetzen flog heulend ſeinen Schritten voran und hinter ihm blieben Wüſten in Todtenſtille zurück. Eilend ſtürmten die Männer des Volkes zuſammen, dem Schrecklichen zu begegnen. Er ging einher vor ſeinen Schaaren, wie vor den Wolkenbrüchen der Sturm, vor den Donnerſchlägen der Blitz. Wie die dürren Blätter im Herbſte zerſtieben, wenn der Sturm durch ſie hinfährt, begannen ſchon unſre Streiter zu fliehen: da trat aus dem nahen Walde ein mächtiger Krieger hervor, dem Helden Iggauno entgegen. Sie ſchwangen die furchtbaren Keulen; die

Keulen trafen ſich hoch in der Luft und ſanken halb zerſplittert beide zu Boden. Die Helden umſchlangen ſich, wie die Meereswoge den Felſen, wie die Windsbraut den einzelnen Stamm, auf der Spitze des Felſen. Weit umher ruhte die Schlacht: Helden ſtanden von fern und bebten. Dreimal hob Jagauno den Helden empor; dreimal wankt' er ſelber: aber zum viertenmale ſtürzt' er zu Boden und ſein Schädel zerſchellte im Sturz an dem knotigen Eichſtamm. Wie ſcheue Elennthiere, wenn das Jagdhorn erſchallt, flohn ſeine Schaaren in Eſthlands Wälder zurück. Gerſtimer hatte die That vollendet und wandte den Schritt zurück in die Verbannung: aber das Volk flehte zu ihm und ließ nicht nach, bis er blieb und Wannem ward an ſeines Aechters Stelle, den Iggauno's Schwerdt erſchlug. Ein Sohn ſeines Feindes war übrig geblieben, ein Knabe, der noch im Gehn an die Wand ſich lehnte und unſichern Schrittes vom Schooß der Mutter ſchwankte zum Schooß der Wärterin. Gerſimer nahm den Knaben zu ſich, und ward mir Vater und gab mir die blühende Tochter zum Weibe.

Würdig dieſes Erzeugers zeigte Kaupo ſich frühe. Der mächtige Geiſt des Knaben blickte hervor durch die Anmuth der Kindheit, wie die aufgehende Sonne durch das junge Frühlingslaub des Haines. Schon an den Brüſten der Mutter ſcharret der junge Bär ergrimmt den Raſen auf, wenn Thiere niedrerer Art ihr Bedürfniß noch durch Winſeln erflehen. So war Kaupo. Bei den Spielen befahl er: viel ältere Knaben wichen ihm, obgleich unwillig, im Wettlauf, im Ringen, im Werfen der Speere. Streitbare Männer, dachten ſie ſich, wozu dieſer Knabe dereinſt entfalten ſich würde, fühlten ſich klein und beugten ſich im Geiſte vor dem künftigen Helden. Greiſe, die ihre Jugend prieſen, ſprachen: „wir waren wie Kaupo!“ und ſangen die Mädchen das Lob des Heldenmuthes und der Stärke, ſo blickten ſie auf ihn.

Wir träumten, frühe Geſpielen, zuſammen die lieblichen Träume der Kindheit, und jeder lichtere Gedanke, der in die Seele des einen fiel, ſpiegelte ſich wieder im Geiſte des andern. Wir ſpielten zuſammen die Kämpfe des Knabenalters: ſtärker war er, gewandter ich. Als aus der blühenden Natur der rege Geiſt der Liebe zu unſern Herzen ſprach, war er mein Vertrauter, und ich der ſeinige. Treulich geſellet beſtanden wir die Gefahren, durch die der Jüngling zum Manne gereift wird; wir durchſtreiften die Wälder zuſammen, die Fährte des reiſſenden Wolfes zu ſuchen und das einſame Lager des Bären; wir zogen zur Schlacht mit einander. Oft traf den Einen der Pfeil des Todes, wandte der Andre ihn nicht. Daß ich noch lebe. ihm verdank' ich es; daß er noch lebt, wenn er lebet, mir iſt er es ſchuldig.

Als Gerſimer ſtarb, ſtanden wir beide, wie zwei Stämme aus einer Wurzel erwachſen: doch ihre Wipfel trennen ſich. Auf uns beide ſah das Volk, als es zur Wahl des neuen Wannem ſich ſammelte. Gleich waren die Stimmen getheilt: doch als die Waidelotten das heilige Pferd zur Entſcheidung jetzt führten, umarmten wir beide uns vor dem verſammelten Volke und ſchworen uns, Brüder zu bleiben, falle das Loos wie es wolle. „Nicht alſo!“ rief Cubar, der greiſe Oberprieſter; faſt ein Jahrhundert hat er geſehen, und kennt die Wege des menſchlichen Herzens. „Nicht alſo,“ rief er, mit der ſcheuen Furchtſamkeit des Alters. Zwei Männer wie ihr in Einem Volke, ſind zwei Weiſel in Einem Stocke, zwei Häupter auf Einem Nacken. So lang' euch Freundſchaft vereint, werdet ihr ein Segen ſeyn eurem Volke: doch werdet ihr uneins, ſo zertrümmert ihr das Vaterland. Berauſchet Eiferſucht die Führer, ſo taumelt das Volk. Schwört, wen der Ausſpruch der Götter nicht wählt, der weile auswandern in die benachbarten Gauen, bis das Bedürfniß des Volkes ihn ruft. „Schwöret!“ rief das Volk, und traurig ſchworen wir. Die Prieſter ſpannten die Kette des Schickſals von Perkuns heiliger Eiche bis zur Fichte des furchtbaren Pitoll. — Das geweihete Roß ſchritt über ſie hin: mich ernannte ſein Ausſpruch und Kaupo entwich zu den Liven, zu Azo, Thoraida's muthigem Manne. Keine Kunde erſchallte ſeitdem zu mir: doch jede genußvolle Stunde, die Aytens Liebe mir ſchenkt, erinnert mich des Buſenfreundes; jeder Zug ſeines Geſichts, den ſie auf meine Kinder verpflanzt, macht mir die theurer. Sprich, feuriger Greis, wo fiel der Held? Er hätte die Schmach nicht geduldet von des Auslandes Söhnen. Sein ſtolzer Geiſt haßte die Stolzen und war gegen Härte unbiegſam, wie ſeine Keule: nur vor dem linden Koſen des Lobes, nur bei dem lauen Frühlingshauche der Schmeichelei ſchmelz ſeine Seele.

Aber der Greis ſenkte das Haupt,

und Thränen rannen nieder in die grauen Locken des Bartes. „O, daß er gefallen wäre! brach er mit Heftigkeit aus; daß wir ſein Grabmaal ſähen im Haine: es wäre dem Volk ein heiliges Denkmaal, denn groß waren Kaupo's Verdienſte! — Wannem, ich ſelber, ich bin der jammervolle Azo, beſtimmt den Untergang ſeiner Kinder zu ſehn, und aus ſeinem Hauſe den Brand hervorgehn, der das Wohl ſeines Volkes verzehrt hat. Meine Söhne fielen im Kampf für die Freiheit; ach! mein Tochtermann, Kaupo, verräth ſie! — Er iſt Genoſſe der Fremdlinge worden. In ihren Feſten wohnet er; an ihren Mahlen, die ſie raubten, ſchlemmet er mit ihnen! — O, daß ich leben mußte, dir es zu verkündigen! — Er hat den Göttern ſeines Vaterlandes entſagt; ſein Weib hat er verſtoßen, und eine Fremde in die Burg meiner Väter geführt. Er iſts, der den Fremdlingen jeden ſchützenden Schlupfwinkel des Landes verräth und jeden Plan, den wir für die Freiheit entwerfen. Ohne ihn — vielleicht wäre die Brut des Auslandes längſt ſchon vertilget.

Wie der Wandrer — fernher trug ihn ſein Schritt zurück in die Heimath; am frühen roſigen Morgen erblickt er die langerſehnte Hütte. Freudig lächelnd öffnet er leiſe die Thür und ſchleichet leiſe durch die Gemächer ans Lager der blühenden Gattin und ihres Säuglings, mit unerwartetem Kuß ſie zu wecken; — er nahet, und findet ſie beide erwürgt, ſchwimmend in eigenem Blute; — wie der Wanderer erbleicht, und mit ſträubendem Haare daſteht, und nicht Athem findet in der gepreßten Bruſt, ſein Wehe! zu rufen: — ſo ſtand Ymanta und ſtarrte dem Greis ins traurig-ernſte Antlitz, als er die Schmach des Inniggeliebten vernahm.

Bald kehrte die Faſſung des Helden zurück. Mild faßt' er die Rechte des Greiſes und führt' ihn ſeitab, daß nicht Ayca ihn höre, und ſprach mit ſtockender Stimme: „Erzähle, muthiger Greis, erzähle! Wie gelang es den Fremden? — Wahrlich, da Kaupo fiel, kaum trau' ich mir ſelber! Aber erzähle!“ Mühſam begann der Greis:

Der freundlich-ſchlaue Böſewicht Meinhard ſtarb. Endlich von ſeiner Bethörung befreit, frohlockte mein Volk und gebot den Genoſſen des Buben Entfernung. Wenig waren ihrer; die meiſten waren auf kurze Friſt zurückgekehrt in die Heimath. Sie verſprachen zu weichen, ſobald ihre Schiffe erſchienen; doch aus dieſen Schiffen ſtieg ein neuer Obermönch ans Land, „gekommen, ſagt' er, unter uns als Vater zu wohnen! — und eine wilde Kriegerſchaar, in Eiſen gehüllt, ſtieg mit ihm ans Land.

„Biſt du als Vater gekommen, ſprachen meine Brüder, wozu dieſe drohenden

Haufen? Willſt du dir Kinder unter uns gewinnen, wohlan, verſuch es mit freundlichen Worten, nicht aber mit Schlägen."

Der ſtolze Prieſter ſchmähte und drohte mit Strafen und ſezte die Saaten in Flammen: da griffen die Liven zum Schwerdt und die Schlacht begann, aber die Nackten zertrat der eiſerne Fuß der Fremden. Ach, unſre Schaaren begannen ſchon zu fliehn: da traf Perkuns Rächerhand den räubriſchen Tyrannen. Ein Blitzſtral ſcheuchte ſein Pferd dahin, wo Kaupo faſt allein noch kämpfte: ein zweiter Blitzſtrahl, traf Kaupo's Streitaxt ihn, er ſtürzte zu Boden. Wehklagend erbaten ſeine Streiter den Leichnam ſich. Sie ſchickten Geſandten zu uns, die Speere des Friedens zu wechſeln und zogen zurück übers Meer: nur wenige blieben im Bezirk der ſteinernen Feſte, das Grab des Gefallnen zu hüten. Noch einmal glaubte das Volk ſich befreit und feierte Mahle der Freude, doch ſchonte es, des Friedens eingedenk, der überbliebenen Fremden, und nährte ſie.

Die Zeit der Erndte war's im folgenden Sommer, da wehklagte die Sage durchs Land, ein neuer Schwarm der Feinde nahe der Küſte. Muthig warfen die Schnitter die Sicheln hin, ergriffen die Speere und eilten hinab an das ſandige Ufer der Düna. Schon waren die Räuber gelandet, ſchon hatten die Verſchon=

ten ihnen die Feſte aufgethan und lange eiſerne Reihen drohten auf den Wällen.

Sie verkündeten — O, der Schmach! — der geſalbte Oberprieſter verzeih' erbarmungsvoll uns des vorigen Fürſten Tod und ſend' uns einen neuen. Welch ein Menſch, dieſer neue! Der erſte beſchlich uns mit der Liſt einer Schlange und umwand lächelnd uns mit unauflöslichen Ketten. Mit der Wuth des hungrigen Wolfes ſtürzte Berthold auf ſeine Beute; doch dieſer Albert gleichet dem Luchſe: er ſchleicht und mordet zugleich.

Mit freundlichen Worten kirrt' er die armen Betrognen: nach manchem vergeblichen Kampfe, wechſelten ſie die Speere des Friedens mit ihm, ihre Erndte zu ſichern. Er lud die Häupter des Volks zum Gaſtmahl in ſeine Burg. Sie kamen voll redlicher Zuverſicht, da ſchlug der treuloſe Barbar ſie in Feſſeln. Ihre Kinder, verlangt' er, ſollten ſie löſen, ſollten Bürgen des Friedens werden, ſtatt ihrer. Weinend brachten die Mütter die Inniggeliebten herbei, die Gatten und Väter zu löſen: plötzlich ſpannet der Schändliche ſeine Seegel auf, und wie der Geier das zarte Lamm, entführet er die hülfloſen Kinder über das Meer, indeß die Mütter am Ufer ſtehn, ihr Haar zerrauſen und mit lautem Jammern der Hoffnung ihres Lebens ein überhörtes „Lebewohl!“ rufen.

Mit den Kindern entführt' er Kauvo, zum ſchmählichen Tode wähnte das

Volk: aber er hatte viel anderes im Sinn mit dem Helden. Zum Oberprieſter des Auslandes führt' er ihn: mit Zauberworten bethört ihn der und ſalbte ihn, verkündet die Sage, zum Könige des Landes. Er vergiftete ihn, ſein Volk zu tödten durch ihn. Taumelnd vom Rauſche der Herrſchſucht und der Ruhmgier, kehrte Kaupo zurück: und am ſchrecklichſten wütet jezt er gegen ſein Volk. Er zog mit den Kriegerſchaaren des Biſchofs durch das Land. Ward ihm eine Burg geöffnet, ſo verjagt' er den Beſitzer und gab ſie einem Fremdlinge ein; die verſchloſſenen erſtürmt' er und zerſtörte ſie. Betäubt vom Entſetzen, wie eine Heerde, deren ſchützender Hüter plözlich vom Wahnſinn der Blutgier ergriffen, ſelber würgend unter ſie ſtürzt, duldete bis izt das Volk, und wagte kaum Klagen. — — — Ja, Zwieſpalt zerrüttet es! Nicht wenige hangen an dem Verräther, der ſie zu Sklaven verkauft.

Azo ſchwieg; Ymanta faßte die Hand des Greiſes noch einmal: „Du täuſcheſt mich nicht! Wahrheit trauert in deinem trüben Blicke. — Ach, Kaupo! bitter iſts am Grabe der blühenden Gattin oder des reiſenden Sohnes zu trauern: bitterer noch über den verlorenen Werth des Freundes, der unſer Stolz war! — Ach, Kaupo, Freund meiner Jugend!„ — So ſprach der Held, und ſchärfte ſein Schwerdt. — „Wohl mancher Ruhm gleicht dem ſchimmernden Kreiſe, der in der Herbſtnacht den ſtrahlenden Mond umgürtet: er wächſet und wächſt, bis er in Regen zerfließet oder in ſtäubenden Schnee!“ —

Noch ſtand die Sonne des zweiten Tages hoch in dem Gewölbe des Himmels und blickte heiße Mittagsſtrahlen herab, da tönte Ymantas Heerruf vom Hügel ſeiner Burg; ihm antworteten die Hörner der Herolde. Durch ganz Lettgallien tönte der Ruf von Hügel zu Hügel. Die Weiber und Mädchen erblaßten, aber die Männer und Jünglinge riſſen ſich muthig empor zu den Waffen. Noch einmal führte die Gattin dem Gatten all' ihre

Kinder entgegen: er küßte jedes mit weichem Gefühle noch einmal und wieder noch einmal, flüſterte der Gefährtin ſeines Lebens mit unſichrer Stimme leiſe Liebesworte zu und ſtürzte hinweg aus der Hütte, nicht länger ihre Zähren zu ſehn. Greiſe Eltern drückten die muthigen Söhne in den Waffenrüſtungen noch einmal an ihre Bruſt und folgten den Forteilenden von ferne, ſo weit ihr matter Fuß ſie trug. Aus jeglicher Hütte Lettgalliens ſchritten kraftvolle Streiter hervor, aus jeglicher weinte ihnen bange Beſorgniß nach.

Die Sonne ſank, der Abendſtern blinkte hervor über dem Walde: da raſſelten Waffen hervor aus dem Walde, herab von den Hügeln, herauf aus den Thäfern. Brüderlich begrüßten die Streiter ſich und ſchritten hin zu der Burg Ymanta's und ordneten ſich um den Helden, jeglicher im Geiſt' ein Held.

Feierlich zogen die Waidelotten herauf aus dem heiligen Haine. Sie hatten geopfert: Perkun einen tadelloſen Stier, der geſtern noch als Herr der Heerde einherſchritt; Pikoll ein weißes Mutterpferd und einen wühlenden Eber. Glückliche Zeichen verkündeten ſie dem Volke: hervorgeſtrömt war das Blut aus der kleinen Wund' am Halſe der Opfer; die verzehrende Lohe war hell und wirbelnd empor geſtiegen, und als ſie ſtieg, rauſchte lebendiger Wind durch die Wipfel der Eichen.

Das Mahl ward geordnet auf der

Ebne beim Licht des Mondes und der flammenden Harztonnen des Hügels, und nach dem Mahle ſanken die Krieger zur kurzen Ruhe ins Gras: aber als die Morgenröthe im Oſten zu blicken begann, rief Ymanta's Heerhorn zum Zuge. Muthig ſprangen die Streiter auf und ordneten ſich. Ymanta ſchloß die blühende Gattin an ſeine Bruſt und ihren lallenden Säugling. „Die Götter, ſprach er, verheißen glückliche Rückkehr, aber Ayta, kehrt das Heer ohne mich: Gerſimers Tochter, erziehe den Sohn mir zum Helden des Volkes!“ Ymanta, flüſterte ſie mit ſtrömenden Zähren: Eh' ich des Säuglings Mutter war, war ich deine Gattin! Ich folge dir in den Tod! — „Nicht alſo, Tochter des Helden! entgegnete Ymanta. Sei Mutter dem lebenden Sohne, was auch die Sitte gebietet: was nützte dein Tod dem geſtorbenen Gatten? — Aber die Götter verheißen glückliche Heimkehr!“ — So ſprach Ymanta; im Herzen dacht’ er gar anders: Todesgedanken umſchwebten ihn. Schluchzend ſank Ayta an ſeine Bruſt und blickte flehend gen Himmel.

Die Heerſchaar brach auf; Ymanta in ernſter Berathung mit Azo, voran. Finſter und ſchweigend zogen die Letten hin, wie Nachgeſpenſter; wie Hagelgewölke — bald entladet der Sturm ſie und entſchüttelt ihrem Schooße Verderben, — zogen ſie hin durch die thauende Nacht bis an den brennenden Mittag; nach kurzer Raſt in einem Haine, muthiger zogen ſie hin dem Abend entgegen und wieder dem Morgen. Als die Sonne zum zweitenmale ſank, deutete Azo auf einen Wald, aus dem dünne Rauchſäulen, langſam ſich zu Wolken geſtaltend, empor ſtiegen. „Dort!“ ſprach er wehmüthig, und eilte voraus.

Wenn ein Orkan über die Erde dahinraſ't, Schutthaufen zurückläßt, wo Städte ſtanden, — wo Flotten ſegelten, ein Gewimmel ſchaukelnder Trümmer; — wenn der Würgengel der Peſt ſein flammendes Schwerdt über einem Lande ſchwingt, daß eine Generation unter den Raſen verſchlieſe, wie Regen in durſtigen Sand: Jünglinge ſchleichen verdroſſen einher, wie lebensſatte Greiſe; Freunde und Liebende blicken ſich ſcheu an, als ſähen ſie Geſpenſter wandeln; ſtatt des geſchäftigen Gewimmels der Thätigkeit zieht ein nie endender Leichenzug durch die Straßen der Städte und Sterbelieder ertönen von Mitternacht zu Mitternacht. Mancher, der den Vater zur Gruft begleitet, ſtürzt leblos ſelbſt hinein, und wer izt mit gebrochner Stimme der ſterbenden, Mutter den Todtengeſang anſtimmte, über den ſelbſt ſingt ihn die nächſte

Stunde oft. — Schreckliches Schauſpiel! Das ſchrecklichſte iſt es nicht! Der Menſchenfreund weint bei ihm der Nichtigkeit des menſchlichen Lebens eine Thräne und trocknet ſie ab: doch nimmer verſtummt ſeine Klage bei dem Anblick eines tyranniſch zertretnen, herabgewürdigten Volkes. Wenn ein Geſchlecht nach dem andern in Feſſeln gebohren, zu Feſſeln erwächſt, aus Feſſeln herabſinkt ins Grab; wenn der Vater dem Sohn und dem Urenkel kein Erbtheil zu laſſen hat, als namenloſes Elend und den Stempel erzwungnen Sklavenſinns: wer dieſen Jammer ſah und ein fühlendes Herz im Buſen trägt, nimmer entweicht er mehr vor deſſen traurender Seele. — Liefland! Seit einem halben Jahrtauſend entehrt das Schauſpiel dich, und nur wenige deiner Bewohner fühlen noch, wie ehrlos es iſt. — Ein trauriges Vorſpiel war es, was Azo gewahrte, als er den Hain betrat.

Zur Berathung hatten ſich die Aelteſten des Liviſchen Volkes der mißtrauiſchen Aufſicht der Tyrannen entſtohlen: doch wie ſie da ſaßen in ihrem heiligen Haine, auf Haufen von Trümmern, aufgeriſſenen Gräbern und gefällten, ſchon modernden Stämmen, ſchienen ſie eine Gruppe klagender Gei ſter. Mancher öffnete die Lippe zum klüglich erſonnenen Rathe und fand ſtatt der Worte nur Seufzer: Klagen wechſelten ſie, ſtatt muthiger Beſchlüſſe. Wie hülfloſe Kinder am Sarge des Vaters, ohne den ihnen das Leben eine Wüſte, was es Süßes darbietet, unerreichbar iſt, und ach! ihre herzzerreiſſendſten Klagen erwecken ihn nicht! — wehklagten hier die Häupter eines vor kurzem noch muthigen Volkes um die verlorne Freiheit: da trat Azo ſtürmenden Schrittes in ihre Mitte.

Zürnend flammte das Auge des Greiſes im Kreis' umher. Unwürdige! rief der Held der Vorzeit; ſo find' ich die Berather meines Volkes, die eine unermeßliche Schmach zu rächen haben? In weibiſchen Weichmuth find' ich euch verſunken? Aus jeder dieſer Trümmer ſollte ein Bliß in eure Herzen ſchlagen und euch entflammen! Auf zu den Waffen! Seyd ihr Männer: auf zu den Waffen! — daß nicht Ymanta, daß ſich die Bundesgenoſſen eurer nicht ſchämen!

Noch ſprach er, noch ſtaunten die Verſammelten zu dem wunderbaren Greiſe empor: da rauſchten von allen Seiten kraftvolle Schritte durch den Hain und muthiges Waffengetöſe. Die Heerſchaar der Letten erfüllte den Hain: ihre Wehren blizten im röthlichen Schimmer der Leuchten. Vor ihr ſtand in männlicher, würdevoller Schönheit der Held Ymanta: ſo erſcheint dem Eingekerkerten in Träumen ein rettender Genius: ſein Blick ſchon iſt halbe Erlöſung. Doch Azo begann:

Wannem, ſieh um dich her! Die Steinhaufen ſind Trümmer von Altären. In dieſen offnen Grüften ruhten die Gebeine unſrer Väter: entweiht durch die Hand der Räuber, bleichen ſie izt auf den Wieſen zerſtreut. Dieſe blaſſen, muthloſen Geſichter gehörten einſt freien, kraftvollen, edlen Männern. Ihre Rücken verbergen jezt ſchimpfliche Geißelſtriemen. Wannem, und ihr verſammelte Streiter!

— Uns erreichte die Wolke des Verderbens ſchon; euch donnert ſie nah am Rande des Himmels: aber ſie ziehet herauf!

Ruhigen Blickes entgegnete der Held Ymanta: Wozu, feuriger Greis, uns die Seelen erregen? Kalte Beſonnenheit fordert unſer Unternehmen. Siehe, als ich daheim das Schickſal deines Volkes vernahm und die Frevel der Fremden, da ſchwor ich mir: Kehr' ich heim, ehe dieſe Räuber flohn oder fielen, ſo ſende Perkun ſtrafend ſeinen Blitz auf meine Scheitel herab; ſo werde mein Leichnam eine Speiſe, welche Raben und hungrige Wölfe verſchmähen! So werde mein Name den Enkeln ein Abſcheu und meinen Kindern mögen Sklaven ins Angeſicht ſpeien. So ſchwur ich damals mit ſiedendem Blute. Jezt bin ich ruhig, aber feſt ſteht mein Entſchluß! Mit ihm geh' ich zur Rache!

Rache! riefen die Letten und ſchlugen klirrend ihre Schwerdter zuſammen. Rache! riefen die wieder ermuthigten Liven: Rache! wiedertönten der Hain und die Hügel umher. — Sofort erklangen die Hörner des Krieges und von der Spize der Hügel flatterten rufende Flammen empor. Bald antworteten aus der Nähe und aus der Ferne kriegriſche Hörner und flatternde Flammen: weiter und weiter hin durch das Land der Liven blizten die

Zeichen des Krieges auf allen Hügeln empor. Das Volk griff zu den lange ruhenden Waffen und eilte aus allen Kylegunden herbei zum heiligen Haine, wo Ymanta's Schaar des mühſeligen Zuges bei den Freuden des Mahles vergaß. Jedem nahenden Haufen ſchallte laut und freudig der Heerruf: „Ymanta!“ entgegen, und „Wannem Ymanta!“ antwortete jeder und grüßte den Helden als Feldherr, die Hand auf den Nacken gelegt. Und als die Sonne die lezten Strahlen über die Erde blizte, ging er mit einem Heere aus dem Thale des Haines hervor, und als er hinzog, ſtießen aus jedem Walde, an jedem Hügel neue Schaaren zu ihm: das ganze Volk ſtrömte zuſammen. Aber der Ruf des nahenden Krieges ſchallte von Burg zu Burg und die räubriſchen Fremdlinge bebten.

Beflügelten Schrittes, voll Durſt nach Kämpfen, zog die Heerſchaar dahin, den Tag durch und weiter in der thauenden Nacht. Jezt da die Sonne wieder ihr Strahlen-umlocktes Haupt am Rande des Himmels erhob, ſtanden ſie am Rande des lezten Forſtes, der von den Hügeln an das ſandige Ufer der Düna herabtritt. Hier hemmte Azo plözlich den Schritt des Lettiſchen Helden und deutete nieder ins Thal. Sein Mund ſchwieg, aber ſein Auge flammte Verwünſchungen.

— Ein kaum ſichtbares Wölkchen hängt oft auf des Tafelbergs Spitze: Unerfahrne bemerken es nicht, aber es iſt das Ei des Orkans. Ein Augenblick, und es verhüllt, eine mitternächtlich-ſchwarze Decke, das weite Gewölbe des Himmels, und der Sturm raſ't fort, die Erde zu verheeren. So lag Riga da, von engem Bezirk, von wenig Bewohnern durchirrt, aber der Mittelpunkt der Teutſchen Macht und ein Quell unſäglichen Elends allen Ländern umher. Wo ſeine Mauern jezt trozten, lag ſeit Jahrhunderten ein Dorf liviſcher Fiſcher und Ackersleute. Eines Morgens wandelte Biſchof Albert mit ſeinen Genoſſen durch daſſelbe hin und ſang Lobgeſänge der Gottheit, und kündigte dann den friedlichen Bewohnern an, auswandern müßten ſie aus der Heimath, er habe zur Stadt ſie geweiht. Unfähig ſich zu beſchützen, brachen ſie wehklagend ihre urväterlichen Hütten, und flehten den Himmel um Rache: aber der Fremdling thürmte ſeine Stadt.

Voll trüben Nachdenkens ſah Ymanta hin auf die Stadt, und ſeine Seele füllte die Größe ſeines Berufs, der Rächer freier Völker zu ſeyn. Zur ernſten Betrachtung ſammelten ſich um ihn die Aelteſten der verbundenen Völker. Viel zweifelnde

Worte wurden gewechſelt. Muthig riethen manche zum Sturm; furchtſamer andere, den Feind durch Hunger zu zwingen. Schweigend hörte lang' Imanta ſie an und wog indeß die Kräfte ſeines Heeres und die Kräfte der Feinde. Hohe Mauern umzogen die Stadt, doch klein war ihr Umfang und leicht zu umringen. Wenig waren der feindlichen Streiter, aber ſie zogen in Eiſen verhüllt zur Schlacht: nur weiche Gewänder, jedem Angriff leicht zu durchbohren, umhüllten die Liven und Letten.

Lange wählte Imanta und wog, verwarf und wählete wieder: doch jezt erhob er ſich zur Entſcheidung. Mit feierlichem Ernſte lauſchete die Verſammlung und lauſchte das Heer, bereit in den Tod zu ſtürzen, wenn ers geböte. Alſo ſprach er:

Azo, muthiger Greis! Nimm zwei Männer deines Volkes zu dir und ſteig hinunter ins Thal, in der Fremdlinge Burg. Sag' ihnen: müde ihrer tyranniſchen Frevel habe dein Volk ſich verſammelt, Rache zu finden, oder den Tod. Sag' ihnen, ſie müßten fliehn oder ſterben. Zwei Tage geben wir ihnen Friſt, ihre Habe auf die Schiffe zu bergen: doch wenn ſie am dritten ihre Seegel nicht ſpannten und jene Feſte und jede im Lande räumten, müßten ſie jeglichen Mann dieſes Heeres erwürgen, oder das Meer werde ihre Leichname zur Heimath wälzen. Muthiger Greis! Fordre das Heil deines Volkes, wie du es einſiehſt. — Aber zwei Drittel des Heeres legen indeß die Waffen nieder und ſchwingen die Streitaxt gegen den Forſt. Schlagt ihn zu Boden, ſpaltet die Stämme und bildet leichtbewegliche Laſten. Mit Flammen wollen wir das Viperneſt umlagern: in den Wogen der Glut erſtürmen wir es! —

Lauten Beifall jauchzte das Heer und griff jubelnd zu den Aexten. Noch hatte

Azo nicht mit ſeinen Begleitern die Burg erreicht; da wiederhallte der Forſt von tauſend und tauſend kräftigen Schlägen und das Krachen der ſtürzenden Stämme donnerte über die Ebene hin.

Drittes Buch.

Sei mir gegrüßet, Riga, heilige Heimath! Alles, alles umſchließeſt du, was einſt mir den Traum meiner Kindheit verſchönte, alles, woran das Herz, im Jünglingsalter, ach! mit ſo warmen Gefühlen hing! Alles, deſſen dereinſt ich als Greis nie ohne Thränen gedenke! — Sei mir gegrüßt im Geiſte, heilige Heimath! Nennt dich die Lippe, immer antwortet ein Seufzer ihr aus der gepreßten Bruſt! — Nicht Thaten des Leichtſinnes oder der Bosheit verſchließen mir deine Thore! — O, wär' es dereinſt mir als Greis nur vergönnt, in deinem Schooß das lebensſatte Haupt zur nimmerendenden Ruhe zu ſenken! —

Nicht wie es izt prunkend, eine Fürſtin unter den Städten, am Geſtade der breitwogenden Düna thront, — gefüllt mit den Schätzen des Handels, der ämſig irrt von Küſte zu Küſte, jede ſegnend; — mit den edleren Schätzen des ſinnreichen Kunſtfleißes, der ſelber erfindet und bildet, was jener nur eintauſcht; — gefüllt mit dem edelſten, erhabenſten Reichthum der Staaten, mit Bürgern von thätiger Hand, redlichem Herzen und hellem, gebildetem Geiſte: — nicht ſo lag Riga da, als Lieflands Held, Ymanta, zu ihm heraufzog, und Azo's forſchende Blicke es durchflogen. Wenige, ärmliche Hütten, die

Wohnungen rohen Elendes, lagen auf einem kleinen Bezirke zerſtreut. Nur der Sitz der ſchlemmenden Mönche, der Dohm, erhob ſich trotzig und glänzend. Eine kleine Anzahl elenden Geſindels — eine Pfütze, welche die Woge der Kreuzpilger zurückließ, da ſie wieder hinüberrollte nach Teutſchland, — durchwandelte enge ſchmutzige Gaſſen. Selber Albert, der Biſchof, war heimgekehrt mit dem Heere, ein neues zum Morden zu kaufen, für ſeine erlogenen Schätze des Himmels. Kunz Meindorp, ſein erſter Vaſſal, mit Ykeskole belehnt, herrſchte ſtatt ſeiner als Burgvogt, und Dietrich, der liſtige Mönch von Theraida, als Abt. Die Kunde des hinziehenden Heeres hatte die Ritter und Waffenknechte aus allen Feſten des Landes, aus Holme, Ykeskole, aus Lennewarden und Aſcheraden, zur Stadt geſcheucht. Ihrer waren nur wenig: doch Kaupo war in ihrer Mitte und galt ihnen ein Heer.

Seit Jahren ſchon gewohnt, in den Liven geduldiges Laſtvieh zu ſehn, in Menſchengeſtalt, ſtaunten die Teutſchen die Geſandten unwillig an. Frevel dünkte es ſie und Aufruhr, daß die Herren des Landes ſich unterwanden, Botſchaft zu ſenden: doch Azo's ernſter, feuriger Blick, wie der Greis verachtend dahinſchritt, gebot Ehrfurcht. Wohl manche der Teutſchen kannten den Furchtbaren noch, der einſt mit dem Schwerdt in der Hand ſie, trotz ihrem Panzer, zu zittern gezwungen. „Lebet der Schreckliche noch?“ riefen ſie ſchüchtern einander zu. „Hat ein feindſeliger Dämon ihn aus dem Grabe gerufen, uns zu verderben?“ Vor allen der ſchlaue Mönch von Thoraida erkannt' ihn mit Entſetzen und folgt' ihm eilend zur Wohnung des Burgvogts. Mit ihm wogte das Volk, voll banger Neugier.

Kunz Meindorp, der Burgvogt, empfing die Geſandten mit trotziger Miene: aber die Unruhe ſeines tyranniſchen Herzens verzerrte ſie oft. Neben ihm ſtand Daniel Bannerow, der feige Meuchler von Lennewarden, und Dietrich, der liſtige

Mönch von Theraida; um ſie der Troß von Waffenknechten und Pfaffen.

Mit ſtolzem, verachtendem Blicke betrachtete Azo ſie, der Greis mit dem flammenden Jünglingsauge. Alſo ſprach der freie Mann für das Glück ſeines freigebohrnen Volkes:

„Fremdlinge! Widdſemmes Volk iſt erſtanden, ſein Recht zu bewahren. Es hat beſchloſſen, es hat geſchworen, wieder Herr zu ſeyn ſeines Landes; wieder ſicher zu ruhn in ſeinen Hütten und Burgen; ſelbſt zu ſammeln die Erndte ſeiner Aecker, zu befiſchen die Ströme ſeiner Gränzen. Unvermiſcht mit euren Greueln, will es heilig fortan den Göttern dienen, die es ſegneten, von ſeinen früheſten Urvätern an, bis auf den Tag, da es thöricht euch wohlthat. Gebt uns Geiſel für unſre Kinder; räumet die Feſten, mit denen ihr uns betreget, und hinab zu euren Schiffen, hinweg mit euch aus unſern Gränzen, ehe die dritte Morgenröthe blinkt! Wie der Sturmwind die Spreu vor ſich herjagt, wirft euch ſonſt der Grimm des verſammelten Volkes ins Meer: es wälze eure Leichname zur Heimath.

Beſtürzt ob der Keckheit der Botſchaft, ſahn die Verſammelten ſchweigend ſich an, einer im Auge des Andern Troſt ſuchend und Muth. Vor allen mit glühendem Geſichte und mit Gebärden der Wut, ſtand Kunz Meindorp da und ſchwieg, wie ein dunkelrothes Gewittergewölke, eh' es die Blitze verſendet. Zwei Gedanken bewegten die Seele des Tyrannen im Herzen: ob er die Boten erwürge? Ob er mit höhniſcher Antwort zurück ſie ſende? — Für unmächtig hielt er das Volk der Liven, für leicht, es zu zertreten. Aber der erſte Gedanke gefiel ſeinem blutdürſtigen Sinn. Schon ſtreckt' er die Hand zum Schwerdt, das Zeichen des Mordens zu geben, ſiehe da ſtürzte mit bleichen Wangen ein Waffenknecht in die Verſammlung. Athemlos ſtammelt' er Botſchaft: „Mit unzähligen Kriegern ſind die Tannenhügel bedeckt; viele gerüſtet zum Streite, mehrere noch ämſig bemüht, den Forſt von den Wurzeln zu ſtürzen." Kunz

Meindorp zog erblaſſend die Hand zurück vom Schwerdt.

Viel ſprach er nun von den Wohlthaten, die ſein Volk den Liven geſpendet, von der Schenkung des Pabſtes, von Freundſchaft und alten Verträgen. — Doch Azo entgegnete raſch:

Wohl ziemt es euch, von Verträgen zu ſprechen! Ihr ſeid Meiſter darin, doppeltſinnige Verträge zu ſchließen und ſie doppeltſinniger zu mißbrauchen. War es nicht ein Vertrag, durch den ihr das Recht erwarbet, Feſten zu bauen im Lande? Den fünften Theil einer jeden bedangt ihr euch aus. Ihr habt ſie alle; ihr habt ſie ganz und laſtende Feſſel für uns ſchuft ihr aus ihnen. War es nicht ein Vertrag, der unſre Helden in eure Hände lieferte? Ihr ſchlugt ſie in Feſſel. Ein Vertrag, der ihre Kinder euch übergab, ſie während eines Jahres zu bewahren? Sechsmal iſt jezt die Jahreszeit wiedergekehrt, in welcher ihr über das Meer ſie entführtet, im Auslande Sklaven zu ſeyn. —

Daniel Lannerow nahm das Wort und ſprach mit ſcheinheilig-edler Miene: „Brachen wir jemals einen Vertrag, ſo geſchah es nothgedrungen und mit unwilligem Zögern. Seid uns aufrichtig Freunde, und nehmt den Handſchlag edler Treue als Bürgſchaft des Friedens.“

Finſtreren Blickes, mit ſchwellendem Zorn rief Azo: Schändlicher! Du wagſt es, von edler Treue zu ſprechen? Noch rauchen die Trümmer von Kukenois; noch liegen die Leichname der Ruſſen da, ein Raub gefräßiger Raben und Wölfe: deine edle Treue erſchlug ſie mitten im Frieden. Einen Bund ſchloſſeſt du mit Wiäsceka, dem Fürſten, auf ewigen Frieden. In der folgenden Nacht erſtiegen deine Waffenknechte die Burg, erſchlugen die ſchlafenden Krieger und zündeten die Burg. Jammernd entfloh Wiäſceka und ſah vom andern Ufer der Düna die Burg ſeiner Väter in Trümmer zerfallen, indeß du, Feiger, aus dem Hinterhalte hervorgingſt, zu theilen, was deine Knechte geraubet.

Daniel Bannerow ſchlug beſchämt die ſtumpfen Blicke zu Boden, doch Dietrich, der liſtige Mönch von Theraida, begann, mit gefalteten Händen: Immer, Azo, immer entzündeſt du, flammender Geiſt, dein Volk gegen ſein eignes Heil und gegen uns, die gekommen ſind, es zu verkündigen. Schon ehmals, da Meinhard — Heiliger, bitte für uns in deiner Glorie! — noch mit uns wandelte und litt, hab' ich lange Nächte durchwacht in brünſtigem Gebete, dir Erleuchtung zu erflehen: aber dein verſtocktes Herz widerſtrebet ihr ſtets. Siehe, muthiger Greis! Noch einmal öffnet die heilige Kirche ihre Arme gegen dich, liebevoll dich aufzunehmen in ihren Schooß; dir aufzuthun ihre Schätze; dir ewige Schätze zu ſpenden, und hienieden dich zu ſalben zum Fürſten unter deinen Brüdern.

Doch Azo hielt ſich nicht länger: „Hinterliſtiger Heuchler! Dich kenn' ich am beſten! Du warſt es, der die erſten Fäden des gräulichen Netzes ſchlang, in welchem mein Volk eine lange Reihe von Jahren gefangen jezt liegt. Du erſchlichſt die Erlaubniß, die Feſten zu bauen, den Keim alles Elends. Du gaukelteſt im Lande umher, mit trüglicher Zauberei die Weiber und Kinder zu bethören. Du entriſſeſt den Helden Kaupo ſeinem Volke und haſt ihn zum Verderben deſſelben verderbet. Greiſer Heuchler! Das Blut meiner Kinder dampft von deinen ſegnenden Fäuſten! — Burgvogt, hier leg' ich nieder vor dir den Zweig des Vertrages; hier ſtoß ich das Schwerdt des Krieges in den

Boden! Wähle! Ihr weichet, oder ihr ſterbt!"

So ſprach Azo, der Greis mit dem flammenden Jünglingsblicke und entwich zürnend aus dem Gemach; mit ihm die Genoſſen.

In blödem Staunen verloren ſtand die Verſammlung da, wie Nachtvögel, die ein plötzlicher Lichtſtral umleuchtet und betäubt. Nieder ſah jeder, verachtete den andern und fühlte ſelbſt der Verachtung ſich würdig. Endlich Kunz Meindrop alſo:

Wichtig, fürwahr, iſt der Vorgang. Ich wage nicht zu entſcheiden, doch ſcheint mir das beſte, ſchnell die Schaaren zu rüſten und heraus zu brechen gegen die Feinde, indeß ſie Botſchaft erwarten.

Nicht alſo, ſprach Bannerow. Sendet freundliche Botſchaft, verheißet zu weichen: doch in der erſten Nachtwache ſtürmen wir hin und zertreten das ſchlummernde Heer.

Ehe wir raſchen Entſchluß — zu ſpät bereueten wir ihn vielleicht! — beginnen, rief Dietrich, ſenden wir Kaupo hinaus: ob ihm es gelinge, den Andrang der Feinde zu wenden, wo nicht, vielleicht Zwieſpalt zu ſäen unter ſie? — Zum mindeſten bringet er Kunde.

So ward es nach kurzer Berathung beſchloſſen. Dietrich aber ging hin, Kaupo zu ſuchen und den Held die ungewohnte Rolle der Argliſt zu lehren: der arme Bethörte hielt ſie für edel und heilig. —

Rüſtig ſchallten indeß die Aexte hinab in die Ebne und krachend ſtürzte der Hain von den Wurzeln.

Schweigend gingen Azo und Kaupo mit finſtern Mienen neben einander hin: ſo ziehn zwei Gewittergewölke über die Ebne; ſtoßen ſie einander zu nahe, ſo brechen die Blitze hervor. Der feurige Greis haßte den Verräther ſeines Volkes; Kaupo den ſtarren Sinn des Götzen-Verehrers.

Jezt waren ſie an den Fuß der Hügel gelangt und mit Erſtaunen überſah Kaupo die Zahl des verſammelten Volkes und ſein ſonderbares Beginnen. Oft wenn er an einem ehemaligen Waffenbruder vorüberging und dieſer wendete verachtend den trüben Blick, empörte ſich wehmüthig Kaupo's Herz: doch er ſchweigete es.

Wer iſt euer Wannem? fragt' er den Greis. Azo deutete ſchweigend und Kaupo's Blick folgte der Deutung. Auf einem Baumtrank ſaß Ymanta und heftete ſein brennendes Auge auf ihn. — Mächtiges Gefühl, der erſten Freundſchaft, der erſten Liebe! Heiliges Gefühl! Umſonſt ſcheinen Jahre und Trennung, ſcheinen laſtende Schickſale dich zu ertödten! Wie ein Sonnenſtral durch ſchwarzes Gewölk, brichſt du unvermuthet oft und unwiderſtehlich ins Herz und lächelſt ihm alle vergeſſene Träume zurück, — und ein Traum ſcheint, was ſeit ihrem Entſchwinden geſchah! — Kaupo erbebte, da ſein Blick auf Ymanta traf. Schaudernd vor Freude ſtand er da; dann ſtürzt' er hin an den Buſen des Freundes und Thränen floſſen den Männern über die Wangen. —

Spät erſt, langſam und ſeufzend wand Ymanta ſich aus den Armen des — ach! verlornen Freundes. Bange fragt' er mit traurigem Vorgefühl: „Kommſt du zurück zu deines Volkes Sache?"

Freudig und ſchmerzlich zugleich, betrachtete Kaupo den Jugendgeſpielen. Alle Bilder der Freuden, alle der Gefahren, die ſie einſt mit einander theilten, traten vor ſeine Seele. „Und du, fragt' er leiſe, du lenkeſt den Speer meines Volkes gegen meine Bruſt? Er wird mich ſchmerzlich treffen!“

Wo ſind ſie hin, entgegnete Ymanta, die ſüßen Hoffnungen alle, des Alters, das wir an Einem Herde verbringen wollten, Ayta mit ihren Kindern zwiſchen uns. — Hinweg! rief er, ſchnell ſich ermannend; hinweg mit den zu weichen Gefühlen! — Kaupo, was führte dich her? — O, ſprich, es war Rückkehr zu meiner Pflicht!

„Wohl führt die Pflicht mich her, rief Kaupo voll plötzlichen Eifers, die Bruderſorge für das Wohl eurer Seele. Verlorne, verblendete Unglückliche! Das hingegeben in die Macht hölliſcher Geiſter! Ihr widerſtrebet dem Heil, das uns ſündigen Menſchen zu erwerben, der Erlöſer am Kreuze ſtarb; das er, das ſeine jungfräuliche Mutter durch ſeine Stellvertreter euch ſendet. — Wiſſet, ihr Armen! Die ihr als Götter verehrt, ſind menſchenfeindliche Dämonen. Ins ewige Elend leiten ſie euch, wo unſre Urväter ſchon ſchmachten. — Ich ſah, ich ſah die Herrlichkeit des heiligen Vaters der Chriſten! Seine Gemächer ſind Tempel; ſein Sitz gleicht dem Thron einer Gottheit. Tauſendmal tauſend ſteinerne Feſten ſtehn in gedrängten Reihen um ſeine Burg. Mit allen Segnungen des Himmels pranget ſein Land, ein unendlicher Garten. Mit hellerm, blendenderm Glanze ſtralt ihm die Sonne aus einem lichteren Himmel herab. Kein Winter wagt ihm zu nahen; Schnee und Eis entſtellen nie ſeine Fluren. Ewig wandeln ſeine Ströme durch ewig blühende Gefilde und ſelbſt ſeine Wälder beugen ſich unter der Laſt goldener Früchte. — Unzählbare Völker gehorchen dem Göttergleichen Mann: ſie ſtürzen vor ſeinem Anblick zu Boden, wenn er ſegnend ſie anblickt. Dreimal prangte der Mond mit neuer Fülle, indeß ich die Länder der Fürſten durchreiſte, die ſeinen Winken gehorchen: noch ſah' ich den kleinſten Theil ſeines Gebietes. — Ymanta, ſein Anblick zerknirſchte mein Herz. Ach! Dieſe verruchte Hand hat ſeinen Geweihten erſchlagen. Aber der Heilige erbarmte ſich meiner! Er entlaſtete meine Seele des ungeheuren Verbrechens. Mit göttlicher Milde nahm er mich auf, in die Gemeinſchaft ſeiner Kinder. Auch mein iſt die Hoffnung des künftigen Lebens, wenn dieſer Leib in Aſche zerfällt. Das Bad der Wiedergeburt hat mich geweiht. Ich habe den Leib des Erlöſers genoſſen: auch mein iſt dereinſt das Anſchau'n der Herrlichkeit Gottes und ſeiner Heiligen!"

Er ſprach es und kreuzte mit geſenktem Haupte andächtig die Arme über die Bruſt. Unwillen und Erſtaunen wechſelten in den Blicken der Hörer, aber mitleidig betrachtete Ymanta den Sprechenden, wie man mitleidig einen Geliebten betrachtet, den Wahnſinn zu Greuein dahinreißt. Spricht er thörichte Dinge, man widerlegt ſie;

nicht ihn zu belehren: wie zu einem Abweſenden redet man, was aus dem Herzen ſich dränget. So antwortete Wannem Ymanta mit traurigem Blick, doch würdevoller Ruhe:

Was preiſeſt du uns die Herrlichkeit des Mannes, vor deſſen Anblick Völker zu Boden ſtürzen. Beſſer ſind wir, als er und ſeine Völker. So ſklaviſchen Gruß leiſten wir niemand und heiſchen ihn nicht. — Weit, ſagſt du, iſt ſein Gebiet, und alle Segnungen des Himmels füllen es. Kaupo! Klein zwar iſt unſer Land und arm; jede Jahreszeit wandelt mit ernſtem Geſicht über ihm hin; unſre Wälder ſchütteln keine ſelbſtgeſpreßne Früchte in unſern

Schooß. Mühſam verdienen wir dem harten Acker und der wilden See es ab, daß ſie uns nähren. Doch, Kaupo! Eine Segnung hat dieſes arme, harte Land, dem jede andre weichet: es iſt keines Menſchen Gebiet! Unſer iſt es, weil wir zu ihm gehören, wie der Baum, den es hervortreibt; weil unſre Urväter zu ihm gehörten; weil ihre Gebeine nach einem freien, ruhmvollen Leben, in ihm verlebt, in ſeinem Schooße ruhn. Frei wurden wir gebohren wie ſie; frei wollen wir ſterben. Mein Bruder! Verſuch' es nicht, uns Feſſel zu ſchmieden! — Teufel, ſprichſt du, ſind unſre Götter. Sie thun uns wohl, wie ſie unſre Väter und Urväter ſegneten. Segnen Teufel,

Univ.-Bibl.
München

ſo gebühret Teufeln Verehrung. Herrlicher offenbaret ſich kein Gott, als durch eine glückliche Welt! — Von einem Leben ſprichſt du, das künftig beginnt, wenn dieſer Körper zerſtört iſt. Beginn' es, wo es wolle: wer recht that in dieſem, bringet das Anrecht zum Glück in jenes hinüber. — Kaupo, geliebter Jugendgenoſſe, Bruder Aytens! Argliſtiges Gaukelſpiel hat dich geblendet. Zerreiß den Schleier des Truges. Kehre zurück in die offnen Arme deiner Brüder! — Was ſind dieſe Fremdlinge dir? Heuchleriſche Räuber! Wären ſie in ihrer Heimath ſo glücklich und reich: ſie kämen nicht her uns zu berauben und elend zu machen!

Dich ſelbſt, rief Kaupo, verblender fälſchliche Botſchaft und hartnäckiger Sinn. Der heilige Eifer für die Ehre ihres Gottes führte ſie her: alle Völker der Erde ſollen ihn anbetend verehren. Der Eifer für das Wohl unſrer Seele führte ſie her: alle Völker der Erde ſollen eingehen zur Herrlichkeit Gottes. Uns zu erretten aus des Satans Gewalt, luden ſie jede Mühſeligkeit auf ſich und trotzen jeder Gefahr, die unſre Verſtocktheit ihnen bereitet. Unſere Wohlthäter ſind es und ihr läſtert ſie; unſre Retter, und ihr ſtrebt, ſie zu vertilgen.

Thörichter Schwätzer, rief Azo, der Greis mit dem flammenden Blicke. Sieh um dich her, auf die Thaten unſrer Wohlthäter und Retter. An ſich geriſſen haben ſie den Kern unſers Landes: ſie ſchlürfen das Mark deſſelben in ſich. Ihre Segel umflattern unſre Geſtade, wie nimmergeſättigte Geier und Aare. Zertreten iſt der Stolz und die Blüthe unſers Volks. Seine Helden ſind getödtet; ſeine Jugend hinweggeführt in nieendende Knechtſchaft. Wahrlich, der Gott, der durch Verderben ſich kund macht, iſt ein Scheuſal, und ſeine Verkünder ſind Ausgeburten der Hölle. Doch was biſt du, der ſein Volk den Dienern des Greuels verräth? —

„Läſtere nicht! rief Kaupo mit Mienen voll Wut; — daß nicht endlich die Langmuth des Himmels ermüde und ſeine Blitze niederzücken auf dein verworfenes Haupt! Blinder, verſtockter Greis!

Unbeſchnittner an Ohren und Herzen! Wunderbar ſind der Vorſehung Wege. Durch Trübſal und Elend führt ſie zum Heile. Hier ſchlägt ſie Wunden: dort in der Ewigkeit ſie zu heilen!“

Finſteren Blickes öffnete Azo die Lippen, doch Wannem Ymanta erhob ſich: Edler Greis! Wozu erwiedern? Dein Bart greiſt nicht an des Verblendeten Wange. Sprich, welche Antwort gab der Führer der Teutſchen dir? Will er friedlich die Burgen räumen, oder ſollen wir uns mit dem Blut ſeines Haufens beflecken?

Ymanta, entgegnete Kaupo, mich ſandte der Burgvogt mit Botſchaft. Sieh ſeine Mauern an: ſie ſind unerſteiglich und mit geharniſchten Streitern beſetzt. Schon nahen der Küſte neue, kriegeriſche Schaaren. Darum entbietet er dem Volke der Liven, friedlich heimzukehren, jeder zu ſeiner Heimath, und ruhig zu erwarten, was der milde Sinn des Biſchofs beſchließen wird, zu verzeihen oder väterlich zu beſtrafen. Doch verbürget er jedem Verzeihung, der ſeine Kniee beugt vor dem heiligen Zeichen des Kreuzes und mit der Taufe ſich zieret. Doch widerſtrebt ihr dem Heile: über euch ſelber komme dann das Blut eurer Weiber und Kinder, wenn er ſie auf euren Leichnamen erwürget und euer Land zur Einöde zertritt.

Als er ſo ſprach, ſchlugen die Krieger umher voll Zorn ihre Schwerdter zu ſammen und in ihren Gebährden zuckte ungeduldige Wut. Aber Ymanta ſprach ruhig:

Kaupo, einſt ein freier, edler Mann, jezt ſklaviſcher Bote tyranniſcher Pralereien. Zurück zu deinen Herren! Sie würden ſehn, es ſei ein mannhaftes Volk, zu dem du einſt gehörteſt, und Ymanta leite es! — Enteile, bevor der Zorn des beleidigten Volkes zu hoch entflammt und in deinem Blute ſich löſchet.

Trotzig warf Kaupo das dichtumlockte Haupt empor und ſah ſtolz im Kreiſe umher, als fordre er das Volk zum Kampfe. Noch einmal öffnete er den Mund zu kühner Rede: doch als ſein Auge Ymanta's Auge traf, da ſchmolz ſein Herz; er wandte ſich ſchweigend und ging. Mit ſichtlichem Schmerze ſah Ymanta ihm nach. „Wehe der gerechten Sache, ſprach er leiſe zu ſich ſelbſt, wenn ſolche Männer ſich hinter ſie wenden!“ —

Laut wiederhallte indeß der Forſt von den rüſtigen Schlägen der Aexte. Krachend ſtürzte der Hain von den Wurzeln. Ein Scheiterhaufen ſchienen die Hügel umher.

Mit Schrecken erfuhr die Verſammlung der Ritter und Mönche die Botſchaft Kaupo's, wie zahlreich das verſammelte Volk, was es beginne; — mit größerem Schrecken, daß Ymanta es leite.

Bei dem Namen des ruhigen Helden, der ein heiliges Schreckbild war allen Völkern umher, deſſen Thaten die Kinder lalleten, die Mädchen beſangen und berathende Männer als Muſter hoher Weisheit bewunderten, — bei dem Namen ſank allen der Muth, erbebten ſie, wie raubgierige Raben, über die plötzlich ein Adler daherſchwebt.

Kunz Meinderp endlich begann: Steht Ymanta an der Spitze des Heeres, vergeblich hoffen wir dann, bei Nacht es zu überliſten, und ehe der kommende Morgen leuchtet, umgürtet vielleicht ſchon ſein Scheiterhauſen die Stadt. Aber die Schaaren ſind gerüſtet: wohlan, ich führe ſie zum Streit, ehe ſie die Botſchaft erreicht und entmuthet.

Da erhob ſich mit ſcheinheiliger Gebährde Dietrich, der ſchlaue Mönch von Thoraida.

Nicht alſo, muthiger Ritter! ſprach er. Vernehmt den Ausſpruch des Himmels! Gelobt ſei der Name des Höchſten und der heiligen Jungfrau! Stark iſt ſein Arm, und die ihm vertrauen, verläßt er im Elende nicht! — Ich lag an des Altares Stufen und flehte mit ſtrömenden Zähren und mit Händeringen zu ihm, da geſchah das Wort des Herrn zu mir: Stehe auf, mein getreuer Knecht, und verkünde den Zagenden meinen Willen. Ich werde ſie erretten aus der Ungläubigen Hand, aber die Feldſchlacht wagen ſollen ſie nicht. Einen Zweikampf ſollet ihr ihnen bieten, und ſollet geloben, die Burgen zu räumen und das Land, wenn euer Streiter fällt. Wenn aber ihr Streiter fällt, ſollen ſie geloben, heim zu kehren jeglicher in ſeine Hütte und euch ruhig wohnen zu laſſen im Lande, das euch mein Rathſchluß verlieh.

Lauter Beifall tönte durchs Gemach und die Verſammelten dankten dem Herrn: doch zum Zweikampf erbot ſich keiner. Aber der Mönch fuhr fort:

Weiter geſchah das Wort des Herrn zu mir: Kaupo hab' ich erleſen zum heiligen Rüſtzeug. Er ſoll kämpfen für mich und ſühnen, daß er einſt meinen Geſalbten erſchlug. Ich werde den Sieg ihm verleihen und mein Volk erretten durch ſeine Hand; und wenn ich ihn zu mir fordre, ſoll er ſitzen auf der Heiligen Stuhl, ſeine Krone ein Schimmer des Morgenſterns, ſein Fußſchemel ein goldnes Gewölk.

So ſprach mit heuchleriſcher Gebährde der Mönch von Thoraida und log dem Himmel und log der Erde: er hatte mit Daniel alles heimlich berathen. Aber Kaupo ſchlug die Arme über die Bruſt, ſenkete andächtig das Haupt und rief: der Wille des Herrn geſchehe! Große Dinge thut er an mir! Ausgeſtoßen war ich von meinen Brüdern, war ihnen ein Greuel. Nun ſoll ich ſie zu mir verſammeln, ſoll ſie einführen zum ewgen Glück. Gelobt ſei der Name des Herrn und die heilige Jungfrau!

Eilend ſandte der Burgvogt den Herold hinaus zum Heer, Ymanta den Zweikopf zu bieten. Das Volk der Stadt ſtrömte zu den Altären und flehte die Heiligen an mit Gelübden und Thränen. Aber der liſtige Mönch von Thoraida ſprach mit Kaupo viel heimliche Worte und füllete ſeine Seele mit Andacht und Wahnſinn.

Als Ymanta die Botſchaft des Herolds vernahm, berief er die Aelteſten alle zuſammen und ſprach: Entſcheidet ihr ſelber, was thun wir? So zahme Red' im Munde der Fremdlinge deutet auf Schwäche, oder auf heimliche Argliſt: doch, dünkt mich, hielten ſie den Bund, er wäre nicht zu verwerfen.

Ylo, ein Liviſcher Greis, entgegnete. Verweigert den Kampf! Was von den Fremdlingen kommt, iſt verwerfliche Bosheit. Vollrad, der ritterliche Bube, der meine Kylegunde verheeret, ladete zu ſich zur Berathung die kräftigſten Männer des Gaues: doch da ſie kamen, verſchloß er die Burg und zündete ſie an. Auch ich verlor einen

Sohn unter den Trümmern der ſtürzenden Burg. Verweigert den Kampf!

Gedenket, rief Vielzo, ein andrer Greis, des ſchändlichen Bruno. Gefangen hatten wir ihn und in eine Grube geworfen, dort zu verſchmachten. „Soll der Räuber ſo lange noch leben?“ rief Maya, Dabrels roſige Tochter. „Ich will mit Steinen ihn tödten.“ — Mitleidig aber warf die Dirne Brodt in die Grube und ſenkte jede Nacht ihren Krug voll ſüßen Waſſers hinab. Spät erſt entdeckten wir die menſchenfreundliche Täuſchung. Wir ſchämten uns unſrer Grauſamkeit; wir entließen den Buben, der ewige Dankbarkeit ſchwur. Drei Tage hernach leitete er eine Schaar Geharniſchter in unſre Verborgenheit, ſchlug Dabrel mit dem Schwerdt und ſchändete die blühende Dirne. Was von den Fremdlingen kommt, iſt boshafte Tücke. Verweigert den Kampf!

Viel ſprachen nach einander und jeder wußte gräuliche Thaten der Fremden. Da rief Azo:

Bosheit und Verrath und heuchleriſchen Trug athmet jegliche That der ausländiſchen Räuber. Jeder ihrer Schritte läßt eine blutige Spur zurück und ihr Blick vergiftet wie Mehlthau. Doch rieth' ich zum Kampfe, hätten wir einen Helden, der ihn zu beſtehen vermöchte und ſein Leben darbringen wollte dem Wohl des Volks. Das lange Elend hat viel unſrer Männer erwürget. Auch dieſe Stadt und die Burgen im Lande umher, erſtürmen wir ſie: das Wehklagen vieler Mütter um den blühenden Sohn, vieler Wittwen und hülfloſer Waiſen wird unſre Freude dämpfen; und zu ſchwach werden die Räuber uns finden, ſteigen neue Schaaren derſelben ans Land. Ich rathe zum Kampf, wenn ein tauglicher Kämpfer ſich findet. Aber des eiſernen Panzers und Helmes muß ſich der Kämpfer der Fremden begeben.

„Weichlich haſt du geredet, muthiger Greis! rief Wannem Ymanta. Ich entſcheide für den Kampf. Der ihn kämpfen wird, hat ſich gefunden!“ So ſprach er, und ſein Auge blizte, wie der Morgenſtern vor einem ſchönen Tage. — „Führet den Herold herbei! — Herold! So ſprich zum Burgvogt: Er ſelbſt mit ſeinen Prieſtern ſoll morgen bei ſteigender Sonne hervorgehn aufs Blachfeld und vor unſern Göttern und vor den ſeinigen ſchwören, den Bund zu halten, und wir wollen ſchwören. So ſprich zum Burgvogt: Euer Streiter ſoll ſich einfinden zum Kampfe ohne Panzer und Helm, wie der unſrige zum Kampfe geht: zu ungleich ſonſt wäre das Gefecht! — Aber wähnet nur nicht, lange Friſt zu gewinnen, wenn ihr uns bethöret!“

So ſprach Ymanta und der Herold ging. Aber der Forſt und die Ebne erklangen indeß von den gewaltigen Schlägen der Aexte und von den Wurzeln ſtürzend, donnerten die Stämme über die Ebene hin. —

Viertes Buch.

Dicht und dunkel, immer dichter und dunkler ſielen die Schatten izt über die Erde hin. Die thauende Nacht begann und reichte allem was lebet und des leuchtenden Tages ſich freute, ihr ſtärkendes Labſal, das Labſal, das nur der Menſch ſich zu vergiften vermag. Nur ihm reißt die Leidenſchaft mit den ſtechenden Blicken, oder der Gram mit der knöchernen Hand, es oft von der Lippe hinweg! —

Im Oſten wandelte der Mond herauf, mit ſeinem milden Lichte: er lächelte ſanft und ſtill auf die ruhende

Erde herab, wie auf den ſchlafenden Säugling die Mutter.

Am Abhang' eines einſamen Hügels, am Ufer der rauſchenden Düna ſaß Ymanta allein, im Sinnen verloren. Weither tönte das Rufen ſeiner Wächter, die mit nie ruhendem Schritt die Stadt umwalleten; und der bange Ruf der Glocken, die das chriſtliche Volk zum Gebete riefen, zu dieſem Heiligen jezt, und jezt zu jenem.

Ueber dem Helden rauſcht' ein Eichbaum, tief unter ihm der Strom. Ymantas Blicke folgten den rollenden Wogen: — wie jede ihr ſchaumgekröntes Haupt muthig emporwarf, hinwandelte, jezt von dem zitternden Bilde des Mondes beglänzt, jezt unter Schatten verſteckt, — jezt zerfließend unter der nacheilenden Schweſter. Ymanta gedachte der flüchtigen Eile des Menſchen durchs Leben: er kommt; er fliegt dahin die kurzgemeßne Bahn; er freut ſich, er leidet und iſt nicht mehr. Aber der Strom des Geſchlechtes woget dahin und woget —!

Der Held gedachte des nahen Kampfes, des ungewiſſen Geſchickes der Völker. Zweifelnder Weichmuth, ſonſt ſeiner Seele ſo fremd', erfüllete ihn; und flehenden Blickes ſah' er gen Himmel: — „Erleuchte mich!“ — Da ſchienen antwortende Geiſter im Lufthauch zu ſeiner Seele zu ſprechen. Schaudern ergriff ihn und er entſchlief, und eine Stimme hauchte: „Sieh das Geſchick deines Volks!“

Leiſes Säuſeln umflüſterte ihn, wie wenn der Weſt tändelnd ſich über die Saat wälzt und ſie wogen mac[illegible] Das Säuſeln ward Rauſchen wie jenes, mit dem ein kräftig-belaubter Hain die Morgenſonne begrüßt, — und Ymanta ſah einen Hain, von mildem Sonnenlichte beglänzt. Hoch in die Lüfte hinauf ſpielten die Zweige ſeiner Wipfel; mit brüderlich-verſchränkten Aeſten ſtanden ſeine Stämme da in majeſtätiſchen Gruppen, wie betende Helden vor der offenbarten Gegenwart eines beglückenden, gütigen Gottes. Tauſendmal tauſend Stimmen ſangen in das Rauſchen des Haines: ihnen antwortete das Wogengebrauſe des Stroms, in welchen der Hain majeſtätiſch herabſah, und das Murmeln ſilberheller Quellen, die ſeinem Schatten entrieſelten. Ein Tempel der wohlthätigſten Gottheit war der Hain: er war das Bild lebendigen, kräftigen Glückes. Das Rauſchen ward heulender Sturm. Tief aus dem Süden wandelte über Meer und Länder, — gleich einer Dampfſäule von zuckenden Blitzen durchſchnitten, — ein Scheuſal herauf: das Schütteln ſeines Hauptes wühlte in den Wolken; ſein Fuß ſpielte das Meer zu Schaum. Seine Scheitel umzog ein dreifacher Kranz von Finſterniß und Glut. Jeden Zuges athmet, es ein Heer lebendiger Weſen ein, und Flammen athmete das Scheuſal aus. Das Schnauben ſeiner Naſe heulte wie das Winſeln eines ganzen Volkes auf der Folter. Bluttrieſende Harpyien, mit glühenden Schwerdtern bewaffnet, gaukelten gräßlich vor ihm her und brüllten „Heilig! Heilig! Heilig!“

Das Scheuſal ſtürmte herauf: es hauchte den Hain an. Plözlich erſtorben, ſchüttete der mit den verſengeten Blättern, auch ſeine ſingenden Vögel ins Gras. Flammenſtrudel wogten ziſchend hin durch ihn: Flammen umwanden gierig jeglichen Stamm, leckten hinauf bis in die oberſten Zweige.

Das Scheuſal hauchte noch einmal: die Flammen erloſchen, aber das Dampfmeer gerann über dem Aſchengefilde zu einer ſtehenden Mitternacht. Mit ihr ſank ein eherner Winter herab: nur das Luſtgebrüll feiſter Robben, das Kampfgeheul blutgieriger Eisbären durchſchauerte das weite, offne Grab. — Ymantas Seele erlag dem gräßlichen Anblick: ſeine Sehkraft erloſch. Wolken wälzten durch Wolken ſich hin und deckten die weite, ſcheußliche Wüſte. — —

— Wiederum hellete ſich der Blick des Helden. Vor ihm lag eine weite, ſonnigte Ebne, vom ſüßeſten Lächeln des Frühlings beſtralt: fette Wieſen mit duftenden Blumen bedeckt, von lieblichen Gehölzen umzogen, von liſpelnden Bächen durchrauſcht. Eine Schaar edler Hirſche weidete auf der Ebne, und hüpfte und ſcherzte im vollen, muthigen Frohgefühl der Jugend im Lenze. — Da brauſete es hoch in der Luft. Eine Wolke von Geiern ſtürzte herab auf die weidende Heerde, jagten ſie kreiſchend umher, und was ſie erhaſchten, zerriſſen ſie und flatterten fort auf eine neue Beute. Da heulten aus dem Dickigt Haufen hungriger Wölfe, mit funkelnden Augen, hervor, und riſſen zu Boden und würgten die Heerde. Umſonſt boten die Führer ihr zackigtes Geweih den Räubern entgegen: indeß ſie mit den Wölfen kämpften, zerfleiſchten die Geier ihren Nacken, und was dem ſcheußlichen Gevögel ins Dickigt entkam, fiel dort, eine Beute der zottigen Räuber. Bald ſchwamm das blühende Gefilde, ein weites Schlachtfeld, im Blut und der Stolz der Haine lag in tauſend Leichen umher. Da ergrimmten die Räuber ſelber gegeneinander, und ein neuer Kampf begann. Wieder ſtrömte Blut und ſcheußliches Geheul. Plötzlich, ſiehe! ſchwebten zwei majeſtätiſche Adler daher und ſtürzten mit ſtürmendem Fittig herab auf das Schlachtfeld. Plötzlich ſprang mit hochflatternder Mähne und donnerndem Gebrüll ein Löwe mitten unter die Kämpfenden. Mit lautem Geſchrei flatterten die Geier auf. Winſelnd duckten die Wölfe ſich nieder: — aber Wolken wälzten ſich durch Wolken und deckten das gräßliche Schauſpiel. —

— Noch einmal hellete ſich Ymanta's Blick und er erkannte des Blaubergs eichengekröneten Gipfel. Wonne ſchwellete ſeine Bruſt beim Anblick der lieblichen Heimath und die Thräne ſüßer Wehmuth füllete ſein Auge. Er ſenkte ſehnend den Blick; er ſuchte die eigene Hütte, er ſuchte Ayta, ſein blühendes Weib, umſpielt von lallenden Kindern: — er ſah — Entſetzen ſträubte ſein Haar! — er ſah ein unermeßliches Gefilde, dicht überſäet mit blutigen, halbentfleiſchten Menſchengerippen. Raben und Krähen ſchwärmten auf ihm umher und zerreten an den Gerippen und krächzten wollüſtig bei dem Mahle. Füchſe und Wölfe lagerten ſich auf den Gerippen und nagten und riſſen, und ach! die Gerippe athmeten noch und fühlten. Leiſes, herzzerreißendes Gewinſel jammerte über die Ebene hin, um Rettung! — Rettung! — Unerhört! Umſonſt ſtarreten die gebrochenen Augen gen Himmel: er ſendete keine Erlöſung, und verſchlang der Raſen eine Saat von Gerippen, ſo lag ſchon eine neue verbreitet, ihre Höllenmarter zu dulden und ihr vergebliches „Wehe!“ gen Himmel zu ſenden.

Aus dem umwölkten Süden ſchwebte

die Geſtalt eines gekrönten Greiſes herauf. Die ruhige Kraft ſeines majeſtätiſchen Antlitzes verkündigte, hier ſei ein Held zum Weiſen gereift. Sein Blick fiel auf das Beingefilde; das Wimmern der unmächtigen Gerippe weinte zu ihm empor. Sein Auge glühte; ernſt ſinnend ſtand er da: erhabne Gedanken, Gedanken von Regentenpflicht und Menſchenwohl erfüllten ihn. Rettung verhieß ſein ſchwimmendes Auge, der Seufzer ſeiner menſchlichen Bruſt, — zur Rettung hob er den Arm: da umwallte ihn plözlich ſchwarzes Gewölk und ſeine erhabne Geſtalt entſchwand! — Da er der Nachwelt endlich erſchien, nannte ſie ihn Stephan

Báthory, und nannte ihn nie ohne Ehrfurcht.

Aber die Raben krächzten fort am blutigen Mahle und die Füchſe nagten. Zerriſſen, mit immer neuen Wunden zerriſſen, ſtarrten die Gerippe gen Himmel und ächzten leiſes Gewinſel.

Wieder ſtürmt' eine hohe geharniſchte Heldengeſtalt herauf: ein Scepter hielt ihre Rechte, ihre Linke einen Feldherrnſtab. Beim Anblick der nagenden Füchſe, der zerrenden Raben und ach! der kraftlos zuckenden Gerippe, entloderte Mitleid in ſeiner Bruſt, Mitleid, wie es in der Bruſt eines Helden entlodern kann: Mitleid, das Hülfe erzwingt. Zorn funkelte in ſeinen Blicken, runzelte ſeine Stirn: — da ſchmetterte aus der Entfernung Trompetenruf herüber, lauter und lauter, bis das Gewölbe des Himmels wiederklang. Ein Genius riß den Helden hinweg, zu höhern Thaten nicht, aber zu raſchern. Oft wandt' er im Enteilen den glühenden Blick, der Rückkehr verhieß: aber er kehrte nicht wieder! Ach, Lutzen! —

Aber unerſättlich nagten und riſſen die Füchſe und Raben und ſchlürften das rinnende Blut, und die Gerippe winſelten leiſ' in das Krächzen und Heulen. —

Auf goldnem Gewölk ſchwebt' eine Geſtalt daher, gleich einer Göttin. Weisheit thronte auf ihrer Stirne, Menſchenhuld ſtralte in ihrem Auge, erhabener Muth ruhte auf der ernſt geſchloſſenen

Lippe. Sie ſtreckte das Scepter über die Erde, und die Erde gehorchte ihr. Viel tauſendmal tauſend Stimmen riefen vom Aufgang bis zum Niedergange: „Heil! Heil der Weiſen und Großen! Heil der Mutter ihres Reiches!" — Ihr Blick beſtralte das Beingefilde; eine Thräne entfiel ihrem Auge auf das Gefilde: und es rauſchete über ihm hin, wie Erſtehung, und das Winſeln der Gerippe ward lauterjammernde Klage, und die entfleiſchten Arme ſtrebten die nackten Schädel emporzuſtützen. —

Da donnert' es ringsum vom Horizont herauf, und Orkane ſtreiften hier über die Erde hin und dort, und verödeten ſie, — und mitten im wachſenden Sturme trug das Gewölk die Göttin hinweg. Tauſendmal tauſend riefen: „Heil! Heil der Weiſen und Großen!“ Glückliche Nationen thürmten ihr Altäre auf, aber die Gerippe winſelten: „wir ſind verlaſſen!“ — und die Raben krächzten wollüſtig am blutigen Mahle und die Füchſe nagten. —

Aber es ſtürmte fort unter wachſendem Donnern, als kämpfe der Himmel gegen die Erde. Er ſchleuderte ſeine Blitze herab, ſie zu entzünden; ſie thürmte ihm die Flammen-Ströme ihres Innern und ihre Dampfſäulen entgegen, ſeine Lichter erblinden zu laſſen. Eine mitternächtliche finſtre Wolke lagerte ſich über die Erde: ſie verſendete jezt einen Glühwind, der heulete verſengend dahin. Sie ſendete einen zweiten: der beleuchtete Wüſten. In eine lange Todespauſe verſank die ganze Natur: was des Athmens bedurfte, lag ſinnlos da, und kein Puls wagte zu ſchlagen. Selber die Sonne wandelte nicht ihre Bahn, und der Mond ſchwamm unmächtig am Rande des Horizontes und vermochte nicht, ihn zu erklimmen. —

— — Leiſ' erſt flötete, dann lauter und lauter das Lied einer Nachtigall durch die dunkle Todesöde. Ihr antworteten andre Stimmen und ein Chor wirbelnder Lerchen begann hoch in der Luft ſein Jubellied, wie es die nahende Sonne begrüßt. Es dämmerte über dem finſtern Gewölke: jezt leuchtete es! Ein zweites, ein wohlthätig ſtralendes, ein ſonnenhelles Gewölke ſtand hoch über dem erſten, das ſchnell in Thau und Regen zerfloß, auf die lechzende Erde. Aber im lichten Gewölke ſtand ein Genius, mit Jupiters Würde und der Schönheit Apollons. Er lächelte auf die Erde herab und wieder grünete ſie, lieblich und prachtvoll: die Haine rauſchten, die Wieſen dufteten aus unzähligen Blumen. Einen blühenden Palmzweig hielt der Genius: er ſegnete die Erde damit und wie ein Strom rauſchte Leben über ſie hin! Tauſendfaches, muthiges, wimmelndes Leben ſummte, zwitſcherte und ſang; aus jeder Spalte des Bodens drang Leben hervor; aus jedem Haine trat es prunkend. Der Adler ſtieg mit mächtigem Fittig empor und fühlte Glück im Stralenbade der Sonne; die kleine Fliege gaukelte von einer Blüthe zur andern und fühlte Glück. Auf den Hügeln, in den Thälern, an den Strömen erhoben ſich wieder Hütten und Städte, und getroſten Muthes trat der Menſch an die Thür ſeiner Hütte und blickte mit wonnevollen Thränen empor.

Das Würmchen, das im Graſe ſchleicht, ſchlürft ſein Tröpſchen Thau mit Dankgefühl und weiß nicht, wem es dankt. Der Aar, der ſich zur Sonne ſchwingt, die Sonne ſelber ſtürmen dankend und ſegnend ihre Bahn und wiſſen nicht, wem ſie ſegnen, wem ſie danken. Aber das ſinnvolle Auge der Menſchheit blickt, von Begeiſtrung, leuchtend, auf ſeinen Genius! — Und ſie ſank nieder vor ihm und begann einen Dankhymnus, der majeſtätiſch hallete, weiter und weiter, in unendlichen Tönen, durch die unermeßlichen Räume des Himmels, — und hallen *wird* und nimmer verhallen: er ſingt einen unſterblichen Namen, —

Dich Alexander!

— Aber „Rettung! Rettung! Auch wir Deine Kinder!" jammert es bang, gebrochen, herzzerreißend empor vom Gefilde voll lebender Menſchengebeine. Wollüſtig krächzen die Raben noch beim gräßlichen Mahle und die Füchſe ſchlürfen blutiges Menſchenhirn. Mühſam halten die Gerippe die gebleichten Knochenhände empor und jammern: „Rettung! Rettung! Auch wir Deine Kinder!“ —

Und der Menſchheit hoher Genius —

Aber Ymanta ſprang auf vom thauumfloſſenen Lager, und ſtürzte nieder aufs Knie, und ſtreckte die Arme gen Himmel: „Retter, ich glaube an Dich!“ —

Da der Held anbetend ſo ſprach und Blick und Arme gen Himmel voll inbrünſtiger Andacht erhob, ſiehe! da antworteten ihm die früheſten Schimmer der Morgenröthe; um den nächtlich-grauen Himmel legte ſich im Oſten der erſte goldne Saum. Das Ringen des Lichts und der Finſterniß begann in thauender Dämmerung. Sichtbarer ſanken die Nebel und der Strom rauſchte heller gefärbt. Der Morgenwind ſäuſelte leiſ' über die Erde hin und liſpelte der ſchlummernden Natur leichtere Träume zu. Die Vögel des Haines zwitſcherten einzelne Töne ihrer Tageslieder und ſchlummerten fort: aber die Menſchen erſtanden, Brüder zu würgen.

Mit der ſteigenden Sonne verſammelten ſich die Waidelotten auf der Ebne, um ſie das Volk, gerüſtet zum Kampfe. Sie errichteten zwei hohe Altäre. Einen fehlloſen Stier leiteten ſie herbei, weiheten ihn dem mächtigen Donnrer, Perkun, dem Könige der Götter und Menſchen. Unter lautem Gebete ſchlachteten ſie das Thier: doch langſam nur tröpfelte das Blut des Opfers; mühſam leckten die Flammen empor, die ſein Herz verzehren ſollten. Einen ſchwarzen, hochborſtigen Eber opferten ſie auf dem andern Altare Pikoll, dem mächtigen Gott der Hölle, und ſagten mit verhülltem Geſichte leiſe Beſchwörungen her: — da rauſchte plözlich ein Geier herab aus den Wolken und entführte die Eingeweide des Thieres. Laut wehklagte das Volk und die Waidelotten widerriethen den Kampf: aber Ymanta's große Seele hielt feſt am weislich gefaßten Beſchluſſe und an des Verſprechens Treue. Das Rechte zu thun, ſprach er, iſt des Menſchen Werk: — ob es gelinge, beſtimmen die Götter! Ich kämpfe! —

Da öffnete ſich das Thor der Stadt, das nach den Tannenhügeln ſah, und von ſeinen Waffenknechten und Mönchen gefolgt, ging Kunz Meindorp hervor auf die Ebne, dahin, wo mit den Waidelotten und dem Volk, Ymanta der ſteigenden Lohe ſtille Gebete nachſendete.

Muthiger Wannem, ſprach Kunz, mit freundlich-verzerrter Gebährde. Ich komme, die Bedingung des Kampfs zu beſchwören. Wenn unſer Kämpfer ſiegt, gelobeſt du abzuziehn mit deinem Heer? Sollen wir ruhig wohnen in unſern Burgen und euch Freunde ſeyn?

Fremdling, entgegnete Ymanta mit

ruhiger Würde, ungebrochen wie meine Keule war ſtets mein Wort, und nimmer befleckte ein verlezter Vertrag den Ruhm meines Volkes. Uns ſind Verſprechungen heilig. Siegt unſer Kämpfer, gelobſt Du mit den Deinen die Stadt zu räumen und die Burgen umher und das Land? Gelobſt du, daß nimmer fortan dein Volk es betritt?

Ich gelob' es, ſprach Kunz Meindorp, und werd' es halten nach meiner Macht; ich gelob' es bei meinem Gott und der heiligen Jungfrau, nach der Lehre unſers Glaubens.

Wunderbar iſt oft der Ausgang der Kämpfe, ſprach Dietrich, der argliſtige Mönch von Thoraida. Wie, wenn beide

Kämpfer fielen? Verheißeſt du, mannhafter Wannem, daß dann dein Volk abziehen ſoll und Friede halten, bis der Biſchoff ſelber kommt, mit dir ſich zu berathen?

Nicht alſo, ſchlauer Prieſter! rief Ymanta. Dann woge die Glut! Dann ſtürme mein Volk! Ihr möchtet neue Schlingen erſinnen! —

Kunz Meindorp ſprach die Worte des Schwures und empfing aus der Hand des Mönches Brodt und Wein: aber die Worte der Weihe verfälſchte der Mönch. So täuſchte der Bube das redlichgeſinnete Volk durch doppelſinnige Schändlichkeit. Aber Ymanta trat auf ſein Schwerdt und rief die Götter zu Rächern gegen ſich und ſein

Volk, brächen ſie die Verheißung. Sie wechſelten die Speere und Kunz Meindorp zog zurück mit ſeinen Waffenknechten und Mönchen.

Kaupo, indeß, lag vor dem Altare der Jungfrau in ſtillem Gebete voll brünſtiger Andacht. Da trat Dietrich zu ihm. Auch ihm reicht' er das geweihete Brodt und den Wein, und ſprach viel heuchleriſche, trügende Worte, von der Gnade des Pabſtes, von der Glorie des Himmels und der Märtyrer Herrlichkeit. Andächtig lauſchte der arme Verblendete, verzückt in ſinnloſe Gefühle. Dietrich nannt' ihn das auserwählte Rüſtzeug des Himmels und umgürtete ihn mit einem geweihten Schwerdte: wohl mocht' er geweihet es nennen, geweiht der höllischen Argliſt: der Pfaffe hatt' es begiftet.

Ymanta verſammelte zu ſich die Aelteſten ſeines Volkes und der Liven Aelteſten. Viel ſprach er zu ihnen und ordnete an, wie das Heer den Angriff beginnen ſollte, wenn er ſiegte und die trügeriſchen Teutſchen nicht ihr Verſprechen erfüllten; auch ernannt' er, wer ihn erſetzen ſollte, wenn er fiele, wer wachen ſollte über das Wohl des Heeres und des Landes. Viel Rathſchläge auch ertheilt' er, mit prophetiſchem Geiſt, für die Zukunft:

ſo beſtellt ein zärtlicher Vater ſein Haus, eh' er die Augen ſchließet zur nimmerendenden Ruhe; und ordnete gern das ganze künftige Leben der Söhne: aber ſie ordnen es ſelber! So ernennet die zärtliche Mutter, indeß ſchon das Aug' ihr bricht, welche der Töchter ihrem Säuglinge, der ſie tödtete, Mutter ſeyn ſoll. —

Dann aber ergriff Ymanta Aizo's Rechte, des Greiſes mit dem flammenden Jünglingsblicke, ſah ihm nachdenkend ins blitzende Auge und führt' ihn zur Seite. So ſprach er zu ihm:

Muthiger Greis! Dein Wort riß mich hierher, mich und mein Volk, zum Kampf für eine fremde Sache. Fall' ich, muthiger Weiſer, dann gehöreſt du deinem Volke nicht weiter: zieh mit dem meinen, zieh in Lettgalliens Haine, — ſei Ayten ein Vater, — ſei Bildner meinem Sohne. Schütze ſie durch deine mächtigen Worte, durch weiſen Rath! Zu bald vergißt ein Volk der Gefallenen und der Gefallenen Thaten, und der Gang des Mächtigen geht über den Nacken der hülfloſen Unſchuld.

„Wannem!" rief Azo voll Wehmuth und legte die Hand auf das Herz. — „Genug!" ſprach Ymanta, und wendete ſich und winkte den Herolden.

Die Hörner erklangen und riefen zum Kampfe. Aus der Stadt ſchmetterten Trompeten die Antwort.

Das Thor der Stadt rauſchte auf. Allein, mit Schild und Schwerdt bewaffnet, trat Kaupo hervor und kam feierlichen Schreitens heran. Ymanta ging ihm mit männlicher Faſſung entgegen. Auf der Mitte des Blachfeldes erreichten die Helden einander. Sie erkannten ſich, ſie bebten erſchrocken zurück; ſie fielen ſich weinend in die Arme. Vergeſſen war ihr Zwiſt; vergeſſen der Kampf; vergeſſen die Welt, indeß der Jugendfreund an der Bruſt des Freundes voll weicher Wehmuth lag.

Bei dem Anblick verſtummten die Mönche und ihr Volk, mitten im flehenden Lobgeſange; aber die Liven, — ſie hatten Kaupo erkannt, — jubelten laut:

von Ymanta's Armen umſchloſſen, hielten ſie ihn ſchon für wiedergewonnen. Ihr Jubel erweckte die Helden aus dem ſüßen, unwillkührlichen Taumel.

Langſam richtete Kaupo ſich auf: „Du? ſprach er leiſ' und verwirrt; — Dich ſelbſt ſoll ich —"

Aber Ymanta's Auge glühte von edlem Zorne. „Schändlich! rief er; gräßliche Schändlichkeit! Aus unſerm Mittel ſelbſt wählen dieſe Ungeheuer das Werkzeug unſers Unterganges! — Kaupo! Mein Bruder! Sieh um dich her! Dort ſteht dein Volk, entzückt ſchon von dem bloßen Gedanken, dich zu ihm zurückkehren zu ſehn! Zagenden, hoffenden Blickes betrachtet es dich, jeden Augenblick bereit, dir die Arme zu öffnen. Dort, dort lauſchen die fremden Räuber, begierig nach unſerm Lande, unſern Gütern, unſerm Blute! Sie lauſchen, ob ihnen ihr Bubenſtück gelinge, ob du Brudermörder wirſt, der Verderber deines Volks! —

Nicht alſo! entgegnete Kaupo beſtürzt mit ſanfter Stimme. Nicht Verderber, Erretter meinem Volke verſprach ich zu werden. Für das Heil eurer Seelen ergriff ich das Schwerdt. —

„Kaupo!“ begann der Held Ymanta noch einmal feierlich langſam und prophetiſche Begeiſterung leuchtete aus ſeinem Geſichte. — „Erhaben und ſchrecklich iſt dieſer Augenblick! Das Loos unſerer Brüder, unſerer Enkel und Urenkel beſtimmt er, auf lange, lange Jahrhunderte hin! In deiner Hand liegt das furchtbare Loos! Beharreſt du in der Verblendung, ſo bringſt du unſägliches Elend über das Volk deiner Brüder. Knecht wird es ſeyn jenen Fremdlingen; nein, ihre Heerde; — elender noch als ihre Heerde! In dem Erbtheil ſeiner Väter wird ein Geſchlecht unſrer Enkel nach dem andern, im Elend gebohren werden zum Elend; werden ſie das Schickſal des Hundes beneiden, der die Thüre der Fremdlinge hütet: er ſättiget ſich, indeß ſie oft der Hunger auf eben dem Acker entſeelen wird, dem ſie reiche Erndten abzwangen, für der Fremdlinge Scheuren. Sie werden zum Acker gehören, wie der Stamm zum Boden; werden geringgeachtete Waare ſeyn auf den Märkten des Räuber. Aus der väterlichen Hütte entfliehn — ach! wer vermag es anders, als mit gebrochnem Herzen! Wer vermag es, geißelt ihn nicht das unerträgliche Elend fort! — Doch wird es ſtrafwürdiges, hohes Verbrechen ſeyn! — Kaupo! Entnervte, elende Weichlinge werden oft das Mark unſrer Enkel verſchlemmen; werden für milde gelten, wenn ſie nicht im Schooße der geſchändeten Tochter, die wehklagende Mutter todtzugeißeln, oder dem Sohne befehlen, den Vater zu ſtäupen, weil er dem Elend' erlag. — Ach, Kaupo! Unter dem ſchändlichen, gräßlichen, ehernen Joche werden unſre Enkel, erniedrigt, entmenſchet, ſelbſt das Andenken verlieren, daß ihre Väter einſt ein edles, freies Volk geweſen! — Mein Bruder! Zerreiße die Banden des Truges! Kehre zurück zu deinem Volke! Hilf uns, die hinterliſtigen Räuber herauszuſtäupen aus unſerm Eigenthume, mit ihren Greueln zurück, in ihr eigenes Land! —“

So ſprach der Held, und wußte ſelbſt kaum, was er ſprach: der Geiſt der Weißagung hatt' ihn ergriffen.

Kaupo hielt den finſtern Blick an dem Boden geheftet. Furchtbare Stürme wüteten in ſeiner Bruſt. Da ſchmetterten die Trompeten über das Feld, und plözliche Wut entſtellte ſeine Gebährde. „Schützet mich, ihr Heiligen! Schütze mich, Königinn des Himmels, in dieſer Verſuchung! Laß mich nicht mit ſündlichem Weichmuth unſterbliches, ewiges Heil hingeben für irdiſches Elend, für Worte! — Falle, Läſterer! Falle als Opfer, deine Schmähungen zu ſühnen! Du haſt den Himmel geläſtert!“

Wild wie die ſchäumende See zum Felſen heranſtürmt, ſtürmt' er daher auf Ymanta; aber der Held ſtand ruhig und feſt, wie der Fels herabſieht auf die ſtürmende Woge. Lange ſchont' er des geliebten Feindes, ob ſein eig:

nes Blut gleich aus mancher Wunde ſchon fleß. Da ſtießen die Waideletten kläglich in ihre Hörner und die Trompeten jubelten laut. Ymanta erinnerte ſich, er kämpfe um höhern Lohn als ſein Leben: — das hätt' er willig geopfert, Aytens Bruder zu retten! — Er ſchwang ſein Schwerdt: Kaupo's Schild lag zerſplittert im Sande. Er ſchwang es noch einmal mächtigen Armes: mit zerſpaltenem Haupte ſtürzte Kaupo dem Schilde nach. Laut frohlockte das Volk und die Hörner tönten Jubel.

Aber auf ſein Schwerdt geſtützt, ſtand der menſchliche Held Ymanta über die Leiche gebückt, und ſeine Zähren fielen auf die Wunden, die er geſchlagen. „So biſt du gefallen, mein Bruder? Gefallen durch meine Hand! Gefallen für fremde Tyrannen!“

Da er ſo ſprach: wie eine Flamme durch ein reifes Saatengefilde, verbreitete ſich das Gift von Koupo's Schwerdt durch ſein erhitztes Blut. Es lähmte ſeine Kraft; es brach ſeine Gelenke, es warf plötzlich den Helden nieder an die Seite ſeines erſchlagenen Bruders. Wehklagend ſtürzte das Volk herbei: es ſah das Auge des Helden brechen. Noch einmal dehnte ſich aus vor ſeinem Geiſte das gräßliche Gefilde voll lebender Menſchengerippe. Er ſtammelte leiſe: „Retter, ich glaube an Dich!“ —

Voll unendlichen Jammers trugen die Letten den Leichnam ihres gefallenen Fürſten zur Heimath; mit zerknicktem Muthe geleitete Azo ſie. Verzweifelnd entfloh das Volk der Liven, und das Schwerdt des Fremden wütete in ihrem flüchtigen Gewimmel.

Erklärung.

(Am Ende des Werks.)

Bei keinem Werke, das ich bis izt mit Rückſicht auf die Liefländiſche Leibeigenheit ſchrieb, mußte mir es ſo wichtig ſeyn, allen gefliſſentlichen Mißdeutungen vorzubeugen, als bei dieſem. Ich wiederhole alſo auch hier, was ich ſchon ſo oft ſagte:

Es wäre ſtrafwürdiger Unſinn, einen ganzen Stand, der ſo viel edle, hochachtungswürdige, ſelbſt große Männer hervorbrachte, den Liefländiſchen Adel im Allgemeinen, tyranniſcher Verderbtheit zu bezüchtigen. Nein! Dieſer Verirrung, ſo oft man mir ſie vorgeworfen hat, bin ich nie fähig geweſen. Immer war es nur die Verfaſſung Lieflands, oder richtiger, waren es die Verhältniſſe, die ſie dem Adel zu dem Ackermanne giebt, was ich angriff. Sie ſtellt den erſten wie eine unbewegliche, giftigſchattende Wolke zwiſchen den Thron und ſeine wichtigſte, zahlreichſte Claſſe von Unterthanen. Ihre Schuld iſt es, daß ein entwürdigendes Joch, das einſt drei edlen, freien Völkern aufgelegt wurde, nach ſechshundert Jahren, mit wenig Modificationen, noch immerfort laſtet; ihre Schuld, daß der ſchwache Schimmer der allgemeinen Aufklärung Europa's, der zu den Letten, Eſthen und Liven durchbrechen konnte, nur dem einzelnen Strale gleicht, welcher am hohen Mittage durch die Mauerſpalte eines Kerkers dringt, und den unſchuldig Gefeſſelten die ſchreckliche Kette, deren Laſt er bisher nur fühlte, auch ſehen läßt.

Verhältnißmäßig mag es wohl in allen Ständen eine gleiche Anzahl edler und verworfener Menſchen geben: doch kein einziger Stand ſollte Gerechtſame beſitzen, welche der Bösartigkeit ſeiner ſchlechten Mitglieder freien Spielraum gewähren. Jene

Verfaſſung aber: welche Verbrechen begünſtigt ſie nicht? Dem unglücklichen Landmanne gehört ſein eigner Körper nicht an: iſt ſeine Herrſchaft habſüchtig, welchen Theil ſeines ſogenannten Vermögens ſollte ſie ihm nicht, unter irgend einem Vorwande, entreißen können, ohne einen Raub begangen zu haben? Er iſt, beinahe völlig recht- und willenlos, ihr zum Spielwerke ihrer Launen und Entwürfe hingegeben: bei welcher Mißhandlung wird der Eigenthümer eines ſolchen, wenn er boshaft iſt, ſeine Gerechtſame glauben überſchritten zu haben. — Zwar den Leibeigenen zu tödten, verbieten Geſetze. Iſt ſein Erbherr unmenſchlich, ſo lebt der Unglückſelige nicht, ſo iſt ſein ganzes Daſeyn ein fortwährender bittrer Todeskampf!

Bei dieſer Lage der Sachen, mußte wohl das treue Gemählde, das ich vor ſechs Jahren in meinem Werke „Die Letten," von den Greueln der Leibeigenheit in Liefland, gab, wohin es gelangte, den lebhafteſten Abſcheu gegen jene ſchmähliche Ausartung erwecken, um ſo mehr, da in Preußen und Oeſtreich ſo lebhaft und wohlthätig zur Aufhebung nur einigermaßen ähnlicher Verhältniſſe gewirkt wird. — Aber ich werde nicht müde, es zu wiederholen, nicht den Adel als Adel, nur die Großherrlichkeit deſſelben über den Ackermann, dieſe Ausgeburt finſtrer Jahrhunderte, verſuchte ich zu bekämpfen, und führte ich ſchreckliche Beiſpiele ihres Mißbrauchs an, ſo geſchah es nur, meine Angaben zu belegen.

G. Merkel.

Erste Ausgabe"

Die „sechste Auflage" ist eine Fälschung.

Randzeichnungen.

Randzeichnungen

von

[Garlieb Helw.]

G. Merkel.

Ein Buch

dem

der Verfaſſer viel Leſer wünſcht.

Sechste Auflage.

Berlin,

bei C. Quien.

1802.

6907088*9

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vorrede.

Bizarr finden Sie die letzte Hälfte des Titels? Mit ihrer Erlaubniß, das iſt ſie nicht. Sie iſt höchſtens — naiv.

Wenn Ihnen ein dreizehnjähriges Mädchen, — von einem ältern dürfen Sie's nicht hoffen, — geſteht, daß ſie die wilden Jungen viel lieber habe, als die ſittſamen, altklugen; oder daß es ihr eine innige

Freude mache, ſich das Händchen küßen zu laſſen, — nicht wahr, das iſt naiv? Warum? Das Mädchen bekennt ohne Arg, was alle ihre Schweſtern, — auch ohne Arg, wollen wir glauben, verbergen. Grade ſo ein Geſtändniß iſt jener Titel. Er bekennt den Wunſch, deſſen Erfüllung zehntauſend andre Titel zu erſchleichen ſuchen.

Das Büchelchen enthält eine Reihe von Erzählungen, von denen der Verfaſſer glaubt, daß ſie ſich wenigſtens durch ihre Form dazu eignen, manchen gebildeten Leſer zu unterhalten:

aber wie unzählige Reihen von Erzählungen giebt es nicht, zu denen ihre Verfaſſer ein ähnliches Zutrauen hatten! Das gewöhnlichſte Mittel das ſie wählen, um ſich vor andern beim erſten Blicke auszuzeichnen, iſt ein krauſer, wunderlicher Titel. — Wohlan, dachte er, in einer Geſellſchaft, wo jedermann Grimaſſen ſchneidet, iſt ein natürliches, unverſtelltes Geſicht das ſicherſte Mittel, alle Augen auf ſich zu ziehn, und er — nannte das Buch, — wie Sie geleſen haben.

„Schon gut! Aber Erzählungen

Randzeichnungen zu nennen, iſt eben ſo natürlich nicht, — “

Ich verſichere Sie, ſehr natürlich, wenn ſie, wie dieſe hier, wirklich nichts anders ſind. Der Verfaſſer **iſt damit beſchäftigt**, ſich durch ein Paar klaſſiſche, das heißt bekanntlich, nie zu verſtehende Werke, unſterblich zu machen, — als da iſt, ein **ſonnenklarer Beweis**, daß die alten Idealiſten in Griechenland eigentlich nur Nachbeter unſerer jetzigen waren, die ſie nicht einmal würdigen ihre Sprache zu verſtehen; **mondheller**, daß man ganz und gar nicht der Gelehrſamkeit bedürfe, um ein groſſer Philoſoph zu ſeyn, und nebenher alles zu wiſſen; ſternendämmernder, daß die neu aufgegangene poetiſche Morgenröthe keine Aurore boréale ſei, ein Nordlicht, das erſt durch den Einbruch der Nacht ſichtbar werde; ſtockfinſtrer endlich, daß beſagte Aurora gar nicht, ungeachtet ihrer Sieben-Meilen-Stiefel, über ihr Ziel wegſtolpern und als Abendröthe untergehen werde, ohne daß die Sonne, die ſie verſpricht, erſchienen iſt. — Neben dieſem Geſchäfte für die Ewigkeit, macht er es grade wie die Zeichner, wenn ſie ſich einen Augenblick von ihrer Hauptarbeit erholen wollen: ſie ſpielen auf den Rand ihres Blattes Geſtalten hin, die freilich — keine Hauptarbeit ſind, aber doch zuweilen von Kennern geſchätzt und geſammlet werden. So nebenher ſind dieſe Erzählungen entſtanden: ob ſie des Aufbehaltens werth ſind, werden Kenner — und Nichtkenner entſcheiden. Der Verfaſſer begnügt ſich, Eine Bitte an die H.H. Recenſenten zu thun. Wenn ſie werden verſichert haben, daß dies

Büchelchen nichts als ſeichtgedachte Kleinigkeiten enthalte, die lahm, ohne Andacht, ohne Religion und Tendenz zuſammengereihet wurden, ſo erſucht er ſie, auch anzumerken, wie er ſelbſt ſein Werk charakteriſirte.

Was die unerhörte Keckheit betrift, eine ſechſte Auflage von einem Buche zu geben, von dem das Publikum noch keine erſte geſehn hat, — die fällt bloß dem Verleger zur Laſt. Als ich ihm mein Manuſkript brachte, ſtellte er ſeufzend Betrachtungen über das ungewiſſe Schickſal der Bücher an. Ich ſeufzte auch. „Erſt dann, meinte er, könne man ſagen, ein Buch habe Glück gemacht, wenn es zum dritten Male aufgelegt würde. Dann ſchäme ſich jeder der es noch nicht geleſen habe, und die Recenſenten hätten ausgeredet.“ Bei dem Worte Recenſenten, konnte ich mich nicht enthalten, noch einmal zu ſeufzen. —

„Was meinen Sie, fuhr er plötzlich auf: „Was meinen Sie, wenn ich damit anfinge, daß ich gleich eine ſechſte Auflage gäbe? Damit es keine Unwahrheit iſt, will ich mir mit der redlichſten Gewiſſenhaftigkeit die erſten fünf ſchlechthin ſetzen, ſo waren ſie da.“

Ich erinnerte mich, daß er ein Werk von einem erhabnen Weltweiſen liegen habe, gegen den ſein Zeitalter ſo ungerecht iſt, ihm nicht einmal auf ſein Wort zu glauben, was er doch wohl am beſten wiſſen muß, nehmlich, daß er ein großer Mann iſt. Um nun nicht weniger gelehrt zu ſcheinen, antwortete ich ihm aus Kants Moralſyſtem mit dem Kopfſchütteln eines nachdenkenden Zweiflers: „Könnten Sie aber wollen, daß es allgemein-gültige

Maxime werde, die ſechste Auflage vor der erſten zu geben?" — Warum nicht? rief er. Dann müßten die Recenſenten Hungers ſterben!

Dawider hatt' ich natürlich nichts einzuwenden, nur bedang ich mir aus, wenn die ſechste Auflage raſch abginge, ſolle die fünfte, vierte u. ſ. w. auch auf eine für das Publikum ſichtbare Weiſe geſetzt werden. Er verſprach es und hält ſicher Wort: denn ich habe die Vorſicht gehabt, mir ihn ſchlechthin als einen ſehr rechtſchaffenen Mann zu ſetzen.

Inhalt.

Die Unterhaltung beim Puntſchnapfe. Ein *Du-Coq-à-l'Ane* . . . . Seite 1

Der Ueberſpannte. Ein Tagebuch — 103

Gulbindo. Ein Mährchen . . . . — 205

Die
Unterhaltung beim Puntſchnapfe.

Ein

Du-Coq-à-l'Ane *)

---

*) Ein Wort, das ich den H. H. Puriſten gehorſamſt zur Verdeutſchung empfehle.

Berühmt zu werden, iſt nicht ſchwer! Der Graf von A** wurde es durch eine Ohrfeige, die er — einſtecken mußte. Aber die Rolle eines Merkwürdigen mit Anſtand ſpielen, das, das iſt die ſchwierige Aufgabe, die nur äußerſt wenige zu löſen vermögen.

Es giebt ſo mancherlei Weiſen den Ruhm zu tragen, wie den Stock. Dieſer hat unaufhörlich den Knopf zwiſchen den Lippen, und ſaugt und kaut daran, wirft bedeutende Blicke um ſich her und — iſt gar zu poſſirlich. Jener faßt ſeinen Stab mit der vollen Hand, und tritt eben ſo oft damit nieder, wie mit den Füßen: man ſieht wohl, das einmal angeſchaffte Geräthe iſt ihm unentbehrlich geworden; er würde nicht mehr ohne daſſelbe gut hinſchreiten können. Der dritte ſtreckt ſein Rohr, wie einen Speer, halbgeſenkt vor oder hinter ſich und iſt jeden Augenblick einem andern damit zwiſchen den Beinen. Der vierte ſchwingt ſeine Badine unaufhörlich zwiſchen den Fingern und thut gedankenlos Luftſtreiche, bei denen er aber zuweilen einen Vorübergehenden treffen oder ſein Stäbchen an einem Baume oder Pfeiler zerſplittern kann: wenigſtens glauben die Hunde der ganzen Straße, er drohe ihnen und klaffen hinter ihm her. — Am läſtigſten von allen, iſt die Gattung von Berühmten, die ihren Ruhm, ohne

Mitwirkung ihres Verdienſtes bloß dem Zufalle verdanken, und nun einfältig genug ſind, was ihnen widerfuhr, für ihre That, was ſie ſahen, für ihr Werk zu halten, und ſich damit viel zu wiſſen: Müllerthiere, die ſich für Turnierrenner anſehn, und mit trotzig emporgeworfnem Kopfe einherſchreiten, weil — es ihnen einmal begegnete, ein Bündel Lanzen zu tragen.

Zu dieſer Klaſſe gehört Herr W** der mir vor einiger Zeit einen ſehr langweiligen Abend und eine ſehr angenehme Mitternacht verſchaffte. Er iſt vor kurzem aus Egypten zurückgekommen. Vermuthlich hat er dort von nichts geſprochen, als von Deutſchland, denn hier kommt ſchlechterdings nichts aus ſeinem Munde, als Merkwürdigkeiten Egyptens, und alle werden in ſeinem Munde zu Mumien ausgedörrt. Ein halbes Stündchen hört ſich's ihm allenfalls ganz artig zu, aber dann hat man auch ſeiner Raritäten-Sammlung und ſeiner Fabeln ſatt.

Ein Freund von mir gab ihm kurz nach ſeiner Ankunft ein Abendeſſen, zu dem auch ich mit mehrern Bekannten eingeladen war. Wir kamen, ſahen den Egyptier und — flohen ihm aus dem Wege, ſo gut ſich's thun ließ, bis wir zur Tafel gerufen wurden. Hier mußte man wohl Stand halten, und der Schwätzer triumphirte. Am meiſten litt unſre liebenswürdige Wirthin, neben der er den Ehrenplatz hatte, und an die er ſein Geſchwätz unaufhörlich richtete. Endlich, da die Mahlzeit geendigt war, der Punſchnapf hereingebracht wurde, und er noch nicht aufhören wollte, — neigte ſich Frau von W** zu ihrem andern Nachbar, den Chevalier St. P**, und flüſterte ihm etwas ins Ohr. Er nickte lächelnd und flüſterte ſeinem Nachbar zu, dieſer gab das Wort weiter und in kurzem waren die Meiſten von uns verſchworen.

Nur der Doktor L** war uns noch im Wege. Voll Aerger über die Großſprechereien des Fremdlings, hatte er ſich endlich ganz ernſthaft daran gemacht, ihn zu widerlegen, und diſputirte eifrig und laut. Umſonſt verſuchten wir es, ihn unmerklich zu recht zu weiſen: er hörte gar nicht auf uns, überſah unſer Winken und demonſtrirte immer fort, mit glühendem Geſichte. —

Plötzlich ſchlug der Chevalier ein lautes ſchallendes Gelächter auf, das ſelbſt dem Streite eine Pauſe aufdrang. „O erlauben Sie doch, Herr Doktor, rief er endlich, daß ich der Geſellſchaft eine Anekdote mittheile, die mir Herr von D** eben erzählt hat. — Aber vergeſſen Sie ihr Wort darüber nicht.“ —

Philidor „wie Sie alle wiſſen, lebte eigentlich von der Muſik. Eines Tages, da er eben ſehr eifrig mit einer Compoſition beſchäftigt iſt, dringt ein junger ungeſchlachter Lord zu ihm, trotz des Widerſtandes der Bedienten herein, und ſchwört bei allen Teufeln, er ſey bloß deswegen aus England gekommen, um mit ihm Schach zu ſpielen.

Philidor entſchuldigt ſich höflich, daß er weder heut noch in den nächſten Tagen Zeit dazu habe: aber Mylord erklärt, er wolle nicht länger in dem verwünſchten Frankreich aushalten, als bis er Philidor matt geſetzt hätte, und das müſſe ſogleich geſchehn; er ginge nicht von der Stelle.

Philidor beſah ſich ſeinen Mann von oben bis unten. Der Portwein glühte auf ſeinen Wangen, blitzte in ſeinen Augen, ſtammelte auf ſeiner Zunge: aber eben deswegen war es gefährlich ihn gradezu abzuweiſen. Gut, ſagte Philidor endlich lächelnd; ich habe zwar in dieſen Augenblicken nicht Muſſe, aber ich will Ihnen meinen Zögling herſetzen: wenn Sie dem abgewinnen, ſo ſtehe ich Ihnen für den ganzen Abend zu Befehl. Mylord willigte ein. Philidor rief ins Kabinet: — Hanns! Hanns! Hanns! — Was meinen Sie, wer herein hüpfte? Ein niedlicher Sapaju. Ein Wink, und das Thier ſaß am Tiſche und ordnete die Steine. Meinen Sie nicht, Herr Doktor, das dieſes der beſte Gegner war, den er einem berauſchten Zudringlichen entgegenſetzen konnte?

Hier überfiel den Chevalier ein heftiger Huſten, während deſſen der Doktor den erhaltenen Rath recht wohl einzunehmen ſchien, denn er hatte Mühe, beim Auflachen ſeine Augen von dem Hrn. B** abzuwenden, dieſer aber fragte mit ſo eifriger Neugier einmal über das andere: „Und wie lief das ab?“ — Der Chevalier mußte ſeiner Anekdote wohl ein Ende machen.

Mylord, fuhr er alſo fort, ſchien anfangs den Vorſchlag übel zu nehmen, aber auf Philidors wiederholte Verſicherung, wenn Se. Herrlichkeit gewänne, ſtände er zu Befehl, entſchloß ſich Se. Herrlichkeit endlich zu verſuchen, was denn die Beſtie gelernt habe? Philidor ging an ſein Arbeitspult zurück; aber in einigen Minuten ſpringt Hanns mit großem Geheule ins Cabinet und verſteckt ſich unter den Stuhl ſeines Herrn.

Philidor eilt hinaus. um zu erfahren was vorgegangen ſei. Gleich nach dem dritten oder vierten Zuge hatte der Affe angefangen, den Engländer mit Zähnefletſchen und Greinen anzuſehn. Mit dem zwölften Zuge war der Lord matt geſetzt und Hanns lachte ſo höhniſch, — es war Sr. betrunknen Herrlichkeit unmöglich geweſen, ihm nicht eine Ohrfeige zu geben. Indeß fühlte er doch, daß er unrecht gethan habe. Er bat Philidor um

Verzeihung und um noch eine Partie mit ſeinem Hanns „Ich will Ihnen wohl verzeihen, ſagte Philidor, aber ob Hanns es thut, weiß ich nicht.“ Er lockte ihn; Hanns kam nicht. Er befahl, und traurig ſchlich Hanns herbei: traurig hockte er ſich auf ſeinen Stuhl wieder hin, den Kopf geſenkt, die Augen halb geſchloſſen. „Nun, ſagte Philidor zum Engländer, verſuchen Sie Ihr Glück noch einmal: aber übel nehmen müſſen Sie es dieſem Meiſter nicht, wenn er Sie wieder auslacht, ſobald Sie einen Schülerſtreich begehn: es iſt ſo ſeine Meiſternatur.“

Der Lord verſprach es, und nahm ſeinen Platz; Philidor kehrte an ſein Pult zurück und alle drei waren eine Viertelſtunde lang ganz ſtille beſchäftigt. Plötzlich ſchreit der Engländer laut auf: „Das iſt ja ein verfluchtes Thier! Ich hab' ihm nicht das Geringſte gethan und" — Schon glaubte Philidor, Hanns hätte das Spiel verloren und ſich auch durch eine Ohrfeige gerächt, doch nein, als er herauskam, ſteckte Hanns unter dem Sopha und fuhr nur dann und wann mit dem niedlichen Köpfchen hervor um zu lauſchen.

„Ich will nicht hoffen, Mylord, ſagte Philidor —

„Nein, bei Gott, ich hab' ihm nichts gethan! Mit einemmale ſpringt er auf und läuft davon."

„Laßen Sie uns doch einmal das Spiel unterſuchen, ſagte Philidor! — Richtig! Hanns hatte eine neue Ohrfeige zu fürchten: Sie ſtehen am Matt."

„Unmöglich!"

„Ziehen Sie!“

Sie zogen und Philidor machte ſeine Behauptung mit drei Zügen wahr. „Da Sie nicht einmal meinem Affen abgewinnen konnten, Mylord, ſagte er, ſo werden Sie nicht verlangen, —“

Ich empfehle mich Ihnen! rief der Engländer, den der Zorn ganz nüchtern gemacht hatte, lief zur Thür hinaus und kehrte auf der Stelle nach London zurück, wo er ſein Abentheuer keinem Menſchen erzählt haben ſoll. —

Noch mehr als das Hiſtörchen ſelbſt, ergötzte uns die Art wie Herr V** es aufnahm. Er hatte die Naivetät, Zweifel gegen die vollſtändige Wahrheit einiger Umſtände erregen zu wollen: doch endlich beſann er ſich darauf, in Egypten einen ganz ähnlichen Vorfall mit einem zahmen Crokodil angeſehn zu haben, das —

Was werden Sie erſt zu dem Beweiſe ſagen, überſprach ihn der Herr von R**, der neben dem Chevalier ſaß, zu dem Beweiſe, den ich Ihnen von dem Verſtande der Hunde in Paris erzählen will?

„Ich weiß nicht, ob der Sieur Morand auch in Deutſchland bekannt iſt, aber in Paris war er vor der Revolution der berühmteſte Wundarzt. Es galt gradehin für eine Unmöglichkeit, daß eine Princeſſin, die ſich in den Finger geſchnitten hatte, geheilt werden könne, wenn Morand ſie nicht verband. Kein Wunder! Bei einem ſchönen Geſichte und blitzenden Augen, bei einem hohen, kraftvollen Wuchſe und ſtrotzenden Muskeln, war er erſt dreißig Jahr und unverheirathet. Zum Glücke wußte man nicht, daß Jungfer Nannette, ſeine kleine Haushälterin, erſt ſechzehn Jahr und tauſend Reize hatte: ſonſt — man kennt die Verläumdung! — ſonſt hätten Damen von einem gewiſſen Alter und einer gewiſſen Figur ſich wohl viel ſeltner den Fuß verrenkt, oder ſo etwas.

Hielten die Damen viel auf Morand, ſo hielt er noch mehr auf Jungfer Nanetten, und das liebe Mädchen verdiente es. Sie war nicht nur allerliebſt an Wuchs, Geſicht und Feuer, ſondern auch tugendhaft und gutherzig, ſo gutherzig — Urtheilen Sie Selbſt aus folgendem Zuge.

Eines Morgens, da ſie auf den Markt ging, den Einkauf für die kleine Wirthſchaft zu machen, ſah ſie einen Haufen Gaſſenbuben an einer tiefen Goſſe ſtehen und jauchzen. Sie eilt hinzu, ſie drängt ſich durch: ein niedlicher Löwenhund liegt in der Goſſe und heult erbärmlich. „So helft ihm doch! So zieht ihn doch heraus!“ rief Nannette.

„Es iſt umſonſt! antwortete man. Eben gieng ihm ein Wagen über den Leib.“

„Ein Wagen! ſchrie Nannette mit Thränen in den Augen. Armes Geſchöpf!“ — und damit grif ſie zu, zog den Hund aus der Goſſe, ſchlug ihn in ihre kleine Schürze und eilte nach Hauſe. Die Buben johlten und ziſchten hinter ihr her.

Morand war eben aus dem Bette geſtiegen, als Nannette ins Zimmer trat. „Lieber Herr Morand, rief ſie; Sie heilen ſo manchen Menſchen, dem nichts fehlt und ſo manchen, der es Ihnen nicht dankt. Wollten Sie wohl einmal auch für Nannette eine Cur unternehmen?“

„Was fehlt dir denn? Oder iſt deine Freundin krank?“

„Ach, ich und meine Freundin, wir ſind geſund! Aber da iſt dieſer Hund! Ich hab' ihn eben aus der Goſſe gezogen; ich hab' ihn ſo lieb! Ein Wagen iſt ihm über den Leib gegangen. Lieber, lieber Herr Morand!“

Nannette war ſo ſchön indem ſie bat, ſo reizend! Morand konnte nicht widerſtehn. Zwar verging noch eine große Viertelſtunde, eh' er dem Patienten, den Nannette auf einen Armſeſſel niedergelegt hatte, beſichtigte, aber hochmüthige Zweifel waren es nicht, was ihn ſo lange beſchäftigte.

Es fand ſich, daß dem armen Thierchen nur das rechte Vorderbein gebrochen war. Morand ſchiente es ihm; Nannette kochte ihm Kraftbrühen, und bei dem geringſten Laute den der Kranke von ſich gab, eilte ſie herbei um zu ſehen, was ihm fehle. Gutes Mädchen, dachte Morand mit Entzücken, was wirſt du erſt als Mutter thun.

Nach acht Tagen war Phaon hergeſtellt und lärmte ſchon mit Nannetten die Treppen auf und ab. Wo ſie war, war auch er; bei Tiſche ſtand ein eigner Stuhl für ihn neben dem ihrigen, und ſelbſt ins Bett ſchlüpfte er mit ihr, obwohl Herr Morand ihm manchen Fußtritt gab.

„Herr Morand!“ fragten wir lachend.

Je nun! Phaon wird ſich zuweilen in Zimmer und Bett verſehen haben. Sei es indeſſen, daß ihn die Fußſtöße beleidigten, ſei es, daß Hunde zuweilen eben ſo unverſtändig und undankbar ſind, als Menſchen, — genug, nach einiger Zeit verſchwand Phaon. Nannette ſuchte ihn überall mit lautem Jammer; Morand machte ſeinen Verluſt in den Zeitungen bekannt: umſonſt! Phaon war fort. Seine Wohlthäterin weinte ſich vergeblich die ſchönen Augen roth: aber endlich hörte ſie auf zu weinen und Phaon war vergeſſen.

Doch nein! Vergeſſen war er nicht. Obgleich ſechzehnjährige Franzöſinnen ziemlich erwachſen zu ſeyn pflegen, ſind ſie doch ſelten ſchon ganz gebildete Frauenzimmer: vergeſſen war Phaon alſo noch nicht, als Nannette nach ſechs Wochen, eines Morgens ganz frühe, ſeine Stimme vor der Hausthüre zu hören glaubte. „Phaon!“ ſchrie Jungfer Nannette, und ſprang ſo wild aus dem Bette, daß Herr Morand erſchrocken auffuhr —

„Wieder Herr Morand?“ —

Chikaniren Sie mich nicht! Sein Zimmer war unter dem ihrigen, und ſie warf vermuthlich in der Eile einen Stuhl um.

„Phaon!“ ſchrie ſie und lief mit bloßen Füßchen die Treppe hinunter; „Phaon!“ indem ſie die Hausthür' aufſchloß, aufriß —

In der That, Phaon ſelbſt ſprang wedelnd an ihr auf, und hinter ihm wedelte ein andres Löwenhündchen, das auch ein Bein gebrochen hatte. —

Die ganze Geſellſchaft ſah den ernſthaften Erzähler einige Sekunden erſtaunt an, und brach dann in ein lautes Gelächter aus. Zu unſerm Verdruße aber lachte Herr V** ſo laut als wir, ja er kam ſo gar auf ſein Crokodil zurück:

aber eh' er ſein Ungeheuer konnte entſchlüpfen laſſen, ſagte der Hofrath B** der neben dem Herrn von R** ſaß:

„Es iſt doch höchſt ſonderbar wie ſich die Ideen oft durchkreuzen. Die eben erzählten Anekdoten erinnern mich an einen Traum, den der Cardinal Bernis einmal gehabt haben wollte, — und doch iſt, ich verſichre Sie, nicht der geringſte Zuſammenhang zwiſchen ihnen."

„Laßen Sie hören!" rief unſre Wirthin, mit einem ſcheuen Blicke auf den Egyptiſchen Pilger. Vielleicht finden wir den Zuſammenhang auf, den Sie vermiſſen."

„Der Cardinal Bernis war ein Mann, —

„Denn Sie uns nicht erſt ſollen kennen lehren."

„Sie haben Recht, Madame, ich brauch' ihn nicht zu ſchildern. Dieſer helldenkende Philoſoph, der mit ernſter, unerheuchelter Würde den Prieſter zu ſpielen verſtand; dieſer tiefe Politiker, der zugleich der gewandteſte, einnehmendſte Geſellſchafter war; dieſer witzige Kopf, der jedem philoſophiſchen Gedanken die Pointe eines Epigramms zu geben und durch bloße Bonmots oft auf wichtige Wahrheiten zu leiten wußte: wie ſollten Sie ſeinen Charakter nicht kennen!“ —

„Eines Abends war ich mit ihm in einer Geſellſchaft, in der mit Ernſt und Heftigkeit über Gott und die Fortdauer der Seele geſprochen wurde. Beſonders vorlaut war ein gewiſſer alter Biſchof, der halb Philoſoph und halb Aſcetiker, ſich unaufhörlich auf das angebohrne dunkle Bewußtſeyn von jenen Gegenſtänden berief. Wiſſen, ſagte er, grade wie unſere neuern Idealiſten, wiſſen könne man ja ohnehin nichts, wenn man nicht vom Glauben ausginge. Dann aber ſtieße man überall auf Beweiſe.“ —

Anfangs hatte der Cardinal halblächelnd mitgeſprochen: da der Schwätzer aber immer erhabner und myſtiſcher wurde, jemehr man ihm widerſprach, ſchwieg Bernis, und endlich entſtand eine allgemeine Stille. —

„Damit wir von jenen Gegenſtänden abkommen, ſagte endlich der Cardinal, muß ich doch, apropos des Glaubens, einen ſonderbaren Vorfall erzählen, der mir widerfuhr, als ich noch bei den Jeſuiten ſtudirte.“

„Ich hatte damals ſehr brauſendes Blut. Ich ſchlief ſehr unruhig, wandelte im Schlaf umher und war oft voll Schrecken, wenn ich von ein Paar Rippenſtößen erwachte und jemand neben mir im Bette fühlte, — zu dem ich mich nehmlich gelegt hatte. Sie können Sich's denken, wie ſehr ich meine Camaraden quälte und wie oft ich mir Stirn und Beine blutig ſtieß. Indeß — geben Sie mir meine ſiebzehn Jahre wieder, und ich nehme freudig auch mein tobendes Blut zurück und meine unruhigen Träume, — einen einzigen ausgenommen. Nein, der war zu fürchterlich!“

„Stellen Sie Sich vor, ich glaubte krank zu ſeyn. Der Arzt befühlte mir den Puls, und ſchüttelte den Kopf. Er verordnete mir Ptiſanen, Pulver u. ſ. w.

Meine Gefährten kamen nach einander mit bedenklichen Mienen an mein Bett und gingen mit bedenklichern wieder fort. Endlich trat mein Beichtvater herein. Er traute mir nicht recht, denn in geſunden Tagen war ich ein arger Spötter geweſen: aber ach er fand mich ſo zahm, ſo zahm! Ich beichtete ihm offenherzig alle meine kleinen Sünden, ſelbſt die Poſſen, die ich ihm heimlich geriſſen hatte, und er ertheilte mir Abſolution und Abendmahl. Der Arzt kam wieder noch unruhiger und finſtrer als vorher. Er beſprach ſich mit zwei andern Aerzten. „Keine Rettung!" war ihr gemeinſchaftlicher Ausſpruch, und meine Camaraden brachen in laute Wehklagen aus, lobten mich, jammerten. Ich wollte ſie verſichern, die Aerzte müßten ſich irren, ich befände mich ſo ſchlimm eben nicht: aber ich hatte die Sprache verloren. Man gab mir die letzte Oelung; endlich ſchrie man: er ſtirbt! er iſt todt! und drückte mir die Augen zu. Ich verſuchte, mit der Hand ein Lebenszeichen zu geben: umſonſt! Keinen Finger konnt' ich regen.

Man zog mir das Todtenhemde an. Der Tiſcher nahm das Maaß zu meinem Sarge: wie wünſchte ich, ihn mit einem tüchtigen Fauſtſchlage heimzuſchicken, aber wie geſagt, ich war bewegungslos. Selbſt als er den fürchterlichen Kaſten wieder brachte, man mich hineinlegte, den Deckel verſchloß, mich aufhob um mich in die Kirche zu tragen, das de profundis anſtimmte: ich verzweifelte, aber regen konnt' ich mich nicht. Man legte den Sarg auf die Seile; man ſenkte ihn ins

Grab; ich hörte die herabrollende Erde auf ſeinen Deckel fallen: jetzt machte ich eine wüthende Anſtrengung — und erwachte.

Aber meine bisherige Angſt war Wonne geweſen, gegen das volle Bewußtſeyn, zu dem ich jetzt gelangte, man habe mich wirklich begraben, denn ich befand mich in der tiefſten Dunkelheit; ich fühlte mich eng eingepreßt und den Druck des Sargdeckels auf der Stirn und Bruſt. Während der erſten Minuten lag ich in ſtarrem Glauben und Entſetzen da, indeß mir der Angſtſchweiß ausbrach. Endlich kehrte mein Skepticismus zurück und ich befühlte mich: ich hatte wirklich das Todtenhemde an. Ich verſuchte die eine Hand auszuſtrecken: ich ſtieß an die kalte Sargwand. Die andre — ſie fand weitern

Spielraum. Ich ſtreckte ſie weiter und weiter: mit jedem Zoll, den ſie vorrückte, wuchs mir der Muth. Endlich gerieth ſie an etwas, das eine bekannte Form hatte; ich fühlte genauer nach und es war — rathen Sie? — es war — einer von meinen Pantoffeln. Ich war, wie gewöhnlich, im Schlafe gewandert, hatte bei der Rückkehr mein Bett verfehlt und lag jetzt — trotz meines Bewußtſeyns, und meines Glaubens — nicht im Sarge, aber auch nicht im Bette, ſondern — unter demſelben.

Aber glauben Sie wohl, ſetzte der Hofrath hinzu, indem er ſich an Herrn W** wandte, daß der aſcetiſche Schwärmer den Spott des Cardinals verſtanden, ſich etwa auch nach ſeinen Pantoffeln umgeſehen habe? Bewahre! Er fand in dem Traum, eine göttliche Weiſung, und fing an, ſie zu deuten.

Vortrefflich! rief Herr B**. Ihr Cardinal muß ein intereſſanter Mann geweſen ſeyn. Ich ſtelle mir ihn vor, wie den Muſtapha Bey, den ich in Cahiro —

Vergeſſen Sie ja nicht, was Sie uns mittheilen wollten, ſagte die Wirthin lächelnd, aber wenn Sie erlauben, ſo laſſen Sie uns, da wir einmal im Erzählen ſind, der Reihe folgen. Lieber Onkel, —

Herr von T**, ein ehrlicher alter Landedelmann, aus Böhmen, der neben dem Grafen ſaß, entſchuldigte ſich weitläuftig, daß er nichts Intereſſantes mitzutheilen habe; aber ſeine ſchöne Nichte drang ſo lebhaft in ihn, und wir alle thaten es, — einige von uns, ich muß es geſtehen, mit der ſchadenfrohen Erwartung, ihn etwas recht Abgeſchmacktes vorbringen zu hören, beſonders da er folgender Weiſe anfing:

Der Herr Chevalier hat mit ſeinem Hunde vorhin wohl nur Spaß gemacht, aber er brachte mir durch eine Erinnerung beinah Thränen ins Auge.

Nächſten Walpurgis ſinds nun vier Jahr, als mein Schäfer mir klagte, ein Wolf habe ihm in drei Tagen zwei Schafe geſtohlen und ſeinen Hund halbtodt gebiſſen. Ich hörte, daß das Thier ſchon ſeit einiger Zeit viel Schaden in der Gegend angerichtet habe. Ich ritt ſelbſt mit meinen beiden Jägern aus, ihm nachzuſpühren, und ſieh da, wir entdeckten gleich den erſten Tag ſein Lager im Dickigt. Ich ſelbſt ſchlich mich durchs Gebüſch und fand, — es war eine Wölfin, — ſie grade dabei, daß ſie ihre beiden Jungen ſäugte. Ich legte an, ich brannte los, und ich mein', ich traf ſie gut! Auf den erſten Schuß ſtürzte ſie hin: aber als ich nun hinzutrat, und ſah wie ſie ſich im Blut wälzte, und die blinden Jungen winſelnd an ihren Brüſten hingen, ihrer Mutter Blut leckten für Milch und nicht wußten, und nicht einmal ſehen konnten, was mit ihr geſchehn war: das Herz ging mir über. Mein Chriſtian wollte ſie mit der Kolbe todt ſchlagen, aber, „Laß ſie leben, Chriſtian, ſagte ich; die arme blinde Brut hat ja noch nichts Böſes gethan und kann doch in der Welt nichts davor, daß ſie keine Hundebrut ſondern Wolfsbrut iſt. Laß die armen Gottes-Geſchöpfe leben und nimm ſie mir mit nach Hauſe.“

Wie geſagt, ſo geſchehn! Ich hatte zu Hauſe grade eine ſäugende Hündin, deren Jungen meiſtens geſtorben waren: ich ließ ihr die beiden jungen Wölfe hinlegen und ſie nahm ſie recht willig an. Der eine ſtarb bald, aber der andere wuchs auf. Will doch einmal ſehen, was aus ſo einem Thier wird, dacht' ich, wenn es eine ordentliche Erziehung bekommt und gab ihn dem Schäfersknecht. Das muß ich ſagen, das Thier ließ ſich recht gut an. Schmeicheln und wedeln mocht' er nicht; er kam niemals, als wenn man ihn rief, und auch dann blieb er furchtſam auf einige Schritte weit ſtehen. Trat man zu ihm und ſtreichelte ihn, ſo ließ er das ganz ernſthaft geſchehn, aber er ſenkte den Kopf dabei, und wedelte mich niemals an. Das gefiel mir nun nicht, aber ich dachte, das iſt nun einmal ſeine Wolfs-Natur; er weiß ja doch nicht recht, wie er mit den Menſchen dran iſt. Ach, der arme Waldmann wußte das recht gut, und daß uns Menſchen niemals recht zu trauen iſt, weil wir nicht trauen. Der Schäfer ſagte mir übrigens, daß er den ganzen Tag unter der Karre liege und ſchlafe, aber ſo wie die Nacht anbräche, ſpräng' er auf, und trabte immerfort um die Hürde her, bis es wieder Tag werde. So wie ſich nur ein andrer Wolf wittern ließ, weckte er den Schäfer mit Murren und Heulen, ja, mehr als einmal biß er ſich mit ſeinen wilden Brüdern tapfer herum. Dadurch hatte der Schäfer ſo großes Zutrauen zu ihm bekommen, daß er ihn im Winter ſo gar zu den Schafen in den Stall ſperrte. Vorigen Winter kommt er einmal ganz blaß und erſchrocken zu mir, und erzählt mir, Waldmann ſei toll geworden. Wie er die Stallthüre geöffnet habe, ſei das Thier ihm mit großen Sprüngen entgegen gekommen, habe ihm die beiden Vorderfüße auf die Schultern gelegt und ihn im Geſicht, er wiſſe nicht, ob lecken oder beißen wollen; ſei dann wieder fortgeſprungen, immer mit großen Sätzen im Stall herum. Sein Maul und ſein Fell ſeien ganz voll Blut geweſen: ſicher hab' er ein Paar Schafe zerriſſen.

Ich erſchrack, ladete geſchwind meine Kugelbüchſe und ging mit ihm. Wir lauſchten an der Thüre; es war ganz ſtille, aber ſo wie wir aufmachten, kam Waldmann wieder heulend und ſpringend aus ſeinem Winkel hervor. Ich machte die Thüre halb zu und betrachtete ihn durch die Spalte: er war in der That ganz mit Blut bedeckt und ſeine Augen funkelten. Wie er ſo ſchnobernd und wedelnd da ſtand, ſchoß ich ihm alſo auf den Kopf. Er ſtürzte hin, winſelte noch einmal und war todt. Nun gingen wir denn hinein um den Schaden zu ſehn, den er angerichtet habe. Den Schafen war kein Leids geſchehn, aber in dem Winkel lag ein andrer Wolf, der ſich ein Loch unter der Mauer durchgegraben hatte; der wackre Waldmann hatte ihn todtgebiſſen und ſich zum erſtenmale in ſeinem Leben herzlich gefreut, einen Dienſt geleiſtet zu haben. — Keinem in der Geſellſchaft fiel es ein, es lächerlich zu finden, daß der wackre Mann ſich die Augen trocknen mußte.

Jetzt war die Reihe zu erzählen an dem jungen R**, einem liebenswürdigen

Jüngling, von dem man mir ſagte, daß er glänzende Talente beſäße: wenigſtens beſitzt er die gewöhnliche Begleiterin derſelben, Beſcheidenheit, in einem ſo hohen Grade, daß ſie oft Blödigkeit wird. Er entſchuldigte ſich ſtammelnd, und da wir in ihn drangen keine Ausnahme ſeyn zu wollen, bat er endlich um Erlaubniß, etwas vorzuleſen, da er ſichs nicht zutraue, die Geſellſchaft durch eine mündliche Erzählung zu unterhalten. Die Dame vom Hauſe — bis auf einen gewiſſen Punkt, ſind alle Weiber enthuſiaſtiſche Beſchützerinnen jungferlich-blöder Jünglinge; — willigte zuerſt ein. Er zog ein kleines Heft aus der Taſche und las, mit heller Röthe auf den Wangen, die an manchen Stellen, — man rathe bei welchen, — brennend wurde.

Gellert und die ſchöne Jeannette.

Friede ſei mit ſeiner Aſche! — Oder giebt es einen ſinnvollern Wunſch, den man Edeln, die nicht mehr ſind, weihen kann, ſo ſei er an Gellerts Grabe gethan.

Groß ſind ſeine Verdienſte, um die Teutſche Literatur, um die Teutſche Nation. Oder war er es nicht, der unſrer Sprache, durch ſeine mit reizender Leichtigkeit hingeworfene Fabeln, zuerſt einige Gewandtheit gab? War er es nicht, der durch ſeine Lieder eine menſchenliebendere, hellere Religioſität verbreitete; durch ſeine moraliſche Vorleſungen Tauſende ihrer eigenen Handlungen mit einſichtsvoller Gewiſſenhaftigkeit richten lehrte? Gellert, Rabner, Weiſſe, Gleim und Cramer!

Eure Periode war ein warmer Sonnentag im März. Entfalten kann er nur Schneeglöckchen und beſcheidne Veilchen: aber tief ſenkt er den belebenden Strahl und ſchwellet die Keime der Roſen und Lilien zu kraftvollerm Aufſtreben.

Nicht Klopſtocks hoher Serafsflug, nicht Wielands Geiſt und liebliche Phantaſie, nicht Voßens einfache würdevolle Kraft auch in der Schilderung ländlicher Ruhe, nicht Göthens kräftige Aneignung jeden Charakters, war ihm verliehen. Seine Talente waren ſanfte, liberale Einfalt des Geiſtes, und ein zartfühlendes Herz, das rührend zu ſeinen Brüdern zu ſprechen verſtand. —

Im Handeln, ſagt man, im Gedränge des wirklichen Lebens, wo er ſo oft hintergangen wurde, ſoll er nicht immer in jenem Charakter geblieben ſeyn, der auf jedem Blatte ſeiner Schriften ſpricht: — ſelbſt in der Anekdote, die ich von ihm erzählen werde, wird mancher Zug vielleicht an ihm irre machen: aber man vergeße nicht, wie bleiern die Hand der Hypochondrie auf ſeiner Bruſt lag. Dieſe Harpye, ſcheußlicher als irgend eine, welche die Fabel erſann, entführt oft die köſtlichſten Gaben des Himmels und läßt, die ſie nicht zu rauben vermag, entſtellt, entwürdigt zurück. Vorſicht geſtaltet ſie in feindſelig-ängſtliches Mißtrauen um, zarte Reizbarkeit in heftigen Zornmuth; aus liebenswürdiger Weichheit, macht ſie unmännliche, feige Zerknirſchung.

Nach einer traurigen, ſchlafloſen Nacht war Gellert eben um fünf Uhr am Morgen eingeſchlummert, als ſein Famulus, ein treues Nachbild ſeines Herrn an mürriſcher Weichheit, leiſ' ins Zimmer ſchlich. Gellert fuhr ärgerlich auf und fragte mit einem weinerlichen Tone: Was will Er? Soll ich denn gar keine Ruhe in der Welt haben?

Herr Profeſſor! Ein Frauenzimmer iſt drauſſen; ſie läßt ſich durchaus nicht abweiſen; ſie verlangt ſie ſogleich zu ſprechen.

Ein Frauenzimmer? Mich? Im Bette? Frag' er ſie was ſie will und ſchick' er ſie fort.

Sie bittet um Gotteswillen, vorgelaſſen zu werden. Sie ſagt, ſie ſei in

Verzweiflung; ſie habe niemand in der Welt, als Sie, Herr Profeſſor!

Als mich! Du großer Gott, mich! Wer iſt ſie?

Sie will es niemand ſagen, als Ihnen.

Iſt ſie alt oder jung? Wie iſt ſie gekleidet?

Blutjung, Herr Profeſſor, und halbnackt.

Jung und halbnackt? Und kommt zu mir, wenn ich im Bette liege? Was werden die Nachbarn denken! Schick' er ſie fort! Jag' er ſie fort! Werf' er ſie zum Hauſe hinaus! Halbnackt und ich im Bette.

Gädicke, ſo hieß der Famulus, ſchlich ſtumpfſinnig fort, den ſtrengen Befehl ſeines Herrn, der ihn in dem Augenblicke vielleicht ſchon wieder bereuete, zu vollziehn, aber indem er die Thüre des Schlafzimmers öfnet, ſtürzt die Unglückliche ſelbſt herein, und grade auf Gellerts Bette zu. Sie fällt an demſelben auf die Knice, und ſchreit: Erbarmen! Erbarmen! Aber, weit entfernt, daß Gellert dadurch hätte gerührt werden ſollen, gerieth er durch ihren Anblick außer ſich vor Angſt und Zorn: und man muß es geſtehen, ihr Aufzug hatte etwas, das einen Moraliſten ſeiner Art, außer Faſſung bringen konnte.

Ein ſchönes neunzehnjähriges Mädchen, von oben herab bloß im Hemde, und mit einem Tüchelchen verſehen, das, auch wenn es nicht ſo verſchoben wäre, doch den blendenden Hals und die ſchwellende Bruſt mehr verſchönt als bedeckt hätte; mit einem Röckchen, das vom Gürtel kaum bis zum Knie herabgeht, übrigens ſtattlich friſirt und mit hochrothen Schminkflecken im Geſicht, — hebt ihre kleinen Händchen gefaltet empor, und läßt dadurch aus den zurückfallenden Aermeln, zwei volle, weiße Arme hervorgehn, bückt ſich mit halbem Leibe über das Bett und verräth dadurch vollends Reize von einer Friſchheit — Aber in dem Bette lag ein funfzigjähriger, frommer, ängſtlicher Hypochondriſt, der vor Schrecken die Sprache verliert.

Das Mädchen bat indeß ſo rührend, ſo innig, er möge ſie nicht verſtoßen, ſie nicht zum Selbſtmorde zwingen, daß Gellert ihr endlich die Schönheiten verzieh, die ſie zeigte. Er befahl ihr, ſich in einem Winkel nieder zu ſetzen, kehrte, um allem Aergerniß auszuweichen, das Geſicht der

Wand zu und fragte: Bei wem lebt ſie?

Bei Frau Müller, ſagte ſie.

Es war ein nur zu berüchtigtes Weib, das ein ſogenanntes Freudenhaus hielt. Gellerts Wuth kehrte wieder. „Gädike, ſchrie er, ich bitt' ihn um Gotteswillen, werf' er das Menſch zum Hauſe hinaus. Gleich, gleich!

Gädike machte Miene dazu, aber das Mädchen rief mit dem Muthe der Verzweiflung: Wie? Sind Sie der Mann, derſelbe Mann, der die Verſe machte:

> O Gott, wie muß das Glück erfreun,
> Der Retter einer Seele ſeyn!

Ich komme zu Ihnen, — ſie warf ſich wieder an dem Bette nieder, — ich flehe Sie an, meine Seele zu retten, mich vor den Nachſtellungen des Laſters zu ſichern, und Sie wollen mich ihm wieder ausliefern?

Nun, nun, ſagte Gellert beſchämt, ſetze ſie ſich nur wieder an ihren Platz. Wie kommt ſie denn zur Frau Müller, und was will ſie von mir?

Ach, rief ſie ſchluchzend, ich bin fremd; man hat mich betrogen, mich hierher geſchleppt. Ich bin entlaufen, — und nun erzählte ſie ziemlich verworren und unzuſammenhängend eine Geſchichte, die Gellert zwar weder rührte, noch überzeugte, ihm aber doch bewies, daß er ſie nicht allein ohne Gefahr für ſeinen Ruf aufnehmen könnte, ſondern daß es ihm Pflicht ſey: kurz, Gädike erhielt den Befehl, ſie in eine Bodenkammer zu führen, ihr ein Frühſtück zu geben und ſie — zu verſchließen.

Es geſchah. Gellert ſtand indeß auf und kleidete ſich halb weinend an, und immerfort murrend wider das Schickſal, das ihn armen Mann in ſolche Verlegenheiten ſetze. Er fand es endlich am beſten eine Freundin zu Rathe zu ziehen, klagte der Gräfin V** in einem langen Briefe was ihm widerfahren ſey und bat ſie, ihm beizuſtehn. Die Gräfin war eine etwas frömmelnde Frau, aber ſie dachte edel und beſaß vorzüglich eine ſehr dienſtfertige Freundſchaft gegen ihren hypochondriſchen Freund. Noch vor Abend ſtand ihr Wagen vor ſeiner Thüre. Jeannette wurde aus ihrer Bodenkammer erlöſt und nach dem Gute der Gräfin abgeführt.

Man hat Unrecht, daß man nicht auch eine Genialität des Herzens annimmt. Große Menſchen zeigen auch in ihren

Wohlthaten gewöhnlich einen lyriſchen Schwung: ſie begnügen ſich nicht, dem Unglücklichen ihre Hand zu reichen; ſie ziehn ihn an ihr Herz, und lehren ihn durch liebevolles Zutrauen, dieſes verdienen. Leider aber beſaß die Gräfin dieſe philantropiſche Genialität ſo wenig, als ihr Freund die dichteriſche. Sie handelte, wie Gellert Verſe machte: gut, leicht, einfach und elegant, aber nichts weiter. Kaum war Jeannette angekommen, ſo mußte ſie zum zweitenmale ihre Geſchichte erzählen, und wurde dann, bis auf weitere Berathung, mit einer Handarbeit in ein entlegenes Zimmer gewieſen, wo ein Kammermädchen ſie beobachten mußte.

Am folgenden Tage kam Gellert ſelbſt aus der Stadt. Der Pfarrer wurde geholt, und auch vor dieſem mußte die arme Jeannette ihr trauriges Schickſal wiederholen. Sie ſprach mit der äußerſten Zerknirſchung; und ihre Zuhörer lauſchten mit ſtrenger, richterlicher Miene, ob ſie ſich keiner Widerſprüche ſchuldig machte.

Jeannette war die Tochter eines reformirten Landgeiſtlichen vor den Thoren von M**. Ihre Mutter war frühe geſtorben; ihr Vater hatte ihr alſo eine Erziehung gegeben, welche er eine gute zu nennen beliebte, und die Nachbarn auch gefällig genug waren, dafür anzuſehn. Er hatte ſie in den gewöhnlichen weiblichen Arbeiten unterrichten laſſen, hielt ſie ſtrenge zum Kirchengehen an, mishandelte ſie bei der geringſten Kleinigkeit die ſie in der Wirthſchaft verſah, und ließ ſich jeden Abend von ihr ein Kapitel aus der Bibel vorleſen. Um die Bildung ihres Geiſtes bekümmerte er ſich übrigens nicht, und was ihre kindliche Liebe zu ihm betraf, ſo beruhigte er ſich dabei, daß ſie das vierte Gebot gelernt habe. Jeannette hatte indeß von der Natur einen lebhaften, wißbegierigen Geiſt und ein gefühlvolles Herz erhalten, und die Nähe der Stadt machte ihr es leicht, für beide, wenn auch nicht heilſame, doch unterhaltende Nahrung zu erhalten. Ihre ſtädtiſchen Geſpielinnen verſahen ſie mit Büchern, und indeß ihr Vater einen Herrn Confrater beſuchte oder kegelte, las ſie unermüdet, nur leider, alles was ihr in die Hände fiel: das galante Sachſen und die Pamela, den im Irrgarten der Liebe taumelnden Cavalier und die Schwediſche Gräfin. Gellerts, des damaligen Modeſchriftſtellers, Werke waren indeß ihre Lieblingslektüre: ſie wußte die meiſten ſeiner Fabeln und Lieder auswendig.

Die Folge von dieſer Lektüre aufs Gerathewohl, war — die gewöhnliche. Ihr Geiſt erhielt durch die Eindrücke ſo verſchiedener Art, Empfänglichkeit für alles, und für nichts eine beſtimmte Richtung. Ihre Phantaſie war mit wollüſtigen Bildern und ihr Gedächtniß mit Sittenſprüchen angefüllt. Sie räſonnirte über alles, und war eben daher zu allem zu überreden: was überhaupt mit den Halbgebildeten viel häufiger der Fall iſt, als mit den völlig Unwiſſenden. Dieſe laufen in dem Gängelwagen der Vorurtheile ſicher hin; jene ſind ihm entſprungen, ohne ihrer Füße Meiſter zu ſeyn und fallen über jeden Splitter im Wege. Das Taumeln ihres

Verſtandes raubt auch ihrem Charakter alle Beſtimmtheit. Begehen ſie heute eine edle Handlung? Schreibt ſie ja nicht ihrem Herzen zu: ſie folgten bloß einer zufälligen Phantaſie oder einem Sittenſpruch, der ihnen grade einfiel. Begehen ſie morgen eine Schändlichkeit? Haltet ſie nicht für ſchlechte Menſchen. Sie träumten oder vernünftelten nur ſchlecht.

Jeannette hatte ſich bis zu ihrem neunzehnten Jahre mit der ſtrengſten Sittſamkeit betragen, weil ſie in ihrem täglichen Zirkel nur an ihre Moraliſten erinnert wurde. Jetzt zeigte ſich eine Gelegenheit ihre Romanen-Ideen zu realiſiren, und ſie warf ſich mit eben der Bereitwilligkeit der Verführurg in die Arme.

Ein junger fremder Kaufmann, der ſich einige Wochen in M** aufhielt, lernte ſie auf einem Spaziergange kennen. Ihre Schönheit machte einen lebhaften Eindruck auf ihn; ſeine Zärtlichkeit auf ſie. Er bewarb ſich bei ihrem Vater und erhielt eine rauhe, abſchlägige Antwort, weil er ein Fremder und ein Lutheraner ſey: aber Jeannette — machte ſich gar kein Bedenken, als er weiter reiſte, mit zu gehn. Warum hätte ſie ſich auch bedenken ſollen? Sie wußte ja aus ihren Romanen, daß die Entführungen ſehr ſicher und angenehm ſind und ſich mit einer Ehe endigen, wenn das Frauenzimmer nur der Tugend treu bleibt. Sie verſprach ſich heilig dieſes zu thun, und hielt ihren Vorſatz bis — ſie am Abend nach der erſten Tagesreiſe im Schlafzimmer allein waren.

Nach acht Tagen war die Liebe des jungen Menſchen geſättigt und als Jeannette am neunten Morgen in Erfurt erwachte, erſtaunte ſie ſehr, ſich allein zu finden, und zu erfahren, daß ihr Begleiter weiter gefahren ſey. Man ſtelle ſich ihre Verzweiflung vor! Drei Tage brachte ſie bald in dumpfem Hinbrüten, bald mit lauten Klagen hin; am vierten entſchloß ſie ſich, ihrem Ungetreuen, von dem ſie ſich erinnerte gehört zu haben, daß er ſich in Leipzig einige Tage wenigſtens aufhalten werde, dahin zu folgen, aber zu ihrem Entſetzen bemerkte ſie, daß man ihre Dumpfheit benutzt hatte, ihren Geldbeutel zu ſtehlen. —

Mit lautem Schluchzen ging ſie zur Wirthin, um ihr ihr Schickſal zu klagen und ſie um Rath und Hülfe zu flehn. Die wackre Frau weinte mit ihr, erkundigte ſich äußerſt theilnehmend nach allen

Umſtänden, und wandte ſich dann mit einer bittenden Stimme an eine andere Frau, von ſehr ſtattlichem Anſehn, die ſich bei der ganzen Erzählung eben ſo innig gerührt gezeigt hatte: Sie ſuchten ja eine Geſellſchafterin nach Leipzig. Was meinen Sie zu dieſer Mamſell, Frau Müllern?

Frau Müller, die wir ſchon kennen, erbot ſich äußerſt bereitwillig Jeannetten einen Zufluchtsort zu geben; ja, ſie bezahlte ſogar ihre Rechnung im Wirthshauſe und reiſte denſelben Tag mit ihr nach Leipzig ab.

Jeannette war ſehr freudig überraſcht, als ſie am folgenden Abende vor einem artigen Landhauſe abſtieg, und Frau Müller ihr ſagte, ſie wären zu Hauſe. Sie ſah ſich um: da lag das ſehnlich verlangte Leipzig, wo ſie ihren Treuloſen wieder zu finden hoffte, und von dem er ihr ſo viel Schönes erzählt hatte. Sie trat ins Haus, und fand ein halbes Dutzend junger, ſehr geputzter Frauenzimmer, die ſie bewillkommten. Doch Frau Müller ließ ihr nicht Zeit nähere Bekanntſchaft zu machen. „Morgen, Kinderchen, morgen! Heut iſt Mamſell zu müde!“ ſagte ſie, und führte Jeannette in ein ſchön möblirtes Zimmer, wohin ſie ihr auch das Abendeſſen ſchickte, mit der Ermahnung, frühe zu Bette zu gehn. Mit heißen Thränen dankte Jeannette Gott, daß er ſie zu ſo vortrefflichen Leuten gebracht habe.

Am folgenden Morgen brachte Frau Müller ihr ein modiſches Negligé und forderte ſie auf, eine Promenade mit ihr zu machen, um die Stadt zu beſehen. Sie führte ſie an den beſuchteſten Orten herum, und überall fand ſie eine Menge Bekannten, die Jeannette betrachteten und ihr verſprachen, ſie bald zu beſuchen. Bei einem Hauſe blieb Frau Müller einen Augenblick ſtehen und ſagte: „Hier wohnt der Profeſſor Gellert. Ach das iſt ein vortreflicher Mann!“ Jeannettens ganze Phantaſie ward rege, bei dem Namen des Mannes, den ſie von allen mit ſo inniger Bewunderung hatte nennen hören, den ſie ſelbſt ſo ſehr bewunderte.

Ihre Freude in ſeiner Nähe zu ſeyn wurde durch das Mittagseſſen etwas herabgeſtimmt. Sie aß mit den übrigen Frauenzimmern, die ſehr unanſtändige Geſpräche führten und über ihre Verſchämtheit ſpotteten: ſie floh bald auf ihr

Zimmer. Gegen Abend führte Frau Müller einen Friſeur zu ihr, brachte ihr ein ſeidnes Kleid, und übernahm es ſelbſt ſie auszuputzen, weil ſie, wie ſie ſagte, Geſellſchaft erwarte. Eben war die hohe Friſur fertig geworden, eben hatte Frau Müller ihr, trotz ihres Sträubens, die vom Kummer etwas bleichen Wangen geſchminkt, als eine rauhe Männerſtimme vor der Thüre rief: „Beim Teufel, ich will ſie ſelbſt ſchon putzen! Ohne Reifrock iſt ſie mir lieber!“ Ein junger Menſch trat mit dem Hut auf dem Kopfe herein, und Frau Müller entfernte ſich lachend.

In der That zeigte er ſich ſehr willfährig, Jeannetten hülfreiche Hand zu bieten, aber ſie ſchrie voll Entſetzen, ſie wehrte ſich ſo muthig, daß er ganz erbittert fortging, die Wirthin zu rufen.

Jeannette benutzte dieſen Augenblick dazu, zum Fenſter hinaus zu ſpringen. Sie floh in dem luftigen Gewande, in dem wir ſie bei Gellert ankommen ſahen, in die Stadt und irrte in den Gaſſen herum, ohne bei der Dämmerung ſehr bemerkt zu werden. Sie fand einen Fuhrmannswagen: halb beſinnungslos kroch ſie hinein, und brachte die Nacht in demſelben zu. Gegen Morgen fiel ihr Gellert ein. Sie verließ ihren Zufluchtsort, fragte nach ſeinem Hauſe und — das Uebrige wiſſen wir.

Jeannette hatte ihre Erzählung ſo zuſammenhängend, mit ſo deutlichen Zeichen der Wahrhaftigkeit vorgebracht, daß ſie keinem Zweifel mehr unterworfen ſchien: doch Kinder Gottes ſollen klug ſeyn wie Schlangen. Es wurde beſchloſſen, daß der Pfarrer ihrem Vater ſchreiben, ihm die Schickſale ſeiner Tochter melden und ſo erkundigen ſolle, ob ſie die Wahrheit geſagt habe.

Er ſetzte ein ſehr wohlſtiliſirtes Schreiben, voll der erbaulichſten Kernſprüche auf, worin er dem geliebten Bruder in Chriſto meldete, ſein verirrtes Schaf ſei durch die Gnade Gottes von der Irrbahn zur Hölle gerettet worden: er möchte es abholen laſſen. In vierzehn Tagen erhielt er eine eben ſo ſalbungsvolle Antwort mit der Erklärung, der Herr Confrater wolle von der verlaufnen Dirne, die Gottes Gebot und ihren alten Vater ſo ſchmählich vergeſſen habe, nichts weiter wiſſen.

Jeannette hatte durch die gute Behandlung, die ihr im Hauſe der Gräfin nach ihrer allgemeinen Beichte widerfuhr, Muth geſchöpft. Sie ſelbſt ſchrieb izt an ihren Vater; ſie flehte mit ſo zärtlicher Kindesliebe, ſo rührend um ſeine Verzeihung: — der ehrliche Gellert zerfloß in Thränen, als er den Brief las, und entſchloß ſich, auch einen beizulegen, in welchem er dem Paſtor das Gewiſſen ſchärfte, über die Art, wie er Jeannetten erzogen habe, über ſeine Weigerung, ſie an einen Lutheraner zu verheirathen, über ſeine Hartherzigkeit. — Das wirkte. Der Vater ſchrieb, nicht ſeiner Tochter, ſondern Gellerten: aus Rückſicht auf den berühmten Herrn Profeſſor, wolle er ſein Kind wieder annehmen. Sie möge kommen. Indeß hatte die Gräfin Jeannetten ſo lieb gewonnen, daß ſie ſie als Geſellſchafterin bei ſich behielt und nach zwei

Jahren mit ihrem Verwalter verheirathete.

Dieſe Begebenheit gab reichen Stoff zum Geſpräche, vorzüglich dasjenige, was der Verfaſſer über Jeannettens' Bildung geſagt hatte. Wir unterſuchten, ob es überhaupt gut ſei, junge Frauenzimmer leſen zu laſſen. Wir waren eben zu dem Reſultate gekommen, daß ſelbſt wiſſenſchaftliche Bildung an einem Frauenzimmer etwas ſehr Wünſchenswerthes ſei, in ſo fern ſie dazu diene, ſie ihre Weiblichkeit auf eine geiſtvollere Art äußern zu laſſen, ſie zarter fühlen zu lehren und ihre Unterhaltung anziehender zu machen, — als Herr V** uns zur Ordnung rief, durch die Bemerkung: die Türkiſchen

Frauenzimmer könnten gar nicht leſen und ſeien in den Harems eingeſchloſſen. Die Wirthin winkte mir —

Was ich der Geſellſchaft erzählen will, ſagte ich, iſt vielleicht ein guter Commentar zu dem, was man eben über die weibliche Bildung geſagt hat: es iſt die Heirathsgeſchichte eines meiner Freunde, der in acht Tagen ſeine Hochzeit feiert.

Er hatte im vorigen Winter auf einem Balle ein junges Frauenzimmer geſehn, deren reizende Geſtalt ihn beim erſten Blicke einnahm. Er ſuchte ins Geſpräch mit ihr zu kommen, und fand das Wenige, was ſie ihm in dem Geräuſche ſagen konnte, ſo gewählt, ſo fein und geiſtreich: ſein Herz war hin. Bei einer nähern Erkundigung erfuhr er, daß ſie in jeder äußern Rückſicht eine Partie wäre, auf die er mit Klugheit Anſpruch machen könnte, und kaum war der Frühling da, ſo erſann er ſich ein Geſchäft in der Nähe des Landſitzes, den ihre Familie bewohnte, und beſuchte ſie.

Den Inſtinkt wenigſtens, raubt die Gelehrſamkeit den Mädchen nicht, beim erſten Blicke zu wiſſen, was es eigentlich ſei, das dieſer oder jener junge Mann ihnen anſinnen wolle. Ida merkte ſchnell, worin das Geſchäft des Fremden eigentlich beſtehe, und da er ihr ſehr gefiel, beſchloß ſie, ſich ihm von einer recht glänzenden Seite zu zeigen. In der That, er erſtaunte, als er ſie den erſten Abend faſt von allem was unſre Literatur, oder die Engliſche und Franzöſiſche, ſelbſt die Italieniſche, Schönes und Großes hat, mit feinem Geſchmack und großer Kenntniß ſprechen

ſprechen hörte. Mit warmer Ehrfurcht küßte er ihr beim Weggehn die Hand, und erhielt von den heimlich ſchon verſtändigten Eltern die Einladung, ſo lang' er in der Gegend bliebe, ihr Haus täglich zu beſuchen.

Mit welchem Entzücken benutzte er dieſe Erlaubniß am folgenden Tage! Er ging ſchon Vormittags hin und blieb bis nach dem Abendeſſen. Ida's Unterhaltung war ſo glänzend, als am erſten Tage: ſie recitirte Gedichte; ſie wußte die brillanteſten Bonmots der berühmteſten witzigen Köpfe, ſie ſagte ſelbſt oft manche, die einen ſehr feinen Stachel hatten. Dieſer Tag verging ihm eben ſo ſchnell, als der erſte: indeß fühlte er beim Zuhauſegehn nicht mehr das geſtrige Erſtaunen; er bewunderte das Frauenzimmer aber noch lebhaft. Am dritten Tage war Ida, wo möglich, noch witziger, lebhafter, kenntnißreicher als am erſten. Das Geſpräch kam auf Petrarka: ſie fällte ein ſehr eigenthümliches Urtheil über dieſen Dichter, der wie ſie ſagte, die Empfindung als Künſtler ſo vortreflich zu behandeln gewußt, daß er ſie gewiß nicht ſelbſt beſeßen habe. Sie erklärte einige ſchwere Stellen ſeiner Sonnette. —

Wie wenig hochberühmte Gelehrte, dachte mein Freund, kommen dieſem Frauenzimmer an reifer Kenntniß bei! aber zu gleicher Zeit konnte er ſich nicht auch dieſes Gedankens erwehren: heirathet man, um einen Profeſſor im Hauſe zu haben, oder um ſich der Zärtlichkeit eines geliebten Mädchens zu erfreuen? —

In dieſem Augenblicke rollte ein Knäuel

vor ſeinen Füßen hin. Er hob ihn eilend auf, und folgte dem Faden mit dem Auge: der Knäuel gehörte zu dem Strickwerke, mit dem Beata, eine Couſine der glänzenden Ida, am Fenſter ſaß, und ſchwieg. Mein Freund hatte bis jezt nicht Zeit gehabt, ſie zu bemerken: aber indem er ihr ſeinen Fund überreichte, betrachtete er ſie. Sie beſaß nicht den blendenden Teint, das große, feurige Auge ihrer Geſpielin, nicht den hohen, nymphenhaften Wuchs: aber in ihrem ſanften Auge, aus allen Mienen ihres lieblichen Geſichts, ſprach jungfräuliche Schüchternheit und leiſes Gefühl. Er konnte ſich nicht enthalten, nach einigen Minuten wieder einen Blick auf ſie zu werfen: ſie hatte mit wohlgefällig betrachtendem Auge auf ſeinem Geſichte geruht und ſah itzt betroffen nieder. Ida ging hinaus um eine elegante Ausgabe des Petrarka zu holen, die ſie ihm zeigen wollte. Jetzt redete er Beaten an: ſie antwortete erröthend und leiſe, aber auf eine Art, die ihm verrieth, daß auch ſie ſehr gebildet ſei: — und doch hatte ſie bis jetzt noch kein Wort geſagt, ihre Kenntniſſe zu zeigen. Mein Freund wollte ihr ſeine Bewunderung darüber beweiſen, als ſie abgerufen wurde, ein häusliches Geſchäft zu beſorgen.

Nach Tiſche machte er mit den beiden Frauenzimmern einen Spaziergang. Nicht ſehr weit vom Hauſe fanden ſie einen Menſchen, den ſeine Kleidung als einen reiſenden Handwerker ankündigte, dem Anſcheine nach todt, in einem Graben liegen. Sie erſchracken, ſie verſuchten ihn zu ermuntern: umſonſt! Ida brach in lebhafte Deklamationen aus. Sie ſchilderte den Schrecken und den Gram ſeiner Familie, die, vielleicht ſehr weit von hier, Jahrelang umſonſt einer Nachricht von ihm entgegen ſehn würde; ſie malte die Empfindungen des Menſchen ſelbſt, mit denen er hier, entfernt von allem Troſt und aller Hülfe, unter freiem Himmel zum Sterben niedergeſunken ſeyn mochte. —

Mein Freund ward tief erſchüttert. — Aber, ſagte er endlich, wer weiß ob er todt iſt. Laſſen Sie uns Hülfe ſuchen. Ida verſicherte, daß ihre Eltern mit Freude die Pflichten der Humanität erfüllen würden, und ſie wandten um, nach Hauſe. Sie hatten indeß kaum zweihundert Schritte gemacht, als ſie Beaten erblickten, die mit einer Flaſche Wein in der Hand und zwei Bedienten hinter ſich, ſchon zurückkam. Sie kniete ſelbſt neben dem Ohnmächtigen nieder, beſtrich ihm die Schläfe mit Riechwaſſer: er erholte ſich. Sie ſchenkte ihm ein Glas Wein ein, das er begierig austrank. Er deutete nieder auf ſeinen Fuß: er war gebrochen. Beata ließ den Menſchen von den Bedienten aufheben und forttragen, und ermahnte ſie unaufhörlich, ihm nicht wehe zu thun. — Sie kehrte nicht eher zur Geſellſchaft wieder, bis er verbunden und zu Bette gebracht war. Mein Freund konnte ſich nicht enthalten, ihr mit einem zärtlichen Handkuß ſeine Verehrung zu bezeigen. Beata erröthete vor Vergnügen, und Ida, welche den Vorgang bemerkt hatte, vor Verdruß.

Es war Beſuch gekommen. Um den Abend zu verbringen, ſchlug man das Pantomimenſpiel vor. Ida deklamirte laut dagegen, daß man zum Spiele ſeine Zuflucht nehmen ſolle, als wenn man nicht im Geſpräche hinlänglich Unterhaltung finden könnte. Die meiſten Stimmen ſiegten indeß und man ſetzte ſich im Kreiſe hin. Einer von der Geſellſchaft mußte ſich entfernen: man erſann eine Aufgabe, die er ſchweigend errathen und ausführen mußte. Das ſchnellere oder langſamere Klopfen mit einem Schlüſſel zeigte ihm, ob er ſich dem Errathen nähere.

Ida ſchlug die witzigſten Aufgaben vor, und gewöhnlich nahm die Geſellſchaft ſie an. Beata hatte zwar auch einmal einen Vorſchlag thun wollen, ihn aber mit ihrer leiſen Stimme nicht halb vollenden können. Jetzt traf ſie die Reihe hinauszugehn, und Ida erſann eine Aufgabe, die eine verſteckte Spötterei auf ihr Benehmen mit dem Reiſenden und auf meines Freundes Rührung darüber, enthielt.

Beata trat herein und errieth nach und nach, daß ſie einen Arzneilöffel, der ſich auf dem Fenſter befand, nehmen, ein daneben liegendes Pulver hineinſchütten, Waſſer dazu gieſſen, es mit dem kleinen Finger umrühren ſollte. — Am ſchwerſten zu errathen ſchien es ihr, wem ſie die Medizin reichen ſollte; vielleicht weil ſie ihre Couſine nur zu gut verſtand. Sie ging in der ganzen Geſellſchaft herum, ehe ſie ſich entſchließen konnte, den Löfel meinem Freunde zu bieten. Sie that es mit ſchüchternem Zittern, und mein Freund, voll Entzücken über das Zartgefühl des

Mädchens und über die Grazie mit der ſie die Aufgabe erfüllt hatte, griff eilend zu und leerte den Löfel: ſie hatte ja das Pulver eingerührt; was kümmerte es ihn, was es ſei! Die ganze Geſellſchaft brach in ein lautes Gelächter aus, aber indeß man ihn mit Neckereien beſtürmte, wandte ſich Beata, glühend vor Ueberraſchung und ohne Bedacht, nach dem Glaſe Waſſer, füllte den Löffel von neuem, und verſchluckte ſo den Ueberreſt des Pulvers und — hätte den Augenblick darauf vor Schaam in die Erde ſinken mögen.

Waren die beiden Leutchen in dieſem Augenblicke nicht ſchon verlobt? Hatten ſich nicht ihre Herzen heiße Liebe geſtanden, gemeinſchaftliches Tragen jeden Schickſales verſprochen? —

Glücklicher Weiſe hatte, meinen Freund

ausgenommen, niemand in der Geſellſchaft Beatens Uebereilung bemerkt. Sie zog ſich in den entlegenſten Winkel des Zimmers zurück, und wagte den übrigen Abend hindurch vor Beſchämung nicht ihre Augen aufzuſchlagen. Auch mein Freund war ſtumm, aber vor Entzücken.

Am folgenden Tage reiste er ab, und in der folgenden Woche warb er durch einen Brief um Beatens Hand. Sie ward ihm bewilligt, und, wie geſagt, in acht Tagen —

Alſo, ſagte die Wirthin, ein Knäuel und ein Pülverchen haben eine, wie ſich hoffen läßt, glückliche Ehe geſchloſſen. Wahrlich das waren wichtige Kleinigkeiten! Wer weiß, in welchem Winkel das künftige Schickſal unſers Lebens vielleicht jetzt an einem Spinngewebe hängt.

Wundern Sie Sich darüber nicht, ſagte Herr G**, froh daß er einen Uebergang zu der Geſchichte gefunden hatte, die er erzählen wollte. Die Begegniſſe einzelner Menſchen ſind doch immer nur Kleinigkeiten: aber ſollten Sie es glauben, daß die gegenwärtige Geſtalt der katholiſchen Kirche, vielleicht des größten Theiles von Europa, bloß dadurch beſtimmt wurde, daß ein kleiner franzöſiſcher Abt, ich weiß nicht in welchem Jahre, nicht zwei Minuten ſpäter vor einer Maulthiertreiberſchenke hinter dem Campo Vaccino zu Rom, aus ſeinem Wagen ſtieg?

Wir baten ihn lachend, uns dieſe Merkwürdigkeit mitzutheilen, und er fing an:

Braſchi's Weg zur päbſtlichen Würde.

Eine Erzählung, die ich für wahr halte *).

Dem Ex-Marquis von L** verdanke ich ſehr viel. Er vorzüglich hat mir meinen kurzen Aufenthalt in Paris angenehm gemacht. Die öffentlichen, die allbekannten Vergnügungen, Merkwürdigkeiten und Männer aufzuſuchen, überließ er mir ſelbſt: aber faſt jeden Tag lehrte er mich einen von jenen Gegenſtänden kennen, die unter der Hülle der Alltäglichkeit verſteckt, gewöhnlich den flüchtigen Blick der

---

*) Wenigſtens zum Theil, denn freilich widerſpricht ſie in manchen Stücken den Lebensbeſchreibungen Pius des Sechſten.

Reiſenden nicht an ſich ziehn, und doch unendlich intereſſanter ſind, als alles was vor dem Auge der Welt zur Schau liegt; oder er verſchaffte mir die Bekanntſchaft eines Mannes, der die unbemerkte Hauptrolle bei einem wichtigen Ereigniß geſpielt hatte, ohne jemals von den Zeitungen genannt zu werden.

Eines Abends führte er mich in einen Zirkel, der im Hauſe des ehemaligen Grafen d'A** zuſammen zu kommen pflegte. Es wurde von der Phyſiognomik geſprochen. —

„Ein nichtsſagendes Geſicht? fragte der Marquis. Für den Augenblick haben Sie Recht; aber es iſt nicht ſtumm, es ſchweigt nur. Ueberhaupt, daraus daß ein Geſicht nichts ſagt, folgt nie, daß es nichts ſagen *könne*. Betrachten Sie Sich einmal den guten alten Abbé dort, deſſen untere Kinnlade immer wieder vom übrigen Geſichte wegſinkt, ſobald er einen Augenblick zu kauen vergißt, und der ſo gedankenlos im Feuer zu ſtören ſcheint. Was denken Sie von deſſen Phyſiognomie?“

„Nun, die mag wohl, ſo lang er ſie hat, eine taubſtumme geweſen ſeyn.“

„Das iſt ſie ſelbſt jetzt noch nicht. Sie ſollten ihn nur erzählen hören, wie er Braſchi zum Pabſte gemacht hat: dann glühen ſeine rothen Augen von ſchalkhafter Freude, und jeder Muskel ſeiner ſchlaffen Wangen ſchwillt von Ausdruck.“

„Braſchi zum Pabſte gemacht? Sie ſetzen mich in Erſtaunen!“

„Was ich Ihnen ſage! Kommen Sie, wir wollen ihn ſchwatzen laſſen.“ —

Wir ſetzten uns zu ihm; der Marquis ſagte ihm einige Schmeicheleien über die Schönheit und den Einfluß; die er in ſeiner Jugend gehabt hatte: der Alte nickte vergnügt dazu, und in einer Viertelſtunde hatten wir ihn ſo weit gebracht, daß er ſeine Geſchichte anhub.

Sie wiſſen, ſagte er zum Marquis, daß der Cardinal Bernis und ich, Jugendfreunde waren. Es gab eine Zeit da wir darbten: aber wir darbten gemeinſchaftlich und liebten uns um deſto inniger. Einſt ſchworen wir einander, wer zuerſt ſein Glück machte, ſollte es ſeine wichtigſte Angelegenheit ſeyn laſſen, auch den andern vortheilhaft zu ſetzen. Dem Cardinal gelang es zuerſt, und er hielt Wort. Er brauchte ſeinen Einfluß bei Hofe dazu, mich mit geheimen Aufträgen und einem reichlichen Gehalte, nach Rom ſchicken zu laſſen.

Ich war jung, wohlgewachſen, lebhaft; vielleicht wirkten auch meine geheimen Empfehlungsſchreiben dazu: kurz, ich wurde bald in den glänzendſten Zirkeln Roms wohlgelitten und einheimiſch. In einem derſelben lernte ich den Cardinal R—o kennen: einen Mann von Geiſt und der, ich verſichere Sie, auch einen ſehr ſelbſtſtändigen Charakter gehabt hatte, ehe er Cardinal wurde; aber die Größe, leider! die Größe wirkt gemeinhin wie die Waſſerſucht: die Haut dehnt ſie aus, und Muskeln und Mark zehrt ſie weg!

Alſo, ich lernte den Cardinal kennen; ich gefiel ihm, und er beſtand darauf, daß ich in ſein Haus ziehn und die Aufſicht

ſicht über ſeine Bibliothek führen ſollte. Ich willigte mit Freuden ein, und daß ich keines Gehaltes bedurfte, gab mir die Rechte eines Freundes bei meinem Patrone, und da ich nicht Cardinal, ſondern bloßer Abbate war, alſo noch meine volle Spannkraft beiſammen hatte, war ich in kurzem der Herr meines Herrn. Wenn ich es etwas vorſichtig einleitete, konnte ich ihn thun laſſen, was mir beliebte.

Eines Tages, da ich in das Kabinet des Cardinals gehen wollte, hörte ich ihn mit gellender Stimme ſchreien: „Packt euch zum Henker! Fort! Oder ich laſſe euch zum Fenſter hinauswerfen!“ Die Thüre flog auf, ein junger Menſch ſtürzte in ſolcher Verwirrung heraus, daß er ſich an zwei oder drei Thüren verſuchen mußte, ehe er den wirklichen Ausgang fand, und Schimpfworte von der kräftigſten Art ſchallten ihm aus dem Cabinette nach. Beim erſten Blicke intereſſirte mich der Jüngling. Er hatte eine der ſchönſten Geſtalten, die ich jemals geſehn habe, und ſeine Beſtürzung, ſein Erröthen, machte ſeine Schönheit noch anziehender. Ich wies ihn höflich zurecht, und ging dann zu meinem Herrn.

Ich fand ihn im äußerſten Zorn. „Stellen Sie Sich vor, rief er mir entgegen, da kommt ſchon der fünf und zwanzigſte oder dreißigſte Vetter, ſeitdem ich Cardinal bin, und hofft der Herr Onkel werde ſich für ihn verwenden, ihn unterſtützen, ihm eine Carriere machen. So viel ich weiß, hab' ich keinen Verwandten auf der Erde; ich weiß kaum meine

Vaterſtadt zu nennen: aber jeden Tag faſt läuft mir ſo ein Laffe ins Haus, bringt einen Brief von der Frau Mama, oder von weiß der Himmel wem? und ich ſoll gleich bereit ſeyn, meinen Einfluß zu verſchwenden.“

Ich geſtand ihm zu, daß dieſe Art, den Schutz eines großen Mannes zu ſuchen, ſehr zudringlich ſey.

„Und wenn man noch Ehre mit den Burſchen einlegte! Aber zwei mit denen ich's verſuchte, mußte ich beinahe fortjagen. Ich war froh, daß ich ſie nach einem halben Jahre in einer Provinz anbringen konnte.“

Ich merkte an, daß dieſer junge Menſch ſehr ſchön ſei. Er geſtand es zu. — Daß er ein ſehr geiſtreiches Auge habe: er glaubte es mir. Lachend ſetzte ich hinzu:

Schade daß Ew. Eminenz durch mislungene Verſuche ſchon abgeſchreckt ſind, ſonſt, glaube ich, wär' ein ſchöner und geiſtreicher Neffe ein Werkzeug, das ſich gelegentlich gut brauchen ließe.

„Ja wohl!“ ſagte der Cardinal und ſchien nachzudenken.

In eben dem leichten Tone fuhr ich fort, von den Hoffnungen, dem Herzklopfen zu ſprechen, mit welchen der Jüngling zu ihm gekommen ſeyn möchte; von den Erwartungen, mit denen ſeine Familie jetzt den Nachrichten von ſeinem Empfange entgegen ſähe: ſie hatte vielleicht ihre letzten Kräfte aufgeboten, ihn zu dem wichtigen Zuge auszurüſten, der das Glück ſeines ganzen Lebens beſtimmen ſollte. —

Der Cardinal war im Grunde, was

die heftigen Menſchen immer zu ſeyn pflegen, ſehr gutherzig: zuweilen ſchämte er ſich nur, es ſehen zu laſſen. Meine Schilderungen rührten ihn.

„Hören Sie, ſagte er vertraulich, es thut mir doch leid, daß ich den jungen Menſchen ſo übereilt fortgejagt habe. Ich hätt' ihn doch erſt anhören ſollen!“

Wenn Ew. Eminenz erlauben, ſagte ich, ſo will ich ihn aufſuchen und ihn vorläufig prüfen. S'il y a de l'étoffe! *)

„Ja, lieber Düfour, rief er fröhlich, s'il y a de l'étoffe, ſo wollen wir ſehen, was für ihn zu thun iſt.“ —

---

*) Ich behalte den Ausdruck des alten Franzoſen bei, wieder in der Hofnung, daß die Herren Puriſten nicht bloß die Naſe rümpfen, ſondern auch geſchwind eine teutſche Phraſe machen werden, die daſſelbe mit eben ſo viel Beſtimmtheit und Zierlichkeit ſagt.

Ich ging und ſagte leiſe zu mir ſelbſt: Es iſt doch ein treffliches Ding, wenn die Großen noch die menſchliche Schwachheit haben, die wir Herz nennen. Dann mögen ſie ſeyn wie ſie wollen: es finden ſich immer noch Mittel, ſie thun zu laſſen, als wären ſie gut.

Es hielt nicht ſchwer, den jungen Fremdling auszuforſchen. Auch an den Haushofmeiſter des Cardinals hatte er einen Brief gehabt, aber der ſchlaue Italiener hatte ſich wohl in Acht genommen, den Beſchützer zu ſpielen, ehe er die Geſinnungen ſeines Herrn wußte. Er konnte mir indeß das Abſteigequartier des Jünglings nachweiſen. Es war eine Fuhrmannsſchenke hinter dem Campo Vaccino.

Der Wirth machte große Augen, als

er die Kutſche des Cardinals vor ſeiner Thüre halten ſah. Der junge Fremde ſtand vor derſelben, und hatte eben den Zügel ſeines kleinen Pferdchens gefaßt, um aufzuſitzen und nach Ceſena zurückzukehren; — zwei Minuten ſpäter, ſo ſprengte er davon, wurde nicht Pabſt und — tauſend politiſche Ereigniſſe der letzten zwanzig Jahre hätten eine ganz andere Wendung genommen.

Ich bat ihn, noch einmal mit mir ins Haus zu gehen; er führte mich in einen kleinen Garten hinter demſelben, wo wir auf und abgingen, obgleich wir bei jedem zehnten Schritte wieder umkehren mußten. Ich bedauerte, daß er den Cardinal grade in einer ſo verdrießlichen Stimmung gefunden hatte; ich erkundigte mich nach ſeiner Familie: — Er wußte mir es wahrſcheinlich zu machen, daß er wirklich ein Verwandter des Cardinals ſei; übrigens war er der Sohn einer ziemlich unbegüterten adlichen Wittwe zu Ceſena, die ſich faſt über Vermögen angeſtrengt hatte, ihm eine gute wiſſenſchaftliche Bildung geben zu laſſen.

Ich brachte die Rede auf die Wiſſenſchaften; ich fand daß er ſehr viele Kenntniſſe aufgeſammlet hatte, obgleich er ſelbſt wohl ſchwerlich im Stande ſeyn würde, die Summe der Wahrheiten durch neue Entdeckungen zu vermehren: kurz, daß ſein Kopf ein vortrefliches Waarenlager ſei, aus dem ſich bei Gelegenheit viel gute Dinge hervorlangen lieſſen, die — man hineingelegt hatte, in denen aber kein Hälmchen ſelbſt aufſprießte; — und daß er wahrſcheinlich jede aufgegebene Rolle gut und um ſo beſſer ſpielen werde, da er Verſtand genug hatte, einzuſehen, wie ſie genommen werden mußte, aber nicht Geiſt genug, ſich ſelbſt eine zu entwerfen. — Ich umarmte ihn und bat ihn, wenigſtens noch ein Paar Tage zu verziehen.

„Nun? rief der Cardinal mir entgegen, als ich in ſein Cabinet trat; Y a-t-il — — ?“

Und von der beſten Art! ſagte ich. Ich ſtattete ihm einen höchſt vortheilhaften Bericht von unſerer Unterredung ab. Der Cardinal hatte über gewiſſe Punkte der Religion ſeine beſondern Anſichten. Ich ließ einige Wendungen einfließen, die zu verſtehen gaben, der junge Menſch ſei völlig eben der Meinung als Se. Eminenz: mehr brauchte es nicht, den Cardinal zu überzeugen; daß er einer der beſten Köpfe Italiens ſei. Er befahl ſogleich, ihn auf den folgenden Mittag zu Tiſche zu bitten. Ich ſchickte ihm einiges Geld, bat ihn, ſeinen Aufzug ſo elegant als möglich zu machen, und am folgengenden Tage erſt zu mir zu kommen, ehe er zum Cardinal ginge.

Er kam. Ich unterrichtete ihn von den theologiſchen Bedenken ſeines neuen Gönners und von dem Betragen daß er zu beobachten habe. Alles ging vortreflich. Es war eine glänzende Verſammlung, vorzüglich von fremden Geſandten, beiſammen. Der Cardinal ſtellte ihnen den jungen Braſchi, als ſeinen Neffen, vor; man überhäufte dieſen mit Complimenten, und jede Achtungsbezeigung die er erhielt, war dem angeblichen Oheim ein neuer Beweis von den Verdienſten des jungen Menſchen. Zehnmal drückte er mir die Hände dafür, daß ich ihn abgehalten hatte, dieſen Schatz ungeprüft von ſich zu weiſen. Er war faſt außer ſich, beſonders da Braſchi nichts Angelegeners hatte, als die Glaubensſätze Sr. Eminenz zur Schau zu tragen.

Nach einigen Tagen ſprach der Cardinal dem Pabſte von dem ſeltnen Funde den er gethan hatte, und bat um eine Verſorgung für ſeinen Neffen. Benedikt achtete den Cardinal und fürchtete ihn: aber in der Geſchwindigkeit wußte er keine andere Stelle für den Empfohlnen, als die ſeines Hutträgers. Er bot ſie ihm an, und, obgleich R—o dieſe Stelle eigentlich für ſeinen Verwandten zu gering hielt, nahm er ſie doch vorläufig an, und Braſchi zog in den Vatikan.

Es giebt Menſchen, die den Vögeln gleichen: öfnet den Käfig oder ſchneidet den Faden ab, der ſie an den Boden heftet und ſie ſchwingen ſich unaufhaltſam empor. Es giebt andere, die den Federbällen ähnlich ſind: leicht genug ſind ſie zum Fliegen, aber ſie müſſen geworfen werden. Braſchi gehörte zu den letztern. Seine Stelle gab ihm den Rang eines Weihbiſchofs; aber er war ſchon ſechs Monate Hutträger, ohne daß man an ſeine Beförderung dachte. Er wäre es wahrſcheinlich noch zehn Jahre geblieben, wenn man ihn ſich ſelbſt überlaſſen hätte. Dem Cardinal waren andre Angelegenheiten vor itzt wichtiger: aber ich wollte meine Mühe nicht verloren haben. Ich ſetzte mir vor, Braſchi ſolle ſteigen. Einfluß am päbſtlichen Hofe hatte ich nicht: aber ich kannte die Verhältniſſe deſſelben und — die Schwächen der Großen, oder vielmehr der Vornehmen.

Auf meinen Rath wandte Braſchi ſeinen ganzen Geldvorrath auf, ſich eine Menge Folianten und Quartanten anzuſchaffen. Sie wurden in Schränken aufgeſtellt, auf den Tiſchen und Stühlen umhergelegt: den ganzen Tag ſaß er bei ihnen, und in der Nacht brannte unaufhörlich eine helle Studirlampe neben dem Fenſter ſeines Zimmers, das am meiſten geſehen wurde. In kurzem ſtand mein Schützling in dem Rufe hoher Gelehrſamkeit: aber freilich das macht keine Carriere. Dazu mußten ganz andre Triebfedern in Bewegung geſetzt werden. Welche? Sie werden ſehen!

Eines Tages, da Braſchi die Reihe

traf, mit Sr. Heiligkeit ſpazieren zu fahren, ſaß der Pabſt ſchon in der Kutſche und ſein Hutträger fehlte noch. Man ſchickte herum, man rief: umſonſt! Endlich eilt der Maggior-Domo ſelbſt hinauf in Braſchi's Gemach, und findet ihn ſo vertieft in einen ungeheuren Folianten, daß er ihm laut zuſchreien muß, ehe er ihn hört. Braſchi iſt beſchämt, macht tauſend Entſchuldigungen, ſtürzt die Treppen hinab, und nimmt ſeinen Platz im Vordergrunde der Kutſche ein, den päbſtlichen Hut auf den Knieen.

Nach vier Tagen, da es wieder an ihm iſt, mitzufahren, hat man die Vorſicht, ihn rufen zu laſſen, ſobald der Pabſt hinabgehen will: aber ſo oft man es unterläßt, wird die alte Scene wiederholt. Endlich verliert der Maggior-Domo die

Geduld; auch dem heiligen Vater iſt es zuwider, ſo oft auf ſeinen Diener warten zu müſſen. „Aber wie iſt es denn mit dem Menſchen, daß er ſich ſo nachläſſig benimmt?“ fragt er den Haushofmeiſter. „Ach, antwortet dieſer mit Achſelzucken, das iſt ein Gelehrter! Wenn er bei ſeinen Büchern ſitzt, vergißt er Himmel und Erde und hört den Donner nicht!“ — „So? ſagte der Pabſt; der Menſch muß fort!“

Jemand gradehin zu verabſchieden, war in dem päbſtlichen Haushalt nicht Sitte, und mit dem Neffen des Cardinals N—o glaubte man nicht den Anfang machen zu dürfen. Man wählte alſo einen ſchonendern Ausweg.

Das nächſtemal da Benedikt den Cardinal wiederſah: Warum verſchwiegen Sie mir, ſagte er zu ihm, daß Ihr Vetter ein ſo großer Gelehrter iſt? Da freilich iſt er als Hutträger nicht an ſeinem Platze. Ich habe ihm einen ſchicklichern ausgeſucht! — Er übergab dem Cardinal die Beſtallung Braſchi's zum Sekretär der Apoſtoliſchen Kammer.

Das war ein wichtiger Vorſchritt, aber doch nur ein Schritt, keine Carriere, und des ehrlichen Braſchi Schwerkraft brachte ihn ſogleich wieder zum Stillſtehn. Ich wußte ihm nicht zu rathen, denn die einzige Art der Auszeichnung, zu der er mir fähig ſchien, nehmlich durch Untauglichkeit, half hier nichts. Man gab ihm keine Geſchäfte, alſo bemerkte man auch nicht, daß er nichts that.

Der Tod kam ihm zu Hülfe. Benedikt ſtarb und Clemens XIII ließ es ſich angelegen ſeyn, die Sekretäre, die jener ange-

angeſtellt hatte, zu entfernen, das heißt, zu befördern. Braſchi als der unſchädlichſte und, durch ſeine Verwandſchaft, bedeutendſte, wurde Auditor der päbſtlichen Kammer, und da man hier bald einen thätigern Mann brauchte, Schatzmeiſter.

Als ſolchen beſucht' ich ihn nach langer Zeit wieder. Er umarmte mich mit Zärtlichkeit; er überhäufte mich mit Dankſagungen. — „Ihre Würde, ſagte ich zu ihm, führt freilich zum Cardinalshut, aber um dieſen zu erlangen, bedürfen Sie den Schutz eines Hofes. Mit welchem ſtehn Sie in Verbindung?“

Er war in allen ſeinen bisherigen Stellen dem Charakter der Unbedeutendheit ſo treu geblieben, daß ſich kein Hof ſehr um ihn bekümmert hatte und er ſelbſt war zu träge und unbeholfen geweſen, Verbindungen zu ſuchen. Nach vier Wochen brachte ich ihm die Zuſicherung einer geheimen Penſion und Inſtruktionen von Verſailles.

Das war das letzte, was ich für meine Puppe thun konnte, da ich bald nach Frankreich zurückkehrte: aber die Anknüpfung jener Verbindung war entſcheidend für ihn. Bloß aus Rückſicht auf den König von Frankreich, machte ihn Clemens XIV im Jahr 1772 zum Cardinal, und das Zutrauen, daß er als Pabſt eben ſo folgſam und unbedeutend bleiben würde, als bisher, erhob ihn auf den heiligen Stuhl.

Nach Clemens des XIV Tode, war das Conclave in die Parteien der Bourboniſchen Höfe und der Zelanti getheilt, welche die Herſtellung der Jeſuiten forderten. Bernis war das Haupt der Erſtern. Als er nach Rom kam, beſuchte er jedermann, nur Braſchi nicht. Dieſer fuhr bei ihm vor und wurde nicht angenommen. Sie trafen in Geſellſchaften zuſammen: Bernis bezeigte ihm ſeine Geringſchätzung. Braſchi war alſo bei dem franzöſiſchen Hofe in Ungnade gefallen; man rechnete ihn zur Partei der Zelanti, ohne daß dieſe viel an ihm gewonnen zu haben glaubte.

Mehrere Monate lang kämpften die Parteien mit einander: keine vermochte eine Wahl zu erzwingen. Endlich fiel es den Zelanti ein, zur Abwechſelung Braſchi ihre Stimme zu geben; ſie waren überzeugt, die Gegenpartei würde die Wahl verhindern. Sie betrogen ſich. Bernis trat ihr mit ſeinen Anhängern ſogleich bei, und ging unmittelbar nachher zu Braſchi, um ihm dieſe Erhebung anzukündigen und ſein Benehmen zu erklären.

Und Sie? fragte ich, ſetzten Sie Ihre Verbindung mit dem heiligen Vater nicht fort.

O ja, ſagte der Abt; ich wünſchte ihm ſchriftlich Glück, und erhielt eine herzliche Antwort, voll Erinnerungen an die Dienſte, die ich ihm geleiſtet hatte, voll Dankſagungen, aber keine Einladung nach Rom. Zwei Jahre nach einander ſchrieb ich ihm zum Neuenjahre, und der Pabſt antwortete mir eigenhändig. Im dritten Jahre hatte die Größe gewirkt: ich erhielt aus der Haus-Canzellei einen Brief, der mit dem Apoſtoliſchen Gruße anfing und mit dem päbſtlichen Segen ſchloß, — und ich ſchrieb nicht wieder.

Aber, fuhr ich fort, Sie, der Jugendfreund des Cardinal Bernis, Sie, der einen Pabſt gemacht hat: wie kommt es, daß Sie — —

„Sie meinen, warum ich es nicht weiter brachte, als zum Abt? — Ja!“ — Er ſchwieg mit einem bedeutenden Wiegen des Kopfes. Auf ſeinem Geſichte lag deutlich das Bewußtſeyn verkannten Verdienſtes. —

Ich will es Ihnen erklären, ſagte der Marquis, indem wir nach Hauſe fuhren. Der gute Mann war zeitlebens etwas alt: er hatte immer die Schwachheit, es zu machen, wie am heutigen Abende. Er ſchwatzte und pralte mit ſeinen ſchlauen Thaten, und da begreifen Sie wohl, daß alle Parteien ihn fürchten mußten. —

Jeßt war die Reihe zu erzählen an Herrn V**, und ſchon öfnete er den Mund, als der Chevalier nach der Uhr ſah, und bemerkte, es ſei eine Stunde nach Mitternacht. Wir ſtanden alſo auf und nahmen Abſchied. Herr V** hatte den Verdruß, ſein Crokodill und ſeinen Muſtapha Bey nach Hauſe tragen zu müſſen: aber ich zweifle keinen Augenblick, daß er noch in derſelben Nacht ſeinen Bedienten mit ihnen bekannt gemacht habe.

Der Ueberſpannte *).

Ein Tagebuch.

---

*) Der richtende Leſer wird um die kleine Gewogenheit erſucht, das Gemälde nicht für den Maler anzuſehn; nicht für die Meinung oder das Gefühl des Verfaſſers zu halten, was er einen Ueberſpannten meinen oder fühlen läßt. — Auch über die tadelnswürdigen Seiten im Charakter ſeiner Helden verbittet er ſich die Rüge. Er wollte keine vollkommnen Menſchen aufſtellen.

Fürchterlich! Entſetzlich! — Das alſo, das ſollte der Ausgang aller meiner heißen Wünſche, meiner ſeligen Hofnungen ſeyn? Dazu, nur dazu ſollte ich mich Monate, Jahre hindurch Einem Gefühle, einer einzigen Leidenſchaft ungetheilt hingegeben haben, um ſie in einer Stunde — Was? mit Einer Phraſe in die Quaal meines übrigen Lebens zu verwandeln? — Nein! Es giebt keine Vorſehung, es kann keine geben! Oder lenkt ein höheres Weſen die Schickſale der armen Sterblichen, ſo iſt es eine allmächtige Bosheit;

ſo iſt es ein Weſen, deſſen Natur ihm den Anblick unendlicher Leiden zum Bedürfniß macht; das nur, um nicht allein elend zu ſeyn, dieſe Welt —

Ich raſe, aber, beim Himmel! gab es je ein Misgeſchick das dazu bringen kann, ſo iſt es das meinige! Nie, in den fünf Monaten, in denen ich Wilhelmine liebe, nie, in den zwei Jahren, daß ich ſie kenne, hatte ich die entfernteſte Veranlaſſung, das ſanfte Geſchöpf auch nur des Zornes fähig zu halten, — und jetzt dieſe Wuth, dies rückſichtsloſe Vergeſſen ihrer ſelbſt! — —

Schon wie ſie in die Geſellſchaft trat — Unglückſeliges Verhängniß! Daß es mir unmöglich ſeyn mußte, ſie bei dem erſten Beſuche zu begleiten! Wer weiß, was irgend eine verworfene Boshafte ihr zugetragen hat! — Schon wie ſie hereintrat, war ſie blaß; ihre Mienen hatten eine convulſiviſche Geſpanntheit und ihre Blicke ſchienen verſtört; ihre Stimme zitterte. Ohngeachtet der Gewalt die ſie ſich anthat, ungeachtet meiner Verwirrung, als ſie ſich bei meinem Gruße verächtlich wegwandte, bemerkt' ich es doch, daß ſie äuſerſt unruhig war. Und nun — ſo oft ſie den Mund öfnete, geſchah es nur, um mir etwas Beißendes zu ſagen, daß mich in den Augen aller Anweſenden verächtlich machen mußte. Was hätt' ich ſeyn müſſen, wenn ich nicht endlich auch in Zorn gerathen wäre, ihr in eben dem Tone geantwortet hätte. —

Aber war es denn ſo beleidigend, was ich ſagte? So viel ich weiß: — „Wenn Sie irgend einen ehrlichen Namen zerreiſſen wollen, muß es denn grade der Ihres Bräutigams ſeyn?" —

Freilich, jetzt fühle ich es: der gemeinſten Klätſcherin hätte ich nichts Bitterers ſagen können, und wie weit iſt Wilhelmine von dieſem Charakter entfernt! — Pfui, hätte ich ſie einen Augenblick lieben können, wenn ſie auch nur Einen Zug von demſelben gehabt hätte! — Aber nach den Aeußerungen, durch die ſie mich gereitzt hatte, war ſie mir Nachſicht ſchuldig. „Mein Herr, erwiederte ſie, entehren Sie mich nicht länger dadurch, daß Sie Sich einen Namen geben, der auf mich Beziehung hat!" — Bei Gott, hätte ein Mann ſo etwas geſagt, ich würde — — — — — — aber ein Weib — Ach, Wilhelmine war dieſes Weib! —

Ihr Bedienter? Ein Billet? —

„Mein Herr! Nach dem Betragen, zu dem Sie Sich geſtern gegen mich vergaßen, würde ich mich ſelbſt verachten, wenn ich auch nur den Anſchein einer Verbindung zwiſchen uns fortdauern ließe. Ueberheben Sie mich des Verdruſſes, Ihnen perſönlich mein Haus verbieten zu müſſen. Ich werde es bald vergeßen, daß Sie mir je etwas waren.“

Wilhelmine D**.

Nachſchrift. Beigehend erhalten Sie Ihren Ring zurück. Auch Ihr Portrát ſoll Ihnen eingehändigt werden, ſobald ich's finden kann.

Antwort.

„Madame! Ich werde Ihnen gehorchen, und danke Ihnen, daß Sie mir durch Ihr Benehmen den Gehorſam erleichterten. Ich lege Ihren Ring und Ihre Locke bei.“

R**.

Wie hab' ich Wilhelminen geſehn! War ſie geſtern wüthend, ſo ſchien ſie heute eine Eumenide, die in der ſüßen Gewißheit, daß jeder ihrer Streiche tödtlich iſt, ſich nicht einmal die Mühe nimmt, in Wallung zu gerathen. —

Kaum war ihr Bedienter fort, ſo bereute ich ſchon wieder meine Antwort, den Abſagebrief meines Glückes. Ich eilte dem Menſchen auf dem Fuße nach; — grade in Wilhelminens Zimmer. —

Eben hatte ſie meine Antwort geleſen. Sie lag noch in tauſend Stücken zerriſſen auf dem Boden.

Mit einem ſpöttiſchen Lächeln ſah ſie

mich zu ihren Füßen. „Was ſoll das Poſſenſpiel?“ fragte ſie. Ich flehte ſie an, wegen irgend eines unerörterten Grundes, der am Ende ein Misverſtändniß ſeyn könnte; wegen einer übereilten Aeußerung nicht eine Verbindung zu zerreiſſen, die ſo lange ſo glücklich geweſen ſei; nicht — „Machen Sie doch auch Geſtus zu Ihrer pathetiſchen Rede!“ ſagte ſie hohnlächelnd. Das war zu viel! Ich ſprang wüthend auf. „Gut, rief ich aus, wenn es Ihnen ſo leicht wird, unſre Trennung zu tragen, warum ſollte ich, als Mann, nicht noch mehr Stärke haben?“ — „Ich wünſche Ihnen Glück dazu!“ rief ſie, und ging aus dem Zimmer. Ich ſtürzte die Treppe hinab.

Erſt auf der Straße erinnerte ich mich, daß ihr beim Hinausgehn, Thränen über die Wange geſloſſen waren, — und, o! wie ſchön, wie unausſprechlich reizend war ſie in dem Kampfe gegen ihren Zorn! Selbſt die feindſelige Leidenſchaft, die in ihrem Auge funkelte, verſchönte ſie! Dreimal ging ich wieder ins Haus, war ich im Begriff, noch einmal zu ihr hinauf zu eilen. Immer hielt mich die Gewißheit, daß es vergebens wäre, am Fuß der Treppe zurück.

Ach, Wilhelmine! Welche Reue bereiteſt du dir! Deine Verblendung kann nicht dauren, und wie wird dich dann deine Uebereilung ſchmerzen! Sie hat ihre Familie zuſammen gebeten; ſie hat ihre Bekannten beſucht; ſie hat allen erklärt, daß ſie völlig mit mir gebrochen habe: —

ſie hat triumphirend erzählt, daß ich zu ihren Füßen gelegen, daß ſie mir mit Verachtung begegnet habe. — — Wehe dem Sklaven, der das ertrüge! — Wehe dem Menſchen, der ſeine Ruhe, ſein Glück von den Launen eines Weibes abhangen läßt! — Wehe — mir! —

Und warum, warum eigentlich dieſes Grollen? Sie, die ſonſt ſo vorſichtig, ſo langſam bedächtig in der geringfügigſten Kleinigkeit iſt — Aber das iſt ja der Charakter der Weiber! Kleinigkeiten behandeln ſie mit dem feierlichſten Ernſt, und Dinge von der äußerſten Wichtigkeit verbrudeln ſie mit einer Haſt, mit der es ſich nicht ziemen würde, eine Fliege zu verſcheuchen. Eine Nadel ſtecken ſie nur nach der kühlſten Ueberlegung, aber das Glück, die Ruhe ihres Freundes, ihres

Liebhabers, zertrümmern ſie mit der raſchen Entſchloſſenheit, mit der ein Knabe, der ſich lange genug an einer Seifenblaſe ergötzt hat, ſie zerbläst, — um ſich an einer neuen zu ergötzen.

Ach, Wilhelmine! Ich ertrage den Gedanken nicht, auf ewig von dir getrennt zu ſeyn. Tief und lebhaft fühle ich es: nach jenen Vorgängen kann ich nicht mit dir leben, auch wenn du mir alles verzieheſt und für alles Verzeihung erbäteſt! — Und doch iſt es mir noch unwiderſprechlicher klar: Ohne dich kann ich es noch weniger.

Der Legationsrath L**, ſagt man mir, iſt in den drei Tagen ſeit unſerm Zwiſte zweimal bei Wilhelminen geweſen; er hat ſie heute auf die Promenade begleitet: — lange ſchon umſchlich er ſie lüſtern; — wenn ſie ihn auserſehn hätte —

Ein fürchterlicher, ein abſcheulicher, ein hämiſcher Gedanke dringt ſich mir auf; — ein ſo giftiger, daß mein Mund ſich bei demſelben krampfartig zum Hohnlächeln über mich ſelbſt verzog, indeß mir Thränen aus den Augen drangen.

Wilhelmine iſt ein Weib, und „die Weiber, ſagt ein Schriftſteller, der ſonſt fürchterlich wahr iſt, die Weiber ſträuben ſich nur, um Zwiſchenzeiten zu füllen. Indeß der Liebhaber mit Glut — können ſie müßig ſeyn? Indeß erwarten ſie nur mit Ungeduld den letzten Schritt, um ihren Widerſtand. in Liebkoſungen zu verwandeln. Manche, die euch mit Thränen anfleht, ihrer ſogenannten Tugend zu ſchonen, verzeiht es euch in ihrem Leben nicht, wenn ihr die Gelegenheit vorüberlaßt, ihr für ein andermal dieſe Ziererei zu erſparen!"

Ich warf das Buch mit Abſcheu weg. Dieſe Behauptungen ſchienen mir Läſterungen des ganzen Geſchlechts: — denn auch Wilhelmine iſt — O, wie rührend ſagte ſie oft, wenn ſie an meiner Bruſt lag und mein Feuer mich hinreißen wollte: „Eduard! Um deines, um meines Glückes willen, mäßige dich! Sei die prieſterliche Verbindung nur eine unbedeutende Zeremonie: zwanzig Beiſpiele haben mich gelehrt, daß die Frau, die ihr zuvoreilte, auf Lebenslang die Achtung ihres Gatten einbüßte!" — Und wenn ich ſchwor, wenn ich dringender wurde: „Mag es ein Vorurtheil ſeyn; magſt du eine Ausnahme machen: ich habe das Vorurtheil einmal! Schone meiner Schwachheit! Es gilt die Ruhe meines Lebens!“

Wenn auch Wilhelmine — Wenn der leidenſchaftliche, und eben deswegen ſchüchterne Jüngling ihre Worte zu ernſthaft genommen, wenn die junge Wittwe einen kühnern Liebhaber — Pfui, pfui, pfui! Für dieſen einzigen Gedanken, wenn ich ihn verfolgte, hätte ich die Begegnung verdient, die ſie mir anthat! —

Und doch — Seit vierzehn Tagen war ihr Betragen gegen mich auffallend verändert. Sie hüpfte mir nicht mehr entgegen, wenn ich ins Zimmer trat: ſie erwartete mich auf dem Sopha. Ohne Widerſtand ließ ſie ſich umarmen, an meine Bruſt ziehn: aber ſie erwiederte meine Liebkoſungen ſelten. Oft ſah ſie mich eine halbe Minute lang an und ſeufzte. Befragte ich ſie um die Urſache, ſo fand ſie ſchnell einen gleichgültigen Vorwand, ſich zu entfernen, kam mit einem kalt-heitern Geſichte wieder und forderte mich auf, ihr etwas vorzuleſen, oder erzählte mir Dinge, denen wir ſonſt keine Aufmerkſamkeit zu ſchenken pflegten. Heimlich ſeufzt' ich dann mit einem bittern Vorwurfe gegen mich ſelbſt:

Si reclamés ſa douce fantaiſie,
Que ne l'inſpirés Vous? —

Aber dann war ſie ein andermal wieder ſo reizend, ſo liebevoll! —

Ich habe Wilhelminen geſchrieben; ſie hat mir meinen Brief uneröfnet zurück geſchickt. Ich war wüthend darüber; — als ich ihn aufgeriſſen, ihn noch einmal durchlaufen hatte, dankte ich dem Himmel dafür. Ich Unſinniger, was hatte ich geſchrieben! Verwirrtes Zeug, — Entſchuldigungen über meine — Beſcheidenheit! — O ich fühle es, ich bin auf dem Wege zum Wahnſinn!

Wohin ſoll ich fliehn? Was ſoll ich beginnen, um die Bilder zu verſcheuchen, die mich unaufhörlich verfolgen? Jeden Augenblick glaub' ich Wilhelmine mir lächelnd begegnen zu ſehn. Ich fühle ſie, wie ſie nur noch vor vier Tagen that, auf meine Schulter lehnen; fühle ihren warmen Athem an meiner Wange; höre ſie mir ſüße Namen geben, — dann iſt mir plötzlich, als hörte ich ein gräßliches

Hohngelächter, und die reizenden Bilder verwandeln ſich in grinſende Teufel; ich ſehe den Legationsrath mit Entzücken alles genießen, was ich genoß, und alles was ich mir mit hartem Kampfe verſagte, dazu! Ich ſchlage mir mit der Fauſt an die Stirne; ich lehne mich an jede Wand, der ich nahe komme und weine. —

Zerſtreuung? Wo ſoll, wo kann ich ſie ſuchen? Ich habe faſt allen nähern Umgang mit andern abgebrochen, um nur für ſie, nur mit ihr leben zu können. Ich hätte jemand beſuchen, ich hätte eine Einladung annehmen ſollen, da es nur von mir abhing, bei Wilhelminen, allein mit ihr zu ſeyn. Und welche Geſellſchaft dürft' ich jetzt ſuchen? Ich bin das Mährchen der Stadt geworden.

Geſtern Abend, als die Dämmerungsſtunde ſchlug, in der ich ſonſt mit hoch- und freudig-klopfendem Herzen zu ihr ſchlich: — Ich hatte vier Lichte anzünden laſſen, aber es war mir unmöglich im Zimmer zu bleiben. Ich irrte auf den Gaſſen umher. Ehe ich mich deſſen verſah, ſtand ich vor Wilhelminens Hauſe; ſtarrte zu ihren Fenſtern hinauf. Sie waren ſchwach erleuchtet, grade wie ſonſt, wenn ſie mich erwartete. — Wer weiß, wer jetzt bei ihr ſitzt, ihren vollen weißen Arm, an ſeine Bruſt drückt — Ich lief zähneknirſchend fort, und ehe eine Viertelſtunde verfloſſen war, ſtand ich wieder vor dem Hauſe.

Jeder Menſch, dem ich begegnete, erregte meinen Neid. Kann er einen Vorwand finden, dachte ich, ſo darf er zu ihr hinauf, ſo kann er ſie ſehn, ihre

Univ.-Bibl.
München

ſanfte Stimme hören; — und ich, ich allein in der Welt, darf es nicht. — Jedem Frauenzimmer eilt' ich nach: — Sollt' es Wilhelmine ſeyn? — Es klingt mir ſelbſt lächerlich, trotz meiner Ueberſpannung; aber wenn ich nun meinen Irrthum einſah: ich fand es unverſchämt, daß ſie ſich unterſtand, auch ein Weib zu ſeyn, nur die entfernteſte Aehnlichkeit mit Wilhelminen habe. — Ha, überraſcht' ich mich doch in glücklichern Tagen oft dabei, daß ich mich, wenn ich einen Liebenden ſah, verwunderte, wie man für irgend ein anderes Frauenzimmer, als Wilhelmine, etwas empfinden könnte; — daß ich jedes andre Frauenzimmer herzlich darüber bemitleidete, daß ſie nicht Wilhelmine ſei! —

Moritz hat Recht! Es iſt keine Rettung für mich, als in der Entfernung. Ich will ſeinem Rathe folgen. Ich will fort; morgen, ſobald der Tag anbricht, will ich fort.

Als er zu mir kam, lag ich auf dem Sopha, und drückte das Geſicht in die Kiſſen, um meine Thränen zu verbergen. Moritz tadelte mich nicht wegen meiner unmännlichen Schwäche; er ſprach mir nicht Troſt zu, oder verſuchte, mich durch Scherze aufzuheitern. Er bedauerte mich theilnehmend; befragte mich um die einzelnen Umſtände; bedauerte mich wieder, und da er mich ſo ganz an ſich gezogen hatte, da erſt richtete er ſich wieder auf, um auch mich zu erheben.

„Ihr habt euch beide übereilt. Offenbar liegt ein großes Mißverſtändniß dabei zum Grunde. Für den Augenblick iſt es freilich nicht möglich, dieſes aufzuklären: aber ſei gewiß, es wird geſchehn. Jetzt kommt es nur darauf an, deine Geſundheit zu ſichern. Bei deiner natürlichen Heftigkeit, hat die Sache etwas auf dich gewirkt, — was nie eine auf uns wirken ſollte.“

Ich hörte ihn mit Erſtaunen und ſchweigend an. Es leuchtete mir ſelbſt ein, daß ich in Gefahr ſei, krank zu werden und ſo — Wilhelminen auf ewig zu verlieren! „Was ſoll ich thun?“ fragte ich kaum hörbar, mit ſtumpfer Hingebung.

„Bei jeder Erhitzung, erwiederte er mit feſtem Tone, ſie ſei nun körperlich oder geiſtig, giebt es nur ein ſichres Mittel gegen nachtheilige Folgen; man muß —

die Umgebungen wechſeln. Du mußt eine Reiſe machen.“

„Wie? ſagte ich langſam und leiſe; die Stadt verlaſſen und mit ihr alle Hofnung, Wilhelminen zu verſöhnen?“

„Liebt ſie dich noch, entgegnete er, ſo wird grade deine kurze Entfernung ſie nachgiebiger machen. Liebt ſie dich nicht mehr, — eine ſterbende Liebe iſt Daphne, die zum Baume wird. Umſonſt will man, ehe die Rinde heranwächſt, noch einmal den ſchwellenden Buſen an ſeine Bruſt drücken, den warmen Lippen einen Abſchiedskuß rauben: unter dem Druck der unſrigen werden ſie ſtarres Holz.“

Moritz iſt ein feiner Menſchenkenner. Er that keinen Fehlgriff daran, daß er mich durch die Phantaſie aufrütteln wollte.

„Aber, rief ich mit Heftigkeit, zum

Lorbeerbaume ward Daphne und Apoll kränzte Haar und Leier mit ſeinem Laube. Eine würdige und verdiente Liebe, iſt ein Ehrenzeichen, für das ganze übrige Leben.“

„Ja, ja, ſagte er lächelnd, aber wer kein heidniſcher Gott und doch ſo reizbar iſt; wie du, dem rathe ich wohlmeinend, dem Anblick des Erſterbens aus dem Wege zu gehen. Wenn alles vorüber iſt, ſo komme wieder und kränze dich nach Wohlgefallen.“

Sein Scherz beleidigte mich. „Wie? rief ich, indem ich aufſprang und heftig auf- und abging; kannſt du glauben, daß das einſame Hinrollen im Poſtwagen, das Aus- und Anſpannen, mir ſehr gut thun wird? Auf der vierten Station wär' ich todt oder toll!“

„So iſt's auch nicht gemeint, daß du

im Kaſten ſitzen und Grillen fangen ſollſt. Du ſollſt nicht fahren, du ſollſt gehn. Die erzwungne Thätigkeit des Körpers iſt die kräftigſte Zerſtreuung der Seele. Kurz und gut, du wanderſt! Eine Fußreiſe iſt das einzige Mittel, dich zu retten. Haſt du nicht Kraft genug, dich dazu zu entſchließen, ſo biſt du ein Schwächling, der weder Wilhelminens Liebe verdiente, noch — meine Freundſchaft.“

Mit dieſen Worten klingelte er meinem Bedienten und befahl ihm, mein kleines Felleiſen mit Wäſche zu füllen, und ſich bereit zu halten, mich morgen zu Fuß nach — — zu begleiten. Dann ging er fort, mit dem Verſprechen, morgen frühe um ſechs Uhr wieder zu kommen und mich, wie er ſich ausdrückte, ſelbſt zum Thore hinauszujagen.

Ich hörte ihn mit dumpfer Befangenheit an. Sein Verfahren verdroß mich, aber ich fühlte zu ſehr, daß er Recht hatte, als daß ich ihm nicht hätte folgen ſollen. — Vielleicht wendet er die Zeit an, Wilhelminen zu beſänftigen; vielleicht daß meine Entfernung bei ihr — Es iſt beſchloſſen: ich gehe.

Am Mittage der erſten Tagereiſe.

Wunderlicher Einfall, durch eine einſame Wanderung eine Krankheit heilen zu wollen, die grade durch die Einſamkeit genährt wird. Wohin ich gehe, begleitet mich das geliebte Bild und jeder Schritt, mit dem ich mich von Wilhelminen entferne, ſcheint mir ein neuer Unfall.

Ich habe eine äußerſt reizende Gegend durchwandelt: ſie ſchien mir eine ſchöne Leiche. In unſerm Innern iſt die Sonne, von der die Schöpfung lebendigen Reiz empfängt: leuchtet jene nicht, was iſt dieſe, als ein dunkles Grab, das uns lebendig verſchlungen hat. Der Duft der Blumen, der Geſang der Vögel, das Gaukeln der unzähligen Inſekten in der Luft, auf den Bäumen, im Graſe, alles war mir läſtig, peinlich, durch das Gefühl, daß ich mich deſſen ſollte freuen *können*, und es doch nicht vermochte. Ich ſchien mir ein Lahmer in einem Tanzſaale, wo die Freude tauſend und tauſend Paare auf und ab wirbelt. — Ach, Wilhelmine! Nicht ohne dich, und leider auch nicht mehr mit dir, kann ich leben! Die Erinnerung an dich, meine Liebe zu dir, iſt mir das Zaubergewand des Herkules: es verzehrte ihn, und doch vermochte er es nur mit dem Daſeyn ſelbſt, abzuwerfen! —

Ich erwartete meinen treuen Moritz heute früh nicht. Ich hatte mir einen Plan erſonnen, und fürchtete, daß er die Ausführung verhindern würde. Wer weiß, ob Wilhelmine meine Abreiſe ſobald erfährt; vielleicht geſchieht es erſt, wenn ich ihr ſchon ganz gleichgültig geworden bin. — Geſchieht es jetzt: vielleicht rührt die Nachricht ſie. — Gütiger Himmel, wenn ſie meine Entfernung ſchmerzte, wenn ſie ihr Thränen koſtete! — Auf jeden Fall muß ich doch dafür ſorgen, daß ihr die Sache nicht von einer nachtheiligen Seite vorgeſtellt werde.

Ich wollte ein Billet ſchreiben: es

wurde ein langer, langer Brief daraus. Verſiegelt, fürchtete ich, würde ſie ihn ungeleſen zurückſchicken, und offen mocht' ich ihn doch dem Bedienten nicht anvertrau'n. Ich beſchloß, ihn ſelbſt hinzutragen. Anſtatt alſo Moritz zu erwarten, ging ich um halb ſechs Uhr zu ihr. Das Haus war ſchon offen, aber auf der Flur war kein Menſch zu ſehn, eben ſo wenig auf der Treppe, im Vorhauſe, im Vorzimmer. — Ohne Zweifel hätte ich nur zu klingeln oder zu rufen gebraucht, um einen Bedienten kommen zu laſſen: aber im Schwanken zwiſchen Furcht und Vorſatz war ich bis an die Thür des Wohnzimmers gelangt. Angefeuert von den dunkeln Wünſchen meines Herzens, zurückgeſchreckt von der Furcht, Wilhelminen aufs Neue zu beleidigen, ſtand ich vielleicht vier Minuten, mit der Hand auf dem Drücker, ohne zu wiſſen was ich thun ſollte. Endlich öfne ich die Thüre und trete mit heftigem Herzklopfen hinein, wie in einen Tempel. Zu dieſer Tageszeit war ich nie hier geweſen. Ich ſah mich mit einem ſchmerzlich-freudigem Schauder um. — Auf dem kleinen Tiſche vor dem Sopha lag ihr Nähezeug; neben ihm ein Buch: — derſelbe Band des Agathon, in welchem ich zuletzt mit ihr geleſen hatte. Plötzlich ſtanden alle die glücklichen Stunden vor mir, die ich mit ihr in dieſem Zimmer verbracht hatte. Ich ſetzte mich auf meinen alten Platz im Sopha; ich ſtützte den Kopf auf die Hand und träumte lange ſeufzend. Ich beſah jede Kleinigkeit — als ich ein Geräuſch im Schlafkabinet zu hören glaubte. Ich ſprang auf, ſteckte eilig Wilhelminens Fingerhut in die Taſche und eilte nach der Thüre. — Es war wieder ſtill geworden. Ich kehrte zurück, ich lauſchte an der Thüre des Kabinets; plötzlich — Ich weiß ſelbſt nicht wie es zuging, aber ich war im Cabinette.

Mit gefalteten Händen ſtand ich da und ſtaunte nieder aufs Bett. Wilhelmine ſchlief feſt: aber ihr Schlaf mochte ſehr unruhig geweſen ſeyn: ſie war blaß und alles um ſie her war in Unordnung. Ach, ſie war nur um ſo reizender. Ihr langes gelbes Haar floß aufgelöſt über den Schultern und dem bloßen Buſen; einer ihrer vollen Arme hing aus dem Bette herab, den andern hatte ſie über den Kopf geworfen. Ihr halbgeöfneter

Mund athmete ſchwer, und ich — noch ſchwerer! Nein, mir verging faſt der Athem vor Entzücken, vor Gram, vor Angſt. So hatte ich gehoft, ſie einſt nach glücklichen Nächten — Kann man ſich irgend eine boshaftere Tücke des Schickſals denken, als daß es mir grade in dem Augenblicke, da ich dem Glücke einer ſo lang genährten Liebe, auf ewig entſagen ſollte, den Umfang dieſes Glückes in ſeinem ſchönſten Lichte verrieth? —

Ich kniete neben dem Bette hin; ich wollte Wilhelminens Arm küſſen: in dem Augenblick machte ſie eine Bewegung. Wie ich plötzlich dieſe Entſchloſſenheit fand, weiß ich nicht, aber genug, — ich ſprang auf, warf meinen Brief auf den Nachttiſch, drückte einen Kuß auf ihre Lippen und floh, indem ich ſie rufen hörte, aus dem Cabinette, durch die Zimmer, die Treppe hinab, zum Hauſe, zur Stadt hinaus. Konnte es anders ſeyn, als daß ich den ganzen Morgen gelaufen bin, ohne zu wiſſen, was ich that, was ich ſah oder hörte?

Erſt als ich eine halbe Stunde mit langen Schritten hingelaufen war, hörte ich meinen Bedienten mir mit keuchender Stimme nachrufen. Er bat mich dringend, ihm Zeit zum Athemholen zu geben. Ich verſprach, langſamer zu gehn, und in der nächſten Minute ſtrich ich ſo flüchtig fort, als vorhin.

Am Abende deſſelben Tages.

Bis in den Tempel verfolgen die Furien den Oreſt, aber da entſchlummern die „**ſchrecklichen Holden,**“ und ihre Schlangen mit ihnen. Auch der Unglückliche raſtet, auf den Altar geſtützt, und betrachtet die Rachgeſpenſte mit ruhigerm Schauder. — Bis unter dieſes Dach geißelte mich mein Gram: hier zerfloß er in ſanfte Wehmuth. Wären die Zeiten noch, in denen man die Tugenden wie Gottheiten verehrte: dies Haus würde zum ehrwürdigen Tempel geheiliget! Er würde der unſterblichen Freundſchaft gewidmet, und wer ihm nahete, vergöße Thränen der edelſten Rührung.

Welch' ein Menſch bewohnet dieſe Hütte! Laß mich, gütige Vorſehung, das Herz Eines ſolchen gewinnen, und ich werde glauben, nur zum Glücke geboren zu ſeyn. —

Ich brach ſehr bald wieder aus dem

Dorfe auf, wo mir mein Bedienter wider meinen Willen das Anſehn gab, als wolle ich zu Mittage eſſen. Matter als vorhin, fühlte ich meinen Kummer viel inniger, viel niederbeugender, entnervender. Jetzt lief ich nicht mehr; ich ſchlich, indeß mein Bedienter, ungeduldig pfeifend, voranſchritt und mich jede Viertelſtunde erwartete. In jedem Augenblick erwachte eine neue Erinnerung in meiner Seele, und jede ſchien ſich mit glühenden Zügen in mein Herz zu ſchreiben. Eine vorzüglich, — jene Scene in der ich Wilhelminens Bekanntſchaft machte. — Ich muß ſie niederſchreiben!

— Erſt ſeit drei Tagen war ich in B**, als mich Moritz in eine Theegeſellſchaft ſeiner Frau führte. Ungern ging ich hin, denn wer weiß es nicht, daß die

Theetiſche die geweihten Altäre der langen Weile ſind! Ich ſah mich um: ſchön geputzte Damen und Herren ſaßen und ſtanden umher, jede und jeder ängſtlich damit beſchäftiget, ſeine glänzende Seite — meiſtens faux-brillant, — geltend zu machen. Ich blickte und hörte ſie der Reihe nach ſchweigend an und war fertig. Es mochten ſehr hochachtungswerthe Leute unter ihnen ſeyn, aber keiner von ihnen hatte doch Geiſt genug, die narkotiſchen Kräfte einer ſolchen Zuſammenkunft und der ſummenden Theeurne zu überwältigen. Wenn man ſich verſammelt, Waßer zu nippen: iſt es ein Wunder, daß ſich die Unterhaltung wie eine gelähmte Schlange hinſchleppt?

Endlich trat eine kleine, zartgebaute Blondine von etwa zwanzig Jahren ins

Zimmer. Unauslöſchlich ſteht das Bild vor meiner Seele, wie ſie in ihrem beſcheidenen Anzuge von ſchwarzer Seide, mit den langen, ſonnengelben Locken, die ihr über den Rücken herabfloßen, ihren großen, blauen, ſeelenvollen Augen und dem feinen Lächeln auf den Lippen hereinſchwebte. Man bemerkte ſie bei ihrem leichten Schritte nicht eher, als bis ſie ſich zu dem Munde der Wirthin herabbückte: aber kaum hatte man ſie erblickt, ſo ging Leben in den Mienen aller Männer auf, und in den Geſichtern der meiſten Frauen neidiſcher Verdruß. Kaum hatte ſie ſich geſetzt, ſo waren jene ſchon meiſtentheils um ſie her verſammelt, und dieſe flüſterten einander ins Ohr.

Unbefangen ſuchte ſie indeß ihre Arbeit hervor, und unbefangen antwortete ſie bald dieſem, bald jenem: glänzende Einfälle, treffende Bemerkungen blitzten in ſchneller Folge aus ihrem Munde, indeß ihr Ton einer gewöhnlichen Stadtunterhaltung zu gehören ſchien. Keine ihrer Aeußerungen brachte ein Lachen hervor, aber das Lächeln, die Wirkung des wahren Witzes, verſchwand nicht auf eine Minute, von den Lippen ihrer Hörer. Man ließ ſich nicht die Zeit, dem Entferntern, der einen Gedanken überhört hatte, ihn zu wiederholen; man hätte indeß einen köſtlichern verlieren können: und ſie — war indeß mit ihrer Nadel geſchäftig.

Indem trat ein ernſter Greis hinein und grüßte die Geſellſchaft mit einem etwas linkiſchen Anſtande. Wilhelmine, — ſie war die Grazie, — blickte ihn einigemal unruhig an. Plötzlich ſtand ſie auf, zog ihn bei Seite, beklagte ſich leiſe, daß ſie ihn den ganzen Tag nicht geſehn habe, ſtreichelte ihm zärtlich die Wange und fragte ihn, warum er bläßer ſey, als gewöhnlich? „Ihr Vater?“ — fragte ich einen Nachbar. „Ihr Gatte!“ antwortete er mir. — — —

Als der wackre, glückliche Greis einige Monate nachher geſtorben, als ihr Schmerz hinlänglich beſänftigt war, um ſie meine Bewerbung dulden zu laſſen; den Tag nachher, als ſie mir das Ja! ausgeſprochen hatte, — deſſen Erinnerung künftig die Marter meines Lebens ſeyn wird, — ſprach ich von jenem Abende mit ihr. „Ach, ſagte ſie, indem ſie ſich mit einem tiefen Seufzer an meine Bruſt warf; ich hatte den guten Mann nur aus

Gehorſam genommen; ich ehrte ihn wie einen Vater. Dich, Eduard, dich liebe ich mit einer Innigkeit, deren ich ſelbſt mich nie fähig gehalten hätte!“

Und dieſes Glück iſt dahin! Dieſes Weib iſt meine Feindin! — O, meine Furien ſind wieder erwacht! Ich muß die Feder hinwerfen!

Am folgenden Morgen.

Die guten Leute! Als ſie mich ſo dringend einluden, den heutigen Tag hier zu bleiben, ahneten ſie wohl nicht, ich nähme ihre Einladung an, um ihre Geſchichte zu ſchreiben.

Ich hatte mich geſtern mit einer ſo heftigen Wallung ins Bett geſtürzt, daß die Lerchen ſchon wieder ſangen, als ich einſchlief und die Sonne ſchon hoch ſtand und die Luft glühte, ehe ich erwachte. Der edle Carlſon bat mich, die Abendkühle zu erwarten, ehe ich meinen Weg fortſetzte; der Alte fragte: „warum nicht den folgenden Morgen?“ und die ſchöne Milly blickte erröthend dieſelbe Frage. Ich nahm die Aufforderung an, mit der Bedingung, daß meine Gegenwart niemand in ſeinen Tagesgeſchäften ſtöre. „Das verſteht ſich! ſagte Carlſon. Wir ſehen ſie heute für einen alten Hausgenoſſen an.“ Jetzt ſitzt er vor ſeiner Staffelei; der ehrliche Greis bewacht ſeinen unglücklichen Ludwig und bemüht ſich weinend, aus den Halbgedanken, die demſelben entwiſchen, Spuren der rückkehrenden Beſonnenheit zuſammen zu leſen. Emilie iſt bald im Garten, bald in der Küche geſchäftig. Ich merke es wohl: trotz unſrer Uebereinkunft, wird die reizende Wirthſchaftliche heute doch wohl eine feſtlichere Schüſſel aufſetzen. — Reizend? Wohl mir, daß ich das ſchon bemerken kann! Aber ich will mich nicht ſelbſt täuſchen. Freylich bin ich in dieſem Augenblicke ruhig, — aber daß Milly mir reizend ſcheint, liegt doch wohl in der auffallenden Aehnlichkeit mancher ihrer Züge mit Wilhelminens Zügen! — Zur Sache.

Carlſon iſt — Nein! Ich will mir ſein Bild hinzeichnen, wie ich ihn ſtufenweiſe kennen lernte.

Erſchöpft von meinen Phantaſiegebilden, erdrückt von meinem Kummer, warf ich mich unter einen Baum hin, preßte mein Geſicht ins Gras und rief laut und faſt weinend: Nein! Nein! Ich vermag

nicht,

nicht, es zu ertragen! Verbluten muß ich an dieſer Wunde! Ach, Wilhelmine, nicht mit dir und nicht ohne dich!

„So, ſo! hörte ich plötzlich eine ſonore Stimme über mir rufen. Ich merke wohl:

„ 'S'is nit lang daß 's g'regnet hat,
Die Läubli tröpfeln noch!

Muthig, junger Mann! Laſſen Sie ſie tröpfeln, aber werfen Sie die Augen dabei um ſich her! Die Welt iſt groß und ſchön!“

Erſtaunt fuhr ich auf. Ich ſah einen hoch und ſchlank gewachſenen Jüngling, vielleicht kaum zwei Jahre älter als ich, vor mir ſtehn. Die linke Hand auf das Heft ſeines Hirſchfängers geſtützt, die rechte zwiſchen den Knöpfen ſeiner Reitjacke, ſah er lächelnd auf mich herab.

„Mein Herr, ſagte ich erſtaunt, ich

begreiſe nicht; — Wie komme ich zu dieſer ſeltſamen Anrede? —"

„Nun? erwiederte er, wenn ich jemand mit gebrochenem Beine auf der Landſtraße liegen finde, ſo werd' ich ihn nicht lang' um Erlaubniß bitten, ob ich ihn aufſacken und ins nächſte Haus tragen ſoll, und — wenn Sie eine Viertelſtunde lang vor mir herſchleichen, mit ſich ſelbſt ſprechen und geſtikuliren, ſo ſchließe ich, daß Sie in einen heftigen Kummer verſenkt ſind, alſo des Zuſpruchs, der Aufmunterung bedürfen, und — Wollen Sie ſie annehmen: gut! Wo nicht? — Leben Sie wohl!" und damit ſchritt er fort.

„Warten Sie doch, ſeltſamer — edler Mann! Sie wollten mich aufmuntern? So verlaſſen Sie mich nicht ſo ſchnell."

„Können Sie raſch zugehen, ſo begleiten Sie mich, ſagte er. — Nicht wahr, ich hab's errathen? Sie werden von den Nachwehen einer heftigen Leidenſchaft zerriſſen und dieſe heißt — Liebe?"

„Ich geſtehe es, erwiederte ich erröthend, — (Warum doch ſchämen wir uns, ſo oft wir in einer zu lebhaften Regung überraſcht werden? Bekennen wir da nicht uns ſelbſt, daß ſie eine — verächtliche Schwachheit ſey?) — Ich geſteh' Ihnen ſogar, daß ſie mich bis zur Unmännlichkeit niederdrückt: aber kennten Sie das Frauenzimmer, das ich verloren habe, —

„Ich zweiſle nicht, erwiederte er lächelnd, daß ſie die Krone ihres Geſchlechts iſt. Die Frau muß ſehr häßlich, ſehr dumm oder ſehr bösartig ſeyn, die ihrem Liebhaber nicht dafür gilt."

Einen Augenblick ſah ich ihn ſtarr

an: dann fuhr ich mit etwas gedämpfter Stimme fort, ihm Beweiſe von Wilhelminens Schönheit, ihrem Witze, ihrer brennenden Liebe für die Wiſſenſchaften aufzuzählen, —

„Gewiß, ſagte er, eine überreife Jungfrau, eine Wittwe oder die kinderloſe Gattin eines alten Mannes!“

„Wie ſo?“ fragte ich mit erloſchenem Blicke.

„Nun, ich hab' es bemerkt und es iſt auch ſehr leicht zu erklären, daß nur ſolche Weiber ihre Liebe auf die Wiſſenſchaften werfen, die ſonſt nichts ſehr Befriedigendes zu lieben haben. Lieben iſt einmal ihre Beſtimmung: den Heiland zu lieben iſt nicht mehr Mode, alſo — In der That, ich glaube daß die literariſche Wuth vieler unſrer Weiber und die

Bleichſucht, nur zwei verſchiedene Aeußerungen derſelben Krankheit ſind."

„Läſtern Sie nicht! fuhr ich erbittert auf. Wilhelmine iſt rein, iſt tugendhaft" — und ich erzählt' ihm, wie ſtandhaft ſie die Heftigkeit meiner Liebe zu zügeln wußte.

„Ich ſehe, erwiederte er mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln, das mir durch die Seele ſchnitt: (ich hätte verzweifeln mögen, daß es auf einem Geſichte voll des höchſten Adels herrſchte und zu den großen, ruhig um ſich her blitzenden Augen ſo vortreflich ſtand;) — Ich ſehe, daß Ihre Schöne die große Lektion des Mädchenſtandes wohl begriffen hat, und ſie mit heller Einſicht wieder übt, ſobald ſie der Wittwenſtand noch einmal in Mädchenverhältniſſe ſetzte."

„Und dieſe Lehre iſt — —?"

„Sehn Sie, Mädchen ſind die lieblichſte Frucht der Erde: aber, da ihrer, Gott ſei gedankt! ein reicher Ueberfluß vorhanden iſt, langt keiner leicht nach angebiſſenen. Mit Recht alſo predigt ihnen Amme, Mutter und Beichtvater, Marezolls Erbauungsbuch und die Mährchen der Mutter Gans: — „Schöne Pfirſich, laß dich von niemand anbeißen, der dich nicht als ſeinen Antheil auf dem Teller behalten will!" Sie nennen das Tugend, Sittſamkeit, und was weiß ich, wie, und — ſie haben Recht, wenigſtens darin, das Ding durch unverſtändliche Phraſen aufzuputzen, damit es die Phantaſie beſchäftige: der Nebel vergrößert und nur durch dunkle Begriffe bringt man die Mädchen, — und die Menſchen überhaupt, — wohin man will. Wer ſie aufklärt, thut auf die Herrſchaft über ſie, Verzicht."

„Ihre Vergleichung, ſagte ich, iſt — nicht ſehr edel."

„Nennen Sie ſie platt, und ich werde Ihnen antworten, alles ganz Wahre iſt es. Seit Entſtehung der Geſellſchaft arbeiten die Menſchen dahin, die Wirklichkeit durch ſchönklingende Phraſen zu vermummen, und das nennen ſie ſittliche Bildung. Die jungen Nachkömmlinge lernen nicht mehr die Dinge kennen wie ſie ſind, ſondern nur die gedrechſelten Ausdrücke, die ihre Väter denſelben als Namen erſannen; ihre Phantaſie macht daraus — was ſie kann, und ſie erſinnen neue Phraſen, mit denen ſie die Wahrheit noch mehr umwindeln. Am Ende wird ſie uns ſo fremd: wir fahren mit Erſtaunen zurück, wenn es uns einmal widerfährt, ihre eigentliche Geſtalt durch die bizarren Masken zu enträthſeln. Und zu was vor drolligen Dingen werden wir ſelber dadurch! Unterſuchen Sie zum Beiſpiel die Liebe: ſie iſt nichts als Bedürfniß der Sinne; die Schwierigkeit es in der Geſellſchaft zu befriedigen, reizt die Phantaſie auf, und man verwandelt ſie in ein Gewebe zarter Gefühle, und nun — zu was macht ſie uns? —"

„Um ſich den Contraſt recht deutlich zu denken, ſtellen Sie Sich den rüſtigen Wilden vor, der auf ſeiner Jagdſtreiferei ein Mädchen findet, das ihm gefällt, und ihr ohne Umſtände vorſchlägt, künftig in ſeiner Hütte zu leben; — ihm gegenüber aber den ſeelzagenden Empfindſamen, den der Anblick ſeiner Göttin in Entzücken verſenkt; der ſich acht Tage lang abhärmt, ſie nicht wiedergeſehn zu haben, ihr endlich gegenüber ſitzt, und auf Wendungen ſinnet, ihr zu ſagen, was ſie beim erſten Blick wußte; endlich, nach einem langen Jahre vielleicht, Muth und Gelegenheit findet, ihr vorzuſtammeln, worüber ſie beide längſt einig waren." — Er fuhr fort ein Gemälde des überſpannten Empfindſamen zu machen; jeder Zug war ſo wahr, war zugleich ſo völlig mein Bild: ich ertrug es endlich nicht mehr, und unterbrach ihn durch einen heftigen Ausruf. —

Er ſah mich an: — — „Verſtehn Sie mich recht, ſagte er mit einer ernſtern Miene; die Liebe, wenn ſie Verzückung wird, halte ich für eine Thorheit, aber nicht jeden, den ſie ergreift, für einen Thoren. Ich weiß recht gut, daß es grade die kraftvollern, edlern Menſchen ſind, die von ihr am gewaltigſten ergriffen werden. Mit den gemeinen, ſchwachen, geht es darin, wie mit dem Zorn: er findet nicht Stoff genug, aufzulodern; er glimmt nur als Aerger und nachtragender Groll unter der Aſche. Auch das weiß ich recht gut, daß die heftigen Leidenſchaften ſehr wohlthätig zu wirken pflegen.“

„Wohlthätig?“ fragte ich mit mattem Kopfſchütteln und drückte die Hand aufs Herz.

„Gewiß! erwiederte er; ſie reifen den Karakter wie die Auguſthitze die Früchte. Iſt ſie vorüber, ſo läßt ſie die geſunden, kräftigen, mild und balſamiſch zurück:

aber freilich, die wurmſtichigen, ſchwächlichen, liegen verweſend — im Graſe."

Ich erröthete über dieſen Schluß, den mir m[illegible] wundes Gewiſſen für eine Anſpielung auf die Situation halten ließ, in welcher er mich gefunden hatte. — „Um ſo über die Liebe philoſophiren zu können, ſagte ich endlich, müſſen Sie nie geliebt haben."

„Sie beleidigen mich durch dieſen Zweifel. O, ich habe geliebt, vielleicht eben ſo feurig und ſchwärmeriſch als Sie, — aber ein günſtiger Genius fügte es ſo, daß jedesmal, wenn mich der Sturm einer aufbrauſenden Leidenſchaft mit ſich fortreißen wollte, das Schickſal ſeine bleierne Hand ſchwer auf mich legte. Ich mußte meine ganze Kraft aufbieten, dem Unglück zu widerſtehn, und ſo trat die

Liebe immer wieder in den Schatten. Jetzt ſelbſt vielleicht, — wenn nicht höhere Pflichten mich drängten, wer weiß, ob ich nicht mit ſo zärtlichem Händeringen beſchäftigt wäre, als Sie. — Aber, ſetzte er mit ſeinem vorigen leichten Ton hinzu, um Sie von meiner Kenntniß der Liebe noch bündiger zu überzeugen, will ich Ihnen mein Syſtem derſelben vorlegen.“

„Sie kennen vielleicht die Behauptung mancher Aerzte, daß der ganze Lebensproceß eigentlich nichts als ein unaufhörliches Fieber iſt. Wir athmen, verdauen, wachſen, — wir denken durch ein Fieber. Was dieſes dem Körper, iſt, wie ich glaube, die Liebe, verſteht ſich, im weiteſten Umfange des Wortes, unſerm Geiſte. Auf unzählige Weiſen verkappt und verſteckt, liegt dieſe Neigung, die Rückſicht auf das andre Geſchlecht, oft ohne daß wir ſelbſt es wiſſen, bei allem das wir denken und thun, zum Grunde. Wir ſind witzig, fleißig, erfinderiſch, wir ſind oder thun mit einem Worte, nichts, als um der Liebe würdiger zu ſeyn, oder uns ihres Genußes zu verſichern. Rouſſeau ließ ſich einſt als kleiner Knabe, bloß aus unentwickeltem Geſchlechtstriebe, die Ruthe geben. D'Alembert philoſophirte nur, um durch die Auszeichnung die es ihm erwarb, in den Augen der Demoiſelle d'Eſpinaſſe einen höhern Werth zu haben!“

„Ich kenne einen ſehr beredten Philoſophen, entgegnete ich lächelnd, deſſen Schriften nicht mehr Mode ſind, aber es wahrlich noch immer zu ſeyn verdienten, denn ſie enthalten viel Vortreffliches und Wahres, — "

„Das heißt, vieles, das mit Ihren Vorſtellungen übereintrift?"

„Kann ſeyn! Das verſtehn die Menſchen ja immer bei einem ſolchen Lobe und ich verlange keine Ausnahme zu machen. — Dieſer Philoſoph nun ſagte einſt über die Schönheit etwas, daß ihre Meinung von der Liebe zu beſtätigen ſcheint. Er behauptet, wir fänden nichts ſchön, als was uns an den weiblichen Körper, oder an den ſinnlichen Genuß erinnert. Hogarth's berühmte Linie ſei nur dadurch die Schönheitslinie, daß ſie dunkel den Umriß und die Bewegung eines reizenden Buſens nachbilde; aus eben der Urſache gefielen uns die ſanften, wallenden Bewegungen der ſchwankenden Aeſte, das

Wogen der Flüße u. ſ. w. Eine Muſik rühre uns um deſto mehr, je mehr ſie ein gewiſſes Girren, Seufzen, Schmachten ausdrücke —“

„O, unterbrach er mich, ich kenne den Philoſophen. Es iſt ein ſcharfſichtiger Menſchenkenner! Als eine neue Philoſophie aufkam, die er nicht annehmen wollte und nicht widerlegen konnte, und ſeine Zuhörer merklich kalt gegen ihn wurden, fiel er auf den witzigen Ausweg, ihnen ſtatt der neuen Philoſophie, einen neuen — Hörſaal zu geben. Zwiſchen den äußerſt geſchmackvoll dekorirten Wänden deſſelben, trägt er noch immer vor, was er ſeit zwanzig Jahren vorgetragen hat, ohne daß ſich die Zahl ſeiner Zuhörer vermindert. — Nun gut, wie er den weiblichen Körper, ſeh' ich die Liebe überall.“

„Und eben deshalb vielleicht nirgend in ihrer wahren Geſtalt!“

„Um Verzeihung! Wir können das Fieber nur ſo lange verkennen, als es die verſteckte Quelle unſerer Lebensfunktionen iſt, aber wenn es als eigne Funktion des Körpers hervortritt, uns ſchüttelt und brennt, dann dringt es ſich unſerm Bemerken wohl auf, — als Krankheit. So lange die Liebe uns nur neckt und kätzelt, uns in Thätigkeit ſetzt, gehört ſie zur Geſundheit und bleibt verſteckt, aber wenn ſie Leidenſchaft wird, wenn ſie ſich mit Heftigkeit beſtimmt, wie wollte man es anfangen, ſie nicht kennen zu lernen? Aber freilich läßt ſie ſich dann, grade wie jene körperliche Krankheit, in die faule, die kalte, und die hitzige Liebe theilen.“

„Die

„Die faule haben die zierlichen Herren mit dünnen Waden, hohlen, matten Augen, und ſchwacher, wechſelnder Stimme. Sie ſeufzen unaufhörlich, ſind überglücklich, wenn ihre Göttin ihnen erlaubt, ihr das Strickkärbchen nachzutragen und, wenn ſie ſich in ihre Arme würfe, ſo wüßten ſie vor lauter Gefühl nicht, wie ſie das benutzen ſollten. Sie — doch weg mit den eckelhaften Pinſeln! Sie tragen einem ihre Jämmerlichkeit ohnehin oft genug unter die Augen.“

„Die kalte Liebe haben in der Regel die geſchäftigen Phlegmatiker. Dieſe wiſſen beſtimmt was ſie wollen, und wenn ſie grade nicht Poſttag haben, begehren ſie ſtark und thieriſch-lebhaft ihren Gegenſtand, doch nur ſo lange dieſen, bis ſie ſich umgewandt und einen andern erblickt haben. Ihre Liebe verzehrt ſie nicht, ſondern giebt vielmehr ihrem vollen Geſichte und ihren ſtieren Augen den Ausdruck hoher Geſundheit. Sie verleitet ſie nie zu Thorheiten, aber wohl zur Inſolenz und zu jedem Fehler, der ſich ohne lebhafte Phantaſie begehen läßt.“

„Die hitzige Liebe, die gefährlichſte von allen, greift nur die Menſchen von hoher Reizbarkeit, lebendiger Phantaſie und kraftvollem Geiſte, an, — die jungen Männer (er faßte meine Hand;) Ihrer Art. Sie exaltirt ſie zu Dichtern, Heroen, Böſewichtern, Selbſtmördern, zu allem, weſſen die menſchliche Natur fähig iſt: denn ſie vernichtet in ihren Augen die ganze Welt um den vergötterten Gegenſtand her. Was dieſer fordert, was zu dem Beſitze dieſes führen kann, ſcheint ihnen erlaubt, edel, erhabne Pflicht. Sie verzücket die Patienten in eine idealiſche Welt, doch neigt ſich in der wirklichen, die Geliebte endlich gütig zu ihren Lippen herab, ſo wiſſen ſie recht gut, was ſie zu thun haben. — Man verglich die Liebe ſo oft mit einer Glut: die faule ſcheint mir die in dichte Rauchwolken verſteckte, dunkelrothe Flamme von halbtrocknem Holze, die weder zum Erlöſchen noch zum Auflodern kommen kann und immerfort flackert; — die kalte, das ſtete Glühen des Zunderſchwammes, das nicht eher aufhört, bis er in Aſche zerfällt, aber nie eine lichte Lohe vermag; — die hitzige, das ätheriſche, blaue Feuer, das auf der Oberfläche einer Schaale voll Spiritus, mit geiſtiger Leichtigkeit nur hinzutanzen ſcheint, aber nichts deſtoweniger — ſich von einem körperlichen Material nährt und es verzehret. —“

„Doch da ſind wir ja ſchon bei meiner Wohnung! Nicht wahr, Sie treten ein und bringen die Nacht bei uns zu? — Uebrigens verzeihen Sie mir mein loſes Geſchwätze, und halten Sie es nicht ſo ganz für bittern Ernſt. Hat es Sie auf einen Augenblick zerſtreut, ſo bin ich zufrieden.“

Ich nahm die Einladung an, — doch da kommt die reizende Milly, den Tiſch zu bereiten. Ich muß meine Schreiberei einpacken, aber ich will noch mehr thun, ich will dem lieben Mädchen helfen. Sie erlaubt mir's gewiß. —

In der That, ſein Geſpräch hatte

mich zerſtreut, und zwar auf eine bleibende Art. Wenn die Leidenſchaften uns ſchwindeln machen, ſo geſchieht es dadurch, daß ſie unſern Blick an einen Punkt feſtbannen, der bald mit tauſend wechſelnden Farben ſpielt. Wem es gelingt, — nur unſern Blick herumſtreifen zu laſſen, hat uns ſchon halb geheilt, und Carlſon hatte mir den Dienſt geleiſtet. Die barokke Paradoxie vieler ſeiner Erklärungen und Gleichniſſe überſah ich nicht: aber dieſen Anſtrich ſchien er ihnen nur gegeben zu haben, um meine Aufmerkſamkeit anzuziehn. Bei kälterer Ueberlegung fand ich in den meiſten eine ſchneidende Wahrheit.

Dieſe Betrachtungen ſtellte ich indeß erſt in der folgenden Nacht an: denn für den Augenblick feſſelte eine Reihe von intereſſanten Erſcheinungen meine ganze Aufmerkſamkeit. Als er aufgehört hatte zu reden, ſah ich ein kleines, aber ſauberes Häuschen vor mir, das unter dem Schatten ehrwürdiger Linden in einem blumigten Thale, ein Wohnſitz der Ruhe ſchien.

Noch ehe wir es erreicht hatten, wankte uns aus einer Laube, derſelben in der ich itzt ſitze, ein Greis entgegen, auf deſſen Geſichte, das ſah man beim erſten Blick, ſonſt der Frohſinn der herrſchende Karakter geweſen, jetzt aber durch Kummer zu trübem Ernſt erſtarret war. „Willkommen zu Hauſe, Herr Carlſon!“ rief er mit einem Ausdrucke, der aus herzlicher Zärtlichkeit, aus Freude und — Ehrfurcht zuſammengeſetzt ſchien. „Guten Tag, Vater!“ ſagte mein Begleiter und ſchüttelte ihm die Hand.

Jetzt hüpfte ein ſchlankes, ſechzehnjähriges Mädchen aus dem Hauſe. Bruder! ſchrie ſie und fiel ihm um den Hals; er küßte ſie herzlich. Nachdem er mich beiden vorgeſtellt hatte: da, Milly, ſagte mein Begleiter, ich habe Geld gebracht; (er legte einige Goldſtücke in ihre Hand;) und hier iſt Arbeit für dich und hier für mich! indem er ihr zwei Päckchen gab, mit denen ſie ſogleich ins Haus eilte.

Schon dieſe Vorgänge zogen mich durch ihre anſpruchloſe Herzlichkeit an: aber ich ſollte meinen Sonderling verehren lernen.

„Was macht Ludwig?“ fragte Carlſen, den der Greis indeß mit einer liebevollen Ehrfurcht betrachtet hatte.

„Ach, ſagte er ſeufzend, mein armer Ludwig! Als er hörte, daß Sie verreiſt wären, hat er wieder fürchterlich getobt, und dann wehklagte er wieder: mein Herz wollte brechen.“

In dieſem Augenblick ertönte ein ſchreckliches Geſchrei aus dem Hauſe. Sie liefen hinein; ich folgte. Sie öfneten ein verſchloßnes Zimmer: welch ein Anblick! Ein ſchöner Jüngling, halb nackt, Wahnſinn in allen Zügen, bemühte ſich, ſeine blutenden Nägel in die Wand zu ſchlagen, um an ihr hinaufzuklettern und heulte dazu.

„Ludwig! rief Carlſon; Ludwig!“ Seine Stimme ſchien den Unglücklichen zu beruhigen. Wohl eine Minute lang ſtarrte er noch um ſich her; dann erkannte er ſeinen Freund: „Du haſt mich alſo nicht verlaſſen?“ ſagte er, warf ſich ihm um den Hals und weinte bitterlich, und wir alle weinten lang und heftig mit ihm.

Ludwig iſt der Sohn eines penſionirten Beamten aus einer kleinen Stadt. Sein entſchiedenes Talent für die Malerei, bewog ſeinen Vater, ſo gern er ihn auch lieber in ſeiner Nähe zu einem einträglichern Gewerbe hätte bilden ſehn, ſein ganzes kleines Vermögen, — es überſtieg nicht die Summe von hundert Thalern, — zuſammen zu nehmen, und ſeinen einzigen Sohn in die Reſidenz zu ſchicken, damit er Gelegenheit zu ſeiner Vervollkommnung fände. Der junge Menſch ſtudirte ſeine Kunſt mit einem angeſtrengten Eifer; bald hatte er es ſo weit gebracht, ſich mit ſeinem Pinſel ſelbſt einen dürftigen Unterhalt zu verſchaffen: er beſchränkte dieſen auf das Unentbehrlichſte, um ſeinem Vater Unterſtützung ſenden zu können. Mit welchem Stolze ſiegelte er die erſten zwei Louisd'or ein, die er erübriget hatte! Mit welchem Stolze und mit welchem Entzücken empfing ſie der Greis und trug ſie in dem ganzen Städchen herum: jedermann ſollte ſich mit ihm freuen, daß ſein Sohn gerathen ſei, daß der ſiebenzehnjährige Jüngling ſchon genug verdiene, um ſeinen Vater zu ernähren; daß er ein groſſer Künſtler geworden ſeyn müſſe! —

Dieſer erſten Gabe folgten bald mehrere, und ſorgfältig meldete der Alte ſeinem edeln Sohne, welche Bequemlichkeiten er ſich nun wieder erlaubte; wie glücklich ſie ihn machten; wie ihn die Nachbarn wieder um ſeines Sohnes willen ehrten. — Ludwig hatte einen Feſttag, wenn er ſolch einen Brief empfing und nahm noch öfter als ſonſt, zu Mittage mit trocknem Brote vorlieb, ſeitdem er wußte, daß ſein Vater von ſeinen Erſparniſſen, Sonntags ein Viertelmaas Wein trinke. Nicht wahr, ſagte Carlſon, als er mir dieſes erzählte, und eine Thräne funkelte in ſeinem Auge; — nicht wahr, ein ſolcher Jüngling iſt ein ſeltner, ein großer Menſch? — Etwa ein Jahr nach der erſten Spende, hörte Ludwig von einem Fremden, daß ein alter Gläubiger ſeines Vaters ſich wieder bei ihm gemeldet habe; daß er den Greis, der ja einen reichen Sohn habe, dränge und drücke. — Ludwig ſchrieb einen ſtolzen, trotzigen Brief an den hartherzigen

Menſchen. Er übernahm die Schuld und ſetzte einen Tag feſt, da er ſie bezahlen wolle. „Es iſt gut, antwortete jener; — aber halten Sie Termin. Sobald dieſer abgelaufen iſt, ohne daß Sie bezahlt haben, muß ihr Vater in den Schuldthurm."

Ludwig empfing dieſen Brief mit Hohn und beantwortete ihn noch ſtolzer. Er war ſeiner Sache gewiß. Ein reicher Wüſtling hatte das Portrait ſeiner Mätreſſe bei ihm beſtellt, und ihm funfzehn Louisd'or dafür verſprochen. Wie hatte der Jüngling mit ſolchem Eifer, mit ſolcher Anſtrengung gearbeitet! Auch war es ſein Meiſterſtück und jedermann der es ſah, pries es als ein ſeltnes Kunſtwerk. Endlich war es fertig, acht Tage vor Ablauf des Schuldtermins. Er ſelbſt trug es hin. Die Dame nahm ihn mit

Kälte und Verlegenheit auf, und ſagte, ſie habe es ja nicht verlangt. Er trug es zu dem Beſteller. Dieſer hatte ſich indeß mit ſeiner Geliebten veruneinigt, er hatte längſt eine andre. Er ſchickte das Gemälde mit der Erklärung zurück: es ſei zu unähnlich, zu ſchlecht, als daß er es behalten könne. Ludwigs gekränktes Ehrgefühl, — der fürchterliche Gedanke, ſeinen Vater durch ſeinen Stolz ins Gefängniß geſtürzt zu haben und ihn nun nicht retten zu können, zerrüttete ſeine Seele; ſein Körper war längſt durch Anſtrengung und die Dürftigkeit ſeiner Nahrung erſchöpft: ſchon am folgenden Tage glaubten ſeine Hausgenoſſen zu bemerken, daß zuweilen der Zuſammenhang in ſeinen Reden fehle, — aber da der Tag gekommen war, an dem der Gläudiger die Summe erhalten ſollte, hörte man einen ſchrecklichen Lärm in ſeinem Dachſtübchen. Man eilt hinauf: man findet ihn nackt; ſeine Kleider liegen in Stücken zerriſſen um ihn her und er läuft brüllend mit dem ſchon blutenden Kopf gegen die Wände. Es war nichts übrig, als ihn zu binden. Wie der Anfall vorüber war —

Eben kam Carlſon von einer kleinen Landreiſe zurück. Er eilt zu ſeinem Freunde, voll Freude ihn wieder zu ſehn, die ehrenvolle Wirkung zu erfahren, die ſeine gelungene Arbeit gethan haben muß; den Dankſagungsbrief des erſtaunten Vaters zu leſen. Er fliegt die Treppen hinauf; er hört Lärm in dem Zimmer ſeines Freundes; er trit hinein — Ludwig liegt noch immer nackt, auf den Knien, hebt ſeine gebundenen Hände wehklagend empor und fleht mit Thränen: „Nur nicht ins Tollhaus! Nur nicht ins Tollhaus! Es wird wieder vergehen! Ich verſprech' es, ich will nicht mehr raſen!“ Um ihn her ſtehn mit finſtern, unentſchloſſenen Geſichtern die Hausgenoſſen und berathſchlagen halb gerührt: aber drei Diener des Irrenhauſes, an Schauſpiele dieſer Art gewöhnt, reden den Unglücklichen hart an und machen Miene, ihn mit Gewalt fortzuſchaffen. Er erblickt Carlſon. „Erbarmen, ruft er, mein Freund, Erbarmen!“ — Welch ein Augenblick, jener, in welchem Carlſon nun den Zuſammenhang der kläglichen Geſchichte vernahm. — „Nie, ſagte er zu mir, als wir darüber ſprachen, hab' ich ſo tief die gränzenloſe Unmacht des Weſen Menſch erfahren! Ich ſelbſt war zerknickt, zerknirſcht.“ —

Er brauchte nicht lange Zeit, um ſeinen Entſchluß zu faſſen. Ich ſtehe für den Patienten, ſagte er den Anweſenden. Ich werde ihn zu mir nehmen, ihn pflegen, ihn heilen laſſen! Ich bürge dafür, daß er kein Unheil anrichten ſoll, ſo lange ſein Fieber währt.

Carlſon war nicht viel reicher als Ludwig, aber er hatte ſchon einen weiter ausgebreiteten Ruf und keinen hülfloſen Vater zu verſorgen. Ludwig zog von ſeinem Dachſtübchen auf das ſeines Freundes, der Kammer und Bette mit ihm theilte und nicht von ihm wich, als wenn ihn dringende Geſchäfte abriefen. Er ertrug ohne Ermüdung nicht nur die großen Koſten, die ſein Freund ihm machte;

er

er wachte unverdroſſen über ihn, wenn ſein Anfall kam und tröſtete ihn mit Hofnungen, wenn dieſer vorüber war. Aber Ludwigs Krankheit nahm von Tage zu Tage zu; er beunruhigte in ſeinen Paroxismen die Nachbarn; ſein fürchterliches Brüllen tönte oft die ganze Straße herab. Gleichwohl ſchauderte er und winſelte, ſchon bei dem Gedanken an das Irrenhaus; denn die Aufnahme darin, ſchien ihm der Entſagungsakt der Welt auf ihn.

Glücklicher Weiſe fing eben der Frühling an. Carlſon miethete ein Paar Meilen von B** das Häuschen, in dem er izt lebte. Er löſte Ludwigs Vater durch einen Akkord aus dem Gefängniſſe und ließ ihn zu ſich kommen, theils durch ſeine Gegenwart den Geiſt des unglücklichen Jünglings zu beruhigen, theils um den Greis leichter zu ernähren. Er nahm ſeine eigne Schweſter, die bisher in einem benachbarten Städtchen bei ihrer Stiefmutter lebte, zu ſich, um ſie die kleine Wirthſchaft führen zu laſſen. —

Wie verändert war itzt meine Anſicht Carlſons und ſeiner Hausgenoſſen! Ich hatte einen leichtſinnigen witzigen Schwätzer in ihm zu finden geglaubt, und fand einen ernſten — Helden der Tugend. Ich erwartete in einen Zirkel ländlich-froher Menſchen zu treten, und ſah eine Gruppe vor mir, die mich unendlich tiefer erſchütterte, als das berühmte Jammerbild der Niobe je zu rühren vermocht hat.

Ein aufblühender Jüngling, der mitten in der reichſten Entfaltung ſeiner Talente, plötzlich von der eiſernen Hand des Schickſals gebrochen, da ſteht, wie eine Lilie, die, kaum halb aufgeſchoßen, ein Stoßwind knickt und nun, am halben Stengel hängend, ohne Rettung verdorren läßt. Ein Greis, der den einzigen Sohn täglich noch einmal ſterben, die einzige Hofnung, die ihm ſein freudenloſes Alter noch des Ertragens werth machte, vor ſeinen Augen als ein Nebelgebilde zerfließen ſieht, und den Blick nicht abwenden darf und es nicht vermag. — Ein junges, reizendes Mädchen, voll der zarteſten Weiblichkeit und des liebendſten Sinnes, durch jedes Geſchenk der Natur dazu beſtimmt, nur Glück zu finden und zu gewähren, — und täglich nichts als eine große Scene des höchſten Elendes vor ſich hat, und ſeine zarten Schultern zur Tragung eines fremden Unglückes herleihen muß, das ſie faſt ſo tief und innig rührt, als wär' es ihr eignes. — Ueber dieſe Trauergruppe ragt Carlſons heitere Feſtigkeit, ſein unerſchütterlicher Edelmuth, ſeine männliche Thatkraft im Jünglingsalter, hervor, wie ein überirdiſcher Genius. — Edler, großer Menſch! Wie klein fühle ich mich neben dir, mit meinen läppiſchen Leiden der Phantaſie und des überſpannten Gefühls! — Drangſale und Unglück: das ſind die Mittel wodurch die Vorſicht große Seelen bildet. — Warum doch war ich immer glücklich, wenn ich ſelbſt mich nicht folterte?

Es hat ſchwer gehalten, aber es iſt mir geglückt. Carlſon erzählte mir, ein berühmter Arzt habe vorgeſchrieben, Ludwig in das Bad zu —— zu führen. Die Reiſe, der immer neue Wechſel der Umgebungen und der Gebrauch des ſtärkenden Seebades, habe er beſtimmt geſagt, werde höchſt wahrſcheinlich die zu heftige Reizbarkeit des noch kraftvollen, jugendlichen Körpers mildern und ſo den Geiſt geneſen machen. Carlſon hatte durch den Verkauf ſeiner beſten Arbeiten, eine ſehr mäßige Summe zuſammengebracht, und wollte die Reiſe in vierzehn Tagen antreten. Ich ſann auf Mittel, ihn zur Annahme eines Beitrages zu bewegen.

Als wir nach dem Abendeſſen einen kleinen Spaziergang machten, dankte ich ihm für ſeine freundſchaftliche Aufnahme; verſicherte ihn, daß ich in ſeinem Häuschen, in ſeinem Umgange allein die Ruhe und die Faſſung wieder finden, geheilt werden könnte, und bat ihn um Erlaubniß, noch ein Paar Tage bei ihm zu bleiben. Er drückte mir freundſchaftlich die Hand. Jetzt kam ich auf ſeine Reiſe, und äußerte ihm meine Beſorgniß, daß er mit ſeinem kleinen Geldvorrath ſchwerlich auslangen würde.

„Schwerlich! ſagte er, aber ich will mich aufs Nothdürftigſte einſchränken und im äußerſten Falle iſt mir meine goldne Uhr da, nicht zu lieb, wenn ich mit meinem Ludwig heiter nach unſerm Hüttchen zurückkehren kann.“

„Ich habe grade jetzt mehr Geld als übrig, als ich brauche, ſagte ich; erlauben Sie mir Ihnen ein Darlehn von —

„Nein!“ ſagte er, und wandte ſich mit einem ſo finſtern Geſichte von mir weg, daß ich nicht meinen Vorſchlag zu endigen wagte.

„Wenigſtens werden Sie nichts dawider haben, fuhr ich indeß furchtſam fort, daß ich dem alten Mann, während Ihrer Abweſenheit eine kleine Unterſtützung gebe.

„Es iſt für ihn geſorgt; er geht mit meiner Schweſter nach L**.“

Ich behauptete eifrig, er habe kein Recht, dies letzte Anerbieten auszuſchlagen, da der Greis ihn im Grunde ganz fremde ſei.

„So lange mein Freund krank iſt, erwiederte er trocken, iſt der Alte mein Vater.“

Ich verſtummte einen Augenblick vor Verdruß. „Carlſon, rief ich endlich, Sie ſind ein edler, ein ſehr edler Menſch; aber leidet ihr — verdammter Stolz denn gar nicht, daß man Ihnen auch nur auf die entfernteſte Weiſe nachahme? Schlagen Sie mein dringendes Anliegen nicht aus, ich bitte — Dich, mein Freund!" rief ich und fiel ihm um den Hals.

Man hat es ſo oft an den neuern Sprachen gerügt, daß ſie Einzelne in der vielfachen Zahl anreden: man ſollte es ihnen als einen Vorzug anrechnen. Dadurch, daß ſie das „Du" dem innigern Gefühle aufſparen, ſind ſie um einen äußerſt gehaltvollen Ausdruck der Herzlichkeit reicher, als die alten Sprachen. Wen ich „Sie" nenne, und thäte ich es mit dem tiefſten Bücklinge, dem ſage ich dadurch, daß er meinem Herzen noch im Haufen ſtehe. Mit dem „Du" der aufwallenden Empfindung, ſinke ich in ſeine Arme.

Carlſon ſchien überraſcht. Er ſah mich

einen Augenblick lang halb lächelnd, halb gerührt an; dann umarmte er mich und ſagte mit dem Tone der Innigkeit: — „Du!“ — Nichts weiter! Mein Beitrag war angenommen.

Glücklicher Einfall, meinen Aufenthalt in dieſem Hauſe verlängern zu wollen! Was ſoll ich weiter herumſtreifen, Zerſtreuung und Beruhigung zu ſuchen, da ich ſie hier in einem neuen Lebenszirkel, der Geiſt und Herz auf gleiche Weiſe anzieht, ſo vollkommen finde? Wenn mich Carlſons lehrreicher und geiſtvoller Umgang und die Beweiſe ſeiner Geiſtesgröße, — der naiven Milly ſchweſterliche Liebkoſungen und Ludwigs ſchreckliches Beiſpiel, wohin zu große Reizbarkeit führen kann, nicht von meiner Schwachheit heilen, ſo thut es nichts in der Welt.

Das letztere vorzüglich, wirkt ſehr lebhaft dahin, mich zu beruhigen, ſo oft ich mich meinem zu lebhaften Gefühle überlaſſen will. Ich kannte Ludwigs Geſchichte ſchon lange. Vor zwei Monaten war ſie allgemeines Stadtgeſpräch. An allen Caffeetiſchen erzählte man ſie, und an jedem anders. Bald hieß es: Liebe habe ihm den Verſtand genommen; bald, Carlſon ſei die Veranlaſſung ſeines Wahnſinnes, und halte ſich itzt durch ſein Gewiſſen verbunden, für ihn zu ſorgen; bald, er erhalte von einer vornehmen Dame heimlich eine ſtarke Penſion für ſeine Bemühung. Hier putzte ein Stutzer die Begebenheit zu einem Romane heraus; da behandelte man ſie als eine Erdichtung. Endlich kamen die Witzlinge darüber, und es fehlte wenig, daß ſie nicht zur Poſſe ward.

Ungeachtet ſie mir alſo nicht mehr neu war, rührte ſie mich doch in Carlſons Munde ſo tief, ſo erſchütternd, als ich mich nie erinnern kann, von irgend einer Erzählung ergriffen worden zu ſeyn. Ich rang die Hände, ſobald ich allein war; ich ſchlich mit geſenktem Haupte einher. — Erſt ſpät entdeckte ich, was es eigentlich war, das ſich ſo ſehr meiner bemächtigte. Ach, war es denn nicht Ludwigs Zuſtand, dem ich ſelbſt durch meine Wanderung zu entfliehen ſuchte? Jetzt erſt, da Wilhelminens Bild auf einige Zeit vor meinem Geiſte in Schatten getreten war, fühlte ich ganz, wie nahe ich dem Abgrunde geſtanden hatte, vielleicht noch ſtand!

— Wilhelmine! Wenn man Dir einſt die Nachricht gebracht hätte, wenn Du Dir hätteſt denken müſſen, daß ich um Deinetwillen bewußtlos Feſſel trüge, den Fußboden nagte und Wilhelmine! Wilhelmine! wimmerte, — Du hätteſt kein Hunderttheil meiner Liebe verdient, wenn dieſe Nachricht Dich nicht — Ich mag den Gedanken nicht vollenden! —

Jetzt endlich, nach einem ſechstägigen Aufenthalte bei dieſen liebenswürdigen Unglücklichen, iſt es Zeit, daß ich mich entferne, um ihnen nicht beſchwerlich zu werden. Ich will nach der Stadt zurückkehren: was ſollte ich länger herumirren, da ich geheilt bin. Geheilt? Ich liebe Wilhelminen noch immer warm und innig; noch immer fühle ich, daß ſie zu dem Glücke meines Lebens gehört: aber ich habe meine alte Faſſung und Kraft wieder. Ich ſehe ein, daß es die höchſte Glückſeligkeit iſt, von einer Frau wie Wilhelmine, geliebt zu werden, aber ich bin wieder ſtark genug, um grade nicht zu verzweifeln, wenn ſie mir nicht zu Theile wird. Ich fühle lebhaft, welche unmännliche, verächtliche Schwachheit es iſt, eine ſinnliche Neigung zum höchſten Zweck ſeines Daſeyns zu machen, ſeinen Verſtand in den Flammen des Herzens zerlodern zu laſſen. Die Liebe, wie jedes ſanfte Gefühl das uns mit andern Menſchen verbindet, iſt uns zu unſerm Glücke gegeben: aber wäre der Gegenſtand derſelben ein Seraf: ſo bald ſie ſich ſo weit unſerer Seele zu bemächtigen droht, daß ſie das einzige Gefühl derſelben wird; ſobald ſie unſern Geiſt angreift, muß man ſie von ſich werfen, freiwillig reſigniren. Es giebt kein Gut in der Welt, daß gegen unſre Selbſtſtändigkeit auch nur in Anſchlag käme! —

Ich will nach der Reſidenz zurückkehren, ich will Wilhelminen noch einmal in einem offenen Briefe ſchreiben: daß ich ſie immer noch liebe; daß ich ſie beſchwöre, mir die unbegreifliche Veranlaſſung ihres Benehmens zu erklären, damit ich ſehe, ob ich mich rechtfertigen kann; daß ich ſie wegen meiner Uebereilung um Verzeihung bitte; daß — dieſer Brief aber auch der letzte Verſuch zu einer Verſöhnung ſei, den ich jemals machen werde, und daß ich mich ſtark genug fühlte, ihren Verluſt, wenn er unvermeidlich wäre, zu ertragen.

Ich theilte Carlſon meinen Plan mit: er ſchüttelte lächelnd den Kopf. — Nun iſt mir die Ausführung Ehrenſache geworden. Wie? Neben meinem edeln, ſtarken Freunde, ſoll ich wie ein elender Schwächling daſtehn? Ich muß ſiegen. — „Wenn Du nicht Herr über dich bleibſt, ſagte er, ſo komme nur wieder zu uns heraus.“ — „Ich werde wieder zu Euch kommen, antwortete ich, aber glücklich — oder geheilt.“ — Morgen früh tret' ich meinen Rückweg an.

Am folgenden Mittage.

Da ſitze ich wieder in derſelben Gartenlaube, vor derſelben Schüſſel vielleicht, vor der ich, ſieben Tage ſind's nun, meine Flucht aus — — beſchrieb. Aber wie verändert iſt alles um mich her. Mit Vergnügen ſeh' ich die Beete mit duftenden, aber gemeinen Blumen an, die ſich um meine Laube ziehn; ich freue mich des Schattens, in der drückenden Hitze; ich finde ſogar die bäuriſche Koſt, die man mir aufgetragen hat, ſchmackhaft. — Mit inniger Freude erinnere ich mich der reizenden Geſchäftigkeit, mit der Milly, troß meines ernſten Verbittens am ~~geſtrigen Abende, mir~~ heute früh um vier Uhr, ſobald ich aus dem Zimmer trat, entgegen kam und mir ſagte, der Kaffee werde ſogleich in der Laube ſeyn; — der holden Verſchämtheit, in der ſie den Kuß empfing, mit dem ich ſie verließ, — den erſten, den ich wagte, den erſten vielleicht, den ein Fremder auf ihre lieblichen Lippen drückte! Ja ich fühl' es, das Leben iſt ſchön, und meine Empfänglichkeit für jede Art ſeiner Reize kehrt ſtufenweiſe zurück, wie jene tyranniſche Leidenſchaft, die ſich meines ganzen Weſens bemächtigt hatte, allmälig erliſcht. — O Carlſon, theurer Sterblicher! Mein Schutzgeiſt! Wie viel, wie unendlich viel verdanke ich dir! Zerrütt[illegible] und arm fandſt du mich; kraftvoll und ein Crӧſus in deiner Freundſchaft, verlaß' ich dich. —

Aber, — triumphir' ich nicht zu früh? Sollte jene Leidenſchaft wirklich ſchon in meinem Herzen erſterben? — Ich will gegen mich ſelbſt aufrichtig ſeyn. Ja! Ich werde der Reize des Lebens wieder gewahr, aber noch, noch dünken Sie mir — köſtlicher Wein, deſſen Geiſt die

Wärme abgedampft hat. Ohne Wilhelmine fehlt meinem Leben der größte Reiz: ich werde lange nur mit halbem Sinne genießen, — bei den lebhafteſten Genüſſen, eine vortrefliche Muſik mit ſchmerzendem Ohre zu hören glauben. — Ich muß mir es geſtehn: noch kann ich nicht an ſie denken, ohne daß ein Theil meiner Unruhe wiederkehrt. Werd' ich im Stande ſeyn, — Ich will mich Carlsons, — Ludwigs erinnern und über eine Neigung triumphiren, die an ſich die köſtlichſte Gabe der Gottheit iſt, durch Ueberſpannung aber ein Fluch wird.

Am Abende, zu Hauſe.

Ich Elender, was wird aus mir werden! Ein Traum, ein boshafter, hämiſcher Traum war meine Geneſung! Er iſt entflohn und hat mich unglücklicher, bejammernswürdiger zurückgelaſſen, als vorhin! Kaum hab' ich dieſe Stadt wieder betreten, und alle meine Quaalen ſind ſchmerzlicher, brennender wieder rege, als vorhin.

War es vielleicht eine warnende Ahnung, die mein Herz beim erſten Anblick ihrer Thürme, ſo ungeſtüm klopfen machte? Die mich auf dem Hügel, von dem aus ich ſie wieder ganz vor mir liegen ſah, eine Viertelſtunde ſtill ſtehen und überlegen ließ, ob ich wirklich hineingehen ſollte? — Ich erreiche ſie. Mein Weg führt mich eigentlich nicht an Wilhelminens Wohnung vorüber, aber — ich überrede mich, es ſei eine gute Vorbereitung auf die Rolle die ich ſpielen wolle, wenn ich verſuchte, was für eine Wirkung der Anblick jenes Hauſes auf mich thun würde. Ein ſchadenfroher Dämon benutzte meine Schwachheit ſogleich, mich wieder von meiner Höhe herabzuſtürzen.

Indem ich das Haus erblicke, fährt mir ein Wagen von der Thüre deſſelben entgegen. Wilhelmine ſitzt darin, reizender als jemals, neben ihr ein junger, ſchöner Offizier. Sie erblickt mich; ſtößt ihren neuen Liebhaber vertraulich an, deutet mit dem Finger auf mich, bückt ſich dann lächelnd heraus, mich zu grüßen —

Pfui, das iſt hämiſch, niedrig! Wilhelmine! Eines ſolchen Betragens hätt' ich dich nie fähig gehalten. — Ein feindſeliger Dämon? Mein Schutzgeiſt war es, der Sorge trug, mir gleich bei meinem erſten Eintritt in die Stadt deine — Niedrigkeit zu verrathen. Du biſt ein gemeines, boshaftes Weib. Ja, nun werd' ich mich beſiegen! Ich fange an dich zu verachten! —

Bin ich denn noch nicht elend genug? Iſt die ſinnreiche Bosheit meines Verhängniſſes noch nicht erſchöpft! Moritz krank, an einem hitzigen Fieber, das in dieſer Jahreszeit ſo gefährlich iſt! Sprachlos ſeit vier und zwanzig Stunden! — O Carlſon, welchem Jammer ging ich aus deiner Hütte entgegen!

Drei Tage ſpäter.

— Ich hebe ein Buch auf, das mir

im Wege iſt: mein Tagebuch liegt unter demſelben. Hatte ich doch in dem Taumel des Entzückens, der mich ſeit zwei Tagen wirbelt, ſein Daſeyn vergeſſen! Aber warum ſollt' ich es nicht vollenden, dieſes Denkmal des jammervollſten und glücklichſten Zeitpunkts in meinem Leben! Ich will das treue Gemählde meiner Gefühle vollenden, ich will es Wilhelminen ſchenken: ſie wird nichts darin finden, was ſie mir nicht verzeihen könnte, wenn es mich ~~ihr nicht theurer~~ machte. Und wenn einſt unſre Liebe ruhiger genießt, wollen wir uns an dem Bilde des Sturms ergötzen, der vormals in meinem Innern tobte; — und wenn mich wieder einmal meine Reizbarkeit überwältigt, ſollen dieſe Blätter der Talisman ſeyn, der mich zur Ruhe zurückruft, wenn die Hand meiner holden Gattin mir ihn entgegenhält. —

Ich eilte in die Wohnung meines Freundes. Das ſtille Trauren, mit dem man einem furchtbaren Verhängniſſe entgegenſieht, herrſchte in demſelben. Frau und Kinder weinten ſtill an dem Lager des geliebten Gatten und Vaters, der ihre Klagen nicht mehr vernahm. Mein Anblick ſchien ſie etwas aufzurichten. Ich ſetzte mich zu ihnen und verſprach die Nacht mit ihnen zu wachen: ſie ſollte die entſcheidende Kriſe herbei führen. Gegen Mitternacht wurde der geliebte Kranke unruhig, und gerieth in wilde Phantaſien, in denen er meinen Namen oft unter die Namen ſeiner Gattin und ſeiner Kinder miſchte. Wie tief erſchütterte mich dieſer Beweis ſeiner Liebe! —

Gegen Morgen ward er ruhiger. Der Arzt kam und ſah ihn bedenklich an. Den Uebrigen verſicherte er, noch ſei nichts entſchieden. Mich hielt er für ſtärker; mir vertraute er, da die andern ſich auf einen Augenblick entfernt hatten, faſt ſei ſeine letzte Hofnung verſchwunden. Ich brach in Wehklagen aus; ich wollte mich auf das Bett meines Freundes ſtürzen. — „Mann, ſagte der Arzt, ſchämen Sie Sich! Sehen Sie nicht, daß Ihr ~~Benehmen den Gram~~ dieſer Frau, dieſer Kinder unendlich erhöhen muß? Sie könnten dieſes zarte Weib tödten! Fort! Ich verpflichte Sie bei ihrem Gewiſſen, bei ihrer Ehre, gleich fortzugehn, und nicht eher wieder zu kommen, als bis Sie Sich hinlänglich gefaßt haben, um Sich als ein Mann zu [illegible]gen."

Ich fühlte, daß er Recht hatte; wahrſcheinlich aber hätte ich ihm nicht ſo maſchinenmäßig gehorcht, wenn die Erſchöpfung der Fußreiſe, die Nachtwache und vor allem der vielfache Gram, der meinen Geiſt belaſtete, mich nicht ſo gänzlich zu Boden gedrückt hätte. Halb ohne Bewußtſeyn wanke ich zum Hauſe hinaus, durch die Gaſſen hin, gelange an Wilhelminens Wohnung — Was zwiſchen ihr und mir vorgefallen war, davon wußte mein Gedächtniß in dieſem Augenblick nichts; nur mein Herz erinnerte ſich noch, daß ich hier jede lebhaftere Empfindung auszulaſſen pflegte, hier zärtliche Theilnahme jeder Art, Beruhigung zu finden gewohnt war. Inſtinktmäßig ging ich die Treppe hinauf, grad' in Wilhelminens Wohnzimmer, um ihr meine Leiden zu klagen. Sie war nicht da; ich ſetzte mich auf dem Sofa, lehnte das Geſicht an die Kiſſen, und ſank in eine Betäubung, die mehr Ohnmacht als Schlummer war.

Ein lebhafter Ausruf erweckte mich, ich weiß nicht, nach wie langer Zeit. Wilhelmine ſtand vor mir! Jetzt erſt erinnerte ich mich mit der äußerſten Beſtürzung unſers Verhältniſſes wieder und erſtaunte, mich hier zu finden.

Ich ſtand auf. „Madame, ſagte ich, ich weiß in der That nicht, wie ich — Sehen Sie es nicht für Zudringlichkeit, für Unverſchämtheit an. Ich mußte wirklich nicht wiſſen, was ich that, da ich her kam. — Ach, iſt es ein Wunder! ſetzte ich mit ausbrechendem Schmerze hinzu; — ich komme von dem Sterbebette meines Moritz!“ —

„Gütiger Himmel!“ rief ſie aus und ſchlug die Hände zuſammen. Sie hat mir hernach geſtanden, daß ſie, bei dem Anblick meines verwirrt hängenden Haares und meiner zerrütteten Züge, noch mehr von Beſorgniß für meinen Verſtand, als von der traurigen Nachricht ergriffen worden ſey.

„Ja, brach ich aus, er iſt hin und ich bin der elendeſte aller Menſchen! — Verzeihen Sie, Madame, ſetzte ich hinzu, indem ich mechaniſch meinen Hut nahm; — Ich gehe ſchon!“

Sie machte ſchweigend eine Verbeugung, aber als ich den Drücker der Thüre anfaſſen wollte — „Eduard! rief ſie mit halberſtickter Stimme; haben Sie meinen Brief nicht erhalten?“

„Nein!“ ſagte ich erſtaunt, und that einige Schritte zurück.

„Ja ſo!“ erwiederte ſie, ſchwieg einen Augenblick und verbeugte ſich wieder, um mich zu entlaſſen, aber indem ich die Thüre öfnete, flog ſie auf mich zu, faßte meine Hand und drückte die Thüre wieder zu.

„Eduard, ſtammelte ſie; Ihr Verſehen ſelbſt zeigt mir, daß — ich ihrem Herzen — noch nicht fremd bin, — daß ich ihm — ſo nothwendig bin, als — Sie dem meinigen. — Eduard! Verzeihen Sie mir! ~~Ich habe geirrt, —~~ ich bin hintergangen worden, — laſſen Sie alles vergeſſen ſeyn!“ Sie fiel mir ſchluchzend an die Bruſt.

Ich ſtand mit weit offnen Augen da, ohne vor Erſtaunen Herr meiner Glieder zu ſeyn. Endlich, endlich umarmt ich ſie ſprachlos, und trug ſie auf den Sopha.

Eine halbe Stunde verging, ehe ſie wieder Worte fand, mir zu erzählen, eine ſogenannte Freundin habe ihr, aus Haß gegen mich, einen Verdacht eingeflößt, den ihre weibliche Sittſamkeit und ihr Selbſtgefühl ihr verboten habe, mir mitzutheilen. Zufällige Umſtände hatten ihn wahrſcheinlich gemacht. Erſt nach meiner Entfernung, durch meinen Abſchiedsbrief tief erſchüttert, habe ſie ihn Moritzens Gattin entdeckt, dieſe ihrem Manne, und der hatte ſein Ehrenwort für die Unwahrheit der Angabe verbürgt. — „Kannſt du mir verzeihen?" rief ſie hier aus und verbarg ihr glühendes Geſicht an meiner Schulter. — Ich drückte ſie an meine Bruſt, aber eine neue Erinnerung ſchnitt durch meine Seele.

„Und dein Liebhaber? der Offizier?"

Sie ſah mich erſtaunt an. — „Meinſt du meinen Bruder?" fragte ſie. Er iſt ſeit zwei Tagen hier; er war es, mit dem ich geſtern ausfuhr." —

Mein Entzücken war unausſprechlich!

Sollte ich mich noch dabei aufhalten, auch das ſchändliche Gewebe zu entfalten, das argliſtige Bosheit erſonnen hatte, um mich ins Elend zu ſtürzen? Nein! Ich will das Papier nicht mit dem beflecken, was auf ewig aus meinem Gedächtniſſe vertilgt ſeyn ſoll, aber — Dank, heißen Dank, gütige Vorſehung, daß du mir auch meinen Freund, meinen Moritz wieder geſchenkt, mein Glück vollendet haſt!

Gulhindy.

Ein Mährchen.

In Kaſchemire herrſchte einſt ein Sultan, der bei allen benachbarten Nationen und bei ſeinem eignen Volke, für das Wunder ſeiner Zeit galt.

„Vermuthlich erfand er einige neue Manoeuvres und eroberte halb Aſien.“

Um Verzeihung, Herr Lieutenant! Er hatte während ſeiner ganzen Regierung nur einen Krieg geführt und der hatte ihm kein Dorf eingebracht. Auf die Nachricht nehmlich, daß er ſein ſtehendes Kriegsheer abgedankt habe und ſich begnügte, ſein Volk in den Waffen zu üben, fiel ein junger ehrſüchtiger Nachbar ihm ins Land. Aladdin berief ſeine Kaſchemirer zuſammen, und zog ihm entgegen. Die Jünglinge begannen die Schlacht und als ihr Ungeſtüm, obwohl ohne zu ſiegen, das feindliche Kriegsheer in Unordnung gebracht und ermüdet hatte, rückte die geſchloſſene Heerſchaar der Kaſchemiriſchen Männer an und zerſtreute es. Aladdin folgte dem Feinde ~~in ſein eigenes~~ Gebiet nach, aber weit entfernt, es zu verheeren, ſchrieb er nicht einmal Contributionen aus. Er begnügte ſich, von dem feindlichen Volke die Auslieferung ſeines Tyrannen zu fordern, und als dieſer von ſeinen Söldnern, die er nicht mehr bezahlen konnte, verrathen und vor Aladdin geführt wurde:

„Ich bin nicht dein Richter, und ich haſſe dich auch nicht, ſagte er zu ihm; aber ein ehrſüchtiger Fürſt iſt eine giftige Peſtbeule am Körper der Menſchheit: wer ſie davon zu heilen vermag, dem iſt es Pflicht. Du haſt den Tod vieler Tauſenden Unſchuldiger veranlaßt: es iſt billig, daß du ſterbeſt.“ Als er hingerichtet war, berief Aladdin das beſiegte Volk zuſammen und befahl ihm, einen neuen Regenten zu wählen. Es bot ihm die Krone an. „Ich fühle zu ſehr, antwortete er, wie ſchwer es iſt, ein einziges Volk einigermaßen glücklich zu machen, als daß ich mich noch mit einem zweiten, das mir fremde iſt, belaſten ſollte.“

Indeß waren die Kaſchemirer nicht nur einigermaßen glücklich, ſondern man konnte mit Recht behaupten, daß in dem ganzen Lande nur die Laſterhaften ſeufzten.

„Vermuthlich führte er alſo eine echt patriarchaliſche Regierung, lebte ſparſam und ſchlichtete ſelbſt die Händel ſeiner Unterthanen.“ —

Nein, Herr Philoſoph! Was den letzten Punkt betrift, ſo wußte Aladdin, daß ein Fürſt der alles ſelbſt thun will, in der Regel alles ſchlecht macht. Er hatte alſo die Zahl der Gerichtshöfe in ſeinem ~~Lande ſo ſehr vermehrt,~~ als nöthig war, aber die Richter waren ſo außerordentlich gut beſoldet, daß man ſie nicht beſtechen konnte, und jede erwieſene Ungerechtigkeit derſelben, wurde ohne Gnade mit dem Tode beſtraft. — Ihre zweite Vermuthung aber irrt noch mehr. Der Hof zu Kaſchemire war der glänzendſte in ganz Aſien. Die Dichter, Redner, Künſtler und Gelehrte aller Nationen, ſtrömten hier zuſammen. Jedes wahre Verdienſt wurde ausgezeichnet und belohnt: aber jedes galt Aladdin nur für das, was es war, und auch der witzigſte Dichter, der ſcharfſinnigſte Philoſoph erlangte nie Einfluß auf den Staat. Was noch mehr! Obgleich keine Woche verging, in der nicht ein äußerſt prachtvolles Volksfeſt gegeben wurde, lebte Aladdin ſelbſt mit einer Einfachheit, die freilich königlich, aber doch immer ſo ſehr Einfachheit war, daß er nie aus ſeiner ruhigen, heitern Stimmung kam und immer geſund blieb. Er beſaß, weil es in Aſien einmal gebräuchlich war, einen weitläuftigen Harem, in den die Unterthanen ſelbſt ihre ſchönſten Töchter ablieferten, ſobald ſie das dreizehnte Jahr erreicht hatten, aber Aladdin hatte nur eine Gemahlin und blieb ihr immer treu. Die übrigen Frauenzimmer wurden unter den Augen der reizenden und weiſen Zobeide zur häuslichen Tugend gebildet und dann in ihrem ſiebzehnten Jahre, mit einer reichen Ausſtattung, an diejenigen verheurathet, die der König belohnen wollte und die ſich ihre Liebe zu erwerben wußten.

„Schön gut! Aber einen glänzenden Hof zu halten, prachtvolle Feſte und reiche Ausſtattungen zu geben: was für Summen werden dazu nöthig geweſen ſeyn! Was für Abgaben werden die armen Unterthanen haben erlegen müſſen!“

Sie, Herr Financier, treffen den Punkt, der Aladdins Regierung zum wahren Wunder machte. Denn daß ein weiſer Mann weiſe regiere, iſt wohl zu erklären, und daß ein glücklicher Gatte nie eines fremden Weibes begehre, wenigſtens möglich: aber — Aladdin hatte gleich beim Antritt der Regierung ſeinen Unterthanen alle Abgaben erlaſſen und die Domainen, auf ſeine ganze Lebenszeit, neuen Anſiedlern ausgetheilt.

„Aber wo nahm er es denn her, prachtvolle Feſte zu geben, große Beſoldungen und ſo weiter?“

Das war es eben, was weder ſeine Nachbarn, noch ſogar ſeine Miniſter zu errathen vermochten. Da er ſtarb, ohne ſein Geheimniß zu entdecken, werden Sie Sich die unerhörte Erſcheinung erklären können, daß das ganze Volk über einen Regierungswechſel untröſtlich war, kein

Dichter von dem goldnen Zeitalter zu prophezeien wagte, das izt einbrechen ſollte; nicht einmal die Höflinge Unverſchämtheit genug hatten, den Nachfolger zu verſichern, daß er ſeinen Vorgänger verdunkeln werde. Der junge Abdallah ſelbſt, weit entfernt ſich über den erlangten Scepter zu erfreuen, ſah ihn als die unerträglichſte Laſt an, die er gerne von ſich geworfen hätte.

Statt die Glückwünſche ſeines Hofes anzunehmen, verſammelte er die Miniſter in ſein Cabinet. Alle kamen bleich wie Geſpenſter, und alle blickten ſchweigend zur Erde, als Abdallah ſie fragte: „Wo nehmen wir Geld her, um den Staat zu erhalten?“ Im Schatze war höchſtens nur noch auf einen Monat Vorrath: hatte man dieſen erſchöpft, ſo blieb nichts übrig, als den glänzenden Hofſtaat abzudanken, die Volksfeſte einzuſtellen, die verlehnten Domainen einzuziehn und Abgaben zu fordern. Das mußte natürlich das verwöhnte Volk misvergnügt, den jungen Fürſten verhaßt machen. Wollte er dann noch ſicher ſeyn, ſo mußte er ſich eine Leibwache, ein ſtehendes Heer anſchaffen: dies erforderte neue Abgaben, — und kurz, mit der Verſiegung der geheimen Quellen von Reichthümern, hörte Kaſchemire auf glücklich zu ſeyn, ja, es lief Gefahr, durch die Unruhen, die natürlich eintreten mußten, auf lange Zeit das unglücklichſte Land der Welt zu werden.

Abdallah ſchlug vor, er wolle auf die Regierung Verzicht thun: aber er nahm den Plan zurück, als ein alter

Weſſir ihm ſagte, daß er freilich ſich dadurch aus der Verlegenheit ziehn, aber das Reich nicht retten würde. Die Verſammlung ging auseinander, ohne einen Ausweg gefunden zu haben.

Voll Kummer hatte ſich Abdallah eben auf ſeine Polſter niedergeworfen, als man ihm einen alten Einſiedler anmeldete. Ein Greis mit einem langen weißen Barte und einem ſchlichten groben Gewande, ſchlich gebückt an ſeinem Stabe herein. Abdallah ließ ihn niederſitzen und fragte ihn, was er brächte.

„Ich höre, ſagte der Greis, von der Verlegenheit, in der ſich deine Hoheit befindet. Ich war einſt der Jugendfreund und der einzige Vertraute deines Vaters und danke Gott, daß ich ihn um einige Tage überlebte, um dir ein Geheimniß zu eröffnen, das ihn ſein ſchneller Tod zu entdecken verhinderte. Du haſt doch den Siegelring deines Vaters? — Wohlan! Berühre den kleinen goldnen Nagel damit, der aus jener Wand hervorblinkt.“

Erſtaunt und ſchweigend that es Abdallah und ſtürzte gleich darauf erſchrocken zurück. Die Wand fuhr ohne Geräuſch auseinander und er ſah ein weites Gemach vor ſich, das wie von einem himmliſchen Licht erleuchtet war. Rings um ſtanden ungeheure Becken voll goldner Münzen und der koſtbarſten Edelſteine; aber was ihn in die höchſte Verwunderung ſetzte, waren fünf weibliche Bildſäulen, jede aus einem einzigen Edelſteine, die auf goldnen Fußgeſtellen mitten im Gewölbe ſtanden und es mit ihrem Glanze füllten. Als ſich Abdallah einigermaßen erholt hatte, bemerkte er noch ein ſechstes Geſtelle, das aber leer war. Eine Pergamentrolle lag auf demſelben. Abdallah eilte, ſie zu entfalten, erkannte die Handſchrift ſeines Vaters, küßte ſie mit Thränen und las dann:

„Nimm, geliebter Sohn, von dieſen Schätzen, ſo viel du bedarfſt, um eben ſo zu regieren, wie ich, oder noch beſſer. Sie werden nimmer verſiegen, ſo lange du ſie mit der redlichen Abſicht verwendeſt, [redacted] der kann ſich darauf verlaſſen, daß er immer das Glück anderer aufrichtig wollen werde, der ſelbſt glücklich iſt. Du kannſt es nur durch den Beſitz der ſechsten Statue werden, die auf das leere Geſtelle gehört, und die andern ſo weit an Werth übertrift, als ſie den unſcheinbarſten Kieſel übertreffen. Sobald du dich auf den nebenliegenden Teppich ſetzeſt, wird dich dieſer in den Pallaſt des Geiſterköniges bringen, der allein im Stande iſt, dir jene ſechste Bildſäule zu gewähren. Erfülle ſtrenge jede Bedingung, die er dir auflegen wird und bedenke, daß das Glück deines ganzen Lebens, und was dir noch wichtiger ſeyn muß, deines Volkes davon abhänge. — Verſchweige, was dir widerfuhr!“

Abdallah, kaum noch ſeiner Sinne mächtig vor Erſtaunen, ergriff den Teppich, breitete ihn ſogleich aus und wollte ihn beſteigen, aber der Einſiedler hielt ihn am Arm zurück: „Jüngling, haſt du vorher keine Pflichten zu erfüllen?“ ſagte er. „Es iſt wahr, rief Abdallah; der große Prophet verzeihe es mir, daß ich in der Beſtürzung meines Reiches vergeſſen konnte.“

„Sprich die Summen aus, die du in deinen Schatz verſetzt zu ſehen wünſcheſt;“ ſagte der Greis. Abdallah that es: in dem Augenblick ſchloß ſich die Mauer und auch der Greis war verſchwunden.

Abdallah berief ſeine Miniſter wieder zuſammen. Er kündigte ihnen an, daß er gezwungen ſei, eine heimliche Reiſe anzutreten, ernannte den würdigſten von ihnen zum Statthalter während ſeiner Abweſenheit und befahl ihm, das Reich ganz eben ſo zu verwalten, wie es zur Zeit ſeines Vaters geſchehen ſei; die nöthigen Summen dazu werde er im Schatze finden.

Die Weſſire konnten vor Erſtaunen, vorzüglich über den Schluß ſeiner Anrede, keine Worte finden. Abdallah entließ ſie. Sobald er allein war, betete er zum großen Propheten, breitete den Teppich noch einmal aus und ließ ſich darauf nieder. In dem Augenblick geſchah ein heftiger Donnerſchlag und Abdallah befand ſich an einem ſo wunderbaren Orte, daß ihn der Anblick deſſelben faſt in Ohnmacht ſtürzte.

Er ſah ſich mitten in einem unermeßlich hohen und weiten, eyförmigen Gewölbe von Criſtall, das von allen Seiten geſchloſſen ſchien. An der Decke deſſelben fluteten blutrothe, ungeheure Flammen mit fürchterlichem Ziſchen und Knallen durch einander, ohne daß er irgend etwas entdecken konnte, woran ſie zehrten Am Boden des Gewölbes warf ein Meer, von einem entſetzlichen Sturme aufgewühlt, thurmhohe Wogen, und zwiſchen beiden ſchwebte Abdallah auf ſeinem Teppich in ruhiger Luft.

Kaum hatte er ſich von ſeinem Schrecken erholt, ſo ſiedete das Meer mit noch höhern Wogen, ſo fuhren ſie heulend auseinander und eine ſcheußliche Geſtalt ſtieg aus ihnen hervor. Ihr Körper ſchien aus tauſendfarbigen Flammen gebildet, die, unaufhörlich wechſelnd, jetzt den Rumpf eines Löwen, jetzt einer unermeßlichen Eule, ~~jetzt eines Wallfiſches~~ darſtellten. Nur der Kopf behielt eine menſchenähnliche Geſtalt: aber welche! Aus einem viele Klafter langen und breitem Geſichte ſchielten zwei Augen hervor, die glühende Sonnen ſchienen. Von der nackten Scheitel ringelten einzelne Schlangen nieder, ſtatt der Haare; das Schnauben ſeiner

Naſe

Naſe klang wie das Röcheln eines ganzen Schlachtfeldes voll Sterbender; aus ſeinem Munde ſtiegen Wolken glühenden Dampfes auf; aus dem langen verworrenen Barte triefte Blut ins Meer hinab und jeder Tropfen ward zu einem Seeungeheuer.

„Willkommen, Sterblicher, im Pallaſt der Elemente! donnerte die Schreckgeſtalt. Ich war der Schutzgeiſt deines Vaters und werde der deinige ſeyn, ſo lange du es verdienſt. Du ſollſt das Kleinod erhalten, nach welchem du ſtrebeſt, wenn du am letzten Tage des Monden, der heute begann, mit einer reinen Jungfrau wieder hier bei mir erſcheineſt. Zu deinen Füßen blüht auf dem Teppiche ein Roſenſtock. Pflücke die halbgeöfnete Knoſpe an demſelben. Drücke ſie jedem

Mädchen an die Bruſt, das du der Ehre werth hältſt, mir vorgeſtellt zu werden: Blühet die Roſe auf, ſo iſt das Mädchen, was ich begehre. Schwöre, Sterblicher, bei der Wohlfahrt deines Reiches und beim Haupt des Propheten, die erſte Jungfrau, die du findeſt, mir unberühret zuzuführen.“

Halb todt pflückte Abdallah die Knoſpe, hob ſeine Rechte empor, ſtammelte bebend: ~~„Ich~~ ſchwöre bei der Wohlfahrt meines Reiches, bei ~~beim Haupte des Pro~~pheten!“ — und befand ſich, als er kaum ausgeſprochen hatte, in einem Karavanſerai, die Roſe in der Hand. Fröhlich ſtand er auf, rollte den Teppich zuſammen, verbarg ihn in ſeinem Buſen und ging hinaus, um zu erkundigen, wo er ſey.

Das Geſpräch der erſten Vorübergehenden lehrte ihn, daß er ſich in Tifflis, der Hauptſtadt Zirkaſſiens befinde. Er ſah auf allen Gaſſen ein geſchäftiges Gedränge und erfuhr, daß man die ſchönſten Jungfrauen des Landes verſammelt habe, um den Beherrſcher des Landes eine Gemahlin aus denſelben wählen zu laſſen. „Welche Gelegenheit, dachte Abdallah, mich meines Auftrages zu entledigen! Wäre der Monat nur erſt verfloſſen!“ und ſo eilte er dem Marktplatze zu, wo die Schönen aller Stände ohne Putz, nur in ein dünnes ſeidnes Gewand gehüllt, mit herabfließenden Locken und halboffenem Buſen, zweifelnde Hofnung in den reizenden Blicken, einander prüfend betrachteten.

Abdallah vergaß bei dem üppig-entzückenden Anblick dieſer mannigfaltigen Geſtalten, von denen jede auf eine andre Weiſe unausſprechlich anziehend war, ſein Geſchäft und ſich ſelbſt. In einem wollüſtigen Taumel wandelte er auf dem Marktplatze auf und ab. Jedes Mädchen ſchien ihm die ſchönſte, und kaum hatte er den Blick auf ein anderes hingleiten laſſen, ſo hatte er jenes ſchon vergeſſen. Bei jedem fühlte er: ſtände ſie allein vor ihm, ſo machte ſie ihn auf Lebenszeit zu ihrem Sklaven; nur durch das Gedränge gleich ſchöner Geſtalten, war er gegen die Zaubermacht jeder einzelnen geſichert.

Nach zwo Stunden erinnerte er ſich erſt ſeiner Roſe; aber es ſchien ihm faſt unnöthig, ſie zu gebrauchen. Alle dieſe Mädchen mußten reine Jungfrauen ſeyn, ſonſt erwartete ſie, wenn ſie gewählt wurden, in den Armen des Monarchen der Tod. Um indeß dem Geiſte zu gehorchen, drückte er der nächſten ſeine Roſe unvermerkt an die Bruſt. Die Roſe veränderte ſich nicht, aber das Mädchen ſchien in eine Art von wollüſtiger Verzückung zu fallen. In ihre Augen ſtiegen Thränen herauf und ſeufzend rief ſie — den Namen eines Mannes aus.

Abdallah ſchüttelte bedenklich den Kopf und machte den Verſuch an einer andern; einer dritten: dieſelbe Erſcheinung. Es iſt wahr, die meiſten Geſichter gewannen einen Ausdruck, der eine Art von himmliſcher Verklärung ſchien, aber — die ausgeſprochenen Namen, verdarben das ganze Vergnügen. Abdallah ſetzte alle Verſammleten, ohne eine einzige zu übergehn, auf die Probe, und keine einzige hielt ſie aus.

Noch ſtand unſer Reiſende voll des höchſten Erſtaunens am Ende des Marktes und ſah auf das Gewimmel zurück, als der Fürſt von Tifflis erſchien, ſich nach langem Verzuge ein Mädchen wählte, und ſie dem Vorſteher ſeines Harems übergab. Mit trübſeligen Mienen entfernten ſich die übrigen, und auch Abdallah ſchlich, voll Bekümmerniß um die reizende Brunette, ~~in ſein Caravanſerai~~ zurück.

Am andern Morgen, als das Volk durch lauten Hörnerſchall auf dem Markte verſammlet wurde, erwartete Abdallah das Todesurtheil der armen Mireh zu vernehmen, aber ſie ward als Fürſtin ausgerufen und Abdallah wiegte lächelnd das

Haupt, denn die Zauberroſe ſchien ihm mit Recht unfehlbarer, als die Kennerſchaft des Fürſten von Tifflis.

Der unglückliche Erfolg ſeines erſten Verſuches hätte ihm faſt den Muth benommen, einen neuen anzuſtellen; indeß that er es, weil er mußte. Er beſuchte während zwei Wochen alle Häuſer in der Stadt, und bot ſeine Roſe Schönen und Häßlichen ohne Unterſchied dar, aber alle ſeufzten wenigſtens einen Männernamen her; ja, die beiden vierzehn und fünfzehnjährigen Töchter einer gottſeligen Frau, die in der ganzen Stadt für eine Heilige galt, nannten mit einer Geſchwindigkeit, die ſie faſt erſtickte, ein Paar Dutzend alter, ehrwürdiger Imans, die — oft mit ihrer Mutter zu beten kamen. Voll Ungeduld drückte Abdallah ſeine verrätheriſche Blume zwei zwölfjährigen Kindern an die Bruſt. Bei dem einen ſchloß ſie ſich völlig, aber das andere — rief zärtlich den dreizehnjährigen Sohn des Nachbars.

Jetzt fürchtete Abdallah im Ernſt, daß er nie im Stande ſeyn möchte, das Verlangen des Geiſtes zu erfüllen. Er verließ die Stadt, und durchirrte viele Tage nach einander das ganze Zirkaſſien, machte in Schlöſſern und in Hütten, mit den ſorgfältig bewachten Töchtern der Emirs und den Hirtinnen, die einſam hinter ihrer Heerde wandelten, den bekannten Verſuch, und überall — kam er zu ſpät. „Der Geiſt ſpottet meiner! rief er am Abende des dritten Tages, vor Ablauf des Termins. Entweder verläumdet die Roſe, oder eine Sache die nirgend zu finden iſt, und ohne die gleichwohl die Welt ganz vortrefflich beſteht, kann unmöglich werth ſeyn, ſo ängſtlich geſucht zu werden.“ Mit dieſen Worten warf er ſich höchſt mismüthig unter einen Palmbaum nieder und entſchlief.

Er mochte etwa eine Stunde geſchlafen haben, als ihn ein lautes Geſchrei erweckte. Er fuhr auf, und ſah von der einen Seite eine fürchterliche Schlange, die ziſchend auf ihn zufuhr, von der andern ein junges Mädchen, das ihr mit einem Zweige in der Hand in den Weg ſtürzte. Er ergriff ſeinen Stock, in einigen Augenblicken zuckte die Schlange zerſchmettert im Graſe, und das Mädchen lehnte ſich mit dem einen Arm auf ſeine Schulter, legte die andre Hand auf ihr ungeſtüm klopfendes Herz und rief: „Ach, ſchöner Fremdling, du warſt dem Tode nahe!" — „Und dir, reizende Houri, verdank' ich mein Leben!" antwortete Abdallah, ſchlang den Arm um ſie, und drückte ſie mit Innigkeit an ſeine Bruſt.

Einen Augenblick litt ſie es; dann ſchlüpfte ſie ihm mit einer leichten Wendung aus dem Arme. „Komm zu meinem Vater!" ſagte ſie, und faßte ſeine Hand.

Indem ~~ſie auf~~ eine kleine Hütte zugingen, die unter einigen Bäumen verſteckt im Thale ſtand, betrachtete er die ſchöne Gulhyndy, ſo hieß das Mädchen. Ihre blitzenden ſchwarzen Augen, ihr langes dunkles Haar, das auf blendendweiße Schultern niederfloß, ihr voller Arm, ihre kleine Hand, das Grübchen in jeder

Roſenwange, ihr kleiner friſcher Mund: alles das ſchienen nur unbedeutende Zugaben zu der holden ſchamhaften Sanftheit ihrer Mienen, der zarten Grazie jeder ihrer Bewegungen.

„Du warſt nicht unter den — Jungfrauen, die ich zu Tiflis verſammlet ſah?“ fragte er. „Nein, antwortete ſie, mein Vater wollte mich nicht zwingen, hinzugehn, und ich — mochte nicht.“ — „Du hatteſt Recht! rief Abdallah, ſolche Reize ſind zu koſtbar, um auch gegen einen Fürſtenthron feil geboten zu werden.“

„Fremdling, erwiederte ſie erröthend, — — ich ſchämte mich!“

„Und wollteſt vielleicht, fuhr Abdallah furchtſam fort, deinen Geliebten nicht troſtlos machen?“

„Fremdling, ſagte Gulhindy, und ſah ihm offen ins Geſicht; — ich habe keinen Geliebten.“

„Ich Glück....“ rief er, aber er beſann ſich ſchnell und vollendete nicht. Sie ſtanden vor der Hütte. Ein ehrwürdiger Greis begrüßte ihn freundlich, und als er hörte, daß Gulhindy dem Fremden das Leben gerettet hatte, küßte er ſeine Tochter auf die Stirne und ſchüttelte Abdallah's Hand noch einmal ſo herzlich.

Bald kamen ſeine zweite Tochter, ein Kind, das ſo reizend zu werden verſprach, als Gulhindy, — und ſein Sohn nach Hauſe. Abdallah ſetzte ſich mit der Familie zu einem ärmlichen Mahle von Fiſchen und Früchten nieder. Er glaubte im Paradieſe, an der Tafel des Propheten zu ſitzen, denn Gulhindy ſaß neben ihm; ſie ſelbſt legte ihm vor.

Zum erſtenmale ſog Abdallah den Liliendurft der Liebe, der ſo ſüß, ach! ſo ſüß betäubt! Mit Entzücken ſchlummerte er auf ſeinem Binſenlager ein; mit Entzücken erwachte er am folgenden Morgen. Er brachte den Tag damit hin, Gulhindy in ihrem kleinen Garten zu helfen. Sie ſprachen wenige Worte mit einander, aber der Ton auch des gleichgültigſten, ſagte vernehmlich: „Abdallah! — Gulhindy! — Ich liebe dich!“ — Als ſie am Abende wieder in die Hütte zurückkehrten, trat Abdallah plötzlich vor den Greis hin: „Haly, ſagte er zu ihm, ich liebe deine Tochter!“ — „Das hab' ich bemerkt, Fremdling, erwiederte er lächelnd; und Gulhindy?“ — Das Mädchen verbarg ihr glühendes Geſicht in ihren Buſenſchleier. — „Nun, ſagte Haly, das Schickſal ſelbſt ſcheint euch zuſammengeführt zu haben!“ Er nahm ihre Hände und legte ſie in einander. „Und deine Morgengabe, Fremdling?“ —

„Vater!“ rief Gulhindy ſchmerzlich, denn ſie hielt Abdallah für einen dürftigen Pilger. „Und meine Morgengabe, fuhr ſie tändelnd fort, ſoll dieſe Roſe ſeyn!“ Sie entführte die Zauberknoſpe von Abdallah's ~~Bruſt und ſteckte ſie~~ an die ihrige. In dem Augenblick entſchloß ſich die Blume und füllte die ganze Hütte mit lieblichem Duft: aber zu gleicher Zeit rollte ein fürchterlicher Donner durch den heitern Himmel, und Abdallah ſtand bleich und bewegungslos da. Er glaubte die Stimme des Geiſtes zu vernehmen, der ihn an ſeinen vergeßenen Schwur mahnete. „Lebt wohl!“ rief er den Erſchrockenen endlich zu, und ſtürzte ſich in ſein Schlafgemach.

Aber kein Schlummer ſchloß ſeine Augen. Die ganze Nacht kämpfte er mit ſich ſelbſt, ob er ſein Verſprechen erfüllen ſollte. Ach! Wäre es nur darauf angekommen, ſeinen Thron für Gulhindy aufzugeben, wie leicht wär' es ihm geworden! Aber ihn band ſein heiliger Schwur und die Wohlfahrt ſeines Volkes. Wie ſchrecklich, einem Glücke zu entſagen, daß er jetzt erſt kennen lernte, einem Glücke, deſſen Größe er nicht zu ahnden vermochte, eh' er Gulhindy kannte! — — Plötzlich blizte ein noch furchtbarer, entſetzlicherer Gedanke durch ſeine Seele. Was will der Geiſt mit Gulhindy? Wenn es der Dedſchial wäre! Seine ſcheußliche Geſtalt, die Grauſamkeit der Folgen des erpreßten Gelübdes, machte es nur zu wahrſcheinlich. Wenn er die reizende Unſchuld als ein Opfer — Abdallah ſollte das Mädchen, das ihm das Leben gerettet hatte, er ſollte ſeine angebetete Gulhindy der hölliſchen Wuth eines boshaften Geiſtes preisgeben; ſie ihr mit eigner Hand ausliefern? Das ſollte der Dank für ſeine Rettung, für die innige Liebe ſeyn, mit der das Mädchen an ihm hing? — — Nimmer, nimmermehr! Und ſollte ſein Leben, und ſollte ſein Reich — bei dieſen Worten ſtockte er.

Wie auf der Folter wand er ſich die ganze Nacht auf ſeinem Lager. Schon hatte er beinahe den Entſchluß gefaßt, den furchtbaren Tag in Gulhindy's Armen im Gebete zuzubringen und ſo ſein Schickſal zu erwarten: da hörte er ein leiſes Rauſchen im Gemache. Er richtete ſich auf. Die ehrwürdige Geſtalt ſeines Vaters glitt an ſeinem Lager vorüber, blickte mit trübem Ernſte auf ihn hin und warnte ihn mit gehobenem Zeigefinger.

„Vater! Vater! rief Abdallah, vermöchteſt du anders zu handeln, ſo wärſt du des Abſcheues werth! — O warum warſt du nicht der ärmſte Fiſcher in Zirkaſſien.“

Mit dieſen Worten warf er ſich aufs Geſicht nieder, und ſchluchzte laut. In dem Augenblicke ſchien eine innere Stimme ſeiner Seele zuzuliſpeln: „Was fürchteſt du für Gulhindy? Steht Unſchuld und Tugend nicht immer unter der Obhut der Vorſehung und des Propheten? Sie kann dir entriſſen werden und du kannſt elend werden: ſie nimmer! —

Wunderbar ſtärkte ihn dieſe Betrachtung, die bald zur feſten Zuverſicht wurde. Er hörte auf zu weinen, und wiederholte ſich immer: „Du kannſt elend werden, Gulhindy nicht!“

Indem ging die Thüre leiſe auf. Im flatternden Nachtgewande ſchlich Gulhindy herein. O wie entzückend war ſie in der leichten Hülle, die jeden Reiz verhüllte, und jeden verrieth. Mit gefalteten Händen ſtand Abdallah vor ihr und betrachtete ſie.

„Abdallah, liſpelte ſie verſchämt, indem ſie ihre Augen, vom Weinen geſchwollen, niederſchlug: — ich habe mich von meiner Schweſter fortgeſtohlen; ich mußte ja ſehen, ob du ſchlummerteſt! Ach, du ſchienſt mir geſtern Abend plötzlich ſo unglücklich, ſo verzweifelt! O, mein Vater meinte es nicht ſo ernſt! Ich bin dein; was bedarf ich mehr, um glücklich zu ſeyn, als dich!“ —

Indem ſie ſo ſprach, ſchien eine unwiderſtehliche Macht Abdallah anzutreiben, die zauberiſche Geſtalt in ſeine Arme zu ſchließen, ſich mit ihr aufs Lager zu ſtürzen: — aber er überwand. —

„Gulhindy, ſagte er gefaßt, wiewohl mit zitternder Stimme: „dir ſteht ein ſchrecklicher Anblick bevor: aber fürchte dich nicht! Unſchuld und Tugend ſind überall unter dem Schutz der Vorſehung und des Propheten. Fürchte dich nicht!“

„Ich bin ja bei dir!“ flüſterte Gulhindy und bebte doch ſchon und drückte ſich an ſeine Bruſt. Er ſpreitete den Teppich aus, faßte das Mädchen in ſeine Arme und rief: „Furchtbarer Geiſt! hier bin ich! Mein Gelübde iſt gelöſt!“ Voll der ſchrecklichſten Erwartung hatte er unwillkührlich die Augen geſchloſſen, indem er ſo ſprach, aber: —

„Wo ſind wir, Abdallah! Wo ſind wir!“ rief Gulhindy erſtaunt. „Sieh! Sieh!“ —

Er ſah um ſich her und erkannte den Pallaſt der Elemente, aber wie verwandelt war er! Die wilde Feuerflut loderte nicht mehr an der Decke: in eine mildleuchtende Sonne zuſammengeballt, ſtrahlte ſie roſenfarbenen Schimmer und erquickende Wärme hernieder. Das Meer lag ruhig und eben, wie ein glänzender Teppich da, und in der Mitte deſſelben ragte ein blühendes Eiland hervor: an ſeinem Rande ſaßen Gulhindy und Abdallah Arm in Arm und ſtaunten. Die Luft die ſie athmeten, ſchien nur aus Wohlgerüchen zu beſtehen.

Eine entzückende Muſik erhob ſich allmählig, — erſt leiſe liſpelnd wie das Tändeln des Weſtes durch entfernte Gebüſche, dann lauter und lauter, bis eine Flut von harmoniſchen Tönen ſie umfloß. Plötzlich ſchwamm, von tauſend lächelnden Genien umflattert, ein großer himmelblauer Muſchelwagen heran, und eine hohe Lichtgeſtalt ſtand auf derſelben, von einer ſo blendenden, ſo erhabenen Schönheit, daß der arme Abdallah neben ihr nur ein Nachtgeſpenſt ſchien.

„Ich danke dir, Abdallah, ſagte der Geiſt mit einer ſanften Stimme, du haſt dein Gelübde gelöſt, haſt mir eine Gemahlin zugeführt. Du wirſt die Belohnung in deiner Heimath finden."

„Dir eine Gemahlin!" ſtammelte Abdallah und ward todtenbleich.

„Grauſamer Abdallah!" ſchluchzte Gulhindy; „für einen andern — "

„Ohne eure Einwilligung, ſagte der Geiſt, darf Gulhindy nicht die meinige werden. Aber, wähle Abdallah! Wähle Gulhindy! Weigert ihr euch, ſo werdet ihr beide nach [illegible] zurückverſetzt, um dort euer ſchnell hinwelkendes Menſchenleben zu verathmen, wie alle eure Brüder; ein kurzes Leben von ſechzig oder ſiebenzig Jahren, zuſammengeſetzt aus ſtumpfen Freuden und ſchmerzhaften Leiden; ein Daſeyn, voll ſchnell wechſelnder Wünſche, deren Erfüllung ſchon im Beginn des Genußes unſchmackhaft wird. Willigt ihr ein, ſo wird Gulhindy in meinen Armen zum Geiſte verklärt, ſo erwartet ſie, als unbeſchränkte Königin des Geiſterreiches, eine Ewigkeit von Glück, das nur zu ahnden, die Seele des Menſchen zu unmächtig iſt. Wähle, Gulhindy dieſen ſchwachen Sterblichen, oder den Scepter des Weltalls.“

„Nimm ſie hin!“ ſeufzte Abdallah, und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen.

„Wie? rief Gulhindy; Abdallah! du kannſt mich verſtoßen? — Behalte deinen Scepter, mächtiger Geiſt, und deine Unſterblichkeit, und laſſe mir meinen Gemahl!“

Ein entſetzliches Dröhnen erſchütterte in dem Augenblicke das ganze unermeßliche Gewölbe. Ein Sturm heulte fürchterlich daher; und blutrothe Blitze ſchlängelten ſich ziſchend überall herum. Die Sonne fuhr wieder zu einem flutenden Flammenchaos aus einander; das Meer thürmte wieder ſeine ungeheuren Wogen; Abdallah und Gulhindy ſchwebten auf ihrem Teppiche zwiſchen beiden, und der Geiſt, weit furchtbarer, ſcheußlicher noch geſtaltet, als da Abdallah ihn zum erſtenmale ſah, ſtand vor ihnen auf den Wogen.

„Gewürm der Erde!“ rief er ihnen zu. „Ich wollte euch den unwiderruflichen Ausſpruch des Schickſals durch ein Blendwerk verhüllen, verſüßen: ihr habt meine Güte verſchmäht. Wohlan, thörichtes Mädchen, vernimm nun den Befehl der Vorſehung in ſeiner ganzen Schrecklichkeit. Nicht Königin der Geiſter werden, aber als Opfer in meinem Tempel verbluten, muß Gulhindy. Dann kehrt Abdallah in den Pallaſt ſeines Reiches zurück, um unter meinem Schutze ſo lange und ſo glücklich zu herrſchen, als ſein Vater, und länger und glücklicher. Weigerſt du dich, Gulhindy, ſo verſetze ich dich in die Hütte deines Vaters, Abdallah aber in die ſchrecklichſte Wüſte des Atlas, wo er nackt und hülflos Jahrelang ~~mit~~ den wüthenden Thieren der Einöde um ſein Leben kämpfen ſoll, eh' er ihr Raub wird."

„Schändlicher Mordgeiſt! Verworfener Dedſchial!" rief Abdallah; „häufe alles Elend in der Welt auf mich, nur verſetze dies tugendhafte, reizende Mädchen zurück, woher ich Elender ſie brachte!" —

Mit ſtrömenden Zähren wandte ſich Gulhindy zu ihrem Geliebten; blickte ihn voll ſchmelzender Zärtlichkeit an, umarmte ihn feurig, ſtürmiſch noch einmal, und ſtürzte ſich hinab in die Fluth, die über ihr ſchloß. Abdallah wollte ihr nach, aber er ſank betäubt auf den Teppich zurück. —

Als ſeine Beſinnung wiedergekehrt war, hörte er weder das Brauſen des Sturmes mehr, noch das Ziſchen der Flammen. Alles um ihn her war todtenſtill und die ganze Vergangenheit dünkte ihm ein halb vergeßner Traum. Er öfnete unwillkührlich die Augen; er ſah Gegenſtände um ſich her, die ihm bekannt ſchienen. Er erblickte halb betäubt die ſchimmernden Wände der wunderbaren Schatzkammer; die goldenen

Becken voll Edelſteine; ſein Auge traf die blitzenden Statuen; er betrachtete ſie mit ſtumpfem Erſtaunen nach einander: als er itzt an das ſechste Piedeſtal kam, als er es beſetzt fand, ſtürmte mit einemmale die ganze Erinnerung ſeines Schickſals, die ganze Verzweiflung wieder in ſeine Seele!

Er ſprang wüthend auf. „Hämiſcher Geiſt! rief er aus; deinen Spott wenigſtens werd' ich nicht geduldig ertragen!" Zu den Füßen des elenden Steines, mit dem du mir das Glück meines Lebens bezahlen willſt, danke mein Blut dem Schutzgeiſt meines Reiches!"

Er riß den Säbel aus der Scheide, holte aus, ſich zu durchbohren. — „Abdallah!" rief eine ſanfte weibliche Stimme: „Mein Abdallah!" mit dem Ausdruck der innigſten Zärtlichkeit. Das Schwerdt ſank ihm aus der Hand; er ſtaunte empor. Die ſechste Statue warf einen Schleier ab, in' den ſie gehüllt war, und Gulhindy ſelbſt ſtürzte in ſeine Arme. —

Berlin, gedruckt bei Louis Quien.
Mohrenſtraße Nro. 50.

Bruder Anton.

Erſter Band.

> Tauſend Dinge lernen wir grade deshalb nicht ganz kennen, weil wir ſie immer unter Augen haben. Das Erſtaunen eines Neulings darüber, giebt uns oft eine viel richtigere Anſicht derſelben, als ihm unſre Erfahrung gewähren kann.
>
> — —

Leipzig,
bei Johann Friedrich Hartknoch.
1805.

2 [illegible] 1291

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bruder Anton.

Erſtes Buch.

An einem heitern Frühlingsabende fuhr der Legationsrath Heimfeld in das reizende Thal herab, in welchem das Kloſter K. liegt. Er war ſeit drei Wochen faſt Tag und Nacht im Wagen oder in anſtrengender Geiſtesthätigkeit geweſen, bedurfte alſo der Ruhe; die Gegend, die er vor ſich ſah, war von einer äußerſt romantiſchen Lieblichkeit, das Kloſter ſeiner Gaſtfreiheit wegen berühmt: Heimfeld entſchloß ſich, in demſelben einen Raſttag zu halten.

Man nahm ihn, ſobald er ſeinen Namen genannt hatte, höflich auf, aber mit einer ſichtbaren Kälte; er glaubte ſogar zu bemerken, daß man es abſichtlich vermied, ihn ins Innere des Kloſters zu führen, und daß der Pater, den man ihm als Geſellſchafter zugab, mehr den Auftrag habe, ihn zu beobachten, als ihn zu unterhalten. Er lächelte darüber, ohne es übel zu nehmen, ob er ſich gleich nicht erklären konnte, woher das Mistrauen der Mönche gegen ihn rühre.

Aus langer Weile ging er in die Kirche, als die Vesper geſungen wurde, und beſah ſich die Mönche. Welche Reihe widerlich-ſchlaffer Geſtalten! Hier bemühte ſich einer, ſeinen hängenden Schlapperwangen eine würdevolle Mine abzuzwingen und wurde dadurch vollends Karrikatur. Dort verzog ein andrer die breiten Wulſtlippen zu einem Lächeln, das menſchenfreundliche Milde ausdrücken ſollte, indeß die kleinen, trüben Augen darüber zu weinen ſchienen, daß jener Verſuch ſo häßlich mislang. Auf einem dritten Geſichte ächzte die erſchöpfte Sinnlichkeit aus jedem ſchlaffen Zuge: „Ich habe genug!“ und die Glutröthe des Klumpens, den der Beſitzer ſeine Naſe zu nennen pflegte, antwortete: „Sie hat genoſſen!“

Mitten unter dieſen Menſchenſchlacken bemerkte Heimfeld aber eine Geſtalt, die ihn ſonderbar ergrif, — einen Jüngling von hohem, kraftvollem Wuchs, der den krauslockigten Kopf kühn emportrug, und deſſen Geſicht jugendlichſchön geweſen wäre, hätte nicht gewaltige Leidenſchaftlichkeit jeden Zug zu männlich hervorgedrängt. Seine hohe Stirne war vom Mismuth gerunzelt, aber ſeine ſchwarzen, feurigen Augen blickten noch keck umher, als frügen ſie die Welt:

„Was biſt du mir? Was kann ich dir ſeyn?“ — So oft Heimfeld hinſah, fand er die Augen des Jünglings auf ſich geheftet, aber ſie wurden ſogleich niedergeſchlagen und der Mönch intonirte aus voller Bruſt.

„Ein wichtiger Raub, dachte unſer Reiſende, den die Pfaffenliſt da an der Geſellſchaft verübt hat: aber er kann ſeinen Urhebern gefährlich werden. Täuſcht dieſe Phyſiognomie nicht, ſo gehört ſie zu einem Geiſte, der ſein Feuer nicht durch Schwelgerei wird erſchöpfen laſſen und dem Despotismus muthig die Stirne zu bieten vermag. Der Jüngling zerrüttet das Kloſter, oder wird wahnſinnig, — oder einer der ärgſten Böſewichter, die jemals Zellen bewohnten. Die Menſchen von hohen Geiſteskräften gleichen jenen arabiſchen Pflanzen, die, wo ſie im Schatten ſtehen, Gift, wo ſie Sonnenſchein haben, Balſam von ihren Blättern tröpfeln.“

Mit dieſen Betrachtungen verließ er die Kirche, und ging in den Kloſtergarten, wo er ſich eine halbe Stunde lang mit Plänen beſchäftigte, den jungen Menſchen zu ſprechen. Er wünſchte zu erfahren, ob er ſich in der guten Meinung, die er von demſelben hegte, betröge; er wünſchte einen Funken in ſeine Seele zu werfen, und ihm ſeinen Beiſtand anzubieten, wenn es ihm je gelänge, in die Geſellſchaft zurück zu kehren: indeß ſah er bald ein, daß er keinen Schritt dazu thun könne, ohne Argwohn zu erwekken und daß er auf keinen Fall mehr als ein Paar unbedeutende Minuten mit ihm würde allein ſeyn können. Er gab ſeinen Wunſch alſo mismüthig auf und kehrte ins Kloſter zurück.

Indem er durch den Kreuzgang ging, bemerkte er ein groſses Gemälde, das vorhin ziemlich hoch gehangen hatte, jetzt aber unten an die Wand gelehnt war Er blieb ſtehn, es zu betrachten: es bewegte ſich, ein Kopf fuhr hinter ihm hervor, aber gleich wieder zurück. Heimfeld ſah nach, und fand ſeinen jungen Herkules mit den funkelnden Augen.

„Guten Abend, lieber Frater!“ rief er lachend und bot ihm die Hand. Der junge Menſch kam ganz beſchämt hervor, aber den Augenblick hernach warf er wieder ſchon den Kopf trotzig in die Höhe. „Will's Ihnen nur ſagen! Man hat mir verboten aus der Zelle zu gehen, ſo lange Sie hier ſind: Sie wären ein heilloſer, gar gefährlicher Ketzer, hätten ſchon Einen abgehalten, ins Kloſter zu gehn. (der Umſtand war wirklich gegründet.) Es hat mir recht gefallen, daß Sie das thaten. 'S iſt gar nicht hübſch hinne!"

„Glaub's wohl!" ſagte Heimfeld; — „aber" — mit einem zufälligen Blick aufs Gemälde.

— „Wie's Bild herkommt? 'S hing dort oben. Muß ihn doch in der Nähe ſehen, dacht' ich: ſo riß ich's herunter und ſteckte mich dahinter."

Heimfeld ſah ihn nachdenkend mit einem trüben Blicke an. So wirſt du, armer Jüngling, einſt auch die Kloſterformen zerreiſſen wollen, und dir den Kopf an den Mauern zerſchellen! dachte er. „Was hat Sie ins Kloſter geführt?" fragte er; doch ehe der Mönch antworten konnte, ſchallten Tritte aus dem benachbarten Gange. Der junge Menſch hatte kaum Zeit, ihm ſeine

Zelle, wie er es verlangte, zu bezeichnen und unbemerkt wieder in ſeinen Winkel zu ſchlüpfen.

Erſt eine Stunde nachher gelang es Heimfeld, ſich von dem geſellſchaftlichen Argus los zu machen und er eilte ſogleich zu ſeinem jungen Bekannten. Bruder Anton, ſo hieß dieſer, empfing ihn mit einer etwas linkiſchen Höflichkeit und mit einer freudigen Unruhe, die ihm faſt den Athem nahm. Um ihm Zeit zur Erholung zu laſſen, beſah Heimfeld einen wirklich ſehr artigen Chriſtuskopf, der in der Zelle hing. Er lobte das Gemälde. „Ach, rief Anton, 's iſt ja doch nur ein Bild.“ „Wohl wahr antwortete Heimfeld, aber das Bild eines vortreflichen Mannes, der unter den Menſchen lebte und ihnen ſehr nützlich war.“

Anton ſah ihn mit groſſen Augen an. Um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, blätterte Heimfeld einen dicken Quartanten auf, der auf dem Tiſche lag: es war das Leben der Heiligen. „Ja, ſagte der Mönch mit einem Seufzer, ich ſchäme mich: aber glauben Sie mir, ich läſe gern etwas anders, wenn ich's hätte.“

In dieſem Augenblicke wurde die Tiſchglocke geläutet und Heimfeld ſah ſich zum zweitenmale gezwungen, den Jüngling, der ihm durch jede ſeiner leidenſchaftlich hingeworfenen Aeußerungen merkwürdiger wurde, zu verlaſſen. Um indeß nicht ganz vergebens hier geweſen zu ſeyn, zog er ein Paar Bücher, ſeine Reiſeunterhaltung, aus der Taſche. „Hier, ſagte er, haben Sie etwas Beſſeres zu leſen. Schreiben Sie mir bald, wie Ihnen die Bücher gefallen haben.“

Mit dieſen Worten zeichnete er ſeine Adreſſe in eins der Bücher, drückte dem armen Jünglinge die Hand und entfernte ſich eilend. Gleich nach Tiſche legt' er ſich nieder und mit der folgenden Morgenröthe ſezte er ſeine Reiſe fort.

Die Bildung für das bürgerliche Leben geſchieht bei den gewöhnlichen, oder vielmehr gemeinen Menſchen, von außen nach innen, bei den außerordentlichen Geiſtern, von innen nach außen. Jene iſt das Werk der Menſchen, darum iſt ſie ſo bald zu Stande gebracht, mislingt faſt nie und liefert nie etwas ſehr Vorzügliches. Dieſe wird durch Naturkräfte bewirkt, daher ſchreitet ſie ſo langſam fort, verzehrt den Gegenſtand ſehr oft, ſtellt aber immer, wo ſie gelingt, etwas Großes auf.

Eben weil ſie ſelbſt wenig oder nichts ſind, weil es in ihrem ſchlaffen Innern ſo todt iſt, ſind gemeine Menſchen ſo bildſam. Weil ſie keine eignen Kräfte entgegen zu ſetzen haben, iſt es ſo leicht ſie zu formen, zu ſchniegeln, zurecht zu ſtoßen, und man braucht das nicht lange zu thun, ſo haben ſie gelernt auszuſehn, dann zu handeln, dann erſt zu denken, wie jedermann ausſieht, handelt und denkt: ihre Bildung iſt vollendet und ſie ſind, was man von ihnen wünſchte, brauchbare, artige Männer, die ihren Weg zum Miniſter- oder Küſter-Poſten, wohin denn die Carriere, auf die man ſie geſtellt hat, führen mag, ruhigen Schrittes fortgehn.

Bei außerordentlichen Menſchen tritt gerade der entgegengeſetzte Fall ein. Die lebendigen, regſamen Kräfte ihres Geiſtes ſetzen jeder äußern Einwirkung einen zu ſtarken Widerſtand entgegen, als daß leicht aus ihnen etwas zu machen wäre; erlangt man es noch über ſie, daß ſie ſich auf etwas einlaſſen, ſo benehmen ſie ſich in der aufgedrängten Rolle ſo links: man ſieht wohl, daß mit ihnen nichts anzufangen iſt; man verzweifelt, daß ſie je etwas anders ſeyn werden, als Träumer oder Queerköpfe. Sie ſind in der That das erſte, ſo lange ihre Kräfte noch unentwickelt, gleichſam in ſtiller Gährung gegen einander ringen; ſie werden das zweite, ſo bald irgend ein Funke den Vulkan ihrer Phantaſie und ihrer Gefühle entzündet hat. Dann richten ſie ſich plötzlich hoch auf; dann blicken ſie mit feurigen Augen um ſich her; dann ziehen ſie ſich eigenthümliche Ideen von der Welt, von der bürgerlichen Geſellſchaft, von den Pflichten gegen dieſelbe ab, und zerreißen, dieſen Ideen gemäß, alle Bande, mit denen man ſie an die Gewöhnlichkeit feſſeln wollte. — Wer von ihnen indeß glücklich genug iſt, bei dieſem Unternehmen nicht zu Grunde zu gehn, der bemerkt nach mancherlei unangenehmen Erfahrungen, daß die Dinge und Menſchen denn doch etwas anders ſcheinen, als ſeine Phantaſie ihn in denſelben erwarten ließ; — dann, daß ſie nicht einmal das ſind, was ſie ſcheinen, endlich, — aber ſehr ſpät, — daß man ſeine Maaßregeln nach dem nehmen muß, was ſie ſind, aber mit einem Anſtande, als wären ſie, was ſie ſcheinen. Iſt ein außerordentlicher Menſch dahin gelangt, ſich dieſe Maxime, — vielleicht den

Kern aller wahren Lebensklugheit, — abzuziehn, und hat er, bei vollen Kräften, Kaltblütigkeit genug ſie zu befolgen, dann iſt auch ſeine Bildung vollendet und er ſteht da, nicht als brauchbarer, ſondern als brauchender Menſch, der nicht nöthig hat, ſich den Dingen und Verhältniſſen anzuſchmiegen, ſondern ſich dieſe unterwirft.

Männer dieſer Art gehen unter den gewöhnlichen Menſchen in der Regel geehrt, aber unbefreundet und einſam hin. Es graut der Menge vor ihrem Umgange und ſie verachten jene zwar nicht, finden es aber doch zu langweilig, ſich viel mit ihr zu befaſſen. Wo aber zwei ſolche Männer einander begegnen, ohne grade durch die Umſtände zum Kampfe aufgefordert zu werden, — da fallen ſie einander bald in die

Arme und es entſteht eine Freundſchaft unter ihnen, deren Begeiſterung dem Haufen oft Thorheit ſcheint. Vorzüglich, wo einer unter dem Druck gewöhnlicher Menſchen leidet, ohne ihn noch abſchütteln zu können, pflegt in dem andern ein Eſprit de Korps zu erwachen, — der in der Geſellſchaft mancherlei gute und böſe Namen erhält. — Dieſer war das Band, das Heimfeld beym erſten Blicke an Anton knüpfte. Er war ſeiner vollendeten Reife wenigſtens nahe; Anton ſtand erſt in der Kriſe: aber daß ſie zu Einer Klaſſe gehörten, daß ſie Brüder waren, fühlten beide. —

Anton, der Sohn eines wohlhabenden Krämers in dem Landſtädtchen B. war von ſeiner Mutter, ſchon vor der Geburt, der Kirche gelobet worden. Man gab ihm eine Erziehung, die dieſer Beſtimmung entſprach, aber ſie machte wenig Eindruck auf den verſchloſſenen, immer über ſeinen Phantaſien brütenden Knaben, der unbemerkt etwas ganz anders wurde, als wozu man ihn mit Erfolg zu machen glaubte. Seine ſtarke Seele nahm im Stillen die Geſtalt an, welche die Natur ihr beſtimmt hatte, und die Menſchen glaubten, er ſei geworden was ſie wollten, weil er ſich's gefallen ließ, ſo auszuſehn. In ſeinem achtzehnten Jahre that man ihn wirklich, mit einer anſehnlichen Ausſteuer ins Kloſter, und ein Jahr ſpäter ließ man ihn Profeß thun, ohne daß er ſich ſträubte. Er ging den Weg, den man ihn führte, weil er noch keinen Anlaß gefunden hatte, einen andern lieber einſchlagen zu wollen: aber wenige Wochen nach Ablegung ſeiner Gelübde gerieth plötzlich ſein Inneres in Aufruhr.

Einige Vorgänge unter den Mönchen, die man dem Eingekleideten nicht mehr zu verheimlichen ſuchte, öffneten ihm die Augen über die Verworfenheit der meiſten der Menſchen, mit denen er geſchworen hatte, ſein Leben zuzubringen: ſie wurden ihm verächtlich, unerträglich. Es fiel ihm gar nicht ein, ſeine Gefühle verheimlichen zu wollen: ſie zogen ihm Haß, Verfolgung, Strafen zu, und nun ſchien ihm das Kloſter nichts als ein enger, gräßlicher Kerker. Jezt brach der Frühling an; er ſah die Natur zu einem neuen, kraftvollen Leben erwachen; er ſelbſt fühlte den gewaltigen Einfluß des Lenzes, und ach! der Bezirk ſeines Wirkens und Genieſſens war auf den engen Raum zwiſchen einigen Mauern beſchränkt, auf den Umgang weniger Menſchen, die ihn haßten und die er verachtete;

die ſich für ſeine Obern anſahn, die es in ihrer Gewalt hatten, ihn unglücklich zu machen und keine Gelegenheit vorbeiließen, dieſe Macht zu brauchen.

Man ſagt, daß es ehmals Sklavenhändler gab, welche Kinder in enge eiſerne Büchſen ſteckten, um ſo verkrüppelte Zwerge zu erzwingen: man denke ſich die Schmerzen dieſer Unglücklichen und man wird die Gefühle errathen, die Antons Seele folterten.

In dieſer Stimmung machte er Heimfelds Bekanntſchaft. Schon die wenigen Worte, die ſie mit einander wechſelten, machten einen ſonderbaren Eindruck auf die ſo ſehr geſpannte Seele des Jünglings, aber unendlich mehr wirkten die Bücher, welche ſein neuer Freund ihm zurück gelaſſen hatte.

Das erſte, das er aufſchlug, und nicht wieder aus der Hand legte, bis er es durchgeleſen, war die philoſophiſche Religionslehre eines proteſtantiſchen Theologen, der ſie Tages zuvor Heimfeld geſchenkt hatte. Anton durchlief mit wahrer Gier jeden Abſchnitt zehnmal nach einander, ſtaunte, las weiter, und erſtaunte noch mehr. Wahrſcheinlich verſtand er nur wenig von dem, was er las, aber was er verſtand, ſchien ihm unwiderleglich zu beweiſen, die religiöſen Glaubensſätze, die er bis izt ohne Unterſuchung für wahr angeſehen, denen zufolge er ins Kloſter gegangen war, ſeien nichts als Abgeſchmacktheiten, elende Aberglaubeleien, von der Mönchsliſt erſonnen, vom Stumpfſinn geglaubt: — und er hatte ihnen alles Glück ſeines Lebens, allen Werth ſeines Daſeyns geopfert! —

Die Wahrheit zu ſagen: der Verfaſſer jenes Werkes hätte eben nicht Urſache gehabt, auf den Proſelyten, den er hier machte, ſtolz zu ſeyn. Seine Sätze wirkten mehr auf Antons Phantaſie und Gefühl, als auf ſeinen Verſtand. Ihm war, als höre er ſie aus ſeines Heimfelds Munde; ſie ſtraften jene Menſchen, die er verabſcheute, Lügen: wie hätte er nicht jedes Wort für unbezweifelbar wahr halten ſollen? Waren ſie das: wofür hatte er ſich hingegeben, — weggeworfen? Immer und immer kehrte dieſe Betrachtung zurück, immer erhitzte ſie ſeine Phantaſie, ſeinen Unwillen, ſeine Wut.

Nach einer faſt im Fieber durchwachten Nacht, da die Ermattung ſeines Körpers auch den Tumult in ſeiner Seele etwas beſänftigt hatte, grif er, indeß die Sonne eben die erſten Stralen zwiſchen den jungen Blättern eines hohen Nußbaums auf ſein Bett warf und die Nachtigall laut gellend noch aufſchlug, nach dem zweiten Buche. Es war — Wielands Muſarion.

Anton hatte es mit der beſtimmten Erwartung in die Hand genommen, hier die vorigen Betrachtungen fortgeſezt, mit neuen, noch kräftigern Gründen beſtätigt zu ſehn. Der Ton, der Ideengang, die ganze unendliche Verſchiedenheit des Gedichts von dem Lehrbuche, ſtieß ihn Anfangs zurück. Allmählig bequemte ſich ſeine Phantaſie: er wurde aufmerkſam, dann angezogen, dann entzückt. Die liebliche Perſifflage gegen die Auſterität vermeinter Weisheit; die Lehrſätze der reizendſten Lebensklugheit in dem Munde einer Grazie; die Schilderung dieſer Grazie ſelbſt, der Blick in eine freie, genieſſende Welt, von welcher der exaltirte, unerfahrne Jüngling glaubte, ſie exiſtire außer ſeinem Kerker wirklich ſo, wie ſie hier beſchrieben wurde; Wielands ſanft hintändelnde Verſe, floſſen wie ein Feuerſtrom in die Seele des jungen Menſchen. Ihm war, als ſpalte ſich das Kreuzgewölbe über ihm, und Elyſium offenbare ſich ſeinem Blicke.

Er grif wieder zum Lehrbuch und wieder zur Muſarion, und jedesmal las er das Ergriffene noch einmal durch. Die Eindrücke beider Werke verbanden ſich in ſeiner Seele zu einem einzigen. Sie ſchienen ihm zwei Genien, die unaufhörlich zu ihm ſprächen. „Du biſt betrogen!“ — donnerte der eine in ſeine Seele; — „Um ein Gut von unausſprechlich hohem Werthe!“ ſchien der andre mit ſanftem Bedauren hinzuzuſetzen.

„Seitdem ich Ihre Bücher geleſen habe, ſchrieb Anton an Heimfeld, iſt mir, als wäre das ganze Kloſter auf meine Bruſt geſtellt. Ich habe keinen Ausdruck für das Maaß meines Elends. Jeder Vogel, deſſen Geſang von jenſeit der Mauern zu mir herüberſchallt, ſcheint mich Eingekerkerten zu verſpotten. Jedem Schmetterling, der in unſerm Garten vor mir auffliegt und über die Mauer hingaukelt, weine ich faſt nach, vor Neid, daß ein geflügelter Wurm glücklicher iſt, als ich. Ich muß heraus in die Welt, und gälte es mein Leben! Soll ich mein Daſeyn im Elende verſchmachten, weil meine Eltern abergläubiſch waren? —“

Antons Brief that auf Heimfeld eine ſehr gemiſchte Wirkung. Es erfreute ihn zwar außerordentlich, in dem jungen Manne noch lebendigere Empfänglichkeit und Entſchloſſenheit zu finden, als er ihm eigentlich zugetraut hatte: aber je werther ihm Anton dadurch wurde, deſto beſorgter wurde er auch, daß ſich der brauſende Jüngling durch irgend eine Uebereilung zu Grunde richten werde, ohne daß es ihm gelänge, zu einer beſſern Laufbahn durchzubrechen. Er hätte ihm ſo gern die Hand geboten, ihn ſo gern geleitet: aber von der einen Seite verbot ihm ſeine diplomatiſche Situation, grade an dem Hofe, unter welchem das Kloſter ſtand, auch nur den entfernteſten Schein auf ſich zu laden, als habe er Antons etwanige Flucht veranlaßt; und ſezte er ſich auch darüber weg, wie ſollte er ſeine Rathſchläge an den Armen gelangen laſſen? Es ſchien ihm wunderbar, daß nur dieſer Brief hatte durchſchlüpfen können, und ihm ſchauderte, wenn er ſich die unvermeidlichen Folgen dachte, die das Auffangen deſſelben hätte haben müſſen.

Aus dieſen Rückſichten antwortete er zwar in ſehr freundſchaftlichen, aber ganz allgemeinen Ausdrücken. Er ſchrieb: „Antons lebhaftes Gefühl und richtiger Geſchmack freue ihn ſehr: Er empföhle ihm aber die höchſte Vorſicht in Allem, (dies Wort unterſtrich er dreimal,) da er wiſſen müßte, welche hohe Strafen auf jede Verletzung der Kloſterregeln ſtände.“ Indeß legte er dieſem Briefe doch wieder ein Paar Bücher bei.

Heimfelds Vorſicht war ſehr wohlthätig, denn was er ſich dabei als möglich gedacht hatte, geſchah wirklich: ſein Brief wurde dem Pförtner abgegeben und von dieſem natürlich ſogleich zum Prior gebracht, der ſich über die Gelegenheit freute, zwei ihm verhaßten Menſchen zugleich wehe zu thun. Antons Zelle wurde durchſucht, man fand die verbotnen Bücher, und verurtheilte ihn, zur Strafe dafür, daß er ſie geleſen hatte, zu einer achttägigen Einkerkerung bei Waſſer und Brodt. Zum Glücke hatte er bei dem gehaltnen Verhör nichts weiter verrathen: man konnte alſo auch gegen Heimfeld nichts weiter thun, als ſich bei dem Fürſtbiſchofe darüber beſchweren, daß ſich der — — — Legationsrath an ſeinem Hofe, mit einem jungen Bruder in einen verbotenen Briefwechſel eingelaſſen habe. Heimfeld erhielt von ſeinem Geſandten den Rath, ſich nicht in Kloſterangelegenheiten zu miſchen, was er denn ſehr gerne verſprach.

Vielleicht hätte der kalte Ton in Heimfelds Briefe, Anton niedergeſchlagen, und die angerathene Vorſicht, deren Nothwendigkeit er wohl einſehen mußte, ihm den Muth geraubt, irgend etwas zu unternehmen: denn die aufbrauſende Kraft heftiger, leidenſchaftlicher Menſchen wird durch nichts ſo leicht gelähmt, als durch ſanftes Aufhalten, durch einen Widerſtand, von dem ſie fühlen, daß ſie ihn nicht zu beachten brauchen, wenn ſie nicht wollen. Felſen überſpringen Menſchen wie Anton, und ſtraucheln dafür oft über einen Strohhalm. — Vielleicht hätte ſelbſt die neue Lektüre den Eindruck der erſten verwiſcht, Antons Blick auf eine Menge neuer Gegenſtände geleitet und eben dadurch ihn unfähig gemacht, ſich in Eine Anſicht der Dinge mit ſo geſchäftiger Phantaſie zu verlieren. Jezt, da man ihn mitten in der Kriſe ſeines Seelenfiebers einkerkerte, wirkte die Einſamkeit auf ihn, wie ſie auf Schwärmende immer zu wirken pflegt. Mit glühender Phantaſie und ungeduldigen Wünſchen betrat er das Gefängniß: flammend und mit Entſchloſſenheit verließ er es. Die verwirrten Bilder, die vorhin ſeine Seele erfüllten, hatten ſich zu einem glänzenden Ganzen geordnet, in deſſen Beſitz er ſich durchaus ſetzen wollte. Es war ihm entſchieden, daß es auſſerhalb den Mauern überall eine Welt voll Glückſeligkeit gebe, und er entwarf ſich eine Menge Pläne, zu ihr hinauszubrechen. Als der Prior ihm vor dem verſammelten Kapitel noch einen Verweis gab und ihm väterlich-liebevoll erklärte, daß er den Vorſatz einer Flucht mit Einmauren beſtrafen würde, ſchauderte Anton zwar, aber ohne dadurch auch nur einen Augenblick ſchwankend zu werden.

Sein erſter Gang war in den Kloſtergarten. Auch ihm war ein beſonderer Platz in demſelben zur willkührlichen Beſtellung eingeräumt worden, und er hatte ihn mit dem Auserleſenſten geſchmückt, das ihm möglich geweſen, aufzutreiben. Er hatte das Bekleiben jeder Pflanze mit inniger Theilnahme beobachtet, an jeder neuen Knoſpe mit ämſiger Phantaſie ſeinen Blick oft und lange haften laſſen. Gerade da man das harte Urtheil gegen ihn geſprochen, war ſein ſchönſter Lilienſtock dem Aufblühen nahe;

erwartete er die erſte Roſe. — Sie hatten geblüht, ſie waren ſorgfältig eingeſammlet worden; — jezt erinnerte er ſich, daß er die Fenſter des Priors und des Guardians, die beide keine Roſen und Lilien zogen, üppig damit geſchmückt geſehen hatte, mit offnen Blumen und mit einer großen Verſchwendung von Knoſpen; — ihm hatte man nicht einmal Eine der leztern gelaſſen. —

Gemüthern ſeiner Art iſt die Tyrannei gerade in Kleinigkeiten am empörendſten, weil bei dieſen der deſpotiſche Wille keinen Vorwand ſucht oder hat. Als Anton die ſultaniſche Rauberei bemerkte, knirſchte er mit den Zähnen, und Thränen traten ihm ins Auge. Er drohte mit geballter Fauſt nach dem Kloſter hin und faſt unwillkührlich ging er nach der Mauer zu. Er maß ſie ſorgfältig wieder und wieder mit den Blicken, aber immer mußte er es ſich geſtehen, ſie war zu hoch um erklettert zu werden. Endlich betrachtete er einen alten Thurm, der einen Theil von ihr ausmachte, genauer. Die Stiege, die in dieſen hinaufführte, war etwa zu Mannshöhe, nicht weiter, weggebrochen; ihr oberer Theil führte zu einer nur halb eingeſtürzten Decke und dieſe zu verſchiedenen Oefnungen, die Fenſter ſchienen. Genug für ihn! Sein Plan war gemacht. Ob die Stiege, ob der Ueberreſt der Decke nicht unter ſeinen Tritten einſtürzen würden; ob jenſeits des Thurmes nicht ein tiefer Graben ſey: alles dieſes fiel ihm nicht bei, und um allen Argwohn zu vermeiden, beſchloß er auch, ſich dem Thurme nicht eher wieder zu nähern, als bis er im Stande wäre, ſeinen Entwurf auszuführen.

Zwei Tage trug er dieſen in ſtummer Verſchloſſenheit mit ſich herum; am dritten glückt' es ihm, ſich eines neuen Glockenſeils zu bemächtigen und mit dieſem hielt er ſich des guten Erfolges geſichert, — und in der That, der Menſch, der ſeine eigne Kraft nur mit Entſchloſſenheit und Anſtrengung braucht, bedarf meiſtentheils nur wenig Hülfsmittel. Sein Fund flößte ihm eine ausſchweifende Fröhlichkeit ein. Die Mönche ſahen ſeine bisherige Dumpfheit für nachtragenden Groll an und beobachteten ihn mistrauiſch: ſeine ausgelaſſene Luſtigkeit ſchien ihnen albern: ſie ließen ihn gehen.

Die Ausführung ſeines Planes lange aufzuſchieben, wäre nicht rathſam geweſen, hätte Antons Ungeduld ihm es auch erlaubt: ſchon in der nächſten Nacht ſchritt er zur Vollſtreckung.

Sein Fenſter ging in den Garten. Sobald es finſter und im ganzen Kloſter ſtill geworden war, ſchlang er das Seil um das Kreuzholz des Fenſters, ſchürzte die beiden Enden zuſammen, hing ſich daran und glitt hinab. Er ſchnitt den Knoten des Seils entzwei, zog es nach ſich, holte im Fluge eine mit Eiſen beſchlagene Stange, die er ſich ſchon am Tage zurecht gelegt hatte und fort an den Thurm. Mit Hülfe der Stange erkletterte er den Ueberreſt der Stiege: ſie knarrte unter ſeinen Füßen; von der Decke fielen bei jedem Tritte große Stücke ab: was kümmerte ihn dieſe Gefahr? Er flog über ſie hin an das vermeinte Fenſter — Wer mahlt ſein Entſetzen? Es war nichts, als eine Schießſcharte, viel zu enge, nur ſeinen Kopf durchzulaſſen: er ſah ſich im Käficht, mitten auf ſeiner Flucht. Selbſt zurückzukehren war unmöglich: wie hätte er das Fenſter erſteigen können?

Er rang die Hände; er ſtieß ein lautes Geſchrei aus: zum Glück war das Kloſter zu weit ab, als daß er die ſchlafenden Mönche dadurch geweckt hätte, und er behielt Zeit, ſich zu erholen. Ein einziges Mittel ſchien übrig. Die Ziegel des alten Thurmes bröckelten leicht: er ſtürzte über die zitternde Decke und Stiege zurück, holte ſeine Stange nach, brauchte ſie als Brecheiſen und hatte in einer halben Stunde den untern Theil der Scharte hinlänglich erweitert, um durchſchlüpfen zu können. Mit freudigem Herzpochen befeſtigte er das Seil an einem Haken in der Wand, warf das andre Ende heraus, ſchlüpfte durch die Oefnung: — der alte, verroſtete Haken brach, und er lag beſinnungslos im Graſe.

Als er wieder zu ſich kam, ſchien der eben aufgegangene Mond ihm ins Geſicht; er ſah eine Gegend vor ſich, die ihm völlig unbekannt war und in dem Mondesſchimmer ein äußerſt romantiſches Anſehen hatte; der Fall hatte ihn betäubt: kurz, es vergingen einige Minuten, ohne daß er ſich erinnern konnte, wo oder wer er ſelbſt ſey? Endlich ſchlug eine Nachtigall, wenige Schritte von ihm, laut gellend auf: er beſann ſich, ſie oft gehört zu haben. Er erhob die Augen zu ihr und erblickte die Kloſtermauer: ſogleich kehrte ſein volles Gedächtniß zurück, und zugleich fuhr wie eine Flamme der entzükkende Gedanke in ſeiner Seele empor: „Ich bin frei!“ — Frei! frei! rief er, ſprang auf und ſank ſogleich ohnmächtig und mit einem heftigen Schmerz an ſeinem linken Fuße wieder zu Boden. Erſchrocken fuhr er mit der Hand nach der ſchmerzenden Stelle: er fand ſein Bein zwar nicht gebrochen, aber das Gefühl lehrte ihm, daß es doch verrenkt, alſo unbrauchbar war. —

„So geht's auf allen Vieren in die Welt hinein!“ dachte er im erſten noch muthigen Augenblicke, warf ſich ohne Zögern auf den Leib und fing an einen Hügel hinanzukriechen, der wenige Schritte hinter der Mauer ſich erhob und jenſeit deſſelben die Landſtraße hinging. Die Beſchwerlichkeit aber, mit der er fortkroch, mußte bald das lezte Aufflackern des Muthes in ſeiner Bruſt erſtikken; es mußte ihm einleuchten, daß er in einem ſolchen Zuſtande nicht weit kommen könnte, daß ihm das einzige Mittel zu ſeiner Flucht geraubt ſey. Ihm war, als hörte er ſchon die Mönche mit lautem, giftigem Hohngelächter hinter ſich, als ſähe er ſchon den unterirdiſchen Kerker offen, in den man ihn hinabſtoßen wolle, um dort lebendig zu vermodern. Er knirſchte vor Wut; er weinte, und kroch dennoch dabei immer weiter: aber der Hügel ſchien kein Ende zu nehmen, ſchien unter ſeinen Händen und Knieen zu wachſen. Endlich — endlich war er auf dem Gipfel. Bebend ſah er ſich nach dem

Kloſtergarten um: — alle ſeine Befürchtungen ſchienen ihrer Erfüllung nahe; ſeine Flucht ſchien ſchon entdeckt, denn der Garten war voll wehender Lichter, die zum Theil auf einem Punkte verſammelt waren, zum Theil hin und her irrten, als ſuchten ihre Träger etwas. Bei dieſem Anblicke, verſicherte er oft, ſey er ſich gar nicht mehr bewußt geweſen, was ihm mislungen ſey, was für ein Schickſal ihm bevorſtehe: ein allgemeines, entſetzliches Gefühl der Vernichtung habe ſich ſeines ganzen Weſens bemächtigt; hätte ihn durchzuckt, als wenn jeder Nerv mit einem glühenden Eiſen zerſchnitten würde. „Mir verſagt der Ausdruck für mein Gefühl,“ ſchrieb er an Heimfeld, „und Gott bewahre Sie davor, jemals ganz zu verſtehen, was ich hier unausgeſprochen laſſe.“

Ohne zu wiſſen, was er thue oder wolle, riß er ſein großes Taſchenmeſſer hervor und klappte es auf: erſt bei dem Anblick der bloßen Klinge, die im Mondſchein blizte, trat der dunkle Gedanke troſtvoll vor ſeine Seele: „Kommt es zum Aeußerſten, ſo haſt du auch noch ein äußerſtes Mittel!“ — aber was er thun, ob er ſich vertheidigen oder ſich ermorden wolle, das wurd' ihm nicht deutlich. Er raffte ſich auf, ergrif eine zerbrochene Stange, die einige Schritte von ihm lag und hinkte an ihr, immer das bloße Meſſer in der Hand, den Hügel herab, auf die Landſtraße, am Kloſterthore, hinter dem ihm die Hunde nachmurreten, gedankenlos vorüber, und weiter, und weiter. — Seine Wahrnehmung der Lichter im Garten war kein Selbſtbetrug geweſen, nur hatten ſie, wie er lange nachher erfuhr, keine Beziehung auf ihn. Ein Mönch hatte ſich eine halbe Flaſche Wein auf das Blumenbrett ſeines Fenſters geſtellt, um ſich ihn friſch zu erhalten. Sein Zellennachbar hatte das bemerkt, und, vielleicht aus Lüſternheit, vielleicht aus bloßem Muthwillen, den Schatz von *ſeinem* Fenſter aus wegkapern wollen, hatte ſich zu weit hinausgelegt, und war hinabgeſtürzt. Sein Winzeln und Aechzen verſammelte endlich das Kloſter um ihn her. —

Etwa eine Stunde mochte Anton fortgehinkt ſeyn, als ihn die Erſchöpfung ſeiner Kräfte zwang, ſich auf einen Stein nieder zu ſetzen. Eben hatte ihn der Weg von dem Abhange eines Hügels in ein Thal geführt. Er ſah ſich um: wunderbar ergrif es ihn, auch nicht die äußerſte Thurmſpitze ſeines Kerkers mehr erblicken zu können. „Frei! frei!“ rief er wieder, und dieſer Gedanke ſtärkte ihn ſo ſehr, daß er ſich bald aufriß, ſeine ſchmerzvolle Wallfahrt fortzuſetzen. Von der Spitze eines folgenden, höhern Hügels ſah er noch einmal zurück: wie ein gräßliches Geſpenſt, und hell vom Monde beleuchtet, ſtand das Kloſter wieder da und der hohe Thurm ſchien ihm, wie ein ausgeſtreckter Arm, nachzudrohen. Scheu hinkte er fort, ſo ämſig eilend, als ſein geſchwollnes Bein erlaubte.

Endlich, endlich erblickte er ein Dorf! Ach Gott! Er erkannte es beim erſten Blick für ein katholiſches, das zum Kloſter gehörte: er hatte in ſeiner Verwirrung gerade den entgegengeſezten Weg von dem eingeſchlagen, den er eigentlich gehen wollte. Nun ſank ihm der Muth. Der Schrecken, verbunden mit dem Schmerz an ſeinem verlezten Kopfe, ſeinen blutenden Händen, ſeinem verrenkten Beine, erſchöpfte ſeine Kräfte und er warf ſich nieder ins Gras. Voll Verzweiflung grif er nach ſeinem Meſſer: er hatte es auf dem Steine liegen laſſen, auf dem er vorhin ruhete. Er biß vor Seelenangſt in den Raſen. —

Als ſeine Beſinnung etwas zurückgekehrt war, bemerkte er, daß die erſten Stralen der Morgenröthe durch den heitern Himmel ſchoſſen, der einen ſchönen Tag verhieß. Die Hähne des Dorfs krähten ihm fröhlich entgegen; hier und dort ſtieg eine Lerche wirbelnd auf: — der Contraſt, den alles dieſes mit ſeiner Seelenangſt machte, verſicherte Anton, gehöre zu dem Bitterſten, was er je empfunden habe. Der ſo reizend beginnende Tag war höchſt wahrſcheinlich der erſte ſeines nie endenden, gräßlichen Elends. Anton brach in ein verwünſchendes Heulen aus.

Indem raſſelte etwas aus der Entfernung heran, näher und näher. Im flüchtigſten Trabe fuhr eine elegante Kutſche daher. Anton ſezte ſich auf, ſchrie ihr ſchon von weitem: „Hülfe! Hülfe!“

entgegen, und deutete wieder auf ſein Bein.

Ein freundliches Frauenzimmergeſicht blickte aus dem Schlagfenſter heraus. „Ein Mönch, der den Fuß gebrochen hat!“ ſchrie ſie. — Halt! rief ein männlicher Baß. Der Wagen hielt; ein Bedienter riß die Thüre auf, und Anton ſah ein junges, reizendes Mädchen und einen alten Mann vor ſich ſtehn, ihn mitleidig betrachten, ihn bedauren.

„Gehören Sie etwa in das Kloſter, bei dem wir vor einer Stunde vorbeifuhren?“ fragte der Mann. „Wir wollen Sie gleich dahin zurückbringen.“

„Ach nein, nein!“ rief Anton; „ich gehöre in die Welt. Führen Sie mich weit, weit weg, ſo weit Sie können! Im Kloſter würden ſie mich einmauren!“

Erſtaunt ſprachen Vater und Tochter einige Worte franzöſiſch mit einander. Sie erriethen leicht, in welcher Lage Anton ſey. Der Alte ſchien ungewiß zu ſeyn, was er zu thun habe, aber das Mädchen ſchrie dem Bedienten ängſtlich zu, den Unglücklichen in den Wagen zu heben, zog faſt ihren Vater auch hinein, hüpfte ihm nach und die Pferde trabten ſo ſchnell davon, als ſie vermochten.

Faſt eine Viertelſtunde ſaßen alle drei ſchweigend da, gleichſam vor Ueberraſchung, ſich ſo plötzlich in ſo nah verknüpfendem Verhältniß zu ſehen; ihre Verlegenheit ſchien zu ſteigen, je länger ſie die möglichen Folgen der raſchen That des Mädchens überlegten.

„Rahel, Rahel,“ brach endlich der Alte aus, „was haſt du gemacht! Das kann uns theuer zu ſtehen kommen, wenn es bekannt wird.“

„Aber, mein Vater,“ erwiederte ſie franzöſiſch, „ſehen Sie, wie übel der arme junge Menſch zugerichtet iſt. Es wäre ja unmenſchlich, es wäre ſchändlich geweſen, ihn liegen zu laſſen!“

Sie ſelbſt hatte ſich den Jüngling während des Stillſchweigens auch angeſehen. Sie war darum nicht weniger ein ſehr wackres, hochachtungswerthes Mädchen, weil die Bemerkung, daß er ein ſchönes, ausdruckvolles Geſicht, ſchwarze funkelnde Augen, einen edlen kräftigen Wuchs beſaß, ihre Theilnahme für ihn erhöhte.

Jetzt wandte ſich der Alte an Anton ſelbſt, und fragte ihn: ob er etwa entſprungen ſey?

Warum? Wohin er gedenke? Anton beantwortete dieſe Fragen mit ſo vieler Offenheit und ſo vielem Feuer, daß ſelbſt der Alte anfing, ſich wärmer für ihn zu intereſſiren; des Mädchens Wangen glühten. Auf ſeine in der Verwirrung ertheilte Antwort, daß er nur das nächſte Dorf zu erreichen wünſche, erwiederte ſie lebhaft: „Werden Sie dort auch wirklich ſicher ſeyn?“ — Eben fuhren ſie in daſſelbe hinein. Rahel ſah eine Frau an einer Thüre ſtehn. Sie befahl dem Kutſcher zu halten und fragte, ob hier Proteſtanten wohnten? „Jeſus bewahre! antwortete die Frau. Nein, wir ſind gute Chriſten. Da, eine Stunde weiter, in N — — wohnen Ketzer!“ — Fahr zu! rief Rahel. Der Alte ſchüttelte den Kopf.

Er ſetzte indeß sein Geſpräch mit Anton fort, und je näher ſie der proteſtantiſchen Gränze kamen, deſto mehr verſöhnte er ſich mit der unüberlegten Handlung ſeiner Tochter; er ſchien den geretteten Jüngling ſogar lieb zu gewinnen. Als ſie nun den Flecken vor ſich liegen ſahen, „Weiter, ſagte er, dürfen wir Sie denn doch nicht bringen: aber hier ſind Sie in Sicherheit. Ich weiß, daß der Ort Proteſtantiſch iſt, und dem Fürſten von — — gehört. Wenden Sie alles an, bald geſund zu werden, und wiſſen Sie dann nichts Beſſers anzufangen, ſo kommen Sie nach Berlin und fragen Sie dort nach —“ Hier ſtockte er plötzlich, aber das Mädchen fiel raſch ein: „Nach dem Banquier“ — — „Unbeſonnene, rief der Vater; weißt du, ob der junge Menſch vorſichtig genug iſt, uns nicht zu verrathen? — Nein! Wie heiſſen Sie?“ — Anton nannte ſich; und indeß das Mädchen ſich den Namen einigemal wiederholte, um ſich ihn recht einzuprägen, ſchrieb der Alte ihn in ſein Taſchenbuch; dann fuhr er fort: „Wenn Sie geſund ſind, ſo kommen Sie nach Berlin, und laſſen Sie in die Zeitungen ſetzen, daß Sie angekommen wären und Ihre alten Bekannten von der Reiſe her, wieder zu ſehen wünſchten. Ich werde Sie aufſuchen und wenn ich etwas für Sie thun kann, ſo verlaſſen Sie ſich darauf, daß ich Sie nicht verlaſſe.“ Rahel küßte ihrem Vater die Hand; Anton bückte ſich, aber er ſah dabei gen Himmel, und der Alte bemerkte die Thräne wohl, die in ſeinen Augen blitzte.

Jezt hielt der Wagen vor dem Wirthshauſe, das noch verſchloſſen war. Der

Mann ließ Anton herausheben, und auf eine Bank niederſetzen, die vor der Thüre ſtand. Hier trat er zu ihm: „Sagen Sie ja nicht, wie Sie hergekommen ſind! — Haben Sie Geld?“ ſezte er leiſer hinzu. Anton ſchüttelte den Kopf. Der Alte drückte ihm ein Paar Goldſtücke in die Hand, und ging zum Wagen. Das Mädchen ließ ihm verſtohlen ein kleines ſeidnes Beutelchen in den Schooß fallen. „Leben Sie recht wohl! flüſterte ſie, und kommen Sie bald nach Berlin! Hören Sie?“ — Mit dieſen Worten wandte ſie ſich um, und ſchlüpfte in den Wagen. Noch einmal nickte ſie einen Gruß heraus und die Kutſche rollte davon.

„Gott! Gott! rief Anton. Wie ſchön iſt die Welt! Wie gut ſind die Menſchen! Gütiges, liebreiches Mädchen!“ — Mädchen! wiederholte er ſich noch einmal leiſe und erröthete. So lang die ſchöne Gutherzige gegenwärtig geweſen war, hatte er nichts in ihr geſehen, als ein wohlthätiges Weſen, das ihm die Vorſehung zur Hülfe geſchickt hatte; — jezt erſt, bei dem Worte Mädchen, erwachten tauſend liebliche Nebenideen, welche das Wielandiſche Meiſterſtück zuerſt in ſeine Seele gebracht hatte. Jezt erinnerte er ſich erſt, daß das wohlthätige Weſen mit ſchönen Augen unter langen dunkeln Wimpern hervorgeblitzt, daß es ihn mit einem Munde bedauert hatte, der einer halbgeöffneten Roſe glich; daß ſich bei den mitleidigen Seufzern deſſelben, ein voller Buſen gehoben hatte; daß es eine kleine, weiße, ſeidne Hand war, welche das Beutelchen in ſeinen Schooß fallen ließ. — Er ſah betroffen nach der Seite hin, wo der Wagen um eine Ecke gewendet hatte und ſeufzte leiſe: „Muſarion!“ —

Als er das Beutelchen öffnete, fand er zwanzig Dukaten darin. Die Seelenkundigen mögen entſcheiden, warum ihn das Geld nicht erfreute, — warum ihm der Anblick deſſelben faſt Schmerz machte: aber den Beutel küßte er hundertmal.

O Gott! Wie gut, wie gut — iſt Muſarion, wiederholte Anton, — und wie ſchön!“ Ueber dieſe in der That anziehende Betrachtung, vergaß er an die Thüre des Gaſthofes zu pochen. Endlich öffnete ſie ſich von ſelbſt; ein Mütterchen trat heraus, fuhr aber ſogleich beim Anblick des blutbedeckten Geſichtes erſchrocken zurück.

Anton rief ihr zu, ſie möchte ihn doch in ein Zimmer bringen laſſen; er ſey in einen Graben gefallen, und habe ſich den Kopf zerſchlagen und das Bein verrenkt.

Dieſe Nachricht verwandelte den Schrekken der alten Frau in Mitleid. Sie ſelbſt grif ihn jezt unter den Arm und half ihm ins Trinkzimmer. Dringend bat er um ein Frühſtück, aber unaufgefordert brachte ſie ihm zuerſt eine Schüſſel mit Waſſer und ein Handtuch, ſtand vor ihm, indeß er ſich wuſch, und freute ſich, daß ein männliches, ſchönes Geſicht durch die Operation ſichtbar wurde. Jezt erſt brachte ſie ihm das beſte Stück Rindfleiſch, das ihre Vorrathskammer hatte, und eine halbe Flaſche Wein. Anton aß und trank begierig. Mit Genuß ſah das Mütterchen ihm zu, aber jezt, da ihr Gaſt ſich in einer Ecke zurecht ſezte, um zu ſchlafen, jezt konnte ſie nicht anders, ſie mußte fort, um allen Hausgenoſſen und Nachbarn die wunderbare Begebenheit mitzutheilen, von dem jungen Mönch, der in einen Graben fiel, ſich den Kopf zerſchlug und das Bein verrenkte, jezt aber im Trinkzimmer lag und ſo gut ausſah. In kurzem ſtanden alle Nachbarinnen und Mägde um den Schläfer her, erſannen ſich eine ſeltſame Geſchichte von ihm, und ſchüttelten hernach den Kopf darüber, daß ein ſo hübſcher Menſch ſo gottlos ſeyn könnte, — als ſie ihn nehmlich einander abmalten: er mußte wenigſtens jemand erſchlagen haben und deshalb davon gelaufen ſeyn.

Anton ſchlief indeß ſehr ruhig; die Neugierigen verliefen ſich; es ward Mittag, und er lag noch immer in ſeiner Ecke und ſchlief. Endlich fühlte er ſeine Hand berühren; er zuckte mit ihr, aber öffnete die Augen nicht. Die Berührung kam wieder, ohne eine ſtärkere Wirkung zu thun. Plötzlich erhielt er einen ſo ſchmerzlichen Stich in die Hand, daß er wohl auffahren mußte. Er ſah ſich um: in der andern Ecke des Zimmers ſaßen ein Paar Männer, die ihm bekannt ſchienen, in leiſem, eifrigem Geſpräche, während deſſen ſie ihn immer beobachteten; von dem Tiſche aber, hinter dem er ſaß, ging eben ein ſehr artiges Mädchen nach der Thüre zu. Im Heraustreten winkte ſie ihm bedeutend, ihr zu folgen.

Anton hatte gar nicht die Idee, daß man nicht thun könnte, was ein Mädchen forderte. Mit gehorſamem Eifer richtete er ſich auf und taumelte, halb wegen ſeines kranken Beines, halb aus Schlaftrunkenheit, längſt den Wänden zur Thüre hinaus. Im Vorhauſe ſtand das Mädchen; da ſie ihn ſo mühſam forthinken ſah, faßte ſie ihn ohne Umſtände unter den Arm, führte ihn, ohne ein Wort zu ſagen, eine Treppe hinan, in ein ländlich, aber gut meublirtes Zimmer, an ein Bett. Erſt als er ſich in dieſes gelegt hatte, fragte ſie ihn ängſtlich: „Um des Himmels willen, iſt das wahr, was die Männer da unten ſagten? Sind Sie aus dem Kloſter entlaufen? Wird man Sie einmauren, wenn man Sie wiederbekömmt?“

Mit einem tiefen Seufzer erwiederte Anton: „Ach ja, das iſt alles wahr!“

Aber mein Gott, was haben Sie denn gethan? Warum ſind Sie entſprungen?

Anton erzählte, wie unglücklich er im Kloſter gelebt habe, wie man ihn bei Waſſer und Brodt in ein unterirdiſches Loch geſperrt — dem Mädchen liefen die Thränen über die Wangen, ohne daß ihre geſpannte Mine ſich verzogen hätte; — wie er durch den Thurm gebrochen ſey, ſich den Fuß verrenkt habe, — bei dieſen Worten ging das Mädchen ſchweigend davon, und Anton ſah ihr erſtaunt nach.

In einer Viertelſtunde kam ſie mit einem jungen Manne zurück, der ſich als den Wundarzt des Fleckens ankündigte und Antons Bein unterſuchte. Mit Einem heftigen Rucke richtete er es wieder ein und verordnete ſtärkende Bähungen. Das Mädchen ging hin, ſie zu beſorgen, und nun fragte auch der Wundarzt nach Antons Geſchichte.

Als er ſie gehört hatte, ſagte er: „Sie irren ſich, wenn Sie hier völlig in Sicherheit zu ſeyn glauben. Glücklicher Weiſe gehört die Hälfte des Ortes, in der dieſes Wirthshaus liegt, dem Fürſten von — —, aber die andre ſteht unter dem Biſchofe von — —, daher ſind hier auch zwei Amtleute, ein Proteſtantiſcher und ein Katholiſcher, und ſollte man Ihre Auslieferung fordern, ſo weiß ich wirklich nicht, ob ſie verweigert werden könnte. — Das Beſte iſt wohl, ſetzte er nach einigem Nachdenken hinzu, daß man den proteſtantiſchen Amtmann gleich benachrichtigt. Ich will ſelbſt zu ihm gehen. Seyn Sie übrigens ruhig: er iſt ein ſehr edler Mann.

Anton dankte ihm ſo herzlich, daß der Wundarzt gerührt wurde; er ſchüttelte ihm die Hand und ging.

Eben war das gutherzige Mädchen damit fertig geworden, Antons Fuß zu bähen, als der Wundarzt mit einem langen, stattlichen Mann zurückkam, deſſen ganzes Aeuſſere etwas ſehr Finſtres, Abſchreckendes hatte. Faſt ohne Gruß ging er auf Antons Bett zu, ſah ihn mit einem durchdringenden, niederdrückenden Blicke an und ſagte: „Das iſt alſo der junge Menſch, von dem Sie mir geſagt haben? — Wo kommen Sie her? Wer ſind Sie? Erzählen Sie ausführlich und aufrichtig, damit ich ſehe, was hier zu thun iſt.“

Anton war über den befehlshaberiſchen Ton, mit dem dieſe Worte vorgebracht wurden, über das ganze Weſen des Mannes, den man ihm als einen ſehr edeln angekündigt hatte, ſo betroffen, daß er keine Worte finden konnte.

„Geſchwind,“ ſagte der Fremde noch finſtrer, „ehe mein College auch Nachricht erhält und — da iſt er ſchon!“

Indem trat ein kleiner, freundlicher Mann ins Zimmer, grüßte alle Gegenwärtige ſehr verbindlich, und ging dann an Antons Bette. „Sieh da, lieber Frater, rief er, treffen wir uns hier!“ mit dieſen Worten reichte er ihm die Hand und erinnerte ihn, daß er vor einem halben Jahre im Kloſter mit ihm geſpeiſt habe.

Er ließ ſich an dem Bette nieder. Auch er bat Anton, ihm ſeine Geſchichte zu erzählen, und dieſer, plötzlich ermuthigt, goß ſein ganzes Herz vor ihm aus. Bei der Schilderung, die er von dem Prior und den andern Mönchen, und von dem Leben im Kloſter machte — „Ja wohl. ſagte der kleine Mann, es iſt etwas Schreckliches! Es konnte nicht anders kommen; ein junger Mann von Ihrem lebhaften Geiſte und Ihren Talenten mußte der Pfaffengeſellſchaft bald überdrüſſig werden.“ — Anton beſchrieb ſeine Flucht. „Ich bewundre Sie! rief der kleine Mann; ich wäre nicht halb ſo entſchloſſen und muthig geweſen!“ Anton fühlte ſich durch dieſe Lobſprüche ſehr gehoben und ermuntert, nur kränkte es ihn, ſo oft er aufblickte, den langen Mann mit einer immer höniſcheren Mine daſtehen zu ſehen. Als er ſeines Meſſers erwähnte, fuhr ſein kleiner Freund erſchrocken auf, und beruhigte ſich erſt wieder, als er hörte, daß Anton es verloren habe. Dieſer war endlich in ſeiner Geſchichte bis dahin gekommen, wo ihm die hülfreiche Kutſche erſchien: da fiel ihm die Bitte ſeines alten Retters ein, zu ſchweigen; er ſtockte und ſchwieg wirklich.

„Nun weiter? ſagte der Freundliche; wie kommen Sie hierher? Zu Fuße doch ſchwerlich?“

Anton ſah verlegen auf: der proteſtantiſche Beamte machte ihm plötzlich eine ſehr gütige Mine, ſchüttelte aber ſehr bedeutend den Kopf, und Anton erklärte, er könne nicht weiter erzählen.

„Nun, ſagte jener, ich will Ihnen Ihr Geheimniß nicht abdringen, lieber Frater; das wäre zu unbeſcheiden. Sie ſind hier aber nicht gut ſituirt. So wackre Leute auch in dieſem Wirthshauſe ſind, (hier neigte er mit einer verbindlichen Mine den Kopf gegen das Mädchen,) ſo können Sie hier doch nicht ſo gut gepflegt werden, als in einem Privathauſe. Was ſollen Sie auch unnütz das wenige Geld verzehren, das Sie vielleicht haben —“

O, ich bin verſehen, rief Anton und zog Rahels Beutelchen hervor. Hier ſind zwanzig Dukaten und ſechs Louisd'or!

„Ei, und wo haben Sie das her?“

Das kann ich nicht ſagen! erwiederte Anton etwas beſtürzt.

„Verzeihen Sie, ſagte der Amtmann, meine unbeſcheidne Voreiligkeit: was geht das auch mich an! — Aber, wie geſagt, Sie ſind hier nicht gut. Morgen mit dem Früheſten, ſchick' ich meine Kutſche her, und laſſe Sie auf mein Gut bringen: da können Sie Ihre Cur beſſer abwarten. Nicht wahr, Sie ſind einige Wochen lang mein Gaſt?“

Anton war tief gerührt von dieſer Güte. Er nahm das Anerbieten mit dem wärmſten Danke an. Der Fremde ſchüttelte ihm herzlich die Hand, umarmte ihn und ging mit eben ſo vielen Bücklingen, als mit denen er gekommen war.

Kaum war er heraus, ſo ſchlug Anton die Hände zuſammen und rief noch einmal: „Gott! Gott! Was giebt es doch für gute Menſchen in der Welt!"

„Mein Herr, fuhr der lange Mann plötzlich auf; ich ſehe wohl, Sie ſind ein Kind, und müſſen als ein ſolches behandelt werden!" Mit dieſen Worten ging er zur Thüre hinaus; der Wundarzt und das Mädchen folgten ihm, Anton aber ſah ihm mit einem zornigen Blicke nach. „Wüßte ich nur, dachte er, was den Mann ſo unverſchämt macht?" Er tröſtete ſich mit der Freundſchaft des andern, legte ſich bequemer um nachzudenken, und — entſchlief von neuem.

Bei der großen Erſchöpfung ſeines Körpers durch die Anſtrengungen und Gemüthsbewegungen während der vergangenen Nacht, war es natürlich, daß auch ſein zweiter Schlaf tief und anhaltend ſeyn mußte. Er glaubte während deſſelben mehr als einmal im Zimmer Geräuſch zu hören, aber das Bewußtſeyn wurde nicht hell genug, um ihn die Augen öffnen zu laſſen. Endlich fühlte er ſich ſtark am Arme rütteln, er ſah auf, und eine Aufwärterin ſagte ihm, es ſey bald Abend: er ſolle ſein Mittagsbrod einnehmen. Vor ſeinem Bette ſtand ein Tiſch und auf dieſem eine kräftige Mahlzeit.

Indem er aß, überdachte Anton ſeine bisherigen Mühſeligkeiten und Gefahren: ſie ſchienen ihm unbedeutend und leicht, denn ihm war, als hätten ſie durchaus keinen andern als einen glücklichen Ausgang nehmen können, und wie viel Freude und Glück hatte er durch ſie erkauft! Die ganze Welt ſtand ihm offen, mit allen ihren Roſenlauben, Weinbergen, Schäferhütten und Palläſten: und in dieſer reichen, ſchönen Welt lebte Muſarion, und er ſollte ſie wiederſehn! Der Gedanke an ſie, führte ihn darauf, Pläne für die Zukunft zu machen, Pläne, in denen keine einzige Art des geiſtigen oder körperlichen Genuſſes vergeſſen war, wohl aber die unbedeutende Kleinigkeit, wodurch er ſie erwerben wolle. Wie hätte ihm dieſe auch beifallen ſollen? „Die Menſchen ſind ja, dachte er, ſo gut, ſo gut! Trift man auch zuweilen auf einen ſtolzen, böſen Mann, wie der ketzeriſche Amtmann: was liegt daran? Der Freundliche iſt nicht weit, der alles wieder gut macht.“

Er beſchloß, ſobald er auf dem Laadguthe ſeines kleinen Gönners angekommen ſeyn würde, an Heimfeld zu ſchreiben, ihm ſeine Flucht zu melden, ihn zu fragen, wann er zu ihm kommen ſolle; — ſobald er aber ſich mit ihm beſprochen, ihm gedankt haben würde, wollte er fort nach Berlin. Die groſſe, glänzende Stadt, in ihr Muſarion! — und ſo viele, viele Menſchen! Nur darüber war er verlegen, wie er dieſen für alles das Gute, was ſie ihm erweiſen würden, ſeine Dankbarkeit bezeigen ſollte. —

Indeß er ſo grübelte, trat die freundſchaftliche Wirthstochter herein. Er rief ihr freudig entgegen: aber ſie ſchien in Verlegenheit, ſchien ihn mit Bedauern zu betrachten; ſprach wenig, wollte ſchnell wieder gehen: — plötzlich faßte ſie ſich und kam wieder von der Thüre an ſein Bett zurück. „Ich ſollte Ihnen nichts davon ſagen, ſprach ſie; man fürchtet, Sie könnten eine Unbeſonnenheit begehn, ſich und uns verrathen, — aber Sie werden ſich ja wohl in Acht nehmen; — Sie möchten zu ſehr erſchrecken, wenn ich ſchwiege — Der katholiſche Amtmann hat gefordert, daß man Sie gefangen nehmen und ihm ausliefern ſoll. Der Herr von R., unſer Amtmann, hat es abgeſchlagen zu thun, ehe der Fürſt es befiehlt. Er hat einen Courier nach D. geſchickt. Nach Mitternacht, —

etwa gegen Morgen wird dieſer zurück ſeyn, aber Sie dürfen ihn nicht erwarten. Der Fürſt hat eine katholiſche Gemahlin und bewilligt Ihre Auslieferung gewiß. — So bald es dunkel wird, — doch das darf ich ja nicht verrathen! Erſchrecken Sie nicht; laſſen Sie mit ſich machen: — gewiß, gewiß, wir ſind Ihre aufrichtigen Freunde!“ Mit dieſen Worten reichte ſie Anton die Hand, die der Erſchrockne kaum Beſonnenheit genug hatte, zu ergreifen, — und eilte fort.

Schaudernd ſah er ihr nach. Alle ſeine fröhlichen Ausſichten waren verſchwunden; ſeine lieblichen Vorſtellungen von der Welt vernichtet. Wie? Der verbindliche, zuthätige Mann, der ungerufen kam, der ſich unveranlaßt zu ſo vielem erboten hatte: der konnte ſo feindſelige Abſichten haben, ihn zu Grunde richten wollen? Darf man den freundlichen Leuten nicht trauen; verfolgen die Menſchen einander, ohne beleidigt zu ſeyn, welch ein ſchrecklicher Aufenthalt iſt die Welt! Ihm wurde bange, ſo bange, daß er das Zutrauen zu allen, zu ſich ſelbſt verlor, ſeine Flucht als eine große Thorheit betrachtete, ſich in ſein Kloſter zurück wünſchte. —

Verſunken in ſeinen traurigen Betrachtungen, die immer ängſtigender, immer ſchrecklicher wurden, bemerkte er kaum, daß die Dämmerung anbrach, daß es endlich ganz dunkel wurde, ohne daß ſich jemand bei ihm ſehen ließ. Er hatte lange nicht den Muth, zu rufen und Licht zu fordern. Endlich that er es: er ſchrie ſo laut er konnte; er pochte auf den Fußboden: niemand erſchien.

Seine Beklemmung wuchs, ſtieg bis zur Angſt: da hörte er viele ſchwere Tritte die Treppe heraufkommen und ſich ſeiner Thüre nähern. Nach einigem Flüſtern öffnete ſich dieſe. Eine Geſtalt in einen grauen Mantel gewickelt, den ſie vor ihr Geſicht hielt, trat herein mit einer Blendlaterne; hinter ihr zwei andre ſtarke, lange Männer. „Hier!“ ſagte die Geſtalt und deutete auf Antons Bette. Die Männer traten herzu, ergriffen ihn: die Stimme verſagte ihm, aber er wollte um ſich ſchlagen. „Um Gotteswillen, ſeyn Sie ruhig!“ flüſterte ihm die verhüllte Geſtalt zu. „Es iſt zu Ihrem Beſten!“

Anton erinnerte ſich des Raths, den das Mädchen ihm gegeben hatte, und unentſchloſſen, was er thun ſollte, ließ er ſich ergreifen und forttragen. Die Männer brachten ihn ſo ſtill als möglich die Treppe hinunter, in den Hof, durch eine Hinterthüre in eine kleine, ganz enge Gaſſe, durch eine zweite, dritte, bis auf die Landſtraße. Hier ſtand eine verdeckte Kutſche: man hob Anton hinein. — „Leben Sie wohl!“ rief die Geſtalt mit dem Mantel. Die Thüre wurde zugeſchlagen und der Wagen rollte ſchnell, ſchnell davon.

Anton ſaß lange ſteif aufgerichtet da, wie man ihn hingeſetzt hatte: ſo bis zur Betäubung überraſcht war er von dem ganzen Vorgange. Was ſollte er denken? Entführten ihn etwa ſeine Feinde? dem widerſprach das freundliche Lebewohl. Hatte man die Einrichtung getroffen, um ihn zu retten: wozu denn der beängſtigende Anſchein einer Gewaltthätigkeit? Warum ſollte er ſelbſt nicht Mitwiſſer um ſeine Rettung ſeyn? — Er verlor ſich in ein Labyrinth von Deutungen, und der Wagen rollte mit immer gleicher Schnelligkeit fort. „Gott! Gott! Was wird aus mir werden!“ rief er aus, da ſchien es ihm, als hörte er in der entfernteſten Ecke des Wagens, ſchräg gegenüber, ein leiſes Geräuſch: er lauſchte, aber es war ſogleich wieder todtenſtille, und er hatte nicht Muth zu unterſuchen, ob er allein ſey. Er horchte immer geſpannter, aber er vernahm nichts, gar nichts; — nur dann und wann war es ihm, als vernehme er einen leiſen Athemzug. Ihm wurde immer enger und beklemmter zu Muthe.

Plötzlich glaubte er zu bemerken, als hätte der Wagen offenbar die Richtung, die ins Kloſter zurückführte: ihn überlief ein Schauder des Entſetzens. Indem er noch mit ſich ſelbſt kämpfte, um jene Vorſtellung zu widerlegen, hörte er in einiger Entfernung eine Thurmuhr ſchlagen: es war unverkennbar der Klang der Kloſterglocke, ſagte ihm ſeine Furcht. „Ich bin verloren!“ ſchrie er, riß den Vorhang von dem Schlagfenſter weg und wollte ſich hinausſtürzen. — Eine warme weiche Hand ergrif die ſeinige und zog ihn auf ſeinen Sitz zurück. Neuer Schrecken! „Wer iſt hier im Wagen?“ rief Anton. Keine Antwort. Er rief noch einmal: wieder alles ſtille. Er griff um ſich her und fühlte endlich auf dem entfernteſten Ende des Vorderſitzes einen Menſchen, der in einen Mantel gehüllt war. „Seyn Sie doch ruhig!“ ſagte eine fremde dumpfe Stimme zu ihm, und Anton ſaß ſtille. Nach einer Viertelſtunde bückte er zum halb offen gebliebenen Fenſter heraus: eben ging der Mond auf und der Wagen rollte einen Abhang hinunter in ein Thal, in welchem eine, Anton völlig unbekannte Stadt lag. Noch lag er im Fenſter und betrachtete ſie, da fuhr der Wagen in eine Gaſſe hinein, bog um eine Ecke, nach einigen Minuten um eine zweite und hielt vor einem großen Hauſe.

Der Kutſcher ſprang ab und zog eine Klingel. In kurzem erſchien ein Aufwärter mit einer Leuchte. Man half Anton aus dem Wagen: indem er in ein Gaſtzimmer trat, ſah er eine verhüllte Geſtalt an ſich vorbeiſchlüpfen, und errieth leicht, daß es dieſelbe ſey, die im Wagen bei ihm geſeſſen hatte. — Nach einer halben Stunde kam ſie in ſein Zimmer, ſchlug den Mantel aus einander und — das reizende Mädchen aus dem Wirthshauſe ſtand vor ihm.

„Nicht wahr?“ ſagte ſie lachend, „Sie ſind unterwegs recht bange geweſen? Hätt' ich Sie nicht zurückgehalten, ich glaube, Sie wären wirklich herausgesprungen. Es iſt mir recht lieb, daß ich mitfuhr.“

„Aber, mein Gott, rief Anton, warum ſprachen Sie nicht mit mir?“

„Das hätte ſich doch wohl nicht geſchickt, ſagte das Mädchen ſanft erröthend; wir waren ja allein in dem dunkeln Wagen. — Doch ich muß machen, daß ich wieder zu Hauſe bin, ehe Lärm wird. Sie ſind hier in B., in völliger Sicherheit. Der Mann, dem dies Haus gehört, iſt mein Pathe; er wird Sie ſchon gut pflegen laſſen. Leben Sie wohl, — und unterſcheiden Sie ein andermal Ihre Freunde beſſer. Dem proteſtantiſchen Amtmann gehört der Wagen. — Leben Sie wohl und verrathen Sie uns nicht.“

Mit dieſen Worten eilte das Mädchen zur Thüre hinaus. Anton wollte ihr folgen, um ihr zu danken, aber ehe er an die Treppe gehinkt war, hörte er den Wagenſchlag zuklappen und die Pferde forttraben.

Bruder Anton.

Zweites Buch.

Als Anton am Morgen erwachte und ſich umſah, erſtaunte er über den Geſchmack und die Pracht, die um ihn her herrſchten. Er lag in einem gewaltig weiten Bette, mit Gardinen von verblichenem Taffent, die nur hier und dort in den Falten einen Riß verbargen. Neben dem Bette ſtand ein mit rothem Plüſche überzogener Stuhl; in einiger Entfernung ein blau damaſtenes Canapee. Die etwas kleinen Fenſter hatten Vorhänge von weiß und grün gewürfelter Leinwand; zwiſchen ihnen hing ein Spiegel, der zwar quer durchgeborſten war, deſſen Rahmen von geſchliffenem Glaſe, aber in der Morgenſonne ſehr artig blizte; unter ihm ſtand ein weiß lackirter Tiſch, mit zwei krummen, vergoldeten Füßen. War dieſe Eleganz gleich auf Auktionen und aus Rumpelkammern zuſammen geleſen: ſo entſprach ſie doch völlig der einzigen Forderung, die Herr S. G. St. zu F*** in ſeinen für Tapezirer, Schneider u. ſ. w. ungemein brauchbaren „Grundbegriffen zur Philoſophie über den Geſchmack“ an die Meublirkunſt macht, wenn ſie zu den ſchönen Künſten gehören ſoll. Sie „ſtimmte mit dem Charakter des Hauptgegenſtandes, dem ſie zur Verzierung diente, überein“: die Wände und Fenſter des Zimmers waren ſo zuſammengeflickt, als das Ameublement. —

Anton bemerkte nur den Anſpruch, den jedes Stück dieſes leztern einzeln auf Eleganz machte, und fand darin etwas ſehr

Aufmunterndes, einen Beweis der Achtung und Theilnahme. „Würde man mir, dachte er, eine ſo prächtige Wohnung angewieſen haben, wenn man es nicht recht gut mit mir meinte?“ — Man? Wer? dieſe Frage fiel ihm freilich gleich nachher ſehr drükkend aufs Herz, und er fühlte einen Augenblick voll Schmerz, wie einſam er in der Welt ſei, in die er ſich hinausgedrängt hatte. Bald erhob er ſich wieder zur Hofnung. „Es giebt ja Mädchen in dieſer Welt!“ dachte er, und hielt ſich des Glükkes verſichert. Die Erfahrungen, die er ſeit zwei Tagen gemacht hatte, ließen ihn jedes Frauenzimmer als einen hülfreichen Schutzgeiſt betrachten, der ſtets bereit ſei, ins Mittel zu treten, wo Männer Unheil geſtiftet haben. Er war heimlich ſogar feſt überzeugt, daß auch jezt wieder ein freundliches Weib zu ſeinem Troſt erſcheinen müßte, und da ſich die Thüre öffnete, blickte er freudig auf.

Nicht ein freundliches, zartſorgſames Mädchen trat herein, ſondern ein kleiner Mann, deſſen ſtattlicher Wanſt Bürgſchaft leiſtete, er habe ſeit vielen Jahren ſeine Füſſe nicht geſehn, es ſei denn im Spiegel. Er wünſchte Anton einen guten Morgen, rückte dabei ſeine blaue baumwollene Nachtmütze bis auf die Naſenwurzel herab, und wieder zurück, und ſezte ſich dann aufs Canapee.

Die Lotte, hub er das Geſpräch an, hat mir geſagt, Sie ſind aus einem Kloſter entſprungen.

„Ja,“ antwortete Anton feierlich, und begann nun eine beredte Schilderung der beklemmenden Lage, in welcher er gelebt habe, ſeiner Sehnſucht nach einer ehrenvollern, thätigern Laufbahn —

Herr Schmoll hörte ihn ein Paar Minuten lang an, als aber Anton anfing, ihm die moraliſchen Gründe aus einander zu ſetzen, die ihn zur Flucht verpflichtet hätten, unterbrach er ihn mit der Frage: „Haben Sie aber auch Geld, um zu leben?“

Etwas beſtürzt erwiederte Anton: „O ja, vier Louisd'or und zwanzig Dukaten. Aber wozu braucht man ſo viel Geld? Ich will den Menſchen nützlich ſeyn, ihnen dienen: ſollten ſie mir nur für Geld Freundſchaft erzeigen?“ — und nun verlor er ſich in die Erwartungen, die ihn erfüllten.

Beruhigt rechnete Herr Schmoll indeß nach, wie lange er den Reiſenden beherbergen müßte, um ſich mit gutem Fuge die genannte Summe auszahlen zu laſſen. Er fand bald, daß er ſchwerlich hoffen dürfte, ihn ſo lange bei ſich zu ſehen. Ihm fiel ein kürzeres Mittel ein.

„Sie ſind vermuthlich nicht mit einer andern Kleidung verſehen? ſagte er. Sie haben keinen Mantelſack bei ſich?“

„Nein, ſagte Anton, nicht einmal reine Wäſche.“

„Gut, erwiederte Herr Schmoll mit menſchenfreundlicher Mine, ich will für Sie ſorgen. Die Lotte hat mir Sie empfohlen!“ Er ſtand auf, und eilte fort, alle alte Wäſche und abgetragne Kleidungsſtücke, die er im Hauſe hatte, zuſammen ſuchen zu laſſen, um ſie Anton für neu zu verkaufen. Kaum konnte ihm dieſer noch die Bitte nachrufen, daß er ihm einen Wundarzt verſchaffen möchte.

Der Wundarzt erklärte, Anton brauche nur ein Paar Tage zu ruhen, um wieder ganz Herr ſeines Beines zu ſeyn. Froh über dieſe Nachricht, ſezte Anton ſich hin, Heimfelden ſeine gelungene Flucht zu melden. Sein Brief war ein jauchzendes Triumphlied, aus dem ſich wenig mehr erſehen ließ, als daß der Verfaſſer gerettet und in Sicherheit ſei, daß er in der Welt einer Reihe von Genüßen und Freuden entgegen gehe: vorzüglich aber, daß die Mädchen beglückende, göttliche Weſen ſeien.

Glücklicher Weiſe für Antons Ungeduld, konnte der Brief noch an demſelben Tage abgehn, und ſchon am Abende des folgenden erhielt er die erſehnte Antwort.

Der laute Jubel ſelbſt, der in Antons Briefe ſo mächtig vorklang, und die ſonderbare Vorſtellung, die er von der Welt verrieth, ſtörten Heimfelds Freude über das Gelingen der Flucht. Die Betrachtung mußte ſich ihm wohl aufdringen, ob Anton auch wirklich Urſache habe, die Veränderung ſeiner Lage, in jeder Rückſicht, für eine Verbeſſerung zu halten? Je aufrichtiger und wärmer ſeine Theilnahme an dem Schickſale des feurigen Jünglings war, deſto bedenklicher war ihm die Frage: was aus ihm werden ſolle?

Antons Erziehung war bloß darauf berechnet geweſen, ihn zum Mönch zu bilden, das heißt, ihn für die Geſellſchaft untauglich zu machen. Der Eifer, mit dem er ihr anzugehören wünſchte, verdiente belohnt zu werden: aber welchen Platz konnte man ihm in derſelben einräumen?

Heimfelds erſter Gedanke war, ihn auf eine Univerſität zu ſchicken, aber davon kam er bald zurück, nicht allein weil Anton die nöthigen Vorkenntniſſe fehlten, — dieſem Mangel hätte ſich abhelfen laſſen; — nicht, weil er für ſeine Sittlichkeit und Geſundheit fürchtete: — er wußte, daß ſein junger Freund zu viel Verſtand hatte, um die Ausſchweifungen nicht bald in gehörigem Lichte zu ſehn, und zu viel Selbſtſtändigkeit, um ihnen nicht ſogleich zu entſagen; — ſondern weil er die Univerſitäten der wahren Bildung für eben ſo nachtheilig hielt, als ihre Einrichtung abgeſchmackt iſt. „Daß Deutſchland, ſagte er einſt, eine Churfürſten-Zunft, eine Fürſten-, Grafen-, Reichsſtädte-Zunft, Geiſtlichen-, Aerzte-, Juriſten-, Becker-, Schneider- u. ſ. w. Zünfte hat, läßt ſich noch verzeihen, vielleicht ſogar halb und halb entſchuldigen: aber daß auch die Lehrlinge der Wiſſenſchaften, die ſich einen in jeder Rückſicht offenen, unbefangenen Geiſt erwerben, oder wenn ſie ihn ſchon haben, als den koſtbarſten Schatz bewahren ſollen, daß auch dieſe in eine Zunftform zuſammengepfercht werden, iſt das Höchſte der Abgeſchmacktheit. Der wichtigſte Theil der Bildung, vielleicht ihr einziger unbedingt wichtiger, iſt, daß man den jungen Leuten richtige Begriffe von der bürgerlichen Geſellſchaft, von den Verhältniſſen, die in ihr herrſchen, vorzüglich von ihrem eigenen Verhältniſſe zu derſelben, giebt. Wie fängt man das an? Man ſezt die Jünglinge in eine Lage, in der ſie nichts ſind, und gleichwohl glauben lernen, ſehr viel zu ſeyn. Man macht ſie zu Gliedern eines Standes, der kein Stand iſt, zu Bürgern eines Schatten-Staates, der überall gegen die ernſte Wirklichkeit um ſie her, anſtößt, und ſie unaufhörlich zu lächerlichen Chimären und gefährlichen Thorheiten verleitet; — rüſtet ſie mit Rechten aus, die zu nichts führen, als zu Albernheiten, ſich auf nichts gründen, als auf einer ſchon allgemein als ſchief erkannten Anſicht der Dinge, und durch nichts garantirt ſind, als durch die Gefahr, eine kleine Zerrüttung in den — Staatsfinanzen zu bewirken, wenn man eine alte einträgliche Anſtalt umſchaffen wollte. — Es iſt lächerlich, wenn man Jünglingen dadurch Selbſtſtändigkeit zu verſchaffen glaubt, daß man ſie grade in dem Alter, da ſich die Männerkraft mit

Knabenmuthwillen in ihnen begegnet, in eine Lage ſezt, in welcher ſie mehr Reizungen zum Uebelthun haben, als jemals nachher, und gleichwohl unter Geſetzen ſtehen, die für Kinder nicht ſtrenge genug wären. Ihr Charakter bildet ſich für dies Verhältniß, aber ſo wie es aufhört, ſind ſie gar nichts mehr, müſſen ihre Bildung von neuem beginnen. Grade die lärmendſten Renommiſten, die am keckſten vor der Verſammlung der, von ihrem Honorar lebenden Pedanten auftraten, — das iſt eine alte Bemerkung, — ſind die feigſten, kriechendſten, ſo bald ſie in die Verhältniſſe der wirklichen Welt kommen. Grade diejenigen, die unter ihren Mitſchülern auf der Univerſität, die Erleuchteten ſpielten und des Behaltens und Nachſchwatzens wegen am weiſten gelobt wurden, pflegen die

Unbrauchbarſten für wirkliche Geſchäfte zu ſeyn, in denen ſelbſtſtändiges Urtheil gefordert wird. Wie kann man die jungen Staatsbürger dadurch für die Geſellſchaft zu bilden glauben, daß man ſie in den wichtigſten Bildungsjahren aus derſelben entfernt. — Nein! Anton ſoll nicht eher eine Univerſität beſuchen, wenn er es überhaupt thut, als bis er zu richtige Begriffe erworben hat, um ſich von ihr verderben zu laſſen."

Aber welche andre Laufbahn ſollte er ihm vorſchlagen? Er wünſchte durchaus, ihn eine ſolche betreten zu ſehn, in welcher der Kopf die Hauptrolle ſpielt. — Nach reifer Ueberlegung ſchrieb er ihm folgenden Brief.

Heimfeld an Anton.

Glück zu, mein Freund! Willkommen in der Welt, in die Sie Sich den Eingang mit ſo heldenmüthiger Anſtrengung zu erzwingen wußten! Sie verdienen, Sich das glücklichſte Loos in derſelben zu erwerben, das ſie anzubieten hat. Rechnen Sie dabei mit unerſchütterlicher Zuverſicht auf meine Mitwirkung. Mein Vermögen dazu iſt freilich nicht groß: aber was ich bin und habe, ſteht zu Ihrem Dienſt bereit, ſo lange Sie deſſen bedürfen und, — was hoffentlich immer der Fall ſeyn wird, — Sie meine Achtung verdienen. Ich bin mit ganzem Herzen Freund.

Der beſte Beweis, den ich Ihnen davon geben kann, iſt, daß ich ſo ſchnell als möglich Ihren Blick auf den Hauptpunkt lenke, von dem es größtentheils abhangen wird, in wiefern Sie Ihr Entkommen aus dem Kloſter künftig als ein Glück werden betrachten dürfen.

Ihre Vorſtellungen von der Welt und von den Freuden, die ſie Ihnen gewähren kann, ſcheinen voritzt noch ſehr romantiſch. Bei jedem Schritt, den Sie thun, werden Sie die Erfahrung machen, daß Ihre Phantaſie Sie täuſchte: aber werden Sie darum nicht muthlos! Die bürgerliche Geſellſchaft hat wirklich große, ſehr große Güter zu verleihen: man muß ſie nur zu verdienen wiſſen. — Sie iſt eine große Werkſtätte, in der alles bereitet wird, was zum bürgerlichen Wohlſeyn gehört: aber wer nicht mit dazu hilft, wer nicht auch, ſo kräftig er vermag, Hand ans Werk legt, iſt im Wege und ihm geſchieht nicht Unrecht, wenn man ihm nicht erlaubt, Theil an der Frucht der allgemeinen Thätigkeit zu nehmen. Sie, mein lieber Freund, ſind nun auch in dieſe Werkſtätte getreten: auf welche Weiſe wollen Sie thätig ſeyn? — Einfacher: welches Geſchäft wollen Sie erlernen' welchen Stand wählen? —

Keine Antwort voritzt darüber, weder mir, noch Sich Selbſt, ich bitte ſehr darum. In Ihrem Alter hat man keine Zeit mehr zu verlieren: eben deshalb müſſen Sie Sich nur nach reiflicher Ueberlegung entſchließen, um ja keinen Fehlgrif zu thun.

Gewöhnlich werden die Menſchen von Kindheit an, zu der Beſchäftigung dresſirt, die ihr künftiger Stand ihnen zur Pflicht machen wird. Hat man unrecht für ſie gewählt, ſo iſt das Uebel nicht groß: ſie bringen es auf jeden Fall zu einem Grade der Mittelmäßigkeit, mit der man vorlieb nimmt. Bei Ihnen, mein Freund, der Sie ſchon mit dem vollen Maaß Ihrer

Kräfte, und mit beſtimmtem Charakter in den Lehrlingsſtand treten, iſt es ganz anders. Wählen Sie richtig, ſo werden Sie es in Ihrem Fache zur auszeichnendſten Vortreflichkeit bringen. Werfen Sie Sich dagegen in ein Geſchäft, das Ihren Geiſteskräften nicht entſpricht, ſo ſind Sie verloren: Sie haben die jugendliche Geſchmeidigkeit nicht mehr, den Mangel an Talent für etwas, durch leichte mechaniſche Fertigkeit zu erſetzen. Noch einmal alſo: wählen Sie mit Bedacht! —

Damit Sie es aber auch mit gehöriger Kenntniß vermögen, rathe ich Ihnen, der Einladung Ihrer unbekannten Retter zu folgen und nach Berlin zu gehn. Da ſehen Sie alles, was zu ſehen iſt; lernen Sie, was Sie intereſſirt; beſuchen Sie jeden Zirkel, in den Sie Zutritt erhalten können;

ſtellen Sie Sich jedem Eindruck bloß, — und ſorgen Sie immer nur dafür, daß Sie die Beſonnenheit nicht verlieren. Ausſchweifungen fürchte ich für Sie nicht: — aber hüten Sie Sich vor Leidenſchaften! Wenigſtens mache ich es Ihnen zur Pflicht, mir oft zu ſchreiben, mir aufrichtig alles Wichtige, was Ihnen widerfährt, oder was Sie empfinden, zu melden. Haben Sie ſo fünf bis ſechs Monate verbracht: dann lege ich Ihnen meine heutige Frage wieder vor. Verlieren Sie ſie bis dahin nie aus dem Sinn.

Zu Ihrer Einrichtung und Ihrem erſten Aufenthalt in Berlin, ſchicke ich Ihnen hier vierzig Dukaten. Sehen Sie die Summe nicht für unendlich an; ſeyn Sie haushälteriſch, und ſcheuen Sie nur da keine Koſten, wo es darauf ankommt, Sich neue

Kenntniſſe, neue Anſichten zu erwerben. So bald ein ſolcher Gebrauch Ihre Caſſe erſchöpft hat, ſo laſſen Sie mich es wiſſen: ich werde ſie gerne wieder ſo gut füllen, als es mir möglich iſt. Ich bin nicht reich, aber ich habe doch ſo viel, als für mich und einen vernünftigen Freund zureicht.

Herr Billing, ein alter Bekannter von mir, der hier durch nach Berlin geht, hat mir verſprochen, einen kleinen Umweg zu machen, um Sie mit zu nehmen. Er ſchlägt zwar nicht den kürzeſten Weg ein, doch ſeine lehrreiche Geſellſchaft und die Reiſeerfahrungen, die Sie machen, werden Sie für alles Verſäumte zehnfach entſchädigen. Er iſt ein Mann von hellem Verſtande und großer Menſchenkenntniß, ob er gleich manche Sonderbarkeit hat. Auf die Rechtlichkeit ſeines Charakters können Sie Sich verlaſſen.

Ihre tiefe Verehrung gegen die Mädchen hat mich herzlich lachen gemacht. Ja, ja, es giebt reizende, liebliche Geſchöpfchen unter den Weibern, — auch ſolche, denen es zuweilen begegnet, aus Uebereilung oder Leidenſchaft eine Handlung auszuüben, die recht edel ausſieht. Im Grunde ſollte man aber immer von ihnen ſprechen, wie die Spanier thun. Sie ſagen nie, der oder die iſt klug oder edel; ſondern: er war geſtern Nachmittags edel, er war heute Morgen ſehr klug. — Sie werden Sich wahrſcheinlich viel mit den Weibern zu ſchaffen machen. Das iſt nicht übel: ſie ſind immer das lehrreichſte Spielwerk, das zu haben iſt. Indeß will ich Ihnen einen kleinen Erfahrungsſatz mitgeben, aus dem Sie denn machen mögen, was Sie können. Bleiben Sie kalt und feſt, ſo werden Sie in den meiſten Weibern Puppen finden, mit denen Sie anfangen können, was Sie wollen. Werden Sie leidenſchaftlich, ſo ſind Sie den Weibern auch nichts mehr, als ein Hampelmann, den ſie jetzt auf den Armen tragen, und jetzt in den Winkel werfen. — Wird Sie dieſe Wahrheit ſichern vor den Gefahren, denen Sie entgegen gehn? Nein! Sie werden lieben, — geliebt — und — betrogen werden, wie jedermann. Dieſes Schickſal iſt allgemein und unausweichlich. Melden Sie mir es nur aufrichtig, wenn es Sie ereilt.

Leben Sie wohl! Mit der herzlichſten Ergebenheit

Ihr Freund
Heimfeld.

N. S. Schreiben Sie mir ja noch einmal, ehe Sie Ihre Reiſe antreten. Es ſchmerzt mich ſehr, daß ich nicht zu Ihnen kommen, und Sie auch nicht zu mir einladen *darf*.

Zweite Nachſchrift. Lieber, guter Schwärmer! Ich habe meinen Brief wieder durchgeleſen und fühle, der ruhige, räſonnirende Ton, der in ihm herrſcht, muß Ihrem glühenden Herzen, Kälte ſcheinen. Ich bin *nicht* kalt, mein Freund; — in meinem Briefe hören Sie nur den *Mann* zum Jünglinge reden. — Erlauben Sie mir, Ihnen noch Eine Lebensregel zu geben: wo Sie einen Aeltern in Ihren hochfliegenden Ton einſtimmen hören, da ſeyn Sie ja auf Ihrer Huth. Faſt immer können Sie gewiß ſeyn, daß er Sie hintergehn, wenigſtens ausforſchen will. Jeder wahre und kluge Freund wird ſich freuen, daß Sie die Kraft zum Schwärmen haben, aber er wird Ihre Ideen zu berichtigen ſuchen.

Es war ein Glück für Anton, daß Heimfeld die zweite Nachſchrift hinzugeſezt hatte, denn in der That ſchlug der Brief den armen jungen Menſchen ſehr nieder. Er hatte gehofft, ſein Freund würde ſogleich zu ihm eilen, wenigſtens ihn dringend zu ſich einladen, — zum allerwenigſten eben ſo laut aufjauchzen, als er, und nun erhielt er ein Blatt voll überlegter Entwürfe und Rathſchläge! — Er legte es im Leſen öfterer bei Seite, um den Schmerz niederzukämpfen, den die ſcheinbare Kälte Heimfelds in ihm erregte. Die zweite Nachſchrift aber machte alles wieder gut, indem ſie ſeiner Phantaſie ein Bild darbot, an dem dieſe mit Vergnügen und Stolz fort malte. Bis jetzt hatte er ſich die ganze Welt in einer beſtändig fortſtürmenden Thätigkeit des Genuſſes, und ſich, künftig, mitten in ihrem Strudel, immer bis zur höchſten Spannung beſchäftigt gedacht. Die Nachſchrift gab ihm die Idee eines ruhigen, unbefangenen Weiſen, der das Drängen und Streben um ſich her mit theilnehmendem Lächeln beſchaut. Er ſah keine Schwierigkeit dabei, ſelbſt dieſer Weiſe zu ſeyn, beſonders da die Rolle, die er in Berlin fürs Erſte ſpielen ſollte, ſo vortreflich dazu paßte. Je länger er das Bild betrachtete, deſto anziehender und erhabener fand er es. Ohne es zu wiſſen, gieng er mit ſtolzen Minen und ſo ſtattlichen Schritten, als ſein ſchmerzendes Bein erlaubte, im Zimmer auf und ab und beſchaute in würdevoller Ruhe die — Wände. Allmälig verſöhnte er ſich auch mit Helmfelds Aeußerung über die Weiber, die ihn anfangs empört hatte. Es ſchien ihm ganz einleuchtend, daß ſie nur da wären, damit es den Männern, nach Beendigung ernſter Geſchäfte, nicht an Gelegenheit zum Tändeln fehle; — natürlich darf ein Weiſer, wie er zu ſeyn beſchloſſen hatte, mit ihnen nur ſpielen. — „Mit Rahel, dem reizenden, gefühlvollen, edlen Mädchen, ſeiner Muſarion, nur ſpielen? — Er bedachte ſich einen Augenblick und erröthete, doch bald fuhr er fort: „Es iſt nun einmal nicht anders! Das Mädchen muß mir ſo gleichgültig bleiben, als ſie mir jetzt iſt, ſonſt — würde ſie mich im Lernen und Erfahren hindern. — Was er übrigens zuerſt lernen müſſe, o das bedurfte gar keiner Frage. Franzöſiſch! Rahel hatte ja mit ihrem Vater Franzöſiſch geſprochen. Das erinnerte ihn an ihren lieblichen Mund, an die kleinen, weißen Zähne, die in ihm ſichtbar wurden, ſo bald ſeine friſchen Lippen ſich öffneten, an das Grübchen in der linken Wange des Mädchens, an ihre blitzenden Augen, an den wallenden Buſen —— Vergeſſen war die Weisheit, Heimfeld, die Welt! —

Anton verlor ſich in Träumereien, die ihn die halbe Nacht hindurch wach erhielten. Als er um zwei Uhr zu Bette gieng, erſtaunte er, ſo lange über ſeine Lage nachgedacht zu haben. Noch ſchlief er am Morgen, als ein bequemer Reiſewagen vorfuhr, und Billing ſich auf ſein Zimmer führen ließ.

Der Reiſegefährte, den Heimfeld ſeinem Schützlinge verſchafft, oder der ſich vielmehr ſelbſt dazu angeboten hatte, ſo bald er Antons Geſchichte hörte, machte ſich ganz eigentlich ein Geſchäft daraus, ungewöhnliche Menſchen aufzuſuchen und ſie zu beobachten, nicht weil er ſie liebte, ſondern weil ſie ſeine Neugier beſchäftigten. Als Knabe hatte er Schmetterlinge und Schneckenhäuſer geſammelt; als Jüngling ſtudirte er die Botanik; — jetzt, als reifer Mann, machte er Menſchenkunde zu ſeinem Gewerbe. Er jauchzte laut auf, wenn ihm, wie er ſich ausdrückte, ein merkwürdiges Exemplar aufſtieß, und bedauerte nur dabei heimlich, daß er es nicht gleich, wie die Schmetterlinge, anſtecken, oder wie die Kräuter, aufdörren konnte. Um dieſem Nachtheil wenigſtens einigermaaßen abzuhelfen, führte er ein genaues Tagebuch über ſeine neuen Entdeckungen. Wenn er aufgeräumt war, ſchlug er es ſeinen nähern Bekannten — Freunde hatte er nicht, — auf, oder ſagte ihnen ein Paar Schilderungen her. Heimfeld behauptete oft, wenn dieſes Tagebuch je öffentlich erſchiene, ſo würde es, in Rückſicht der Wahrheit, alles verdunkeln, was die alte Literatur, oder die neue, von Charaktergemälden beſäße, — da die ſeinigen lauter Porträte wären. — Hatte er ſich ſelbſt aber nicht auch hinein gezeichnet, ſo fehlte in ſeiner Sammlung grade das merkwürdigſte Exemplar.

Er war der Sohn eines ſehr wohlhabenden Landpredigers, der ihn der Theologie widmete, um ſich ihn dereinſt zu adjungiren. Er mochte etwa ein Jahr, und zwar mit großem Fleiße, in Leipzig ſtudirt haben, als ihm eine Beſchreibung der Rheingegenden in die Hände fiel. Tags darauf wanderte er aus, ſie zu ſehen. Grade damals warben ein Paar deutſche Fürſten ſtark, um Hülfstruppen gegen die Amerikaner zu ſchicken. Billing fiel einigen Werbern in die Hände, die ihn mit Gewalt fortnahmen. Er hatte ſich bei ſeiner Gefangennehmung als ein Verzweifelter gewehrt, aber als der Officier, dem er vorgeſtellt wurde, mit ihm, ſeiner Schwächlichkeit halber, unzufrieden ſchien, und ihm anbot, ſich zu ranzioniren, erklärte er lächelnd, er liebe den Dienſt. Dagegen reichte er im erſten Scharmützel, dem erſten Amerikaner, der ihm nahe kam, ſeinen Degen hin. „Was geht ihr mich an, ſagte er, daß ich gegen euch fechten ſoll?“

Die Jahre ſeiner Kriegsgefangenſchaft brachte er mehr unter Wilden, als in den Pflanzungen zu. Er wohnte ihren Jagden bei, oft ſogar ihren kriegeriſchen Streifereien, und vertheidigte ſich, wenn er im Handgemenge angegriffen wurde, ſo muthig, daß er den Ehrennamen „wilde Katze“ erhielt. Er ſollte ſich eben mit einer jungen Huronin, der weiße Sperling genannt, verheirathen, als England mit ſeinen ehmaligen Colonien Frieden machte. Jetzt entſchloß er ſich, trotz ſeinem Ehrennamen und der Zärtlichkeit ſeiner Braut, Amerika zu verlaſſen, und nach Europa zurück zu kehren.

Er fand ſeinen Vater todt, und da das Erbtheil, das ſeine Mutter ihm auszahlte, anſehnlich genug war, ihn anſtändig zu erhalten, ließ er ſich es gar nicht einfallen, ſeinem Hange zur Ungebundenheit durch ein

Etabliſſement irgend einer Art, Eintrag zu thun. Er irrte unter den Menſchen umher, und belachte ſie. Vorzüglich war ihre Inconſequenz der Gegenſtand ſeiner Spöttereien. Sich ſelbſt hielt er für höchſt conſequent und feſt: in wie fern er es war — mögen folgende Züge beweiſen.

„Das muß ein eierweicher Menſch ſeyn, rief er einſt voll Selbſtgefühl aus, der es in ſeinem vierzigſten Jahre nicht ſo weit gebracht hat, mit eben der Faſſung aus Einem Lebenszirkel in den andern zu treten, mit der man auf einem Spaziergange aus einer Allee in die andre umwendet. Vorhin fiel der Schatten rechts, jetzt fällt er links: das iſt in der Regel der ganze Unterſchied!“ Durch die heftige Gebärde, mit der er dieſen Ausruf begleitete, warf er ſeine Lieblingstaſſe vom Tiſch. Er wehklagte laut über ihren Verluſt und konnte gar nicht aufhören, die ziemlich unbedeutende Zeichnung auf den Scherben zu betrachten. Man machte ihn auf den Widerſpruch zwiſchen ſeiner Aeußerung und ſeinem gegenwärtigen Benehmen aufmerkſam. „Ach, rief er aus, hier iſt auch von einer Taſſe, die ich liebte, die Rede, und nicht von Menſchen.“ —

„Beinah,“ erzählte er Heimfelden einſt, indem er ſeinem Spitz liebkoste, „beinah wären wir beide, Medor und ich, geſtern zum erſtenmale in Unfrieden gerathen. Ich ſaß am Abend in meiner Gartenlaube, und war eben im Begrif, einen Eierkuchen zu verzehren, als der Mond aufging. Sinnend betrachtete ich ihn und dachte: Sollte es nicht Weſen geben, die eben ſo einen Mond zum Abendeſſen zu ſich nehmen, wie ich einen Eierkuchen, — oder ſich eine Sonne in einer Aetherbrühe auftiſchen? Warum nicht! Giebt es doch andre, deren ganze Welt zwiſchen den Häuten des Blattes liegt, das ich gedankenlos mit einem Finger zerreibe! — Medor hatte indeß reellere Betrachtungen gemacht: er war in der Stille auf den Tiſch geſtiegen, und als ich vom Monde zurückkehrte, fand ich ihn ernſtlich damit beſchäftigt, meine Schüſſel zu leeren. Ich wollte ihn verſcheuchen, aber er zeigte mir die Zähne. Schon hob ich die Hand, um ihm den erſten ernſtlichen Schlag zu geben, den er in ſeinem Leben von mir erhalten hätte; da fiel mir zum Glück der alte Sittenſpruch ein: Wenn zwei Freunde zanken, giebt der Klügſte nach. Medor behielt ſeinen Raub.“

Sonderbarer Menſch! rief Heimfeld; Sie, der Sie gegen Ihren Hund ſo nachſichtsvoll ſind, wie können Sie gegen Ihre Bediente oft ſo ſtrenge ſeyn, und gegen Ihre Freunde eine ſo unbiegſame Halsſtarrigkeit haben?

„Sonderbar Sie Selbſt! erwiederte Billing mürriſch; vergeſſen Sie denn, daß mein Hund ſeiner ganzen Natur nach ſehr tief unter mir ſteht, und mein unbedingtes Eigenthum iſt; — daß meine Bedienten nur ein Vertrag verbindet, ihren Willen dem meinigen unterzuordnen, und daß meine Freunde gar meine Gleichen ſind?“ —

Ein einziges Mal, ſeit ſeiner Rückkehr aus Amerika, gelang es einer jungen Frau, einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen. — obgleich er ſelbſt geſtand, daß ſie nicht ſchön ſei, ſondern nur Reize, — nicht Geiſt, ſondern nur jene Lebhaftigkeit beſäße, die man an reizenden Weibern ſo gern für Geiſt gelten läßt. Vermuthlich fand ſie es intereſſant, den verſchloſſenen Sonderling an ſich zu feſſeln: denn, ohne es geſucht zu haben, faſt ohne zu wiſſen, wie es zugegangen ſei, fand er ſich plötzlich als genauer Bekannter in ihr Haus eingeführt, und ihr Gatte behandelte ihn als Freund. Billing liebte das Platoniſiren nicht. Acht Tage widerſtand die junge Frau ihm; am neunten flüſterte ſie ihm zu, ſie werde den Nachmittag allein in ihrem Garten vor der Stadt zubringen. Ihr Mann, der das Unglück hatte, eiferſüchtig zu ſeyn, weigerte ſich, ſie hinausfahren zu laſſen, und erlaubte es endlich nur auf die Bedingung, wenn Billing ſie begleite. Voll Entzücken drückte ſie dieſem, hinter dem Rücken des Mannes, beide Hände. Er kam, ſie abzuholen, er führte ſie hinaus, aber ſie kehrten ſo unſchuldig zurück, als ſie abgefahren waren: der bloße Gedanke, das edle Zutrauen des Mannes, der ihm übrigens ſehr gleichgültig war, zu misbrauchen, empörte ihn.

Die Folge dieſer Luſtfahrt und ſeiner edelmüthigen Laune war, daß ſeine Schöne anfing, ihn ſehr kalt zu behandeln: aber je ſichtlicher ihre Abneigung gegen ihn wurde, deſto inniger, zudringlicher, wurde die Freundſchaft ihres Gatten. Eines Morgens kam dieſer zu Billing, erzählte ihm, daß er auf drei Tage verreiſen müſſe, ſchüttete alle ſeine eiferſüchtigen Grillen vor ihm aus, und forderte ihn endlich auf, ſeine Frau, während ſeiner Abweſenheit, genau zu belauſchen. Billing wies den niedrigen Auftrag mit Unwillen zurück, aber da jener immer heftiger in ihn drang, nahm er ihn endlich voll Erbitterung an. Noch an dem Abende deſſelben Tages, zu der Stunde, die der Eiferſüchtige ihm beſtimmt hatte, beſuchte er die Frau deſſelben. Sie fing das Geſpräch damit an, daß ſie ihm Bitterkeiten ſagte: aber nach einer halben Stunde hatten ſie ſich ausgeſöhnt. Als ihr Mann zurückkam, hätte Billing ihm ſein Ehrenwort dafür verpfänden können, daß der junge Menſch, den jener fürchtete, die Nächte nicht mit ihr zugebracht habe, — er ſelber hatte es gethan. —

War er ein edler, war er ein unedler Menſch? Er ſelbſt nahm ſich nie die Mühe, das zu unterſuchen. „Ich bin, wozu Natur und Schickſal mich gemacht haben, ſagte er, und mir liegt nur daran, mich, wie ich bin, wohl zu befinden.“

Anton konnte lange gar nicht den Ton finden, in welchem er zu dem kleinen, ſchwarzbraunen, magern Mann ſprechen ſollte, der unter ſeinen buſchigten Augenbrauen hervor, ſo ſtechende Blicke that, und doch ſo viel Bereitwilligkeit zeigte, ihm zu dienen; ihm mit dem kälteſten Tone, den er je gehört hatte, Dinge ſagte, die keine Complimente waren, und doch verbindliche Achtung zeigten; nicht die geringſte Herzlichkeit verrieth, und gleichwohl ſehr aufmerkſam für ihn ſorgte; ihn bei jedem Anlaß um ſeine Meinung fragte, ſie ruhig anhörte, ihr nie widerſprach und dennoch wiederum bei den Anordnungen, die er traf, gar keine Rückſicht auf ſie nahm. Daß dieſer Mann nur deshalb einige Meilen weit hergereiſt ſei, ihn ganz eigentlich zu beſehen, daß die Achtung und Sorgfalt, die er ihm bezeigte, nichts weiter ſei, als die Vorſicht, mit welcher zum Beiſpiel ein Botaniker eine ſeltne Blüthe behandelt, daß er endlich den Gaunereien des Wirthes mit der Trödelgarderobe, nur deshalb ſo ernſthaft entgegentrat, weil es überhaupt Gaunereien waren, nicht weil ſie Anton trafen, das zu ahnen, hatte Anton zu wenig Menſchenkenntniß. Indeß war ihm nicht wohl bei dem ſonderbaren Manne: er unterwarf ſich übrigens ohne Sträuben der Vormundſchaft, die Billing ſich über ihn anmaaßte.

Sie brachten den Tag mit einander zu, ohne daß Anton ihm näher kam, als er im erſten Augenblicke geweſen war. Am folgenden Morgen traten ſie ihre Reiſe an. Auch im Wagen fragte Billing viel und ſprach wenig: ein leichtes Kopfnicken und ein leiſes, zu ſich ſelbſt geſprochnes „Richtig!“ war alles, was Anton durch ſeine Herzensergießungen von ihm herausbringen konnte. Nur wenn er ſich ſehr lebhaft, oder zu unerſchöpflich, über einen Gegenſtand äußerte, pflegte Billing ihn durch eine ganz kurze, bloß hingeworfne, aber immer brennend wahre Bemerkung, ſtumm zu machen. Der gewaltige Kalte ſpielte nur, wie es immer zu geſchehen pflegt, mit dem flammenden Himmelsſtürmer. —

Als ſie am Abend ſich den Thoren von B., einer Stadt von mittlerer Größe, näherten, fanden ſie die ganze ſchöne Welt auf der Promenade, an der ſie vorüber fuhren. Anton vergaß ſich ganz über den, für ihn ſo neuen, ſo wunderlieblichen Anblick, lange Reihen ſchöner Mädchengeſtalten, mit allem ausgerüſtet, was ihre Reize in helleres Licht ſetzen konnte, mit den holdeſten Minen und der anziehendſten Leichtigkeit, hintändeln zu ſehn. Billing betrachtete ihn eine Zeitlang, wie er bald aus einem Kutſchfenſter, bald aus dem andern, die Glorie der Seligkeit im Geſicht, hinausſtarrete, und unaufhörlich rief: „O ſehen Sie hierher! Blicken Sie dorthin!“ Endlich, da ihm Antons Lebhaftigkeit anfing, beſchwerlich zu werden, fragte er ihn mit einem bittern Lächeln: „Was meinen Sie, warum die lieblichen Geſchöpfe ihre Reize ſo freigebig zur Schau tragen, warum ſie ſo holdſelig lächeln, ſo ſorgfältig in alle ihre Bewegungen Grazie zu bringen ſuchen?“

Nun? ſagte Anton höchſt geſpannt.

„Alles das, fuhr Billing fort, alles was Sie an den Weibern bewundern, iſt, in

Worte überſetzt, nichts als eine dringende Bitte an die Männerwelt: „Begehre mein!“

Der gute Anton machte eine Mine, als ſtiege ihm plötzlich ein ſcharfer, ätzender Spiritus in die Naſe. Er warf ſich voll Aerger in ſeine Wagenecke zurück; Billing ſah ruhig zum Fenſter hinaus.

„Hier wohnt meine alte Mutter!“ ſagte Billing, indem der Wagen, noch in der Vorſtadt, vor der Thür eines Hauſes hielt, das ehemals ein ſtattliches Ausſehen gehabt haben mußte, jetzt aber ſichtlich im Verfall war; in ſeinen Fenſtern waren ſo gar manche zerſplitterte Scheiben mit Papier ergänzt.

Die Reiſenden ſtiegen ab und gingen ins Haus. Wie ſie über die Schwelle traten, ſchlug ihnen der Dampf von friſchgebackenem Brodte entgegen, und überall, auf Tiſchen, Bänken und Fenſtern, lagen große Haufen Brodt. Sie traten ins Zimmer. Es war höchſt reinlich, aber ſein Geräthe uralt und ſehr verſchlieſſen. Hinter einem plumpen Schieſertiſche ſaß ein tiefgekrümmtes Mütterchen, vor ſich einen Porzellannapf, und ein geſchliffenes Glas mit Halbbier.

Sie rieb ſich, da die Reiſenden hereintraten, die rothen, tiefeingeſunkenen Augen, um ſie zu erkennen, aber erſt als ſie Billings Stimme hörte, rief ſie platteutſch: „Mein Sohn! Mein lieber Sohn! Gott ſegne dich, daß du mich wieder einmal beſuchſt!“ Er trat zu ihr, ehe ſie einen Verſuch machen konnte, aufzuſtehen; ſie küßte ihm die Stirn und ſchüttelte herzlich ſeine Hand.

In einem ſiebzigjährigen Körper iſt jede Regung nur mäßig, und ſeine ſchlaffen

Nerven halten keine Schwingung lange. Die Freude des Mütterchens legte ſich bald; kaum hatte ſie über die Abnahme ihrer Kräfte geklagt und ſich der Rüſtigkeit ihres Sohnes gefreut, ſo brach ihre häusliche Sorgſamkeit wieder durch.

„Es iſt Abendeſſenszeit, ſagte ſie; mein Gott, was ſoll ich euch vorſetzen? Ihr ſeid an einen vornehmen Tiſch gewöhnt und ich, ich habe nichts fertig, als dieſe Linſenbrühe, die euch nicht ſchmecken wird.“

Billing beruhigte ſie lächelnd mit der Verſicherung, daß ſie einen wohlverſehenen Reiſekober hätten, allenfalls ja auch im nächſten Wirthshauſe Sättigung finden könnten. — Aber, ſetzte er lächelnd hinzu, was bedeutet das Brodt im Vorhauſe? Ich glaubte ſchon, Sie hätten einen Becker ins Haus genommen.

„Ich will dir das erklären;“ ſagte ſie, und ſetzte ſich zum Erzählen in eine bequemere Lage. „Du lieber Gott! Es ſind doch auch gar zu ſchwere Zeiten. Die Erndte iſt ſchlecht geweſen, und die gottvergeßnen Menſchen, die Edelleute und die Pächter, machen ſo hohe Preiſe: wo ſoll der arme Mann es hernehmen, zu bezahlen? Da hat ſich denn der Herr Baron von —— über mich erbarmt, — Gott lohn' es dem braven Herrn hier zeitlich und dort ewiglich, und dem Herrn Prediger auch, der ihn dazu beredet hat! — er verkauft mir den Scheffel drei Groſchen wohlfeiler, als die andern. Ich habe vierzig Scheffel von ihm gekauft; — ſie werden (hier ſeufzte ſie tief;) bald verzehrt ſeyn, aber er hat mir ſchon mehr verſprochen. — Nun ſiehſt du, wenn ichs den Leuten auch ſo hingeben wollte, was würde das viel helfen? Du lieber Himmel, ſie ſind dir hier ſo arm, ſo arm! — Beſonders, ſetzte ſie vertraulichleiſe hinzu, ſind da ſo manche, die ſich ſchämen, ihre Noth zu klagen, und ſich gern verſtecken möchten, aber (mit ſchlauem Blick und gehobenem Zeigefinger,) mich betrügen ſie nicht! Ich weiß ſie ſchon zu finden! Siehſt du, manche würden nicht einmal das Müller- und Becker-Geld bezahlen können. Kommſt du über den Hund, denk' ich, ſo kommſt du auch über den — — Du verſtehſt mich wohl! Da laß' ich's denn auch gleich mahlen und backen, und Mittwochs und Sonnabends, ehe ich ſchlafen gehe, kommen ſo die Nachbarsleute und holen ſichs."

„Was iſt das?" fragte ſie lebhaft, als die Magd, die den Wagen ausgeräumt hatte, ein Paar Flaſchen auf den Tiſch ſtellte.

Das iſt ungarſcher Wein und das Rheinwein, ſagte Billing.

„Wie? rief ſie faſt entrüſtet aus, das trinkſt du? Du, junger Menſch? (Er war faſt ein Funfzigjähriger, aber ein Hageſtolz iſt in den Augen alter Frauen nie ein vollkommen reifer Mann.) Nein, Marie, ſtelle die Flaſchen in die Kammer, und hole eine Bouteille von unſerm rothen Wein für die Herren herauf. Das Rheiniſche Tröpfchen wollen wir hernach der Wiganden ſchikken. Die arme Frau hat eine ſchwere, recht ſchwere Niederkunft gehabt. — Ja, ſiehſt du, mein Sohn, ſo geht es uns! — Das Brodt koſtet mir viel Geld, aber glaube nur nicht, daß du was dabei einbüßeſt. Nein, Gott ſegnet meine Wirthſchaft ſichtbarlich. Wenn du morgen ſpazieren gehſt, ſo ſieh dich nur um. Da haben ſie hohe, hohe Mauren um ihre Gärten gezogen und angeſchrieben: „Hier ſind Fußangeln!“ und ſo allerlei, und alle Jahre werden ihre Gärten rein ausgeplündert. Ich habe nur einen hölzernen Riegel, auswendig vor meiner Gartenthüre, und dies Jahr hab' ich bei den harten Zeiten nicht einmal dazu kommen können, den Zaun ausbeſſern zu laſſen: aber du kannſt mir's glauben, nicht ein Würzelchen kommt mir weg!“

„Sie wiſſen ſchon, daß ſie es ohnedem bekommen,“ murmelte Billing lächelnd vor ſich.

Indem pochte man an die Thüre und die Armen des Stadtviertels ſtrömten herein. Viele mußten erzählen, wie es in ihrer Wirthſchaft ſtände, mitunter auch, was ſie vom Haushalt der Nachbarin erſpähet hatten: alle aber trugen fröhlich ihren Kindern Sättigung heim. —

Wie glücklich ſind Sie, eine ſolche Mutter zu haben! rief Anton, als er mit Billing ins Schlafgemach ging.

„Ja, gähnte dieſer, dieſe wackere Frau hat allerdings viel mehr moraliſchen Werth, als alle die lieblichen Geſchöpfchen, die wir heut ihren ſiebzehnjährigen Buſen zur Schau tragen ſahen. Wenn das Alter den Weibern das Weib abgeſtreift hat, ſo kommt zuweilen ein Fragment eines vortreflichen Menſchen zum Vorſchein. Schlafen Sie wohl!“

Anton ſchüttelte den Kopf und ſah ihn ſtarr an; er glaubte eine wandelnde Leiche zu erblicken.

Am andern Morgen ging Billing früh aus, um einige alte Bekannte zu ſehn. „Es waren ſonderbare Exemplare, ſagte er, ich will doch ſehn, wozu ſie ſich entwickelt haben.“

Anton blieb zu Hauſe und ſchrieb an Heimfeld. „Iſt es, ſchrieb er unter andern, ein Menſch oder ein Geſpenſt, dieſer Lebendige ohne Herz, den Sie mir zugeſchickt haben? Mich ſchaudert faſt, wenn ich ihn ſehe, und ſchon ſeine Nähe macht mich zahm und ſtumpf. Oft, wenn er mit ſeiner kalten Todtenhand ſo in die Welt hinauslangt, und eine Blume, an der ich mich ergötzte, zu Waſſer und Moder zerdrückt, möcht' ich ihn ſchlagen: aber hinterher iſt mir es, als hätt' er in allem Recht und ich ſtände neben ihm, wie ein träumendes Kind.“

Billing kam, nach ſeiner Weiſe, heiter heim, das heißt, ſeine Blicke waren weniger ſtechend, als gewöhnlich, und er begnügte ſich nicht, ſententiöſe Sarcasmen um ſich her zu werfen: er zerließ das Gift, das er ſonſt in einzelnen ätzenden Tropfen von ſich gab, in längere Reden.

„Iſt's Ihnen recht, ſagte er bei Tiſche zu Anton, ſo wollen wir gegen Abend in einen Garten gehn, in welchem ſich heute die elegante Welt von B. verſammelt. Zwar werden wir nicht viel Sehenswerthes finden, aber doch Manches, das Ihnen neu und lehrreich ſeyn kann.“ — Anton dankte ihm.

„Im Ganzen, fuhr er fort, kenne ich wenig ſo Fades als die feinen Menſchen und den feinen Ton einer mittlern Stadt. Die ganz kleinen Städte und die Dörfer gleichen dem ererbten Sparbeutelchen, das ſo irgend eine ehrſame Bürgersfrau dem Sohne auf die Univerſität mitgiebt. Die Schaumünzen und Pathenpfennige drin, haben alle ſchweren Gehalt und ein ſo friſches, ſcharfes Gepräge, als kämen ſie erſt aus der Münze: — nur — Cours haben ſie nicht. — Eine große Stadt ſcheint mir ein großer Sack voll abgegriffener Kupferpfennige. Jede Handvoll, die Sie hervorlangen, beſteht aus glatten Metallplättchen, die ſich alle ähnlich ſehn und einzeln kaum das Aufheben verdienen: aber das Ganze macht doch einen ſtattlichen Metallklumpen aus: die Maſſe iſt von Bedeutung. — So ein Mittelding aber, ſo ein F.., ein B.., ein W..: — ich will verdammt ſeyn, wenn es mehr iſt, als eine Dukatenbörſe voll rothgewordener Sechſer:

das Einzelne iſt nicht viel werth, und das Ganze auch nicht.“

Was mag denn vollends ein Kloſter ſeyn? fragte Anton lachend.

„Ein Kloſter? Je nun, eine Salzmäſte voll Mäuſekoth.“ —

Sie fanden in der That alles im Garten verſammelt, was in B. Anſpruch auf Eleganz machte, und Anton lernte hier Billing von einer neuen Seite kennen, die Art nemlich, wie er ſich in der Geſellſchaft zu benehmen pflegte. Sein ganzes Geſicht verklärte ſich zum freundlichen Lächeln, das man aber nur etwas genau betrachten durfte, um den Ausdruck der höchſten Ironie in ihm zu entdecken. So ging er unter den Menſchen umher, ſprach mit jedem in einem ruhigen, gefälligen Tone, und ſagte nichts, als verſteckte, zweideutige Bitterkeiten. Sehr oft klangen dieſe ſo gar wie verbindliche Höflichkeiten, aber mancher, der ihm für ein freundliches Wort die Hand gedrückt, wurde, wenn er einen Augenblick über das Geſagte nachgedacht hatte, feuerroth und vermied, ihm wieder nahe zu kommen.

Den drolligſten Contraſt mit ſeinem Benehmen, machten die Dinge, die er Anton von Zeit zu Zeit ins Ohr raunte. Sie gingen an einem breiten Prediger vorüber, der mit großer Würde und einer verſtändig-ausſehenden Mine, in einer Allee auf und abging. Er grüßte Billing und dieſer dankte ihm ſehr anſtändig, aber — „Laſſen Sie uns ausbiegen!“ flüſterte er Anton zu. „Der Menſch iſt ein faules Ey: ſo lang' man es auf ſeinem Werth beruhen läßt, ſieht es aus, wie jedes andre, aber hüten Sie Sich, es anzubrechen!“ —

„Betrachten Sie einmal, ſagte er eine Minute ſpäter, die kleine, fettleibige Frau, die auf ihrem unförmlichen Halſe einen ſo ſchönen Kopf herumträgt. Dies Geſicht iſt die ärgſte Lüge, die mir in meinem Leben vorgekommen iſt. Es iſt ein Titel auf Velin- zu einem Buche auf Löſchpapier; denn Löſchpapier iſt ihre Seele. Der ſchönſte Gedanke, die reinſte Empfindung, die ſie aus ihren Dichtern auffaßt, — ſie iſt eine eifrige Belletriſtin, — wird zum Klecks in ihr. Sie ſetzt Ihnen die Reize der Muſarion — ich weiß, daß Sie ſie geleſen haben, — beredter aus einander, als irgend ein Profeſſor der Aeſthetik, aber ich ſchwöre es Ihnen, alles was ſie intereſſant an dem

Gedichte findet, iſt, daß Held und Heldin endlich mit einander zu Bette gehn; und weil ſie ſich einen Pedanten mit verwirrtem Haare, zum Nachtgeſpielen beſoldet, glaubt ſie Muſarion die zweite zu ſeyn.“ —

„Finden Sie nicht, daß jener Laffe da einem Nadelküſſen gleicht? Man kann ſein Geſicht voll Einfalt und Neugier nicht anſehn, ohne daß einem die Luſt ankommt, ihm etwas aufzuhelfen. — Er iſt Bürgermeiſter allhier.“

„Betrachten Sie Sich dieſe kleine runde Geſtalt! Hätte man Säcke mit Füßen: ſollte man nicht ſchwören, das wäre einer? Wie rüſtig das von einem Damenzirkel zum andern ſchwänzelt! Wie geſchäftig ihm im Laufen die Arme vor dem Bauche hin und her-bammeln. Glauben Sie es wohl, daß dieſes Ding da ein Glücksritter iſt, der ſeine

Carriere faſt ſchon gemacht hat? Es iſt ein junger jüdiſcher Arzt. Gelernt hat er nicht viel, aber er weiß ſich, mit der Unverſchämtheit und der Liſt, die vorzüglich die jungen Viertheilwiſſer ſeines Volkes auszeichnet, wichtig zu machen. Er errichtet Leſecirkel, in denen alle ſchaale, und halbunzüchtige Broſchüren des Tages herum gehn; er läuft von einem Nachttiſche zum andern, und trägt Neuigkeiten zu. Die meiſten laſſen ſich ſeine dienende Gefälligkeit gefallen, ohne viel Notiz von ihm zu nehmen: aber giebt jemand ein Feſtin, ohne ihn einzuladen, ſogleich veranſtaltet er auch eins, und ladet jenen ein, damit man ihm die Höflichkeit erwiedern müſſe. Immer hat er irgend einen jungen chriſtlichen Gelehrten in der Nähe, dem er durch knechtiſche Dienerei die Gefälligkeit abzwingt, den Anſchein ſeiner Freundſchaft zu ertragen, und der ihm bei ſeinen Glaubensgenoſſen zum Feierſchmucke, bei den Chriſten zum Schmachdeckel dienen muß. Hält ſich etwa irgend ein ausgezeichneter Mann hier für eine Zeitlang auf, flugs iſt Veitelchen bei der Hand, dringt ſich zu, pralt mit vornehmen Bekanntſchaften, erbietet ſich, den Fremden in intereſſante Zirkel einzuführen, und kommt, unter dem Schutz des fremden Namens, in Häuſer, über deren Schwelle er ſonſt nicht dürfte. — Selbſt jede durchreiſende Misgeburt, welche die Natur etwa am Unterleibe verwahrloſet hat, muß Veitelchen zur Verherrlichung dienen: er läßt ſie zu ſich kommen, und ladet ein Publikum zuſammen, ſie zu ſehn: auch das giebt Gelegenheit, Veitelchen zu nennen, und mehr will er nicht. Am meiſten weiß er ſich bei den verwelkten Weibern, die noch Anſpruch auf Schönheit und Genuß machen, einzuſchmeicheln, durch ein Hausmittelchen, deſſen Beſitz die Kennerinnen ihm beim erſten Blick auf ſeine Untertheile, nicht abſprechen. Glauben Sie indeß nicht, daß er wirklich ſo geſchmacklos iſt, an dieſen Weibern Gefallen zu finden. Nein! Sehn Sie da das junge Mädchen, mit dem anmuthsvollen, aber bleichen Geſichte, das ſo ſichtlich dem Sarg' entgegenwankt. In ihrem vierzehnten Jahre verführte er ſie und wollte ſie dann an einen Mann verkuppeln, deſſen Umgang er wie ein erborgtes Feierkleid trug. Dieſer liebte das Mädchen wirklich, aber da er ihre Vertraulichkeit mit dem Judenburſchen bemerkte, verlangte er, ſie ſolle den Umgang mit ihm aufheben. Das war wider Veitelchens Rechnung, und da er das arme Mädchen in ſeiner Gewalt hatte, zwang er ſie zum Bruche mit ihrem Bräutigam. Das arme, arme Geſchöpf! Im künftigen Frühlinge wachſen wahrſcheinlich ſolche Blümchen, als ſie da eben bewußtlos zerzupft, auf ihrem Grabe! — Wie? Was iſt das?“ ſagte er leiſe zu ſich ſelbſt, und fuhr mit dem Finger ans Auge. Dem Ehernen war wirklich eine Zähre auf die Wange herabgerollt. —

„Ha! rief er plötzlich wieder: nun ſammeln Sie Ihre ganze Aufmerkſamkeit! Ein merkwürdigeres Exemplar, als der hochwürdige Gauner iſt, die zuſammengehotzelte Mumie, mit den ſchwarzen, noch immer ſpitzbübiſchen Augen, die da eben die Allee herabkriecht, ſtößt Ihnen in Jahren nicht wieder auf. Veitelchen zeigte Ihnen die Flachheit und Niederträchtigkeit auf der

Jagd nach Anſehn und Glück: dies Weſen da präſentirt uns Seichtheit und Schurkerei im Beſitz jener Güter. Dieſer Menſch hatte den Ehrgeiz, ſich als Gelehrter Ruf, und als Geſchäftsmann wichtigen Einfluß zu verſchaffen, — ohne daß er Gelehrſamkeit oder Brauchbarkeit zu Geſchäften beſaß. Wie ihm, dieſes Mangels ungeachtet, ſein Plan gelang? Sie ſollen es hören! Da er ſeine Laufbahn betrat, regte ſich überall der Geiſt der Aufklärung in der Theologie, aber man verfuhr noch vorſichtig in den Verbeſſerungen. Unſer — — lauſchte bei dem Miniſter, unter dem er ſtand, und ſo bald er, vorzüglich durch ſeine ſchöne Frau, gewiß war, keine Verfolgungen fürchten zu dürfen, ließ er in einem Tone, als wenn er den Verfolgungen Trotz biete, noch einmal mit Keckheit drucken, was andre gedacht und mit Beſcheidenheit geſagt hatten: — und er hieß bei dem ununterrichteten Publikum ein aufgeklärter Geiſtlicher, ein muthiger Vertheidiger der Wahrheit. — Indeß eilte die Umgeſtaltung der Theologie ſchnell an ihm vorüber. Er faßte den Beſchluß, als Philoſoph zu glänzen. Wieder führte er das auf die leichtmöglichſte Weiſe aus. Er brachte die Werke zweier ältern, ſelbſtdenkenden Philoſophen in eine neue Form. — Auch die Philoſophie geſtaltete ſich um, und die alt-neuen Wahrheiten, die er populär gemacht hatte, hörten auf, überhaupt für Wahrheiten zu gelten: Herr — — ſah ſich alſo zum zweitenmale geſtrandet und — die neue Gährung in allen Wiſſenſchaften machte es unumgänglich nothwendig, daß man ſelbſt denken mußte, wenn man glänzen wollte!

Das vermochte er nicht, alſo machte er, wie er ſich auszudrücken pflegt, das Buch zu, und begnügte ſich damit, daß das Publikum ihm auf Hörenſagen, Verdienſte zutraute. Er hielt ſich dadurch ſchadlos, daß er ſich, durch eine reizende Nichte, Einfluß bei einem Fürſten verſchaffte, und durch dieſen ſeine Amtsgenoſſen chikanirte. — Sie ſtarb; der Miniſter und der Prinz entfernten ſich: dennoch hat er, in ſeinem hohen Alter, neue Mittel gefunden, das Ohr eines neuen Miniſters zu erwiſchen, und ſeine Collegen zu tyranniſiren, wie vormals. Wodurch? Obgleich ſein eigner Sohn nur deshalb noch nicht gehangen iſt, weil er nicht Muth genug hat, eine große Büberei zu begehn, hat er, der Erzieher dieſes Menſchen zum Taugenichts, doch die

Keckheit, unaufhörlich von pädagogiſcher Klugheit zu ſchwatzen und — trägt dem Miniſter alle Klätſchereien zu, die ſeine Frau, die alte dickköpfige Eule, dort erlauſcht, und ihm des Abends, wenn ſie zuſammen grande patience ſpielen, wiedererzählt. — Sehen Sie, ſo macht man Glück in der Welt, und ſo gebraucht man es.“ —

Billings Geſellſchaft machte auf Anton eine ſonderbare Wirkung. Seine Anſichten, die den phantaſtiſchen Vorſtellungen des Jünglings ſo geradezu widerſprachen, und den Gegenſtänden den verſchönernden Schleier der Phantaſie ſo ſchonungslos abriſſen, thaten Antons Herzen weh, aber ſie öffneten ſeine Augen über die wahre Beſchaffenheit der Dinge. Er fühlte, in dem beſtändigen Kampf ſeines Gefühls und ſeiner Einbildungskraft gegen die Wahrheiten, die ihm aufgedrungen wurden, daß er dabei gewinne. „Ich bin, ſchrieb er an Heimfeld, durch die wenigen Tage, die ich bis jetzt mit Herrn Billing verlebte, um ſo viel Jahre älter geworden. Lange möchte ich indeß nicht mit ihm umgehn. Ich fürchte, er macht mich zum Greiſe, ehe ich der Jugend genoſſen habe.“ —

Selbſt die Begebenheiten, die ihnen auf der Reiſe widerfuhren, ſchienen darauf berechnet, Billing bei der Entzauberung des jungen Unerfahrnen zu unterſtützen.

Sie fuhren eines Abends durch eine reizende Gegend. „Ich bin hier ſehr bekannt, ſagte Billing; wir wollen die Stunde bis zum Nachtquartier zu Fuße machen. Wir kommen an einen Hügel, der eine ſehr ſchöne Ausſicht giebt: da laſſen Sie uns zu Abend eſſen.“

Der Bediente hob den Speiſekober aus dem Wagen, und indeß dieſer auf der Landſtraße hinfuhr, ſchlugen unſre Reiſenden einen Fußpfad ein.

An der Seite deſſelben lag in einer nicht ſehr beträchtlichen Entfernung ein Dörfchen, das eine ſehr romantiſche Lage hatte. Indem ſie es betrachteten, brach ein Haufe von dreißig bis vierzig, mit Senſen, Aexten und Dreſchflegeln bewafneten Männern aus ihm hervor und zerſtreute ſich auf dem Felde nach allen Richtungen. Eine Partei kam auf die Reiſenden zu. Billing fragte ihren Anführer, einen ehrwürdigen Alten, was dieſer kriegeriſche Auszug bedeute?

„Herr, ſagte er mit einer verdrüßlichen Mine, es ſind Deſerteurs angezeigt. Wir müſſen die Gränze beſetzen.“

Und dabei ſeyd ihr ſo fröhlich? fragte Billing, und zeigte auf ein Paar junge Burſche, die ſich mit Lachen von den Heldenthaten unterhielten, die ſie ausüben wollten, wenn ſie die Feinde erhaſchten.

„Das junge Volk weiß viel, was es thut! Mir blutet das Herz immer, wenn ich zu ſo etwas heraus muß. Wie mancher guter Mutter Sohn, dem ſie das Leben gar zu ſchwer machten, muß hinterher noch auf Tod und Leben durch die Ruthen. Das elende Blutgeld, das wir bekommen —

Wie? rief Anton, ihr werdet bezahlt?

„Nun freilich! Wenn wir ſo einen armen Schelm erwiſcht haben, geben ſie uns zehn Thaler; — daß ich richtig ſpreche: acht! denn zwei bekommt die Accise ab, wenn wir den Gefangnen in die Stadt bringen. Nein, Herr, ich habe nie einen Pfennig davon genommen. —"

„Fort, Burſche! Macht, daß ihr an euren Ort kommt!" rief ein Officier, der über das Feld hergalloppirte. Er hielt an, um ſein Pferd einen Augenblick verſchnauſen zu laſſen und befragte Billing. Wahrſcheinlich hätte dieſer ihm nichts von den Flüchtlingen geſagt, auch wenn er etwas gewußt hätte. „Drei desperate Kerle!" fuhr jener fort. „Wir werden etwas mit ihnen zu thun haben, wenn wir ſie finden. An dem einen iſt eigentlich nicht viel gelegen; der iſt über ſeine funfzig hinaus: wir hätten ihn ohnehin bald ausrangirt: aber die andern beiden ſind ein Paar junge, wackre Burſche. Sie ſind von den Irländern, die Pitt unſerm — — — geſchenkt hat.“

„Geſchenkt!“ fragte Anton erblaſſend.

„Ja! Ich muß noch lachen, wenn ich daran denke! Als die Kerls zum erſtenmale dem General vorgeſtellt wurden, fragte er den einen, deſſen keckeres Ausſehn ihm auffiel, wer er ſei? Ich bin ein Patriot! antwortete er trotzig. Der General kehrte ſich lachend um und ſagte: das wollen wir dir ſchon aus dem Kopfe bringen. — Glückliche Reiſe!“ — Er ſpornte ſein Pferd an, um den Bauern nachzukommen. Auch Anton und Billing eilten ſchweigend auf ihrem Fußpfade fort, um ſich ſo bald als möglich von dem Schauplatz der Menſchenjagd zu entfernen.

Sie mochten etwa eine halbe Stunde durch ein Vorholz hingegangen ſeyn, als ſie unter einer Eiche drei Männer ruhen ſahn, die Billing an der Montur ſogleich für die geſuchten Flüchtlinge erkannte. Zwei von ihnen lagen mit dem Geſicht im Graſe; der dritte ſaß und ſchien Wache zu halten. Als er die Wandrer erblickte, ſtieß er die Schlafenden an: alle drei ſprangen auf und zogen ihre Seitengewehre.

„Laſſen Sie uns zurückkehren, ſagte Billing finſter, aber ruhig. Sobald der Menſch die Schranken der bürgerlichen Geſellſchaft überſprungen hat, nimmt er ſeinen urſprünglichen Charakter wieder an, und wird reiſſend.“

„Wie, rief Anton heftig; wir ſollten die Armen der Gefahr überlaſſen, von ihren Verfolgern erhaſcht zu werden?“

Er riß ſich von Billing, der ihn am Arme zurückhalten wollte, los, eilte den Soldaten zu und ſchrie: „Nehmt euch in Acht! Es kommen eine Menge Bauern, die euch ſuchen.“

„Wo ſind ſie? ſagte der Mann und trat einige Schritte vor, um die Gegend zu überſehen. — Thut nichts, ſezte er dann hinzu, wir ſind ſchon weit über die Gränze hinaus, und er — indem er Anton ſtier ins Geſicht blickte, — er thut uns auch nichts.“ Mit dieſen Worten ſtieß er ſeinen Säbel in die Scheide und warf ſich wieder ins Gras. Seine Gefährten folgten ihm.

Als Anton ſich von Billing los riß, zog dieſer eines von den Terzerolen, die er immer bei ſich zu führen pflegte, aus der Taſche, und gab es dem Bedienten; das andre nahm er ſelbſt in die Hand und ſo folgten ſie Anton, um ihm im Nothfalle beizuſtehn. Sie langten bei ihm an, als die Soldaten ſich wieder hinwarfen.

Ihr ſeid wohl recht ermattet? fragte Anton.

„Ja wohl, Herr! Wir ſind die ganze Nacht gelaufen und den ganzen Tag, ohne etwas zu genießen. Hat er was bei ſich?“

Anton nahm dem Bedienten den Eßkober ab, riß ihn auf, langte einen Braten heraus, zerlegte ihn mit der größten Geſchäftigkeit in drei Theile und reichte jedem der Flüchtlinge einen davon; eben ſo aufmerkſam ſchenkte er ihnen Liqueur der Reihe nach ein.

Billing ſtand indeß ſeitwärts an einen Baum gelehnt und betrachtete die Gruppe lächelnd, doch nicht ohne von Zeit zu Zeit den Kopf zu ſchütteln. „Drei Schurken, ohne Zweifel, und ein Thor!“ murmelte er vor ſich. Aber er nahm wenigſtens die erſte Hälfte ſeines Ausſpruches zurück, als er die Deſerteure genauer betrachtet hatte.

Der Wortführer war ein Mann von etwa funfzig Jahren, und hatte eines von jenen Geſichtern, die man nicht anſehen kann, ohne ganz unwillkührlich auch eine finſtre Mine zu machen. Die Entſchloſſenheit, mit der er unter ſeinen tief herabhängenden, buſchigten Augenbraunen hervorblickte, flößte eine Art von Scheu ein. Alle Züge ſeines breiten Geſichtes lagen in großen Partien faſt geſondert da, ſo ehern, — man fühlte, daß ſie in Pulverdampf gehärtet waren und ihr Beſitzer, ohne ſie zu verändern, manche Batterie erſtürmt haben mochte; gleichwohl herrſchte in ihnen eine Art Gutmüthigkeit, die an Größe gränzte.

Selbſt Billing fühlte ſich von dem Ausdruck dieſes Geſichts auf eine anziehende Weiſe ergriſſen. Er fragte den Soldaten freundlich, warum er deſertirt ſei?

„Herr, antwortete dieſer mit einem ſehr gleichgültigen Tone; meine Capitulation war ſchon im vorigen Jahre zu Ende, und doch wollten ſie mir jetzt noch nicht erlauben, nach Hauſe zu kehren und meinen achtzigjährigen Vater ſterben zu ſehn. Die beiden armen Schelme da ſehnten ſich auch in die Heimath zurück; da ſie in Deutſchland weder aus noch ein wiſſen, nahm ich ſie mit. Könnt ihr mir nicht ſagen, ob man von Sachſen weit nach Irland hat?

Billing antwortete ihm kurz, und wandte ſich dann an den andern Flüchtling: eine hohe, muskulöſe Geſtalt, mit einem Geſichte voll wilder Offenheit. Unter einer faſt gleichſeitigen, viereckigten Stirne zogen ſich die Augenbraunen in gerader Linie hin; die Naſe bog ſich wie ein ſtarker Adlerſchnabel auf einen großen Mund herab und jeder Blick der weitgeöffneten braunen Augen ſchien nach einem Feinde zu ſpähen und ihm zu drohen. Er gab Billing in gebrochnem Deutſch, kurzen Beſcheid. „Ich focht, ſagte er, bei Ballina-Hinch. Die „verdammten“ Engländer ſchoſſen mir eine Kugel durch die Schulter und nahmen mich gefangen. Als ich geheilt war, fragten ſie mich, ob ich lieber gehangen ſeyn wollte, oder dem braven „— —“ dienen. — Jetzt muß ich wieder nach Hauſe. Meine Landsleute, hör' ich, haben wieder losgeſchlagen. Ich hoffe, dieſer „Hundsſohn von Pitt“

wird gehangen werden, und ich will dabei ſeyn.“

Billing konnte ſich kaum enthalten, über ſeine goldnen Hofuungen zu lächeln. Er redete den dritten an. Dieſer war ein blaſſer, ſchmächtiger Jüngling von etwa zwanzig Jahren, auf deſſen Schultern die Montur wie ein ſchwerer Harniſch zu drükken ſchien. Im ſpätern Alter gräbt ſich der Gram auf der Stirne ein; in der Jugend zieht er ſeine rührenden Züge um den Mund: die blaſſen Lippen des armen John, ſprachen, auch geſchloſſen, unendliches Weh. Anton verſtand die Erzählung nicht, die er machte, aber ſchon der Ton, mit welchem er von ſeiner Jenny ſprach, die er in wenig Tagen hatte heirathen ſollen, als ihn eine vorbeiſegelnde engliſche Fregatte in ſeinem Fiſcherkahne auffing, für einen Spion der Rebellen erklärte und nach Deutſchland führte; die Rührung, mit welcher er ſich an ſeine alte, blinde Mutter erinnerte, die nicht wiſſe, wo ihr einziger Sohn hingekommen ſei, und wahrſcheinlich vor Gram und Noth geſtorben wäre, — rührte den gutmüthigen Hörer tief, und als Billing ihm die Nachricht überſetzte, konnt' er ſich nicht enthalten, aufzuſpringen, und mit geballter Fauſt an ſeine Stirne zu ſchlagen.

„Sagen, ſagen Sie mir aufrichtig," rief er, als die Deſerteure, nach herzlichen Dankſagungen, aufgebrochen waren, „iſt das alles wahr? Iſt es nur möglich, in der bürgerlichen Geſellſchaft?"

O ja! ſagte Billing. Der Staat iſt ein groſſes Gebäude, bei welchem die einzelnen Menſchen und ihr Glück nur als Baumaterialien in Anſchlag kommen; eine bewundernswürdige Maſchine, deren künſtliche Triebwerke und Räder unaufhörlich von dem Blute einzelner Zermalmter trieſen; — ein Labyrinth ſinnreich verſchlungener Irrgänge, in deren Mittelpunkt der Minotaur, politiſche Nothwendigkeit, täglich ſeine hundert oder tauſend Opfer, heimlich oder öffentlich, zerreißt.

„So verlang' ich nicht, an ihrem ſcheußlichen Glücke Antheil zu nehmen! Bringen Sie mich zurück in mein Kloſter!“ —

Pah! ſagte Billing, und grif in den Kober: Wollen Sie ein Glas Wein?

Bruder Anton.

Drittes Buch.

Erſter Brief.

Anton an Heimfeld.

Mein theurer, mein verehrter Freund!
Mein Wohlthäter!

Seit vorgeſtern ſind wir in Berlin, und ich wanke noch immer wie berauſcht umher. Die tauſend neuen Eindrücke, die ich hier in jeder Stunde empfange, betäuben mich. Oft wird mir bange, wenn ich zwiſchen den langen Reihen ſchöner Gebäude hingehe und in dem Gewühle von Menſchen, die mir fremd ſind, und es wahrſcheinlich immer bleiben werden. Es iſt ein unangenehmes, ſchmerzliches Gefühl, in einem Gedränge einſam zu ſeyn. Ich ſcheine mir ſelbſt dabei ſo klein, ſo ſchwach, ſo unbedeutend: mir iſt, als könnte ich hier tauſend unrühmliche Dinge begehen, deren ich in meinem Geburtsſtädtchen, ſelbſt im Kloſter, nie fähig geweſen wäre. Guter Gott! So einzeln wie hier, wäre ich in der ganzen Welt, hätte ich Sie nicht, mein gütiger Freund! Was Herrn Billing betrift: Ich ſehe wohl, daß er es gut mit mir meint, aber ich kann kein Zutrauen zu ihm faſſen. Seine Aufmerkſamkeit thut mir nicht wohl: ſie ängſtigt mich. Es iſt ſo etwas unbeſchreiblich Kaltes, Fremdes, ſelbſt in ſeiner freundſchaftlichſten Aeußerung. Es kommt mir vor, als behandelte er mich, wie ich als Knabe unſre Hauskatze. Ich konnte ſie nicht leiden, aber ich ſtreichelte ſie oft, um ſie ſpinnen zu hören.

Die verabredete Anzeige in die Zeitung rücken zu laſſen, will er mir noch nicht erlauben. Er behauptet, ich müſſe erſt ſo bekannt in Berlin werden, daß ich allenfalls meiner hieſigen Freunde entbehren könnte, ehe ich ſie aufſuche: ſie würden mir ſonſt nothwendig werden, mich beherrſchen. Ich verſtehe ihn nicht. Warum ſollen mir dieſe treflichen Menſchen nicht nothwendig werden? Ich möchte es gern jedermann ſeyn; auch ſehe ich wohl, daß Herr Billing es gern ſeyn mag: iſt denn das etwas ſo Böſes? Unmöglich kann ich glauben, daß Menſchen, die einander entbehren können, im Stande ſind, ſich wirklich zu lieben: und ich möchte gern alle, alle lieben, um von allen geliebt zu werden. Vielleicht hat er im Allgemeinen Recht: aber bei Muſarion und ihrem Vater ſcheint mir eine ſolche Vorſicht undankbar. Der Gedanke, von dem liebenswürdigen Mädchen, das ſich meiner ſo edelmüthig annahm, ganz abhängig zu werden, hat für mich etwas ſehr Reizendes. Ich glaube, je mehr ſie fühlen wird, daß ſie mir nothwendig iſt, deſto gewogner muß ſie mir werden. — — —

Zweiter Brief.

Billing an denſelben.

Sie haben Urſache mit mir zufrieden zu ſeyn. Ich nehme mich unſers Zöglings mit Thätigkeit an, und ich thu' es gerne, weil es mir ſcheint, als wenn etwas aus ihm werden könne. — Etwas? Ha, welch ein geringes Etwas iſt auch der vollendeteſte

Menſch! Daß wir keine Schurkerei begehen, ohne uns ihre Schlechtheit wegdemonſtrirt zu haben, und keine Thorheit, um eines ſchädlichen oder zu geringfügigen Zweckes willen, — iſt denn doch wohl die höchſte moraliſche Vollkommenheit, die wir erreichen können. Gegen das Erſtere ſichert unſern Anton ſeine Ehrliebe; — gegen das Letztere werd' ich ihn auszurüſten ſuchen. Wenn ich ihn nur noch ein Paar Monate unter meiner Leitung behalte, ſo bürge ich Ihnen dafür, daß ihm weder ſeine Phantaſie, noch ſein Herz leicht einen Streich ſpielen ſollen. Er ſoll mir ſo ſicher und unverletzt unter den Menſchen hinwandeln, wie ich.

Argumentiren Sie mir nur nicht, wie es ſo Ihre Art iſt, aus meinem eignen Benehmen, gegen meinen Glauben von dem

Menſchenherzen, — oder danken Sie mir gar. Es unterhält mich, den jungen Burſchen zu bearbeiten: er iſt mir gewiſſermaaßen durchſichtig; ich ſehe ihn werden, — das iſt's alles.

Wir gingen durch W——. Sie können leicht denken, daß ich die Gelegenheit benutzte, unſerm Zögling die perſönliche Bekanntſchaft der glänzendſten Schriftſteller unſerer Literatur zu verſchaffen. Ich kenne faſt nichts, das die Phantaſie mehr niederſchlägt, als — den Kern der Sonnen zu ſehn, die uns blenden.

——'s Haus betrat Anton mit einer ſo hoch geſpannten Erwartung, daß er ſich kaum zu athmen getrauete. Aber er wird brav werden! Schon in einigen Minuten hatte ihn der arge Hochmuth in der Pſeudo-Jupiters-Mine des Mannes, — den ſeine anſpruchsvolle Eitelkeit trotz ſeines glänzenden Genies, oft ſo klein erſcheinen läßt, — völlig entzaubert. Er ſprach und benahm ſich mit einer Unbefangenheit, die den Großen zugleich zu überraſchen und zu beleidigen ſchien. Zu ſehr daran gewöhnt, alles vor ſich kriechen zu ſehn, mußte es ihn wohl unangenehm treffen, daß ein Jüngling von vorleuchtenden Anlagen, ihn nur mit beſonnener Hochachtung betrachtete.

Wir fuhren zu — — d. Anton ſchien in eine ſo poetiſche, liebevolle Andacht verſunken, als wir uns ihm näherten, daß ich mich nicht enthalten konnte, über ihn zu lächeln. Doch auch dieſe Spannung verlor ſich bald, als er die einfache Häuslichkeit in dem Benehmen des berühmten Greiſes bemerkte, an dem faſt nichts den großen Dichter verräth, als die Wandelbarkeit ſeiner Laune. — „Ich hatte mir den Sänger der ——on anders gedacht,“ ſagte Anton mit freundlicher Mine, als wir zurückfuhren, „aber er wäre gewiß weniger liebenswürdig, wenn er meiner Erwartung entſprochen hätte.“ Er wäre, erwiederte ich ihm, höchſt wahrſcheinlich lächerlich. Wir erwarten bei den Dichtern gewöhnlich, auch in ihrem Geſpräche den Verfaſſer dieſes oder jenes Werkes wieder zu finden. Das iſt um nichts vernünftiger, als wenn wir von einem Bildhauer verlangten, er ſolle im Coſtüme und mit den Gebährden ſeiner Statuen auf dem Markt einhergehn, — oder von einem Muſiker, daß er ſeine Geſpräche abſinge. Daß beide ſo etwas allenfalls in ihrem Cabinette thun, iſt das Höchſte. —

Bei ——rn nahmen ſeine Empfindungen gerade den entgegengeſetzten Gang. Er wußte nichts von ihm, kannte ſelbſt ſeinen Namen nicht, alſo fühlte er auch bei dem Anfange unſers Beſuches nichts, als Neugier, zu wem ich ihn denn nun noch führen könnte. Dagegen konnte er, bei unſrer Rückkehr in den Gaſthof, gar nicht aufhören, die unbefangene, humane Hoheit des Geiſtes zu bewundern, die in der That — —rs Charakter iſt, den Scharfblick, mit welchem er ihn ſo bald durchſchaut habe, die Güte, mit welcher er ihn liebzugewinnen ſchien. — — — Ich überließ ihn gern ſeiner Exaltation. Sie iſt unſchädlich, denn er wird im Römiſchen Reiche auf keinen zweiten treffen, der ſich mit ſolcher Gewalt, des Herzens und des Geiſtes derer die ihm gefallen, zu bemeiſtern vermöchte, als — —r.

Dritter Brief.

Anton an Heimfeld.

Ich hab' einen ſehr lebhaften Auftritt mit Herrn Billing gehabt. Jetzt ſcheint es mir, als wenn mein Benehmen unrecht war, aber in der Sache, über die ich in Zorn gerieth, hatte ich gewiß Recht. Urtheilen Sie ſelbſt.

Alle Fremden, mit denen wir geſtern zu Mittage ſpeisten, ſprachen davon, daß ſie den hieſigen Thiergarten beſuchen wollten. Wir gingen auch hin, um, wie Herr Billing ſich ausdrückte, die flachen Berliner ihres flachen Paradieſes genießen zu ſehn.

Wir kamen durch eine Allee in der Stadt. Auf beiden Seiten ziehen ſich hinter den Bäumen Reihen ſchöner Häuſer hin. An dem einen Ende ſieht man über drei durch den Fluß von einander getrennte weite Plätze, die von prächtigen Gebäuden eingeſchloſſen ſind. An dem andern Ende ſteht eine große Säulen-Gruppe, die das Stadtthor bildet. Der Anblick ergriff mich. Ich ſtand unwillkührlich ſtill, um mir ſeine Schönheit ganz aufzufaſſen. Herr Billing pfiff indeß leiſe einen Marſch, und faßte mich endlich an den Arm, um mich weiter zu führen.

Um uns her drängte ſich ein Gewühl von fröhlichen Menſchen. Junge Mädchen und Jünglinge; Greiſe, Kinder von jedem Alter, Frauen mit ihren Männern, geputzte Herren in ſeidnen Kleidern, Handwerksgeſellen, Taglöhner: alle eilten dem ſchönen Thor zu, und in den Straßen neben der Allee raſſelte eine Menge glänzender Kutſchen in derſelben Richtung hin. Mir ſchien dieſes Drängen nach Einem Orte, dieß allgemeine Streben nach Einem Zweckſo anziehend und feierlich: es entzückte mich und ich genoß dieſes Anblicks, als hätten ſich alle dieſe Menſchen nur um meinetwillen geputzt und zuſammengedrängt. Ich freute mich innig über die Vorſtellung, daß alle dieſe unzählbaren Menſchen heute einige frohe, glückliche Stunden verleben würden. Ich theilte mein Gefühl Herrn Billing mit: er klagte über den Staub und die Sonnenhitze, und ſpottete über die Vorbeigehenden.

Wir kamen in den Thiergarten ſelbſt hinaus, und ſahen eine lange, ſchnurgerade Landſtraße ſich durch einen ſchönen Wald ziehn: eine Menge von Wagen fuhren auf ihr hin, und an beiden Seiten wimmelten Fußgänger fort. Indeß ich ſtand, und ſtaunte und mich freute, fragte mich Herr Billing, ob ich zuerſt die vornehmere oder geringere Frechheit und Plattheit, in Parade ſehen wollte? „Führen Sie mich überall hin, wo Sie wollen, ſagte ich, nur laſſen Sie mich ungeſtört der frohen Stimmung der Menſchen, und meiner eigenen, genießen.“ Er ſah mich mit einer höhniſchen Mine an.

Wir durchſtreiften den Thiergarten in allen Richtungen; wir ſahen auf allen Wegen und Fußſteigen Menſchen mit Sonntags-Kleidern und Sonntags-Minen luſtwandeln; — Gaſthäuſer, vor denen Hunderte ſich an Tiſchen gelagert hatten, und ihren Thee, oder Caffee, oder Bier zu ſich nahmen, einer lauten Muſik zuhörten, oder ſich froh unterhielten. Wir fanden Familien, die vor ihren Häuſern, oder im Walde auf dem Raſen fröhlich mit einander ſchwatzten. Jetzt waren wir im Gedränge reizender und fröhlicher Mädchen; wenige Minuten nachher im Dickigt, wo wir nur Mücken im Sonnenſchein tanzen, das Eichkätzchen ſtill an einem Stamm hinaufklammern ſahn. Jetzt hörten wir Tänze ſpielen und die ſummende Unterhaltung einer Welt von Menſchen, jetzt nur einen einſamen Finken auf der höchſten Spitze einer Eiche ſein ſchmetterndes Lied anſtimmen. Sollten Sie mich auch, wie Herr Billing that, einen phantaſtiſchen Ueberſpannten, einen Schwärmer nennen: doch geſtehe ich Ihnen, das alles zuſammen genommen ſetzte mich in eine hohe, feierliche Rührung. Ich ſah ein Gewimmel lebendiger Weſen, Freude ſuchen, finden, in Freiheit genießen, ſo weit jedem ſeine Fähigkeit erlaubte. Ich dachte an mein einſames Kloſter zurück, an alle die ängſtlichen, kummervollen Stunden, die ich dort verlebt hatte, und faltete die Hände und blickte dankbar gen Himmel.

Herr Billing bemerkte meine Stimmung und ſchüttelte unzufrieden den Kopf: das beleidigte mich.

„Nun,“ ſagte er, indem wir uns auf eine Raſenbank niederließen, „das iſt alſo das Paradies der Berliner! Ein Wald von krüppelhaften, ärmlichen Baumgeſtalten, einem Boden, der halb Sumpf, halb Sandmeer iſt, mühſam abgezwungen; einige eingezäunte Sandflecke, auf denen ſich große Haufen Menſchen zuſammenpferchen, um ein Vierteldutzend elender Geiger, ſchlechtcomponirte Tänze abſchnarren zu hören. Und wenn man erſt einen Blick in das Innere dieſer Menſchen thun könnte: wie abſcheulich würden ſie erſcheinen! Da ſind junge Weiber, die ihren Gatten den ganzen Tag geliebkoſt haben, um ihn zu einem Spaziergange zu bereden, auf dem ſie mit ihren Liebhabern zuſammentreffen wollen; ehrſame Hausväter, die mit Weib und Kindern hinauswandeln, um alles zu verſchlemmen, was ſie in der Woche verdienten, und wovon ſie den letztern eine gute Erziehung geben ſollten. Lüſterne Mädchen, die alle ihre Umriſſe zur Schau tragen, um einen Gatten zu erbuhlen, den ſie betrügen können; junge Burſche, welche heute die Tochter eines rechtſchaffenen Vaters zu verführen hoffen; Luſtdirnen, die in gemiethetem Putze und mit lockenden Minen umherziehn, um jemand zu finden, der unbeſonnen genug iſt, ein thieriſches Vergnügen zu genießen, das ihn morgen in die Hände des Wundarztes liefert; alte Weiber, welchen nach einem laſterhaften Leben, die Zeit die Matronenrolle aufgedrängt hat, und die nun Stoff zum Läſtern ſuchen, wo ſie ihn ſonſt zu geben pflegten; Kupplerinnen, die gar ehrbar ihren Kaffee nippen und indeß nach jungen noch unverführten Weibern und noch unſchuldigen Mädchen ſpähen, die ſie irgend einem welken Lüſtling nächſtens durch ſchlaue Ränke in die Hände liefern werden. Dieſe allgemeine Freude, iſt nichts als eine allgemeine Jagd, welche die verſchiedenen Menſchenklaſſen auf einander machen. Die beſten in dem ganzen Haufen ſind noch die Freſſer und Trunkenbolde: die meinen es mit niemand übel, als mit ſich ſelbſt." —

Herr Billing, rief ich erbittert aus und ſprang auf: Was Sie da ſagen, iſt vielleicht wahr; wenigſtens bin ich nicht im

Stande, Sie zu widerlegen; aber, nehmen Sie mirs nicht übel, ich danke dem Himmel, daß ich dieſe Wahrheiten nicht ahnde. Ich hoffe, daß ſie mir auch nie wieder einfallen werden, wenn ich wieder einmal die ganze Welt fröhlich ſehe, und es auch bin. Was kümmert es mich, was die Menſchen ſuchen und was ſie erfreut: genug ſie finden es und ſind froh. — Glaubte ich von Ihnen nicht das Gegentheil zu wiſſen, ich würde Sie für ſehr verderbt und boshaft halten: aber glücklich ſind Sie mit Ihrer Einſicht gewiß nicht. Laſſen Sie mich es ſeyn, ſo lang' es mir möglich iſt. —

„Junger Menſch!“ ſagte Herr Billing mit einem ſehr ernſthaften und glühenden Geſichte; — aber gleich nachher, indem er meine Hand ſchüttelte: „Brav, recht brav!

Sie haben noch mehr Energie, als ich Ihnen zugetraut hatte.“ —

Ich glaube nicht, daß die Freundlichkeit, mit welcher er dieſe Worte vorbrachte, aufrichtig war. — Er fängt an, mir unerträglich zu werden. Iſt die Welt, wie er mir ſie ſchildert, ſo war es wahrlich nicht der Mühe werth, daß ich mich um ihretwillen der Gefahr ausſetzte, den Hals zu brechen, oder eingemauert zu werden. — Ich ſehne mich zu andern Menſchen, am meiſten nach Ihnen. Nein, bei Ihrer ruhigen Heiterkeit, bei der warmen Theilnahme, die Sie für mein Schickſal zeigten, und die ſich ſo ſehr von der unterſchied, mit welcher Herr Billing mich weiſe machen will: Sie können nicht ſo arg von den Menſchen denken, als er. — Ich bin ja auch ein Menſch: wenn er die andern haßt und verachtet, wie kann er mich Unbedeutenden, der ich noch nichts, gar nichts bin, lieben und ſchätzen? Er iſt ja auch ein Menſch: — was von den andern wahr iſt, ſollte es nicht auch von ihm gelten? — O, wüßte ich nur meine Muſarion zu finden! —

Vierter Brief.

Derſelbe an demſelben.

Ich habe ſie geſehn, mein Freund, ich habe ſie geſehn! Wie lang wird mir der Abend und die Nacht! Morgen, hat Herr Billing mir feſt verſprochen, daß die Aufforderung in die Zeitung gerückt werden ſoll. Noch weiß ich nicht, wo ſie wohnt, nicht einmal, wie ſie heißt.

Herr Billing führte mich in die Komödie. Es war eine groſse Menge Menſchen verſammelt, denn das Stück ſoll ſehr ſchön ſeyn. Ich habe nur den erſten Aufzug geſehn, denn als der Vorhang fiel, ſah ich mich im Hauſe um: da ſtand ſie, mir gegenüber, in einer Loge. O wie ſchön, wie ſchön war ſie! Tauſendmal ſchöner, als da ſie mir das Leben rettete. Zwei andre Frauenzimmer waren bei ihr, und ein Mann. Sie ſprach viel mit ihnen, beſonders mit ihm. Sie lachte auch zweimal. Wie ihre Augen glänzten! Welcher Reiz um ihre Lippen ſchwebte! Ihr Vater war nicht bei ihr. Ihr Begleiter war ein junger Mann und ſie ſchien ſehr vertraut mit ihm. Er hat ſie ſicher nach Hauſe begleitet. Wie glücklich wird er den Abend zugebracht haben! — Als der zweite Akt anfing, ſetzte ſie ſich wieder und ich ſah nur ihre Feder noch. Zwiſchen dem vierten und fünften Akt ſtand ſie wieder auf. Es ſchien mir, als wenn ſie mich einen Augenblick anſähe; aber ſie dankte mir nicht für meinen Gruß. Sie ſetzte ſich und ich ſah ſie nicht wieder. —

Fünfter Brief.

Billing an Heimfeld.

Mit unſerm Anton iſt plötzlich eine ſonderbare Veränderung vorgegangen. Ich führte ihn geſtern in das Theater. Man gab Wallenſteins Tod. Ich hoffte ein angenehmes Schauſpiel in dem Erſtaunen und der Theilnahme unſers Neulings an dem Schickſale des Helden zu finden, aber er gab mir ein ſehr verſchiedenes.

Am Ende des erſten Aktes ſtieß er mich in die Seite und rief faſt laut: „Da iſt ſie! Da!“ und deutete auf eine Loge. Seine Augen funkelten; ſein Geſicht ſtralte von Entzücken. „Sie iſt es, ſie iſt es gewiß!“ antwortete er immer auf meine Frage, wen er denn ſehe? „Muſarion iſt es!“ Alle Umſtehende ſahen uns und das Frauenzimmer voll Erſtaunen an. Sie bemerkte es und in der Verwirrung darüber, ließ ſie den Perſonen-Zettel fallen. Nur mit der größeſten Mühe hielt ich Anton zurück, daß er ſich nicht durch das dichte Gedränge hinarbeitete, um ihn aufzuheben und ihr wiederzubringen. Sie rückte in den Hintergrund der Loge, aber er verwandte kein Auge von dem Orte, wo er ſie geſehen hatte. Meine Fragen nach dem Namen des Frauenzimmers waren vergeblich; keiner von unſern Nachbarn kannte ſie. So viel ich von ihr bemerken konnte, iſt es eine ſchlanke Brünette, mit einem ſehr ſeelenvollen Geſicht, das wohl ganz andre Köpfe verrücken könnte, als den unſers jungen Mönchs.

Ich fürchte ſehr für ihn. Wenn er ſie näher kennen lernt, und ſie iſt, wofür man die jungen Berliner Jüdinnen im Allgemeinen erklärt, eine literariſche Coquette, ſo wird alle Mühe, ihn vernünftig zu machen, verloren ſeyn. Gleichwohl kann ich, wenn ich nicht ganz ſein Zutrauen einbüßen will, es nicht länger aufſchieben, ſeine Anzeige in die Zeitungs-Expedition zu ſchicken. Er iſt in der lebhafteſten Unruhe und ich habe ihm dieſen Morgen ſchon dreimal verſprechen müſſen, daß wir heute wieder ins Schauſpiel gehen werden.

Seyn Sie übrigens ruhig. Ich werde ihn nicht aus den Augen laſſen, und ſollte er wirklich für das Mädchen eine Leidenſchaft bekommen, ſo hab' ich mir ſchon einen Plan zu ſeiner Entzauberung entworfen. So bald die Schwärmerei in Sinnlichkeit überſetzt wird, iſt ihr Roman zu Ende. — Voritzt will ich ihm einige Bekanntſchaften machen, und ihm einige der hieſigen ſogenannten Sehenswürdigkeiten zeigen.

N. S. Eben kommen wir aus dem Schauſpiele. Anton iſt ſehr unglücklich. Seine Blicke hafteten unverwandt an der Loge, in welcher ſie geſtern ſaß, aber ſie war in einer andern, und ich bemerkte wohl, daß ſie uns hinter dem Fächer faſt beſtändig aufmerkſam betrachtete. Er entdeckte ſie nicht, und ich hütete mich ſehr, ſie ihm zu zeigen.

Was hat dieſer junge Menſch für Feuer und Phantaſie! Wir beſahen am Vormittage die berühmten Schlüterſchen Larven von Sterbenden, im Arſenal. Ein junger Künſtler, der uns begleitete, goß eine weitſchweifige Beredſamkeit über ihre Vortrefflichkeit aus. Ermüdet ſah ich mich nach Anton um, in der Abſicht, fortzugehn. Er ſtand mitten im Hofe, in einer fieberhaften Bewegung, und Thränen ſchlichen über ſeine Wangen herab, ohne daß er nur die Aufmerkſamkeit auf ſich gehabt hätte, ſie wegzutrocknen. „Was iſt Ihnen?“ rief ich. Stumm deutete er auf die Larven hin. — Auf dem Rückwege geſtand er mir, ſeine Phantaſie habe ſich zu jeder eine Todesart gebildet, eine rührende Geſchichte erſonnen. In der verzerrten Mine eines Jünglingskopfs, ſah er den Ausdruck der Verzweiflung, daß der Sterbende ſeine Geliebte nie wiederſehen würde, — in der eines Mannes, entdeckte er Wut über den Untergang ſeines Staates, der nach ſeinem Tode verloren wäre, — in einem dritten, Wehklage über die Hülfloſigkeit zurückbleibender Kinder u. ſ. w. Geſtehn Sie, er hat eine ſo entſchiedne Anlage zum Dichter oder zum — Narren, daß jede Mühe, ihn vernünftig zu machen, faſt verſchwendet iſt. Deſto erfreulicher und ehrenvoller würde das Gelingen ſeyn. — Wäre ſeine ſchöne Jüdin nur nicht! — Wir wollen denn ſehn, was zu thun iſt.

Sechster Brief.

An Herrn Anton Rhein.

Seyn Sie uns willkommen, in Berlin! Wir freuen uns aufrichtig, Sie glücklich gerettet und bei uns zu ſehn. Beſtimmen Sie dem Bedienten, der Ihnen dies Billet bringt, eine Stunde, in welcher er Sie zu uns abholen ſoll, oder noch beſſer, kommen Sie gleich mit ihm.

Moses —r.

Siebenter Brief.

Anton an Heimfeld.

Tauſendmal drück' ich Sie an mein Herz, mein theurer, geliebter Freund! Ich bin ſo glücklich — — Meine Freude iſt kindiſch, ſagt Herr Billing! — In der That, ich weiß nicht, warum ich mich für glücklich halte, aber ich bin es! — Warum? Das iſt ſonderbar gefragt! Ich habe Muſarion geſehn, geſprochen; ſie hat mich freundlich aufgenommen — Sie iſt gegen jedermann freundlich, ohne daß es andre ſo entzückt, — warum denn mich? — Was kümmert es mich, daß andre nicht fühlen, wie ich!

Heute früh brachte mir ein Bedienter ein Billet von ihrem Vater. Ich ſtürzte nach meinem Hute, um ſogleich mit ihm fortzugehn, aber mit dem widrigſten Lächeln, das ich jemals geſehen habe, erinnerte Herr Billing mich, daß ich mich erſt ankleiden müſſe. Der Bediente wartete, bis ich fertig war.

Er führte mich in ein groſſes, ſchönes Haus. Ich fand den Vater an ſeinem Schreibepult. Er umarmte mich, wünſchte mir Glück, fragte mich, wie ich hergekommen ſei, wie ich lebe? Ich erzählte ihm freudig von Ihnen, von Herrn Billing, von meiner Abſicht in Berlin. Endlich, endlich führte er mich zu ſeiner Tochter.

Der Athem verging mir faſt, indem ich herein trat, als ich das liebliche, himmliſche Mädchen vor mir ſtehn ſah, als — O ich weiß nicht mehr, was ich alles ſah und fühlte. Ich ſtolperte, ſtammelte, zitterte —

Sie wurde roth, da ich hereintrat und ſagte zu ein Paar andern Frauenzimmern ſo laut, daß — ſie rief es eigentlich aus: „Da iſt er!“

Ich wußte ihr nichts zu ſagen; ich ſtand ſtumm da und bückte mich wohl zehnmal. Sie ſagte mir, ſie habe mich in der Komödie geſehn; ſie fragte, wie mir das Stück gefallen habe. Ich Tölpel ſagte: „Unvergleichlich!“ und verrieth gleich nachher, daß ich nichts davon wußte, daß ich nur ſie ſelbſt geſehen hatte. Sie blickte nieder und lächelte — Hätten Sie ſie doch lächeln geſehn! Nein, mich ausgelacht hat ſie nicht; es war Vergnügen in ihrem Lächeln. —

Der Vater kehrte in ſein Schreibezimmer zurück; ihre Freundinnen gingen fort. Die eine flüſterte Muſarion beim Fortgehn etwas zu, wovon ich nur die letzten Worte hörte: — — „aber noch ſehr dumm!“ „Nein ſagte die andre, aber blöde!“ Muſarion ſah verdrüßlich aus, bis ſie fortwaren.

Da ſaß ich ihr gegenüber und zerdrückte meinen Hut und wußte nichts zu ſagen. Auch ſie ſchwieg und ſah nieder. Endlich fing ich in der Angſt an, ihr noch einmal zu erzählen, daß ich ſie in der Komödie geſehen habe. Sie ſchlug die Augen auf;

das Wort ſtockte mir im Munde und ich blickte nur in ihr ſchönes Auge. — Sie ſchien ſich zu beſinnen. Plötzlich reichte ſie mir die Hand, ohne ein Wort zu ſagen. Ich küßte die ſchöne Hand hundertmal; endlich zog ſie ſie zurück. „Wir ſind —, ſagte ſie mit zitternder Stimme, Sie ſind — In der That, Sie freuen Sich zu ſehr! — Sie ſind — recht gut! — — — Jetzt glaub' ich, thun Sie wohl am beſten, nach Hauſe zu gehn. Speiſen Sie aber heute bei uns, — heut' und alle Tage. Sie werden meinem Vater ſehr lieb ſeyn.“

Sie klingelte nach dem Bedienten und befahl ihm, mich nach Hauſe zu begleiten. Als ich von dem Vater Abſchied nahm, trug er mir auf, auch Herrn Billing einzuladen. — Bald iſt es Ein Uhr — und wir müſſen hin. Leben Sie wohl.

N. S. Eben kommen wir nach Hauſe, weil ich meinen franzöſiſchen Sprachmeiſter erwarte. — O mein Freund, wie berauſcht bin ich von Freude! Ich ſaß neben ihr; ſie war ſehr fröhlich, und wir haben während der ganzen Mahlzeit nur freudige Dinge geſprochen. Ich auch, ich habe viel, ſehr viel geſprochen. Tauſend Sachen fielen mir ein, die ich nie gedacht hatte, von denen ich nie wußte, daß ich ſie denken konnte. — Nach Tiſche führte mich der Vater in ein ſauberes Zimmer, und ſagte mir, es wäre mein, ich könne es beziehen, wann ich wollte. Er müſſe auch etwas thun, mir den Aufenthalt in Berlin zu erleichtern und angenehm zu machen. Herr Billing proteſtirte gegen die Wohnung, und meinte, es wäre wohl am beſten, daß ich vors erſte noch bei ihm bliebe. Seine Güte that mir wohl und weh zugleich. — Wohlthätiges Schickſal! Womit hab' ich es verdient, ſo gute Menſchen, ſo viel, viel Liebe zu finden. Sie, Muſarion, ihr Vater, Herr Billing — Wie reich bin ich!

Achter Brief.

Billing an Heimfeld.

Trotz meinem Widerwillen gegen Familienzirkel, beſonders die in großen Städten, entſchloß ich mich, unſern Anton heute zu der Mahlzeit bei ſeinen Bekannten zu begleiten. Ich mußte die Leute ja wohl kennen lernen; ſie werden höchſt wahrſcheinlich einen Einfluß auf ihn haben, dem ich nur mit Mühe glaube das Gegengewicht halten zu können.

Der Vater, ein reicher Banquier, ſcheint mir ein einſichtsvoller, vielleicht ſehr ſchlauer Geſchäftsmann. Er zeigte viel Theilnahme für unſern Zögling; ſie ſah aus, wie Gutherzigkeit, iſt aber im Grunde doch wohl nichts, als Eitelkeit. Er war der erſte, auf den Anton in der Welt ſtieß, da möchte er denn gern die Rolle eines leitenden Schutzgeiſtes bei ihm ſpielen, beſonders da der junge Menſch ſo offenbar Anlagen hat, ihm Ehre zu machen. Wie behaglich würde es dem alten Herrn ſeyn, nach einigen Jahren zu aller Welt zu ſprechen: „Ja, das verdankt er denn doch nur mir alles.“ Schon gut, wir wollen das benutzen.

Das Mädchen iſt wirklich noch unendlich reizender, als ſie mir in der Entfernung ſchien. Sie iſt zwiſchen achtzehn und zwanzig, hat ſehr viel Lebhaftigkeit, Bilbung und Verſtand. Sie zeigt in ihrem Benehmen die leichte, frohe Gewandtheit, durch welche ſich die Berlinerinnen vor ihren Schweſtern in allen andern großen Städten Deutſchlands auszeichnen, und verbindet damit einen Anſtrich von ſorgſamer Häuslichkeit, der alle ihre Reize ſehr erhöht. Ihr Vater iſt Wittwer und ſie ſeine Hauswirthin: ein geiſtvolles Mädchen konnte nicht überſehn, daß ſich damit coquettiren ließe.

Sie ſaß zwiſchen Anton und mir. Wie es ſchien, legte ſie es darauf an, mich zu gewinnen, — wahrſcheinlich um Antons willen, der ihr ſehr am Herzen liegt. Sie ſprach viel mit ihm; ich glaubte zu bemerken, daß ſie ſeine Kenntniſſe und ſeinen Verſtand prüfen wollte. Sie nahm einen Ton der Vormundſchaft gegen ihn an, der mich ſehr beluſtigte, aber ſie für ihn nur deſto gefährlicher macht, je mehr ſie ihm wirklich in tauſend Dingen überlegen iſt, und je leichter man es einem ſchönen Mädchen glaubt, daß ſie es herzlich meine. Was will ſie denn mit ihm? Hm! Ihn ein wenig herausputzen und eine Zeitlang zur Schau führen: gewiß nichts weiter. Ihn heirathen kann ſie nicht, und vor ihrer Verheirathung einen ernſthaften Liebeshandel anzufangen, dazu ſcheint ſie mir zu klug. Ich muß Erkundigungen einziehen.

Es war ihr ſehr lieb, daß Anton Franzöſiſch lernt. Sie ſchlug zunächſt auch einen Tanzmeiſter vor; der Vater aber war für den Unterricht im Italieniſchen Buchhalten. Er gab zu verſtehen, er ſei nicht abgeneigt, Anton in ſeine Handlung zu nehmen. — Unſer kraftvolle Schwärmer ein

Kaufmann oder ein Stutzer! Ich kann das nicht denken, ohne laut aufzulachen. — Nicht doch, mein Herr! Nicht doch, Mademoiſelle! Ein Löwe taugt weder zum Bratenwenden, noch zum Schooßhündchen! — Wozu ſonſt? In der That, ich fürchte zu nichts, als in ſelbſtſtändiger Freiheit einherzugehn und ſich ſelbſt zu leben.

Noch eins! Wiſſen Sie wohl, daß unſer Zögling Witz und Gegenwart des Geiſtes hat? Mir wenigſtens war die Entdekkung ganz neu. Oder begeiſterte ihn etwa ſeine Muſarion, wie er ſie nennt, dazu? — Außer uns waren noch ein Paar junge jüdiſche Elegants bei Tiſche, ganz ſo aberwitzig, und ſchief gebildet, als die Berliner Gaſſenläufer, beſonders die jüdiſchen, zu ſeyn pflegen. Sie verſuchten Spaß zu machen, Anton'en wegen ſeines linkiſchen

Benehmens und ſeiner Unkenntniß von den Modedingen der Literatur, zu necken, aber er antwortete ihnen ſo treffend und ſcharf, daß ſie mit Erröthen verſtummten. Ich glaubte zu bemerken, daß Mademoiſelle Rahel ihm dafür unter der Serviette die Hand drückte. Wenigſtens war ihre Freude ſichtbar. — Aber, noch einmal, was will dies Mädchen mit ihm? —

Der Alte bot ihm eine Wohnung in ſeinem Hauſe an. Daraus darf nichts werden. Ich laſſe ihn nicht von meiner Seite.

N. S. Da haben Sie die Auflöſung des ganzen Räthſels. Eben hab' ich ſie vom Gaſtwirth erhalten. Rahel iſt Braut eines häßlichen und dummen Juden, der aber einige Tonnen Goldes beſitzt. Was kann vorſichtiger und einſichtsvoller ſeyn, als ſich bei Zeiten einen ſchönen, jungen, kräftigen Hausfreund heranzuziehn, zu bilden. O, ſie ſind klug, die Weiber! — Eben erhalten wir eine Einladung, morgen bei Demoiſelle Rahel Thee zu trinken und zu Abend zu eſſen. Sie ſehen — Und doch müſſen wir hin! — Seit acht Jahren hat mich kein Weib vor ihren Theetiſch zu citiren vermocht, und nun — Faſt wird mir mein Hofmeiſteramt doch zu läſtig.

Neunter Brief.

Rahel —r an Lea —n.

Wenn Dein liebes Köpfchen auch noch ſo ſehr ſchmerzen ſollte, heute mußt Du bei uns nicht fehlen. Du wirſt es auch nicht, denn — denk' einmal! — der junge Mönch kommt auch! Peinigt Dich die Neugier nicht ein wenig, zu ſehen, was das für ein

Menſch iſt, für den ſich Deine Rahel ſo lebhaft intereſſirt? — Im Ernſt, thu mir es nicht zu leide, daß Du weg bleibſt. Ich ſehne mich darnach, auch meine weiſe, bedächtige Freundin den jungen Mann loben zu hören, für den ich ſo viel empfinde. Ich weiß nicht, wie es zugeht: im Grunde kenn' ich ihn nur wenig, aber ich möchte ihn gern der ganzen Welt zeigen, in der Vorausſetzung, daß ſie ihn loben muß. — Es iſt gut, daß er Chriſt iſt, ſonſt ſtände ich meinem Bräutigam für nichts. — Scherz bei Seite! Du kommſt: nicht wahr? Ich bedarf des Rathes, und wer könnte mir beſſern ertheilen, als meine hocherfahrne Lea, die den Leuten ſo geradezu ins Herz ſieht. — Keine Ausflucht, Mädchen!

Zehnter Brief.

Lea —n an Rahel —r.

So ungeduldig biſt Du, mein Urtheil über Deinen ſchönen Herrn zu wiſſen, daß Du nicht einmal warten kannſt, bis wir uns ſehn? Das iſt ein ſchlimmes, ſehr ſchlimmes Zeichen. — Nun, er hat meinen Beifall. Er iſt noch ein wenig linkiſch und ungeleckt, aber auch ſo zehnmal mehr werth, als die zierlichen Laffen, die ihn geſtern bei Dir verdunkeln wollten. Es verlohnte ſich wohl der Mühe, um ſeinetwillen, eine Unbeſonnenheit zu begehen. Er hat die Mine, recht ſehr dankbar zu ſeyn.

Nur das gefällt mir nicht, daß Du ſo innig von ſeinen Vorzügen überzeugt ſcheinſt. Nimm Dich in Acht! Mancher lächelte ſchon geſtern darüber, daß der ſchöne Wilde gar nicht von Deiner Seite wich. In drei Tagen wird die halbe Stadt von Eurer Liebſchaft ſprechen, und was das Schlimmſte iſt, ſie wird wahrſcheinlich Recht haben. — Was wird Dein Bräutigam ſagen, wenn er zurück kommt, und ſich ſo erſetzt ſieht? — Ich empfehle Dich Deinem Leichtſinn: der wird Dich ſchon wieder retten, wie er Dich in Gefahr führte. — Biſt Du heut im Schauſpiel? — Daß Du mir Deinen rauhen Schäfer nur nicht mitbringſt!

Ja, noch eins! Der kleine ſchwarze Satyr, der ſeinen Hofmeiſter macht, der iſt mir gewaltig zuwider. Stelle Dir nur vor, indeß wir um den Tiſch herum ſaßen und ſchwatzten, hat er dem Doktor am Fenſter demonſtrirt, man ſolle eigentlich nie von einem Frauenzimmer ſagen, „ſie hat einen ſchönen Körper,“ ſondern „ſie iſt ein ſchöner Körper.“ Das fatale Geſicht! — Fühlſt Du, was das heißt?

Eilfter Brief.

Billing an Heimfeld.

Es geht vortreflich! Die Mädchen haben unſern Anton unter ihre Scheeren genommen und ſind eifrig damit beſchäftigt, ſich ſo einen literariſchen Zierfant, ſo ein ſchöngeiſteriſches Spazierſtöckchen aus ihm zu ſchnitzeln, dergleichen man hier zu Hunderten um die Nachttiſche und auf den Promenaden gecken ſieht, und er, vor Anbetung gegen ſeine Muſarion, blind, läßt mit ſich machen. Sollten Sie es wohl glauben? Das Mädchen nimmt ſeine Bildung ſo ſehr zu Herzen, daß ſie ihm ſchon vorgeſchlagen hat, täglich eine Stunde mit ihm einen Dichter, oder ſo etwas, zu leſen? Ehrenhalber bin ich auch dazu eingeladen worden, und ich will ihr den Poſſen ſpielen, die Einladung anzunehmen. Wenigſtens auf acht Tage wird mir die jetzt herrſchende Thorheit Zeitvertreib geben, und dann — hoff' ich im Stande zu ſeyn, auch Anton die Augen zu öffnen.

Die letzte Theepartie lief ab, wie ich mir es gedacht hatte. Man beſah, befragte, belächelte, bewunderte den Neuling, zuckte bald die Achſeln über ihn, fand bald, was er ſagte, ſehr naiv u. ſ. w. Nahel behandelte ihn als ihren erklärten Liebling, und die andern Weiber und Mädchen ſchienen ſie zugleich zu beneiden und zu verſpotten. — Die Mädchen in Berlin benehmen ſich ſo frei und ungezwungen, wie an andern Orten kaum die jungen Weiber.

Rahel iſt ſo lebhaft und frei, als ſie alle, und doch verſichert man mich, daß ſie das unſchuldigſte Mädchen von der Welt ſei. Es iſt ein ſonderbares Ding um die weibliche Unſchuld. Ich habe noch keinen rechten Grund herausfinden können, warum man ſo hohen Werth auf ſie legt, ſie wohl gar eine Tugend nennt. So lange die Mädchen ihre Geſchlechts-Beſtimmung nicht kennen, ſind ſie kindiſch und albern; ſo bald ſie ſie kennen, wünſchen ſie auch ſehnlich, ſie zu erfüllen. Worin beſteht alſo ihre Unſchuld? — Während der erſten Periode in Unwiſſenheit, während der zweiten in — Mangel an gefahrloſer Gelegenheit. Die meiſten Verehrer dieſer zweideutigen Eigenſchaft ſprechen die Verſicherung: „ſie iſt noch ein unſchuldiges Mädchen!“ faſt mit eben dem Ton und Gefühl aus, wie ein

Trinker den andern, indem er ſich die Lippen leckt, von einer Flaſche Champagner verſichert, daß ſie noch nicht angebrochen ſey. — Am Ende — Halt! Ich war im Begrif etwas zu Wahres zu ſagen. Weiß Gott, die eleganten Berliner werden mich endlich noch zum erklärten Cyniker machen.

Zwölfter Brief.

Derſelbe an demſelben.

Da haben wir's! Die Vortrefflichkeit unſers Zöglings leuchtet den glänzenden Damen ein, und die Intriguen gehen an. Rahel wird Mühe haben, ihren Fund zu behalten. Warum prunkte ſie auch mit ihm!

Geſtern waren wir zu einer jungen literariſchen Schönen eingeladen, die wir bei

Rahel kennen lernten, einer Chriſtin. Es iſt ein neunzehnjähriges Märrchen, das im vorigen Jahre einen platten, ſchon ziemlich kaſſirten Versmann geheurathet hat, weil ein Paar kritiſche Blätter ſeine Reimeleien erträglich genannt hatten, und ſie — gern des läſtigen Zwanges der Jungfräulichkeit los ſeyn wollte. Die beſtimmteſte Forderung, die ſie an ihren Geſpons nach der Hochzeit that, war, daß er nun auch ſein Genie geltend machen, ihr einen literariſchen Zirkel ſchaffen ſollte. Der arme Schächer! Die wirklich guten Köpfe unter den hieſigen ſchönen Geiſtern pflegten ihn nur mit Achſelzucken zu betrachten, und nun ſollte er plötzlich den Mäcen machen! Er ging unter ihnen herum, und bettelte um Beſuche. Manche der jüngern kamen endlich, fanden den geborgten Wein des Tropfs gut, ſein junges Weibchen recht artig und von einer ſehr bequemen Gefälligkeit: — alſo kamen ſie wieder, und Madame hatte bald das Glück, alle vierzehn Tage in einem lauten Theezirkel als Wirthin zu glänzen, und in den Stunden, da der Mann ſein Amt beſorgte, ſelten allein auf dem Sopha zu ſitzen. Ihre Anlagen entwickelten ſich ſehr bald, und ſie gehört jetzt zu den entſchiedenſten Esprits forts der hieſigen Weiberwelt; erklärt laut die ehrbaren Weiber, ſelbſt ihre wackern Eltern, die ihr Vorſtellungen über ihre Lebensart machen, für beſchränkte Köpfe, die ihres Daſeyns nicht zu genießen verſtehn, und beweiſt ihre geiſtvolle Unbeſchränktheit auf eine glänzende Weiſe, durch lärmende Worte und freche That.

Zu dieſer alſo waren wir eingeladen, Anton mit einem freundlichen Händedruck den Tag vorher, ich, am Morgen durch ein ſüßes, lieblich ſüßes Billet; — aber frühe, ja recht frühe ſollten wir kommen.

Wir ſtellten uns denn auch wirklich eine halbe Stunde früher ein, als die übrige Geſellſchaft, voll Neugier, was unſre reizende Wirthin denn eigentlich mit uns vorhabe? Der Mann nahm mich allein; aber indeß er nach Wendungen haſchte, um das Geſpräch auf ſeine Gedichtlein zu bringen und auf die lobenden Recenſionen, hatte ich immer ein wachſames Ohr und Auge auf ſeine Frau: denn ich vermuthete, daß die Haupthandlung auf dem Sopha, wo Anton bei ihr ſaß, vorgehn würde. So war es denn auch wirklich. Sie beſtürmte ihn mit witzigen Einfällen, mit Anlockungen, mit Gefälligkeiten, um ihn ſo zu befeuern, daß er heute den zärtlichen Diener bei ihr machen möchte. In der That gelang es ihr auch, aber nur bis ſeine Muſarion hereintrat. Von dem Augenblicke an, hatte er nur für dieſe Augen und Gefühl.

Eine zweite Hauptabſicht der Dame war, uns zum voraus von der Wichtigkeit des Zirkels zu belehren, den wir heut das glänzende Glück haben ſollten, bei ihr kennen zu lernen. Da ſollte ein Baron kommen, der ſogar Zutritt bei Hofe hatte; er würde gewiß kommen, wenn er ſich von der Spielpartie, ich weiß nicht, bei welchem Miniſter, frei machen könnte. Ferner erwartete ſie den berühmten Dichter X.: o was für vortreffliche Gedichte ſtanden von ihm in irgend einem Taſchenbuche, und in einem gewiſſen Journale! — Ferner einen andern Dichter, das glänzendſte Genie ſeiner Zeit, dem ſogar Göthe einmal aufgetragen hatte, ihm mancherlei einzukaufen, und ihn dabei „mein Lieber“ genannt hatte, — Ferner den Geſandten, ich weiß ſelbſt nicht von welchem kleinen Höfchen, — Ferner — Doch wie hätte ich alle dieſe merkwürdigen Perſonen in mein Gedächtniß bringen können! Mich amuſirte dabei nur die Naivität unſers Zöglings, der ſchlechterdings nicht begreifen konnte, wie die angeführten Umſtände einen zum ausgezeichneten Menſchen machen könnten, und Göthens „Mein Lieber!“ grob fand: er meinte, ſo pflegten Männer nur ſehr untergeordnete Perſonen, etwa Bediente, zu nennen.

Während dieſer Geſpräche fingen die übrige Gäſte an ſich einzufinden. Die meiſten waren von der neuen poetiſch-philoſophiſchen, und philoſophiſch - poetiſchen Schule, die man die ſchielende, pausbackigte nennen könnte. Nicht nur alle ihre Begriffe und Lehrſätze und Ausdrücke ſind ſchielend und gedunſen: auch die Bekenner ſelbſt wollte ich faſt mit Gewißheit beim erſten Blick erkennen. Alle völlig Eingeweihte ſehen wenigſtens mit Einem Auge ſtier und ſchief. Auch die verheißenen Standesperſonen fanden ſich ein, ſaßen eine Viertelſtunde bei der Wirthin, und entfernten ſich wieder: ſie gehörten offenbar nur zur Dekoration. Von der Unterhaltung kann ich Ihnen keine Nachricht geben. Es wurde geſchrieen, gelacht, verläumdet, deräſonnirt — Der Kopf ſchmerzt mir noch, bei der bloßen Erinnerung. Leben Sie wohl!

Dreizehnter Brief.

Anton an Heimfeld.

Verzeihung, mein theurer, innig geliebter Freund, Verzeihung für mein langes Schweigen. Oft fing ich einen Brief an Sie an, aber ich weiß nicht, wie es zugeht, daß es mir jetzt eine ſchwere Arbeit ſcheint, zu ſchreiben, und daß ich faſt nichts mit ganzer Seele, nichts ſo zu thun vermag, daß ich damit zufrieden wäre. Auch in meinen Lehrſtunden bin ich ſehr zerſtreut. Sollte das die Wirkung des Glückes ſeyn? Freude pflegt ja wohl den Geiſt nicht abzuſpannen.

Ich lebe glücklich, mein Freund, glücklicher als ich jemals ſeyn zu können ahnte. Ich ſehe ſehr wenig Menſchen, aber ſo bald es möglich iſt, eile ich zu Muſarion. Sie weiß, daß ich ſie ſo nenne, und dankte mir mit einem Händedruck dafür: ſeitdem erinnere ich mich oft nicht, daß ſie einen andern Namen hat, und wenn ich ſie in Gegenwart eines Fremden, wie ſie ausdrücklich von mir fordert, Mademoiſelle nenne, kommt es mir faſt lächerlich vor. Doch bin ich ſelten in dieſer Verlegenheit: auch ſie ſieht jetzt ſehr wenig Geſellſchaft. Wir beide bringen faſt jeden Abend allein mit einander zu; nur Herr Billing und eine Freundin von Muſarion iſt zuweilen mit uns. Was wir beiſammen thun? Wir fangen gewöhnlich damit an, daß wir etwas leſen, aber bald legen wir das Buch hin und verlieren uns in ein Geſpräch. Wie viel Geiſt und Gefühl hat Muſarion! Auch die gleichgültigſte Sache weiß ſie durch einen Blick, durch den Ton, durch — was weiß ich es, wodurch? — bedeutend und anziehend zu machen! Sobald ich in ihr Zimmer trete, ſchein' ich mir ſelbſt berauſcht, und wenn beim Leſen ihr Arm auf meiner Schulter ruht, oder ihre Locke mein Geſicht, meine Hand berührt, ſo ſtockt meine Stimme und ich verwirre mich. Gewöhnlich erröthet ſie dann auch und ſchlägt die Augen nieder; aber dann pflegt ſie ſich irgend ein Geſchäft im Nebenzimmer zu machen, und nach einigen Minuten, ganz gefaßt und ruhig zurückzukommen. Vorgeſtern ſah' ich aber doch als ſie zurückkam, noch eine Thräne auf ihrer Wange.

Vor einigen Tagen ſaß ich, auf dem Sopha zurückgelehnt, und betrachtete mit großem Genuß ihren vollen weißen, entzückend ſchönen Arm, indeß ſie nähte. Sie fragte mich etwas: ich hört' es nicht recht. Sie ſah mich an, fand die Richtung meines Auges: „Gefällt Ihnen das Armband? ſagte ſie errötheno. Es iſt von den Haaren meines Bräutigams.“ Bei dieſem letzten Worte zitterte ihre Stimme, und ihre Mine war verwirrt. Unwillkührlich ſeufzte ich „Ach!“ und ſchlug die Hände vors Geſicht. „Anton!“ ſagte ſie tief bewegt, ſtand auf, küßte mir die Stirne und entfernte ſich ſchnell. Erſt nach einer Viertelſtunde kam ſie zurück und trug einem Mädchen ein Geſchäft auf, das ſie im Zimmer erhielt: aber das Armband hatte ſie abgethan und hat es ſeitdem nicht wieder angelegt.

Doch lieber als dieſes, möchten Sie wohl hören, wie es mit meinem Lernen und Umſehn geht? Nun, ich ſetze alles regelmäßig fort, was ich angefangen habe, und wenn ich in Unordnung gerathe, ſo erinnert

Herr Billing mich. Soll ich's Ihnen aber geſtehn? Der ganze Tag kommt mir nur wie eine langweilige Vorbereitung auf den Abend vor, da ich ſie ſehe! — In vierzehn Tagen kommt der Bräutigam zurück! Guter Gott, was wird dann aus mir werden! —

Vierzehnter Brief.

Heimfeld an Anton.

Was aus Ihnen werden wird, Unglücklicher? Ein verlorner Menſch, ein Wahnſinniger, wenn Sie nicht auf der Stelle die ganze Kraft Ihrer Seele zuſammen nehmen, und ein Verhältniß abreißen, das Sie zu Grunde richten muß. Bei Ihrer Leidenſchaftlichkeit, Ihrem Mangel an Kenntniß der Welt und der Verhältniſſe — eine

Liebe, die nie glücklich werden; die nichts als Unheil ſtiften kann! Sie ſind verloren, wenn Sie einen Augenblick zögern, ſich zu retten.

Glauben Sie nicht, daß ich ein gefühlloſer Schwätzer bin, der etwas verdammt, was er nicht zu empfinden vermag, der Opfer fordert, die er leiſten könnte, ohne daß es ihn etwas koſtete! Ich kenne die Liebe, ich kenne ſie, leider, nur zu gut; und ich bin weit entfernt, mich mit ihrer Verachtung zu brüſten: aber Anton, haben Sie vergeſſen, weswegen Sie nach Berlin gingen? Vergeſſen, daß jeder Tag Ihnen jetzt unſchätzbar ſeyn muß? Daß Sie jetzt das Schickſal Ihres ganzen Lebens beſtimmen ſollen? Sie ſind nun einen Monat in Berlin. Haben Sie ſchon ernſthaft daran gedacht, welche Laufbahn Sie künftig wählen wollen? Haben Sie mit Anſtrengung daran gearbeitet, ſich zu irgend einer tauglich zu machen? Haben Sie geſucht, Sich Freunde zu erwerben, die Ihnen behülflich ſeyn könnten, irgend eine zu betreten? Statt alles deſſen, liebeln Sie, vergeuden das Glück aller künftigen Jahre, gegen den zweideutigen Genuß, bei der Braut eines andern den ſchmachtenden Schäfer zu ſpielen. — Anton! Wäre das Mädchen auch nicht Ihre Wohlthäterin, die Tochter Ihres Wohlthäters, eine Braut: doch müßten Sie Sich zurück ziehn. Wäre ſie eine Coquette: — ich wüßte wohl, was ich Ihnen rathen würde. Aber wollen Sie Ihre Wohlthäterin verführen? Einem Manne, der Sie nie beleidigte, mit der Unſchuld ſeiner künftigen Gattin, das höchſte Gut ſeines Lebens rauben? — Anton! Der

Mann wirft ſich weg, der ſich irgend einer glücklichen Leidenſchaft ganz hingiebt: aber ſich einer unglücklichen überlaſſen, iſt Wahnſinn und führt zur Ehrloſigkeit.

Und wofür, wofür ſetzen Sie Sich allem dem aus? — Was iſt das für ein leckeres Glück, das Ihre Phantaſie Ihnen ſo bezaubernd malt? Sie würden erröthen, wüßten Sie es ganz! — Ich ehre die Weiber hoch. Als treue, liebevolle Gattinnen, unendlich mehr noch als ſorgſame Mütter, erſcheinen ſie auf einer ſo hohen Stufe des moraliſchen Werthes, daß nur wenige Männer ſie zu erreichen vermögen; aber das, wodurch ſie in der Jugend die Jugend bezaubern, — Anton! ſpielen darf man mit der lieblichen Babiole, aber ſich dagegen verſpielen, iſt laſterhafte Thorheit, und Sie ſind auf dem Wege, es zu thun.

Setzen Sie einigen Werth auf meine Freundſchaft, ſo beweiſen Sie mir es dadurch, daß Sie ſogleich allen Umgang mit dem Mädchen abbrechen. Uebertragen Sie es Herrn Billing, Sie zu entſchuldigen, oder ſchreiben Sie ihr ſelbſt. Schreiben Sie ihr ſo zärtlich Sie wollen, aber thun Sie es nur Einmal und gehen Sie nicht wieder hin. Selbſt um des Mädchens willen, thun Sie es nicht. Aus dem Wenigen, was Sie mir von ihr erzählt haben, iſt es ſchon ſichtbar, daß ſie die Gefahr kennt, daß ſie mit ſich ſelbſt kämpft, — Sie ſind Mann, Sie müſſen ſiegen, da ihr es zu ſchwer wird. Wie ſehr wird ſie Sie einſt dafür verehren, wenn die erſten Stürme vorüber ſind!

Funfzehnter Brief.

Billing an Heimfeld.

Ein herrlicher, ein meiſterhafter Streich iſt mir gelungen! Ich würde ihn aber nur halb zu genieſsen glauben, wenn ich ihn Ihnen nicht mittheilte. Sie werden wohl ein wenig den Kopf über mich ſchütteln: aber lachen werden Sie doch mit mir.

Sie erinnern Sich ohne Zweifel noch der literariſch-eleganten Dame, von deren Theezirkel ich Ihnen letzthin etwas ſchrieb? Nun, dieſe ſchöne Sultanin hatte ſich's in den Kopf geſetzt, ich ſei daran ſchuld, daſs Anton gegen ihre Anlockungen kalt blieb, und nachdem ſie alles vergebens erſchöpft hatte, was ſie zur Erreichung ihres Zweckes glaubte anwenden zu dürfen, war ſie endlich als meine erklärte Feindin aufgetreten. Jede Cotterie, in die ſie kam, wiederhallte von den beißendſten Schmähungen wider mich. Sie hat Witz, und da die Rachſucht ſie begeiſterte, gelang es ihr nicht allein, täglich neue anzügliche Anekdötchen zu erſinnen, ſondern es wirklich in ihren Zirkeln Mode zu machen, daß man mich verſpottete.

Ich erfuhr bald, welche Celebrität ſie mir verſchafte. Was ſollte ich thun? — Es ertragen? Dazu hab' ich nicht lächerlichen Stoicismus genug. — Sie öffentlich Lügen ſtrafen? Das wäre eine zu grobe Rache geweſen, die mich vollends in der eleganten Welt um allen Credit gebracht hätte. Ich erſann mir eine andre Genugthuung.

Daß ihr Glanz das Einkommen ihres Mannes und ihr eingebrachtes Vermögen weit überſtiege, war allbekannt: gleichwohl hatte ſie keinen erklärten Liebhaber, aus deſſen Kaſſe das nöthige Geld allenfalls herfließen konnte. — Aus dieſen Umſtänden zog ich einen Schluß, der mir von einer alten Kupplerin, die ich kommen ließ, ſogleich beſtätigt wurde. Madame machen keine große Schwierigkeit, reiche Fremde an ſichern Orten ein Stündchen allein zu ſprechen, — ein Erwerbszweig, den manche junge Damen hier ohne Bedenken cultiviren ſollen, wenn die Mode unerſchwingliche Forderungen thut.

Mein weiblicher Merkur erhielt demzufolge Aufträge, die er mit der gröſseſten Geſchicklichkeit ausführte. Heute früh ſchlichen Madame, wohlverhüllt, in ein ſehr anſtändiges Haus, wo ſie in einem einzeln vermietheten Stübchen, einen Engländer zu finden glaubte, der ſie irgendwo geſehn haben, und nun von der innigſten Liebe gegen ſie entflammt ſeyn ſollte.

Raſch und ſchüchtern ſchlüpfte die reizende Sünderin herein und — ich verriegelte in dem Augenblicke die Thüre. Sie bebte vor Entſetzen als ſie mich erkannte. Nie hab' ich einen Menſchen ſo ganz zu Boden geſchlagen geſehn, als meine ſchöne Feindin. Mein Sieg war vollſtändig. Blaß wie eine Büſte und zitternd, ſchwankte ſie in meinen Armen zum Sopha. Erſt als ich ihr, trotz ihrem ſtummen, ſchwachen Sträuben, den wirklich blendend ſchönen Buſen gelüftet hatte und ihn mit meinen Küſſen erwärmte, fand ſie Gegenwart des Geiſtes genug, in eine Ohnmacht zu fallen: ich hatte die Schonung, ſie gehörig zu benutzen. Sie erwachte zur rechten Zeit, und brach in einen Thränenſtrom aus, den indeß meine Troſtgründe bald auftrockneten. In kurzem nahm ſie den ganzen Vorgang von der leichten, lächerlichen Seite, und erkannte mich ſchäkernd für ihren Beſieger. Statt Einer Stunde, vertändelten wir drei mit einander und von meiner reichen Dankbarkeit gerührt, hat ſie mir ſchon einen neuen Tag beſtimmt, da ſie wieder in das belobte Stübchen ſchlüpfen will. — Geſtehn Sie, daß ich meinen Feinden den Mund zu ſtopfen und mich ſinnreich zu rächen weiß? — Madame werden von nun an ſicherlich behaupten, ich ſei nicht halb ſo ſchlimm, als man vorgebe; ja, ich zweiſle faſt nicht, daß ſie in kurzem meine feurigſte Lobrednerin wird.

Aber was haben Sie denn unſerm Zöglinge geſchrieben? Seitdem er Ihren Brief erhalten hat, ſchleicht er mit hängendem Kopfe umher; die Augen ſtehen ihm faſt unbeweglich und nur mit Mühe gewinnt man ihm Rede ab. Geſtern Abend unterließ er ſogar zu ſeiner Muſarion zu gehn und irrte ſtatt deſſen mit Händeringen in der Stadt umher. — Ich habe ihn befragt, aber er weicht mir aus. Schreiben Sie mir alles: ich glaube Offenheit verdient zu haben und kann vielleicht nützlich ſeyn. —

Sechzehnter Brief.

Rahel —r an Lea —n.

Ach, meine Freundin, wie wahr, wie gegründet waren Deine Warnungen, mich nicht der Neigung für dieſen jungen Menſchen zu überlaſſen. Ich bin Deinem einſichtsvollen Rathe nicht gefolgt und büße jetzt ſchwer dafür. — Daß er mir nothwendig geworden iſt, daß ich mich um ſeinetwillen faſt aller andern Geſellſchaft entzogen habe, daß er zwiſchen mich und meinen Bräutigam getreten iſt, gemacht hat, daß ich dieſen, der mir ſonſt nur gleichgültig war, jetzt haſſe: das iſt noch wenig. — Sollteſt Du es glauben? Er verläßt mich! —

Mir iſt, als ſähe ich Dich bei dieſem Worte erblaſſen, aufſpringen; — als hört' ich Dich Ausrufungen thun. Ach, ſei nicht ungerecht gegen den Armen: — er muß mich verlaſſen.

Geſtern Abend hatt' ich für uns eine neue intereſſante Lektüre ausgeſucht; ich hatte allerlei kleine Anſtalten getroffen, um ihm eine Freude zu machen, — Kleinigkeiten, die bloß von dem Gefühl des Herzens, das ſie gewährt, und deſſen, das ſie empfängt, ihren Werth erhalten, — die er aber zu ſchätzen verſteht, wie wohl wenig Männer es vermögen. Mit einer freudigen Ungeduld erwartete ich ihn. Schon war er eine halbe Stunde über die gewöhnliche Zeit ausgeblieben, und ich war unruhig geworden, — da kam ſtatt ſeiner ein Brief. Er ſchreibt mir, er dürfe mich nicht wiederſehen; ein Freund habe ihm die Augen geöffnet über die Gefahr unſers Umganges; — er ſehe ein, daß er auf dem Wege ſei, mit dem Glück ſeines Lebens mein Unglück zu erkaufen; er flehe mich an, ihm meine Gewogenheit zu erhalten — — Wie viel ihm ſeine Aufopferung koſte, wie tief er leide, ſchrieb er nicht: aber die zitternden Züge ſeiner Handſchrift, die Verwirrung ſeiner Gedanken verriethen es. Ich brachte den Abend in Thränen zu, aber gewiß, er war eben ſo unglücklich, als ich. — Mein Vater, der ſeit einem Monate gewohnt iſt, daß er der Dritte an unſerm kleinen Tiſche iſt, war unzufrieden über ſeine Abweſenheit beim Eſſen. Faſt hatt' ich es nicht in meiner Gewalt, ihn zu entſchuldigen, ohne daß ich meine heftige Unruhe verrieth.

Nach einer ſchlafloſen Nacht ſchrieb ich ihm heute früh, daß ich ihn dieſen Abend zum letzten Male erwarte; — daß ich ihn mit Beſtimmtheit erwarte, weil ich mich nicht dazu entſchließen könnte, ihn zu verlieren, ohne wenigſtens Abſchied von ihm zu nehmen. — O, ich fühle wohl, daß ich es nicht hätte thun ſollen, aber es iſt geſchehn, und in einer Stunde iſt er hier. — Ich zittre ihn zu ſehn, und doch ſeh' ich in jeder Minute nach, ob der traurig-glückliche Augenblick noch nicht da iſt. O, warum mußt Du gerade jetzt nicht in der Stadt ſeyn! —

Siebzehnter Brief.

Dieſelbe an dieſelbe.

Es iſt vorbei! Das Aergſte iſt geſchehn! Wir dürfen einander nicht mehr verlaſſen, aber der hohe unſchuldsvolle Genuß unſers Umganges iſt dahin. — Zürne, ſchelte ſo lebhaft Du willſt! Aber hätteſt Du den armen, ſchönen Jüngling ſo blaß und bebend in Dein Zimmer treten geſehn; wäre er ſtammelnd aus Schmerz vor Dir niedergeſunken, und hätte ſein Geſicht in Deinen Schooß verborgen, — Du hätteſt ihn ſo gut mit einem Kuße aufgehoben, und an Deine Bruſt geſchloſſen, als ich. Hätteſt Du ſein trunknes Entzücken dabei geſehn: —

Du hätteſt ſeiner bewußtloſen Kühnheit ſo wenig zu widerſtehen vermocht, als Deine unglückliche Freundin. O gewiß, gewiß, wir hatten beide den redlichſten Willen, der Pflicht getreu zu bleiben. Wir ſprachen nichts, als ein immer neues, leiſeres Lebewohl! und bei jedem ſchloſſen wir einander inniger in die Arme! —

Es iſt, es iſt vorbei! Mein Schickſal iſt auf immer an das ſeinige geknüpft! — Ach, gerade jetzt, da ich der Faſſung und der Kraft am meiſten bedürfte, verläßt ſie mich! Du ſelbſt warfſt mir oft einen zu männlichen Geiſt vor. Jetzt bin ich ein ſchwaches, ein ſehr ſchwaches Weib!

N. S. Eben hat er mich verlaſſen. Wir haben, wie gewöhnlich, den Abend mit einander zugebracht: aber wie verſchieden war dieſer von allen vorhergehenden! Die innige Freude, die Zartheit unſrer Mittheilungen war dahin: und erſt, da wir uns endlich mit niedergeſchlagenen Augen einander in die Arme warfen, ſtieg ein Feuer in unſrer Seele auf, das — freilich etwas unendlich Berauſchenderes hatte, als alle unſre vorigen Empfindungen. — Unſer Verhältniß hat ſich übrigens jetzt ſehr verändert. Er iſt feſter und männlicher in ſeinem Betragen gegen mich geworden; — und ich, ſeine vormalige Lehrmeiſterin, ich ſchmiege mich jetzt weich, faſt dienend an ihn an. Sage mir, Lea: Liebe iſt ja unſre Beſtimmung; wie kommt es denn, daß wir uns ſelbſt durch ſie herabgeſetzt, weniger ehrenwerth ſcheinen? —

Achtzehnter Brief.

Anton an Heimfeld.

Eher wollt' ich Ihren Brief voll ſo gütiger Härte, mein theurer Freund, nicht beantworten, als bis ich Ihnen melden könnte, daß ich Ihren weiſen Rath ganz befolgt hätte. Jetzt ſchreib' ich Ihnen, um das offene Geſtändniß abzulegen, daß es mir unmöglich iſt, zu thun was Sie fordern. Beſchuldigen Sie mich nicht der Weichlichkeit, der Schwäche. Ich habe redlich gethan, ſo viel ich vermochte: aber ich kann dem Mädchen nicht entſagen, — ich darf es nicht.

Entziehen Sie mir Ihre Freundſchaft deshalb nicht! Sie würden mir das Theuerſte rauben, was ich beſitze, mich ſehr unglücklich machen: aber thäten Sie es auch, doch darf ich von meiner Rahel nicht laſſen. — Erlauben Sie mir immer, durch Freundſchaft und Liebe zugleich glücklich zu ſeyn.

Fürchten Sie übrigens nicht, daß meine Liebe mich meinen Zwecken untreu machen wird. Nein! Herr Billing wird Ihnen bezeugen können, daß ich nie thätiger war, als itzt. Einen Plan für die Zukunft bin ich freilich noch unfähig zu entwerfen: es hat ſich mancher Faden in das Gewebe meines Schickſals geflochten, der mir neue Rückſichten zur Pflicht, eine Wahl unendlich ſchwerer macht. — Ich arbeite indeß mit ruhiger, entſchloßner Hoffnung. Möge die Schickung über mich walten!

Neunzehnter Brief.

Rahel an Anton.

Heute, lieber Anton, dürfen wir uns nicht ſehn. Mein Bräutigam — hoffentlich ſoll er nicht lange mehr ſo heißen — iſt von ſeiner Reiſe zurückgekehrt und mein Vater will, daß er dieſen Abend mit uns in einer kleinen Geſellſchaft zubringen ſoll. Du darfſt nicht dabei ſeyn. Der Vater hat dem Menſchen, mit der freundlichen Wärme, die Du an ihm kennſt, viel von Dir erzählt, und mich mit unſern Leſeſtunden geneckt. Aus dem ſpöttiſchen Lächeln des Menſchen ſchließe ich, daß er die wahre Beſchaffenheit unſers Verhältniſſes ahnt. Glaube nicht, daß er deswegen zurücktreten wird. Es iſt ihm nur um die ſechzigtauſend Thaler zu thun, die mein Vater mir zur Mitgabe ausgeſetzt hat. — Wie ekelhaft ſind mir die Liebkoſungen des widerlichen, läſtigen Geſchöpfs! —

Läßt ſich's thun, ſo mache noch heut eine Reiſe nach Potsdam und verweile dort einige Tage, damit Dein Wegbleiben aus unſerm Hauſe nicht auffällt. Wenn Du zurück kommſt, ſoll viel gethan ſeyn. — Ewig, ewig die Deinige! Ach, Anton, Du kennſt noch nicht alle Bande, die mich an Dich knüpfen! — Tauſend zärtliche Küſſe von Deinem Mädchen, — Deinem Weibe! Ich werde nur halb leben, bis ich Dich wiederſehe! Aber komme nicht eher, als bis ich Dich rufe.

Zwanzigſter Brief.

Moſes —r an Anton.

Eine Unterredung, die ich eben mit meiner Tochter hatte, hat mir etwas entdeckt, das mir mein Alter verbittern wird. Sie haben mir die einzige Freude vernichtet, die das Leben noch für mich hatte: Sie haben meine Tochter unglücklich gemacht. —

Junger Mann! Als ich Dich hülflos der Rache Deiner Verfolger ausgeſezt fand, rettete ich Dich. Als Du, ein flüchtiger Fremdling, nach Berlin kamſt, nahm ich Dich liebe- und zutrauensvoll in mein Haus auf; ich hatte ungemeßne Zuverſicht auf Dein Ehrgefühl; — ich hatte tauſend Pläne, Dich glücklich zu machen, und ergezte mich mit väterlicher Freude an ihnen. Junger Mann, ich glaube Erkenntlichkeit von Dir fordern zu dürfen! — — Betrit meine Schwelle nicht mehr! Wenn Du nicht ein Ungeheuer von Undank biſt: entſage allen Hoffnungen auf meine Tochter. Sprich ſie nicht mehr; vermeide ſie, denke nicht mehr an ſie, wenn ſie Dir ſchreibt, antworte ihr nicht. — Ich war ſo bereitwillig alles für Dich zu thun, viel, viel mehr als Du ahneſt. Bei meinem grauen Haupte beſchwör' ich Dich: ſtöre meinen Frieden, das Glück meiner Tochter nicht länger. Mach uns nicht elend! — — Was könnteſt Du dabei gewinnen? Heirathen könnt ihr euch ja nicht, und der kleinſte Schritt, den Du Dir noch erlaubteſt, würde mich zwingen, harte Maaßregeln zu ergreifen. — Antworten Sie mir nicht. In Ihrem Benehmen will ich ſehen, ob Sie ein edler Mann, ob Sie ein elender Schwächling, oder gar ein Böſewicht ſind.

— — —

Bruder Anton.

Viertes Buch.

Aus Antons Tagebuch.

Heimfeld rieth mir einſt, mir, wie er ſich ausdrückte, ein Herbarium zu halten, in das ich am Abende jedes Blümchen und jede Aehre, die mich der Tag finden ließ, niederlegte. Der Rath mochte gut ſeyn: mir war es nicht möglich, ihn zu befolgen. Das Wiederkäuen wurde mir unausſtehlich. So lange man die Augen offen hat, muß man in der Gegenwart leben, neue Eindrücke aufſammeln; — und kannſt du das nicht mehr, ſo wirf dich hin und ſuche neue Kraft dazu, oder bleibe liegen auf ewig.

In einer weichen, recht folgſamen, kindlichen Stimmung machte ich indeß wirklich einen Verſuch, ein Tagebuch zu halten. Ich hatte den Tag bei Muſarion zugebracht: was hatte ich niederzuſchreiben? Alle ihre tauſend Arten liebreizend zu ſeyn, gingen an meiner Seele vorüber; alle die unnennbaren Gefühle, die ſie in mir erweckt hatte: aber das ließ ſich nicht hinwörteln! Ich ſaß da, mit flammender Phantaſie und zernagte meine Feder, — und ſtürzte mich ins Bett, wo ich keine Ruhe fand.

Ein andermal, nach einem Tage, da ich ſie nicht geſehn, da ich — nicht gelebt hatte, machte ich einen neuen Verſuch; ich wollte die ſtattlichen Sachen anmerken, die mich Billing, und meine Lehrmeiſter, und die übrigen Menſchen, vorſetzlich und wider Willen, gelehrt hatten. Kalt genug war ich, aber bei der dritten Zeile wandelte mich der Schlaf an; und wie ich ſo mit ihm kämpfend da ſaß und mit immer mehr ſinkenden Sinnen über ſchaale Dinge, ſchaale Worte machte, kam ich mir vor, wie meine alte Kindermuhme, die jeden Abend beim Schlafengehn aufzählte, was die alten Weiber und die jungen Mädchen der ganzen Nachbarſchaft heut an ihrem Körper herumgetragen. Ich brach in lautes Lachen aus und zerriß das Geſchriebene.

Jetzt, ja, jetzt iſt das ganz anders! Jetzt ſtören mich keine ſüßen Erinnerungen, keine ſehnſüchtige Pläne; jetzt, da ich von Muſarion auf ewig getrennt bin, — ſicher hat mich die Treuloſe ſchon vergeſſen! — da Heimfeld mir ſchon den vierten Brief nicht beantwortete, da auch Billing mich verlaſſen hat, und weiter gereiſt iſt: — jetzt will ich ſchreiben! — — Da ich es nicht auf dem Markte ausrufen, nicht an den Straſſenecken verkündigen darf, ſo will ich es hier dem Papiere ſagen und wiederſagen: hineingekörnt, hineingelockt haben ſie mich ins Leben, durch Freundlichkeit und durch Theilnahme, und nun, mitten im Gewirre, da ich verloren daſtehe, nun ſchleichen ſie von mir und überlaſſen mich hülflos dem Geſchicke; es wird meine ungeprüfte Kraft bald erſchöpfen! —

Ich gehe dem Untergange entgegen. Gut, ich will ſorgfältig aufzeichnen, hier in dem Taſchenbuche, das Muſarion mir ſchenkte, Heimfelds Silhouette gegenüber, will ich jeden Schritt anmerken, durch den ich dem Abgrunde näher komme, der mich rettungslos verſchlingen wird. Vielleicht — wenn ich nicht mehr bin, vielleicht leſen ſie es einſt und — weinen über mich!

2.

In Penſylvanien, hört' ich heut erzählen, in Penſylvanien ſperrt man unverbeſſerliche Verbrecher in enge Kerker, in denen nichts, gar nichts ihren Blicken dargeboten wird, als die vier Wände ihres Käfigs. Selbſt das boshafte Geſicht ihres harten Kerkermeiſters erſcheint ihnen nie. Das Tageslicht ſtiehlt ſich durch hohe, enge Fenſter nur zu ihnen herab, um ſie die öde Spanne Raum um ſie her, erblicken zu laſſen; ſie erwachen, um das Gefühl ihres Elends lebendiger zu empfinden, von dem Andenken ihrer Vergehungen unwiderſtehlicher übermannt zu werden. Die Nacht bringt ihnen keine Ruhe mit, — (ſie waren nicht ſo glücklich, das Bedürfniß derſelben zu erwerben —) nur eine ekelhafte Erſchlaffung: ſie entſchlummern, um neue Kraft zu ſammeln, morgen ſo elend zu ſeyn, als heute.

Indem man das erzählte, verglich ich meinen Zuſtand mit dem jener Unglücklichen. Ich begreife es wohl: ſie werden dem Wahnſinn entgegen gedrängt: gleichwohl — gleichwohl giebt es Augenblicke, in denen ich gern mit ihnen tauſchen würde. Einſam zu ſeyn mitten in einer geſellſchaftlichen Welt; im Gedränge geſchäftiger Menſchen, zweck- und beſtimmungslos daſtehn: ja, das iſt unendlich ſchmerzhafter, als zwiſchen vier einfarbigen Wänden eingeklemmt ſeyn. Jene Gefangene, — ergreift ſie das Gefühl ihres Elends zu ſchmerzhaft, ſo können ſie weinen, in ein Geheul ausbrechen, raſen. Ich, mit einer Hölle in der Bruſt, muß über mich wachen, daß mir keine Aeußerung entwiſcht, die nur verräth, daß ich nicht ruhig bin, will ich nicht angeſtaunt, beſpöttelt, verlacht ſeyn. Geſtern verſank ich in dem Gaſthauſe bei Tiſch, in eine ſüße Träumerei; ich erwachte aus ihr, indem ich mit einem tiefen Seufzer rief: „Ach Muſarion!“ Erſchreckt ſah ich mich um: alle Augen waren auf mich gerichtet; auf allen Lippen grinzte Hohn. — Menſchen, wie aberwitzig ſeyd ihr! Jeder von euch würde ſich mit Ernſt vertheidigen, würde wohl gar bitter werden, wenn man ihn beſchuldigte, er ſei gefühllos, und doch — doch verſpottet ihr jeden Ausbruch der Empfindung, der einem Unglücklichen entwiſcht! Seyd ihr denn Wölfe, daß ihr jeden verwundeten Bruder zerreißt, wie ſie? — Ich eilte fort, und wagte heute nicht mehr, dahin zu Tiſche zu gehen.

3.

Wenigſtens das iſt gewiß, in einer Wüſte würde ich mich beſſer befinden, als hier. Mit dem Rauſchen des Windes, mit dem Murmeln der Quellen, mit dem Geſange der Vögel würd' ich mich befreunden; ich würde Stimmen in ihnen zu hören glauben, die mich beklagten, mich zu tröſten verſuchten, mir freundlich zuſprächen. Dieſe Menſchen um mich her, die nichts für mich haben, als ſtumpfe Neugier und ſpöttiſche Laune; — dieſe Menſchen, von denen jeder ſeine Bahn emſig vor ſich hingeht, ohne ſich darum zu bekümmern, ob auch ich ein Ziel habe, dem ich entgegen ſtreben könne; wer ihre Hülfe nicht anruft, den bemerken ſie nicht, und wer es thut, den verhöhnen ſie! Dieſe Menſchen werden mir ewig fremd bleiben, ich müßte denn lernen, ſie zu haſſen.

4.

Ich habe alle meine Lehrmeiſter abgedankt. Könnte ich ſie auch noch bezahlen, was ſoll mir das, was ſie mir beizubringen ſuchen? Es kann nützlich ſeyn, für jeden, der ein planvolles Leben vor ſich hat; mir, der ich nicht weiß, wozu ich da bin, der ich keinen Vorſatz für die nächſte Stunde zu faſſen habe; von dem niemand etwas fordert, weil niemand ihm etwas leiſten will: mir ſind ſie und ihre Wiſſenſchaften eben ſo überflüſſig, als ſie mir ſeit Billings Abreiſe ekelhaft ſind. Warum ſoll ich Vorkehrungen für ein Leben treffen, auf das ich reſignirt habe? — Ich finde Troſt und Stärkung darin, ſelbſt alle Fäden abzureiſſen, aus denen einſt ein Gewebe für die Zukunft entſtehen ſollte, und trotzig zu den Menſchen zu ſagen: da ihr mir nichts ſeyn wollt, ſo will ich gar nicht verſuchen, euch einſt etwas zu werden! Ihr kehrt mir den Rücken? Ich kehre ihn euch!

5.

Wieder ſind achtzehn Stunden des wachen Träumens für mich verfloſſen, und ich bin ſo unglücklich, als da ich heute zum erſtenmal die Augen öffnete. — Nach einem in Thätigkeit und in Genüſſen verbrachten Tage, ſinkt eine Welt um mich her zur Ruhe, und wird erwachen, morgen einen ähnlichen Zirkel zu durchlaufen. Ich — ich verlaſſe am Morgen mein Lager, ohne zu wiſſen, warum? Ich ſuche es am Abend wieder, ohne einen Zweck vor mir zu ſehn, zu dem ich ausruhen möchte. — Heimfeld!

Hätteſt du eine Ahnung von meiner Lage, meinen Gefühlen! — Ich mag ihm nicht mehr ſchreiben; ich mag nicht Theilnahme erbetteln. Und doch — Eine Zeile von ihm, die mir ſagte, daß er noch mein Freund iſt, — und mein Muth, meine Spannkraft kehrte wieder; ich wäre von dieſer geiſtigen Schwindſucht geheilt, die meine Seele verzehrt.

Ha, hätte ich Muth und Kraft, ich würde ſie anwenden, alle Hinderniſſe zu durchbrechen, Muſarion wiederzuſehn, und müßte ich mir den Kopf an ihrer Schwelle zerſtoßen. — Nur noch Einen Blick in ihr ſanftes, zärtliches Auge; nur noch Einen Druck ihrer kleinen, weichen Hand, Einen Kuß der warmen Purpurlippe, die ſo ſüß zu küſſen weiß, Eine Minute der verfloſſenen Seligkeit! — Ich fühl' es wohl, ich würde unerſättlich ſeyn, und ſie zum zweitenmale zu verlieren, würde mich wahnſinnig machen. — Wahnſinnig? Mich dünkt, ich bin es ſchon! — Es iſt nur eine freundliche Täuſchung: ich bin es nicht! Wär' ich es, ſo wären alle Schmerzen meines Daſeyns getilgt! —

6.

Ich ſah ſie! Hat mich nicht ein Bild meiner irren Phantaſie getäuſcht, ſo ſah ich ſie, ſie — Welcher Name vermöchte auszudrücken, was ſie mir iſt! —

Als ich heute, wie ich täglich thue, in der Dämmerung an ihrem Hauſe vorüberſchlich — Es war verſchloſſen, unerleuchtet, todt, wie es ſeit unſrer Trennung immer iſt. Aber als ich den Blick zu dem

Fenſter ihres Boudoirs verſtohlen erhob, zu jenem Fenſter, an das ſie oft flüchtete, wenn meine Liebkoſungen auf dem Sopha zu ſtürmiſch wurden; — zu jenem Fenſter, an dem eine zärtliche Aeußerung, die ihr entwiſchte, mich ſo feurig begeiſterte, daß ich der lauſchenden Nachbarn und der Vorübergehenden vergaß, und ſie an meine Bruſt ſchloß — Verwirrt, mit glühendem Geſichte riß ſie ſich los und floh, floh ins Nebenzimmer; ich folgte ihr und — es ward der glücklichſte Tag meines Lebens, der Tag, deſſen Andenken — Vorüber! Ich ertrag' es nicht.

Als ich furchtſam das Auge zu jenem Fenſter erhob, fand ich es nicht, wie immer bisher, verhangen. Eine weibliche Geſtalt, ſie ſelbſt, gewiß ſie ſelbſt, ſtand hinter demſelben; ich glaubte zu ſehn, daß ſie die Augen trocknete. — Ich ſtreckte ihr die Arme entgegen, ich ſank aufs Knie -- Plötzlich hörte ich einen lebhaften Ausruf und der Vorhang ſank nieder. Ich blieb mit ausgebreiteten Armen knieend — Ein Vorübergehender weckte mich. Ich ſprang auf; ich hätte ihn anfallen mögen, aber glücklicher Weiſe kehrte meine Beſinnung zurück, und ich ſchlich beſchämt nach Hauſe.

7.

Wie kurz iſt die Geſchichte des verfloſſenen Tages! Ich fühlte mich heute ſo unglücklich, wie geſtern; — und wie ich morgen und übermorgen, und alle künftige Tage meines Lebens mich fühlen werde. Aber hängt es denn nicht von mir ab, die lange Folge unglücklicher Tage, der ich, wie einer

Proceſſion von bleichen Geſpenſtern entgegen ſehe, durch Einen, durch einen einzigen muthvollen Entſchluß —

· Es iſt wahr, mich ſchaudert bei dem bloßen Gedanken des Selbſtmordes. Ich lernte ihn von Jugend auf als das Entſetzlichſte aller Verbrechen betrachten. — Gab es denn nicht auch eine Zeit, da mir alle die Abgeſchmacktheiten, denen zufolge man mich ins Kloſter warf, unerſchütterliche Wahrheiten ſchienen? — und wie lächerlich ſind ſie mir jetzt! Sicher iſt auch mein Entſetzen vor dem Tode durch eigne Hand, blos ein angeſchwatztes Vorurtheil. Einem Kerker entrang ich mich; das Leben iſt mir ein zweiter: ich durchbreche ihn auch! — Aber daß ich aus dem Kloſter brach, ſtürzte mich in größeres Elend, als das war, dem ich entging: wie wenn das auch hier die Folge — Ha, gibt es ein zweites Daſeyn, ſo giebt es auch ſicher neue Mittel, ſich deſſelben zu entledigen, wie des gegenwärtigen — Vielleicht um in ein drittes, noch quaalvollres zu ſtürzen? Eine Ewigkeit, während deren man ſich unaufhörlich ſelbſt — — Ich mag den ſchrecklichen Gedanken nicht verfolgen! Er führt zur Raſerei. Und doch — wer weiß, ob alle meine Zweifel etwas anders ſind, als Ausflüchte der Feigheit! —

8.

Verloren in meine trübſeligen Betrachtungen, gerieth ich heute Nachmittag, ohne es zu wollen, auf die öffentliche Promenade. Tauſende gingen mit frohen Minen um mich her, dem Genuß der Geſelligkeit in der freien Natur entgegen. Ich floh ſo ſchnell ich konnte, in den Thiergarten. Ermüdung und Durſt trieben mich, nach langem Herumſchweifen, zu einem Gaſtwirthe. Ich wählte mir die dunkelſte Baumniſche ſeines Gartens, um auszuruhn: drei Minuten nachher fanden ſich in die anſtoßende, ein junges Mädchen und ein Jüngling ein, der wahrſcheinlich ihr Geliebter war. Ich hörte ſie flüſtern, tändeln, küſſen — Eilend ſucht' ich mir einen andern, noch verſtecktern Ort: kaum hatte ich ihn gefunden, ſo hüpften fünf oder ſechs Kinder herbei, neckten ſich, lachten, lärmten, erzählten von den Vergnügungen, die ſie genoſſen hatten, von denen, die ſie hofften. Ich Einſamer lief hinaus in den Wald; im Dickigt warf ich mich ins Gras, ſah mit thränenden Augen

gen Himmel: — Im Wipfel einer Eiche ſchnäbelten ſich girrend zwo wilde Tauben. In einem andern Baume ſchlug ein Finke laut auf: ein andrer antwortete. Vor mir gaukelten vier Schmetterlinge um einander her. Im Graſe, ſpielten glänzende Würmchen und Käfer hin — „Nur ich, ich allein bin das verworfene Weſen in der Natur, rief ich aus, das verlaſſen und einſam daſteht, und kein anderes findet, dem es ſich freudig hingeben, das es an ſeine Bruſt drücken könnte! dem keine Freude des Lebens blüht!“ Mit Thränen im Auge ſtand ich auf und ſchlich in der drückenden Hitze den weiten Weg nach meiner Wohnung zurück. — Unglück, ſagt man, beſſert. Nein, es verſchlechtert; es tödtet das Wohlwollen. Oder iſt das etwa nicht ein Beweis meiner Depravation, daß mir der Anblick fremder Freude unerträglich geworden iſt?

9.

„Sie will mich nicht verlaſſen?“ Und ſie konnte es vom Zufalle abhängen laſſen, ob ich ſie wiederſah! — „Sie iſt ewig die Meinige; ſie kann eher aufhören zu athmen, als mich zu lieben! —“ und indem ſie das ſagt, entweicht, entſchlüpft, entſchwindet ſie, wie der Traum, den ihr Kuß auf meine Stirn, von mir verſcheuchte. Iſt der Vorgang, den ich erlebt zu haben glaube, Wirklichkeit, oder — hat ſich ſchon ein wohlthätiger Wahnſinn meiner Seele bemächtigt, und verzückt mich in Schöpfungen des Glücks, das mir auf dieſer Erde nicht mehr zu Theil werden kann? —

Muſarion! Muſarion! Du einziges Weſen, in dem allein für mich die Welt, alles Weſen, alle Wirklichkeit da iſt! Nur weil du ein Theil, weil du die Krone der Schöpfung biſt, hat ſie Werth für mich, freut ich mich, noch zu ihr zu gehören! Der Tod hat mir nichts Schreckliches, als daß er mir die lezte Möglichkeit rauben würde, wieder Dir anzugehören, Dich jemals zu beſitzen!

Er war der Gegenſtand jener ſeelenzerreiſſenden Phantaſien, die mich aus einer Wildniß des Thiergartens in die andre jagten. Ich glühte, ich weinte, ich rang die Hände, ohne zu wiſſen, was ich that. Nur dunkel erinnere ich mich, gebahnte Heerſtraßen durchkreuzt zu haben; ganz dunkel, daß eine Viertelſtunde lang, Neugierige mich verfolgten, mir nachſchrieen: ohne Zweifel verrieth mein irrer Blick, mein Gang, mein lautes Weinen, die Zerrüttung meiner Seele. Kein Ausweg aus meinem Elende ſchien mir übrig, als mich der Vernichtung in den Schooß zu werfen. Ich hätte es ohne Verzögern gethan, aber dann — dann — mußte ich dir ja auf ewig entſagen! Ermattet, völlig erſchöpft, ſink' ich endlich zu Boden, in einer Gegend, die mir von jeder menſchlichen Spur weit entfernt ſcheint. Eine allgemeine Erſchlaffung entfeſſelt meine Glieder: ich glaube zu ſterben, indem ich die Augen ſchließe: aber ich entſchlummere nur. — — — —

Eine Berührung meiner Stirne ruft mich ins Bewußtſeyn zurück; — ich fühle eine zweite, doch ohne die Augen zu öffnen; — eine dritte, von der ich erkenne, daß ſie ein Kuß iſt. Ich blicke langſam auf: —

Muſarion kniet neben mir im Graſe; Thränen rollen über ihre Wangen herab; ſie drückt noch einen Kuß auf meinen Mund, meine Hand an ihre Bruſt. — Ich richte mich mühſam auf; ich blicke ſie an mit der Ruhe der lezten Mattigkeit; ich ſchlinge die Arme um ſie. — „Ach, Muſarion, ſage ich langſam und leiſe. — Ich hatte einen ſchweren Fiebertraum: ich glaubte, Du ſeiſt mir entriſſen!“

„Anton, Anton! ruft ſie, und rüttelt mich am Arme: Ich hoffe, Du biſt nur noch ſchlaftrunken, daß Du ſo ſprichſt! Aber, wie ſiehſt Du aus! Wie zerrüttet! Anton, ehre Dich ſelbſt um meinetwillen! Du biſt die lezte, höchſte, einzige Hoffnung meines Lebens! — “

Plötzlich ſpricht jemand in der Nähe. Sie fährt erſchrocken auf und ſieht ſich um.

Noch einen Kuß drückt ſie dann auf meine Stirne und ruft, — ruft die Worte, die noch immer tauſend Stimmen in meiner Seele wiederholen, die mir aus jedem Winkel meines Zimmers entgegentönen: „Ewig die Deinige! Lieber dem Leben entſagen, als Dir!“ und ehe ich nur den Gedanken faſſen kann, ſie aufzuhalten, ſchlüpft ſie in eine offenſtehende Gartenthüre und ſchlägt ſie hinter ſich zu. Ich ſpringe auf, ich will ihr folgen, die Thüre ſprengen: da höre ich die ernſte Stimme ihres Vaters. — Er iſt ſo gut, dieſer Mann, und m.: hat das Schickſal eine ſo ſchwere Verſchuldung gegen ihn aufgelaſtet! Beſchämt ſchleiche ich fort. — Doch vorher ſeh' ich mich um, den Platz wieder zu erkennen. Ich erinnere mich, daß ich in einer Wildniß niederzuſtürzen glaubte: ich erſtaune zu ſehn, daß die

Heerſtraße zehn Schritte bei mir vorübergeht, daß ich nur hinter einem vorſpringenden Buſche, dicht vor einem Gartenthore gelegen hatte. —

10.

Sie will mich nicht verlaſſen? Sie iſt ewig die Meinige? Und doch ſind ſchon mehr als dreißig Stunden verfloſſen, ohne daß ich eine Sylbe von ihr gehört habe! Den Morgen bracht' ich in beſtändiger Spannung und Unruhe zu. Es ſchien mir ganz unausbleiblich, jezt, jezt müſſe ein Bote von ihr erſcheinen. Jeden Augenblick glaubt' ich ein leiſes Pochen an der Thüre zu hören. Ich riß ſie auf, und immer ſtand ich vor der leeren Treppe da: mehr als einmal war ich im Begriff, mich über ſie herabzuſtürzen;

aber — in der nächſten Minute konnte ja das erwartete Billet erſcheinen. — Nachmittags hielt ich es nicht länger aus. Ich gab jede Hoffnung auf, Nachricht zu erhalten. Mir fiel ein, daß Muſarion ſie vielleicht von mir erwartet habe. — Sie weiß ja, daß ich ihrem Vater verſprochen habe, ihr nicht zu ſchreiben!

Ich ſtürmte in den Thiergarten hinaus, an den Platz, wo ich geſtern die himmliſche Erſcheinung hatte. Die Gartenthüre ſtand weit offen. Eine mir ganz fremde Familie trank vor derſelben ihren Coffee. Ich eilte vorüber. Auch der Platz alſo iſt mir geraubt? — Ach, ich habe nichts, nichts mehr in der Welt, als die Hoffnung auf ein Grab! —

11.

Sonderbar! Eine mir längſt fremd gewordene Zuverſicht und Heiterkeit erfüllt meine Seele! Mir iſt, als wären alle Beſorgniſſe und Laſten meines Lebens gehoben, — als ſähe ich den Weg deſſelben ſich über eine weite, blühende Ebne in ſchönen Krümmungen vor mir hinſchlängeln. Ich fühle wieder Muth und Kraft, das Höchſte zu verſuchen: — und woher dieſes alles? Hat ſich meine Lage verändert? Iſt mir ein unerwarteter Glücksfall begegnet? Nein! — Doch ja, ja, einer der beſeligendſten, welchen die einförmige Geſchichte des Menſchenlebens anbieten kann! Ich habe eine theilnehmende Seele — ich habe einen Freund gefunden! Wunderbare Wirkung der Mittheilung, des Mitgefühls! Ich habe Gelegenheit gehabt, meine Leiden zu klagen, und mir iſt, als wären ſie gehoben! — — — Wie aber, wenn das, was ich für Theilnahme hielt, nichts als Neugier war? Wenn der Mann, an deſſen Bruſt ich mich warf, indeß ich mich ihm ganz hingab, und mich ſo beglückt fühlte, — mich nur als eine ſeltne Erſcheinung beobachtet hätte? — Pfuy! Pfuy! Weg mit dem Billingſchen Gedanken! Er iſt mir gewogen! Er hatte mehr als einmal Thränen im Auge! Er —

Er? — Er? — Weiß ich doch nicht einmal ſeinen Namen, und ich gab ihm mein unbegränztes Vertrauen hin? — Was liegt an dem Worte, an den Tönen, mit denen man ihn in der Geſellſchaft bezeichnet: ſah ich nicht ſein Herz in ſeinen Blicken? Müßte man unter den Menſchen ſo argwöhniſch leben, wie unter reiſſenden, nachſtellenden Thieren, dann wäre nichts übrig, als aus der Geſellſchaft jener zu fliehen, wie aus den Wäldern, die dieſe bewohnen.

Eine Stunde ſpäter.

Die Ungewißheit läßt mich nicht ruhen! Gut ich will die ſchlafloſen Stunden dazu anwenden, mir meine ganze Begebenheit, mit allen ihren einzelnen Zügen aufzuzählen. Wenn ich ſie dann morgen mit kälterem Blut leſe: — dann werd' ich beſſer im Stande ſeyn, zu beurtheilen, ob ich trauen darf.

Als ich heut in das Hotel kam, in dem ich zu ſpeiſen pflege, fand ich einen Platz neben dem meinigen bezeichnet. Die Erſcheinung fiel mir auf, da gewöhnlich die nächſten Stühle leer bleiben. Ich betrachtete die ſchon verſammelten Gäſte, die ſich in kleinen Gruppen unterhielten. Ich fand verſchiedne Fremde unter ihnen. Am meiſten fiel mir ein Mann von etwa dreißig Jahren auf, der mit einem vollen, wohlgebildeten Geſichte, eine ſehr wohlwollende Mine, aber einen bedeutenden, faſt möcht' ich ſagen, niederdrückenden Blick verband. Sein ſchwarzes Auge blitzte und brannte. Die Anweſenden ſchienen ihm Achtung zu bezeigen. Noch betrachtete ich ihn, als er plötzlich auf mich zu kam und den bezeichneten Sitz einnahm. Das Geſpräch bei Tiſche war, wie gewöhnlich, ſehr lebhaft; doch er nahm keinen Theil daran. Als es am lauteſten wurde, redete er mich an. Was er mir ſagte, weiß ich nicht mehr; aber deſſen erinnere ich mich wohl, deſſen werd' ich nie vergeſſen, wie leicht er ſich meines Herzens, meines Vertrauens bemächtigte. Wunderbar ſcheint mir die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes, wenn ich daran denke! Wir ſprachen anfangs nur von ganz gleichgültigen Dingen: aber er wußte jeder ſeiner Antworten eine ſolche Wendung zu geben, ſie ſo auszudrücken: ich konnte nicht anders, als ihm aus meinem Herzen antworten. Tauſend Blicke ließ ich ihn in daſſelbe thun. Mehr als einmal fing ich an, ihm meine Geſchichte zu erzählen: dann aber unterbrach er mich ſchnell, ſah unſre Nachbarn an, dann lächelnd mich, und that eine ganz abweichende Frage.

Unſer Geſpräch war ſo lebhaft und warm geworden, daß es uns noch auf unſern Plätzen erhielt, als ſchon alle andre Gäſte weggegangen waren. Jetzt ſtand auch er auf: faſt wehmüthig ſah ich ihn an. In dieſem Augenblicke fühlt' ich wieder mit Schmerz, daß wir einander fremd waren. Ich konnte kaum den Muth faſſen, ihn zu fragen, ob wir uns nicht wiederſehen würden? — aber indem ich es thun wollte, ſchlug er mir einen Spaziergang vor. Ich nahm ihn begierig an.

Indem wir durch die Stadt hingingen, bemerkte ich, daß viele der Begegnenden meinen Begleiter ſehr aufmerkſam betrachteten. Viele grüßten ihn achtungsvoll; andre ſahen ihn mit Blicken voll Zorn an, und erzwangen höhniſche Minen. Er ſchlug, wenn er es ſah, lächelnd die Augen nieder und blickte dann wieder ſo froh und unbefangen auf, als vorher. Ich konnte keine Wendung finden, ihn ohne Unbeſcheidenheit um eine Erklärung zu bitten.

Wir ſchlugen den einſamſten Gang des Thiergartens ein. Jezt bracht' er ſelbſt das Geſpräch auf meine Geſchichte. Ich erzählte — Nein! Ich goß ſie aus meinem Herzen vor ihm hin, vollſtändiger als ich ſie ſelbſt Muſarion erzählt habe; — ich glaube, ſogar vollſtändiger, als ich ſelbſt mich ihrer vorher bewußt war, denn ich ſprach in einer Begeiſterung, die tauſend Umſtände hell vor meine Seele rief, die ſonſt nur im tiefen Schatten ſchlummerten. Ja, ließ ich, ohne es zu wiſſen, eine Lücke: er bemerkte ſie und wußte mir durch Fragen eine Ausfüllung abzugewinnen, die mir ſelbſt zuweilen neue Aufſchlüſſe gab. In manchen Augenblicken ſchien es mir, als wiſſe er ſchon alles, was er mich erzählen ließ: aber das konnte nur Täuſchung ſeyn.

Als ich ihm die Ideen von der menſchlichen Geſellſchaft mittheilte, mit denen ich aus dem Kloſter entſprungen war, lächelte er; — als ich ihm meine verzehrende Liebe zu Muſarion ſchilderte, ſchien er ernſter und nachdenkender zu werden, ich glaubte ihn ſogar ſeufzen zu hören; — als ich zuletzt auf meine hülfloſe Lage, auf meine Hoffnungsloſigkeit, auf meine Verzweiflung kam: —

„Getroſt, lieber Freund,“ ſagte er, indem er mir die Hand drückte, „alles das ſind nur Gaukeleien der Phantaſie. Die menſchliche Geſellſchaft iſt nicht ſo ſchön, als ſie Ihnen die Phantaſie bei Ihrer Flucht malte; ſie iſt aber auch nicht ſo verworfen, unglücklich, drückend oder ſchaal, als ſie Ihnen jetzt erſcheint. Ihre vormaligen Erwartungen von Glück, waren Träumerei; doch Ihre jetzige Lage iſt nicht hoffnungslos.

Sie haben Talente und Ihre ganze Jugendkraft noch beiſammen: das iſt die Hauptſache. Günſtige Umſtände, beide anzuwenden, fügen ſich von ſelbſt, oder können herbeigeführt werden. Vertrauen Sie Ihrem Geſchicke muthig, und wenn Sie irgend eine fröhliche oder melancholiſche Stimmung zu heftig ergreift, ſo ſeyn Sie jedesmal gewiß, daß Sie — eine bloße Viſion haben. Es giebt in dem frühen Jünglingsalter eine Periode, in welcher die Stimme zwiſchen dem hohen Tone des Knaben und dem tiefen der Männlichkeit ſchwankt, und unaufhörlich aus dem einen in den andern übergeht. Einige Jahre ſpäter tritt bei talentvollen Köpfen eine ähnliche Periode für den Geiſt ein, in welcher Phantaſie und Verſtand in der Seele um die Herrſchaft ringen. Jezt umſtralt ſie alles mit einer Glorie; wohin man blickt, entdeckt man Seligkeit, und von ihr bis zur Begeiſterung berauſcht, dünkt man ſich ein Halbgott, traut man ſich Kraft genug zu, eine Welt im Sturm zu erobern. Da tritt der ernſte Verſtand hinzu, löſcht ihre Fackel und plötzlich ſieht man ſich auf dem offenen Markt der Alltäglichkeit, ſieht das Ganze, das ſo majeſtätiſch blendend ſchien, in kleinliches, elendes, mattes Detail zerfallen, und fühlt ſich dabei ſo tief gedemüthigt, ſo klein, daß der Held, der eben noch muthig gebietend auftrat, kaum Zuverſicht genug hat, dem erſten Begegnenden in die Augen zu blicken. Ein andermal hat der Verſtand mit kühler Sorgfalt einen Plan entworfen, einen ſichern Weg zu einem wichtigen Ziele berechnet: — plötzlich ſchwingt ſie ihre Fackel hoch empor! Sein weiſeſter Zuruf ſcheint eine ſchaale, mattherzige Plattheit, und geblendet ſtürmt man fort, einem hinwehenden Meteore nach, das unvermuthet verſchwindet und uns in einem Sumpfe zurückläßt, aus dem uns der Verſtand nur mit Mühe zu retten vermag. Dieſe Lebensperiode, mein Freund, iſt eine ſehr gefährliche Zeit, aber zugleich eine ſehr köſtliche; die Zeit der Thorheiten, aber auch die des lebendigſten Genuſſes. Es kommt eine andere, in welcher man nur die Herrſchaft des Verſtandes anerkennt; in welcher die Seele eine feſte und bleibende Stimmung gewinnt; da man ungeirret einem beſtimmten Ziele entgegen geht, es nie über ſeinem Werth, und nie unter demſelben ſchätzt; da man —

— „Vielleicht, unterbrach ich ihn furchtſam, „nur deshalb nicht mehr flattert, weil man ſeine Flügel gebrochen fühlt? Nicht mehr ſich glücklich träumt, nicht mehr ſich ohne Anlaß abhärmt, weil Einbildungskraft und Gefühl erſtorben ſind?“

Dafür heißen Sie dann, erwiederte er lächelnd, ein geſetzter, vernünftiger Mann.

„Ach, rief ich aus, Vernunft aus Unmacht iſt ein klägliches Verdienſt!“

Aber glauben Sie mir, entgegnete er ſehr ernſthaft, der Kalte genießt wirklich, wo der Schwärmer ſich nur Genuß erträumt, mit leerem Munde käuet.

„Es iſt die Frage, welches glücklicher macht.“

Am glücklichſten iſt ohne Zweifel derjenige, der ſich in der Periode der Phantaſie zwingt, der Vernunft zu gehorchen. Ihm bleibt die erſte auch dann noch lebendig und kraftvoll, wenn ſie längſt den Herrſcherſtab an die lezte abgetreten hat. Jene verherrlicht dann, was dieſe wirklich gewährt. —

Indem er das ſprach, ſtanden wir vor einem ſchönen Hauſe. Er ſagte mir, daß er ſeine Wohnung in demſelben habe, bezeichnete mir ſeine Zimmer und ladete mich ein, ihn morgen wieder zu einem Spaziergange abzuholen. — Ich ahne, daß ſeine letzten Worte eine wichtige Wahrheit enthalten, aber ich *ahne* es nur. — Doch wer iſt dieſer Mann, der einen ſo durchdringenden Verſtand mit ſo lebendigem Gefühl verbindet? Der alle Täuſchungen des Herzens und der Phantaſie durchſchaut, und ihnen doch noch nicht abgeſtorben ſcheint? —

12.

In der vorigen Nacht hatte ich beim Schreiben den Lauf der Stunden vergeſſen. Indem ich das lezte Wort hinzeichnete, überraſchte mich der Nachtwächter mit dem Ausrufen der dritten Stunde; jezt fühlte ich mich erſchöpft und eilte ins Bett. Lange drückt' ich es, ohne Schlaf zu finden; dafür iſt heute mein Kopf ſehr wüſt und ſchmerzt mich.

Mein Unbekannter erſchien heute nicht in dem Wirthshauſe, und ich verſank bei Tiſche in meine gewöhnliche Träumerei. Plötzlich hört' ich mich zu einer Entſcheidung aufrufen. Erröthend geſtand ich, ich wiſſe nicht, wovon die Rede ſey. — „Ob der berühmte D. ein gewiſſes Werk geſchrieben habe?“ — Ich verſicherte, ich wiſſe das nicht. — „Sie wiſſen das nicht, und ſind doch ein ſo genauer Bekannter von ihm?“ — Ich hab' ihn in meinem Leben nicht geſehn. — „Sie gingen ja geſtern den ganzen Nachmittag mit ihm Arm in Arm ſpazieren?“ — Wie? fuhr ich faſt erſchrocken auf, das war D.? — —

Man lachte über mich und das Geſpräch ging ſeinen raſchen Gang fort. Ich hörte wenig davon, denn ich war zu ſehr erſtaunt, in meinem unbekannten Freunde einen Mann zu finden, der längſt meine Bewunderung und meine Neugier erregt hatte. Mir war, als hätte ich in der Zerſtreuung einen bunten Stein aufgenommen, und erführe jezt, daß ich dadurch in den Beſitz eines unermeßlichen Schatzes gekommen wäre. — Der mannigfaltige Ausdruck in den Blicken, die ich geſtern auf ihn werfen ſah, war mir erklärt. Der edle Mann hat für Recht und Wahrheit geſtritten: wie ſollten alle Guten ihn nicht ehren, alle Böſen ihn nicht haſſen? Auch Billing pflegte mit Bitterkeit von ihm zu ſprechen; er ſchien ihn zu beneiden, und wir zankten uns oft über ihn. — —

Troß meiner warmen Liebe für ihn war ich beklommen und verlegen, als ich in ſein Zimmer trat. Er bemerkte es, und fragte mich um die Urſache.

„Sie ſind Herr D.!“ ſagte ich ſchüchtern.

Freilich; aber da Sie zu keiner der Menſchenclaſſen gehören, mit denen ich in Feindſchaft lebe, wie kann mein Name Sie verſtimmen?

„Verſtimmt hat er mich nicht, aber — Sie ſtehen ſo hoch über mir.“

Das iſt ſehr ungewiß, antwortete er lachend. Ich habe mehr geleſen, gelernt, erfahren als Sie, aber wer weiß, ob Sie nicht unendlich mehr Talente beſitzen, als ich, und vielleicht bald auf mich herabſehn. Doch laſſen wir die Poſſen, ſezte er ernſthafter hinzu. Sie ſind ein guter, fähiger, junger Menſch, der Rath und Hülfe bedarf. Ich bin älter als Sie, glaube auch gut zu ſeyn, und will ſehn, ob ich Ihnen nützlich werden kann. Das iſt unſer Verhältniß. Haben Sie freundſchaftliches Zutrauen zu mir.

Apropos, ſezte er nach einiger Zeit hinzu; Sie glaubten ganz verlaſſen und einſam zu ſeyn: aber Sie haben Freunde und noch dazu, wie es ſcheint, ſehr aufmerkſame. Man hat uns geſtern mit einander gehen ſehn, und da habe ich eben ſchon ein Päckchen für Sie erhalten, ohne zu wiſſen, von wem.

Er reichte mir es. Ich riß es auf, und fand zwölf Louisd'or darin, und folgenden Zettel von unbekannter Hand:

„Die beigehende Summe werden Sie monatlich erhalten, ſo lange Sie es bedürfen und Herr D. mit Ihnen zufrieden iſt. Bemühen Sie Sich, ſeine Freundſchaft zu erwerben und zu erhalten, und folgen Sie ſeinem Rathe. Es bittet Sie jemand darum, dem Ihr Wohl ſehr am Herzen liegt.“

Mehr erſtaunt als erfreut, las ich dieſe Zeilen dreimal durch, und reichte endlich D. das Blatt ſchweigend hin. Er las es, und ſah mich ſtarr an, als wolle er auch in meiner Seele leſen. Er ſchien nicht unzufrieden mit dem, was er auf meinem Geſichte fand: Freude und Beſchämung. Er wünſchte mir Glück, daß ich jezt muthig wieder Pläne entwerfen könnte und griff nach dem

Hute. Mit tief bewegter Seele that ich es auch, und wir traten unſern Spaziergang an.

Lange gingen wir neben einander hin, ohne zu ſprechen. Je mehr ich über das Geſchehene nachdachte, deſto inniger rührte es mich. Guter Gott! rief ich endlich aus, womit hab' ich das Glück verdient, ſolche Theilnahme zu finden! Wer kann mein großmüthiger Freund ſeyn, wenn Sie Herr D. —

„Nicht doch! unterbrach er mich. Ich bin Schriftſteller und lebe von meiner Feder; die trägt ſo viel nicht ein, daß ich etwas ſo Beträchtliches abgeben könnte. Ich verſichre Sie bei meiner Ehre, daß Sie mir dieſe Unterſtützung nicht verdanken. Doch genug davon! Denken wir daran, ſie gut zu benutzen, damit Sie ihrer nicht lange bedürfen. Was für eine Beſtimmung haben Sie gewählt?“

Betroffen ſah ich ihn an. Mir war, als hätte er mich plötzlich umgewandt, und mir ein Ungeheuer gezeigt, das mir nachſtürzte, um mich zu verſchlingen, indeß ich hinſchlich, und mich über die Dornen an meinem Wege härmte. In der That! Kann man ſich etwas Thörichteres denken, als mein Verfahren? Ich zanke mit der Gegenwart, trage ſchwer an den Leiden, die ſie mir auferlegt, und — vergeſſe darüber, daß ich mir eine unendlich ſchrecklichere Zukunft bereite. Ich fühl' es, hätte ich dieſe nicht aus den Augen verloren, die Gegenwart wäre mir ziemlich erträglich geweſen. Wer mit Anſtrengung an dem Ausführen eines Planes arbeitet, dem ſind die Beſchwerden, die ihn umgeben, nur Kieſel eines Pfades, auf den man der Geliebten entgegen fliegt: man fühlt ſich kaum von ihnen verlezt, man hält ſich nicht auf ſie anzuſehn, und im nächſten Augenblicke ſind ſie vergeſſen. Nur der wahrhaft Ernſte, ſagte Heimfeld mir einſt, kann wahrhaft leichten Sinn beſitzen.

D. ſchüttelte höchſt unzufrieden den Kopf, als er hörte, daß ich noch ganz unbeſtimmt war. Als ich ihm geſtand, daß ich meine Lehrmeiſter abgedankt hatte: —

Wiſſen Sie wohl, ſagte er mit ſehr ſtrengem Tone, daß Sie auf dem Wege zur ärgſten Verworfenheit waren? Sorgloſer Unbedacht und Planloſigkeit ſind Keime, aus denen ſich jedes Laſter entwickeln kann. Im Drange der Noth geht man plötzlich aus der Schlaffheit zu fieberhafter Energie über: thut das Erſte was ſich darbietet, und gewöhnlich iſt das ein Verbrechen; ſelten nur eine Thorheit. Wer aufs Gerathewohl durchs Leben geht, ſtürzt bald in einen Abgrund, oder verdient doch faſt dieſes Schickſal.

Er bemerkte, daß ich zerſchmettert vor ihm ſtand, und kaum wagte, die Augen aufzuſchlagen. Mit ſanfterer Stimme fuhr er fort zu ſprechen, entwarf mir einen Studienplan, und nahm mir das Verſprechen ab, morgen neue Lehrer zu ſuchen.

— Es iſt wahr, ich fühlte mich in den lezten Wochen ſo kraftlos und gebrochen, daß ich mich ſehr oft ſelbſt gefragt habe, ob ich denn in der That derſelbe wäre, der einſt ſo fürchterlichen Gefahren Troz bot, um in dieſe Welt zu gelangen? — in der ich nicht weiß, was ich anfangen ſoll. Ich fühlte dann: wäre ich von den Menſchen bedrängt worden, hätte ich gegen Bedrückungen zu kämpfen gehabt, ich wäre wieder geweſen, was ich vormals war: aber daß ich nicht gekränkt, daß ich überſehen wurde, lähmte meinen Geiſt. Ja, es iſt unendlich leichter, den Menſchen zu trotzen, mit ihnen zu ringen, als ihrer zu entbehren, oder ſie zu gewinnen! —

Einige Tage ſpäter.

Welch ein Zauber liegt in der Thätigkeit, in der heitern Anwendung ſeines Vermögens! Der größte Genuß, den das Daſeyn anbietet, iſt das rege Bewußtſeyn unſrer Kraft, indem wir durch ſie wirken! Ich glaube die Allſeligkeit Gottes beſteht nur in dem Gefühl ſeiner Allmacht. Indem er Welten hervorbringt und ſie erhält, genießt er ſeines Daſeyns durch Uebung ſeiner Kraft. Ein müßiger Gott wäre das unglücklichſte Weſen. Unangewandte Kraft iſt eine furchtbare Laſt. —

Seltſame Dinge, die ich da niedergeſchrieben habe: aber ich halte ſie für wahr. Seitdem ich wieder thätig bin, und einem beſtimmten Ziele entgegen gehe, ſcheint mir alles um mich her, trefflich, unverbeſſerlich. Selbſt am offenbaren Gebrechen weiß ich Seiten herauszufinden, die mir ſie nützlich und gut ſcheinen laſſen. Alle Menſchen dünken mich gut, zuweilen ſogar alle glücklich. Selbſt ihr unbefangner Egoismus, der mir ſo gehäſſig war: jezt kommt er mir faſt weiſe vor. — Ich träume wie vorhin, aber einen glücklichen Traum. Gelänge es mir noch, Muſarion — Ach, meine Viſion von Glück verſchwindet, bei dem bloßen Gedanken an ſie!

Ich hatte mich in den Tagen meiner Seelenkrankheit, — anders mag ich die Zerknirſchung und Verzweiflung nicht betrachten, die ſich meiner bemächtigt hatte, — von allen meinen Bekannten entfernt. Meine Liebe zu Muſarion und meine Trennung von ihr, machten anfangs in unſerm Zirkel ſo viel Aufſehen, daß die meiſten nicht wußten, wie ſie ſich gegen mich benehmen ſollten. Als ſie mir wieder näher traten, war ich ſchon zu krank, um ihnen nicht aus dem Wege zu gehn. Ich nahm keine Einladungen an; ich bog um die nächſte Ecke, oder ſah weg, wenn ich einem Bekannten begegnete. D. hat mich wieder in die Geſellſchaft eingeführt, aber freilich in Zirkel, die ganz von meinem vorigen verſchieden ſind. Dieſer beſtand faſt nur aus jungen Weibern, und ihren

Vätern, Männern und Liebhabern; D. hat mich zu Männern geführt, deren Frauen und Töchter zu ihnen gehören: das ſcheint ziemlich einerlei, aber es iſt ſehr verſchieden. Vorher lernte ich Menſchen kennen, deren höchſte Beſchäftigung das Treiben des Lebens war, und die ſich nur darum einige Kenntniſſe erwarben, weil man dadurch in Stand geſezt wird, geiſtvoller zu genießen, und ſich ein ſtattlicheres Anſehen zu geben; jezt — Leute voll Ernſt und Thätigkeit, die nur zu genießen ſcheinen, um mit neuer Kraft zu wirken: eine Menge berühmter Gelehrten und geachteter Geſchäftsmänner.

Das Wichtigſte indeß, was mir dieſer Umgang gewährt, iſt der Anlaß, den er D. giebt, mir ſeine Einſichten und Bemerkungen mitzutheilen. Er ſcheint ſo feiner und großer Menſchenkenner, als Billing, aber ſeine Menſchenkenntniß ſtößt nicht zurück, erbittert nicht, vermuthlich weil er ein beſſeres Herz beſitzt. Auch er ſieht überall Schwächen, aber er verſpottet ſie nicht; er belächelt ſie höchſtens. Billing triumphirte, wenn er die kleine, runzlichte, unſaubre Wurzel aufzeigen konnte, aus der dieſe oder jene prunkende Blume heraufgeſtiegen war, und verachtete dieſe um ihres Urſprunges willen. D. ſieht die Wurzel auch, indem er die Blüthe betrachtet, aber er ergetzt ſich nur an der Verſchiedenheit beider und freut ſich ihrer. Billing wurde von den Weibern gefürchtet und gehaßt; D. ehren, lieben und ſuchen ſie. Wüßten ſie indeß, wie ſcharf er ſieht, ich glaube, es würde manche ein kleines Grauen anwandeln, wenn ſie ihm nahe kommt.

Geſtern gingen wir mit einander zu einem glänzenden Balle. Hundert liebliche, entzückende Geſtalten mit halbentſchleierten Reitzen, ſchwebten einher und bezauberten alles. Ich genoß lange in einer Art von Verzückung des hinreiſſenden Schauſpiels. Endlich warf ich einen Blick auf D. Auch er ſchien zu genießen, aber mit einer ruhigen Beſonnenheit, und um ſeinen Mund ſchwebte ein kaum ſichtbares, ironiſches Lächeln.

Ich fragte ihn leiſe um die Urſache dieſes Lächelns. „Ich bewundere, ſagte er, die unbefangene Offenheit unſerer Frauenzimmer. Sie enthüllen ihren Körper bis zur lezten Gränze des Sittlichen; ſie glauben nur Reize zu verrathen, und plaudern doch zugleich dabei, wenigſtens demjenigen, der ein wenig Anatomie und Pathologie ſtudirt hat, tauſend Geheimniſſe aus, deren Bekanntwerdung ſie halb in Verzweiflung ſtürzen würde. Alles an dem Aeußern des weiblichen Körpers iſt dem geübten Auge Symptom des innern Geſundheitſtandes: und die Damen treten ſo unverſchleiert einher, als wollten ſie dem Arzte vollkommne Rechenſchaft über ihr Befinden ablegen. Ja, ein Arzt iſt ein gefährlicher Geſellſchafter auf einem Balle! — Dieſes Frauenzimmer glaubt ihn durch ihr ſchwimmendes Auge, jenes durch ihren feurigen Blick zu bezaubern: er rathet bei jener auf die Erſchlaffung gewiſſer Eingeweide, bei dieſer auf ein ſehr reizbares Temperament, das leicht zu allem führen läßt. Ein drittes Mädchen erlaubt ihm, mit ihrer kleinen, zierlichen Hand zu tändeln; aber indeß er nur zu bewundern ſcheint, bemerkt er in der

Geſtalt der Nägel, die Lebhaftigkeit — ihrer Phantaſie und die Bereitwilligkeit, mit der ſie ſich dem Gange derſelben überläßt. Der Schwanenhals, die feinen Schultern, die dort zwanzig junge Lüſtlinge mit Seufzen betrachten, verräth ihm Schwäche der Bruſt. Der Oreaden-Wuchs, der ſchlanke Hüftenfall, den jene Grazie mit ſo ſtolzem Bewußtſeyn zur Schau trägt, ſagt ihm, ſie werde als Frau ſehr kränklich ſeyn, nur mit großer Gefahr einſt Mutter werden.“

Indem er ſo ſprach, wurde er von der Grazie angeredet: er war ganz Artigkeit und Gefälligkeit. Er miſchte ſich in das liebliche Gewimmel: ſchwimmende Augen und blitzende, Schwanen-Nacken und volle, üppiger Wuchs und ſchlanker, — allem ſchien er zu huldigen, von allem entzückt.

Was iſt das? Sollte ich wirklich nur in die Hände eines Argliſtigen gefallen ſeyn, indem ich einen Freund zu finden glaubte? Sollte der Mann, dem ich mich ganz hingab, ſich meiner nur deshalb zu bemächtigen geſucht haben, um mir das Theuerſte, das Einzige Gut meines Lebens deſto ſicherer zu rauben? Es wäre ſchrecklich; es wäre entſetzlich, und doch — iſt es nur zu wahrſcheinlich.

Als ich heute bei D. war, geriethen wir in ein ſehr lebhaftes Geſpräch. Indem er zugleich vor dem Spiegel einen Theil ſeines Anzuges in Ordnung bringen wollte, ſprang eine feine goldne Kette, die er um den bloßen Hals trägt. Er nahm ſie ab und ich bemerkte, daß ein Medaillon mit einem weiblichen Portrait an derſelben hing. Er ſchob es ſchnell in ſein Pult, unter einige Papiere. Bald nachher ging er hinaus, um ſeinem Bedienten zu rufen. Ich konnte dem Drange nicht widerſtehn, das Frauenzimmer kennen zu lernen, das einem D. ſo werth werden, ihn zu einer empfindſamen Tändelei verleiten konnte. Ich zog das Medaillon hervor — Welches Entſetzen! Es war — Muſarion, Muſarion ſelbſt, in demſelben ſtrohfarbenen Gewande gemalt, in welchem ich ſie zuerſt wiederſah, und das ihr Lieblingsputz ſchien. Um das Gemälde ſchlang ſich eine Wolke von Haar, — von ihrem Haar; — auf der Rückſeite ſtand: Ewiger Bund! —

Ich ſtand eine Minute lang wie gelähmt da; dann warf ich das Medaillon in den Pult zurück, ergriff meinen Hut und ſtürzte fort. Um die Welt hätte ich D's Rückkehr nicht erwarten können! — Wenn ich betrogen bin, wenn — O welch ein fürchterliches Geſchlecht ſind dieſe gebildeten Menſchen!

Je mehr ich alles überlege, deſto wahrſcheinlicher wird es mir, daß ich verrathen, gemisbraucht wurde; — betrogen von der Geliebten; hinterliſtig umſtrickt von ihrem Verführer. Ich erinnere mich jezt erſt, mit welcher Wärme Muſarion einmal von ihrem Freunde D. ſprach, wie ſehr ſie mit Erröthen bedauerte, daß er verreiſt war. Es war in den erſten Tagen unſers Wiederſehens. Er hingegen, — ſo oft ich, nach unſerm erſten Spaziergange ihrer erwähnte, brach er kurz ab. — Selbſt hat er nie von ihr geſprochen. Da er ſie kennt, genau kennt, wozu dieſe Heuchelei, wenn er nicht ein treuloſer, abſcheulicher, hinterliſtiger Betrüger wäre? — — Ach, Heimfeld! Nur Du biſt mir noch übrig, von allen Menſchen, die mein Herz und meine Hochachtung an ſich riſſen! — Du haſt mich verlaſſen! —

D. hat zweimal zu mir geſchickt, und mich eingeladen; er iſt heute, in meiner Abweſenheit, ſelbſt bei mir geweſen: — Nein, nein! Ich kann, ich mag ihn, ich darf ihn nicht ſehn. Was für eine Aufklärung iſt zwiſchen uns möglich? Trägt er nicht Muſarions Bildniß auf dem Herzen? Würd' er — Er!! — das thun, wenn er ſie nicht liebte, glücklich liebte? — Glücklich! Ha, in dem Augenblicke, da ich mir den ganzen Sinn dieſes Wortes denke, fühl' ich, ich könnte ihn ermorden! — Und wenn ich mir nach langem Anſtrengen eine Möglichkeit ſeiner Unſchuld herausgeklügelt, und ſie ſo lange ſtarr betrachtet habe, bis ſie mir eine Wahrſcheinlichkeit geworden iſt, dann — dann fühl' ich, ich könnte vor Schmerz über meinen Irrthum mein Leben abſtreifen, von mir werfen, wie ein zu enges Kleid, das mich wund drücket. —

Aber was tobe ich denn? Warum wüte und ſchmähe ich? — Ich — der ich kaum berechtigt bin, laut zu weinen? Hatte mich nicht ſchon vor meiner Geburt mein unwiderrufliches Verhängniß zum Elende verdammt? Ich verſuchte ſeinem Schluß zu entkommen: war das nicht ein Vergehen? — Nein, das war es nicht, dafür bürgt mir ein lebendiges Gefühl in meiner Bruſt! Aber — mit welchem Recht kann ich mit den Menſchen zürnen, wenn ſie auf mein Glück, auf die Seligkeit des wilden Eingedrungenen keine Rückſicht nehmen? — Ich entſpringe aus dem Kerker, zu dem mich das Schickſal und meine Eltern beſtimmt hatten; ich ſtürze in die menſchliche Geſellſchaft, ich reiſſe das höchſte Gut, das ſie zu gewähren hat, die Liebe des edelſten, ſchönſten, liebenswürdigſten Mädchens an mich, entreiſſe es einem andern, einem Manne, der an Verdienſt, der an allem, was einen Mann hochachtungswerth machen kann, unendlich hoch über mir ſteht: — und er, er ſoll Rückſicht darauf nehmen, daß es mich unausſprechlich elend macht, wenn er ſeinen köſtlichſten Schatz zurückfordert? Ich fühl' es wohl, D. hatte nur zwiſchen ſeinem

Unglücke und dem meinigen zu wählen; er hätte den Verluſt einer Muſarion ſo wenig überleben können, — als ich es vermag! —

An mich geriſſen? Nein, Muſarion, an mich geriſſen hab ich Dich nicht! Du neigteſt Dich zu dem Unglücklichen herab, der zu Deinen Füßen lag und in jedem Blicke geſtand, daß er nur durch, nur für Dich zu leben vermöchte; — unwillkührlich neigteſt Du Dich in Deinem Erbarmen zu tief und ſankſt in meine Arme! — Du haſt Dich wieder von der Erniedrigung aufgerichtet; Du biſt zurückgekehrt zu den Edlern, zu denen Du gehörteſt. Ich Elender, ich zum Untergange verdammter, — mir iſt nichts übrig, als mit meinem Daſeyn das Gefühl meines Unwerthes von mir zu ſchütteln.

Ich Unſinniger, was hab ich verübt! Ich wußt' es ja wohl, daß ich nur Verbrechen entgegen ginge, wenn ich darauf beſtünde, die Laſt des Lebens weiter zu ſchleppen. — Ich habe Muſarion zum Geſpötte der Stadt gemacht; ich habe ihren Ruf auf ewig befleckt. Es iſt aus, alles aus und verloren! Mich wird man für unſinnig halten! Was liegt daran? — Man wird Recht haben! —

In einem fürchterlichen Kampfe zwiſchen dem Durſt nach dem Tode und der Liebe zum Leben; dem Gefühl ſeiner Nothwendigkeit und des Glückes der Fortdauer, irrete ich, ich weiß nicht wie lange, in den Wildniſſen des Thiergartens umher. Endlich ſchien es mir, ich ſey dahin gekommen, kalt zu überlegen; und meine Fieberphantaſien ſchienen mir Gründe. Was ſoll mir dieſes

Daſeyn, das Niemanden nützt und mich nur foltert? Dieſes Leben, das mir nur eine unabſehliche Perſpective des Elends iſt? — Ich dachte das nicht: ich fühlte es, und kalter Schweiß ſtand dabei vor meiner Stirne. Ich trete aus dem Dickigt, um den nächſten Weg nach dem Strome zu nehmen, — da ſeh' ich vor mir daſſelbe Gartenthor, vor dem ich ſchon einſt wahnſinnig niederſank. Erſtarrt bleib' ich ſtehen und ſtaune es an. Jezt, dachte ich, jezt öffnet es ſich und Muſarion tritt heraus; ſie fliegt an meinen Hals; ſie ruft noch einmal die ſchöne Lüge: „Ewig die Deine!“ — Da nennt man meinen Namen. — Ich ſehe mich um: ſeitwärts, unter dem Schatten einer Eiche, ſizt eine zahlreiche Geſellſchaft von Mädchen und Männern. Muſarion iſt in ihrer Mitte. — Bewußtlos ſtürze ich auf ſie zu. Ich werfe mich vor ihr aufs Knie; ich ringe die Hände gen Himmel und rufe: „Muſarion! Um Gottes willen, ſprich, liebſt Du D.?“ Die ganze Geſellſchaft fuhr erſtaunt auf. Muſarion will entfliehn; ich ſchlinge die Arme um ihre Kniee und ſchreie: „Deine Antwort entſcheidet über mein Leben oder meinen Tod! Muſarion, meine Gattin! Bei jener heiligen Stunde beſchwöre ich Dich, die Dich zu meinem Weibe machte: liebſt Du D.?“

Muſarion ſank ohnmächtig nieder. Man riß ſie aus meinen Armen; man trug ſie fort. Die ganze Geſellſchaft folgte ihr. Ich blieb zurück, und biß vor Angſt, bald in den Raſen, bald in meine Hände. Endlich kamen zwei Bedienten, ergriffen mich, richteten mich auf und wollten mich fortführen. „Was wollt ihr?“ fragt' ich heiſer. „Sie nach Hauſe und zu Bette bringen," antworteten ſie. Ich ſchleuderte ſie von mir; und ging fort, nach Hauſe, ohn' es zu wiſſen! — — — — Es iſt aus, mit allem aus für mich! — — —

(Ende des Tagebuchs.)

An Herrn Anton Rein.

Junger Menſch!

Sie haben eine ſträfliche Unbeſonnenheit begangen, die ſich nicht wieder gut machen läßt. Es iſt nichts übrig, als Maaßregeln zu nehmen, daß ſie wenigſtens ſo bald als möglich vergeſſen werde. Ich erwarte Sie heute Nachmittag bei mir, um Ihnen zu ſagen, was über Sie beſchloſſen iſt. Bleiben Sie nicht aus, wenn Sie auf Heimfelds Freundſchaft, auf die Gefühle des jungen Frauenzimmers für Sie, und meine Achtung, nicht auf immer Verzicht thun wollen. Was Sie thaten, läßt ſich Ihrer Jugend und Ihrer ſtürmiſchen Leidenſchaftlichkeit allenfalls verzeihen: widerſetzen Sie Sich aber im geringſten den Einrichtungen, die Sie ſelbſt nothwendig gemacht haben, ſo verdienen Sie nicht, daß rechtliche, vernünftige Männer ſich um Sie und Ihr ferneres Schickſal bekümmern. — Sie werden Ihr Urtheil ſprechen, indem Sie kommen oder ausbleiben. Im lezten Fall wird man Mittel zu finden wiſſen, die Ruhe einer Familie gegen Sie zu ſichern, die es nicht um Sie verdient hat, daß Sie ſie beſchimpfen, ſie unglücklich machen.

D.

Anton wurde durch dieſen Brief ſo ſehr erſchüttert, daß er lange Zeit blaß und erſtarrt daſtand, und den Bedienten vergaß, der auf Antwort wartete. Er hatte Muſarion unglücklich gemacht? — Freilich ſah er das vorhin ſchon ein, aber das von einem Dritten zu hören, erſchütterte ihn bis zum Seden. — D. berief ſich auf Heimfeld und ſeine Geliebte: das betäubte ihn. Als der Bediente, ungeduldig, daß er warten mußte, eine laute Bewegung machte, fuhr Anton erſchreckt auf. Er mußte ſich einen Augenblick darauf beſinnen, wer der Menſch ſey, der vor ihm ſtand; dann griff er maſchinenmäßig nach dem Hute. „Ich ſoll Antwort bringen, ob Sie heut Nachmittag“ — ſagte der Bote. Ja ſo, erwiederte Anton, erſt Nachmittag! Freilich, freilich werd' ich kommen. Kann ich anders? — Der Bediente lächelte und ging.

Anton brachte die drei Stunden bis zu dem beſtimmten Termin damit hin, daß er in ſeinem Zimmer auf und ab ging, jezt ſich auf dem Sopha erſchöpft niederwarf, jezt mit wütender Ungeduld wieder aufſprang. Es war ihm unmöglich zu entziffern, was D.

unter den Maaßregeln verſtände, die über ihn beſchloſſen wären? Jezt rührte es ihn, daß man noch ſo lebhaft für ihn ſorge; jezt empörte es ihn, daß andre über ihn etwas beſchloſſen hätten, ohne ihn zu fragen. — Sein Nebenbuhler, der Mann, der ſich noch nicht von dem wahrſcheinlichen Verdacht der Argliſt gereinigt hatte, der, wenn er Muſarion liebte, kein dringenderes Intereſſe haben konnte, als ihn zu entfernen, der wollte ihm vorſchreiben, was er zu thun habe? — Aber er hatte ſich auf Heimfeld, auf Muſarion und ihre Gefühle berufen! — „Gut, rief Anton, indem die beſtimmte Stunde ſchlug, ich will hin, ich will ihn hören! Ich will ihm folgen, wenn ſeine Vorſchläge gutgemeint ſind, nur entfernen — entfernen aus der Stadt, in welcher Muſarion lebt, mich aus ihrer Nähe verdrängen, das ſoll er nicht!“ Mit dieſem Entſchluſſe ging er trotzig hin.

D. empfing ihn mit einem fremden meſſenden Blick; grüßte ihn in einer ſichtbaren Geſpanntheit, nöthigte ihn mit Förmlichkeit zum Sitzen. Anton fühlte ſich dadurch auf eine ſonderbare Weiſe gedrückt, aber er hatte nicht den Muth, einen andern Ton anzugeben: beklemmt ſezte er ſich.

„Ehe wir über Ihre Angelegenheiten ſprechen, ſagte D., müſſen Sie erfahren, wie ich überhaupt dazu gekommen bin, mich darein zu miſchen. Leſen Sie dieſen Brief.

Anton erkannte ſchon in der Aufſchrift Heimfelds Hand. Faſt zitternd entfaltete er den Brief und las. — Heimfeld forderte ſeinen vertrauteſten, innigſten Freund auf, — Anton ſah noch einmal erſtaunt auf die

Adreſſe: ſie nannte D. — ſich eines talentvollen, aber verirrten Jünglings anzunehmen, der, ſich ſelbſt überlaſſen, zu Grunde gehen würde. Er erzählte Antons Geſchichte, ſchilderte ihm ſeine Liebſchaft, und ſezte die nachtheiligen Folgen, die ſie haben müßte, aus einander. Er endigte damit, daß er ſich ſcheinbar von dem Jünglinge zurückziehn müßte, aber daß er D. noch einmal dringend beſchwöre, die Bekanntſchaft deſſelben zu machen, ihn an ſich zu ketten, ihn zu leiten.

Beſtürzt ſaß Anton da; ihm war, als würde er von einem plötzlichen Lichtſtral geblendet: dann drückte er ſtürmiſch Heimfelds Brief an ſeine Lippen und rief mit Thränen aus: „O mein Freund, mein edler Freund!“

Auch D. ſchien gerührt. Nun, ſagte er endlich, Sie werden mir das Zeugniß nicht verſagen können, daß ich den Auftrag unſers gemeinſchaftlichen Freundes ſorgfältig ausgeführt habe.

„Ja, ja, ja! rief Anton, Sie ſind ein ſo edler, menſchenfreundlicher Mann, als er! — Wenn nur nicht“ — Ihm fiel Muſarion ein, und er erblaßte und ſtockte.

In der That, fuhr D. fort, ich glaube Ihr Vertrauen verdient zu haben, und erwarte alſo, daß Sie mir folgen werden. Nach dem, was Sie geſtern gethan haben, können Sie nicht hier bleiben. Sie müſſen fort von hier —

„Fort, fort! wiederholte Anton langſam. Ha, meine Ahndung! — Ich ſoll fort?“

Und zwar noch heute, nach einer Univerſität, um ſich endlich einmal ernſthaft zu einer künftigen Beſtimmung vorzubereiten.

„Vortreflich! rief Anton und ſprang wütend auf. Eine herrliche Wendung! Sagen Sie doch grade heraus: um Ihnen aus dem Wege zu gehn! Um Ihnen Gelegenheit zu geben, daß Sie ein Herz an ſich reiſſen können — Ach, Heimfeld, in was für Hände haſt Du mich geliefert.“

D. ſtand beleidigt auf. Ihr Mistrauen, junger Menſch — Doch ich verzeihe Ihnen!

„Gehn Sie mit Ihrer Großmuth! Ich bin freilich nur ein junger, unerfahrener Menſch, aber Ihre Larve täuſcht mich nicht. Schöner Edelmuth! Mich zu kirren, um mir das Koſtbarſte, was ich beſitze, zu entreiſſen! Sie ein Menſchenfreund? Ein

Räuber ſind Sie! Ich verlaſſe Berlin nicht! Aber ſchreiben will ich, noch heut an Heimfeld ſchreiben und ihm alles aufklären!“ Er ergriff ſeinen Hut —

Halt! rief D. Noch einen Augenblick! Wenn Sie mir nicht folgen wollen, wenn Sie mich für ſchlecht genug halten, Sie zu betrügen, — ſo hören Sie dieſelbe Forderung, die ich that, aus einem andern Munde, der mehr über Sie vermögen wird.

Er öffnete die Thüre eines anſtoßenden Zimmers. Erſtaunt ſah Anton hin. Zwei Frauenzimmer ſaßen auf dem Sopha. Das eine hatte ihr Geſicht an dem Buſen des andern verborgen; man ſah, daß ſie ſchluchzte. Er trat verwirrt einige Schritte näher. Sie erhob den Kopf — Es war Muſarion! —

Er ſtürzte mit einem lauten Ausruf des Erſtaunens zu ihren Füßen.

„Kommen Sie, ſagte D. bewegt zu dem andern Frauenzimmer; wir wollen ſie allein laſſen.“ Er führte ſie ins Nebenzimmer und drückte die Thüre hinter ſich zu.

Ende des erſten Theils.

Skizzen

aus

meinem Erinnerungsbuche;

von

[illegible]
G. Merkel.

Erster Heft.

Sapere aude!

Riga, 1812.
Bei Johann Friedrich Meinshausen.

Vier Hefte werden einen Band ausmachen, zu dem ein eignes Titelblatt geliefert werden soll.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Der Druck dieser Schrift wird unter der Bedingung bewilligt, daſs nach dem Abdruck und vor dem Debit derselben, ein Exemplar davon für die Censur-Committe, eins für das Ministerium der Aufklärung, zwei für die öffentliche Kaiserl. Bibliothek und eins für die Kaiserl. Academie der Wissenschaften, an die Censur-Committe eingesandt werden.

Riga, den 15. December 1811.

A. Albanus,
Livl. Gouv.-Schul-Director u. Ritter.

Univ. Bibl.
München

Vorrede.

Diese Skizzen sollen weder für Memoiren, noch für eine Selbstbiographie gelten. Sie sollen in einer Reihe leicht, aber mit höchster Wahrheitsliebe hingeworfener Zeichnungen und Urtheile, einen Beitrag zur Kenntniſs meines Zeitalters, vorzüglich, aber nicht allein, in literarischer Hinsicht geben, so weit ich es durch eigne Anschauung kennen lernte.

Ob dies Buch meinen Zeitgenossen gefallen wird, weiſs ich nicht; aber ich hoffe, daſs es für manche künftige Generation einige Wichtigkeit haben könne. Welchen Werth würden wir darauf legen, wenn wir über das Blüthenalter irgend einer alten oder neuern Literatur besäſsen, was ich hier zu leisten wünschte!

Diese Hinsicht auf die Zukunft machte mir manches zur Pflicht, was in einem für die Gegenwart berechneten Werke fehlerhaft wäre. Ich wuſste in meine Schilderungen eine Menge kleiner Züge aufnehmen, die jezt müſsig scheinen, aus denen künftige Leser aber vielleicht mehr schlieſsen und errathen können, als ich sel-

ber ahne; ich mufste überall von mir selbst mitsprechen, um treu und ungezwungen den Standpunkt anzugeben, von dem aus ich beobachtete; ich mufste mich endlich zuweilen bei meinen Freunden über manche zartere Rücksicht wegsetzen, die mir sonst heilig gewesen wäre. Hoffentlich wird dies durch die strenge Gerechtigkeit gut gemacht, mit der ich dagegen die etwanigen Vorzüge und Verdienste auch meiner Feinde anerkenne.

Vielleicht wär' es klug gewesen, dies Buch als Manuskript bis zu meinem Tode liegen zu lassen: aber ich halt' es einem rechtlichen Manne nicht ganz anständig, aus seinem Grabe hervor seinen Mitbegrabenen *eine gute oder böse Nachrede zu machen. Lebend will ich den Lebenden sagen, wie sie und ihre kürzlich verstorbenen Freunde mir erschienen. Irrte ich, was ſreilich sehr oſt geschehen seyn kann, so mögen sie berichtigen. Ich werd' es benutzen, und mein Buch wird dabei gewinnen.*

Merkel.

Erstes Buch.

Leipzig. Jena. Weimar.

Einleitung.

Nichts ist bedenklicher, als von sich selbst zu erzählen: das Publikum liest oder hört in der Regel ganz etwas anders, als man vorzutragen glaubt. Gleichwohl erfüllt jeder, der viel von andern spricht und Glauben fordert, nur eine unerlaſsliche Pflicht, wenn er vor allen Dingen saget, wer er selber sey. — Nun denn!

Jch hatte noch nicht mein neunzehntes Jahr vollendet, und keine Universität besucht, als mich einer von den vorzüglichsten Gelehrten in Riga, zu einer Hofmeisterstelle auf dem Lande empfahl. Eine kurze Unterbrechung abgerechnet, verbrachte ich seitdem sieben Jahre in der Einsamkeit mit, ich darf es sagen, angestrengtem Studium der Alten, der Englischen, Französischen und Italienischen Literatur; die Deutsche kannte und liebte ich am wenigsten.

Eine patriotische Idee ergriff und begeisterte mich. Ohne jemand zu Rathe zu ziehn, führte ich sie aus, brach, als ich fertig war, plötzlich meine Verbindungen ab, und ging nach Deutschland, um meine Schrift drucken zu lassen.

Es war ein schöner Maienmorgen im Jahr 1796, an dem ich vor Travemünde ans Land trat. Ich wandte mich um: da lag die Ostsee, von der eben aufgehenden Sonne geröthet, mit einer ihrer größesten Breiten zwischen mir und meinem Vaterlande. Ich glaubte auf immer von ihm geschieden zu seyn, und unter den sechs und zwanzig Millionen Bewohnern des weiten Reiches, an dessen Ufer ich stand, wußte ich nicht Einen, der nur mein Daseyn kenne. Bei dieser, von manchem Nebenumstande geschärften Betrachtung, fühlt' ich mich tief und ängstlich beklemmt. — In dem Augenblick schmetterte zehn Schritte von mir, auf dem Wipfel einer jungen Linde, ein Finke sein fröhliches Lied. Mit den wohlbekannten Tönen traten die Betrachtungen vor meine Seele, die ich so oft auf Spaziergängen in den Liefländischen Wäldern, über den Werth des Lebens und seiner Verhältnisse angestellt hatte. — Ich nickte dem Vogel lächelnd meinen Dank, und ging ruhig ins Wirthshaus, mir ein Frühstück und ein Fuhrwerk nach Lübeck zu bestellen.

Kennen meine Leser mich jezt? Die Psychologen unter Ihnen gewiſs.

Seume.

Graſs, der Mahler und Dichter, hatte mir eine Adresse an eine alte Dame zu Leipzig mitgegeben, die viel Gutmüthigkeit mit Bildung des Geistes verband. Ich trug das Blättchen hin, fand sie krank, schickt' es ihr hinein mit der Bezeichnung meiner Wohnung, und ging fort, um einen Spaziergang zu machen.

Als ich nach Hause kam, fand ich einen Fremden, der in meinem Vorzimmer mit starken Schritten auf- und abging: ein kleiner magrer Mann, in einem sehr bescheidnen Ueberrocke, mit einem Blicke, dessen Bestimmtheit zu der hellen Bläue seiner Augen nicht recht zu passen schien, einem buschigten Backenbart und schlichtem braunem Haar. Er brachte mir ein Compliment von der Professorin, mit der Bitte, den folgenden Mittag bei ihr zu essen. Ich versprach zu kommen, wenn es möglich sei. „Was, möglich!“ erwiederte der Fremde; „Sie müssen bestimmt zusagen, und auch kommen. Heut' ist sie wirklich krank, und zu morgen bittet sie Gesellschaft für Sie.“ Dieser Ton fiel mir an einem Bedienten auf, denn dafür hielt ich ihn. Nun gut, antwortete ich; ich werde gewifs die Ehre haben. Mit diesen Worten schlofs ich meine Thüre auf — Der Fremde gieng rasch vor mir hinein, warf seine Panduren-Mütze auf den Tisch, und rief, indem er mir die Hand entgegen reichte: „So seyn Sie denn herzlich willkommen in Deutschland! — Ich bin Seume.“ Wir hatten uns während seines Aufenthalts in Liefland dem Namen nach kennen gelernt, aber nie gesehn. Mit lebhafter Freude umarmt' ich ihn.

Er hatte die Dame, die auch seine Freundin war, besucht; sie hatte ihm von dem erhaltenen Briefchen erzählt, und er war nun darauf bestanden, ihre Botschaft an mich zu übernehmen.

Unsre Bekanntschaft verwandelte sich bald in eine vertraute Freundschaft. Er machte in Leipzig meinen Cicerone. Anfangs zeigte er mir mit einem gewissen patriotischen Stolz, eine Menge ausgezeichneter Männer und merkwürdiger Dinge: aber ich fing bald an, ihn mit diesen groſsen Gelehrten, von denen es sich bei näherer Nachfrage ergab, daſs sie das Reich des Wissens mit keinem einzigen groſsen oder nur neuen Gedan ken bereichert hatten, diesen talentvollen Köpfen, die so allerliebste Almanachsliederchen, Erzählungen und Mode-Romane geschrieben hatten, diesen Merkwürdigkeiten endlich zu necken, die ihren Ruhm irgend einer Anekdote aus der Jugend der Deutschen Literatur oder eines berühmten Schriftstellers verdankten. Er wurde böse und demonstrirte; aber bald lachte er mit. Der Maaſsstab, nach dem ich würdigte, war im Grunde auch der seinige, sobald er sich besann. Er war aus den ältern, gleichsam abgeschlossenen Literaturen entlehnt, durch die ich mich gebildet hatte, und das Studium einer solchen ist von dem Anblick einer lebenden verschieden, wie ein Spaziergang durch den Wald im Winter, von einem im Sommer. Auf jenem erblickt man nur noch die groſsen dauernden Formen der Natur, denen der Wechsel der Jahreszeit nichts anhaben kann; auf diesem macht sich jedes Büschchen mit seinem leicht verwehten Blatterputz breit. Es ist wahr, der Anblick des Lebens, in welchem alles Kleine und Groſse mit ganzer Kraft strebt, seine volle Persönlichkeit geltend zu machen, hat Reize, die jenen Uebersichten fehlen, wo, nach geendetem Wettkampf, alles Unbedeutende und Schwache verschwunden ist, und nur noch das Groſse, das Klassische, gleichsam in Unveränderlichkeit ruhend, dasteht. Ich, in der Einsamkeit gebildeter Avtodidakt, war indeſs zu sehr an die leztern gewöhnt, um die Wahrheiten die sie mich gelehrt hatten, nicht jeden Augenblick geltend machen zu wollen. Vielleicht war das gewissermaſsen ein Beruf zum Kunstrichter; aber es zog mir alle die Feindschaften zu, über die ich nur spät mich hinwegsetzen lernte. Selbst Männer, die aufrichtig meine Freunde waren, und die ich als Menschen liebte und hochschätzte, wurden heftig erbittert, wenn ich es gar nicht mehr vermeiden konnte, öffentlich über ihre schriftstellerischen Leistungen zu sprechen, und nun faſt unwillkührlich den Maaſsstab des Bleibenden oder Groſsen anlegte, nach dem sie tief unter dem erschienen, was sie zu seyn glaubten. Die höchste Vorsicht im Ausdruck, half dabei selten oder nie.

Mit Seume verständigte ich mich bald, und unser gutes Vernehmen ist nie unterbrochen worden, selbst da nicht, als ich seinen „Spaziergang“ (in der Spenerschen Zeitung) nur kurz und tadelnd anzeigte, und mich gradezu weigerte, über seinen „Sommer“ ein Wort öffentlich zu sagen.

Als ich im Herbst 1796 nach Jena gegangen war, besuchte er mich schon vier Wochen nachher; in den folgenden Jahren machten wir gegenseitig zuweilen Reisen von zehn oder zwanzig Meilen, um ein Paar Tage mit einander zu leben, und der früheste meiner Freunde in Deutschland, war fast auch der lezte derselben, den ich sah. Er hatte mich im Oktober 1806 in Berlin besucht; zwei Tage vor der Schlacht bei Jena schieden wir nach einer langen, trüben Unterredung — auf immer. —

Seit Seume todt ist, gehört es unter

gewissen Schriftstellern zum guten Tone, mit Enthusiasmus von ihm zu sprechen. In eben der Stadt, in welcher man ihn am Jubelabend der Universität, zu deren ehrenwerthesten Mitgliedern er gehörte, einsam von den dunkeln Gassen zu den erleuchteten Sälen hinaufblicken lieſs, wehklagten bald viele Schriftstellerstimmen laut über den Verlust ihres innigst geliebten Freundes. Sie bewiesen nur, daſs zu den Gewerben welche bei den Alten von Weibern geübt wurden, und bei uns in den Händen der Männer, oder vielmehr der Mannsleute sind, auch das Leichenbejammern für Geld gehört. Der Tod eines ausgezeichneten Mannes: welch' ein Stoff zu Almanachsartikelchen! Sie werden so trefflich honorirt!

Was ich über Seume sagen werde, wird nicht empfindsam und enthusiastisch klingen, aber es wird ein Urtheil, ein so gerechtes Urtheil seyn, als ich wünsche, daſs man einst an meinem Grabe mir sprechen möge.

Sein Charakter gehörte zu den reinsten, edelsten, festesten, die ich gekannt habe; aber er war zugleich derjenige, an dem mir der Unterschied zwischen Stärke und Kraft, das heiſst, zwischen dem Vermögen zu widerstehn, und jenem zu wirken oder zu schaffen, am hellsten eingeleuchtet hat. Man kennt die sonderbaren Wechsel seines Lebens. Es ist nicht möglich, ihn aus allen seinen niederbeugenden Lagen und dann wieder aus sehr glänzenden, durchaus unverändert hervorgehen zu sehn, ohne seine Stärke zu bewundern. Aber bei den auffordernden Situationen, durch die er ging: wie kam es doch, daſs er sich nie eine bedeutende, selbstständige Rolle nahm, nie auch nur Eine groſse, oder historisch-wichtige That beging? Ihm fehlte Kraft. — Die Stärke des Geistes ist Vernunft und Gefühl: alle seine Schriften sind voll hellen Rasonnements und lebhaft ausgedrückter Empfindungen. Die Kraft des Geistes ist Verstand und Phantasie: nach groſsen, neuen Ansichten und Gedanken sucht man bei ihm vergebens, und ein Kunstwerk hat er nie zu schaffen vermocht. Er hatte das Talent des glücklichen Ausdrucks: daher sind ihm, bei stürmisch aufgeregtem Gefühl, einige lyrische Gedichte gelungen, die in ihrer Art vortrefflich sind. Die bedeutendste seiner mit Vorbedacht abgefaſsten Schriften, ist sein Spaziergang: aber ihr ganzer Werth besteht in der Treue, mit welcher er seine Eigenthümlichkeiten ausdrückt. Hätte Seume so viel Kraft als Stärke des Charakters besessen, er würde wahrscheinlich schon in Amerika gewaltig in den Gang der Begebenheiten eingegriffen, und die Britten es theuer haben bezahlen lassen, daſs sie ihn wider seinen Willen dahin transportirten. Wäre sein Verstand und seine Phantasie, seiner Vernunft und seinem Gefühle gleich gekommen, er wäre vielleicht einer der gröſsesten Schriftsteller oder Dichter seiner Nation geworden.

Wieland hat ihn einen wahren Cyniker im edelsten Sinn des Worts, genannt. Das ist eine Bestätigung meines Urtheils.

Der Triumph der Stoa war Widerstand, nicht Unternehmung. Merkwürdiger scheint es mir, daſs Seume sich heimlich in diesem Stücke sehr richtig beurtheilte. In einem unserer vertrautern Gespräche macht' ich ihm einst freundschaftliche, ziemlich lebhafte Vorwürfe darüber, daſs er in allen Verhältnissen seines Lebens immer und immer nur damit beschäftigt gewesen, seine moralische Individualität zu retten. Ich ging so weit zu behaupten, daſs es Groſse sey, allenfalls selbst jene Individualität der Ausführung einer groſsen, wohlthätigen Idee zu opfern. Er stritt heftig; endlich aber schüttelte er mit jener sonderbaren Weise, die seine Freunde wohl alle an ihm gekannt haben, murrend den Kopf und rief: „Lassen Sie mich in Ruhe! Ich gehöre nun einmal zu den Menschen, die nur: Ich will nicht! sagen können.“ Dieses Gefühl selbst mag die Ursache gewesen seyn, warum er bei den Alltäglichkeiten des Lebens so gern und so oft: „Ich will!“ sagte, und dabei unerschütterlich beharrte. Es war doch immer nur ein umgewandtes: Ich will nicht.

Sein Aeusseres war in der Regel bizarr und vernachlässigt: aber wer hierin cynische Ziererei sah, irrte eben so sehr, als wer es gänzlich für Zufall hielt. Er folgte seiner Laune und Bequemlichkeit, weil er wuſste, daſs ihm das keinen Schaden that. Hunderte, die seinen Werth nicht begriffen, sahen in der Gröſse seines Backenbartes, in seiner Mütze und seinem barschen, kurz angebundnem Wesen, die Bürgschaft desselben.

— Legt man den Maaſsstab der Kunst oder Wissenschaft an seine Gedichte und Schriften, so sind sie, ein Paar der erstern ausgenommen, sämtlich unter dem Mittelmäſsigen: aber viele sind reich an stark ausgedrückten Gedanken und Gefühlen.

Chr. F. Weisse.

Unter den achtungswerthen Gelehrten und Künstlern, die Leipzig damals besaſs, zeichneten sich vorzüglich zwei durch glänzende Verdienste aus: der geistreiche Philosoph und Redner, Plattner, und der genialische Maler Oeser, dem Deutschland gewissermaſsen seinen Winkelmann verdankt. Beide waren indeſs unter den Leipzigern nicht in der Mode. Den ersten priesen fast nur die Studirenden mit Enthusiasmus, den leztern die jungen Maler; aber: „Haben Sie schon Weisse besucht?“ fragte mich jeder alte und jeder junge Bellettrist, und: „Haben Sie unsern Weisse noch nicht gesprochen?“ lispelte jede schöngeisterische Dame.

Die Wahrheit zu sagen, ich fühlte keinen lebhaften Drang, seine Bekanntschaft zu suchen. Was ich von ihm gelesen hatte, gefiel mir nicht sehr. Seinen Kinderfreund hielt ich, wie jede Schrift, in der man Kinder von Kindern unterhält, für einen pädagogischen Fehlgrif; in seinen Trauerspielen schienen mir alle Leidenschaften an der Engbrüstigkeit zu leiden, und seine höchst manierlichen kritischen Erörterungen fand ich oberflächlich und matt. Indeſs bat ich endlich Seume, mich zu ihm zu führen.

Ich fand einen alten, starkbeleibten Mann mit einem hübschen nichtssagendem Gesicht, in einer zierlich frisirten Perücke und einem, wo ich nicht irre, seidenem Schlafrock, aus dessen Aermeln lange, steife Manchetten hervorgingen. Er legte sogleich die Feder aus der starkzitternden Hand, und unterhielt mich mit einer förmlichen Freundlichkeit von — den vornehmen Bekannten, die er in meinem Vaterlande habe, und von den vielen jungen Männern, denen seine Empfehlung glänzende Carrieren eröffnete. Was das sagte, errieth ich leicht und lächelte.

Auf dem Rückwege konnt' ich mich nicht enthalten, gegen Seume zu äussern:

wie Weisse in seinem eleganten Schlafrock, mit den in Manchetten zitternden Händen dagesessen, habe er mir eine Personification, eine lebendige Titelvignette seiner sämtlichen Schriften geschienen. Halbböse erwiederte Seume: „Er ist aber doch ein sehr, wackrer Mann!“ Diesen Charakter hört' ich ihm überall beilegen; nur sein alter Jugendfreund Engel schüttelte einmal den Kopf über ihn, und wollte ihn versteckt und hämisch gefunden haben. Bekanntlich war es eine ähnliche Bemerkung, die Lessing und Sulzer mit Weissen entzweite. Das ist indeſs die Form, welche der Aerger in schwachen Charakteren, starken gegenüber, immer anzunehmen pflegt, und vorzüglich der brausende **Engel** mag seinen sanften Freund nicht selten geärgert haben.

Univ.-Bibl. München

Meine spätere, genauere Bekanntschaft mit der Literatur, hat mein früheres Urtheil über Weissen's *Schriften* nicht geändert, wohl aber meine Ansicht seiner Verdienste um das Aufblühen des bessern literarischen Geschmacks in Deutschland.

Sie sind in der That sehr groſs, obgleich von einer andern Art, als man gewöhnlich annimmt.

Er gehörte nicht zu den originellen kräftigen Köpfen, die sich eine eigne Bahn brechen, und ihr Zeitalter mit sich auf dieselbe fortreissen, aber er besaſs hellen Verstand, Empfänglichkeit für das Schöne und Groſse, leichten Witz und das Talent wohlklingender Versification. Mit diesen Gaben hatte er das Glück, daſs seine Bildung in jene Zeit fiel, da eine Zahl ausgezeichneter Geister, die der bleibende Stolz ihrer Nation geworden sind, ihren Aufschwung nahmen. So bald er sie kennen lernte, verlieſs er Gottsched, und schloſs sich ihnen an. Sie trugen ihn mit sich empor, und da er, was originellen Köpfen ihrer Natur nach zu fehlen pflegt, sehr groſsen Fleiſs und nicht geringere Vielseitigkeit besaſs, so pflanzte er die Wirkung, die sie auf ihn gethan hatten, weiter und glücklicher fort, als sie vermocht hatten.

Fast jedes Fach, in das Weisse sich

warf, wurde Mode: aber es würde schwer halten, unter seinen zahlreichen Dichtungen und Schriften eine einzige auszufinden, deren Idee ihm gehörte.

Lessings Hang zum Theater begeisterte, und Lessings richtiger Geschmack belehrte ihn. Wetteifernd setzte er jedem Trauer- oder Lustspiel seines Lehrers, bald ein Viertelddutzend entgegen. Es ist wahr, jene sind bleibend, und diese längst vergessen: aber als Zwischenstufen erhoben sie das Publikum dahin, jenen und Shakespeare, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nikolai und Mendelssohn fingen die erste vorzügliche kritische Schrift, die Bibliothek der schönen Wissenschaften an: als sie ermüdeten, übernahm Weisse dieselbe. — Gleim liefs seine Kriegslieder, wie sie gedichtet waren, einzeln drucken: noch ehe sie in eine Sammlung gebracht waren, erschien Weisse mit seinem Bändchen Amazonenlieder. Seine Operetten sind Nachbildungen Französischer; selbst die einfache Fabel nur von einer gehört ihm, nämlich vom Aerndtekranz[1]). — Adelung gab eine Wochenschrift für Kinder heraus: als er sie schlieſsen wollte, setzte Weisse sie durch seinen Kinderfreund fort, aber freilich mit viel gröſserm Glück, weil er mit gefälligerm Geiste schrieb[2]). Selbst sein Abcbuch hat Epoche gemacht, und selbst die Idee zu diesem war nicht die seinige. Es war eine Buchhändlerspekulation, und Weisse selbst scheint die Wichtigkeit der vorge-

---

[1]) Sie verdankten ihr erstes Glück den Hillerschen oder vielmehr Standfuſsischen Melodien, und dem reizenden Spiel einer jungen, schönen Schauspielerin, der Demoiselle Steinbrecher, die man die Deutsche Favart nannte. Unter dem Namen Madame Hubler, starb diese geistvolle Künstlerin vor einigen Jahren, unbekannt und verlassen, zu Riga.

[2]) In Rücksicht des Kinderfreundes kam Weisse in eine der lustigsten Verlegenheiten, in die ein Schriftsteller gerathen kann. Er hatte den Spectator darin nachgeahmt, daſs er bestimmte Personen, bekanntlich eine Familie mit Kindern von dem Alter, wie er sich seine Leser dachte, aufstellte: aber da er die Schrift zehn Jahr fortsezte, so erwuchs ihm das junge Volk unter den Händen fast zu männlichen und mannbaren Jahren, und taugte nicht mehr zum Zweck der Schrift. Da er und sein Verleger gleichwohl die einträgliche Speculation nicht fallen lassen

---

wollten, suchte er sich aus dieser komischen Verlegenheit durch einen, wo möglich, noch komischern Fehlgriff zu ziehen. Statt kurz und gut von jenem Erwachsen keine Notiz zu nehmen, oder eine andere Familie aufzustellen, oder eine andre Form zu wählen, nahm er an, sein Publikum bestehe immer aus denselben Personen, sei also mit seinen fingirten Kindern erwachsen, und glaubte so im ganzen Ernst, den „Kinderfreund“ durch seinen „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes“ fortzusetzen, in welchem jene Kinder als Jünglinge und Jungfrauen auftreten. Aber seine wirklich erwachsenen ersten Leser waren ins thätige Leben übergegangen, und konnten also nicht viel Interesse mehr an dieser zahmen Lektüre finden, und für das nachsprieſsende eigentliche Publikum der Wochenschrift, taugte der Briefwechsel nicht. So geschah es denn, daſs der Kinderfreund immerfort für Kinder von zehn bis zwölf Jahren gekauft wurde und wird, der Briefwechsel aber sich längst unter der Zahl nichtssagender Romane würde verloren haben, wenn man ihn nicht etwa noch nähme, weil er zur Vollständigkeit des erstern zu gehören scheint.

sezten Abhandlung über das Lesenlehren, die mit Recht für die Wurzel aller der seitdem ersonnenen Methoden gilt, nicht eingesehen zu haben: sie wurde ihm anonym eingesandt, und er soll sich nicht einmal nach dem Verfasser erkundigt haben, der offenbar ein heller Kopf war.

Den höchsten Werth unter seinen Dichtungen, scheinen mir, in ihrer Art, die Amazonenlieder, unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten, seine Beiträge zu der Bibliothek der schönen Wissenschaften zu haben. Will man seine Verdienste zusammenfassen? Er war der wohlgesprächige Dolmetscher des bessern literarischen Geistes, der bei seinem Entstehen Mühe hatte, sich dem Volk verständlich zu machen.

Verschiedne Gestaltung der Deutschen Literatur.

Die Literatur einer Nation ist die in schriftstellerisches Wort gefaſste Ideen- und Gedankenmasse derselben. In den todten Literaturen ist diese Masse abgeschlossen, keiner Vermehrung mehr fähig; in den lebenden treibt das Bedürfniſs der Nation ihre guten Köpfe unwiderstehlich an, diese Masse ohne Stillstand durch Forschungen, Prüfungen, Kunstschöpfungen zu erweitern, zu berichtigen, zu veredeln. Auf dieses Schauspiel, auf den Anblick jener lebendigen Thätigkeit hatte ich mich gefreut, als ich nach Deutschland ging. Das konnte mir keine andre Literatur — damals wenigstens — zeigen.

,,Recht gut definirt!“ antwortete Seume; ,,auch haben Sie den richtigen Weg eingeschlagen, indem Sie grade hierher kamen. Denn, fügte er hinzu, wenn die Literatur eines Volks in seiner schriftstellerischen Gedankenmasse besteht, so ist Leipzig das Hirn Deutschlands, in welchem diese Masse wohnt und von dem sie ausgeht.“

Für dieses halb im Scherz gesagte Wort, hat er mir oft gebüſst.

Ich hatte mich gleich nach meiner Ankunft in Leipzig als Studirender der Medizin, einschreiben lassen, und machte nun die Runde in den Hörsälen.

Als ich die meisten besucht hatte: Lieber Seume, sagte ich; das Hirn Deutschlands scheint mir in einigen Theilen am Schlagfluſs zu leiden. Plattner reiſst mich hin; bei Hebenstreit lern' ich in jeder Stunde etwas, wenn mich sein eintöniges Orgeln nicht einschläfert. Was die meisten übrigen Professoren betrifft, so dünkt mich das ungedruckte Buch, das sie ablesen, viel schlechter, als die gedruckten, aus denen sie es zusammenschrieben. In den Hörsälen schreitet die Literatur nicht fort.

„Das soll sie auch nicht! fuhr er auf. Die Universität ist eine freilich etwas alte Schule, in welcher junge Leute durch die Wissenschaften für die Wissenschaften gebildet werden sollen. Verstehn Sie mich, junge Leute! Wer heiſst sie so spät kommen? — Die Literatur selbst fortschreiten zu machen, hat die Universität keine Verpflichtung. Sie lehrt, was da ist.“

Diese Wahrheiten brauchen nur ausgesprochen zu werden, um einleuchtend zu seyn; aber Seume schien mir doch etwas betroffen, als ich ihn aufmerksam darauf machte, welche beträchtliche Verminderung das Hirn Deutschlands durch sie erlitt.

Die nächste Klasse, die ich jezt beobachtete, waren die Buchhändler. Ich lernte mehrere derselben kennen. Der hohe Ernst, mit dem sie, oft bei sehr sichtbarer Unwissenheit, über den Werth der Schriftsteller absprachen, den sie nach dem Absatz ihrer Werke bestimmten; die Mäcenaten-Miene, welche sie dabei gegen junge Gelehrte, oft auch gegen ältere, wenn sie arm waren, annahmen, und die Wichtigkeit, welche diese auf ihre Freundschaft legten, überraschte mich anfangs, fing aber bald an, mich zu belustigen. Ich lieſs einem von ihnen den Verlag meines mitgebrachten Manuskriptes vorschlagen. Er fragte Seume in höchster Vertraulichkeit: ob er wirklich glaube, daſs die Schrift Lärm machen werde? — und da dieser es für sehr wahrscheinlich erklärte, bot er einen Dukaten für den Bogen, also etwa drei und zwanzig für das ganze Buch.

Ich hätte mich bei dieser Schrift durch jedes Feilschen über das Honorar, wegzuwerfen geglaubt. Ich lieſs sie ihm ohne Einwendung, und machte nur die Bedingungen: daſs sie zu einer bestimmten Zeit fertig seyn, daſs sie so sauber und correkt als möglich gedruckt werden müsse, und daſs nicht mehr als 500 Exemplare abgezogen würden. Er versprach es heilig. Sie erschien viel später als abgemacht worden, war so schlecht und fehlerhaft gedruckt, als mir selten ein Buch vorgekommen ist, und ich fand bald hohen Anlaſs zu glauben, daſs er wenigstens die dreifache Zahl von Exemplaren gemacht habe.

Voll Zorn kam ich zu Seume. Das Hirn Deutschlands, rief ich ihm zu, verfährt sehr sonderbar bei der Gedanken-Production! Sehn Sie —

„Aber, erwiederte er mir, gehören denn die Buchhändler zur Literatur? So wenig, als die Bäcker zu den Landwirthen, ob sie sich gleich von Verarbeitung der Produkte derselben ernähren.“

Endlich kam die Messe. Von allen Seiten strömten Schriftsteller, auch sehr bekannte und hochachtungswerthe, herbei. Seume triumphirte. Aber was führte die Männer her? Der eine bot einen Plan aus; der andre wollte einen Contrakt völlig abschlieſsen; der dritte ein schon verdientes Honorar, der vierte, ein Recensent, Verlegergeschenke in Empfang nehmen, u. s. w. Gestehn Sie, sagte ich zu Seume, gehört Leipzig zu dem Hirn der Deutschen Literatur, so ist es doch nur der Theil desselben, der gewisse physische Funktionen des Lebens besorgt, an die man bei der literarischen Thätigkeit grade nicht denken muſs, um diese zu ehren.

Meine Schrift war indeſs erschienen, und der Wunsch des Verlegers, daſs sie Lärm machen möge, gieng in groſsere Erfüllung, als er erwartet hatte. Die Buchhändler fingen an, mich zu Gaste zu bitten; die Leipziger Gedichtmacher legten ihre sentimentale Würde gegen mich ab, und mancher betrachtete mich so feierlich, wie ein Schooſshündchen einen Wolf; der aufmerksame Blick aber, mit welchem die alten Facultäts-Herren mich ansahen, sprach deutlich: „Ei, sieh doch!“ Weniger unterhaltend, als diese Bemerkungen, waren die Besuche oft von sehr uninteressanten Neugierigen, die ich erhielt. Betrachtete ich mich als angehenden Schriftsteller, so konnten diese Erscheinungen mich ein wenig eitel machen; aber sie contrastirten allzu lappisch mit dem Zwecke, für den ich eigentlich geschrieben hatte, als daſs sie nicht hingereicht hätten, mir Leipzig zu verleiden, wenn ich es nicht ohnehin nöthig gefunden, einen Ort zu suchen, der mehr Hülfsmittel zum Studium der Medicin darbote, als Leipzig damals.

Ich reiste nach Jena, miethete mir ein Studenten-Stübchen und beschloſs, den Winter blos meiner gewählten Wissenschaft zu widmen. Die Bekanntschaft der berühmten Männer, die damals Jena Glanz verliehen, wollt' ich nicht suchen, als in so fern ich sie etwa beim Bezahlen eines Collegiums machen würde.

Loders gütige Aufmerksamkeit verschob meinen bizarren Plan ein wenig. Er, als Professor der Anatomie, war der erste, zu dem ich gehen muſste, und er ladete mich zu den Gesellschaften ein, die sich in seinem geschmackvoll-eleganten Hause versammelten. Hier fand ich zuweilen den gröſsten Theil des berühmten Gelehrten-Zirkels beisammen, der den hohen Ruf dieses Städtchens veranlaſste, und in dem Loder selbst der Geistreichste, Gebildeteste und Liebenswürdigste war.

Auch Göthe und Humboldt sah ich bei ihm zuerst.

Der wissenschaftliche Ton in Jena hatte durchaus einen weit bestimmtern und lebendigern Charakter, als der in Leipzig. Die Wissenschaften waren das einzige Lebensgewerbe, das vorherrschte, und bei dem groſsen Eifer, mit dem jeder in seinem Fache etwas Ausgezeichnetes leisten wollte, und alles was im übrigen Deutschland darin geleistet wurde, in Anspruch nahm; vorzüglich aber bei dem hohen Ton der hier erscheinenden Literatur-Zeitung, vergaſs ich fast, daſs auch hier nur eine Schule sei, und glaubte, den Mittelpunkt der Deutschen Literatur gefunden zu haben. Meine lächerliche Täuschung dauerte indeſs nicht lange.

Der erste Umstand, der mich auf meinen Irrthum aufmerksam machte, war die völlige Abgeschiedenheit, in welcher Schiller hier lebte. Er hatte so gut als keinen Einfluſs auf die Universität, und sie keinen auf ihn: und doch hing ganz Deutschland bewundernd an ihm. Bald bemerkte ich, daſs alle das literarische Treiben und Lärmen sich hier bloſs mit Gegenständen beschäftigte, die Kleinigkeiten, kaum nennenswerthe Kleinigkeiten wurden, so bald man aus dem magischen Kreise der ernsten Gelehrsamkeit hinaustrat; und daſs diese nicht zur eigentlichen National-Literatur, daſs sie der allgemeinen des Zeitalters gehöre, war mir längst einleuchtend gewesen. „Das Oel dieser Studirlampe, sagte ich zu — — —, als er mir die Vorzüge Jena's pries, kann sich nicht mit dem Wein des Nationalgeistes vermischen, oder sie verderben sich gegenseitig." Er lachte, aber ärgerte sich doch, und berief sich auf die Literatur-Zeitung. Ich kannte diese noch nicht genug ihrem innern Wesen nach, sonst hätte sie gerade zum Belege für jenes Verderben dienen können. Ihr Geschäft war das Zusammenrütteln des Oels und des Weines, und sie hat gewirkt, — was nicht ausbleiben konnte.

Unstreitig ist es eine anziehende Idee, der Nation in einer alle Fächer der literarischen Leistungen umfassenden Schrift, ununterbrochen über alles Neue in denselben, belehrende Rechenschaft abzulegen: aber ist sie überhaupt ausführbar, so ist sie es nur als eine Unternehmung des Staates. Selbst über merkantilische Rücksichten dabei erhaben, kann er die mit der Leitung Beauftragten auch darüber wegsetzen; bei wichtigen Werken Preise für die einsichtvollsten Beurtheilungen aufstellen; für jedes Fach die Redactoren aus den Besten desselben wählen, und wo einer von ihnen bei seinem officiellen Geschäft, das in ihn gesezte Zutrauen, durch Parteilichkeit täuscht, entsprechende Gerechtigkeit gewähren, ohne daſs sein Ansehn und die Geltung der Anstalt dadurch herabgesezt wird.

Die Jenaische Literatur-Zeitung war der Gedanke eines recht guten kaufmännischen Spekulanten, des Buchhändlers Bertuch zu Weimar: die ganze Anlage wurde also merkantilisch gemacht. Er verband sich zu der Ausführung mit einem sehr gelehrten Philologen, Schütz, der für einen

Mann von Geschmack galt, weil er Witz besaſs. Für die Fächer der eigentlichen Gelehrsamkeit war das sehr gut: aber der Ton, der Ideengang und die Ansichten, die für diese vortrefflich sind, werden pedantisch und schädlich, so bald man sie auch bei der frei und lebendig sich fortbildenden Gegenwart als Gesetz anwenden will. (Hatten die Griechen, was Kunst und Wissenschaft bei ihnen hervorbrachten, nur nach dem Maaſs schätzen wollen, als es den alten Werken ihrer Lehrer, der Egypter, ähnlich sah, sie wären eben nicht weit gekommen.) Man eröffnete das Blatt damit, daſs man das erhabne Werk eines Genie's, das alles im Groſsen und Ganzen sah, von dem schärfsten, alles streng zerlegenden Analytiker des Jahrhunderts, Herders Ideen von Kant zerreiſsen lieſs. Dieser im Grunde lächerliche Fehlgriff, den ich in Weimar dem persönlichen Grolle des Buchhändlers gegen Herder, zuschreiben hörte, machte anfangs groſsen Eindruck, bestrafte sich aber bald selbst, indem er zum voraus für alles, was dem Bereich der philologischen Pedanterei entging, den Ton des philosophirenden Pedantismus angab, der sich vollends festsezte, als Reinhold über die „Kritik der reinen Vernunft“ Wunder schrie. Es hatten sich indeſs eine groſse Anzahl ausgezeichneter Männer zur Unterstützung der Zeitung verbunden, und gaben ihrem Beginnen Glanz, ohne die innern Gebrechen ihrer Anlage heben zu können. In wenig Jahren wurden diese sichtbar, und die Literatur-Zeitung, so vortreffliche einzelne Beurtheilungen sie, damals wie jezt, von Zeit zu Zeit enthielt, traf das unvermeidliche Loos aller Privat-Unternehmungen dieser Gattung: sie artete im Ganzen zu einer Gevatterwirthschaft aus. Um ihren weiten Umfang zu erfüllen, und ihrem Versprechen der Allgemeinheit treu zu seyn, bedurfte sie Mitarbeiter in allen Gegenden, von allen Klassen der Schriftsteller,, und durfte in ihrer Wahl nicht ekel seyn: aber wer einmal zu ihren Mitarbeitern gehörte, muſste ihr, um ihrer selbst willen, für einen ausgezeichneten Mann gelten, und

Recht haben, mochte er schreiben was er wollte: so entstanden in Deutschland eine Menge von literarischen Reputationen, die sich schlechterdings auf nichts gründeten, als auf geheime, fleiſsige Mitarbeit an dieser Zeitung. Nicht genug, daſs auf diese Weise viel Schlechtes als vortrefflich ausgerufen wurde: die Mitarbeiter, so wie die Unternehmer und Mitredaktoren, hatten ihre Feinde, wozu vorzüglich diejenigen gehörten, durch die sie in ihrem gelehrten Fach verdunkelt wurden: da hat man den Grund, warum im Gegensatz viel Treffliches erst nach Jahren, oder gar nicht angezeigt, oder aufs ungerechteste verschrieen wurde. Was aber einmal in der Literatur-Zeitung gestanden hatte, muſste die Redaktion als richtig geltend machen. Das einträgliche Bestehen des Blattes hing von dem Glauben an seine Unfehlbarkeit ab.

Dies Joch der Kleinstädterei, des Pedantismus und des Kaufmanns-Geistes, muſste endlich einen Ausbruch veranlassen, der es wegwarf. Als ich nach Jena kam, hatte dieser eben Statt gehabt. Göthe und Schiller hatten den Anblick der vielen Männchen, die neben ihnen zu groſsen Männern emporschwollen, nicht länger ertragen können, und in den Xenien dem Deutschen Publikum, neben vielen Ungerechtigkeiten, eine Menge bittrer Wahrheiten zugerufen. Der Literatur-Zeitung hatten sie eigentlich nicht schaden wollen, aber sie litt am meisten. Sehr viele von ihr gemachte Reputationen waren zertrümmert; das Publikum war zur schärfern Sichtung angeblicher literarischer Verdienste aufgereizt, und der Spott gegen die pedantischen Anmaſsungen entfesselt worden.

Ich werde öfter auf die Xenien zurückkommen, und dann manche andre Seite und Folge derselben erwähnen müssen. Hier mag die Bemerkung hinreichen, daſs ich es ihnen vorzüglich verdanke, wenn ich die Literatur-Zeitung bald in ihrer wahren Gestalt erblickte.

Der Frühling kam, und ich zog nach Weimar, das damals im höchsten Prunk seines literarischen Ruhmes stand. Ich fand — etwa vier Studirzimmer, in denen ein ausgezeichneter Mann, unter dem Schutz eines groſsgesinnten Fürsten, für die Nation arbeitete, ohne sich um das Städtchen, in welchem es geschah, mehr zu bekümmern, als die alltäglichen Lebens-Verhältnisse es forderten; ausserdem einige Buchmacher, die von einer Leipziger Messe zur andern eifrig fertig machten, was ihre Patrone bestellt hatten.

Aber, fragt' ich einst Herder, wo ist denn der Lebenspunkt der Deutschen Literatur? Wohin versammeln sich die talentvollen Köpfe aller Art, um sich gegenseitig zu bilden, Belohnung zu finden, wenn sie sich Verdienste erwarben, und ihres Ruhmes zu genieſsen? Wohin stralen die glücklichen Gedanken der Einzelnen in der Nation zusammen, um ihr als erwärmendes Licht, als heilverbreitende That zurückgegeben zu werden? Ich sehe nichts als Schulen, Fabriken und Messen.

Aber, antwortete er mit einem Seufzer, wo ist denn die politische Hauptstadt von Deutschland? Wie wollen Sie, daſs die Literatur einen vereinenden Mittelpunkt habe, da es für die wichtigsten Angelegenheiten der Nation keinen giebt? Hätten wir Deutsche politischen Verstand, politische Energie: statt der funfzig Landstädte mit Hofhaltungen, hätten wir uns vor Jahrhunderten eine gemeinschaftliche Hauptstadt gewählt, oder mit gemeinsamer Anstrengung erbaut, die der Stolz und das Heil aller wäre. Jezt kann unsre reiche Literatur nichts seyn, als was unsre furchtbare National-Macht, unser unermeſsliches National-Vermögen ist: — *disjecta membra!* Höchstens ein bunt zusammengeflickter Bettler-Mantel!

So sprach der groſse Herder im Jahr 1797. — Etwa anderthalb Jahr später kam ich nach Berlin, und nun erst erkannte ich ganz den Gehalt seines Urtheils.

Berlin war nicht die Hauptstadt Deutschlands, nicht einmal des nördlichen. Sechs und vierzig Jahr hatte Friedrich II. die

Deutsche Literatur hier, neben seiner Französischen Akademie, gleichsam nur mit Spott ertragen; in den zehn folgenden Jahren wurde sie von mystischen Heuchlern bedrängt, die bekanntlich selbst die Allgemeine Bibliothek zur Auswanderung zwangen, und der jezt regierende Monarch hatte noch nicht Zeit gehabt, etwas für sie zu thun. Berlin hatte vielleicht weniger grofse Gelehrte, als selbst Jena; keinen einzigen Schriftsteller, der die Vergleichung mit den drei Heroen Weimars aushalten konnte, und weniger buchhändlerisches Gewerbe, als das fünfmal kleinere Leipzig. Gleichwohl — wie unendlich verschieden war der Anblick, den die literarische Thätigkeit hier gewährte, von der Kleinstädterei Jena's, Weimars und Leipzigs! In Berlin waren 170,000 Menschen versammelt; es war der Punkt, auf den zehn Millionen alles bezogen, weil ihnen Licht und Heil, oder das Gegentheil, von ihm ausgehen konnte. Aus dem Leben schöpften hier Literatur und Kunst ihre Gegenstände, und wirkten kräftig auf dasselbe zurück. Jeder Irrthum fand schnell Berichtigung, jede Berichtigung hatte nahe, heilsame Folgen; jeder glückliche Gedanke die Aussicht, zu einer nützlichen Einrichtung bethätigt zu werden. Denn die Bedürfnisse des verhältniſsmäſsig groſsen Staates forderten kräftiges Wirken, und er hatte Athem etwas zu unternehmen, Spielraum für seine ausgezeichneten Menschen. — Selbst alle Genüsse der Literatur oder Kunst, waren hier viel höher, als sonst irgendwo in Deutschland, durch die Wirkungen, die man sie auf Tausende von gebildeten Mitgenieſsenden machen sah. Mit einem Worte: hier waren der Gedanke und der Buchstabe lebendig, und je mehr sie es wurden, desto höher stieg der Einfluſs Berlins auf das übrige Deutschland.

Was hätte der Erfolg seyn müssen, wenn Friedrich der Einzige, in dem Glanz seiner Thaten, mit der gewaltigen Kraft seines Genies, funfzig Jahre früher darauf hingewirkt hätte, seine Hauptstadt für den Geist aller nördlichen Deutschen zur

Hauptstadt zu machen! — Ist ein Thron der Sammelpunkt des Geistig-Groſsen eines Volkes, so flieſst endlich auch alles um ihn zusammen, was in andrer Rücksicht groſs heiſst. —

Göthe.

Wie gesagt: die Xenien waren so eben erschienen, als ich nach Jena kam. Die eigentliche Veranlassung dieser „Saat von zehntausend Pfeilen," durch die sie fast entschuldigt wird, war mir unbekannt: sie thaten also ungefähr dieselbe Wirkung auf mich, wie auf jedermann: sie ergezten und empörten mich. Eben hatt' ich das Buchelchen eines Tages mit Unwillen auf den Tisch geworfen, als ich eine Einladung von Loder erhielt, mit der Bemerkung, Göthe brächte den Abend bei ihm zu.

Bei meinem Eintritt in den Gesellschafts-Saal fand ich eine hohe, stattliche Gestalt, mit einem Gesicht voll ruhiger

Gröſse und — Stolz, an den Spiegeltisch in der hellsten Beleuchtung lehnen, und die meisten Professoren von Jena, alle im möglichsten Putz, bildeten einen ehrfurchtsvoll-lauschenden Zirkel um sie her.

Den ganzen Nachmittag war ich mit mir selbst uneins gewesen, ob das glänzendste Genie eines Dichters wohl hinreichen sollte, ihm ein solches Produkt desselben, wie die Xenien waren, verzeihen zu lassen? — und hier fand ich den Hauptverfasser derselben, wie er sich mit hohem Selbstgefühl huldigen lieſs. Noch dazu waren unter den Ehrfurchtsvollen manche der Verhöhnten selbst. Diese Erscheinung machte einen höchst widerlichen Eindruck auf mich, der nie ganz verwischt worden ist.

Loder stellte mich Göthen vor. Nach ein Paar gewechselten Worten, zog ich mich in den Halbkreis, nach einigen Minuten aus demselben zurück, und suchte Göthen weder an diesem Abend, noch während der drei folgenden Jahre, von denen ich den gröſsten Theil in seinem Wohnort zubrachte, jemals wieder nahe zu kommen. Das entgegengesezte Betragen ware unstreitig kluger gewesen: aber die allgemeine Stimme in Weimar über ihn, hätte nichts, das mich dazu aufmuntern konnte.

Vorüber daran! Wie ein groſser Mann die Privat-Verhältnisse des Lebens nimmt, gehört, was auch die moralischen Klätscher sagen mögen, nur in so fern vor das Publikum, als es mit seinem öffentlichen Charakter zusammenflieſst. Darin aber vorzüglich besteht der Fluch der Celebrität, daſs sie, wie der Phosphor-Funken den Leuchtekäfer, ihren Besitzer selbst da beobachten laſst, wo auch die edelste Natur der Dunkelheit bedarf, und jeder Unbedeutende in ihrem Schatz sich gehen läſst.

Hat irgend ein Deutscher Schriftsteller das Recht, achtungsvolle Rucksicht in diesem Punkt zu fordern, so ist es Gothe. Es ist wahr, die Energie seines Geistes hat ihn nicht selten jene schonende Zartheit aus den Augen setzen lassen, welche die ganze Liebenswürdigkeit so vieler Schwächlinge ausmacht: aber eben diese Energie war es auch, die mehr als einmal das literarische Deutschland aus einer Erschlaffung aufrifs, und so viele originelle Meisterwerke schuf, die ihr bleibender Stolz sind. Es ist ferner wahr, sein Spott ist bitter und schneidend, aber selbst wo er seinen Gegenstand bestimmt auszeichnet, wie in dem Rattenfänger, den Grazien und Musen in der Mark, und in den Xenien, trifft er doch immer nur den literarischen Thoren, ohne den Bürger oder Menschen in ihm zu verletzen. Man hat sehr niedrigen Charakteren um des Witzes willen Pasquille hingehn lassen und vergessen: wie ungerecht wär' es, einem Dichter wie Göthe, als unverzeihlich anzurechnen, dafs er manche wirklich Verirrte seines literarischen Zeitalters etwas unsanft zurecht wies.

Nicht alles was er schrieb, ist vortrefflich, und in manchem einzelnen Fache stehen andre über ihm; aber im Ganzen scheint Göthe mir durchaus das umfaſsendste und kräftigste Dichtergenie, das die Deutsche Nation hervorgebracht hat. Er empfing das Höchste, wodurch die Natur zum groſsen Dichter beruft: das Vermögen jeden Charakter, jedes Gefühl, jedes Verhältniſs mit vollem Leben vor seinen Geist zu stellen, und für alles, was er aussprechen wollte, den eigenthümlichsten Ton und Ausdruck ungesucht zu finden. Verstand, Phantasie und Witz sind die unerlaſslichen Bedingungen dieses Vermögens, doch Tausende besitzen sie ohne dasselbe; der Geschmack aber ist nur eine Anlage, die durch Bildung des Geistes entwickelt wird. Noch war sie es nicht in sehr hohem Grade bei Gothe, als er schon Deutschland entzückte.

Er begann im achtzehnten Jahr mit seiner „Parodie auf Clodius Medon“, die nur durch Witz glänzt. Ihr folgten „Lieder“, sinnvolle Worte des Gefühls; und seine Beiträge „zur teutschen Baukunst“, die den richtig würdigenden Verstand des Jünglings bewiesen: aber schon im zwanzigsten Jahre fing er die erste jener Schöpfungen an, die sein ganzes Genie entfalteten, Götz von Berlichingen. Als sie vier Jahr später erschien, fuhr ein elektrischer Schlag durch die Deutsche Literatur; noch gröſser aber war die Kraft, mit welcher der darauf erscheinende Roman, „die Leiden des jungen Werthers,“ alles ergrif. Beide sind im Aeussern unregelmäſsig, im Innern aber treu der obersten Regel der Kunst, dem Gesetz: lebendige Wahrheit so darzustellen, wie sie die höchste Wirkung zu thun vermag.

Wie viel richtiger in dieser Rücksicht das Genie des jungen Mannes, vielleicht ohne alles Räsonnement, sah, als die hellsten Denker seiner Zeit, Herder ausgenommen, beweist eine Seichtheit, die Lessing über jenen Roman sagte. Sie ist merkwürdig, wär' es auch nur, weil sie vielleicht die einzige ist, die dem einsichtsvollen Kunstrichter entschlüpfte. Er tadelt nehmlich [1]), daſs Göthe nicht wenigstens durch ein Paar Winke erklärt habe, wie Werthers Charakter zu seiner Ueberspanntheit gekommen sey, und wie ein andrer Jüngling von ähnlichen Anlagen sich vor ihr zu bewahren habe. „Denn ein solcher durfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen und glauben, daſs der gut gewesen sey, der unsre Theilnahme so stark beschäftigt.“ — Dieser Tadel ist um nichts gehaltvoller, als wenn man die Nacktheit der Antiken verwerflich finden wollte, weil sie wollüstige Gefühle einflöſsen kann. Ein Künstler, der im Stande gewesen wäre, solche der Kunst fremde Rücksichten zu nehmen, hätte schwerlich „Werthers Leiden“ zu schreiben vermocht, und hätte Göthe sich solche Zuthaten einreden lassen, schwerlich hätte das Buch ein Hunderttheil seiner Wirkung gethan. So bald die Leser daran erinnert wurden, daſs der Held ein ta-

---

[1]) Wenn ich nicht irre, steht es im 27sten Bde

Seite 63 seiner sämmtlichen Schriften. Ich schreibe ohne Bibliothek.

delnswürdiger und kranker Mensch sey, konnte es fast nur noch ein pathologisches Interesse einflöſsen. Den Beweis wird man weiter unter finden.

Daſs Lessings Besorgniſs überschwenglich in Erfüllung ging, weiſs man. Göthe büſste aber bald einen groſsen Theil jener Zaubermacht über das Publikum, die er im Götz und Werther übte, ein, und zwar durch sein Bestreben nach dem Klassischen. Das lag in der Natur der Sache. Die Menge wird nur durch die Schönheit der Einzelnheiten ergriffen; aber in dem Klassischen wird die Schönheit und Wirkung derselben, der Schönheit und Wirkung des Ganzen untergeordnet. Geringe Geisteskraft erliegt dem Gewicht dieser Regel, und liefert höchstens geschniegelte Sterblinge; das Genie schafft durch sie Unvergängliches, das die Gebildeten jedes Zeitalters entzückt, eben deshalb aber der Menge keines einzigen ganz ansprechend und verständlich ist.

Statt der bekannten Behauptung, das Genie sey über der Regel, möchte ich daher den Satz aufstellen: nur das Genie solle es wagen, ihr genügen zu wollen. Bei geringern Kräften gebe man alles Gute was man hat, in der lebendigsten Weise deren man fähig ist. Es ist wahrlich auch nichts Geringes, seinem Zeitalter lebhaft gefallen zu haben.

Unter Göthen's dramatischen Dichtungen ist ohne Zweifel Iphigenia die am meisten klassische; zunächst möcht ich die Mitschuldigen, in ihrer Gattung, stellen; in weiterer Entfernung Tasso, die Geschwister und Clavijo. Egmont gehört eigentlich noch Göthen's früherer, freien Weise an, und von Faust werd' ich weiter unten sprechen.

Von der hinreiſsendsten Schönheit scheinen mir Göthens kürzere Dichtungen, seine Lieder, Romanzen, Balladen und Elegieen. Hier flieſsen beide Weisen, die freiere und die klassische, mit reizender Leichtigkeit zusammen. Es sind lauter genialisch hingeworfene Einzelheiten, die für sich mit reinem Kunstgefühl ausgebildet wurden.

In der epischen Dichtung ist Göthe am wenigsten glücklich gewesen. Was mancher Kunstrichter auch sagen mag: „Herrmann und Dorothea“ ist ein Zwitter vom Epos und vom Idyll, der für das erste zu wenig Interesse der Handlung hat, und dem für das zweite, die freundliche, glückliche Ruhe fehlt, die den Leser in die Stimmung des Beschauens sezt. Trotz dem schönen Detail, bleibt daher der Gesammteindruck unbestimmt und schwach.

Was Wilhelm Meister betrifft: ungeachtet seiner herrlichen Charakterzeichnungen, seiner fesselnden Situationen, seiner bezaubernden Lieder, gesteh' ich es nicht zu begreifen, wie ein Dichter, der im 24sten Jahr „Werthers Leiden“ schrieb, als reifer Künstler ein so sonderbares, plan- und im Ganzen wirkungsloses Gemisch als ein Werk aufstellen konnte. — Von den „Wahlverwandtschaften“ hab' ich schon an einem andern Orte bemerkt, daſs dies Buch ein Gegenstück zu Göthen's frühestem Roman, daſs Ottilie ein weiblicher Werther, wie die Baronin ein weiblicher Albert ist. Ich glaube hinzufügen zu können, daſs der Verfasser bei dieser neuen Bearbeitung des ältern Gegenstandes, Lessings oben angeführten Rath befolgt hat, und daſs sie vorzüglich deshalb mislungen ist. Das Entstehen der Ueberspannung der Helden wird uns möglichst breit psychologisch entwickelt, und wir erfahren oft, daſs Ottilie krank, daſs ihre Liebe tadelhaft sey. Wie das wirkt? — mag das Gefühl der Leser beantworten.

Mir scheint das Fehlerhafte in Göthens beiden spätern Romanen, die Folge einer unrichtigen Theorie dieser Dichtungsart zu seyn. Es ist als hielte er betrachtendes Räsonnement und psychologische Erörterung für nothwendige Bestandtheile und Zierden des Romans, da sie ihm doch nur sind, was der Monolog dem Drama ist, Nothbehelf für Sachen, die durchaus zum Verstehen des Ganzen gehören, und sich gleichwohl nicht in der Form geben lassen, die der Gattung des Werkes eigenthümlich ist.

In bewundernswürdiger Gröſse steht Göthe dagegen wieder in der Satire da. Er hat sich, wie ihn der Genius leitete, der meisten Formen derselben bedient, und ist in jeder unübertrefflich, im Epigramme, wie im Spottliede und der Farce, und selbst im Lehrgedicht, denn zu dieser Höhe erheben sich manche Scenen seines Faust, des originellsten, vielleicht des genialischesten Produkts der Deutschen Literatur. Helle philosophische Ansicht verbindet sich hier mit den barockesten Gaukeleien des Witzes, die höchste Naturwahrheit im Komischen wie im Rührenden, mit den romantischen Gebilden einer fessellosen Phantasie. So entstand ein Ganzes, das ich nicht zu classificiren weiſs, das ich aber nie ermüde zu bewundern.

Werther, Götz, Iphigenia und Faust sind unvergängliche Blüthen des Genies; giebt es indeſs Maaſse in der Unsterblichkeit, so traue ich Faust das längste zu, nicht weil er das vollendeteste dieser Werke, sondern weil er das lebendigste ist.

Die neueste Schrift des unsterblichen Greises: „Dichtung und Wahrheit,“ gehört, nach dem ersten Bande zu urtheilen, nicht zu seinen *Werken*. Die freundliche Bekanntschaft indeſs, in die man hier mit seiner moralischen Eigenthümlichkeit trit, und der Zauber seines Vortrages, macht sie für die Zeitgenossen in hohem Grade anziehend. Ob diese Vorzüge hinreichen werden, sie, trotz der Formlosigkeit des Ganzen und der Ueberladung mit allzu unwichtigen Dingen, lange zu erhalten? — Ob die Blumenkrone seines Geistes nicht selbst dadurch hier und dort an Geltung verlieren könne, daſs er uns Wurzel und Stengel derselben deutend zerlegt? — Auf jeden Fall ist es eine reizende Unterhaltung, die uns Göthe hier *auf seine Kosten* giebt.

Schiller.

Auch in Rücksicht auf Schiller ist eine Lücke in meinen Erinnerungen aus Deutschland, die mich jezt schmerzt. Als ich ihn, im Winter 1796, zum ersten Male besuchte, fand ich ihn von Kränklichkeit erschöpft und mislaunigt. Sein Gespräch war nicht wohlthuend, wenigstens für einen Fremden: ungeachtet seiner sehr gütigen Einladung ging ich also nicht eher wieder zu ihm, als da ich im Begriff war, Jena zu verlassen. Jezt fand ich ihn in seinem Garten, gesund und heiter. Sein geistvolles, wiewohl etwas krampfhaft gespanntes Gesicht, sein scharfes Auge, hatten viel einnehmend Ergreifendes, ohne schön zu seyn, und sein Benehmen war unbefangen und anspruchlos; aber die halbe Stunde, die ich diesmal bei ihm zubrachte, ist auch der ganze Genuſs, den mir seine persönliche Bekanntschaft gewährt hat. Die seltnen Besuche, die ich von Weimar aus in Jena machte, waren zu kurz, um sie zu etwas anderm als zu Geschäften anzuwenden, und als Schiller im Jahr 1804 nach Berlin kam, hatte ihn meine Beurtheilung der Braut von Messina, wie seine Aeusserungen zeigten, zu sehr gegen mich verstimmt, als daſs ich ihn hätte suchen mögen. —

Ein herrliches Denkmaal der Seelengröſse, hat Göthe sich durch seine männlich-sorgfältige Freundschaft für Schiller gesezt. Sie erscheint doppelt ehrwürdig dadurch, daſs sie zu einer Zeit begann, da Schiller schon angefangen hatte, mit ihm zu wetteifern, und ungeschwächt fortdauerte, ja zu wachsen schien, als er ihn, wenigstens in der Schätzung und der Vorliebe des Publikums, überboten hatte.

Schiller bedurfte eines Freundes dieser Art, um sich zu der Höhe emporzuschwingen, auf der er endigte; nicht als Dichter bedurfte er ihn, aber als Mensch, bei den Kämpfen gegen sein äusseres Geschick und den Einfluſs seiner langen Kränklichkeit. Seine Jugendlage war bekanntlich eine der ungünstigsten, die einen aufstrebenden Geist beengen kann. Er verbrachte die Jahre seiner Entwickelung in einer Art von militärischem Kloster, wo es hoch verpönt war, Beweise jener Talente zu geben, durch die er einst seine Nation bezaubern sollte. Mir hat das Unmoralische, das man seinen dort geschriebenen „Räubern“ so oft vorwarf, durchaus nur der verzweiflungsvolle Trotz seiner starken Seele gegen den tyrannischen Druck geschienen, unter dem er schmachtete. Endlich erhielt er die scheinbare Entschädigung für denselben, indem er als Regimentsarzt angestellt wurde: aber der Zwang wollte ihn noch nicht entlassen. Die Räuber wurden gedruckt; einige Graubündtner glaubten ihr Volk durch einen Einfall in diesem Stück, beleidigt; sie verklagten den Verfasser, und der Fürst desselben verbot ihm, jemals etwas drucken zu lassen. Schiller nahm nun seinen Abschied und warf sich aufs Gerathewohl in die Welt.

Ein Genie wie das seinige, läuft freilich bei einem solchen Entschlusse nicht Gefahr, unterzugehen: aber es trägt doch oft in dem Kampfe gegen das Schicksal unheilbare Wunden davon, und Schiller muſste diesen Kampf lange, vielleicht bis zu seinem Tode, fortsetzen. Schon genoſs er seit Jahren die Bewunderung von ganz Deutschland, als immer noch sein einziges bestimmtes Einkommen eine Pension war, die er, nicht von einem Deutschen Fürsten, sondern von dem Dänischen Finanzminister, dem edeln Grafen von Schimmelmann, so geheim erhielt, daſs auſser mir[1]), vielleicht nicht vier Personen in Deutschland darum wuſsten.

Täuscht mich mein Gefühl nicht, so sind die Spuren seines Ganges und seiner Jugendstimmung auch in seinen Dichtungen zu erkennen, in der sichtlichen Anstrengung, die ihn seine Gröſse kostete. Er selbst beklagte sich in der Ankündigung seiner Rheinischen Thalia, er habe in den Räubern die Menschen (und die Natur) zwei Jahr früher zu schildern versucht, als er sie kennen gelernt. Als er sie endlich sah, begrif sein heller Verstand sie freilich bald sehr genau: aber wenn sein so lange gewaltsam verschlossenes Auge, wirklich das Farbenspiel der Naturbeleuchtung in seiner ganzen Lieblichkeit erkannte, warum denn sind alle seine kleinen und groſsen Dichtungen nur von dem magischen, bald blendenden, bald schauerlich düsterm Fackelglanz der Phantasie bestralt? Wenn sein Gehör, nach seinem Eintritt in die Natur, jemals leise Empfänglichkeit für die zarteren Stimmen derselben gewann: warum seufzt oder tobt denn in seinen Werken immer nur Ueberspannung der Leidenschaft? — Umsonst sieht man sich in allen seinen Werken nach jenen aus der Natur aufgegriffenen, durch ihre Wahrheit vergnügenden oder rührenden Zügen um, welche der anziehendste Reiz anderer groſsen Dichter sind, und selbst manches Produkt eines kleinen, unvergeſslich machen. Er weiſs den Leser immer nur zu berauschen oder zu erschüttern. Wo er ruhigere Gefühle ausdrücken sollte, findet er nichts als Sentenzen und Gemälde zu geben. Freilich sind jene immer mit hoher poetischer Kraft ausgedrückt, und diese immer voll erhabner Schönheit: nur — das Rechte sind sie doch nicht. Läſst sich dieser Mangel aber durch irgend etwas ersetzen, so hat Schiller alles, wodurch es geschehen kann, in überschwenglichem Maaſse.

---

[1]) Ich erfuhr es in Kopenhagen zufällig, wo ich nicht irre, von der Gemahlin des Grafen. Jezt ist diese Erwähnung wohl kein Verrath.

Die vorherrschenden Kräfte Schillers waren Phantasie und Reflexionsvermögen. Jene erhob jeden Stoff, den er ergrif, zu idealischer Geltung; schuf ihm eine Welt, die nirgend existiren kann oder konnte, aber von gleichsam mehr als menschlichen Kräften bewegt, in überirdischer Schönheit glänzte. Dieses wiederum lehrte ihn, dieser Welt die Haltung und Einheit geben, welche in idealischen Gebilden an die Stelle der psychologischen Wahrheit tritt, die, in strengem Sinne, in ihnen unmöglich ist.

Es ist jezt hergebracht, Schillers dramatische Laufbahn in drei oder vier Perioden zu theilen. Was die innere Beschaffenheit seiner dramatischen Werke betrift, seh' ich keinen Grund dazu. Alle, von den Räubern bis zur Jungfrau von Orleans und zur Braut von Messina, gehören zu Einer Gattung. In allen sind wenigstens die Hauptpersonen, die Leidenschaften und meistentheils die Motive idealisch. Nur Schillers Kunstgeschmack, seine Herrschaft über die Form, sein Reichthum an Kunstmitteln zeigte sich in jeder neuen Dichtung vollendeter und gröſser. Das einzige Stück, worin er von seiner bisherigen Weise abzuweichen scheint, ist sein letztes, Wilhelm Tell. Hier findet man in vielen Scenen Annäherung zur Natur, wohl aber mehr, weil der Stoff es forderte, als weil der Dichter eine neue Bahn einschlagen wollte. Nur da hat Schiller volle Naturwahrheit, wo er sich zum Komischen herabläſst, zum Beispiel in der militärischen Posse „Wallensteins Lager.“ Ich glaube daher, wenn Schiller alt geworden wäre, so würde er sich bei gesunkener Kraft einmal den Spaſs gemacht haben, die Deutschen Komiker in der Mode, sämmtlich von der Bühne zu jagen. Ein Paar Stücke von ihm, hätten hingereicht, jene dem Publikum zu verleiden.

Von Schillers lyrischen, erzählenden und lehrenden Gedichten gilt dasselbe, was ich von seinen Trauerspielen sagte. Sie enthalten Stürme der Leidenschaft, poetische Reflexionen und lebendige Gemählde, alles in vortrefflichen Versen. — Seine wenigen witzigen Gedichte haben in ihrer Art nur die von Göthe neben und über sich. Fast jeder Einfall ist zugleich ein poetischer Gedanke.

Einige der obengesagten Bemerkungen waren es was mich bewog, in meinen Briefen über die Literatur zu behaupten, Schillers eigentliches Fach sei die epische Dichtung, nicht die dramatische. Damals spottete man darüber; späterhin hat es mancher der Spottenden als seinen eignen Gedanken nachgesagt. Wahr oder unwahr: wir haben Ursache uns zu freuen, daſs Schiller die dramatische wählte, und ihr treu blieb. Auch durch das vollendeteste ernsthafte Epos würde er schwerlich die Wirkung gethan haben, die das am wenigsten vortreffliche seiner Trauerspiele that.

Die an seine Götter glaubenden Griechen waren es, bei denen Homers Ilias im Munde des Volkes lebte: bei den spätern genoſs sie nur die Bewunderung derer, die gebildeten Kunstgeschmack besaſsen. Als Virgil sie in der Aeneis nachbildete: — Ich biete allen Philologen Trotz, mir durch eine einzige Stelle eines alten Schriftstellers zu beweisen, daſs sich das freigeisterische Römische Volk viel um seine schön erzählten Mährchen bekümmerte. Livia, glaub' ich, fiel bei dem läppischen obgleich fein gewandten Kompliment: *Tu Marcellus eris!* aus groſsmütterlicher Zärtlichkeit in Ohnmacht, und die Kunstgenoſsen bewunderten die Arbeit an dem Werk: das sind nicht die Erfolge, die einen groſsen Dichter, der für seine Nation dichten will, begeistern können. Als die Bewohner Italiens aber wieder einen herrschenden Wunderglauben hatten, und nun Tasso auftrat: wieder sang jeder Gondelruderer seine Stanzen, und jeder Vornehme wuſste sie so gut auswendig als jener. Voltaire's echtes National-Epos dagegen hatte bei den Franzosen das Schicksal, das die Aeneide bei den Römern fand, und hätte Klopstock ahnen können, wie bald seine Nation sich mit kalter Bewunderung von ihr abwenden würde, ich glaube nicht, daſs er den Muth gehabt hätte, zwei Gesänge seiner Messiade zu dichten.

Ein aufgeklärtes Volk kann keine hohe Empfänglichkeit für eine andre Art des ernsten Epos haben, als für seine eigne, schön und lebendig vorgetragne Geschichte, in so fern es von ihrer Wahrheit überzeugt ist. Diese letzte Bedingung schlieſst natürlich alle Maschinerie, alle dichterische Fiktion, selbst alle sehr poetische Behandlung des Details aus, und verwandelt den Heldendichter in den Geschichtschreiber, — in jenen wahren, der nicht blofs treu erörtern und benachrichtigen, sondern künstlerisch wirken will. Wie viel Schiller als solcher hätte leisten können, beweist das was er geleistet hat: aber wir hätten einen grofsen Dichter weniger gehabt.

Seine beiden historischen Werke wurden, wie man weifs, mit hohem Enthusiasmus aufgenommen. Der Umstand, dafs sie in einer Zeit erschienen, in welcher der Unterschied zwischen Geschichtforschern und Geschichtschreibern noch nicht gehörig ins Licht gesezt war, und so viele sehr hochachtungswerthe Glieder der ersten Klasse, mit den Ansprüchen dastanden, zu der zweiten gerechnet zu werden, noch mehr aber die auffallende Sonderbarkeit der Manier, in welcher Johannes Müller seine Schweizergeschichte schrieb, hat jezt den Schillerschen Werken einen Theil der hohen Auszeichnung entzogen, deren sie würdig sind, und anfangs genossen. Das Publikum ist in seinem Urtheil gleichsam ungewiſs geworden, besonders durch die Menge der Nachahmer, welche die Müllersche Manier fand, die so leicht zu erreichen ist, indeſs Schillers wahrhaft historischer Stil auf einer so mühsam zu erklimmenden Höhe stralt. Die Nachwelt pflegt sich in ihren Urtheilen über die Vorzeit, nicht durch die Parteien und vorübergehende Moden derselben irren zu lassen. Sie wird die Schillersche Geschichte der Niederlande, als den ersten gelungenen Versuch in der Deutschen Literatur, bei der Geschichtschreibung eben so sehr die lebendige Wirkung durch Schönheit, als die Belehrung durch Treue zu bezwecken, noch ungetheilt und innig bewundern, wenn alle die lächerlichen Versuche der zwecklosen Alterthümlichkeit im Vortrage, vergessen, und die historischen Materialiensammlungen unsrer Geschichtforscher, zu wirklichen Geschichten umgearbeitet sind [1].

„Der Geisterseher" ist bekanntlich der einzige Roman, den Schiller schrieb; — wohl auch der einzige, den er schreiben konnte. Der Roman muſs in der Wirklichkeit spielen, und kannte Schiller diese auch, so war sie ihm doch ohne das Zauberlicht der Phantasie nicht anziehend genug zum Kunstwerk. Einer solchen Abgeschmacktheit, der Wirklichkeit Wunder-

---

[1] Lessing sagt irgendwo in seinen Literatur-Briefen: wahre Geschichtschreiber wären im Grunde nur diejenigen, die als Augenzeugen die Geschichte ihrer Zeit niederschrieben. Die Unhaltbarkeit dieses Satzes, durch den plötzlich alle Chronikenschreiber über Livius, Robertson, Gibbon u. s. w. gesezt würden, bedarf wohl keiner Widerlegung; besonders da es in vielen Rücksichten grade den Zeitgenossen fast unmöglich ist, die Wahrheit auszumitteln. Faſst man dagegen den Satz so, daſs der **wahre Ton** eines Geschichtschreibers der eines Augenzeugen sei, so enthält er eine sehr wichtige Kunstregel, ja fast die ganze Theorie der Geschichtschreibung. „Erzähle wie ein Augenzeuge," das heiſst, ohne die Forschungen und die Mühe, die dich die Ergründung deines Gegenstandes gekostet hat, zu verrathen, so anschaulich und lebendig, wie ein für die weiseste und gerechteste Partei handelnder Theilnehmer an jeder Begebenheit, seinen Bericht erstatten würde. So erzählten Thucydides und Xenophon, was sie selbst erlebten. Wer die Geschichte einer frühern Zeit vorträgt, hat den Vortheil,

---

daſs er seine Partei und seinen Standpunkt wähler, und viele Zeugnisse über eine und dieselbe Begebenheit vergleichen kann. In diesem Punkt haben wir, Dank sei es dem Fleiſs unserer Geschichtforscher, die Möglichkeit, die Alten zu übertreffen. Der Weg dazu, glaub' ich, ist über Gegenstände, in denen Männer wie Heeren, Schlözer, Müller und Hegewisch selbst nicht weiter konnten, die Akten der Hauptsache nach für geschlossen anzusehen, und nun das was sie erforschten, als Künstler zu lebendigen, auf Wirkung berechneten Erzählungen zu verarbeiten. Lessing sezt, zur Rechtfertigung seines obenerwähnten Gedankens, hinzu: „was jemand über ein früheres Zeitalter erzähle, werde immer wieder von einem andern berichtigt, überboten und antiquirt." Freilich, bis endlich das Vortrefflichste geleistet ist, was geleistet werden kann. Dann hört das Ueberbieten und Antiquiren auf; und die Erreichung des Vortrefflichen durch Legung einer Mittelstufe möglich zu machen, ist auch Verdienst.

bares anzulügen, war er nicht fähig: es blieb also nichts übrig, als seinen Stoff ins Räthselhafte hinüber zu spielen, und das ist ihm, wie man weiſs, vortrefflich gelungen. Als Kunstwerk ist das Buch vollendet: es thut seine volle Wirkung, indem es den Leser in staunende Spannung sezt, und ist folglich so gut geschlossen, als Göthen's bekannte Gespensterromanze, die mitten im Verse mit den Worten abbricht: „Die wendet sich —“ Daſs jemand die Geschichte fortsezte, und die Räthsel zu lösen versuchte, beweist nur, daſs dieser jemand den Kunstcharakter des Buchs nicht begriff.

Schillers Erzählung „der Sonnenwirth, oder Verbrecher aus Verlust der bürgerlichen Ehre,“ geht wieder auf einer andern Weise, im Gebiet der Leidenschaft und der aussergewöhnlichen Schickung, neben dem Wirklichen oder auf dessen äusserster Gränze hin: aber ihr Romantisches ist von zu gräſslicher Art; ich möchte sie nicht zu den Schillerschen Kunstwerken rechnen.

Seine philosophischen Schriften sind der unbedeutendste Theil seines Nachlasses. Sie enthalten vortreffliche Gedanken, und Stellen die in Rücksicht des Stils eine wahrhaft klassische Vollendung haben: aber das philosophische Erörtern widersprach seinen Dichtertalenten. Selbst wo er von einem unbestreitbaren Satze ausgeht, gelangt er nicht zu entschiednen Resultaten. Seine bekannte Sonderung der Dichtungsarten in naive und sentimentale, ist zum Beispiel nicht viel besser, als wenn man sie in schwarze und weiſse theilen wollte.

Herder.

Zwei Treppen hoch, in einem sehr einfach möblirten Zimmer fand ich ihn: einen ziemlich langen Mann mit jener mäſsigen Körperfülle, welche das höhere Mannesalter zu geben pflegt, einer sehr geraden Haltung, einem geistreich-gedankenvollen Blick, und überhaupt einem Gesicht, in welchem edle Würde und der Ausdruck leisen Gefühls, jenen der Kraft überboten, ohne ihn zu verschleiern.

Er nahm mich sehr gütig auf, wie einen alten Bekannten; er sagte mir sogar einige Verbindlichkeiten über die Art, wie ich als Schriftsteller begonnen hatte. Allmälig bracht' er das Gespräch auf meine frühern Verhältnisse. Ich erzählte ihm ohngefähr dasselbe, was die Leser in der Einleitung fanden. Er hörte mich aufmerksam an; dann reichte er mir mit Herzlichkeit die Hand und sagte: „Nun weiſs ich, wer Sie sind!" In der That war es mir, als durchdränge mich sein Blick.

Er stellte mich seiner Frau vor, die

auch im Alter und bei dem Anstand der häuslichen Matrone, durch ihr Auge voll Verstand und Feuer imponirte. Sie war in jeder Rücksicht des groſsen Mannes werth, dem sie angehörte.

Herders Haus ward mir bald die gröſseste Annehmlichkeit, die mich in Weimar fesselte, die mich immer wieder dahin zurückführte, wenn ich mich auf einige Monate entfernt hatte, und mich die kleine Stadt fast als meine Heimath betrachten lieſs. Nie trat ich aus diesem Hause, mocht' es nach einer einsam mit Herder in seiner Studirstube verbrachten Stunde, mocht' es nach einem im Zirkel seiner Familie verlebten Abend seyn, ohne eine gewisse feierliche Stimmung und ohne eine Menge neuer, groſser Ideen von ihm erhalten zu haben.

Soll ich den Menschen in ihm erörtern? Dergleichen Charakteristiken führen nie eine bestimmte Idee vor die Seele des Lesers. Ich will ein Paar Vorgänge aus jener Zeit erzählen. Wem es gegeben ist, einen hohen Geist zu verstehen, lernt aus solchen Bruchstücken mehr, als aus den gründlichsten psychologischen Entwickelungen.

Einige Monate, nachdem ich ihn kennen gelernt, lieſs er mich eines Tages zu sich bitten. Mit lebhafter Freude theilt' er mir einen Brief mit, in welchem er den Auftrag erhalten hatte, mich im Namen des Dänischen Finanzministers, Graf Schimmelmann, nach Kopenhagen einzuladen.

Wir gingen zu seiner Frau hinunter. Sie sagte mir Glückwünsche, sprach von der glänzenden Carriere, die ich machen würde. Herder ging lächelnd auf und nieder; endlich brach er lachend aus: „Der eine Carriere machen! Der! Sieh' ihn doch an! Auf seiner Stirne steht deutlich das Gegentheil von der Devise des Prinzen von Wales: Ich diene nicht! Er wird eine interessante Erfahrung machen, die groſse Welt in der Nähe sehn: das ist's alles.“

Die Herderin hoffte Gutes von mir

und gab mir, obgleich mit groſser Feinheit, fast mütterliche Ermahnungen. Herder hörte wieder einige Zeit zu: „Laſs ihn gehen! sagte er endlich unzufrieden. Er bleibt nun einmal so, und das ist recht gut.“

Diese Aeusserung war eigentlich nicht sowohl ein Beweis seiner Zufriedenheit mit mir, als der Ausdruck seiner allgemeinen Achtung für Individualität überhaupt. Ich habe ihn einst einen jungen Mann, der ihn bei jedem Anlaſs mit voller Hingebung in seine Autorität um Rath fragte, dringend auffordern gehört, lieber seinen eigenen Ansichten zu folgen. „Jeder Mensch, sagte Herder zu ihm, hat seinen eigenen Schritt für das Leben; wenn er den geht, so kommt er leicht und mit Sicherheit aus der Stelle Wer immer fremden Rath sucht, bemüht sich den Schritt eines andern einzulernen, arbeitet sich ab und stolpert jeden Augenblick. Ich würde in Ihrer Lage das und das thun: aber ich rathe Ihnen nicht dazu.“ — Als im Jahr 1799 der berühmte David Friedländer zu Berlin, Teller in einem gedruckten Sendschreiben öffentlich aufgefordert hatte, seine Meinung über den moralischen Werth der Judentaufe zu sagen, bat er mich, auch Herdern zu bewegen, daſs Er darüber etwas schreiben möge. Herder antwortete mir: Ich möchte Friedländer für das übersandte Exemplar des Sendschreibens danken, und wenn ich eine höfliche Wendung dazu fände, hinzufügen, er wisse keine andre Antwort, als den Zuruf Voltairen's: *Puisque Vous êtes juif, soyes-le donc!*

— Noch eine kleine Scene, die etwa ein Jahr später vorfiel, als die oben erzählte.

An einem schönen Sommer-Nachmittage machte er mit seiner Familie eine Spazierfahrt auf den Ettersberg, zu der ich, der ich längst aus Kopenhagen zurückgekehrt war, auch eingeladen wurde. Am Rande des Waldes hielt der Wagen. Es wurde das Theegeräthe ausgepackt; wir selbst lasen schnell trocknes Holz zusammen; die Herdern und ihre liebenswürdige Tochter ordneten das Service im

Grase, indeſs der Bediente in einer Niederung Feuer anmachte und das Kochen des Wassers besorgte. In einer halben Stunde zündeten Herder und ich froh unsre Pfeifen an, und wir saſsen auf Steinen oder im Grase um die Serviette her.

Herder genoſs der schönen Aussicht mit Innigkeit; wir fanden alle, daſs sie reizend war, aber vor seiner Seele stand sie unter einer andern Beleuchtung, als vor der unsrigen. Wir sahen eine schöne Gegend, er — einen wichtigen Theil des Schauplatzes der Reformation. Er fing an, uns bald von diesem Städtchen, bald von jenem Dorf etwas Wichtiges aus jenem Zeitalter zu erzählen; an dieses knüpfte sich, ohne daſs der einfache Gesprächston einen Augenblick unterbrochen wurde, eine lebendigere und philosophischere Charakteristik des Deutschen Volkes im 15ten und 16ten Jahrhundert, als wohl jemals eine geschrieben wurde. Plötzlich unterbrach er sich selbst mit dem Ausruf: „Ach, da waren wir Geistlichen in Deutschland auch noch etwas, als man uns in Ehren Pfaf nannte. (*P*astores *F*ideles *A*nimarum *F*idelium.) Wir sprachen zu einem gesunden, kräftigem Volk, und unser Wort wurde lebendige That, war selbst eine That. Jezt — pflegen wir sorgsam und kunstvoll die gebrechlichen Blüthen einer Pflanze, der die Politik die Herzwurzel weggenagt hat!" Er stand auf, und ging langsam in den Wald. Als ich ihm nach einigen Minuten folgte, hörte ich ihn die Weise eines alten Volksliedes summen.

Jene Worte sind, dünkt mich, der erschöpfendste Commentar zu einer oft erzählten und gemisdeuteten Anekdote. Als Herder nämlich an einem Feiertage predigen sollte, und das Glockengeläut hörte, rief er aus: Wer doch im Mittelalter lebte! —

Herders Gedankengang bei unsrer Bergfahrt ist gewissermaaſsen ein Bild seines ganzen literarischen Lebens. Sein Blick faſste jeden Gegenstand nicht nur hell und richtig auf, sondern sah auch zugleich Verhältnisse und Beziehungen desselben, welche weniger vortreffliche Köpfe oft nicht ahneten, nachdem sie sich ein ganzes Lebensalter mit ihm beschäftigt hatten. Er besafs jene oberste Geistesgabe, mit der man sich in den Besitz fast eines jeden Talentes sezt, so bald man will, einen hoch genialischen Verstand, der nur in seiner Aeusserung durch Phantasie und zu reizbares Gefühl zuweilen getrübt wurde. Welches Fach er daher vorübergehend wählen mochte: er machte wichtige Entdeckungen darin, erweiterte, veredelte, gestaltete es um; aber er sah zugleich die Gränzen desselben: es genügte ihm nicht. Er ging zu einem neuen über, in dem er bald eben so grofse Entdeckungen und Umgestaltungen bewirkte, und aus dem er eben so bald weiter ging. Das ganze Gebiet des Wissens war seine Heimath; er durchwandelte es unermüdet, ohne sich in irgend einem Bezirk desselben niederzulassen.

War Herder Theolog? Er hat der Theologie in Deutschland einen höhern, edlern Aufschwung gegeben, zuerst die poetischen Bücher der Bibel aus dem richtigen Gesichtspunkt ansehen gelehrt u. s. w.: aber so lang' es noch Dogmatiker und Exegeten giebt, werden sie nicht aufhören, über viele seiner kühnen Ideen den Kopf zu schütteln.

War er Philosoph? Die Grundideen seines Werkes zur Geschichte der Menschheit, sind von einer erhabenern Wahrheit, als alles was Kant jemals gelehrt hat: aber in allen seinen Werken sieht man sich vielleicht vergeblich nach einer erschöpfenden Erklärung, einer strengrichtigen Schluſsfolge um. In der Beurtheilung des groſsen Herderschen Werkes hatte Kant im Ganzen unbedingt Unrecht, in jedem einzelnen Punkte vielleicht Recht. Als ich dagegen Herders Streitschriften gegen Kant las, glaubte ich einen Igel mit einem Rosenzweige schlagen zu sehen: die Blume zerflog, und die Dornen drangen nicht durch.

War Herder Dichter? Mit flammender Begeisterung hat er einen unermeſslichen Reichthum philosophischer Gedanken und zarter Gefühle in Bilder gefaſst, die fast nirgend ganz passend sind und in Verse, die in der Regel wenig Wohlklang haben. Das Feilen war ihm zu geringfügig, daher hat er ausser dem fast nur zufällig entstandenen und gelungenem Cid, fast nichts hinterlassen, das durch seine Form fortdauern könnte.

War er Redner? Sein Vortrag ist immer lebendig und ergreifend, aber auch die gelungenste seiner rednerischen Arbeiten ist ein weites Gewölk mit zerfliessenden Umrissen, — aus dem tausend Engelköpfe hervortauchen.

Ich könnte eine lange Reihe solcher Fragen thun, und müſste immer eine ähnliche Antwort hinzufügen.

Was war Herder denn? — Mit mehr Phantasie und Kunsttalent als beide besaſsen, der dritte Mann zu Baco und Leibnitz. Man finde der Klasse einen Namen.

— Wenige Stunden vor seinem Tode faſste er ängstlich den Arm seines ältesten

Sohnes und flehte ihn an, ihm eine, nur Eine groſse und neue Idee zu sagen! Es war das Gebet eines Erstickenden um noch Einen Äthemzug. Groſse Ideen waren das Lebens-Element seines Geistes. Sie erhielten ihn hoch aufrecht unter dem Druck oft sehr beklemmender Lebensverhaltnisse, und gelang es einem Feinde, ihn zur Leidenschaft zu reizen, so stellten sie bald wieder die erhabne Reinheit seines Charakters her.

Schelling.

Seit ich das Wesen, oder vielmehr Unwesen der Methaphysik ein wenig näher kennen lernte, hat mir dieses immer das Merkwürdigste von ihr geschienen, daſs Männer von Verstand sich in vollem Ernst und Eifer mit ihr beschäftigen konnten, wie mit einem Lebensberufe. Adepten der Art besaſsen wenigstens nie etwas Anziehendes für mich: so hatte ich denn Fichten's Bekanntschaft in Jena nicht gesucht, und war Schelling öfter geflissentlich aus dem Wege gegangen. Mein Schicksal wollte indeſs, daſs ich mit beiden obgleich nur vorübergehend in Berührung kommen sollte; mit dem erstern späterhin in Berlin, mit dem letztern schon in Jena.

Die Herdern lieſs mich einst zu einer ungewöhnlichen Tagesstunde bitten, ich solle sie besuchen. Sie führte mich, so bald ich kam, in ihr Kabinet, und theilte mir eine Besorgniſs mit, die ihr Thränen in die Augen brachte. Fichte war, wahrscheinlich auf den Antrieb von Feinden, die ihm eine frühere nicht metaphysische Schrift gemacht hatte, beschuldigt worden, seine Wissenschaftslehre predige den Atheismus, und in Folge dessen, hatte man ihm untersagt, ferner in Jena Vorlesungen zu halten. Aus Freundschaft für ihn hatte Schelling, der damals auch in Jena lebte, erklärt, er wolle einen Beweis drucken lassen, dafs man den Vorsteher der gesammten Landesgeistlichkeit, Herder, wegen seiner Schrift: „Gott! Einige Gespräche über das System des Spinoza,“ eher des Atheismus beschuldigen könne, als Fichte. Die Sache war nicht unwahrscheinlich, da Herder seinen Widerwillen gegen die Metaphysiker oft sehr laut geäussert hatte. Welch ein gefährlicher Skandal, wenn Schelling es wirklich that, der General-Superintendent und Vice-Präsident des Ober-Consistoriums sich gegen die Anschuldigung des Atheismus vertheidigen mufste! Noch dazu wär' es ihm, schon weil ruhiges Polemisiren nicht zu seinem Charakter paſste, wahrscheinlich nicht leicht gewesen.

Helfen Sie! sagte die Herdern; helfen Sie, wenn Sie können!

Ich!! Der Gedanke schien mir anfangs sehr sonderbar; nach einigem Nachdenken versprach ich indeſs, ihr am andern Tage um dieselbe Stunde Auskunft zu bringen.

Ohne Zeit zu verlieren, lieſs ich einen Wagen kommen, und fuhr nach Jena. Am andern Morgen frühe ging ich zu Schelling. Ich fand einen jungen Mann von mittler Groſse und sehr gedrungnem Körperbau, mit einem nicht unangenehmen, starkknochigtem Gesicht, dessen Auge mit groſser Bestimmtheit unter einer hochgewölbten Stirne, wie mir es damals schien, hervordrohte.

Nach den ersten Bekanntschafts-Complimenten, brachte ich das Gespräch auf Fichte, dem man, sagte ich, so fern das Zeitalter es erlaube, Galilei's, Vanini's und

Wolf's glorreiches Märtyrerthum bereite. Schelling ging mit Wohlgefallen auf diese Ansicht der Sache ein. Ich deutete ihm die eigentlichen Urheber des Verfahrens an; er hatte auf dieselben gerathen. Ich versicherte ihn, Herder sei an dem ganzen Vorgange durchaus nicht schuld. „Er habe auch wahrlich Ursache, meinte Schelling, sich auf so etwas nicht einzulassen.“ Nun fragt' ich ihn gradezu, ob er gleichwohl die Absicht hege, Herdern unschuldig in diese verhaſste Sache zu verwickeln? Seine Antwort war unbestimmt. Ich schilderte ihm die nachtheiligen Folgen, die es für Herdern haben müsse; daſs es ihm sein Alter verbittern, ihn in die widerlichsten Verdrieſslichkeiten, vielleicht ins Grab stürzen würde, ohne, darauf legte ich das gröſste Gewicht, ohne Fichten einigen Vortheil zu bringen. Ich stellte die Sache so, daſs sie als das erschien, was sie gewesen wäre, als eine nutzlose Bosheit.

Schelling versicherte mich, daſs er nie im Ernst daran gedacht habe, jenen Entwurf auszuführen, und gab mir Wort und Hand darauf, daſs es nicht geschehen werde.

Froh kehrte ich in das Gasthaus zurück, wo ich meinen Wagen schon wieder angespannt fand. Eine Stunde früher, als ich der Herdern versprochen, bracht' ich ihr eine Antwort, die ich nicht so bestimmt zu erhalten gehofft hatte. Sie stand schon wartend am Fenster. Die Freude der ehrwürdigen Frau war mir ein hoher Genuſs. Vergebens suchte sie den Ausdruck derselben zu mildern. Mit Herder selbst hab' ich über den Vorgang nie ein Wort gesprochen, aber die erhöhte Herzlichkeit seines Betragens zeigte mir, daſs er ihn kannte.

Ueber Schelling's literarischen Gang und seine Naturphilosophie weiſs ich den Lesern nichts zu sagen: sie sind mir fremd geblieben. Ich glaube indeſs, die Rechtlichkeit, mit welcher er seinen gut ersonnenen Plan aufgab, so bald er auf die allzu nachtheiligen Folgen desselben für — einen Gegner aufmerksam gemacht wurde, und die Biederkeit, mit der er sein Wort erfüllte, ist so ehrenvoll, als die scharfsinnigste Hypothese. Ich halte ihn für einen sehr wackern, edeln Mann. Das ist ein Lob, das grade nicht jedem berühmten Schriftsteller ertheilt werden kann.

Jean Paul.

Daſs ich mein näheres Studium der Deutschen Literatur nicht mit den Romanen-Dichtern in der Mode, angefangen, brauch' ich wohl kaum zu bemerken: als mir daher, bei einem Besuche in Leipzig, ein Bekannter auf der Gasse sagte, er gehe eben zu Jean Paul, und mich dringend aufforderte, ihn zu begleiten, so wuſste ich in der That nicht, wer das sei. Ich ging indeſs mit, und — habe mich in meinem Leben nicht beim ersten Blick so unangenehm zurückgestoſsen gefühlt, als von diesem damaligen Lieblingsschriftsteller. Ich übergehe seine Gestalt, und will nur bemerken, daſs ich in seinem Wesen den Ausdruck krampfhafter Spannung und ungeheurer Ansprüche zu lesen glaubte. Sie sezten mich in Verlegenheit. Ich hatte meinen ersten Besuch doch wohl mit einigen Komplimenten einleiten und motiviren sollen, und ich hatte kein Blatt seiner Schriften gelesen. Er schien meinem Stillschweigen darüber eine feindliche Deutung zu geben, und glaubte sich vielleicht um so mehr dazu berechtigt, da man, wie ich erst nach einem Jahr erfuhr, in meinem kleinen, kurz vorher erschienenen Halb-Roman, „Rückkehr ins Vaterland,“ eine Annäherung an seine Manier entdecken wollen. So entstand die erste Misstimmung zwischen uns, sogleich bei der ersten Bekanntschaft. Noch an demelben Tage lieſs ich mir eine seiner Schrifen geben, ich weiſs nicht mehr welche: ber ich konnte sie nicht durchlesen. Ich abe es nie mit einer seiner gröſsern chriften zu thun vermogt, den ersten Theil des Titan abgerechnet, den ich leen muſste, weil ich ihn beurtheilen wollte. ie ungeheure Form- und Geschmacklosigeit derselben schien mir durch ihren Reichum an glänzenden, witzigen, oft groſsen edanken, nur noch greller zu werden.

Wieland sagte einst, als er eine Schrift n Jean Paul las: da kommt Einer, mit nem Flügel von Shakespeare. Der ehrrdige Dichtergreis hat die seltne Gabe, in seinen Bonmots immer eine tiefgeschöpfte Wahrheit zu sagen. Jener Einfall ist eine so vollständige Charakteristik, daſs ich ihr nichts beizufügen weiſs. Ueberall in Jean Pauls Schriften hab' ich gefunden, daſs sein Geist nicht zum ruhigen Gange, sondern zum Fluge geschaffen ist; weil er aber nur Einen Flügel auszustrecken hat, wird jeder versuchte Aufschwung, ein schiefer Sprung. Fehlt ihm der zweite Flügel ganz? Ich glaube, nein! Er war nur ein wenig schwach, und Jean Paul hat sich ihn in den kleinen Fränkischen Landstädten, in denen er nicht nur seine Bildungsjahre, sondern auch die kräftigsten seines Mannesalters verbrachte, vollends lahm gelegen; der Papierdrache aber der allgemeinen Belesenheit, den er sich statt dessen anheftete, thut ihm keine Dienste.

Richter zog im Jahr 1799 nach Weimar. Hier trafen wir oft bei Herder zusammen, der seinen Umgang als eine Erheiterung liebte, gern mit ihm, und eben so oft über ihn lachte.

Die drei Romandichter.

Jean Paul und ich konnten eigentlich niemals Freunde seyn, aber wir lebten doch einen Sommer hindurch in Weimar auf ziemlich verträglichem Fuſs. Wir machten sogar einst eine kleine Reise zusammen, nach Gotha. Unterwegs stieg er oft aus, schlenderte einige Minuten hinter dem Wagen her, und kam dann wieder herein. Die Neugier bewog mich endlich, hinaus zu sehen, was er mache? Er hatte ein Blatt Papier in der Hand und kritzelte im Gehen mit dem Bleistift darauf. Als er sich wieder zu mir gesezt hatte, wollt' ich ihn fragen, was er denn schreibe? — aber er kam mir zuvor, und erkundigte sich, ob er etwas, das ich vorhin erzählt, richtig gehört habe; zog dann sein Papier heraus, und verbesserte. Er hatte sich den Inhalt unsers Gesprächs notirt. — Einige Tage später besuchte ich ihn. Ich fand ihn, einen Katechismus in der Hand, an einem Schreibepult mit Fächern; in jedem lagen eine Menge Blättchen mit

Notizen aus Büchern. Er sagte mir, er läse alles, alles was ihm in die Hände käme, und noch sei ihm keine Schrift vorgekommen, in der er nicht Stoff zu einer Vergleichung gefunden. Bekanntlich bestehen seine Romane fast nur aus Vergleichungen. — Unter den Notizenblättchen sah ich auch das von der Reise. Er kam mir vor, wie ein einsames liebesieches Canarienweibchen, das täglich zu Neste trägt, aber kein lebensfähiges Ei zu legen vermag: das Hähnchen fehlt, das Kunsttalent. Ich sagte ihm, wo nicht dieses, doch etwas Aehnliches. Diesen Gedanken notirte er nicht; aber er hat ihn mir nie vergessen.

— Auf einer Reise, die mich durch Halle führte, besuchte ich Lafontaine. Der erste Blick auf ihn, nahm mich ein. Es ist nicht leicht, offene, empfängliche Gutmüthigkeit unverkennbarer darzustellen, als sein Blick und sein ganzes Wesen sie ausdrückten: seine ungeheure Corpulenz widersprach ihnen eben nicht. Wir geriethen bald in einen vertrautern

Ton. Ich bezeugte ihm meine Verwunderung, über seine Fruchtbarkeit. „Das Schreiben, sagte er, macht mir keine Mühe. Den Plan zu einem Romane ersinn' ich in einer Viertelstunde; und wenn ich mich ans Pult setze, sind ein Paar Druck-Bogen geschrieben, ehe ich aufstehen mag.“ — Aber die Feile? — Nach einigem Stocken gestand er mir, daſs er selten zu überlesen pflege, was er geschrieben. Er verlasse sich wegen der Richtigkeit auf seinen Freund Sander in Berlin. In der That gehört diesem das Verdienst des reinen Stils, vielleicht sogar oft des Zusammenhanges mancher Lafontainischen Romane. — Ich machte ihm mein Compliment über die Zartheit und Tiefe des Gefühls in vielen seiner Schriften; seine Frau versicherte mich lächelnd, er weine selbst oft herzlich beim Schreiben. Ein Schalk erzählte mir später: *Sie* habe ihren Gatten einmal, da sie ihn in Thränen gefunden, mitleidig um die Ursache derselben gefragt. Er schildert ihr die rührende Lage, in welche er so eben seine liebenden Helden versezt hat. Auch sie wird erweicht, auch sie bricht in Thränen aus und fleht ihn an: Gieb sie ihm doch!' Ach, antwortet er schluchzend, das geht nicht an! Ich bin ja noch beim ersten Bande. — Es ist leichter, über die Reizbarkeit dieses wirklich genialischen Kopfes zu spotten, als mit ihm zu wetteifern.

— Der literarische Unfug, der mich bewog, meine „Briefe über Literatur" zu schreiben, und die Streitigkeiten, in welche diese nun mich selbst verwickelten, machten mich im Winter 1800—1801 (in Berlin) so verstimmt, dafs ich zuweilen in drei Tagen keinen Menschen sah, als die Boten des Buchhändlers und Buchdruckers, die mir neue Bücher und Correcturen brachten. Sobald indefs der Abend kam, warf ich die Feder weg, und eilte zu Engel, obgleich der Weg fast eine halbe Stunde betrug. Unsere Unterhaltung fing gewöhnlich damit an, dafs er mich mit meiner verdriefslichen Miene aufzog; bald hatte er mich in seine Jovialität hineingerissen, und viele Abende haben wir ganz allein, von fünf Uhr bis zwölf, fröhlich verplaudert. Einst kam das Gespräch auf die Proben eines Romans, die er in Schillers Horen mitgetheilt. Schiller hatte diese Proben mit grolser Achtung aufgenommen, aber ihm doch einige Bemerkungen darüber, nach seiner Kunst-Ansicht gemacht. Engel, der ihn als Kritiker zu übersehen glaubte und wirklich übersah, hatte die Correspondenz sogleich abgebrochen, und voll Aerger auch den Roman nicht fortgesezt. Ich bezeugte ihm mein Bedauern darüber: Nun, sagte er, fertig ist er im Kopfe; ich brauche ihn nur hinzuschreiben! und nun entwickelte er mir nicht nur den Plan, sondern sagte mir auch im Feuer ganze Capitel in den gewählten Ausdrücken her, in welchen sie das Publikum nachmals gelesen hat. Er hatte diesen Roman vor mehr als zwanzig Jahren im Kopfe entworfen, hatte die Haupttheile desselben bis ins Kleinste eben so ausgearbeitet, und ihn nur nicht hinschreiben mögen. Ich drang in ihn, es zu thun; er entschloſs sich endlich dazu und, ich sag' es mit einigem Stolz, das Publikum verdankt den „Lorenz Starck“ gewissermaaſsen mir.

Eines Abends fand ich Engel sehr übelgelaunt. Er hatte vom Morgen an, einen Ausdruck gesucht, und ihn nicht gefunden. Er fragte mich, und hätto beinahe einen Zank daruber angefangen, daſs ich ihn auch nicht wuſste. Indem trat David Friedlander in's Zimmer. Wie nennt ihr Kaufleute, rief Engel ihm entgegen, das Stück Zeug, das aus dem Ballen heraushängt, um zu zeigen, was drin ist? „Das Schau-Ende“, antwortete Friedlander. — „Das ist's! Hätt' ich mich nicht geschämt, Ihnen heute früh daruber ein Billet zu schreiben, so wären ein Paar Kapitel vom Stark mehr fertig geworden.“ Ich erzählte ihm lachend, wie Lafontaine seine Romane schreibe. „Ja, antwortete er; der Mann hat weder Kritik noch Geschmack, aber Genie. Ich habe nur Kritik und einiges Talent.“ Hätte er statt „einiges Talent,“ glanzende Talente gesagt, so wäre seine Aeusserung das richtigste Urtheil gewesen, das je über ihn gesprochen worden.

— Engels Starck, den er zwanzig Jahr mit sich herumtrug, und zu dem er jedes Wort sorgsam wählte, ist ein unvergängliches Meisterwerk: aber wer möchte auf die Bedingungen Romane schreiben? — Lafontainen's hingebrudelte Bücher interessiren immer lebhaft, — von einer Messe zur andern. — Jean Pauls vergleichender Witz berauschte eine Zeit lang einen Theil des Publikums, und kommt aus der Mode.

Falk und Kotzebue.

Man hat mir zuweilen die Ehre erzeigt, mich zu den witzigen Köpfen zu rechnen. Groſsen Dank dafür; aber ich hoffe, durch meine Schriftsteller-Thätigkeit wohl ein besseres Lob verdient zu haben, als dieses. Der Witz ist eine zweideutige Eigenschaft, die ihren Besitzer, je nachdem er Herr über sie ist, oder von ihr beherrscht wird, eben so wohl der öffentlichen Verachtung, als der ehrenvollsten Auszeichnung würdig zu machen vermag. Man kann ein sehr hochachtungswerther, selbst ein groſser Mann seyn, ohne einen Funken Witz zu haben; aber wer hat nicht witzige Köpfe gekannt, die dabei höchst unverständige, auch wohl gradezu verächtliche Menschen waren, und zwar grade durch ihren Witz, und durch den Werth, den sie darauf legten. Wer in Witz seinen Ruhm sezt, gewöhnt sich nur zu leicht daran, alles, auch das Ehrwürdigste und Wichtigste mit Leichtfertigkeit zu betrachten und zu behandeln, und glaubt den gröſsesten Gegenstand übersehen und ergründet zu haben, wenn er ihm Stoff zu einem Bonmot abgewonnen hat.

Mit dieser allgemeinen Ansicht der witzigen Köpfe von Profession, trat ich in die Deutsche Schriftstellerwelt; und was ihre witzige Literatur selbst betrifft: — Ich wuſste seit meinem zwanzigsten Jahre fast den ganzen Pope auswendig. Durch ihn an witzige Gedanken in tadellosen Formen, gewöhnt, fand ich in manchem, wodurch das groſse Publikum in gellendes Lachen gesezt wurde, nur einen seichten ungehobelten Spaſs. — Man sieht, daſs ich gut vorbereitet war, mich nicht leicht bestechen zu lassen.

Falk hatte in jener Zeit durch seine Satyren eben groſses Aufsehen gemacht, noch mehr aber durch das ungemessene Lob, das Wieland ihnen ertheilte, der den Geist Juvenals siebenfach in ihnen erblickt zu haben versicherte. Mir schienen sie meistentheils eine gut gewählte und gut versificirte Blumenlese aus den witzigen Dichtern des Alterthums und des Auslandes. Doch — auch Boileau und Pope entlehnten Manches: warum sollte man es einem Anfänger grade übel nehmen, viel erborgt zu haben? Der Gebrauch, den er von dem Entlehnten machte, wie das zugefügte Eigene, verrieth offenbar Talente. Daher, als ich in Halle erfuhr, daſs Falk in eben dem Hause, in welchem ich einen ältern Bekannten verfehlt hatte, wohne, ging ich mit Erwartungen zu ihm hinauf.

Ich fand einen jungen schönen Mann von groſser Lebhaftigkeit, der mir aber von seinem literarischen Glück ganz trunken schien. Er sprach in einem viel höhern Ton, mit sehr viel gröſserm Selbstgefühl, als Wieland, dem er seinen Ruf gröſstentheils verdankte. Im Lauf des Gesprächs theilte er mir seinen Lebensplan mit: er glaubte seinen Beruf ausgefunden zu haben; er wollte sich ausschlieſsend nicht sowohl der Literatur als der Satyre widmen, heirathen und nach Weimar ziehn, um dort seinem

Fach in einsamer Stille ganz zu leben. Mir war, als träumte ich. Ein junger rüstiger Mann ohne Vermögen, der es zu seinem ernsthaften Lebensgeschäfte machen wollte, beissende Scherze zu versificiren; der die Satyre wie ein bürgerliches Gewerbe betrachtete, auf das er heirathen könne, und der gleichwohl sich in eine halb ländliche Einsamkeit zurück ziehen, das heiſst, so viel möglich allem Stoff, an dem er sein Talent üben könnte, aus dem Wege gehen wollte!!! Ich hatte keinen Begrif davon, wie sich so etwas in einem hellen Kopfe reimen könne.

Unsre Bekanntschaft war zu neu, als daſs ich ihn auf die Unhaltbarkeit dieses im Rausch der Eigenliebe entworfnen Plans aufmerksam machen durfte. Mit heimlichem Bedauern entfernte ich mich, und sezte am folgenden Tage meine Reise fort. Als ich fünf Monat später nach Weimar zurückkehrte, fand ich ihn schon dort mit seiner jungen Frau. Er hatte seinen Entwurf ausgeführt, ist ihm seither treu geblieben, und darüber in literarischer Rücksicht zu Grunde gegangen.

Unstreitig ist in seinen ersten Satyren, vorzüglich in den „Gebeten“ und „heiligen Gräbern,“ so wie in den ersten seiner Taschenbücher, viel Witz und ein glänzendes Talent für Versification sichtbar. Er schrieb sie noch in Halle. Seit seiner Zurückgezogenheit wurden seine Arbeiten von Jahr zu Jahr matter, leerer an eignem Witz und überfüllter an entlehnten, allbekannten und noch dazu geschmacklos benutzten Einfällen. Er kam endlich ganz aus dem Ton, der das Publikum zu ergreifen vermag, verlor durch Gemeinheiten die Achtung desselben und wurde so gut als vergessen.

Er selbst fühlte zu spät, welchen Fehlgriff er gemacht hatte, und suchte den Verlust seines eigentlichen Faches, auf dem Gebiet der ernstern, wissenschaftlichen Literatur zu ersetzen. Doch dort stand er allein, hier im Gedränge, und seine Bemühungen, sich aus demselben durch Auszeichnung hervorzuheben, sind ihm bisher nicht geglückt. Seine „Abhandlungen über

Poesie und — Kunst," sind ein Gemisch dunkel gedachter, oft wunderlicher Behauptungen; sein dramatisches Lehrgedicht Prometheus ist ein planloses Gewirr versificirter wissenschaftlicher Notizen, in dem nur hier und dort ein guter Einfall, eine glückliche poetische Stelle glänzt, und sein neuestes Werk, „Römisches Theater der Engländer und Franzosen," eine Berechnung mühsamer und unglücklicher Buchmacherei. Selten ist diese wohl mit flacheren Motiven geübt worden als hier, wo dramatische Werke zweier Nationen dadurch zu einem Ganzen von vielen Bänden zusammengereihet werden sollen, dafs ihre Fabel aus der Römischen Geschichte entlehnt wurde. Heifst das nicht Bäume nach der Farbe des Erdreichs classificiren, aus dem sie erwachsen sind? —

Nicht ohne lehrreiche Resultate scheint es mir, mit seinem Gange und Schicksal, das eines andern ihm nahe verwandten Kopfes zu vergleichen.

Prüft man Falks erste Arbeiten neben den früheren ähnlichen von Kotzebue, so iſt es unverkennbar, daſs Falk weniger aber gediegenern Witz besaſs, und reineren, höhern Kunstsinn: gleichwohl ist er so bald veraltet, und Kotzebue hat sich eine lange Reihe von Jahren hindurch, trotz allen Anfeindungen tief Beleidigter, trotz den fast immer gegründeten Rügen der Kunstrichter, selbst trotz dem oft aufs lebhafteste erregten Unwillen [1]) des Publikums, bei dem gröſsesten Theil desselben als Lieblingsschriftsteller zu erhalten gewuſst, und selbst dem kleinern, dem gebildeten Theile manches zufriedne Lächeln abgewonnen. Woher dieser Unterschied? Jener machte sich's auf seinen Lorbeern bequem, und der Andre, vom eignen Hange und durch die Begünstigung des Schicksals durch die mannigfaltigsten Lagen und Umgebungen geführt, übte überall sein Talent, charakteristische Eigenthümlichkeiten — wiewohl nur oberflächliche — zu ergreifen, als Dichter zu benutzen, und ermüdete nicht, nach jedem glücklichen Erfolge, nach einem neuen zu streben.

---

[1]) Herr v. Kotzebue versichert im 5ten Bändchen „der jüngsten Kinder meiner Laune“: „er habe dem unseligen Hange zur Satyre — selten und wahrlich nie aus hämischen Absichten den Zügel schieſsen lassen.“ Hämisch seyn heiſst bekanntlich kränken oder schaden wollen; und eine Satyre ist eine Spottschrift, worin Thorheiten und Laster lächerlich gemacht werden, ohne Angrif auf bestimmte oder gar genannte Personen.

Seine Talente sind muntre Auffassung des Lächerlichen sowohl als des Rührenden, leichter treffender Ausdruck, leicht hingaukelnde Phantasie, und eben so leichter, wiewohl oft sehr seichter Witz. Sein Kunststudium scheint sich dagegen fast nur auf das einzuschränken, was durch Ueberraschung wirkt. — Als Produkte dieser Gaben, werden viele seiner Lustspiele noch lange immer ein Publikum finden, das sie ein- oder zweimal mit Vergnügen sieht, ohne sie zu bewundern. Jedes ist reich an glücklichen Zügen und guten Einfällen; wendet man aber den strengern Begrif eines Lustspiels auf sie an, so möchten doch wohl nur „die Kleinstädter“ Werth genug haben, um diesen Namen zu verdienen. „Don Ranudo“ gehört bekanntlich nicht ihm, sondern Holberg.

Seine sentimentalen Dramen zählen zu einer Gattung, die an und für sich keinen hohen Gehalt erlaubt; daſs Stücke dieser Art aber auch ohne diesen eine allgemein angenehme Unterhaltung gewähren und vorübergehend ein groſses Glück machen können, hat vorzüglich „Menschenhaſs und Reue“ bewiesen, das auch wohl das beste seyn mag, was der Verfasser in dieser Gattung geschrieben hat.

In seiner „Octavia“ hat ihn die Begierde Schiller zu erreichen, über sich selbst erhoben. Dies Trauerspiel scheint mir in vielfacher Rücksicht Kotzebue's höchstes dramatisches Werk: aber die Sphäre desselben war seinem Geiste zu wenig entsprechend, und forderte wahrscheinlich zu viel Anstrengung, als daſs er einen zweiten Versuch, so viel ich weiſs, in derselben gemacht hatte.

Seine Erzählungen und Romane sind mit Leichtigkeit und Witz geschrieben; auf Kunstwerth haben sie wenig Anspruch.

Auch er, wie Falk, hat sich bei dem Gefühl der Erschöpfung des Witzes, in ein ernstes, wissenschaftliches Fach, in das historische geworfen: aber die ernsten Wissenschaften fordern so gut wie die Werke des Witzes, die ganze Kraft des Jugend- und Mannesalters, wenn man in ihnen etwas Ausgezeichnetes leisten will. Für den Geschichtschreiber fehlt ihm Nerv, philosophischer Geist und Gelehrsamkeit; und die Hülfsmittel, durch die dieser Mangel ersezt werden soll, das Aufspüren wenig bekannter Nachrichten, Deklamation und Seltsamkeit der Schreibart, sind sehr unzulänglich.

Meine Bekanntschaft mit Kotzebue entstand auf eine durchaus unliterarische Weise. Bei einem kurzen Aufenthalte in Bremen, wurde ich in dem Hause seiner Schwester sehr gütig aufgenommen. Sie kam im folgenden Sommer nach Weimar und ladete mich dringend ein, sie bei einem Besuche, den sie ihrem Bruder in Jena machte, zu begleiten. Ich brachte dort einen recht angenehmen Tag zu, aber die Verschiedenheit zwischen Kotzebue's Charakter und dem meinigen war zu grofs, als dafs ein näherer

Umgang zwischen uns hätte entstehen können. Ich sah ihn erst wieder, als er auf einer Reise nach Ruſsland durch Berlin ging, und dann, als er mir 1802 den Antrag machte, mit ihm den Freimüthigen herauszugeben. Selbst als dieses späterhin geschah, war doch zwischen uns als Menschen, so wenig Uebereinstimmung, daſs ich ihm in dieser Zeit einmal ganz offenherzig schrieb: „Ich bin nur mit dem Verstande Ihr Freund.“

Mit Falk lebte ich während meines Aufenthaltes in Weimar auf einem freundschaftlichen Fuſs. Ich hatte sogar einmal bei Gelegenheit seiner Streitigkeit wegen des Berliner Krankenhauses, das Vergnügen, ihm einen nicht ganz unwichtigen literarischen Dienst zu leisten. Als er auf einen Abweg gerieth, erinnerte, warnte ich ihn, z.B. in dem 10ten meiner Briefe über Literatur, mit freundschaftlicher Wärme. Er antwortete mit versificirten Schimpfworten, — und wir waren geschieden.

Skizzen

aus

meinem Erinnerungsbuche;

von

G. Merkel.

Zweiter Heft.

Sapere aude!

Riga, 1812.
Bei Johann Friedrich Meinshausen.

Vier Hefte werden einen Band ausmachen, zu dem ein eignes Titelblatt geliefert werden soll.

Der Druck dieser Schrift wird unter der Bedingung bewilligt, daſs nach dem Abdruck und vor dem Debit derselben, ein Exemplar davon für die Censur-Committe, eins für das Ministerium der Aufklärung, zwei für die öffentliche Kaiserl. Bibliothek und eins für die Kaiserl. Academie der Wissenschaften, an die Censur-Committe eingesandt werden.

Riga, den 15. Februar 1812.

A. Albanus,
Livl. Gouv.-Schul-Director u. Ritter.

Univ. B [illegible]
M[illegible]n

Wieland.

Die freundlichsten Erinnerungen aus meinem Aufenthalt in Deutschland, beinah' aus meinem ganzen Leben, bieten mir die Sommer 1798 und 99 an. Die vorhergehenden Winter hatte ich in groſsen Stadten zugebracht; und satt ihres Geräusches, war ich mit dem Frühlinge nach Weimar zurückgekehrt. Auch dort schien es mir noch zu städtisch: ich miethete mir eine Sommerwohnung in dem Dörfchen Tieffurt, wo die verwittwete Herzogin ihren Landsitz hatte. Der kleine, einfache, aber höchst reizende Park desselben war mein Lesekabinet. Hier studirte ich die Deutsche Literatur, gleichsam unter dem Schutz der humanen Furstin, die so Manches zu ihrem Aufbluhen beigetragen hat, und deren schönes Bild Wieland in seiner Olympia der Nachwelt erhalten wird. Hier schrieb ich den gröſsesten Theil meiner „Vorzeit Lieflands," für die ich die Bibliotheken zu Kopenhagen und Dresden durchsucht hatte; hier meine „Briefe über Hamburg und Lübeck," nachdem ich einen Winter dazu angewendet hatte, die Geschichte der Hansastädte, und sie selbst kennen zu lernen; hier auch den kleinen, von Schilderungen und Erzählungen aus der Wirklichkeit, vielleicht nicht kunstlos gewebten Roman: „Eine Reisegeschichte," bei dem ich zuerst den schon aufgeregten Groll der kritischen Wochenstuben empfinden sollte [*]). Zuweilen verfloſsen acht Tage, ohne daſs ich meine Stadtwohnung sah.

---

[*]) Um das Buch mit scheinbarem Grunde verwerfen zu können, zeigte die Allgemeine Deutsche Bibliothek diesen Roman unter der Rubrik „Erdbeschreibung" an, tadelte, daſs darin keine Reiseroute angegeben worden, und fand es schlecht in geographischer Rücksicht. So verfuhren die rezensirenden Cliquen, wenn sie einen Schriftsteller unterdrücken wollten. Ich werde manchen ähnlichen Zug anzuführen haben.

Fühlt' ich indeſs das Bedürfniſs des Umganges, stieg ich aus meinem Zauberthale zu dem Rande des Hügels hinauf, der es jenseit der Ilm begrenzt: rechts läuft längst dem Flusse ein lieblicher Fuſspfad durch Wiesen und Gebüsche nach Weimar, wo ich bei Herder und Böttiger ein immer freundlich empfangener Besuch war; links führt die Fahrstraſse nach Osmanstädt, wo damals der ehrwürdige Dichtergreis wohnte, der mir immer einer der liebenswerthesten Sterblichen geschienen hat, wie er einer der merkwürdigsten ist. Auch bei ihm war ich ein willkommener Gast. Einmal überraschte er mich sogar mit seinem Besuche, um an meiner sehr einfachen Junggesellen-Tafel mit Falk zu Abend zu essen. Wenigstens nahm er die Mahlzeit in Olympiens schönster Rosenlaube ein, und die edle Fürstin hatte die fast beschämende Humanität, sich bei ihrem Abendspaziergange die Gegend des Gartens zu versagen, die ich mit meiner kleinen Gesellschaft in Besitz genommen hatte. — Ein andres Mal, da jemand aus politischen Gründen Zweifel an meiner persönlichen Sicherheit in Weimar äusserte, bot mir Wieland mit lebhafter Wärme sein Haus zum Schutzorte an. Ich wuſste, daſs ich keines solchen bedurfte, und lehnte es mit dankbarer Rührung ab. Will man die Anführung dieser Züge für Prunk der Eigenliebe erklären? Meinethalben! Ich sehe es in der That für einen glänzenden Titel an, daſs Wieland so freundschaftlich und gütig gegen mich war.

Auf seine Bekanntschaft war ich gespannter gewesen, als auf die irgend eines andern Berühmten, nicht aus jener gewöhnlichen Neugier, die zu sehen wünscht, wie ein Mann der etwas Merkwürdiges schrieb oder that, in Gesellschaft blicke oder schreite, oder zu hören wie er spricht; sondern weil mir seine Schriften ein sonderbares *psychologisches* Räthsel dargeboten hatten. Ich besaſs schon Erfahrung genug um zu wissen, daſs der *Mensch* in dem Schriftsteller und Künstler eigentlich nur das Erdreich ist, aus welchem das Talent seinen Blumenstengel hervortreibt; und daſs es grade den Genuſs der Hyacinthen-Glocke nicht erhöht, wenn man die Nase auf das Wasserglas herabsenkt, aus dem sie die Nahrung zum Aufblühen zog *). Diese Ansicht war in mir so lebendig, daſs ich fähig gewesen wäre, die persönliche Bekanntschaft eines Dichters über dem Lesen seines neuesten Werkes zu vernachlässigen, und wirklich zuweilen gleichgültig an der Wohnung eines groſsen Künstlers vorbeieilte, um eine seiner Arbeiten zu bewundern. Aber Wieland —

Ich hatte fast alles gelesen, was er geschrieben, und die sonderbare, sich oft gradezu widersprechende Mannigfaltigkeit in dem Charakter seiner Schriften, verwirrte meine Ansicht des Mannes. Hier erscheint er als ein Schwärmer, an dessen Heilung man verzweifeln möchte: dort als der

---

*) Aus diesem Grunde scheinen mir die Selbstbiographieen berühmter Männer sehr schlecht berechnete Arbeiten.

hellste philosophische Kopf, vor dessen durchdringendem Blick jedes Vorurtheil zerflieſst; hier ist er von zärtlicher Empfindsamkeit bis zur Ohnmacht übermannt: dort zerlegt er kalt und licht als tief erfahrner Psycholog, die Leidenschaft in ihre feinsten Regungen, und belächelt sie; hier kämpft er so unbehülflich mit den Schwierigkeiten der Sprache und der Kunstform, daſs man ihm alle Möglichkeit des jemaligen Gelingens glaubt absprechen zu müssen: dort schaltet er über beide mit der Allgewalt des Genies; hier scheint er blos in der Welt der Phantasie athmen zu können: dort überrascht er durch gründliche Gelehrsamkeit und so tiefe Kenntniſs des Weltlaufs, daſs man einen Wahrsagergeist aus ihm zu hören glaubt; und wiederum, wenn der Moralphilosoph in ihm alles andre unterworfen zu haben scheint, steht er plötzlich als groſser Dichter da.

Freilich liegt eine Antwort nahe, die diese Erscheinungen zu erklären scheint. Die meisten jener Widersprüche zeigen sich erst, wenn man seine frühen Schriften mit den spätern vergleicht; also: „er reifte.“ Doch, mit Erlaubniſs! die längste und vollkommenste Reife wird eine Pflaume nie zu einer Ananas ausbilden, und die Gegensätze seiner spätern Schriften unter sich, sind nicht weniger entschieden, als ihre Widersprüche mit den frühern. Das bloſse Reifen konnte dem Verfasser der Empfindungen eines Christen, nicht den Agathodämon; dem der Sympathien, den Agathon; dem des Antiovid, die komischen Erzählungen; dem der Musarion, die Gespräche unter vier Augen, eingeben, und vor allem den Verfasser des goldnen Spiegels nicht fähig machen, fast zehn Jahr nach demselben einen Oberon zu schaffen. Uebrigens — kommt es freilich darauf an, was man unter Reifen versteht. —

Die gewöhnlichen Bekanntschafts- oder vielmehr Bewunderungs-Besuche, die man berühmten Männern macht, sind für flüchtig Vorübergehende recht gut; aber für den, der ihren eigentlichen Umgang zu genieſsen wünscht, verschieben sie sehr oft die Verhältnisse. Daher, so sehr ich Wieland kennen zu lernen wünschte, besuchte ich ihn doch nicht, und schlug es sogar wiederholt aus, als Böttiger sich anerbot, mich auf Osmannstädt einzuführen. Der Zufall sollte mich den dichterischen Weisen kennen lehren, und endlich, endlich war ich so glücklich, ihn bei Herder zu finden. Die sinnige Gemüthlichkeit, die geistvolle Zartheit in dem Benehmen des liebenswürdigen Greises bezauberte mich. Mit Eifer und sehr bald benutzte ich seine Einladung, ihn zu besuchen.

Eines Morgens fand ich ihn einsam in seinem Gartenhause. Wir wanderten eine Stunde lang allein in der anstoſsenden Allee auf und ab, und diese Unterredung — in meinem Leben hab' ich nicht aufmerksamer beobachtet, als in dieser Stunde; — löste mir das Problem, das mich so lange beschäftigt hatte.

Man wird mir hoffentlich nicht die Plumpheit zutrauen, daſs ich ihn sich selbst als Räthsel vorlegte, dessen deutendes Wort ich von ihm erwarte. Es giebt gewisse psychologische Erläuterungen, die, wie die geheimen Namen der Städte im Alterthum, von denen die sie angehn, nie ausgesprochen werden dürfen, und von andern ausgesprochen, Unheil stiften. Diejenigen die ich suchte, schienen mir dahin zu gehören. Ich muſste sie von Wieland erhalten, ohne daſs er es wuſste oder wollte, oder ich erhielt sie nie, — wie ich glaubte. Ich begnügte mich also, das Gespräch, oder vielmehr seinen Vortrag, denn er sprach fast allein, auf die verschiedenartigsten Gegenstände zu leiten. Ich bemerkte wiederholt, daſs seine Urtheile sehr hell, bis zum Schneidenden treffend waren, sobald von einem wichtigen Gegenstand die Rede war, der eine Anstrengung des Geistes verdiente; daſs er sich aber gleich darauf bei Kleinigkeiten den sonderbarsten Täuschungen der Phantasie hingab und einer Spannung des Gefühls, deren Naivetät zuweilen zum unwillkührlichen Lächeln zwang *). So fand

---

*) Es sei mir erlaubt, hier zur Erklärung eine

ich denn bald, nicht ein Geheimniſs, wohl aber, daſs ich hier vor einem jener wunderseltenen und beneidenswerthen Sterblichen stand, denen die Natur neben dem Uebermaſs der Phantasie und des leicht erregten Gefühls, ohne welches der groſse Dichter nicht scheint entstehen zu können, so hellen kräftigen Verstand und so festen Charakter verlieh, daſs sie jene, ohne sie zu lähmen, beherrschen, sobald es ihnen gefällt. Um als Dichter zu sehn und zu empfinden, darf Wieland sich

Univ.-Bibl. München

---

einzige Wendung unsers Gesprächs, wie sie mir mein Tagebuch darbietet, mitzutheilen. Wir sprachen von der groſsen Begebenheit des Jahrhunderts. Wieland strahlte, wenn ich so sagen darf, lichte Wahrheiten darüber aus, die mich gleichsam blinzeln machten, und urtheilte mit einer nüchternen Strenge, die mich zuweilen verlezte. Um den Gegenstand zu ändern, erkundigte ich mich nach einer Pflanzung, die eine groſse Strecke Landes einnahm Es war ein neues Futterkraut. Wieland lobte es und gab zugleich eine so reiche Beschreibung von dem Ausdruck des Wohlbehagens, der Zufriedenheit und Dankbarkeit, mit welnur gehen lassen; um als Weiser zu denken und zu urtheilen, braucht er sich nur besinnen zu wollen.

Das obenerwähnte leise Schwanken seines Geistes bemerkt man auch in der Art, mit der er die gesellschaftlichen Verhältnisse behandelt. Er beträgt sich mit Feinheit und Weltkenntniſs, doch ohne seinen Willen, gewinnt alles was er thut und sagt, einen leichten romantischen Anstrich. Er begrüſst z. B. sehr vornehme Personen

---

chem eine Kuh, die er auf einem Spaziergange gesehn, davon gefressen habe, daſs das gute Thier um halb so tiefe Empfindungen an den Tag zu legen, eines sehr ausdrucksvollen Menschenantlitzes bedurft hatte. Ich fand es demungeachtet sonderbar, daſs man diesem Kraut einen so betrachtlichen Theil eines Gartens eingeraumt habe: aber er behauptete mit Warme, man erfülle nur eine Pflicht, wenn man Raffinement und Aufwand nicht scheue, um den Thieren, die man nun einmal zu häuslichen Sklaven gemacht habe, die Genüsse eines höhern Wohllebens zu verschaffen. Den ökonomischen Zweck dieser Pflanzung schien er nicht zu kennen.

nicht mit einem Bückling, sondern mit einer halben Spanischen Kniebeugung, und solche Uebersetzungen des Nichtssagenden in das Bedeutende, wie hier des Complimentes in die eigentliche Reverenz, widerfahren ihm unaufhörlich, wenn er — nicht daran denkt. Im Gegensatz behandelt er seine poetischen Arbeiten, bei Entwerfung des Plans und wiederum, wenn er diesen mit Begeisterung ausgeführt hat, bei der Feile, mit der Kälte des unbefangensten Kunstrichters, selbst mit ganz prosaischer Bedachtsamkeit *). Daher sind sie eben so bewundernswerth durch ihre Kunstrichtigkeit, als durch ihre poetische Schönheit.

Wieland war in seinen Jünglingsjahren wirklich der religiöse, moralische Schwärmer, den man in seinen frühesten Schrif-

---

*) Man erzählt, und es sieht ihm so ähnlich, daſs ich es glaube: als Wieland mit dem Plan seines Oberon fertig gewesen, und an die Ausführung gehen wollen, hab' er sich vorher — von seinem Arzt eine zehntägige Frühlingscur anordnen lassen.

ten zu erkennen glaubt: aber er blieb es nur so lange, bis — nicht etwa seine Jugendkraft erschöpft, seine Ueberspannung in Schlaffheit übergegangen war, sondern — das Studium mehr der geistvollen als der klassischen Schriftsteller des Alterthums und der Fremde, vorzüglich Lucian's und Shaftesbury's, richtigere Ansichten vor seine Seele führten, die er eifrig verfolgte. Die Schwerfälligkeit und Geschmacklosigkeit wiederum in seinen Arbeiten vor 1759, rührte davon her, daſs die Dichter und Kritiker der Schweizerschule seine frühesten Muster, Lehrer und Gönner waren. Die Kanzleidirector-Stelle in Biberach, bei deren Antritt Wieland bitter klagte, daſs er nun seinen poetischen Arbeiten werde entsagen müssen, und die sie wirklich unterbrach, scheint ihm eben dadurch die nöthige Unbefangenheit des Geistes gegeben zu haben, hellere Ansichten der groſsen Dichter und der Kunst überhaupt zu gewinnen. Sobald er die wahren Zwecke und Mittel derselben erkannte, strengte er sich unermüdlich an, [illegible] derselben zu werden, und es gelang ihm. Die Fähigkeiten dazu hatte er von der Natur empfangen: aber daſs diese nicht verloren gingen, verdankt er seiner Festigkeit und seinem Fleiſs. So paſst das Motto: *Quid virtus et quid sapientia possit*, das er dem Agathon gab, eigentlich mehr auf ihn und sein eigenes Leben, als auf seinen Helden.

Auch Wieland fing, wie Göthe, doch mit ganz verschiednem Erfolg, sehr früh seine Dichterlaufbahn an. Im siebzehnten Jahre sandte er Bodmern anonym ein Fragment eines Heldengedichts, Arminius zu, das ihm die Aufmerksamkeit und Freundschaft der Schweizerischen Kunstrichter erwarb. Zwischen seinem achtzehnten und einundzwanzigsten Jahre lieſs er zwei moralische Lehrgedichte (die Natur der Dinge und Antiovid), zwei Sammlungen moralischer Briefe, einen Band sehr empfindsamer Erzählungen, eine biblische Epopöe, Hymnen, und ich weiſs nicht wie viel philosophische und kritische Abhandlungen drucken. Wär' er indeſs vor seinem 26sten Jahre gestorben, trotz seiner mannigfachen Fruchtbarkeit, würde man ihn als einen befangenen Kopf kaum bedauert und schnell vergessen haben. Wär' es vor seinem 46sten geschehen, so hätte er zwar schon zu den ausgezeichneten, vortrefflichen Dichtern Deutschlands gezählt, aber nicht zu den wenigen grofsen, unvergänglichen. Ihm, der langsam und durch Anstrengung fortschritt und als Meister der Kunst, nicht durch frühen glücklichen Flug des Genies, dahin gelangte, Unsterbliches zu schaffen, ihm war es dafür aufbehalten, in einem Alter, in dem man andern Dichtern das Ermatten verzeiht, sein höchstes Werk aufzustellen. 1733 wurde Wieland geboren, und erst 1780 entfaltete er im Oberon den ganzen Reichthum seines Geistes und seiner Kunst. Zwei Jahr später trat er mit einer im engern Sinn gelehrten Arbeit auf, der Uebersezzung und Erklärung der Horazischen Briefe. Seitdem hat er mehr als dreifsig Jahr seine Nation bald als Gelehrter, bald als Weltweiser belehrt, und so durch sein Beispiel die Sage, welche die meisten

Dichter und Weise des Alterthums als Greise ihren höchsten Ruhm erstreben läſst, glaubwürdig gemacht [5].

Es wäre eine Ungerechtigkeit gegen Wieland, bei der Würdigung seiner Gröſse, auch seine frühesten Schriften mitzurechnen. Das erste Werk, in dem er, 1758, mit Entschiedenheit ankündigte, was er einst werden würde, war Araspes und Panthea. Jezt fing er selbst oder das Schicksal, an, seine Verbindung mit der Schweizer-Schule zu lösen, und zugleich machten seine übermächtigen Empfindungen, philosophischen und satirischen Ansichten Platz. Diana und Endymion, (geschr. 1761) scheint mir ein schalkhafter Verrath, was sein hellerer Blick hinter dem Schleier der Sentimentalität entdeckt; Don Sylvio de Rosalva, das triumphirende Flügelschlagen seines Genius, der sich glücklich aus den Gespinsten der Schwärmerei losgewickelt hatte, und seine eigene Verirrungen unter fremdem Namen belachte. Agathon (angefangen 1764), in seiner ersten Gestalt, ist in meinen Augen eine ernstere Fortsetzung dieser Selbstbetrachtung, eine versteckte Schutzrede, durch Entwickelung welcher Schwärmerei auch ein gut organisirter Kopf und ein gehaltvoller Charakter fähig sei, und wie er davon geheilt werden könne. Nach Wielands eigner Erklärung, waren es vorzüglich seine Amtsgeschäfte in Biberach, die ihn an der Vollendung dieses Werkes hinderten. Vielleicht irrt man sich aber nicht, wenn man auch die Fortbildung seiner eignen Ansichten bei dieser Verzögerung in Anschlag bringt, so wie die Unsicherheit, die jeden lichten Kopf ergreift, wenn er sich selbst zum Gegenstande eines Kunstwerkes macht; vielleicht auch den Ueberdruſs, der leicht dabei entsteht. (Die dunkeln Köpfe haben hier einen nicht beneidenswerthen Vorzug: sie sprechen über nichts mit mehr Sicherheit und mit unermüdlicherem Wohlgefallen, als über ihr theures Selbst, ohne Ahnung, daſs sie sich täuschen könnten.) Als Beleg der ersten dieser Meinungen kann man die während seiner langsamen Arbeit am Agathon, schnell geschaffenen und erschienenen (1766) komischen Erzählungen anführen, in welchen Wieland, der als Jüngling so frommen Abscheu gegen Rost's Schlüpfrigkeiten äusserte, ihn als Mann eben so sehr an dichterischer, ſeiner Ueppigkeit, als an Grazie überbot; und Musarion, wo (1768) eine Philosophie gelehrt wird, die nur eine besser erzogene Zwillingsschwester jener scheint, die im Agathon, in dem Munde des Sophisten Hippias, als höchst verwerflich aufgestellt wurde. Die Unsicherheit und der Ueberdruſs aber gehen ziemlich sichtbar aus der oftmaligen Unterbrechung und Umgestaltung dieses Werkes hervor, wenn man sich erinnert, mit wie fester Hand Wieland seine übrigen Arbeiten entwarf und vollendete.

---

[5] Eine kleine Bemerkung für diejenigen die, wenn ihre Kräfte zum Spiel der Kunst nicht mehr hinreichen, sich noch für gut genug halten, ohne weiteres in dem Geschäft des Gelehrten aufzutreten, und es sehr ungerecht finden, wenn man sie hier auch nur als Spielende belächelt. An der Gelehrsamkeit, deren Anwendung sich Wieland seit seinem 50sten Jahre zum Hauptgegenstand machte, hatte er schon vor dem 20sten angefangen zu sammeln, und nie aufgehört, sie eifrig zu vermehren und zu reifen.

Doch die Nemesis winkt! Ich breche dieses psychologische Nachschleichen und Deuteln, das nur zu leicht unbescheiden wird, ab, und gehe statt dessen zu einer kurzen Aufzählung von Wielands wichtigsten Werken über.

Vorzüglich groſs ist er als poetischer Erzähler, durch beinahe alle Stufen, auf denen dieser erscheinen kann, bis zum eigentlichen Epopöen-Dichter hinauf. Selbst seine ersten Erzählungen (Balsora, Zemin und Gulhindy u. s. w.) die lange vor der Umgestaltung seiner Ansichten (1752) erschienen, haben Werth, obgleich die empfindsame Geschichte derselben, ganz in frommen und weichen moralischen Betrachtungen zerflieſst. — Studium war es, was seinen Geist entfesselte: seine ersten komischen Erzählungen (1765), die er späterhin mit Recht Griechische genannt hat, sind eben so reich an sprudelndem Witz als an poetischen Gemalden, aber er scherzt so gelehrt, daſs sie fur den groſsten Theil der Lesewelt einer fortlaufenden Erklärung bedurfen. Sie sind ein unvergänglicher Schmuck der Deutschen Literatur, vorzüglich Aspasia, die Grazien und Endymion, doch ihr Verfasser wurde, wenn er bei dieser Gattung stehen geblieben ware, nie etwas anders als einen sogenannten unfruchtbaren Ruhm erworben haben, das heiſst: von Kennern geschazt worden seyn, ohne je ein eigentliches Publikum zu finden.

Wieland ging zu romantischen Stoffen über: Gandalin und Geron der Adeliche sind Meisterstucke in ihrer Art; — zu den Mahrchen: und wen hat nicht Schach Lolo und Pervonte entzuckt? Jezt wahlte er frei wechselnd den Stoff woher er wollte, und hatte mit genialischer Kraft den einzig passenden Ton fur jeden in seiner Gewalt. In Idris und Zenide wagte er den ersten Wettstreit mit Ariost; ich glaube, er blieb nur im Wohlklang hinter ihm. Im neuen Amadis schien er zurück zu weichen, indem er ganz sich seiner Laune hingab und flache Wirklichkeit mit Poesie vermischte: aber es geschah gleichsam nur, um desto vollere, gelenkere Kraft zum letzten, höchsten Kampf zu sammeln. Oberon, das vollendeteste Gedicht unsrer Sprache an streng berechnetem Plan und üppig schöner Ausführung desselben, — Oberon steht neben Orlando, wie Raphaels schönstes historisches Gemälde neben seinem lieblichsten Arabesken-Gewimmel.

Was Wieland in andern Fächern der Dichtkunst, zum Beispiel als lyrischer und dramatischer Dichter geleistet hat, würde allenfalls hinreichen jemand berühmt zu machen, der sonst nichts geschrieben hätte: neben Wielands epischen Werken wird es kaum bemerkt, — Musarion ausgenommen, das reizendste Lehrgedicht, das irgend eine Sprache besizt.

Wielands prosaische Werke sind schwerer zu würdigen, als seine in bestimmtern Sinne poetischen, nicht sowohl wegen ihrer Mannigfaltigkeit, als weil sie meistentheils einen doppelten Charakter besitzen. Sie wurden fast alle mit philosophischen und gelehrten Zwecken geschrieben, und sollten denn doch auch zugleich Kunstwerke seyn: so entstanden Gestalten wie jene nicht sehr seltenen Gesichter, die kein reines Profil, und auf jeder Seite desselben einen andern Ausdruck haben. Ein solches Antlitz kann sehr anziehend seyn, aber nicht schön. Die Fülle von Menschenkenntniſs, hellen Ansichten der Welt, zartem Gefühl, Phantasie und Witz, ist in allen diesen Schriften so groſs, daſs, wenn man diese Eigenschaften zum Maaſsstab nehmen wollte, man fast ohne Bedenken die längsten für die besten erklären könnte. Soll indeſs ein strengerer gelten, so gesteh' ich, daſs ich den Abderiten, den Dialogen des Diogenes, der Geschichte des Danischmend, den Beiträgen zur geheimen Geschichte des menschlichen Herzens, und dem goldnen Spiegel, den Vorzug vor den Griechischen Romanen und Halbromanen gebe, weil der witzige und gefühlvolle Weise in jenen mit der Form und der Gelehrsamkeit nur spielt, ohne uns im Genuſs seiner Betrachtungen durch die Nebenansprüche des Künstlers und des Gelehrten zu stören. Aus dem entgegengesetzten Grunde, nämlich weil in ihnen die Kunstform entschieden genug vorherrscht, um das Räsonnement zur Nebensache zu machen, gebührt den kleinen Romanen, Menander und Glycerion, Krates und Hipparchia, der Vorzug vor den gröſsern. Unter diesen ist Agathon der reichste an glänzenden Partieen, an hinreiſsend schönen Gemälden, beredten philosophischen Untersuchungen und anziehenden Situationen, aber ihm, wie Schillers Don Carlos, merkt man es an, daſs er nicht in Einem Guſse geschaffen wurde, ohne daſs der Verfasser es über sich gewinnen konnte, alles was für die frühere Gestaltung vortrefflich war, doch für die spätere nicht ganz paſste, aufzuopfern. — Peregrinus und Agathodämon sind historisch-psychologische Entwickelungen, die in ihrer Art einzig dastehn, und wenn Aristipp nicht eine so ins Einzelne gehende und richtige Ansicht des alten Griechenlandes giebt, als die Reisen des jüngern Anacharsis, so gewährt er dagegen eine lebendigere und mehr geistvolle.

Auch als Uebersetzer hat Wieland sich entschiedne Verdienste erworben. Später gekommene, die seine Leistungen benuzzen konnten, mögen ihn übertroffen haben, oder es künftig thun: aber er war der Erste, der es wagte, Shakespear ins Deutsche zu übertragen; sein Commentar zu den Horazischen Briefen, mag er auch manche zu leicht gewagte Conjektur enthalten, ist wie die Uebersetzung selbst, an Geist und Witz und Leichtigkeit ein Muster; und die Bearbeitung der Ciceronianischen Briefe des Greises würdig, der eine solche Laufbahn zurücklegte, als Wieland.

— Man hat es ihm übel genommen, ihn sogar darüber zu verspotten gesucht, daſs er im Vorbericht zu seinen sämmtlichen Werken sagte: „er habe seine literarische Laufbahn begonnen, als die Morgenröthe unsrer Literatur vor der aufgehenden Sonne zu verschwinden angefangen; und er beschlieſse sie, wie es scheine, mit ihrem Untergange.“ Wie sehr haben die achtzehn Jahre die seitdem verflossen sind, seine Wahrnehmung bestätigt! Und ach! es war nicht blos der Anbruch einer literarischen Nacht, die der edle Greis zu erleben bestimmt war!

Böttiger.

Es giebt Menschen, für die man nicht eher wirkliche Freundschaft und offenes Vertrauen fassen kann, als bis man sie nicht mehr sieht. Es sind solche, aus denen der Gang des Schicksals und spätere Neigung, etwas anders gemacht haben, als wozu Natur und die erste Bildung sie bestimmten, besonders wenn die Umwandlung im Mannesalter eintrat. Dann trägt Persönlichkeit und Benehmen das Gepräge des Früheren, und der Contrast derselben mit dem späteren Gedankengange und der Handlungsweise, flöſst andern eine immer wiederkehrende Ungewiſsheit ein, was der Mann denn eigentlich sei? In der Entfernung hingegen, vergiſst man die Form der Persönlichkeit, und schätzt ihn nach Wort und Werk.

Für mich gehörte Böttiger zu diesen Menschen. Er war fast mein erster Bekannter in Weimar, und seine Gefälligkeit für mich ermüdete nie: gleichwohl muſste ich mich immer erst darauf besinnen und einen Vorsatz darüber fassen, wenn ich freundschaftlich offen mit ihm sprechen wollte. Als ich dagegen aus Weimar entfernt war, legte ich bald jene Zurückhaltung gegen ihn ab; wir wurden Freunde im engeren Sinne des Wortes, blieben es acht Jahr hindurch, und waren bei mehr als Einem literarischen Vorgange, wenn ich so sagen darf, Waffengefährten, denen es gegenseitig gar nicht einfiel, einen Zweifel über die unerschütterliche Zuverlässigkeit des andern zu haben. Seit ich Berlin und Deutschland verlieſs, spielt er eine Rolle gegen mich, die mich zuweilen geschmerzt hat 6). — Es ist den Menschen so wenig gegeben, ihrer Festigkeit etwas zuzusetzen, als ihrer Länge. Das Urtheil das die Leser hier über ihn finden werden, wird in keinem wesentlichen Punkte von dem ver-

---

6) Man hat niedrige Verläumdungen gegen mich drucken lassen, die kein Mann von Ehre selbst widerlegen kann. B. ist von ihrer Unwahrheit überzeugt, denn er kennt mich, — und er schweigt, was die Menge, die einst —

schieden seyn, das ich niedergeschrieben hatte, wenn noch das alte Verhaltniſs zwischen uns bestände.

Böttiger ist ein achtungswerther, sehr rechtlicher Mann, und unstreitig einer der gröſsten Gelehrten, die Deutschland besizt. Er weiſs unendlich viel Gelehrtes, Geschmackvolles und Witziges, hat sich eine groſse Gewandheit erworben, es zu benutzen, und besizt einen unermüdlichen Fleiſs. Mit diesen Vorzügen hatte er den Ruf eines gründlichen Philologen und eines vortrefflichen Schulmannes verdient, als er aus Bautzen, wo er Rector war, nach Weimar als Director des dortigen Gymnasiums berufen wurde. Hier bekamen sein Geist und seine Thätigkeit eine durchaus veranderte Richtung.

Die Nähe der groſsen Dichter die hier lebten, entflammte den Ehrgeiz in ihm, sich auch als geistvoller Schriftsteller auszuzeichnen; jene des hier residirenden Hofes, sich als feinen Weltmann zu zeigen, und als interessanten Gesellschafter geltend zu machen. Alles dieses mislang ihm wenigstens nicht, ob man sich gleich oft mit Lächeln — undder Scholarch, Herder, mit ernstem Kopfschütteln — erinnerte, daſs man ihn nicht um dieser Eigenschaften willen zum Vorsteher der Schule berufen hätte. Jezt trug Bertuch ihm die Redaktion des Journals des Luxus und der Moden; bald auch Wieland die des Deutschen Merkurs auf. Dadurch, und da viele Fremde das berühmte Weimar besuchten, die alle auch Böttiger, und zwar als den zuvorkommendsten, gefälligsten Mann kennen lernten, der ihnen überall Zutritt zu verschaffen suchte und wuſste, und keinen Dank verlangte, als Nachrichten, gelang es ihm in wenig Jahren, einen literarischen Briefwechsel anzuknüpfen, der im eigentlichsten Sinne alle Länder Europa's umfaſste, und über den Postenlauf hinausreichte. Bald floſs ihm ein Uebermaaſs von Materialien zu, das er in jenen beiden Journalen nicht aufwenden konnte: er fing ein drittes an, „London und Paris,“ trat als Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung,“ späterhin auch dem Freimüthigen und andern Zeitschriften bei. Bedenkt man, daſs er zugleich einem Amte vorstand, das allein seinen Mann forderte, daſs er jährlich sechshundert Briefe nicht nur erhielt, sondern auch beantwortete, nebenher noch gelehrte Werke, wie seine Erklärung von Vasen-Gemälden, und die Sabina, ausarbeitete, und jeden gesellschaftlichen Genuſs mitnahm, so wird man es fast nicht für eine Hyperbel halten, wenn ein etwas langsamerer Mann einst sagte: bei dem bloſsen Ueberdenken von dem was Böttiger thäte, bliebe ihm der Athem aus.

Diese Thätigkeit war nicht ohne Nutzen für Weimar, und nicht ohne Verdienst um die allgemeine wissenschaftliche Bildung in Deutschland. Böttiger war es vorzüglich, der Weimar eine gewisse Wichtigkeit für den literarischen Geschäftsgang gab, die mit seiner Entfernung meistentheils aufgehört hat; er war der Vermittler einer Anzahl literarischer Verbindungen und Unternehmungen, die ohne ihn nicht zu Stande gekommen wären; er endlich hat durch seine unzählbaren Journal-Artikel, die nie ohne Gelehrsamkeit und Geist geschrieben waren, eine gröſsere Masse von Kenntnissen und Gedanken in Umlauf gebracht, als vielleicht irgend ein anderer Deutscher Schriftsteller. Von einer entgegengesezten Seite hat er dafür vielleicht der Deutschen Literatur mehr Schaden gethan, mehr zu ihrer Herabwürdigung beigetragen ohn' es zu wollen, als seine Thätigkeit ihr Nutzen schaffte.

Der merkantilische Gewinn von dieser Thätigkeit, scheint die Klippe an der er scheiterte. Die Herausgeber der Zeitschriften zahlten ihm hohe Honorare 7): um diese verdienen zu können, durfte er nicht ekel in Rücksicht der Materialien und der Correspondenten seyn, muſste er der Eitelkeit der leztern, wo sich Gelegenheit darbot, öffentlich schmeicheln, ihre literarischen Pläne befördern, wohl gar ihre An-

---

7) So erhielt er für seine Beiträge zum Freimüthigen, der gewöhnlich nur gehaltvolle Artikel von ihm bekam, ein jährliches Honorar von 400 Thalern in Gold.

sichten als die seinigen aufstellen. Die Buchhändler sendeten ihm, um seine vielstimmige Empfehlung zu erwerben, von beinahe allen ihren Verlagsartikeln elegant gedruckte und gebundene Exemplare, und bei dem Anblick der kostbaren Bibliothek die sich dadurch bildete, mag wohl jede andere Rücksicht für ihn allmälig verschwunden seyn. Er konnte doch die Erwartung der aufmerksamen und freigebigen Spender nicht täuschen! Er muſste das Uebersandte loben, wenigstens die öffentliche Aufmerksamkeit darauf hinlenken, mocht' es auch noch so mittelmäſsig seyn; — und so sank denn die ganze Literatur für ihn zu einem Fabrikgewerbe hinab, zu dessen Behuf er gleichsam den öffentlichen Ausrufer machte. Der Dienst den er ihr durch die Bekanntmachung des Vortrefflichen und Wichtigen leisten konnte, wurde dadurch entkraftet, daſs er auch für das Mittelmäſsigste, nicht selten für das Schlechte, die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Daſs er von diesem lezten gleichsam nur mit wunden

Lippen sprach, sich künstlicher Wendungen bediente, um nur nicht gradezu als Lobredner dessen zu erscheinen, von dem er selbst sehr wohl fühlte, daſs es eigentlich nur mit entschiednem Tadel genannt werden müſste, verbesserte die Sache sehr wenig. Es schmerzt mich, es sagen zu müssen, aber es ist wahr: von den lächerlichen und werthlosen Unternehmungen, welche die Deutsche Literatur in den letzten zwölf oder funfzehn Jahren verunziert und verwirrt haben, wären vielleicht fast wahrscheinlich unterblieben, hätten die Unternehmer nicht auf Böttigers Empfehlungen gerechnet. Wenn das groſse Publikum, das immer nur nach gehörten Urtheilen würdigt, in der Schätzung des wirklich Guten so oft irre wurde, so ist es wiederum groſsentheils Böttigers Schuld, der das Mittelmäſsige wie das Vortreffliche behandelte, beides, wenn er mit den Unternehmern in Verbindung stand, in einer ganzen Reihe von Zeitschriften preisend nannte. Und wüſste er nur, Er, der so ganz dazu geeignet ist, sich als groſser Gelehrter und heller Kopf, bei den Zeitgenossen und der Nachwelt in gegründete, unerschütterliche und reine Achtung zu setzen, mit welchem Lächeln der einsichtsvollere Theil der Leser jezt seine, an hundertmal da gewesene Wendungen kenntliche Anzeigen und Uebersichten hinlegt! —

Daſs jemand in ihr eine solche Rolle spielen, und daſs ein Mann wie Böttiger, die schönste Zeit seines Lebens an eine solche Rolle verlieren konnte: beides ist sehr charakteristisch für den Zustand der Deutschen Literatur.

In seiner Erklärung einer Reihe von „Vasengemälden,“ seiner „Sabina,“ seiner Untersuchung „über die Furienmaske,“ und seinen übrigen archäologischen Schriften, offenbart sich die gründliche und geistvolle Gelehrsamkeit Böttigers, und was er den Wissenschaften hätte seyn können, wenn er sie nicht mit dem Buchhandel verwechselt hätte. — Doch warum sollte er nicht jezt noch nachholen, was er versäumte?

Die Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel.

Wenn die fabrikenmäſsige Unform des literarischen Geschäftsganges, wie man eben gesehen hat, hier und dort einen Mann von wahrem Gehalt auf einen Irrweg leitete, der seiner unwürdig war, so hob sie dagegen eine Anzahl Leute von beschränktem oder gar zweifelhaftem Werth, auf einige Zeit zu groſser Bedeutung empor. Man könnte sagen: wie ein Bach mit unreinem Bette, warf sie Blasen, die eine Weile breit und schimmerd fortschwammen, bis sie etwa an einen — Strohhalm stieſsen. —

Ich war in dem sogenannten Paradiese (einem Spaziergange) bei Jena öfter einem jungen Manne begegnet, der eine sehr wichtige Miene machte. Bei meiner Erkundigung nach ihm, sagte man mir nicht: Er heiſst, sondern: „Das *ist* August Schlegel!“ Ist? Dies Wort sezte schon einen anerkannten Ruf voraus; natürlich fragte ich begierig, worauf dieser sich gründe?

„Er arbeite an der Literatur-Zeitung.“ Nun; das ist ein Geschäft, das von hundert gut und schlecht getrieben wird; das aber allein noch nicht seinen Mann macht. Wenn jene groſse Wasserbeschauungsanstalt nicht existirte; wenn ihr Ansehen seinen Urtheilen nicht Geltung gäbe: was wäre er dann, durch sich? Man wies mir eine Anzahl Gedichte und kritische Abhandlungen nach. Ich fand in den ersten sehr viel Regelmäſsigkeit des Versbaues, bei Gedanken die zwanzig Dichter schon gesagt hatten; in den lezten viele gesammelte Kenntnisse in einem reinen Vortrage. Mit diesen untergeordneten Vorzügen würden sie indeſs wenig Aufmerksamkeit erregt haben, wenn Bürger und Schiller sie nicht in ihre Zeitschriften aufgenommen hätten. Endlich las ich Uebersetzungen von ihm. Sie waren mit Fleiſs und Gewandheit gemacht, und gaben das Original mit groſser Treue wieder: aber die poetisch-schönen, witzigen und erhabnen Gedanken, die er hier vortrug, und die man bewunderte, gehörten ja nicht ihm, sondern dem Original. Also zum dritten Mal höhere Geltung durch fremden Werth, als der eigne fordern konnte! Der gute Uebersetzer eines groſsen Dichters verhält sich zu diesem, wie ein Schreiber der eine schöne Handschrift malt, zu einem einsichtsvollen Minister, dessen weise Verordnungen er ausfertigt; und doch war ich überzeugt, daſs Herrn Schlegels Minister, Dante und Shakespear, nie mit so viel Stolz und Gefühl der Wichtigkeit aufgetreten sind, als er verrieth. Ich fand mich ein Paar Mal in Gesellschaften mit ihm zusammen, und sein Gespräch lehrte mich bestimmt, ich sei — auf eine Blase getroffen. Das Zerflieſsen wird nicht ausbleiben, dacht' ich; und in der That trat es bald ein.

Schlegel scheint förmlich den Plan gehabt zu haben, sich, wie vormals Gottsched und dann Klotz, zu einer alles entscheidenden Autorität wenigstens in der sogenannten schönen Literatur zu erheben. Was er sich selbst zu schaffen nicht genug Kraft gehabt hätte, Schauplatz und

Werkzeug, bot ihm die Jenaische Zeitung bereitet an. Ihren Herausgebern muſste ein so rüstiger, kenntniſsreicher und wirklich damals auch geschmackvoller Mitarbeiter sehr willkommen seyn. In kurzem bemächtigte er sich fast des ganzen belletristischen Faches, und nahm, als oberster Richter über Leben und Tod, in seinen Beurtheilungen einen sehr vornehm wegwerfenden Ton an. Die Herausgeber hörten ihn, sagt man, mit groſsem Vergnügen, da Schlegel im Namen ihrer Zeitung sprach, die besonders nach der Erscheinung der Xenien, so etwas zur Erhaltung ihres Ansehns zu bedurfen schien; und die Menge wurde wirklich dadurch in Ehrfurcht geschreckt. Indeſs gab es eine ganze Reihe von Celebritäten, die vor Schlegel schon da gewesen waren, und ihn verdunkelten. Er grif diejenigen, mit denen es thunlich schien, nach einander und zwar mit steigender Heftigkeit an, und stellte dagegen andre auf. Er erklarte eine Reihe von Köpfen von sehr mittelmäſsigen Talenten fur Genies:

so schuf er sich Anhänger, die nicht von ihm abfallen konnten, da ihr eigner Ruf mit dem seinigen stieg oder sank. Zu diesen gehörten vorzüglich sein eigner Bruder, Tiek, Novalis, und wer sich ihm sonst mit tiefer Ehrfurcht nahte, und zu dem Zirkel taugte.

Es ist möglich, daſs diesem ganzen Gange, den Schlegel nahm, anfangs nicht ein überlegter Plan zum Grunde lag; aber die Consequenz muſste wohl hineinkommen, da die Eigenliebe seinen Blick unverrückt auf das Ziel heftete, das sie ihm gesteckt hatte.

Auch dieses Verfahren sahen die Eigenthümer der Literatur-Zeitung ruhig an; aber Schlegel wollte nicht blos eine unfruchtbare Autorität besitzen: sie sollte ihm ein gutes Einkommen verschaffen. Dieses konnte nur aus der Casse jener Herren flieſsen. Das, sagte man damals, führte Entzweiung herbei. Schlegel dehnte die meisten seiner Recensionen zu dem Umfange von Abhandlungen aus, und erhob so in Einem Jahre achthundert

Thaler Honorar. Bei der Gröſse dieser Summe wurden die Herren endlich gewahr, daſs er allein den dritten Theil des Jahrganges geschrieben, und für alle andre Zweige der Literatur und alle andre Mitarbeiter zusammen, nur zwei Drittel übrig gelassen hatte, von denen noch dazu ein beträchtlicher Theil von seinen Freunden gleichfalls für Bellettristik verwandt worden. Es wurde ihnen um die Allgemeinheit des Blattes bange, und als Schlegel wieder, statt einer Recension, eine Abhandlung *) brachte, strich Schütz, als Redakteur, die Hälfte derselben weg, ohne Rücksprache mit dem Verfasser zu nehmen. Schlegel empfand diese Unfeinheit sehr übel. Es kam zu einem Streite, in welchem er erklärte, der Literatur-Zeitung seine Mitarbeit entziehen zu wollen. Die Herausgeber nahmen dies Erbieten an, und sein Herrscherplan war gescheitert, wenn er ihn nicht durch eigene Kraft fortsetzen konnte.

---

*) Ueber Herders Terpsichore.

In der That versuchten er und die von ihm geschaffenen und mit ihm gefallenen Genies das auf eine Weise, die mich immer an das Muckrennen der Javanesen erinnert hat. Wenn diesen ein groſses Unglück begegnet, verschlucken sie eine Quantität Opium, laufen mit bloſsem Schwerdt durch die Gassen und stoſsen nieder, wer ihnen begegnet. So griffen sie in einer Reihe von Zeitschriften, die aber gewöhnlich nach ein Paar Heften aufhörten, eine Menge berühmter Schriftsteller aufs bitterste an; ja, sie erklärten endlich grade heraus, die Deutschen besäſsen noch gar keine Literatur. Auf diesem Wege ging es aber nicht. Sie erhielten wenigstens eben so viel und so derbe Schläge zurück, als sie austheilten; der Geschmack des Publikums war noch zu wenig verderbt, um ihnen Beifall zu geben, vor allen Dingen, da sie ihm statt dessen, was sie ihm verleiden wollten, nichts darzubieten hatten. Dafür muſste gesorgt werden. Die alten Dichterheroen auf ihrem eigenen Gebiete zu übertreffen, hätte einen langen Kampf gekostet, dessen Ausgang ihnen doch wohl selbst ungewiſs scheinen mochte. Leichter war es, die man nicht zu besiegen hoffte, aus der Mode zu bringen. Es wurden also mancherlei Abwege eingeschlagen, und Spielereien in Umlauf gesezt: der Altdeutsche Ton, läppische Mährchen, die Gedichtsformen der Italiener und Spanier, die Assonanzen, endlich gar die Frömmelei und Mystik. Das gebildete ältere Publikum belachte diese Dinge, aber sie hatten dafür eine Seite, die ihnen schnell eine Menge Anhänger unter den jungen Leuten verschaffte: die Leichtigkeit nämlich, mit der sie sich nachmachen lieſsen. Wer es versuchte, dem gelang es, und die Eitelkeit sorgte denn dafur, daſs man darin nicht einen Beweis für die Unbedeutendheit der Aufgabe, sondern für die eignen Dichtertalente fand. Aber Dichter zu seyn ist wenig: man muſs ein groſser seyn. Wie aber dafur gelten, so lange so viele andre da waren, die seit einer Reihe von Jahren so genannt wurden, und nie Spielwerk jener Art getrieben hatten? Daher die allgemeine Verschwörung, die um jene Zeit unter den Jünglingen, also auch unter den jungen schöngeisterischen Weibern gegen Alles zu bestehen schien, was einen älteren Schriftsteller- oder Dichterruhm beſaſs.

Um ihrem Siege eine gewisse Festigkeit, einen groſsen Schauplatz zu geben, auf dem sich auch reelle Früchte desselben hoffen lieſsen, versammelten sich die Häupter der neuen Schule in Berlin. — Hier gerieth ich mit ihnen in offne Fehde, aber von dieser und dem endlichen Ausgange der entworfenen literarischen Weltumwälzung, werd' ich künftig sprechen. Vorizt nur noch einen Blick auf den eigentlichen literarischen Werth der beiden Schlegel.

Nie hab' ich des ältern Schlegels frühere Schriften lesen können, ohne zu bedauren, daſs ihn das Schicksal, die lose Gestaltung der Deutschen Literatur und überspannte Eigenliebe den Weg führten, den er gegangen ist. Zu dem, wofür er gelten wollte, waren seine Talente nicht hinreichend, und es fehlte ihm Originalität: aber er besizt hellen Verstand, in vielen Fächern solide Gelehrsamkeit; ja, in seinen Recensionen in der Literatur-Zeitung (und wieder in seinen Vorlesungen über die dramatische Literatur) zeigte er so viel Bildung des Geschmacks, daſs ich mich des Glaubens nicht erwehren konnte, er halte die Schellen, die er der Deutschen Poesie aufzuheften suchte, selbst für Schellen. Diese Ansicht war es vorzüglich, was mich gegen ihn erbitterte: denn welch ein unermeſslicher Dünkel gehört dazu, seine Nation zum Besten haben zu wollen! Wie dem auch seyn mag: zu einer eigentlichen philosophischen Ansicht der Kunst, die über die Weisen und Regeln der einzelnen Schulen hinweg, auf den Grundzweck der Kunst blickt, und von ihm Liberalität des Urtheils erlernt, hab' ich ihn sich nie erheben sehn.

Das vorzüglichste was er geleistet hat, ist ohne Zweifel seine Uebersetzung des

Shakespeare, ob er gleich dabei nach einem nicht ganz richtigen Grundsatze verfuhr, und sich grade das, was ihm die meiste Mühe gemacht haben muſs, die Uebertragung der oft so faden Witzeleien und der kleinen Zufälligkeiten des Ausdrucks, ja selbst des Klanges, hätte ersparen können. Was man auch sagen mag: das Höchste, nach dem man bei der Uebersetzung eines Dichterwerks streben kann, ist, daſs sie der Nation, deren Sprache sie angehört, eben den Genuſs gewähre, den das Original der seinigen giebt. Wer sich es aber zum Ziel aufsteckt, selbst solche unwesentliche Kleinigkeiten nachzuahmen, die den Landsleuten des Originals sogar Störungen des Genusses, und denen der Uebersetzung ohne Commentar unverständlich sind, liefert pedantisches Schnitzwerk, dessen Treue ungefähr jene der Rückseite einer gewirkten Tapete, gegen die Hauptseite ist.

Die bedeutendsten unter seinen Dichtungen sind Ariadne, die Elegie „Rom,“ und das Schauspiel „Jon.“ Sie haben alle die Vorzuge, welche berechnender Verstand und eiserner Fleiſs ohne eigentliches Talent, einem Kunstwerke geben konnen. Das meiste Leben unter seinen kleinen Gedichten hat ein etwas schlupfriges. Irr' ich nicht, so heiſst es: die verfehlte Stunde.

Dem jungern Schlegel, Friedrich, den ich nicht persönlich kenne, trauten seine Bekannten mehr Phantasie und Talent zu, als seinem Bruder. Vielleicht ist die erste Halfte dieses Urtheils gegrundet, wär' es auch nur, weil es ihm mit seinen Verirrungen mehr Ernst war. Auch er trat zuerst mit ein Paar Schriften auf, die von wissenschaftlichem Fleiſs und hellem Verstande zeigten, ob sie gleich auch manche Schiefheit enthielten. Ich meine das Werk: die Griechen und Römer; und Georg Forster, ein Fragment. Mit seinem Bruder wurde er Mitarbeiter der Literatur-Zeitung; mit ihm verlieſs er sie und warf sich in die Genialitat. Sein erstes Probestuck darin war der Anfang eines mehr als schlupfrigen Romans, Lucinde, und eine Zeitschrift, Europa, voll wunderlicher Behauptungen neben einigen glücklichen Gedanken. Der erste entzündete alle Berlinerinnen von einem gewissen Alter und Temperament, zu seinen heimlichen Verehrerinnen; die zweite wurde der Heerruf seiner Freunde und die Zielscheibe seiner Gegner. Späterhin überredeten ihn die ersteren, es hänge nur von ihm ab, Dichter zu seyn. Sein Trauerspiel Alarkos, und seine lyrisch gemeinten Gedichte waren die bündigsten Widerlegungen, die es geben konnte. Als die Pläne seiner Partei gemisglückt, vielleicht auch bei ihm der Rausch des erzwungnen Kunstgeistes verflogen war, ging er nach Paris, und seinem Fleiſs in der kaiserlichen Bibliothek, verdanken die Wissenschaften ein Werk, das nicht mit Ordnung und Wohlredenheit geschrieben, aber für das allgemeine Sprachstudium von groſser Wichtigkeit scheint. In den lezten Jahren soll er sich bekanntlich in Wien, als Staatsdiener, bei einem wichtigen Anlaſs, des in ihm gesezten ehrenvollen Zutrauens sehr würdig gezeigt haben. — Ein solches Erwachen aus dem Traum der Romantik zur ernsten Wissenschaft, ein solches Abwenden von unglücklichen Kunststrebungen, zur staatsbürgerlichen Nützlichkeit, zeigt von Kraft des Charakters, und ist eine eben so seltne als achtungswerthe Erscheinung.

Seine neueste Schrift, über die Geschichte Oesterreichs, ist meistentheils gut geschrieben; nur hat ihn Parteilichkeit für das Regentenhaus und den Oesterreichischen Adel, zu mancher Verschiebung der Ansichten und Vorgänge verleitet. Um ihm dies zu verzeihen, mufs man sich erinnern, dafs jenes Buch der Abdruck von Vorlesungen ist, die er in Wien gehalten hat; und — Hätten die Deutschen nur mehr Parteilichkeit für alles was ihnen angehört! Sie ist die Wurzel der moralischen Nationalkraft; der hochgebrüstete Weltbürgersinn dagegen in der Regel nichts als verächtliche Schlaffheit und herzloser Undank.

Gleim.

Es war noch im Sommer 1797, als ich nach einer einsamen aber genuſsreichen Fuſsreise durch den Harz, vom Brocken nach Halberstadt hinuntergieng, um Gleim, diese ehrwürdige Ruine aus dem Jugendalter der Deutschen Literatur, kennen zu lernen. Herder hatte mich beim Abschiede versichert, auch in seiner Blüthenzeit habe der Mensch in Gleim viel gröſsern Werth gehabt, als der Dichter, und die Herderin hatte mir ein Päckchen für ihn mitgegeben, das die einfach herzliche Aufschrift trug: „An Vater Gleim."

Als ich ihm dieses aus meinem Gasthause, gleich nach meiner Ankunft zusendete, erhielt ich eine dringende Einladung. Ich war müde, und benutzte sie ein wenig spät. Da ich kam, fand ich ihn, wie er einige Schritte vor seine Hausthür hinausgetreten war, und mir entgegen sah: ein Beweis mit welcher jugendlichen Ungeduld der 77jährige Greis noch alles betrieb. Dies Alter hatte seinen

Nacken ein wenig gekrümmt, aber seine Gestalt hatte noch immer einen Anstrich von Kraft, und der Ausdruck weichen Gefühls, der in seinem damals schon etwas trüben Auge (er wurde bekanntlich einige Iahre später blind,) an die Stelle des ehemaligen Feuers getreten war, machte einen anziehenden Gegensatz zu den starken Zügen seines Gesichts und der Lebhaftigkeit seiner Bewegungen und Reden.

Er hieſs mich mit zuvorkommender Freundschaftlichkeit willkommen, überhäufte mich mit Gefälligkeiten, und zankte schon nach einer halben Stunde mit mir. Ich blieb zwei Tage in Halberstadt, während welchen der Greis die Güte so weit trieb, mit mir in die umliegenden Gärten herum zu fahren, und Besuche mit mir zu machen, aber wir wären in beständigem Streite gewesen, hätten mich nicht Hochachtung und Erkenntlichkeit bald gelehrt zu schweigen, wenn er widersprach. Sein Betragen war ein beständiger Wechsel von Heftigkeit [9]) und Aeuſserungen rührender Herzensgüte, sein Gespräch nicht lehrreich oder angenehm, aber aufregend durch das Eigenthümliche seiner Ansichten, und die Lebhaftigkeit mit der er sie vorbrachte.

---

[9]) Ein Beispiel davon. Es entschlüpfte m

Gleim war ein reicher Mann; allein sein Haus alterthümlich einfach möblirt, sein Tisch ohne Aufwand, sein Keller nur für Freunde gut versorgt, denn er selbst trank fast nie Wein, und daſs er eine Kutsche brauchte, erklärte er für eine groſse Altersbeschwerde. Die Herrlichkeiten und Genüsse des Lebens bestanden für ihn noch immer nur in der Bedeutung, welche die Einbildungskraft und das Herz in die Einzelnheiten desselben legte. Es war nicht möglich, den reinen, schönen Jünglingssinn dieses Achtzigjährigen sich

---

eine Aeusserung über Friedrich den Zweiten, die ihm nicht ehrerbietig genug schien. Der alte Mann sprang auf, schlug mit der flachen Hand auf den Tisch und antwortete mir, als einem Russen, mit einer Bemerkung über Peter den Groſsen, den er übrigens sehr verehrte.

in dieſer Hinſicht äuſsern zu hören, ohne von Bewunderung überraſcht zu werden.

Nicht weniger merkwürdig als dieſe Erſcheinung ſelbſt, war die Wendung die Geiſt und Gefühl bei ihm genommen hatten. Ob er mit ſeinem immer lebendigen Herzen jemals ernſtlich geliebt habe, wuſste mir niemand zu ſagen; ſelbſt einer von ſeinen älteſten Jugendfreunden, Klopſtock, verſicherte mich, er glaube es nicht. Wahrſcheinlich wurde er in ſeiner Jugend oft entflammt, fand immer bald den Gegenſtand unter den Anſprüchen ſeiner Phantaſie, und wurde dann durch ſeine Heftigkeit zum raſchen Bruche hingeriſſen. Er ſtand indeſs in ſeinem Alter nicht als einſamer Hageſtolz da. Er hatte Neffen und Nichten um ſich, denen er väterlich wohl wollte, und die es zu erwiedern ſchienen; aber der Familien-Zirkel ſeines Geiſtes, der wichtigſte Gegenſtand ſeiner Theilnahme, war die Literatur. Literatur und Leben waren ihm durchaus nur Eins; jede miſslungne Schrift ſchien ihm ein Vergehen, jede gelungene eine edle Handlung. Ich bin fast überzeugt, daſs ihm manche gelehrte oder politische Aeusserung seiner Freunde, die ihm misfiel, Kummer und schlaflose Nächte, und ihre gelungenen Arbeiten mehr Freude gemacht haben, als seine eigenen.

Um sich diese Art von Leidenschaftlichkeit für die Literatur zu erklären, muſs man einen Blick auf Gleims Schicksal werfen. Seinen Talenten für die Dichtkunst verdankte er die glücklichsten Stunden der Jugendfreundschaft, mit Uz und Götz in Halle. Die ersten Gedichte, die von ihm (1744) gedruckt erschienen, machten Epoche; und bald hernach (1747) erhielt er ein Amt, das Domsekretariat zu Halberstadt, das ihm von der einen Seite ein Auskommen verschaffte, das seine Bedürfnisse weit überstieg, und von der andern seine staatsbürgerliche Laufbahn schloſs: denn hier gab es keinen Schritt weiter. Früh und genügend abgefunden mit den prosaischen Ansprüchen an das bürgerliche Leben, konnte er sich mit voller Jugendkraft der Dichtkunst weihen. Es wurde ihm so leicht, sich Ruhm zu erwerben; und neben ihm glänzten seine Freunde Klopstock, Uz, Lessing, Ramler, Weisse, Kleist, immer heller empor, und lieſsen gern ihren Ruhm auf ihn zurückstralen, den nie eifersüchtigen Freund und Dichtergenossen, den herzlichen Verkündiger ihrer Gröſse. In schönem Gedränge blühten jezt von Jahr zu Jahr neue Talente auf. Gleims edler Sinn sah in jedem einen neuen Freund, dem er Dienste leisten, und von dem er Liebe empfangen werde. Froh wie über einen gefundenen Schatz, rief er ihm sein „Willkommen!“ seinen Beifall, selbst Bewunderung zu; wer es bedurfte, fand Rath, Vorsprache, selbst häusliche Aufnahme und Geldunterstüzzung. Die meisten erwarben bleibenden Werth und waren Gleims Freunde bis ans Grab. Ein literarischer Anflug nach dem andern schoſs so während sechsundfünfzig Jahren auf, die Gleim bei ihre wechselnden Verhältnissen und immer gleicher Gesinnung dastand, und aus jedem fand eine Zahl der ausgezeichnetesten Köpfe bei ihm, wessen ihre Jugend zum Kampf des Aufstrebens bedurfte. Wie hätte er nicht allmälig ein gleichsam väterliches Gefühl gegen die schöne Literatur im allgemeinen annehmen sollen? Manche, die er als Jünglinge aufgemuntert und unterstüzt hatte, sah' er noch als Greise auf unvergänglichen Lorbeeren ruhn. Nur die lezte Generation, jene die seit den Xenien erwuchs und die Genies mit dem Schlegelschen Stempel, die keine Deutsche Literatur anerkannten, weil sie selbst erst eine schaffen wollten, vernachlassigten und — verspotteten den edeln Gleim. Ich hörte ihn einst kurz, aber schmerzlich darüber klagen, wie etwa ein Grofsvater über einen undankbaren Enkel klagen könnte.

Bei aller Einfachheit, enthielt Gleims Haus zwei Schätze von wahrer Nationalität: eine Sammlung von zum Theil meisterhaft gearbeiteten Original-Bildnissen ausgezeichneter Deutscher Schriftsteller, mit denen er einst in freundschaftlicher Verbindung gestanden hatte; und seinen

Briefwechsel mit ihnen. Ziemlich sonderbar hing in der ersten ein alter Hut Friedrichs des Einzigen, oben an. Gleim hatte ihn von dem Herzoge Friedrich von Braunschweig-Oels zum Geschenk erhalten. Bei dem bekannten satirischen Geist dieses Fürsten, ist es nicht unmöglich, daſs diese Aufmerksamkeit ein feiner Spott war: aber des alten Dichters kindlicher Enthusiasmus für Friedrich, sah in diesem verknickten Filz eine fast heilige Reliquie. Von dem Briefwechsel hat man nach Gleims Tode angefangen einen Gebrauch zu machen, der schwerlich gebilligt werden kann. Mit zu weit getriebner Rücksichtlosigkeit auf Lebende, hat man mehrere Bände von Briefen drucken lassen, die wenig literarisches Interesse haben, wohl aber manche Verhältniſse und Privatansichten verrathen, die nicht vor das Publikum gehören. Am besten wär' es wohl, die ganze Sammlung ungedruckt in eine öffentliche Bibliothek, zum Beispiel die Göttingische niederzulegen, und nur einen streng gesichteten Auszug solcher

Briefe drucken zu lassen, die wirkliche literarische Wichtigkeit haben. Der bisher eingeschlagne Weg streift an verrätherischer Klatscherei, die nicht einmal dann ganz zu entschuldigen ist, wenn sie schon längst Gestorbene trifft.

Gleims eigene Leistungen in der Dichtkunst haben fast alle gröſsere Wichtigkeit durch die Zeit in der sie erschienen, als durch sich selbst. In mehr als einer Gattung der leichten Poesie war er der erste, wenigstens der etwas Geschmackvolles schrieb, aber in den meisten wurde er bald überboten. So sind seine Romanzen im naiven und Volkston, unstreitig die frühesten Muster in der neuern Gestaltung der Sprache und Literatur; aber sie halten keine Vergleichung mit denen von Schiebler und Bürger aus. — Seine Fabeln sind an reizender Leichtigkeit der Erzählung noch nicht übertroffen, aber die er selbst erfand, häufig nicht recht passende Gleichnisse, und an Witz und Kraft stehen sie weit hinter den Pfeffelschen, und selbst denen von Lessing. — Seine wenigen dramatischen Versuche, der blöde Schäfer und der Apfeldieb, verdienen kaum der Erwähnung. Eben das gilt von seinen Satiren, ob sie gleich manchen witzigen Gedanken enthalten.

Gleims vorzüglichstes Dichterfach war das lyrische, und er hat sich in allen Gattungen desselben versucht. Seine ersten scherzhaften Lieder leisteten etwas, dessen man damals (1744) die Deutsche Sprache, in Rücksicht der Gewandheit und des Wohllautes schwerlich fähig gehalten haben mag. Sie, wie seine anakreontischen Gedichte, fanden indeſs bald eine Unzahl von Nachahmern, unter denen manche, zum Beispiel Jacobi und Götz, nicht hinter ihm zurückblieben. Jezt sind sie vergessen, weil die Stimmung die sie eingab, dem Zeitalter nicht entspricht. In einer glücklicheren wird man wahrscheinlich viele derselben mit neuer Bewunderung lesen. Die höchste Blüthe seines Geistes sind die Kriegslieder, die er in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges sang. Diese sind, was eigentlich jedes lyrische Gedicht seyn sollte, einer reinen Begeisterung entsproſsen, und gehören zu der äusserst kleinen Anzahl Deutscher Dichterprodukte, die ganze, volle Nationalität athmen, nicht Produkte des Kunststudiums, sondern des vom Gange der Begebenheiten patriotisch entflammten Talentes sind. Man hat Gleim dieser Lieder wegen, den Deutschen Tyrtäus genannt. Ich finde, daſs man dem Griechen zu viel Ehre erwiesen hat. Er sang, weil er berechnet hatte, daſs es gut thun könnte; der Deutsche, weil sein Enthusiasmus ihm nicht verstattete zu schweigen: und ihre Lieder tragen das Gepräge ihrer Entstehungsart. Diese Kriegslieder und jene die er zur Zeit des Bairischen Krieges verfertigte, sind nicht die einzigen Produkte seiner Theilnahme an dem Gange der Staatenschicksale. Manche kräftige und herzlich gemeinte Worte rief seine Muse den Völkern und Fursten zu. Sie verdienen eher gesammlet und aufbehalten zu werden, als die übersüſsen halb poetischen Briefe, die er einst vorzüglich mit Jacobi wechselte. — Unter seinen „Liedern fürs Volk“ ist manches sehr gelungen; der reinste Abdruck seines edeln Sinnes und schönen Herzens ist indeſs „Halladat oder das rothe Buch.“ Wozu er es laut dem Titel bestimmt hatte, zum Vorlesen in den Schulen, möchte es wohl wenig brauchbar seyn: aber es lehrt ihn näher kennen und lieben.

Seine Heftigkeit verwickelte ihn häufig in Streit mit den geliebtesten Freunden; vorzüglich zankte er mit ihnen, wenn sie ihm nicht oft schrieben, worin er sogleich Kaltsinn, den er zuweilen Treulosigkeit nannte, zu entdecken glaubte. In seinen bekannten öffentlichen Fehden mit Spalding und Ramler hatte er offenbar Unrecht; aber die Kränkung die ihm in den Xenien widerfuhr, ist sicher das Tadelnswürdigste in denselben.

Faſst man Gleims Charakter zusammen, so steht eine Erscheinung da, die bei tausend kleinen Mängeln, nicht blos der Deutschen Literatur, nicht blos seiner Nation, sondern unserm ganzen Geschlecht Ehre macht.

Klopstock pries mit Wahrheit

Seinen brennenden Durst, Freunden ein Freund zu seyn!
Wie er auf das Verdienst des, den er liebet, stolz,
Edel stolz ist, vom halben,
Kalten Lobe beleidiget!

Liebend, Liebe gebeut! hier nur die zugemeſsne
Sanfte Mäſsigung haſst, oder, von Friederichs,
Wenn von Friederichs Preise
Ihm die trunknere Lippe trieft,

Ohne Wünsche nach Lohn: aber auch unbelohnt! —

Voltairens fade, oft mit Unverschämtheit abwechselnde Schmeicheleien, erwiderte Friedrich mit unverdienter Wärme, Ehrenbezeigungen und persönlicher Freundschaft. Gleim, der ihn vergötterte, der so viel zu dem Enthusiasmus beitrug, mit welchem Deutschland für ihn entflammt wurde, Gleim kannte er kaum oder gar nicht. — La Mettrie, la Beaumelle, und eine lange Reihe schöngeisterischer

Schwätzer gehörten eine Zeit lang zu Friedrichs täglichen Gesellschaftern, selbst seinen Tischgenossen, weil sie Franzosen waren. Das Leben weniger groſsen Deutschen Schriftsteller prunkt mit der Denkwürdigkeit, daſs Friedrich eine Viertelstunde mit ihnen sprach, — wobei er sie Er nannte. — Friedrichs alter Hut hing in dem Heiligthum, an dessen Schätzen Gleims Herz sechzig Jahr gesammelt hatte, oben an; sein Orden und seine Schärpe aber hängen als Siegeszeichen in der Invalidenkirche zu Paris. — —

Zweites Buch.

Die Hansastädte.

Einleitung.

Die ersten Deutschländer — ein Deutscher bin ich ja auch, — die ich in ihrer Heimath kennen lernte, waren Republikaner. Keine Athenienser; das wuſst' ich. Auch keine Spartaner oder Römer; das lehrte mich schon der Anblick der militärischen Karikatur unter dem Lübeker Thor, noch mehr aber die tiefe Geringschätzung, mit der ich bald hernach Bürger diese „Flintenknechte“ behandeln sah, „denen sie ja Lohn und Brodt gäben.“ Die Wahrheit zu sagen, diese sonderbare Soldateska mochte nicht viel Besseres verdienen.

Sie bestand, sagte man mir, dem gröſsten Theile nach aus zusammengelaufenen Ausreissern der benachbarten Fürstenthümer. Eine Republik indeſs, die solchen Leuten ihre augenblickliche Vertheidigung, und die Aufrechthaltung der Gesetze und der persönlichen Sicherheit in ihrem Innern anvertraute, schien mir doch auch viel Aehnlichkeit mit dem bekannten Krebse zu haben, dem die Natur einen nackten Schwanz gab, und der ihn daher in ausgefaulte Schneckenhäuschen birgt.

Diese Nebensache abgerechnet, fand ich Lubek schon bei meinem ersten kurzen Aufenthalte interessant. Im folgenden Jahre besuchte ich es, so wie Hamburg, zu verschiedenen Malen, und im nachfolgenden wandte ich den gröſsten Theil des Winters dazu an, alle drei Hansastädte nach einander gleichsam zu studiren. —

Ein Anderes ist der politische Charakter eines Staates; ein Anderes der gesellschaftliche seiner Burger. Ich fand die

Hanseaten, trotz den gewöhnlichen Schwächen der Handelsstädter, in vielen Rücksichten sehr hochachtungswerth, selbst liebenswürdig; aber ich gesteh' es, seit dem Augenblick, da ich ein wärmeres Interesse für Deutschland gewann, es als mein zweites Vaterland betrachtete, hab' ich mich nie ohne Empörung des Verhältnisses der Hansa zu demselben erinnern können. Es hat mir immer das entschiedenste Todeszeichen Norddeutschlands, selbst eine der wichtigsten Ursachen seines nahenden Unterganges geschienen.

Drei Städte, welche den gröfsten Theil des Wohlstandes der angränzenden Provinzen ihres Volkes an sich gezogen, und gleichwohl ihr politisches Interesse streng von jenem dieser Länder getrennt, es ihm grade entgegengesezt hatten! Drei Städte, die ihre Ueberlegenheit gegen andre, zum Theil besser gelegene Städte, blos darauf gründeten, dafs sie alle Verordnungen weiser Fürsten zum Besten des gemeinsamen Vaterlandes, nicht zu beachten brauchten, sie sinnreich unwirksam machten;

die, weil sie Procente dabei gewannen, in einem ununterbrochenen stillen Kriege mit der Industrie ihres Landes, für den Kunstfleiſs der Fremde waren, mit deren Produkten sie es überschwemmten! Deren Bestehen keinen Rechtsgrund für sich hatte, als die Constitution ihrer Nation, und die ihr gleichwohl immer mit Hohn entgegen riefen: das Ausland werd' es nicht leiden, daſs man sie zur Erfüllung ihrer Pflicht gegen die Nation anhalte! Die dieser, wenn sie für ihre Existenz ringen muſste, ihren Beitrag dazu entweder ganz versagten, oder wenn sie einen bis zur Lächerlichkeit unbedeutenden, die Römermonate, leisteten, zugleich ungescheut dem Feinde selbst die Kriegsmittel um so emsiger zuführten, je weniger er ohne diese Unterstützung hätte schaden können!

Wenn Nantes, Bordeaux und Marseille in diesem Verhältnisse zu ihrer Nation gestanden, sich ein halbes Jahrtausend darin erhalten hätten: was wäre Frankreich geworden? Und was England, wenn das einzige London ihm gewesen, was Hamburg, Bremen und Lübek für Norddeutschland waren? —

Grade während des Winters, in dem ich die Hansastädte besuchte, beschäftigte man sich in denselben sehr lebhaft mit dem — ich weiſs nicht, ob schon gefaſsten oder erst gehofften — Beschluſs des Rathes, alle ihre Festungswerke fortzuschaffen. Die Einwohner freuten sich sehr darüber. Damals gab ich ihnen Recht; späterhin sah ich darin nur einen offenbaren Verrath an dem Interesse Deutschlands.

Wenn, sagte ich einst zu einem Manne, der mit Recht für sehr einsichtsvoll galt; wenn Ihr Senat selbst zu thun beschlieſst, was sonst für eine der gröſsesten Strafen galt, die man über eine Stadt verhängen konnte: erinnern Sie Sich denn Ihrer eignen Geschichte nicht? Eben diese Festungswerke, die Sie jezt niederreissen wollen, waren es, was ein halbes Jahrtausend hindurch Ihre Freiheit und Ihren Wohlstand sicherte. Wie viel versuchte Besitznahmen sind misglückt, weil diese Wälle vertheidigt wurden, bis Hülfe kam oder Vermittelung, oder ein Vertrag geschlossen wurde, der Ihre groſsesten Güter rettete.

„Die Belagerungskunst, antwortete er, war damals nicht was sie jezt ist.“

Aber auch nicht die Befestigungskunst; und. Sie haben Geld und Raum genug, das Höchste aufzubieten, was sie zu leisten vermag. Werfen Sie ihre Wälle nieder, so ist jedes vorübermarschirende Husarenregiment Herr bei Ihnen, sobald es will.

„Eine Belagerung, auch wenn sie völlig mislänge, könnte unendlich mehr Schaden anrichten, als eine zehnfache Kriegssteuer.“

Aber sie bilden einen Staat, der gegen den Staatenbund, zu dem er gehört, und von dem er beschüzt wird, Bürgerpflichten hat, und zur Erfüllung derselben hinlängliche Soldaten und brauchbare Festungswerke halten sollte.

„Unsre Handelswichtigkeit für Europa beschüzt uns, und nicht das Deutsche Reich.“

Gegen die Deutschen Fürsten schüzt Sie freilich das Ausland; aber wer gegen dieses? Es ist gewiſs, daſs kein Deutscher Nachbar, aus Furcht vor seinen eigenen Alliirten, leicht wagen wird, sich die Hansastädte zuzueignen, oder nur von ihnen groſse Kriegssteuern zu erzwingen: wie aber, wenn einmal das Heer einer fremden Macht zu Ihnen durchdränge?

Er zuckte mit den Achseln.

Wie ich die Sache sehe, fuhr ich fort, liegt sie eigentlich so: Ihr Hanseaten habt Euch groſse Reichthümer auf Kosten des Vaterlandes gesammelt. Ihr seid stolz darauf, daſs das Vaterland Euch nicht zwingen darf, etwas Nennenswerthes davon zu seiner Rettung herzugeben; und zugleich fest entschlossen, diese Schätze nicht zu vertheidigen, wenn etwa eine fremde Macht sie zur Bekriegung desselben hinnehmen wollte.

„Possen!“ erwiederte er ärgerlich, indem er mich verlieſs. „Hamburg ist unser Vaterland.“

Ein Londoner, Lyonner oder Bordelese, der so von seiner Stadt gesprochen hätte, wäre ein verächtlicher Mensch, selbst ein Staatsverbrecher gewesen, hätte man ihn auch nicht so behandelt; aber im Jahr 1800, da dieses Gespräch gehalten wurde, hatte ein Hamburger noch einen Schein des Rechtes dafür, so zu denken! Darin, vorzüglich darin lag die Schwäche des nördlichen Deutschlands.

Klopstock.

Nie hat ein Deutscher Dichter eine glänzendere Laufbahn zurückgelegt, als Klopstock. Ich denke dabei nicht an die Auszeichnungen, mit welchen zwei hochgesinnte Fürsten [*]), seltne Menschen auf dem Throne, oder die Französische Nationalversammlung, oder nach seinem Tode die beiden Städte Hamburg und Altona, ihn und sich selber ehrten. Nicht was das Wohl- oder Uebelwollen Einzelner unter den Zeitgenossen, oder der ganzen Masse derselben, gewähren oder versagen kann, macht den wahren Glanz eines groſsen Mannes. Aus der unwillkührlichen Huldigung stralt er auf, deren sie sich gar nicht erwehren können: aus den veredelnden Wirkungen, die das Genie unwiderstehlich auf sie thut, auch wenn sie es hassen, verfolgen oder tödten.

---

*) Der König Friedrich der Fünfte von Dänemark, und der damalige Marggraf, nachmaliger Groſsherzog von Baden.

Schon der flüchtigste Blick auf Klopstocks literarisches Leben reicht hin zu erkennen, wie viel von diesem Glanze ihm zu Theil ward.

Bekanntlich entwarf er die Messiade schon auf der Schul-Pforte. Von ihm selbst wissen wir, daſs es geschah, noch eh' er Miltons „verlornes Paradies“ gelesen hatte. Eben so gewiſs ist es wohl, daſs er als Schüler, noch weniger jenen Plan kannte, den Leibnitz zu einem groſsen, alle Mythen der mosaischen und christlichen Religion umfassenden Gedicht entwarf, auf den der geistreiche Forscher Morgenstern vor Kurzem aufmerksam machte. Das Genie findet auch ohne Leitung seinen Weg, und so gelangte Klopstock von selbst zu dem einzigen erhabnen Stoffe in dem ganzen Ideenkreise der heutigen Völker, der bei einer epischen Behandlung, der Phantasie Raum zu einer Wunderwelt gab, für die man den Glauben in ernsten Anspruch nehmen konnte.

Er schrieb den Anfang seines Gedichtes in Prosa nieder: aber diese stand in keinem Verhältniſs zu der hohen Poesie seiner Gedanken. Der Alexandriner, damals der edelste Vers der Deutschen Sprache, war ihm zu schleppend, der Jambus zu enge. So erfand er sich denn eine Versart, die er selbst der Aehnlichkeit wegen, Hexameter nannte, die man aber späterhin wegen ihrer Abweichung von der antiken hexametrischen Form, getadelt hat. Die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern, da man ohne Rücksicht auf jene Aehnlichkeit oder Abweichung, allgemein anerkennen wird: Klopstock habe der Deutschen Sprache den einzigen heroisch-epischen Vers geschaffen, der bei ihr, ohne ihrer Eigenthümlichkeit Gewalt zu thun, die Stelle des ewig fremdartigen Hexameters vertreten kann.

Mit dem Auffinden der Melodie waren die Lippen des Sängers entsiegelt. In der Eile der Begeisterung und mit jener gründlichen Leichtigkeit, die das Zeichen wahrer Kraft ist, schrieb er die drei ersten Gesänge seines Messias nieder, aber verbarg seine Arbeit jugendlich verschämt, jedem andern, als seinem innigsten Freunde, Schmidt. Er wollte sein Werk vollenden, eh' er es bekannt machte. Wahrscheinlich wäre das erst nach einer langen Reihe von Jahren, vielleicht nie oder zu einer Zeit geschehen, da die öffentliche Stimmung weniger Empfänglichkeit für jene Erscheinung gehabt, hätte der Zufall nicht anders entschieden.

Die Studenten Cramer und Schmidt streiten eines Tages zu Leipzig, ob der Englischen Sprache oder der Deutschen der Vorrang an Wohllaut und Bildsamkeit gebühre? Endlich, um den Sieg für die leztere zu entscheiden, langt Schmidt aus einem Kleiderkasten das Manuskript seines Stubengefährten Klopstock hervor, und fängt an, es wider den Willen des Verfassers abzulesen. Der geistvolle Cramer wird von der genialischen Originalität und der Erhabenheit dieser Dichtung ergriffen. Er dringt in Klopstock, sie seinen Freunden mittheilen zu dürfen: und diese Freunde waren die Jünglinge Schlegel, Ebert, Gieseke, Gellert, Rabener. Von ihnen allen bestürmt, willigt Klopstock ein, dafs diese drei Gesänge (1748) in die Bremischen Beiträge gerückt werden. Bald hernach fügt er einige Oden von gleicher Kühnheit des Gedankenfluges, gleicher Kraft des Wortes und Neuheit der Form hinzu, und die Umgestaltung der Deutschen Literatur ist dadurch allein schon entschieden.

Der alte Kritiker Bodmer, obgleich noch kurz vorher in offener Fehde mit den Bremischen Beiträgern, ist einer der Ersten, die ihr Entzücken über den Messias laut ausrufen. In seiner Begeisterung wird er selber Dichter, und eifert dem Jünglinge durch die Noachide nach, sein einziges Produkt von einigem dichterischen Werthe. In einer Epistel mit der huldigenden Ueberschrift: „Sehnsucht nach dem Poeten," ladet er ihn zu sich nach Zürich ein, und empfängt ihn wie einen Heiligen 2). Als Klopstock ihn verlassen

---

2) Er soll indefs bald an dem frohen Lebens-

hatte [3]), bezog bald nachher Wieland das Stübchen desselben in Bodmers Hause mit

---

sinn, mit welchem Klopstock sich jugendlichen Gesellschaften hingab, grofsen Aerger genommen haben. Er konnte die Frohlichkeit des jungen Mannes nicht recht mit der religiosen Erhabenheit seiner Dichtungen in Einklang finden.

[3]) Nach dem gewohnlichen Schicksal ausgezeichneter Kopfe in Deutschland, kampfte Klopstock in der Glorie seines Ruhmes, mit Durftigkeit. Schon hatte sich der Sanger der Messiade entschlossen, um eine Schullehrerstelle in Braunschweig anzuhalten, die ihm Jerusalem verschaffen wollte, als der Minister eines fremden Staates schutzreich ins Mittel trat. Der grofse Bernstorff bewirkte, dafs der Konig der Danen den Homer der Deutschen (1751) an seinen Hof berief, und ihm durch eine Pension ehrenvolle Musse zur Vollendung seines unsterblichen Gedichtes gab. Als Friedrich der Funfte gestorben und Bernstorff entfernt worden, erhielt Klopstock die Erlaubnifs, seine Pension ausserhalb Landes zu verzehren, und er ging nach Hamburg, wo er, ein Jahr abgerechnet, das er am Hofe des Marggrafen von Baden zubrachte, ununterbrochen bis zu seinem Tode blieb. — Nicht weniger edel und zartsinnig wurde er vierzig Jahr nach seiner Berufung nach Kopenhagen, unter einem andern Konige, von andern Ministern

einer ernsten Spannung, und Wielands früherer Irrweg, von dem er nur mit Mühe

---

des achtungswerthen Dänischen Volkes behandelt. Ihn, wie so viel andre vorzügliche Kopfe, hatten die ersten Schritte der Französischen Nationalversammlung enthusiasmirt. Er strömte sein Entzucken in Oden aus, die ihm freilich das Französische Bürgerdiplom erwarben, aber monarchischen Ministern bei ihrer damaligen gerechten Reizbarkeit, sehr miſsfallen muſsten. Vorzüglich sah der jüngere Bernstorff darin eine herbe Beleidigung und einen Undank, der Ahndung fordre. Der edle Graf Schimmelmann übernahm diese. Er trug dem Dänischen Residenten zu Hamburg auf, genaue Erkundigung einzuziehn, ob Klopstock's Vermogensumstände so wären, daſs er die Dänische Pension entbehren konne? Der feurige Dichter fühlte sich dadurch sehr gekränkt. Nur mit Muhe hielten seine Freunde ihn ab, selbst der Pension, da er sie wirklich nicht entbehren konnte, zu entsagen. Der Gang der öffentlichen Begebenheiten, vorzuglich der Tod Ludwigs, kuhlte seine Gefühle indeſs bald ab, und von der Dänischen Regierung geschah auch kein weiterer Schritt. Die Erkundigung war nur ein ernst freundliches: „Besinne Dich!“ gewesen. Klopstock behielt die Pension, und wahrscheinlich genieſst auch seine Wittwe noch derselben.

zurückkam, bestand vorzüglich darin, daſs er Klopstock nachahmte, anstatt den eigenthümlich-schönen Weg zu gehen, zu dem die Natur seines eigenen Genius ihn berief.

Wichtiger war die Wirkung Klopstock's auf den Gang der Deutschen Sprache und Literatur im Allgemeinen. Es ist anerkannt, daſs beide ihren höhern Charakter von jenem Zirkel junger talentvoller Köpfe erhielten, der sich kurz vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Leipzig zusammenfand; noch wenig oder gar nicht beachtet ist es aber, daſs der edlere Ton den dieser angab und hielt, eigentlich aus Klopstock's Lyra erklungen war. Wenn die Bewunderung und Liebe, die seine Freunde ihm bezeugten, ihm Muth zu seinem immer höhern Schwunge gab, so empfingen sie dagegen von ihm das Muster, dem sie nacheiferten. Seit er mit ungeahnetem Vollaut erhabene Gedanken sang, wie hatten sie sich nicht mit Ekel von dem kraftlosen Girren des bisherigen Stils in Versen und Prosa, und von der pedantischen

Nachahmung der Französischen Schule wegwenden sollen? Jeder strebte mit Originalität in seinem Fache zu werden, was Klopstock in dem seinigen war. Jezt schrieb auch Kleist Hexameter, und Ramler suchte mit eben so viel Glück als Muth, die lyrischen Versmaaſse der Alten im Deutschen nachzubilden. Beiden war Klopstock vorgegangen und hatte sie durch sein Beispiel ermuntert.

Die literarische Menge indeſs? Ihre Rolle auch bei der heilsamsten Neuerung, ist, sie entweder zu verschreien, oder durch Aneignung zur Lächerlichkeit zu verzerren. Sie vernachlässigte auch diesesmal nicht ihr Geschäft. Alle, die in der alten Manier zu sehr verknorpelt waren, um die neue Weise zu versuchen, vorzüglich Gottsched, Triller, Schönaich und Hudemann, ergossen sich in Tadel, Parodien und Schmähungen [*]. Sie bewirkten, daſs ihre Namen auch jezt fast nur mit verächtlichem Lächeln genannt werden. Andre wiederum schrieben nun alles in rhythmischer Prosa, mit hochfliegenden, abentheuerlichen Wörtern. Man soll sogar hier und dort in Hexametern gepredigt haben, und ein Schwarm reim- und gedankenloser Oden rasselte durch Deutschland.

---

[*] Sehr charakteristisch für den Gesichtspunkt, aus welchem die alt-prosaischen Köpfe Klopstock's poetische Erhabenheit sahen, scheint mir folgende Anekdote, die er

All dieser Tand verhallte; aber als Klopstock's literarische Generation selbst schon zu erlöschen begann, waren es sein Messias und seine Oden, woran sich der Glanz der folgenden entzündete; waren

---

selbst zuweilen bei froher Laune erzählt haben soll. Eines Morgens, da er in Bernstorff's Vorzimmer darauf wartete, den Minister sprechen zu können, redete ihn ein alter General an, sprach viel mit ihm und schien Gefallen an seiner Unterhaltung zu finden. Endlich wurde der General abgerufen. „Um Verzeihung, sagte er zu Klopstock, wie heiſsen Sie?" — Klopstock. — „Doch wohl nicht derselbe, der den Messias und die Oden da geschrieben hat?" — Derselbe. — „Mein Gott! Sie reden ja ganz zusammenhangend und vernünftig!"

sie es, an denen sich, wie ihre Jugendgeschichte lehrt, Voſs, die Stollberge, Göthe, Schiller, und wie viele andre mit ihnen! zuerst zu Dichtergedanken und Dichtergefühlen erhoben. So kann man mit Bestimmtheit sagen, daſs die ganze schöne Periode der Deutschen Poesie groſsentheils von Klopstock ihren Charakter empfing, wie die Griechische von Homer.

Schon in den lezten Gesängen des Messias ging indeſs Klopstock's epischer Schwung ganz in den lyrischen über, und dieser blieb auch für seine übrige Lebenszeit seine glänzendste Eigenthümlichkeit. Unter seinen zahlreichen Oden sind viele vom höchsten lyrischen Werth.

In dem herrlichen „Lied eines Skalden“ hatte Gerstenberg sich, vom Gegenstande gezwungen, der nordischen Mythologie bedient. Dies lenkte Klopstock's Aufmerksamkeit auf sie hin [5], und er faſste eine

---

[5] 1766. In den neueren Ausgaben der Klopstockischen Oden tragen manche, in welchen die nordische Mythologie angewandt ist, eine frühere Jahreszahl, z. B. Bardale,

Idee, deren Ausführung mislang, die aber an Kühnheit seiner würdig war. Er wollte nämlich in der Deutschen Poesie an die Stelle der Griechischen Mythologie, den Gebrauch der Nordischen setzen, weil er jene als fremd, diese aber als das urväterliche Eigenthum seiner Nation betrachtete. Er übersah, daſs wir in Rücksicht auf Geist und Kunst, eigentlich die Nachkommen desjenigen Volkes sind, von dem unsre Bildung kam, nicht aber desjenigen, von dem zwar unsre Körper in grader Linie abstammen, dessen Sitten und Dichtungen uns aber fast fremder sind, als die phantastischen des Orients.

Konnte jene Idee von irgend jemand ausgeführt werden, so muſste es dem Dichter möglich seyn, der die christlichen Mythen zu einer Wunderwelt zusammengefügt und ausgebildet hatte, welche die Griechische Mythologie wenigstens

---

Wingolf u. s. w.: aber es sind spätere Umarbeitungen früherer Gedichte, in denen vorher die Griechische Mythologie gebraucht war.

eben so sehr an Erhabenheit übertrifft, als sie ihr an gefälliger Schönheit nachsteht. Hätte Klopstock in der Zeit seiner Jugendkraft nur so viel Kenntniſs der Nordischen Götterlehre bei seiner Nation gefunden, als sie jezt besizt, und hätte er dann seinen epischen Stoff aus jener entlehnt, so ist es nicht unwahrscheinlich, daſs er einen glänzenden Erfolg geärndtet, der Deutschen Dichtkunst eine Eigenthümlichkeit errungen hätte, dergleichen jeder andern eines neuern Volkes fehlt. Jezt — überrascht es beim ersten Blick, daſs er, der sich in Rücksicht unsrer heiligen Erzählungen so groſse und so glückliche Freiheiten nahm, sich für die Nordische Götterlehre auch nicht eine einzige groſse Fiktion erlaubte.

— Folgender Umstand erklärt indeſs alles.

Von Jugend auf mit den Lehren des Christenthums beschäftigt, fühlte sich der Jüngling, als er den Messias begann, völlig Herr seines Stoffes. Die Vorliebe für die Nordische Mythologie hingegen wurde erst in seinem zweiundvierzigsten Jahre bei ihm erweckt, und bei dem Mangel unsrer Literatur an Hülfsmitteln sie zu studiren, schritt seine Kenntniſs derselben nur langsam fort, und scheint nie groſse Vollständigkeit erlangt zu haben. So muſste er sich denn wohl begnügen, einzelne Namen und Mythen derselben in seinen Oden und unsterblichen Bardieten aufzuführen, ohne daſs sie durch diese Einmischung schöner geworden sind. Ihr Werth liegt, unabhängig davon, in dem erhabnen lyrischen Fluge seiner Gedanken.

Ausser diesen Bardieten, die bekanntlich eine dramatische Form haben, und in unsrer Literatur eine Zeit lang die Barden-Poesie Mode machten, hat Klopstock auch ein Paar biblische Trauerspiele geschrieben. Schade, daſs sie gedruckt wurden.

In seinen prosaischen Schriften ist er der gewöhnlichen Klippe groſser lyrischer und epischer Dichter — dramatischen Dichtern ist sie weniger gefährlich, da der poetische Dialog die vorzüglichsten Eigenschaften der Prosa auch bedingt; — nicht entgangen, nämlich überall etwas Ausserordentliches, und auch das Gewöhnlichste, das sich wegen des Zusammenhanges nicht überhüpfen läſst, hoch- und volltönend sagen zu wollen. Die unausweichlichen Folgen eines solchen Bestrebens, sind Schwulst der Gedanken, Geziertheit des Ausdrucks, und Misgestaltung der Redeformen. Diese Fehler sind in den meisten von Klopstocks prosaischen Schriften so häufig, daſs das Lesen derselben einem Deutschen fast dieselbe Anstrengung auflegt, die das Studium einer gelehrten Schrift in einer fremden Sprache die man nicht recht inne hat, fordern würde. Noch dazu wird diese Mühe nicht durch groſse Resultate belohnt, sondern nur durch einzelne sinnreiche Gedanken. Die schätzbarsten dieser Schriften sind übrigens: „Ueber Sprache und Dichtkunst,“ und „grammatische Gespräche.“

Ich kehre zur Messiade zurück.

Bei ihrer Erscheinung erfüllte sie alle Gebildete mit Enthusiasmus, und ihre

Wirkung war nicht auf Deutschland beschränkt. Man hat sie ins Englische, Französische, Holländische, Italienische, Schwedische, einen Theil derselben auch ins Griechische übersezt, und Lessing selbst hatte eine Lateinische Uebersetzung angefangen, die er vorzüglich deshalb aufgab, weil er hörte, daſs man schon in Spanien eine solche vollendet habe, die indeſs nie erschienen ist. An die Stelle dieses Enthusiasmus ist allmälig eine völlige, so entschiedene Gleichgültigkeit bei den Deutschen selbst, getreten, daſs die Bemerkung eines Spötters wahrscheinlich gegründet war: „von den Hunderten, die den groſsen Sänger des Messias mit dem höchsten Pomp zu Grabe begleiteten, hatten vielleicht nicht zehn Personen sein Gedicht durchgelesen, und nicht zwei würden es künftig thun.“

Es ist in der Regel freilich unstatthaft, aus dem Schicksale eines Werkes auf seinen Werth zu schlieſsen; aber bei der Messiade glaube ich, daſs man nicht irrt, wenn man ihr früheres Schicksal unbedingt ihren hohen Vorzügen, das spätere, wenigstens groſsentheils, ihren Mängeln zuschreibt. Nur fordert die Gerechtigkeit zu gestehen, daſs die erstern dem Genie des Dichters, die leztern dem Stoffe gehören.

Er war, wie ich oben bemerkt, der einzige im Ideenkreise der modernen Völker, der es erlaubte, eine Wunderwelt aufzustellen, die den Glauben in ernsten Anspruch nahm; dagegen hatte er vorzüglich den Fehler, keiner wahrhaften epischen Handlung fähig zu seyn. Er führt als einziges Motiv ein allmächtiges Wesen auf, das der Schöpfer aller andern ist, und alles was geschieht, von Ewigkeit vorherbestimmt hat. Dieser höchsten Persönlichkeit gegenüber verliert jede andre alle Bedeutung: selbst was ihre Gegner versuchen um ihr entgegen zu wirken, wollen und vermögen sie nur, weil es ihr gefällt, der Vollstreckung ihres Rathschlusses dieses Detail zu geben. Wie wäre hier eine Handlung möglich? — das heiſst, ein Kampf psychologisch motivirter Ereignisse, welche den geahneten Ausgang bald herbeizuführen, bald abzuwenden verheiſsen, und deren Resultat es endlich ist, daſs die Katastrophe unausweichlich wird. Der Dichter kann uns nichts als die Einzelnheiten eines unabwendbaren Vorganges aufzählen, deren Zweck wir nicht überall begreifen.

Ein zweiter Mangel des Stoffes, ist, daſs seine Behandlung im Ganzen keinen bestimmten Eindruck zu machen vermag. Der Versöhnungstod des Erlösers ist die höchste Wohlthat, das höchste Glück was unserm Geschlechte begegnen kann; aber wir sehen dieses Glück aus einer Reihe tief und schmerzlich rührender, oft erschütternder Ereignisse erwachsen: was sollen wir fühlen, Schmerz oder Freude?

Man glaube nicht, daſs diese unbesiegbaren Fehler des Stoffs, bei der ersten Erscheinung der Messiade von den lobenden Kunstrichtern übersehen wurden. Nein! Aber sie meinten sie und die aus ihnen entspringenden Mängel des Gedichts entschuldigt zu haben, wenn sie dieses eine Religionsepopöe nannten. Allein was sagt denn dies Wort? Soll es ein Epos bezeichnen, dessen Maschinerie von dem herrschenden Glauben der Zeitgenossen entlehnt ist, so sind die Ilias, die Aeneis und selbst der Fingal, so gut Religionsepopöen, als der Messias. Soll es aber eine epische Dichtung anzeigen, deren Inhalt eine heilige Mythe, und deren Bestimmung es ist, religiöse Empfindungen auszudrücken und einzuflöfsen, so wäre eine Religionsepopöe ein Epos mit lyrischen Zwecken, d. h. ein Epos das eigentlich kein Epos ist. —

Wie dem auch sei: die Unmöglichkeit dem Stoff eine Handlung abzugewinnen, liefs dem Dichter nichts übrig, als durch das Detail zu wirken, die Begebenheit die er vortragen wollte, in einzelne erhabene Momente zu zerlegen, sie mit freudigen, rührenden und schauderhaften Episoden zu durchweben, und den Gefühlen die er ausdrückte, den höchsten Odenflug zu geben. Alles dies that Klopstock mit einer so überschwenglichen Kraft und Fülle des

Genies, so viel Erhabenheit und Zartheit, daſs er die hohe Begeisterung wohl entzünden muſste, mit welchem man dem Anfange der Messiade entgegen jauchzte, und daſs sie ohne Zweifel noch jezt die Lieblingsdichtung aller Klassen gebildeter Leser seyn würde, wenn sich das Verhältniſs des Zeitgeistes zu ihr, in religiöser Rücksicht, nicht verschoben hätte.

Man denke sich jezt, da der Zauber der Neuheit verflogen ist, echte, glaubige Christen als Leser des Messias. Muſs ihnen die Freiheit, die sich der Dichter mit der heiligen Geschichte genommen, müssen ihnen die willkührlichen Fiktionen, die er darin verwebt hat, nicht ein Aergerniſs seyn? Müssen sie sich nicht heimlich versucht fühlen, ihn wohl gar, wie der lächerliche Hudemann that, wegen dieser Fiktionen, irreligiöser Frechheit zu beschuldigen? — Im Gegensatz, muſs gleichgültigen Lesern der hohe Flug der Gefühle, die sie nicht zu theilen vermögen, Ueberspannung, und die Zuversichtlichkeit, mit welcher diese Empfindungen als die höchsten Merkmale moralischen Werthes aufgestellt werden, eine beleidigende Zudringlichkeit scheinen. Beide Klassen können kein Interesse mehr an dem Gedichte haben.

Sollte indeſs ein Zeitalter erscheinen, in welchem das Lehrgebäude, aus welchem Klopstock seinen Stoff entlehnte, nur noch historisches Interesse hätte, und man den epischen Theil der Messiade mit derselben Unbefangenheit wie die Ilias Homers, den lyrischen, wie die Oden Pindars läse: dann würde eine neue Periode des Ruhmes für den Verfasser beginnen, und man würde vielleicht bereitwillig anerkennen, daſs der Deutsche das Genie der beiden groſsen Griechen in sich vereinigte.

So viel ist gewiſs, daſs als Kunstwerk, Miltons „verlornes Paradies“ keine Vergleichung mit dem Messias aushalt. Es hat so wenig Handlung als dieses, und die groſs gedachten, aber schwerfälligen, oft ekelhaften Allegorien des Britten, so wie die mühsame Schulgelehrsamkeit die dem

Leser überall entgegen stäubt, stören im Genuſs des reizenden Details.

— Auch als gesellschaftliche Erscheinung muſs Klopstock sehr interessant gewesen seyn. Eine Menge Züge voll sinniger Fröhlichkeit, die ich nach anderthalb Menschenaltern noch in dem Gedächtniſs seiner Jugendfreunde Schmidt, Gleim und Gerstenberg lebendig fand, so wie seine begeisterte Vorliebe für den Eislauf, beweisen seine Genialität. Schon war er über sein funfzigstes Lebensjahr vorgeschritten, als Sturz von ihm schrieb:

„Klopstock ist munter in jeder Gesellschaft; er flieſst über von treffendem Scherze, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichthum seiner Dichtergaben aus, spottet nie bitter, streitet bescheiden und verträgt auch Widerspruch gern. — — Selten findet man ihn in der sogenannten guten Gesellschaft der feinen abgeschliffenen Leute ohne alles Gepräge. Dafür zieht er lieber mit ganzen Familien seiner Freunde aufs Land. Weiber und Männer, Kinder und Diener, alle folgen und freuen sich mit. Immer ist er mit Jugend umringt. — — Klopstock's Leben ist ein beständiger Genuſs. Er überläſst sich allen Gefühlen, und schwelgt beim Mahle der Natur. In der Malerei liebt er nur das, was Leben, tiefen Sinn und sprechenden Ausdruck hat; in der Musik, was das Herz bewegt u. s. w.“

Nicht auf den groſsen Dichter allein, auch auf den merkwürdigen Menschen war meine Erwartung also hoch gespannt, als ich mich, gleich bei meiner ersten Durchreise durch Hamburg, bei ihm einführen lieſs. Leider kam ich zu spät. Ich fand nur noch einen erschöpften 75jährigen Greis, mit einem ziemlich vernachlässigten Aeussern. Der Ausdruck seines Gesichtes hatte nichts Ergreifendes mehr, und sein Auge fiel fast nur durch Form und Weite auf. Noch immer erwärmte ihn das Schöne und Groſse, eigentlich lebhaft wurde er aber nur, wenn von seinen eignen Werken oder von Lieblingsgegenständen seiner Jugend die Rede war.

Bei Gelegenheit der erstern klagte er,

mit einiger Bitterkeit darüber, daſs Angelika Kaufmann aus einer Grille den Gedanken aufgegeben habe, eine Messias-Gallerie zu malen. Nach der Erzählung der Gräfin St. zu Tr. war der Bewegungsgrund der Malerin aber wohl etwas Besseres als eine Grille. Die Gräfin war grade zu Rom, als Angelika den Dichter über das Unternehmen zu Rathe zog. Eines Morgens stürzt diese zu der Gräfin ins Zimmer, wirft einen Brief auf den Tisch und ruft mit Thränen aus: „Lesen Sie, was er fordert! Ich werd' ihm niemals genügen können!“ Klopstock hatte es als unerlaſslich aufgestellt: „daſs die Engel ohne Flugel oder irgend ein conventionelles Zeichen, gleichwohl aber so gemalt würden, daſs man auf den ersten Blick bloſs an dem höhern Grade des Aetherischen, ihre Menschengestalt von jener der verklärten Seelen unterscheide; diese wiederum müſsten sich eben so von den bloſs Erstandenen, und die Erstandenen von den noch Lebenden unterscheiden.“ Eine ähnliche entgegengesezte

Abstufung wäre dann wieder von den verdammten Seelen zu den Teufeln nothwendig gewesen. Ob es überhaupt in dem Vermögen der Malerei ist, ohne Spielerei diese Dichterforderung einigermaaſsen zu erfüllen, weiſs ich nicht: daſs aber Angelika, mit den drei oder vier immer wiederkehrenden Köpfen ihrer Gemälde, sich nicht an diese Aufgabe machte, scheint mir sehr verständig.

Voſs.

Etwa nur ein Vierteljahrhundert nach jenem merkwürdigen Verein junger Dichter zu Leipzig, aus dessen Mitte Klopstock sich zur Unsterblichkeit erhob, bildete sich ein ähnlicher Bund zu Göttingen, und der ausgezeichneteste Kopf aus diesem, steht neben jenem groſsen Dichter, wie ein zweiter Regenbogen neben dem ersten, blässer, aber doch mit denselben Farben schimmernd, in eigenthümlicher Ordnung. Wie Klopstock der Dichterliteratur der Deutschen ein erhabnes Epos und die wahre Ode, gab Voſs ihr ein eigenthümliches Idyll und das wahre Volkslied. Wenn Klopstock seiner Sprache durch eine groſse Anzahl eigener Versmaaſse, die er erfand, höhere Bildsamkeit zum Wohlklange erwarb, so brachte Voſs in ihr die Nachbildung der antiken Verse zur höchsten Vollendung, deren sie fähig ist. Der Zufall spielte sogar in den Gang ihrer Lebensschicksale einige Aehnlichkeit hinein-

Wie Klopstock sich einst aus Dürftigkeit entschloſs, seinen Dichtergeist unter die Last einer Schullehrerstelle zu beugen, so auch Voſs: nur trat bei jenem sein Genius schützend ins Mittel; dieser trug die fremdartige Bürde mehr als zwanzig Jahr, bis auch ihm ein edler Prinz des Holsteinischen Hauses, und derselbe groſsgesinnte Fürst von Baden, der Klopstocks Gönner war, ehrenvolle Musse des Alters gewährten.

— Folgende Betrachtung ist vielleicht nicht überflüssig, um das Verdienst, das Voſs sich erwarb, in sein volles Licht zu setzen.

In jener poetischen Literatur, die, so viel wir wissen, ohne Vorbild frei aus der Natur glücklich organisirter Menschheit erblühete, und die der Kunstbildung aller modernen Völker in Europa zur Grundlage dient, in der Griechischen waren die beiden höchsten Preise, der des Erfindens, und jener der schönsten Vollendung einer Gattung von Dichterwerken. In den spätern Literaturen sind es zwei andre. Zu Erfindung neuer Gattungen ist wenig oder kein Raum übrig: aber hohen Ruhm erwirbt der glücklichste Nachahmer der Alten; ein unendlich höherer — den, streng genommen, kein einziger Römischer Dichter errungen hat, — gebührt demjenigen, der bei treuer und glücklicher Beobachtung der allgemeingültigen Kunstregeln, die volle Eigenthümlichkeit seines Volkes und Zeitalters bewahrt, und ihm auf diese Weise wird, was die Griechischen Dichterheroen ihrem Volke waren. Die Dichterwerke, in denen dieses geschieht, sind es eigentlich allein, welche die poetische Literatur einer Nation bilden. Auch die glücklichste Nachahmung der Griechen und Römer ist nur eine Vorarbeit dazu *).

---

*) Als Voltaire'ns Oedip zum erstenmale in Paris gegeben wurde, schien das Parterre unruhig. *Ah, les Barbares!* rief der Verfasser: *c'est du Sophocle tout pur!* Wie aber, wenn das Parterre geantwortet hätte: „Wir sind Franzosen! Wir wollen auf unserer Bühne nichts hören, was Sophokles auf den Charakter der Athenienser berechnete,

Einem unbefangenen Leser werden diese Wahrheiten einfach und einleuchtend scheinen; gleichwohl giebt es wenig andre, die so allgemein und anhaltend übersehen und verkannt werden. Man schlage die Werke welches ältern oder neuern Kunstlehrers oder Kunstrichters man wolle, auf; gewöhnlich wird man die Nachahmung der Griechen und Römer mit einer Bestimmtheit vorgeschrieben finden, als wäre sie an sich eine Kunstregel. Der höchste Schwung, den man sich in neuern Zeiten erlaubte, war, daſs man den Deutschen statt jener, die groſsen Dichter andrer neuen Völker, der Franzosen, Engländer, Spanier, Italiener, oder auch der Deutschen eines andern rohern Zeitalters, als Musterbilder aufdrin-

---

sondern etwas das mit gleicher Kraft und Schönheit auf den unsrigen berechnet würde." — Ich glaube, das Parterre hatte Recht gehabt. Voltaire'ns übrigen Trauerspielen wirft man vor, seine Araber, Griechen, Amerikaner sprachen alle wie edelgebildete Franzosen. Mit gewissen Einschränkungen, die sich von selbst ergeben, war das aber eben das Rechte.

gen wollte. Es ist wahr, viele derselben haben eine sehr selbstständige Eigenthümlichkeit, aber wenn sie auch nicht dagegen so oft die zweite Forderung, die strenge Beobachtung der allgemein gültigen Kunstregeln verlezten, so sind ihre Werke uns doch wenigstens eben so fremdartig, als die der Griechen, aus deren Schriften unsre Kunst-Bildung stammt.

Es giebt Dichtungs-Arten, für welche jedes Zeitalter selbst sein Recht in der bezeichneten Rücksicht geltend macht. Es sind jene, die auf eine unmittelbare Theilnahme aller Klassen des Publikums berechnet werden, z. B. das Lustspiel und das leichte Lied. Das Volk lacht und singt nicht, wenn es sich nicht eigenthümlich angesprochen fühlt; es bleibt also denjenigen, die es zum Lachen oder Singen bewegen wollen, nichts übrig, als ihm nachzugeben. In dem Trauerspiele ist es schon anders. Man kommt mit einer gewissen feierlichen Spannung zu demselben, in der man sich allenfalls wohl eine

Verletzung durch Fremdartigkeit gefallen läſst, wenn man nur erschüttert wird. Merkwürdig aber und ein Beweis, daſs diese Freiheit nicht zu weit getrieben werden darf, ist es, daſs selbst die Französischen Tragiker, die mit ihrer Treue gegen die Alten prunken, gleichwohl nicht, wie diese, Mythen, sondern nur historische Gegenstände zum Stoff ihrer Trauerspiele wählen durften. Das Wunderbare ist in die Oper verwiesen.

Beim ersten Blick hat es etwas Auffallendes, daſs in derjenigen Dichtungsart, welche es gradezu mit einer Schilderung der Wirklichkeit zu thun hat, im Idyll, die Dichter aller neuern Völker am längsten und treuesten nur Nachbeter der Alten geblieben sind. Höchstens wagten sie es, wie Thomson und seine Nachahmer, die leblosen Schönheiten der sie umgebenden Natur zu schildern. Glaubten sie aber ihre Schilderungen durch Personen beleben zu müssen, so stellten sie entweder Wesen auf, deren hochgeschrobne Sentimentalität nirgend einheimisch war, oder sie verlegten die Scene nach Griechenland, als wenn die Pflüger, Hirten und Fischer der Griechen, Menschen einer höhern Gattung gewesen wären, als die unsrigen. Beides that sogar der zart- und tieffühlende Geſsner in einem Lande, das an Schönheit Griechenland gewiſs nicht nachsteht, und dessen freie Landbewohner glücklicher und gebildeter waren, als die Arkadier vielleicht je gewesen sind.

Voſs besizt eben so hellen Künstlerblick, als groſse klassische Gelehrsamkeit. Ihm konnt' es nicht entgehn, daſs die wahre Schönheit des Idylls, nicht in dem Griechischen Anstrich und noch weniger in der Sentimentalität besteht, sondern in der reizenden Wahrheit des Lebens in demselben, einer Wahrheit, die sich nur der Wirklichkeit, und zwar der gegenwärtigen sowohl, als jener des Alterthums, abgewinnen läſst. Selbst der Sohn eines geringen Landmanns, kannte er das Leben eines solchen mit allen seinen Abwechselungen, und die schönsten Züge desselben erschienen ihm in der dichterischen Beleuchtung der Jugenderinnerung. Da hat man die Entstehungsgeschichte des Deutschen Idylls.

Den Gedanken dazu mag vielleicht mancher andre, zum Beispiel der Maler Müller, früher gehabt haben: aber die schwierige Ausführung konnte nur einem Manne von sehr geläutertem Geschmack und sehr reifem Kunstsinne gelingen. Als Gegenstand der poetischen Behandlung, gleicht das gesellschaftliche Leben jenen Mineralquellen, die auf ihrer Oberfläche gemeines Wasser fortströmen, und deren Bett mit Schlamm bedeckt ist. Nur ihre Mitte bietet das edlere Fluidum stark und rein. Voſs fand die Kunst, es so zu schöpfen. Seine Schilderungen aus dem heutigen Landleben sind fern von jener allzu ekeln Zartheit, die, aus Furcht niedrig zu werden, nur charakterlose Allgemeinheit liefert, aber eben so kunstgerecht hat er meistentheils zu vermeiden gewuſst, was durch Plattheit oder betrubende Nebenideen, den ruhig vergnugenden Eindruck des Ganzen gestört hätte. Wo er nicht ausdrücklich eine andere Wirkung beabsichtigt, sind seine Idyllen eben so reizend, als wahr.

Für „Luise“ wählte er seine Personen aus dem einzigen gewissermaaſsen poetischen Stande unsrer Lebenswelt, aus jenem, dessen Geschäft es ist, aus der Natur immer auf eine übersinnliche Welt hinzudeuten: seine Helden sind Landprediger. Trotz dem drollig prosaischen Hexameter:

„Meine Kinder! Ich wünsch' Euch eine gesegnete Mahlzeit!“

und der etwas zu breiten Redseligkeit des „ehrwürdigen Pfarrers zu Grünau,“ wird dies lebendige, sich fortgestaltende Gemälde in der Deutschen Literatur wohl schwerlich übertroffen werden, da Göthe selbst es nicht erreichte. Für seine kürzere Idyllen, die nur eine einzeln aufgegriffene Situation darstellen, wählte er mit genialischer Künstler-Keckheit sehr mannigfach, und giebt in ihnen zuweilen noch kräftigeres Leben, als in Luise. Viele Züge und Ausdrucke in denselben, die jezt hart scheinen, wird man einst um ihre Wahrheit bewundern.

Dasselbe gilt von seinen Volks- und gesellschaftlichen Liedern. Manche derselben sind auch Idyllen in lyrischer Form, aber fast jedes eigentliche Lied ist ein kurzer Strom kräftigen Gefuhls in poetischem Vollaut des Ausdrucks. Herder pries oft Voſs und Overbeck glücklich, einen Componisten wie Schulz gefunden zu haben: aber ein Liederdichter wie Voſs, schafft seinen Componisten. Der Wortklang seiner Verse ist selbst schon die einzige ganz entsprechende Melodie zu den Gefühlen, die der Inhalt seines Liedes sind: der Musiker braucht sie gleichsam nur in die Sphäre seiner Kunst hinüber zu tragen.

Als groſser metrischer Künstler hat Voſs sich vorzüglich in seinen Uebersetzungen gezeigt. Ist aber die Metrik an und für sich eine achtungswerthe Kunst, sobald sie sich aus dem Dienst des poetischen Gedankens losreiſst, und ihn beherrschen will? Hat ihr schwierigstes Werk einigen Kunstwerth, wenn sie, statt Kraft und Wohllaut der Sprache zur eindringendsten oder gefälligsten Darstellung des Sinnes zu verwenden, der Sprache Wendungen aufdringt, die ihr nicht natürlich, und den Gedanken in Ausdrücken versteckt, die schwer zu enträthseln sind, blos um Klänge nachzubilden, die irgend ein alter Dichter — nicht gebraucht hätte, wären sie in seiner Sprache nicht so zwanglos und natürlich entstanden, als sie in der unsrigen gezwungen und unnatürlich sind? — Vor mehr als zwölf Jahren schrieb ich in Rücksicht dieser Uebersetzungen von Voſs: „Es sind Versuche, aus einer Geige den Klang einer Flöte zu gewinnen. Sie werden verhallen, ohne das Instrument verwandelt zu haben; aber die Kunst es zu behandeln, wird fortgerückt seyn.“

Diese Ansicht hab' ich noch jezt, und ich weiſs nicht, sie besser auszudrücken.

Nach einer Reihe von frohen Tagen, die ich der Gastfreiheit der Lübeker (im Winter 1799) verdankte, fühlte ich das Bedürfniſs eines höhern Genusses. Ich lehnte ein Paar Einladungen ab, und fuhr nach Eutin, wo Voſs damals noch Rektor war.

Ich fand einen etwa funfzigjährigen Mann, mit einem ehrwürdig-einfachen Aeussern, dessen ruhige, starke Gesichtszüge nicht sowohl viel sagten, als etwas Groſses zu verschweigen schienen. Er nahm mich mit patriarchalischer Freundlichkeit auf, und ich verlebte zwei Tage bei ihm, die mir eben so lehrreich als angenehm waren, und deren Eindruck nie bei mir erloschen ist.

Zufällig und ohn' es zu wünschen, lernte ich bei ihm auch den Grafen Fr. Leopold Stolberg persönlich kennen. Stolbergs Jamben waren einst die ersten Deutschen Dichtungen gewesen, die ich mit Genuſs gelesen hatte. Jezt war sein schöner poetischer Sinn schon in religiöse Ueberspannung aufgelodert. Mir war als säſs' ich an dem Lager eines sehr geliebten Kranken, und er schien mich mit einem gewissen Mistrauen zu betrachten.

Von Voſs dazu aufgefordert, besuchte ich auch den vornehmen Philosophen Jacobi. Doch ihm gebührt entweder ein eigner Artikel, oder keine Erwähnung hier.

Skizzen

aus

meinem Erinnerungsbuche;

von

G. Merkel.

Dritter Heft.

Sapere aude!

Riga, 1812.
Bei Johann Friedrich Meinshausen.

Vier Hefte werden einen Band ausmachen, zu dem ein eignes Titelblatt geliefert werden soll.

Der Druck dieser Schrift wird unter der Bedingung bewilligt, dafs nach dem Abdruck und vor dem Debit derselben, ein Exemplar davon für die Censur-Committe, eins für das Ministerium der Aufklärung, zwei für die öffentliche Kaiserl. Bibliothek und eins für die Kaiserl. Academie der Wissenschaften, an die Censur-Committe eingesandt werden.

Riga, den 10. April 1812.

A. Albanus,
Livl. Gouv.-Schul-Director u. Ritter.

Schlötzer.

Ein Brief des gelehrten Münter (jezt Bischoff von Seeland) hatte mir die Bekanntschaft des bald nachher verstorbenen Buchholz, Syndikus von Löbek, verschafft. Eines Tages schlug Buchholz mir vor, bei dem Senator Rodde zu Mittage zu speisen. Wir fuhren hin. Hier ist die kleine Gesellschaft mit der wir uns zu Tische sezten.

Den ersten Platz schmückte einer der schönsten Frauenköpfe, die ich leben sah, ein Kopf, in dem sich Hebe zur Juno schien ausgebildet zu haben. Göttingen hatte ihn um seiner Gelehrsamkeit willen, mit dem Doktorhut verziert; aber was mir ihn viel lieber und merkwürdiger machte, war, daſs er gleichwohl, bei dieser Mahlzeit wenigstens, so oft sich seine Lippen öffneten, nicht etwas Gelehrtes, sondern etwas sehr hell und verständig Gedachtes sagte.

Neben der Frau Doktor Rodde saſs ein alter Mann mit einer Physiognomie, die man nicht ansehen konnte, ohne Lust zu bekommen, einen Zank mit ihr anzufangen, so zurückscheuchend, übelwollend und zugleich anspruchsvoll sah sie um sich her. Nichts desto weniger gehörte sie dem Vater der schönen Wirthin, dem tiefgelehrten, hochberühmten, und was mehr ist als beides, dem verdienstvollen Schlötzer.

Der dritte Platz versöhnte mich wieder. Ein Mann von etwa dreiſsig Jahren nahm ihn ein, dessen rundes fast noch jugendlich volles Gesicht, Geist, Ernst und, eine seltne Mischung, zugleich unerschöpfliche Gutmüthigkeit ausdrückte. Es war Villers, derselbe, der späterhin als der Beurtheiler der Reformation so viel durchdachte Gelehrsamkeit, und als Vertheidiger von Lübek und Göttingen, so viel muthigen Edelsinn zeigte.

Aus dem trüben Blick, der gramvollen Miene des vierten Tischgenossen, lieſs sich nicht leicht errathen, daſs er der Gemahl der schönen Wirthin, der Besitzer des bequemen, geschmackvoll gezierten Hauses, der reichste Mann der reichen Stadt, ein

Kaufman war, dessen Vermögen auf mehrere Millionen geschäzt wurde.

Als wären sie ausdrücklich nach den Regeln des Kontrastes geordnet worden, saſs neben ihm der ehrwürdige Buchholz, dessen groſses Gesicht voll Kraft und geistvoller Unbefangenheit, genau das Mittel zwischen einem Jupiterskopf und dem eines Holländischen Bauern schien [7]. Ich trennte ihn von der Wirthin.

Vielleicht schlieſst man aus den Gliedern dieses Zirkels, daſs die Unterhaltung sehr anziehend war? Ganz und gar nicht. Ich habe selten an einer Prunktafel gesessen, an welcher mehr einsilbiger Zwang geherrscht hätte, als an diesem Tischchen. Umsonst gaben Villers und Buchholz sich Mühe, das Gespräch zu beleben: es glich immer nur einem Feuer, das durch einen beregneten Tannenbusch flattert, und jeden Augenblick bald hier bald dort ein helles Flämmchen giebt, das sogleich wieder erlischt, weil der nächste Zweig es nicht auffaſst. Woher das kam, konnt' ich nicht sogleich finden, aber als ich einige Tage später wieder in einem ausdrücklich nur um des Frohseyns willen versammelten Zirkel, im Clubb wenn ich nicht irre, mit Schlötzer zusammen traf, fand ich, daſs die Unterhaltung in seiner Nähe immer diese Gestalt annahm. Der Mann war zu berühmt und alt, als daſs man nicht unwillkührlich ihm überlassen hätte, den Ton anzugeben, und er schien den Professor durchaus nicht ablegen, schlechterdings aus der zugeknöpften Brust keinen Gesellschaftston hervorbringen zu können — oder zu mögen.

---

[7] Es ist eine alte und sehr wahre Bemerkung, daſs der erste nur die Idealisirung der Gattung ist, zu welcher der lezte gehört. Der Charakter dieser Gattung ist Stärke und Phlegma; des erstern, Majestät, d. h. ruhiges Bewuſstseyn der Macht.

Das Talent zur gesellschaftlichen Unterhaltung darf nicht in Anschlag gebracht werden, wo von der Würdigung eines Mannes von Verdienst die Rede ist. Wer hat nicht schon entschiedne Nichtswürdige gesehn, die es gleichwohl im glänzendsten

Grade besaſsen? Wer nicht schon den Mangel desselben, Leuten gerne verziehen, die nicht ein Hunderttheil von Schlötzers Werth entschuldigte?

Ob Deutschland je einen viel gröſsern Gelehrten hatte, als Schlötzer war, weiſs ich nicht; aber gewiſs besaſs es nie einen, der mit mannigfachern Fähigkeiten für sein Fach ausgerüstet, es vielseitiger übersah und bearbeitete. Von seiner ersten Dissertation de vita Dei, mit der er als 19jähriger Jüngling seine Laufbahn anfing, bis zum lezten Bande seines Nestors, mit welchem er sie im 74sten Jahre schloſs: welche unübersehbare Gelehrsamkeit entfaltete er nicht! Er war der eigentliche Begründer der höhern kritisch-historischen Forschung in Deutschland; und tausend dunkle Ungewiſsheiten der Geschichte hat Er zuerst theils selber aufgehellt, theils zur Prüfung gereift. An Scharſsinn wurde er vielleicht von seinem frühesten Rival, Thunmann, an echt philosophischem Geist ohne Zweifel von Spittler, Müller und Heeren weit übertroffen, und vom Talent zur eigentlichen historischen Composition hat er wenigstens keinen Beweis zurückgelassen. Aber die Männer, die ihn als Geschichtschreiber verdunkelten, hatte er groſsentheils gebildet, und als Forscher blieb er wenigstens in Rücksicht des Weitumfassenden seiner Forschung und der glücklichen Combination in derselben, unerreicht. Noch sehr viel wichtiger und höher aber als sein gelehrtes Verdienst, war sein nationales. In seinem Briefwechsel und späterhin in seinen Staats-Anzeigen, wagte er zuerst — freilich unter einer Regierung, die in England die Preſsfreiheit als ein Grundgesetz vor sich fand, und ihr daher in ihren Deutschen Staaten ihren Schutz nicht wohl versagen konnte, — die Publicität den tausend und aber tausend Abscheulichkeiten entgegen zu stellen, welche in manchen der zweihundert Duodez-Staaten Deutschlands geübt wurden. Sie wurden seitdem täglich seltner und geringer, denn viele Dinge braucht man nur nachzusagen, um sie aufhören zu lassen. Hier war seine

Energie, die bei seinen gelehrten Streitigkeiten oft in empörende Grobheit ausartete, sein Witz, der oft boshaft wurde, und seine hartnäckige Rechthaberei ganz an ihrer Stelle, und nicht selten erhob sich sein Vortrag dabei zu einer glänzenden Beredsamkeit.

Als er aufhörte, sezten Spittler, Häberlin, und später — Andre das groſse Werk ohne Namen in edlern Formen, mit umfassendern Ansichten fort: doch Ihm gebührt die Ehre, es in Deutschland begonnen zu haben.

— Friede sei der Asche dieses unermüdlichen Streiters! Seinem Zeitalter war er sehr viel! Die künftigen Jahrhunderte werden indeſs, fürchte ich, wenig von ihm wissen. Nur für das schaffende Talent giebt es Unsterblichkeit: das wirkende und forschende wird gewöhnlich durch die Früchte seiner Anstrengungen selbst, antiquirt und der Vergessenheit ausgeliefert.

Der Schauspieler Schröder.

Der Genuſs den berühmten Schröder auf der Bühne zu sehn, wurde mir nicht zu Theil; er hatte sie schon verlassen, als ich nach Hamburg kam. Durch seinen Lebensgang aber, soweit ich ihn kannte, und als Meister in einer Kunst, in welcher es so leicht ist mittelmäſsig, so sehr schwer, groſs zu seyn, war er mir zu merkwürdig, als daſs ich nicht seine persönliche Bekanntschaft hätte suchen sollen. Um sie ungestört, gleichsam Aug' in Auge zu machen, fuhr ich zu ihm auf seinen Landsitz, Rellingen, hinaus, wo er, sagte man mir, gewöhnlich einsam war. —

Shröder betrat die Bühne schon als Kind und zu einer Zeit, da noch neben den Staatsaktionen, Harlequin und Kolombine herrschten, und jeder Schauspieler, wo nicht Sänger, doch Ballet-Tänzer seyn muſste; er soll das leztere in vorzüglichem Grade, sogar Balletmeister gewesen seyn. In seinem Jünglingsalter verdrängten die Trauer- und Lustspiele und Operetten nach Französischem Zuschnitt, jene Rohheiten von der Bühne; und wurden bald darauf von den Lessingschen Stücken und von dem Brittischen Geschmack wenigstens in Schatten gestellt. Kaum kannte man einige Shakespearsche Dichtungen, so führte Götz von Berlichingen die Ritterspektakel ein. Bald folgten die Dramen und das leichtsinnige Possenspiel, das man in den neuesten Zeiten auch Lustspiel nennt; endlich blühte die hohe Schillersche Tragödie auf — Allen diesen Umwandlungen sah Schröder nicht bloſs zu: er ärndtete als darstellender Künstler in jeder Gattung die höchste Bewunderung, und ordnete als Direktor meisterhafte Darstellungen von jeder an. Noch mehr! Er selbst wurde Dichter, und es ist nur Gerechtigkeit, wenn man seinen Lustspielen in Rücksicht des Planes, der Wahrheit der Charaktere und des immer anständigen und feinen Witzes, eine Stelle nahe an denen von Lessing und Engel einräumt. Welchen Reichthum, welche Vielseitigkeit und Gewandheit des

Geistes sezte das zusammengenommen, voraus! Gleichwohl wurde dieses alles noch merkwürdiger dadurch, daſs dieser genievolle Künstler und geistreiche Dichter zugleich ein so geschickter Geschäftsmann war, daſs er sich ein sehr beträchtliches Vermögen erwarb; und daſs dieser Schauspieler, trotz den ungünstigen Urtheilen gegen seinen Stand, welche vorzüglich in Handelsstädten wie Hamburg, zu herrschen pflegen, eine so groſse bürgerliche Achtung genoſs, daſs er nicht nur zum Groſsmeister der bedeutendsten Freimäurerloge in Hamburg, sondern auch zum Vorsteher mehr als einer öffentlichen Anstalt gewählt worden, deren Verwaltung ein hohes Zutrauen forderte. Im Genuſs aller dieser Vorzüge, hatte er der Ausübung seiner Kunst entsagt, hatte selbst die Direktion der Bühne groſsentheils niedergelegt, und sich in einem noch kräftigen Alter, scheinbar in ländliche Ruhe zurückgezogen. — Ich hätte geglaubt, eine der wichtigsten Früchte meiner Reise verfehlt zu haben, wenn ich den Mann, der eine so merkwürdige psychologische Erscheinung schien, nicht in der Nähe gesehn.

Um mich selbst über die Fortschritte in meiner Lieblingswissenschaft, zu prüfen, machte ich mir auf dem Wege nach Bellingen die Aufgabe, zu errathen, was ich zu erwarten habe?

Ich sagte zu mir selbst: ein Mann von groſsem Verstand, dem es Beruf während eines langen Lebens blieb, die Menschen genau zu beobachten: kann er sie wohl noch achten oder gar lieben?

Ein Mann, dessen Geschäft es von der Kindheit bis zur Grenze des Greisenalters war, aus der wahrhaften Nichtigkeit der Coulissen, die nichtige Herrlichkeit des Theaters entstehen, und sie wieder in jene zurückkehren zu lassen; dessen scharfem Blick es nicht entgehen konnte, daſs dieser Wechsel selbst ein unendlich wahreres Bild des Lebens ist, als alles, was man auf der Bühne dafür ausgiebt: kann es für einen solchen noch irgend eine freundliche Illusion geben, die ihn erwärmt und erheitert, — wenn er das

50ste Jahr überschritten, und keine Kinder hat, die ihn von neuem in alle die lieblichen Irrthümer des Lebens verlocken?

Ich fragte mich ferner: Ein Künstler, der es errang, jede edle und unedle, freundliche und feindselige Leidenschaft bis zur höchsten Wahrheit darzustellen, ohne sie zu fühlen: kann es ihm wohl noch möglich seyn, sich einem wahren Gefühle hinzugeben, — wenigstens ohne sich den Augenblick darauf im Geist vor den Spiegel zu stellen? — —

Endlich: Ohne den Verstand eines Engels zu besitzen, wie ist es möglich im Zirkel von Schmeichlern — (ein unabhängiger und reicher Theaterdirecteur hat viel eifrigere als mancher Fürst,) — und als Ordenshaupt, von befangenen Gläubigen angestaunt, zu altern, ohne statt des edeln Stolzes, der sich auf das Bewuſstseyn des eigenen Werthes gründet, jenen zu empfinden, der aus der Kenntniſs fremden Unwerthes entsteht? —

Vielleicht war in diesen Fragen viel Vorurtheil wider den groſsen Schauspieler, und noch mehr gegen den Mystagogen. Die Antwort die ich mir gab, und in wiefern ich diese gegründet zu finden glaubte, mag hier also fehlen.

Schröder empfing mich mit einer gewissen förmlichen Freundlichkeit und Aufmerksamkeit, die mich eben nicht bezauberte. Wir brachten den Tag fast allein zu. Als ich am andern Morgen zurückfahren wollte, schickte er mir sein — Stammbuch aufs Zimmer. Ich schrieb die erste beste Schmeichelei hinein, die aus der Feder wollte. Vermuthlich hätte er es wenigstens artig erwiedert, wenn ich auch ein solches Ding besessen hätte. Er selbst brachte mich indeſs in seinem Wagen nach Hamburg zurück, und ich muſste dort noch den Mittag mit ihm speisen. — Wiedergesehn hab' ich ihn nicht, so viel ich mich erinnere. Aber als ich nach einigen Jahren den Charakter des Billing für meinen kleinen Roman: „Bruder Anton“ entwarf, schwebten mir einige Aeusserungen Schröders so lebhaft vor, daſs ich, aus Furcht vor dem Porträtiren, Billing blos deshalb zu einem kleinen, magern Mann machte, weil Schröder ein groſser, starker ist.

Etwa im 59sten Lebensjahre verlieſs Schröder die Bühne; — im 69sten oder 70sten kehrte er zu ihr zurück, übernahm wenigstens die Direktion derselben. Wenn die Andeutungen Glauben verdienen, die von mehrern Seiten ausgestreut wurden, so hatte er den Plan, den bessern dramatischen Geschmack auf der Deutschen Bühne wieder herzustellen, das heiſst jenen, der in den Mitteljahren seines Lebens herrschte. Ich traue dem Mann zu viel Verstand zu, als daſs ich glauben konnte, er wolle in seinem Greisenalter das Publikum auf eine solche Weise über eine Sache in die Schranken fordern, die sich so wenig erkünsteln oder erzwingen läſst. Er hat indeſs Trauerspiele, Lustspiele und Opern nach dem alten Zuschnitt, den er für den klassischen hält, schreiben lassen oder wohl selbst geschrieben. Man hat sie in Hamburg und in Berlin mit groſser Sorgfalt gegeben, und diese ganz eigentlich bestellten Fabrikate sind kalt aufgenommen worden. Die Folgen davon für die Kassen, werden das Publikum wohl gegen diese versuchte Erweckung unsrer theatralischen Groſsväter sichern.

Sei der Ausgang welcher er wolle, so wird Deutschland dabei weder etwas gewinnen noch verlieren. Die Wichtigkeit die man seit einer Reihe von Jahren in den Deutschen halbliterarischen Zeitungen dem Theater beilegt, ist eine eben so lächerliche als traurige Erscheinung. Die Bühne, sagt man, gehört zu den öffentlichen Bildungs-Anstalten. Man könnte fast so gut die Thierhetze für ein Collegium über Naturgeschichte erklären.

Unstreitig ist das Schauspiel die geistvollste Volks-Vergnügung, aber mehr wahrlich nicht; und behandelt man es irgendwo als eine öffentliche Angelegenheit, so ist das immer ein Zeichen einer durch ihre Folgen furchtbaren Ausartung des öffentlichen Charakters. Was waren die Römer und Rom, als der Senat unter

Nero Consulte über die Vortrefflichkeit eines Schauspielers faſste? Und was die Griechen und das Griechische Kaiserthum, als man sich in Constantinopel für die Ehre der blauen Quadrille und der grünen schlug? — Die unendlichen Nachrichten in den gelesensten Zeitschriften Deutschlands, über jede Ausgeburt eines wizzigen oder unwitzigen Theaterskribenten, und von der Weise wie der unbedeutende Schauspieler X an irgend einem Abende die noch unbedeutendere Rolle Y in dem Städtlein Z ausgeführt, und ob die zweihundert Anwesende mit Recht geklatscht oder gezischt haben, diese Nachrichten, sag' ich, sind an und für sich zwar nur eine ekelhafte Erbärmlichkeit: als Zeichen der Zeit sollten sie bei jedem Vernünftigen Trauren erregen. „Aber wovon sollen denn diese Blätter das Publikum unterhalten?“ — Wenn ihre Herausgeber ihm nichts Bessers melden können oder dürfen, so sollten sie so viel Ehrgefühl besitzen, es gar nicht unterhalten zu wollen, sondern es seinen Betrachtungen ungestört überlassen. — Denke ich mir eine Nachwelt, die neben den Annalen unsers Zeitalters die Unterhaltungsschriften desselben aufschlägt, so, meine Deutschen Schriftsteller-Genossen mögen mir es verzeihen, wenn sie wollen, — ich schäme mich ihrer *).

---

*) Vielleicht wiederholt hier mancher den Vorwurf, der mir schon einmal gemacht wurde, ich selbst habe durch die Berliner Theater-Chronik und durch die Schauspielnachrichten im Freimüthigen, — ein Beispiel zu dieser Behandlung des Theaters, gegeben. Der Vorwurf ist ungegründet. Jene Schriften erschienen zu einer andern Zeit, sie hatten einen bestimmten nützlichen Zweck, und ich hielt das Maaſs, das diesem Zwecke entsprach. — Im zweiten Bande dieser Skizzen werd' ich Gelegenheit haben, mich darüber zu erklären.

Der Literator —h.

Dieser berühmte Literator hatte, von Böttiger dazu erbeten, es übernommen, mir in Hamburg eine Wohnung zu besorgen, eh' ich ankäme. Er war also mein erster Bekannter daselbst.

Von ihm selbst weiſs ich wenig mehr zu sagen, als daſs ich ihn böse machte, und es noch jezt bedaure.

Er ist bekanntlich Verfasser einer ganzen Menge in der That recht sehr nutzlicher Werke, die aber alle fast nichts sind als Register. Diese Art von Gelehrsamkeit und Schriftstellerei kam mir so possirlich vor, daſs ich unwillkührlich mit dem kleinen lebhaften Mann immer in einen neckenden Ton gerieth. In der Regel stimmte er ein und blieb mir nichts schuldig: aber der gewöhnliche Erfolg eines solchen Tones im Umgange, blieb nicht aus. Einst machte ich ihm, in Beziehung auf seine Register, groſse Lobeserhebungen „über seine Geschicklichkeit, den Fasan der Wissenschaft beim

Schwanze zu haschen." Sehr ernsthaft bemerkte er: bei einer solchen Jagd flöge der Vogel davon, und lieſse die Federn zurück. Das Gleichniſs war zu richtig fortgebildet, als daſs ich etwas einwenden konnte. Es entstand zwischen uns Kalte und ich hab' ihn selten wiedergesehn, aber lange Zeit, so oft ich an ihn dachte, murrte ich voll Unzufriedenheit mir den Popischen Ausspruch vor:

Curs'd be the verse, so smooth it ever flow,
*That serves to make an honest man my foe!**)

---

*) Deutsch und auf meinen Fall angewandt: „Verwünscht sei der Einfall, so artig er klinge, der einen wackern Mann zu meinem Feinde macht."

Leonhard Wächter.

—h hatte seinen Auftrag besorgt wie Gelehrte in Dingen des täglichen Lebens zu sorgen pflegen. Die materielle Hauptsache, die Wohnung, war schlecht: eng, elend möblirt, kalt, hatte einen rauchenden Ofen, und war dabei ungefähr eben so theuer, als sie in einem Gasthause gewesen wäre. Die geistige Nebensache, der Umgang den sie mir gewährte, war dagegen anziehend. In meinem Wirth, dem Professor Vogt, der eine vortreffliche Unterrichts-Anstalt unterhielt, fand ich einen sehr verständigen und wackern Gelehrten, und als ich am ersten Abende bei ihm speiste, stellte er mir in seinem Gehülfen, einem beinahe vierzigjährigen Manne mit einem kräftig ausdrucksvollem Gesichte, den unter dem angenommenen Namen Veit Weber bekannten, einstmaligen Lieblingsschriftsteller des Deutschen Publikums, vor. Ich war angenehm überrascht, und schloſs mich ihm mit freundschaftlicher Wärme an.

Unter den talentvollen Dichtern der Deutschen Literatur, die sich Einer Manier hingaben und darüber die eigentliche Künstlerkraft einbüſsten — ihre Zahl ist groſs, — ist Wächter einer der vorzüglichsten die ich kenne. Seine „Sagen der Vorzeit,“ und sein „Bund für Freiheit und Recht“ sind voll blühender, selbst üppiger Phantasie, reich an kräftigem Gefühl und echt männlichem Geist, so wie seine „Betfahrt des Gramsalbus“ des schneidenden Witzes fast zu viel hat. Mit allen diesen Vorzügen gelang es ihm nicht, seinen Geist zu jener Künstlerfreiheit zu erheben, die schönen Stoff überall wo sie ihn findet, sich anzueignen und für jeden den sie behandelt, einen andern, den passenden Ton zu finden vermag.

In voller Kraft angeboren wird diese Freiheit nur dem Genio. Blos talentvolle Köpfe dagegen müssen es, vorzüglich im Anfange ihrer Künstler-Laufbahn, zu ihrer wichtigsten Sorge machen, sich die Anlage dafür zu erhalten, und auszubilden, wenn sie nicht Sklaven Einer

Manier, und mit derselben bald wollen vergessen werden. Gewöhnlich ist es ein früher glücklicher Erfolg, der auf diesen Abweg verlockt. Ein erstes Produkt das groſsen Eindruck macht, verleitet die jungen Künstler sehr leicht, den Charakter und Ton desselben für das einzig Vortreffliche in seiner Gattung zu halten, und nun fangen sie an, in Werken immer von derselben Art, sich selbst nachzuahmen, mit sich selbst zu wetteifern: — das Verderblichste was ein Schriftsteller und Künstler thun kann [10].

Wachter machte durch den ersten Band seiner Sagen aus der Altdeutschen Vorzeit, eine lebhafte Sensation. Dadurch bestochen, studirte er seitdem nicht Natur und Kunst, sondern — die Altdeutschen Sitten und Gebräuche, und schrieb immer neue Dichtungen, in denen diese die Hauptsache waren. Endlich wurde das Publikum dieser Weise, die seinem eigenen Charakter allzu fremd war, um ihm lange zu gefallen, überdrüſsig; es wandte sich ab zu neuen, eben so bald veraltenden Weisen, und Wächter — Er muſste die Feder niederlegen. Glücklicherweise besaſs er genug praktischen Verstand und gelehrte Kenntniſse, um statt der Poesie, ein durch seine Nützlichkeit ehrwürdiges Geschäft ergreifen zu können: er wurde ein ausgezeichneter Lehrer.

---

[10] Um der Jünglinge von Talent willen, die etwa diese Skizzen auch lesen, will ich ein psychologisches Zeichen nachweisen, an dem sie erkennen mögen, ob sie sich jener Klippe nähern. Ich bitte sie, sich bei der Wahl des Stoffes zu einer neuen Arbeit, zu beobachten. Ertappen sie sich darüber, daſs sie nicht untersuchen, welcher Ton und welche Form ihm am angemessensten sei, sondern in wiefern er zu ihrer Lieblingsweise tauge, so ist die Gefahr da.

Einer groſsen Zahl andrer guten Köpfe in Deutschland, welkte wie ihm der früh errungne Lorbeerkranz, ohne daſs sie Kraft übrig gehabt hätten, statt seiner nach einer Bürgerkrone zu streben. —

Archenholz.

An einem garstigen December-Abend führte mich —h in ein dunkles Haus, dessen Treppe wir hinauſtappen muſsten, in ein geräumiges, sehr schwach beleuchtetes Zimmer. Eine Gestalt erhob sich hier vom Schreibepult, hinkte uns schwerfällig einige Schritte entgegen und bewillkommte uns mit einer von jenen Stimmen, die allein oft hingereicht haben, mich von manchen Menschen zurück zu stoſsen. Ich weiſs sie nicht zu benennen, aber das Charakteristische derselben ist, daſs sie im Gespräch gleichsam aus gepreſster Lunge eine Reihe dumpfer, dissonirender Klänge wechseln lassen. Diese Gestalt war übrigens der berühmte Archenholz. —h verlieſs uns bald, weil, glaub' ich, am folgenden Morgen eine Nummer einer Zeitung, die er redigirte, erscheinen sollte.

Ich muſs Archenholz das Recht widerfahren lassen, daſs er in unserm Tête-à-Tête das Gespräch mit der Gewandheit eines vielseitig gebildeten Weltmannes zu leiten versuchte: aber welche Wendung er ihm auch gab, immer zeigte sich in unsrer Art zu sehen und zu fühlen, bald ein so kreischender Widerspruch, daſs er schnell eine andre nahm. Er sprach von der Deutschen Literatur: die Tagesbegebenheiten, selbst den historischen Gang derselben kannte ich wenig; aber ich hatte schon fleiſsig den Charakter ihrer groſsen Produkte studirt, die er eben auch nur als historische Erscheinungen betrachtet hatte. Sehr bald thaten wir also beide Fragen, die der andre nicht zu beantworten wuſste. — Das Gespräch kam auf die bildenden Künste. Er hatte eine groſse Menge von Kunstwerken, in Italien und England, gesehen; ich sehr wenige. Aber er hatte sie nur besehen, und ich hatte mich mit der Theorie der Künste überhaupt ziemlich ernsthaft beschäftigt: wieder also das vorige Resultat. — Wir kamen auf Schriftstellerei. Ueber die groſse Wichtigkeit derselben vorzüglich in Deutschland, waren wir völlig Einer Meinung: nur zeigte es sich bald, dafs wir darunter ganz etwas Verschiedenes verstanden. Er sah sie statistisch und als Erwerbszweig an; mir war sie ehrwürdig als gewaltiges Mittel, zu wirken was man für recht und heilsam erkannt. Jezt glaubt' er mich zu haben. Er hielt mich für einen sentimentalen Schwärmer, und liefs sich mit einer sehr selbstgefälligen Breite und schön klingendem Pathos, über seine gelungene Bemühungen aus, das traurige Schicksal Lafayette'ns und seiner Unglücksgefährten zu mildern, und sie endlich ganz aus Olmütz zu befreien. In mehrern Zirkeln Hamburgs aber hatte man mich einstimmig versichert, seine lebendige Theilnahme an dem Schicksal der Leidenden, und seine wiederholten Deklamationen für sie, in der Minerva, seien von den Amerikanischen Freistaaten bestellt und gut bezahlt worden. — Je gefühlvoller er also sprach, desto kälter wurde ich.

Er schlug mir endlich vor, mit ihm in die Komödie zu fahren, wo ich die erste Gelegenheit ergriff, ihn zu verlieren.

— Feindselig gegen mich gestimmte Leser — ich weiſs, daſs meine Skizzen auch solche erwarten müssen; — werden in diesem Bericht über meine einzige Unterredung mit Archenholz, nur ein schlecht verstecktes Selbstlob finden. Ich habe ihnen nichts zu erwidern, als daſs ich mich entweder einer solchen Auslegung bloſsgeben, oder — meine Erinnerungen verfälschen muſste. Uebrigens will ich mir die Beschuldigung gefallen lassen, daſs mich die Eigenliebe täuschte, wenn man bei einer genauen Prüfung unsrer Charaktere, nicht wirklich die flüchtig angedeuteten Contraste zwischen ihnen finden sollte.

Für eine bewundernswerthe Erscheinung möchte ich Archenholz nicht erklären; aber eine merkwürdige war er unstreitig, wär' es auch nur durch den Einfluſs, den er auf die Gestaltung der periodischen Schriftstellerei in Deutschland hatte. —

Er war im Jahr 1741 in Danzig geboren, kam 16 Jahr alt ins Cadetten-Corps zu Berlin und wurde 1759, also im 18ten Jahre, nach Breslau zur Armee gesandt. In seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges versichert er, es sei in seinem 14ten geschehn: aber nach seinem Tode ist es aus den Listen des Corps nachgewiesen worden, daſs er sich um viertehalb Jahr zu jung angab; und daſs er nicht, wie er sich vor seinen Schriften nannte, Johann Wilhelm, sondern Johann Daniel hieſs. Diese Freiheiten, die er sich in Rücksicht auf sich selbst nahm, sind kein unbedeutender Zug, sondern ein Fingerzeig darüber, was er sich in Rücksicht auf andre Gegenstände erlaubte.

In der Schlacht bei Torgau wurde er verwundet. — Als der König nach dem Frieden die überflüſsigen Offiziere entlieſs, erhielt auch der Fähnrich Archenholz seinen Abschied, als solcher. Er kam indeſs bei dem Könige mit einem Gesuche ein, worin er versprach, sich mit seinem Vermögen im Preussischen niederzulassen, wenn der König ihm den Titel eines Hauptmanns beilegen wollte, und Friedrich der Zweite gab gern ein Wort, um einen reichen Unterthan damit zu erkaufen. (Die Kabinetsordre darüber an den General Möllendorff, ist vor Kurzem in den Berliner Nachrichten gedruckt worden.) Wenn Archenholz sich daher vor seinen Schriften immer mit gewissem Prunk „vormaligen Hauptmann in Königlich Preussischen Diensten“ nannte, so gehört auch dieser Zug zu den beiden oben erzählten. Im Preussischen Dienst ist er nie Hauptmann gewesen, sondern er erkaufte diesen Titel nach seiner Entlassung, durch ein hochklingendes Versprechen.

Ob er übrigens das „Kapital,“ das er mitzubringen verhieſs, wirklich besaſs, ist sehr problematisch. So viel scheint gewiſs, daſs er nach seiner Entlassung, zu Berlin als Spieler lebte, und wegen eines groben Unfuges von Friedrich nach Spandau geschickt wurde. Ueber das worin dieser Unfug bestand, ist nach seinem

Tode eine öffentliche Debatte erhoben. Engel erzählte mir: Archenholz habe einem reichen und vornehmen Jüngling, im Spiel sehr bedeutende Summen abgewonnen. Als Sulzer, dem die Leitung des jungen Mannes aufgetragen gewesen, sich bei dem Könige darüber beklagt, habe Archenholz, um sich zu rächen, auf einen Wagen geschossen, in welchem Sulzer fuhr. — — So viel ist gewiſs, daſs Friedrich der Zweite bis an seinen Tod die entschiedenste Verachtung gegen Archenholz äusserte, und seine häufigen Gesuche um eine neue Anstellung, gar nicht oder wegwerfend beantwortete, und die Bücher die er ihm zuschickte, unangesehen zurücksendete.

Nach seiner Entlassung aus dem Arreste, streifte Archenholz in Europa herum. In England, dem Treibbeete der Journalistik, bildete er sich zu dem aus, als was er sich nachmals auf seiner Schriftstellerlaufbahn zeigte. Er lernte beobachten und sammeln, und, ohne Rücksicht auf Wahrheit und Gründlichkeit, dem Zusammengerafften einen auffallenden, oft einen schimmernden Anstrich geben. Diese Kunst machte seinen ganzen schriftstellerischen Werth aus. Ihm war die Beschäftigung mit der Literatur durchaus nichts, als ein Mittel zum Gelderwerb; und zusammenhängende Kenntniſse besaſs er so wenig, daſs er selbst in der Sprache in welcher er so zahlreiche Bände drucken lieſs, nie auch nur mit einiger Richtigkeit zu schreiben verstand. Obgleich seine Schriften vor dem Abdruck korrigirt wurden, sind sie fast alle voll lächerlicher Sprachschnitzer. Welcher Leser der Minerva, der selbst Deutsch versteht, erinnert sich z. B. nicht mit Lachen, wie oft Archenholz sich darin „einen im siebenjährigen Kriege gefochtenen Offizier“ nannte.

Eine genaue Charakteristik seiner Schriften erwarte man hier nicht. Sie sind ohne Ausnahme hamsterartig zusammen getragene Haufen von Notizen, die in der Regel keine Prüfung aushalten; von Aktenstücken die nicht gewählt, sondern aufgehascht wurden; endlich von ubersezten

Bruchstücken andrer Werke, bei denen er den Ursprung verschwieg. Was ihm daran gehört, ist gewöhnlich nichts als das Talent, mit dem er seinen Wust so zu stellen und zu wenden vermochte, daſs er etwas Bedeutendes schien, bis man näher untersuchte. Ob er es früher im eigentlichen Sinne gethan, weiſs ich nicht, aber in der Literatur spielte er fast immer falsch.

Seine Zeitschriften haben wegen der Aktenstücke die sie enthalten, die Wichtigkeit eines archivalischen Schrankes, dessen Inhalt nicht richtig geordnet ist; seine historischen Bücher, die man zur Zeit ihrer Erscheinung unterhaltend fand, sind schon groſsentheils veraltet. Das Bleibendste was er leistete, war, daſs er zuerst jene verworfene Ansicht der literarischen Thätigkeit auch unter den Schriftstellern selbst verbreitete, der zufolge sie nichts ist, als eine Geldspekulation, ohne höhere Zwecke. Die erbärmliche, schlaffe, und doch prahlende Charakterlosigkeit gewisser Schriftstellerklassen in Deutschland ist sein Werk. Er brachte die Seuche aus England.

Die glänzendste aber unwahrste seiner Compilationen ist sein England und Italien, worin er blos um des Contrastes willen, der Käufer herbeilocken soll, eine Nation ohne Maaſs erhebt, und die andre mit einer bittern Ungerechtigkeit herabwürdigt. — Den gröſsesten eignen Werth unter seinen Schriften hat die Geschichte des siebenjährigen Krieges, doch nur als historisches Unterhaltungsbuch. Blankenburgs Ausspruch, daſs sie bei näherer Prüfung weder dem Geschichtsforscher, noch dem Militär, einigermaaſsen nützlich sei, scheint nur allzu gegründet. Seine Geschichte Gustavs Wasa zeichnet sich vor den übrigen seiner Produkte dadurch aus, daſs sie wohl das einzige ist, in welchem er wirklich wahr zu seyn versuchte: doch dabei zugleich anzuziehn, fehlte ihm das Talent — des Herzens. Hier verlieſs ihn seine sonst oft einnehmende und lebhafte Darstellungsgabe.

Gerstenberg.

Gerstenbergs Gang bildet einen vollkommnern Contrast mit dem des verstorbenen Archenholz, als der leztre für irgend eine von seinen Schriften erkünstelt hat. Die literarische Fruchtbarkeit des Herrn v. Archenholz gleicht einem Sprudel, der plötzlich schäumend und lärmend aus der Mitte eines Sumpfmoors hervorbricht, in langen und breiten Streifen seine schillernde Fetthaut über die Wiesen ausbreitet und sie versäuert, so weit sein schlammiges Wasser reicht. Gerstenbergs Schriftstellerei ist eine krystallene Quelle, die auf der Stirn eines sonnigen Hügels unter Blumen hervorbricht, leise murmelnd eine Strecke fortrinnt, bald romantisch rauschende Fälle bildet, und endlich sich in ein schattiges Dickicht verliert.

Auch er war Offizier und zwar wirklich Rittmeister, aber vorher hatte er mit offenem Geist und dem Fleiſs der wahren Liebe zu den Wissenschaften, studirt. Er war schon ein von Weisse geliebter, von Lessing öffentlich mit Wärme gepriesener, vom Publikum bewunderter Dichter, als ihn kriegerische Verhältnisse seines Vaterlandes bewogen, sich den Vertheidigern desselben beizugesellen. Er zeichnete sich durch seinen Geist aus, wurde schnell befördert, dann in das Civilfach hinübergezogen und dort in den mannigfachsten Geschäften gebraucht. Die Revolutionen in der Dänischen Regierung scheinen ihn indeſs in Miſsverhältnisse gebracht zu haben. Um ihn auf eine ehrenvolle Weise zu entfernen, ernannte man ihn zum Dänischen Residenten in Lübek; ja, als er dieses Postens überdrüſsig war, erlaubte ihm die humane Regierung, ihn (für zwanzigtausend Thaler) zu verkaufen: — eine Begünstigung, die offenbar nur den Zweck hatte, die Vermögensumstände eines Mannes, den man hochachtete, zu verbessern.

Als ich ihn im Jahr 1798 in Altona kennen lernte, war er Justiz-Direktor der Dänischen Lotterieen, und 62 Jahre alt.

Den genialischen Dichter kündigte sein Aeusseres nicht an; aber sein Blick, voll Sanftheit und ruhigen Nachdenkens, gewann und imponirte zugleich. Ich brachte ein Paar Abende in einer Gesellschaft mit ihm zu. Er sprach wenig, aber immer gehaltvoll. In nähere Beziehung mit ihm zu kommen gelang mir nicht. Ich suchte den Dichter in ihm, und dieser war längst in den Kantischen Philosophen untergegangen, — dem ich nichts zu sagen hatte, ob ich gleich ihn ehrte.

Ohne eigentliches Genie, — denn zu diesem gehört auch höhere Kraft zum Schaffen oder Wirken des Groſsen, — beſaſs Gerstenberg doch viel Genialität. Unter seinen frühesten Produkten, die aber nicht zuerst gedruckt wurden, seinen „prosaischen Gedichten,“ sind ein Paar voll echt dithyrambischer Ueppigkeit, die fast zur poetischen Wildheit steigt. Nicht mit diesen aber, sondern mit den lieblichen „Tändeleien,“ in welchen der rücksichtlose Taumel des Jünglings schon durch das Bestreben nach Geschmack und Feinheit gezähmt wird, machte er sich im 22sten Jahre dem Publikum bekannt; erst als ihn die günstige Aufnahme derselben ermuthigt hatte, lieſs er auch die „prosaischen Gedichte“ drucken, die indeſs weniger gefielen.

Die groſse Verschiedenheit in dem Charakter dieser beiden kurz nach einander geschriebenen Sammlungen von Poesieen Einer Gattung, deutete auf ein schnelles Reifen des Verfassers, folglich auch darauf, daſs der Verstand in ihm bald das Dichtungsvermögen begränzen und vielleicht unterdrücken würde: und dieser Erfolg trat ein. Er ging von der Poesie zur Kritik über, und nur nach langen Zwischenräumen erschienen noch von ihm vier lyrische Gedichte: die Amerikanerin; Hymnus an den Mai; Lied eines Skalden; und die Kantate Ariadne auf Naxos; — und zwei dramatische Dichtungen: „Ugolino,“ und „Minona.“ Sonderbar genug, aber eine nicht selten gesehene Erscheinung, war es, daſs das Studium der Kritik und die öffentliche Anwendung derselben, ihn selbst als Künstler nicht weiter brachte, sondern zurück. Alle hier genannte Dichtungen haben herrliche, tief ergreifende Züge und Situationen, aber keines hält die kritische Probe aus, wenn man sie mit dem Zweck der Gattung zu der sie gehören, vergleicht. Ugolino und Minona lassen sich so wenig genuſsreich darstellen, als das Lied eines Skalden sich singen läſst. Ariadne muſste, um dazu tauglich zu seyn, oft umgearbeitet werden. Die Amerikanerin und der Hymnus fanden an Bach und Kunzen groſse Komponisten, ohne deshalb viel Glück zu machen.

Ein höchst naiv klingendes Selbstgeständniſs, das Gerstenberg einmal öffentlich that, das aber doch etwas anders sagt, als es anfangs zu sagen scheint, giebt einigen Aufschluſs über seine künstlerischen Miſsgriffe. Er sagt: „er habe sich bei seinen mit anmaaſsendem Tone zuversichtlich hingeworfenen kritischen Machtsprüchen, nie ganz der sich aufdringenden Selbstfrage erwehren können: worauf sich denn diese Machtsprüche eigentlich gründeten? und die freundschaftlichen Debatten mit seinen Mitarbeitern, hätten diese lästige Sorge immer dringender gemacht, u. s. w." — — Also er beurtheilte (in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" und in seinen „Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur") ohne selbst bestimmt zu wissen, worauf seine Urtheile sich gründeten? — Eben so verfahren in diesem Augenblick ein Paar hundert lautlärmende Recensenten in Deutschland; aber Gerstenbergs Ungewiſsheit hatte einen edlern, tiefern Sinn, als die ihrige. Er — was bei ihnen selten der Fall ist, — kannte die Regeln der Kunst sehr wohl, aber ihn durstete nach der metaphysischen Erörterung des Begriffs der Kunst an sich, und der Begriffe, die ihre Lehre aufstellt. Darüber wurde ihm die Beobachtung ihrer Regeln über die Form, bei seinen Dichtungen gleichgültig, und als Kant sein kritisches Philosophiren durch den Druck lehrte, — nachdem er es fünfundzwanzig

Jahre hindurch mündlich gethan hatte[11]), glaubte Gerstenberg gefunden zu haben, wessen er bedurfte, und ergab sich ganz der Metaphysik, — ohne dafs seine Lotto-Geschäfte dabei litten.

---

[11]) Kant liebte die gute Gesellschaft, und brachte daher vorzüglich die Abende in derselben zu. Etwa in seinem fünfundfünfzigsten Jahre verbot ihm seine Gesundheit diesen Genufs. Er mufste seine Abende zu Hause zubringen, und um sie auszufüllen, schrieb er — seine „Kritik der reinen Vernunft." Freilich enthält sie die Resultate eines vieljährigen, tiefen Nachdenkens, aber wenn man ihre gelegentliche Entstehung — die vielleicht nie Statt gehabt, wenn Kant einen bessern Magen besessen, — mit ihren Wirkungen vergleicht; wenn man sich den Greis, der zum Zeitvertreib arbeitet, den Tausenden gegenüber denkt, die das Studium ihres Lebens aus seiner Zeitverkürzung machten, und sich wohl gar für grosse Männer hielten und erklärten, weil sie sie verstanden oder ihr etwas zusetzen konnten, so — wird einem, unter andern, auch der ungeheure Abstand anschaulich, der unter den Menschenköpfen Statt findet.

Die wichtigsten unter seinen nicht poetischen Schriften sind seine schon erwähnten „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur,“ und seine „Theorie der Kategorieen.“

Claudius.

Ein schöner Herbstmorgen, zu Hamburg eine seltne Erscheinung, regte in mir die Begierde nach einem Genusse auf, den ich lange entbehrt hatte, und der gleichwohl zu meinem geistigen Wohlseyn gehörte. Ich wünschte wieder einmal einen Tag in angenehmer Umgebung einsam zu verleben. Nach einer flüchtigen Abrede mit einem gefälligen Bekannten, fuhr ich nach Wandsbeck hinaus, das an heitern Morgen, nicht aber an solchen Abenden, nichts ist als ein zierlich gebautes, ruhiges Dorf.

Ich verbrachte hier mehrere Stunden mit Spazierengehen in der Gegend und dem noch in seinem Verfall reizenden, ehemals sehr berühmten Schimmelmannschen Garten, der, wenn ich nicht irre, der früheste geschmackvolle in Deutschland war. Nach Tische strömten frohe Gesellschaften aus allen Classen von Hamburg herbei. Die Hauptgasse von Wandsbek gewann das Ansehen einer offenen

Gaststube. Sie wurde zu beiden Seiten, unter den hohen Bäumen, mit Tischen und Stühlen fast angefüllt, die alle schnell in Beschlag genommen waren. Da ich keinen Bekannten unter der versammelten Menge fand, störte sie meine Einsamkeit nicht, sondern machte sie nur anziehender. Wie man, um die Schönheit eines Vogels ganz zu beurtheilen, ihn sein Gefieder im Sonnenschein des Frühlings muſs haben blähen und putzen sehn, lernt man ein Völkchen, und den Menschen überhaupt, am besten kennen, wo es sich im Gefühl eines ungewohnten Wohlseyns gehen läſst. Mir war als säh' ich ein Schauspiel aufführen, dessen Gegenstand die Entwickelung des Hamburgischen Volkscharakters wäre, und die Betrachtung der einzelnen immer wechselnden Scenen desselben, vergnügte mich so, daſs es mir fast unangenehm war, als mich gegen Abend die Ankunft meines Bekannten unterbrach. Er kam, nach unserer Verabredung, mich zu Claudius zu führen. Ein so verlebter Tag lieſs sich nicht besser schlieſsen, als durch eine solche Bekanntschaft.

Ich fand einen Mann mit einem geistvollen aber etwas bizarrem Gesichte, und einem Aeussern und Benehmen, das durch seine sonderbare Schlichtheit mehr auffiel, als einnahm. Ungefähr so hatte ich mir aber den Mann gedacht, zu dessen hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten es gehörte, oft sublime Gedanken, aber mit einer zuweilen an Plattheit grenzenden Drolligkeit zu sagen.

Claudius nahm uns gemüthlich auf, und da wir diesmal nicht lange bei ihm bleiben konnten, ladete er uns förmlich auf den folgenden Sonntag-Mittag zu Gaste. Wir kamen mit der Erwartung froh zu seyn, und waren es; unser Wirth selbst am meisten. Zu meiner Ueberraschung hörte ich aber auch nicht Einen jener glänzend naiven Einfälle von ihm, die ihn berühmt gemacht haben, und deren Sammlung ich mir bei ihm immer als die Nachlese von fröhlichen Stunden gedacht hatte. Noch mehr! Ich bemerkte, daſs ihn bei seinen immer lebhaft angefangenen Erzählungen, häufig das Gedächtniſs so völlig im Stich lieſs, daſs er seine Gattin zum Aushelfen aufrief, weil er die Pointe nicht finden konnte. Offenbar war das eine Wirkung des Alters, die seine nachmalige frömmelnde Verirrung erklärt und entschuldigt.

Claudius, geboren 1743, ist der Sohn eines Holsteinischen Bauren. Der lebhafte Geist den er als Knabe zeigte, erwarb ihm Aufmerksamkeit, und wahrscheinlich auch Unterstützung zum Studiren: er wurde indeſs weder ein wirklicher Gelehrter, noch ein ausgezeichneter Denker, noch auch ein groſser poetischer Künstler. Er besaſs mehr Scharfsinn als Verstand, und hatte mehr Wohlgefallen an treffenden Gedanken, als Begierde sich Kenntnisse zu erwerben; also zum Geschäftsmann und zum Gelehrten wenig Anlage. Seine hervorstechendsten Eigenschaften sind leises, obgleich nicht immer zartes Gefühl, lebhafter Witz und einiges Talent für Versification. Ein Mann dieser Art konnte sich keine glänzende Laufbahn öffnen. Nach Vollendung seiner Universitäts-Jahre privatisirte er in Wandsbeck, und gab dort eine politische Zeitung heraus. Im Jahr 1776 wurde er als Ober-Landcommissär in Darmstadt angestellt; aber schon nach einem Jahre resignirte er und kehrte nach Wandsbeck zurück, wo er, glaub' ich, von der Pachtung eines Bauergutes und seinem schriftstellerischen Erwerb, in ziemlich drückenden Umständen lebte, bis auch bei ihm die Dänische Regierung, die edle Beschützerin so vieler Deutschen Dichter, ins Mittel trat, und ihm, nach einem artigen Dänischen Ausdrucke, ein „Lebensbrodt reichte,“ das heiſst, ihm bei der Holsteinischen Bank und der Lotterie in Altona, ein Amt verlieh, mit dem sehr wenig Geschäfte, und ein hinreichendes Einkommen verbunden waren.

Im Jahr 1763 gab Claudius sein erstes Büchelchen heraus. Es enthielt „Tändeleien und Erzählungen,“ in denen er Gerstenberg nachahmte. Das Publikum übersah sie, aber die Kunstrichter tadelten sie ein wenig hart. Dies heilte Claudius von seiner Lust, einer fremden Manier nachzuschwanken; aber zu der Erfindung seiner eignen, sehr originellen, scheinen ihn Umstände erst viel später geleitet zu haben. Er schrieb, wie schon gesagt, von 1770 bis 1775 eine politische Zeitung, die der Wandsbecker Bote hieſs. Ihr eigentliches Publikum war das Landvolk, das die steife conventionelle Sprache des Hamburger Correspondenten unschmackhaft und unverständlich fand. Claudius bemühete sich in einem für jene Klasse entsprechendern und anziehendern Ton zu erzählen, und es gelang ihm, da er aus seiner Kindheit her, die Menschen für die er schrieb, genau kannte. Um dem Blatte aber gebildete Leser zu gewinnen, fand er für gut, zuweilen literarische Artikelchen und Gedichte beizufügen: auch diese muſsten indeſs dem Hauptcharakter des Blattes in Rücksicht der Behandlung entsprechen. So kam er in jenen geistvoll-naiven Ton, den man so lange an ihm bewundert hat, und der so oft höchst unglücklich nachgeahmt worden ist. Die vier ersten und zugleich besten Bändchen seines „*Asmus omnia secum portans*“ bestehen fast nur aus jenen, nach dem Schluſs der Zeitung, aus derselben gesammelten Artikeln. Das Glück das jener Ton machte, bewog Claudius, ihn zu seinem einzigen zu wählen, — und der Erfolg war der gewöhnliche. Das Publikum wurde gleichgültig dagegen.

Ein eigentliches Werk hat er, soviel ich weiſs, nie geschrieben, sondern nur verschiedne Französische Schriften übersezt. Dagegen muſs man gestehen, unter jenen Zeitungsartikeln ist mancher der nur wenige Zeilen enthält, mehr werth als viele dicke Bücher, und dies und jenes seiner einfachen, aber gefühlvollen Lieder, hat wenigstens soviel poetischen Gehalt, als manches hoch-pathetische Drama. Nicht sowohl weil man ihren Werth erkannte, als weil sie unwiderstehlich hinrissen, hallten viele seiner Lieder von Mund zu Mund fort, soweit die Deutsche Sprache geht.

Overbeck.

Indeſs tausend Zirkel froher Männer „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher!“ nach Claudius anstimmten, sangen hunderttausend fröhliche Mädchen und selbst Kinder: „Blühe liebes Veilchen!“ „Wo warst du Hannchen doch so lange!“ und „Freut euch des Lebens!“ ohne zu wissen, daſs ein Dichter Overbeck in der Welt sei. Ein so sonderbares Ding ist oft das Glück des Liedersängers! Das leichte poetische Wort ertönt von seiner Lippe, und wer es hört, spricht es wohlgemuth mit, und frägt nicht, wer es gesagt, wie man einem schönen Schmetterling bewundernd nachsieht, unbekümmert an welchem Strauch die Puppe hängt aus welcher er schlüpfte. Gleichwohl, wer möchte diese freundliche Celebrität nicht lieber besitzen, als manche andre gewichtigerer Art? Ich wenigstens finde den kleinen Seufzer mit dem Herder zuweilen bedauerte, sie nicht zu haben, sehr natürlich. (Seine immer philosophischen

Dichtungen eigneten sich freilich nicht dazu, ein solches Glück zu machen.) Es ist so süſs, im Munde der Fröhlichen zu leben, ihnen Lieblingsworte zu leihn!

Ich sagte Overbeck, den ich in Lübek besuchte, ein Compliment über das Schicksal seiner Lieder. Mit der liebenswürdigsten und unbefangensten Bescheidenheit antwortete er: „das Glück mancher derselben, freue ihn zwar; vielleicht verdankten sie ihren Flug aber nur dem, daſs sie so leicht an poetischem Inhalt zu tragen hätten.“ Ganz unrecht hatte er nicht. Er hat sehr liebliche, echt dichterische Lieder gemacht, aber nicht diese sind es, die man überall nachsang, sondern grade solche, über welche Kenner und Kunstrichter ein wenig den Kopf schütteln würden.

Ich fand in ihm einen ziemlich schlanken Blondin, mit einer sanften, feinsinnigen Miene. Die Poesie schien er mit echt poetischem Leichtsinn zu betrachten, wirklich nichts in ihr zu lieben, als das Mittel frohe Stunden zu verschönern. Wir sprachen von den Römischen Dichtern: er hatte eine Auswahl Horazischer Oden — in Musik gesezt, und spielte und sang mir sie vor. Von den Griechen: er hatte den Anakreon sehr glücklich verdeutscht. Die übrigen Griechen und Römer waren ihm ziemlich gleichgültig.

Diese Consequenz der Denkungsart überraschte und erfreute mich; noch mehr aber was ich bald darauf erfuhr, dafs nämlich dieser liebliche Liederdichter ein sehr achtungswerther Familienvater sei, und ein vortrefflicher juristischer Geschäftsmann. Als ich ihn kennen lernte, war er noch Syndikus des Lübeker Domkapitels; bald hernach aber wurde er in den Senat gewählt. Bekanntlich ging er seitdem öfter als Deputirter der Stadt nach Paris.

Unser Umgang dauerte nur einige Tage, aber er war mir sehr reich an Genufs. Ich habe wenige so liebenswürdige und hochachtungswerthe Bekannte gehabt, als ihn.

Die Dichterinnen.

Schmuck oder Ausartung: der Deutschen Literatur fehlten die Dichterinnen nicht. In mancher Gegend Norddeutschlands hatten sogar die meisten Landstädtchen neben ihrem Gemeinde-Poeten, auch ihre Poetin. So pflegt es bei jeder Nation zu seyn, wenn eine hinlängliche Menge Dichter-Phrasen in ihrer Sprache geschaffen sind, daſs es nicht mehr schwer ist, eine Auswahl derselben zu einer poetischen Mosaik zusammen zu schieben.

Es giebt recht verständige Leute, welche behaupten, gewisse Gattungen der Poesie, von denen zum Volksverbrauch immer frisch herbeigeschafft werden muſs, sollten eigentlich nur den Frauen überlassen seyn. Als Grund dafür geben sie an, daſs das Talent der leichten Unterhaltung eigentlich zu den Geschlechtsgaben derselben gehöre, und daſs die Männer die in jenen Gattungen die Lieferung übernehmen, immer Karikaturen bilden und — wie manche Klassen anderer Handwerker, — selbst dazu werden.

Andre, wenigstens eben so einsichtsvolle Männer hab' ich dagegen sagen gehört: die eigentliche Poesie, wie die eigentliche Bildhauerei, sei eine unweibliche Kunst, weil dem schönen Geschlecht die Kraft dazu fehle, und es sie nicht ausüben könne, ohne Gefühle, welche nur die zart verschwiegenen Triebfedern seiner Handlungen seyn sollten, als Kunstmaterial für öffentliche Schaustellungen zu behandeln. Zum Beweise führten sie die Zerrüttung des Seelenfriedens und den unsichern Lebensgang an, die sie an den meisten Dichterinnen bemerkt haben wollten. —

Untersuchen, in wiefern alles das gegründet ist, oder nicht; und ob sich ein Widerspruch zwischen den beiden aufgestellten Meinungen findet, — mögen die Leser selbst, wenn es Ihnen gefällt. Mein Geschäft ist hier nur, kurz und flüchtig einiges Unverfängliche von dem nieder zu schreiben, wessen ich mich von Deutschen Dichterinnen erinnere, die meine Zeitgenossinnen waren.

Diejenige unter ihnen, deren Produkte

mir immer den gröſsesten poetischen Reiz, also auch Werth, zu haben schienen, ist Maria Mnioch. Die Geschichte dieser liebenswurdigen Dichterin hat etwas Rührendes. Sie hatte in dem ersten jungfraulichen Alter einen genialischen Jüngling zum Lehrer. Indem er ihren Geist bildete, gab sie ihm ihre Liebe. Sie heirathete ihn in ihrem 17ten Jahre, theilte mit treuer Anhänglichkeit die drückenden Lagen, durch die er ging, und da es ihm endlich gelungen war, eine bequemere zu erhalten, starb sie, vor ihrem 20sten Jahre. Sie hatte, nur weil der geliebte Lehrer es ihr einst empfohlen, die Gewohnheit angenommen, wenn ein Gedanke der ihr glucklich schien, in ihrem Geiste aufstieg, oder ein Gefuhl bei ihr lebhaft wurde, sie auf ein Blättchen niederzuschreiben; zuweilen in leichten Versen, wenn ihr dergleichen zufloſsen. Diese Blättchen trug sie dem Gatten hin, wie ehemals dem Lehrer. An das Publikum dachte sie dabei nicht, und es wuſste nichts von ihr. Erst als sie gestorben war, wurden diese

Blättchen gedruckt, und siehe da! sie enthielten so zarte, liebliche Blüthen, als je einem weiblichen Herzen entſproſsten, und Gedanken eines sehr hellen Verstandes.

— Als ich die sinnvollen Gleichnisse von Karoline Pichler (in Wien) las, in der ersten Gestalt derselben, dachte ich: So hätte Maria Mnioch geschrieben, wenn es ihr eingefallen wäre, sich für das Publikum zu putzen. Die spätern Produkte derselben Dichterin eifern Männer-Werken nach und übertreffen viele derselben. Persönlich kenne ich sie so wenig, als ich Maria Mnioch kannte: aber Madame Pichler, die Tochter und die Gattin sehr achtungswürdiger Geschäftsmänner, soll eine einfache ernste Hausfrau seyn.

— Auch Hamburg hatte seine berühmte Dichterin: eine gutmüthige, alte Jungfrau, die, soviel ich mich erinnere, nur Ein helles Auge, und eine zu hohe Schulter beſaſs. Das Versemachen und die Celebrität die sie dadurch zu erlangen glaubte, schienen der Trost eines trüben, kränklichen Lebens zu seyn, und sie hatte

[illegible]

einen so freundlichen Sinn, daſs sie ein recht glückliches verdiente. Sie war die Vorsteherin einer Erziehungs-Anstalt, die sie späterhin nach Süddeutschland verlegte. Als sie starb, füllten ihre Zöglinge ihre Gruft mit Blumen. Das thut mir herzlich leid. Es scheint mir die Bestätigung eines heimlichen Argwohns, dessen ich mich bei ihrer Bekanntschaft nicht erwehren konnte, nämlich daſs sie ihre Schülerinnen ein wenig zur Empfindelei verschrob.

— Eine andre Dichterin die ich kennen lernte, (nach ihrem 50sten Jahr noch eine anziehende, blühende Gestalt,) war die Gattin eines Mannes der Millionen besaſs, und ihr den Pallast einer kurz vorher gestorbenen Königin zur Wohnung kaufte. Sie hat die schönsten Länder Europens zu wiederholten Malen besucht, die meisten berühmten Gelehrten kennen gelernt und von ihnen die ausgesuchtesten Complimente erhalten. Sie, hat mehrere Sammlungen ihrer Gedichte drucken und neu auflegen lassen, zuweilen, sagte man, ehe die ersten Ausgaben vergriffen waren. Sie hat nach jeder Reise, der Welt einige Bände voll Empfindungen und Bemerkungen mitgetheilt. In ihrem Hause herrschte geschmackvoller Aufwand und Gastfreiheit. Nur eins störte den Genuſs in demselben: die Besitzer schienen nicht glücklich zu seyn; und hat Madame * ihre Töchter, die damals noch sehr jung waren, späterhin nicht mit dem Bestreben gequält, sie zu glänzenden Künstlerinnen, oder was einerlei ist, zu Kunstprodukten zu bilden, so bitte ich sie sehr um Verzeihung: denn dies Prognostikon stellte ich ihnen.

— Wieder eine andre Dichterin war in ihrer Jugend von einem der gröſsesten Deutschen Dichter geliebt worden. Mit prosaisch-praktischem Verstande hatte sie nicht ihn, sondern einen andern sehr geachteten Mann geheirathet, der schon in einem bedeutenden Amte stand. Nach der Hochzeit kehrte ihre Neigung zur Dichtkunst und, in allen Ehren, zum Dichter zurück. Dieser gab ihre bändereichen Werke heraus, schrieb Vorreden zu ihren Romanen und gefühlvollen Bildungsbüchern, und be-

Sophie
la
Roche
u.
Wie-
(land)

reitete ihr einen ausgebreiteten Ruf; der Biograph ihres Gatten aber hat unter den Bedrängnissen die das Leben des wackern Mannes trafen, seine häuslichen Verhältnisse nicht vergessen. — Als ich die Frau kennen lernte, stattete sie in ihrem 66sten Jahre einen Besuch bei ihrem 64jährigen Jugendfreunde ab. Begleitet von ihrer Enkelin, umringt von seinen Kindern und Enkeln, war sie ganz Gefühl und Spannung. Einmal rief sie aus: „Wenn ich so bei Ihnen sitze, lieber — —, ist mir noch ganz so, wie einst in —.“ Mir auch, erwiederte er, mir auch, in der Dämmerung.

— Eine andre Dichterin wiederum war die Gattin eines vornehmen Beamten, der durch seine Kenntnisse und durch seinen unruhigen Geist so berühmt wurde, als sie durch die Musenalmanache, zu denen sie Beiträge lieferte. Nach einer langen lebhaften Ehe liefsen sie sich scheiden. Einst kam sie nach Weimar um das Handwerk zu grüfsen, und da war es wo ich sie sprach. Sie hatte einen erwachsenen Sohn bei sich, der selbst schon eine nicht unbedeutende Würde bekleidete. Kurz darauf reiste sie mit zwei jungen Schottländern nach Schottland. Als sie zurückkehrte, heirathete sie einen Mecklenburgischen Landwirth, und zog nach der Schweiz.

— Wiederum eine Dichterin bot sich einst einem berühmten Dichter, der um zwei verstorbene Gattinnen trauerte, durch ein Gedicht zur dritten an. Er hatte die Schwachheit, darin einen Beweis von seltnem Geist zu sehen, und die noch gröſsere, zu glauben, daſs ihn eine solche Seltenheit glücklich machen werde. Er heirathete sie, und als er sich um seiner Ehre willen von ihr scheiden lieſs, hatte der Gram schon seine Lebenskraft gebrochen. Er starb bald nachher; sie aber trägt als sehr mittelmäſsige Schauspielerin und schlechte Declamatrice, seinen berühmten Namen in Deutschland herum, nicht zur Verherrlichung desselben.

— Eine andre Dichterin war mit einem neupoetischen Poeten verheirathet, und machte mit ihm zur Wette Canzonen, Sonnette u. s. w. voll der herrlichsten Assonanzen; sie schrieb sogar ein Paar Bände Mährchen, die völlig so sinnlos waren, als die Regel der Schule vorschrieb. Ihr Mann bewunderte sie so lebhaft als sie ihn, und beide verkundeten gegenseitig ihr Lob. Endlich aber hatte sie den poetischen Einfall, ihren Mährchen, ihren Kindern und ihrem Vielgeliebten den Rücken zu kehren und in unterhaltender Gesellschaft nach Rom zu reisen, und er dachte so dissonirend und unpoetisch, das übel zu nehmen und sich scheiden zu lassen. Seit dieser Zeit soll er ihre Mährchen, und sie seine Canzonen sehr fade finden.

— Ich schlieſse diese Gallerie, die ich noch lange fortsetzen könnte. Ist sie nicht unterhaltend, so ist es die Schuld meiner Bescheidenheit; aber wer sie nicht wenigstens in Einer Rucksicht lehrreich findet, muſs es sich selbst zuschreiben.

Eine eigne Charakteristik der Dichtungen der zulezt erwähnten Frauen wäre überflüssig. Jede hatte ihren poetischen Helden, den sie besonders verehrte, dem sie nachahmte und von dem sie in der Stille überzeugt war, daſs sie ihn weit übertreſſe. Ein Echo aber ist immer nur ein Echo, mag es für den Augenblick einen Homerischen Hexameter zurückrufen, oder das Witzwort eines lustigen Knaben.

Drittes Buch.

Einleitung.

Mein erster Aufenthalt in Berlin.

Ich kannte Städte von einer freundlichern, einnehmendern Schönheit, ich hatte in Kopenhagen und Dresden gelebt, aber ich kam aus den Hansastädten: daher erfüllte mich die Schönheit Berlins, als ich es (im Februar 1799) zum erstenmal sah, mit Bewunderung. Der Grund indeſs von allen den Krümmen und Winkeln und Unebenheiten der erstern; und jener, der die Schönheit der glänzenden Königsstadt möglich machte, eignet sich sehr dazu, das Vergnügen über die lezte, herabzustimmen. In Hamburg vorzüglich war jede Fuſsbreite Bodens innerhalb den Mauren, von hohem Werth, da sie Raum, Freiheit und Sicherheit zum Gewerbe zu einer Zeit gewährte, da diese lezte besonders in Deutschland noch so selten war; und die Verfassung erlaubte jedem sein Plätzchen, ohne die untergeordnete Rücksicht auf Symmetrie, in der Weise zu bebauen und zu nutzen, die seinem Geschäfte am zuträglichsten war. In der groſsen unfruchtbaren Sand-Ebene hingegen, in welcher Berlin liegt, hatte der Boden wenig Werth. Die Gegenden ausgenommen, die unmittelbar an das Ufer der seichten Spree stieſsen, waren alle Stellen, die man zu einem Gebäude wählte, gleich unbedeutend; und jeder mochte so viel vom Platze einnehmen als ihm beliebte, wenn er nur das unangetastet lieſs, was schon ein andrer sich zugeeignet hatte. In Rücksicht der Form aber wurden die Ansichten und Wünsche der Besitzer, durch die Regierung beschränkt, die den Geschmack des Fürsten als ein Gesetz aufstellte.

Berlin muſste[1]) eine schöne Stadt werden; die Hanseaten hinderte niemand, es dem Gewerbfleiſs in ihren Städten bequem zu machen. Es geschah auf Kosten der Schönheit, an die man nicht dabei dachte, aber sie wenigstens bestätigten dafür die Behauptung eines Engländers, daſs in Deutschland gemeiniglich die häſslichen Städte reich sind, die schönen sehr arm. Daſs Berlin, im Vergleich mit Hamburg, ein Beleg zu der lezten Hälfte dieses Satzes war, glaubte ich bald zu bemerken, und ich hatte mich im Ganzen nicht geirrt.

---

[1]) Die Gerechtigkeit fordert zu bemerken, daſs unter Friedrich dem Einzigen das Wohlseyn der Einwohner nicht durch dieses Müssen gefährdet wurde. Der groſse Monarch hatte eine Finanz-Maaſsregel ersonnen, die ihn in den Stand sezte, die Verschönerung seiner beiden Residenzen mit Erhöhung ihrer Wohlhabenheit zu bewirken. Von dem Courant-Gelde, das allein bei gewissen Cassen angenommen werden durfte, lieſs er jährlich einige hunderttausend Thaler zu Scheidemünze umprägen, und zwar nach dem Fuſse, daſs dadurch aus hundert Thalern, dreihundert wurden. Der Gewinn der daraus herfloſs, wurde dazu angewandt, Häuser zu bauen, die er verdienstvollen Leuten aus allen Ständen, und Hausvätern die eine starke Familie hatten, schenkte; oder er gab solchen

Dagegen fand ein nachtheiliges Vorurtheil das ich mitbrachte, eine sehr erfreuliche Widerlegung. Es war mir nämlich gegangen, wie vielen andern Reisenden, die aus weniger geregelten und reicheren Staaten in die Preussischen kamen: die

---

deren Vermögen allenfalls hinreichte, ihr schlechtes Häuschen eben so wieder aufzubauen, einen Zuschufs der sie in den Stand sezte, statt dessen ein schönes Haus aufführen zu lassen. So wurden die Gewerbe beschäftigt, und eine grofse Anzahl armer Familien in wohlhabende verwandelt, was von einer andern Seite den Staats-Kassen wieder zu gute kam. — Dafs eine Zeit erscheinen könne, in welcher der Staat sich gezwungen sehen würde, selbst jene Scheidemünze zu verrufen u.s.w., liefs sich damals nicht vermuthen. Jene Einrichtung ist nicht unbekannt, aber wohl nicht genug beachtet, dafs sie, so viel ich weifs, nirgend nachgeahmt wurde. Sie dauerte unter Friedrich Wilhelm II. fort, aber die Leute die beschenkt werden sollten, wurden nach andern Ansichten gewählt.

militärische Steifheit, die disciplinarische Ordnung, die überall in jeder Kleinigkeit beobachtet wurde, so wie der Ernst und die Wirthlichkeit der Einwohner, hatten, so oft ich auf meinen Reisen das Preussische berührte, eine unangenehme Wirkung auf mich gethan, mich gleichsam beklemmt. In den kleinen Sächsischen Staaten und noch mehr in den Hansastädten, befand man sich so zwanglos wohl! — Ich gestehe, daſs ich zwei freudenlosen Monaten entgegen zu gehn, und der Erweiterung meiner Kenntnisse ein Opfer zu bringen glaubte, als ich nach Berlin reiste.

Wie sehr täuschte ich mich! Wenige Tage reichten hin, mich zu überzeugen, daſs dieses ernste Volk in vielfacher Rücksicht ein sehr glückliches, daſs es in Besitz groſer Vortheile sei, die so manchen frei genannten oder reichern, aber mit Schlaffheit organisirten und veralteten Deutschen Staaten fehlten!

Der unschätzbarste dieser Vortheile, der daher hier recht gut als der Repräsentant aller andern, allein aufgeführt werden kann, war, daſs es sehr weise Gesetze und eine Verfassung besaſs, welche diesen Gesetzen unverletzliche Geltung zusicherte. Der Monarch selbst war in Rücksicht der vorhandenen Gesetze nur der höchste Bewahrer ihrer Gültigkeit, und wenn er eins derselben, kraft seiner legislativen Macht, aufzuheben oder zu verändern für nöthig fand, so hatte das neue Gesetz doch keine rückwirkende Geltung: alles was vor der Stunde der Bekanntmachung des neuen gethan oder geschehen war, wurde unabänderlich nach dem alten gewürdigt. So kannte jeder Gebildete genau seine Pflichten und seine Rechte; was er zu thun, und was er zu erwarten habe. Nichts aber ist erhebender und beglückender, als wenn der rechtliche Mann jeden Standes mit sicherm Bewuſstseyn zu sich sagen kann: „Ich habe nichts Sträfliches begangen, also hat auch die Laune und selbst die Leidenschaft keines Obern Gewalt über mich: meine Rechte und mein Glück steben unter der Obhut einer Autorität, deren Ansprüchen selbst der Regent sich unterwirft.“

In der Theorie machten freilich alle andre Deutsche Staaten seit einem Jahrhundert auf dieselben Vorzüge Anspruch: wie sehr aber die Ausübung von jener abweichen könne, davon hatte das Schicksal der Preussischen Monarchie selbst sehr entscheidende Beweise gegeben. Friedrich Wilhelm der Erste hatte mit despotischer Laune nicht sowohl regiert, als gewaltet. Friedrich der Zweite, der erhabne Schöpfer jener weisen Gesetze und Verhältnisse, hatte sich gleichwohl selbst zuweilen in der Leidenschaft über sie hinweg gesezt; öfterer noch aus eigenthümlicher Ansicht eines einzelnen Falles. Beide Monarchen pflegten indeſs gegen ihre Beamten strenge zu seyn, wenn diese ihnen nachahmten, und das milderte wenigstens den Nachtheil des Beispiels. Unter Friedrichs Nachfolger dagegen erschlaffte alles, und wenn er zu gutmüthig war, um selbst zu despotisiren, so war er es leider auch zu sehr, um die Beamten zu strafen die es thaten, und zu sorglos, um darauf zu halten, daſs den Unterdrückten immer der Weg offen bliebe, seine Autorität zum Schutze aufzurufen. Trotz den vortrefflichen Gesetzen wurden also Ungerechtigkeiten in groſser Zahl verübt, und das Selbstgefühl der Groſsen artete oft, sagt man, in Bassenstolz aus. Noch einige Jahre, und der Preussische Staat wäre in seiner Organisation so zerrüttet gewesen, als in seinen Finanzen. — Ein ersehnter Retter in drohenden Gefahren, trat Friedrich Wilhelm der Dritte die Regierung an. Sein einfacher, edler Charakter, sein streng rechtlicher Sinn, selbst die Häuslichkeit seiner Lebensart, hatten die ganze Nation mit der Erwartung erfüllt, er werde schnell und kräftig herstellen was zerrüttet war, und goldne Zeiten allgemeiner Gerechtigkeit herbeiführen. Mit wahrhaft ehrwürdigem Eifer begann der junge Monarch die schwierige Arbeit. Als ich nach Berlin kam, hatten schon anderthalb Jahre voll Verbesserungen den

Preussischen Staatsbürgern bewiesen, daſs ihre Hoffnungen sie nicht täuschten, und das hatte sie mit neuem Selbstgefühl und Muth erfüllt. —

Nicht weniger günstig war mir der Zeitpunkt meines jetzigen Besuchs in Berlin, in literarischer Rücksicht, wie ich vorbeigehend schon im ersten Buch bemerkte. Der vorige König hatte seine Regierung damit angefangen die Deutsche Literatur aus dem nachtheiligen Verhältnisse zu heben, in welchem sie gegen die Französische in Berlin stand. Er hatte den alten Spott gegen die Akademie der Wissenschaften, der sie ein Lazareth für Französische Invaliden nannte, dadurch weniger treffend gemacht, daſs er Deutsche Gelehrte von entschiednem Verdienst darin aufzunehmen befahl, (zum Beispiel Ramler und Engel, späterhin auch Teller, Gedike, Meierotto und andre *), was vorhin nur in ausserordentlichen Fällen geschah.

---

*) Sollte man es glauben? Grade die verdienstlosesten unter den alten Französischen Mit-

— Er kaufte dem alten tragischen Poſſenreiſſer Döbbelin seine Theatereinrichtung, und gewiſſermaaſsen seine Schauſpielergeſellſchaft ab, und gab Berlin sein eigenes Deutſches Theater, zu deſſen Directoren er Ramler und Engel ernannte. — Er zog endlich berühmte Deutſche Gelehrte in seinen Dienst und zeichnete sie aus.

Daſs alles dieses indeſſen mehr geſchehen mochte, um einen gefallenden Gegenſatz mit Friedrichs Schwäche für die Franzöſiſche Literatur, zu bilden, als weil der König die Deutſche liebte, zeigte ſich we-

---

gliedern konnten ſich nie überzeugen, daſs es nicht eine Ungerechtigkeit sei, Deutſche in dieſe Akademie einer Hauptſtadt Deutſchlands aufzunehmen. Sie behaupteten, Friedrich der Zweite habe ſie ausdrücklich nur für Franzoſen geſtiftet. Daſs Männer wie Ramler, Engel, Nicolai und Mendelsſohn gleichſam an der Thüre der Akademie Greiſe wurden, ohne Eintritt zu finden, indeſs es faſt zu den Amtsausſichten jedes Predigers und Lehrers der Franzöſiſchen Colonie gehörte, Akademiker zu werden, war indeſs ein zu lächerlicher Uebelſtand, um Friedrich zu überleben.

nige Jahre nachher, durch die Freiheit die ein Paar Heuchler erhielten, sie, unter dem Vorwande der Orthodoxie und der Furcht vor Neufränkischen Gesinnungen, zu drücken und zu verfolgen. Diese Anfeindung aber diente, ihr einen Triumph zu bereiten. Es entstand ein schweigender doch lebhafter Kampf zwischen der öffentlichen Meinung und den öffentlichen Maaſsregeln, in welchem alle Vernünftige auf der Seite der erstern waren. Die Deutsche Literatur hatte einmal Anerkennung ihres wahren Werthes in Berlin gefunden, und alles was dort jezt gegen sie unternommen werden konnte, verlieh ihr nur das Ansehn des verfolgten Verdienstes, und erhöhte die Liebe für sie zum Enthusiasmus, der indeſs unthätig bleiben muſste. — Jezt ging das Scepter auf Friedrich Wilhelm den Dritten über. Die Heuchler wurden bei Seite geschickt; die aufgeklärten Theologen, über deren Ausschlieſsung aus der Akademie man berathschlagt hatte, mit ehrender Auszeichnung behandelt; Engel, den vielfache

Kränkungen bewogen hatten, seinen Abschied zu nehmen, und nach Mecklenburg zu gehn, wurde zurückberufen und mit einem Gehalt ohne Geschäfte, in Berlin fixirt. Selbst die Allgemeine Bibliothek kehrte aus ihrem Exil wieder, und der König gab huldreiche Beweise, daſs er das Entstehen literarischer Unternehmungen gern sähe und sie unterstützen wolle. Nun war jeder Minister ein erklärter Beschützer der Deutschen Literatur und es galt ihm gleichsam für einen Theil des Decorums, Deutsche Gelehrte in seinem Hause zu versammeln. Jeder untere Beamte aber suchte wenigstens zu beweisen, daſs er selbst wissenschaftliche Bildung besitze.

Eine Sonderbarkeit in Berlin fiel mir anfangs auf, wurde mir aber erklärt, sobald ich mich der Schicksale der Literatur in dieser Stadt erinnerte. Ich traf nämlich in den Gelehrten-Zirkeln fast auf lauter sehr alte oder auf ganz neue, erst beginnende Celebritäten, gleichsam auf eine Kette, der ein Paar Mittelglieder fehlten.

Die Philosophen zum Beispiel waren fast alle vor Kant gebildet worden, dessen Schule hier nur Einen, von jenen wenig beachteten Repräsentanten an Kiesewetter hatte; dagegen fanden sich schon von den Universitäten ziemlich zahlreich eben fertig gewordene Jünger Fichte'ns ein, und machten grofse Ansprüche. Unter den seit lange geschäzten Theologen mochte Zöllner der jüngste seyn; nach ihm war eine Lücke bis auf den vielleicht halb so alten, talentvollen Schleiermacher. — Die Bellettristen, die — damals noch — den Ton angaben, waren durchgehend Zeitgegenossen, zum Theil persönliche Freunde Lessings gewesen. Aus der folgenden Göthe- Schillerschen Periode hatte Berlin noch keinen Dichter, und die Jenaische Literatur-Zeitung wurde wie eine fremde feindselige Macht angesehen: dagegen zogen die Schlegelschen Genie's immer häufiger herbei, und bildeten Cotterien, in denen man schon anfing, die alten Herren zu verspotten u. s. w.

Woher diese Erscheinung kam? Friedrich's des Einzigen Glanz und Einsicht hatte hier bedeutende Gelehrte versammelt, und sie zogen ihre Gleichen nach, und verwendeten sich für solche. Unter der folgenden Regierung verloren sie, nach den ersten Flitterjahren, allen Einfluſs, und gab es irgend eine Gelehrten-Stelle zu besetzen, so wählten Wöllner und Gefährten, so unbedeutende Subjecte als möglich: denn Schwachsinnigen ist jeder durch sich Bedeutende verdächtig und verhaſst. (Weil sie nämlich durch fremdes Licht glänzen, wollen sie niemand neben sich, der nicht bloſs durch ihre Gunst leuchtet.) Jezt, da ein neuer literarischer Frühling für Berlin begann, jezt fand sich zuerst ein, wer noch am wenigsten anderswo gefesselt war, das heiſst, die jüngste literarische Generation. Daſs diese, eben weil sie jung war, in den eigentlichen Gesellschaftszirkeln bald den Ton angeben würde, lieſs sich voraus sehen. Die bekannte Bemerkung, Ein Thor mache viele Thoren, lieſse sich füglich so verändern: Ein junger Thor macht viele Thorinnen.

Ich nahm mir einst die Freiheit, in Berlin selbst drucken zu lassen: „es sei keine groſse Stadt, sondern ein Bündel von kleinen Städten, die ein gemeinschaftliches Schauspielhaus hätten.“ Man wurde nicht böse, ungeachtet ich eine leider! ganz unwiderlegliche Wahrheit in vielfachem Sinne gesagt hatte; vielleicht weil ich damals selbst schon völlig für einen Berliner galt. Dieser Mangel an Einheit hat für Berlin in ernstern Rücksichten häufig nachtheilige Folgen gehabt, aber er gab dem Umgange für einen Fremden viel Reiz, durch die groſse Mannigfaltigkeit deren man genieſsen konnte.

Die literarische Welt zum Beispiel, in welcher ich bei meinem ersten Aufenthalt fast allein lebte, zerfiel in drei solche durchaus verschiedne Städte. Die erste bildeten die ältern Deutschen Gelehrten und Geschäftsmänner, die ehemals Gelehrte gewesen waren und noch dafür galten, nebst ihren Freunden. Hier spielten die Damen eine untergeordnete Rolle, hörten aufmerksam den muntern oder ernsten Unterhaltungen ihrer Väter oder Männer zu, und wagten kein anderes Urtheil über die neuern Erzeugnisse der Literatur, als sie von jenen hörten. In dieser Region ging es sehr vernünftig und anständig her; nur bisweilen etwas langweilig.

Die zweite bestand aus den Gelehrten und schönen Geistern der Französischen Colonie, nebst ihren Damen. Hier waren nur die ältern Frauen noch ehrbare Hörerinnen; die jungen hingegen und die Mädchen übten wenigstens so lautes Stimmrecht als die Herren, und es gab des unterhaltenden Zwiespalts schon viel: doch wurde man gemeiniglich mit pedantischer Schautragung der Belesenheit in den ältern Französischen Dichtern gequält, und diese sonderbare Gattung von Staatsbürgern Deutschlands, hatte Mühe zu verbergen, daſs sie auf die Nation die sie so wohlthätig aufgenommen, und auf alles was diese hervorbrachte, mit heimlicher Verachtung herabsahe.

Die dritte und unterhaltendste Region

oder Stadt, war die Jüdische Kolonie. Hier galt die Stimme der Männer fast nichts; die der Frauen und Mädchen war entscheidend. Man muſs aber auch gestehn, daſs es unter diesen sehr viel mehr witzige, belesene und talentvolle gab, als unter den Christinnen; und ihre literarische Kenntniſs umfaſste oft nicht bloſs die Deutsche und Französische, sondern auch die Englische und Italienische schöne Literatur. Ich kannte eine D$^{lle.}$ S. die ausserdem heimlich Griechisch lernte, um den Homer lesen zu können, Auszüge aus dem Helvetius, Machiavelli und Shaftesbury machte, vortrefflich das Klavier spielte und über ihrem Sopha einen von ihr selbst schön gemalten Christuskopf, nach Guido Reni glaub' ich, hängen hatte 3). — Der Ton in diesen Zirkeln

---

3) Bei allen diesen Vorzügen und einem beträchtlichen Vermögen, hatte sie doch Vernunft genug, einen unbemittelten Jüdischen Kaufmann zu heirathen, der das Jünglingsalter längst zurückgelegt hatte, aber den Ruf eines

hatte das meiste Groſsstädtische: er war zwanglos, leichtsinnig und so vielseitig und seicht als möglich. Die Unterhaltung bestand aus einem beständigen Haschen nach Witz; aber man fing wirklich oft sehr treffenden. Man folgte den Französischen Dichtern; die Tagesgeschichte der Deutschen Literatur flöſste indeſs das gröſseste Interesse ein, und führte oft sehr geistreiche, oft auch ziemlich plumpe Debatten an Theetischen und Toiletten herbei. Denn hier war die Gesellschaft immer sehr gemischt. Da die Juden als solche, keine durch die Verfassung bestimmte bürgerliche Geltung in dem Staate hatten, empfingen sie die ihrige von der Masse ihres Vermögens. Jeder reiche Jude war ein vornehmer Mann, der selbst zu den Gesellschaftszirkeln der Minister gehörte, und Beamte von hohem Range auch bei sich sah; jeder arme war ein gemeiner

---

nes verständigen, rechtlichen Mannes besaſs. Sie verlieſs Berlin mit ihm, und ich kenne ihre spätern Schicksale nicht.

Mensch, bis er reich wurde: dann gehörte er gleich zu den ersten Gesellschaften, ohne immer den Ton seiner vorigen ablegen zu können.

Die Vorliebe der Jüdischen schönen Welt für die Deutsche Literatur gründete sich vorzüglich darauf, daſs es unter den Berliner Juden selbst allgemein geachtete Deutsche Schriftsteller gegeben hatte, zum Beispiel Mendelssohn und Herz. Auch der alte Kaufmann Friedländer konnte dazu gerechnet werden. Lessing galt hier für den gröſsten Deutschen, der je geschrieben hatte, weil er den Nathan gedichtet und Mendelssohn's Freund gewesen. Zunächst an ihm stand Engel, gleichfalls als ein Freund von Mendelssohn und Friedländer. Diese Stimmung veränderte sich aber bald hernach, als die Schlegelsche Poetik Mode wurde, und es der persönlichen Eitelkeit der Jüdischen Bellettristen und Bellettristinnen so leicht machte, sich selbst für groſse Dichter oder Schriftsteller zu halten.

— Vorstehende Bemerkungen haben

schlechterdings keinen Anspruch darauf, eine Schilderung Berlins zu seyn. Sie erzählen nur im Allgemeinen einige Wahrnehmungen und Eindrücke, die ich bei meinem ersten Aufenthalte in Berlin sammelte, und erklären so gewiſsermaaſsen meinen Entschluſs, dahin zurückzukehren und mich dort anzusiedeln.

Engel.

Aufrichtig zu seyn: es war nicht Bewunderung oder Vorliebe für seine Werke, was mich zu diesem berühmten Schriftsteller führte. Sein unvergänglichstes Meisterwerk, Lorenz Stark, war noch nicht geschrieben, und was seine übrige treffliche Schriften betrifft: — Nannte man sie beredt, so vermiſste ich das Feuer Rousseau's und Raynal's in ihnen. Sprach man von Engels Witz, so fand ich ihn zu zahm gegen Voltaire und Sterne. Der Klarheit und dem Scharfsinn aber, womit er die Begriffe entwikkelt, der sichern Festigkeit seines Gedankenganges, der weisen Anmuth seines Vortrages, der Gediegenheit seines Ausdrucks und seiner meisterhaften Behandlung der Sprache überhaupt, ihr volles Recht widerfahren zu lassen, dazu hatte ich nicht heitre Ruhe des Geistes und philosophisches Studium der höhern Kunst der Schriftstellerei, — mit Einem Wort, nicht Reife genug. Ich liebte noch das stürmische Fortreissen mehr, als das Ueberzeugen; das Blendende, als die ruhige Beleuchtung; das Witzige und Gefühlvolle, als das Verständige. So traten mir denn bei dem Lesen seiner Schriften fast alle die schiefen Einwürfe gegen ihn vor den Geist, die ich späterhin mit groſser Indignation die Schlegelianer öffentlich ausrufen hörte.

Wie sehr war ich überrascht, als ich — leider erst mehrere Wochen nach meiner Ankunft in Berlin, — Engel besuchte, und in ihm einen Mann von sehr hoher Energie des Geistes fand, von einem nicht selten allzu lebhaft auflammenden Feuer, und einem unerschöpflich sprudelnden, bald caustischen, bald schmeichelndem Witze.

Späterhin, als ein gewisser Ton der Vertraulichkeit zwischen uns eingetreten war, gestand ich ihm einmal, daſs ich seine Unterhaltung sehr viel anziehender, hinreissender fände, als seine Schriften. „Warum schrieben Sie nicht, wie Sie sprechen?“ fragte ich. Er antwortete sehr ernsthaft: „Weil das unpassend gewesen wäre. Die Natur des Gegenstandes muſs die Art des Vortrages bestimmen, nicht die Natur dessen der ihn hält. Ich habe nie solche gewählt, bei denen ich mich gehen lassen konnte.“ — Aber warum thaten Sie das nicht? — „Weil man dann nicht weiſs, wie weit der Weg führt, und mir meine Ruhe zu lieb ist.“ — In der That gieng es Engel bei seinen Schriften in Rücksicht der Lebhaftigkeit seines Geistes, wie Münchhausens schnellem Läufer, der, wenn er in einer Stunde hundert Meilen zurücklegen sollte, sich die Füſse zusammenband, um nicht tausend über das Ziel hinauszulaufen. Man kann sich es kaum vorstellen, wie schwer es oft Engel wurde, sich kräftigere Dinge nicht entwischen zu lassen, als gewisse andre Schriftsteller sich höchlichst anstrengten hervorzubringen, und in denen sie Beweise ihrer Genialität gegeben zu haben glaubten.

Erst als ich ihn so kannte, begriff ich den ganzen Werth seiner schrifstellerischen

Arbeiten; und als er mir einst die Ehre erzeigte, mich zu einem Beitrage zum dritten Theil seines Philosophen für die Welt aufzufordern, lehnte ich sie ab, um mich nicht selbst in dichten Schatten zu stellen. Ich hätte vielleicht etwas Kräftigeres oder Witzigeres geschrieben, als er schreiben mochte: aber um desto mehr hatte man wahrscheinlich bei der Vergleichung den Mangel der klassischen Vollendung der Composition gefuhlt, in welcher Engel ein Meister war, wie ich keinen zweiten kenne. Es ist wahr, in der Zeit literarischer, noch mehr aber politischer Stürme, scheint es den Lesern eine Art von Pedantismus, wo nicht gar von Kleinheit des Geistes, so hohen und sorgfältigen Fleiſs auf die innere und äussere Gestaltung des Vortrages zu wenden, als Engel immer that. Es giebt so viel groſse und wichtige Dinge zu sagen, daſs man fast mit Unwillen einen ausgezeichneten Kopf seine Kraft an die Form des Sprechens, so scheint es, verschwenden sieht. Aber Engel gehorte einem ruhigen, glücklichen Zeitalter, das ihm erlaubt hatte, sich zum wahren Künstler auszubilden; und wenn eine Periode eintritt, in welcher die Werke eines solchen ihrer Vollendung wegen geringfügig scheinen, so — ist es nicht sein Fehler, sondern die Generation die so empfindet, ist zu bedauren. Daſs Engel Muth genug hatte, wo er Wirkung hoffte, mit würdevollem Wort einzugreifen, hat er bewiesen.

Selbst mündlich that er es wohl, und dann oft mit zu groſser Lebhaftigkeit. Diese, die freilich zuweilen in rucksichtlose Hitze ausartete, war die einzige Rüge, die man gegen ihn aufstellen konnte. Dennoch wagten Menschen, die selbst mit Fehlern der Schwäche behaftet waren, über diesen starken, edeln Mann den Kopf zu schutteln und von Flecken zu sprechen und zu schreiben, die seinem Charakter „ankleben“ sollten! Ich habe Engel sehr genau gekannt, und psychologische Beobachtung war immer mein Lieblingsgeschäft: ich gestehe, daſs ich wohl in meinem Leben einige seltne Menschen gefunden habe, die ihm an Reinheit, hochsinniger Rechtlichkeit und männlicher Milde des Charakters verglichen werden konnten; doch keinen der ihn daran übertraf. Und jene Vorzüge standen unter der Obhut eines sehr hellen Verstandes und eines edeln Selbstgefühls.

Männer von diesem Gehalte sind nicht Produkte ihres Schicksals, aber Einfluſs auf ihre mehr oder minder vollendete Entwickelung hat es jederzeit. Engel hatte, wie er selbst mit froher Zufriedenheit gestand, ein günstiges gehabt.

Die Hauptzuge desselben will ich aufzählen.

Er war der Sohn wohlhabender Eltern die, was mehr bedeutet, von ihrem ganzen Lebenszirkel, wegen ihres Verstandes und ihrer Handlungsweise sehr hoch geachtet wurden; aber eine noch bedeutendere Gestalt stand neben ihnen, sein mütterlicher Groſsvater, ein reicher Kaufmann, Namens Brasch, der durch seine Einsicht und seinen Edelmuth der Gegenstand der Verehrung und der Stolz des ganzen

Städtchens war *). Unter den Augen solcher Menschen, gab Engel die frühesten Zeichen seiner Talente; diese Menschen freuten sich derselben und verhehlten ihm die frohen Hoffnungen nicht, die sie von ihm hatten: aber es giebt keinen kräftigern Sporn zum Guten und Groſsen, als die Hoffnung Solcher zu seyn, die man verehret und verehren sieht.

Ein Gedicht das er im vierzehnten Jahr verfertigte und das gedruckt wurde, erwarb ihm damals schon öffentliche Aufmerksamkeit. Er studirte auf den kleinen Mecklenburgischen Universitäten Theologie, und hielt bei Gelegenheit des Friedens, der den siebenjährigen Krieg endigte, in Bützow eine Friedenspredigt, die zuerst seinen Rednertalenten laute Bewunderung erwarb. Ein alter orthodoxer Theolog, und noch dazu der Superintendent

---

*) Engel hing als er selbst schon Greis war, noch mit ganzem Herzen an dem Andenken dieses Mannes; er schrieb ein Gemälde desselben, und dieses — Lorenz Stark, — ist sein bestes Kunstwerk.

selbst, glaubte indeſs neologische Grundsätze an ihm zu bemerken, und verleidete ihm die Theologie durch Zank darüber. Engel entsagte ihr und ging nach *Leipzig*, um sich ganz den philosophischen Wissenschaften zu widmen. Unstreitig ein Entschluſs, bei dem er und die Literatur sehr viel gewannen.

Leipzig war damals (1765) der Sammelplatz einer groſsen Zahl ausgezeichneter Köpfe, mit denen Engel bald in enge Verbindung und in einen freundschaftlichen Wettstreit gerieth. Leipzig war aber auch ein sehr froher Ort, und der jovialische junge Mann, ohne je in Ausschweifungen zu gerathen, verzehrte doch mehr, als seine Mutter — Sein Vater und Groſsvater waren gestorben, und das Vermögen, das Engels Eltern besaſsen, gehörte eigentlich nur der Mutter;— ihm jährlich bestimmt hatte. Er gerieth in Schulden, und sie, ohnehin unzufrieden darüber, daſs er der Theologie entsagt, und daſs er ohne Amt lebte, bezahlte seine Schulden zwar, aber schrieb ihm zugleich einen sehr bittern Brief.

Diesen Vorgang pflegte Engel nicht zu den glücklichen seines Lebens zu rechnen; gleichwohl gehört er zu den glücklichsten. Er fühlte seinen Stolz durch die Vorwürfe seiner Mutter so tief gekränkt, daſs er ihrer Unterstützung völlig entsagte und von seinem Fleiſse zu leben beschloſs. Er hielt Vorlesungen, die bald berühmt wurden, und versuchte sich als Schriftseller. Sein frühestes Produkt ist „der dankbare Sohn“ (1761), wodurch er mit Einem Schritte sich als sehr achtungswerther Rival fast neben Lessing stellte. Der Erfolg dieses Stückes bewog ihn zu mehrern dramatischen Versuchen, unter denen „der Edelknabe“ der vorzüglichste ist. Schon diese erwarben ihm einen ausgezeichneten Ruhm, aber der erste Band des „Philosophen für die Welt“ war es, der den eigentlichen Umfang und die reiche Vortrefflichkeit seines Geistes verrieth. Mit diesem Büchelchen war sein hoher Rang unter den Klassikern der Deutschen Prosa entschieden, und der Ruf den er erworben hatte, hörte auf, bloſs schöne Blüthe für ihn zu seyn: er erndtete materielle Früchte von demselben.

Als den Erfolg der ihm die meiste Freude machte, hat er mir oft die Wirkung genannt, die sein Ruhm auf seine Mutter that. Der Oberprediger zu Parchim, der Amtsnachfolger ihres Gatten, hatte ihr gesagt, dafs die Büchelchen ihres Sohnes, von denen sie, trotz dem Zwiespalt, immer Ehrenexemplare erhalten hatte, für vortrefflich erkannt würden. Sie schrieb ihm darüber einen Brief voll Zufriedenheit, und erklärte ihm, „von jezt an habe er wieder ganz offne Kasse bei ihr.“ In wie fern er damals davon Gebrauch gemacht hat, weifs ich nicht, aber noch in seinem lezten Jahre sprach er mit lächelndem Frohlocken über seinen Triumph; und als er 1794 sein Amt in Berlin niederlegte, ersezte sie ihm seinen verlornen Jahrgehalt durch einen andern. Nur zu einer Theilung ihres Kapitals mit ihren beiden Söhnen war sie nicht zu bewegen. Denn, sagte sie, die Menschen sind nicht verheirathet, und wissen also noch nicht mit Geld umzugehn. Endlich, nach seinem sechzigsten Jahre forderte sie ihn auf, sie zu besuchen, um ihm den Zustand ihres Vermögens vorzulegen. „Sie wird mir es jezt wohl ansehn, sagte Engel lächelnd, daſs ich kein junger Mensch mehr bin!“ So pflegte sie ihn nämlich noch zuweilen zu nennen. Leider fand sie in ihm in der That nur noch einen kranken, erschöpften Greis, der nach ein Paar Wochen in ihren Armen starb. —

Die persönliche Situation Engels war, wie man sieht, sein ganzes Leben hindurch ziemlich unabhängig von allem andern, als von dem Wohlwollen einer zärtlichen, wiewohl gegen ihre Kinder nichts weniger als schwachen Mutter. Ich glaube Engel nicht herabzusetzen, wenn ich dieses Verhältniſs bei dem edeln, männlichen Selbstgefühl mit in Anschlag bringe, von dem er so oft in seinem Leben erhebende Beweise gab [5]).

---

[5]) Man sehe in meinen „Erzählungen“ und im

— Ungefähr um eben die Zeit, wie den Sühnebrief von seiner Mutter, erhielt Engel vier verschiedne Rufe, nämlich nach Göttingen, Gotha, Paris (wo er Erzieher eines Grafen werden sollte) und Berlin. Er nahm den lezten an und wurde ausserordentlicher Professor der Philosophie. Er behielt diese Stelle eilf Jahre. Alle seine ehemaligen Schüler, die ich darum befragte, stimmten darin überein, dafs er seine wenigen Lehrstunden eben nicht sehr ordentlich abgewartet habe, aber dafs jede derselben für sie gleichsam eine fröhliche Feierlichkeit gewesen sei. Sein hinreissender Vortrag lichtvoller Ideen

---

zweiten Bande meiner „erzählenden Schriften,“ die Anekdote: „Männerstolz vor Fürstenthronen,“ die sich bis zu dem kleinsten Zuge auf Engels eigene Erzählung gründet. Wer seine wackre, edle Mutter näher kennen will, lese in dem kleinen Romane: „Bruder Anton“ den Besuch Billings bei seiner Mutter. Billing hat freilich nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit Engel, doch die Scene begegnete dem leztern, und ist fast mit seinen Worten niedergeschrieben.

habe auch den langsamsten Kopf befeuert. Sein Lieblingsschüler war der gegenwärtig so groſse Naturforscher Humboldt.

Die meisten von Engels hell gedachten und vortrefflich geschriebenen philosophischen Abhandlungen, stammen aus dieser Periode her; das wichtigste Werk aber das er in derselben ausarbeitete, sind seine „Ideen zu einer Mimik.“ Dies Werk führte eine Veränderung seiner Lage herbei. Friedrich Wilhelm der Zweite machte den etwas sonderbaren Schluſs, daſs, wer so einsichtsvoll über das Wissenschaftliche der Schauspielkunst philosophire, auch ein guter Theaterdirekteur seyn werde, und übergab ihm und Ramlern die gleichsam neue Bühne zu Berlin. Ramler figurirte fast nur bei diesem Geschäfte, aber Engel erfüllte die Erwartung die man von ihm hatte, in hohem Grade: nicht durch jenen philosophischen Geist, der ihm die Mimik eingegeben hatte, sondern weil er einen eben so scharfen praktischen Verstand besaſs, und die Bühne einst durch Eckhof liebgewonnen hatte. Er verwaltete dies Amt acht Jahr, organisirte das Theater einsichtsvoll, verschaffte ihm eine bedeutende Zahl ausgezeichneter Künstler, von denen er mehrere selbst bildete, indem er ihre Rollen mit ihnen einstudirte, gab ihm ein geschmackvolles Repertorium und erhob es wohl zu der ersten Bühne Deutschlands. Endlich ermüdet und krank gemacht durch Verdrieſslichkeiten tausendfältiger Art, die bei keiner Bühne fehlen, aber vorzüglich bei solchen die vor einem Hofe stehen, häufig zu seyn pflegen, und die bei Engels Mangel an Nachgiebigkeit gegen unwissende Beschützer, und bei seiner Heftigkeit, oft sehr ernsthaft wurden, forderte er seinen Abschied. Er erhielt ihn ohne Pension, sogar ohne einen Titel. Glücklicher Weise bedurfte er beides nicht. Sein Name war ein Ehrentitel und seine Mutter eine hinlänglich reiche Gönnerin. Er zog nach Schwerin und ruhete aus. Nach vier Jahren aber berief ihn der jetzige König, dessen Lehrer er einst gewesen war, nach Berlin zurück.

— Engel hatte in seinen jüngern Jahren eine sehr wohlgebildete, schlanke Gestalt besessen. Als ich ihn kennen lernte, hatte das Alter schon lange an derselben seine Zerrüttungen geübt. Nach einem hartnäckigen kalten Fieber, das ihm wahrscheinlich eine Erschlaffung im Innern zurückgelassen hatte, war er sehr dick geworden. Der Verlust fast aller seiner Zähne machte seine mündliche Mittheilung oft unverständlich. Nur sein Auge sprach noch hinreissend, und wenn ihn bei guter Laune ein Gegenstand der Unterhaltung ergriff, so bezauberte er noch immer durch die Anmuth und das geistige Feuer seines Gesprächs, durch die Neuheit seiner Ansichten und seinen immer treffenden Witz. Aber wer seinen Umgang genieſsen wollte, muſste zu ihm kommen. Er selbst verlieſs seine Wohnung fast nie, als etwa um den Sitzungen der Akademie beizuwohnen. Hatte er irgend einmal einem seiner alten Freunde einen Besuch zugesagt, so pflegte man dazu wie auf eine Festlichkeit einzuladen. In dem Zirkel der sich dann um ihn versammelte, widerfuhr es ihm wohl, sich des Gesprächs allein zu bemächtigen, und Widerspruch oder zu oft widerkehrende Unterbrechung übel zu nehmen. Er sprach indeſs und *erzählte* vorzüglich so schön, daſs man einen sehr lebhaften Drang zum Selbstreden haben muſste, um ihm nicht mit vergnügtem Schweigen zuzuhören. Eine liebenswürdige Aeusserung seiner Herzensgüte war es, daſs er nach jeder Uebereilung zu der er hingerissen wurde, wochenlang darüber mit sich selber schmollte, und lange nachher mislaunigt wurde, wenn ihn etwas daran erinnerte. Am einnehmendsten fand ich ihn, wenn wir allein waren.

— Vor der Würdigung seiner Werke, muſs ich mir Raum zu einer jener erklärenden Abschweifungen nehmen, die manche Leser wahrscheinlich wenig unterhalten, aber unabänderlich zum Plan dieser Schrift gehören.

Es giebt drei Quellen und Gattungen der Beredsamkeit, und eine vierte gleichsam unechte.

Die Beredsamkeit des Gefühls — wie echte lyrische Poesie, — drückt Gefühle aus, um dergleichen entsprechende zu erwecken. Fordert irgend eine Art der Künstlerthätigkeit einen hohen Grad angebohrnen Talentes, so sind es Werke der Redekunst, die diese Bestimmung haben. Dem lyrischen Dichter stehen unterstützende Kunstmittel zur Hand, z. B. Rhythmus, Metrum, Reim; der Redner des Gefühls, darf keines anwenden, als nur in der Herbeiführung des Anlasses. Er muſs so einfach sprechen, als es aus seinem Herzen emporruft. Feile wird leicht Putz und Geschniegel, das die Wirkung stört. Darin aber, daſs er seinem Herzen ergreifende, hinreissende, wohltönende Wahrheit nachzusprechen habe, darin liegt der Beruf des Künstlers.

Die zweite Gattung der Beredsamkeit ist die der Einbildungskraft. Sie entspringt aus dem Talent des Redners, alle Züge einer Begebenheit oder eines Gegenstandes aufzufassen und zu einem Ganzen zu ordnen. Sie äussert sich dadurch, daſs er dieses mit gleichem Leben vor die Seele des Hörers oder Lesers hinzustellen vermag. Bei den Werken dieser Art der Beredsamkeit — Seitenstücken zu den epischen Dichtungen, — kann die Kunst wichtige Hülfe leisten: aber das Höchste was diese ohne Talent leisten kann, steht immer tief unter dem was zuweilen einsichtloses Talent hervorbringt 6).

Die dritte Gattung der Beredsamkeit ist die des Verstandes, und ihre Produkte, ohnehin meistentheils Anreden oder Dialoge, lassen sich auch ihrer innern Gestaltung nach, den dramatischen Dichtungen gegenüber stellen. Wie nämlich in diesen, sofern sie sind, was sie seyn sol-

---

6) Man vergleiche zum Beispiel die Bruchstücke aus alten Chroniken, die mancher hochkünstlich philosophirende Geschichtler um ihrer Naivetät willen anführt, mit seinem Werke selbst. Er billigt mit vornehmem Lächeln, ohne zu ahnden, daſs er von seinen Meistern spricht, die er nie erreichen wird. — Noch lächerlicher aber, ohne Widerrede, sind diejenigen, welche das Vortreffliche solcher lebendig schildernder Schriften, in der altväterlichen Sprache suchen, und diese nachlallen.

len, die Katastrophe mit Nothwendigkeit aus einer Reihe einander veranlassender oder entgegen strebender Ereignisse hervorgeht, so in jenen der strenge Erweis der der Zweck des Werkes ist, aus der Entwickelung, Erörterung und Würdigung einer Reihe von Sätzen, die aus einander folgen, oder sich widersprechen. Gelungene Werke dieser Art setzen freilich einen sehr hellen, scharfsichtenden Verstand, das Talent des kräftigen, lichten Ausdrucks und des volltönenden Wortes als unnachlaſsliche Naturgaben voraus, aber sie bedingen eben so bestimmt tief durchdachte, mit Gewandheit ausgeübte philosophische Kunst.

Die vierte Gattung ist die Wohlredenheit, deren Produkte ohne Anspruch durch die innere Gestaltung (das heiſst durch die Wahl, Ordnung und Behandlung der Gedanken zu einem Kunstzweck,) auf den Rang von Kunstschöpfungen, bloſs durch die Behandlung des Aeussern, durch Zierlichkeit und Wohlklang der Sprache wirken. Die Verfasser der Werke dieser Art, die literarischen Fein- und Schönsprecher, verhalten sich zu einem wahren Redekünstler, wie die Zimmerschmücker zu einem eigentlichen Maler. Jene wie diese arbeiten in allen Gattungen ihrer Kunst, aber auch ihre besten Produkte sind nichts als ein zierliches Farbeverquisten nach den Forderungen der Mode, oder einem vorgeschriebenen Muster. Das sind aber eben die Lieblings-Maler und Schriftsteller der zu einem Anschein von Bildung abgerichteten Menge. Ihre Arbeiten versteht und geniefst jedermann, ohne besondern Werth darauf zu legen. Ist eine verwohnt oder einmal durchgelesen, so schafft man sie ruhig bei Seite und läfst sich eine andere besorgen.

Ich kehre zu Engel zurück.

Proben von der Beredsamkeit der ersten Art, sind in seinen Schriften selten. Einige Scenen in seinen dramatischen Werken, und Stellen in seiner Lobrede auf Friedrich den Zweiten, in der Entzückung des Las Casas, und seiner Vorrede zu Mendelssohn's Schrift: „An die Freunde Lessings," können indefs dafür gelten. Er fuhlte tief und fein, aber auch das innigste Gefühl gestaltete sein kräftiger Verstand bald zu einer philosophischen Betrachtung um, und wo das geschieht, ist es um die Kraft und Frische des pathetischen Ausdrucks geschehn.

Die zweite Gattung der Beredsamkeit war dagegen ganz in seiner Gewalt. Um das zu fühlen, durfte man ihn nur sprechen hören. Er erzählte mit einer Lebendigkeit des Ausdrucks, daſs man Zeuge der Begebenheit zu seyn glaubte, die er vortrug. In einer edlern, höhern Gestalt zeigte sich dies Talent aber in seinen Schriften, vorzüglich im Lorenz Stark und den erzählenden Aufsätzen seines Philosophen, die lauter Meisterstücke sind; und selbst in seiner Mimik glänzt es oft.

In Rücksicht der dritten Gattung kenn' ich keinen Deutschen Schriftsteller, der mit ihm verglichen werden kann. Selbst Lessing, so fein und scharf, so geistvoll und gewandt er argumentirt, steht doch in der Kunst des lichtvollen Entwickelns der Begriffe, und besonders in der einnehmenden Durchführung einer Reihe philoſophiſcher Wahrheiten, tief unter ihm [7]). Engel raiſonnirt ſo unwiderſtehlich, daſs er überzeugt wovon er will, und doch zugleich mit ſo viel Anmuth, daſs man nur unterhalten zu werden glaubt, indeſs man belehrt wird. Welche Form er dazu wählen mag, den Brief, das Geſpräch, die Erzählung oder die Rede,, in jeder giebt er etwas eigenthümlich Schönes und Vollendetes.

— Engels Ruhm begann durch ſeine dramatiſchen Arbeiten; indeſs ſind dieſe grade das am wenigſten Vorzügliche, was er geſchrieben hat. Es iſt wahr, „der dankbare Sohn“ und „der Edelknabe“ sind tadellos in Rücksicht des Plans und der Charaktere, und der Dialog ist leicht, natürlich, voll Gefühl und Witz: aber das Interesse das sie einflöſsen, ist nur moralisch, nicht poetisch, und seine übrigen dramatischen Werke, das Fragment Stratonice ausgenommen, verdienen nicht, neben dem genannt zu werden, was er in andern Fächern leistete.

---

[7]) Dieſe beiden ausgezeichneten Männer waren einander indeſſen von Seiten des Geiſtes zu nahe verwandt, als daſs nicht bei Engels erſtem Auftreten eine gewiſſe Spannung durch Rivalität zwiſchen ihnen hätte entſtehen ſollen. So fein die Rügen auch ausgedrückt ſind, die Engel im erſten Theil ſeines Philoſophen gegen „Emilia Galotti“ aufgeſtellt hat, fand ſich Leſſing doch dadurch gekränkt; und dieſe Stimmung vielleicht war ſchuld, daſs er, als er ſpäterhin nach Berlin kam, eine Reihe von Tagen verflieſsen lieſs, ohne Engels Bekanntſchaft zu ſuchen. End-

Das Schauspiel, Eid und Pflicht oder die Geisel, wurde durch eine Wette mit Cacault, nachmals Französischem Gesandten in Rom, veranlaſst. Engel hat sein Wort gelöst, den

---

lich trafen beide an der Tafel des Ministers Zedlitz zusammen, und bald waren sie in einen philosophischen Streit gerathen, der immer verwickelter und lebhafter wurde. Ermüdet wendete sich Lessing zum Minister und sagte lächelnd: „Ew. Excellenz können mir es glauben, Er hat Unrecht: aber ich werde nicht mit ihm fertig.“ — Und nun, erwiderte Engel, haben Sie mich doch überwunden. — Am folgenden Morgen war Engel kaum aufgestanden, als Lessing schon in seine Thüre trat. Sie wurden innige Freunde und blieben es.

Plan eines Stückes zu verfertigen, das alle Französische Theaterwerke an strenger Beobachtung der drei Einheiten überträfe. Indem er diesen Plan aber wirklich ausführte, bewies er mehr, als er wollte: nämlich dafs ein solches Werk trotz jener Beobachtung ein widerliches seyn könne. — Sein bester Entwurf zu einem Schauspiele wurde ihm durch die Zwischenkunft eines Dritten verleidet, und er schuf ein Meisterwerk anderer Art daraus.

Von seinem „Philosophen für die Welt,“ dieser schriftstellerischen Kunstgallerie, hab' ich schon so oft gesprochen, dafs es hinreichen wird, die bedeutendsten Stücke nach meiner Ansicht darin zu bezeichnen. Jedes derselben, das von Engel ist, verdient, nachdem man es um seines Inhaltes willen gelesen und wieder gelesen hat, um der Kunst seiner Composition noch öfter studirt zu werden, vorzüglich aber: die Göttinnen, die Eiche und die Eichel, nebst den dazu gehörigen Briefen an Hn. Dutens, der Traum des Galiläi, die Bildsäule, der Aetna, Fragment eines Gastmahls, das Irrenhaus, Entzückung des Las Casas, die Standrede und über die Furcht vor der Rückkehr des Aberglaubens. Der vortreffliche Brief des „Mäcen an August“ ist zugleich ein Beweis von der edeln und weisen Freimüthigkeit des Verſassers, und hat unter den beiden Regenten, die auf Friedrich den Zweiten folgten, der Deutschen Literatur groſse Vortheile gebracht.

Seine ästhetischen Abhandlungen, die er allzu bescheiden, Versuche nannte, und jene über andre Gegenstände der Philosophie, enthalten einen Reichthum an scharfſinnigen Beobachtungen und neuen Wahrheiten, die aber gleichsam nur langsam aufkeimende Saamenkörner sind. Sie wurden bisher mehr bewundert als benuzt, vorzüglich von den Philosophen von Metier. Widerlegen lassen sie sich nicht; und wollte man sie anwenden, so ſiele die Hälfte manches Systems zusammen: so ist es bequemer, sie zu ignoriren. — Die wichtigsten unter den erstern Schriften ist die „über die musikalische Malerei,“ unter den leztern, „über das Licht.“

Die Form der eigentlichen Rede liebte Engel nicht, weil sie dem freien Gedankengange zu viel Zwang auflegt, und immer schon die Seite vorschreibt, von welcher die

Gegenstände betrachtet werden sollen. Wir haben nur drei Reden von ihm, aber sie beweisen, daſs er auch hier Meister war. Vorzüglich schön ist die „auf den König.“

Der „Versuch einer Theorie der Dichtungsarten“ gehört im Ganzen zu seinen sehr wenigen mislungenen Arbeiten, beweist aber die schone Unbefangenheit seines Geistes. Er glaubte völlig Herr seines Gegenstandes zu seyn, und das ganze Werk stand dem Plane nach vollendet vor seinem Geiste, als er, 1778 glaub' ich, anfing es zu schreiben, und die geschriebenen Bogen einzeln zum Druck schickte. Dieser war bis zum achten Bogen fortgeschritten, da bemerkte Engel, bei dem immer schärfern Eindringen in die Materie, der gewählte Gang sei fehlerhaft. Er horte auf, zu schreiben, und die fertigen Bogen lagen mehrere Jahre ohne Fortsetzung. Nicolai, der Verleger und hier einmal ganz platter Fabrikherr, drang endlich auf diese, und drohte, das Bandchen selbst fertig zu schreiben, wenn Engel es nicht thäte. Nun blieb diesem nichts übrig, als fortzufahren, aber er that es, wie er mir sagte, mit dem Vorsatz, die Untersuchung im zweiten Bande so zu leiten, daſs die Fehlerhaftigkeit der zu Anfang aufgestellten Theorie erwiesen würde, und dann eine neue zu geben. Der Gedanke war kühn, aber ich glaube, es war besser, lieber das zweite Bändchen ungeschrieben zu lassen. Uebrigens enthält das Buch viele einzelne Bestimmungen von hohem Scharfsinn und Werth.

Eben das Lob gebührt in sehr viel höherm Grade, seinen „Ideen zu einer Mimik." Ein eigentliches System wollte er darin nicht aufstellen, wie schon der Titel erklärt, aber er bildet ein solches in der Seele jedes Lesers, der ihn ganz versteht, und die äussere, scheinbar nur sehr leicht gehaltene Form, ist von einer so vollendeten Schönheit, daſs man das Werk noch um ihretwillen bewundern wird, wenn einst alle die scharfsinnigen Wahrheiten die es enthält, zu den allbekannten gehören.

Sein „Fürstenspiegel" den er mir selbst einmal scherzend den Epilog zu den Vorlesungen nannte, die er dem Kronprinzen gehalten, ist eine glückliche Anwendung seines Erzähler-Talentes auf sehr wichtige Gegenstände.

Die früheste Veranlassung zum Lorenz Stark gab Engels Zorn gegen Diderot, der ihn, ich glaube in Leipzig, einmal in einer groſsen Gesellschaft bei Seite zog, um ihm zu demonstriren, es gäbe keinen Gott. „Die Argumente des Schwätzers, sagte Engel, hatte ich als Student schon von den Fingern geschnellt. Um mich zu rächen, nahm ich mir vor, zu beweisen, er sei ein schlechter Dramatiker, und zwar durch die That, durch einen bessern Hausvater, als der seinige ist.“ Sein Plan war fertig, auch schon ein Akt, wenn ich nicht irre, geschrieben, als Gemmingens „Deutscher Hausvater“ erschien. Das Glück dieses Stückes benahm Engel die Lust, das seinige fortzusetzen, und er beschloſs einen Roman daraus zu machen. Die fernere Geschichte dieses Buches hab' ich früher erzählt, — und der hohe Werth desselben bedarf keiner Erörterung.

— Zum Schluſs wollte ich einige jener vielen Züge aus seinem Leben anführen, die seinen treffenden Witz und seine nicht zu störende Gegenwart des Geistes beweisen: aber alle Anekdotensammlungen Deutschlands enthalten dergleichen; und ich werde im zweiten Bande noch Manches von ihm zu erzählen haben.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Jahrbuch [illegible]

Dr. G. Merkel's

Uebersicht

seiner Leistungen

als

Zeitschriftsteller Deutschlands.

Riga und Leipzig,
bei J. Fr. Meinshausen
1816.

Skizzen
aus
# meinem Erinnerungsbuche.

Von

G. Merkel.

Vierter Heft.

Riga und Leipzig,
bei J. Fr. Meinshausen
1816.

Fünftes Buch.

Vorbericht.

(Geschrieben im November 1815.)

Die drei ersten Hefte dieser Skizzen erschienen zu Anfange des Jahres 1812. Diesen Umstand anführen, heiſst zugleich erklären, warum sie bisher nicht fortgesetzt wurden. Jetzt aber darf ich es nicht länger aufschieben, den ersten Band derselben zu endigen. Es geschicht durch diesen vierten Heft,

Inhalt und Behandlung desselben weichen von denen der ersten Hefte ab. Dort sprach ich nur so viel von mir selbst, als nöthig war, den Standpunkt anzugeben, aus dem ich Andre sah. Hier ist ein Theil meines eigenen literarischen Strebens und Wirkens der Hauptgegenstand. Ist das ein

Fehlgriff, so mag die Rachgier meiner Feinde in der deutschen Schriftstellerwelt das verantworten. Weil ich vor langer, langer Zeit ihre Bücher schlecht fand, haben sie noch im laufenden Jahre jede Gelegenheit, die sich ablangen lieſs, ergriffen, mich zu schmähen. — Was mag es doch seyn, was sie bewegt, noch immer von einem, nach ihrer Versicherung, höchst unbedeutenden Kritiker so viel Böses zu sagen, ob er gleich ihr Land schon vor neun Jahren verlieſs, und sich seither sehr wenig um sie bekümmert hat? —

Mag das zusammenhängen, wie es wolle: da die Herren so geschäftig waren, Fratzen als Gemälde von mir auszurufen, scheint es mir in gewisser Rücksicht, die sie aber nicht angeht, nothwendig, irgendwo mein wahres Bildniſs, wenn auch nur im Schattenriſs, niederzulegen. Meine Antwort auf alle bisherige literarische Schmähungen sey, daſs ich das Publikum in Deutschland kurz und einfach daran erinnere, was ich ihm wirklich gewesen und geleistet.

Es mag wenig seyn, aber das, was jene Leute behaupten, war es nicht. —

Nur Einen Schriftsteller, der sich wiederholt Verunglimpfungen meines persönlichen Karakters erlaubt hat, glaub' ich hier gleich auf der Stelle besonders abhandeln zu müssen. Auch dies wird indeſs nur im Vorbeigehn geschehen, indem ich seinen ersten und ärgsten Angriff auf meine Ehre in das Licht stelle, das die wahre Gestalt desselben erscheinen läſst. Finden die Leser den Gegenstand dieser Berichtigung geringfügig, so bitt' ich Sie, zu erwägen, daſs die Anklage moralische Wichtigkeit hat, und daſs ich, wenn man mit Distelknöpfen nach mir wirft, freilich keine Lanzenstöſse abzuwehren habe, aber doch auch jene nicht immer auf dem Kleide mit mir herumtragen kann. Als was mich mein Selbstbewuſstseyn jene Verläumdung ansehn lieſs, beweist das ruhige Gefühl, mit dem ich sechs Jahr darüber schwieg, ungeachtet es mir so sehr leicht war, sie zu widerlegen. Wie dies Gefühl heiſst, ist wohl zu errathen. Zur Sache!

Im Sommer 1806 hatt' ich die Gefälligkeit, zu Berlin für Hrn. von Kotzebue, den Dichter, eine kleine Geldsumme in

Empfang zu nehmen. Der Mann, dem sie ausgezahlt werden sollte, meldete sich nicht; sie blieb also bei mir liegen, bis ich Berlin, einige Monate später, plötzlich verlassen muſste. Im Herbst 1807, da ich zu Riga war, forderte Hr. von Kotzebue sie für sich selbst. Ich hatte eine sehr gerechte Gegenforderung an ihn, zog also den Betrag derselben von jener Summe ab, und zahlte den Ueberschuſs für ihn an den Buchhändler Hrn. Hartmann aus. Kotzebue klagte darüber bei der Liefländischen Gouvernements-Regierung. Ich beantwortete seine Klage mit einer Erklärung, worin ich, nach Auseinandersetzung der Gründe meiner Forderung, sagte: [1] „so hatte ich volle Befugniſs, jede rechtliche Sicherheits-Maaſsregel zu ergreifen, die in meiner Gewalt stand. Dies that ich also endlich, indem ich Hrn. von Kotzebue über die 50 Thlr. quittirte, und ihm die übrigen 28 Thlr. Preuſs. Cour. auszahlte, worüber ich *sub* ‡ die eigenhändige Quittung desselben beilege.“

---

[1] Ich schreibe diese Stellen meiner Erklärung eigenhändig zum Druck aus einer gerichtlichen Kopie ab, die ich mir aus der Liefländischen Gouvernements-Regierung erbeten habe, und die mit dem Siegel derselben und folgender Formel beglaubigt ist:

„Mit dem in der Liefländischen Gouvernements-Regierung befindlichen Original gleichlautend. Regierungs-Sekretär Hehn.“

Weiter gegen das Ende meiner Erklärung fügte ich hinzu:

„Um indeſs diese Sache völlig zu beendigen, und weil ich es meiner für unwürdig halte, mit einem Manne, der viele Jahre hindurch öffentlich für meinen Freund galt, wegen 50 Thlr. Preuſs. Cour. einen Rechtsstreit zu haben, erbiete ich mich, Hrn. von Kotzebue — jedoch unter Vorbehalt aller meiner Rechte — jene Summe auszuzahlen, wenn er mir darthut, daſs er wirklich seinen Antheil vom Gewinn, den er zu den Kosten der Unternehmung rechnet, noch von der Frölichschen Buchhandlung zu empfangen hat, und mir die Quittung, die ich ihm über jene 50 Thaler an Zahlungsstatt gab, wieder einhändigt.“

Diese meine Erklärung wurde Hrn. von Kotzebue, wie es der Rechtsgang heischt, gerichtlich mitgetheilt. Er beantwortete sie, ohne die vorstehenden Bedingungen zu erfüllen, und verlor den Proceſs.

Höchlich erbittert darüber, ertheilte er nun im achten Stück des zweiten Jahrganges seiner Biene eine Nachricht von diesem Proceſs, worin er die Sache so stellt, als hätte ich mit seiner Quittung beweisen wollen, ihm die 50 Thlr. baar ausgezahlt zu haben. Er sagt S. 220 wörtlich:

„Auf jeden Fall konnte Hr. Hartmann vernommen werden, und würde bezeugt haben, daſs M. die 50 Thlr. nicht gezahlt; dann hätte der Beklagte die Bewandniſs einräumen mögen oder nicht, so war er doch immer überwiesen. — — — Mit einem Worte: K. wurde aus der einzigen Ursache abgewiesen, weil M. die klare Bewandniſs nicht eingeräumt, daſs heiſst mit andern Worten: er hat behauptet, die 50 Thlr. gezahlt zu haben.“

Ich wiederhol' es: meine Erklärung wurde Hrn. v. Kotzebue gerichtlich mitgetheilt. Er hat sie auch gelesen, denn er hat sie beantwortet:

Was that er also in dieser Nachricht an das Publikum? —

Ich überlasse es dem Ehrgefühl der Leser, seiner Handlung einen Namen zu geben, und begnüge mich, aufmerksam zu machen, welchen Stempel sie allen seinen spätern Anschuldigungen und Angriffen gegen mich, in der Biene, der Grille, den Flugblättern, und Gott weiſs wo sonst, aufdrückt.

Merkel.

Einleitung.

Die Schrift, zu deren Bekanntmachung ich 1796 nach Deutschland kam, war ihm und seiner Literatur fremd; sie fand indeſs daselbst die warme, rein-menschliche Aufnahme, auf die ich für ihre Wirksamkeit mitgerechnet hatte. Dagegen schien sie mir auf lange Zeit die Rückkehr in mein Vaterland zu verschlieſsen, und zwang mich, meinen künftigen Lebensplan auf Deutschland zu berechnen.

Welches Geschäft konnt' ich wählen? Ich entschied mich schnell für Schriftstellerei. Ich lieſs die Fächer derselben an mir vorübergehn. Manches hatte groſsen Reiz für mich, aber bei jedem Einzelnen ſühlte ich mich beklemmt und zurückgestoſsen, sobald ich es mir als das einzige dachte, auf das sich künftig mein Geist beschranken sollte. Nach einigem Nachsinnen glaubt' ich einen Ausweg gefunden zu haben. Gewöhnt, meine Ansichten, zu wiederholter Prufung, auſs Papier zu werfen, schrieb ich nieder:

„Es giebt eine Art schriftstellerischer Thätigkeit, auf die vielleicht diejenigen, die sich für die ihrige ein abgeschlossenes Feld wählten, mit Geringschätzung herabsehen mögen, die aber, indem sie alle Fächer des Wissens und Schaffens unmittelbar für das Leben fruchtbar zu machen sucht, die nützlichste von allen werden kann.“

„Der Stützpunkt ihres Wirkens ist jene Gränze, wo Wissenschaft und Kunst und das bürgerliche Leben in einander flieſsen; der Kreis ihres Strebens aber vorzüglich nur das Letzte.“

„Wer sie üben will, muſs den Grundgedanken der Wissenschaften, und ihren jedesmaligen Standpunkt, er muſs Zweck und Mittel und Kraft jeder schönen Kunst kennen, und ihren Fortschritten wenigstens historisch folgen: aber sein Geschäft ist, das Leben des Volks, zu dem er sich zählt, mit immer wahrer Aufmerksamkeit zu beobachten, mit immer reinem, furchtlosem Willen bei jeder öffentlichen Verhandlung, der er sich gewachsen fühlt, laut Partei für's Recht zu ergreifen; und wo etwas Verderbliches abgewandt, etwas Heilsames befördert werden mag, so kräftvoll er kann, selbst die Verhandlung zu eröffnen."

„Um das zu können, muſs er die Schriftstellerei als eine Kunst studiren und üben, damit ihm nie und nirgend der eigenthümliche Ton entstehe, den ein Gegenstand fordert. Er muſs das menschliche Herz erforschen, um zu wissen, welche Gefühle am besten zu Unterstützung einer wichtigen Wahrheit in Anspruch genommen werden können, und wie sie zu erwägen sind. Er muſs mit den bürgerlichen und den politischen Verhältnissen seines Volkes bekannt seyn, um nicht, indem er hier oder dort ein Gut zu befördern sucht, ein gröſseres Uebel zu stiften."

„Schriftsteller dieser Art werden vielleicht Kunstwerke schaffen, wenn sich ihnen Zwecke darboten, die am besten durch dergleichen zu erreichen sind; aber die Angemessenheit dazu wird ihnen das höchste Ziel seyn, nicht die Kunstvollendung. Sie werden es nicht scheuen, sich auf wissenschaftliche, selbst philosophische Erörterungen einzulassen, aber nur wo durch dergleichen praktische Nützlichkeit gefördert werden kann. Nicht der Lorbeer des Künstlers und des Philosophen, der Epheu des Bürgerverdienstes ist ihr Ziel."

Ein Freund, den ich verehrte, — und Deutschland verehren wird, so lang es werth ist, ihn besessen zu haben, — nahm mir, als ich ihm diese Ansicht mittheilte, das Blatt aus der Hand, und setzte hinzu:

„Schriftsteller dieser Art müssen nie auf versorgende Aemter rechnen: denn überall wird man sie als unbequeme Genossen betrachten. Sie müssen so etwas aber auch nicht begehren, weil sie dadurch für höhere Zwecke gefesselt würden. — Titel, Orden und Pensionen liegen nicht auf ihrer Bahn: denn die Bewerbung um jenes Wohlwollen, das sie zu verleihen pflegt, ist ihr fremd, und Groſse, die das ungefällige literarische Verdienst belohnen, sind sehr selten. — Vielleicht werden sie sogar nie

Lieblinge des lesenden Publikums seyn: denn sie werden nie darnach streben, dem Geschmack desselben zu schmeicheln; sie werden ihm nur zu nützen suchen. — Giebt es einen Lohn für sie auſser dem Selbstbewuſstseyn, so liegt er jenseits des Endes ihrer Laufbahn, und vielleicht ferne jenseits.“ — Sie wollen sich also, fuhr er nach einer Pause mündlich fort, zu einer öffentlichen, unabhängigen Stimme für Deutschland ausbilden? Bleiben Sie dem Plane treu! Er ist wichtig: dergleichen brauchen wir.

Der Beifall meines ehrwürdigen Freundes setzte das Ideal für meine schriftstellerische Thätigkeit fest, und ermuthigte mich, ihm nachzustreben; aber er lieſs mich nicht verkennen, wie viel mir noch fehlte, um es mit gegründeten Hoffnungen zu thun.

Der auffallendste Mangel war, daſs ich, ein Fremder, Leben und Wandel der Nation noch zu wenig kannte, zu deren öffentlichen Sprechern ich mich gesellen wollte. Ich machte daher ein paar Jahre hindurch Reisen in die bedeutendsten Städte Norddeutschlands, kehrte aber immer wieder in meine Studirstube zu Weimar zurück. Eine Frucht dieser Reisen sind meine „Briefe über Hamburg und Lübeck,“ die zugleich einen Beweis ablegen, daſs ich beobachtete.

Ein zweiter, schwerer zu beseitigender Mangel war, daſs es mir noch, ich fühlt' es sehr lebhaft, an schriftstellerischer Gewandheit gebrach. Man hatte meiner ersten Schrift Beredsamkeit nachgerühmt. So gern ich dies Lob für wahr annahm, leuchtete mir doch ein, daſs die Sprache jenes Werkes die des leidenschaftlich erhöhten Gefühls war, die eigentlich nur für sehr wenig Gegenstände passend ist. Es war *mein* Ton, in welchem ich gesprochen hatte; aber ein Schriftsteller *der* Gattung, zu der ich gehören wollte, muſs bei jeder Aufgabe, die er sich macht, den *des Gegenstandes und Zweckes* mit sichrer Fertigkeit treffen und halten können.

Diese Fertigkeit zu erwerben, arbeitete ich ein paar Jahre hindurch Schriften von so mannigfachem Inhalt und so verschiedener Gattung aus, als ich wählen konnte. Ich schrieb zwei leicht hingeworfene Romane (Rückkehr ins Vaterland und eine Reisegeschichte), eine philosophische Abhandlung (Ueber Geschichte der Menschheit, vor den Völkergemälden), ein Mährchen (Guthindy, zuerst in der Aglaja), historische Darstellungen (Völkergemälde, die Biographien der Königin Johanna I. von Neapel, und der Königin Christina, beide in der Aglaja), eine Reihe hoch-sentimental gehaltner Erzählungen (Berlin bei Sander), eine andere Reihe nur leicht und scherzhaft vorgetragener (die Unterhaltung beim Punschnapf, in den Randzeichnungen), endlich ein kleines psychologisches Gemälde, in welchem ich beide Tonarten neben einander zu halten suchte (der Ueberspannte, ein Tagebuch, ebendaselbst)..

Die meisten dieser Arbeiten, von denen manche erst später erschienen, haben bei dem Publikum einiges Glück gemacht, weniger bei den Recensir-Instituten, deren Vorsteher schon sämmtlich erzürnt gegen mich waren. Aus der Mannigfaltigkeit der Gattungen, die ich nach einander wählte, haben meine Feinde Anlaſs geschöpft, mich planloser Unstetigkeit zu beschuldigen.

Ich gestehe, unter allen den ungerechten Vorwürfen, die ich unbeantwortet lieſs, hat es mich bei diesem am wenigsten Mühe gekostet.

Nähere Veranlassung und Vorbereitung zu meiner ersten Zeitschrift.

Während meines Aufenthaltes zu Weimar, und meines ersten Besuches in Berlin, hatte ich es gerade nicht vermieden, meinen Unwillen über das Benehmen der zu Jena entstandenen neupoetischen und neukritischen Schule gegen die ältern, zum Theil klassischen Dichter und Schriftsteller Deutschlands laut werden zu lassen. Als ich daher im Herbst 1799 nach Berlin, wo jene Schule sich ihren Hauptsitz bereiten wollte, zurückkam, mag sie das unbequem gefunden haben. Wahrscheinlich um mich mit einem Schlage wieder von dort zu vertreiben, sandte also einer ihrer Stifter ein Schmähgedicht gegen mich von Jena nach Berlin [1]. Ein anderer lieſs es drucken und durch Gassenbuben öffentlich feiltragen. — Ich selbst begegnete einem solchen Buben, kaufte ihm mehrere Exemplare ab, und sendete eins der Polizey, die auch sofort Untersuchungen anstellte; zu gleicher Zeit lieſs ich es aber auch in zwei Zeitungen rücken, mit der Anzeige, daſs ich selbst die Aufnahme erbeten.

---

[1] Ich glaube ihn achtungsvoller zu behandeln, indem ich seinen Namen hier weglasse, als ein Recensent in den Heidelberger Jahrbü-

Der Handschuh war mir zugeworfen, und ich beschloſs, der erhaltenen Ausforderung, so kraftvoll ich könnte, Genüge zu leisten: nicht, wie ich angegriffen wurde, durch Schmähgedichte, sondern indem ich mir es zur ersten Aufgabe bei meiner neuen Laufbahn machte, die Schwächen der neupoetischen Schule kritisch aufzudecken. Für den Winter fesselten mich indeſs noch einige übernommene Arbeiten, und als ich mit diesen fertig war, fühlte ich, daſs ich zu jener Fehde noch einer besondern Vorbereitung bedurfte. Zwar war ich kein Neuling im Fache der Kritik, wie schon

---

chern that, da er ihm öffentlich einen freundschaftlichen Vorwurf darüber machte, diese Schimpfreimerei nicht in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen zu haben, das kleine Lehrgedicht: „Versuch über Dichtkunst,“ beweist', das ich, zwei Jahr ehe ich nach Deutschland kam, in Riga drucken lieſs. Aber der eigenthümliche Karakter und Gang der Kunstkritik in Deutschland war mir sehr wenig bekannt. Wohl versorgt also mit den neuesten und bedeutendsten Produkten derselben, ging ich im Frühlinge 1800 nach Potsdam, um sie dort einige Monate hindurch in Einsamkeit zu studiren. Ich hielt es nicht lange mit ihnen aus. Das Spitzfindige und dann wiederum das Verworrene, das ich in ihren Behauptungen zu sehen glaubte, vorzüglich aber das Pedantische in dem Verfahren, überall von philosophischen Begriffen ausgehen zu wollen, wo es darauf ankam, ganz einfach aus den Zwecken und Eigenschaften eines einzelnen Dichterprodukts zu zeigen, daſs es gelungen oder miſslungen sey, stieſs mich zurück. Statt mich weiter mit ihnen zu befassen, beschloſs ich, meine eignen Ansichten der Dichtkunst systematisch zu ordnen, dann dann aber ihre Anwendung nicht auf die Bekämpfung der neuen Schule zu beschränken, sondern sie auf die ganze schöne Literatur Deutschlands auszudehnen.

Mein System ging nicht von philosophischen *Grundbegriffen* aus, sondern leitete aus der Entstehungsweise der Dichtungsarten ihren Karakter, aus den Zwecken einer jeden die Regeln derselben ab. Die Beurtheilungen, die ich darauf gründete, sind von meinen Gegnern verhöhnt worden, sobald mir irgend ein Versehn entschlüpfte; aber zu widerlegen hat man sie fast nie versucht. Ich bin so zuversichtlich, dies der Güte meines Systems zuzuschreiben, und so erlaube ich mir, es hier wenigstens durch ein kurzes Bruchstück desselben, über die Entstehung der Dichtungsarten, zu karakterisiren.

— „Die erste poetische Stimme, die aus dem Herzen des Menschen heraufsang, war ergreifender Ausdruck des Gefühls. — Ihm selber lauschte man ab, was ihm Schmuck werden konnte: Rhythmus und Metrum. — Die sinnvolle Anwendung davon schuf *das Lied*."

„Mit einem Vorrath gelungener Lieder, wohl auch mit kunstgeübtem Talent, neue zu dichten, zogen Sänger in Griechenland umher. Doch in je höherem Grade ein Lied war, was es seyn sollte, wahrer und schöner Ausdruck des Gefühls, desto mehr muſsten die Hörer wünschen, die Vorgänge und die Lage zu kennen, welche dieses Gefühl erregt hatten. Die Sänger muſsten erzählen und beschreiben, muſsten dieselbe Erzählung und Beschreibung oft wiederholen. Je anziehender sie das thaten, desto ergreifender wirkte das folgende Lied. Es drang sich ihnen auf, auch der Erzählung Schönheit und Schmuck zu finden: Ordnung der Vorgänge, malerische Worte, überraschende Wendungen, endlich ein eigenthümliches Versmaaſs. So entstand im Munde der Sänger, als Vorrede und Erklärung des Liedes, — das Epos, — das dann späterhin ein genialischer Kopf, der das Talent des Erzählens in vorzüglichem Grade, nicht aber das des Liedes, besaſs, zu einer eigenen Gattung absonderte.“

„Sobald die poetische Erzählung einige Umständlichkeit gewonnen hatte, muſste die Nothwendigkeit eintreten, gewechselte Reden anzuführen. Wo sie lebhafte Gefühle auszudrücken hatten, machte man

Wechsellieder daraus. Mit dem Bedürfniſs, diese von verschiedenen Stimmen vortragen zu lassen, war der Gedanke geboren, die Erzählung der Begebenheiten zur Darstellung derselben zu erhöhen, das heiſst: der Gedanke des Drama.“

„Diese höchste Dichtungsart reifte indeſs sehr langsam der abgesonderten Eigenthümlichkeit entgegen. Längst schon hatte Homer im reinen Epos das Höchste geleistet, ehe Tespis auf den glücklichen Gedanken gerieth, die Personen, die seine Wechselreden und Wechsellieder vortrugen, zu verlarven und zu verkleiden; und erst Euripides bereitete durch die besondere Gestaltung seiner Lieder, des Chors, die völlige Aussonderung des Lyrischen aus dem Drama vor, ohne daſs übrigens irgend ein tragischer Dichter des Alterthums sie wirklich gewagt hätte. Die komischen Dichter waren kühner in Rucksicht des Lyrischen; aber das Kennzeichen des epischen Ursprungs, den Prolog, behielten auch sie.“ —

Daſs diese Ansicht nicht alltäglich war, bewiesen bald nachher eine groſse Zahl gelehrter Untersuchungen: Wie der Chor in der antiken Tragödie entstanden sey? Was die Dichter damit bezweckten? u. s. w. Fragen, die bei der angegebenen Entstehungsart des Drama um nichts gehaltvoller sind, als wenn man untersuchte, wie und warum die Bäume an den Aepfeln entstehn. —

Briefe an ein Frauenzimmer
über
die wichtigsten Produkte der schönen Literatur, Berlin, 1800.

Als ich gegen den Herbst 1800 nach Berlin zurückkehrte, fand ich die neue Schule dort schon so ausgebreitet, und ihre meisten Glieder so erbittert gegen mich, daſs mir, auch wenn ich nicht schon den Entschluſs dazu mitgebracht hätte, nichts übrig blieb, als mit ihr gleichsam *pro loco* zu disputiren, wenn ich dem Aufenthalt in der schönen Königsstadt nicht entsagen wollte. Bei ihrer scheinbaren Furchtbarkeit konnte ich indeſs nicht einmal einen Buchhändler finden, der eine Schrift gegen sie verlegen mochte; ja derjenige, der sich endlich dazu verstand, meine „Briefe“ in

Kommission zu nehmen, rechnete mir das als einen ausgezeichneten Freundschaftsdienst an, und lieſs eine Bewahrung drukken, daſs man daraus ja nicht schlieſsen möge, meine Ansichten seyen auch die seinigen. — Alles dieses schreckte mich indeſs nicht ab, sondern befeuerte mich, da es mir mein Unternehmen immer als nothwendiger erscheinen lieſs.

Ich wählte den Titel: „Briefe an ein Frauenzimmer,“ um mir das Hauptgesetz dabei immer gegenwärtig zu erhalten, daſs meine Urtheile nicht nur so erschöpfend und unparteiisch, sondern zugleich auch so unterhaltend als möglich seyn sollten. Es galt hier nicht sowohl, die Ueberspannten und Sophisten selbst zu bekehren und zu widerlegen, als sie aus der Mode zu bringen, indem ihre Schwächen und Fehlgriffe dem zur Unterhaltung lesenden Publikum aufgedeckt würden.

Man hat ihm vor kurzem vorgesagt, es habe diese Briefe längst vergessen, und ich bin nicht eitel genug zu glauben, daſs es sich ihres Karakters, dreizehn Jahr nachdem sie geschlossen wurden, noch lebhaft erinnere. So ist es für den Zweck dieser

Skizzen wohl nicht überflüssig, hier eine kurze Probe meines Tones und Verfahrens in jenen Briefen zu geben. Sie wird beweisen, daſs sie doch wohl etwas Besseres, als eine bloſse beiſsende Parteischrift waren. Ich wähle dazu aus dem 17ten Briefe die bildliche Darstellung des Unterschiedes zwischen Kunst und Künstelei. —

„Denken Sie sich das ungebändigte Roſs der Wüste, wie Reisende uns dasselbe beschreiben. Wildes Feuer sprüht aus seinen Augen, Kraft hüpft in jedem Muskel, seine Mähne wehet im Winde. Es fliegt den Hügel hinan mit der Schnelligkeit eines Vogels; es stürzt von demselben hinab, mit reiſsender Gewalt, um seinen Feind im Thale zu zertreten. Wahrlich ein interessantes Thier! Doch sein Körper ist stark gebaut, aber klein; sein Haar ist lang und zottig, und giebt ihm ein unförmliches Ansehn; seine struppige Mähne ist voll Disteln und Schmutz. Jetzt geht es wüthend auf einen Tiger los, und jetzt flieht es mit bangem Entsetzen vor einem Schatten davon, den es unvermuthet erblickt. Es hat überströmende Kraft, aber es vergeudet sie in wildem, zwecklosem Rennen, — wie das ungebildete Genie die seinige, indem es ohne Regel und Kunstsinn den Eingebungen einer zügellosen Phantasie folgt.“

„Sehen Sie weg von ihm auf das Streitroſs, das eben mit seinem Herrn in die Schlacht ziehen soll. Jede Anlage, die jenes Ungethüm nur so eben noch verrieth, ist hier zur Tugend, jede Eigenschaft zur Zierde ausgebildet. Sein Wuchs ist hoch und edel; sein Auge füllt, anstatt des wilden Feuers, ein Ausdruck von besonnenem Muthe; selbst sein Haar ist glänzend und glatt, und seine Mähne, nicht mehr ein verworrener Filz, flieſst lang in schönen Wellen herab. Jetzt fliegt es über die Ebene hin: es scheint in der wildesten Wuth; es scheinet Alles, was ihm begegnet, mit ehernem Hufe zermalmen zu wollen: aber ein Zug des dünnen Zügels, und es wendet sich hierher oder dorthin, wie die Vernunft seines Reiters gebietet. Umsonst sprühen ihm Flammen und zischende Kugeln entgegen: es durchbricht unaufhaltsam die Reihen der Feinde; und trifft es im Fortstürmen auf einen Gefallenen, so setzt es, auch in dem Feuer das es fortreiſst, vorsichtig über ihn hin, um ihn nicht zu verletzen. — Nun trägt es den Sieger ruhigen Schrittes zurück. Ein Zeichen: und es tändelt selbst in Courbetten mit Majestät. — Das ist das Bild des Genies, welches durch wahre Kunst veredelt ward.“

„Jetzt folgen Sie mir in jenen Bretterverschlag, in welchem das Volk so laut auflacht. Die kleinen puppenartigen Klepperchen, die Sie da, mit bunten Bändern verziert, nach dem Schnarren der Geigen ein Menuet carikiren, oder durch den Reifen springen sehn: sollte man nicht glauben, sie thäten nur so, als wären sie Pferde? Welche Aehnlichkeit haben sie noch mit dem furchtbaren Wilden der Wüste, und mit dem edeln Kampfgenossen des Feldherrn? — Sie sind das Bild des Dichterlings, der in krausem Spielwerk Ruhm sucht, anstatt erhabne Gedanken vorzutragen; der mit Gefühlen witzelt, und seinen Vortrag, anstatt ihn dem Inhalt edel anzumessen, nach pedantisch kleinlichen Formen schnitzt.“ —

„Das Abrichten dieser Klepper hat vielleicht unverhältniſsmäſsig mehr Mühe gekostet, als die Bildung des Streitrosses: worin liegt es denn, daſs diese letztere so edel, und jenes so läppisch ist? Ihre Antwort wird den ewigen Unterschied aussprechen zwischen Kunst und Künstelei.“

— Eine Schilderung der Verwickelungen, Ereignisse und Verhältnisse, welche diese Briefe für mich und andre herbeiführten, wäre vielleicht ein unterhaltender und grade nicht unwichtiger Beitrag zur Kenntniſs jener Zeit, in der sie erschienen. Sie würde aber bei vielen unangenehme Erinnerungen und Gefühle wecken, die besser ruhen. Manche, deren ästhetische Jugendirrthümer ich mit Bitterkeit glaubte rügen zu müssen, sind seitdem zu vortrefflichen Schriftstellern gereift, ohne daſs jene Irrthümer deshalb weniger Irrthümer gewesen. Manche sind längst in andre Fächer der Literatur oder in das Geschäftsleben übergegangen; andre sind nicht mehr. Manches Unrecht, das ich rügte, hat aufgehört; andres, das ich selbst beging, hab' ich erkannt. Vorüber daran! — Nur eines muſs ich berühren: den eigenthümlichen Ursprung der zum Theil noch dauernden Feindseligkeit einiger Schriftsteller, die einst meine Freunde waren. Er lag darin, daſs ich über sie so unparteiisch urtheilte, als über andre.

Mit Friedrich Richter, gewöhnlich Jean Paul genannt, stand ich zum Beispiel noch im Sommer 1800 auf so freundlichem Fuſs, daſs er mich in Potsdam aufsuchte, um mir ein Buch einzuhändigen, das mir Herder durch ihn schickte. Im Herbst zeigte ich den ersten Band seines Titan in meinem dritten Briefe an. Ich lieſs seinem Genie die vollste Gerechtigkeit[1] widerfahren, aber ich rügte zugleich die ungeheuren Geschmacklosigkeiten, die er begangen hatte, und schloſs mit den Worten:

„Er ist ein Genius, der auf Wolken hinschwebt, und lächelnd sein Füllhorn umstürzt. Ananas und Bohnen, Pisang-

---

[1] Nichts hat mir mehr Nachtheil gebracht, als eben daſs ich mir es zum Gesetz machte, auch gegen Feinde gerecht zu seyn. Die Anerkennung des Guten, das sie hatten, machten sie als eine unwillkührliche Huldigung gelten, und sagten dann nur Böses von mir.

Aepfel und taube Nüsse fallen herab, — und er selbst sieht nicht hin, was ihm entfalle. Aber, nicht wahr, meine Freundin, er sollt' es doch thun?“

Richter fand sich beleidigt, und beleidigte mich. Der Streit war angefangen, und was von nun an zwischen uns gewechselt wurde, gerieth leider immer bitterer.

Falk hatte in seinem satyrischen Taschenbuche auf 1801 viele nicht unwitzige Ausfälle auf die neupoetische Schule gethan; aber er hatte eben diesem Taschenbuche eine Karikatur beigefügt, und durch eine schimpfliche Unterschrift und einen angeführten Buchtitel gradezu darauf hingedeutet, daſs die beiden Hauptfiguren Porträts zweier eifrigen Freunde jener Schule seyn sollten. Ich zeigte das Taschenbuch im zehnten Briefe mit groſsem Lobe an, aber über diese Karikatur äuſserte ich mich mit dem Unwillen, den sie verdiente. Ich sagte:

„Ich bitte Falk, um seiner Ehre willen, den erniedrigenden Verdacht von sich abzuwälzen, als habe er, wegen irgend eines Privaturtheils über ihn, eine hochachtungswürdige Frau öffentlich dem Hohngelächter Preis geben wollen; — das hörte auf Satyre zu seyn: das wäre — — — —. Kann Falk sich rechtfertigen, so wird er mir für meine Aufforderung Dank wissen. Wo nicht — Ich schätze ihn zu sehr, um den harten Namen herzusetzen, den man seinem Verfahren geben müſste."

Falk rechtfertigte sich nicht, aber er reimte Schimpfreden gegen mich. —

Mehr Aufſehen, als diese, hat mein Streit mit Spazier erregt, der bis zum Tode dieses nicht bedeutenden, aber gebildeten Kopfes dauerte. Ich hatte den Anfang seiner Zeitung für die elegante Welt mit groſser Theilnahme dafür angezeigt. Kaum hatte sie indeſs ein halbes Jahr gedauert, als sie in einem empörenden Tone eine Menge Sachen auftischte, welche die höchste Miſsbilligung verdienten und erregten. Jetzt gab ich in meinem 58sten Briefe eine rügende Durchsicht ihres Inhaltes, und ſchloſs so:

„Ein ungleich gröberer Verſtoſs aber nicht nur gegen Humanität, ſondern selbst gegen die gewöhnliche Sittlichkeit, ist in einem der neuesten Blätter. Von einem

Manne (dem verst. Buchhändler Frölich), der das Unglück gehabt, einen Fehltritt zu begehen, heiſst es darin, er habe seine gerichtliche Strafe mit 15,000 Thalern abgekauft. Das ist eine Unwahrheit, deren Berichtigung auſser meinem Kreise liegt. Aber es wird hinzugefügt: „Es ist doch so übel nicht, eine reiche Frau geheirathet zu haben, und seine dummen Streiche mit ihrem Gelde gut zu machen.“ Das ist ein so boshafter, hämischer, niedriger Ausfall, daſs er denjenigen, der ihn thun, und denjenigen, der ihn aufnehmen konnte, verächtlich macht, — wenn dieser es nicht etwa aus Unbesonnenheit that. Fühlte der Redakteur denn nicht, daſs es immer schändlich sey, Gefallene zu verhöhnen, und noch viel mehr, vorsätzlich das häusliche Glück eines Mannes zu Grunde richten zu wollen? u. s. w.“

Gern gesteh' ich, der Ton, in welchem ich hier sprach, war stark: aber ich glaube, der Anlaſs rechtfertigt ihn. Spazier antwortete noch platter als Falk. Der Streit hatte begonnen 2), und dauerte leider mit

---

2) Dieſs geschah im Sommer 1801, also andert-

immer wachsender Erbitterung bis zum Tode Spaziers. Jetzt schrieb Herr Mahlmann mir, er wolle um der Wittwe des Verstorbenen willen die Redaktion seiner Zeitung übernehmen, wenn ich aufhörte, sie zu befehden. — Was ich antwortete, versteht sich.

Ueber den Erfolg dieser Briefe glaub' ich den Umstand anführen zu dürfen, daſs am Ende des ersten Jahrganges, und noch mehr des zweiten, sich verschiedene Buchhändler um den Verlag eben der Schrift bewarben, die bei ihrem Entstehen keinen Verleger finden konnte. Ich gab den dritten Jahrgang wirklich einer Leipziger Buchhandlung; aber schon nach dem zweiten Heft desselben schloſs ich die Schrift. Ich fühlte nämlich, daſs ich in Wiederholungen gerieth, daſs ich mich also für dieses Geschäft erschöpft haben muſste. Auch war es ja nicht mein Plan, bloſs Kritiker zu seyn, sondern freier Sprecher im Pu-

---

halb Jahr vor Anfang des Freimüthigen. Ich bemerke diesen Umstand zur Berichtigung der Artikel des Conversations-Lexikons über die beiden Blätter Beide Artikel enthalten fast nichts als Unwahrheiten.

blikum, über jeden Gegenſtand, dessen Behandlung nützen konnte.

Der artistisch-literarische Artikel in den Berlinischen Nachrichten, von Haude und Spener, vom Okt. 1802 bis zum Okt. 1806.

Schon seit einigen Monaten hatte sich mir dazu ein weiteres Feld ungesucht eröffnet. Der berühmte Gelehrte Gedike hatte mich ersucht, ihm zuweilen einen beurtheilenden Artikel für die Vossische Zeitung zu geben, deren Eigenthum er zum Theil an sich gebracht hatte. Kaum hatte ich das ein Paarmal gethan, als mich der Buchhändler Spener aufforderte, den wissenschaftlichen Artikel seiner Zeitung ganz zu übernehmen. Ich kannte Hrn. Spener zwar nicht persönlich, durch den Ruf aber als einen der feinsten Köpfe und der wackersten Männer Berlins. Mit Vergnügen nahm ich seinen Antrag an.

Auch hier gab ich Bücher-Beurtheilungen, aber nur ganz kurze; auſserdem aber Aufſätze über jeden literarischen, artistischen, oder aus dem Leben der Königsstadt selbst aufgefaſsten Gegenstand, der mir eine Seite darbot, von der ich glaubte, daſs sie sich mit Interesse behandeln lieſse; der Hauptinhalt aber meines Artikels war eine stehende

„Kronik des Berlinischen Nationaltheaters,“

die eine Beurtheilung der Stücke und jeder Darstellung gab. Ihre Bestimmung war, die gerechten Forderungen des Publikums geltend zu machen, und die Direktion gegen ungerechte zu vertheidigen. Diese Arbeit übertrug ich nach einem Jahre andern, behielt mir aber die Redaktion vor. In dieser Gestalt dauerte sie vier Jahre fort, bis ich Berlin verlieſs.

Alle diese Aufſätze, aus der Tagesgeschichte geschöpft und für sie geschrieben, sind jetzt, beides, zu alt und zu jung, um hier bei ihnen zu verweilen. Sie sollten für den Augenblick wirken, und thaten es. Haben sie einen andern Werth: — vielleicht erinnert sich die Zukunft daran.

Ernst und Scherz.

Ein Unterhaltungs-Blatt.

Ungefähr um eben die Zeit, als ich den wissenschaftlichen Artikel der Spenerschen Zeitung übernahm, kam Hr. von Kotzebue zu mir, um mir den Antrag zu machen, mit ihm ein Blatt wie die „Zeitung für die elegante Welt“ herauszugeben, das dieser, die ihn angefeindet hatte, entgegen wirken sollte. Mir war es lokkend, ein Mittel mehr zur öffentlichen Wirksamkeit zu finden. Wir verabredeten den Plan und Titel des Freimüthigen, und kündigten ihn an, wurden aber über einen Zusatzartikel zum Kontrakt, den ich forderte, uneins. Ich trat zurück [3]; Herr von Kotzebue fing den Freimüthigen allein an, ich aber einige Monate später die oben genannte Zeitschrift.

---

[3] Ich lasse die nähere Geschichte dieser Verabredung und des Zwistes hier weg, da sie zu viel auſserliterarische Dinge berührt. In meiner „Zeitung für Literatur und Kunst“ hab' ich sie erzählt. In der Grille steht ein grober Aufsatz dagegen, vom — Herausber der Biene. Man erinnere sich meines Vorberichts.

Mitten im Jahre und ohne Voranstalten begonnen, sollte sie eigentlich selbst nur eine Voranstalt seyn zu einer gröſsern Unternehmung; und um ungehindert die Hauptgegenstände nach dem Gange der literarischen Ereignisse wählen zu können, gab ich ihr einen Titel, der alles umfaſste, ohne etwas zu bestimmen. Sie enthält indeſs einige meiner besten Recensionen (über die Braut von Messina, den Falkschen Prometheus, den Schlegelschen Ion) und theoretische Erörterungen (über die Karikatur, die Parodie, die Travestie u. s. w.).

Mit dem Freimüthigen gerieth sie bald in Streit. Hr. von Kotzebue hatte ihm eine Karikatur beigelegt: ich zeigte, daſs sie in hohem Grade miſslungen sey. Er hatte eine Stelle aus einem Briefe von Rousseau falsch übersetzt, und von dem unrichtigen Sinne, den er selbst hineingelegt, Gelegenheit genommen, den Genfer Philosophen herabzuwürdigen. Ich rügte und berichtigte es. Hr. v. Kotzebue erwiederte das durch persönliche Anzüglichkeiten, aber bald nachher kam er zu mir, geſtand, daſs er den Freimüthigen nicht fortsetzen könnte, und unterschrieb jede Bedingung, auf die ich mich entschloſs, ihm denselben abzunehmen. Ich verband sein Blatt mit dem meinigen.

Der Freimüthige, oder Ernst und Scherz.

Sobald es mir einigermaſsen gelungen war, die Fehden zu endigen, die zugleich mit dem Freimüthigen an mich gekommen waren, suchte ich den ursprünglichen Karakter desselben, den einer literarischen Parteischrift, zu entfernen, und das neue Blatt zu einer parteilosen, aber thätig gerechten Stimme der Publicität zu erheben, und zwar nicht nur im Gebiet der Wissenschaften und Künste, sondern auch für das staatsbürgerliche Leben in Deutschland. Die Unterstützung vieler Gelehrten von ausgezeichnetem Ruf und Werth, und eine Flut gesuchter und ungesuchter Korrespondenten, setzte mich in den Stand, meinem Ziele nachzustreben. Mit welchem Glück? — Ich darf getrost auffordern, die Jahrgänge 1805 und 1806 darüber nachzuschlagen, und begnüge mich, hier nur an die Mnemonik und an die Gallſche Schädellehre zu erinnern, an die Achtung, mit welcher die hochfahrenden Pariſer Kritiker, selbst in den *Archives littéraires*, die Urtheile des Freimüthigen anführten, und an die mannigfachen Ansprüche aus allen Gegenden Deutschlands auf die Vorsprache in diesem Blatte.

Mehr aber als das stufenweise Gelingen meines Planes, darf ich mich wohl der Weise freuen, wie mein Freimüthiger endigte.

Bis zum Sommer 1805 war mir die Politik sehr gleichgültig gewesen; jetzt aber, da man von einem Kriege zwischen meinem natürlichen Vaterlande und dem meiner damaligen Wahl, zwischen Ruſsland und Preuſsen, sprach, wurde ich ein eifriger Leser der Zeitungen. Ich erstaunte zu finden, daſs in beinahe allen Ländern des Kontinents nur Eine Stimme erschallte, die eherne des Tyrannen an der Seine. Er lieſs seine Lohnschreiber vernünfteln und schmähen, wie seine Pläne forderten; und vorzüglich in Deutschland schien man fast kein anderes Mittel zu kennen, ein politisches Blatt anziehend zu machen, als daſs man jenen nachsprach. Mein Unwille darüber begeisterte mich zu dem Entschlusse, ihm auf eigne Gefahr ins öffentliche Wort zu fallen, und sobald es entschieden war, daſs Preuſsen nicht mit ihm, sondern gegen ihn seyn würde, kündigte ich, in Verbindung mit Johannes Müller, ein Blatt an, das jenem Zweck geweiht war.

Der Gang der Begebenheiten erlaubte indeſs in jenem Jahre die Ausführung des Planes nicht, sobald aber im folgenden Jahre der Krieg entschieden war, wiederholte ich meine Ankündigung, und bis die neue Schrift beginnen könnte, stimmte ich ihren künftigen Ton schon im Freimüthigen an. Eine Folge davon und von meinem Schlachtliede: „Die Trommel ruft, die Fahne weht!“ das 1806 das Glück hatte, auf den Bühnen, vom Volk und bei der Armee gesungen zu werden, war, daſs es Tollkühnheit gewesen, den blutdürstigen Sieger nach der Schlacht bei Jena in Berlin zu erwarten.

Ich ging nach Stettin, und dort legte ich dem Minister Schulenburg den Plan zu einem officiellen, fliegenden Blatte vor, das die Völker und Heere Preuſsens zu muthvollem Widerstande aufforderte. Er schüttelte den Kopf, und rieth mir, mit meinem Vorschlage nach Königsberg zu gehen. Ich machte im November eine lange, gefährliche Seereise dorthin, fand aber bald, daſs sich mein Plan dort eben so wenig ausführen lieſse, als in Stettin.

Ich trug ihn nach Ruſsland, und in Riga, wiewohl erst im April 1807 gelang es mir, ihn einigermaſsen auszuführen, durch meine ganz politischen

Supplementblätter zum Freimüthigen.

Ich sage einigermaſsen, denn freilich war der Hauptzweck meiner Unternehmung, die Wirkung auf Deutschland, nicht zu erreichen, da alle Verbindung zwischen Ruſsland und Deutschland schon aufgehoben war, und während des Krieges blieb. Auch nach dem Frieden durften, da Napoleon herrschte, diese Blätter nicht öffentlich dorthin gebracht werden. Sie sind daher dort ganz unbekannt geblieben, und nur Einen Schriftsteller kenne ich, der ihrer zu erwähnen wagte. Bredow führte sie in seiner Kronik des Jahres 1807 an; es versteht sich, mit dem unnachlaſslichen Tadel, ohne dessen Zusatz es üble Folgen für ihn gehabt hätte [4]).

Der Zweck dieser Schrift fordert, daſs ich eine Probe von dem Karakter und Tone jener Blätter mittheile. Ich wähle dazu den Anfang eben des Aufsatzes, den Bredow für wichtig genug hielt, ihn in seiner Kronik anzuführen, und der, als frühestes Beispiel einer öffentlichen Beleuchtung eines Buonapartischen Bulletins, vielleicht einiges politisch-historisches Interesse hat. Finden die Leser darin manches berührt und gesagt, was seit zwei Jahren in Deutschland oft berührt und gesagt wurde, so ersuche ich Sie, sich zu erinnern, daſs mein Aufsatz im Frühlinge 1807 gedruckt ward.

---

[4]) Hofrath Becker zu Gotha sagt in der Geschichte seiner Gefangenschaft, er habe bei dem Verhöre bemerkt, daſs die Buonapartische Polizei einen ihm unerklärlichen Haſs gegen mich gehabt. Er kannte wohl die Supplementblätter nicht.

Das blecherne Löwenmaul, oder die Bulletins Buonaparte'ns.

(Gedruckt zu Riga, am 16ten [28sten] April 1807.)

In der Wahlversammlung zu Paris, welche das Basiliskenei war, aus dem sich die Revolution entwickelte, trat eines Morgens ein Mitglied auf, mit blitzenden Augen, mit flammenrothem Gesicht, fast auſser Athem vor — erheucheltem — Zorn, und rief: „Ich hab' es gesehn! Ich hab' es gesehn, das graſsliche Symbol, das Aushängeschild unsrer Tyrannen! Die höhnende Schamlosigkeit der Volkswürger geht so weit, es öffentlich aufzustellen. An der Barriere —— sah' ich es, und ging schaudernd vorüber! Hört, hört und schaudert mit mir! Ein scheuſslicher Löwenkopf speit aus weit aufgerissenem Rachen — speit Ketten aus, Ketten, die ganz Paris umziehn!" — Von Unwillen empört, fuhr die Versammlung auf, und faſste leichtsinnig gewaltsame Beschlüsse gegen die Regierung.

Marmontel — der gleichfalls diesen Vorgang in seinen Memoires erzählt, — war noch vor einer Stunde durch die bezeichnete Barriere gegangen, und hatte nichts Auffallendes bemerkt. Voll Neugier eilte er wieder hinaus, sah sich spähend um, und konnte lange nichts finden, das der denunciirten Gräſslichkeit ähnlich sah. Endlich entdeckte er: der Schmidt, der die Ketten der Barriere an die Pfosten geschlagen, hatte sie zum Schmuck mit kleinen blechernen Schildern versehen, welche Löwenköpfchen — eine damalige Modeverzierung —, vorstellten. Marmontel brach unwillkührlich in ein lautes Gelächter aus: doch bald schauderte auch er. Denn welche schamlose, tückische Bosheit verrieth diese an sich alberne Anklage! Sie verkündigte, durch was für niedrige Mittel man das Volk zu leiten beschlossen habe, und von diesen lieſs sich leicht auf das Ziel schlieſsen, — wohin? — Marmontels Ahnung ist gräſslich erfüllt worden. Das blecherne Löwenmaul hat während der ganzen Revolution nicht aufgehört zu toben, und das französische Volk zu immer neuen Verbrechen, in immer neues Elend gejagt, — endlich sogar unter das Joch eines tyrannischen Fremdlings. Noch mehr! Dies Löwenmaul hat ganz Europa erschüttert, und geifert und brüllt noch immer in Bonaparte's Bülletins. Nie hat es einen gröſsern Meister in der Kunst, durch tückische Uebertreibungen zu beunruhigen und zu täuschen, durch Trug und Lug aufzuwiegeln gegeben, als dieser wohlgerathene Zögling des Jacobinerklubs ist. Durch Täuschung und Pralerei schwang er sich zum Consul auf; durch Täuschung und Prahlerei brachte er die Franzosen dahin, es zu dulden, daſs er sich zu ihrem bleibenden Despoten erklärte; — dahin, das Volk in Italien, in der Schweiz, in Holland uneins zu machen und es zu unterjochen; durch Betrug und Groſssprecherei hat er Deutschland zu Grunde gerichtet, und versucht es noch jetzt, Europa zu zähmen. Das blecherne Löwenmaul sollte sein Reichssiegel seyn. — Das unfehlbarste Mittel, ihn in seiner wahren Gestalt zu zeigen, ist, daſs man seine Prahlereien einzeln sichtet, und das soll hier geschehen. Die Verirrung der öffentlichen Meinung baute seinen Thron, die Zurechtführung derselben kann ihn zerschellen.

Den Anfang in dieser Gallerie von halb empörenden, halb possierlichen Produkten mag hier das sechzehnte Bülletin machen, das am 31. October 1806 in den Pariser Zeitungen, und am 8. November in der Berliner Hofzeitung stand.

„Sechzehntes Bülletin der grofsen Armee."

Der Herzog von Braunschweig hat seinen Oberst-Hofmeister an den Kaiser gesandt, und durch ihn einen Brief bestellen lassen, worin der Herzog Sr. Majestät seine Unterthanen empfiehlt. Der Kaiser fragte ihn:" —

Ehe man weiter liest, fasse man die Situation recht ins Auge. Ein überwundener, durchaus wehrloser Feind bittet um Schonung; — er bittet nicht für sich; er denkt in dem Augenblicke des tiefsten Körper- und Seelenschmerzes nur an die Unschuldigen, die sein Unglück theilen, ohne an der Veranlassung den fernsten Antheil zu haben. Dieser flehende Feind ist selbst ein berühmter, ein grofser Feldherr; er ist ein edler Fürst, ein Greis, der sein ganzes Leben nur dazu anwandte, sein Volk glucklich zu machen. Wie kann ein Sieger, der nur einen Funken Edelmuth in der Seele hat, ihm antworten? Wie würden vorzüglich die ehemaligen französischen Feldherren zu antworten stolz gewesen seyn, — bei dem chevaleresken Edelmuth, mit dem sie prunkten, und der als Nationalzug den alten Franzosen so viel Ehre machte? — Doch davon ist hier nicht die Rede. Ein kecker Glücksritter ohne Erziehung, — kein Franzose, ein Korse ist es, für den die französische Armee den Sieg bei Auerstädt erfochten hatte, und dieser entehrte sie durch folgende Antwort, die er selbst in seinem Bülletin verkündigte:

„Was würde Ihr Herzog sagen, wenn ich Braunschweig schleifen, und keinen Stein auf dem andern lassen wollte?“

Was der ehrwürdige Greis vielleicht gesagt haben, — die Nachwelt aber gewiſs sagen würde, Herr General? — daſs Sie einen Beweis mehr von der Grausamkeit, der Rohheit Ihres Karakters gegeben hätten. Aber es bedarf desselben nicht. Diese Frage selbst ist ein solcher Beweis.

„Erlaubt das Vergeltungsrecht nicht, daſs ich mit Braunschweig mache, was er mit meiner Hauptstadt machen wollte?“

Erlauben Sie, Herr General, Ihnen zu sagen, daſs schwerlich irgend ein Unbefangener diese Stelle gelesen hat, ohne in Lachen auszubrechen. Ihrer Hauptstadt hätte der Herzog gedroht? Nicht doch! Die Stadt, zu welcher er den Emigranten in dem bekannten Manifest Drohungen zu sprechen erlaubte, war die rebellirende Hauptstadt Ludwig des Sechzehnten, Ihres rechtmäſsigen Monarchen. Sie, Herr General, waren damals nur einer der tausend unbedeutenden militärischen Pflastertreter in derselben, die im Jacobinerklub Gönner suchten. Die Talente, die Sie nachher entwickelten, erwarben Ihnen eine übertriebene Bewunderung in ganz Europa, bis der scheuſsliche Miſsbrauch, den Sie davon machten, Sie dem allgemeinen Abscheu weihete: aber das berechtigt Sie wahrlich nicht dazu, das damalige Paris Ihre Hauptstadt zu nennen. — Das Vergeltungsrecht, von dem Sie sprechen, konnte die damalige Regierung von Frankreich befugen, ähnliche Drohungen gegen die feindlichen Monarchen auszustoſsen, und sie hat das im Uebermaaſs gethan; doch wenn Sie davon reden, die etwanigen, vergessenen Beleidigungen, die jener widerfuhren, zu rächen, so ist das gerade so lächerlich, als wenn sich ein Räuber, weil er einen Mann ermordet und der Wittwe desselben Gewalt angethan hätte, für berechtigt hielte, die Schuldforderungen desselben einzukassiren. — Dies niedrige Vorwerfen eines längst erkannten und vergessenen Fehlgriffs soll offenbar nichts weiter, als die Franzosen erbittern, und sie glauben lassen, Ihnen, Herr General, wär' es äuſserst wichtig, jedes Unrecht, jede Beleidigung auszuwetzen, die man einst der französischen Nation angethan haben kann. Aber wenn Ihnen das Ernst ist, so fangen Sie damit an, Ihre selbstgeschaffene Krone niederzulegen. Der französischen Nation ist nie ein gröſseres Unrecht widerfahren, als das Sie ihr angethan haben, indem Sie, der Fremdling, die consularische Gewalt, die Ihnen auf drei Jahre übertragen war, dazu miſsbrauchten, sich zum unumschränkten Despoten zu machen, und ihre Macht dazu verschwenden, Ihrer verdienstlosen Sippschaft Thronen zu erfechten. Daſs Ihr Bruder Joseph sich auf dem Throne Ferdinand des Vierten brüsten, daſs Ihr Bruder Louis die alte ehrwürdige Republik der Niederlande mit seinen sonderbaren Einfällen als König lächerlich machen kann, kostet wenigstens dreimal hunderttausend Franzosen — *Signore!* Franzosen! — das Leben, von denen jeder Einzelne wenigstens eben so viel werth war, als

Ihre Brüder, die keine Ansprüche haben, als daſs sie die Brüder eines Menschen sind, der die Gelegenheit fand und nicht versäumte, eine entfallene Krone zu rauben.

„Daſs er Städte zu schleifen Lust hatte, war freilich ein wenig unsinnig;“

Unsinnig? — Welche Sprache zwischen — doch es ist wahr! Hier spricht ja nicht ein Fürst zum andern, sondern ein Abentheurer, den der Hochmuth berauscht, weil er einem Fürsten ungestraft Grobheiten sagen darf.

„aber daſs er einer ganzen tapfern Armee ihre Ehre rauben, und ihr, durch die bloſse Aufforderung der preuſsischen Armee, befehlen wollte, in vorgeschriebenen Tagemärschen Deutschland zu verlassen, das wird die Zukunft schwerlich glauben.“

Die Nachwelt wird sehr klug handeln, wenn sie es nicht glaubt, denn es ist nicht wahr. Daſs hier von den Armeen gesprochen wird, ist nichts als — das bekannte blecherne Löwenmaul, ist eine jener arglistigen Wendungen, durch welche Bonaparte den Franzosen immer einzubilden sucht; er führe ihre Sache, indeſs er sie seiner Ehrsucht aufopfert. Es ist nie eine Aufforderung von der preussischen Armee und ihrem Feldherrn, dem Herzoge von Braunschweig, an die französische Armee ergangen. Wohl aber forderte der Schutzherr von Norddeutschland von dem französischen Gewalthaber, daſs er endlich einmal sein Wort halten, seine Usurpationen endigen, und seine Truppen, durch die er mitten im Frieden Deutschland aussaugen lieſs, nach Hause rufen möge.

„So was hätte sich Ihr Herzog nicht sollen zu Schulden kommen lassen! Wer unter den Waffen grau geworden ist, muſs militärische Ehre in Ehren zu halten wissen. War es etwa in der Champagne, wo der Herzog das Recht erworben hat, der französischen Fahne so schnöde zu begegnen?“

Wieder das gemeine Vorrücken längst gut gemachter Unfälle einem überwundenen, fliehenden Feinde! Wenn Bonaparte bei Auerstädt als französischer Feldherr gesiegt hat, so benutzt er den Sieg in dem Bülletin, nach der Weise einer gewissen Klasse seiner eigentlichen Landsleute, deren Glieder, wenn sie jemand niedergeschossen haben, hinzulaufen, um auch ihr Stilet dem Todten in die Brust zu stoſsen u. s. w.

Diese „Supplementblätter zum Freimüthigen“ dauerten bis zu dem Tage fort, an welchem die Nachricht von dem Waffenstillstande bei Tilsit zu Riga eintraf. Daſs sie nach dem Frieden nicht fortgesetzt werden konnten, verstand sich von selbst, und eben so sehr, daſs der Herausgeber derselben nicht nach Deutschland zurückkehren durfte, so lange Bonaparte dort allmächtig war. Ich trieb die Vorsicht so weit, daſs ich selbst alle Verbindungen, die ich in Deutschland hatte, um niemand Verlegenheiten zuzuziehn, abbrach.

Von jetzt an widmete ich meine schriftstellerische Thätigkeit meinem eigentlichen Vaterlande. Unter dem Titel: „Der Zuschauer," gab ich für dasselbe eine räsonnirende politische Zeitung heraus, die bald ihren zehnten Jahrgang anfangen wird, und während des Krieges 1812 bis 1814 ihre patriotische Pflicht sehr eifrig erfüllt hat [5]. Ich fügte eine „Zeitung für

---

[5] Siehe „Aufsätze während des Krieges geschrieben, von G. Merkel. Drei Hefte. Bei Meinshausen." Keine der drei deutschen Literatur-Zeitungen hat eine Anzeige davon gemacht. Warum nicht? Diese Aufsätze sind selbst für die Geschichte des Krieges viel wichtiger, als zwei Drittheile der Flugschriften, mit denen sie so viel Bogen füllen.

Literatur und Kunst“ hinzu, die durch den Krieg unterbrochen wurde, mir aber, drittehalb Jahr nach ihrer Unterbrechung, eine ehrenvolle Aufforderung, sie fortzusetzen, von dem Ministerium der Aufklärung erwarb. Leider erlaubten mir die Umstände nicht, dieser Aufforderung zu gehorchen.

Mit Hinsicht auf Deutschland schrieb ich während der jüngst verflossenen neun Jahre, auſser diesen Skizzen, nur zwei kleine Flugschriften. Als nämlich 1809 selbst Schriftsteller von groſsem Ruf Lobredner der Universalmonarchie wurden, lieſs ich mein „Sendschreiben an Heeren“ drucken, worin ich freilich die Frage untersuchte: „Ist das Fortschreiten der Menschheit ein Wahn?“ deren versteckter Zweck aber die Erörterung der wahren Entstehung und Natur der Universalmonarchie war. — Wiederum, während des beklemmenden Waffenstillstandes in Schlesien, schrieb ich anonym: „Lage und Aussichten Europa's im August 1813“ (Riga, bei Deubner und Treug). Diese Schrift ist in der Hallischen Literatur-Zeitung (1814. Nr. 168.) mit warmen Loberhebungen angezeigt worden, aber zugleich mit der sonderbaren Betheurung des Recensenten, daſs er den Verfasser nicht kenne. Hätte er ihn gekannt? Dann wäre auch wohl diese Schrift gar nicht, oder wegwerfend angezeigt worden? —

Glückliche, die mit höherer Kraft gerüstet, von günstigern Umständen unterstützt, von einer groſsen, wichtigen Laufbahn auf die meinige herabsehn, werden mir wenigstens die Anerkennung nicht versagen, daſs mir beifallswerthe Zwecke vorschwebten, und daſs ich ihnen ernst und redlich nachstrebte. Die Leute aber, die es noch immer nicht vergessen können, daſs ich einst ihre Bücher schlecht fand, ersuche ich, mir zu glauben, daſs ich gar nicht stolz darauf bin, so viel Zeit und Mühe an die Prüfung solcher Dinge verschwendet zu haben. Die öffentliche Kritik hat indeſs wirklich nur einen kleinen Theil meiner jetzt zwanzigjährigen schriftstellerischen Thätigkeit ausgemacht.

Gen. y. Sir

Ueber
Deutſchland,
wie ich es nach einer zehnjährigen Entfernung wieder fand.

Von Dr. G. Merkel.

Wahrheit! Wahrheit! Alles Uebel kommt
vom Irrthum!

Erſter Band.

Riga.
In Kommiſſion bei Brede in Offenbach
1818.

Inhalts-Verzeichniß.

Erſtes Buch.

Seite.
Einleitung 3
Erſter Brief. Krieger-Geiſt im Preußiſchen Volk 1816 10
Zweiter Br. Vergleichung deſſelben mit dem im Jahr 1806 20
Dritter Br. Geiſt und Stellung des Heeres 29
Vierter Br. Preußens Handel und Reichthum 45
Fünfter Br. Die Univerſität zu Berlin ... 56
Sechster Br. Geſchichte des jungen Witte .. 72
Siebenter Br. Die Schädellehre und die Mnemonik 1806. — Der Prophet A. Müller und der diplomatiſche Plutarch 1816 .. 83
Achter Br. Der Myſticismus 91
Neunter Br. Das Berliner Theater 101
Zehnter Br. Preßfreiheit 122
Eilfter Br. Fortſetzung 138
Zwölfter Br. Die Juden 144
Dreizehnter Br. Fortſetzung 152

Seite.
Vierzehnter Brief. Einige ausgezeichnete Köpfe Berlins 164
Fünfzehnter Br. Jahn und die Turnkunſt 184
Sechszehnter Br. Die Zeitſchriftſtellerei . 198
Siebenzehnter Br. Die projektirte Staatszeitung 205

Zweites Buch.

Erſter Brief. Abreiſe aus Berlin 217
Zweiter Br. Aus Kaſſel 227
Dritter Br. Zur Schilderung Kaſſels 236
Vierter Br. Die Wilhelms-Höhe 242
Fünfter Br. Einige Merkwürdigkeiten Kaſſels 248
Sechſter Br. Aus Frankfurt a. M. 256
Siebenter Br. Freunde in Frankfurt a. M. 261
Achter Br. Dannekers Ariadne 269
Neunter Br. Reiſe nach Schwetzingen und Rückreiſe über Mainz 275
Zehnter Br. Reiſe nach Leipzig über Weimar 289
Eilfter Br. Aus Weimar 300
Zwölfter Br. Ankunft zu Leipzig 315
Dreizehnter Br. Eben daher 329
Vierzehnter Br. Reiſe durch Brandenburg 334
Fünfzehnter Br. Reiſe durch Mecklenburg 340
Sechszehnter Br. Ueber Lübeck 354
Siebenzehnter Br. Eben daher 362
Achtzehnter Br. Rückblick auf meine Reiſe 369

Erſter Band.

Einleitung.

Zehn Jahre, vielleicht die kräftigſten und thätigſten ſeines Lebens, hatte der Verfaſſer in Nord-Deutſchland zugebracht. Er hatte es ſehr liebgewonnen, es als ſein zweites Vaterland betrachten gelernt, als 1806 das lange drohende Unheil über daſſelbe ausbrach. Der patriotiſche Eifer ſelbſt, mit dem er für Preußen und zur Begeiſterung des Volkes geſchrieben, machte es für ihn zur Thorheit, den Einmarſch der Franzoſen in Berlin erwarten zu wollen. Er entfernte ſich — ehrenvoller, glaubt er, als hundert andere Schriftſteller blieben — und ſetzte ſeine Bemühungen auch auf der Flucht und im Auslande fort. Eine Monarchin, deren Andenken ihrem Volke ewig theuer ſeyn wird, ließ ihm, „als der letzten muthigen Stimme Deutſchlands“, danken. Ein Monarch, der herbe Schickſale damals männlich zu tragen, und als die Stunde gekommen, das Mißgeſchick heldenmüthig nieder zu kämpfen wußte, gab ihm perſönlich einen huldreichen Beweis, daß er ſein Streben mit Erkenntlichkeit bemerkt. Ein großer, damals unglücklicher Staatsmann, ſchüttelte ihm mit einem Lobſpruch die Hand. Er hat das immer für ſehr ausgezeichnete Belohnungen angeſehn, und nie nach andern geſtrebt, ob er ihrer gleich hier nur deshalb erwähnt, weil ſie gewiſſermaßen Fingerzeige zur Beurtheilung dieſes Werkes ſind. —

Zehn folgende Jahre brachte er in ſeinem wahren Vaterlande zu. Die lebhafte Theilnahme für die Schickſale Deutſchlands, erloſch deshalb nicht in ſeiner Seele; und als es ſeine trüben Zeiten überſtanden, als es ſo glorreich ſeine Feſſeln zerſprengt hatte und Tauſende von Stimmen ſeine neue Herrlichkeit prieſen, die zurückgekehrte Größe, die erhebenden Ausſichten: — da widerſtand er dem Wunſche nicht länger, mit eigenen Augen das Erhabene und Schöne zu erblicken, das man verkündete. Er ging nach Deutſchland, ſtellte ſich auf denſelben Standpunkt hin, von dem aus er es vormals angeſehen, und knüpfte dieſelbe Thätigkeit, faſt alle dieſelben Verbindungen an, die er ehemals gehabt. Neun Monat verbrachte er ſo; dann aber, als der Zeitpunkt herannahete, den er zu ſeiner Heimkehr beſtimmt, wandte er die noch übrige Friſt an, einen großen Theil von Deutſchland zu durchreiſen, flüchtig zwar, aber nach einem Plane, der ihn mit vielen Klaſſen der Einwohner in Berührung bringen mußte

Die Ausbeute ſeiner Reiſe und ſeines Studiums, legt er dem Publikum in dieſem Buche vor. Der Natur des Inhaltes nach, zerfällt es in zwei Theile. Der erſte wird vorzüglich die Begegniſſe des Verfaſſers in Deutſchland erzählen, einzelne Gegenſtände und Perſonen ſchildern und vergleichen; der zweite ſich mit dem politiſchen Augenblick in Deutſchland, und der Zukunft der die deutſche Nation entgegen geht, beſchäftigen, alſo eigentlich die Reſultate deſſen, was der erſte erzählt, — und mancher andern Beobachtungen, die der Verfaſſer gut fand, hier nicht ausdrücklich aufzuſtellen.

Man hat ihm früher vorgeworfen, ſeine Schilderungen pflegten wehe zu thun, »er lobe ſogar wie die P[illegible]en lecken, ſcharf.“ Dieſe Urtheile kränkten ihn, bis er den wahren Grund derſelben zu errathen glaubte. Er fand ihn in der Unbefangenheit ſelbſt, mit welcher er beobachtete, und in dem Beſtreben, recht treu wieder zu ſagen, was er ſah. Perſonen die er „um ihrer ſchönen Augen willen“ geliebt und geprieſen, fanden oft mit Befremden oder gar Erbitterung, daß ſeine Vorliebe für ſie, ihn nicht gehindert hatte, es zu bemerken, wenn etwa unter jenen Augen eine ſchiefe Naſe ſtand. Er hätte dieſen Zug freilich übergehen können: wäre das Bildniß dann aber noch wahr geweſen? —

Auch in dieſem Buche wird bisweilen von ſchiefen Naſen unter ſchönen Augen, vielleicht auch von krummen Fingern an zierlichen Händen, die Rede ſeyn. Er bittet aber die ſämmtlichen Leſer, wenn Sie etwas finden, was Ihnen unangenehm iſt, ihn nicht ſofort böſen Willens zu beſchuldigen, ſondern vorher zu unterſuchen, ob er vielleicht eine Wahrheit ſagte, die nur durch ihre Vollſtändigkeit herbe iſt; — und wenn er irrte, um Ihrer Selbſtwillen ihn nicht zu ſchmähen, ſondern zu widerlegen.

Uebrigens erwarte man hier nichts von mühſam erſtrebter Gründlichkeit. Der Verfaſſer iſt nicht jung genug dazu. Auch keinen künſtlich emporflatternden Pathos: er überläßt ihn den Greiſen ſeines ſonderbaren Zeitalters. So ſcharf er konnte, aber ſchnell, ſah er um ſich her. So treffend er's vermag, aber nur leicht hingeworfen, wird er ſagen, was er erblickte. Was nicht aus der Feder fließen will, bleibe zurück. Werke über die Gegenwart zu ſchreiben, kann erſt der Zukunft gelingen.

— Zum Schluß ein Geſchichtchen, das die Leſer einſchalten mögen, wo es Ihnen beliebt.

Ein junges Mädchen weigerte ſich hartnäckig, einem Graubart ihre Hand zu verſprechen. Ich weiß, woher das kommt, ſagte der Freiwerber. Sie haben ihn geſtern Morgen im erſten Negligé geſehen; aber wie glattwangig und jugendlich hübſch war er dafür in der Aſſemblee! „Schon gut," erwiederte das Trotzköpfchen; »aber das unraſirte Geſicht war doch ſein wahres.» Hatte die Kleine nicht Recht?

Erſtes Buch.

Briefe aus Berlin.

Erſter Brief.

Nur das lebt in der Seele des Menſchen, was er ſelbſt geſehen; und nur an das Lebende knüpft ſich in ihr das Lebende an. Dieſe Erfahrung machte ich bei meiner Rückkehr nach Preußen und Deutſchland. Ich hatte die Schickſale beider während meiner Entfernung nicht um einen Poſttag aus den Augen gelaſſen: gleichwohl erinnerte mich was ich jetzt wirklich ſah, zunächſt nicht an das, was ſeither geſchehen, ſondern an das, was ich zuletzt in denſelben erlebt hatte. Daher erſchien mir Vieles in einem andern Lichte, als es diejenigen ſehn, die, in die Kataſtrophen des verfloſſenen Jahrzehends thätig verwickelt, wohl ſelbſt von ihnen umgewandelt, die helle Erinnerung der frühern Zeit verloren haben.

Erlauben Sie, verehrter Freund, daß ich meinen Anſichten dieſe wohl nicht werthloſe Eigenthümlichkeit erhalte, und Ihnen erzähle, wie ich ſah: mit Rückblicken. —

Die erſte Erinnerung, die in mir erwachte, waren die Aeußerungen, mit welchen mich im Dezember 1806 ein Paar Bekannte aus dem damals ſo unglücklichen Staate entlaſſen hatten. Noch in den Wagen hinein, hatten ſie mir Worte tiefen Grollens gegen das Militär zugerufen, dem alle Bürgerklaſſen das Unglück der Monarchie zuſchrieben; — und noch tieferer Hoffnungsloſigkeit. Das neueſte Edikt hatte zwar endlich — endlich das Volk zur Theilnahme an den Krieg aufgerufen, aber nur damit ſeine Jünglinge dem Militär einverleibt würden, und nur mit dem Verſprechen, daß Bürgerliche während des Krieges Offiziere werden könnten. Nach den Beſtimmungen dieſes Edikts, war der Krieg durchgeführt worden, und hatte mit dem Verluſt des halben Staates geendigt.

Jetzt hatte ein mit ganz entgegengeſetzten Maßregeln und Grundſätzen geführter Krieg, — ein Krieg, an welchem das Volk als ſolches, Theil genommen, und die Ehrenbahn dem Verdienſt ohne Unterſchied der Geburt geöffnet worden, die Monarchie und ihren Ruhm auf die alte Höhe erhoben. „Welche Aeußerungen werden mich empfangen?“ dachte ich geſpannt, als ich mich zeit, im Mai 1816 von der fremden Seite her jener Grenzſtadt wieder näherte.

Kaum war ich abgeſtiegen, als ich auf einen alten Bekannten traf, und kaum hatten wir einige Minuten geſprochen, als er ſchon auf die glorreichen Thaten der Preußen im letzten Kriege kam, auf den Heldenmuth, welchen die Landwehr, alſo das Volk ſelbſt, in demſelben gezeigt; auf ſeine beiden Söhne, die mitgefochten hatten, auch in Paris geweſen waren. Ich ſprach noch einen, den dritten, den vierten Familienvater: bei jedem fand ich mehr oder weniger, dieſelbe Stimmung. Ich redete mit mehreren Jünglingen; ſie waren gebildeter und beſcheidener, als mir die Jünglinge hier vor zehn Jahren ſchienen, eine Frucht früher gemachter Erfahrungen; — alle aber athmeten muthiges Bewußtſeyn der bewieſenen Kraft und freudige Entſchloſſenheit zu neuen Opfern fürs Vaterland. Bei meinem Weiterreiſen fand ich es in andern Städten, und ſelbſt in den Dörfern eben ſo; nur in der Nähe der Reſidenz ſchien, zu meiner Ueberraſchung, dieſe höhere Stimmung zu ſinken. In Berlin ſelbſt war ſie wieder lebendiger, aber während meines dreivierteljährigen Aufenthalts daſelbſt, ſchien ſie mir ſichtlich abzunehmen. —

Der Urſachen davon gab es mancherlei. Ich mag ſie hier nicht alle anführen; aber ſie werden aus dem hervorgehn, was ich Ihnen über andere Gegenſtände zu ſagen habe. Eine derſelben, wenn gleich bei weitem nicht die wichtigſte, war eine Maßregel, die man getroffen hatte, um gerade das Gegentheil zu wirken. Man hatte nämlich auch allen Nichtſoldaten, welche den Feldzug mitgemacht, Medaillen ausgetheilt. Anfangs wirkte das unter den Männern und Jünglingen der untern Klaſſen beſonders, ein fröhliches Selbſtgefühl: aber als ſie nun bemerkten, wie ſehr groß ihre Zahl ſey, als man Leute in ſehr untergeordneter Verhältniſſen, — (zwei Bediente, die ich nach einander annahm und der Barbierburſche, der mich raſirte, hatten Medaillen,) — auch wohl ſolche, die wegen ihres Benehmens keine Anſprüche auf perſönliche Schätzung hatten, dieſe Zeugniſſe des Kampfes fürs Vaterland tragen ſah, da hörte man bald auf, hohen Werth darauf zu legen. Da es nun vollends immer ſichtlicher wurde, daß viele der Bezeichneten nicht bloß zu ihrem vorigen Geſchäft, ſondern auch in ihre vorige Noth zurückgekehrt waren, ſo mußten gerade jene Medaillen endlich die Anſtrengungen ſelbſt, die durch ſie belohnt wurden, herabſetzen. Die Aeußerungen, die ich darüber hörte, erfüllten mich oft mit trüben Betrachtungen.

Sie beſtärkten mich in der Anſicht, daß perſönliche Auszeichnungen gerade die Art von Münze ſind, mit welcher die Staaten am ſtrengſten wirthſchaften ſollten. *)

Eine zweite Urſache jener Abkühlung war die Beſchwerlichkeit, daß auch Nichtmilitärs im Frieden und ohne gegenwärtige Noth des Staates, ſich von ihren Lebensgeſchäften losreiſſen müſſen, um ſich zum Kriege zu bereiten. Jeder geſunde Jüngling müſſe mit Waffen

---

*) Jeder Orden und jeder Titel ſind ein Wechſel auf die öffentliche Meinung, zahlbar in Hochachtung, aber ſeine Zahlung kann nicht erzwungen werden, als durch wahres Verdienſt. Sollte es vielleicht, was ich nicht behaupten will, irgendwo in Deutſchland geſchehen ſeyn, daß Handlungen oder Schriften, welche das Volksthum läſterlich oder verächtlich ſind, mit ſtrahlenden Auszeichnungen belohnt wurden, ſo irren die Verleiher ſehr, wenn ſie glauben den Empfänger dadurch geehrt zu haben. Sie haben nur ihre Ehrenzeichen herabgeſetzt, — einen Wechſel ausgeſtellt, der täglich proteſtirt wird, ſo lang er läuft.

verſehn, im Gebrauch der Waffen geübt ſeyn, das läugnete Niemand; aber daß jeder drei ſeiner wichtigſten Bildungsjahre dem wirklichen Militärdienſt hinopfern ſolle, die Nothwendigkeit davon leuchtete Wenigen ein. Wohlhabende die ſich ſelbſt ausrüſten, können mit *einem* Jahre loskommen: das ſchärft den Mißmuth, ſtatt ihn zu lindern. »Ein Jahr reicht alſo hin," ſagt man, »um die nöthige Fertigkeit zu erlangen: warum ſoll nun gerade der Dürftige, dem es am wichtigſten iſt, Geſchicklichkeit für ſein eigentliches Gewerbe zu erlangen, drei Jahre opfern?"

Von den Bemühungen der Berliniſchen Stadtverordneten, der Reſidenz ihre alte Kantonfreiheit zu erhalten, haben die Zeitungen häufig geſprochen. Sie führten als Rechtsgründe dafür an, daß dieſe Kantonfreiheit der Söhne, zu den Vorzügen gehörte, für welche die Väter bei Erlangung des Bürgerrechts in Berlin, sehr viel mehr bezahlt hätten, als dasselbe Recht in den andern, nicht kantonfreien Städten der Monarchie koste. (Erinnere ich mich recht, so mußte jeder Bürger einer kleinen Stadt, der sich in Berlin niederlassen wollte, dem Staat einen Nachschuß von 200 Thalern erlegen.) Auch das hörte ich anführen, die Stadt habe für die Kantonfreiheit ihre Mühlen der Regierung abgetreten, die sie, bei Aufhebung jener Freiheit, doch wohl zurück erhalten müsse.

Da die Bemühungen der Stadtverordneten vergeblich waren, wählten sie — wie es bei drückenden Gesetzen zu geschehen pflegt — einen Ausweg, der neben dem Zweck jener Verordnung geradezu vorüber führt, indeß er erreicht zu werden scheint. Sie schaffen für Geld Stellvertreter der aufgerufenen Jünglinge an. Die Zahl der Aufgeforderten wird dadurch freilich erfüllt, aber die eigentliche, höhere Staatsabſicht, daß jeder eingeborne geſunde Jüngling ohne Ausnahme, den Militärdienſt erlernen ſoll, wird vereitelt.

Zweiter Brief.

Unſtreitig, geehrter Freund, muß es ein ſehr erhebendes Schauſpiel geweſen ſeyn, die ganze männliche Jugend eines tapfern, aber lange unglücklichen Volkes zu den Waffen fliegen, die Väter jeden ihnen nur irgend entbehrlichen Theil ihrer Habe, zur Ausrüſtung der Jugend und zur Unterſtützung des Staates opfern, die Frauen und die Mädchen, faſt ohne Unterſchied des Standes, aus der Pflege, beſonders der verwundeten Krieger, ſich ein Geſchäft machen zu ſehn. Augenzeugen haben mir Züge davon erzählt, die wohl Niemand ohne freudige Rührung anhören könnte. Wenn aber die Schriftſteller davon als von einem Erwachen der deutſchen Nation ſprechen, ſo iſt das eine eigentlich gefährliche Prahlerei, die wohl ſchon manche nachtheilige Trugſchlüſſe und Fehlgriffe veranlaßt haben mag. Jene hohe Begeiſterung herrſchte eigentlich nur in den von Napoleon ſo ſchmählich bedrückten Preußiſchen Staaten, in einem Paar kleinen daran grenzenden Ländern und den Hanſeſtädten, die durch das Kontinentalſyſtem den Seehandel, und mit ihm die Quelle ihres Wohlſtandes eingebüßt hatten. In dem übrigen Norddeutſchland, wo man ſich nicht ſowohl ſelbſt befreite, als durch die Leipziger Schlacht befreit wurde, war die Stimmung bei weitem nicht ſo enthuſiaſtiſch und man machte großentheils nur mit, was einmal überlaut geprieſene Mode war, und das Vergnügen der Rache gegen einen ſchon zu Boden geſtürzten Fremden gewährte, der den Herrn geſpielt. Im ſüdlichen Deutſchland vollends, wo man theils Napoleon nie zum Feinde gehabt, theils ihn als einen Verwandten des regierenden Hauſes hatte anſehen lernen, griffen die Völker zu den Waffen und fochten die Heere tapfer wider ihn, nur weil es die Politik ihrer Fürſten für gut fand: ſie hatten es früher eben ſo gut für ihn gethan. Ueberhaupt ſcheint dort die kriegeriſche Erhöhung des Volksgeiſtes, die in Norddeutſchland das Militär und das Volk jetzt in ſo nahe Verbindung gebracht, gar nicht eingetreten zu ſeyn. Wie wär' es ſonſt möglich, ſo oft von Mißhandlungen zu leſen, welche ſich Einzelne des erſtern gegen Perſonen aus dem letztern erlauben? — Am linken Rheinufer endlich, wo man ſich meiſtentheils bei der Verbindung mit Frankreich beſſer befinden mochte, als bei der jetzigen Trennung von ihm, ſah ich beim Volk faſt keine Spur von dem angeblich ſo hoch flammenden deutſchen Nationalgefühl, über das manche Schriftſteller ſo laut jubeln. Mir ſchien es vielmehr, als betrachte man ſich jetzt erſt, als durch Eroberung unterworfen. Ich wünſche, falſch geſehen zu haben. —

Im Allgemeinen iſt das Zeugniß der deklamirenden Zeitſchriftſteller in Deutſchland, nie unzuläßiger geweſen, und weniger vom Volk beachtet worden, als gerade jetzt. So behaupten ſie z. B. nicht ſelten, ſie ſeyen es geweſen, die jenen geprieſenen Enthuſiasmus des Volks geſchaffen hätten. Dazu hätte es ihre Schriften leſen müſſen; das geſchah aber ſo wenig, daß, wie mir ein glaubwürdiger Mann erzählte, von mehr als hundert Jünglingen, die aus Herrn Arndts Vaterſtadt im Jahr 1813 ſich freiwillig ſtellten, ſehr wenige es nur wußten, daß ihr Landsmann etwas gegen die Franzoſen geſchrieben habe. Komiſche Züge von jenen Deklamatoren haben mir dagegen ſehr viele einſtimmig angeführt. So weiß es noch jetzt halb Berlin, daß einer von ihnen, nachdem er am Morgen ein Blatt austheilen laſſen, worin er Jedermann zur Aufopferung alles nur irgend Entbehrlichen aufforderte, am Mittage einen kleinen Beitrag zur Ausrüſtung der Freiwilligen den Einſammlern unter dem Vorwande abſchlug: »Er ſey ein Ausländer.“ So hat man mir wiederholt mit herzlichem Lachen erzählt, ein anderer habe ein Paar Dutzend höchſt mittelmäßiger Kriegslieder drucken laſſen, und in der Vorrede erklärt, den Ertrag widme er dazu, *die Landwehr mit Kanonen* zu verſehn. Die nicht verkaufte Auflage ſoll nicht einmal zu Patronen abgeliefert worden ſeyn.

Nein! Der feurige Heldengeiſt, den das Preußiſche Volk im Jahr 1813 zeigte, und der ihm ſo unvergängliche Ehre macht, iſt ihm weder eingeſungen noch eindeklamirt worden. Er lag im Charakter des Volkes, und wurde nur durch das allgemeine Gefühl unverdienter Schmach und Noth zum Ausbruch gebracht. Er flammte ſchon im Jahr 1806 empor, und hätte wahrlich ſchon damals große Thaten bewirkt, wenn nicht von der einen Seite ſo viel Reiche und Alte, theils aus Vorliebe für die Franzoſen, theils aus Furcht, große Opfer bringen zu müſſen, entgegen gearbeitet hätten; *) von der andern Seite die Regierung der thätigen Theilnahme des Volkes am Kriege, ſehr abgeneigt geweſen wäre. Es iſt bekannt, welche Er-

---

*) Sie wiſſen, mein Freund, ich ſelbſt war damals einer von denen, die am eifrigſten zu kriegeriſchem Patriotismus aufriefen. Eines Tages erhielt ich aber einen anonymen Brief mit folgenden Zeilen.

Magna petis, Phaëthon!

„Meiſter, kannſt du friſches Leben
„Dieſer Leiche wiedergeben,
„Iſt das Grab Dir unterthan?
„Giebt gehorſam Dir dies Meer

bietungen ihr unter andern aus der Grafſchaft Mark und aus Berlin ſelbſt zur allgemeinen Bewaffnung gemacht wurden. — Im Jahr 1813 waren die erſtern durch die Franzoſen ſelbſt von ihrer fehlerhaften Vorliebe, und von ihrer Furcht gründlich geheilt worden; und die Regierung griff jetzt nach der Volksbewaffnung, als dem letzten Rettungsmittel.

Daß ſie es im Jahr 1806 nicht that — die Wahrheit zu ſagen, lieber Freund! es

---

„Seine Ströme wieder her?
„Wohl, ich bete gläubig an! —
„Auf denn, großer Menſchenſohn,
„Auf! — belebe deine Nation!“ —

Dies Todeszeugniß eines Deutſchen über ſein eignes Volk, ſchien mir ſo ſchauderhaft merkwürdig, daß ich es noch jetzt aufbewahre. Sie hatten übrigens Recht, dieſe Weiſlinge. Es war Leichengeruch im Staate, aber die Todten waren ſie ſelbſt. Das Volk lebte feurig und kraftvoll.

hat mich damals ſo gut als tauſend andere, tief gekränkt: aber jetzt ſehe ich ein, daß ſie ſehr weiſe handelte. Die Fremdheit, ja die Erbitterung, die damals zwiſchen dem Heere und dem Volk vorwaltete, war zu groß, als daß ſie es lange über ſich vermocht hätten, einander aufrichtig die Hand zu bieten. Die Bewaffnung des Volks war zu wenig vorbereitet. Preußen ſtand damals, troz ſeinen ſcheinbaren Allianzen, in Deutſchland ganz allein, und ſeine deutſchen Länder — auf Südpreußen durfte nicht gerechnet werden, — bildeten eine allzu ſchmale, in allerlei Verrenkungen gedehnte Linie, als daß ſie zum Volkskriege getaugt hätten. Ein ſolcher fordert einen nach allen Seiten hin zuſammenhängend ausgedehnten Spielraum, damit die Volkshaufen nach einem Unfall ſich wieder ſammeln, ſich durch den kleinen Krieg einüben, einen großen Unfall durch viele kleine Vortheile aufwägen können. Wie die Monarchie damals geſtaltet war, hätte man nach jeder verlornen Schlacht geradezu bis an die entgegengeſetzte Grenze fliehen müſſen, wo die alliirten Nachbarn gehandelt hätten, wie Heſſen noch vor, und Sachſen gleich nach der Schlacht bei Jena gethan haben. Ein glücklicher Volkskrieg hätte nicht Raum gehabt zu reifen; ein unglücklicher die halbe Bevölkerung ins Grab geſtürzt. — Ob Preußen jetzt beſſer dazu geformt iſt? — beruhe auf ſich.

Dritter Brief.

Sie haben Recht, Geehrter! Von der Beſtimmung der Größe der ſtehenden Kriegsmacht zu jener des Staates ſelbſt, mehr noch ihres moraliſch-politiſchen Verhältniſſes zu dem Volke, wird eigentlich das künftige Schickſal Deutſchlands, vielleicht des ganzen weſtlichen Europa's abhängen. »Soll das ſtehende Heer ein iſolirtes Herrſcherwerkzeug der Regierung ſeyn, oder nur der für den Augenblick unter den Waffen verſammlete Theil der Nation?" Die Entſcheidung dieſer Frage wird Alles entſcheiden.

Für die erſte Beſtimmung, zur Unterwerfung der großen Vaſallen, wurden die ſtehenden Heere in Frankreich geſtiftet, und zwar urſprünglich aus lauter Fremden oder Heimathloſen. Als man ſie gegen das Ausland zu wenden anfing, und der Wetteifer anderer Staaten darin ihre ſchnelle Vergrößerung nothwendig machte, forderte man den Völkern, auſſer den Mitteln das Heer zu erhalten, auch die Beſtandtheile deſſelben ab. Nun war es zwar aus Eingebornen zuſammengeſetzt, aber die Gewöhnung an ſtrengen, blinden Gehorſam gegen die nur aus der privilegirten Klaſſe genommenen, alſo vom Volk geſonderten Offiziere, die ermüdenden, faſt ununterbrochenen Waffenübungen, endlich die Vorrechte, die man dem Militär gegen das Volk einräumte, machten jene Eingeborne bald zu Fremden in dem Lande, dem ſie angehörten, und die Armee blieb zu ihrer urſprünglichen Beſtimmung tauglich. Seitdem aber die Ueberſpannung der Staatskräfte und das Unvermögen mit den, eben durch jene Ueberſpannung, zerrütteten Heeren, den Feinden zu widerſtehn, wiederum zuerſt in Frankreich, endlich aber faſt in allen Ländern die Herrſcher zwang, die Völker ſelbſt unter die Waffen zu rufen, dieſe alſo wieder wehrhaft ſind, ſeitdem, glaub' ich, iſt es ein allzu gefährliches Experiment geworden, das Alte zurückführen zu wollen; ja, ich halte es geradezu für unmöglich. Selbſt wenn die Fürſten im Frieden die geheime Verabredung träfen, ſich nicht mehr des Volkes im Kriege bedienen zu wollen: im nächſten Kriege würde der unglückliche Theil doch dazu greifen; — oder das Volk würde von ſelbſt ſich auf dem Kampfplatze einfinden. Jene lächerliche Barbarei aber, jeden Bürger, der ſeine Familie, ſeine Ehre und ſeine Habe ſelbſt vertheidigt, wie einen Räuber zu behandeln, weil er keine Montur trägt, kann nicht wieder herrſchend werden. Sie widerſpricht zu ſehr der Vernunft. —

Das preußiſche Heer hat eine völlige Umwandlung gewonnen. Nur zu gegründet waren ehemals die Klagen über den Hochmuth, mit dem viele Offiziere den Bürger behandelten; über ihre Bildungsloſigkeit, welche die meiſten nur in Spiel und Ausſchweifungen Vergnügen finden ließ; über die barbariſche Härte endlich, mit der ſie die Soldaten behandelten. Jetzt, da ſo viele Bürgerliche unter ihnen ſind, die nur durch Auszeichnung an Kenntniſſen und Sitten ihr Glück zu machen vermögen, und da die jungen Leute aller Klaſſen, ehe ſie Offiziere werden, ein Examen überſtehen müſſen, jetzt ſind auch die meiſten der jungen adlichen Offiziere in ihrem Benehmen fein und artig, und bemühen ſich eifrig um wiſſenſchaftliche Bildung. Da ihre Willkühr in Behandlung ihrer Untergebenen beſchränkt iſt, ſind ſie mit ihnen oft auf einen vertraulichen Ton geſtimmt. Der Abſtand z. B. zwiſchen einem

Lieutenant und einem Feldwebel, der ſonſt ſtrenger bezeichnet zu werden pflegte, als zwiſchen einem Feldmarſchall und einem Lieutenant, iſt jetzt im Geſpräche ſo wenig bemerkbar, daß man ſie für Gleiche halten ſollte. Selbſt der Gemeine wird mit freundlicher Achtung behandelt. Aber der gemeine Soldat iſt jetzt auch ein ganz anderer Mann als ſonſt.

Sehr ärmlich gekleidet, kümmerlich genährt, mit ſchimpflicher Härte behandelt, beſaß ſonſt der größte Theil der preußiſchen Soldaten höchſt ſelten einige Ehr- oder Vaterlandsliebe; auch waren ja eine große Menge Fremder unter ihnen. Der Held der feinſten und gröbſten Gaunergeſchichten, welche man in Berlin erzählte, war immer ein Soldat; und gewöhnlich folgte dann eine Entſchuldigung, ſolche arme Leute wollten doch auch eine Freude haben. Kein Wunder, daß der Bürger ſie mit Mißtrauen und Verachtung betrachtete. Wie die äußere Lage des Soldaten jetzt geändert iſt, zeigt ſchon der einzige nicht kleine Umſtand, daß zu ſeiner Kleidung, die ſonſt mit fünf Ellen Tuch beſorgt war, vierzehn erforderlich ſind. Der Sold der ganzen Armee iſt erhöht. Kein Soldat, der nicht ein Verbrechen begangen hat, darf mit Schlägen belegt werden; und zwei Jahr guter Aufführung ſetzen auch einen ſolchen wieder in die erſte, geehrtere Klaſſe. Jedem Soldaten, wenn er nur die nöthigen Kenntniſſe beſitzt, iſt das Avancement zum Offizier offen, u. ſ. w. Jetzt haben die meiſten preußiſchen Soldaten Ehrgefühl und ſelbſt edlen Stolz. Beiſpiele von Vergehen, auch nur von Völlerei, ſind unter ihnen ſehr ſelten. Sie werden vom Volke geachtet, und von den Handwerkern, bei denen ſie in Quartier ſtehn, nicht ſelten in ihren häusli chen Zirkel geſellſchaftlich aufgenommen. Ihren Vorgängern dagegen galt es für ein gemachtes Glück, wenn ſie einen Wirth erhielten, der viel Wirthſchaftsarbeiten hatte, und ſie von ihnen verrichten ließ.

Es iſt nicht zu zweifeln, daß dieſe glückliche Veränderungen fortdauern, und ſich immer mehr ausbilden werden, da jeder Hausvater, weß Standes er ſey, die Ausſicht hat, ſeinen eignen Sohn eine beſtimmte Zeit ſeines Lebens als Soldat zubringen zu ſehn; jeder Jüngling die Gewißheit es zu werden, oder die Erinnerung es geweſen zu ſeyn. Aber dieſe wohlthätige Erſcheinung hat doch auch ihre Schattenſeite. Der verbeſſerte Zuſtand der Armee koſtet Summen, die für den eigentlich armen Staat ungeheuer ſind *) und

---

*) Eine wahrſcheinlich übertriebene Berechnung, die Ende 1816 zu Berlin umlief, behauptete.

da dieſer noch immer faſt aus lauter Grenzprovinzen beſteht, iſt er ſchwerlich vermögend, ſein ſtehendes Heer beträchtlich zu verringern. Ferner: ſchon im Anfange 1817 hörte man laute Klagen darüber, das Avancement der Bürgerlichen würde von neuem beſchränkt. Als Beweis führte man die Thatſache an, daß alle bürgerliche Offiziere aus den Garden entfernt und zu Provinzial-Regimentern verſetzt worden. Endlich beſchwerte man ſich, daß die adlichen Offiziere allmählig zu ihrem alten hochfahrenden Ton zurückkehrten, ſowohl gegen die Bürger als gegen die Rekruten. *)

---

von den 38 Millionen Thalern, die der Schatz jährlich einnahme, mußten 34 auf die Armee verwandt werden. Aber 28 geſtanden ſelbſt Vertheidiger des Zuſtandes ein.

*) Eine Anekdote, die zu mannigfachen Betrachtungen führen kann! – Im Frühling 1817 erlaubte ſich ein adlicher Offizier gegen die jungen

Die letzte Beſchwerde wenigſtens wird nicht lange dauern, wenn ſie das Ohr des edelmüthigen Königs erreicht. Wie er in Rückſicht des Bürgers denkt, beweiſen viele Züge. Selbſt der kleine iſt vielſagend, daß er im Carnaval 1817 auf den Geldbällen die dem Publikum gegeben wurden, immer in bürgerlicher Kleidung erſchien, und eben dies allen Offizieren befehlen ließ. Erinnern Sie

---

Bürger, die ihre militäriſche Dienſtzeit angetreten hatten, ſehr harte Aeußerungen. Bei Wiederholung des Benehmens, erhielt er einen anonymen Brief, in dem er an die Rechte der bürgerlichen Militärs, und an gewiſſe ältere Vorgänge mit Drohungen erinnert worden ſeyn ſoll. Er trug den Brief zum Oberſten. Dieſer ließ die jungen Leute zuſammen kommen, und forderte ihnen nach einander ihr Ehrenwort ab, daß ſie nicht Verfaſſer des Schreibens ſeyen. Alle gaben es. — — Man lobte das Verfahren des Oberſten. Mich hat es erſchreckt. War der Verfaſſer, wie es doch immer wahrſcheinlich bleibt, unter jenen Jünglingen, und gab er nur aus Furcht vor harter Ahndung, ſein Ehrenwort: wozu hat ihn die Aufforderung deſſelben gemacht? —.

ſich nur, um den Gehalt dieſes Benehmens zu bemerken, daß er ſouverainer Monarch eines bisher als militäriſch betrachteten Staates iſt, und zu eben der Zeit der Regent des brittiſchen Bürgerſtaates ſeinem Volke das bei demſelben unerhörte Schauſpiel gab, daß er in Militär-Uniform ins Parlament fuhr. Dergleichen ſind Zeichen der Zeit aus einer Region, in welcher ſich doch größtentheils das politiſche Wetter macht.

Ueber den Kriegsſtand im übrigen Deutſchland hab' ich Ihnen nichts zu ſagen. Mir ſcheint er, nur mit einigen, der preußiſchen Regierung nachgeahmten — Façons, ſo ziemlich überall geblieben zu ſeyn, was er war. Faſt die einzige Veränderung iſt, daß man hier und dort die zur Mode gewordenen Landwehren nachbildet, als ein Mittel die Heere leichter und mit geübten Leuten vollzählig zu halten. Vielleicht eine Urſache mehr, die es zum Problem macht, welchen Nutzen die Regierungen in einem künftigen Kriege aus ſeiner Volksbewaffnung ziehen werden? —

Einer Erſcheinung muß ich indeß noch erwähnen, die mir eine lebhafte Freude erregt hat. In zwei der noch beſtehenden freien Städte Deutſchlands ſah' ich, und von den beiden andern weiß ich es, daß der Charakter ihrer Bürger — wie ſoll ich ſagen? — Metall gewonnen hat, das ſchön und kräftig klingt, und ihr Militär ſo gut als ihre Bürgergarde, jetzt Muth und Miene und Uebung wahrer Krieger hat. Sehr oft ergriff mich bei dieſer Bemerkung der Gedanke: wär' es vor einem halben Jahrhundert ſo geweſen, da es noch neunzig freie Städte in Deutſchland gab; hätte es ein Paarmal hunderttauſend wehrhafter Republikaner gehabt. — Aber auch dieſes freudenvolle Vorzeichen wird bald wieder vom Horizonte verſchwinden. Alle jene Städte haben die erſten Zeiten ihrer wiedererlangten Freiheit mit ſchneller Sorgfalt angewandt, die Ueberreſte ihrer Feſtungswerke zu vertilgen. Ich fürchte, ihr alter Hang, durchaus nichts weiter ſeyn zu wellen, als reich, wird bald wieder erſticken, was der Gang der Begebenheiten in ihnen ſo ſchön aufleben ließ. Hat doch ſchon eine derſelben einen öffentlichen Kampf mit ihren Patricier-Geſchlechtern beſtehen müſſen, die durchaus ihre alten, theils nichtsſagenden, theils beläſtigenden Vorrechte wieder haben wollten. —

Werden denn die Adlichen in Deutſchland nie hell über ihre Lage urtheilen lernen? Wie können ſie hoffen, drückende und ſchädliche Verhältniſſe fortdauern, oder erneuern zu laſſen? — indeß die Maſſe der Germaniſchen Nationen längſt begriffen hat, ihe

Lehnsadel ſey ein abgeſtorbenes Glied am Staat, das ihn durch Vorrechte drückt, ohne ihm durch Pflichten nützlich zu ſeyn. Nicht einen Lehnsadel, einen Optimatenſtand bedürfen ſie jetzt, das heißt, eine Reihe von Männern, die um ihrer perſönlichen Verdienſte willen, perſönliche Vorrechte genießen, welche aber nicht forterben, ſondern von Jedem ſelbſt erworben werden müſſen. Gehen die Adlichen freiwillig in die Maſſe des Volkes zurück, ſo wird ihnen, ſchon um ihres Namens willen, das nächſte Jahrhundert hindurch Niemand den Vortheil rauben können, die Vorderſten in der Laufbahn zu dem neuen Ziele zu ſeyn; beharren ſie aber auf ihrer Trennung vom Volk, was dürfen ſie erwarten?

Große Schickſale, Erſchütterungen die das völlige Verſchwinden manches Volkes zur Folge haben können, ſcheinen Deutſchland bevorzuſtehn. Jeder Staat wird der ganzen Zahl ſeiner guten, talentvollen Köpfe, die denn doch im Grunde überall die wahre Nationalmacht ſind, bedürfen, um nur ſein Beſtehen zu ſichern. Erinnern Sie ſich aber wohl noch des Rechnungs-Exempels, das uns der berühmte Kraus in Königsberg, einſt vorlegte?

Er ſagte: »die Natur, die nichts von Adel oder Bürgerlichkeit weiß, bringt überall unter einer gegebenen Menſchenmaſſe ohngefähr eine gleiche Zahl von guten Köpfen hervor. Nehmen wir mit großer Liberalität an, jeder Zehnte ſey ein ſolcher, ſo haben wir unter tauſend Köpfen hundert gute. Da der Adel aber, auch wo er am häufigſten iſt, nur ein Hunderttheil der Staatsbürger ausmacht, ſo kann es unter jenem Tauſend, nur zehn Adliche, und unter dieſen nur einen guten Kopf geben. Giebt man dem Adel nun das ausſchließende Vorrecht auf die wichtigſten Stellen im Staate, ſo gehen von jedem Hundert guten Köpfen neun und neunzig für ſie verloren, denn die neun dummen Adlichen haben ſo viel Recht ſie zu erhalten, als der eine talentvolle. Laſſen Sie aber Zeiten eintreten, wo dringende Noth des Staates die Rückſichten aufhören macht, wo um ſeines Beſtehens willen, das Volk darnach ringen muß, jene Stellen nach Talenten, nicht nach der Geburt verleihen zu ſehn, ſo ſtehn in dieſem Kampf neun und neunzig gute Köpfe aus dem Volk gegen einen ſolchen aus dem Adel; und 891 Beſchränkte aus dem erſtern, gegen neun ſolche aus dem letztern. Siegt die Mehrzahl ſchnell, ſo iſt der Adel gewiß, ſiegt ſie langſam, der Staat höchſt wahrſcheinlich verloren."

Das klingt wie ein willkührliches Spiel der aufgeregten Phantaſie, und doch iſt es nur ein ganz kaltes, unumſtößliches $a + b = b + a$. In Norddeutſchland hat ſchon vor dem Eintreten der öffentlichen Noth ein ſtilles aber kräftiges Ringen gegen den einen und die neun begonnen. Seit 1806 wurde es ernſter und lauter. Sollte es noch nicht für immer entſchieden ſeyn, ſollten künftige Unglücksfälle der Nation, es zum offenen Kampfe entflammen, ſo —

Leben Sie wohl, lieber Baron, mit ihrem ganzen Hauſe!

N. S. So eben leſe ich in den Zeitungen eine Ueberſicht, der zufolge es in der preußiſchen Armee beinahe eben ſo viel bürgerlich geborne Offiziere giebt, als adlich geborne. Aber in Preußen macht der Adel nicht einmal ein Hunderttheil der Bevölkerung aus. — Intereſſanter wäre, mir wenigſtens, eine Liſte gewe ſen, wie viel Edelleute in Preußen gemeine Soldaten ſind. Oder iſt das nicht möglich?

Vierter Brief

Sie finden es ſonderbar, daß ich Preußen einen armen Staat nenne, ungeachtet er ſo manche fruchtbare Provinzen, eine bedeutende Anzahl von Fabrikorten, und berühmte, große Handelsſtädte an Strömen und Küſten hat. Ich, mein werther Freund, halte es faſt für unmöglich, daß er je zu einiger Wohlhabenheit gelangen kann, ſo lange er ſeine jetzige geographiſche Geſtalt behält. Von ſeinen Seeſtädten hat nur das einzige Stettin eine etwas beträchtliche, nicht fremde Landmaſſe hinter ſich und einen bedeutenden, nicht fremden Strom.

Das eigentliche Königreich Preußen mit ſeinen beiden berühmten Seeſtädten, iſt doch im Grunde nur ein ſchmaler Küſtenſtreif, der allein jene Städte nicht erhalten kann, ſobald in dem hinter ihm liegenden fremden Lande, ein auf das eigne Beſte berechnetes Handelsſyſtem ſtrenge beobachtet wird. Auch die übrigen Provinzen liegen in ſo ſchmalen Linien zwiſchen fremden Ländern, daß ihre Wohlhabenheit auf dem Verhältniß mit jenem beruht. Sie ſind ferner ihrer Natur und ihrem Intereſſe nach ſo unter einander verſchieden, daß ſich kein allgemein wohlthätiges Syſtem für ſie befolgen, vielleicht keines erſinnen läßt, das nicht, indem es die einen zu heben verſucht, die andern in Dürftigkeit ſtürzte; um aber nach einem beſondern behandelt zu werden, iſt wiederum faſt jede zu klein, und die Monarchie zu groß. Nehmen Sie hinzu, daß dieſe eben durch ihre Ausdehnung und ihre Anſprüche, ſo tief in den Gang verwickelt iſt, den die Verhältniſſe der großen Nationen nehmen, — ſie, deren Bewohner keine Nation bilden; — daß ſie nur zu oft genöthigt iſt, das Gedeihen bald dieſer, bald jener Bürgerklaſſe der auswärtigen Freundſchaft aufzuopfern, die das allgemeine Staatswohl zu erhalten gebietet. —

Doch ich vergeſſe, daß ich Ihnen nicht die Natur des preußiſchen Staates aus einander ſetzen, ſondern nur erzählen wollte, was für Veränderungen ich dort gefunden.

Im Jahr 1806 blühten die Fabriken und alle Gewerbe in Berlin; es herrſchte dort allgemeiner Wohlſtand, hoher Muth und Patriotismus, reger Sinn für Wiſſenſchaften und Kunſt: kurz, wer nur Berlin im Auge hatte, mußte den ganzen Staat für blühend, glücklich und wohlgeſtimmt halten.

Sehr überraſcht war ich daher, als ich, auf meiner Flucht im Oktober des genannten Jahres, nach Stettin kam, dort, auſſer der allgemeinen Beſtürzung über den Gang des Krieges, großen Mißmuth über die Verwaltung des Staates zu finden. Es hielt nicht ſchwer, die Urſachen zu erfahren. Die Politik hatte dem Kabinet befohlen, die dargebotene Vergrößerung des Staates durch Hannover, nicht auszuſchlagen; von der andern Seite aber hätte eben dieſe Politik es, wo möglich, den Augen der ganzen Welt verbergen mögen, daß man durch die Annahme jenes Landes mit England zerfallen ſey. Man nahm alſo Hannover, aber als die großen Kaufleute der Seeſtädte anfragten, ob ſie nun wohl wagen dürften, Schiffe auszuſenden und Waaren zu verſchiffen, antwortete ihnen **Haugwitz** mit einer Art von unwilliger Verwunderung: »Ja wohl!"

Sie thaten es alſo, und die Engländer nahmen alle preußiſchen Schiffe weg, die ſie fanden. Der höhere Kaufmannsſtand büßte die vermeinte Freiheit des Miniſters, die übrigens keinen Menſchen täuſchte, mit Verluſten, die man auf Millionen ſchätzte, und welche die bedeutendſten Stettiner Häuſer dem Falle nahe brachten. Mit dem Handelsſtande leiden in einer Handelsſtadt alle Bürgerklaſſen, und auch die umliegenden Provinzen. Die lauten, häufigen Aeußerungen der Unzufriedenheit darüber, machten mir es wahrſcheinlich, als ich ſpäterhin die ſchnelle Uebergabe der Feſtung hörte, daß wohl die Muthloſigkeit der Greiſe, die darin den Befehl führten, nicht allein daran ſchuld geweſen. —

Bei dem ſchnellen Heranbringen der Franzoſen, eilten alle Flüchtlinge ſehr bald weiter. Mir ſchlug der Miniſter Schulenburg vor, auf einem mit königlichen Geldern beladenen, und daher doppelt bemanntem Schiffe, nach Danzig zu gehn. Ich that es: aber ſchon auf der Rhede von Danzig, erhielt der Schiffer Befehl, nach Königsberg zu fahren. Nach langer Mühſeligkeit traf ich dort ein. Ich fand alle Flüchtlinge, die in Stettin geweſen waren, und noch viele neue dazu, ſchon vor, aber auch dieſelbe unfreundliche Stimmung, zu hoher Bitterkeit geſteigert, die ſich ſelbſt gegen jene Flüchtlinge, meiſtentheils Berliner Beamte, bis zu heftiger Anzüglichkeit laut zu werden erlaubte. Ich ſuchte den Grund davon zu erfragen; man ſchwieg mit ſichtbarem Mißtrauen: auch ich kam ja aus Berlin.

Ich erinnerte mich, daß die Frauen, in deren Augen gewöhnlich nur Geſchlechts- oder geſellſchaftliche Verhältniſſe Wichtigkeit haben, über jede öffentliche Angelegenheit viel leichter zu erforſchen ſind, als die Männer. Nachdem ich alſo einſt einer reizenden, geiſtvollen, gebildeten Frau, der Gattin eines Kaufmanns, eine ganze Stunde lang verrathen hatte, wie ſehr ſie mich bezaubere, that ich ihr endlich im Vertrauen die Frage: Woher doch jene ſo wenig verhehlte Erbitterung gegen die Berliner Beamten komme? Sie wurde roth; ihr ſchönes Auge funkelte; plötzlich wandte ſie ſich zum Klavier und ſpielte und ſang mir vor:

Wir lieben Euch ſo ſehr, ſo ſehr —
Als Ihr Euch liebenswerth uns zeiget!

und mit einer tiefen, ſpöttiſchen Verbeugung wollte ſie fort. Ich war indeß nicht Neuling genug, um ſo abgewieſen zu werden, und wußte, daß man der Gewährung bei den Frauen ſchon ziemlich gewiß iſt, wenn es gelang, ihr Gemüth in — faſt iſt es gleichgütig welche — Bewegung zu bringen. Alſo ergriff ich ihre Hand, und bemerkte ihr, daß der Unwille, der ihr ſo eben eine neue Art von Reizen gebe, eigentlich mich nicht treffen könne. Ich ſey kein Beamter; nicht einmal ein eigentlicher Berliner. Sie beſann ſich dann freilich darauf und ging, wie Weiber in Fällen wie dieſer, pflegen, gerade zu der entgegengeſetzten Stimmung über. »Fragen Sie meinen Mann. Die Männer wiſſen ſo etwas beſſer auseinander zu ſetzen;” ſagte ſie gütig, und führte mich nun ſelbſt zu ihrem Gatten und theilte ihm meine Frage empfehlend mit. Er ſprach, bald mit Wärme, die ſelbſt bis zur Hitze anwuchs.

Hier fand ich noch viel größere Beſchwerden, als in Stettin. Man klagte nicht nur über die Zurückſetzung und Schutzloſigkeit des Seehandels: man fand ſich tief dadurch gekränkt, daß die Hauptſtadt desjenigen Landes, das dem Monarchen eigentlich den Königstitel gab, als völlig untergeordnete Provinzialſtadt behandelt, überall der Reſidenz nachgeſetzt, ja, ihr aufgeopfert werde. Dorthin ſey allmählig alles zuſammengezogen, was Königsberg ſonſt als Vorzug beſeſſen habe; dorthin z. B. die eigenthümliche preußiſche Münzanſtalt verlegt. Dieſe ſey nun in die Gewalt der Feinde gekommen, wodurch der König ſogar auſſer Stande gerathen, die Barren in ſeinem Schatze, oder das Silbergeräthe, das man ihm darbringen möchte, ausprägen zu laſſen. Man behauptete: ſo oft in Berlin eine Fabrik angelegt würde, begünſtige man ſie zum Nachtheil der in Königsberg und in andern Städten längſt beſtehenden Fabriken derſelben Art, ſo ſehr, daß dieſe zu Grunde gehen müßten. Als Beleg dafür führte man an: ehemals ſey in Königsberg die Tuchfabrikation ſehr blühend geweſen, vorzüglich durch die Lieferung für die Armee. Seit für eigne königliche Rechnung das Lagerhaus in Berlin angelegt worden, hätten dieſe Fabriken allmählig aufhören müſſen. Die Stadt wäre um einen ihrer bedeutendſten Erwerbzweige gekommen. Die Tuchfabrikanten zu Königsberg hätten dringend gebeten, ihnen wenigſtens die Bekleidung der im Königreich Preußen ſelbſt ſtehenden Truppen zu laſſen; man hätte ihnen geantwortet: Das blaue und rothe Tuch, (bei dem eher verloren als gewonnen wird,) wolle man von ihnen nehmen; das weiße, (das allein Gewinn giebt,) zu liefern, bleibe ein Vorrecht des Lagerhauſes. — Was für den Augenblick alle dieſe kränkenden Erinnerungen beſonders ſchmerzhaft aufregte, war das Benehmen der aus Berlin entflohenen Beamten, die von der Stadt frei einquartirt werden mußten. Ihr Stolz auf Titel und Rang, und auf den Glanz der Reſidenz, verführte ſie, hier in einem ſehr hohen Tone zu ſprechen, und das Selbſtgefühl der reichen Handelsſtadt fühlte ſich dadurch tief verletzt. —

Jene Thatſachen waren gegründet; aber man hatte ſehr Unrecht, ſie dem übeln Willen der Verwaltenden, oder ihrer Abneigung gegen Königsberg zuzuſchreiben. Höchſtens konnte man dieſelben des Mißverſtehens und der zu weiten Ausdehnung eines an ſich nicht unrichtigen politiſchen Grundſatzes anklagen. — Der Gang der Begebenheiten und das Genie Friedrichs des Zweiten, hatten den preußiſchen Staat weit über ſeinen natürlichen Rang, in die Reihe der erſten Staaten Europa's gehoben. Um ſich in jeder Rückſicht geltend zu machen, bedurfte er auch einer glänzenden großen Hauptſtadt: aber Berlin, in einer eigentlich armen Provinz, an einem unbedeutenden Fluſſe belegen, ohne Nahrungsquellen wie ſie zum Erwachſen einer großen Stadt nöthig ſind, und von den übrigen meiſtentheils iſolirten Provinzen zu ſehr getrennt, um Mittelpunkt ihres Lebens und Wohlſeyns zu ſeyn, eignete ſich nicht dazu, eine ſolche auf dem natürlichen Wege zu werden. Friedrich der Zweite ſchlug einen künſtlichen ein, indem er Häuſer bauete, und ſie verſchenkte, Summen zur Anlegung von Fabriken vorſchoß, auch wohl vergab, Kanäle anlegte, die den Handel dorthin führten, u. ſ. w. Aber er ſchritt dabei allmählig fort, wandte nur einen Theil ſeiner Ueberſchüſſe dazu an, und vermied es ſorgfältig, durch das was er für das Aufblühen der Hauptſtadt that, in den Provinzen irgend etwas verdorren zu machen. Unter ſeinem feurigen, prachtliebenden, mit allzu raſchem Schritt durchs Leben eilendem

Nachfolger, kam man auch in Rückſicht auf Berlin aus dem Tempo, und übereilte ſich, es recht ſchnell eines glänzenden Hofes würdig zu machen. Bis 1806 hatte die jetzige Regierung freilich den Weg den ſie ſeit zehn Jahren eingeſchlagen fand, noch nicht verlaſſen, aber wahrſcheinlich, nur weil ſie noch nicht aufgefordert worden, oder ihn nicht genau kannte. —

Meine erſte Erkundigung faſt, als ich 1816 nach Königsberg zurückgekehrt, betraf meine liebenswürdige Bekanntin. Ach, man hatte ſie längſt begraben; auch ihren Gatten fand ich nicht mehr. Deſto erfreulicher war, was man mir von dem Gange des Oeffentlichen ſagte. Der Seehandel lag zwar noch, aber man hoffte viel, ſehr viel. Das Lagerhaus in Berlin war eingegangen; die Fabrikation aller Art blühete auf. Der König hatte der Stadt, der Provinz, der

Univerſität große Unterſtützungen gegeben. Alles athmete jugendlich ſtrebendes Leben, und alles war ſo voll Liebe und Verehrung für den Monarchen, als der edle, reingeſinnte Fürſt es verdient. Mit aufrichtiger Freude über dieſe Umwandlung, reiste ich weiter, aber zugleich ſehr darauf geſpannt, was aus Berlin werden konnte, wenn man, nachdem es einmal durch Kunſt zu ſehr angeſchwellen war, von den Maßregeln abging, die es anſchwellen gemacht?

Beim erſten Ueberblick zeigte es noch mehr und feinern Glanz als ehemals: aber beim zweiten glaubte ich zu bemerken, daß es nicht dieſelben Klaſſen waren, die ehemals glänzten, und daß dieſer Schimmer nicht aus der Wohlhabenheit des Allgemeinen hervorbrächte. Meiſtentheils ſind es Beamte, die jetzt in Berlin die Prunkrolle ſpielen, und das Militär hat eine gegen ehemals, ſehr behagliche

Art des Wohlſeyns. Vortrefflich! Ein Staat der ſeinen Geſchäftsleuten und ſeinen Vertheidigern eine angenehme Lage geben kann, erfüllt eine heilige Pflicht, wenn er es thut: aber das Heer und die Beamten ſind doch nicht der Staat, ſondern nur um ſeinetwillen da. — Unter den Bürgerklaſſen bemerkte ich, daß ſich die Zahl der Kramhändler ſehr vermehrt hatte, und nächſt ihnen die der Banquiers. Die erſtern handelten meiſtentheils mit ausländiſchen Fabrikaten, und den erhöheten Abſatz ſolcher, gab man mir als die Urſache an, warum ſich auch die Geldgeſchäfte der Banquiers mit dem Auslande erhöht hätten: es waren mehr und größere Summen hinaus zu ſenden. Alſo zeigte der Wohlſtand dieſer Klaſſen nicht für den Reichthum Berlins, ſondern für die Vortheile, welche das Ausland von hier zog. —

Den Adel ſchilderte man mir als verarmt, und mehreres was ich bemerkte, ſchien mir es zu beweiſen. Selbſt der erſte Wollmarkt in Berlin that es. Ein Gaſthof, in dem ich zuweilen mit dem berühmten Philologen Wolff zu eſſen pflegte, war gedrängt voll von Landgutbeſitzern, die ſelbſt in die Stadt gekommen waren, um ihre Wolle zu verhandeln. Ich fragte um einige, und hörte Namen, die in der preußiſchen Staats- und Kriegsgeſchichte berühmt ſind. Ferner: in einer Preußiſchen Handelsſtadt, die drei Gaſthöfe hat, ſind die drei Gaſtwirthe, Edelleute, u. ſ. w. — So viel iſt wenigſtens gewiß, der nicht beamtete Adel in Berlin, trägt nichts zum Glanze der Reſidenz bei; und der Hof-Adel ſehr wenig. Die Frugalität dieſes Letztern iſt gewiſſermaßen zum Sprüchwort geworden. Auf einem Karnaval-Balle machte ein Aufwärter am Buffet ziemlich laut eine bittere Anmerkung darüber, daß ſo viele dieſer Herren damit anfingen, ſich nach dem Preiſe der Faſanen und Rebhühner zu erkundigen, und damit endigten, ſich eine Portion Schinken oder Wurſt geben zu laſſen. Fern ſey es, ihnen aus der Sparſamkeit einen Vorwurf zu machen; ich finde es vielmehr ſehr weiſe und lobenswerth, daß ſich jeder, um ſprüchwörtlich zu reden, nach ſeiner Decke ſtrecke; aber dieſe muß doch wohl zu kurz geworden ſeyn, wo ſolche Erſcheinungen zur Tagesordnung gehören.

Der Aufwand des reichen Adels, den Friedrich der Zweite in Berlin zu fixiren wußte, charakteriſirte die Reſidenz; ihr als große Stadt eine feſte Grundlage zu geben, ſuchte er, wie geſagt, die Zahl der Fabriken zu vergrößern, und die Beſitzer von ſolchen bildeten ehemals den reichen Theil des Bürgerſtandes. Während der Sperre durch das Continentalſyſtem, hatte ſich die Zahl derſelben ſehr vermehrt, jetzt aber herrſcht eine allgemeine Klage über den Verfall der Fabriken. Schon waren mehrere eingegangen, und nach jeder Meſſe verringerten die noch beſtehenden, die Zahl ihrer Arbeiter, und vermehrten dadurch die der Dürftigen. Eine Folge der allgemeinen Handelsfreiheit, die den Engländern erlaubte, das Continent mit ihren Waaren zu überſchwemmen. In meinen Augen zugleich ein ſchreiendes Zeugniß wider Adams Smith's Theorie. Freilich hat ſie ihre ſchulgerechträſonnirende Vertheidiger, die — aber keine Fabriken beſitzen, das verſteht ſich. Man erzählte ſogar, ein vornehmer Beamter habe einer Bürgerdeputation, die um Verbot gewiſſer engliſcher Fabrikate nachſuchte, geantwortet: »Die Engländer wollen auch leben!"

Ich möchte das nicht verbürgen; aber mir fiel dabei die Klage der Stettiner vom Jahre 1806 ein, daß man den inländiſchen Seehandel, auswärtiger Rückſichten wegen, zu Grunde gerichtet.

Allgemeiner noch, als über den freien Handel, ſind die Klagen über die Gewerbsfreiheit. Aeltere Handwerker beſchweren ſich, daß die täglich wachſende Zahl ihrer Mitbewerber, es ihnen unmöglich mache, ſich von den Einbußen der unglücklichen Jahre zu erholen; die jüngern, daß ſie dabei nicht in Nahrung kommen könnten. (In den andern Ständen hört man dagegen häufig über die ſchlechte Beſchaffenheit klagen, welche die Arbeiten der Handwerker jetzt faſt in der Regel haben; weil, ſagt man, jeder von den geringen Beſtellungen, die ihm noch zufallen, leben will und muß.) Eine dritte allgemeine Beſchwerde, iſt, daß der Tage lohn ſowohl der Geſellen als der bloßen Handlanger, ungeheuer hoch iſt. Auch hiervon giebt man die Gewerbſfreiheit als die Quelle an: denn da jeder Geſelle Meiſter werden kann, ſobald er will und etwa ein heirathsluſtiges Mädchen findet, das ihm ſo viel Geld mitbringt, als der Gewerbſchein koſtet, ſo ſchwindet die Zahl der brauchbaren Geſellen täglich zuſammen, ſo viele auch einwandern mögen; die Zahl der dürftigen, arbeitloſen Meiſter aber wächſet.

— Unſtreitig ſind allgemeine Handels- und Gewerbsfreiheit glänzende Ideen; aber mich dünkt, ſie gleichen den großen, ſtarken Waldbäumen, den Eichen, Buchen, Tannen, die nur im weiten, unbeſchränkten Schooße der Natur ſich zu jener majeſtätiſchen Geſtalt erheben, von der ihr Werth abhängt, aber in Gefäße verpflanzt, verkümmern oder ſie zerſprengen. Der preußiſche Staat iſt offenbar nur ein künſtliches, ſehr enges Gefäß. Es iſt natürlich, daß Gränzprovinzen ihr Handels-Wohl mehr auf die nahen fremden Länder berechnen, als auf die entfernteren, die zwar zu Einem Staate mit ihnen gehören, deren Wohlſeyn aber vielleicht wieder von dem Verkehr mit andern fremden Ländern abhängt. Wenn nun ein Staat, wie es mit dem preußiſchen der Fall iſt, faſt aus lauter weit aus einander getrennten, in fremde Länder gleichſam eingekeilten Gränzprovinzen beſteht: iſt nicht die allgemeine Handelsfreiheit das unfehlbarſte Mittel, ſie alle einander zu entfremden? — Was die Gewerbfreiheit betrifft: ihre Wirkung in den Provinzen kenne ich nicht, aber in dem durch Kunſt großgezogenen Berlin iſt es offenbar, daß ſie die alte, wohlhabende Bürgerſchaft verarmen macht, und ihr dagegen eine Menge neuer Bürger giebt, denen es faſt unmöglich wird, ſich aus der Dürftigkeit, mit der ſie anfangen, empor zu arbeiten. Nachdem ſie es einige Jahre vergeblich verſucht, ziehen ſie wieder fort, um andern, nicht glücklichern Ankömmlingen Platz zu machen. Das dauert wahrſcheinlich ſo lange fort, als Berlin noch den Ruf hat, wohlhabende Bürger zu beſitzen, dann —. Indem ich dieß ſchreibe, leſe ich in einer Zeitſchrift Rügen über den Aufwand der Handwerker zu Berlin. — Mir ſcheint der erhöhete Sinn für Genuß bei den hieſigen Handwerkern eine Wirkung des Verzichtleiſtens auf ſolide Wohlhabenheit. Sie trauen der Zukunft nicht viel zu, und machen ſich's daher in der Gegenwart bequem. Mir fiel bei der fröhlichen Sorgloſigkeit mancher, der Pariſer Barbier ein, den ein Reiſender in ſeinem Wohnzimmer an die Wand treten ſah, um zu — —, »weil er ja doch am Nachmittage auszöge."

Ein greiſer Murrkopf, deſſen Finſterkeit mir aber daher zu ſtammen ſchien, daß er zu hell ſah, um leicht heiter zu werden, ſagte mir einmal: Preußen zog ſich ehemals unſägliches Unheil dadurch zu, daß es mit den Kräften eines Staates vom dritten Range, auswärts die Rolle eines vom erſten ſpielen mußte. Daß es jetzt im Innern mit einer Bevölkerung aus lauter vereinzelten Völkerſchaften, die Maaßregeln der Staaten befolgt, die eine einzige, gediegene Länder-Maſſe ſind und wenigſtens nur Eine herrſchende Nation haben, — —

Ich mag nicht vollenden, was er ſagte; doch ob er, oder die ſchulgelehrten Vertheidiger des Verfahrens nach Smith's Theorie, praktiſch richtiger rechneten, kann ſchon die Erfahrung von noch einem Jahrzehende entſcheiden. Möge es, falls er Recht hatte, dann nicht zu ſpät ſeyn, die Bemerkung zu benutzen.

Fünfter Brief.

Die Univerſität zu Berlin gehörte für mich zu den ganz neuen Schöpfungen. Der Gedanke hier eine ſolche anzulegen, ſtammt urſprünglich von Engel, der aber nur dabei im Auge hatte, den Mitgliedern der Akademie der Wiſſenſchaften, die er zuweilen Müßiggänger nannte, eine pflichtgemäße Thätigkeit zu geben. — (Sie ſollten, meynte er, verbunden ſeyn, ſolcher Jugend, die mit der Univerſitäts-Bildung fertig war, Vorleſungen zu halten; das würde ſehr bald Alle, die in ihrem Seſſel nur einen Ruheplatz fürs Alter ſahen, gezwungen haben aufzuſtehn. —) Eine Nachbildung jener hohen Schulen, die in den kleinen Städten am meiſten zu gedeihen pflegen, in der Reſidenz zu ſehen, das wünſchte er nicht. Man hat indeß das Letztere ausgeführt. Als rechtfertigende Gründe hörte ich angeben, Berlin hat dadurch einen neuen Nahrungszweig erhalten, und man dürfte ſelbſt politiſche Vortheile davon hoffen, aus der Reſidenz den glänzendſten Lichtquell für die Nation zu machen. Man muß wohl noch andere Gründe gehabt haben; denn wenn man auf den erſten Punkt hohen Werth gelegt hätte, ſo lag es näher, zu bemerken, daß durch das Verſiegen der alten Wohlſtands-Quellen, ich meyne das Sinken der Fabriken und die Verarmung des Handwerkſtandes, mehr verloren gehen kann, als durch die neue Quelle gewonnen wird; und um aus der Univerſität einen Stralenpunkt für Deutſchland zu machen, hätte man ihr längſt ſolche ſchriftſtelleriſche Freiheiten und Vorzüge geben müſſen, wodurch am meiſten nach Auſſen gewirkt wird. Jetzt hat ſie nicht einmal eine eigne wiſſenſchaftlich-kritiſche Zeitſchrift.

Den äuſſern Zuſtand der Univerſität zu Berlin, kennen Sie wohl aus öffentlichen Nachrichten. Sie wiſſen, daß der Monarch mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit ausgezeichnete Gelehrte für ſie zu gewinnen ſucht; daß vortreffliche und ſehr koſtbare Sammlungen angekauft und Anſtalten geſtiftet ſind, zur Erleichterung jeder Art von Studium; daß das Univerſitäts-Gebäude ein geſchmackvoller Palaſt iſt u. ſ. w. Ueber den innern Zuſtand bin ich nicht im Stande Ihnen etwas Wichtiges zu ſagen. In das eigentlich geſellſchaftliche Leben greift ſie wenig ein; ihr Treiben wird in der großen Stadt kaum bemerkt. Die Studenten ſcheinen mir hier viel geſitteter, als auf irgend einer Univerſität in einer kleinen Stadt; aber ob es eben ſo viel Fleißige unter ihnen geben mag, weiß ich nicht. Die Debatte, in wiefern es zweckmäßig ſey, dergleichen Anſtalten in einer

Reſidenz zu errichten, iſt noch nicht zum Schluß gebracht. Ich mag mich hier nicht auf ſie, in Rückſicht der Studenten, einlaſſen, aber in Rückſicht der Profeſſoren kann ich mir eine Bemerkung nicht verſagen. Unter dieſen klagt man manche, die in einer kleinen Stadt ausgezeichnete Lehrer waren, und deshalb hierher berufen wurden, an, daß ſie in der großen vergeſſen, ihre Beſtimmung ſey nur für die Wiſſenſchaft, für die Jugend und die Bildung derſelben zu leben. Sie ſollen in den Zirkeln der großen Welt zu glänzen ſuchen, ſich zu den Miniſtern drängen, nach politiſchem Einfluß und ſelbſt nach Aemtern ſtreben, die ſie von der Bahn, auf der ſie Werth hatten und Ruhm erwarben, entfernen. Man nannte mir wenigſtens eine bedeutende Zahl ehemals ſehr geachteter Schulmänner, die den durch Doziren erworbenen Ruf benutzten, ſich zu Wirkungskreiſen zu erheben, in welchen das Doziren eben nicht an ſeinem Orte wäre, und die Befolgung von Schulſyſtemen ſchaden kann. Ich führe das nur an, weil ich glaube, daß dieſer Punkt bei etwaiger Erneuerung der oben erwähnten Debatte, mit in Anſchlag gebracht werden ſollte.

Sechster Brief.

Am meiſten beſchäftigte die Univerſität während meines Aufenthalts zu Berlin, die Aufmerkſamkeit des großen Publikums durch das Geſchick, das der junge Dr. Witte bei ihr erlebte. Ihre juriſtiſche Fakultät hat eine Rechtfertigung des Verfahrens gegen ihn, drucken laſſen. Bedurfte es einer ſolchen durchaus? Wo nicht: hätte die menſchliche Rückſicht, daß ſie dem künftigen Glück eines liebenswürdigen, beſcheidnen Jünglings ſchaden muß, nicht ihre Erſcheinung verhindern ſollen? Daß dadurch der Rachſucht eines Einzelnen Genüge geleiſtet werden ſollte, mag ich nicht glauben. Der junge Witte hat eine Gegenſchrift herausgegeben, und man — Es wäre der Mühe werth geweſen, zu erforſchen, wer? — hat es für nöthig erachtet, dem Publikum zum voraus zu verſichern, ſie könne nicht bedeutend werden. — Faſt ſollte man aus dieſer Vorſicht, das Entgegengeſetzte ſchließen.

Das Schickſal des Jünglings iſt mir perſönlich nicht ganz fremd geblieben, und ich will unparteiiſch mittheilen, was ich davon weiß.

Schon 1806 erzählte mir Herr Witte, der Vater, er habe ein von ihm ſelbſt erfundenes Mittel angewandt, ſich einen durchaus geſunden und ſehr talentvollen Sohn zu procreiren; — — der Knabe, noch nicht ſechs Jahr alt, zeige ſeltne Anlagen und er wolle etwas Auſſerordentliches aus ihm bilden. Was er mir ſagte, ließ mich auf pädagogiſche Kunſtſtücke ſchließen, und ich bemühete mich ernſtlich, ihm ſeinen Plan auszureden. Er blieb indeß bei demſelben; und wirklich, der Knabe wurde im 14ten Jahre Doktor der Philoſophie, im 16ten Doktor der Rechte, und im 17ten brachte der Vater ihn nach Berlin, um ihn als akademiſchen Lehrer auftreten zu laſſen.

Der Weg den Herr **Witte** mit ſeinem Sohn eingeſchlagen hat, war, nach ſeinen frühern Aeußerungen zu ſchließen, folgender. Bekanntlich iſt der gewöhnliche — ſehr vernünftige — Gang der Erziehung, daß man die Kinder erſt **Fertigkeiten** (leſen, ſchreiben, ziffern, zeichnen,) lernen läßt, dann ihr Gedächtniß durch Unterricht in

Sprachen, und geographiſche, hiſtoriſche, naturgeſchichtliche u. ſ. w. Notizen, ausbildet, und ſie dann erſt zum Auffaſſen, Ordnen, Weiterbilden wiſſenſchaftlicher Begriffe d. h. zum eigentlichen Studiren hinüber führt. Dieſer Gang iſt langſam, aber er hat das Gute, dem natürlichen Fortſchreiten der Kräfte angemeſſen zu ſeyn, und die Jünglinge erſt zu eben der Zeit aus dem Unterricht zu entlaſſen, in der auch das Edelſte im Menſchen, Vernunft und Charakter, hinlänglich gereift zu ſeyn pflegt, um ihn ſelbſtſtändig fortſchreiten zu laſſen. Herr Witte überhüpfte die Fertigkeiten, und wandte die ihnen gehörige Periode gleich dazu an, das Gedächtniß ſeines Knaben mit fremden Wörtern und Notizen zu füllen Dieſer ſoll z. B. im 8ten Jahre das Griechiſche ziemlich verſtanden und den Homer geleſen haben; aber im 13ten konnte er noch nicht ſchreiben, und im 17ten thut er es noch ohne Geläufigkeit. Im 12ten indeß ſchon hatte er ungefähr ſo viel gehört und behalten, als andre im 17ten. Der Vater rief Wunder! Hieronymus Buonaparte glaubte ſich als Beſchützer der Talente zeigen zu müſſen, und wies das nöthige Geld an, um das Kind den Studenten machen zu laſſen; die Hannöverſche Regierung und ſpäterhin Se. Majeſtät der König von Preußen ſetzten den Gehalt fort. Jedes nur nicht ganz ſtiefmütterlich von der Natur behandelte Kind, könnte auf jenem Wege eben ſo früh, eben dahin gebracht werden: wo der junge Witte ſteht, aber welchen Nutzen hätte das? — Als der Vater den eben erſt zum Jünglinge Gereiften als doppelten Doktor nach Berlin brachte, und für ihn Männergeſchäfte ſuchte, weiſſagte man ihm: »In einem Hauſe, wo Jedermann um ſechs Uhr aufſteht, hat der junge Menſch ſich um drei Uhr ankleiden müſſen. Er wird müßig bleiben, bis die übliche Stunde der Thätigkeit kommt; und wer weiß, ob er dann nicht ſchon wieder ſchläfrig geworden iſt.“ — Das Erſte iſt ſchon eingetroffen. Er wurde in Berlin aufgenommen wie jeder junge Menſch, der zu Männern ſagen wollte: »Ich weiß ſo viel, als Ihr wiſſet; ich will ſeyn, was Ihr ſeyd.“ Ich geſtehe, es wurde mir ſchwer, über den Vater nicht laut aufzulachen, als dieſer mir erzählte, daß er einem Profeſſor zur Empfehlung ſeines Sohnes geſagt und nachgewieſen, dieſer habe, durch eigenes Studium, eine Entdeckung gemacht, auf welche der Profeſſor, als die ſeinige, ſtolz that, nämlich, daß ſich gewiſſe juriſtiſche Codices zu Verona befinden.

Herr *Witte* war ſo naiv, ſich zu wundern, daß der Mann, wie er behauptete, ſeitdem als ſein Feind gehandelt habe. Er wandte ſich an einen hohen Beamten, um ſeinem Sohne die Erlaubniß zu Vorleſungen auszuwirken. Dieſer, bei dem jener Profeſſor viel gelten ſoll, und der ein guter Styliſt zu ſeyn glaubt, ſchrieb Herrn Witte einen langen Brief voll weiſer Rathſchläge, die ſich freilich wohl mündlich auch hätten ertheilen laſſen, und mahnte ihn von ſeinem Plane ab. Er hatte nicht hinzugefügt, wovon der junge Menſch bis zum reifern Alter leben ſollte: ſo meynte Herr Witte denn ohne Zweifel, da des Mannes Amt nicht ſey, Rathſchläge zu ertheilen, ſondern die Geſetze zu vollſtrecken, könne er füglich auf ſein Geſuch beſtehen. Es ſollte endlich erfüllt werden: der junge Menſch hielt eine lateiniſche Vorleſung, welcher blos die Profeſſoren beiwohnten; dann eine deutſche für die Studirenden, — aber ein Theil dieſer Leztern pochte und ſcharrte wiederholt, als er nur die Anrede vorgebracht hatte; und zwar behauptete man, die Scharrenden und Pochenden haben nur aus den Zuhörern eines Profeſſors — man rathe welches? — beſtanden. — Schon wollte der Dekan der Fakultät die Vorleſung aufheben, und der junge Menſch wäre auf lange beſchimpft, oder doch beſchämt geweſen, — wenn ſich nicht ein angeſehenes Mitglied einer andern Fakultät, der berühmte Arzt Hufeland, mit ernſtem Unwillen dagegen erklärte. Nun machte der Dekan durch leichte Mühe Ruhe, und der Jüngling hielt in der vollkommenſten Faſſung ſeinen Vortrag. Einige Tage darauf kam der Vater zu mir, — (wegen ein Paar mißbilligender Aeußerungen über ſeine erkünſtelnde Pädagogik, mochte er mich für ſeinen Feind anſehn, —) und bat mich, bei Erzählung des Vorganges in der Zeitſchrift, die ich damals drucken ließ, nicht gegen ſeinen Sohn Parthie zu nehmen. Kurz vorher hatte ich ein Billet mit derſelben Bitte, von einem Grafen Kalkreuth erhalten. Meine Antwort war, daß ich Herrn Witte lächelnd die ſchon gedruckte Nummer des Blattes überreichte, worin ganz kurz und ſo ſchonend und parteiloſes als möglich, über den Vorgang geſprochen wurde. — Einige Zeit nachher erſchien er wieder bei mir, und klagte, obgleich ſein Sohn Alles geleiſtet, was zur Berechtigung Vorleſungen zu halten, gefordert worden, verweigere ihm der Dekan doch die Anzeige ſeiner Kollegia im Lektions-Kataloge. Er wünſchte, daß ich öffentlich Aufmerkſamkeit darauf zu erregen ſuchte. Nach meiner Anſicht, geſchah ihm Unrecht: ich hielt es alſo für Pflicht, ſeinen Wunſch zu erfüllen, fügte aber hinzu: da beide Parteien ſo ſehr entzweit ſchienen, möchte es wohl das Beſte ſeyn, allem künftigen Aufſehen dadurch vorzubeugen, daß der junge Menſch Geld erhielte, um eine wiſſenſchaftliche Reiſe zur Vollendung ſeiner Ausbildung zu machen. Ich war ſo glücklich, geweſen, gerade die Anſicht Sr. Majeſtät des Königs zu treffen: der edle Monarch ſetzte ihm wirklich eine Summe zu einer zweijährigen Reiſe aus. Damit war die Sache indeß noch nicht geſchloſſen. Der alte Witte erſchien noch einmal bei mir, und erzählte, der obenerwähnte Beamte habe ihm die Gnadenbezeugung des Königs angezeigt, aber mit dem Beifügen: der junge Mann ſolle ſofort abreiſen, und durch die Ertheilung des Reiſegeldes ſey der Studiengehalt, den ihm der König ausgeſetzt, und der noch für ein Jahr zu erheben war, zurückgenommen. Wieder verlangte er eine öffentliche Aeußerung von mir darüber. Ich zeigte denn die neue Wohlthat des Königs an, mit einer

Erinnerung an den jungen Witte, ſich die nöthige Zeit zu der Vorbereitung zu nehmen, die eine wiſſenſchaftliche Reiſe fordere. Es gelang ihm, die Friſt dazu zu erhalten, woraus denn die Bewilligung der noch rückſtändigen Studienpenſion von ſelbſt folgte.

Wahrſcheinlich glaubten die Herren Witte nun, meiner nicht mehr benöthigt zu ſeyn, denn ich habe ſie nicht wieder geſehn. —

Was die Perſönlichkeit des Jünglings betrifft, ſo macht ſie dem ſchöpferiſchen — Scharfſinn des Vaters Ehre. Er hat im 17ten Jahre einen ganz ausgebildeten, hohen und ſchlanken Wuchs, ein ſehr einnehmendes, blühendes Geſicht, und ein verſtändiges, beſcheidnes, aber feſtes Benehmen; nur eine gewiſſe Trübheit ſeines übrigens ſchönen Auges ſchien die an ihm verübte Künſtelei anzuklagen, und auf künftige Folgen derſelben zu deuten.

Siebenter Brief

Ein Gegenſtück zu dem im vorigen Briefe erzählten, echten Univerſitäts-Abentheuer, weiß ich Ihnen aus dem Jahre 1806 nicht aufzuſtellen. Berlin hatte damals noch keine Univerſität; aber daß es gleichwohl einen ſehr hohen Rang in wiſſenſchaftlicher Hinſicht beſaß, gewiſſermaßen ſchon als die literariſche Hauptſtadt ſelbſt im ſüdlichen Deutſchland betrachtet wurde, das zu beweiſen, darf ich Sie nur an ein Paar Vorgänge erinnern.

Seit mehr als zwanzig Jahren hatte Gall zu Wien über ſeine Schädellehre nachgedacht, eine Menge Beweiſe geſammelt, und öffentliche Vorträge darüber gehalten, ohne daß ſie auſſerhalb Wien Aufſehn gemacht, ihm auswärtigen Ruhm erworben hätte. Als er mit ſeinem Syſteme fertig zu ſeyn glaubte, kam er 1806 nach Berlin, um dort Richter deſſelben zu finden, und die Celebrität zu erndten, zu der er ſich berechtigt glaubte. Er fand was er ſuchte. Es bildeten ſich ſchnell Zirkel, ihn zu hören; ſeine Lehre wurde öffentlich geprüft und beurtheilt; ſobald es entſchieden war, daß ſie wiſſenſchaftlichen Werth hatte, wurde er, vom Hofe an, überall mit der achtungsvollſten Auszeichnung behandelt, und in Berlin erlangte er die, durch ganz Europa hallende Berühmtheit, die weder ſeine Feinde, noch ſeine eigne ſpäteren Fehlgriffe ihm bis jetzt haben entreißen können.

Aus einer andern Hauptſtadt Süddeutſchlands ſandte, einige Monate ſpäter, der Akademiker Herr von Aretin, den eingeweihteſten ſeiner Jünger nach Berlin, um dort ſeiner angeblichen Mnemonik Ruf, und dadurch ihm anderwärts andre Vortheile zu erwerben. Es ſtellte ſich zu Berlin ein Kreis ausgezeichneter Gelehrten zuſammen, um die neue Lehre unbefangen zu prüfen. Der Apoſtel legte eine Probe ſeiner Kunſt ab; ſie wurde unbedeutend gefunden. Vergebens verließ er nun bald hernach Deutſchland und ging nach Petersburg: auch dort ſchon hatte man das in Berlin gefällte Urtheil geleſen, und die Gültigkeit deſſelben anerkannt. Ohne ſeinen Zweck irgendwo zu erreichen, kehrte der Sendling des Herrn von Aretin nach München zurück, weil er in Berlin zu leicht gefunden war.

Nehmen Sie hinzu, daß auch in Rückſicht auf ſchöne Literatur und Kunſt, Berlin damals die entſcheidende Stimme zugeſtanden wurde, und daß es anerkannt das erſte Theater der Nation beſaß, und Sie werden geſtehen, es hatte ſtarke Fortſchritte zu einem Ziele gemacht, das —. Doch ohne mich dabei aufzuhalten, will ich Ihnen ein Paar

Ereigniſſe aus meinem gegenwärtigen Aufenthalte daſelbſt erzählen.

Im Sommer 1816 ſtand in mehreren Zeitungen: das Gerücht, der Doktor Schl. der einſt Davouſt herausgefordert, ſey bei der Ueberfahrt, ich weiß nicht über welchen Strom, ertrunken, möge wohl abſichtlich ausgeſprengt ſeyn. Er lebe noch und auch ſeine Papiere ſeyen gerettet. Wahrſcheinlich hörten Sie ſo gut als ich, dieſen Namen zum erſtenmale, und werden nicht haben errathen können, was man für Wichtigkeit auf ſeinen Beſitzer und deſſen Papiere lege? Die Ausforderung werden Sie für eine Prahlerei gehalten haben, da es ſich wohl leicht erwarten ließ, der Maréchal de France werde ſich nicht einem unbekannten Haudegen ſtellen, mit dem er nichts auszumachen hatte. — Einige Zeit nachher kam dieſer Mann nach Berlin und lebte dort in ſehr ſichtbarer Dürftigkeit und völlig unbeachtet. Eines Tages beſuchte er mich: ein langer, magerer Mann, mit einem ernſthaften Geſicht voll dreiſter Anſprüche, aber in einem ſehr abgetragenen Oberrocke. Er führte ſich bei mir als ehemaliger Leibarzt des Erbprinzen von C. ein, und als Stifter von der Heirath deſſelben. Das heißt, er war Feldarzt bei dem C———ſchen Contingent geweſen, und will dem Prinzen einmal geſagt haben: »Ew. Durchlaucht ſind ein ſchöner Mann; Sie ſollten Ihr Glück bei der Prinzeſſin ——— verſuchen.“ Nachdem er mir hinlängliche Beweiſe von ſeiner Wichtigkeit gegeben zu haben glaubte, forderte er mich auf, eine hochtrabende Ankündigung, die er mir überreichte, drucken zu laſſen, und zwar von einem »Plutarch lebender Diplomaten“; zugleich verhieß er mir ſechs Louisd'ors Honorar für den Bogen, wenn ich ihm Beiträge dazu geben wollte. Er ſetzte hinzu, er werde ſchon die nöthigen Maßregeln nehmen, daß der Druck ſo geheim als möglich geſchehe, und vor Erſcheinung des Buchs werde er ſich nach England in Sicherheit begeben.

Ich hörte ihn eine Viertelſtunde ruhig an, und da ich nun meinen Mann zu kennen glaubte, entließ ich ihn ſo höflich als möglich, hütete mich aber ſehr, ſeine Ankündigung ins Publikum zu bringen. Er hatte ſie indeß an ein Paar auswärtige Zeitungen geſandt, die ſie ohne Bedenken aufnahmen, und ſie that die Wirkung, die er nach meinem Vermuthen, beabſichtigte. Bald nachdem ſie erſchienen war, hörte ich, daß er in eine große Zahl ſehr vornehmer Häuſer zu Gaſte geladen wurde; daß er aus ihnen Unterſtützungen erhalten hätte, daß man ſogar von einer Penſion oder Anſtellung ſpräche. Die böſen Deutler ſchrieben das der Furcht vor der ſkandalöſen Chronik zu, die ſein

Plutarch wahrſcheinlich werden werde. Hatte dieſe Erklärung einigen Grund, ſo bin ich überzeugt, daß man ſich ſehr vergeblich gefürchtet hat. Dieſer Mann iſt ſchwerlich im Stande, eine lesbare Seite zu ſchreiben.

Ein Seitenſtück zu dieſer Erſcheinung, gab die des prophetiſchen Bauers, Adam Müller. In meinem Leben habe ich keinen ungelenkigern, plumperen Gaukler geſehen. Das alte Berlin in dem zu leben ich einſt ſtolz war, das von 1806, würde ſich vielleicht zwei Tage mit der Unterſuchung beſchäftigt haben, ob er ein Verrückter oder ein Betrüger ſey; das vom Jahre 1816 ſchwankte mehrere Wochen lang darüber, ob ſeinen Weiſſagungen Glauben beizumeſſen ſey? Sie wurden gedruckt auf den Gaſſen zum Verkauf ausgerufen; Aufſätzen dagegen, die wider ihn ſprachen, wurde nicht ſelten das Imprimatur verſagt. Er wohnte mir gegenüber in dem Hauſe eines Gichtelianers: als Augenzeuge kann ich Ihnen daher ſagen, daß er alle Vormittage eine Menge Beſuche von Leuten aller Stände erhielt, die ſich ſeine Weisheit offenbaren ließen. Um Mittage wurde er oft in einer Kutſche in vornehme Häuſer zum Eſſen abgeholt, und der Ueberreſt jeden Tages war zuweilen ſchon eine Woche vorher von angeſehenen Familien in Beſchlag genommen, die den großen Mann doch auch ſehen, ihn auch trattiren wollten. Endlich — endlich — endlich hatte ſeine plumpe Einfalt denn doch den Zauber gelöſt; er trat wohlbeſchenkt von der glaubenvollen Frömmigkeit Vieler, den gewieſenen Rückweg an.

Keine Parallelen, mein Herr, keine Parallelen! Oder man wird Sie boshaft nennen.

Achter Brief.

Ehe ich Ihre Frage: Ob es denn wirklich mit dem Myſtizismus, der unſer Jahrzehend zum Spott des nächſten machen wird, in Nord-Deutſchland Ernſt ſey? beantworte, glaub' ich die Beſorgniß, mit der Sie es thun, zur Ruhe ſprechen zu müſſen. Glauben Sie mir: es hat für die Zukunft nicht viel zu bedeuten. Bei den ungeheuren Begebenheiten die ſich in ihm zutrugen, iſt es dem Zeitalter ergangen wie nervenſchwachen Perſonen, wenn ſie ein Schrecken überraſcht: es iſt halb ohnmächtig in die Knie geſunken, ſonſt nichts. Freilich verſichern eine Menge Zwerge, weil ſie ſich ihm ungewachſen fühlen: jetzt hab' es erſt die wahre natürliche Höhe; aber es wird ſich ſchon wieder erheben, wird dann auf die verrathene Schwäche mit Beſchämung zurückſehn, und deſto aufgerichteter ſeinen Weg fortſetzen.

Daß übrigens die gewaltſamen Erſchütterungen die Norddeutſchen, und vorzüglich die Berliner gerade auf dieſen Irrweg ſcheuchten, hat Schiller verſchuldet. Der Mann trank und verſchenkte wohlgemuth Scheidewaſſer, weil es ſeiner heroiſchen Konſtitution nicht ſchaden konnte; aber die ſchwache Menge die ſich bei ihm berauſchte, hat ſich die Eingeweide verbrannt. Die myſtiſchen Dinge, mit denen er ſeine Jungfrau von Orleans und die Braut von Meſſina ausſtattete, ſchienen und waren ihm nichts, als eine neue Art von poetiſchen Motiven; hätte er vorausſehen können, — oder denen geglaubt, die es öffentlich vorausſagten, welche Folgen ſie haben würden: er war ein ſo edler Menſch, daß ich überzeugt bin, er hätte jenem Schmuck, ſo viel poetiſche Wirkung er thun mußte, entſagt. Aber es geht den Geiſtern ſeiner Art mit dem großen Haufen, wie es einem ſehr ſtarken Mann gehen könnte, der mit einem ſehr ſchwachen ſcherzend ränge, und wenn er ihm nur einen leichten Schwung zu geben glaubte, ihn ſinnlos zu Boden ſtürzen ſähe. Eine Menge von charakterloſen Nachahmern *) ſahen bald den

---

*) Leider nicht blos unbedeutende. Der dichteriſcheſte Kopf vielleicht den Deutſchland jetzt beſitzt, Fouqué, verſichert in der Vorrede zu ſeinem „Zauberringe“, ehe er das Buch zu ſchreiben angefangen, habe er auf's inbrünſtigſte gebetet, und das Beſte was dieſes Zaubermährchen enthalte, ſey ihm von Oben her gekommen. —

Er ſchilt dabei auf diejenigen, die darüber lachen würden, und meynt, ſie müßten wohl den Namen Gottes nicht leiden können. Da hat er doch großes Unrecht. Ich geſtehe, auch ich habe bei dieſer Vorrede laut aufgelacht; aber ich bin doch zu religiös, das Beten jemals zu einer dekorirenden Vorbereitung der Leſer bei einem Mährchen zu mißbrauchen. Herrn von Fouqué's Zauberring hab' ich übrigens mit Genuß geleſen.

Myſtizismus für die wahre Poeſie an. So glich dann bald die deutſche Poeſie der reizenden Ophelie, wenn ſie der Wahnſinn mit der Strohkrone geputzt hat. Ihre Bewunderer ahmten den Schmuck als geſchmackvolle Mode nach, trugen den poetiſchen Myſtizismus der Bühne ins Leben hinüber, als — graſſen Aberglauben. — Man hat oft darüber geſtritten, ob es recht ſey, heilige Dinge auf der Bühne darzuſtellen. Darüber möchte ich nicht entſcheiden wollen, daß aber der große Haufen ſich ſeine Begriffe von Heiligkeit zuweilen von der Bühne holt, hat die Erfahrung gelehrt. Als mir der Dichter Werner vor zwölf Jahren ſeine »Weihe der Kraft” zur Durchſicht brachte, fragte ich ihn: ob er denn wirklich die myſtiſchen Dinge darin für wahr hielte? Er antwortete mir: »Er glaube, die würden eine vortheilhafte poetiſche Wirkung thun.” Im

Jahr 1816 brachte mir ein junger Theolog in Berlin ein Paar Weihnachtslieder für Kinder, worin der Satanas als gar mächtig geſchildert wurde. Ich fragte auch ihn: Glauben Sie das? und er erwiederte mit andächtiger Erhebung: »Ja wohl!« Ich wüßte Ihnen kein erſchöpfenderes Merkzeichen zu geben, welches Weges der Unfug daherſchritt.

Aus der angedeuteten Entſtehungsart des Myſtizismus folgte aber unausbleiblich, daß diejenige Stadt, die ſich am meiſten mit der Aeſthetik beſchäftigte und die beſte Bühne hatte, auch am lebhafteſten von jener Wirkung ergriffen werden mußte. Es traten Ereigniſſe ein, in welchen man ſich von der eignen Kraft verlaſſen, in eine fremde Gewalt dahin gegeben ſah. In ſolcher Lage blickt der menſchliche Geiſt unwillkührlich ins Ueberirdiſche nach Rettung hin; oder mit Schillers Worten: »der Glaube greift vertrauend in die — Wolken.“ Eine im Dunkeln immer zum Böſen thätige Partei benutzte eifrig dieſe Stimmung, und ſo verbreitete ſie ſich ſchnell und weit.

Die Punkte, von denen dieſe Stralen der Finſterniß noch jetzt in Berlin ausgehn, ſind leider! die Kanzel und die Bühne. Ein katholiſcher Geiſtlicher, ein heller Kopf, kam eines Tages aus der Predigt eines ſehr beliebten Proteſtanten voll Erſtaunen zu mir, und verſicherte mich, er habe Dinge gehört, die kein vernünftiger Kanzelredner ſeiner Konfeſſion, der auf ſeinen Ruf hielte, mehr vorzubringen wagen würde.

Das Beſte dabei iſt noch, daß die Herren ihr Weſen doch mit einer Art innerer Beſchämung zu treiben ſcheinen, ſich nicht recht dazu bekennen mögen. Einem von ihnen, der durch ſeine Schriften auswärts für einen äußerſt verſtändigen Mann gilt, wegen ſeiner

Predigten aber in Berlin ſelbſt zu den Heiligkeitlern — Nachſicht für das Wort! — gerechnet wird, erzählte ich den obenerwähnten Vorgang mit dem jungen Theologen. Er zuckte die Achſeln und erwiederte: »Wie kann man ſich darüber wundern, da er —— (hier nannte er einen andern, der auswärts für einen recht gründlichen Philoſophen gehalten wird,) nicht nur ſolche Dinge predigt, ſondern ſo graß-pietiſtiſche Lieder ſingen läßt, daß ſelbſt die Herrnhuter ſie aus ihren Geſangbüchern entfernt haben.« — Dieſer andere wiederum, als man ihn wegen einiger der frömmelndſten Stellen einer Predigt fragte, ſoll in die krauſen Phraſen einen philoſophiſchen Sinn hinein erklärt haben. — Den Abweg aber, den man wider beſſer Wiſſen wandelt, verläßt man ſobald er nicht mehr Mode iſt.

Die Bühne wird ſich wohl am erſten dazu

verſtehen müſſen, da in Rückſicht dieſer die Stimme der Lacher, das heißt hier unbedingt, der Vernünftigen, ſich lauter erheben kann. Während meines Aufenthalts in Berlin, wollte man das Publikum verleiten an Calderone's »ſtandhaftem Prinzen,“ Gefallen zu finden, einem Stücke das mehr asceтiſchen Unſinn enthalten mag, als irgend eine der verrufenſten Kapuziner-Predigten. Der Held des Stückes verhungert lieber, als daß er zugeben ſollte, daß der Befehl ſeines Königs ausgeführt, und Ceuta den Marokkanern wiedergegeben werde; nicht weil die Stadt für ſein Vaterland wichtig iſt, ſondern weil einmal Chriſten darin wohnten, und alſo das Einziehen der Muhamedaner ſie entweihen und verunreinigen würde. Dieſen Regulus des Fanatismus und den echtmuhamedaniſchen Satz, daß Andersglaubende unrein ſind, fand die heilige Schaar zu

Berlin erhaben-chriſtlich; ja, einer aus ihr erklärte in der Zeitung alle Nichtchriſten für unwerth, das Stück zu ſehn. *) Geiſtvollere Antworten blieben nicht aus; wohl aber die Zuſchauer bei folgenden Vorſtellungen, und »der ſtandhafte Prinz" mußte ſich allmählig in die Dunkelheit zurückziehn.

Sie würden dem übrigen Deutſchland, ſelbſt einem großen Theil des katholiſchen, Unrecht thun, wenn Sie von Berlin auf jenes ſchließen wollten. Berlin ſcheint allmählig wieder in daſſelbe Verhältniß zu treten, in dem es zur Zeit des Religionsediktes der vorigen Regierung ſtand, ſeinen Vorrang in Rückſicht der Freiheit und der Kraft des Geiſtes zu verlieren, — und zwar großentheils weil die poetiſchen und fanatiſchen

---

*) Man erzählte, doch weiß ichs nicht gewiß, der überheilige Chriſt, der das that, ſey ein reichgewordener Proviant-Kommiſſär geweſen.

Myſtiker der Literatur, dieſe größeſte Stadt des nördlichen Deutſchlands, für den beſten Sammelpunkt für ſich anſehen mögen, und Leute finden, die ſich von ihnen führen laſſen. In allen andern bedeutenden Städten, die ich beſuchte, oder aus Korreſpondenznachrichten beurtheilen konnte, iſt man ziemlich gleichgültig gegen das myſtiſche Unweſen. Man ſieht und hört die wandernden Apoſtel deſſelben, wie ihre Werke, neugierig an, und — läßt ihren Werth auf ſich beruhen. Höchſtens traktirt man ſie und führt ſie in Geſellſchaften umher, um ſich mit ihnen zu vergnügen.

Neunter Brief

Ueber wenig Gegenſtände in Berlin, habe ich Ihnen ſo viel Unangenehmes zu ſagen, als über den Tempel des erfreuenden, erhebenden Geiſtesgenuſſes, über das Theater. Es iſt geſunken, ſehr geſunken gegen das, was es im Jahre 1806 war: nicht durch Mangel an Fond's, denn der König, deſſen großgeſinntem Geiſte und menſchenfreundlichen Herzen die Vergnügungen ſeines Volkes wichtig ſind, hilft immer, und ohne beſtimmtes Maß, den Lücken der Theaterkaſſe ab; — auch nicht aus Mangel an glänzenden Talenten: denn hätte die Bühne dergleichen nicht, ſo hat ſie Deutſchland doch. Sie würden, wäre alles wie es war, ſich bald in Berlin zuſammenfinden, und ſich dort entfalten, wenn ſie noch nicht ganz gebildet einträfen.

Die wahre Quelle iſt der unſichere und einſeitige Geſchmack der Direktion, die Beſchränktheit und kritiſche Unreife der Anſichten, nach denen ſie verfährt; endlich auch ihr Verhältniß zum Publikum, das ſie über die Rückſichten auf die Gunſt deſſelben hinwegſe

Der jetzige Direktor — das heißt, der General-Intendant der königlichen Schauſpiele, Kammerherr Graf von Brühl, — hat ſich in ſeiner Jugend, vorzüglich in Weimar, in mancher ſchönen Kunſt bis zum ausübenden Dilettanten gebildet. So ausgeſtattet, hatte er den Muth, an eine Stelle zu treten, welche nach einander der tiefſte und geſchmackvollſte Kunſtrichter, den Deutſchland nach Leſſing beſaß, und einer der größeſten und erfahrenſten Künſtler, auf die es jemals ſtolz geweſen iſt, eine bedeutende Reihe von Jahren eingenommen hatten; an die Spitze der Bühne, die Engel und

Iffland geſchaffen; dem Publikum gegenüber, deſſen Geſchmack ſie gebildet hatten. Kein Wunder, daß er ſich ſchnell gezwungen ſah, da er das Rechte nicht in ſeiner Gewalt hatte, zu den Nothhülfen zu greifen, wodurch man die Abweſenheit deſſelben zuweilen auf eine Zeitlang verſtecken kann. Auſſer Stande die Lücken des Perſonals mit von ihm ſelbſt gebildeten Künſtlern zu füllen, oder den auswärtigen die er berief, eine ſolche Richtung zu geben, daß ihre Leiſtungen Einheit mit denjenigen der ältern Künſtler gewönnen, wählte er meiſtentheils unter den letztern ſolche, die ſeinem Geſchmacke, das heißt der Weimariſchen Deklamations-Manier entſprachen, und ließ ſie dieſe fortüben. So war es denn, als ich die Bühne wiederſah, dahin gekommen, daß beinahe kein Schau- oder Trauerſpiel mit einiger Einheit dargeſtellt werden konnte. Neben ſolchen die, aus Engels Schule her, den höchſten Werth darauf legten, Allem die ausdrucksvollſte Gefühls- und Sinns-Accentuation zu geben, ſprachen andere die nur wohllautend zu deklamiren ſuchten; und indeß einige Perſonen auf der Bühne, nach dem richtigſten, Mienenſpiel ſelbſt in kleinen Zügen ſtrebten, ergriffen andere jeden Anlaß, paradirende Attitüden zu machen u. ſ. w. Das Mißvergnügen des Publikums, vielleicht auch das eigne Gefühl der Unmöglichkeit, auf dieſem Wege mit dem was früher geleiſtet worden, zu wetteifern, führte nun zu dem gewöhnlichen Auswege, durch neue prachtvolle Dekorationen anzulocken, und recht viel Opern zu geben. — Aber die Kritiker! Nun ein Paar von ihnen erhielten, ſagt man, Freibillets (die ſie wirklich annahmen!) und wurden zu Tiſche gebeten. In Rückſicht der andern wurde, hieß es, eine ſtrenge Zenſur bewirkt, ja, man ſprach ſogar von einem Befehl, kein Stück eher zu beurtheilen, als bis es zweimal aufgeführt worden. Da das Publikum indeß an eine öffentliche Kritik gewöhnt war, ſo beſorgte die Direktion ſelbſt ein »Dramaturgiſches Wochenblatt.« Es wurde im eigentlichſten Sinne auf ihre Koſten gedruckt, da es Niemand las. Ein Paar Schullehrer ſchreiben es, die von ihr einen Gehalt beziehn für den Unterricht angehender Schauſpielerinnen und für Rathſchläge, wo man deren zu bedürfen glaubt. Den Charakter dieſes Blattes können Sie errathen. — Die Beurtheiler im Parterre in Schranken zu halten, iſt die Sorge der Polizei; und eine bleibende Einnahme zu ſichern, ſind wieder andere Zwangsanſtalten getroffen. Ueberhaupt ſpielt der Herr Graf gegen das Publikum, den Vornehmen und den Finanzier auf mannigfache Weiſe.

Ueber die Lage in welcher ſich dieſes gegen die Bühne befinde, mag Ihnen ein Aufſatz Nachricht ertheilen, den ich im Anfange dieſes Jahres zu Berlin ſelbſt, ſchrieb; aber auch die Geſchichte dieſes Aufſatzes ſcheint mir nicht überflüſſig. Sie öffnet mancherlei Anſichten.

Sie wiſſen, daß ich vom Herbſt 1802 bis dahin 1806 in Berlin eine Theater-Chronik redigirte, in welcher täglich über die Darſtellung des vorigen Abends eine ſo viel möglich genaue und gerechte Beurtheilung gegeben wurde. Iffland war anfangs über die Chronik ſehr erbittert, aber da er den Gang derſelben ſich immer gleich und unpartheiiſch fand, und mich ſelbſt hinlänglich kennen lernte, um mir reine Abſichten zuzutrauen, gab er mir viele Beweiſe, daß er Werth auf die Urtheile jener Chronik legte. Das Publikum war gegen ſie, ſo lange ſie dauerte, von einem Zeitungstage zum andern getheilt, aber als ſie, bald nach meiner Entfernung, aufhörte, vereinigten ſich ſo ziemlich alle Parteien in der Anerkennung, daß ſie ſehr nützlich gewirkt hatte.

Im Sommer 1816 drangen viele, Freunde und Fremde, in mich, dieſe Chronik wieder anzufangen. Nur ſchwer entſchloß ich mich dazu, da mir, ich muß es Ihnen nur geſtehen, die Schauſpielkunſt ſehr ſelten Genuß gewährt. Als ich es endlich (im alten Freimüthigen,) that, verſtand es ſich von ſelbſt, daß oft Rügen, — ſchonend und fein, wie ſichs gebührt, — einfließen mußten. Nach jeder etwas bedeutendern erhielt ich von dem Herrn Grafen einen ſehr höflichen Brief, oder er ſandte bald ſeinen Sekretär, bald den Regiſſeur zu mir, um das Gerügte zu rechtfertigen oder zu entſchuldigen. Ich nahm das eben ſo höflich an, ohne je eine ſchriftliche Antwort zu geben, oder einen Gegenbeſuch zu machen: das hätte wahrſcheinlich verbindlichere Verhältniſſe eingeleitet, als zwiſchen den Beurtheilten und dem Beurtheiler Statt haben können, ohne Einfluß auf das Urtheil zu haben: eine Rückſicht, die mich ſchon früher abgehalten hatte, von meinem Freunde Iffland den freien Eintritt anzunehmen. Da meine Rügen indeß manche gute Wirkung zeigten, forderte man mich von mehrern Seiten auf, mein Wort, »der Theaterrezenſent ſey der Anwald des Publikums von der Bühne", auch dadurch wahr zu machen, daß ich die Beſchwerden deſſelben über die unbequemen Einrichtungen des Hauſes, u. ſ. w. zur Sprache brächte. Ich ſchrieb den folgenden Aufſatz; er wurde für den »alten Freimüthigen" abgeſetzt, und vom Zenſor politiſcher Schriften, — vom Anfang bis zum Ende, — durchſtrichen. Welche auswärtige Macht der Erde Anſtoß daran nehmen könnte, daß ich die Lage des Theaterbureaus zu Berlin unbequem fand, mögen Sie errathen; ich weiß es nicht. Man rieth mir, bei dem Staatskanzler zu klagen: das ſchien mir nicht der Mühe werth, da mir die Bühne und der Aufenthalt in Berlin nicht wichtig waren. Oder wollen Sie darin eine Art von Rache ſehn, daß ich dem Vorgang ſeine erſte, vielſagende Geſtalt nicht mochte verkümmern laſſen? — ſo hab' ich nicht viel dagegen einzuwenden. Nun aber ſchloß ich auch mit der Bühne ab, gab meinem Widerwillen nach, und bin nachher nicht ſechsmal mehr im Schauſpielhauſe geweſen.

„**Die Schaubühne.** — Eine bloße Erdichtung, aus den Papieren eines Kritikers und dem Tagebuche eines Reiſenden.“

»Im Kampfe gegen den Verfall unſerer Bühne, hat ſich hie und da öfter ein Sehnen nach einer ſogenannten Kunſtbühne vernehmen laſſen, nach einer ſolchen, wo man allgemeine Verſuche anſtellen wollte. Die dramatiſchen Dichtungen aller Zeiten und aller Völker ſollten da in den verſchiedenartigſten Formen vorüberwandern: die Masken und Kothurnen der Griechen und Römer, wie der Policinello der Italiener, die myſtiſchen Moralitäten der Spanier, wie die Poſſen des Hanns Sachſe. Man verſprach ſich davon großes Gedeihen und Ergötzen, und eine reiche Ernte zum Heil und Frommen der Kunſt. Vor einem auserwählten, richtenden Publikum ſollten alle Höhen der Poeſie ſich offenbaren, und alle Ideale des Schönen ſollten auf die Bretter herab beſchworen werden: Träume, würdig eines Kunſtjüngers, der noch daſteht, wie Herkules am Scheidewege, und nicht weiß, wem er den Kranz zuwerfen ſoll. Wem die Kunſt, die wahre, ſich nur in leiſen Ahnungen vertraut hat, kann unmöglich zu ſolchen Seltſamkeiten ſich verirren. Eine allgemeine Kunſtbühne kann es ſo wenig geben, als Eine allgemeine Nation.»

»Den höchſten Rang und die eigentliche Würde des Schauſpiels muß die Nationalbühne bewahren. Wir haben leider der Klagen, und zwar der gerechten Klagen nur zu viele: die von der Schwäche und der Unvollkommenheit der Nationalbühnen ſagen. Sie ſind häufig nicht von einem edlern Zwecke ausgehende, edlere Unterhaltungsanſtalten, ſondern ein trauriger Luxusartikel der Städte; nicht ſelten eine laute Verkündigung der Thorheit, und eine öffentliche Ausſtellung der Geſchmackloſigkeit. Die Gewinnluſt hat die Bühnen dem Haufen unterthan gemacht, und jetzt kann das zufällige Aufwachen zu hellern Augenblicken, die Feſſeln derſelben nicht mehr abſchütteln. Habſucht und Intrigue, Geſchmackloſigkeit und Bequemlichkeit ſind die verderblichen Geſtirne, unter deren Einfluſſe die Bühnen ſtehen. In wiefern es ein glücklicher Ausweg iſt, die Direktion dieſer öffentlichen Bildungsanſtalten zu einer Hofcharge zu machen, —”

Das war mir doch zu arg durcheinander. Ich warf das Blatt auf den Tiſch und murmelte vor mich hin: Bildungsanſtalt, Hofcharge. Hofcharge, Bildungsanſtalt! Ja, ja! Ich bin wieder in Deutſchland und dort

> Lehren lehrend Gelehrte, die Lehrenden
> lehrreich das Lehren!

Glaubte ich dabei in die Schule zu gehn, ich beſuchte die Iphigenia ſo wenig als die Dorfſängerinnen, weder Lear noch die Kleinſtädter. — Doch heute giebt man ja Armide!

Ich klingelte und befahl meinem Bedien

ten, mir ein Logen- oder Parket-Billet zu holen, aber ſich zu beeilen, da ich in einer halben Stunde einen offiziellen Beſuch zu machen hatte. Er verſicherte mich, er könne vor einer Stunde nicht wieder da ſeyn: das Ober-Intendantur-Büreau liege faſt am äuſſerſten Rande der Stadt. »So geh in ein Unterbüreau. Die Bewohner der weitläuftigen Stadt, die eine halbe Meile lang und eben ſo breit iſt, werden doch wohl nicht alle an einen Ort hinwallfahrten müſſen, wenn ſie an einem andern ſitzen wollen?« — Der Wirth, der eben hereintrat, belehrte mich, es gebe keine Nebenbüreaux. „Aber warum iſt denn das einzige Büreau in einer ſo abgelegenen Gegend?“ Der Herr Oberintendant, antwortete er, wollen den Verkauf in ihrem Hauſe haben; und da es vermuthlich in jener Gegend ſtiller iſt und reinere Luft giebt —

»So wallfahrtet der Berg zum Mohamet! Die Bequemlichkeit des Publikums —"

Je nun, das Publikum! — ſagte der Wirth. Aber Sie werden ohnehin ſchwerlich ein Billet bekommen. Bei beliebten Stücken ſind alle Logen und Sitzplätze ſchon zwei Tage vorher verkauft.

»So ſchaffen Sie mir ein Billet zu irgend einem andern Theater."

Wir haben nur eins.

»Nur Eins, in einer Stadt die dreimal ſo viel Einwohner hat als München, wo zwei Theater ſind!" *)

---

*) Sehr laut und häufig iſt in Berlin der Wunſch öffentlich geäußert worden, ein zweites Theater zu beſitzen, dann wurde wohl geantwortet, es ſeyen ja zwei da, die Opern- und die Schaubühne. Das heißt, eine und dieſelbe Geſellſchaft ſingt oder ſpielt dieſelben Stücke, bald in dem Opern-, bald im Schauſpielhauſe. Geſchah das Erſte, ſo gab das Anlaß, das Abonnement zu ſuſpendiren, und höhere Eintrittspreiſe zu for-

Ach, oft iſt das Eine halbleer.

»Das muß man ſchlau anfangen, da für andere Abende alle Billets ſo frühe verkauft ſind.«

Das Publikum zeigt oft eine ſehr große Widerſpenſtigkeit gegen die Bemühungen es zu bilden, oder eine unverzeihliche Gleichgültigkeit gegen die Verſuche in alten Stükken die es vortrefflich geben ſah, Anfänger ihre Schule machen zu laſſen. Gäbe es vollends ein zweites und drittes Theater, das um ſeine Gunſt wetteiferte, ſo wäre es gar nicht mehr zu lenken.

»Das Publikum widerſpenſtig! Das Pu-

---

dern. — Dieſe Art der Abwechſelung, indem man dieſelben Sachen erhält, hat mich oft an einen gewiſſen alten hypochondriſchen Kaufmann zu N. erinnert, der ſeine Frau und Tochter zwang, mit ihm das Haus zu hüten; aber zuweilen gewährte er ihnen doch eine Abwechſelung: er ließ den Kaffeetiſch, der gewöhnlich vor dem Sopha ſtand, am Fenſter decken.

blikum lenken, im Theater lenken! Wiſſen Sie wohl, Herr Wirth, daß mir Ihre Worte gar nicht gefallen. Ich gehöre auch zum Publikum, und zwar zu dem längſt erwachſenen. Wenn ich wo hingehe, um ein Vergnügen zu genießen, will ich nicht, daß man ſich's herausnehme, dabei an meiner Bildung arbeiten, oder gar mich lenken zu wollen; und mein Mißfallen, wo ich Langeweile habe, iſt keine Widerſpenſtigkeit. — So viel ich verſtehe, ſchwankt alſo der größeſte Theil des hieſigen Publikums, in Rückſicht ſeiner einzigen Bühne, immer zwiſchen der Unmöglichkeit, es zu genießen, weil das Haus zu klein iſt, und dem Widerwillen, hinein zu gehn, weil man darin Schule ſpielt. Aber dabei muß die Kaſſe ſich ſchlecht ſtehn. Wie kann die Bühne ſich erhalten?"

Sie genießt ſehr großmüthiger Zuſchüſſe, wenn ſie Lücken hat, —

»Das thut mir leid! Ohne dieſe nähme man gefälligere Maßregeln, und würde Ueberſchuß haben, ſtatt Zuſchuß zu bedürfen.«

— Dann giebt es auch Auswege. Haben einige romantiſch-erhabene Stücke oder eine Reihe Uebungen, die Kaſſe leer gelaſſen, ſo giebt man denn wieder eine Zeitlang Stücke, die der Nichtbildung gehören und gar keine Kunſt erfordern. Dann kommen alle hinein, die den Bildungsbeſtrebungen aus dem Wege gehn.

»So ſcheint mir aber mehr für das Verderbniß, als für die Beſſerung gewirkt zu werden. — Doch laſſen wir das! Ich bin einmal daran gewöhnt, das Theater zu beſuchen: beſorgen Sie mir ein Abonnement für die zwei Monate meines Aufenthalts.«

Zwei Monat? Das geht nicht. Sie müſſen ſich auf ein Jahr verbindlich machen, oder Sie erhalten kein Abonnement.

»Aber ich bleibe nur zwei Monat hier!«

Was geht das uns an! Man muß doch ſicher ſeyn, daß man auch für die Vorſtellungen, die Niemand ſehn mag, etwas erhält.

»Aber ſagen Sie, was macht denn das Publikum an ſolchen Abenden, an denen es nicht ſehen mag oder kann?«

Je nun, das Publikum! Es trinkt Theewaſſer.

»Das verträgt mein Magen nicht.«

Es ſpielt.

»Das mag ich nicht.«

Es veranſtaltet Soupeesſins.

»Das ſchickt ſich nicht mehr für mich.«

Für Ihren heutigen Abend kann ich aushelfen. Ich habe zufällig ein Parket-Billet liegen.

»Wie viel unnütze Worte hätten wir beide erſpart, hätten Sie das gleich geſagt!«

Alſo ich ging ins Theater; genau auf den Glockenſchlag. Unglücklicher Weiſe zeigte mein Billet mir einen Platz mitten vor der Bühne an. Ich ſah keine Möglichkeit, dahin zu gelangen, da die Sitze bis dahin ſchon gefüllt waren, und ſich kein Raum zum Durchgehen zeigte. Man ſtand indeß auf und ich fing an mich durchzudrängen. Guter Himmel, das war ſchwer! Ich verlor ein halbes Dutzend Knöpfe dabei, und jeden Augenblick ſchrie eine Dame, der ich auf das Füßchen getreten hatte. Endlich ſtand ich vor meiner Nummer. Aber die Entfernung der Armlehnen ſcheint auf ſchlanke Jünglinge berechnet, und ich bin ein etwas ſtarker Mann. Ich zwängte mich hinein, ſtemmte beide Ellenbogen ſo weit als möglich auf den Bauch und erwartete mein Schickſal. Der zu nahe Vorderſitz drückte mir die Kniee ſchmerzlich. Ich ſtreckte die Beine aus: da trat man mir auf die Zehen und murrte. Ich ſtützte jeden Fuß auf den Hacken in die Höhe, damit er weniger Raum einnähme.

So verſchmerzte ich den erſten Aufzug, aber nun eilte ich hinaus; ob ich gleich dabei verlor, was noch an Rock und Weſte von Knöpfen zu verlieren war. Es glückte mir, an der Kaſſe noch ein Billet auf eine Loge von acht Perſonen zu erhalten, in der erſt ſieben ſaßen. Das hatte indeß ſeinen guten Grund. Schon die Fünfte konnte nichts mehr ſehen. Wenigſtens hatte ich Raum, zu hören. Ich ſetzte mich ruhig hin, machte die Augen zu, und dachte mir das Spiel der Sprechenden. Im Zwiſchenakt ſtand einer der vorne Sitzenden auf: ich nahm die Gelegenheit wahr, das Publikum zu betrachten. —

Welche Freude! Im Parterre, nahe an der Thüre, ſtand mein Freund M. den ich ſeit zehn Jahren nicht geſehen, den ich gar nicht in —— vermuthete, mit dem ich ſo dringende, wichtige Sachen zu beſprechen habe. — Ich ſtürze hinaus, reiße dem Logenſchließer eine Contremarke aus der Hand, und fort zum Parterre. Der Thürſteher verweigert mir den Eintritt. Ich zeige meine Marke vom theuerſten Platze vor: er bleibt bei der Weigerung. Ich betheure, daß ich mich nur einen Augenblick aufhalten wolle: er iſt unerſchütterlich.

Ich gehe nach Hauſe, und treffe Anſtalten, die Wohnung meines Freundes zu erforſchen. Am andern Morgen um 9 Uhr meldet mir der Wirth ſie, aber zugleich, daß mein Freund um 8 Uhr abgereiſt iſt.

»Herr Wirth!« rufe ich aus, da der Zorn nicht feine Worte wählt; »Herr Wirth! Nicht eine Bildungs-, eine Zwangsanſtalt für das Publikum —«

Je nun, das Publikum! Se. Erzellenze finden es zur Erhaltung der Ordnung bequem. —

»Schicken Sie mir meine Rechnung! Ich ziehe aus! Ihr »Je nun" iſt mir unerträglich; und wenn ich wieder einen Fuß ins Schauſpiel ſetze — doch ich will nichts verſchwören. Morgen ſpielt ja Mdme. Dev —."

Zehnter Brief.

Sie fragen mich: wie es möglich war, daß man dieſem Aufſatze, der doch nur offenkundige Thatſachen enthält, deren Wahrheit oder Unwahrheit an Ort und Stelle gleich ausgemittelt werden könnte, und die der anweſende Erzähler zu vertreten hatte, das Imprimatur verweigern konnte? Mich überraſchte es nicht mehr: ich hatte ſchon bedeutendere Erfahrungen darüber gemacht, wie man zu Berlin zenſire. Ich will ſie Ihnen nackt aufſtellen, und mich dabei, ruhig und unbefangen, aller Reflexionen enthalten. Die Wichtigkeit der Preßfreiheit bedarf ohnehin keiner Erörterung mehr. Nur eine Bemerkung vorher: die Beweiſe für alles was ich erzähle, ſind in meinen Händen.

Als ich im Sommer 1816 ankündigte, daß ich den alten Freimüthigen fortſetzen wolle, ließ einer meiner Freunde eine Empfehlung des Unternehmens in die Haude und Spenerſche Zeitung rücken. Sie erhielt zwar das Imprimatur, aber der Zenſor, Herr Legationsrath Renfner ſtrich dabei folgende Worte aus: »Auch zur Feſtſtellung und Verbreitung richtiger politiſcher Anſichten und zur Weckung patriotiſchen Sinnes, hat Merkel rühmlich gewirkt." Der Verfaſſer ſelbſt meldete und bewies mir das. Im erſten Gefühl des Unwillens wollte ich zum Zenſor gehn und ihn befragen: was ihn berechtige, mir ein Zeugniß meines Patriotiſmus, das heißt, meiner Rechtlichkeit, zu rauben? Ihn, der dem Staate für Beſoldung und Auszeichnungen diene; — mir, der ich im Jahr 1806 aus Patriotiſmus eben dieſem Staat ohne Erſatz und freiwillig, mein ganzes Vermögen und, was mehr iſt, alle meine Lebensverhältniſſe opferte; der ich den ſchriftſtelleriſchen Kampf für denſelben, noch auſſerhalb ſeinen Gränzen bis zum Tilſiter Frieden fortſetzte; der ich im Jahr 1812 und 1813 der erſte Deutſche Schriftſteller war, der die Deutſchen zur Erhebung gegen den Uſurpator aufrief — —. Bei kälterer Erwägung fand ich indeß, daß ein Zwiſt mit dieſem Zenſor gleich zum Anfange, ihn doch ſchwerlich auf andere Geſinnungen bringen, noch mir einen andern, gewogenern verſchaffen würde; wohl aber könnte er denjenigen, der den Beweis der Ungebühr hergegeben, übel kompromittiren. Konnte ich aber nicht öffentlich gegen ihn ſprechen: an der Berichtigung des Privat-Urtheils, das dieſer Herr Renfner über mich fällte, konnte mir nichts liegen. Ich machte ihm einen Beſuch, bei dem ich ihn ganz ruhig fragte, nach welchen Anſichten er jetzt zenſire? und hinzuſetzte: »Ich wünſche nicht, gegen irgend eine politiſche Rückſicht zu verſtoßen; ich ſähe mich jetzt als Fremder an, dem der Gang der preußiſchen Angelegenheiten ganz gleichgültig ſey.“ In meinem Blatte ſelbſt ergriff ich ein Paar Anläſſe, öffentlich daran zu erinnern, was ich ehemals in Berlin geweſen und geleiſtet habe. Seitdem ſchien der geſtrenge Mann ſeine Geſinnungen zu mildern. Zwar machte er noch von Zeit zu Zeit Aenderungen beim Zenſiren, die mir unbeſchreiblich belachenswerth ſchienen,*) bald aber ſchrieb er ein Billet an den Drucker, worin er dieſen aufforderte, ihm das Blatt nur dann zu ſchikken, wenn ein politiſcher Aufſatz darin ſtände; und ein zweites, an den Verleger, worin er ſich ein Freiexemplar erbat. Späterhin erwachte ſein Eifer aber wieder, und vermuthlich weil er einen Verweis befürchtete, klagte er über mich beim Staatskanzler, was denn ein Schreiben deſſelben an mich bewirkte, worin mir vorgeſchrieben wurde, jede politiſche Nachricht der Zenſur des Herrn R. zu unterwerfen. Das war ohnehin geſchehn: aber ich ließ ihm von nun an jede Nr. zuſchicken. Da die Polizei wiederum jede nicht politiſche Nachricht zenſirte, ſo ſtand mein Blatt unter einer doppelten Zenſur; das heißt, es ging ihm wie dem Mann in der Aeſopiſchen Fabel, der zwei Frauen hatte, von denen ihm die eine die grauen Haare, die andere die ſchwarzen ausraufte. Ich hätte eine wahre Manie haben müſſen, in Berlin etwas drucken zu laſſen, wenn mir in dieſer Lage nicht die Luſt dazu entgangen wäre: aber es kamen noch andere Umſtände hinzu, die mir das völlig verleideten.

---

*) So ſtrich er einmal aus einer Nachricht die Worte: „Gemahlin des Prinz-Regenten von England“ weg, und ſetzte hin: Prinzeſſin von Wales.

Giebt es irgend eine Wiſſenſchaft, in welcher das literariſche Lumpenſammeln, beſonders in hiſtoriſcher Rückſicht, läppiſch iſt, ſo iſt es die Jurisprudenz. In dieſer kommt es ja nur auf richtige philoſophiſche Begriffe vom Recht, und auf die dem Lande, in welchem ſie gelten ſollen, angemeſſene Eigenthümlichkeit der Geſetze an: welche Wichtigkeit kann es aber haben, noch nicht gekannte Abſchriften von bekannten Geſetzen zu finden, die vor anderthalb tauſend Jahren in einem fremden Lande galten? Indeß hatte ein Leipziger Gelehrter in der dortigen Lit. Zeit. es als eine auſſerordentliche Merkwürdigkeit ausgerufen, daß ein Berliniſcher Gelehrter in Verona ſolche Schriften gefunden, und ein Paar Blätter davon, (deren Inhalt obendrein keinen zuſammenhängenden Sinn gab) an einen Dritten eingeſandt habe. Ich ſpottete darüber, und eingedenk des Unfugs, der ſonſt oft auf Bibliotheken getrieben worden, rügte ich, daß der Sächſiſche Gelehrte nicht hinzugeſetzt habe, wer dem Berliniſchen die Erlaubniß ertheilt, die Blätter mitzunehmen, »denn ohne Erlaubniß ſey es gewiß nicht geſchehen.“ Klar und deutlich iſt es, daß hierin keine Beſchuldigung liegt: aber ein Berliniſcher Profeſſor, derſelbe der in der Sache des jungen Witte ſo geſchäftig war, ſuchte gerade Ruhm in ſolchen ſogenannten Forſchungen, und giebt ſogar eine eigne Zeitſchrift heraus, die ihnen gewidmet iſt. Dieſer wandte ſich an denſelben Oberbeamten, von dem bei Gelegenheit des Herrn Witte geſprochen wurde, und ſtellte ihm, da der Berliniſche Gelehrte ein Staatsamt bekleidet, meine Aeußerung als eine Beleidigung des Preußiſchen Staates dar. Sie werden geſtehen, das war ſtark. Ich lachte laut auf; aber Herr von — — glaubte dem Herrn de S— — —, und erließ ein Reſkript an mich, worin er mich belehrte, in der Zeitſchrift des Herrn de S— — — ſtehe ausdrücklich, nicht die Original-Blätter, ſondern nur Abſchriften davon ſeyen aus Verona eingeſandt worden, — dann aber mir vorſchrieb, in die nächſte Nummer eine Berichtigung einzurücken, welche der Herr de S——— wahrſcheinlich aufgeſetzt hatte, und die mehrere ſehr beleidigende Ausdrücke gegen mich, enthielt. Meine Rechtfertigung lag nahe: die Schreibereien des Herrn de S——— zu leſen, war mir meine Zeit zu lieb: ich hatte ſie nicht einmal geſehn. In der Leipz. Lit. Zeit. aber, auf die ich mich bezogen hatte, ſtand kein Wort von einer Abſchrift, ſondern es war durchaus geſprochen, wie nur von den Originalen ſelbſt geſchehen konnte, und die konnte Herr R. doch nicht eingeſandt haben, wenn er ſie nicht mitgenommen hatte. Daß es aber »gewiß nicht ohne Erlaubniß geſchehen ſey," hatte ich übrigens ſelbſt geſagt.

Sie errathen vielleicht, ob ich es gleich nicht beſtimmt ſagen mag, warum ich unterließ, dieſe Rechtfertigung zu geben, oder nur ein Wort zu erwiedern. Ich begnügte mich, aus der überſandten Berichti gung die für mich beleidigenden Ausdrücke wegzuſtreichen, und ſo ließ ich ſie drukken. Daß ich dabei mein Recht nicht überſchritten hatte, wußte ich wohl. Erſt ein Paar Wochen ſpäter erfuhr ich, daß auch der Verleger zugleich mit mir ein Reſkript erhalten habe, in welchem geſagt werden: mir ſey zur Strafe auferlegt worden, jene Berichtigung aufzunehmen, und bevor das geſchehen, ſolle kein Blatt ausgegeben werden. Hätte ich dies früher geleſen, ſo hätte ich allerdings die Schrift ſogleich ruhen laſſen, und hätte angefragt, ob irgend ein Beamter in Preußen das Recht habe, über einen Schriftſteller oder irgend Jemand, der nicht im Dienſt ſteht, ohne Zuziehung der Gerichte eine Strafe zu verhängen, beſonders ehe er ihn um ſeine Rechtfertigung befragte? — Wenn das erlaubt war, konnte, wie ich glaube, kein Mann von Ehre mehr in Preußen ſchreiben. — Die Sache war indeß vorüber, und da Herr von ——— ſich mein Wegſtreichen aus ſeiner Berichtigung ſchweigend hatte gefallen laſſen, ließ ich auch ſeine — Uebereilung gut ſeyn. *)

Das Erzählte wird Sie zu mancherlei Betrachtungen über den Zuſtand der Preßfreiheit in Berlin führen. Die Gränzen welche ihr das Geſetz beſtimmt, ſind mit Liberalität, aber ein wenig undeutlich ausgeſprochen, ſo daß es der Willkühr der Beamten überlaſſen

---

*) Herr de S———, der überhaupt eben kein ſcharfſinniger Kopf zu ſeyn ſcheint, errieth vermuthlich die Urſache meines Schweigens nicht; denn nicht zufrieden mit ſeinem Erfolge beim Miniſter, machte er auch beim Kammergerichte anhängig, ich habe mich durch jenen Artikel gegen den Staat vergangen. Dies Tribunal, das ſelbſt und rückſichtslos urtheilt, wies ihn mit der Erklärung zurück: der Staat ſey nicht beleidigt, glaube er aber im Namen des Herrn N——— einen Proceß gegen mich anfangen zu müſſen, ſo möge er eine Vollmacht von ihm beibringen. Er ſchrieb wirklich deshalb nach

wurde, ſie überall zu ſehn, wo es ihre eigne Stimmung oder — ihre Beſchränktheit gut findet. —

Um die unangenehmen Eindrücke zu verwiſchen, welche das Vorgehende auf Sie gemacht haben kann, will ich Ihnen eine Erinnerung aus dem Jahre 1805 mittheilen, die immer in meiner Seele leben wird: und neben den ſchönſten Zügen ſtehen kann, die Plutarch von ſeinen Lieblingshelden erzählt.

Rom, erhielt die Vollmacht, und etwa acht Tage vor meiner Abreiſe wurde mir der Prozeß angekündigt. Ich hielt die Sache für zu unbedeutend, um einen Advokaten anzunehmen, las nicht einmal die Klagſchrift des Herrn de S———, ſondern gab nur nach jener Ankündigung, eine von mir ſelbſt geſchriebene Darſtellung der Sache ab, worin ich unter andern ſagte: „wenn jene Blätter nicht einmal im Original eingeſandt worden, ſo ſeyen ſie gar nichts werth." Den Erfolg weiß ich nicht; aber er konnte wohl nicht zweifelhaft ſeyn. Das Recht war auf meiner Seite.

Im Herbſt des genannten Jahres erhielt der König von Preußen einen ſehr erhabnen Beſuch, und gab ſeinem Freunde bei Deſſen Weiterreiſe ein kleines Kommando von ſeiner reitenden Garde zur Begleitung mit. In Berlin hieß es, dieſe Männer hätten die Erlaubniß erhalten in den Dienſt des hohen Reiſenden zu treten; als man mir nun gleich nachher aus Dresden meldete: »Derſelbe ſey dort unter Eskorte der Gardiſten angekommen, welche der König Ihm geſchenkt hätte, fand ich nichts Auffallendes in dieſem Ausdruck, und ſchickte die Nachricht in die Druckerei. Auch der damalige Zenſor fand nichts Befremdendes darin, und ertheilte das Imprimatur. Früh aber am Morgen nach dem Tage, an welchem die Nummer mit jener Nachricht ausgegeben war, trat der Erzieher des Neffen vom Könige, Reimann, halb athemlos in mein Zimmer, und ſagte:

»Ich komme Sie vorzubereiten, damit Sie nicht zu ſehr erſchrecken. Der König iſt äuſſerſt aufgebracht gegen Sie, ich fürchte, Sie werden ſehr unangenehme Folgen erfahren. Vor einer Stunde, als er zur Königin zum Thee kam, brachte er Ihr neueſtes Blatt mit und rief ſchon im Eintreten ſeiner Gemahlin im höchſten Zorn zu: Sieh einmal, was Merkel von mir drucken läßt! Ich ſoll meine Soldaten wegſchenken! Was wagt er, von mir zu erzählen! —«

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß mich dieſe Nachricht beſtürzte; aber ich verſichere Sie, eben ſo ſehr ſchmerzte ſie mich: denn der edle menſchliche Sinn des Monarchen hatte nie einen aufrichtigern Verehrer, als mich. — Nach einigem Nachdenken indeß dankte ich meinem Freunde mit gebührender Wärme, ſetzte aber hinzu: »Wir ſind in Preußen und ich kenne den Charakter des Königs.

Glaubt Er, daß ich mich vergangen habe, ſo wird Er einem Gerichte die Unterſuchung und das Urtheil übertragen. Unter Ihm dürfen die Richter rückſichtslos gerecht ſeyn, und ich kann mich rechtfertigen. Das Wort eines Andern, das ich durchſchlüpfen ließ, wird oft in dem Sinne von überlaſſen, abtreten gebraucht, und — das Blatt iſt zenſirt."

Troß meiner Faſſung, die meinem wakkern Freunde ein wenig unerwartet ſchien, geſtehe ich Ihnen, daß ich dieſen Tag und den folgenden in einiger Spannung den Folgen vom perſönlichen Zorn des Monarchen gegen mich, entgegen ſah: aber ich hörte nichts weiter davon. Daß die am nächſtfolgenden Tage erſcheinende Nummer meines Blattes eine warme Rüge und Verbeſſerung jenes Ausdrucks, durch mich ſelbſt, enthielt, war natürlich. Als der König ſie las, ſagte

Er, wie mir Reimann erzählte: »Schon gut! Schon gut! Ich glaube gern, daß Merkel es nicht böſe gemeynt hat; aber er ſollte ſich doch vorſichtiger ausdrücken.”

Unwillkührlich werden Sie an die im Jahr 1816, ohne alle weitere Unterſuchung diktirte Strafe denken. — Aber keine Vergleichung, ich beſchwöre Sie! Ueberlaſſen Sie ſich ohne Beimiſchung dem Genuß der Bewunderung gegen einen mächtigen Monarchen, der Sich perſönlich von einem Unterthan beleidigt glaubte, und heftigen Zorn darüber nur durch Beſchwerden am Theetiſche Seiner Gemahlin äußerte. Und eben dieſer Monarch hat die härteſten Schläge des Schickſals mit ungebeugter Kraft ertragen, und auf blutigen Schlachtfeldern Sich als Held gezeigt.

Eilfter Brief.

Wohl möglich, wie Sie ſagen, daß die Urheber und die Werkzeuge der Beengung der Schriftſtellerei zu Berlin, ſich in der Stille ſelbſt viel wiſſen mögen mit ihrer Einſicht, ihrer Entſchloſſenheit und ihrem wachſamen Dienſteifer. Gewiß iſt's, daß ſie Berlin und dem Preußiſchen Staate großen Schaden thun. Die Sätze: *Licht iſt Macht*; *) und *wie die Pflanzen ihre Gipfel, neigen die Völker Haupt und Herz dorthin, woher ihnen das Licht zuſtrömt*, — dieſe Sätze ſind nicht bloße Parade-Phraſen, ſondern ewige, allgemeine Wahrheiten. Für den Preußiſchen Staat und für Berlin haben ſie eine ganz eigenthümliche Wichtigkeit. Denn wie Friedrich der Zweite nur durch die Weisheit mit welcher er die Kräfte ſeines kleinen Reiches zuſammenhielt und benutzte, es zu der Wichtigkeit eines großen erhob, hat man noch vor kurzem aus Süddeutſchland her öffentlich geſtanden, nur wegen der größern Maſſe der verbreiteten Einſichten und der Aufklärung, räume man Preußen in gewiſſer Rückſicht politiſchen Vorrang, oder doch einen höhern ein, als ſeine Größe fordern könne. Beſitzt Berlin aber den angegebenen Vorzug wirklich noch, ſo ſind die verbreiteten hellen Ideen doch faſt nur als ruhende Schätze zu betrachten. Es hat keine eigene Literatur und ſehr wenig Einfluß auf die allgemeine deutſche.

---

*) Kraft dieſer Wahrheit beherrſcht der kleinſte und ärmſte Welttheil alle andre, und in jeder Kinderſtube wird man ſie wieder beſtätigt ſehn. Das geſcheidteſte Kind giebt die Spiele an und lenkt ſie, ſollte es auch das jüngſte ſeyn.

Für die eigne Literatur eines Landes oder einer Stadt ſehe ich diejenigen Schriften an, die von dem Einheimiſchen handeln und darauf berechnet ſind. Hoch angeſchlagen, glaube ich kaum, daß in Berlin, bei 140tauſend Einwohnern, im Jahr zwanzig Flugſchriften erſcheinen, die einem die Stadt ſelbſt betreffenden Gegenſtand gewidmet ſind, und höchſtens drei oder vier Werke, die den Staat angehen; — und zwar ſo unbedeutende als möglich. Die beiden politiſchen Zeitungen enthalten über das Inländiſche faſt nur offizielle Artikel, und erhebt ſich auch einmal eine freie Debatte darin, wie im Jahr 1816 über die Einfuhr der Engliſchen Fabrikate geſchah, ſo wird ſie gewöhnlich bald durch ein Verbot niedergeſchlagen. Selbſt die Theater-Anzeigen in denſelben ſtehen unter ſtrenger Scheere. Die andern Zeitſchriften beſchränken ſich ſo kleinſtädtiſch als möglich, auf die zahmſte Behandlung einer Gattung von Gegenſtänden, oder ſie ſchwanken, wie der Beobachter an der Spree und der noch elendere Freimüthige eines Herrn Kuhn, ewig zwiſchen Skurilität und Langweiligkeit. Wie man mein, auf beſtimmte, weitgreiſende Nützlichkeit berechnetes Blatt todt gedrückt hat, haben Sie geſehn. *) Es hat ein Anderes veranlaßt, das ſich zum Mittelpunkt der inländiſchen Debatte zu machen verſucht. Der Herausgeber iſt ein recht guter Kopf; aber ihm fehlt wiſſenſchaftliche Bildung und Karakterſtärke. So wird es zwar nie zu der tiefen, klaſſiſchen Erbärmlichkeit des Kuhnſchen Freimüthigen herabſinken, aber ich zweifle, daß es ſich auch nur dazu erheben wird, für die Preußiſchen Provinzen eine bedeutende Stimme zu ſeyn.

---

*) Herr J. v. Roß, dem ich die Fortſetzung aufgetragen hatte, iſt noch feindlicher behandelt worden, ſo daß er das Blatt ſchloß. Er hatte Recht. Wenn Berlin kein etwas bedeutendes Blatt tragen kann, ſo muß man dort keins ſchreiben wollen.

Für das übrige Deutſchland hat Berlin in literariſcher Hinſicht faſt nur dadurch Wichtigkeit, daß es unter allen ſeinen Städten diejenige iſt, in welcher die meiſten Bücher gekauft werden, wie ich auf der letzten Leipziger Meſſe von mehrern Buchhändlern dankbarlich bezeugen hörte. Uebrigens beſitzt es nicht einmal eine eigene kritiſirende Stimme, auf die man Werth legt. Und doch wär' es ſelbſt politiſch äußerſt wichtig, daß alle Deutſchen Völker, die volle Reife haben, das öffentliche Urtheil gebührend zu würdigen, das in Berlin gefällte für eine Autorität anſehen lernten.

Es gab eine Zeit, in welcher ſelbſt die hochbrüſtigen Pariſer Kunſtrichter das thaten, und, von der andern Seite, man nicht nur aus den benachbarten fremden Ländern, ſondern ſelbſt aus entferntern, die Verwendung einer öffentlichen Stimme Berlins nachſuchte, wenn etwas Schmerzendes durch Publizität gewendet werden konnte. Doch dieſes Verhältniß kann nicht wiederkehren, und Berlin muß in jeder literariſchen Hinſicht immer tiefer ſinken, ſo lange die Zenſur in den Händen — —

— — Martha! Martha! Was machſt Du Unverſtändige da! Mußt Du Dich zum Jäten verdingen, wenn Du die Nelken nicht von den Neſſeln unterſcheiden kannſt?

Verzeihung! Ich bin ſo voll Aerger, daß ich heute nicht weiter ſchreiben mag. Ich eile in den Garten.

Zwölfter Brief.

Bei heftigen Krankheiten pflegen die fremdartigen Theile des Körpers, Gewächſe und Geſchwüre, anzuſchwellen und zu reifen, indeß ſeine Glieder verkümmern und zuſammen ſchwinden. Dieſe alte mediziniſche Bemerkung, deren allgemeine Richtigkeit übrigens dahin geſtellt ſeyn mag, iſt mir immer wieder beigefallen, wenn ich den jetzigen Zuſtand der Deutſchen Völker mit jenem der unter ihnen lebenden Juden verglich. Indeß die Erſtern während der Jahre des politiſchen Unglücks viele ihrer theuerſten Rechte einbüßten und verarmten, haben die Letztern ihren Wohlſtand ungeheuer vergrößert, überall bürgerliche Gleichheit mit den Chriſten zu erlangen gewußt, und ſind ſchon eifrig beſchäftigt, dieſe Gleichheit zu Vorrechten auszuprägen.

Seit **Leſſing**, aus Liebe zum Paradoxen und Freundſchaft für **Mendelsſohn**, den ſehr unäſthetiſchen und unkritiſchen *) Fehlgriff that, den weiſen und edlen Menſchen den er ſchildern wollte, in einen Juden zu vermummen, und ſeit Herr von **Dohm** in ſeiner bekannten Schrift, einen empfindſam-philoſophirenden Ton über jenes bizarre, und der weit überfließenden Mehrzahl nach, ſo verderbte Volk anſtimmte, war es bei einer

---

*) „Deine Dichtung ſey der Wahrheit **ähnlich**“ ſagt Horaz. Wir wollen freigebiger ſeyn: das Erdichtete muß wenigſtens möglich ſeyn in der Welt, in welcher es ſpielt: aber in jeder denkbaren, könnte Nathan, der nationalen Moralität nach, eher ein Zigeuner ſeyn, als ein Jude. Nichts deſto weniger —. Und ich ſtarb nicht an unterdrücktem Lachen! — hab' ich oft Juden und Chriſten von ihm als einem echten Nationalcharakter, einem Beweiſe ſprechen gehört, welche große, edle Männer die jüdiſche Nation hervorbringe. Man dachte ſich den Nathan als einen Mann der wirklich gelebt habe. Mir iſt keine drolligere Verwechslung vorgekommen.

Reihe von Schriftſtellern Mode geworden, über den Druck zu deklamiren, unter dem die Juden lebten. Es fehlte nicht viel, daß man ſie als das ehrwürdigſte, edelſte Volk ausrief. Die reichen Juden unterſtützten dieſe Stimmung hier und dort durch allerlei Großmüthigkeiten, und ſorgten eifrig für die Verkündigung derſelben; ihre Frauen wiederum, vorzüglich in Berlin, durch äſthetiſches Flimmern und freundſchaftliche Gaſtfreiheit gegen ſchöne Geiſter. Der Kontraſt zwiſchen dieſem erkünſtelten Anſchein, und dem moraliſchen und phyſiſchen Schmutz der Maſſe dieſes Volkes, war indeß zu groß, als daß er nicht den lauteſten Widerſpruch von allen Seiten hätte erwecken ſollen. Der Kampfplatz zwiſchen beiden Anſichten war Berlin.

Die Juden hatten Geld, die Vorliebe des Miniſters Schulenburg, und manches andern Staatsmannes, und eine ganze Schaar witziger Köpfe für ſich. Ihre heftigſten Gegner hatten — Schulden, und wurden nur von der Stimme der chriſtlichen Staatsbürger und von, ich glaub es jetzt, dem unſtrittigen Recht derſelben unterſtützt. Die Erſten machten daher jährlich Vorſchritte, unter beſtändigen Wehklagen über ihre Beſchränktheit; die Letztern lärmten viel lauter, aber jede zu große Heftigkeit, zu der ſie ſich vergaßen, brachte den Gegnern Vortheile. Schon war die völlige Gleichſtellung der Juden mit den Chriſten ein Lieblingsthema der politiſchen, belletriſtiſchen und philoſophirenden Modezirkel in Berlin, als der argliſtige Buonaparte ſeinen Sanhedrin ankündigte und ſich dadurch zum Beſchützer der Juden in der ganzen Welt aufwarf. Mir hat dies immer eine Vorbereitungs-Maßregel zu ſeinem Kriege mit Preußen geſchienen. Er wußte genau, wie großen

Einfluß die jüdiſche Kolonie zu Berlin hatte, und wie bedeutend die Juden in Südpreußen waren. Entſchieden iſt es, daß er ſich dadurch die Zuneigung ſelbſt der Beſſern unter den Juden erwarb; daß die Schlechtern unter ihnen, ſofort zu jedem Dienſte bereit waren, den er von ihnen gegen Preußen forderte, und daß er ſehr große Vortheile davon in jenem Kriege, und bei Benutzung der gemachten Eroberungen, zog. Als er ihrer nicht mehr zur Demüthigung Preußens bedurfte, ſchickte er bekanntlich den Sanhedrin wieder auseinander, und warf die Maske eines jüdiſchen Meſchiah mit Verachtung von ſich. Nur in Deutſchland erlaubte er, daß ſie noch mit ſeinem Schutz prunkten und an ſich riſſen, was ſich durch dieſen Anſchein abreichen ließ. Das iſt ihnen denn ſo vortrefflich gelungen, daß in vielen Theilen Deutſchlands die Chriſten und die Juden ihre ehemaligen Rollen gewechſelt haben. Jetzt wehklagen die Letzten nicht mehr über Druck, ſondern die Erſtern haben alle Mühe anzuwenden, daß ſie nicht jenen völlig untergeordnet werden, und zwar vermittelſt der chriſtlichen Gönner ſelbſt, welche die Juden ſich faſt überall zu gewinnen wußten. Wodurch? Durch ihre Liebenswürdigkeit? — St! Lachen Sie nicht ſo laut! Es iſt ſogar ungerecht, den unangenehmen Eindruck den die Perſönlichkeit der Juden auf die Chriſten aller Länder machen, im Allgemeinen, als die Folge einer abſoluten Ekelhaftigkeit anzuſehen: er iſt in vielen Punkten nur eine ſtark bezeichnete, uns ewig fremde Nationalität. — Durch ihre Geiſtesbildung? Was die Juden jetzt davon Eigenthümliches beſizzen, iſt nichts als die Ausbeute der Aehrenleſe auf dem Felde der chriſtlichen Kultur. — Durch ihre Brauchbarkeit zu Geſchäften?

Wenigſtens in ſolchen Geſchäften, bei denen man ſich zum Zweck und zu den Mitteln offen bekennen darf, iſt es meiſtentheils nachtheilig, wenn man nur weiß, daß ein Jude hineingemiſcht wird. Was bleibt noch übrig? — Errathen Sie es ſelbſt; ausbedungen, daß Sie nicht etwa die *Gerechtigkeit* der Forderungen der Juden in Anſchlag bringen.

Ueber dieſe, glaube ich, würde gar kein Zwieſpalt der Meynungen möglich ſeyn, wenn einige Gegner der Juden nicht ſo viel unmoraliſche Schmähungen gegen die Moralität und Sitten der Juden, ausgeſtoßen, und andere nicht ſo viel hiſtoriſche und juriſtiſche Gelehrſamkeit hineingemiſcht hätten. Das erſte iſt das ſicherſte Mittel die ruhigen, unbefangenen Denker aufzubringen, ſowohl gar für die Gekränkten mit Vorliebe Partei nehmen zu laſſen; das andere giebt den Gegnern einen unüberſehlichen Spielraum. Sie brauchen nur einzelne Fakta oder ſchwache Sätze anzugreifen, um den Streit mit Vortheil ſo weitläuftig zu machen, als ſie wollen; oder den aufgeſtellten, andere Sätze entgegen zu ſtellen, die das Gegentheil — wirklich beweiſen, oder doch erſt widerlegt werden müſſen, und der Streit rafft Jahre müßig hin, indeß die geheimen, materiellen Maßregeln ſehr kräftig fortwirken.

Dreizehnter Brief.

Die Sache zwiſchen den Chriſten und Juden liegt eigentlich ſo:

Die Europäiſchen Staaten ſind chriſtliche, das heißt, ſolche, in welchen die Heiligachtung der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehren zur Grundlage der geſellſchaftlichen Rechtlichkeit, und der politiſchen Treue aufgeſtellt iſt. Unter den Bürgern dieſer chriſtlichen Staaten, den eingebornen Chriſten, leben aber eine Menge von Menſchen, welche, ohnehin durch Nationalität und Sitten von ihnen geſchieden, die chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehren nicht für heilig erkennen, jene vielmehr als eine Ausartung ihrer eignen Glaubenslehren betrachten, dieſe nach ihren eigenthümlichen Sitten modifiziren, und eine beſondere Gemeinſchaft unter ſich halten und behalten wollen. Daß dieſe Menſchen nicht Bürger der chriſtlichen Staaten, daß ſie Fremde ſind, alſo keine Rechte, ſondern nur Freiheiten in denſelben haben können, iſt offenbar, und es bleibt nur die Frage, welche Lage dieſen Fremden unter den Bürgern, das heißt den Chriſten, geſtattet werden kann, ohne daß dieſen irgend ein Nachtheil daraus erwächſt?

Man hat die Fremdheit der Juden ehemals dazu gemißbraucht, ſie mit ſchimpflichem Druck zu belegen. Das war eine unchriſtliche Niedrigkeit, die ſich allenfalls nur dadurch entſchuldigen läßt, daß es den Mißhandelten ja frei ſtand, ſich der Mißhandlung zu entziehn, indem ſie ſich entfernten, oder zum chriſtlichen Glauben übertraten. Wer keines von beiden that, bewilligte was ihm widerfuhr.

Jene niedrige Behandlung hat faſt überall aufgehört. Man hat durch ihre Aufhebung eine *Menſchenpflicht* erfüllt. — Die Juden verlangen aber im vollſtändigſten Sinn Bürger der chriſtlichen Staaten zu ſeyn, ohne Chriſten zu werden. Das heißt, ſie verlangen, die chriſtlichen Staaten ſollen eins ihrer bedeutendſten Grundgeſetze aufheben, ihre innere Natur verwandeln, weil ſie, die Juden, bereit ſind ihnen gerade eben das zu leiſten, was die Bürger leiſten. Wie kommen dieſe *Fremden* zu der Unverſchämtheit? Ziemt es ihnen, den Suchenden, nicht eher ihre Eigenthümlichkeit zu opfern, als dem Staate, die ſeinige? Sind ihnen ihre Religionsgeſetze zu heilig dazu: wie dürfen ſie erwarten, daß die Chriſten weniger religiös gegen den Staat ſeyn ſollen? Der Staat in welchem man ihnen volle Bürgerrechte zugeſtände, hörte auf *ein chriſtlicher* zu ſeyn, indem er einem ſeiner Grundgeſetze entſagte; er würde ein gemiſchter. Das iſt ſo unwiderſprechlich, als daß eine weiße Leinwand, wenn man ſie mit farbigten Streifen bemalt, keine weiße mehr iſt, ſondern eine bunte. Will man aber der reinen Chriſtlichkeit des Staates nicht entſagen, ſo ſind und bleiben die Juden Fremde, und ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß man bei jeder einzelnen Freiheit — von Rechten kann bei Fremden im Staate gar keine Rede ſeyn, — die man ihnen einräumt, die Pflicht gegen die Bürger hat, zu unterſuchen, ob dieſen nicht daraus irgend ein Nachtheil erwächſt, eins ihrer Rechte geſchmälert wird?

Ein ganz unbefangener Blick auf die Folgen, welche die ihnen bisher zugeſtandenen Berechtigungen gehabt, wird uns darüber ſehr viel lehren, und zwar mehr, als das bündigſte, moraliſche, hiſtoriſche oder juriſtiſche

Räſonnement. Wir wollen von Berlin und dem Preußiſchen Staate anfangen.

— 1804 oder 5 bat eine reiche jüdiſche Kaufmanns-Wittwe, einen Mann, der damals nicht unbedeutenden Einfluß auf die Buchhändler hatte, ſich dafür zu verwenden, daß einer von ihnen ihren jüngſten Sohn zum Lehrlinge annähme. Sie war ſogar bereit, ein auſſerordentliches, beträchtliches Lehrgeld dafür zu bezahlen und ein Kapital vorzuſchießen. Er verwendete ſich ernſtlich für den jungen Menſchen, aber umſonſt: die Buchhändler fürchteten die Einmiſchung der Juden in ihren Handel. Durch die Gewerbfreiheit wurde ſie ihnen geöffnet. Im Jahr 1816 erzählte man mir von mehrern jüdiſchen Buchhandlungen, die exiſtirt, und auf eine etwas zweideutige Weiſe aufgehört hatten. Ein Paar waren noch vorhanden: aber der Buchhandel im Allgemeinen war ſehr geſunken, durch die Ueberſchwemmung mit Nachdrücken. Jährlich reiſte, wie man mir aus Wien ſelbſt ſchrieb, ein Jude aus Potsdam dorthin, und ſchickte heimlich viele tauſend Exemplare von Nachdrücken nach Berlin, ſelbſt von Verlagsartikeln Berliniſcher, chriſtlicher Buchhändler. —

Ehemals durften die Juden, wenn ſie keine ſpezielle Erlaubniß zum Gegentheil hatten, nur auf der dem Schloß gegenüber gelegenen Seite der Spree wohnen, Läden und Häuſer beſitzen. Jetzt dürfen ſie es überall in Berlin. Faſt ſo oft nun ein ſchönes Haus in der Friedrichsſtadt käuflich wird, tritt ein Jude als Meiſtbieter auf; und die Stadt iſt überall ſo mit Läden überhäuft, daß die Miethen ins Ungeheure ſteigen, und am Ende faſt jeden Vierteljahres, Hunderte von chriſtlichen Familien nur durch die Verwendung der Polizei ein Unterkommen finden. — Die

Juden haben ferner die Freiheit, auch außerhalb der Stadt Grundſtücke zu kaufen: ſie haben das benutzt, in dem einzigen Luſtorte den die Berliner beſitzen, alle genußvolle Bequemlichkeit an ſich zu ziehn, ſich in den Beſitz faſt aller der Landhäuſer zu ſetzen, die auf beiden Seiten des Thiergartens liegen. Da ſitzen denn dieſe Fremden an ſchönen Sommerabenden ſchaarenweiſe vor ihren Thüren, und ſehen die Bürger im Sande oder Sumpfe waten. — In mehrern Deutſchen Staaten beſtreben ſie ſich eifrig, die erhaltenen Freiheiten darauf auszudehnen, daß ſie auch Rittergüter kaufen. Erlaubt man ihnen das, ſo werden ſie, da ein ſo ungeheurer Theil des baaren Geldes in ihren Händen iſt, in ein Paar Jahrzehenden den verarmten Adel ausgekauft haben, und die ackerbauenden Bürger des Staats werden dieſen Fremden überall mit Dienſtpflichten verhaftet, in manchen Provinzen ihnen leibeigen ſeyn. Wäre das ſo recht, gegen den Staat und ſeine Bürger? — Sie haben die Freiheit, Wechſelgeſchäfte zu treiben: faſt in allen bedeutenden Städten Deutſchlands haben ſie den größten Theil derſelben an ſich gezogen, und eben dadurch, ſind dieſe Fremden im Stande geweſen, ſich ſo nachtheiligen Einfluß zu verſchaffen, und die Rechte der Bürger zu ſchmälern. Man hat oft vorgeſchlagen, ihnen dieſe oder jene Art von Gewerben zu unterſagen; „jedes andere könnte man ihnen eher laſſen, als das des Banquiers; und ſollte es ſchon unmöglich geworden ſeyn, es ihnen zu nehmen, ſo iſt das nur um ſo ſchlimmer. —

Sie kennen die bittern Beſchwerden, welche man in Frankfurt und den Hanſeſtädten über den Gebrauch führte, welchen die dortige Judenſchaft von den unter Franzöſiſcher Herrſchaft erlangten Freiheiten gemacht. Es wird in den Augen der Nachwelt eine ſehr charakteriſirende Erſcheinung unſers Zeitalters ſeyn, daß die Juden jener Städte die Regierungen unter denen ſie lebten, wegen Beſchränkung jener Freiheiten, bei der Bundes-Verſammlung anklagen konnten, und nicht ſogleich abgewieſen wurden. Die Bürger, d. h. die chriſtlichen Einwohner, hätten ſich ja über das Daſeyn jener Freiheiten der Fremden nicht beſchwert, wenn ſie, die Bürger, Vortheil von dem Daſeyn derſelben gehabt. Die Regierungen ſelbſt fanden, daß die Bürger von den Freiheiten jener Fremden Schaden litten: was bedurfte es nun weiter? Jeder Staat, groß oder klein, iſt ja überhaupt nur da, zum Vortheil ſeiner Bürger, nicht der Fremden. Ja, wenn er nur die Beſtimmung hätte, dem Schatz der Regierung, oder den Privatkaſſen der Miniſter recht viel einzutragen: dann gälte es, zu unterſuchen, ob er etwa dadurch einträglicher würde, wenn man die Rechte der Bürger, den Freiheiten der Fremden aufopferte. Dieſe Anſicht mag vorgeherrſcht haben, als Deutſche Fürſten ſich nicht entſahen, Tauſende ihrer Staatsbürger noch geradezu in fremde Welttheile zu verkaufen: aber jetzt! Und das Hingeben der Rechte der Staatsbürger an Fremde, mir wenigſtens ſcheint es nicht viel beſſer, als das Hinopfern einer Schaar ihrer Söhne für fremden Vortheil.

Fremde ſind und bleiben die Juden in jedem Europäiſchen Staate, ich wiederhole es, ſo lange dieſer nicht ſeiner reinen Chriſtlichkeit entſagt, oder jene auf ihr Judenthum verzichten. Ihr Wohlſeyn hängt nicht von ſeinem Gedeihen ab, ſondern davon, daß ſie in ſeinen Geſetzen Lücken finden, oder zu bewirken verſtehen; wie Schmarotzerpflanzen nicht mit den Wurzeln des Stammes, an dem ſie kleben, ihre Nahrung ziehen, nicht durch ſeine Geſundheit bekleiben, ſondern ihre eigenen Wurzeln in ſeine kranke Rinde treiben, und ihn mit fremdem Grün umwickeln, bis er erſtirbt. Aber die Völker bilden nicht lebloſe Stämme; ſie dulden die Bedrückung von Fremden nur bis auf einen gewiſſen Grad. Wenn daher die Juden an manchem Deutſchen Hofe ſo großen Einfluß, in manchem Deutſchen Staate ſo beklemmende Freiheiten gewonnen haben. — Man hat es einem Deutſchen Schriftſteller, ich glaube Herrn Fries, ſehr übel aufgenommen, daß er die Behauptung aufſtellte, ſo etwas müſſe über kurz oder lange, wieder zu allgemeinen und blutigen Volkserhebungen gegen die Juden führen, dergleichen ſie ſich in frühern Zeiten durch eben ſolche Anmaßungen zuzogen.

Iſt es erlaubt, aus der Analogie Schlüſſe zu ziehn, ſo begreiſe ich nicht, wie man ihm widerſprechen konnte. Es giebt wenig Länder in Europa, in welchen die Juden nicht irgend einmal zu viel gegolten, und ſich durch den Mißbrauch den ſie davon machten, nicht Verfolgungen zugezogen haben. Der Entwendung von Hoſtien und des Abſchlachtens der Chriſtenkinder wird man ſie freilich nicht leicht wieder beſchuldigen: aber es können ſich wohl andere, vernünftigere Anklagen finden, die nur um deſto furchtbarer wirken werden.

Vierzehnter Brief.

Großen Dank für die gütige Meynung, die Sie von meiner Menſchenkenntniß äußern! Ich weiß indeß zu gut, wie vielſeitig und ſcharfblickend Ihre eigene iſt, als daß ich in die Falle gehen ſollte. Ueber die moraliſche Umgeſtaltungen Einzelner ſoll ich Ihnen ſchreiben? Haben Sie ſelbſt nicht die Bemerkung gemacht, daß es weniger moraliſche Verſchiedenheiten unter den Menſchen giebt, als z. B. phyſiſche unter den Schwalben, — von denen man doch wenigſtens ſchon 36 Gattungen kennt? Und daß jede Gattung von Menſchen in den einzelnen Lebensaltern immer dieſelbe Umgeſtaltung gewinnt?

In der That, wer öfter in dem Fall geweſen, nach einer Reihe von Jahren an ſeinen ehemaligen Wohnort zurück zu kehren, ſindet bis zur Langweiligkeit immer die alten Erſcheinungen wiederholt. Sah man einen Garten vor einigen Wochen und verſteht ſich auf Pflanzen, ſo weiß man zum voraus, wie weit dieſe oder jene Art, die man damals keimen oder aufblühen ſah, fortgeſchritten ſeyn muß; und daß die Farbe der Blüthen, die Formen der Saamen u. ſ. w. dieſelben ſind, wie im vorigen Jahre, verſteht ſich. Was würde ich Ihnen Neues ſagen, wenn ich Ihnen meldete, die meiſten durch Geiſt oder Schönheit glänzenden Mädchen ſeyen koquette Weiber und ſchlechte Mütter, die ausſchweifenden Weiber, Splitterrichterinnen oder Kupplerinnen, oder myſtiſche Betſchweſtern geworden, oder alles dreies zugleich; die unſcheinbaren blöden Mädchen dagegen meiſtentheils gute Gattinnen und treffliche Mütter; die jungen Frauen, die in den ſchöngeiſteriſchen Zirkeln ſtumm daſaßen, verehrte und ehrenwerthe Matronen. Wenn ich Ihnen erzählte, Jünglinge, die zu viel Talente und Feuer hatten, um Lebensklugheit zu ſammeln, ſeyen jetzt berühmte Männer, die — ſich täglich in Verlegenheiten befänden; andere mit halb ſo viel Fähigkeiten und Kraft, aber mit mehr Umſicht, hätten ſich zu bedeutenden Stellen emporgeſchwungen; dieſer Mann von Genie und Rechtlichkeit ſey zu Grunde gegangen; jener Dummkopf oder Gauner habe ein glänzendes Glück gemacht; oder wenn ich die Bemerkung aufſtellte, daß mancher durch Geiſt und Witz Berühmte, vom Alter abgeſtumpft, mancher bloß durch Wiſſen Ausgezeichnete, fett und faul und hochmüthig geworden: würden Sie mir nicht antworten: Alles das ſey der Naturgang und verſtehe ſich von ſelbſt! Nichts alſo von Umwandlungen der Einzelnen! Lieber will ich Ihnen etwas von einigen wenigen Ausgezeichneten erzählen, was ſie ſind.

Den größeſten Gelehrten den Berlin jetzt beſitzt — ſeinen Namen brauch' ich Ihnen wohl nicht zu nennen: Sie können ihn nicht verfehlen; — fand ich zu meiner Freude auch in der glücklichſten Lage. Mehr als durch ſeine Gelehrſamkeit, ſcheint mir der Mann durch die Feinheit und Energie ſeines Geiſtes, und durch ſeine Lebensklugheit merkwürdig; auch verdankt er ſeine angenehmen Verhältniſſe mehr dieſer Eigenſchaft, als ſeinem Wiſſen, ſo bewundernswerth es iſt. Sein Ruf ſtammt urſprünglich daher, daß er eine gelehrte Hypotheſe, die ſchon öfter in andern Ländern aufgeſtellt, und ſiegreich beſtritten worden, noch einmal vortrug, ſie aber mit ſo viel Scharfſinn und Gewandheit vertheidigte, daß die Gegner, die ſich auch in Deutſchland, wie ehemals in Frankreich und England, gegen ſie erhoben, überwunden ſchienen, ungeachtet ſie wohl das Recht auf ihrer Seite haben mögen, und er die Hauptbeweiſe — erſt künftig zu liefern verſprach. Er iſt ſie ſchuldig geblieben. Als ihn einer ſeiner alten Freunde 1816 öffentlich darum mahnte, erhellete aus ſeiner Antwort deutlich, daß er ſelbſt keinen großen Werth auf jene berühmte Behauptung legte. Höchſt wahrſcheinlich iſt ſie ihm immer nur als ein Stoff wichtig geweſen, an dem er ſeine Gelehrſamkeit und ſeine Geiſteskraft entwickeln konnte. Was liegt auch im Grunde daran, ob die Ilias und die Odyſſee ihre unvergänglichen Schönheiten dem Genie eines Einzelnen, oder dem Zuſammenwirken Mehrerer verdanken? Indeß hat er ſeinen durch [illegible] Unterſuchung erworbenen Namen, durch claſſiſche Arbeiten gerechtfertigt, und ſich zu einer unabhängigen, ſorgenfreien Situation anzuprägen gewußt. In Berlin gehört er gewiſſermaßen zur Akademie der Wiſſenſchaften und gewiſſermaßen zur Univerſität, aber gerade nur in ſofern, als es ihm nützlich und erfreulich iſt, ohne ihn zu drücken. Es verſteht ſich, daß ihm dieſes Glück viel Feinde und Neider macht: mich hat es unendlich gefreut, endlich einmal in Deutſchland einen wahren und großen Gelehrten zu ſehn, der ſeinen Wiſſenſchaften in freyer Muſe leben konnte. Nur zu häufig trifft man dagegen immer noch auf Hippogryphen die ackern müſſen, um doch eine kümmerlich gefüllte Krippe zu haben; — auf Belege zu jenem boßhaften Einfalle eines Ausländers: wer in Deutſchland ſorgenlos die Botanik ſtudiren wolle, müſſe dafür wenigſtens eine Beſenlieferung übernehmen, und wenn man eine ſchöne Stimme beſolde, geſchähe es immer nur mit der beiläufigen

Bedingung, daß ſie bei Nacht die Stunden ausrufe. — Erinnern Sie ſich nur, daß Klopſtock durch ſeine Meſſiade, von ſeinem Vaterlande nichts gewann, als das Anerbieten einer Schullehrer-Stelle, und daß er ſie hätte annehmen müſſen, wenn nicht eine ausländiſche Regierung mit einer Penſion ins Mittel getreten wäre. Und Herder! Ach, das Konſiſtorial-Archiv zu Weimar iſt das Grabmal eines der glänzendſten Genies, die Deutſchland hervorgebracht! Nicht dem hochgeſinnten, edlen Fürſten, unter dem er lebte, iſt das ein Vorwurf. Das Land deſſelben iſt klein, und damals war es ſchon eine ausgezeichnete Huld, und ein Beweis hellen Geiſtes, wenn man einem Mann von ſchöngeiſtigen Talenten, das Zutrauen bewies, er könne allenfalls auch zu alltäglichen Geſchäften brauchbar ſeyn.

Nur allzuoft gelingt es dem Manne von

glänzenden Talenten nicht einmal, nur ſo viel Nachſicht für jene Eigenthümlichkeiten zu erhalten, ohne welche das Genie nun einmal nicht entſtehen kann, daß man ihn überhaupt nur braucht, und ihm dafür zu leben giebt. So ſchmachtet Julius von Voß in Berlin ſelbſt, in drückender Dürftigkeit. Ohne Widerrede iſt er einer der talentvollſten und witzigſten Köpfe Deutſchlands, und ſeit Herrn von K** von ſeinen dramatiſchen Talenten nur noch das fürs Pasquill übrig ſcheint, vielleicht der beſte lebende Luſtſpieldichter. Seine dramatiſchen Dichtungen ſind treffende Gemälde nach dem Leben, und beweiſen eben ſo tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens und des Weltlaufs, als echt-komiſche Kraft. Seine Romane verbinden mit dieſen Eigenſchaften noch den Reiz eines einnehmenden Vortrags, und ſein Räſonnement, hier ſowohl als in ſeinen einzelnen Flugſchriften, überraſcht häufig durch originelle Anſichten voll Wahrheit und Licht. Bei allen dieſen Vorzügen war er bisher gleichſam dazu verdammt, nur inkorrekte, vielleicht ſchnell vergehende Werke hinzuſudeln, weil ihm im eigentlichſten Sinne das Brod fehlt, wenn ſeine Feder nicht ſchnell über das Papier hinfliegt. Im Anfange des Jahrs 1817 überfiel ihn eine Krankheit, und er lag in einer der abgelegenſten Hütten der ſchlechteſten Vorſtadt Berlins, auf Stroh. Es mag unzart ſeyn, dergleichen von einem berühmten Schriftſteller während ſeines Lebens zu erzählen, aber Herrn von Voß macht ſein Mangel keine Schande, da er ſich ihn nicht durch Ausſchweifungen zuzog. Hier wäre Delikateſſe lächerlich, ſogar höchſt tadelhaft. Was ſoll aus dieſem glänzenden Kopfe werden, wenn eine längere Krankheit oder das Alter ihm das Schriftſtellern unmöglich macht? Und welches Licht würde das auf ſein Zeitalter und ſein Vaterland werfen, wenn ein ſolcher Geiſt einſt dem Elende oder dem Lebensüberdruſſe erläge? Butlers Hungertod iſt für England ein unauslöſchlicher Flecken, und Julius von Voß ſteht wahrlich in mehr als einer Rückſicht über dem Verfaſſer des Hudibras.

Man wirft ihm vor, er habe durch ſarkaſtiſche Bizarrerie zurückgeſtoßen, ſo oft man ihn anziehen wollen, und jede Ausſicht verſcherzt, die man ihm öffnete. Ich glaube das nicht bloß, ich weiß mehrere Beiſpiele davon; aber ich bin zugleich überzeugt, achtungvolles Wohlwollen und die Ertheilung einer ſorgenloſen Lage würde dieſem Geiſt, mit dem man prunken könnte, ſeine Bitterkeit nehmen, ohne ſeinen hohen Werth zu verringern. Es iſt wahr, er ruft oft Sachen auf dem Markte aus, welche durch Oeffentlichkeit verletzend werden. Aber hat man ihn nicht etwa z. B. 1806 mit Hohn und Geringſchätzung zurückgewieſen, wo er ſchonend und leiſe wichtige Wahrheiten nur flüſtern wollte; indeß man Rath bei ſtumpfen Köpfen ſuchte, und die unbrauchbaren Alltäglichkeiten, die ſie hergaben, hoch belohnte? Und wenn er zu gewiſſen Verhältniſſen nicht taugte, kam das nicht etwa daher, daß — eine Aeolsharfe eben kein Leierkaſten iſt? —

Es giebt Zeitalter, die ſo überreich ſind an Stoff zur Satyre, daß jeder ausgezeichnete Kopf einen Beruf dafür zu empfinden glaubt. Es läßt ſich begreifen, wie man bei dem Hange für dieſe Dichtungsart das Bedürfniß der Unabhängigkeit ſehr dringend fühlen, und ihm große Opfer bringen kann; das aber, iſt mir unerklärbar, wie man bei ſehr hellem Verſtande, das Satyrenmachen für einen verſorgenden Lebensberuf anſehen könne. Das heißt doch wohl allzuviel auf die immer neue Kraft und Unerſchöpflichkeit ſeines Geiſtes, und auf die Gunſt des Publikums rechnen. Gleichwohl hat ſo eben wieder ein junger talentvoller, und dabei liebenswürdiger Mann dieſen Irrweg eingeſchlagen. Sie errathen wohl, daß ich von Herrn Friedrich ſpreche. So oft ich ihn ſah, dachte ich mit ſtillem Bedauern an Falk. Wie dieſer im Vertrauen auf ſeine poetiſche Ader, kein proſaiſches Lebensgeſchäft wählen mochte, hat jener eine Laufbahn verlaſſen, auf der er ſchon glückliche Fortſchritte gemacht. Es iſt wahr, er hat ſich die künftige Rückkehr zu ihr offen behalten: aber ich werde es für ein Meiſterſtück halten, wenn er ſie einſt möglich macht. Das bleibe indeß ſeine Sorge. Seine Satyren ſind voll Geiſt; ſollte dieſer zuweilen auch nur ein beſchwerener ſeyn, und ſich nicht immer in der geſchmackvollſten Form verkörpern.

An Phantaſie und Gefühl übertrifft Fouqué, Friedrich und Voß; nicht an Witz, Verſtand und Menſchenkenntniß, auch wohl nicht an wahrer Kunſt. Er hat zwei oder drei ſehr liebliche Dichtungen, gleichſam durch einen glücklichen Wurf, hervorgebracht. Der Beifall, den ſie ihm erwarben, iſt ihm indeß ſehr theuer zu ſtehn gekommen. Er hat ſich gleichſam ſelbſt an ſie verloren, ſchreibt unaufhörlich in derſelben Gattung fort und zwar mit einer Fruchtbarkeit, die wirklich etwas Schreckendes hat. Ich fürchte, er wird ſein Publikum verſcheuchen, noch ehe die Romantik aus der Mode gekommen. Das Schlimmſte iſt, daß weder die Kunſt noch die Welt dabei etwas verlieren wird. Er hat in ſeiner bisherigen Gattung vorlängſt das Höchſte geliefert, deſſen er fähig war, und ſich ſelbſt die Möglichkeit geraubt, zu einer Andern überzugehn.

Den vollkommenſten Gegenſatz gegen die einſeitige Ueppigkeit Fouqué's, bildet der genialiſche Hoffmann, Verfaſſer der »Fantaſieſtücke in Callots Manier.« Er ſtand in Süd-Preußen einem nicht unwichtigen juriſtiſchen Poſten mit Beifall vor, als das Unglück des Jahres 1806 alle dortige Beamte ihrer Pflichten entließ, und ihres Auskommens beraubte. Hoffmann ſtellte ſich nicht, wie tauſend andere ſeiner Unglücksgefährten, müßig wehklagend vor die Thüre der ausgeleerten Schatzkammer. Er beſaß hinlänglich muſikaliſche Kenntniß und Kunſt, um Muſik-Direktor bei einem kleinen Opern-Theater zu werden. Er komponirte ſelbſt und ſeine Kompoſitionen gefielen durch Originalität und Phantaſie. Noch mehr: er wurde Schriftſteller, und dieſelben Eigenſchaften machten auch das Glück ſeiner Schriften. Der Staat gewann endlich ſeine Größe und ſeine Ruhe wieder, und Hoffmann kehrte zu ſeiner juriſtiſchen Laufbahn zurück. Er wird jetzt als eines der brauchbarſten Mitglieder des Kammergerichts geſchätzt. Man hat ihn wegen ſeines ringfertigen Kampfes gegen das Schickſal, mit den Wurzelmännchen verglichen, die ſo oft man ſie auf den Kopf ſtellt, ſich ſelbſt wieder auf die Füße richten. Ich wüßte nicht, welche Eigenſchaft beneidenswerther ſeyn könnte, wenn man nicht ſtark genug iſt, kein Umſtürzen fürchten zu dürfen. Und wer iſt das?

Das iſt der ganze Nachwuchs ſchon ausgezeichneter belletriſtiſcher Schriftſteller, den das jetzige Berlin der langen Reihe ſeiner vormaligen Berühmten entgegen zu ſtellen hat, von denen ich, auſſer dem noch immer witzigen Müchler, nur den ehrwürdigen

Göckingk und den wackern Tiedge in dem Spätherbſte ihres Geiſtes, aber immer noch voll regen Dichterſinnes wiederſah, beide letztern in dem engern Zirkel der großherzigen Eliſa von der Recke. Die Entwickelung dieſer edlen Frau, iſt ein Beweis von der Wahrheit des Satzes: »Wenn das Alter den Weibern das Weib abgeſtreift hat, kommt oft ein Fragment eines vortrefflichen Mannes zum Vorſchein." Im Gegenſatz pflegt das Alter den Mann zur Weiblichkeit zu zerknicken. —

Nachſchrift. So eben fällt mir noch ein jetzt oft genanntes, ſchriftſtellerndes Männchen ein. Zwar wird die Nachwelt ſo wenig von ihm wiſſen, als wir von den Hänflingen, die auch in Berlin ſangen, als Signora Catalani es that; aber es iſt merkwürdig durch die Dreiſtigkeit, mit der es ſeine Halbtalente als ganze ausruft, und durch die Kunſt, mit der es von ſich ſprechen macht, ohne daß etwas Wichtiges von ihm zu ſagen iſt. Als ein Beiſpiel von dem, was jetzt in der deutſchen Literatur gewagt werden kann, darf es hier nicht fehlen. Sein eigentliches Gewerbe iſt eine jener mechaniſchen Hülfskünſte, die nicht zum Schaffen, nur zur Vervielfältigung von Kunſtwerken dienen, und alſo eigentlich nur als ein Handwerk zu betrachten ſind. Er erfand ein Paar Handgriffe oder Vorrichtungen, durch die er die Vervielfältigungen mit ungewöhnlicher Eleganz leiſtete. Dafür gebührte ihm Lob und Gewinn. Er erwarb beides, aber dies Glück gab ihm eine überſpannte Vorſtellung von ſeinen Fähigkeiten. In jener unglücklichen Zeit Deutſchlands, ſeit 1806, da jedes wahre Talent verſtummen mußte, und Frechheit ſeine Rolle übernahm, miſchte er ſich unter die öffentlichen Schreier und —. Nun ja, er ſchrie ſo laut als jeder Andre. Er verſelte auch ſo muthig und ſchlecht, als irgend einer. Das Publikum, das damals mit Halloh und Stampfen literariſche Urtheile fällte, überſah ſeine Verdienſte nicht. Aber es kam eine andere Zeit, wo Bildung und Geſchmack wieder ihre Rechte geltend machten. Es verſteht ſich, daß man jetzt mit geringſchätzigem Lächeln auf die Heroen des literariſchen Tumultes zurückſah. Unſer Held warf ſich nun in jene koſtenloſe Wohlthätigkeit, deren ganzes Verdienſt iſt, daß ſie Andre zum geben nöthigt. Er wußte ſie ſogar ſehr ſchlau zum Werkzeuge ſeiner dichteriſchen Eitelkeit zu machen. So veranſtaltete er einſt eine öffentliche muſikaliſche und deklamatoriſche Kunſtleitung, zum Beſten Nothleidender. Lange vor der Ausführung, wurde ſie in vielen Zeitungen bekannt gemacht. Endlich erſchien der große Tag und was meynen Sie, was für poetiſche Kunſtwerke das Männchen aus dem reichen Schatze der Deutſchen Poeſie, der glänzenden und großen Verſammlung auftiſchte? Lauter fade Verſeleien von ihm ſelbſt. Das Publikum hatte reichlich Geld gegeben; aber nun war es eben ſo freigebig an Spöttereien. Das irrte ihn indeß nicht. Er hatte ſich als Berliniſcher Korreſpondent mit mehrern auswärtigen Zeitungen in Verbindung geſetzt. In allen dieſen erzählte nun — errathen Sie wer? — ſehr breit und prunkend von dem Glanz und der Wirkung jener Kunſtleiſtung. Von dem Spotte den ſie veranlaßt hatte, Kunde zu nehmen, wäre unfreundlich von den

Redaktoren dieſer Blätter geweſen; wohl aber ſprachen andere Zeitungen jene prahleriſchen anonymen Anzeigen ganz unbefangen als wahrhaft nach. Auf demſelben Wege wußte beſagtes Männchen jede literariſche Kleinigkeit, die er anzettelte oder ſchrieb, an zehn Orten als eine Wichtigkeit auszurufen. Man mußte glauben, das Publikum ſey äußerſt aufmerkſam, auf alles was ihm widerfahre, oder was er leiſte und doch war er es immer nur ſelbſt, der von ſich ſprach, oder das Sprechen beſtellte. Ich geſtehe Ihnen, daß ich in der Ferne auch getäuſcht wurde; aber als ich nach Berlin kam, und nun ſeine Produkte las, entdeckte ich bald, daß er im Grunde nur eine Scene aus Weißens »Liebe auf dem Lande“ aufführe, und ich ſagte dem Publikum, »daß in zehn Büſchen nur daſſelbe Hänschen klinge.“

So etwas iſt nur möglich, wo die Literatur ſehr geſunken iſt.

Funfzehnter Brief.

Auch die einfachſte und wichtigſte Wahrheit iſt ein ruhendes Saamenkorn, bis ſie in den Kopf eines Mannes von energiſchem Willen fällt, den die Umſtände begünſtigen. Dann entwickelt ſie ſich ſchnell wie der Wunderbaum. Nie hat es einer Erörterung bedurft, ob anſtrengende abhärtende Uebungen jugendlichen Körpern wohlthätig ſind, nie ob es von der höchſten Wichtigkeit ſey, Anſtalten dazu, wo möglich, für die ganze Jugend eines Volkes zu treffen. Gleichwohl ſah man nirgend in Deutſchland, nirgend in Europa ſogar, die Schweiz ausgenommen, wirklich

Einrichtungen der Art bilden. Es bedurfte eines Mannes wie Herr Jahn, und einer Aufregung aller Gemüther, wie die im Preuſsiſchen Staat ſeit ſeinen Unglücksfällen, wenn die Turnübungen in Deutſchland entſtehen und eine geliebte Volksangelegenheit werden ſollten. Ihr Stifter gehört jetzt zu den berühmteſten Männern Berlins. Sie erwarten daher wohl mit Recht, daß ich Ihnen etwas über ihn ſage. Es ſoll geſchehen, aber ich muß Ihnen vorher anzeigen, daß ich nie einen eigentlichen Umgang mit Herrn Jahn hatte, ſondern ihn nur zufällig drei oder vier Male ſprach; daß ich den Turnplatz nur einmal beſah, und höchſtens zwei der Jahn'ſchen Vorleſungen beiwohnte, übrigens aber meine eigene Beobachtungen durch zuverläßige Nachrichten, ſo viel möglich, ergänzte. —

Herr Jahn ſcheint mir einer von den

Menſchen, die, bei großer Energie des Verſtandes — Ueberſehn Sie es nicht, ich ſage des Verſtandes, — und des Willens, in ihrem frühern Jünglingsalter zu wenig Stätigkeit beſitzen, um in irgend einem Fache des Wiſſens oder der Kunſt, ganz einheimiſch zu werden; und im ſpätern, zu wenig Gefügigkeit, um ſich das verzeihen zu laſſen. Leute der Art ſind gezwungen, ſich gleichſam mit immer gewaffneter Hand ihren Weg durchs Leben zu brechen. Nicht leicht läßt man ſie auf eine der gewöhnlichen Laufbahnen zu, und wenn es geſchieht, ſpringen ſie bald wieder hinaus. Dagegen pflegen ſie ſich im reifern Mannesalter ein eigenes Feld der Wirkſamkeit zu ſchaffen. Brauchbar im gewöhnlichen Sinne, werden ſie faſt nie: denn ſie lernen nicht gehorchen. Zuweilen bilden ſie ſich aber einen Kreis, in welchem ſie befehlen können, und dann werden dieſe unbrauchbare Menſchen, wichtige. Haben ſie dabei Rechtlichkeit, — und das iſt bei Herrn **Jahn** im hohen Grade der Fall, — ſo können ſelbſt ihre Feinde ihnen nicht ihre Achtung verſagen; gewöhnlich aber iſt ihr Aeuſſeres und ihr Benehmen ſo ſonderbar, wo nicht bizarr, daß dagegen ſelbſt ihre Freunde ſich zuweilen nicht enthalten können, ſie zu belächeln. Es giebt zwei ſehr entgegengeſetzte Namen, mit denen man Menſchen der Art belegt, je nachdem man ihnen wohl will, oder übel. Ich werde hier keinen derſelben ausſprechen, da mir Herr **Jahn** durchaus gleichgültig iſt.

Seine Perſönlichkeit hat mehr Einnehmendes, als Zurückſtoßendes. Sein wohlgebauter Körper ſcheint ſtark und ringfertig; ſein Geſicht zeigt Offenheit, Verſtand und Ernſt. Seine Kleidung dagegen iſt auf eine ſehr auffallende Weiſe bequem, und an der

Kehle hatte er ſich, als ich ihn ſah, einen langen Bart wachſen laſſen. — Seine gelehrten Kenntniſſe ſchienen mir, vorzüglich ſeit ich eine Vorleſung von ihm gehört, bloß Stückwerk, wiewohl aus vielen Fächern geſammelt. Er hat indeß, — nach der Weiſe der Halbgelehrten, ſich ein Steckenpferd aufzuzäumen, und durch den Eifer, mit dem ſie es tummeln, die Aufmerkſamkeit davon abzuziehn, daß ſie in keinen eigentlich wiſſenſchaftlichen Sattel paſſen, — ſich an die Spitze der Deutſch-Verbeſſerer zu Berlin geſtellt, und beſitzt hellen Beobachtungsgeiſt, natürliche Beredſamkeit und eine nicht ſelten ſarkaſtiſche Derbheit.

Sein urſprüngliches Studium war Theologie, wenn ich mich anders recht erinnere. — Nachdem er die Univerſität verlaſſen hatte, machte er, ich weiß nicht zu welchem Zwecke, Fußreiſen faſt durch ganz Deutſchland. Endlich nahm er eine Lehrer-Stelle in der für die Peſtalozziſche Lehrart geſtiftete Schule des Herrn Plamann zu Berlin an; und die körperlichen Uebungen, zu denen er die Schüler anzuführen hatte, leiteten ihn auf den Gedanken, eine beſondere, bloß ſolchen gewidmete Anſtalt für die Jugend aller Stände, zu eröffnen; — ein Unternehmen, deſſen Nützlichkeit zu bezweifeln, ich-geſteh' es, mir faſt lächerlich ſcheint. Man darf nur flüchtig einen durch das Turnen ausgebildeten Jüngling mit einem andern vergleichen, deſſen Körper-Uebung vernachläßigt wurde, um zum Vortheil des erſtern zu entſcheiden. Zwar führten Herrn Jahn's Feinde ein Paar Unglücksfälle an, die ſich bei den heftigern Uebungen zugetragen haben ſollen; aber man muß dagegen in die Wagſchaale legen, daß diejenigen, welche dieſe Schule glücklich durchmachten, durch ihre Ringfertigkeit und Stärke in ihrem übrigen Leben tauſend Gefahren zu übermeiſtern vermögen, denen ſie ſonſt erlegen wären. Sollten einzelne Unfälle hinreichen, eine Art der Uebung zu verrufen, ſo wären viel mehr Gründe vorhanden, das Reiten, Schwimmen, Fechten und Tanzen zu unterſagen, als das Turnen. Auch hat das öffentliche Urtheil längſt zum Beſten des Turnens entſchieden. In ſehr vielen Städten Deutſchlands — in dieſem Frühlinge noch zu Lübeck, — ſind Turn-Anſtalten angelegt, bei denen Jünglinge, die ſich unter Herrn Jahn ausbildeten, als Lehrer angeſtellt wurden. Auf dieſem Wege wird in noch einem Jahrzehend jene Gewandheit, die ſonſt nur der Vorzug einer theuern Ausbildung in den höhern Ständen war, das wohlfeil erworbene Eigenthum aller Volksklaſſen werden.

Der Jahn'ſche Turnplatz iſt der Gipfel

eines mit einzelnen Tannen bewachſenen Sandhügels, etwa eine halbe Stunde von Berlin. Er iſt mit einer Barriere eingefaßt, und enthält Bahnen zum Laufen, Balken und Gräben zum Ueberſpringen, Plätze zum Ringen und Schwingen, Gerüſte zum Klettern, u. ſ. w. An beſtimmten Nachmittagen verſammeln ſich hier Knaben aus allen Ständen, zwiſchen zwölf und ſiebzehn Jahr, alle in einem beſtimmten Habit aus grauer Leinewand, und üben ſich unter der Aufſicht des Vorſtehers und ſeiner Gehülfen, die ſie ſtufenweiſe zu immer ſchwerern Anſtrengungen übergehn laſſen. Andere Nachmittage ſind für die militäriſche Jugend, und für junge Soldaten ausgeſetzt. Gewöhnlich finden ſich auch viele Zuſchauer ein, was die Eröffnung von Gaſthäuſern am Fuße des Hügels veranlaßt hat; Herr Jahn hält aber ſtrenge darüber, daß die Zuſchauer auſſerhalb der

Barriere bleiben. Man erzählte mir: Eines Tages ſtand ein Militär von hohem Range, der zu der Umgebung des Königs gehört, innerhalb der Schranke; und als Herr Jahn ſeine Entfernung verlangte, machte man ihn aufmerkſam, wer der Mann ſey. »Es iſt gut,“ ſoll er geantwortet haben, »der König wird ſich gewiß freuen, zu hören, daß wenigſtens hier, einmal gegebene Geſetze ſtrenge beobachtet werden.“

Dieſe Geſetze, die Herr Jahn ſeiner Anſtalt gab, und die gedruckt ſind, haben vor kurzem angefangen, Aufſehn zu veranlaſſen. Es iſt eins darunter, das den Knaben zur Pflicht macht, ihm alles zu berichten, was ſie von der Turnanſtalt urtheilen und ſprechen hören. Ohne Zweifel fand er dies im Anfange nothwendig, um jedem der begonnenen Anſtalt Nachtheil drohenden Umſtande entgegen arbeiten zu können: aber wie wenig gefährlich iſt der Mann, der eine ſolche Maßregel auf eine ſo offene Weiſe nahm!

Man ſcheint indeß in gewiſſen Zirkeln ihm politiſche Wichtigkeit beizulegen. Ich glaube, er könnte ſie nur erhalten, wenn man ihn verfolgte, beſonders wenn es mit Härte und Ungerechtigkeit geſchähe. Er ſoll in den Jahren 1813 und 1814 einen bedeutenden Einfluß zur Erweckung des Patriotismus der Jünglinge in Berlin, Breslau und andern Städten gehabt haben, da es faſt überall ſchon welche gab, — und überall waren es wohl die rüſtigſten und kräftigſten, — die ſeine Turn-Schüler geweſen. Den ohne Unterſchrift nach Breslau zur Vertheilung geſandten Aufruf, freiwillig ein Corps zu bilden, unterzeichnete er, und er ſelbſt ſchrieb es dieſer ſeiner Unterſchrift zu, daß ſich dort ſo viele Jünglinge fanden. Auch er trat unter die Freiwilligen, machte die drei Feldzüge mit Auszeichnung mit, und wurde zum Hauptmann der Landwehr befördert, ohne übrigens weder einen Titel, noch eine Dekoration, noch eine Penſion zu erhalten. Er bezog bis 1817 nur, als Vorſteher der Turn-Anſtalt, glaube ich, einen Gehalt von 600 Thalern. Die Unzulänglichkeit dieſes Einkommens, um ihn und ſeine Familie zu ernähren, führte er als die Urſache an, aus welcher er Vorleſungen zu halten wünſche. Das Anſuchen darum, machte viele Geſichter erblaſſen. Eine Erhöhung ſeines Gehaltes hätte ihn vielleicht bewogen, auf die Vorleſungen Verzicht zu thun; indeß erhielt er die Erlaubniß, ſie zu halten, vom Miniſter des Innern, und als ſie im Gange waren, eine Zulage von 200 Thalern vom — Kriegsminiſter. War Zuſammenhang zwiſchen dieſen beiden Bewilligungen, ſo war dies ein Verfahren in großem Styl. Der

Zweck deſſelben ſchien zu zeigen, man fürchte dieſen angeblichen Volksleiter nicht, aber man wolle ihn auch nicht Noth leiden laſſen. Freilich aber hörte man bei dieſer Gelegenheit häufig daran erinnern, daß ein anderer Schriftſteller, der 1806 den Preußiſchen Staat grob und heftig angriff, ſchon längſt einen Gehalt von 1200 Thalern beziehe, und daß dieſer vor wenigen Monaten noch mit 600 Thalern erhöht worden. —

Herr Jahn legte bei dieſen Vorleſungen ſein Buch „über das Volksthum“ zum Grunde; oder vielmehr, es war die von ihm vorbereitete zweite Auflage deſſelben, was er, mit einigen mündlichen Zuſätzen, vortrug. Ich weiß über dies Werk nichts Beſtimmtes zu ſagen; denn ich bin nie im Stande geweſen, es zu leſen. So weit ich es kenne, fand ich darin theils Gedanken, über welche die hellern Köpfe in Deutſchland lange einig waren.

theils Uebertreibungen, theils einſeitige Halbwahrheiten, und ganz unerweisliche Behauptungen, alle in einer erkünſtelten Kraftſprache vorgetragen, die einfach und populär ſeyn ſoll, und mit neugemachten Deutſchen Worten verziert iſt.

Seine Vorleſungen waren natürlich wie dies Werk, nur daß er eine Menge von Anſpielungen, Anzüglichkeiten und Derbheiten einmiſchte, die er denn doch ſelbſt für den Druck nicht geeignet finden wird. (So ſoll er z. B. eines Tages geſagt haben: ſo oft man ein Geſetz erlaſſen, ſehe man ſich genöthigt, ihm einen vierſpännigen Wagen mit Erläuterungen nachzuſenden. Ein andermal: »Preußen habe ſeinen Marſchall Vorwärts, aber auch ſeinen Marſchall Rückwärts. Es ſey indeß natürlich, daß Jemand nicht Feldherr ſeyn könnte, der nicht Herr in ſeinem Hauſe ſey.")

Dieſe Keckheit, oder vielmehr Ausgelaſſenheit iſt es vorzüglich, warum ihn manche Furchtſame für gefährlich halten, in ihm einen Volksführer ſehn, wenn eine Revolution einträte. Ich bin überzeugt, daß er keine wünſcht, und daß man im Allgemeinen den politiſch-literariſchen Sprechern und Schreiern in Deutſchland, zu viel Ehre erzeigt, wenn man ihnen Wichtigkeit beilegt. Sehr wenige abgerechnet, die aber meiſtentheils nicht in Berlin leben, ſind es Pedanten, die allenfalls eine augenblickliche Verwirrung der Anſichten bei ihren Gleichen veranlaſſen können, aber nie die öffentliche Meynung beherrſchen. Vielleicht iſt einer oder der andere unter ihnen, der etwa Talent genug hätte, einen Tumult zu erregen; einen ſolchen, der einen politiſchen Plan durchzuführen vermöchte, kenne ich nicht. Ueberhaupt könnte das jetzige Deutſchland im ſchlimmſten Falle wohl hier und dort in Konvulſionen gerathen; aber eine Revolution iſt unmöglich, — wenn es ſich ſelbſt überlaſſen bleibt.

Sechszehnter Brief.

Als ich vor zwanzig Jahren zum erſten Mal nach Deutſchland kam, und den Standpunkt ſeiner ſchönen Literatur kennen lernen wollte, nannte man mir die neueſten Werke von Wieland, Göthe, Herder, Schiller und etwa fünf oder ſechs Schriftſtellern vom zweiten Range, als das merkwürdigſte Neue. Man machte mich auf drei oder vier Taſchenbücher aufmerkſam, unter deren Herausgebern gleichfalls Schiller und Göthe waren, auf eben ſo viel Monats-Schriften, wiederum von Schiller, Göthe, Wieland und ein Paar andern Männern, die, wenn auch nicht poetiſches Genie, doch anerkannt guten und feinen Geſchmack, beſaßen. Man nannte mir endlich die allgemeine Literatur-Zeitung als den höchſten gelehrten Richterſtuhl, deſſen Ausſprüche zwar nicht immer unfehlbar und gerecht, doch aber geiſtvoll waren, und nach Gründlichkeit ſtrebten. Was ſonſt der literariſche Tag hervorbrachte, eiferte dieſen Muſtern nach, und war faſt durchgehends mit dem ſichtbaren Wunſche gearbeitet, etwas Bleibendes zu liefern. Selbſt in den Monats-Schriften bemühte man ſich, etwas ſo Gehaltvolles zu liefern, daß ſie für wichtige literariſche und wiſſenſchaftliche Sammlungen gelten konnten. Die Tagesneuigkeiten der Literatur und Kunſt beſchränkten ihren Umlauf beinahe ganz auf die drei oder vier Oktavblättchen, welche Wielands Merkur monatlich gab, und auf das Intelligenzblatt der Literaturzeitung. Jede Notiz die ſie gaben, galt für ein literariſches Ereigniß, das mit Wichtigkeit behandelt wurde.

Als ich im Jahr 1816 nach Deutſchland zurückkehrte, und mich nach dem Neueſten und Wichtigſten der ſchönen Literatur umſah: mir war als träte ich in die Höhle der Cumäiſchen Sybille. Mit jedem Poſttage flatterten mir faſt aus jedem Winkel Nord-Deutſchlands Tageblätter entgegen, die über jede ſelbſt nur theatraliſche Kleinigkeit ausführlichen Bericht erſtatteten, ſogar einander ausſchreiben und eifrig beſtritten. Nicht nur von dem Vortrefflichen, auch von dem Schlechteſten, was irgend wo geleiſtet war, wollte man das Publikum unterhalten, und that es nicht ſelten mit Anmuth und Geiſt. Man brauchte nur ein paar ſchlechte Verſe, oder die Ausführung irgend einer Nebenrolle auf irgend einem Theater irgend einer kleinen Stadt verſucht zu haben, um in ganz Deutſchland nach zwei Wochen bekannt zu ſeyn. Hinz und Kunz ſchrieben: kein Wunder, daß Hans und Jürgen von ihnen als wichtige Männer beſprochen wurden. Neben dem raſchen Fluge der Neuigkeiten in den Tagesblättern, ſchien der Gang der Monats-Schriften ſchon ſchwerfällig zu ſchleichen; und eigentliche Bücher, Romane ausgenommen, gewann man ſelten Zeit, durchzugehn. Dieſelbe Erſcheinung zeigte ſich auch in allen Fächern der ernſtern Literatur, und häufig und ziemlich laut waren die Klagen der ältern Schriftſteller und Buchhändler, über dieſe Ausartung, bei welcher keine ſoliden Werke mehr gedeihen könnten.

Auch ich theilte anfangs dieſe Anſicht. Bald indeß bemerkte ich, daß die ſogenannte Ausartung, eigentlich nur die Geſtaltung ſey, welche die Literatur nothwendig annehmen müſſe, um recht kräftig in das Leben ihrer

Nation überzugehn, den höchſten Grad der Nützlichkeit zu erlangen. Eben die einzelnen Fächer der ernſten Literatur, und die ſoliden Werke der vorigen Jahrzehenden waren es, was mich auf den Nutzen der Tageblätter aufmerkſam machte. Wie langſam war ſonſt der Gang der Wiſſenſchaften! Hatte Jemand irgend eine neue Idee hervorgebracht, oder eine wiſſenſchaftliche Entdeckung gemacht, ſo ſchrieb er ein Buch darüber; ja, ein Buch mußte es werden, ſonſt nahm kein Buchhändler es leicht in ſeinen Verlag auf. In der nächſten Meſſe wurde es verſandt; und wenn es ſchnell ging, wurde ſein Inhalt in der nächſtfolgenden Meſſe durch neue Bücher geprüft. Glaubte der erſte Verfaſſer der Vertheidigung nöthig zu haben, ſo gab er ſie in der dritten Meſſe, wieder in einem Buche. So ſchlich denn jede Debatte von Meſſe zu Meſſe jahrelang hin. Die Monatsſchriften gaben den Wiſſenſchaften ſchon einen ſechsmal ſchnellern Gang, indem ſie die Meßtermin-Verhandlungen, in monatliche verwandelten. Mit den Tagesblättern endlich ſind den Wiſſenſchaften Flügel gewachſen, und ihre Verhandlungen haben faſt die Raſchheit einer geſellſchaftlichen Unterhaltung gewonnen. Daher die ungeheuern und ſchnellen Fortſchritte, welche beinahe in jedem Fache der Kenntniß in den letztern Jahren gemacht wurden. Freilich läßt ſich nicht läugnen, daß ſich in das ſchriftſtelleriſche Geſpräch auch viel Geſchwätz miſcht, und vieles mit Uebereilung ausgerufen wird, was erſt genauer hätte überlegt werden ſollen. Aber was ſchadet das? Die tauben Körner, die ſo ausgeſchüttet werden, verweht der Wind; die halbreifen werden durch die Sonne der Oeffentlichkeit ſchnell gezeitigt; die vollkommnen aber tragen in kürzerer Friſt dreimal Frucht, als man ſonſt nöthig hatte, ihre erſte Ausſaat vorzubereiten.

Noch wichtiger als für die Wiſſenſchaften, iſt die allgemeine, ſchnelle Konverſation der Schriftſtellerei, für die eigentlichen Lebensverhältniſſe, für die Geltendmachung des Rechts, und für die Verhütung oder Beſtrafung des Unrechts. Es läßt ſich in dieſer Rückſicht vielleicht nichts Kräftigeres zu ihrem Lobe ſagen, als der Fluch jenes rohen Offiziers in Süddeutſchland war. Bei einem Tanzgelage, erzählte man, zog er den Degen gegen einen Bürger, weil dieſer ihm nicht ſeine Braut zu einem unſittlichen Walzer überlaſſen wollte; aber er ſtieß die Klinge ſchnell wieder in die Scheide, »weil,“ ſagte er, »man in dieſer verdammten Zeit keiner bürgerlichen C——— den Rücken bläuen dürfe, ohne daß in acht Tagen die Zeitungen funfzig Meilen in der Runde Zeter ſchrieen.“

Siebenzehnter Brief

Auch auf die Politik hat ſich die literariſche Debatte ausgebreitet. Deutſchland gewinnt immer mehr die Geſtalt eines öffnen Marktplatzes, auf dem ſich die Bürger rückſichtlos über die Angelegenheiten ihrer Gemeinde unterhalten. Die Schriftſteller übernehmen dabei das Geſchäft der Redner, und die Zeit-Schriften ſind gleichſam die Bühnen, von denen herab ſie zum Volke ſprechen. Unſtreitig muß das für manche Kabinette und Regierungen viel Unbequemes haben; noch mehr aber für gewiſſe Beamte, die gern willkührlich ſchalten möchten. Wie iſt es leicht möglich, etwas geheim zu halten, wenn man von einigen Millionen Zeugen beobachtet wird, die ſich ihre Bemerkungen laut mittheilen? Und wie große Sorgfalt fordert das Verfahren, wo jede Maßregel ihrer Rechtlichkeit, ihren Zwecken und Mitteln nach, öffentlich geprüft und beurtheilt wird. — Den Beamten die in ihren Wirkungskreiſen gern ſelbſt die unumſchränkten Monarchen ſpielen möchten, läßt ſich nichts rathen, als daß ſie ſich beſſern; die Regierungen hingegen, die wirklich gerecht und wohlwollend ſind, können in der gegenwärtigen Lage der Dinge ſelbſt Mittel finden, ihre Unterthanen zum freudigen und daher vollkommnern Gehorſam zu ſtimmen, und die Kabinette, den Geiſt ihrer Völker zur feurigſten Unterſtützung ihrer Pläne zu entflammen.

Merkwürdig iſt es, daß Süd-Deutſchland hierin dem nördlichen zuvorgekommen iſt. Dort haben mehrere Höfe ſchon ſeit einer Reihe von Jahren geſchickte Federn in Sold (— Ich verſtehe darunter Schriftſteller, die ihre Talente nicht dazu anwenden, das geltend zu machen, was ihnen ſelbſt recht und wahr ſcheint, ſondern was man ihnen zu verfechten aufträgt. Im alten Griechenlande hießen ſolche Leute Sophiſten.) — welche die öffentliche Meynung in halb offiziellen Zeit-Schriften zu lenken ſuchen. Die meiſten derſelben ſtammen aus dem nördlichen Deutſchland her: ein Beweis wie leicht es dieſem ſeyn müßte, nicht nur dieſelbe Maßregel mit Glück zu ergreifen, ſondern ſich gewiſſermaßen die Leitung der öffentlichen Meynung in ganz Deutſchland anzueignen. Mir ſind indeß nur ein Paar Beiſpiele bekannt, daß ehemalige laute Tadler der Regierungen, von übrigens mittelmäßigen Talenten, durch Penſionen beſchwichtiget wurden, und, um ſie doch nicht ganz müßig zu laſſen, von Zeit zu Zeit einen unbedeutenden Auftrag erhalten. Freilich beſitzt Nord-Deutſchland eine große Anzahl von Beamten, die Bildung und Talent genug haben, in ihrem Fach und zur Vertheidigung der Maßregeln, die ſie vollſtrecken helfen, als Schriftſteller aufzutreten. Es iſt aber mit der Schriftſtellerei wie mit dem Tanzen. Wo faſt jeder es verſteht, iſt es gerade am nothwendigſten, Ballette nicht von Dilettanten, die etwa in dieſem oder jenem Tanz vortrefflich ſind, geben zu laſſen, ſondern von wirklichen Tanzkünſtlern, die jede Aufgabe kunſtrecht ausführen können. — Von einzelnen Fächern aus, lenkt man nicht den Gang des öffentlichen Geiſtes; eine ſchriftſtelleriſche Veranſtaltung aber, es mit der nothwendigen Vielſeitigkeit und Allgemeinheit zu verſuchen, kenne ich in Nord-Deutſchland nicht. Die meiſten Regierungen haben hier nicht einmal ein wirklich offizielles Zeitungsblatt. Sie behelfen ſich mit einzelnen Bekanntmachungen, welche ſie in die gewöhnlichen Zeitungen ihrer Hauptſtädte einrücken laſſen, und mit einer ſtrengen Zenſur dieſer Blätter. Dies Verfahren kommt mir vor, als wenn der Beſitzer eines Baches, der ſtark genug ſtrömt Mühlen zu treiben, und Goldſand führt, ſich begnügen wollte, für die Küche aus ihm ſchöpfen zu laſſen, und ſich wider ſein Austreten zu ſichern.

Es müſſen Gründe die ich nicht kenne, vorhanden geweſen ſeyn, welche das Preußiſche Kabinet bisher abgehalten haben, einen offiziellen Wortführer an das Volk aufzuſtellen. Es iſt zu einſichtsvoll um die Wichtigkeit davon verkannt zu haben, und hat zu viel Humanität und Weisheit, um die Stimmung des Publikums gering zu ſchätzen. Erſt im Frühlinge dieſes Jahres, bei Einführung des neuen Staatsrathes, beſchäftigte es ſich ernſtlich mit der Stiftung eines offiziellen Blattes. Sie haben davon ohne Zweifel in den Zeitungen geleſen; vielleicht auch, daß die Rede geweſen, mir die Redaktion deſſelben zu übergeben. Erlauben Sie, daß ich Ihnen mittheile, in wie weit ich mit dieſer Angelegenheit in Berührung kam, beſonders da es auf meine Weiterreiſe Einfluß hatte.

Eines Morgens in der Mitte des März, beſuchte mich der Herr Kriegsrath von Köln, der mit Beſorgung eines vertrauten Geſchäfts für den Fürſten Staats-Kanzler und den Fürſten Wittgenſtein, beauftragt iſt. Er ſagte mir, er komme ſo eben von dem erſten Büreau-Chef des Staats-Kanzlers. Man habe den Plan eine Staats-Zeitung herauszugeben, die auſſer den offiziellen Artikeln, auch freie politiſche Unterſuchungen, literariſche und Kunſturtheile enthalten ſolle. Ob ich die Redaktion derſelben übernehmen wolle?

Dieſe Anfrage überraſchte mich ſehr angenehm. Giebt es irgend ein amtliches Geſchäft, das Reiz für mich haben, ſelbſt meinen Ehrgeiz entflammen könnte, ſo wäre es der Auftrag, für eine gerechte und wohlwollende Regierung zum Volk zu ſprechen. Nach einigem Nachdenken über gewiſſe Nebenumſtände, erwiederte ich indeß: »Ich erkenne das Ehrenvolle des Vertrauens, das man mir durch einen ſolchen Auftrag beweiſen würde; und da ich ihm glaubte gewachſen zu ſeyn, würde ich ihn annehmen. Ich bäte indeß, keine bewerbende Schritte von mir zu erwarten. Nur einen Beſuch bei dem Miniſter Staats-Sekretär von Klewitz wolle ich machen.« Herr von Köln billigte das, empfahl mir aber zugleich, die Sache geheim zu behandeln.

Ein vertrauter Freund von mir fand meine Antwort zu ſtolz. Wer weiß, ob Sie ihm nicht beiſtimmen. Ich machte ihn aufmerkſam, in welche verfängliche Lage ein Geſchäft der Art einen Mann ſetzen müſſe, der ſeinen

Charakter nicht an ſein Amt verlieren will. Das einzige Mittel dazu ſchien mir, die ganze Sache nicht als eine befördernde Verſorgung zu behandeln, ſondern als eine ehrenvolle Aufforderung, zu einer Leiſtung, deren man nöthig habe; als eine Auszeichnung die eben ſowohl der Feſtigkeit meines Charakters gelte, als dem geiſtigen Vermögen das man mir zutraue. Er war befriedigt. Sind Sie es auch? Auf jeden Fall handelte ich meiner Eigenthümlichkeit gemäß, und hatte darin Recht.

Noch an demſelben Morgen machte ich dem Miniſter Staats-Sekretär, auf deſſen Gewogenheit ich aus frühern Zeiten her rechnete, meine Aufwartung. Ich erzählte ihm die erhaltene Anfrage und meine Antwort, und fügte die Bitte hinzu, ſich dafür zu verwenden, daß ich, wenn der Plan ausgeführt würde, nichts mit dem gewöhnlichen politiſchen Zenſor, dem geheimen Rath Renfner, zu thun bekomme. Der Mann ſchiene mir ohne Plan, ohne Grundſätze, oft ohne Gedanken zu verfahren. Herr von Klewitz verſprach mir, um was ich ihn bat, ſetzte aber hinzu: wenn eine Staats-Zeitung wirklich zu Stande käme, würde ſie wohl ganz zenſurfrei erſcheinen. Beim Weggehen erinnerte er ſich ſehr gütig der frohen Abende, die wir vormals in dem Hauſe eines gemeinſchaftlichen Freundes zugebracht hätten.

Zu meiner Beſchämung geſtehe ich, daß mir bei dieſer Erinnerung erſt einfiel, daß jener Mann, wenn die Staats-Zeitung erſchiene, wenigſtens die Hälfte ſeines Einkommens, das er einem Privilegium verdankte, einbüßen würde. Dafür war ich aber auf keinen Augenblick ungewiß, was ich einem vieljährigen Freunde, der mir manche große Gefälligkeit erwieſen, ſchuldig ſey. Ich theilte ihm die erhaltene Anfrage mit, und ſetzte hinzu: »Wehren Sie ſich ſo gut Sie können, ohne mich zu kompromittiren. Gelingt es Ihnen nicht, Ihr Privilegium zu retten, ſo werden Sie mirs nicht verdenken, wenn ich ſo gut als ein Fremder, den Auftrag annehme. Er dankte mir mit einiger Betroffenheit, erklärte aber zugleich, ſich gar nicht in den Gang der Sache miſchen zu wollen.

Ob er ſeinem Worte getreu geblieben iſt, weiß ich nicht; aber der Plan wurde bekannt, und ſogleich geriethen alle Parteien in Bewegung. Jede hatte einen andern Kandidaten zur Redaktion, und bot alle Mittel auf, ſie ihm zu verſchaffen. Es ſollen ſich ſogar eine Menge Schriftſteller geradezu an den Staats-Kanzler gewandt haben, mit dem Geſuch, ſie als Mitarbeiter anzuſtellen. Zwei Wochen vergingen, ohne daß ich etwas Entſcheidendes erfuhr; doch erhielt ich Beweiſe, die Stimme des Publikums entſcheide für mich. Vielleicht war dieſes ſelbſt ein Grund, den gewiſſe Leute gegen mich geltend zu machen ſuchten. Die Verzögerung langweilte mich; der Kampf der Parteien, dem ich meinem Vorſatze treu, müßig zuſah, war mir widerlich: ich beſchloß alſo kurz und gut, meine längſt entworfene Reiſe an den Rhein zu beſchleunigen. Während meiner Abweſenheit, dacht' ich, müſſe die Sache ſich entſcheiden, und geſchähe es für mich, ſo würde man mir ja wohl eine Aufforderung nachſenden. Indeß, belachen Sie nur meine Zerſtreuung, unterließ ich, dem Herrn von Köln meine Adreſſe nach Frankfurt zu geben.

Ich erhielt während meiner ſechswöchentlichen Reiſe keine Nachricht, wohl aber hörte ich in Frankfurt am Main, die Redaktion ſey einem Herrn von Oelsner ertheilt, dem man in der Geſchwindigkeit einen literariſchen Ruf zu machen ſuchte. Das beſtimmte mich, meinen Rückweg nach Hauſe, gar nicht über Berlin zu nehmen, und ich führte es aus.

Schon war ich faſt zwei Monat wieder in Liefland, als ich einen Brief aus Berlin erhielt, voll Vorwürfen, daß ich die günſtigen Nachrichten und die Aufforderung zur ſchnellen Rückkehr, weder beachtet, noch beantwortet habe. Drei Tage ſpäter bekam ich endlich auch jenen erſten Brief, von dem der andere ſprach. Er ſcheint in Frankfurt und wieder in Leipzig, ein Paar Tage nach meiner Abreiſe eingelaufen zu ſeyn. Von letzterm Orte nahm ihn ein Reiſender für mich mit, und vergaß ihn in ſeinem Portefeuille.

Spiel des Zufalls, wenn es einen giebt!

Zweites Buch.

Briefe, auf der Reiſe geſchrieben.

Erſter Brief.

Berlin, am 9. April 1817.

Alſo — ich reiſe, und ſchreibe Ihnen, mein verehrter Freund! von den verſchiedenen Gegenden die ich durchfliege, und dieſem und jenem, was ich dort ſah und erlebte. Wie ich erzählen werde? — Ich möchte es machen wie die Klavierſpieler, die vor dem Spiel in einigen Akkorden die Tonart angeben, aus oder in welcher das Stück geſetzt iſt, das ſie hören laſſen wollen. Ich weiß es nicht beſſer zu thun, als wenn ich Ihnen eine kleine Szene erzähle, die ſo eben in meinem Zimmer vorfiel.

Indem ich meinen wohlgepackten Koffer abſchließen ließ, trat Herr von — zu mir herein. Ich ſang ihm entgegen:

„Fröhlich und wohlgemuth,“

Es freut mich, ſagte er, Sie wieder heiter zu ſehn.

Ich deutete auf den Koffer und ſang fort:

„Wandelt geſundes Blut“

Er: Wie, jetzt eine Reiſe?

Ich:

„Ueber den Main und Rhein,“

Er: Ich hoffe, Sie ſcherzen!

Ich:

„Feldein, weltein!“

Er: Es iſt ja nicht die Jahreszeit dazu.

Ich:

„Geht der Weg grad o'r krumm,“

Er: Jetzt, da die bewußte Angelegenheit dem Abſchluß nahe iſt, wär' es ſehr unpaſſend.

Ich:

„Nennt man es klug o'r dumm,“

Er: Wie wird man darüber gloſſiren!

Ich:

„Schiert ſich nicht drum!“

Er: Ihre Feinde werden triumphiren, die boßhafteſten Auslegungen machen.

Ich:

„Schiert ſich nicht drum!“

Mein ernſthafter Freund war nahe daran, böſe zu werden. Ich eilte, ihn zu beſänftigen, indem ich ihm die Gründe und den Plan meiner Reiſe auseinander ſetzte.

Nicht um die wiſſenſchaftlichen oder artiſtiſchen Merkwürdigkeiten zu ſehn, nicht um

Bekanntſchaften zu machen oder einzelne Gegenden zu beſchauen, will ich reiſen, ſondern um mir im Ganzen eine eigne Anſicht der Phyſiognomie des Landes, des Volkes und ſeiner gegenwärtigen Stimmung zu erwerben. Wäre die Jahreszeit dazu geeignet, ſo würde ich zu Fuße gehn oder reiten. Da das aber im Anfange des Aprils nicht gut möglich iſt, ſo wähle ich die Art des Fortkommens, die ſich jener Art des Reiſens am meiſten nähert. Ich reiſe mit der gewöhnlichen Poſt, was mir den Vortheil verſchafft, mit Leuten auch aus ſolchen Klaſſen, mit denen ich ſonſt in keine Berührung komme, ganze Tage zubringen, und ſie offen ſprechen zu hören. Bin ich ermüdet, ſo trete ich im beſten Gaſthofe ab, den ich finde, bringe ein Paar Tage zu, die Stadt in ihren höhern Zirkeln kennen zu lernen; und hab' ich mich hinlänglich erholt, ſo ſteige ich wieder in den Poſtwagen, wo ich gewiß bin, Gefährten zu finden, deren Geſpräche mir wieder neue Anſichten in die eigentliche Volkswelt eröffnen, welche man auf Reiſen anderer Art, beſonders im eignen Wagen, gerade am wenigſten in der Nähe ſieht. Komme ich in Gegenden, in welche die meinige allzu beſchwerlich wird: was hindert mich, dann wieder einmal ein Paar Tagesreiſen in einem Miethwagen, oder einer Poſtkaleſche zu machen?

Herr von — ſchüttelte auch über dieſen Plan den Kopf; aber da ſeine Einwürfe im Grund doch immer nur darauf hinaus lieſen, es ſähe nicht genug vornehm aus, und würde ſonderbar beurtheilt werden, ſo ließ ich mich nicht irre machen. Der Tadel der meiſten Menſchen über Dinge, die an ſich gleichgültig ſind, ſagt eigentlich nur, daß ſie ſelbſt anders handeln würden. Ich ſehe aber nicht ein, warum ich ſo verfahren ſoll, wie es andern behagen würde, zu handeln, und nicht, wie es mir behagt. Jeder Menſch, ſagte Herder einſt, hat ſeinen eignen Schritt, und wandelt am ſicherſten fort, wenn er darin bleibt. Wer den eines Andern nachahmt, ſtolpert oder ermüdet ſehr bald.

Es bleibt demnach bei meiner Reiſeart, und von der Ausbeute, die ſie mir gewährt, will ich Ihnen die Hauptzüge mittheilen. Wohl verſtanden: vom Text, ſelten nur von den Anwendungen oder Noten die ich mache. Dergleichen mögen Sie ſelbſt hinzufügen. Ich werde rufen: Ich ſah, ich ſah! Sie mögen dann ſtille dabei denken: „Das bedeutet," oder »alſo" und »folglich," oder — was Sie wollen.

Mit ruhiger Unbefangenheit blicke ich nun, ſo nahe vor meiner Entfernung, auf Berlin zurück, das ich vielleicht in langer Zeit, vielleicht niemals wieder ſehe. Ich faßte Ihnen ſo gern die Summe meiner Beobachtungen über dieſe Reſidenz, in einige kurze Sätze zuſammen: aber es geht einem fatal, wenn man über einen Gegenſtand, über den man ſchon öfter ſo wahr und gut man nur konnte, ſprach, noch einmal ſprechen ſoll. Das Beſte was einem einfällt, iſt immer das Alte; und jede Aenderung ſcheint zu ſchwächen oder zu übertreiben.

So erinnere ich mich, daß ich einſt hier am Orte drucken ließ, »Berlin ſey nicht ſowohl eine große Stadt, als ein Bündel kleiner Städte, die zufällig ein gemeinſchaftliches Theater haben.« Was mich zu dieſer Bemerkung bewog, dauert noch fort, oder vielmehr, es iſt wiedergekehrt, ſeitdem die Zeit der gemeinſchaftlichen Leiden und Gefahren vergangen ſind. Trotz der allgemeinen Gewerbfreiheit, welche die Zunftſchranken entfernt hat; der Verſchmelzung der Franzöſiſchen Kolonie mit den übrigen Einwohnern, in Rückſicht der Gerichtspflege, ungeachtet endlich der allgemeinen Militärpflichtigkeit, zerfällt die Bevölkerung Berlins immer noch in mehrere Maſſen, die ein ganz getrenntes Intereſſe haben, eine verſchiedene Lebensweiſe, verſchiedene Anſichten u. ſ. w. und von denen jede fühlt, daß ihr Beſtehn gar nicht davon abhängt, daß es der andern wohlgehe. Nur den Unterſchied finde ich, daß jetzt auch die Zahl der Zivil-Söldner zu einer eignen Stadt angewachſen iſt, da ſie ſich ſonſt nur den andern Maſſen oder Städten anſchloß. Seitdem von Errichtung der Landſtände die Rede iſt, wodurch das Volk als eigner Körper daſtehn würde, fühlen ſich die Beſoldeten von ihm geſondert. Die eigenthümliche Humanität der Preußiſchen Regierung hat ihre Zahl ſehr hoch anwachſen laſſen. Denn auſſer den wirklich Beamteten, findet ſich eine bald größere, bald geringere Zahl von ſolchen, die Wartegeld beziehn, das heißt, einen Gehalt, für den ſie faſt nichts zu thun haben, als ſich bereit zu halten, um gebraucht zu werden. Manche bleiben jahrelang in dieſer Lage. Ferner findet ſich eine große Anzahl von geſunden, brauchbaren Männern, die von frühern Miniſtern angeſtellt wurden, weil ſie das Vertrauen derſelben beſaßen, und wieder andere anſtellten, denen ſie vertrauten; bei dem Wechſel im Miniſterium, den Vertrauten des neuen Miniſters weichen mußten, aber ihre Gehalte behalten haben, weil ſie denn doch einmal dem Staate dienten. Jemand behauptete, die wirklich beſchäftigten Beamten des Staats ließen ſich aus ſeinen Beſoldeten tripliren. Das iſt zu viel geſagt; aber das Dupliren wäre vielleicht möglich. —

Fragen Sie mich über den öffentlichen

Geiſt? Wieder weiß ich Ihnen nur etwas ſchon Geſagtes zu wiederholen, nämlich: die größeſte Veränderung die ich gegen ehemals bemerke, iſt, daß die Schulmeiſterei, die ſonſt höchſtens aus den Fenſtern der Studirzimmer dozirte und ſchalt, auf den Marktplatz vorgedrungen iſt, und ſich in Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens, des Geſchmacks und ſelbſt der Politik, mit geballten Fäuſten geltend zu machen ſucht.

In Rückſicht der geſellſchaftlichen Zirkel? Je nun! In zehn Jahren iſt hier, wie überall, aus jedem Hänschen ein Hans, aus Käthchen eine Käthe, aus jedem ſittſam lüſternen Lenchen eine Magdalena in der genießenden Station geworden, die nach wieder zehn Jahren in die büßende übergetreten ſeyn wird. Unbedeutende Zufälligkeiten abgerechnet, findet ſich zwiſchen der lebenden Generation und der vorhergehenden und der folgenden, nicht mehr Verſchiedenheit, als zwiſchen derſelben Wieſe im vorigen Jahr, im gegenwärtigen und künftigen, — wenn nicht etwa Ueberſchwemmungen eintraten, die ſtatt der nützlichen Kräuter, harte oder giftige Waſſerpflanzen aufſchießen ließen, — was ich Berlin nicht nachſagen möchte.

Zweiter Brief.

Kaſſel, den 16. April.

Angekommen bin ich hier, das kann ich nicht läugnen. Aber wenn mir's ein Anderer erzählte, ich würde es kaum glauben, ſo beſchwerlich und gefahrvoll war die Reiſe. Bei der Erinnerung daran, bin ich immer verſucht, erſt nachzufühlen, ob ich wirklich alle Arme und Beine mitgebracht.

So dringend man mir in Berlin empfohlen hatte, nicht über Kaſſel, ſondern über Leipzig nach Frankfurt zu gehn, wählte ich doch den erſten Weg, weil ich Kaſſel auch ſehen wollte, und wenn ich den Rückweg über Leipzig nahm, den Vortheil hatte, noch einem Theil der Meſſe beizuwohnen. Es war ein ſchöner heiterer Frühlingsmorgen, an dem ich Berlin verließ. Ohne mich aufzuhalten ging ich durch Potsdam, deſſen todte Schönheiten, nachdem ich ſie einmal geſehen, keinen Reiz für mich beſaßen. Kaum hatte ich zehn Meilen gemacht, ſo übte der April ſein Zwitterrecht, Winter oder Sommer zu ſpielen: es wehete kalt, und fiel ſogar hoher Schnee. Ich dachte: der Himmel bereitet mir eine doppelte Stärkung; er fügt zu der Bewegung des Wagens, noch den Genuß einer kräftigen Froſtluft. So wickelte ich mich in meinen Pelz und fuhr wohlgemuth weiter, auch durch Magdeburg ohne zu verweilen. Jenſeits lernte ich den Schnee als eine Wohlthat anſehen. Es war die Verordnung eingelaufen, zur Abkürzung des Weges ſolle künftig die Heerſtraße — ich glaube von Harzgerode — nicht über Stolberg, ſondern über Friedrichs-Höhe nach Nordhauſen gehen. Die Poſtmeiſter ſchienen zu glauben, ein ſolcher Befehl reiche hin, die Heerſtraße zu ſchaffen. Ohne Rückſicht auf die Jahreszeit, in welcher auch die beſten Wege ſchlecht zu werden pflegen, und auf die Nähe der Nacht, mußte der Poſtillon die neue Richtung nehmen. Sie führte durch faſt unwegſame Gegenden, wo der Wagen alle tauſend Schritte in Löcher verſank, und mit der Hacke und Winde herausgearbeitet werden mußte, ſich in künſtlichen Krümmungen durch dichte Baumgruppen drängte, ſteile Hügel hinan und herab, am Rande jäher Abhänge fortſchwankte. Fünf Stunden Weges koſteten wenigſtens zehn Stunden Zeit. Es ward Nacht. Wäre der Poſtillon Andreas nicht ein wahrer Virtuos im Fahren geweſen, und hätte nicht der Schnee geleuchtet, ſo könnten Sie mir jetzt eine Grabſchrift machen, ſtatt dieſen Brief zu leſen. Gleichviel! Dem beſtimmten Befehl des General-Poſtdirektors war beſtimmter Gehorſam geleiſtet. Hätte er befohlen, die Straße ſolle durch die Elbe gehen, ſtatt über ſie hin, vermuthlich hätte man uns trotz allen Gegenvorſtellungen hineingekutſcht.

Meine Reiſegefährten waren faſt lauter Militärs. Da ich mich nicht auf die Feinheiten der kriegeriſchen Abzeichen verſtehe, hielt ich ſie für Offiziers von ohngefähr gleichem Range: denn ihr Benehmen gegen einander war artig, zwanglos und freundſchaftlich. Erſt gegen das Ende der Reiſe erfuhr ich, daß zwar der eine von ihnen Hauptmann und der andere Ober-Lieutenant, die andern aber bloß Feldwebel waren. Sie hatten blutige Feldzüge mit einander gemacht: ſo etwas ſtreift die Kleinigkeit der Rangverſchiedenheiten auſſer dem Dienſte; ab. Am meiſten wirkte aber wohl die neue Einrichtung des Heeres, die, wenigſtens vorläufig, dem braven Manne aus jedem Stande gleiche Ausſichten aufs Fortſchreiten eröffnet.

Der Zufall gab uns ein noch mehrſagendes Wahrzeichen von der Umgeſtaltung der Verhältniſſe. Ein ziemlich junges Frauenzimmer hatte mit einem Kinde, in Magdeburg ſich in den Hintergründ des Wagens geſetzt, ohne daß ich's bemerkt hatte. Ich war daher ſehr überraſcht, als ich unvermuthet die Stimme und Ausſprache der Madame Händel-Schütz, mit allen ihren kleinen Eigenheiten, hinter mir ertönen hörte.

Ich ſah mich um und bemerkte auch ihr Mienenſpiel, aber an einer Geſtalt der alles dieſes gerade nicht natürlich zu ſeyn ſchien. Ich ſchloß, ſie ſey eine Schauſpielerin, die etwa vor kurzem jene berühmte Frau geſehen habe. Bei der Erkundigung wer ſie ſey, die ſich leicht einleiten ließ, nannte ſie ſich aber Generalin Creuzer. Ihr Paß nannte ſie eben ſo und fügte noch ihren Familiennamen, von Schierſtädt, hinzu. Ich hatte mich indeß doch nicht geirrt: die Frau Generalin war bei einem kleinen Theater in Thüringen, ich glaube zu Schwarzburg, für das Soubretten-Fach angenommen, und reiſete dahin. Da der Franzöſiſche General Creuzer, ſo viel ich weiß, noch lebt, ſo ſtellten wir mancherlei Muthmaßungen auf, die ſie aber nicht für gut fand, zu beſtätigen oder zu widerlegen.

Vor dem erſten Heſſiſchen Orte, Wißenhauſen, ſah ich auch die erſten Weinberge, und beim Eintritt ins Poſthaus bemerkte ich im Winkel des Vorgemaches eine Weinkelter. Ich bat mir ſogleich aus Neugier eine Flaſche von hiergebautem Weine aus. Die Poſtmeiſterin ſagte mir, man erndte hier keinen. Ich deutete auf die Kelter hin, erhielt aber die Antwort, das ſey eine Eſſigpreſſe. Nicht Wein- ſondern Eſſigberge waren alſo die mit Reben prunkenden Hügel? Keine vielverſprechende Ueberraſchung beim Eintritte in ein Land.

Faſt ſo oft der Wagen in einem Heſſiſchen Orte anhielt, hörten wir ſogleich rechts und links Bäche durch die Gaſſen rauſchen. Ich vermuthete einen Ueberfluß von Fiſchen, und bat einen Gaſtwirth, mir zu Mittage Forellen zu kochen. Der treue Heſſe fuhr auf, wie der Geiſt von der Wunderlampe, als Aladdin ihm befahl, ein Roc-Ey zu ſchaffen.

»Ich Fiſche kochen?" — Je warum denn nicht, wenn Sie welche haben — »Alle Fiſcherei iſt herrſchaftlich." — Aber der Bach hier fließt Ihnen ja beinahe ins Haus. Die Fiſche müſſen Ihnen faſt von ſelbſt in den Keſſel ſchwimmen. — »Was uns von Fiſchen in die Hände kommt, liefern wir in die kurfürſtlichen Teiche ab." — So ißt wohl in Heſſen Niemand Fiſch, als der Hof? — »Das nicht! Einige Fiſchereien ſind verpachtet." — Das iſt eine gute Maßregel, ſagte ich, um die Fiſche in hohem Preiſe zu erhalten. Sonſt äße wohl Jeder ſie halb umſonſt.

Beim Weiterfahren bat ein junger wohlgekleideter Menſch, um Erlaubniß, ſich mit auf den Wagen zu ſetzen. Er hatte eine Flinte bei ſich. Haben Sie eine gute Jagd gemacht? fragte ich ihn. »Bewahre!" ſagte er, »die Jagd iſt herrſchaftlich. Das kurfürſtliche Mandat erlaubt uns nichts zu ſchieſſen, als kleine Vögel, die nicht ſingen.“ Das heißt Sperlinge. Nicht wahr? — „Nun freilich.“ — Es läßt ſich nicht läugnen, in den kleinen Staaten herrſcht eine ſehr ſorgfältige, Alles beachtende Ordnung.

Da Waſſer und Luft, oder doch ihre Bewohner, dem Kurfürſten gehörten, lag es ſehr nahe, mich zu erkundigen, wie es denn mit den Produkten der Erde ſtehe? Dieſe gehören wirklich ihren Erbauern, wenn ſie nämlich die ſehr nennenswerthen Abgaben von jedem Acker richtig erlegt haben. Auch darf der Bauer von ſeiner Heerde ſchlachten, was er will, wenn er ſich die Freiheit dazu vorher erkauft. Sollten dieſe löblichen Einrichtungen auch in vielen andern Gegenden Deutſchlands getroffen ſeyn, ſo ſieht man wohl, wie Recht man in gewiſſen andern großen Staaten daran thut, ſich die Lehrer der Staatswirthſchaft aus den kleinen deutſchen kommen zu laſſen. Es iſt ja wirklich ſchauderhaft, wie z. B. in Rußland jeder der ein Stück Land beſitzt, darauf ſchießt und fiſcht wie ihm beliebt, und eſſen darf was er hat, ohne Jemand ein Wort davon zu ſagen.

Dritter Brief.

Kaſſel iſt bekanntlich eine ſchöne Stadt. Faſt möchte ich ſie die ſchönſte in Nord-Deutſchland nennen. Wenigſtens kenne ich dort keinen öffentlichen Platz, dem ich nicht den Königsplatz zu Kaſſel vorziehen möchte. Das Straßenpflaſter iſt eben wie eine Diele. Die Umgebungen ſind zu herrlichen Gartenanlagen benutzt. Die Gemälde-Gallerie, das Marmorbad mit ſeiner Ueberladung an Bildſäulen, das Muſeum, die Orangerien und endlich noch die Wilhelms-Höhe mit ihren Herrlichkeiten, ſind von ungeheuerer Koſtbarkeit, beſonders für einen ſo kleinen Staat. Einen ſo ſchneidenden Kontraſt damit macht die Stille die in der Stadt herrſcht, noch mehr aber der trübe, ja dumpfe Ernſt, der aus dem ganzen Weſen der Einwohner ſpricht. Jemand der ſich hier einige Zeit aufgehalten hatte, behauptete, wenn man in Kaſſel herzlich lachen höre, könne man ohne Gefahr dreie gegen eins verwetten, es ſey ein Fremder.

Sollte nicht ein Zuſammenhang zwiſchen den Schönheiten Kaſſels und der finſtern Stimmung ſeiner Einwohner ſeyn? Mir ſchienen ſie verbunden, wie Urſache und Wirkung. Unwillkührlich dachte ich hier immer an die mürriſchen Mienen eines Mannes, der eine durch Reize und Geiſt gleich berühmte Frau beſaß. Sie wandte freilich ihre Schönheit und ihren Witz nur an, Fremde zu bezaubern, und der geſchmackvolle Putz den ſie für Andere anlegte, richtete die Kaſſe ihres Mannes zu Grunde.

In Kaſſel herrſcht überall eine Sparſamkeit, die tiefe Armuth anzudeuten ſcheint, und auf das Stocken aller Gewerbe ſchließen läßt. Der Geldgeſchäfte haben ſich auch hier die Juden ſo bemächtigt, daß es in Kaſſel nur einen einzigen chriſtlichen Banquier giebt. Der Buchhandel iſt ſehr gering. Die Haupthandlung iſt nur ein Nebenzweig einer andern in Marburg. Sie hat faſt gar keine eigne Verlagsartikel. Die neuen Schriften, die anderwärts erſcheinen, kommen ſpät her, viele gar nicht; und mitten in Deutſchland giebt es eine prunkende Reſidenzſtadt, die von der Deutſchen Literatur wenig zu erfahren ſcheint.

Die Gaſthöfe in Kaſſel ſind ſehr einfach eingerichtet und öde. An der Wirthstafel des erſten unter ihnen, fand ich in der Regel nur vier Gäſte. Das kurfürſtliche Theater hat ein ärmliches Innere und iſt ſo unfreundlich, daß ich ſo oft ich hineinging, kaum eine Stunde darin ausdauern konnte. Seine Einnahme ſoll gering ſeyn. Wer von den Einwohnern im Stande iſt, die Bühne zu beſuchen, hat ſich abonnirt; und wenn das Abonnement einmal ungültig iſt, bleibt das Haus faſt leer. Dieſe Erſcheinung iſt bedauernswerth um der Schauſpieler willen. Ob glänzende Talente unter ihnen ſind, weiß ich nicht; unverkennbar aber ſpielen ſie mit ſo großem Eifer, daß ſie Alle Virtuoſen zu ſeyn verdienten.

Vielleicht mag Kaſſel um zehn Jahr früher nicht heiterer und wohlhabender geweſen ſeyn, als gegenwärtig; ſicher aber ſind die

Einwohner jeẓt trüber geſtimmt, als jemals. In ihrer Seele lebt die Erinnerung einer Zeit, in welcher Kaſſel die Hauptſtadt eines vier bis fünfmal größern Staates war, deſſen Einkünfte hier mit Verſchwendung verzehrt wurden. Daß dieſes nun anders werden müßte, ſchwebte den Kaßlern wohl nicht vor, als ſie im Jahr 1813 einige Tage lang ſo enthuſiasmirt waren.

Nord-Deutſchland mit ſeinen vielen Städten, welche die Anſprüche und den mühſam erzwungenen Glanz einer Hauptſtadt zur Schau tragen, ob ſie gleich nur der Mittelpunkt kleiner Provinzen ſind, kommt mir vor wie ein zu dicht bepflanzter Garten, worin jeder Baum ſeinen Gipfel um ſo ſchneller und weiter in die Höhe treibt, je weniger er Raum hat, durch Ausbreitung der Aeſte, ſeine naturgemäße Geſtalt anzunehmen. Das Schickſal ſolcher Pflanzungen iſt, daß vier Fünftel der Bäume verdorren, und zwar die am höchſten getriebenen zuerſt; die überlebenden aber gewöhnlich ſo lange ein ſehr verkrüppeltes Anſehen behalten, bis ſie alles um ſich her erdrückt haben, was ſie beenget.

Nachſchrift. Unter den hieſigen Schauſpielern iſt ein Herr von Ziethen, der ſich, ich weiß nicht warum, den Beinamen Liberati gegeben hat. Auch das iſt mir unbekannt, ob nachtheilige Glücksumſtände, oder Ueberſpannung irgend einer Art ihn auf dieſe Bahn geführt hatte. An ſich iſt die Erſcheinung unbedeutend. Nur als Seitenſtück zu den adlichen Gaſtwirthen, von denen ich in einem frühern Briefe ſprach, und zu der Generalin Creuzer, war ſie mir merkwürdig.

Vierter Brief

Geſtern habe ich denn auch die Wilhelms-Höhe beſucht. Das Wetter war unfreundlich; aber ich hatte keine Zeit zu verlieren, und ſo ſetzte ich mich lieber der Gefahr aus, ein Paar von den dortigen Herrlichkeiten nicht zu ſehn, als jener, abreiſen zu müſſen, ohne da geweſen zu ſeyn. Dieſen Umſtand glaube ich Ihnen ſagen zu müſſen, da er vielleicht Einfluß auf mein Urtheil hat.

Ich war ſo glücklich, einen jungen liebenswürdigen Mann, von Br———, zum Gefährten zu erhalten. Wir fuhren bis zur Löwenburg. Dieſe in ihrer Art ſchön ausgeführte Spielerei, mit ihren theils wirklichen, theils nachgeahmten Alterthümern, beſchäftigte uns ſo angenehm, daß wir erſt nachdem wir über die Zugbrücke zurückgekehrt waren, uns darauf beſannen, was ſie eigentlich ſey. Da aber fiel mir wieder die Betrachtung ſchwer aufs Herz, daß ſie mitten in einem kleinen Staate liege, deſſen Bewohner einem dürftigen Boden nur ſelten einige Wohlhabenheit abzwingen können, und deſſen Verwaltung die ſtrengſte Sparſamkeit üben zu müſſen ſcheint, um nur ihre laufenden Ausgaben zu decken; deſſen kräftigſte Jünglinge einſt bei Tauſenden — — Doch dieſe Nebengedanken liegen ſo nahe, daß es wohl wenig Beſchauer der Wilhelms-Höhe giebt, bei denen ſie nicht aufſteigen ſollten.

Wir gingen weiter. Den Winterkaſten mochten wir nicht erſteigen, weil der Weg dorthin noch voll Schnee lag, und die Ausſicht von dort aus nicht ſchöner ſeyn ſoll, als aus der Löwenburg. Von dem blechernen Herkules und ſeiner geräumigen Keule kann ich Ihnen alſo weiter nichts erzählen, als daß ich ein Paar Mal zu ihnen hinauf ſah. Sie ließen mich ſehr gleichgültig. Auch die große Kaskade ſahen wir nicht, weil ſie ſo früh im Jahre noch nicht zu fließen pflegt. Nach dem was man von ihr ſagte, glaube ich nicht viel verloren zu haben. Das Waſſer ſtrömt eine Treppe von ein Paar hundert Stufen herunter. Da dieſe Stufen aber nur niedrig ſind, und das Waſſer nur einen Zoll Tiefe hat, bildet ſich daraus nichts als ein ungeheurer ſchiefſtehender Spiegel, der beim Sonnenſchein freilich ſehr glänzen mag. Daß ſeine Einförmigkeit ſchön ſey, kann ich nicht glauben. Auf jeden Fall war das, was wir wirklich ſahen, ſchöner.

Wir ſtanden hinter einer Gruppe von alten Bäumen, hinter denen ſich eine Felswand mit mehrern Gipfeln hinzog. Plötzlich rauſchte es hoch über uns. Wir ſahen empor. Ueber einen dieſer Gipfel ſtürzte ſich, unvermuthet für uns, ſchäumend und toſend eine große Waſſermaſſe herab. Indem wir hinaufſtaunten, rauſchte es rechts und links und hinter uns noch ſtärker. Von zehn oder zwölf andern bemoosten Felſenſpitzen ſprangen ähnliche Ströme herab. Alle ſammelten ſich in ein ziemlich breites Kanalbette neben uns, und ſtrömten fort. Man führte uns einen Fußpfad durch den Wald hinab. Unerwartet ſahen wir das forteilende Waſſer ſich unter einer Brücke durchdrängen und ſo ſtark in einen Abgrund voll Steinen ſtürzen, daß ſie in ungeheuern Schaumwogen wieder bis zur zitternden Brücke hinauf ſtieg. Von dieſer furchtbar ſchönen Wogenhölle wendete ſich unſer Weg wieder ab. Wir kamen in einen Kanal, in welchem die Flut längs der Bergſeite aufwärts zu fließen ſchien. Wir wendeten um eine Waldſpitze und ſtanden neben einem alten Gemäuer, das eine von Pfeilern getragene horizontale Spitze frei herausſteckt. Ehe wir fragen konnten, wovon dieſe Ruine herrühre, warf ſich von dieſer Spitze eine Wolkenſäule von Waſſerſtaub herab, der ſich unten zu einem Strom ſammelte und einige hundert Schritt weiter einen breiten offnen Waſſerfall gewöhnlicher Art bildete. Endlich ſtanden wir am Fuß der Höhe vor dem großen Becken, in dem ſich das Waſſer, das alle dieſe Wunder gethan, ſammelte. Plötzlich hüpfte es an einer Stelle einige Fuß hoch auf; im folgenden Augenblicke einige Fuß höher, und in der zweiten Minute ſchon ſtieg ein prächtiger Stral in die Luft empor, deſſen Höhe man uns, wenn ich mich recht erinnere, auf hundert und funfzig Fuß angab.

Wir erkundigten uns wie der Künſtler hieße, der dieſe Zauberwerke geſchaffen habe? Es war unſer Führer ſelbſt. Indem ich

Worte ſuchte, ihm meine Bewunderung auszudrücken, ſahe ich ihn, meinem Gefährten, der kein Wort ſprach, tiefe, tiefe Bücklinge machen. Er hatte ihm einen Dukaten in die Hand gedrückt. — — Jetzt gab unſer Führer nach dem Berge hinauf ein Zeichen mit dem Hut. Das Rauſchen aus dem Walde wurde leiſer und leiſer; der Waſſerſtral niedriger, und verſchwand endlich ganz. Das Schauſpiel war geendet. Mit einer Art dankbarer Rührung ſtiegen wir wieder in den Wagen.

Leider denkt nicht Jeder ſo erkenntlich. Man erzählt von einem Reiſenden, der nachgeforſcht habe, wie viel die Wilhelms-Höhe mit ihrem Waſſerſpiel gekoſtet? Er habe berechnen wollen, ob der Pachtertrag ſämmtlicher Fiſchereien im Lande, die Zinſen jener Summen abwürfe, und behauptet, die braven Heſſen würden die Fiſche die ſie fangen, ſelbſt eſſen dürfen, wenn der Berg da noch die Geſtalt hätte, welche die Natur ihm gab.

Der abſcheuliche Menſch! Nun ich denke, er wird ſeiner Strafe nicht entgehen. Was wollen Sie wetten, er wird niemals in Deutſchland Hofrath werden!

Fünfter Brief.

Kaſſel kommt mir vor wie ein ſchönes Weib ohne Geiſt. Es iſt reich an wiſſenſchaftlichen und Kunſtmerkwürdigkeiten, aber ſie ruhen faſt ohne Nutzen zu geben. Der Staat iſt zu klein, als daß ſie für ihn lebendig angewandt werden könnten. Die Kunſtakademien der kleinen Deutſchen Ländchen können wohl überhaupt nicht viel mehr werden als Winkelſchulen und kaufmänniſche Spekulationen.

Betrachtet man in denſelben doch auch die Univerſitäten faſt nur als Mittel Geld ins Land zu ziehn, und behandelt ſie ſo.

Die kurfürſtliche Bibliothek ſoll anſehnlich und beſonders reich für das Studium der Altdeutſchen Literatur ſeyn. Ich habe ſie nicht beſucht, weil es überhaupt nicht Genuß für mich iſt Bücherſammlungen zu beſehn, die ich nicht Zeit habe zu benutzen; dann aber auch, weil ich mich vor der Altdeutſchen Gelehrſamkeit des Bibliothekars, Herrn Grimm, fürchtete. Ich finde das enthuſiaſtiſche Studium des Mittelalters nicht bloß langweilig, ſondern es ſcheint mir ein ſchlimmes Symptom. Nur diejenigen Zeitalter und Völker, denen die Kraft fehlt, ſelbſt etwas Bedeutendes zu thun oder zu ſchaffen, legen einen übertriebenen Werth darauf zu wiſſen, was andere thaten oder ſchufen. Eine Nation ohne Gelehrte iſt roh und kann nur langſame Fortſchritte zur Bildung machen. Eine ſolche aber, bei der die Gelehrſamkeit gleichſam ein Lebensgeſchäft aller Stände geworden iſt, hat ihre ſchöne Zeit in Rückſicht der Künſte überlebt; und was noch ſchlimmer iſt, ſie pflegt ihrem politiſchen Untergange nahe zu ſeyn. Unzähligemal wiederholt und nackt ſteht dieſe Erſcheinung in der Geſchichte da. Sie zu erklären iſt leicht. Das allzu ſorgfältige Betrachten der Vergangenheit raubt dem Blicke die unbefangene Schärfe für die Gegenwart; wo das Wiſſen überſchätzt wird, iſt man leicht ungerecht gegen das Talent, und gelehrtes Räſonnement gilt mehr als genialiſche Anſichten und Thatkraft.

Kurz und gut, ich ſah die Bibliothek nicht; wohl aber die Gemälde-Gallerie und das Marmorbad. Die Säle der erſtern haben nicht, wie die vorige Einrichtung war, die

Beleuchtung von oben. Dieſe iſt daher überhaupt ſo ſchlecht, daß ſich vor mehrern Gemälden gar kein Standpunkt finden läßt, um ſie zu beſehen; und die zwiſchen den Fenſtern hängenden, ſind faſt nicht zu erkennen. Das war mir um ſo mehr fatal, da die Gallerie ſo reich iſt an trefflichen Werken. Sie hat viele Rembrands, Potters, beſonders ſchöne Schalkens u. ſ. w. Viele Gemälde, ſelbſt manche Rubens, lagen noch in den Seitenzimmern aufeinander.

Das Marmorbad iſt ein einzeln ſtehendes Gebäude in einem Garten. In der Mitte eines mit Bildſäulen und Basreliefs überladenen Saales iſt eine mit Marmor gefutterte Vertiefung, in die man mehrere Stufen hinabſteigt, und die eine auf Säulen ruhende Kuppel über ſich hat. Sie zu füllen, ſind die gewöhnlichen Vorrichtungen durch Röhren u. ſ. w. getroffen. Wirklich gebraucht mag dieſe Anſtalt wohl ſehr ſelten ſeyn, denn ſie hat manche Unbequemlichkeiten. Die Statuen u. ſ. w. ſind bekanntlich von einem Heſſiſchen Künſtler in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts theils zu Rom, theils in Kaſſel ſelbſt gearbeitet. Es ſind lauter mythologiſche Perſonen. Ich ſah einige vortreffliche Köpfe darunter, aber die meiſten Darſtellungen ſind geſchmacklos gedacht, und mit einer widerlichen Kleinlichkeit ausgeführt. So erinnere ich mich dort eine Nymphe Calliſto geſehn zu haben, die vor Diana ſteht, um ihr Urtheil zu empfangen. Damit der Beſchauer ja genau wiſſe, wovon die Rede ſey, hat der Bildhauer der armen Nymphe einen gewaltig aufgetriebenen Unterleib gegeben, auf den eine andere mit dem Finger hindeutet, indeß eine dritte, wenn ich mich recht erinnere, ihr die eine aufgedrungene Bruſt mit drei Fingern drückt. Iſt das nicht eine Ueberſetzung der Ilias in einem Holländiſchen Bauern-Dialekt? Doch im Vertrauen, mein theurer Freund! den runden Bauch dieſer Calliſto glaube ich mehr oder weniger in allen Arbeiten neuerer Künſtler zu finden, die einen Gegenſtand aus der alten Mythologie entlehnten. Die Götterlehre der Griechen und Römer lebt nun einmal nicht mehr für unſere Phantaſie. So iſt es denn auch jetzt dem entſchiedenſten Talent (dem Genie will ich keine Gränze bezeichnen;) unmöglich, ſeinen Götterbildern jenes überirdiſche Leben anzuhauchen, das der Hauptreiz der antiken Meiſterwerke iſt. Sie werden ſchöne oder häßliche Menſchen mit Attributen, ſonſt nichts.

Doch genug von Kunſtwerken, da ich hier doch nicht viel über ſie ſagen kann. Gern erzählte ich Ihnen nun noch von dem kleinen, aber ſehr intereſſanten Zirkel von Gelehrten, in welchem ich hier angenehme Stunden verlebte. Rückſichten halten mich ab; doch eine Merkwürdigkeit, die in ihrer Art wohl einzig iſt, kann ich nicht übergehn. Hier lebt ein Gelehrter, der in ſeinem ausgebreiteten Berufszirkel für den beſten Geſchäftsmann gilt, den Kaſſel beſitzt, der aber zugleich ſeit mehr als dreißig Jahren die dramatiſche Dichtkunſt in allen ihren Fächern ſehr eifrig übt, ohne — Erſtaunen Sie nicht? — jemals eins ſeiner Werke dem Publikum, oder auch nur ſeinen Freunden mitgetheilt zu haben. Alſo ein vollkommen geheimer Liebeshandel mit den Muſen! Als er mir ſeine ſtillen dichteriſchen Vaterfreuden vertraute, fiel mir der Seufzer ein, der Göthens Spinnerin entſchlüpft:

> Was ich in der Kammer ſtill geſponnen,
> Muß doch endlich an die Sonnen!

Ich glaube, das Publikum wird Urſache haben, es freundlich zu empfangen. — Morgen reiſe ich ab. Aus Frankfurt mehr.

Nachſchrift. Eben da ich abreiſen will, fordert man mir für eine Aufenthaltskarte und die Viſirung meines Paſſes einen Viertel-Kronenthaler ab. Das iſt eine Kleinigkeit, aber doch auch zugleich ein Beweis, daß die alte zwangloſe, zutrauliche Zeit für Deutſchland entflohen iſt. Ein Paß, um aus einem Deutſchen Ländchen ins andere zu fahren! Eine Aufenthaltskarte, wenn man ſich zweimal vier und zwanzig Stunden an einem Orte ausruhen will! Iſt das etwas anders, als die Ausdehnung des Leibzolls, den ſonſt nur durchwandernde Juden erlegten, auf alle Reiſende? Und dieſe Franzöſiſchen Gebräuche werden ſich in Deutſchland erhalten: man hat Sporteln daran geknüpft.

Sechster Brief.

Aus Frankfurt am Main.

Das Schickſal ſcheint meinen Plan bei der Reiſe im Poſtwagen begünſtigen zu wollen, indem es mir eine mannigfaltig wechſelnde Reiſegeſellſchaft giebt. Diesmal waren meine Gefährten faſt lauter Studenten, die nach Heidelberg gingen. Zwar hatten mehrere von ihnen auch einen Feldzug nach Frankreich mitgemacht; gleichwohl aber war die Welt die ſich in ihren Unterhaltungen vor mir aufthat, unendlich von jener verſchieden, in die mich das Geſpräch der Militärs, die mich nach Kaſſel begleiteten, blicken ließ. Fürchten Sie aber nicht, daß ich Ihnen etwas davon erzählen werde. Nicht dergleichen Dinge ſelbſt, ſondern die Schlüſſe, die ſich aus ihnen ziehen laſſen, ſind wichtig. Ihnen ſo etwas mitzutheilen, bin ich aber jetzt nicht aufgelegt. Bin ich denn nicht in Frankfurt, dem lebenvollen, frohen, ſchönen Frankfurt? In der Mitte der erſten Süd-Deutſchen die ich beſuche; eines Völkchens, das ſeine Freiheit mit glücklicher Emſigkeit benutzt, ſich Reichthümer zu erwerben, und das Erworbene mit dem Gefühl der Selbſtſtändigkeit genießt? Ein Schauſpiel, das für mich unausſprechlich anziehend iſt.

Es iſt gerade Meſſe. Man klagt, ſie ſey ſchlecht. Das ſcheint indeß nur die fremden Kaufleute zu treffen, ohne die Frankfurter ſelbſt zu verſtimmen. Für dieſe iſt das Reſultat auch wohl immer daſſelbe, mögen es nun Engländer oder Deutſche ſeyn, welche die meiſten Waaren verkaufen. Einer der erſten, neben dem ich heute Mittag bei Tiſche ſaß, lächelte vor ſich hin, bei den Klagen mehrerer Deutſchen, daß ſie nichts abſetzen könnten. »Die Meſſe iſt nicht ſchlecht,“ ſagte er endlich zu mir. »Ich habe Alles verkauft, und hätte noch einmal ſo viel los werden können.“ — Aber zu ſehr geringen Preiſen, bemerkte ich ihm. — »O, erwiederte er, wir haben in England von den bankrott gewordenen Fabriken noch wohlfeiler eingekauft, und die Regierung hat ungeheuere Vorräthe, zur Unterſtützung der Fabrikation, erſtanden, deren Verkauf um jeden Preis, ein Gewinn iſt.“ — Tröſtliche Ausſicht für Deutſchland nicht nur, ſondern für den ganzen Continent! Ein Schweizer-Fabrikant ſagte mir, er habe von ſeinem Tüchervorrath nicht das Geringſte verkauft, und werde ihn daher für ein anderes Jahr wegpacken laſſen, ſelbſt aber ſogleich abreiſen, um daheim die meiſten ſeiner Arbeiter abzudanken. Dieſelbe Maßregel haben bekanntlich ſehr viele Fabrikherren in den meiſten Gegenden Deutſchlands treffen müſſen. Man kann annehmen, daß die Verſchleuderung Engliſcher Waaren auf dem feſten Lande wenigſtens achtmal hunderttauſend Menſchen zu Bettlern gemacht hat. Für Deutſchland wenigſtens ſcheint es mir unumgänglich nothwendig, daß man eine der beiden Maßregeln wähle, entweder gewiſſen Arten der Fabrikation durch Geſetze zu entſagen, oder den Eingang der Engliſchen Fabrikate zu verhindern. Einen Mittelweg gehen zu wollen, wäre das Verderblichſte.

Aber was fängt man mit den müßig gewordenen Fabrikanten an? Mich dünkt, es iſt ein großer Mangel in der Volkserziehung, daß nicht jeder Jüngling aus den untern Volksklaſſen dazu angehalten wird, die erſte und natürlichſte Kunſt des Menſchen zu erlernen, ehe er ſich einem andern Fache widmet. Wie man in den meiſten Ländern dafür geſorgt hat, daß Jeder leſen und ſchreiben lerne, und wie jeder junge Menſch jetzt in verſchiednen Staaten ſich im Gebrauch der Waffen üben muß, ſollte Jeder, ehe er zu einem andern Gewerbe zugelaſſen würde, beweiſen, daß er den Pflug, die Sichel und den Dreſchflegel zu führen wiſſe. Dann hätte er auf Lebenszeit eine Hülfsquelle, die ihm nie verſiegen würde, wenn ſein anderweitiges Gewerbe ſtockte oder aufhörte. Im alten Rom führte mehr als ein großer Feldherr abwechſelnd den Kommando-Stab und den Pflug. In Nord-Amerika verließ Washington ſeine Landwirthſchaft, um ſeinem Vaterlande ein Heer zu bilden und die Freiheit zu erſiegen. Als es geſchehn war, kehrte er zum Anbau ſeiner Aecker zurück. Ich ſehe nicht ein, warum ein Raſchmacher oder Zitzweber, wenn der Fabrik-Herr ihn entläßt, nicht im nächſten Dorfe anfragen ſollte, ob es etwas zu mähen oder zu pflügen gäbe? Selbſt ganze Schaaren arbeitsloſer Fabrikarbeiter ſogleich als Landwirthe anzuſiedeln, giebt es in allen Ländern Europa's wüſte Strecken genug. Freilich aber müßte die Lage der Landbauer nicht ſo ſeyn, daß auch ſie das Auswandern für ihre letzte Rettung anſähen.

Siebenter Brief.

Einen beſondern Reiz giebt es meinem kurzen Aufenthalte hier in Frankfurt, daß ich ſo manchen alten, theuern Bekannten nach einer langen Reihe von Jahren hier wieder ſehe, manche bisher nur ſchriftliche Verbindung in eine perſönliche umwandeln kann.

Unter den erſtern iſt der Legations-Rath von Gerning, ein Schriftſteller voll Kenntniſſen mannigfacher Art, ein Dichter von größerer Beſcheidenheit als hundert andre die nicht zur Hälfte ſein Talent beſitzen; ein gefälliger zuverläßiger Freund. Vor zwanzig Jahren lebten wir in Weimar, in Herders Hauſe viel mit einander: eine theure Erinnerung! Dem Glücklichen gab das Geſchick früh eine ſorgenloſe Lage, und bewahrte ihn vor jeder Erſchütterung derſelben. Auch fand ich ihn nach zwei Jahrzehenden in jeder Eigenſchaft die mir ihn ehemals lieb gemacht, nur reifer, nicht geändert.

Unter den letztern iſt mir der Geheime Rath von Willemer der liebſte und wichtigſte: ein Greis voll Jugendfeuer und hoher Genialität, der wohl nur deßhalb nicht zu den großen Schriftſtellern Deutſchlands gehört, weil er es reizender fand, das Leben in ſeinen ſchönſten Verhältniſſen mit geiſtvoller Konſequenz zu behandeln und zu genießen, als Werke zu ſchaffen; und die Gunſt des Schickſals mit Geſchmack zu benutzen, als um die des Publikums zu buhlen.

Auch den Maler Macco ſah ich hier wieder, um deſſen willen ich vor fünfzehn Jahren zuerſt mit der „Zeitung für die elegante Welt" in Streit gerieth. Ohne ihn genau zu kennen, vertheidigte ich ihn damals gegen eine ungerechte Herabſetzung, durch die man einen andern Maler damals erheben wollte. Jetzt begrüßten wir uns als Freunde. Ein Beſuch den ich ſeinen Gemälden machte, war ein Triumph für mich. Er iſt geworden, was ich ſelbſt nach den Fehlern ſeiner damaligen Arbeit, von ihm erwartete, ein wahrer, trefflicher Künſtler. Seine Kompoſitionen ſind voll zarten Sinnes und anziehenden Liebreizes. — Auf der jüngſten Gemälde-Ausſtellung zu Berlin ſah ich auch die neueſten Arbeiten ſeines ehemaligen Rivalen. Sie hatten eben das Grelle und die korrekte

Steifheit, wie das beſtrittne Gemälde vor funfzehn Jahren. Er war ſchon damals Alles was er werden konnte. Macco iſt fortgeſchritten, weit über ihn hinaus, und hat jugendliche Regſamkeit genug, noch einen weiten Weg zurück zu legen.

Der geſellſchaftliche Ton zu Frankfurt iſt derſelbe, den man in allen großen Handelsſtädten zu finden pflegt, wo die ab- und zureiſenden Fremden aus allen Klaſſen, gleichſam einen anſehnlichen Theil der Bevölkerung ausmachen: ein geiſtvolles Gemiſche, das ſich aber mehr durch Liberalität als durch Feinheit auszeichnet. Die Frankfurter ſelbſt haben in ihrem Benehmen eine gewiſſe markigte Keckheit, die überall den Republikaner zu karakteriſiren pflegt. Viele derſelben ſind weit entfernt, es für eine Begünſtigung zu halten, daß ihre Stadt zum Sitz der Bundesverſammlung auserſehn wurde. Sie fühlen ſich durch die Anſprüche der fremden Diplomaten, vorzüglich der jungen, beeinträchtigt, gleichſam nicht mehr Herr im eigenen Hauſe. Wie ich ſonſt wohl bemerken hörte, daß mit einem General leichter auszukommen ſey, als mit einem Fähndrich, iſt man hier mit den Geſandten viel zufriedner, als mit den Legations-Sekretären; ja, man äußerte hier und dort den Vorſatz, bloß um der letztern willen, die Bälle auf dem Kaſſino aufhören zu laſſen. Die Bemerkung, die ich gegen die Klagen der Frankfurter ſchönen Welt aufſtellen hörte, daß die Stadt eigentlich nur um der Bundesverſammlung willen frei geblieben ſey, verletzt mehr als ſie beruhigt. Auch glaube ich, daß die politiſche Beſtimmung der Stadt, keinen Einfluß auf die Geſchichte ihrer Bälle haben müſſe.

Wie dem auch ſey, für den Fremden hat Frankfurt durch die Anweſenheit der Bundesverſammlung ein eigenthümliches Intereſſe gewonnen. Auf einem Ball, den der Baron Leonhardi den übrigen Geſandten gab, hatte ich das Glück, ſie alle nebſt ihren Familien zu ſehen, und viele von ihnen kennen zu lernen. In Berlin ſagten böſe Zungen, die meiſten Höfe hätten nur ſolche Männer hergeſandt, deren Talente ſich mehr dazu eigneten, vor dem Publikum zu glänzen, als wirklich wichtige Geſchäfte zu leiten. Gewiß iſt es aber denn doch, daß ſie einen höchſt intereſſanten Zirkel bilden. Jemand ſagte: es iſt keiner unter dieſen Geſandten, der nicht ſogleich wirklicher Legations-Rath werden könnte. In einem gewiſſen Sinne iſt das ein ſo großes Lob, daß — es auf ſich beruhen mag.

Ich hoffe, Sie erwarten nicht, daß ich Ihnen von den Begebenheiten des Balles ſelbſt etwas erzählen werde; aber ein Fragment eines Geſprächs, das ich mit einem Ungenannten während des Tanzes in einem Seitenkabinet hatte, glaube ich Ihnen doch mittheilen zu müſſen. Wir ſprachen von der Zukunft Deutſchlands. Mit einem Seufzer ſagte er: »Vor dem Ausbruch der Franzöſiſchen Revolution glich das Deutſche Reich einem Schiff, das mitten auf dem Meere von einer langen Windſtille gefeſſelt wird. Jeder geht dann behaglich ſeiner Phantaſie oder ſeinem Nebengewerbe nach. Frohe Späße werden gewechſelt, Spiele getrieben, und Jeder vergißt die Beſtimmung des Ganzen. Das Schlimmſte war: im Deutſchen Staats-Schiffe hatte man das Geſetz nicht beobachtet, das ehemals jedem Holländiſchen Seefahrer vorſchrieb: Syn Schip moet syn met Katten well verzien; und weil denn die Reichs-Katte fehlte, oder vielmehr vor Alter nicht mehr fing, zerfraßen die Mäuſe, Segel und Tauwerk. Die Franzöſiſche Windsbraut brach aus: — Wer kennt nicht die Geſchichte des kläglichen Strandens, bei welchem de old Katte gar ſtarb! — Nach unſäglicher Havarie iſt das Schiff zwar wieder flott geworden, aber Segel und Seile ſind deshalb noch nicht wieder hergeſtellt, und en nije Katt, die der Holländiſche Schiffer, wenn er die alte verlor, am erſten Landungsorte zu kaufen verpflichtet war, hat man noch nicht finden können. Wer weiß ſogar, ob es vielen mit dem Suchen rechter Ernſt iſt. Auf jeden Fall können Sie mir glauben, gefunden iſt ſie noch nicht, und bis dahin —»

»Aber nicht wahr, der Zirkel den wir hier verſammelt ſehn, iſt eben ſo glänzend, als merkwürdig?"

Achter Brief.

Auch darin hat Frankfurt noch den Karakter der alten begüterten Reichsſtadt behalten, daß ſeine Bürger lebendige Vorliebe für die Werke der ſchönen Kunſt beſitzen, und nicht ſelten große Summen darauf verwenden. Man findet hier viele treffliche Privat-Sammlungen von Gemälden, und noch vor ganz kurzer Zeit hat ein reicher Kaufmann ſeiner Vaterſtadt eine große Sammlung und ein bedeutendes Kapital vermacht, das zu ihrer Aufſtellung und Vergrößerung verwendet werden ſoll. Man hat beſchloſſen, das zur Stiftung einer eigentlichen Kunſt-Schule zu benutzen.

Es liegt auſſer meinem Plan, Ihnen von allem dem Schönen zu erzählen, was ich in einzelnen Häuſern ſah. Nur einen Beſuch, den ich bei Danneckers Ariadne machte, glaube ich nicht übergehn zu müſſen.

In dem Bethmannſchen Garten iſt der Statuen- und Abgüſſe-Sammlung des Beſitzers ein eignes Gebäude gewidmet. Man führte uns in ein Seitenkabinet deſſelben, das gleichſam zum Tempel jener Ariadne eingerichtet iſt. In der Mitte thront ſie erhaben nachläßig auf ihrem gewaltigen Thiere. Rund herum ſind wohlgepolſterte Sitze, damit man ſie in gemächlicher Behaglichkeit von allen Seiten bewundern kann. Die Fenſter wurden, ſobald wir eintraten, mit rothſeidnen Vorhängen verſchloſſen, was die Beleuchtung in ein ſchönes Dämmerlicht verwandelte. Wir überließen uns dem Genuß, und lobten das Kunſtwerk und die Anſtalten, die man zu ſeiner vortheilhaften Erſcheinung getroffen, in die Wette. —

So ganz gut berechnet waren dieſe letztern indeß doch nicht. Urtheilen Sie ſelbſt!

In unſerer Geſellſchaft befand ſich einer jener bedenklichen Kenner, die vom Bewundern bald zum Unterſuchen übergehn, nicht bloß nach Eindrücken urtheilen, ſondern nach Gründen. Nun bemerkte ich öfter, wenn ich die Worte meiner Bewunderung an ihn richtete, daß er den Blick vergleichend ſeitwärts wandte. Der meinige folgte endlich ſeinem Auge, und ich traf auf einen andern Ariadnen-Kopf, einen antiken. Die Verſchiedenheit in dem Karakter beider fiel mir auf. Der alte Kopf drückte weiblichen Wolluſt-Sinn in heroiſcher Herrlichkeit aus; der neue erhabnen Ernſt. »Iſt Ihnen die Fabel von Ariadne ganz gegenwärtig?» fragte mich der Mann. O, ja! antwortete ich ſchon ziemlich kleinlaut. Denn will man auch nicht mit jenem gelehrten Holländer, in der Fabel die verkappte Geſchichte einer vornehmen Wollüſtigen erblicken, die ſich aus Verzweiflung über die Untreue eines Geliebten, dem Trunk ergab: — ein leichtfertiges Mädchen, das aus Liebe zu einem jungen Fremdlinge, Vater und Vaterland verrieth und verließ, dann von ihm wieder verlaſſen wurde, und das der rückſichtsloſe Weingott nur um ihrer Schönheit willen zu ſich erhob, iſt die Ariadne der Fabel doch immer. Wer einen andern Karakter in ihrer Darſtellung ausdrückt, hat keine wahre Ariadne gebildet.

Gleichviel! ſagte ich trotzig. Was hindert mich, in dieſer majeſtätiſch-ſchönen Frauengeſtalt auf dem gezähmten Raubthier, die Muſe der Geſchichte zu ſehn, die auch der unumſchränkteſten Tirannen-Gewalt ihr Recht wiederfahren läßt.

»Sehr artig!" erwiederte er; »aber Mädchen ſind die Muſen doch auch!" Und zugleich ſtrich er leiſe über den Nacken der Bildſäule hin.

Nun glaubte ich denn freilich zu bemerken, daß etwas an demſelben fehle. »Wo iſt,« ſagte der Mann, »jener dreieckigte Muskel, der am weiblichen Nacken immer ſtark hervortritt und an ihm ſehr bedeutend iſt? (Die Mönchs-Kappe heißt er, wenn ich nicht irre.) Auch am Nacken einer Minerva darf er nicht fehlen, wenn dieſer ein ſchöner weiblicher Nacken ſeyn ſoll.«

Ich konnte nicht widerſprechen und er fuhr fort: »Ich erinnere mich wohl, daß die Götter nicht Blut ſondern Ichor in den Adern hatten; aber ob ſie ſich auch dadurch von den Menſchen unterſchieden, daß ihre Knochen biegſam waren, weiß ich doch wirklich nicht!« — und indem er ſo ſprach, deutete er auf das Bein hin, das Ariadne dem andern unterſchlagen hat. Nicht das Fleiſch bloß, das ganze Unterbein, alſo der Knochen mit, giebt dem Druck durch eine Beugung nach.

Alſo wäre dieſe Ariadne ein verfehltes Karakterbild, bei der ſich der Künſtler ein paarmal verhauen hat.

»Ich habe es nicht geſagt! Und ein großer Künſtler bleibt Dannecker doch.“

Was half mir dieſes Lob! Meine Freude an der Ariadne und dem ſchönen Roſenlicht der rothen Vorhänge war einmal verdorben. Faſt möchte ich es mir zur Regel machen, nie wieder Kunſtwerke zu beſuchen, ehe ich gewiß weiß, daß Niemand in meiner Geſellſchaft etwas Gründliches davon verſteht! Wäre es nur nicht ſo anziehend zu erfahren, wie die Nachwelt, von allem Lobgehudel der Zeitgenoſſenſchaft ungeirrt, urtheilen werde.

Neunter Brief.

Heute früh, kam ich von einem Ausfluge zurück, den ich bis nach Mannheim am rechten Rheinufer hinauf, und dann wieder am linken bis nach Mainz hinunter gemacht habe. Ein herrliches Land, aber noch ein trefflicheres Volk! Ueberall fand ich dieſelbe Erſcheinung: in einer ſchönen Natur drückende Noth; lebhafte Klagen und doch frohen Sinn. Ihr Nord-Deutſchen ſeyd langweilige Greiſe gegen eure Brüder in Süd-Weſten. Wäre dieſer Theil von Deutſchland nicht von jeher ſo ſehr zerſplittert geweſen, hier würde der Hauptſitz des Nationalgeiſtes und der Nationalmacht ſeyn. Das leuchtet mir jetzt ſchon ein, und doch ſagt man mir, daß ein noch viel eigenthümlicheres, kräftigeres Leben Schwaben und den Rheingau, die ich beide nicht ſah, karakteriſiren. Auch iſt ja hier das eigentliche reine Deutſchland. Ihr im Oſten ſeyd ja nur die Nachkommen eines Völkergemiſches —

So ſchnell meine Fahrt auch fortging, iſt die Ausbeute, die ich in mein Tagebuch tragen konnte, ziemlich reich. Diesmal erlauben Sie mir indeß, Ihnen nur ein kurzes Bulletin von meiner Reiſe mitzutheilen, ſo flüchtig ſie ſelbſt war.

In Darmſtadt bewunderte ich vor Allem den prächtigen Marſtall, der über hundert Beſcheller enthält, und in dieſem Jahre durch einen großen Bau noch erweitert werden ſoll. Dann wird er ein wahrer Roßpallaſt werden. Auch die Menſchen mögen in dem weitläuftig und geſchmackvoll gebauten Darmſtadt recht bequem wohnen. Faſt in allen Häuſern, nach denen ich mich erkundigte, wohnte nur eine Familie: ein Beweis, daß eben kein großer

Zufluß von Menſchen ſeyn muß, die hier zu leben wünſchen; mit andern Worten: daß der Ort nicht nahrhaft iſt. Auch ſind ſeine ſchönen Straßen ſehr öde. — Es giebt Städte, die gleichſam ein Produkt der Natur um ſie her ſind, und dieſe gehen nie unter, ſollten ſie auch zehnmal niedergebrannt werden. Sie ſind unſterblich, weil ihre Lage den Bewohnern nie verſiegende Vortheile gewährt. Es giebt andre, die nur dem Zuſammenfluß zufälliger Umſtände ihr Entſtehn, wohl ſelbſt Glanz und Macht verdanken, aber rettungslos untergehn, wenn ſich die Umſtände ändern. Das ſchöne Darmſtadt gehört zu dieſen. Wenn es je aufhörte eine Haupt- und Reſidenzſtadt zu ſeyn, würde es wahrſcheinlich bald zum unbedeutenden Marktflekken werden.

Deutſchland hat ſehr viele ſolche Städte, deren Exiſtenz bloß von ſeiner Zerſplitterung abhängt, und deren Einwohner nicht leben könnten, ſobald kein Hof mehr in ihrer Mitte glänzte. Ich müßte ſehr irren, wenn dieſer Umſtand in der künftigen Geſchichte Deutſchlands nicht einen wichtigen Einfluß zeigen ſollte. — Beiläufig geſagt: ſollte er nicht auch die Wurzel einer ſchon längſt als Nationaltugend geprieſenen Eigenthümlichkeit der Deutſchen Völker ſeyn?

— Die Bergſtraße fand ich leider noch nicht in ihrem Frühlings-Pompe. Nur hin und wieder blühte ein Mandelbaum. Auch ſo war die Gegend für mich Nordländer wunderſchön. In Heidelberg verbrachte ich nur einen Tag, aber einen ſo genußreichen, daß ich ſeinen Zauberreiz nicht durch einen zweiten ſchmälern mochte. Wer weiß, ob dieſer das Poetiſche des erſten Anblicks nicht in ſehr weſentlichen Punkten in matte Proſa verwandelt hätte.

Ich langte um Mittage an, fand eine Tafel, die auf eine reiche Natur ſchließen ließ, und echten Rheinwein von 1811. Ich ging nach Tiſche, mit einem jungen geiſtvollen und fein geſitteten Manne, mit dem ich die Fahrt hierher gemacht hatte, auf den Schloßberg. Alle Schluchten deſſelben fand ich mit einer romantiſchen Ueppigkeit von Blüthen und Wohlgerüchen gefüllt. Jeder ſeiner freien Plätze gab eine ſo herrliche Ausſicht, daß wir uns Gewalt anthun mußten, ſie zu verlaſſen; und jede ſeiner umſchloſſenen Baumpartien war wieder ſo ſchön, daß es ein Opfer ſchien, aus ihr ins Freie zu treten. Für mich war es eine Erhöhung des Genuſſes, hier und dort Gruppen der in Heidelberg ſtudirenden Jünglinge, ſelbſt mit einiger Wildheit, jubeln zu hören. Erſt mit dem Untergange der Sonne ſtiegen wir wieder in die Stadt hinab. Ein Beſuch bei

Paulus, den ich noch aus Jena her kannte, und ein zweiter bei dem alten Dichter Voß, den ich vor zwanzig Jahren in Eutin beſucht hatte, krönten die Genüſſe dieſes Tages, und verlängerten ſie bis ſpät in die Nacht. Ich fand Paulus noch feuriger und offener, als ehemals; aber die Politik war es, was ihn jetzt höchſt angelegentlich beſchäftigte. Voß hatte mehr gealtert; gleichwohl iſt auch er noch ſehr lebhaft, lebhafter ſogar, als vor zwanzig Jahren, ſobald das Geſpräch gewiſſe Punkte trifft.

Am folgenden Morgen fuhren wir nach Schwetzingen. Der Frühling war hier gerade weit genug vorgeſchritten, um uns ahnen zu laſſen, wie ſchön viele Partien des Gartens einige Wochen ſpäter ſeyn müſſen. Seine mannigfaltigen Merkwürdigkeiten ſind Ihnen aus Beſchreibungen bekannt. Die größte ſchien mir doch, daß ich zwiſchen ſeinen

Springbrunnen einige Rotten Dragoner exerziren ſah.

Von Mannheim weiß ich Ihnen nichts zu ſagen. Ein furchtbar dichtes Schneegeſtöber begleitete uns dorthin, und da der Himmel für die wenigen Stunden, die wir dort hätten zubringen können, kein anderes Wetter zu verſprechen ſchien, hielten wir es fürs Beſte, nur durchzufahren.

In dem uralten Worms fiel uns die ſichtliche Verſtimmtheit der wenigen Einwohner auf, die wir ſprachen. Sie ſchien mir zu groß, um ein bleibender Zuſtand zu ſeyn, beſonders an Rheinländern. Bei einer Nachfrage erfuhren wir Folgendes: Faſt das einzige Gewerbe das Worms noch hat, iſt der Handel mit Waizen nach Frankreich. Die üppige Landſchaft umher hatte im vorigen Jahre beſonders reich getragen. Die Stadt hatte mehr als hundert zwanzig tauſend Malter nach Frankreich geſchickt und noch viel mehr liegen. Bei den hohen Preiſen hofften die Wormſer, ſich für die langen Leiden des Krieges und ihres proviſoriſchen Zuſtandes zu entſchädigen; unvermuthet aber war aus Darmſtadt ein Verbot der Ausfuhr angekommen, und alle Pläne waren vernichtet worden. Konnte man es den Einwohnern übel nehmen, wenn ſie in dieſem Augenblick, jene Zeit zurückwünſchten, in welcher ſie ſelbſt noch zu dem Lande gehörten, von dem jenes Verbot ſie abſchnitt? Und zwar wegen des Mangels in einer Provinz, die durch den Rhein von ihnen getrennt iſt, und kein natürliches Intereſſe mit ihnen gemein hat. Noch dazu ſagte mir ein Wormſer, hilft dies Verbot den leidenden Darmſtädtern nichts. Wir haben nur Waizen zum Verkauf; und diejenigen Volksklaſſen, welche Noth leiden, leben ſelbſt in den wohlfeilſten Zeiten nicht von

Waizen, ſondern von Roggen, höchſtens von Spelz. — —

Nirgend iſt mir es ſo deutlich geworden als hier, wie fehlerhaft es iſt, die Völker nach ihrer Sprache dieſem oder jenem Staate beizurechnen. Die Gewerbs- und Lebensvortheile ſollten darüber entſcheiden. Ich bin gewiß, daß manche Einwohner von Worms es in dieſem Augenblick für ein Unglück anſehen mögen, Deutſch zu ſprechen und daß es wenigſtens den meiſten Bewohnern des linken Rheinufers ſehr gleichgültig ſeyn mag, Deutſche zu ſeyn. Sie ſind mit allen Hoffnungen auf Wohlſtand, an Frankreich geknüpft. Manche bedeutende Fabrikſtädte ſollen mehr als die Hälfte ihres Handels dadurch verloren haben, daß ſie für Frankreich jetzt zum Auslande gehören. Welchen Erſatz kann ihnen dafür der Umſtand geben, daß ſie wieder zu dem Lande gerechnet werden, in welchem ihre Mutterſprache die herrſchende iſt?

Um doch etwas Merkwürdiges in Worms geſehn zu haben, beſuchten wir ein Paar Kirchen. Die katholiſche Haupt-Kirche hat ſieben prachtvoll verzierte Altäre, aber nur einen einzigen alten Geiſtlichen, ſie zu bedienen. Sollten ſich indeß nur die Fonds wiederfinden, die ſonſt zu ihr gehörten, ſo würden ſich auch wohl wieder Geiſtliche einſtellen.

Die evangeliſche Haupt-Kirche iſt mit Gemälden vom ältern Seekatz gefüllt, unter denen ich, ſo flüchtig ich ſie auch nur betrachten konnte, manches Treffliche zu entdecken glaubte. Vor Allen, intereſſirte mich ein großes Gemälde, das die Szene vorſtellte, wie Luther vor dem Reichstage zu Worms, aufgefordert ſeine Lehren zu widerrufen, dem Kaiſer und dem verſammelten Reich erklärte:

»Ich kann es nicht! Hier ſtehe ich. Gott helfe mir!« Dieſer Moment war wohl der erhabenſte in dem Leben des großen, heldenmüthigen Eiferers.

Der Anblick des Gemäldes erregte bei mir natürlich den Wunſch, den Saal ſelbſt zu ſehn, in welchem die Szene vorgegangen. Man ſagte mir indeß, er ſey freilich noch vorhanden, aber Herr Puhſtorius habe vor etwa einem Jahre ihn in einen Holzſchuppen verwandelt. Wer iſt Herr Puhſtorius? fragte ich. — Je, unſer voriger Maire. — Der Mann muß ſelbſt eine Merkwürdigkeit ſeyn. Führen Sie mich zu ihm. — O Sie kennen ihn ſchon. Er ſtand ja vor der Thüre, als Sie aus dem Gaſthauſe gingen.

Ich erinnerte mich wirklich da einen langen vierſchrötigen Mann in einem braunen Flausrocke geſehn zu haben, mit vollen glübenden Wangen und einem Blick voll ſtumpfen Ernſtes. Um Vieles hätte ich es nicht hingeben mögen, daß dies Herr Puhſterius war. Eine ſolche Erſcheinung mußte der Mann ſeyn, der eins von den hiſtoriſchen Heiligthümern ſeiner Nation ſo behandeln konnte. Ja, wäre er noch Katholik; aber er ſoll ein Reformirter ſeyn. —

Das Anſehen des alten berühmten Mainz machte, vermuthlich weil ich die Lage der Einwohner durch öffentliche Nachrichten kannte, einen niederſchlagenden Eindruck auf mich. Im Fluge beſahen wir einige ſeiner bekannten Merkwürdigkeiten, und wohnten einer gerichtlichen Sitzung bei, vor welcher mündlich plaidirt wurde. Die Sachwalter beſaßen gerade keine Redner-Talente; aber ſie ſprachen mit viel Feuer. Hier wenigſtens war die mündliche Verhandlung nicht eine Erſcheinung, die Ehrfurcht einflößen konnte. Das iſt indeß kein Einwurf gegen ſie. Ihre Nützlichkeit ſcheint mir entſchieden, ſchon deßhalb, weil ſie eine Menge Schleichwege der Schikane ungangbar macht. Die Gründe die man wider ihre Fortdauer am Rhein, aus den Provinzen des öſtlichen Deutſchlands aufſtellt, ſchienen mir immer ihre verſchwiegene Hauptwichtigkeit nur darin zu haben, daß die Juriſten die man von dort hierher ſchickt, nicht auf dieſe Art der Rechtsverhandlung eingeübt ſind.

Hier in Mainz blieb der junge Gelehrte, der mich von Frankfurt aus begleitet hatte, zurück, um am folgenden Tage mit dem Marktſchiff den Rhein hinunter in ſeine Heimath zurückzukehren. Statt ſeiner machte ich Geſellſchaft mit zwei jungen Niederländiſchen Kaufleuten. Wir ſtiegen um zwölf Uhr in die Kutſche, hielten uns eine Stunde in dem freundlichen Höchſt auf, und waren gleichwohl bald nach fünf Uhr wieder im großen Weidenhofe zu Frankfurt.

Für einen Nordländer wie ich, der in ſeiner Heimath wenigſtens ein Paar Tagereiſen zu machen hat, um aus einer etwas bedeutenden Stadt in eine andre zu gelangen, hat ein ſolcher Flug, auf den man in acht Tagen ein Dutzend hiſtoriſch- und politiſch-wichtige Städte, und eine ganze Reihe berühmter Gegenden beſehen kann, etwas Romantiſches, wovon ſich die Einheimiſchen keine klare Vorſtellung machen können, und das bei dem Verweilen an einzelnen Orten, zerſtört wird. Ein Verluſt der mich ewig ſchmerzen würde, wär' es für mich, daß ich nicht eben ſo auch den eigentlichen Rheingau durchflog, hätte ich nicht Vorſatz und Hoffnung, es zu einer reichern Jahreszeit zu thun. Jetzt iſt der Frühling noch zu jung und ungeſchmückt, und ich habe leider nicht Zeit, ſein Heranreifen zum vollen Prunk zu erwarten. Leben Sie wohl! Uebermorgen trete ich meine Rückreiſe an.

Zehnter Brief.

Weimar am erſten Mai 1817.

Wieder bin ich einen groſſen Theil von Deutſchland durcheilt, durch Hanau, Franken und Thüringen hierher. Ich ſah romantiſche Berg-Gegenden, hochkultuirte reiche Ebenen, ein kräftiges, fleißiges, gebildetes Volk, an vielen Orten mit Mühſeligkeiten beladen, die nicht ihre Schuld, und nicht ein von der Natur zugetheiltes Loos ſind. Woher ſtammen ſie denn? Nun begreife ich es heller als jemals, wie die Deutſchen Schriftſteller auf den ſonderbaren Abweg gerathen können, jede Unterſuchung über das was geſchehn *ſoll*, mit Erörterungen deſſen zu überladen und zu verwirren, was einſt geſchehen *iſt*, ſtatt ſich zu einer Anſicht zu erheben, welche ſie, ohne Rückſicht auf das was die Deutſchen waren, ſagen lehrte: »Das *ſind* wir: darum muß das geſchehen, wenn uns künftig wohl ſeyn ſoll.“ Deutſchland mit ſeinen hundert halb untergegangenen, halb noch ſtehenden Staaten, kommt mir vor wie die mit Trümmern überſäete Ebene von Palmyra, die ſich vor lauter zuſammen geworfenen Paläſten, nicht wieder bebauen läßt, nicht einmal überſehen. Die vielen kleinen Souverainitäten, die alle aus dem Untergange der Kaiſermacht entſtanden, erinnerten mich unaufhörlich an das abgebrannte Schloß zu Kopenhagen, wie ich es vor zwanzig Jahren ſah. Man klimmte über zertrümmerte Marmortreppen zu großen herrlichen Sälen empor, die oben ganz offen waren, und deren prächtige Fußböden große Schutthaufen ihrer eingeſtürzten Decken belaſteten. Aber faſt jede Fenſterblende war benutzt, ein Häuschen hineinzubauen, worin ein Hausvater und eine Hausmutter ohne Strümpfe und Schuhe, einen Haufen Kinder in zerriſſenen Hemden, zur Ordnung rief, vielleicht mühſam erzog, vielleicht unvernünftig mißhandelte. Sollte das zerſtörte Pracht-Gebäude jemals ſeine majeſtätiſche Geſtalt und Beſtimmung wieder gewinnen, ſo mußte die erſte Veranſtaltung ſich mit jenen Schwalben-Neſtern beſchäftigen. Die Bewohner werden über den Verluſt ihres Eigenthums gewehklagt haben: aber hätte der König deßhalb nicht in das Seinige zurückkehren ſollen? — Weſſen Intereſſe gegen das ſeiner Nation ſtößt, iſt zu bedauern; aber — —.

Die einzelnen Vorfälle meiner Reiſe Ihnen aufzuzählen, wäre Geſchwätzigkeit. Es waren alltägliche Abentheuer, mir nur wichtig als eine Summe kleiner Beweiſe für zwei oder drei große Wahrheiten. Nur bei ein Paar Vorgängen will ich verweilen.

Man hatte mich in Frankfurt auf die Ueberbleibſel einer Hofburg von Friedrich Barbaroſſa aufmerkſam gemacht, die ich in Gellnhauſen finden werde. Ich hielt dort alſo ein Paar Stunden an. Dieſe ehemalige Reichsſtadt iſt jetzt einer der erbärmlichſten Ackerflecken, der aber in einer nicht reizloſen Gegend liegt. Die Häuſer ſind auf und ab an ein Paar ſteilen Hügeln gebaut. Vor der Stadt iſt ein Bergpaß, der wahrſcheinlich eine hiſtoriſche Berühmtheit erlangt, und den alliirten Mächten den Feldzug in Frankreich erſpart haben würde, wenn General Wrede im Herbſt 1813 ihn beſetzt hätte, ſtatt Napoleon in Hanau zu erwarten. Was ihn von dem erſtern abhielt, iſt ſo viel ich weiß, nicht öffentlich angezeigt worden, aber die Unterlaſſung hat wenigſtens ein Paarmal hunderttauſend Menſchen das Leben gekoſtet.

Nur mit Mühe trieb ich Jemand auf, der mir den Weg zu dem alten Palaſte zeigen wollte. Es ſchien den Einwohnern gar zu ſonderbar, daß ein Fremder Luſt habe, dies Gemäuer zu beſehen. Endlich führte uns ein barfüßiger Bube durch eine Menge kurze und ſchmutzige Gäßchen vors Thor, und pochte hier an ein Haus, um den Herrn Schullehrer von Gellnhauſen zu bitten, daß er uns die alte Kaiſerburg öffnen möge. Der Herr Schullehrer der ehemaligen Reichsſtadt war auf dem Felde, um Kartoffeln zu ſtecken. Wir gingen alſo hin, das Gebäude wenigſtens von Auſſen zu beſehen. Es iſt noch immer eine anſehnliche Maſſe unverwüſtlich dicker

Mauern davon übrig, und eine Reihe von zehn oder zwölf ganz erhaltenen Säulen. Wahrſcheinlich halfen dieſe einen Gang bilden, der aus dem eigentlichen Palaſte in die Hofkapelle führte, die noch ganz da ſteht. Sie reizte unſre Neugier ſo ſehr, daß wir eine alte zerbrochene Stiege hinauf kletterten, um zu verſuchen, ob die morſche Thüre unſern Kräften nachgeben würde, oder ob wir nicht wenigſtens durch die Fenſter hineinblicken könnten. Ein Bauer ſah von der Straße aus unſern Bemühungen lachend zu, und verſprach uns endlich, wenn wir durch ſeinen Keller gehn wollten, uns in die Hof-Kapelle zu führen. Wir folgten ihm durch ein Paar halb unterirdiſche Gewölbe, die zu Wein-Niederlagen gedient zu haben ſchienen, dann wieder einige krachende Treppen hinauf, und ſtanden vor einer Hinterthüre der Kirche, die uns ſchon von weitem offen ſchien. Wir irrten uns indeß. Die Thüre klaffte zwar handbreit, aber inwendig war ein Betſtuhl vorgeſchoben. Unſer Knabe wußte einen Ausweg. Er kletterte durch ein Fenſter über der Thüre hinein und es gelang ihm das Hinderniß wegzuſchaffen. Endlich — traten wir denn mit großer Spannung in das ſiebenhundert Jahr alte Heiligthum und fanden das Innere — einer recht ſchlechten Dorf-Kirche, deren Guts-herrſchaft ſich etwa mit ganz ſchmuckloſen Sitzen behilft. Dieſe Hof-Kapelle Barbaroſſa's hatte nämlich einer Gemeinde bis vor ein Paar Jahrzehenden zu ihren kirchlichen Verſammlungen gedient. Weiter hinauf ging alſo auch die Alterthümlichkeit der innern Einrichtung nicht, und das war ein geringer Lohn für die viele Mühe, die uns das Hineindringen gekoſtet hatte. Noch neckten wir einander darüber, als ſich ein anderer Mann in einer ſchwarzen

Weſte bei uns einfand. Er wurde von unſerm erſten erwachſenen Begleiter als »Herr Rektor« begrüßt, und erwiederte das durch ein »Herr Schulze.« Dieſe Standes-Perſonen paßten vortrefflich zu der Dorf-Kirche im Kaiſer-Palaſte. Sie nahmen die kleinen Trinkgelder, die wir ihnen boten, mit freundlichem Danke hin, und wir reisten gleich darauf lachend weiter.

Von Fulda, Eiſenach, Gotha und Erfurt, weiß ich Ihnen nichts zu erzählen, als daß die Straßenbettelei, die uns empfing, ſobald wir das Frankfurter Gebiet verlaſſen hatten, überall faſt mit derſelben Heftigkeit verfolgte. Ein trauriger Kontraſt mit den blühenden ſegenreichen Gegenden in denen es geſchah.

In Weimar empfingen mich zu theure Erinnerungen, als daß ich auch hier nur hätte durchfliegen ſollen. Der Anblick des Ortes, in welchem ich mit noch jugendlichem Gefühl drei glückliche Sommer verlebte, und wo ich mich durch die Freundſchaft eines großen Deutſchen geleitet, für Deutſchland auszubilden ſuchte, bewegte, rührte mich faſt. Ich konnte mir es nicht verſagen, einig' Stunden mit ihm zu verbringen.

Ich beredete meine Reiſegefährten, hier einige Stunden zu verweilen, um das berühmte Schauſpiel zu beſuchen. Ich ſelbſt ſtahl mich von ihnen hinweg und eilte allein in den Park, nur von einem Lohnbedienten begleitet, dem ich ſorgfältig befahl, mir in großer Entfernung zu folgen. Lachen Sie mich Sechsundvierziger aus, wenn Sie wollen: der Anblick des Gartens machte mich faſt weich. Ich wage ſelbſt nicht zu verbürgen, daß mir bei mancher Erinnerung, die mir aus einzelnen ſeiner Partien wie eine freundliche Geiſtererſcheinung entgegen trat, nicht eine Zähre unbemerkt die Wange herabſchlich. Schon war es volle Dämmerung, als ich mich ermüdet oder vielmehr erſchöpft, auf die Bank niederließ, die an der Bergwand unter dem Römiſchen Hauſe ſteht. Ich hatte erſt keinen Menſchen im ganzen Park geſehen. Jetzt hörte ich plötzlich ſtarke Schritte auf meinen Sitz zukommen. Es war nur mein Lohnbediente, den ich ganz vergeſſen, der mich aus den Augen verloren hatte und mich ſuchte. Ich that einige halb gedankenloſe Fragen an ihn. Der Name — — 's kam darin vor und der Menſch ſagte, die Tochter des Genannten würde darüber wohl die beſte Auskunft geben. — — Tochter? Die Worte machten, daß ich aufſprang. Man hatte mir in Berlin von ihr traurige Schickſale und ihren Tod erzählt. Nun erfuhr ich auf meine eilende Erkundigungen, ſie lebe noch; ſie lebe glücklich; ſie lebe hier in Weimar. Der Mann erzählte mir es noch, als ich ſchon mit ſtarken Schritten in die Stadt zurück eilte, gerade nach ihrer Wohnung. Ich ließ mich als Fremder melden, ohne meinen Namen. Sie rief mir ihn aber freundlich entgegen, wie ich ins Zimmer trat. Nach zwanzig Jahren erkannte ſie mich noch beim erſten Blick. Auch ich hätte ſie überall wieder erkannt, hatte ſich gleich die aufblühende ſittſame Jungfrau, die ich als den Schmuck ihres väterlichen Hauſes zurückließ, zu einer ſorgſamen Familienmutter umgeſtaltet, die mir eine ganze Reihe blühender Kinder vorſtellen konnte. Auch in ihrem Gatten umarmte ich einen alten Freund. Von der Wand herab blickten die Gemälde ihrer, auch mir ſo unausſprechlich theuern Eltern Erinnerungen herab, die mich immer inniger feſſelten. Jetzt war mir es unmöglich geworden, mich ſo raſch von Weimar loszureißen. Bei meiner Rückkehr in den Gaſthof, nahm ich Abſchied von meinen Reiſegefährten, und ließ ſie ihren Weg allein fortſetzen.

Elfter Brief.

Ebendaher, am folgenden Tage

Mein erſter Gang heute früh war wieder in den Park. Er war mir ſo neu anziehend in der Morgenbeleuchtung, als geſtern in der abendlichen, ob er mir gleich ganz andere Erinnerungen vor die Seele rief. Als ich dieſe Abweichung bemerkte, fand ich auch bald die Urſache davon. Es waren Abendſzenen, in welche mich die Dämmerung des Abends zurück verſetzt hatte. Der friſche ſonnenhelle Morgen erweckte, was ich vor zwanzig Jahren in ähnlichen Frühſtunden gedacht, geſehn, gefühlt. So ſehr mechaniſch wirkt die Auſſenwelt auf unſern Geiſt, wenn wir uns gehen laſſen.

Es giebt indeß noch einen andern Ort bei Weimar, der mir einſt lieber war, als dieſer Park, und ich beſchloß, ihn ſogleich zu beſuchen. Ich ging aus dem Stern über die Landſtraße vor dem Thore weg, und ſuchte am Rande des Webicht den wohlbekannten Fußpfad auf, den ich ſonſt täglich über die Wieſen am Ufer der Ilm nach Tiefurt zu gehen pflegte. Statt ſeiner fand ich einen Pfahl mit einer Tafel deren Inſchrift bei 8 gr. Strafe verbot, einen Fußpfad zwiſchen der Chauſſee und der Ilm einzuſchlagen. Der Tafel gegenüber zählte ich die 8 gr. ab, um ſie ſogleich erlegen zu können, und brach nun queer durch das Geſträuch des Webichts, den Hügel hinab, um meinen lieben Fußpfad wieder zu ſuchen. Ich fand ihn auch wirklich, mit allen ſeinen Primeln und Waſſerpfützen wieder. Jede Stelle, wo ich ſonſt mühſam an dieſen letztern vorbei auf der Bergwand geklettert war, glaubte ich wieder zu erkennen. In meinem Leben bin ich in keinem Garten mit ſo großem Genuß geluſtwandelt, als hier, wie man zu ſagen pflegt, durch Buſch und Brache. Eine Veränderung fand ich indeß doch auch ſchon hier. Der Fußpfad führte nicht mehr wie ſonſt zu der Tieffurter Brücke, ſondern bog viel früher zu einem langen hölzernen Steige ab, der über die Ilm führte. Auf dieſem gelangte ich zu einer Schenke. Offenbar verdankte alſo der Fußpfad ſein Daſeyn nicht mehr den gebildeten Spaziergängern aus Weimar, ſondern etwa nur noch den Boten, welche die Bedürfniſſe der Schenke aus der Stadt holten. Ich geſtehe Ihnen, daß mich dieſe Bemerkung ſehr verſtimmte: aber ich ſollte noch viel größere

Aenderungen finden. Den Seiteneingang in den Park der verſtorbenen Herzogin, der längs der Ilm durch eine Gruppe hoher Pappeln führte, und den ich immer zu gehen pflegte, fand ich durch einen Stall geſchloſſen. Mißmüthig ſuchte ich den großen Eingang neben dem ehemaligen Wohnhauſe der Herzogin auf. Er ſtand offen: aber von dieſer Seite war ich ſonſt nie hineingekommen, und ſo erſchien mir auch der ganze Garten ſo umgeſtaltet, daß ich ſelbſt an der Roſenaube gleichgültig vorüberging, in der ſich inſt Wieland unvermuthet zu einem Abendſſen einfand, das ich Falk und einigen Freunden gab. — In einer Seitenpartie des Parks ſah ich eine Heerde Ziegen weiden. Das war mir doch zu arg. Voll Eifer eilte h nach dem Hauſe, in dem ich einen ganzen Sommer bei dem Gärtner gewohnt hatte. ch wollte dem Mann den Unfug anzeigen, ihn gleichſam darüber zur Rede ſetzen. Er war — vor mehrern Jahren — begraben werden, und hatte nicht einmal einen Nachfolger erhalten. Ein Bauer des Dorfs hatte jetzt den Auftrag, den Park in Ordnung zu erhalten, ſo gut ers verſtünde. Mit Empfindungen, wie man ſie vor einem Krankenbette hat, irrte ich in dieſem umher, und ſtieß überall auf Spuren, daß — nun, daß der aufſehende Bauer weder die Kenntniß noch die Verpflichtungen eines Gärtners hatte. Auch die Ilm hatte durch eine Ueberſchwemmung das Ihrige zur Zerſtörung ihres eignen intereſſanteſten Schmuckes beigetragen. Selbſt die Brücke die zu den jenſeitigen Bergpfaden führt, hatte ſie weggeriſſen. Durch einen großen Umweg gelangte ich zu ihnen, und klimmte zu der Steingrotte hinauf, die auf der Spitze des Hügels liegt. Hier ſchrieb ich einſt in drei verſchiednen

Sommern den beſten Theil meiner »Rückkehr ins Vaterland,« meiner »Vorzeit Lieflands,« und des kleinen Romans »Eine Reiſegeſchichte.« Ich ſetzte mich an die Thüre der Grotte, und ſah ſchwermüthig auf den verwaisten Park hinab, der alle ſeine ſo merkwürdige und anziehende Bewohner verloren hat; auf die ſchöne Gegend hinter ihm, deren ſtiller Frieden ſeit ich ſie zum letzten Male ſah, durch ſo große welthiſtoriſche Begebenheiten zerrüttet wurde. Mir fiel ein, daß der Weg nach Osmannſtädt hinter der Grotte vorübergeht, nach Osmannſtädt, wo Wieland einſt ein ruhiges Glück im Alter fand, — und überlebte. Faſt unwillkührlich ſtieg ich hinter der Grotte hinauf, um den Weg zu ſehen, den ich einſt mit froher Spannung zu dem genialiſchen Weiſen gewandelt war. Trübe kehrte ich zu der Grotte zurück und ſank wieder auf den ſteinernen

Sitz hin. — Wollen Sie noch einen Beweis, wie jugendlich mich die Rückkehr in mein Paradies gemacht hatte? Ich ſah dieſelben Sonnenlichter durch das Laub der Bäume vor meinen Füßen ſpielen, denen ich vor zwanzig Jahren in ſüßer Träumerei zugeſehn hatte. Daſſelbe Lied der Finken und Zeiſige, das ich damals hörte, erklang in den Wipfeln über mir und in den Wipfeln zu meinen Füßen. Wie damals ſummten Hummeln um mich her; wie damals zogen große Schnecken in Menge ihre glänzenden Spuren langſam über Gras und Geſtein. Ich vergaß, daß all dieſes die zwanzigſte Generation ſeit jener war, die mir einſt in meiner Einſamkeit Geſellſchaft leiſtete. Mit Frohgefühl ſprang ich auf, und ſelbſt die Unart meines Jünglingsalters, laut zu denken, kehrte mir wieder. Ich rief aus: Nur der Menſch ſtirbt, weil er ſich eine Individualität erkünſtelte. Alles übrige Leben in der Natur verjüngt ſich nur, da ſie immer denſelben Karakter neu ausprägt. Was liegt an den Einzelnen des einzelnen, ausgearteten Geſchlechts! Waren ſie edle und große Menſchen? Wohl dir, daß du ſie gekannt haſt! Sie ſind dahin? Vorüber daran! Suche andere Erſcheinungen, dich zu erfreuen und zu erheben. Wie lange, ſo biſt du vergangen wie ſie. —

Gleichſam getröſtet ſtieg ich ſchnell den Hügel hinab, ging gleichgültig durch den Park, und nicht den Fußpfad, ſondern die geſetzliche Chauſſee nach Weimar zurück.

Ermüdet und erhitzt kam ich in der Mittagsſtunde dort an, und begab mich nun zu einer Mahlzeit, bei welcher Herders vortreffliche Tochter die Wirthin machte, und Wielands älteſter Sohn, der zu einem kräftigen, muthvollen Denker reifte, auf mich geladener Gaſt war. Er iſt in einer ſchriftſtelleriſchen Laufbahn, auf der er ſeiner Nation wichtiger werden kann, als ſein hochberühmter Vater, wenn auch nicht unſterblich wie er. Es iſt einmal das Loos des wirkenden Talentes, in dieſer Rückſicht weit hinter dem ſchaffenden zurück zu bleiben. Sein Werk iſt nichts Abgeſchloſſenes, für ſich Beſtehendes. Je ſchneller, je allgemeiner es gelingt, deſto früher wird es überboten und vergeſſen. Je voller Quellen ſtrömen, deſto ſchneller werden ſie zum Fluß, bei deſſen Anblick man ſie nicht mehr beachtet. Je kräftiger der Gipfeltrieb der jungen Pflanzen im Frühlinge daſteht, deſto höher werden ihn bald die Aeſte überragen, die aus ihm ſelbſt hervorſchießen. —

Der Ueberreſt des Tages wurde zu einer Luſtfahrt nach Belvedere angewandt, deſſen vielverſprechende Schönheiten neu aufblühn;

und zu Beſuchen bei alten Bekannten. Den Schluß machten ein Paar Stunden, die ich bei einem der geiſt- und gemüthvollſten Männer, die ich kenne, bei dem wackern Weyland zubrachte; und dieſe ſollen meinen dermaligen Aufenthalt in Weimar ſchließen. Wie der Morgen graut, reiſe ich weiter.

An Herders Grabe bin ich nicht geweſen Ich fürchtete eine Bewegung dabei, die mir nicht wohl gethan und nicht klug ausgeſehn hätte. Noch hat es kein Denkmal. Das iſt eine National-Schuld, die früh oder ſpät doch bezahlt werden wird. Man erzählte mir, ein Fremder habe ſeinen zehnjährigen Sohn auf das Grab niederknieen laſſen und beten, daß er einſt Herdern auch nur entfernt ähnlich werde. Ein Andrer, ein Ausländer, rief an dieſer Stelle aus: »Der Himmel lehre deine Nation ganz begreifen, was Du Ruhender, warſt! Ich Fremdling glaube es zu fühlen." — Es iſt hier eine Büſte des großen Denkers, die ihn mit Beffchen und Mantel darſtellt. Den Einfall konnte nur ein geborner Weimaraner haben, der von Jugend auf in Herdern den General-Superintendenten ſah, der Bücher ſchrieb. Dem großen Publikum und der Nachwelt verdeckt der Schriftſteller den Geiſtlichen ganz. Ihnen iſt Herders Amtswürde nur eine beiläufige, unbedeutende Notiz.

Die größeſte Merkwürdigkeit des jetzigen Weimars, ſind ohne Zweifel die neue Konſtitution des Landes, und die Maßregeln die mit ernſter Beharrlichkeit in Folge derſelben getroffen wurden. Sie ſind ein Beweis, daß der edle Herzog den ausgezeichneten Männern, die er einſt in Weimar verſammelte, an Genialität wenigſtens nicht nachſteht. Welch ein Geiſtesſchwung gehört dazu, eine neue Souverainität dazu anzuwenden, daß man ſie ſelbſt auf die Möglichkeit des Wohlthuns begränzt, eine Volksberathung ſchafft, dem öffentlichen Urtheil eine freie Stimme gewährt, ſein Einkommen beſchränkt und einem Lieblings-Zeitvertreib (denn viel mehr iſt das ſtehende Militär in ſo kleinen Staaten nicht,) entſagt. Seitdem dieſer Fürſt zur Regierung kam, wurde Weimar einer der glänzendſten Punkte in Deutſchland. Er iſt in dieſem Augenblick wahrlich ſtrahlender als je, ob er gleich nicht mehr ſo viele Fremden an ſich zieht, als ehemals.

Von Göthe kann ich Ihnen nichts erzählen, als daß ihm ſein Spielwerk, das Theater, verleidet worden, und er auf einige Monate nach Jena gezogen iſt, wo ihn der Herzog aber ſchon einmal beſucht hat. Zürnen Sie nicht darüber, daß ich das Theater ein Spielwerk nenne. Einer der gegründetſten Vorwürfe, die man jenem großen

Dichter machen kann, iſt, daß er, durch die Wichtigkeit die er darauf legte, das Publikum verleitete, zu viel Bedeutung darauf zu legen. Ehre jeder ſchönen Kunſt! Aber ſie muß nirgend mehr ſeyn, als eine unterhaltende Geſellſchafterin. Wo ſie die erſte Rolle ſpielt, iſt — eine Maitreſſen-Regierung, und die iſt in der Literatur ein ſo großes Uebel, als ſonſt überall.

Zwölfter Brief.

Aus Leipzig.

Bei meiner Ankunft hier finde ich die Meſſe ſchon im Zergehen. Viele fremde Kaufleute ſind ſchon abgereist; andere packen; nur ein kleiner Theil von ihnen hat noch feil. Wie aus Einem Munde klagten alle Fremde über geringen Abſatz, und die Einheimiſchen ſprechen mit ſichtlicher Verlegenheit von der neuen Warſchauer Meſſe, die Leipzig einen großen Theil ſeines Zwiſchenhandels zu rauben droht. Manche tröſten ſich, dieſe Neuerung könne nicht lange beſtehen: Warſchau habe nicht die Einrichtungen, nicht die Bequemlichkeiten zu einer Meſſe. Mir ſcheint nur das ſonderbar, daß es dieſe Einrichtung ſo ſpät erhält. Wie konnte man in Preußen, das ſo lange Warſchau, und die ganze Weichſel von dort an bis zur Mündung beſaß, überſehn, welcher Vortheil ſich daraus für den Handel mit den großen ſüd-öſtlichen Ländern Europa's ziehen ließ! Wenn nicht große Zerrüttungen zwiſchen treten, ſo muß, glaube ich, die Warſchauer Meſſe in ein Paar Jahrzehenden die größeſte Anſtalt für den Binnenhandel ſeyn, die unſer Welttheil beſitzt. Die Lage der Stadt dazu iſt von einer ganz einzigen Vortrefflichkeit, und die neue Meſſe ein Beweis mehr, von dem unbefangenen Scharfblick des Ruſſiſchen Kabinets. Daß Frankfurt am Main viel dabei verlieren werde, glaube ich nicht; aber Leipzig büßt freilich die Hälfte ſeiner Wichtigkeit ein, die überhaupt wohl nur daher ſtammt, daß der Verkehr in den Slaviſchen Ländern hinter ihm, ſo lange in einem Zuſtande der Unmündigkeit blieb. Seiner Lage nach, auf einer großen Ebene, an einem ſeichten Flüßchen, kann es eigentlich nur darauf Anſpruch machen, ein nahrhafter Marktflecken, höchſtens eine Fabrikſtadt zu ſeyn. Selbſt der Mittelpunkt des Buchhandels iſt es nur zufällig geworden, dadurch daß die Literatur im nordöſtlichen Deutſchland ein halbes Jahrhundert hindurch am meiſten blühete. Jetzt, da ſie auch im ſüdlichen und weſtlichen einen kräftigen Aufſchwung nimmt, iſt auch wohl darin eine Aenderung nahe, und Berlin, Prag und Frankfurt am Main, werden ſich in den Buchhandel theilen. Vielleicht wird ihm dadurch ſein Fabrikartiges genommen, und das wäre ohne Zweifel ein großer Vortheil. Bedauern Sie übrigens die Leipziger wegen der wahrſcheinlichen Veränderungen im Gange des Handels nicht zu ſehr. Sie können dabei etwas am Werth ihrer Häuſer verlieren; die meiſten aber, die jetzt hier leben, weil der Handel den gegenwärtigen Weg nimmt, werden ihm folgen, wenn er ſich fortzieht, und ſich an einem andern Orte bald eben ſo wohl befinden, als hier. So etwas gleicht ſich aus im Laufe von zwei Jahrzehenden, vorzüglich wenn die Aenderung allmählich eintritt.

Der Beſuch der Leipziger Buchhändler-Meſſe hatte für mich diesmal ein beſonderes perſönliches Intereſſe. Erlauben Sie mir, dem Gegenſtande ein Paar Seiten zu opfern, ob es gleich für Sie nur den Werth eines Blinzelblicks (a peep) ins Schriftſteller-Leben haben mag.

Sie ſelbſt haben in früherer Zeit oft mit mir über mein ſonderbares Verhältniß zu der Schriftſteller- und Buchhändler-Welt, und über die Nothwendigkeit geſcherzt, mich bei ihr gleichſam immer mit gewaffneter Hand geltend zu machen. Das konnte nicht wohl anders ſeyn, da ich nicht auf dem gewöhnlichen Wege und mit den gewöhnlichen Zwecken Schriftſteller geworden war, alſo auch nicht die gewöhnlichen Verbindungen und Rückſichten hatte. Bei meiner erſten Schrift, die ich ſchnell nach meiner Ankunft in Deutſchland drucken ließ, »die Letten in Liefland,“ erheben ſich in allen Gegenden Deutſchlands Stimmen die mich lobten und bewillkommten. Ich hatte für eine gerechte Sache kühne Wahrheiten geſagt: aber dieſe trafen weder Deutſchland noch ſeine Literatur. Als ich beide genauer kennen lernte, ſprach ich eben ſo unbefangen über ſie aus, was ich für wahr erkannte; nun aber erging es mir bald noch ſchlimmer, als dem berühmten Reiſenden des Wandsbecker Boten, ſobald er ſeine Reiſeerfahrungen auf ſeine Zuhörer ſelbſt anwandte. Ihm rief man doch nur zu: Verzähl' er nicht weiter! — von mir aber verzählten ſogleich zehn literariſche Sippſchaften ſelbſt ſo viel

Uebels, als ſie nur vermochten. Statt mich zu vertheidigen, griff ich ſelbſt an, mit Spott und mit Gründen, und war ſo glücklich, den beſſern, bald auch den größern Theil des Publikums auf meiner Seite zu haben. Es glaubte meinem kritiſchen Urtheile, nicht weil es immer das richtigſte war, ſondern weil ich ſo viel wie möglich parteilos ſagte, was ich aus Gründen für wahr hielt. Ich ließ meinen Feinden keine Blöße leicht hingehn, aber ich erkannte doch auch ihr Gutes an. Dadurch verſöhnte ich ſie nicht, aber ich entwaffnete ſie allmählig. Schlimmer ging es mir mit vielen meiner Freunde. Mit Freude lobte ich das Gute, was ſie leiſteten, aber ich rügte auch ihre Fehler. Das erſte hielten ſie für eine Pflicht, für deren Erfüllung ſie mir keinen Dank ſchuldig wären; das zweite — für eine Beleidigung. Ich ging indeß unbekümmert meinen Weg fort. Er hatte mich im Jahr 1806 dahin geführt, daß meine Feinde faſt durchgängig verſtummt, meine Freunde aber unter den Schriftſtellern, meiſtentheils ſehr gereizt gegen mich waren. Jetzt vertrieb mich der Gang der politiſchen Angelegenheiten aus Deutſchland. Zweihundert Meilen von Leipzig fand ich es zu beſchwerlich, noch thätigen Antheil an dem Gang der Deutſchen Literatur zu nehmen, wozu ohnehin die Geſtalt, die ſie unter dem Druck der Zeit bekam, nicht reizte. Meinen Freunden ſchien es bedenklich, mich nur zu nennen, da die Franzöſiſchen Behörden mich haßten; meine Feinde ſchwiegen auch, bis Herr von Kotzebue ſein Talent für eine gewiſſe Art von Spottſchriften, dergleichen ich nicht ſchreiben möchte, ſeine Verbindungen in Deutſchland und ſeinen wiederholten Aufenthalt daſelbſt, höchſt undankbar gegen mich anwandte, der ich zu weit entfernt war, um mich zu vertheidigen. (Ich hatte anders gegen ihn gehandelt, als er in Sibirien war, ob wir gleich damals noch in keiner Verbindung ſtanden.) Nun hatten meine offenen und verſteckten Gegner Muth, ihren Groll gegen mich auszulaſſen. Eigentlich Nachtheiliges konnten ſie von mir und meinen Schriften, ohne die Wahrheit allzu offen zu verletzen, nicht viel ſagen, ſie wählten alſo den Ausweg, was ich geleiſtet hatte, ſchlechthin zu ignoriren und, ohne angegebenen Grund nur höhniſch die Naſe zu rümpfen, wenn ſie meinen Namen nennen mußten; auch wohl über meine Entfernung aus Deutſchland zu ſpotten. Gleichwohl konnte ich auf die Veranlaſſung dazu, ſtolz ſeyn. Als unverſöhnlicher, wenn auch unmächtiger, Feind des Tyrannen, deſſen Joch jene ſo unterwürfig trugen, hatte ich mich entfernt. Sie hatten nicht Entſchloſſenheit genug dazu gehabt;

aber unter ſeinem Fußtritt hervor, höhnten ſie mich, als ſeinen Feind; und als er nun gefallen war, ſetzten ſie es fort, weil ich nicht zurückkehrte, um auf den Gefallenen zu ſchelten, gegen den ich geſprochen, und ſie geſchwiegen hatten, ſo lange er ſtand.

Ohne Zweifel hätte mir dieſe Erbärmlichkeit gleichgültig ſeyn ſollen. Dieſe Herren, deren Schriftſtellerei nie einen höhern Zweck gehabt hat, als den Erwerb, können weder nehmen noch geben, was ſie ſelbſt nicht beſitzen, dauernden Werth und Ruhm. Aber ſie verdroß mich nun einmal, und ich hatte im vergangenen Sommer allerdings die Rebenabſicht, mein Recht an ihnen zu üben. Doch kaum war die Fortſetzung des alten Freimüthigen angekündigt, ſo veränderte ſich die Szene. Dieſelben Menſchen und Blätter, die vorher ſo hochmüthig auf mich herab geſehn, waren plötzlich ſehr gefällig und zuvorkommend gegen mich. Die bisher ſo kindiſch feindſelige Jenaer Literatur-Zeitung ſogar vermied, mich durch eine Aeußerung zu reizen, und ſelbſt Herr von Kotzebue erklärte ſich öffentlich ſehr friedliebend, und meynte wir wären ja alt genug, nun nicht mehr zu ſtreiten. Ich hätte ein wahrer Raufbold ſeyn und Händel, wie man zu ſagen pflegt, vom Zaune brechen müſſen, um welche mit ihnen zu haben. Ich begnügte mich alſo, den Herren ein Paarmal nebenher über das Vergangene meine Meynung zu ſagen, was ſchweigend hingenommen wurde.

Jetzt, da ich im Begriff bin, Deutſchland wieder auf einige Zeit zu verlaſſen, muß ich erwarten, die edlen Männer fangen gegen mich Weitentfernten ihr altes Spiel wieder an, beſonders wenn Herr von Voß das Blatt, das ich ihm übergeben habe, nicht fortſetzen könnte. *) Es war mir daher nicht unwichtig, einigen meiner geweſenen und künftigen Gegner perſönlich ins Auge zu blicken. Sie ſind ein zu guter Pſycholog, um den Vortheil davon zu überſehn. — Es iſt mir ſo ziemlich gelungen, und obendrein habe ich manche ältere aufgelöſete Verbindung, die mir lieb war, neu angeknüpft. Bei meiner Wiederkunft im nächſten Frühlinge werde ich denn ſehen, was ſich aus allem dieſem gemacht hat.

Einen artigen Vergang zum Schluß. Ich

---

*) Anm. geſchr. im Auguſt. Was ich erwartete, iſt geſchehen. Herr von Voß hat ſo viel Hinderniſſe gefunden, daß ihm die Fortſetzung verleidet iſt; und ein Unterhaltungs-Blatt nimmt freudig gloſſirend dem andern ſchon zwei Monate lang die Nachricht aus dem Munde, daß der „alte Freimüthige“ aufgehört habe. Ich danke ihnen für dies Zeugniß ſeiner Bedeutſamkeit, und wünſche, wenn ſie einſt aufhören, möge man es halb ſo lange der Mühe werth halten, davon zu ſprechen.

war zu einem großen Diner eingeladen worden, das die verſammelten Buchhändler gaben. Wahrſcheinlich in der ſchadenfrohen Abſicht, uns beide in Verlegenheit zu ſetzen, machte mich Jemand unvorbereitet mit einem Schriftſteller bekannt, der glänzende Talente hat, aber den ſonderbaren Gebrauch von ihnen macht, den Proteſtanten die Heiligkeit der Römiſchen Hierarchie zu verkündigen. Ich hatte daher vor ganz kurzer Zeit in meinem Blatte ziemlich bittere Aeußerungen über ihn drucken laſſen. Ich war wirklich überraſcht; er dagegen empfing mich mit der Erklärung, er ſey mir Dank ſchuldig; ich zuerſt habe ihm Zutrauen zu ſich ſelbſt eingeflößt. Er wußte ſogar die Ausdrücke meines Urtheils bei ſeiner erſten Schrift, herzuſagen. Er war damals noch in der Schlegelſchen Schule befangen, und ich hatte geſagt: »Das junge Vögelchen hier, trägt noch einen Reſt des

Eies mit ſich herum, aus dem es ſchlupfte; aber laßt es nur gehn: es iſt ein junger Adlern. — Ich wünſche, daß er künftig mein Wort ganz wahr mache, und nach Adler-Weiſe nur im Sonnenlicht der Wahrheit, die Kraft ſeiner Schwingen zu üben liebe.

Nachſchrift. Da hab' ich Ihnen einmal viel von mir und den kleinlichſten aller Händel, den ſchriftſtelleriſchen, geſchrieben. Glauben Sie aber nicht, daß ich deshalb um Nachſicht bitten werde. Ich bedarf dieſer nicht, oder ich verdiene ſie nicht. Das Letzte wäre der Fall, wenn ich Ihnen das Alles nur um meinetwillen erzählt hätte, etwa um mich zu beklagen, oder um meinen Aerger zu lüften. So iſt es nicht. Stellen Sie ſich einen Augenblick vor, ich hätte Ihnen von einem Dritten geſprochen. Würden Sie dann nicht finden, daß das Ganze ein karakteriſtiſcher Beitrag zur Schilderung des Zunft-Geiſtes, der kleinlichen Eigenſucht und der feigen Ränkemacherei wäre, mit einem Worte, der verwerflichen Kleinſtädterei, welche einer der jetzt am meiſten beachteten Regionen der Deutſchen Literatur anklebt. Aber ich glaube, es wird ſich ändern.

Stellen Sie ſich einen Theezirkel von modiſchen, zum Theil auch wirklich geiſtreichen Damen und ihren leichten Stutzern vor. Laſſen Sie die Unterhaltung den höchſten Grad ihrer Lebhaftigkeit erreicht haben. In jeder Ecke, an jedem Seitentiſche haben ſich Gruppen gebildet. Alles ſpricht, oder lacht, geſtikulirt oder blicket wenigſtens ſo geiſtvoll und vielſagend es nur vermag. Jeder giebt ſich für wichtig und erkennt mit Artigkeit den Andern dafür an, ſey es nun wegen eines neuen Putzartikels, oder eines vornehmen Verwandten, oder auch nur einer friſchen Anekdote, die ſonſt Niemand wußte. Ueber Alles wird mit Leichtigkeit abgeſprochen, und wer es mit dem artigſten Spaße thut, hat die überzeugendſten Gründe aufgeſtellt. Es iſt eine Welt für ſich, mit dem Anſchein der höchſten Bedeutſamkeit, etwa bis — die Stunde den ernſten Herrn vom Hauſe, einen Mann von gewichtiger Bedeutung, mit den Freunden die er bat, in den Geſellſchafts-Saal führt. Nun verſtummt der Alles richtende Scherz, oder wird leiſes Geſpräch, das ſich in die Nebenzimmer zieht. Die meiſten Jünglinge die ſo eben blendend glänzten, nehmen einen Ausdruck von Ehrerbietung und Gefühl der Unterordnung an. Wer von ihnen reellen Werth beſitzt, ſucht ſich dem gehaltvollen Geſpräch der Männer anzuſchließen, und ſelbſt für die verſtändigen und wirklich gebildeten unter den Damen, haben der Putz, der Witz und die verbindliche Aufwartung der Stutzer, den größeſten Theil ihres Werthes verloren.

Da haben Sie ein Bild der bisherigen literariſchen Mode-Unterhaltung in Deutſchland, und ihrer nahen Umwandlung. Die ernſten Männer ſind ſchon von mehrern Seiten her eingetreten, und mich dünkt *ihre Stimme fängt an*, bedeutend vorzuherrſchen. — Das Zeitalter gewinnt täglich mehr Karakter. Der literariſche Theetiſch wird bald abgeräumt, und die queckſilberne Nachkommenſchaft des Mercure galant in Deutſchland, verſtummen müſſen.

Dreizehnter Brief.

Eben daher.

Die öffentliche Stimmung in Leipzig weiß ich Ihnen nicht beſſer zu ſchildern, als wenn ich ſie wund nenne. Das Gefühl eines fortdauernden Uebelbefindens ſcheint ſich in Alles zu miſchen. Jeden Augenblick erinnert man ſich der Einbußen, durch welche den Leipzigern die fremde Gränze vor die Hausthür gerückt iſt, und ihr Gewerbe ſo mannigfaltig beſchränkt wird. Ohne Zweifel irrte ich mich, wenn ich bei den Geſprächen über Länder-Verluſte, hin und wieder zu bemerken glaubte, man wäre lieber mit verloren geweſen, als ſo gerettet. Auch weiß ich nicht recht wie es kam, daß mir hier, wenn von gewiſſen vergangenen Dingen die Rede war, immer der Fremde einfiel, den ich in einem Gaſthauſe zu Mainz im Geſpräch, — ob aus

Mangel an Bildung oder aus Schalkheit? — immer die Worte Patriotiſmus und Peroxysmus verwechſeln hörte. Derſelbe tölpelte auch einmal in ein Geſpräch über die herzuſtellende Organiſation von Deutſchland, mit einer Anekdote hinein, von einem abgebrannten Hauſe, deſſen Beſitzer durchaus die Beletage habe früher wollen aufbauen laſſen als das Unterſchoß. Gott weiß, was er damit meynte. — Im Allgemeinen ſcheint mir der Karakter der Sachſen, wie jener der übrigen Nord-Deutſchen, durch die unglücklichen Jahre, an Metall gewonnen zu haben, das wenigſtens ſonor tönt. Seine Feſtigkeit kann erſt die Zukunft bewähren.

Die hieſige Univerſität hat gegen die Zeit, in der ich hier ſtudirte, ſehr an Umfang und Leben ihrer Thätigkeit gewonnen. Von ihren alten Berühmten ſind nur ein Paar übrig, und einer von ihnen, der geiſtvolle Platner, begeht in dieſen Tagen ſein funfzigjähriges Amts-Jubiläum. Dafür hat ſie deſto mehr Männer, die eifrig damit beſchäftigt ſind, ihren ſchon weit verbreiteten Ruf in dauernden Ruhm zu verwandeln. Das dünkt mich beſſer. Es iſt eine alte Bemerkung, daß man ſich mit einem Lorbeerkranz um die Schläfe, gern niederſetzt, aus Furcht ihn zu verſchieben.

Herzliche Freude machte es mir, den wackern Krug als glücklichen Familien-Vater rüſtiger, ſelbſt jugendlicher wiederzuſehn, als er vor ſechszehn Jahren war, da wir in Frankfurt an der Oder, als anfangende akademiſche Lehrer, gemeinſchaftliche Sache gegen den Despotismus des alten Steinbart machten. Es giebt Geiſter wie Körper, die nach einer kränklichen Jugend zu einer ſehr kräftigen Mannheit reifen. Die Literatur und Leipzig haben an Krug ſehr viel. Für

Deutſchland und das thätige Leben kann er einſt etwas noch Bedeutenderes werden. — Der witzige und doch gefühlvolle Dichter Mahlmann, den ein Paar unpoetiſche aber einſichtsvolle Spekulationen zum reichen Manne gemacht, ſcheint mir dadurch auch noch an Karakter-Gehalt und Liebenswürdigkeit gewonnen zu haben. Das iſt eine ſeltene Wirkung des Glückes. Ich durfte nicht weit gehen um einen andern zu finden, den ein ähnlicher Wechſel aus einem ſentimentalen Pedanten mit Locken, nur in einen burſchikoſen ohne dergleichen verwandelt hat.

Ich ſollte Ihnen nun noch von den ſehr bedeutenden Künſtlern und Kunſtſammlungen, und der geſchmackreichen Zierlichkeit Leipzigs erzählen; aber ich hatte nicht Zeit mehr zu ſehen, als was ſich mir im Vorbeigehen anbot. Nehmen Sie alſo mit einem einzigen Kunſtwerk von echt einheimiſcher Eigenthümlichkeit vorlieb. Bei einem Spazіergange in das reizende Roſenthal, deſſen älteſte und maleriſcheſte Eichen am Eingange, man aber umgehauen hat, ſah ich vor der ſogenannten Eisbude (einem Erfriſchungsorte,) eine Flora prangen, deren ſchöngrünes Modenkleid mich ſchon von weitem anzog. Ich fand eine Puppe von Werg, die man mit Kreſſe beſäet, und mit einem hübſchen Wachsgeſichte verſehen hatte. Ich blickte nach dem Orte zurück, wo ehemals meine Lieblings-Eichen ſtanden, und bat um eine Scheere und Oel und Eſſig. Gern hätt' ich nämlich auf der Stelle eine Parodie auf das Holz-Fällen im Roſenthal gemacht, und das Maigewand der Blumengöttin als einen Sallat zu mir genommen. Man ſchlug mir es ab. Dafür laſſ' ich dieſe Flora zur Titelvignette in Kupfer ſtechen, wenn ich eine Beſchreibung der Schönheiten Leipzigs herausgebe.

Vierzehnter Brief.

Schwerin im Mai 1817.

Von dieſem Orte aus ſchreiben wohl ſelten nordiſche Reiſende, die Deutſchland zum Vergnügen durchziehen. Man hat eben nicht ſehr Unrecht, wenn man Mecklenburg aus ſeinem Reiſeplane wegläßt. Das Land hat Schönheiten und iſt fruchtbar; die Einwohner ſind ein kräftiger, herrlicher Menſchenſchlag: aber die Poſteinrichtungen ſind ſehr ſchlecht. Nimmt doch ſogar die ordinäre Poſt aus Berlin nach Lübeck, von Lenzen aus den Umweg über Lauenburg, um nur ſo wenig als möglich vom Mecklenburgiſchen zu berühren. Doch ich komme auf dieſen Gegenſtand zurück, und will Ihnen vorher nur die wenigen Erinnerungen ſammeln, die ſich mir von meiner ſchnellen Reiſe aus Leipzig hierher, darbieten.

In Halle brachte ich einen intereſſanten Nachmittag und Abend mit Schütz, nämlich dem geiſtvollen Philologen, dem Stifter der Literatur-Zeitung, mit Erſch und Gruber zu: ein Dreiblatt, das ſich ganz dazu eignet, dem berühmten Inſtitut, mit dem kräftigern Aufleben der Literatur ſelbſt, im vollen Maße die hohe Achtung und den Einfluß wiederzugeben, die es ehemals beſaß, beſonders vor dem Entſtehen ſeiner Rivalin zu Jena. Dieſe letztere, der einſeitigen Gevattermacherei ihres Eigenthümers hingegeben, ſinkt täglich an Werth. Die großen Schriftſteller, die ihr erſtes Gedeihen bewirkten, ſind nicht mehr daran thätig, und Eichſtädt iſt offenbar einer Redaktion nicht gewachſen, die nicht bloß Schul-Gelehrſamkeit, ſondern auch Geiſt, gebildeten und vielſeitigen Geſchmack und einen Grad von Edelſinn fordert, der über Parteilichkeit bei wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden, hinwegſetzt. — Grubers perſönliche Bekanntſchaft machte ich erſt jetzt, und ich halte ſie für einen hohen Gewinn, den ich meiner Reiſe verdanke.

In Magdeburg hielt ich mich auch diesmal nicht auf, und die Reiſe von dort aus nördlich durchs Preußiſche mag überhaupt wenig Merkwürdiges darbieten. Ich wenigſtens fand nur bei Kähnert etwas, das mir der Mühe werth ſcheint, es Ihnen wiederzuſagen, nämlich einen Beweis, wie dreiſt ſelbſt in ſolchen Staaten, deren Verwaltung gut organiſirt und ſorgfältig iſt, die Ober-Beamten zuweilen ihrer Habſucht fröhnen. Die Poſtſtraße ging ehemals einen nähern Weg, ich glaube über Stendal nach Havelberg, aber der verſtorbene Miniſter Schulenburg verlegte ſie mit einem Umwege von wenigſtens einer Meile nach Kähnert, von wo ſie denn längs der Elbe ohne eine etwas nennenswerthe Stadt zu berühren, fortläuft. Man kann annehmen, daß ſeitdem jährlich vielleicht zehntauſend Reiſende eine Meile mehr fahren und bezahlen, als nöthig wäre, bloß damit das Gut des Miniſters eine Poſtſtation erhielt, die ihm Dünger für ſeine Felder lieferte, ſeinen Hafer an Ort und Stelle bezahlte, und Zeitungen und Briefe etwas ſchneller bei ihm eintrafen. Dergleichen Freiheiten, welche ſich Ober-Beamte zuweilen nehmen, ſcheinen Kleinigkeiten, und doch gehören ſie zu den ſträflichſten Mißhandlungen des Publikums.

Es iſt Schade, daß Schulenburg ſeinen Ruf durch ſolche Züge von Eigennutz befleckt hat. Er war ein Mann von hellem Geiſt, von großer Einſicht und ſeltener Humanität. Sein Benehmen als Gouverneur von Berlin bewies nur, daß er zum militäriſchen Befehlshaber nicht taugte; und was die Rolle betrifft, die er im Königreich Weſtphalen ſpielte, als ſeine eigenen Beſitzungen dazu gehörten, und Preußen ſo rettungslos geſunken ſchien, — —

Ein Holländiſcher Seeoffizier erzählte einſt bei der vierten Bowle Punſch, folgenden Zug aus ſeinem eigenen Leben. Er liebte ein ſchönes, aber armes Mädchen, und ſie zeigte ihm offen ihre Gegenliebe, daß er einen leichten Sieg hoffte. Eines Tages überraſchte er ſie allein, dringt in ſie, wird ungeſtüm: aber ſie weiſt ihn erſt zärtlich bittend ab, dann ernſt, dann heftig, endlich mit ſo viel Bitterkeit, daß er den Verſuch aufgiebt. Nun feſt überzeugt von der unerſchütterlichen Tugend ſeiner Geliebten, beſchließt er, ſie zu heirathen. Für den Augenblick erlaubte ſeine Lage das nicht; aber er benutzt jede Gelegenheit ſich auszuzeichnen, wird befördert, erwirbt einiges Vermögen und wird nach drei Jahren ihr Gatte. Einſt in einer recht zärtlichen Stunde macht er ihr ſcherzend den Vorwurf, ſie habe ihn doch nicht ſo ſehr geliebt, als er ſie. Sie betheuert; er führt den Widerſtand an, den ſie ihm leiſtete: — »Ach, antwortete ſie, ich war ja ſchon geputzt!« — Die Erklärung der Antwort ſey Ihrem Scharfſinn überlaſſen.

Dieſer Beitrag zu Marmontels Heureusement iſt ein wenig unzart, aber er hat das Verdienſt ein wahrer Zug aus dem Leben zu ſeyn. Ich wünſchte indeß, ich hätte ihn nicht gehört. So oft man mir ſeitdem einen recht glänzenden Beweis unerſchütterlicher Tugend, beſonders patriotiſcher, anführt, fällt mir ein: »War man etwa gerade geputzt? —« Hochgeprieſene Handlungen haben oft eben ſo kleinliche Urſachen, als andre die man mit Recht verworfene nennt.

Funfzehnter Brief.

Eben daher.

In Lenzen verließ ich die Poſtſtraße und ging mit Miethpferden ins Mecklenburgiſche hinein, nach Grabow. Dies Städtchen, das ſein Daſeyn bloß der Fruchtbarkeit und den Bedürfniſſen der umliegenden Gegend verdankt, ſcheint einer jener glücklichen Winkel, deren Bewohner ſich wohl befinden, ohne ſich deſſen recht deutlich bewußt zu ſeyn, und vor lauter Behaglichkeit gar nicht darauf verfallen, ordentliche Einrichtungen zu treffen. Ich machte darüber in Rückſicht der Poſt eine Erfahrung, die mich Anfangs verdroß, hernach aber ſehr ergötzte. Ich ließ gleich nach meiner Ankunft einen Mann rufen der Pferde vermiethete, um weiter zu fahren. Schon war er fortgegangen, um anſpannen zu laſſen, als es ihm erſt einfiel, mich zu fragen, ob ich auch ſchon die nöthige Erlaubniß mich der Bürgerpferde zu bedienen, von der Poſt beſorgt hätte? Das war nicht der Fall, und wenn, was ich nicht vermuthet hatte, Poſtpferde zu haben waren, mochte ich keine Miethpferde haben. Ich hob alſo unſre Abrede auf und ging zur Poſt; dieſe aber erklärte, ich würde erſt in einer Stunde nach Ludwigs-Luſt abfahren können. Es war ſpät: ich blieb alſo die Nacht in Grabow. Zu meiner Ueberraſchung ſtand am folgenden Morgen derſelbe Miethkutſcher mit demſelben Fahrzeug, das ich geſtern beſehen, vor meiner Thüre. Ich ſagte ihm, ich habe Pferde von der Poſt beſtellt. Er wußte das wohl, und er war ihr Fuhrmann. Sie hat nämlich keine eigne Pferde, ſondern die Bürger von Grabow fahren der Reihe nach für ſie. An ihm war die Reihe, und er fuhr mich heute für Rechnung der

Poſt, wie er mich geſtern für ſich auch gefahren haben würde. Damit war die Unordnung noch nicht zu Ende. Ich hatte die Poſt nur bis Ludwigs-Luſt beſtellt; aber noch ehe wir da waren, ſchlug er mir vor, mich eine Station weiter zu bringen.

Ludwigs-Luſt iſt bekanntlich mehr ein geſchmackvolles Luſtſchloß, als ein Städtchen, aber ein Segen für die Gegend umher, ſcheint dieſer Ort mit ſeinen ſchönen Anlagen nicht zu ſeyn. Man ſprach eben davon ein Paar benachbarte Dörfer zu *legen*. Kennen Sie das Kunſtwort? Es bezeichnet eine Operation, durch welche eine Anzahl von Landwirthen mit einem Male aus dem Beſitz ihres Häuschens, und ihrer ererbten Ländereien geſetzt, und in bloße Häusler verwandelt werden, die vom Tagelohn leben. Das ſollte hier mit zwei oder drei herzoglichen Dörfern geſchehn, und ihre Aecker ſollten theils zu neuen Luſt-Anlagen verwendet, theils an die Bürger von Ludwigs-Luſt vertheilt werden, damit dieſe doch eine Urſache hätten, den ſonſt ganz nahrloſen Ort zu bewohnen. Wie gefällt Ihnen, daß ſo etwas noch in Deutſchland geſchieht? Ich brauche Sie wohl nicht erſt zu erinnern, daß in Mecklenburg noch die Leibeigenheit mit allen ihren — Rechten herrſcht.

Ein Vertheidiger jener Maßregel ſchrieb vor kurzem: die Menſchen kämen ja wieder in eine Lage, in der ſie doch auch leben könnten. Mir ſcheint dieſe Vertheidigung ſehr abgeſchmackt. Wenn man dieſen Sachwalter des Legens, der ein Gutsbeſitzer ſeyn ſoll, zum Bauern machte, würde er auch leben können: aber würde er mit der Weiſe zufrieden ſeyn? Bauern in Tagelöhner verwandeln, heißt, den wichtigſten Stand gleichſam von ſeiner Wurzel reißen, und verdorren machen, der Grundkraft des Staates den Nerven abſchneiden; es heißt eine Menſchenmaſſe bilden, die ihn über kurz oder lang zerrütten oder verlaſſen wird. Nur durch die Erdſcholle von der er lebt, hängt der Landmann an dem Staat und dem Beſtehen der hergebrachten Ordnung in demſelben. Wer ihn von ihr trennt, entläßt ihn ſeiner Verhältniſſe gegen Vaterland und Obrigkeit, von denen er Möglichkeit ſich Wohlſtand zu erwerben, und Sicherheit des Erworbenen zu fordern, berechtigt iſt, wenn er ihnen anhängen ſoll. Durch das Hinabſtoßen in die unſichre Tagelöhnerei, wird ihm, vorzüglich bei der Fortdauer der Leibeigenheit, jene Möglichkeit geraubt. Auf ſeinen Arm und ſeine Hacke beſchränkt: was ſoll ihn abhalten, beide nach den Eingebungen ſeiner Hoffnungsloſigkeit zu brauchen, oder weiter zu tragen?

— Was der Mecklenburgiſche Bauer durch ſeine Lage geworden iſt, hatte ich nicht Gelegenheit genauer zu beobachten; der Adel und der Bürgerſtand aber haben hier eine faſt republikaniſche, wohlgemuthete Keckheit, die ich in keiner andern Gegend Deutſchlands gefunden habe. Wahrſcheinlich ſtammt das noch aus jener Zeit her, da beide eine höhere Autorität für das Land kannten, als ihren Fürſten, und ihm daher nur hergebrachte und vertragsmäßige Gerechtſame zugeſtanden, über die ſie noch dazu beſtändig vor den Reichsgerichten mit ihm haderten. Die Souverainität, die Buonaparte dem Herzoge ertheilte, iſt jünger als der größeſte Theil der lebenden Generation, und hat jenes Gepräge alſo noch nicht — abgreifen können; aber ſehr häufig ſtößt man auch auf Spuren der übeln Wirkungen getheilter und ſtrittiger Herrſchaft. Ich glaube Ihnen die ganze

Phyſiognomie der Verhältniſſe in Mecklenburg mit einem einzigen, an ſich freilich unbedeutendem Vorgange hinzeichnen zu können.

Die Heerſtraßen in Mecklenburg ſind ſehr ſchlecht. Auf meine Klagen darüber ſagte man mir, der Adel wolle ſich nicht dazu verſtehen, ſie machen zu laſſen. — Indem ich auf einer recht ſchlechten Strecke hingerüttelt wurde, bemerkte ich, daß parallel mit dieſem Wege eine recht gute Chauſſee hinlaufe. Ich machte dem Poſtillon Vorwürfe, daß er ſie nicht fahre. »Die,« ſagte er, »hat der Herzog ſelbſt anlegen laſſen, und darum erlaubt er nicht, dort zu fahren. Sie iſt verſchloſſen.« — — Noch murrte ich über dieſe Sonderbarkeit, ſo gut die Stöße des Wagens erlaubten, da ſchaukelte mir auf dem ſchmalen Fahrwege ein ſehr eleganter Phaeton mit vier ſchönen Pferden gerade entgegen. Der Gedanke des Auskehrens hatte an dieſer

Stelle etwas Schreckendes. Ich bemerkte, daß der Kutſcher des Fahrzeuges kein Poſthorn habe, und theilte dieſe Bemerkung dem meinigen mit. Schnell ſetzte er ſein Horn an, und blies, und ſogleich kehrte jener Wagen, trotz den tiefen Gleiſen und der ſichtlichen Unzufriedenheit in den Mienen aller darin Sitzenden, aus. Als er vorüber war, wandte ſich mein Quaſi-Poſtillon mit frohlockendem Lachen zu mir, und ſagte: »Das war der Erbprinz. Er hat wohl den Schlüſſel zur Chauſſee vergeſſen. Ich kannte ihn gleich.« — Und du blieſeſt doch? — »Ach was, das iſt Poſtrecht: wer kein Horn hat, muß kehren.« — Nehmen Sie alle dieſe Züge zuſammen, beſonders auch die ſchöne wirklich ehrwürdige Bereitwilligkeit, mit welcher der Prinz dem Poſtgeſetz gehorchte, und das independente und impertinente Frohlocken des jungen Bürgers, der übrigens nicht zu ſtolz war, den Poſtknecht zu ſpielen, und Sie werden geſtehen, ſo etwas hätte wohl nur in ſehr wenigen Ländern zuſammen treffen können.

Das meiſte Gefühl ſeiner Rechte beſitzt der Mecklenburgiſche Adel, der ehemals ſehr reich war, jetzt aber größtentheils bankrott iſt, und ſeine Güter Maſſenweiſe an Bürgerliche übergehen ſieht. Selbſt ein Jude, der bekannte Weſtphäliſche Hof-Banquier Jakobſon, hatte eine bedeutende Zahl von Gütern erſtanden. Ob der Kauf beſtätigt worden iſt, weiß ich nicht. Sonderbar wär' es, wenn man kein Bedenken gehabt hätte, einige tauſend Chriſten Leibeigene eines Juden werden zu laſſen.

Man hat mancherlei moraliſche, ſtatiſtiſche und politiſche Urſachen von der Verarmung des Adels angegeben. Ich ſehe darin nichts, das ſchwer zu errathen iſt. Ueberall wo Leibeigenheit herrſcht, verarmt der Adel, ſobald die Kultur, die Verfaſſung und der Handel, Regelmäßigkeit und Höhe gewonnen haben. Warum? leuchtet ein. Der Menſchenbeſitz iſt nur ein ſcheinbarer Reichthum, ein Kapital, das ſehr geringe Zinſen abwirft, ſobald man die Leibeigenen nicht geradezu ſo behandeln darf oder kann, wie die Pflanzer in Weſt-Indien ehemals ihre Neger, nämlich als die geringſte Art von Hausthieren. Von dem Augenblick an, da die Landes-Geſetze und die Sitten den Leibeigenen unter ihren Schutz nehmen, kann man ſein Geld nicht mit geringerm Vortheil anlegen, als in Mitmenſchen, denen man gleichwohl zugeſtehen muß, ihren eigenen Haushalt zu führen. — Sehen Sie ſich einmal in Europa um. Den reichſten und ſeines Reichthums mit der größten Sicherheit genießenden Adel werden Sie in den ganz kultuirten

Ländern, dort finden, wo die Bauern am längſten ſchon einen freien Stand bilden — obgleich die Beſitzungen des Adels dort immer nur einen geringen Umfang haben. Wo Leibeigenheit herrſcht, reichen Landſtrecken, dergleichen in andern Gegenden ein bedeutendes Fürſtenthum seyn würden, nur ohngefähr hin, ihren Beſitzer zu einem mittelmäßig wohlhabenden Gutsherrn zu machen.

Es giebt Länder, in welchen man dieſe Wahrheiten noch nicht einſieht, weil die Nothwendigkeit der Umwandlung noch nicht ſchmerzend genug eingreift, und es dem Stolz ſo ſüß ſchmeichelt, Eigenthümer von Mitmenſchen zu ſeyn: es iſt als wäre man von einer höhern Weſenart. Es giebt andre Länder, in welchen der Adel gern ſeiner Erbherrn-Rechte los ſeyn möchte, und kein Mittel dazu zu finden weiß, das ihn nicht halb zu Grunde richtet, und die Landwirthſchaft

errüttet. Es ſteckt ein großes Kapital in
en Leibeignen, und die Beſtellung der herr-
haftlichen Ländereien, hängt von den Frohn-
ienſten ab.

Vor langer Zeit ſchlug ich (in meinen
Letten in Liefland") ein ſehr einfaches Mit-
el vor. Man hat es überhört; aber ich wüßte
ahrlich, ſelbſt nach den vielen Verſuchen
ie ich aufmerkſam angeſehn habe, kein beſ-
eres zur Aufhebung der Leibeigenſchaft anzu-
eben. Man ſetze feſt, jeder Leibeigne der ſei-
em Erbherrn eine gewiſſe Summe entrichte,
erde dadurch mit ſeiner Familie frei, und er-
nge zugleich das veräußerliche Eigenthums-
echt auf das Stück Land, das ihn als Leib-
igenen ernährte, wiewohl mit den bisheri-
en Frohndienſten beſchwert. Nach dieſem Ge-
ß brauchte man weiter keine künſtliche Mit-
el zur Sicherung des Erbherrn, oder zur
oraliſchen Bildung der Leibeigenen anzu-

wenden. Jeder derſelben würde ein ordentlicher Wirth werden, um die Summe aufzubringen, die ihn und ſeine Familie frei macht. Die Erbherrn dagegen erhielten durch die Frohndienſte, um deren willen allein ſie ja Leibeigene haben, immer noch die bisherigen Zinſen vom Kaufpreiſe der Menſchen und des Landes, und in dem Löſegelde eine Zugabe, die ſie für die willkührliche Ausdehnung der Leiſtungen, die freilich nun nicht mehr möglich wäre, vielleicht zehnfach entſchädigte.

Doch wo bin ich hingerathen! In dem was ich Ihnen von hier aus noch zu ſagen habe, will ich mich dafür deſto kürzer faſſen. Erfahren Sie denn, wenn Sie es noch nicht wiſſen, daß Schwerin eine ſo heitere wohlgebaute Stadt, und ihre Lage ſo ſchön und geſchmackvoll benutzt iſt, daß jeder Reiſende durch Nord-Deutſchland, ſie beſuchen müßte, wären die Wege in Mecklenburg nicht ſo abſcheulich, die Poſteinrichtungen nicht ſo wunderlich, und das Reiſen hier nicht ſo theuer. Man bezahlt jedes Pferd die Meile mit zehn Groſchen, und das geſetzliche Trinkgeld des Poſtillons, mit dem er nie zufrieden iſt, beträgt drei Groſchen für die Meile. Nimmt man eine Kaleſche, ſo koſtet ſie acht Groſchen die Meile, und zwar in ſo ſchwerem Gelde, daß der Dukaten nur etwa $2\frac{1}{3}$ Thaler beträgt. Je drei Meilen in Mecklenburg koſten alſo, wenn man nur zwei Pferde nimmt, zwei Dukaten wenigſtens.

Als Merkwürdigkeit des Ortes weiß ich Ihnen nur den herzoglichen Schloßgarten und eine Schleifmühle vor der Stadt anzuführen, aus welcher der Granit in höherer Schönheit wieder hervorgeht, als ich den Marmor jemals erlangen ſah.

Sechszehnter Brief.

Lubeck am 26. Mai.

Da bin ich wieder in derſelben Stadt, in der ich zum erſten Mal Deutſchlands Boden betrat. Hier, an ſeiner Gränze, blick' ich wieder, wie damals, mit Beklommenheit auf daſſelbe hin. Damals geſchah es, weil es mir fremd war; jetzt, weil ich es kenne und liebe. Damals bangete mir um meine Zukunft; jetzt —

Nirgend in Deutſchland hab' ich ſo viel Spuren der großen Begebenheiten geſunden, welche es erlitten hat, als hier. Nicht in dem Aeuſſern. Der thätige Eifer dieſer wakkern Republikaner hat ſo emſig, wie Ameiſen ihren zerſtörten Hauſen wieder herſtellen, daran gearbeitet, ihrer freundlichen Stadt jedes Zeichen erlittener Gewaltthätigkeit hinwegzuputzen, und ſie ſteht faſt eben ſo heiter und alterthümlich zierlich da, als ehemals. Auch der mit Treuherzigkeit gefällige, gerade Geiſt der Bewohner hat ſich erhalten. Ihr Handel dagegen iſt großentheils ſeitdem in andere Kanäle abgefloſſen. Ihr Geſpräch fällt nicht, wie ehemals, ſchnell und leicht auf die alte Herrlichkeit ihres kleinen Staates. Ganz andere Erinnerungen drängen ſich jetzt ihnen auf. Es iſt ſchwer eine halbe Stunde mit einem Lübecker zu ſprechen, ohne daß er mit einem tiefen Seufzer auf die Drangſale käme, welche Lübeck als gute Stadt Frankreichs, geduldet hat, und während des letzten Krieges, als die Franzoſen es wieder beſetzt hatten. Dieſe Leiden ſcheinen aber auch den Bürgerſinn und die Einmüthigkeit erhöht zu haben.

Einer der ſchönſten Züge davon ſcheint mir folgender. Buonaparte hatte ſich unter andern auch aller Kapitale bemächtigt, welche bei den Gerichten als Vermögen von Waiſen und von wohlthätigen Stiftungen aufbewahrt wurden. Als nach der Befreiung, die Bürger ſich zum erſten Male verſammelten, um über die Geldbedürfniſſe der Stadt zu berathſchlagen, erinnerte einer von ihnen an jene Summen. Alle einmüthig erkannten ſie für die heiligſte Schuld der Stadt, da ſie ihr waren anvertraut worden, und ſie dieſelben nicht hatte zu ſchützen vermocht. Die erſten Beſchlüſſe betrafen die Maßregeln zur Bezahlung dieſer Gelder, und man unterwarf ſich dazu der Fortdauer der Acciſe und Stempelgebühren, welche die Franzöſiſche Regierung eingeführt hatte. Ehemals war es gleichwohl der Stolz dieſer Republikaner, gerade von ſolchen Abgaben nichts zu wiſſen. Ehrwürdige Redlichkeit! Um dich ganz gerecht zu ſchätzen, muß man darauf hinſehen, wie es in dieſem Augenblick in andern Gegenden Deutſchlands zugeht. In einem ſehr armen Deutſchen Staate hörte ich darüber wehklagen, daß die ungeheuer reiche Kammer ſeines Fürſten, Schwierigkeiten mache, die Fonds einer Wittwen-Kaſſe auszuzahlen, welche die Franzöſiſche Regierung unangerührt zurückgelaſſen. —

Einen beſonders großen Gegenſatz gegen ehemals, macht das kleine Militärweſen Lübecks. Ich erinnere mich noch der ſonderbaren Wirkung, welche die ſogenannten Soldaten der Stadt vor 21 Jahren auf mich thaten. Sie waren eine Perſonifikation nervenlahmer Spießbürgerlichkeit. Jetzt ruft an jedem Sonntags-Morgen eine kriegeriſche Muſik durch die Stadt, und von allen Seiten eilen rüſtige, militäriſch geputzte Jünglinge fröhlich zur Parade. Es ſind junge Bürger, und ihr militäriſches Thun iſt kein bloßes Nebelspiel. Sie haben meiſtentheils als Mitglieder der Hanſeatiſchen Legion, wenigſtens einen Feldzug mitgemacht, und brav gethan. Wäre die Zerſtückelung Deutſchlands nur nicht ſo arg, es könnte viel für ſeine Selbſtſtändigkeit von dem kriegeriſchen Funken hoffen, der in den Geiſt ſeiner Bewohner fiel, und ſo ſchnell faßte. Jetzt — Der Himmel verhüte es, aber möglich iſt es, daß gerade dieſe Wehrhaftigkeit der Völker, den Untergang der Nation beſchleunigt. Sie ſind zu lange daran gewöhnt, einander als Fremde zu betrachten, und haben kein inneres Intereſſe, das ſie mit einander verbände. Wenn ein auswärtiger Feind, ſtatt Deutſchland anzugreifen, die einzelnen Deutſchen Staaten gegen einander aufhetzte, ihre Fehden würden furchtbar ſeyn, und ſie bald der fremden Macht, die als Schiedsrichterin aufträte, in die Hände liefern. Immer aber bleibt das Wiedererwachen der bürgerlichen Stände zum kriegeriſchen Geiſt, eine Erſcheinung die in der Geſchichte faſt einzig daſteht. Der gewöhnliche Gang der Staaten alter und neuern Zeit war, daß die Bürger die Waffen aus der Hand legten, ſobald es ſtehende Heere gab, und ſich wegen ihrer Vertheidigung auf ſie verließen. Dieſe arteten aus, wurden überwunden, und dann verſank der ganze Staat. Selbſt die gräßliche Barbarei der Hunnen und Vandalen vermochte nicht, die Römiſchen Bürger wieder zu dem einmal weggelegten Schwerte greifen zu laſſen. Und ſollte ein Land drei Millionen waffenfähiger Bürger beſeſſen haben, ſie waren alle die Beute des Feindes, wenn er die dreißig oder vierzig tauſend Soldaten überwunden hatte, die ihm etwa bis zur Gränze entgegen gegangen. Was Buonaparte in Deutſchland durch ſeine Inconſequenz erzwungen hat, iſt, wie geſagt, beiſpiellos. Die Folgen möchten freilich anders geweſen ſeyn, wenn er in den eroberten Ländern, ſtatt die Waffenpflichtigkeit jedes Jünglings zu befehlen, den unterwerfnen Völkern den Gebrauch der Waffen überhaupt verboten, und den Fürſten die er einſetzte oder fortdauern ließ, Franzöſiſche oder Italieniſche Leibwachen gegeben hätte. — — Höchſt wahrſcheinlich hätte man ſich dies eben ſo gut, vielleicht noch lieber gefallen laſſen, als die Konſkription; — und weil der Kriegerſinn nicht aus den Bürgerſtänden ſelbſt hervorging, ſondern ihnen aufgedrungen wurde, glaube ich nicht, daß er lange dauern wird. Dieſe Wendung iſt bei hochkultuirten Völkern auſſer der Natur. Zehn Friedensjahre, und dann ein ſehr unglücklicher Krieg, und er wird verſchwunden ſeyn.

Aber mich dünkt, Sie ſchütteln lächelnd

den Kopf darüber, daß ich ſchon wieder ſo ernſthaft aus dem Karakter der leichten Gazette gefallen bin, den ich meinen Reiſeberichten geben wollte. Freilich, der Geiſt der Kleinigkeit (Esprit de Bagatelle) iſt ein luſtiges Vögelchen, das mir nur zu leicht entſchlüpft. Bei tauſend Dingen die ich auf meiner Reiſe ſah, iſt mir nicht eingefallen, daß ſie des Nacherzählens werth wären, bis ich mich erinnerte, daß gerade Sachen der Art den Haupt-Inhalt und den wichtigſten Reiz vieler berühmten Reiſebeſchreibungen ausmachen.

Ich mag den Flüchtling in dieſem Briefe nicht einzuhaſchen ſuchen. Für den nächſten ſetzt er ſich vielleicht von ſelbſt wieder auf meine Feder, indem ich einige Umſtände meiner Reiſe von Schwerin hierher, nachhole.

Siebenzehnter Brief.

Eben daher.

Die drückendſten und unbilligſten Geſetze pflegen am wenigſten beachtet zu werden. Weil Jedermann dabei intereſſirt iſt, ſie zu umgehen, pflegt der Weg um ſie herum, ein völlig eingetretener Pfad zu ſeyn. Ich fand daher in Schwerin keine Schwierigkeit, ob ich gleich mit der Extrapoſt angekommen war, meine Reiſe mit der ſehr bequemen und eleganten Equipage meines Gaſtwirths, für wenig mehr als den halben Preis der Poſt, nach Lübeck fortzuſetzen. Meine Geſellſchaft war ein Edelmann aus der Gegend und der Gaſtwirth ſelbſt, der uns angeblich mitnahm, eigentlich aber nur die Gelegenheit benutzte, koſtenfrei eine Luſtreiſe zu machen. Sie werden geſtehen, ich hätte mir meine Geſellſchaft nicht beſſer wählen können, um das Leben des Landes im Wagen zu ſtudiren —.

In einem Dorfe wo wir anhielten, bemerkten wir, daß ſich Leute in dem Hinterhofe ſammelten. Wir folgten ihnen. So eben ſetzte ein Zimmergeſell den Kranz auf das vollendete Sparrwerk eines kleinen Schweineſtalls, und hub nun an zu erzählen, wie daß — König Salomon einſt den Tempel zu Jeruſalem erbaut habe. Ich war neugierig, welchen Uebergang er davon auf ſein ſo eben vollendetes Werk finden würde. Er ſprang hinüber, durch die allerdings ſehr richtige Bemerkung: So prächtig auch Jeruſalem geweſen, habe es, aus bekannten Urſachen, doch kein Gebäude wie das gegenwärtige enthalten. Sein Publikum lachte herzlich, ich aber ſtellte Betrachtung über den Nachruhm an, der den Namen des weiſen Juden-Königes von dem Giebel des

Schweinſtalles einer Mecklenburgiſchen Dorfſchenke ertönen ließ. Möchte man nicht oft der Zelebrität zurufen wie Voltaire einer gewiſſen Art von Ehre: »Pfui Teufel! wo ſteckſt du!"

An der Thüre des Gaſthofs vor dem Städtchen Rhena, wo wir zu Mittage aßen, ſaß ein Mann mit Jabot und Manchetten und las. Er ſtand auf, begrüßte uns mit ſehr ernſten Mienen und ſetzte ſich dann gedankenvoll wieder mit ſeinem Buche hin. Bald darauf entfernte er ſich und ließ es liegen. Mit der Erwartung, wenigſtens Montesquieux's »Geiſt der Geſetze" zu finden, ſchlug ich's auf, und fand: »Glorioſo oder der große Teufel," einen, wahrſcheinlich allen Stubenmädchen bekannten Banditen-Roman. Als wir zu Tiſche gingen, fand ſich der gravitätiſche Mann uneingeladen dazu, nahm den Oberplatz ein, und machte herablaſſend den Wirth. Ich fing das Geſpräch mit einem Lobſpruche auf ſeine Lektüre an. Er ſtimmte herzlich bei, erklärte aber doch übrigens das Bücherſchreiben überhaupt für eine Tagedieberei, mit der ſich Menſchen beſchäftigten, die nichts Nützliches gelernt hätten. Sie können denken, daß ich ihm ſogleich ſehr lebhaft Recht gab. Ich ſchlug ſogar vor, die Schriftſteller ſämmtlich zu Trommelſchlägern zu requiriren, da es doch immer ihr größeſter Wunſch ſey, recht viel Lärmen zu machen. Er belohnte den Einfall durch wiederholtes Lob. Nun forſchte ich mit Theilnahme nach, wer unſer Weiſer ſey? Er hatte kein Hehl, daß er ſich nun ſchon drei Wochen in Rhena aufhalte, und täglich acht bis zehn Tanzſtunden gäbe. Im Herbſt bereiſe er große Städte, Parchim und Grabow. —

Das freundliche Rumpeln einer Kegelbahn

lockte meine Reiſegefährten in den Garten und ich folgte ihnen. Hier fanden wir einen ehrſamen Zirkel von Männern in Schlafjacken von buntem Kattun, Schlafmützen und ausgetretenen Schuhen. Die Titel Herr Senator, Herr Stadt-Voigt u. ſ. w. belehrten uns bald, daß wir in dem Kreiſe der vornehmſten Honoratioren von Rhena waren, und der Anſtand, mit dem ſie ſich jeder eine Flaſche Bier geben ließen, zeugte für ihre anſehnlichen Glücksumſtände. Auf jeden Fall waren es die hohen Gönner, von deren Wohlwollen das Glück unſers vornehmen Tanzmeiſters in dieſer Stadt abhing, ſolide und wohlhabende Männer, die nicht nöthig hatten, die großen Städte Parchim und Grabow zu beziehen, um Brod zu finden. Wir miſchten uns in ihr Spiel und ich, der ich keine Kugel zu halten verſtehe, ich warf — Nein, ich prahle gewiß nicht! — Ich warf in einer halben Stunde zweimal alle Neun. Ha! rief ich aus, wenn das die Jenaer Literatur-Zeitung erführe! Ich möchte wohl wiſſen, ob ſie nicht Reſpekt für meine Talente bekommen würde, die ſie in ihren Kritiken wöchentlich ſechs Mal »Beſenſtiel”, höchſtens »drei Holz” zu werfen pflegt. Faſt hatte ich Luſt mir von den anweſenden Autoritäten von Rhena, ein beſiegeltes Zeugniß über den Vorgang ausfertigen zu laſſen, um es ihr zu ſenden.

Auf unſerer Weiterreiſe äuſſerte der Baron ſeine Empfindlichkeit über den vornehmen Ernſt, mit welchem der Tanzmeiſter uns behandelt hatte. Ich vertheidigte ihn mit Hinblicken auf wichtigere Männer. Das gravitätiſche vornehme Weſen iſt den Leuten ohne innern Gehalt, eben ſo nothwendig, wie den Inſekten ohne Knochen, die harte Haut oder Schale. Das ganze Ding würde keinen Halt haben, wenn ſeine Lockerheit nicht wenigſtens mit etwas Steifheit maskirt wäre.

— Hier in Lübeck beſuchte ich von meinen ältern Bekannten nur wenige, einen ſehr hochachtungswerthen Kaufmann, den Dichter Overbeck, und eine mir ehemals durch ihren Geiſt und ihre Liebenswürdigkeit wichtige Frau. Der erſte hatte durch die Jahre des Unglücks viel eingebüßt, ohne gebeugt zu ſeyn. Der andre iſt ſeit langer Zeit Senator, iſt mehrere Mal an Buonaparte deputirt worden, und ſcheint mir ſeinen leichten Frohſinn nicht ganz unzerdrückt durch das Gedränge der Geſchäfte hingetragen zu haben. Madame — — iſt Großmutter geworden. Sie erzählte mir mit Wärme von ihrem Enkel; aber was ſie damals ſprach, als der Vater desſelben auf meinem Stocke ritt, ſobald ich ihn abgelegt hatte, ſchien mir viel anziehender.

Achtzehnter Brief.

Ebendaher am 19. Mai 1817.

Mein Streifzug durch Deutſchland iſt geendigt. Morgen frühe geh' ich an Bord. Iſt der Wind günſtig, ſo luſtwandle ich in fünf Tagen wieder 180 Meilen von hier, unter meinen alten Linden, die ich vor einem Jahre verließ, und ſehe auf die ſeitdem verfloſſ'ne Zeit zurück, wie auf einen durchgeleſenen Roman, der mich durch manche Stellen verletzte, durch andre vergnügte, im Ganzen angenehm unterhielt.

Es iſt wahrſcheinlich, daß viele Andre eine ſolche Reiſe, als meine ſo eben geendigte war, gelehrter benutzt und üppiger genoſſen hätten: aber auch ich habe nicht Urſache, mit ihr unzufrieden zu ſeyn. Ich kenne nun das jetzige Deutſchland beſſer, als das vorige; ich achte es höher, und wenn ich ſein Demoſthenes wäre, ich wüßte wohl, wofür ich zu donnern hätte. Das iſt etwas! —

Meine künftigen Briefe werden die Nutzanwendung deſſen enthalten, was die bisherigen erzählten und — verſchwiegen; ſie werden alſo wichtiger ſeyn; vielleicht auch unterhaltender für Sie.

Leben Sie wohl!

Ueber
Deutſchland,
wie ich es
nach einer zehnjährigen Entfernung
wieder fand.

Von Dr. G. Merkel.

Wahrheit! Wahrheit! Alles Uebel kommt
vom Irrthum!

Zweiter Band.

Riga.
In Kommiſſion bei Brede in Offenbach.
1818.

from p. 711 2

* * *

Inhalts-Verzeichniß.

Drittes Buch.

Seite.
Erſter Brief. Blick auf die Römiſch katholiſche Hierarchie. 3
Zweiter Br. Hauptfolge von der Nichterblichkeit des Deutſchen Kaiſerthrones. . . . 1
Dritter Br. Gegenwärtiges Verhältniß der Deutſchen Fürſten und ihrer Völker.
Vierter Br. Die politiſche Schriftſtellerei in Deutſchland. 33
Fünfter Br. Fortſetzung. 41
Sechster Br. Fortſetzung. 51
Siebenter Br. Ueber die Einheit Deutſchlands. 67
Achter Br. Fortſetzung. 67
Neunter Br. Ueber ſtändiſche Verfaſſung. 75
Zehnter Br. Ueber den Volksgeiſt in Deutſchland. 79
Eilfter Br. Fortſetzung. 83

Viertes Buch.

Deutſchlands Zukunft, durch Europa's Gegenwart.

Erſter Brief. Allgemeine Anſichten ... 98
Zweiter Br. Fortſetzung ... 103
Dritter Br. Geſchichte und Geſchichtſchreiber ... 112
Vierter Br. Die Geſchichtſchreiber ... 116
Fünfter Br. Blick über Europa hin ... 123
Sechster Br. Die fremden Nationen in Europa ... 129
Siebenter Br. Die Griechen ... 136
Achter Br. Großbrittannien ... 146
Neunter Br. Fortſetzung ... 152
Zehnter Br. Das transatlantiſche Europa. 164
Eilfter Br. Rußland ... 171
Zwölfter Br. Die Pyrenäiſche Halbinſel. 178
Dreizehnter Br. Fortſetzung ... 186
Vierzehnter Br. Fortſetzung ... 191
Funfzehnter Br. Frankreich ... 196
Sechszehnter Br. Europa's Nebenvölker. 207
Siebenzehnter Br. Deutſchland, im allgemeinern Sinne ... 213
Achtzehnter Br. Oeſtreich ... 218
Neunzehnter Br. Deutſchland im engern Sinne ... 223
Zwanzigſter Br. Fortſetzung ... 231
Einundzwanzigſter Br. Das geiſtige Tagesleben der Nationen ... 236

Zweiter Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Drittes Buch.

Einzelne Betrachtungen.

Erſter Brief

Blick auf die Römiſch-katholiſche Hierarchie.

Julius Cäſar —

Ich kann Ihnen nicht helfen, verehrter Freund! Es iſt einmal unter den politiſchen Schriftſtellern Deutſchlands allgemein gebräuchlich, kein Ei auszuſchlürfen, ohne zu unterſuchen, was für Federn die Henne von der es kommt, am legenden Theile gehabt, und in welchem Winkel der Hahn ſie trat. Ich darf mich um ſo minder davon freiſprechen, da dieſer Gebrauch nichts weniger als neu, und da er ſehr weit verbreitet iſt. Faſt kein alter Chronikenſchreiber weiß anders auf ſein Städtchen zu kommen, als indem er von der Erſchaffung der Welt beginnt, und ſogar von den Tſcherkeſſen erzählt man, daß ſie immer einen Anlauf nehmen, um in den Sattel zu ſpringen. Alſo —

Julius Cäſar —.

Aber erſchrecken Sie nicht! Mein Anlauf ſoll nur die Länge *eines* Briefes haben; und wenn ich noch einen angewandt, mich im Sattel zurechtzuſetzen, ſo geht es geraden Laufes hin. —

Julius Cäſar erzählt im ſechsten Buch ſeiner Bulletins aus Gallien, die Prieſterſchaft dieſes Landes bilde dort einen beſonders mächtigen Stand, oder vielmehr den oberſten. Sie miſche ſich in alle öffentliche oder Privatſtreitigkeiten und maße ſich an, ſie zu entſcheiden. Wer ihr nicht gehorche, den exkommunizire ſie, wodurch er ein Gegenſtand allgemeiner Verabſcheuung werde. Ihre heiligen Satzungen erlaube ſie nicht einmal aufzuſchreiben, damit ſie nicht zufällig vom Volke geleſen würden. Sie habe ein allgemeines Oberhaupt, deſſen Stelle wenn es ſtarb, durch Wahl von den angeſehenſten Druiden wieder beſetzt werde. Faſt glaube ich, daß ſie auch im Cölibat lebte. Cäſar ſagt wenigſtens ausdrücklich, die Jünglinge aller Stände drängten ſich darnach, unter die Druiden aufgenommen zu werden, und das hätte doch wohl nicht geſchehen können, wenn dieſe geſetzlich-natürliche Erben ihres Wiſſens und ihrer Rechte gehabt.

Bei dieſer, viel länger als ein halbes

Jahrhundert vor Chriſti Geburt niedergeſchriebenen Schilderung: ſollte man nicht glauben, die Römiſche Hierarchie, beſonders vor der Reformation, habe zu ihr geſeſſen? Sie wird noch merkwürdiger dadurch, daß der abendländiſchen Kirche die Vollendung ihrer Gewalt eigentlich aus demſelben Lande kam, in welchem, freilich viele Jahrhunderte vorher, jene der Druiden ſchattete. Welch ein Anlaß zu Hypotheſen und zum Auskramen überſchwenglicher Gelehrſamkeit!

Ich indeſſen will mich nicht auf die Erörterung einlaſſen, ob die Biſchöfe wirklich das Beiſpiel der Druiden vor Augen gehabt, oder ob das Streben nach denſelben Zwecken durch dieſelben Mittel, in der Natur jeder heidniſchen oder chriſtlichen Hierarchie liege, wie das Netzmachen in der Natur aller Kreuzſpinnen. Mir genügt die Bemerkung: ſobald jener König Galliens oder Frankreichs, der die Eroberung Deutſchlands vollendete, und den die Deutſchen deshalb durchaus für ihren Landsmann wollen gelten laſſen, — ſobald Karl der Große, meyne ich, in jedem Gau dem Grafen einen Biſchof an die Seite geſetzt, und den Biſchof von Rom als den oberſten anerkannt hatte, wird auch das eifrige Bemühen der Hierarchie auf jedem Punkte ſeines Reiches ſichtbar, zu — werden was die Druiden waren, die Macht des Regenten zu lähmen und die oberſte Gewalt an ſich zu nehmen.

Der Gang den ſie zu dieſem Zwecke wählte, läßt ſich durch zuverläßige Spuren nachweiſen. Biſchöfe waren die Rathgeber Ludwigs, als er das große Kaiſerreich unter ſeinen Söhnen theilte; Biſchöfe die Rathgeber der letztern, bei ihren Streitigkeiten mit ihm und unter ſich. Sie blieb dieſer Rolle treu, bis das Haus ihres Wohlthäters überall zu Grunde gegangen war, und ſuchte dann eifrig aus den Trümmern ſeiner Herrlichkeit, ſich einen Thron der Weltherrſchaft zu errichten.

In Italien glückte ihr Plan am früheſten. Hier warf ſie das alte Königreich in eine Menge kleiner Staaten auseinander, die ſie einzeln zu unterjochen ſuchte, zum Theil auch wirklich unterjochte.

In Frankreich war ſie weniger glücklich, da hier die Würde des Königs und die Macht der weltlichen Vaſallen älter, früher begründet war, als die ihrige. So oft auch das Anſehen des Thrones ſchwand, und er an einen Vaſallen überging, wurde das Szepter doch wieder in dem Hauſe deſſelben erblich, und ſo erwarb die Monarchenwürde immer wieder neuen Glanz.

Für Deutſchland hingegen iſt ſie ganz eigentlich die Parze geweſen, die ihm den Unglücksfaden ſpann, woran das Reich bis zu ſeinem Untergange herabglitt, und der wahrſcheinlich erſt mit der Auflöſung der Deutſchen Nation abreißen wird. Sie liſtete und trotzte den Karolingern fürſtliche Hoheitsrechte für ihre Erzbisthümer und Bisthümer ab; ſie machte, bei dem Ausſterben dieſes Hauſes, die Krone zum Spiel immer neuer Wahlen, die ſie immer nach ihrem Vortheil zu lenken ſuchte. Und war das mißlungen, hatte die Wahl einen entſchloſſenen und mächtigen Fürſten getroffen, dann erregte ſie ihm in Deutſchland und in Italien ſo häufige und ſo blutige Händel mit ſeinen Vaſallen, daß er den ſchönſten Theil ſeiner Kraft und ſeines Lebens daran verſchwenden mußte, nur zu erhalten, was ihm der Vorfahr und die Bedingungen ſeiner Wahl, gelaſſen hatten. — Kennen Sie das alte Mährchen von dem unüberwindlichen und unſterblichen Rieſen, den eine feindliche Zaubermacht zwar nicht zu tödten vermochte, aber dadurch überwand, daß ſie alle ſeine Gliedmaßen in beſondere, für ſich lebende Weſen verwandelte? Nun kämpfte bald ein Arm wider den andern, und wenn ein Fuß vorſchreiten wollte, hob auch der andre ſich, um zurückzugehn u. ſ. w. So läppiſch das Döhnchen klingt, es iſt die Geſchichte des Deutſchen Reichs, und von Rom aus ertönte der Zauberſpruch der dieſen Rieſen zu Boden warf. Sie werden es alſo, Verehrter! nicht tadelhaft finden, daß ich zum Anfange meiner Betrachtungen einen Augenblick dabei verweilte.

Die Reformation und der Ausgang des dreißigjährigen Krieges zerriß viele Fäden des Netzes, mit welchen die Römiſche Hierarchie Deutſchland überſponnen hatte, aber die Hoffnung es wieder herzuſtellen, hat ſie noch in dieſem Augenblicke nicht aufgegeben.

Nachſchrift. So viel ich weiß, noch von keinem Hiſtoriker hervorgehoben, gleichwohl aber ſehr lehrreich — iſt es, daß die Geſchichte des öſtlichen Europa, in Rückſicht auf Zweck, Mittel und Wirkung der Römiſchen Hierarchie, ein Seitenſtück zu der Geſchichte des weſtlichen giebt. Das mächtigſte Slaviſche Reich des Mittelalters, das Polniſche, trat zur Römiſchen Konfeſſion. Es erhielt dadurch eine auswärtige Autorität, die Anſpruch machte, eine höhere zu ſeyn, als die königliche, und ſich in alle Angelegenheiten miſchte, um ſie dem Intereſſe der Hierarchie, nicht dem des Staates, gemäß zu lenken. Polens Krone, wie die Deutſche, wurde ein Spiel der Wahlen, und Polen ging den Weg Deutſchlands — wohin? haben wir geſehn.

Die zweite Slaviſche Hauptmaſſe, Rußland, war zur Zeit ihres Ueberganges zum Chriſtenthum, in mehrere kleine Staaten zertheilt, die nur in einem ſehr lockern Zuſammenhange mit einander ſtanden. Sie hatte das Glück zur Griechiſchen Kirche zu treten. So erhielt ſie zwar Anfangs auch für die kirchlichen Angelegenheiten eine auswärtige Autorität; aber dieſe ſtand in ihrem eigenen Wohnſitze nur in Unterthans-Verhältniſſen, ließ ſich es alſo gar nicht einfallen, in einem fremden Lande die Geſetzgeberin oder Lenkerin zu ſpielen. Rußland konnte daher den Gang, zu dem die Natur es berief, ungeirret fortſetzen. So erwuchs es, ſelbſt unter harten Drangſalen, zu einer mächtigen Monarchie, deren Glanz mit doppelter Eile ſtieg, ſeit ſein Regent auch der Kirche ein inländiſches Oberhaupt gab; ſeit Peter der Unſterbliche aber die höchſte weltliche und kirchliche Autorität in ſeiner Perſon verband, einen Aufſchwung genommen hat, deſſen Majeſtät die höchſte Bewunderung jeder Nachwelt ſeyn wird.

Sie ſehen, verehrter Freund! im Großen, wie im Kleinen giebt es keine ſichrere Bürgſchaft des Gedeihens, als ſelbſt Herr in ſeinem Hauſe zu ſeyn. — Ehrfurchtsvoller Dank der Kirche für das Glück, das ſie die Völker jenſeit des Grabes hoffen läſst; aber wenn ſie ſich in ihre dieſſeitige politiſche Angelegenheiten miſcht, richtet ſie ſie unfehlbar zu Grunde.

Zweiter Brief.

Hauptfolge von der Nichterblichkeit des Deutſchen Königsthrons.

Kein Zug in der ganzen Regierungsgeſchichte Karls des Großen, hat mir tiefere Ehrfurcht für ſeinen Rieſengeiſt eingeflößt, als die Abſchaffung der herzoglichen Würde. Die Grafen, die er ſtatt ihrer einſetzte, waren bekanntlich nur Richter und Verwalter der einzelnen Gauen, und durften nur dann auf lebenslänglichen, — nicht auf erblichen, — Beſitz ihrer Aemter rechnen, wenn ſie ſie untadelhaft zum Beſten des Monarchen und des Volkes, verwalteten. Das war ein gewaltiger Riß durch die Feudalverfaſſung und zugleich eine laute Erklärung: das Wohl des Volkes ſey der Zweck der Verfaſſung und der

Verwaltung, und ihm gebühre unmittelbarer Schutz vom Throne.

Die Aufrechthaltung dieſer Einrichtung und dieſer Wahrheit war nur von einem gewaltigen Arme zu erwarten, Karls Nachfolger aber waren ſehr ſchwach. Nur zu bald erhob ſich daher wieder in verdoppelter Stärke die eherne Mauer der erblichen Vaſallenſchaft zwiſchen dem Monarchen und ſeinem Volke. Nachdem es aber in Deutſchland erſt dahin gekommen war, daß dieſe ſelbſt nach dem Tode jedes Königs, aus ihrem eignen Mittel den erwählten, der, unter neuen Beſchränkungen, künftig für ihr Oberhaupt gelten ſollte, ging der Gedanke vom Zweck der Verfaſſung, das Wohlſeyn der Völker zu bewirken, und vom Recht derſelben auf unmittelbare Verhältniſſe zum Monarchen, ganz verloren. Die Nachkommen eben der Männer, die von Karl oder einem ſeiner Nachfolger nur unter der Vorausſetzung lebenslängliche Würden erhalten hatten, daß ſie ſie uneigennützig zum Beſten ſeiner Unterthanen verwalten würden, ſahen eben dieſe bald nur für eine von der Vorſehung herſtammende Ausſtattung an, ihnen verliehen, damit ſie und ihre Kinder etwas zu regieren hätten; und behandelten ſie ſo, als rechtloſe Habe. Nur die Ritterſchaft, aus deren Mitte ſie ſelbſt hervorgegangen waren, und die ihnen zum Werkzeug diente, die Maſſe nieder zu halten, durfte noch von Rechten ſprechen, und wurde mit Rückſichten behandelt. Uebrigens aber — Wer mit der unbefangenen Idee von dem wahren Zweck aller Verfaſſung und Verwaltung, unvorbereitet die ältere Reichsgeſchichte durchblätterte, würde kaum ſeinen Sinnen trauen, und ſchwerlich zu überreden ſeyn, daß das für die Geſchichte einer großen Nation gelten ſolle: — dieſer

Bündel von Biographieen und Familienpakten einzelner Fürſten, und von Erzählungen ihrer perſönlichen Verhältniſſe und Zänkereien mit dem Kaiſer und unter ſich, bei denen die Völker nur als Mittel und Werkzeuge ihrer Vergrößerungs-Pläne angeführt werden, — es ſey denn, ſie hätten ſich, wie die Glieder der Hanſa und des alten Rheinbundes, mit gewaffneter Hand auch einige Geltung erzwungen. Auſſerdem faſt keine Spur davon, daß es einem Deutſchen Fürſten eingefallen ſey, die Bedürfniſſe und das Glück ſeines Volkes gegen die Einrichtungen in die Wagſchale zu legen, die er etwa für einzelne Glieder ſeines Hauſes zu machen gut fand. *)

---

*) Nicht bloß als hart und roh verſchrieene Fürſten gaben Beweiſe, daß die Völker in ihren Augen rechtlos und verächtlich ſeyen, ſobald von der perſönlichen Lage eines Fürſten die Rede war; ſelbſt ſolche thaten es, denen ihre Zeitgenoſſen und die Geſchichtſchreiber ehrende

Hatte ein Fürſt mehrere Söhne, ſo theilte er ſeine Unterthanen unter ſie, wie eine Summe Geldes oder eine Heerde, ohne Rückſicht darauf, daß das Wohlſeyn dieſer Unterthanen es vielleicht dringend forderte, beiſammen zu bleiben; und geriethen die Brüder etwa wegen der Theilung in Streit, ſo fand kein Menſch etwas dagegen einzuwenden, daß die Stücke des zerriſſenen Volkes, die ſo eben noch Eine Maſſe ausmachten, einander aufs blutigſte bekämpften. Wiederum: war ein Fürſtenhaus in ſeiner geraden Linie ausgeſtorben, ſo nahmen die Seitenverwandten,

---

Beinamen gaben. Als Wilhelm der Weiſe, Landgraf von Heſſen, die Hülfe des Königs von Frankreichs bedurfte, um ſeinem Vater, Philipp dem Großmüthigen, die Freiheit zu verſchaffen, gab der Weiſe ſeine Einwilligung, daß die Franzoſen die drei freien Reichsſtädte, Metz, Toul und Verdun unterjochten, und es iſt keine Spur, daß der Großmüthige das mißbilligte.

dieſer eine Stadt, jener eine andre, und ein dritter ein drittes Stück an ſich, wie bei dem Abſterben eines Privatmannes die Inteſtaterben der eine dieſes, der andre jenes Stück des Hausgeräthes forttragen läßt. Dicht beiſammenliegende Städte und ſelbſt einzelne Dörfer wurden ſo von allen ihren Nachbarn mit denen ſie enger Verkehr und Freundſchaft und gegenſeitiges Intereſſe vielleicht ſeit einem halben Jahrtauſende verband, losgeriſſen, oft um an das Schickſal entfernter Provinzen geknüpft zu werden, die ſie nicht kannten.

»Die Völker ſind das Vermögen, die Habe der Fürſten, ihnen gegeben, damit ſie leben können!“ Dieſer ſonderbar ſchiefe Gedanke geht vorherrſchend durch die ganze Geſchichte Deutſchlands, ſeitdem die Beamten, welche die Karolinger angeſtellt hatten, wirklich dieſe Aemter und die Dotation derſelben zu ihrem Familieneigenthum, d. h. erblich, gemacht hatten. Der Schritt, auch die Menſchen dazu zu machen, um derenwillen ſie dieſe Aemter, und durch ſie eine Autorität über jene, erhalten hatten, war der nächſte. Daß der Kaiſerthron durch Wahl verliehen wurde, gab ihnen Gelegenheit, auch dieſen Schritt zu thun. Bei jeder neuen Wahl beinahe, dehnten ſie ſeine Folgen aus, und als der Ausgang des dreißigjährigen Kriegs dieſe unter die Garantie des übrigen Europa geſetzt hatte: was wurde in politiſcher Rückſicht aus Deutſchland! Eine recht genau illuminirte Karte deſſelben, wie es bei dem Ausbruch der Franzöſiſchen Revolution zertheilt war, wenn man anders genug Farben erfinden kann, eine ſolche zu liefern, wäre das lehrreichſte politiſche Werk, das jemals zu Stande gebracht werden könnte. Mit Einem Bilde ſpräche es die furchtbarſten

Wahrheiten aus, die es für die Staatskunſt giebt.

Und dieſe zerſplitterte, zerfetzte, zermalmte Nation galt doch noch für Eine Maſſe, Ein Reich! Mir fielen dabei oft jene Thiere ein, die man zuweilen unter einem Mühlſteine mit ihrem ſchlankeſten Theil in einen Knoten verwachſen finden ſoll. Unter einander, ſagt man, zerfleiſchen ſie ſich oft aufs furchtbarſte: denn die Gattung iſt muthvoll und wohlbewehrt, aber jeder Angriff von Auſſen findet ſie kraftlos. Sobald eines von ihnen einen Schritt thut, ſtreben ſie Alle auseinander, wie die Stralen einer Windroſe, oder fallen ſich gegenſeitig an. So können ſie ſich weder vertheidigen, noch fliehn, und —

Buonaparte pflückte mit leichter Mühe die hochreifen Früchte des Friedens von 1648.

Dritter Brief.

Gegenwärtiges Verhältniß der Deutſchen Fürſten und ihrer Völker zu einander.

Ihre Bemerkung, hochverehrter Freund! iſt ſehr ſchalkhaft; aber ſie ſetzt mich nicht in Verlegenheit, da ich gewohnt bin, unbefangen zu ſprechen. »Wenn Deutſchlands Schwäche, ſagen Sie, aus ſeiner Zerſtückelung, aus der planloſen, bloß durch den zufälligen Gang von Familienverhältniſſen zuſammengeworfelten Verbindung ſeiner Theile, und durch die Schlaffheit in dem Zuſammenhange aller, veranlaßt wurde: ſo muß ja wohl der Mann als ein Wohlthäter der Deutſchen Nation betrachtet werden, der den Regensburger Knoten zerhieb, die kleinen Staaten Dutzendweiſe in Eine Maſſe zuſammendrückte, und den größeſten Theil von Deutſchland mit einem Bande umſchlang, das wahrlich ſehr eng und feſt gezogen war.“

Ich antworte: bei dem Menſchen von dem Sie ſprechen, mehr als bei Millionen andern, muß man das was er that, von ſeinem Zweck dabei, und den Mitteln die er anwandte, ſondern. Seine Furchtbarkeit lag gerade darin, daß er in hundert Rückſichten that, was die Stimme aller Vernünftigen ohne Wirkung, großentheils ohne Hoffnung gefordert hatte; ſeine Verworfenheit aber offenbarte ſich darin, daß Alles was ihm Zweck ſeyn ſollte, nur Mittel war, für ſeine ſelbſtſüchtigen Herrſcherpläne. Die Veränderungen die er in Deutſchland erzwang, ſollten daraus nur ein recht taugliches Werkzeug machen, für ſeine künftigen Eroberungen, und der Bund in den er die Fürſten verwickelte, war nichts als eine Kette, deren Schlußglieder er im Jahr 1809 ſich an den Gürtel hing. Glücklicher Weiſe hielt er ein Werk für vollendet, das kaum begonnen war, und eines Lebensalters bedurfte, um im Innern wirklich zu werden, was die Auſſenſeite verſprach. Mit einer Verblendung, die ſich nur aus ſeiner allgemeinen Geringſchätzung der Menſchen erklären läßt, drang er den Deutſchen durch die erzwungne Einführung der Konſkription, die faſt ganz erloſchene Ueberzeugung von der Wehrhaftigkeit jedes geſunden Mannes auf, und gab zugleich ihren Fürſten, durch die theils erweiterte, theils erſt durch ihn ertheilte Souverainetät, das Mittel in die Hand, die wieder erweckte Kraft der Völker ohne alle Schwierigkeit gegen ihn ſelbſt in Bewegung zu ſetzen, wenn die Umſtände dazu aufforderten. Die ungeheuren Anſtrengungen, die er ihnen zu ſeinem Feldzuge nach Rußland auferlegte, lehrte ſie die ganze Schwere ſeines Joches kennen; die Unglücksfälle die ihn von Moskwa zurückgeiſſelten, zeigten ihnen die Möglichkeit, es abzuwerfen, und ſie boten dazu die Kräfte auf, die er ſelbſt in ihren Staaten entwickelt hatte. Auf ihren Ruf für Freiheit, erhoben ſich die wieder wehrhaft gewordenen Völker, ſchloſſen ſich den plötzlich gegen ihn gewendeten Herren an, halfen ihn zu Boden ringen, den Sieg in ſeine eigne Provinzen tragen, in ſeine Hauptſtädte, ſeine Paläſte; ihn aus Frankreich verdrängen, aus dem Welttheil verjagen —. Sie kehrten heim, und fragten ſich nun: Was haben wir gewollt? Was haben wir gewonnen?

Ueber die erſte Frage ſcheint wirklich kein klares Einverſtändniß zwiſchen den Deutſchen Fürſten und ihren Völkern geweſen zu ſeyn; daher iſt es leicht möglich, daß ſich über die zweite einſt blutiger Hader erhebt. Manche der erſten, oder wenigſtens ihre Miniſter, ſcheinen unter der Freiheit, zu deren Erkämpfung ſie die Völker aufriefen, verſtanden zu haben, was man ſonſt ſo rühmend die Deutſche Freiheit zu nennen pflegte, nämlich das Recht der Fürſten, ihre Völker nach den im vorigen Briefe aufgeſtellten Anſichten zu behandeln, vorzüglich aber, daß ſie die großen Heere die Buonaparte ſie zu halten zwang, und die hohen Abgaben, welche ſie zu ſeinem Vortheile ihren Unterthanen auflegen mußten, jetzt zu ihrem eignen Beſten, mit der erweiterten Machtvollkommenheit die er ihnen verlieh, verwenden könnten. Die Völker hingegen erwarteten, jene Freiheit werde ſich darin offenbaren, daß das Uebermaß der Abgaben und der Heere aufhörte, und daß ſie, damit es nie wiederkehre, Vertreter ihres Wohls, eine ſtändiſche Verfaſſung erhielten. Die Deutſchen Kabinette kannten die Hoffnungen der Völker und mißbilligten ſie nicht, wie mehrere Artikel der Bundesakte beweiſen: gleichwohl iſt noch wenig zu ihrer Erfüllung geſchehen. Denn die Verminderung der Heere, die hier und dort ſtatt fand, hat im Grunde durch die ſtreng militäriſche Organiſation der Landwehren, ihr Wohlthätiges wieder verloren. — Vielleicht war es ſelbſt das laute Rufen der Völker nach ſtändiſcher Verfaſſung, Gleichheit der Rechte u. ſ. w., was es gefährlich ſcheinen ließ, ihnen das Gewünſchte zuzugeſtehn.

Mich dünkt dieſe Anſicht ungegründet. In andern Formen werden die Fürſten den Ständen gegenüber ſo frei herrſchen, als jetzt, und, ſollten ſie auch auf dieſem oder jenem Punkte Schranken erhalten, perſönlich nicht weniger glücklich leben, als jetzt. Nur ihre Miniſter werden Schwierigkeiten dabei finden, ihren Willen über das Geſetz zu erheben. — Sollten die Wünſche der Völker hingegen ganz fehlſchlagen: ich fürchte, der nächſte auswärtige Krieg würde dann ein Aeſopiſches Fabelchen in Geſchichte verwandeln. »Lauf, Eſelchen, lauf!“ rief ein Bauer ſeinem Thiere zu; »Räuber nahen!“ — Glaubſt Du, erwiederte jenes, daß ſie mich länger prügeln können, als Tag und Nacht, wie Du thuſt? — — Es giebt nur Eine ſichere Gewährleiſtung dafür, daß einmal aufgeregte Völker gewiſſen Verhältniſſen unverbrüchlich anhängen: das Gefühl ihres Wohlſeyns, oder daß es ihnen offen ſteht, mit Zuverſicht darnach zu ſtreben. Es muß Güter geben, deren Beſitz an jene Verhältniſſe geknüpft iſt. Das aber, wonach ſo viele Deutſchen Völker jetzt ſo ſehnlich erſt verlangen: ihre zu Frankreich gehörenden Brüder im Elſaß und in Lothringen, haben es, weil ſie zu Frankreich gehören. Möge der Umſtand nie ein Irrlicht werden! —

Es giebt noch eine dritte Partei in Deutſchland. Dieſe ſehnt ſich darnach, Alles daſelbſt wieder auf den Fuß zurückgeſtellt zu ſehn, auf dem es vor dem Ausbruch des Revolutionskrieges ſtand; das heißt, die Zurückſetzung ihres Vaterlandes in jene Ohnmacht, die allein ihm alles Unheil zuzog, dem es erlag. Ihre Wünſche und ihre Pläne wären belachenswerth, wenn ihre Stellung nicht ſo viel Drohendes hätte. Sie bildet großentheils den nächſten Lebenszirkel der Regenten, hat alſo das Ohr derſelben. Ob ſie das nie braucht, ſie gegen gerechte Forderungen des Volkes einzunehmen? — Sie wiederum bildet die vorderſte Klaſſe der Unterthanen, welche Rechte dem Thron gegenüber geltend zu machen ſuchen. In einem gewiſſen Lande hat man die Anſchuldigung laut ausgeſprochen.

ſie benutzte das, ſich zur Führerin des Volkes aufzuwerfen, und dieſes für ihre Pläne wirken zu machen, indeß es für ſich zu handeln glaubt.

Die beiden Erſtgenannten werden ſich hoffentlich gütlich verſtändigen: denn beide meinen es nicht böſe mit einander, glauben nur noch, nichts von dem nachgeben zu dürfen, was ſie für ihr ſtrenges Recht anſehen. Was die dritte Partei betrifft: ſpielt ſie die Rolle des Fuchſes zwiſchen den beiden Böcken, ſo wird ſie endlich das Schickſal deſſelben haben, und Niemand wird ſie bedauren.

Bei Gelegenheit ihrer Anſprüche: auch in Rußland verſuchte man vor etwa zweihundert Jahren, der Gegenwart die Vorzeit wie einen Fallſtrick zwiſchen die Beine zu werfen. Mit Berufung auf das, was die Rangliſten von ihren Vorfahren erzählten, verweigerten die Knjäſen und Bojaren, ſich den Einrichtungen zu fügen, die der Monarch nöthig fand. Er ſchlug einen raſch zum Ziele führenden Ausweg ein. Er ließ alle jene Rangliſten zuſammenbringen und öffentlich verbrennen.

In dem hochbedächtigen, hochgelehrten, und vor allen Dingen ſehr artigen Deutſchland iſt ſo etwas freilich nicht zu fürchten. Schon wegen der Verwirrung nicht, welche ſie in den — akademiſchen Hörſälen anrichten würde. Was ſollten die Profeſſoren und ihre fleißig geweſenen, ſeitdem aber zum Theil hoch geſtiegenen Hörer, mit ihrer hiſtoriſchen und ſtaatsrechtlichen Gelehrſamkeit anfangen? Sie würde völlig unnütz werden, wenn man ſich einmal entſchlöſſe, allen Notizen von dem, was in Deutſchland *ehemals* geſchehen iſt, den Rücken zuzuwenden, und ſich ganz einfach mit dem zu beſchäftigen, was *jetzt* geſchehen müſſe, damit es nicht zu Grunde gehe.

Jene wackern Männer aber verdienen die höflichſte Rückſicht. Ihre unterhaltenden Erörterungen, wie da ward, was da iſt, und welche metaphyſiſchen Begriffe bei den Verfaſſungen zum Grunde liegen: — Kann man während einer Hungersnoth etwas Nützlicheres auf den leeren Markt bringen, als eine Geſchichte des Brodbackens, und eine Erklärung der chemiſchen Grundlehren, worauf es beruht?

Vierter Brief.

Die politiſche Schriftſtellerei

Wollte der Himmel, verehrter Freund! Ihre Beſorgniß hätte einigen Grund, ſo wäre wenigſtens in dieſer Rückſicht Einheit in Deutſchland. Gäbe es Eine Schriftſtellerei-Partei von entſchiedenem Einfluß, ſo gäbe es unausbleiblich auch Eine Gegenpartei: die Debatte würde mit beſtimmtem Zweck geführt, und der Ausgang derſelben wäre immer ein Reſultat. So aber regen ſich hundert Parteien, von denen jede einen andern Gegenſtand mit der größeſten Heftigkeit dem Publikum ans Herz legt, und einen Zirkel findet, der ſich wirklich nur für dieſen intereſſirt, und alles Andre als geringfügig beſeitigt. Das kann zu keiner allgemeinen Entſcheidung führen.

In England iſt die öffentliche Stimme ein tüchtiger Wind, der durch den Forſt braust, ein geſundes ſtarkes Athmen der Natur, — für das unverkennbare National-Intereſſe. In Frankreich erhob ſie ſich während der Revolution oft zum gräßlich tobenden Sturm, der aber meiſtentheils nur durch Haſelgebüſche pfiff. Eigendünkel und Eigennutz, Vorurtheile und Leidenſchaften Einzelner gaben die Reize und Zwecke her, für die ſie wüthete. In dem, unter Alterthümlichkeit erliegenden, politiſch und geographiſch ſo vielwinklichten Deutſchland, gleicht ſie der Zugluft, die durch zerbrochne Thüren und Fenſter eines alten Schloſſes bald heult, bald flüſtert. Hier und dort ſingt ſie auch wohl aus einer Aeolsharfe: aber eine beſtimmte Muſik läßt ſich, wie Sie wiſſen, mit dieſen genialiſchen Inſtrumenten nicht aufführen. Bei dem ſo vielfach zerſpaltenem Intereſſe Deutſchlands, und da jeder Staat nicht nur, ſondern faſt jede Klaſſe ſeiner Einwohner Schriftſteller aufſtellt, iſt es nicht möglich, in die Gegenſtände die man abhandelt, nur einige Uebereinſtimmung zu bringen; von Uebereinſtimmung in den Zwecken vollends, oder den Anſichten, kann dabei ſo wenig die Rede ſeyn, daß, — glauben Sie mir, es iſt ein Unglück für Deutſchland, — daß die Brandenburgiſchen, Baierſchen, Sächſiſchen, Hanöveriſchen, Oeſtreichiſchen Schriftſteller alle in einer und derſelben Sprache ſchreiben. Sie meynen dabei oft von einem und demſelben Gegenſtande zu ſprechen, wenn es ganz und gar nicht der Fall iſt; halten es für Pflicht, Dinge zu widerlegen, die in dem Sinne, den ſie zu finden vermeynen, gar nicht geſagt ſind; vertheidigen ſich gegen Angriffe, die ihnen gar nicht galten, mit Gründen, die auf das Land von dem ihr Gegner ſprach, ſchlechterdings nicht paſſen u. ſ. w. Die Verwirrung im Lager des Königs Agramante, die Arioſt ſo beredt ſchildert, iſt eine Kleinigkeit neben jener, welche die politiſche Schriftſtellerei der Deutſchen dem unbefangenen Blick eines Ausländers darbietet.

Nur Eine Gattung von Schriftſtellern iſt wenigſtens über die Gegenſtände und die Behandlungsform einig, die politiſchen Metaphyſiker, und das ſind ſehr geſchickte Leute. Es iſt wahr, was ſie ſagen iſt ſelten oder nie im Gange des Lebens zu brauchen, aber das muß man auch von ihnen nicht erwarten. Uebrigens fehlt ihnen, wie einſt Archimed, nur ein Stützpunkt auſſer dem Gebiet der hiſtoriſchen Wirklichkeit, um die ganze Welt der Erfahrung ins leere Blau der Spekulation hinauf zu ſchnellen. Giebt man ihnen den, geſteht man ihnen zu, zwei und drei mache acht, ſo läßt ſich kein Wort mehr gegen ſie aufbringen. Warum aber ſollte man jene Gefälligkeit nicht für ſie haben? Sie belohnen dafür durch ſo kunſtreichen Zeitvertreib!

Als ich geſtern Morgen in meiner Jasminlaube ſaß, ſenkte ſich vor mir eine Spinne herab. Sie muß meinen Stock, den ich mit der Spitze in den Boden geſtoßen hatte, für einen feſten Halt (zwei und drei für acht) angeſehen haben, denn ſie befeſtigte das eine Ende ihres erſten Fadens daran. Ich gab ihr lächelnd Recht, und ſah ruhig zu, was nun weiter? Sie lief an ihrem Faden wieder hinauf, fuhr rechts und links in der Luft herum, wieder zum Stocke herunter, wieder hinauf, — Nach einer halben Stunde hatte ich das Vergnügen, ein tadelloſes Kunſtwerk, in jedem Theile mathematiſch richtig ausgeführt, vor mir ſchweben zu ſehn, das aber, trotz ſeiner genauen Berechnung, zerriſſen in der Luft flattern mußte, ſobald die wahre Beſchaffenheit ſeiner erſten Grundlage ſich dadurch offenbarte, daß — ich meinen Stock nahm, um weiter zu gehn. Die Wahrheit zu ſagen, ich würde es nur mit Bedauren gethan haben, aber das bewundernswürdige Kunſtwerk war ſchon zerriſſen, ehe ich ging. Mein Tolpatſch hatte mich aufgeſpürt, und kam mit großen Sprüngen in die Laube geſtürzt, durch das Meiſtergewebe hindurch, als wär' es gar nicht vorhanden. »Du großer — Naturgang!“ ſchalt ich ihn, aber das kümmerte ihn nicht; er wedelte vielmehr, ohne ein Wort davon zu wiſſen, noch ſo viel mathematiſch-ſichere Berechnungen hinweg, als ſich mit dem wedelnden Theile abreichen ließen.

Auf dem Heimwege blätterte ich ein neues Buch auf, das ich in der Laube hatte leſen wollen, und über die Spinne vergaß. Ich fand eine tiefſinnige Unterſuchung des Urſprungs und der Natur aller Souverainität, ihrer Zwecke und Gränzen. Was lehrt der Naturgang darüber? »Wer Macht hat es zu erzwingen, deß Wille wird Geſetz." — Ich blätterte weiter und ſah erörtert, welches die einzig gute, die Völker beglückende Verfaſſung ſey. Wie ſpricht der Naturgang? »Um ganz paſſend zu ſeyn, muß eine Verfaſſung aus den Bedürfniſſen des Volkes allmählig entſtehen, wie das Häuschen aus dem Körper der Schnecke. Wo man den Umſtänden angemeſſene Einrichtungen traf, befand das Volk ſich wohl, bis — ſich die Umſtände änderten. Wurden dann die Einrichtungen nicht auch geändert, ſo war es unglücklich." — Endlich ſtieß ich auf einen unumſtößlichen Beweis, in jeder guten Verfaſſung müſſe die legislative und exekutive Macht getrennt, müſſe ferner ein Oberhaus und ein Unterhaus vorhanden ſeyn. Die Geſchichte dagegen zeigt: Wo ein Doppelſtamm emporſchoß, bildete ſich von ſelbſt auch ein Doppelwipfel; wo man um einen ſolchen zu erkünſteln, einen einfachen Stamm ſpaltete, ſah man immer nur einen einfachen — verdorren.

Fünfter Brief.

Fortſetzung.

Freilich! Freilich! Unter dieſen **Metaphyſikern** und unter den Deutſchen politiſchen Schriftſtellern überhaupt giebt es ſehr hochachtungswerthe Männer, von denen ich oft dankbar lernte: aber das beſſert den allgemeinen **Karakter der politiſchen Schriftſtellerei** gar nicht — und nur von dieſem ſpreche ich, wo ich table. Die guten, einſichtsvollen Schriftſteller ſtehen einzeln da, wie immer und überall das ſehr Vorzügliche. Was Maſſe macht, iſt in der Regel höchſtens Mittelgut.

Dafür allenfalls möchte ich eine Klaſſe Deutſcher Schriftſteller erklären, die ich nicht karakteriſirender zu nennen weiß, als die verzückten Schulmeiſter. Sie beſteht wirklich faſt ganz aus Männern, die Schullehrer ſind, oder es waren: ein höchſt ehrenwerther Stand, aber diejenigen ſeiner Glieder, welche ſeine Schranken überſpringen, ohne ſeine Weiſen und Anſichten ablegen zu können, müſſen ſich's ſelbſt zuſchreiben, wenn man ſie belächelt, oder die Achſel über ſie zuckt. Sie mögen es redlich mit ihrer Nation meynen; ihr Benehmen iſt doch faſt poſſirlich. Berauſcht von der Autorität, die ſie vor den Schulbänken üben oder übten, wollen ſie die Nation lenken, anfeuern, über ihr wahres Beſte belehren, wie die Knaben in ihren Klaſſen, und durch dieſelben Motive. Ein Beiſpiel! Als im Jahr 1813 die Bürger und Bauern Nordteutſchlands ſich erheben ſollten, die Franzoſen zu vertreiben, warfen jene Männer ganze Bände voll Deklamationen aus, über den Heldenmuth der alten Germanen, und über Arminius, den vielleicht die Franzoſen eher zu ihren Vorvätern rechnen können, als die meiſten Deutſchen; der die deutſchſprechenden Abkömmlinge der Wenden und Sorben in Brandenburg, Pommern, Mecklenburg und Sachſen gar nichts angeht, und den das Volk in keiner Provinz Deutſchlands kennt. Die Völker erfüllten ihre Pflicht mit Enthuſiasmus, nicht weil Arminius einmal einen Römiſchen Feldherrn überliſtete, ſondern weil ſie die Mißhandlungen, die ſie von den Franzoſen, oder um ihretwillen erlitten, in Verzweiflung geſetzt hatten. Aber jene Herren waren ſo feſt überzeugt, ſie hätten das bewirkt, wie die Aeſopiſche Fliege auf dem rollenden Wagen, ſie mache Staub; und verſicherten es der Welt in hundert Schriften. Um auch im Frieden ihr Werk der deutſchen Wiedergeburt fortzuſetzen, ſuchten ſie eine Kleidertracht zur Mode zu machen, welche die obern Deutſchen Stände vor einigen Jahrhunderten dem Auslande nachgeahmt hatten, und die ſie in den Kupferwerken der Bibliotheken abgebildet fanden. Das Volk lachte. — Sie fielen ferner mit einer wahren Wuth über alle ausländiſche Wörter her, die ſeit langer Zeit im Deutſchen eingebürgert, und großentheils wahre Bereicherungen deſſelben ſind; ſie aber ſuchten ſie durch neue Ungethüme von Ausdrücken zu erſetzen, die ſelbſt die andern Deutſchen Gelehrten nicht leicht verſtehen, und die aus der Sprache ein Wortgemengſel machen würden, das ihr alle ihre Schönheit rauben, und die meiſten ältern großen Schriftſteller Deutſchlands geradezu auſſer Umlauf ſetzen müßte, wenn es je herrſchte. Alle, Gebildete und Ungebildete, die nicht ſelbſt zu dieſer Geſellſchaft gehörten, lachten wieder. — Endlich iſt die Rede davon, Deutſchland eine neue Verfaſſung zu geben. Abermals ſind dieſe Herren da, mit den gründlichſten Erörterungen, wie es vor zweihundert, fünfhundert, tauſend, wohl gar vor zweitauſend Jahren in Deutſchland geweſen ſey, und empfehlen das als Muſter oder Quelle des Rechts, wie es künftig ſeyn ſolle. — Ich geſtehe es Ihnen, eine einzige gründliche Unterſuchung, warum der Weinſtock nicht mehr an den Ufern der Oſtſee fortkomme, oder wie der Froſt von den Erbſenblüthen abzuhalten ſey, würde in meinen Augen mehr Werth haben, als alle jene Schulmeiſterei.

Oft habe ich gezweifelt, daß es jenen, meiſtentheils in andern Rückſichten ſehr hochachtungswerthen Männern mit ihren pedantiſchen Deklamationen Ernſt ſey? Aber der Zorn in den ſie gerathen, wenn man eine auch noch ſo ſchonende Erinnerung gegen ihr Benehmen wagt, hat mich überzeugt. Sie glauben in der That, das Wohl der Nation dadurch zu befördern, daß ſie ihre akademiſchen Hefte auf den Marktplätzen ableſen.

Eine andre Frage wird ſich Ihnen aufdringen: wie es nämlich möglich ſey, daß eine ſolche Schriftſtellerei Aufſehen, ſelbſt Glück machen könne, bei einer großen, hochgebildeten Nation? Erinnern Sie ſich nur der Geſtaltung der literariſchen Verhandlung in Deutſchland, und jene Erſcheinung wird Ihnen erklärt ſeyn. Hätte Deutſchland einen großen Mittelpunkt des politiſchen und wiſſenſchaftlichen Lebens, ſo würde die Pedanterei nicht aufkommen können; aber bei ſeiner Verzettelung in ein Paar hundert kleinen Städtchen, werden ſelbſt viele Männer, welche die Natur zu freien, geiſtvollen Denkern berief, durch die Kleinlichkeit ihrer Umgebungen und Verhältniſſe, zu Pedanten. Hat nun einer von dieſen — denn gerade dieſe, die etwas Beſſeres werden konnten, ſind durch ihre wirkliche, aber falſch angewendete Kraft, die ſchädlichſten, — irgend eine Schulfüchſerei als eine hohe Wahrheit ausgerufen: ſogleich finden ſich in allen Städten und ſelbſt in den Dörfern ein Paar Männer, die von gleicher Lage zerdrückt, und von gleichem Wunſche ſie durch Auszeichnung zu ändern, belebt ſind, jene Poſſe auffangen, preiſen oder beſtreiten, immer aber als einen Gegenſtand von der höchſten Wichtigkeit behandeln. So fliegt ſie wie ein Stoppelfeuer ſchnell und in tauſend Flämmchen auflodernd, über Norddeutſchland hin. »Ganz Deutſchland," heißt es ſodann, »iſt damit beſchäftigt, hat es anerkannt!" Man ſollte ſagen: in ganz Deutſchland thaten die Hypochondriſten es, die nicht hypochondriſch ſeyn würden, wenn ſie nicht in ganz Deutſchland zerſtreut wären.

»Aber," ſagen Sie vielleicht, »unter den Männern von denen Sie ſprechen, giebt es doch viele von großer Zelebrität, ſelbſt im

Auslande.” Ich erinnere zuvörderſt, verehrter Freund, an das was ich von dem Geiſt vieler derſelben ſagte: er iſt kraftvoll, aber auf Abwegen. Was aber die Zelebrität ſo mancher Pedanten betrifft, die es nicht verdienen, um dieſe zu würdigen, muß man beobachtet haben, wie ſie entſteht. Im Allgemeinen geht man in Norddeutſchland davon, wie von einer unerſchütterlichen Grundwahrheit aus, dort wiſſe und mache man Alles beſſer und am beſten. Tritt nun ein Norddeutſcher auf und ſagt mit beſcheidner Freundlichkeit: dies glaub' ich beſſer zu wiſſen, als das Ausland, ſogleich findet ſich ein halbes Dutzend anderer, die von Neuigkeiten leben und im plurali majestatico deren Kleinſtädterei verſichern: unſer X weiß das beſſer. Dann ſprechen ein Paar andre von dem »verdienſtvollen Beſſerwiſſen unſers X.” Endlich ruft einer aus: »Unſer durch ſein

Beſſerwiſſen berühmter X.," — und die Celebrität iſt gemacht, oft ohne daß das Beſſerwiſſen geprüft, noch öfter, ohne daß es erwieſen worden wäre. Iſt nun ein kleiner Fürſt oder ein Miniſter in der Nähe, der den Beſchützer der Wiſſenſchaften macht: kann er etwas Leichteres für ſeinen eignen Ruhm thun, als einen berühmt genannten Beſſerwiſſer mit einer Verſorgung oder doch einem Titel ausſtatten? Dann iſt das hohe Verdienſt deſſelben über alle Prüfung hinweggeſetzt. Iſt die Verſorgung etwa gar ein Amt, das Einfluß giebt, ſo iſt unfehlbar der große Schriftſteller fertig, im Munde Aller die ihn einmal glauben brauchen zu können. Ich könnte Ihnen einen der beſchränkteſten Pedanten nennen, der auf dieſem Wege es dahin brachte, wegen ein Paar höchſt mittelmäßiger Abhandlungen über einige unbedeutende hiſtoriſche Einzelnheiten, zu den großen Geſchichtſchreibern Deutſchlands gezählt zu werden. — Das Ausland aber ſpricht den Schreiern in Deutſchland nach, weil es dieſes nicht kennt.

Sechster Brief.

Fortſetzung.

Weit über den Schriftſtellern, die ich Ihnen im vorigen Briefe karakteriſirte, ſteht eine andre Klaſſe, an Weltkenntniß, Kunſt und praktiſchem Verſtande; aber noch ſehr viel tiefer unter ihnen an moraliſchem Werth. Ich weiß keinen beſſern Namen für ſie, als den der politiſchen Federn. Sie enthält faſt ohne Ausnahme, Männer von glänzenden Talenten, — denn andre taugen nicht zu ihrem Geſchäft, — aber ohne Ehrgefühl, ohne Liebe für Recht und Wahrheit. Mit Titeln, Orden, guten Penſionen, oder müheloſen und einträglichen Poſten verſehen, erwarten ſie in behaglicher Ruhe den Auftrag, was unter verwaltenden Umſtänden wahr und gerecht heißen ſoll, und thun dann dar, daß es das ſey, mit aller Gewandtheit des Geiſtes und Gefügigkeit des Charakters, welche man den alten Griechiſchen Sophiſten nachſagt. Es giebt keine Thorheit, die ſie nicht als höchſt weiſe und heilſam, keine tiranniſche Maßregel, die ſie nicht als ſehr gerecht und edel darzuſtellen bereit ſind, wenn man ſie dafür bezahlt; — es ſey denn, daß man ihnen für das Gegentheil noch mehr verſpräche. Eine dieſer Federn ſtellte vor etwa zwei Jahren im Hamburger Korreſpondenten ein Räſonnement auf, aus dem es folgte, die Deutſchen Fürſtenhäuſer ſtammeten ſämmtlich von übermenſchlichen Weſen, von Halbgöttern her. Eine andre — vielleicht dieſelbe, — ließ 1817 mitten in einem proteſtantiſchen Lande, mit dürren Worten drucken: Nur diejenigen Fürſten, welche den Pabſt als ihr irdiſches Oberhaupt erkenneten, ſeyen als echt zu betrachten, und berechtigt, Gehorſam von ihren Heeren zu fordern. Von einer andern erzählt man, ſie habe, von zwei uneinigen Höfen dazu beauftragt, zu gleicher Zeit an einer Schrift für, und einer andern gegen eine gewiſſe Maßregel gearbeitet, und dann, auf Verlangen einer dritten Partei, in einer dritten Schrift die beiden erſten aufs bitterſte perſifflirt. Ob das ganz gegründet iſt, weiß ich nicht; wahrſcheinlich aber finde ich es recht ſehr. Dieſe Leute betrachten die Schriftſtellerei als ein Handwerk, das ſie für Jeden üben, der es bezahlt, ohne ſich um den Werth ſeiner Abſicht zu bekümmern. Warum ſollten ſie alſo ihr Räſonnement nicht zweien Feinden zugleich verkaufen, wie ein Waffenſchmidt ohne Bedenken zwei Duellanten zugleich mit den Gewehren verſehen würde, mit denen ſie einander umbringen wollen? An die doppelſeitige Dienſtfertigkeit gewiſſer andrer —

Geſchäftsleute in Italien, will ich aus bloßer Artigkeit nicht erinnern.

Dergleichen Verächtliche mag es freilich in allen Ländern, zu allen Zeiten gegeben haben; aber mehrere Umſtände kommen zuſammen, ſie in Deutſchland und in dem gegenwärtigen Augenblicke zehnfach gefährlicher zu machen, als ſie ſonſt und irgendwo jemals geweſen ſind. Die Macht des öffentlichen Räſonnements iſt nie in Deutſchland unwiderſtehlicher geweſen als jetzt; wird es ein Werkzeug der Unredlichkeit: welches Unheil kann es ſtiften! Es iſt Verworfenheit, ein Volk tiranniſiren; aber es bethören, es in ſeinen Begriffen verwirren iſt eine weit gefährlichere Bosheit. — Die vorzüglichen Köpfe, welche im Stande wären jenen talentvollen Böſewichtern die Spitze zu bieten, ſind ſelten, und noch ſeltner haben ſie den patriotiſchen Schwung der Geſinnung, der dazu gehört, es zu thun: denn ein Kampf gegen dieſe Beauftragten, iſt immer zugleich auch eine verdeckte oder offene Befehdung desjenigen, von dem der Auftrag kommt. Nehmen Sie hinzu, daß es jetzt an vielen Orten Grundſatz zu ſeyn ſcheint, die Freiheit der Preſſe, die man nicht geradezu antaſten mag, durch Begünſtigung der Injurien-Prozeſſe zu erſticken; — erinnern Sie ſich, wie jene beſoldeten Federſöldlinge gewöhnlich ausgeſtattet ſind, und daß gerade die rückſichtlos geraden Vertheidiger des Rechts und der Vernunft, eben durch die Eigenthümlichkeit die ſie fähig macht es zu ſeyn, unfähig ſind, nach ähnlichen Ausſtattungen zu ſtreben, daß ſie meiſtentheils nur auf den moraliſchen Werth ihres Karakters geſtützt, jenen mit Titel und Orden und Einfluß Gewappneten vor den Richterſtühlen gleichſam nackt gegenüberſtehn, — und ziehen Sie ſelbſt daraus den Schluß, welche Zeiten für den freien Gang der öffentlichen Meynung zu beginnen ſcheinen.

Glücklicher Weiſe iſt es nicht ſo leicht, die Urtheilskraft des Volkes zu betäuben und zu verwirren. Es widerſpricht einem falſchen Räſonnement ſehr ſelten, aber es glaubt ſeinen geſunden fünf Sinnen mehr. Es iſt daher wohl möglich die populären Schriftſteller ſtumm zu ſchrecken, aber dem Verfechter ſolcher Pläne, die es haßt, Popularität zu geben, iſt unmöglich; und nur zu wahrſcheinlich würde es ſelbſt ſeine Stimme erheben, wenn —

Siebenter Brief.

Ueber die Einheit Deutſchlands.

Die meiſten politiſchen Schriftſteller, die jetzt Deutſchland mit ihren Vorträgen und Streitigkeiten zu beſchäftigen ſuchen, traten nicht aus den Völkern hervor, weil ſie eine lebendige Kenntniß der Bedürfniſſe derſelben hatten, und den Drang fühlten, ſich für die Befriedigung derſelben zu verwenden. Sie kamen aus ihren Studirzimmern zum Volk, und predigten vor ihm über die Wünſche, die es zufolge ihrer Syſteme und Berechnungen, nothwendig haben müſſe, — oder nach den Plänen Gewiſſer, haben ſoll. Es muß Sie daher nicht überraſchen, verehrter Freund! wenn ich Ihnen ſage, daß die Forderungen, welche dieſe Männer für die Nation thun, in ſehr vielen Punkten faſt das Gegentheil von dem ſind, was dieſe ſelber wünſcht.

Sollten Sie es wohl glauben, daß auch die Einheit Deutſchlands, über die aus allen Landſtädtchen (aus den Haupt- und Reſidenzſtädten ſelten,) ſo dringende Forderungen ertönen, zu dieſen Gegenſtänden gehöre? In der Theorie findet ſie Jeder wünſchenswerth; in der Ausführung beinahe Niemand, als die Schriftſteller, die ſie predigen.

Wäre Deutſchland Ein Staat, ſo wäre es einer der Mächtigſten, die Europa beſitzt. Es wäre auf immer von dem Eindrange fremder Gewalt befreit. Weit entfernt, das Schlachtfeld zu ſeyn, auf welchem fremde Nationen ihre, ihm oft völlig fremde Fehden ausfechten, würde es oft als Schiedsrichter zwiſchen ſie treten. Es würde große Maßregeln im Innern für das Wohl ſeiner Bewohner ergreifen können, u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w.

Alles das leuchtet ein, und war vorzüglich bei der Einſtimmigkeit, welche der Gang des letzten Krieges unter alle Fürſten und Völker vorübergehend bewirkte, ſo hell in die Anſchauung geſtellt, daß ich überzeugt bin, bei Abfaſſung der Bundesakte, war es allen Deutſchen Höfen voller Ernſt, die Einheit Deutſchlands zu bewirken. Eben ſo gewiß ſcheint es mir aber: das ſchnell erwachte Gefühl von den großen Opfern, die dabei gebracht werden müßten, und der Widerwillen dagegen, war es, was die Eröffnung des Bundestages ſo lange verzögerte.

Jener Widerwillen läßt ſich vollkommen rechtfertigen, ſobald man den Deutſchen Fürſten nur zugeſteht, was wir an allen andern Menſchen billig finden, nämlich den Wunſch, zu behalten, was man mit anerkannten Gerechtſamen beſitzt. Jene Einheit, ſollte ſie im Großen Nutzen bringen, wäre nur dadurch möglich, daß in Deutſchland eine Autorität aufgeſtellt würde, die jeden andern Willen unbedingt dem ihrigen unterwerfen könnte. Welchem ſouverainen Fürſten kann man aber zumuthen, ſich gutwillig einen Oberherrn zu geben? — Man ſuchte das dadurch zu mildern, daß man die Oberherrſchaft einer Verſammlung der Verbündeten übertrug, und ſo jeden Fürſt ſelbſt zu einem integrirenden Theil des Oberherren machte, jedem ein Alles hemmendes Veto gab. Aber wer ſoll denn noch gehorchen, wenn Alle Theil an dem allgemeinen Befehl haben, und jeder Einzelne durch ſeinen Widerſpruch die Erlaſſung dieſes Befehls verhindern kann? — —

Diejenigen, welche ſo eben die öffentliche Stimme repräſentirten, (ich ſage, repräſentirten!) mochten die Bundesakte mit andern Betrachtungen geleſen haben, oder doch irgend eine Erſcheinung wünſchen, durch die eine Allgemeinheit des Intereſſes in Deutſchland anerkannt würde. Die Kabinette gaben ihrer Ungeduld endlich nach. Der Bundestag verſammelte ſich. — Neue Unzufriedenheit, da er nicht that, was er nicht thun konnte! Seine Autorität fließt aus der Zertheilung Deutſchlands her: wie kann er die Einheit deſſelben bewirken? Seine Glieder ſind es nur, weil einzelne Glieder des Bundes ſie ernannten, und ſo lange der Ernenner es will, das heißt, ſo lange ſie die von ihm erhaltene Inſtruktion befolgen. Dieſe Inſtruktion iſt von dem Intereſſe des Einzelnen diktirt: wie können ſie die Forderungen des allgemeinen Intereſſes, wo es jenem widerſpricht, zur Richtſchnur nehmen? Und ſobald ein Einzelner nach ſeinem Intereſſe widerſpricht, hat der Beſchluß aller Uebrigen keine Gültigkeit. — —

Die ſouverainen Regierungen können die

wahre, volle Einheit Deutſchlands nicht wünſchen, weil ſie dadurch aufhören würden zu ſeyn, was ſie ſind. — Der Bundestag kann dieſe Einheit nicht bewirken, da er keine Autorität hat, als die ihm jene Regierungen einzeln ertheilen. Wer bleibt noch übrig? — Die Völker! Aber glauben Sie mir, dieſen würde jene Einheit eben ſo wenig gefallen, als den ſouverainen Fürſten, wenn man ſie jemals durchſetzte.

Jedes Einzelne mag es für ſehr wünſchenswerth halten, daß das ganze Deutſchland drein ſchlagen müßte, wenn ihm ein Unrecht angethan würde, und wenn nirgendwo in Deutſchland eine Einrichtung getroffen werden dürfte, die ſeinem Vortheil zuwider wäre; aber Anſicht und Stimmung würden ſich ſogleich verändern, wenn es die Opfer in die Wagſchale legte, die es ſelbſt einem ſolchen Verhältniſſe bringen müßte.

Welcher Unmuth würde z. B. die Bewohner der freien Handelsſtädte ergreifen, wenn ſie ihren Spekulationen Schranken ſetzen müßten, wie ſie das Wohl der Sachſen, Heſſen, Baiern forderte! Mit welchem Unwillen würden dieſe wiederum Kriegsrüſtungen tragen, oder ins Feld ziehen, um den Bremern oder Hamburgern freie Schiffahrt zu verſchaffen; oder höhere Abgaben erlegen, damit vielleicht am entgegengeſetzten Ende Deutſchlands neue Landſtraßen angelegt, oder an der weit entlegenen Küſte, Häven gebauet würden. Vor allen Dingen aber, wie tief würde es jedes einzelne Volk ſchmerzen, wenn ſeine Hauptſtadt, wohin alle Fäden ſeines Intereſſe zuſammenlaufen, zur bloßen Provinzialſtadt herabſänke; es den Ueberſchuß ſeiner Abgaben, der bisher in ſeiner Mitte zur Erhaltung ſeines Hofes wieder ausgegeben wurde, hinfließen ſähe, eine fremde, ferne Stadt zu verſchönern und zu bereichern; wenn es dorthin ziehen müßte, um Hülfe oder Begünſtigungen zu ſuchen, wo ſeine Wünſche und ſein Wohl nur in ſo fern der Beachtung werth gefunden würden, als ſie mit den Wünſchen und dem Wohl von zwanzig andern Völkern nicht in Widerſpruch ſtänden; wenn mit Einem Worte, alle die Privatvortheile und das Selbſtgefühl aufhören müßten, die ſich darauf gründeten, daß es ſeiner Regierung der einzige Gegenſtand aller Einrichtungen und Maßregeln war, um es vor einem größern Throne in einem Gedränge ſtehen zu laſſen, wo es ſich wider das Ueberſehenwerden zu wehren hätte.

In der Theorie begreift es ſich, daß alle dieſe Nachtheile im Lauf der Zeiten durch viel größere Vortheile ausgeglichen werden, aber den Völkern muß man es nicht übel nehmen, daß ſie keine großen Theoretiker ſind, und nicht die Gegenwart der Zukunft, einem Syſtem zu Liebe, aufopfern mögen. Nur dort kann ihnen der Werth davon, zu einer großen Maſſe zu gehören, einleuchten, wo dieſes ſchon lange der Fall war, Einrichtungen hervorgebracht hat, durch die das Wohl jedes Einzelnen an die Größe des Staates geknüpft iſt, und das Privatleben, in ſeinem Detail, das Gepräge derſelben angenommen hat. In Deutſchland hingegen — Bei der allgemein verbreiteten Bildung zweifle ich keinen Augenblick, daß es möglich wäre, jedem vernünftigen Handwerker oder ſelbſt Bauern einleuchtend zu machen, wie wohlthätig die Einheit der Nation ſeyn müßte, aber derſelbe Mann würde in Wehklagen oder Verwünſchungen gegen dieſe Einheit ausbrechen, wenn er nun, in nothwendiger Folge derſelben, ſich bei ſeinem Gewerbe von der Konkurrenz ſeiner Nachbarn bedrängt fühlte, gegen die ihn bisher Verbote ſchützten, weil ſie zu einem andern Staatchen gehörten; oder wenn der Fürſt und ſein Hofſtaat, welche bisher den Abſatz der Waaren, die jener produzirt, blühen machten, wegzögen, um in einer fernen, allgemeinen Hauptſtadt ihr Geld zu verzehren.

Summa: in Deutſchland iſt Niemand, die deklamirenden Schriftſteller abgerechnet, der ein gegenwärtiges praktiſches Intereſſe dabei hat, eine größere Einheit zu bewirken, als höchſtens die eines Bündniſſes für den nächſten Krieg. Ich ſchließe daraus, daß ſie jetzt auch nicht zu Stande kommen wird. Auch für die Zukunft ſeh' ich nur Ein Mittel im ganzen Reich der Möglichkeit, wodurch ſie herbeigeführt werden könnte: den allgemeinen politiſchen Löſe- und Bindeſchlüſſel, das Schwerdt eines glücklichen und ſtaatsklugen Eroberers, das allen Rechtsverwahrungen der kleinen Fürſten, der Städte und Dörfer, Stillſchweigen auflegte.

Achter Brief.

Sie finden es zu abſprechend, was ich über die Einheit Deutſchlands ſage. Sie berufen ſich auf die Nationalität, welche die Deutſchen Völker unauflöslich verbinde. Sie behaupten, wenn dieſes Band bisher auch nur ſehr ſchlaff geweſen, ſo bedürfte es doch nur noch einiger ſolcher Begebenheiten, als die der vorletzten Jahre waren, — und der Gang der politiſchen Verhältniſſe Europa's laſſen ſie erwarten, — um aus allen Deutſchen, wenn auch nicht Einen Staat, doch Eine innig verbrüderte Maſſe zu bilden.

Ich liebe Deutſchland ſo ſehr, mein verehrter Freund! daß ich viel darum geben möchte, Sie hätten Recht. Unglücklicher Weiſe hab' ich aber nirgend die Nationalität entdecken können, von der Sie ſprechen. Ich verſtehe darunter Eigenthümlichkeiten, durch welche gewiſſe Völkerſtämme einander ähnlich, und andern unähnlich, unter ſich alſo verbrüdert, und andern entfremdet werden. Welche Eigenthümlichkeiten dieſer Art haben aber die Deutſchen Völker?

Die Abſtammung von den alten Germanen theilen ſie mit den Franzoſen, Engländern, Niederländern und Schweizern, — nicht aber mit allen Völkern des ſogenannten Deutſchlandes ſelbſt. Die Böhmen, Mähren, Schleſier, ja die Sachſen, Brandenburger, Pommern, Mecklenburger, ſind ja Slaviſchen Stammes.

Ihre Geſchichte iſt eigentlich nur die

Erzählung ihrer Zertheilung, und der blutigen Kriege, die daraus zwiſchen ihnen ſelbſt entſprangen. Jedes Deutſche Volk hat eine abgeſonderte Geſchichte, und die glänzendſten Epochen derſelben ſind die der Siege, die es über andre Deutſche Völker erfocht.

Die Religion? Gerade dieſe hat die Völker ſelbſt einander ſo entfremdet, ja oft verfeindet, als das politiſche Intereſſe mit den Fürſten that, und ſpaltet eben jetzt noch Deutſchland in zwei große Hälften, von denen jede ſich einem Theile des Auslandes näher verbunden fühlt, als den anders glaubenden Deutſchen.

Oder die Verfaſſung? Nie hat es wohl auf der Erde ein gleich großes Land gegeben, in welchem eine ſo große Menge ſo verſchiedener Verfaſſungen zu haben waren, als in Deutſchland. Um Städte herum, deren Bürger auf den Genuß voller republikaniſcher Freiheit ſtolz waren, ſchmachteten ganze Völkerſchaften deſſelben Stammes unter dem Druck ſchmählicher Leibeigenheit. An einen Deutſchen Staat, deſſen Fürſt uneingeſchränkt war, ſtießen andre, in welchen der Regent, und zuweilen derſelbe, ohne Bewilligung des Adels nicht ein Landgut kaufen oder verkaufen, keine Abgabe fordern, keinen Beamten, den er einmal angeſtellt hatte, abdanken konnte. Buonaparte ſchaffte dieſe Verſchiedenheit weg; aber nach ſeinem Fall ſieht man faſt überall das offene oder verſteckte Beſtreben, ſie, unter dem Namen wieder erlangter Gerechtſame, herzuſtellen.

Eben ſo wenig verbindet die Deutſchen Sitte und Karakter. Der frohſinnige, immer bewegte Rheinländer z. B. und Schwabe, hat viel mehr Aehnlichkeit mit dem Franzoſen, als mit dem ernſten, trocknen Märker, oder dem ſchwerfälligen Niederſachſen, der ſich wiederum mehr dem Dänen und Niederländer nähert.

Alſo bliebe nur noch die Sprache übrig, die für eine Art von Nationalband gelten könnte. Erinnern Sie ſich aber, daß es große Länder giebt, in denen das Deutſche die herrſchende Sprache iſt, die aber zu andern Staaten gehören, und zum Theil, wie das Elſaß und Lothringen, mit den Waffen in der Hand dagegen kämpften, und immer wieder kämpfen würden, an Deutſchland zurückzufallen. Erinnern Sie ſich ferner, daß es in Deutſchland eine Menge von Mundarten giebt, deren Sprechende einander ſehr wenig oder gar nicht verſtehen, von denen aber jede ihre Haupt- und Reſidenzſtadt hat, in welcher ſie herrſcht. Nur die Büicherſprache iſt allen Deutſchen gemeinſchaftlich; eine ſolche aber war nie und nirgend ein Nationalband. Hatten die Griechiſchen Völkerſchaften Nationaleinheit, oder rettete es ſie vom Untergange, daß ſie alle die Sprache redeten, in welcher Homer und Sophokles gedichtet hatten? — Obendrein ſind ſo eben gerade die eifrigſten Verkündiger der Einheit Deutſchlands, eifrig damit beſchäftigt, durch ihre alterthümliche Neuerungen ſelbſt dieſes dünne Bändchen zu — zerfaſeln.

Neunter Brief.

Ueber ſtändiſche Verfaſſung.

Ein zweiter Wunſch, von dem gewiſſe Schriftſteller die Deutſchen Völker unaufhörlich verſichern, ſie hätten ihn, iſt der nach einer allgemeinen ſtändiſchen Verfaſſung. Wo ſie ehemals war, ſehnt man ſich freilich darnach, ſie wieder hergeſtellt zu ſehn; wo ſie nicht vorhanden, wenigſtens ſeit langer Zeit nicht in kraftvoller Thätigkeit war, iſt von einem Wunſche des Volkes darnach, nicht viel ſichtbar. Der Gedanke aber, ſelbſt erſt ſeine Zuſtimmung geben zu dürfen, ehe man beſteuert werden kann, hat ſo viel Gewinnendes, daß ich keinen Augenblick daran zweifle, man darf nur noch einige Zeit fortfahren, ihn zu predigen, um es dahin zu bringen, daß die

Völker überall in Deutſchland ſeine Ausführung fordern, vielleicht zu erzwingen ſuchen.

Im Vorgefühl davon, hat man hier und dort das Volk mit Einrichtungen zu beſchäftigen geſucht, die den Ständen ähnlich ſehen, ohne es zu ſeyn; auch wohl mit religiöſen und kirchlichen Maßregeln zu zerſtreuen, die vor ein Paar hundert Jahren wichtig geweſen wären, jetzt aber nichts mehr wirken können. Dergleichen Auskunftsmittel durchſchaut das Volk, und ſie erregen ſein Mißtrauen, ſtatt es zu befriedigen. Wünſcht es einmal, ſo beurtheilt es die Erfüllung ſeines Wunſches nicht nach Namen und Formen, ſondern nach den Wirkungen. —

Eins hat mich bei den Schriften und Maßregeln für und wider die Einführung ſtändiſcher Verfaſſungen in Deutſchland, immer von Neuem überraſcht, nämlich daß weder die Vertheidiger noch die Gegner derſelben bemerkt zu haben ſcheinen, in welchem Verhältniß dieſe Einführung zu der von jenen gewünſchten, von dieſen gefürchteten Einheit Deutſchland's ſtehen würde. Es läßt ſich gar kein kräftigeres Mittel denken, dieſe letztere noch für Jahrhunderte, oder auf immer unmöglich zu machen.

Ueber Provinzen, ſelbſt über ganze Länder, die daran gewöhnt ſind, in ſtummer Unterwürfigkeit mit ſich ſchalten zu laſſen, ſchaltet ein fremder Wille, wenn er den einheimiſchen durch Uebermacht einmal verſtummen machte, eben ſo leicht und ohne Widerſpruch, als es jener that. Daher konnte Buonaparte in Deutſchland ſo gewaltige Aenderungen machen, und die Völker wie lebloſe Güter behandeln, die er nach Wohlgefallen verſchenkte, verkaufte, wieder nahm, ſo oder ſo verband, — indeß er zugleich, der bitterſte Hohn der ſich denken läßt, die Treue und

Anhänglichkeit der Deutſchen für ihre Fürſten, als eine Nationaltugend pries. Treue und Anhänglichkeit für jeden neuen, den er ihnen zuſandte!

Wo dagegen das Volk im Genuß des Rechtes iſt, ſollte es auch noch ſo oft unwirkſam ſeyn, bei Beſtimmung ſeines Looſes mitzuſprechen, wo jedes Privatintereſſe jeder Bürgerklaſſe ſeine Vertreter hat, da widerſtrebt Alles der Vereinigung mit andern Maſſen, weil Jeder dabei von ſeinen eigenthümlichen Rechten einzubüßen fürchtet, die in kleinern Maſſen ſicherer ſind: da ſteht ferner zur Zeit der Gefahr von Auſſen, neben der Macht des Fürſten, ein zweiter, ſtärkerer Vertreter des Staates gegen das Ausland da; ein faſt unüberwindlicher, wenn er nur einigermaßen von den Umſtänden begünſtigt wird, und die Uebermacht des Feindes nicht allzu groß iſt. Dieſer, das Selbſtgefühl des Volkes, am eignen Heerde etwas zu gelten, wenigſtens gelten zu ſollen, war es, was Buonaparte, im Gegenſatz mit dem gefügigen Deutſchland, die Eroberung Spaniens ſo ſehr erſchwerte.

— Die ſtändiſche Verfaſſung ſichert die Fortdauer der vorhandenen innern Form eines Staates, da jede Aenderung erſt gegen entgegenſtehende Meynungen und Kräfte durchgekämpft werden muß, ehe ſie eintreten kann; — die ſtändiſche Verfaſſung ſchließt den Staat als ein lebendiges, organiſches Ganze gegen das Ausland ab, und widerſtrebt alſo jeder unterordnenden Verbindung mit einem andern Staat; — ſie erhöht das innere Leben des Volkes, alſo die Energie des Staates. Giebt es Eigenſchaften, welche gerade die Deutſchen Fürſten ihren Ländern mehr zu wünſchen haben, als eben dieſe? Sie ſtehen den großen Europäiſchen Monarchien ſo klein gegenüber. Wollen ſie ſich dieſen in Rückſicht der Machtvollkommenheit in der Verwaltung, anſchließen, ſo werden ſie die unbedeutendſten Glieder einer politiſchen Weſengattung ſeyn, welche ſehr mächtige hat. — Nur die höchſtmögliche, ſelbſtſtändige Energie des Volksgeiſtes, vermag ihnen bei bevorſtehenden Verwickelungen die Bedeutung zu geben, durch die allein vielleicht ihr Daſeyn gerettet werden kann.

Wär' ich Miniſter eines Deutſchen Fürſten, ich würde befürchten als Hochverräther am Wohl ſeines Landes und ſeines Hauſes zu handeln, wenn ich nicht Alles aufböte, ihn zur Einführung der Stände zu bewegen.

Zehnter Brief.

Ueber den Volksgeiſt in Deutſchland.

Es iſt Regel: mit denjenigen Worten die am
meiſten gebraucht werden, verbindet man am
äufigſten keinen klaren Sinn. Eben weil ſie
n Jedermanns Munde ſind, verſchwimmt
hre wahre Bedeutung in ſo viel Nebenbegrif-
n, daß man ſie braucht wie eine Art Tauf-
amen, die man giebt und ausſpricht, ohne
aran zu denken, was ſie bezeichnen. Ich
innere mich, eines Abends eine Geſellſchaft,
e ſich »Beförderin der Humanität“ nannte,
nd mehrere ſehr ausgezeichnete Gelehrte ent-
elt, in ſtummer Verlegenheit geſehn zu ha-
n, als Jemand die Frage aufwarf: Was
ißt Humanität? Sollten nicht die meiſten,
e jetzt ſo freigebig mit den Worten »Volks-

geiſt," und »Geiſt des Zeitalters" ſind, eben ſo vergebens nach Worten ſuchen, wenn man ſie aufforderte zu erklären, was ſie damit meynen?

Was mich betrifft, ich verſtehe unter dem *Volksgeiſt*, Maſſe und Karakter der Kenntniſſe und Anſichten, die bei einem Volke in Umlauf ſind; den Grad der Thatkraft zu dem ſie es erheben; und endlich die Wünſche und Zwecke, für die es geſchieht. — Unter dem *Geiſt des Zeitalters* aber verſtehe ich das, worin der *Geiſt* der ungefähr gleich kultivirten *Völker* mit einander übereinſtimmt.

Den letzten kenne ich gerade genug, um einzuſehen, wie ſchwer er zu beurtheilen iſt, und um das gar nicht zu verſuchen, — wenigſtens nicht hier. Ueber den *Volksgeiſt* aber, vorzüglich im nördlichen Deutſchland, kann ich Ihnen Folgendes ſagen.

Der ſorgfältige Schulunterricht, die vielen Schaubühnen, die flüchtig-leichte Geſtaltung, welche der literariſche Gedankenverkehr angenommen hat, vorzüglich aber die vielen Kriegszüge fremder Heere in Deutſchland, und Deutſcher Heere im Auslande, haben ſelbſt bis in die unterſten Klaſſen des Volkes eine ſo große Menge heller Begriffe über das Leben und ſeine Verhältniſſe verbreitet, als vielleicht noch nie bei einem Volke im Umlauf geweſen ſind. Es iſt wahr, ſie blitzen verworren durch einander: um deſto mannigfacher aber und vielſeitiger beleuchten ſie alles ringsum.

Die nächſte Folge davon iſt, daß Alles was dem Volk ſonſt imponirte, ſeine alte Kraft verloren hat. Zu ſeinen Fürſten, die es zum Theil ſo oft wechſelte, zum Theil in ſehr demüthigenden Verhältniſſen geſehen hat, blickt es mit ruhigem, ſcharfem Urtheil hinauf. »Wenn der junge Menſch nur gut durch die Maitreſſen-Periode kommt, ſo kann viel aus ihm werden!" ſprach ein Bürger, der mit dem Schurzfell vor ſeiner Thüre ſtand, von dem Thronerben, der eben in großer Parade vorübergeritten war, und jenen huldreich gegrüßt hatte. — »Die Prozeſſion in der Jungfrau von Orleans iſt doch ganz was Anders!" ſagte ein Handwerksgeſell zum andern, als eben ein großer Staatsakt mit möglichſter Feierlichkeit begangen worden. — Wiederum: als eines Morgens die Zeitungen eine jener wohlſtyliſirten, ſchwung- und ſalbungvollen Bekanntmachungen enthielten, durch welche manche Deutſche Miniſter ſo recht zum Herzen des Volkes zu ſprechen vermeynen, und ſie an einem öffentlichen Ort verleſen wurde, ſah ich die ältern Männer unter den Zuhörern ſchweigend lächeln, die jüngern aber ergoſſen ſich in Sarkasmen. Ein

Streit zweier unter den letzten, ob der Erlaſſer wirklich ein —— ſey, oder das Volk dafür anſähe, wurde dadurch beigelegt, daß ein Dritter auf den drolligen Doppelſinn aufmerkſam machte, den ein recht hochtönender Ausdruck der Erlaſſung gab. Ich begriff in dem Augenblicke ſehr hell, daß einem Volk das eine ſolche Schule durchgemacht hat, als das Norddeutſche, nur durch Ueberlegenheit des Verſtandes Achtung eingeflößt werden kann, und daß man nur mit nüchternem, kräftigem Ernſt zu ihm ſprechen müſſe.

Eine zweite Folge der Erfahrungen die es eingeſammelt hat, iſt, daß es ſeine Lage mit jener anderer Völker vergleichen lernte, und die Nachtheile, — ſollten ſie auch nur ſcheinbare ſeyn, — der ſeinigen, ernſthaft erwägt und mit Ungeduld erträgt. Es ſchwebt ihm die ſichtbare Möglichkeit vor, daß Alles wodurch es ſich gedrückt fühlt, anders ſeyn könne, und davon iſt der Wunſch nach einer Aenderung unzertrennlich. Und dieſer Wunſch iſt kein ſehnendes Verlangen mehr, es iſt ein thatkräftiges Fordern: denn ſeine Wehrhaftmachung hat ihm Selbſtgefühl gegeben. Lange hatte es den großen Begebenheiten des Zeitalters mit einem an Entſetzen gränzenden Erſtaunen zugeſehn, bei dem es ihm kaum einfiel, ſich einer ſelbſtſtändigen Mitwirkung fähig zu halten. Plötzlich wird es dazu hingeriſſen, ſieht ſich, mit faſt noch größerm Erſtaunen, der Aufgabe vollkommen gewachſen, hört ſogar oft ſeiner Theilnahme die Entſcheidung zuſchreiben: und es ſollte nicht fröhlich-kühnes Selbſtgefühl haben? —

Erinnern Sie ſich des ernſten, männlichen Benehmens, mit welchem faſt überall die Abgeordneten einzelner Landſchaften und Städte, ſo oft ſie beauftragt wurden, ihrem Fürſten die Ehrfurcht ihrer Kommittenten zu bezeugen, die Gelegenheit wahrnehmen, ihm auch die Wünſche und Erwartungen derſelben ans Herz zu legen. Erinnern Sie ſich ferner der häufigen Tumulte, über die man in dieſem Sommer bald aus dieſer, bald aus jener Gegend Deutſchlands berichtete. Aber nicht dieſe allein ſind ernſte Zeichen, von der Reizbarkeit des Volks: auch die ſelbſtſtändige Art wie es friedlich bei Feierlichkeiten ſeine Theilnahme bezeugt, gehört dahin: ſelbſt die Ehrenbezeugungen, welche die ſtudirenden Jünglinge bald hier, bald dort einem Manne anthaten, in dem ſie einen Vertreter der Volksrechte zu erkennen glaubten: — Lächeln mag man, wenn ſie ſich dabei einmal vergriffen, und einen ſolchen in einem romaniſirenden Witzbold zu finden glaubten, der nur zu oft bewies, welchen hohen Werth er darauf legt, an Höfchen Zutritt zu haben, und von einem Prinzen gehänſelt zu werden; — lächeln mag man, aber die Vorgänge auf der Wartburg haben gezeigt, daß die Jünglinge mit dem Spaßhaften was ſie treiben, etwas ſehr Ernſtes meynen. —

Doch genug für heute von Politik. Die Nachricht in Ihrem letzten Briefe über das Uebelbefinden Ihrer Frau Gemahlin bei dem ſtürmiſchen Frühjahrswetter, hat mich ſehr betrübt. Tröſten Sie ſich Beide damit, daß dieſes Weh denn doch viel heilſamer iſt, als die Rückkehr der giftigen Novembernebel, die ſehr zu beſorgen war und leicht auch die anſteckenden Fieber wieder herbeiführen konnte. — Was aber die abgeriſſenen Windmühlenflügel betrifft und Ihres Chriſtophs Hut, den der Sturm ſchon zweimal beinahe ins Waſſer geworfen hätte: legen Sie ſtatt der Windmühle eine hübſch ſolide Roßmühle an; dem Chriſtoph aber rathen Sie, ſeine Kopfbedeckung ſeinem

Schädel beſſer anzumeſſen. In der Regel pflegen nur ſolche Hüte ins Waſſer geweht zu werden, denen der tragende Kopf zu klein iſt.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin. Ich verehre Sie aufrichtig.

Eilfter Brief.

Fortſetzung.

„Leiten und leiten und immer leiten! Wenn Ihr nicht Hammel wäret, würdet Ihr das Volk nicht für eine Schaafheerde anſehn, die Eurer Schelle folgen ſoll. Geht ihm nach, und gebt ihm was es braucht. Dazu ſeyd Ihr da!“ Iſt es wahr, daß ein junger Thronerbe ſo zu einem Miniſter ſeines Vaters geſprochen hat, ſo — war der ohne Zweifel nicht ſehr verbindlich, aber mich dünkt, dieſer Fürſtenſohn hat ganz die Miene darnach, einſt wahrhaft ein Führer ſeines Volkes zu ſeyn, weil er ihm durch Verſtand imponiren, und es beglücken wird.

Auch die aufgeklärteſte und aufgeregteſte Nation folgt treu und mit eilendem Eifer demjenigen, der ihr durch hohen gerechten Sinn und große Thaten Bewunderung einflößt. Sagt den Menſchen, was ſie für wahr und edel, thut was ſie für groß und gerecht erkennen müſſen, weil es das iſt, und wider ihren Willen ſprechen und ahmen ſie Euch nach. Ein andres Mittel, die Völker dauernd zu leiten, giebt es nicht. Einzelne Haufen freilich laſſen ſich vorübergehend wohl durch Prunk und Heuchelei zu einzelnen Thorheiten verleiten; aber das iſt immer eine Kleinigkeit.

Indeß ſind Verſuche, die Völker zu leiten, jetzt in Deutſchland herrſchende Mode. Die großen Begebenheiten haben große Ideen in Umlauf gebracht, und nun machen es die beſchränkten Köpfe wie Kinder, die ein Haus bauen ſahen, und nun jeden Spahn zu einem Streckbalken glauben brauchen zu können.

In Berlin beſuchte mich 1816 ein Schreibmeiſter, ein junger, lebhafter Menſch, und bat mich um eine öffentliche Empfehlung: „er habe den Plan den Deutſchen eine National-Handſchrift anzubilden." Sind die ältern Männer geſcheidter, welche die Nation durch gymnaſtiſche Schulanſtalten, oder durch Verbeſſerungen der Sprache, oder desgleichen, veredeln oder wiedergebären wollen? Der Erfolg iſt wie man im Ernſt erwarten mußte. Sie können es einem Manne glauben, der achtzig bis hundert Meilen in der ordinären Poſtkutſche machte, um es zu erfahren: das Volk weiß nichts von den Leuten, die es zu leiten meynen; und wo es auf dergleichen trifft, lacht es herzlich oder ſchüttelt verachtend den Kopf. —

So viel über die Pläne einzelner Privatperſonen. Aber man ſagt, manche Deutſche

Regierung ſoll ähnliche nähren. — — Ich habe nur Verſuche zu ſehen geglaubt, die Völker zu gewinnen, indem man Forderungen nachgab, die man für die ihrigen anſah, indeß doch nur gewiſſe Schriftſteller ſie dazu zu machen ſuchten; — und andere Verſuche, die aufmerkſame Spannung der Völker von den politiſchen Gegenſtänden abzuziehn. —

Es verletzt mich faſt, zuweilen auch die kirchlichen und religiöſen Einrichtungen, die hier und dort in Deutſchland gemacht werden, für ſolche Verſuche erklären zu hören. Lieber glaube ich, daß ſie aus einer wirklich höher aufgereizten Stimmung derer herſtammen, die ſie verordneten. Gewiß iſt's, daß ſie, wenn ſie das erſtere wären, ihren Zweck durchaus verfehlen, und verfehlen müſſen. Ueber gewiſſe Gegenſtände iſt es ſchlechthin unmöglich, die öffentliche Meynung einen

Rückſchritt machen zu laſſen. Wer einmal mit offenen Augen ſah und erkannte, daß eine Beleuchtung Lampenſchimmer ſey, wird auch durch die beredteſte Demonſtration oder die höchſten Schwüre nicht dahin gebracht werden, ſie für Sonnenſchein anzuſehn.

— Bis zum Erſtaunen überraſcht hat mich die Vereinigung der beiden proteſtantiſchen Konfeſſionen, oder vielmehr die Wichtigkeit die man darauf legte. Es herrſchte längſt keine Spaltung weder zwiſchen den Anhängern, noch zwiſchen den Geiſtlichen derſelben. Ich bin überzeugt, daß gerade in der Stadt, in welcher jene Vereinigung mit dem größeſten Prunk geſchah, man ein Paar tauſend enger Freundespaare finden konnte, von denen der eine nicht wußte, zu welcher Konfeſſion der andre gehörte; überall wo es etwa nothwendig war, begingen beide Konfeſſionen ihren Gottesdienſt in derſelben

Kirche u. ſ. w. Welche Wichtigkeit konnte es alſo wohl haben, daß die Geiſtlichen beider, einmal gemeinſchaftlich das Abendmahl empfingen?

Bedeutender und folgenreicher kann es ſeyn, daß ſie in Eine Synode verbunden wurden. Sie wiſſen, die proteſtantiſchen Geiſtlichen hatten faſt nirgend politiſchen Einfluß auf den Staat. Sie waren eine achtungswerthe und geachtete Beamtenklaſſe, ſonſt nichts. Die Verbindung der Geiſtlichen beider Konfeſſionen, vergrößert aber das Gewicht beider. Die Organiſation der Synoden macht ſie zu einem Körper im Staat, — und wenn jetzt die Ständeverfaſſung eingeführt werden ſollte: wird man ihnen verſagen können, auch dabei repräſentirt zu werden? Indeß alſo die katholiſchen Staaten Deutſchlands mit beſonnener Kraft dahin arbeiten, einen Faden des hierarchiſchen Netzes nach dem andern zu löſen, ſich ganz aus ihm heraus zu wickeln, und die Rechte der politiſchen Verwaltung ganz von dem Einfluß geiſtlicher Autoritäten unabhängig zu machen, ſcheint in den proteſtantiſchen die Entſtehung einer ähnlichen vorbereitet zu werden. — Ich will nicht behaupten, daß irgend Jemand ſo etwas beabſichtige, aber was in funfzig oder hundert Jahren aus dieſem Keime entſtanden ſeyn kann, mag ich gar nicht näher bezeichnen.

N. S. Sie fragten mich in einem Ihrer letzten Briefe, was ich von dem Verbote dächte, das vor einigen Monaten in einem proteſtantiſchen Deutſchen Staate von einem Beamten erlaſſen wurde, ſich fernerhin der Benennung proteſtantiſch zu bedienen? — Ich ſehe ſie für eine Uebereilung an, die aus dem Mangel an klaren Begriffen entſprang, und in Eine Klaſſe mit jener Maßregel gehört, daß man auf Koſten des Staates Jemand hinſandte, zu unterſuchen, ob ein juriſtiſcher Codex rescriptus in Italien, lesbar ſey. —

Wer es hell begreift, daß der Proteſtantismus eigentlich nur die Bewahrung des Rechtes iſt, frei und immer in der Erkenntniß der Wahrheit fortzuſchreiten, wie kann es dem wohl einfallen, die Bekenner dieſes Rechtes, plötzlich durch ein Reſkript zu einer vor ein Paar hundert Jahren entworfenen Konfeſſion zurückführen, und ſie daran feſſeln zu wollen? Ein vorzüglicher Kopf iſt jener Beamte zwar nicht: gleichwohl aber kann ich mich nicht überreden, daß jenes Verbot mehr ſeyn ſollte, als ein — freilich nichtsſagender — Krieg mit einem Worte. Es gehört ja wohl nur ein Funken Menſchenverſtand dazu, einzuſehen, daß kein Sterblicher, und wäre er Monarch des ganzen Menſchengeſchlechts, das Fortreiſſen der zirkulirenden Ideenmaſſe, das eine Naturnothwendigkeit iſt, aufzuhalten vermag. Und nun vollends ein Beamter, in deſſen Dienſtinſtruktion gewiß ein ſolcher Auftrag nicht ſtand, und der in der nächſten Stunde aus ſeinem Geſchäftskreiſe entlaſſen ſeyn konnte! — Ich ſah einſt einen Menſchen, der ſich einbildete, wenn er den Mund ſpitzte, um kalt zu blaſen, entſtünde Winter; wenn er ihn aber rund öffne, und warm hauchte, kehre der Sommer zurück. Wo er wohnte, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen.

— Die jetzigen Nationen Europens können einſt in Nacht zurückſinken, und der Schutzgeiſt ihres Lichtes kann entſchlummern; aber ſicherlich geſchieht das nicht eher, als bis alle Stunden ihres Tages verfloſſen ſind. Jetzt waltet er unwiderſtehlich von Tornea bis Malta: was liegt daran, ob ein Beamter in irgend einem Deutſchen Staate ſeinen Namen nicht mag ausſprechen hören?

Viertes Buch.

Deutſchlands Zukunft, durch Europa's Gegenwart.

Was iſt! Nicht was die Schule beweiſet.

Erſter Brief.

Allgemeine Anſichten.

Nein, mein hochverehrter Freund! Weiſſagen werd' ich nicht. Das Geſchäft iſt mehr als gefährlich: es iſt lächerlich. Aber heißt das weiſſagen, wenn man aus dem Stande der Sonne erklärt, es werde bald Mittag oder Abend ſeyn? Oder wenn man das reife Obſt von den Bäumen ſtürzen ſieht, und daraus folgert, in wenig Wochen würden ihm die Blätter folgen?

Sie kennen meine durch langes Studium und Nachdenken geſchärfte Anſicht der Menſchheit, von einem Standpunkte, den *Herder* mir nachwies. Sie wiſſen, daß ich in ihrer ganzen mannichfachen Kultur, wo und wann ſie zu ihr hinaufgeklimmt oder hinabgeſunken ſeyn mag, immer nur denſelben Naturgang ihrer Perfektibilität erblicke. Tauſendmal und auf tauſend Punkten hat dieſe ſchon Canot und Bogen erfunden, und wäre jedesmal zum Linienſchiff und zum Mörſer fortgeſchritten, wenn die einzelnen Völkerfamilien Zeitraum gehabt hätten, ihren Kulturgang bis dahin fortzuſetzen. Tauſendmal ging ſie vom Fetiſchismus aus und veredelte die Religion bis zum Monotheismus, — erfand Bildhauerei, Malerei und Tonkunſt, und brachte einen *Praxiteles*, *Raphael* und

Stuck hervor, — wo ſie die nöthige Friſt dazu fand. Dieſe Erſcheinungen ſind ſo ſtehend, wie die Zellenform der Bienen.

Ich ſehe in der Menſchheit eine ungeheure Wurzel, die den ganzen Erdball umrankt: überall wo ſie Sproſſen treibt, bringen dieſe Blätter, Blüthen und Früchte derſelben Art. Nur werden viele derſelben von überkräftigem Nachtriebe erſtickt, ehe ſie ſich ganz entwickelten, oder vom ungünſtigen Klima gehemmt und verkrüppelt. Giebt es doch auch wirkliche Pflanzen, die unter einem Himmelsſtriche majeſtätiſche Bäume werden, und unter einem andern nur ärmliche Sträucher. — Auch für diejenigen Sproſſen, die ihre Entwickelung ganz und am herrlichſten vollendeten, tritt endlich die Zeit des Veraltens und Vergehens ein, aber ihre Auflöſung ſelbſt veredelt den Boden, — und erhabener und ſchöner rauſchen die Wipfel ihrer

Nachfolger empor. — Das heißt, um das Bild endlich zu verlaſſen, — weil die Kultur überall wo ſie einen neuen Aufſchwung nimmt, von den Produktionen einer frühern ausgeht, und weil ein Zeitpunkt eintritt, wo ſie die Geſchichte ihrer Vorgängerin, mit vollem Bewußtſeyn wie eine gemachte Erfahrung benutzen kann, darum — ja, darum iſt z. B. unſer Begriff von einer Gottheit des Weltalls um ſo vieles erhabener, als jener, zu dem ſich die weiſeſten Indier, Griechen und Juden jemals emporſchwingen konnten; unſre Kenntniß des Himmels und der Erde ſo viel umfaſſender und genauer, als die der alten Egyptier und Karthaginenſer, — unſer Linienſchiff etwas ſo viel Furchtbareres und Vollkommneres, als die Kriegsgaleere der Römer. Künftige Nationen werden wieder von einem höhern Punkte ausgehen können, als auf dem wir begannen, werden an jenem auf dem wir einſt ſtehen bleiben müſſen, an uns vorübereilen, und dereinſt in jedem Fache auf uns herabſehn, wie wir auf die Chaldäer und Egyptier; immer etwas viel Höheres leiſten in denſelben Aufgaben. Denn der Gang der Menſchheit iſt zwar ein Kreislauf, aber ein ſolcher, in welchem jeder neue Zirkel den ſie beſchreibt, den vorigen umſchließt. Richtiger: ſie wandelt in einer Spirallinie ewig um denſelben Punkt.

Zweiter Brief.

Fortſetzung.

Zwei Verhältniſſe ſind es, deren Fortbildung den ganzen Inhalt der menſchlichen Kulturgeſchichte ausmachen. Zweck und Mitteln nach ſind ſie völlig verſchieden, ſo ſehr, daß ſie oft einander entgegengeſetzt erſcheinen; aber die Fortſchritte in dem Einen, wirken ſo gewaltig auf die Weiterbildung des andern, daß im Grunde die Geſchichte der einzelnen Völker uns faſt nur erzählt, in wie weit es ihnen gelang, auf dieſen beiden Feldern gleichſam Schritt mit ſich ſelber zu halten.

Das erſte dieſer Verhältniſſe iſt das der Menſchen zur ganzen übrigen Natur.

Ihnen brauch' ich es wohl nicht zu erörtern, daß das Ringen um Kenntniß der Natur und um Herrſchaft über ſie, mit dem Erwachen des erſten Bedürfniſſes begann, deſſen Befriedigung der erſte Menſch auſſer ſich ſuchte, — und daß alle Bemühungen durch die man auf dem Gipfel der Kultur die Wiſſenſchaften zu erweitern, die Künſte zu vervollkommnen ſich bemüht, nur eine Fortſezzung deſſelben Ringens ſind. Zwiſchen dem Erſten, der die beiden Enden eines Stabes einander näherte und ſie zuſammen band, um einen Bogen zu bilden, und dem Erfinder der Kongreveſchen Raqueten; — demjenigen der den erſten Kochtopf, und jenem der die Dampfmaſchine erſann, — dem Erſten der die regelmäßige Abwechſelung der Mondesgeſtalt bemerkte, und dem Entdecker der Ceres, — jenem der den erſten Funken aus einem Kieſel ſchlug und dem Erfinder der Gasbeleuchtung, iſt im Grunde kein anderer Unterſchied, als daß der Eine die Reihe von

Beobachtungen und Verſuchen begann, deren Fortſetzung während einer Reihe von Jahrtauſenden, der Andre benutzte und weiter führte.

Das zweite Verhältniß iſt das der verbundenen Menſchen ſelbſt zu einander.

Nur durch die geſellſchaftliche Verbindung kann es ihnen gelingen, bedeutende Fortſchritte in der Erforſchung und Unterwerfung der Natur zu machen. Kaum iſt indeß eine ſolche Verbindung entſtanden, ſo finden wir die Glieder derſelben in der Nothwendigkeit, zu verhindern, daß eins derſelben das andre behandle, wie die Natur um ſie her, als rechtloſes Material ſeines Wohlſeyns, als Spiel ſeiner Willkühr. Wieder ſehen wir daſſelbe Bedürfniß und das Beſtreben es zu befriedigen, fortdauern von der unterſten Stufe der Bildung, bis zur höchſten. Die erſte Verabredung der Wilden über die Vertheilung ihres erſten gemeinſchaftlichen Fanges, und das tiefſinnigſte Geſetz das ein Römiſcher Rechtsgelehrter entwarf; der erſte Fauſtkampf über die Verletzung jener Uebereinkunft, die ſich der Anführer erlaubte, und die beredteſte Debatte des Brittiſchen Parlaments über die Rechte der Regierung und die des Volkes, haben, genau genommen, denſelben Inhalt. Dort freilich liegt er offen da, in ſeinem ganzen, ärmlichen Umfange; hier iſt er ſinnreich modifizirt, und man verkleidet den nackten Willen durch tauſend ſcharfſinnige Gründe in Gerechtſame, wohl gar in Gerechtigkeit.

Den Sieg über die Natur um ſie her, verdankte der Menſch einer ihr fremden Kraft, ſeinem denkenden Geiſte, wie den freien Lauf ſeines Schiffes durch die entgegenſtrömenden Wogen, der über ſie hin flutenden Luft.

Wo aber wird er eine Kraft finden, dieſen Geiſt ſelber zu bändigen, ohne ihn zu lähmen? — Ohne ihn zu lähmen, ſage ich. Ueberſehen Sie dieſe Worte nicht. Wo Tirannei eintritt, wird der Geiſt des Volkes freilich zahm genug: aber da iſt auch ſchon der Zweck dem man in Rückſicht des zweiten Verhältniſſes nachſtrebt, verfehlt und aufgegeben, und unausbleiblich geht es dann mit dem allgemeinen Grundzwecke der Geſellſchaft eben ſo. Die Herrſchaft über die Natur wird nicht mehr erweitert, d. h. die Kultur ſteht ſtill; jene Herrſchaft wird gemißbraucht: die Kultur wird Dienerin raſender Schwelgerei; — jene Herrſchaft wird allmählig verengt: das Volk wird ſtufenweiſe abrutirt und endlich leichte Beute noch fortſtrebender, freierer Nachbaren. — —

— Ueberall und in jedem Zeitalter wo ein Volk entſteht, ſehen wir es auch ſogleich mit jener ſchwierigen Aufgabe beſchäftigt. Ueberall werden dieſelben Mittel angewendet, ſie zu löſen. Man verabredet Geſetze und ſtellt, durch eine Verfaſſung, Autoritäten auf, welche über die Beobachtung jener Geſetze wachen ſollen. Man lauſcht dem Gefühl eine Sittenlehre ab, und der Phantaſie eine ſchützende Autorität auch für dieſe: eine überſinnliche Welt. Dieſer Gang iſt unter den Menſchen, ihrer Natur gemäß, ſo regelmäßig und überall gleich, wie bei den Bibern die Form ihres Baues, *ihrer* Natur zufolge.

Wirklich mag es wohl auch nie ein Volk gegeben haben, das dieſen Veranſtaltungen nicht einen Zeitraum ruhigen Glückes verdankt hätte; aber wenn es nicht, wie in Grönland, in den Steppen des innern Aſiens, in den Sandwüſten Arabiens und vielleicht im Innern Afrika's, einer ſehr armen oder doch einförmigen Natur gegenüber ſteht, und von dem Verkehr mit andern Völkern durch große Schwierigkeiten abgeſchnitten iſt, tritt früh oder ſpät ein Mißverhältniß, gleichſam ein Zwiſt zwiſchen ſeinen beiden Grundverhältniſſen ein, der endlich Alles zerrüttet.

Die innere Geſtaltung der Geſellſchaft ſtrebt darnach, einen Zuſtand bleibend zu machen, über den man eins geworden iſt. Das äuſſere Verhältniß der Geſellſchaft aber zur umgebenden Natur, iſt im beſtändigen Fortſchreiten. — Bei den Berechnungen für jene, konnte man natürlich nur das zur Zeit ihrer Bildung vorhandene Maß der Kenntniſſe und des Reichthums, und die vorhandne Vertheilung derſelben, zum Grunde legen. Aber die fortgeſetzte Erforſchung und Unterwerfung der Natur, bringt Kenntniſſe und Schätze in Umlauf, deren Daſeyn man vorher nicht ahnete, und läßt wohl gar das Uebergewicht an beiden, an Bürgerklaſſen übergehen, die beim Einführen jener Geſtaltung, roh und dürftig waren, und dem gemäß ſituirt wurden. Die Geſetze und die Verfaſſung ſind alſo nicht mehr paſſend. — An die Gebote der Sittenlehre, an die verkündigte Geſtalt der überſinnlichen Welt, hat man das prüfende Richtmaß des erweiterten Verſtandes gelegt: ſie haben ihre Bindekraft verloren. — Das Bedürfniß des Volkes fordert alſo Aenderungen in beiden Rückſichten: aber die Autoritäten, die zur Erhaltung des Vorhandenen eingeſetzt wurden, bieten ihre ganze Macht auf, um ihre Pflicht zu erfüllen, an die ihre eignen, ihnen theuer gewordenen Vorrechte geknüpft ſind. Siegen ſie, ſo tritt die obenerwähnte Lähmung des Geiſtes ein, welche den Untergang des Staates herbeiführt: denn die Fortdauer nicht mehr paſſender Verfaſſungen und Geſetze, iſt die härteſte aller Tiranneien.

Siegt das Bedürfniß, ſo erfolgt, nach langen Kämpfen, die den Staat unaufhörlich an den Rand des Abgrundes bringen, eine neue Ordnung der Dinge, — die einſt veralten muß, wie ihre Vorgängerin.

Dritter Brief.

Geſchichte und Geſchichtſchreiber.

Täuſch' ich mich nicht, mein Hochverehrter! ſo giebt die aufgeſtellte Anſicht einen lehrreichen Maßſtab zur Würdigung ſehr mannigfacher Gegenſtände, z. B. der Geſchichte und der Geſchichtſchreiber; der ſo eben vorwaltenden Politik und der Politiker; vor Allem aber des augenblicklichen Standpunktes der einzelnen Völker, und der naturgemäßen Erwartungen, welche ſie von der Zukunft haben können.

Laſſen Sie uns mit der zuerſtgenannten anfangen, gleichſam um erſt die Brauchbarkeit unſers ſelbſtgeſchaffenen Werkzeuges aus den Reſultaten zu erkennen, die ſeine Anwendung giebt.

— Liegt die Geſchichte unſers Geſchlechts überhaupt nur in der Fortbildung der beiden oben aufgeſtellten Verhältniſſe, ſo muß die Erzählung derſelben bei jedem einzelnen Volke, über das ſie uns belehren will, damit anfangen, uns zu ſagen, welcher Naturumgebung gegenüber, und von welchem Punkte der Naturbeherrſchung, es ſeinen ſelbſtſtändigen Gang anfing, und welche Maßregeln es traf, ſein Wohlſeyn im Innern der Geſellſchaft zu ſichern. Sie muß uns ſagen, in wie fern, wodurch und wie lange, es ihm gelang, die Geſtaltung der Geſellſchaft den Fortſchritten der Naturbeherrſchung entſprechend umzuwandeln, — und iſt es ein nicht mehr vorhandenes Volk von dem ſie ſpricht, wodurch jenes Beſtreben endlich mißlang, es alſo unterging, ſey es auf dem langſamern Wege des einheimiſchen Deſpotismus, ſey es auf dem raſchen der Unterjochung von Auſſen her. Denn ein Sklavenvolk oder ein erobertes hat keine Geſchichte mehr.

Iſt das aber der Inhalt der wahren Volksgeſchichte: wie wenig Völker können ſagen, daß die ihrige geſchrieben wurde! Welch ein nichtsſagender Wuſt werden einer ſolchen gegenüber, alle die gründlichen Nachrichten von dem Privatleben einzelner Regenten, Heerführer und Miniſter; von den Einzelnheiten der Feldzüge oder Verhandlungen, die ſo mühſam zuſammengeſucht werden; oder gar von den eigentlichen Tagen, an denen etwas geſchah, den eigentlichen Worten, mit denen eine Geſinnung geäußert wurde u. ſ. w. Die Geſchichte der Menſchheit iſt ein majeſtätiſcher Stamm, der von Jahrtauſend zu Jahrtauſend den Wipfel majeſtätiſcher emporträgt, und ihn höher und höher erheben wird, ſo lange die Erde ein tauglicher Wohnort bleibt für unſre Gattung. Die Geſchichte jedes Volkes iſt ein Zweig deſſelben, und als ſolcher wichtig für den Karakter des Ganzen. Auch einzelne Blüthen und Blätter haben ihren Werth für Liebhaber mikroſkopiſcher Forſchungen; aber die oft ſo wichtig behandelten Hofanekdötchen, die diplomatiſchen Archivgrübeleien und die moraliſchen Nutzanwendungen: ich ſehe in ihnen nichts als Raupenneſter, angeflogenen Staub und ſchleimigten Schwammwuchs.

Vierter Brief.

Die Geſchichtſchreiber.

Wie? Sie konnten mich mißverſtehen? Sie konnten mir zutrauen, daß ich über irgend eine Art der Geſchichtforſchung oder Geſchichtſchreibung ein unbedingtes Verdammungsurtheil fällen wollte? Nicht doch! Jede hat ihren eigenthümlichen Werth und Nutzen; ja, ich glaube faſt, daß es noch nicht genug Arten derſelben giebt. Nur dawider möcht' ich eifern, daß man irgend eine der untergeordneten Gattungen auf den Thron ſetzt, der nur der wahren, großen Geſchichte, jener der Menſchheit gebührt; daß man ſie als die höchſte ausruft, und ſo das Ziel verrückt, nach dem man in den Partikular-Geſchichten ſtreben ſollte: nämlich Materialien zu jener zu liefern.

Die gewöhnlichen Geſchichtſchreiber laſſen ſich mit den Portraitmalern vergleichen, und bilden eben ſo viele Gattungen.

Der eine ſchreibt die Geſtalt die er aufbehalten ſoll, gewiſſenhaft ab, mit allen Zügen und Umgebungen die ihr gewöhnlich ſind, ſollten ſie auch noch ſo geringfügig und nichtsſagend, ja, ſollten ſie ſogar gemein und verächtlich ſeyn. Wer von einem Kunſtwerk die Ausführung eines äſthetiſchen Gedankens und einen äſthetiſchen Genuß verlangt, geht mit ſpöttiſchem Kopfſchütteln daran vorüber; aber den Kindern und perſönlichen Freunden des Gemalten, iſt meiſtentheils gerade dieſe Art der Abbildung die liebſte, und iſt er ihnen wirklich theuer, ſo werden ſie nach ſeinem Tode auf ſie mit einer Rührung hinſehn, die ihnen durchaus kein anders gehaltenes Bild ablocken könnte. Die Enkel ſchicken ein ſolches Gemälde gewöhnlich in die Rumpelkammer, aber die vierte oder fünfte Generation betrachtet es doch wohl wieder mit ſo hohem Intereſſe, als wir — Chroniken, beſonders des eigenen Landes leſen, wenn ſie alt genug ſind, um uns durch ihre naive Umſtändlichkeit eine fremdgewordene Welt in unſrer Heimath ſelbſt, zu eröffnen.

Andre Maler ſuchen die Züge des Geſichtes auf, welche den Hauptkarakter deſſelben bilden. Dieſe heben ſie hervor; alle andre, die auf die Täglichkeiten des Lebens und ſeine Gewohnheiten deuten, drücken ſie nieder, wenn ſie nicht ganz weggelaſſen werden können. So liefern ſie denn — die bedingte Perſonifikation irgend eines moraliſchen Karakters, die hohen Kunſtwerth haben kann, ſchwerlich aber ſprechende Aehnlichkeit, und die zum Herzen der nächſten Verwandten und Freunde nichts ſpricht, als das Selbſtlob des Malers: »Seht, dazu vermocht' ich ihn zu idealiſiren!“

Ach, was fängt ein Kreis von Kindern mit einem idealiſirten Bilde des Vaters an, wenn es ihn ſelbſt verlor! — Oder ein Volk mit der Darſtellung ſeiner Vorzeit, durch einen philoſophirenden Hiſtoriker, dem nur Belege für ſein Syſtem, des Erzählens würdig dünken.

Wieder andre Portraitmaler, welche das Still-Leben für allzu gemein anſehn, wählen den bedeutendſten Moment aus dem Leben ihres Gegenſtandes, der ihn in der kraftvollſten Thätigkeit zeigt: — aber wenn ſie nicht geradezu Pfuſcher ſind, ſo wird in ſeinen Zügen die Bedeutſamkeit des Moments, die Spannung, vielleicht die Leidenſchaftlichkeit ſeines aufgeregten Geiſtes ſo laut ſprechen, daß ſich der bleibend vorherrſchende Karakter des Mannes ſo wenig erkennen läßt, als — die wahre Natur der Begebenheiten und ihres Ganges, in den äſthetiſirenden, mit Beredſamkeit prunkenden Geſchichtſchreibern, die Alles darauf anlegen, glänzende Punkte zu finden, in welcher ſie entfalten können, nicht was wahr geweſen, ſondern welche Kraft in ihrem Pinſel wohnt.

Voraus geſetzt nun, mein verehrter Freund, es wäre uns ſehr wichtig, uns eine recht klare, vollſtändige und richtige Vorſtellung von der wahren Perſönlichkeit eines merkwürdigen Mannes zu machen. könnten wir mehr wünſchen, als in jeder der angezeigten Arten ein Bildniß von ihm zu erhalten, um uns dann ſelbſt im Geiſt ein viertes von ihnen zu abſtrahiren, zu dem ſie alle drei beigetragen hätten? Es würde ſie alle an Treue übertreffen. Laſſen Sie alſo nur alle Arten von Geſchichtſchreibern ihrer Anſicht und ihrer Liebhaberei folgen. Sie alle tragen Materialien zuſammen, zum Begreifen der einzigen wahren und großen Geſchichte, die nie endend und immer neu, rund um die Erde ihr großes Gewebe zieht, der Geſchichte der Menſchheit.

— Der wahre Hiſtorienmaler bemüht ſich, die Begebenheiten die er darzuſtellen hat, wahr und lebendig zu karakteriſiren: die perſönliche Aehnlichkeit der darin Handelnden iſt ihm Nebenſache, die man mitnimmt, wenn es geſchehen kann, ohne daß man ihr etwas Wichtigeres aufopfert. Arbeitet er mit der Feder, ſo verſteht es ſich alſo, daß er den Gang und die Schickſale des Volkes zur Kultur und zum Untergange, zu ſeinem Hauptgegenſtande macht, die biographiſchen Nachrichten aber ſelbſt von dem größeſten Geſetzgeber und Eroberer, ſind ihm Kleinigkeiten. Iſt ja doch ohnehin, der Geſchichte der Menſchheit gegenüber, die Verſchiedenheit zwiſchen den einzelnen Perſonen ſo gering, und das Auftreten derſelben Karaktere, bei jedem

Volk ſo in der Regel, daß man allenfalls nicht nur recht gut die Namen weglaſſen und von dem Helden, dem Geſetzgeber, dem Tirannen dieſes oder jenes Staates ſprechen könnte, ohne erſt Cyrus, Seſoſtris, u. ſ. w. zu ſagen; — ja, daß wirklich Alexander und Diogenes dieſelbe Perſon in verſchiedenen Verhältniſſen ſcheinen.

Ich ſage: der Geſchichte der Menſchheit gegenüber. Wer von einem hohen Berge herabblickt, dem erſcheinen große Wälder nur als ſchwarze Flecken, ſie mögen Laubholz ſeyn oder Nadelholz.

Fünfter Brief.

Blick uber Europa hin.

Sie ſchreiben mir, »das ſey gerade kein Vorzug eines ſehr hochgenommenen Standpunktes, daß ihm die doch immer ſo unendlich wichtige Verſchiedenheit der einzelnen Gegenſtände in Nichts zuſammenſchwinde.» — Es kommt auf den Zweck an, den man hat. Sie werden geſtehen, wer den karakteriſtiſchen Umriß eines Baumes auffaſſen will, muß nicht unter die Aeſte deſſelben, ſondern in eine hinreichende Entfernung treten, wo er ihn ganz überſehen kann; dann aber wird er ein richtigeres Bild von ihm in ſeinem Geiſt aufnehmen, als wenn er dicht hinzu ginge und ſeine Zweige, oder ſelbſt die Spalten ſeiner Rinde zählte. Verweilen Sie alſo immer noch eine Zeitlang in der Höhe, auf die ich mich in meinen letzten Briefen mit Ihnen zu erheben verſuchte, und laſſen Sie uns von dort aus den Zuſtand Europa's unterſuchen.

Des ganzen Europa, diesſeits und jenſeits des Atlantiſchen Ozeans. Denn aus dem Geſichtspunkt der Kultur betrachtet, bilden die Oſt- und Weſtküſten deſſelben nur Einen Welttheil, wie zur Zeit der Griechiſch-Römiſchen Kultur alle Länder die das Becken des mittelländiſchen Meeres umſchließen, zuſammen gehörten. Meere ſind für Nationen, welche eine Meiſterſchaft in der Schiffahrt errangen, ohnehin nicht trennend, ſondern ein Verbindungsmittel. Anders iſt es, wenn wir über jenen Ozean hinausgehn. Wie vormals, wenn man das Mittelmeer verließ, finden wir alsdann keine Nationen mehr, denen die jetzige höchſte Blüthe der Menſchenbildung ein Eigenthum wäre, deſſen ſie fröhlich genießen und das ſie wetteifernd zu vervollkommnen bemüht ſind. Nur ſolche finden wir noch, auf welche das Uebergewicht derſelben wie eine fremde Laſt drückt, weil ſie entweder in den ihnen heiligtheuren Ueberreſten einer untergegangenen Kultur befangen ſind, oder noch zu roh, um uns nachzuſtreben. Und ſollte Oſtindien einſt ganz der Brittiſchen Handelstirannei gehörig werden, zu Europa gehören wird es nie; und eben ſo wenig das innere Afrika. Anders iſt es mit Weſtindien und Amerika. Die Völker und Staaten welche von Europa aus dort angepflanzt wurden, ſind von uns nicht mehr verſchieden, als ein zum Stamm erwachſenes Pfropfreis von dem Baume, von dem es geſchnitten ward.

Ich wiederhol' es noch einmal: auf den Zuſtand des ganzen Europa's laſſen Sie uns einen prüfenden Blick werfen. Das Schickſal aller ſeiner Theile iſt ſeit Jahrhunderten eng verflochten, und wird es auch in jeder Zukunft ſeyn. Wie ſollt' es nicht? Sie alle haben dieſelbe Religion, dieſelben Wiſſenſchaften und Künſte, und nah verwandte Sprachen; oder ein Paar dieſer Sprachen ſind doch bei allen verbreitet. Seine Völker gehen alle denſelben Weg des Gewerbes; die Gebildeten ſtehen überall ungefähr auf derſelben Stufe über dem Volk; ja, es iſt ſogar eine und dieſelbe Ideen- und Gedankenmaſſe die bei allen den Umlauf macht, und gemeinſchaftlich weiter gebildet wird. Ein neuer Gedanke den man in Petersburg ſagt, erhält vielleicht in Boſton ſeinen Nachſatz. Eine Entdeckung die man in Newyork macht, kann ſechs Wochen ſpäter in London zu einer Erfindung benutzt werden, die man kaum ſo lange hernach, in Stockholm und in Neapel eifrig anwendet. Ein Grundſatz, ein ſtarker Ausdruck, ja ein Witzwort, das am Ufer der

Seine oder der Themſe geſprochen wird, hallt in ein Paar Monaten von Liſſabon bis Stockholm, und rund um die Küſte des Atlantiſchen Ozeans wieder. Nie waren die Staaten des alten Griechenlands ſo enge mit einander verbunden, als es die des jetzigen Europa's ſind, und doch hatten ſie alle ein gemeinſchaftliches Geſchick.

Dünket Sie vielleicht der Unterſchied der Größe zwiſchen Griechenland und Europa zu bedeutend, um von jenem auf dieſes zu ſchließen? Erinnern Sie ſich nur, daß das alte Römerreich aus vielen ehemals gleichfalls großen Staaten zuſammengefloſſen war, und eben ſo das Chineſiſche, das ſo ausgedehnt iſt als Europa und doppelt ſo volkreich. Alle ſeine Provinzen waren ehemals mächtige und ſelbſtſtändige Staaten, und alle gehen ſeit Jahrtauſenden einen gemeinſchaftlichen Schickſalsweg, weil ſie eine gemeinſchaftliche Bahn der Kultur gegangen waren.

Mißverſtehen Sie mich aber nicht. Ich will dadurch nicht beweiſen, daß eben ſo auch Europa in Ein Reich werde verwandelt werden. In den nächſten Jahrhunderten iſt das wohl nicht möglich. Ich ſchließe aus jenen Beiſpielen nur, daß man — Nun, wie geſagt, daß wir ganz Europa betrachten müſſen, um mit einiger Zuverläßigkeit Schlüſſe auf das zu machen, was einem Theile deſſelben begegnen kann. Glauben Sie mehr folgern zu können, was geht das mich an?

Sechster Brief.

Die fremden Nationen in Europa.

Ihr Einwurf iſt gegründet, ohne daß er mich widerlegt. Sie haben Recht: es giebt ein Paar Nationen im Bezirk unſers Welttheils, die nicht Theile ſeiner großen Völkerfamilie ſind, nicht mit dieſer, wenigſtens nicht gutwillig, fortſchreiten, und deren Schickſal daher auch von dem ihrigen getrennt iſt: aber ſie ſind todte Splitter in einem lebenden Körper. Es wird ſie ausſtoßen, oder ſie werden ſich auflöſen.

Die erſte derſelben, die Juden, ſind eine der merkwürdigſten Erſcheinungen in der Geſchichte der Menſchheit, ein erſchütternder Beleg dazu, was aus einem Volke werden kann, deſſen Fortſchreiten man mit Gewalt hindert. Das that vor viertehalb oder viertauſend

Jahren ihr Geſetzgeber und Religionsſtifter, indem er ihnen Sitten und einen Glauben gab, deren Unwandelbarkeit er an einen von ihm ſelbſt ihnen eingeimpften, unvertilgbaren Nationalhochmuth knüpfte. Das auserwählte Volk Gottes, der Geburtsadel gleichſam der ganzen Menſchheit, deſſen Vorzüge Folgen ſeiner Abſtammung, alſo ſtrenge gegen die Möglichkeit abgeſchloſſen waren, daß irgend ein Fremder ihrer theilhaftig werden konnte: ein ſolches Volk konnte im Glück auch nur nicht den Gedanken faſſen, andre Völker zu ſich empor zu ziehen; und im Unglück waren wieder alle ſeine Hoffnungen auf einen Wechſel ſeiner Lage, an das Beharren in ſeiner Abſonderung geknüpft. Ja, das Aufheben derſelben war nicht einmal möglich, da, wie geſagt, ſie in einer an der Abſtammung haftenden Heiligkeit gegründet war. Durch dieſen einzigen Umſtand zeichnete der Geſetzgeber den ganzen unglücklichen Schickſalsgang ſeines Nomadenvölkchens vor. Es ward ein Ackervolk; es verwandelte ſeine republikaniſch geformte Verfaſſung in eine monarchiſche; es kam in vielfache Berührung mit andern Völkern, und nahm manche Kunſt und manches Gewerbe von ihnen an, aber auf einem Punkte vermochten die Juden nicht fortzuſchreiten, und ſo trug ihre Bildung in jeder andern Rückſicht unauslöſchlich den Stempel der Rohheit. Stolz und verachtet zugleich, ſtanden ſie immer iſolirt unter den andern Völkern, die ſie umgaben, und von denen ſie unterjocht wurden. Endlich ging aus ihrer Mitte ſelbſt die erhabenſte Veredlung hervor, deren ihre alte Religion fähig war. Aber die neue lehrte: »Aus allerlei Volk, wer den Willen des Herrn thut, iſt ihm angenehm.« Das verletzte die Juden in ihrem Innerſten, in ihrem religröſen National-Hochmuthe. Sie warfen die neue Lehre mit Abſcheu von ſich aus, und entſchieden ſo ihre Iſolirung auf neue Jahrtauſende. *) Endlich ſtreute ein Wirbelſturm den rohen Haufen auseinander auf die ganze Erde herum. Aber die auf heilige Ahnen ſtolzen Juden fielen unter die andern Völker hinein, wie Staub in Waſſer. Staub bleibt Staub, und Waſſer bleibt Waſſer, nur wird jener durch die Vermiſchung naß, und dieſes trübe, bis es ihn, in Schlamm verwandelt, zu Boden ſinken läßt. Das haben die chriſtlichen Völker immer von neuem gethan, ſo oft ſie auch durch das Emporſteigen der Juden — getrübt wurden. Ich glaube, es wird in kurzem wieder geſchehen.

---

*) Ich kenne keine glücklichere Allegorie, als die Fabel vom ewigen Juden. Der unglückliche Ahasverus, der den Erlöſer von ſeiner Hausthüre fortſtieß, und nun nicht ſterben kann, und nirgend heimathlich werden: er iſt — das Judenvolk ſelbſt.

Dem erſten Anſchein nach eine entgegengeſetzte, und im Grunde doch dieſelbe Erſcheinung bietet uns die zweite dieſer Nationen dar, — der Aſiatiſche Tiger, der mit ſeinen Pranken den Bosporus überſprang und die Griechen zu Boden ſchlug, indeß er mit den ſtützenden Schenkeln noch in Aſien ſteht. Wäre die Türkiſche Nation ganz nach Europa herübergekommen, vielleicht hätte ſie die Kultur ihrer Beſiegten angenommen. Wäre ſie in Aſien geblieben, höchſt wahrſcheinlich hätte ſie mit Glück den Weg eigenthümlicher Bildung fortgeſetzt, auf dem ſie ihre Vermiſchung mit den Arabern geführt hatte. Aber weil ihre Beherrſcher in Europa Hof hielten, verſank der Aſiatiſche Theil der Nation, vernachläßigt, zurück in Barbarei. Dieſer aber iſt es, der den Europäiſchen unaufhörlich ergänzt und erneut, und ſeine Rohheit verewigt. Jährlich kommen Tauſende von Halbwilden herüber, um die Ueberbleibſel einer fremden Kultur mit Füßen zu treten, und weil ſie das können, das Fortſchreiten in der Bildung überhaupt verachten zu lernen. Das Türkiſche Volk ſieht ſeine Rohheit als einen hohen Vorzug vor den Griechen an, und als den Bürgen ſeiner Herrſchaft über ſie.

Bei der beſtändigen Berührung mit den andern chriſtlichen Völkern, würde dieſer Zuſtand indeß nicht ſo lange Dauer gehabt haben, wäre nicht auch die Schwungkraft des übrigens edeln Geiſtes der Türken, durch religiöſen Hochmuth gelähmt.

Auch der Stifter des Islamismus war ein bewaffneter Prophet, Geſetzgeber und Heerführer zugleich. Zwar gründete er, weil er die Eroberung der Erde im Auge hatte, die Vorzüge die er ſeinen Anhängern beilegte, nicht auf ihre Abſtammung; deſto unverbrüchlicher aber knüpfte er den Beruf zur Weltbeherrſchung und zur Glückſeligkeit jenſeit des Grabes, an die Treue gegen den Koran, der den Gläubigen zugleich der Inbegriff aller irdiſchen Weisheit, und die Offenbarung der himmliſchen iſt. Was kann die Kultur anders glaubender Nationen ihnen bieten, das gegen jene Hoffnungen in die Wagſchale gelegt zu werden verdiente?

So gerüſtet, könnten ſie noch Jahrhunderte hindurch bleiben, was ſie ſind: aber der politiſche Naturgang bereitet ihnen eine nahe Kataſtrophe vor. Das Mißverhältniß zwiſchen der Macht der ſo lange ſchon ſtille ſtehenden Nation, und der ihrer im Sturmſchritt fortſchreitenden Nachbarn, und das Rückwirken der äuſſern Schwäche des Türkiſchen Staates auf ſeinen innern Zuſammenhang, wird wahrſcheinlich dieſe Nation ſehr bald zurückdrücken, woher ſie gekommen iſt. Was von ihr in Europa übrig bleibt, bildet dann vielleicht, in allgemeiner Zerſtreuung, ein Seitenſtück zu den Juden.

Siebenter Brief

Die Griechen.

Unwillkührlich und mitleidsvoll gleitet der Blick herab von dem blutbefleckten Tirannen auf das leidende Opfer zu ſeinen Füßen, ſollte es auch gerade kein ſchuldloſes ſeyn; von der rohen Tartarenhorde, die in einer Stadt, die ſie nicht zu erbauen verſtünde, in fremder Herrlichkeit ſchwelgt, hinab auf die Nation, die an dem Heerde ihrer Väter in Feſſel liegt; als rechtloſe Sklavin in den Paläſten dient, die Zeugniß geben von ihrer vormaligen Herrlichkeit.

Zweimal iſt die Kultur des übrigen Europa von ihr ausgegangen, und zweimal hat ihr Schickſal ein lehrreiches Beiſpiel davon gegeben, was ein Volk erwarten muß, dem es nicht gelingt, auf dem zweiten Felde der Kultur ſeinem Fortſchreiten auf dem erſten, zu folgen, — ſeine Verfaſſung dem Maß ſeiner Kenntniß und ſeines Reichthums anzupaſſen. Deßhalb, obgleich im Beſitz aller Elemente der Macht, waren die Griechiſchen Republiken ſo ſchwach als Alexander ſie beugte und die Römer zu ihnen hinüberſchifften; deßhalb war es die Griechiſche Monarchie, als ihr die Araber die Aſiatiſchen und Afrikaniſchen Provinzen, und endlich die Türken gar das Daſeyn raubten. Beidemale ſtanden Wiſſen und Kunſt und Gewerbe bei den Griechen in der höchſten Blüthe, aber in jener frühern Zeit waren es die ſtürmiſchen Launen der leichtverführten, eitlen Menge, in der ſpäteren Zeit die oft ſo läppiſchen und bösartigen Einfälle ſchwelgeriſcher und unverſtändiger Despoten, welche den Gang des Staates nach ihrer Stimmung des Augenblicks lenkten. So wurden ſie beidemale die leichte Beute von Gegnern, die in jeder Rückſicht, ſelbſt an Volkszahl und an Kriegserfahrenheit, unter ihnen ſtanden.

Um deshalb nicht an ihrer Zukunft zu verzweifeln, erinnere man ſich aber, daß die Eroberung Griechenlands gewiſſermaßen als der fern nachſchleppende Schlußakt der Völkerwanderung betrachtet werden kann, und daß einſt die kultivirten Gallier, Hispanier, Italer und Nordafrikaner zu den Vandalen, Gothen, Longobarden und Franken faſt in eben den Verhältniſſen ſtanden, wie jetzt die Griechen zu den Türken; daß alſo auch für Griechenland eine Aenderung zu erwarten ſteht, wie ſie für jene Völker Statt hatte.

Dieſelbe zwar nicht. Die nordiſchen Völker gingen zu der Religion ihrer Beſiegten über, und verſchmolzen ſo mit ihnen; die Türken aber brachten eine jüngere, und daher kräftiger feſſelnde mit, als ſie bei den Griechen vorfanden, und haben ſich daher der Vermiſchung mit ihnen enthalten. Gleichwohl aber iſt der Zeitpunkt da, der alles für die letztern hoffen läßt.

Sie kennen meine Anſichten wohl genug, um zu wiſſen, daß ich dieſe Hoffnung nicht auf die Schulen gründe, die man wieder für die — Griechen eröffnete, noch auf die Ueberſetzungen Franzöſiſcher und Deutſcher Schriften, die man für ſie beſorgte. Dergleichen Erſcheinungen ſind ſehr günſtige Vorzeichen, aber Großes zu wirken vermögen ſie nicht. Büchergelehrſamkeit hat noch nie die Feſſel eines Volkes geſprengt.

Bemerken ſie dagegen, wie der Verkehr

der Griechen mit den übrigen Völkern Europa's täglich ſteigt, täglich mehr Lebens-, Gewerb- und ſelbſt Kriegskünſte zu ihnen übergehn, und von ihnen begierig ergriffen und benutzt werden; wie die Möglichkeit einer Befreiung ihnen immer deutlicher vor die Augen tritt und ſie zum Selbſtgefühle erhebt. Es kann nicht anders ſeyn! Wie ehemals ihre Verfaſſung nicht ihren Reichthümern, wird nun bald ihre Lage nicht mehr ihrer moraliſchen Kraft entſprechen, und das wird wieder eben ſo unausſprechlich eine Umgeſtaltung herbeiführen, und diesmal zum Beſſern.

Blicken Sie dagegen auf den Zuſtand der Osmanniſchen Herrſchaft hin. Noch raucht das Blut eines Großſultans und des größern Mannes, der ſein Vezir war: beide erwürgt, weil ſie wenigſtens dem Kriegsheere einige Vorzüge der chriſtlichen Staaten aneignen wollten. Sehen Sie dies Heer, durch jene mißlungenen Verſuche ſelbſt, mit Zwieſpalt und blutigem Haß erfüllt. Erinnern Sie ſich, daß in Stambul ſogar die Befehle des Herrſchers faſt nur in ſo fern der Vollſtreckung gewiß ſind, als ſie den Anſichten der Janitſcharen nicht widerſprechen; daß wenn er einen neuen Gouverneur in eine Provinz ſendet, er ihm eine Armee mitgeben muß, um ihn anerkennen zu laſſen, und eine zweite in Bereitſchaft ſtellen, um ihn ſelbſt unterwürſig zu erhalten. Erinnern Sie ſich, wie ſiegreich und lange vor kurzem das kleine Serbiſche Volk eben der Macht widerſtand, vor der einſt das ganze chriſtliche Europa erbebte, — Nein! Ein ſo verrottetes Joch iſt nicht mehr haltbar. Die erſte gemeinſchaftliche Anſtrengung der Griechen wird es zerbrechen, und die Türken werden gleichſam von ſelbſt aus Europa hinaus fallen. Nur das kann noch ein Gegenſtand zweifelnder

Erörterung ſeyn, wie dieſes unausbleibliche Ereigniß zum Beſten der Griechen, alſo auch des ganzen Welttheils zu leiten, vielleicht zu beſchleunigen ſey.

Leider ſteht für jene ſchon ein gefährlicherer Feind in Bereitſchaft, als die Türken ſind. Jenes Handelsvolk, das überall zu herrſchen ſucht, um Geld zu gewinnen, und das Gewonnene wieder anwendet, ſeine Herrſchaft zu erweitern: nachdem es ganz Europa von der Elbe bis Malta, mit einer Menge einzelner, unangreifbarer Stützpunkte ſeiner Macht und ſeines Handels umzogen, hat es ſich jetzt auch ſchon gegen Griechenland und die Levante, auf die Joniſchen Inſeln hingelagert, wie ein Löwe zum Anſprunge.

Es iſt ſehr dabei intereſſirt, daß der klägliche Despotismus der Türken nicht untergehe, denn es verkauft ihnen zu beſſern Bedingungen, als es von irgend einer andern

Regierung hoffen darf. *) Läßt ſich aber dereinſt der dankbare Schützling gar nicht weiter halten, dann werden höchſt wahrſcheinlich die Engländer ſelbſt ſich auf die Trümmer des Türkiſchen Staates werfen, und den Archipel, Morea und die Levante an ſich zu reiſſen ſuchen. Kaum den Feſſeln der Barbaren entgangen, wird die wiedergeborne Griechiſche Nation gegen einen andern Deſpotismus zu kämpfen haben, der mit dem höchſten Raffinement der Kultur und der Politik gerüſtet, über ſie herfallen wird. Werden dann nicht die Szenen des Nordamerikaniſchen Krieges an den Küſten des Aegeiſchen Meeres erneut, ſo ſehen wir wahrſcheinlich dort jene wieder-

---

*) Vor der Revolution ſpielten die Franzoſen die erſte Rolle im Levantiſchen Handel und zahlten nur 3 pC. Zoll von ſolchen Waaren, welche die Griechen, wenn ſie ſie ſelbſt einführten, mit 15 bezahlen mußten. Seit Buonaparten's Einfall in Aegypten, gingen dieſe Vorzüge an England über.

holen, die nun ſchon ſeit einem halben Jahrhundert auf die Verödung Oſtindiens hinwirken.

Selbſt wenn England ſich mit einer Schutzherrſchaft über Griechenland begnügte, ungefähr wie jene ſogenannte, die es über die Joniſchen Inſeln ſchon ausübt, ſie würde ſehr ſtrenge und niederdrückend ſeyn. Dem Brittiſchen Kabinet könnte es nicht entgehn, daß es ein künftiger furchtbarer Rival ſey, den es bevormunde. Griechenlands Lage, ſeine Geſtaltung, ſeine Produkte und der lebendige Karakter ſeiner Einwohner, berufen es zum Handels- und Seeſtaate. Träte es aber als ſolcher in die Reihe der Europäiſchen Mächte, dann hätte Großbrittannien in wenig Jahrzehenden diesſeit des Atlantiſchen Ozeans einen Gegner ſeiner Herrſchaft über die Meere, der dem jenſeitigen bald die Hand bieten würde, ſie zu erſchüttern.

So viel ſcheint mir gewiß: Griechenlands Marine würde ihre Laufbahn damit anfangen, das Mittelländiſche Meer von den Seeräubern zu reinigen, die es von Afrika her durchſchwärmen; bald aber dazu übergehn, nicht zu dulden, daß es den Befehlen einer Inſel der Nordſee, welche die Natur ſelbſt alſo von jenem entfernte, unterworfen ſey.

Achter Brief.

Großbrittannien.

Nicht des Gegenſatzes, ſondern der reichern Reſultate wegen, welche eine Vergleichung dem Nachdenken geben kann, laſſen Sie uns von den geſunkenen Nationen im alten Griechenland, auf jene hinblicken, die ſo eben im höchſten Prunke der Bildung, der Macht und des Reichthums glänzt, deſſen ſie fähig war, auf die Brittiſche.

— So oft eine Völkerfamilie ſich von jener bloß klimatiſchen Kultur, die jedes Volk der Natur ſeines Landes verdankt, durch die Vermiſchung derſelben mit andern Arten, zu jener höhern erhebt, welche man die Weltkultur, die Blüthe der menſchlichen Geiſteskraft, nennen kann, ſo oft ſehen wir auch eine Reihe von Handelsſtaaten nach einander zu vorherrſchendem Glanze emporſteigen. Das liegt in der Natur der Dinge. Da jene höhere Bildung nur die Frucht des Völkerverkehrs iſt: wie ſollten die Schöpfer und Werkzeuge deſſelben, nicht die erſte, reichſte Erndte davon machen?

Jeder einzelne dieſer Staaten, wie ihn die Reihe trifft, behält die glänzende erſte Rolle, bis der allgemeine Verkehr ſeiner eigentlichen Machtbaſis, der erworbene Reichthum ſeiner Verfaſſung nicht mehr entſpricht. Dann geht der Vorrang an ein breiter, beſſer baſirtes Volk, von der Handelsſtadt über, an ein handeltreibendes Land. So wurden Tyrus und Sidon von Karthago, ſo die vielen kleinen Handelsſtädte des mittlern und ſüdlichen Italiens, von Venedig und Genua, die ein anſehnliches Gebiet erworben hatten, dieſe wiederum von Portugal, — die Hanſaſtädte von den Niederländiſchen Provinzen, und alle endlich von England in den Schatten gedrängt; und dies erfährt wahrſcheinlich einſt daſſelbe Schickſal von den Amerikaniſchen Völkern, die einen ſo unermeßlichen Raum in ihre Heimath verwandeln können.

In dieſem Augenblick aber, wie herrlich und wie furchtbar zugleich ſteht England da! Wie gegründet iſt der Stolz jedes Britten auf ſein Vaterland, — und auch die Eiferſucht jedes fremden Volkes auf daſſelbe! Statt uns aber bei dem Bewundern dieſer majeſtätiſchen Erſcheinung aufzuhalten, laſſen Sie uns ſofort unſern Maßſtab an dieſelbe legen, um die Bedingungen ihrer Fortdauer, und ſo den Grad der Wahrſcheinlichkeit der letztern kennen zu lernen.

Es iſt hergebracht, das Hochgedeihen Englands, ſeiner jetzigen Verfaſſung zuzuſchreiben. Das ſcheint mir indeß nur in einem ſehr beſchränkten Sinne wahr. Es hat nicht immer dieſelbe Verfaſſung gehabt, — wenn wir darunter nämlich nicht bloß die formelle Theilung der Autoritäten, ſondern, wie ſich von ſelbſt verſteht, Maß und Gewicht jedes Theils derſelben, den andern gegenüber, verſtehn. Gleichwohl aber mußte es genau den Weg zurücklegen, den es gegangen iſt, um ſeinen gegenwärtigen Standpunkt zu erreichen; nach einander alles das ſeyn, was es wirklich war, um zu werden was es iſt.

Wäre das Parlament Heinrich des Achten, der Königin Eliſabeth, und vorzüglich des Protektors Cromwell, der den Grund zu Englands auswärtiger Bedeutung legte, das geweſen, was das Parlament Georg des Dritten iſt, nie hätte England ſeine jetzige Größe erreicht. Und eben ſo wenig, wäre das Parlament geblieben, was es unter den zuerſt genannten Regenten war. Damals bedurfte England einer eng und feſt zuſammenhaltenden Monarchengewalt, um alle Parteien in Eine Maſſe verwachſen zu laſſen, und ſo dem Staatskörper jene Energie zu geben, die er ſeit den freiern Verhältniſſen, welche mit Wilhelms von Oranien Thronbeſteigung eintraten, ſo unwiderſtehlich entwickelt hat. Nicht alſo ſeiner Verfaſſung, ſondern dem Glück, dieſe zu wiederholten Malen nach dem veränderten Karakter ſeines Volkes und ſeiner äuſſeren Verhältniſſe modifiziren zu können, verdankt Großbrittannien den Reichthum und die Macht, wodurch es jetzt blendet und ſchreckt.

Mit dieſer Bemerkung ſtehen wir bei den Fragen, deren Beantwortung uns Englands Zukunft entſchleiern wird. Sie ſind: Haben ſich ſein innerer Karakter und ſeine äuſſeren Verhältniſſe ſeit Wilhelm dem Dritten nicht ſo ſehr verändert, daß wieder eine neue Modifikation nothwendig iſt? Und hat es

Wahrſcheinlichkeit, ja, iſt es möglich, eine ſolche zu finden, und durchzuſetzen, die beiden entſpricht? Das erſte halte ich für gewiß: das zweite ſcheint mir wenigſtens höchſt problematiſch.

Neunter Brief.

Fortſetzung.

Je vollkommner angemeſſen die jetzige Verfaſſung Englands einem Volke war, das aus ziemlich geringer Mittelmäßigkeit nach Reichthum und Macht emporſtrebte, deſto weniger kann ſie es ihm noch ſeyn, nachdem es Beſitzer von der Hälfte aller Schätze iſt, die auf der Erde im Umlauf ſind, und mit ſeinen Rieſenarmen alle Welttheile umſchlingt.

Laſſen Sie uns den Gehalt dieſer allgemeinen Vermuthung durch einen verweilenden Blick auf das Einzelne, prüfen. Zuerſt wollen wir ihn auf das Innere Englands werfen.

Der ungeheure Tribut den es durch ſeinen bewaffneten Handel von allen Weltgegenden erhebt, hat es mit Schätzen überfüllt, ohne daß das eigentliche Volk dabei reicher geworden: ja es iſt dabei verarmt. Dort, wie überall iſt der Reichthum in den Händen Einzelner, höchſtens gewiſſer, nicht zahlreicher Klaſſen. Die Uebrigen ſind viel ſchlimmer daran, als in ärmern Ländern. Denn der unermeßliche Luxus hat eine Menge von Gegenſtänden zu unerläßlichen Bedürfniſſen wenigſtens des anſtändigen, geachteten Lebens gemacht, die ſich von dem Erwerb des produzirenden Fleißes, deſſen Lohn doch nur nach dem wahren Bedürfniß zur phyſiſchen Fortdauer abgemeſſen wird, nicht erſchwingen laſſen. Daher fühlt ſich der Engliſche Fabrikant oder Handwerker mit einer Summe Geldes in unglückſeliger Dürftigkeit, mit der ſich ein Sächſiſcher zur ruhigen Muſe vollkommen ausgeſtattet glaubt. — Eben dieſe Reichen haben ferner ihren Genüſſen eine Breite gegeben, durch welche ein großer Theil der

Bevölkerung von dem ſolideſten Erwerbe, vom Landbau, theils verdrängt, theils verlockt worden iſt, zu andern Erwerbsarten, die höhern Gewinn verſprechen, der aber unſicher iſt, da er von Zufälligkeiten abhängt, deren Aufhören die Verlockten plötzlich ins tiefſte Elend ſtürzt. Die wechſelnden Bedürfniſſe des Handels und des in die Angelegenheiten der ganzen Erde verwickelten Staates, vergrößern dieſe auf den Zufall angewieſene Maſſe noch mehr. Jeder beſchloſſene Krieg, in deſſen Folge Matroſen und Soldaten gepreßt werden, entreißt viele Tauſende ihrem bürgerlichen Erwerb, und jeder Friede liefert einen großen Theil davon an die Klaſſe der Bettler ab. Jede Unterbrechung des Handels mit irgend einem Lande, jeder Wechſel in der Mode, wodurch gewiſſe Artikel auſſer Gebrauch kommen, ja, jede neue Maſchine, durch die bei einer Fabrikation wieder eine

Anzahl von Menſchenhänden erſpart werden kann, vermehrt alſo die ungeheure Maſſe von Menſchen, die nicht wiſſen, wovon ſie ſich am nächſten Tage ſättigen ſollen. Man nehme die unerſchwinglichen Abgaben hinzu, deren die Regierung bedarf, nicht um England, ſondern ſeine Eroberungen zu ſchützen, und man wird begreifen, warum ſeine Armentaxe die jährlichen Geſammtausgaben manches andern blühenden Staates überſteigt, und der ſechste Theil ſeiner Staatsbürger durch dieſe Taxe ernährt werden muß.

Dieſe Bettler aber und alle die Millionen, welche die Möglichkeit vor ſich ſehn, es bei dem erſten Wechſel in der Politik oder — der Mode zu werden, bilden eine ſehr große, ſehr reizbare Menge, die mit unruhiger Aufmerkſamkeit die Maßregeln und den Gang der Regierung, ſelbſt gegen das Ausland, bewacht. Sie hat wohl Urſache dazu. Denn von dieſen Maßregeln hängt das Wohl und Weh jedes Einzelnen und ſeiner Familie ab. Die Regierung aber kann darauf nur geringe Rückſicht nehmen: ſie hat für die halbe Erde zu ſorgen.

Wir haben vor ganz kurzer Zeit unter dieſer dürftigen Volksklaſſe ſo heftige Tumulte entſtehen geſehn, daß das Parlament einwilligte, die Habeas-Corpus-Akte zu ſuſpendiren. Die Miniſterial-Blätter behaupteten, es ſey eine Revolution dabei beabſichtigt geweſen; die Oppoſitions-Blätter läugnen das. Ich mag nicht einmal eine Vermuthung aufſtellen, wer Recht hatte. Das Faktum das mich allein hier angeht, und das Niemand läugnet, iſt: es giebt eine ſehr große Volksmaſſe in England, die bei dem Glanz des Staates ſich unglücklich fühlt und von der Regierung mit Ungeſtüm fordert, ſie ſolle in einem andern Karakter handeln, als bisher, — ihr alſo vorſchreiben, ſie enger beſchränken will.

Eine zweite Maſſe der Art ſehen wir in den groſſen, volk- und geldreichen Städten, welche bei Einführung der letzten Parlaments-Organiſation, nur unbedeutende Dörfer waren, alſo keine Repräſentanten wählen durften. Sie fordern dieſes Recht; Niemand kann ihre Forderung unbillig finden, gleichwohl iſt ſie noch nicht erfüllt, und es wird nicht geſchehen, ſo lange ſich es vermeiden läßt. Denn das Anwachſen der Stimmenzahl im Unterhauſe, würde es den Miniſtern ſehr erſchweren, die Mehrheit zu behalten, — wäre alſo wieder eine Beſchränkung der Regierung.

Endlich: die wirklich Repräſentirten ſelbſt, dem größeſten Theile nach, meſſen die Güte der Maßregeln welche die Regierung trifft, darnach ab, ob der Handelsverkehr gegenwärtig ſteige, und ob die drückenden Laſten welche ſie tragen, dadurch gemindert oder vermehrt werden; und damit ſie für den Augenblick darauf rechnen können, ihre Vortheile beachtet zu ſehn, fordern auch ſie eine Aenderung in allen den Verhältniſſen und Gegenſtänden, welche den Miniſtern die Möglichkeit geben, ihren, andern Zwecken nachſtrebenden Willen, im Parlamente durchzuſetzen. Auch dieſe Maſſe alſo fordert eine Beſchränkung der Regierung.

Laſſen Sie uns jetzt auf die auswärtigen Verhältniſſe derſelben ſehn. Die ganze, eigentliche Machtbaſis des unermeßlichen Staates beſteht in den neun bis zehn Millionen eigentlichen Engländern, die in den drittehalb Millionen Schotten ziemlich unfreundſchaftlich geſinnte Genoſſen haben. Die übrigen 57 Millionen Menſchen, die ihr gehorchen, müſſen durch die Anſtrengungen jener in Gehorſam erhalten werden. Wahrlich ſchon eine ſchwierige Aufgabe für die Dauer, wenn England und ſeine Unterthanen allein in der Welt wären: aber es giebt faſt keinen Staat auf der Erde, mit dem es nicht in Verhältniſſen verwickelt wäre, welche Machtanſtrengungen noch viel höherer Art erfordern. Der Gang der Angelegenheiten und ſeine Eroberungen ſelbſt, haben ihm in manchen Staaten eine Art von Diktatur gegeben, von der es nicht zurückweichen kann, ohne von den der Vormundſchaft Entlaſſenen ſogleich feindlich behandelt zu werden. Die Größe ſeines Handels und ſeiner Beſitzungen, haben ihm eine Menge eiferſüchtiger Nebenbuhler erweckt, die es eifrig bedrängen würden, wenn ſie aufhören müßten, es zu ſcheuen. Wiche es freiwillig um Einen Schritt, ſogleich würde es um hundert andre zurückgedrückt. Und wieder hat die Regierung keine

Mittel auch dagegen, als die Leiſtungen jener zwölf Millionen Britten, die allein ihm dafür bürgen, daß ihr die Hülfsquellen ſeiner andern Beſitzungen offen bleiben. Ihr Beſtehen hängt alſo davon ab, daß ſie mit immer wachſender Energie und immer unbehinderter über jene Leiſtungen ſchalte. Das geringſte Stocken oder Fehlſchlagen darin, ſetzt die auswärtige Bedeutung Englands in Gefahr. Die Regierung muß nach Unumſchränktheit ſtreben. Daß ſie es wirklich thut, iſt ſo unverkennbar, als das Beſtreben der Volksmaſſen nach dem Gegentheil.

Großbrittanniens Lage läßt ſich alſo in folgenden Sätzen kurz darſtellen. Das Wohlbefinden aller einzelnen Engländer in ihrer Heimath, fordert neue Beſchränkungen der Regierung; das Beſtehen des Staates eine Erweiterung ihrer Macht. Siegt die erſte Partei, ſo werden die Bedeutung Englands im Auslande, ſeine Eroberungen, und mit beiden drei Viertheile ſeines Welthandels allmählig verloren gehn. Siegt die Regierung, ſo büßt die Nation ein, worin ſie ihren Stolz und ihr Glück ſetzte, die Verhältniſſe der einzelnen Volksklaſſen werden immer drückender, ihr Leiſtungsvermögen wird immer geringer werden. Die Regierung wird, um die Unruhen niederzuſchlagen, ſchnell bis zur abſoluten Willkühr fortſchreiten müſſen, und das Endreſultat iſt wieder die Einbuße der Eroberungen, und des Welthandels. Denn dieſer verträgt ſich nur mit republikaniſchen Staatsformen. Ein ſtreng moraliſcher Staat kann ſeinen eignen Handel bis zu hoher Blüthe emportreiben. Der Welthandel liegt auſſer ſeiner Natur, die ihm vorſchreibt, ein militäriſcher zu ſeyn. Karthago erobern konnten die Römer; ſeinen Handel fortzuſetzen, vermochten ſie nicht; ſelbſt damals nicht, als ſeinen Cäſaren nicht nur alle Länder, die einſt Karthago gehörten, ſondern auch alle mit denen es gehandelt und gekriegt hatte, unterworfen waren.

Großbrittannien ſteht auf einem hohen Wipfel. Zwei Pfade ſind vor ihm, aber beide führen abwärts. Stille zu ſtehen iſt unmöglich; vielleicht könnte es ſich aber ein halbes Jahrhundert hindurch ſchwankend oben erhalten, wenn es nicht von zwei jugendlich aufſtrebenden Nebenbuhlern gedrängt würde, die ihm keine Unentſchloſſenheit erlauben. Es wird hingeſchleudert werden, durch äuſſere Gewalt, wohin es wenigſtens gemächlicher ſelbſt gehen kann, wenn es der innern Nothwendigkeit folgt. Einer von jenen Nebenbuhlern kann faſt jeden Küſtenpunkt des weiten Brittiſchen Reiches ſchmerzlich treffen, ohne eine bedeutende Erwiederung zu fürchten, da es kein Land beſitzt, als ſeine Heimath, in der es ſtark iſt, und keinen Aufſtand zu beſorgen hat. Der andre kann, wenn er eine Anſtrengung machen will, jede Beſitzung die Großbrittannien auf dem feſten Lande zweier Welttheile hat, mit Uebermacht angreifen. Wenn dereinſt ſich beide verbänden, —

Unſre Enkel ſehen die brittiſche Nation vielleicht auf die Reichthümer und den Kunſtfleiß ihrer Heimath beſchränkt, — die übrigens vollkommen hinreichen eine Nation, bei einer guten Verfaſſung, glücklich zu machen.

Zehnter Brief.

Das transatlantiſche Europa.

Denken Sie ſich einen Millionär, deſſen Geſchäfte aber ſo gehn, daß ſein übermäßig großer Haushalt von ſeinem Kapitale zehrt. Laſſen Sie ihn mit ſtolzem Hohn auf einen Nachbar herab ſehn, deſſen Vermögen nicht ein Zehntel des ſeinigen beträgt, der es aber mit jedem Jahre verdoppelt. Da haben Sie das Verhältniß des übermächtigen Großbrittanniens mit ſeinen Reichen in allen Welttheilen und ſeinen Hunderten von Linienſchiffen, zu den vereinigten Nordamerikaniſchen Staaten, die nicht Einen Unterthan beſitzen, und erſt ſeit kurzem ein Dutzend Linienſchiffe vom Stapel laufen ließen. — Die beiden Nachbarn müſſen einander in wenig Jahren auf derſelben Stufe des Vermögens begegnen, und zwar um ſo ſchneller, wenn ſie etwa Nebenbuhler in demſelben Gewerbe ſind: aber ſchon in dem Augenblick ihres Zuſammentreffens iſt längſt keine Gleichheit mehr zwiſchen ihnen, da die Grundkraft ihrer innerſten Natur den einen aufwärts trägt, den andern niederwärts drückt. Sie eilen ſo raſch an einander vorüber: bald iſt der Punkt von dem ſie gegen einander ausgingen, nur noch eine hiſtoriſche Sage, die man mit Mühe glaubt.

Was von dem Glück der Nordamerikaner verlautete, hat zu wiederholten Malen bei den Europäiſchen Völkern eine Art von Enthuſiasmus erregt, der ſich durch immer neue Auswanderungen offenbart. Wie konnte das anders ſeyn? Geſunde, kräftige Jugendlichkeit hat einen unwiderſtehlichen Reiz, an Thieren ſogar und Saaten, wie an Menſchen und Staaten. Auch denjenigen aber, die keinen hellen Gedanken daraus zu bilden vermögen, ſchwebt doch die dunkle Wahrnehmung vor der Seele, dort in Nordamerika's reichen Wildniſſen, wo die Menſchheit ihren uranfänglichen Kampf gegen die noch ungebrochne Natur von neuem anfange, dort ſey das goldne Zeitalter der Kindheit unſers Geſchlechts wiedergekehrt; oder vielmehr, dort werde dieſe Kindheit wirklich zum goldnen Zeitalter, da der Menſch mit aller Kraft und Erfahrung hoher Kultur und in der Gefügigkeit einer vor kurzem entſtandenen, aber von den Gliedern ſelbſt mit altkluger Einſicht gemodelten Verfaſſung, die Unterjochung der üppig reichen, rohen Erde beginnt. Und wahrlich! indeß der dürftige, unter Mühſeligkeiten faſt erliegende Bearbeiter eines erſchöpften Bodens, und mit ihm der produzirende Städter, in vielen Gegenden Europa's ſehnſuchtsvoll dorthin blicken, wo ihr

Erwerbsfleiß nicht bei jedem Schritt durch altersſtarre Gerechtſame Andrer beſchränkt, der Gewinn deſſelben nicht durch die unerſchwinglichen Bedürfniſſe überſpannter Staaten geſchmälert wird, verſinkt der Philoſoph wohl nicht ſelten in Erſtaunen, wenn er ſich dem Nachdenken überläßt, zu welcher Höhe die Kultur der Menſchheit ſteigen könne, wenn ſie von einem ſolchen Punkte, mit ſolcher Ausſtattung wie Nord-Amerika, einen neuen Aufſchwung erſt anfange. Es zeigt uns einen blühenden Knaben, der mit dem üppigen Entwickelungsvermögen ſeines Alters, die Energie des kühnen Jünglinges, und die gereiften Anſichten des Greiſes verbindet. Was iſt von dem Mannesalter deſſelben zu erwarten! —

Laſſen Sie uns unſern geprüften Maßſtab an dieſen Wunderſtaat legen. Er wird uns ſeine Reſultate ſchnell und unverkennbar geben.

Als die Nordamerikaniſchen Provinzen ſich von dem Mutterlande losriſſen, das ſie nur wie eine Stiftung zu ſeinem Nutzen, — einen Krautgarten für ſeinen politiſchen Haushalt, — anſah, ſtanden ſie in Rückſicht der Bildung jeder Art, alſo auf dem erſten Felde der Kultur, mit ihm ſo ziemlich auf Einer Stufe. Sie errangen das Vermögen, ſich auf dem zweiten Felde eben ſo hoch zu ſtellen, ſich eine Verfaſſung zu geben, die ihrer Bildung und ihren Wünſchen und Plänen ganz entſprach. Dieſe Verfaſſung, als die erſte ihres Staates, iſt frei von allem dem, was ſo viele andre Europäiſche Staaten lähmt, von den Ueberbleibſeln früherer Verfaſſungen, die der gegenwärtigen drückend ſind, und ſich doch nicht leicht entfernen laſſen. Sie hat ferner, eben auch ihrer Jugend wegen, noch die Leichtigkeit, ſich nach eintretenden Umſtänden erweitern und modifiziren zu laſſen, ohne daß der Staat von innern Kämpfen erſchüttert wird. So — ſieht er die Welt ſeinen Entwürfen und ſeinen Bedürfniſſen offen ſtehn. Ich beſcheide mich, nicht errathen zu können, welchen Gang er nehmen werde, das aber iſt gewiß, ſeine Jugendlichkeit wird erſt dann dahin ſeyn, es wird den erſten Schritt zum Veralten und zum Untergange gethan haben, ſobald es anfängt, ſich *Unterthanen* zu erobern, oder eine Kolonie ſtiftet, die er nicht zugleich als vollberechtigtes Glied ſeines Bundes behandelt. Dann hat er einen ſeiner Grundbeſchaffenheit widerſprechenden Punkt in ſich aufgenommen, über deſſen Unwandelbarkeit er mit feindſeliger Eiferſucht wachen wird; und dann — wird auch *dieſem* Karthago ſein Rom nicht fehlen. — Denn Karthago und Rom ſind, wie längſt bemerkt, vielleicht auch geſagt wurde, immer wiederkehrende Erſcheinungen in der Geſchichte der Menſchheit. Das heißt: wenn die Staaten deren Grundbeſtimmung der Völkerverkehr iſt, einen gewiſſen Grad von Reichthum und Luxus erreicht haben, wagen ſie ſich in die Bahn jener Staaten, deren Grundzweck und Grundlage die Völkerbeherrſchung iſt, und dort werden ſie zuletzt immer überwältigt. Das iſt unausbleiblich, weil der Beſitzer reicher Länder wohl allenfalls das Meer, der Beherrſcher des Meeres aber nicht der Länder, der Ackersmann der Städter, nicht aber der Städter der Ackersleute entbehren kann, — endlich, weil jeder Landſtaat der Küſten hat, ſich ſtatt einer verlornen Flotte eine neue erbauen, aber der Beſitzer einer Flotte kein Land leicht wieder erobern kann, das eine feindliche Uebermacht ſich einmal angeeignet hat.

Dies transatlantiſche Rom: ich irre mich ſehr, oder es hat im ſüdlichen Amerika ſchon irgendwo ſeine Entwickelung begonnen. Der Kampf dieſer weiten Reiche gegen den Mutterſtaat, iſt ſeinem ganzen Karakter nach, von jenem verſchieden, den die Nordamerikaniſchen Staaten einſt gegen das ihrige erhoben, und wird zu ganz verſchiedenen Reſultaten führen. Die letztern beſtanden aus Handel treibenden Küſten-Völkern, deren Hauptzweck es war, ihrem Gewerbe nachzugehn, ohne dabei von den Vortheilen eines weitentlegenen Landes beſchränkt zu werden. Sie errangen dieſe Freiheit, und haben ſie ſeitdem faſt jährlich ihr Gebiet gegen das Innere hin erweitert; ſo geſchah es doch immer nur mit der Rückſicht auf ihren Handel, und weil ſich immer mehr Fremdlinge zu ihnen fanden, die an ihrem Glücke Theil nehmen wollten. Die Südamerikaner hingegen ſind Ackerbau treibende, auf groſsen Binnenländern zerſtreute Völker, die vorzüglich nur darnach ſtreben, ſich in ihrer Heimath ſo einzurichten, wie es ihr Wohlſeyn fordert, nicht das des fernen Spaniens; und von den Produkten ihres Bodens ungehindert ſo viel Vortheil zu ziehen, als möglich. Mögen die wenigen Seeſtädte ſich ſo eifrig ſie wollen, in den Welthandel miſchen, und ſich konſtituiren wie ſie für gut finden: im Innern, vielleicht ein hundert Meilen von der Küſte und weiter, werden ſich freie Ackerſtaaten bilden, deren Gang und deren Kämpfe jene vielleicht kaum erfahren oder beachten werden, bis einer derſelben ſeine Nachbarn unterwarf, und nun zur Küſte herabſteigt, um ſie, als das Organ der Verbindung ſeines Reiches mit der übrigen Erde, zu vindiziren, was einem mächtigen Binnenſtaate nie mißlingt. Dann erſt wird Südamerika geworden ſeyn, wozu die Natur es berief; dann erſt wird es mit eigenthümlich-ſelbſtſtändigem Karakter in die Reihe der Weltſtaaten treten, und ein Abſchnitt der Geſchichte beginnt, in welchem Alles nach einem koloſſalen Maaßſtabe fortſchreiten wird, neben welchem unſre dieſſeitigen Continentalkriege ſich wahrſcheinlich nicht bedeutender ausnehmen werden, als neben dieſen die Balgereien der kleinen Italieniſchen Staaten im Mittelalter.

Aber, ſagen Sie vielleicht, der Kampf zwiſchen Südamerika und dem Mutterlande, iſt noch nicht entſchieden! — Kennen Sie in der Geſchichte ein Beiſpiel, daß entlegne Kolonien die frei ſeyn wollten, unterworfen wurden? Beſonders wenn ſie ſehr viel größer, reicher waren, als das Mutterland?

Elfter Brief.

Rußland

Blickt man von Amerika und ſeinen Hoffnungen auf Europa zurück: es iſt der Uebergang von einem ſonnenwarmen Frühlingstage in den Spätherbſt. Nur Rußland macht eine Ausnahme. Aus einer glorreichen Vorzeit und einer majeſtätiſchen Gegenwart, geht es mit eben ſo hoher Jugendlichkeit und einer fünfmal größern Macht als Nordamerika, einer Zukunft entgegen — Ich glaube ſie zu erkennen, dieſe Zukunft, und jauchze ihr entzückt entgegen: Heil Dir! mein Vaterland! —

Aber es war ein weiſes Geſetz, das bei einem Volke des Alterthums, den Söhnen verbot, die Orakel über das Leben ihres Vaters zu befragen. Ich begnüge mich, über

Rußlands weltgeſchichtliches Verhältniß ein Paar Bemerkungen zu machen.

Indeß die Latiniſch-Germaniſche Völkerfamilie unſers Welttheils den Wendepunkt ihrer Bildung erreichte, vielleicht überſchritt, hat die Slaviſche erſt vor Kurzem mit dem glänzendſten Erfolge die Laufbahn begonnen. Ihren Haupttheilen nach in Eine Maſſe geſammelt, welche die Bevölkerung jedes andern Europäiſchen Staates ſehr weit übertrifft; auf einem Raume, der ihr eine fünffache Vergrößerung erlaubt, und die Gabe aller gemäßigten Klimate in ſich verbindet; mit einer Verfaſſung, die unter allen die paſſendſte iſt, um eine ſolche Maſſe raſch und kräftig jedem höhern Ziele entgegen zu führen; unter der Leitung Alexanders: was hat ſie nicht ſchon erreicht! Welche Hoffnung iſt zu kühn, daß ſie ſie nicht faſſen dürfte! Mit offner Empfänglichkeit erndtet ſie die höchſten Früchte der Bildung der ältern Völker als eine Saat, die ihr kräftig fortſtrebender Geiſt im Laufe der Zeiten, zu ſehr viel Höherem ausbilden wird, als was ſie empfangen hat.

Sie hat den andern Nationen des Welttheils den höchſten Dienſt geleiſtet. Sie hat mit unwiderſtehlicher Kraft die Univerſalmonarchie zerſchlagen, die aus der Veraltung derſelben entſtanden, ſchon ſehr weit herangewachſen war. — Iſt denn Undank immer der Lohn, den man für Leiſtungen zu erwarten hat, die zu groß ſind, um erwiedert werden zu können? Nur zu häufig ſind die Schriftſteller-Stimmen im Auslande, welche feindſelige Befürchtungen gegen Rußland zu erregen ſuchen, oder mit altklug-vornehmem Ton von ſeiner Rohheit ſprechen, ſo oft ſie etwas in ihm entdecken, das ihrer Eigenthümlichkeit fremd iſt. Bösartig und lächerlich zugleich!

Noch zehnmal würde Rußland jeden Feind zermalmen, der aus der gegen ſeinen Umfang kleinen Europäiſchen Halbinſel heraufzöge, es anzutaſten; aber ſich durch Theile derſelben zu vergrößern, deſſen bedarf es nicht. Sie würden ſeiner Bevölkerung Beſtandtheile beimiſchen, die ihrer Eigenthümlichkeit ſchaden könnten. Was aber jene Rügen betrifft: auch wo die Weislinge Recht darin haben, ſchwindet indem ſie ſprechen, was ihren Dünkel erregt.

Zwolfter Brief.

Die Pyrenaiſche Halbinſel.

Welche Eiferſucht, welch ein Nationalhaß auch die Spanier und Portugieſen trennen mag: aus dem weltgeſchichtlichen Standpunkte betrachtet, ſind ſie nur zwei Stämme Eines Volkes. Ihr Urſprung, mehr noch ihr ganzer Schickſalsgang ſind derſelbe; auch der Moment, der ſo eben über beide waltet, iſt durchaus derſelbe, ſo verſchieden er ſcheinen mag.

Ihre neuere Geſchichte beginnt von dem Zeitpunkte, da Ereigniſſe die nicht aus ihrem Karakter und ihren Thaten hervorgingen, ihnen eine ganz fremde Rolle aufdrangen. Der Erfolg bewies, daß Völker ſo gut wie einzelne Menſchen, nur ſolchem Glück wirklich gewachſen ſind, das ſie durch eigne Anſtrengung erwarben; dasjenige aber, das ihnen der Zufall zuwirft, ihnen in der Regel nur Unheil bereitet.

Nach blutig durchkämpften Jahrhunderten, hatten die Portugieſen und Spanier ſich erſt wieder den vollen Beſitz ihres Vaterlandes, Unabhängigkeit in demſelben, und eine Verfaſſung errungen, welche dieſe zu ſichern, und die Bürgſchaft einer eigenthümlichen, immer höhern Entwickelung ſchien, da wurden ſie von Auſſen her auf Bahnen verlockt, die ihnen die Weltherrſchaft zu öffnen ſchien, aber in ihrem Vaterlande und für daſſelbe, ihre Kraft brach.

Unter den Portugieſen wurde einer jener höchſt ſeltenen Menſchen geberen, die ihrem Geiſte nach keinem Volke angehören, und eben deshalb ſo gewaltig auf alle ihre Zeitgenoſſen einwirken; die nicht vermögen, ſich dem Karakter ihrer Welt anzuſchmiegen, und ihn gerade dadurch auf ganz neue Bahnen mit ſich fortreiſſen. In genialiſches Nachdenken verſenkt, verbrachte der Prinz Heinrich den größten Theil ſeines Lebens auf ſeinem einſamen Schloſſe, zu dem die Wogen des Atlantiſchen Ozeans hinaufſpülten. Er blickte täglich mit größerer Sehnſucht über ihn hin, das Jenſeit deſſelben kennen zu lernen. Endlich fand er Schiffer, die kühn und gewinnſüchtig genug waren, ſich der Ausführung ſeiner phantaſiereichen Berechnungen zu widmen, und von Entdeckung zu Entdeckung gelangten die Portugieſen dahin, ein geographiſches Geheimniß zu enthüllen, deſſen Offenbarung die Geſtalt der kultivirten Welt umwandelte, den Weg nach Oſtindien.

Zu den Spaniern kam ſogar ein Fremdling und warb und flehte um die Vergünſtigung, ihnen eine Welt zu ſchenken, deren Daſeyn ſie nicht ahneten, und deren unermeßliche Reichthümer bald noch größeres Erſtaunen erweckten, als ihr Daſeyn ſelbſt. Wäre ſie ihm doch verſagt worden! Mein Geiſt verliert ſich mit Wehmuth in der Betrachtung, welche wohlthätige Folgen es gehabt haben müßte, wenn den großen Nationen Amerika's nur noch ein Paar Jahrhunderte Friſt zum Fortſchreiten in ihrer eigenthümlichen Bildung gelaſſen worden, oder wenn es wenigſtens Schiffe eines mildgeſinnten, handelliebenden Volkes geweſen wären, die zuerſt in Montezuma's und Atahualpa's Reichen landeten.

Der kriegeriſche Geiſt der Portugieſen und Spanier wußte die Entdeckungen zu nichts zu benutzen, als zu Kampf und Raub. Wie die alten Normannen Europa umſchwärmten, hier plünderten und dort, und wo ſie die Einwohner oder ihre Fürſten ſchwach genug fanden, um es dulden zu müſſen, ſich großer

Provinzen bemächtigten und Reiche ſtifteten, ſtellten jetzt die Portugieſen und Spanier unaufhörlich neue Ritterfahrten nach Oſtindien und Amerika an. Nur der Unterſchied waltete zwiſchen jenen beiden Erſcheinungen vor: die Normänner täuſchten ſich über die Niedrigkeit ihrer Raubſucht, mit der Ruhmbegier; die Pyrenäer mit der Religioſität. Jene aus rohen, volksarmen und wenig organiſirten Staaten herkommend, machten ſich ganz von ihnen los, wenn ſie ſonſt irgendwo eine Herrſchaft ſtifteten, und gingen zu der feinern Kultur ihrer neuen Heimath über. Sie konnten das um ſo leichter, da die Religion die ſie in derſelben vorfanden, entweder ſchon in die Wildniſſe ihres Stammlandes vorgedrungen war, oder ſie ihr doch keine andre, hierarchiſch geordnete, entgegen zu ſetzen hatten. Anders war es mit den Pyrenäern. Sie kamen aus völlig organiſirten

Staaten, mit der Autorität einer Regierung, die mächtig genug war, ſie auch in der größten Entfernung unterwürfig zu erhalten, und eiferſüchtig darüber wachte. Wohin ſie alſo vordrangen, pflanzten ſie ein neues Portugal und Spanien hin, und vertilgten jede einheimiſche Organiſation, die dem im Wege ſtand. Ferner: ſie brachten eine höhere Kultur mit, als ſie vorfanden, und eine monarchiſch-geregelte Hierarchie. Ihre Regierungen forderten einen Tribut an Schätzen von ihnen, die ſie nur durch Rauben zuſammen zu bringen wußten. Ihre Kirche machte es ihnen zur heiligen Pflicht, woran ihr Seelenheil geknüpft ſey, allen ihr fremden Glauben zu vertilgen. So war denn in dieſen Menſchen das reiſſende Thier entfeſſelt, das in jedem, auch dem Höchſtgebildeten nur von der Kultur gebändigt wird; ſo brach aus dem Chriſtenthum durch ſeine gewaltſame Verpflanzung, die gräßliche Unduldſamkeit ſeiner Wurzel, des Judenthums, wieder hervor, — eine Erſcheinung die überall wiederkehrt, wo die Kirche des weltlichen Armes zu bedürfen glaubt, um ihre Anſprüche, als Religion geltend zu machen.

Wenden wir uns von den Greueln hinweg, mit welchen man das zartfühlende Ritterthum Spaniens, und die Lehren der allgemeinen Bruderliebe unter den Menſchen, in Südamerika zu verbreiten glaubte. Laſſen Sie uns die Wirkungen betrachten, welche dieſe Eroberungen auf das Vaterland der Eroberer hatten. —

Das Vaterland der Normannen wurde faſt zur Wüſte, weil ſeine Ausgewanderten ihm nicht wiederkehrten, und was ſie erbeuteten, für ſich behielten. Das Vaterland der Pyrenäer artete auf eine noch ſchlimmere Weiſe aus, weil ſeine Verſendeten es mit Schätzen überfüllten, die es nicht wohl anzuwenden vermochte, weil es ſie weder hervorgebracht, noch erworben hatte, und es ſeine kräftigſten Helden verſchwendete, dieſe Schätze herbei zu ſchaffen.

Dreizehnter Brief.

Fortſetzung.

Portugal wurde zuerſt von der Ausartung ergriffen, da es zuerſt die gefährliche Bahn der Eroberungen in der Ferne, betreten hatte. Seine eigenthümliche Kultur ſtand ſtill, weil ihr aus der Fremde Ideen und Genüſſe zugeführt wurden, die einen viel höhern Reiz beſaßen. Das Intereſſe für das Vaterland und ſeine innere Geſtaltung erſtarb; es hatte Gebiete, die es weit an Schätzen und Schönheit übertrafen, und die weit höher lohnende Beſtrebungen erlaubten, als diejenigen für die Erhaltung der Verfaſſung u. ſ. w. waren: ſie erſtarb. Es waren bis zum Uebermaß voller ſtrömende Quellen des Reichthums eröffnet, als jene der heimathlichen Induſtrie: ſie verdorrte. Endlich wurde die Regierung ſelbſt über ihr Kraftvermögen durch die großen Thaten getäuſcht, die einzelnen ihrer Unterthanen unter fernen, fremden Himmelsſtrichen gelangen; ſie ſah die Schätze, die ihr zuſtrömten, für Macht an, und verlor ſich an abentheuerliche Entwürfe, die ihrem Reiche allenfalls angemeſſen geweſen, wenn alle ihre Gebiete Eine Maſſe, und alle ihre Unterthanen Portugieſen geweſen wären. Wie ſehr ihre Vorſtellung nichtiger Dünkel war, offenbarte ſich, als der König Sebaſtian das Phantaſtiſche ſeiner Pläne, auf dem Schlachtfelde mit dem Leben gebüßt hatte. Eben der Staat der ſich kurz vorher noch mächtig genug gedünkt, die Herrſchaft Oſtindiens durch die Eroberung Nordafrika's zu befeſtigen, wurde faſt nur durch einen Marſch einer Spaniſchen Armee, Provinz eines andern Reiches, das ſeine Einwohner bitter haßteten.

Daß es nach 80jähriger Unterwerfung faſt auch keiner größern Anſtrengung bedurfte, um ſich wieder zu befreien, und einen beträchtlichen Theil ſeiner reichen Beſitzungen in den andern Welttheilen zurück erhielt, ſcheint mir ein ausgezeichnetes Mißgeſchick. Die Gelegenheit ſich zu neuer Energie zu erheben, ging unbenutzt vorüber, und Staat und Nation kehrten zu der bequemen Bahn hinabwärts, zurück. Gegen die politiſche Unterwerfung durch ſeine Lage, — die Machtloſigkeit ſeines einzigen Nachbars und die Eiferſucht der andern Regierungen geſichert, ließ ſich Portugal in Rückſicht des Handels zu einer Provinz Englands machen, zu dem Geſchäftsträger, der jenem das Gold Braſiliens, und dieſem die Fabrikate Englands zuführte, ohne mehr dabei zu gewinnen als eine kraftloſe Fortdauer, nur ſelten, wie unter Pombals Verwaltung, durch ein vorübergehendes Erhöhen des Selbſtgefühls unterbrochen.

Endlich brauste der Gigant, den die lange Nacht der Franzöſiſchen Revolution gebar, auch gegen Portugal heran. In der Noth griff man wie nach dem letzten Rettungsmittel, nach einem kühnen Gedanken, den ein großer Mann nachgelaſſen hatte. Man verlegte den Sitz der Regierung nach Braſilien, und überließ es den Engländern, ihre Waarenniederlage zu vertheidigen. Pombals Gedanke einer ſolchen Verpflanzung, im Frieden, mit genau berechneter Muſe ausgeführt, hätte ohne Zweifel große Reſultate gegeben. Als eine Rettungsmaßregel bei einer erzwungenen Flucht ergriffen, hat dieſe das Reich in zwei Theile zerriſſen, von denen der eine den Hof und die Quellen ſeiner Schätze, am Rande weiter Wüſten, enthält; die andre die Nation ſelbſt, alſo die Quelle der Macht. Das Schlimmſte iſt, daß dieſe beiden Hälften ſchwerlich wieder können verbunden werden. Bleibt der König in Braſilien, ſo muß er es auch als Hauptland betrachten, und ſeinen Handel von Portugal unabhängig machen. Dann verarmt dieſes, oder es wird vom Mangel zur Energie erweckt, und reißt ſich los. Kehrt er zu dem alten Syſtem, der Unthätigkeit in Europa, und des Druckes in Braſilien, zurück, dann — So viel iſt gewiß: die Unentſchiedenheit der Lage Portugals kann nicht lange dauern.

Vierzehnter Brief.

Fortſetzung.

Spaniens Schickſalsgang war, die Verſchiedenheit des Maßſtabes abgerechnet, derſelbe, den Portugal nicht ſowohl wandelte, als litt. Wie dieſes, verlor es an das zweideutige Glück, ein überreiches Ausland zu beſitzen, die hohe Energie ſeines Nationalkarakters, die Kraft ſeine Bildung fortzuſetzen, ſeine Verfaſſung und ſeine Induſtrie. Wie dieſes, wurde es allmählig nur der Kanal, durch welchen Amerika's Schätze fleißigern Nationen zufloſſen, und büßte ſeine Selbſtſtändigkeit der That nach, ſo ſehr ein, daß die Krone des Monarchen, in deſſen Reich die Sonne nicht unterging, in ſeinem Hauptlande zweimal von fremden Regenten nach ihrem Intereſſe vergeben wurde; indeß gleichwohl die Spaniſche Nation ſelbſt unter den Waffen ſtand.

Zweimal, ſage ich: denn genau genommen war der ſogenannte Befreiungskrieg der letzten Jahre, doch nur eine demüthigendere Wiederholung des Succeſſionskrieges am Anfange des 18ten Jahrhunderts. Damals war das regierende Haus ausgeſtorben; ſeine Verwandte ſtritten um die Ehre, die Spaniſche Nation zu regieren, und dieſe ſelbſt war in zwei Parteien getheilt, alſo ſelbſt die Veranlaſſung der langen Unentſchiedenheit. In unſern Tagen hingegen war der Spaniſche Thron doppelt beſetzt, als der Uſurpator des Franzöſiſchen, beide Könige herabdrückte, um ſeinen Bruder hinauf zu ſetzen, und die ganze Nation war gegen ihn, ohne es verhindern zu können. Man hat ihren langen Widerſtand bewundert, wohl gar als eine Wiedergeburt der Nation geprieſen

Wahrſcheinlich wird die Nachwelt ein anderes Urtheil über dieſe Begebenheit fällen. Die Halbinſel hatte, gering gerechnet, drei Millionen wehrhafte Männer; der Uſurpator hat nie vermocht, nur den zehnten Theil dieſer Zahl hinzuſenden, und noch dazu waren die meiſten die er ſandte, unwillig ihm zu dienen. Jene hatten alle Vortheile der Heimath für ſich, die nicht ſelten auch eine geringe Zahl bewaffneter Bürger in den Stand ſetzten, beträchtlichen Heeren zu widerſtehn; aber welches iſt die Stadt, die Feſtung, die Provinz Spaniens und Portugals, — Cadix abgerechnet, dieſe von einer Brittiſchen Flotte bewachte Inſelſtadt, — welche die Franzoſen nicht einnahmen und behielten? — bis ein Brittiſches Heer, oder doch ein Brittiſcher Feldherr, ſie abzuziehen nöthigte. — —

Wie ſteht Spanien jetzt da? Hier verſagt mir mein Maßſtab den Dienſt. Ich ſehe nur Trümmer der Nation und ihrer Kultur, und Trümmer der Verfaſſung, und weiß nicht anzugeben, wie ſie ſich zu einander verhalten. Die Spanier haben ihre National-Vorzüge durch den Beſitz Amerika's verloren; und dieſes iſt ihnen endlich entſchlüpft, weil ſie mit jenen, die Kraft einbüßten, dieſes zu bewahren.

Die Regierung ringt darnach, es wieder zu gewinnen. Es iſt der Kampf ſtolzer Erinnerungen gegen begeiſternde Hoffnungen. Würde er zum Vortheil der erſtern — auf eine Zeitlang — entſchieden, nun, ſo könnte Spanien allmählig dahin gelangen, zu ſeyn, was es zur Zeit der ſo leicht gelungenen Uſurpation, 1808, geweſen. Siegen die Kolonien: auf ſich ſelbſt beſchränkt, gezwungen zu ſeiner vormaligen Induſtrie zurückzukehren, die unausbleiblich zuletzt auch zur Energie und Nationalität führt: — ſchenkt der Himmel ihm eine hundertjährige Friſt gegen die Gefahr, Provinz eines andern Staates zu werden, vielleicht nimmt es den Rang wieder ein, den es beſaß, als Colon ſeine Entdeckungsreiſe antrat.

Funfzehnter Brief.

Frankreich.

Die Geſchichte keines andern Staates iſt ſo lehrreich für unſern Standpunkt, ſo reich an Reſultaten für das was ich Ihnen früher die Naturgeſchichte der Völker nannte, als die des Franzöſiſchen. Durch Karakter und Größe zur monarchiſchen Verfaſſung berufen, hat er alle Formen derſelben durchgelebt, iſt, ſobald eine derſelben veraltet war, in eine mehr oder minder republikaniſche Umwälzung gerathen, und durch dieſe ſelbſt immer wieder zur Monarchie zurückgekehrt.

Nach der letzten Umwälzung, welche ſeine Nation auf die höchſte Stufe des Glanzes, und dann wieder zu ſo tiefer Demüthigung führte, ſcheint ſie, durch Einſetzung der ſchon öfter da geweſenen beſchränkten Monarchie, eine weite Strecke zurück, ihre Laufbahn von neuem begonnen, ſich in großem Maße verjüngt zu haben. Aber ich fürchte ſehr, es ſcheine nur ſo.

Drei Umſtände ſind, die mir für Frankreichs Zukunft bedenklich ſcheinen.

Die Verfaſſung die man ihm jetzt gegeben hat, iſt gegenwärtig die beliebteſte bei den Völkern, weil man England bei derſelben eine ſo hohe Wohlfahrt erreichen ſah. Der größeſte Vorzug der Brittiſchen Verfaſſung ſcheint mir aber das zu ſeyn, daß ſie aus dem Karakter und den innern Verhältniſſen der Nation ſelbſt eigenthümlich hervorging, ihr alſo natürlich iſt. Kann man ihr das auch in Frankreich nachrühmen?

Die Pairskammer Englands z. B. entſtand dadurch, daß die längſt vorhandenen, den Haupttheil der Nation bildenden Großen für nöthig erachteten, ſich zur allgemeinen Bera thung zu verſammeln, und von den Monarchen erlangten, daß dieſe Verſammlung für geſetzlich erkannt wurde. Eben ſo bildete ſich das Haus der Gemeinen, weil auch das Volk, wahrſcheinlich ermuntert von der Regierung, es für nothwendig erkannte, ſein Intereſſe gleichfalls durch ausgewählte Männer überlegen und vertreten zu laſſen; und die Beſtätigung auch dieſer Einrichtung wurde bei dem Monarchen nachgeſucht und erhalten.

In Frankreich hingegen ſind die neuen Großen von Buonaparte erſt geſchaffen worden, weil er eine Pairskammer haben wollte. Ihre Größe beſtand eigentlich nur darin, daß ſie zu dieſer gehörten, in der ſie übrigens kein beſonderes Intereſſe zu repräſentiren hatten. Der König aber hat weder ihnen, noch den mit ihm zurückgekehrten alten Großen eine höhere wirkliche Bedeutung in dem jetzigen Frankreich geben können, weil die Feudalverhältniſſe ſich nicht wieder einführen lieſſen. — Nicht ganz ſo wurzellos hingepflanzt, aber nicht viel beſſer, ſteht die Deputirtenkammer da. Es giebt denn doch wirklich im Staat eine bedeutende Maſſe, als deren Repräſentanten ihre Glieder gewählt werden und gelten; aber überſehen Sie es nicht, nur Eine Maſſe, die Staatsbürger im Allgemeinen. Sie werden nicht gewählt und zuſammengeſendet, weil die einzelnen Klaſſen oder Provinzen gewiſſe eigenthümliche Intereſſen bewahrt haben wollen: ſondern weil die Konſtitution einmal eine Deputirtenkammer vorſchreibt, und gerecht genug iſt, keinem etwas bedeutenden Ort zu verſagen, daß er auch ein Paar Mitglieder derſelben ernenne. Die Inſtruktionen derſelben können alſo auch keine andre ſeyn, wenn ſie überhaupt dergleichen erhalten, als die allgemeine, einſichtsvoll und gerecht zu ſtimmen. Es iſt wahr, das Brittiſche Unterhaus iſt auch zu ungefähr derſelben Beſchaffenheit gereift: aber es hat denn doch den Weg dahin fruchtbringend zurückgelegt. Die Deputirtenkammer dagegen fängt mit der Reife an. Was wird der folgende Zuſtand ſeyn? Stillſtand iſt ja nirgend möglich.

Die ganze gegenwärtige, aus einem Syſtem, nicht aus der Natur Frankreichs hervorgegangene Ordnung der Dinge, ſcheint mir ein Experiment nach jener pſychologiſchen Behauptung: Um ſich in eine gewiſſe Gemüthsſtimmung zu verſetzen, brauche man nur den Ausdruck derſelben auf dem Geſicht zu erkünſteln, und eine Zeitlang feſt zu halten. —

Feſt zu halten! Das iſt die Aufgabe, und dieſe führt mich zu dem zweiten Uebel Frankreichs.

Könnte es nur während der Lebensdauer ſeiner gegenwärtigen Generation, ſich aller thätigen Theilnahme an dem Gange des übrigen Europa entſchlagen, ſo wär' es wahrſcheinlich, daß die folgende gleichſam in die Konſtitution hineinwüchſe; daß ſich in der Nation bildete, was jene als in ihr vorhanden vorausſetzt. Aber ich ſehe jene Zurückhaltung für unmöglich an.

29 Millionen, durch ihr klar begriffenes Wohl zu Einer Nation verbundene Menſchen, im Beſitz eines reichen, herrlich kultivirten Landes, eines ſehr hohen Grades von Ausbildung, einer Welt von ruhmvollen Erinnerungen und eines feurigen, ſtolzen, anſpruchsvollen Geiſtes: — ließe ſich's denken, daß ein ſolcher Staat ſich ein Paar Jahrzehende hindurch auf ſich beſchränkte, das gegenwärtige Frankreich vermöchte es doch nicht.

Was es in dieſem Augenblick iſt und gilt, verdankt es der großmüthigen Politik oder politiſchen Großmuth ſeiner Beſieger. Wer aber nur durch den Willen Anderer gilt, erhöht eigentlich nur die Geltung ſeines Erhalters. Geſetzt, das Selbſtgefühl der Franzoſen ertrüge das lange; ſo werden ihm die Anſprüche Anderer nicht geſtatten, ruhig zu bleiben. Bald wird man es dringend auffordern, das Gewicht ſeiner noch übrigen Macht, für oder wider fremde Pläne in die Wagſchale zu legen; bald wird die Vergrößerungsſucht eines Nachbars, oder die Handelspolitik eines ſolchen, es ſchmerzlich verletzen, und in die Nothwendigkeit ſetzen, auf ſeine zuletzt fehlgeſchlagenen Kriege um die Herrſchaft über die Welt, einen für die eigne Selbſtſtändigkeit folgen zu laſſen; — und dieſer, glücklich oder unglücklich, kann das dritte Uebel wieder zum vollen Ausbruche bringen, das mir das ſchlimmſte von allen ſcheint, weil es unheilbar iſt.

Zerrüttete Heere laſſen ſich wieder organiſiren; verlorne Provinzen wieder gewinnen; ſelbſt eine zerrüttete Verfaſſung, und die eingebüßte Freiheit wieder auf eine Zeitlang herſtellen: im ganzen Reich der Möglichkeit findet ſich kein, der Menſchenkraft erreichbares Mittel, eine veraltete, und durch ihr Alter zerſetzte Ideenmaſſe wieder zu verjüngen.

Für die bei weitem größere Mehrzahl der Franzoſen, giebt es keine religiöſe, ſittliche oder politiſche Autorität mehr, die ſie nicht wägeten, die ſie nicht hätten umſtoßen und erſpotten ſehn, und die ſie ſelber länger heueten, als ihre Leidenſchaften ruhen, ihr erſönlicher Vortheil es vorſchreibt, oder über- gene Gewalt erzwingt. — Man nennt ei- n ſolchen Zuſtand gewöhnlich moraliſche

Verderbtheit, aber man thut nur in ſo weit recht daran, als alt werden und verderben daſſelbe iſt, und man auch z. B. eine Pflanze, die ihren ganzen Vegetationsprozeß zurück gelegt hat, deshalb eine verdorbene nennen will.

Bei einer Nation in welcher dieſer Zuſtand eingetreten iſt, kann eine Periode friedlichen Glückes erſcheinen, in welcher die Gewerbe blühen, ſelbſt die Sitten eine gewiſſe Tugendhaftigkeit annehmen: aber ſie iſt der ruhende Sand der Lybiſchen Wüſte, den der leichteſte Wind zu ungeheuren Wolken empor zu wirbeln vermag. Findet irgend ein genialiſch-ſchlauer Kopf oder ein leidenſchaftlicher Karakter es gut, ſie zu bewegen: es kommt nur darauf an, ihre Phantaſie oder ihre Habſucht, oder Rachgier zu reizen, und ſchnell ſtürzt ſie ſich in die entſetzlichſten Greuel, denn alle moraliſchen Motive zur Mäßigung, ſind in ihrem Innern — wie ſoll ich ſagen? — verſchloſſen. *)

Ein ſolcher Zuſtand war es, der im alten Rom die Triumphirate herbeiführte, und beim Fortſchreiten, die Regierung der Nerone und Caligula's möglich machte. Ein ſolcher auch, der in Frankreich den Corſiſchen Uſurpator auf den Thron hob. — — Die Ideenmaſſe der Franzoſen, konnte durch die Herſtellung der Bourbons nicht erneut werden. So gleicht Frankreich denn jetzt einem Greiſe der beſchloſſen hat, heute jung zu ſcheinen. Es giebt erprobte Mittel dazu,

---

*) In einer ſolchen Nation iſt es ſogar möglich unter einzelnen Haufen religiöſen Fanatismus oder patriotiſches Aufbrauſen zu entflammen: aber wo es geſchieht, ſteht ſicher irgend ein kalter Selbſtſüchtler im Verſteck, der die Flatterminen anlegte. Seine Gegner ziehn ihn und ſeine Plane an den Tag, und nun folgt im politiſchen Korper wie im thieriſchen, auf Entzündung Faulniß. Die enttauſchten Schwarmer ſelbſt werden Ruchloſe oder Gauner.

ſogar ihn ſelbſt vorübergehend mit einem Jugendgefühle über ſich zu täuſchen, bis Lagen eintreten, in welchen er mit ſeiner Perſon bezahlen, daurende Jugendkraft beweiſen ſoll. —

Sechszehnter Brief.

Europa's Nebenvölker.

Italien — Ich erſtaune ſelbſt, daß es mir widerfährt, ſeine Bewohner zu den Nebenvölkern zu zählen. Dieſe große Nation von 18 Millionen, voll genialiſcher Glut des Geiſtes und Herzens, gerüſtet mit heroiſcher Thatkraft, dieſe Nachkommen der Weltbeherrſcher! — Und doch! Ich weiß von ihrer Zukunft nichts zu errathen, denn ich kenne den Karakter ihrer Gegenwart nicht. Sie gleicht einem rüſtigen Wanderer, der an der Heerſtraße entſchlafen iſt, und nur dann und wann ein Glied zuckt, weil ihn ein Traum beſchäftigt, oder ein zufälliger Schmerz reizet. Seine Miene erlaubt den Vorübergehenden wohl einen Schluß auf ſeinen Geiſt, ſein Körperbau auf ſeine Muskelkraft, ſeine

Kleidung vielleicht auf ſein Gewerke: aber was er zuerſt beginnen werde, wenn er erwacht, oder nach welcher Seite hin ſeinen Weg fortſetzen, läßt ſich nicht errathen. — Es wird eine Weltbegebenheit ſeyn, wenn dieſer Schlummernde die Augen öffnet und aufſpringt.

Leichter wär' es, aus dem Zuſtande der Schweiz Vermuthungen und ſelbſt Schlüſſe über ihr nächſtes Schickſal zu ziehn. — Was war's, was dieſem Haufen von Nationen-Splittern einſt den Anſchein von Selbſtſtändigkeit und Einheit gab? Druck von Auſſen her. — Und was erhielt ihn dabei in der letzten Zeit? Der gute Wille oder ſtaatskluge Berechnung fremder Herrſcher. Die Schweiz hat kein politiſches Lebensprinzip, kann ſich alſo auch politiſch nicht fortbilden, ſondern nur fortdauern, bis ſie durch äuſſere Gewalt zerfällt, der die moraliſche Auflöſung im Innern ſeit lange vorgearbeitet hat. Ihre politiſche Wichtigkeit liegt nur darin, daß ſie den benachbarten Nationen im Wege iſt, wenn ſie einander befehden wollen; derjenigen aber, die ihre Heere einmal über ſie hinaus rückte, zur Feſtung dient.

Nicht bedeutender iſt die Rolle Schwedens und Dänemarks, und nicht hoffnungsreicher ihr Zuſtand. Als beinahe das ganze Europa in ſchwache Maſſen getheilt war, ſpielten ſie mit Anſtrengung ihrer ganzen Kraft, Eine Rolle. Aus jener Zeit ſind ihnen aber jetzt nur Erinnerungen übrig, die oft quälend ſeyn mögen, und Anſprüche, die ſie nicht wagen laut werden zu laſſen, ohne es deshalb weniger ernſthaft damit zu meynen. Den großen Staaten des jetzigen Europa's gegenüber, ſind ſie durch ihre geringe Menſchenzahl und die Armuth ihrer Länder unbedeutend, und daß ſie ihnen in der wiſſenſchaftlichen, in der Kunſt- und Luxusbildung nacheifern, iſt nur um deſto ſchlimmer für ſie, je eifriger ſie es thun: ihr Klima und ihr Boden genügt den Bedürfniſſen nicht, die daraus entſpringen. Politiſch ſchwach und phyſiſch arm, haben vielleicht die Skandinaven und Dänen nur Ein Mittel ihre Selbſtſtändigkeit zu erhalten, nämlich, daß ſie nie darnach ſtreben, auswärtigen Einfluß zu beſitzen. Ihre geographiſche Lage muß ihnen dieſe Rolle erleichtern.

Gerade die entgegengeſetzte Politik ſcheint für die Niederlande die natürlichſte. Sie ſtehen hoch an Wichtigkeit über den Skandinaven und Dänen, nicht bloß weil ſie dieſe an Zahl der Einwohner vielleicht bis zum Doppelten, überſteigen; nicht bloß, weil ſie aus reichen Provinzen beſtehen, ſondern weil ſie ein kräftiges, politiſches Lebensprinzip haben, und ſchon durch ihre geographiſche

Lage gedrängt und geſtachelt werden, es geltend zu machen. Die letzten Friedensſchlüſſe haben an eine an Gewerben aller Art und an erworbenen Schätzen reiche Küſte, ein an Naturgütern und Kunſtfleiß nicht ärmeres Binnenland geknüpft. Aber einer der bequemſten Heerwege, auf dem drei große Nationen im Frieden und im Kriege auf einander treffen können, geht durch dieſen neuen Staat. Er muß hoch und bedeutend daſtehn, oder er wird durch ihren Handel wie durch ihre Kriege, zu Boden geworfen. Indeß alſo ihre innere Beſchaffenheit den Niederlanden Reiz und Mittel zum Emporſtreben bieten, legen ihnen die äuſſeren Verhältniſſe die Nothwendigkeit dazu auf.

Im Innern ſteht die Regierung vor einer wichtigen Aufgabe. Die Völkerſtämme die hier zu Einem Staate verbunden wurden, ſind durch Religion, Sprache und alte nachbarliche Rivalität in zwei, oder vielleicht mehr ſcharf getrennte Maſſen geſpalten, die gleichwohl in dem geringen Umfange des Staates nicht nach beſondern Grundſätzen geleitet werden können, ohne ihn zu ſchwächen. Es gilt alſo, ſie in einander verwachſen zu laſſen. — Das ſicherſte Mittel dazu möchte wohl ſeyn, gar nicht an den zuerſt genannten Verſchiedenheiten etwas ändern zu wollen, dafür aber deſto unnachläßlicher dahin zu wirken, daß ihr Handelsintereſſe ſich verbinde.

Nach Auſſen hin ſehen wir die Niederlande gegen das feſte Land eben ſo geſtellt, wie die vereinigten Staaten von Nordamerika gegen dieſes ſtehn. Der kleine, republikaniſche Küſtenſtaat der ſieben Provinzen, mochte dahin ſtreben und in der Jugend des Welthandels dahin gelangen, durch ſeine Kolonien mächtig zu werden. Jetzt, da es eine breite Baſis in unſerm Welttheile fordert, wenn man in den andern eine große Rolle ſpielen will, ſcheint dem Königreich Niederlande eine ganz andre Bahn vorgeſchrieben. Freilich möchte es leichter ſeyn, bei den Völkern des langen Rheinthals die Ueberzeugung zu wirken, daß eine Verbrüderung mit jenen, welche die Mündung deſſelben umwohnen, wünſchenswerth ſey, als eine ſolche Verbrüderung in den Kabinetten zu bewirken. Es könnten aber ſehr leicht Ereigniſſe eintreten, welche die Ruhe Europa's daran knüpften, daß der Staat Karls des Kühnen hergeſtellt würde.

Siebenzehnter Brief.

Deutſchland, im allgemeinern Sinne.

Jetzt erſt nachdem wir gleichſam die Runde in Europa gemacht, nachdem wir alle die ſelbſtſtändigen auswärtigen Staaten, wenn auch nur flüchtig geprüft haben, laſſen Sie uns zu Deutſchland zurückkehren, zu demjenigen Lande, *nicht Staate*, in welchem das Intereſſe aller jener zuſammenfließt. Es liegt, der Maſſe nach mächtig, in ihrer Mitte, darf daher im Frieden bei keiner politiſchen Berechnung und Unterhandlung ausgelaſſen werden; und im Kriege hat die Natur ſelbſt es gleichſam zum gemeinſchaftlichen Schlachtfelde ausgezeichnet, auf dem ſie jedes große Intereſſe, willig oder nicht, ausfechten *müſſen*. Denn begegnen ſie einander auch nicht gleich Anfangs in Deutſchland, ſo ſieht ſich doch in Kurzem ein Theil deſſelben gezwungen oder gelockt, Partei zwiſchen ihnen zu ergreifen, und die entſcheidenden Schläge geſchehen zuletzt immer dort. Sie erinnern ſich des Ausſpruchs eines großen Staatsmannes in der Mitte des vorigen Jahrhunderts: Kanada müſſe am Rhein erobert werden. Wird die Freiheit der Griechen, wohl gar die Rettung Oſtindiens, und die nächſte Geſtaltung Südamerika's nicht eben dort entſchieden, ſo wird es an der Weſer oder der Donau geſchehn.

So giebt es denn jetzt kein Land in der Welt, deſſen Schickſal in ähnlichem Grade von dem Gange andrer Staaten abhängt, als Deutſchland, und eben in dieſem ſehen wir das aufgeregteſte Verlangen und Beſtreben, ſich von dem Auslande unabhängig zu machen. Sollte das wirklich nur ein hoffnungsloſer Kampf gegen eine Naturnothwendigkeit ſeyn? — Ich fürchte es faſt. Indeß tauſend Stimmen die Einheit und Selbſtſtändigkeit Deutſchlands und ſeiner Nation, proklamiren, ſcheinen beide ſo zu ſagen immer mehr zu zerfließen.

Dem unbefangenen Blicke iſt es unverkennbar: was jetzt noch im Allgemeinen Deutſchland genannt wird, beſtehe aus zweierlei Ländern, ſolchen die zu fremden, nicht Deutſchen Staaten gehören, und ſolchen deren Regierungen bloß in Deutſchland Beſitzungen haben, oder doch ihre wichtigſten. Man iſt ſtillſchweigend übereingekommen, auch die erſtern noch als wirkliches Deutſchland zu betrachten, und ihre Beherrſcher haben eingewilligt, Glieder des Deutſchen Bundes zu ſeyn; aber der Beweis daß das erſtere bloß aus politiſcher Konvenienz geſchieht, iſt leicht zu führen: das Intereſſe jener Länder iſt mit den auswärtigen Staaten zu denen ſie gehören, enger verknüpft, als mit den übrigen Deutſchen; und das Geſchäft der Geſandten ihrer Beherrſcher kann offenbar nur ſeyn, darüber zu wachen, daß in Frankfurt nichts beſchloſſen werde, was ihrem anderweitigen Geſammtſtaate nachtheilig werden möchte, nicht aber etwas durchzuſetzen, wodurch die in Deutſchland liegenden Theile deſſelben näher mit dieſem verbunden würden, als ſie an jenem hängen.

Ein großer Theil des gegenwärtigen Deutſchlands iſt alſo ſchon der That nach, Ausland für den übrigen Theil. Ob dies Verhältniß ſchärfer hervortreten, ſich weiter verbreiten werde, hängt davon ab, ob die Deutſchen Staaten in engerm Sinne, mit den großen fremden in der Ausbildung ihrer Macht Schritt halten können. Laſſen Sie uns ſehen, welche Mittel ihre Natur und ihre Lage ihnen dazu bieten.

Achtzehnter Brief.

Oeſtreich

Die bedeutendſten in der erſten Klaſſe der Deutſchen Länder, ſind diejenigen die zu dem neuen Kaiſerſtaate Oeſtreich gehören. Ich nenne ihn neu, weil ſein Titel erſt ſeit etwas mehr als ein Jahrzehend proklamirt wurde. Der That nach exiſtirte Oeſtreich ſchon ſeit Jahrhunderten als ein abgeſonderter, und zwar ein Kaiſerſtaat. Für einen ſolchen nämlich, meyn' ich, muß man ein Reich erkennen, in welchem Völker, die unter einander ihrem Karakter, ihrem Intereſſe und ihrer Verfaſſung nach, völlig verſchieden ſind, dieſer Verſchiedenheit gemäß in ihrem Innern regiert werden, aber nach Auſſen hin nur Ein Ganzes bilden. Ein Königreich hingegen iſt ein Staat, deſſen Bürger dem Hauptheile nach nur Ein Volk ſind, und deſſen innere Verfaſſung daher auch durchaus die Einheit beſitzt, welche der Kaiſerſtaat hauptſächlich nur für das Auswärtige hat.

Welche von beiden Beſchaffenheiten die beſſere ſey, ſcheint mir eine völlig müßige Frage. *) Ihre Erörterung hat zuweilen zu ſehr gefährlichen Fehlgriffen verleitet, zu den Verſuchen nämlich, die eine mit der andern zu vertauſchen. Die Natur ihrer Zuſammenſetzung unterſcheidet das Kaiſerthum und das Königreich; und die vortheilhafteſte und ſicherſte Art der Verwaltung beider iſt unſtreitig diejenige, die jener am meiſten entſpricht.

Joſeph der Zweite hatte den Plan, ſein ererbtes Kaiſerthum in ein Königreich

---

*) Man könnte eben ſo ſinnvoll fragen, was vortheilhafter wäre, ein Palmbaum zu ſeyn, oder ein Pomeranzenbaum.

zu verwandeln, und ſtürzte es in Zerrüttungen, die ihn todt ärgerten und quälten. Seine Bemühungen, innere Einheit zu erzwingen, waren nahe daran, auch die äuſſere zu zerſtören. Dies iſt aber beinahe auch das einzige Beiſpiel, daß das Haus Oeſtreich von dem weiſen Syſteme abwich, ſeinen Staat nach den Forderungen ſeiner Theile zu regieren. Es hat die Ungarn und Böhmen und Mährener und Oeſtreicher, und wird die Lombarden und Veneten und Illyrier, mit eigenen Füßen fortſchreiten laſſen, indeß es nur dafür ſorgt, daß ſie es gemeinſchaftlich auf dem Wege thun, den es ſelbſt ihnen vorzeichnet, und immer höheres Intereſſe dabei finden, einer in des andern Geſellſchaft, dem Auslande aber fremd zu bleiben.

Glauben Sie wohl, daß die Beſtimmungen der Bundesakte eine Aenderung in dem eben ſo weiſen als unerſchütterlich konſequenten Syſtem des Wiener Kabinets herbei führen können? Schwerlich; und wenn das nicht geſchieht, worauf kann man die Hoffnung gründen, es werde ernſtlich darauf eingehn, den zwar nur kleinen, aber wichtigen Theil ſeines Kaiſerſtaates, der Deutſch ſpricht, dem übrigen dadurch gewiſſermaßen zu entfremden, daß es denſelben an das Schickſal derjenigen Deutſchſprechenden Völker knüpft, die zu andern Staaten gehören? Mit andern Worten: daß es jemals in der Bundes-Verſammlung einem andern großen Zwecke nachſtreben werde, als zu verhindern, daß das übrige Deutſchland eine Geſtalt annehme, oder eine Bahn verfolge, die Oeſtreichs Vortheil zuwider iſt? — Aber auch, daß irgend ein andrer großer Staat Theile davon an ſich reiſſe.

Ohne Unbilligkeit oder thörichte Ueberſpannung, läßt ſich nicht mehr von ihm fordern. Denn das Oeſtreichiſche Kaiſerthum iſt ein völlig abgeſchloſſener Staat, der nur aus den ehemaligen Verhältniſſen einiger ſeiner Provinzen das Recht ableitet und ſich bewahrt hat, über die Angelegenheiten der übrigen Deutſchen Völker mit zu ſprechen. Sein politiſches Hauptintereſſe iſt ſich ſeine Maſſe von Ländern ſo zu erhalten, wie ſie ſind, und zu verhindern, daß keiner ſeiner Nachbarn ſich vergrößere, wenigſtens nicht, ohne daß es ſelbſt einen gleichen Zuwachs erhalte. Wenden Sie das auf ſein Verhältniß mit Deutſchland an, ſo werden Sie beſtimmt haben, in wie fern es dazu gehöre; und enger oder anders iſt auch England durch Hannover, die Niederlande durch Luxenburg, Dänemark durch Holſtein, nicht in den Bund verſchlungen.

— Von Oeſtreichs Naturgang läßt ſich

übrigens ſo wenig ſprechen, als von dem eines Gebäudes. Es iſt von Grund aus ein Kunſtwerk, nicht ein Naturprodukt. Es entſtand nicht, weil irgend eine Nation oder ein Volk einer Verfaſſung oder Regierung bedurfte, ſondern dadurch, daß ein großer Mann, Rudolph von Habsburg ſeinem Hauſe ein Paar fertige Staaten, die erledigt wurden, anzueignen wußte, und ſeine Nachkommen ſtaatsklug und glücklich genug waren, noch mehr benachbarte Länder hinzu zu fügen, meiſtentheils durch Heirathen und Erbſchaften. Alle waren durch ihre Verfaſſung von einander geſondert, die meiſten auch durch Sprache, Sitten und Kultur, und blieben in dieſer Rückſicht getrennt. Sie ſehen wohl, für dieſen Staat im Ganzen, giebt es nur Eine Gegenwart, Eine Geſtaltung, an welche ſein Daſeyn geknüpft iſt. Möge es der Weisheit ſeines Kabinettes gelingen, ſie recht lange dauernd zu erhalten! Seine Völker lieben die Regierung und ſind ſtolz darauf, ihr zu gehorchen: ein Beweis, daß ſie glücklich ſind.

Neunzehnter Brief.

Deutſchland im engern Sinne.

Unter den Deutſchen Ländern der zweiten Klaſſe, ſind diejenigen die wichtigſten, welche den Haupttheil des Preußiſchen Staates bilden. Dieſer gehört ohne Widerrede zu Deutſchland in engerm Sinne, ungeachtet ſeiner auswärtigen Nebenländer: denn ſein Wohl und ſeine Bedeutſamkeit, iſt auf jenes beſchränkt. Auſſerhalb demſelben kann es wohl fremde Pläne erſchweren oder erleichtern, aber keine eigne verfolgen.

Durch ſeine geographiſche Geſtaltung befindet es ſich für den Augenblick in einer der ſonderbarſten Verlegenheiten. Zuſammengeſetzt aus Provinzen die ganz verſchiedener Natur, zum Theil durch fremde Zwiſchenländer ganz von einander getrennt, oder ſo zwiſchen ihnen eingeklemmt ſind, daß ihr heimathliches Intereſſe ſie näher an dieſe, als an ihre Mitprovinzen knüpft, iſt Preußen ſeiner innern Natur nach, eigentlich ein Kaiſerthum, nach dem Begriffe, den ich in einem frühern Briefe davon aufſtellte. Aber die einzelnen Theile aus denen dieſes zuſammengeſetzt iſt, ſind ſo klein, und ihre Zahl iſt ſo groß, daß ſich auf keinen ein allgemeines Syſtem bauen läßt, und der Staat doch auf alle Macht, die aus der Verbindung erwächſt, Verzicht thun müßte, wenn er jeden, wie Oeſtreich mit Ungarn, Böhmen u. ſ. w. thut, nach ſeiner Eigenthümlichkeit behandeln wollte. Es bleibt alſo nichts übrig, als den Staat ſo zu behandeln, als wenn er wirklich wäre, was er heißt, ein Königreich, d. h. Eine Maſſe mit einem gemeinſchaftlichen Intereſſe, in einer monarchiſchen Form; — und ſo vielleicht ſeine Natur zu verwandeln.

Zwei Wege ſind dazu: Einheit der Verwaltung und Einheit der Verfaſſung. Beide aber werden durch eben das bis zur Unüberſteiglichkeit erſchwert, was Preußen zum Kaiſerthume macht, durch die Verſchiedenheit der Völker und ihres aus ihrer geographiſchen Lage entſpringenden Intereſſe. Manche Maßregel, welche die Einwohner Schleſiens beglückte, würde die Rheinprovinzen in Verzweiflung ſtürzen, und umgekehrt, ohne daß das Wohlſeyn der einen, auf die Leidenden einen entſchädigenden Einfluß haben könnte. Wiederum: eine ſolche, welche die Seeſtädte im eigentlichen Preußen und in Pommern bereicherte, würde die Einwohner des Preußiſchen Sachſens und Weſtphalens in die höchſte Dürftigkeit verſetzen, *) ohne daß ihnen dafür

---

*) Erinnern Sie ſich nur der Wirkungen der allgemeinen Handelsfreiheit auf das Schickſal der Fabrikſtädte.

etwas von dem Reichthume jener zu Gute käme: denn was davon weiter geht, fließt in die Nachbarländer ab, und dieſe ſind fremde Staaten. —

»Wie aber wenn man eine wohlthätige Einheit der Verwaltung, durch Einheit der Verfaſſung möglich machte, etwa durch eine allgemeine Ständeverſammlung?» — Glauben Sie wirklich daß Deputirte vom Rhein und vom Pregel, aus Erfurt und Stettin, aus Poſen und der Grafſchaft Mark, die alle das Wohl ihrer Provinz eifrig verträten, jemals einſtimmig gemacht werden könnten, da ihre Committenten nicht nur ſo verſchiedne Länder bewohnen, ſondern durch ſo verſchiedenartige Nachbarn getrennt werden? —

Es giebt, wie mich dünkt, nur Ein Mittel Preußen Einheit zu geben, es auch ſeiner innern Natur nach in ein wahres Königreich zu verwandeln, nämlich, daß es ſeine

Provinzen, durch Tauſch oder Eroberung, in eine zuſammenhängende Maſſe verwandelte. Der Tauſch ſelbſt würde aber nur durch Gewalt zu erzwingen ſeyn. Dieſer hat Preußen gegen ſeine Mitglieder im Bunde, durch Unterzeichnung der Akte, großmüthig entſagt, und ihre Ausübung könnte, bei der warmen Theilnahme des ganzen Europa für die öffentlichen Angelegenheiten Deutſchlands, ſehr große Uebel herbeiführen.

Auch Preußens Lage, wie die Oeſtreichs, ſchreibt alſo vor, ſich vorläufig aller etwas bedeutenden Aenderungen zu enthalten, und ſo lange als *möglich*, die innern und äuſſern Verhältniſſe fortdauern zu laſſen, wie ſie jetzt ſind; die unbeſonnenen Forderungen des Gegentheils aber ſo gut und milde abzufinden, als es ſich thun läßt. — Ich kann dieſe Wahrnehmung nicht niederſchreiben, ohne Ihnen zugleich zu ſagen, daß mich die Weisheit und der humane Karakter des Fürſten Hardenberg, mit der aufrichtigſten Verehrung erfüllt. —

Zwanzigſter Brief.

Fortſetzung.

Das Beharren bei der Gegenwart, und die ſorgfältige Bewahrung derſelben, das Oeſtreich und Preußen die politiſche Berechnung vorſchreibt, iſt den andern bloß Deutſchen Staaten, durch phyſiſche Nothwendigkeit auferlegt. Keinem von ihnen iſt eine Erhöhung ſeiner Bedeutſamkeit und Erweiterung ſeines Umfanges möglich, als durch Beraubung oder Vernichtung eines Mitgenoſſen des Bundes: dadurch aber — geſetzt auch einer von ihnen hätte Macht genug dazu, und dürfte nicht fürchten, von Mächtigern darin ſchmerzlich gehindert zu werden, — würde der Bund ſelbſt verletzt, ja, aufgehoben, und — ſie Alle haben keine andre Garantie ihres eigenen Daſeyns, als eben dieſen Bund. Sein ganzer Sinn iſt: was die untergegangne Reichsverfaſſung entſtehen ließ und noch vorhanden iſt, oder durch Entfernung der Franzöſiſchen Herrſchaft ſich wieder erhob, daure fort! Bis — ? Nun, bis der Bund ſeine Gültigkeit verloren hat. Wer alſo nur durch ihn ſeines Daſeyns neben Mächtigern ſicher iſt, hüte ſich wohl, ihn nach Auſſen hin zu verletzen, oder in ſeinem Innern etwas zu veranlaſſen, was eine ordnende oder ſchützende — Vormundſchaft herbeiführen könnte. — —

Blicken wir jetzt von Deutſchland auf die großen Staaten des übrigen Europa's zurück, ſo zeigt ſich alſo uns eine große Verſchiedenheit, die größeſte welche möglich iſt. In dieſen bildet ſich alles lebendig fort; alle ringen einem Ziele entgegen, an deſſen Erreichung ihr Wohlſeyn geknüpft iſt. In Deutſchland muß alles ſtill ſtehen, wenn es ſelbſt, oder wenigſtens ſeine gegenwärtige politiſche Geſtaltung, fortdauern ſoll. Das iſt ein Contraſt, wie zwiſchen kräftigem Leben und unheilbarem Marasmus. »Was!« rufen Sie hier vielleicht aus. »Eine Nation von beinahe 26 Millionen Menſchen; deren verbündete Beherrſcher zuſammen über mehr als 120 Millionen gebieten; eine edle, hochgebildete waffengeübte Nation, die ſeit Jahrhunderten in jedem Gebiet der Wiſſenſchaft und der Kunſt, die Fackel tragend voranging, und auf den Schlachtfeldern nicht geringern Ruhm erwarb, als auf dem Gebiete des Wiſſens und Schaffens: bei einer ſolchen Nation wagt ihre Berechnung unmächtigen Stillſtand zu entdecken, indeß alles um ſie her fortſchreite? Das kann nur ein Fehlſchluß der Kurzſichtigkeit ſeyn, oder des böſen Willens. Bekennen Sie! Berichtigen Sie! Beſſern Sie Sich!« —

Sie erſchrecken mich! Beſtürzt leſe ich noch einmal durch, was ich in meinen letzten Briefen ſchrieb. — Dem Himmel ſey Dank! Sie thäten mir Unrecht, wenn Sie ſo ſprächen. Nicht von der Deutſchen Nation hab ich geredet, ſondern von dem politiſchen Lebensprincip der einzelnen Staaten, in Deutſchlands Bezirk. — Meinem Hauſe gegenüber ſteht ein dichtes Eichengebüſch, aus der Wurzel Eines Stammes emporgeſchoſſen, den es dadurch vorlängſt erſtickt hat. Jeder Sproſſe, jedes Blatt hat unwiderleglich alles was die Gattung karakteriſirt, und die Eiche iſt eine ſchöne, kernhafte Baumart. Jeder Wipfel des Buſches ſtrebt kräftig empor, und ſo oft ihn der Frühling neu belaubte, wimmelt, ſummt und zwitſchert tauſendfaches Leben im Schatten ſeiner Blätter: aber ein Stamm wird er nie. Einſt hatte ich den Einfall, ſeine Sproſſen in einander flechten und ſo zuſammenbinden zu laſſen: aber ein Forſtmann ſagte mir lächelnd, ich würde einen jeden verkrüppeln und doch eher die Geſtalt eines Beſens erkünſteln, als die eines Baumes, und der nächſte Sturm würde die Hälfte wegbrechen. Jeder einzelne würde verhindert, ſeine Elaſticität ſpielen zu laſſen, ohne aus der Verflechtung Stärke zum Widerſtande zu ſchöpfen. Ich glaubte ihm; — denn es hat mir immer geſchienen, Buonaparte würde Deutſchland nicht ſo leicht gleichſam übers Knie gebrochen haben, wenn ſeine Fürſten nicht im unmächtigen Reichsverbande geſtanden, der keine Kraft zum Kriege gab, und jeden Frieden erſchwerte.

Einundzwanzigſter Brief.

Das geiſtige Tagesleben der Nationen.

Im Begriff dieſe vielleicht allzu lange Reihe von Briefen, zu ſchließen, geht es mir, wie wenn man einen reizenden Garten, oder eine anziehende Geſellſchaft verläßt. Schon unter der Thüre, kann man ſich doch nicht enthalten, noch einen Blick zurück zu werfen, und alle die Gegenſtände noch einmal zu überſehen, von denen man ſo lange beſchäftigt wurde, um ein allgemeines Bild ihrer Phyſiognomie mit ſich zu nehmen.

Ich blicke auf Rußland hin. Mit welcher frohen Spannung folgt ſeine Nation dem erhabenen Gange ihres Monarchen! Jeder Tag erzählt neue Großthaten. Hier reicht Er die Hand zur Vermittlung zwiſchen einem Staate am andern Ende des Welttheils, und ſeinen Kolonien auf der entgegengeſetzten Seite der Erde. Dort erſchafft Sein Wink neue Handelsverbindungen Rußlands an der öſtlichen Küſte Aſiens, und bricht dem beglückenden Völkerverkehr Bahnen durch ungeheure Wüſten, die ſonſt nur Räubervölkern zur undurchdringlichen Heimath dienten. Schöpfungen und Thaten dergleichen ſonſt einzeln die Glorie einer ganzen Regierung ausmachten, ſind unter Alexander der Inhalt eines Jahres. Lange unglückliche Völker, richten unter Seinem Schutze ſich zu neuem Glücke, neuem Daſeyn empor; — und wo immer auf der Erde etwas Bedeutendes geſchieht: der Ruſſe nimmt lebhaft Theil daran, denn die Stimme ſeines Monarchen wird dabei entſcheidende Worte ſprechen. Es iſt ein erhebendes Gefühl, Bürger eines Staates zu ſeyn, deſſen Intereſſe die Welt umſpannt, und überall geehrt wird!

Betrachten Sie die Britten! Mit ſtolzer Eiferſucht folgen ſie jedem Schritt ihres Kabinets, und prüfen und deuten ihn, ob er nicht dahin führe, eines ihrer Rechte zu verletzen. Nur das kann ihre Aufmerkſamkeit für einen Moment davon abziehen, wenn es ihnen vom Gedeihen ihrer Handelspflanzungen am Nord- oder Südpol erzählt, oder von der Erweiterung ihrer Gränzen in Oſtindien, mit einer Provinz, die halb ſo groß iſt, als Großbrittannien ſelbſt.

Der Amerikaner ſieht in ihnen das Vorbild das er übertreffen will, und indeß er mit ihnen auf jedem Meere ringt, jetzt friedlich im Weltverkehr, bald mit allen Donnern des Krieges gerüſtet, miſſet er jährlich neuen, nicht unterworfenen, aus ſeinem Ueberfluß gebornen Völkern eine reiche Heimath zu, die ſeine Gränzen erweitert.

Die Franzöſiſche Nation ruht, wie ein

nach langem Kampf zurück geſchlagener Löwe, noch drohend, um ihre Wunden zu heilen; und fühlt es, wenn ſie verharſchten, wird ſie furchtbar daſtehen, wie vormals.

Die Deutſche —

Doch verzeihen Sie, Verehrter, daß ich abbreche. Man legt mir ſo eben mein Poſtpaket vor, und das iſt mir zu anziehend. Es bringt mir zwölf deutſche Zeitungen, die ich regelmäßig erhalte, und auch leſe. Ich bin ſehr geſpannt, auf ihren heutigen Inhalt. Ich wette darauf, man erwartet nun mit Beſtimmtheit, daß nächſtens die Organiſation des Deutſchen Bundesheeres in den vertraulichen Berathungen werde zum Antrage gebracht werden können. — Ob die Schweiz wohl, der ſo dringenden und beredten Vorſtellungen ungeachtet, dabei beharren wird, den Kammerdienern und Schreibern des ehemaligen Biſchoffs von Baſel keine Penſion zu geben? — Ob man nicht bei noch einem Städtchen, zur Wiedergeburt der Nation, einen Tummelplatz für die liebe Schuljugend angelegt hat? Wer weiß, ob es nicht ſogar wieder dem höchſt verdienſtvollen Bemühen eines weltberühmten Gelehrten gelungen iſt, zu entziffern, was das eigentlich war, was man vor achthundert Jahren von einem alten Bocks- oder Eſelsfell abſchabte, um etwas anders hinauf zu ſchreiben? —

Leben Sie wohl! Ich eile zum Genuß meines Pakets.

Darſtellungen
und
Charakteriſtiken
aus meinem Leben

von

Dr. G. Merkel.

Licht iſt Leben! Licht iſt Glück,
und für Staaten Macht.

Erſter Band: aus Liefland.

Leipzig 1839,
bei K. F. Köhler.

Riga und Mitau.
In Commiſſion bei E. Götſchel.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Die Vorrede eines Buches in dem ein alter Mann Nichts will als erzählen, beſteht am beſten auch nur aus Anekdoten. Gut gewählt und vorgetragen, müßten ſie Alles leiſten können, was man von dem — gewöhnlich überſehenen — Raiſonnement der Vorreden wünſcht. Ich will ſo Etwas verſuchen! —

Der berühmte Sieyes, 1799 Geſandter zu Berlin, ließ mich eines Tages zu Tiſche bitten. Daß ich die Einladung freudig annahm, brauch' ich nicht erſt zu ſagen. Es war Niemand ſonſt da, als ſein damaliger Deutſcher Geſandſchaft-Secretär Otto, der nachmals ſelbſt an mehrern Höfen Geſandter wurde, und ein Attaché der, ſo viel ich mich erinnere, Pappenheim hieß. Als dieſer ſich wegbegeben hatte, ſtellte ſich Otto an ein entferntes Fenſter und Sieyes fragte mich im vertraulichen Tone: da Sie nicht glauben in Ihr Vaterland zurückkehren zu können, und Sich in Deutſchland nicht durch ein Amt anſiedeln mögen, warum kommen Sie nicht zu uns? Wir wiſſen Männer Ihrer Art zu würdigen und zu brauchen, und wir haben deutſche Provinzen in denen Sie einen ſchönen Wirkungskreis finden würden.

„Ich bin in Rußland geboren, und Frankreich und Rußland ſcheinen ſich nie wirklich vereinigen zu können.“

Pah! der freie, ſelbſtſtändige Mann wählt ſeine Partei nach Einſicht und Gefühl.

„Im Innern ſeines Vaterlandes gewiß; aber bei dem Verhältniß von Staaten zu einander, wo eigentlich nie von Recht und Unrecht, ſondern nur davon die Rede iſt, wer dem andern vorſchreiben werde, — ich bin nur ein Stäubchen, aber auch mein nichtsſagendes Gewicht möchte ich nicht in die, Rußland entgegengeſetzte Wagſchale werfen.“

Aber, erwiederte er — Und nun führte er die Sagen an, die in jenem Jahre über das Innere Rußlands allgemein verbreitet waren.

„Ich bin zu wenig davon unterrichtet, ſagte ich, um Sie widerlegen zu können; aber ich denke, wenn es im Vaterlande ſchlimm ſteht, darf der wahre Patriot es deshalb nicht verlaſſen. Vielleicht kann ſeine Ausdauer ſelbſt dahin wirken, daß es in manchen Rückſichten beſſer werde. — Zudem wiſſen Sie, (Er kannte meine Schrift: „die Letten“ die, wenigſtens zum Theil, in's Franzöſiſche überſetzt worden), daß ich nach Deutſchland kam, um von hier aus eine ſolche Beſſerung in Einer Rückſicht zu bewirken. Ginge ich nach Paris, ſo würden meine Gegner nicht unterlaſſen, mich für einen revolutionairen Schwindelkopf zu erklären, und dann hätte meine Einmiſchung der Sache, die ich nun einmal zu der Meinigen gemacht, wahrſcheinlich mehr geſchadet, als genützt.“

Sieyes ſah mich feſt an, und der Ausdruck ſeines Blickes hatte — nichts Kränkendes für mich. Sie haben Recht, ſagte er endlich, und reichte mir die Hand.

Wenige Tage ſpäter traf die Nachricht von ſeiner Ernennung zum Director ein. Ich hielt es für Pflicht, ihm einen Abſchiedsbeſuch zu machen. „Sie kommen doch noch einmal nach Paris!“ ſagte er, „dann beſuchen ſie mich. Was ich dann ſein werde,“ ſagte er mit Lächeln hinzu, „kann ich freilich nicht wiſſen. Nam fortuna si vult, — Rursus fortuna si vult —

Aber gleich viel! Beſuchen Sie mich!" Dieſes Abſchiedswort, dies **Kursus** zeigte eine ſo helle Anſicht ſeiner Lage und ſchien mir ſo bedeutend für den Geiſtes-Charakter des merkwürdigen Mannes, daß ich es nie vergaß; — was mich aber betrifft, ich darf mich laut rühmen, den Grundſätzen, die meine Aeußerungen durchblicken ließen, nie untreu geworden zu ſeyn, auch nicht einer Sache, die ich einmal, in der Ueberzeugung von ihrer Rechtlichkeit, ergriff.

Dreißig Jahr ſpäter wandelte ich eines Tags mit dem nun-verſtorbenen Bürgermeiſter Schwarz durch die Gaſſen Riga's. Schwarz, einſt mein Schulkamerad, war ein Mann von reinem Character und hellem, reichem Geiſte, aber er hatte oft ſehr ſaure Launen, und that ſich eben keinen Zwang an, ſie gegen ſeine Freunde auszulaſſen.

„Sage mir," rief er plötzlich, „welches iſt denn eigentlich Dein Fach? Du fingſt als Dichter an, dann wurdeſt Du in den „Letten" Publiciſt, dann in der „Vorzeit Lieflands" Hiſtoriker, denn in der „Rückkehr in's Vaterland," und dem „Wannem Ymanta" wieder Dichter, dann in Deinen „Briefen"

Kritiker, dann wieder im „Freimüthigen“ Publiciſt, Politiker. — Jetzt übſt Du Statiſtik, ſchreibſt über Landwirthſchaft und Induſtrie.“ (Ich hatte zwei Jahr vorher mein Provinzial-Blatt angefangen.) „Was biſt denn Du?“

Zufällig gingen wir an dem Schilde eines Goldſchmidts vorüber. „Hier wohnt ein Löffelmacher?“ ſagte ich.

„Löffelmacher!“ fuhr Schwarz auf. „Er macht aus Gold und Silber, was Du willſt, ſelbſt ſehr geſchmackvollen Schmuck, der für ausländiſchen verkauft wird und ſeine Ciſelir-Arbeiten ſind ſehr ſchön.“

Der Mann alſo, erwiderte ich, iſt vielſeitiger Meiſter in ſeiner Kunſt. Sieh, das hab’ ich mich bemüht, auch in der meinigen zu werden, in der Schriftſtellerei, der Kunſt, was man für wahr, gerecht und nützlich erkennt, in jedem Ton und jeder Form zu ſagen, die für den Augenblick die überzeugendſte, wirkſamſte, gewinnendſte ſcheint; auch die poetiſche Ciſelir-Arbeit nicht ausgeſchloſſen. — Für jetzt arbeite ich — Löffel und Rappé-Döschen, nebſt Reibe.“

Er lächelte einen Augenblick, fuhr indeß rechthaberiſch fort: „Aber jeder Schriftſteller muß ſich doch ein beſtimmtes Fach wählen.“

Welches war wohl das Fach von. — Ich nannte die hochberühmten Namen mehrer Schriftſteller, vorzüglich aus der ältern franzöſiſchen Literatur, die ich hier aus Beſcheidenheit nicht wiederholen mag. — Sie ſchrieben was grade wirken konnte und ihnen der Genius eingab; mit mehr Talent als ich, das geb' ich zu, ſchwerlich aber immer mit redlicherm Willen.

Nachdem ich, nach Liefland zurückgekehrt, in 30 Jahren für Deutſchlands Literatur ſehr ſelten Etwas *),

---

*) Im Jahre 1810: „Iſt das Fortſchreiten der Menſchheit ein Wahn? Sendſchreiben an Herren," — der es ſehr verbindlich beantwortete und in den Gött. Anzeigen beurtheilte. 1811 und 12: „Skizzen aus meinem Erinnerungsbuche." Meiſtentheils Charakteriſtiken berühmter Deutſcher Dichter und Schriftſteller. — Im Jahre 1813: „die Lage Europa's im Auguſt 1813." In dem genannten Monat anonym geſchrieben, gedruckt und nach Prag verſandt. — 1817: „Ueber Deutſchland, wie ich es nach einer zehnjährigen Entfernung wiederfand;" (von Willmanns zu Frankfurt verlegt.) ein Buch das wohl Wahrheiten geſagt haben muß, da es in Deutſchland ſchnell verboten ward.

ſeit zwanzig Jahren Nichts hatte drucken laſſen, ſeit zehn Jahren mich faſt nur mit dem bürgerlichen, agronomiſchen, induſtriellen Tagesleben der Ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen beſchäftigt hatte, ſchenkte ich 1837 einem jungen Manne, der ſich in Riga als Buchhändler etabliren wollte, zum erſten Meßartikel ein kleines Manuſcript; alte Sächelchen, die vierzig und mehr Jahre zurück zum erſtenmale gedruckt wurden, damals Beifall erwarben, und — ich nicht ganz vergeſſen wünſchte: ein kleines Lehrgedicht „über Dichtkunſt,“ mit dem ich, ohne zu wiſſen, daß Leſſing Aehnliches gethan, im 22. Jahre meine ſchriftſtelleriſche Laufbahn angefangen hatte; einen zum Weihnachten 1800 gedruckten literariſch-ſatyriſchen Scherz, und ein Paar ebenſo alter Recenſionen. Daß ſo verjährte Arbeiten etwas Anderes wirken könnten, als einige Neugier, fiel mir gar nicht ein. Nur für das Lehrgedicht, in der ſchwierigen Popiſchen Weiſe geſchrieben, die jeden Gedanken zum Epigramm, jeden Reim zur Pointe zu machen ſucht, und in Deuſchland noch wenig oder gar nicht angewandt iſt, hoffte ich einige dauernde Aufmerkſamkeit.

Wie hatte ich mich geirrt! Mit einer Wuth als hätte ich mit allen vor vierzig Jahren abgeſchoſſenen

Pfeilen, allen Scherzen und Urtheilen jener Zeit nur auf ſie gezielt, fuhren von allen Seiten die kritiſchen Lärmer des Augenblicks auf meine „Kritiſche Antiken“ los, — oder vielmehr auf mich. In dem Büchelchen zerzupften ſie nur das Lehrgedicht zu Unſinn, durch aus dem Zuſammenhange geriſſene Citate, — aber mich ſchalten ſie, ſchimpften ſogar pöbelhaft, — Warum? Woher dieſe Wuth über Schriftchen, die ihnen gar nichts in den Weg legten? Schwerlich hatten ſie doch ein Großväterchen oder einen Großohm unter den ſchlechten Schriftſtellern, über die ich vor 40 Jahren lachte, und von ihnen ſelbſt mochte kaum Einer ſchon dem langen Röckchen damals entſchlüpft ſein. Späterhin wurde mir die unſaubere und lächerliche Quelle dieſer Abgeſchmacktheiten klar, und wird es an der rechten Stelle dieſer Schrift auch den Leſern werden. Hier nur ſo viel! Seit mehrern Generationen — ich rechne jede Solche zu zehn Jahren; — iſt es unter den belletriſtiſchen Schreiern in Deutſchland ein gleichſam unverbrüchliches Herkommen: mich muß man ſchmäh'n, ohne ſagen zu können, weshalb? von meiner Seite war es faſt ebenſo unabänderlicher Gebrauch, es nur durch verachtendes Schweigen zu beantworten. Diesmal glaubte ich, um des Verlegers willen eine Ausnahme machen zu müſſen, aber auf die ruhigſte, glimpflichſte Art. Ich wählte mir unter den Lärmern den aus, den ich für den beſten Kopf hielt und ſchrieb ihm:

„Herr Redacteur! Sie haben die Gefälligkeit gegen irgend einen jungen oder alten Verſalknaben gehabt, in Nr. 154. Ihres Blattes einen höchſt pöbelhaften Aufſatz gegen mich und meine „Antiken“ aufzunehmen. Als Beweis, daß Etwas, das ich vor beinahe einem halben Jahrhunderte ſchrieb, noch jetzt treffe, war er mir nicht unwillkommen; aber ungeſtraft darf er nicht bleiben. Gegen einen Menſchen indeß, der ſo gemein denkt, Schimpfworte zu ſchreiben, ſo unwiſſend iſt, eine Nachahmung Popee's für eine Nachahmung Horazens anzuſehen, und ſo niedrig, ſich durch Weglaſſung der Schlußſentenzen einzelner Proben, Verfälſchung zu erlauben, kann ich nicht ſprechen, ohne mich herabzuwürdigen. Er hatte obendrein die Vorſicht, anonym zu bleiben. Sie aber, Herr Redacteur! haben einen Namen und waren ſein Gehülfe. Sind ſie ein Mann von Ehre, ſo werden Sie mir nicht Satisfaction für die durchaus unveranlaßte Beleidigung verweigern. —

Seyn Sie ruhig! Ich bin 1769 geboren: meine Hand iſt alſo nicht mehr ſicher genug für das Piſtol oder den Degen. Ich erwarte eine literariſche Satisfaction und dieſe ſoll nur darin beſtehen, daß Sie die nebenſtehende Probe aus meinem Lehrgedichte unverſtümmelt und ohne Gloſſe in Ihr nächſtes Blatt rücken, damit Ihr Publicum ſelbſt über jenen bübiſchen Angriff richte. Die Forderung iſt zu gerecht, als daß, ich wiederhol' es, ein Mann von Ehre ſie abſchlagen kann, und ſo werde ich nicht nöthig haben, dieſe Probe mit dieſem Briefe auf anderm Wege, etwa auch als Vorrede zum zweiten Heft der Antiken, in Umlauf zu ſetzen.

Dr. G. Merkel.

Der Herr Redacteur fand für gut, weder zu antworten, noch meine, man wird geſtehen, mäßige und billige Forderung zu erfüllen; gab mir alſo dadurch die Erlaubniß, ihn nicht für einen Mann von Ehre zu halten. Ich ließ nun den Brief und die Probe in meinem zu Riga erſcheinenden, literariſchen Begleiter rücken, ſendete ihm einen Abdruck zu und ſchrieb in's Couvert ungefähr Folgendes: Gern möchte ich ihn achten; aber da er meine Forderung nicht erfüllt habe, müßte ich ihn ſelbſt für den Verfaſſer der Poliſſonerien halten, die er gegen mich ausgeben laßen. Wie er jetzt vor meinem Publicum, nach Abdruck des Briefes, daſtehe, werde ihm einleuchten. Wolle er nicht ebenſo vor dem Seinigen erſcheinen, indem ich den Brief auch in Deutſchland drucken ließe, ſolle er ohne Zögern thun, was ich mit vollem Recht verlange.“ Jetzt ließ er die Verſe abdrucken, aber auf die geringſchätzigſte Weiſe, zu Ende ſeines Feuilletons und mit einer Einleitung von zwei Zeilen, worin die hergebrachte Albernheit nicht fehlte, daß mein ungewöhnlicher Taufname, wie ſpottend angeführt wurde, — wie ich das wohl einſt in Quinte erlebte; in höhern Schulclaſſen nicht. Auf was für Leiſtungen der Hochmuth ſich gründet, der den Kopf des jungen Mannes mir gegenüber drehen macht, weiß ich nicht; aber ſein Verfahren berechtigte mich, dem Publicum hier zu zeigen, worauf das Einrücken jener Probe beruhte: nicht auf edelſinnigem Rechtsgefühle, das eine unveranlaßte Beleidigung gut machen wollte, ſondern auf — — Kühnheit.

Seinen Namen, ob ihn gleich ſein Publicum errathen wird, nenn' ich nicht, und will dadurch ausdrücken, daß ich wirklich ſeine Talente achte, und daß ich hoffe, er werde, bei größerer Reife des Charakters, ſein Benehmen gegen einen Mann mißbilligen, der wohl andere Anſprüche auf Achtung könnte zu machen haben, als was er Belletriſtiſches ſchrieb, deſſen Laufbahn und Schriften er aber offenbar gar nicht kannte.

Hier erzählte ich übrigens den an ſich ſo unbedeutenden Vorgang nur um den Leſern dieſes Buches zu zeigen, was auch dieſes von gewißen lautſummenden, kritiſchen Eintagsfliegen zu erwarten haben möchte, und ſie zu bitten, ihrem eignen Urtheile darüber mehr zu glauben, als irgend einem feindlichſauſenden kritiſchen — Winde.

Zueignung und Einleitung.

An

Ch. von B.

Mein hochverehrter, nun bald funfzigjähriger
Freund!

Die Bedenken, die Du ſo eifrig aufſtellteſt, als ich gegen Dich äußerte, ich möchte wohl über meinen Lebensgang etwas Ausführliches ſchreiben, haben mich lange beſchäftigt. Du erklärteſt jede Selbſtbiographie für einen verfänglich täuſchenden Halbroman. Der alte Sirach hat Recht, ſagteſt Du, wenn er ſpricht: „Der Menſch beſchaut ſein leiblich Angeſicht im Spiegel; dann tritt er hinweg und vergißt ſogleich wie er ausſieht;" und die Selbſtbiographen wollen uns, viele Jahrzehende nachher, ausmalen, was ſie als Kinder und Jünglinge gefühlt und gedacht! Solche Selbſtbiographen vergleichſt Du mit Schaumcicaden, die aus dem Blatte, auf dem ſie jetzt ſitzen, glänzenden Wuſt um ſich her in ſo großer Menge hervorpumpen, als hätten ſie den ganzen Sommer daran geſammelt. Aber, ſagteſt Du, er blitzt und ſchillert im Sonnenſchein, nur ſo lange er naß iſt. Bald trocknet er zu kurzen, verworrenen Fädchen zuſammen, die der Wind zerſtreut. Selbſt das Genie eines J. J. Rouſſeau und eines Göthe ſichert ihre Selbſtbiographien nicht vor dem Schaalwerden. Wen kann es noch vergnügen, wem kann es nützen, zu erfahren was der Erſte dabei empfand, wenn Dlle. L. ihm die Ruthe gab, oder was für Schulexercitien oder Mährchen der Letztere zu Tage förderte, und wie ihm zu Muthe war, da er als Knabe die Liebſchaft mit Gretchen hatte und als dieſe ſo täppiſch geſtört wurde? Iſt Alles Das nicht ſehr werthlos?

Halb erboßt über die Richtigkeit Deiner Urtheile, verglich ich dagegen die Relationen, die Andere über das Leben eines Mannes gäben, ſelbſt wenn es mit Varnhagens Talent geſchähe, mit dem Krebs-Cabinete des Paſtors H., wo in bizarrer Nachahmung des Lebens, nur leere Schaalen ſtehen, des Thieres ſelbſt und alles Genießbaren beraubt. Vergebens! Ich konnte den Eindruck nicht los werden, den Dein Urtheil auf mich gemacht.

Zufällig theilte ich unſer Geſpräch unſerm philoſophiſchen Bekannten H. mit, und er gab mir, nachdem er den Finger an die Naſe gelegt, wenn auch in krausphiloſophiſcher Phraſeologie, doch eine ſehr verſtändige Antwort: „Um den Uebelſtand zu vermeiden, ſagte er, den Herr von B. mit Recht rügt, und doch nicht leere Krebſe zu liefern, die Sie ſcheuen, müßte in einer Selbſtbiographie das Subjective dem Objectiven völlig ſubordinirt ſein, die Individualität in der Univerſalität gleichſam untergehend, ihr nur zur Einführung zum Stützpunkt dienen. Denn —"

Ich ließ ihn nicht ausreden, aus Furcht er möchte ſeinen hellen, verſtändigen Gedanken, wenn er fortführe, in ſo viel obligate Ausdrücke und Phraſen des Syſtems einwickeln, daß ich ihn nur mühſam oder gar nicht mehr herausſchälen könnte. Der Unfall ſoll Schul-Philoſophen oft widerfahren, daß ſie, nachdem ſie deutlich geſprochen, durch das Beſtreben noch deutlicher, ganz deutlich, völlig klar ſich auszudrücken, völlig unverſtändlich werden, — und den Gedanken, den ich nun in dieſer Schrift auszuführen verſuche, hatte er ſchon in vollen Umriſſen vor meine Seele geführt.

Sie haben Recht! rief ich aus. Am beſten iſt es, ſeine Lebensgeſchichte, wie eine Reiſebeſchreibung durch anziehende Gegenden, durch mehr oder minder merkwürdige Länder, zu behandeln. Wer er ſey, warum er reiſte, wie und wann er hier oder dort ankam oder weiter ging, durch was für Ereigniſſe die Zwecke ſeiner Reiſe befördert oder behindert wurden, das muß oder darf der Verfaſſer den Leſern erzählen, aber nie vergeſſen, daß er nicht reiſte und ſeine Reiſe beſchreibt, um ſich und Andere bloß mit ſeinem Ich zu beſchäftigen, ſondern mit Gegenſtänden, die er beobachtete, mit den Ereigniſſen bei denen er Zeuge oder Theilnehmer war. Sich ſelbſt muß er in ſeinen Schilderungen nur als — Staffage behandeln, die Maß und Richtung angiebt, und beſtimmtes Leben ertheilt. Selbſt wo er nicht umhin kann, rein Perſönliches von ſich zu erzählen, ſollte er es ſo thun, daß die Leſer, wär' es auch nur durch die Hinleitung zu einer Betrachtung, die er ſelber nicht ausſpricht, etwas Höheres gewinnen, als die Nachricht, was ihm geſchah.

Mit dieſer Anſicht, dieſen Vorſätzen, mein hochverehrter und hochgeliebter Freund! fange ich an, dieſe Schrift flüchtig hinzuſchreiben; oder vielmehr nur zu ordnen, zu feilen, zu verbinden, was ſeit vielen Jahren ſchon fragmentariſch hingeſchrieben war. Ein Werk ſoll ſie nicht werden: ein ſolches anzufangen bin ich, und was ſchlimmer iſt, fühl' ich mich zu alt. Eine Gallerie ſoll ſie ſeyn, deren Aufſtellung ich mit Intereſſe beſorge, und von der ich wünſche, daß Beſchauende ſie mit Genuß und einigem Nutzen durchwandeln mögen.

Nimm es hin, dies Buch, als eine Dir geweihte Gabe! Biſt Du doch Selbſt eine der hochgeſinnteſten, edelſten Geſtalten, die ich darin zu ſchildern habe, — und mir eine der aller theuerſten!

Liſte

der Beförderer dieser Schrift

Pränumeranten.	Zahl der Exempl.
In Bjälem.	
Herr Oberſt und Ritter W. W. v. Lewſchin .	1
In Libau.	
Herr Paſtor F. H. M. Bitterling	1
„ Bürgermeiſter J. F. Eckhoff	1
„ Conſul F. Hagedorn jun.	1
„ Commerzienrath F. Hagedorn sen. . .	1
„ Stadt-Secretär F. A. C. Kleinenberg .	1
„ Conſul D. Koch	1
„ Stadt-Aelteſter J. Lortſch	1
„ Oberhofgerichts-Advokat C. W. Melville	1
„ L. Schley	1
„ Bürgermeiſter Schmahl	1

	Zahl der Exempl.
Herr Rathsherr Schnobel	1
„ Oberhofgerichts-Advocat C. Slevogt .	1
„ Conſul Sörenſen	1
„ Notarius C. W. Stender	1
„ Stadt-Aeltermann G. Ulich	1
„ Cantor F. G. Wendt	1
„ Notarius J. von Wohnhaas	1

In St. Petersburg.

Sr. Exc. der Herr Landrath u. Ritter v. Bruiningk	1

In Riga.

Herr Oberpaſtor von Bergmann	1
„ Obernotär Lange	1
„ Conſiſtorialrath und Ritter v. Thiel . .	1
„ Rath Tielemann	1

Herr C. von Bluhmen	1
„ Jwan Dolbeſchen	1
„ S. Kunzendorf	1
„ F. Müller	1
„ M. Müller	1
„ Hofrath und Ritter v. Schultze . . .	1
„ Fr. v. Sengbuſch	1
Frau General-Superintendentin Sonntag . .	1

	Zahl der Exempl.
Herr Bürgermeiſter und Ritter v. Streſow	1
= Colleg. Aſſeſſor und Ritter v. Szimanoffski	1
= A. Thilo	2
Herr Fr. v. Tranſche	1
= C. F. Wilcken	1
Durch Herrn Rathsherrn Germann	12

In Reval.

Herr Conſul Girard	6

Subſcribenten.

In Bauske.

Herr Apotheker Grundt	1
= A. v. Schilling	1

In Dorpat.

Die Univerſitäts-Bibliothek	1
Herr Secret. A. v. Löwis	1
= Buchhändler Severin	2

In Lemſal.

Herr Poreſch	1

	Zahl der Exempl.
In Mitau.	
Die E. Götſchel'ſche Buchhandlung	1
Herrn Colleg. Aſſeſſor Dr. Hausmann	1
Das Kurländiſche Provinzial-Muſeum	1
Herr U. G. Stavenhagen .'. Goldingen	1
„ Obergerichts-Advokat Tiling	1
In Narva.	
Herr Hofrath Dr. v. Frahm	1
„ Oberſt und Ritter v. Seidlitz	1
„ Ehrenbürger Sutthoff	1
In Pernau.	
Herr J. G. Frebbeen	1
„ Rath und Ritter v. Klüver	1
„ Syndicus C. T. v. Schmid	1
„ Conſul C. J. Schmidt	1
„ Rathsherr Schöler	1
In St. Petersburg.	
Se. Exc. Herr wirkl. Staatsrath v. Adelung	1
„ „ „ „ „ v. Awerin	1
„ „ „ „ „ u. Cabin.-Secretair Ihre Majeſtät der Kaiſerin v. Chambeaux	2
Se. Exc. der Herr Geheime-Rath und Ritter Chr. v. Beck	3

	Zahl der Exempl.
Der General-Conſul Bohnenbluſt	1
Die Bibliothek der Hauptſchule St. Petri	1
Herr wirkl. Staatsrath u. Akademika v. Collins Excellenz	1
Herr Otto v. Ewers, Secretär des Herr Vicecanzlers	1
Herr Commerzienrath Feygin	1
= Guſtav Feer	1
= Staatsrath v. Gengelbach	1
= Schul-Inſpecter Gordack	1
= Adrian Kruloff	1
= Baron C. v. Küſter, Herzogl. Anhalt Köthenſcher Kammerherr	1
Herr Oberſt Graf v. Lammbsdorff, Flügel-Adjutant	3
Herr Lavezzart	1
= Dr. Lichtenſtädt	1
= Collegienrath v. Liepmann	1
= Paſtor Dr. v. Muralt	2
= Schul-Inſpector v. Römhild	1
= Carl Salomo	1
Se. Exc. der Herr Landrath und Ritter Samſon v. Himmelſtiern	2
Herr Conſiſtorialrath Paſtor Taubenheim	1
Se. Hochwürden Herr Vice-Präſident Dr. Vollborth, Magniſicens	1

	Zahl der Exempl.
Die Buchhandlung Eggers et Comp. in St. Petersburg	1

In Reval.

Die G. Eggersſche Buchhandlung	3
Dr G. B. Wetterſtrandt	1

In Riga.

Se. Exc. der Herr wirkl. Staatsrath und Ritter, Vice-Gouverneur von Liefland, von Cube	1
Herr Ed. Berent	1
= J. F. Burchard	1
= Rath und Ritter v. Brackel	1
= J. W. Enckelmann	1
= Rittmeiſter und Ritter Haſſelkuß	1
= G. F. Köhn	1
= M. W. Köhn	1
= Aeltermann Kymmel	1
= Bürgermeiſter und Ritter v. Meintzen	1
= Paſtor Dr. Pölchau	1
= Dr. med. Prevôt	1
= Conſulent Roſenplänter	1
= Paſtor Taube	1

Ferner:

Herr C. Brandenburg	1
= Rathsherr B. C. Grimm	1

	Zahl der Exempl.
Herr John Hay	1
= Robert Hay	1
Madam Hül	1
Herr S. F. Ilisch	1
= J. A. Lang	1
= J. C. Lembcke	1
= Niſſen	1
= J. B. Nöltingk	1
= Commerzienrath J. M. Pander	1
= Auguſt Pander	1
= Conſul Rücker	1
= J. F. Schröder	1
= Dr. Schwartz	1
= G. F. Tanck	1
= J. Todd	1
= J. C. v. Wöhrmann, General=Conſul	1

Die Geſellſchaft der Muſſe	1
Herr C. Graß	1
= J. Kuntzenderff	1
= von Lentz	1
= A. v. Schwartz	1

Die Bibliothek der Reſſource	1
Herr Berent	1

	Zahl der Exempl.
Herr C. W. v. Billerbeck	1
= Rathsherr Brederlo	1
= Rathsherr J. D. Drachenhauer	1
= G. Dreßler	1
= Secretär A. Germann	1
= Rathsherr Fr. Germann	1
= **F. H. Holm**	1
= Bürgermeiſter Kühn	1
= Sekretär Perſch	1
= Thonn	1
Herr Buchhändler E. Götſchel	1
= Paſtor M. Berckholz	1
= Rathsherr und Ritter C. Bergengrün	1
= Aelteſter Brandenburg	1
= A. E. v. Bulmerincq	1
= Paſtor Büttner zu Schleck in Kurland	1
= Buchhändler J. Deubner	4
= Staatsrath von Freymann	1
= J. G. Frobbeen	1
= Coſiſterialrath und Oberpaſtor Dr. Grave	1
= C. Hafferberg	1
= G. Heymann	1
= Aelteſter C. Fr. Holtz	1
= Kammeralhofsrath von Jürgenſona	1

	Zahl der Exempl.
Herr Apotheker Kirchhoff	1
= General=Superintendent v. Klot	1
= Commerzienrath Kriegsmann	1
= Paſtor C. Kröger	1
= Staatsrath Dr. v. Levy	1
= Probſt Lundberg zu Buſchhoff	1
= Fr. Merkel	1
= H. G. Rudloff	1
= B. H. Schnobel	1
= Aſſeſſor v. Staden	1
Die Stadtbibliothek	1
Herr Ed. Ch. Weiß	1
= Notär Williſch	1
= v. Zuckerbecker auf Friedrichshoff	1

In Walk.

Herr Syndicus Falk	1
= Dr. med. G. Heubel	1
= Literat Keller	1
= v. Undritz	1
= Landrath und Ritter v. Wulff	1
= Ordnungsrichter v. Wulff	1

In Wilna.

Herr F. von Auer	1
= Profeſſor Holmbladt	1

In Windau.

	Zahl der Exempl.
Herr Kreisſchullehrer Faber	1
= Privatlehrer Gevecke	1
= Conſul Hertzwich	1
= Titulär-Rath Jordan	1
= Conſul Th. Kleveſahl	1

Inhalt.

Seite
Vorrede. III
Zueignung und Einleitung. XV
Liſte der Beförderer dieſer Schrift. XIX

Erſtes Buch:

Aus meinem Kindes und Knabenalter. 1
Mein Vater. 1
Mein erſtes Kindesalter. 11
Der Elementar-Unterricht zu Riga, vor zwei und ſechzig Jahren. 25
Die Gymnaſien. 38
Das alte Riga und das jetzige. 48
Fortſetzung. 61
Godofredus von Link. 70
Meine früheſten Junglings-Jahre. 85
Meine Confirmation. 100
Betrachtungen über die Urreligion. 105

Zweites Buch:

Meine Junglingsjahre. Fortſetzung. 119
Karl F. D. Grohmann. 126
Der Propheten-Clubb. 133
Meine erſte Schriftſtellerei. 138
Meine erſte Hofmeiſterſtelle. 147
Geſelligkeit des Landlebens in Liefland vor funfzig Jahren. 151

Seite
Meine poetiſche Zeit. 164
Friedrich von Meck. 184
Der Dichter Traugott Andreä und der Maler und Dichter Karl Graß. 194
Meine zweite Hofmeiſterei. 211
„Die Letten, vorzüglich in Liefland, ꝛc.“ 221

Erſter Anhang:

Charaktere und Schilderungen aus Preußen, im Jahre 1805. 238

Zweiter Anhang:

Aus dem Sommer und Herbſte 1806. 270

Erſtes Buch.

Aus meinem Kindes- und Knabenalter.

Mein Vater.

Glücklich wer das Andenken an ſeine Aeltern als ein Heiligthum ſeines Herzens mit Verehrung bewahren kann! Ich habe dies Glück vorzüglich in Rückſicht auf meinen Vater, und ſo möge ſeine Schilderung die erſte ſeyn, die ich gebe. Nicht bloß indeß aus Pietät wähle ich ſie dazu. Ich habe auf meiner langen Lebensbahn nur ſelten ſo helle Köpfe, ſo reine und gediegene Charaktere gefunden, als der ſeinige war.

Er war Landprediger in Liefland. Das heißt, er gehörte einem Stande an, deſſen Genoſſen in faſt allen Ländern auf deſſen Situation in den ruſſiſchen Oſtſee-Provinzen mit Verwunderung hinblicken würden, wenn ſie ſie kennten. Der Ruf derſelben zog ehemals ganze Schwärme junger Theologen vorzüglich aus Preußen und Sachſen herbei, um hier, etwa nachdem ſie einige Jahre Hauslehrer in einem adligen Hauſe geweſen, eine Pfarre zu erhalten, durch die ſie denn dem Adel in vielen Stücken an die Seite geſtellt wurden.

Ein Landprediger hat hier eine Gemeinde von mehrern, zuweilen über zehn bis funfzehn Tauſende von Köpfen, und ein Kirchſpiel von vielen Quadratmeilen, von deren Producten aller Art ihm ein reicher Antheil als Gebühren oder herkömmliche Geſchenke zufließen. Außerdem aber beſitzt er für Lebenszeit ein eigenes Landgut mit einer in manchem Kirchſpiel aus vier- bis fünfhundert Köpfen beſtehenden Bauerſchaft, die ihm auf eben die Weiſe unterthan iſt und ihm eben das leiſten muß, wie und was die Bauerſchaft der adligen Güter ihren Grund-, ſonſt Erb-Herren. Die Pflichten die ihm ehemals dafür oblagen, waren: an jedem Sonn- und kirchlichen Feſt-Tage eine Lettiſche oder Ehſtniſche Predigt zu halten, und zuweilen auch, wenn ſich zufällig Einige der wenigen Deutſchen Gemeindeglieder in der Kirche eingefunden hatten, eine Deutſche; ferner, ſeine

Gemeinde zu taufen, in Maſſen zu confirmiren, zu communiciren, zu copuliren und zu begraben, Alles für die Gebühr, und mit den Einrichtungen die er zu ſeiner Bequemlichkeit nöthig fand. Außerdem hielt er wohl noch im Winter ein Paar Wochen lang eine Betfahrt zu den Bauern der einzelnen Güter, und ſchrieb auf, welche Kinder leſen und ein Gebet herſagen könnten, wofür er jeden Abend mit ſchwer beladenen Schlitten voll Geſchenken, nach Hauſe kehrte. Eine Controlle über die nützliche Verwaltung der Pfarren fand bis ſpät im 18ten Jahrhunderte faſt gar nicht ſtatt, daher viele Landprediger nicht einmal ihre Kirchenbücher geführt haben ſollen.

Man wird geſtehen, die Situation war anlockend genug. Da die meiſten einwandernden Theologen Söhne von Handwerkern oder Bauern waren und den brutalen Renommiſtenton mitbrachten, der in der frühern Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf den Univerſitäten in Deutſchland herrſchte, wirkte die Wohlhabenheit und Muße, die ihnen die Liefländiſchen Pfarren verliehen, auf Viele ſehr nachtheilig. Es liefen Erzählungen in Menge um, von der Rohheit, Unwiſſenheit und der Barbarei der Landprediger gegen ihre Bauerſchaft. Edlere Ausnahmen gab es aber auch zu jener Zeit, und zu den edelſten gehörte, wie ich mit Freude erwähne, mein Vater.

Er wurde 1712 zu Riga als Sohn eines Bürgers geboren, war aber eigentlich Abkomme eines alten reichsfreiherrlichen Geſchlechts, das einſt die Herrſchaft Scheierfelde in der Nähe des Rheins, und beträchtliche Beſitzungen in Franken zum Eigenthum hatte, doch, wie es ſcheint, ſchon im dreißigjährigen Kriege verarmte und ſpäter mit abgekürztem Namen in den Bürgerſtand zurückkehrte. Ich habe meinen Vater nie von dieſer Abſtammung ſprechen gehört, und erinnere mich nur, daß ein einziges Mal, als einer meiner Brüder Luſt zum Soldatenſtande bezeigte, ihm eine Aeußerung faſt unwillkürlich über Renovation des alten Adels gleichſam entwiſchte. Erſt nach ſeinem Tode fanden ſich unter ſeinen Papieren Nachweiſungen darüber und das alte Familien-Wappen. Es iſt indeß wohl möglich, daß das Bewußtſeyn ſeiner Abſtammung ſeinem Charakter das Ehr- und Zartgefühl erhöht haben mag, durch das er ſich von Jugend auf auszeichnete.

In dem Rigaiſchen Stadtgymnaſium, der Domſchule, zeichnete er ſich durch ernſte Sittlichkeit, Fleiß und frühe gelehrte Kenntniſſe ſo vortheilhaft aus, daß, als ein Lehrer einer der untern Claſſen geſtorben war, man ihn, den 17jährigen Primaner aufforderte, die Stelle deſſelben zu vertreten, bis er ſelbſt, im 18ten Jahre, zur Univerſität entlaſſen würde. Er muß dies Geſchäft ſo geführt haben, daß er ſich die Achtung und zugleich die Liebe der Knaben erwarb. Denn mehr als funfzig Jahr ſpäter, nach ſeinem Tode rühmte ſich mit dankbarer Wärme ein ſehr hochachtungswerther Greis, ein Rathsherr Berens in Riga, damals ſein Schüler geweſen zu ſeyn. Er ſtudirte in Wittenberg und Straßburg. Aus ſeinem Aufenthalte am erſtern Orte führt das „Schriftſteller- und Gelehrten-Lexicon" der Ruß. Oſtſeeprovinzen eine lateiniſche Diſſertation an, die er 1734, alſo in ſeinem 22ſten Jahre über einen mathematiſchen Gegenſtand für einen Freund, einen Dänen Namens Weſterholt, der promoviren wollte, ſchrieb, über deren Vorzüglichkeit aber, nach der Disputation, der präſidirende Profeſſor ihn complimentirte. Aus ſeinem Aufenthalte in Straßburg kenne ich nur Einen Vorgang, der aber einen lichten Strahl auf die Charakterfeſtigkeit des jungen Mannes wirft. Er hatte als ſeinen Grundſatz ausgeſprochen, er tränke bei Tiſche ein Glas Wein der Geſundheit halber;

das zweite um der Geſellſchaft willen; ein drittes allenfalls einem Freunde zu gefallen, aber ehe er ein viertes leerte, würde er ſich ſchlagen. Ein Raufbold, der vielleicht gegen das vierzigſte Glas keine Einwendung gemacht haben würde, fand ſich dadurch verletzt, und verſuchte, ihn zum vierten Glaſe zu zwingen, aber mein Vater ſchlug ſich wirklich, und zwar mit einem Erfolge, der ihn vor allen weitern Anfechtungen der Art ſicherte: ein Umſtand, den ich nach ſeinem Tode, noch in einem ſpäten Briefe eines ſeiner Univerſitätsfreunde erwähnt fand.

Nach vollendeten Univerſitäts-Studien ging er nach Hamburg, wo er eine Reihe von Jahren der Lehrer einiger Senatoren-Söhne war und ſich durch das Grandioſe des republicaniſchen Handelsgeiſtes ſo angezogen fühlte, daß er ſich dort ganz anzuſiedeln wünſchte. Freundſchaft und Berechnungen der Liebe entführten ihn von dort. Ein Baron Zimmermann aus Liefland, (von einer mit ihm ausgeſtorbenen Familie,) kam nach einer Reiſe durch Holland, England, Frankreich, Italien und Deutſchland, endlich nach Hamburg, lernte meinen Vater kennen, wurde ſein inniger Freund und drang in ihn, mit ihm in's Vaterland zurückzukehren. So eben war die Predigerſtelle eines Kirchſpiels, in welchem der Baron das Hauptgut beſaß, erledigt, und er bot ſie meinem Vater an. War es ſchon anziehend, ſeine Lebensbahn in naher Verbindung mit einem theuern Freunde fortzuſetzen, ſo wurde dieſe Ausſicht noch wichtiger dadurch, daß ſie die Verbindung mit einem reizenden (ich habe ihr von ihr ſelbſt gemaltes Porträt beſeſſen;) und höchſt gebildeten Frauenzimmer beſchleunigen konnte. Es war die Waiſe eines berühmten Hamburger Arztes, Namens Falke. (Auch ſie ſteht in dem genannten Schriftſteller-Lexicon, als franzöſiſche Dichterin und Ueberſetzerin mehrer Mosheimiſchen Predigten ins Franzöſiſche.) Sie willigte ein, ihm mit ihrer Mutter nach Liefland zu folgen, wo ſie ihn auch im J. 1742 heirathete. Doch Freundſchaft und Liebe wurden bald bitter getäuſcht. Mein Vater erfuhr eines Tages, daß der Baron Zimmermann, der unverheirathet auf ſeinem Gute lebte, krank ſey. Er eilte hin zu ihm. Er fand die Bedienten in den untern Zimmern des Hauſes lärmen, jubeln und zanken; in einem obern Zimmer ſeinen Freund ganz verlaſſen, durch die Bräune ſprachlos und ſchon ſo ermattet, daß er noch kaum durch Zeichen einen Trunk fordern konnte. Kurze Zeit nachher verſchied er in den Armen meines Vaters. — Die geliebte Gattin deſſelben aber ſtarb ſchon 1743 im erſten Wochenbette.

Jetzt fühlte ſich mein Vater in einer Wüſte, und ſtand auf dem Punkte, ſeine Pfarre aufzugeben, doch die Rückſicht auf die Mutter ſeiner geliebten Theodora hielt ihn zurück. Sie, eine Frau von vieler Geiſtesbildung und noch mehr Anſprüchen aufs Leben, war ohne Vermögen. Er blieb Prediger und ließ, mit der Ehrerbietung eines Sohnes, ſie in ſeinem Hauſe faſt zwanzig Jahr herrſchen, indeß er nur ſeinem Amte, ſeiner Landwirthſchaft und vorzüglich ſeinem Studirzimmer lebte. Zwar hatte er ſechs Jahr nach Theodora's Tode wieder aus einem adlichen Hauſe geheirathet, aber die Herrſchſucht der alten Frau zerriß dieſe Verbindung mit einem Frauenzimmer, das ihr an Charakter und Geiſt zu ſehr untergeordnet war. Mein Vater blieb wieder zwölf Jahr unverheirathet, und bewarb ſich ſodann, auf Anliegen der alten Schwiegermutter ſelbſt, die durch Kränklichkeit ans Bett gefeſſelt war, um eine dritte Gattin, und erhielt im 48ſten Jahre die Hand der 24jährigen Tochter eines reichen adligen Rathsherrn von Riga, eines Fräulein Brockhauſen, die ihm einige tauſend Thaler und zugleich die Ausſicht auf ein großes Vermögen mitbrachte, das aber ſchwand, ohne bis zu ihm zu gelangen.

Nicht um die Biographie eines Privatmannes zu erzählen, ſondern um einen Charakter zu ſchildern, der mir immer einer der reinſten und ehrwürdigſten geſchienen hat von Allen, denen ich in meinem Leben begegnete, ſprach ich ſo viel über meinen Vater; die Geſchichte ſeiner dritten Ehe will ich, der Vollſtändigkeit halber, in wenige Züge zuſammendrängen. Sie machte ihn zum Vater von ſieben Kindern, von denen ich das Sechſte war, aber während ihrer Dauer drangen Trübſale auf ihn ein, die er vorher nicht geahnet. Er gerieth mit dem früher ſehr freundſchaftlichen Landadel ſeines Kirchſpiels in Feindſeligkeiten, die endlich zu einem langwierigen Proceß voll Chicanen *) führten. Eine ſchmerzhafte, chroniſche Krankheit fiel ihn an und bald auch Harthörigkeit

---

*) Man beſchuldigte ihn z. B. der Irreligioſität, denn: als er eines Tages eine Fahrt von zwei Meilen zu einem Sterbenden gemacht, der das Abendmahl verlangte, zeigte es ſich bei der Ankunft, daß der Kaſter keine Oblaten mitgenommen, und mein Vater hatte denn einen Biſſen Weißbrodt conſecrirt und dem Sterbenden gereicht.

und eine tiefe Hypochondrie. Dieſe Schickſale zwangen ihn zuerſt einen Adjunct anzunehmen, und endlich ſeine Pfarre, gegen eine Penſion aus den Einkünften derſelben, niederzulegen. Er gab ſich 1771 mit ſeinen jüngern Kindern in die Koſt bei einem jüngern Prediger, der ſein früheſter Adjunct geweſen. Hier lebte er faſt nur in ſeiner Bibliothek, die aus Claſſikern der Alten, der Franzoſen, der Engländer und Italiener, und aus ihren berühmteſten philoſophiſchen und hiſtoriſchen Schriften beſtand. Deutſche Schriften waren nur in geringer Anzahl darin. Er hatte zu gebildeten Geſchmack gehabt, um an der Gottſchediſchen Periode Gefallen zu finden; und wenn er die ſchönere Wieland- und Leſſingſche Periode nur wenig kannte, ſo wird dies wohl hinlänglich dadurch erklärt, daß es lange in allen drei Oſtſeeprovinzen keine Buchhandlung gab, ſondern jährlich nur zum Jahrmarkte, ein Buchhändler-Gehülfe aus Königsberg mit einem Waarenlager nach Riga auf vier Wochen zog. Als aber 1763 die erſte Buchhandlung zu Mitau geſtiftet und 1767 nach Riga verlegt wurde, war mein Vater ſchon theils zu alt, theils zu ſehr in häuslichen Wirren und zu kränklich, um die neue Geſtaltung der deutſchen Literatur zu benutzen. Er blieb ſeinen alten Lieblingen treu, unter denen Bayle und Voltaire ihm die theuerſten waren. Collectaneen von mehrern dicken Bänden bewieſen, wie er ſie benutzte.

In ſeinem 66ſten Jahre verließ ihn plötzlich ſeine Krankheit und ſeine tiefe Hypochondrie. Seine Kinder waren indeß herangewachſen und forderten zu ihrer Bildung höhern Aufwand, als ſein kleines Vermögen geſtattete. Trotz ſeinem hohen Alter beſchloß er zu erwerben, und ſeine ausgebreitete landwirthſchaftliche Kenntniß dazu zu benutzen. Er pachtete ein Landgut in ſeinem 67ſten Jahre: aber er hatte ſeine Kraft überſchätzt. Seine Vermögens-Umſtände verwirrten ſich noch mehr, und er ſtarb vor Kummer, kurz vor dem Schluß ſeines 69ſten Jahres.

Mein erſtes Kindes-Alter

verfloß in dem Hauſe des Predigers zu Alt-Pebalgen. Ich würde es ganz mit Stillſchweigen übergehen, wenn ſeine Geſchichte nicht zur Vervollſtändigung der Charakteriſtik meines Vaters gehörte, und ſie nicht derjenige meiner Lebensabſchnitte wäre, der am meiſten über meinen eignen Geiſtescharakter entſchieden hat.

Ich wurde geboren am 21ſten Oct. 1769. Die Conſtellation meiner Geburtsſtunde angeben, wie Göthe, hoffentlich nur lachend, mit der Conſtellation der ſeinigen that, kann ich nicht; aber ich geſtehe die Schwachheit, oft mit Vergnügen daran gedacht zu haben, daß ich mit Napoleon, Wellington, Kleber, Moreau, Mehmed Ali von Egypten, Canning, Chateaubriand und andern berühmten zum Theil großen Männern, das Geburtsjahr theile. Freilich auch mit vielen, vielen Millionen unbedeutender Menſchen; aber ich glaube durch die große Anzahl Bedeutender zu dem naturhiſtoriſchen Schluſſe berechtigt, daß es mit den Menſchen ſey, wie mit den Weinen, die aus gewiſſen Jahren häufiger vorzüglich ſind, als aus andern. Der Krätzer wird dabei nicht zum Rheinwein; aber er iſt beſſerer Krätzer.

Der erſte Moment unſers klaren Bewußtſeyns, der ſich unſerm Gedächtniß eindrückt, behält für uns eine Art magiſcher Beleuchtung ſo lange die Erinnerung währt. Für mich ſcheint er früh eingetreten. Noch jetzt, im 70ſten Jahre, ſteht es mir hell vor der Seele, wie ich in langem Röckchen, die Fallkappe auf dem Kopfe, mich vergeblich bemühte, die etwas hohe Hausthürſchwelle zu erklimmen, mich endlich auf dem

Bauche hinüberwälzte, mich jenſeit aufrichtete und ſah: die Sonne blitzte durch das ſchöngrüne Laub eines Baumes, neben dem ein herrlicher blauer Himmel ausgebreitet war. Dieſe erſte bewußte Wahrnehmung lebt ganz iſolirt in mir. Von Allem was vorherging und was lange nachher ſich mit mir ereignete, weiß ich Nichts. Pſychologen die nicht zu ſtolz ſind zugleich Phyſiologen zu ſeyn, finden dergleichen Momente der aufblitzenden fertigen Geiſteskraft im unreifen Körperlichen, vielleicht nicht unbedeutend.

Die zweite klare Erinnerung meines Lebens iſt das Bild meines Vaters: eines nicht großen Greiſes, immer in Schlafrock und Babuſchen, mit einer ſanft ſchwermüthigen Miene, der nur gegen die Frühſtücks- und Eſſenszeit aus ſeiner Studirſtube ins Familienzimmer kam, und dann faſt niemals ſprach, außer zu mir, für den er immer eine liebevolle Miene und ein Paar freundliche Worte hatte. (Meine älteren Brüder waren zur Erziehung nach Riga gegeben.) Wie ich ungefähr fünf Jahr alt ſeyn mochte, blieb er länger im Wohnzimmer um ſich mit mir zu unterhalten; aber wie? Klar ſteht es noch vor mir, wie er mich eines Tages, indem ich an dem Arm ſeines Lehnſtuhls hüpfte, auf die verſchiedenen einfachen Töne aufmerkſam machte, die mein Mund hervorbringen könne. Welch ein Spiel für mich, immer neue zu erfinden, und wie reizte es meine Neugier, als er mir ſagte, dieſe Töne wären mit beſondern Zeichen in einem Buche angemerkt! Ich mußte ſie ſehen! Meine Neugier wurde, wie man denken kann, gerne befriedigt, und indem ich mir die Zeichen zu den Tönen, die ich angab, nachweiſen ließ, erlernte ich das Alphabet in drei Tagen, indem ich zu ſpielen glaubte.

Ich beſchwerte mich indeß bald, daß nicht alle Töne, die ich angab, ihre Zeichen hätten. Mein Vater lächelte und ſagte, man habe nur die Töne gezeichnet, die man brauchen könne. — Brauchen? Wozu? — Er machte mich aufmerkſam darauf, daß die Worte, die wir zu einander ſprachen, aus lauter ſolchen Tönen zuſammengeſetzt ſeyen. Ich bemerkte es mit Erſtaunen und ſann nach. Er forderte mich auf, ſelbſt ſolche Zuſammenſetzungen zu verſuchen. Ich that es mit Spielbegierde. Das führte zur Bemerkung der Verſchiedenheit zwiſchen den Selbſtlautern und Mitlautern, und ſo bald es mir deutlich war, daß ohne die Erſtern keine Sylbe möglich ſey, ſtand mein Vater auf, und ging in ſein Studirzimmer. Er wußte, daß ich das neue Spiel, zu dem er mich aufgemuntert, nicht unbenutzt laſſen würde. In der That, als er am andern Nachmittage nach dem Kaffee ſich nach mir umſah, hatte ich ſchon eine Anzahl von Sylben erſonnen. Er ſchlug mir vor, in einem Buche nachzuſehen, ob ich meine Sylben auch darin fände, und hier fing der eigentliche Unterricht im Leſen an, ohne daß ich zu lernen glaubte. Ich ſuchte die Sylben, die ich mir erdacht, dann andere zu errathen, die mir neu waren, und mein Vater lehrte, indeß er nur mit zu ſuchen und zu rathen ſchien. Als ſo ein halbes Stündchen verfloſſen war, zog er ſich, wie gewöhnlich, zurück, aber der neue Zeitvertreib hatte mich zu ſehr gereizt, als daß ich ihn ſchon bei Seite hätte legen mögen. Ich ſetzte ihn fort, nahm ihn oft wieder vor, und konnt' es kaum am andern Tage erwarten, daß mein Vater ſeinen Kaffee getrunken und ſeine lange Thonpfeife ausgeklopft hatte, um ihm bittend wieder mein Buch zu bringen. Kurz, in acht Tagen las ich fertig, aber bloß als Kunſt, die einzelnen Worte zu errathen. Jetzt machte mein Vater mich aufmerkſam auf den Sinn, den ſie zuſammen geben möchten. Ich verſuchte, was natürlich ſogleich gelang, und war höchlich überraſcht, als ich aus den Worten, die ich bisher nur als Klänge betrachtet hatte, ein niedliches kleines Fabelchen hervorgehn ſah. Nun war das Gebiet des Bücherleſens mir mit allen ſeinen Genüſſen aufgeſchloſſen und vier Wochen nachdem mein Vater mich auf die einzelnen Töne aufmerkſam gemacht, ſprang ich ſelten im Garten umher, ohne Gellerts Fabeln unter dem Arm, und wenn ich mich ermüdet unter eine Hecke warf, wurde das Buch gleich wieder aufgeſchlagen. Man lobte meine Fähigkeiten und meinen Fleiß. Mein Vater lächelte dann und klopfte mir freundlich auf die Wange, was mich viel mehr erfreute, als das Lob. Mein Lehrer, und die Methode, die mich lernen lehrte, waren denn wohl die Haupturſache der Erſcheinung.

Mein Vater wandte dieſelbe Methode auf Alles an, was er mich lehrte. Irgend ein gelegentlich ſcheinender Anlaß, den er aber gefliſſentlich herbeiführte, reizte meine Neugier; er erklärte, doch gerade nur ſo viel, als nöthig war, mein Nachdenken zu reizen; dann überließ er mich mir ſelbſt, und brachte nur am andern Tage das Geſpräch wieder auf den

Gegenſtand, um zu prüfen, ob ich mir einen hellen Begriff errungen.

Am lebhafteſten iſt mir im Gedächtniß, wie er mich zu einem Grundbegriffe der Geographie führte. Er kam eines Tages zu ungewöhnlicher Zeit aus ſeinem Zimmer, mit einer Kugel in den Händen, und zeigte mir einen bunten Käfer, der auf derſelben ſpazierte. Indem ich dieſen bewunderte, trieb mein Vater ihn mit einer Feder zum graden Weitergehen, und machte mich aufmerkſam auf den Punkt von dem er ausging. Es unterhielt mich, das Thierchen weiter und weiter immer gerade aus wandern zu ſehen. Plötzlich ſtand es wieder auf dem Ausgangspunkte. Mein Vater ſah mich an: der Gedanke den er in mir entſtehen laſſen wollte, war noch nicht da, und der Käfer trat ſeinen Gang noch einmal an, und ſtand wieder auf demſelben Punkte. Nun, ſagte mein Vater, er iſt ja doch immer geradeaus gegangen, und kommt immer wieder hierher zurück! Ja, rief ich aus, weil das eine Kugel iſt. — Freilich, ſagte mein Vater. Es ſind aber Menſchen auf der Erde auch ſo, wie der Käfer, immer grad aus, in Schiffen gefahren, und wie ſie das ein Paar Jahre gethan hatten, trafen ſie auch wieder zu Hauſe ein.

ohne umgekehrt zu ſeyn. — Die Erde, ſagte ich langſam und nachdenkend, muß alſo auch wohl eine Kugel ſeyn. — Ja, erwiderte mein Vater; die Sonne auch; der Mond auch, und die Sterne. Sie ſchwimmen alle in der Luft umher.

Er ſtand auf und entfernte ſich, ich aber ſchlenderte längſt den Wänden hin und verarbeitete den neuen Gedanken. Meine Schweſter trat herein und ich theilte ihr ſogleich ganz ernſthaft, wie den Inhalt einer neuen Depeche, mit: Die Erde iſt eine Kugel. Wenn man auf ihr in einem Schiffe immer gerade aus fährt, kommt man wieder dahin, von wo man ausgefahren iſt. Meine Schweſter hatte Bedenklichkeiten dagegen und beſonders gegen das Fahren in Schiffen. Eben kam mein Vater wieder. — „Aber, fragt' ich ihn, warum fuhren denn die Leute in Schiffen, nicht lieber in Kutſchen?“ denn die Bequemlichkeit unſrer alten Kutſche hatte mir ſehr gefallen. Weil zu viel Waſſer zwiſchen den trocknen Ländern iſt, ſagte er. Hier auf dieſer kleinen Kugel iſt genau hingezeichnet, wo Meer und wo trocknes Land auf der großen Erdkugel iſt. Das Weißgelaſſene bedeutet Meer, das Gefärbte Land. — „Aber warum hat denn das Land nicht Alles eine Farbe wie das Meer?" — Weil die großen Stücke Landes, die man Welttheile nennt, nicht alle von einerlei Völkern bewohnt ſind, ſondern unter viele Völker getheilt ſind, nach denen ſie denn genannt werden. Hier wohnen die meiſten Deutſchen: da ſteht der Name ihres Landes, Deutſchland. Dies Stück trocknen Landes bewohnen die Franzoſen; da ſteht Frankreich; — dies die Ruſſen, und das heißt Rußland." — Hier ging mein Vater in ſein Studirzimmer, ich aber ſchlich gedankenvoll mit der Kugel in das Meinige, den Garten, wo ich mich mit ihr in das Gras warf, um die Namen herauszubringen. Mein Vater hatte ſich nicht die Mühe verdrießen laſſen, ſie mit Silberſchrift deutſch unter das Lateiniſche zu ſchreiben. Unſere Unterhaltung hatte keine halbe Stunde gedauert, aber meinem Geiſte war eine neue Welt aufgethan.

Nach zwei Tagen fragte mich mein Vater, ob ich die Namen alle herausgebracht? — Es war ſo ziemlich geſchehen. — Ob ich die Meere und Länder wohl wiedererkennen würde, wenn ich ein andres Bild von ihnen ſähe? Er ſchlug einen Atlas auf. Ich erkannte die meiſten Länder nach der Figur, wenigſtens nach einem Blick auf meine liebe Kugel. Er fügte die Namen der Hauptſtädte hinzu, und von Jeder irgend Etwas, das einem Kinde merkwürdig ſeyn mußte, und mein geographiſches Studium war in zwei Wochen geendigt. Ich hatte ſo viel ziemlich helle Begriffe in Rückſicht der Erde gewonnen, als er meinem Alter glaubte zumeſſen zu dürfen. Ich aber bat mir den Atlas oft aus, zum — Bilderſehen meinte ich.

Den meiſten Einfluß auf die Weckung meines kindlichen Geiſtes hatten die Spaziergänge, die mein Vater im Sommer jeden Abend faſt immer auf demſelben Wege machte: bei einer ſchönbelaubten Baumgruppe, die einen Eiskeller verbarg und ſchirmte, vorüber, zwiſchen einem Felde und einer Wieſe zum Ufer des Pebalgſchen See's. Nachdem er mir einmal die Erlaubniß gegeben hatte, an ſeiner Hand dieſen Weg mitzumachen, ließ ich es mir als ein Recht nicht mehr nehmen, und ſchalt wohl eiferſüchtig auf meine Schweſter, wenn auch ſie uns folgte. Auf dieſen Spaziergängen erklärte er mir Etwas aus der Natur, meiſtentheils aber erzählte er, nicht Mährchen oder dergleichen, ſondern hiſtoriſche Begebenheiten. Gellerts Fabeln hatte ich ſo oft durchgeleſen, daß er ſie mir durch etwas Anderes hatte erſetzen zu müſſen geglaubt, und aus Mangel an eigentlichen Kinderſchriften, hatte er mir einen Band einer Schrift gegeben, betitelt: „Anekdoten und Charakterzüge berühmter Perſonen.“ Hier ſtieß ich nun jeden Augenblick auf Etwas, das ich nicht begriff oder verſtand, und der Stoff zu Erklärungen war unerſchöpflich. Bald hatte ich gewiſſe Helden, von denen mein Vater immer etwas Neues nachtrug. Der mich am meiſten intereſſirte, war Carl der Zwölfte, deſſen Unternehmungsgeiſt, Feſtigkeit und Tapferkeit mich unendlich anzog, und deſſen Kampf mit den Janitſcharen an unzähligen weißbärtigen Diſtelköpfen durch meine Hand gerächt wurde. Allmälig erregte mein Vater aber auch für andere Charaktere mein Intereſſe, unter denen er vorzüglich Timoleon und Thomas Morus, Beide von meinem Buche öfter erwähnt, mir lieb zu machen ſuchte; doch Carl der Zwölfte blieb immer mein Held; ſelbſt als ich Alexander den Großen kennen lernte.

In dieſen Anekdoten kamen oft Phraſen in andern Sprachen vor. Auch dies benutzte mein Vater, mir eine neue Anſicht zu geben, und mir Fertigkeiten, die ich künftig zu erwerben hätte, wünſchenswerth zu machen. Er las mir ſie vor, wenn ich um ihre

Ueberſetzung bat. Mir fiel es auf, daß die Sylben anders ausgeſprochen wurden, als im Deutſchen. Ich fragte; meine Neugier erwachte, wie die Franzoſen dieſe Sylbe, wie jene ausſprächen. Mein Vater wußte meine Neugier, bald auch meinen Ehrgeiz, mir unmerklich, immer von neuem aufzuregen, und in wenig Wochen las ich Franzöſiſch und bald auch Engliſch, und glaubte nur meine Neugier befriedigt. Als ich ſpäter Sprachmeiſter hatte, tadelten ſie zwar meine Ausſprache vieler Worte, theils als veraltet, theils als unrichtig von mir aufgefaßt und behalten; aber auch ſo war mir das Erlernte ſpäter ſehr nützlich.

Bei dieſer Gelegenheit ein kleiner Vorgang, deſſen Erinnerung mir zu lieb iſt, um ihn zu übergeben! Ich hatte in meinem Anekdoten-Buche geleſen, daß Arria ſich den Dolch in die Bruſt ſtieß, ihn dann ihrem Gemahl reichte und rief: **Paete, non dolet!** Mein Vater mußte mir das überſetzen. Ich ſprang fort, indem ich die Worte jubelnd wiederholte. Meine Schweſter begegnete mir. „Ich kann Latein! rief ich ihr zu: **Paete, non dolet!** heißt: Pätus, es ſchmerzt nicht.“ Ich mußte ihr die Geſchichte erzählen, aber ſie nahm ſie ernſthafter als ich, und behauptete, die Frau habe ihren Peter belogen: es ſchmerze wohl, ſelbſt wenn man ſich mit einer Nähnadel in den Finger ſtäche. Das kümmerte mich nicht. Ich hüpfte weiter, und die Worte „Paete, non dolet! Pätus, es ſchmerzt nicht!“ wurden noch hundertmal in einem Jubeltone wiederholt, deſſen man ſie wohl nie fähig gehalten. Als ich meinem Vater zur guten Nacht die Hand küßte, bückte er ſich nicht, wie gewöhnlich, um mir einen Kuß zu geben. Ich bat darum. — Nein, ſagte er; ich würde Dich heute mit meinem langen Barte ſtechen. — Ich dachte einen Augenblick nach und fragte dann: Was heißt „Vater“ auf Latein? — Pater. — Pater, non dolet! rief ich bittend. Er ſah mich überraſcht an, hob mich auf und drückte mich an ſeine Bruſt, aber den einmal verſagten Kuß erhielt ich nicht. —

Unſre Spaziergänge, wie geſagt, fanden des Abends ſtatt; für die übrige Zeit des Tages, die er von mir getrennt verbrachte, wußte mein Vater auf jenen Spaziergängen Stoff zu kleinen Aufgaben zu finden, die mich zu genauer Beobachtung und zur Anſtrengung des Nachdenkens reizten. Warum während eines leichten Regens die Tropfen nieder fielen, indeß der Rauch aufwärts ſtieg? Warum die Krebſe ſchneller rückwärts gehen als vorwärts? Wie es zugebe, daß der Boden der Honigzellen eingedrückt, und der Boden der ihnen gegenüber ſtehenden, auch? Warum die Eſpenblätter zittern, indeß alles übrige Laub ruht? Da hat man einige der hoch ernſten Forſchungen, die mich halbe Tage beſchäftigten. Ein Wort hätte ſie gelöſt; aber dies rechte Wort zu finden, war gewiß für den Geiſt eines nun ſechsjährigen Knaben eine wichtige Anſtrengung. Aber wie glücklich fühlte ich mich auch, wenn ſie gelungen war! „Die ſelige Zeit des Leſenlernens und des erſten Nachdenkens!“ Es mögen wohl ſehr Wenige ſeyn, die beim Rückblick auf ihre Kindheit ſich verſucht fühlten, ſo auszurufen. Aber auch das Eden der meinigen verſchloß ſich mir bald.

Mein Vater ſcheint bemerkt zu haben daß, bei der Einſamkeit, in der ich ohne Geſpielen lebte, ſeine Methode mich zu bilden und zu unterrichten, mehr wirkte, als er eigentlich beabſichtigte. Er war zu weiſe, nicht zu erkennen, daß die Aufopferung des Kinderſinnes zu der Zeit, die dieſem gehört, nur zu leicht nachtheilige Folgen für die folgenden Perioden des Fortreifens hat, ſelbſt in Rückſicht auf körperliche Geſundheit, noch mehr aber auf lebenslängliche Stimmung des Geiſtes und Charakters. Ich hörte ihn meiner Mutter ausführlich erklären, wie nothwendig es ſey, daß ich unter andre Knaben käme, um nicht, in der Einſamkeit erzogen, Seltſamkeiten anzunehmen. Mein Schickſal führte mich oft wieder dahin! — Sie widerſprach und pries mich als ein „ungewöhnliches“ Kind, aber er bewies ihr, daß die Ungewöhnlichkeit kein Glück ſey. Ach, er ſprach aus eigner Erfahrung! Seine Gründe und ſein Wille ſiegten, und kurze Zeit hernach machte ſie eine Reiſe von zwanzig Meilen, um mich in meinem ſiebenten Jahre zu meinen Brüdern nach Riga zu bringen. Vielleicht ſchon zu ſpät! Meine Geſpielen in der neuen Lage, erkannten bald an, daß ich mehr wiſſe und reifer denke als ſie, aber ſie ſchloſſen ſich eben deshalb wenig an mich an; und ich hatte ſchon zu viel Reflexion und Ideen, um mir durch meine recht luſtigen Knabenſtreiche das Bürgerrecht unter ihnen zu gewinnen, und das bedaure ich noch.

Der Elementar-Unterricht zu Riga vor zwei und ſechzig Jahren.

„Die gute alte Zeit!“ Heimlich haben wir Greiſe alle eine Vorliebe für ſie; doch blicken wir dem

Mütterchen ſcharf ins Auge, ſo entdecken wir, daß ſie nichts Liebenswürdiges hatte, als daß wir in ihr jung geweſen, und wenig Gutes, als daß ſie die Gegenwart vorbereitete.

— Man hatte mich zu einer alten Demoiſelle gebracht, die eine große Kinderfreundin war, und auch meine Brüder, von denen ich noch zwei bei ihr vorfand, aus der Kindheit heraufgezogen hatte. Das Wohnlocal, wo ich mich hier eingeſperrt fühlte, war enge, aber es ſtieß daran eine große Stube von drei Fenſtern Länge. Man ſagte mir, das ſey die Schulſtube: das Frauenzimmer hielt ſeit vierzig Jahren eine ſtark beſuchte Elementarſchule, die ſie ſchon von einer Vorgängerin geerbt hatte. Es mochte die dritte Generation ſeyn, die ſie jetzt beſuchte, ein Beweis, daß man ſie für vortrefflich hielt.

Eine Schule war mir ein ganz neuer Gedanke, doppelt wichtig, da ich wußte, daß auch ich Eine beſuchen ſollte. Aufmerkſam beſah ich mir alſo dieſe Stube. In einem Winkel derſelben waren viele kleine Schemel und Stühle auf einander gehäuft, längs den Wänden gewöhnliche Stühle und mehrere Tiſche. Zwiſchen dem erſten und zweiten Fenſter ſtand ein großer lederner Ohrſtuhl, und vor ihm ein runder Tiſch, auf dem eine Menge beſchmutzter, meiſtentheils deckelloſer ABC Bücher, kleine Katechismen lagen, und mit grober Schrift gemachte Abdrücke der Evangelien, über deren Jedes vier bis ſechs Verſe den Hauptgedanken deſſelben angaben; mitten inne aber lag eine große Ruthe und eine kleine Karbatſche. Beſtürzt über den Anblick dieſer Bildungs-Inſtrumente, die ich bisher nur dem Namen, nicht der Wirkung nach kannte, und faſt eben ſo ſehr über die Bücher, die ſo gar ſehr von denen abſtachen, in welchen ich bis jetzt geſchwelgt hatte, ſchlich ich ins Wohnzimmer zurück, wo meine Mutter noch verweilte, und erkundigte mich leiſe, ob ich auch in dieſe Schule gehen ſolle? Sie erwiderte, ich könne ja ſchon leſen; ich ſolle in eine Schreibſchule kommen. Getröſtet und wohlgemuthet ſetzte ich am folgenden Morgen meine Beobachtungen an der offnen Schulthüre fort.

Es erſchienen zwiſchen 7 und 8 Uhr, wohlgekleidete Mädchen von 6 — 16 Jahren, Töchter von Krämern und wohlhabenden Handwerkern, die Meiſten von einer Dienſtmagd begleitet, die ihnen den Mantel abnahm, und ihn auf einen großen Tiſch legte, der bei der Stubenthüre ſtand; dann trafen noch mehr

Knaben ein von 6 — 10 Jahren. Die alte Lehrerin nahm ihren Ohrſtuhl ein, ſetzte die Brille auf und der Unterricht begann. Die erwachſenen Mädchen brachten ihre Näh- oder Stick- oder Strickwerke zur Beſchauung, empfingen Lob oder Tadel, und neue Aufgaben. Von den Kindern hatte ſich indeß Jedes ſein Stühlchen oder ſeinen Schemel und ſein Buch aufgeſucht, und alle ſetzten ſich in zwei weite Kreiſe um den runden Tiſch. Jedes ſtocherte mit einem Stylar in dem Buche an ſeiner geſtrigen Leſe-Lection, bis die Lehrerin ſie nach einander zum Leſen aufrief, denen aber, die ſchon leſen konnten, ihr heut auswendig zu lernendes Penſum aus dem Evangelium der Woche, oder ein Stückchen aus Luther's kleinem Katechismus aufgab. Zuletzt wurden die Abc-Schüler und die Buchſtabirenden gerufen und bemühten ſich unter der Leitung, auch wohl der Ruthe der Lehrerin.

Gegen dieſe Ordnung im Verfahren läßt ſich nichts einwenden, aber auffallend war mir es, daß die Kinder, wenn ſie nach zwei Stunden, die ſie ſtill und dem Anſchein nach fleißig zugebracht, ihre Lection von ſechs bis acht Zeilen aufſagen ſollten, ſie ſelten wußten, und daß ich Manches von den kleinen

Kindern, meiſtentheils von meinem Alter, bitter ausſchelten und bedrohen hörte, weil es nach Monaten noch nicht das Abc kenne, oder das A—B—Ab zuſammen buchſtabiren konnte. Ich erinnerte mich, wie leicht ich dieſes Alles in wenig Tagen erlernt hatte, und fing an eine große Meinung von mir zu haben; erſt viel ſpäter begriff ich, worin der Unterſchied lag, nämlich daß dieſen armen Kindern kein Gedanke gegeben war, zu dem was ſie trieben. Am meiſten Mitleid flößte mir ein kleiner Junge ein, ein Jahr älter als ich, der bitterlich darüber weinte, daß er eine Bitte des Vaterunſers nun ſchon drei Tage lerne, und durchaus nicht behalten könne. Ich las das ganze Gebet zweimal durch und ſagte es ihm her. Ja, ſagte er, aber das „Was iſt das?“ und ich geſtehe, dieſe Erklärung machte auch mir wieder dunkel, was mir ſehr klar geſchienen. Luther ſchrieb ſie gewiß nicht, daß man die Kinder mit dem Auswendiglernen derſelben peinigen ſolle, ſondern damit die Lehrer ſie benutzen ſollten. Aber das Auswendig-Lernenlaſſen iſt ſo bequem! Das Denkenlehren galt damals für Nichts.

Mit dem Einzwängen dieſer Katechismen- und Evangelien-Fragmente, das jahraus, jahrein getrieben wurde, meinte die gute alte Dame die übernommene Pflicht des religiöſen Unterrichts bei den größern Kindern, die ſchon laſen, vollkommen zu erfüllen, und die Eltern müſſen es auch geglaubt haben, da ſie damit zufrieden waren; aber es auch bei den Kleineren zu thun, hatte ſie eine ganz eigenthümliche Weiſe. Um zehn Uhr ſtellten ſich dieſe mit gefalteten Händen um den runden Tiſch; die Alte rief im ernſthaft heftigem Tone, als dictire ſie ein unverbrüchliches Geſetz, eine Zeile des Verſes her, der über dem Evangelium der Woche in dem erwähnten Büchelchen ſtand, und die Kleinen wiederholten ihn, ſich ſchaukelnd, mit einer ganz eigenthümlichen gleichmüthigen Modulation; dann rief ſie die zweite Zeile eben ſo, und die Kinderchen modulirten ſie nach. War der Vers zu Ende, ſo fing der Spectakel von neuem an, und das wurde täglich eine Stunde getrieben; am Sonnabende aber ließen ſorgfältige Eltern ſich den Vers herſagen und freuten ſich herzlich über die Fortſchritte, die ihre Kinderchen machten.

Gegen Weihnacht, wohl ſchon vier Wochen vorher, nahm dieſer Religions-Unterricht einen höhern Schwung. Es war nämlich der Gebrauch, daß die Kinder am Weihnachts-Vorabend ihren heiligen

Chriſt damit verdienen mußten, daß ſie den Eltern beſondere Verſe herſagten, die in einem eigenen Büchelchen zuſammengedruckt waren, je mehr je beſſer. Wer die meiſten herſagte, dem beſcheerte in der folgenden Nacht der heilige Chriſt die größte mit Silber- oder gar Gold-Papier überklebte Confect-Schachtel. Um dieſer Gedichtlein willen wurden die Stunden des Vorſagens verdoppelt, und die gute Alte ſeufzte dann oft ſchwer über die Laſt des Unterrichts! Dieſe Gedichtlein waren übrigens, ſoviel ich mich erinnere, zum Theil der gotteslaſterlichſte asсetiſche Unſinn, der den Kindern die Köpfe auf immer hätte verwirren müſſen, wenn ſie dabei das Geringſte gedacht hätten; aber davon erinnere ich mich nur einer einzigen Spur, die ich ſpäter oft belacht habe.

Eine der ſtattlichſten dieſer Verſeleien hieß:

Jeſus liegt auf Heu und Stroh!
Das macht mir das Herze froh.
Ich ſoll in der Hölle liegen
Und daſelbſt ein Bette kriegen,
Das von Flammen aufgemacht,
Und mit giftgefüllten Schlangen
Umb und umb iſt überhangen,
Und nie endet ſeine Qual:
O wär' ich im Himmelsſaal!

Ein kleiner Knabe mit einer klugen, trotzigen Phyſiognomie, hatte die Verſe einmal nachgeſprochen; aber als ſie wiederholt wurden, ſagte er keck und kühn immer: „Sie ſoll'n in der Hölle liegen.“ Die Alte bemerkte es endlich und verbeſſerte ihn ſcheltend: „Ich ſoll“ — Nun ja, Mutterchen! (So hießen alle Kinder in der Schule ſie; außer derſelben, in den Familienkreiſen, hatte ſie eine noch liebevollere Benennung) ſagte er, Sie — Nicht doch, rief ſie; Du ſollſt, Du — „Ich will aber nicht. Ich habe Nichts gethan!“ antwortete er mit Thränen. Der Streit hätte wahrſcheinlich mit der Ruthe entſchieden werden müſſen, wenn ſeine ältere Schweſter ihm nicht von ihrem Stickrahmen zugerufen hätte: „Es iſt ja man (ein Livonism) ſo geſagt! Es iſt Alles nicht wahr!“ Die gute Alte ließ dieſe Ketzerei ungerügt paſſiren, froh, wie es ſchien, daß der Handel damit beigelegt war.

Ich bedaure, den Familiennamen des Knaben nicht gewußt, oder vergeſſen zu haben. Er hatte offenbar die Anlage zu einem ſelbſtſtändigen Denker Ich möchte wiſſen, was aus ihm geworden?

Mit freudigem Selbſtgefühle, dieſer Schule entwachſen zu ſeyn, trat ich den Weg zur Schreibſchule an; aber ich fühlte bald, daß ich dabei ſchlimm gebettet ſey. Riga hatte damals drei Schreibſchulen, von denen aber nur zwei unter dem Rathe ſtanden und als der Stadt gehörig betrachtet wurden. Eine derſelben hatten, zur Zeit, da Riga unter polniſcher Hoheit ſtand, die Jeſuiten geſtiftet, und ſie war daher bei den Bürgern weniger beliebt. Mein Vater, der ſich noch immer gern des Bürgerthums ſeiner Familie in der geliebten Vaterſtadt erinnerte, hatte ausdrücklich beſtimmt, daß ich eine der andern, die Waiſenhaus-Schule beſuchen ſolle, die ohnehin für die beſſere galt. Aber wie war ſie beſchaffen!

Man führte mich in einen langen Saal, der zwar vier Fenſter hatte, aber nur an der einen langen Seite, ſo daß er bei ſeiner bedeutenden Tiefe und den kleinen verwitterten Scheiben der Fenſter, dunkel war. Am erſten Fenſter ſtand ein hohes, viereckigtes Gerüſt, zu dem zwei Stufen hinaufführten. Hier ſaß an einem breiten Tiſche ein großer vierſchrötiger Mann und blickte mit der Majeſtät einer ergrimmten Katze über den Saal hin. Ich konnte ihn immer nur mit einem geheimen Schauder anſehn. Vor ihm lagen Haufen von Poſen, die er geſchickt zu härten und zu reinigen verſtand, und mit denen er einen Handel trieb; außerdem Papiere und Kaufmannsbücher. Denn da er eine ſchöne Handſchrift hatte und ein ſehr geübter Rechner war, gaben ihm mehrere Handlungshäuſer viel zu thun. Mitten inne lagen auch hier Ruthe und Peitſche, aber von viel furchtbarerem Ausſehn, als auf „Mutterchens“ Tiſche. Im Saale ſelbſt ſtanden drei Reihen lange Tiſche mit Bänken an beiden Seiten. Da ſie der Länge des Saales nach geſtellt waren, hatte die erſte Reihe volles Licht; die zweite halbes für Diejenigen, die mit dem Geſichte nach dem Fenſter gerichtet ſaßen; die dritte blieb am heiterſten Tage in Halbdunkel.

Hier war es, wo achtzig bis hundert Kinder jeden Tag ſechs bis ſieben Stunden, Viele eine Reihe von Jahren hindurch, dumpf und gedrückt, in tiefer Scheu vor dem tyranniſchen Gewaltigen auf dem Gerüſte, hinbrachten. Etwa dreißig blaſſe Mädchen mit immer trüben Mienen, in groben, blauen Kleidern und Kartet-Mützchen auf dem Kopfe, und ungefähr eben ſo viele Knaben mit eben ſo geſpenſterartigen Geſichtern, die von ſchlechter Nahrung zeugen mochten, in langen Röcken vom gröbſten Tuche, machten die Waiſen-Gruppe aus. Keiner derſelben hatte hier Erlöſung zu hoffen, bis die Mädchen alt genug waren, in Dienſt zu gehen, die Knaben, irgendwo bei Krämern oder Handwerkern als Lehrburſchen einzutreten. Außerdem mochten hier noch dreißig bis vierzig Knaben ſeyn, die von ihren Eltern hergeſchickt wurden. Und was lernten die Armen in der langen Reihe von Jahren, in ihrem Elende? Nichts als leſen, ſchreiben und rechnen *).

Die Lehrerſtelle wurde, nach altem Gemeinſinn des Bürgerthums, nur einem Eingebornen gegeben und ein Bürgersſohn erhielt den Vorzug vor jedem Andern. Der Majeſtätiſche, vor dem auch ich beben mußte, war der Sohn eines Schuſters, und ſchien die Rohheit eines Schuhknechts beibehalten zu haben. — Ein zweites Erforderniß zu dieſer Stelle

---

*) So eben leſe ich, daß in einigen guten Lettiſchen Schulen die Kinder in drei Wintern im Leſen, Schreiben, Rechnen, Geſang, Geographie, Geſchichte, Naturgeſchichte und ſelbſt im Briefſchreiben glückliche Fortſchritte machen. Der Sommer gehört ländlichen Arbeiten. — Und viele, viele Generationen Deutſcher Waiſen verſchmachteten ihre Jugendzeit im Elende, um ungeſchickt und ungelenk und kränklich in die Welt hinausgelaſſen zu werden! Auch in Rückſicht der Erziehung drückt die „gute alte Zeit“ das Herkommen, ſchwer auf die neue, wie eine Feſſel.

war, daß der Aſpirant eine ſchöne Hand ſchreibe und ein vollendeter Rechner ſey. Ueber dieſe zwei Fertigkeiten mußte er ſich ausweiſen: ob auch über den dritten Gegenſtand, ſeine Fähigkeit zum Unterricht in der Religion, die überall angeſlickt wurde, weiß ich nicht, bezweifle es aber. Man verſtand darunter überhaupt nur die Worte des Katechismus und der Evangelien, und ob er dieſe auswendig wußte, daran lag wenig; wenn er nur die Kinder zwang, ſie zu behalten. Aus einer Erſcheinung, deren ich bald erwähnen werde, ſcheint es indeß doch, man habe vorausgeſezt, er werde auch Erklarungen geben. — Die Einrichtung der Schule war übrigens handwerksartig. Der Lehrer hieß in der ganzen Stadt der Schulmeiſter, und als Meiſter nahm er Geſellen und Burſche an, und entließ ſie nach Wohlbefinden. Sie ſaßen an beſtimmten Stellen auf der Schülerbank, und überhoben den Meiſter der Mühe, ſich den Katechismus herſagen zu laſſen, den Kindern vorzuſchreiben und Rechnenerempel aufzugeben. Ruthe und Peitſche waren ihnen dabei unterſagt, als Regalien des Meiſters; nur des Privilegiums der Fauſtſchläge, der Ohrfeigen und des Haarraufens genoſſen ſie, und machten einen freigebigen Gebrauch davon. Wenn aber ein Knabe eine neue Rechnen-Species anfangen ſollte, war es nothwendig, daß er ſeine Tafel zum Meiſter trug, deſſen Verfahren dann einen Beweis gab, daß er wirklich die Nothwendigkeit und Verpflichtung kannte, den Schüler auch Gedanken zu geben. Er — erklärte etwa, worin die Species beſtände und was ſie bezwecke? Bewahre! Er ſchrieb auf die Tafel eine, wahrſcheinlich aus einem Rechenbuche entlehnte Formel hin: „Subtrahiren heißt“ u. ſ. w. Dieſe Formel mußte der Knabe auswendig lernen, und wenn er ſie ohne Stocken herſagen konnte, wurde ihm das erſte Exempel vorgeſchrieben. — Einen zweiten Beweis, daß er wirklich ſo Etwas als Gedanken glaube hervorbringen zu müſſen, gab ſein Verfahren beim Herannahen des Examens. Dann mußten ſich alle Schüler in zwei gedrängte Reihen zuſammenſtellen, zwiſchen denen er ein Paar Wochen täglich eine Stunde lang auf und abging, und anfangs ein langes Gewäſch herſagte, von dem die Knaben an dem einen Ende der Reihe kein deutliches Wort vernahmen, wenn er am andern war, und während deſſen er häufig ein fein geſchriebenes, handgroßes Manuſcript aus der Hoſentaſche zog und nachlas. In der zweiten und dritten Woche veränderte er ſein Verfahren. Er that Fragen über ſeinen Vortrag, und da die Kinder natürlich Nichts zu antworten wußten, ſagte er den Einzelnen die Antwort vor; ließ ſie mehrmal nachſprechen, und notirte ſich in ſeiner Handſchrift den Namen des Befragten, um beim Examen die Frage an ihn zu richten. An dem folgenden Tage geſchahen dieſelben Fragen an dieſelben Schüler, und ſo brachte er es denn dahin, daß endlich Jeder ſeine Antworten fertig herplapperte.

Wenn man ſich der Unterrichts-Methode erinnert, durch die mein Vater den Geiſt des Kindes zu wecken und zu bilden ſuchte, ſo wird man mir glauben, daß ich, was ich in dieſer Schule erlebte, nur mit einer Art ſtupiden Erſtaunens anſah. Zum Glück entkam ich dieſer Kinderhölle ſchon nach einem halben Jahre, freilich ohne daß ich recht leſerlich ſchreiben gelernt, noch die fünf Species begriffen hätte. Man fand mich auch ohne dies fähig in die ſogenannte lateiniſche Schule geſchickt zu werden.

Die Gymnaſien.

Riga hatte damals zwei Gymnaſien, obgleich nur halb ſo bevölkert als jetzt. Das Eine, die Domſchule, gehörte der Stadt, die es noch zur Zeit ihrer Hanſeatiſchen Verfaſſung geſtiftet und gut dotirt hatte. Es war mit lauter ausländiſchen und von bedeutenden Männern empfohlenen Gelehrten beſetzt. (Auf Kant's Empfehlung war auch Herder ein halbes Jahr bei demſelben angeſtellt, verließ aber dann einen Wirkungskreis, der ſeinem hohen Geiſte freilich nicht angemeſſen war.) Dieſes wurde vorzüglich von der Jugend der angeſehenen Städter beſucht. Das zweite hieß das Lyceum, war von der ſchwediſchen Regierung geſtiftet, weniger gut dotirt und großentheils mit Inländern beſetzt. Es gehörte der Krone und wurde am meiſten von Söhnen der Kronsbeamten und ſolcher Landedelleute und Landprediger beſucht, die nicht wohlhabend genug waren, Hauslehrer zu halten. Beide haben den Wiſſenſchaften und dem Staate manchen ausgezeichneten Mann geliefert, doch galt die Domſchule für das vorzüglichſte. Ihr Studienplan war der damals gewöhnliche: von Quinta bis Prima trieb man Griechiſch und Latein, als die Hauptſache, und verwendete ſo zehn bis zwölf Jugendjahre um Viele Etwas oberflächlich zu lehren, was Einzelne in zwei Jahren viel gründlicher hätten erlernen können. Nur wenige Stunden wöchentlich waren der Geographie, der Geſchichte, der Naturkenntniß gewidmet, aber dieſer Mangel wurde reich dadurch erſetzt, daß, in der Domſchule wenigſtens, die Lehrer nicht Pedanten, ſondern helldenkende Männer waren, die ſehr gut wußten, daß der Hauptzweck jedes wiſſenſchaftlichen Unterrichts ſeyn müſſe, den Geiſt der Jugend zu entwickeln. Sie ſtand unter einem Collegium aus gelehrten Rathsherrn und Geiſtlichen, die gebildete Männer waren, ihre Jugendbildung ſelbſt in ihr erhalten hatten, und ſie daher ſchätzten und liebten. Ich glaube einen Vorgang mittheilen zu müſſen, der mir für die edle Liberalität in der Domſchule und in dem Geiſte eines Theiles der Stadt, ein ſchönes Zeugniß abzulegen ſcheint.

Gewiſſe geſetzliche Beſtimmungen für die Domſchule galten für unabänderlich, wenn nicht ein ausdrücklicher Beſchluß des Collegium Scholarchale eine Ausnahme geſtattete, was aber immer als tadelhaft galt. Eine ſolche war, daß nur Jünglinge, die Secunda und Prima beſucht, in Prima wenigſtens zwei Jahre zugebracht hatten, und dann regelmäßig entlaſſen worden, auf Eins der anſehnlichen Stipendien Anſpruch machen konnten, welche die Stadt ertheilte. Ein Jüngling, von Geburt eigentlich ein Ausländer, aber ſeit ſeiner früheſten Kindheit in Riga, reich an Anlagen und Fähigkeiten, aber arm an Gelde, Sohn der Wittwe eines geſchätzten Sprachlehrers, war in vier Jahren die vier erſten Claſſen der Domſchule, immer mit Auszeichnung, durchgegangen und mit dem Schluß ſeines 17ten Jahres nach Prima verſetzt worden. Doch hier ging ihm, nach noch einem halben Jahre das Geld aus: er konnte nicht fortleben wie bisher, und das Stipendium erſitzen. Und konnte er das nicht, mußte er die Schule verlaſſen, ohne die Univerſität beziehen zu können: welches Loos hatte er in Riga zu erwarten? Ein ärmliches Leben als wandernder Elementar-Lehrer, höchſtens die Laufbahn eines Schreibers. Das entſprach den Wünſchen, den Hoffnungen ſeines feurigen, genialiſchen Geiſtes nicht. Zudem fühlte er ſich reif zur Univerſität. Zwei ihm innig vertraute Freunde, Söhne reicher Väter, ſollten zu ihr abgehen, und eben dieſe Freunde hatten immer ſeine Ueberlegenheit an Kenntniſſen und an Verſtande anerkannt, — und er ſelbſt war ſich deren bewußt. Er konnte nicht zurückbleiben, um in dürftiger Beſchränktheit zu verkümmern. Er bat die Lehrer, auch ihn förmlich zu entlaſſen. Sie antworteten ihm bedauernd, nach dem Geſetze dürften ſie die Formalität nicht auf ihn ausdehnen, und ohne dieſe hatte er auch durchaus keine Ausſicht auf das Stipendium. Er wandte ſich an einzelne Glieder des Collegiums. Mit Achſelzucken gaben ſie ihm dieſelbe Antwort. Er faßte einen Entſchluß für ſich, mit jener ſelbſtſtändigen Kraft, die gewöhnlich das Gelingen verbürgt.

Als der Actus, der ſeine Freunde entließ, beendigt war, betrat er zu allgemeiner Ueberraſchung, die kleine Rednerbühne, und bat um nachſichtsvolles Gehör. Er erzählte, wie er als Kind eines armen Fremdlings nach Riga gekommen; wie ihn die Erziehung ſchon hier eingebürgert; wie es dem Fleiße ſeines redlichen Vaters und ſpäter ſeinem eigenen Beſtreben gelungen ſey, ſeine Wünſche nach wiſſenſchaftlicher Bildung, wenn auch nicht zu befriedigen, doch anzufeuern und zu begünſtigen, vorzüglich in der trefflichen Schule. Jetzt zwinge ihn ein drükkendes Schickſal, ſich auf's Gerathewohl in die Welt zu werfen, ohne Ausſichten, und nur von ſeinen Vorſätzen für die Wiſſenſchaften, fürs Gute und Rechte, unterſtützt. Er halte es für heilige Pflicht, der Stadt, die ihm Vaterſtadt geworden und in der er ſo viele edle Menſchenfreunde verehren gelernt, den Lehrern, die ihn gebildet, und den Geſpielen, die ihn geliebt, zu danken und zu bitten, wenn das Geſchick ihm erlaube, zu ihnen einſt zurückzukehren, ihn mit Wohlwollen zu empfangen. — Alles war gerührt. Der **ſchöne Jüngling der ſo trefflich, ſo innig, ſo feurig** ſprach, und dem zuletzt ſelbſt Thränen über die Wangen niederſchlichen, hatte die lebendigſte Theilnahme eingeflößt. Als er die Bühne verließ, traten Viele, zuerſt die Lehrer, zu ihm, ſchüttelten ihm die Hand und wünſchten ihm Gedeihen. Auch Glieder des Collegiums thaten es; und welchen Bedrängniſſen der dürftige Jüngling während ſeines Univerſität-Lebens im Auslande entgegen gehen mochte, er hatte ſich auf eine ehrenvolle Weiſe dazu eingeweiht. Aber ein alter Kaufmann zupfte ein Mitglied des Collegiums beim Rock, und fragte, nach damaliger Sitte wenn man vertraulich ſprach, plattdeutſch: Hefft he dat Stipendig? — Nee, war die Antwort, dat geit nich. — Hm, murrte der Alte und winkte ein Paar Börſenfreunde herbei. Sie beſprachen ſich einige Minuten, und ehe ſie und der Jüngling den Saal verließen, war ihm auf drei Jahre, die damals gewöhnliche Zeit des Univerſität-Lebens, eine Unterſtützung zugeſichert, die das Stipendium weit überſtieg. Bei wenig geſchliffener Außenſeite herrſchte unter dem Kaufmannsſtande Riga's damals hohe Bildung des Herzens und Achtung für das Talent *).

Ich glaube in Riga einſt eine andere Zeit erkannt zu haben, in welcher der kühne, genialiſche Schritt des Jünglings von gravitätiſchen Autoritäten als Unfug, vielleicht als ſtrafbar angeſehen, von dem größeſten Theil des Publicums als eine Schnurre romantiſchen Uebermuths belächelt und ſchnell vergeſſen worden wäre. Damals hatte er die offene Theilnahme der ganzen Stadt gewonnen, und man folgte ſeinem Gange mit achtender, oft bewundernder Aufmerkſamkeit. Hier wenigſtens muß man doch der guten alten Zeit einen Vorzug zugeſtehn! — Grade

---

*) Hier muß ein ſchöner Zug ähnlicher Art aus ſpäterer Zeit angeführt werden. Im Jahre 1806 ſtürzte ein Beamter einer hohen Behörde ſich in die Düna, man ſagt, weil ſeine Arbeiten ſich zu ſehr angehäuft und verwirrt hatten. Er war ein beliebter Geſellſchafter geweſen und hatte zuweilen ſehr artige Gelegenheits-Gedichte gemacht. Kotzebue ſammelte dieſe und kündigte ſie auf Pränumeration an, zur Unterſtützung der ohne Vermögen zurückgebliebenen Familie des Bedauerten. Die rigaiſche Kaufmannſchaft pränumerirte auf 1000 Exemplare. So ſchrieb man mir nach Berlin.

hier aber ſcheint mir die Bemerkung am gehörigen Orte, daß es eine ſonderbare Begriffsverwechſelung iſt, wenn man die frühere Zeit die alte nennt. Sie müßte die junge heißen, denn die ſpätere zählt denn doch offenbar mehr Jahre, iſt eigentlich die ältere. Jene hat daher auch die liebenswürdigern Eigenſchaften der Jugendlichkeit voraus, größere, unbefangnere Empfänglichkeit des Gefühls, und thätigere Theilnahme, wo jenes erregt wurde.

Und was wurde aus jenem Jünglinge? — Im 21ſten Jahre lehnte er eine Adjunct-Profeſſur in Heidelberg ab, nahm aber im 22ſten eine in St. Petersburg an, und ſtarb dort im 73ſten als wirkl. Geheime Rath und Vice-Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften, und Schriftſteller von bleibendem Werth und Ruhm, in drei Sprachen, der Deutſchen, der Franzöſiſchen und Ruſſiſchen, von deſſen Schriften mehrere ins Engliſche, Schwediſche ꝛc. überſetzt worden. Zu den hohen Auszeichnungen, die ihm ſeine Talente und ſeine geiſtvolle Gelehrſamkeit auf ſeiner Laufbahn erworben hatten, gehörte, daß er kurz vor dem Tode der Kaiſerin Katharina zu ihrem literariſchen Privat-Secretär beſtimmt worden, daß er einige Jahre Inſtructor der Großfürſtinnen, ſpäter auch Sr. Majeſtät des jetzt regierenden Kaiſers und des Großfürſten Michael geweſen. — Ich ſprach von Heinrich Storch. —

Auch der Lebenslauf ſeiner beiden reichen Jugendfreunde verdient hier Beachtung. Es iſt lehrreich, den Punct, von dem ein Menſch ausging, mit dem zu vergleichen, wo er endigte. Sie blieben auch auf der Univerſität ihm treu, unterſtützten ihn oft, und nahmen ihn, auf ihre Koſten, mit auf eine Reiſe nach Frankreich und in die Schweiz. Auf dieſer war es, daß er dem damaligen Geſandten, ſpätern Reichskanzler Grafen Romanzow bekannt, und von dieſem beſtimmt wurde, nach Petersburg zu gehen. Sie kehrten in die Vaterſtadt zurück und ſtarben in hohem Alter, indem ſie ihr Vermögen in geachteter Spießbürgerlichkeit verzehrten, der Eine als Pächter eines nahen Stadtgutes, der Andere in mehreren Stadtämtern. Das letzte Amt war das eines Getränkſteuer-Verwalters. Als er, ſchon hoch bejahrt, in Gefahr ſtand, dieſes, wegen einer Veränderung in der Einrichtung zu verlieren, wandte er ſich an Storch, deſſen Verwendung bewirkte, daß er das mäßige Einkommen des Poſtens bis an ſeinen Tod behielt. —

Sie hatten in Geld-Reichthum begonnen, er mit dem bleibenderem, höherem Vermögen des Geiſtes. —

Riga hat dies treffliche Gymnaſium, wie ſchon geſagt, verloren; es iſt zur Kreis-, d. h., glaube ich, zur Trivialſchule herabgeſetzt; das Lyceum aber, in einem prächtigen Gebäude, und mit ein Paar Lehrerſtellen mehr, zum einzigen Gymnaſium der Stadt und der halben Provinz ernannt. Es iſt überfüllt, wie ſich von ſelbſt verſteht; eine große Zahl von Privatſchulen aber, unter denen mehr als Eine vortrefflich iſt, und ihre Zöglinge auf die Univerſität entläßt, oder doch der Ausbildung nach, entlaſſen könnte, erſetzt dieſes Mißverhältniß, und beweiſt zugleich, daß die noch immer von Riga's Bürgern bedauerte Herabſetzung der Domſchule, wirklich eine Lücke machte. Man ſah das Aufheben dieſer Schule für eine Herabſetzung der Stadt ſelbſt an, beſonders da die Lehrer des aufgehobenen Gymnaſiums ihre Stellen bei der Kreisſchule behielten, und den alten Gehalt aus den Caſſen der Stadt zu beziehen fortfuhren. Die Aufhebung war übrigens eine ſpätere Folge der Einführung der Statthalterſchafts-Verfaſſung, die auf höchſt merkwürdige Weiſe in der ganzen innern und äußern Geſtaltung der Stadt, und ſelbſt im Charakter und der Lebensweiſe ihrer Einwohner, kurz in allen Rückſichten, Epoche gemacht hat, — und man muß es geſtehen, auf eine vortheilhafte Weiſe.

Das alte Riga und das jetzige.

Der Gedanke hat mich oft unterhalten: wenn die Bewohner großer Städte in gewiſſen Geſchichtsperioden, wieder als Herren ihre Stadt beträten, was würden ſie über die jetzigen Bewohner urtheilen und verhängen? Zum Beiſpiel die Römer aus den Zeiten vor den Cäſaren, über die jetzigen? Ruthen und Beile der Lictoren würden gegen die Bewohner der Palläſte in große Thätigkeit kommen, und das Volk würde in Maſſen als Taugenichtſe zu Sclaven verkauft, oder auf die Ruderbänke der Galeeren geſetzt. Würde dagegen das jetzige Rom Herr über das alte: es verſteht ſich, daß der ältere Brutus gewippt und gehangen, Mucius Scävola auf Requiſition, und Virginius nach allerheiligſtem Placet, gerädert würde. Daß es dem jüngern Brutus und ſeinen Genoſſen nicht beſſer ergehen, und der jüngere Cato kein ehrliches Begräbniß erhalten könnte, verſteht ſich von ſelbſt. Alles nach den Geſetzen!

Aehnliches möchte im gleichen Falle wohl in vielen Hauptſtädten geſchehn, aber die Bewohner Riga's vor 60 Jahren, wenn ſie jetzt dahin zurückkehrten, würden nach dem erſten Bedauern, ſich in der alten Heimath nicht heimiſch zu fühlen, vernünftiger Weiſe ſich nur erfreuen. Es mag wenig Städte in Europa geben, die im Laufe eines halben Jahrhunderts in jeder Rückſicht größere Verwandlungen erfahren haben, als Riga, und zwar ſehr günſtige.

Man nehme an, ein ehemaliger Bewohner, (etwa ein Aelteſter der großen Gilde, im carmoiſinfarbenen Mantel, mit ſchön gelockter und gepuderter Perücke, und einem kleinen dreieckigten Hute darauf,) träte aus dem Portal des Schloſſes, das zwar auch, aber am wenigſten verändert worden iſt, in das jetzige Riga hinaus. Statt eines unüberſehlichen Gewirres von Hütten, in denen Schmutz, Elend und Laſter aller Art hauſten, auch wohl, wenn ſich eine „Truppe", der damalige Ausdruck, nach Riga gewagt hatte, in einer Scheune Schauſpiel gegreuelt wurde, ſäh' er jetzt einen prunkenden, weiten Platz, von hohen, geſchmackvollen Gebäuden umgeben, und in ſeiner Mitte mit einer ſchönen Säule geſchmückt, die eine Victoria trägt, zum Andenken der Siege von 1812 bis

1815. — Er wandert weiter durch die Gaſſen: krumm und ſchlecht gepflaſtert ſind ſie noch, aber luftiger, weiter, mit meiſtentheils eleganten Häuſern und Trottoirs eingefaßt. Sind ſie umgebaut? Viele Häuſer freilich; aber die ſogenannten „Ausbauliſſe", die kleinen Neſt-ähnlichen Häuſerchen, die man an die Häuſer in die Gaſſe hinein angeklebt hatte, ſind verſchwunden; die vorſpringenden Kellerhälſe u. dgl. Daß dieſe entfernt ſind, wird er nicht bedauern; vielleicht aber doch die hohen, alten Bäume, die hier und dort vor einem Hauſe ſtanden.

Die größeſte Ueberraſchung würde ihn ergreifen, wenn er zu einem der Landthore hinausginge. Hier zog ſich ehmals in der Breite von einer Viertelſtunde eine Sandwüſte, vom Ufer der Düna rund um die Stadt bis wieder zum Ufer. Sie war voll Hügeln, deren ſandige Oberfläche ſchon ein leichter Wind in Wolken umhertrieb. Manche waren von dem niedrigſten Geſindel zu Wohnhöhlen ausgegraben, von denen aus es an dunkeln Abenden und bei Nacht zu Raub und Mord an den Unglücklichen hervorging, die ihr Geſchäft in die jenſeits liegende Vorſtadt führte. Dieſe ſelbſt beſtand in den meiſten Gegenden aus elenden Hütten, nicht viel beſſer als jene Wohnhöhlen.

Nur wo ſie ſich wieder dem Strome näherten und der Boden moraſtig wird, war dieſer zu Gärten benutzt, die großentheils ärmlich und geſchmacklos waren. Die einzigen Luſtorte für Spaziergänger waren zwei große Gärten, die Peter der Große am Ufer des Stromes pflanzen ließ, mit Kiesgängen, hohen geſchorenen Lindenalleen, zwiſchen denen verſchloſſene Quartiere mit Obſtbäumen ſtanden, und längs denen ſich hier und dort breite, lange Gräben voll ſtehenden, ſtinkenden Schlammes hinzogen. Der eine dieſer Gärten iſt aber eine Viertelſtunde vom nächſten Thore der Stadt, der andre über eine halbe Meile. Es war immer ein beſchwerliches Vergnügen, ſie zu beſuchen, was indeß in Rückſicht des nächſten von jeder Bürgerfamilie ein oder zweimal in jedem Sommer zu geſchehen pflegte, mit Proviſionen zur Erfriſchung verſehen; denn zu haben war dort Nichts.

Jetzt — iſt die ganze Wüſte verſchwunden; die Sandhügel, (der Kubbsberg genannt, weil hier der Zweikampf des chriſtlichen Liver Kaupo vorfiel, der die Kataſtrophe meines Wanema Ymanta bildet,) ſind geebnet. Zierliche Alleen führen nach der ſtattlich erbauten Vorſtadt hin, zwiſchen einem regelmäßigen, mit einer Barriere umzogenen Paradeplatz für die

Truppen und einem weiten, bequemen Marktplatze. Ein anmuthiger Park mit eleganten Speiſe- und Erfriſchungshäuſern und einem pallaſtartigen Gebäude für den Gebrauch von Mineralwaſſern, ganz in der Nähe des Thors, lockt an jedem ſchönen Abende eine Menge von Luſtwandelnden herbei, und dient Kindern zum Tummelplatz des Frohſinns. Wo alle dieſe Veranſtaltungen zum Schmuck und zum Genuſſe einen Raum übrig gelaſſen, ſieht man die ehemalige Sandfläche in faſt unüberſehbare, offene Gemüſefelder verwandelt. Die Induſtrie ruſſiſcher Bauern, die in jedem Frühjahre dazu fernher einwandern, iſt auf ihnen mit Kunſt und unermüdlichem Fleiße geſchäftig. Jenſeits dieſer Gefilde, denn ſo können dieſe weiten Strecken genannt werden, erreicht man die breiten, wohlgepflaſterten Gaſſen von Vorſtädten, die von geſchmackvollen Gebäuden und Gärten eingefaßt ſind, und deren graden Linien ein Drittel einer Meile hingehn. Endlich erreicht er das Alexanders-Thor. Auch hier wiederum eine unendliche Sandwüſte. Vor mehr als hundert Jahren erboten ſich reformirte Auswanderer, ich glaube Salzburger, ſie zu cultiviren, und ihre Anſiedlung hätte bald einen bedeutenden Ackerflecken gebildet; aber ſie verlangten eine beſondere

Gemeinde zu ſeyn, eigene Kirche, eigenen Prediger zu haben; und der Rath, dem darin eine Beeinträchtigung der Stadtgeiſtlichkeit gezeigt werden mochte, auch wohl des reinen Lutheriſchen Glaubens, ſchlug ihnen dieſen Wunſch ab, und ſie thaten Verzicht auf die Anſiedlung. Vierzig Jahre ſpäter berief Katharina andre Coloniſten aus Deutſchland, und ſiedelte ſie mit großen Koſten auf einem ihr gehörigen Gute tief im Lande an. In Riga hat jetzt ein reformirter Prediger Sitz und Stimme im Stadtconſiſtorium; in der Wüſte ſelbſt aber zeigt ſich eine große Anzahl von zerſtreut liegenden Landhäuſern, Fabriken, Aeckern; ſie laſſen aber freilich noch Raum genug, daß ihre Zahl verzehnfacht werden könnte. —

Den wieder gekehrten Alt-Rigaer wandelt die Luſt an, auch auf der Strom-Seite der Stadt die Gegend zu beſuchen. Außerhalb des Thores überraſcht ihn wieder ein Anblick, der ihm ſchon am Landthore auffiel. Eine Menge von Fahrzeugen, zum Theil ziemlich elegant, leicht, auf Federn, ſtehen da und die Kutſcher bieten ihm dringend ihre Dienſte an. Dieſen Luxus der Induſtrie ahnete man zu ſeiner Zeit nicht. Wer eine Fahrt auf's Land machen wollte, und nicht reich genug war, eine ſchwere

Kutſche zu halten, oder doch eine auf den Achſen ſtehende Chaiſe, beſtellte einen Tag vorher einen Bauern, mit einem einfach aus Strauch geflochtenen Korbwagen, darin ein Brett als Sitz, und rumpelte ſo, vielleicht mit Frau und Kind, oder mit mehreren ſolcher Wägen voll Kindern und Freundinnen, in die Seligkeit des Landlebens auf irgend einer Haide, hinaus. Ganze Wochen brachte die junge Familie ärmerer Bürger den Tag zwiſchen Heidel- und Blaubeeren-Geniſte zu, die Nächte auf ſogenanntem Grasbette, das heißt einer Schütte auf dem Fußboden einer ſchmutzigen, übelriechenden Bauerhütte, und ſprach dann das ganze Jahr von den genoſſenen Freuden, bis dieſelbe Seligkeit wiederkehrte. — In der Stadt ſelbſt bediente man ſich im Winter und Sommer eines andern Familien-Fahrzeuges, deſſen abentheuerliche Geſtalt mich ſchon als Knaben außerordentlich beluſtigte. Jetzt mögen ſich wohl nur noch als Antiquitäten zwei oder drei Exemplare davon im Hintergrunde eines Schoppen oder auf einem Oberboden befinden; damals aber war es ſo beliebt, daß jeder nur etwas wohlhabende Hauswirth, der einen kleinen Hofplatz oder einen geräumigen Hausflur beſaß, auch wohl jeder Reiche neben ſeiner

Kutſche eine Butte hielt. Auch dieſe war, wie der Strauchwagen, ein Product bäuerlicher Induſtrie. Sie beſtand aus einem breiten, viereckigten Kaſten, von Brettern zuſammengeſchlagen, die im Feuer geſchwärzt oder gebräunt, und in die dann mit dem Meſſer mancherlei Figuren geſchnitten waren, meiſtentheils viereckigte, ſpitzzulaufende Knöpfe. Dieſer Kaſten, in dem hinten ein vierfaches Brett als Sitz befeſtigt war, ſtand etwa einen Fuß hoch auf zwei ſehr dicken Schlittenſohlen. Das war das ganze Fahrzeug, das mit Einem Pferde beſpannt, auf dem der Hausknecht hinter dem Krummholze ſaß, beim Anbruch der Nacht manchen reichen Handelsherrn, wenn er im Weinhauſe ſeine Paar Flaſchen Pontac, oder ſeinen Stoof Rheinwein — leichtere Weine wurden damals wenig geliebt; — genoſſen, im Sommer und Winter auf dem holprichten Pflaſter und queer durch tiefe Goſſen nach Hauſe ſchleifte. Dann fuhr es wohl wieder hin, um die Hausfrau und die eleganten Töchter abzuholen, wo ſie den Abend mit Brusbart, Mariage oder Polniſchem Pracher, drei damals beliebte Kartenſpiele (L'Hombre ſpielten nur gebildete Männer, Hazardſpiele waren ein Greuel;) oder mit Pfänderſpielen zugebracht hatten. Es war ſo breit, daß es ganze Familien aufnehmen konnte. Des Morgens führte es im Herbſte und Frühlinge, da die ſehr unebenen Gaſſen an vielen Stellen in ihrer ganzen Breite tiefe Sümpfe waren, die Kinder zur Schule, die Wirthinnen auf den Markt. Am Tage pflegte man ſich ſeiner nur für Kranke, oder bei ſehr ſchlechtem Wege zu bedienen: denn die niedrige, breite Schleife kam bei dem Gewühl der Korn- und Flachsfuhren in allen Gaſſen oft in Verlegenheit, wohl gar in Gefahr.

Ich kehre zu meinem alten Rigaer auf einen Augenblick zurück. Er nimmt einen Miethwagen und fährt über die Düna-Brücke. Sie iſt mit Schiffen beſetzt, und Frachtwägen drängen ſich wie ehmals. Doch bei dem Anblicke des Stroms ſeufzet er wahrſcheinlich: denn in ſeiner Mitte ſieht er eine große Sandbank, auch wohl in der Entfernung hier und dort noch eine kleinere. Das war vor 60 Jahren nicht der Fall. „Wie iſt W—'s Naſe gewachſen!“ ruft vielleicht der Alte. Der tapfere General W., der unter Romanzows Oberbefehl die Türken ſchlug wo er ſie fand, war hier in der Düna weniger glücklich. Die Kaiſerin Katharina trug ihm auf, den Strom durch Dämme einzuengen, damit er mehr Tiefe gewänne;

aber ſeine Dämme geriethen ſo locker, daß der erſte Eisgang ſie fortriß, und der Sand, den er aufführen laſſen, im Strome eine Bank bildete. Das rächte der Volkswitz durch jene Benennung.

An das Ende der Brücke gelangt, wird das wiedererſtandene Väterchen, nach Allem, was er ſchon ſah, weniger überraſcht, hier, wo ſonſt ein Häuschen für Erhebung des Brückenzolls, einige Matroſenſchenken und eine Härings-Weaake ſtand, eine Vorſtadt von mehreren Gaſſen, voll lebendiger Induſtrie gewahr. Aber jetzt muß es ſich entſcheiden, wohin der Lohnkutſcher ihn führen ſoll; ob er in Torckler's (dann Hammers-, dann Marly's-, jetzt Sommer-) Garten ſeinen Kaffee trinken will, oder in der neuangelegten Kneipe, die ein Speculant dreiviertel Stunde von der Stadt auf einem Sandhügel erbaut und Jeruſalem benannt hatte. Er entſcheidet ſich für die letzte. Zwar führt der Weg dorthin, meint er, zuerſt durch eine Art Moraſt und dann durch fußtiefen Sand, aber das hält die lebensluſtigen, jungen Kaufleute, Beamte, Advocaten, kurz, was aus den obern Ständen froh und rüſtig iſt, nicht ab, ſich dort zu verſammeln. Mit vorzüglichem Vergnügen erinnert er ſich noch der geiſtvollen Fröhlichkeit eines jungen Advocaten R — lſſ — n, der keinen Nachmittag verſäumte, mit zwei oder drei gleichgeſtimmten Freunden dort beluſtigende Abentheuer anzuzetteln. Er lächelt über die Erinnerung, aber das hindert ihn nicht zu bemerken, daß der Sumpfweg, jetzt ein feſter Damm, zwiſchen üppigen Wieſen hinführt; daß ſeitab eine treffliche Chauſſee wegbiegt, und auf ſeine Frage erfährt er, daß ſie in drei Stunden nach der Hauptſtadt der benachbarten Provinz, Mitau, führt, wohin zu fahren ſonſt eine oft mühſame Tagesreiſe war. Er rollt mit Erſtaunen jenſeit der herrlichen Wieſe zwiſchen herrlichen parkähnlichen Gärten, und eleganten Landhäuſern und großen Fabriken voll Aemſigkeit, den Sandberg hinauf, langt endlich vor der bekannten Kneipe an, geht hinein, findet — Handwerksburſche und müßige Domeſtiken darin, und will ſchnell wieder in ſein Fahrzeug. Aber er hat Mühe, den Kutſcher zu bedeuten. Von „Torckler“ weiß der Menſch Nichts und — alle Sandhügel nach der Seite hin, die ſonſt ihre Staubwolken in die Moraſtwieſe ſchickten, ſind jetzt mit ſo großen Gruppen, meiſtentheils eleganter Häuſer bedeckt; — in vielen Gegenden Deutſchlands ſelbſt würden ſie für nicht unbedeutende Landſtädtchen gelten.

Endlich findet er ſich zum „Sommergarten“ hin, raucht ſeine Thonpfeiſe **nicht** Holländiſchen Kanaſters zum Kaffee, der ihm einen beſondern, nicht den alten balſamiſchen Geſchmack zu haben ſcheint, vielleicht vom Zuſatz irgend eines Surrogats, den man vor 60 Jahren mit Hohn verworfen hätte, und geht dann fort, die alte beliebte Promenade aufzuſuchen, den Philoſophen-Gang. Den findet er unverändert. Er iſt immer noch ein krummer, unebener und oft ſo ſchmaler Gang, daß zwei Perſonen nicht neben einander gehen können, zwiſchen einem rohen Sandberge und einer Sumpfwieſe. Nur Eines iſt anders! Es ziehen nicht mehr Spaziergänger weither aus der Stadt zu ihm hin, und keine Familien wenig Wohlhabender wallfahrten zu ihm, die Taſchen mit Proviſion gefüllt, um einen glücklichen Nachmittag hindurch im Schatten freiere Luft zu genießen. Er iſt nur noch ein Richtweg für Fußgänger, welche den Berg vermeiden wollen.

Bei dem Weiterfahren bemerkt unſer Alter auch hier in der Wüſte ſeiner Zeit, wo man Viertel- und halbe Stunden weit von einer Wohnung zur andern wandern konnte, blicken im Walde ganze Gruppen von eleganten Landhäuſern, und wohlgelegne Fabriken zwiſchen den Baumgruppen des Waldes hervor; mehr noch aber ſetzen ihn die vielen eleganten Fahrzeuge in Erſtaunen, die unaufhörlich an ihm vorüber rollen, in den Wald hinein. „Wohin?“ frägt er. An den Strand. Nach Dubbeln, nach Carlsbad, vielleicht nach — „Was ſind das für Orte?“ Geräuſchvolle Sommerſtädtchen: man badet dort im Meere. — Er erſtaunt. Zu ſeiner Zeit kannte man in Riga auch im Sommer nur Dampfbäder; nur kühne Jünglinge liefen wohl bisweilen über W.’s Naſe einige hundert Schritte in die Düna hinein. In Beziehung auf andre Badereiſen erinnert er ſich nur dunkel, daß ihn, als er eine Luſtreiſe nach Kurland gemacht, ein Landprediger bei einem Spazierritte auf eine Stelle in dichtem Buſche aufmerkſam gemacht, wo übelriechendes, warmes Waſſer aus dem Boden aufſprudelte, und daß die Geſellſchaft lachend über die Möglichkeit geſcherzt, hier einen Geſundbrunnen anzulegen. Er frägt nach: jetzt beſteht ſeit vielen Jahrzehenden dort ein ſtark beſuchtes Badeſtädtchen, das nur ſo eben Gefahr läuft, von einem andern, neuen Geſundbrunnen verdunkelt zu werden. — —

Fortſetzung.

Wir wollen ihn ſeinem Erſtaunen überlaſſen, und einen Blick auf dasjenige werfen, was in fünfzig bis ſechzig Jahren in Riga, eigentlich in den ganzen Oſtſeeprovinzen, größere Fortſchritte bewirkt hat, als vorher in mehrern Jahrhunderten geſchahen.

Man würde ſich irren, wenn man das langſame Nachſchleichen Lieſlands hinter dem Gange der Cultur, der wiſſenſchaftlichen, der induſtriellen und geſellſchaftlichen Bildung — denn wo ſtanden in den letzten Jahren vor der Franzöſiſchen Revolution ſchon England, Frankreich und ſelbſt Norddeutſchland gegen*) Riga und Lieſland! — oder die raſcheren Fortſchritte ſeit etwa 40 Jahren dem Geiſt des Zeitalters im Allgemeinen, oder dem Mangel an Kenntniß der auswärtigen Bildung zuſchriebe. Nein! Die Urſache, die leider noch nicht ganz aufgehört hat zu wirken, lag anderswo.

---

*) Ein induſtrielles Beiſpiel: in Hamburg gab es damals 600 bis 800 Zuckerſiedereien; in ganz Lieſland eine einzige, mühſam auf Actien errichtet, und der Kühne, der ſie ſtiftete, galt für ein Phänomen, weil er auch — unerhört! — ein Paar Schiffe bauen ließ.

Liefland galt im Auslande für ein reiches Land, und die Liefländer im Allgemeinen hielt man nach denen, die Deutſchland beſuchten, oder wohl Europa durchreiſten, für vorzüglich gebildet. Das war eine Täuſchung: oder kann ein Land für reich gelten, von deſſen Bewohnern ein Zwanzigſtel jeden Luxus genießen kann, der ihm gefällt, neunzehn aber nach einer ungünſtigen Erndte mühſelig dem Hungertode entgegen kämpfen, dem Tauſende erliegen; und nach der günſtigſten noch im Elend leben, das nur Völlerei, ſo lange das Geerndtete zum Verkaufe hinreicht, ſie vergeſſen läßt? Oder für gebildet, wenn ein Vierzigſtel höchſtens an der Bildung des übrigen Europa's einigen Antheil hat, zwei gewöhnliche Pöbelbildung beſitzen, ſieben und dreißig aber nicht einmal leſen können, und für reif zum Abendmahl u. ſ. w. gelten, ſo bald ſie die zehn Gebote und das Vaterunſer herſagen können?

Nach den authentiſchen Angaben aus officiellen Quellen, die ich 1828 im Provinzial-Blatt drucken ließ, lebten in Liefland damals etwas über 35,000 Deutſche und ungefähr 600,000 Letten und Eſthen. Unter den Erſtern waren gegen 2000 Edelleute und eben ſo viel Detail-Kaufleute, deutſche Wirthſchaftsbediente, Krugwirthe u. dergl. Funfzig Jahr früher mögen etwa 25,000 Deutſche und 500,000 Letten und Eſthen geweſen ſeyn, und unter den Erſtern nach dem oben angegebenen Verhältniß Edelleute, Kaufleute u. ſ. w. Alles aber, was die 500,000 zu erwerben vermochten, ſahen die 25,000 nach Herkommen und geſetzlicher Verfaſſung für ihr Eigenthum an. Die Leibherren nahmen den Leibeigenen durch willkührliche Abgaben, Frohnden u. ſ. w. ab, was ſie wollten; die Krämer, Wirthſchaftsbediente und Krüger, um was ſie den ſtupiden Bauer betrügen konnten *). Die Wenigen befanden ſich zu wohl dabei, um Antrieb oder Bedürfniß zum Fortſchreiten zu fühlen; die Hunderttauſende hatten weder einen Begriff, noch Muth zu denken, daß Alles dies anders ſeyn oder werden könne. Es galt für feſt und „auf ewige Zeiten" hieß es in Documenten, und man

---

*) Z. B. das in Liefland gebräuchliche Liespfund hat 20 Pfund, aber es galt in allen Städten für geſetzliches Herkommen, daß das Liespfund Flachs, das der Bauer zur Stadt brachte, 25 enthalte, wogegen das Liespfund Salz, das er erhielt, nur 15 bis 18 Pfund zu haben pflegte. Dabei war der Bauer verpflichtet, immer zu demſelben Händler zu gehen, zu dem er einmal gegangen war; ſelbſt die Polizei hielt darüber.

glaubte es in Privilegien und Verfaſſung unerſchütterlich begründet.

Die oberſte Autorität war der General-Gouverneur der Provinz, durch Nichts beſchränkt, als durch eben jene Privilegien. Damals war es der Graf Browne, ein alter Schotte, dem im ſiebenjährigen Kriege, da er ſich aus der Gefangenſchaft auf nicht ſehr rühmliche Weiſe, ſagte man, befreien laſſen wollte, die Hirnſchaale geſpalten worden. Man legte ihm einen unbeſtechlichen, (er war ſehr reich;) aber harten, mürriſchen Charakter bei. Zum Glück miſchte er ſich ſelten in Etwas, das man nicht ausdrücklich an ihn brachte; dann aber geſchah es gewaltthätig, wie der

Herrſcher im Donnergewölk, Zeus *).

Das Detail der innern Verwaltung der Provinz hatte die Gouvernements-Regierung, deren erſter

---

*) Man erzählte, daß er einmal Einen der vornehmſten Adelsbeamten, einen Landrath, im Hofe mit einer körperlichen Strafe belegen wollen, weil ihm dieſer widerſprochen hatte. Man ließ indeß den Verurtheilten entwiſchen. Er warf ſich in eine Poſtchaiſe und floh in athemloſer Eile nach Petersburg, um bei der Kaiſerin Schutz zu finden. Katharina ſchrieb dem Alten ein verweiſendes Billet. —

Kanzlei-Beamter daher auch den Titel Staats-Secretär führte. An der Spitze derſelben, mit ſo weiter Gewalt, daß man ſie die Könige von Liefland nannte, ſtanden zwei Liefländiſche Edelleute, reich, hochgebildet, von der Monarchin perſönlich geachtet, und mit dem höchſten Einfluſſe bekleidet: die Geheimen-Räthe von Campenhauſen und von Vinbinghof*). Sie galten für ſehr einſichtsvolle Verwalter, aber auch für ſtrenge Vertheidiger der Privilegien ihres Standes, (das heißt beſonders ſeiner faſt ſchrankenloſen Gewalt über die 500,000 Bauern,) und für zu nachſichtsvoll gegen den oft unmenſchlichen, wilden

---

*) Dieſer Letztere, der durch Reiſen äſthetiſche Bildung und Geſchmack erworben hatte, erbaute auf eigne Koſten in Riga das erſte, noch dienende Schauſpielhaus, und berief die erſte ſtehende Schauſpielergeſellſchaft, die ſehr vorzügliche Mitglieder hatte. Er ſtiftete hier den erſten Geſellſchafts-Clubb, die Muße, und bereitete ihm ein großartig elegantes Local, das noch jetzt oft mit Recht bewundert wird. Dadurch wurden die dunkeln, oft unſaubern Kaffeehäuſer, worin ſich die einzelnen Claſſen der Gebildeten iſolirten, plötzlich antiquirt. Alle gebildete Claſſen, der Adel mitgezählt, miſchten ſich unter einander und fanden dadurch höhere Bildung, und auch jeder Anſtändige trug dazu bei; denn hier wurde er eingeführt und aufgenommen. Um die Veredlung der Geſellſchaft hat Vinbinghof unvergeßliches, unvergängliches Verdienſt, — das auch ſchon oft öffentlich anerkannt wurde.

Mißbrauch, den ihre Standesbrüder von jenen Privilegien machten, gegen die oft ſehr weit gehende Geſetz- und Sittenloſigkeit vieler derſelben.

Die Verfaſſung von Riga war in den meiſten Stücken noch die ältere hanſeatiſche, längſt in Hamburg und Lübeck, als eine drückende Feſſel, durch Bürgerunruhen modificirt. In Riga waren ſolche Bürgerunruhen unmöglich geweſen, denn ſie hätten es nicht mit dem Rathe allein zu thun gehabt, ſondern das Militär der Krone hätte ſie unterdrückt. Der Rath hatte noch große Ueberreſte ſeiner alten Souveränetät, aber nicht die Gewalt mehr, ſie zum Vortheil der Stadt anzuwenden. Er beſaß das Recht über Leben und Tod und von ſeinen Urtheilen konnte nur an den Senat appellirt werden. Er verwaltete die Einkünfte der Stadt und konnte neue Abgaben anbefehlen, ohne von der Verwaltung der Gelder Rechenſchaft abzulegen. Er wählte ſeine Mitglieder ſelbſt, wodurch denn zwar keine patriciſchen Geſchlechter entſtanden, aber ſich doch ein ziemlich enger Zirkel von vorgeltenden Familien bildete, der nur ſelten dadurch erweitert wurde, daß man einen beſonders reichen Kaufmann in den Rath berief; damit, raunte man ſich zu, die Bürgerſchaft ja keinen zu bedeutenden Mann beſäße. Er ernannte entſcheidend zu allen Verwaltungs-Aemtern in der Stadt, beſaß einen Theil des Zolleinkommens, hatte ſogar noch ſein eignes Militär und ſein Zeughaus. Freilich beſtand Jenes zuletzt nur aus 60 bis 80 elenden ſchwächlichen Invaliden und dies enthielt größtentheils nur einen Haufen veralteter und unbrauchbarer Gewehre, aber das Bewußtſeyn des Beſitzes gab doch den Bürgern ein gewiſſes Selbſtgefühl, und mag wohl deshalb noch manchmal bedauert werden. An der Spitze des Rathes ſtanden damals zwei Männer, die für Seitenbilder zu jenen Regierungsräthen gelten konnten: einſichtsvoll, reich, von entſchiedenem Charakter, aber eben ſo ſtrenge Vertheidiger der Privilegien des Rathes und des alten Herkommens in der Verfaſſung der Bürgerſchaft; zugleich ſo ſtolz, daß ſie auf dem Rathhauſe die Krämer mit Er, die Handwerker mit Ihr ſollen angeredet haben. Die Bürger bedurften übrigens nicht, daß ihre Anhänglichkeit an ihre alten Geſetze und Schragen aufgemuntert wurde. Beſonders lieb waren ihnen diejenigen, wodurch die Gewinnung des Bürgerrechts, das nur Deutſche oder Schwediſche Proteſtanten erhalten konnten, und die Aufnahme in irgend eine Zunft erſchwert wurde. Die Wenigen, die Zutritt gewonnen hatten, befanden ſich wohl bei ihrer geringen Zahl, aber die Stadt blieb klein, und jeder Fortſchritt zu neuer Induſtrie oder Speculation war gehemmt *), oder doch ohne Aufmunterung. Dadurch hätte Riga bei der Fortbildung des Handels und der Induſtrie im ganzen übrigen Europa, ſelbſt in Rußland, längſt verarmen müſſen, wenn nicht Katharina die Große ins Mittel getreten wäre.

Nachdem die Monarchin die Statthalterſchafts-Verfaſſung im übrigen Rußland eingeführt hatte, wußte ſie durch einen Liefländiſchen Edelmann ſelbſt, den Grafen Sivers, der auch als Geſandter an mehrern Höfen ſeine große diplomatiſche Gewandtheit bewieſen hatte, zuerſt die Ritterſchaft der Provinz dahin zu bewegen, daß ſie, ohne durch Widerſpenſtigkeit ein Aergerniß zu geben, ſich jener Verfaſſung unterwarf, und Riga folgte bald **). Dieſe Verfaſſung, bei-

---

*) Ein merkwürdiges Beiſpiel ſolcher Hemmung giebt noch die Gegenwart. Riga konnte mit jeder Seeſtadt in der Ausfuhr trefflichen Mehles wetteifern; aber das Mülleramt verhindert, durch Berufung auf ſeine Zunftgerechtſame, das Anlegen von Dampfmühlen, und Riga muß ſein Getreide roh verſchicken.

**) Alle Behörden der Stadt wurden umgeſtaltet, und mit nahe in jedem Puncte ein Gegenſatz der alt-hanſeatiſchen und ritterſchaftlichen, erweiterte alle Schranken der Krone in den privilegirten Provinzen, und gab den Beamten der Regierung eine Gewalt, die oft ſchmerzlich verletzen konnte und es gethan hat, aber ſie löſte allmälig die alten innern Hemmniſſe des Wohlſeyns. Kaiſer Paul hob ſie auf und befahl die alte Verfaſſung herzuſtellen, doch die Wurzeln des einmal Ausgeriſſenen waren größtentheils verdorrt: es konnte nicht mehr in alter Ueppigkeit gedeihen. Die Herſtellung war nur mit Modificationen möglich, die tauſendfältiges Heil zwiſchen den Trümmern des Alten hervorſprießen ließen. Nur durch die Nachwirkung der Statthalterſchafts-Verfaſſung iſt zum Beiſpiel die Bauerfreiheit auf dem flachen Lande, in den Städten aber möglich geworden, daß jeder gute, betriebſame Kopf zu ihrem Gedeihen mitwirken kann, — in Riga freilich nur, wenn er Chriſt iſt. Wo ſich jetzt noch dem raſchen Aufſchwunge des Handels und der Induſtrie Etwas hemmend entgegen ſtellt, iſt es, nach meinen Bemerkungen, entweder ein noch nicht

---

einem von der Bürgerſchaft gewählten Perſonal beſetzt, worunter ſich nur wenige Glieder des vorigen befanden.

entferntes Ueberbleibſel der alten Verfaſſung, oder eine gewiſſe ſchwer zu überwindende Apathie, die eine Eigenthümlichkeit der Rigaer zu ſeyn ſcheint. Die Vorfahren brachten ſo viele Jahrhunderte mit Beharren zu, daß es den Nachkommen zuweilen unerwartet einfällt, auf der beſten Bahn plötzlich ſtille zu ſtehn.

Nur zwei vergleichende Bemerkungen noch, deren Erklärung hier aber nicht am Orte wäre. Die geſellſchaftliche Bedeutung der Rathsherren und Stadtbeamten iſt gegen die ehemalige nur gering; und von den Geiſtlichen der Stadt, von denen ehemals Jeder eine Kutſche und Prunkpferde hielt, hat jetzt nur ein Einziger ein offenes, leichtes Fahrzeug. — Dafür beſuchen ſie ohne Rückſicht das Theater, was vor 60 Jahren für eine Verletzung der Amtswürde, ja ſelbſt der Amtspflicht angeſehen worden wäre; beſonders bei den Stadtgeiſtlichen.

Godofredus von Link.

(Folgende Charakteriſtik gehört auch dem alten Riga an. Ich ſchrieb ſie 1829 nieder, veranlaßt durch die naive Erzählung einer alten Freundin, und ließ ſie im Provinzialblatte für Kur- Lief- und Eſthland abdrucken, und gebe ſie hier unverändert wieder, um keinen artigen Zug, den die Erzählerin anbrachte, zu verwiſchen. Für die Treue der Schilderung kann ich mich verbürgen. (Godofredus von Link, wie er ſich immer unterſchrieb, war einer meiner nächſten Verwandten.)

Der unglücklichſte Mann, — in ſofern das Herz über Glück oder Unglück entſcheidet, und der Mann ein fühlendes Herz hatte; — der Unglücklichſte, den ich je kannte, lebte in Riga.

Es iſt lange, lange her, etwa zwei- oder dreiundſechzig Jahre, daß ich zum erſtenmal mit meiner Mutter zum Beſuch nach Riga kam. Wir langten ſpät Abends an, und traten in einer bereit gehaltenen Wohnung parterre ab. Am folgenden Morgen tollte ich eben fröhlich zwiſchen den ausgepackten Kaſten umher, als meine Mutter mir zurief: „Artig, Mädchen! Der Oncle kommt!“ — Ich hüpfte an's Fenſter: eine ziemlich lange, ſchmale Geſtalt, in einen Scharlachmantel gehüllt, zwiſchen dem der ſilberne Griff eines Galanteriedegens hervorſah; den Kopf mit einem kleinen dreiſpitzigen Hute bedeckt, ein wenig ſchief nach der rechten Schulter geſenkt, den Blick unverwandt auf das Steinpflaſter gerichtet, ging eben langſam auf die Hausthür zu. Nach ein Paar

Minuten öffnete ſich die Stubenthür; und indeß ein Diener den rothen Mantel im Vorhauſe auf den Arm warf und den Hut des Herrn nahm, trat der Mann in's Zimmer: ganz weiß gekleidet, mit einer eleganten Perücke, Spitzenmanſchetten und großen goldenen Schnallen in den Schuhen; großen blauen Augen, blaſſen und eingeſunkenen Wangen, einer ungeheuer hohen Stirn, ſtarken Zügen, nicht unangenehmer, aber fremdlächelnder Miene; die Rechte in der Weſte, indeß die Linke, leicht geſchloſſen, herabhing. Er trat zu meiner Mutter, der er die Hand küßte; dann küßte er mich: ach, ſeine ſchmalen, feinen Lippen waren ſo kalt! Er ſagte meiner Mutter einige Artigkeiten, und lud ſie zum Mittage zu ſeiner Frau ein. Mir ſtreichelte er die Wangen, — auch ſeine Hände eiſig: ich ſchauderte zuſammen, — er nannte mich Fräulein, und meinte, wir würden wohl bekannter werden. Einige Minuten nachher — da ging er wieder am Fenſter vorüber, den Kopf ſchief, die Augen am Pflaſter. — „Wie gefällt dir der Oncle?“ fragte mich die Mutter. — „Ach Mama! darf ich nicht auch Herr Rath ſagen, wie Sie?“ — Das würde ſich nicht ſchicken! antwortete ſie. — (Es war damals keine Sitte, daß Kinder die Eltern

„Sie“ und alle nahe Bekannten der Eltern „Oncle“ und „Tante“ anredeten. Auch Eheleute nannten damals einander nur „Sie“.) — Wir fuhren zu Mittage hin. Die ſogenannte Tante war eine kleine, ſehr runde Frau, mit einer unausſprechlichen, aber etwas trüben Gutmüthigkeit in ihrem vollen Geſichte. Anziehender waren mir ihre drei erwachſenen Töchter, die mich neckten und liebkoſeten; am meiſten aber intereſſirte mich ein grüner Papagei, und ein wunderſchöner Bologneſer, mit langem, glatt anliegendem und glänzendem Seidenhaar, mit denen ich ſpielen durfte. Wir Frauenzimmer aßen allein; denn „der Herr Rath“, hörte ich, ſey zum Generalgouverneur gegangen, da es Kronsfeſt ſey. Nach Tiſche kam er, begrüßte uns mit freundlichem Lächeln; — wiewohl es eigentlich nur der linke Mundwinkel war, der lächelte, — und ſeine Frau mit einem Kuſſe, indem er ſie „mein Muschen“ nannte; aber bald entfernte er ſich wieder, um, hieß es, auf's Kaffeehaus zu gehen. Dagegen kam eine vierte, die älteſte Tochter, die Frau Majorin genannt wurde, ein Seitenſtück des Vaters an Zierlichkeit und Kälte, — zum Beſuch, und brachte ihre drei Töchter mit, von denen zwei auch ſchon erwachſen waren; alle mit

Sorgfalt geputzt. Zum Kaffee erſchien der Herr Rath wieder: die vorige Begrüßung an uns, ſein „Muschen" und die älteſte Tochter, indeß die Großtöchter ihm ehrfurchtsvoll die Hand küßten Nach dem Kaffee trat er an den Käfig, ermunterte Papchen, „Zuckerfruh" zu ſprechen, reichte ihm dann ein Stück Zucker, und entfernte ſich wieder. Am Abend kamen ein Paar junge geputzte Männer, welche Verehrer der jüngern Töchter zu ſeyn ſchienen: es wurden nun mancherlei Spiele gemacht, und als „Herr Rath" etwa um 7 Uhr wieder kam, ein Kartentiſch hingeſetzt, bis die Tafel gedeckt werden ſollte. Ich wenigſtens war ſehr froh bei Tiſche; den größten Spaß aber machte mir es, als „Herr Rath" zu Ende der Tafel, mit einem ſchalkhaften Blick auf mich, rief: „Trompeter, blaſt von Tafel!" und meine kleine Freundin, Banischen, mit einem ganz wüthenden Klaffen um den Tiſch lief. — Meine Mutter und ich fuhren in unſerm Wagen nach Hauſe; aber beim Einſteigen bemerkte ich hinter demſelben, obgleich es Sommer war, einen unförmlichen, viereckigen offenen Schlitten, mit einem Pferde beſpannt, auf dem ein Knecht ſaß. Nach den Anſtalten, die ich treffen ſah, ſchien es, als wenn die Frau Majorin mit einer von ihren Töchtern darin nach Hauſe geſchleppt werden ſollte.

Ich war ſehr froh geweſen, daher überraſchte es mich, am folgenden Morgen meine Mutter gegen eine Freundin ihre Verwunderung über die beſchränkten Umſtände äußern zu hören, in welchen ſie die Familie wieder gefunden.. Sie ſprach von dem ſchönen Hauſe, von dem Landgute, das dieſe vormals beſeſſen; und ihre Erzählung machte mich nun erſt aufmerkſam darauf, daß Alles, was ich dort geſtern erlebt hatte, in einem Zimmer, mit einem einzigen, freilich ſehr breiten Fenſter, in deſſen Hintergrund noch dazu ein großes Gardinenbett ſtand, vorgegangen ſey: das alſo zum Schlaf-, Wohn-, Speiſe- und Geſellſchaftszimmer diente; und zum Studirzimmer dazu: denn an der einen Wand ſtanden ein Paar offene Schränke mit großen zierlichen Quartanten. „Sie haben,“ ſagte die Freundin, „freilich das ganze Haus gemiethet; aber außer dem untern unbenutzten Saale, und der Wohnſtube, enthält es nur noch vier Zimmerchen: zwei bewohnen die Töchter; und in den andern beiden — —.“ Sie ſagte meiner Mutter Etwas in's Ohr, und dieſe ſchlug mit einer Art

Schrecken die Hände zuſammen, und rief: „Noch immer!“

Das kümmerte mich nicht. Ich befand mich bei der neuen Tante und den neuen Couſinen, ſo oft ich hinkam, ſehr wohl, und freute mich außerordentlich, als meine Mutter, bei ihrer Abreiſe, einwilligte, mich ein Paar Wochen bei ihnen zu laſſen. Alles aber, was ſie während dieſer Zeit anwandten, mich zu unterhalten, machte keinen ſolchen Eindruck auf mich, als der alte Mann. Ich ſah ihn täglich gleich gekleidet, in denſelben Viertelſtunden, mit derſelben Haltung des Kopfes und derſelben Richtung des Blickes, ausgehen und nach Hauſe kommen, ſeine Frau beim Gehen und Kommen küſſen und „Muschen“ nennen, um drei Viertel auf Zwei das Kaffeehaus beſuchen, beim Kaffee in ſeinen Quartanten leſen, Papchen ſein „Zuckerfruh“ ſprechen laſſen und ihm Zucker geben, dann gleichſam geheimnißvoll in das Oberhaus ſchleichen; zu derſelben Zeit Abends wieder vom Kaffeehauſe kommen; und jeden Abend mußte Banischen von Tafel blaſen. Meiner neunjährigen Phantaſie erſchien der Mann wie eine ſich bewegende Puppe. Ich wandte, ſobald er eingetreten war, ſelten das Auge von ihm ab; und als er ein Paarmal eine kleine Abweichung in der Reihe ſeiner Handlungen machte, kam mir das wie eine Unrichtigkeit vor: ich ſtieß ihn an, und erinnerte ihn an das, was jetzt folgen müßte. Er ſah mich einen Augenblick überraſcht an, lächelte mit dem linken Mundwinkel und ſtreichelte mir die Wange mit ſeiner kalten Hand.

Nach ſechs oder acht Jahren, da ich alſo ſchon ziemlich herangewachſen war, begleitete ich meine Mutter wieder bei einer Reiſe nach Riga und einem Beſuch, den ſie der Familie an einem Sonntage machte. Der alte Mann ſaß eben mit einem Quartanten am Kaffeetiſch, aber im Schlafrocke, und wir erfuhren mit Bedauern, daß ihn ein Schnupfenfieber heute gehindert habe, das Kaffeehaus zu beſuchen. Uebrigens ſtand Baniſchen jetzt zwar ausgeſtopft in einem Winkel; aber Papchen lebte noch, und ſagte „Zuckerfruh.“ Von den Töchtern war nur noch die jüngſte zu Hauſe; aber gegen Abend kamen die beiden älteren, und brachten — Enkelinnen mit; dann die älteſte Tochter mit ihren Töchtern, von denen die älteſte ein Paar Urenkelchen an den Lehnſeſſel des Aeltervaters führte. Alle begrüßte er mit ſeiner alten kalt-freundlichen Ruhe, dem alten Lächeln: und wie er da ſo in ſeinem Lehnſtuhle, in der Mitte von drei ihn ehrenden Generationen, ſaß, und ſein auch nun ſtark veraltetes „Muschen" bald um ihn, bald mit Enkeln und Urenkeln, beſchäftigt war, — ſchien mir das Ganze ein ächt-patriarchaliſches Familiengemälde, das mich rührte. — Ich ſprach davon an einem andern Orte. „Ja," ſagte man; „doch wenn der Alte ſtirbt, wird es ſchlimm ausſehen! Er läßt nichts nach."

Ach! Es kam noch ſchlimmer, als man ahnete!

Meine Aeltern bezogen ein Gut in Eſthland; ich wurde verheirathet, und das Andenken jenes Mannes und ſeiner Familie war ganz bei mir erloſchen, als ich, vielleicht zehn Jahre nachher, wieder nach Riga kam. Bei einem Beſuche, den ich einer Freundin machte, trat ich an's Fenſter, und ſahe gegenüber, in einer Wohnung zur Erde, einen Mann, halb abgewandt vom Fenſter, leſen. Die Geſtaltung ſeiner Perücke — und Perücken waren ſchon ſelten geworden, — weckte bei mir eine dunkele Erinnerung, die bald durch den braunen Quartanten verſtärkt wurde, und die Art, wie dieſer gehalten, und jedes Blatt vom obern Ende langſam und bedächtig umgeſchlagen wurde. Ein Vorübergehender grüßte; der Mann wandte ſich langſam zum Fenſter und dankte: — ja, es war daſſelbe weißgelbe, ernſtruhige Geſicht, das eiskalte Lächeln mit dem linken Mundwinkel, das einſt meine Aufmerkſamkeit als Kind ſo ſonderbar beſchäftigt hatte. „Iſt das nicht — —?“ Man nannte mir einen viel höhern Titel, und fügte hinzu, er bewohne dort ein Paar Zimmerchen. — „Ein Paar Zimmerchen!“ rief ich aus; „mit ſeiner ganzen Familie!“ — Er hat keine, antwortete man mir. Er iſt ganz allein. — „Seine Frau?“ — Iſt ſchon lange geſtorben. — „Seine vier Töchter?“ — Nur die älteſte vegetirt noch in Dürftigkeit und Schwindſucht. — „Seine drei Enkelinnen, die ſchon erwachſen waren?“ — Zwei ſind todt; die dritte, mit einer unheilbaren, ſchmerzhaften Krankheit behaftet, lebt in einer kleinen Stadt. — „Und der Mann iſt, im 70. Jahre vielleicht, wieder einſamer Junggeſell!“ — Im 79.! verbeſſerte der alte Vater meiner Freundin. — „Wie hat er die Schläge des Schickſals ertragen können!“ rief ich aus, und faltete die Hände. — O, der Mann hat früh und lebenslang lernen müſſen, Unglück zu tragen! — antwortete mir der Greis ſeufzend! und gab mir nun folgende Biographie des Leidträgers die wohl nur in einzelnen, untergeordneten Umſtänden unrichtig ſeyn kann.

Godofredus von Link fing früh ſeine Laufbahn in Riga beim Cameralhofe an, und ſtieg, durch Brauchbarkeit, Kenntniß und Fleiß, bald zu höheren Poſten bei demſelben. Als im ſiebenjährigen Kriege die Ruſſen das Königreich Preußen beſetzt hatten, wurde er, als der Kenntnißreichſte in ſeiner Behörde, hingeſchickt, um die ſtaatswirthſchaftliche Verwaltung des Landes für Rußland organiſiren zu helfen. Bei ſeiner Rückkehr trat er, mit einem damals ſehr viel bedeutenden Titel und einer Geldbelohnung, wieder in ſeine vorige Behörde, und in ihr, in die er als Jüngling getreten war, blieb er, bis das hohe Greiſenalter ihm es zu beſchwerlich machte, ſein Zimmer zu verlaſſen, ohne auf ſeiner langen, immer in denſelben Schranken fortdauernden Geſchäftsbahn eine andere Unannehmlichkeit gehabt zu haben, als daß, durch die Einführung der Statthalterſchaftsordnung, ſein hochanſehnlicher Titel ein ſehr gewöhnlicher und ſehr häufiger wurde. Zwar erhielt er einen höhern: aber das war keine Entſchädigung dafür, der Einzige geweſen zu ſeyn.

Dieſelbe unzerſtörbare Stätigkeit, wie in ſeinem Geſchäftsleben, hatte auch in ſeinem Privatleben geherrſcht. Die Pünktlichkeit in Rückſicht der Minute, in welcher er an jedem Tage Dieſes oder Jenes that, die mir während des kurzen Aufenthalts in ſeinem Hauſe aufgefallen war, hatte er vielleicht vierzig Jahre ſo genau beobachtet, daß die Nachbarn nach ſeinem Hingehen auf's Kaffeehaus und ſeiner Rückkehr zu berechnen pflegten, was die Uhr ſey; und ſo im Uebrigen.

Iſt Ruhe Glück, ſo ſollte man aus dem Geſagten ſchließen, daß Niemand ein ungeſtörteres genoſſen habe, als dieſer Mann. Aber man höre, welche Schickſale ihn nach einander trafen, indeß er in ſeinem Lebensgange die Gleichmäßigkeit eines unzerrüttbaren Uhrwerks behielt.

Er heirathete früh ein Frauenzimmer, das ein kleines Vermögen beſaß: doch dies Vermögen verſchwand, ohne daß, bei ſeiner haushälteriſchen Lebensweiſe, man ſich erklären konnte, wohin es gegangen ſey? Er bekam die Schwindſucht, wurde hergeſtellt, hatte aber ſeine junge Frau angeſteckt, die daran ſtarb, nachdem ſie ihm einen Sohn und eine Tochter gegeben. Der Erſtere, ſchon ein munterer Jüngling, wird bei einem jugendlichen Spiel in einen großen Kleiderſchrank verſteckt: ein unvermutheter Vorfall lockt die ganze Geſellſchaft in einen andern Theil des Hauſes; nach einer langen Zeit erinnert man ſich des Eingeſchloſſenen, öffnet den Schrank und findet ihn erſtickt. Die Tochter, ein Mädchen von großer Schönheit, wurde an einen jungen Mann verheirathet, den Kaiſer Peter der Dritte zum Major unter den ſogenannten Holſteinern ernannt hatte, und der für einen Günſtling des Monarchen galt. Als Kaiſerin Katharina die Holſteiner-Garde entließ, wurde R— —, ſo hieß er, in die Riga'ſche Garniſon verſetzt, verlor über den Glückswechſel den Verſtand und ſtarb. Die Witwe lebte ſeitdem, mit drei Kindern, von einer mühſam erbetenen, ſehr kleinen Penſion, und der Unterſtützung, die ihr Vater ihr konnte zufließen laſſen.

Dieſer hatte indeß wieder geheirathet, aus einer der reichſten und angeſehenſten Familien der Stadt. Er hatte ein großes Haus, eine reiche Ausſtattung und eine nicht unbeträchtliche Summe baaren Geldes mit bekommen, und machte nach damaliger Art ein ziemlich glänzendes Haus. Doch ſchon nach zwei Jahren wurden Kutſche und Pferde und Bedienten wieder abgeſchafft. Noch ein Jahr und er verkaufte das Haus; aber es wurde ſo gut bezahlt, daß er im Stande war, ſich ein nicht unbeträchtliches Landgut zu kaufen, wohin er ſeine Frau mit den Kindern ſchickte, indeß er in der Stadt, ſeines Amtes wegen, als Garçon lebte. Dieſe Einrichtung galt für ſparſam: dennoch aber mußte, nach zwei oder drei Jahren, auch das Gut verkauft werden, und ihm war nichts übrig, als ſein Gehalt. Er miethete für ſich und ſeine Familie ein kleines Haus, in dem er ſehr ſtill lebte. Dies war die Zeit, in der ich zum erſten Male ihn ſah; und der Papagei, der Bologneſer und der Diener waren noch Ueberbleibſel aus der Zeit des Glanzes. — Und nachher heiratheten ſeine beiden älteſten Töchter wider ſeinen Willen; eben ſo auch ſeine beiden älteſten Enkelinnen, und faſt Alle ſollen nicht glücklich gelebt haben. Er hatte mit Kälte widerſprochen, mit Kälte das Unvermeidliche endlich bewilligt, ſah mit Kälte die Folgen an, — und — dies war die Zeit, da ich ihm zum zweiten Male nahe kam, und er mir ſo patriarchaliſch erſchien. Kurz darauf war ſeine jüngſte Tochter, ein reizendes Mädchen, an der Schwindſucht geſtorben; wenig Jahre nachher auch ſeine älteſte Tochter zweiter Ehe, an der Schwindſucht; dann ſeine Frau, dann ſeine zweite Tochter, an der Schwindſucht; dann ſeine älteſte Enkelin, an derſelben Krankheit, an deren Vorzeichen auch ſchon die dritte litt. Er indeß, verſchuldet und auf einen Theil ſeines Gehaltes beſchränkt, hatte mit ſeinen Quartanten die Stübchen bezogen, wo ich ihn das dritte Mal ſah. Ich erkundigte mich nach ſeiner Stimmung: ſie war immer noch jene alte, feſte Eiſeskälte gegen alles Aeußere, deren Erinnerung mir faſt eben ſo grauenhaft und unerklärbar iſt, als die furchtbare Reihe von Unglücksfällen, die in einer langen Reihe auf Ein Haupt fallen konnten. —

Einen Theil der Unglücksfälle und auch wohl die an Erſtarrung grenzende, endlich zur Natur gewordene Faſſung des übrigens ſehr achtungswerthen Mannes kann ich mit Einem Worte erklären: er war — ein Goldkocher, und wer einen wahrhaft oder vermeintlich großen Zweck verſchwiegen in der Seele trägt, dem ſind die Schickſale und Güter des gewöhnlichen Lebens Geringfügigkeiten.

Meine früheſten Jünglingsjahre.

Mit den Begebenheiten meines erſten Schullebens will ich die Leſer nicht behelligen; Folgendes indeß ſcheint mir Lehrern und Jugendbildnern vielleicht zu manchem wichtigen Gedanken Stoff geben zu können. So treffliche Männer die Lehrer beſonders der untern Claſſen in der Domſchule waren, ſtimmte die Methode, die ſie beim öffentlichen Unterricht einer beträchtlichen Zahl von Knaben anwenden mußten, ſo wenig zu jener, die mein Vater bei einem Einzelnen brauchen können, daß ſie mir bald zuwider wurde, und ich wahrſcheinlich ſehr wenig gelernt hätte, ohne ein Verhältniß, das mich immer von Neuem zu angeſtrengtem Fleiße anregte, aber mich ſpäter und noch jetzt oft mit bittern Gefühlen erfüllt.

Zugleich mit mir wurde der jüngſte meiner Brüder, der indeß drei Jahr älter war als ich, in die Domſchule gebracht. Er war in keiner Rückſicht ein ſchlechterer Kopf, er hatte ſogar ruhigeres Nachdenken vor mir voraus, und außerhalb der Schule alle die Ueberlegenheit, die ſein höheres Alter erwarten ließ; aber er hatte nicht das Glück gehabt, von meinem Vater unterrichtet zu werden, und ein weniger ſchnelles Gedächtniß. Bei dem Examen, das unſerer Aufnahme vorausging, übertraf ich ihn daher ſo ſehr an Kenntniſſen, daß wir nicht nur in dieſelbe Claſſe kamen, ſondern ich in dieſer um zwei oder drei Plätze über ihn geſetzt wurde. — Dieſe Demüthigung kränkte ſein Ehrgefühl, und er ſtrengte ſich an, mich zu überbieten. Ich wurde es gewahr und ſuchte nun eben ſo eifrig mir den Vorſprung zu erhalten. Es gelang mir wirklich auf der Schulbahn, die wir gemeinſchaftlich zurücklegten; aber dieſe Rivalität brachte zwiſchen uns allmälig eine bittere Verſtimmung hervor, die in manchen Augenblicken in wahren Haß überging, und auch nicht mit unſerer Schulzeit ganz verſchwand. Nur wo es einen Dienſt galt, konnte Jeder von uns auf den Bruder rechnen, aber unſer täglicher Umgang war faſt nur ein Wechſel von kränkenden Spöttereien. Erſt am Grabe meines Guſtav, der im 22. Jahre, von Vorgeſetzten und Genoſſen geachtet, an der Schwindſucht ſtarb, und ſeitdem bei jeder Erinnerung an ihn, fühlte ich, daß ich ihn eigentlich innig geliebt. — Es war gewiß ein großer pſychologiſcher Fehlgriff, daß der erſte Lehrer, der uns unſere Plätze gab, nicht zarter auf unſer perſönliches Verhältniß achtete.

Jeder folgende konnte ihn ohne Ungerechtigkeit nicht beſſern. — Nie ſollte man den Ehrgeiz der Kinder reizen ohne Rückblick darauf, ob man nicht ein beſſeres Gefühl gefährde!

Bald nachdem ich mein dreizehntes Jahr zurückgelegt hatte, nahm mein Schickſal eine neue Wendung, die mich wieder in eine ähnliche Einſamkeit verſetzte, als jene, in der ich meine Kindheit zugebracht hatte.

Mein Vater ſtarb im December 1782. Sein Tod und das zerrüttete Vermögen meiner Mutter, beſonders da nun auch die Penſion aufhörte, die er aus ſeinem ehemaligen Kirchſpiele bezogen hatte, erlaubten nicht, daß meine Brüder und ich auf dem bisherigen Bildungswege fortgingen. Wir verſammelten uns Alle auf dem Gute, deſſen Arrende meine Mutter fortſetzte. Es wurde Familienrath gehalten und, nachdem auch die Meinung der Curatoren meiner Mutter eingeholt worden, beſchloſſen, daß meine drei Brüder bei der Statthalterſchafts-Verfaſſung, deren Einführung eben im Gange war, kleine Poſten ſuchen, ich aber auf dem Gute zurückbleiben ſolle, bis ich auch erwachſen genug dazu wäre. Meine Mutter äußerte dabei die Hoffnung, daß ich indeſſen meine Schulbücher nicht ganz werde liegen laſſen. —

Durch Verwendung eines angeſehenen Verwandten in Riga gelang die Anſtellung meiner Brüder in den neuen Canzeleien bald. —

Es war beim Anbruch einer ſchönen Winternacht, daß ich dem Klingeln des bedeckten Schlittens, der meine Brüder nach der zehn Meilen entfernten Stadt brachte, an die Hausthür gelehnt, mit beklommenem Herzen nachlauſchte und dann in's Haus ging. Dies war nach der alten Bauart, die ſich noch hier und dort in den Oſtſeeprovinzen vorfindet, durch ein Vorhaus, die Küche und wieder ein Vorhaus, in zwei Hälften getrennt. In der einen hatten meine Mutter und meine Schweſter ihr Zimmer und neben und vor dieſem waren die Stube der Mägde und ein Paar Vorrathskammern; auch ich hatte hier mit meinem jüngſten Bruder bisher ein Stübchen gehabt. In der andern Hälfte waren das Wohnzimmer der Familie, einige leer ſtehende Gaſtzimmer und die Schlaf- und Studirſtube meines Vaters. Dieſe hatten meine beiden älteſten Brüder jetzt bewohnt, aber aus Pietät war die Ordnung, in der mein Vater ſie gelaſſen, ſo viel als möglich ungeſtört geblieben und bei jedem Aufräumen wieder hergeſtellt worden. Jetzt war ſie mir angewieſen worden, und ich war der Einzige in dieſer ganzen Hälfte des Hauſes.

Als ich hineingetreten war, die Thüre, wie mein Vater immer that, verriegelt hatte und mich nun umſah, ergriff mich ein unſäglicher Schmerz. Dort hing noch an der Wand der graue Hut und das Rohr mit dem Knopf von Perlmutter, deren er ſich bei Spaziergängen zu bedienen pflegte. Dort ſtand ſein Schreibepult am gewohnten Orte; umher ſtanden ſeine Bücherſchränke mit Glasthüren oder grünen Gardinen, ſein Bett mit den weißen Vorhängen, worin ich jetzt ſchlafen ſollte. — Mit heißſtrömenden Thränen um ihn, ſtürzte ich mich hinein und ſchlief erſt ſpät ein.

Am folgenden Morgen war es mein erſtes Geſchäft, neben das Pult meines Vaters auch den Tiſch wieder hinzuſtellen, der dort zu ſtehen pflegte, und die Bücher darauf hinzulegen, die ich gewöhnlich darauf liegen geſehen: einige dicke Bände Collectaneen, die er geſchrieben, Bayle's Dictionnaire und einige andere lateiniſche und franzöſiſche Schriften, ſeine Lieblings-Lectüre. In dieſen pflegte er die Stellen, die ihn am meiſten angeſprochen, am Rande mit kleinen, zuweilen doppelten und dreifachen Reihen von zierlichen Häkchen zu bezeichnen: ſie ſchienen mir belohnende Ehrenzeichen. Ich ſchlug eines derſelben auf bei einem eingelegten Zeichen. Es waren die Epitres diverses des Freiherrn von Bar. Ich fand darin einige Verſe mit vierfachen Häkchen ausgezeichnet, von denen die beiden letzten Zeilen mit viel friſcherer Dinte hingezeichnet waren, als alle Häkchen im Buche. Es waren die Verſe:

Hardi, joyeux, content, je suis ce voyageur
Qui le gousset vuidé, chante au nez du voleur.
Je vois de loin ma ville: au bout d'un bon quart d'heure,
A jamais tout heureux, je rentre en ma demeure.

Ich mußte nothwendig wiſſen, was dieſe Verſe heißen. Wort nach Wort ſuchte ich im Dictionnaire auf und ſchrieb es nieder, und da ich den Sinn herausgebracht hatte, rührte er mich tief. Ich glaubte darin ein Vorgefühl zu ſehen, mit dem mein Vater ſeine Reiſe nach der Stadt angetreten, wo er ſtarb. — Der Erfolg dieſer erſten Bemühung war, daß ich mit großem Eifer fortfuhr, die Ueberſetzung ähnlicher, bezeichneter Stellen zu unternehmen, und da ich einſam und ohne andere Beſchäftigung war, wurde mir dieſe bald ſo anziehend, daß ich den ganzen Tag bei ihr hinbrachte. Wohin das führen mußte, läßt ſich errathen. An ein Ziel, nach dem zu ringen ich vielleicht nicht Muth und Ausdauer genug gehabt hätte, wenn ich mir es mit Beſtimmtheit zum Voraus geſteckt. Nachdem ich einige Zeit hindurch das Spiel ohne Studium der angezeichneten Stellen in vielen Büchern fortgeſetzt hatte, bemerkte ich, daß ich dadurch auch andere Stellen ziemlich verſtehen gelernt, und nun waren es nicht mehr jene Stellen, ſondern die Schriften ſelbſt, die mich anzogen. Die erſte, die mir dabei in die Hände fiel, war Voltaire's Zadig; die zweite Bouffler's Aline, Reine de Golconde, die ich in einem ſehr ſauber gebundenen Recueil pour l'esprit et le coeur zufällig fand. Mit welchem Genuſſe dabei meine Anſtrengung belohnt wurde, brauch' ich nicht zu ſagen, und nun lag ein weites Feld des Studiums und der Freude vor mir eröffnet. Ich durchſuchte die Bibliothek meines Vaters genau und fand — welch' ein Schatz für mich, ob ich ihn gleich noch nicht zu würdigen verſtand! — neben den Römiſchen, alle ältern Claſſiker der Franzöſiſchen, Viele der Italieniſchen und Einige der Engliſchen Literatur. Von Deutſchen Schriftſtellern fand ich nur Wenige, die mich intereſſirten. Ich erinnere mich nur einiger kleinen Schriften Herder's, mit vielen bezeichneten Stellen, Haller's Gedichte und Muſarion. Die letzte herrliche Dichtung las ich mit Entzücken, und ahnete zum erſten Male, daß Deutſche Dichter die fremden überfliegen könnten.

Die neue Welt von Anſichten und Begriffen bemächtigte ſich meiner ganz und erweiterte ſich, wie ich fortſchritt; denn ſobald ich durch die Grammatiken und Wörterbücher, die ich vorfand, ſo weit gekommen war, franzöſiſche Schriften fertig zu verſtehen, ſuchte ich dieſelben Hülfsmittel für das Italieniſche, dann für's Engliſche hervor. Noch mehr! Die Collectaneen meines Vaters, voll Gelehrſamkeit und treffender Urtheile, reizten auch mich zum Schreiben. Zuerſt überſetzte ich meine Lieblingsgeſchichten, dann lockten mich Bayle und Voltaire zu einer Kritik der Bibel, die indeß bei der Schöpfungsgeſchichte ſtehen blieb. Ich fand es ſehr tadelhaft, daß ſie „Himmel und Erde“ neben einander ſtellte, da der Erſte ſo unermeßlich groß, die Letzte gegen ihn ein Nichts ſey; daß das Licht früher dageweſen ſeyn, und Tag und Nacht gewechſelt haben ſollten, ehe die Sonne geſchaffen worden; daß der Schöpfer ſchon am zweiten Tage müßig gegangen; dann die Veſte, die er an dieſem ſolle geſchaffen haben, exiſtire ja gar nicht u. ſ. w. Alles dieſes rügte ich mit ſo zornigem Eifer gegen „Betrug und Lügenhaftigkeit“, daß ich, als mir die Blätter viele Jahre nachher in die Hände fielen, in das herzlichſte Lachen ausbrach und den großen Naturkenner, der ſich in jener herrlichen Mythe zu den ſinnlichen Vorſtellungen eines rohen Volkes mit ſo viel Weisheit herabließ, laut um Verzeihung bat. — Der Zweite, an den meine muthige Kritik ſich wagte, war Buffon. Ich erklärte es für eine Lücke in ſeinem Phantaſie-Gemälde vom Erwachen des erſten Menſchen, daß nicht angegeben worden, wie dieſer erfuhr, daß er Herr ſeiner Gliedmaßen ſey, daß Hände und Füße ſeinem Willen gehorchten. Ich nahm an, der Schmerz, den ihn etwa der Biß oder Stich eines Inſekts gemacht, habe ihn unwillkührlich die Hand zur Abwehrung hinwerfen laſſen, und erſann ähnliche Anläſſe mehr.

Von dieſer Schriftſtellerei ſchreckte mich zum Glück ein Urtheil ab, das mich eben ſo ſehr erfreute, als beſchämte. Mein älteſter Bruder hatte im zweiten Sommer meiner Einſamkeit einen Maler, Namens Reindel, zum Beſuch herausgebracht, einen geiſtvollen, gebildeten Mann, der einen großen Theil von Europa durchreiſt war und überall, als Freimaurer, in der feinen und gebildeten Welt Zutritt gehabt. Mein Bruder fand meine Blättchen und brachte ſie ihm ſpottlachend. Reindel las ſie zwar auch lächelnd, aber aufmerkſam durch, und ſagte: „Das iſt nicht dumm; es iſt geſcheidt genug, aber — knabenhaft.“ So tief mich dies letzte Wort verletzte, tröſtete es mich doch, daß Reindel mich von nun an mit mehr Aufmerkſamkeit behandelte, und ſelbſt freundſchaftlicher, als meinen acht Jahre älteren Bruder.

Drittehalb Jahr brachte ich in dieſer genußreichen Anſtrengung und in dem einſamen, mühevoll errungenen Umgange mit großen Geiſtern beſonders des vorigen Jahrhunderts zu; dieſe Einſamkeit that indeß auch die Wirkung auf mich, die mein Vater vermeiden wollen, da er mich als Kind aus einer durchaus ähnlichen Lage in die Schule ſchickte. Mein Studium beſchäftigte mich ſo ganz, daß ich mich nicht erinnere, eine der Vergnügungen öfter als einmal geſucht zu haben, zu welchen das Landleben Jünglinge lockt. Spazierengehen zu beſtimmten Stunden war Alles, was ich mir erlaubte, oder wozu ich mich gereizt fühlte. Beim Frühſtück und bei Tiſche mußte ich mich erſt beſinnen, wenn ich es ſchicklich fand, etwas mit meiner Mutter und Schweſter zu ſprechen und die freilich ſeltenen Beſuche meiner Brüder beläſtigten mich: der Gedankenkreis, in dem ich lebte, war ihnen fremd, und mir der Ihrige.

Gewiß iſt es, daß dieſe Zeit die Anlagen meines Geiſtes ausbildete, die mein Vater in ihm zu erwecken geſucht, und meinem Charakter jene Selbſtſtändigkeit gab, deren ich in folgenden Lebenstagen nur zu oft bedurfte; gewiß auch, daß ſie, durch die ich möchte ſagen liebende, Bekanntſchaft mit ſo vielen großen Schriftſtellern anderer Literaturen, zuerſt jenen Maßſtab der Kritik, wenn auch noch nicht durch Gründe ausgebildet, in meine Seele legte, den ich nachmals zur Beurtheilung der Deutſchen Schriftſtellerei anwandte, und der mir um ſo mehr Feinde erweckte, je weniger ſeine Richtigkeit in höherm Sinne ſich oft widerlegen ließ; eben ſo gewiß aber, daß ſie viel dazu beitrug, in meinem Charakter jene Abgeſchloſſenheit zu geben, die ſpäter in Geſellſchaften oft bis zum Anſchein der Stupidität ging und mir überall hinderlich war, wo es galt, mir Freunde zu erwerben, oder, wie man ſich ausdrückt, mein Glück zu machen. Hundertmal in meinem Leben bot ſich mir eine Gelegenheit, oft andringend, dar, und immer wich ich ihm unwillkührlich aus, oder verſcherzte es, durch eine nicht zu beſiegende Bizarrerie.

Vielleicht hätte jene Lage, ſo glücklich ich mich in ihr fühlte, noch ſchlimmere Folgen gehabt, wenn ſie länger gedauert; aber ſie nahm ein mich tief betrübendes Ende. Meine Mutter, deren Vermögensumſtände ſie zwangen, aus jeder Hülfsquelle zu ſchöpfen, die ſie entdeckte, glaubte, bei dem hohen Werthe, den mein Vater auf ſeine Bibliothek gelegt, daß große Summen in ihr ſteckten. Darin hatte ſie gewiß Recht, aber ſie irrte ſich ſehr, als ſie es für möglich hielt, ſie wieder durch Verkauf herauszuziehen, beſonders in einer Handelsſtadt, deren wenige Gelehrte ſich faſt nur für ihr Amtsfach gebildet hatten, meiſtentheils längſt aufgehört, Römiſche Schriften zu leſen, und Franzöſiſche vielleicht nie geleſen hatten. Sie fragte ihren gelehrten Curator um Rath; er ſtimmte ihr bei, die Bücher verauctioniren zu laſſen, und übertrug mir, nach einer kurzen Prüfung meiner Kenntniſſe, die Anfertigung des Katalogs. Funfzehn Jahre alt, fühlte ich mich durch dieſen Auftrag einer halbgelehrten Arbeit ſehr geehrt, bald aber auch zum erſtenmale, wie ſchmerzhaft oft Ehren drücken können.

Ich ging an die Arbeit. Welche Betrübniß, ja welche Wehmuth ergriff mich oft dabei, indem ich meine geliebten Lehrer, die in meinen Augen ganz unbeſtimmbar werthvollen Schätze, die mir ſo lange ein Eigenthum geſchienen, dazu regiſtriren mußte, daß ſie in fremde Hände übergingen! Mein Schmerz glich bei manchen dieſer Bücher dem eines Abſchiedes von einem Freunde in der Todesſtunde. Auf immer ſollte ich von Allem getrennt werden, dem ich ſo viel Genuß, ſo viel Aufklärung verdankte! Und ich ſelbſt ſollte dieſe Beraubung vorbereiten! — Ich ging langſam genug dabei zu Werke, aber endlich, nach einem Vierteljahre, war die Arbeit doch geendigt. Meine Mutter erlaubte, daß ich mir eine beſtimmte Anzahl von Büchern auswählen durfte. Ich war verſtändig genug, mir meiſtentheils Wörterbücher und Grammatiken zu wählen, um wenigſtens die Werkzeuge zu retten, irgend eine wiederkehrende, günſtige Gelegenheit zu neuem Studium zu benutzen.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Außerdem nahm ich die Epitres diverses und die Consolations dans l'infortune des Herrn von Bar, weil ſie die Lieblinge meines Vaters geweſen, am meiſten mit Ehrenhäkchen geſchmückt waren; eine alte, ſchöne Ausgabe des Horaz in Quart, nicht weil ich ihn ſchon zu würdigen verſtand, ſondern weil ich dahin zu gelangen hoffte; Milton's Paradise lost und eine ſo alte Ausgabe von Taſſo's Jeruſalem, daß ſie noch den Titel la Gerusaleme conquistata hieß, und die ich einmal als eine große Seltenheit hatte nennen hören. Dann wurden die Bücher eingepackt und verſandt; und zu welchem Looſe? Das Einzige, was mich bei meiner trübſeligen Mühe in Anfertigung des Verzeichniſſes aufgerichtet hatte, war geweſen, daß auch ich die Bücher nach ihrem geiſtigen Werthe geſchätzt, und daher auch geglaubt hatte, ihr Verkauf müßte meiner Mutter eine wichtige Unterſtützung gewähren. Wie ward mir aber zu Muthe, als ich im folgenden Winter in Riga ihrer Verſteigerung beiwohnte, und meine alten, verehrten Hausgötter für die geringfügigſten Preiſe losſchlagen hörte! Ich fühlte mich halb vernichtet vor Weh und Beſchämung. „Aber wie iſt das möglich!“ rief ich einmal aus, als eine Schrift, aus der ich unendlich viel Belehrung und Genuß geſchöpft hatte, für wenige Verdinge zugeſchlagen wurde. — „Man hat jetzt viel ſchönere Ausgaben davon", ſagte der neben mir Sitzende, und eröffnete mir mit den wenigen Worten die Anſicht der großen Verſchiedenheit des mercantiliſchen Werthes einer Schrift von ihrem geiſtigen. Ich beſuchte die Auction nicht mehr.

Nach der Entfernung der Bibliothek war mir die Einſamkeit des Landlebens ganz unerträglich; denn über die Vergnügungen, die es geben konnte, und dem Intereſſe an der Mannichfaltigkeit ſeiner Geſchäfte war ich hinausgereiſt. Ich drang ſo oft und ſo heftig darauf, um auch in die Stadt zurückzukehren, daß meine Mutter es endlich bewilligte, um ſo mehr, da ſie ſelbſt in Kurzem die Pachtung aufgeben und nach Riga ziehen wollte. Es ward beſchloſſen, daß ich bis dahin bei einem meiner Brüder wohnen und wieder die Schule beſuchen ſollte. Vorher aber fand meine Mutter für gut, mich, nach einem Provinzial-Ausdrucke, „an Gottes Tiſch" gehen zu laſſen.

Meine Confirmation.

Das Gut, auf dem meine Mutter wohnte, war anderthalb Meilen vom Paſtorat entfernt, zu deſſen Kirchſpiel es gehörte. Da ſie auf freundſchaftlichem Fuße mit dem Prediger lebte, fuhren meine Schweſtern und ich alſo zwei Wochen, Montags frühe, hin und blieben dort bis zum Freitag Abend.

Seit mehr als zwei Jahren hatt' ich kein fremdes Haus beſucht; dieſer Aufenthalt in einem ſolchen machte alſo Epoche für mich. Noch mehr that es die Eigenthümlichkeit des Predigers und ſeiner liebenswürdig frohen und verſtändigen Familie, die indeß nur aus ſeiner jungen Frau und ihrem kleinen Sohne und ſeiner Mutter und Schweſter beſtand. Er ſelbſt war eigentlich nicht, was die Schule einen Gelehrten genannt hätte, aber er beſaß ein reiches, vielſeitiges, zu hellen Anſichten verarbeitetes Wiſſen, ernſten, praktiſchen Verſtand, oft ſarkaſtiſchen Humor in der Geſellſchaft, und ſein ganzes Leben zeugte für einen reinen, feſten, edeln Charakter. Vielleicht lebt außer mir kein Menſch mehr, der den ehrwürdigen Pegau als jungen Mann ſo kannte; als Greis freilich fand ich ihn faſt dreißig Jahre ſpäter in einem ſehr erweiterten Kreiſe allgemein verehrt.

Folgender Vorgang zwiſchen uns charakteriſirt das geiſtige Innere dieſes Menſchen ſeltener Art vollſtändiger, als es die weitläufigſte Auseinanderſetzung vermöchte.

Außer meiner Schweſter und mir nahm auch ein junger, blöder, wenig unterrichteter Menſch, der Sohn eines Deutſchen auf dem Lande wohnenden Handwerkers, Theil an dem Unterrichte. Pegau trug nach dem Leitfaden des Katechismus und der Bibel, klar und einfach vor. Seine moraliſchen Lehren hörte ich mit Ehrfurcht an, aber unter den Glaubensſätzen ſtießen mir manche auf, die mir unglaublich ſchienen, und Andere, wider die ich Bayle und Voltaire Spott und Gründe hatte vorbringen geſehn. Es kochte in mir, zu widerſprechen; die tiefe Hochachtung indeß, die ich für Pegau ſchon deshalb hegte, weil man ſteten Werth auf ihn und ſeine ſeltenen Beſuche gelegt hatte, machte mich ſtumm. Endlich bemerkte Pegau meine Unruhe und forderte mich auf, zu ſprechen. Ich ſetzte ihm anfangs ſchüchtern, da er aber aufmerkſam zuhörte, immer lebhafter meine Zweifel auseinander, bis er, ohne eine Widerlegung zu verſuchen, mich mit den Worten unterbrach: „Darüber wollen wir hernach ſprechen.“ Er ſetzte unbefangen und ruhig ſeinen Vortrag fort; aber nach Vollendung deſſelben ſchlug er mir einen Spaziergang vor. Auf dieſem entlockte er mir durch mancherlei Wendungen des Geſprächs meine religiöſen, ſehr verwirrten Anſichten und die Quellen derſelben, doch immer, ohne zu widerlegen, außer dann und wann durch kurze, ſcharfſinnige und mir ſchnell einleuchtende Bemerkungen. Auf dem Rückwege, in einer von ihm angelegten Baumpflanzung, nahe bei dem Hauſe, blieb er ſtehen, reichte mir eine Hand, legte mir die Spitzen der andern gleichſam weihend auf die Stirne und ſagte mit einiger Rührung: „Junger Freund! Laſſen Sie uns fortfahren, zu denken, eifrig fortfahren, *ſelbſt* zu denken, bis unſer Haar grau und unſer Kopf ſchwach wird.“ — „Vieles“, fuhr er fort, indem er ſeine Hände zurückzog, „was Ihnen jetzt unbegreiflich ſcheint, wird Ihnen künftig von ſelbſt klar werden.“ „Vieles, was Ihnen jetzt wahr ſcheint, werden Sie einſt für falſch erkennen. — Uebrigens iſt mein Geſchäft jetzt, Sie und Ihre Mitconfirmanden mit Dem bekannt zu machen, was nach dem Glaubensſyſteme der Lutheriſchen Chriſtengemeinde als wahr erkannt werden muß. Sie ſehen, wie wichtig es iſt, das zu kennen: meinen Sie aber wohl, daß es die Andern nicht ſtören, daß ſie unſere Reden begreifen würden, wenn ich mich damit beſchäftigte, Ihre Zweifel zu berichtigen?“ — Er ſah mich lächelnd an. Ich ſchwieg und ſchlug die Augen nieder. Er klopfte mich auf die Wange, führte mich, als wir das Haus erreicht hatten, gerade in ſein Bücherzimmer, und lud mich ein, mich dort umzuſehen. Seine Bibliothek war nicht groß, aber ſie enthielt eine Auswahl neuerer, und zwar meiſtentheils Deutſcher Schriften, vorzüglich hiſtoriſcher. Als Pegau die Begierde ſah, mit der ich daran haftete, erlaubte er mir nicht nur jetzt den freien Gebrauch, ſondern verſprach auch mir zu borgen, was ich wünſchte. — Der Confirmationsunterricht wurde übrigens vollendet, ohne daß ich wieder ein Bedenken äußerte. Mir fiel nur bisweilen, ich geſteh' es, die junge, hübſche Ketzerin aus „Mutterchens“ Schule ein. —

Folgender, um acht und zwanzig Jahre neuerer Vorgang dient wohl, den Werth von Pegau's Denkungsweiſe zu jener Zeit in noch helleres Licht zu ſetzen:

Als im Jahre 1812 ein franzöſiſches Heer in der Nähe von Riga ſtand, wurde in der Stadt ein junger, gebildeter Fremder als Spion, mit Recht oder Unrecht, verhaftet und zum Erſchießen verurtheilt. Der nun längſt verſtorbene Prediger der ihn zum Tode begleitete, war mein Schulkamerad geweſen. Zufällig ſaß er beim Abendeſſen deſſelben Tages im Muſen-Klubb neben mir und ich erkundigte mich nach den letzten Augenblicken des Unglücklichen. „Stelle dir vor,“ ſagte P — t; „als ich ihn ermahnen wollte, bat er mich, ich möge ihn verſchonen, damit er noch an ſeine Frau und Kinder denken könne. Aber — hier ballte er die Fauſt; — ich fuhr ihm durch den Sinn. Ich zerknirſchte ihn ganz. „P — t, rief ich, indem ich entrüſtet aufſprang, biſt Du denn ganz des — —, daß Du dem Bedauernswerthen noch die letzten Minuten verbitterteſt!“ — „Es war doch wohl meine Pflicht,“ antwortete P — t trotzig, „ſeine Seele zu retten.“ Ich raunte ihm in's Ohr: „Giebt es eine Hölle, ſo fährſt du ſelber ganz gewiß dahin!“ und ging fort. Er ſoll mir bange beſtürzt und mit Glut auf den pauſenden Wangen nachgeſchielt haben. Der Arme ſchielte nämlich mit beiden Augen.

Betrachtungen über die Urreligion werden vielleicht vielen Leſern hier am unrechten Orte ſcheinen. Ich fordre indeß für dieſe Schrift die Freiheit, in ihr durchaus meinen zufälligen Gedankengang herrſchen zu laſſen, und da ich ſo eben meine erſte ernſte Beſchäftigung mit der Chriſtlichen Religion erzählt habe, glaube ich daran — nicht mein Glaubens-Bekenntniß, das ich Niemand ſchuldig bin, wohl aber — eine Probe der Reſultate knüpfen zu können, zu denen mich mein Nachdenken hier und dort führte, ohne dieſe Probe für das redliche Ziel meiner Forſchungen zu erklären. Man kann wohl die Natur der Urreligion prüfen, ohne der geoffenbarten Religion zu nahe zu treten. —

— Herr Eckermann erzählt in ſeinen Geſprächen mit Göthe, eine Aeußerung deſſelben, ungefähr des Inhalts: „Ein recht verſtändiger, tüchtiger Mann bekümmert ſich nicht um das Leben oder die Welt jenſeit des Grabes.“ Das iſt denn ſo ein Funken des Uebermuthes, dergleichen dem großen Dichter im Gefühl ſeines Glückes und Wohlſeyns, oft entſchlüpften. *) Mir hat es immer jedes recht verſtändigen

---

*) Dahin gehört auch der öfter von ihm wiederholte Einfall:

und tüchtigen Mannes, der zugleich ein Denkender iſt, gar ſehr würdig geſchienen, über die ganze Natur ſeines eigenen Weſens, durch Beobachtungen und Schlüſſe wenn auch nicht zur unerreichbaren Gewißheit, doch zur höchſten Wahrſcheinlichkeit zu kommen. *) So that ich denn auch in Rückſicht auf die religiöſen Lehren, was Pegau mir gerathen, und was ich auch wohl ohne ſeinen Rath gethan hätte.

Es hatte großen Reiz für mich, ſo viele Religionsſyſteme zu ſtudiren, als ich nur kennen lernen konnte. Die Uebereinſtimmung aller, des Glaubens der plumpen, elenden Grönländer wie der geiſtvollen, glücklichen Südſee-Inſulaner mit den hochverfeinerten, durchdachten Syſtemen der uralten Egyptier und

---

„Was man in der Jugend gewünſcht, hat man im Alter in Fülle.“ Unſinn, wenn er nicht wie oft „man“ ſtatt „ich“ gebraucht hat. Wie konnte er es ſonſt in eben der Stadt ſagen, in der Herder, von unliterariſchem Schaarwerk erdrückt, arm und kummervoll ſtarb, Wieland nach dem Verluſt ſeines Vermögens, wieder von ſeiner kleinen Penſion leben mußte und ſeinen Ruhm von den Schlegeln und Conſorten zerläſtern ſah. Hätte Göthe Recht, ſo gäbe es gar keine unglücklichen Greiſe, Camoëns ſtarb nicht im Spital, und Napoleon auf St. Helena.

*) Mich dünkt das wohl ſo viel werth, als der Intermaxillar-Knochen der Affen mit dem der große Dichter ſich jahrelang beſchäftigte.

Braminen, und wieder mit den jetzt exiſtirenden Religionen, dem Chriſtenthum, wie dem Mahomedanismus — in Rückſicht der Grundlehren: „vom Daſeyn Gottes; einer Geiſterwelt; der Menſchenſeele; ihrer Unſterblichkeit; einer Weltregierung u. ſ. w., führte auch mich bald auf den — freilich zuerſt von Jeſuiten aufgeſtellten — Gedanken einer *Urreligion*, einer gemeinſchaftlichen Quelle aller dieſer Lehren, in ihrer Nacktheit. Beluſtigend aber war es mir immer, wenn ich auf gelehrte Hypotheſen darüber ſtieß, wo das Vaterland und *welche* die Entſtehungszeit dieſer Urreligion geweſen? Der Quell der Urreligion iſt das Bedürfniß und die Natur des menſchlichen Geiſtes; ihre Heimath und ihre Geburtszeit war überall und immer, wo ein ſehr eminenter Kopf, — und das waren alle Religionsſtifter —, mit großer, *wahrer* Gelehrſamkeit, das heißt Naturkenntniß, ſeinem Nachdenken, von der Natur ausgehend, eine metaphyſiſche Richtung giebt. — Man nehme an, alle jene Grundlehren wären noch nicht ausgeſprochen, noch nicht gedacht, ein Mann jener Art aber überlegte die lange Folge untergeordneter, lebender, ſich wenigſtens, wie die Infuſorien *ſogar*, des Moments bewußter Weſen, die mit immer ſteigender Vollkommenheit, in ununterbrochener Reihe hinauflangt bis zu dem Menſchen, — der ſelbſt noch ſo unvollkommen, ſo beſchränkt iſt: wie könnte er ſich des Gedankens, ja, der Ueberzeugung erwehren, daß die Weſenleiter nothwendig noch über ihn hinaufgehen, daß es eine weiter ſteigende Reihe Weſen von viel höherer Kraft und Vollendung geben müſſe, wenn auch zu deren Wahrnehmung ſeine Sinne ſo unzureichend ſind, als die z. B. der Infuſorien u. ſ. w. zur Wahrnehmung der ſeinigen? Mit dieſem Gedanken aber iſt, auch für die kalte Vernunft, die Geiſterwelt entdeckt: denn, in der ganz nackten Vorſtellung verſtehen wir darunter höhere Weſen, die unſern Sinnen nicht wahrnehmbar ſind. —

— Der menſchliche Geiſt iſt durchaus unfähig, ſich eine Folge, Reihe, Linie *), ohne Endpunkt zu denken: in ſeiner Natur alſo liegt es unabänderlich, ſich auch als Schluß der Geiſterfolge, einen letzten, höchſten, einen in jeder Eigenſchaft vollkommenen, Geiſt, — Gott zu denken, an ihn zu glauben. — Die Einrichtung der Natur iſt unwiderſprechlicher,

---

*) Ein Cirkel iſt eine Linie deren Enden, die man auf jedem Punkte annehmen kann, in einander fließen, verbunden ſind.

je tiefer wir ſie erforſchen, die Ausführung Eines Gedankens (wir nennen die Theile deſſelben, die wir zu errathen vermögen, Geſetze) für deſſen unermeßliche Größe, Erhabenheit und Weisheit unſerm Faſſungsvermögen jeder vollſtändige Begriff, unſerer Sprache das Wort fehlt. Wem kann dieſer Gedanke und ſeine Ausführung beigemeſſen werden, als dem vollkommenſten, dem alſo auch allmächtigen Geiſte? Gott hat die Welt erſchaffen, — man verſtehe darunter was man will; Ordner eines Chaos, oder ein Hervorbringen aus dem Nichts. — Von dem Gedanken des Erſchaffens iſt der des Eigenthums, des Beſitzes, Beherrſchens unzertrennlich:

Gott regiert die Welt.

— Nicht bloß in der Natur, der Fortdauer, und den Geſtaltungen des Weltalls offenbart ſich ein herrſchender Gedanke; auch in den Schickſalen der Völker; dem Lebensgange des einzelnen Menſchen, ſelbſt in den Ereigniſſen die ihm begegnen, entdeckt der Denkende Abſichtlichkeit, Zwecke. „Kein Sperling fällt vom Dache, ohne den Willen unſers Vaters im Himmel.“ „Auch die Haare auf unſerm Haupte ſind gezählt.“ Dieſen Gedanken, ſo erhebenden und wahrlich auch ſehr erhabenen Sinnes, findet man in allen Religionen, der des **Kon-fu-tſe und Buddha's, des Hermes**, des **Brahma und Mahomet's** auch, obgleich weniger einfach ſchön ausgedrückt. Es giebt eine Alles leitende Vorſehung. —

— Dem menſchlichen Geiſtesvermögen iſt es aber nicht möglich, ſich einen nur einigermaßen klaren Begriff von der Thätigkeit Eines, auch des allererhabenſten Weſens zu machen, die zugleich die Unermeßlichkeit des Weltalls, und das Geſchick einzelner, unbedeutender Weſen umfaſſe. Die Diener der Gottheit, die Untergottheiten, die feindlichen Divs, die wohlthätigen Schutzgeiſter, die Geiſter der Elemente, welche beſchränktere Völker vorlängſt zur Erklärung unbegreiflicher Naturerſcheinungen und Ereigniſſe erſonnen hatten, wurden in das Syſtem der Weiſen aufgenommen. — In jedem Menſchen lebt, dunkel aber unerſchütterlich, das Bewußtſein, daß ſein Körper nicht ſein eigentliches, denkendes Weſen ſei. Noch nie z. B. iſt es wohl Jemand eingefallen, wenn er „Ich“ ſprach, darunter einen Theil ſeines Körpers, ſelbſt nicht den Kopf, zu verſtehn; auch nicht den ganzen Leib. Immer ſagt er mein Kopf, meine Bruſt,

u. ſ. w. und drückt unbewußt das Gefühl aus, daß ſie nur ſein Eigenthum ſind, ſeinem wahren, denkenden Weſen gehören, das an den Körper, nur ſo lange die Tauglichkeit desſelben ihm zu dienen währt, gebunden iſt. Dies Weſen, da die Sinne es nicht wahrnehmen können, muß unkörperlich, das heißt, ein Geiſt ſeyn. Das Bewußtſeyn davon iſt ſo allgemein, daß man kein noch ſo rohes Volk entdeckt hat, das nicht davon erfüllt, überzeugt geweſen iſt, der Menſch, den es ſterben ſah, deſſen Körper todt und ſchnell verweſend daliegt, habe deshalb nicht aufgehört zu leben. Die rohen Gälen ſehen die Geiſter ihrer gefallenen Helden auf den Wolken einherſchreiten; die roheren Wilden Amerikas erzählten von einem Lande der Seelen, und ſelbſt der halbthieriſche Papus glaubt, der Geiſt ſeines getödteten Feindes oder Freundes, umſchwebe noch lange den Ort ſeines Sterbens. Dies Bewußtſeyn gründete den Glauben an die Exiſtenz der Seele, die nicht mit dem Körper ſtirbt. Nur von der Eitelkeit erzwungenes Raffinement des Grübelns, hat Zweifel erſonnen. In der Urreligion konnte der Glaube nicht fehlen. —

— Auch bei den unvollkommenſten Thierarten finden wir, wie geſagt, Bewußtſeyn, wenigſtens des

Moments. Selbſt das Infuſorien-Thierchen, in ſeinem vor dem Sonnenmikroskop ſchnell verdunſtenden Tropfen, erkennt, flieht oder verfolgt ſeinen Feind. Andere Thierarten, der Elephant, das Pferd, der Hund, ſind offenbar denkende Weſen. Was könnte berechtigen, ihnen Körper, die Verbindung mit einem geiſtigen Weſen, einer Seele, abzuleugnen? Auch finden wir den Glauben daran bei allen Naturvölkern, und wieder in ſo hoch verfeinerten Religionsſyſtemen, als der alten Egyptier und Brahmanen. In der Urreligion kann er nicht fehlen. — — Was wird aus den Seelen, wenn ſie vom Körper ſich trennen? In der ganzen ſinnlichen Welt ſahen wir, daß jede Umwandlung des Lebenden eine Vervollkommnung iſt, bis der Körper anfängt der Zerſtörung entgegen zu altern. Geiſter ohne Körper, können nicht nach den Geſetzen der Körperwelt altern, zerſtört werden. Die Seelen können alſo durch den Tod des Körpers nur vollkommnere Weſen werden. Wie tief auch dieſe Ueberzeugung in dem menſchlichen Bewußtſeyn liegt, um es zu erkennen, darf man ſich nur erinnern, daß ſelbſt der ſtumpfſte Aberglaube, in jedem Geſpenſt ein viel mächtigeres Weſen anerkennt, als der Menſch war, in dem es früher wohnte, und

Lebende überhaupt ſind. In edlerer Geſtalt erſcheint ſie in der Urreligion, wo ein Weiſer den Gedanken ausſprach: die Seele wird ein edleres Weſen, wenn ſie den Körper verläßt, und iſt ſie dann noch Verwandlungen unterworfen, ſo iſt jede derſelben eine neue Veredlung: „bis der unauslöſchliche Funke zum Urfeuer der Gottheit zurückkehrt,“ wie die Beſtandtheile der Körper zu ihren Elementen zurück kehren, „ſagt der Brahmaismus, und andere Religionen ſprachen denſelben Gedanken, in andern Bildern aus. Auch das Jüdiſche-Eingehen in Abrahams Schooß,“ und der oft gebrauchte Chriſtliche Ausdruck, die Seele eines Verſtorbenen ſey „zu Gott gegangen, oder zurückgekehrt,“ ſagt daſſelbe; aber der Grundzug des Gedankens liegt ſchon in der Urreligion, das heißt: gehört zu den Reſultaten tiefen Nachdenkens über tiefe Kenntniß der Natur. —

Dieſe fortſchreitende Veredlung durch Verwandlungen, dehnte der Urglaube auch auf die Seelen der Thiere aus, und der Gedanke iſt ſo ſchön, daß er den Menſchen aus der tiefſten Rohheit bis auf die Höhen der philoſophiſchen Speculation begleitet, auch ohne ausgeſprochen zu werden. Er war es, der die rohen Skythen und ſo viele rohe Völker, bewog, die

Lieblingsthiere eines Verſtorbenen bei ſeinem Grabe zu tödten, damit ihre Seelen veredelt, dem ſelbſt Veredelten zu dienen fortführen. Die Nordamerikaniſchen Wilden glaubten Das ſogar von den Geräthſchaften und Waffen des Todten, und lehrten, im Lande der Seelen jage er mit den Seelen ſeines Bogens und ſeiner Pfeile, die Seelen der Thiere, die er im irdiſchen Leben erlegte; aber auch der ruhige Weiſe Pythagoras bekannte, er glaube zur Zeit des Trojaniſchen Krieges ein Hahn geweſen zu ſeyn. Auch unter den ausgezeichnetſten Denkern der neuen Zeit gab es Manchen, der an eine ſolche fortſchreitende Veredlung aller Seelen durch Verwandlung, ſchweigend glaubte. Ich will Keinen nennen, der ſich nicht offen dazu bekannte; aber man erinnere ſich, daß Leſſing in ſeiner letzten Schrift: „Ueber die Erziehung des Menſchengeſchlechtes“, die Möglichkeit ausſpricht, die Seele des Menſchen könne wenigſtens in den Körper eines Menſchen zurückkehren, um Vollkommenheiten zu erwerben, die ſie im erſten Leben nicht zu erlangen vermochte. — Dies Fortſchreiten zum Höhern, durch den Uebergang in edlere Arten der Weſen, iſt die Lehre von der Seelenwanderung in ihrer urſprünglichen Geſtalt. Die religiöſe Politik der alten Egyptiſchen Prieſter und Brahmanen, ſuchte den Gedanken für die Moralität, alſo für die menſchliche Geſellſchaft fruchtbar zu machen, indem ſie auch ein Rückſchreiten lehrte, und die Seelen böſer Menſchen in die Körper verachteter, oder beſonders unglücklicher Thierarten verwies. Die Urreligion wußte wahrſcheinlich Nichts davon, da die für die Geſellſchaft ſo unendlich wichtige Anſicht — auch jenſeit des Grabes dauern die Folgen eines tugendhaften oder verbrecheriſchen Lebens fort, aus der einfachen Natur nicht hervorgeht. In dieſer giebt es nichts Böſes und nichts Gutes, ſondern Alles iſt, und thut wozu ſeine Organiſation es berief. Der Tiger und das Krokodil ſind ſo gute Weſen, als die ſo geſchätzte Schwalbe und Nachtigal, die tauſendmal mehr Mitweſen würgen, als jene. Daraus folgt übrigens nicht, daß die Menſchen unrecht thun, wenn ſie dieſe freundlich hegen und jene tödten. Man könnte zu Jenen ſprechen wie ein Britiſcher Richter zu einem Straßenräuber, der ſich durch ſchlechte Erziehung und große Noth entſchuldigte: „Ich bin nicht berechtigt, dir Vorwürfe zu machen, ich darf dich nur zum Galgen ſchicken.“

Zum Schluß dieſer flüchtigen, vielleicht nur zu leicht hingeworfenen Skizze, eine ſentimental religiöſe Betrachtung, die ich irgendwo las, und die mir nicht bloß für das Gefühl bündig ſchien.

„Wir ſtehn am Sterbebette eines verehrten und geliebten Weſens und ſehn mit tiefer Wehmuth, wie es durch Schmerzen und Zuckungen, oder durch immer tiefer ſinkende Stumpfheit und Gefühlloſigkeit, der nahen Umwandlung in ekeln Moder entgegen geht, Das alſo iſt die letzte Frucht ſo vieler Anſtrengungen, nach immer höherer Ausbildung? Das der Ausgang und Lohn alles wohlthätigen und weiſen Wirkens? Aller Pläne voll Heils für die Welt? Ich trete in ein Hospital: vielleicht Hunderte von Menſchen ächzen hier unter ähnlichen Leiden demſelben Looſe entgegen. — Ich erinnere mich der Schlachtfelder, wo Tauſende, ſo eben noch voll kräftigen, muthigen, hoffenden Lebens, plötzlich zerriſſen zu Boden ſtürzen, vor wüthendem Schmerz in den blutigen Boden beißen und um den Tod zu jedem Nahen emporflehn; der vielleicht ehe er den Liebesdienſt leiſten kann, in gleichem Zuſtande neben ihnen liegt. — Ich denke an die Seuchen, die ſo oft die Erde durchwandeln und mit gefräßiger Eile Millionen aus dem Leben hinwegſtürmen. — Und alles das ſchwindet zur

Geringfügigkeit herab, wenn der Blick über den Planeten hinſchweift. Ueberall auf demſelben iſt das Leben ſo verſchwenderiſch ausgeſtreut, und ſcheint ſo geringſchätzig Preis gegeben, als ſey es ſeine ganze Beſtimmung, vernichtet zu werden. Alles was lebt, iſt dem Würgen ausgeliefert. Ganze Weſengattungen im Meere, auf der Erde und in der Luft, deren unermeßliche Zahl der menſchliche Forſchergeiſt nie ganz erkennen wird, ſind von der Natur ſelbſt aufs Würgen hingewieſen, als die Bedingung ihres eignen Daſeyns. In jedem verdampfenden Moraſt, ja, in jedem verdunſtenden Waſſertropfen wiederholt ſich ſtündlich an lebenden Weſen daſſelbe Loos des Hungertodes und der Peſt, die uns ſo gräßlich ſind, wenn ſie den Menſchen treffen. Die ganze Erde iſt bis in ihre verborgenſten Winkel ein ungeheurer Folter- und Würgeplatz, auf dem alles Lebende durch kurze Freuden einem ſchauderhaften Geſchick entgegen geheuchelt wird, das dieſe Freuden ſelbſt noch mehr verbittern, — wenn wirklich der Tod das Ende des Daſeyns iſt. — Aber ein allmächtiges Weſen kann nur zugleich ein allgütiges ſeyn:

„So wahr Gott lebt, ſind die Seelen unſterblich! So wahr Gott lebt, iſt jeder Tod in der

Natur, nur der Uebergang zu einem veredelten Daſeyn, und die Leiden der Lebenden ſind nur Vorbereitungen zur Veredlung!“ —

„Ich ſinke auf's Antlitz und bete an.“ — — Gründe wiegen dann freilich ſchwerer, als ein aufwallendes Gefühl; aber mich dünkt dem Vorſtehenden fehlten auch ſie nicht, und ich bedaure, den Verfaſſer nicht nennen zu können.“

Die vorſtehende Skizze, ſo flüchtig ſie hingeworfen iſt, reicht hin, denk' ich, zu zeigen, warum mir in ſpätern Jahren jeder Spott, ſelbſt Diderot's und Voltaire's, gegen die Grundlehren der Religion, ſeicht und frevelhaft erſchien. Er iſt nur dann gerechtfertigt, wenn die Einkleidung, welche die aufgeſtellten Sätze erhalten mußten, um bei der im Denken ungeübten Volksmaſſe Eingang zu finden, von eigennütziger und herrſchſüchtiger Argliſt gemißbraucht und abſurd wird. — —

Zweites Buch.

Meine Jünglingsjahre.

Fortſetzung.

Sehr wohlthätig wurde es mir, in den einſamen Jahren meines Landlebens, viel Gedanken und Anſichten eingeſammelt zu haben, ob ſie gleich nicht für gründliche und geordnete Kenntniſſe gelten konnten. Denn jetzt folgte eine dürre, traurige Zeit, die trübſeligſte meines Lebens. Dem jungen, ſich bildenden Geiſte ſind indeß dergleichen Zwiſchenfriſten, wenn ſie nicht bis zu ſeiner Ertödtung währen, heilſam, wie der Winter den Bäumen: äußerlich iſt kein Fortſchritt bemerkbar, aber im Innern erſtarkt der weiche Anſatz des vorigen Sommers zu feſtem Holze, und jede edlere, lebensfähige Faſer zu kräftigem Knospenkeime.

In der Domſchule, ob man mich gleich in eine höhere Claſſe ſetzte, als die aus der ich geſchieden war, nach Secunda, fand ich doch nur auf die gewöhnliche Weiſe gebildete Cameraden, die ihre Grammatiken beſſer inne hatten, als ich, denen aber die höhere Gedankenwelt in die mich Rouſſeau, Voltaire, Bayle und Pope eingeführt hatten, völlig fremd war. Ich konnte mich nicht mit ihnen befreunden, und mein Umgang mit den Meiſten beſtand faſt nur in gegenſeitigen Neckereien. Die beiden Lehrer der Claſſe waren ziemlich alte Männer, die den hergebrachten Lectionenkreis vielleicht zum dreißigſten Male durchwanderten, und es daher läßig und ohne Aufregung für uns thaten. Ich erinnere mich nicht, irgend Etwas von ihnen gevortheilt zu haben, wohl aber einer Myſtification, die ich mir gegen den Einen erlaubte, und damals ſehr beluſtigend fand, — ſpäter beſchämt als ſchlimmen Undank betrachtete.

Der Mann war ein hypochondriſcher Hageſtolz, floh jede Geſellſchaft, vorzüglich jede weibliche, und ſprach außer der Claſſe ſehr ſelten mit Jemand, aber unter einem mit Anſtrengung ſtarr gehaltenem Aeußern, verbarg er tiefes, wirklich edles Gefühl. Als Lehrer ſprach er viel und lebhaft, aber verirrte ſich faſt in jeder Stunde zu Nebenſachen die nicht zur Lection gehörten, ihm jedoch ſehr wichtig ſchienen. Er hatte zum Beiſpiel den Gebrauch, ſeine Unterrichtsſtunde, an einer Art Notenpult ſtehend, damit anzufangen, daß er ein Capitel aus dem Sirach vorleſen wollte, kam aber dabei ſelten über ein Paar Verſe hinaus, denn er verlor ſich ſogleich in einen lebhaften, anthropolgiſchen und moraliſchen Commentar über das Geleſene. Es war ſein redlicher Wille, uns ſo die Welt kennen zu lehren, die er ſelber nicht kannte, und uns Weltklugheit einzuflößen, von der er Nichts beſaß; aber er machte uns lange Weile, und ſo ließ ich mir eines Tages einfallen, ihm Einwürfe, zuerſt gegen ſeine moraliſchen Sätze, und dann gegen ſeine dogmatiſchen Lehren zu machen. Der wackre Mann erſchrack ſichtlich über den Abgrund des Unglaubens, worin ich ihm verſunken ſchien, und ſuchte mich für heute ſo gut es ging, abzufertigen; aber am folgenden erſchien er mit einem großen Packten Büchern unter dem Arm. Mit Erſtaunen ſahen wir dieſe an, und ich wagte Eines aufzuſchlagen: es waren mehrere Theile von Lilienthal's bändereicher „geretteten Sache der offenbarten Religion.“ Mit einer Miene voll Sicherheit des

Sieges, ſchlug Herr T. einen der Zweifel auf, die ich den Tag vorher geäußert hatte; denn da ich ſie von Voltaire entlehnt hatte, und Lilienthal vorzüglich dieſen bekämpft, konnten meine Einwürfe nicht in dem Buche fehlen. Herr T. las die widerlegenden Abhandlungen mit ernſter Faſſung vor. Sie füllten die ganze Stunde an dieſem und dem folgenden Tage, und wir — eröffneten indeß auf dem untern, für Bücher beſtimmten Brette der Tiſche, ein Kartenſpiel, oder laſen Romane. Endlich war die Vorleſung geendigt und, mit Beſchämung geſteh' ich's, ich ließ mich von Mitſchülern bereden, neue Zweifel aufzuſtellen, um neue Vorleſungen zu veranlaſſen, die auch richtig erfolgten. Ich bin mir indeß das Zeugniß ſchuldig, daß ich mich nicht bewegen ließ, den Scherz noch einmal zu wiederholen. — Ich begriff den ehrwürdigen Eifer des guten Mannes, meine Seele zu retten, und fühlte daß ich ihm Dank ſchuldig ſey, für ſeinen gutherzigen Willen.

— Endlich drang meine Mutter, die keine Hoffnung hatte mich auf der Univerſität erhalten zu können, darauf, daß auch ich eine Anſtellung ſuchen ſolle. Ich war noch nicht 17 Jahr alt; ich ſchrieb eine kaum leſerliche Hand, aber die Verwendung eines angeſehenen Verwandten beſeitigte jede Schwierigkeit, ich wurde in die Kanzellei einer gerichtlichen Behörde aufgenommen. Als mein Gönner mir dies anzeigte: ermahnte er mich meine Handſchrift auszubilden und verſicherte mich, ich ſey nun auf der „Bahn zum glänzendſten Glücke.“ Um mir das zu beweiſen, nannte er mir eine große Zahl ſehr vornehmer Beamten, die eben ſo wenig ſtudirt hätten, als ich. Sich ſelbſt, bei dem es auch der Fall war, nannte er nicht. Eine gute Handſchrift und ein ſchlauer Kopf, reichten wirklich damals noch oft hin, in Rußland hoch zu ſteigen. —

Trotz dieſer Ausſicht, für die ich keinen Sinn hatte, fühlte ich mich in der Kanzellei noch weniger an meiner Stelle, als in der Schule. In dieſer beſchäftigte man ſich doch wenigſtens mit den Anfangsgründen der Wiſſenſchaften; in jener war ich unter ſtumpfen Schreibern, deren Ideenkreis faſt nicht über die Schreibeſtube hinausging, und mein Geſchäft war, ſchlecht concipirte Actenſtücke oder Protocolle zu copiren. Ich fühlte lebhaft, daß ich hier nicht auf dem Wege zu einem glänzenden Glücke, ſondern dazu war, ein Dummkopf zu werden. Davon rettete mich ein glücklicher Zufall. Mein Bruder Guſtav hatte auf einer Auction Machiavelli's Werke gekauft, und da er nicht Italieniſch verſtand, wollte er ſie einem Leihbibliothekar anbieten, der auch Bücher in fremden Sprachen haben ſolle. Für mich waren ſie ein glücklicher Fund, den ich nicht mehr aus den Händen ließ, und der Bücherverleiher, von dem ich nichts gewußt hatte, wurde ſogleich aufgeſucht. In der That fand ich bei ihm Rouſſeau's Werke und viele Franzöſiſche und Engliſche Schriften. Wie eifrig ſchwelgte ich darin. Der Mann ſelbſt aber der den Fehlgriff gemacht hatte, ſein kleines Vermögen in dem damaligen Riga großentheils an ſolche Schriften zu wenden, friſtete ſich als Sprachlehrer noch eine Reihe von Jahren in großer Dürftigkeit hin, und — ſtürzte ſich endlich in die Düna. — Von jetzt an führte ich ein Doppelleben. In der Kanzellei war ich ein unbrauchbarer Tropf; in meinem Zimmer, unter meinen Büchern der Vertraute der glänzendſten Geiſter. Daß ich in dieſer Geſellſchaft nicht daran dachte; beſſere Buchſtaben, und gerade Zeilen ſchreiben zu lernen, läßt ſich erwarten; aber das Bewußtſein, in einer Gedankenwelt einheimiſch zu ſein, von der ich ſehr wohl bemerkte, daß ſie nicht nur den Oberofficianten der Kanzellei, die ſo vornehm auf meine Unbrauchbarkeit herabſahen, ſondern den meiſten Gliedern der Behörde zu hoch ſey, veranlaßte mich zu einem Benehmen, das ſich gar nicht dazu eignete, mir lange Nachſicht für meine ſchlechten Buchſtaben zu verſchaffen. Eines Tages übergab ich dem Secretär eine Schrift die ich abgeſchrieben hatte, faſt ganz unleſerlich, aber bat ihn zugleich beſcheidentlich um Verzeihung, daß ich ein Paar Sprachfehler die er gemacht, verbeſſert habe. Roth vor gerechtem Zorn, auch wohl vor Beſchämung, warf er das Blatt als unbrauchbar, einem Andern zum Abſchreiben hin, doch ohne meine Aenderungen weg zu ſtreichen. Am folgenden Morgen ſagte er mir giftig freundlich, ich könnte wahrſcheinlich ein großer Gelehrter werden, aber es wäre vergeblich, wenn ich in einer Kanzellei fort zu kommen hoffte. Er riethe mir ab, es länger zu verſuchen. Ich verſtand ihn, gab um meinen Abſchied ein und erhielt ihn ſogleich, — und befand mich nun in der drückendſten und gefährlichſten Lage, die ſich für einen jungen ſiebenzehnjährigen Menſchen denken läßt. Geiſtig zu gebildet, um noch bei irgend einem Geſchäfte mit erforderlicher Hingebung als Lehrling einzutreten; ohne die geregelten Vorkenntniſſe zum Studium eines beſtimmten

Faches, ohne Vorliebe für irgend ein Solches, und beſonders ohne die pecuniären Hülfsmittel zum Studiren, brachte ich einige Monate in der peinigendſten Unentſchloſſenheit zu. Nur ein Wunder hätte mich vor einem Fehltritte oder einer Thorheit bewahren können.

Ich beging Eine, und ihre Folgen riſſen mich aus der Verlegenheit, und führten mich weiter auf der ſonderbaren Bahn, die mir das Schickſal beſtimmt hatte.

Carl Ferdinand Daniel Grohmann.

Zufällig hatte ich einer Vorſtellung von Schillers Räubern beigewohnt. Trefflich dargeſtellt von einer hübſchen Schauſpielerin, hatte Amalie mich entzückt, begeiſtert. Der Drang ihr nahe zu kommen, beſchäftigte mich Tag und Nacht. — Aber welches Mittel ſtand mir unbedeutendem Jünglinge dazu frei, bei einer Künſtlerin, die von den meiſten Bedeutenden der Stadt, Alten und Jungen, ausgezeichnet wurde? „Ich fiel auf das Abentheuerlichſte. Ich ging zu den Schauſpielerdirectoren Meyrer und Koch, und erklärte ihnen meinen Wunſch, Schauſpieler zu werden. Nach kurzer Berathung willigten ſie ein, mich in ihre

Geſellſchaft aufzunehmen. Der gutmüthige Meyrer ſezte mir ſogar auf der Stelle einen kleinen Gehalt aus, beſchloß aber mich zuerſt in Mitau auftreten zu laſſen, „meiner Familie wegen,“ ſagte er, rieth mir aber bis dahin Herrn Grohmann's Bekanntſchaft zu ſuchen, der mir vorbereitende Rathſchläge geben werde. Dieſer Grohmann iſt derſelbe, dem ich in meinem Verſuch über Dichtkunſt nachrühmte:

Mein Grohmann, ſtets geſchätzt und doch verkannt,
Deß dornigtes Geſchick zu ſehr beweiſt,
Gebildetes Talent, ein heller Geiſt,
Ein biedres Herz ſey nicht das Unterpfand
Des Glücks! O könnt Dein Herz die Nachwelt leſen,
Sie zeugte Dir auf Monumenten ein
Du ſey'ſt der Dichter Trefflichſter geweſen!

Dieſe Verſe wurden zwar 1794 bald nach der Nachricht von Grohmann's unglücklichem Tode niedergeſchrieben, aber ich wüßte noch jetzt kein Wort davon zurück zu nehmen, außer das „Talent“ in ſofern man darunter irgend eine ausgezeichnete Kunſtfähigkeit verſteht. Eine ſolche beſaß mein armer Grohmann nicht, obgleich vielleicht ſchwache Anlagen zu Manchem, und dadurch war denn ſein Loos als Schauſpieler entſchieden. Er hatte in Leipzig die Rechte ſtudirt, ob mit großem Fleiße weiß ich nicht, aber ſein guter Kopf hatte viel Kenntniſſe eingeſammelt. Seine Denkungsart war hell und rechtlich; ſein Gefühl tief, ſein Geſchmack fein und richtig; ſein Benehmen dagegen ſteif und oft unfein, ſein Geſicht ſo ausdruckslos, daß er ſich zuweilen ſelbſt vor dem Spiegel darüber auslachte. Ich fand ihn einmal ſo, wie er vergebens ſich bemühte, einen leidenſchaftlichen Ausdruck zu erkünſteln. „Iſt es nicht lächerlich,“ rief er mir entgegen, „was mir die Natur für eine nichtsſagende Fratze zum Geſicht gegeben: ein fettiges Blatt, auf dem weder Dinte noch Bleiſtift haftet.“ Aber auch in dieſem Augenblicke trotz dem Grimme der aus ihm auflachte, ſah er ſo ruhig aus, wie immer. Das Reſultat von dem Allen war, daß er jede ihm zugetheilte Rolle mit Verſtand, aber ohne alles Gelingen gab, und daher nur untergeordnete Rollen erhielt, aber bei jeder vorkommenden Schwierigkeit von den Directoren zu Rathe gezogen, im Allgemeinen geachtet wurde. Dieſe Lage mußte ihm ſehr unbehaglich ſeyn, und ſo trat er öfter von der Geſellſchaft ab und wurde, ſo oft er aus Geldverlegenheit wieder zutreten wollte, ſogleich wieder aufgenommen. Eine Anſtellung in irgend einem

Poſten, um die er ſich eifrig bewarb, zu erhalten, gelang ihm nicht. Man ließ ſeinem Kopfe und ſeinem Charakter Gerechtigkeit wiederfahren, aber daß er Schauſpieler geweſen, ſchloß ihn von allen andern Geſchäften aus.*) Daß ich ihn als Dichter aufführte,

---

*) Anm. Wenn Grohmann nicht zu einem ſeiner wenigen gelehrten Gönner zu Tiſche gebeten war, nahm er an dem ſehr ärmlichen Mittagseſſen ſeines Hauswirthes, eines nicht wohlhabenden Handwerkers, Theil. Eines Tages hatte er ſeine Thüre nicht dabei verſchloſſen, und ich fand ihn bei einer Schüſſel Mehlklößen in Milch und einem offenbar nicht Holländiſchen Häringe. Er erzählte mir, er käme ſo eben von dem Stadthaupte (ſo hieß der oberſte Beamte der Bürger während der Statthalterſchaft;) B., den er um eine Anſtellung gebeten; aber dieſer habe ihn mit den Worten entlaſſen: „Ich bedaure, Sie nicht dienen zu können.“ Ich ging getröſtet weg, ſagte Grohmann. Der Schnitzer zeigte mir, daß ich doch über ihm ſtand. — Ich hatte, und habe wohl noch den Naturfehler, anders weiß ich es nicht zu nennen, daß ich oft laut dachte, und ſo herausſagte, was Andere verletzte. Auch hier überraſchte er mich. „Lieber Grohmann!“ rief ich, „der Unwiſſende gab heute ein glänzendes Diner; Du aber ſitzeſt bei Mehlklößen und einem ſchwediſchen Häring. B. hat ſein großes Vermögen ſelbſt erworben. Sein Wiſſen iſt am Ende mehr werth, als das unſrige.“ Mein Gedanke war gewiß richtig; aber eben ſo gewiß hätte ich ihn nicht ausſprechen ſollen.

Dieſer B., der ſich wirklich aus tiefer Armuth empor gearbeitet hatte, galt viel durch ſeinen richtigen Verſtand und feſten Charakter, die er nach meinem Urtheile auch bei folgendem Anlaſſe bewies. An dem Gewölbe des Altarchors in einer der Stadtkirchen hatte Grund. Zu ſeinen mancherlei Halbtalenten gehörte auch das für Poeſie. Er hat ein Paar Schauſpiele geſchrieben, die aber kein Glück machten, und unter dem beſcheidnen Titel (denn auch als Dichter ließ er ſich ſchmerzliche Gerechtigkeit wiederfahren: ein Beweis für ſeinen Verſtand!) „Proſaiſche Gedichte“ eine Sammlung kleiner Dichtungen drucken laſſen, voll vernünftiger, oft ſehr artiger Gedanken, doch leer an wirklicher Poeſie: Epiſteln, ſatyriſche Liederchen, Epigrammen und dergl.

ſtand ein Gemälde, oder vielmehr eine Zeichnung des jüngſten Gerichts. Chriſtus ſaß auf einer Kanzel, Palme und Schwerdt in den Händen. Rechts knieten eine Menge Seliger mit emporgeſtreckten Händen, und Engel waren beſchäftigt die Zahl derſelben aus einer Schaar Auferſtandener zu vermehren, links zerrten gräßliche Teufelsgeſtalten andre Seelen mit Zangen, Haken und Krallen nach einem großen Feuer hin. In der letztern Gruppe kamen viele obſcöne Stellungen vor und das Ganze, vielleicht noch aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts herſtammend, da Riga noch katholiſch war, machte einen ſtörenden, widerlichen Eindruck auf mich, wenn ich als Domſchüler im Chore ſaß. W. mag es, da er Knabe war, auch ſo gegangen ſeyn. Als Stadthaupt befahl er, das Gemälde zu übertünchen. Man legte Vorbitten ein für die Antiquität, die einem berühmten Meiſter zugeſchrieben wurde. „Ach was!“ antwortete er, „Alt oder neu: es iſt garſtiges Zeug!“ und der Tüncher verwaltete ſein Amt. Freilich hätte das Bild vorher copirt werden ſollen.

Ein Paar der artigſten Verſe, die ſich in meinem Gedächtniſſe erhalten haben, will ich hier mittheilen. Ein Liedchen auf die Philoſophen, ſchloß er:

„Der größte Weiſe
— Sagt's Euch in's Ohr! —
Iſt, pſt! Ganz leiſe!
Der kleinſte Thor!"

Ein „Loblied auf den Magen" ſchließt:

„Jüngſt ſprach ein Urtheil zum Erbarmen
Der Richter Ahasverus Dampf.
Verzeiht den dummen Streich dem Armen
Er hatte juſt den Magenkrampf."

„Wenn Große ſich den Magen überladen,
Seufzt oft ein Land ſein ſchweres Ach!
Sie murren dann und ſtiften Schaden,
Und gehn vergnügt in's Schlafgemach."

„Drum hoff' ich wird es Niemand wagen
Zu tadeln dies mein Reſultat:
Das manches großen Herrn Magen
Mehr als ſein Kopf zu ſagen hat."

Ehe ich die Geſchichte meines Umgangs mit Grohmann erzähle, glaub' ich aber die meiner erſten Verliebtheit und meines Theaterlebens, endigen zu müſſen. Sie iſt nur kurz.

Ich reiſte wirklich mit nach Mitau und trat dort in der Verſchwörung des Fiesco, als der unbedeutendſte der Verſchwornen, einmal auf, mehr weil ich den Blick in's Publicum kennen zu lernen wünſchte, als weil man mich brauchte; denn der gutherzige Meyrer hatte die größte Gefälligkeit gegen mich. Wichtiges war es mir, das Treiben der Schauſpieler unter ſich, in der Nähe zu ſehn. Sie hatten den ganzen erſten Stock im Morelliſchen Gaſthauſe inne, und verbrachten den Tag vermiſcht, in luſtiger, zuweilen faſt tobender, zuweilen auch zänkiſcher Gemeinſchaft; nur die Schlafgemächer der Frauen und der Männer waren getrennt. Man kann denken, daß ich nicht verſäumte, mich meiner Verehrten zu nähern, aber ich machte hier ſehr bald eine ähnliche Erfahrung als bei der Verſteigerung der Bücher meines Vaters; nämlich über die Verſchiedenheit in der Natur des Materials und der geiſtigen Leiſtung. Madame M — — war eine wirklich reizende, frohe, neckiſche Frau, aber ſie war nicht — Amalie, die ſie ſo hinreißend ſpielte. Ich war in der erſten Stunde ihrer Bekanntſchaft völlig entzaubert, und bei unſerer Rückkehr nach Riga,' beſuchte ich weder ſie, noch das Theater, noch ſogar den wackern Meyrer mehr, der mich übrigens auch wohl nicht vermißt haben wird. Meine Bühnen-Laufbahn war beendigt. Einen ſehr wichtigen Vortheil hatte ſie mir gewährt: die Freundſchaft Grohmann's.

Der Propheten-Clubb.

Als ich Grohmann aufſuchen wollte, wies man mich in ein Kaffeehaus, wo er die Nachmittage und Abende zuzubringen pflegte. Da fand ich ihn am Ofen ſitzend, ſeine Beine auf einen zweiten Stuhl gelegt, den einen Arm mit einer Thonpfeife auf die Lehne eines dritten ruhend, und den andern Arm auf dem Tiſche. Phlegma und das Sichgehenlaſſen der Genialitäts-Periode, in die ſeine Studentenzeit gehörte, ließ er ſich nicht ſprechender ausdrücken. Ich konnte mich des Lächelns nicht enthalten, als ich zu ihm trat. Er nahm indeß bei meiner Anrede eine anſtändigere Stellung und bot mir einen ſeiner Stühle zum Sitzen an. Nach einigen von ſeiner Seite verſteckt prüfenden Fragen meiner etwas blöden Rede, wurde unſer Geſpräch bald lebhaft und ſogar vertraulich, und als ich wegging, forderte er mich angelegentlich auf, ihn am andern Morgen um eilf

Uhr zu beſuchen, da ich einige ſeiner Freunde kennen lernen ſolle.

Ich ſtieg zur beſtimmten Stunde zwei enge, unſaubre Treppen hinauf und trat in ein ärmliches Zimmer vielleicht zwölf Schritte lang, aber ſicher nicht breiter als vier. Hier fand ich indeß ſchon vier junge Männer und bald kamen noch einige hinzu, ſo daß das Zimmerchen bald faſt angefüllt war. Grohmann nannte mich ihnen und ſie mir. Ich kannte die Meiſten dem Namen nach, als ausgezeichnete Köpfe in faſt ſo drückenden Umſtänden als die meinigen. Es waren meiſtentheils Ausländer: junge Gelehrte, die hier eine Anſtellung ſuchten, ohne ſie noch gefunden zu haben, talentvolle Künſtler ohne Arbeit, geſchickte Beamte mit zu dürftiger Beſoldung, um zu heirathen. Den Vorzug hatten ſie indeß alle vor mir, daß die Laufbahn beſtimmt war, auf der ſie mit ſchon entwickelten Talenten das Glück wenigſtens ſuchen konnten. Ich hatte weder entwickelte Anlagen, noch eine Beſtimmung. So fühlte ich mich anfangs untergeordnet und blöde; aber da ſie mich als ihres Gleichen behandelten, fand ich bald Stimme und Stimmung, mich in die Unterhaltung zu miſchen. Dieſe beſtand in Nichts als einem Tumult von witzigen Einfällen, kräftigen Schlagreden, und herzlichem Lachen. Nur Eines misfiel mir: dieſe Stimmung wurde von Zeit zu Zeit durch ein Glas Liqueur unterſtützt, das die Runde machte, an mir aber vorüber gehen mußte, da ich damals einen unüberwindlichen Widerwillen gegen alle geiſtigen Getränke hatte. Nachdem es zwölf geſchlagen hatte, verſtummte das geiſtige Toben allmälig. Einer der Anweſenden nach dem Andern wurde ernſthaft und Alle ſtiegen ſehr geſetzt die Treppen hinunter in die Stadt, wo ſie die rauhe Proſa nicht heiterer Lebensverhältniſſe erwartete. Es iſt ſogar möglich, daß Mancher noch ungewiß war, ob und wo er heute ein Mittagseſſen finden würde; gewiß aber nahmen die Meiſten es mit großer Beſcheidenheit an der Tafel eines Gönners ein, der droben in Grohmann's Dachſtubchen eine ſehr, ſehr untergeordnete Rolle geſpielt hätte.

Ton und Charakter der ungebundenen Geſellſchaft zu ſchildern, reicht vielleicht ein Vorgang der erſten Stunde hin, die ich in ihr zubrachte. Grohmann hatte mich ihr mit Moliere's Worten vorgeſtellt: Dignus est intrare in nostro docto corpore! „Wie heißt aber das Corpus!“ fragte ich ſchüchtern. „Es iſt wahr, wir müſſen einen Namen haben!“ riefen

Mehrere. Nach lärmender, froher Debatte kamen folgende Beſchlüſſe zu Stande, die auch ſogleich mit Kreide auf die Thüre geſchrieben wurden:

1) Wir bilden einen offenen Clubb.

2) Dieſer Clubb heißt der Propheten-Clubb, weil wir, ſo lange wir beiſammen ſind, nicht an die Zukunft denken.

3) Auf ewige Zeiten geſchloſſen, hört der Clubb täglich auf zu exiſtiren, ſo bald wir auseinander gehn.

4) Alle Geſetze deſſelben gelten unverbrüchlich für die Zeit ſeiner Nichtexiſtenz.

5) Täglich wird beim Auseinandergehen ein Präſident gewählt, deſſen Würde aber nur dauert, bis die Geſellſchaft anfängt, wieder zuſammen zukommen. u. ſ. w.

Zur Beſtätigung der Geſetze wurde ein Extra-Fläſchchen Liqueur geholt, und Grohmann bot auch mir das Glas mit der Erklärung: als rechtlicher Prophet müſſe ich durchaus wenigſtens ein Capitelchen ſchreiben. Ich weigerte mich, aber er rief: „Auf Brüderſchaft!“ und ich nippte.

Ich erinnere mich, daß ich die Präſidenten-Würde einmal durch zwei Zeilen errang. Man hatte dieſe Standeserhöhung als Preis darauf geſetzt, wer die gründlichſte Erörterung der Paradieſes Freuden der Juden und Türken, vortragen würde. Strenges Geſetz dabei war, es dürfe kein unanſtändiges Wort gebraucht werden; in Rückſicht auf Gedanken behielt man die Freiheit, das zu erſchöpfen der Deutlichkeit Nöthige anzuwenden. Man kann ſich denken, daß am folgenden Tage eine wahre Sündenfluth von Witz Alles überbot, was der Talmud, und Mahomet über den Gegenſtand gefabelt. Endlich traf die Reihe mich. Ich ſtand ernſthaft auf, ſchlug einen großen Bogen auseinander, räusperte mich und las in zwei vierfüßigen Verſen einen frivolen Gedanken vor, den ich, ungeachtet kein unanſtändiges Wort dabei vorkam, hier nicht wiederholen mag, der aber mit lautem Jubel aufgenommen wurde. Einſtimmig wurde mir der Preis zuerkannt, und zwar ausdrücklich wegen des tiefdringenden Scharfſinns, der reichen Fülle von Gelehrſamkeit und der Ciceronianiſchen Wohlredenheit, die ich in meiner Abhandlung entfaltet hatte. „Das Decret darüber wurde in die Acten aufgenommen, das heißt, an die Thüre geſchrieben, welche übrigens die Magd ſo bald wir auseinander gegangen waren, regelmäßig abzuwaſchen pflegte

Dieſer freilich etwas burſchicos joviale Clubb wurde endlich bald nach meiner Entfernung aus Riga, durch die Liqueur-Fläſchchen aufgelöſt. Kleinſtädtiſche Klätſcherei hatte erzählt, Grohmann halte eine Trinkſtube, und ſo war er es ſich ſchuldig, die frohe Verſammlung nicht mehr aufzunehmen, was die Bedingung ihres Beſtehens war. Für mich war ſie wohlthuend geweſen. Sie gab mir nicht nur heiteren Lebensmuth, ſondern auch Selbſtgefühl und ſogar höhere Geltung: denn der vertraute Umgang mit einer Zahl junger Gelehrten, die im Publicum, ſo oft es auch den Kopf über ſie ſchüttelte, doch für ausgezeichnete Talente anerkannt wurden, ließ mich bald ſelbſt für einen Solchen gelten. Man wird ſehen, daß dieſer Umgang auch die vortheilhafteſte Wendung meiner Lage herbeiführte, die zu meiner fernern Ausbildung dienen konnte.

Meine erſte Schriftſtellerei.

Grohmann hatte mich oft aufgefordert, zur Ausfüllung meiner Zeit und zur Uebung, Aufſätze wie für den Druck zu ſchreiben; denn an ein wirkliches Drucken war in Riga nicht zu denken. Mir fehlte es nicht an Gegenſtänden die ich hätte behandeln mögen, und Gedanken darüber ſtrömten mir in Menge zu, aber ich litt an dem Uebel, keine Anfänge finden zu können. Kaum hatte ich die erſten zwei oder drei Perioden hingeſchrieben, ſo mißfielen ſie mir ſchon, und ich ſtrich ſie weg, um Anderes hinzuſchreiben, das bald daſſelbe Schickſal hatte.*) Grohmann lachte, als ich ihm das klagte nnd meinte, beim Gehenlernen ſetze man oft die Füße kreuzweiſe und gelange wo anders hin, als man wolle. Er rieth mir, nicht eher anzufangen, als bis ich in allen Puncten überdacht hätte, was ich eigentlich ſprechen wolle, und dann, wo möglich den Schlußperioden zuerſt nieder zu ſchreiben. Der gebe dann das beſtimmte Ziel, zu welchem man ſeinen Gang zu richten habe. Ich befolgte ſeine Weiſung und habe ſie vollkommen zweckdienlich gefunden, will ſie alſo auch Andern bei ihrem erſten ſchriftſtelleriſchen Gehenlernen, hierdurch empfehlen. Folgender Anlaß belehrte mich indeß, daß man nur von ſeinem Gegenſtande recht ergriffen, von ihm erfüllt zu ſein braucht, um ohne jenes Hülfsmittel ſchreiben zu können.

---

*) Engel erzählte mir, eben ſo ſey es dem Philoſophen Garve, wenigſtens als er noch in Leipzig war, gegangen. Engel habe ihm zuweilen die erſten Zeilen ſeiner Schriften niederſchreiben müſſen, dann aber habe Garve ſeine Gedanken ſelbſt auf vielen Bogen ſo klar und richtig fortgeſponnen, daß ſeine Manuſcripte ganz ohne Correcturen, ſelbſt einzelner Worte, geweſen.

Die Theater-Direction hatte ein Exemplar des eben erſchienenen Schillerſchen Don Carlos erhalten. Es ging raſch, kaum von Einer Hand zugeſchlagen, in eine Andere. Auch ich erhielt es von Grohmann auf eine Nacht, die größtentheils dabei durchwacht wurde. Alles war davon entzückt; auch ich. Einem der Geſellſchaft aber fiel es ein, zu rufen: „Wie tief ſteht Voltaire unter Schiller!“ und Andre ſtimmten ihm bei. Das verletzte mich in meinem verehrten Muſterbilde. Ich widerſprach, recitirte gegen jede ſchöne Stelle aus dem Don Carlos, eine eben ſo ſchöne aus einem Voltaireſchen Trauerſpiele und wurde immer heftiger. Grohmann, der Anfangs auch für Schiller Partei ergriffen, hörte bald nur ſchweigend und lächelnd zu. Endlich ſagte er zu mir: „Wohin kann der Wortſtreit führen, als daß Du uns am Ende Allen Bitterkeiten ſagſt. Schreibe deine Vertheidigung Voltaire's auf.“ — „Wenn Du für Schiller ſchreiben willſt!“ fiel ich ein. Er verſprach es. Es wurde ein Abend feſtgeſetzt, an dem unſre Arbeit verleſen werden, und die Geſellſchaft urtheilen ſollte. Mit welchem Eifer ich an die erſte ſchriftſtelleriſche Ausarbeitung ging, die eine Art von Publicum und öffentlicher Beurtheilung erhalten ſollte, mit welchem Herzklopfen ich zu der beſtimmten Verſammlung ging, können die Leſer denken.

Da ſie in dem Seitenzimmer eines Kaffee-Hauſes ſtatt haben ſollte, hatten ſich auch einige der angeſehenſten Gäſte deſſelben es erbeten, ihr beizuwohnen: anſtändige Kaufleute ohne literariſche Bildung, in deren Mienen ich las, daß ſie etwas drolliges darin fanden, daß ich junger Menſch es wage, einem ſo anerkannt reifen Kopfe und in Riga geſchätzten Schriftſteller, wofür Grohmann Allen galt, bis er einer Dienſtleiſtung bedurfte, gegenüber zu treten. Ihr Urtheil war zum voraus gefällt; aber in den Blicken der Literaten, zu denen ſich auch ein Paar mir Unbekannte geſellt hatten, las ich achtendes, freundliches Intereſſe, das mich ermunterte.

Nach meiner beſtimmten Forderung, las Grohmann ſeinen Aufſatz zuerſt. Dieſer war leicht, ſeicht und kurz, offenbar nur Hingeworfen, um den meinigen einzuführen. Dieſer — fiel mir dreißig Jahr ſpäter von ungefähr wieder in die Hände und, den jugendlichen Bilderkram und enthuſiaſtiſchen Flug abgerechnet, fand ich ihn noch recht verſtändig.

Ein Kunſturtheil über die Werke der beiden Dichter zu fällen, hatt' ich abgelehnt, und mich begnügt mit der Bemerkung, Beide hätten ihre gebildete Nation entzückt, müßten alſo wohl nach dem Charakter des Zeitalters, ſehr Werthvolles geleiſtet haben, Voltaire in einer langen Reihe von Dichtungen, Schiller in Fiesko und Don Carlos, zu denen die Räuber und Cabale und Liebe nur gleichſam Vorübungen geweſen. Voltaire hätt' es gethan im Zwange, ſtrenge vorgeſchriebener Kunſtregeln, gleichſam in Feſſeln ſchön getanzt; Schiller mit Beiſeitelegung der Regeln, die ihn beengen konnten: es wäre kein Wunder, wenn er kräftigere Sprünge gemacht haben ſollte. — Voltaire hätte ſein Zeitalter erzogen, die ganze gebildete Welt über tauſend Punkte aufgeklärt: ein Leuchtthurm der durch die Finſterniß Klarheit verbreitet. Schiller hätte in ſeinen Dichtungen einen Reichthum herrlicher Gedanken geſpendet, aber ohne andres Ziel als jeden Einzelnen ſchön auszuſprechen: „ein Feuerwerk das überraſcht, blendet, erfreut, ſchnell erlöſcht und nur die Hoffnung zurück läßt, bald wiederholt zu werden.“ — Voltaire habe durch Witz und

Gründe die Ehre des hingerichteten Britiſchen Admirals Bligh, und des unglücklichen Calas gerettet, eben ſo den Wohlſtand und die Ruhe der Familie des Letztern, Leben und Vermögen der Familie Sirven und das Menſchenrecht der Freiheit der funfzehn aus dem Jura nach Frankreich entflohenen Leibeigenen. — Ich ſchloß: „Schiller — Meine Herren! Was that doch Schiller? —“ Dieſer Schluß ſchien Alle zu überraſchen, denn Alle ſchwiegen eine Minute. Endlich erklärten die Kaufleute „Grohmann habe es doch beſſer gemacht.“ Die Fremden nickten mir einen ſehr freundlichen Gruß zu und entfernten ſich. In meiner Spannung vergaß ich zu fragen, wer ſie wären. — Die bisherigen Gegner Voltaire's ſprachen nicht mehr von ihm. Einer nur murrte noch: Non liquet! Auch das war ein Zugeſtändniß meines Sieges. Grohmann — das Geſicht meines wahrlich edeln Freundes drückte das lebhafteſte Vergnügen aus, und indem er ſich die Hände rieb, forderte er mich dringend auf, ihm meinen Aufſatz für einige Tage zu leihen. Ich weigerte mich anfangs, gab aber bald nach, und er ſteckte ihn, was ich mit Vergnügen bemerkte, nicht, wie den ſeinigen, zerknittert in die Weſtentaſche, ſondern ſorgfältig ſchonend in den

Buſen. Ich brachte den übrigen Abend und einen Theil der Nacht in einer Art Fieber zu. Es war das freudige Bewußtſeyn über ein ungehofftes, erſtes Gelingen, und zugleich ein trauriges Gefühl, daß es keine Frucht brächte, oder bringen könnte, durch die meine üble Lage geändert würde. Darin irrte ich mich indeß, wie man bald ſehen wird. Vorher aber wurde ich noch einmal zum Schriftſtellen hingeriſſen.

Der Schauſpieler Koch (vor wenigen Jahren ſtarb er zu Wien;) hatte ſich mit Meyrer veruneinigt, ſchied aus der Direction und verließ Riga im Jahre 1788. Bald darauf erſchien in einer Königsberger Zeitſchrift eine Schilderung der Bühne zu Riga, worin Koch ſehr erhoben, alle andre Mitglieder aber, Chriſt und Porſch ausgenommen, die ihm bald folgen ſollten, ſehr herabwürdigend behandelt wurden. Mein erſter Aufſatz mußte bekannter geworden ſeyn und mehr gefallen haben, als ich wußte. Ich erhielt ingeheim eine Aufforderung von Meyrer, jenen Angriff zu beantworten. Auch Grohmann forderte mich in der Stille dazu auf. Das ſchien mir ſehr ehrenvoll, aber ich lehnte es mit Widerwillen ab. Da begegnete mir eines Tages meine Pſeudo-Amalie auf der Gaſſe. Der Zauber den ſie einſt auf mich geübt, war zwar längſt verſchwunden, aber ich war jezt ſchon reif genug, in ihr die reizende Frau nicht zu überſehn, und die Schlaue hatte ſehr gut bemerkt, was ich für ſie gefühlt. Sie redete mich an, was noch nie geſchehen war, und fragte mich: „Haben Sie die Königsberger Zeitſchrift geleſen?“ Als ich bejahte, ſezte ſie mit ſchmerzlichem Tone und Thränen in den ſchönen Augen hinzu: „auch ich bin darin angegriffen, und wir haben Niemand, der uns vertheidigt!“ „Ich will es verſuchen!“ ſtammelte ich. „Ach, wenn Sie es wollten!“ ſagte ſie mit einem Seufzer und drückte mir die Hand. „Ich weiß nicht, was ich aus Dankbarkeit thäte!“

Hoch entflammt eilt' ich nach Hauſe und ging an die Arbeit. In zwei Tagen waren eben ſo viel engeſchriebene Bogen gefüllt und in's Reine gebracht. Den Schauſpielern gefiel das Geſchreibſel, weil ſie darin vertheidigt und gerächt wurden. Meyrer ließ mehrere Abſchriften davon machen und verbreiten. Ich glaube, daß er auch an Koch Eine ſandte und an den Herausgeber der Königsberger Zeitſchrift. Ich ſelbſt war höchſt unzufrieden damit, und bald ſchämte ich mich deſſelben ſo völlig, daß ich es nie mehr habe leſen mögen. Hier war es nicht eine werthvolle Aufgabe, die ich zu löſen verſucht, ein Gegenſtand von hohem Intereſſe, den ich erörtert hätte, ſondern ich hatte nur die einzelnen Schmähungen des Gegners, einzeln zu überbieten geſucht, und das erkannte ich bald für ſo unwürdig, daß ich aus Misvergnügen darüber nicht einmal hinging, mir den Dank der Schlauen abzuholen, die mich zu dem Jugendſtreiche verleitet hatte. Auch im Publicum wirkte der Aufſatz mehr nachtheilig, als vortheilhaft. An Koch, der ſchon fortgegangen war, und an Chriſt und Porſch die nur den Ablauf ihres Contractes abwarteten, um auch fortzugehn, verlor die Bühne offenbar die glänzendſten Talente ihres männlichen Perſonals. Chriſt und Porſch hatte ich zwar nicht angegriffen, aber gegen Koch doch manche Bitterkeit geſagt, und viele der Angeſehenſten der Stadt waren ſeine perſönlichen Freunde, und erklärten ſich heftig über mich. Es wäre undankbar, wenn ich hier nicht des edeln Zuges erwähnen wollte, daß Koch's Bruder, der unter ſeinem wahren Namen, Eckart, einen Poſten bei der Regierung beſaß, mich bei jeder Gelegenheit gegen zu harte Aeußerungen mit Wärme vertheidigt, meinen Aufſatz als einen jugendlichen Fehlgriff eines aufſtrebenden Talents entſchuldigt haben ſoll. — Eine unerwartete Wendung meines Schickſals, entzog mich plötzlich dem Gewirre unverdienten Lobes und zu harten Tadels.

Meine erſte Hofmeiſterſtelle.

Einige Tage nachdem meine Vertheidigung der Bühne in's Publicum gekommen war, gab mir Grohmann meinen erſten Aufſatz zurück, und ſagte mir nun, wozu er ihn gebraucht. Er hatte ihn Mehrern, denen er Einfluß zutraute, gezeigt, um mir Unterſtützung zum Beſuche einer Univerſität zu verſchaffen. Einer derſelben war der Oberpaſtor Dingelſtädt geweſen, ein Mann der bei einer etwas bizarren Außenſeite, mit Recht für gelehrt und einen hellen Kopf galt. Dieſer fragte, ob ich mich für irgend ein Fach vorbereitet hätte, und als er hörte, daß das nicht der Fall ſey, ſagte er: „Hoffentlich liegt Merkel mehr daran zu ſtudiren, als Student zu werden; und ſo rath' ich, daß er einige Jahre als Hofmeiſter auf's Land geht, um dort ganz für die Univerſität reif zu werden; was er wohl noch nicht iſt.“ Kurz darauf hatte man ihn erſucht, eine Hofmeiſterſtelle im Hauſe eines wohlhabenden Predigers zu beſetzen und Grohmann kam, mich zu fragen, ob ich ſie annehmen wolle?

Eigentlich war dieſer Antrag eine ehrenvolle Auszeichnung. Es fehlte nie in Liefland an jungen, von der Univerſität zurückgekehrten Männern, die Stellen der Art ſuchten, und ich hatte noch nicht mein neunzehntes Jahr zurückgelegt und nicht einmal den ganzen Curſus eines Gymnaſiums durchgemacht. Ich nahm den Vorſchlag mit einer Freude an, die mich nicht einmal nach dem Gehalte fragen ließ, der eben nicht ſehr glänzend war. Das Schickſal, das mich meine Kindheit ohne Geſpielen hatte zubringen laſſen, und mich bei meinem Austritt aus dem Knabenalter auf mehr als zwei Jahr allein in die Bibliothek meines Vaters verſchloß, führte mich jetzt, da der Jüngling zum Manne reifen ſollte, zum dritten Male in ländliche Einſamkeit zurück. Diesmal brachte ich, eine Unterbrechung von wenigen Monaten abgerechnet, über ſieben Jahre in ihr zu. — Vor 30 Jahren, in meinen „Briefen an ein Frauenzimmer,“ ließ ich drucken, der Stand der Landprediger ſey in den jetzigen Staatsverhältniſſen der Einzige, der etwas Poetiſches hätte. Der Gedanke muß nicht ohne Werth ſeyn. Er blieb in Göthen's Gedächtniß hangen, der ihn, vielleicht zwanzig Jahr ſpäter, als den ſeinigen vorbrachte. Mein Paſtor E. hatte indeß nichts Poetiſches. Er war einer der gutmüthigſten, aber auch der bequemſten Menſchen, die es geben kann. Er beſaß geſunden Verſtand und Frohſinn, doch ohne Anhauch von Geiſt. Er war auf der Univerſität, auch wohl in ſeinem eignen Hofmeiſterleben, nicht unfleißig geweſen, aber ſeit er Prediger geworden, bekümmerte er ſich um die Wiſſenſchaften nicht viel, beſorgte Amt und Landwirthſchaft ohne Nachläßigkeit und ohne Anſtrengung, und liebte ſeine Familie ſehr ruhig, ohne ſich viel mit ihr zu beſchäftigen. Seine Deutſchen, adligen Eingepfarrten, mit denen er übrigens nicht viel Umgang hatte, beſaßen keine ausgezeichnete Achtung für ihn, aber ſie waren ihm Alle gewogen, und in der That war es ſchwer, ihm nur in das volle, jovialiſche Geſicht zu ſehn, ohne ihm wohl zu wollen. Seine Lettiſche Gemeinde ehrte ſeine Rechtlichkeit und Gutmüthigkeit, ohne ihn grade zu lieben. — Seine Frau, die in der Jugendblüthe ſchön und ſchlank geweſen, war, als Tochter eines Landpredigers, zu häuslicher Wirthſchaftlichkeit erzogen worden, und übte ſie jetzt, trotz einer unförmlichen Dicke, mit behender Sorgfalt und Gutherzigkeit, und war eine ſo vortreffliche Mutter, als Wirthin. — Meine Zöglinge, waren drei Knaben von ſo gewinnendem Charakter als ihre Eltern, lebhaft und wohlgezogen, doch noch ohne hervorſtechende Anlagen. Leider ſtarb der Aelteſte von ihnen, der ausgezeichnetſte, in ſeinem zwölften Jahre, an einer Hirnentzündung, oder vielmehr an der Ungeſchicklichkeit des Landarztes, der die Krankheit nicht einmal zu nennen wußte.

Dies war die Familie in die ich trat, zu einem Geſchäfte, das mir ſehr neu war. Gleich zum Anfange fühlte ich bei demſelben lebhaft, daß Dingelſtädt's Zweifel gegen die Reife meines Wiſſens gegründet war. Es war voll Lücken, da meine eigne Schulbildung ſo unregelmäßig geweſen. Ich bemühte mich indeß ſehr eifrig, jene Lücken zu füllen, und vollkommener zu erlernen, was ich lehren ſollte. Im erſten Halbjahre wurden faſt alle meine freien Stunden dazu angewandt, und erſt als ich fand, daß ich mit Zuverſicht das Geſchäft des Lehrens üben könnte, wandte ich mich zu höherm Studium zurück, zu dem die Bibliothek meines guten Paſtors aber keine Hülfsmittel darbot. Sie beſtand nur aus drei oder vierhundert Bänden, theologiſchen und landwirthſchaftlichen Inhalts. Mein eigner Büchervorrath war klein. Deſto lebhafter beſchäftigten mich bald eigne Arbeiten, und der weitere geſellſchaftliche Lebenszirkel, mit dem ich allmälig, aber ſehr langſam, in Berührung kam.

Geſelligkeit des Landlebens in Liefland, vor funfzig Jahren.

Der Liefländiſche Adel ſtand damals in geſellſchaftlicher und ſtaatsbürgerlicher Rückſicht, in einer merkwürdigen Uebergangs-Periode. Er zerfiel, dem erſten Anblick nach, faſt nach dem Alter der Einzelnen und ihrer Diplome, in verſchiedene Claſſen. Der erſte adliche Gutsbeſitzer den ich beſuchte, war ein reicher, hochbejahrter Greis, Herr zweier unverſchuldeter, einträglicher Güter. Ich fand ihn in einem großen, wunderlichen, von ihm ſelbſt erbauten Hauſe, das durch eine bedachte Durchfahrt in zwei Hälften getheilt war, und keinen Hofplatz hatte. Hier ſaß er in einer ärmlich meublirten Stube, in einem altfränkiſchen Rocke, aus hausgeworkenem Wollenzeuge und las ſeiner eben ſo einfach in häusliche Fabricate gekleideten, alten Gattin gegenüber, aus dem „Leben des Simplicissimus“ vor. Ich aß bei ihm zu Mittage. Wir hatten zwei ſehr einfache, aber wohlſchmeckende Speiſen, und tranken gutes Bier dazu. Das Oeffnen einer, mit viel Umſtändlichkeit aus dem Keller gebrachten Weinflaſche verbat ich, da nur neben meinem Couverte ein Glas ſtand und ich keinen Wein mochte. Der Mann hatte übrigens früher wegen ſeiner juriſtiſchen Gelehrſamkeit gegolten, auch ein bedeutendes vom Adel beſetztes Richteramt bekleidet, beſaß eine ſchätzbare Sammlung älterer Werke und intereſſanter Urkunden, — und was noch mehr werth war, einen äußerſt rechtlichen und humanen Charakter. Ich lernte ihn ſehr hoch ſchätzen. Weiterhin werd' ich noch einmal von ihm zu ſprechen haben.

Ein zweiter von bedeutend jüngerm Alter und Adel, bewohnte ein nicht unzierliches Landhaus, das aber mit Canapées und Stühlen von Stroh und meiſtentheils ungebeizten hölzernen Tiſchen meublirt war, ungeachtet er auch für einen wohlhabenden Mann galt. Seine nähern Bekannten nannten ihn „ſehr fromm und ſehr piffig," zwei Eigenſchaften, die ſich bekanntlich recht gut mit einander paaren. Er war unverheirathet, aber zwei artige leibeigene Mägde, die in den Zimmern aufwarteten, ſchienen viel Vertrauen gegen ihn zu äußern, und in den Geſichtern von ein Paar Knaben, die im Hofe und Hauſe herumliefen glaubte ich Aehnlichkeit mit ihm zu finden. Er unterhielt uns von Pferden, von der Jagd, ſeiner Landwirthſchaft, am weitläufigſten aber von der Verderbtheit der Welt. Später erfuhr ich, daß er bei ſeinen Verwandten ſeiner ſalbungsvollen Reden halber, der Ritter St. Jörgen hieß.

Der Prediger eines benachbarten Kirchſpiels, den ich ein Paar Tage beſuchte, forderte mich auf, zu Mittage auf dem Schloſſe zu ſpeiſen, wohin er eingeladen war und wo man meine Anweſenheit ſchon wußte. Er ſchlug mir vor, den Weg zu Fuße zu machen um den Park zu beſehen. So wurde nämlich ein zu allerlei Gängen gelichteter Birkenbruch genannt, worin Hütten mit hölzernen Einſiedlern und dergleichen angebracht waren, in deſſen Mitte aber ein den Muſen durch eine franzöſiſche Inſchrift gewidmetes Tempelchen ſtand. Indem wir durch die verſchlungenen Gänge langſam hingingen, machte der Prediger lächelnd mich auf den Baron aufmerkſam, der ſeitwärts ſchnell durchs Gebüſch nach dem Tempelchen ſchlüpfte. Als wir bei demſelben ankamen, ſtand es offen, war aber leer, und auf einem

Leſepult lagen Lavater's phyſiognomiſche Fragmente, in der ſchönſten Ausgabe, aufgeſchlagen, bekanntlich ein theures Werk. — Die Tafel des Barons war mit ausgeſucht feinen Speiſen und Weinen beſetzt, und Diener in eleganter Livrée warteten auf. Am Abend wurden wir in einen andern Saal geführt, wo die Capelle des Barons, aus eingelernten Leibeigenen zuſammengeſetzt, unter Anführung eines Mannes, der Muſikdirector genannt wurde, ein Concert aufführten. Der Baron ſelbſt nahm auch ein Inſtrument. Nur Eins machte bei allen dieſen Herrlichkeiten einen ſtörenden Eindruck, die trübe, faſt kummervolle Miene ſeiner kinderloſen Gemahlin. Es hieß, ſie ſey kränklich; aber ich erfuhr, daß ſie ſich nur über die theuren Poſſen grämte, die der Baron von ihrem Vermögen trieb, nach dem er das ſeinige längſt vertändelt.

In dem Hauſe eines vierten Gutsbeſitzers fand ich feinen, frivolen Ton und völlig ſtädtiſche Lebensweiſe. Die Damen laſen die neueſten Schauſpiele und Romane, ſpielten Clavier, beurtheilten die Bühne zu Riga, u. ſ. w. Der Familienvater war dann freilich noch vor wenig Jahren dort Kaufmann geweſen und hatte ſich ſein Diplom aus Wien verſchrieben.

Auf einem fünften Gute des Kirchſpiels lebten ein Paar alte Wittwen, Schweſtern des Grafen D. dem das Gut gehörte. Die Eine mochte in ihrer Jugend ſchön geweſen ſein, hatte einen gelehrten Gatten gehabt und in ſtädtiſchen Zirkeln gelebt. Sie hatte ein ſtädtiſch feines ſtrufes Benehmen, das ſie mir langweilig machte. Die Andre war bucklig, häßlich und hatte ſehr ländliche Manieren. Ihr Gatte, ein Baron L., war ein Vetter des berühmten Feldmarſchalls dieſes Namens geweſen und, nach ihrer Verſicherung, auch des durch ſeine wunderbare Reiſe bekannten Münchhauſen. Das machte mich anfangs aufmerkſam auf ſie, aber auch ſpäter hörte ich ſie gern ein halbes Stündchen an, denn in aller Einfalt machte ſie in ihren nie endenden Erzählungen Schilderungen, die durch die gutherzige Naivität mit der ſie Alles auf's Umſtändlichſte herausſagte, oft ſehr piquant wurden, und helle Blicke in das häusliche Leben vieler Landedelleute thun ließen. Auf ihren gleichnamigen Vetter war ſie nicht gut zu ſprechen: er ſey rauh und unmanierlich gegen Damen geweſen, darum habe auch Nichts aus ihm werden können, und er ſey als Lieutenant in die weite Welt gegangen und verſchwunden. Ich erinnerte ſie, daß er ſich doch endlich als ausländiſcher Feldmarſchall wieder gefunden habe; aber aus einem ausländiſchen Feldmarſchall machte ſie ſich nicht viel. Münchhauſen, der wirklich in Liefland Verwandte gehabt und ſie beſucht haben ſoll, behauptete ſie perſönlich gekannt zu haben, und lobte ihn als einen ſehr artigen, und doch dabei geſetzten, vernünftigen Mann. Ich gab ihr ſeine Reiſen. Sie ließ ſich das Büchelchen vorleſen und hörte mit großer Andacht zu, fragte mich aber doch bei der Rückgabe, ob alles darin Erzählte wohl ganz zuverläßig ſey? — Dieſe alte Couſine oder Nichte des Feldmarſchalls L. beſaß doch ein Talent auf das ſie ſtolz war, und das ſie mit einem faſt enthuſiaſtiſchen Eifer übte. Sie buk vortrefflich Waizenbrodt und Kuchen. Die gutmüthige Paſtorin pflegte daher, wenn die Baronin ſie beſuchte, gleich, zu ihrer Unterhaltung, Anſtalten zum Backen treffen zu laſſen. —

In den Häuſern ſolcher Edelleute die im Auslande Reiſen gemacht und ſtudirt hatten und als Beamte einen großen Theil des Jahres in Riga zubrachten, pflegte ein reeller, gebildeter Ton, ſelbſt ein hoher zu herrſchen, doch dieſe gehörten nicht mehr zum Landadel, und zuweilen dauerte der Ton nur ſo lange, als ihre Landnachbarn nicht bei ihnen in bedeutender Zahl zuſammen trafen. Dann kehrte oft die alte, in vorigen Zeitaltern gebräuchliche Weiſe zurück. Ich ſelbſt habe in dem Hauſe eines ſehr gebildeten adligen Beamten einer Hochzeit beigewohnt, auf der 60 bis 70 Gäſte, und vielleicht eben ſo viel Pferde, acht Tage beiſammen blieben, und die ſich in manchen Momenten einer bekannten Schilderung ein wenig näherte, die Ruſſow in ſeiner Chronik aus dem 16. Jahrhundert gab, nur daß das beſeelende Princip hier, nicht auf dem Gute ſelbſt gebrautes Bier oder Meth, ſondern theurer Wein war. —

(Als ich 15 Jahr ſpäter aus Deutſchland nach Liefland zurückkehrte, war die vormals reiche Familie verarmt und ihre Güter waren in fremden Händen, — wegen des Unterſchiedes zwiſchen Bier und Wein und des Uebrigen, was zu beiden gehört.)

Bei dieſer großen Mannigfaltigkeit, von der ich nur wenige Züge angeführt habe, läßt ſich nicht wohl eine allgemeine Schilderung vom Leben des damaligen Landadels entwerfen. Nur in Einem Punkte ſtimmten alle Glieder desſelben überein, die Edelgeſinnten wie die Niedrigdenkenden, Gebildete und Ungebildete, Männer und Damen, nämlich in der Ueberzeugung, daß die Völker aus deren Elend ihr Wohlſeyn herfloß, die Letten und Eſthen, völlig rechtlos ſeyen. Man dachte gar nichts Arges dabei, wenn man ſich gegen ſie der Willkühr überließ, und hielt jede Beſchränkung derſelben durch Geſetze, für eine Kränkung der uralten Privilegien des Adels. Das war aus der Herrſchaftszeit des Ordens, auf ſeine Inteſtat-Erbin, die Ritterſchaft, übergegangen, und ſchien ſich ſo von ſelbſt zu verſtehen, daß weder in der Unterwerfungsacte des Heermeiſters, noch in dem Privilegio, das König Sigismund Auguſt dem ganzen Lande ertheilte, ein Wort von dem Rechte der Bauern geſprochen iſt, von dem Adel nur menſchlich behandelt zu werden; und alle je zuweiligen Bemühungen Polniſcher, Schwediſcher und ſelbſt Ruſſiſcher Regenten waren entweder eludirt, oder ſchnell wieder vergeſſen worden. —

Eine Erſcheinung fiel nur auf. Bis zur Einführung der Stadthalterſchafts-Verfaſſung waren Titel, Ehrennamen ohne dazu gehöriges Amt, ſo ſelten, daß es in Riga ſo viel ich weiß, zwanzig Jahr hindurch nur Einen gab, einen angeſehenen Beamten, der Rath hieß, und deshalb auf mancherlei Aufmerkſamkeiten und Rechte Anſpruch machen konnte, und ſie erhielt. Hier auf dem Lande gab es viele höhere, beſonders Hoftitel, als Kammerherr u. ſ. w. und noch mehr militäriſche, deren Beſitzer aber weder amtliche, noch höfiſche, noch militäriſche Bildung zeigten. Von den militäriſch Betitelten trugen die Aelteren nie Uniform, die Jüngeren aber bei jedem Beſuche. Ich erfuhr: die Civil-Titel waren theils in Deutſchland, theils in Pohlen, die höhern Militär-Titel aber alle in Pohlen erkauft, wo man für hundert Ducaten General heißen konnte. Die jüngern Pſeudo-Militärs in Uniform, ſtammten aus einem in Rußland ſelbſt einheimiſchen Mißbrauche her. Es ſtand nämlich jedem Edelmann frei, ſeine Söhne in der Kindheit, für Geld als Unterofficiere in irgend eins der Kaiſerlichen Garderegimenter einſchreiben zu laſſen. Die Abſicht der Erlaubniß war vermuthlich, damit die Eingeſchriebenen gleich von kleinauf zum Kriegsdienſt gebildet werden ſollten; die Sorge dafür überließ man verſtändigen Eltern. Die Einrichtung gefiel ſo ſehr, daß eine Garde von 3000 Mann, 12000 Unterofficiere gehabt haben ſoll; daß aber die Armee dabei gewann bezweifle ich. Die Knaben erhielten zu Hauſe eine alltägliche Erziehung und wuchſen in ländlicher Sitte auf, bis ſie acht oder zwölf Jahre in der Regimentsliſte geſtanden hatten; dann bewirkte ein neues Geldopfer ihre Auslaſſung zur Armee, als Lieutenants, Capitäne auch wohl Majore, da der Dienſt in der Garde einen viel höheren Rang in der Armee gab. Die Reichern oder Bequemern nahmen zugleich ihren Abſchied, ſpielten zeitlebens in den Geſellſchaften den Militär, und nahmen oft ſehr ſtrenge, die Rechte eines Solchen in Anſpruch; die Andern wurden in die Regimenter vertheilt und raubten, ohne den Dienſt zu verſehen, alten erfahrnen Officiers die Beförderung. Die Beſten mögen ſich ernſtlich bemüht haben, die Lükken ihrer Militärbildung durch eifriges Erlernen auszufüllen. — Kaiſer Paul hob das ganze Unweſen auf. So viel ich weiß, verabſchiedete der Monarch alle nicht dienſtthuenden Unterofficiere der Garde mit einem Male als Solche, und dieſen Titel werden ſie wohl nicht in den Geſellſchaften zur Schau getragen haben. Ob von jenen Titulär-Offizieren noch Manche leben, weiß ich nicht. Ich kenne Keinen. Gewiß iſt es, daß die verſchiedenen Cadetten Corps der Armee jetzt unendlich mehr Vortheil bringen, als jene Einrichtung. —

Das geſellſchaftliche Leben in den Prediger-Häuſern war wenig von dem in den adligen verſchieden, und eben ſo mannigfach nuancirt, nach der größern oder geringern Einträglichkeit der Pfarren, dem Alter und der Bildung des Predigers. Von Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt war faſt nirgend die Rede, — außer unter den Hofmeiſtern, großentheils jungen Ausländern, die ſo eben von einer Univerſität, folglich aus dem Auslande kamen und dort wegen ausgezeichneten Wiſſens und Bildungsgrades gewählt und empfohlen worden; aber auch bei dieſen nur mit einiger Lebhaftigkeit, bis ſie ſich eingelebt hatten, das heißt in den nicht literariſchen Intereſſen untergegangen waren. Das mußte um ſo ſchneller geſchehn, da es faſt gar keinen literariſchen Verkehr zwiſchen Liefland und Deutſchland, alſo noch weniger mit andern Ländern gab, Rußland aber ſo gut als keine Literatur hatte. Die einzige Buchhandlung der Provinz, zu Riga, lieferte Alles ſehr ſpät, und nur zu enormen Preiſen; noch theurer aber war die Poſt mit den wenigen gelehrten Blättern, die damals in Deutſchland erſchienen. Andere als gelehrte gab es damals noch nicht und dieſe waren meiſtentheils mit ſtockgelehrten Recenſionen gefüllt, die jüngere

Geiſter nur anziehen konnten, ſo lange ſie ſelbſt mitten im gelehrten Treiben weilten.

Dieſe Bemerkungen machte ich gröſtentheils erſt im dritten und vierten Jahre meines Landlebens, da mich eine Verbindung, deren ich ſpäter erwähnen werde, mehr in die Geſellſchaft führte. Die erſten beiden Jahre verbrachte ich ſehr einſam. Paſtor El. hatte wenig Umgang mit ſeinen Eingepfarrten, und erhielt faſt nur von ſeinen Verwandten, Kaufleuten zu Riga, die etwa Feſttage zu einer Reiſe von zehn Meilen anwenden wollten, Beſuche. Im ganzen Kirchſpiele gab es nur einen Hofmeiſter, einen jungen Mann von Geiſt und Gelehrſamkeit, der aber ſehr hypochondriſch war. Unter den Eingepfarrten hatte nur der zuerſt genannte achtzigjährige Greis Intereſſe für mich, wegen ſeines originell gutmüthigen Charakters, und ſeiner literariſchen Reminiſcenzen, die aber faſt nur die Liefländiſche Geſchichte betrafen; dann aber auch wegen ſeines ſichtlichen Wohlwollens gegen mich. Dies hatte ich mir, mehr noch als durch meine aufmerkſame Lernbegier wenn er ſprach, durch folgenden Vorgang erworben, der mir ſehr charakteriſtiſch ſcheint.

Bei einem Ritte, den ich im Spätherbſt, als der erſte gefallene Schnee noch zu dünn für die Schlittenfahrt war, zu ihm machte, hatte ich an einer Stelle des dichten Waldes durch den der Weg ging, ein ſonderbares Brummen gehört. Ich erzählte es und erfuhr, daß dort ein Bär ſein Lager hätte. Als ich zur Rückkehr auf's Pferd ſteigen wollte, beſtand mein alter Gönner darauf, mir einen Knecht mit zugeben. Ich fragte: „Wird Jannis mich beſchützen können, wenn der Bär mich anfällt?“ „Das nicht; vielleicht aber fällt er nicht Sie an, und man hat doch mehr Muth, wenn man nicht allein iſt.“ — „Aber Jannis wird doch allein zurück reiten müſſen.“ — Nun, der Bauerkerl! — „Ich würde mich ſchämen, rief ich, daß Jannis mehr Muth haben ſollte, als ich!“ und galoppirte davon. Als ich den Alten wieder beſuchte, (der Bär war indeſſen erlegt,) lobte er meine Herzhaftigkeit und fragte, — ob meine Familie nicht eigentlich von Adel ſey? — — Ich erinnerte ihn ſehr ernſthaft, daß er von dem Bauern Jannis noch mehr Muth erwartet. „Ach, der muß wohl, wenn ich's befehle!“ antwortete er. — —

Um den Vorgang in ſein wahres Licht zu ſtellen, muß ich hinzuſetzen, wir wußten Beide, daß der Bär ſelten ungereizt Menſchen anfällt, und wenn er in's Lager gegangen, oft ſehr ſchwer aus ihm hervor zu treiben iſt, und daß ich oder Jannis Das nicht verſuchen würde, verſtand ſich.

Meine poetiſche Zeit.

Seit ich im Jahre 1800 zuerſt — nicht Herr Wolfgang Menzel; — und zwar durch meine „Briefe an ein Frauenzimmer," dem kritiſchen Pedantismus in Deutſchland — eben nicht die Feder aus der Hand genommen, aber doch gezeigt hatte, daß man Kritik auch auf eine — andre Weiſe üben könne, waren die Literatur-Zeitungen übel auf mich zu ſprechen. Die damalige Jenaiſche gab alſo, beinahe ein Jahr nachdem mein „Wanema Ymanta" (1802) erſchienen war, eine Beurtheilung davon, die mancherlei daran ausſezte, aber doch auch hinzufügte: „Ich beſäße unſtreitig dichteriſches Talent." Die Wahrheit zu ſagen, hab' ich ſelber das immer geglaubt; ob mit Recht, werden die Leſer nach dieſem Abſchnitte beurtheilen können, und zugleich ſehen warum ich demungeachtet nicht ſuchte, mich unter den Verſificatoren Deutſchlands bemerkt zu machen.

— Die Einſamkeit in der ich auf P. lebte und der Mangel an neuen Schriften, erregte meinen eignen Productions=Trieb mit größerer Lebendigkeit, als er vielleicht ſonſt erwacht wäre. Ich ſchrieb vielerlei, faſt täglich Etwas, verbeſſerte es, feilte, ſchrieb es um, und warf es dann bei Seite, ohne daß es Jemand geleſen hätte. Ich wußte Niemand, dem ich es mittheilen könne, auch wenn meine Autor=Verſchämtheit es erlaubt hätte; aber ich bemerkte, daß ich bei dieſen Arbeiten täglich mehr Leichtigkeit und Gewandheit im Vortrage meiner Gedanken erwarb, von denen ich bald zum Streben nach der lichtvollſten und eindringlichſten Ordnung derſelben, und nach Correctheit des Styls überging. Dieſe Zeit war meine eigentliche Vorſchule zur Schriftſtellerei. Worüber ich ſchrieb? Ueber jeden Gegenſtand, jeden Gedanken der mir intereſſant wurde, und ich that es um ſo kühner, da ich der einzige Leſer und, in der Regel, der rückſichtloſeſte ſtrenge Beurtheiler davon ſeyn wollte.

Eines Tages hörte ich zum Beiſpiel über das gefabelte Daſeyn einer weiblichen Freimaurerei, die Mozſenloge, ſprechen. Ich dachte mich zum Secretär derſelben gewählt, und arbeitete eine Aufnahmsrede dazu aus, die mir viel Unterhaltung gewährte und zweimal umgearbeitet wurde. Der Gegenſtand derſelben war eine dringende Aufforderung der Frauenwelt, ihre gerechten Anſprüche auf ausſchließende Ausübung in allen Fächern des geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Wirkens, geltend zu machen. Meine Argumente dafür waren ſchlagend. Ich erinnerte daran, daß oft der wortreichſte Kanzelredner, wenn er nach Hauſe käme, von ſeiner Frau viel eindringendere Ermahnungen erhielte, als er vorzubringen vermocht, und folgerte daraus, daß er doch wohl pflichtgemäß handeln würde, ihr die moraliſche Beſſerung der Gemeinde abzutreten. Ich berief mich darauf, daß der gewandteſte Advocat, dem kein männlicher Gegner abzugewinnen vermöchte, doch in der Regel gegen ſeine Gattin den Kürzeren zöge. In Rückſicht der Medicin führte ich an, daß den Frauen nicht nur von Natur, ſo bald ſie alt würden, ohne alles Studium, gleichſam durch Offenbarung, eine Menge von Arzneimitteln kund würden, welche die männlichen Aerzte nur anzuſtaunen, nicht zu begreifen vermöchten; ſondern daß ſchon aus den Dienſten, welche die ſelige Frau Gräſin von Abiſag Sr. Majeſtät dem Könige David geleiſtet unwiderſprechlich hervorginge, die Frauen ſeyen dazu berufen, Arzt und Arznei zugleich zu ſeyn. Für die Schriftſtellerei käme es nur darauf an, ihre von Natur ſo gelenkigen Finger an die Fertigkeit ihrer Zungen zu gewöhnen, um jeden Meßkatalog auf das Dreifache anſchwellen zu laſſen, u. ſ. w.

Ich ſchrieb, ſchon mit entſchiedener Hinneigung zum Poetiſchen, unter dem Titel: „Lieflands Parnaß,“ eine mit Verſen untermiſchte Satyre auf die Hochzeitdichter, deren es damals in Riga ſehr viele und ſehr abgeſchmackte gab, und auf ihre Gönner. Der Hauptgedanke derſelben iſt zu dem „Feierblatte“ in meinen „Briefen“ benutzt, das ich in den „Kritiſchen Antiken“ wieder abdrucken ließ. Ich ſchrieb ferner eine „Altliviſche Sage“ aus der Zeit der Unterjochung Lieflands durch die Deutſchen. Dieſe Sage machte die Grundlage des „Wanema Ymanta“ den ich zwölf Jahre ſpäter ausarbeitete, um ihn dem Kaiſer Alexander zu dediciren, und den Monarchen zur Herſtellung der Bauernfreiheit zu bewegen.

Mein erſtes regelmäßiges Gedicht gehörte dem Gefühle an, das ſeit meiner Kindheit mich am meiſten und lebhafteſten beſchäftigte, dem der hohen Ungerechtigkeit in der Behandlung der Bauern. Es war ein Lied mit der Ueberſchrift: „Klageruf des leibeignen Ketten ꝛc.“ und muß nach der erſten Strophe, deren allein ich mich erinnere, kräftige Stellen enthalten haben. Sie hieß:

Weh mir! Was ſoll ich auf Erden?
Schufſt du zu Qualen mich nur
Vater der großen Natur?

Eh' ich noch war, was verbrach ich,
Daß ich den gräßlichen Pfad
Durch's Seyn zur Vernichtung betrat? —

Zum ein und achtzigſten Geburtstage des alten Nachbars, ſchrieb ich einen Glückwunſch — oder was man will, — der das Erſte war, was von meiner Feder gedruckt wurde. Auch von dieſem weiß ich nur noch ein Fragment, den Schluß; und die Leſer ſind vielleicht damit zufrieden, daß es nicht mehr iſt, da ich glaube ihn mittheilen zu dürfen, zur Charakteriſtik meiner Poeterei. Er hieß:

„Nein von Ehrſucht drängte nicht,
Wie die Motte zu dem Licht,
Je zu Fürſten ſich der Weiſe!
Wenn ihm keine Zeitung dankt,
Segnet ihn der Arme leiſe;
Wenn er nicht in Marmor prangt,
Und kein wohlgerathen Morden

Ihn verſah mit Glanz und Orden,
Lohnt Bewußtſeyn ihn und Gott!
Lieblich ſey ſein Abendroth!
Fern — und ſanft wie Cynthiens Schein,
Müſſe ſein Erlöſchen ſeyn!“

Froher gerathen war eine Jagdromanze aus eben der Zeit. Der Ritter Sanct George hatte mich und zwei junge Edelleute, von denen der Eine gewöhnlich Fabian genannt wurde, zur Jagd eingeladen. Ich ritt ein Stündchen mit, ohne daß mich das Toben vergnügte; dann ſezte ich mich auf die mit Vorrath zum Frühſtücken gefüllte Droſchka (char à banc,) die der Jagd folgte, aß einige Biſſen, trank ein Glas Wein und ſchrieb mit Beibehaltung der Jägerausdrücke, ſo viel ich ihrer wußte.

Krebsroth der Oſten zu glühen begann [1])
Die Lerchen ihr Morgenlied ſangen,
Als Ritter Veit, Görgen und Pavian
Zu Gaule ſich muthiglich ſchwangen.
„Ha! Schmach euch, entartete Weichlinge, Schmach!
Wir jagen vor Tage den Haſen nach!“

---

[1]) Ein Vers des Hudibras.

Ihwaß! Melangus, greif aus! Greif aus!
Ha, Rammler, dein Tocht iſt verglommen!
Bereite dein Seelchen, beſtelle dein Haus!
Dein ſeliges Stündlein iſt kommen!
— — — — — — — —
— — — — — — — —

— — — — — — — —
Da bricht die Jagd aus den Büſchen.
Und Pav vom ſpringenden Renner herab,
Blitzt Tod und Verderben dazwiſchen: —
„Brav!" riefen die Ritter, da ſie das ſah'n,
„Sic itur ad astra, Herr Pavian!"

Doch als ſie jauchzend [2]) jetzt näher ziehn,
Wie hängen ſie Ohren und Naſe!
Denn wohlgemuth ſchränket [3]) der Ramler dahin,
Melangus liegt ſchweißend [4]) im Graſe,
Und Ritter Pav raufet ſein flachsgelbes Haar!
„O daß ich zum Unglück geboren war!"

Der Ritter ergießt ſich in bittern Klagen, die — ich vergeſſen habe und ſchließt mit dem wehmüthigen Wunſche der jammernden Dido: [5]).

---

2) Jagdausdruck für jubeln;
3) für laufen
4) für blutend.
5) Si quis mihi parvulus aulá
Luderet Aeneas, qui te tamen ore referret.

„Ach, daß nicht zum mindeſten dein ähnliches Bild,
Ein kleiner Melangus im Hofe mir ſpielt!"

Da ſtreicht ſich voll Salbung Sanct Görgen den Bauch,
Und ruft mit Räuspern und Blaſen,
Die Hände gefaltet nach frommen Gebrauch:
„Nach droben richtet die Naſen,
Und ſchweiget den Schmerz! Vollkommner als hier
Kläfft er im himmliſchen Jagdrevier!"

Daß ich auch dieſe Romanze weder meinen Jagdgenoſſen, noch meinem guten Paſtor vorleſen durfte, verſteht ſich.

Am liebſten ſchrieb ich kleine phantaſtiſche üppige Dichtungen in denen Proſa und Verſe abwechſelten. Meine Muſter dabei waren die „Reiſe von Lachapelle und Bachaumont" und Voltaire's „Tempel des Geſchmacks." Erſt ſpäter, da ich die Deutſche Literatur näher kennen lernte, fand ich, daß ſie aus den frühern Jahren Wielands, Jakobi's und Gerſtenbergs, Tändeleien der Art beſaß, die jene an Anmuth weit hinter ſich ließen, wenn auch nicht an Witz. Mich wundert, daß dieſe Dichtungsart nicht häufiger geübt worden, da ſie ſo reich an Genuß für den Dichter ſelber iſt. Die Bequemlichkeit dabei, was dem Sinne nach proſaiſch iſt, in Proſa zu ſagen und ſo bald Gefühl oder Phantaſie einen Aufſchwung nehmen, ihren Flügelſchlag frei in jeder Versart nach zu ſingen, den ſie gleichſam ſelbſt aus dem Gegenſtande hervor tönen laſſen, hat unbeſchreiblich viel Reiz für den Dichtenden ſelbſt. Sie läßt wirklich mit Leichtigkeit Schönes hervorgehn, wenn er anders Genie, zum Dichten, nicht bloß Talent zum Verſificator hat.

Von meinen Dichtungen der Art, von denen Keine dem Publicum vor die Augen gekommen iſt, ſchwebt mir nur noch Eines fragmentariſch im Gedächtniß. Es hieß: „Triumph der Liebe über die Empfindſamkeit.“ Zwei ſehr verſchiedene Amors kämpften darin um ein liebendes Paar, durch Wunder die ich nicht nacherzählen mag. Der Eine derſelben:

Auf veilchenblauem Wolkenwagen
Ward langſam er herbei getragen.
„Ihn zog ein Turteltauben-Paar,
Das Rauſchen ihrer Flügel war
Wie wenn ein Nönnchen Sehnſucht girrt.

„Des Gottes Arme hingen laß;
Die bleichen Wangen waren naß;
Es ſeufzten laue Abendwinde

Leiſ' in den Schleifen ſeiner Binde
Die nicht um's Aug', als Schürze niederhing.

Statt der Amoretten hatte ich ihm ein Gefolge von Undinen mit Vertugaden von Jasminblüthen, gegeben; zuletzt aber:

Mit den Piſtolen in der Hand
Kam Werther hinter drein gerannt.
Noch floß aus der durchbohrten Stirne
Sein dickes Blut und dünn Gehirne
Ihm auf den gelben Bruſtlatz hin.

Der andre Amor dagegen kommt

Leicht wie ein Roſenblatt wo Zephyr gaukelt, bebt.
Auf purpurfarbner Muſchel hergeſchwebt,
Wie Wieland und Anakreon ihn ſah'n.
Ihn zogen ein ſtattlicher Hahn,
Ein Maulwurfspärchen und zwei Spatze,
Altvater Ovid und eine Spaniſche Katze.

Um ihn iſt Luft und Erde voll Scherz und Toben.

Ihn umgaukeln und umgreuln
Glühend von genialiſchem Feuer,
Schmetterling und Ungeheuer.

Unter den Letztern

Taumelt ein grämlicher Bär
Gleich trunkenen Faunen daher.
Der ſtarren Heimath Reif
Blitzt noch in den ſchwärzlichen Zoten
Und panzert mit Eis den unförmlichen Leib.
Liebreich umhalſen die kralligten Pfoten
Sein zärtlich brummendes Weib.

Daß dieſer Amor ſingt, iſt natürlich, indeß der Andre

In Thränen die er ſelbſt vergießt,
Und Biſamduft zerfließt.

— Dryden's Alexander's feast und Popen's Ode on Cecilia's day machten mich auf die Geheimniſſe und höhern Schönheiten der Verſification aufmerkſam, und muthig eiferte ich ihnen nach in einer „Ode für Muſik" auf den Ruſſiſchen Krieg mit den Türken. Wie es mir gelang? Wenigſtens die beiden erſten Abſchnitte, oder wie man ſie nennen will mögen hier Platz finden. Die Leſer werden ihnen um ſo eher Nachſicht ſchenken da das Ganze, von dem nur noch eine halberloſchene Abſchrift da iſt, ihnen wohl nie vor die Augen kommen wird.

I.

Kathrinens Scepter ſegnet
Ein Heer von Nationen,

Und Heil und Bildung winkt es
Herab auf ganze Zonen.
In ſeinem Schatten küſſen ſich
Tartar und Ruſſe brüderlich. —
Seht! die Zwietracht ſchüttelt ihr Haar,
Schüttelt ihre Fackel!
Dumpfes Murren, Glut umbrauſt
Mahmud's Tabernakel!
Es kreiſcht die Trompete, ſtöhnt
Heiſcher und rauh! Es dröhnt
Wirbelnd die toſende Trommel und dehnt
Den Buſen der brandgelben Männer mit Wut.
Es zuckt den blinkenden Säbel
Der Emir, der tobende Pöbel
Und heult nach Blut.
Umſonſt daß Weib und Säugling vor ihm liegt
Und flehend ſich um Hals und Knie ſchmiegt.
Er ſtößt mit wildem, blutgierigem Blick
Die Armen zurück!
Mordluſt ſchwellet ſein Herz,
Wie ſeine Wehren von Erz; —
Und der Mufti weiſſagt Glück!

II.

Glück auf! Glück auf, Ruthenia!
Schützt Dich die große Mutter nicht?
An deren Götter-Sinn der Feind
Wie der Orkan am Felſen bricht.

Schon donnern ihre Rächerblitze hin,
Die hohe, ſieggewohnte Schaar!
Die Erde dröhnt! Oczakow, ſeht!
Wird ihres Muthes Hochaltar.
Bebet, Moslem, bebet!
Rußlands Adler ſchwebet
Schwebet die Felſen hinan!
Ob euch Mahmud ſchütze
Vor Kathrinens Blitze
Nun ihr Strafgericht begann!
Hört, wie mit Poſaunentönen
Rußlands Schutzgeiſt ſeinen Söhnen
Sieg verbürgt!
Seht ſie Heere morden
Wie der Hauch aus Norden
Mücken würgt!
Zerſchellt ſind die Mauern, die Gräben gefüllt!
Mit Schrecken gewappnet, in Grauſen gehüllt
Kerbet ſich Meyendorf blutige Pfade
Durch Eis und Schnee
Zur felſigen Höh —
Schon winſeln die Feinde um Gnade! —
Weine, Rußland, weine!
Deine Helden, Deine
Söhne —
Schon hat ſie Potemkin gerächt
An Mahmud's Verräther Geſchlecht!

Er ſchüttelt zu Graus die felſige Veſte!
Begoſſen mit Strömen Osmaniſchen Blutes
Sey ſie ein Denkmal des Ruſſiſchen Muthes, —
Diene ſie Eulen zum Neſte!

Dieſe Ode die, beſonders in der Schilderung einer Siegerſchlacht des Fürſten Repnin, Züge enthielt, die mir noch jetzt gelungen ſcheinen, und faſt alle Ruſſiſche Heerführer namentlich feierte, hätte in andern Verhältniſſen ihrem Verfaſſer vielleicht eine glänzende Laufbahn eröffnen können. Sie blieb mein ausſchließliches Geheimniß und war in meinen Augen bald nur eine Spielerei, für die in Riga Niemand Sinn gehabt hätte. Auch iſt die Tonmalerei, wo man ſie als Hauptſache behandelt, im Grunde nicht viel mehr als Künſtelei.

Mich hatte ſie indeß geübt und vergnügt, und ich beſchloß ſie in einer größeren Arbeit anzuwenden. Ich that es in einer freien Ueberſetzung von Popen's „Lockenraub" die 1798 zu Leipzig gedruckt wurde, bei wem? weiß ich nicht mehr, da ich von ihr, wie von den meiſten meiner Schriften, kein Exemplar beſitze. Sie wurde nicht ganz überſehn, aber nie hab' ich von Jemand, gedruckt oder mündlich, ein Wort über die Kunſt in dem Wechſel der Verſe gehört.

Vielleicht hielt Mancher für Fehler der Nachläßlichkeit, was ich mühſam erkünſtelt hatte.

Von dieſem Spielen ging ich über zur Kritik, über die eine glückliche neue Bekanntſchaft, deren ich gleich erwähnen werde, mir die wichtigſten Schriftſteller in mehrern Sprachen, in die Hände gab. Ich ſtudirte ſie mit eben dem Eifer, mit dem ich die großen Dichter ſelbſt ſtudirt hatte, aber bald mit größerm Nutzen. Indeß dieſe mich nur erfreut, oft entzückt hatten, bereicherte die Kritik meinen Verſtand mit hellen, mir neuen Begriffen, und bald griff ich in meinen Mußeſtunden öfter zum Longin, als zum Homer, zum Home als zum Milton. Horazens Epiſtel de Arte poetica und Popen's Essay on Criticism wurden meine Lieblingsgedichte. Die Frucht dieſes Studiums war der „Verſuch über Dichtkunſt“ den ich 1794 zu Riga, und 1837 in meinen „Kritiſchen Antiken“ drucken ließ. Der Dichter Kind nannte ihn in einer Anzeige davon, ein Fragment. Er hat Recht. Dem urſprünglichen Plane nach, ſollte dieſer Verſuch aus fünf Geſängen oder Büchern beſtehn und ich wollte die Regeln aller Dichtungsgattungen abhandeln, aber ein andrer Gegenſtand, der mir wichtiger ſchien, als alle Poeſie, bemächtigte ſich jetzt meines Geiſtes ſo völlig, daß ich den Plan unausgeführt ließ.

Die Versart die ich zu dieſem Verſuche gewählt, ſcheint leicht und ihre Regeln ſind ſehr einfach, aber das Muſter das ich dabei vor Augen hatte, machte ſie mühſam. Bei Pope ſind meiſtentheils je zwei Zeilen ein epigrammatiſch abgeſchloſſener Gedanke, deſſen Pointe am häufigſten im Reimwort liegt. Das macht die höchſte Kürze, alſo ſtrenge Wahl der Worte nothwendig, beſonders wenn der Gedanke doch klar, ungezwungen, leicht, vielleicht ſogar mit einiger Grazie ausgedrückt werden ſoll. An manchem Verspaare in dieſem Verſuche, habe ich tagelang gemodelt und gebeſſert, und fand das mir Genügende doch oft erſt, wenn ich nach einigen Tagen wieder zu ihm zurückkehrte. Ganze Lieder, ja Sonette, hätten mir nicht halb ſo viel Mühe gekoſtet. Die Romanze die ich früher anführte, war in einer Stunde hingeſchrieben. Dagegen muß ich geſtehen, daß meine ſpätere Proſa dieſem Verſuche viel verdankt. Hatte man Recht, wenn man ſie zuweilen kräftig, klar, gedrängt und gewandt nannte, ſo iſt es wohl jene Vorübung geweſen, die ihr hier und dort dieſe Eigenſchaften gegeben.

Mit dieſem „Verſuche über Dichtkunſt“ ſchloß ich meine poetiſchen Beſtrebungen ab. Man hat oft geſagt, die Kritik tödte, oder lähme doch die Poeſie. Das iſt nur dann wahr, wenn der Dichter ſelbſt Kritiker iſt, aber nicht genug Dichter, um beim Schaffen die Kritik zu vergeſſen. Wer bei dem Erguß ſeiner poetiſchen Gefühle, bei dem dichteriſchen Aufſchwunge ſeiner Phantaſie, ſich gleich der Regeln erinnert und ſie ängſtlich zu befolgen ſtrebt, dem werden jene bald verſiegen und er wird nicht hoch fliegen: denn die Kritik lehrt nicht ſchaffen, ſondern nur das Geſchaffene zweckgemäß ordnen und ſchränken. Wer ſie ſo anwendet, wird ſich beim Dichten durch ſie eher ermuthigt und geſtärkt fühlen, als gelähmt. Mir wenigſtens hat ſie das Dichten nicht verleidet; meine allgemeine Anſicht der Poeſie und der Poeten, der ſchönen Künſte und der Künſtler, brachte mich zu dem Entſchluſſe, kein Solcher ſeyn zu wollen. Das Talent es zu werden, traute ich mir zu; den Beruf fühlte ich nicht. Es iſt vielleicht nicht überflüſſig, mich näher zu erklären.

Die ſchönen Künſte ſind ohne Widerrede der höchſte Schmuck, die Genüſſe die ſie geben können, ſind die edelſte Würze des geſellſchaftlichen Lebens, und die Poeſie iſt die vortrefflichſte, erhabenſte ſchöne Kunſt, aber man wird zugeſtehen, daß das Geſchmückte und Gewürzte doch wohl einen höhern Werth haben muß, als der Schmuck und das Gewürz. Daß das Haus einen ſichern Grund, ein feſtes Dach und dichte Mauern habe, iſt wichtiger, als wie es ausgemalt werde. Daraus folgt nicht, daß Baumeiſter und Maurer genievollere Leute ſind, als der Maler, wohl aber daß ihre Leiſtungen reeller ſind. Sagte Campe, daß der Erfinder des Spinnrades ein größeres Genie geweſen als Klopſtock, ſo war das abgeſchmackt; aber einen größern Dienſt hat er ſeiner Nation und der menſchlichen Geſellſchaft gewiß geleiſtet, als die Meſſiade iſt, — und Männer wie Penn und Franklin ſtehn ſehr hoch über allen Dichtern. Es iſt wahr, die Wirkung und die Dauer einer wahrhaft ſchönen Dichtung ſind viel ausgebreiteter, als die Verbeſſerung eines einzelnen Staates, oder ſeiner Gründung, aber weil der Geruch des Moſchus ſehr viel weiter ſich verbreitet und unzerſtörbarer iſt, als der von friſchgebackenem Brodte: wird man ihn deshalb für ein beſſeres Nahrungsmittel, überhaupt für werthvoller halten, als Brodt? Es iſt wahr, wer ſolche Anſichten hat, dem könnten die ſchönen Künſte zurufen, was jene Franzöſin ihrem Liebhaber zurief: **Vous raisonnéz: vous ne m'aiméz donc plus!** Doch iſt es wohl beſſer zu räſonniren, als zu radotiren, und der Enthuſiasmus für Kunſt iſt eben ſo oft Radotage, als jener der Verliebtheit, und noch dazu oft blos erkünſtelt, weil man damit prunken will.

Aber auch der wahrſte Enthuſiasmus, dacht' ich damals: wozu macht er den Künſtler? Es war mir unbegreiflich, wie ein Mann es zu ſeinem höchſten Lebenszweck wählen könne, aus einer durchlöcherten Röhre oder einem hohlen, mit Saiten bezogenen Käſtchen wohlklingende Töne hervor zu locken, oder gefallende Bilder mit Farben oder aus Stein zu machen, oder ſeinen Körper graziös zu bewegen, — oder auch Aufgaben zu erſinnen, welche Jene ausführen ſollen; — oder auch in ſorgfältig abgezählter und geordneter Sylbenfolge, erſonnene Ereigniſſe und erkünſtelte Gefühle vorzutragen. Mir ſchien, das Talent zu ſolchen Leiſtungen ſey eine herrliche Zugabe zu dem Vermögen und Beſtreben, Höheres zu leiſten; aber allein ſchienen ſolche Leiſtungen mir nicht fähig und — nicht würdig genug, die ganze Beſtimmung eines Mannes zu ſeyn, oder ſein Geiſtesbedürfniß zu befriedigen, ſein Leben zu füllen. Was ich von dem ſtaatsbürgerlichen Verhältniſſe, den geſellſchaftlichen Charakter und der Lebensweiſe vieler Künſtler (wozu ich immer auch die Dichter rechne, wie ſich von ſelbſt verſteht;) hörte und ſelbſt ſah, beſtärkte mich in meiner Anſicht von dem Ungenügenden der Ausübung ſchöner Künſte, als einzigem Lebenszweck. Ich geſtehe, daß ich mich ſelbſt manchen großen Dichtern, Mimen und andern Künſtlern nur mit einer geheimen Geringſchätzung näherte, ſo ſehr mich ihre Leiſtungen entzückten. Denn man glaube nicht, daß eine ſolche Anſicht der Künſtler und der Kunſt, die Fähigkeit raube, ihren Werken Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Die Wirkung that ſie indeß doch, daß öfter, wenn ich mich an einer Kunſtſchöpfung recht innig ergötzt hatte, und man mir vorſchlug, mich mit dem Meiſter bekannt zu machen, der ſie hervorbrachte, ich es ablehnte, wohl mit der Bemerkung: „die Blume iſt herrlich! Werd' ich das noch lebhafter fühlen, wenn ich ihre Wurzel und ihren Boden beſchauet habe?“ —

Uebrigens bitte ich alle Leſer, die das Vorſtehende vielleicht verletzt haben möchte, es dem ſehr jungen Manne der ſo dachte, zu verzeihen und menſchenfreundlichſt zu vermuthen, daß ich jezt, als Greis, ganz anders fühle, denke und urtheile. —

Friedrich von Meck.

Was mich zur ernſtern Anſicht meines Dichtens, zur Kritik führte und mich endlich dem Verſemachen ganz entfremdete, war eines jener Ereigniſſe, deren unvorbereitetes Eintreten grade zur paſſendſten Zeit, Greiſe die ihren Lebensgang überdachten, zuerſt dazu veranlaßt haben mag, auch in den Schickſalen Einzelner eine höhere Leitung zu ahnen, beſonders wenn ſie vernünftig genug ſind, nicht für den Zweck dieſer Leitung anzuſehn, daß ſie Ehre, Freuden, Glück erwerben, ſondern daß ſie befähigt und in die Lage geſetzt werden, etwas Allgemeines zu wirken oder zu ſchaffen. Mein Leben iſt reich an Ereigniſſen der Art geweſen, die mich zu einem ſolchen Glauben führen konnten. Ich rechne dahin, daß mich das Schickſal während meiner jugendlichen Bildungszeit, aus jedem Verhältniß, in dem ich mich einheimeln zu müſſen ſchien, fortriß, ſo bald es für meinen Geiſt und Charakter gewirkt hatte, was es konnte, und ich dafür in ein höher bildendes geführt wurde. Jetzt zum Beiſpiel war ich auf dem Wege, ein vielleicht nur mittelmäßiger „Dichter“ zu werden; aber ich wurde durch Nachſtehendes davor bewahrt. —

— Das Hauptgut des Kirchſpiels bewohnte eine alte Dame mit ihrer halberwachſenen Tochter. Sie war Enkelin des Feldmarſchalls Münnich und des Preußiſchen Generals Winterfeldt, und beſaß zwei bedeutende Güter. Ihr Haus war ein großes, ſchloßartiges ſteinernes Gebäude, mit einem weiten, reichen aber vernachläßigten Garten. Der ganze Hof und das Innere des Hauſes trugen die Anlagen zu einem großartigen Leben, das ihr verſtorbener Gatte wirklich geführt hatte; ſie ſelbſt aber lebte nur allzu häuslich und einfach, in einem nicht weniger als eleganten Aeußern, bloß mit der Wirthſchaft beſchäftigt. Ich fand ſie öfter unter den Bildniſſen jener großen Feldherrn, in der Mitte ſpinnender Mägde ſitzend, und ſich an den Einfällen und den Klatſchereien derſelben ergötzend. Sie erklärte, ſie lebe ſo einfach weil ihre beiden Söhne viel brauchten und die Güter nicht ganz ſchuldenfrei ſeyen; die Nachbarſchaft aber ſchob es auf einen gewiſſen fehlerhaften Geſchmack, ob ſie gleich für eine Frau von Geiſt und Bildung galt, und es wirklich war.

Der Jüngere ihrer Söhne war in einem Cadettencorps erzogen und eben als Offizier aus demſelben entlaſſen worden. Er ſollte in Petersburg ein ziemlich lockeres Leben führen. Den Aelteren erwarteten Mutter und Schweſter mit großen Hoffnungen, die Nachbaren mit noch größerer Scheu, von der Univerſität zurück.

Friedrich von Meck war von geſchickten Hofmeiſtern zur Univerſität vorbereitet und dann, nach damaliger Sitte, von dem officiellen Hauptgelehrten des Kirchſpiels, dem Prediger (dem Vorgänger des Paſtor C.) examinirt worden. Er hatte dieſen durch ſein Wiſſen in Erſtaunen geſetzt und ſo bei ſeiner Ausreiſe den Ruf eines ſehr geſchickten Jünglings zurück gelaſſen, aber auch den eines „böſen Krautes.“ Er hatte eine glückliche Gabe, das Lächerliche beim erſten Blicke aufzufaſſen, und alle alte Tanten und Landjunker murrten noch über die herben Einfälle, wozu ihn das bewogen hatte; aber leiſe. Wenn ſie ſie laut klagend wiederholten, wiederholte ſich auch immer das verhaßte, herzliche Lachen, das ſie bei ihrer erſten Aeußerung veranlaßt hatten; ſo treffend waren ſie. Jezt da er die Welt geſehn, da er, man wußte es, mit Auszeichnung auf zwei Univerſitäten ſtudirt hatte: wer ſich nicht ganz heil in ſeiner Haut wußte, ſchauderte bei dem Gedanken an das erſte Zuſammentreffen mit ihm. Selbſt meinem guten Paſtor ſchien dabei nicht ganz wohl zu Muthe.

Er kam endlich an, aber ganz in der Stille, ſo daß man erſt nach mehrern Tagen davon erfuhr, und in Umſtänden, die eher Bedauern als Furcht einflößen konnten: mit einer Duell-Wunde im Arm und erſchöpften Nerven. Er hatte ſich in Jena und Königsberg durch ſeinen eminenten Verſtand und ſeine Kenntniſſe ſo ausgezeichnet, daß er mit dem Philoſophen Reinhold zu Jena, mit Kraus in Königsberg und ſelbſt mit Kant noch ein Paar Jahre nach ſeiner Heimkehr, in Briefwechſel blieb, und ihre Schreiben, von denen ich mehrere geleſen habe, neben den philoſophiſchen Erörterungen, die ihren Hauptinhalt ausmachten, ſehr achtungsvolle Aeußerungen über ſeinen Scharfſinn enthielten. Außerdem aber hatte er mit vollem Beutel ſich Vergnügungen hingegeben, für die ſein Nervenſyſtem zu zart war. Die erſte Maßregel die ſeine Mutter für ihn traf, beſtand darin, daß ſie einen Arzt in's Haus nahm.

Der Paſtor machte dem künftigen Patron ſeines Kirchſpiels einen Bewillkommnungsbeſuch, den dieſer bald erwiderte. Ich ſah eine jugendliche, hübſche, aber offenbar erſchöpfte Geſtalt, deren Auge indeß, ſo wie das Geſpräch ſich belebte, von geiſtigem Feuer blitzte, und deren Reden bald voll ſprudelnden Witzes waren. Wir, wenn ich den Ausdruck brauchen darf, taſteten eine Stunde geiſtig an uns herum und — waren Freunde. Beim Abſchiede forderte er mich auf, ihn bald zu beſuchen. Als ich es ein Paar Tage nachher thun wollte, glaubte mich mein gutmüthiger Paſtor warnen zu müſſen, indem er mir verdeckt zu verſtehen gab, dem Umgange mit dieſem ausgezeichneten, gelehrten Kopfe möchte ich doch wohl nicht gewachſen ſein. „Es gilt den Verſuch!“ antwortete ich, und in Kurzem war meine Verbindung mit Meck ſo genaue Freundſchaft, daß ich jeden freien Tag bei ihm zubrachte und Vorwürfe von ihm erhielt, wenn ich es einmal nicht gethan. Endlich brachte ich eine Reihe von Tagen bei ihm zu und galt in der Familie für einen Hausgenoſſen; ja, als er nach Riga ging, um einen Richterpoſten anzutreten, gab ich meine Hofmeiſterſtelle bald auf, und ging auch nach der Stadt zurück, um mich nicht von ihm zu trennen.

Seine Bekanntſchaft war die wichtigſte für meine Bildung die ich ſeit meiner Kindheit gemacht, und ſiel grade in die Periode meiner Geiſtesentwickelung, wo ich reif genug war, von ihr Vortheil zuziehn. Ich hatte die ältere Literatur mehrerer Sprachen nach Maßgabe meiner Hülfsmittel und meiner Kraft, gut benutzt; aber die neuern und die neuſte Deutſchlands kannte ich nicht. Meck ſtand in vielen Rückſichten auf der Höhe derſelben. Mitten im Scherzen und Lachen, nahm unſer Umgang die Geſtaltung an, daß ich ihm nachzuklimmen ſuchte und er mir dabei helfend die Hand reichte. Er gab mir zuerſt Kant's „Kritik der reinen Vernunft,“ aber ich brachte ſie ihm bald zurück, mit der Erklärung, die Anatomie der Begriffe, wie die Schulphiloſophen ſie trieben, hätte keinen Reiz für mich. Er vertheidigte ſie und ſetzte mir die Wichtigkeit auseinander, welche dieſes Grübeln für die Entwickelung des Denkvermögens hätte; aber da ärgerte ich ihn zuerſt damit, daß ich die Schulphiloſophie eine vortreffliche Gymnaſtik des Geiſtes nannte, deren Kunſtſtücke durchzumachen, ich nicht mehr jugendliche Gewandheit des Geiſtes hätte. (Im Jahr 1800., ſo viel ich mich erinnere, ließ ich denſelben Gedanken drucken, und wurde dafür hart und höhnend angegriffen. Zwanzig Jahre ſpäter ſprach Ancillon, ein geweihter Kantianer ihn aus, und erndtete Bewunderung dafür: er war Miniſter.) Wir gingen alſo in unſern Unterhaltungen und gemeinſchaftlichen Studien zu andern Wiſſenſchaften über. Meck hatte eine nicht ſehr zahlreiche, aber trefflich gewählte Sammlung der neueſten Schriften aus mehreren Fächern, mitgebracht, und bald machte ich die Entdeckung, daß auch eine ſchätzbare Bibliothek etwas älterer Werke ſich im Hauſe befand, die Meck's Vater, ein vielſeitiger und geiſtvoller Juriſt, zuſammen gebracht hatte. Eifrig beſtrebte ich mich, dieſe Schätze auszubeuten, und Meck bot mir dabei die Hand wo ich es wünſchte.

Ein zweiter unſchätzbarer Vortheil den mir Meck's Umgang gewährte, war ein Geſellſchafszirkel ihm ähnlicher Geiſter. Mehrere der beſten ſeiner akademiſchen Freunde waren zugleich mit ihm nach Liefland gekommen, und zum Theil als Hofmeiſter in obige Häuſer getreten. In den Ferien der Weihnacht- und der Oſterzeit verſammelten ſich gewöhnlich Einige von ihnen bei Meck, und ich fand den „Propheten-Clubb" wieder in weit veredelter Geſtalt. An die Stelle der Liqueurfläſchchen traten hier frohe, oft auserleſene Mahlzeiten, bei denen Laune und Witz einen eben ſo hohen Flug nahmen, aber in feinerem Charakter und mit mehr Gehalt.

Etwa anderthalb Jahr nach ſeiner Heimkehr wurde Meck vom Adelsſtande zum Mitgliede des Rigaiſchen Kreisgerichts gewählt. Er war der jüngſte Aſſeſſor, der That nach aber bald das Haupt des Gerichts. Der Präſident, Graf Mellin, der Verfertiger des Atlas von Liefland, und der ältere Aſſeſſor waren ehemalige Militärs und ſo, nach den Begriffen die in andern Ländern herrſchen, durch Nichts zu ihren Richterſtellen befähigt, als durch die öffentliche Achtung, deren ihr Charakter genoß und durch ihren Adel. Meck war ein gründlicher Juriſt, und nun hörte der Secretär, obgleich auch ein Gelehrter, bald auf, eigentlich allein die anhängigen Proceſſe zu entſcheiden. Nach einem Jahre wurde Meck in eine höhere Behörde verſezt. Leider war ſeine amtliche Laufbahn nur kurz. Er arbeitete mit großer Anſtrengung, und erholte ſich davon in einem Gaſthauszirkel, der gegen die Nacht oft ſehr — lebhaft zu werden pflegte, wie es hieß. Er ſtarb etwa 25 Jahr alt, auch an einer Hirnentzündung, wie mein erſter Zögling, — und dieſe Krankheit habe ich ſeitdem lange nur mit Schaudern nennen hören.

Statt einer Charakteriſtik von ihm, in ſofern ſie nicht ſchon aus dem Vorſtehenden hervorgeht, will ich herſetzen, was ich in der Schrift „die Letten, vorzüglich in Liefland, am Ende des philoſophiſchen Jahrhunderts“ (Leipzig 1796.) über ihn ſagte, ungeachtet jenes Buch in einer Stimmung geſchrieben wurde, die nicht zum Lobreden auf Liefländiſche Erbherrn geeignet war. Sie ſteht Seite 58. der erſten Ausgabe, wo von der Johannisfeier geſprochen wird, welche wohlwollendere Gutsherrn ihren Leibeigenen auf dem Hofe zu bereiten pflegten.

„Ich kannte einen Edelmann — Unvergeßlich theuer ſey das Andenken meines edeln Freundes jedem Guten, der ihn kannte! — der bei ſolchen Gelegenheiten faſt die ganze Nacht zubrachte, in dem frohen Getümmel ſeiner Unterthanen zu luſtwandeln. Geſchenke — oft anſehnliche — und freundliche Reden öffneten ihm ihr Herz. Zutraulich erzählte ihm der Greis ſeine Erfahrungen, der Mann die Verfaſſung ſeines Hauſes, der Jüngling die Angelegenheiten ſeines Herzens und ſeine Wünſche. Selbſt die Kinder drängten ſich zu, den freundlichen Großherrn (der Lettiſche Titel des Erbherren) der wie ihres Gleichen ſprach, anzuſtaunen und ihn liebzukoſen.

Jeder Bedrängte ſuchte und fand Hülfe bei ihm, ob er gleich noch nicht die völlige Dispoſition ſeiner Güter hatte. — Er iſt dahin! Bei dem vortrefflichſten Herzen, großen Talenten und ſehr ausgebreiteten Kenntniſſen, welkte er im fünf und zwanzigſten Jahre in's Grab! Alle Hoffnungen ſeines Vaterlandes von ihm, alle frohen Pläne ſeiner Familie, die Ausſichten ſeiner Unterthanen, die Erwartungen des Cosmopoliten, Alles iſt vernichtet, und ich — ich bitte meine Leſer um Verzeihung, daß ich es meinem Herzen nicht verſagen konnte, wenigſtens einen Zug ſeines herrlichen Charakters als ein vergängliches Denkmal hier aufzuſtellen."

Freilich war es der einſt innige und ſelber noch junge Freund, der hier über den Verſtorbenen ſprach; freilich geſchah es ſchon etwa anderthalb Jahre nach deſſen Tode, aber ich kann noch jetzt im weißen Haare das Zeugniß ausſprechen, daß jeder Zug der aufgeſtellten Schilderung, wahr und treu iſt. In der Nacht aus der ſie geſchöpft iſt, wandelte ich beſtändig an ſeiner Seite in der fröhlich tobenden Menge umher; und der Eifer der mich hinriß bald nachher als der Sachwalter zweier unglücklichen Völker gegen Meck's Standesgenoſſen aufzutreten, flammte ſchon in meinem Herzen.

Der Dichter Traugott Andreä: — Der Maler und Dichter Carl Groß.

Es iſt ein gewöhnliches, im Grunde körperlich begründetes Gebrechen ſehr reizbarer Menſchen wie ich war, bei ihrem Lebensgange mehr Gefühlen und Ideen zu folgen, als dem Gebrauch und kluger Berechnung. Die Folge davon iſt in der Regel, daß ſie zuletzt zwar Mancherlei geſchaffen und gewirkt, aber für ſich Nichts erlangt haben; indeß Andre, denen es nie beifallen konnte, ſich mit ihnen an Kraft, Thätigkeit, auch wohl an Verdienſten zu vergleichen, Würden, Titel, Vermögen u. ſ. w. gemächlich erwarben. Dieſe Vortheile ſind gleichſam Merkzeichen auf der Heerſtraße, die der ruhig und bedachtſam Fortſchreitende in aller Bequemlichkeit erreicht und zurücklegt. Wer einen eignen Pfad einſchlägt, wohl gar durchs Dickigt bricht, ſtößt nicht auf ſie, erreicht höchſtens ein ehrendes Denkmaal von der Nachwelt. Ob ich ein ſolches hoffen darf, weiß ich nicht; aber Fehler aus Reizbarkeit habe ich häufig begangen.

— Als ich zu Anfange 1793. nach Riga zurückgekehrt war, bemerkte ich bald, daß ich unbeſonnen darin gehandelt hatte. Ich hatte das Haus meines guten Paſtors verlaſſen, bloß weil ich fühlte, daß der Aufenthalt darin meinen Fortſchritten nicht mehr entſprach, und war in die Stadt gezogen, um Meck nahe zu ſeyn. Hier brauchte ich nur irgend einen meiner Jugendbekannten anzutreffen, ja nur ans Fenſter zu treten, um mich ſchmerzhaft berührt zu fühlen. Jeder Vorübereilende wurde von einem Zwecke, einem Geſchäfte getrieben: und ich? Von meinen ehemaligen Gefährten ſtanden Viele ſchon in Aemtern und Wirkſamkeit; Andre wurden ſo eben von der Univerſität zurückerwartet, um in Stellen oder Geſchäfte zu treten, die ſorgſame Verwandten für ſie gewählt und aufbehalten hatten. Und ich? — Meck und ich ſannen zwar manchen Plan aus, aber jeder ſchlug fehl. Er beredete mich ſogar einmal, in dem Gerichte deſſen Mitglied er geworden, zu auscultiren. Ich erhielt durch ihn, ein Pult nahe beym Gerichtstiſche, ſetzte mich ein Paar Wochen hindurch Vormittags daran, langweilte mich und fühlte mich bald ſo ſehr am unrechten Orte, daß ich nicht wieder kam. Bald wurde mir Meck auch allmälig entfremdet, da er in Verwandten- und Geſellſchafts-Zirkeln leben mußte, die mir unzugänglich blieben, und ich verſank in Mismuth und Hypochondrie. Als mir daher Sonntag den Antrag machte, wieder eine Hofmeiſterſtelle, und zwar in einem angeſehenen adligen Hauſe auf dem Lande, an zu nehmen, ging ich ſogleich darauf ein und trat ſie im Herbſte an.

Auf die neun Monate, die ich in Riga zugebracht hatte, ſah ich zurück wie auf eine verlorne Zeit. Das waren ſie indeß nicht. Die trübe, ſelbſt kummervolle Lage in der ſie mir verfloſſen, hatte meinen Charakter gekräftigt, wie es in der Jugend zu geſchehen pflegt, und ich hatte manche intereſſante Bekanntſchaft gemacht.

Die anziehendſten für mich waren die der Dichter Andreá und Groß. Der erſtere war der bei dem entſchiedenſten Talent, als Dichter verunglückte Verfaſſer von „Ryno und Jeannette, oder der goldne Roſenzweig.“ Sohn eines evangeliſchen, alſo armen Predigers im katholiſchen Lithauen, ein Jahr älter als ich, war er, von ſeinem Vater in den Elementar-Kenntniſſen gut ausgeſtattet, als Lehrling in eine Seidenhandlung gekommen. Sein Lehrherr bemerkte bald, daß der junge Menſch mit mehr Eifer las, als Zeuge maß, und ſelbſt ſo gebildet, daß er einſt zu den nächſten hieſigen Freunden Herders gehört hatte, ſchickte er Andreä erſt in ein Gymnaſium, und dann auf eine Univerſität, um Theologie zu ſtudiren. Dieſe Beſtimmung pflegten die nicht gelehrten Mäcene ihren Schützlingen am liebſten zu geben; vielleicht in der Hofnung, ſich künftig recht oft an ihrer guten Handlung zu erbauen.

Mit Vorliebe mag Andreä dies Studium eben nicht getrieben haben, denn er las den Arioſt viel lieber, als den Lilienthal oder Semmler; er war indeß fleißig geweſen und im Candidaten-Examen gut und orthodox beſtanden. Als ich ihn kennen lernte, lebte er als Erzieher in einem der erſten Handelshäuſer zu Riga, und machte nebenher nicht Predigten, ſondern Verſe. Man lobte mehrere kleine Gedichte von ihm, als ſehr artig; ich habe indeß keines derſelben geleſen, und er, in ſeinem ganzen Benehmen faſt finſter und verſchloſſen, hat mir nie ein Solches mitgeſchickt. Es gab indeß ſo viele andre Berührungspunkte zwiſchen uns, daß ich ihn ſehr gerne ſah. Eines Abends da von Kritik die Rede war; ſagte ich ihm eine Stelle aus meinem damals noch ungedruckten Lehrgedichte her. Sie gefiel ihm und er erwiderte mein Vertrauen durch die Mittheilung, daß er täglich die erſten Exemplare eines romantiſchen Epos, nämlich des erſten Theils des Ryno, erwarte, das in Deutſchland gedruckt worden. Er hatte das bisher als Geheimniß behandelt. Eine Stelle daraus, die er recitirte, eine allegoriſche Darſtellung der Revolution, fand ich ſinnvoll und ſchön. Ich pries ſie mit Wärme, und wir ſchieden zum erſtenmale mit einem herzlichen Händedruck, — und ſprachen uns nie wieder. Als ich ihn einige Tage ſpäter wieder beſuchen wollte, hatte er das Haus und die Stadt plötzlich verlaſſen. Die Urſache hab' ich nie erfahren; wenn es nicht dieſe war, daß in dieſen Tagen die verſpätete Sendung ſeines Gedichts, und zugleich eine ungerecht wegwerfende Beurtheilung deſſelben in der „Allgemeinen Literatur Zeitung," zu Riga eintrafen. Andreá hatte zu reizbares Ehrgefühl, um das im Kreiſe ſeiner Bekannten zu ertragen.

Meine Theilnahme ließ mich damals die Apoſtrophe an ihn, meinem Lehrgedichte beifügen:

Auf, junger Adler! Tauch in Sonnenſchein
Den Fittig; der Kamönen Kranz iſt Dein; *)

---

*) In Oberon.

Denn Deine Tuba tönt Unſterblichkeit.
Wenn kleiner Fehle dich der Mückenſeiger zeiht,
Wird deines Lied's Begeiſterung dein Rächer.
Sie glühet wie des Elfenkönigs Becher,
In jedes frechen Kritikaſters Hand.
Vollend' den Heldenflug! Dir jauchzt das Vaterland.
Vollende Deinen Flug, mein Arioſt-Andreä,
Daß neben Roland künftig Ryno ſtehe!

Er vollendete wirklich den Flug; aber mit gebrochenem Fittig. Die lezten ſechs Geſänge ſeines kleinen Epos ſcheinen wirklich nur geſchrieben, um den Contract mit dem Buchhändler zu erfüllen.

Als ich vierzehn Jahr ſpäter durch Narva reiſete, hörte ich einen dortigen Paſtor Andreä nennen, vermuthete meinen alten Freund in ihm und benuzte die Verzögerung der Poſtpferde, ihn aufzuſuchen. Er war es wirklich, aber ging ſo eben in einer hoch friſirten, ſchneeweiß gepuderten Perrücke auf und ab in einem Kreiſe junger Frauenzimmer, die er zur Confirmation bereitete. Ich wollte ihn in ſeinem katechetiſchen Eifer nicht unterbrechen, winkte ihm meinen Gruß zu, und da ich bei meiner Rückkehr ins Poſthaus die Pferde angeſpannt fand, reiſte ich weiter, der Rückweg aber führte mich nicht durch

Narva. Andreä ſtarb dort 1823 als Paſtor primarius, Präſes des Ober-Conſiſtorii, Scholarch und ich weiß nicht, was ſonſt noch.

Andreä's Metamorphoſe verdroß mich anfangs, verlor aber bald ihr Verletzendes in meinen Augen, ja, erfreute mich. Wer das Treiben und Wandeln des belletriſtiſchen Marktes einmal in der Nähe ſah, ohne ſelbſt davon betäubt zu werden, kann nicht umhin, die Preiſe die auf ihm zu gewinnen ſind, des mühſamen Erſtrebens unwerth zu halten. Sie aber, wie es die Weiſe des Genie's iſt, als unbeſtreitbares gleichſam angeſtammtes Eigenthum an ſich zu nehmen, dazu fehlte es dem wackern Andreä offenbar an poetiſchem Nerv und Muth. Die gaya sciencia des Dichtens, zu eignem oder geſellſchaftlichem Genuß in der Stille fortgeübt hat er gewiß.

Groß und ſein Schickſal waren das grade Widerſpiel von dem über Andreä berichteten. Er beſaß offenbar ein viel reicheres Dichter- und dazu Maler-Talent, einen liebenswürdigern, offenern Charakter und einen hellen, ſcharfen Verſtand, aber noch mehr krankhafte Reizbarkeit als Andreä. Dieſe gab ſeinem Urtheile und ſeinem Verfahren ſo viel Schwankendes, daß er faſt unzuverläßig wurde: nur nicht wo es

Recht und Menſchlichkeit galt. Da war er unerſchütterlich. Sein Geiſtesblick war eindringend und richtig; aber er ſah immer nur eine Seite des Gegenſtandes auf einmal, und enthuſiasmirte ſich für dieſe ſo ſehr, daß er die andern Seiten deſſelben vergaß. Am Abende ſah er vielleicht die entgegengeſezte, als am Morgen, und fühlte für ſie eben ſo lebhaft, urtheilte und handelte alſo auch ganz entgegengeſetzt.

Er war, wie ich, Sohn eines Liefländiſchen Landpredigers. Unſre Väter lebten nicht ſehr entfernt von einander, aber ihre geiſtige und geſellſchaftliche Bildung war ſo ſehr verſchieden, daß ſie keinen Umgang mit einander hatten. Wir hatten uns in unſrer Kindheit nicht geſehn, aber wohl einander loben gehört; das machte, daß wir uns faſt als alte Bekannte begrüßten, als wir uns jetzt kennen lernten. Er ſtand übrigens damals den äußern Verhältniſſen nach weit über mir. Nur zwei Jahr älter als ich, hatte er ſchon vor mehrern Jahren ſein theologiſches Studium vollendet, hatte einen großen Theil Deutſchlands und die Schweiz durchwandert, konnte ſich der Freundſchaft Schillers rühmen, genoß in Riga Achtung als Kanzelredner, Dichter und Maler und hatte ſich durch Unterricht im Zeichnen und Malen, da er ſehr einfach lebte, ein kleines unabhängiges Vermögen von vielleicht 2000 Ducaten geſammelt. Wie verſchieden war meine Lage von der ſeinigen, als wir uns perſönlich kennen lernten. Wir wurden indeß offene und aufrichtige Freunde, nach einer Unterredung von einer halben Stunde und ſetzten unſre Verbindung viele Jahre im In- und Auslande durch Briefe fort.

Es ſteht eine gut geſchriebene Biographie in „Livona's Blumenkranz," einem Taſchenbuch auf 1818; aber ſie hat mir nicht ganz frei geſchienen von dem, was man wohl ſonſt ſchon ſolchen Denkmalen von Freundes Hand vorgerückt hat; nämlich von der Aehnlichkeit mit den Chineſiſchen Gemälden, daß ſie keinen Schatten haben. Hier, wo es nicht gilt, den Verſtorbenen zu feiern, ſondern ihn zu ſchildern, kann wohl geſtanden werden, daß der wackre Groß, ein edler, trefflicher Menſch, zwar keine moraliſche Flecken hatte, aber große Schwächen. Im Grunde entſprangen ſie alle aus der ſchon erwähnten krankhaften Reizbarkeit. Er nahm im Leben die Einzelnheiten, das Detail, mit leidenſchaftlicher Uebertreibung zu ſchwer, und that daher die großen Würfe, die entſcheidenden Schritte mit Uebereilung, die dem Leichtſinn ſehr ähnlich ſah, ohn' es zu ſeyn. Ich werde gleich ein Beiſpiel davon zu erzählen haben.

Eben ſo ſind ſeine Dichtungen und Gemälde faſt nur Landſchaften, voll glücklicher einzelner Züge, aber man vermißt das Hervorheben eines Grund- und Hauptgedanken. Er hatte einen ſolchen als er zum Schaffen ging, aber bei der Ausführung verlor er ſich unter den vielen guten Nebengedanken, die dem Künſtler einfielen, und er nicht unterdrücken wollte.

Am glücklichſten als Dichter und als Maler, war er in idylliſchen Naturſchilderungen. Die gelungenſten ſeiner Dichtungen die ich gedruckt oder im Manuſcript geleſen habe, ſind: „der Rheinfall", den Schiller anonym in die „Rheiniſche Thalia" rückte, und worin man Schiller ſelbſt zu erkennen glaubte, und ein Beſuch in einer Sennenhütte der Schweiz, deſſen Titel ich vergeſſen habe, und deſſen Beſchreibung nicht gedruckt wurde. Unter ſeinen Gemälden ſtehen vier idealiſirte Siciliſche Landſchaften oben an, die er in dem alten Caſtello die Brolo malte, und voll Sehnſucht nach der Heimath, dazu beſtimmte, ſein Andenken in Riga zu verewigen. Jedes derſelben iſt eine gelungene Poeſie; aber um es dafür zu erkennen, muß man das leitende Motiv des Künſtlers herausſtudiren, was etwas mühſam iſt. König Murat ſah ſie in Rom und bot eine anſehnliche Summe auf ſie, aber Groß überließ ſie für ein Fünftel des Gebotenen, einem reichen Rigaer Kaufmanne, weil dieſer ſich verpflichtete, ſie der Vaterſtadt zu ſchenken oder zu vermachen. Daß iſt geſchehen. Ich habe eine Stunde vor ihnen geſtanden und ſie mit reichem Genuß ſtudirt, aber zugleich den gefühlvollen Irrthum meines wackern Groß beſeufzt. In der geſchäftigen, aber eben nicht kunſtliebenden Handelsſtadt wußte man nicht einmal eine Prunkſtelle für ſie auf zufinden, oder wünſchte es nicht. Sie wurden in dem feuchten, kalten Local der Stadtbibliothek mit ſehr wenig günſtiger Beleuchtung aufgehängt, wo der älteſte Freund von Groß, der hochachtungswerthe Bibliothekar, ſelbſt lyriſcher Dichter von Talent, jahrelang der Einzige ſeyn mag, der zuweilen mit Nachdenken zu ihnen hinaufſieht. Der Kaufmann der ſie in Rom erſtand, handelte anders, als es ihm darauf ankam, auch ein Denkmal aufzuſtellen. Mit einem kleinen Vermögen, das ihm ſeine Gattin zugebracht, hatte er ein ſehr großes erworben. Aus Dankbarkeit ließ er nach ihrem Tode eine, ich weiß nicht ob Marmor- oder Kupfer-Platte mit ihrem Namen in die Gaſſenwand ſeines Haupt- — Speichers einſetzen, und dieſe hat ohne Widerrede zehnmal mehr Aufmerkſamkeit erregt, als die Meiſterſtücke von Groß. —

Am Charakteriſtiſchen für die ſchwankende Laune meines theuren Freundes und die Wichtigkeit die er auf die Eingebungen derſelben legte, ſcheinen mir die lezten Vorgänge die ich mit ihm erlebte. Als ich 1796 nach Riga kam, hatte er ſo eben die Berufung zu einer ſehr vortheilhaften Pfarre erhalten. Ich freute mich faſt eben ſo ſehr darüber, als er, dem das Ereigniß ſehr willkommen ſchien. Wir beſchäftigten uns lange und angelegentlich mit mannigfaltigen Plänen für ſeine Einrichtungen und ſeine Wirkſamkeit; doch als ich am Abende vor meiner Einſchiffung nach Deutſchland, Abſchied von ihm nehmen wollte, wünſchte er mir Glück zur Reiſe mit dem Beifügen, er würde mir bald folgen. „Und ihre Pfarre?" rief ich voll Erſtaunen. Ich habe ſie noch nicht angenommen und werd' es auch nicht thun, ſagte er — „Aber warum?" — Es reizt mich mehr, ganz der Kunſt zu leben. Ich will in die Schweiz und dann nach Italien. Geld um mich dort anzuſiedeln, als Künſtler, hab' ich beiſammen.

Bei meiner Anſicht ſeiner Talente und ſeines Charakters, ſchien mir das der grade Weg ins Unglück für ihn. Was bot ich nicht auf, ihn von dem Plane abzubringen. Er beſtand indeß darauf und endlich — geſtand er die Urſache. Er hatte ſich in die Geſellſchafterin der Gattin des Kirchſpiels-Patrons verliebt, um ſie angehalten einen Korb bekommen, und mochte nun auch die Pfarre nicht, weil Conſtanze nicht Frau Pfarrerin ſeyn wollte. Mir, der ich in meinem 19. Jahre zwar „Werthers Leiden“ mit höchſter Theilnahme, ſelbſt Erſchütterung geleſen, aber ſchon eine halbe Stunde nachher behauptet hatte, das Buch ſey ein Mißbrauch des Genies zum Aufputzen einer Krankengeſchichte, mir ſchien es ſo abſurd, einen vernünftigen Lebensplan wegen des Mißlingens einer Liebelei aufgeben zu wollen, daß ich ernſtlich böſe wurde. Glücklicher Weiſe wußte ich von dem liebenswürdigen Mädchen. — So viel ich weiß, lebt das Frauenzimmer noch, als ſehr geliebtes und achtungswerthes Großmütterchen; — nichts Nachtheiliges. Ich hätte wohl den bloßen Anſchein eines Fehlers zu etwas ſehr Schlimmen gemacht. Dagegen ſpottete ich, ſo giftig ich konnte, gegen die Ueberſpanntheit, daß ein Mann — Groß war 29 Jahr alt; — ſeinem Berufe, ſeinen Pflichten und allen Annehmlichkeiten des amtlichen und häuslichen Lebens entſagen wolle, weil ihm eine, ſehr wohl zuerſetzende, Annehmlichkeit verſagt bleiben ſolle. Ich erinnerte ihn an die Erwartungen die ſein ſehr alter Vater — der ſchon einige Monate ſpäter ſtarb, ſeine Mutter und ſeine Schweſtern von ihm hegten, für den Fall, daß ſein Vater ſtürbe; ich erinnerte ihn ſogar daran, daß er keine beßere Genugthuung von ſeiner Spröden erhalten könne, als wenn er gleichmüthig die Pfarre und unter den Augen der Grauſamen, eine Andre zur Frau nähme. Groß vertheidigte ſich bald heftig, bald ruhig, bald lachend, aber am Ende gab er mir mit entſchiedenem Ernſt ſein Wort, am folgenden Morgen den Annahme-Brief abgehen zu laſſen.

Ich ſchied von ihm mit großer Bewegung, da es ſehr wahrſcheinlich war, daß wir uns nie wiederſehen würden; aber kaum war ich einige Wochen in Leipzig, als ich ein Billet von ihm erhielt, worin er mich herzlich begrüßte und bedauerte, es nicht mündlich thun zu können, da er ſehr eilig vorüber reiſe. Woher er ſchriebe, ſtand nicht darin; ſpäter erfuhr ich, daß es aus dem Poſthörnchen in der Grimmaſchen

Gaſſe geſchehen war, neben dem ich wohnte. Wahrſcheinlich hatte er ſich ſeines Wankelmuthes geſchämt, und mich deshalb nicht beſucht. Er meldete mir zugleich, daß er die Pfarre angenommen habe, aber mit der Bedingung, vor dem Antritt derſelben noch eine Reiſe in die Schweiz machen zu dürfen. Man hatte es ihm zugeſtanden, aber von Zürich aus entſagte er der Vocation und kehrte nie ins Vaterland zurück. Seine Verehrte heirathete bald nachher einen jüngern, hübſchern Mann, der die ihm beſtimmte Pfarre erhielt.

Was Groß zu dem neuen Wechſel ſeines Entſchluſſes bewogen haben ſoll, war ein Geſpräch mit dem bekannten Schriftſteller Chriſtian Auguſt Fiſcher. Dieſer hielt ſich grade auf einige Zeit in Riga auf, ich weiß nicht warum; aber er brannte vor Begierde, ſeine ſpäter beſchriebene Reiſe nach Spanien zu machen. Das Wohlwollen eines reichen Rigaiſchen Kaufmannes gab ihm die Mittel dazu, und ein Anderer ſchickte ihm diejenigen nach, die er brauchte, um ſich aus dem bewunderten, aber für den mittelloſen Fremdling ſehr ungaſtlichen Süden, wieder nach dem lieberalern Norden zu flüchten, in dem ſich durch Geiſtesthätigkeit auch das für den Körper Nöthige erwerben läßt. Er entflammte durch ſeinen Enthuſiasmus die Phantaſie meines Freundes ſo ſehr, daß er nicht anders konnte: er mußte auch nach dem Süden.

Seine ferneren Schickſale? Er brachte einige Jahre in der Schweiz zu, beſonders in Graubündten bei der Familie des Freiherrn von Salis, des Dichters, ging dann auf einige Monate nach Paris, dann nach Italien; er durchwanderte Sicilien und Neapel, ſiedelte ſich aber vorzüglich in Rom an, dichtete, malte, ſchriftſtellerte, vorzüglich für Cotta und Zſchocke, heirathete eine Römiſche Wittwe, die ihm einen Sohn gab und ſtarb 1814, im 47. Jahre, durch einen unglücklichen Fall, der ihn auf der Stelle tödtete. Immer ſehnte er ſich nach Liefland zurück, aus dem er 18 Jahr abweſend war. Er hatte ſogar kurz vor ſeinem Tode die Abſicht, heim zu kehren, was ich ihm aber ernſtlich abrieth. Sein Riga und Liefland exiſtirten nicht mehr, und die Verbeſſerungen in Beiden hätten ihn, den ſo tief Fühlenden, nicht für das Vermißte entſchädigt.

Man tadelte und bedauerte Groß über ſeinen excentriſchen Entſchluß, ſich für immer in die Fremde, und in eine nicht auf Amtsberuf baſirte Lebensweiſe zu werfen. Auch ich that Beides; aber wir hatten Unrecht. Wir Alle gleichen mehr oder weniger der Baronin L. die den ausgewanderten Vetter Lieutenant zeitlebens als verſchollen anſah, ob er gleich in der Fremde Feldmarſchall geworden war: das rechte, echte Leben ſcheint uns nur in unſern Umgebungen möglich. Es iſt gewiß, daß Groß ſich in Italien, unter den jährlich ab und zu wandernden jungen Künſtlern, bald vorgekommen ſeyn muß, wie ein verjährter Student auf der Univerſität, der es nicht zu einem Amte bringen kann; aber als Liefländiſcher Landprediger hätte er ſich bald noch viel unglücklicher gefühlt. Denn ſein Charakter war nicht für den ruhigen, gleichförmigen Schlich durchs Leben, ſondern für die freie Künſtlerlaufbahn geeignet, die freilich oft zu bittern Entbehrungen führt, aber auch durch ganz eigenthümliche Genüſſe entſchädigt.

Es iſt eine Mitgabe des hohen Alters, die Schickſale verſtorbener Freunde und genauer Bekannten, wie einen abgeſchloſſenen Roman zu überſehn und zu beurtheilen, und das führt zu ziemlich ſichern Reſultaten. Eins derſelben iſt: alles menſchliche Glück beſteht aus Illuſionen, und am beſten befindet ſich, wer ſolchen nachſtrebt, zu denen die Natur ſeines

Geiſtes hinneigt. Groß hatte das gethan: wohl ihm, denn er hätte es niemals beſſer gehabt.

Meine zweite Hofmeiſterei

führte mich zum vierten Male in ländliche Einſamkeit, und zwar in die abgeſchloſſenſte. Der Edelmann in deſſen Haus ich kam, galt mit Recht für einen guten Kopf und hatte ſelbſt wiſſenſchaftliche Bildung, aber war von einem ſo trocknen Geiſte und ſo verſchloſſenen Charakter, daß man ihn zu ſcheuen ſchien. Sein Benehmen war ſteif und förmlich. Alles dies galt auch von ſeiner Gemahlin, und ſo hatten ſie faſt gar keinen Umgang und die einzigen ſeltnen Beſuche, die ſie erhielten, waren von ihren nächſten Verwandten, deren Kreis nur klein war, da der Mann ſeine Couſine geheirathet hatte. Den Prediger des Kirchſpiels, freilich ein alter Mann ohne geſellſchaftliche Bildung, hab' ich nie im Hauſe geſehn. In der ganzen Gegend gab es nur einen Hofmeiſter, und zwar in einem andern Kirchſpiele. Dieſer war nie zubewegen, nach A. zu kommen, aus Widerwillen gegen den Ton der dort herſchte, ich konnte ihn alſo auch nur ſelten beſuchen, der Familie aber blieb ich in den drittehalb Jahren, die ich bei ihr lebte, ſo fremd wie am erſten Tage. Meine Schüler, Zöglinge kann ich ſie nicht nennen, waren ein etwa neunjähriger Knabe, von vortheilhaften Anlagen, aber ohne Frohſinn, da ſein Geiſt unter der förmlichen Behandlung von Seiten des Vaters, keinen Aufſchwung zu nehmen vermochte, und zwei liebenswürdigen Mädchen von 11 und 13 Jahren, auch ſchon an ſteife Abgemeſſenheit gewöhnt. Ich ſah ſie nur in den Unterrichtsſtunden, was um ſo eher möglich war, da ich ein abgeſondertes Haus bewohnte.

Wieder, wie in meiner Kindheit, am Ausgange meines Knabenalters und als Jüngling, war ich als junger Mann auf mich ſelbſt zurückgewieſen: ein ſonderbares Geſchick, dem ich alle meine beſſern Eigenſchaften, wie meine Schwächen zuſchreiben muß.

Ich ſuchte, wie früher, Hülfe im Studium des Homer's und in eigner Production, aber für die leztere wählte ich nicht mehr dichteriſche Gegenſtände. Um meine poetiſche Periode gleichſam abzuſchließen und doch eine Art Denkmal derſelben aufzuſtellen, ließ ich 1794 mein kleines Lehrgedicht anonym drucken, und bekümmerte mich nicht weiter darum. Eine ſehr davon verſchiedene Idee, ein Gedanke füllte meine ganze Seele, überwältigte mich ganz. Er entſprang urſprünglich aus einem tiefen Eindrucke den ich ſchon in meiner Kindheit empfangen hatte, und der bei jedem neuen Aufenthalte auf dem Lande erneuert und verſchärft, mich jetzt unwiderſtehlich zur That trieb. Ich muß ihn erzählen.

— Im Begriff mit meinem Vater unſern Abendſpaziergang zu machen, wurde ich und dann auch er, auf das Wehgeſchrei einer bekannten Stimme aufmerkſam. Wir gingen in das Geſindezimmer woher es erklang, und fanden einen alten, abgelebten Bauer der Länge nach auf den Boden hingeſtreckt, indeß ein Knecht auf ſeinen Füßen, ein andrer auf ſeinen Schultern ſaß, und ein dritter die breite glatte Knutpeitſche auf ſeinen magern Rücken fallen ließ. Ergriffen von dem ſcheußlichen Anblicke, rief mein Vater dem Herrn, der mit erhitzten, zornigen Geſichte dabei ſtand zu: „Herr Paſtor! Sind Sie ein Menſch, ſind Sie ein Chriſt, ſind Sie ein Prediger, daß Sie einen armen Greis ſo mishandeln laſſen!“ Die Execution hörte ſogleich auf, denn Paſtor L. hatte eine Art Ehrfurcht gegen meinen Vater. Nach einigem Beſinnen ſagte er zu dem Erlöſten, der übrigens Nichts begangen hatte, ſondern nur verdächtig war, um einen Diebſtahl gewußt zu haben: „Auf die Vorbitte des alten Herrn mag es diesmal genug ſeyn! Aber hüte Dich!“ — Meine Schweſter, die uns gefolgt war, behauptete nachher, während der Apoſtrophe unſers Vaters, hätte ich mich mit der linken Hand an ſeinen Schlafrock gehalten, aber die rechte, zum Fäuſtchen geballt, weinend gegen den Barbaren geſchüttelt. Gewiß iſt es, daß das Schickſal des armen Chriſtian mich ſehr erſchütterte. Das Benehmen des guten Alten war ſehr anſtändig und immer ſehr gefällig gegen uns Kinder. Er ſchien ſich zu freuen, wenn er uns eine Freude machte.

Wiewohl tief bewegt, machten mein Vater und ich den beabſichtigten Spaziergang. Diesmal führte er uns zufällig zu der nahen Schloßruine. Sey es nun dieſer Anblick, oder eine meiner Fragen geweſen, mein Vater erzählte mir hier die Geſchichte der Unterjochung der Eigenthümer des Landes durch die einbrechenden Mönche und Ordensbrüder. Er ſchien dabei zu vergeſſen, wer ſein Hörer war, denn er malte mit Feuerzügen, die mich ſo erſchütterten, daß ich laut aufſchrie und mit den Füßen ſtampfte. Dies machte ihn aufmerkſam. Er ſah mich betroffen an und brach ſeine Erzählung ab. Den Rückweg machten wir faſt ſchweigend, und zwei Tage nachher erklärte mein Vater ſeinen Entſchluß, mich unter andre Kinder zu ſchicken.

Die Erinnerung an den armen Chriſtian wurde durch meine Entfernung nicht verwiſcht und in meinem Knabenalter während der Jahre, die ich mit der Bibliothek meines Vaters auf dem Lande zubrachte, durch alles das geſchärft, was man von einem benachbarten Gute erzählte. Der verſchuldete Beſitzer erpreßte durch jeden erſinnlichen Druck von ſeiner Bauerſchaft Wohlhabenheit, ohne ſich dadurch ſtören zu laſſen, daß die Hälfte derſelben nach Kurland entlief: damals ihre einzige Hülfe in der höchſten Noth. Mit Schrecken hörte man, daß derſelbe ſyſtematiſche Bedrücker die Dispoſition eines andern Gutes erhalten hatte, weil er „die Revenuen ſo klug zu erhöhen wiſſe.“ Mit tiefem Schmerze erfuhren wir, ich vorzüglich, daß auch das Gut auf dem wir bisher gelebt, nachdem meine Mutter es abgetreten, ihm übergeben wurde. Bauern von demſelben ſuchten noch oft ihre alte, milde Herrſchaft in der Stadt auf, und klagten mit Thränen ihre jetzige Bedrängniß.

— Im Kirchſpiele des Paſtors E. hörte man Nichts von ungewöhnlichen Mishandlungen und

Bedrückungen, aber meine Anſichten und Begriffe waren jezt ſo aufgehellt, vorzüglich durch Rouſſeau und Raynal, daß auch die gewöhnliche, auf Geſetze aus barbariſchen Zeitaltern begründete, mich empörte.

— Während meines neunmonatlichen Aufenthalts in Riga waren Vorfälle der ſcheußlichſten Art, die bis zur Tödtung durch Folterqualen gegangen waren, Gegenſtand des häufigſten Geſprächs und — von Criminal-Proceſſen. Man behauptete, ähnliche und ſelbſt noch ärgere Greuel ſeyen früher verübt, aber nicht zur Unterſuchung gelangt. Eine edlere, beſſere Geſinnung hatte aber allmälig Platz gefunden: man fühlte die Pflicht, Gerechtigkeit zu üben. Selbſt unter dem Adel wurde laute Mißbilligung des Mißbrauchs der Erbherrnrechte oft gehört. Am lebhafteſten waren die Aeußerungen dagegen in dem Zirkel junger Gelehrten, in den Groß mich einführte. Die Meiſten waren Ausländer, aber als Hofmeiſter auf dem Lande oft Zeugen von empörenden Scenen geweſen. Groß ſelbſt, auf dem Lande erzogen, war am reichſten an dergleichen, und trug ſie am lebendigſten vor. (Er gab mir ſpäter eine ganze Sammlung von Schaudergeſchichten, niedergeſchrieben zur etwanigen Fortſetzung der „Letten," wenn ein Widerſpruch ſie nöthig machen ſollte. Sie wurd' es indeß nicht, und bloßen Scandal wollt' ich nicht ſtiften.) Eines Abends da das Gefühl aller Verſammelten ſich heftig äußerte, fragte ich: „Aber warum wird das nicht bekannt gemacht? Warum findet ſich Niemand dazu? Solche Dinge brauchten nur publik zu werden, um aufzuhören!“ Alle verſtummten betroffen, und Manche zuckten die Achſeln. Ich fühlte, hier ſey von einem Selbſtopfern die Rede, das ſich von Niemand fordern ließe; und von Niemand erwarten, dem ſein eigner Geiſt nicht unwiderſtehlich dazu drängte. In dieſem Augenblicke faßte ich den Entſchluß, ſelbſt das gefährliche Geſchäft zu übernehmen; nicht den Ankläger Einzelner zu machen, ſondern des ganzen Verhältniſſes, durch das ſolche Abſcheulichkeiten und das allgemeine Elend zweier Völker möglich wurde. —

Meine zweite Hofmeiſterſtelle eignete ſich ganz dazu, mich in dieſem Plane zu befeſtigen und mir die etwa noch Fehlenden Mittel zu ſeiner Ausführung zu geben. Von dem Edelmanne ſelbſt in deſſen Hauſe ich lebte, weiß ich keine Grauſamkeit an zuführen, aber auch er handelte in ſeinen Forderungen von der Bauerſchaft, nach der damals unter ſeinen

Standesgenoſſen herrſchenden Anſicht von dem unbeſchränkten Rechte des Erbherrn über ſeine Leibeigene. Er war indeß zu klug, nicht einzuſehen, daß die völlige Verarmung ſeiner Bauerſchaft endlich auch ſeine eigne herbei führen müſſe. Deſto ſchlimmer ſah es auf einem anſtoßenden, zu einem andern Kirchſpiele gehörenden Gute aus. Hier waren die Bauern einſt ſehr wohlhabend geweſen, aber von dem jetzigen Herrn in ſo tiefes Elend herabgedrückt, daß auch hier mehr als die Hälfte über die Landesgränze entflohen war. Und grade auf dieſem Gute lebte der einzige Hofmeiſter der Gegend, den ich beſuchte, ein lebhafter Franzoſe, wie wohl in Deutſchland geboren; und der dem Hofe ganz nahe wohnende Prediger, war einſt der Prediger und würdige Vertraute des edeln Baron Schoulz von Aſteraden geweſen. Man ſieht, ich hätte keinen beſſern Umgang wählen können für meinen Plan, zu deſſen Ausführung ich jezt eifrig Materialien und Ideen ſammlete. So oft mir eine Lücke darin über einen Gegenſtand deſſelben aufſtieß, fuhr ich nach J. und wußte, ohne meinen Zweck zu verrathen die Unterhaltung darauf zu lenken. Wir erzählten, deballirten, prüften unermüdlich, und oft brachte ich die

Hälfte der folgenden Nacht damit zu, meine Ausbeute zu Buch zu tragen, und zu verarbeiten.

Ueber jede Materie machte ich einen beſondern, für ſich ſo vollendeten Aufſatz, als ich vermochte, und als ich alle Seiten meines Gegenſtandes erſchöpft hatte, arbeitete ich die vielen einzelnen Aufſätze zu einem zuſammenhängenden Ganzen um, das in zwei oder drei Abſchriften umgeſtaltet und geglättet wurde. Mit den Hauptſtellen war ich nicht eher zufrieden, bis ſie mir in den verſchiedenſten Stimmungen, weder zu heftig noch zu zahm ſchienen.

Die meiſte Schwierigkeit machte es mir, den rechten Ton zu treffen und feſt zu halten. Ich wollte Ueberzeugung erzwingen und ſie durch Aufregung des Gefühls zur Thätigkeit hinreißen, und ſo wirken, Großes wirken. Ich mußte alſo mit ſo viel Thatſachen als möglich gerüſtet, ſo gründlich ſprechen, als ich vermochte, aber in dem leidenſchaftlichſten Tone der ſich anſtimmen ließ, ohne Jemand grade zu verletzen.

Das war die Aufgabe die ich als Kritiker mir machte, an deren Löſung ich aber ſelbſt oft zweifelte. Um mir wenigſtens das Streben darnach immer gegenwärtig zu erhalten, ſchrieb ich auf ein Blatt das ich über meinem Pulte aufheftete, die Worte des Erasmus Rotterodamus: die ich auch als Motto meiner Einleitung vorſezte:

Admonere voluimus, non mordere; prodesse, non laedere; consulere moribus hominum, non officere.

In dieſem Sinne ſpricht auch der Schluß der Einleitung:

„Unter den Edelleuten welche ihre Bauern tyranniſiren, unter denen Predigern, welche ihre Pflichten vernachläßigen und den Wolf in ihrer Heerde ſpielen, giebt es Viele die zärtliche Gatten, liebevolle ſorgſame Väter, edle und treue Freunde, in vielfacher Rückſicht hochachtungswerth ſind. Was macht es denn, daß ſie ihren Grundſätzen untreu werden, ſobald es die Letten gilt? Was macht ſie nur gegen Dieſe grauſam, habſüchtig, hinterliſtig? Nichts, als die Gewohnheit das Böſe zu ſehn und die unſelige geſetzliche Leichtigkeit, es thun zu können, ſobald Eigennutz oder irgend eine Leidenſchaft es fordert. Dieſe ſchreckliche Leichtigkeit, dieſe Misbräuche, die, ein Schandpfahl der Vorzeit, noch immer fortdauern und das Herz der Nachwelt verwunden, ſie ſind es, und ſie allein, die ich angreife. Schonung dem

Fehlenden und Hochachtung, wenn er ſie anderweitig verdient; aber Vernichtung, Vernichtung dem Uebel!"

Dies waren die Veranlaſſungen und die Entſtehungsgeſchichte der erſten Schrift, mit der ich in die deutſche literariſche Welt trat.

„Die Letten, vorzüglich in Liefland, am Ende des philoſophiſchen Jahrhunderts."
Ein Beitrag ꝛc. von G. Merkel. Non ignarus mali, miseris succurrere opto.
Leipzig, 1796."

Sie hat ſo viel Aufſehen gemacht und, was natürlich unendlich mehr werth iſt, ſo glückliche Folgen gehabt; man hat über ihren Urſprung und ihre Zwecke ſo viel gefabelt, mir ſogar zuweilen ihre Abfaſſung beſtreiten *) wollen: daher glaubte ich umſtändlich darüber ſprechen zu dürfen. Sie war das Product eines jungen für Recht und Wahrheit leidenſchaftlich fühlenden Mannes, der aber vorher Kritik ſtudirt und ſich mannigfach ſchriftſtelleriſch geübt hatte. Jünglingen kann ihre Geſchichte vielleicht nützlich ſeyn, wenn auch Pſychologen und Literatoren ſie nicht wichtig finden.

---

*) Mein Aeußeres und mein vielleicht ſchüchternes Benehmen, muß in auffallendem Widerſpruch mit dem Eindrucke geſtanden haben, den die Schrift gemacht. Im Sommer 1797 reiſte die berühmte Frau von der Recke durch Weimar und verlangte, mich kennen zu lernen. Ich willigte ein, mich ihr im Park durch Böttiger vorſtellen zu laſſen. Bei meinem Anblicke rief ſie mit Kopf=

Hatte ich vormals meine poetiſche Tändeleien aus Verſchämtheit geheim gehalten, ſo gebot mir jetzt die Klugheit, daſſelbe mit meinem Plane und Manuſcripte. Es wäre wirklich Gefahr zu fürchten geweſen, wenn Etwas über ſie bekannt geworden. Gleichwohl beging ich die Unklugheit, jetzt weniger verſchloßen zu ſeyn. Bei einem Beſuche den ich in Riga machte, fragte mich Sonntag, was ich arbeite. Ich ſagte es ihm und er warf den Wunſch hin, Et-

---

ſchütteln aus: „So jung!“ Böttiger ſagte verlegen: „Aber er hat alte Bücher geleſen! Ich hatte Selbſtgefühl genug hinzu zu ſetzen: Bonaparte, der ſo viel Siege erfochten hat, iſt nur zwei Monate älter als ich. — Als ich 1798 zu Hamburg Leonhard, Wächter, Veit Weber, kennen lernte, rief er aus: „So klein! Ich glaubte der Verfaſſer der Letten müßte ſo hoch ſeyn wie der Ofen.“ Im Geſpräche erzählte er bald nachher eine Greuelgeſchichte aus Meklenburg, die mich ſo ergriff, daß ich mit funkelnden Augen aufſprang. „Nun glaub' ich, rief er, daß Sie die Letten geſchrieben haben.“

was von meinem Manuſcripte zu ſehn. Ich ſchickte ihm die Einleitung und ſchrieb ihm dabei: „Ganz darf ich Ihnen meinen Verſuch nicht ſchicken, da ich entſchloſſen bin, allen unangenehmen, doch immer möglichen Ereigniſſen allein entgegen zu gehn.“

Mein Brief, den Sonntag mir 28 Jahr ſpäter für meine Sammlung zurück gab, war vom 11. November 1795. Kurz darauf wurde zu Riga ein adliger Landtag verſammelt. Sonntag hatte die Eröffnungs-Predigt gehalten und darin mit aller Kraft der Kanzelberedſamkeit für die Bauern geſprochen. Der Adel hatte nicht nur den Druck derſelben verlangt, ſondern dem Redner auch eine goldne — ich weiß nicht ob Uhr oder Doſe votirt. Auch ich hatte die Predigt mit Bewunderung geleſen, ſelbſt manche Anklänge aus meiner Einleitung darin zu finden geglaubt. Deſto ſchwerer fiel es mir aufs Herz, daß ich keine Antwort von Sonntag erhielt. Sollte er meinen Styl zu ſchlecht gefunden haben? Oder ſollte meine Sendung, oder ſeine Antwort in unrechte Hände gefallen, und unterſchlagen ſeyn? Das Leztere ſchien früher ſchon mit mehrern Briefen geſchehen zu ſeyn, in denen mit mir über eine ſehr vortheilhafte Hofmeiſterſtelle unterhandelt wurde. — Dieſe

Vermuthungen ſchlugen mich ſo nieder, daß ich mehrere Wochen alles Fortarbeiten ruhen ließ. Ein Zufall erhob mich wieder.

Bei meinem Beſuche den ich wieder dem benachbarten Prediger machte, traf ich, nach einer langen Reihe von Jahren zum erſtenmal, mit meinem ehrwürdigen Religionslehrer, Pegau, zuſammen. Ich begrüßte ihn faſt mit einem Freudenſchrei. Auch er äußerte ſich mit großer Herzlichkeit. In dem nachfolgenden Geſpräche ſchien er durch mancherlei Wendungen zu prüfen, was wohl aus ſeinem ketzeriſchen Confirmanden, dem er ſo wohl wollte, geworden ſey? — bald aber ging es auf den gewöhnlichen Gegenſtand über, auf den Zuſtand der Bauern. Er ſprach mit Einſicht und Wärme. Zur Nacht bekamen wir ein gemeinſchaftliches Schlafzimmer, und hier theilte ich ihm meinen Plan mit. Er erkundigte ſich genau nach dem Charakter meiner Schrift, lobte, was ich ihm davon ſagte und die Abſicht, ging aber dann zu Beſorgniſſen für mein Loos in den mir ſo fremden Deutſchland über. Sein Lob hatte mich zu ſehr erfreut, als daß ich auf ſeine Sorge großes Gewicht gelegt hätte. Fata inveniant viam! rief ich, und wir ſchliefen ein. — Am folgenden Morgen fuhr er frühe weg und es fand ſich keine Gelegenheit mehr, über den Gegenſtand zu ſprechen, aber beim Abſchiede flüſterte er mir mit feſtem Händedruck zu: I bonis avibus! I pede fausto! — Fünf und zwanzig Jahr ſpäter, hielt ich mich für ſehr glücklich, daß der verehrte alte Freund ein Paar Tage in meinem Hauſe verbrachte, jener „Nacht des Vertrauens“ ward oft gedacht.

Mein Zuſammentreffen mit Pegau hatte meinen Muth wieder zum Fortarbeiten belebt und ſeine Erwähnung Deutſchlands bewog mich nur folgende Apoſtrophe nieder zu ſchreiben, die das eigentliche Werk ſchließt.

„Ihr Edleren aus jedem Volk! Ihr, die ihr die wahre Menſchheit ausmacht! Erhebt eure Stimme mit mir! Sucht nicht mehr Gegenſtände eures Mitleidens jenſeit des Oceans! Seht hier, in Europa, in eurer Nachbarſchaft Nationen, die in ihrem eignem Lande unglücklicher ſind als der Afrikaner, den die Habſucht nach Amerika ſchleppte. Philoſophie und Menſchenliebe ſprachen für dieſen, und ſein Loos ward milder. Wohlan, Philoſophen, Menſchenfreunde! Vereinigt euch, auch den Europäiſchen Tyrannen zu ſagen, daß ihr Verfahren verabſcheuungswerth iſt. Sagt es laut, werdet nicht müde, es zu wiederholen, daß der Herabwürdiger ſeines Bruders, ſelbſt tief unter dem bösartigſten Thiere ſteht. Beweiſt es der verblendeten Habſucht, daß ihr eigner Nutzen, ihre und ihrer Kinder Sicherheit es fordert, menſchlich zu ſeyn. Endlich muß man euch hören und der Tyrannenſinn voll glühender Schaam zur Hölle zurückfliehn.“ —

„Sey die Kataſtrophe, die das Schickſal der Letten entſcheiden wird, welche ſie wolle! Ich lege es nieder dies Werk, vor die Augen der Menſchheit, als ein Actenſtück zu dem ſchrecklichen Proceſſe, den früh oder ſpät die Zukunft gegen die Unterdrücker meines Vaterlandes beginnen wird. Sie richte! — Sie richtet dereinſt! Zittert Tyrannen eurer Brüder! Fürchterlich richtet ſie — bald!“

Mein Aufruf wurde nicht überhört und — Ehre dem ehrwürdigen Paulus! — ſeine Stimme war die erſte, die ſich in Deutſchland für die Sache erhob. — Ich kehre zurück zur geheimen Geſchichte meines Manuſcripts.

Fortſetzung.

Endlich, am 9. Januar 1796, antwortete Sonntag und ſein Brief vermied durch einen ſichern Umweg, den für meine Correſpondenz gefährlichen Punkt. Sonntag entſchuldigte ſein langes Schweigen mit einer angewöhnten Saumſeligkeit; aber der Inhalt verrieth mir eine andre Urſache. Es war dem reinen, graden Sinne des edeln Mannes ſchwer geweſen, eine Wendung zu finden, durch die er mir ſeine wahre Meinung mittheilen konnte, ohne ſie auszuſprechen, und ohne auf irgend eine Weiſe, bei einem möglichen Falle compromittirt zu werden, was in ſeinen Verhältniſſen ſehr gefährlich geweſen wäre, ohne der Sache die er billigte, zu nützen. Er ſchrieb ausdrücklich:

„Zuvörderſt, gel. Fr., danke ich Ihnen für Ihre freundſchaftliche Delicateſſe, mich durch — Collaboratur an Ihrem Werke nicht compromittiren zu wollen. Allerdings würde die Hinſicht auf meine bürgerlichen Verhältniſſe mich in einige Verlegenheit geſezt haben. — — — Was anerkannt guter Zweck, darauf muß Jeder hinwirken; aber Jeder darf, ja ſoll es auf ſeine Weiſe und nach ſeiner Lage.

Und da ſehen Sie ohne mein Erinnern, wie mir mein Standpunkt Manches verbeut, was der Ihrige mehr als bloß begünſtigt.“

Ich hatte ihn nur um eine ſtrenge Kritik des Vortrags gebeten: das Ablehnen der Theilnahme war alſo offenbar nur eine Vorſichtsmaßregel, in Rückſicht auf das Schickſal des Briefes, die ich nur billigen konnte. Er fuhr fort:

„Ihr Buch iſt geſchrieben. Soll es ohne Weiteres unterdrückt werden? Möchte Das ſagen, wer da wollte: Sie würden ſich nicht darnach richten und ich würde vor mir ſelbſt erröthen, wenn ich den muthigen Verſuch eines ſich aufopfern wollenden Menſchenfreundes mit einem ſolchen Rathe zurück zu weiſen fähig wäre. „Alſo gedruckt?“ Vielleicht — wahrſcheinlich wird es das — mit oder ohne meine Zuſtimmung. Es läßt ſich dawider, es läßt ſich dafür ſprechen.“

Sonntag meldete mir nun, daß im nächſten Sommer ein Ritterſchafts-Convent Statt haben würde, um die Bauern-Angelegenheit, die ſchon auf dem Landtage mit Theilnahme berathen worden, zu ordnen, und ſchlug mir vor, dieſem Convente mein Manuſcript zu zuſtellen, — anonym verſteht ſich; —

„mit der Verſicherung etwa, daß wenn nicht thätige Maaßregeln zur Abhelfung dieſer Beſchwerden der Menſchheit genommen würden, dann vor ganz Europa“ u. ſ. w.

„Daß ſie den Predigerſtand mit aufs Sündenbänkchen ſetzen wollen, verdenke ich Ihnen, ſo weit ich die Sache aus der Ferne her ſehe, — gar nicht. Nur hätte der Staat nicht das Intereſſe des Predigers auf ſo mannigfache Weiſe mit dem Intereſſe des Edelmanns verſchlingen ſollen. Doch wer nur will als Menſch, kann immer auch als Bürger viel.“

„Der Styl der Einleitung gefällt mir außerordentlich. Er vereinigt männliche Würde der Gedanken mit Jugendkraft der Darſtellung. Nur die erſte Seite iſt Declamation und — muß das ſeyn, weil u. ſ. w.

Ich ſtrich die Stelle des Manuſcripts weg, noch ehe ich weiter las: Sonntag's Urtheil galt mir ſehr viel.

Wer den bis zur Heftigkeit offnen, reinen, graden, edlen Charakter des Unvergeßlichen kannte, wird leicht begreifen wie viel Mühe und Anſtrengung ihm dies künſtlich berechnete Schreiben gekoſtet haben mag. Mich betrübte es ſehr, und machte mich auf viele

Stunden uneins mit mir ſelbſt. Ueber ſeinen wahren Sinn und darüber, daß der gemachte Vorſchlag nicht ernſtlich gemeint ſeyn konnte, war ich keinen Augenblick ungewiß, aber die ſorgſame Vorſicht Sonntags flößte mir, ich geſteh'es, auch Beſorgniſſe ein, die ich vorher nicht hatte. Ich ging im Geiſte alle die Opfer durch, die ich zur Ausführung meines Planes bringen mußte. Die Ungewißheit ſeines Gelingens, und nun auch meiner eignen Zukunft in Deutſchland, ſchien mir plötzlich ſo ſchreckend; — Ich brachte den Abend bis Mitternacht mit mir ſelber kämpfend zu. In der Nacht ſchlief ich indeß ruhig und feſt, und als ich am Morgen wieder geſtärkt erwachte, war mein erſter Gedanke: Was wäre der Menſch, der die erſte *Möglichkeit* ſeines perſönlichen Misgeſchickes, in die Waage legte gegen die *Wahrſcheinlichkeit*, das Elend von Millionen zu mildern? — Mit dieſem Gedanken ſprang ich aus dem Bette, ſchrieb Hn. v. T. mein Aufkündigungs-Billet, und ſchickte es ſogleich ab.

Was mich vorzüglich zu dieſer Eile beſtimmte, war Sonntag's Nachricht vom bevorſtehenden Adels-Convente. Ich wünſchte ſchon auf dieſen zu wirken. Mir unbewußt, ging zugleich über meinem Haupte eine wahre Schickſalsſtunde hin. Jezt war es mir möglich im Frühjahre nach Deutſchland zu gehn, und meine Schrift erſchien im Sommer, und wirkte in Liefland weit über meine Erwartung. Wenige Monate nach ihrem Erſcheinen, ſtarb Katharina die Große. Ein dem Ihrigen entgegengeſeztes Regierungs-Syſtem wurde herrſchend. Es wurde den Rußiſchen Unterthanen verboten, ins Ausland zu reiſen, die dort befindlichen wurden zurück berufen und eine ſtrenge Cenſur wurde gegen alle einkommende Schriften eingeſetzt. Hätte ich meinen frühern Vorſatz ausgeführt, erſt im Frühlinge meine Stelle aufzukündigen und im Spätſommer hinaus zugehn: meine Schrift wäre entweder gar nicht gedruckt worden, oder ſie hätte nicht mehr nach Liefland gelangen können, um früh zu wirken.

— Nach meinem jetzigen Entſchluſſe ging ich zu Anfange Aprils nach Riga. Hier ſprach ich mit Niemand über den Zweck meiner bevorſtehenden Weiterreiſe, ſelbſt mit Sonntag nicht, der ihn wohl erkannte, aber eben deshalb auch nicht davon redete. Nur Groß theilte ich ihn mit, als ich am Abend vor meiner Abreiſe mein Manuſcript, das ich verſiegelt bei ihm niedergelegt hatte, in Empfang nahm. Ich mußte es aufbrechen und ihm die Einleitung vorleſen. Die Wirkung die ſie auf ihm machte, wahr ſehr Charakteriſtiſch für ſeine Ueberreizbarkeit. Nachdem er mich einmal über das andre umarmt hatte, riß er mich fort, trotz dem garſtigen Schlackwetter und der Dunkelheit, einen Spazierlauf mit ihm dürch die damals ſehr ſchmutzige Vorſtadt zu machen, wobei nur von meinem Plane lebhaft geſprochen wurde. Menſchen ſeiner Art iſt es Bedürfniß, bei jeder hohen Aufreizung des Gemüthes, auch dem Körper heftige Bewegung zu geben.

Mit dem erſten Schiffe das im Frühjahre von Riga nach Deutſchland abging, reiſte ich dorthin; wo alſo die Schilderungen meines zweiten Bandes dieſer Schrift geſchöpft ſeyn werden.

— Für die meiſten Leſer in Liefland glaub' ich zu weitläuftig über ein Buch geſprochen zu haben, daß nach meinem Tode wohl nebſt ſeinen Wirkungen, in der Geſchichte der Oſtſee-Provinzen nicht vergeſſen werden möchte; aber in Deutſchland iſt es anders. Dort können die hochfahrendſten, allwiſſendſten Kritiker ſie nicht, da die Quelle ihrer Allwiſſenheit, das Converſations Lexikon in ſeiner neueſten Ausgabe, von mir und meinen Schriften nicht ſprechen ſoll! — Ein halbes Wunder wär' es, wenn ſich das jetzige leſende Publicum nach allen den ungeheuern Schickungen, die über Deutſchland ſchalteten, noch der etwanigen Wichtigkeit einer vor beinahe einem halben Jahrhundert erſchienenen Schrift erinnerte, die zwar zur deutſchen Literatur gehört, aber für ein, Deutſchland fremdes Intereſſe geſchrieben wurde. Es iſt alſo wohl nicht überflüßig, zwei Thatſachen darüber anzuführen.

Im Jahre 1804, alſo acht Jahr nach dem Erſcheinen des Buchs „Die Letten, vorzüglich in Liefland,“ und nur zwei nachdem mein Wannem Ymanta, im Begriff in den Todeskampf für ſein Volk zu gehn, zum prophetiſchen Traumbilde Kaiſers Alexander emporrief: „Retter, ich glaube an Dich!“ unterzeichnete der menſchenfreundliche Monarch eine Bauerverordnung für Liefland, worin die Vorſchläge meiner Schrift, zu Landesgeſetzen wurden, als Vorbereitung zur Bauerfreiheit, die, auch nach dem Vorſchlage in jener Schrift, nach zehn Jahren eintreten ſollte, und vom Jahre 1816 an verhandelt, im Jahre 1819 in allen drei Provinzen de jure in Kraft trat, und es jährlich mehr auch de facto thut. Vollendet werden kann eine ſolche Umwandlung erſt mit der zweiten oder dritten Generation in der Freiheit geborner Staatsbürger.

— Ferner: Im Jahre 1838, alſo 42 Jahr nach Erſcheinung der „Letten," ließ eines der Häupter der Liefländiſchen Ritterſchaft ſelbſt, Herr Landrath Samſon von Himmelsſtiern, Kaiſ. Staatsrath und Ritter, Präſident der Provincial-Geſetz-Commiſſion für Liefland und Mitredacteur der Liefländiſchen Bauerverordnung von 1819, welche die Freilaſſung der Bauern ausſprach, — hochgeachtet als juriſtiſcher Schriftſteller und geliebt als Dichter, ein Mann von mehr als 60 Jahren, — kein perſönlicher Bekannter von mir, — „einen hiſtoriſchen Verſuch über die Aufhebung der Leibeigenſchaft in den Oſtſeeprovinzen," drucken und ſagt darin:

„Wir erinnern uns noch — mit einer in der That gemiſchten Empfindung des Eindruckes, welchen in neuern Zeiten die Schriften auf uns machten, die aus der Feder manches Menſchenfreundes floſſen, der ſich die Lage des Bauernſtandes in den Oſtſeeprovinzen, zu Herzen nahm. Einige dieſer Schriften wurden überhört und überſehen; andern begegnete man von Anfange her mit einer Feindſeligkeit, die weder Mißkennen der Abſicht des Verfaſſers, noch

Geringſchätzung ſeines Schriftſteller-Talents, ſondern, aufrichtig geſagt, das beſchämende Gefühl der Wahrheit deſſen, was er im Feuereifer gedacht und geſchrieben hatte, bezeichnete.“

„Es fällt in die Augen, daß ich unter dem Leztern nicht einige hämiſche, geiſtloſe Scribler, die nur ſich ſelbſt in ihren Zerrbildern gefielen, — ſondern den Herrn Dr. Merkel meine.“

„Die Zeit der Anklagen und Fehden iſt vorüber und Niemand wird mehr verdächtigt wegen ſeiner politiſchen oder patriotiſchen Anſicht des Hn. Dr. Merkel. Man hat, ſo viel ich weiß, keinen Tadel zu fürchten, wenn man — abgeſehn von etwanigen Widerſpruch — unverholen bekennt, daß der Hr. Dr. Merkel ein großes Verdienſt um die erfreuliche Umgeſtaltung der Dinge in Betreff der Bauern habe. Er ſprach mit Leidenſchaft, aber mit Wahrheit. Die Leidenſchaft war Eifer für die gute Sache, und iſt daher nicht allein zu entſchuldigen, ſondern auch vollkommen zu rechtfertigen. Die Wahrheit dagegen, — wie oft verſtimmt ſie nicht nur, ſondern wie oft verlezt ſie auch ſo empfindlich, daß man den Eindruck nothwendig überträgt auf den, der ſie wohlmeinend zu Tage fördert.“

„Hätte der Hr. Dr. Merkel nicht mit der Leidenſchaft geſprochen, welche ſeine Sprache eben ſo begeiſterte, als ſie ſein Herz erwärmt hatte: ſo würde er gewiß mit ſeinen Vorgängern gleiches Schickſal gehabt haben. Man hätte ihn überhört und überſehn, gleich ihnen. u. ſ. w.“

Ein ſolches Zeugniß von ſolchem Manne iſt in der That ein hoher Lohn, werth, daß man ſich deſſen rühme, — und wird hoffentlich bei Leſern in Deutſchland entſchuldigen, was vorzüglich für Liefländiſche geſchrieben wurde.

Ende des erſten Bandes.

Erſter Anhang.

Charaktere und Schilderungen aus Preuſſen, im Jahre 1805.

Mit einer Art Erſtaunen hab' ich die Wichtigkeit geſehen, die man in Deutſchland auf das Tagebuch zu legen ſcheint, das der bekannte Schriftſteller Fr. von Gentz, kurz vor der Schlacht bei Jena im Preußiſchen Hauptquartiere geführt haben will, und das in England zuerſt Publicität erlangte. Ich ſehe darin nichts als den Bericht eines Spions gegen ſein eignes Vaterland, an zwei Mächte in deren Sold er ſtand und deren Unterſtützung, auf die Preußen rechnete, vielleicht grade durch dieſen Bericht gelähmt wurde. Neues von hiſtoriſchem Werthe enthält die Schrift durchaus nicht. Die Charaktere die er aufſtellt ſtehen gerade ebenſo gezeichnet in zwanzig

Schriften, die bald nach der Unglücks-Epoche erſchienen. Ueber die Unfähigkeit des veralteten Herzogs von Braunſchweig, das Obercommando zu führen, die Charakter-Schwäche des Grafen Haugwitz, das für hochverrätheriſch gehaltene Verfahren Lombard's, die eigenſüchtige Doppelſeitigkeit des geſchmeidigen Luccheſini u. ſ. w. kann ſeit einem Menſchenalter nur Derjenige in Ungewißheit ſein, der die Geſchichte jener Zeit nie aufmerkſam beachtete. Auch in dem wenigen Detail der Begebenheiten in der Schrift, hab' ich durchaus nichts Neues gefunden, als daß das Manifeſt, das Lombard ſchmiedete und von Gentz überſetzen ließ, um ihn hernach für den Verfaſſer gelten zu laſſen, vor dem Druck und der Publication weder dem Könige vorgelegt worden, noch die Zuſtimmung eines Miniſters erhalten hatte. Die empörende Charakterloſigkeit der Compilation iſt dadurch vollkommen erklärt; aber man glaubte längſt, daß ſie mehr darauf berechnet geweſen, Preußen herab zu würdigen, als es zu vertheidigen und ihm Freunde zu gewinnen. Wird alles dieſes abgezogen, was bleibt übrig? Nichts als die Nachrichten von der auszeichnenden Weiſe, mit der Gentz von zwei Miniſtern und mehrern Generalen behandelt worden zu ſeyn verſichert, und die Raiſonnements, die er gemacht haben will, die aber ſchon damals zu ſpät kamen, um zu wirken, und deren Mittheilung jetzt, nach 33 Jahren, bis zum Läppiſchen nichts ſagend wären, wenn ſie nicht zum Tagebuche gehörten. Die Behandlung, die Gentz im Hauptquartier bei den Vornehmen fand, darf übrigens nicht der Achtung zugeſchrieben werden, die ſie für ihn hatten. Bekannt war er mit den Meiſten von ihnen längſt, da er das anſehnliche Eingebrachte ſeiner Frau zwei oder dreifach in vornehmen Zirkeln verſchwelgt hatte; aber ſeine übertriebene Leckerhaftigkeit und Ueppigkeit hatten ihn in Berlin zum Mährchen der Stadt gemacht, und die Weiſe, wie er Mittel zur Fortſetzung ſeiner Lebensart ſuchte, als er weder Vermögen noch Credit mehr beſaß, hatte ihm eine ſo allgemeine Geringſchätzung zugezogen, daß dieſe und ſeine Gläubiger es eigentlich waren, was ihn aus Preußen vertrieb. Er war indeß als talentvoller Kopf anerkannt und die Preußiſchen Vornehmen ſetzten Ehre darin, für Gönner guter Köpfe zu gelten und ſie ſelbſt als Freunde zu behandeln. Er war ins Hauptquartier berufen, ohne daß man wußte, wozu: es ſchien als wenn ihm eine wichtige Rolle zugetheilt worden, er großen Einfluß ſchon beſitze oder bald erhalten werde. Nehme man die lange Weile eines unthätigen Lagers hinzu, in dem nur zwei oder drei Politiker eigentlich Geſchäfte hatten, und Alles iſt erklärt.

Eine Seite dieſer Schrift macht es bedenklich, ſie auf ſich beruhen zu laſſen. Gegen die Wahrheit deſſen, was ſie erzählt, weiß ich nichts einzuwenden; aber ſie ſagt die Wahrheit nur halb, und das führt leicht zu einer falſchen Anſicht der Geſchichte. Ich halte es für einen Act der Pietät gegen Preußen, wo ich acht Jahre lebte, das ich als mein zweites Vaterland und wo man mich als einen Eingebornen betrachtete, aus meiner Chronika mitzutheilen, was mir zum Theil in einem ſehr hochachtungswerthen, dem Hofe nahe ſtehenden Zirkel vertraut wurde, und was ich theils als Zeitgenoſſe ſelber ſah.

Nach dem Urtheile der Einſichtsvollſten, die ich darüber zu Berlin ſprach, war das Unglück Preußens noch eine Frucht der vorhergehenden Regierung. Dieſe hatte den Schatz Friedrichs des Zweiten in wenig Jahren geleert, verſchwendete das laufende Einkommen des Staates und ließ dem Nachfolger eine ſehr bedeutende Schuldenlaſt zurück. Der junge Monarch ſah es für eine Ehrenpflicht an, ſie zu tilgen, ſo ſchnell es ſich thun ließ: bei dieſem rechtlichen, hausväterlichen Beſtreben aber konnte ſich, trotz der verhältnißmäßigen Einfachheit des Hoflebens, nur ſehr langſam wieder ein Schatz bilden, und ein reicher war noch nach acht Jahren nicht vorhanden. Dieſem Umſtand vorzüglich muß der Gang zugeſchrieben werden, den die Preußiſche Politik nahm und den man ihr oft ſo bitter vorgeworfen hat. Sie konnte keinen andern einſchlagen, als: die Rolle einer Macht erſten Ranges, die Friedrich der Zweite dem eigentlich armen und kleinen Staate auferlegt hatte, nur durch Unterhandlungen und Tractate fortzuführen, von denen man zurücktreten mußte, ſobald ſie durch einen Aufwand bethätigt werden ſollten, den man nicht zu machen vermochte. Das große Heer wurde dabei eine unnütze Laſt, die man gleichwohl nicht erleichtern durfte, ſo ſehr ſie, bei der engſten Sparſamkeit, *) drückte. Die Beſchränktheit

---

*) Es hatte Jemand einmal berechnet, daß man ein paarmal hunderttauſend Ellen Leinwand erſparen würde, wenn die Weſten der Soldaten ohne Rückentheil an die Röcke angenäht würden, und es geſchah bei der ganzen Armee.

des Schatzes galt bei Männern, die genau unterrichtet ſein konnten, für die Haupturſache, aus der Preußen bis 1805 Oeſterreich ſeine Kämpfe gegen Frankreich allein beſtehen ließ, und als es in dieſem Jahre eine vergebliche Anſtrengung gemacht hatte, veranlaßte wiederum die Ebbe in den Geldgewölben die ſchnelle Rückkehr zum Friedensfuße im Heer, indeß der Frieden doch nur durch einen Tractat geſichert ſchien, deſſen Argliſt man durchſchaute und den man für herabſetzend erkannte. Engliſche Subſidien hätten zum Theil aushelfen können, aber das gerechte Selbſtgefühl verbot dem Könige, ſich von dergleichen abhängig zu machen, ſo lange es ſich vermeiden ließ, und im Jahre 1806 hatte Napoleons Argliſt Preußen mit England in Krieg verwickelt.

Ein zweites, noch ſchlimmeres Erbtheil, als die Leerheit und Verſchuldung des Schatzes, war ein Gewimmel von hinterliſtigen Heuchlern, Ausſchweiflingen von ſchwachem Charakter und ſchmutzigen Habſüchtigen die, nach dem Urtheil des Publicums, ſelbſt keinen Verrath ſcheuten, der bezahlt wurde. Die Häupter dieſer bisher um den Thron gelagerten Harpyien fühlten wohl, daß ihre Rolle ausgeſpielt ſein würde, ſobald der neue Monarch die Regierung ergriffe, aber ſie ſtrebten darnach, wenigſtens einen Freund bleibend in ſeine Nähe zu bringen. Der bisherige Cabinetsrath des Prinzen, ein Mann von ſchlichtem, ſehr ehrenwerthen Charakter, war ſo kränklich, daß ſeine Stelle bald erledigt werden mußte. Die verworfene Clique beſchloß den Verſuch, Einen aus ihrem Mittel an ſeine Stelle zu bringen.

Die Intrigue durch die es geſchehen ſollte, hatte indeß beſondere Schwierigkeit. Der ernſte, ſtreng moraliſche Charakter des künftigen Monarchen bot keine der gewöhnlichen Schwächen zur Benutzung dar. Ein hochachtungswerther Zug ſeiner Geſinnung ſollte dazu dienen. Engel hatte zum Beſchluß der moraliſchen und politiſchen Vorleſungen, die er dem Kronprinzen gehalten und als bleibende Recapitulation derſelben, ſeinen „Fürſtenſpiegel“ geſchrieben. Nächſt ſeiner „Theorie der Dichtungsarten“ iſt dieſe Schrift wol das Schwächſte, was aus der Feder des geiſtvollen Gelehrten gefloſſen iſt; aber der Prinz achtete ſeinen alten Lehrer hoch und war ihm gewogen, nahm die Schrift mit Vergnügen an, las und lobte ſie. „Das alſo, dachte die Clique; Das!“ und der talentvollſte Genoſſe, wenn auch nicht ihrer bisherigen fanatiſchen und politiſchen Frevel und Intriguen, doch ihrer Orgien, erhielt den Auftrag, ſich recht weiſe und moraliſch zu masquiren. Gentz fertigte ſein bekanntes Sendſchreiben an. Es wurde Engeln, wie ich aus deſſen Munde weiß, zur Durchſicht mitgetheilt, um recht gewiß zu ſein, daß ſein Charakter treu nachgeahmt worden. Engel ſah darin nur eine gedrängte, wohlklingende Wiederholung ſeiner Rathſchläge, und wollte ſeinem ehemaligen Schüler wohl: *) er billigte das Schreiben, und — am Abende nach dem Regierungsantritte, fand der König es auf ſeinem Nachttiſche. Die Grundſätze und Anſichten darin machten Anfangs einen guten Eindruck auf ihn, und der Cabinetsrath Mencken ſelbſt empfahl es dem

---

*) Engel dachte indeß wenigſtens ſpäter eben nicht vortheilhaft von ihm. Einſt wurde ſein Schriftſteller-Talent, vorzüglich ſein Styl und ſein Argumentiren geprieſen. Engel ſchwieg lange; endlich aber brach er mit einiger Heftigkeit los: „Nach meiner Schätzung, ſagte er, ſind Zweck und Abſicht die Seele jeder Schrift; die Gedanken, die man dazu vorträgt, ſind der Körper; der Styl mit allen ſeinen Theilen iſt das Gewand, worin man dieſen hüllt. Herr Gentz hat ſeine Zeuge zu dieſem immer gut gewählt, gut zugeſchnitten, gut gefaltet; aber wenn ich ſeine neueſten politiſchen Schriften betrachte, ſcheint es mir oft, es ſtecke, wenn auch ein wohlgewachſener, doch kein rechtlicher Mann im ſchönen Rocke.

Könige als beachtungswerth; doch ſobald man den Verfaſſer entdeckte, durchſchauete man auch den Plan, der es hervorgebracht hatte, und warf es bei Seite. Daß ein Gentz Tugend und Weisheit lehren wollte, war in der That auch allzu komiſch und — unverſchämt.

Dies iſt die Geſchichte des famöſen Sendſchreibens, wie ſie mir im Vertrauen mitgetheilt wurde, als ich zwei Jahre ſpäter nach Berlin kam. Merkwürdig iſt es nur durch ſeinen geheimen Zweck und durch den Widerſpruch in dem ſein recht verſtändiger, aber alltäglicher Inhalt mit den ſpätern Grundſätzen und dem Treiben des Verfaſſers ſteht. Er, ſpäterhin der ärgſte offen und geheim wirkende Feind der Preßfreiheit, ſagt zum Beiſpiele im Sendſchreiben:

„Von Allem was Feſſeln ſcheut, kann nichts ſo wenig ſie ertragen, als der Gedanke des Menſchen. Der Druck der dieſen trifft, iſt nicht bloß ſchädlich, weil er das Gute verhindert, ſondern auch weil er unmittelbar das Böſe befördert.“ Nachdem er dieſe Wahrheit recht gut dargethan hat, ruft er dem Könige zu: „darum ſei Preßfreiheit das unwandelbare Princip Ihrer Regierung.“ —

Man ſagt in einer ſeiner Schriftenſammlungen, Gentz habe in ſeinen ſpätern Jahren an dies Sendſchreiben gar nicht erinnert werden mögen. Das begreift ſich leicht. Er konnte die Larve der Rechtlichkeit und der Wahrheitsliebe, die er vorgelegt, nicht betrachten, ohne vor der Häßlichkeit ſeines wahren moraliſchen Geſichts zu erſchrecken.

Was mit Gentz mißglückt war, gelang indeß auf einem andern Wege, wenn auch nicht zum Vortheil der von allen Ständen verabſcheueten Genoſſenſchaft. Die Häupter derſelben, die Gräfin Lichtenau ꝛc., traf unter der neuen Regierung ihr verdientes Schickſal; nur in zu milder Geſtaltung, ſagte die öffentliche Meinung. Zwei ihrer untergeordneten Glieder blieben zurück in dem Cabinet, und ſie reichten hin, dem Staate den Untergang zu bereiten: Graf Haugwitz und der damalige Cabinets-Secretär Lombard. Beide galten dafür, nur gelegentliche Werkzeuge geweſen zu ſeyn; eigne ſtrafwürdige Handlungen warf man ihnen nicht vor, und ſo hielt es der edelſinnige Monarch wahrſcheinlich für ungerecht, ſie aus ihrer Carriere zu entfernen. Den Erſtern empfahl außerdem zur Schonung, ſein gewandter, von einigen Halbtalenten und gefälligem Geiſt unterſtützter Höflings-Charakter, und ſeine vornehme Geburt; den Andern das Fürwort des Predigers und Profeſſors, ſpäter Geheime Rath Erman, der, ſo viel ich weiß, der Beichtvater des königlichen Paares war; — und außerdem ſeine hohe Brauchbarkeit für die franzöſiſche Correspondence. Der dritte, aber entfernt lebende Mann zu ihnen, war der Marcheſe Luccheſini. Er war einſt Vorleſer und Nebengeſellſchafter Friedrichs des Zweiten geweſen: ſchon das erklärt ihn für einen Mann von hohen Gaben und hoher Bildung. Friedrich hatte, aus Mißtrauen, ſagt man, ihn indeß nie zu etwas Bedeutenderm gebraucht, aber nach deſſen Tode achtete man ihn doch zu ſehr, um ihn bloß mit einer Penſion bei Seite zu ſchicken. Man hatte ihn zu Geſandſchaften gebraucht, und auch ihn ließ der junge Monarch in dieſer Laufbahn. Als das Unglücksjahr Preuſiens eintrat, war Luccheſini ſchon ſeit geraumer Zeit Geſandter zu Paris, und ſandte von dort, verſicherte man, Berichte ein, nicht mit der Wahrheit die das Intereſſe ſeines Hofes forderte, ſondern ſo gefärbt und beleuchtet, wie es ſeinem eigenen entſprach: denn er wünſchte ſeine angenehme Situation ſo lange ununterbrochen fortdauern zu ſehen, als möglich. *) Uebrigens blickte der eigenſüchtige Italiener auf den deutſchen Hof, dem er diente, nur mit der kälteſten Gleichgültigkeit auch wol mit Ironie hin. Dieſe drei unterſtützten ſich gegenſeitig durch Intriguen, und ſchoben einander vorwärts, und als die Schickſalsſtunde für Preußen herannahte, war ſein hochherziger Monarch ſo vollkommen getäuſcht, daß der politiſche Gang des Staates völlig von den Händen eines charakterloſen Höflings, eines Halbfranzoſen, der Stolz darin ſetzte für einen ganzen zu gelten, und eines ränkevollen italieniſchen Glücksritters gelenkt wurde, dem nichts wichtig war, als ſein eignes Wohlſein.

Dem Grafen Haugwitz hab' ich nie etwas Anderes ſchuld geben gehört, als Schwäche des Charakters, die in dringenden Verhältniſſen auch Schwäche des Verſtandes wird, und ihn zum leichtbethörten Werkzeuge für fremde Pläne machte. Anders urtheilte man über Lombard, der ihn unterjocht hatte, ohne eigentlich ihm an Geiſt überlegen zu ſeyn.

---

*) Auch das Gentziſche Tagebuch beſtätigt dies, ſchreibt aber ſeiner Gattin die Schuld zu, daß er falſche Berichte einſandte.

Der Cabinetsrath Lombard war der Sohn eines Friſeurs in der franzöſiſchen Colonie zu Berlin, die ihrer Sprache und mancherlei bei ihrer Anſiedlung ihr zugeſtandenen, und von Friedrich dem Zweiten erhöhten Begünſtigungen wegen, ſich für vornehmer hielt, als die deutſche Bevölkerung und nicht ſelten auch ſo behandelt wurde. Sie hatten ihre beſondere bürgerliche Verfaſſung, beſondere Kirchen, Gerichte und Geſetze, und mancher eingeriſſene Mißbrauch galt für ein ihr gehörendes Vorrecht. *) Sie bildete gleichſam einen Staat im Staate und ihre Glieder verband ein Gemeingeiſt, durch den Jeder es für Pflicht hielt, das Gedeihen jedes andern Gliedes, gegen die deutſche Einwohnerſchaft zu befördern. Die Colonie war ein Gaſt, der den Herrn vom Hauſe hinter die Thüre zuſtellen ſuchte und ziemlich oft dahin gelangte.

---

*) So wurde zum Beiſpiel lange die Akademie der Wiſſenſchaften als ein ihr eigenthümliches Inſtitut behandelt. Alle Franzöſiſche Prediger der Stadt waren Mitglieder derſelben, oder glaubten ein Anrecht darauf zu haben, und auch die Fremden, die man aufnahm, mußten Franzoſen ſein. Daß Engel aufgenommen worden, galt ihnen für einen Bruch ihrer Privilegien, der indeß bald erweitert wurde.

Als Knabe zeigte Lombard in der Schule frühzeitig einen lebendigen Geiſt und mancherlei Anlagen. Er zog die Aufmerkſamkeit des alten Erman auf ſich, den die Colonie bewog ihn zum Studiren zu unterſtützen, ihm dann eine Anſtellung beim Cabinet zur Zeit der Lichtenau verſchaffte, und ihm dieſe Laufbahn erhielt, als die Lichtenauſche und Biſchofswerderſche Herrſchaft geſtürzt war: Alles, ſagte man, um der Vortheile willen, die man für die Colonie von ihm hoffte.

Lombard hatte indeß nicht nur vielſeitige Fähigkeiten, ſondern auch ſehr lebhafte Begierden. Er war im Geheim einer der ärgſten Wüſtlinge Berlin's und ſeitdem ſeine Nerven dadurch ruinirt waren, ein wütender Spieler, — ſagte die öffentliche Meinung, deren Urtheile ich hier überall mittheile, ohne mein eignes ausſprechen zu wollen. Jenen Laſtern ſchrieb man es zu, daß er immer dürftig war, womit er gelegentlich gern pralte, als mit einem Beweiſe ſeiner Redlichkeit. Hätte der König ſeine Lebensart gekannt, ſo wären ihm Einfluß und Amt wahrſcheinlich ſchnell verwirkt geweſen; aber er hatte in der Nähe des Monarchen einen vielgeltenden Vertreter: einen Mann, der an Charakter hoch über ihm ſtand, und dem ich nie Etwas vorwerfen hörte, als ſeine Schwachheit für Lombard, die man einer häuslichen Gefälligkeit des Letztern zuſchrieb, und ſeinen Zwiſt mit Hardenberg, den Lombard durch ſeine Intriguen entflammt haben und nähren ſollte. Intriguen waren es, wodurch ſich Lombard erhielt, und ſich die Mittel zu ſeiner Lebensart verſchaffte. Für das wirkſamſte Werkzeug dabei galt ſein Bruder, den er bei dem Grafen Haugwitz als Privatſecretär anzuſtellen gewußt. Durch dieſen bekam er den Miniſter ganz in ſeine Gewalt. Alle Fehlgriffe die dieſer that, ſchrieb man auf Lombard's Rechnung, bei deſſen geheimen Plänen Haugwitz nur Vollſtrecker und Schuldträger ſey, wenn ſie mislangen.

Daß Lombard im franzöſiſchen Intereſſe handelte, galt für ausgemacht. Im Grunde ſchien die ganze franzöſiſche Colonie mehr für Napoleon als für Preußen geſtimmt; aber ſie enthielt viele ſehr rechtliche und hochachtungswerthe Männer, die auch nicht der entfernteſte Argwohn eines Verraths treffen konnte; nur gegen Lombard ſprach er ſich laut aus. Man nannte die Summe, mit der er bei ſeiner Sendung nach Brüſſel, zu Napoleon, von dieſem beſchenkt, d. h. beſtochen worden. (So viel ich mich erinnere, 6000 R.d'or.) Man ſchrieb ſeinen Ränken die ſchwankende Unentſchloſſenheit des Cabinets zu, in den Jahren 1805 und 1806. Daß Haugwitzens Politik über die männliche, feſte Staatsklugheit Hardenbergs die Oberhand behielt, war ganz gewiß ſein Werk, denn jene war ja die ſeinige. Ihm ſchrieb man daher das ſpäte Ausrücken der Preußiſchen Armee im Jahre 1805 zu; ihre Rückkehr ohne Etwas gethan zu haben; den Wiener Tractat; die Verſpätung der Rüſtungen 1806 und der Ruſſiſchen Hülfe, kurz alles Nachtheilige, wodurch Preußens Unglück herbeigeführt wurde. Daß die Verſpätung des Manifeſtes, die tadelhafte Beſchaffenheit und dann die übereilte Bekanntmachung deſſelben, ohne daß der König es geleſen, nur Lombard zugeſchrieben werden kann, geht aus dem Tagebuche von Gentz ſchon hervor.

Der keckſte und ärgſte Streich ſeines Hochverraths wäre, wenn wahr, folgender Vorfall, den man als ganz beſtimmt erzählte. Der König beſchloß ſchon in der Mitte Septembers, Rußlands Hülfe aufzurufen, und um die Aufforderung recht ſicher und ſchnell nach Petersburg gelangen zu laſſen, wurde der Oberſtlieutenant Kruſemark mit ihrer Ueberbringung beauftragt. Lombard empfahl dieſem einen gewandten Menſchen, der des Franzöſiſchen vollkommen mächtig war, zum Reiſediener und er wurde angenommen. Erſt ſpäter erfuhr man, daß dieſer Menſch, der zur Colonie gehörte, ein Vetter Lombard's war. Kruſemark trug die Depechen auf der Bruſt, bis er in Petersburg anlangte; dort legte er ſie, um ſich ſogleich zu ihrer Uebergabe umzukleiden einen Augenblick ab und ging ins Nebenzimmer: als er zurückkehrt, ſind ſie verſchwunden, und alle Bemühungen Kruſemarks und der Polizei ſie aufzufinden, blieben vergeblich. Es war Nichts übrig, als einen Courier nach Berlin zu ſenden, nach einer neuen Ausſertigung derſelben: es gingen ein Paar Wochen darüber hin und die Ruſſiſche Armee, deren fruheres Anrücken die Schlacht bei Jena entweder ganz verhütet, oder ihre Folgen ſchon in Deutſchland gehemmt hätte, erſchien erſt auf dem Kampfplatz, als die Trümmern des Preußiſchen Heeres ſchon nach Oſtpreußen zurückgetrieben waren, in die letzte Gränzprovinz.

Wie allgemein und feſt die Ueberzeugung von Lombard's Hochverrath war, beweiſen folgende Vorgänge. Als Ihre Majeſtät die Königin auf der Flucht von Berlin, in Stettin angekommen war, fand auch Lombard ſich ein, und erſchien indem ſie abreiſen wollte, im Landſchaftshauſe, wo ſie abgeſtiegen war. So wie die Monarchin ihn anſichtig wurde, befahl ſie dem Platzmajor ihn zu verhaften und ſtieg in den Wagen. Als ich einige Minuten ſpäter dorthin kam, fand ich die noch zahlreich Verſammelten ſehr aufgeregt, und hörte von mehreren Seiten: nun werde die Königin ihre Reiſe wenigſtens ſicher fortſetzen können. Man hielt alſo ſein Erſcheinen in Stettin für die Einleitung eines neuen Verraths. Die Stadt war voll Freude über ſeine Verhaftung, und als man Gaſtwirthe aufforderte, ihn auf der Hauptwache mit Betten und Speiſen zu verſehen, ſchlugen ſie es ab: ſie wollten keinen Verräther bedienen. Es war ein eigner, ſtrenger Befehl des Gouverneurs nöthig, einen Gaſtwirth dazu zu bewegen; aber man erzählte, er habe erklärt, wenn es vorüber, werde er das Geſchirr zerſchlagen, aus dem Lombard gegeſſen, und die Betten verbrennen, worauf er geſchlafen. — Einen Tag oder zwei Tage nachher fuhr in Cüſtrin ein offener Wagen mit Wache ein. Es hieß, der darin Sitzende ſei Lombard, und das Volk fing an, ihn mit Steinen zu werfen; es war aber der unglückliche G. von Bülow.

Sobald der König Lombards Verhaftung erfuhr, eilte ein Courier von Graudenz nach Cüſtrin, wohin er bei Annäherung der Franzoſen gebracht worden, mit dem Befehl, ihn in Freiheit zu ſetzen. Das Publicum ſah darin nicht einen Beweis ſeiner Unſchuld, ſondern nur eine Erklärung, daß die Verhaftung auf incompetenten Befehl geſchehen; denn die ſo allgemein verehrte Monarchin war keine Autorität im Staate. Man behauptete ſogar, es ſei in Cüſtrin mit Trommelſchlag auf den Gaſſen bekannt gemacht worden, Lombard ſei nicht Verräther. Er ſelbſt indeß erzählte zu Königsberg, wohin er floh, mit noch zitternder Stimme, wie die Poſtknechte, und wo dieſe fehlten, die Bauern, die ihm, ohne ihn zu kennen, Vorſpann geliefert, davon geſprochen, wenn er des Weges käme, ſolle er tüchtig durchgewalkt werden. So feſt waren ſelbſt die unterſten Klaſſen des Volks von ſeinem Hochverrath überzeugt. Uebrigens hörte ſeine Funktion als Cabinetsrath auf und der König ließ ihn nicht mehr vor ſich.

War er ſchuldig oder nicht? Ich habe bisher nur die Anſichten mitgetheilt, die am Hofe, in der Hauptſtadt und im Volke über ihn herrſchten. Der meinigen nach, war er zu entnervt, und im Grunde zu charakterlos, um eines eignen, bösartigen Planes fähig zu ſein, aber auch um gegen Lockungen ſtrenge an ſeiner Pflicht zu halten. Er hatte gewiß nicht die Abſicht, Preußen zu Grunde zu richten; aber ebenſo gewiß auch nicht Feſtigkeit genug, irgend einem Preiſe zu widerſtehen, der ihn zu einzelnen verderblichen Maaßregeln verleitete, beſonders wenn ſie zum Vortheil ſeiner Nation gereichen ſollte; denn, wie ich ſchon andeutete, er fühlte ſich als Franzoſe. Er war ärger, als böſe; er war ſchwach, gab ſeinen Schwächen mit Vorſatz nach, und erzwang das Gelingen der ihm aufgetragenen Pläne, durch Intriguen, die ſeine einzige Stärke waren.

Bei dieſen Anſichten des Publicums zu Berlin, erfüllte es alle Patrioten mit den trübſten Erwartungen, daß das gemißbrauchte Vertrauen des edeln Monarchen, grade nur Haugwitz, Lombard und Luccheſini im entſcheidenden Moment um ihn verſammelt hatte; und die Verſtimmung ſtieg, als man hörte, daß ſogar Gentz in's Hauptquartier berufen worden. Man konnte nicht begreifen, wozu? das Manifeſt zu ſchreiben? Aber es gab ja andere, ehrenwerthe Männer, die Talent genug beſaßen, die gerechte Sache Preußens zu führen; und man hielt ſich überzeugt, daß Lombard ſich es nicht würde nehmen laſſen, ſelbſt dabei die Feder zu führen. Wozu alſo dieſen Mann, auf den die öffentliche Meinung ſo ſchwer laſtete, und der längſt in fremdem Dienſte ſtand? das hieß die öffentliche Stimme Lügen ſtrafen, die Theilnahme tödten. Der Erfolg, und ſelbſt Gentzen's Tagebuch beweiſ't, daß das Vorgefühl des Publicums über jenen Conſiur ſchlimmer Charaktere, richtig war. Das Nachtheiligſte aber war ſchon 1805 geſchehen. — Ich kehre zu dieſem Jahre zurück.

Damals herrſchte im ganzen Preußiſchen Staate der lebendigſte Enthuſiasmus. Der ſchändliche Druck, unter welchem ſchon ein großer Theil Deutſchlands ächzte, und der dem übrigen daſſelbe Loos drohte; die Inſolenz, mit welcher die Franzöſiſchen Beamten und Generale, die Preußiſchen in Weſtphalen an der Gränze behandelten, oder doch zu behandeln verſuchten; *) die ſchaam- und maßloſe Inſolenz der offi-

---

*) Der edel mannhafte Stein war damals dirigirender Miniſter Weſtphalens. Ein franzöſiſcher General ſah einen Reiſewagen deſſelben, der ihm bequem ſchien, ließ ihn ohne Weiteres wegnehmen und Stein fragen, was er koſten ſolle? Stein antwortete: „Vier Kugeln!“ und erhielt den Wagen zurück.

ciellen und nicht officiellen Zeitungen in Paris, gegen Deutſchland, ſeine Fürſten und Völker; zuletzt noch der höhnende, verachtungsvolle Durchmarſch ohne Anfrage, den das franzöſiſche Heer zuerſt durch Heſſen, das ein Alliirter Preußens war, dann durch die Preußiſchen Provinzen Anſpach und Baireuth gemacht, hatte alle Gemüther empört. Der perſönliche Freundſchaftsbund zwiſchen Kaiſer Alexander und dem Könige, erweckte die lebendigſten Hoffnungen, und als nun die Preußiſche Armee wirklich mobil gemacht wurde, flammte freudige Hoffnung in allen Ständen auf. Die einzelnen Provinzen erboten ſich zu unentgeltlichen Lieferungen von ſo hohem Belange, daß der väterliche Sinn des Monarchen ſie zum Theil ablehnte. Beurlaubte Soldaten ſtrömten, ohne den Termin der Zurückberufung zu erwarten, zu ihren Fahnen, ja, ein Unterofficier von einem in Königsberg in Preußen ſtehenden Regimente, der auf drei Monate beurlaubt worden, um am Rhein eine für ihn wichtige Erbſchaft zu ordnen, ließ dieſe im Stich, als die erſten franzöſiſchen Truppen ſich Norddeutſchland näherten, nahm nur das nöthige Reiſegeld davon und eilte nach Königsberg. Auch in den Städten, vorzüglich in Berlin, brach frohe

Begeiſterung auf jede Weiſe aus, vorzüglich vor der Bühne. Nur die franzöſiſche Colonie machte ernſte Geſichter, und die Jüdiſche lauſchte und flüſterte noch: nicht Beweis von Verrath, ſondern von Fremdheit mit dem Staatsintereſſe. Um dieſe Zeit verfaßte auch ein Officier den Feſtgeſang: „Heil unſerm König, Heil!“ der immer noch geſungen wird. Er erſchien zuerſt in meinem Freimüthigen. Da alle publiciſtiſche Stimmen in Deutſchland verſtummten, glaubt' ich, da meine Stimme in Norddeutſchland die geltendſte war, eintreten zu müſſen. Ich erklärte, der Freimüthige ſolle künftig auch politiſchen Aufſätzen gewidmet ſeyn, und erhielt ſogleich mehre dergleichen, zuerſt von dem berühmten Böttiger in Dresden. Ich ſelbſt machte mir es zum Geſchäfte, die Rodomantaden und Impertinenzen des **Iournal de l' Empire**, des **Iournal de Paris** etc. zurückzuweiſen und zu perſiffliren. Um aber nicht bloß durch gelegentliche Entgegnung, ſondern in offenem Kampf der niedrigen Anmaßung des franzöſiſchen Cabinets und dem Halloh ſeiner publiciſtiſchen Schreier, ihr Recht widerfahren laſſen zu können, machte ich den Plan zu einem Blatte, das bloß dieſe Beſtimmung haben und unter dem Titel: „Der Zuſchauer“ erſcheinen ſollte. Ich lud Johannes von Müller ein, ſich mit mir dazu zu verbinden, nicht weil ich etwas Populäres und überhaupt zu meinem Zwecke recht Taugliches von ihm erwartete, ſondern weil er in den Hof- und Gelehrten-Zirkeln viel galt, und Viele, die meine Feinde waren, ſich ſeinem berühmten Namen angeſchloſſen hätten. Er ſchlug ein, und ich legte nun den Plan dem Cabinete vor, mit der Bitte, mich bei der Ausführung durch Nachrichten und Weiſungen zu unterſtützen. Hierauf antwortete Cabinets-Rath Beyme:

Potsdam; 20. Nvbr. 1805.

Sowohl der Zweck, den Ewr. Wohlgeboren bei Ihrer neuen Zeitſchrift ſich vorgeſetzt haben, als der dazu entworfene Plan verdienen den Beifall eines jeden Patrioten. Ihre eignen Talente und die Talente Ihrer Mitarbeiter laſſen etwas nicht Gemeines hoffen. Darum danke ich Ihnen nicht allein für meine Perſon, ſondern ich kann Ihnen auch die Verſicherung von dem Beifall Sr. Majeſtät des Königs geben; ſodaß Sie ſich bei der Ausführung des Beiſtandes der Regierung verſichert halten dürfen. Wenn die Ausführung, wie ich nicht zweifle, der Erwartung entſpricht, ſo wird die Regierung Ihnen auch gern thätige Beweiſe Ihres Beifalls geben, und ich werde mir es zur angenehmſten Pflicht machen, Ihnen auf alle Weiſe dankbar und nützlich zu ſein. Zwar kann die Preußiſche Regierung es mehr als irgend eine andere, entbehren, die öffentliche Meinung durch öffentliche Blätter zu ſtimmen, weil Ihr ganzes Thun in einer Reihe von Maßregeln nach einer unverrückten, weiſen Maxime, laut und wahr genug zu ihren Unterthanen ſpricht. *) Aber in einer Periode, wie die jetzige, wo die Entſchloſſenheit der Regierung durch ungewöhnliche Anſtrengung der Unterthanen unterſtützt werden muß, kann eine ſolche Zeitſchrift dazu dienen, den Enthuſiasmus zu beleben und zu

---

*) Beyme war Cabinets-Rath für die innern Angelegenheiten des Staates. Das Bewußtſein des edeln durchaus redlichen Mannes in Rückſicht auf dieſe, war gegründet und füllte auch die Seele des verehrungswerthen Monarchen, aber in Rückſicht auf die äußeren Verhältniſſe, die Lombard und Haugwitz verwirrten, bedurfte kein Deutſcher Staat mehr der öffentlichen Vertheidigung, als das gefliſſentlich in ein falſches Licht geſtellte, verleumdete und verrathene Preußen. Und wie ſticht Beyme's Selbſtbewußtſeyn ab von dem empörenden Manifeſte, das einer Beichte über Fehlgriffe glich, die den König und den Staat in der öffentlichen Meinung herabſetzte.

erhalten, vorzüglich aber dem Auslande zu beweiſen, daß, wer den König angreift, es mit der ganzen Macht der Unterthanen zu thun bekommt.*) Schon haben die Unterthanen dem Könige ſehr ſprechende und rührende Beweiſe davon gegeben. Es liegt in dem Charakter unſerer Regierung nicht, viel zu ſprechen, ſondern zu handeln. Aber die Unterthanen erkennen aus den Handlungen der Regierung ihre Abſichten, oder errathen ſolche vielmehr. Der König rüſtet ſeine Armee und läßt ſolche zum Schutze ſeines Reiches ausrücken, während er raſtlos daran arbeitet, den allgemeinen Frieden in Europa herzuſtellen, und darin den Frieden für ſein eignes Reich und zugleich Genugthuung, die ſchönſte die ſich denken läßt, für widerfahrenes Unrecht zu ſuchen. Wir haben noch keinen Krieg, noch keinen erklärten Feind, und die Schritte der Regierung ſind ſo wenig mit Glanz umſtrahlt, daß ſie überall, außer in den Preußiſchen

---

*) Man ſieht, daß der Gedanke das Volk an dem Kriege Theil nehmen zu laſſen, ſchon ſelbſt am Hofe dunkel verſchwebte; dunkel, denn man wird ſogleich bemerken, daß ſelbſt unter der Kraft des Volkes nicht die Arme deſſelben verſtanden ſind, ſondern deſſen Beutel.

Staaten, eher das Gegentheil, als die Aeußerungen des Patriotismus zu wecken geeignet ſchienen. Dennoch haben die Stände in den Marken, in Pommern und in Magdeburg, bei der erſten Nachricht von der Ausrüſtung der Armee, ſogleich ohne alle Veranlaſſung beſchloſſen, das zur Verpflegung der Armee erforderliche Getraide und Mehl dem Könige unentgeltlich zu liefern. Bürger und Bauern, und alle Claſſen von Unterthanen haben ſich an die Stände enge angeſchloſſen und dadurch den übrigen Provinzen das Beiſpiel gegeben, ſo daß die Provinzen mit einander wetteiferten, die Laſten der Ausrüſtung der Armee zu tragen. Die ganze Reinheit dieſes edeln Wettſtreites äußerte ſich darin, daß keine ihr patriotiſches Opfer zuerſt darbringen, ſondern alle gemeinſchaftlich es dem Könige zu Füßen legen wollten. Jede aber ging in ihren Anſtrengungen weiter, als es das Bedürfniß erforderte, und als ihre Kräfte es verſtatteten. So hatte die Churmark allein dem Könige ein Geſchenk von 10,000 Wspl Roggen notirt. Und dies Alles geſchah in einem Jahre, wo man nur eben, durch die größeſten Aufopferungen der Regierung, einer Hungersnoth entgangen war, ſo daß der König in's Mittel treten, das Opfer ſich verbitten, und damit keine Provinz über ihre Kräfte angeſtrengt würde, die Lieferungen für angemeßne Mittelpreiſe verhältnißmäßig auf das ganze Land vertheilen mußte. Wo hat man je ein ſo ſchönes Einverſtändniß zwiſchen Herrn und Volk geſehen? Wo anders als in Preußen kann man ſo Etwas erwarten? In Preußen allein, deſſen Völker den 7 jährigen Kampf gegen ganz Europa ruhmvoll beſtanden und nicht verzweifelten, als die Hauptſtadt zweimal in die Hände der Feinde gerieth, als, nach den unglücklichen Schlachten bei Collin und Cunersdorff, faſt alle Provinzen vom Feinde überwältigt waren, und der Staat nur in den Lagern der zuſammengeſchmolzenen Heere des großen und einzigen Königs zu ſuchen war.

Lange hab' ich angeſtanden, ob ich auch nur einmal dieſe Thatſache bekannt werden laſſen ſollte. Der Gedanke, daß das Verſchweigen derſelben eine Ungerechtigkeit gegen die heldenmüthige Nation ſein würde, wozu Ewr. Wohlgeboren Plan mir Veranlaſſung gab, ſiegte endlich, und ich bitte Sie daher, den Vorgang ohne alle Schminke, die ihn nur entſtellen würde im „Freimüthigen" zu erzählen und hiernächſt in die Zeitungen übergehen zu laſſen.

Ich komme in einigen Tagen nach Berlin, und da ſoll es mir ſehr angenehm ſein, mit Ihnen über Ihren Plan mehr zu ſprechen.

21. Novbr. 1805. **Beymè.**

N. S. Ich komme heute ſchon nach Berlin und werde mich freuen, wenn Ewr. Wohlgeboren mich morgen gegen 1 Uhr beſuchen wollen.

Dieſer Brief, ſo ſehr er meinen Plan begünſtigte, machte einen trüben Eindruck auf mich. Von Beyme hatte ich größere, umfaſſendere Anſichten und Ideen erwartet, — wenn er einmal für gut fand, ſich umſtändlicher gegen mich zu erklären. Dieſes Trotzen auf die Theilnahme des Volkes an den König durch dargebrachte Getraide=Maſſen, von Seiten des Adels bewieſen, beklemmte mir die Bruſt. Mir ſchien, hier hätte nur davon die Rede ſein ſollen, daß das Volk ſein eignes Wohl, nicht durch 10,000 Wispel Roggen, ſondern durch Bereitwilligkeit und Vorbereitung zum Mitkämpfen, vertheidigen werde. Doch man ſcheute noch die Vorſtellung von Wehrhaftigkeit des Volkes. Erſt Spaniens und Rußlands Beiſpiel ermuthigte dazu. Endlich die abgebrauchte Parade mit dem 7jäh=

rigen Kriege.*) Sie war längſt zur Floskel geworden, die Nichts wirkte, und jetzt, da es darauf ankam, die deutſchen Völker zu gewinnen, ſie für das gemeinſchaftliche Intereſſe zu vereinigen, hätte jener Krieg gar nicht genannt werden ſollen. Denn gegen wen war er eigentlich geführt worden, als gegen das übrige Deutſchland? Und zu welchem Zwecke hatte er ſieben Jahre lang dieſes verheert? Die Erwähnung des ſiebenjährigen Krieges, mit dem die Preußen ſo gern prunken, erregt bei andern Deutſchen nur Aerger und Widerwillen. Und das wußte oder bedachte Beyme nicht?

Ich ging am folgenden Tage zu ihm; es wurden noch einige Abreden genommen, und die Ankündigung des Blattes zum Anfang des Jahres, erging. Bald nachher fiel die unglückſeligſte der Schlachten für Deutſchland, die bei Auſterlitz vor. — Ich beſuchte Beyme wieder, um zu fragen, ob nach dieſem Ereigniſſe die Erſcheinung des Blattes nicht beſchleunigt werden ſolle? „Wenn Sie jetzt noch den Muth haben, es zu ſchreiben?“ ſagte er fragend. — Jetzt gerade ſcheint es mir am nothwendigſten, da die Hauptrolle des Handelns an Preußen gekommen iſt. — „Nicht doch! Unſere Truppen ſind auf dem Rückmarſche.“ — Ohne Anſpach und Baireuth, wieder genommen zu haben? — „Man unterhandelt darüber. Haugwitz iſt in Wien.“ — Haugwitz! wiederholte ich bang, und faltete die Hände unwillkürlich. Beyme bemerkte es und ſagte: „Haugwitz iſt ein ſehr gewandter Unterhändler und hat beſtimmte Inſtructionen. (Von Lombard! dachte ich ſeufzend.) Und wen hätten wir ſonſt ſchicken können? „Ich war im Begriff Hardenberg's Namen auszuſprechen, aber mir fiel ein, daß, durch Lombard's Ränke, ſagte das Publicum, Beyme und Hardenberg Todfeinde waren. — Das Erſcheinen des Blattes, wurde bis zu Ende Februars verſchoben, und ſodann ganz aufgegeben.

---

*) Die Erinnerung an dieſen Krieg ſchien mir überhaupt im gegenwärtigen Kriege Schaden zu thun. Friedrich II. hatte ſeinen jungen Neffen, wegen ein Paar glücklicher Gefechte gelobt, und man machte dieſen als ſchwachen Greis zum Oberfeldherrn. Friedrich hatte von ſeiner Armee geſagt, der Himmel ruhe nicht ſicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußens Geſchick auf dieſem Heere, und — unter ganz veränderten Umſtänden wollte man auch dieſen Krieg mit ihm allein ausfechten, u. ſ. w.

Daß die Befürchtungen des Publicums, die mein unwillkürliches Händefalten ausgedrückt hatte, — des Publicums, das heißt des Theils deſſelben, mit dem ich lebte, — daß dieſe Befürchtungen gegründet geweſen, bewies der Erfolg ſehr ſchnell. Das Vertrauen des hochgeſinnten, edeln Monarchen wurde auf's vollkommenſte getäuſcht, und das Unglück des folgenden Jahres planmäßig eingeleitet. Haugwitz ſchloß einen Tractat, der den höchſten Unwillen des Königs erregte, der ſich aber den Umſtänden nach, nicht mehr umſtoßen ließ, da der Frieden in Preßburg zu Stande gekommen war. Preußen wurde durch das ihm aufgedrungene Hannover mit England veruneinigt und das Mißtrauen gegen ſeine Politik, das heißt, Lombard's Ränke erhöht. Das Heer kehrte unmuthig zurück, und zeigte ſogar Spuren von Indisciplin, bei dem unverdienten Spott des Volkes über ſeine erzwungene Unthätigkeit. Der Enthuſiasmus war bald ſo ganz erloſchen bei allen Ständen, daß als ſie im folgenden Jahre aufgefordert wurden, Winterkleider für's Heer zu liefern, es ſtrenger Verordnungen dazu bedurfte, und die Lieferung doch ſehr ſaumſelig geſchah. Ja, auch dieſe Stimmung, ſchien die Partei des Verderbens, durch eigne Maaßregeln zu befördern. Als ich im folgenden Jahre durch Stettin kam, fand ich unter der dortigen Kaufmannſchaft hohe Erbitterung. Sie hatte es gar nicht für recht möglich gehalten, daß ein ernſtlicher Zwiſt, zwiſchen England und Preußen herrſchen könne, und daher bei Haugwitz angefragt, ob ſie ihre Schiffe ohne Gefahr ausſenden dürften? Er, obgleich er keinen Schritt zur Verſtändigung mit England gethan, veranlaßt oder bewilligt, hatte geantwortet, es ſei durchaus nichts für ihre Schiffe zu fürchten. Sie liefen aus und wurden ſämmtlich aufgebracht und condemnirt.

Nimmt man Alles zuſammen, wodurch Preußen nach Außen hin iſolirt, im Innern zerſpalten wurde, ſo iſt es faſt unmöglich zu zweifeln, daß Hochverrath in ſeinem Cabinet ſelbſt thätig war. Die öffentliche Meinung, ich wiederhol' es, hielt es für ausgemacht, und belaſtete den damit, der durch niedrige Schlauheit alle Schritte lenkte, den aus der Hefe ſeiner Colonie emporgekrochenen Halbfranzoſen, der ſich für einen ganzen, und für viel beſſer hielt, als alle Deutſche.

Zweiter Anhang.

Aus dem Sommer und Herbſte 1806.

Die Geſchichte des unglücklichen Feldzuges von 1806 und ſeiner Folgen hat die Aufmerkſamkeit auf das nicht militäriſche Norddeutſchland dieſer Periode völlig vernichtet. Und doch ſind ſeine Geſchichte und ſeine patriotiſche Stimmung in dieſer Zeit, großer Beachtung werth, ſchon als Vorbedeutung deſſen, was 1813 geſchah. Dies Vergeſſen erklärt ſich daraus, daß ſo wenige Andeutungen davon ſich erhalten konnten, unter der Zwangsherrſchaft der Franzoſen, die jede Erinnerung daran, als rebelliſch vernichteten und beſtraften. Es mußte ihnen leicht werden, da faſt alle patriotiſche Nachrichten und Stimmen der Zeit ſich allmälig in eine Zeitſchrift zuſammen drängten: „der

Freimüthige, oder Ernſt und Scherz," die letzten Monate derſelben aber, aus Furcht vor den Franzoſen nach dem Siege derſelben, meiſtentheils, ſelbſt von dem Verleger, ängſtlich vernichtet wurden. *) Das mußte geſchehen, weil darin dringend und bei jedem Anlaſſe zur Erhebung der Nation in ganz Deutſchland gegen die Franzoſen, aufgefordert wurde, Napoleon aber einen Volkskrieg als den gefährlichſten ſcheuete, alſo jeden Gedanken daran als Rebellion behandelte. Daß er richtig ſah, hat Rußland 1812, und Deutſchland ſelbſt 1813 bewieſen. Seine Maaßregeln dagegen, indem er die Bevölkerung, beſonders in Norddeutſchland in Parteien zu ſpalten, Gruppen zu bilden ſuchte, die ihr Intereſſe an ihn knüpfte, waren nicht weniger argliſtig, als die er 1808 anwandte, Preußen als Macht zu iſoliren, mit England und Schweden in Krieg zu verwickeln, und ſelbſt die Deutſchen Fürſten, die der Allianz mit Preußen allein es verdankten, daß ſie noch nicht ſeine Sklaven waren, gegen daſſelbe auf-

---

*) Im Jahre 1817 bemühte ich mich in Berlin ſelbſt vergebens, ein Exemplar davon aufzutreiben, da ich keins beſaß; und erſt mehr als 20 Jahr ſpäter gelang es mir, Eins in Riga zu erhalten. Wohin die Franzoſen vordrangen, wo man ihr Vordringen als nahe befürchtete, wurden dieſe Monate verpichtet — ſcheint es.

zuheben. Der Moniteur, der Publiciſt, das Journal de l'Empire ergriffen jeden Anlaß, Heſſen und Sachſen als von Preußen unterjocht darzuſtellen.

Eines der argliſtigſten Mittel und das ihm wahrſcheinlich ſehr große Dienſte geleiſtet hat, war, daß er die Juden in Deutſchland an ſich zog, die durch ihren Reichthum, an den meiſten Orten, und ihre Einmiſchung in die politiſchen Geſchäfte und Verhältniſſe, ihm jedes Geheimniß verrathen, und die Maßregeln der einzelnen Regierungen lähmen konnten. Der Biſchof Gregoire, ein redlicher, wohlmeinender Mann und ein vorzüglicher Gelehrter, aber ein leicht zu bethörender Geiſt, hatte ein Buch zu Gunſten der Juden geſchrieben, das dieſe mit Enthuſiasmus laſen. Ihn alſo ſchickte Napoleon im Sommer 1805 nach Norddeutſchland ab, um Verbindungen anzuknüpfen. Der Vorwand dieſer Reiſe war, Gregoire ſolle die Schuleinrichtungen und Erziehungsanſtalten Deutſchlands kennen lernen. Das erfreute dann die Deutſchen Schulmänner gar ſehr; aber der Freimüthige (1806 Nr. 185.) bewies durch ein Billet von Gregoire's Hand, daß der Herr Senateur ſich um die Schulen wenig oder gar nicht bekümmerte, es ſogar ablehnte, die Schule der Jüdiſchen Colonie in Berlin zu beſuchen. Was wollte er denn in Deutſchland? Daſſelbe Blatt führt das Geſtändniß des angeſehenſten Mitgliedes der Colonie an, Gregoire wolle „die Lage der Jüdiſchen Gemeinden“ kennen lernen; daß heißt, den Einfluß der Eltern, nicht den Unterricht der Kinder.

Am längſten, einige Wochen, hielt er ſich zu Braunſchweig auf, bei dem Rabbi und — Hofagenten Iſrael Jacobſohn. Dieſer hatte in letzter Qualität, da alle Gelder des Herzogs, der Regierung und großentheils des ganzen Herzogthums durch ſeine Hände gingen, ungeheuren Reichthum erworben, und wandte ihn mit viel Klugheit und Wohlmeinen zum Beſten ſeines Volkes an. Man behauptete, ſeine Verwendung, d. h. ſein Geld — habe es in mehreren Deutſchen Staaten von dem ſchmählichen Leibzoll befreit. In Seeſen, einem kleinen Braunſchweigiſchen Orte, ſtiftete er eine Schule für die jüdiſche Jugend, in die aber — man denke! — auch Chriſtenkinder aufgenommen werden ſollten. Eifrig lud Jacobsſohn chriſtliche Gelehrte ein, — auch mich; aber ich kam nicht! — ihre Einrichtung zu prüfen und durch kluge Rathſchläge zu verbeſſern. Die gelehrten Gäſte wurden bei ihm ſplendid bewirthet, ſo lange ſie wollten, wohl auch beſchenkt, und gingen dann fort, ſein Lob in allen Zeitſchriften zu verkünden u. dgl. m. Bei dieſem, wie geſagt, hielt Gregoire ſich einige Wochen auf, und kehrte dann nach Paris zurück. Die Früchte dieſer Reiſe zeigten ſich bald. Von dem Reichthum und dem Einfluſſe der Juden in Norddeutſchland unterrichtet, berief Napoleon einen Sanhedrin, der ihre Verfaſſung und ihre Verhältniſſe als Nation erwägen und Vorſchläge zu deren Verbeſſerung machen ſollte. Die Juden in den Provinzen von Frankreich wurden darüber beſorgt. Sie fürchteten, der Convent werde ihnen Abänderungen ihrer Religion nach den politiſchen Abſichten Napoleons aufdringen, ihre Söhne würden zur Conſcription gezogen werden u. ſ. w. (Freim. Nr. 206.), in Deutſchland aber wirkte die Maßregel ſehr aufregend. Dies war offenbar ihr Zweck, und ihn zu befördern, ließ Rabbi-Hofagent, Napolen eine Bittſchrift überreichen, des Inhalts:

„Um die Deutſchen Juden glücklich zu machen,
„müſſe ein ſouveräner Jüdiſcher Rath, mit einem
„Patriarchen an der Spitze, in Frankreich nieder-
„geſetzt werden; müſſe die ganze jüdiſche Gemeine (com-
„munauté, hier ſo viel als Nation;) in Diſtrikte ge-
„theilt werden, von denen Jeder ſeinen eigenen Synod
„beſäße, der unter Aufſicht der Franzöſiſchen

„Regierung und des ſouveränen Jüdiſchen Rathes in allen gottesdienſtlichen Angelegenheiten entſcheide und die Rabbiner ernennte; müſſe der ſouveräne Rath (in Frankreich) die Gewalt haben, jedem Juden die nöthige Autoriſation (les dispenses) zu ertheilen, um in allen Ländern die Bürgerpflichten zu erfüllen" folglich die Bürgerrechte zu genießen. (Freim. Nr. 164., nach dem Journal de Paris vom 5. Aug.)

Dieſe Bittſchrift wurde Franzöſiſch und Deutſch gedruckt, und in vielen tauſend Exemplaren gratis vertheilt, und der Rabbi-Hof- und Kammer-Agent, der für die — freilich im Ganzen gerechte — Sache ſeines Volkes dieſen für Deutſchland hochverrätheriſchen Plan ausgebrütet hatte und ihn ſo frech unter Napoleons Autorität bekannt machte, blieb Hofagent und in der nächſten Umgebung eines regierenden Fürſten, der anti-franzöſiſchen Partei, des deſignirten Oberfeldherrn des preußiſchen Heeres, für den ſchon entſcheidend feſtgeſetzten Krieg! Doch dieſe Zeit war zu reich an Inconſequenzen und Incongruenzen, um bei dieſer zu verweilen.

Man überdenke, was die Ausführung dieſes Planes zuerſt in Nord-Deutſchland, allmälig aber auch in allen andern Ländern, geſtiftet hätte. Einen Jüdiſchen Staat in jedem chriſtlichen Staate, und das Oberhaupt des Inteſtinal-Staates wäre der Beherrſcher Frankreichs geweſen; ein förmliches Seitenſtück zu dem, was einſt die katholiſche Geiſtlichkeit mit ihrem Oberhaupte zu Rom war, und gewiß mit noch verderblicheren Folgen. Es wäre die erſte geſetzliche Grundlage zur Anerkennung der franzöſiſchen Univerſal-Monarchie geweſen.

Glücklicher Weiſe wohl, hielt ſich Napoleon dieſer nach der Schlacht bei Jena durch ſeine Unbeſiegbarkeit zu ſicher, als daß er die Juden dazu anzuwenden brauchte. So verſammelte ſich zwar der Juden-Convent und wurde mit Feierlichkeit eröffnet; ließ auch ſeine Verhandlungen drucken, die denn ein jüdiſcher Buchhändler zu Hamburg, Bran, eiligſt in deutſcher Ueberſetzung verbreitete, aber nach der Beſiegung Preußens wurde der Convent, nach unendlichem Gezänke der Glieder, aus einander geſchickt, und Napoleon begnügte ſich, aus eigener Machtvollkommenheit für und über die Juden zu decretiren, was er ſeinen Plänen zuträglich fand.

In faſt ganz Deutſchland regte ſich dagegen unerwartet eine Stimmung, die ihm bedenklich ſeyn mochte.

Man weiß, wie geſagt, ein Volkskrieg war ihm furchtbar. Das erſte öffentliche Symptom, daß ein ſolcher durch die allgemeine Stimmung ſich bilden könne, war die Schrift: „Deutſchland in ſeiner tiefſten Erniedrigung,“ die der Buchhändler Palm zu Nürnberg drucken ließ. Er wurde auf Napoleon's Befehl erſchoſſen, aber das wirkte, wie dergleichen pflegt, nicht Furcht, ſondern Erbitterung. Jetzt begriff Jedermann, wie wahr jene Schrift geſprochen. Im September der Minerva von Archenholz, erſchien ein rührender Bericht, über Palm's Benehmen und Tod, der wenigſtens im mehr verbreiteten Freimüthigen wiederholt wurde. Dieſer Bericht war aus München ſelbſt eingeſandt worden, trotz dem Vaſallen-Verhältniß, in welchem Baiern zu Frankreich ſtand. Er erzählte, die Stadt Nürnberg habe ihrem Bürger Palm, bei ſeiner Abführung einen Conſulenten zur juriſtiſchen Vertheidigung mitgegeben, den das Blutgericht indeß gar nicht zugelaſſen. Noch auf dem Richtplatze habe man Palm Verſchonung angeboten, wenn er den Verfaſſer der Schrift nenne, aber er habe „heldenmüthig“ den Tod dem Verrathe vorgezogen. Die Schüſſe der Soldaten hätten ihn nicht getödtet; er habe noch lang im Todeskampf gelitten, bis ihm ein mitleidiger Soldat ſein Gewehr vor der Stirne losgebrannt, „und ſo die Leiden dieſes edlen Opfers deutſchen Patriotismus geendigt habe." So wagte man ſchon in München zu ſchreiben und in Hamburg zu drucken; aber der Bericht erzählte noch Merkwürdigeres. Die Franzoſen hatten angefangen, in mehreren Süddeutſchen Städten, Männer zu verhaften, die eine patriotiſche Schrift geleſen und weiter gegeben hatten, — und Fürſten des Rheinbundes hatten ſich dem widerſetzt. Davouſt hatte einen Bürger zu Heilbronn mit Gewalt aus dem bürgerlichen Gewahrſam reißen und nach Braunau ſchleppen laſſen, doch der König von Würtemberg hatte darüber an Berthier einen ſo ſtarkſprechenden Brief geſchrieben, daß dieſer für gut fand, ihm ſeinen Unterthan auszuliefern. Zwei Andere ließ der König den Händen der Franzoſen entreißen und zu ihrer Sicherheit auf die Feſtung Hohenasberg bringen. Als zu Würzburg der franzöſiſche Geſandte, die Auslieferung des Buchhändlers Staahl forderte, ſandte der damalige Churfürſt von Würzburg, ein Oeſterreichiſcher Prinz, den Präſidenten ſeiner Regierung zu dem Bedrohten, ließ ihm ſeine Gefahr melden, aber zugleich Muth einſprechen und ihn auffordern, ſich mit dem Präſidenten in die Verſammlung der Regierung zu begeben. „Wir wollen doch ſehen, hatte der Erzherzog-Churfürſt geſagt, ob man ihn aus ihrer Mitte fortführen wird.“ Das wagten die Franzoſen wirklich nicht: die Schergen zogen mit leeren Händen ab, und Staahl war gerettet. — Jener Bericht aus Süddeutſchland ſchließt ſo: „den Deutſchen wird es einleuchtend ſeyn, daß wir wirklich dahin gekommen ſind, als Rebellen erſchoſſen zu werden, wenn wir zur Rettung für unſer gemeinſames Vaterland die Stimme erheben, und unſern Schmerz in Schriften ausweinen. Welch' eine Ausſicht, wenn das ſo fortgehen ſollte! Sodann dürfte ein jeder Preuße, Heſſe, Sachſe, kurz ein jeder Deutſche, der mit dem Schwert in der Hand ſein Vaterland vertheidigen wird, als Rebell ſchmählich hingerichtet werden.“ (Freim. Nr. 205.)

Man überſehe den Aufruf des Süddeutſchen an die Norddeutſchen nicht, der den Preußen, Heſſen, Sachſen, daſſelbe Loos weiſſagt, das Süddeutſchland drückte, und den Gedanken der allgemeinen Volksbewaffnung, der in dem „jeder Deutſche“ liegt. Es iſt eben ſo ſehr eine pſychologiſche, als politiſche und hiſtoriſche Merkwürdigkeit, die aber, ſo viel ich weiß, noch von allen Geſchichtsſchreibern der franzöſiſchen Kriege überſehen worden iſt, daß jener Gedanke immer lebendig ſeyn, und doch noch ſieben Jahr unausgeführt, ja, ganz unbenutzt bleiben konnte, bis fremdes Beiſpiel, fremde Siege und fremder Wille, dazu hinriß. Entſtehen mußte er ſchon beim erſten Einbruch der Franzoſen, da man die Heere größtentheils aus aufgebotenen Bürgern und Bauern beſtehen ſah. Selbſt Göthe, ſo ſehr er Höfling und Miniſter war, wurde von ihm hingeriſſen, als er während der Belagerung von Maynz, glaube ich, ſeinen Herrmann und Dorothea, entwarf, wie der Vers: „So ſtände die Macht auf wider die Macht," beweiſt. (Freilich entſchuldigt er ſich an einem andern Orte darüber, und ſpricht von Anarchie, aber die wäre nicht zu fürchten geweſen, wenn die Regierungen ſelbſt die Bewaffnung geordnet hätten und die Fürſten, unter ſich einig, an die Spitze getreten wären.) — — Wie lebendig er ſich immer erhielt, bewieſen die Odenwalder Bauern auf Jourdan's Rückzug, und noch drei Jahr nach der Jenaer Schlacht, Schill's Auszug; immer vergeblich, weil — nun, die Urſache liegt zu offen da, um ſie hier zu erörtrn.

Im Jahre 1806, ſobald in Deutſchland der Krieg zwiſchen Preußen und Frankreich unausbleiblich ſchien, erwachte jener Gedanke um ſo lebhafter, da man Preußen längſt für die letzte Schutzwehr der Exiſtenz

Deutſchlands anſah, und ſeiner Unentſchloſſenheit die Uebel zuſchrieb, die dieſes erlitt; aber zugleich vollkommen begriff, daß Preußens Macht der, Napoleons, wenigſtens auf die Dauer, nicht gewachſen war. Diesmal beten die Preußiſchen Provinzen nicht ihren Kornvorrath dar, ſondern mehrere derſelben fragten um Erlaubniß an, neue Regimenter auf ihre Koſten zu errichten (Freim. Nr. 190.), und die Einwohner der Grafſchaft Mark, Weſel zu überrumpeln. In Schleſien erklärten mehrere, noch dazu kleine Städte, Grüneberg, Sagan, Sprottau, bei dem Ausmarſch ihrer Garniſonen, den Soldaten, ſie bei ihrer Rückkehr belohnen und ihre Wittwen und Waiſen verſorgen zu wollen, wozu auch ſogleich Subſcriptionen eröffnet wurden. (Freim. Nr. 185.) In Sachſen ſelbſt, bei deſſen Einwohnern gegen Preußen ſeit dem ſiebenjährigen Kriege nachbarliche Abneigung herrſchte, zeigten ſich in dieſem Jahre bei dem Militär dieſelben Zeichen patriotiſcher Kriegsluſt, wie voriges Jahr im Preußiſchen Heere. Ein Artikel aus Leipzig, vom Ende September (Freim. Nr. 193.) ſagte: „Auch in unſerm Lande iſt der Enthuſiasmus, für Heimath und Sicherheit zu kämpfen, heilig und allgemein. — Es glüht ein ſchönes Feuer in dem Herzen der deutſchen Völker,

— nur daß ſo viel geſchehen mußte, es zu wecken! Der Muth des Militärs iſt unbeſchränkt, und unſer Heer wird zeigen, daß die Sachſen nicht aufgehört haben, Deutſche zu ſein und ihr Vaterland zu lieben. Nur einige Züge laſſen Sie Sich erzählen! Zwölf Gemeine aus dem Erzgebirge ſtellten ſich unaufgefordert, von ihrem Urlaub beim Regimente ein, mit der Aeußerung, ſie hätten gehört, daß es ins Feld und gegen die Franzoſen ginge, und wollten deshalb nicht die Letzten ſeyn. — — Die Offiziere von dem Bataillon, das hier zurückbleiben ſoll, haben ſich an den Churfürſten gewandt: Sie würden es für eine Gnade halten, wenn er ihnen erlaubte, an dieſem ſo ehrenvollen Feldzuge Theil zu nehmen. — Warum iſt das kein Krieg der ganzen Nation, und Jeder, ſelbſt die Vornehmſten, nähmen Theil, und ließen Alles zurück, um ein Kleinod zu erringen, bei deſſen Verluſt, wir und Alles, was uns theuer iſt, gefährdet werden.“

Eine andre Nachricht von dort meldete, daß viele Studenten die Univerſität verließen, um ſich als Freiwillige dem Heere anzuſchließen. Einen ſchönen Beweis von dem tiefen und feurigen Gefühl, das die Jünglinge jener Zeit erfüllte, giebt ein patriotiſches Gedicht, das mir der mit ſo großem und vielſeitigem

Rechte berühmte Gelehrte Hofrath Fr. Thierſch, auch damals in Leipzig Student, zuſandte, mit einem Briefe, in dem er Abſchied nahm, weil auch er für's Vaterland zu kämpfen ginge. Herrmanns Geiſt wird darin getröſtet:

Schon tönt der Botſchaft frohe Verkündigung:
Dein Volk erhebt ſich, ſchreitet mit Heeresmacht
Einher, es zeucht der Enkel Friedrich's
Zürnend voran, und in Myriaden
Stehn kampfentzündet über dem Vaterland
Zahllos der Heerſchaar Helden; es glüht die Bruſt,
Hinweg der Heimath Schmerz zu tilgen,
Nieder zu ſchmettern den Hohn des Fremdlings ꝛc.
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Wohl auf! Die Rache waltet im Schlachtenruf,
Und hingeſunken flehet mit ſtiller Angſt
Euch Euer Volk: Kämpft um der Rettung
Köſtlichen Preis und erlöſt die Heimath.*)

Das Angeführte reicht hin zu zeigen, daß die heroiſchen Gefühle, welche die deutſchen Völker in den Jahren 1813 und 1814 ſo herrlich entwickelten, auch 1806 ſchon erwacht waren, und nur der Ermunterung und Benutzung bedurften, um Napoleon's Siege zu erſchweren oder fruchtlos zu machen.

---

*) Leider war der Tag, an dem dies Gedicht im Freimüthigen erſchien, derſelbe, an dem die Schlacht bei Jena verloren wurde.

Als Kern einer allgemeinen Volksbewaffnung hätte das preußiſche Heer eine Furchtbarkeit haben müſſen, die ihn wahrſcheinlich abgehalten hätte, auch nach einem Siege, weit und ungeſtüm vorzudringen. Die ruſſiſchen Hülfsheere hätten ihn noch in Deutſchland gefunden, und wie hätte ihre Unterſtützung einen Volkskrieg furchtbar machen können! — Warum jene Stimmung nicht benutzt wurde? Mir ſcheint es, der Gedanke, die Völker ſelbſt wehrhaft zu ſehn, hatte für Miniſter und Generale etwas ſehr Schreckendes. Die Erſtern konnten ihn nicht von dem einer Revolution trennen, und die Anderen ſahen darin eine begonnene Vernichtung der Vorzüge, deren das Militair vor den unbewehrten Bürgerklaſſen genoß. Jener weiſe Plan der allgemeinen militäriſchen Dienſtpflichtigkeit aller Stände, wodurch jeder Kampffähige in der Nation, eigentlich dem Heere einverleibt wird, ohne daß dieſes an Geltung verlöre, konnte für Deutſchland erſt durch die ſpäteren Ereigniſſe reifen. Immer waren indeß die Wünſche des Jahres 1806 eine fruchtbare Vorbereitung der Thaten von 1813. Die meiſten Heldenjünglinge dieſes Jahres, konnten in jenem freilich wenig mehr als Knaben ſeyn, aber auch ſo hatten ſie doch ſchon warme Empfänglichkeit für die Idee der Vertheidigung des Vaterlandes durch die Anſtrengung Jedes ſeiner Bürger, und reiſten mit ihr heran, den Bemühungen des Tugendbundes für dieſelbe Idee, entgegen.

Es iſt mir ſehr theuer zu ſtehen gekommen, aber es erfreut mich noch, daß mein „Freimüthiger“ — Mein Freimüthiger: denn ſeit ich im Herbſte 1803 eingewilligt hatte, meine Zeitſchrift „Ernſt und Scherz“ mit dem Freimüthigen zu verbinden, hatte ich auch die ganze Redaction des Doppel-Blattes an mich genommen, und ſie trug bis zum October 1806 meinen Character. — Daß mein Freimüthiger die Haupt- und nach Palm's Ermordung die einzige Quelle war, aus der jener Gedanke und die Ermuthigung gegen den Druck der franzöſiſchen Herrſchſucht aufzuſtehen, mit jedem Poſttage in neuer Geſtalt verbreitet wurde. Dies Blatt, das damals Beiträge lieferte von A. v. Humboldt, J. v. Müller, Böttiger und beinahe von Allen in Deutſchland, Ungarn, Dänemark, Holland und Liefland, die gelehrten oder ſonſt literäriſchen Ruf beſaßen, genoß einer Verbreitung und eines Einfluſſes, wie kein Anderes. (In Amſterdam wurde eine Zeitlang jede Nr. deſſelben gleich nach der Ankunft, ins Holländiſche überſetzt und ſo gedruckt.) Ich wandte ſeine ganze Geltung und meine ſehr weit verbreitete Correſpondenz jetzt mit heißem Eifer auf, für Preußens politiſches Intereſſe und vorzüglich für die Empfehlung der Volksbewaffnung.*) Ich kann mir dreiſt das Zeugniß geben, ich hatte ſchon damals den ſchweigenden, aber wachſamen Groll der franzöſiſchen Gewalthaber verdient, mit dem ich im Jahre 1811 von einem Elſaſſer gewarnt wurde, bei dem bevorſtehenden

---

*) In Berlin ſelbſt hatte ich zwar den warmen Beifall aller rein-Deutſchen, aber die Juden, von denen ich viele Gebildete kannte, zeigten eine gewiſſe halbſpöttiſche Feindſeligkeit, und von einem ſehr wackern Deutſchen, der ſich aber zur franzöſiſchen Colonie hielt, dem alten Buchhändler Spener, erhielt ich eines Tages ein nicht unterſchriebenes Warnbillet, mit folgenden Verſen:

„Magna petis, Phaëton —
Meiſter, kannſt Du friſches Leben
Dieſer Leiche wieder geben,
Iſt das Grab Dir unterthan?
Giebt gehorſam Dir das Meer
Seine Ströme wieder her? —
Wohl, ich bete gläubig an!
Auf denn, großer Menſchenſohn!
Auf, belebe Deine Nation.“

Die Leiche wurde denn doch wieder belebt, und das franzöſiſche Meer mußte ſeine deutſchen Ströme wieder geben. Freilich nicht auf meinen Ruf; aber ich hatte richtig geahnet.

Kriege mit Rußland, nicht eine ähnliche Rolle zu ſpielen, — und mit dem im Sommer 1812 zweimal von einem vorgeſchobenen Piquet meine Aufhebung in meinem Landhauſe verſucht wurde; — aber auch die ſchöne Belohnung, daß Ihre Majeſtät die Königin Louiſe nach geſchloſſenem Frieden, durch den damaligen Obriſten von Maltzahn, von Königsberg aus mir, als „der letzten Stimme Deutſchlands," ſchriftlich danken ließ. Ich hatte nämlich in Riga durch „Supplementblätter zum Freimüthigen" meinen Kampf gegen die franzöſiſche Tyrannei bis zum Waffenſtillſtande nach der Schlacht bei Friedland, fortgeſetzt. Nicht vergeblich! Im Jahre 1817 ſprach ich zu Berlin einen Hofrath Müller, der mir ſagte, mit dieſen Blättern in der Taſche habe er Deutſchland als Werber für den Tugendbund durchwandert.

Ich glaube dieſe Nachrichten nicht beſſer ſchließen zu können, als durch einen Auszug von Schilderungen aus jenem Herbſt, die ich vor vierzehn Jahren in einem Rigaer Taſchenbuch (Caritas. Zum Beſten des Rigaer Frauenvereins, 1825) drucken ließ, von dem aber ſchwerlich zehn Exemplare nach Deutſchland gekommen ſind. —

„Während des Sommers wurden der Regierung mehrere Pläne zur allgemeinen Volksrüſtung und zur Vertheidigung von Berlin übergeben. Man ſprach von den Anerbietungen mehrerer Provinzen, Freicorps zu errichten. — Die Regierung, im Mittelpuncte des ganzen Staates, mußte natürlich die Räthlichkeit derſelben am beſten beurtheilen können, und fand nicht für gut, ſie auszuführen. Ihre freundliche Ablehnung wurde indeß vom Volke mißverſtanden, das größtentheils darin nur Mißtrauen, Geringſchätzung und die Erklärung ſah, daß es ſich um die Sache, die es bereit war, mit Gut und Leben auszufechten, nicht zu bekümmern habe. Mich dünkt, dies erklärt hinlänglich, wie der Enthuſiasmus ſich ſpäterhin in ſo bittere Gleichgültigkeit verwandeln konnte. Es erklärt, wie jene Gleichgültigkeit hier und dort ſogar in noch verwerflichere Empfindungen übergehn konnte, als der Verſuch, die Sache durch das Heer allein auszufechten, ſo ſehr mißlang, und nun das Volk die Folgen trug, zu deren Abwendung es ſo gerne mitgewirkt hätte.

„In Berlin erhielt ſich die Theilnahme am längſten; ſie verwandelte ſich ſogar wieder in Enthuſiasmus, als die Armeen ſich nun einander näherten; aber auch dieſer ging wieder in Aerger über, als nach Entfernung des Hofes, durchaus keine Nachrichten mehr nach Berlin geſandt, oder doch nicht bekannt gemacht wurden. „Man hält uns nicht der Mühe werth, uns etwas erfahren zu laſſen,“ hörte man häufig ſagen, ſelten ohne eine beigefügte Verwünſchung gegen den Kabinetsrath Lombard, der ſich einmal Haß und Argwohn beim Publicum zugezogen hatte.

In trüber, unruhiger Erwartung ſchmachtete man vom Morgen bis zum Abend, und wieder vom Abend bis zum Morgen, Nachrichten entgegen, die nicht einliefen. Schon ganz früh eilten Viele von einem Bekannten zum andern, um nachzufragen, oder warfen ſich beim Anbruch der Nacht noch einmal in die Kleider, um wieder nachzuforſchen. Der einfache Umſtand, den ein Reiſender erzählte, er habe den König in Weimar ſehr heiter ſpazieren reiten ſehn, erheiterte und beſchäftigte die ganze große Reſidenz einen Tag lang.

Endlich verbreitete ſich das Preußiſche Kriegsmanifeſt. Man hatte ſich ſo ſehr darnach geſehnt, die Regierung über dieſe Angelegenheiten ſprechen zu hören, daß man es mit Entzücken las, es für ein Meiſterſtück der Beredſamkeit erklärte. —

Wieder eine peinliche Stille. Am 13. Oct. lief eine Nachricht ein, aber nur durch einen Privatbrief.

Der Fürſt von Hohenlohe hatte einer Prinzeſſin geſchrieben: General Tauenzien habe ſich glücklich bis Orlamünde zurückgezogen, und werde Tags darauf zu ihm ſtoßen. — Tauſend Abſchriften liefen von dieſer unbedeutenden Nachricht umher, und Tauenzien war der gefeierte Held des Tages: er hatte doch Etwas gethan; man wußte doch Etwas von ihm.

Dieſe Freude wurde ſchon am folgenden Tage durch die Nachricht von der Niederlage und dem Tode des Prinzen Ludwig Ferdinand hundertfach verbittert. Anfangs wollte Niemand daran glauben. Auf Märkten und Gaſſen, in den Klubbs und Kaffeehäuſern, ſah man große Haufen ſtehn, und wer in ihnen zu Worte kommen konnte bewies die Unmöglichkeit des Ereigniſſes. Mit immer wachſender Ueberzeugung hörte man ihn an, bis etwa Jemand hinzutrat, der noch Einen Umſtand des Vorganges zu dem ſchon Bekannten hinzufügte, der alle Beweiſe vom Gegentheil zu Boden ſchlug. Traurig und ſchweigend ſchlich dann die Verſammlung auseinander. — Als die Gewißheit von dem Tode des Prinzen ſich nicht beſtreiten ließ, brach eine allgemeine Trauer aus: er galt für ein National-Unglück. Alte Frauen, die den Prinzen nie mochten geſehn haben, zerrauften auf offener Gaſſe ihr graues Haar darüber; und ernſte, feſte Männer, die mit dem Prinzen in keiner Verbindung geſtanden, ſprachen mit Händeringen von ſeinem Verluſt.

Die Vaterlands-Liebe, die durchaus nicht fürchten wollte, kämpfte auch dieſe Erſchütterung nieder. Man überlegte die Umſtände der Niederlage; bald zürnte man mit dem Prinzen, daß er die erhaltene Ordre übertreten, und hätte man Zeit gehabt, man wäre vielleicht zu Verwünſchungen gegen ihn gekommen.

Aus Potsdam brachte man, dort werde ein ſehr entfernter Kanonendonner gehört. Bald erfuhr man, auch in einer Gegend von Berlin hörte man ihn. Geiſterbleich ſtrömte die Menge hinaus, ihn zu hören, und auf den Gaſſen ſah man häufig Menſchen langſam gehen und leiſe auftreten, und dabei nach dem Boden lauſchen, ob nicht auch unter ihren Füßen die furchtbaren Bebungen, wie unvernehmliche Geiſterſtimmen, vom Heil oder Untergang verkündeten. — Endlich lief die Nachricht ein, der Kanonendonner entferne ſich. Alſo Sieg! ſchloß man, die Feinde fliehen! — Es ſcheint das Gefecht bei Halle geweſen zu ſeyn, das man hörte; denn auch von dieſem kam, ungeachtet der Nähe von Halle, keine Nachricht nach Berlin.

Auch ich gehörte zu den immer wieder Ermuthigten, die aus Grundſatz hofften. Ruhig lag ich früh an einem der ſchönſten Herbſtmorgen — ich glaube es war am 17. October — am Fenſter und ſann auf einen recht kräftigen Schluß für einen Aufſatz, der an demſelben Tage gedruckt werden ſollte. Am Abend vorher waren dunkle Gerüchte von einer verlornen Schlacht umgelaufen. „Deſto gewiſſer dachte ich, kommt es jetzt zu einem Aufruf an das Volk, der dem Kriege eine andre Geſtalt, und zum Eintreffen fremder Hülfe Zeit ſchaffen muß.“ Indem ſah ich einen Kourier langſam die Friedrichsſtraße herauffahren. Ein langſamer Kourier konnte kein Freudenbote ſeyn. Ich kleidete mich ſchnell an und ging zu dem Geheimrath T — r. Er war ſchon ſeit zwei Stunden bei dem Gouverneur, Miniſter Schulenburg. Ich folgte ihm dahin. Vor dem Hauſe ſtand ein dichtes Gedränge von Menſchen; aber ein Gorgonenhaupt ſchien darin zu walten: jeden Augenblick gingen Menſchen mit lebhaft geſpannten Geſichtern hinein, und Andere kamen geſenkten Hauptes, mit erloſchenem Blick wieder heraus.

Der Vorſaal war mit Beamten gefüllt. T—r. war unter ihnen. Er ſagte mir mit erzwungener Faſſung: „Wir haben eine Schlacht verloren!“ und reichte mir eine Bekanntmachung. Ich nahm ſie mit der feſten Ueberzeugung, ſie ſey ein Aufruf zu den Waffen, und las — die ſo famös gewordenen Zeilen: „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht!“ Die Hände ſanken mir und ich las nicht weiter. Erſt auf der Straße wurde ich hernach auf den fernern Inhalt aufmerkſam, als ein alter Mann ſeiner Frau vorlas, alle Prinzen ſeyen wohl; und ſie ihm antwortete: Aber was macht unſer Jacob?“ —

Ich fragte nach dem Miniſter, und T—r flüſterte mir zu, er ſey ausgegangen, um ſelbſt Anſtalten zur Räumung von Berlin zu treffen. Ich zog mich in eine Fenſterblende zurück, um meine Lage zu überdenken. Während des Sommers hatte ich wegen meiner Aufſätze gegen Frankreich, anonyme Warnungen und endlich gar Drohungen erhalten, die mich immer bewogen, nur noch heftiger zu ſchreiben. Mit den Pariſer Zeitungen war ich längſt darüber in offenen Kampf: denn ich hatte härtere Sachen gegen ſie und ihrem Treiben drucken laſſen, als der unglückliche Palm, den Buonaparte vor acht Wochen in

Freundes-Land arretiren und erſchießen ließ. Zudem war ich ein Fremder, ein Ruſſe,und konnte keine Autoriſation vom Preußiſchen Hofe aufzeigen. Man hätte mich für einen Emiſſär erklärt, und das gelindeſte Loos *) das ich erwarten durfte, war, in harter Gefangenſchaft nach Frankreich geſchleppt zu werden.

Eben trat der Miniſter herein. Ich bat ihn um einen Paß. Ja, ſagte er, Ihnen iſt wohl zu rathen, daß Sie ſich entfernen. Aber eilen Sie. Ich werde bald verbieten, Pferde hinaus zu laſſen.

Betäubt von dem Vorgange, den ſchnell unterzeichneten Paß in der Taſche, geh' ich fort. Aus einer Seitengaſſe tönt Geſang. Ich lauſche hin. Die Currende-Schule ſteht vor einem Hauſe und ſingt aus meinem Schlachtliede:

Auf Jüngling, auf! und Greis und Mann!
Kühn unſerm Recht vertraut!
Zu Kampf und Sieg heran!

---

*) Noch ſechs Jahre nachher war einer der Punckte, über welchen der verhaftete Rath Becker ſich vor der Franzöſiſchen Commiſſion zu Magdeburg vertheidigen mußte, ein alter Brief, in dem mein Name genannt war. S. Beckers Leiden und Freuden ꝛc. S. 54.

Für Preußens Thron und alten Ruhm!
Für Weib und Kind und Eigenthum!
  Der Bräut'gam für die Braut!
Die Trommel ruft! Die Fahne weht!
Es gilt fürs Vaterland!
  Heran zur Schlacht für's Vaterland!

Ich verwünſchte den hämiſchen Zufall und eilte zu dem Verleger meines Freimüthigen, um ihn zu bitten, da er beſſer darüber Beſcheid wiſſen mußte, als ich, die Beſtellungen zu meiner Abreiſe zu machen. Ich fand den armen Mann ganz außer ſich und ſelbſt zur Flucht entſchloſſen. Wir wurden bald einig, gemeinſchaftlich zu reiſen. Ein Freund verſah ihn mit einem ſchon beſpannten Wagen bis zur nächſten Station; aber er war ſo eilig, daß er mir nicht einmal Zeit ließ, meinen Koffer zu packen. Ich ließ ein kleines Bündel von Kleidern und Wäſche in den Wagen werfen, und wir traten die Reiſe an. Die öffentlichen Plätze waren ſchon mit Wehklagenden gefüllt. Wir ſahen viele Bekannte darunter; aber der einzige Gruß, den wir erhielten oder gaben, beſtand im Aufheben der Hände und traurigen Achſelzucken. Wie ſo ganz anders, dachte ich, wäre die Phyſiognomie dieſer Stadt gegenwärtig, wenn ſtatt der Ermahnung zur Ruhe, ein zürnender Aufruf zu den Waffen erlaſſen worden wäre!

Der Weg zum Thore führte uns durch eine abgelegene Stadt-Gegend. Hier war die Schreckens-Botſchaft noch nicht hergelangt, und das Alltagsleben zeigte noch überall ſein ruhiges, nichts ſagendes Geſicht. Mir, der den heranbrauſenden Orkan ſchon hörte, der dies Alles zuſammenwerfen würde, war auch die gemeinſte Scene anziehend. Nicht bloß die Mutter, die vor der Thüre ſitzend, auf ihren Säugling herablächelte, auch die Buben die ſich haſchten und rauften, ſelbſt ein Jude und ein Hausknecht, die um eine alte Jacke feilſchten, ſchienen mir idylliſche Gruppen.

Vielleicht eine halbe Stunde vor Berlin ſenkt ſich der Weg einen Hügel hinab. Hier, glaubte ich, müſſe man die Anſicht der Stadt verlieren, der Stadt, die ich mir als lebenslängliche Heimath gedacht, die ich als eine ſolche liebgewonnen, die ich jetzt ſo ſchnell und vielleicht auf ewig verlaſſen hatte, und die ein ſo trauriges Schickſal wenigſtens bedrohte. Denn Buonaparte, hieß es ſchon längſt, habe ſeiner Armee eine dreitägige Plünderung Berlins verſprochen. Ich ließ den Wagen halten und ſtand auf, um noch einmal auf Berlin zurück zuſehen. Die Bewegung die mich ergriff, wurde, ich geſteh' es gerne, durch die Betrachtung deſſen, was für mich auf dem Spiele ſtand erhöht. Ich hatte ein unabhängiges jährliches Einkommen von dreitauſend Thalern beſeſſen, eine anſehnliche Büchersammlung u. ſ. w. Alles das hatte ich vielleicht meinem Patriotismus geopfert; hundert Friedrichsd'or, die ich zufällig in Kaſſe gehabt, waren jetzt meine ganze Habe. — Ich fühlte, daß es Zeit ſey, mein Gefühl und meine Einbildungskraft in ſtrengen Zügel zu nehmen, wenn ich den Schickſalen, die eintreten konnten, mit der Faſſung eines Mannes entgegen gehen wollte. Es wurde mir viel ſchwerer, als ich gedacht. Mit mir ſelbſt allein wäre ich wohl bald fertig geworden: aber der Schrecken hatte den ſonſt ſehr proſaiſchen Geiſt meines Gefährten in ſo poetiſche Thätigkeit geſetzt, daß er mich in jeder Minute durch eine neue Ausmalung ſchreckenvoller Scenen, die ganz gewiß bevorſtänden, peinigte. — Ich weiß nicht mehr beſtimmt, warum wir den Umweg nach Stettin, der über Freienwalde und Stargard führt, einſchlugen. Auf dieſem gelangten wir am folgenden Tage zu einem Rittergute, das einem Bekannten meines Gefährten gehörte. Hier ergriff ich eine Gelegenheit, mich von ihm zu trennen. —

Während meiner ziemlich langſamen Weiterreiſe hatte ich Gelegenheit, zu bemerken, daß eine Menge Juden herumſtreiſte und das Landvolk eifrig von dem Unfalle der Armee in Kenntniß ſetzte. Eben ſo auffallend war mir die Weiſe, wie dieſe Nachricht vom Volke aufgenommen wurde. Es ſah meiſtentheils darin nur eine Demüthigung der ihm verhaßten Armee. Eine Pommerſche Bauerfrau unter andern, rief aus: „Nun werde es dieſer und jener Prahlhans (ſie meinte Soldaten von ihrer Bekanntſchaft) wohl kleiner zugeben.“ — Einen Sonntag Nachmittag traf ich in Stargard ein, ruhte bis zum folgenden Morgen und fuhr dann nach Stettin.

Schon indem ich durch die Gaſſen fuhr, bemerkte ich viele Bekannte, die ich in Berlin zurückgelaſſen, und die ſich hier mit großem, eben nicht traurigen Lärm herumbewegten. Man ſagte mir nochmals, ſo bald es in Berlin bekannt geworden, daß die Königin nach Stettin gegangen, ſey es guter Ton geworden, auch dahin zu fliehn. Wenigſtens ſah ich Viele hier, die auch nicht die entfernteſte Urſache zur Flucht hatten.

Da die Kürze der Reiſe und die Lebendigkeit auf der Heerſtraße die Flucht faſt nur zur Luſtparthie gemacht hatte, brachten die Perſonen höherer Stände noch alle ihre heimathlichen Anſprüche zum Vorſchein, aber es fehlte an Raum, ſie geltend zu machen, und ſie kamen jeden Augenblick in Colliſion mit den laut verkündigten Forderungen ſolcher Perſonen, die ſich zu Hauſe zwar immer ſehr untergeordnet fühlten, hier aber durch ihre Flucht ſelbſt bewieſen zu haben glaubten, daß ſie politiſche Wichtigkeit beſäßen. Es entſtanden Auftritte, die reichen Stoff zu einem komiſchen Romane hätten geben können.

Einen ernſtern und edlern Anblick, als die Berliner Flüchtlinge, gewährten die Stettiner ſelbſt. So drückend ihnen auch die Ueberfüllung der Stadt mit Flüchtlingen war, zu denen ſich bald auch die Berliner Garniſon geſellte, nahmen ſie ſie doch gefällig und gaſtfrei auf. Der öffentliche Ton war dabei ſo patriotiſch, daß ich überzeugt bin, es hätte nur einer Proclamation bedurft, und eines thätigen Kommandanten, um die Stettiner ſo gut, als ſpäterhin die Collberger thaten, die Vertheidigung ihrer Feſtung elbſt übernehmen zu machen. Doch an ſo etwas achte hier Niemand. Stündlich vergrößerte ſich die

Maſſe der koſtbaren Vorräthe und Effecten, die hieher geflüchtet wurden; aber weder der Gouverneur, noch der Kommandant, trafen ſichtbare Anſtalten zur Vertheidigung, ohne daß gleichwohl die Rede davon war, die Berliner Garniſon, ein Corps von ſechstauſend Mann, das dem Staate jetzt äußerſt wichtig ſeyn mußte, weiter marſchieren zu laſſen. Es ergab ſich ſpäterhin mit der Feſtung, ohne daß, wie man verſicherte, ein Kanonenſchuß gefallen wäre.

Bald lieſen nun auch die Berliniſchen Zeitungen ein, angefüllt mit hochtönenden Franzöſiſchen Bulletins und mit Schmähreden gegen die Preußiſche Regierung. Dieſe Blätter, denen man freien Anlauf ließ, die ſtündlich eingehenden üblen Nachrichten von der zerſprengten Armee, endlich die ſichtbare Unentſchloſſenheit der Kommandirenden verwandelten die Stimmung der Stettiner in vier und zwanzig Stunden. Bald erinnerte man ſich mit Bitterkeit einer Menge wirklicher oder vermeintlicher Kränkungen, welche der Stettiner Handel vorzüglich durch den Miniſter Haugwitz erlitten habe. — Die feindſelige Stimmung wurde immer heftiger, je mehr die moraliſche Perſon „Regierung“ vor den Augen der Einwohner in eine Reihe von Beamten zerfiel, die ſie perſönlich gar nicht liebenswürdig fanden. Endlich hörte ich in eben dem Stettin, deſſen patriotiſcher Sinn mich vor wenig Tagen ſo erfreut hatte, einen Mann laut im Schauſpiele ſagen: „Wir Bürger leiden es nicht, daß Stettin vertheidigt wird.“ —

Die Völker ſind einmal ſo ſonderbare Inſtrumente, daß ſie ſich ſelbſt ſpielen, wenn der Meiſter es nicht thut; aber dann grade nicht immer das Stück, das er wünſcht. —

Bei dieſen Erſcheinungen ſchien es höchſt nothwendig, daß zu dem Volke geſprochen wurde. Ich ging zu dem Miniſter Schulenburg, erzählte ihm, was ich bemerkt hatte, und bot ihm meine Feder zu einer Proclamation, oder einem fliegenden Blatte an. Er antwortete: „Hier bin ich nur der ausgewanderte Gouverneur von Berlin. Ich habe meine Pflicht gethan,“ beliebte ihm zu ſagen, „indem ich die Garniſon von Berlin unverlezt hieher geführt habe. Ich kann Sie hier zu nichts autoriſiren; aber da Ihre Anſicht wichtig iſt, ſo rathe ich Ihnen, ſich nach Graudenz an den König zu wenden.“ Ich ſtellte ihm vor, daß es am nothwendigſten ſey, hier in Stettin zu wirken. Mit einem kaum merklichen Lächeln ſagte er: „Sind Sie beim Gouverneur und beim Kommandanten geweſen?" Nein, erwiderte ich. „Sprechen Sie doch ja erſt mit dieſen Beiden, und kommen Sie dann wieder zu mir." Ich that, was er ſagte, und lernte nun ſein Lächeln verſtehen. Beide waren alte, abgelebte Männer, die ſich ſelbſt in ihren Zimmern nur mit Beſchwerde bewegen zu können ſchienen, und von denen mir der Eine ſagte: Wenn die Franzoſen näher kämen, würden ſich wohl alle Fremde aus der Stadt entfernen müſſen. Als Antwort darauf reichte ich ihm meinen Paß zur Unterſchrift.

Nun? ſagte Schulenburg, als ich wieder zu ihm kam: Sind Sie da geweſen? Was meinen Sie jetzt? Ich glaube nichts Beſſeres thun zu können, ſagte ich, als Ew. Excellence um einen Befehl an alle Poſtmeiſter zu bitten, daß man mir auf der Reiſe nach Königsberg, ohne Schwierigkeit Pferde giebt.

Er ſchlug mir vor, ſtatt deſſen mir eine Kajüte auf einem Schiffe anweiſen zu laſſen, das mit dem königlichen Schatz nach Danzig gehen ſollte, zwei Schiffer, doppelte Bemannung und keine Paſſagier hatte, als ein paar königliche Beamte, die den Schatz begleiteten. Ich nahm es mit Dank an, und

Schulenburg ließ dem Schiffer befehlen, „mir ſeine Kajüte zu vermiethen.“

Die Reiſe dauerte ſehr lange. Wir fuhren am Mittage von Stettin ab und warfen ſchon am Abende beim Eingange des eigentlichen Haffs Anker, weil der Lootſe „bei der ſchlechten Beſorgung der Signale,“ ſagte er, nicht bei Nacht weiter zu fahren wage. Am folgenden Morgen wurde der Anker gelichtet, aber es trat bald Windſtille ein, und wir lagen beinahe den ganzen Tag unbeweglich auf dem Haff. Eine freundliche Situation, da wir in der Ferne ſchon eine Kanonade hörten, und es ſich von ſelbſt verſtand, daß die Franzoſen bei ihrer Ankunft in dieſer Gegend, zuerſt den Schatzſchiffen nacheilen würden. Gegen Abend wurde der Wind günſtig; wir trafen mit Einbruch der Nacht bei Swinemünde ein, und — warfen wieder Anker: den bei Nacht ließ ſich die Durchfahrt durch die ſehr enge Mündung, die außerhalb noch durch eine Sandbank halb maskirt wird, nicht wagen. Einer der Schiffer ging ans Land, blieb bis Mitternacht und brachte, außer einem tüchtigen Rauſche, die Nachricht mit, den ganzen Tag hindurch ſeyen ſchon Flüchtlinge über die Peene gegangen. Die Brücke bei Anklam ſey abgebrochen, und die Bauern hätten ſich geweigert, die flüchtigen Soldaten ohne hohe Bezahlung überzuſetzen. Endlich brach der Morgen an: unfreundlich, ſtürmiſch, und zwar aus einer ſolchen Gegend her, daß es die Ausfuhrt erſchwerte. Sie mußte indeß erzwungen werden, denn ſchon wieder donnerte eine Kanonade, viel näher als geſtern. Man ſpannte Boote vor das Schiff und wir wurden durch die hohe Brandung hinaus bugſirt.

Endlich waren wir denn ſo glücklich, von den grauen, wild im Sturme brauſenden Meereswogen geſchaukelt zu werden, und uns von der gefährlichen Küſte zu entfernen. Am folgenden Morgen hatten wir Hela erreicht: aber hier begann erſt der wahrhaft furchtbare Theil unſrer Reiſe. Der Wind war ungünſtig zum Einſegeln, und unter beſtändigen Klagen der Schiffer über Vernachläſſigung der Baaken, lavirten wir drei Tage und Nächte bei Hela auf und ab, indeß das Schiff bald von Schnee, bald von Glatteis bedeckt wurde. Endlich glückte es uns, hineinzuſchlüpfen; endlich erreichten wir die Rhede von Danzig. Da liegt es vor uns in ſeiner Stattlichkeit. Der Schiffer wirft Anker; giebt ſein Signal. Bald hüpft eine Schaluppe auf den hoch rollenden

Wogen heran. Mit Vergnügen macht der eine Schiffer die Bemerkung, der Lootſenkapitain ſelbſt komme. So war es in der That; aber der andre Schiffer erklärte, jeder andre Lootſe wäre ihm lieber geweſen. „Der Mann ſey zu — neu in ſeiner Kunſt; er verdanke ſeine Stelle nur dem Umſtande, daß er früher Kammerdiener bei Haugwitz geweſen.“

Wir kamen nicht in den Fall, eine Probe von ſeiner Geſchicklichkeit zu erhalten. Aus der Ferne rief er uns durchs Sprachrohr zu: „Königlicher Befehl! die Troſorſchiffe, ohne einzulaufen, nach Königsberg.“ Ich wollte ihn anflehen, mich wenigſtens ans Land zu bringen, aber ſchon war die Schaluppe wieder weit entfernt. Wir von Mühſeligkeit Erſchöpfte, ſahen uns ſtumm an und ſchlichen in die traurige Kajüte zurück.

Noch mehr! das Abſegeln war durchaus unmöglich, denn ein ſtarker Wind wehte grade auf die Stadt. So blieben wir denn wieder drei Nächte und zwei Tage, während eines nur ſelten von Sonnenblicken unterbrochenen Schneegeſtöbers und Glatteiſes auf der Rhede, mit der dumpfen Ergebung einer völligen Niedergeſchlagenheit.

Eines Morgens, da ich ſpät erwachte, ſeh ich den einen Kapitain ruhig ſchlafen. Ich bemerkte eine regelmäßige Bewegung des Schiffes, und hörte auf dem Verdeck Nichts als das wohlbekannte, breitbeinigte Auf- und Abtraben der Wachhabenden während des Segelns. Faſt athemlos vor Erwartung, eil' ich hinauf. Richtig! Kein Land iſt mehr zu ſehn und wir ſegeln mit friſchem Winde. Ein Steuermann war am Ruder, der andere, ein alter Däne, ſchritt munter auf und ab. Er grüßte mich freundlich, und erzählte mir, daß wir mit dem früheſten Morgen die Rhede verlaſſen, und daß er mich ſchon lange erwartet habe. Wirklich zog er auch ſogleich das geſchriebene Lehrbuch hervor, das er in Holland, am Ende ſeines Unterrichts in der Steuermannskunſt, gegen Erlegung von hundert Gulden, erhalten hatte, — um die Erklärungen fortzuſetzen, die ich mir während unſres Lavirens vor Hela, von ihm hatte geben laſſen. Fröhlich, daß wir nun wieder im Freien waren, erfreute ich ihn dadurch, daß ich mich zu ihm auf einen Tauhaufen ſetzte, und mich ein halbes Stündchen von ihm belehren ließ.

Endlich, ich glaube am folgenden Tage, erblickten wir Pillau, ein Schauſpiel, das uns gar nicht wieder vom Verdecke ließ. — Am folgenden Tage eilte ich nach Königsberg. Was ich hier fand, war im Ganzen die Wiederholung der Scenen, die ich zu Stettin zurückgelaſſen hatte, um in größerem Styl und anders nüancirt. Die Berliner Beamten waren während meiner Seereiſe, zu Lande hier eingetroffen, und zu ihnen hatten ſich eine Menge Andrer aus ganz Brandenburg und den andern beſetzten Provinzen geſellt. Die übrigen Berliner Flüchtlinge waren aus Stettin mit leicht erlangten Päſſen größtentheils heimgekehrt. Statt der Stettiner und Berliner Garniſon, die ſchon in Gefangenſchaft war, fand ich hier die Ueberbleibſel faſt aller Regimenter der zerſprengten Armee. Unter dieſen waren mir beſonders die ältern Officiere und Soldaten, die noch in Preußens glanzvoller Periode gefochten hatten, mit ihrer finſtern aber feſten Haltung und ihrem Schweigen, ein Achtung einflößender Anblick, wie Florians beſiegte Löwen:

> Ils ne se plaignaient pas, ils gardaient dans leur
> cœur,
> Et leur orgueil et leur douleur.

Die Jüngeren, die noch keine erhebenden Erinnerungen hatten, ſondern bei ihrem erſten Auszuge nach

Ruhm, ſo viel Unglück gehabt, ſchienen Anfangs gedemüthigt, bald aber kehrte ihr leichterer Sinn zurück; leider aber auch mit ihm der rauhe, harte Ton, mit dem ſie ſonſt die friedlichen Klaſſen zu behandeln gewohnt waren. Er fand jetzt häufig eben ſo rauhe Erwiederung, und erregte mehr Erbitterung als je. Dieſe Stimmung theilten auch die Königsberger Beamten und Einwohner gegen die Beamten aus Berlin, die hier in hohem Tone zu ordnen und zu befehlen verſuchten, weil ſie aus der Reſidenz kamen, aber oft auf eine kränkende Weiſe erinnert wurden, daß ſie ſich hier in der Hauptſtadt des eigentlichen Königreichs Preußen befanden, und zwar als unglückliche Gäſte, die nur Theilnahme fordern konnten.

Das Reſultat der mannigfaltigen einander entgegengeſetzten Anſprüche, waren eben ſo widerſprechende Anordnungen, und in den erſten Tagen eine Verwirrung, die ich nicht beſſer glaube charakteriſiren zu können, als durch einen Einfall des berühmten Gelehrten Kraus.

Ich hatte eine Wohnung gemiethet in der Kneiphöfſchen Langgaſſe. Bei einem Gegenbeſuche, den er mir machte, ſtand er am Fenſter, indeß mich irgend ein Geſchäft entfernt hatte. Als ich zurück kam, ſagte er: Schade, daß Sie nicht hier waren. Es zogen ſo eben einige Rotten Kavallerie vorbei, mit ſchönen Remonte-Pferden. Doch warten Sie nur, ſie werden wohl bald zurückkommen.

Wie ſo? fragte ich.

„Nun, eben weil ſie dort hin zogen, ſagte er, glaube ich, daß ſie da nicht hingehören.“ —

Alles dieß änderte ſich indeß, vorzüglich nach der Ankunft Sr. Majeſtät des Königs. Die Geſchichte wird es mit Achtung aufbehalten, welch' ein kräftiger, wenn auch nicht glücklicher Widerſtand aus den kleinen Ueberreſten des Preußiſchen Staates in kurzer Zeit organiſirt wurde, und welchen ſtandhaften Patriotismus die Einwohner Königsbergs und das Königreich Preußen, ſowohl bei ihren Leiſtungen, als bei ihren Leiden, bewieſen haben. — —

Hier in der letzten nicht großen Grenzprovinz des Preußiſchen Staates, die genau genommen nicht einmal zu Deutſchland gehörte, mußte ein Aufruf an die deutſche Nation, ſich zu bewaffnen, Vielen hoffnungslos erſcheinen. Mir nicht! Je weiter Napoleon vorgedrungen war, deſto gefährlicher konnte ihm eine Volksbewaffnung in ſeinem Rücken ſeyn, der ſich gewiß bald viel Militär angeſchloſſen hätte. Ich war überzeugt, daß er dann nicht nach dem Königreich Preußen zu kommen wagen würde, beſonders da das Ruſſiſche Heer in ſchnellem Anmarſch war, und mit dem wieder organiſirten Ueberreſt der Preußiſchen Armee, ihn zugleich von vorne bedroht hätte. Wie es mir in Berlin mündlich gelungen war, beſonders einen alten Grafen Martensleben, ehemals einen von Friedrich dem Zweiten perſönlich geachteten Militär, jetzt Caſtellan des königlichen Schloſſes, ſo für den Gedanken zu enthuſiasmiren, daß er erklärte ſelbſt die Volksſchaaren im Gebrauch der Waffen einzuüben, gewann ich auch in Königsberg Viele für meinen Plan; nur nicht Diejenigen, die über ſeine Ausführung zu entſcheiden hatten. Ich beſchloß, weiter zu reiſen. Indem ich in den Wagen ſtieg, kam Hr. Reimann, der Erzieher des Prinzen Louis, mit freudeglühendem Geſicht, mir zu melden, nun ſey der Aufruf beſchloſſen. Jetzt zweifelte ich, und erklärte, ich wolle ihn in Memal erwarten. Ich machte wirklich dort mehrere Tage Halt deshalb. Endlich kam ein Aufruf an, der Studenten und Bürger auffordert, — ins Militär zu treten, mit dem Verſprechen während des Krieges ſollten auch Bürgerliche Officiere werden können. Ich ſetzte meine Reiſe fort. —

Nachſchrift.

So eben finde ich ein entſcheidendes Zeugniß über die weite Verbreitung des Enthuſiasmus für die Volksbewaffnung im Jahr 1806, aber auch darüber, wie Oberbeamte, die ſich nur bei zahmer Unterwerfung, aller Vortheile, die ſie genoſſen, ſicher hielten, damals dieſelbe Maßregel anſahen, welche ſechs Jahre ſpäter den Franzöſiſchen Heeren in Rußland, und 1813 auch in Deutſchland den Untergang bereiten half.

Göthe, der Geheime Rath und Miniſter, ſchrieb im Auguſt 1806 aus Carlsbad: „Angſt und Gefahr vermehrte der brave, tüchtige Wille ächter Deutſcher Patrioten, welche in der ganz ernſtlichen und nicht einmal verhohlenen Abſicht, einen Volksaufſtand zu organiſiren und zu bewirken, über die Mittel dazu ſich ernſtlich beſprachen, ſo daß während wir von fernen Gewitter uns bedroht ſahen, auch in der nächſten Nähe ſich Nebel und Dunſt zu bilden anfing.“ (Göthe's Werke, Bd. 31. S. 270. der Taſchen-Ausgabe.)

Nebel und Dunſt!! Nur einiger Begünſtigung von Seiten der Regierungen hätt' es bedurft, und er hätte ſich zu einer noch furchtbarern Gewitterwolke zuſammengeballt, als 1813. geſchah, da die Deutſchen erſchöpft und gewöhnt waren, den Franzoſen zu gehorchen.

Nachtrag zu Seite 20.

Ein Freund, dem ich die erſten Aushängebogen dieſer Schrift mittheilte, legte mir über die Unterrichtsmethode meines Vaters mehrere Fragen vor. Ich erſah daraus, daß er auf meine kurzen Notizen davon, mehr Werth ſetzte, als ich ſelbſt, da ich ſie hinſchrieb, und gewann die Vermuthung, daß auch manche Pädagogen es thun könnten. So iſt es vielleicht Solchen nicht unintereſſant, wenn ich hier eine Stelle meines Antwortſchreibens beifüge. Andre, die dergleichen nicht anzieht, mag der alte Spruch befriedigen: Nugae nonnunquam seria docent.

„Es freut mich, verehrter Freund, daß auch Sie es für das Wichtigſte bei der Erziehung halten, den Kindern das Bedürfniß klarer Begriffe zu geben und ſie auf den Weg zu bringen, dergleichen zu erlangen; aber die Methode, die mein Vater dazu anwandte, möchte ſchwerlich ſich nachahmen laſſen. Sie wurde durch Mancherlei bedingt, das ſich nur ſelten wiederholt. Wie bei jedem Beſtreben, iſt auch wohl hier die Hauptregel: Man faſſe das Ziel feſt ins Auge, und unterſuche dann, welcher Weg von dem Standpunkte auf welchem man ſich befindet, am ſicherſten und ſchnellſten dorthin bringt. Führt auch Jeder, wie das Sprüchwort ſagt, nach Rom, ſo thut es doch Jeder durch eigenthümliche Krümmen.

Die Bemerkung, daß bei dem Verfahren meines Vaters ungefähr derſelbe Gedanke zum Grunde lag, wie bei der einſt beliebten ſpielenden Lehrart, ſcheint mir gegründet. Dieſe ſcheint mir aber das ſtrenge Urtheil, das man jezt oft über ſie fällt, nur dann zu verdienen, wenn der Lehrer mitſpielt, ſtatt bloß den Ludimagiſter, den Lenker des Spiels zu machen; dem freien Gedankengange der Kinder zu folgen, um ihn mit verhüllten Ernſte zu benutzen. Was ich damit ſagen will, weiß ich nicht beſſer zu erklären, als indem ich die weitere Geſchichte meines erſten geographiſchen Studiums erzähle.

Nachdem ich ein Paar Tage mich mit dem Globus und ſeinem Namen beſchäftigt hatte, fiel es mir ein, ſelbſt auf ihm eine Reiſe um die Erde zu machen. Meine Schweſter ſtimmte ſogleich ein. Auch mein Vater billigte den Gedanken und erbot ſich zum Reiſegefährten, wenn wir das Unternehmen einen Tag aufſchieben wollten. Wahrſcheinlich wollt' er es uns dadurch wichtiger machen. Auch fanden wir uns mit fröhlicher Spannung dazu in ſeine ſelten von uns betretene Studirſtube zuſammen.

Aber von wo wollten wir ausreiſen? Keine Frage! Von Hauſe. — Wo ſind wir denn? fragt' ich. — Mein Vater zeigte uns Liefland auf dem Globus. Ach, es war dort ein ſo kleiner Fleck, daß Nichts damit anzufangen war. Mein Vater tröſtete uns mit der Nachricht, daß er von jedem Lande und Meere, das wir berühren würden, ein größeres Bild habe und bei dieſer Gelegenheit eigentlich lernt' ich den Atlas kennen, in dem ich dann nach der Geſtaltung Liefland aufſuchen mußte. Ich fand es auf einem Blatt, das zugleich die ganze Oſtſee mit den umgebenden Ländern darſtellte. Es wurde nun beſchloſſen die Reiſe auf der Kugel zu machen, aber immer zugleich die großen Bilder der Länder dabei zu Rathe zu ziehen.

Wir reiſten dann von P. nach Riga, indem wir uns bekannte Nachbarn begrüßten, ſchifften uns auf der Düna ein, und ſegelten bei der Bolderaa zur Mündung hinaus in den Rigiſchen Meerbuſen. Aus dieſem fanden wir uns leicht heraus, aber wir hatten dabei von den Inſeln Oeſel, Runoe und von Domesnees, Eſthland und Kurland ſo viel Neues erfahren, daß wir nothwendig landen mußten. — Am folgenden Tage wurde es uns ſchwerer, den Ausgang aus der Oſtſee zu finden. Wir ſteuerten längſt der Küſte hin und lernten die Länder kennen, zu denen ſie gehörten. Wir fanden die Belte: für das große Schiff, das wir zur Reiſe um die Erde haben mußten, hielt man ſie nicht für fahrbar. Endlich entdeckten wir mit einem Freudenruf den Sund; aber wir hörten nun ſo viel über Schweden und Dänemark, daß wir erſt am folgenden Tage in die Nordſee hinaus ſtachen. Neues Hinderniß! Wir ſtießen auf Großbrittannien. Wir wollten es nördlich umſegeln, aber wir erfuhren, daß dort die Holländer ihre köſtlichen Häringe fingen und wie ſie dabei verführen, aber das geſchieht im Sommer, und wir waren im Herbſt, in dem dort furchtbare Stürme herrſchen. Wir mußten ſüdlich ſegeln, fanden den Canal und erfuhren dabei ſo mancherlei von Holland, England und Frankreich, daß wir erſt nach 24 Stunden ins Atlantiſche Meer gelangten. Hier entſtand ein ernſthafter Streit zwiſchen meiner Schweſter und mir, wie wir auf der Kugel wieder in gerader weſtlicher Linie mit Riga gelangen ſollten. Mein Vater hörte uns eine zeitlang zu; dann machte er uns auf die Zirkellinien auf der Kugel und ihre Stücke auf der Charte aufmerkſam, und auf die Zahlen, die am Rande der Leztern, ſo wie auf dem Reifen des Globus ſtanden. Wir lernten die Grade der Breite kennen und benutzen, das führte zur Kenntniß des Aequators, der Pole, der Zonen. —

Ich will Ihnen nicht mit der weitern Nachweiſung unſrer Reiſe beſchwerlich fallen, die an der weſtlichen Küſte Amerika's hinunter, an der öſtlichen wieder bis zur Breite von Riga hinauf, um Aſien und Afrika ging. Als wir wieder ins Atlantiſche Meer gelangten, wo die Wiederholung des Bekannten eintrat, erſtaunten wir ſelbſt, über die Maſſe von Gelehrſamkeit, die wir eingeſammelt hatten. Eine Welt von neuen Anſichten war mir eröffnet worden. Ob ich Alles behielt, was ich gelernt hatte? Ich glaube gar nicht, daß das die Abſicht meines Vaters war, aber ich hatte einen Begriff von der Geſtaltung der Erde, von ihrer Eintheilung und den Eigenthümlichkeiten der einzelnen Welttheile erhalten, deſſen Klarheit bei dem gründlichern und vollſtändigern Unterricht in der Schule, wenig erhöht wurde.

Ich frage, war es ein Spiel, das mein Vater mit uns trieb? Nach meiner Anſicht ſo wenig, als eine Vorleſung über die Erdbeſchreibung. Mochte ich noch ſo Vieles vergeſſen: bei dem ſpätern Unterricht wurde es Reminiſcenz, und wuchs mit dem Neuen zu einer Maſſe. Dieſe Reiſe, während der wir nichts Anderes trieben, ſo daß die Unterhaltung einer Stunde unſern Geiſt den ganzen Tag beſchäftigte, iſt eine der genußreichſten Erinnerungen aus meiner Kindheit.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Darstellungen
und
Charakteristiken
aus meinem Leben

von

Dr. G. Merkel.

Licht iſt Leben! Licht iſt Glück,
und für Staaten Macht.

Zweiter Band.

Leipzig 1840,
bei K. F. Köhler.

Riga und Mitau.
In Commiſſion bei E. Götſchel.

Vorrede.

„Vorreden lieſ't man nicht!“ Leider hab' ich ſelbſt oft dieſen etwas leichtſinnigen Grundſatz befolgt. Dennoch wag' ich für dieſe Vorrede um eine Ausnahme zu bitten. Bei einem zweiten Bande, dem noch mancher folgen ſoll, iſt es doch wohl nöthig, daß die Leſer erfahren, was der Verfaſſer leiſten will, was er dabei hoffe und was er beſorge. Das ſoll hier der Ordnung nach geſagt werden.

Ich will aus meinem Privatleben und nach meinen größtentheils unbefangenen Beobachtungen und Urtheilen eine Reihe von Schilderungen geben aus einer längſt verfloſſenen Zeit. Ich hoffe, daß man ſie vielleicht unterhaltend, vielleicht ſogar nützlich finden wird, zur richtigern Würdigung jener Zeit, deren politiſchen Ereigniſſe zwar nicht vergeſſen ſind, deren

Charakter man aber, beſonders in literariſcher Rückſicht, theils vergeſſen hat, theils verkennt, wohl auch aus gutmüthiger Unwiſſenheit verfälſcht. — Ich beſorge endlich, daß Feindſelige manche dieſer Schilderungen für parteiiſch, unrichtig, wo nicht gar für böswillig erklären möchten. Dergleichen Anſchuldigungen zum voraus zu entkräften, glaub' ich, nachdem meine Bildungsgeſchichte im erſten Bande gezeigt hat, wer oder richtiger was ich war, auch die Quellen anzeigen zu müſſen, aus denen ich, außer meiner Erinnerung, bei dieſer Schrift ſchöpfe.

Ich ſtand ungefähr in meinem 24ſten Jahre, — eine Angabe, die hier nicht überflüſſig iſt, — als mir zum erſtenmale die Anekdote von der berüchtigten Pompadour in die Hände fiel: Als ſie wieder einmal eine ungeheure Verſchwendung entworfen hatte und von einem Miniſter die Summen dazu forderte, wagte er ihr vorzuſtellen, welche furchtbaren Folgen dergleichen Vergeudungen bei den erſchöpften und ſchon zum Uebermaaße verſchuldeten Finanzen des Staates endlich für dieſen herbeiführen müßten. „Qu' importe! antwortete ſie. Après nous le déluge!“ — Der Unwille über die Schändlichkeit dieſer Antwort bewegte mich lange, beſonders da ſo eben die Greuel der Revolution in Paris in ihrer furchtbarſten Geſtalt wütheten. Endlich kam ich zu Betrachtungen über die Verkettung der Begebenheiten, die im Größten wie im Kleinſten immer eine unzerſtörbare Folgenreihe ſind. Das — führte mich endlich zu einem Rückblicke auf mein eigenes Leben. Eine Menge freundlicher, ſchon halbvergeſſener Erinnerungen aus meinen Kindheit- und Knabenjahren erwachten in mir und erfreuten mich ſehr. — Um ſie nicht noch einmal und ganz zu vergeſſen, beſchloß ich ſie nieder zu ſchreiben. Ich fand ſo viel Genuß dabei, daß ich das Geſchäft für meine Jünglingszeit fortſetzte und endlich mein ganzes Leben hindurch, ſelbſt bis in's hohe Alter, von Zeit zu Zeit eine Schilderung der Ereigniſſe und Perſonen niederſchrieb, die mir wichtig geweſen. Daraus entſtand nun kein eigentliches Tagebuch, aber Das, woraus ich dieſe „Darſtellungen“ ſchöpfe, ein Magazin von Bildern und Anſichten, ganz rückſichtlos treu entworfen und ausgeſprochen; denn ſie waren ja nur für mich ſelbſt beſtimmt.

Als zweite Quelle dienen mir eine große Anzahl von Briefen, von denen ich, die Wahrheit zu ſagen, die meiſten nicht aufbewahrt hatte, ſondern nur nicht hatte zerreißen mögen, die mir aber ſpäter durch ihr Schickſal ſehr lieb wurden.

Bei meiner Flucht aus Berlin im Jahre 1806 waren ſie nämlich mit allen meinen Papieren zurück geblieben und ich hielt ſie für verloren. Als ich indeß 1816 wieder nach Berlin kam, um dort ſchweigend den Gang der Verhandlungen abzuwarten, die ſo eben in den Ruſſiſchen Oſtſee-Provinzen über das definitive Ausſprechen der Bauernfreiheit anfangen ſollten, und mit dem geheimen Vorſatze, ſie nöthigenfalls durch einen zweiten Band meiner „Letten" zu unterſtützen, — überraſchte mich ein alter Freund, der Geheime Juſtizrath von Grevenitz, mit der Nachricht, daß alle meine Papiere geborgen ſeyen. Durch Weſſen verſorgende Güte Das geſchehen war, wenn nicht durch ihn ſelbſt, weiß ich nicht; genug, eines Tages brachte man mir einen großen, verſchloſſenen Kaſten mit dieſen Papieren in's Haus. Welch' hohes Intereſſe hatte jetzt Vieles darunter für mich, das ich vor zehn Jahren nur vergeſſen hatte, in's Feuer zu werfen!

Einige von dieſen Briefen ſind dieſem Bande angehängt, Andere werden den folgenden Bänden mitgegeben werden; Viele ſind in fremde Hand gekommen. Ich glaube auch davon erzählen zu dürfen, — um ſo mehr, da ſie vielleicht böswillig Mißtrauenden Stoff geben können, hier und dort zu kontrolliren, ob ich wahr erzähle. Da! Ich ſelbſt weiſe ihnen das Mittel dazu nach!

In den erſten Monaten 1817 entſchied es ſich, zuerſt in Kurland, daß die menſchenfreundlichen Abſichten des Kaiſers Alexander in Rückſicht der Bauernfreiheit erfüllt werden ſollten. Im Aufwallen der Freude vernichtete ich mein Mannſcript und beſchäftigte mich mit Anſtalten, nach einer kurzen Reiſe an den Rhein in die Heimath zurück zu kehren. Zu dieſen Anſtalten gehörte, daß ich eine Auswahl derjenigen Papiere traf, die ich für den Fall, daß ich auf meiner Rückreiſe nicht durch Berlin ginge, gleich mitnehmen wollte. Indem ich damit beſchäftigt war, trat ein Mann herein, der mir bei meinem frühern Aufenthalte in Berlin und wieder während meines jetzigen mit uneigennütziger, unermüdlicher Gefälligkeit ſehr viele Dienſte geleiſtet hatte, durch Herbeiſchaffung neuer und alter Bücher u. dgl. Es war der Beſitzer einer Leihbibliothek, Namens Kralowsky. Als er mich in einer Maſſe von Briefen berühmter Männer kramen ſah, ſagte er, ich könne ihm eine ihm ſehr wichtige Gabe gewähren. Er beſitze kein Vermögen; um gleichwohl eine Summe zum künftigen Etabliſſement ſeines einzigen Sohnes zu gewinnen, habe er unter Andern angefangen, eine Sammlung von Autographen zu machen. So Etwas würde zuweilen mit ein Paar hundert Thalern bezahlt. Ich hätte ſo viele Briefe von Gelehrten, von deren Handſchrift er noch Nichts beſäße. — Ich würde mich für ſehr undankbar gehalten haben, wenn ich nicht ſogleich angefangen hätte, ihm hinzulegen, was ich ihm ohne Nachtheil für die Verfaſſer glaubte geben zu können. Mitunter waren es wirklich faſt Unica, die ich ihm zutheilte; z. B. ein nicht völlig fingerlanges Gedenkbüchelchen von Kant, worin er aufgezeichnet hatte, daß eine Maus in ſeinem Pulte wirthſchafte, daß er eine neue Schnalle brauche; mitunter aber auch einen wichtigen Gedanken. Beigefügt war ein Büſchel Haare von dem Kopfe des großen Philoſophen und der Brief des Herrn Predigers Waſiansky, mit dem er dieſe Curioſa mir zuſchickte, der ich keinen Werth auf dergleichen legte. Wichtiger ſchien mir ein Brief des berühmten Dichters Chr. F. Weiſſe, den er mir über Engels Tod geſchrieben; ein anderer von Engel ſelbſt, der mir einmal mit verdrießlichem Geſichte im December ſagte, er habe heute ſchon den vierten Brief in dieſem Jahre ſchreiben müſſen; ein dritter vom Dichter Matthiſſon, worin er mir klagte, ich habe in meinen „Briefen an ein Frauenzimmer“ zwei Deſſauer Hofdamen, deren Exiſtenz ich nicht kannte, ſo treu geſchildert, daß ſie ihn für den Verfaſſer der Schilderung hielten ꝛc. Was übrigens aus dem braven Kr. und ſeiner Autographen-Sammlung geworden iſt, weiß ich nicht.

— Ich glaube dargethan zu haben, daß ich mit Wahrheit ſchildern konnte, und habe mich bemüht, es zu thun. Wenn Andere anders ſahen, fühlten, urtheilten, — es kommt darauf an, wer von uns irrte!

Noch einige Worte über den zweiten Anhang dieſes Bandes! Die kleine Schrift wurde im Frühjahre 1839 geſchrieben und nach Deutſchland geſchickt, nicht gedruckt, wohl aber geleſen. — Sollte der Hauptgedanke derſelben, wie es mir ſcheint, in einer in dieſem Winter erſchienenen Flugſchrift auch ausgeführt ſeyn, wie mich der Titel der Letztern vermuthen läßt, ſo iſt mir Das ein Beweis ſeiner Wichtigkeit und ich gebe auch meine Behandlung deſſelben, — ſo flüchtig ſie iſt.

Inhalts-Verzeichniß

des zweiten Bandes der „Darſtellungen ꝛc. von Dr. G. Merkel.

Seite
Vorrede III

Erſtes Buch:

Meine Ueberfahrt 1
Lübeck 5
Poſtwagen-Theologie 13
Politiſche Betrachtungen 16
Von der Univerſität zu Leipzig 29
Seume 41
Der Schauſpieler Chriſt 52
Luſtreiſen 60
Meine „Letten“ 62
Andere Schriftſtellerei 69
Geglückter Scherz 72
Aus Jena 76
Die muſikaliſchen Brüder P. 81
Die Univerſität zu Jena 86
Der berühmte Anatom Juſtus Ch. Loder 90
Göthe 98
Schiller 103
Paulus 110
Fichte 114
Der berühmte Philolog Schütz und die Allgemeine Literatur-Zeitung 132
Der Chemiker A. N. Scherer 144
Meine Ueberſiedelung nach Weimar 147
Anſichten von Weimar 152
Mein erſtes Eintreten in die Geſellſchaft zu Weimar . . 155

Beitrag zur Schriftſteller-Statiſtik 160
Der Polyhiſtor Böttiger 164
Herder, ſeine Gattin und ſein Haus 167
Eliſa von der Recke, geborne Gräfin von Medem . . . 180
Pilgerreiſe zum Harz. — Gleim 185
Die Beſteigung des Breckens u. ſ. w. 199

Zweites Buch.

Aus Dänemark 206
Antritt meiner Reiſe 206
Aus Halle 209
Reiſe durch Holſtein 218
Der Premier-Miniſter Graf Schimmelmann 226
Aus Kopenhagen 248
Die öffentliche Stimmung 258
Der Einſiedler 260
Erſter Tag 264
Theater 269
Der König 274
Meine Bekanntſchaften 278
Friederike Brun, geborne Münter 287
Die entſcheidende Stunde 294

Erſter Anhang.

Briefe 299
Vorbemerkung 299
Von Karl F. D. Grohmann 300
Von Friedrich v. Meck 303
Von Karl Graß 306
Von Dr. Karl Gottlob Sonntag 312
Von Seume 318
Von der Frau Eliſe von der Recke 322
Vom Herrn Baron von — — 328
Von Böttiger 331
Von v. Schmidt-Phiſeldeck 337
Von Wieland an Böttiger 341

Zweiter Anhang.

Ueber die kirchlichen Wirren in Deutſchland 343

Druckfehler im erſten Bande der „Darſtellungen von Merkel."

Auf dem Titel im Motto ſteht „Nacht" ſtatt Macht; S. IV. Z. 1 ſteht „da" ſt. Da; Z. 17 „ich" ſt. Ich; Z. 20 „erwiederte" ſt. erwiderte; S. VIII. Z. 1 „von" ſt. von — !; S. X. Z. 17 fehlt vor „Generationen" literariſchen; Z. 21 ſteht „von" ſt. Von; XI. Z. 6 „Berſal" ſt. Berſel; S. XII. Z. 20 „meinem" ſt. meinen; S. XIX. Z. 4 „Bjälem" ſt. Bjälew; S. XX. Z. 16 „Delbeſchen" ſt. Delbeſchew; S. XXI. Z. 4 „Tranſche" ſt. Tranſehe; Z. 8 „Genſel„ ſt. Conſul; S. XXII. Z. 21 „Ihre" ſt. Ihrer; S. XXIII. Z. 3 „Akademika" ſt. Akademiker; Z. 26 „Magnificens" ſt. Magnificenz; S. XXVI. Z. 28 „Jürgenſona" ſt. Jurgenſonn.

S. 4 Z. 19 fehlt vor „keinem" in; S. 12 Z. 11 fehlt nach „glaube" mich; S. 19 Z. 14 ſteht „Silberſchrift" ſt. Silberſtift; S. 25 Z. 16 „meine" ſt. einen; Z. 17 „Knabenſtreiche" ſt. Knabenſtreich; S. 26 Z. 3 fehlt nach „Gutes" mehr; S. 33 Z. 7 ſteht „derſelben" ſt. dritte; S. 37 Z. 5 „den" ſt. dem; S. 45 Z. 12 fehlt nach „eine" Stelle; S. 51 Z. 20 ſteht „Liver" ſt. Liven; Z. 21 „Wanema„ ſt. Wannem; S. 57 Z. 13 „Marlo" ſt. Marty; S. 59 Z. 11 „roben" ſt. hoben; S. 60 Z. 12 „Badereiſen" ſt. Badeweiſen; S. 65 zweimal „Vinbinghof" ſt. Vietinghof; Z. 23 „Auſtandiae ſt. Ausländer; S. 91 Z. 9 „ohne" ſt. oder; S. 93 Z. 19 „ihn" ſt. ihm; S. 95 Z. 14 „Lebenstagen ſt. Lebenslagen; S. 99 Z. 2 „Berdinge" ſt. Ferdinge; Z. 14 „um" ſt. nun; S. 101 Z. 19 „man ſteten" ſt. mein Vater; S. 102 Z. 14 „weichend ſt. weihend; S. 104 Z. 8 „Muſen ſt. Muſſen; Z. 4 v. u. „bange" ſt. lange; S. 105 Z. 11 „redliche" ſt. endliche; S. 106 Z. 5 v. u. „Camöns" ſt. Camöens; Z. 2 v. u. „Arſen" ſt. Affen; S. 107 Z. 6 v. u. „giebt" ſt. gab; S. 109 Z. 10 „Ordner" ſt. Ordnen; S. 111. Z. 12 „ſehen" ſt. ſahen; Z. 15 „Halbthieriſche" ſt. halbthieriſche; S. 112 Z. 6 „ihnen" ſt. ihrem; Z. 4 v. u. „es" ſt. das; S. 117 Z. 4 „Preis" ſt. preis; S. 118 Z. 5 „dann" ſt. denn; S. 121 Z. 8 „anthropelgiſchen" ſt. anthropologiſchen; Z. 6 v. u. fehlt n. „folgenden" Tages; Z. 5 v. u. ſteht „Pacten" ſt. Packen; S. 130 Z. 12 „Kanzel" ſt. Kugel; S. 131 Z. 14 „ſein" ſt. ein; Z. 6 v. u. „Das" ſt. Daß; „Herrn" ſt. Herren; S. 132 Z. 7 „Wichtiges" ſt. Wichtiger; S. 133 Z. 14 muß „er" wegbleiben; Z. 4 v. u. fehlt n. „Fragen" und; S. 136 Z. 8 ſteht „geſchloſſen" ſt. geſtiftet; S. 137 Z. 5 muß „erſchöpfen" wegbleiben; S. 138 Z. 14 ſteht „einen Solchen" ſt. ein Solches; S. 143 Z. 2 „Bliab" ſt. Bing; S. 149 Z. 2 „E" ſt. C; S. 155 Z. 6 „ſtrufes" ſt. ſteifes; S. 158 Z. 7 v. u. „nur" ſt. mir; S. 162 Z. 7 „El" ſt. Cl; S. 164 Z. 9 v. u. „Wanema" ſt. Wannem; S. 165 Z. 2 v. u. „Mozſen" ſt. Mopſen; S. 169 Z. 2 „ihn" ſt. ihm; S. 170 Z. 1 und öfter „Melangus" ſt. Melampus; Z. 10 „jauchzend" ſt. juchzend; S. 173 Z. 4 v. u. „umgreuln" ſt. umgreueln; S. 174 Z. 8 „ſingt" ſt. ſiegt; S. 178 Z. 12 „Lougin" ſt. Longin; S. 180 Z. 12 „ſchränken" ſt. ſchmücken; S. 183 Z. 2 „den" ſt. dem; Z. 7 „einzigem" ſt. einziger; S. 190 Z. 6 v. u. „obige" ſt. adlige; 194 Z. 4 und überall „Groß" für Graß; S. 197 Z. 5 v. u. „geſchickt" ſt. getheilt; S. 198 letzte Zeile muß das „*)" wegfallen und S. 199 Z. 4 ſtehen; S. 204 Z. 6 ſteht „Daß" ſt. Das; S. 211 Z. 6 v. u. „einen" ſt. Einen; S. 217 Z. 10 „dem" ſt. den; Z. 5 v. u. „Fehlenden" ſt. fehlenden; S. 218 Z. 9 v. u. „Aſteraden" ſt. Aſcheraden; Z. 2 v. u. „deballiren" ſt. debattirten; S. 224 Z. 4 „meinem" ſt. einem; Z. 5 v. u. „dem" ſt. den; S. 230 Z. 15 „erſte" ſt. bloßes; „feines" ſt. eines; S. 232 Z. 2 „wahr" ſt. war; S. 254 letzte Zeile „G. v. B." ſt. **H. v. B.**; S. 255 Z. 2 und 9 „Güſtrin" ſt. Colberg; S. 263 Z. 5 v. u. „netirt" ſt. votirt; S. 271 Z. 10 v. u. „1808" ſt. **1806**; S. 307 Z. 4 „um" ſt. nur; Z. 4 v. u. „eveur" ſt. coeur; S. 310 Z. 7 „Martensleben" ſt. Wartensleben; S. 317 Z. 10 „weſtlichen" ſt. öſtlichen; Z. 11 „öſtlichen" ſt. weſtlichen.

Berichtigungen zum II. Bande der Darſtellungen ꝛc.

Es mußte ſtehen:

S. 18 Z. 16 ſt. „Hierarchie" Hierarchien;
= 20 Z. 14 ſt. „Alſo" Aber;
= 22 Z. 16 ſt. „Fond" Fonds;
= 27 Z. 3 v. u. ſt. „Staat" Senat;
= 31 Z. 12 ſt. „Pythogor." Pythag.;
= 34 Z. 1 ſt. „kuhnliche" künſtlich;
= 52 Z. 1 ſt. „Jage" Tage;
S. 53 Z. 5 ſt. „Pirſch" Porſch;
= 37 Z. 1 ſt. „davor" dafur;
= 95 Z. 4 ſt. „dieſer Zeit" dieſem Zwecke;
= 100 Z. 18 u. 22 ſt. „Stuck" Stuc;
= 113 Z. ſt. „mit" mir;
= 215 Z. 15 ſt. „Raboſſenring" Raboſſeering.

Erſtes Buch.

Aus Deutſchland.

Meine Ueberfahrt.

Die Dichter verſichern, die erſte Liebe ſei unvergeßbar. Ich will ihnen nicht widerſprechen; aber die erſte Seereiſe iſt es auch, und tauſend andere erſte Eindrücke ſind es ebenfalls; ja, indeß ich mich kaum erinnern kann, welches Frauenzimmer zuerſt meine Phantaſie reizte, ſteht das Bild immer noch lebhaft vor meiner Seele, wie mein Schiff ſich, unter dem zehntauſendfältigen Geſchrei von Seevögeln, durch dichte Eisſchollen aus der Mündung der Düna in die offene See hinausdrängte, und die erſten Wogen an ihm hinaufhüpften. Jede trug mich weiter hinweg von Allem, was ich bisher geliebt und gehofft hatte, was meine Erinnerung füllte, was der Inhalt meines Lebens geweſen war, um mich in eine Welt hinüber zu führen, die ich nicht kannte, wo mich Niemand erwartete, und wo ich keinen Erſatz zu hoffen wußte für das, wovon ich mich auf immer losgeriſſen. Tiefſchmerzlich fühlt' ich, daß ich nun allein ſtand, ganz allein, — mit meinem Entſchluſſe. Wär' es möglich geweſen, wer weiß, ob ich nicht ans Land geſprungen wäre, um meinem Plane zu entſagen. Aber ich hoffe, ich hätte bald einen Rückſprung gethan. Mich wenigſtens haben dergleichen Stimmungen immer, wenn ſie vorübergegangen, geſtärkt und kräftiger zurückgelaſſen.

Nie war mir ſo poetiſch zu Muthe, als an dem trüben Abende, da ich meine Reiſe antrat, und an dem herrlich heitern, ſonnenwarmen Morgen, an dem ich darauf zuerſt aus der Kajüte heraufſtieg. Ich konnte mich meinen Gefühlen und Betrachtungen ungeſtört überlaſſen, da mich kein Uebelbefinden ergriff. Man hatte mir gerathen, ſobald das Meer erreicht ſey, ein Glas Seewaſſer zu trinken, und wenn ich es von mir gegeben, ein Glas feurigen Wein. Ich will es nicht als ein unfehlbares Specificum empfehlen, aber ich that, wie man gerathen, und wurde nicht ſeekrank; weder diesmal, noch auf meinen ſpätern Seereiſen.

Die Ueberfahrt dauerte lange; zehn Tage, glaub' ich. Am 21. April alten Styls war das Schiff aus der Bolderaa abgeſegelt. Als ich vor Travemünde ans Land ſtieg, rief ich mit einem ahnenden Frohgefühl aus: Heut iſt der erſte Mai! — „Um Vergebung, antwortete Jemand; wir ſchreiben heut den zwölften.“ Dieſe Bemerkung erinnerte mich ſo lebhaft daran, daß ich in der Fremde ſey; ich ſah mit einer Art Heimweh nach dem Schiffe zurück. Mir war es auf demſelben gar nicht übel ergangen. Der Schiffer, der Steuermann und die drei oder vier Matroſen waren alle Lübecker, damals wenigſtens ein treuherziger Menſchenſchlag. Noch dazu war der Steuermann, ein junger verſtändiger Menſch, nach Seemanns Weiſe von ſeinem Betragen, und Bräutigam der Tochter des Schiffers. So hatte denn das Leben auf dem Schiffe einen Anſtrich von Häuslichkeit, in die ich, der einzige Kajüten-Paſſagier, mich gleichſam einlebte. So etwas iſt leicht, in einer abgeſchloſſenen Lage, wie die auf einem Schiffe. Ich hatte den Schiffer als Menſch hochachten gelernt, und ſelbſt ſo freundſchaftliches

Gefühl für ihn bekommen, daß ich es bedauerte, als wir zum Abſchied die Hände ſchüttelten. Mehrere Jahre ſpäter, da ich wieder nach Lübeck kam, erkundigte ich mich nach ihm. Er war, ſagte man mir, bei einem Schiffbruche ertrunken; ſein Schwiegerſohn aber längſt Führer eines großen Fahrzeuges und Verſorger der nachgebliebenen Familie. —

Es war ein ſchöner Maienmorgen im Jahre 1796, an dem ich vor Travemünde ans Land trat. Ich wandte mich um; da lag die Oſtſee, von der eben aufgehenden Sonne geröthet, mit einer ihrer größeſten Breiten zwiſchen mir und meinem Vaterlande. Ich glaubte auf immer von ihm geſchieden zu ſeyn. — In dem Augenblicke ſchmetterte zehn Schritte vor mir, auf dem Wipfel einer jungen Linde, ein Fink ſein fröhliches Lied. Mit den wohlbekannten Tönen traten die Betrachtungen vor meine Seele, die ich ſo oft auf Spaziergängen in den Liefländiſchen Wäldern über den Werth des Lebens und ſeiner Verhältniſſe angeſtellt hatte. — Ich nickte dem Vogel lächelnd meinen Dank, und ging ruhig in's Wirthshaus, mir ein Frühſtück und ein Fuhrwerk nach Lübeck zu beſtellen.

Das Frühſtück war aber eigentlich ein Frühmahl, bei dem auch der vielgeprieſene Travemünder Dorſch glänzte. Ich fand ihn um Nichts wohlſchmeckender, als den ich in Riga häufig gegeſſen. Der Ruhm der Leckerbiſſen des Seeſtrandes rührt eigentlich von Einwohnern der Binnen-Provinzen her, die ihn zum erſtenmale ſahn und ſie zum erſtenmale koſteten, und — ſchrieben.

Lübeck.

Die erſte ausländiſche, aber auch die erſte Stadt des alten Stammlandes, die ich betreten ſollte, erfüllte mich mit mannigfachen Erwartungen. Sie galt mir, wenn ich — navita de ventis! — eine ſchriftſtelleriſche Vergleichung wagen darf, für das Titelblatt Deutſchlands. In gewiſſem Sinne irrte ich nicht; nur ſtand auf dem Titel und in dem Werke ſelbſt etwas ganz Anderes, als ich zu leſen gehofft. Ich erinnerte mich auf der Fahrt von Travemünde, ich würde eine Republik beſuchen, die ſchon ihr ſechstes Jahrhundert (ſeit 1182) überlebte, einſt hochberühmt durch ihren wichtigen Handel, einſt mächtig im Kriege geweſen, auch manchen großen Mann zu ihren Söhnen zählte, und ihn, nach hergebrachtem Rechte der Kleinen, ſobald ihn das Glück verließ, auf's Schaffot geſchickt hatte. — Ich dachte an Rom, dann an die Handels-Republiken Tyrus, Corinth, Carthago. — Eben fuhren wir durch das Stadtthor. Vor einem Häuschen, das einige hingelehnte Flinten als eine Wachſtube bezeichneten, ſaß ein Offizier und las; das Aeußere des Buches verrieth ſeinen Urſprung aus einer Leihbibliothek. Er ſtand auf und grüßte den Schiffer, der mit mir zur Stadt gefahren war, aber erhielt faſt nur ein Kopfnicken zum Dank. Als ich ſpäter gegen einen Handwerker, der Etwas für mich zu thun hatte, über die geringe Aufmerkſamkeit für das Militair meine Verwunderung äußerte, antwortete er: „die Leute ſtehen ja in unſerm Lohn und Brodt.“ — Aber ſie verbürgen doch die Exiſtenz der Republik! rief ich aus. — Republik! wiederholte er langſam. — Der Republikaner ſchien das Wort nicht zu verſtehen. — Ich meine, erklärte ich mich, ſie bewachen die Stadt. — „Ih ja, bei Tage; antwortete er. Bei Nacht thun wir es ſelbſt.“ — Am Abend ſah ich ein Dutzend Kerle in alten, ſchmutzigen Friesröcken einzeln vorüber ſchlendern, von denen Jeder eine Flinte in der Hand neben ſich herſchleppte. Am andern Morgen wiederholte ſich die Erſcheinung. Ich fragte. Es iſt die Bürgerwache, die von der Bewachung der Thore kommt, antwortete man.

„Sind dieſe ſchmutzigen, zerlumpten Kerle Lübecker Bürger?“ — Nicht doch, ſagte man lachend. Die ſchicken meiſtentheils ihre Hausknechte zur Wache. Dieſe ſpießbürgerliche Sorgloſigkeit des kleinen Staates, indeß vielleicht kaum 50 Meilen entfernt das weſtliche Deutſchland in blutigem Kriege um ſein Daſeyn kämpfte, erfüllte mich mit einem faſt ſchaudernden Erſtaunen. Als ich zwei Jahre nachher Hamburg und Bremen beſuchte, fand ich, obgleich dieſe Städte der indeß noch höher angewachſenen Gefahr noch viel näher lagen, eine ähnliche, doch geringere Verſunkenheit in das Vertrauen auf das Herkommen, geſchont zu werden; ja, ſie betrachteten ihr Loos für ſo getrennt von dem Schickſal des übrigen Deutſchlands, daß die Franzoſen, wie man laut erzählte, aus Hamburg und Bremen Zufuhr an Munition und Kriegsbedürfniſſen zur Ueberwältigung der Deutſchen erhielten. Freie Handelsſpeculation, ohne politiſche Rückſicht auf das Schickſal des deutſchen Reichs, von dem doch zuletzt das Ihrige abhing! Die Gleichgültigkeit der Hanſeſtädte gegen das übrige Deutſchland hatte im Frieden wie im Kriege es vorbereitet, daß ſie endlich ſehr bedrückte „gute Städte Frankreichs“ wurden. Lübeck büßte ſeine philiſtröſe Zuverſicht auf herkömmliche Sicherheit zuerſt im Jahre 1806. Eine reiche Handelsſtadt, die zugleich eine Feſtung ſeyn ſoll, iſt freilich ein Säbel mit goldner Klinge, der den Räuber mehr anlocken, als ſchrecken, und zur Abwehr nicht taugen würde. Da aber die Stadt einmal Wälle, Artillerie, eine zur Wehrhaftigkeit verpflichtete Bürgerſchaft beſaß: hätte die Stadt die Artillerie und die Mannſchaft auf die Wälle geführt und ſo die Thore geſchloſſen, Blücher hätte ſie nicht zur gebrechlichen Nothwehr brauchen können, und die Franzoſen hätten ſie nicht geplündert und — ſo weiter. Hamburg und Bremen entgingen wenigſtens dem letztern Schickſale, da es, wie ich glaube, nur einer Kapitulation bedurfte, ſie zu beſetzen, keiner Erſtürmung. Ihre Buße kam ſpäter. —

Die Hanſeaten zu Ende des vorigen Jahrhunderts hab' ich in mehrern Schriften geſchildert, und ſie haben es mir ſehr übel gedeutet. Und ich ſprach doch wirklich im Ganzen mit Achtung und Zuneigung von ihnen! Aber ſie wollten nicht abgezeichnet, ſie wollten bewundert, wenigſtens nur geprieſen ſeyn. Jede öffentlich erwähnte Schwäche ſchien ihnen, auch wenn ſie ſie eingeſtanden, ein Familiengeheimniß, von einem Fremden erſpäht und ausgeplaudert.

Rechten darf man mit ihnen über dieſe Anſicht nicht; es war im Grunde ein Beweis des Gemeinſinns und des Ehrgefühls für ihren kleinen Staat, nur in Maaß und Aeußerung eine Schwäche.

Die jetzigen Hanſeaten ſcheinen nicht weniger reizbar, als ihre Großväter oder Väter, die auf mich ſchalten; nämlich nach einer Beſchwerde des Herrn Beurmann in ſeiner Schrift: „Deutſchland und die Deutſchen.“ Ich weiß Nichts von ihnen zu ſagen, als daß ich bei meiner Durchreiſe vor 21 Jahren, Lübeck in vielen Punkten ſehr verändert fand. Gleich die Antwort, die ich auf meine erſte Erkundigung erhielt, konnte mich darauf vorbereiten. Sie betraf eine ſehr unbedeutende Perſon. Als meine Sachen 1817 zum Theil durch eine Aufwärterin ins Zimmer des Gaſthofes geſchafft wurden: ich weiß nicht, wie Bild und Namen des Hausknechts vor mein Gedächtniß traten, der daſſelbe Geſchäft und einen Theil der Aufwartung 18 Jahr früher bei mir, in demſelben Zimmer, beſorgt hatte. Er war mir durch eine ſonderbare Miſchung von Treuherzigkeit und Schlauheit aufgefallen und hatte dadurch manche Mark über die Gebühr von mir verdient. Ich fragte, ob er nicht mehr hier diene? Nein, ſagte die Aufwärterin, und deutete auf ein gegenüberſtehendes, recht ſtattliches Gaſthaus. „Das gehört ihm, ſagte die Aufwärterin, und er nimmt uns viele Gäſte.“ Welchen Umſchwung ließ das erwarten! Ich fand ihn überall. Von meiner Wirthin anzufangen: 1799 war ſie ein recht artiges, aber anſpruchsvolles Mädchen, das, ſo gut es denn ging, mit der Aeſthetik coquettirte. Jetzt ſchilderte man mir ſie als eine herrſchſüchtige, geizige Hausfrau, deren Mann ſich entfernt habe, weil er ihr Gebieten nicht ertragen könne. Ich forſchte nach mehrern angeſehenen Familien, in denen ich früher Zutritt gehabt, nach verſchiedenen ausgezeichneten Männern, die ich gekannt hatte. Dieſe waren faſt alle todt, Jene theils verarmt, theils weggezogen. Eine reizende Frau, die mich lebhaft intereſſirt hatte und ein glänzendes Leben führte, war von ihrem Gatten geſchieden worden, und beſorgte jetzt die Wirthſchaft Eines ihrer ehemaligen Verehrer. — Selbſt den einnehmenden Dichter Overbeck, dem Deutſchland ſo manches ſeelenvolle Lied verdankt, fand ich ſehr verändert. Er ſchien zu ſehr der Sonne ausgeſetzt geweſen zu ſeyn und ſeinen moraliſchen Teint verdorben zu haben. Er hatte als Delegirter der Stadt lange in Paris gelebt, oft Napoleon geſehn, und ſeine ehemalige einfache Liebenswürdigkeit hatte einem Anſtrich höfiſcher Vornehmheit Platz gemacht. Weltlauf! dachte ich und war beruhigt.

Im Ganzen glaubte ich zu ſehn, daß mit dem alten Reichthum Lübecks, den die Franzöſiſchen Gewalthaber an ſich zu bringen gewußt, auch die alte, heitre und in mehrern Rückſichten achtungswerthe Spießbürgerei verſchwunden ſey, die im Grunde Nichts iſt, als der nationale Patriotismus ſehr kleiner Staaten. In dieſem Sinne war der größte Theil Deutſchlands im vorigen Jahrhundert voll Spießbürgerei. — Die Lübecker waren jetzt durch die Gewalt der Ereigniſſe aus ihrer alten Beſchränktheit fortgeriſſen, zur Verknüpfung ihres Intereſſe, ihrer Sitten und Gebräuche mit vielſeitigen Fremden. Sie dachten geringer von der Würde und Wichtigkeit ihrer Stadt, aber ſtrebten eben deshalb vernünftiger darnach, vielartige Verbindungeu außer derſelben anzuknüpfen. Ihr alter Handel war zerrüttet und ihr Reichthum dahin; dafür war ſichtlich eine umfaſſendere Induſtrie erwacht, und die Hoffnung erhielt ihren Muth, das Verlorne ließe ſich wiedergewinnen.

Ich kann nicht ſagen, daß das kleine, achtungswerthe Völkchen mir durch die Verwiſchung ſeiner herkömmlichen Individualität im Jahre 1817 intereſſanter ſchien, als bei meinen Beſuchen im vorigen Jahrhunderte; aber ich freuete mich über die Entſchloſſenheit, mit der es Wege ſuchte, ſich wieder empor zu helfen. Nur ſeine Hoffnungen konnte ich nicht theilen. Ganz Nord-Deutſchland fühlte ſich mit ihm von gleichem Nachweh des Unglücks gedrückt, von gleichen Motiven des lebhaftern, induſtriellern Aufſtrebens gedrängt. Ließ ſich nicht erwarten, daß jede Regierung in demſelben, mit Beiſeiteſetzung aller kleinlichen Berechnungen und Verhältniſſe, die ſonſt den Verkehr beſchränkten, Alles aufbieten würde, Induſtrie und Handelsverkehr ihrer Unterthanen zu beleben, und alle Vortheile dazu zu benutzen, welche ihr Land darbot? Und zu dieſen Vortheilen gehören vorzugsweiſe die vielen Häfen, welche die Nordküſte Deutſchlands beſitzt. Ihr Handel, von dem Uebergewicht, vorzüglich Hamburgs, niedergedrückt, von ihren Regierungen wenig begünſtigt, ſchwand ehemals immer mehr. Jetzt wird jeder dieſer Häfen, nach Maßgabe ſeiner Lage und ſeiner Mittel, mit den Hanſeſtädten rivaliſiren und Lubeck wird in zwanzig, Hamburg in ſechzig Jahren — doch ich mag nicht die Kaſſandra ſpielen. Es ſey genug an dem Wunſche, daß dieſe Städte um ihres Heiles willen bald der That nach ganz Deutſche Städte werden mögen.

Poſtwagen-Theologie.

Ueber meine Fahrt von Lübeck nach Leipzig ſpricht mein Tagebuch ſehr wenig. Es thut mir leid. Eine Schilderung des Schleichens vor 43 Jahren durch Gegenden, die man jetzt durchfliegt, müßte manchen piquanten Zug darbieten. Um ganz zu begreifen, welche Fortſchritte Deutſchland gemacht hat, muß man im vorigen Jahrhundert dort mit der fahrenden Poſt gereiſt ſeyn. Für Alle, die nicht reich genug waren, ein eignes Fahrzeug zu beſitzen und Extrapoſt zu bezahlen, gab es kein anderes Reiſemittel. Die Geſtalt der Einrichtungen aber zum Dienſt der ärmern Klaſſen hat mir immer ein untrüglicher Maaßſtab davon geſchienen, wie viel Achtung eine Regierung für ihr Volk hat. — Man hatte mir den Poſtwagen in Lübeck als vorzüglich bequem gerühmt. Ich glaube, das Ding hieß ſogar die „gelbe Kutſche." Mich ſchauderte, da ich es ſah. In Liefland gab es freilich damals gar keine öffentliche

Paſſagierwagen; aber eben daher fuhr Jedermann, der nicht Bauer war, in mehr oder weniger bequemen Equipagen. Hier ſtand ein ungeheuer langer, ſchwerer, unſaubrer Rumpelkaſten vor mir, der auf den Achſen ruhte, und in dem für die Reiſenden durch Nichts geſorgt war, als durch das Verdeck, durch die aus übelriechendem Leder beſtehenden Seitenwände und dadurch, daß die ungepolſterten Sitzbretter mit Riemen an die Rippen des Wagens geſchnallt waren.

Meine Reiſegeſellſchaft beſtand aus zwei Jünglingen aus Holſtein, die nach Jena wollten, einem Leinwandhändler aus Gera, zwei Juden und — mehreren Käſtchen und Körben voll übelriechender Seefiſche, Krabben u. ſ. w., die als Leckerbiſſen des Strandes ins Innere Deutſchlands verſendet wurden. Weiterhin wechſelten ſie mit andern Proviſionen ab. Ich erinnere mich, ſpäter einmal in einem ſolchen Wagen mit zwei todten Rehen gefahren zu ſeyn. — Bald knüpfte ſich eine allgemeine Unterhaltung an, aber ſie wurde mir durch ihre Abgeſchmacktheit faſt noch unerträglicher, als der Geruch der rohen Leckerbiſſen. Glücklicherweiſe beſaß ich damals die Gabe, wenn mich Etwas ſehr bedrängte oder ärgerte, in eine ſarkaſtiſche Laune zu gerathen, die mich über Alles hinweg ſetzte. Eine Scene, in der es geſchah, will ich mittheilen.

Der Poſtwagen hielt in Mölln an und wir ſtiegen aus. Dem Hauſe, wo es geſchah, gegenüber ſtand ein altes Gothiſches Kirchlein auf einem Hügel, an dem eine Treppe hinaufführte. Wir gingen ihr näher. Als wenn jeder Reiſende ſogleich mit der Glorie ihres Städtchens bekannt gemacht werden ſolle, hatten die Möllner Eulenſpiegels Grabſtein, mit der auf einem runden Spiegel ſitzenden Eule, außen an die Kirchenmauer gelehnt. Wir freuten uns lachend, ihn geſehn zu haben, aber es hatte die ſchlimme Folge, daß, als wir wieder im Wagen ſaßen, Jeder einige der meiſtentheils albernen Streiche des argen Schalksnarren erzählte. Alle hatten den bekannten Pöbelroman geleſen, aber Jeder ſchien voraus zu ſetzen, daß er allein ſo glücklich geweſen. Endlich machte der Leinwandhändler den unglücklichen Spaß, zu fragen, ob wohl Eulenſpiegel auch im Himmel noch Spaß treiben möge? und das führte zu einer ſo faden, anfangs ſcherzenden, bald aber ernſthaftern und ſo immer fadern, endlich eifrig werdenden Debatte über die Freuden der Seligkeit, die mich an die mitgetheilte Scene im Propheten-Clubb erinnerte und mich mit der Bemerkung überraſchte, wie leicht Menſchen auf jeder Stufe der Bildung ſich für ein Thema intereſſiren können, das ſo durchaus unauflöslich und daher läppiſch iſt. Auch die Juden nahmen zuletzt Theil und da das Geſpräch anfing, in einen Streit auszuarten, verlor ich endlich die Geduld. Ich forderte, man möge nun auch meine Meinung hören, und hielt aus dem Stegreif eine Rede in Knittelverſen, in der ich nach einander jede der aufgeſtellten Hypotheſen von dem, was im Himmel geſchehe, perſifflirte. Nach jeder Abfertigung einer ſolchen lachten Alle, bis auf Den, der ſie aufgeſtellt hatte; als ich aber ſchloß

Nur die Vermuthung hat Gewicht —
In ſolchen Wagen fährt man nicht.

rief die ganze Reiſegeſellſchaft lachend: Nein! Nein Nein! denn wir hatten ſo eben ein Paar entſetzliche Stöße erhalten. Allgemeinen Beifall hatte ich indeß doch nicht erworben. Der Schirrmeiſter murrte.

Politiſche Betrachtungen.

Eine andre Erſcheinung beluſtigte mich anfangs, verſenkte mich aber nachher in trübe Betrachtungen.

Da ich aus einem Reiche kam, von deſſen einer Grenze zur entgegengeſetzten man wohl viele Monate zu reiſen hat, ſchien es mir ſonderbar, daß ich in meinem Poſtwagen jeden Morgen beinahe in eines andern *Monarchen* Lande erwachte, als in deſſen Grenzen ich mich am Abend zum Schlafen zurecht geſetzt hatte, und mein Abendeſſen in anderm Gelde bezahlen ſollte, als mein Frühſtück. Bald indeß ſtieg mir der traurige Gedanke auf: die große, ehrwürdige Deutſche Nation iſt alſo kein *Stamm*, der durch ſeine Stärke Widerſtand leiſten kann, ſondern ein *Gebüſche*, von dem Jeder mit leichter Mühe abbricht, ſo viel er zu erfaſſen vermag! — Der Föderalismus iſt die gefährlichſte Form, die ein Staat haben kann. Nie hat ein ſo geſtalteter auf die Dauer mächtigen und zugleich klugen Feinden zu widerſtehen vermocht. Man erinnere ſich Griechenlands und in neuerer Zeit Polens. Ich vertiefte mich in die Geſchichte Deutſchlands. Die Deutſchen haben hohen Kriegsruhm. Gegen wen erfochten ſie ihn? Größtentheils gegen *Brüder*. Sie beſitzen hohes Wiſſen und hohe Induſtrie; aber ihre tiefen Denker, ihre großen Gelehrten ſchmachten unter armen Regierungen in enger Dürftigkeit, und ihre

Induſtrie kann in manchen Gegenden ihr Beſtreben nicht über wenige Quadratmeilen hinaus erſtrecken, ſo ſtößt ſie ſchon an Grenzen eiferſüchtig beſchränkender — Brüder. Und woher dieſe Zerſtückelung? Die Geſchichte verräth es mehr, als ſie es erzählt. Die Römiſche Hierarchie führte ſie herbei. Sie ſtiftete innern Zwieſpalt und gab ſich dann das Anſehn, die Beſchützerin der Schwächeren zu ſeyn, indeß ſie ſie nur aufreizte, um alle Vortheile und die Oberherrſchaft über Alle zu erlangen. Prieſter, die zugleich unumſchränkte Landesfürſten waren! Prieſter, die ſich unterſtanden, die Völker und die Lehensträger vom Gehorſam gegen den Monarchen frei zu ſprechen! Die Welt-Geſchichte iſt reich an Abſurditäten, aber ich kenne wenige, die jenen gleich kämen, welche die Hierarchie ausbrüteten. Und leider kann die Ausartung der Kirchen in Hierarchien als der Marasmus ſenilis der Nationen betrachtet werden, der unausbleiblich die Macht, die Cultur und das Glück derſelben zu Grunde richtet. Vor der Römiſchen hat es ſchon viele Hierarchien gegeben, die ihr in allen Punkten glichen: die Alt-Egyptiſche, die Iſraelitiſche, die Brahmaniſche, die Buddhaiſtiſche ꝛc., von denen Jede die allein ſeligmachende Religion zu lehren, ihren Himmel den Gläubigen öffnen zu können behauptete, und dadurch die Völker bethörte, immer mit demſelben kläglichen Reſultate! In Deutſchland begann der hierarchiſche Unfug ſeit dem unglücklichen Augenblicke, da Karl der Große ſich dazu herabließ, die Kaiſerkrone vom Papſte anzunehmen. — Seit dem Weihnachtsfeſte des Jahres **800**, wo die Römiſche Kirche in Hierarchie überging, welches Unheil hat das über die Generationen von mehr als einem Jahrtauſende in allen Welttheilen überall verbreitet, wo nicht dem Eindringen der Römiſchen Hierarchie eine Andre, mit einem andern unfehlbaren Stellvertreter Gottes und einem andern allein ſeligmachenden Glauben, mit lokaler Uebermacht in den Weg trat, wie in Tibet, in Japan und den Ländern des Islam.

In Europa ſcheint ſie jetzt der Lächerlichkeit und dem Gehäſſigen ihrer theokratiſchen, zur Unzeit erneuten Anmaßungen zu erliegen. Sie fing damit an, die Lehrfreiheit einer Preußiſchen Univerſität beſchränken zu wollen, und iſt nun durch ihre beſtändigen Vorſchritte dahin gekommen, die Millionen unirter Griechen von ihrem Joche befreit zu ſehn. Selbſt in katholiſchen Ländern wird ſchon ihr Anſehn gering geachtet, und die Reichthümer ihrer Mönche werden eingezogen. — Es giebt eine Krankheit — wenn der damit Behaftete feſt aufzutreten verſucht, zerſplittert der Knochen im Beine; ſtützt der Gefallene ſich auf den Arm, ſo knickt dieſer gebrochen zuſammen, und wenn der Elende auf den Rückgrad ſtürzt, wird auch dieſer zermalmt.

Das glückliche Zurückweiſen der neueſten Angriffe auf die Vernunft der Völker und die Rechte der Fürſten ſichert indeß nicht dawider, daß ſie wiederholt werden. Der Jeſuitismus iſt ein bleibender Beſtandtheil aller Hierarchien. Er iſt „der Wurm, der niemals ſtirbt,“ — als mit dem Körper, in dem er lebt. Alſo — — die jetzigen Bemühungen der Möncherei, den Völkern wieder den Wunderglauben, die allein ſeligmachende Kraft deſſelben und die Unfehlbarkeit des Hierarchen aufzuſchwatzen, ſind um Nichts klüger, als wenn eine Kinderfrau ihrem erwachſenen Zöglinge nachliefe, um ihm die Cigarre aus dem Munde zu reißen und den Zulp wieder hineinzuſtopfen.

Aus Leipzig zu Ende des vorigen Jahrhunderts.

Nach einer Reiſe von mehrern Tagen und Nächten kam ich bei Nacht in Leipzig an. Man führte mich in ein Haus, das man das Poſthörnchen nannte und das, glaub' ich, vorzüglich zur Einkehr für Poſtpaſſagiere beſtimmt war. Ich erhielt ein artiges Zimmerchen und ein bequemes Bett mit einem ungeheuern Deckpfühl von Dunen. Ich bebte anfangs vor ihm zurück, aber nach der langen, kalten Nachtfahrt that es mir wohl.

Als ich am Morgen mich beim Kaffee mit meinen Erwartungen von Leipzig beſchäftigte, das man mir ſo oft wegen ſeiner anziehenden Geſtalt, ſeines Reichthums, ſeines Geſchmacks, der Bildung ſeiner Einwohner und der Gelehrſamkeit ſeiner Univerſität gerühmt hatte, erhielt ich wenigſtens einen Beweis der artigſten Zuvorkommenheit. Die Wirthin meldete mir den Herrn Magiſter Du — an, und gleich darauf trat ein freundliches, etwa 40jähriges Männchen ein, in einem eleganten, etwas ſehr langen Ueberrocke, ſchön friſirt und gepudert, aber mit einem jener freundlich kalten Geſichter, denen man beim rſten Blick unterwürfiges und gefaßtes Ertragen unangenehmer Lagen anſieht. Der Magiſter hieß mich willkommen in Leipzig, bezeigte ſein Vergnügen, mein erſter Bekannter zu werden, und erbot ſich zu Gefälligkeiten, deren ich etwa bedürfen könne. Ich glaubte im erſten Augenblicke, er wolle mir Cicerone ſeyn. Das war aber nicht der Fall. Ich habe nie erfahren, was ihn zu ſeiner gütigen Aufmerkſamkeit bewog, wenn es nicht etwa war, eine leere Wohnung in dem benachbarten Hauſe einer Freundin durch mich zu beſetzen. Seine Bekanntſchaft wurde mir indeß in der Folge angenehm und oft nützlich. Er war kein glänzender Geiſt und kein großer Gelehrter, aber beſaß doch ein bedeutendes gelehrtes Wiſſen und aufgeklärten Verſtand. Ueber ſeine perſönliche Lage erfuhr ich ſchon im Laufe des erſten Geſprächs, daß er unverheirathet ſey, einen Gehalt aus einem Fond der Univerſität beſitze, die Leipziger — damals ſehr unbedeutende — Zeitung redigire und außerdem Corrector für Buchhandlungen ſey.

Das Geſchäft eines Solchen war damals in Leipzig geachtet. Man trug es nur Gelehrten auf, von dem Fache, zu dem die im Drucke ſtehende Schrift gehörte. Sie trieben es mit oft ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit, ſchlugen wegen der Schreibart einzelner

Wörter viele Bücher nach, ja, correſpondirten darüber.*) Als Göſchen, ein trefflicher, ſelbſt hoch gebildeter Mann, nachdem er Wielands Werke verlegt hatte, auch Klopſtocks ſämmtliche Schriften in Grimma drucken ließ, gab er ſeinem Freunde Seume dort Wohnung und ein jährliches Correctur-Honorar von 3 bis 400 Thalern Sächſiſch; ja, als er das neue Teſtament Griechiſch mit neuer, für jeden Buchſtaben gewählter und friſch gegoſſener Schrift drucken ließ, wurde die Correctur von drei in verſchiedenen Städten wohnenden gelehrten Theologen beſorgt. Nach Vollendung des Druckes bot er eine Prämie von einem Dukaten für jeden Druckfehler, den man ihm noch zur Verbeſſerung nachwieſe. — Ein fehlerhafter Druck galt damals für eine ſchimpfliche, den Verleger ſelbſt herabſetzende Erſcheinung. — Mit Unrecht? — ? —

Mein guter Magiſter Du — war, wie ich bald fand, einer von jenen Köpfen, die viel Empfänglichkeit für Wahrheiten haben und ſie begreifen, aber nicht die Geiſteskraft, ſelbſt eine neue zu entdecken, oder eine erlernte geltend zu machen. Die kritiſche Philoſophie war damals Mode, wiewohl noch lebhaft von den Leipziger Eklektikern beſtritten. Die Verhandlungen über ſie reizten Du —. Auch er trat einige Jahre ſpäter mit einer philoſophiſchen Schrift auf. Für welche Seite, weiß ich nicht mehr, wohl aber, daß er mir ſie nach Berlin ſchickte, und mich um Hülfe bat gegen Diejenigen, die ſie als unbedeutend behandelten. Gern hätte ich ihm dadurch für ſeine frühere Gefälligkeit gedankt; ich geſtehe indeß, es ſchien mir, jene Leute hätten Recht.

---

*) Sie brachten zu ihrem Geſchäfte Federn καὶ νοῦν und verbeſſerten ſelbſt wohl Verſehen der Verfaſſer. So that Sander mit Lafontaine's Romanen und Seume mit Klopſtocks Schriften, und Lafontaine und Klopſtock dankten ihnen dafür.

Auch körperlich war mein armer neuer Freund ſtiefmütterlich ausgeſtattet. Seine ſchiefen Schultern bemerkte ich ſogleich, und als bei ſeinem Fortgehen der lange Ueberrock etwas auseinander ſchlug, zeigte ſich, daß an den Beinen Etwas zu verbergen war. Als ich mich, ihn bedauernd, gegen meine Wirthin äußerte, ſagte ſie: „Ja freilich! Er iſt ein Leipziger Kind.“ Und Sie? fragte ich. „Ich bin aus — —“ Ich weiß nicht mehr, woher, aber ſie war, wenn auch etwas zu dick, doch wohlgeſtaltet.

Was ſie mit ihrer Bemerkung ſagen wollen, errieth ich bald. Ich brachte der Profeſſorin Gl. eine Empfehlung von Graß. Sie nahm mich äußerſt gütig auf; um ſo mehr that es mir leid, daß ſie bucklig war. Ich wandte das Geſpräch ſo, daß ſie ihren Geburtsort nennen mußte. „Ich bin eine geborne Leipzigerin!“ ſagte ſie mit Selbſtgefühl. — Der erſte Profeſſor, bei dem ich mich zum Collegium einſchreiben ließ, war der als mediciniſcher Schriftſteller damals ſehr geachtete Hebenſtreit. Der Vortrag des wackern Mannes, obgleich in einem ſehr eintönigen Wörterfluſſe, war lehrreich und klar; er ſelbſt aber klein und ſehr verſchoben gewachſen. Ich erfuhr bald, daß ſchon ſein Vater ein berühmter Arzt zu — Leipzig geweſen. — Ich beobachtete den Wuchs der Leute, die mir auf der Gaſſe begegneten, und fand zu meinem Erſtaunen, daß ein ſehr großer Theil derſelben ausgewachſen war oder verdrehte Glieder hatte; faſt ſo oft ich aber Gelegenheit hatte, Solche um ihren Geburtsort zu befragen, war die Antwort: Leipzig. Ein Arzt, dem ich meine Bemerkung mittheilte, behandelte den Gegenſtand als allbekannt, und erklärte ihn dadurch, daß die Rhachitis und ähnliche Uebel hier bis vor Kurzem die am meiſten herrſchenden Kinderkrankheiten geweſen. „Bis vor Kurzem!“

fuhr ich freudig auf. Ja! ſagte er. Sehen Sie nur, wie hoch viele unſerer Häuſer und wie eng unſre Gaſſen ſind; denken Sie ſich die eigentlich kleine Stadt noch mit ſtinkenden Gräben und jenſeit derſelben mit verſchloſſenen Gärten der Reichen umgeben: ſo wird es Ihnen einleuchten, welches elende, eingeſchloſſene Leben die Kinder der Aermern aller Klaſſen führen mußten. Seit aber der Kriegsrath Müller, unſer Bürgermeiſter, die Stadtgräben zuwerfen ließ und ſie in parkähnliche Spaziergänge verwandelte, tummelt ſich die Kinderwelt fröhlich darin umher und — bleibt geſund. Ich als ein ſeit lange hier prakticirender Arzt kann es beurtheilen.

Vortrefflich! rief ich aus. Und wie iſt der Mann belohnt worden, der die künftigen Generationen in einer ganzen bedeutenden Stadt vor Verkrüppelung ſicherte?

„Der Churfürſt hat ihn zum Kriegsrath gemacht.“ Zum Kriegsrath? Alſo iſt er nicht mehr an dem Platze, wo er ſo nützlich war?

„Nicht doch, erwiederte er lächelnd; Müller iſt geblieben, was er war; er wird nur Kriegsrath genannt.“

Und das iſt eine Belohnung? Ein Wort, das keine Bedeutung hat!

Doch! Ein Titel iſt eine öffentliche Anerkennung des Verdienſtes.“

Freilich, wenn er wirklich und nur allein Verdienſtvollen ertheilt wird. Aber man ſagt, in Deutſchland könnten alle Titel nach einer beſtimmten Taxe verkauft werden. Wie unterſcheidet man einen durch Verdienſt erworbenen von einem bezahlten?

Er zuckte die Achſeln. Nach einigen Augenblicken aber ſagte er in einem Tone der Berichtigung: „Im Churfürſtenthume Sachſen werden die Titel nicht verkauft. Nur die kleinen Staaten machen ſich eine Revenue daraus.“

Die Belohnungen des Verdienſtes zu verfälſchen! ! — Aber wie hat die Stadt Müllern gedankt?

„Er wird allgemein ſehr geachtet.“

Das iſt ein ſchuldiger Tribut, keine Belohnung. Wie wollte man es wohl anfangen, einen ſolchen Mann nicht zu achten?

„Gewiß wird man ihm nach ſeinem Tode ein Denkmal ſetzen!“

Recht! rief ich lachend; ſo iſt es in der Ordnung! Schon der Römiſche Staat zerriß erſt den Romulus, eh' er ihn vergötterte.

Hr. — wandte ſich mit ſichtbarer Empfindlichkeit ab; doch als ich am folgenden Tage wieder mit ihm bei ſeinem Patienten, einem jungen Ruſſen, zuſammen traf, reichte er mir ſehr freundſchaftlich die Hand, und ich muß Werth auf ſeine Verſöhnung gelegt haben, da ich ſie in meinem Tagebuche notirt finde.

Ich kehre zu meinem guten Magiſter Du — zurück. Der wackre Mann war von unermüdlicher Gefälligkeit. Er orientirte mich in Rückſicht der erſten Maßregeln, die ich zu nehmen hatte, und verſchaffte mir in ſeiner Nachbarſchaft ein ſehr artiges Meßquartier, d. h. freilich ein ſolches, das ich nur zwiſchen den Meſſen bewohnen konnte, weil es während derſelben viel theurer an Kaufleute vermiethet wurde. Es beſtand indeß aus zwei artig meublirten Zimmern, eine Treppe hoch, in der Grimmaiſchen Gaſſe und koſtete nicht viel. Ich war dankbar und zufrieden. Er wollte mich auch an ſeinen Genüſſen Theil nehmen laſſen, und führte mich auf die Funkenburg, wo es, nach ſeinem Ausſpruche, ganz vortreffliches — Bier gäbe. Ich fand ein Getränk, das bei einem fade ſäuerlichen Geſchmacke und wenig Geiſt, die Unverſchämtheit hatte, ſtärker zu mouſſiren, als Champagner, und habe, nach dem erſten Koſten, ſeiner nie wieder begehrt. Mein freundſchaftlicher Führer wurde mir wegen dieſer Verſchiedenheit des Geſchmackes nicht böſe; er ging in ſeiner Theilnahme ſo weit, daß er mir, als er erfuhr, daß ich kein Vermögen beſäße, vorſchlug, mich um die Aufnahme in eine der vier Leipziger Nationen zu bewerben, deren Mitglieder aus alten Fonds der Univerſität eine Art Penſion erhalten. Dieſe vier Nationen waren oder ſind noch, wenn ich mich richtig erinnere, die Meißner, die Sachſen, die Thüringer und die Polen. Ich entgegnete ihm, daß ich nicht das Glück hätte, aus einer dieſer Nationen abzuſtammen. Er ſann einen Augenblick nach und meinte dann, da Liefland einmal zu Polen gehört habe, ließe ſich die Sache wohl machen. Es wurde mir ſchwer, nicht laut aufzulachen. Liefland war ſeit 200 Jahren von Polen getrennt und Polen ſelbſt exiſtirte ſeit zwei Jahren nicht mehr. Späterhin leitete es mich zu ernſthaften Betrachtungen, daß ein Magister noster ſelbſt ſolche Deutungen bei der Univerſität für möglich hielt.

Von der Univerſität zu Leipzig.

Wie ſie zu jener Zeit war, bin ich nicht im Stande, eine Schilderung zu geben; nur meine Erfahrungen auf derſelben kann ich erzählen.

Ich ging zum Rector, legte ihm meinen Paß vor, den er kaum anſah, und zahlte die Gebühr der Inſcription. Ich erhielt eine Matrikel und ein Exemplar der Geſetze der Univerſität, verſprach ſie zu beobachten, — und war Leipziger Student der Medicin. Dies Verfahren war noch in jenem liberalen Geiſte, in welchem man einſt Univerſitäten ſtiftete. Sie ſollen Nichts ſeyn, als Anſtalten, wo Jeder, der gelehrte Bildung wünſcht, die Gelegenheit findet, ſie zu erwerben. Wie und mit welchen Anſichten er ſie benutzen wolle, wurde dem Bedürfniſſe ſeines Geiſtes überlaſſen; wer ſie aber nicht benutzte, trug die Folgen ſeiner Nachläſſigkeit. So bildeten ſich die großen originellen Geiſter, durch welche die Wiſſenſchaften und die Geiſtesbildung im Allgemeinen während der letzten Jahrhunderte erſtaunenswerthe Fortſchritte machten.

Jetzt iſt, beſonders auf den Preußiſchen Univerſitäten, eine andre Einrichtung getroffen, wahrſcheinlich in Folge der politiſchen Verirrungen mancher ſtudirenden Jünglinge nach dem Befreiungskriege; auch wohl weil ſich die Aſpiranten nach Staatsämtern zu ſehr häuften. Es werden von jedem Jünglinge, ehe er die Matrikel erhält, allerlei Atteſtate gefordert und in vielen Fällen muß er ſich noch einem Examen in allen Wiſſenſchaften unterwerfen, und dieſes iſt nach Umſtänden ſo ſtrenge, daß der berühmte Philolog Wolf, als er einmal ein ſolches Examen mitgemacht hatte, ausrief: „Gott ſey Dank, daß ich ſeit fünf und zwanzig Jahren Profeſſor bin. Student könnt' ich nicht werden.“ Ich glaub' es ſelbſt. Wie jedes große, in einem Fache eminente Talent, hatte er ganz für das Seinige gelebt, und ſich um viele andere Wiſſenſchaften faſt nur ſo viel bekümmert, als ſie für jenes erfordert wurden. Ich erinnere mich ganz beſtimmt, daß er in einem Geſpräche verrieth, die beiden Pythogoriſchen Lehrſätze nicht zu kennen, und Chile für eine Braſilianiſche Provinz zu halten. Was mich betrifft, ich bin gewiß, daß man mich hätte abweiſen müſſen, ungeachtet ich wegen des Drucks einer Schrift nach Deutſchland gekommen war, die bald darauf ein ſehr verbreitetes Intereſſe erregte. Ich hatte z. B. zwar mehrere Griechiſche, und faſt alle Römiſche Klaſſiker mit Genuß und um des Genuſſes willen geleſen; aber es war mir nie eingefallen, Lateiniſche oder gar Griechiſche Aufſätze zu machen, und ich hätte ſicherlich keinen zu Stande gebracht und in der Mathematik mochte ich nicht viel weiter ſeyn als Wolf.

Es iſt gewiß, daß die Ausſicht auf ſtrenge, allgemeine Prüfungen bei der Aufnahme zum Studenten zum Fleiß in den Schulen ſehr anſporne, und dazu diene, unterrichtete Staatsdiener zu bilden, wiewohl die Brauchbarkeit derſelben nicht durch die Vielſeitigkeit ihres Wiſſens beſtimmt wird; aber dem Fortſchreiten der Wiſſenſchaften ſcheint es mir nachtheilig, wenn man Jünglinge zwingt, die wichtigſten Bildungsjahre, in denen der Geiſt eigentlich ſeinen Charakter und ſeine bleibende Richtung gewinnt, an eine Vielſeitigkeit des Lernens zu verſchwenden, die nur für's Dienſt-Leben taugt. Die vielſeitige Höhe der Wiſſenſchaft wurde nur durch die Einſeitigkeit eminenter Köpfe erreicht, und läßt ſich nur dadurch noch vermehren. — Man hat die Frage aufgeworfen, ob die Wiſſenſchaften einſt in Europa wieder untergehen könnten? Wenn es geſchieht, kann es erſt nach einem ſolchen Stillſtande derſelben geſchehen, wie er in Oſtindien eintrat und jetzt noch in China fortdauert, — und nach meiner Anſicht auf vielen Punkten Europa's, durch Einrichtungen, wie die erwähnten, vorbereitet zu werden ſcheint. — Das gehört zum Naturgange der menſchlichen Geſellſchaft und Cultur, und mag unvermeidlich ſeyn; erfreuend iſt es nicht. — Ich hielt nun meinen Umgang in den Collegien, doch nicht mit ſonderlichem Erfolge. Bei dem berühmten Hebenſtreit ließ ich mich einſchreiben zur Phyſiologie. Etwa funfzehn Zuhörer fanden ſich täglich für zwei Stunden zuſammen in einer engen, heißen Stube, in welcher ein kleines, engbrüſtiges Männchen am Fenſter hinter einem Tiſchchen ſaß und leiſe und höchſt eintönig, ſehr wichtige und verſtändige Dinge vortrug, die ich zwar meiſtentheils ſchon aus Hallers klaſſiſchem Lehrbuche wußte, er aber ſo bereichert und erweitert aufſtellte, daß ich vielleicht keine Vorleſung verſäumte. Ob Einer von den Hörern nachſchrieb, erinnere ich mich nicht; ich that es nicht, ob ich mir gleich dazu Hallers Phyſiologie in mehrere Hefte hatte zerlegen und mit Papier durchſchießen laſſen. — Ich hoſpitirte bei dem Profeſſor der Anatomie. In einem dunkeln, unheimlichen Saale des Paulinums ſaßen ungefähr eben ſo Viele, als bei Hebenſtreit, aber nicht auf Stühlen, ſondern Bänken, die Raum für mehr als die zehnfache Zahl darboten. Ein kleiner alter Mann mit einer etwas ſchief ſitzenden Perücke, bewegte ſich *vor* dem Katheder hin und her und ſprach; ſein Famulus aber trug auf einem Brette von Zeit zu Zeit den linken Schenkel einer alten Weibsperſon herum, die kühnlich genug geweſen, ſich in der Pleiſſe zu ertränken, wahrſcheinlich bei hohem Frühlingsſtande des Waſſers. Dafür hatte ſie nun das Schickſal, daß Herr Profeſſor H. die Nerven ihres Schenkels mit der Pincette hervorzupfte. Ich nahm Priſe auf Priſe, die meine Nachbarn mir boten und kam nicht wieder. — Die Botanik hatte immer viel Reiz für mich gehabt, und Leipzig hatte einen berühmten Profeſſor derſelben, Hedwig, den Entdecker der Natur der Kryptogamen. Ohne erſt zu hoſpitiren, ging ich zu ihm in's Haus, mich aufſchreiben zu laſſen. Ich fand einen ältlichen Mann, deſſen etwas finſtre, ſinnige Miene beim erſten Blicke den mühſamen, ſtillen Forſcher verrieth, aber zugleich, wie es mir ſchien, etwas Sorgenvolles hatte. Sein Geſpräch war freundlich und einfach; ſeine Ausſprache verrieth, wie es mir ſchien, den Ausländer; auch war er ein Ungar. Daß ich ſogleich mein Honorar mit zwei Dukaten pränumerirte, was ungewöhnlich ſeyn mochte, erwiderte er durch eine Einladung, am folgenden Tage, einem Sonntage, bei ihm zu Mittage zu eſſen. Ich kam und begrüßte ihn in der Mitte einer kleinen, aber liebenswürdigen Familie, mit der ich indeß nicht in nähere Bekanntſchaft kam. Weniger, als dieſe, gefiel mir ſein Collegium. Es wurde in dem Geräthſchaftshäuschen des botaniſchen Gartens gehalten. Dieſer Garten ſelbſt war ein zwiſchen Häuſern eingeſchloſſenes Plätzchen, etwa dreißig Schritt lang und noch weniger breit. Das Merkwürdigſte, was ich darin fand, war ein Prachtexemplar der Asclepias Syriaca, das in der eingeſchloſſenen heißen Luft zu einer ungewöhnlichen Höhe und Blüthenfülle gelangt war. Hedwig's Vortrag war gründlich, aber einfach und ſchmucklos. Er ſelbſt ſchien zu bemerken, daß ich nicht ſehr davon angezogen wurde, und als er die allgemeine Phyſiologie der Pflanzen und ihre Klaſſifikation vollendet hatte, ſagte er mir, den er ſchon wegen meiner höhern Altersreiſe nicht mit den andern Studenten in Eine Klaſſe ſetzte, im Vertrauen, er käme jetzt zur Erklärung der Nomenclatur, die für mich nicht belehrend ſeyn könne. Er würde mich es wiſſen laſſen, wenn er zum Botaniſiren in's Freie ginge. Es geſchah pünktlich, und mit der Mappe unterm Arme, zum Einlegen der Pflanzen, macht' ich einige ſeiner Ausflüge mit, ermüdete aber bald.

Ich ſetzte meine Profeſſoren-Schau in mehrern mediciniſchen Auditorien fort, ohne mich gereizt zu fühlen, mich in ihnen einzubürgern. Eines Tages indeß ſah ich eine ſich faſt drängende Menge von Studenten in ein Haus gehen. Ich folgte ihr und gelangte in einen geſchmackvoll ausgemalten Saal, in dem viele Reihen von Stühlen beſetzt waren, und eine große Anzahl Hörer noch ſtanden. Endlich kam ein ſchon ziemlich bejahrter Mann — Leipzig hatte damals nur Einen jungen Profeſſor, — modern, doch ohne Ziererei gekleidet, aus einem Kabinette, ging raſchen, leichten Schrittes durch die Verſammelten, beſtieg ein zierliches, mahagonifarbenes Katheder, begrüßte die Geſellſchaft, legte einige Blätter vor ſich hin, zog in Gold gefaßte Augengläſer heraus, blickte einen Augenblick auf ſeine Papiere und begann nun einen glänzenden, geiſtreichen Vortrag, nur ſelten durch einen flüchtigen Blick auf ſeine Blätter unterbrochen. Offenbar improviſirte er nur, aber der Fluß treffender Lichtgedanken und witziger Einfälle, meiſtentheils Sarkasmen gegen Kant und deſſen Jünger, hielt die Zuhörer in dauernder, froher Spannung.

Ich blickte in der Verſammlung umher; alle Geſichter zeigten den lächelnden Ausdruck des Genuſſes. Viel zu bald für mich und Alle, glaub' ich, ſchlug die Glocke. Der Profeſſor ſchob ſeine Papiere zuſammen, grüßte die Verſammlung und kehrte ſo rüſtigen Ganges, als er gekommen war, in's Kabinet zurück. Dies ſtand offen und ich konnte mir nicht verſagen, hinein zu blicken. Es war leer, und ich ging hinein. Ich fand es ſehr elegant meublirt, mit ſeidnem Sopha, Spiegeln, Kupferſtichen. Einer dieſer letztern zeigte eine Eule, die mit einer Brille auf dem Schnabel, neben einer brennenden Lampe in ein offenes Buch blickte. Unter — oder über — ihr hing — Kant's Porträt. Der Anblick und die Nachbarſchaft machte lachen, aber ich geſtehe, daß ich den Sinn des ſatyriſchen Einfalls nie habe völlig herausbringen können. Daß Kant den Vogel der Weisheit durch Brille und Lampe — Vorurtheil und Pedanterei — geblendet habe, wäre doch wahrlich ein allzu wenig paſſender Vorwurf, da die kritiſche Philoſophie grade das Ziel hatte, Blendwerke, die man für Weisheit gab, zu zerſtören, — jene Brille zu zerſchlagen, und jene Lampe auszulöſchen. Ich erfuhr ſpäter, dies Kabinet ſey für Damen und hohe Durchreiſende beſtimmt, die der Ruhm der Beredſamkeit und des Witzes, den der Profeſſor beſaß, nicht ſelten bewöge, bei ihm einmal zu hoſpitiren. — Jetzt iſt ſein Ruhm vergeſſen und die „kritiſche Philoſophie“ ſo ſehr aus der Mode gekommen, als ein Gewand der Wahrheit es kann. Sie ſelber iſt unſterblich.

Beim Herausgehen rief mir ein Bekannter zu: „Nicht wahr, Platner lieſt vortrefflich?“ — Hinreißend! antwortete ich. Aber worüber las er denn heute? – „Nun, über mediziniſche Anthropologie.“ So, ſo. Ich habe nichts Mediziniſches bemerkt. —

Was übrigens Platners Philoſophie, oder vielmehr ſein Philoſophiren anbetrifft: er erinnerte mich immer an die Tummler, denen ich während meiner Seereiſe oft lange mit Vergnügen zuſah. Ihr Element iſt freilich das Meer, aber ſie treiben ihr ergötzliches Spiel nur an der Oberfläche deſſelben. Auch die platteſten Kantianer waren gründlicher, als Platner; doch freilich tauchten ſie nur mit dem Kraken oder Leviathan Kant, an dem ſie ſich wie Auſtern und Steinſauger feſtgeſetzt hatten, zum Grunde. Platner tummelte ſelbſtſtändig auf der Oberfläche.

Als ich ſpäter Seume meine Erfahrungen bei der mediziniſchen Fakultät zu Leipzig klagte, runzelte er die Stirn und antwortete: „Gehn Sie zu unſern Philologen und Juriſten, und Sie werden Leipzigs gelehrten Glanz anerkennen.“ Dazu fühlte ich denn keinen Beruf. Eben ſo wenig kann ich über den Ton unter den Studenten Etwas ſagen. Sie mochten mich zu alt finden, wie ich ſie zu jung fand, und ſo kamen wir nicht in Berührung. Von Liefländern waren nur einige junge Edelleute dort, und mit einer neuen lesbarern Abſchrift meiner „Letten“ beſchäftigt, fand ich es nicht paſſend, ihre Bekanntſchaft zu ſuchen.

Intereſſanter war es mir, das Verhältniß der Univerſität und der Gelehrten zu dem Handelsſtande in Leipzig zu beobachten. Ich freute mich, zu bemerken, daß beide Klaſſen freundſchaftlich in einander zu fließen ſchienen. Die Profeſſoren nahmen an allen geſellſchaftlichen Veranſtaltungen gleich lebhaften Antheil, als die Kaufleute, und hatten ſelbſt für die ſtädtiſchen Verwaltungs-Angelegenheiten rege Theilnahme; der Handelsſtand wiederum, in dem es zu Leipzig mehr wiſſenſchaftlich Gebildete gab, als ich ſpäter in einer Handelsſtadt fand, behandelte die Gelehrten weder mit ſcheuer Zurückhaltung, noch mit einer vornehmen Beſchützermiene. Freilich gab es unter den Profeſſoren ſehr reiche, und Einige beſaßen ſogar Rittergüter in der Nähe der Stadt. Selbſt die ſchönen Geiſter, ſonſt die ungefügigſten gegen die Forderungen der bürgerlichen Geſellſchaft, und daher meiſtentheils am ſchlimmſten ſituirt, befanden ſich, wenigſtens die älteren, in Leipzig ſehr wohl, und ſtanden häufig in bürgerlichen Geſchäften und Ehren. Daß ein geiſtreicher Dichter Bürgermeiſter war, nämlich Müller, hab' ich ſchon angeführt. Den berühmten Verfaſſer des Kinderfreundes, der Amazonenlieder ꝛc. Weiſſe, fand ich bei meinem erſten Beſuche, in der Steuer-Expedition hinter großen Folianten voll Zahlen. Weiſſe war bekanntlich Kreis-Steuereinnehmer, was vor ihm ein noch mehr glänzender Kopf, ſein Freund Rabener, geweſen war. Bei dem erſten Einkaufe ferner, den ich in einem Schnittwaaren-Laden machte, war es einer der beliebteſten Deutſchen Luſtſpiel-Dichter, der mir die Zeuge vorlegte und meinen Kauf zumaß, Bretzner. Genug, die Autoritäten in Stadt und Staat hielten die dichteriſchen Köpfe nicht unfähig zu ernſten Geſchäften, und die Poeten glaubten nicht ihren Geiſtesberuf herabzuwürdigen, wenn ſie ihn mit proſaiſcher Nützlichkeit in Verbindung brachten. Beides iſt gar nicht ſo alltäglich, als es vernünftig iſt.

Seume.

Mein geſellſchaftlicher Umgang in Leipzig war ſehr beſchränkt. Mir hat immer die Fähigkeit gefehlt, leicht Verbindungen anzuknüpfen. Nur in beſonders lebhafter Stimmung geſchah es zuweilen, daß ich nicht mit einem neuen Bekannten eben ſo fremd auseinander ging, als wir zuſammen getroffen waren. Ich erinnere mich faſt nur noch zweier nahen Freunde, mit denen ich meine freien Stunden in Leipzig zubrachte.

Die erſte dieſer Bekanntſchaften — Doch ich habe die Art, wie ſie gemacht wurde, und ihren Fortgang vor beinahe einem Menſchenalter geſchildert, und darf nicht hoffen, es im 70ſten Jahre beſſer zu thun, als ich es im 40ſten vermochte; das Buch aber, worin es geſchah, meine ſchon angeführten „Skizzen aus meinem Erinnerungsbuche“ (Riga 1812) iſt in Deutſchland wenig bekannt geworden und ſo trage ich kein Bedenken, die Schilderung hier zu wiederholen. „Graß, der Maler und Dichter, hatte mir eine Adreſſe an eine alte Dame zu Leipzig mitgegeben, die viel Gutmüthigkeit mit Bildung des Geiſtes verband. Ich trug das Blättchen hin, fand ſie krank, ſchickt' es ihr hinein, mit der Bezeichnung meiner Wohnung, und ging fort, um einen Spaziergang zu machen.

Als ich nach Hauſe kam, fand ich einen Fremden, der in meinem Vorzimmer mit ſtarken Schritten auf- und abging, einen kleinen magren Mann, in einem ſehr beſcheidenen Ueberrocke, mit einem Blicke, deſſen Beſtimmtheit zu der hellen Bläue ſeiner Augen nicht zu paſſen ſchien, einem buſchigten Backenbart und ſchlichtem braunen Haar. Er brachte mir ein Kompliment von der Profeſſorin, mit der Bitte, den folgenden Mittag bei ihr zu eſſen. Ich verſprach zu kommen, wenn es möglich ſey. „Was, möglich!“ erwiederte der Fremde; „Sie müſſen beſtimmt zuſagen, und auch kommen. Heut' iſt ſie wirklich krank, und zu morgen bittet ſie Geſellſchaft für Sie.“ Dieſer Ton fiel mir an einem Bedienten auf, denn dafür hielt ich ihn. Nun gut, antwortete ich; ich werde gewiß die Ehre haben. Mit dieſen Worten ſchloß ich meine Thür auf. — Der Fremde ging raſch vor mir hinein, warf ſeine Pandurenmütze auf den Tiſch, und rief, indem er mir die Hand entgegen reichte: „So ſeyn Sie denn herzlich willkommen in Deutſchland! — Ich heiße Seume.“ Wir hatten uns während ſeines Aufenthalts in Liefland dem Namen nach kennen gelernt, aber nie geſehn. Mit lebhafter Freude umarmte ich ihn.

Er hatte die Dame, die auch ſeine Freundin war, beſucht; ſie hatte ihm von dem erhaltenen Briefchen erzählt, und er war nun darauf beſtanden, ihre Botſchaft an mich zu übernehmen.

Unſere Bekanntſchaft verwandelte ſich bald in eine vertraute Freundſchaft. Er machte in Leipzig meinen Cicerone. Anfangs zeigte er mir mit einem gewiſſen patriotiſchen Stolz eine Menge ausgezeichneter Männer und merkwürdiger Dinge; aber ich fing bald an, ihn mit dieſen großen Gelehrten, von denen es ſich bei näherer Nachfrage ergab, daß ſie das Reich des Wiſſens mit keinem einzigen großen, oder nur neuen Gedanken bereichert hatten, dieſen talentvollen Köpfen, die ſo allerliebſte Almanachsliederchen, Erzählungen und Mode-Romanzen geſchrieben hatten, dieſen Merkwürdigkeiten endlich zu necken, die ihren Ruhm irgend einer Anekdote aus der Jugend der Deutſchen Literatur oder eines berühmten Schriftſtellers verdankten. Er wurde böſe und demonſtrirte; aber bald lachte er mit. Der Maaßſtab, nach dem ich würdigte, war im Grunde auch der ſeinige, ſobald er ſich beſann. Er war aus den ältern, gleichſam abgeſchloſſenen Literaturen entlehnt, durch die ich mich gebildet hatte, und das Studium einer ſolchen iſt von dem Anblick einer Lebenden verſchieden, wie ein Spaziergang durch den Wald im Winter, von einem im Sommer. Auf jenem erblickt man nur noch die großen dauernden Formen der Natur, denen der Wechſel der Jahreszeit nichts anhaben kann; auf dieſem macht ſich jedes Büſchchen mit ſeinem leicht verwehten Blätterputze breit.

Seume's Charakter gehörte zu den reinſten, edelſten, feſteſten, die ich gekannt habe; aber er war zugleich derjenige, an dem mir der Unterſchied zwiſchen Stärke und Kraft, das heißt, zwiſchen dem Vermögen zu widerſtehn, und jenem, zu wirken oder zu ſchaffen, am hellſten eingeleuchtet hat. Man kennt die ſonderbaren Wechſel ſeines Lebens. Es iſt nicht möglich, ihn aus allen ſeinen niederbeugenden Lagen und dann wieder aus ſehr glänzenden, durchaus unverändert hervorgehen zu ſehn, ohne ſeine Stärke zu bewundern. Aber bei den auffordernden Situationen, durch die er ging — wie kam es doch, daß er ſich nie eine bedeutende, ſelbſtſtändige Rolle nahm, nie auch nur Eine große, oder hiſtoriſch-wichtige That beging? Ihm fehlte Kraft. — Die Stärke des

Geiſtes iſt Vernunft und Gefühl; alle ſeine Schriften ſind voll hellen Räſonnements und lebhaft ausgedrückter Empfindungen. Die Kraft des Geiſtes iſt Verſtand und Phantaſie; nach großen, neuen Anſichten ſucht man bei ihm vergebens, und ein Kunſtwerk hat er nie zu ſchaffen vermocht. Er hatte das Talent des glücklichen Ausdrucks; daher ſind ihm, bei ſtürmiſch aufgeregtem Gefühl, einige lyriſche Gedichte gelungen, die in ihrer Art vortrefflich ſind. Die bedeutendſte ſeiner mit Vorbedacht abgefaßten Schriften iſt ſein Spaziergang: aber ihr ganzer Werth beſteht in der Treue, mit welcher er ſeine Eigenthümlichkeiten ausdrückt. Hätte Seume ſo viel Kraft als Stärke des Charakters beſeſſen, er würde wahrſcheinlich ſchon in Amerika gewaltig in den Gang der Begebenheiten eingegriffen und die Britten es theuer haben bezahlen laſſen, daß ſie ihn wider ſeinen Willen dahin transportirten. Wäre ſein Verſtand und ſeine Phantaſie ſeiner Vernunft und ſeinem Gefühle gleich gekommen, er wäre vielleicht einer der größeſten Schrifteller oder Dichter ſeiner Nation geworden.

Wieland hat ihn einen wahren Cyniker, im edelſten Sinne des Worts, genannt. Das iſt eine Beſtätigung meines Urtheils. Der Triumph der Stoa war Widerſtand, nicht Unternehmung. Merkwürdiger ſcheint es mir, daß Seume ſich heimlich in dieſem Stücke ſehr richtig beurtheilte. In einem unſerer vertrauten Geſpräche macht' ich ihm einſt freundſchaftliche, ziemlich lebhafte Vorwürfe darüber, daß er in allen Verhältniſſen ſeines Lebens immer und immer nur damit beſchäftigt geweſen ſey, ſeine moraliſche Individualität zu retten. Ich ging ſo weit, zu behaupten, daß es Größe ſey, allenfalls ſelbſt jene Individualität der Ausführung einer großen, wohlthätigen Idee zu opfern. Er ſtritt heftig; endlich aber ſchüttelte er mit jener ſonderbaren Weiſe, die ſeine Freunde wohl alle an ihm gekannt haben, murrend den Kopf und rief: „Laſſen Sie mich in Ruhe! Ich gehöre nun einmal zu den Menſchen, die nur: Ich will nicht! ſagen können." Dieſes Gefühl ſelbſt mag die Urſache geweſen ſeyn, warum er bei den Alltäglichkeiten des Lebens ſo gern und ſo oft: „Ich will!" ſagte, und dabei unerſchütterlich beharrte. Es war doch immer nur ein umgewandtes: „Ich will nicht!"

In Leipzig, das Seume, aus einem benachbarten Dorfe gebürtig, als ſeine Vaterſtadt betrachtete, lebte er jetzt auf dem Fuße eines wohlhabenden

Fremden. Der General und Ambaſſadeur Igelſtröm, deſſen Sohn er ein Paar Jahr auf der Univerſität zu leiten bemüht geweſen und bei dem ſelber er ſpäter in Warſchau Sekretair für die militairiſchen Dienſtſachen war, hatte ihn bewogen, einen jungen Ruſſen aus vornehmer Familie als Führer und Vorſorger wieder nach Leipzig zu begleiten. Der Jüngling, ein Herr von Muromzow, hatte zu Warſchau bei der Revolution 1794 einen Schuß in die Bruſt erhalten, war dann zugleich mit Seume gefangen, und durch die Kapitulation der Stadt befreit worden. Da ſeine Wundärzte in Rußland an Heilung der die Lunge berührenden Wunde verzweifelten, hatten ſie ihn in's Ausland geſchickt, um dort dem Tode entgegen zu welken; doch eh' es geſchah, führte ihn Kaiſer Paul's Befehl an alle Ruſſen im Auslande nach Hauſe, wo er wenigſtens im Zirkel ſeiner Familie geſtorben ſeyn wird. Zu retten war er, nach dem geheimen Ausſpruche des geſchickteſten Wundarztes in Leipzig, nicht. Es war ein lebhafter, geiſtreicher Jüngling, von hoher Gutmüthigkeit und brennender Begier, ſeine etwas vernachläſſigte Bildung zu vervollkommnen. Er war überzeugt, daß er geſund werden würde. Oft rührte es mich tief, ihn mit froher Hoffnung von ſeiner Zukunft ſprechen zu hören, indeß ſein ſchönes Auge fieberhaft glänzte und ein rother Flecken auf ſeiner Wange die Nichtigkeit aller Hoffnungen für ihn ausſprach. Fiebriſcher Eifer war in Allem, was er trieb, auch in dem Eifer, mit dem er zu ſeiner Belehrung las, wodurch er oft wunderliche Uebereilungen dabei beging. Eines Tages, da ich ihn beſuchte, kam er mir mit der lebhaften Frage entgegen, was denn die Antipolen in Afrika für Leute ſeyen? — Antipolen, antwortete ich ihm lächelnd, ſollen wir beide ex officio ſeyn, als Ruſſen; aber von Antipolen in Afrika weiß ich nichts. — Sehen Sie! rief er und hielt mir Vaillant's Reiſe hin. Dort ſtand — Antilope. — Dies erinnerte mich an ein anderes drolliges Beiſpiel vom Falſchleſen durch das Gemüth. Meinem alten adeligen Gönner in Liefland, zur Zeit meiner erſten Hofmeiſterei, hatte ein Bekannter in Riga, der ihm zuweilen Bücher lieh, ich weiß nicht ob aus Unbedacht oder aus Schadenfreude, eine Satyre auf den Adel, vorzüglich in Meklenburg, geſchickt. Ich glaube, es hieß: „Geſchichte eines Planeten.“ Der gute Greis ergözte ſich köſtlich an dem Witze darin, nur, ſagte er mir, könne er nicht errathen, was der Verfaſſer mit dem Pilzadell meine, von dem er immer ſpreche? Ich nahm das Buch, und fand überall Pilzadel, aber ich hütete mich wohl, das Verſehn zu berichtigen. Das Vergnügen des wackern Alten wäre Verdruß geworden. —

Der neunzehnjährige Herr von Muromzow war Major; ſein 36jähriger Mentor, der berühmte Seume, nur Lieutenant, beide im Dienſt; aber ſie waren ein Paar ſonderbare Militairs! Der Major, wahrſcheinlich als Kind in die Garde aufgenommen, ſo bei der Entlaſſung daraus zu ſeinem Range gelangt, und dann ſogleich aus dem Vaterhauſe der Geſandtſchaft in Warſchau beigegeben, hatte eine faſt kindliche Naivetät und Liebenswürdigkeit. Vom Felddienſte kannte er ſelbſt die meiſten Ausdrücke nicht, und ſchwerlich hatte er jemals in einer feindlichen Abſicht den Degen gezogen. Er ſelbſt verſicherte einmal, er ſey ganz unſchuldiger Weiſe zu ſeiner Wunde gekommen, und war deshalb am meiſten gegen die Polen erbittert.

Seume wiederum hatte urſprünglich Theologie ſtudirt, war aber aus Vorliebe für die Griechiſchen Dichter zur Philologie übergegangen, dann auf einer Fußreiſe, die er, noch ganz friſcher Magiſter, machte, von den Heſſen mit Gewalt enrollirt und nach Amerika geſchickt als gemeiner Soldat. Ob er als Jäger ſich im Dienſt auszeichnete, weiß ich nicht, aber er wurde in dieſer Lage nicht müde, den Theokrit und Horaz zu ſtudiren, und machte Gedichte. Nach Europa zurückgekehrt und entlaſſen, wurde er wieder mit Gewalt von den Preußen enrollirt, deſertirte aus Weſel, wurde gefangen, pardonirt und endlich, ſchon mit der ſchweigenden Vorausſetzung, daß er nicht zurückkehren würde, beurlaubt. In Leipzig machte er ſeinen Magiſtergrad geltend, erlangte aber Nichts durch denſelben, als die Hofmeiſter-Stelle bei dem jungen Baron Igelſtröm; dann wurde er vom Vater deſſelben als brauchbarer Sekretair angeſtellt und trat in Ruſſiſche Dienſte als Lieutenant. Hat er jemals in Amerika einem Gefechte beigewohnt, ſo hat er gewiß mit Unerſchrockenheit Stand gehalten; als Ruſſiſcher Militair hat er, ſelbſt zur Zeit der Revolution in Warſchau, nicht gefochten. Bei dem Rückzuge der Ruſſen vergeſſen, ſteckte er während des Tumults auf einem Oberboden hinter Fäſſern und kam erſt, als der Lärmen vorüber war, hervor, um ſeinen Degen abzugeben, ein Verfahren, das ich ſehr vernünftig finde, und das eben kein nachtheiliges Licht auf ſeinen Muth wirft. Ob er viel vom Ruſſiſchen Dienſtreglement wußte, kann ich nicht ſagen; aber er hatte als Lieutenant nothwendig gefunden, neben den alten Dichtern auch Cäſar und Polybius eifrig zu ſtudiren. Er demonſtrirte mir einmal nach dieſen, daß der Erſtere höchſt wahrſcheinlich mit ſeinen Römern die meiſten jetzigen Heere ſchlagen würde, gab mir aber doch Recht, als ich meinte, des Imperators erſte Maßnahmen dazu würden ſeyn, ſich Artillerie zu verſchaffen, ſeiner Infanterie aber Flinten und ſeiner Reuterei Steigbügel zu geben. Er ſelbſt wäre, glaub' ich, nicht zum Militair zurückgekehrt, ſelbſt wenn man ihn zum Oberſten gemacht hätte, behielt aber doch aus dem Dienſte mit Vorliebe einen großen Backenbart bei und einen barſchen, ſoldatiſchen Ton im Sprechen und Benehmen, der ſeinen oft zarten, immer edeln Aeußerungen einen ganz eigenthümlichen Charakter gab.

Als ich im Herbſt 1796 nach Jena gegangen war, beſuchte er mich ſchon vier Wochen nachher; in den folgenden Jahren machten wir gegenſeitig zuweilen Reiſen von zehn oder zwanzig Meilen, um ein Paar Tage mit einander zu leben, und der früheſte meiner Freunde in Deutſchland war faſt auch der letzte derſelben, den ich ſah. Er hatte mich im Oktober

1806 in Berlin beſucht; zwei Tage vor der Schlacht bei Jena ſchieden wir nach einer langen, trüben Unterredung — auf immer. —

Der Schauſpieler Chriſt.

Nächſt Seume machte der Schauſpieler Chriſt, trotz der großen Verſchiedenheit unſers Alters, mir den Aufenthalt in Leipzig angenehm. Wir hatten uns ſchon in Riga gekannt. Auch er war, wenn nicht ein geborner Leipziger, doch höchſt wahrſcheinlich ein Sachſe; denn ich beſitze noch ein Briefchen von ihm, in welchem er mich verſicherte, es ſey ihm ſehr gleichgültig, ob er einmal „die Berlendore des Baradieſes" zu ſehen bekäme, aber er hoffe von der „Küte Kottes," daß ſie ihm ſeine muthwilligen „Streche verkeben" werde. Merkwürdig war es, daß er nicht ſo fehlerhaft ſprach, als er ſchrieb, vorzüglich nicht auf der Bühne. Als Schauſpieler trage ich kein Bedenken, ihn, ob ich ihn gleich erſt in ſeinem weit vorgeſchrittenen Alter kennen lernte, neben Iffland und Fleck zu ſtellen. Er war Meiſter in ſeiner Kunſt, ſowohl in den geiſtigſten Theilen derſelben, als in den niedrigſten. Sein Gedächtniß war ſchwach geworden; ſeine Stimme hatte den Klang verloren; eine Stirne durchzogen ſchon Runzeln, aber ſein Geiſt war noch lebhaft und ſein Körper gewandt. In Riga, wo er neben Koch und Pirſch ſtand, war es mmer für Gebildete eine wirkſame Lockung, wenn ie ſeinen Namen auf dem Komödien-Zeddel fanden. Helden und erſte Liebhaber konnte er ſchon damals ängſt nicht mehr ſpielen, aber in den verſchiedenartigen Fächern, die ihm noch übrig waren, vergriff er keine bedeutende Rolle, und wußte auch der geringſten Bedeutung zu geben. Ich erinnere mich noch mit Bewunderung, wie er einſt in Einer Woche zu Riga König Philipp im Don Carlos mit einer Schauder erregenden Würde, hernach den Mohren im Fiesko gewandt wie ein Jüngling, und dann den alten berauſchten Gärtner in Figaro's Hochzeit, zum lebendigſten Ergötzen ſpielte. Dabei war er auch in den Nebendingen der Darſtellung und der Ausrüſtung der Rollen wahrer Künſtler. Er malte z. B. auf ſeinem Geſichte den Charakter jeder derſelben meiſterhaft hin, ſo daß man immer ein anderes zu ſehen laubte. Er war ſchon mehrere Wochen in Riga, ls der Geheimerath von Vietinghof — den die

Nachläſſigkeit des Correctors im erſten Bande Biebinghof nannte, — bei einem Gaſtmahle, das er den Schauſpielern gab, ihm entgegen rief: „Es freut mich, nun einmal zu erfahren, wie Sie ſelbſt ausſehen.“

Chriſt hat, bei weit höherem Talent und reiferer Kunſt, als die Allermeiſten der ſeit vierzig Jahren hochgeprieſenen, und dann wieder bald vergeſſenen Schauſpieler, nie einige Berühmtheit beſeſſen. Die Haupturſache war: es gab zur Zeit ſeiner Blüthe noch keine Tagsſchriftſtellerei in Deutſchland, die, aus Mangel an Stoff, die Bühne und ihre Leiſtungen in allen Städten und Städtchen, als eine National-Angelegenheit behandelte. Leſſing und Engel haben ihn wahrſcheinlich nie geſehn, und ihre Stimme war es vorzüglich geweſen, die Eckhof's und Schröder's glänzendem, vielleicht unerreichbarem Talente Anerkennung verſchaffte. Zudem fehlte ſeinem Charakter die liebenswürdige Einfachheit Eckhof's und die imponirende Perſönlichkeit und Schriſſtellergabe Schröder's. Er nahm das Leben leicht und froh, und ſein reicher, ſarkaſtiſcher Witz eignete ſich mehr dazu, ihm Feinde, als Freunde zu machen. Beſonders hatte er unwiderſtehlichen Hang zu — um ſeinen Ausdruck beizubehalten, — muthwilligen „Streechen.“ Mir ſelber ſpielte er einmal einen ſolchen, der uns, ſo lieb Chriſt mir war, auf immer hätte entzweien müſſen, wenn ich geneigt geweſen, ihn ernſthaft zu nehmen.

Das Haus, in dem ich wohnte, hatte eine Treppe hoch einen großen Saal, den mehrere abgeſonderte Wohnungen umgaben. Ich hatte hier zwei artige Zimmer und im Fond bewohnte meine Wirthin auch ein Paar. Sie war eine kinderloſe Wittwe über 30 Jahre, die in ihrer Jugend ſchön geweſen. Ihr Benehmen war immer ernſt und anſtändig, und flößte, von einem hohen Wuchſe und einer klugen Miene unterſtü[illegible] Achtung ein. Wir wechſelten, wenn wir im Saale zuſammentrafen, oft einige Worte mit einander, indeß ich mein Zimmer aufſchloß. Weiter ging unſere Bekanntſchaft nicht. Eines Tages, da ich aus einem Collegio zurückkehrte, begegnete ich Chriſt, der aus meiner Hausthüre trat. Ich forderte ihn auf, in meine Wohnung zu kommen, aber er weigerte ſich. „Ich habe, ſetzte er hinzu, lange auf Sie gewartet. Gehn Sie nur hinauf! Sie werden's kriegen!“ und ſo eilte er ſchadenfroh lachend fort. Ich ſah ihm verwundert nach, aber meine Verwunderung ſtieg, als ich in den Saal trat. Hier ſtand meine

Wirthin vor einem großen Schranke neben dem Eingange und kramte darin, offenbar nur, um mein Kommen, nach dem Glockenſchlage, zu erwarten. So bald ſie mich ſah, erklärte ſie mir, ſie habe mich bisher für einen verſtändigen und guten jungen Mann gehalten; es thäte ihr leid, daß ſie ihre Meinung ändern müſſe. Nun folgte ein Strom von Vorwürfen über die üble Nachrede, die ich ihr mache. Worin dieſe beſtände, ſagte ſie nicht; aber aus dem Zuſammenhange ging hervor, ich hätte mich eines Glückes gerühmt, nach dem zu ſtreben, mir nie eingefallen war. Vergebens verſicherte ich ſie, es ſey nicht wahr. Sie antwortete, Herr Chriſt habe es ihr geſagt, und der ſey ein zu alter Freund von ihrem Hauſe, als daß er ſie täuſchen würde. Sie mochte in der That eine frühere Liebſchaft von ihm geweſen ſeyn, ſonſt hätte er ſich wohl eine ſo leichtfertige Neckerei nicht erlaubt.

Da ich ſah, daß ihr Wortfluß nicht zu unterbrechen war, faltete ich die Hände, lehnte mich an's Fenſter und hörte zu; aber als ſie einmal eine Pauſe machte, rief ich: „Stellen Sie ſich vor, Madame B.! die Franzoſen ſind wieder total geſchlagen!" Sie zuckte die Achſeln mit einer Miene, als wolle ſie ſagen:

Ich kann nichts davor! ſchämte ſich aber den Augenblick darauf ihrer Ueberraſchung, warf den Schrank zu und eilte fort. Ich ging ſtill lachend in mein Zimmer. Späterhin hatte ſie zu Chriſt geſagt, mein kaltblütiges Hinwerfen der Neuigkeit hätte ſie ſo erbittert, daß ſie mich hätte ſchlagen mögen. Mich vermied Chriſt ein Paar Tage, dann aber kam er wieder und wünſchte mir Glück zu der Art, wie ich mich aus der Verlegenheit gezogen. Als ich ihm ernſthafte Vorwürfe machte, antwortete er, ich ſey zu lange weggeblieben, und er habe lange Weile gehabt. Ich forderte, daß er ſeine Anklage bei der Wittwe zurücknehmen ſolle, doch es war ſchon geſchehen. Er hatte ihr geſtanden, er habe ſie nur necken wollen. Ich bat ihn, mich ein andermal bei dergleichen Späßen aus dem Spiele zu laſſen, und die Sache war abgethan. Madame B. war eine ſo aufmerkſame, gefällige Wirthin, und ich machte mit Chriſt ſo angenehme Spaziergänge im Roſenthal, wie vorher. Hier pflückte er zuweilen Pilze, die er roh aß; eines Abends aber, da wir ſpät herumgelaufen waren, ſammelte er Johannis-Würmchen ein, um ſie ſeinen Töchtern auf's Bett zu ſtreuen. Vorzüglich dieſer Einfall ſcheint mir an dem viel mehr, als funfzigjährigen Manne ſehr charakteriſtiſch. — Er war übrigens ein verſtändiger und ſorgfältiger Familienvater; nur das Leben außer dem Hauſe nahm er leicht, doch ohne Ausſchweifung, ſelbſt ohne irgend eine Verletzung des Anſtands und der Sitte. Er genoß nicht nur als Künſtler, ſondern auch als Glied der bürgerlichen Geſellſchaft, achtungsvolle Anerkennung. Geliebt war er nicht. Er war zu genialiſch keck dazu.

Chriſt iſt als penſionirter Hofſchauſpieler zu Dresden in hohem Alter geſtorben. Schade iſt es, daß ſein Geiſt und ſein tiefes Studium der Darſtellungskunſt nicht lange, ehe ſeine Kraft für die Ausübung derſelben ſchwand, ausſchließlich zur Bildung junger Talente angewandt wurde. Er hätte als Profeſſor der Schauſpielkunſt angeſtellt werden müſſen. Das wäre eine Maßregel geweſen, um die vollkommenſte Deutſche Bühne zu ſchaffen. Sein Scharfſinn durchblickte ſchnell den Charakter jeder dramatiſchen Dichtung und jeder Rolle, vielleicht in manchen Fällen klarer, als der Verfaſſer ſelbſt, und ebenſo die vortheilhafteſte Weiſe, jede Rolle zu geben. Jede, auch die geringfügigſte Regel des Anſtandes auf der Bühne war ihm geläufig. Es giebt dergleichen für's Auftreten, für's Abgehn, ſelbſt für das Daſtehn, deren Vernachläſſigung auch diejenigen Zuſchauer verletzt, die ſie gar nicht kennen; ſie fühlen ſich mißfällig berührt, ohne angeben zu können, wodurch.

Chriſt that mir ein paarmal den Gefallen, als Zuſchauer Darſtellungen beizuwohnen, in denen er nicht zu thun hatte, was eigentlich ſonſt ſo wenig eine Liebhaberei der alten Schauſpieler iſt, als das Confekteſſen der Conſituriers. Am folgenden Tage, beim Herumſtreifen im Roſenthale, gab er mir dann eine genaue Kritik der Charaktere und der geleiſteten Darſtellung. Ich bekenne, dadurch mehr gelernt zu haben, als durch meine häufigen Unterhaltungen mit Engel über Schauſpielkunſt, und ſelbſt aus deſſen klaſſiſcher Schrift über Mimik, die Chriſt übrigens ſehr ſchätzte. — Einen Beweis von dem, was er überhaupt als leitender Director hätte leiſten können, gaben ſeine beiden von ihm gebildeten Töchter, in älterer Zeit Madame Mende, in ſpäterer Madame Schirmer. Beide flößten in ihrer Blüthe nicht nur durch dieſe, ſondern auch durch ihre Kunſt eine Art Enthuſiasmus ein.

Luſtreiſen.

Meine Spaziergänge mit Chriſt, die wiewohl nur flüchtige Bekanntſchaft mit dem trefflichen Menſchen und genialiſchen Maler Schnorr von Karlsberg dem Vater, (der mir einmal erzählte, daß er im 13ten Jahre noch nicht leſen können, und mit bloßen Füßen auf Wieſen und in Wäldern herumgeſchweift ſey,) vor Allem aber der tägliche Umgang mit Seume, waren die Genüſſe meines Aufenthalts in Leipzig. Ich machte mit Seume und dem Major Muromzow von Zeit zu Zeit kleine Luſtfahrten von einigen Meilen, dergleichen in Deutſchland Reiſen hießen.

Eine dieſer Fahrten ging nach Deſſau und Wörlitz, deſſen Park damals in Deutſchland die höchſte Bewunderung genoß, jetzt aber ſelten mehr erwähnt wird. Er war wirklich ein Kunſtwerk aus geiſtreichen, gut ausgeführten Einfällen zuſammen geſetzt. Ich geſtehe indeß, daß mir die *gemachte Natur* ſolcher Schöpfungen nie lange anziehend war; ja, daß ſie mir, wenn ſie mit geſchmackloſer Empfindelei ausgeputzt waren, anſtößig wurden bis zum Aerger. So erinnere ich mich, daß, als man mir ſpäterhin in einem Park, wo alle zehn Schritt ein Brett mit einer poetiſchen Inſchrift, oder eine Hütte mit hölzernem Einſiedler und dergleichen prangte, das Fremdenbuch voll ekſtatiſcher Lobeserhebungen vorlegte, ich grob genug war, hinein zu ſchreiben:

Wer den Schmuck der Natur durch kindiſche
Schnörkel verzieret,
Was ihm gebühret? Je nun! Nieſewurz täglich dreimal.*)

Mit hoher Erbitterung aber durchwandelte ich zwanzig Jahr ſpäter die anſpruchsvollen Herrlichkeiten der Wilhelmshöhe. Mitten in einem armen Lande ſchienen ſie mir frevelhaft, und erinnert' ich mich vollends, wie die ungeheuern Summen, welche dieſe Spielereien koſteten, zur Zeit des Amerikaniſchen Freiheitskrieges gewonnen wurden, — — dem guten und weiſen Fürſten von Deſſau warf man dergleichen nicht vor. Man ſagte mir, er habe die Reichthümer einer ererbten Schatzkammer angewandt, faſt alle Rittergüter ſeines Ländchens anzukaufen, ſey ein ſehr einſichtsvoller Landwirth, und habe als ſolcher erworben, was er zu ſeinem Garten aufwandte, und zwar auf eine Weiſe, daß ſeine, ohnehin vielfach von ihm unterſtützten Landleute dabei an Wohlſtand gewannen. Der Fürſt von Deſſau muß in der That ein Mann von vortrefflichem Charakter geweſen ſeyn. Auch ſeine Rangesgenoſſen erkannten das an. Der Herzog von Weimar, Karl Auguſt, ſelbſt in ſo vielfacher Rückſicht ruhmvoll ausgezeichnet, ſprach nur mit großer Hochachtung, faſt mit Bewunderung von ihm.

---

*) Ich lernte die Dame ſpäter in Berlin kennen, die den Park angelegt hatte. Sie war ganz Huld und Gefühl. Ich glaube daher, daß meine Ungeſchliffenheit aus dem Buche weggeſchafft wurde, und ſie ſie gar nicht erfuhr.

Meine „Letten.“

Bei meinen Collegien und freundſchaftlichen Genüſſen, vergaß ich den Zweck nicht, der mich nach Deutſchland geführt. Ich theilte ihn, ſchon wenige Stunden nach Anknüpfung unſerer Bekanntſchaft, Seume mit und las ihm einige Stellen meiner Schrift. Er ging mit hoher Wärme auf den Gegenſtand ein. Am folgenden Tage brachte er mir das Gedicht, das am Ende der erſten Auflage meiner „Letten“ ſteht, und erlaubte mir, es als ſeinen Beitrag, ſeine Stimme, der Schrift beizufügen. Doch es galt vornehmlich, einen Verleger zu finden. Für jede erſte Schrift hat das Schwierigkeit, und mußte dergleichen vorzüglich für mich haben, der ich den literariſchen Geſchäftsgang gar nicht kannte.

Chriſtian Auguſt Fiſcher, den ich in Riga einmal ſprach, bot mir ſogleich eine Empfehlung an einen Buchhändler an, für den Fall, daß ich Etwas herausgeben wolle. Fiſcher hatte damals eine Art von Celebrität in der Leſewelt, wegen eines kleinen Romans, der, wenn ich nicht irre, „die Savoyardiſche Familie“ hieß. Ich habe dieſen wegen ſeiner erkünſtelten Empfindſamkeit nie leſen können. Späterhin hat Fiſcher den angenommenen Namen „Althing“ durch eine Reihe bis zur Liederlichkeit ſchlüpfriger Romane verrufen gemacht, und ſeine literariſche Laufbahn durch eine lange Reihe lebhaft geſchriebener, aber mit flacher Anſicht zuſammengeſtoppelter Reiſebeſchreibungen geendigt. — Der Buchhändler, an den er mich adreſſirt hatte, war der Verleger ſeiner Schriften, und unter den Buchhändlern, was Fiſcher unter den Schriftſtellern. Die Hauptartikel ſeines Verlages waren Dinge wie „Eliſa oder das Weib, wie es ſeyn ſoll,“ und unendlich viele Brochüren, ich glaube gar ein Journal über den — Akazienbau; aber er machte einen ſolchen Lärm über ſeine Verlags-Artikel, daß ſie wirklich großen Abgang fanden. Von der elenden „Eliſa“ erſchienen ſechs oder ſieben Auflagen.*)

Ich beging die Uebereilung, nicht vorher mit Seume oder Du— über den Mann und meinen Plan zu ſprechen, ſondern ging wenige Tage nach meiner Ankunft zu ihm, voll Vertrauen auf die Fiſcherſche Empfehlung, und trug, ſo wenig mir der Mann gefiel, ihm meine Schrift an. Ich ſetzte ihm die Beſchaffenheit und den Zweck derſelben auseinander, und gab ihm endlich einen Theil derſelben zur Anſicht. Doch es war kein Roman und handelte auch nicht vom Akazienbau; er verſtand Nichts davon. Er bot mir — einen Dukaten für den Bogen, und ich — nahm ihn an, für die mit Enthuſiasmus und ſorglicher Kritik gemachte Arbeit mehrerer Jahre. Nur die Bedingung machte ich, daß die Schrift in einigen Wochen, bis zum Auguſt, erſcheinen und gut gedruckt werden ſolle. Die erſte Bedingung erfüllte er, da ich ihm geſagt hatte, der Abſatz würde ſehr dabei gewinnen, wenn das Buch vor dem Herbſtlandtage zu Riga erſchiene; was aber die typographiſche Ausſtattung betrifft, — es war auf ſchlechtem Druckpapier in irgend einer kleinen Thüringſchen Stadt gedruckt und ſo nachläſſig behandelt, daß ich nur Eine Schrift kenne, die mit noch mehr Druckfehlern befleckt iſt, nämlich — der erſte Band dieſer Darſtellungen ſelbſt. Dieſe Fehlerhaftigkeit des Aeußern hat mich indeſſen zuweilen erfreut. Ich ſah darin, daß ſie der Wirkung der Schrift durchaus keinen Eintrag that, ein Zeugniß für den Werth der letztern. Die Wirkung übertraf meine geſpannteſte Erwartung. Zuerſt ward' ich ihrer in Leipzig gewahr. und zwar zu allererſt in meiner eignen Wohnung. Ich hatte einen jungen und dürftigen Wundarzt, der bisher nur als Gehülfe eines Preußiſchen Regiments-Chirurgus gelernt hatte und ſich jetzt wiſſenſchaftlich ausbilden wollte, ſeit einigen Wochen als Geſellſchafter aufgenommen. Der junge Mann war immer ſehr beſcheiden geweſen, aber ſeit er ein Buch mit meinem Namen auf meinem Tiſche geſehn und darin geleſen hatte, behandelte er mich mit einer Art ſcheuer

---

*) Späterhin erhielt er, — man ſagte, eben wegen der Charlatanerie mit ſeinen Artikeln, auch beſſere Sachen, aber die Verfaſſer müßten ſehr verblendet geweſen ſeyn, wenn ſie ſich nicht oft ſeiner läppiſchen Lobhudeleien geſchämt hätten. Ein Andachtsbuch empfahl er unter Anderm durch die Verſicherung, er ſelbſt hab' es dreimal mit Bewunderung geleſen.

Ehrfurcht, auf die ich keinen Anſpruch hatte und die mich oft heimlich lachen machte. Zunächſt erhielt ich den Beſuch zweier jungen Liefländiſchen Edelleute, die, in dem frohen Bewußtſeyn, daß die nachtheiligen Schilderungen in meiner Schrift nicht auf ihre Väter paßten, auf eine mich ehrende Weiſe meine Bekanntſchaft ſuchten. Mit Stolz erinnere ich mich, daß Einer derſelben, nachdem er durch eine Reihe auszeichnender Aemter gegangen, das thätigſte Mitglied bei Verfaſſung der Bauerverordnung war, durch deren Kaiſerliche Beſtätigung 1819 die Leibeigenheit in Cur-Lief- und Eſthland de jure aufgehoben wurde. Dieſem erſten, mich durch ſeine Bedeutung ſehr erfreuenden, Beſuche folgten ſchnell ſo viele beläſtigende Beſuche von Neugierigen, daß ich, um ſie wenigſtens abzukürzen, mit großen Buchſtaben an meine Thür den Virgiliſchen Vers ſchrieb:

At fugit interea, fugit irreparabile tempus!

So bald nun ein Beſuch zu lange währte, blickte ich wie von ungefähr ein paarmal auf jene Zeile, und er wurde, meiſtentheils mit einiger Verwirrung, geendigt.

Nachdem einige Zeitungen von der Schrift geſprochen hatten, liefen auch aus mehrern Gegenden

Deutſchlands, aus der Schweiz und Kopenhagen Briefe an mich und Nachrichten ein, die von dem vortheilhaften Aufſehn zeugten, welches mein Buch gemacht hatte. Mein Aufenthalt war indeß damals ſo wechſelnd und unbekannt, daß mich viele Briefe, die nicht an meinen Verleger adreſſirt wurden, verfehlten, und ich erſt ſpäter erfuhr, daß ſie geſchrieben worden. Das geſchah auch mit dem Schreiben eines jungen Liefländiſchen Edelmanns, der ſich damals im Halliſchen Pädagogium befand. Es war einem ältern Schriftſteller Merkel zugeſandt worden, der in Dresden lebte, und mir es erſt ein Jahr nachher gab, da ich mit ihm im Walde bei Tharand zufällig zuſammentraf. Indem ich dort nämlich mit dem Dichter Gries herumſtreifte, ertönte mein Name plötzlich aus mehrern Büſchen. Noch ſtritt ich mich mit Gries lachend darüber, ob es Nymphen oder Sylvane ſeyen, die mich ihrer Aufmerkſamkeit ſo lebhaft würdigten, als ein Paar Frauen- und Kindergruppen aus den Gebüſchen hervorkamen, ohne mich zu beachten, an mir vorüber gingen, und immerfort „Merkel!“ riefen. Ich erlaubte mir den Scherz, zu einer dieſer Damen zu treten und zu ſagen: „Hier bin ich, bereit, ihren Befehl zu vernehmen.“ Ach, erwiederte ſie verlegen, wir ſuchen nur meinen Mann, der einen andern Weg ging. — Eben kam er hinzu, wir machten Bekanntſchaft und er gab mir nun dieſen Brief, der ein ſchönes Zeugniß für den Charakter des jugendlichen Verfaſſers iſt und ein intereſſantes Seitenſtück zu dem oben erwähnten Beſuche. Der Verfaſſer iſt ſeitdem auch durch eine Reihe ehrenvoller und wichtiger Aemter in Liefland gegangen und, nach der öffentlichen Stimme, immer treu der Geſinnung, die aus dieſem Schreiben ſpricht. Jetzt auch faſt ſchon 60jähriger Greis, hat er wahrlich nicht Urſache, mit Mißfallen den Beweis zu leſen, wie rein und edel er ſchon als Jüngling dachte. Man findet daher das Schreiben im Anhange, mit Weglaſſung einiger Zeilen, die ein zu lebhafter Ausdruck jugendlicher Gefühle ſind.

Den ſprechendſten Beweis davon, daß mein Buch Senſation gemacht, gab mir der Verleger ſelbſt. Als er von mir hörte, daß ich Leipzig bald verlaſſen wolle, bat er mich zu Gaſte, und nach dem Ende der Mahlzeit zog er mich bei Seite und fragte: Wenn eine neue Auflage der Schrift nöthig würde, ob er darauf rechnen könne, ſie zu erhalten? Ich verſprach es ihm. Es iſt wirklich eine, etwas beſſer honorirte und gedruckte Ausgabe erſchienen, aber ich glaube, oder vielmehr ich hoffe, ſie iſt Maculatur geworden. In der erſten Ausgabe war die Schrift dem Inhalte und der Form nach, gerade, was ſie ſeyn mußte, um Wirkung zu thun. Zur zweiten Ausgabe, die der Verleger erweitert wünſchte, hatte ich mancherlei philoſophiſch-politiſches Räſonnement hinzugefügt, das, wenn nicht überhaupt, doch hier gewiß müſſig war und nur dem Hauptzwecke ſchaden konnte. Die Univerſitäts-Luft hatte mich pedantiſirt. Sollte jemals ein neuer Abdruck aus literariſcher Abſicht gemacht werden, ſo wünſche und verlange ich hiermit, daß es nach der erſten Ausgabe geſchehe, die mit der Jahreszahl 1797, im Sommer 1796 zu Leipzig erſchien.

Andere Schriftſtellerei.

Die „Letten“ waren nicht das einzige literariſche Produkt, das ich in dieſem Jahre in die Welt ſchickte. Indem ich meine Papiere ordnete, fiel mir meine Ueberſetzung des „Lockenraubes“ in die Hände. Ich blätterte darin, als gerade Seume in mein Zimmer trat. Soll ich das drucken laſſen? fragt' ich ihn.

Er las darin. „Warum nicht?“ erwiederte er und ſetzte hinzu, daß ein Buchhändler von ſeiner Bekanntſchaft noch heute den Wunſch geäußert hätte, Etwas von mir zu verlegen. Ich gab ihm das Manuſcript, empfing nach zwei Tagen ein Honorar und eine Einladung zum Abendeſſen vom Verleger. Ich weiß nicht, wie es mir einfiel, dem kleinen Produkt eine Dedikation vorzuſetzen. Ich wählte dazu einen fingirten Namen, Amalie von L., aber man ſtelle ſich meine Ueberraſchung vor, als ich fünf und zwanzig Jahre ſpäter ein Exemplar des Büchelchens aus der Bibliothek eines ſehr ehrwürdigen Greiſes zu Riga zu ſehen bekam, worin er mit eigner Hand, als ganz unfehlbar, den Namen einer Dame in Liefland dem L. hinzu geſetzt hatte. Ich hatte ſie nie geſehn, ſie nie nennen gehört. Sollten auch Andre gerathen haben, wie der ehrwürdige Bürgermeiſter Schw. — und das muß wohl geſchehen ſeyn, weil er ſonſt nicht ſo zuverſichtlich verfahren wäre, — ſo bitte ich die Dame, wenn ſie noch lebt, mir es nicht zuzuſchreiben; „ich ſchoß meinen Pfeil über's Dach, und er traf ſie.“ Dieſe kleine Arbeit, ein Spielwerk, bei dem ich mir hier und dort einigen Muthwillen erlaubt hatte, that mir beim Publikum vielleicht Schaden. Ihr Charakter ſtach zu ſehr von dem der „Letten“ ab; er mußte irre an dem meinigen machen.

Glücklicher war ein andres Produkt, zu dem ich hier in Leipzig den Anfang machte. Es ſchien mir, als müßten mir meine „Letten“ die Rückkehr nach Liefland auf immer verſchließen. Meine Phantaſie malte mir daher die verlornen Freuden einer ſolchen ſehr reizend aus; aber bald ward ich müde, mich dabei mit mir ſelbſt, mit meiner Wirklichkeit zu beſchäftigen. Ich dichtete mir einen fremden Charakter, und dachte mir Verhältniſſe, die intereſſanter waren, als die meinigen, und warf nun einzelne Aufſätze hin, in denen ich meine Gefühle jenen anpaßte. So entſtand meine „Rückkehr ins Vaterland.“ Die Aufſätze, aus denen das Buch beſteht, ſind übrigens einzeln, zum Theil nach langen Zwiſchenräumen, an ſehr verſchiedenen Orten geſchrieben. Hier in Leipzig entſtanden die erſten. Das Büchelchen erwarb mir eine ungehoffte, glänzende Ehre, die ich aber — erſt vierzig Jahre ſpäter erfuhr. Als eine ſolche betrachte ich mit hohem Rechte den Brief, den Wieland darüber an den berühmten Archäologen Böttiger ſchrieb. Er ſteht im zweiten Bande der „Literariſchen Zuſtände von Böttiger“ und — ich kann der Verſuchung nicht widerſtehn, ihn auch hier im Anhange unbefangen mitzutheilen. Warum Böttiger, den ich doch in Weimar täglich ſah, mich damals nicht den Brief leſen ließ, weiß ich nicht. Er hätte mich ſehr glücklich gemacht! Aber vielleicht auch hochmüthig, und Böttiger wollte mich davor bewahren? Ich will annehmen, er habe dieſen Unterlaſſungsgrund gehabt.

Geglückter Scherz.

Die erſten Aufſätze des Buches ſchrieb ich in einem ſchönen, parkähnlichen Privatgarten in der Nähe der Stadt, der anſtändigen Beſuchern offen war; denn in der Stadt ſelbſt konnte ich, an das Land gewöhnt, nicht mit freiem Geiſte arbeiten. Ich hatte mir einen etwas ausgehöhlten Baum ausgeſucht, in dem ich mein Dintenglas und eine Feder verſteckte, und ging bei ſchönem Wetter in heitern Stimmungen hin, um in einer Laube zu ſchreiben. Ich konnt' es ungeſtört, denn der Garten wurde faſt gar nicht beſucht. Eines Tages indeß ſchlich ein ziemlich bejahrter, kränklich ausſehender Mann in die Laube.

Er ſchien überraſcht, mich darin zu finden, grüßte mich indeß höflich und ſetzte ſich mir gegenüber, indem er um Verzeihung bat, daß er mich ſtöre; aber er ſei zu müde, um weiter zu gehn. Ich antwortete, wie ſich's ziemte und es entſpann ſich ein Geſpräch. Ich äußerte, meine Verwunderung, daß der Garten ſo wenig benutzt würde, und pries mehrere Schönheiten deſſelben. Er ſchien es mit Vergnügen anzuhören, ſtimmte aber nicht mit ein. Endlich ſtand er auf; ich that es auch, und erbot mich, ihm einige der reizendſten Partien zu zeigen. Er ließ ſich führen und hörte meine Auseinanderſetzung, warum ich Dies und Jenes reizend fände, mit gefälliger Aufmerkſamkeit an; endlich aber ſagte er: „Nun will ich doch nachſehn, was meine Arbeiter auf jener Seite gemacht haben.“ — Ihre Arbeiter? — „Ja; ich bin der Beſitzer des Gartens.“ — Die Myſtifikation, die ich mir vorſchnell ſelbſt bereitet hatte, verdroß mich gleichwohl. Ich erwiederte: Verzeihen Sie! Der Eigenthümer können Sie ſeyn, aber der Beſitzer bin ich jetzt. — „Wie ſo?“ — Ich beſuche den Garten ſeit mehrern Wochen; Sie aber hab' ich noch nie das Vergnügen gehabt, in demſelben zu ſehn. — Er machte Einwendungen, aber ich fuhr fort: Es iſt, als wenn Sie eine ſchöne

Frau geheirathet hätten und ſie vernachläſſigten, ich aber wäre ihr glücklicher Liebhaber. — „Gut! ſagte er. Da Sie der Beſitzer ſind, werd' ich Ihnen morgen, am Zahlungstage, die Arbeiter zuſchicken.“ — Das geht nicht! erwiederte ich; Kutſch' und Pferde müſſen Sie Ihrer Frau Gemahlin ſchon ſelbſt halten, da ſie Ihren Namen führt. — Der alte Mann ging auf meinen Scherz mit einer gefälligen Gewandtheit ein, die ich ſeinem matten Ausſehn nicht zugetraut hätte. Wir ſchritten lächelnd fort, und als ich beim Hinausgehn ihn einlud, mich bald wieder mit ſeinem Beſuche zu beehren, verſprach er verbindlichſt, die Erlaubniß zu benutzen. Ich habe indeß weder ihn, noch ſeinen Garten, noch — mein Dintenglas wieder geſehn. Am folgenden Tage fing die Michaelis-Meſſe an, und da ich die Oſter-Meſſe nicht mehr vorgefunden, beſchäftigte mich jene, bis zu meiner Abreiſe nach Jena, zu viel, um wieder in den Garten zu kommen.

Es iſt ſo ſelten, Menſchen, beſonders ältliche Männer zu finden, die, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, Spaß verſtehn und ihn gefällig fortſpinnen, daß mir dieſer Vorgang pſychologiſch merkwürdig ſchien. Mir iſt nur ein einziger ähnlicher vorgekommen, und ich will ihn erzählen.

Ich ſaß in Berlin bei einer kranken Freundin auf dem Sopha, als plötzlich mit raſchen Schlägen an die Thür geklopft, dieſe dann eben ſo raſch geöffnet wurde, und ein nicht großer Mann herein trat, mit geiſtvollem Geſicht und ziemlich queckſilbern in jeder Bewegung. Er ging auf die Dame zu und fragte mit etwas quäkender Stimme: Wie geht's heute? Ich errieth, daß es der Arzt ſey, und entfernte mich in's Vorzimmer. Als er wegging, redete er mich an. Es entſpann ſich ein kurzes, aber lebhaftes Geſpräch zwiſchen uns. Endlich fragte er: Wer ſind Sie? nickte dann freundlich, lief fort ohne Hut, den er gewöhnlich im Wagen liegen ließ, und ſprang in ſein Fahrzeug. Nach zwei oder drei Tagen wiederholte ſich der Auftritt und ſchloß wieder mit jener Frage. Ich beantwortete ſie lächelnd, aber als ſie nach einigen Tagen zum dritten Male gethan wurde, verdroß ſie mich, und ich ſagte ſo beſcheiden, als möglich: Ich bin der Hofrath Heim. — Er prallte einen Schritt zurück, ſah mich einen Augenblick ſtarr an und rief: „Seh'n Sie'n mal! Bis jetzt hab' ich geglaubt, ich ſey der Hofrath Heim. Wer bin ich denn? „So viel ich weiß, antwortete ich, ſind Sie der Doktor Merkel. „Gut, gut!“ rief er. Wie man ſo vergeßlich ſeyn kann. Alſo ich bin der Doktor Merkel.“ Und er nickte ſo freundlich und lief ſo eilend fort, wie ſonſt.

Aus Jena.

In Leipzig entſprachen die Hülfsmittel zum Studium der Medicin meinen Wünſchen wenig, und der Aufenthalt daſelbſt war für mich zu theuer; ich ging alſo nach Jena, noch im Herbſte 1796. Die Fahrt geſchah im offenen, rumpelnden Wagen der Fahrpoſt. Auch zwei anſtändig gekleidete Frauen ſaßen im Wagen. Die Rückſichten, ſo burſchikos dieſe waren, mit denen ein Paar mitfahrende Studenten ſie behandelten, fielen mir auf. Ich fragte, und hörte, es ſeyen Schweſtern, berühmt als Dichterinnen. Wirklich erinnerte ich mich, den Namen der Einen unter Liedern voll überzarter Gefühle geleſen zu haben. Ich kann nicht ſagen, daß ſie mir dadurch intereſſanter wurde, wohl aber ward ſie mir merkwürdig durch einen Zug am folgenden Morgen; denn die kurze Strecke von neun Meilen forderte damals mit der Paſſagierpoſt eine Fahrt von nicht viel weniger als 24 Stunden. Als der Wagen nach überſtandener Nacht anhielt, winkte die ältere dieſer Damen einem Aufwärter im Poſt- oder Wirthshauſe, und zog ſich in einen Winkel zurück. Er brachte ihr ein Glas voll einer waſſerhellen Flüſſigkeit, die ſie raſch austrank. Ich fühlte, daß ich auch der Stärkung bedurfte, und rief dem Menſchen zu: Mir auch ein Glas! in der Meinung, etwas Köſtliches zu erhalten. Er brachte das Glas, ich koſtete und ſpuckte das Erhaltene ſchnell wieder aus, unwillkührlich mit einem Blick auf die Dame, den ſie mir nie verzieh. Der Nektar, an dem dieſe Sappho ſich labte, war der gemeinſte Fuſel. — Unter den Neugierigen, die mich in Leipzig beſuchten, waren auch Jenaer Studenten geweſen. Einer von ihnen, ich glaube ein Herr von Jüngling aus St. Petersburg, übernahm es, mir vorläufig eine Wohnung in Jena zu beſorgen. Er hatte die Gefälligkeit, mich bei dem Eintreffen des Poſtwagens zu erwarten und mich ſogleich in meinen neuen Pallaſt einzuführen, im Hauſe des ehemaligen Seilermeiſters Fuchs, in der Johannisgaſſe. Dieſe Umſtände ſind mir im Gedächtniß geblieben, denn ich betrat meine Wohnung mit einer Art Schaudern, zwei Treppen hoch, ein kleines, dunkles, ſchmutziges

Stübchen, mit einem anſtoßenden Käſterchen ohne Thüre oder Vorhang, das ich nach Belieben zum Schlafzimmer oder zum Holzſtall benutzen konnte; kurz, ein Aufenthalt, wie ich mir ihn in der trübſten Stimmung nicht gedacht hätte. Neben an war ein völlig gleiches Stübchen, und darin wohnten gar zwei Studenten, Ungarn; aber ſie hatten Raum genug zum Frohſeyn, wie mir ſehr bald das Anſtimmen von Studentenliedern bewies. — Ich entſchloß mich denn, auch genügſam zu ſeyn. Später ſchien mir meine Wohnung ein Probezeichen der ganzen Stadt.

Die jetzigen Leipziger müſſen mir verzeihen, wenn ich ihnen geſtehe, daß ihre Stadt vor 43 Jahren nicht meinen Erwartungen entſprach, trotz den ſchönen Promenaden in den ehemaligen Stadtgräben, den geputzten Gärten und der fruchtbaren und freundlichen Landſchaft um ſie her. Ich glaubte Glanz und Eleganz in ihr zu finden, im Aeußern der Stadt, wie im Geiſt und in der Lebensweiſe ihrer Bewohner. Ich fand eine Stadt, die überall neben den Spuren der Wohlhabenheit noch mehr die ihres Lebensprincipes, des Landhandels, zeigte, und dieſe waren nicht reizend. Ich fand ein Völkchen, das bei vollem Beutel und oberflächlicher Bildung zwar viele Anſprüche auf feinern Lebensgenuß machte, und ſie in manchen Häuſern und Zirkeln mit Aufwand zu befriedigen ſuchte, doch ohne das Gepräge der Kleinſtädterei irgendwo ganz verwiſchen zu können. Nur zur Zeit der Meſſen erſchien Leipzig als große Handelsſtadt. Als ich aber von dort nach Jena kam, war mir, als träte ich aus einem Hotel des quatre nations in eine Dorfkneipe. Die ſchmalen, ſchmutzigen Gaſſen mit der Goſſe in der Mitte, die altväteriſchen Häuſer, unſauber von außen und nur zu häufig auch im Innern, die Armſeligkeit der Bürger und vieler Studenten aus den umliegenden Städtchen, der Geſellſchaftston, der, wenn er ſich über die Gemeinheit erheben wollte, in den Pedantismus gerieth, der rohe Ton der Studenten und noch vieles Andere flößte mir Ekel ein. Als ich mich darüber gegen *Bojanus* äußerte, (den nachmals rühmlich bekannten Naturforſcher und Profeſſor in Wilna,) der in jener Zeit hier ſtudirte, und ſich durch feinere Sitte liebenswürdig auszeichnete, gab er mir Recht, aber erwiederte: Dafür haben wir hier große Gelehrte und ſchöne Gegenden. Es iſt wahr, Jena beſaß damals Paulus und Grießbach, Loder, Hufeland, den Arzt, und Hufeland, den Juriſten, den Philologen oder vielmehr Polyhiſtor Schütz, der die Jenaiſche Literatur-Zeitung ſtiftete und redigirte, Fichte und mehrere damals Hochgeprieſene. Auch Schiller lebte hier, als Profeſſor beſoldet, doch ohne Collegia zu leſen. Alle dieſe Gelehrten ſtudirten und lehrten, ſchriftſtellerten noch mehr; aber zur Annehmlichkeit des öffentlichen Lebens trugen ſie faſt Nichts bei, und ſelbſt ihre Geſellſchaften — und Loder gab zuweilen recht ſplendide — trugen den Stempel des Pedantismus.

Was die ſchönen Gegenden betrifft — es giebt zwiſchen den rauhen, damals nackten Bergen umher Schluchten, die im Sommer eine üppig reiche Vegetation haben ſollen, und manchen Hügel, der mit Reben bepflanzt iſt, oder ein kleines Gehölz auf dem Scheitel trägt. (Eins dieſer Wäldchen hieß das Schlägerhölzchen, weil die Studenten es zum Schauplatz ihrer faſt wöchentlich vorfallenden Duelle gewählt hatten.) Ich kam in einem unfreundlichen Herbſte nach Jena, und zog mit dem Eintritte des Frühlings weiter, kenne alſo von jenen ſchönen Gegenden wenige. Am meiſten war daran ſchuld, daß gleich meine erſte Wallfahrt zu ihnen mir ſehr verbittert wurde.

Die muſikaliſchen Brüder P.

Jüngling und Bojanus hatten mich eines Tages durch allerlei Partien geführt, die ſie ſchön fanden, und endlich auf einen Berg, ich glaube, er heißt der Landgraf, auf dem ein iſolirter Thurm ſteht, der Fuchsthurm genannt. Wir gingen um ihn herum. Auf der einen Seite hatte er dicht an der Erde eine Oeffnung; wahrſcheinlich die durch die Länge der Zeit verwehte und verwachſene Thüre. Hier, ſagte Jüngling, kroch vor einigen Jahren ein Landsmann von uns hinein und erſchoß ſich drinnen. Seine Leiche wurde aber doch entdeckt. — Wie hieß er? fragte ich. — Auguſt P — au. Ich erſchrak ſo ſehr, daß ich kaum Stimme genug hatte, zu fragen: Warum? Es ſollte aus unerwiederter Liebe geſchehen ſeyn zu — der ſchnapſenden Dichterin, oder ihrer Schweſter. — Ach, der Verzweifelnde, der ſich hier Ruhe gegeben, war einſt mein liebſter Jugendfreund geweſen. Wir waren, ich weiß nicht, wie, von einander entfernt worden, und ich hatte ſeitdem Nichts von ihm gehört. — Der Schickſalsgang des Armen hat, wenn ich nicht irre, einiges Intereſſe und vielleicht noch mehr Lehrreiches.

Auguſt P — au war der Sohn einer nicht armen, aber ſehr wirthſchaftlichen Landpredigers-Wittwe, die in Riga lebte. Er ſah gut aus, und hatte vorzüglich ein ſchönes, ſchwarzes Auge voll Feuer, ſeine Körperhaltung und ſein Gang aber etwas unbeſchreiblich Vernachläſſigtes. Seine Mutter hatte ihn nicht zum Tanzmeiſter ſchicken mögen, weil ein künftiger Paſtor nicht tanzen dürfe. — Er hatte viel Geiſt und viel geleſen, doch mit einiger Anſtrengung lernen mochte er nicht. Er beſaß entſchiedene Vorliebe und Anlage für Muſik; man ließ ihn kein Inſtrument ſpielen lernen, vielleicht auch aus Rückſicht auf ſeine künftigen theologiſchen Studien. — Das Band zwiſchen uns war das Schachſpiel, das wir beide leidenſchaftlich liebten, und eben ſeine Anlage zur Muſik. Jenes trieben wir ſehr eifrig, um ſo mehr, da wir nicht herausfinden konnten, wer dem Andern überlegen ſey; denn ſpielten wir raſch, ſo gewann er jede Partie; ſpielten wir langſam, keine einzige. Sein unausgebildetes Talent aber für Muſik und meine eben ſo unreife Anlage zur Poeſie hatten uns einen ſonderbar originellen Zeitvertreib erfinden laſſen, der vielleicht bewies, daß er ein großer Componiſt hätte werden können. Wir ſtreiften nämlich zuweilen im

Fichtenwalde jenſeit der Düna umher, und ſetzten uns dann in einer Vertiefung oder im Philoſophen-Gange, deſſen die Leſer ſich aus dem erſten Bande vielleicht erinnern, nieder. Zurückgelehnt, ſo daß wir einander nicht ſahen, improviſirte ich nun über einen verabredeten Gegenſtand, in willkührlichem Maaße einen Vers, und hielt inne; er ſodann improviſirte ebenſo, mezza voce ſummend, eine Melodie oder Begleitung, die dem Sinne des Verſes entſprach. Wer unſer Treiben angehört, hätte wahrſcheinlich gelacht; aber wir begeiſterten uns gegenſeitig ſo angenehm, daß wir es zuweilen eine Stunde fortſetzten, bis zur Ermüdung. Meiſtentheils wählten wir ernſte Themata, zuweilen ſelbſt erhabne, was der Eifer erklärt, mit dem wir das Spiel trieben. —

In Jena hatte P —au die Theologie vernachläſſigt, dafür den Generalbaß ſtudirt und Streifereien in die benachbarten Städtchen gemacht, nach muſikaliſchen Genüſſen und Bekanntſchaften, beſonders aber kein Concert in Weimar verſäumt. So waren die Jahre der Stipendiendauer verfloſſen, er ſollte zurückkehren in die Vaterſtadt, in den erwartungsvollen Kreis ſeiner Familie. — Als was? — Daß er hierauf keine Antwort fand, mag bei ſeinem lebhaften Ehrgefühle ihn wohl eher zum Fuchsthurme geführt haben, als Liebe.

Glücklicher ging es auf demſelben Irrwege ſeinem jüngern Bruder, weil er ihn, wenn auch mit wenigerem Talente, mit größerer Entſchloſſenheit verfolgte. Auch er hatte, ohne ein Inſtrument zu ſpielen, die theologiſchen Stipendien-Jahre zu Jena muſikaliſch vertändelt, aber er beſaß eine ſchöne Stimme und hatte wenigſtens die Theorie des Geſanges inne. So ausgerüſtet begab er ſich, ſtatt nach Riga zu gehen und zu predigen, nach Hamburg, gab Unterricht im Geſange, ſang ſelbſt in Concerten und Geſellſchaften, fand Zutritt in mehrere angeſehene Familien und erwarb endlich die Hand eines jungen Frauenzimmers, das Vermögen beſaß. Aber die üble Folge eines inhaltleeren Strebens blieb nicht aus. Er gab ſeinen Unterricht auf, da er deſſen nicht mehr bedurfte. Seine Stimme ſchwand, und als Verheiratheter konnte er nicht mehr den angenehmen Geſellſchafter in fremden Familienkreiſen ſpielen. Er legte ſich aufs Sammeln merkwürdiger Compoſitionen; doch eine Liebhaberei der Art füllt nicht das Leben. Seine Frau ſtarb bald; ihr Vermögen ging, nach Hamburgiſchen Geſetzen, glaub' ich, auf das ſchwächliche Töchterchen über, das ſie ihm zurückließ. Ich traf zu Berlin 1817 einmal zu einem Mittagseſſen bei meinem Freunde, dem Kapellmeiſter, B. A. Weber, mit ihm zuſammen. Ich fand ihn abgehärmt, bis zur Stumpfheit trübſelig und ſelbſt bei Tiſche ängſtlich mit Abwartung ſeines Töchterchens, das er mitgebracht hatte, beſchäftigt. Er ſchien durchaus eine wandelnde Ruine, geiſtig zerbröckelt. Sein einziges Geſchäft zu Berlin ſoll, außer dem Kramen in ſeiner Sammlung, geweſen ſeyn, daß er in der Singakademie jenem muſikaliſchem Maurermeiſter zuweilen Hülfe leiſtete, dem man bei ſeinem Tode nachrühmte, er habe (ſich) rührende Mauern und ſehr ſolide Melodien gearbeitet. Ein Haus, das er aufführte, war nämlich vor Kurzem während des Bauens eingeſtürzt. — Ueber des jüngern P — au Charakter weiß ich nichts Näheres zu ſagen; wir waren nie genau bekannt.

Die Univerſität zu Jena.

Als die Univerſität zu Berlin geſtiftet wurde, debattirte man in Schriften darüber, ob ſolche Inſtitute beſſer in kleinen oder in großen Städten angelegt würden? Ich erinnere mich nicht, wie der Standpunkt und der Charakter der Wiſſenſchaft in den verſchiedenen Zeitaltern dabei in Anſchlag gebracht wurde, und dieſer, glaub' ich, war doch das entſcheidendſte Moment. Als Griechiſch und Latein der递Haupttheil der Gelehrſamkeit, Philologie die Königin der Gelahrtheit war, für Naturgeſchichte Ariſtoteles und Plinius als die wichtigſten Quellen galten, in der Geſchichte die fünf Univerſal-Monarchien des Alterthums als die Hauptſache behandelt wurden, kurz, da man in allen Wiſſenſchaften ſchülerhaft befangen dem Alterthume gegenüber ſtillſtand, und aus der neuern Zeit nur läppiſche Studien, als Genealogie, Heraldik ꝛc., ſelbſt die Kunſt des Braten-Zerlegens*), zu entlehnen wußte: da waren die

---

*) Ich entſinne mich, in der Bibliothek meines Vaters einen Quartanten mit vielen Kupfern gefunden zu haben, worin dieſe Kunſt zum Behuf der Univerſitäten gründlich gelehrt wurde. Jedes Kupfer zeigte den Künſtler in Poſition und eine Gattung von Braten, woran die einzelnen Theile, nach der Reihe, in der ſie abgelöſt werden ſollten, numerirt waren.

Univerſitäten wirklich Nichts, als Schulen, und wurden am beſten in kleinen Städten angelegt, und die ärmlich ausgeſtatteten Bibliotheken faſt ohne Fonds zu ihrer Vergrößerung oder Fortſetzung. Die noch unbedeutendern Anſtalten zur Unterſtützung der Studien, anatomiſche Theater und Sammlungen, Krankenhäuſer u. ſ. w. mochten damals als hinreichend betrachtet werden; doch ſeit die wahren Wiſſenſchaften ſelbſtſtändig fortſchreiten und mit jedem Tage ihr Gebiet ſo raſch erweitern, daß die Gelehrſamkeit der Alten nur eine unbedeutende Provinz darin wird, und die Philologie täglich entbehrlicher, — ſeitdem werden auch die Univerſitäten armer Fürſten in kleinen Landſtädtchen immer unzulänglicher. Ich glaube, daß die Meiſten in wenig Jahrzehnden eingehen, nur die in den großen Reſidenzen Wien, Berlin und München übrig bleiben, und dann nicht bloß Schulen, ſondern in jeder Rückſicht Bildungs-Anſtalten ſeyn werden.

Jena beſaß mancherlei Vorzüge. Derſelbe offene, helle Sinn, mit dem der Herzog Karl Auguſt Weimar durch die Verſammlung großer Dichter glänzend gemacht, hatte ihn auch bewogen, mit mancherlei Aufopferungen ſo viele ausgezeichnete Gelehrte nach

Jena zu ziehen, als er nur gewinnen konnte, und bereitwillig half er, ſo weit ſeine Finanzen erlaubten, auch den öffentlichen Anſtalten nach. Immer doch waren die Bibliothek und die Naturalienſammlung kaum nennenswerth, der botaniſche Garten, obgleich von dem verdienſtvollen Batſch angelegt, zu neu und unbedeutend; eine Sternwarte und ſogar ein allgemeines Krankenhaus fehlten ganz ꝛc.

Am verletzendſten für mich war der rohe Ton, der hier, trotz der Nähe des äſthetiſchen Weimar, nicht nur unter den Studenten herrſchte, ſondern auch bei mehrern Profeſſoren, die in ihren Collegien ſich der gemeinſten Ausdrücke bedienten, um populär zu ſeyn, wohl gar Zoten riſſen, um die Hörer zu unterhalten. Namentlich reichte ein einmaliges Hoſpitiren bei dem Profeſſor der Naturgeſchichte L., und bei dem durch einige mediziniſche Schriften ſogar berühmten Gr — r, hin, mich auf immer aus ihren Auditorien zu verſcheuchen, obgleich der Letzte mir gegenüber wohnte. Was die Studenten betrifft, ſo lag eine Entſchuldigung für ſie darin, daß die Meiſten von ihnen im väterlichen Hauſe ſelbſt keine geiſtige Bildung genoſſen hatten, und ſich ihnen in Jena keine andre Unterhaltung darbot, als nur ſich die wilden Streiche zu erlauben, die ſie in der Schule nicht gewagt hatten. Die Anſtändigſten waren im Allgemeinen die Kur-, Lief- und Eſthländer, aber auch unter dieſen gab es gar Manchen, der etwa heute in einem der ſeltenen Geſellſchafts-Zirkel bei Loder oder Schütz ſich fein oder artig gezeigt, oder in einem Abonnements-Concert im ſchwarzen Bären, dem einzigen, ſehr einfachen Gaſthauſe, ſeinen Damen die Cour gemacht hatte, morgen aber im ſchmutzigen Flausrocke „zu Dorfe ſtieg,“ ſich in Bier berauſchte und mit Handwerksburſchen und Bauern herumſchlug. Man erzählte mir ſogar von einem förmlichen Kriegszuge, den ein Paar Hundert Studenten nach einem Dorfe machten, und einer großen Prügelſchlacht, die dabei vorfiel. Raufereien mit dem herzoglichen Militär, den Laubfröſchen, wie die grün gekleideten Jäger genannt wurden, Duelle, Austrommeln eines Profeſſors, Katzenmuſiken und Einwerfen von Fenſtern waren ziemlich häufig. In Leipzig hatte ich Nichts der Art erlebt und ich hatte den Umgang mit den Studenten vermieden; es verſteht ſich, daß ich es in Jena eben ſo ſorgfältig verſuchte, doch ließ es ſich weniger thun, da Profeſſoren und Studenten hier ja faſt das ganze Publikum ausmachten, und ich unter den letztern viele Landsleute hatte; indeß hat mich in Riga noch mancher lebende Greis mit der Nachricht überraſcht, daß er mit mir zugleich in Jena geweſen.

Der berühmte Anatom Juſtus Ch. Loder

war in vielen — nicht allen — Rückſichten der ausgezeichnetſte und intereſſanteſte unter den Profeſſoren. Obgleich ſchon tief in den Vierzigen, verband er mit dem vielſeitigſten Wiſſen und tiefem Studium ſeiner Wiſſenſchaft noch eine faſt jugendliche Lebhaftigkeit im Sprechen und Handeln. Dabei war ſein Benehmen das eines in feiner Geſellſchaft geſchliffenen Weltmannes und edelſinnig, ſeine Unterhaltung geiſtvoll — und ſein Haus das glänzendſte in Jena.

Sein Lebensgang iſt merkwürdig. Er wurde 1753 zu Riga geboren. Sein Vater, einer der größten Gelehrten und der ehrwürdigſten Charaktere, welche die Stadt je beſeſſen, war Prediger und Rektor des durch ihn neu begründeten Lyceums. Von dieſem weiſe geleitet, erwarb Loder, mit dem glücklichſten Gedächtniß begabt, frühe ſo viel Kenntniſſe, daß er ſchon als Gymnaſiaſt eine mit Beifall aufgenommene Schrift herausgab. Im 17ten Jahre bezog er die Univerſität zu Göttingen, erhielt im 24ſten die mediziniſche Doctorwürde, im 25ſten die Profeſſur der Anatomie, Chirurgie und Hebammenkunſt zu Jena, machte auf Koſten des Herzogs von Weimar eine Reiſe nach England und Frankreich, trug 25 Jahre hindurch ſehr viel zur Berühmtheit der Univerſität Jena bei, durch ſeine Schriften und ſeine Collegia, — ging dann als Profeſſor nach Halle; als die Franzoſen dieſe Stadt einnahmen, nach Königsberg, von dort nach Petersburg, dann als wirklicher Staatsrath und Kaiſerl. Leibarzt nach Moskau, leiſtete im Jahre 1812 große Dienſte, indem er die Einrichtung der Armee-Spitäler leitete, und wurde Director des großen Militairhoſpitals zu Moskau, nachdem er wichtige Fehler in der bisherigen Verwaltung zu gerichtlicher Unterſuchung gebracht. Er beſorgte dort den Bau eines anatomiſchen Theaters, hielt nach deſſen Vollendung unentgeldlich Vorleſungen in demſelben und ſtarb als Geheimerath und mit vielen Orden geſchmückt, über achtzig Jahre alt. Welch' ein wechſelnder Lebensgang! Und er legte ihn immer und überall als edelgeſinnter, reiner Charakter zurück.

Nie habe ich irgend einen Vorwurf gehört, den man ihm machte, als höchſtens wegen Uebereilungen aus zu großer Lebhaftigkeit, die er aber ſchnell gut zu machen ſuchte und wußte.

Das Schriftſteller-Lexikon nennt 57 Schriften von ihm, unter denen ſeine chirurgiſchen und noch mehr die anatomiſchen als glänzende Bereicherung ſeiner Wiſſenſchaft erkannt wurden. Den erſten Rang darunter nehmen ſeine anatomiſchen Tafeln ein, 182 Kupfer in Folio, mit 4 Bänden Text, deutſch und lateiniſch, die mit der größeſten Genauigkeit und Sauberkeit ausgeführt ſind. Er arbeitete zu Jena zehn Jahr daran, von 1794 bis 1803, und zwanzig Jahr ſpäter gab er zu Moskau, zum Gebrauch ſeiner dortigen Hörer, noch einen Nachtrag von 6 Tafeln, mit Ruſſiſchem und Deutſchem Text.

Merkwürdig iſt es und war vielleicht gut, daß er erſt bei herannahendem Greiſenalter, nachdem er Deutſchland verlaſſen hatte, einen großen praktiſchen Wirkungskreis fand. In Jena lebte er bloß ſeiner Wiſſenſchaft, ſeinen Vorleſungen und der kleinen chirurgiſchen Heilanſtalt, deren Anlegung, ſo wie den Bau eines trefflich eingerichteten anatomiſchen Theaters, er bei dem Herzoge ausgewirkt hatte. Er bildete zugleich eine anatomiſche Präparaten-Sammlung, der man hohen Werth beilegte. Der Eifer, mit dem er für ihre Vermehrung thätig war, gab ſelbſt zu mancher Drolligkeit Anlaß. So zahlte er einem jungen Menſchen von ſeltner Verkrüppelung, einem Aufwärter der Studenten oder „Mulatten“, einen Monatsgehalt, gegen die kontraktmäßige Bedingung, daß das Skelett deſſelben dereinſt in ſeine Sammlung käme. Der junge Menſch, der ſeitdem wegen ſeiner doppelt gekrümmten Beine bei den Studenten nur „Loder's Kaffeetiſch“ hieß, verſicherte, er hoffe ſeinen mehr als doppelt ſo alten Patron zu überleben, aber die Hoffnung täuſchte. Der „Kaffeetiſch“ hatte, troß der Mißgeſtalt ſeiner Beine, einmal die Keckheit, einen ſtörriſchen Miethsgaul zu beſteigen, fiel herunter und zerbrach völlig. Ob ſein Skelett indeß ſeine Beſtimmung erreichte, weiß ich nicht. Loder hatte an dem Stadtphyſikus Starke, Profeſſor der Chirurgie, der auch über Anatomie las, einen feindlich geſinnten Rival, der Anſpruch auf die Leichen aller durch einen Unfall oder Selbſtmord Umgekommenen machte, und das war um ſo ärgerlicher, weil in der kleinen Stadt nur ſelten Kadaver zu haben waren. Der Eifer der Zuhörer Loder's half indeß zuweilen aus. So war einſt die Leiche eines Umgekommenen zu Starke gebracht, der ſie in ſeinem Vorhauſe niederlegen ließ und ſelbſt die Hausthüre verſchloß. Zu ſeinem großen Erſtaunen war die Leiche gleichwohl am andern Morgen verſchwunden, und Loder zeigte beim Eintreten in ſein Auditorium eben ſo großes Erſtaunen, als er ſie auf ſeinem Tiſche daliegen ſah. Er ſchlug die Hände zuſammen und rief: „Nun, meine Herren! werden Sie doch nicht mehr daran zweifeln, daß der heilige Antonius von Padua vier Meilen weit mit dem abgeſchlagenen Kopfe unterm Arme gegangen iſt! Konnte doch dieſer todte Schuſterjunge da durch verſchloſſene Thüren ſpazieren, um ſich auf unſern Tiſch zu legen. Er ſoll uns willkommen ſeyn!“ und das Zerlegen fing an.

Es hieß, Starke habe eine Klage anhängig gemacht; es ließ ſich indeß kein Thäter nachweiſen und der Wunſch des Herzogs ſchlug die Sache nieder.

Von folgendem Vorgange war ich ſelbſt Zeuge. Eine Schneidersfrau in mittlern Jahren war, ich weiß nicht, wie, in die Saale gerathen und ertrunken. Loder hatte ſogleich auf die Leiche ſpeculirt und ſie von dem wahrſcheinlich dürftigen Ehemanne zur Oeffnung im anatomiſchen Theater erhalten, gegen das Verſprechen, ſie ſodann anſtändig auf eigene Koſten beerdigen zu laſſen.

Zu dieſer Zeit wurde unter den Studenten der Medicin eine Subſcription eröffnet, die ſchnell das Nöthige zuſammenbrachte; denn auf allen Gaſſen ertönte die frohe Nachricht, Loder habe einen „ganz himmliſchen Kadaver geſchoſſen.“ Daß ich in der Stunde der Oeffnung nicht im anatomiſchen Theater fehlte, verſteht ſich. Unter den anweſenden Dilettanten war auch Alexander von Humboldt. Endlich erſchien Loder mit einer hohen, ſeine Kleidung vorne, vom Halſe ab bedeckenden ſchneeweißen Schürze und Wachstuch-Aermeln, und legte einen eleganten Secir-Apparat in Ordnung. Jetzt ergriff er den Laken, mit dem die Leiche bedeckt war — aber zufällig blickte er nach oben, zog mit einem lauten Ha! den Laken wieder über, und ſetzte ſich nieder, noch immer nach oben ſehend. Alle folgten ſeinem Blicke, und ſiehe da! die oberſten Reihen der amphitheatraliſchen Bänke waren mit einem zahlreichen, wohlgeputzten Publikum gefüllt, das gar nicht burſchikos ausſah. Man ſtaunte eine Minute, bald aber folgte das Erkennen und während eines allgemeinen

Scharrens und Rufens: „Schneider hinaus!“ zogen die Elegants beſchämt davon. Wirklich hatten ſich ſämmtliche Schneidergeſellen Jena's in den Sonntagsputz geworfen und verſammelt, die wohlbekannte Frau Meiſterin in Parade liegen zu ſehn. Während des ganzen Vorganges hatte Loder ruhig und lächelnd dageſeſſen, und mit ſeiner goldnen Tabatiere geſpielt. Jetzt ſtand er auf, legte die Tabatiere neben ſich, zog die Decke ab, und ein Murmeln: „Göttlich! Göttlich!“ lief durch die Reihen. In der That war die Frau Meiſterin ein wohl conditionirtes, ſehr fleiſchiges Exemplar, woran ſich beſonders die Myologie und Syndesmologie ſehr gut hätte demonſtriren laſſen. In ihrem Unterleibe aber entdeckte Loder bei der Section eine ſo ſeltne Mißgeſtaltung, daß ſie ſein Auge vor Freude funkeln machte. Er zeigte ſie uns vor und erklärte ihre köſtliche Merkwürdigkeit ausführlich. Als am andern Tage einige Wißbegierige ſich früh einfanden und den Profector erſuchten, ihnen die Köſtlichkeit zur nähern Prüfung noch einmal zu zeigen, war ſie verſchwunden. Wohin? ließ ſich leicht errathen, und wir Studenten fanden das recht und vernünftig. Nicht ſo die Schneidergeſellen. Es verbreitete ſich unter ihnen das Gerücht, der – Magen der Frau Meiſterin ſey geraubt, und ſie erklärten, die Beerdigung nicht zulaſſen zu wollen, wenn die Frau nicht vollſtändig wäre. Es war ein Skandal zu fürchten; doch Loder wußte Rath, dem vorzubeugen, und doch im Beſitz der „Köſtlichkeit“ zu bleiben. Zur plötzlich und am Abende feſtgeſetzten Stunde der Beerdigung fanden ſich ſämmtliche Studenten der Medicin und viele Andere, Manche mit Fackeln, bei dem anatomiſchen Theater ein und bildeten, als Proceſſion geordnet, eine ſo zahlreiche Grab-Begleitung, daß ſich kein Schneidergeſell zu nähern wagte. Mit großer Auszeichnung, doch ohne — Magen, ſank die Frau Meiſterin defekt in die Gruft.

Daß Loder in Jena ein Haus machte, hab' ich ſchon geſagt. Er hatte eine ſchöne Wohnung, wenn ich nicht irre, einen Theil des Schloſſes, die elegant möblirt war, und gab oft Mahlzeiten, bei denen es ſtattlich herging. So oft ein ausgezeichneter Gelehrter aus der Fremde nach Jena kam, machte Loder gleichſam die Honneurs der Stadt, und die anſtändigſten Studenten, vor Allen die Liefländer, hatten Zutritt bei ihm, ſo oft ſie es wünſchten. Gegen mich zeigte er viel freundſchaftliche Güte. Als ich nach Weimar zog, bat er mich, ſo oft ich Jena beſuchte, bei ihm abzuſteigen, was ich indeß nur einmal that. Selbſt in ſeinen letzten Lebensjahren hatte er mir von Moskau aus noch Beweiſe ſeines freundſchaftlichſten Andenkens gegeben.

In ſeinem Hauſe war es auch, daß ich zum erſten und einzigen Male mit

Göthe

zuſammentraf, aber leider auf eine Weiſe, die unſre perſönliche Antipathie auf immer entſchied. Noch in ſeinen Geſprächen mit Herrn Eckermann habe ich Spuren derſelben gefunden. Wäre unſre erſte Begegnung anderer Art geweſen, ſo glaube ich — doch man würde, was ich hier ſagen wollte, für eitel erklären. Ich will lieber den Vorgang erzählen.

Ich las eines Abends gerade in dem Schiller'ſchen Taſchenbuche auf 1797 die Xenien und las ſie mit ſteigendem Unwillen. — Schon durch meine Geiſtesnatur nicht zum blinden, enthuſiaſtiſchen Bewunderer berufen, war ich es am wenigſten für die Deutſche ſchöne Literatur, die mir noch immer fremder geblieben, als die Engliſche und Franzöſiſche. — Ihre Tagesgeſchichte, aus welcher die Veranlaſſung jener

Spottgedichte hervorgegangen, war mir völlig unbekannt. So ſah ich in dieſen Nichts, als die inſolente Anmaßung der Verfaſſer, einer großen Anzahl ausgezeichneter Männer Beleidigungen zu ſagen; daß dieſe witzig waren, machte die Sache noch ſchlimmer. Uebrigens herrſchte die ohne Zweifel richtige Anſicht, daß, wenn Schiller auch Antheil an den Xenien habe, er doch nur von Göthe zu dem Muthwillen hingeriſſen ſeyn konnte. Indem ich über meinem Mißvergnügen brütete, erhielt ich ein Billet von Loder, mich ja ſo bald, als möglich, zur Abendgeſellſchaft bei ihm einzufinden; auch Göthe würde da ſeyn. Meine erſte Regung war, zu antworten, ich würde eben deshalb nicht kommen; aber bald beſchwichtigte mich die Betrachtung, daß durch mein Wegbleiben Niemand verlieren könnte, als ich ſelbſt, und eine ſolche Erklärung meines Unwillens in meiner Lage lächerlich ſeyn würde. Ich kleidete mich an und ging hin.

Ich fand ſchon eine ſehr zahlreiche Verſammlung von faſt allen Profeſſoren und einigen Studenten beiſammen. Im Prunkzimmer ſtand Göthe mit ernſter, ſtolzer Miene vor dem Spiegeltiſche, auf beiden Seiten von Kerzen und vorne vom Kronleuchter beleuchtet, prunkend da, und um ihn eine Halbrunde von mehrern Reihen ehrfurchtsvoll Lauſchender. Bei dem Gefühl, mit dem ich ſo eben die Xenien geleſen, widerte mich jenes Schauſpiel an. Ich glaubte den Triumph ſtrafloſer Inſolenz feiern zu ſehn. Loder ſtellte mich Göthe'n vor, als den Verfaſſer der Letten. Er nickte herablaſſend, und fuhr fort in ſeiner Rede. Das verdroß mich, denn ich war mir bewußt, in Rückſicht meiner Zwecke über dem Verfaſſer der Xenien zu ſtehn. Daß er mein Buch wahrſcheinlich gar nicht kannte, fiel mir nicht ein.

Er ſprach gerade in einem docirenden Tone über Raphaels Gemälde im Vatican. Den letzten Umſtand hatte ich nicht bemerkt und ſagte: „Es wäre viel, wenn die Franzoſen ſich ihrer nicht bemächtigten.“ Mit einer wegwerfenden Miene, als hätte ich eine Dummheit geſagt, erwiederte Göthe: „Sie ſind ja auf die Mauer gemalt.“ — Doch nur auf Stuck, antwortete ich, und zog mich aus dem bewundernden Halbkreiſe zurück, und habe mich Göthe'n nie wieder genähert. Mir hatte bei meiner Antwort dunkel vorgeſchwebt, es müſſe ein Mittel geben, die Stucklagen abzulöſen, ohne Verletzung der Gemälde, die ſie verherrlichen. Welcher Art dies Mittel ſeyn könne, ahnete ich freilich nicht; doch wenige Monate ſpäter erzählten die Zeitungen, daß die Franzoſen Wandgemälde abgeſägt hätten. Mit welchem Erfolge, weiß ich nicht mehr; gewiß aber hätten ſie ihr Verfahren bis zum glücklichſten ausgebildet, wenn ſich ihnen nicht bald die Ausſicht eröffnet hätte, Rom ſelbſt ſammt ſeinen Herrlichkeiten zu behalten.

Ich brachte meine Verſtimmung gegen Göthe mit, als ich einige Monate ſpäter nach Weimar zog, und ſie wurde durch das, was ich von ſeinem Verfahren in literariſchen und nicht literariſchen Rückſichten hörte, nicht geändert. So verlebte ich einen großen Theil von drei Jahren dort, ohne einen Verſuch, ihm näher zu kommen. Er ſchien ſchon damals meine Abneigung zu erwiedern, wie aus manchen kleinen Kränkungen hervorging. Als z. B. Iffland nach Weimar kam, wurde Morgenſtern, der bei mir wohnte, zu einem großen Dejeuner eingeladen, das Göthe Iffland gab, und an dem faſt ganz Weimar Theil nahm; ich erhielt keine Einladung. Ich tröſtete mich leicht durch den Gedanken, daß ich ohnehin nicht hingegangen wäre, aber ich ſollte noch eine Art Satisfaction erhalten. Kaum war Morgenſtern fortgegangen, als der rühmlich bekannte Schauſpieler Graff zu mir eintrat, ein ernſter Mann, von achtungswerthem Charakter. Wie! rief ich ihm entgegen; Ihre ganze Geſellſchaft iſt bei Göthe verſammelt, und Sie ſind nicht da? — Nein! antwortete er. Da der Herr Geheimerath ſonſt außer dem Theater keine Notiz von uns nimmt, ſo mag ich die Ehre, die man mir um Ifflands willen zu erzeigen geruht, auch nicht. — Sie ſind ein braver Mann, und Ihr Selbſtgefühl iſt gerecht, ſagte ich, indem ich ihm die Hand ſchüttelte.

In kleinen Städtchen wird Alles bekannt. Göthe erfuhr Graffs Beſuch an jenem Morgen bei mir, vielleicht auch meine Aeußerung, und beſchuldigte mich nachher einmal, ich mache ihm die Schauſpieler aufſäſſig. Die Anſchuldigung war durchaus unwahr. Ich war zwar zum Theater abonnirt, aber, außer Graff, mit keinem Gliede der Bühne bekannt, und auch dieſen ſah ich ſelten.

Da ich ſpäterhin als Kritiker auftrat und mit freier Unbefangenheit auch über ſeine Schriften urtheilte, zürnte er heftig und ſein Zorn wurde Erbitterung, als ich mich mit Kotzebue, den er verfolgte, zur Herausgabe des Freimüthigen verband. So lange ich in Deutſchland war, that mir das keinen

Schaden, wohl aber ſehr großen, ſeit ich es 1806 verlaſſen hatte, beſonders ſeit die Bewunderung für ihn eine Art Aberglaube wurde. Alle Halbköpfe, über die ich einmal gelacht hatte, verbanden ſich gegen mich, um meinen Namen beim Publikum verhaßt zu machen, und hatten immer dabei Göthe ſelbſt oder das Berufen auf ihn zum Rückenhalt. Zwanzigmal hab' ich den Vorwurf gehört: „Selbſt Göthe hat er getadelt oder angegriffen." Nun freilich ging meine Bewunderung des großen Dichters nie bis zu der Stupidität, ihn für unfehlbar zu halten, und was ich tadelhaft fand, darüber ſprach ich ſehr offen.

Schiller.

Auch meine perſönliche Bekanntſchaft mit Schiller beſchränkt ſich auf Jena. Es lag nicht in meiner Individualität, die Celebritäten aufzuſuchen und ihnen den Hof zu machen. Das Nil admirari war mir nicht ſowohl Grundſatz, als natürlich. So hatte ich denn ſchon ein Paar Monate in Jena verlebt, ohne Schiller nur geſehn zu haben, als mir Graß, der ſich mit Schiller's Freundſchaft ſchmeichelte, einen Brief an ihn ſandte und mich dringend aufforderte, dieſen Brief ſelbſt abzugeben. Ich that es eines Vormittags um eilf Uhr, und fand Schiller erſchöpft und matt auf dem Sopha. Er war ſo eben erſt aus dem Bette gekommen, und jene ſichtliche Erſchöpfung war die Folge ſeiner unregelmäßigen Lebensart, die ihn auch früh ins Grab führte. Es iſt bekannt, daß er faſt nur in der Nacht arbeitete, und ſich dabei durch Wein begeiſterte. Zu jener Zeit aber pflegte er, wie ein damaliger Hausfreund und Koſtgänger hat drucken laſſen, Nächte hindurch Karten zu ſpielen. Man weiß ja aus ſeinen Biographien, daß ſein glänzendes Dichtergenie mancherlei Schwächen zu überſehen zwang.

Den Brief meines lieben Graß las Schiller nicht in meiner Gegenwart, ich weiß nicht, ob aus Höflichkeit gegen mich, oder aus Gleichgültigkeit gegen Graß. Ich mußte mich ihm alſo ſelbſt bekannt machen, und ſo ſah er in unſerm erſten Geſpräche Nichts in mir, als einen Studenten der Medicin, der das Glück haben wollte, ihn kennen zu lernen. Dazu war ich indeß nicht bewundernd und warm genug in meinen Aeußerungen; ich erinnere mich in der That nicht Eines Complimentes, das ich ihm geſagt hätte. Der Gegenſtand unſers Geſpräches war größtentheils nur Graß, deſſen Entſchluß, ſich als Künſtler in die Welt zu werfen, er nicht billigte. Ich ſprach nicht von ſeinen Werken, was gewiß Unrecht war, er nicht von meiner Schrift, die er wahrſcheinlich nicht kannte; ſo fand ſich kein Berührungspunkt zwiſchen uns, und ich verließ ihn nach einer halben Stunde, faſt mit Bedauern, daß ich Graß's Wunſch erfüllt hatte. Kurz darauf wurde Schiller ſchwer krank und blieb es lange; ſo konnte ich meinen Beſuch nicht wiederholen, wozu er mich mit Höflichkeit eingeladen. Ich ſprach ihn nur zufällig wieder. Im Begriff, im Frühlinge Jena zu verlaſſen, machte ich noch einen Spaziergang und fand Schiller vor ſeiner Gartenthüre. Da er meinen Gruß wie den eines Bekannten erwiederte, trat ich zu ihm, machte ihm meinen Glückwunſch zu ſeiner Geneſung und nahm Abſchied. Er ſchien jetzt mehr von mir zu wiſſen, und wir gingen ein halbes Stündchen in lebhafterem Geſpräch im Gärtchen umher. Seitdem ſah ich ihn nur 1805 in Berlin wieder, ich weiß nicht, wo? aber damals war er ſchon wegen meiner Kritiken feindſelig gegen mich geſinnt; wir ſprachen uns nicht.

Hier ſcheint es mir am Ort, eine ſchiefe Darſtellung zu berichtigen, die mich gekränkt hat, ohne daß ich indeß bisher über ſie ſprechen mochte.

Eine lange Erzählung, ich glaube, im Morgenblatte, in der Göthe's Darſtellungsweiſe und ſchöner Vortrag nicht zu verkennen war, berichtete einmal über die Vorbereitung dazu, Schiller's Wallenſtein zum erſtenmale zu geben, über die Art, wie es geſchah, und den Enthuſiasmus, mit dem er aufgenommen worden. „Nur Merkel," heißt es darin, „ging am Ende des dritten Actes fort und erklärte, er fände es viel vernünftiger und ſogar poetiſcher, nach Hauſe zu gehn und einen Sardellen-Salat zu eſſen." Jene erſte Darſtellung geſchah im Herbſte 1799. Der fragliche Aufſatz aber wurde ſpät in den Zwanzigern des jetzigen Jahrhunderts gedruckt. Ich fühlte mich dem Verfaſſer ſehr verbunden für das Schmeichelhafte, das darin lag, daß er ſich nach ſo langer Zeit noch meiner unbedachtſamen Aeußerung erinnerte, und halte es für eine entſprechende Erwiederung, daß ich ſeine wichtige Nachricht erſt zu Ende der Dreißiger ins rechte Licht ſetze. Das Factum iſt übrigens richtig. Ich erinnere mich ganz beſtimmt, daß ich jene Worte einem Bekannten zurief, indem ich meinen

Mantel umnahm, und dann erſt bemerkte, daß Göthe drei Schritte von mir ſtand. Sie waren indeß nicht gegen das Stück gerichtet, das ich noch nicht kannte, und deſſen Darſtellung zu ſehn, ich meine Abreiſe nach Berlin um mehrere Tage aufgeſchoben hatte. Sie waren ein Ausbruch des Unwillens darüber, daß Göthe, als Director der Bühne, mit ſeiner gewöhnlichen Rückſichtloſigkeit auf Andre, jenen Genuß dem einheimiſchen Publikum dadurch verbittert hatte, daß er eine ganz unbeſtimmte Menge von Billeten an Fremde ausgeben ließ, wodurch das Haus erſtickend überfüllt wurde. Ich fand den Sardellen-Salat nicht vernünftiger und poetiſcher, als Schillers Wallenſtein, ſondern als das längere Ausharren in einem unerträglichen Gedränge und einer Hitze, die den Athem verſetzte; und zwar mit der Gewißheit, daß es noch einige Stunden währen ſolle. Und es hat ſo lange gewährt. Ich hatte längſt meinen zum voraus beſtellten Sardellen-Salat zu mir genommen, mich in die Kaleſche geworfen und vielleicht ſchon eine Meile zurückgelegt, als die von halb Thüringen gepreßten Weimaraner noch ächzten: „Ach wie ſchön!"

In jenem Aufſatze wurden aber meine Worte für einen Beweis der Feindſeligkeit gegen Schiller erklärt und es wurde verſichert, erſt ſpäter hätte ich mit Lobeserhebungen von ihm geſchrieben und ihn über Göthe geſetzt, um — die beiden Freunde zu veruneinigen. Das iſt ein Pröbchen von den boshaft niedrigen Deutungen, durch die man mich ſo lange beim Publikum verunglimpfte. Wie unglücklich, daß ich ſie, weit von Deutſchland entfernt, immer ſo ſpät erfuhr, daß ſie, nachdem ſie ihre Wirkung gethan, ſchon veraltet waren! Warum hätte ich Feindſeligkeiten gegen Schiller haben ſollen? Den Dichter bewunderte ich; der Menſch war mir gleichgültig. Und welchen Vortheil hätt' es mir bringen können, Schiller und Göthe uneins zu machen? —

Die Wahrheit iſt, daß ich immer Schiller bei gleichem Genie, für einen viel größern Künſtler gehalten habe, als Göthe war. Unter Schillers gedruckten Dichtungen kenne ich keine, zu der ſich Göthe nicht hätte mit Ehren bekennen können, aber unter den Seinigen ſehr viele, die Schiller, wenn es ihm widerfahren wäre, ſie zu ſchreiben, ſicher nicht hätte bekannt werden laſſen, z. B. Stella, der Großcophta, der weſtöſtliche Divan, und beſonders die ungeſchlachte Fortſetzung des herrlichen Fauſt. Hätte aber wohl, im Gegenſatze, Göthe vermocht, einen

Charakter, wie der des Marquis Poſa, zu ſchaffen? Ich wage ein unbedingtes „Nein!“ denn er war keines Enthuſiasmus fähig.

Schillers Dichtungen hab' ich immer mit wahrer Bewunderung genoſſen, doch ohne ihre Fehler zu überſehn, — und wenn ich ſie beurtheilen mußte, auch nachzuweiſen. Den Wallenſtein ſelbſt z. B. hab' ich in meinen Briefen an ein Frauenzimmer mit großer Wärme geprieſen, aber die, — wunderbar ergreifende — Epiſode der Liebe zwiſchen Max und Thekla getadelt, weil ſie nicht, was Epiſoden ſollen, in die Handlung eingreift, ſie motiviren hilft. Ich nannte ſie deßhalb „ein wunderſchönes — drittes Bein.“ Striche man die Rollen der beiden Liebenden weg, ſo verlöre das Stück den größten Theil ſeines Intereſſe, aber von ſeinem Zuſammenhange Nichts.

Ein zweiter, noch größerer Fehlgriff, den ich aber eben deshalb nicht rügen mochte, hat mir immer die Weiſe geſchienen, wie Max endet. Hätte er, nachdem er ſeinen idealiſchen Glauben an Wallenſtein und ſeine Liebeshoffnung getäuſcht ſah, von ſeinem Kammerdiener gefordert, er ſolle ſich zur Geſellſchaft mit ihm erſchießen, ſo würde man das ohne Weiteres als eine tyranniſche Tollhäuslerei verabſcheut, oder belacht haben. Und er opfert ſeinem Unmuthe tauſend tapfre Männer, die ihm innig ergeben, und von ſeinem Monarchen ihm anvertraut ſind! Vorſätzlich! Man erinnere ſich nur der Worte, mit denen er ſcheidet, und der Aeußerung des Schwediſchen Officiers: „Man ſagt, er wollte ſterben!“ Freilich! Sonſt hätte er nicht eine ganze Armee mit Einem Regimente angefallen. Es iſt wohl einer der glänzendſten Beweiſe von der Zaubergewalt des Schillerſchen Genie's, daß das Stück, trotz ſolchen Fehlgriffen, ſo allgemeine — und übrigens gerechte — Bewunderung erwerben und behalten konnte.

Paulus.

Unter den ausgezeichneten Gelehrten, die Jena damals beſaß, war mir der berühmte Theolog Paulus beſonders hochachtungswerth, und iſt es mir immer geblieben; denn ſein edler Charakter und reiner Eifer für Recht und Wahrheit hat ſich nie verleugnet.

Er war der erſte Deutſche Schriftſteller von großem Rufe, der ſein Publikum auf meine „Letten“ aufmerkſam machte und mit Wärme darüber ſprach und zwar in einer Zeitſchrift, die eigentlich keinen Beruf dazu hatte, in den „Theologiſchen Annalen.“ Dieſes hatte mich indeß nicht bewogen, ihn zu beſuchen; der Anlaß dazu kam von einer anderen Seite.

Ein Student aus Frankfurt am Mayn, B., hatte einen Unfug getrieben, worauf die Relegation ſtand. Ich hatte ihn nie geſehen, aber ein Paar unter den wenigen Studenten, mit denen ich Umgang hatte, vorzüglich Jüngling, intereſſirten ſich lebhaft für ihn, und weil ſich Paulus ſo gütig über mich geäußert, glaubten ſie, mein Fürwort könne ihn, der gerade Prorector war, zur Nachſicht bewegen. Ich wehrte mich lange gegen das Anſinnen, endlich aber hatte ich doch die Schwachheit, es zu bewilligen. Ich ging zu Paulus und fand in ihm einen Mann von ſchlichtem Aeußern, der ſogar ſein lang geſchnittenes, ungepudertes Haar geſcheitelt trug, indeß die anderen Profeſſoren, ſo viel ich mich erinnere, alle friſirt waren oder Perrücken trugen. So einfach wie ſein Aeußeres, war auch ſein Benehmen, aber ſein ſchönes Auge ſprach lebhaft, voll Verſtand und Kraft. Ich dankte ihm mit Wärme für ſein Urtheil über meine Schrift, und trug endlich mein — eigentlich unbeſcheidenes — Anliegen vor. Er ſah mich überraſcht an und fragte mich nach kurzem Schweigen, ob ich B. kenne? Ich ſagte ihm offen, daß das nicht der Fall ſey, und wie ich dazu gekommen, für ihn zu ſprechen. Paulus nickte ſchweigend mit dem Kopfe, als hätt' er geſagt: „das vermuth' ich!“ und ſetzte mir auseinander, daß die Geſetze zu beſtimmt über den Fall ſprächen, als daß er eine Milderung könne eintreten laſſen. Bei der dringenderen Wiederholung meines Anliegens verſprach er freundlich, bei der Verhandlung ſich meiner Fürbitte zu erinnern. Mehr konnte meine unbeſonnene Verwendung nicht hoffen laſſen. So oft ich ſeitdem mit Paulus zuſammentraf, war er ſehr freundſchaftlich, und ich folgte auch nach meiner Rückkehr nach Rußland und während meiner Entfernung von dem Tagesleben der Deutſchen Literatur, ſeinem Gange durch daſſelbe mit hohem Intereſſe. Es iſt ſo ermuthigend und erfreuend, dem Kampfe eines hellen und edeln Geiſtes gegen die Dämonen der Finſterniß zuzuſehn! — Als ich zwanzig Jahr ſpäter einen halben Tag in Heidelberg zubrachte, war der Hauptgenuß, den ich ſuchte, Paulus wieder zu ſehn. Ich fand ihn ſo muthig und aufrecht, als jemals und eben ſo freundlich geſinnt.

— Was jenen Herrn B. betrifft, wie der akademiſche Handel ausging, weiß ich nicht. Wahrſcheinlich wurde durch Göthe's Verwendung die Relegation erlaſſen, denn man erzählte mit folgenden, ſpäter von B. in Jena geübten Streich. Er wollte ein Buch ſchreiben, aber ſein armer Kopf kam zu kurz an — Einfällen; denn um reife Gedanken war es ihm wohl nicht zu thun. Er veranlaßte daher einige die Univerſität verlaſſende Liefländer, einen großen „Commerſch," d. h. ein Trinkgelag, zu geben, während deſſen er ſelbſt die Unterhaltung leitete, aber zugleich in einem Nebenzimmer oder Alkoven die wichtigſten Unbeſonnenheiten der Verſammelten aufſchreiben ließ. Er mochte das Verfahren für genialiſch halten; mir hat es immer ein ſchlechter Streich geſchienen. Denn was ſprechen Jünglinge nicht im Rauſche, beſonders wo ſie ſich ganz ſicher halten! Er indeß knetete die wunderlichen Brocken zu einem Gebäcke zuſammen, das unter dem Titel „Urſula, ein verwilderter Roman" gedruckt ſeyn ſoll. Ich habe weder das Buch, noch ſeinen Verfaſſer jemals geſehn, und weiß von

Beiden Nichts mehr, wenn der Letztere nicht etwa derſelbe Herr B. iſt, der in der Schlegelſchen Clique einige Pasquille gegen mich drucken ließ, — die ich ihm hiermit unbeſehen verzeihe.

Fichte.

Seit ein großer Dichter, ich weiß nicht, ob Schiller oder Göthe, ausrief: „Vergänglich iſt des Mimen Kunſt!“ iſt und wird das Sprüchelchen als ein weiſer Gedanke unzähligemal wiederholt. Mich hat es oft ergötzt, als ein poſſirlicher Beweis, wie leicht Deutſche Schriftſteller, ſelbſt große, es mit ihrer Sprache, und das Publikum mit den Gedanken derſelben nehmen. Erſtlich heißt es ſchimpfen, wenn man den Schauſpieler einen Mimen nennt. Der Mime war auf der Bühne der Alten, von denen das Wort entlehnt iſt, ein gemeiner Poſſenreiſſer; welcher Art, zeigt ſchon die Abſtammung von Mimos, der Affe.*) — Ferner iſt der Gedanke falſch oder nichts ſagend. Die Schauſpielkunſt im Allgemeinen iſt unvergänglich; aber wird der Antheil des Einzelnen darunter verſtanden, ſo iſt ſeine Kunſt nicht vergänglicher, als die des Bildhauers ſelbſt; nur ſeine Kunſtgebilde gehören dem Moment. Um die ganze Schiefheit des Sprüchelchens zu fühlen, braucht man nur eine Ueberſetzung deſſelben zu verſuchen. Es iſt keine möglich, ohne eine umſchreibende, nähere Beſtimmung, was unter „des Mimen Kunſt“ verſtanden werden ſoll. Das iſt Krittelei! ruft vielleicht Mancher. Meinethalben; doch von ſolcher Krittelei hängt zuletzt die Gediegenheit der Sprachen ab — und der — Schriftſtellerei. Doch zurück zu dem, was mich hier zu der Betrachtung führte.

---

*) Engel hat ein Werk von bleibendem Werthe über „die Mimik“ geſchrieben. Ich wagte eines Abends — denn mit ihm war

Die Kunſtleiſtungen der Schauſpieler ſcheinen mir lange nicht ſo vergänglich, als die der Schulphiloſophen. Der Ruhm eines Roſcius, Lecain, Talma,

---

ſo Etwas gefährlich; er war nur zu geneigt, es durch eine Grobheit oder einen noch verletzendern Sarkasmus zu beantworten — eine leichte Rüge des Titels. Er rief: Geben Sie mir ein ganz Deutſches Wort dafür! Das konnte ich freilich nicht ſogleich; aber für die Nothwendigkeit, ein ſolches zu finden, führte ich an, daß ſelbſt der Holländiſche Ueberſetzer den Titel durch eine Umſchreibung wiedergab: „De Konſt van Nabeſſenring door Gebarden.“ Er lachte über den Holländer und wir brachen ab.

Garrick, Eckhof, Schröder dauert, und ſelbſt die Ueberlieferung davon, wie ſie dieſen oder jenen großen Charakter, ja einzelne Momente gaben, erhält ſich lange mit Bewunderung auf der Bühne; die Schulphiloſophen überleben gewöhnlich die Geltung ihres Syſtems, und mit ihm ſinkt auch die ihrige ſchlimmer, als in Vergeſſenheit, in Nichtachtung.

Das Auffallendſte dabei iſt Unbefangenen, daß Jeder von ihnen mit der Behauptung auftritt, er habe das Höchſte der Wahrheit gefunden; weiter laſſe ſich nicht dringen. Nie hat wohl Einer das beſtimmter und kecker verkündigt, als Fichte. Nach ſeiner Aeußerung, vielleicht auch wohl Ueberzeugung, gelangte ſeine Wiſſenſchaftslehre an die höchſte Gränze des Vermögens menſchlichen Denkens. Das kam mir ſo drollig vor, daß ich dem Medailleur Abramſon, der mir zuweilen die unverdiente und unverlangte Ehre erzeigte, mich um Ideen zu Arbeiten zu bitten, vorſchlug, eine Medaille auf jene Lehre zu verfertigen: Ein Sackgäßchen und Fichte, der hineinlaufend, mit der Stirn an die Schlußmauer ſtößt und ruft: „Hier iſt das Ende der Welt!" Abramſon meinte lachend, das ließe ſich wirklich ausführen, that es aber weislich nicht.

Beſonders gab Fichte's oberſter Satz: „Ich ſetze mich ſchlechthin!“ im Grunde nur eine Verunſtaltung des alten Cogito, ergo sum! viel Anlaß zu Spott. Baggeſen perſifflirte es in einem witzigen Trinkliede, das zu Jena ſelbſt in einem frohen Zirkel von Profeſſoren geſungen wurde. Es hieß, Fichte ſelber ſolle mitgeſungen haben. Die Art, wie er einen andern leichten Scherz aufnahm, macht das wahrſcheinlich. Er glitt in Weimar auf dem grade naſſen Pflaſter aus und fiel in einer ſitzenden Stellung zu Boden. „Fichte ſetzt ſich ſchlecht hin!“ rief ein Student, der hinter ihm ging. Die Begleitenden lachten hell auf, und Fichte lächelte wenigſtens mit.

Er beſaß unſtreitig ſehr viel Scharfſinn und Energie des Charakters. Er dachte hell und kräftig und beſaß, ſein Haupttalent, viel und feurige Beredſamkeit. Sein Syſtem war freilich dunkel und blieb es, wie man verſicherte, ſelbſt den Geweihteſten unter ſeinen Anhängern, aber es war ihm auch nur das mühſam gearbeitete Rüſtzeug zum akademiſchen Lehrer. Kant war ein froher, feiner, witziger Lebemann und ſeit vielen Jahren ein geprieſener Lehrer, ehe er ſeine „Kritik der reinen Vernunft“ niederſchrieb. Er that dieſes nur, wie bekannt iſt, weil ſein Magen ihm verbot, die Abendgeſellſchaften in der reichen und wohllebenden Handelsſtadt, in denen er bisher ſelten fehlte, länger mitzumachen. Bis dahin hatte er nur durch einige kleine Schriften („Ueber das Erhabne,“ „Träume eines Geiſterſehers“ ꝛc.) ſeinen tiefdringenden und glänzenden Geiſt bewieſen; doch jetzt erſt, ich glaube, im 56ſten Jahre, fing er an, jene philoſophiſchen Schriften herauszugeben, die eine ſo große Umwälzung in allen wiſſenſchaftlichen Anſichten herbeiführten. Fichte dagegen, wahrſcheinlich Kant's beſter Schüler, übrigens in ſehr bedrängten Vermögensumſtänden, mußte als junger Mann die Philoſophie, faſt ſein einziges Studium, zum Broderwerb machen. Kantianer zu ſeyn, zeichnete nicht mehr aus, und genügte ſeinem Ehrgeiz nicht. Er verſuchte und es gelang ihm, ein neues Syſtem aufzuſtellen, und davon lange zu ſubſiſtiren. „Kant, ſagte Jemand, philoſophirte, weil er nicht mehr eſſen konnte; Fichte, weil er eſſen wollte.“ Wenigſtens konnte der Zorn, der ihn erfüllte und zu gemeinen Schimpfworten hinriß, wenn ſein Syſtem angegriffen wurde, wohl zu der Vermuthung bewegen, daß er mehr für den Heerd ſtritt, als für den Altar der Wahrheit. Immer war ſeine Art des Streitens und die

Arroganz, mit der er aufzutreten pflegte, ein Beweis jener Rohheit der Sitten, die zu jener Zeit nur zu häufig an den akademiſchen Lehrern, die ſelbſt nur in kleinen Univerſitätsſtädtchen gebildet waren, ſich zeigte. Fichte ſcheint ſie indeß in den letzten Jahrzehnden ſeines Aufenthalts in Berlin abgelegt und ſich ſo ganz den Grad hoher Achtung erworben zu haben, den er in ſo mancher Rückſicht verdiente.

Sein Charakter erſchien mir in Einem Punkte völlig der Gegenſatz von Seume's Charakter. Wie dieſer mehr Stärke als Kraft, beſaß Fichte mehr Kraft als Stärke. Wie Seume faſt Nichts unternahm, aber an dem einmal Ergriffenen unerſchütterlich feſthielt und keinem fremden Einfluſſe offen ſtand, unternahm Fichte Mancherlei mit großer Kühnheit, gab es aber, wenn er Widerſtand fand, leicht auf, ging nicht ſelten zum Entgegengeſetzten über, und geſtattete untergeordneten Geiſtern, ihn zu lenken. Als er Profeſſor zu Jena wurde, was ſeine erſte Anſtellung war, ſo viel ich weiß, trat er mit der Erklärung auf, er wolle die Studenten-Orden vernichten, ſprach heftig gegen ſie und bemühte ſich, officielle Maaßregeln gegen ſie zu veranlaſſen. Studenten warfen ihm die

Fenſter ein, verſuchten in's Haus zu brechen und drohten, in der nächſten Nacht wieder zu kommen und Alles im Hauſe zu zerſtören. Fichte dagegen machte bekannt, er werde die Nacht mit geladenen Piſtolen durchwachen, rief indeß doch die Hülfe des Senats auf, der ſtrenge Sicherheitsanſtalten traf. Seitdem gab er ſeinen Plan auf und ſelbſt ſo ganz ſeinen Wunſch, den Geſetzgeber der Studenten zu ſpielen, daß er bald auf einem freundlich-gemüthlichen Fuße mit ihnen ſtand, auch mit den bekannten Senioren ihrer Orden. — In ſeiner Wiſſenſchaftslehre und ſeinen Vorträgen kam Vieles vor, was gegen die Lehrſätze der Religion, oder doch der Kirche zu ſtreiten ſchien. Der Superintendent und das Conſiſtorium zu — Dresden klagte darüber bei der Oberbehörde, und dieſe konnte doch, geſchah es auch nur Anſtands halber, nicht umhin, ein ernſtes Abmahnungsſchreiben, obgleich in ſchonenden Ausdrücken, an ihn ergehen zu laſſen, er möge ſich ſolcher Aeußerungen enthalten. Fichte hatte ein zu ſtolzes Selbſtgefühl und eine zu hohe Vorſtellung von ſeiner Unentbehrlichkeit an der Univerſität, um den Schritt der Nutritoren nicht als eine Beleidigung anzuſehn. Statt durch eine ruhige Erklärung, daß es nicht ſeine

Abſicht ſey, die Religion herabzuſetzen, und daß er ſich bemühen wolle, ſolchem Mißverſtändniſſe ſorgſamer auszuweichen, womit man ſich ohne Zweifel würde begnügt haben, — denn der Schritt des Dresdner Conſiſtoriums hatte am Weimarer Hofe ſelbſt großes Mißvergnügen erregt, — antwortete er trotzig: wolle man ihm Verweiſe ertheilen und die Lehr-Freiheit beſchränken, ſo ſähe er ſich genöthigt, um ſeine Entlaſſung zu bitten, und mehre Profeſſoren würden ihm folgen, zum großen Nachtheile der Univerſität.

Jetzt fand die Oberbehörde, ſie ſey es ihrer Ehre ſchuldig, ihm wirklich die Entlaſſung zu ertheilen, mit deren Forderung er gedrohet hatte, und Fichte, der dies gar nicht für möglich gehalten, ſah ſich plötzlich aus dem Wirkungskreiſe verſtoßen, den er ſo lange geſucht und in dem er ſich ſo wichtig, ja, unentbehrlich glaubte, und zugleich Nahrungsſorgen bloß geſtellt. Was das Schlimmſte war, der Anlaß dazu ſchien wenigſtens der Art, daß ſeine Anſtellung auf einer andern Univerſität dadurch erſchwert werden mußte. Man erzählte von Schritten, die er nun gethan, damit jene Entlaſſung zurück genommen werde, und da dieſe vergeblich waren, ging er nach Berlin, wo er darzuthun ſuchte, der Sinn der Wiſſenſchaftslehre ſtimme völlig überein mit der Chriſtlichen Religion, ja ſogar Gedichte ſchrieb, im Style der altfränkiſchen Tieckſchen Manier, die fromm ausſahen.*) In Berlin fand er glücklicherweiſe Viele, ſelbſt unter den höchſten Beamten, die, wenn ſie ihn auch nicht für ſehr religiös hielten, doch ſeinen Scharfſinn und ſeine Talente zum akademiſchen Lehrer gebührend ſchätzten. Sie intereſſirten ſich für die Vorleſungen, die er in Berlin hielt, und gaben ihm nach einigen Jahren eine neue Profeſſur in Erlangen und ſpäter in Berlin ſelbſt.

---

*) Sie bewieſen nur, daß der tiefe Denker keinen Beruf zum Dichten habe, und klangen gar ergötzlich. Mir ſchwebt ein Fragment eines derſelben im Gedächtniß und ich will es herſetzen, als Beleg zu dem, was ich über ſie ſagte:

Niemals erquickender,
Niemals entzückender
Phöbus ſich wieſe,
Als da erfunden ward,
Als da ward offenbart
Das Paradieſe.

- - - - - - - - - - -
- - - - - - - - - - -
- - - - - - - - - -

Lebensbaum Jeſus iſt,
Unſer Herr Jeſus Chriſt!
Geh'n wir in Garten! —

Dieſe merkwürdige Verirrung eines ſonſt ſo ausgezeichneten Kopfes wurde in einem poetiſchen Taſchenbuche gedruckt.

Die Beziehungen, in die ich zu ihm kam, waren ſehr einfach. Ich ließ mich in Jena einmal bereden, bei ihm zu hoſpitiren, ſtieg Abends um 7 Uhr in einem unfreundlichen Häuschen zwei Treppen hinauf, in eine wenig erhellte, kleine Stube, wo ich etwa acht oder zehn Hörer beiſammen fand. Mir ſchien ſein Vortrag noch dunkler, als ſeine Stube, und ich kam nicht wieder. Als er ſeine Entlaſſung erhalten hatte, beſuchte er mich in Berlin, und ſchien mich zur öffentlichen Theilnahme für ſeine Angelegenheit anwerben zu wollen. Das ſetzte mich in Verlegenheit. Nach meiner Meinung hatte er ſehr unrecht gethan, der Oberbehörde trotzig zu antworten, und noch mehr, indem er ſpäter durch Sophismen in ſein Syſtem hinein erklären wollte, was offenbar nicht darin lag. Ueber das letzte Verfahren hatte ich noch dazu in einem kleinen Romane, der ſo eben ausgegeben wurde, geſcherzt. Ich hatte nämlich von einer Philoſophie geſprochen, die damit geprunkt, „sine dis animosus infans zu ſeyn, aber ſo bald die Theologie geſcholten, bekehrt die Hände gefaltet habe.“ Ich mochte Fichte's Beſuch nicht erwiedern, und er mußte ſpäter meinen Scherz erfahren und ſehr übel genommen haben, denn er ſchimpfte in mehrern Schriften, als Bundesgenoſſe der Schlegel'ſchen Schule, auf mich.

Schon früher hatte mich ſeine Angelegenheit in Anſpruch genommen, glücklicherweiſe aber nur kurz und mit gutem Ausgange.

Die Herdern ließ mich einſt zu einer ungewöhnlichen Tagesſtunde bitten, ich ſolle ſie beſuchen. Sie führte mich, ſo bald ich kam, in ihr Kabinet, und theilte mir eine Beſorgniß mit, die ihr Thränen in die Augen brachte. Aus Freundſchaft für Fichte hatte Schelling, der damals auch in Jena lebte, erklärt, er wolle einen Beweis drucken laſſen, daß man den Vorſteher der geſammten Landesgeiſtlichkeit, Herder, wegen ſeiner Schrift: „Gott! Einige Geſpräche über das Syſtem des Spinoza," eher des Atheismus beſchuldigen könne, als Fichte. Die Sache war nicht unwahrſcheinlich, da Herder ſeinen Widerwillen gegen die Metaphyſiker oft ſehr laut geäußert hatte. Welch' ein gefährlicher Skandal, wenn Schelling es wirklich that, der General-Superintendent und Vice-Präſident des Ober-Conſiſtoriums ſich gegen die Anſchuldigung des Atheismus vertheidigen mußte! Noch dazu wär' es ihm, ſchon weil ruhiges Polemiſiren nicht zu ſeinem Character paßte, wahrſcheinlich nicht leicht geweſen.

Helfen Sie! ſagte die Herdern; helfen Sie, wenn Sie können!

Ich!! Der Gedanke ſchien mir anfangs ſehr ſonderbar; nach einigem Nachdenken verſprach ich indeß, ihr am andern Tage um dieſelbe Stunde Auskunft zu bringen.

Ohne Zeit zu verlieren, ließ ich einen Wagen kommen und fuhr nach Jena. Am andern Morgen früh ging ich zu Schelling. Ich fand einen jungen Mann von mittlerer Größe und ſehr gedrungnem Körperbau, mit einem nicht unangenehmen, ſtarkknochigtem Geſicht, deſſen Auge mit großer Beſtimmtheit unter einer hochgewölbten Stirne, wie mir es damals ſchien, hervordrehte.

Nach den erſten Bekanntſchafts-Complimenten brachte ich das Geſpräch auf Fichte, dem man, ſagte ich, ſofern das Zeitalter es erlaube, Vanini's und Wolf's glorreiches Märtyrerthum bereite. Schelling ging mit Wohlgefallen auf dieſe Anſicht der Sache ein. Ich deutete ihm die eigentlichen Urheber des Verfahrens an; er hatte auf dieſelben gerathen. Ich verſicherte ihn, Herder ſey an dem ganzen Vorgange durchaus nicht ſchuld. „Er habe auch wahrlich Urſache, meinte Schelling, ſich auf ſo Etwas nicht einzulaſſen.“ Nun fragt' ich ihn geradezu, ob er gleichwohl die Abſicht hege, Herdern unſchuldig in dieſe verhaßte Sache zu verwickeln? Seine Antwort war unbeſtimmt. Ich ſchilderte ihm die nachtheiligen Folgen, die es für Herdern haben müſſe; daß es ihm ſein Alter verbittern, ihn in die widerlichſten Verdrießlichkeiten, vielleicht in's Grab ſtürzen würde, ohne, darauf legte ich das größte Gewicht, ohne Fichten einigen Vortheil zu bringen. Ich ſtellte die Sache ſo, daß ſie als das erſchiene, was ſie geweſen wäre, als eine nutzloſe Bosheit.

Schelling verſicherte mich, daß er nie im Ernſt daran gedacht habe, jenen Entwurf auszuführen und gab mir Wort und Hand darauf, daß es nicht geſchehen werde.

Froh kehrte ich in das Gaſthaus zurück, wo ich meinen Wagen ſchon wieder angeſpannt fand. Eine Stunde früher, als ich der Herdern verſprochen, bracht' ich ihr eine Antwort, die ich nicht ſo beſtimmt zu erhalten gehofft hatte. Sie ſtand ſchon wartend am Fenſter. Die Freude der ehrwürdigen Frau war mir ein hoher Genuß. Vergebens ſuchte ſie den Ausdruck derſelben zu mildern. Mit Herder ſelbſt hab' ich über den Vorgang nie ein Wort geſprochen, aber die erhöhte Herzlichkeit ſeines Betragens zeigte mir, daß er ihn kannte. —

Ueber Schelling's literariſchen Gang und ſeine Naturphiloſophie weiß ich den Leſern Nichts zu ſagen; ſie ſind mir fremd geblieben. Ich glaube indeß, die Rechtlichkeit, mit welcher er ſeinen gut erſonnenen Plan aufgab, ſo bald er auf die allzu nachtheiligen Folgen deſſelben für — einen Gegner aufmerkſam gemacht wurde, und die Biederkeit, mit der er ſein Wort erfüllte, iſt ſo ehrenvoll, als die ſcharfſinnigſte Hypotheſe. Ich halte ihn für einen ſehr wackern, edlen Mann. Das iſt ein Lob, das gerade nicht jedem berühmten Schriftſteller ertheilt werden kann.

— Wie es zuging, iſt mir niemals recht klar geworden, aber Fichte's Vorherſagung in dem Schreiben an die Oberbehörde wurde erfüllt. Die meiſten berühmten Männer, welche den Glanz der Univerſität zu Jena gebildet hatten, verließen es in den nächſten Jahren, ſo bald ſich eine Gelegenheit dazu bot, Paulus, Schelling, Loder, die beiden Hufeland, Niethammer, ſogar Schütz, und mit ihm die allgemeine

Literatur-Zeitung. -- Freundſchaft für Fichte kann ſie nicht dazu bewogen haben, ob ſie gleich Alle ihn ſchätzten. Mißmuth über ſein Schickſal, das ihren Standesgeiſt kränkte, konnte wohl dazu mitwirken, aber nicht die Haupturſache ſeyn. Wahrſcheinlicher war es die Abberufung aller Schweizer durch die Zerrüttung ihres Vaterlandes, dann aller Lief-Kur- und Eſthländer, die den Haupttheil der Studenten, beſonders in Rückſicht des Aufwandes, ausmachten, und die Bemühung andrer Regierungen, beſonders der Preußiſchen und Bairiſchen, ihre Univerſitäten durch die Berufung berühmter Männer blühender zu machen. Genug — Jena ſank.

Zum Schluſſe dieſes Artikels muß ich eines Vorganges erwähnen, den Herr Lewald in ſeinen unterhaltenden „Aquarellen" erzählt, aber wohl beſſer nicht erzählt hätte, da die Geſchichte, dem größten Theile nach, von feindſeliger Klatſchſucht erſonnen ſcheint. Schon vor drei Jahren bat mich der Hofrath von Kotzebue, jetzt Geſchäftsträger in Buchareſt, ein Sohn des Dichters v. K., die Erzählung zu berichtigen; aber ich fand, trotz meinem eifrigen Bemühen, weder in meinem Gedächtniſſe, noch in meinen Notizen, noch auch im Freimüthigen Data, dieſem Vertrauen zu entſprechen. Hier will ich meine Anſicht deſſelben geben, und muß es wohl, da man auch mich darein verwickelt hat.

Die Aquarellen erzählen, als der Dichter v. K. einmal zu Königsberg in's Theater gekommen, hätten Studenten ihn mit einem beleidigenden Tumulte empfangen und ſelbſt mit Stöcken an ſeine Loge geſchlagen, ſo daß er ſich entfernen müſſen. Möglich iſt das wohl. Fichte ſelbſt machte ja, wie oben erzählt wurde, eine ähnliche Erfahrung darüber, wie weit Studenten in ihrer jugendlichen Aufregung gehen können; und K. hatte ſehr viele Feinde, ſo viele, daß ich zwanzig Jahre vor ſeiner Ermordung ſeine Mutter öfter mit Unwillen über ſeine Streitigkeiten ausrufen hörte: „Der Auguſt ſtirbt gewiß keines natürlichen Todes!“ Wenn aber die Aquarellen ſagen, dieſer Tumult ſey aus Ergebenheit und Theilnahme für Fichte entſprungen, ſo ſcheint mir das unglaublich. Ich wenigſtens habe **1806**, alſo bald nach jenem angeblichen Lärmen, in Königsberg bei den Studenten keine Spur von Enthuſiasmus für den auch dort anweſenden Fichte *) bemerkt. — Als

---

*) Er war dorthin geflohen, hieß es, wegen deſſen, was er in

Anlaß des öffentlich geäußerten Unwillens wird angegeben:

Fichte habe in Berlin ein philoſophiſches Collegium geleſen, und K. ſey auch unter den Zuhörern geweſen. (Ja! deſſen erinnere ich mich.) In der erſten Stunde habe F. den Verſammelten es zur Pflicht gemacht, ſich aller beurtheilendrn Aeußerungen über ſeine Vorträge zu enthalten, bis er ſie geſchloſſen. Wer ſich dazu uicht verbindlich mache, den erſuche er, ſich zurück zu ziehen. (Das iſt allerdings in F.'s Charakter. Ich glaub' es, ob ich mich gleich deſſen nicht erinnere. Aber hatte er ein Recht zu dieſer Forderung, da er ſie nicht in ſeiner Ankündigung gethan, ſondern ohne ſie Subſcription u. ſ. w. angenommen hatte?) Alle Anweſende hätten, ich weiß nicht mehr, ob ſchweigend oder ausdrücklich, die Bedingung angenommen; gleichwohl ſey einige Tage nachher ein ſpöttiſcher Aufſatz über F.'s Vorleſungen anonym in einer Zeitſchrift erſchienen. In der nächſten Vorleſung habe ſich F. darüber beſchwert und deutlich zu verſtehn gegeben, er halte K. für den Verfaſſer, doch dieſer hab' es betheuernd abgelehnt und

---

ſeiner vor zwölf Jahren erſchienenen Schrift „Ueber die Franzöſiſche Revolution" geſchrieben.

geäußert, der Aufſatz könne ja von mir ſeyn. In der nächſtfolgenden Vorleſung indeß habe F. geradezu K. deſſen beſchuldigt, und da er wieder betheuernd geleugnet, ein Billet von mir vorgeleſen und herumgezeigt, worin ich erklärte, der Aufſatz ſey mir von K. zum Abdrucke zugeſandt, — der hierauf beſchämt fortgegangen ſey.

Dieſe letzte Anführung drückt der ganzen Erzählung in meinen Augen den Stempel der Unwahrheit auf. Nie hab' ich in meinem Leben an Fichte geſchrieben, und was in aller Welt hätte mich wohl bewegen können, ihm, meinem offenem Feinde, einen Freund zu verrathen, der anonym bleiben wollte? Das Geſetz, die Anonymität ſo lange als möglich nicht zu verletzen, iſt mir immer ſo unverbrüchlich geweſen, daß ich es 1817 ſogar ablehnte, als die Königlich Bairiſche Regierung mich bei der Preußiſchen verklagte und der Staatskanzler Fürſt Hardenberg in einem direkten Schreiben mich aufforderte, den Verfaſſer gewiſſer Correſpondenz-Artikel anzugeben. — Die Verhandlung darüber zeigt die Humanität des Fürſten, auch gegen einen Fehlenden, der ich doch wohl, obgleich bona fide, war, in einem ſo ſchönen Lichte, daß — man Aktenſtücke darüber im Anhange findet.

Der berühmte Philolog Schütz und die Allgemeine Literatur-Zeitung.

Zu den berühmteſten Gelehrten Jena's gehörte, und ohne Widerrede der Vielſeitigſte und Einflußreichſte unter ihnen war Schütz. Von ſeiner philologiſchen Gelehrſamkeit ſprachen ſelbſt Wolf und der alte Voß, Ueberſetzer des Homer's, Virgil's u. ſ. w., mit großer Achtung; aber er war auch zugleich, wie Wolf, ein witziger Kopf, ein philoſophiſcher Denker und was Jener nicht war, ein gewandter literariſcher Geſchäftsmann, in den Lebensverhältniſſen entſchloſſen und feſt. Er ſoll in ſeinem Hauſe nicht glücklich geweſen ſeyn; aber man behauptete und führte Vorgänge als Beweiſe an, daß er nicht betrogen werde, ſondern nur mit Verachtung überſehe, was er nicht verhindern konnte. Da ſein Sohn als Student einem Collegen ſeines Vaters eine Katzenmuſik gebracht und die Fenſter eingeworfen hatte, ſagte Schütz zu ihm: „Wenn du noch Knabenſtreiche machſt, gehörſt du nicht auf die Univerſität!“ und ſchickte ihn auf ein Jahr zurück in's Gymnaſium zu Gotha.

So erzählte man, und dieſe und ähnliche Züge neben der Rhadamanthus-Rolle, die man ihm in der

Literatur beilegte, ſpannte meine Erwartung auf ſeine perſönliche Erſcheinung, die ich mir ſehr ſtattlich und imponirend dachte. Ich fand mich ſehr getäuſcht, als mich, ich weiß nicht mehr, welcher Anlaß, zu ihm führte. Statt des kräftigen Mannes, den ich erwartete, ſah ich eine abgewelkte, mühſelige Geſtalt mit mattem Auge. Nur ein zuweilen ſchalkhafter Strahl in dieſem und einige Raſchheit im Sprechen und in den Bewegungen, noch viel mehr freilich der Geiſt ſeiner Reden entſprachen einigermaßen der Vorſtellung, die ich mir von ihm gemacht hatte; übrigens trug Alles an ihm das Gepräge eines Mannes, der ſich, nach einem ſehr entſprechenden Ausdrucke, den ich einmal hörte, am Pulte verſeſſen hat. Selbſt ſein Gang zeugte von gelehrter Vernachläſſigung; er trat immer zuerſt mit den Hacken auf. Daß ich dergleichen Kleinigkeiten bemerkte, mag darthun, welchen Antheil mir der ausgezeichnete Mann einflößte. Sein Geſpräch war lebhaft und voll witziger Gedanken, und bewies ſeine große Gelehrſamkeit nicht nur, ſondern was ſehr viel mehr iſt, ſeinen durchdringenden Verſtand; aber auch hier blickte eine gewiſſe Vernutzung durch, nämlich des Gemüths. Er hatte eine Welt von Gedanken und Gegenſtänden geprüft, erwogen und bei ihnen gefühlt, es gebe nichts Neues für ihn, das ihn lebhaft intereſſiren könnte.

Er nahm mich ſehr freundlich auf, ladete mich ein paarmal zu Gaſte, wo es, ein Verdienſt ſeiner geſchmackvollen Gattin, faſt ſo elegant zuging, wie bei Loder, und auch als ich Weimar verlaſſen hatte, gab er mir mehr, als einen Beweis ſeiner freundſchaftlichen Geſinnung. So war z. B. während meines Aufenthalts in Kopenhagen für das Intelligenz-Blatt der Literatur-Zeitung ein ſehr verfänglicher Angriff auf mich aus Liefland eingeſandt worden, und zwar in der Form von Fragen, bei denen ein Termin zur Beantwortung feſtgeſetzt war, den ich in meiner großen Entfernung nicht hätte beobachten können. Schütz legte ihn bei Seite, bis ich wieder in Weimar eingetroffen war. Nun wurde er gedruckt und geziemend ſchnell zurückgewieſen.

Späterhin ließ er mich durch Böttiger auffordern, an der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ Theil zu nehmen, und ſandte mir dazu Seume's Gedichte. Ich ſchrieb wirklich eine Beurtheilung, ſchickte ſie aber, wie ich auch Böttiger ſagte, mit der Ueberzeugung ab, daß ſie nicht werde gebraucht werden, wie auch geſchah. Mir hat immer die Gefügigkeit gefehlt, mich einem fremden Charakter anzuſchmiegen, und der damalige der Literatur-Zeitungen war mir ſehr fremd und mißfiel mir. Später, da ich als ein Gegner dieſes Charakters, in meinen „Briefen an ein Frauenzimmer,“ in „Ernſt und Scherz“ und im „Freimüthigen“ auftrat und unter meiner eignen Fahne focht, war ich mehr an meinem Platze.

Der Univerſität leiſtete Schütz damals als Profeſſor ſehr wenig. In dem Halbjahre, das ich dort verlebte, kündigte er ſehr ſpät ein einziges Collegium an, von wöchentlich drei Stunden, glaub' ich. Es erregte einen Jubel unter den Studenten, ihn wieder einmal hören zu können; doch nach der dritten oder vierten Vorleſung erklärte er, ſeiner Kränklichkeit wegen nicht fortfahren zu können; die Zuhörer möchten ihr Honorar zurücknehmen. Das war keine geringe Aufopferung, wenn Alle, die ſubſcribirten, auch bezahlt hatten. Es waren über hundert und funfzig Zuhörer, und das beſcheidene Honorar betrug doch 3 Laubthaler. Dies Abbrechen wurde allgemein bedauert, und ich that es gleichfalls. Schütz las ſo geiſtvoll und die Aufmerkſamkeit feſſelnd, wie Platner, aber viel gründlicher. Ich habe keinen beſſern Docenten gehört. Nur Wolf mochte ihn übertreffen.

Schütz litt wirklich oft an hartnäckigen Beſchwerden, wohl auch Folgen ſeines Sitzens beim Studiren und Schreiben; aber das Haupthinderniß ſeiner Vorleſungen war die Allgemeine Literatur-Zeitung, deren Redaction ihm unendliche Arbeit auflegte.

Die Stiftung dieſes viele Jahre hindurch hochwichtigen Blattes war die Ausführung eines glücklichen Gedankens zu rechter Zeit. Wer dieſen zuerſt gehabt, ob Bertuch oder Schütz, weiß ich nicht; aber die Verbindung gerade dieſer beiden Männer zu ſeiner Ausführung ſicherte zum Voraus das Gelingen. Am meiſten wirkte zu ihrem Vortheil der damalige Zuſtand der Kritik in Deutſchland. Es gab faſt nur zwei kritiſche Zeitſchriften von Ruf, welche die neuere Zeitung zu überbieten hatte. Die Göttingiſchen gelehrten Anzeigen, angefangen mit der Stiftung der Göttinger Univerſität und zuerſt vom großen Haller unterſtützt oder vielmehr geleitet, hatten ſich in würdigem Anſehn erhalten, und gaben noch immer ſehr werthvolle Beurtheilungen in anſtändigem Tone; aber ihre wöchentlich erſcheinenden Bogen in klein Octav waren viel zu eng, um ihre Leiſtungen weiter, als auf die wichtigſten Erſcheinungen der gelehrten Literatur auszudehnen. — Die Allgemeine **Deutſche Bibliothek**, von Friedrich Nicolai zu Berlin geſtiftet, redigirt und verlegt, umfaßte zwar alle Zweige der Literatur, trug aber in jeder Rückſicht das Gepräge einer engherzigen, buchhändleriſchen Speculation. Sie ſprach nur von ſolchen Schriften, die in Deutſchland verlegt wurden; denn nur ſolche pflegten auf der Leipziger Meſſe zu erſcheinen und verrechnet zu werden. Ihr Aeußeres, enge deutſche Schrift auf grauem Druckpapier, war nichts weniger als einladend, und bewies zu deutlich, daß ſie auf hohen Geldgewinn berechnet werde. Das Honorar, das die gelehrten Mitarbeiter erhielten, war nach dem Maaßſtabe zugeſchnitten, der in der Mitte des Jahrhunderts gegolten hatte, und zu gering, um zu thätiger Theilnahme anzulocken und dafür zu entſchädigen.

Ihr größtes Gebrechen war aber der einſeitige, enge Sinn, in dem ſie redigirt wurde. Nicolai, ein wohl unterrichteter Mann, aber weder ein Gelehrter, noch ein philoſophiſcher Kopf, hielt ſich gleichwohl für beides, weil einſt Leſſing und Mendelsſohn ſeine Freunde geweſen, und glaubte in der Literatur als Autorität verfahren zu können, weil ſich, aus Mangel eines beſſern Mittelpunktes, gute Köpfe ihm und ſeiner

Bibliothek angeſchloſſen hatten. Wirklich hatte er auch für einige Jahre großen Einfluß gewonnen, doch dieſer mußte mit dem Auftreten jüngerer talentvoller Köpfe und der Fortbildung der Wiſſenſchaften und der Literatur ſinken. Da er dieſer Fortbildung bald nicht mehr folgen konnte, verfielen er und die meiſten ſeiner mit ihm gealterten Freunde in die Altersſchwachheit, die Höhe, auf der ſie ſtanden, für den Gipfel des Wiſſens und Leiſtens anzuſehn. Er ſuchte Stillſtand zu gebieten, feindete Alles Neue mit vornehmem Tone an, — und zog ſich bald vielfachen Spott zu.

Außer dieſen beiden kritiſchen Schriften waren noch in Gotha, in Erfurt und in mehreren kleinen Städten, wo etwa ein geiſtvoller, mitunter auch ein geiſtloſer Schriftſteller und ein Buchhändler einen Unternehmungsgeiſt beſaßen, ſogenannte gelehrte Zeitungen entſtanden, und vegetirten eine kürzere oder längere Zeit, ohne viel beachtet zu werden. Selbſt manche politiſche Zeitungen lieferten Recenſionen. Alles dieſes deutete nur das Bedürfniß eines gut organiſirten kritiſchen Inſtitutes an, ohne es zu befriedigen, und war verdunkelt, ſo wie der Plan der Allgemeinen Literatur-Zeitung hervortrat.

Nicht nach buchhändleriſchen, ſondern nach gelehrten Zwecken berechnet, umfaßte er die geſammte Literatur aller gebildeten Nationen und übernahm ſo die Fortſchritte aller **Wiſſenſchaften** zu befördern, indem er von ihnen ununterbrochen und ſchnell Nachricht gab; denn täglich ſollte ein halber Bogen in Quart erſcheinen. An die Spitze jedes Faches ſtellte er einen berühmten Gelehrten deſſelben, doch mit der Bewahrung, daß dadurch den ihm ebenbürtigen Männern des Faches nicht ein Zwang in der Aeußerung ihrer Anſichten geſchehen ſolle; es ſollten nöthigenfalls mehrere Beurtheilungen deſſelben Gegenſtandes aufgenommen werden. —

Das bedeutende Honorar, 18 Thaler im Golde für den Bogen, und ſelbſt das durch ſeine Neuheit imponirende Aeußere des Blattes trugen dazu bei, ihm ſchnell eine Autorität zu verſchaffen, vor der ſich Alles beugte. Der größte Philoſoph des Zeitalters Kant, eröffnete es durch die Beurtheilung des am meiſten bewunderten Werkes der Zeit, der berühmten „Ideen“ Herder's, leider, indem er ſie herabſetzte. — Zum Sitz der Haupt-Redaction wurde ein eignes großes Haus außerhalb Jena erbaut, in dem Schütz wohnte, und das bei den Studenten und Bürgern nur kurzweg „die Literatur“ hieß.

Die bei der Allgemeinen Literatur-Zeitung zum Grunde liegende Idee war ohne Widerrede für das Deutſchland jener Zeit großartig und einſichtsvoll, und eben ſo ſehr die erſte Ausführung derſelben, bei der überall die Unterſtützung eines nicht reichen und mächtigen, aber hochgebildeten, die Wiſſenſchaften ehrenden Fürſten und ſeines weiſen Miniſters, des Geheimen Rath Voigt, durchblickte. Dieſer war eigentlich die Seele der Verwaltung des kleinen Staates, und berechnete mit eben ſo hellem, als edlem Sinne die Vortheile deſſelben. Göthe war in dieſer Rückſicht faſt nur, wie ich ihn in Weimar ſelbſt einmal nennen hörte, Parademiniſter.

Die Wirkungen, welche die Literatur-Zeitung anfangs that, waren entſcheidend, groß und wohlthätig. Durch ſie erſt gewann die Deutſche Literatur einen Mittelpunkt, den ihr keine der vielen Hauptſtädte und Reſidenzen Deutſchlands zu geben vermochte, einen beſtimmten Charakter und ihrer würdige Geltung bei andern Nationen; und dieſe Wirkungen waren dauernd und wuchſen fort, als das Blatt ſchon im Sinken war. Als ich nach Deutſchland kam, war dieſes Sinken ſehr bemerklich und die Urſache in der Stille anerkannt.

Schütz, kränklich und nicht mehr jung, war nicht lange im Stande, der ungeheuren Arbeit der Redaction, neben den Geſchäften ſeiner Profeſſur, zu genügen. Er fühlte ſich erſchöpft und mußte Gehülfen ſuchen, nicht blos für den geſchäftlichen Theil, ſolche waren nicht gefährlich, ſondern auch für den geiſtigen, für das Denken; — hier aber mußte Jedem Spielraum gelaſſen werden, ſich und ſeine Individualität geltend zu machen, und das konnte nachtheilig werden und ward es. Schützen's Wahl fiel auf junge Männer von Gelehrſamkeit und Geiſt; aber ihr Geiſt und ihre Zwecke waren nicht die urſprünglichen des Inſtituts, und ſo verfälſchten ſie ſeinen Charakter und führten es auf Abwege. Einer der früheſten Gehülfen war Reinhold, ein ehemaliger Mönch, der in Wielands Hauſe Aufnahme fand und ſein Schwiegerſohn wurde. Dazu mußte er ſich ein Fach der Gelehrſamkeit wählen, und ſich ſchnell darin ſo ſehr auszeichnen, daß es ihm ein bürgerliches Auskommen verſchaffte. Er wählte die damals neue, noch wenig gekannte kritiſche Philoſophie, ſtudirte ſie mit großem, aber, nach dem Urtheil von anderen Kantianern und von Fichte, nicht mit dem glücklichſten Eifer, ließ ein Paar Schriften und Recenſionen in ihrem Geiſte drucken und fand nun als Profeſſor und Mitarbeiter der Literatur-Zeitung ein Auskommen, das ihm zu heirathen erlaubte. Dieſe hatte in ihrer erſten Nummer ſelbſt die Fahne der Kantiſchen Philoſophie aufgeſteckt, doch wohl mehr zum Schmuck, als um ihr zu folgen; aber daß Reinhold ſie nun überall einflocht, ſie als das Höchſte behandelte, ſchien jetzt nur Conſequenz und Kantiſche Principien wurden, da andere Recenſenten den Charakter des Blattes darin zu ſehn glaubten, gleichſam die Livrée der Kritiker. Man hat mich ganz ernſthaft verſichert, daß ſogar Kochbücher und Operntexte nach jenen Principien beurtheilt worden, — was indeß auf ſich beruhen mag. Das iſt gewiß, daß pedantiſche Spitzfindelei, die ſich für Gründlichkeit ausgab, ſich allmälig in der Zeitung feſtſetzte, und ihren anderweitigen Vorzügen großen Eintrag that. Reinhold wurde durch eine einträgliche Profeſſur nach Kiel entfernt, aber der ſchwerfällige Charakter des Blattes war ſtehend geworden. Neue Helfer bei der Redaction brachten neue fremdartige Schattirungen deſſelben hinein, da Jedem das Wichtigſte war, ſich geltend zu machen.

Als ich nach Jena kam, führten ein Paar junge Männer das große Wort darin, deren Dünkel und verletzende, Nichts ſchonende Anmaßung allgemeinen Unwillen erregte, und Schütz, den ſelber ſie bei Seite zu ſchieben anfingen, endlich zwangen, ſie von aller ferneren Mitarbeit geradezu auszuſchließen. Sie wurden jetzt Feinde. Das that der Zeitung keinen Schaden; wohl aber daß ſie in Leipzig und Erlangen Nachbildungen erhielt, die ſich nicht mit ihr meſſen konnten, ihr aber doch für einige Jahre manchen trefflichen Kopf entzogen. Noch mehr war es ihr nachtheilig, daß ihr Hauptzweck erreicht war. Sie hatte den literariſchen Geiſt in Deutſchland zu lebendiger Thätigkeit aufgeregt, und dieſe war nun unermüdlich darin, neue Formen zu ſchaffen, durch welche *ihre* Form allmälig antiquirt wurde. Endlich ging ſie *in zwei*, ein Livonism, der eigentlich und beſonders hier richtiger iſt, als das gebräuchliche Wort *entzwei*. Sie wurde ihr eigener Doppelgänger. Schütz zog nach Halle und verlegte die Herausgabe ſeiner allgemeinen Literatur-Zeitung dorthin; ſein bisheriger Hauptgehülfe Eichſtädt, unterſtützt vom Herzoge, ließ in Jena auch eine Fortſetzung derſelben erſcheinen, die den bisherigen Titel: *Jenaiſche* allgemeine Literatur=Zeitung führte, und der Göthe und Schiller ihre Theilnahme zuſicherten. Dem Publikum blieb es überlaſſen, welche es für die echte Fortſetzung anſehn wolle. Ich glaube, es iſt noch nicht darüber auf dem Reinen.

Sollte ſie auch in beiden Geſtalten untergehen, ihr hohes Verdienſt um die Deutſche Literatur, alſo um Deutſchland ſelbſt, kann ohne die entſchiedenſte Ungerechtigkeit nie vergeſſen werden.

Der Chemiker A. N. Scherer.

Loder war nicht der einzige Landsmann, den ich unter den akademiſchen Lehrern zu Jena fand; auch Scherer gehörte ſchon zu ihnen. Freilich aber war die Lage Beider ſehr verſchieden. Loder genoß in großem und für Jena glänzendem Wohlſeyn ſeines alten Ruhmes, der achtungsvollſten Auszeichnung ſelbſt von Seiten des Hofes, und eines bedeutenden Vermögens. Sein Weg zu dieſem Punkte war faſt durch lauter glückliche Situationen und Wechſel gegangen. Scherer hatte ſich aus drückender Dürftigkeit hervordrängen müſſen, und kämpfte noch mit ihr.

Verwandte zu Riga, die ſelbſt nicht reich, nur wohlhabend waren, hatten auch ihn, — wie die Brüder P — au, mit dem Auftrage nach Jena geſandt, Theologie zu ſtudiren, und er, wie die Ebengenannten, hatte es vorgezogen, ſeiner Vorliebe für eine andere Wiſſenſchaft zu folgen, doch klüger wie ſie, hatte er es wirklich mit angeſtrengtem Fleiße gethan. Das ſetzte ihn in den Stand, als die heimathlichen Unterſtützungen aufhörten, einen beſtimmten Weg einzuſchlagen, den er mit Muth und Beharrlichkeit ging. Er fand Mittel, im 23ſten Jahre die philoſophiſche Doctorwürde zu erlangen, arbeitete ein Paar Werke aus, („Verſuch einer populären Chemie" und „Grundzüge der neuern chemiſchen Theorie,") die entſchiedenen Beifall erwarben und hielt Vorleſungen, die von den jungen Freunden, zu deren Zirkel er ſo eben noch gehört hatte, ſo ſtark beſucht wurden, daß es bei ſeinem alten Lehrer, der ſich in mehreren Rückſichten von ihm überboten fühlte, collegialiſchen Verdruß erregte. Ein Paar Jahre ſpäter ließ der Herzog ihn, wie einſt Loder, für ſeine Koſten eine Reiſe nach England machen, mit dem Plane, ſeine Kenntniſſe für die Fabriken und den Bergbau in ſeinem Lande zu benutzen. Sein weiterer Lebensgang gehört nicht hierher.

In Riga hatte ich Scherer nur ein paarmal flüchtig geſehn, kaum geſprochen. In Jena beſuchte ich den ſchon berühmt werdenden Landsmann. Ich freuete mich des lebhaften Eifers, mit dem ich ihn für ſeine Wiſſenſchaft thätig ſah, in literariſchen Arbeiten, in der Vorbereitung zu ſeinem Collegium und mit Experimenten, denen auch Alexander von Humboldt ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte. Ich ſah ihn indeß nur ſelten. Erſt in Weimar, wo er das Zutrauen hatte, mich um Aufnahme in meine Wohnung zu bitten, lernten wir uns näher kennen. Wir trafen ſpäter bei einer Fußreiſe auf dem Brocken, dann in Berlin, endlich in Petersburg zuſammen, immer nur auf kurze Zeit, aber immer mit den freundſchaftlichſten Geſinnungen.

Als ich 1824 die Nachricht von ſeinem Tode erhielt, beluſtigte es mich, trotz meinem Bedauern, in ſeinem Nekrolog einen Abſchnitt aus meinem kleinen Romane: „Eine Reiſegeſchichte. Ein Halbroman vom Verfaſſer der Rückkehr in's Vaterland," als einen Beitrag zu ſeiner Biographie angeführt zu ſehn. Der Abſchnitt, wie alle die kleinen Abentheuer, die in dem Buche erzählt werden, iſt eine romantiſche Fiction, aus der Nichts auf Scherer paßt, als daß wir, nach vorhergegangener Abrede, in Wernigerode zuſammentrafen, um den Harz zu durchwandern und daß er von dort aus nach England ging. Jene Deutung erinnert mich daran, daß die „Allgemeine Deutſche Bibliothek“ mir ganz ernſtlich vorwarf, in dem Buche meine Reiſeroute nicht angegeben zu haben. Man hätte eben ſo gut eine Topographie des Feenreichs fordern können.

Scherer's Vortrag lernte ich nicht kennen. Hätte ich einmal bei ihm hoſpitirt, ſo wär' es undelikat geweſen, nicht den ganzen Curſus mitzumachen; aber ich hatte ſchon in Leipzig bei dem nicht unberühmten Eſchenbach Chemie gehört, ohne daß ſie mich anzog, und meine Zeit war mir koſtbar.

Meine Ueberſiedelung nach Weimar.

Ich hatte einen langweiligen und mühſeligen Winter in Jena verbracht, theils mit Collegien und Studien über Medicin, theils mit Ausarbeitung der Schrift: „Hume und Rouſſeau über den Urvertrag, nebſt einer Abhandlung über Leibeigenheit.“ Ich fühlte das Bedürfniß, eine andre Umgebung zu ſuchen, als die halb pedantiſche, halb rohe Spießbürgerlichkeit Jena's. Nach Weimar war ich oft an Sonnbenden hinüber gefahren, hatte dort das Theater beſucht, in einem Gaſthofe zu Abend gegeſſen und war dann in der Nacht wieder zurückgefahren. Das zu thun war ein gewöhnliches Vergnügen der Studenten, wozu drei oder vier eine bedeckte Kaleſche mietheten. Die Stadt oder einen ihrer berühmten nnd unberühmten Bewohner hatte ich dabei nicht kennen gelernt, aber was ich von der erſtern geſehen, ſtach ſo vortheilhaft von Jena ab, daß ich ſchon faſt entſchloſſen war, hinüber zu ziehn, als ein Zufall es entſchied. Ich hatte im Schauſpiel neben einem etwa ſechzehnjährigen Mädchen geſeſſen, deſſen ſchönes Auge mich bewog, ſie anzureden. Sie antwortete ſchüchtern, aber verſtändig, und ich unterhielt mich in den Zwiſchenacten viel mit ihr. Beim Hinausgehen bemerkten Bojanus und ich, daß ſie allein vor der Thüre ſtehn blieb und ſich mit einiger Aengſtlichkeit umſah. Ich redete ſie an. Sie klagte, zwei ihrer Freundinnen, mit denen ſie in's Schauſpiel gekommen war, die aber nur in einiger Entfernung von ihr Sitze gefunden, wären nicht zu erblicken, und — es wären viele Studenten nach Weimar herüber gekommen. Ich bot ihr meinen Arm, ſie nach Hauſe zu begleiten. Sie hatte es eben nach einigem Zögern angenommen, als ihre Freundinnen ſich herbeifanden; Bojanus reichte einer von dieſen den Arm und wir wanderten ſo durch die Stadt, in die jenſeitige Vorſtadt bis zu einem hohen, ſehr gut ausſehenden Hauſe. Ich hatte unterwegs erzählt, daß ich nach Weimar ziehen wolle, und ſie, ohne Arg wie ſich das auslegen ließe, die Bemerkung hingeworfen, daß in dem Hauſe, in dem ſie mit ihren Aeltern wohne, ein Paar hübſche Wohnungen leer ſtänden. Statt uns nun bei der Hausthüre zu verabſchieden, ging ich mit Bojanus zum Wirthe, einem geſchickten Inſtrumentmacher, wie ich nachher erfuhr, und ließen uns die Zimmer zeigen. Sie waren geräumig, hell, und gaben eine Ausſicht in's freie Feld, — wie ich glaubte, aber es war der Kirchhof, auf den man ſah. — Das Ameublement war gefällig, der Preis nicht hoch; ich ſchloß auf der Stelle einen Contract ab und gab ein Handgeld. Beim Weggehen neckte Bojanus mich mit der Bemerkung, die reizende Nachbarin habe meinen Entſchluß ſo ſchnell beſtimmt. Aber dem war nicht ſo; die von meinem Jenaer Stübchen ſo ſehr abſtechende Bequemlichkeit und Zierlichkeit der Zimmer hatten mich angezogen. Das Frauenzimmerchen war noch halb Kind und, wie ich bald fand, die Bildung ſeiner Familie nicht von der Art, daß ihr Umgang mir gefallen konnte. Ich habe während der vier oder fünf Monate, die ich in dem Hauſe wohnte, das Mädchen kaum anders, als zufällig, im gemeinſchaftlichen Vorhauſe geſprochen. Sie reiſte ſchon im Sommer nach Halle zu ihrem Schwager, dem Muſikdirector T., einem geſchätzten Componiſten, und heirathete ein Jahr ſpäter einen dortigen akademiſchen Beamten, der wenigſtens anderthalbmal älter war, als ſie. Er wurde nach Potsdam verſetzt. Als ich den Sommer 1800 dort zubrachte, beſuchte ich ſie, und fand ſie allein an der Wiege ihres erſten Kindes ſitzend. Sie war eine ſehr ſchöne Frau geworden. Ich machte ihr ein Compliment darüber, und erwähnte dabei, wie reizend ſie ſchon in Weimar geweſen. „Ach, antwortete ſie, Sie haben mich doch nicht geliebt, ſonſt hätten Sie mich nicht, und ſogar ohne Abſchied, allein mit — — nach Halle reiſen laſſen.“ Ich erinnerte ſie, daß ich den Abend vor ihrer Abreiſe zu Herder gebeten und ſpät nach Hauſe gekommen, ſie aber ſehr früh abgereiſt ſey. Sie meinte, ich hätte die Einladung gar nicht annehmen, und

auch früh aufſtehen ſollen. Das überraſchte mich ſo ſehr, daß ich ziemlich unzart fragte: Hab' ich denn jemals geſagt, daß ich Sie liebte? „Nein! erwiederte ſie; aber ich glaubte es doch.“ Von einem naiven Geſtändniſſe zum andern, kam es ſo weit, daß ich errathen konnte, bei jener Reiſe, ſo wie bei einem frühern Vorgange, der mir aufgefallen war, habe ſie darauf gerechnet, mich zu beunruhigen und zu einer Erklärung zu bringen. Und ihr Hauptreiz war in meinen Augen ihre faſt kindliche, unbefangene Anſpruchloſigkeit geweſen! — Ich verſicherte die Dame, ſo artig ich konnte und mit einem pflichtmäßig dazu gehörenden Seufzer, wenn ich in der Lage geweſen, zu heirathen, hätte es ſolcher Antriebe nicht bedurft, meine Bewerbung zu bewirken, und — empfahl mich. Gewiß iſt's indeß, wären die Freundinnen des jungen Frauenzimmers mit den ſchönen Augen beim Austritt aus dem Schauſpielhauſe näher zur Hand geweſen, unſer beiderſeitiger Lebensgang hätte eine ganz andere Richtung genommen. Was folgt daraus? — Was zu ſchließen man eben aufgelegt iſt, oder — Nichts. Ich wäre auf andere Weiſe nach 2
oder gar nicht.

Anſichten von Weimar.

„Gar nicht nach Weimar gezogen? Nach dem hochberühmten Weimar, das ſo viel große Männer, — mit Erlaubniß! Dichter! — enthielt; dem belletriſtiſchen Glanzpunkte Deutſchlands, deſſen Ruhm faſt alle gelehrte und gebildete Ausländer, die nach Deutſchland kamen, anzog, es zu beſuchen nicht nur, ſondern zum Theil ſich dort anzuſiedeln!" — — Das aber, ſetz' ich hinzu, wie es mir ſchon damals ſchien und ich ſpäter fand, für das Leben alle Inconvenienzen einer kleinen Stadt beſaß, ohne die Annehmlichkeiten einer ſolchen; das Anſprüche des großſtädtiſchen Tones machte, ohne die Hülfsmittel einer großen Stadt darzubieten; das endlich den Zwang einer Reſidenz, und zwar einer ſo kleinen, auflegte, daß man ſich immer unter den Augen des Hofes fühlte, ohne durch die Herrlichkeiten und die Ausſichten eines ſolchen entſchädigt zu werden. Um Alles zu ſagen: ich theilte das Gefühl jener Deutſchen Patrioten, die das literariſche Gewicht und die Bedeutung der kleinen Landſtadt nur mit geheimem Schmerz und Aerger betrachteten, als die Uſurpation der Rechte einer allgemeinen Hauptſtadt Deutſchlands, (die freilich nirgend vorhanden war,) und als ein Krankheits-Symptom ſeiner Zerſtückelung und nationalen Schwäche. Was war denn Frankreich, als der König ohne Reich, René poetiſchen Gedächtniſſes, an ſeinem kleinen Hofe in der Provence, alle ausgezeichneten Talente und Gelehrte der Franzoſen verſammeln konnte? — Hätte Berlin 1797 nur zur Hälfte für das gegolten, was es bald nachher zu werden anfing und jetzt iſt, ich hätte Weimar acht Tage beſehen und wäre nach Berlin gezogen; doch dort herrſchten noch — dunkle Gewalten, die ſogar die „Allgemeine Deutſche Bibliothek“ verjagt hatten. In Weimar war es licht und geiſtigwarm, und ich beſchloß, dort zu bleiben, aber nur mir und der Arbeit, zu der ich mich vorbereitete, nämlich der „Vorzeit Lieflands.“

Das Haus, das ich bewohnte, war damals das letzte der Vorſtadt, und gewährte mir, wie ich ſchon auf den erſten Spaziergängen herausfand, die Bequemlichkeit, das Webicht und Tiefſurt, den Park und das Schloß Belvedere zu erreichen, ohne daß ich mehr, als die äußerſten Gaſſen der Stadt, berührte. Für meinen Tiſch u. ſ. w. ſorgte mein Hauswirth. Ich konnte, glaubte ich, alſo die Annehmlichkeiten der

Gegend genießen, und zugleich unbemerkt und in abgeſchloſſener Einſamkeit ſtudiren.

Unbemerkt? — Schon nach zwei Tagen wußte und anekdotelte ganz Weimar von mir, beobachtete und beurtheilte mich, zum Glück nicht unfreundlich. Was die Einſamkeit betraf — der droheten die Jenaer Studenten den Untergang. Es fing an Gewohnheit zu werden, daß frühere Bekannte und ſelbſt mir bisher Unbekannte, von Jenen eingeführt, wenn ſie nach Weimar kamen, mich jedesmal beſuchten, als alte Kameraden. Ich half mir indeß bald durch ein ähnliches Kunſtſtück, als das in Leipzig geübte. Ich nöthigte die Beſuchenden auf's Sopha, ſetzte mich auf einen Stuhl ihnen gegenüber, ſprach von Wind und Wetter, erkundigte mich ernſthaft nach den Collegien, die ſie jetzt hörten, erwähnte der gelehrten Arbeit, mit der ich mich beſchäftige, — bald erzählte Einer dem Andern: Merkel iſt ein Philiſter geworden! und ſie blieben weg. Nur Einer war mir zu lieb, als daß ich ſeine ſeltenen Beſuche nicht immer mit alter, freundſchaftlicher Herzlichkeit aufgenommen hätte, Bojanus. Er verband mit hellem Verſtande ſeine Sitte und einen hohen Grad jener einnehmenden, lebhaften Offenheit, die mir den Rheinländern eigenthümlich ſcheint. Er war es auch, der mich aus meiner abentheuerlichen Einſamkeit hervor zu treten bewog.

Mein erſtes Eintreten in die Geſellſchaft zu Weimar.

Ich ſetzte mein Einſiedlerleben in der Vorſtadt von Weimar wirklich zwei Wochen fort, ohne mich um die Celebritäten der berühmten Stadt zu bekümmern. Es fing indeß an, mir allmälig langweilig und drückend zu werden, beſonders ſeit auch meine Entdeckungsreiſen in der Umgegend mir keine Ausbeute mehr gaben. Die Anlagen durch Kunſt und Aufwand abgerechnet, fand ich ſie arm an anziehenden Punkten, und den eigentlich nur kleinen Park durchwanderte ich, nach wenigen Morgen-Promenaden, ſchon ohne weitere Beachtung. Vorſtellungen im Theater gab es jetzt nicht, oder ich beſuchte ſie doch nicht. Ich ſtand auf dem Punkte, das intereſſante Weimar ſo unbemerkt zu verlaſſen, als ich hier zu leben glaubte. Bojanus lachte mich aus mit meiner erkünſtelten Robinſonade, die er hypochondriſch nannte, erzählte mir, daß man in Weimar allgemein darüber ſcherze und brachte mir zugleich eine Einladung, den Legationsrath und Cabinets-Secretair des Herzogs, Weyland, ſeinen Gönner und Landsmann, zu beſuchen. Er ſelbſt begleitete mich zu ihm und — ich machte eine der anziehendſten Bekanntſchaften, deren ich mich erinnere, an dem geiſtvollen Manne und ſeiner liebenswürdigen Familie.

Hiermit war meine Eremitenrolle geendigt. Weyland ſelbſt lebte zwar ſtill und war mit Geſchäften überhäuft, auch mit literariſchen Arbeiten, damals noch anonym, glaube ich; aber er führte mich ſchon wenige Tage nachher als Gaſt in den Clubb, der wöchentlich, ſo viel ich mich erinnere, zuſammenkam. Die Verſammlung war dieſen Abend ſehr zahlreich, das heißt, faſt ganz Weimar war da, ausgenommen der Hof und die drei literariſchen Heroen, Herder, Wieland und Göthe. Uebrigens lernte ich die ganze obere, äſthetiſche Beamtenwelt mit ihren gleichfalls äſthetiſchen Familien kennen und den feineren Geſellſchaftston Weimars, den ſonderbarſten, den ich irgendwo bemerkt habe. Man hat eine Schreibart, die man poetiſche Proſa nennt; der hieſige Ton hätte ſehr gut proſaiſche Poeſie genannt werden können.

Er war zuſammengeſetzt aus Kleinſtädterei, höfiſchen Rückſichten und literariſcher Wichtigthuerei. Die Ereigniſſe in der Literatur wurden wie Stadtneuigkeiten beſprochen, und dieſe als literariſche Conſequenzen. Beſonders fiel es mir auf, immer nur vom Hofrath Wieland, Geheimen Rath Göthe, Vicepräſidenten Herder ſprechen zu hören. Man nannte ſie gar nicht ohne den Titel. Ich flüſterte Weyland zu, dieſe Titel gemahnten mich bei dieſen Männern wie die Deckel, die man um Bücher ſchlüge, damit ſie ſelbſt nicht vernutzt würden. Er lächelte zwar, aber es ſchien ihn zu verletzen. Eigentlich war jener Gebrauch eine Artigkeit der Sprechenden gegen ſich ſelbſt. In der ganzen Geſellſchaft war wahrſcheinlich, mich ausgenommen, kein einziger Unbetitelter, ſelbſt unter den wenigen Kaufleuten, und ſo ſetzte ſich denn Jeder, wenn er die großen Dichter auch bei dem Titel nannte, mit ihnen in dieſelbe Kategorie. Der Gebrauch fing damals ſchon an in Deutſchland allgemein zu werden, daß jeder Schriftſteller mit einem Titel begabt wurde, oder ſich begaben ließ, für Geld und gute Worte. Ich betrachtete es daher bald als Lebensregel, beſonders bei Schriftſtellern: Quilibet praesumitur — Rath, donec probetur contrarium. Ich täuſchte mich faſt nie, machte aber oft die Erfahrung, daß der Deckel mehr werth war, als das Buch.

In ſpäterer Zeit haben die Univerſitäten den kleinen fürſtlichen Kammern in Deutſchland die Titel-Revenue geſchmälert. Jetzt muß es unter den Schriftſtellern heißen: Quilibet praesumitur Doctor, donec etc., ohne daß das Mißverhältniß zwiſchen dem Werthe des Deckels und des Buches dadurch ſeltner geworden iſt.

Doch zurück zu meinem Clubb-Abende. Trotz dem, was ich von Weimar wußte und dachte, hatte es doch etwas Ueberraſchendes, als Weyland mich jetzt einem vollwangigen, elegant gekleideten und friſirten Manne mit lebhaften Augen und etwas höfiſch freundlicher Miene vorſtellte, und ihn den — ich weiß nicht, ob Hof- oder Conſiſtorial-Rath — Böttiger nannte; dann einem kleinen und ältlichen Blondin von ziemlich bürgerlichem Aeußern, den ich für einen Krämer anſah, bis Weyland mir ſagte, es ſey der Legations-Rath Bertuch; dann einem Manne von ſchlichtem Ausſehn, aber geiſtvollem Blick, dem Kammerherrn der verwittweten Herzogin, von Einſiedel, ſchon damals als Schriftſteller geſchätzt;

dann einer ganzen Reihe von Räthen, ſogar einem Paar Commercien-Räthen, bei denen er mir aber meiſtentheils leiſe zuflüſtern mußte, was ſie geſchrieben hätten. Unter den Letzteren fand ich einen mir aus Riga bekannten Namen, und bei näherer Nachfrage zeigte ſich's, daß er, obgleich ein geborner Weimaraner, doch ehemals in Riga etablirt geweſen. Bei ihm hatte Weyland den Commercien-Rath anticipirt, und konnte mir nicht ſagen, was er geſchrieben habe. Ich freute mich darüber, aber ſpäter erfuhr ich, daß er doch Correſpondent und Mitarbeiter eines Handelsblattes war.

Nach den Räthen kamen, wie wir ſo durch die Geſellſchaft hingingen, die Räthinnen an die Reihe. Auch bei dieſen raunte mir mein gütiger Führer bald den Titel eines anonymen Romans, bald eines Gedichtes zu, und Manche, bei denen dies nicht geſchehen konnte, hatten doch eine andre literariſche Merkwürdigkeit. So war z. B. eine alte Legations-Räthin von ſehr verſtändigem und entſchiedenem Blick, Ton und Benehmen, die mit hohem Ernſte Karten ſpielte, die Mutter des Dichters Kotzebue, und eine nicht mehr ganz junge, aber doch noch wohlausſehende, durch ihre Lebhaftigkeit intereſſante Kammer-Räthin, ſogar die Schweſter von — Werther's Lotte. Bei Jener fiel mir oft ein, daß ſie, hätte ſie in Frankfurt a. M. gelebt, gewiß mit der „Frau Rath Göthe“, wie ein bekanntes „Kind“ ſie nennt, in ſo arge Fehde gerathen wäre, als die Söhne Beider. Die Zweite fand ich bei näherer Bekanntſchaft als Gattin, als Mutter und in der Geſellſchaft ſehr achtungs- und liebenswürdig.

Beitrag zur Schriftſteller-Statiſtik.

Nach einer Berechnung von W. Menzel giebt es jetzt in Deutſchland etwa funfzigtauſend Individuen, die ein Buch ſchrieben. Bei einer hochgebildeten Nation von — Oeſtreichs Deutſche Provinzen mitgerechnet — dreißig und einigen Millionen, iſt dieſe Zahl eben nicht zu hoch. Bei einer ſolchen könnte Jeder, der nicht im Stande iſt, ſeine Gedanken durch die Sprache der Schrift auszudrücken, faſt als ein Halbſtummer betrachtet werden; und es in einer geordneten, für den Druck geeigneten Weiſe zu thun, iſt eben nicht viel ſchwieriger, als ſich deutlich auszudrücken. Die Kunſt der Schriftſtellerei iſt freilich davon ſo verſchieden, wie die Bildhauerei vom Topfdrehen; aber Töpfe ſind nothwendiger als Bildſäulen, im Volksleben, wie im häuslichen. — Nach den Erſcheinungen auf einzelnen Punkten zu urtheilen, ſollte man übrigens faſt nicht glauben, daß Hrn. Menzels Angabe auf eine große Vermehrung der Schriftſtellerei in Deutſchland, ſeit dem vorigen Jahrhunderte, hindeute. Folgende Anekdote, treu aus meinem alten Chronicon nacherzählt, beweiſt es.

Bei einer frohen Abendtafel 1799, im Gaſthof zum „Hofjäger,“ der Allen, die jemals in Weimar geweſen, wohl bekannt iſt, gehalten, entſchlüpfte Einem der Anweſenden, der, was nicht zu überſehen iſt, auch Schriftſteller war, aber die Unart hatte, in frohen Geſellſchaften häufig alle Sarkasmen, die ihm einfielen, gerade herauszuſagen, der Einfall: „Weimar ſcheine ihm, in literariſcher Hinſicht, ein großes Raupenneſt, über dem nur einige ſchöne Schmetterlinge flatterten, der Atlasvogel Wieland, der majeſtätiſche Rieſen-Trauermantel Herder, der prächtige Schillervogel, das Pfauenauge Göthe, der C-Vogel Böttiger, der große Fuchs Bertuch. — Jena liefere die kritiſchen Schröter dazu. Voran ſumme der große Hirſchkäfer Schütz.“ — Lachen und Unwillen unterbrachen ihn, denn zwei Drittel der Tafelnden beſtanden aus Schriftſtellern, von denen die Meiſten fühlen mochten, daß ſie nicht flatterten. Ein 50jähriger Hofadvocat, mit breitem, weinrothem Angeſichte, aber einem feinen, verſtändigen Kopfe, der als täglicher Gaſt präſidirte, vermittelte Alles, indem er die Geſundheit der literariſchen Raupen trank, die ja alle Beruf und Hoffnung hätten, Schmetterlinge zu werden, und dann die Frage aufwarf: wieviel Schriftſteller wohl gerade jetzt in Weimar lebten? Man zählte und zählte, und brachte in dem Städtchen von noch nicht 6000 Menſchen, 59 zuſammen. „Schade, rief Jemand, daß nicht noch Einer da iſt, um das Schock voll zu machen!“ — „Den kann ich liefern!“ ſagte der Hofadvocat. „Feiertag!“ rief er, und dienſtwilligſt lief der aufwartende Lohnbediente, der heute den alten, ſtattlichen „Schachſchaber“ unterſtützte, mit einem leeren Teller herbei; aber der Hofadvocat hielt den ſeinigen, auf dem ein delicieuſes Stück Rehrücken dampfte, mit beiden Händen feſt, und —: „Wie heißt das Buch, das Sie geſchrieben haben?“ fragte der Hofadvocat. Mit ſelig-verſchämtem Lächeln ſagte der alte Bediente einen Titel her. Die ganze Geſellſchaft brach in Lachen aus, und das Raupenneſt war gerechtfertigt — und vergeſſen; das fragliche Buch aber — die Beſchreibung einer Hoffête auf dem Ettersberge, aus dem Standpunkte eines bewundernden Lakai's.

Bei dieſem Bruchſtücke vergeſſe man nicht, daß der es ſchrieb, ſelbſt Schriftſteller iſt, und nicht die Abſicht haben kann, ſeine Kunſt herabzuſetzen. Sie iſt in ſeinen Augen immer die vornehmſte der Künſte geweſen, ſchon weil ihr Material Gedanken und Gefühle ſind, indeß die ihr zunächſt ſtehende, die Muſik —, nur Gefühle ausſprechen kann. Doch wer jene übt, ſollte nur nach dem Zwecke, zu dem es geſchieht, geachtet werden. Iſt ſein Ziel, das Reich der Wahrheit, der Kenntniß und des Rechts zu erweitern, ſo gebührt ihm der erſte Rang. Strebt er nur darnach, Schönes zu ſchaffen, ſo hat er das Recht auf Beifall und Bewunderung, nach dem Maaße, wie es ihm gelingt. Wer nur, es ſey in Proſa oder Verſen, ſchriftſtellert, um auch mitzuſprechen, oder — nun, „es muß auch ſolche Käuze geben." Die Kunſt ſelbſt reift am kräftigſten durch Concurrenz, und derlei Schriftſteller ſchaffen den Gedanken großer Geiſter durch Wiederholung am leichteſten Eingang bei dem Volke der kleinen Geiſter. Es verſteht ſie am beſten, weil ſie ſelbſt zu ihm gehören.

— Es heißt nur eine Pflicht erfüllen, wenn ich anführe, daß der Herzog ſich zwar an ſeiner Poeten-Voliere und ihrem Ruhme ergötzte, ſich aber nie von ihr in der proſaiſch-weiſen, trefflichen Verwaltung ſeines Ländchens irre machen ließ.

Der Polyhiſtor Böttiger.

Die wichtigſte Bekanntſchaft, die ich an dieſem Abende machte, war die des berühmten Archäologen oder vielmehr Polyhiſtors Böttiger. Ehe ich erzähle, was ich ihr verdankte, will ich die Charakteriſtik, die ich 1812 in meinen Skizzen von ihm drucken ließ, durch einen Nachtrag vollſtändig machen.

Seine perſönliche Geltung war in Weimar groß, von der ehrwürdigen Herzogin Amalia an, bei allen literariſchen Damen, und von Herder und Wieland an, bei allen Gelehrten und Schriftſtellern, mit Ausnahme von Göthe und — Vulpius, dem Verfaſſer des Rinaldo Rinaldini und einer Unzahl ähnlicher Greuel. Göthe ſchien gewiſſermaßen eiferſüchtig auf ſeinen weithin über Deutſchland verbreiteten Ruf und Einfluß, und zürnte darüber, daß er ſich bei ſeinen Verbindungen nicht von dem Wohlwollen oder der Abneigung Göthe's leiten ließ, ſondern mit deſſen Feinden und Verehrern auf gleich freundſchaftlichem Fuße ſtand; Vulpius aber, von den Studenten gewöhnlich „König von Bantam" genannt „in dem durchbohrenden Gefühle ſeines Nichts," grollte, daß Böttiger von ihm und ſeinem romantiſchen Pöbel-Confecte niemals, nicht einmal lachend, Notiz nahm. Göthe's Abneigung ging, ſeit Böttiger für den „Freimüthigen" gewonnen worden, bis zu Verfolgungen und Kränkungen, und Böttiger, deſſen Gewinn durch literariſche Verbindungen ſeinen Gehalt in Weimar vielfach überſtieg, entſchloß ſich endlich, ſeine Stelle zu verlaſſen, und einer Berufung nach Dresden zu folgen. Sein literariſcher Einfluß ſcheint indeß durch dieſe Veränderung gelitten zu haben. Zwar dauerten ſeine Verbindungen fort, bis das Tyrannen-Joch der Franzoſen Alles in Deutſchland erdrückte; aber mit dem glänzenden Standpunkte, von wo aus er ſie angeknüpft hatte, verloren ſie an Intereſſe. Mehr, viel mehr aber büßte Weimar ein durch Böttiger's Entfernung. Es hörte auf, ein Mittelpunkt des literariſchen Lebens zu ſeyn, wozu es eigentlich nur Böttiger's Verbindungen gemacht hatten, und die

Heroldsſtimme, mit der er in zehn Schriften, durch ganz Deutſchland rufend, die Aufmerkſamkeit auf Weimar immer von neuem erregte. Göthe freilich gewann. Als Herder und Schiller geſtorben waren, und Wieland ſich der anſpruchsloſen Ruhe des Alters widmete, ſtand er als der einzige Erbe des alten literariſchen Glanzes von Weimar da. Man weiß, wie er den gewonnenen Raum benutzte, um ſein Pfauenrad zu ſchlagen, (se pâvaner) und wie ſich bei der nachwachſenden Generation die Täuſchung verbreitete, als ſei jener Glanz allein von ihm ausgegangen, indeß er doch nur zu ihm mitwirkte, zu gewiſſen Perioden ihn ſogar trübte.

Für die Fremden, die Dresden, ſeiner Kunſtſchätze und ſeiner Gegend wegen, jährlich in großer Zahl beſuchten, war Böttiger's Verſetzung dahin eine unbezahlbare Gabe. Tauſende fanden in ihm den gefälligſten und einſichtsvollſten Führer.

— An jenem Clubbabende, der mich in den Weimariſchen Geſellſchaftszirkel einführte, überhäufte mich Böttiger mit verbindlichen Aeußerungen, ladete mich ein, ihn am nächſten Tage zu beſuchen, und erbot ſich zu jeder Gefälligkeit, die mir nöthig ſeyn könnte, um den Aufenthalt in Weimar angenehm zu finden, und ihn mir nützlich zu machen. Und was er in der heitern Stimmung dieſes Abends verſprach, hat er in jeder andern gehalten. So lange und ſo oft ich in Weimar war, hat er ſich mir immer als den bereitwilligſten und theilnehmendſten Freund gezeigt und, was ich bei dem Ungeſtüm und der Launenhaftigkeit meines damaligen Charakters am meiſten bedurfte, als den nachſichtvollſten. Nachdem ich Weimar auf immer verlaſſen hatte, wurde unſre Verbindung noch enger, als vorher.

Ich glaube dieſen Artikel nicht beſſer ſchließen zu können, als indem ich auf einen Brief Böttiger's im Anhange hinweiſe. Er ſchrieb mir ihn während meiner Reiſe durch die Hanſeſtädte.

Herder, ſeine Gattin und ſein Haus.

Eine der erſten Fragen, die Böttiger an mich that, war, ob ich ſchon bei Herder geweſen ſey? Ich verneinte es auf eine Weiſe, die verrathen mochte, daß ich auch nicht geſonnen ſei, hinzugehen; aber er rief: Sie müſſen ihn durchaus beſuchen! Er liebt noch ſehr die Erinnerung an Riga. Er wünſcht, Sie zu ſprechen, und es wäre eine Beleidigung für den großen Mann, wenn Sie in Weimar wären, ohne ihn zu begrüßen.“ Am andern Tage wiederholte er mir daſſelbe, noch dringender. Ich begriff, daß meine Zurückgezogenheit Nichts ſey, als eine hypochondriſche Prüderie. und um nicht wieder andern Sinnes zu werden, ging ich auf der Stelle zu Herder. Ueber unſre erſte Zuſammenkunft ſchrieb ich in meinen Skizzen:

„Zwei Treppen hoch in einem ſehr einfach meublirten Zimmer fand ich ihn, einen ziemlich langen Mann, mit jener mäßigen Körperfülle, welche das höhere Mannesalter zu geben pflegt, einer ſehr geraden Haltung, einem geiſtreich-gedankenvollen Blicke, und überhaupt einem Antlitz, in welchem edle Würde und der Ausdruck leiſen Gefühls jenen der Kraft überboten, ohne ihn zu verſchleiern.

Er nahm mich gütig auf, wie einen alten Bekannten; er ſagte mir ſogar einige Verbindlichkeiten über die Art, wie ich als Schriftſteller begonnen hatte. Allmälig bracht' er das Geſpräch auf meine früheren Verhältniſſe. Ich erzählte ihm ohngefähr daſſelbe, was die Leſer im erſten Bande fanden. Er hörte mich aufmerkſam; dann reichte er mir mit Herzlichkeit die Hand und ſagte; „Nun weiß ich, wer Sie ſind!“ In der That war es mir, als durchdränge mich ſein Blick.

Er ſtellte mich ſeiner Frau vor, die auch im Alter und bei dem Anſtande der häuslichen Matrone durch ihr Auge voll Verſtand und Feuer imponirte. Sie war in jeder Rückſicht des großen Mannes werth, dem ſie angehörte.

Herder's Haus ward mir bald die größte Annehmlichkeit, die mich in Weimar feſſelte, die mich immer wieder dahin zurückführte, wenn ich mich auf einige Monate entfernt hatte, und mich die kleine Stadt faſt als meine Heimath betrachten ließ. Nie trat ich aus dieſem Hauſe, mocht' es nach einer einſam mit Herder in ſeiner Studierſtube verbrachten Stunde, mocht' es nach einem im Zirkel ſeiner Familie verlebten Abende ſeyn, ohne eine gewiſſe feierliche Stimmung und ohne eine Menge neuer, großer Ideen von ihm erhalten zu haben.

Herder's Lage war drückend. Sein Einkommen als General-Superintendent und Vice-Präſident des Conſiſtoriums mag nach dem Maaßſtabe der kleinen Deutſchen Fürſtenthümer nicht unbedeutend geweſen ſeyn; aber er hatte eine ſtarke Familie und ſeine

Kinder, vorzüglich die Söhne, ſtanden in dem Alter, wo die Vollendung ihrer Bildung größere Ausgaben forderte. Man nehme hinzu, daß er nothwendig, ſchon ſeines Amtes wegen, auf anſtändigem Fuße leben und auch die Fremden, die ſein Ruhm zu ihm führte, zuweilen bewirthen mußte. Die Lücken, die alles Dieſes in ſeiner Kaſſe machen mußte, durch literariſche Arbeiten auszufüllen, wie ſich faſt alle Beamten Weimar's halfen, war freilich ein ehrenvoller Ausweg, und ſo oft er ihn einſchlug, erhielt Deutſchland etwas Bleibendes; aber ſein Conſiſtorialamt ließ ihm wenig Zeit dazu. Der Präſident des Conſiſtoriums, ein adliger Weimarſcher Landſtand, mochte oder konnte nicht arbeiten, und Herder, deſſen großer Geiſt nur für die Welt hätte denken und ſchaffen ſollen, mußte den größten Theil ſeines Tages damit hinbringen, Eheſcheidungs-Acten u. drgl. zu leſen und darüber zu votiren. Nur in wenigen Freiſtunden konnte er ſich dem Nachdenken, den Gegenſtänden überlaſſen, die ſeinem Geiſtescharakter angemeſſen waren und die Producte ſeiner letzten Jahrzehende tragen die Spuren davon. Sie ſind, auch wo ſie ein größeres Ganze bilden, nur an einander geknüpfte Fragmente. Auf dieſe Lage und ihre Reſultate vorzüglich mag ſich der bittre, erſchütternde Klageruf bezogen haben, den er wenige Stunden vor ſeinem Tode that: „O mein verlorenes Leben!“

Man möchte glauben, daß Göthe dahin gewirkt haben würde, ihm, ſeinem alten Jugendfreunde, den er wohl ganz mußte würdigen können, eine beſſere Lage zu verſchaffen, aber Göthe ſah längſt in ihm mehr einen Rival im Gebiete des Ruhms, als einen Freund. Man findet in Göthe's Selbſtbiographie mehrere Erinnerungen daran, daß er ſich früher oft durch jovialiſche Sarkasmen Herder's, die er nicht erwiedern konnte, verletzt gefühlt; jetzt erwachten Nachempfindungen daran und Herder litt durch ihn manche Kränkungen, die ſelbſt an Gemeinheit ſtreiften. Der Herzog aber, der ſeinen General-Superintendenten nach dem Landes-Etat gut verſorgt wußte, hätte nur auf eine beſondere Anregung mehr für ihn gethan, und dieſe hätte in Weimar nur von Göthe kommen können. Sie wäre nicht unwirkſam geblieben. Als ich im Jahr 1803 oder 1804 in ein Berliniſches Blatt einen Artikel rückte, worin ich Herder's Lage beklagte und beſonders darauf hinwies, daß er als Vice-Präſident unter Arbeiten gealtert ſey und ermatte, die ſeines hohen, philoſophiſchen Geiſtes unwürdig wären, indeß ein

Unthätiger die höheren Vortheile der Präſidenten-Stelle genöſſe, erhielt Herder dieſe ſo bald nachher, daß ich es immer für die Wirkung meines Artikels gehalten habe. Der Edelſinn des großherzigen Fürſten durfte nur auf eine ſolche Ungerechtigkeit aufmerkſam gemacht werden, um ſie aufhören zu laſſen. Leider kam die Verbeſſerung zu ſpät. Herder war ſchon erſchöpft und kränklich. Wenigſtens hatte er jetzt Muße, eine Erholungsreiſe nach Dresden und, glaub' ich, Baiern zu machen, wo Einer von ſeinen Söhnen, mit damals ſehr glücklichem Erfolge, eine Landwirthſchaft angetreten hatte, zu deren Erwerb der katholiſche Monarch ihn dadurch befähigte, daß er den proteſtantiſchen General-Superintendenten, um deſſen Verdienſte willen, mit ſeiner Familie in den Adelſtand erhob. Dieſe Reiſe mag der letzte Genuß geweſen ſeyn, der Herdern gewährt wurde. Er ſtarb bald nachher.

Er wäre viel früher erlegen, wenn er nicht eine in jeder Rückſicht ſo vortreffliche Gattin gehabt hätte. Dieſe Frau, hochgebildet und fähig, den Geiſtesflug ihres Gemahls zu verſtehen und ihm zu folgen, war zugleich ein Muſter verſtändig ſorgſamer Ehefrauen, Mütter und Hauswirthinnen. Als ich ſie kennen lernte, bewunderte ich ihren hellen Verſtand; als ich bemerkte, was ſie ihrem Gatten und ihrer Familie war, verehrte ich ihren Charakter. Sie theilte nicht die perſönlichen, ökonomiſchen und Familien-Sorgen ihres Gatten; ſie nahm ſie ihm größtentheils ab und trug ſie, ſo viel als möglich, allein. Manche drückende Verlegenheit erfuhr er erſt, wenn ſie ſeine nothwendige Zuſtimmung zu der getroffenen Abhülfe einholte, oder ihm ihre Freude über das Gelingen derſelben mittheilte. Das mag z. B. mit der früher erzählten Verhandlung mit Schelling der Fall geweſen ſeyn. Eben ſo ſorgfältig, wie über die Abwendung aller Unannehmlichkeiten, die ſich ihm erſparen ließen, wachte ſie über ſeine Bequemlichkeit. Ich hab' es geſehn, daß ſie den Vorrath in ſeiner Tabacksſchachtel, an Thonpfeifen, an Papier der Gattung, die ihm die angenehmſte war, ſchweigend unterſuchte, und in der Stille Befehl gab, ihn zu vervollſtändigen. Ein andermal kam ich zufällig dazu, daß ſie mit einem Handwerker über Kleidungsſtücke ihres Mannes verhandelte, der jedes Bedürfniß zu rechter Zeit befriedigt fand, oft, ehe er es bemerkt hatte.

Auch die Erziehung ihrer Kinder leitete ſie und zwar ſo vortrefflich, daß ſie noch erlebte, ihre vier

Söhne als achtungswerthe junge Männer auf Bahnen zu ſehn, die ſie zu großer Auszeichnung durch Verdienſte zu führen verſprachen. Der vor Kurzem verſtorbene ſo allgemein betrauerte Sächſiſche Ober-Berghauptmann von Herder war Einer derſelben. Ihre einzige Tochter wurde an häuslicher Tugend und hellem Sinn ihrer Mutter werth. Zwanzig Jahre ſpäter ſah ich ſie wieder, als glückliche und weiſe Hausfrau und Mutter.

Ihre Wirthſchaft führte die Herdern mit einer Sparſamkeit, die ihren Mitteln angemeſſen war; doch aber wußte ſie vorkommenden Anläſſen mit anſtändigem Aufwande zu entſprechen, und auch die kleineren Zirkel in ihrem Hauſe, beſonders der ſonntägliche um ihren Theetiſch, vermißten Nichts, was geſellige Behaglichkeit befördern konnte. Außer ihrem Hauſe hab' ich die ehrwürdige Frau faſt nie geſehn, außer bei den Spaziergängen und ſeltnen Spazierfahrten, welche die Familie machte, und zu denen auch ich eingeladen wurde.

Köſtliche Stunden, die ſo verfloſſen! Wie reich an geiſtreichen, witzigen, großen Gedanken! Die intereſſanteſte Erſcheinung für mich war es, wie Herder, der gewöhnlich mit trübernſtem Geſichte auftrat, ſich allmälig erheiterte, erwärmte, endlich in aufwallendem Feuer der Lebendigſte, Witzigſte von Allen wurde, und jeder ſeiner Einfälle, ſo leicht er hingeworfen ſchien, hatte zum Kern eine tiefgeſchöpfte pſychologiſche Beobachtung, oder einen kühnen, oft einen erhabnen Gedanken. Herder's Geiſt war eben ein Baum der edelſten Gattung, der keine andre, als eben ſolche Früchte tragen konnte.

Ich habe in meinen Skizzen kurz die Geſchichte einer Spazierfahrt erzählt, die ich mit Herder und ſeiner Familie machte. Ich glaube die Erzählung hier wiederholen zu dürfen, da das Buch zwar im ſüdlichen Deutſchland oder in der Schweiz bald nach ſeiner Erſcheinung 1812 ſoll nachgedruckt ſeyn, aber in Norddeutſchland jetzt ſo unbekannt iſt, daß ein gar umfaſſender und ſchulmeiſterlich abſprechender Geſchichtſchreiber der Deutſchen Literatur es ſo wenig nennt, als irgend eine andere meiner Schriften, oder mich ſelbſt. Ein anderer Heros eines Unterhaltungsblattes, nachdem er mich giftig geſchmäht, verſucht es dadurch gleichſam zu entſchuldigen, daß mein Name — man denke! — in der neueſten Ausgabe des Converſations-Lexikons*) gar nicht vorkäme; er alſo mich nicht kenne. Man ſieht, welches die Hauptquelle iſt, aus welcher dieſe Literatoren die Kenntniß der Literatur ihrer eignen Nation ſchöpfen.

---

*) Das macht dem gegenwärtigen Verleger Ehre. Die

Dieſe —

„Sie waren nicht geſtern, ſind morgen nicht mehr,
Doch heute, ja, ſummen und ſtechen ſie ſehr!“

mögen hiermit die Anerkennung erhalten, daß, wenn ihr Ignoriren, meine Leiſtungen und die nützliche Wirkung derſelben verhindern kann, noch — übermorgen beachtet zu werden, es ſehr gerecht war. —

Zurück zu Herder! —

„An einem ſchönen Sommer-Nachmittage machte er mit ſeiner Familie eine Spazierfahrt auf den Ettersberg, zu der ich, der ich längſt aus Kopenhagen zurückgekehrt war, auch eingeladen wurde. Am Rande des Waldes hielt der Wagen. Es wurde das Theegeräthe ausgepackt, wir ſelbſt laſen ſchnell trocknes Holz zuſammen; die Herdern und ihre liebenswürdige Tochter ordneten das Service im Graſe, indeß der Bediente in einer Niederung Feuer anmachte und das Kochen des Waſſers beſorgte. In einer halben Stunde zündeten Herder und ich froh unſre Pfeifen

---

vorigen Auflagen enthielten viele lügenhafte Anzüglichkeiten gegen mich, die ich ſchweigend verachtete.

an, und wir ſaßen auf Steinen oder im Graſe um die Serviette her.

Herder genoß die ſchöne Ausſicht mit Innigkeit; wir fanden alle, daß ſie reizend war, aber vor ſeiner Seele ſtand ſie unter einer andern Beleuchtung, als vor der unſrigen. Wir ſahen eine ſchöne Gegend, er — einen wichtigen Theil des Schauplatzes der Reformation. Er fing an, uns bald von dieſem Städtchen, bald von jenem Dorfe etwas Wichtiges aus jenem Zeitalter zu erzählen; an dieſes knüpfte ſich, ohne daß der einfache Geſprächston einen Augenblick unterbrochen wurde, eine lebendige und philoſophiſchere Charakteriſtik des Deutſchen Volkes im 15ten und 16ten Jahrhunderte, als jemals eine geſchrieben wurde. Plötzlich unterbrach er ſich ſelbſt mit dem Ausrufe: „Ach, da waren wir Geiſtlichen in Deutſchland auch noch Etwas, als man uns in Ehren Pfaff (Pastores Fideles Animarum Fidelium) nannte. Wir ſprachen zu einem geſunden, kräftigen Volke, und unſer Wort wurde lebendige That, war ſelbſt eine That. Jetzt — pflegen wir ſorgſam und kunſtvoll die gebrechlichen Blüthen einer Pflanze, der die Politik die Herzwurzel abgenagt hat!“ Er ſtand auf und ging in den Wald. Als ich ihm nach einigen

Minuten folgte, hörte ich ihn die Weiſe eines alten Volksliedes ſummen.

Jene Worte ſind, dünkt mich, der erſchöpfendſte Commentar zu einer oft erzählten und gemißdeuteten Anekdote. Als Herder nämlich an einem Feiertage predigen ſollte, und das Glockengeläut hörte, rief er aus: Wer doch im Mittelalter lebte! —

Herder's Gedankengang bei unſrer Bergfahrt iſt gewiſſermaaßen ein Bild ſeines ganzen literariſchen Lebens. Sein Blick faßte jeden Gegenſtand nicht nur hell und richtig auf, ſondern ſah auch zugleich Verhältniſſe und Beziehungen deſſelben, welche weniger vortreffliche Köpfe nicht ahneten, nachdem ſie ſich ein ganzes Lebensalter mit ihm beſchäftigt hatten. Er beſaß jene oberſte Geiſtesgabe, mit der man ſich in den Beſitz faſt eines jeden Talentes ſetzt, ſo bald man will; einen hoch genialiſchen Verſtand, der nur in ſeiner Aeußerung durch Phantaſie und zu reizbares Gefühl zuweilen getrübt wurde. Welches Fach er daher vorübergehend wählen mochte — er machte wichtige Entdeckungen darin, erweiterte, veredelte es, geſtaltete es um; aber er ſah zugleich die Gränzen deſſelben, es genügte ihm nicht. Er ging zu einem neuen über, in dem er bald eben ſo große

Entdeckungen und Umgeſtaltungen bewirkte, und aus dem er eben ſo bald weiter ging. Das ganze Gebiet des Wiſſens war ſeine Heimath; er durchwandelte es unermüdet, ohne ſich in irgend einem Bezirk desſelben niederzulaſſen.

Was war Herder eigentlich? — Mit mehr Phantaſie, Gefühl und Kunſttalent, als Beide beſaßen, der dritte Mann zu Baco und Leibnitz. Man finde der Klaſſe einen Namen! —

Noch genußreicher, als dieſe Spazierfahrt, war mir beſonders ein Abend, den ich bei Herder zubrachte. Ich hatte allein mit ihm, ſeiner Gattin und ſeiner Tochter zu Abend gegeſſen. Nach Tiſche kam ſein älteſter Sohn, der ſchon ſeit einigen Jahren ausübender Arzt und ſeit Kurzem verheirathet war, aber noch oben im väterlichen Hauſe wohnte, herunter, und lud uns ein, an einer Bowle Punſch Theil zu nehmen, die er für ein Paar Freunde, die auch die Eltern kannten, zurecht gemacht hatte. Herder ging mit Vergnügen darauf ein, der Gaſt ſeines Sohnes zu ſeyn. Wir gingen hinauf und in einem ſehr einfachen Lokale wurden ein Paar Stunden in einer halbphiloſophiſchen Begeiſterung verbracht. Herder ſelbſt trank, offenbar nur ehrenhalber, ein Glas, aber theilte die frohe Stimmung des kleinen Zirkels ſehr lebhaft, beſonders als ſeine Schwiegertochter ſich an's Klavier ſetzte. Sie war nicht Virtuoſin, aber ſie trug leichte Melodien mit Gefühl und Geſchmack vor, und Herder ſelbſt ſtimmte mit ſchönem Ausdrucke des Vergnügens in manchen Geſang. Ich glaubte Sokrates zu ſehn, der ſich in der Mitte ſeiner jungen Freunde mit Roſen bekränzte.

Im Anhange findet man einen Brief von Herder und einen von ſeiner Gattin.

Eliſa von der Recke, geborne Gräfin von Medem.

Ich mochte etwa ſechs Wochen in Weimar geweſen ſeyn, als Böttiger mir ſchrieb, Frau von der Recke ſey angekommen und wünſche meine Bekanntſchaft; ich möchte ja zu ihr gehen. Ohne Zweifel ſetzte Böttiger dabei voraus, ich kenne den Ruf und die Gedichte und Schriften dieſer vortrefflichen Frau. Dieß war aber nicht der Fall. Meine Bekanntſchaft mit der Deutſchen Literatur war überhaupt ſo gering, daß, als der Dichter Mahlmann mir eines Morgens in Leipzig vorſchlug, Jean Paul zu beſuchen, der zur Meſſe gekommen ſey, ich ganz unbefangen fragte: Wer iſt Jean Paul? und doch hatten ſeine Schriften ſchon ſeit einigen Jahren viel Aufſehn gemacht. In der Frau von der Recke ſah ich alſo nur eine Kurländiſche Edelfrau und eine Gelehrte. Meine Abneigung gegen planmäßige und förmlich eingeleitete Bekanntſchaften wurde alſo noch durch den Widerwillen, den ich immer gegen gelehrte Frauen hegte, verſtärkt und ich ſchlug Böttiger's Einladung aus.

Woher dieſer Widerwille, den ich mit vielen ausgezeichneten Männern, ſelbſt mit Napoleon theilte, ſtamme, war mir lange unerklärlich. Vergebens ſtrebt' ich ihn zu überwinden, da ich wohl endlich bemerken mußte, daß er in vielen Fällen ungerecht ſey, und ich es oft bedauerte, ihm gefolgt zu ſeyn. Selbſt die Frau von Staël, bei ihrem Aufenthalte zu Berlin, zu ſehen, hielt er mich ab, ob ſie mir gleich ein Billetchen zuſchickte, das mein Freund Gerning zu Frankfurt ihr gegeben hatte, um unſre Bekanntſchaft einzuleiten. Ich glaube jetzt den Grund darin gefunden zu haben, daß gut organiſirte Männerköpfe unwillkührlich überall helle Begriffe zu gewinnen ſuchen, der bündigſte Gedankengang der Frauen aber immer durch Phantaſie und Gefühle beſtimmt wird.

Böttiger gab ſeinen Plan nicht auf. Er kam ſelbſt zu mir, um über meinen Eigenſinn zu zanken und meine Vorſtellung von der Frau von der Recke zu berichtigen. Es wurde endlich verabredet, daß wir im herzoglichen Parke zuſammentreffen ſollten, was denn auch geſchah.

Daß ſie bei meinem erſten Anblick ausrief: Ei, ei! So jung! hab' ich ſchon erzählt; ſo wie Böttiger's Entſchuldigung meiner ſcheinbaren Jugend und meine Antwort. Sie ging bald auf den Gegenſtand über, der ihrem edlen Herzen ſehr wichtig war, lobte meine Schrift: „Die Letten“ mit Wärme und verſicherte mich wiederholt, nur der unerwartete, plötzliche Tod der Kaiſerin Katharina habe ſie verhindert, mit meinem Buche in der Taſche zu der großen Monarchin zu gehen und die huldvolle Entſcheidung des Schickſals der Bauern zu erflehen. Dann kam ſie zu dem Plane, den ſie ſich ſelbſt zum Beſten ihrer Bauern ausgeſonnen hatte. Hier aber geriethen wir bald in eine lebhafte Debatte. Sie wollte die Bauern eine Reihe von Jahren durch Unterricht, durch Ehrengeſchenke für tadelloſes Leben u. ſ. w. bilden, und dann ihnen erſt die Ausſicht auf Freiheit, und endlich dieſe allmälig in kleinen Portionen zutheilen. Ich warf dagegen ein, auf dieſem Wege würde mehr als ein Menſchenalter vergehen, ehe man ein Reſultat ſähe und immer würde es dem böſen und eigennützigen Willen Einzelner freiſtehen, Alles wieder zu vernichten. was beſſer geſinnte Vorgänger geſchaffen. Leſen und Schreiben machten nicht fähig, die Freiheit gut zu gebrauchen; denn bei jedem Schritte träfe man auf Hochgebildete, die ihre Freiheit zeitlebens mißbrauchten. Sie aber gut anwenden, könne man doch nur durch ihren Beſitz ſelber erlernen. Man müſſe das Recht der Bauern dazu ſogleich anerkennen und unerſchütterlich feſtſtellen, den Genuß der Freiheit aber nicht Einzelnen, ſondern dem ganzen Stande, nach voraus beſtimmten Zwiſchenräumen, ſtufenweiſe ertheilen.

Wir disputirten ſo lange, daß die Begleiterin der edlen Frau ſie endlich erinnern mußte, die Poſtpferde würden zur Weiterreiſe angeſpannt ſeyn. Ich mußte verſprechen, ihr meine Anſichten ſchriftlich auseinander zu ſetzen. Ich ſchrieb ihr und — den Haupttheil ihrer Antwort findet man im Anhange. Da ich aber bald erfuhr, daß ſie bei dem beſten Willen gar nicht die Macht habe, mehr für ihre Bauern zu thun, als ſie mir geſagt, brach ich die Correſpondenz ab.

Erſt im Jahre 1817, während meines Aufenthalts in Berlin, lernte ich ihre ganze Geiſtes- und Charakterhoheit durch näheren Umgang genauer kennen. Was ſie war, leuchtet indeß aus jedem Zuge ihres Lebens und ihrer Schriften zu hell hervor, als daß ich es auseinander zu ſetzen brauchte. Nur folgende Anekdote, die mir ſehr charakteriſtiſch für ſie ſcheint und die ſie ſelber mir erzählte, will ich mittheilen.

Sie war noch jung und ſchön, als ſie ſchon den Ruhm einer frommen Dichterin erwarb. Sie mochte den myſtiſchen Gauklern eine lockende und leichte Beute ſcheinen. Der nur zu bekannte krypto-katholiſche Oberhofprediger Stark ſuchte ſich ihres Geiſtes zu bemächtigen; ſie durchſchaute den Heuchler und wurde ſeine gefährlichſte Gegnerin. Auch Caglioſtro warf ſeine Netze nach ihr aus; ihr heller Verſtand erkannte bald den Charlatan in ihm, und ſie machte ſich ein Geſchäft daraus, ihn in der Nähe zu beobachten, um ihn zu entlarven. Einſt kam ſie ſpät am Abende mit ihm von einem Beſuche auf dem Lande zurück. Der Weg ging an einem Kirchhofe vorbei. „Willſt Du, ſagte Cagliostro, (der ungehobelte Bauer duzte ſeine Gläubigen) ſo laſſe ich Alle, die hier liegen, aus ihren Gräbern hervorgehen.“ O thun Sie es doch! antwortete ſie dringend. Das müßte ja herrlich ſeyn! — Na, ſagte er, Du könnteſt vor Schrecken ſterben! und blieb mit edelmüthiger Feſtigkeit dabei, die Todten nicht zu erwecken.

Pilgerreiſe zum Harz. — Gleim.

Der Austritt aus meiner Einſamkeit gewann bald Reize für mich; aber meine Phantaſienwelt war geſtört, und ich fühlte einen Mißmuth wiederkehren, der mich ſchon in Riga einmal ergriffen hatte. Meine Vorarbeiten zu der Geſchichte Lieflands, die ich ſchreiben wollte, und die Aufſätze, die ich zur „Rückkehr in's Vaterland“ von Zeit zu Zeit niederſchrieb, beſchäftigten mich zwar, beſonders ſeit ich in der Bibliothek zu Weimar manche mir nöthige Hülfsmittel zu der erſteren entdeckt hatte; aber wenn ich nun mein Studirzimmer ermüdet verließ und in Geſellſchaft ging, und überall Männer fand, die neben Geſchäften zur Erholung auch ſo Etwas trieben, desgleichen mir Geſchäft war, erſchien ich mir als ein Müßiggänger, ohne Zweck und Beſtimmung. Ich äußerte mich einmal darüber gegen Böttiger. Er verſuchte anfangs meine Anſicht zu widerlegen, fand es aber doch zuletzt ſehr rathſam, daß ich irgend eine Laufbahn beträte, ein Amt ſuchte. Darüber waren wir indeß bald einig, daß es kein ſolches ſeyn könne, zu dem ich mich erſt durch den Anfang einer Carriere hinaufbilden und drängen müſſe, weil ich nie die Geduld dazu haben würde. Auch das wies ſich nach kurzer Ueberlegung aus, daß ſich in dem kleinen Weimarſchen Staate, wo alle nöthigen Stellen beſetzt und von eingebornen Aſpiranten umdrängt waren, keine für mich fände; wenigſtens keine, die für mich paſſe. „Halt! rief Böttiger endlich. Ich muß heute an den Kammerherrn von Hennings zu Ploen ſchreiben. Ich will ihn für Sie um Rath fragen. Legen Sie auch ein Briefchen bei, worin Sie um ſeine Verwendung bitten. Er hat ausgebreitete und wichtige Verbindungen in Dänemark und Hannover. Ich wette, er findet aus, was Ihnen entſpricht.“ Ich hatte den Namen des Mannes noch nicht gehört. Böttiger gab mir ein Paar Schriften deſſelben mit, um mich mit ſeinem Geiſtescharakter bekannt zu machen, den ich bald als ſehr ehrenwerth anerkennen mußte. Die Briefe wurden ſchnell geſchrieben und gingen ab.

Nun war es aber mit meinen Arbeiten zu Ende. Ich habe nie die Gewalt über mich gehabt, die Reſultate eines Planes, deſſen Ausführung Anderen überlaſſen werden mußte, in unthätiger Geduld abzuwarten. Meine Phantaſie war zu geſchäftig dazu, und ich fühlte mich ſo unruhig, daß ich durchaus einer Zerſtreuung bedurfte. Scherer kam nach Weimar, um ſeine letzten Inſtructionen zur Reiſe nach England abzuholen. Er ſagte mir, er wolle unterwegs den Harz durchwandern. „Ich auch!“ rief ich. Wir nahmen die Abrede, in Wernigerode zuſammen zu treffen. Ich theilte Herders meine Abſicht mit. Er gab mir den Auftrag, in der Bibliothek zu Wernigerode, die über 30,000 Bände enthielt, Etwas aufzuſuchen. Sie bat mich, ein kleines Päcktchen für den alten Dichter Gleim mitzunehmen; denn Den müſſe ich durchaus in Halberſtadt beſuchen. — Der folgende Morgen war ſchön, und ich trat den Weg an, den man auf 16 Meilen anſchlug, ein Paar ſtählerne Doppelterzerole, die ein Gedenk-Geſchenk des Majors Muromzow waren, Papier und Bleiſtifte in der Taſche, hinter mir ein etwa 14jähriger muntrer Burſche, der einen kleinen Ränzel trug. Ein Verzeichniß der Orte, durch die ich gehen müßte, oder eine Reiſekarte hatte ich nicht mitgenommen; ich wollte nur Unerwartetes finden. Aber einen Paß doch? Man hätte mich ausgelacht, wenn ich einen gefordert hätte; ja ſelbſt daß ich meine Jenaiſche Matrikul zu mir ſteckte, war ſehr überflüſſig; ich habe nirgend nöthig gehabt, ſie auseinander zu ſchlagen. So durchwanderte ich, am Brocken vorüber, zuerſt nach Halberſtadt, Gott weiß, wie viel unumſchränkte Monarchien, ohne mich um ihre Namen zu bekümmern. Gewiß, der Broſamen, die von der Kaiſers Tafel gefallen, waren zu viele. Zuweilen mußte ich laut auflachen, wenn ich in einem kleinen, ärmlichen Orte, in welchem es wohl gar nicht einmal ein Gaſthaus, ſondern nur Schenken gab, zu Mittage eſſen oder nächtigen wollte, und nach ſeinem Namen fragte und einen in Deutſchlands Geſchichtsbüchern mit ſelbſtſtändiger Wichtigkeit figurirenden hörte. Gewiſſe gründliche und tiefe Geſchichtforſcher — wenn ſie noch lebten, — müßten mir ſchon das Geſtändniß verzeihen, daß mir ihre bändereichen Werke über Deutſche Geſchichte, wie eine Brockenſuppe „ohne Salz und Schmalz“ erſchienen. Es wird eine Zeit kommen, und ich denke, ſie iſt nahe, in welcher man die ausführliche Erzählung und Erklitterung, wenn ich dies glückliche, aber veraltete Wort brauchen darf, aller der inneren Raufereien in Deutſchland, als der Geſchichte ganz unwürdig, vergeſſen wird.

Ich fand viele ſchöne Anſichten und Gegenden. Dann pflegte ich wohl ein halbes Stündchen mich hinzuſetzen, oder vom Wege ab, herum zu ſtreifen, meine Entdeckung zu genießen. Eine Beſchreibung von dergleichen find' ich nicht in meinem Tagebuche, wohl aber die Bemerkung, daß eine Gegend mich wunderbar dadurch überraſchte, daß ſie mir völlig bekannt erſchien. Der Weg zog ſich durch eine blumigte Wieſe hin, die in einer ziemlichen Entfernung von einem Halbzirkel ſchön bebuſchter und bewaldeter, faſt kegelförmiger Hügel eingefaßt war. Ich erinnerte, ja beſtimmt erinnerte ich mich, daß dieſem gegenüber noch ein höherer Hügel ſeyn müſſe, auf deſſen Spitze ein einzelner großer Baum eine Hütte beſchattete. Ich wandte mich um; Beides war da. Ich erſtaunte. Nie war ich in dieſer Gegend geweſen, und doch, je länger ich ſie betrachtete, deſto mehr Bekanntes fand ich in ihr. Endlich entſann ich mich genau, daß ich ſie als Knabe im Traume geſehn und durchwandert hatte, mit einem Vergnügen, das mich den Traum noch oft wachend wiederholen ließ. Welche Folgerungen würden nicht myſtiſche Pſychologen daraus gezogen haben! — That ich nicht etwas Aehnliches? Die Wahrheit zu ſagen, ja! Ich finde in meinem Tagebuche den Schluß: die Gegend müſſe wohl auf einem Gemälde oder Kupferſtiche abgebildet ſeyn, und ich dieſe Abbildung vor meinem Traume aufmerkſam bewundert haben. —

In einem kleinen Thüringiſchen Städtchen überraſchte mich ein Abentheuer anderer Art. Ich hatte meine Fußbekleidung vor meiner Wanderung nicht genau unterſucht. Ein Regen hatte den Weg aufgeweicht, und ſie mußte durchaus verbeſſert werden. Ich bat den Wirth des Hauſes, wo ich einkehrte, mir den beſten und ſchnellſten Schuhmacher des Oertchens kommen zu laſſen. Es erſchien ein Mann mit einem auffallend feinen Anſtande. Er ſprach nur gebrochen Deutſch. Ich fragte ihn um ſeinen Namen. Er nannte mir den einer vornehmen Franzöſiſchen Familie, den ich aus der Geſchichte kannte. Es giebt, ſagte ich, Grafen Ihres Namens. Ganz unbefangen antwortete er: Auch ich bin Graf. — Ich ſah betroffen auf ihn, dann auf meine Stiefeln, dann wieder auf ihn. „Sorgen Sie nicht, verſetzte er lächelnd, Ihre Stiefeln ſollen deswegen doch frühe und recht gut hergeſtellt ſeyn.“ Er hielt Wort. Ich habe an dieſen Emigranten immer mit Hochachtung zurück gedacht. Daß er im Unglück lieber von der Fertigkeit leben mochte, die er einſt aus Liebhaberei erworben hatte, als ſich einem kleinen Deutſchen Hofe als „unglücklicher Vornehmer“ aufdringen, war gewiß edel; aber daß er bei ſeinem Handwerke nicht glaubte, ſeinen Namen verbergen zu müſſen, ihn nicht durch ſeinen rechtlichen Erwerb zu beſchimpfen meinte, bewies philoſophiſche Seelengröße.

Endlich langte ich in Halberſtadt an. Ich ſandte das Päckthen der Herdern ab, das ganz einfach: An Vater Gleim adreſſirt war, und fragte, wann ich ihm mein Kompliment machen könnte? Ich erhielt zur Antwort, ich möge ja gleich kommen und als ich nach einiger Verzögerung hinging, fand ich den lebhaften Greis ſchon vor ſeiner Hausthüre, wo er mich erwartend auf- und abging. Der Brief der Herdern mußte ſehr warme Empfehlungen enthalten.

Ich hatte dieſen Dichter ſchon frühe kennen gelernt. In der Schule erwarb ich einmal durch die öffentliche Declamation eines ſeiner Gedichte (ich glaube, es heißt das „Lob des Landlebens“ und iſt die Nachbildung einer Horaziſchen Ode) ermunternden Beifall. Daran knüpfte ſich bei mir ein Intereſſe für ihn. Von ſeinen übrigen Dichtungen hatten mir nur einige ſeiner Kriegslieder gefallen. Dichteriſcher und kriegeriſcher Schwung der Gedanken iſt in ihnen nicht ſelten, aber ich habe nicht gehört, daß Eines derſelben jemals von Soldaten geſungen worden ſey; vielleicht iſt ſogar keins in Muſik geſetzt, ſo wenig, als von ihren Nachahmnngen, den Amazonenliedern von Chr. F. Weiſſe. Ihre Zeitgenoſſen, der Deſſauer Marſch und die Operetten-Liedchen deſſelben Weiſſe, mit den Hillerſchen Melodien dagegen, wurden überall und lange gehört, und ſind noch bekannt, ſo wie das viel ältere: „Prinz Eugenius, der tapfre Ritter.“ Dem geringen Kunſtwerth jener Lieder, oder dem Mangel an Patriotismus im Publikum darf das nicht zugeſchrieben werden; ſelbſt manche Studentengeſänge, aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges, ſind voll Enthuſiasmus für den großen König. Gedankengang und Sprache in den Gleimſchen Liedern waren nur zu hoch für das Volk, um Wiederhall im Gemüthe deſſelben zu erlangen.

Gleim war ein viel edlerer Menſch, als Dichter. Er beſaß ein bedeutendes Vermögen oder doch Einkommen, als Kanonikus und Secretair des proteſtantiſchen reichen Domkapitels zu Halberſtadt; er lebte bürgerlich einfach und verwandte einen großen Theil ſeines Ueberfluſſes zur Unterſtützung dürftiger — Dichter oder doch Schriftſteller, ob auch anderer Armen, weiß ich nicht. Jedes aufſtrebende literariſche Talent, vorzüglich das poetiſche, hatte eine offene Zuflucht bei ihm. Manche junge Dichter lebten jahrelang bei ihm als geachtete Freunde; Manchen verſchaffte er eine Verſorgung, zum Theil bei dem Domſtifte ſelbſt wie Tiedge und Klamer Schmidt. Alle ausgezeichnete Dichter der ſchönen Periode, die mit dem Untergange der Gottſchediſchen Schule begann, Klopſtock, Herder, Ramler, Kleiſt, Jacobi, Claudius und viele Andere waren freundſchaftlich mit ihm verbunden, *)

---

*) Bei meinem zweiten Beſuche führte er mich in eine ziemlich große Stube, die er ſein „Pantheon der Freundſchaft" nannte, das einzige mit Anſpruch auf Eleganz meublirte Zimmer, das ich in ſeinem Hauſe ſah. Jener Name war unglücklich für mich gewählt. Als ich alle Wände mit Porträts bedeckt ſah, fiel mir ein reicher Student zu Jena ein, der ſeinem armen Factotum auftrug, zu einem Commerſch, den er geben wolle, nur 70 bis 80 der intimſten Freunde einzuladen. Ich lächelte unwillkührlich.

und er war ein zuverläſſiger, treuer Freund, nur etwas zu ungeſtüm. So ſoll es z. B. gefährlich ſeyn, ſich in einen Briefwechſel mit ihm einzulaſſen. Er, der wenig Geſchäfte hatte, ſchrieb dann mit jedem Poſttage und wurde ſehr böſe, ſah es als eine beleidigende Vernachläſſigung, einen Bruch der Freundſchaft an, wenn man ihm nicht pünktlich antwortete und war ſchwer zu verſöhnen; denn er ſelbſt fühlte und bewies es, daß er der Freundſchaft große Opfer zu bringen fähig und bereit war.

Die Kritik konnte er nicht leiden; ich zweifle daher, daß er auch Leſſing zu ſeinen Freunden zählte. Mit ſeinem alten und grauen Freunde Ramler veruneinigte er ſich bekanntlich auf immer, wegen ſehr ſchätzbarer Aenderungen, die dieſer ſowohl in Gleims eigenen Gedichten, als in denen ſeiner anderen Freunde vor dem Abdrucke gemacht. Am heftigſten pflegte er ſich über die Umgeſtaltung von Kleiſt's Frühling zu äußern, und dieſer hätte beinahe auch mir Gleims

---

Leider bemerkte es Gleim, machte eine unzufriedene Miene und ließ mir nicht lange Zeit, mich in dieſer höchſt intereſſanten Sammlung umzuſehen, die faſt lauter berühmte Schriftſteller enthielt. Sollten auch nicht Alle ſeine Freunde geweſen ſeyn, geehrt haben ſie den wackern Mann gewiß Alle.

Zorn oder doch Unwillen zugezogen. Da er nämlich darüber ſprach, meinte ich, der „Frühling" ſey in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt ein ſo herrliches Gedicht, daß Ramler's Aenderungen doch wohl nicht Fehlgriffe geweſen ſeyn könnten. „Aber es iſt nicht Kleiſt's Frühling! rief Gleim heftig; die Eigenthümlichkeit jedes Dichters muß heilig ſeyn." Der Einwurf lag nahe, Kleiſt ſelbſt habe, indem er Ramlern die Ueberarbeitung auftrug, die Anſicht ausgeſprochen, daß es wichtiger ſey, der Literatur ein vollendeteres Werk zu ſchenken, als die vielleicht tadelhaften Eigenthümlichkeiten des Verfaſſers zu bewahren. Er könne nur dabei gewonnen haben, daß ſein Name vor einem fehlerfreien Werke, ſtatt eines fehlervollen ſtände. Ich ſchwieg indeß nachgiebig ſtille.*) Eben ſo ging es mir in Rückſicht Friedrichs des Zweiten, der bekanntlich Gleims höchſter Heros war. Ich ſtimmte lebhaft in die Lobſprüche ein, die er ihm ertheilte, und erzählte ihm, daß ich 1786 bei einer Feierlichkeit in der

---

*) Gleim beſaß eine Abſchrift des „Frühlings" in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, ließ ſie aber nicht drucken. Sein Erbe that es, und hat, fürcht' ich, dem Publikum das ſchöne Gedicht in beiden Geſtalten verleidet. In ſeiner urſprünglichen würd' es, nach meiner Anſicht, ſchwerlich berühmt geworden ſeyn.

Domſchule zu Riga als Secundaner öffentlich eine Lobrede auf ihn habe deklamiren müſſen, bei der ich öfter vor Rührung geſtockt, und daß, als ich bei einem Spaziergange auf dem Rigaer Walle mit einer Schildwache in's Geſpräch gekommen, die ein Preußiſcher Deſerteur war, und ich ihr ſagte, daß ſo eben die Nachricht vom Tode des Königs eingelaufen ſey, der Menſch in Thränen ausbrach. Gleim hörte dieſe Kleinigkeiten mit großem Vergnügen, als neue Beweiſe, wie ſehr Friedrich auch außerhalb Deutſchland verehrt worden; aber als mir die Bemerkung entſchlüpfte, dieſes ſelbſt habe eben keine Urſache, ihn zu lieben, da ſeine Begierde, ein Stück mehr davon zu beſitzen, drei ſo blutige inländiſche Kriege veranlaßte, die dem Intereſſe der Deutſchen Nation durchaus fremd geweſen, wurde der jugendlich lebhafte Greis ſehr böſe, und ich ſchwieg aus Pietät.

Es wäre ſehr undankbar geweſen, wenn ich weniger Nachgiebigkeit dem in ſo vielen Rückſichten ſo Ehrwürdigen bewieſen hätte. Die Aufnahme, die er mir ſchenkte, war gütig über alle meine Erwartung. Er ſelbſt führte mich am folgenden Tage in ſeiner Kutſche zu den Spiegelbergen, einem Luſtorte bei Halberſtadt, und in allen Partien derſelben herum.

Ich nahm am Abende mit dankbarer Verehrung gegen den herrlichen Greis Abſchied, und früh am folgenden Morgen wanderte ich mit meinem jungen Ränzelträger ab, nach Wernigerode.

Vor dem Thore dieſes Städtchens, das eben nicht viel verſprechend ausſah, überraſchte mich der Anblick eines großen, ſchönen Gebäudes. Ich fragte einen Vorübergehenden um die Beſtimmung deſſelben. Er antwortete mit ſpöttiſchem Tone: „Ih, das iſt ja die gräfliche Schenke." Mir fiel die Benennung auf. Er fügte die Erklärung bei: „Es kommen oft Fremde her, den Brocken zu beſteigen und den Harz zu bereiſen, und geben viel Geld aus; da wird das neue Gaſthaus wohl Etwas eintragen." Aber warum ſteht es denn nicht in der Stadt? „Die Acciſe am Thore iſt Preußiſch, ſagte er; hier vor dem Thore kann Alles wohlfeiler angeſchafft werden. Auch wär' es gegen die Rechte der Bürger." Aber ſo werden ja die Gaſthäuſer in der Stadt zu Grunde gehen! rief ich aus. Der Mann zuckte die Achſeln. — Ich ging nicht in die gräfliche Schenke, ſondern zur Forelle, wo nach einigen Stunden auch Scherer eintraf. Wir brachten den Abend damit zu, mit Gemächlichkeit die Gegend zu beſehen. — Am folgenden

Morgen gingen wir zum Schloſſe hinauf, das auf der Höhe eines ſtark bewaldeten Berges liegt, der Park genannt wird. Unterwegs erſchreckten uns zwei kämpfende Hirſche. Wir gelangten indeß glücklich zum Schloſſe und in die Bibliothek. Der Bibliothekar, der Rath — das verſteht ſich! — Benzler war ſtocktaub, aber gefällig. Es gelang mir, mich ihm verſtändlich zu machen. Ich erhielt, wovon Herder Auskunft gewünſcht hatte und ſchrieb die Notizen darüber auf, indeß Scherer ſich in der Bibliothek umſah. Ich kam noch zu rechter Zeit, um zwei Merkwürdigkeiten auch kennen zu lernen: eine Sammlung von beinahe zweitauſend Bibeln, die mir ein ſehr ſonderbarer Aufwand ſchien, da gewiß in allen Sprachen der Erde nicht halb ſo viel Ausgaben vorhanden ſind und — in allen bekanntlich daſſelbe ſteht; ferner eine Leſemaſchine, aus einer Zahl von Brettern zuſammengeſetzt, die an beiden Enden auf den Speichen von Rädern lagen. Benzler rühmte, wenn man die Bücher, die man über einen Gegenſtand nachſchlagen wolle, auf den Brettern zurecht gelegt hätte, brauchte man die Maſchine nur zu drehen, um nach einander zu blättern, worin man wolle. Mir ſchien die Erfindung ſehr vernünftig und bequem, beſonders als ich einige Monate ſpäter zu Kopenhagen den berühmten Suhm beſuchte, und ihn zwiſchen langen Tiſchen voll aufgeſchlagener Bücher auf- und abgehen fand, um Notizen auszuziehen, aus denen er einen Kämpfer-Roman zuſammenſetzte. Mit einer ſolchen Maſchine hätte er ſeine ſogenannten Romane zuſammen walzen können, ohne vom Stuhle aufzuſtehn.

Die Beſteigung des Brockens u. ſ. w.

Gegen Abend machten wir uns auf, um den Brocken zu erſteigen. Ein langer Schuſtergeſell aus Wernigerode erbot ſich zum Wegweiſer und wir nahmen ihn an; auf dem halben Wege aber wurde ihm ſo wohl, daß er ſich niederwarf und ſich vor Behaglichkeit im Graſe wälzte. Wir forderten ihn auf, weiter zu gehen, aber er ſtreckte ſich auf dem Rücken aus, und verſicherte, es ſey hier ſo ſchön unter den großen Bäumen, daß er ſich ein halbes Stündchen ausruhen wolle. Wir ließen ihn liegen und gingen um ſo zuverſichtlicher weiter, da wir uns auf einer Fahrſtraße ſahen. Bald kam er uns nachgelaufen, und beklagte ſich, daß wir ihn verlaſſen; er hätte ſich ja im Walde verirren können! Verirren? fragten wir erſtaunt, und es zeigte ſich bald, daß er auch zum erſtenmal den Brocken beſtieg, und die Gelegenheit wahrnehmen wollen, es für Geld zu thun.

Wir langten endlich nach Sonnenuntergange in einem ziemlich ſchlechten Wirthshauſe an, vielleicht zweitauſend Schritt, oder mehr, vom Gipfel des Berges. Außer uns waren nur zwei junge Männer da, die auch die Neugier herauf geführt hatte. Wir aßen zu Abend und legten uns ſchnell nieder, um am folgenden Morgen die Sonne aufgehen zu ſehen. Das mißlang indeß. Der Morgen war neblig, oder vielmehr wir traten unſern Weg in dichten Wolken an. Ein tüchtiger Windſtoß warf endlich die Wolken nach Weſten hin zuſammen, und die Sonne brach durch. Ich wandte mich um, und ſah zwei ungeheuer koloſſale Menſchengeſtalten in mäßiger Entfernung von uns. Ich machte Scherer aufmerkſam darauf. Er rief mit Entzücken: „Das Geſpenſt! das Geſpenſt!“ Entzückend fand ich die grauen Recken nicht, aber ich zog den Hut ab und begrüßte ſie. Einer von ihnen erwiederte den Gruß in demſelben Augenblicke, aber eine Wolke zog ſich plötzlich vor die Sonne und unſre Doppelgänger waren verſchwunden.

Auf dem Gipfel fanden wir die beiden Fremden ſehr geſchäftig mit Fernröhren herumſuchen. Da! da! rief endlich einer von ihnen. Ich hab's! Das iſt unſer Michaelis-Thurm! — Der Michaelis-Thurm in Hamburg? fragte ich erſtaunt. „Ja! rief er und reichte mir ſein Inſtrument Suchen Sie nur recht genau in der Richtung da, ſo werden Sie einen dünnen, nicht langen Strich ſehen. Das iſt der Michaelis-Thurm!“ Ich gab ihm ſein Fernrohr ſogleich zurück und ſagte: „Ich halte Sie für einen Mann von Ehre und ſo will ich Ihnen auf's Wort glauben, daß da ein dünner, nicht langer Strich iſt, den Sie für den Michaelis-Thurm erkennen.“ Ueberhaupt hatte das topographiſche Vergnügen des Herumſchauens nicht viel Reiz für mich.

Der Gipfel des Brockens wurde erſt viel ſpäter mit einem bequemen Gaſthauſe verſehn, und hat dieſes auch ein Thürmchen, ſo muß die Ausſicht noch um Vieles erweitert ſeyn. Damals war die Schilderung getreu, die ich in der Parodie — zu Göthe's: „Kennſt Du das Land, wo die Citronen blühn —?“ gemacht habe, die in meinen kritiſchen Antiken ſo ungeſchickt wieder abgedruckt iſt, *) daß man gar nicht

---

*) Nebenher — es iſt jetzt gebräuchlich oder gar geſetzlich, daß

erkennt, was ſie ſeyn ſoll, und die ich ſchon deshalb hier wiederholen will.

Kennſt Du den Berg, wo Schilf und Mooſe blühn,
Durch ſchwarzen Moor die Waſſerſpinnen ziehn,
Die Eidechſ' ſtill um nackte Steine ſpielt,
Und ew'ger Wind in grauen Wolken wühlt?
Dahin, dahin
Sah ich, voll Grauſen, meine Wolke ziehn.

Kennſt Du das Haus? Durch's halbzerriſſ'ne Dach
Heult laut der Sturm in's einzige Gemach, —
Und Felſen ſteh'n umher und ſeh'n es an:
Wer hat das Weh, Spelunke, dir gethan?
Dahin, dahin
Mußt' ich, gebannt auf meine Wolke, ziehn.

Kennſt Du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
Der Beſen ſucht im Nebel ſeinen Weg;
Auf ſeinem Gipfel flammt der Hölle Glut
Und Satanas tanzt mit der Hexenbrut.
Dahin, dahin
Mußt' ich allein, ſo ſehr ich bebte, ziehn.

---

die Drucker ſich auf den Schriften nennen. Vortheilhafter bei weitem wär' es, wenn die Correctoren der Drucke verpflichtet würden, dieſen ihre Namen beizuſetzen. Dann würden ſolche typographiſche Gräuel, wie z. B. der erſte Band dieſer „Darſtellungen" durch eine Unzahl von Fehlern iſt, bald nicht mehr erſcheinen.

In der That befand ſich auf der Spitze ein Moraſt und neben ihm eine kleine, ich glaube, aus Brettern zuſammengeſchlagene Scheune, deren halbes Dach fehlte. Rund herum lagen große Felsſtücke, von denen Eines das Hexengrab, und, wenn ich nicht irre, ein Anderes des Teufels Kanzel hieß.

Wir ſtiegen den Berg hinunter und ſtreiften im Harz umher, ſahen den Ilſenſtein, die Marmormühle, das Selkethal, kurz Vieles von dem, was im Harz merkwürdig und ſchön iſt, waren aber dabei ſo heiter geſtimmt, daß wir nur ſcherzten, nicht notirten, und ich Nichts nach zu erzählen weiß, ausgenommen, daß wir beinahe einige hundert Fuß nnter der Erde in Unfrieden gerathen wären.

Wir beſchloſſen nämlich die Baumannshöhle zu beſehen. Am Eingange derſelben verſah uns der angeſtellte Führer mit Kitteln und Kappen und hub an, einen langen Spruch in Knittelverſen her zu ſagen. Sie waren ſehr ſchlecht, und er ſprach ſie nicht ſchlecht genug, um uns zu beluſtigen. Ich gab ihm drei Groſchen und bat ihn, aufzuhören. Er nahm das Geld, fuhr aber doch fort, bis zu Ende. Der Gebrauch ſoll wahrſcheinlich die fremden Beſchauer feierlich ſtimmen, „auf daß ſie glauben.“ Endlich war er fertig und wir klimmten in die Grube hinab und wandelten durch die garſtigen, naſſen Gänge der Höhle, mit vorgetragener Fackel, glaub' ich. Hier wurde unſre Ungeduld indeß noch mehr erregt, als bei ſeinen Knittelreimen. Er führte uns an einer Menge unförmlicher Tropfſtein-Klumpen und mißfarbiger Flecken in der Höhlenwand umher, und gab jedem einen Namen, der uns mit Bewunderung erfüllen ſollte. Er reizte uns indeß nur zum Lachen, das endlich unaufhaltſam ausbrach. Wir baten ihn, uns von nun an ſelbſt errathen zu laſſen, was die Flecken und Klumpen ſeyen. Man kann denken, daß wir bald mehr darauf ausgingen, Scherz zu treiben, als Aehnlichkeiten aufzufinden. Eine Zeitlang begnügte er ſich, unſre Deutungen mit mürriſcher Miene und verdrüßlichem Tone durch die hergebrachten zu berichtigen; doch als Scherer und ich uns vor einem Flecken darüber ſtritten, ob er eine zerbrochene Lichtputze oder eine verbogene Heugabel ſey, verlor der Mann die Geduld, fuhr zornig mit der Erklärung dazwiſchen, es ſey ein Crucifix, und ſchalt heftig darüber, daß wir zum Verſpotten hergekommen ſeyen. Ich kann betheuern, daß der garſtige Flecken keinem der drei Gegenſtände ähnlich ſah, aber wir fanden für zweckmäßig, den Alten zu begütigen, bedauerten unſern Stumpfſinn und forderten ihn auf, uns wieder an's Sonnenlicht zu ſchaffen. Beim Hinaufgehen warf Scherer die Bemerkung hin, man habe vor Kurzem in der Nachbarſchaft noch eine Höhle entdeckt, die Bielshöhle, die ſehr gelobt werde. Da erwachte Amtsehre und Brodneid in dem alten Grubenhüter. Er verſicherte uns, die neue Höhle enthalte Nichts von ſolchen Merkwürdigkeiten, wie die ſeinige. Man mache darin wohl allerlei zurecht; bei ihm ſey Alles von ſelbſt entſtanden. Er riethe uns ab, die andre Höhle zu beſuchen. Ich beruhigte ihn durch die Verſicherung, es werde gewiß nicht geſchehen; wir hätten uns vollkommen ſatt geſehen an Klumpen und Flecken.

Am folgenden Tage trennten wir uns. Scherer ging, um, ich weiß nicht, wo, die Poſt nach Hamburg zu nehmen; ich ſchlug den kürzeſten Weg nach Weimar ein.

Ich that wohl, zu eilen. Ich war kaum zu Hauſe, als Herder's Diener mir ein Billet brachte, mit der Nachricht, — Sonntag ſey mit ſeiner Gattin den Abend Herder's Gaſt und man erwarte auch mich. Mit welcher Freude eilte ich hin!

(Ende des erſten Buches.)

Zweites Buch.

Aus Dänemark.

Antritt meiner Reiſe.

Vom Kammerherrn von Hennings ſelbſt fand ich bei meiner Rückkehr noch keine Antwort vor, aber nach einigen Tagen ließ Herder mich zu ſich bitten und theilte mir voll lebhafter Freude einen Brief der Gräfin Schimmelmann mit, der Gemahlin des Däniſchen Finanz-, oder eigentlich ſeit Bernſtorff's Tode, Premier-Miniſters. Sie trug ihm darin auf, mich im Namen ihres Gemahls aufzufordern, ich möge nach Kopenhagen kommen, um die Stelle eines Secretärs bei ihm einzunehmen. (Schmidt Phiſeldeck, der vor einigen Jahren als dirigirender Geheimer Conferenzrath ſtarb, hatte, wie Herder wußte, dieſe Stelle früher beſeſſen, und nach ihm der durch ſeine ſpäteren hiſtoriſchen Schriften berühmte Niebuhr, dieſer war aber aus einer Urſache, die ich nicht anführen kann, entfernt und zum Secretär der Königl. Bibliothek ernannt.) Die Ausſicht, ſechzehn Monate nachdem ich aus den Liefländiſchen Wäldern hervorgetreten war, zum Secretär-Poſten des erſten Miniſters eines, beſonders damals, nicht unbedeutenden Staates berufen zu werden, hatte etwas Berauſchendes für mich. Es war gar nicht eine Frage, ob ich dem Rufe folgen würde.

Wir gingen zu Herder's Frau hinunter.

Sie ſagte mir Glückwünſche und ſprach von der glänzenden Carriere, die ich machen würde. Herder ging lächelnd auf und nieder; endlich brach er lachend aus: „Der eine Carriere machen! Der! Sieh' ihn doch an! Auf ſeiner Stirn ſteht deutlich das Gegentheil von der Deviſe des Prinzen von Wales: Ich diene nicht! Er wird eine intereſſante Erfahrung machen, die große Welt in der Nähe ſehn; das iſt's Alles.“

Die Herdern hoffte Gutes von mir und gab mir, obgleich mit großer Feinheit, faſt mütterliche Ermahnungen. Herder hörte wieder einige Zeit zu;

„Laß ihn gehen! ſagte er endlich unzufrieden. Er bleibt nun einmal ſo, und das iſt recht gut.“

Dieſe Aeußerung war eigentlich nicht ſowohl ein Beweis ſeiner Zufriedenheit mit mir, als der Ausdruck ſeiner allgemeinen Achtung für Individualität überhaupt. Ich habe ihn einſt einen jungen Mann, der ihn bei jedem Anlaß mit voller Hingebung in ſeine Autorität um Rath fragte, dringend auffordern gehört, lieber ſeinen eigenen Anſichten zu folgen. „Jeder Menſch, ſagte Herder zu ihm, hat ſeinen eigenen Schritt für das Leben; wenn er den geht, ſo kommt er leicht und mit Sicherheit aus der Stelle. Wer immer fremden Rath ſucht, bemüht ſich, den Schritt eines Andern einzulernen, arbeitet ſich ab und ſtolpert jeden Augenblick. Ich würde in Ihrer Lage Das und Das thun; aber ich rathe Ihnen nicht dazu.“ Als im Jahre 1799 der berühmte David Friedländer zu Berlin, Teller in einem gedruckten Sendſchreiben öffentlich aufgefordert hatte, ſeine Meinung über den moraliſchen Werth der Judentaufe zu ſagen, bat er mich, auch Herdern zu bewegen, daß Er darüber Etwas ſchreiben möge. Herder antwortete mir, ich möchte Friedländer für das überſandte Exemplar des Sendſchreibens danken, und wenn ich eine höfliche

Wendung dazu fände, hinzufügen, er wiſſe keine andere Antwort, als den Zuruf Voltaire's: Puisque vous êtes juif, soyéz — le donc! —

Ich ſtimmte in meinen Hoffnungen der Herdern bei; aber die Folge bewies, daß er Recht hatte.

Aus Halle.

Meine Anſtalten zur Reiſe waren bald gemacht. Ein Umſtand aber ſetzte mich und — die Weimariſche Regierungsbehörde in Verlegenheit. Da ich Deutſchland verlaſſen wollte, glaubte ich eines Paſſes zu bedürfen. Ich bat darum; aber Jeder, mit dem ich darüber ſprach, auch auf der Behörde, ſah mich verwundert an, doch ohne meine Anſicht zu widerlegen. Es ſchien, als wäre ein Paß etwas ſo Unerhörtes, daß man gar nicht wiſſe, wie ein ſolcher einzurichten ſey. Endlich fand man einen alten gedruckten Schein über geſunde Luft und Abweſenheit anſteckender Krankheiten in Weimar, unterzeichnete und beſiegelte ihn. Lachend legte ich ihn zu meinem alten Ruſſiſchen Paſſe und meinen akademiſchen Matrikuln, und brauchte ſie alle nicht auf der Reiſe. Als ich zwanzig Jahre ſpäter Deutſchland durchreiſ'te, forderte man mir überall, wo ich ein Paar Tage verweilen wollte, meinen Paß ab, verwahrte ihn auf der Polizei und gab mir für anſehnliche Gebühr einen Aufenthaltsſchein. — Der Geiſt der Völker war lebendiger geworden und die Regierungen ſorgfältiger. Die Gebühren freilich hätten wegbleiben oder beſcheidener ſeyn können. — Da gerade der Buchhändler Sander in Weimar war, fuhr ich mit ihm bis Halle, wo ich an Einem Tage eine Reihe intereſſanter Bekanntſchaften machte. Sander führte mich zu Niemeyer, ſeinem Univerſitätsfreuude, der ſchon längſt berühmt war. Mir ſchien der Mann, bei großer Freundlichkeit, in Haltung und Benehmen etwas ſteif. Deſto lebhafter war ſeine Gattin, eine reizende und geiſtvolle Blondine. Bei ihm fand ich ſeinen Schwiegervater, Hofrath Köpke, einen Dichter ſehr artiger, gemüthlicher Liederchen, und Morgenſtern, deſſen Freundſchaft mich ſeitdem nun 42 Jahre erfreut. Er führte mich zu Falk, ſeit Kurzem durch einige ſatyriſche Gedichte berühmt, die Wieland mit hoher Wärme geprieſen hatte.

Ich fand einen jungen ſchönen Mann von großer Lebhaftigkeit, der mir aber von ſeinem literariſchen

Glücke ganz trunken ſchien. Er ſprach in einem viel höheren Tone, mit ſehr viel größerem Selbſtgefühl, als Wieland, dem er ſeinen Ruf größtentheils verdankte. Im Laufe des Geſprächs theilte er mir ſeinen Lebensplan mit; er glaubte ſeinen Beruf ausgefunden zu haben; er wollte ſich ausſchließend nicht ſowohl der Literatur, als der Satyre widmen, heirathen und nach Weimar ziehen, um dort ſeinem Fache in einſamer Stille ganz zu leben. Mir war, als träumte ich. Ein junger, rüſtiger Mann ohne Vermögen, der es zu ſeinem ernſten Lebensgeſchäfte machen wollte, beißende Scherze zu verſificiren, der die Satyre wie ein bürgerliches Gewerbe betrachtete, auf das er heirathen könne, und der gleichwohl ſich in eine halb ländliche Einſamkeit zurückziehen, das heißt, ſo viel als möglich, allem Stoffe, an dem er ſein Talent üben könnte, aus dem Wege gehen wollte!!! Ich hatte keinen Begriff davon, wie ſich ſo Etwas in einem hellen Kopfe reimen könne.

Falk's ſpäterer Gang zeigte, daß meine Beſorgniß für ihn gegründet war. Doch ich werde noch weiterhin über ihn ſprechen.

Zu Mittage aß ich mit Sander bei Lafontaine, der in einiger Entfernung von Halle in einem ſehr artigen Garten wohnte. Wie Falk durch einen raſchen Entſchluß aus einem Friſeur zum Literaten und Satyriker, war Lafontaine aus einem Feldprediger Romanen-Dichter geworden; aber mit dauernderem Glücke, als Falk. Er blieb bekanntlich länger, als zwei Jahrzehende, der Lieblings-Schriftſteller eines großen Publikums und verdiente es. Der erſte Blick auf ihn nahm mich ein. Es iſt nicht leicht, offene, empfängliche Gutmüthigkeit unverkennbarer darzuſtellen, als ſein Blick und ſein ganzes Weſen ſie ausdrückten; ſeine ungeheure Corpulenz widerſprach ihnen eben nicht. Wir geriethen bald in einen vertrauteren Ton. Ich bezeugte ihm meine Verwunderung über ſeine Fruchtbarkeit. „Das Schreiben, ſagte er, macht mir keine Mühe. Den Plan zu einem Romane erſinn ich in einer Viertelſtunde, und wenn ich mich an's Pult ſetze, ſind ein Paar Druckbogen geſchrieben, ehe ich aufſtehen mag.“ — Aber die Feile? — Nach einigem Stocken geſtand er mir, daß er ſelten zu überleſen pflege, was er geſchrieben. Er verlaſſe ſich wegen der Richtigkeit auf ſeinen Freund Sander in Berlin. In der That gehört dieſem das Verdienſt des reinen Styls, vielleicht ſogar oft des Zuſammenhanges mancher Lafontainiſchen Romane. — Ich machte ihm mein Compliment über die Zartheit und Tiefe des Gefühls in vielen ſeiner Schriften; ſeine Frau verſicherte mich lächelnd, er weine ſelbſt oft herzlich beim Schreiben. Ein Schalk erzählte mir ſpäter, ſie habe ihren Gatten einmal, da ſie ihn in Thränen gefunden, mitleidig um die Urſache derſelben gefragt. Er ſchildert ihr die rührende Lage, in welche er ſo eben ſeine liebenden Helden verſetzt hat. Auch ſie wird erweicht, auch ſie bricht in Thränen aus und fleht ihn an: Gieb ſie ihm doch! Ach, antwortete er ſchluchzend, das geht nicht an! ich bin ja noch beim erſten Bande. — Es iſt leichter, über die Reizbarkeit dieſes wirklich genialiſchen Kopfes zu ſpotten, als mit ihm zu wetteifern.

In dem frohen Muthe, mit dem ich von Lafontaine nach Halle zurückkehrte, zog ich mir eine literariſche Fehde zu, die mir unangenehm war, aber der damaligen großen Angelegenheit meines Lebens förderlich wurde. Ein Ausländer von Geiſt und Gelehrſamkeit und noch viel mehr Gewandtheit, als juriſtiſcher Geſchäftsmann, hatte in Liefland eine ſo glückliche Laufbahn zurückgelegt, daß er einen bedeutenden Rang und das Kurländiſche Adels-Indigenat erhielt und in Liefland Gutsbeſitzer wurde. Im Sommer 1797 hatte er ſeinen Sohn zum Studiren nach Halle gebracht und dort Lafontaine, einen früheren Bekannten, glaub' ich, beſucht. Bei Tiſche kam das Geſpräch auf mein Buch, „die Letten," das Lafontaine mit der wärmſten Theilnahme geleſen hatte und pries. Hr. v. B., als Liefländiſcher Gutsbeſitzer, fühlte ſich durch ſeine Aeußerungen bedrängt und verſicherte, ich ſey im Irrthum und habe im höchſten Grade übertrieben. „Aber ſo widerlegen Sie doch Merkel? rief Lafontaine. Hat er unwahr geſchildert, ſo dürfen Sie das nicht hingehen laſſen. Oder ſchicken Sie mir Beweiſe, ſo will ich ſelber gegen Merkel ſchreiben." Hr. v. B. konnte nicht wohl anders, als zu verſprechen, er wolle widerlegen.

Lafontaine erzählte mir den Vorgang, der erſt einige Wochen alt war, in ſehr froher Laune. Bei der Rückkehr in mein Gaſthaus trat ich zufällig in die Gaſtſtube, ich glaube, um meinen Schlüſſel zu holen. Ich hörte den Namen jenes Edelmanns nennen und ſah einen jungen Mann, den ich für den Sohn deſſelben hielt. Ich fragte ihn darum und er bejahte es. Ich trug ihm ein Compliment an ſeinen Vater auf und bat, ihm zu melden, daß ich ſo eben bei Lafontaine geſpeiſ't habe. — Dieſe Herausforderung durch dieſen Boten nicht anzunehmen, mußte das Ehrgefühl Hrn. v. B.'s unmöglich machen. Er ſandte der Allgemeinen Literatur-Zeitung Fragen an mich, deren Nichtbeantwortung für ein Zugeſtändniß meines Unrechts gelten ſolle, — und allerdings die Stelle einer Widerlegung vertreten hätte. Ich war damals in Kopenhagen, und eine lange Zeit hätte, wär' ich dort geblieben, vergehen können, ehe meine Antwort erſchien. Schütz legte die Fragen bei Seite und ließ ſie erſt drucken, als ich zurückgekehrt war. Sogleich erwiederte ich ſie und ſo entſpann ſich ein Schriftwechſel, der damit ſchloß, daß ich ein „Supplement" zu den Letten drucken ließ. Mein Gegner hatte in dem ganzen Verfahren ſo viel Gewandtheit gezeigt, daß ich vielleicht beſiegt worden wäre, wenn die Natur der Sache mir nicht eine unerſchütterliche Ueberlegenheit gegen jeden Gegner gegeben hätte. Hr. v. B. ſchwieg bald öffentlich, machte zwar verſchiedene Verſuche, mich zu widerlegen, behielt ſie aber im Pulte. Ein anderer Ausländer, der eine mittelmäßige Pfarre in Liefland hatte und wahrſcheinlich eine beſſere gern gehabt hätte, erhielt dieſe vom Verfaſſer ſelbſt beſeitigten Verſuche nach dem Tode deſſelben, der fünf Jahre nach unſerem Schriftwechſel erfolgte, und ließ ſie in

Halle drucken, unter dem Titel: „Auch die Todten erheben ſich gegen Herrn Merkel.“ Das geſchah 1804, in demſelben Jahre, in welchem die erſte kaiſerliche Bauerverordnung erlaſſen wurde, welche den erſten Bruch in die Sklavenkette der Letten machte. Ich habe das Buch nie geſehen und beachtet; aber Kotzebue ſchrieb eine bitter-witzige Abfertigung deſſelben für den Freimüthigen.

Am Abende des Tages führte mich Morgenſtern, glaub' ich, in den Profeſſoren-Clubb. Der ganze lange Tiſch war mit lauter literariſchen Namen beſetzt, unter denen manche mit Recht berühmte waren. Neben mir ſaß ein ältlicher Mann, deſſen ſtarke Geſichtszüge und raſches Benehmen mir auffiel, noch mehr aber die entſchiedene Weiſe, mit welcher er die ſonderbarſten Dinge erzählte. Ich erkundigte mich leiſe nach ſeinem Namen. Es war Reinhold Forſter, der mit Cook die Reiſe um die Welt gethan und Friedrich dem Zweiten das bekannte Compliment gemacht hatte, er habe fünf wilde und zwei zahme Könige kennen gelernt, aber Friedrich ſey der größte. *)

---

*) Der König ſoll, erzählte man mir zu Potsdam, dieſe Artigkeit lächelnd mit der Frage erwiedert haben, ob ihm die Neuſeeländer nicht das Indigenat ertheilt hätten? — Weniger bekannt

Mitten in ſeinem Vortrage, den er größtentheils an mich richtete, wahrſcheinlich weil er von mir, als einem Fremden, den meiſten Glauben erwartete, unterbrach ihn von der andern Seite des Tiſches her eine noch rauhere Stimme, als die ſeinige, mit den Worten: „Herr Schwiegervater! Lügen Sie doch nicht ſo entſetzlich! Das iſt ja rein unmöglich, was Sie ſagen.“ Ich erinnere mich nicht, was Forſter antwortete; aber ſeine Antwort gehörte zu den zahmen. Ich erkundigte mich nach dem Zurechtweiſenden und hörte wieder einen berühmten Namen — Sprengel.

ſcheint mir folgender Vorgang: Als Forſter aus England nach Deutſchland zurückkehrte, ladete ihn ein reicher Kaufmann in Hamburg, an den er eine Adreſſe hatte, zu einem Gaſtmahle, das er für ihn anſtellte. Als Forſter die Einladung erhielt, ging er zu dem Kaufmanne und erſuchte ihn um einen Geldvorſchuß. Der Kaufmann lehnte es ab. „So hab' ich auch den Teufel von Ihrer Freſſerei!“ rief Forſter und ging fort, ſoll ſich indeß, wie man ſehr unwahrſcheinlich behauptete, doch zu Tiſche eingefunden haben.

Reiſe durch Holſtein.

Meine nächſte Station war Hamburg. Der Brief der Gräfin hatte beſtimmt, daß ich dorthin gehen möge, wo ich im Däniſchen Poſt-Comptoir weitere Inſtructionen finden würde. Das klang zu wichtig, als daß ich nicht bereitwillig den Umweg eingeſchlagen hättte. Ich reiſte hin; ich ging zum Däniſchen Poſtmeiſter, um meine Inſtructionen zu holen. Sie beſtanden in der Aufforderung, in Ploen den Kammerherrn von Hennings, einen vertrauten Univerſitätsfreund des Grafen Schimmelmann, in Tremsbüttel die Gräfin Stolberg, die Gemahlin des Aelteren der dichteriſchen Brüder, in Knoop die Gräfin Baudiſſin, die Schweſter des Grafen Schimmelmann, zu beſuchen, und dann mit dem Paquetboote von Kiel nach Kopenhagen zu kommen. Zu den Koſten dieſer Nebenreiſe hatte der Poſtmeiſter Befehl, mir eine nicht unbedeutende Summe auszuzahlen. Ich ſtand erſtaunt da. Ich war alſo, ohne es zu wiſſen oder zu wollen, ein Damen-Schützling!! Ich ſollte eine Schaureiſe machen, nämlich, beſchaut zu werden! Und zwar von gelehrten Damen! Das wird nicht gut gehen, dacht' ich. — Der Poſtmeiſter, der meine Ueberraſchung bemerkte, ſagte lächelnd: „Die Damen protegiren Sie. Sie werden Glück machen.“ Ich ſchüttelte den Kopf. — Er fuhr fort: Bei dem ſchönen Wetter werden Sie eine angenehme Reiſe haben, durch einige der reizendſten Gegenden von Holſtein. — Mir fiel Herder's Bemerkung ein. Ich erklärte, ich würde am folgenden Morgen abreiſen, und bat ihn nur noch um Rathſchläge, wie ich das am beſten einrichtete, zugleich aber, wann ich dem Bruder des Grafen, der Däniſcher Reſident in Hamburg war, mein Compliment machen könnte? — Ich rathe Ihnen nicht, zu ihm zu gehen, ſagte der Poſtmeiſter. — Ich merkte alſo wohl, daß der Bruder nicht gut mit den Damen ſtehe.

Hamburg, das mir ſchon durch die Erzählungen meines Vaters ſehr intereſſant war, kennen zu lernen, ja nur flüchtig zu beſehen, hatt' ich keine Zeit. Zwei Bekannte aus meiner Knabenzeit her, nämlich durch jene Erzählungen, beſchloß ich, zu beſuchen. Der Eine war der Banquier Syllm, der einſt der Liebling-Zögling meines Vaters, eben deshalb mein Pathe geweſen war, und von dem ich den Namen erhalten hatte, den die Quintaner in der Domſchule und unter den Schriftſtellern ſo ſonderbar fanden. Sie wußten nicht, daß er — Agapetus, Amatus, **Bien-aimé** ꝛc. — faſt in allen Sprachen gar nicht ungewöhnlich iſt. — Ich ging zu dem Banquier. Man führte mich in's Comptoir, wo Viele an mehreren Tiſchen ſaßen und ſchrieben. Er ſelbſt, ein hochbejahrter Greis, begegnete mir mitten im Saale mit einer Korbmulde, gefüllt mit Goldſtücken, die er mit beiden Händen, voll Gichtknoten, wahrſcheinlich zur Hauptkaſſe trug. Das Ganze, das ich ſah, wirkte beſtürzend auf mich. Die Situation war offenbar nicht der Art, daß ich mich weitläuftig erklären konnte. Ich hätte ihn nach der Börſe aufſuchen ſollen. Ich ſagte ihm wenige Worte; er antwortete eben ſo kurz; ich ging fort, konnte diesmal meinen Beſuch nicht wiederholen und that es auch bei einem ſpäteren, längeren Aufenthalte in Hamburg nicht, ob ich gleich deſſen Sohn bei ſeinem Schwiegervater, dem berühmten Profeſſor Buſch, kennen lernte. Das iſt eine der groſſen Verſäumniß-Sünden, die ich ſchmerzlich bereue. Er hatte noch wenige Jahre vor meines Vaters Tode einen herzlichen, achtungsvollen Brief an ihn geſchrieben. Aber der Saal voll Schreiber! Die Mulde voll Gold! Die Gichtknoten! Alles das hatte einen ſonderbaren Eindruck auf mich gemacht, der mich zurückſtieß

Der zweite Bekannte war das Bild des Rieſen Cajetan, von dem mein Vater mir in meiner Kindheit zuweilen erzählt, und deſſen Beſchreibung einen lebhaften Eindruck auf mich gemacht hatte. Eigens um dies zu ſehen, ließ ich mich auf's Baumhaus führen. Ich fand es auch in einem Durchgange, friſch aufgemalt an eine Wand gelehnt; aber da mir das Organ des Verwunderns und Bewunderns für das körperlich Erblickte fehlt, betrachtete ich ihn eine halbe Minute und kehrte ihm den Rücken zu, um mich an dem Anblicke des Hafens voll lebendiger Thätigkeit zu ergötzen.

Am folgenden Morgen trat ich meine officielle Luſtreiſe durch das an reizenden Gegenden reiche Holſtein an. Zuerſt beſuchte ich Hrn. v. Hennings. Als Amtmann, das heißt, was in größeren Verhältniſſen Gouverneur genannt wird, der Landſchaft Ploen, bewohnte er das Ploener Schloß, das zwiſchen zwei Seen romantiſch auf einem Berge liegt. Ich beſah erſt das Städtchen und die reizende Gegend eine Stunde lang, ehe ich zu ihm hinaufging. Ich fand einen einfachen, ſehr verſtändigen und lebhaft theilnehmenden Mann in ihm, deſſen Charakter mir hohe Achtung einflößte. Auf Weimar ſah er nicht mit Vorliebe hin; er war in den Xenien auch mißhandelt. Ueber Göthe mochte er ſich in ſeinem „Genius der Zeit" einmal zu kaltblütig geäußert haben und Schiller — wußte wahrſcheinlich nicht, wieviel Hennings dazu mitgewirkt hatte, daß ihm die Penſion von 1000 Thalern ausgeſetzt wurde, die er ſechs Jahre, glaub' ich, von einigen vornehmen Däniſchen Damen erhielt, die ich nun auch kennen lernen ſollte. Hennings lehnte es nicht ab, als ich die Vermuthung äußerte, daß auch ich ihm meine Berufung verdanke und meine Erkenntlichkeit dafür ausſprach. Ueber die Situation, der ich entgegen ging, gab er mir mancherlei Auskunft und Rathſchläge. Sie ſchienen mir ſehr einſichtsvoll, ſtimmten aber meine Erwartungen gewaltig herab. Das ſah ich wohl, ſie gab mir die Ausſicht, mein Glück, wie man ſich ausdrückt, zu machen, aber ich fühlte zugleich, daß ich zu ſolchem Machwerk nicht tauge. — Wir ſchieden in freundſchaftlicher Stimmung und er hat mir noch Jahre nachher bewieſen, daß er mir ſie bewahrte.

(Im Anhange ein Brief von ihm.)

Ich fuhr nach Tremsbüttel, wo der ältere Graf Stolberg Amtmann war. Daß er Gedichte geſchrieben, wußte ich, aber ich kannte ſie nicht; ſie konnten mir nicht Stoff zu einer Artigkeit geben. Er war ſehr einſylbig. In ſeiner Gemahlin fand ich dagegen eine Frau von lebhafter und geiſtvoller Unterhaltung. Sie erzählte beim Theetiſche und Abendeſſen viel von Rom, wo ſie ziemlich lange geweſen war. Ich — war ein aufmerkſamer Zuhörer.

Die Gräfin Baudiſſin zu Knoop, der ich zunächſt meine Aufwartung machte, war in bekannter Heimlichkeit gefühlvolle Dichterin, wovon ich aber nichts wußte. Ich fand ſie corpulent und empfindſam, und Beides gefiel mir nicht, beſonders durch ſeine Verbindung, und ich bin gewiß, daß ich ihr auch nicht gefallen habe. Ihr ſchöner Park am Kieler Kanal ergötzte mich mehr, als ihr Geſpräch.

Beſſer erging es mir in Kiel. Wieland, den ich erſt einige Tage vor meiner Abreiſe bei Herder kennen gelernt, hatte mir einen Brief an ſeinen Schwiegerſohn, Profeſſor Reinhold, geſchickt, Böttiger ein Paar Billette an Andere mitgegeben. Ich wurde von Allen freundlich aufgenommen. Daß ich als Secretair des allvermögenden Miniſters nach Kopenhagen ging, gab mir einen Anſchein von Wichtigkeit und ſelbſt der alte Staatsrath Profeſſor Hegewiſch beſuchte mich im Wirthshauſe, ohne daß ich bei ihm geweſen war.

Ich fand in Reinhold einen einfachen, frohen Mann, an dem Nichts den Grübler verrieth, der die kritiſche Philoſophie, nachdem ſie ein Jahrzehend faſt nur ein todter Schatz geweſen, in kurzer Zeit zum Hauptthema der Univerſitäten und bald aller Gelehrten machte. Doch freilich — wär' er tiefer Grübler geweſen, er hätte das nicht vermocht. Eben weil er ſie ohne tiefe Grübelei mit Gewandtheit behandelte, erhob er ſie zum allgemeinen Gegenſtande, dem ſich Jeder gewachſen glaubte. Seine Frau machte keine Anſprüche, als die, gute Hausfrau und aufmerkſame Wirthin zu ſeyn. Die ganze Familie des großen Dichters, ſein älteſter Sohn ausgenommen, war faſt allzu einfach. Die Profeſſorin lud eine Geſellſchaft zum Mittagseſſen für mich; ſie ordnete eine Luſtfahrt nach Tiſche an. Es erfreute mich, Reinhold mit warmer Theilnahme nach Meck fragen und ſeinen frühen Tod bedauern zu hören. Am Abende begleiteten mich ein Paar jüngere Männer, die ich bei ihm kennen gelernt, auf's Paquetboot. Der Capitain hatte die Gefälligkeit, für meine Rechnung eine Bowle Punſch zu bereiten, — die mich viel koſtete. Wir tranken und ſchwatzten nämlich, bis der Anker, etwas ſpät, gelichtet wurde, und ich verſchlief nun eine herrliche Mondſcheinnacht und den maleriſchen Anblick der meiſten Inſeln, zwiſchen und an denen vorüber die Fahrt hin ging. Dieſe war glücklich und ſchnell. Schon gegen Abend des anderen Tages ſtiegen die Thürme Kopenhagens, dann die Außenwerke des Hafens vor unſeren Augen allmälig aus dem Meere empor, dann die Stadt ſelbſt. Der Anblick war ſehr ſchön. Der Eindruck, den er machte, wurde noch erhöht, als ich durch die breiten Straßen hinging, deren hohe Häuſerreihen oft durch Palläſte und pallaſtähnliche Gebäude unterbrochen wurde. Alles fand ich hier großartig in der Handelsſtadt zwiſchen zwei Meeren, die zugleich Haupt- und Reſidenzſtadt war. Wer auch nur Eine der fünf Städte in Europa geſehen hat, welche dieſe Beſtimmungen vereinigen, wird bemerkt haben, wie imponirend ihre Eigenthümlichkeit ſchon im Aeußerlichen iſt.

Der Premier-Miniſter Graf Schimmelmann.

Ich trat in einem Gaſthofe ab und ſandte die Nachricht von meiner Ankunft am anderen Morgen in's Palais des Grafen, mit der Anfrage, wann ich ihm meine Aufwartung machen könne. Eigentlich war das wohl der erſte Verſtoß, den ich machte. Ich hätte ohne Anmeldung ſelbſt hingehen ſollen; aber die Schaureiſe, welche die Gräfin mich durch Holſtein machen laſſen, hatte mein Gefühl der Selbſtſtändigkeit verletzt und — kurz, ich ließ mich anmelden. Das erſte Symptom, daß Herder, nicht die Herdern, Recht hatte! Der Haushofmeiſter des Grafen ſandte mir die Antwort, ich möge meine Sachen in's Palais bringen laſſen, wo Zimmer für mich bereit wären. Der Graf und die Gräfin — wieder die Gräfin! murrte ich halblaut, — wären auf ihr Gut, Seeluſt, hinausgefahren und hätten, für den Fall meines Eintreffens, befohlen, daß ich ſo bald als möglich hinaus kommen ſolle. Ein Fahrzeug dazu würde bereit ſeyn.

Ich aß in meinem Gaſthauſe erſt zu Mittage und fuhr ſodann hinaus. Ein zweiter Verſtoß, da bei den häufigen Boten, die nach Seeluſt hinausgeſandt wurden, auch mein Eintreffen ſchon dahin gemeldet ſeyn konnte, und wirklich war.

Ehe ich indeß mein erſtes Auftreten bei dem Grafen erzähle, glaub' ich mittheilen zu müſſen, was ich in Deutſchland und Kopenhagen ſelbſt von Wohlunterrichteten über ihn und ſeine Laufbahn erfuhr. Der edle Mann in ſeiner ſtillen Größe ſcheint mir außerhalb Dänemark ſo wenig gekannt, als er dort häufig ſehr verkannt wurde. —

Der Vater des Grafen, ein Magdeburger Kaufmann oder Schiffs-Eigenthümer, erwarb im ſiebenjährigen Kriege durch glückliche Speculationen ein Paar Millionen, zog mit ſeinem Schatze nach Dänemark, ließ ſich für Geld zum Grafen und zum Geheimenrath machen, kaufte Güter in Holſtein und eine wichtige Plantage in Weſtindien, baute ein großes Palais in Kopenhagen und nahm, bei ſeinem Reichthume und ſeiner Klugheit, bald mit voller Anerkennung einen Platz unter den Däniſchen Großen ein. Bei ſeinem Tode verwandelte er zwei Millionen in einen Familien-Fidei-Commiß und vertheilte unter ſeine drei Kinder den Ueberſchuß.

Der älteſte Sohn, der jetzige Miniſter, ſchloß in ſeinen Jünglingsjahren, vorzüglich auf der Univerſität, eine enge Freundſchaft mit den jungen Grafen Bernſtorff, Reventlow und Ranzau. In ihren vertrauten Geſprächen war ein immer wiederkehrendes Thema das Bedauern des Schickſals ihres Vaterlandes. Dänemark wurde damals von dem Miniſterium verwaltet, das die Stiefmutter des Königs, Juliane Maria, nach Struenſee's Kataſtrophe, aus ihren bürgerlichen Anhängern gebildet hatte, und an deſſen Spitze ein ehemaliger Conrector, Guldberg, ſtand.*) Dänemark wurde, ſagte man, unter dieſen Miniſtern im Innern tyranniſch und unklug regiert und nach außenhin verſank es in Unbedeutendheit. Gewiß iſt es, daß der hohe Adel in Holſtein und Dänemark ſich unter dieſem Kabinet, an deſſen Spitze ein Schullehrer ſtand, in den Hoffnungen getäuſcht ſah, mit denen er den Sturz des früheren, deſſen Haupt ein Arzt war, angeſehen, vielleicht mit bewirkt hatte. Es bildete ſich unter den jüngeren Adligen ein Bund; Haupt des Bundes war aber der erfahrenere Graf

---

*) Der Mann war ſo überzeugt, daß aus einem Theologen ſich Alles machen ließe, daß er oft ſeinen Bruder, einen Landprediger, dringend aufforderte, nach Kopenhagen zu kommen und ein hohes Staatsamt zu übernehmen. Dieſer war indeß verſtändig genug, es auszuſchlagen.

Bernſtorff, der ſchon einmal vor Struenſee Miniſter geweſen, Neffe jenes Miniſters Bernſtorff, der den Beinamen der Große hat, und einſt Klopſtocks Freund und Beſchützer war. Man unterlegte den gemachten Plan dem ſechszehnjährigen Kronprinzen. Längſt unzufrieden mit der Regentſchaft ſeiner Stief-Großmutter, billigte er ihn.

Als der Tag der Volljährigkeit des Prinzen herangekommen, wurde eine feierliche Miniſter-Verſammlung veranſtaltet. Der König ſelbſt mußte darin präſidiren, was ſonſt ſelten oder nie geſchah. Das bisherige Kabinet hatte ſich zu der bevorſtehenden Erweiterung durch ein neues Mitglied verſtärken zu müſſen geglaubt und einen Herrn Steemann zum Miniſter ernannt, aber es gab nur Anlaß zum Scherzen. Man fand, daß ſein Miniſterium ſeinem Namen Stehmann vollkommen entſpräche, und lobte, daß er ſich während deſſelben nicht einmal geſetzt habe. Das konnte er nämlich nicht vor Eröffnung der Conferenz, der Prinz aber hielt ſogleich beim Eintreten ſtehend eine Anrede an ſeinen königlichen Vater, worin er Demſelben für die Anerkennung ſeines Rechtes, an der Regierung Theil zu haben, dankte, doch zugleich erklärte, er könne davon nicht Gebrauch machen, ſo lange die bisherigen Miniſter im Amte blieben. Um das Geſchäft ihrer Entfernung abzukürzen, habe er die fertige Acte ihrer Entlaſſung mitgebracht und lege ſie Sr. Majeſtät zur Unterſchrift vor. — Der König hatte bei der unglücklichen, ihm, ſagte man, angekünſtelten Krankheit, die ſeinen Geiſt zerrüttete, doch Sinn für komiſche Lagen und oft bittern Witz behalten. Er ſah die Männer, die ihn ſo lange nach dem Willen der Stiefmutter deſpotiſirt und gekränkt haben mochten, mit ſchadenfrohem Lächeln an, unterſchrieb die Schrift ſchnell und rief ihnen zu: „Glückliche Reiſe!“ Sie traten ab und wurden ſogleich von einigen Offizieren in Empfang genommen, zu bereit ſtehenden Wagen, und in dieſen nach einer kleinen Stadt geführt. Nach ihrer Entfernung legte der Kronprinz dem Könige eine andere Schrift vor, in welcher die Regentſchaft dem Prinzen übertragen und ein neues Kabinet ernannt wurde, an deſſen Spitze die Grafen Bernſtorff und Schimmelmann ſtanden. Sie waren ſchon in der Nähe und traten ſogleich ein. Die Entlaſſenen wurden gut verſorgt in untergeordneteren, aber einträglichen Poſten. Noch im Jahre 1797 war Guldberg Stiftsamtmann, das heißt, was der Graf Stolberg und Hr. v. Hennings waren — Verwalter einer Provinz. Wirklich ließ ſich dieſen Männern wenig Schlimmeres vorwerfen, als Unfähigkeit. Die alte Königin hatte in ihnen nur fügſame Werkzeuge ihrer Pläne gewollt und gefunden.

Den ſchwierigſten Auftrag bei dieſem ſo leicht und ſchnell durchgeführten Staatsſtreiche hatte Graf Schimmelmann. Er ſollte verhindern, daß die bisherige Regentin, die Königin Juliane Maria, der Conferenz beiwohne. Bei der Scheu, die der kranke König vor ſeiner Stiefmutter hatte, die ihn oft mit unwürdiger Härte behandelt haben ſoll, hätte ihre Einmiſchung Alles hintertreiben können. Ihr Verbot hätte den König wahrſcheinlich abgehalten, zu unterſchreiben, und ſomit hätte die Hauptform zur Ausführung des Planes gefehlt, der ſich dann vielleicht nur durch Gewalt hätte realiſiren laſſen. Vielleicht wäre die ganze Reſidenz mit Tumult gefüllt worden. Mochte die Königin nun durch die Aufſtellung des Regiments des Kronprinzen im Schloßhofe beunruhigt worden ſeyn, mochte ſie ohnehin ihre Gegenwart bei der Conferenz nöthig gehalten haben — ſie kam wirklich eilenden Schrittes aus ihren Zimmern, um ſich in die Verſammlung zu begeben. Im Vorſaale trat ihr indeß Graf Schimmelmann, der ſich für dieſen Tag als dienſtthuender Kammerherr eingefunden hatte, entgegen und theilte ihr in tiefſter Ehrerbietigkeit den Wunſch Sr. Majeſtät des Königs mit, Ihre Majeſtät möge vor Beendigung der Conferenz nicht Höchſtdero Appartements verlaſſen. Es nicht beachtend wollte ſie, ſpöttiſch lachend, ihren Weg fortſetzen, aber Schimmelmann warf ſich vor der Saalthüre auf's Knie, breitete beide Arme aus, um die Thüre zu füllen, und rief aus: Unterthänigſt flehe ich Ew. Majeſtät um Verzeihung. Ich muß Sr. Majeſtät des Königs Befehl vollziehen. — Die Königin ſah ſich im Vorſaale um; es war Niemand gegenwärtig, als einige Offiziere des Kronprinzen, die neben dem Grafen ſtanden. Sie ſtampfte mit dem Fuße und ſtürzte zornig in ihre Appartements zurück. Indeß ſie hier ungeſtüm auf und ab ging und vergeblich auf einen Ausweg dachte, wurde Alles vollendet und ſie ſah ihre Miniſter abreiſen. Als ſie noch einmal in den Vorſaal zurückkehrte, war der Graf Schimmelmann ſchon abgerufen, um ſeinen neuen Miniſterpoſten anzutreten, die Offiziere hatten ſich entfernt und nur ihre Dienerſchaft war wieder eingetreten, um ehrfurchtsvoll ihre Befehle zu empfangen. Ihre ganze Situation als Königin-Mutter wurde keinen Augenblick weiter geſtört; ſie regierte nur nicht mehr und beſtimmte nicht mehr die Behandlung des unglücklichen Königs. Ihre Anhänger bei Hofe und in der Stadt zogen ſich zurück und ſie — konnte ſich einem ruhigen, beſchaulichen Leben überlaſſen, bei dem ſie ſich indeß nicht glücklich gefühlt haben ſoll. —

So erzählte man mir im Jahre 1797 die merkwürdige Begebenheit des Jahres 1784. Als Urheber des human und doch kräftig durchgeführten Planes nannte man den Grafen Schimmelmann. Ihm auch ſchrieb man es zu, daß die jetzt eintretende Regierung ſehr einſichtsvolle Maßregeln ergriff und trotz dem herriſchen, ſich oft hart ändernden Sinne des jüngern Grafen Bernſtorff nie den Charakter ſchonender Humanität und Vorſicht verläugnete, wenigſtens immer wieder zu ihm zurückkehrte. Selbſt in den Verhältniſſen zu anderen Staaten ſoll der ſtürmiſche Miniſter des Auswärtigen den ruhigen, weiſen Rathſchlägen ſeines Freundes, des Finanzminiſters, gefolgt ſeyn. Nur Schimmelmann ſoll beim Anbruche der Franzöſiſchen Revolution Bernſtorff abgehalten haben, der Neutralität zu entſagen. Was Dänemark ſpäter einbüßte, ſeit es ihm unmöglich wurde, ſich von dem Kampfe der großen Mächte entfernt zu halten, braucht nicht angeführt zu werden. Freilich iſt es gewiß, daß ein allgemeiner Kampf der gelegenſte Zeitpunkt für kleine Staaten iſt, große zu werden, wie Schweden im 30jährigen Kriege, — aber dazu gehört, daß ein kriegeriſcher Monarch an ihrer Spitze ſtehe. Das war in Dänemark nicht der Fall, und ſo war Schimmelmann's Politik unſtreitig weiſe.

Gleiche Humanität, wie bei dem Ausgange des Miniſterwechſels, und gleich ruhige Weisheit, wie bei der Beurtheilung der politiſchen Verhältniſſe, bewies er in der Verwaltung des Innern. In jedem Zweige derſelben war ſeine Stimme die entſcheidende, der die anderen Miniſter meiſtentheils folgten, beſonders ſeit Bernſtorff's Tode. Alle Theile des Staatshaushaltes waren blühend, und wer das anerkannte, nannte immer dankbar Schimmelmann als den wohlthätigen Stifter davon. So hatte ich es in Holſtein überall gefunden, ſo war es auf dem Paquetboote, ſo auch in den vierundzwanzig Stunden, die ich in Kopenhagen zugebracht hatte, ehe ich nach Seeluſt hinaus fuhr. Ich entwarf mir darnach ein ſehr vortheilhaftes Bild von ſeiner Perſönlichkeit, von dem geiſtvollen Benehmen des Verehrten. —

Als ich in dem verhältnißmäßig einfachen Landhauſe ankam, führte man mich in ein Zimmer, wo ein Mann von unvortheilhaftem Aeußern einſam um ein Billard wandelte; ſein Geſicht war völlig ausdruckslos, ſeine Miene trüb, ernſt; ſein röthliches Haar ſtand faſt ſtruppig empor und dabei ſchielte er ein wenig. Die Haltung ſeines magern Körpers von Mittelgröße war faſt nachläſſig und ſeine Kleidung einfach. Er ſprach leiſe und langſam und ſtockte oft, als ſuche er Worte; als ich ihn näher beobachten konnte, ſchien es mir, als käme dies Stocken mehr auf Rechnung der Gedankenfülle, als auf Mangel an Worten. Ich glaubte zu bemerken, daß ſich ihm im Sprechen immer Nebengedanken und Rückſichten aufdrängten. Nicht ſelten ließ er eine Phraſe unvollendet. Nur ein einzigesmal hab' ich ihn fließend und mit Wärme, aber auch dann noch mit halblauter Stimme ſprechen gehört, bei einem Abendbeſuche, den ihm der Staatsſekretär Bernſtorff machte, der Sohn, glaub' ich, ſeines verſtorbenen Freundes und Collegen und ſein Zögling in der Politik.

Dies war der Miniſter Schimmelmann, wie ich ihn fand. Er nahm mich gütig auf und that mir mancherlei unbedeutende Fragen über meine Reiſe;

nach einer Viertelſtunde etwa reichte er mir die offne Hand mit den Worten: „Ihren Handſchlag auf Treue und Verſchwiegenheit!“ Ich legte meine Hand in die ſeinige. „Nun gehören Sie zu uns!“ ſagte er. Dieſe Art der Vereidigung hatte für mich etwas Feierliches. Ich fühlte mich durch ſie geehrt. Ein Mann von hoher Aufklärung und reiner Ehrliebe erklärte mir durch ſie, daß er auch mich dafür anerkenne. Nach einigen kurzen Reden, die wir noch wechſelten, forderte er mich auf, Billard zu ſpielen. Er ſpielte zerſtreut, ich ſchlecht; bald führte er mich durch ein Paar Zimmer zu ſeiner Gemahlin.

Er hatte frühe mit großer Liebe geheirathet, aber ſeine Gemahlin war nach wenig Jahren geſtorben, ohne ihm Kinder nachzulaſſen. Man erzählte mir, daß ihr Tod ihn in eine lang troſtloſe Betrübniß geſtürzt habe. Noch jetzt ſah ich ihn zuweilen, wenn er in dem Garten ſpazierte, der ſich auf Seeluſt zwiſchen dem Hauſe und dem Strande des Sundes hinzog, einige Minuten bei einem Denkmale ſinnend und ſich die Augen trocknend verweilen, das er ihr hatte errichten laſſen. Es war ein einfacher Obelisk aus Norwegiſchem Marmor, worauf ihr Namen und ihr Lebensalter mit einer gefühlvollen Sentenz ſtand.

Im Fußgeſtelle war dicht an dem Boden eine Oeffnung, wie ein Auge geſtaltet, und eine kleine Quelle rieſelte durch ſie in's Gras. Das ewigthränende Auge war nicht geſchmackvoll, aber ich geſtehe, daß es mich rührte. — Einen Tag, nachdem wir nach Kopenhagen in den Palaſt gezogen waren, ſah ich einen zweiten Beweis, wie tief dieſer Staatsmann fühle. Im Vorſaale, zwiſchen ſeinen Gemächern und denen ſeiner Gemahlin, ſtand auf einem Marmortiſche eine Büſte von Bronce. Die Härte in ihren Zügen fiel mir auf und ich blieb vor ihr ſtehen. (Später ſah ich denſelben Kopf in weißem Marmor ausgeführt und bemerkte jene Härte nicht, nur hohen Ernſt. Sie war alſo wohl die Wirkung der Bronce-Farbe.) — Der Miniſter kam eben heraus, um zur Conferenz zu fahren, aber er blieb einen Augenblick neben mir vor der Büſte ſtehen, mit einem Ausdrucke des Geſichts, der mir auffiel. Ich ſah die Büſte an, dann ihn, und mein Blick muß fragend geweſen ſeyn. „Es ſt Bernſtorff," ſagte er, indem er ſich zum Fortgehen vandte und ſich mit dem Finger eine Thräne aus em Auge wiſchte. —

Als Miniſter konnte er nicht unvermählt blei-en, ſchon damit eine Dame die Honneurs bei ſeinen officiellen Gaſtmählern mache, aber auch wegen der Lenkung ſeines Hausweſens, um das ſich zu bekümmern, er weder Zeit, noch Neigung beſaß. Er hatte ein armes, nicht ganz junges Fräulein gewählt. Man verſicherte mich, daß ſie dem Range, den ihr Gemahl ihr verlieh, durch die gemeſſene Würde ihres Benehmens entſprach, — und dem Berufe der Hausregentin mit etwas mehr Strenge, als gerade nothwendig war. Zu dieſer Dame, meiner noch ungekannten Mäcenatin, kam ich jetzt.

Ich fand eine Frau mit einem vollen, wohlgebildeten Geſicht, aber gebieteriſchem Ausdrucke in Blick und Miene, etwa vierzigjährig, hinter dem reichbeſetzten Theetiſche. Sie war allein; nur ein etwa zehnjähriges, munteres Mädchen tändelte im Saale umher. Sie fragte mich nach ihren Freundinnen, zu denen ſie mich geſchickt hatte. Die Erinnerung an dieſe Schaureiſe verſtimmte mich. Ich antwortete kurz und gleichgültig. Lebhafter ſprach ich, als ſie ſich nach Weimar erkundigte, aber von Schiller hatte ich Nichts zu berichten, und es ſchien, daß ſie von ihm Etwas durch mich erwartet hatte; denn ſie war eine der Gönnerinnen, die ihm die Penſion ausgeſetzt hatten. Sie war ſehr ergiebig an Lobſprüchen auf Weimar, wie ſie es ſich dachte, fand es beneidenswerth, daß dort ſelbſt faſt alle hohe Beamte Dichter wären, und nannte Weimar deshalb einmal über das andre das Deutſche Athen, eine Benennung, die damals neu und Mode war. Ich wagte die Bemerkung, daß zu Athen die Archonten keine Verſe gemacht und die Athenienſer ihre Dichter nicht zu Archonten ernannt hätten. Das ſchien ihr auf unangenehme Weiſe überraſchend. Sie hatte mich enthuſiaſtiſch für Weimar gehalten. Der Miniſter ging indeſſen, nachdem er eine Taſſe getrunken hatte, wieder gedankenvoll im Saale auf und ab und miſchte ſich nur ſelten in unſer bald ermattendes Geſpräch, durch wenige hingeworfene Worte. Ich erfuhr ſpäter, daß er gerade an dieſem Tage einen Verdruß gehabt, der ſein weiches Gefühl ſchmerzlich verletzte.

Um dem Geſpräche eine angenehme Wendung zu geben, lobte ich die liebenswürdige Lebhaftigkeit der kleinen Comteſſe; doch die Gräfin berichtigte ſogleich, das kleine Mädchen ſey die Tochter des verſtorbenen Kapellmeiſters Schultz; ſie mache ſich nur ein Vergnügen daraus, ſie zu erziehen und ausbilden zu laſſen. Sie tanze ſchon ſehr artig, zeichne und ſpreche Franzöſiſch. Lebt die Mutter noch? fragte ich. Ja, erwiederte die Gräfin, ſie arbeitet in unſrer Küche als Scheuermagd. — Nur mühſam unterdrückte ich einen Einwurf gegen die Inconſequenz dieſes Verfahrens, und die Frage, was die hohe Bildung der Tochter in vornehmen Zirkeln machen ſolle und könne, indeß die Mutter in ihrer Nähe als Scheuermagd diene? Beſonders war es mir faſt ſchmerzhaft, daß mir die Berichtigung in Gegenwart des kleinen Frauenzimmers ertheilt wurde; nur wenige Schritte von uns ſpielte ſie und — lauſchte. Ich betrachtete ſie ſeitdem immer mit geheimen Mitleid. Offenbar war ſie der Gräfin nur eine Puppe, mit der ſie Großmuth ſpielte, ohne ſich um die Zukunft derſelben zu kümmern. Spätere Nachrichten ſchienen meine Beſorgniſſe zu beſtätigen. In vornehmen Zirkeln erwachſen, mit der beſtändigen Erinnerung, daß ſie nicht zu denſelben gehöre, mit mancherlei Talenten oder vielmehr Kunſtfertigkeiten zur geſellſchaftlichen Unterhaltung ausgerüſtet und ohne diejenige nützliche Bildung, die der Bürgerſtand fordert; an Anſprüche und Formen des höheren Standes gewöhnt, die man ihr hingehen ließ, ſo lange ihre Beſchützerin neben ihr ſtand, und die man höhnend zurückwies, ſobald dieſe ſelbſt nicht mehr die frühere Geltung hatte oder ſtarb, mußte ſich das Frauenzimmer wohl ſehr unglücklich fühlen. Auch wenn die Gräfin ihre Pflegetochter, wie wohl zu erwarten iſt, durch ein Vermächtniß vor drückender Noth ſicherte, — in welcher Sphäre des Lebens konnte ſie einheimiſch werden? — Ich erinnere mich des Handſchlages, den ich dem edlen Grafen gab. Zwar iſt Niemand unter den Lebenden, der ihn geltend machen könnte, und die tiefſten politiſchen Geheimniſſe jener Zeit ließen ſich jetzt ganz ohne nachtheilige Folgen, ja, ganz ohne Wirkung offenbaren. Aber ich gab den Handſchlag und fühle die Pflicht, ihm ohne Deutelei treu zu bleiben, und zwar in Rückſicht auf das Familienleben, deſſen Zeuge man mir zu ſeyn erlaubte, ſo ſehr, als auf die politiſchen Verhältniſſe, ſo viel ich deren mehr errieth, als durch Mittheilung kennen lernte. Nur flüchtige, kurze, leichte Umriſſe glaub' ich geben zu dürfen von dem Unverfänglichſten.

Ich blieb drei Wochen auf Seeluſt, während deren ich nur zwei- oder dreimal auf wenige Stunden die Gräfin nach Kopenhagen begleitete, ohne die kurze Zeit in der fremden Stadt benutzen zu können. Am Tage ſtreifte ich in dem königlichen Thiergarten herum, der an den Garten zu Seeluſt ſtößt, oder ſchrieb, oder las Däniſches. Zu Mittage hörte ich die Nachrichten an, die der Graf aus der Stadt mitgebracht und für unverfänglich genug hielt, ſie mitzutheilen; aber für mich Fremden hatten ſie kein Intereſſe. Am Abende las ich der Gräfin zuweilen vor. Zu meiner Befremdung fanden ſich nur ſelten Beſuche ein. Zwar kam einmal die verwittwete Königin Juliane Maria zum Thee heraus, und die Ankunft von Schildkröten aus der Plantage in Weſtindien wurde durch ein ſplendides Diner gefeiert; außerdem aber ſtellten ſich nur einzeln und ſelten nur Deutſche Gelehrte ein, auch wohl Deutſche Studenten, die dem Schutze des Grafen empfohlen waren. Sie wurden jedesmal zur Tafel behalten und mit Achtung behandelt. Am merkwürdigſten war mir unter ihnen ein Geiſtlicher, Namens Chr., durch die neuen Beweiſe, die ſeine Behandlung mir von der großen Humanität des Grafen gab.. Der Mann war in einer kleinen Stadt oder auf dem Lande Prediger geweſen, hatte ſich aber ſo viele Neuerungen in der Liturgie und in ſeinen Lehren erlaubt, daß die Gemeinde und die benachbarten Prediger ſelbſt ihn verklagten. Man mußte ihre Beſchwerden für gerecht erkennen und um ihnen abzuhelfen, — berief man ihn als zweiten Deutſchen Hofprediger nach Kopenhagen. Zu fungiren hatte er hier wenig; er legte alſo eine Unterrichts-Anſtalt an und erhielt viele Penſionäre. Nach Seeluſt kam er, den Grafen um Mittheilungen aus den Archiven zu einer Biographie des vor Kurzem verſtorbenen Bernſtorff zu bitten. Der Graf überlegte das etwas bedenkliche Anſinnen. Um den Entſchluß deſſelben zu beſchleunigen, fuhr Chr. unbeſonnen mit dem Verſprechen heraus, die Biographie des Grafen dereinſt mit noch höherer Vorliebe zu ſchreiben. Der Graf ſah ihn feſt an und fragte dann: Wie alt ſind Sie? Chr. ſagte es. Ich, erwiederte Schimmelmann lächelnd, ich bin alſo zwei Jahre jünger, als Sie, und befinde mich wohl. — Man denke ſich die Beſtürzung des Mannes, der jetzt erſt die lächerliche Abgeſchmacktheit fühlte, die er begangen. Dieſe hinderte indeß nicht, daß nicht nur er, ſondern auch der jüdiſche Penſionär, den er mitgebracht, zur Tafel gezogen wurde, wo er nicht unterließ, lebhaft zu peroriren.

Endlich, da der Herbſt unfreundlich wurde, zogen wir in die Stadt, zu meiner großen Freude; denn die auf dem Lande verbrachte Zeit betrachtete ich mit Recht als verloren. Sehr viel beſſer fühlte ich mich indeſſen doch nicht ſituirt. Zwar machte ich jetzt faſt täglich an der Tafel des Miniſters irgend eine neue Bekanntſchaft, und oft eine ſehr intereſſante; aber ich konnte ſie, durch meine Verhältniſſe im Hauſe des Grafen behindert, wenig benutzen. Bei den Beſuchen, die ich machte, fand ich zwar in den Deutſchen Häuſern und Zirkeln, z. B. in dem reichen Hauſe der Dichterin Brun, bei dem berühmten Münter, bei Marezoll, freundliche Aufnahme; aber bei den Däniſchen Gelehrten eine ſo förmliche, zurückhaltende, daß es mich ſchmerzte. Ich klagt' es Marezoll, und er antwortete: „Sie wohnen im Pallaſte eines Miniſters, und Miniſter, beſonders Deutſche, lieben die Dänen jetzt nicht.“ Das zuerſt machte mich auf den öffentlichen Geiſt aufmerkſam, von dem ich weiterhin ſprechen werde.

Dieſer Umſtand trug dazu bei, mir meine Lage noch drückender zu machen, als ſie ohnehin war. Man erinnere ſich meines Aergers über die Reiſe, auf welche mich die Gräfin in Holſtein herumgeſchickt hatte. Der erſte Abend ſchon in Seeluſt hatte meine Empfindlichkeit gegen ſie in Widerwillen verwandelt. Frauen täuſchen ſich über dergleichen Gefühle nie, und ſo erwiderte ſie das meinige ſehr bald und dieſe Stimmung wurde täglich dadurch noch herber gemacht, daß ich, als einmal gütig aufgenommener Hausgenoſſe, mich beſtreben mußte, jeden Anlaß zur Aeußerung des Mißfallens zu vermeiden und wir uns täglich ſahen. Ich bin überzeugt, daß ſie bald anfing, mich zu haſſen, und mir war der Aufenthalt im Pallaſte eine Marter.

Der Graf blieb immer gleich wohlwollend gegen mich, ja, ſeine Güte ſchien noch dadurch geſteigert zu werden, daß er meine trübe Stimmung bemerkte. Ich ſprach einmal bei Tiſche mit Bewunderung von dem, was man mir von Friedrichswerk erzählt hatte. Dort war eine Menge von Fabriken für Rechnung des Staates verſammelt, unter denen beſonders eine Gewehrfabrik und die Kanonengießerei ausgezeichnet waren. Schon nach zwei Stunden ließ der Graf mir durch ſeinen Kammerdiener ſagen, am folgenden Morgen reiſe ein Beamter nach Friedrichswerk und habe den Auftrag, mich mitzunehmen, wenn ich die Reiſe machen wolle. Ich that es und es fand ſich bald, daß der Beamte beauftragt worden, mir Alles zu zeigen. Ein andermal äußerte ich den Wunſch, ein Marine-Arſenal und ein Kriegsſchiff genau beſehen zu können. Sogleich verſprach der Graf mir ein Billet an den Capitain Bille, der im Arſenal und im Kriegshafen commandirte. Ich ſandte es ab und Bille — derſelbe, der etwa ein Jahr ſpäter mit einer kleinen Escadron nach Algier ging und vom Dey einen Tractat zur Sicherung der Däniſchen Handelsflagge erzwang, — beſtimmte ſogleich die Stunde des folgenden Morgens, da er mich im Arſenale erwarten würde. Er ſelber zeigte und erklärte mir Alles, was ich zu ſehen wünſchte. — Eines Tages ſpeiſ'te der Profeſſor Nyerup, der zweite Vorſteher der königlichen Bibliothek, bei dem Grafen, und da dieſer hörte, daß ich die Bibliothek noch nicht beſucht habe, forderte er Nyerup ſogleich auf, mich in ihr herumzuführen. Nyerup dehnte die Befolgung des miniſteriellen Wunſches mit einer ſo großen Gefälligkeit aus, daß er drei Tage meinen Cicerone machte, nicht nur in der königlichen Bibliothek, ſondern auch in der vielleicht eben ſo merkwürdigen Claſſenſchen und in mehreren Kabineten und Sammlungen.

Die große Güte des Miniſters beſchämte mich indeß faſt noch mehr, als ſie mich erfreute. Ich fühlte, daß ich Nichts thun konnte, um ſie zu verdienen. Von geſchickten und eingeübten Männern, die er zum Theil ſelbſt gebildet hatte, umgeben, bedurfte er meiner

Dienſte nirgends in allen den Departements der innern Verwaltung, und mich zu dergleichen für die Zukunft einzuarbeiten, fehlte mir Hang — und vielleicht auch ſchon die Fähigkeit. Ich war nicht mehr gefügig genug, wenn ich es jemals geweſen. Mich, den Fremden, dem Departement der ausländiſchen Angelegenheiten zuzuweiſen, war der Miniſter zu klug; aber in ſeinem Hauszirkel abzuwarten, daß ich mich gleichſam naturaliſirt hätte, ſchien mir bei der Stimmung der Gräfin gegen mich unleidlich.

In einer Stunde aufwallenden Mißmuthes äußerte ich dieſen gegen einen Vertrauten des Grafen mit dem Wunſche, nach Weimar zurück zu kehren. Er ſuchte mir zwar Muth einzuſprechen, erzählte aber dem Grafen, was ich geſagt. Bei dem letzten Geſpräche, das ich mit dieſem hatte, ſagte er, man habe die Abſicht, in Leipzig einen Conſul anzuſtellen; ob dieſer Poſten mir wünſchenswerth ſchiene? Ich geſtand offen, daß ich mich dazu untauglich fühle und es vorzöge, zu den Verhältniſſen einer unabhängigen literariſchen Thätigkeit zurückzukehren. Ganz unerwartet ließ er mir am folgenden Tage eine bedeutende Summe als Entſchädigung für die Reiſe und vierteljährigen Gehalt auszahlen. Ich verließ den Pallaſt ſechs Wochen nach meiner Ankunft und bezog einen Gaſthof mit dem Vorſatze, noch vier Wochen in Kopenhagen zu verweilen, um es nun wirklich kennen zu lernen. In welcher Stimmung? Man hatte mir im Gaſthofe neben dem erſten Kaffee ein Schreibzeug hingeſetzt. Ich ergriff eine Feder und ſchrieb, im frohen Muthe der wiedererlangten Unabhängigkeit:

Sprách Sultan Selim heut' zu mir:
„Komm her und ſey mein Großvezier!“ —
Bei Mahom's Bart! ich dankte fein:
Ich weiß was Beſſeres zu ſeyn:
Mein eigner Herr! —

Aus Kopenhagen.

Alles, was ich über Kopenhagen und Dänemark, wie ſie vor 42 Jahren — waren? nein! — mir erſchienen, zu ſagen habe, iſt faſt nur die Frucht meines Beobachtens während dieſer vier Wochen. Um dieſe recht methodiſch zu benutzen, ſtellte ich mir eine ſo viel als möglich unverbrüchliche Tagesordnung feſt. Die erſten Morgenſtunden wandte ich an, die

Aufſätze der „Rückkehr in's Vaterland“ zu feilen, zu ordnen und zu vervollſtändigen. Auch verkaufte ich das Manuſcript bei meiner Abreiſe einem dortigen Buchhändler. — Die folgenden Stunden hindurch ſtudirte ich das Däniſche. Sehr erleichtert wurde mir dies durch eine Ueberſetzung des Prediger-Artikels meiner „Letten,“ die mir in einer Däniſchen Monatsſchrift nachgewieſen worden. In den Mittagsſtunden machte ich Beſuche oder beſah einzelne Theile der Stadt und irgend eine öffentliche Anſtalt. Zu Mittage war ich jetzt, da ich nicht mehr als Hausgenoſſe eines Miniſters geſcheuet wurde, häufig zu Gaſte gebeten, und war das nicht der Fall, aß ich an einer table d' hôte wie in meinem Zimmer. Nachmittags kehrte ich entweder wieder zu meinem Arbeitstiſche zurück, oder machte einen Streifzug mit einem Bekannten; ſpäter ging ich in's Theater oder in einen der Clubbs, in die ich jetzt ohne Schwierigkeit eingeführt wurde, und beſchloß den Abend mit dem Beſuche irgend einer freundſchaftlichen Familie, oder meinem Notizbuche, von deſſen Hauptinhalte ich hier Einiges mittheilen will.

Die Stadt mit ihren drei königlichen Schlöſſern, von denen das Eine damals freilich eine ungeheure, aber intereſſante Ruine war, ihren vielen Palläſten und öffentlichen Anſtalten und Gebäuden, ihrem Hafen, der ſchon damals jährlich von 4000 Schiffen beſucht wurde; der Thätigkeit des Welthandels und der mannigfaltigſten Induſtrie in ihren breiten Gaſſen u. ſ. w. war damals ſo ſchön und intereſſant, daß ich nicht müde wurde, ſie zu durchwandern. Sie wird es ohne Zweifel jetzt noch mehr ſeyn, trotz dem ſchändlichen Bombardement, das im Jahre 1807 gegen 400 Häuſer verbrannte und 2000 beſchädigte. Handelsſtädte erſetzen ihre Verluſte der Art ſchnell und mit Verſchönerung.

Die Einwohnerſchaft, aus Dänen, Norwegern und Deutſchen zuſammengeſetzt, ſchien mir im Charakter, nach dieſer Zuſammenſetzung, ſichtbar verſchieden. Die Dänen machten, wie man denken kann, den Munttheil aus und die Hauptanſprüche; aber ſie ſchienen mir für den kräftigen, einfachen und geraden Charakter der Normannen eine auszeichnende Achtung zu haben, die dieſe nicht in gleichem Grade erwiderten. Sie ſchienen die Dänen für ſchwachmüthig, ſchlau, ſelbſt hinterliſtig zu halten. Die Dänen beſaßen dagegen eine viel höher ausgebildete Induſtrie und Literatur, den Welthandel, die Hauptſtadt, die

Kriegsmacht u. ſ. w. Sie waren ohne Widerſpruch das Hauptvolk. Aber nicht das herrſchende, nicht einmal das entſcheidende. Das regierende Haus ſtammte aus Deutſchland; die Deutſchen Holſteiner und Schleßwiger hatten volles Nationalrecht, und auf ihre große Nation geſtützt das Uebergewicht an Cultur. Die oberen Stände beſaßen durchaus Deutſche Bildung, und die Deutſche Sprache war ſo allgemein verbreitet, daß der Struenſeeſche Gedanke, ſie zur herrſchenden zu machen, durchaus nicht widerſinnig war. Ich fand in Kopenhagen viele Deutſche, die nicht Däniſch verſtanden, und nur ein Paar Perſonen des gemeinen Volks ſagten mir einmal: Teg kan ikke ſnakker tydſke. Indeß verſtanden ſie doch, was ich „ſnakkte."

Jenes Urtheil über den Däniſchen Volkscharakter in Vergleichung mit dem Norwegiſchen wäre ungerecht, wenn man es wörtlich nehmen wollte. Die Geſchichte giebt Beweiſe genug, daß die Dänen großen Heldenmuthes fähig ſind, und jede Verſchiedenheit im Charakter beider Völker iſt wohl nur Dem zuzuſchreiben, daß das Eine größtentheils ein Berg-, das Andere ein Inſelvolk iſt; Jenes in jedem Individuum frei iſt, bei Dieſem aber bis zum Anfange des 19ten Jahrhunderts Leibeigenheit der zahlreichſten Volksklaſſe anklebte, mit allen ihren verderblichen Folgen auf das Gemüth. Zwar hatte Friedrich der Vierte ſie ſchon 1702 aufgehoben, aber vierzig Jahre ſpäter, 1742, wurde ſie durch die Militärpflichtigkeit — tollitur index! — völlig wieder hergeſtellt. Denn dieſe führt unaufhaltſam zur Glebä-Adſcription zurück, wenn ſie nicht, wie in Preußen jetzt, allgemein für alle Stände iſt. — — Während des übrigen 18ten Jahrhunderts kämpfte jedes einſichtsvolle Miniſterium darum, ſie wieder fort zu ſchaffen, aber ſtieß immer auf gewaltig widerſtrebende Hinderniſſe, ſogar von Seiten der Bauern ſelbſt, denen man vorgeſagt hatte, die Freilaſſung ſey eine Art Verſtoßung in's Elend. Um dies zu widerlegen, führte man an: Der Miniſter Bernſtorff hatte vom Könige ein Gut mit völlig verarmter Bauerſchaft in Seeland ſelbſt geſchenkt erhalten; er ſprach dieſe frei und ließ ſie im Beſitze ihrer Wirthſchaften. Zwanzig Jahre ſpäter, 1797, verheirathete Einer dieſer Bauern ſeine Tochter mit einem Kopenhager Bürger und gab ihr 8000 Thaler mit. Solche Beiſpiele mußten wirken, und im Jahre 1800 wurden die letzten Ueberbleibſel der Leibeigenheit im ganzen Staate fortgeſchafft. — Ohne die trüben Schickſale, welche die auswärtigen Verhältniſſe über ihn verhängten, ſtänd' er ſicher jetzt blühend und ſelbſt, für ſeine Größe, mächtig da.

Die öffentliche Stimmung

fand ich, zu meiner Ueberraſchung, in Kopenhagen ſehr gereizt und unruhig. Schwerlich irgend wo in Deutſchland, vielleicht ſelbſt in manchen Städten Frankreichs nicht, wurde über die Franzöſiſche Revolution in allen ihren Phaſen ſo eifrig debattirt, als hier. In den öffentlichen Geſellſchaften nahm Jeder Partei darüber, ſtritt, citirte aus dem Moniteur, prophezeihte. Mancher wußte die ganze Geſchichte jedes Mannes auswendig, der in der Revolution einmal eine Rolle geſpielt hatte und zufällig genannt wurde. Dieſe Stimmung mußte wohl bald auf die einheimiſchen Verhältniſſe übergetragen werden und die Heftigkeit, mit der man rückſichtlos über dieſe ſprach, erklärte mir die trübe Stimmung, die ich faſt immer den Grafen Schimmelmann beherrſchen ſah. Ihn klagte die öffentliche Stimme in keiner Rückſicht an, aber er ſtand zwiſchen zwei Parteien als erzwungener Vermittler da, zwiſchen den Herrſchſüchtigen, die jede Aeußerung des Mißvergnügens mit Härte erſticken und ſtrafen wollten, was wahrſcheinlich ſehr wilde Scenen herbeigeführt hätte und dem Volke, das ſich unruhig bewegte, ohne beſtimmt zu wiſſen, was es erlangen wollte, aber doch häufig Anlaß hatte, mit Recht ſich verletzt zu fühlen.

In der That ſchien es beim erſten Blicke ſonderbar, daß Mißvergnügen herrſchen konnte. Der Bauernſtand in den Däniſchen Provinzen noch mehr, als in den Deutſchen, war im Ganzen wohlhabend. Die Induſtrie und der Handel hatten freie Hand nicht nur, ſondern wurden von der Regierung aufgemuntert und unterſtützt. Die Gelehrten wurden geſchätzt und durch Anſtellungen und Auszeichnungen verſorgt und gehoben. Der Adel war meiſtentheils reich und konnte ſeines Reichthums ungehindert genießen. Woher denn die allgemeine Unzufriedenheit? —

Man weiß, daß im Jahre 1660 in der allgemeinen Ständeverſammlung der Bürgerſtand und die Geiſtlichkeit, um dem Drucke des Adels zu entgehen, den König für völlig unumſchränkt erklärten und daß der Adelsſtand endlich ſich gezwungen ſah, dieſem

Beſchluſſe beizutreten, der die Exiſtenz aller Privilegien
und Rechte von der Stimmung des Monarchen
abhängig machte. Jetzt, da die Franzöſiſche Revolution
Freiheit und Volksrechte ſo unaufhaltſam predigte,
fühlten viele Dänen aller Stände ſich ſchon
von dem bloßen Gedanken empört, daß ſie, wenigſtens
dem Grundgeſetze nach, ſich ſchrankenlos, ganz
ohne Rechte der Willkühr des Regenten preis gege-
en ſahen. Ferner: die unumſchränkte monarchiſche
Gewalt kann in den Händen eines wohlwollenden,
eiſen und kräftigen Monarchen unendlich viel Gu-
s ſtiften; aber Dänemark hatte nun ſchon ſeit drei-
g Jahren einen wahnſinnigen König, der ſelbſt un-
r perſönlicher Obhut ſtand und ohne deſſen Willen
er Cabinets-Revolutionen die Regierung in andere
nde gelegt hatten. Dieſe mußte wohl in eine Bu-
ukratie ausarten, die im Allgemeinen mild herrſchte,
nicht verhaßt zu werden, in einzelnen Fällen aber,
man behauptete, auf die Vollgewalt des Königs
ützt, tyranniſirte, ohne daß der noch junge, unter
erwachſene Kronprinz ihr wehren konnte. Er
e nur Theil an der Regentſchaft und folgte
Beſchlüſſen der Miniſter. Jeder von dieſen war
einem Departement faſt ſouverain, ohne von

ſeinen Collegen, die gleiche Gewalt forderten, beſchränkt zu werden. Man kann hinzuſetzen: Jeder mag nur zu oft ſelber durch den Einfluß von Untergebenen gelenkt worden ſeyn. Hinter allen dieſen Gruppen von Regenten und jedem Einzelnen aber denke man ſich die ohne Souverain-Erklärung überall mitherrſchende Frauenwelt! — Die Dänen mögen zuweilen wohl Urſachen zu Beſchwerden gehabt haben, ob ich gleich keine ſah.

Als auf ein Gegengewicht gegen jene Uebel der Verwaltung berief die Miniſterial-Partei ſich auf die Preßfreiheit. Leider wurde dieſe gerade damals von jungen, vorlauten Brauſeköpfen durch Mißbrauch gefährdet. Einer von dieſen ließ drucken: „Wir wollen frei werden, trotz dem Geſetze von 1660.“ Die Regierung ließ ſich bisher durch Nichts bewegen, die Preßfreiheit zu beſchränken, und nahm von ähnlichen Ausbrüchen keine Notiz. Dieſe Kampfverkündigung gegen die Verfaſſung ſchien indeß doch zu ſtark. Der General-Procureur denunciirte ſie und der Verfaſſer ſollte verhaftet werden. Er wurde in der Stille benachrichtigt, entfloh auf die jetzt Schwediſche Inſel Hven, die im Sunde liegt, vielleicht 3 Meilen von Kopenhagen. Dort brachte er ſechs

Wochen zu und wurde dann, auf die dringende Verwendung des Grafen Schimmelmann, begnadigt. „Wenn wir nicht Nachſicht mit der feurigen Unbeſonnenheit der Jugend haben, ſagte der Graf, ſo zerſchellen ſich die beſten Köpfe der Nation an dem Fuße des Thrones.“ Der junge Mann kam zum Grafen, ihm zu danken, und dieſer entließ ihn mit Vorſtellungen in wahrhaft väterlichem Geiſte. Der Reuige verſprach, wie es ſchien aufrichtig, ſich nicht mehr in die Politik zu miſchen, verſprach, was zu halten ſeiner Aufregung unmöglich war. Kurz darauf erklärte ein nicht viel älterer Beamter in der Kammer in einer Flugſchrift: „Als Schriftſteller ſey Niemand an den Eid gebunden, den er dem Könige als Beamter geleiſtet habe.“ Das war allerdings in einem Staate wie Dänemark eine ſehr kecke Behauptung, aber doch immer nur eine Hypotheſe, welche eine Widerlegung, höchſtens eine officielle, ernſte Zurechtweiſung hätte veranlaſſen ſollen; doch bei dieſer Gelegenheit zeigte es ſich, daß die Klagen des Volkes über Willkühr der Beamten nicht grundlos waren. Der Ober-Procureur denunciirte bei dem Collegium, unter dem der Aſſeſſor C. angeſtellt war; dieſes fragte bei der Däniſchen Kanzelei, der Oberbehörde für Beſtallungs-

Sachen, Privilegien u. ſ. w. an, was ein Beamter verdiene, der ſo Etwas habe drucken laſſen?“ Die Antwort war: Abſetzung, — und dieſe wurde, ohne Verhör, ohne abgeforderte Erklärung, dem Aſſeſſor C. angekündigt. Der Vorgang empörte alle Gemüther, beſonders da C. ein Paar Wochen vorher geheirathet hatte und kein Vermögen beſaß. In den Clubbs, an der Börſe, auf den Gaſſen declamirte man dagegen. Der vor Kurzem begnadigte junge Feuerkopf aber griff wieder zur Feder und ſchrieb, in Verbindung mit einem Freunde, eine Flugſchrift, die alles Frühere an Heftigkeit überbot. Sie hieß: Tria juncta in uno, und enthielt unter Anderm den Aufruf: „Wenn Gründe nicht mehr bei den Miniſtern helfen, ſo muß man mit Kugeln und Dolchen ſprechen!“ Der Drucker wurde vor Gericht gefordert und übergab ein ſchriftliches Zeugniß des Dichters Malthe Brunn, daß er der Verfaſſer ſey; aber er hatte ſchon wieder Dänemark verlaſſen. — Er wurde bald eine der geſchätzteſten gelehrten Autoritäten einer fremden Literatur, und zwar der Franzöſiſchen. Den Namen des abgeſetzten Aſſeſſors, Collat, eines Norwegers, trug bei den erſten Verſammlungen des Storthings der hohe Beamte, der, mit dem vollen

Vertrauen des Königs beehrt, dort die Rechte der Krone vertrat, und der literariſche Waffengenoſſe von Malthe Bruun hieß Kjerulf, wie der Ober-Präſident von Kopenhagen, der Chriſtian den Achten im Namen der Stadt complimentirte. In gewiſſen kleinen Staaten hätten dieſe drei ausgezeichneten Köpfe für ihre jugendlichen Uebereilungen vielleicht alle Jahre ihrer größten Tauglichkeit in irgend einer Feſtung vertrauern müſſen, wären vielleicht wahnſinnig geworden. — Schimmelmann und der Griechiſche Dichter Alexis hatten Recht:

„Der junge Wein, der junge Menſch muß gähren, iſt herb, ſtößt Hefen aus — dann ſetzt er ſich, wird klar und ſüß und bleibt auf immer ſo.“ Darum, alte Menſchen, habt Nachſicht für junge Menſchen. —

Dieſe Vorgänge veranlaßten eine heiße Debatte im Miniſter-Rathe und den Vorſchlag, die Preßfreiheit aufzuheben, die den Freunden der Willkühr immer, wie überall, tödtlich verhaßt war. Jetzt regte ſich aber Alles und ſelbſt alte, ſonſt ruhig zuſehende Männer griffen zur Feder. Folgender Aufſatz wenigſtens, der mich durch ſeine Anlage und Leitung bewog, ihn zu überſetzen, rührt offenbar nicht von einem

Jünglinge her, und nicht von Einem, der ſeinen erſten literariſchen Feldzug macht. So kunſtgerecht und bedächtig ladet und zielt und — trifft, ſagte man, nur ein Veteran. Als Zeichen der Zeit hat er, dünkt mich, Intereſſe; auch wohl als Probeſtück der Däniſchen Literatur jener Zeit.

Der Einſiedler.

Ein —

Was man will.

Es giebt der Einſiedler gar mancherlei. Ich z. B. — ich habe eine Frau, die ich vor unſerer Ehe unbeſchreiblich reizend und in derſelben ſehr achtungswürdig fand; ich habe einen Sohn, der ſein neunzehntes Jahr zurückgelegt hat, und zwei Töchter von achtzehn und ſiebzehn Jahren. Dieſe Töchter wiederum haben junge, lebhafte Bewerber. — Aber zum — ! Was hilft mir das Alles? Mein Sohn iſt auf der Univerſität, meine Frau iſt mit den Töchtern nach Deutſchland in's Bad gereiſt und die Freier werden ſich's während ihrer Abweſenheit wohl ſchwerlich mehr koſten laſſen, als ein Paar Anſtandsbeſuche bei dem Vater. Es iſt wahr, das Gut, das ich bewohne, liegt zwiſchen dem Sunde und der Poſtſtraße und hat einige hundert anſtändige und gebildete Bauern; aber dieſe wiſſen längſt, daß ich von der Landwirthſchaft Nichts verſtehe und mich um ihre Familiengeſchichten nicht bekümmere, weil ſie in der Regel faſt eben ſo alltäglich ſind, als Stadt- und Hofgeſchichten. Was aber den Sund und die Heerſtraße betrifft, wo in jeder Minute faſt ein Schiff oder ein Wagen hinzieht, — erſt ſeit ich ein Einſiedler bin, fällt es mir auf, wie viel Menſchen in der Welt ſind, die mich Nichts angehen.

Was werd' ich anfangen mit meinen Morgen, meinen Mittagen, meinen Abenden? — Ha, mich wandelt ſchon ein Gähnen an, wenn ich mir überdenke, wie viel Stunden ſo ein Tag hat! Freilich, wer ſo da ſitzt, wie ich, mit halb nackter, halb grauer Scheitel, hat eben keine beſondere Aufforderung, Mittel zu ſuchen, daß ſeine Zeit ſchnell verfließe; aber wenn ſie denn auch gar ſo ſtrengflüſſig iſt, Einem wie Honig oder Hefe von den Fingern träufelt — ſie kurz weg von der Hand wiſchen, wie jener

Engländer, der es überdrüßig war, ſich jeden Morgen an- und jeden Abend auszukleiden, zeigt immer von wenigſtens momentanem Wahnſinne, doch —

Daß ich darüber erſt viel nachſinne, wie müßig die Zeit zu verlieren iſt! Und habe doch an Höfen gelebt! Wer Nichts zu thun hat, braucht nur eine beſtimmte Ordnung in ſein Nichtsthun zu bringen und ernſtlich ſtrenge darüber zu halten, ſo hat er mehr Beſchäftigung, als Andere glauben können. Ich habe Männer gekannt, die vom erſten Pagenrock bis ihnen der Tod die Hofmarſchalls-Uniform auszog, nichts Anderes zu thun hatten, und doch im ſiebzigſten Jahre mit einem Seufzer über die Kürze des Lebens entſchliefen.

Der Gedanke ſoll nicht verloren gehen. Ich will ſogleich meine Befehle geben, in welcher Minute am Morgen meine Gardinen geöffnet werden ſollen, — in welcher der Kaffee — Rasmus! Rasmus! —

— Das wäre geordnet! Nun noch ein Tagebuch darüber — Ein Tagebuch! Herrlicher Gedanke! Das Tagebuch eines Mannes, der ganz allein iſt, Nichts zu thun hat, niemals Beſuche macht und faſt niemals welche erhält, muß ein ſehr lehrreiches Werk werden. Wenigſtens wird mir das meinige ein Mittel geben, meine Frauenzimmer dafür zu ſtrafen, daß ſie mich ein Paar Monate lang allein laſſen. Nächſten Winter ſetz' ich mich jeden Abend zu ihnen und leſe ihnen daraus vor, bis — ja, bis ihre Schläfrigkeit allzu rührend wird.

Zwar hat einmal ein gewiſſer Montaigne gelebt, der ein dickes Werk ſchrieb, das im Grunde Nichts iſt, als das Tagebuch eines Einſiedlers, und ich habe Leute gekannt, die für ſehr geſcheidt galten, und gar nicht aufhören konnten, wenn ſie es einmal lobten. Aber der Mann ſammelte aus einer Menge von Büchern, ſagt man, geiſtreiche Gedanken über dieſen oder jenen Gegenſtand und fügte dann in der Regel noch geiſtreichere hinzu. Das iſt mir zu mühſam. Ich will aufſchreiben, was mir in meinen vier Wänden widerfährt, und ſollte dann irgend ein Gedanke mit unterlaufen — nun, es iſt eben ſo gut, daß er auf dem Papiere ſteht, als daß ich ihn in dem nächſten Augenblicke vergeſſe.

Erſter Tag.

Meine Stutzuhr that eben den letzten, den achten Schlag, als Rasmus an mein Bett trat. Ich ſtand auf. Ein Viertel auf neun Uhr war meine Morgentoilette gemacht und ich gehe auf die Teraſſe zum Frühſtück.

Was ſeh' ich! Neben meiner Taſſe ein großes Paquet gedruckter Blätter. Zeitungen! Iſt der Rasmus bei Sinnen! Mir Zeitungen? Ich habe ſeit 20 Jahren keine aufmerkſam angeſehen. Ja, wie ich noch im Militär war! Die Montirungs-Vorſchriften und die Beförderungsliſten ſind doch immer wichtige Artikel für die Armee, wie die Nachricht von Hoftrauern für das Kabinetsminiſterium, die Geſandtſchaften und die großen Männer in kleinen Städten, die durch die devote Beobachtung derſelben anzeigen wollen, daß ſie hoffähig wären, wenn ſie am Hofe leben könnten.

So viel iſt gewiß: viel Neues werd' ich in den Zeitungen finden, da ich ſo lange keine las. Eine ganz neue Welt wird ſich mir aufthun; ob eine anziehende? — Nun es hängt ja nur von mir ab, die grauen Blätter bei Seite zu werfen, wenn ſie mir lange Weile machen.

So kommt denn her, ihr lügenhaften Diener der Wahrheit, ihr am ſchlechteſten geſchriebenen und am begierigſten geleſenen Schriften, ihr ſo gering geſchätzten und ſo ſehr gefürchteten — Aber was mir für — — ſche Antitheſen zufließen! — Rasmus, verſchließe das Fenſter! Die Zugluft giebt mir den Schnupfen! —

Ohne Betrachtungen zum Leſen:
— Sieh' da! Welch' ein Fund!

„Aus — —. Se. Excellenz, der Herr Staatsminiſter von — haben beſchloſſen, der täglich mehr um ſich greifenden Preßfreiheit endlich einmal feſte Schranken zu ſetzen."

O du großer, du erhabner Mann! Das iſt ein Entſchluß, der einer Krone werth iſt! Verzeihung, daß ich Dich bisher mir nur immer noch als den ausſchweifenden, pasquillantiſchen Burſchen zu denken vermochte, der Du auf der Univerſität warſt! Es läßt ſich nicht läugnen, Deine ſogenannten luſtigen Streiche von damals ſahen oft Bubenſtücken zum Verwechſeln ähnlich; aber weg mit allen ſolchen Erinnerungen! Du biſt mir künftig ein Halbgott! Du willſt der Frechheit im Preſſen ein Ende machen. O wie nothwendig das iſt! Von den Miniſtern bis zum Bettelvogt herab — Alles preßt im Namen des Staates, aber in der Regel für eigne Rechnung. Die Beamtenwelt manches Staates läßt ſich durchaus nicht paſſender darſtellen, als unter der Figur einer großen Kelter, in welcher dem armen Volke Geld, Blut und Thränen abgepreßt werden, damit die Beamten, eigentlich doch nur Diener, die Herren des Staates ſpielen können. Der Fürſt giebt den Namen dazu her, aber die Willkühr der Beamten Maaß und Vorſchrift. Und warum? Weil es ſo ſchwer iſt, dem Fürſten Nachricht davon zu geben. Immer kann man den Beamten nur bei einem höheren Beamten verklagen und dieſen wieder bei einem höheren, und Alle ſehen einander gefällig nach, worüber ſie in anderer Form und in anderem Maaße ſelbſt der Nachſicht bedürfen. Ja, wenn, wie in England und Frankreich, Publicität, allgemeine Publicität herrſchte! — Geduld, nun wird das aufhören! Der Preßfreiheit ſoll ein Ende gemacht werden. Ich beuge mich vor Dir im Geiſte, tief, tief, edler Mann! — Doch ich will weiter leſen.

„Es ſollen deshalb neue, ſtrengere — Cenſur-Inſtructionen ausgefertigt und alle Verſtöße gegen — das Cenſur-Edict auf's Härteſte geſtraft werden.“

Leſe ich richtig? Alſo von der Druckerpreſſe war die Rede? Und die ſeltnen, halblauten Seufzer des Volkes, die noch zuweilen durchſchlüpften, nennſt Du Frechheit? Die Druckerpreſſen ſollen noch mehr gehemmt werden, damit Nichts die Beamtenpreſſen gefährde? — Geh, Burſche! Du biſt, trotz Deinem Miniſterpoſten, noch immer derſelbe Sch —, der in Kiel wegen ſeiner Streiche in den V — — erklärt wurde.“ —

Gegen welchen Vornehmen dieſer Kernſchuß beſtimmt war, flüſterte man ſich zwar in's Ohr, aber ich hab' es nicht erfahren können. Bei der Sache der Preßfreiheit ſelbſt trat wahrſcheinlich wieder Schimmelmann's weiſe Humanität in's Mittel. — Ein Jahr früher hatte ſeine Gemahlin von einem Schweizeriſchen, in Kopenhagen angeſiedelten Kaufmanne einen Brief mit der dringenden Bitte erhalten, ſie möge, um der heiligen Religion willen, ihren ganzen Einfluß bei dem Grafen aufbieten, damit er den irreligiöſen, gotteslaͤſterlichen Aeußerungen der Flugſchriften und Zeitungen ein Ende mache. Sie antwortete, natürlich nach der Weiſung ihres Gemahls: Das beſte Mittel, ſolche Anſtößigkeiten unſchädlich zu machen, wäre, ſie keiner Aufmerkſamkeit zu würdigen. Die Preßfreiheit dürfe ihretwegen nicht verletzt werden ꝛc. Nun erhielt ſie einen neuen, zwei Bogen langen Brief, worin eine Unzahl bibliſcher Sprüche angeführt wurden. Sie antwortete nicht weiter.

Bei der Ueberzeugung der einen Partei im Kabinet von der Heilſamkeit, ja Nothwendigkeit der Preßfreiheit und dem Haſſe der andern Partei gegen ſie ſchien es mir ſonderbar, daß man nicht das geeignetſte und einfachſte Mittel anwandte, ohne Aufhebung ihrer Nützlichkeit ihr das Gefährliche zu nehmen. Ich meine, daß man nicht den literariſchen Feinden literariſche Vertheidiger entgegen ſtellte, die ungerechten Vorwürfe widerlegte und — dem Anlaſſe der gerechten — abhalf. — Dies Abhelfen mag denn wohl Manchem nicht ſehr gelegen geweſen ſeyn. Miniſter, die weder das Eine wollen, noch — das Andere — freilich die müſſen öffentliche, unabhängige Stimmen über ihre Verwaltung ſehr unbequem finden.

Theater

hatte Dänemark damals zwei: das große königliche in Kopenhagen und ein kleineres in Odenſee in Fyhnen, von dem man aber verſicherte, daß es kaum Erwähnung verdiene. Alſo auch hier ein einziger Glanzpunkt, worin, ohne Rival, das Vermögen des Ganzen zuſammengezogen war, zum Leuchten, zum Anſchein von Größe; übrigens aber Dunkelheit und Kleinlichkeit. Und dieſer einzige Hochaltar der Muſen, an dem mit Däniſcher Zunge gedient wurde, ſchien mir noch dazu nicht ſehr bewundernswerth. Das Schauſpielhaus war von außen recht ſtattlich, ſelbſt geſchmackvoll und bei Verzierung des Saales war kein Gold geſpart. Er war geräumig und hatte drei Reihen Logen unter dem Paradieſe. Das Parterre wurde nur von Männern beſucht; im Parquet aber waren Männer und Frauen gemiſcht. Die Decorationen waren in den wenigen Stücken, die ich ſah, ſehr mittelmäßig.

Von den Schauſpielern ſagte man mir, daß diejenigen, die Talent zeigten und ſich achtungswerth betrügen, häufig in angeſehene Geſellſchaften zugelaſſen würden; die Schauſpielerinnen hingegen ſtanden ziemlich unter dem alten Anathem und ihre Ehrbarkeit ſoll es gerechtfertigt haben. Die jüngeren, ſagte man, werden jetzt von irgend einem Großen unterhalten, und die älteren wurden es ehemals; ja, man nannte mir unter ihnen eine Jomfru (Jungfrau) S., die 6 Kinder hatte, mitten unter ihnen lebte und es gar nicht unrecht fand, wenn man ſich nach dem Befinden ihrer Familie erkundigte.

Ob ausgezeichnete Talente im Perſonale waren, weiß ich nicht. Ich habe keines lebhaft preiſen gehört, wohl aber Klagen darüber, daß Gehalte und Rollen nach parteiiſcher Protection vertheilt, daß junge Talente ohne Beſchützer zurückgewieſen würden, um die allmälig veralteten im Gange und Ruhme zu erhalten. Da es keine andere Bühne zu ihrer Entwickelung gäbe, gingen ſo viele Talente für die Kunſt verloren. Die jungen Schauſpieldichter befänden ſich in gleich ſchlimmer Lage. Es bedürfte hoher Fürſprache, wenn in Kopenhagen ihre Arbeiten nicht ohne Prüfung zurückgewieſen werden ſollten, und geſchähe das, ſo wären dieſe verlorne Mühe geweſen. Man behelfe ſich mit den alten Stücken und Ueberſetzungen.

Was an allen dieſen Beſchwerden gegründet war, weiß ich nicht. Aehnliche hört man bekanntlich bei allen Bühnen, und das Fragment der Germaniſchen Nation, das man die Däniſche nennt, iſt zu klein, als daß durch jenes Verfahren, wenn es gegründet war, viele Talente können untergegangen ſeyn.

Am erſten Abende, da ich das Theater beſuchte, begann die Darſtellung mit dem „Mann von vierzig Jahren,“ aus dem Franzöſiſchen, wenn ich nicht irre, dann folgte eine ſogenannte „Unterhaltung.“ Dieſe Letztere beſtand aus Tänzen. Es hüpften zwei Trupps von Tänzern und Tänzerinnen aus den Couliſſen, machten einige Tanzfiguren und zogen ſich dann zur Seite. Statt ihrer erſchienen eine Tänzerin und ein Tänzer in Norwegiſcher Bauerntracht, um einen Norwegiſchen Volkstanz aufzuführen. Sie, artig gekleidet, tanzte mit einnehmender Grazie; er wurde aber auch lebhaft beklatſcht, obgleich ſeine Hauptleiſtung darin beſtand, ſich auf die Hüften zu klatſchen und mit vorgebogenem Kopfe, wie ein Stier, und vorgeſtreckten Händen, als wolle er ſich vor dem Fallen ſichern, ſo ſchnell im Kreiſe zu drehen, daß ſeine Jacke, die einen kurzen Schafspelz vorſtellte, ſich wie ein Reifen um ihn ausbreitete. Wahrſcheinlich gehörte das Alles zum Volkstanze, doch geſchmackvoll fand ich es nicht. Die Figuranten machten wieder einige Touren und verſchwanden. Der Vorhang ging auf und man gab „die honette Ambition,“ ein witziges Luſtſpiel von Holberg. Man lachte und applaudirte viel. Ich hatte lange Weile, da ich nicht verſtand, was man ſprach. Daher kam es wohl ohne Zweifel, daß mir auch das Spiel der Darſtellenden und ihr Sprechen mißfiel. Der Redeton des Däniſchen hat etwas Gurgelndes, an das man ſich in der Geſellſchaft leicht gewöhnt und das ſogar bei einer gefühlvollen weiblichen Stimme und aus einem ſchönen Munde ertönend, reizend werden kann, doch auf der Bühne nicht wohlthut. Ich hörte einige Abende ſpäter ein Singſpiel, „Wiinehöſten,“ die Weinleſe. Ich hörte liebliche Melodien, aber der Klang der Worte machte im Geſange eine noch weniger gefällige Wirkung auf mich, als beim Sprechen.

Aus langer Weile betrachtete ich die Beſetzung der Logen. Ueberall Blondinen! Vollwangigt, mit ruhigen Mienen und ſanftem Blicke der Augen. Vortrefflich! dacht' ich. Die Blondinen hatten immer mehr Reiz für mich, als Brunetten, doch — toujours perdrix! Ich hätte beinahe einen freudigen Ausruf gethan, als ich ein Paar Tage ſpäter in einem Geſellſchaft-Zirkel eine reizende Brunette mit den ſchwarzen Augen um ſich blitzen ſah. Es war eine Portugieſiſche Dame.

In einer großen, beſonders decorirten Loge, den Schauſpielern zur Rechten, bemerkte ich etwas Auffallendes. Nur Eine Dame und ein kleiner Mann, ſchwarz gekleidet, mit einem Stern auf der Bruſt und langen Manchetten, ſchienen darin zu ſeyn. Während der Vorſtellung war er ſehr aufmerkſam, ſchien aber immer zu kichern. Am Ende des Actes ſprang er auf und ging ſchnell in der Loge auf und ab. Ein Stuhl ſtand ihm im Wege; er hüpfte hinüber. Die Dame, die zugleich mit ihm aufgeſtanden war und, mit dem Rucken zum Publicum gewandt, zu ihm zu ſprechen ſchien, zog ihm den Stuhl aus dem Wege, aber nun legte er ihr die Hand auf die Bruſt und drückte ſie gegen die Baluſtrade, als wolle er ſie hinüber ſtürzen. In dem Augenblicke wurden ein Paar andere Geſtalten aus dem Hintergrunde ſichtbar, er aber ſetzte ſeinen Spaziergang fort, lachend, wie es ſchien, über den leeren Schrecken, den er der Dame verurſacht. „Um Gottes Willen! Wer iſt der Mann?“

flüſterte ich dem Bekannten zu, mit dem ich in's Schauſpiel gegangen war. St! antwortete er. Sehn Sie nicht hin! Er nimmt das leicht übel. Es iſt

Der König.

— Der König!! — — Nein! Ich ſah nicht wieder hin. Ich ſah einige Augenblicke lang gar Nichts um mich her. So tief hatte mich der Anblick des unglücklichen Mannes ergriffen, der, einſt mit herrlichen Talenten zu dem höchſten Berufe des Menſchen beſtimmt, durch die boshafteſte Hinterliſt, ſagte man, ſo tief geſtürzt worden. Er ſoll noch dazu, wenigſtens in hellen Augenblicken, ſein Mißgeſchick tief gefühlt und zuweilen ausgerufen haben: „Armer Chriſtian! was hat man aus Dir gemacht!“ — Gemacht! Das war allerdings die Anſicht, die man ſich einander zuflüſterte. Vielleicht aber gehört dazu Nichts mehr, als daß man dem jugendlichen Hange des 16jährigen Prinzen zu Ausſchweifungen in Paris Nahrung gab.

Die geheimere Geſchichte dieſes Monarchen verdiente mit Wahrheitsliebe und Genauigkeit bekannt gemacht zu werden. Sie könnte Belehrung, wichtige Belehrung in Kreiſe bringen, zu denen ſonſt Wahrheit und Belehrung entweder gar nicht durchdringt, oder vergeblich. Sie hat manche Dunkelheiten.

Worin beſtand der Wahnſinn, um deſſentwillen man ihn der Regierung unfähig erklärte? Er hatte keine Anfälle von Raſerei, ſondern war nicht ſelten in froher Laune und immer wohlgemuth. Er war auch nicht blödſinnig, ſondern hatte oft ſehr witzige und treffende Gedanken. Nach Allem, was ich über ihn hörte, war er nur oft läppiſch in ſeinem Beginnen. Fürſten, die viel ärgere Geiſtes- und Charakterfehler hatten, haben nicht ſelten lange regiert. Freilich zum Unheil ihrer Unterthanen, und ſo war es gewiß gut, daß ſeine Gemahlin — denn ſie war es eigentlich ſchon, die ihn der That nach der Regierung entſetzte, — ſtatt ſeiner eintrat, indem ſie Miniſter wählte, die ihr Zutrauen hatten. Den Titel und den Anſchein der Regierung ließ ſie dem Könige, und das koſtete ihr den Thron, da ſich Andere des Mannes ohne Willen bemächtigten. Auch die Gegner behielten den König als Symbol der Autorität bei, um ihren Beſchlüſſen Sanction zu geben und durch Repräſentation zu fungiren, — und wurden dann gleichfalls dadurch geſtürzt, daß eine Gegenpartei das Scheinbild eines Monarchen in ihre Gewalt brachte. Auch dieſe ließ es in der bisherigen Geltung. Sie kam indeß zuweilen in ſonderbare Verlegenheit dadurch, daß ſeine Perſönlichkeit unerwartet erwachte und ſich ſehr launenhaft äußerte. So hatte einmal ein Geſandter in voller Verſammlung des Hofes ſein Creditiv überreicht, mit einer feierlichen Rede; ſtatt aber die von Bernſtorff entworfene Antwort herzuſagen oder abzuleſen, ließ der Angeredete einen gewöhnlich nicht ſichtbaren Theil des Mundes erblicken, kehrte dem Geſanden den Rücken und lief davon mit den Worten: „Ich kann hot Menneſke (den Menſchen) nicht leiden." Alles war ſtarr vor Ueberraſchung; nur der Miniſter Bernſtorf verlor nicht die Gegenwart des Geiſtes. Er folgte ruhig dem Entfernten, kam aber gleich zurück und ſprach mit feierlichem Ernſte: Der König und Herr, von einem plötzlichen Uebelbefinden ergriffen, hat mir aufgetragen, in ſeinem Namen ꝛc. So erzählte man in Kopenhagen.

Ein anderes Mal hatte man den König mehrere Höflinge, die er nicht liebte, zu Kammerherren ernennen laſſen. Eines der Diplome war ohne Namen zurückgeblieben; wahrſcheinlich zur Aushülfe beſtimmt, wenn eine Unterſchrift mißglückte. Am folgenden Morgen kam der Monarch früher, als gewöhnlich aus ſeinem Gemache, fand einen Ofenheizer beſchäftigt, ſah ihm eine Zeitlang zu und rief dann plötzlich: „Rasmus! (der allgemeine Knechtsnamen in Dänemark.) Du biſt ein geſchickter Menſch! Komm, mache hier die Thüren auf! — Gut! Mache ſie wieder zu! — So! Setze einen Stuhl her! — — Setze ihn wieder weg! — Gut! Du kannſt ſo gut Kammerherr ſeyn, wie ein Anderer. Wie heißeſt Du?“ — Dann ging er in ſein Gemach, füllte das Diplom mit dem Namen des Menſchen aus, unterſchrieb es und reichte es dem Menſchen hin. „Nun, Rasmus, biſt Du Kammerherr!“ rief der König und rieb ſich freudig kichernd die Hände. Rasmus muß Verſtand genug gehabt haben, einen klugen Rathgeber zu finden, um ſeine Anſprüche geltend zu machen. Die Miniſter mußten ſie anerkennen, wenn die anderen Ernennungen nicht auch ungültig ſeyn ſollten. Rasmus wurde mit einer Penſion in ein kleines Städtchen geſchickt.

Die ſarkaſtiſche Laune des Monarchen traf oft auch einzelne Höflinge ziemlich empfindlich. Eines

Tages beſah er einen langen magern Mann mit rothem Haar, der für ränkeſüchtig galt, von oben bis unten und rief dann aus: Oben Fuchs, unten Storch! — Ein anderes Mal ſtand ein Scheinheiliger, dem mancher hinterliſtige Streich nachgeſagt wurde, nach Tiſche am Fenſter und blickte andächtig gen Himmel. Plötzlich tappt der König ihm auf die Schulter und ruft ihm in's Ohr: „Gauner! Den da oben betrügſt Du doch nicht!“

Ich muß den guten Dänen, die mir dergleichen Anekdoten erzählten, lobend nachſagen, daß ſie öfter dabei ſeufzten, als lachten.

Meine Bekanntſchaften

und Begegniſſe in Kopenhagen ausführlich zu beſchreiben, wäre eine fade Unterhaltung, dergleichen ich weder geben, noch genießen mag. Nur von den Berühmten unter meinen Bekannten will ich einige flüchtige Skizzen aufſtellen. Leider wird es nur eine Todtenſchau. Alle, ohne Ausnahme, glaub' ich, ſind dahin! — Der Intereſſanteſte unter ihnen und Der, mit dem meine freundſchaftliche Verbindung am längſten dauerte, war **Schmidt-Phiſelbeck**, ein kleiner, magrer, lebhafter Mann mit ſehr geiſtvollem Geſicht. Er galt für einen geſchickten Geſchäftsmann im Finanzfache, war ein Gelehrter und zugleich ein gefälliger lyriſcher Dichter in zwei Sprachen. Ich ſah ihn zuerſt auf Seeluſt, dem Gute Schimmelmanns. Er aß dort zu Mittage, aber die Gräfin beherrſchte in breit und kühl ſentimentaler Weiſe das Geſpräch. Nach der Tafel ging er ſogleich mit dem Miniſter in deſſen Kabinet, wegen der Geſchäfte, die ihn herausgeführt hatten, und fuhr dann unmittelbar zur Stadt. Ich hatte nur Gelegenheit, an ihm zu bemerken — qu' il y avoit de l' étoffe. Etwa eine Woche nachher traf ich mit ihm bei dem berühmten Profeſſor, nachmaligem Biſchofe, Münter zuſammen. Ich hatte gerade vorher den Kriegshafen und das Marine-Arſenal beſehn. Ich glaube, zwanzig Linienſchiffe, mehrere Fregatten und andere Kriegsfahrzeuge lagen abgetakelt da. Jedes der Erſten vor einem ſteinernen, mit ſeinem Namen bezeichneten Magazine, in dem Alles, vom dünnſten Seile bis zum dickſten Kabeltaue, zur völligen und ſchnellen Ausrüſtung trefflich geordnet beiſammen war. Ich bewunderte die ſorgſame Einrichtung; bald aber erſtaunte ich noch mehr bei dem Gedanken, daß ein Staat, der eine ſolche Rüſtung zur See, alſo auch wohl eine in richtigem Verhältniſſe dazu ſtehende Landmacht beſitze, eine ſo untergeordnete Rolle ſpielen könne, als Dänemark wirklich damals ſpielte. — Bei Münter berührte die Rede das Marine-Arſenal. Alles pries die Wichtigkeit der Däniſchen Flotte. Ich ſchlug vor, über das Portal des Arſenals die Penaten der Römer zu ſetzen: „Zwei ſitzend ſchlummernde Jünglinge mit Pickelhauben und Spießen." Münter berichtigte ſogleich, die Penaten hätten nicht Pickelhauben, ſondern Helme gehabt; das führte denn nun zur Unterſuchung über die Verſchiedenheit beider Kopfrüſtungen, über das Alter der Pickelhauben ꝛc. Nur Einer, nämlich Schmidt, drohte mir lächelnd mit dem Finger. Als wir fortgingen, faßte er mich unter den Arm und ſagte: „Das war ein Irrthum! Sie ſchlummern nicht; aber" — Sie haben nur nicht die Kraft, aufzuſtehn, vollendete ich. „Auch das wohl! ſagte er; aber ſie würden nicht mitgehen. Einen glänzenden Feldzug könnten wir vielleicht machen, aber keinen Zweiten. Die Fabriken, die Manufacturen, überhaupt Induſtrie und Handel fordern zu viel Unterſtützung." — Kurz, erwiederte ich, die Dioskuren bleiben ſitzen, weil der Finanzminiſter Premier iſt. — Er vertheidigte das Neutralitäts-Syſtem des Kabinets. Ob mit Recht, darauf kam es zwiſchen uns bald nicht mehr an, ſondern wir wollten nur disputiren. Wir thaten es, bis wir bei Schmidts Wohnung waren. Er lud mich ein, in ſeiner — eleganten — Junggeſellen-Wirthſchaft Thee zu trinken und wir disputirten ein Paar Stunden de hoc, de hac et illis, beſuchten uns nachher oft und disputirten wieder, und plauderten wenigſtens noch einige Jahre nachher in Briefen.

Profeſſor, ſpäter Biſchof **Münter**. Ein großer, dicker Mann, mit einem vollen Geſichte und gutmüthig-wichtiger Miene. Ich nannte ihn irgendwo den liebenswürdigſten Pedanten, den ich gekannt, und weiß ihn in der That nicht beſſer zu charakteriſiren. Immer war er ernſt und ſein Blick deutete auf tiefes Nachdenken; doch äußerte er ſich über Das, was ihn beſchäftigte, ſo war es irgend eine hiſtoriſche Lapperei. Ich zog mir einmal ſeinen Unwillen durch eine Phraſe zu. Er beſchäftigte ſich ſo eifrig mit Forſchungen über die Myſterien und die Geſchichte der Tempelherren, daß ich glaube, er habe vom Baffomet geträumt. Ich äußerte, daß ich im Durchblättern einiger alten Schriften auf der königlichen Bibliothek, die ich wegen meiner „Vorzeit Lieflands“ beſuchte, Anzeigen gefunden zu haben glaubte, daß, wenn nicht Tempelherren ſelbſt in Preußen und Liefland thätig geweſen, doch ihre Myſterien auch dort heimlich geübt worden. Lebhaft fuhr er auf: „Wo fanden Sie das? In welcher Chronik?“ Ich beſann mich lange und zuletzt zeigte ſich, daß ich das vergeſſen hatte. Er war ſehr gekränkt dadurch und wurde es noch mehr, als ich ausrief: „Aber was liegt daran?“ Er nannte mir ſogleich eine Reihe von Folgerungen, die ſich daraus ziehen ließen. „Und dann?“ ſagte ich. Er ſtellte neue Schlüſſe auf und ich wiederholte nur: „Und dann?“ Endlich ſchien aber doch in ihm die Wahrnehmung zu entſtehen, daß die Anſtrengung, Kleinigkeiten in der Vorzeit aufzuſpüren, deren Gleichen wir in der Gegenwart nicht der Beachtung werth halten, — gerade nichts Verdienſtliches ſey, ob ſie gleich von Leuten, die ſich durch gelehrtes Wichtigthun imponiren laſſen, dafür angeſehen, geehrt und und belohnt wird. Vorzüglich erinnerten mich gewiſſe grübelnde Forſcher über uralte Tageszahlen, über die Orthographie eines längſt abgeſtorbenen Namens u. dgl. immer an gewiſſe andere Leute in Paris, die mit Harken und Haken den Kehricht und Schutt durchkämmen, und — doch oft etwas Nützlicheres finden, als Jene.

Die leichte Gelehrſamkeit dieſer Art, bei der man Folianten ſchreiben kann, ohne einen großen oder nur neuen Gedanken von Werth, ging damals zu Kopenhagen in hohem Schwange. An der Spitze ſtand der Staatsrath Suhm. Ein junger Mann, Herr Jens Krag Höſt, — Er hat ſich nachher auch rühmlich einen literariſchen Namen erworben — den ich noch nicht kannte, beſuchte mich eines Morgens, um, wie er mir verbindlichſt ſagte, meine Bekanntſchaft zu machen. Im Laufe unſers Geſprächs fragte er, ob ich nicht wünſche, den berühmten und ehrwürdigen Suhm kennen zu lernen, und ſchlug mir vor, mich zu ihm zu führen. Ich nahm es an. Als wir in Suhm's Studierkabinet traten, bat der junge Mann, die Störung zu verzeihen. Ich hätte ſo dringend gewünſcht, ihm meine Verehrung zu bezeigen — Ich ſah meinen Führer überraſcht an und brauchte einige Augenblicke, mich zu faſſen und auch ein Compliment zu ſagen. Ich fand übrigens einen kleinen, breit gebauten Greis, der im Morgenanzuge, Papier und Feder in der Hand, zwiſchen langen Tiſchen herum zu gehen ſchien, die mit aufgeſchlagenen Büchern bedeckt waren. Er nahm mich artig auf und theilte mir mit, da er mich die Bücher betrachten ſah, er arbeite an einem Kämpfer-Romane. Dieſe Art, einen Roman zu dichten, ſetzte mich in Erſtaunen; aber was ich ſpäter von ſeinen Kämpfer-Romanen hörte, (ſelbſt geleſen hab' ich keinen) bewies mir, daß ich den wackern Mann mißverſtanden. Er excerpirte und ordnete nur zu einem Ganzen, was dieſer oder jener Saga-Dichter von einem alten Nordiſchen „Kjämper," d. h. Helden, gedichtet. Selber zu dichten war er, ſchien es mir, zu ſtolz; ja wenn einer der alten Skalden, die er ſo ſorgfältig ausbeutete, in ſeiner rohen Einfachheit ſich bei ihm eingeſtellt hätte, wer weiß, ob der Herr Etatsrath ihn nicht im Vorzimmer hätte ſtehen laſſen. Man ſehe das nicht für einen ganz müßigen Einfall an. Es iſt nur zu gewiß, daß viele Commentatoren, Excerptoren, Ueberſetzer ꝛc. ſich in der Stille für viel größere Männer halten, als die Dichter oder Denker, an deren Werken ſie ſich bemerkbar, vielleicht gar berühmt genagt haben. Als Zeitgenoſſen würden ſie wahrſcheinlich mit Hochmuth auf ſie herabgeſehen haben. In ihren Augen iſt eine Conjectur, z. B. über eine Stelle der

Ilias, etwas viel wichtigeres und Größeres, als das Gedicht ſelbſt. Freilich ſteht aber auch die Spinne, die den Scheitel einer Statue mit ihrem Gewebe überzieht, höher, als dieſe.

Der lichteſte Kopf unter dieſen Alterthumsforſchern, und daher der unbefangenſte, ſchien mir der Profeſſor Nyerup. Vielleicht ſtand er Vielen unter ihnen an Scandinaviſcher Gelehrſamkeit nach, aber er hatte den Vorzug, jede Notiz zu einem mehrſeitigen Gedanken auszuarbeiten und die Möglichkeit einer praktiſchen Nutzanwendung zu ſuchen. Eine ſehr verſchiedene Erſcheinung bot dagegen ein junger Mann dar, der ſich damals eifrig mit den Quidditäten der alten Römiſchen Geſchichte beſchäftigte und gründlich zu beweiſen ſuchte, die Fabeln des Livius ſeyen — Fabeln. Er trug bald nachher ſeine leichtwiegende, aber mühſam zuſammengeſcharrte Gelahrtheit nach Deutſchland und erwarb eine Partei, die ſie bewundernd pries. Mir ſchienen die meiſten ſeiner Erörterungen über die Römiſchen Könige ꝛc. Seitenſtücke zu der Abhandlung des gelehrten Martinus Scriblerus, die gründlich erwies, das Trojaniſche Pferd ſey eine Stute geweſen. Man lobt den Scharfſinn ſeiner Conjecturen und die Beredſamkeit, mit der er ſie vortrug. Geſchieht das mit Recht, und ich will nicht widerſprechen, ſo iſt es nur um ſo mehr Schade, daß er ſich an den Pedantismus verlor. Er war ſo verſeſſen darin, daß er, nachdem die Lobreden ſeiner Partei und — Verbindungen ihn auf der politiſchen Laufbahn bis zu einem Geſandten-Poſten gehoben hatten, er wieder — Profeſſor wurde. Vor ſeinem Tode ſoll er in tiefer Wehmuth geklagt haben, bei der herrſchenden Aufregung in Deutſchland würde alles mühſam Erbauete zuſammen ſtürzen und untergehen. Ich ſehe darin ein neues Beiſpiel, daß der Geiſt Sterbender ſich oft zu lichteren Anſichten erhebt, als ſie bei voller Geſundheit hatten. Er mochte nur die Richtigkeit und Vergänglichkeit ſeiner Conjecturen verwechſeln mit — dem politiſchen Weltgange. Was er erſtrebte, wird bald vergeſſen ſeyn; aber der Fortſchritt des Völkerwohls iſt ſicher und bleibend in Deutſchland.

Unter den Däniſchen Schöngeiſtern, die ich kennen lernte, waren die vorzüglichſten Rahbek, Pram, Sander, ein eingebürgerter Deutſcher, und ein ſchon ältlicher, aber ſehr jovialer Arzt, Profeſſor Tode, der mir ſpäter einen deutſch geſchriebenen Roman dedicirte, den ich aber erſt drei oder vier Jahre ſpäter zufällig kennen lernte. Ich fand ihn zu Berlin in einem Buchladen und vergaß ihn zu leſen. Schwerlich hab ich viel daran verloren. Das poetiſche Talent des Verfaſſers ſchien mir mehr darin zu liegen, wie er das Leben nahm, als im Produciren.

Intereſſanter, als ſie Alle, war mir der Theolog Marezoll, der ſeiner Rednergaben wegen als Deutſcher Hofprediger nach Kopenhagen berufen, aber von zu ſchlichtem Charakter und Betragen war, um ſich den Hofleuten bedeutend zu machen. Er lebte im Kreiſe faſt nur ſeiner Familie und ſehnte ſich nach irgend einer kleinen Deutſchen Stadt zurück. Er trug mir auf, es ſeinem frühern Gönner, Herder, zu ſagen. Ich that es und er wurde ſpäter nach Jena berufen.

Bei der Dichterin und Schriftſtellerin

Friederike Brun, geborne Münter

führte mich, ſo viel ich weiß, Schmidt-Phiſeldeck ein. Ich fand in ihrem Hauſe einen Landsmann und Schulkameraden, Pohrt, der Hofmeiſter ihrer Kinder war und ihre erſte Reiſe nach Italien mitgemacht hatte, ohne dabei, wie mir es ſchien, viel Genuß oder Nutzen gefunden zu haben.

Madame Brun war die Gattin eines Kaufmanns, der ſich den Titel Etatsrath geben laſſen und für einen Millionair gehalten wurde. Er hatte den ehemaligen Pallaſt einer Königin gekauft, weil, ſagte er, ſeine Frau es gewünſcht, und ſie lebten darin halb bürgerlich, halb mit großem Aufwande, aber ich glaube, nicht ſehr glücklich.

Madame Brun muß in ihren früheren Jahren eine reizende Erſcheinung geweſen ſeyn. Leider hatte ſie noch jugendlich ihr Gehör faſt ganz verloren, und dieſer beſonders einem Frauenzimmer empfindliche Verluſt mag wohl am meiſten dazu beigetragen haben, daß ſie ſich einem früh in ihr erweckten Hange zur poetiſchen Empfindſamkeit und Schriftſtellerei überließ. Ihr Gatte war ein einſichtsvoller Kaufmann, aber von ſehr proſaiſchem Geiſte. Er fühlte ſich von dem Hange ſeiner Frau verletzt und war daher oft mürriſch geſtimmt. Uebrigens ließ er ſie ruhig gewähren, nur durfte ſie ihn nicht mit zu ihren Anſichten und in ihre poetiſche Welt hinüberziehen wollen; dann entſchlüpften ſeinem Unmuthe zuweilen Aeußerungen, die als pikante Anekdoten umliefen —

und ihm Unrecht thaten. So ſprach ſie einſt bei Tiſche mit einem ſo hohen Enthuſiasmus von Klopſtock, daß es ihm langweilig wurde. Er rief lachend aus: „Klopſtock! Klopſtock! Wer iſt der Mann? Ich habe ſeinen Namen an der Börſe nicht gehört.“ Ein Paar Enthuſiaſten flüſterten einander zu: Welche barbariſche Unwiſſenheit! und erzählten es weiter. Aber Brun kannte Klopſtock perſönlich recht gut und beſuchte ihn, wenn er nach Hamburg kam. — Ein anderes Mal, da ihn ſeine Frau beredet hatte, ſie bis in die Schweiz zu begleiten, erſtieg er mit ihr den Rigi. Sie ſahen den Sonnen-Aufgang; er ſchweigend mit großer Aufmerkſamkeit, ſie mit einem unerſchöpflichen Erguß bewundernder Phraſen. Endlich rief er ungeduldig aus: „Meine Speicher in Kopenhagen machen mir doch mehr Vergnügen!“ und kehrte dahin zurück. — Bei einem dritten Vorgange ſolcher Art war ich ſelbſt gegenwärtig. Er beſaß ein Landgut in der Nähe von Kopenhagen. Madame Brun machte an einem ſchönen Wintertage mit ihrer Familie eine Luſtfahrt dahin und ich nahm, auf ihre Einladung, Theil daran. Nach dem Thee verſammelte ſie uns in ihrem Kabinet, brachte ein Manuſcript herbei und las uns vor, ſich immer durch Ausrufungen der Bewunderung unterbrechend. Es waren die bekannten „Briefe eines jungen Gelehrten.“ Sie hatte die Sammlung in der Schweiz von Bonnet erhalten und ſie mitgenommen, um ſie drucken zu laſſen. Bei einer Pauſe im Leſen ſah ſie ihren Gatten an der offenen Thüre vorbeigehen und rief ihn ſo dringend, daß er wohl hereinkommen und ſich zu uns ſetzen mußte.. Plötzlich aber nach einer Stelle, die ſie doch emphatiſch vorgetragen hatte, ſprang er auf und rief: Wie kann man nur ſolches Zeug leſen! und ging fort. Die Vorleſung wurde bald geſchloſſen mit einiger Beſtürzung; aber, die Wahrheit zu ſagen, zu meiner Freude. Ich hatte zwar gegen die löblichen Dinge, die in jenen Briefen geſagt ſind, Nichts, auch nicht gegen die etwas gezierte Weiſe, in der es geſchieht; ich fand nur zu viel Widerſprechendes zwiſchen dem Geiſte in dieſen Briefen und dem mir ſchon bekannten Charakter, der ſich in dem Leben des berühmten Verfaſſers ſollte ausgeſprochen haben.

Wie ſchon geſagt — trotz ſeiner Abneigung gegen die äſthetiſchen Liebhabereien ſeiner Gattin, ließ der Etatsrath Brun ſie gewähren. In Kopenhagen gab ſie Diners, Bälle und Concerte, ſo oft ſie wollte, denen er ſelbſt aber ſelten beiwohnte, ſagte man mir, oder ſie ſchloß ſich in ihr Studierzimmer ein, und nach Italien reiſte ſie, ſo oft es ihr gefiel. Ich glaube, ſie hat es drei- oder viermal gethan und jedesmal erſchien eine Beſchreibung ihrer Reiſe, zierlich und ſelbſt mit Aufwand gedruckt; denn mehr verlangte ſie nicht vom Verleger. Ihre Beſchreibungen ſind nicht ohne Geiſt und enthalten manche intereſſante Nachricht, manche artige Anekdote, manches hübſche Gedicht.

— Die Zeit, die ich mir anberaumt hatte, Kopenhagen zu beſchauen, war verfloſſen und mein Landsmann Pohrt wollte ſeine Stelle im Brunſchen Hauſe aufgeben, um das Weihnachtsfeſt in Kiel, wo er eine Braut hatte, zuzubringen; ich beſchloß, die Partie mitzumachen. Zum letzten Abende meines Aufenthaltes wünſchte ich meine Bekannten unter den Däniſchen Schriftſtellern beiſammen zu ſehn und einen Abſchiedsſchmaus zu geben. Ich bat einen jungen Literaten, der für mich immer viel Gefälligkeit hatte, die Einladung zu beſorgen, gab ihm einige Namen auf und ſetzte hinzu, wenn er etwa ſelbſt noch ein Paar Freunde mitbringen wollte, würd' ich mich freuen, ihre Bekanntſchaft zu machen. Er muß einen ſehr ausgedehnten Freunde-Zirkel gehabt haben, denn er brachte mir ſo Viele zuſammen, daß meine Zimmer zu eng für ſie wurden und mir der Genuß, den ich von einer frohen Unterhaltung mit Schmidt, Rahbeck, Sander und Pram hoffte, vereitelt wurde. An dem Abende ärgerte ich mich; ſpäter hab' ich das Abentheuer, ſo oft es mir einfiel, herzlich belacht; aber es war ein wenig theuer geweſen. —

Am folgenden Morgen traten wir unſre Reiſe an über Corſör, Beide, glaub' ich, mit Dankbarkeit und Achtung für das wackre Dänenvolk. Es war mir in ſeiner Hauptſtadt wohl ergangen, und ich hatte ſeinen Charakter, der Fremden anfangs unſcheinbar entgegen tritt, würdigen und ehren gelernt. Ich that warme Wünſche für ſein Wohl, das mir bei der allgemeinen Aufregung in Europa durch Nichtsthun ſehr gefährdet ſchien. Der wärmſte Wunſch war, daß es ſeiner Iſolirung entſagen, ſich für das, was es iſt, für einen Theil Deutſchlands, erkennen und ihm enge anſchließen möchte. Hätt' es das gethan, ſeine Hauptſtadt wäre nicht bombardirt worden und es beſäße noch ſeine große Flotte und — ſein Norwegen. Es hat den Kampf, an dem es nicht Theil nahm, viel theurer bezahlen müſſen, als die Mächte, die ſich ſchlugen.

In der Mitte Decembers reiſten wir ab. Die Witterung wurde bald ſchlecht; die öffentlichen Reiſeanſtalten waren in Dänemark eben ſo elend, als damals in Deutſchland, die Wege abſcheulich, das Ueberſetzen über die beiden Belte war langwährend und zu dieſer Jahreszeit ſogar gefährlich. Warum reiſten wir denn nur jetzt? Was meinen Reiſegefährten antrieb, hab' ich geſagt; aber ich?! — Die Wahrheit zu ſagen — hätte ein Anderer mich um Rath gefragt, ich hätte Alles wohl erwogen und ihm dringend angerathen, den Frühling und das Fahren des Paquetbootes zu erwarten; aber für mich ſelbſt — es iſt ein Naturfehler! — pflegte ich Alles ſehr leicht zu nehmen. Ich hatte eine Art Heimweh nach Weimar, der einzigen Stadt des Auslandes, wo ich erprobte Freunde und viele Bekannte hatte, und ſo trat ich, ohne lange Erwägung, die äußerſt beſchwerliche und ſehr koſtbare Reiſe an und da das einmal geſchehen war, führte ich ſie auch ſo ſchnell als möglich durch. Ich begleitete meinen Reiſegefährten nach Kiel, lehnte es ab, dort die Weihnachtsferien zuzubringen und ging ſchon am folgenden Morgen mit Extrapoſt weiter.

Am Sylveſter-Tage, ziemlich ſpät, trat ich zu Weimar in dem Quartiere ab, das Bötttger mir beſorgt hatte. Ich hörte, es ſey ſo eben alle Welt auf einer Maskerade. Ich ließ mir Larve und Domino holen und ging auch hin. Meine überraſchten Freunde begrüßten mich mit Herzlichkeit; Fremden war ich für den Abend eine Merkwürdigkeit. Recht hübſch! Aber einer ſolchen eilenden Reiſe vom Sunde her, in der widerwärtigſten Jahreszeit, war es nicht werth. Ich hatte indeß das Vergnügen, zu bemerken, daß die Weimaraner mich von jezt an als einen Einheimiſchen betrachteten und behandelten. — Das war noch mehr der Fall, als ich im Frühlinge 1799 von meiner noch längern Reiſe durch die Hanſeſtädte zurückkehrte. Sie ſahen darin einen Beweis, daß ich von ihrer theuren Stadt nicht laſſen könne, als gehöre ich zu ihnen. Aber von der Reiſe, die ich im Herbſte des genannten Jahres nach Berlin machte, kam ich nicht wieder. Ich nahm jezt Theil an dem literariſchen Tagesleben, und Berlin fing damals an, der Mittelpunkt deſſelben zu werden.

Die entſcheidende Stunde.

Mein erſter Beſuch am folgenden Morgen war bei dem allgefälligen Freunde, bei Böttiger, der mich nach allen Verhältniſſen der Gelehrten, beſonders der Deutſchen, in Kopenhagen ſo genau ausfragte, daß ich auf ein näheres, perſönliches Intereſſe ſchloß. In der That hatte man bei ihm vorläufig wegen einer Berufung angefragt, die er auch wirklich ſpäter erhielt. Ich rieth ihm dringend ab. In Deutſchland war er durch ſeine allſeitige literariſche Thätigkeit ſehr vielbedeutend; in Kopenhagen wär' er ſehr bald bloßer Schulmann geworden.

Nun ging ich zu Herders. Als ich eintrat, rief er aus: „Da iſt er ja wieder, der Freiheitsvogel, dem nirgends wohl iſt, als im offnen Walde!“ und begrüßte mich herzlich. Das that auch ſie; doch ſchüttelte ſie ein wenig den Kopf und meinte, ich hätte gefälliger, fügſamer ſeyn ſollen. „Er kann nun einmal nicht!“ ſprach Herder dazwiſchen. Sie erwähnte der ſchönen Ausſichten, die ich gehabt. „Für ihn paßten ſie nicht!“ ſagte er.

Aber, fuhr er fort, als ſie uns verlaſſen hatte, — aber was wollen Sie jetzt?

Pain bis et liberté! antwortete ich lachend.

Er nickte mit dem Kopfe. „Doch wozu wollen Sie dieſe verwenden?“

Ich ſetzte ihm meine Anſicht und meinen Plan auseinander; ich wolle noch ein Paar Jahre anwenden, Norddeutſchland und ſeine Literatur kennen zu lernen und meinem Style durch Ausarbeitung von Schriften verſchiedener Gattung höhere Gewandtheit zu geben, dann aber als entſchiedner und allgemeiner Sachwalter für Wahrheit und Recht auftreten, überall rückſichtlos eingreifen, wo mein Parteinehmen nützen könne.

Herder ſtand auf und ging ein Paar Minuten lang auf und ab; endlich ſetzte er ſich wieder zu mir und ſagte: „Ich würde Ihren Plan für jeden Andern abentheuerlich nennen; für Sie iſt er es nicht. Sie ſind aus Ihrer Einſamkeit mit ganz reifem und abgeſchloſſenem Charakter zu uns gekommen, für Deutſchland gleichſam als Erwachſener geboren. Sie haben hier keine angeſtammten Verhältniſſe, keine anerzognen Rückſichten und Vorurtheile, die Sie parteiiſch machen oder täuſchen könnten; wollen keine Brodcarriere machen, keine Beförderungen. — Was Sie thun wollen, leiſtete Leſſing für die Literatur und Schlözer in ſeinen Staatsanzeigen für die inneren Verhältniſſe vieler Deutſchen Staaten, Beide, vorzüglich der Erſtere, in einer glänzenden Weiſe. Es iſt alſo möglich! Sie ſtecken ſich einen viel weitern, einen faſt unbeſchränkten Raum der Thätigkeit und wollen ſich zu Dem ausdrücklich vorbereiten, was Jene thaten, weil es eben auf ihrer Bahn lag. Sollten Sie ſie auch in keinem einzelnen Fache erreichen, ſo können Sie doch im Allgemeinen ſehr viel Gutes wirken. Aber haben Sie auch erwogen, was es Sie koſten wird, was Sie dabei wagen, was Sie dabei aufopfern werden? Sie werden ſich eine Welt von Feinden zuziehen und dürfen dabei nicht einmal auf Dankbarkeit rechnen; Sie“ —

Doch ich will nicht anführen, was er mir Alles mit Wärme auseinander ſetzte. Aber er ſchloß: Sind Sie übrigens entſchieden, zu verzichten auf Das, was man ein Glück machen nennt, ſo führen Sie Ihren Plan aus. Er kann ſehr nützlich, ſelbſt wohlthätig werden, wenn Sie es mit Unparteilichkeit und Uneigennützigkeit, mit unerſchrocknem und reinem Eifer thun.

Nehmen Sie meinen Handſchlag darauf, daß ich es wenigſtens immer ernſtlich wollen werde! rief ich.

Wir lächelten Beide über die Feierlichkeit, welche die Berathung angenommen hatte, und — gingen zu Tiſche.

Ich bin meinem **Handſchlage** treu geblieben. Auch ohne dieſen hätt' ich wohl gehandelt, wie ich that; aber ich geſtehe, daß die Erinnerung an dieſes Geſpräch mir zuweilen eine Feſtigkeit gab, wenn ich in Ausführung meines **Planes** ſchwankte.

Erſter Anhang.

Briefe.

Vorbemerkung.

Die Gegenſtände dieſer Briefe und Brieffragmente ſind nicht wichtig. Großentheils ſind ſelbſt die Verfaſſer es der Literatur-Geſchichte nicht. Warum denn theile ich ſie mit? — Gern hätt' ich dieſer Schrift den Schmuck einer Reihe von Bildniſſen mitgegeben! Indeß ich bedauerte, es nicht zu können, fiel mir ein, daß ich etwas Beſſeres in meiner Gewalt hatte. Mit rückſichtloſer Offenheit geſchriebene Briefe ſtellen den Charakter ihrer Verfaſſer, das weiß man längſt, viel treuer dar, als Feder, Stift oder Pinſel in fremder Hand es vermögen. Charakteriſtiken aber verſpricht der Titel dieſes Buchs, und — der Leſer erhält dergleichen hier in einer Reihe von Daguerreotyp-Bildern. Die Darzuſtellenden bildeten ſich ſelbſt ab. —

Zum erſten Bande.

1. Von Karl F. D. Grohmann.

(Der Veranlaſſung dieſes Briefes erinnere ich mich nicht. Wahrſcheinlich hatte mich jugendliche Heftigkeit (ich hatte eben erſt mein 20ſtes Jahr vollendet) zu einer unzarten Aeußerung gegen meinen älteſten, herzlichſten Freund hingeriſſen.)

Lieber, guter Merkel!

— — — — — — — — —

— — — — —

Jetzt zur Beantwortung Deines erſten ausländiſchen*) Briefes. — Du haſt mich ertappt, lieber Junge! haſt mir durch die Larve der Beſcheidenheit hindurch bis in mein Innerſtes geblickt — Verzeihung, mein gutmüthiger Cato! Verzeihung deshalb! Aber, lieber **Censor**, hätteſt Du mir nicht dieſe Schwäche in **peto peti** erſparen können, einem hypochondriſchen Schwächling erſparen können, der es — nicht etwa, weil ſeine Naſe den ſtinkenden Dampf der Schmeichelei gern einzieht, ſondern weil der Glaube an ſein Ich immer mehr und mehr zu ſinken anfängt und folglich einer Stütze, ſie ſey auch noch ſo ſchwach, bedarf — der es ſo gern hören mochte, wenn ſein Freund Merkel ihm über eine Tags zuvor geſpielte Rolle ein Complimentchen machte, der es aus obangeführten Gründen noch gern hören mag, dem es alſo, dünkt mich, um ſo eher zu verzeihen war, wenn ihm Anſehung des Benehmens quaestionis nach einem freundſchaftlichen Complimentchen gelüſtete? — Indeß — Strafe hatt' ich immer verdient und ich bin froh, daß ich ſo davon gekommen bin. Aber das iſt ſonderbar, daß Du die Stelle meines Briefes, wo ich von fürchten ſpreche, gänzlich mißverſtanden und folglich eine falſche Veranlaſſung zum Schelten hatteſt. Die fragliche Stelle lautet ohngefähr ſo: „Du kennſt mich nicht, wenn Du glauben, ich würde ſagen, wenn Du fürchten kannſt, aber ꝛc. ꝛc. Das iſt: meiner Seits würde dieſer Ausdruck nach Stolz riechen, denn das Unglück, von mir vergeſſen zu werden, iſt am Ende ſo groß nicht — und Unglück nur fürchtet man. — Und nun genug davon!

---

*) Ich ſchrieb damals zwar nicht beſſer, aber geläufiger Franzöſiſch, als Deutſch, und that es gewöhnlich, wenn ich aufgeregt war.

Die Tanzproben*) dauern noch immer fort — Die Propheten kommen; ſie heißen mich ſchließen. Melchiſedek und alle Uebrige, deren jetzt 13 ſind, laſſen Dich herzlich grüßen. Lebe wohl und denke

Deines aufrichtigen Freundes

Riga, den 10. December 1789.

K. F. D. Grohmann.

Die weichmüthige Gebeugtheit eines hochgebildeten Geiſtes, der ſich in einer Lebensſphäre fühlt, die ſeiner unwürdig iſt und der er ſich doch weder entreißen, noch genügen konnte, ſpricht ſich in dieſem Briefe, dünkt mich, deutlich aus. Grohmann ſtarb bald, im 36ſten Jahre. „Man ſagt, er wollte ſterben.“ Ich weiß es nicht.

---

*) Bei den damaligen guten Bühnen war es angenommen, daß alle noch jungen Schauſpieler und Schauſpielerinnen tanzen konnten, um gelegentlich kleine Ballete zu geben. Sie gewannen dadurch viel körperliche Gewandtheit. Ekhof, Schröder, Chriſt, auch Iffland haben getanzt. Schröder war ſogar ein ausgezeichneter Solotänzer. — Im Jahre 1800 gab es bei der Berliner Bühne Schauſpielerinnen, die nicht einmal geſellſchaftliche Tänze erlernt hatten.

2. Von Friedrich von Meck.

Meck's Mutter hatte bemerkt, daß er und ich einander, wenn Einer einen Irrweg einſchlagen wollte, ſtrenge hofmeiſterten. In der Beſorgniß, daß ihre Stimme nicht hinreichen möchte, ihn von einer Heirath abzuhalten, von der man abſichtsvoll viel ſprach und die ſie mißbilligte, hatte ſie meinen Einfluß auf ihn in Anſpruch genommen. Er war damals ſchon in Riga Aſſeſſor des Kreisgerichts, ich noch auf dem Lande. Ich ſtimmte der Anſicht der Mutter bei und ſchrieb ihm einen ſehr lebhaften Brief darüber. Er antwortete:

Sehr werther Freund!

Mehr als einmal habe ich beim Leſen Ihres Briefes Sie im Gedanken umarmt. Wärmern Antheil, als Sie, könnte ich kaum ſelbſt an meinem Schickſale nehmen. Sie werden meinem Herzen immer theurer und ꝛc.

Doch ſo freundſchaftlich Ihre Beſorgniſſe auch ſind, ſo ſind ſie demungeachtet, wenn ich mich nicht ganz ungewöhnlich täuſche, ungegründet. Ich geſtehe es Ihnen, daß ich verliebt war; auch daß ich mich auf der Hochzeit kindiſch und unbeſonnen genug betrug, es zu deutlich merken zu laſſen; aber nicht Jeder, der verliebt iſt, will darum heirathen. Iſt die

Familie des Frauenzimmers ſich ſelbſt ſo feind, Gerüchte dieſer Art auszuſprengen, ſo mag ſie es ſich ſelbſt beimeſſen. Mein feſter Entſchluß iſt es dagegen, das Frauenzimmer deshalb nicht zu heirathen, weil ich mich bei einer achttägigen Hochzeit, wo Champagner und Burgunder nicht geſpart wurden bei Tanz und Spiel, bei — was weiß ich, was? — in ſie verliebt hatte. Soll ich etwa nicht auch einmal mich verlieben dürfen? Hab' ich dem Mädchen oder ihren Verwandten Anträge gemacht? Wie kann man mir mehr anſinnen, als ich geäußert habe? und wie kann man, — im Fall ein guter Name, wofür Gott behüte, darunter leiden ſollte, — verlangen, daß ich aufheben ſoll, was man ſelbſt weggeworfen hat?

So lange ich noch Ausbrüche einer Leidenſchaft, der ich nie genügen konnte, fürchten mußte, glaubte ich mit Ihnen, es ſey nothwendig, die Syrenen-Gegend zu meiden; jetzt aber, da meine Entfernung, ſtatt das Feuer zu löſchen, es vielmehr anfacht, muß ich mich wohl hinein wagen, um meinen Feind zurück zu ſchlagen. Der Spatz mag, wie Sie ſelbſt ſagen, die Leim-Ruthe fliehen; der Menſch kann und muß — wenn man ihn für einen Spatz hält, welches denn leider! mein Fall iſt — ſie zerbrechen.

Alſo, mein theurer Freund! giebt Gott Leben und Geſundheit, ſo umarme ich Sie den Pfingſt-Sonnabend in Pernigell; den erſten Feiertag wallen wir zuſammen nach K. und ich hoffe, Sie werden mit meinem Betragen zufrieden ſeyn.

— — — — — — — — — — — — — — — Leben Sie wohl, liebſter Merkel, und lieben

Ihren

Riga, den 9. Mai 1792.

treuen Freund und Diener

Meck.

Wie geſagt! Nicht ſeiner Wichtigkeit halber, — als Charakterbildchen ſteht der Brief hier. — Meck ſtarb auch im Jahre 1794, im 26ſten Jahre.

3 und 4. Von Karl Graß,

dem trefflichen Maler, Dichter und Schriftſteller, den der Corrector des erſten Bandes überall Groß taufen ließ. Gleichwohl iſt Graß in der Deutſchen Literatur kein unbekannter Name, als Verfaſſer der „Fragmente von Wanderungen in der Schweiz, nebſt drei Kupfern; der „Siciliſchen Reiſe oder Auszüge aus dem Tagebuche eines Landſchaftmalers, mit 26 Kupfern,“ bei Cotta; einer großen Anzahl ſehr intereſſanter Beiträge zu Schillers Rheiniſcher Thalia, zum Morgenblatte, zu Zſchocke's Erheiterungen ꝛc. ꝛc. Doch die jetzigen Deutſchen Literaten und Literatoren denken, im Gegenſatze zur Marquiſe von Pompadour: Avant nous le déluge! für Alles, das nicht in die Inſel der Seligen, das Converſations-Lexikon, gerettet iſt. Herrlicher Grundſatz, dies Avant nous le déluge! Es ſpricht frei von ſorgfältigem Studiren und hindert Niemand, wenn er Etwas ſagt, was früher ſchon zehnmal geſagt worden, ſich für den Erſten auszuheben oder zu halten, dem die Erleuchtung kam. —

Von Graß geb' ich zwei Brieffragmente. Ich könnte viel mehrere geben, ohne die wandelbare Phyſiognomie dieſes trefflichen, aber launenhaften Geiſtes zu erſchöpfen.

Riga, den 11. Januar 1794.

Werthgeſchätzter Freund!

— — — — — — — —

Eben ſo zweiſle ich keineswegs an Ihrer guten Abſicht, mich zum neuen Jahre in Serben durch Ihre

Gegenwart zu erfreuen, wenn gleich die Rechnung, die Sie machten,*) nicht richtig war. Ich kam den zweiten Feiertag nach Lindenhof und war zwei Tage vor dem neuen Jahre und am Neujahrstage bei meinen Eltern. Auch in dieſer Rückſicht halt' ich mich an Ihren guten Willen; dennoch möcht' ich gern es Ihnen recht leid machen, daß Sie ſich durch irgend Etwas abhalten ließen. Ich kann Ihnen freilich nicht ſagen, daß Sie in Serben froher geweſen wären, als Sie vielleicht außerdem waren, aber frohe Menſchen hätten Sie auf alle Fälle gefunden. Ich ſelbſt war es in einem nicht gewöhnlichen Grade. Krauſe, Beck und ein vortrefflicher Mann, Namens Latrobe, ein junger Engländer, der mit mir ſtudirte, ein Mann von ſeltnen Eigenſchaften und Talenten, waren bei mir. Wir ſangen Schillers Lied an die Freude, und Sie hätten bei dieſem Geſange allen Mißmuth vergeſſen, wie wir ihn vergaßen. Am Neujahrstage predigte ich, wie ich's nicht oft konnte, aus überſtrömender Fülle des Herzens. Am folgenden Tage fuhr ich wieder nach Riga. Ich kehrte in Mitau ein und hätte Sie ohnfehlbar nach A. begleitet, — — — — — — — — — — — — Sehn Sie, was Sie Alles meinem Herzen geraubt haben und fühlen Sie Reue und Leid, daß Sie nicht gekommen ſind. — Jetzt bin ich wieder in Riga. Meine Lage iſt im Ganzen, wie ſie war, und ich lebe zufrieden. — Die Nachricht von dem Verluſte eines großen Paquets mit Kupferſtichen, Büchern, Zeichnungen und Briefen aus der Schweiz, die zu Büchern angewachſen waren, drohte meinen Gleichmuth aus dem Gleichgewicht zu bringen, doch es war bald vorüber; denn ich will mein Herz an Nichts hängen, das mir entriſſen werden kann. Traurig wär' es, wenn wir Dies auch von Freundſchaft und Liebe zu fürchten hätten. Ich meines Theils furchte dieſen Schiffbruch nicht und laſſe mich von den Wellen des Lebens hin und her treiben, voll der Ueberzeugung, nur mit Auflöſung meines Weſens könnten mir dieſe Güter genommen werden, ohne welche ich kein Gut und keine Glückſeligkeit kenne. ꝛc. ꝛc.

---

*) Ich unterließ es nämlich, zu kommen, weil ich fürchtete, ihn nicht dort zu finden.

Zürich, den 17. Januar 1797.

Theurer Merkel!

Ein Brief von Ihnen war mir die erfreulichſte Erſcheinung, die mir an dem Tage, als ich die Nachricht vom Tode meines Vaters erhielt, hätte begegnen können. Haben Sie tauſend Dank! Wenn unſere Herzen ſich ſchon in dem für Freundſchaft unheimlichen Livland verſtanden, ſo müſſen ſie in Deutſchland ſich freudig entgegen ſchlagen und ich ſchließe Sie im Geiſte innig an mein Herz. — — — — — — — — — — — —

Mein Weggehen aus Livland, trotz Ihrer und meiner anderen Freunde Bemühung, mich zu οἰκοδομεῖν, war endlich ſo phyſiſch und moraliſch nothwendig geworden, daß es nicht länger auszuſtehen war. Ohne Sie, ich geſteh' es, wär' ich faſt zu gleicher Zeit mit Ihnen fortgereiſt. Sie hatten mir einen Namen genannt, an dem meine Phantaſie einen Nagel fand, woran die Hoffnung ihr täuſchendes Gewebe beveſtigte. — Ich wollte mir nicht vorzuwerfen haben, eine möglichſte ſchöne Ausſicht des Lebens verſcherzt zu haben, und mußte doch vorher die fatale Vocation annehmen. Eine Sommerreiſe, die ich machte, zu der einzig Ihr ſchönes Wort mich verleitete, warf den Ausſchlagsſtein in die Wage meines Schickſals. **Veni, vidi** und **proh dolor! neque vici nec victus sum** und bald darauf ſtieß Fama in ihr Horn: **evadit, excessit, erupit.** — — — — — — — — — —

Ohne Zweifel werden Pontius Pilatus, der hohe Rath von Jeruſalem, Phariſäer und Sadducäer ein Weidliches auf Sie und mich geſchimpft haben. Die Zeit wird ihnen den Mund ſtopfen. Fahren Sie nur fort — — — — — — — — — — — — — Ich werde fortfahren, in verborgner Stille meine beſſern Kräfte zu entwickeln und bei Arbeit, die den Stecken des Treibers nicht fürchtet und die Fuchtel der Excellenz nicht kennt, mich glücklich fühlen.

Mein Plan iſt jetzt, im nächſten April nach Rom zu gehn. Freund Krauſe begleitet mich und wenn wir in Ihnen einen Gefährten haben könnten, ſo machten wir tres ein **Collegium**, wobei die Freude und Freundſchaft präſidiren und die Natur dociren ſollten. — — — — — —

Ihr ꝛc. ꝛc.

Aus dem ſchönen Plane wurde Nichts. Die unglücklichen Schickſale der Schweiz begannen und Graß hielt es für Pflicht, in Graubündten bei der Familie eines Freundes, der entfliehen mußte, zu bleiben, des Freiherrn von Salis, der als Dichter geſchätzt wird. Erſt mehrere Jahre ſpäter ging er nach Paris, dann nach Rom und mit Rehfues nach Sicilien. **1814** ſtarb er zu Rom.

5. Von Dr. Karl Gottlob Sonntag.

Sonntag wurde 1788, von Morus empfohlen, erſt 23 Jahre alt, Rector des Stadtgymnaſiums zu Riga; im folgenden Jahre des kaiſerlichen Gymnaſiums daſelbſt und Diakonus an der Kronkirche; im 26ſten Jahre, 1791, Oberpaſtor dieſer Kirche; 1803 General-Superintendent und Präſident des Ober-Conſiſtoriums des Herzogthums Liefland. Eine ſolche Laufbahn, ſo ſchnell von einem jungen Ausländer zurückgelegt, ſetzt ſchon allein glänzende Talente voraus; doch Sonntag beſaß Etwas von ſehr viel höherem Werthe: einen edlen, reinen Charakter und einen immer regen Eifer für Recht und Wahrheit. In den mannigfaltigſten Rückſichten wirkte er wohlthätig für die Provinz, unermüdlich für Aufklärung und Veredlung. Als er 1827 ſtarb, betrauerten der General-Gouverneur Marcheſe Paulucci in ihm einen freimüthigen Freund, der Leidende jeden Standes einen theilnehmenden Berather und die Dürftigen einen Wohlthäter mit immer offner Hand. Ein Mann in hohem Wirkungskreiſe ſagte nach Sonntags Tode leiſe mit einem Seufzer zu mir: „Es iſt, als ſey ein Luft-verbeſſerndes Princip ausgegangen.“ — —

Ich lernt' ihn 1788, in meinem 19ten Jahre, kennen, hatte in allen Phaſen des Lebens einen zuverläſſigen Freund in ihm und als Greiſe fand uns ſein Tod im Jahre 1827 noch treu verbunden.

Die Veranlaſſung des nachſtehenden Briefes, in dem er ſo viel Beſcheidenheit und Klugheit zeigt, war Folgendes:

Zwei Jahre, eh' er nach Liefland kam, hatte er eine ſehr glückliche Ueberſetzung oder eigentlich Bearbeitung der „Dichtungen von J. Valentin Andreä" herausgegeben und Herder eine Vorrede hinzugefügt. Das Büchelchen fiel mir in die Hände, als ich 1791 an meinem Lehrgedichte, „Verſuch über Dichtkunſt," arbeitete, und mit dem Enthuſiasmus jugendlicher Freundſchaft hatt' ich ein zu lebhaftes Lob darüber niedergeſchrieben und mocht' es, als ich das Gedicht 1794 drucken ließ, nicht wegſtreichen.

Sonntag fand es in der Druckerei und ſchrieb mir:

Geliebter Freund!

Ich mache mir das Vergnügen, den Abdruck Ihres Gedichtes Ihnen zuerſt vor Augen zu bringen. Dießmahl aber wenigſtens haben unſre egoiſtiſchen und egoiſtiſirenden Philoſophen nicht Unrecht. Nur um eine Bitte anzubringen, übernehme ich das Geſchäft. Wie ſehr compromittiren Sie Ihre geiſtvolle Theorie durch die Praxis, mich, bekleidet mit Spolien, die im Grunde nicht einmal im Gebiete der Dichtkunſt erkämpft ſind, unter Livlands Dichter zu ſtellen und zwar grade dorthin und grade ſo! Ich freue mich zwar herzlich, daraus zu ſehen, daß

Freundſchaft für mich ſo groß iſt, Ihren ſonſt ſo richtigen Blick ſo ſehr täuſchen zu können; allein ich fürchte, es wird Sie gereuen. Sie werden in Zukunft auf dieſes Ihr Erſtlings-Product mit einer Verlegenheit hinſehn, bei welcher die Unzufriedenheit des Künſtlers am Ende alle Entſchuldigungen des Menſchen entkräften wird; entkräften muß, denn das Licht des Verſtandes iſt ſeiner Natur nach bleibender, als die Wärme des Herzens. Schon jetzt wird Ihre freundſchaftliche Parteilichkeit Ihrem Gedichte vor dem Richterſtuhle der Kritik nachtheilig ſeyn. Die Recenſenten werden über die Präconien eines nie eben ſehr bekannt gewordenen und wenigſtens doch nun ſchon vergeſſenen Büchelchens einen nicht ungerechten Unwillen empfinden, den wir Beide dann werden fühlen müſſen. — — — — — — — — — — — In dem frühen Glücke,*) das ich hier im Lande machte, und in meiner literäriſchen Polypragmoſynie liegen ohnehin ſchon Veranlaſſungen genug zu den hämiſchen Seitenblicken, die ich ſchon öfter auf mich habe fallen ſehn; was wird nicht nun geſchehn, da nicht einmal der Neid des Haufens, ſondern die gerechte Empfindlichkeit auch ſehr würdiger Männer aufgeregt werden muß, durch das Colorit, in welchem Sie mich am Ende des Gedichts darſtellen. Schon ꝛc. — — — — — — — — — — — Ich war mich meiner Tenuität in jeder Hinſicht faſt nie ſo ſehr, als ſeither, bewußt, oft bis zur Muthloſigkeit für alle Geiſtesarbeit und zur Reſignation auf alle Schriftſtellerei. — — — —

---

*) Er war ſchon ſeit drei Jahren Oberpaſtor.

Von ganzem Herzen Ihr verpflichteter Freund

Riga, den 12. Auguſt 1794.

Sonntag.

Indeß er ſelbſt ſo von ſich dachte, genoß er in Liefland der allgemeinſten, wärmſten Hochachtung. — In ſeiner Rüge hatte er Recht, das wußte ich ſelber ſchon. Ich erfüllte ſeinen Wunſch, ließ ſeinen Namen und den des geprieſenen Büchelchens weg, ſtrich das zu lebhafte literariſche Anpreiſen weg und ſetzte ſtatt deſſen, damit er Nichts dabei verlöre, hin:

Und — Still zu kühnes Lob! Sein Wunſch gebeut!
Er, der die Tugend, die ſein Herz verehrt,
Durch Flammenworte wie durch Thaten lehrt,
Doch Tadel williger, als Lob verzeiht,
Er will's! Verſtumme du! die Nachwelt zeuge!
Sie ſaget dankbar einſt, was ich verſchweige

Schon die Mitwelt aber erkannte mit großer Erkenntlichkeit den Werth der Umwandelungen an, die ſein Wort und Beiſpiel bewirkte.

In Rückſicht auf die Recenſenten hatte ſeine Scheu Grund, ohne daß mein Gedicht dazu beitrug. Indeß er jenen Brief ſchrieb, wurden die beiden erſten Bände ſeiner trefflichen Predigten: „Ueber Menſchenleben, Chriſtenthum und Umgang“ gedruckt. Ein Quidam tadelte ſie im folgenden Jahre in der Jenaer Literatur-Zeitung mit offenbarer Feindſeligkeit, weil ſie nicht Kantianiſch waren. Tief gereizt ließ Sonntag zu Riga eine Entgegnung drucken und vertheilen. Er ſandte auch mir Exemplare zur Verbreitung zu; ich antwortete ihm aber, ich würde ſie keinem Menſchen zeigen, da ſie ihm nur ſchaden könne.

„So viel ich aus der Ferne erkennen könnte, ſetzten die ſchlechten Scribenten und die groben Recenſenten in Deutſchland täglich das Kinderliedchen in Scene:

Fyv Gänſ' int Haverſtroh,
Se ſatten, ſe fratten und ſchnadderten man ſo.*)
Da quam der Buur gegangen
Med ſyner langen Stangen
Und ſprack alſo: —

Ihn aber müßte gerechtes Selbſtgefühl, das Bewußtſeyn ſeiner edlen Zwecke und der Blick auf die große Zahl der gebildeten Bewunderer ſeiner Vorträge darüber wegſetzen, wenn der Buur auch gegen ihn einmal grob geweſen. Warum er dadurch, daß er Notiz von dem Buu'r nähme, ſeine Bewunderer zu Schiedsrichtern machen wolle? Unwiſſende Richter ſeyen noch ärgerlicher, als böswillige, und alle competente hätten vorlängſt Partei für ihn genommen. Zudem würde die Literatur-Zeitung hier ſehr wenig geleſen; ſeine Predigten mit Hochachtung von Jedermann ꝛc.“

---

*) Zwanglos, auf's Gerathewohl.

Er hielt kurz darauf, zur Eröffnung des Landtages 1795, ſeine treffliche, unvergeßliche Predigt: „Ermunterung zum Gemeingeiſte,“ für welche die Ritterſchaft ihm ein koſtbares Ehrengeſchenk votirte. Die Wirkung dieſer Predigt bewies ihm wohl, daß ich Recht hatte, und er ſchrieb mir ſpäter:

„Für Ihr eben ſo von Menſchenkenntniß, als von Freundſchaft zeugendes Benehmen mit meiner Antikritik danke ich Ihnen herzlich. Auch abgerechnet das Schmeichelhafte, bleibt in Ihren Gründen immer noch genug Wahrheit, um ſelbſt den Autor, bei kaltem Blute, zu überzeugen.“

Ich bleibe Ihr herzlicher Freund
Am 9. Januar 1796.

Sonntag.

Zum zweiten Bande.

6. Von Seume.

(Was die erſte Zeile dieſes Briefes veranlaßte, weiß ich nicht. Ich hatte aber die — Schwäche oder Unart, in trüben Launen, wenn mir eine Feder in die Hand kam, über ein Nichts ſo pathetiſch zu wehklagen, daß ich oft in der nächſten Stunde mich ſelbſt herzlich auslachte, und mochte, in dem Gefühle der ſelbſt gewählten Verlaſſenheit während meiner erſten Wochen in Weimar, wohl in einer ſolchen Laune an Seume geſchrieben haben.)

Liebſter Freund!

Ihr Brief hat mich recht ſehr gerührt und ich habe mir ſelbſt Vorwürfe gemacht, daß ich ſo nachläſſig gegen Sie geweſen bin. Aber drei Monate ſind es doch wohl noch nicht, daß ich Ihnen zum letzten Male geſchrieben habe. Das Schlimmſte iſt, daß ich gar keine Entſchuldigungen habe. Nur rechnen Sie mein Stillſchweigen nicht auf Mangel der Achtung und Freundſchaft. Wie wären denn Verdrießlichkeiten zwiſchen uns vorgefallen, die einer Ausgleichung bedürften? Ich weiß von nichts Unangenehmen, als meiner Sünde, nicht geſchrieben zu haben. Traurig iſt mir dabei das Gefühl, dadurch Ihre Hypochondrie vermehrt zu haben. Wenn ich Sie dadurch curiren könnte, wollte ich Ihnen ſehr gerne jeden Poſttag einen Bogen voll vorplaudern.

Alſo mit uns ſind Veränderungen vorgefallen, mit Ihnen und mit mir. Leid thut es mir, daß Sie die Medicin weggelegt haben; ich wollte, Sie könnten mir Ihre Kenntniſſe in dieſem Fache einhauchen, ſo wollte ich Anſtalten zur Promotion machen. Ihre Bekanntſchaften freuen mich; ſuchen Sie nur mit Ihrer Hülfe die häßlichen Grillen zu verjagen. Weimar iſt ja unſer Athen und die Attiker ſind ja ein zierliches, jovialiſches, gutmüthiges Völkchen, die einem Murrkopf etwas von ihrem Frohſinn anthun werden. Nehmen Sie mir nicht übel, lieber Merkel; Sie kennen mich armen Kauz; aber leidlich froh bin ich und zwar immer, und kann Grillen nicht leiden; und Ihr Lebensinſtrument iſt etwas verſtimmt. Darüber ließe ſich eine lange, nützliche, philoſophiſch-pſychologiſch-moraliſche Rhapſodie machen. Von Ihrer neuen Weiſe hat mir ſchon Gräff etwas erzählt. Sorgen Sie nur, daß Sie wohl und vergnügt ſind; das Uebrige iſt Alles Nebenwerk.

Nun meine Neuigkeiten. Der Major iſt abgereiſt nach Moskau; ich habe meinen Abſchied, und zwar auf eine Weiſe, wie ich ihn nicht wünſchte, wie ihn aber jetzt ſehr Viele erhalten. Der General (Igelſtröm) hat mich gegen ſein Verſprechen ſehr vernachläſſiget. Ich habe deswegen an den Feldmarſchall, Präſidenten Soltikow, geſchrieben und werde an den Kaiſer ſchreiben. Denn ſtillſchweigen will ich doch nicht ganz. Vor der Hand ſitze ich alſo auf dem Pflaſter und bin wieder Studiermacher-Geſelle. Einige vortheilhafte Engagements ſind mir ſchon angetragen worden; ich finde ſie aber nicht nach meinem Geſchmacke, da ich eben kein Geld brauche. Nun habe ich mich aber verbindlich gemacht, einige Zeit in Göſchens Officin als Corrector zu arbeiten; dann gedenke ich nach Italien zu gehen und dann: Quid futurum sit, cras! Je älter ich werde, deſto leichtſinniger werde ich, oder vielmehr deſto leichter wird mein Sinn. Mit der Welt ſetz' ich mich täglich auf feſtern Fuß, ſo daß ich alle Stunden mit ihr abrechnen kann. Ich finde, die Menſchen ſind es im Allgemeinen nicht werth, daß ich mich über ſie ärgere, und damit Punktum. Ich mache mir mein eigenes Gewebe und prätendire, daß man mich in demſelben ſpinnen laſſe nach meinem Gefallen. Wollen ſie das nicht, ſo will ich dann erſt überlegen, ob es beſſer ſey, ſie wieder zu hudeln oder ſich fürbaß zu trollen.

Ich rathe Ihnen, Freund, ſich die Hexe Hyp vom Halſe zu ſchaffen; dazu müſſen Sie Sich aber nicht an dem Kirchhofe einquartiren. — Leben Sie wohl, Lieber, und bleiben mein Freund, ſo gewiß, als ich immer der Ihrige ſeyn werde.

Leipzig, den 10. May 97.

Seume.

7. Von der Frau Eliſe von der Recke.

Nach unſerm Zuſammentreffen im Weimarſchen Park hatte ich ihr, nach ihrem Verlangen, geſchrieben. Sie ſchickte mir eine Antwort von acht engbeſchriebenen Quartſeiten. — Ich werde hier nur Stellen daraus geben.

Pyrmont, den 8. September 1797.

Mein Herz hat Ihnen ſchon lange auf Ihren intereſſanten Brief geantwortet und für dieſen gedankt, aber meine Feder kann ſich erſt jetzt dieſer Schuld entladen; denn ich war die Zeit her ſo krank ꝛc.

— — — — — — — —

„Seit Catharinens Milde mich vor Nahrungsſorgen ſchützte und meiner Sorgfalt das Glück von 508 Menſchen durch Pfalzgrafen (Name des Gutes) anvertraute, ſeitdem beglückte der Gedanke mich, wo möglich Catharinens Wohlthat dadurch zu verdienen, daß ich es nun verſuche, einen Gedanken durch That zur Reiſe kommen zu laſſen, den mein Aufenthalt in Holſtein durch des längſt verſtorbenen Miniſters Bernſtorffs ſchönes Beiſpiel ſo lebendig in meiner Seele gemacht hatte. Der Wohlſtand der Holſteinſchen freien Bauern nährte die Hoffnung in mir, daß auf dem Wege, auf welchem Bernſtorf einſt wandelte, auch bei uns Freiheit der Bauern eingeführt werden könnte. Zu dieſer Abſicht kaufte ich mir ein kleines Gütchen, um dort mit dem Beifalle meiner Wohlthäterin den erſten Verſuch zu machen. Denn nach meiner Ueberzeugung wäre zu viele Gefahr dabei, wenn man dieſe menſchenfreundliche Sache ſogleich in's Große ausführen wollte" ꝛc. — — — — — — — — — —

„So wie Sie es mir vorſchlagen, meinen Bauern auf der Stelle zu erklären, daß ich ſie in einer gewiſſen Reihe von Jahren frei laſſen will, dies werde ich nach meiner Sachkenntniß nie thun, weil ich auf dieſem Wege nicht zum Zwecke kommen, nicht ihre Wohlfahrt befördern würde; denn ein in der Ferne verſprochenes Glück macht den Menſchen nie glücklich, nie mit dem Geber zufrieden! Man brütet voll Mißmuth über den gegenwärtigen Zuſtand, ſieht ungeduldig der Zukunft entgegen, — und iſt das erwartete Glück da, ſo genießt man es nicht, weil unſre Einbildungskraft noch größere Dinge vorſpiegelte und die Wirklichkeit nun unſre Erwartung nicht befriedigt. Auch könnten durch die ſchnelle Erklärung, daß alle Bauern meines kleinen Gütchens frei ſind, die Bauern- und Hofsfelder leicht unbearbeitet bleiben; denn noch ſind unſre Bauern nicht dazu erzogen, den Gedanken, daß ſie frei ſind, zu faſſen, ohne daß dieſer in jetziger Lage unſägliche Unordnungen hervorbringen würde.“

(Dieſe Stelle des langen Briefes war eigentlich die Urſache, warum ich ihn nicht beantwortete, und überhaupt, wenn ich in ſpäteren Jahren mit der edlen Frau, die ich übrigens ſehr hochachtete, zuſammentraf, nie mehr über dieſen Gegenſtand ſprechen mochte. Ich fühlte, daß wir uns nie würden verſtändigen können, und Jemand, der ganz Unrecht hat, iſt viel leichter zu überzeugen, als Jemand, der zur Hälfte Recht hat. Ihr Raſonnement über die Wirkung einer Hoffnung künftigen Glückes iſt pſychologiſch durchaus richtig; aber nach meiner Anſicht war von Glück und glücklich machen bei der Bauern-Angelegenheit gar nicht die Rede. Glücklich machen kann kein Menſch den andern; er kann nur deſſen augenblickliche Wünſche erfüllen. Ich verlangte, daß anerkannt ungerechte Verhältniſſe aufhören und den Bauern die Möglichkeit und Aufreizungen zu ihrer Veredlung gegeben werden möchten. Dazu hatte ich vorgeſchlagen, die Dame ſolle den Ihrigen erklären, nicht, daß ſie nach ſo und ſo viel Jahren unbedingt frei ſeyn ſollten, ſondern daß diejenigen, die während eines ſolchen Zeitraumes vorwurfsfrei gelebt, haushälteriſch und vernünftig gewirthſchaftet und dadurch einen beſtimmten Grad der Wohlhabenheit erworben hätten, frei und die Einen Eigenthümer ihres mit Leiſtungen beſchwerten Gütchens ſeyn, die Anderen ſich ihren künftigen Lebensgang ſollten wählen können.

Dabei hätte aber die Menſchenfreundin ſelbſt Nichts zu thun gehabt, und mit ächter, ſehr edler Weiblichkeit wünſchte ſie, ſelbſt dabei geſchäftig zu ſeyn, das „Glück der Bauern zu machen.“ So ſagt ſie alſo an einer andern Stelle ihres Briefes:)

„Ich denke, wenn ich meinen Leuten zuerſt gute Wohnungen erbaue, ihre übertriebenen Arbeiten vermindere, die willkührlichen von meiner Seite ganz aufhebe, für ihre Geſundheit auf meine Koſten ſorge, ihre Moralität und ihre Freuden befördere, ihnen richtigere Begriffe und mehr Kenntniß vom Ackerbau, von der Viehzucht, vom Forſtweſen, von der Spinnerei beibringe, ſie angenehm und nützlich beſchäftige, ihnen Luſt zur Gärtnerei gebe, kurz ſie glücklich und beſſer mache, ehe ich es wage, ihnen etwas von Freiheit anzukündigen; dann wird es gut gehen, denn ſie müſſen erſt fähiger ſeyn, eine ſolche Exiſtenz würdig zu genießen, wenn die Freiheit der Bauern bei uns für ſie ſelbſt und für den Staat wohlthätig werden ſoll.“

„Wohnen meine Bauern in beſſeren Häuſern, haben ſie durch meine Sorgfalt Obſt- und gute Küchengärten, wiſſen ſie dieſe zu bearbeiten, und ſich auch außer Bier und Branntwein Freuden zu verſchaffen, dann gebe ich ihnen Geſetze, die meine Willkühr binden, und erſt mit dieſen auch die Freiheit, ſo bald ſie auf dieſem Wege zu ſelbiger erzogen ſind."

(Dieſe Phantaſie machte dem Charakter der edlen Briefſtellerin hohe Ehre, aber ich geſtehe, daß ich laut auflachte, als ich ſie las. Sollte man nicht glauben das Recept zu einer guten Paſtete zu leſen, bei den Maaßregeln, durch welche die wackre Frau ihre Mitmenſchen zur Freiheit zurecht machen wollte. Uebrigens hat ſie während der 40 Jahre ungefähr, die ſie nach der Mittheilung dieſes ſchönen Planes noch lebte, ihre Güter nie wieder geſehn, ſondern das Einkommen derſelben auf eine ſehr anſtändige Weiſe in Deutſchland, in der Schweiz und in Italien verzehrt, was ſich ihr gar nicht verdenken läßt. Sie hat ihr Andenken durch werthvolle Beweiſe des Talents achtungswerth, durch Handlungen edlen Sinnes ehrwürdig gemacht. Ich verehre es.

Was ihre Anſichten von der Bildung der Leibeigenen zur Freiheit betrifft — ein Mann äußerte einmal ganz dieſelben gegen mich und ich antwortete:

Was Sie vorſchlagen, kann nur bei einzelnen Individuen von Erfolg ſeyn, nicht bei Maſſen von Millionen. Bei dieſen würden die Bildungsmaaßregeln ſo langſam wirken, würden nie allgemein, und auf tauſend und aber tauſend Punkten durch Verſchiedenheit der Anſichten und den Eigennutz oder die Bedürfniſſe einzelner Herren ſo oft unterbrochen werden, daß der menſchenfreundliche Plan nie ausgeführt würde. — Laſſen Sie uns Freigeborne nicht vergeſſen, daß wir keine Weſen einer höhern Gattung ſind, als die Leibeigenen, und daß Viele von uns beträchtlich unter demjenigen ſtehn, was ſie von den Leibeigenen fordern, um ſie der Freiheit fähig zu halten. Nehme man erſt weg, was ſie hindert, ſich zu bilden, laſſe ihnen Raum, gebe ihnen Anreizung und Möglichkeit dazu und überlaſſe es übrigens ihnen ſelbſt, für ſich zu ſorgen, wie es der Eigenthümlichkeit eines Jeden entſpricht. Wir Menſchen haben kein Recht, andere Menſchen nach unſrer Phantaſie zu modeln. Nur helfen müſſen wir ihnen nach ihrer Weiſe und ihren Wünſchen. Wir ſind ja, wie geſagt, nicht Weſen höherer Art, als ſie. —

8. Vom Herrn Baron von — —

(Briefe, wie der folgende, gehören zu den belohnenden Beweiſen, daß man für einen guten Zweck nicht fruchtlos zu wirken ſuchte. Dennoch würd' ich ihn hier nicht mittheilen, beſonders da der Herr Verfaſſer, zum Wohle der vaterländiſchen Provinz, noch lebt, wenn dies Schreiben nicht ein ſo ſelten ſchönes Product jugendlichen Edelſinnes wäre. Der Jüngling, der, faſt noch Knabe, fühlte und dachte, was ſich hier mehr noch verräth, als ausſpricht, mußte als Mann werden, wofür die öffentliche Stimme ihn anerkennt.)

Edler, verehrungswerther Menſchenfreund!

— — — — — — — — — —
— — — — — —

Seyn Sie dreimal von mir gedankt für Ihre Schrift, zumal wenn, wie ich gehört habe und vor einiger Zeit in der Hamburger Zeitung las, ſie dazu gedient hat, die Leibeigenſchaft in Liefland abzuſchaffen, worüber noch die Genehmigung des Kaiſers zu erwarten iſt. Schon oft habe ich über die Erniedrigung der Menſchheit geſeufzt. O könnte ich beitragen zum Glücke dieſer armen Sklaven, ſo wollte ich mich glücklich ſchätzen! — Sind die, welche wir ſo verachten, die wir ſo niederdrücken, nicht unſere Mitmenſchen, haben ſie nicht vom Schöpfer gleiche Rechte, gleiches Anſehn erhalten? — O Gott, das Erdenleben hat ſo ſchon manche Mühe, manchen Kummer, — und man will ſeinem Nebenmenſchen noch vollends alle Freuden rauben? — ihn noch unter das gebeugte Laſtthier krümmen? — ihn grauſam ſeinem Weibe, ſeinen Kindern entreißen? — ihn faſt verhungern und zugleich für fremdes Glück arbeiten laſſen? — Ich erſtaune über die Grauſamkeit. O es iſt ausgemacht, manches gnädige Herrchen ſchätzt ſein Hündchen mehr, als ſeinen Mitbruder; indem jenes auf Federn ruht, fuchtelt er dieſen zu Tode. — O der Menſch — und ſolcher giebt es unzählige — hat ein Pantherherz!

Ich bin nun im 16ten Jahre*) und ſeit dem 7ten ſchon aus Liefland heraus; dennoch bin ich voll Liebe zu meinem Vaterlande und bedaure den Starrſinn des Adels und das Elend des bedrückten Landvolks. Doppelt iſt die Blindheit des Adels zu bedauern, der, wenn er die Augen nicht bald öffnet, ſich ein gleiches Schickſal mit dem Franzöſiſchen zu erwarten hat. Ich bin hier in Deutſchland Augenzeuge vom Elende der Franzöſiſchen Emigrirten und von Menſchenbedrückung geweſen; von Jenem bei meinem Aufenthalte in Neuwied am Rhein, dem Hauptſitze der Franzöſiſchen Emigrirten; von Dieſem bei meinem Aufenthalte in — U — an der Spree bei Bauzen, unter den Wenden. Jetzt bitte ich Sie, kennen Sie meinen Vater, den Ober-Landgerichts-Aſſeſſor B. v. — — auf — — — und — —? Und wenn Sie ihn kennen, ach, ſo möchte ich ſo gern wiſſen, wie er mit ſeinen Bauern umgeht. In Betreff derſelben hat mein guter Vater ſo oft gegen mich menſchenfreundlich ſich geäußert. — So gram ich den Galliſchen Freiheitsjägern auch bin, die um eine nicht exiſtirende Chimäre, ich möchte ſagen, verrückt werden, ſo möchte man mit ihnen vereint darauf dringen, das leidige Wörtel von von den Namen zu verbannen, weil Menſchen, die dieſes beſitzen, das Recht zu haben glauben, ihre Nebenmenſchen, die kein von vor dem Namen haben, zu foltern.

---

*) Ein Umſtand, der bei Würdigung dieſes Briefes nicht überſehen werden wird. D. H.

Mit der größten Hochachtung, die Ihnen die ganze Menſchheit ſchuldig iſt, bin ich

Halle, im königl. Pädagogio, Ihr
den 3. October 1797. ergebenſter Diener B.

9. Von Böttiger.

(Nachſtehender Brief bedarf keiner Einleitung, leiſtet aber vollſtändig, denk' ich, was von einem pſychologiſchen Gemälde zu verlangen iſt.)

Weimar, den 13. November 1797.

Aber wie können Sie auch nur auf Augenblicke den Gedanken bei ſich Platz greifen laſſen, mein guter, geliebter Freund, daß ich Ihre Trennung vom Schimmelmannſchen Hauſe mißbilligen könnte? Ich habe ſchon in meinem 9ten Jahre die Fabel vom gleiſenden Haushunde, der aber am Halſe das Zeichen der Sklaverei trug, auswendig gelernt, und Gottlob! ſeitdem nie vergeſſen. — — — — — — — — — — — —

Und dieß hätt' ich Ihnen ſchon vor drei Wochen geſchrieben, als ich den Brief an Weiland geleſen hatte, wenn ich geglaubt hätte, daß Sie mein Brief noch in Kopenhagen finden würde. Jetzt weiß ich, daß Sie noch einen Monat dort zu bleiben gedenken, und heute mit rückgehender Poſt ſchicke ich traulichen Handſchlag und Bitte: kommen Sie, ſo bald Sie nur können, und ſeyn Sie verſichert, daß Sie, um mit einem Orientalism wahre Empfindung auszudrücken, durch die Ehrenpforte unſerer Herzen einziehen werden. So denken die edlen Herders, ſo Weiland, ſo alle Gute.

Erſt von Geſchäften, wie Freund Bertuch es nennt, dann auch von Geiſtes- und Herzensangelegenheiten.

(Er meldete mir, daß ein Buchhändler ihm drei Engliſche Romane geſandt habe, mit der Aufforderung an mich, ſie zu überſetzen, und meinte, ich ſolle es übernehmen, ich würde in drei Wochen mit Einem fertig ſeyn: „and would have clear'd a cove sixty Fredericks.“*) trägt mir dann eine lange Reihe von Anfragen und Meldungen an Münter wegen antiker Vaſen und Münzen in Italien und Logenſachen, Moldenhauer wegen der königlichen Bibliothek und einzelner Werke, Marezoll, der ihm von der Univerſität her ſehr theuer ſey und den er in ſeine Nähe wünſche, und Suhm auf, die ich weglaſſe, und fährt fort:)

Dankbar bin ich auch Ihnen für Ihre intereſſanten Aufklärungen und Winke über die gerühmte Däniſche Denk- und Preßfreiheit. Ich werde für den Mercur beſcheidnen Gebrauch davon machen und bitte Sie nur, ja fort zu fahren, und mir auch über andere literariſche Erzeugniſſe, über Das, was wir noch von Münter, Moldenhauer, Suhm ꝛc. zu erwarten haben, über Abilgaard's Rede vom Nutzen des Erbadels und andere ſolche Phaſen und Phraſen recht viel mitzutheilen. Sie lernen nun zum Däniſchen auch Isländiſch. Welche neue Blicke wird Ihnen dies über Sagen und Sprachen der ſcandinaviſchen Vorwelt gewähren! Wie freue ich mich, in allem Dieſen Ihr Schüler zu werden. Aber vergeſſen Sie darüber Ihre guten Letten nicht. Es wird Ihnen Freude machen, zu hören, daß Ihr ſchöner Aufſatz über die Volkspoeſie der Letten im Mercur, im Pariſer Journal encyclopédique mit großem Beifall angezeigt iſt.

---

*) Ich fand ſie alle drei ſehr fade; um B.'s Vorſorge zu ehren überſetzte ich Einen: A Gossip's story. Die Ueberſetzung erſchien ohne meinen Namen.

Geſtern las ich bei Wieland in Osmanſtädt Briefe aus Zürich, nach welchen Baggeſen ſich in der Schweiz eine zweite, aber ſehr reiche Frau ſucht und der Purgſtall mit ſeiner in London erheiratheten Schottländerin dort in der Schweiz ſehr glücklich lebt.. Doch Dieß habe ich nur von Hörenſagen. Das kann ich aber als testis oculatus et quorum pars magna fui, verſichern, daß wir Alle hier ſehr glücklich leben, daß Göthe in 14 Tagen mit ſeinem trefflichen Kunſtfreunde Meier wieder hier ſeyn wird, daß wir dann wöchentlich einen ſehr angenehmen literariſchen Zirkel haben werden, daß unſer Opertheater (?) jetzt beſſer, als je iſt, daß jetzt auch Falk, der Satiriker, mit ſeinem lieben, jungen Weibchen bei uns wohnt, daß — doch was ſchreib' ich Ihnen dieß Alles — *Komm* und ſchaue!

Der Frau Juſtizräthin Brun ſagen Sie für ihre Muſengaben, die ich ſo eben von Herders zugeſchickt erhalte, meinen und Wielands — denn ich thue Dieß in ſeiner Seele — großen Dank. Möchte es ihr doch gefallen, uns auch einige Bruchſtücke aus ihrem Tagebuche über das klaſſiſche transalpiniſche Land für den Mercur mitzutheilen, wenn ſie nicht Alles in einem Bande auf einmal herausgiebt. Vater Wieland, der eben für's neue Stück das „attiſchen Muſeums" die Ritter des Ariſtophanes beendigt hat, würde ſich dann ſelbſt bedanken. Wir haben jetzt drei Dichterinnen hier, Emilie von Berlepſch, Amalie von Imhof, (deren ſchöne, im Schillerſchen Muſenalmanache mit A und F bezeichnete Gedichte Sie gewiß nicht ohne Vergnügen geleſen haben, ſo wie Abdallah und Balſora in den Horen,) und Luiſe von Wollzogen, Schillers Schwägerin, deren Agnes von Lilien ſo eben die Preſſe verlaſſen hat.

Meine Frau grüßt Sie herzlich. Mit Kuß und Handſchlag

Ihr treuer

Böttiger.

Freund Scherer iſt jetzt, wie mir heute Hüttner aus London ſchreibt, in the country. Er hat jüngſt die kunſtreiche penny-machine bei Boulton in Birmingham mit Einem Blicke durch und durch geſchaut. Schreiben Sie ihm doch noch einmal von Kopenhagen aus, care of Mr. Huttner, no. 8. Upper Rathbone-place, London.

(Wenn man ſich erinnert, daß ich Vieles, anderthalb enggeſchriebene Quart-Seiten weggelaſſen habe, ſo wird man mir glauben, daß mich faſt eine Art Schwindel anwandelte, als ich dieſen Brief las. Er iſt übrigens, da ſich Böttiger bei demſelben zwanglos gehen ließ, ein treuer Abdruck ſeines Geiſtes und Charakters. Zu Dem, daß er ein gründlicher Philolog und Archäolog und ausgezeichneter Schulmann war, füge man noch, was dieſer Brief ausſpricht, die edelſinnige, ſorgſame Freundſchaftlichkeit, das allumfaſſende Intereſſe für die verſchiedenartigſten Gegenſtände des literariſchen Lebens und Wirkens, die geiſtvolle Zugabe und Wendung, mit der er jede ſeiner kurzen Nachrichten ausſtattete, und ſelbſt die abgerundete Vollſtändigkeit, die er Jeder gab, ſo hat man das Bild eines hochachtungswerthen Mannes ſehr ſeltener Art, aus den Jahren ſeiner vollen Kraft.)

10. Von v. Schmidt-Phiſeldeck.

Kopenhagen, am 12. November 1798.

Wie ſehr Ihr lieber Brief, mein hochgeſchätzter Freund, mich erfreut hat, mögen Sie aus der Schnelligkeit meiner Antwort beurtheilen. Schon glaubt' ich Sie weit von uns in die glückſeligen Beſchäftigungen der Muſen und Grazien unter dem milden Himmel Italiens *) verſenkt und ſiehe da! Sie — eſſen mit Epikurs auserleſenſten Schülern in Hamburg. Glauben Sie indeſſen nicht, daß ich das Hinderniß, welches Sie abhielt,, unbegreiflich finde oder Ihren angelegten Lebensplan mißbillige. Ein Paar ſchöne Augen in einem geiſtvollen Geſichte ſind mehr werth, als die leeren in einer Antike. — — — — — — — — — Wohl Dem, der ſich wie Sie, mein Freund, mit freier Seele einer Muſe widmen kann, die an trefflichen Geiſteswerken frucht-

---

*) Wir hatten den Plan gemacht, zuſammen nach Italien zu reiſen, aber ſchon am 20 Januar ſchrieb er mir: „Aus unſerer Reiſe wird Nichts. Der Graf Schimmelmann hat — freilich auf die verbindlichſte Art — eine leiſe Vorfrage deshalb im Keime erſtickt.“ Er glaubte nun, ich ſey mit Graß gereiſt.

bar wird. Sie werden es ſonderbar finden, aber es iſt die volle Wahrheit, daß ich mich zu tauſendmalen aus dem Gewirre des Geſchäftslebens und all' den Arbeiten und Mühſeligkeiten, in denen ich durch eine wunderbare Verkettung mich befangen ſehe, hinweg und zurück in den Schoos der freien Muſe und geiſtiger Wirkſamkeit ſehne, und wer weiß, ob ich nicht jetzt noch alle meine Feſſeln zerbräche, wenn nicht die volle Ueberzeugung, daß mir zu würdigen und großen literariſchen Unternehmungen die Kraft gebricht, mich zurückhielte! Und mit Etwas ſoll der Menſch den Werth ſeiner Exiſtenz doch bezahlen. — In dieſem Sinne gehe ich denn ſo meinen Weg fort, nicht eben lebensfroh, — doch aber beſchäftigt genug, um mich ſelbſt darüber zu vergeſſen.

Der Ruf von Schillers Wallenſtein iſt auch zu uns Hyperboräern durchgedrungen; das Werk ſelbſt noch nicht. Ich freue mich herzlich darauf, ſo wie auf Falk's Taſchenbuch. Ueber Falk ſtimme ich Ihrem Urtheile vollkommen bei. Richter, hoffe ich, wird Ihre Schilderung noch einſt in einem Punkte ſtrafen. Seine Originalität wird einſt durch ſich ſelbſt den Gipfel des Vollkommenen und Muſterhaften finden, den ſo Viele durch's Studium der Alten vergebens zu erſtreben bemüht ſind. Fanden ihn ja doch die Alten durch ſich ſelbſt. Sein Shandy'smus thut ihm unleugbar Schaden; aber dieſer blickt in dem Vollendeteſten ſeiner Werke, dem Kampanerthale, ſchon viel weniger durch.

Wie ärgere ich mich, daß ein hochlöbliches General-Landesökonomie- und Commmerzcollegium (unter uns geſagt, muß nicht ſchon der Titel einer ſolchen Behörde alle Muſen auf ewig von den Gliedern derſelben verſcheuchen?) ſo gar Nichts in Deutſchland zu beſchaffen hat. Welch ein Verluſt, ein Deutſcher zu ſeyn, und den Kreis dieſer Männer, und Weimar und Gotha nicht kennen zu lernen!

Ihre Aufträge ſollen richtig beſorgt werden. Von originalen Geiſteswerken iſt hier Nichts erſchienen, wie denn dergleichen, das mathematiſche und phyſikaliſche Fach ausgenommen, hier ſeltene Phänomene ſind. Aber quid Te nunc dicam facere? Davon ſchreiben Sie mir Nichts; und Ihre literariſchen Chantiers ſind doch wohl niemals leer.

Der Gräfin Schimmelmann werd' ich ſagen, was Sie ihr geſagt wünſchen. Der Zorn der Göttinnen dauert nicht lange. Und nicht wahr? ein wenig Urſache hatte ſie doch, böſe zu ſeyn. Leben Sie wohl und ſchreiben Sie bald wieder

Ihrem
aufrichtigen Freunde
Schmidt-Phiſeldeck.

Nachſchr. Daß Rahbeck in die Grube gefallen iſt, aus der Sie ſich ſo eben noch retteten, (und in die Sie doch, wenn Sie das Neſtchen bauen, wohl wieder gerathen werden,) iſt das Neueſte, was ich Ihnen melden kann.*)

---

*) Ich glaube, er ſprach davon, daß Rahbeck ein Amt angenommen hatte, um heirathen zu können.

11. Von Wieland an Böttiger.

(Dieſer Brief iſt wohl eines der ſchönſten Ehrendiplome, die Jemand für ſein erſtes Product in einer Gattung erlangen kann. Nicht deshalb alein aber laſſe ich ihn aus Böttigers „literariſchen Zuſtänden" Bd. 2. hier einrücken, ſondern um Gewiſſe ſehr wohlgemuth zu fragen, ob ſie wirklich glauben, daß ein Schriftſteller, der ſo glücklich war, gleich bei ſeinem erſten Auftreten ſolche Erfolge zu erwerben, weniger der „Geſchichte der Deutſchen Literatur" angehört, als ſie?)

Osmanſtädt, den 4. Auguſt 1798.

Sie müſſen, mein lieber Freund und Bruder im Ariſtofanes, Merkels kleines Buch (das hier mit Dank zurückkommt) nur in einer zerſtreuten Viertelſtunde durchblättert haben, um mir ſchreiben zu können, „es werde mir vielleicht um einiger Schilderungen willen nicht ganz mißfallen. O ihr Filologen und Polyhiſtoren, auch Hof- und Weltmänner, wie kann ich mich zurückhalten, Euch nicht ein wenig rauh anzulaſſen! Dieſes ſogenannte Zwittergeſchöpf hat nur einen einzigen Flecken und der iſt das ſchändliche, läſterliche (Motto) nos haec novimus esse nihil. Das kann man mit Wahrheit von Myriaden hochgelehrter Folianten und Quartanten ſagen, die alle, was den wahren innern Werth betrifft, von dieſem kleinen dünnleibigen Zwittergeſchöpf bis an den Wagebalken hinaufgezogen werden. Merkel hat noch Nichts gemacht, das in jeder Betrachtung dieſem deliciöſen Werkchen gleich käme, und wird ſchwerlich in ſeinem ganzen Leben etwas Beſſeres machen. Wie kann man aus falſcher Scham vor den hochgelahrten Herren ein ſo albernes, ein ſo übel paſſendes, in die lieblichſte Harmonie von Verſtand, Einbildungskraft und Herz ſo widerlich mißtönend hinein krächzendes Motto auf ein ſolches Werkchen ſetzen? Ich ſage Ihnen und Herrn Merkel (der den heiligen Geiſt in dieſem Producte, wozu er, wie es ſcheint, nur die Finger hergeliehen hat, ſo greulich läſterte,) daß dieſe Rückkehr in's Vaterland,*) ohne eine Nachahmung von Yoricks sentimental journey zu ſeyn, das einzige Gegenſtück dieſes Lieblingsbuches aller Leute von Gefühl, Geſchmack und Geiſt iſt, und daß es in jedem Betrachte neben dem Erquiſiteſten, was unſre Sprache aufzuweiſen hat, ſtehen kann. Aber freilich, ſolche Werkchen, die mit freier, ruhiger, in ſich ſelbſt und in der Natur wohnender Seele genoſſen ſeyn wollen, kann man nur auf dem Lande leſen. —

---

*) Kopenhagen, 1798. (Warum in den „literariſchen Zuſtänden“ Berlin geſagt wird, weiß ich nicht. Erſchien dort etwa — eine zweite Auflage, von der ich Nichts erfuhr?)

W.

(Ich habe dieſen Brief, der mich ſo ehrenvoll ausſchilt — und zugleich die Geiſtes-Phyſiognomie des großen Dichters ſo lebendig ausdrückt, — erſt aus dem angeführten Buche 1838 kennen gelernt. Warum Böttiger ihn mir nicht mittheilte, als er ihn erhielt, iſt mir unerklärlich. Beſorgte er, mich zu kränken, oder mich hochmüthig zu machen? — Hätt' ich den Brief geleſen, ich hätte Nichts mehr in der Gattung des Büchelchens geſchrieben, um nicht meinem erſten Erfolge zu ſchaden.)

Zweiter Anhang.

Betrachtungen,

veranlaßt durch die katholiſchen Wirren in Deutſchland.

Nach allen den großen Erſcheinungen und Erſchütterungen, welche unſern Welttheil ſeit funfzig Jahren bewegten, bietet ſich dem Beobachter jetzt Eine dar, welche vielleicht merkwürdiger und in der Weltgeſchichte ſeltner, auch wohl wichtiger iſt, als jene Alle. Es iſt das Schauſpiel des Zergehens, des Abſterbens einer Hierarchie, die anderthalb tauſend Jahre hindurch ihre Polypenarme immer gewaltiger ausſtreckte, bis ſie faſt die ganze Erde umfingen. Wie unwiderſtehlich herrſchte ſie einſt! Wie zwang ſie die Fürſten, ihr das Mark der Völker zu opfern! Und wie oft ſtürzte ſie Fürſten, die ihr nicht gehorchen wollten, durch die Völker vom Throne! Wie oft hat ſie weite Länder mit immer erneueten Blutſtrömen überſchwemmt und ganze Völkerſchaften ausrotten laſſen, die ſich ihrem Joche zu entziehen ſtrebten! Und jetzt — ihre Macht iſt unrettbar im Sinken, im Vergehen; denn ihr Beſieger iſt — das Licht! Nicht ihren Feinden erliegt ſie, ſondern dem eignen Charakter und dem Klügerwerden ihrer Anhänger. Vergebens wagt ſie gerade jetzt, mit dem Muthe der Verzweiflung, möchte man ſagen, an zwanzig Orten kecke, zum Theil noch unerhörte Anmaßungen; jede wird mit ruhigem Ernſte zurückgewieſen und jede ihrer Forderungen büßt ſie durch neue, viel größere Verluſte. Sie fing damit an, die Kinder gemiſchter Ehen als ihr Eigenthum zu reclamiren, und ſieht große Provinzen, mit einer Bevölkerung von Millionen, ihrem Joche entziehn!

Ganz vernichten werden wir ſie nicht ſehn. Das zu werden, liegt nicht in der Natur der Hierarchien. Dauern doch die viel älteren der Bramahnen und Buddhaiſten noch fort, und ſo gar die Levitiſche, obgleich ihr Tempel, ihre Verfaſſung, ihre Reſidenzſtadt vor 1800 Jahren zerſtört und das Volk, das ſie beherrſchte, über die ganze Erde in's Elend verſtreuet wurde. Wäre der Phönix ein Raubvogel, man könnte den unſterblichen, ſich immer verjüngenden, für ein

Sinnbild der Hierarchien erklären. — Genug für uns und für die nächſten Jahrhunderte, daß die gegenwärtige unſchädlicher wird. Treten ſie mit Feſtigkeit auf, ſo zerſplittert der Knochen im Beine. Stützen ſie ſich auf den Arm, ſo bricht die Röhre deſſelben morſch zuſammen, und fallen ſie auf den Rückgrad, ſo weicht er verbogen auseinander.

Ein beſonderes wiſſenſchafftliches Intereſſe erlangen die kirchlichen Wirren des Augenblicks, wenn man ſie aus einem weltgeſchichtlichen Standpunkte betrachtet. Auf dieſem erſcheinen die Hierarchien als ſo unausbleibliche Jugendkrankheiten der bürgerlichen Geſellſchaften, wie es gewiſſe Kinderkrankheiten für die Individuen ſeyn ſollen. Beide kehren indeß nicht ſelten im höheren Alter wieder und ſind dann in der Regel tödtlich, für die Nationen, wie für reife Perſonen. Der Verlauf Beider hat immer ſo gleiche Stadien, Symptome und Kriſen, daß ſich recht gut eine Naturgeſchichte der Hierarchie, wie der Pocken, ſchreiben ließe. „Eine Naturgeſchichte der Hierarchie!“ Nun ja! Der Ausdruck iſt keck und klingt bizarr, aber er iſt richtig. Die Entſtehung der Hierarchie iſt ſo in der Natur des Menſchen gegründet, wie alles Große, Schöne, Edle, deſſen er fähig iſt, wiewohl ſie zu Dem gehört, was ein Engländer einmal the backside of humanity nannte, die Rückenſeite der Menſchheit, die übrigens ſo unnachläßlich zur vollſtändigen Perſon gehört, als Antlitz und Bruſt. Es ſchmerzt mich faſt, daß mein hohes Alter und meine Iſolirung es mir unmöglich machen, mich mit dem weitläuftigen Studium zu beſchäftigen, das eine ſolche Schrift forderte, um erſchöpfend zu ſeyn; ſonſt verſucht' ich ſelbſt, ſie zu geben.

Ich will hier wenigſtens einige Züge derſelben anführen.

— Der Erſte, ſehr auffallende, iſt die ſchon angedeutete Aehnlichkeit, oder vielmehr Uebereinſtimmung aller Hierarchien. Sie iſt ſo groß, daß man ſchon öfter auf die Vermuthung gefallen iſt, ſie ſeyen einander nachgeahmt, und chronologiſche Data ſcheinen das zu unterſtützen. Man urtheile ſelbſt.

Im ſiebenten Jahrhunderte n. Chr. erklärten ſich die Kaliſen für die Stellvertreter oder Statthalter ihres Propheten auf Erden, unterwarfen ſich als ſolche bedeutende Länder und riſſen die Oberherrlichkeit über viele kleine Sultane an ſich, die ſie nach Wohlgefallen ein- und abſetzten. Im zehnten Jahrhunderte, oder noch früher, wurde der Dalai Lama als Repräſentant der höchſten Gottheit, und ſelber als ein Menſch gewordener Gott anerkannt, bei deſſen Tode das Collegium des Oberlamas beſtimmte, von welchem jugendlichen Körper er nun Beſitz genommen habe; das heißt, ſie wählten ſeinen Nachfolger. Er ſetzte ſeine Autorität feſt durch zahlreiche Mönchsorden, durch die Lehre von einem Himmel, in den er den Eingang gewähren konnte, von einer Hölle und einem Fegefeuer, aus dem ſeine Freiſprechung erlöſte ꝛc. Im Jahre 1100 ernannte er ſich auch zum weltlichen Beherrſcher von Tibet und wußte ſich zum oberſten Richter vieler ſchwächeren Chane zu machen. Eben Das that ſein College, der auch Lamaitiſche Dairo zu Miaco, gegen die kleinen Könige, die das Inſelreich Japan beherrſchten. — Zu Rom erklärte ſich erſt 1085, alſo gegen das Ende des 11ten Jahrhunderts, Gregor der Siebente zum „Statthalter Chriſti auf Erden"; erſt 1179 wurde die Wahl dieſes Statthalters dem Collegium der Cardinäle übergeben, und erſt Innocenz der Dritte, der von 1198 bis 1216 regierte, erhob ſich eigenmächtig zum weltlichen Souverain von Rom. Der Schluß, zu dem das bewegen konnte, wird noch dadurch unterſtützt, daß die Lehre des Dalai Lama außer Hölle, Teufel und Fegefeuer, auch die Seelenmeſſen, den Roſenkranz, das Weihwaſſer, die Einſegnung der Ehen und viel Anderes enthält, das ſich in der Römiſchen auch findet. Von Mongolen aber, die im Mittelalter Europa bereiſten, um es kennen zu lernen, wiſſen wir nichts; dagegen wohl, daß wißbegierige oder vom Handelsgeiſte getriebene Europäer Hochaſien durchforſchten. Benjamin von Tudela trat dieſe Reiſe 1158 an; ihm folgten Carpin de Plan (oder Plan de Carpin?), Marco Polo und Andere, die viele Nachrichten von dort verbreiteten, und zuerſt den Dalai Lama, vielleicht unter dem Namen des Prieſters Johannes, in Europa bekannt machten. —

Demungeachtet glaub' ich nicht, daß eine Nachahmung ſtatt gefunden hat, als höchſtens in ſolchen äußerlichen Dingen, wie der Roſenkranz, das Weihwaſſer und dergleichen. Immer und überall waren die Hierarchen Menſchen, die unter ähnlichen Verhältniſſen nach denſelben Zwecken ſtrebten, und diejenigen, bei denen ſie ſie erlangen wollten, waren auch Weſen Einer Gattung; wie hätten Jene nicht auf dieſelben, oder doch ganz ähnliche Mittel fallen ſollen? Weben doch auch die Spinnen Einer Art unter allen Himmelsſtrichen und in allen Zeitaltern einerlei Netz.

Wichtiger iſt die innere Uebereinſtimmung aller Hierarchien.

Nacht muß es ſeyn, ſoll Irrlichts Strahl erglänzen,

und Hierarchien entſtehen nur in dunkeln unwiſſenden Zeitaltern und begründen ſich durch Verdunkelung, Verwirrung, Verwechſelung der Begriffe des Volks. Die wichtigſte dieſer Verwechſelungen iſt Die der Religion mit der Kirche. Sie erſcheint ſo frühe, daß man ſie als die Wurzel jeder Hierarchie betrachten, und erhält ſich bis in's höchſte Alter derſelben ſo unerſchüttert, daß man ſie für ihr Lebensprincip erklären kann. Noch in den neueſten Allocutionen des Papſtes werden beide Worte abwechſelnd für denſelben Gegenſtand als gleichbedeutend gebraucht. Und wie ſehr iſt doch ihr Sinn verſchieden!

Die *Religion*, wie ſie auch heißen mag, iſt ein beſtimmtes Syſtem von Glaubensſätzen über das

Daſeyn, über das Weſen der Gottheit und ihr Verhältniß zur Welt und insbeſondere zu den Menſchen; — ferner: über das Daſeyn, das Weſen und die Beſtimmung der Seele des Menſchen und über ſeine moraliſchen Pflichten. Die Stufe ihrer Wahrheit und Weisheit macht den Unterſchied der Religionen.

Die Kirche dagegen iſt ein Inſtitut, durch das jenes Syſtem den Völkern immer gegenwärtig, ihrem Gefühle ehrwürdig und heilig erhalten, und dadurch jeder Einzelne mit Eifer für die Erfüllung ſeiner moraliſchen Pflichten beſeelt werden ſoll. Man ſieht, Religion und Kirche ſind verſchieden, wie ein Kleinod und ſein Gehäuſe, oder wie Zweck und Mittel, wie ein Pallaſt und die Maurer, die daran arbeiten.

Es würde eine Lücke ſeyn, wenn ich hier nicht einige Gedanken Montesquieu's, zerſtreut im 25ſten Buche des Esprit des loix, anführen wollte, wodurch die Entſtehung der Kirchen ſehr hell dargeſtellt wird. Er ſagt:

„Die erſten Menſchen opferten den Göttern nur Kräuter und Früchte. Bei einem ſo einfachen Gottesdienſte konnte Jeder Prieſter in ſeiner Familie ſeyn. Der natürliche Wunſch, der Gottheit zu gefallen, vervielfachte die Ceremonien. Menſchen, die der Ackerdan beſchäftigte, waren nicht im Stande, ſie alle auszuführen, ihren Einzelnheiten zu genügen. — Man heiligte den Göttern beſondre Orte, man brauchte Beamte, für ſie zu ſorgen, wie jeder Bürger für ſein Haus und die Angelegenheit ſeiner Familie ſorgt, man ſtellte Prieſter an."

„Leute, die dem Dienſte der Gottheit gewidmet ſind, mußten geehrt werden, beſonders bei ſolchen Völkern, die eine gewiſſe Vorſtellung von körperlicher Reinheit hegten, die nöthig ſey, wenn man ſich Orten nahen wolle, welche den Göttern angenehm wären, und die abhängig war von beſtimmten Gebräuchen."

„Da der Gottesdienſt eine beſtändige Aufmerkſamkeit forderte, wurden die meiſten Völker bewogen, aus den Prieſtern eine beſondere Körperſchaft zu machen. So wählte man bei den Egyptiern, den Juden und den Perſern (auch bei den Galliern, den alten Gothen, den Peruanern ꝛc.) der Gottheit beſtimmte Familien, die ſich fortpflanzten und den Dienſt vollſtreckten." (Kap. 4.)

„Wenn die Religion viele Diener hat, iſt es natürlich, daß ſie ein Oberhaupt erhalten müſſen und das Pontificat eingeſetzt werde." — „Für den Fall, daß ein despotiſcher Regent die Religion, wie ſeine

Geſetze, für die Wirkung ſeines Willens hatte, ſind Denkmäler der Religion nöthig, z. B. heilige Bücher, die ihre Geſtalt beſtimmen und feſtſtellen. Der König von Perſien iſt Haupt der Kirche, aber der Koran ordnet die Religion. Der Kaiſer von China iſt der unumſchränkte Oberprieſter, aber es giebt Bücher, die in Jedermanns Händen ſind und denen er folgen muß. Vergeblich wollte ein Kaiſer ſie abſchaffen; ſie triumphirten über die Tyrannei.“ (Kap. 8.)

Beim erſten Blicke wird es jedem Denkenden klar, von welcher hohen Wichtigkeit ein Inſtitut, wie die Kirche, für jeden Staat ſeyn kann. So lange ſie ſich auf ihre erſte, ehrwürdige Beſtimmung beſchränkt, kann ſie als ein Palladium des moraliſchen Werthes und der ſittlichen Bildung der Nationen betrachtet werden. — Eben ſo, daß das Inſtitut, um ſeinen Zweck zu erfüllen, bei dem Volke durch ehrende Einrichtungen in Anſehn geſetzt, durch eine anſehnliche Dotation über die Sorgen um die Lebensbedürfniſſe hinausgeſtellt werden müſſe. Leider iſt das aber die

Klippe, an der ſeine Nützlichkeit meiſtentheils ſcheitert und es das Verderben der Völker wird.

Nur zu häufig und zu bald finden ſich nämlich unter den Prieſtern Ehr-, Hab- und Herrſchſüchtige, welche die um des Staates willen ihrem Stande zugeſtandenen Vorzüge als urſprüngliches, natürliches Eigenthum deſſelben anſehn und als ihr perſönliches benutzen. Nicht zufrieden, vom Volke geehrt zu werden, verlangen ſie, es zu beherrſchen. Unbefriedigt von dem reichen Einkommen, das man ihnen zum Tempeldienſte und anſtändigen Leben ausſetzte, ſuchen ſie Schätze zu ſammeln, um Macht zu erlangen im Staate. Zu dieſen Zwecken bethören ſie das Volk, indem ſie ihm mannigfachen Aberglauben aufheften, der immer darauf berechnet iſt, ihren Stand höher zu ſtellen und ihre Perſon mit einem Nimbus zu umgeben; endlich; indem ſie die kirchlichen Vorſchriften als viel wichtiger darſtellen, als die moraliſchen und religiöſen. Sie verfälſchen die Religion durch dem Weſen derſelben fremde, nur auf den Nutzen ihres Standes berechnete Lehrſätze. Gelingt ihr Plan, ſo ziehen ſie den größten Theil des Staatsvermögens an ſich, bemächtigen ſich des Geiſtes des Volks und führen nun Zerrüttungen herbei, in denen ſie ihren Willen erſt neben den des Regenten, bald über ihn ſetzen, und die Kirche iſt zur Hierarchie verunſtaltet. Ihre höchſte Ausartung iſt die Theokratie, die das Volk und den Staat ſo behandelt, als ſeyen Beide nur um der Prieſter willen vorhanden und hätten keine andere Beſtimmung, als dieſen zu dienen. Sie führt die Cultur und die Macht der Nationen und endlich den Staat ſelbſt zu Grabe.

Ich werde weiterhin mehrere Beiſpiele aufführen, wie die Theokratie wirke; hier genüge ein Einziges.

Die Geſchichte, in welcher ihre Verderblichkeit uns am hellſten vor Augen liegt, iſt die der Juden.

Moſes, der mir Einer der größten Charaktere und der weiſeſten Menſchen ſcheint, die je lebten, hatte das Iſraelitiſche Volk gleichſam entſtehen laſſen. Aus einer Maſſe von Sklaven, die er ihrem Elende entführte, bildete er es, indem er ihm eine gemeinſchaftliche Nationalgeſchichte und eine Religion gab, die ſie hoch über alle andere Völker ſtellten, ſie für das auserwählte Volk Gottes erklärten. Eine ſolche Stiftung konnte nur durch eine Theokratie erhalten werden; er begründete dieſe und übergab die Herrſchaft ſeiner Familie. Der Plan gelang vollkommen. Der

Nationalſtolz, den er den Iſraeliten eingeflößt, hielt ſie zuſammen und trennte ſie von allen anderen Völkern; doch die Leviten ſetzten, was er begonnen, fort, weit über ſein Ziel hinaus. Sie benutzten die religiöſe Iſolirung der Iſraeliten dazu, ſie auch in anderen Rückſichten zu beſchränken, und Jahrhunderte hindurch ſtand das Iſraelitiſche Volk mitten unter hochgebildeten Nachbarn roh, arm und elend da. Endlich zwang es ſeine Prieſter, ihm einen König zu geben, aber dieſer wollte ſich vom Joche der Leviten befreien und dieſe ſchloſſen ſeine Dynaſtie noch bei ſeinem Leben von der Nachfolge aus, und — veranlaßten dann wahrſcheinlich ſeinen Tod. Unter ſeinen Nachfolgern gelangte die neue Monarchie zu einer anſehnlichen Macht, doch ſchon unter dem vierten Könige warf der Zwiſt der Leviten über den Plan, einen zweiten Tempel zu bauen, dem auch wohl ein zweiter Hoheprieſter vorgeſetzt werden konnte, die Monarchie in zwei kleine Staaten auseinander, die Beide bald die Beute mächtigerer Nachbarn wurden. Die ganze Nation wurde aus dem Lande geführt. Ein Theil kehrte nach langer Zeit zurück; aber die Leviten begannen ihren alten Spuk, und die Zerſtörung des Tempels und die Zerſtreuung der Nation auf immer, durch Titus, wurde offenbar durch die ehrſüchtigen Intriguen der Leviten herbeigeführt. Seitdem ſind 1800 Jahre verfloſſen; noch immer wirkt das Bindemittel, durch das Moſes ſeine befreiten Sklaven in ein Volk verwandelte, aber in welcher erbarmungswürdigen Geſtalt haben die Trümmer deſſelben ſich erhalten! — Seiner Kindheit war die Theokratie nothwendig; daß ſie jene überdauerte, hat es Jahrtauſende hindurch elend gemacht.

* * *

Die Levitiſche Theokratie, auch wenn man ſie für eine Nachahmung der Altegyptiſchen und aus dieſer hervorgegangen anſieht, bleibt als Erzeugungsakt eines Volkes eine große, weiſe Maaßregel, die mit der Entſtehung der meiſten anderen Hierarchien Nichts gemein hat.*) Der Weg, auf welchem dieſe aus den Kirchen hervorgehen, iſt ſich im Ganzen immer gleich, und zwar folgender:

---

*) Ein Seitenſtück derſelben bietet indeß die Urgeſchichte Peru's dar. Die Kinder der Sonne, Manco Kapak und Mama Okella, erſchienen unter den dortigen Wilden, und ſammelten und bildeten aus ihnen ein Volk, auf Befehl jener Gottheit, die ſie ſie anbeten lehrten und deren Prieſterſchaft ausſchießliches Eigenthum der Inka's blieb. — Aus ſehr viel älterer Zeit zeigt auch die Urgeſchichte der Chineſen etwas Aehnliches. Ein wilder, kühner

Die Ausartung beginnt damit, daß die Prieſtereien behaupten, ihre Einſetzung und Verfaſſung ſey nicht aus dem Willen der Regenten oder des Volks hervorgegangen, ſondern ein unmittelbares Geſetz der Gottheit ſelbſt. Am beſcheidenſten war in dieſer Rückſicht die Kirche des alten Roms. Sie ſchrieb ihre Entſtehung den Rathſchlägen zu, welche eine Nymphe dem Könige Numa ertheilte. Freilich mochte es aber auch zu augenſcheinlich ſeyn, daß ſeine Vorſchriften größtentheils nur Nachahmung von Dem befahlen,

---

Jäger, Fohi, ſtreifte längs der Küſte hin. Ein geflügelter Meerdrache hatte ſich an derſelben gelagert. Fohi hatte den Muth, den Rücken deſſelben zu erſteigen. Hier fand er die Zeichen ſeiner Buchſtabenſchrift, und in ſein Land zurückgekehrt, verſammelte er andere Wilde, lehrte ſie die Gottheit kennen und verehren und eine Menge von Künſten, als deren Erfinder er galt und endlich ſelbſt als Gott verehrt wurde. Der Drache aber iſt noch jetzt Reichswappen. (Nach Du Halde.) Man überſetze den Meerdrachen in ein Schiff einer hochgebildeten Nation, und das Mährchen wird zur Geſchichte. Eine hochgebildete Nation vor den Chineſen? fragt man vielleicht; aber die gewöhnliche Zeitrechnung läßt das Babiloniſche Reich, die Sonnenjahresrechnung in Egypten und Thaaut noch 200 Jahre älter ſeyn, als Fohi oder Bao in China. —

was bei den Etruskern und Griechen ſchon ſeit lange in Gebrauch war. Eine hierarchiſche Rolle konnte ſie in Rom nie ſpielen, da der Charakter des Staates durchaus kriegeriſch blieb und die oberſte prieſterliche Würde immer einem ausgezeichneten Feldherrn oder Senator ertheilt, alſo nach den Bedürfniſſen des Staates verwaltet wurde, oder doch nach den Plänen eines Nichtprieſters. So war auch Julius Cäſar Summus pontifex. Die Kaiſer ſahen dies Amt als ein Zubehör ihrer Macht an. (Selbſt der Name Pontifex, Brückenmacher, beweiſt, daß die ganze Prieſterei dem Intereſſe des Staates zu dienen beſtimmt war.) Kecker waren Andere, die, wie die Islamitiſche Kirche, ihre Einſetzung und Verfaſſung den unmittelbaren Befehlen der Gottheit, durch förmliches Dictiren oder Begeiſterung eines Propheten, zuſchrieben. Noch mehr wieder Andere, deren Prieſter ſich, wie die Aſen der alten Gothen und die Inkas, für menſchliche Abkömmlinge der Gottheit ausgaben; jene Odins, — dieſe der Sonne, und daher die ganze Prieſterei als ein erbliches Familienrecht behandelten, das unveräußerlich war. Die Braminen behaupten gar, unmittelbar aus dem Kopfe Brahma's entſtanden zu ſeyn. Alles, was ſie anordnen, müſſe daher als ein

Ausfluß ſeiner Weisheit betrachtet werden. Am unverſchämteſten iſt die Behauptung der Lamas, die nicht nur die Stiftung und Einrichtung ihrer Kirche einem Menſch gewordenen Gotte zuſchreiben, ſondern auch noch beſtändig von ihm, der ſich immer wieder verjünge, regiert zu werden verſichern. Man ſieht, ihre Forderungen und Befehle laſſen keinen Widerſpruch zu, keine Ungewißheit ihrer Erfüllung.

Aus dieſer Erhabenheit des Urſprunges der Prieſtereien folgt natürlich die Heiligkeit und Unfehlbarkeit ihres Oberhauptes, die von ihm auf alle Glieder ihres Standes ausſtrahlen. Von dem Gotte Dalai Lama und ſeinen Nebengöttern, dem Dairo zu Miaco und dem Tiſchu-Lama zu Trascillhumba, verſteht ſich dieſe Heiligkeit von ſelbſt, und eben ſo von dem „Stellvertreter des Propheten auf Erden;“ aber auch jeder Ober- und Unterbramine ſieht ſie als ſein Recht an, ja, obgleich die Levitiſche Kirche ſeit beinahe 2000 Jahren zerſtört iſt, hält ſich doch jeder Rabbiner noch für den Erben der Heiligkeit des Hoheprieſters. — Die Groß- und noch mehr die Ober-Großrabbiner ſtehen der Gottheit ſehr nahe und jeder Rabbiner genießt bei den Gläubigen tiefe Verehrung ſeiner Heiligkeit und ehrfurchtsvolle Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe; denn ſchon die Sättigung eines Rabbiners iſt Gottesdienſt.

Was die Unfehlbarkeit betrifft — als Herr Görres bei Gelegenheit der gemiſchten Ehen den alten Grundſatz durch's Publikum rief: „Rom hat geſprochen; jeder Zweifel muß ſchweigen!“ empörte das Viele, erheiterte wohl noch Mehrere. Der ehrwürdige Bretſchneider erwiderte darauf (in ſeinem „Freiherrn von Sandau“), Rom habe auch einmal gegen Galilei geſprochen: Wer da glaube, die Erde umkreiſe die Sonne, müſſe verbrennt werden, und daran, ein unfehlbarer Papſt habe den Jeſuiten-Orden eingeſetzt, ein anderer unfehlbarer Papſt ihn als ſchädlich aufgehoben und ein dritter, eben ſo unfehlbar, ihn wieder hergeſtellt. Er hätte noch viele, ſehr viele ähnliche Widerſprüche unfehlbarer Päpſte, z. B. ſelbſt über das Tabacksſchnupfen, anführen können. Mit Unfehlbarkeit verdammten die Päpſte Urban der 8te (1642) und Innocenz der 10te (1650) die Tabacksſchnupfer durch eigne Bullen zur Hölle; mit gleicher Unfehlbarkeit erklärte aber Benedikt der 13te (1724) das Schnupfen für ein unſchuldiges Vergnügen und ſeine Nachfolger verſchenken häufig Tabatieren.

Jener Ruf iſt übrigens in der Geſchichte der

Hierarchie ſehr alltäglich und wenigſtens eben ſo oft, als für Rom, hat er für Putala und Laſſa, die Reſidenzen des Dalai Lama, ertönt, für Bagdad und Miaco, ohne Zweifel auch für Meritilli, wo der Papſt der Azteken im dreizehnten Jahrhunderte einen Tempel erbauen ließ, der vielleicht an Geſchmack, aber gewiß nicht an koſtbarer Pracht, der Peterskirche zu Rom nachſtand. Die Spanier, die doch an die Herrlichkeit ihrer Kathedralen gewöhnt waren, ſetzte er in hohes Erſtaunen. Noch früher ertönte der Ruf für den Wohnſitz des Oberdruiden und des Kriwe Kirweito, des Hauptes der Altpreußiſchen Waideloten. Die Lehre von der Unfehlbarkeit ihres Oberhauptes iſt allen Hierarchien nothwendig; denn ihre Einheit hängt davon ab, und darin, daß ſie als Ein Körper der durch ſo mancherlei Intereſſen und — die Intriguen der Prieſtereien zerſpaltenen Laienwelt gegenüber ſteht, liegt ihre Hauptſtärke.

Dieſe Unfehlbarkeit führt indeß eine eigne Verlegenheit für ſie herbei. So lange ſie in der ehrwürdigen Geſtalt von Kirchen daſtanden, gründeten ſie ihre Lehren, ihre Verfaſſung, ihre Gerechtſame auf heilige Bücher; aber ſo bald ſie Hierarchien werden, paßt der Inhalt derſelben immer weniger und weniger zu ihren Anmaßungen und Erfindungen. Es liegt ſehr nahe, daß die Wahrnehmung dieſes Umſtandes leicht ein Widerſtreben herbeiführen kann, das ihre Autorität erſchüttert. Bekanntlich entſprang auch die chriſtliche Reformation daraus, daß ein Mönch, der zugleich ein ſehr redlicher Mann von feurigem Charakter war, die Bibel las, voll Erſtaunen alle die Lehren, worauf die Macht und die Begehrlichkeit der Römiſchen Hierarchie ſich gründeten, nicht darin fand, und ſeine Entdeckung der Laienwelt durch eine Ueberſetzung der heiligen Schrift bewies.*)

In der Druidiſchen Kirche ſcheint eine ſolche Verlegenheit vorhergeſehen, wenn Cäſar's Angabe richtig iſt, daß ihre Lehrſätze nicht aufgeſchrieben werden durften. Das zu verhindern, muß um ſo leichter geweſen ſeyn, da die Gallier, ſelbſt als die Kirche der Druiden längſt eine Hierarchie geworden war, keine eigenen Schriftzeichen beſeſſen zu haben ſcheinen.*) Auch die Armeeliſten, die Cäſar im Lager der beſiegten Helvetier fand, waren mit Griechiſchen Buchſtaben geſchrieben, und eine ſolche fremdartige Neuerung konnten die Druiden leicht als unheilig erſcheinen laſſen. Anders halfen ſich die alten Egyptiſchen Prieſter und die Gothiſchen Aſen. Jene hatten eine eigne Tempelſchrift, dieſe heilige Runen, welche nur die Prieſter verſtanden, und das muß viel wirkſamer geweſen ſeyn, als das Verbot der Braminen, die Vedams aus dem abgeſtorbenen Sanskrit, oder der Römiſchen Kirche, die heilige Schrift in lebende Sprachen zu überſetzen. Im alten Rom durften die Sibylliniſchen Bücher nur auf Befehl des Senates und nur von einem Oberprieſter aufgeſchlagen werden; demungeachtet gerieth die Prieſterſchaft einmal in eine bedenkliche Lage. Beim Aufpflügen eines Ackers ward im 4ten oder 5ten Jahrhunderte Roms ein eiſernes Kiſtchen aufgefunden, und darin lagen die religiöſen Lehren und die kirchlichen Vorſchriften Numa's, des Stifters der Römiſchen Prieſterei. Dieſe mochten wohl ſehr verſchieden ſeyn von Dem, was die Prieſter jetzt lehrten und übten; ſie hielten alſo beim Senate an und bewirkten, daß, wie Livius meldet, dieſe Grundſchriften ihrer Religion — öffentlich verbrannt wurden. — Selbſt die Rabbiner, obgleich nur die ſehr dürftigen Erben der untergegangenen Levitiſchen Hierarchie, verbrennen zwar nicht die Urſchriften ihrer Religion, aber ſie haben ſie antiquirt. Nicht die Bücher Moſis, ſondern der Talmud iſt ihr Studium und ihre höchſte religiöſe Autorität. Die Miſchna und Gemarra ſind ihnen, was die Schriften der Kirchenväter den katholiſchen Theologen. Man ſieht, daß der Römiſchen Curie, wenn ſie den Laien das Leſen der Bibel verbietet, wenigſtens nicht der Vorwurf der Originalität gemacht werden darf. Selbſt ihr **Index librorum prohibitorum** wird von dem des ſtrengen Rabbinismus überboten. Er verbietet ſeinen Gläubigen das Leſen ſchlechterdings aller nichtjüdiſchen Bücher.

---

*) Nebenher — In der zweiten Allocution über die Ehenſache wird ausdrücklich geſagt, Chriſtus habe die Ehe für ein Sacrament erklärt, aber leider iſt die Stelle der Evangelien nicht angeführt, wo das ſtehe. Kein Theolog konnte mir ſie nachweiſen, wohl aber iſt es factiſch, daß die Ehebündniſſe in den erſten Jahrhunderten nur als ein bürgerlicher Akt behandelt wurden. Der Presbyter oder Vorbeter wurde dann auch wohl aus Achtung zum Zeugen erbeten und gab, ſeinem Berufe entſprechend, ſeinem Glückwunſche die Geſtalt eines Segensſpruchs, aber — die Gültigkeit der geſchloſſenen Ehen hing nicht ab von dieſer geiſtlichen Höflichkeit.

---

*) Zwar hat Herr Profeſſor Lelewel zu Brüſſel ſo eben eine numismatiſche Schrift unter dem Titel „Types Gaulois“ angekündigt, aber dieſe Typen möchten wohl nur bildliche Zeichen ſeyn.

Die Gleichförmigkeit im Verfahren aller Hierarchien gegen die Schriften ꝛc., die ihnen als Kirchen einſt ſo heilig waren, fließt her aus der Gleichförmigkeit der Urſache davon. Die erhabene Einfachheit der Religionsſätze paßt nicht zu den verwickelten, gemeinen, ſelbſtſüchtigen Plänen und Anſprüchen der hierarchiſchen Prieſter. Sie vermummen daher jede Lehre derſelben in eine Maſſe von Zuſätzen, die abſurd werden, ſo bald man ſie mit den ehrwürdigen Lehren der Religion vergleicht oder der Sonnenſtrahl der Vernunft auf ſie fällt; daher antiquiren ſie jene ſo ſehr, als möglich, und tödten, wo ſie die Macht haben, jeden Helldenkenden, der auszuſprechen wagt, was er über ſie und ihre Lehren nach redlicher Prüfung als wahr erkannte.

Die Religion und die Vernunft lehrt: „Gott iſt! Ein allweiſes, allmächtiges, alſo auch allgütiges Weſen erſchuf das unermeßliche Weltall, in dem die Erde nur iſt, was ein Sandkörnchen in einem Berge.“

Die Hierarchen ſagen: „Wir ſind ſeine Vertraute und Theilhaber ſeiner Macht und Heiligkeit; denn unſere Genoſſen weiheten uns nach den Vorſchriften, die aus Putala oder aus Benares oder Bagdad oder Korakorum ꝛc. erlaſſen wurden. Die

Erde iſt der Mittelpunkt und Zweck des Weltalls und wir ſind die Auserwählten, die Krone ihrer Bewohner. Was die Erſchaffung der Welt betrifft, können wir euch ſagen, wie es zuging: (Ueber dieſen Punkt beſonders ergießen ſich die Braminen und Buddhiſten *) ꝛc. in einen lächerlichen Wuſt von Wundermährchen. —)

---

*) Den Einwürfen Gebildeter zu begegnen, erklären ſie ihre Mährchen für poetiſche Allegorien, ohne daß ihre Sache dadurch beſſer würde; denn was ſoll Poeſie und Allegorie, wo es ſich darum handelt, eine wichtige Wahrheit nackt zu erhalten, oder — das Bekenntniß, daß ſie Menſchen unerreichbar ſey. Ein Beiſpiel! Die Lamas oder Buddhiſten, deren Religion zwei bis drei Jahrhunderte älter iſt, als das Chriſtenthum, lehren: Buddha, eine Perſon ihrer Trinität, habe beſchloſſen, Menſch zu werden, um das Elend auf Erden zu mildern. Eine Jungfrau, Maya genannt, ſey durch einen Lichtſtrahl befruchtet worden und habe ihn geboren, aber er ſey für den Sohn oder Abkömmling eines Königs gehalten worden, habe die Lamaitiſche Religion geſtiftet und ſey endlich im hohen Alter als Menſch geſtorben, aber ſogleich wieder als ſolcher geboren worden, und dies ſetze ſich noch fort in der Perſon der Dalai Lama. Der Zweck ſeiner Menſchwerdungen, die Verminderung des Elends auf Erden, beſchränkte ſich übrigens nicht blos auf die Menſchen, ſondern erſtreckte ſich auf alle lebende Weſen. Einſt begegnete er einem von Hunger erſchöpften Tiger und ließ ſich von ihm freſſen. Dieſe Ausdehnung bezieht ſich vielleicht auf die Seelenwanderung. Vorſtehenden Mythus erklären die Bonzen ſo: die Jungfrau Maya war die noch unbethätigte Idee des Weltalls; der Lichtſtrahl war der Gedanke der Gottheit

Die Religion lehrt: „Gottes allweiſer, allgütiger Wille iſt das Geſetz des Weltalls — und ordnet auch die Geſchicke der Menſchen.“ — „Uns allein, verſichern alle Hierarchen, wird dieſer Wille offenbart. Wir ſind die Verkündiger und Vollſtrecker deſſelben; ja, wir vermögen ſogar, ihn zu lenken und zu ändern, durch gewiſſe Ceremonien, die von Putala, Miaco, Korakorum ꝛc. vorgeſchrieben werden. Die Völker und die einzelnen Menſchen ſind uns daher unbedingten Gehorſam ſchuldig. Unſer Oberhaupt iſt der Stellvertreter Gottes auf Erden, alſo der oberſte Richter und Herr der Fürſten und Völker.“ — Sie gehen in der Darſtellung ihrer Identität mit der Gottheit ſo weit, daß ſie zu allen Zeiten ihre Angelegenheiten die „Sache Gottes“ nannten. Die „Sache Gottes“ verſicherten Mahomet und ſeine Stellvertreter zu führen, indem ſie weite Felder verheerten und ganze Völkerſchaften niedermetzelten; eben das behaupten jetzt die Wechabiten, indem ſie den Islam

---

der hinreichte, die Idee zu verwirklichen; denn die Buddhiſten ſagen, wie die Braminen: „Gott dachte die Welt und ſie war da.“ — Die Menſchwerdung Buddha's, um das Elend aller Weſen zu mildern, erklärt, der Zweck der Allmacht bei Erſchaffung der Welt ſey allgemeines Glück ꝛc.

zu zerſtören ſuchen, behaupteten die Braminen, als ſie die Buddhiſten durch Scheiterhaufen und Marter verfolgten und endlich aus Oſtindien verdrängten, behauptete die Römiſche Kleriſei, als ſie die Albigenſer ausrottete, die Kreuzzüge predigte, den Huſſitenkrieg anzettelte, den 30jährigen ꝛc. ꝛc.*)

Die Religion läßt die Menſchen hoffen, durch einen tugendhaften Wandel ſich des Wohlgefallens der Gottheit werth zu machen. — Die Hierarchen rufen: „Die höchſte Tugend, ohne welche alle tugendhafte Geſinnungen und Handlungen keinen Werth in den Augen Gottes haben, iſt, zu glauben, was wir für gut finden, zu lehren, uns zu gehorchen, — und zur Verherrlichung der Kirche und ihrer Diener zu tribuiren."

---

*) So eben leſe ich eine Proclamation des Karliſtiſchen Kriegsminiſters Don Juan Montenegre: „Die Sache Gottes iſt in Gefahr, wie auch die des Königs!" Was mag der Mann für einen Gott haben, deſſen Sache in Gefahr gerathen kann? Der Gott, den die chriſtliche Religion verkündigt, kann es nicht ſeyn. Deſſen Sache kann nicht bei Etwas in Gefahr gerathen, das ſich in einem kleinen Theile eines der kleinſten Planeten zuträgt. Sein Wille iſt das Geſetz des Weltalls; dieſer wird geſchehen, mögen die Chriſtinos ſiegen oder die Karliſten. Doch ſchon zu viel Worte über eine Albernheit.

„Der Menſch, ſagen alle Religionen, hat eine unſterbliche Seele, und das Loos derſelben nach dem Tode wird durch ſeinen tugendhaften oder laſterhaften Wandel im Leben beſtimmt.“ „Uns, rufen alle Hierarchien wie aus einem Munde, iſt die Entſcheidung übertragen, wem ein glückliches Daſeyn oder ein höchſt unglückliches zu Theil werden ſoll. Den Gläubigen an uns, denen, die uns in allen Dingen gehorchen oder es von uns zu erwerben vermögen, öffnen wir den Himmel; über die Widerſpenſtigen oder Ungläubigen verhängen wir unausſprechliches Elend. Denn uns iſt die Macht verliehen, die Sünden zu vergeben oder ſie jenſeit des Todes beſtrafen zu laſſen.“ — So ſetzten ſich die Alt-Egyptiſchen Prieſter zum Gerichthalten über Verſtorbene hin und beſtimmten, weſſen Leiche durch Mumiſirung dem Verweſen entzogen und dadurch ſeine Seele der Wanderung überhoben ſeyn ſollte oder nicht; ſo verurtheilen die Lamas ihre Feinde zum Fegefeuer oder zur Hölle; ſo — doch es genüge hier die Bemerkung: Nach den Berichten der Evangelien ſagte Chriſtus nie zu den Reuigen und Bußfertigen: „Ich vergebe Dir Deine Sünden,“ ſondern nur: „Deine Sünden ſind Dir vergeben.“ Das heißt doch wohl: „Deine aufrichtige Reue hat ſie geſühnt.“

Bei der durchgängigen großen Uebereinſtimmung der Hierarchien in Rückſicht ihrer Zwecke und Mittel, erfüllt ſie alle auch ein gleicher Haß gegen einander. Jede verwirft, ſchmäht, verfolgt, unterdrückt alle Anderen, ſo weit ihre Macht reicht und Jede wendet wiederum dieſelbe geiſtliche Waffe an, ihre Rivalinnen bis zur Vernichtung zu bekämpfen. Es iſt wichtig, dieſe Waffe in's Auge zu faſſen und ihre Wirkungen auf die Völker. —

Die Gläubigen jeder Kirche halten dieſe für die beſte, ſonſt würden ſie ihr nicht anhangen und dieſer Glaube verträgt ſich mit der Pflicht der Toleranz. So lange die Prieſter nicht nach weltlicher Herrſchaft ſtreben, ſieht das Volk in anders Glaubenden nur Irrende, die man höchſtens bemitleidet oder belächelt, ohne den Irrthum für eine Schuld, ein Vergehen anzuſehn. Kaum gilt er für ein Mißgeſchick. Jeder Menſch wird nach dem Werthe ſeines Charakters und ſeiner Handlungen für achtungswerth anerkannt. Was er von der überſinnlichen Welt denkt und von dem künftigen Leben hofft, bleibt ihm überlaſſen. Die weltbeherrſchenden Römer, deren Prieſter auf den Gottesdienſt beſchränkt waren und blieben, ließen, ſelbſt zur Zeit der höchſten Macht Roms, jedem überwundenen Volke nicht nur ſeinen Glauben und Gottesdienſt, ſondern erlaubten auch die Ausbreitung deſſelben im Reiche, ſelbſt in der Hauptſtadt, ſo lange er nur nicht die Religion der herrſchenden Nation angriff und untergrub. Dieſelbe weiſe Verfahrungsart finden wir in allen Zeitaltern in ſolchen Staaten, in welchen die Prieſterei oder Kirche noch nicht in eine Hierarchie überging. Jede Solche aber erklärt ihren Glauben für allein ſeligmachend, folglich für die höchſte Inſtanz, die das Loos der Seelen beſtimmt, und jeden anders Glaubenden für verrucht und auf ewig verworfen; — und zwar nach den ewigen Beſchlüſſen der Gottheit! —

Jede Gottesläſterung iſt Unſinn, aber eine unſinnigere, lächerlichere, als dieſe Behauptung, ſcheint mir nicht denkbar. Das allweiſe und allgütige Weſen, das das Weltall, viele Millionen Sonnen und Planeten ſchuf, und alle mit einer ſich immer erneuernden, für uns unausſprechlichen Zahl von Lebenden füllte, denen Allen ſchon ihre nicht verlangte Erſchaffung ein Recht giebt, von Seiner Güte Wohlſeyn zu hoffen, — (denn Weſen entſtehen zu laſſen, damit ſie elend ſeyn ſollten, überſtiege ſelbſt die ärgſten Greuel, aus denen man den Charakter eines Teufels zuſammengeſetzt hat! —) ſollte auf unſerm einzigen Planeten allein viele Billionen unſterblicher Geiſter mit der Beſtimmung zu ewigen Martern in's Daſeyn gerufen haben, inſofern ſie nicht die Lehren einer beſtimmten Kirche glaubten und befolgten, die entweder noch gar nicht exiſtirte, als ſie lebten, oder die ſie, wenn auch Zeitgenoſſen, gar nicht kannten, oder der ſie nicht anhangen konnten, weil ſie zu Anhängern einer andern Lehre von Kindheit auf gebildet wurden, die ſich eben ſo für allein ſeligmachend ausgab. Hat der Bramine Recht, ſo ſind Buddhiſten, Moslemim, Juden und Chriſten eine Beute ewigen Elendes, weil ſie nicht ihm glauben, nicht das höchſte Weſen in der Trinität Brama, Wiſchnu und Sihwa anbeten, nicht es für eine heilige Pflicht halten, die Pagoden durch Wallfahrten zu bereichern, nicht für eine Gott gefällige Handlung, ſich von dem Götzenwagen zu Jaggrenaut zermalmen zu laſſen und ſterbend einen Kuhſchwanz in der Hand zu halten; denn ſein Glaube iſt der allein ſeligmachende. Hat der Lama Recht, ſo ſind alle Generationen aller Nationen die Beute der Hölle oder des Fegefeuers, die nicht ſeinen Dalai für einen verkörperten Gott erkennen, ſeine Nägelſchnitzel oder ſeinen gedörrten Koth als heilige Reliquien betrachten ꝛc., denn ſeine Kirche iſt die allein ſeligmachende. Hat es der Rabbiner, ſo kommt nur der Jude in Abrahams Schooß, d. h. in den Himmel; alle andere Menſchen ſind unreine Geſchöpfe, ein Ekel in den Augen der Gottheit; denn ſeine Religion iſt die allein ſeligmachende. Nach den Lehren des Islamismus theilt der Jude dieſe Verworfenheit mit Allen, die nicht an Mahomets und ſeiner Kalifen göttliche Stellvertretung Allah's glauben, ſich nicht beſchneiden laſſen, ſich nicht täglich fünfmal betend waſchen und dabei das Geſicht nach Mekka wenden. Selbſt ſeine Glaubensgenoſſen, die Schiiten, verurtheilt der Sunnitiſche Imam dazu, nur in Eſel verwandelt, in eine geringere Art von Himmel, als Mahomets Wonneparadies, zu gelangen, weil ſie glauben, nicht Omar, ſondern Ali ſey vor zwölfhundert Jahren der wahre Kalif geweſen. Dieſen Nothhimmel können Juden allenfalls mit ihnen theilen, weil der Moſaismus eine der Wurzeln des Islam war; die Anhänger aller anderen Religionen ſind dem hölliſchen Marterpfuhle verfallen; —

wie nach den Lehren des Papismus alle Nichtkatholiken, die je lebten, leben oder leben werden, mit Ausnahme der Jüdiſchen Patriarchen, nach dem Beſchluſſe des allweiſen und allbarmherzigen Weſens, das die Welt erſchuf! Denn die katholiſche Kirche iſt die alleinſeligmachende.

Und ſolche Behauptungen fanden in allen Zeitaltern und unter allen Himmelsſtrichen *) bei einer langen Reihe von Generationen Glauben, wo eine Hierarchie ihr Panier aufſteckte. — Des großen Hallers Ausſpruch nämlich iſt unerſchütterlich wahr:

Der Pöbel hat ſich nie zu denken unterwunden,
Er ſucht die Wahrheit nicht; ſein Pfaff hat ſie gefunden.

Eingang findet dieſe Lehre vorzüglich dadurch, daß ſie den Volkscharakter mit religiöſem Hochmuthe vergiftet, dem albernſten, den es giebt. Wie ſollten die Juden nicht dem Rabbiner glauben, daß nur die

---

*) Die Mexikaner ſcheinen eine ehrenvolle Ausnahme zu machen, wenn man von einer Aeußerung Montezuma's auf ſeine Nation ſchließen kann. Er ſagte zu Cortez, als dieſer in ihn drang, ein Chriſt zu werden: „Eure Religion iſt wohl gut für Euer Land, die meinige iſt es für mein Land," ein Ausſpruch, den ſelbſt Montesquieu weiſe fand. Freilich aber ſcheint Montezuma ein Ungläubiger. Er hatte die Hierarchie der monarchiſchen Gewalt unterworfen.

Abkömmlinge Abraham's in's Paradies berufen ſeyen, da ſie dadurch zum ausſchließenden, von keinem andern Volke zu erlangenden Erbadel des Menſchengeſchlechtes erhoben werden! Wie nicht der Hindu ſeinem Braminen, der Buddhaiſt ſeinem Bonzen, der Moslem dem Imam, der Katholik ſeinem Mönche, daß ſie allein durch ihren Glauben zu einſt beglückten Lieblingen Gottes werden, da ſie dadurch ſo hoch über alle andere Menſchen geſtellt werden. Ja, Hochmuth, unzerſtörbarer Hochmuth iſt es, daß der halbverhungerte Hindu und der ſchäbigſte Jude ſich zu verunreinigen, zu entehren glauben, wenn ſie die erbettelte Speiſe verſchmähen, ſollte ihr chriſtlicher oder mahomedaniſcher Wohlthäter ſie nach der Bereitung noch berühren oder gar koſten oder ſie in einem Geſchirre bereitet ſeyn, das auch Chriſten diente ꝛc., — und Hochmuth, wenn Katholiken auf ſogenannte Ketzer mit Widerwillen, wo nicht gar Abſcheu zu blicken gelernt haben. Wie zäh aber, ja unzerſtörbar ein ſolcher Aberglaube werden kann, wenn er auf Hochmuth gepfropft wurde, beweiſen wieder die Hindus, Buddhiſten und Juden, die den Wahn ihrer ausſchließenden Würdigkeit zum Seligwerden nun ſchon drei bis vier Jahrtauſende nähren.

Ihm dieſe Dauer zu geben und ſich die Herrſchaft, die ſie ſich durch die religiöſe Iſolirung ihrer Beute über dieſe erſchlichen, zu ſichern, gebieten die Hierarchen der Cultur und Verſtandesbildung der bethörten Nationen Stillſtand und vernichten ſo allmälig ihre Bildung; denn Leben bewahrt ſich die Cultur nur durch das Fortſchreiten. Um die erforderliche Nacht herbeizuführen, bemächtigen ſie ſich des Unterrichts der Jugend, und indem ſie ſich auf die heilige Würde der Religion berufen, machen ſie die Vorſchriften, Deutungen und Phantaſien der Kirche zum Hauptſtudium. Das Studium der Religion kann nur einfach ſeyn und kurz; für das des kirchlichen Wuſtes reicht in allen Hierarchien kaum ein Menſchenleben hin. Die Jugend aber wird mit Gewalt von den wahren Wiſſenſchaften hinweg,*) zu Jenem hingeriſſen, und damit ſie ja nicht mit genialiſcher Wärme ſich Bahn breche zu reinem, höherm

---

*) So eben melden die Zeitungen, daß die päpſtliche Regierung allen Gelehrten ihres Ländchens verboten hat, der Zuſammenkunft der Naturforſcher zu Piſa beizuwohnen. In früheren Jahrhunderten würde eine ſolche Verſammlung ohne Zweifel geradezu in den Bann gethan worden ſeyn. Die Kenntniß der Natur iſt freilich gar zu bedenklich, wenn man des Wunderglaubens bedarf.

Wiſſen und Denken, wird ſie mit kleinlichen, ſtreng bewachten Vorſchriften auch für den Gang ihres Thuns und Laſſens im Leben eingezwängt. Sie ſoll nicht gebildet, ſie ſoll nur abgerichtet werden, brauchbar zum Dienſte der Hierarchie zu ſeyn; wo aber der Jüngling nicht Enthuſiasmus für eine Wiſſenſchaft, die ſeinem Geiſte entſpricht, faſſen kann und ihm mit freiem Aufſchwunge folgen, da kann er als Mann nichts Eigenthümliches leiſten. Die Wiſſenſchaft im Allgemeinen bleibt gelähmt ſtehen und ſinkt endlich in dumpfe Vergeſſenheit. Lange vor Europa hatten die Hindus und die Mongolen große, glänzende Univerſitäten. Sie beſtehen noch, aber ſeit Jahrhunderten iſt, was ſie lehren, nutzloſer Tand. Ihre Gelehrten ſtaunen das Wiſſen der Europäer an, und dieſe erſtaunen oft nicht weniger, indem ſie in vergeſſenen Schriften Jener entdecken, daß jene Nationen vor vielen Jahrhunderten ſchon wußten, was ſie jetzt bei den Europäern mit Bewunderung erfüllt. Eben ſo iſt es mit allen auf Wiſſenſchaft gegründeten Künſten. Europa unterjocht Aſien mit den Erfindungen, die dieſes gemacht und — vergeſſen hat unter dem Drucke der Hierarchie. Genau dieſelbe Erſcheinung bietet die Cultur der Araber dar. Sie waren bekanntlich die Lehrmeiſter der Europäer, wie ſchon die noch jetzt gebräuchlichen Arabiſchen Benennungen faſt in allen Wiſſenſchaften beweiſen; doch was iſt aus ihrer Cultur geworden, ſeit die Herrſchaft der Kalifen zur ſtrengen Hierarchie ausgebildet wurde! Und ſehen wir auf Europa ſelbſt — Italien, Spanien und Portugal waren die am höchſten gebildeten Länder, ehe die Päpſte Jenes durch Liſt oder Gewalt unter ihre Herrſchaft beugten, und Dieſe, ehe Philipp des Zweiten feiger und abergläubiſcher Tyrannenſinn ſie der Inquiſition und den Jeſuiten auslieferte, den beiden Pranken der Tigerin Hierarchie.

Nicht bloß die Cultur der Nationen aber, mit ihr auch die Selbſtſtändigkeit und Macht ihrer Staaten richtet die Hierarchie zu Grunde und gefährdet zuletzt gar die Exiſtenz derſelben, immer durch die Lehre ihrer *allein* ſeligmachenden Kraft. Auf dieſe geſtützt, unterjocht ſie den Geiſt der Regierenden oder ſtürzt ſie durch die Bethörung des Volkes vom Regentenſtuhle, und ſo wird der Staat, auch indem er den Namen einer weltlichen Monarchie oder Republik behält, *der That nach eine Theokratie*. Denn welches politiſche oder moraliſche Geſetz könnte ſeine bindende Kraft behalten, einer Autorität gegenüber, die nicht nur allein eine ewige Glückſeligkeit gewähren, ſondern auch alle Vergehungen und Sünden, wodurch dieſe verloren gehen könnte, verzeihen zu können behauptet! Eine Theokratie aber iſt ein Staat, in welchem alle innere Maaßregeln nur darauf berechnet werden, die Herrſchſucht und den Eigennutz der Prieſterei zu befriedigen, das ausgeſogne Volk aber in tiefe Finſterniß zu ſtürzen, damit es ihr deſto gläubiger und unverbrüchlicher fröhne. Dem Auslande hat ein ſolcher Staat Nichts entgegen zu ſetzen, als Ränke und Miſſionarien.*) Er muß im

---

*) Wie gefährlich die katholiſchen Miſſionaire den Staaten ſind, in die ſie ſich einſchleichen, geht ſchon aus der Inſtruction hervor, welche der Jeſuiten-Orden den ſeinigen ertheilt. Mosheim führt (in der Vorrede zum zweiten Theile der Ueberſetzung der Du Haldeſchen Beſchreibung von China) folgende Vorſchriften an: Der Miſſionar muß das Aeußere eines Geiſtlichen oder Weiſen des Landes annehmen, in dem er predigt, in Indien ein Bramine, in Siam ein Talapoin, in China ein Bonze, in Afrika ein Marabut ſcheinen. Er muß durch Geſchenke und Ehrenbezeigungen die Gunſt des Hofes und der Großen erwerben und ſich bemühen, von ihnen zu Staats- und Regierungsgeſchäften gezogen zu werden. Er muß die Sitten, Gebräuche, Meinungen und Religionslehren der Heiden in die chriſtliche Glaubenslehre aufnehmen, ſo viel es möglich iſt; endlich, da er Geld braucht, ſoll der Apoſtel heimlich Handel treiben. Und das Alles wozu? „Die unſterblichen Seelen der Heiden zu retten,“ d. h. ſie der Päpſtlichen Herrſchaft zu unterwerfen.

Zuſammentreffen der Völker vernichtet werden; dazu war er in dem Augenblicke verurtheilt, da die Theokratie in ihm zur Reife kam.

Ja! durch ihre allein ſeligmachende Kirche gingen Cultur und Macht aller der Aſiatiſchen Völker zu Grunde, die hier ſchon öfter genannt wurden, und ſo eben die der Türken; denn wenn ihr Glaube nicht allein ſelig machende Kraft gehabt, hätten ſie nicht die Bildung der chriſtlichen Völker verachtet, ſondern wären mit ihnen fortgeſchritten, ſtatt ſie nur durch Schimpfworte zu benennen. Beſäßen wir die alte Geſchichte Amerika's, ich bin überzeugt auch Mexiko und Peru hätten nicht durch eine Handvoll roher Abentheurer erobert werden können, von denen ſie jedem Einzelnen vielleicht Zehntauſend entgegen zu ſetzen hatten, wäre Peru nicht eine vollendete Theokratie geweſen und die Mexikaniſche Hierarchie Feindin Montezuma's. Die überzeugendſten Beweiſe aber für uns von der abtödtenden Kraft einer „allein ſeligmachenden" Hierarchie bietet Europa dar. Ich erinnere noch einmal an das einſt hochcultivirte und in allen Welttheilen übermächtige Spanien und an Portugal, das überall mit ihm rivaliſirte, bis der abſcheuungswerthe zweite Philipp ſich und ſie den

Prieſtern unterwarf. Ich erinnere an das, was Deutſchland, durch die Argliſt der Hierarchie zerſplittert, im Mittelalter geworden war. Hätte die Reformation ihre Macht nicht wenigſtens in einem Theile deſſelben gebrochen, es hätte längſt das Schickſal des ehemaligen Polens gehabt, das nicht ſo glücklich war, ſich ihrer, die weltliche Macht entmannenden und Alles in Finſterniß begrabenden Argliſt zu entreißen.

Verehrung der Religon und ihren heiligen Lehren! Strenge, wachſame Prüfung der Lehren und unerſchütterliche Feſtigkeit bei den Anmaßungen der Kirche! Das iſt eine der höchſten Lebensregeln für Staaten und Nationen. Glauben, daß es irgend eine Hierarchie gebe oder geben könne, deren Prieſtern der Schöpfer des Weltalls die Entſcheidung über das ewige Loos unſterblicher Geiſter gab; an eine allein ſeligmachende Kirche glauben kann nur angeborner Stumpfſinn oder von Kindheit auf angekünſtelte Bethörung. Wer aber nicht daran glaubt und es doch als eine heilige Wahrheit ausruft, — — Pfui, Herr Görres! Pfui über Den!

Bayerische Staatsbibliothek München

York und Paulucci.

Aktenſtücke und Beiträge
zur
Geſchichte der Convention von Tauroggen.

(18/30. December 1812.)

Aus dem Nachlaß Garlieb Merkel's herausgegeben

von

Julius Eckardt.

Leipzig,
Verlag von Veit & Comp.
1865.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Herrn Prof. Dr. Droyſen

ehrfurchtsvoll gewidmet.

Das laufende Jahrzehend hat eine Reihe von Feſten gefeiert, die der Semiſäkularfeier der großen deutſchen Erhebung galten, welche das franzöſiſche Joch zertrümmerte. Direct und indirect hat auch die Wiſſenſchaft an dieſer Jubelfeier Antheil genommen, von ihr Gewinn gezogen; die letzten fünfzehn Jahre haben die hiſtoriſche Literatur um eine Reihe ausgezeichneter Schriften bereichert, die ſich eine acten- und quellenmäßige Darſtellung jener großen Ereigniſſe zur Aufgabe machten, welche im Bewußtſein des Volks bereits einen halb mythiſchen Charakter angenommen hatten. Je mehr ſich die Reihen der Männer lichten, die activ an jenen Kämpfen Theil genommen, deſto reicher fließen die Quellen für den Forſcher, deſto mehr Archive und Tagebücher öffnen ſich, deſto vollſtändiger kann die Wahrheit erforſcht, deſto rückſichtsloſer kann ſie dargeſtellt werden. Aber nicht nur die Quellen ſind reicher geworden, auch der Kreis derer hat ſich erweitert, die nach ihrem Inhalt fragen; das Intereſſe für die Geſchichte der Jahre 1812, 1813, 14, 15 und 16 hat ſich vertieft; die Theilnahme des Volks begnügt ſich nicht mehr damit, die Umriſſe jener Thatſachen kennen zu lernen, ſie fragt nach den leitenden Motiven des Geſchehenen, nach den verbindenden Fäden der Einzelerſcheinungen, — die Einzelheiten kommen mehr und mehr zu ihrem Recht.

Der 18./30. December des Jahres 1812 bildet das Eingangsthor in die Geſchichte der deutſchen Erhebung. Gehütet wird daſſelbe von einer ernſten Geſtalt, auf deren Schultern damals das volle Gewicht der Zeit, die ganze Schwere der deutſchen Nationalaufgabe ruhte — der Geſtalt York's, deſſen kühne That zum Ausgangspunkte Alles deſſen wurde, was im Jahre 1813 in Preußen, in Deutſchland geſchah. Was York that, iſt von einer Meiſterhand in die Bücher der Geſchichte eingetragen worden; Droyſen's „Leben des Grafen York von Wartenburg" hat den Helden von Tauroggen in ſein volles Recht eingeſetzt, ihm ein Monument geſtiftet, das ſeiner wahrhaft würdig iſt und durch welches den Anſprüchen des Nationalgefühls ebenſo genug gethan worden, wie denen der Wiſſenſchaft. So gedrängt die Darſtellung der Ereigniſſe vom November und December des Jahres 1812 in jenem trefflichen Buche iſt, ſie hat ein vollſtändiges und lebensvolles Bild jener Tage entworfen, deſſen wahrhaft dramatiſches Leben von zündender Wirkung iſt. Die Convention von Tauroggen bildet aber nur ein Kapitel des Droyſen'ſchen Buchs; ſo meiſterhaft und in gewiſſem Sinne erſchöpfend daſſelbe iſt, ſo ſchließt es Nachträge und Detailergänzungen nicht völlig aus, ja das Intereſſe des von dieſer glänzenden Zeichnung ergriffenen Leſers wird unwillkührlich dazu gedrängt, nach tauſend Einzelheiten zu fragen, die der Rahmen einer Biographie ausſchloß.

Unter ſolchen Umſtänden dürfte die Veröffentlichung einer Sammlung auf die That vom 30. Dec. 1812 bezüglicher Actenſtücke nicht ohne Werth ſein. Vorliegenden Falls vermögen wir dieſelbe durch einen Commentar zu vervollſtändigen, der zwar nur die Vorgeſchichte der Convention berührt, aber aus dem Nachlaſſe eines Mannes geſchöpft iſt, der jenen Vorgängen nahe geſtanden. Auch Droyſen iſt ein Theil dieſer Documente — und zwar der wichtigere — zugänglich geweſen; er hat ſie, ſoweit es ſeinem Zwecke entſprach, benutzt und mit gewohnter Meiſterſchaft verwerthet, im Original und vollſtändig ſind dieſelben aber nirgends in die Oeffentlichkeit gelangt. Die wichtigſten Briefe York's ſind von Droyſen ausführlich mitgetheilt, eben ſo die wichtigſten Stellen aus den Briefen, durch welche der ruſſiſche General-Gouverneur von Liv- und Kurland, Marquis Philipp Paulucci, jene Verbindung mit York anknüpfte, welche die Tauroggener Convention zur Folge hatte; auch die dem Marquis Paulucci vom Kaiſer Alexander ertheilte Inſtruction bezüglich ſeiner mit dem preußiſchen Corps-Commandeur anzuknüpfenden Verhandlungen iſt Profeſſor Droyſen bekannt geweſen und von ihm zum Theil veröffentlicht worden. Der während der Dauer der Verhandlungen zwiſchen Paulucci und dem Kaiſer gepflogenen Correſpondenz iſt aber nur im Vorübergehen Erwähnung gethan, ebenſo der York-Paulucci'ſchen Correſpondenz nach der Tauroggener Kataſtrophe. Jene Verhandlungen haben aber, nicht nur ſoweit ſie ſich auf York's Entſchließungen beziehen, ein lebensvolles Intereſſe; ſie führten innerhalb des ruſſiſchen Hauptquartiers zu einer Reihe von Verwickelungen, die nicht ohne Einfluß auf die Vorgänge vom Januar

1813 geweſen iſt. Damit möchte den auf ſie bezüglichen Documenten ein Anſpruch auf die Theilnahme des deutſchen Publikums geſichert ſein. — Die vorliegende Sammlung beſteht aus 38 auf die Convention bezüglichen Actenſtücken, die der Marquis Paulucci aus den mit York gewechſelten Briefen, ſeinen Berichten an den Kaiſer, den Grafen Wittgenſtein u. ſ. w. zuſammengeſtellt hat. Neunzehn derſelben haben Profeſſor Droyſen vorgelegen; nur vier hat er ausführlich reproducirt. Sie beziehen ſich ſowohl auf die Ereigniſſe, welche jener Convention vorhergingen, als auf die nächſten Folgen derſelben. Während unſere Sammlung in ihrem erſten Theil vorwiegend der Droyſen'ſchen Erzählung zum Commentar dient, bezieht ſie ſich in ihrem zweiten Theil auf Vorgänge innerhalb des ruſſiſchen Hauptquartiers, die Droyſen ihren Umriſſen nach bezeichnet hat, ohne auf ihre Einzelheiten einzugehen. Dem ruſſiſchen Hiſtoriker Bogdanowitſch ſind jene Documente (wie aus den Citaten zu erſehen) zum Theil zugänglich geweſen; aus naheliegenden Gründen verbot ſich ihre Veröffentlichung aber in einer Zeit, in der die meiſten Acteure jenes Dramas noch am Leben waren, von ſelbſt.

Wir glauben im Intereſſe der Leſer zu handeln, wenn wir die Mittheilung jener Actenſtücke (die neben dem authentiſchen franzöſiſchen Text in deutſcher Ueberſetzung abgedruckt ſind) durch einen Bericht über die Geſchichte ihrer Sammlung und Veröffentlichung einleiten, der zum Theil unbekannte, zum Theil vergeſſene Beiträge zur Geſchichte des Jahres 1812 bietet, und zugleich den Beleg für die Aechtheit der bezüglichen Documente liefert, deren Authenticität übrigens durch ihre Uebereinſtimmung mit den Droyſen'ſchen, aus anderen Quellen geſchöpften Citaten über alle Zweifel erhaben iſt. Daß dieſer Vorbericht nicht medias in res fällt, ſondern auch die Antecedentien der Männer berührt, von denen die vorliegenden „Actenſtücke und Beiträge“ herrühren — wird ihm, wie wir hoffen, nicht zum Vorwurf gereichen.

Von dem Marquis Paulucci, dem eine wichtige Rolle in der vielverſchlungenen Geſchichte jener Convention beſchieden war, weiß man wenig mehr, als was ſich auf dieſe bezieht: daß er im October 1812 General-Gouverneur und Oberbefehlshaber von Liv- und Kurland wurde, mit York in Correſpondenz trat, und im Januar 1813 Memel beſetzte. Ein Mehreres von ihm zu erfahren möchte denen, die ihm in den Darſtellungen Droyſen's, Beitzke's, Bogdanowitſch's, Segur's, Häuſſer's u. ſ. w.

nur flüchtig begegnet ſind, nicht unwillkommen ſein: iſt doch dem geiſtreichen alten Italiener ſchon durch ſeine Beziehungen zu Alexander I. von Rußland und zu York, eine gewiſſe Bedeutung geſichert.

Endlich wird unſer Bericht noch das Gedächtniß eines Mannes auffriſchen, deſſen Name (ob er gleich ſeiner Zeit viel genannt wurde), heute in Deutſchland längſt vergeſſen iſt — das Gedächtniß Garlieb Merkel's, des wunderlichen Kritikers und Läſterers Goethe's und der Romantiker, der ſich durch die üble Rolle, die er in der deutſchen ſchönen Literatur ſpielte, ſelbſt um das Andenken politiſch-publiciſtiſcher Verdienſte gebracht hat, die er ſeiner Zeit unſtreitig und in nicht unbeträchtlichem Maße erworben. Der Geſchichte der York'ſchen Convention gehört er ſowohl durch ſeine nahen Beziehungen zum Marquis Paulucci und deſſen bezüglichen Plänen, wie auch dadurch an, daß ſich die vorliegenden Actenſtücke und Aufzeichnungen in ſeinem Nachlaß vorgefunden haben.

Berlin, im Mai 1865.

Die vorliegenden „Actenſtücke und Beiträge" ſind, wie ihre Aufſchrift beſagt, aus dem Nachlaß Garlieb Merkel's zuſammengeſtellt und herausgegeben worden. Dieſem ſeiner Zeit vielgenannten Schriftſteller war die auf die York'ſche Convention bezügliche Correſpondenz vom Marquis Paulucci, in Anerkennung ſeiner thätigen Mitwirkung an den jenem Vertrage vorhergegangenen Maßnahmen, mit der Erlaubniß, eine Abſchrift von derſelben zu nehmen, vor etwa funfzig Jahren mitgetheilt worden war.

Wer war Garlieb Merkel? Welche Beziehung hatte er zu Paulucci und zur Convention von Tauroggen? Zur Beantwortung dieſer Fragen müſſen wir weiter ausholen, als in einer Schrift, die den Titel „York und Paulucci" führt, erlaubt ſcheinen dürfte. Wir glauben aber, daß der Inhalt des nachſtehenden Berichts wichtig genug iſt, um demſelben ein Anrecht auf die nachſtehenden Blätter zu erwerben, ein Mal, weil dieſer Bericht ſich zum größten Theil auf die Geſchichte des preußiſch-franzöſiſchen Krieges von 1806 und des Napoleoniſchen Feldzugs von 1812 bezieht und zweitens, weil er uns an ſeinem Ausgange zu einer nähern Bekanntſchaft mit dem Marquis Paulucci und den Mitteln und Wegen führt, die derſelbe benutzte, um auf York und ſeine Truppen zu wirken.

Garlieb Helwig Merkel wurde als Sohn eines livländiſchen Predigers im Jahre 1769, dem Geburtsjahr Napoleon's, Wellington's, Humboldt's und Walter Scott's in Livland geboren, verlor ſeinen Vater, der ſeine erſte Erziehung mit vieler Umſicht geleitet hatte, ſchon früh und war nach mehrjährigem Aufenthalt in der Rigaer Domſchule längere Zeit hindurch ausſchließlich ſich ſelbſt und der Geiſtesnahrung überlaſſen, die er aus der Bibliothek ſeines Vaters in ländlicher Einſamkeit ſchöpfen konnte. Schon frühe mit den Schriften Voltaire's, Bayle's — des

Deutſch-Franzoſen Bar und J. J. Rouſſeau's genau bekannt, gehörte Merkel von Jugend auf jener Aufklärungsſchule an, nach welcher man das achtzehnte Jahrhundert das philoſophiſche nannte; zu den religiöſen und politiſchen Grundſätzen dieſer „Philoſophie" hat er ſich ſein Lebelang bekannt und ſich als deren hervorragendſter Repräſentant in Liv-, Eſt- und Kurland gerirt.

Mit großer Energie und keckem Muth, zugleich aber maßloſer Eitelkeit und jener eigenthümlichen Art der Selbſtüberſchätzung begabt, wie ſie vorwiegend bei Autodidakten gefunden wird, hat Merkel ſich darin gefallen, während des größten Theils ſeines Lebens in offener Fehde gerade mit den Autoritäten und Mächten zu liegen, welche die hervorragendſten ſeiner Zeit waren — wurde ihm das Loos zu Theil, unter den Rittern der rationaliſtiſchen Schule einer der letzten und — darum unglücklichſten Vorkämpfer derſelben zu werden.

Es gebührt ihm das Lob, ſeine Ueberzeugung zu allen Zeiten mit Unerſchrockenheit und ohne Rückſicht auf die Gunſt oder Ungunſt äußerer Verhältniſſe, verfochten zu haben; unglücklicher Weiſe ſtand dieſe Ueberzeugung aber auf dem Gebiet des Aeſthetiſchen zu der der Vertreter unſerer klaſſiſchen Literatur in directem Gegenſatz. Weil es bis in das erſte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts hinein in Deutſchland kein anderes als ein äſthetiſch-literariſches öffentliches Leben gab, der ſittliche Werth des der Oeffentlichkeit angehörenden Mannes in erſter Reihe nach deſſen äſthetiſcher Geſchmacksrichtung beurtheilt wurde, Merkel aber den großen Literaturheroen gegenüber der Repräſentant des vulgären Geſchmackes war, iſt dieſer Mann, der ein höchſt begabter politiſcher Schriftſteller und nur nebenbei ein abgeſchmackter Kritiker war, von ſeiner Zeit verurtheilt und vergeſſen worden. Seiner ſchlechten Kritiken wird noch gedacht, von ſeinen verdienſtvollen publiciſtiſchen Arbeiten auf dem politiſchen Gebiet weiß kein Menſch mehr etwas. Begeiſtert für die philoſophiſchen und politiſchen Freiheits- und Aufklärungsideen des Jahrhunderts, das ihn geboren, machte Merkel dieſe zum alleinigen Maßſtabe der Beurtheilung aller Verhältniſſe und Erſcheinungen, die ihm auf den verſchiedenen Gebieten des Lebens begegneten, unbekümmert darum, ob die Zeit unterdeſſen zu neuen Geſichtspunkten und Reſultaten fortgeſchritten war oder nicht. Auf dem politiſchen Gebiet machte er damit den Anfang. In dem Jahre 1794, während rings in allen drei Provinzen des

Oſtſeelandes die Leibeigenſchaft in härteſter Form beſtand, Niemand es wagte, die Rechtsbeſtändigkeit und ökonomiſche Nützlichkeit dieſes nach Jahrhunderten zählenden Inſtituts in Zweifel zu ziehen, ſchrieb er als fünfundzwanzigjähriger „Hofmeiſter“ in einem adeligen Hauſe auf dem Lande ein Buch, „Die Letten in Livland“, das die bäuerlichen Zuſtände Livlands mit unerhörter Kühnheit und Schärfe angriff, die Verwerflichkeit der beſtehenden Verhältniſſe ihrem vollen Umfange nach bloß legte und von der Höhe der philoſophiſchen Anſchauungen des Jahrhunderts herab, mit glühendem Eifer verurtheilte. 1796 gab Merkel, der ſein Manuſcript heimlich verfaßt hatte, ſeine Hauslehrerſtelle auf und reiſte mit einem nur beſcheidenen Reiſegelde verſehen nach Deutſchland, um ſeine Schrift in Leipzig zu veröffentlichen und ihre Wirkung zum Wohle der Letten und Eſten abzuwarten. Gleichzeitig begann er, der bis dahin faſt ausſchließlich ſein eigener Lehrer geweſen war, in Leipzig und Jena Medicin und Philoſophie zu ſtudiren. In Leipzig mit Seume, in Thüringen mit Loder, Wieland, Herder und Böttiger auf vertrautem Fuß, war Merkel, der durch ſeine „Letten“ eine Tagesberühmtheit geworden war, auch mit Goethe und Schiller in oberflächliche Beziehungen getreten. Die Weimarer Dioskuren ſtanden um jene Zeit auf dem Höhepunkt ihres Ruhms und ihrer geſellſchaftlichen Bedeutung, die Xenien waren ſo eben erſchienen und hatten ein Strafgericht über alle Gegner und Neider ihrer Autoren gehalten. Durchdrungen von dem Bewußtſein, „hinſichtlich ſeiner Zwecke über den Verfaſſern der Xenien zu ſtehen“, war der junge Verfaſſer der „Letten am Ende des philoſophiſchen Jahrhunderts“ zuerſt Schillern, ſpäter auch Goethen, der mit Loder, dem bekannten Anatomen, lebhaft verkehrte, nicht ohne Anmaßung begegnet und von Beiden mit Kälte und Gleichgiltigkeit behandelt worden. Auch in äſthetiſchen Dingen den Anſchauungen der „Aufklärungsſchule“ leidenſchaftlich ergeben, ein eifriger Verehrer und perſönlicher Freund Herder's, Engel's und Wieland's, deren Ruhm durch den der beiden großen weimarer Freunde verdunkelt zu werden begann, war Merkel einer der erſten, der gegen den Goethe-Cultus Oppoſition zu machen verſuchte.

Die heute vergeſſenen, ihrer Zeit vielgenannten „Briefe an ein Frauenzimmer“, bilden das traurige Denkmal dieſer Geſchmacksverirrung eines Mannes, dem es bei ſonſt bedeutenden ſchriftſtelleriſchen Fähigkeiten, ſo ziemlich an Allem gebrach, was von einem äſthetiſchen Kritiker verlangt werden kann. Merkel war ein Mann des wirklichen Lebens, der ſeiner innerſten Natur nach dem, „was ſich nie und nirgend hat begeben“, fremd bleiben mußte. Wieland und Voltaire waren die Götter ſeines Kunſttempels, das triviale „aut prodesse volunt aut delectare poetae“ bildete die Quinteſſenz ſeiner äſthetiſchen Weisheit, das Lehrgedicht und die poetiſche Erzählung waren diejenigen Formen der Darſtellung, die ſeiner Anſicht nach die erſte Rolle in der deutſchen Literatur zu ſpielen hatten. Unter ſolchen Umſtänden läßt ſich die Beſchaffenheit der kritiſchen Beſtrebungen des jungen Livländers unſchwer errathen. Von irrthümlichen Prämiſſen ausgehend, kam er bei unſinnigen Conſequenzen an, die heute nur noch als Curioſa gelten können. Bald hieß es in jenen Briefen, daß „Göthe im Purpurtalare barfuß gehe“, bald daß der Dichter des Werther „kein Deutſch“ verſtehe, daß der Fauſt durch ſeinen „ungeſchlachten zweiten Theil“ zum Monſtrum geworden ſei, bald wurde Kotzebue die Rolle eines neuen dramatiſchen Meſſias vindicirt, Engel's „Lorenz Stark“ zum „muſtergiltigſten Roman der Deutſchen“ gemacht oder Herder und Wieland das Allerheiligſte des Muſentempels zugewieſen. — Es iſt hier nicht der Ort, im Einzelnen auf die traurigen Intriguen einzugehen, zu denen der leidenſchaftliche, von Goethe perſönlich verletzte Mann ſich mißbrauchen ließ: die bisjetzt unveröffentlicht gebliebene Correſpondenz Merkel's mit Böttiger und dem Herder'ſchen Ehepaar gewährt einen peinlichen Einblick in das kleinliche Treiben all der großen und kleinen Nebenbuhler des Dichterfürſten, der mit olympiſcher Ruhe ſeinen einſamen Weg ging und ſich höchſtens zu gelegentlichen Stoßſeufzern herbeiließ, die davon Zeugniß ablegten, daß es jenen Neidern und Feinden niemals gelungen war, die Ruhe des Vielbefehdeten auch nur vorübergehend zu ſtören.

Es ſei hier nur vorübergehend erwähnt, daß der zwiſchen Goethe und Schiller geſchloſſene Bund insbeſondere Herder und die Männer der ſogenannten alten Berliner Schale lebhaft verſtimmte und Merkel das Inſtrument und Organ dieſes Schmollens war. Nicht wenig trugen zu jenen Differenzen die Romantiker bei, die mit dem Uebermuth der Jugend auf Wieland, Herder und Engel herabſahen und von den Zeitgenoſſen eigentlich nur Goethe gelten ließen. Merkel, der das Mittelalter als getreuer Schüler des Philoſophen von Ferney blindlings perhorrescirte und in den äſthetiſchen Repriſtinationsbeſtrebungen der Tieck, Wacken=

roder u. ſ. w. gleich Anfangs Verrath an den Ideen des philoſophiſchen Jahrhunderts und der franzöſiſchen Revolution witterte, wandte im Bunde mit Kotzebue (der als Menſch und Charakter übrigens tief unter dem ehrlichen, aber einſeitig-beſchränkten Livländer ſtand) alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel auf, um die neue Schule bei dem großen Publikum, das ihn kannte und ſeiner Rückſichtsloſigkeit wegen ſchätzte, von vornherein zu discreditiren. Es entſtand jene gehäſſige Polemik, die von beiden Seiten in gleich unwürdiger Weiſe geführt wurde und „faute de combattants“ erſt endete, als der Ernſt der politiſchen Ereigniſſe die literariſchen Intereſſen in Deutſchland für längere Zeit zum Schweigen brachte.

Noch in Mitten ſeiner verfehlten kritiſch-äſthetiſchen Periode hatte Merkel begonnen, als politiſcher Schriftſteller thätig zu ſein. Er war im Frühling 1799 von Weimar nach Berlin übergeſiedelt und hier als Mitarbeiter der Spener'ſchen Zeitung in den Dienſt der periodiſchen Preſſe getreten, der er ſich eigentlich von Hauſe aus hätte zuwenden müſſen. Auf dem Tummelplatz der politiſchen Debatte, in jedem Kampfe in dem es ſich um faßbare, reale Dinge handelte, war Merkel in ſeinem Element; grade die Eigenthümlichkeiten ſeines Weſens, die ihn an jedem feineren Kunſtverſtändniß verhinderten, kamen ihm hier trefflich zu ſtatten: die nüchterne Verſtändigkeit und das rückſichtsloſe Dreinſchlagen. Der Ehrenplatz, den er als politiſcher Schriftſteller zu jeder anderen Zeit verdientermaßen erworben hätte, er iſt ihm zu Folge ſeiner böſen kritiſch-äſthetiſchen Antecedenzien entgangen; dem Geſchlecht das während des erſten Decenniums unſeres Jahrhunderts am Ruder war, galten äſthetiſche Sünden für irreparable Vergehungen, die ungleich ſchwerer als politiſche Verirrungen wogen und nicht vergeben werden konnten.

Es war im Jahre 1803 als Merkel und Kotzebue das Unterhaltungsblat: „Ernſt und Scherz oder der Freimüthige“ begründeten, ohne auch nur im Entfernteſten zu ahnen, daß demſelben eine politiſche Zukunft beſchieden ſei. Schon im folgenden Jahre trat Kotzebue zurück und Merkel blieb als alleiniger Redacteur deſſelben übrig. Noch während er in dem fruchtloſen Beginnen fortfuhr, den Krieg gegen die Romantiker ſiegreich zu Ende zu führen, hatte der politiſche Horizont ſich in einer Weiſe zu verfinſtern begonnen, die die Aufmerkſamkeit aller denkenden Leute mehr und mehr beſchäftigte und von den Händeln der Gelehrten-Republik abwandte. Das ſiegreiche Vordringen der Franzoſen wurde immer beſorglicher, Italien und die Schweiz waren bereits in den Händen der ſiegreichen Republikaner, die den Fortbeſtand des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation zu bedrohen ſchienen. Dem kosmopolitiſchen Zuge der Zeit gemäß, hatte ein großer Theil der deutſchen Liberalen (inſoweit von ſolchen überhaupt die Rede ſein konnte) bis dazu dem franzöſiſchen Lager ſeine Sympathien zugewandt. Die Gräuel der kurzen Epoche des pariſer Terrorismus waren halb und halb vergeſſen worden und hatten längere Zeit hindurch einen lebhaften Enthuſiasmus für die „Neufranken" Platz gemacht. Nur ſehr allmählig kam man wieder zur Beſinnung; einer der Erſten, die zu einer richtigen Auffaſſung der Situation durchdrangen, war unſer Merkel. Noch in den Jahren 1799 und 1800 war er ein lebhafter und ausgeſprochener Franzoſenfreund geweſen. Während der erſten Jahre ſeines Berliner Aufenthalts hatte er faſt täglich mit Sieyes, dem damaligen Geſandten der Republik am Berliner Hof, verkehrt. Als dieſer ihm den Vorſchlag machte, in franzöſiſche Dienſte zu treten, regte ſich in Merkel aber alsbald der Deutſche. Er erklärte, ſein Gewicht nicht in die Wagſchale Frankreichs werfen, ſondern Unterthan des Kaiſers von Rußland und Deutſcher bleiben zu wollen. Als aber wenige Monate ſpäter das republikaniſche Frankreich mehr und mehr ein monarchiſcher Militärſtaat zu werden begann, als ſich Niemand mehr darüber täuſchen konnte, daß der erſte Conſul ein allmächtiger Dictator geworden war, dem die Verwandlung der Republik in eine unbeſchränkte Dictatur nur noch für eine Frage der Zeit galt, nahm es mit Merkel's Sympathien für die Franzoſen und die franzöſiſche Freiheit ein unerwartet raſches und entſchiedenes Ende.

Die Jahrgänge des Freimüthigen aus den Jahren 1805 und 1806 bieten intereſſante Belege für die Wandlung, welche ſich nach der Schlacht bei Auſterlitz in dem Kreiſe derjenigen vollzog, die ſich noch wenige Monate früher mit kurzſichtigem Behagen in dem engen Kreiſe ſentimentaler Theaterintereſſen, literariſcher Händel und allgemeiner Phraſen über Menſchenrechte bewegt hatten. Die literariſche Rubrik des Merkel'ſchen Blattes ſchrumpft Nummer für Nummer ein, um der politiſchen, die den ſonderbaren Titel „Nichtpolitiſche Zeitung" führte und auf die vierte Seite verbannt war, Platz zu machen. Die Merkeln eigenthümliche boshafte Satire wendet ſich nicht mehr gegen literariſche Gegner, ſondern mit beſonderem Nachdruck gegen franzöſiſche Großſprecher und imperialiſtiſche Journaliſten. In kurzen aber treffenden Bemerkungen wird auf die verzweifelte Lage des bedrängten öſterreichiſchen Kaiſerſtaats, die Nothwendigkeit einer Verſtändigung mit dieſem hingewieſen, die von Rußland aus nahende Hilfe und Unterſtützung als Mahnung an Preußen aufgefaßt, Kaiſer Alexander I. bei ſeinem Eintreffen in Berlin als „ſchützender Genius des Nordens“ begrüßt.

Um ſich der Bedeutung dieſer vom Freimüthigen befolgten, nach modernen Begriffen nur beſcheidenen Wendung zu den brennenden Fragen des Tages bewußt zu werden, muß man ſich der Indifferenz erinnern, mit der die große Maſſe ſelbſt der Gebildeten den kommenden Ereigniſſen entgegen ſah; die uns vorliegende Sammlung der an Merkel gerichteten Briefe deutſcher Schriftſteller aus jener Zeit bietet charakteriſtiſche Belege dafür, wie ahnungslos das Deutſchland der damaligen Zeit ſeiner Vernichtung entgegen ging. Als ob man ſich im tiefſten Frieden befinde, wird über Theaterkritiken und Bücherrecenſionen verhandelt, der Redacteur des Freimüthigen wegen ſeiner Urtheile über Spazier oder Rochlitz interpellirt; ſelbſt Männer wie Böttiger, Seume und Ancillon thun in ihren langen, von allen möglichen Dingen handelnden Briefen mit keinem Wort der dräuenden Lawine Erwähnung, die ſich von Süden her gegen Preußen heranwälzte, der einzige Johannes von Müller giebt ſeiner Beſorgniß um die Zukunft Oeſterreichs gelegentlich in einigen Worten Ausdruck; was ſonſt von den Bürgern der Gelehrten-Republik verhandelt wird, hat auch nicht die entfernteſte Beziehung zu den großen Ereigniſſen des wirklichen Lebens. — Daß Merkel trotz dieſer Iſolirung und trotz des mangelhaften Verſtändniſſes, das er innerhalb ſeiner nächſten Umgebung fand, die Augen offen behielt und den einmal beſchrittenen Weg mit ſteigender Energie fortſetzte, macht ſeinem geſunden politiſchen Sinn alle Ehre und dürfte wohl geeignet ſein, dem Herausgeber des Freimüthigen vor dem Forum des heute lebenden Geſchlechts Ablaß für deſſen kritiſch-äſthetiſche Sünden zu verſchaffen.

Was ſich während des Jahres 1805 allmählig vorbereitet hatte, gewann im Jahre 1806 eine immer entſchiedenere Geſtalt; der Freimüthige wurde jetzt ein ausgeſprochen politiſches Blatt, das unbekümmert darum, daß bereits ganz Süd- und Weſt-Deutſchland in den Händen des Feindes war, daß ringsum alle unabhängigen Stimmen verſtummten, den Haß gegen die Franzoſen und ihren ſiegreichen Führer in aller Form auf ſeine

Fahnen ſchrieb. Als es in Berlin bereits für gefährlich galt, Berichte über die Gewaltthätigkeiten und Brutalitäten zu veröffentlichen, deren die Franzoſen ſich in Süddeutſchland ſchuldig machten, als man im Herzen des preußiſchen Staats allenthalben Napoleoniſche Späher und Emiſſäre witterte, die den franzöſiſchen Hof über die Stimmung in Berlin unterrichteten, nahm der Freimüthige keinen Anſtand, ſich zum Centralorgan aller Freunde der guten preußiſch-deutſchen Sache zu machen, die Glieder des Rheinbundes als Verräther zu bezeichnen, die ihre Souverainität in unrechtmäßiger Weiſe erworben und ihren Beſitz darum verwirkt hätten. Hatte es bereits ungeheures Aufſehen erregt, daß Merkel die ihm bis dazu befreundet geweſene Berliner Judenariſtokratie wegen ihrer Verbindungen mit dem großen Pariſer Sanhedrin angriff, ihr einen ſchweren Vorwurf daraus machte, daß ſie zu den Plänen des franzöſiſchen Biſchofs Gregoire (der hinter der oſtenſiblen Abſicht das jüdiſche Schulweſen Berlins zu ſtudiren, den Verſuch verſteckt hatte, bei den Berliner Juden franzöſiſche Sympathien zu erwecken) die Hand geboten, ſo ſah man es für eine faſt beiſpielloſe Tollkühnheit an, daß der Freimüthige keinen Anſtand nahm, die empörenden Einzelheiten über die Ermordung des unglücklichen Palm abzudrucken und mit einem Commentar zu verſehen, der der leidenſchaftlichen Entrüſtung, welche dieſe Schandthat hervorrief, einen ungeſchminkten Ausdruck gab. Es hatte ſchon die Mitarbeiterſchaft von Männern wie Alexander von Humboldt, Böttiger, Johannes von Müller u. A. dazu beigetragen, dem Merkel'ſchen Journal eine außerordentliche Verbreitung durch ganz Deutſchland bis nach Holland und Rußland hinüber zu ſichern: nach dem Abdruck jenes Artikels über Palm nahm daſſelbe eine durchaus exceptionelle Stellung ein; während man es in Frankreich ſonſt kaum der Mühe werth gehalten hatte, nach der zahmen periodiſchen Preſſe des zu einem bloß geographiſchen Begriff herabgeſunkenen Deutſchland zu fragen, galt der Freimüthige allen Franzoſenfreunden ſeit dem Winter 1805—1806 für ein „ſchlechtintentionirtes“ Blatt, deſſen Gefährlichkeit noch dadurch verſchlimmert wurde, daß die einzelnen Nummern deſſelben regelmäßig zu Amſterdam in einer holländiſchen Ueberſetzung nachgedruckt wurden. Man erfuhr bald, daß der kecke Journaliſt, der ſich unterwunden, die ihm aus Frankreich und vom Rhein her zugekommenen Warnungen öffentlich zu verſpotten, auf die Proſcriptionsliſte des fränkiſchen Imperators geſetzt worden ſei. „Kein Talent, doch ein Charakter“

wurde Merkel durch die Beachtung, die er im feindlichen Lager fand, nur gereizt, eine immer kühnere und rückſichtsloſere Sprache zu führen; jener Mangel an dem „beſten Theil der Tapferkeit“, der die Schuld daran trug, daß der Verfaſſer der „Briefe an ein Frauenzimmer“ ſich zu den unbeſonnenſten Angriffen auf die Weimarer Dioskuren hatte hinreißen laſſen, wurde jetzt zum Vorzug: ihm der es gewagt hatte, mit den Fürſten der Nationalliteratur zu rechten, koſtete es kaum einen Entſchluß, mit den gekrönten Gliedern des Rheinbundes anzubinden und dieſelben in rückſichtsloſeſter Weiſe anzugreifen. In einer Zeit, in der der beſchränkte Unterthanenverſtand jede Kritik der Handlungsweiſe ſeiner Fürſten für Hochverrath hielt, forderte Merkel ein Nationalgeſetz, welches direct ausſprechen ſollte, daß jeder deutſche Fürſt, der mit dem Uſurpator gemeinſame Sache mache, ſuspendirt und „bis zu ausgemachter Sache“ fortgeſchickt werden ſolle, damit die Völker nicht verhindert würden, ſich ſelbſt den Franzoſen gegenüber zu ihrem Recht zu verhelfen!

Es braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, daß und warum man in dem Preußen der damaligen Zeit, die Sprache des wahrhaft freimüthig gewordenen „Freimüthigen“ nur ungern vernahm. Auch nachdem die preußiſche Regierung ſich entſchloſſen hatte, Frankreich den Krieg zu erklären, war ſie weit davon entfernt, dem Volk eine Betheiligung an der Sache der Rettung des gefährdeten Staates Friedrich’s des Großen zugeſtehen zu wollen. Der übermüthige Militäradel ſah es nur ſehr ungern, daß man ſich an ſeiner Kampfbereitſchaft nicht genügen ließ und ſeine Fähigkeit, den Franzoſen ein zweites Roßbach zu bereiten, in Zweifel zog. Es galt geradezu für ein Zeichen „ſchlechter Geſinnung“, daß Merkel eine allgemeine Volksbewaffnung forderte und die Preußen dazu ermahnte, dem von Spanien gegebenen Beiſpiel Folge zu leiſten und einen Nationalkrieg zu entzünden. Da er in den höheren Geſellſchaftsklaſſen ſchlechterdings kein Verſtändniß fand und doch von der Ueberzeugung durchdrungen war, die Armee allein werde außer Stande ſein, den ſiegreichen Franzoſen auf die Dauer Stand zu halten, beſchloß Merkel direct auf die Maſſen zu wirken und gemeinſam mit Johannes von Müller ein Volksblatt zu gründen, das die Idee der Volksbewaffnung und der Nationalerhebung populariſiren ſollte. Noch während des Jahres 1805 trat er mit Hardenberg und Beyme in Beziehung und ſchlug dieſen vor, mit Hilfe der Regierung und unter Oberleitung derſelben ein populäres

Wochenblatt den „Zuſchauer" zu gründen und mit dem 1. Januar 1806 ins Leben treten zu laſſen. Es liegt uns ein vom 20. Nov. 1805 datirtes ausführliches Schreiben Beyme's vor, in welchem dieſer den Redacteur des Freimüthigen von dem Beifall des Königs in Kenntniß ſetzte, die Sache aber als zur Zeit noch nicht dringlich verſchob, „da die preußiſche Regierung es mehr als jede andere entbehren könne, die öffentliche Meinung durch öffentliche Blätter zu ſtimmen, da ihr ganzes Thun in einer Reihe von unverrückten weiſen Maximen laut zu den Unterthanen ſpreche." Es werde zwar nicht ohne Werth ſein (hieß es weiter), den Enthuſiasmus zu beleben und vorzüglich dem Auslande zu beweiſen, daß wer den König von Preußen angreife, es mit dem ganzen Volke zu thun bekomme; indeſſen ſei man des Volkes bereits ſicher und der König habe die Hoffnung auf Wiederherſtellung des europäiſchen Friedens noch keineswegs aufgegeben. „Wo hat man je", hieß es in demſelben Schreiben, „ein ſo ſchönes Einverſtändniß zwiſchen Heer und Volk geſehen? Wo anders als in Preußen kann man ſo etwas erwarten? In Preußen allein, deſſen Völker den ſiebenjährigen Krieg gegen faſt ganz Europa ſiegreich beſtanden und nicht verzweifelten, als die Hauptſtadt zwei Mal in die Hände des Feindes gerieth, als nach den unglücklichen Schlachten bei Kunnersdorf und Collin faſt alle Provinzen vom Feinde überwältigt waren und der Staat nur in den Bürgern der zuſammengeſchmolzenen Heere des großen und einzigen Königs zu ſuchen war; in Preußen allein iſt ſo etwas möglich."

Bei einer ſo gründlichen Verkennung der Verhältniſſe war es nicht zu verwundern, daß die verheißene Unterſtützung des von Merkel und Johannes v. Müller entworfenen Planes ausblieb. War der verſtändige und wohlmeinende Beyme von dem Wahne befangen, „Heer und Volk befänden ſich im beſten Einverſtändniß", ſo kam es den Haugwitz, Lombard und Luccheſini nicht einmal auf ein Einverſtändniß dieſer beiden Factoren an. In den leitenden Hofkreiſen wußte man von einem Volk, das zu etwas Anderem als zum Steuerzahlen und Gehorchen beſtimmt ſei, ſchlechterdings Nichts: hatten doch auch die Traditionen des großen Königs von einem Volke Nichts geſagt.

Aus einer flüchtigen Notiz Merkel's erfahren wir, die Muthloſigkeit, welche ſich des preußiſchen Cabinets nach der Schlacht bei Auſterlitz bemächtigte, habe ihn an der Ausführung ſeines Plans verhindert: er habe gefühlt, daß er der an ihn geſtellten Forderung „in ruhigem Tone zu ſchreiben“ nicht nachzukommen im Stande ſei. Es blieb ihm Nichts übrig, als den Freimüthigen in der bisherigen Art und Weiſe fortzuſetzen: unbekümmert um den Ausgang hat er das redlich bis zuletzt gethan. In Proſa und in Verſen wurde immer wieder die Nothwendigkeit einer Nationalerhebung gepredigt; ein „Schlachtlied“, das Merkel in dem Freimüthigen veröffentlicht hatte, um zum Kampf „für Preußens Thron und alten Ruhm, für Weib und Eigenthum“ aufzurufen, wurde um jene Zeit häufig von Currendeſchülern in den Straßen Berlins geſungen: es klang nur zu tauben Ohren! Quos vult perdere, dementat. Die Einen wurden durch den Peſſimismus des Freimüthigen, der ſich an der Unbeſiegbarkeit der Armee Friedrich's des Großen nicht genügen ließ, verſtimmt, die Anderen ſpotteten des Wahns, es könne irgend etwas durch das Volk geſchehen. Wir können uns nicht enthalten, ein kleines Spottgedicht mitzutheilen, mit welchem der Freimüthige damals in den Berliner Philiſterkreiſen verhöhnt wurde, weil daſſelbe ein treffender Beleg für die ſittliche Fäulniß ablegt, welche den Kern des Volkes anzufreſſen begann. Es war, wie wir einer Notiz Merkel's entnehmen, von dem alten Buchhändler Spener verfaßt worden und lautete wie folgt:

Dem
Herrn Dr. G. Merkel,
Redacteur des patriotiſchen Zuſchauers.

Magna petis Phaëton.
Ovid.

Meiſter, kannſt Du friſches Leben
Dieſer Leiche wiedergeben,
Iſt das Grab Dir unterthan,
Giebt gehorſam Dir das Meer
Seine Ströme wieder her:
Wohl ich bete gläubig an.
Auf denn großer Menſchenſohn,
Auf! — belebe die Nation!

Das Geſchick ging ſeinen unerſchütterlichen Gang weiter: Die preußiſche Armee zog unter der Führung altersſchwacher Generale und ungebildeter, ſäbelklirrender Junker dem Feinde nach Thüringen entgegen. In trüber, dumpfer Unruhe ſah man den Ereigniſſen entgegen; die Einen ſuchten ſich durch Phraſen über die Unbeſiegbarkeit der Schüler Friedrich's zu tröſten, Andere erklärten von vornherein, es ſei Wahnwitz, daß man den Frieden nicht um jeden Preis erhalten und überhaupt den Zorn des unbeſiegbaren Franzoſenkaiſers gereizt habe. In den niederen Schichten der Geſellſchaft machte man kaum mehr ein Geheimniß daraus, daß der Bürger und Bauer es zufrieden ſein könne, wenn der übermüthige Militäradel gedemüthigt und mit einer verdienten Züchtigung heimgeſandt werde.

Merkel hatte, wie ſich erwarten ließ, im Stillen alle Hoffnungen auf einen glücklichen Ausgang des Krieges aufgegeben; die Unpopularität der preußiſchen Armee, die Theilnahmloſigkeit der großen Maſſen, die nur ihre materiellen Intereſſen im Auge hatten und ſyſtematiſch von jeder Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten entwöhnt worden waren, endlich die tiefe Verſtimmung der gebildeten Claſſen, waren ihm nicht verborgen geblieben und erfüllten ihn mit trüben Ahnungen. Dieſe verſchloß er aber tief in ſeiner Bruſt; er hielt es (wie es in einer ſeiner Aufzeichnungen heißt) „für Pflicht“, *aus Grundſatz zu hoffen* und wurde nicht müde ſeine verſpotteten, unverſtandenen Mahnungen zu einer Nationalerhebung noch in der elften Stunde zu wiederholen.

Da traf die Schreckenskunde von dem unglücklichen Gefecht bei Saalfeldt in Berlin ein: Preußen hatte den populärſten und talentvollſten Prinzen des königlichen Hauſes, den genialen Louis Ferdinand verloren, den Mann, der allein ein Verſtändniß für die veränderten Bedürfniſſe der Zeit, für den Ernſt der Lage gezeigt hatte. In der öffentlichen Meinung war das Geſchick Preußens jetzt bereits entſchieden: die Angſt vor dem Erſcheinen der Franzoſen machte binnen wenigen Stunden ſo reißende Fortſchritte, daß der bloße Beſitz des Freimüthigen für gefährlich zu gelten begann und Merkel's eigener Verleger, der Buchhändler Heinrich Fröhlich alle Exemplare dieſes Blattes, deren er habhaft werden konnte, vernichtete.*)

Merkel ließ ſich auch jetzt nicht irre machen; es blieb kein ihm zu Gebote ſtehendes Mittel unverſucht, um den wankenden Muth der Berliner zu kräftigen und zu beleben. Noch am Tage der Schlacht bei Jena druckte der Freimüthige eine patriotiſche Ode ab, in welcher der „Geiſt Hermanns“ durch die Botſchaft getröſtet wird, ſein Volk erhebe ſich und ſchreite mit Heeresmacht einher, geführt von dem zürnenden Enkel Friedrich's, umſchwebt von Myriaden kampfentzündeter Vaterlandshelden.*) Verlorene Mühe! Die Sprache, welche der im Drang der Zeit zum nationalen Patrioten gewordene Kosmopolit aus der Schule des 18. Jahrhunderts führte, wurde von den Zeitgenoſſen, die ſich an die Worte „Nation" und „Vaterland" nur allmählig gewöhnen konnten, weder gehört noch verſtanden. Eine beinahe zehnjährige Leidensſchule mußte durchgemacht werden, bevor das preußiſche Volk die Kraft gewann, die abgeſtandenen Formen der alten Zeit, die es zu erſticken drohten, abzuſtreifen.

---

*) Vollſtändige Exemplare des Freimüthigen vom Januar bis October 1806 gehören darum zu den bibliographiſchen Seltenheiten.

Das Unheil brach ſchon wenige Tage nach der Veröffentlichung der erwähnten Ode über Preußens Hauptſtadt herein.

Als Merkel am Morgen des 17. October am Fenſter ſeiner in der Friedrichsſtraße belegenen Wohnung lag, und eben auf einen recht kräftigen Schluß für ſeinen nächſten Leitartikel dachte, ſah er einen Courier langſam dem Hauſe des Miniſters von Schulenburg, Gouverneurs von Berlin, zureiten. Ein langſamer Courier konnte kein Freudenbote ſein: Merkel begab ſich ſogleich zum Miniſter, in deſſen Vorſaal ſich bereits eine große Anzahl angſterfüllter Beamten verſammelt hatte; ein ihm bekannter höherer Beamter theilte dem Redacteur des „Freimüthigen" mit erzwungener Faſſung die Kunde von der verlorenen Schlacht mit und überreichte ihm zugleich eine Bekanntmachung; Merkel, der einen Aufruf zu den Waffen vermuthete und das Blatt haſtig ergriff, um es noch der bevorſtehenden Nummer ſeines „Freimüthigen" einzuverleiben, hielt jenes berüchtigte Manifeſt der bankerotten Staatsweisheit des ancien régime in Händen, das den Wahlſpruch ſpießbürgerlicher Impotenz „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht" zum Motto eines Staates von ſechs Millionen Bürgern erhob. Jetzt ließ auch der muthige Mann, der bisher uneingeſchüchtert von allen Drohungen ſeinen eigenen Weg gegangen war, die Hände ſinken. Während er noch daſtand, um über ſeine Lage nachzudenken, trat Schulenburg ein. „Ihnen iſt zu rathen, daß Sie ſich ſogleich entfernen", waren die Worte, mit denen er ſich an Merkel wandte. Dieſer wußte ſehr wohl, daß der ohnmächtige preußiſche Staat, ihn, der ruſſiſcher Unterthan war, vor dem Zorn des in Anmarſch begriffenen Kaiſers der Franzoſen nicht werde retten können, und bat um einen Paß, der ihm mit nochmaliger Ermahnung zur möglichſten Beſchleunigung ſeiner Flucht verabfolgt wurde. „Noch vor Abend werde ich die fernere Verabfolgung von Pferden unterſagen“, hatte der Miniſter am Schluß jener Unterredung geſagt. Das Recht zur Flucht vor den Franzoſen ſollte ein Privilegium der bevorzugten höheren Stände werden. Als er auf die Straße trat, hörte Merkel die Currende-Schüler vor einem Hauſe ſein „Schlachtlied“ ſingen. Merkel floh gemeinſam mit ſeinem geängſteten Verleger bis in die Umgegend von Stettin, wo er ſich von demſelben trennte, um allein in die alte pommerſche Hauptſtadt zu gehen. In der Bedrängniß des Augenblicks hatte er ſich zu der Uebereilung hinreißen laſſen, ſeine geſammte politiſche Correſpondenz mit den Patrioten in Oeſterreich und Süddeutſchland, von der er ſelbſt ſagt, ſie ſei ſehr ausgedehnt und intereſſant geweſen — zu vernichten. Ueberall bot ſich ihm das gleiche Bild allgemeiner Auflöſung aller Verhältniſſe dar: muthloſe, überlebte Greiſe ſtanden an der Spitze des Heeres und der Verwaltung, ängſtlich darum beſorgt, die patriotiſche Aufregung des Volkes niederzuhalten. Kaum in Stettin angelangt, begab ſich Merkel zu dem, gleichfalls auf der Flucht von Berlin daſelbſt eingetroffenen Miniſter von Schulenburg, um ihm ſeine Feder behufs Erlaß einer kriegeriſchen Proclamation oder eines patriotiſchen Flugblatts zur Dispoſition zu ſtellen. Er wurde an den Gouverneur von Stettin verwieſen. Der bloße Anblick dieſes zitternden Greiſes und ſeines Commandanten reichte dazu hin, Merkel's Entſchlüſſe zu ändern; er begab ſich nunmehr auf einem Schiffe, das den königlichen Schatz zu retten beſtimmt war, nach Königsberg, wo er nach einer langen und gefahrvollen Reiſe anlangte und die Lage der Dinge wenig von der in Stettin verſchieden fand. Als er auch hier keine Möglichkeit abſah, für eine Volkserhebung thätig zu ſein, verließ er Preußen, um nach Rußland, dem einzigen von den Franzoſen noch unberührten Staat des Continents, zu flüchten. Trotzdem, daß Merkel wußte, wie feindlich man in Livland, das er in ſeinem Buch über die Letten heftig angegriffen hatte, geſinnt war, beſchloß er in ſeine Heimat zurückzukehren. Nach kurzem Aufenthalt in Mitau traf Merkel im December 1806 in Riga ein, das er zehn Jahre früher als unbekannter Jüngling verlaſſen hatte, um ſein Erſtlingswerk in Deutſchland drucken zu laſſen. Von hier ging er nach Petersburg, um ſich die Conceſſion zur Fortführung ſeines „Freimüthigen“ zu erwirken und die Abſichten der leitenden Kreiſe bezüglich der Frankreich gegenüber zu befolgenden Politik zu ſondiren. Ob er dieſe gleich nicht völlig befriedigend fand, beſchloß er ans Werk zu gehen und ſein in Berlin abgebrochenes journaliſtiſches Unternehmen in Riga fortzuſetzen. Am 2. September 1807 erſchien hier die erſte Nummer der „Supplement-Blätter zum Freimüthigen“. Nach Form und Inhalt waren dieſe eine directe Fortſetzung des im October 1806 verſtummten „Freimüthigen“, nur nahm das Blatt einen ſo überwiegend politiſchen Charakter an, daß die Ueberſchrift „Ein Unterhaltungsblatt“ wegblieb; ſein altes Motto: Sapere aude behielt der Autor bei und nahm daſſelbe ſpäter auch in den „Zuſchauer“ hinüber. Die „Supplement-Blätter“ begannen mit „einem Blick auf die gegenwärtige Lage Europas“, der ſich durch mehrere Nummern zog und Napoleon als den „Kakodämon“ ſchilderte, der dem Krater der Revolution entſtiegen ſei und zu deſſen Beſiegung die deutſchen Staaten ſich möglichſt enge an Rußland ſchließen müßten; jede Nummer brachte einen oder zwei Artikel mit einem „Neuigkeiten des Tages“ überſchriebenen Anfang, der gewöhnlich eine Anzahl giftiger Bemerkungen über Gewaltthaten der ſiegreichen Franzoſen oder entrüſtete Randgloſſen über den Knechtsſinn und die Erniedrigung der Rheinbundfürſten enthielt. Wir brauchen nur die Titel zu nennen, welche die erſten Artikel der Supplement-Blätter führten, um ihren Geiſt und ihre Tendenz zu charakteriſiren: „Macchiavell und Buonaparte“, „Das blecherne Lügenmaul, oder die Bulletins Buonaparte's“, „Der Geiſt Friedrich's des Großen an den Kaiſer Alexander bei Seinem Eintritt in Preußen am 21. März/2. April 1807“ (Eine Ode), „Buonaparte's Verdienſte um Deutſchland“, „Ueber die zunehmende Zahl der Verbrecher in Frankreich“ (dieſer Artikel ſchloß mit den Worten „Buonaparte und Talleyrand depraviren die franzöſiſche Nation und das Zeitalter“), „Tamerlan und Buonaparte“, „Die Wintercampagne der Ruſſen und Franzoſen im Jahre 1807, oder Fehlgriffe des Unfehlbaren“. Dieſe polemiſchen Artikel, in denen zwar nicht immer der beſte Geſchmack herrſchte, die aber nur denſelben feurigen Haß gegen den Unterdrücker der Freiheit Europas athmeten, der damals die beſten Männer Deutſchlands, Rußlands, Englands und Spaniens beſeelte, übten eine Wirkung, die weit über die Grenzen hinausging, die ſonſt der Thätigkeit livländiſcher Publiciſten geſteckt ſind: ſie waren in Deutſchland nicht minder verbreitet, als in Liv-, Eſt- und Kurland und unter den im Innern Rußlands verſtreuten Deutſchen; noch im Jahre 1817 verſicherte ein Hofrath Müller in Berlin dem Verfaſſer jener kühnen Flugblätter, mit ihnen in der Taſche ſei er als Emmiſſär des „Tugendbundes“ Deutſchland durchwandert, um allenthalben für jenen Verein zu werben, der die Seele der glorreichen Erhebung von 1813 wurde. Die Supplement-Blätter enthielten neben den erbitterten und einſeitigen Angriffen auf den franzöſiſchen Kaiſer, die aus dem Charakter der damaligen Zeit hervorgingen und in ihm ihre Erklärung finden, übrigens auch vortreffliche politiſche Artikel, die mit großer Umſicht und Sachkenntniß, oft von hervorragenden deutſchen Schriftſtellern geſchrieben waren und namentlich mit einer für die damalige Zeit unerhörten Kühnheit und Entſchiedenheit gegen die in franzöſiſchem Solde ſtehenden kleinen deutſchen Fürſten zu Felde zogen; wiederholt wurde darauf hingewieſen, die deutſchen Völker ſeien ſchlechterdings nicht verpflichtet, um dieſer Fürſten willen ihre Erbitterung gegen die Franzoſen zurückzuhalten, es ſtände ihnen vielmehr das unzweifelhafte Recht zu, zu den Waffen zu greifen und mit den Franzoſen auch deren Bundesgenoſſen und Anhänger aus dem Lande zu jagen, „denn von jedem Prinzen, der in die Dienſte des korſiſchen Abenteurers trete, ſei anzunehmen, daß er auf ſeinen vorigen Stand Verzicht leiſte“.

---

*) Verfaſſer dieſer Ode war der ſpäter ſo bekannt gewordene Thierſch, damals Student in Jena.

Aber ſchon mit ihrer dreißigſten Nummer beſchloſſen die Supplement-Blätter ihr Daſein; ein „Riga den 12. Juni“ datirter Artikel brachte die Nachricht von dem am 10. Juni zwiſchen dem Fürſten Labanow, als ruſſiſchem Vertreter, und dem General Berthier, als Bevollmächtigten Frankreichs bei Tilſit abgeſchloſſenen vierwöchentlichen Waffenſtillſtand, dem Merkel die nachſtehende „Anzeige“ hinzufügte: „Gründe, die hellſehenden Leſern von ſelbſt in die Augen fallen müſſen, bewegen mich, dieſes Blatt für ein Paar Wochen ruhen zu laſſen. Sobald die Umſtände ſich verändern, fängt es wieder an.“

Daß die „Umſtände“ ſich erſt nach einigen Jahren änderten, dem Tilſiter Waffenſtillſtande ein am 7. und 9. Juli 1807 abgeſchloſſener Friede zwiſchen Frankreich und Rußland folgte, der einem Bündniß dieſer beiden Staaten mindeſtens ſehr ähnlich ſah, iſt bekannt. Merkel aber ging an eine Fortſetzung ſeiner anti-bonapartiſtiſchen Publiciſten-Thätigkeit ohne die Auflöſung dieſer Alliance, über deren Unhaltbarkeit ſich kaum Jemand Illuſionen machte, abzuwarten. Die „Supplement-Blätter“ waren zu compromittirt, um fortgeſetzt werden zu können: Merkel gründete daher den „Zuſchauer“, ein Wochenblatt, das ſich ſpäter in ein Tagesblatt verwandelte und vier und zwanzig Jahre lang von ſeinem Gründer redigirt wurde.

Bis zum Ausbruche neuer Feindſeligkeiten zwiſchen Rußland und Frankreich mußte Merkel ſeinen Haß gegen den franzöſiſchen Kaiſer in Zaume halten: er begnügte ſich darum mit einer gedrängten politiſchen Berichterſtattung, die die Geſinnung ihres Autors nur errathen ließ, und wandte ſich aufs Neue der kritiſch-äſthetiſchen Thätigkeit zu, mit welcher er ſeine journaliſtiſche Thätigkeit eröffnet hatte. Seine politiſche Thätigkeit war indeſſen nicht ohne Anerkennung geblieben. Die Königin Louiſe ließ dem Redacteur des „Freimüthigen“ bald nach Abſchluß des Tilſiter Friedens durch den Obriſten von Maltzahn brieflich für ſeinen Muth und ſeine Treue danken und nannte ihn öffentlich die „letzte Stimme Deutſchlands“. Mit zahlreichen und hervorragenden Freunden der guten Sache ſtand er in ununterbrochenem Briefwechſel und die anonymen Drohbriefe, die ihm von Zeit zu Zeit zugingen, ließen ihn errathen, daß ſein Name auch im franzöſiſchen Lager nicht unbekannt geblieben ſei. Im Jahre 1812 mußte der Rath Becker in Magdeburg ſich vor einem franzöſichen Kriegsgerichte förmlich verantworten, weil man bei ihm einen alten Brief gefunden, in welchem der gefährliche Name „Merkel“ genannt war.

Ueber Merkel's Erlebniſſe während des Jahres 1812 laſſen wir einen in ſeinem Nachlaß aufgefundenen handſchriftlichen Bericht reden:

„Seit mehr als einem halben Jahre hielt ſich zu Riga ein nicht ganz junger Mann, der Sohn des berühmten Straßburger Gelehrten Oberlin, auf. Man wußte nicht genau, warum; bei Nachfragen aber hieß es, er wünſche eine Lehrerſtelle. Es ſchien ihm aber nicht viel daran zu liegen und ſobald der Gang der Angelegenheiten entſchieden war, kehrte er nach Frankreich zurück. Vorher aber ſuchte er meinen Bruder auf und trug ihm ſehr ernſtlich auf, mich in Rückſicht meiner Aeußerungen über Frankreich zu warnen: „ich möge mich an das Schickſal Becker's in Gotha erinnern“. Was konnte er damit wollen? Ich hatte ihn nie geſehen: freundſchaftliche Theilnahme konnte ihn nicht bewogen haben. Offenbar war ſeine Aeußerung eine *Drohung*. In weſſen Namen? In dem ſeinigen nicht; das wäre lächerlich geweſen. Alſo — „die letzte Stimme

Deutſchlands" aus dem Jahre 1807 war von Napoleon nicht überhört und nicht vergeſſen! Man wollte ſie zum voraus erſticken. — Nie hat irgend ein Erfolg mich mehr ermuntert als dieſer Gedanke. Sie ſoll, ſie wird ſich wieder erheben, rief ich aus, und kräftiger als je! — Welche neue Themata zu den blutigſten Vorwürfen boten die vier Jahre ſeit 1807 dar! Die berechnet boshafte Herabwürdigung Preußens; die Büberei gegen Spanien und deſſen Verwüſtung; die Beraubung Oeſterreichs 1809 und die erzwungene Vermählung mit des beraubten Monarchen Tochter; die mit bitterm Hohn geübte Mißhandlung des ganzen Deutſchlands, endlich gar die tyranniſche Continental-Sperre, die Glück und Wohlſein des ganzen Welttheils zerrüttete, ſelbſt das der eignen Nation des Tyrannen; jetzt wieder der tückiſche lange vorbereitete Angriff auf Rußland, zu dem er als widerſtrebende Sclaven die Heere unterjochter Völker heranſchleppte: ich zähmte mit Mühe die brennenden Begierde, mich darüber auszuſprechen bis der Krieg wirklich ausgebrochen ſei. — Man denke ſich meine Gefühle und meine Stimmung, als mir dies verſagt wurde.

Der bekannte Schriftſteller Friedrich Rambach, damals Profeſſor zu Dorpat, hatte mit einem ruſſiſchen Profeſſor den Plan zu einer Armee-Zeitung gemacht, die Rambach ſchreiben und ſein College überſetzen ſollte. Der Plan war angenommen; der Kaiſer hatte eine beträchtliche Summe zu der Ausführung angewieſen; Rambach hatte aus den Druckereien zu Riga Setzer und Drucker und Lettern requirirt, aus der Univerſitäts-Bibliothek eine Menge Bücher genommen, unter andern Schmidt's vielbändige Geſchichte der Deutſchen. Dieſer einzige Zug, den ruſſiſchen Offizieren, welche ſich um Deutſchland nicht kümmerten, und den ruſſiſchen Soldaten, die nicht leſen können, aus der deutſchen Geſchichte recht gründlich dociren zu wollen, hätte hingereicht, wenn ich ohnehin nicht ſchon Rambach's Talente gekannt hätte, mich über ſeine Rivalität zu beruhigen. Er ſcheint dagegen die meinige gefürchtet zu haben und wählte zu ihrer Beſeitigung ein nach mehreren Seiten ſehr charakteriſchen Ausweg. Er war Mitglied der Cenſur-Commiſſion in Dorpat, und — in dem Augenblick beinahe, da die Nachricht einlief, daß die Franzoſen in Kurland eindrängen, benachrichtigte mich der Cenſor in Riga, daß er von jener Commiſſion die Weiſung erhalten, keinem Artikel über den Krieg das Imprimatur zu ertheilen, der nicht aus der Rambach'ſchen Armee-Zeitung geſchöpft wäre. — — —

Empört darüber faßte ich den Entſchluß, die Redaction meiner Zeitung einem Freunde zu übergeben, ſelbſt aber mit meiner Familie Riga, das mit einer Belagerung bedroht ſchien und wo ich nun nichts wirken konnte, zu verlaſſen und nach Dorpat zu gehen. Zu meinem Glück. Die Franzoſen waren indeß bis Mitau vorgerückt, und am Abende deſſelben Tages, da ich mit meiner Familie um Mittag über den Strom nach Riga gegangen war, traf ein feindliches Detachement auf Nebenwegen auf meinem Landſitze ein, um mich aufzuheben, und kehrte am folgenden Morgen zurück. Es waren Preußen und ein Major Möllendorf commandirte ſie, den ich in Berlin häufig geſprochen. Sie beobachteten die ſtrengſte Mannszucht. Als hätte man ihnen nicht getraut, traf ebenſo ein Detachement Bayern ein, das gleichfalls mich ſuchte, und am folgenden Morgen, ohne einen Schritt weiter zu thun, zurückging. Dieſe ließen Spuren großer Brutalität zurück. Ich ſah in dieſen Verſuchen eine ehrende Anerkennung deſſen, was ich geleiſtet hatte und was man noch von mir beſorgen könne.

Ich war indeß ſchon auf dem Wege nach Dorpat. Einige Stunden vor meiner Abreiſe ließ mich der Civil-Gouverneur von Riga, Duhamel, ein geiſtreicher und gebildeter Mann, zu ſich bitten. Als wir uns geſetzt hatten, gab er mir ein Papier, forderte mich auf es zu leſen und lehnte ſich mit ſchalkhafter Miene in die Sopha-Ecke zurück. Ich fing ernſthaft an zu leſen, aber bald wandelte mich ein Lachen an, das ich nur mühſam unterdrückte. Als der Gouverneur das ſah, brach er in lautes Lachen aus, und ich that mir nun keine Gewalt mehr an, ſondern ſtimmte, in die andere Sopha-Ecke gelehnt, herzlich mit ein. Es war ein Aufruf an die Bewohner der Oſtſee-Provinzen, den Rambach an die Regierung zum Druck eingeſandt hatte, um ſein Amt als officieller, ſchriftſtelleriſcher Vertheidiger der Intereſſen Rußlands anzutreten. Er hatte darin die lächerlich emphatiſche Sentimentalität, die alle ſeine poetiſch gemeinten Schriften charakteriſirt, aufs Höchſte getrieben. „Schreiben Sie uns einen Aufruf!" bat der Gouverneur. Ich that es, überſandte dem Gouverneur meinen Aufſatz und reiſte ab. — Mein Aufruf hatte ein ſonderbares Schickſal. Aus dem „Zuſchauer" überſetzte ihn der alte, berühmte Odendichter Derſchawin ins Ruſſiſche für die Petersburger Ruſſiſche Zeitung, aber er galt für eine Arbeit Kotzebue's. Ich bewahrte zwar in den Zeitungen mein Vaterrecht, aber in der allgemeinen Aufregung der Zeit wurde das nicht beachtet, und man hat mich verſichert, jener Aufruf ſoll es entſchieden haben, daß Kotzebue den Auftrag erhielt, beim Eindringen der ruſſiſchen Truppen in Deutſchland, die Deutſchen zur Ergreifung der Waffen zu ermuntern. Dazu fehlte dem genialen Luſtſpieldichter aber freilich das Talent, indeß eröffnete jener Auftrag ihm die Carrière, die ihm ſchnell Orden und große Gehalte erwarb. Sic vos non vobis! —

Von der Rambach'ſchen Armee-Zeitung, „der Ruſſe" betitelt, erſchien nur eine einzige Nummer in groß Quart, ein halber Bogen mit abwechſelnden deutſchen und ruſſiſchen Columnen. Sie wurde, wenn ich nicht irre, während des kurzen Aufenthalts in Witebsk gedruckt, ſeitdem aber fand ſich, bei dem raſchen Rückzugsplane des ruſſiſchen Heeres, keine Muße mehr zum Schreiben und Drucken. Wie Rambach ſelbſt, nach ſeiner Rückkehr nach Dorpat, mir klagte, hatte ſich im Hauptquartier Niemand um ihn bekümmert, was wohl ſehr natürlich war. Ein einziger General, ſagte mir Rambach, habe einige Theilnahme für die deutſche Literatur bezeugt und ſich zuweilen mit ihm unterhalten; aber als man einſt, bei einem raſchen Aufbruche, die Pferde des Rüſtwagens mit der Bibliothek, der Preſſe u. ſ. w. für eine Kanone weggenommen und Rambach den General um Rath gefragt, habe er geſagt: „Verbrennen Sie das unnütze Zeug!" Ob es geſchah, weiß ich nicht; Rambach ſelbſt aber fuhr hinter dem Hauptquartier her, bis Moskwa, wo man ihm den Rath ertheilte, nach Hauſe zu gehen, was er dann auch über Petersburg that, ohne Etwas von dem Mitgenommenen zurück zu bringen oder gewirkt zu haben, mich aber hatte ſeine Donquixotiade in meinen Plänen gehindert.

In Dorpat brachte ich und meine Familie den Sommer recht angenehm zu, mit den Profeſſoren Huth, den ich ſchon in Frankfurt an der Oder kannte, Krauſe, Parrot dem Aeltern, Ledebour und ihren Familien, vorzüglich aber mit Sonntag, der im Herbſt auch aus Pernau, wohin er, als General-Superintendent mit ſeiner Behörde aus Riga gezogen war. Vom Gange des Krieges hörte man hier, von der Hauptarmee abgeſchnitten, ſehr wenig. Macdonald war am ſüdlichen Ufer der Düna, zwei Meilen von Riga ſtehen geblieben und begnügte ſich mit der Beſetzung Kurlands; Wittgenſtein aber hatte ſeine Heldenkämpfe noch nicht angefangen. Ueber Petersburg hätte man freilich immer neue Nachrichten haben können, aber da man bis zur Schlacht bei Borodino wenig Erfreuliches melden konnte, wurde das Publicum der Reſidenzſtadt ſelbſt ſelten durch Bulletins benachrichtigt, und auf Provinzialſtädte nahm man gar keine Rückſicht. Ich beſchäftigte mich theils mit patriotiſchen Aufſätzen, ſchrieb unter dieſen den Aufruf, der nach der Eroberung von Moskwa Deutſch und dann Ruſſiſch gedruckt wurde und mit Beantwortung einer von der landwirthſchaftichen Geſellſchaft geſtellten Preisaufgabe.

Zu Ende October wurde mein Aufenthalt in Dorpat plötzlich unterbrochen. Die eine Poſt brachte die Nachricht, daß ein neuer General-Gouverneur, der Marqueſe Paulucci eingetroffen ſei, die folgende eine dringende Aufforderung an mich, ſogleich nach Riga zurückzukehren.“

Wir müſſen den Bericht unſeres Selbſtbiographen an dieſer Stelle unterbrechen, um die Situation in Riga und den neuen Befehlshaber dieſer Stadt und des geſammten Oſtſeegebiets, den Marcheſe Philippo Paulucci kennen zu lernen.

Die am 8./20. Juli erfolgte Beſetzung Mitaus durch Grawert (York, damals noch zweiter Commandeur der preußiſchen Hilfstruppen, hatte ſein Hauptquartier in Memel genommen und traf erſt nach Grawert's Erkrankung in Mitau ein, woſelbſt er das Commando am 8./20. Auguſt übernahm) hatte in Riga einen paniſchen Schrecken erregt. Bereits nach Ueberſchreitung der kurländiſchen Grenze durch die preußiſchen Truppen hatten die Obergerichte und höchſten Verwaltungsbehörden die livländiſche Hauptſtadt verlaſſen und ſich in das Innere der Provinz gezogen. Nach der Beſetzung Mitaus verließen auch die Familien der reicheren und wohlhabenderen Bewohner Rigas dieſe (wie man allgemein glaubte ſchwerbedrohte) Stadt, die zu ihrem Unglück zu ſchwediſcher Zeit befeſtigt worden war. Die im Rigaiſchen Meerbuſen gelegene Inſel Oeſel, Dorpat und die kleinen livländiſchen Städte waren die Aſyle, die man aufſuchte, um den Schrecken einer Belagerung zu entgehen.

Es ſcheint, daß man ſich in beiden Lagern, dem preußiſchen in Mitau, wie dem ruſſiſchen in Riga, mit gleich falſchen Vorſtellungen über die Stärke des Gegners täuſchte: in Riga erwartete man ſtündlich eine Belagerung, in Mitau wähnte man hinter den Wällen Rigas eine beträchtliche Streitkraft geborgen, von der man glaubte, daß ſie den preußiſchen Aufſtellungen gefährlich werden könne, während thatſächlich bis zum September ſo geringe Streitkräfte in Riga concentrirt waren, daß ein preußiſcher Handſtreich die ſchwache, nach einem vor-Vauban'ſchen Syſtem befeſtigte Stadt aller Wahrſcheinlichkeit nach weggenommen hätte. Aber auch ohne einen Angriff zu unternehmen, ſollte das preußiſche Corps der

Dünaſtadt ſchwere Wunden ſchlagen: die Angſt vor einer feindlichen Invaſion und das elende Beſtreben in den Augen der Regierung eine patriotiſche Rolle zu ſpielen, führten zu jener von der Militär-Oberverwaltung zweck- und ſinnlos angeordneten Einäſcherung der Vorſtädte, die ſchlimmer war als eine Belagerung, die im äußerſten Fall „drei Tage" gedauert hätte*).

Militär-Generalgouverneur und Obercommandirender von Riga war damals ein General von Eſſen, ein Eſtländer, der das ruſſiſche Gamaſchenthum mit deutſcher Gründlichkeit in ein Syſtem gebracht hatte und, ohne bedeutende Kriegserfahrung oder taktiſches Talent zu beſitzen, ein leidenſchaftlicher Soldat war, der den bereits im Juni deſſelben Jahres proclamirten Belagerungszuſtand dazu ausnutzte, die geängſteten Bürger der Stadt mit militäriſchen Rodomontaden zu quälen und im eigenen Hauſe Krieg zu ſpielen. Während der gebildete Theil der Bewohner der Stadt genau wußte, daß ein etwaiger Angriff auf Riga mit einer Einnahme der Stadt identiſch ſei, von einer wirklichen Vertheidigung derſelben im Ernſt nicht die Rede ſein könne, hielt Herr von Eſſen ſich für einen in einem zweiten Saragoſſa eingeſchloſſenen Helden: mit unerbittlicher Pedanterie wurde der „Belagerungszuſtand" gehandhabt, mußten um 9 Uhr Abends die öffentlichen Lokale geſchloſſen, ſämmtliche Häuſer mit Waſſervorräthen verſehen ſein u. ſ. w. Selbſt das Standrecht wurde mit unnützer Barbarei wiederholt gehandhabt, ein unglücklicher Candidat der Theologie aus Süddeutſchland, bei dem man eine Zeichnung der Citadelle von Riga fand, zum allgemeinen Entſetzen erſchoſſen, ein harmloſer Spitzbube, der ſich eines Einbruchs ſchuldig gemacht, gehängt u. ſ. w. Man wußte, daß es dem wichtigthuenden, belagerungswüthigen Militär-Gouverneur ein wahres Vergnügen ſein werde, bei der Annäherung des Feindes die ausgedehnten Vorſtädte Rigas, in denen $^2/_3$ der Bevölkerung lebte in Brand zu ſtecken; man ſah mit Schrecken jeder Aenderung der preußiſchen Aufſtellung am linken Dünaufer entgegen, weil man ihre Wirkung auf das Gehirn des Herrn von Eſſen nur errathen, nicht aber berechnen konnte.

Man hatte ſich nicht geirrt: die Annäherung einiger vorgeſchobenen preußiſcher Poſten hatte am 7./14. Juli die Einäſcherung der am linken Dünaufer belegenen, von der eigentlichen Stadt durch den mächtigen Dünaſtrom getrennten, ſog. Mitauſchen Vorſtadt zur Folge: unſinniger Weiſe verbrannte man die am Strom belegene, größtentheils aus Waarenſpeichern, Niederlagen u. ſ. w. beſtehende untere Vorſtadt (Groß-Klüversholm), während man die zahlreichen auf dem ſog. Thorensberge ſtehenden Gebäude ſtehen ließ, ohne in Betracht zu ziehen, daß grade dieſe Anhöhe der geeignetſte Punkt zur Aufſtellung von Belagerungsgeſchützen und zur Beſchießung der Stadt ſei.

---

*) Bereits zwanzig Jahre früher hatte der Ingenieur-General de Witte, ein in ruſſiſche Dienſte getretener Holländer erklärt, die Stadt könne „nit dry Dage" gehalten werden.

Verglichen mit der Ausdehnung, dem Reichthum und der Bedeutung der beiden auf dem rechten Dünaufer belegenen Vorſtädte kam der Verluſt der Mitauer Vorſtadt, die zudem groſzentheils früher geräumt worden war, kaum in Betracht. Aber auch an dieſe ſollte die Brandfackel gelegt werden. Das Gefecht bei Eckau, in welchem Grawert die Ruſſen ſchlug, hatte die Aufregung des Rigaer Generalgouverneurs auf den höchſten möglichen Grad geſteigert; wie allgemein verſichert wurde, hatte ſich auch der aus preußiſchen in ruſſiſche Dienſte getretene Adjutant Eſſen's, der durch Geiſt und Bildung ausgezeichnete Obriſtlieutenant von Tiedemann, von der Extaſe ſeines Chefs anſtecken laſſen und als am Abend des 11./23. Juli die beiden noch übrig gebliebenen Vorſtädte (die Moskauer und die Petersburger) und die ſog. Vorburg auf einen blinden Lärm hin in Brand geſteckt wurden, gab man Tiedemann allgemein Schuld, dieſe unſinnige Barbarei verſchuldet zu haben. Ueber die nächſte Veranlaſſung zu dieſer Maßregel exiſtiren verſchiedene Traditionen, über ihre Verwerflichkeit iſt nur eine Stimme laut geworden. Während von Leuten, die dem Militär-Gouverneur und ſeiner Umgebung nahe ſtanden verſichert wurde, derſelbe habe die verhängnißvolle Ordre im halben Rauſch ertheilt, andere behaupteten, er habe die von einer Recognoscirungsſchaar eingeſandten, vorher vereinbarten Chiffres über die preußiſche Aufſtellung und die an die Berichte über dieſe zu knüpfenden Folgen mit einander verwechſelt, hieß es in einem anderen weitverbreiteten Bericht, der Oberbefehlshaber ſei durch einen Forſtmeiſter, der in der That geſehen, wie eine preußiſche Compagnie über die Düna geſetzt, über die Stärke dieſer auf das rechte Ufer hinübergekommenen Schaar, falſch berichtet worden.

Wir laſſen nachſtehend den Abdruck einer Aufzeichnung folgen, welche um ſo beachtenswerther ſein dürfte, als ſie die Niederbrennung als an und für ſich nothwendig bezeichnet und nur die Art und Weiſe der Ausführung derſelben tadelt.

„Von der kurländiſchen Grenze her war täglich ein Angriff auf die Landſeite zu befürchten. Die ſchönen Vorſtädte innerhalb des Bereichs der Feſtung liegend, konnten alsdann dem Feinde ebenſoviel Nutzen gewähren, als die Belagerten in ihrer Vertheidigung hindern. Es hatte der Kriegsgouverneur darum den Entſchluß gefaßt, ſie bei eheſter Nachricht von einer beſtimmten Annäherung des Feindes zu entzünden. Die Anſtalten dazu waren getroffen, die Bewohner von dieſem Entſchluß in Kenntniß geſetzt und gewarnt; aber bei der Menge der reichen Kaufmannsgewölbe und der unermeßlichen, mit Handelswaaren erfüllten Speicher war die Räumung der Vorſtädte mit großen Schwierigkeiten verbunden, zumal die innere Stadt mit Flüchtlingen und den Aufſpeicherungen der Bewohner und Truppen erfüllt war und die drohende allgemeine Gefahr immer noch mit Hoffnungen wechſelte.

Der unglückliche Ausgang des Gefechts bei Eckau, das Heranrücken der preußiſchen Corps nach Olay (3 Meilen von Riga) und die vom Lande her einlaufenden übertriebenen Nachrichten über die Stärke und die Bewegungen des Feindes, welchen der zur Recognoscirung ausgeſandte Adjutant v. Tiedemann nicht widerſprechen konnte, brachten Eſſen plötzlich zum Entſchluß, in der Nacht vom 11. auf den 12. Juli a. St. die Niederbrennung der Vorſtädte anzubefehlen, trotzdem, daß am nämlichen Abende kurz zuvor durch Trommelſchlag die Fortdauer der bisherigen Ruhe für dieſe Nacht verkündet worden war. Während Alles der Ruhe pflegte, wurden plötzlich und an verſchiedenen Orten zugleich, durch dazu beorderte Brandſtifter mit Pechkränzen die Gebäude angezündet, wozu eine Brandrakete aus der Feſtung um Mitternacht das Zeichen gab. Durch die dunkle Nacht ſtiegen von allen Seiten Feuerflammen empor, die erſchreckten Bewohner irrten umher, nicht wiſſend ob der Feind oder wer ſonſt auf dieſe Weiſe die Vernichtung herbeiführte. Verordnete Brandſtifter und private Mordbrenner, welche, die Noth benutzend, auf eigne Hand brannten und raubten, geſellten ſich in buntem Gewirr durcheinander und verbreiteten die Verheerung weit über die abgeſteckten Linien hinaus und nur den Wenigen gelang es ihr Eigenthum zu retten, welche ſich wachſam und mit entſchloſſenem Muth offen widerſetzten. Die Ueberraſchung war ſo unverhofft gekommen, daß z. B. die Beſucher eines vorſtädtiſchen Clubbs (der Euphonie) von ihren Karten- und Speiſetiſchen aufgeſcheucht wurden. Hier ſetzte man ſich nun entſchloſſen der Brandſtiftung entgegen und es blieben dieſes Clubbgebäude und das v. Richter'ſche Haus, eines der größten der St. Petersburger Vorſtadt erhalten, da auch die zahlreichen Bewohner dieſes umfangreichen Gebäudes ſich en masse entgegenſtellten. Zu alledem waren die Thore der inneren Stadt verſchloſſen worden und die halbnackten unglücklichen Abgebrannten irrten verzweifelt in dunkler, ſtürmiſcher Nacht umher, ſich bald vor der unerträglichen Gluth, bald vor dem wild heulenden Sturme bergend. Als die Flammen überall hoch aufloderten, geriethen ſelbſt die Stadt und die Citadelle in Gefahr, von der Gluth und Menge der entzündeten und wild umherfliegenden Brennſtoffe erfaßt zu werden und ſoll die Citadelle nur durch die Entſchloſſenheit eines Wächters vor gleicher Einäſcherung bewahrt geblieben ſein. Auf der Esplanade, zwiſchen der eigentlichen Stadt und der Vorſtadt, wo ungeheure Strohhaufen und geborgenes Mobiliar haushoch aufgeſchichtet ſtanden, drohte der Stadt die größte Gefahr, ſobald auch dieſes in Brand gerathen war. Allein plötzlich knarrten die Wetterfahnen, der Wind, wandte ſich und die Feuersgefahr für die eigentliche Stadt war vorüber. — Nicht gering war in dieſer Nacht die Beſorgniß, daß der Feind, den allgemeinen Schrecken benutzend, einen Ueberfall verſuchen und den ganzen Ort im Augenblick allgemeinſter Verwirrung überrumpeln werde: allein, wie wir aus den Berichten der Preußen wiſſen, hatte man damals an einen Angriff auf Riga gar nicht gedacht und war dem Feinde der helle Brandſchein am Horizont unverſtändlich geweſen, bis unſere Nachrichten über die Urſachen einliefen." So lautet die Darſtellung eines mit der Maßregel an ſich einverſtandenen Zeugen!

„Geſtern Abend (heißt es in einem anderen, am Morgen nach jener Schreckensnacht geſchriebenen Bericht) reitet Tiedemann zum Recognosciren in die Gegend von Dahlen; man hatte von einer Annäherung des Feindes gehört, welche vielleicht die Anzündung der Vorſtädte nöthig machen könne und wollte ſich überzeugen; verſchiedene Marken, mit einem und mehreren Siegeln bezeichnet, ſollten, wenn ſie zurückgeſchickt würden, den Erfolg der Recognoscirung melden. Erſt wenn die vierte zurückgeſandt worden (ſo lautete die Abmachung) ſollte der Befehl gegeben werden. Auch hatte Tiedemann dem Obriſtlieutenant Clemens, Commandanten von Dünamünde, einer kleinen, zwei Meilen von Riga am Ausfluß der Düna liegenden Feſtung, die nachſtehende Ordre geſchickt: „Dieſen Abend brennen wir die Vorſtädte ab, thun Sie ein Gleiches mit Bolderaa (der Vorſtadt von Dünamünde).“ Clemens gehorchte nicht. — Um acht Uhr kommt ein kurländiſcher Edelmann mit einem Bauern, von dem er die Nachricht hat, der Feind rücke mit großer Macht an und der Kriegsgouverneur gab die Ordre, die Vorſtädte anzuzünden. *Die allgemeine Stimme nennt Tiedemann, als die Veranlaſſung dazu.*“

Die Erbitterung, die man mit dieſer barbariſchen Maßregel ausgeſäet hatte, war grenzenlos. Trotz der Strenge des Belagerungszuſtandes geſchah es wiederholt, daß Eſſen und Tiedemann, wo ſie ſich öffentlich zeigten, von wüthenden Pöbelſchaaren mit dem Geſchrei „Mordbrenner, Mordbrenner“ verfolgt wurden. Die Lage des befeſtigten Theils der Stadt war erſt durch die Einäſcherung der Vorſtädte eine gefährliche geworden, denn dieſer war von den Flüchtlingen und Abgebrannten ſo überfüllt, daß Krankheiten ausbrachen, die ohne den frühen Eintritt des ſtrengen Winters auch den Truppen gefährlich geworden wären.

Die Kriegsgeſchichte während des Auguſt- und Septembermonats iſt bekannt genug, um Recapitulationen unnöthig zu machen: vom Ueberfall bei Dahlenkirchen bis zu jenen Gefechten bei Ruhenthal und Bauske, während welcher die Ruſſen das geräumte Mitau wiedereinnahmen, um es zwei Tage ſpäter zum zweiten Mal den anrückenden Preußen zu überlaſſen, trat für längere Zeit Ruhe ein. York hatte ſein Hauptquartier während dieſer Zeit nicht in Mitau, ſondern auf dem an der Riga-Mitauer Straße (etwa 1$^1/_2$ Meile von Mitau) belegenen Paſtorat Dalbingen genommen, woſelbſt er über einen nahegelegenen Moor einen Damm ſchlagen ließ, der noch heute der „York'ſche Damm“ genannt wird. — Inzwiſchen war die Schlacht bei Moſhaisk geſchlagen, Moskau von den Franzoſen eingenommen und verbrannt worden. Die frühere Comödie der Irrungen kehrte, wenn auch unter veränderten Umſtänden, in die beiden Lager an der Düna zurück. In Riga feierte man jene Schlacht als ruſſiſchen Sieg; es hieß Davouſt ſei gefallen, Ney und Mürat ſeien gefangen genommen worden: Muſik und Geſänge ſchallten auf den Straßen, Unbekannte umarmten ſich, indem ſie einander die Siegeskunde mittheilten und „Heil, Alexander, Heil!“ riefen. In Mitau wurde gleichzeitig ein „Tedeum“ geſungen, das aber den Sieg des *franzöſiſchen* Kaiſers feierte. Unter dem Eindruck dieſes angeblichen Sieges bei Moſhaisk ſchlug Eſſen dem General York eine Zuſammenkunft vor von welcher er große Dinge erwartete, weil er glaubte, auch ſein Gegner gebe die Sache der Franzoſen verloren.

Dieſe Zuſammenkunft fand am 11./23. September in dem an der Riga-Mitauer Straße gelegenen Starwikruge ſtatt; wie aus Seydlitz' Bericht bekannt iſt, benachrichtigte dieſer Herrn v. Eſſen davon, daß York das Rendez-vous angenommen habe und begleitete denſelben in deſſen Wagen an den vereinbarten Ort. Unterwegs ſetzte Seydlitz den General davon in Kenntniß, daß die Ruſſen bei Moſhaisk nicht geſiegt hätten und daß Moskau in Flammen aufgegangen ſei. Der lebhaften Aufregung in welche General Eſſen nach Seydlitz' eigenem Bericht gerieth, als ihm dieſe Kunde zukam, iſt es zuzuſchreiben, daß er ſich in die veränderte Lage nicht gleich zu finden wußte und York gegenüber von der Abſicht ſchwieg, in welcher er die Zuſammenkunft erbeten hatte; es klingt dieſe Annahme wenigſtens wahrſcheinlicher, als Clauſewitz' Behauptung, das Weſen York's habe Eſſen ſo gewaltig imponirt, daß er den Muth verloren, mit ſeinen Vorſchlägen herauszurücken.

Unterdeſſen waren die Klagen über die Uebereilung und Rückſichtsloſigkeit, mit welcher die Vorſtädte Rigas eingeäſchert worden waren, bis nach Petersburg gedrungen und nicht ohne Eindruck auf den humanen Sinn Kaiſer Alexander's geblieben, der für die unglückliche Stadt ſtets ein lebhaftes Intereſſe bezeugt hatte. Bald nachdem Eſſen an den bereits erwähnten Gefechten bei Bauske und Ruhenthal Theil genommen, erfuhr man durch Privatnachrichten aus dem livländiſchen Städtchen Werro (am 18./30. Oct.), daß Moskau von den Franzoſen geräumt ſei; am 20. Nov./1. Oct. ſetzte Eſſen York von dieſem Ereigniß in Kenntniß, um neue Verhandlungen anzuknüpfen — vier Tage ſpäter war er des General-Gouvernements enthoben und durch den inzwiſchen eingetroffenen Generallieutenant Marquis Paulucci erſetzt.*)

Mit dieſem, vielfach und vielleicht auch von Droyſen unterſchätzten Manne haben wir uns nunmehr bekannt zu machen.

Der Marcheſe Philippo Paulucci, entſtammte einem vornehmen, im Modeneſiſchen reich begüterten italieniſchen Adelsgeſchlecht, deſſen jüngerer Sohn er war. In einem Jeſuitencollegium erzogen, hatte er ſich eine gründliche und umfaſſende Bildung erworben, die er ſein Leben lang durch eifriges Studium der Alten und der Hiſtoriker und Philoſophen ſeines Zeitalters vervollſtändigte. Mit glänzenden Gaben, aber zugleich mit heftigen Leidenſchaften ausgeſtattet, wußte er, der als jüngerer Sohn kein Vermögen beſaß, daß nur angeſtrengte Thätigkeit und kühner Muth ihn der beſchränkten Sphäre entrücken könnten, die ihm in ſeiner Heimath angewieſen war; ſo war der Ehrgeiz, eine Rolle ſpielen zu wollen, ſchon früher in ihm geweckt worden. Als Buonaparte im Jahre 1796 Modena beſetzt und nach Zurücklaſſung einer ziemlich ſtarken Beſatzung wieder verlaſſen hatte, ſtand der Jüngling Paulucci an der Spitze einer Verſchwörung, die die Franzoſen verjagte, wegen der Theilnahmloſigkeit der Nachbarſtädte aber ihres Zwecks verfehlte. Paulucci, der ſchon früher mit Oeſterreich in Verbindung geſtanden hatte, mußte nach Wien fliehen, nahm hier Militärdienſte und verheirathete ſich wenig ſpäter mit einer Kurländerin, der Gräfin Koskull, durch welche er mit verſchiedenen in ruſſiſchen Dienſten ſtehenden Kurländern näher bekannt wurde.

---

*) Am Jahrestage der Einäſcherung der Rigaſchen Vorſtädte, dem 11. Juli 1813 erſchoß General Eſſen ſich in dem kurländiſchen Badeort Baldohn.

Im Jahre 1805 war er als öſterreichiſcher Major Commandant der dalmatiſchen Feſtung Cattaro; als Dalmatien durch den Preßburger Frieden an Frankreich kam, überlieferte Paulucci, ſchon damals ein leidenſchaftlicher Gegner Frankreichs und ſeines Herrſchers, die von ihm befehligte Feſtung eigenmächtig den Ruſſen und nahm ruſſiſche Dienſte. Daß Oeſterreich ihm für dieſen „Verrath“ nie ernſtlich gezürnt, ſtellte ſich bei ſpäteren Beſuchen in Wien bis zur Evidenz heraus: in Rußland ſchien man ihn aber längere Zeit für einen Charakter zu halten, dem nicht zu trauen ſei, weil er, wie es hieß, nach der Uebergabe Cattaros ein ruſſiſches Geldgeſchenk nicht zurückgewieſen hatte.

Nach ſeinem Eintritt in die ruſſiſche Armee lebte Paulucci längere Zeit bei den Verwandten ſeiner Frau in Kurland. Er war der dort herrſchenden deutſchen Sprache damals eben ſo fremd, wie den Verhältniſſen Kurlands, zudem ohne Vermögen und ohne Stellung. Es ſoll ſeine Lage während dieſer Lebensperiode, von der er ſpäter nur ſehr ungern ſprach, eine ziemlich peinliche geweſen ſein. In den Augen der ſtolzen kurländiſchen Barone war der Major ein armer Teufel ohne cavaliermäßige Vorzüge; er ſaß ſchlecht zu Pferde, verſtand ſich auf die Jagd faſt gar nicht, verabſcheute als wirthſchaftlicher Italiener das Spiel und war den kurländiſchen Vorſtellungen über Ritterehre fremd genug, um das Duell für eine unnütze Spielerei zu halten, die man den Barbaren des Nordens überlaſſen müſſe. Er galt — ſo wurde dem Herausgeber von einem Zeitgenoſſen erzählt — für einen Mann, „dem man auf die Sporen treten könne.“

Die Verhältniſſe ſollten ſich bald in ungeahnter Weiſe ändern. Durch Verbindungen, die eigentlich immer myſteriös geblieben ſind, gelang es dem Marquis, nach Petersburg berufen und Alexander I. vorgeſtellt zu werden. Dieſer machte ihn zum Obriſten und ſandte ihn nach Georgien, wo er es bald zum commandirenden General brachte und die Perſer in einer größeren Schlacht ſchlug. Nach Petersburg zurückberufen, trat Paulucci in nähere Beziehung zum Kaiſer und war beim Ausbruch des franzöſiſchen Krieges vom Jahre 1812 General à la suite. In einer Sitzung des Kriegsraths, welcher der Monarch ſelbſt präſidirte und in welcher die Aufſtellung der Armee im Lager von Driſſa discutirt wurde, ſprach Paulucci ſich in großer Entſchiedenheit gegen die getroffene Dispoſition aus; durch Widerſpruch gereizt, war er außer Stande ſeiner leidenſchaftlichen Natur Zügel anzulegen und es entfuhr ihm die Aeußerung, „dieſes Lager könne nur ein Dummkopf oder ein Verräther angelegt haben.“ Dieſe Uebereilung zog ihm die kaiſerliche Ungnade in ſo hohem Grade zu, daß er bei Ausbruch der Feindſeligkeiten kein Commando erhielt und Gefahr lief, für immer aus der Umgebung Alexanders entfernt zu werden. Erſt als der Erfolg, die Untauglichkeit der Aufſtellung bei Driſſa beſtätigte, kam er wieder zu Gnaden und wurde zum kaiſerlichen General-Adjutanten befördert.

Nach der Einnahme Moskaus war die Beſtürzung in St. Petersburg bekanntlich ſo groß, daß wiederholt davon die Rede war, den kaiſerlichen Hof nach Finnland zu flüchten. Dieſem Plan widerſetzte Paulucci ſich mit all' der ihm eigenthümlichen Energie und Beredtſamkeit; er wurde nicht müde, den Kaiſer auf die Unhaltbarkeit der franzöſiſchen Beſetzung Moskaus, die Nothwendigkeit einer baldigen Räumung dieſer Stadt und die günſtigen Chancen hinzuweiſen, die nach Eintritt der ſtrengen Jahreszeit der Sache Rußlands zu Theil werden müßten. Der Kaiſer gab nach und beſchloß abzuwarten; als Paulucci's Vorausſagungen ſchon in der zweiten Hälfte des Septembermonats eingetroffen waren, wurde dieſer ſein erklärter Günſtling, der Mann ſeines unbeſchränkten Vertrauens. Als ſolchem übergab der Kaiſer ihm das durch die Entlaſſung Eſſens vacant gewordene General-Gouvernement und Oberkommando von Liv- und Kurland, das Paulucci am 24. Oct. a. St. zuvörderſt als „Kriegsgouverneur und Civiloberbefehlshaber“ antrat und ſiebenzehn Jahre lang als Generalgouverneur in muſtergiltiger Weiſe verwaltete.

Paulucci war eine jener geborenen Herrſchernaturen, wie ſie nur ſelten vorkommen. In untergeordneten Stellungen außer Stande ſich geltend zu machen, weil ihm das Talent des Gehorſams mangelte, ſchien der Marquis das bekannte „Tel brille au premier rang, qui s'éclipse au second“ zu ſeinem Wahlſpruch gemacht zu haben. Erfüllt von den philoſophiſchen Ideen des 18. Jahrhunderts und in Machiavelliſtiſchen Traditionen groß geworden, gab es für ihn keine niedere Moral, kein anderes Geſetz, als den öffentlichen Nutzen und das Bewußtſein, mit einer ungewöhnlichen Begabung für die Förderung dieſes Nutzens auch das Recht auf eine Stellung außerhalb des bürgerlichen Sittengeſetzes erworben zu haben. Die Menſchen galten ihm als ſolche Nichts, nur ihre Leiſtungen und Talente kamen in Betracht, nur nach dieſen beurtheilte und behandelte er ſie. Im Bewußtſein großen Zwecken zu dienen, war er in der Wahl ſeiner Mittel an keine Rückſicht gebunden. Mit einem durchdringenden Verſtande, einem eiſernen Charakter und einer koloſſalen Arbeitskraft begabt, beſaß er die ſeltene Fähigkeit, ſich in kürzeſter Friſt mit Verhältniſſen, die ihm völlig fremd waren, bis ins Einzelnſte vertraut zu machen. Daß er zugleich das Talent hatte, ſich überall mit den rechten Männern zu umgeben und in dieſer Beziehung nie zu irren, verſtand ſich bei einem Manne von ſelbſt, der in einem Lande, deſſen Sprache er eben ſo wenig kannte, wie die Rechtsanſchauungen, Lebensformen und Eigenthümlichkeiten ſeiner Bewohner, eine der erſten Stellungen einnahm und ſiebzehn Jahre lang behauptete. Bei der Wahl ſeiner Umgebung und ſeiner Beamten ſah er ausſchließlich auf die Fähigkeiten der Bewerber; ihre ſittlichen Eigenſchaften waren ihm gleichgiltig (wie den meiſten Politikern der alten Schule). Seine zügellos leidenſchaftliche Natur wurde von einem kalten nüchternen Verſtande, wenn nicht immer beherrſcht, ſo doch vor Ausſchreitungen bewahrt. Gleich den meiſten Staatsmännern des 18. Jahrhunderts ohne Sinn für die ſtrengen Formen des Rechts, dabei despotiſch gegen ſeine Untergebenen, gegen höher geſtellte Perſonen in der Regel häufig hochfahrend und ſchroff, repräſentirte der Marquis Paulucci jene Schule adminiſtrativer Talente, die bewußt oder unbewußt den großen Preußenkönig zum Vorbilde hatte.

In dem Vollgefühl des unumſchränkten Vertrauens ſeines Monarchen, kannte der Marquis keine andere Autorität als ſeine eigene; ſeiner hochfahrenden, despotiſch-rückſichtsloſen Art wie ſeines maßloſen Jähzorns, ſeiner Habſucht und ſeines Geizes wegen in den baltiſchen Provinzen am Anfang ſeiner Laufbahn wenig beliebt, erwarben ihm ſein adminiſtratives Genie und ſeine raſtloſe Thätigkeit für das öffentliche Wohl binnen weniger Jahre das vollſte Vertrauen, die allgemeinſte Anerkennung. In Allem, was er that und ließ, war Methode; ſein Despotismus und ſeine Gleichgiltigkeit gegen die Alltagsmoral ſtanden im Großen und Ganzen im Dienſt höherer Zwecke und wurden durch ſeine rückſichtsloſe Hingabe an dieſe reichlich aufgewogen. Man wußte, daß er nie nutzloſe Opfer und Anſtrengungen verlangte, daß er ſelbſt bei der Verfolgung ſelbſtſüchtiger Abſichten methodiſch und mit möglichſter Schonung des öffentlichen Nutzens verfuhr und daß er die complicirten und eigenartigen Verhältniſſe und Bedürfniſſe der ihm anvertrauten Provinzen mit dem Scharfblick des Genies in ihrem Weſen erkannt hatte und darum gehorchte man ihm gern.

Als Paulucci im October 1812 nach Riga kam, war er weder der deutſchen Sprache, in der alle Geſchäfte geführt wurden, noch der ruſſiſchen Sprache, deren er als Militäroberbefehlshaber bedurfte, mächtig. Ein ſchlechtes, italieniſch-corrumpirtes Franzöſiſch war das einzige Mittel, durch welches er ſich verſtändlich machen konnte, von einer Bekanntſchaft mit den complicirten Rechts- und Verfaſſungsverhältniſſen der Oſtſeeprovinzen war vollends nicht die Rede. Binnen Jahr und Tag kannte er Liv- und Kurland genauer als die meiſten Landeskinder und ſeine ſiebzehnjährige Verwaltungsperiode, in welche u. A. die Aufhebung der Leibeigenſchaft in Liv-, Eſt- und Kurland, die Neugeſtaltung Rigas, die Organiſation des Volksſchulweſens u. ſ. w. fielen — iſt an der Oſtſee noch heute unvergeſſen: er war unſtreitig der bedeutendſte General-Gouverneur, den die Oſtſeeländer jemals beſeſſen und hat ſich um dieſelben große, ja unvergängliche Verdienſte erworben. Seine nahen Beziehungen zum Kaiſer machten ihn zum faſt unbeſchränkten Beherrſcher von zwei, ſpäter vier ausgedehnten Provinzen: dieſe Stellung machte er in erſter Reihe gegenüber den centraliſirenden Beſtrebungen einzelner Miniſter geltend. In richtiger Würdigung der Verhältniſſe, war er von der Erkenntniß durchdrungen, daß die auf germaniſcher Baſis erwachſene Eigenthümlichkeit der deutſchen Provinzen Rußlands, die Anwendung eines großen Theils der für das geſammte Reich erlaſſenen Beſtimmungen ausſchließe. Einmal von der Nothwendigkeit einer gewiſſen Ausnahmeſtellung ſeines Regierungsbezirks überzeugt, war er der Mann, dieſelbe, wo es ihm nöthig ſchien, rückſichtslos zu wahren: Petersburger Befehle, deren Ausführung ihm nicht paſſend erſchien, wurden kaltblütig ignorirt oder, mit kurzen Randgloſſen verſehen, an ihre Urheber zurückgeſandt. Bis in die höchſten Kreiſe hinauf war der ſarkaſtiſche, rückſichtslos-eigenmächtige Italiener ſo gründlich gefürchtet, daß man ungern mit ihm in Conflict gerieth und lieber nachgab, als ſich ſeiner Feindſchaft und ſeinen Intriguen ausſetzte. Häuften die Klagen über den ungehorſamen General-Gouverneur ſich all' zu hoch an, ſo unternahm dieſer eine jener Reiſen nach St. Petersburg, die niemals reſultatlos blieben und von denen er triumphirend in ſeine Dünareſidenz zurückkehrte. Ein Fremdling iſt er dieſer freilich immer geblieben; die Behaglichkeit und Breite des nordiſchen Lebenszuſchnitts ſtand zu ſeiner ſcharf ausgeprägten, kernigen Natur in zu ausgeſprochenem Gegenſatz, um eine Vermittelung möglich zu laſſen. Die Kotzebue'ſche verwäſſerte Gemüthlichkeit und Sentimentalität der deutſchen Art jener Zeit, war dem kalten, auf den unerbittlichen Ernſt des Lebens gerichteten Sinn des alten Italieners ebenſo antipatiſch, wie die hanſeatiſche Ueppigkeit und Verſchwendung der reichen Handelsſtadt, in der er lebte. Nach italieniſcher Weiſe geizig und habgierig, hatte der Marquis ſeinen ſteten Aerger an der thörichten Verſchwendung und Ueppigkeit der reichen Rigaer Handelsherren, die wiederum ihrer Seits an der Filzigkeit des General-Gouverneurs Anſtoß nahmen und deſſen rückſichtsloſe Habgier fürchteten. In den Traditionen der großen Künſtler und Gelehrten ſeines Vaterlandes erwachſen, ſah der Marquis mit kaum verhohlener Verachtung auf das nordiſche Barbarenthum und die deutſche Geſchmackloſigkeit ſeiner Umgebung herab, die es ſonſt gewohnt war, ihren ruſſiſchen General-Gouverneuren durch ihre gediegene, auf den Grundlagen einer nach Jahrhunderten zählenden Cultur erwachſenen Bildung zu imponiren. Charakteriſtiſch für ihn war es in dieſer Beziehung, daß er einen jungen Beamten, den er einſt in einem öffentlichen Garten bei der Lectüre des Juvenal betroffen hatte, beſtändig mit achtungsvoller Freundlichkeit auszeichnete und heranzog. — Bei den unteren Ständen der rückſichtsloſen Strenge wegen beliebt, mit der er gegen Beamte und Machthaber aller Kategorien verfuhr, wenn dieſe gegen die ſtrenge Ordnung verſtießen, die er gehandhabt wiſſen wollte, war er namentlich beim Adel ſeiner hochfahrenden Art wegen ziemlich unpopulär; der Liebenswürdigkeit, welche ſelten, aber dann mit unwiderſtehlichem Zauber aus dieſer ſtrengen, kalten Hülle hervorbrach, konnte freilich Niemand widerſtehen! Er war — um die Quinteſſenz ſeines Weſens zuſammenzufaſſen — ein Mann, deſſen Weſen trotz alles Egoismus und aller ſittlichen Indifferenz unter der Zucht eines Verſtandes ſtanden, deſſen ſtrenge Logik immer wieder zu der Förderung des Guten drängte und der darum innerhalb der Sphäre ſeiner Thätigkeit mehr gefördert und geleiſtet hat, als zahlloſe jener Durchſchnittsmenſchen, deren Sittlichkeit nicht ſowohl Reſultat der Erkenntniß, als Ausfluß einer gutartigen Anlage iſt.

Trotz eines bedeutenden taktiſchen Scharfblicks und gründlicher militäriſcher Bildung war der Marquis ein ziemlich mittelmäßiger Soldat. Ihm fehlte die Luſt am Kriegshandwerk, die Energie des rückſichtsloſen Dreinſchlagens. Man that ihm Unrecht, wenn man ihm perſönlichen Muth ganz abſprach, — auch dieſer ſtand ihm unter Umſtänden zu Gebot — es gebrach ihm aber die phyſiſche Stärke und nervöſe Spannkraft des Helden, das Talent der directen Führung und Beeinfluſſung ſeiner Truppen — er war ein ſchlechter Capitän. Von einem moraliſchen Muth und einer Charakterſtärke, die ihres Gleichen ſuchten, war er doch phyſiſch nicht geeignet, den Strapatzen und Gefahren des Soldatenlebens auf die Dauer Trotz zu bieten, auch auf dem militäriſchen Gebiet beſtand ſeine Hauptſtärke in dem organiſatoriſchen und adminiſtrativen Talent. Ob er ſich und ſeine Fähigkeiten im Uebrigen auch richtig zu beurtheilen wußte, ſein Ehrgeiz war doch zu mächtig, als daß er nicht auch ein großer Feldherr hätte ſein wollen. Seine „Campagne de Memel“, auf welche wir ihn zu begleiten haben, war ein Thema, von dem er auch in ſpäteren Jahren gern und oft ſprach und ſeine Ruhmredigkeit bezüglich dieſer, vielleicht die einzige lächerliche Seite, die ihn in den Augen ſeiner Umgebung herabzuſetzen geeignet war. Er gefiel ſich darin von der Einnahme jener, von einer nur 700 Mann ſtarken Garniſon beſetzten Stadt, wie von einem militäriſch bedeutenden Ereigniß zu reden und iſt vielleicht niemals mit größerem Selbſtgefühl in ſeine bewundernde Hauptſtadt eingezogen, als an der Spitze jener Bataillone, die ihn zum Triumphator von Memel gemacht hatten.

Wie wir wiſſen, hatte bereits Paulucci's Vorgänger, der General Eſſen, wiederholte Verſuche gemacht, um mit York Verbindungen anzuknüpfen. Das Terrain, welches die beiden feindlichen Lager trennte, war geheimen Verhandlungen beſonders günſtig: eine fünf Meilen lange, ſpärlich bewohnte, zum Theil waldbedeckte Ebene verbindet das linke Dünaufer mit der Aa, an deren linkem Ufer Mitau belegen iſt. Die preußiſchen und die ruſſiſchen Vorpoſten ſtanden einander längs der Grenze Liv- und Kurlands gegenüber und konnten in den ſtillen Wäldern und auf den ſchneebedeckten öden Flächen, ohne irgend beobachtet zu werden, zu einander in Beziehung treten. Die zahlreiche, mit den Verhältniſſen genau bekannte jüdiſche Bevölkerung Mitaus bot überdies ein überreiches und zuverläſſiges Material für geheime Botendienſte und verſchwiegene Mittheilungen. Endlich war die Zahl der in der Beſatzung Rigas dienenden Liv-, Eſt- und Kurländer, ſowie der in ruſſiſche Dienſte getretenen ehemaligen preußiſchen Offiziere ſo bedeutend, daß der Wunſch, ſich mit dem preußiſchen General ins Vernehmen zu ſetzen, auch in den Offizierskreiſen allgemein getheilt wurde und daß die Geneigtheit des Oberbefehlshaber zu einer ſolchen zahlreiche bereitwillige Organe fand.

Daß mit plumpen Verſuchen, die Preußen zur Deſertion zu verführen, Nichts auszurichten ſei, hatten die zahlreichen Erfahrungen bewieſen. Es kam — ſollten die Verhandlungen mit ihnen überhaupt zu etwas führen, vor Allem darauf an, die preußiſchen Führer über die wirkliche Lage der Dinge aufzuklären und ſie, denen nur franzöſiſche Berichte von Zeit zu Zeit zukamen, mit den traurigen Geſchicken, welche die große Armee ſeit der Räumung Moskaus erlitten, bekannt zu machen. Zur Erreichung dieſes Zweckes berief Paulucci — der ſich außerordentlich ſchnell orientirt hatte — wenige Tage nach Antritt ſeines Amts Merkel aus Dorpat nach Riga zurück. Ueber das Weitere laſſen wir dieſen ſelbſt berichten, indem wir nur noch hinzufügen, daß auch die vorſtehenden Verſuche zur Charakteriſtik Paulucci's zum großen Theil verſchiedenen Aufzeichnungen, die Merkel (der, wie wir weiter unten ſehen werden, bereits vor zwanzig Jahren daran dachte, eine Geſchichte der York'ſchen Convention zu ſchreiben), hinterlaſſen hat, entkommen und durch Mittheilungen zuverläſſiger Zeitgenoſſen vervollſtändigt worden ſind.

„Mein erſtes Zuſammentreffen", ſo fährt Merkel in ſeinem oben begonnenen Bericht über Paulucci's Aufforderung zur Rückkehr nach Riga fort, „mit dieſem genialiſch-praktiſchen Geiſte iſt mir immer eine der intereſſanteſten Erinnerungen geblieben.

Wenige Stunden, nachdem ich die dreißig Meilen von Dorpat nach Riga zurückgelegt hatte, ging ich gegen Abend aufs Schloß. Der Marcheſe war für den Augenblick nicht frei, ſagte man mir, aber ich wurde in ein beſonderes Cabinet geführt und der Obriſt von Ekeſparre, der ſich gerade im Vorſaale befand, erſucht mir Geſellſchaft zu leiſten.

Nach ungefähr einer halben Stunde wurde ich zum General-Gouverneur gerufen. Er empfing mich mit einer faſt freudigen, achtungsvollen Zuvorkommenheit, führte mich in ſein Cabinet, ſetzte ſich mit mir aufs Sopha und überhäufte mich mit Complimenten, die mich in Verlegenheit ſetzten, aber mich zugleich mißtrauiſch machten. Ich erklärte mich daher, als er mich aufforderte, in Riga zu bleiben und meine Zeitung ſelbſt zu redigiren, zwar bereit, ſeinen Befehlen zu gehorchen, fügte aber hinzu, das Blatt ſei bisher von meinem Schwager ſo ſorgfältig und gut redigirt worden, daß ich es nicht glaubte beſſer machen zu können, und die Trennung von meiner Familie würde mich ſehr geniren. „Ja, antwortete er, der „Zuſchauer" meldet ſehr gut und verſtändig, was vorgegangen iſt, aber ich wünſchte, daß Sie ſelbſt ſchreiben, was nicht nur hier die Einwohner ermuntert, ſondern was auch draußen auf die Preußen wirkt, was die Preußen zu unſeren Freunden macht." — Ich wies ihn auf die mir bisher auferlegten Beſchränkungen hin. „Das waren Dummheiten", rief er in ſeinem gebrochenen Deutſch, „ſchreiben Sie was Sie wollen und wie Sie wollen." „Aber die Preußen werden nicht zu leſen bekommen, was ich ſchreibe", wandte ich weiter ein. „Dafür iſt ſchon geſorgt", antwortete der General-Gouverneur.

Ich ſah ihn mit großen Augen an. Nach kurzem Nachdenken errieth ich, was er im Sinne hatte, ohne daß er mir es ausſprach und mit dem freudigſten Eifer ging ich darauf ein; und mit der Ueberzeugung, daß ich mir zwar völlig freie Hand für mein Verfahren und eine Weiſung an den Cenſor erbat, mich nicht zu ſtören, aber keine Entſchädigung dafür, daß ich, von meiner Familie getrennt, in dem damals ſehr theuern Riga zur Miethe und in dem Gaſthauſe leben ſolle. Paulucci bot mir auch keine an.

Ich entwarf nun meinen Operationsplan, ohne ihn dem Marcheſe oder irgend Jemand mitzutheilen; denn immer hab' ich gefunden, daß die Einmiſchung fremder Anſichten, auch wenn ich ſie noch ſo gründlich widerlegen konnte, mich in den meinigen irre machten und daß es mich für meinen Plan erkältete, wenn ich einen Mitwiſſer hatte.

Ein directer Aufruf an die Preußen überhaupt, oder auch bloß an die in der Nähe ſtehenden, wäre er auch noch ſo kräftig und beredt geweſen, hätte höchſtens eine kurze fruchtloſe Wirkung thun können, die Truppen ihre Waffen gegen die Franzoſen zu erheben, ja er konnte nur nachtheilige Folgen haben. Von der einen Seite hätten im preußiſchen Lager ſelbſt Viele ihn als einen plumpen, beleidigenden Verſuch angeſehen, ſie zum Ungehorſam gegen ihren König zu verleiten, und alle Anderen wären .....*) geweſen, Etwas zu thun; von der andern Seite wäre das Mißtrauen der Franzoſen zu .....*) Maßregeln aufgereizt worden, die Alles vereiteln konnten. — Ich beſchloß, die lange Proclamation, die ich hätte geben können, in tauſend kleine zu zerlegen, die, in immer neuen Geſtalten wiederkehrend, bei den Preußen ſelbſt die Gedanken erwecken ſollten, die ich nicht ausſprechen wollte. Von dem Tage an, da ich die Redaction des „Zuſchauers“ wieder übernahm**), beſtand ſein Inhalt faſt nur aus Siegesbulletins, dergleichen täglich einliefen, und aus „Vermiſchten Nachrichten“, die immer eine Reihe von Sarkasmen gegen Napoleon und die Franzoſen, von charakteriſtiſchen Anekdoten des ſchmählichen Uebermuths und der Unterdrückung, die ſie in Deutſchland und beſonders in Preußen geübt; von Betrachtungen über die herabwürdigende Rolle, welche die tapferen Deutſchen und beſonders die ſo tief gekränkten preußiſchen Truppen als Kriegsknechte Napoleon's ſpielten, von Erinnerungen an die aus Gram geſtorbene Königin u. ſ. w. Selbſt die Bannbulle des Papſtes, die nirgends auf dem Continente hatte gedruckt werden dürfen, fehlte nicht. Ein Jeſuit, der Beichtvater des Kriegs-Gouverneurs, Pater Quvinze, hatte ſie mir zu verſchaffen gewußt. Ich verſchmähte Nichts, das wirken konnte, außer gemeine Schmähungen; Allem aber, das nicht ſeiner Natur nach den Ton tiefen Gefühls oder Unwillens forderte, gab ich den des ſarkaſtiſchen Humors: denn ich wußte, ein Tyrann, den die Unterdrückten verlachen, iſt ſchon halb gerichtet. Kürze und Mannigfaltigkeit und daß jeder Sarkasmus nur gelegentlich geäußert ſchien, war dabei die Hauptregel. Der Kriegs-Gouverneur aber, der inzwiſchen ſeine Unterhandlungen mit General York wieder angeknüpft hatte, ließ jede Nummer meines Blattes bei Nacht an die preußiſchen Vorpoſten abgeben und der General York ſandte ſie nach Berlin, wo man mir 1817 noch einen Artikel anführte, nämlich meine Vertheidigung des Marcheſe gegen die Citation und das Contumacial-Urtheil, das Napoleon gegen ihn erließ. Ich will ſie weiterhin mittheilen, als Probe meines Verfahrens.

---

*) Die beiden fehlenden (übrigens leicht zu ſupplirenden) Ausdrücke waren im Original-Manuſcript nicht zu entziffern.

**) Dieſer Tag war der 19. Nov./1. Dec. 1812. In der Nr. 723 des „Zuſchauers“ war nachſtehende „Ankündigung“ abgedruckt:

„Einer ſehr ehrenvollen Aufforderung zu gehorchen und dem Charakter der Zeit gemäß, wird der „Zuſchauer“ ſeine urſprüngliche Form und Beſtimmung wieder annehmen und außer den politiſchen und literariſchen Neuigkeiten auch hiſtoriſch-politiſche Aufſätze enthalten. Der Herausgeber ſchmeichelt ſich, ſeine patriotiſche Denkungsart ſei zu bekannt, als daß eine nähere Erklärung nöthig wäre.“

Die Wirkung, die der „Zuſchauer" im preußiſchen Lager machte, muß meine lebhafte Erwartung übertroffen haben, denn der Kriegsgouverneur brach einmal, wie mir der General-Superintendent Sonntag erzählte, in deſſen Gegenwart, nach Eröffnung einer Depeſche in die Worte aus: „Merkel hat mir größere Dienſte geleiſtet, als ein Corps von 20,000 Mann!" Wirklich fielen ſchon kleine Gefechte im feindlichen Lager vor zwiſchen den Preußen und Franzoſen, und die Unterhandlungen nahmen einen neuen lebhaften Aufſchwung. — Vielleicht war es folgende Betrachtung (im „Zuſchauer" vom 10. Dec./28. Nov.) oder eine ähnliche, die nach Paulucci's Anſicht ſo viel auf die Stimmung der Preußen gewirkt hatte:

„Ob die preußiſchen Truppen es wiſſen mögen? Napoleon ſelbſt konnte in ſeinen Proclamationen keine andere Urſache zum gegenwärtigen Kriege anführen, als: „Rußland habe verlangt, er ſolle dem Könige von Preußen ſeine Feſtungen und Provinzen zurückgeben". Gegen wen fechten die Preußen alſo? Gegen ſich ſelbſt. — Das iſt die tiefſte Erniedrigung, die dieſem heldenmüthigen Volke noch widerfahren iſt. — Einziger Friedrich, und Ihr ſeine erhabenen Gefährten in Kampf und Sieg, Schwerin und Winterfeld, Seidlitz und Ziethen! Blickt nicht herab auf die Gegenwart! Trotz Eurer Verklärung würdet Ihr erröthen. Auch Du nicht, noch immer ſo ſchmerzlich beweinte, liebenswürdige und großgeſinnte Louiſe, der Napoleon's roher Uebermuth das Herz gebrochen hat. — Unſterblicher Schill! Biſt Du der letzte wahre Preuße geweſen? Daß einſt ein fremder Despot Deine tapferen Gefährten für ihre Vaterlandsliebe auf die Galeeren ſchicken durfte, war gräßlich; aber daß jetzt auf den Befehl deſſelben Despoten die preußiſchen Truppen eine befreundete Nation bekriegen müſſen, weil ihr großmüthiger Monarch nicht länger dulden wollte, daß Preußen gemißhandelt und unterdrückt würde: welche namenloſe Schmach! Du ſahſt ſie voraus und erlagſt, wie Brutus, in dem Verſuch, ſie abzuwenden!“

In der That bin ich ſtolz genug zu glauben, daß Aufſätze dieſer Art, noch dazu aus dem feindlichen Hauptquartier, wohl im preußiſchen Lager wirken konnten und mußten. Daß dieſer es that, werden auch die Leſer wahrſcheinlich finden, wenn ſie in nachſtehender Correſpondenz den Brief des General York vom 16./4. December mit dem vorhergehenden vom 8. Dec./26. Nov. vergleichen. In der Zwiſchenzeit war mein Aufſatz im „Zuſchauer“ erſchienen und mit einem neuen, am folgenden Tage vom Kriegsgouverneur geſchriebenen Memoire ins preußiſche Hauptquartier befördert. — Ich ließ ihm viele ähnliche folgen, und als durch die Entfernung des Feindes die Ausſicht gewonnen war, daß meine Stimme auf mehreren Wegen nach Deutſchland durchdringen könne, ſchrieb ich eine Ueberſicht der Lage Europas im Dec. 1812 und Anderes, worin ich zuerſt die Deutſchen zu allgemeiner Erhebung und faſt Zug vor Zug zu dem aufforderte, was ſie wenige Monate nachher wirklich thaten. — Weil ich ſie dazu aufgefordert hatte? — Nein! die Erſcheinung beweiſet mir nur, daß ich richtig errathen hatte, was zu thun ſei und geſchehen könne. Darüber aber, daß mein Blatt wirklich nach Deutſchland durchgedrungen ſei, erhielt ich 1817 ein mich ſehr erfreuendes Zeugniß. Ein Hofrath Müller, mit dem ich zufällig zuſammen kam, ſagte mir, er habe im Intereſſe des Tugendbundes 1813 Deutſchland durchwandert und dabei meine Blätter immer in der Taſche gehabt.

Die Unterhandlung mit dem General York nahm jetzt einen ſo glücklichen und entſchiedenen Fortgang, daß er bei ſeinem Aufbruche aus Mitau die völlig verabredete und entworfene Convention mit ſich nahm und nur die Rückkehr ſeines Adjutanten, des Rittmeiſters Seydlitz, aus Berlin erwartete, um ſie zu unterzeichnen. Schon bei dem zweiten Tagesmarſche trennten ſich die Preußen, in zwei Corps getheilt, von Macdonald und marſchirten abgeſondert. Sie durchzogen Kurland mit der äußerſten Langſamkeit, ja, als ſie ſich der preußiſchen Grenze näherten, machten ſie förmlich Halt; denn jenſeits derſelben wäre kein Anlaß mehr zum Abſchluß der Convention geweſen. Mit gleicher Ungeduld wohl erwartete General York ſeinen Adjutanten und ein ruſſiſches Corps, das ſich ihm in den Weg ſtelle, damit er abgeſchnitten ſcheine. Zwar hatte Paulucci, jetzt nicht mehr Kriegs-, ſondern ſchon General-Gouverneur von Liv- und Kurland, den General Löwis mit angeblich zehn, aber eigentlich wohl nur ſechs- bis ſiebentauſend Mann zur Verfolgung der Abziehenden ausgeſandt und war ſelbſt längs der Küſte neben den Preußen in Eilmärſchen vorübergezogen und hatte Memel eingenommen, wie er ſagte, um ihnen den Weg übers Haff abzuſchneiden. Aber er hatte nur 1800 Mann bei ſich, welche die 26,000 Preußen leicht hätten aufheben können, und den Weg über die öde Nehrung zu nehmen, konnte ihnen wohl nicht einfallen. Endlich traf der Adjutant ein und faſt zu gleicher Zeit auch Diebitſch und ſtellte ſich auf dem Wege nach Tilſit auf. Zwar hatte auch er nur ungefähr 6000 Mann, aber es war doch ein Corps, und York beeilte ſich, mit ihm die Convention zu unterſchreiben, die der Marcheſe Paulucci bewirkt und verabredet hatte. — Dieſes Fehlſchlagen der Hoffnung, ſein Werk mit ſeinem Namen in die Geſchichte eintragen zu ſehen, kränkte den Marcheſe tief, und erbitterte ihn gegen Preußen in dem Grade, daß er es noch lange nachher auf manche Art an den Tag legte, die ihm ſelber nachtheilig wurde, — ungeachtet Kaiſer Alexander den geleiſteten Dienſt ſehr großgeſinnt belohnte, nicht blos durch Begabungen, ungeachtet er deren ſehr reiche erhielt, ſondern auch durch Ertheilung des General-Gouvernements aller drei Oſtſeeprovinzen und Pleskows, vorzüglich aber als glänzendſte Auszeichnung, durch das huldvolle unbeſchränkte Vertrauen, das der Monarch bis an ſeinen Tod ihm ſchenkte.

Einige Monate nach Abſchluß der Convention gab Paulucci mir eine von ihm ſelbſt verfertigte Abſchrift der ganzen über ſie geführten Correſpondenz mit der Erlaubniß, eine Copie zu nehmen. Er fügte hinzu, drucken laſſen ſollte ich ſie nicht. Ich verſprach es, aber ich glaubte nie, daß er annahm, ich werde mein Verſprechen halten. Ich that es indeß dreißig Jahr; jetzt aber*), da die Zeit und der Strom der Begebenheiten alle Rückſichten dabei beſeitigt und der General Danilewsky in ſeiner trefflichen, auf Befehl des jetzigen glorreichen Monarchen Rußlands verfaßten „Geſchichte des Feldzugs von 1812" die Hauptzüge der Entſtehung der Convention, wie ſie aus den nachſtehenden Briefen hervorgehen, angeführt hat, glaube ich der Geſchichte nicht länger das Detail einer Begebenheit vorenthalten zu ſollen, ohne welche, ſo klein ſie jetzt erſcheint, die Befreiung Deutſchlands und die jetzige Geſtaltung Europas erſt ſehr ſpät oder gar nicht möglich geweſen wäre.“ —

---

*) Dieſer, in Merkel's Nachlaß aufgefundene Bericht iſt undatirt.

So Merkel. Wir haben ſeinem etwas ruhmredneriſchen Bericht Mancherlei nachzutragen, einmal um den Inhalt deſſelben auf das richtige Maß zu reduciren und zweitens um ſeine einzelnen Behauptungen durch Mittheilungen aus dem Zuſchauer, wie durch Nachträge aus den verſchiedenen Aufzeichnungen, die Merkel über den in Rede ſtehenden Gegenſtand hinterlaſſen, zu vervollſtändigen. — Warum er ſeinen Plan, die ihm mitgetheilten Actenſtücke ſammt einem Commentar, der durch den vorſtehenden Aufſatz eingeleitet werden ſollte, ſelbſt herausgeben, in der Folge aufgegeben, iſt leider nicht zu ermitteln geweſen.

Daß Paulucci den ihm von Merkel geleiſteten Dienſten eine gewiſſe Bedeutung zugeſchrieben hat, dürfte ſchon durch die Thatſache der Mittheilung ſeiner geheimen Correſpondenz bewieſen ſein; aller Wahrſcheinlichkeit nach hat der ehrgeizige Italiener ſich mit der Hoffnung geſchmeichelt, durch eine Publication Merkel’s würden ſeine Verdienſte um die Convention von Tauroggen dereinſt in ein möglichſt helles Licht geſtellt werden. Der „Zuſchauer“ ſelbſt bietet in ſeinen Nummern vom December 1812 und Januar 1813 aber noch mannigfache Belege dafür, daß ſein Herausgeber ſich der ihm gewordenen Aufgabe mit vielem Geſchick entledigt hat. Die York mitgetheilten ruſſiſchen Armeebulletins, von denen dieſer ſelbſt in ſeinen Briefen an Paulucci ſpricht, ſind ihm ausſchließlich durch die im Zuſchauer veröffentlichten deutſchen Ueberſetzungen und Bearbeitungen bekannt geworden. Daß York ſelbſt durch die in jenen Blättern abgedruckten Merkel’ſchen Artikel beeinflußt worden ſei, iſt allerdings nicht wahrſcheinlich: zu dieſem eiſernen Charakter mußten Thatſachen reden, wenn Wirkungen erzielt werden ſollten. Auf York’s Umgebung und die Stimmung der preußiſchen Armee, deren Offizieren jene Blätter auf Paulucci’s Anordnung heimlich zugetragen wurden, ſind die von Merkel ausgeſtreuten Ideen aber ſchwerlich ohne Einfluß verblieben; ſprach er doch nur aus, was in dem Herzen jedes Patrioten längſt geſchlummert hatte. Die eigenen wohlbewachten geheimſten Gedanken offen verkünden zu hören, iſt aber niemals ohne Wirkung, am wenigſten in einer Zeit, die Zündſtoff genug aufgehäuft hatte, um von einem Funken in Brand geſteckt zu werden!

Die erſte der von Merkel herausgegebenen Nummern des Zuſchauers iſt York und ſeiner Umgebung gemeinſam mit Paulucci's Schreiben vom 19. Nov./1. Dec. (Nr. 7 unſerer Sammlung) zugekommen. Sie enthielt u. A. Kutuſow's Bericht über die Schlacht bei Krasnoy und die Gefechte bei Smolensk, ſowie Berichte Wittgenſtein's über deſſen Siege vom 8. und 9. November. Eine angehängte Notiz über die Opfer, welche die Stadt Berlin vom März bis zum September 1812 der franzöſiſchen Einquartirung gebracht, war offenbar auf die preußiſchen Leſer des Blattes berechnet. — Die nächſte Nummer deſſelben Blattes (d. d. 21. Novemb. a. St.) enthält neben neuen Bulletins über weitere ruſſiſche Siege nachſtehenden Paſſus:

„Es heißt: aus Furcht, die Deutſchen Truppen könnten endlich alle ſo vernünftig ſein, nicht mehr für ihn fechten zu wollen, hat Napoleon eine große Anzahl Proclamationen drucken laſſen, worin er ſie wegen der alten Nationaltugend der Deutſchen, ihrer Anhänglichkeit und Treue für ihre Fürſten lobt. Das wäre doch ſehr unvorſichtig! Wer ſind denn die rechtmäßigen Fürſten der Hannoveraner, Heſſen, Oldenburger, Magdeburger u. ſ. w.? Und könnten dieſe und ſelbſt die Sachſen, Preußen, Würtemberger und Baiern kräftiger und edler die Treue gegen ihre Fürſten beweiſen, als wenn ſie bis auf den letzten Blutstropfen gegen den Unterdrücker derſelben, gegen Napoleon kämpften?“

Jede neue Nummer brachte die Kunde neuer ruſſiſcher Siege, neuer Belege für die gänzliche Auflöſung der franzöſiſchen Armee, daneben ſatiriſche Commentare zu den von den Napoleoniſchen Bulletins ausgeſtreuten falſchen Nachrichten. Auch die Malet'ſche Verſchwörung, von der man im preußiſchen Hauptquartier damals kaum etwas gehört haben mochte, war ein Gegenſtand, auf den der „Zuſchauer“ mit Vorliebe zurückkam, um daran zu erinnern, daß ſich in Frankreich ſelbſt eine Reaction in der öffentlichen Meinung zu Ungunſten des „Uſurpators“ vorbereite. Ohne Wirkung möchte es ferner nicht geweſen ſein, daß die Preußen niemals zu den wirklichen Feinden Rußlands und der guten Sache gezählt, ſondern bei jeder Gelegenheit der mannhaften Zurückhaltung wegen gerühmt wurden, mit welcher ſie jede nähere Annäherung des franzöſiſchen Machthabers zurückwieſen. So wird u. A. gemeldet, daß die franzöſiſchen Orden und Titel, mit denen Grawert und York für ihre Siege in Kurland belohnt werden ſollten, ſchwerlich angenommen werden würden.

„Napoleon will die Souveränitätsrechte des Preußiſchen Königs ſchmälern, ſich durch die Belohnung preußiſcher Generale eine Hoheit über den Monarchen ſelbſt anmaßen. Die Zeit iſt indeſſen wohl nicht fern, da der König von Preußen und alle deutſchen Regenten ſolche Arroganzen zurückweiſen und ihren Unterthanen verbieten werden, etwas von Napoleon anzunehmen.“

Ein anderes Mal wurde berichtet, bei Ertheilung von Erfriſchungen würde im Rigaer Militärhospital kein Unterſchied zwiſchen Preußen und Ruſſen gemacht: „Ihr Preußen ſeid nicht unſere Feinde. Ihr habt nur das Unglück, für Eure Feinde gegen Rußland zu fechten.“ Keine Veranlaſſung wird unbenutzt gelaſſen, um auf die Erniedrigungen hinzudeuten, denen die deutſchen Alliirten Napoleon's ausgeſetzt ſeien. In Moskau war der ruſſiſche General von Winzingerode, ein geborener Hannoveraner, gefangen genommen und vor den franzöſiſchen Kaiſer geführt worden, der ihm geſagt, er werde ihn als Verräther niederſchießen laſſen, denn „ob er Sachſe oder Baier ſei, er ſei unter allen Umſtänden ſein Unterthan.“ „Hört ihn, hört ihn, deutſche Fürſten, die Ihr von Souveränität träumt!“ Keine Manifeſtation in Wien, Berlin oder Dresden legte von der erwartungsvollen Ungeduld der deutſchen Patrioten Zeugniß ab, die nicht im Zuſchauer regiſtrirt und commentirt worden wäre, um in das preußiſche Lager getragen zu werden: mit Jubel wird die feſtliche Erleuchtung Wiens nach der franzöſiſchen Niederlage bei Smolensk berichtet, der Fortſchritte des Tugendbundes und der Sympathien gedacht, die man an der preußiſchen Grenze den Ruſſen entgegengetragen. Von noch weitergehender Bedeutung war aber der in der letzten Decembernummer des Zuſchauers abgedruckte Aufſatz: „Die Lage Europas im December 1812“, der namentlich in Oſt- und Weſtpreußen vielfach verbreitet wurde und mit glühender Begeiſterung zur Erhebung aller Deutſchen gegen das franzöſiſche Joch aufrief. Nicht mit Unrecht konnte Merkel dieſen Aufſätzen nachrühmen, ſie hätten eine Vorherſagung deſſen enthalten, was in den folgenden Jahren wirklich geſchah.

Die vorſtehenden Anführungen werden, ſo flüchtig ſie auch ſind — hinreichen, Charakter und Tendenz des Zuſchauers zu kennzeichnen; wollten wir weitere Beweiſe dafür anführen, daß er alle der damaligen Zeit zu Gebote ſtehenden publiciſtiſchen Mittel zur Weckung und Förderung des deutſchen, zumal des preußiſchen Nationalgefühls anwandte, ſo würden unſere Auszüge einen Umfang gewinnen, der ihren Rahmen überſchritte. Es wäre nur noch daran zu erinnern, daß das Merkel'ſche Blatt eine Sprache führte, die an Energie und Rückſichtsloſigkeit zu den vorſichtigen Aeußerungen der geknebelten deutſchen Preſſe im entſchiedenſten Gegenſatz ſtand und ſchon darum nicht ohne Wirkung auf ſeine Leſer ſein konnte. Das gute Recht der geknechteten Völker, den franzöſiſchen Machthaber und die von dieſem eingeſetzten oder beſchützten Vaſallen Frankreichs mit bewaffneter Hand zu vertreiben, wird uneingeſchränkt und ohne Rückſicht darauf, daß jene Fürſten ihrer Zeit von Rußland und den übrigen europäiſchen Mächten anerkannt worden waren, auf die Fahne gepflanzt und freimüthig erörtert. Mit großem Geſchick wird endlich dagegen Alles vermieden, was die preußiſchen Leſer gegen Rußland und ſeine Armeen mißtrauiſch machen konnte; nirgends das deutſche Nationalgefühl durch überſchwängliche Anpreiſung der ruſſiſchen Macht oder des ruſſiſchen Waffenruhms verletzt oder provocirt. Mit ungeſchminkter Anerkennung erwähnt der Verfaſſer vielmehr der Lorbeeren, die ſich die deutſchen Hilfstruppen auch in Rußland erworben, ſpricht er ſein Bedauern darüber aus, daß ſie überall an die gefährlichſten Poſten geſtellt werden, um ihren Todfeind zu decken, ihr koſtbares Blut für ihn zu verſpritzen. Konnte mit publiciſtiſchen Mitteln überhaupt auf die Stimmung der preußiſchen Truppen gewirkt werden, ſo waren die von Merkel ins Treffen geführten gewiß die richtigen. Sein jahrelanger Aufenthalt in Berlin, ſeine genaue Kenntniß der preußiſchen Armeezuſtände und ihrer Traditionen befähigten ihn, Saiten anklingen zu laſſen, die in jedem preußiſchen Herzen nachklingen mußten! Dieſer Umſtand erklärt es dann auch, daß der Zuſchauer während der Jahre 1812 und 1813 in den Provinzen Preußens eine Verbreitung gewonnen hatte, wie ſie nie wieder von einem in Kur- Eſt- Livland erſcheinenden Journal erworben worden iſt. Die günſtige Stimmung, mit der man das erſte Erſcheinen der Ruſſen an der preußiſchen Grenze begrüßte, iſt ſicherlich von der klugen und doch leidenſchaftlichen Sprache, die das Rigaer Blatt damals führte, mit bedingt geweſen. Nicht, daß daſſelbe ſelbſtſtändig für ſich etwas gewirkt hätte; es traf mit den großen Ereigniſſen, welche der preußiſchen Erhebung vorhergingen, zuſammen, es hatte für dieſe die richtige Sprache gefunden.

An der Hand des Zuſchauers, dem durch Paulucci's Vermittelung die Bulletins der verſchiedenen ruſſiſchen Armeecorps regelmäßig einverleibt wurden, können wir nicht nur die Reihe der York zugegangenen Mittheilungen über die große Armee und ihre Vernichtung, ſondern auch den Marſch verfolgen, den Paulucci nahm, um den Preußen zuvorzukommen und Memel zu beſetzen. Daß die York zugegangenen Berichte über das Geſchick der großen Armee auf deſſen Entſchließungen von maßgebendem Einfluß waren, bedarf keiner Ausführung; die nachſtehende genaue Aufzählung der den einzelnen Briefen beigelegten Bulletins rechtfertigt ſich darum von ſelbſt. Es wird uns weiter möglich ſein, feſtzuſtellen, von welchen Orten aus die letzten vor und nach der Tauroggener Convention an York gerichteten Briefe unſerer Sammlung datirt ſind, was um ſo wichtiger iſt, als in jenen Briefen die Ortsangaben theilweiſe fehlen. Endlich ſind wir durch die Berichte, welche Paulucci dem Kaiſer über ſeine Verhandlungen mit den Preußen machte, in den Stand geſetzt, die Verhältniſſe feſtzuſtellen, unter denen die erſten Verſtändigungsverſuche unternommen wurden. Wenden wir uns darum zunächſt den Briefen ſelbſt zu.

Aus Paulucci's erſten Bericht an den Kaiſer, d. d. 6./18. Nov. und 10./22. Nov. (Nr. 2 und 3 unſerer Sammlung) geht hervor, daß der Rigaer Militärgouverneur nur im Allgemeinen bevollmächtigt war, mit York zu unterhandeln, der Kaiſer ſich über Maß und Inhalt der den Preußen zu machenden Zugeſtändniſſe aber nicht genauer ausgeſprochen hatte. In dem erſten der an York gerichteten Briefe iſt von kaiſerlichen Vollmachten noch gar nicht die Rede. Auf ſeine eigene Gefahr hin, wies Paulucci das von Wittgenſtein geäußerte Verlangen, durch Repnin mit York zu verhandeln, zurück (Nr. 6 der Samml.). Während er in ſeinem zweiten Brief an York (Nr. 7 d. d. 19. Nov. und 1. Dec.) bereits poſitive Vorſchläge macht und die kaiſerliche Zuſtimmung zu denſelben andeutet, wiſſen wir aus dem an den Kaiſer gerichteten Paulucci'ſchen Briefe vom 14./26. Nov. (Nr. 5), daß der Marquis ohne directe Vollmachten war und eben erſt um ſolche gebeten hatte, ja daß ihm noch am 25. Nov./7. Dec. (vergl. den Brief Nr. 10), demſelben Tage, an dem er York eine Zuſammenkunft zum Abſchluß der Verhandlungen vorſchlug (vergl. Nr. 11) — alle Inſtructionen fehlten, ſo daß er die Bitte um eine Entſcheidung auf ſein Geſuch vom 14./26. Nov. wiederholen mußte. Es dürfte ſomit feſtſtehen, daß wie die

Idee einer förmlichen Convention mit den Preußen, ſo der Gedanke einer Neutralitätserklärung des preußiſchen Corps weſentlich Paulucci's eigner Initiative entſprungen iſt, er ſeine Vorſchläge im Vertrauen auf ihren praktiſchen Werth und auf die Gefahr hin wagte, von ſeiner Regierung desavouirt zu werden. Wir überlaſſen es dem Leſer aus dieſem Zuſammenhang der Dinge Schlüſſe auf die Bedeutung dieſes Mannes zu ziehen, der in einem abſolutiſtiſchen Staat, dem er erſt ſeit wenigen Jahren angehörte, den Muth hatte, auf eigene Gefahr einen mit kaiſerlichen Vollmachten verſehenen Unterhändler (den Fürſten Repnin) zurückzuweiſen und von ſich aus Verſuche zum Abſchluß eines Vertrages zu machen, der von den weitgreifendſten Folgen ſein konnte. Aber er that noch mehr: um York's Vertrauen zu gewinnen, behält er deſſen an Repnin gerichtetes Schreiben ohne Weiteres zurück und ſchreibt er von empfangenen kaiſerlichen Vollmachten, die er in Wahrheit erſt erwartet! (vergl. Nr. 7). Daß dieſe Eigenmächtigkeiten ihm ſeine Stellung koſten konnte, ſcheint der Marquis ſelbſt geahnt zu haben; in ſeinem Bericht vom 25. Nov./7. Dec. (Nr. 10) geſteht er dem Kaiſer ein, „er hätte dieſe Verhandlungen eigentlich nicht fortführen dürfen“, habe ſich aber gedrängt gefühlt, „über die kleinlichen Erwägungen des Hofmannes hinweg zu ſehen“. Das zweite an York gerichtete Schreiben Paulucci's die oben erwähnte Nr. 7 unſerer Sammlung vom 19. Nov./1. Dec. handelt in ihrem Eingang von „beigelegten Bulletins“ über die Auflöſung der großen franzöſiſchen Armee; unter dieſen Bulletins können, wenn man das Datum mit den einzelnen Nummern des Merkel'ſchen Blattes vergleicht, nur die in der Nr. 733 des „Zuſchauers“ abgedruckten Berichte gemeint ſein*). Es enthält dieſe Nummer außer einem Leitartikel und der erſten der oben erwähnten Merkel'ſchen Bemerkungen, Kutuſow's Bericht über die Schlachten bei Krasnoy und vor Smolensk, über welche York bis dazu noch jede Kunde gefehlt haben mußte, da Macdonald, ſelbſt ohne Depeſchen vom Kaiſer, auch das preußiſche Hauptquartier ohne jede Nachricht von dem Schickſal der großen Armee gelaſſen hatte. Bezüglich der Wirkung, den dieſes (durch den „Zuſchauer“ vermittelte) Bulletin auf die Preußen ausübte, verweiſen wir auf Paulucci's Bericht vom 25. Nov./7. Dec., die mehrerwähnte Nr. 10 unſerer Sammlung, in welchem auf die einſchläglichen Berichte Weljäminows bezüglich der Wirkung auf die Preußen Bezug genommen und ausdrücklich geſagt wird, jene Bulletins ſeien gedruckt worden! Paulucci's drittem Schreiben an York (Nr. 11) ſind (wie aus dem Zuſchauer von 1812 zu erſehen) beigelegt geweſen: Kutuſow's Bericht über die Gefangennehmung Hautrin's, Corſin's und Malachowsky's, ſo wie im Zuſchauer abgedruckte Nachrichten über die Malet'ſche Verſchwörung und die Hinrichtung Malet's, Lahory's und Guidal's.

---

*) In einer von Merkel hinterlaſſenen Notiz heißt es ausdrücklich, der Marquis habe ihn berufen, um York die verlangten Armeebulletins in deutſcher Bearbeitung zuſenden zu können. Dieſe Notiz iſt dem Briefe Nr. 2 unſerer Sammlung angehängt.

Hierauf erfolgte York's Antwort vom 8. Dec./26. Nov. (Nr. 12), in welcher die Abſendung des Major Seydlitz gemeldet und Aufſchub verlangt wird. Das folgende Schreiben Paulucci's iſt vom 29. Nov./11. Dec. datirt (Nr. 13). Der Tags darauf an den Kaiſer abgeſandte Bericht (Nr. 14) macht es wahrſcheinlich, daß der Marquis bei Abſendung dieſer Nr. 13 endlich im Beſitz einer kaiſerlichen Antwort war und alſo jetzt wirklich in kaiſerlicher Vollmacht handelte, wenn die Grenzen derſelben auch keineswegs genau abgeſteckt waren. — Dem Paulucci'ſchen Brief vom 29. Nov./11. Dec. müſſen (der früher getroffenen Vereinbarung gemäß) die Nr. 725 und 726 des Zuſchauers beigelegt geweſen ſein. Dieſelben enthielten Wittgenſtein's Bericht über den Sieg bei Boriſſow, Mittheilungen über die Bewaffnung des ruſſiſchen Landvolks und die Geſchicke der großen Armee, von der Räumung von Smolensk bis zum 13./25. Nov., die Nachricht von der Beſetzung Mohilews durch den General Oharowsky, endlich Nachträge über die Malet'ſche Verſchwörung.

In York's nächſtem Brief (d. d. 4./16. Dec. Nr. 15) iſt von „zeitig mitgetheilten Nachrichten“ die Rede, für welche der preußiſche General dankt und um deren Fortſetzung er bittet. Wie der dem Text dieſes Brieſes beigedruckten Note Merkel's zu entnehmen, iſt auch hier von Nummern des Zuſchauers die Rede. Nach dieſer zu urtheilen, waren York bei Abgang ſeines Schreibens bereits die Nachrichten über den Uebergang über die Bereſina zugegangen; der Zuſchauer vom 3./15. Dec. enthielt detaillirte Berichte Wittgenſtein's und Tſchitſchagow's über dieſe furchtbare Kataſtrophe, die bis zum 20. Nov./2. Dec. lieſen. Als York am 8./20. Dec. von Mitau aufbrach, war er durch den Zuſchauer vom 5./17. Dec. bereits von der völligen Auflöſung der großen Armee, welche den Schreckenstagen an der Bereſina folgte, unterrichtet.

Den nächſten Brief Paulucci's (No. 22 d. d. 10./22. Dec.) empfing York am 13./25. Dec. Morgens und zwar durch den Grafen Dohna zu Kiaukalek, woſelbſt er Abends zuvor nach anſtrengenden Märſchen angelangt war*). Paulucci hat dieſen Brief in Doblen bei Mitau geſchrieben**), (das von Kiaukalek nur einige Meilen entfernt iſt). Die beigelegten Bulletins, von denen die Rede iſt, müſſen in der Nr. 729 des Zuſchauers enthalten geweſen ſein. Sie beſtehen in Tſchitſchagow's Berichten aus Wilna (29. Nov./11. Dec.) und ſchildern das grenzenloſe Elend der franzöſiſchen Armee, die glücklichen Erfolge der Ruſſen, denen 150 Geſchütze, 700 Pulverkaſten, 2 Standarten und zahlreiche „Oboſe" (Gepäckwagen) in die Hände gefallen waren. Bei den furchtbaren Strapatzen, die York's Truppen eben ſelbſt durchgemacht hatten, müſſen dieſe, den Brief Nr. 22 begleitenden Nachrichten von ganz beſonderer Wirkung geweſen ſein; zudem war dem Schreiben Paulucci's die kaiſerliche Vollmacht vom 6./18. Dec. (Nr. 18) beigelegt. Inzwiſchen hatte York bereits mit dem ihm zunächſt ſtehenden ruſſiſchen Commandeur, dem Generalmajor Diebitſch Verbindungen angeknüpft; Paulucci's Mittheilungen bewogen ihn dieſe Beziehungen weiter fortzuſetzen. York, der bereits Abends zuvor ſeine erſte Unterredung mit Diebitſch gehabt hatte, willigte in eine zweite, die zwiſchen Kiaukalek und Poltiany abgehalten wurde.

Um den Faden unſerer Correſpondenz feſtzuhalten, müſſen wir York verlaſſen und uns wieder zu Paulucci wenden. Ueber deſſen Marſch von Riga nach Memel berichtet der nachſtehende, von einem Offizier des Paulucci'ſchen Corps geſchriebene Brief (gedruckt in Nr. 732 des Zuſchauers) wie folgt: „Sie wiſſen, am 8./20. Dec. um 10 Uhr verließen wir Riga. Als wir Miene machten, die Verſchanzungen bei Zennhof zu ſtürmen, zog der Feind ab; wir folgten ihm und rückten in der Nacht um zwei Uhr in Mitau ein. Am Dienſtag (22./10. Dec.) brachen Se. Excellenz der Herr Kriegsgouverneur von dort auf und ungeachtet der ſtarke Froſt den Marſch unſerer Truppen ſtark behinderte, waren wir Donnerſtag Abends in Schrunden und Sonntag (15./27. Dec.) Nachmittags ſtanden wir vor

---

*) Vergl. Droyſen: „Das Leben des Grafen York". Bd. 1. pag. 233 ff. 4. Aufl.

**) Droyſen meint, dieſer Brief ſei noch in Riga geſchrieben worden. Aus dem Zuſchauer Nr. 731 iſt zu erſehen, daß Paulucci bereits Tags zuvor in Mitau eingetroffen war, aus dem Bericht Nr. 25 unſerer Sammlung, daß Paulucci ſelbſt „Doblen" als den Ort der Abſendung dieſes Briefes bezeichnet.

Memel mit einer Batterie und zum Sturm bereit*). Der Commandant wollte Widerſtand thun, aber da er die Entſchloſſenheit unſeres Befehlshabers ſah, verſtand er ſich endlich zu einer Capitulation, durch die ſich die ganze Garniſon kriegsgefangen ergab. Sie iſt über 700 Mann ſtark und wird nach der Uebergabe gewiß ſehr erſtaunt ſein zu finden, daß ſie ihre Verſchanzungen an nur 1800 Mann ausgeliefert, die ſeitwärts neben der wegziehenden Armee vorübereilten, um eine Feſtung zu nehmen." Dem Marquis war es, dieſem ruhmredigen Schreiben nach zu urtheilen, gelungen, nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch ſeinen Offizieren die Wichtigkeit der „campagne de Memel" und der „prise de Memel" einzureden. (Vergl. den Bericht Nr. 25 unſerer Sammlung.)

Als Paulucci in Memel einzog, war er ſeit acht Tagen ohne Nachrichten von York; Dohna, den er von Doblen nach Kiaukalek abgeſandt, war noch nicht zurückgekehrt und hatte noch nichts von ſich hören laſſen. Durch Seydlitz, der in Memel angelangt und von den ruſſiſchen Truppen angehalten worden war, und um die Erlaubniß zur Weiterreiſe bat (vergl. Nr. 23), bot ſich dem Marquis eine neue, vielleicht die letzte Gelegenheit, die Verbindungen mit dem preußiſchen Hauptquartier aufzunehmen und zum Schluß zu führen. Aus ſeinem Bericht an den Kaiſer (16./28. Dec. Nr. 25) wiſſen wir, daß der Marquis bereits damals durch den nach Berlin durchgereiſten Adjutanten des Königs von Preußen Grafen Henkel von den Verhandlungen bei Kiaukalek und Poltiany unterrichtet war; um ſeinerſeits das letzte Mittel zu einer perſönlichen Verhandlung mit York zu ergreifen und ſelbſt mit dieſem abzuſchließen, ſchrieb er noch einmal an York und bat dieſen noch einmal um eine Unterredung (Nr. 24). Ob Seydlitz dieſen Brief mitgenommen hat, ob derſelbe gleichzeitig abgeſandt worden, iſt nicht zu erſehen; aus Droyſen's Darſtellung**) wiſſen wir nur, daß Seydlitz gleichzeitig mit dem Paulucci'ſchen Schreiben am Morgen des 17./29. Dec. zu Tauroggen eingetroffen war.

---

*) Den officiellen Berichten nach marſchirte Paulucci von Mitau über Annenhof, Frauenburg, Schrunden, Ober-Bartau und Polangen, indem er unterwegs 142 Gefangene machte.

**) Das Leben York's Thl. 1. S. 288. Von dem heftigen Zorn, in den Paulucci nach Droyſen's Mittheilung verſetzt worden war, als er die Verhandlungen von Poltiany erfuhr, iſt in dem Bericht an den Kaiſer, der von jenen Verhandlungen ſpricht, Nichts zu entdecken.

Unterdeſſen waren die Verhandlungen mit Diebitſch weiter fortgeſchritten; Clauſewitz, der Unterhändler dieſes Generals, hatte in der vorhergehenden Nacht (vom 28. auf den 29. Dec.) mit York conferirt, Graf Dohna, der Abgeſandte Paulucci's, ſchon am 15./27. die Hand dazu geboten, den mißtrauiſchen Clauſewitz für York günſtig zu ſtimmen. Clauſewitz war bereits am Morgen deſſelben (17./29.) mit einer eventuellen Zuſage York's, in welcher die Beſetzung Tilſits und die durch ruſſiſche Truppen zu bewerkſtelligende Verſperrung des Weges nach Novoje Meſto (Neuſtadt) zu Bedingungen eines definitiven Abſchluſſes gemacht worden waren, zu Diebitſch zurückgekehrt. York war bereits gebunden. Wie es ſcheint, hat Dohna ſeinerſeits nichts dazu gethan, York zu einer Conferenz mit Paulucci zu vermögen, was um ſo auffallender erſcheint, als er in Paulucci's Namen handelte und wiſſen mußte, wie viel dieſem daran gelegen war, die Ehre des Conventionsabſchluſſes ſeiner Perſon zu ſichern; noch Tags zuvor hatte er Paulucci geſchrieben, er hoffe, York werde nur mit ihm und keinem Andern abſchließen (vergl. Nr. 26). Noch unbegreiflicher iſt es, daß, wie wir weiter unten ſehen werden, der ehrgeizige Marquis, um dieſer Hintanſetzung ſeiner Perſon willen, keinen Groll gegen Dohna faßte, ſondern dieſen der kaiſerlichen Gnade ganz beſonders empfahl, als die Convention bereits abgeſchloſſen war.

York's eventuelle Vorſchläge, die Clauſewitz dem General Diebitſch in der Nacht vom 28. auf den 29. Dec. überbracht hatte, nahmen angeblich die Anträge Paulucci's zur Grundlage. Es hieß in denſelben u. A. wie folgt:

„1. Punkt. Das Corps unter meinem Commando beſetzt die Punkte von Tilſit und Memel und den dazwiſchenliegenden Strich Landes, oder wenn militäriſche Anſichten dieſes nicht geſtatten, wird mir die Niederung und Memel zugewieſen . . . Dieſe Convention iſt mir früher vom Generallieutenant Marquis von Paulucci zugeſtanden ꝛc."

York war offenbar im Irrthum, wenn er wirklich glaubte, Paulucci ſei Willens geweſen, ihm die Strecke zwiſchen Tilſit und Memel oder aber die Niederung und Memel zum Cantonnement zu bewilligen. Die Namen dieſer Ortſchaften ſind in keinem Paulucci'ſchen Briefe genannt; im Gegentheil hatte Paulucci in dem einzigen Schreiben, in welchem er die den Preußen zu gewährenden Cantonnements namentlich nannte (vergl. Nr. 22. d. d. 10./22. Dec.) verſchiedene Städte Kurlands, wie Haſenpoth, Libau ꝛc.

zu Cantonnementsplätzen angeboten. Auch die kaiſerliche Vollmacht (vergl. Nr. 18) hatte von der Einräumung preußiſcher Gebietstheile Nichts geſagt.

Es bleibt dahin geſtellt, ob York ſeine Verſicherung, „die Bedingungen der ſchwebenden Convention ſeien ihm bereits früher von Paulucci zugeſtanden worden", nicht auf den Punkt 1 derſelben bezog, oder ob er einfach von Diebitſch's unverkennbarer Haſt, zum Schluß zu gelangen, Vortheil ziehen wollte. Die letztere Annahme gewinnt an Wahrſcheinlichkeit, wenn man in Erwägung zieht, daß York, trotz der zahlreichen und dringenden früheren Anträge des Marquis und trotz deſſen neueſtem Schreiben, von weiteren Verhandlungen mit dieſem Abſtand nahm und lieber mit Diebitſch pactirte. Wie uns ſcheint, iſt dieſe Erwägung die maßgebende geweſen, denn York wußte ſehr genau, daß der zähe, verſchlagene Marcheſe keinen Vortheil freiwillig aus den Händen geben würde. Wenige Stunden nach dem Eintreffen Seydlitz's und dem des letzten Paulucci'ſchen Schreibens, am Nachmittag des 29, war Clauſewitz wieder da: er brachte Briefe, aus denen hervorging, daß Wittgenſtein's Armee bis jenſeits Tilſit vorgedrungen war, daß die Preußen auch nach Nowoje-Meſto hin vollſtändig abgeſchnitten, daß mithin die geforderten Bedingungen zum Abſchluß einer Convention erfüllt ſeien. Jetzt ſprach York ſein entſcheidendes „Ihr habt mich!" und man vereinbarte den Abſchluß der Convention auf den folgenden Tag. Noch vor Abſchluß derſelben am Abend des 17./29. Dec. (vergl. Nr. 27) ſetzte York den Marquis von dem Vorgefallenen in Kenntniß, auch ihm gegenüber hielt er ſeinen Satz, daß er auf Grundlage der eigenen Bedingungen Paulucci's abſchließe, feſt; auf den Inhalt jener Bedingungen geht er indeſſen nicht ein.

Bis zum 2. Januar 1813 (21. Dec. 1812) war Paulucci ohne alle definitiven Nachrichten. Dohna's Brief vom 16./28. (Nr. 26), den er am 18./30. erhalten hatte, war das letzte ihm zugegangene Lebenszeichen; nach Empfang dieſes Schreibens hatte er dem Kaiſer berichtet (vergl. Nr. 28), er rechne auf ein baldiges endgültiges Arrangement, und werde nach Abſchluß dieſes ſofort Memel verlaſſen, um nach Riga zurückzukehren. Stunde auf Stunde verrann; als er am 19./31. noch immer ohne neue Nachrichten war, entſchloß er ſich noch einmal zu ſchreiben; in dem kurzen, haſtigen Schreiben (Nr. 29) bat er nochmals um eine Unterredung: als dieſer Brief im preußiſchen Hauptquartier eintraf, war es längſt zu ſpät, die

Convention bereits Tags zuvor abgeſchloſſen und unterſchrieben worden. Endlich am 1. Januar traf ein Bericht Diebitſch's ein, der den Abſchluß der Convention meldete.

Wie es möglich geweſen, daß Paulucci erſt am Morgen des 1. Jan./20. Dec. Nachrichten aus Tauroggen erhielt, erſcheint wahrhaft unbegreiflich; er ſelbſt ſpricht in ſeinem Bericht an den Kaiſer (Nr. 31) ſeine Verwunderung über dieſe Verſpätung aus. Es liegt der Verdacht nah, Diebitſch, der erſt nach Abſchluß der Convention berichtete, habe abſichtlich verhindern wollen, daß Paulucci eine Nachricht erhielt, ehe es zu ſpät war; wer als er ſelbſt konnte es verſchuldet haben, daß York's Schreiben vom 17./29. drei Tage brauchte, um an ſeine Adreſſe zu gelangen? York, deſſen Intereſſe dabei betheiligt war, mit Diebitſch und nicht mit dem Marquis abzuſchließen, hatte pünktlich nach Abgabe ſeines erſten Verſprechens geſchrieben; wäre dieſer Brief, wie er erwarten konnte, am Morgen des 18./30. in Memel eingetroffen, ſo wäre es Paulucci bei einiger Anſtrengung und wenn Diebitſch nur noch bis zum Abend gewartet hätte, immer noch möglich geweſen, zum Abſchluß der Convention, am Abend des 30. Dec., in Tauroggen einzutreffen; ſtatt deſſen berichtete Diebitſch dem Marquis noch gar nicht, York's Schreiben wurde aufgehalten und die Convention ſchon am Vormittag des 18./30. abgeſchloſſen; die Ruſſen hatten den preußiſchen General ſchon Morgens um 8 Uhr in der Poſcheruner Mühle erwartet; da York erſt ſpäter erſchien, wurde der berühmte Vertrag erſt gegen Mittag abgeſchloſſen. — York hatte, ſo ſchien es, ſeinen Zweck erreicht, ihm war die Strecke zwiſchen Tilſit, Memel und dem Haff bewilligt worden; ob ihm auch die beiden genannten Städte geöffnet werden ſollen, war nicht ausdrücklich geſagt, von York aber angenommen worden.

An demſelben Tage, an welchem Paulucci durch Diebitſch von dem Geſchehenen in Kenntniß geſetzt worden war, erhielt York, inzwiſchen in Polangen angelangt, Paulucci's letztes Schreiben; er antwortete ſogleich, die Convention ſei bereits abgeſchloſſen, ſprach indeſſen ſeine Bereitwilligkeit aus, mit Paulucci am folgenden Tage zuſammen zu treffen (vergl. Nr. 30). Aber auch dieſes Schreiben langte erſt verſpätet an ſeine Adreſſe; wie wir aus Paulucci's eigner Bemerkung wiſſen (vergl. Nr. 33) erhielt dieſer daſſelbe erſt am 3. Jan./22. Dec. Der Oberſt Balabin (der Diebitſch, nicht Paulucci ſubordinirt war) hatte die Ueberſendung deſſelben verzögert. Es iſt ſchwer anzunehmen, daß dieſe Verzögerung eine zufällige geweſen; aller Wahrſcheinlichkeit nach war Diebitſch daran gelegen, ein Zuſammentreffen York's mit dem Marquis unmöglich zu machen; er mochte geahnt haben, daß Paulucci bemüht geweſen wäre, die vereinbarten Bedingungen nachträglich zu ändern, am Ende gar eine neue Convention abzuſchließen.

Bei ſo bewandten Umſtänden iſt es begreiflich, daß Paulucci gegen Diebitſch lebhaft verſtimmt war; bereits jene frühere Intrigue (vergl. Nr. 33), die ihm den Oberbefehl über die von Loewis kommandirten Truppen entzogen hatte, war dem Marquis nahe gegangen, jetzt war er zweimal hinter einander verhindert worden, mit York zuſammen zu treffen. Seine Verſtimmung ſteigerte ſich zum lebhaften Unwillen. In den Berichten, die er dem Kaiſer am 2. und 3. Januar überſandte (Nr. 31 u. 34), giebt der ehrgeizige Mann dem Groll, der ſeine Seele erfüllt hatte, einen ungeſchminkten Ausdruck. Er klagt Diebitſch an, ihn aus ſelbſtiſchen Abſichten von jeder Theilnahme am Vertrage von Tauroggen fern gehalten und bei Abſchließung dieſes ſeine Vollmachten überſchritten zu haben. Unbegreiflicher Weiſe beklagt er ſich über Dohna, den Vertreter ſeiner Intereſſen in Tauroggen, der zur Verſtändigung zwiſchen Diebitſch's Abgeſandtem und York die Hand geboten und keinen Aufſchub zu bewirken verſucht hatte, mit keinem Wort; im Gegentheil empfiehlt er ihn der kaiſerlichen Gnade in den wärmſten Ausdrücken und übergiebt ihm die Depeſche, welche das Geſchehene zu des Kaiſers Kenntniß bringen ſollte.

Sein ganzer Zorn hatte ſich über Diebitſch ergoſſen, dem er eine feinangelegte Falle bereitete; er beredet den Kaiſer, die beſetzten preußiſchen Landesſtriche unter keiner Bedingung aus den Händen zu geben, weiſt auf die Nothwendigkeit hin, die beſetzten preußiſchen Städte „unbemerkbar an den Gedanken einer Einverleibung in die ruſſiſchen Grenzen zu gewöhnen“ und ertheilt bei ſeiner Abreiſe von Memel, dem Commandanten dieſer Feſtung, ſeinem früheren Adjutanten, Obriſt von Ekesparre die gemeſſene Ordre, York's Truppen den Einlaß in dieſen Platz zu verweigern. Gegen York beobachtet er alle Formen der Höflichkeit; er ſpricht ſein Bedauern darüber aus, daß er nicht das Glück gehabt, ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen (Nr. 33), er benachrichtigt ihn von den Ekesparre ertheilten Vorſchriften (No. 35) und läßt nirgend eine Spur von Empfindlichkeit durchblicken. Von ſeiner Erbitterung gegen dieſen und das geſammte Preußen, wiſſen wir bereits aus dem oben mitgetheilten Bericht Merkel's; es war offenbar ſeine Abſicht, Diebitſch durch Verletzung der von dieſem gegen York eingegangenen Verpflichtungen zu compromittiren, vielleicht gar unmöglich zu machen, in der Bruſt des Kaiſers ehrgeizige Pläne zu erwecken, die York's Handlungsweiſe in den Augen des Königs von Preußen noch bedenklicher machen mußte, als ſie an und für ſich war, und ſich an der Verwirklichung der Entſchließungen des ruſſiſchen Kaiſers für alle Fälle einen Antheil zu ſichern. Was an ihm war, hat der Marquis zur Ausführung dieſes Planes gethan.

Den Raum dieſer Skizze würde es überſchreiten, wollten wir im Einzelnen ausführen, in welcher Weiſe der von dem rachſüchtigen Italiener heraufbeſchworene Conflict gelöſt wurde. Wir berichten in Kürze, daß Wittgenſtein dem Marquis am 1./13. Januar den Befehl ertheilte, die gefangen genommenen und nach Mitau dirigirten preußiſchen Truppen wieder in Freiheit zu ſetzen, daß Paulucci, der Wittgenſtein nicht ſubordinirt war, Gehorſam verweigerte und erklärte, bis zur Entſcheidung durch den Kaiſer, ſeine Anordnungen aufrecht erhalten zu wollen (vgl. Nr. 37.), daß York ſich an den Fürſten Kutuſow und an den in der Umgebung des Kaiſers befindlichen Freiherrn von Stein wandte und dieſe den Kaiſer am 7./19. Januar bewogen, die Aufhebung der von Paulucci bezüglich Memels getroffenen Forderungen zu decretiren. Die Räumung Memels erfolgte erſt im März deſſelben Jahres*). Zu erwähnen wäre noch, daß Paulucci, der in den erſten Januartagen endlich Memel verließ, um dem Kaiſer entgegen zu reiſen, die Civilverwaltung dieſer Stadt ſeinem Kanzlei-Direktor Baron Fölkerſahm, einem geiſtreichen Kurländer, übertrug, der als kurländiſcher Ritterſchafts-Secretair im Jahre 1796 einen hervorragenden Antheil an der Unterwerfung Kurlands genommen hatte und ſpäter Civil-Gouverneur von Livland wurde. Auch der (kürzlich in Riga verſtorbene) erſte Secretair des Marquis, Herr v. Doppelmair, — derſelbe, der auch in der Correſpondenz (vergl. Nr. 18 in fine) genannt iſt — nahm an der Leitung der Civilverwaltung Antheil. Im Februar kehrte Paulucci nach Riga zurück. Das kecke Spiel, das ihm ſein verwundeter Ehrgeiz eingegeben hatte, war nicht gelungen, weder war Diebitſch geſchädigt, noch auch eine Erweiterung der ruſſiſchen Grenzen bis nach Memel herbeigeführt worden. In der Gnade ſeines Herrſchers ſtand er aber nach wie vor unerſchütterlich feſt. Die Vorgänge in Memel hatten dieſelbe ſo wenig zu erſchüttern vermocht, daß er nicht nur in ſeiner bisherigen Stellung verblieb, ſondern auch mit einer Dotation belohnt und ſofort zum Civil-Oberbefehlshaber von Kurland, ſpäter auch von Eſtland und Pleskau ernannt wurde. Erſt im Jahre 1831, zur Zeit der Regierung des Kaiſers Nicolaus, den er in früherer Zeit einmal verletzt hatte, indem er ihm gegenüber den „älteren General“ herausſteckte, trat Paulucci von ſeinem Poſten zurück, um nach Italien zurückzugehen; hier nahm er ſardiniſche Dienſte und ſtarb in hohem Alter als Generalgouverneur von Genua. Daß man in Preußen ſeiner nicht gern gedachte, hatte ſeinen guten Grund, in Liv-, Eſt- und Kurland hat man den genialen Adminiſtrator noch heute nicht vergeſſen.

---

*) Vergl. Droyſen a. a. O. Bd. II. S. 330, 337 ff.

Soweit unſer Vorbericht; in den nachſtehenden Aktenſtücken finden die Leſer die Belege zu den Ausführungen, die wir ihnen vorgelegt. Mit Ausnahme der Nr. 36 (des Briefs an den Fürſten Kutuſow-Smolenski, der ſich auf die frühere nur kurz erwähnte Intrigue bezieht, welche Paulucci den Oberbefehl über das Loewis'ſche Corps entzogen hatte) ſchließen ſie ſich ausnahmslos unſerem Berichte an. Der Text dieſer Aktenſtücke ſtimmt genau und ohne jede Abweichung mit der von Merkel beſorgten Abſchrift derſelben überein und giebt das mangelhafte Franzöſiſch, deſſen der alte Modeneſe ſich bediente und das im Norden die Rolle ſeiner Mutterſprache ſpielte, getreulich wieder. Die beigegebene deutſche Ueberſetzung wird ſchon wegen der an Unverſtändlichkeit ſtreifenden Eigenthümlichkeiten des Paulucci'ſchen Jargons, nicht ganz überflüſſig erſcheinen.

Die Bedeutung des großen Gegenſtandes, um welchen es ſich in dieſen Blättern handelt, ſichert denſelben vielleicht ein Recht darauf, auch nachdem ihr weſentlicher Inhalt ſchon früher bekannt geworden, nicht ohne alle Theilnahme geleſen zu werden! Wie die Stätte, „die ein guter Menſch betrat“, eingeweiht für alle Zeiten iſt, ſo ſind auch die Menſchen und Verhältniſſe, mit denen ein großer Mann wie York an den Wendepunkten ſeines Lebens zu thun hatte, ihrer niederen Sphäre entrückt!

Verzeichniß der beigelegten Aktenſtücke.

(Die mit * bezeichneten Briefe ſind von Droyſen bereits in deutſcher Ueberſetzung mitgetheilt worden; die mit † bezeichneten, haben dem genannten Schriftſteller außerdem vorgelegen, ſind von ihm kurz erwähnt, aber nicht reproducirt worden. Der Reſt war bis jetzt überhaupt unbekannt.)

---

*1) Paulucci an York 2./14. Nov. 1812.
2) Derſelbe an den Kaiſer Alexander 6./18. Nov.
*3) York an Paulucci 8./20. Oct.
4) Paulucci an den Kaiſer Alexander 10./22. Nov.
†5) Derſelbe an denſelben 14./26. Nov.
†6) Derſelbe an den General Grafen Wittgenſtein 16./28. Nov.
†7) Derſelbe an York 19. Nov./1. Dec.
†8) Derſelbe an den Kaiſer Alexander 20. Nov./2. Dec.
†9) York an Paulucci 5. Dec./23. Nov.
10) Paulucci an den Kaiſer Alexander 25. Nov./7. Dec.
†11) Derſelbe an York 25. Nov./7. Dec.
*12) York an Paulucci 26. Nov./8. Dec.
†13) Paulucci an York 29. Nov./11. Dec.
14) Derſelbe an den Kaiſer Alexander 30. Nov./12. Dec.
*15) York an Paulucci 4./16. Dec.
†16) Paulucci an den Kaiſer Alexander 4./16. Dec.
17) Derſelbe an denſelben 4./16. Dec.
†18) Kaiſer Alexander an Paulucci 6./18. Dec.
19) Paulucci an den Kaiſer Alexander 7./19. Dec.
†20) York an Paulucci 8./20. Dec.
21) Paulucci an den Kaiſer Alexander 9./21. Dec.
†22) Derſelbe an York 10./22. Dec.
23) Major Seydlitz an Paulucci 15./27. Dec.
†24) Paulucci an York 16./28. Dec.

25) Paulucci an den Kaiſer Alexander 16./28. Dec.
†26) Graf Dohna an Paulucci 16./28. Dec.
27) York an Paulucci 17./29. Dec.
28) Paulucci an den Kaiſer Alexander 18./30. Dec.
29) Paulucci an York 19./31. Dec.
30) York an Paulucci 20. Dec. 1812/1. Jan. 1813.
31) Paulucci an den Kaiſer Alexander 21. Dec. 1812/2. Jan. 1813.
32) Derſelbe an York 21. Dec./2. Jan.
33) Derſelbe an denſelben 22. Dec./3. Jan.
†34) Derſelbe an den Kaiſer Alexander 27. Dec./8. Jan.
35) Derſelbe an York 28. Dec./9. Jan.
36) Derſelbe an den Fürſten Kutuſow 30. Dec./11. Jan.
37) Derſelbe an den Grafen Wittgenſtein 3./15. Jan.

Abſchrift einer Abſchrift, die ich ſelbſt von der mir vom Marquis Paulucci dazu mitgetheilten Correſpondenz gemacht habe.

G. M.

Causae rerum.

Schriftwechſel, den Uebertritt des Generals York betreffend.

(Nachſtehende Briefe theilten mir Se. Erlaucht der Herr Marquis Paulucci mit, theils im Original, theils in Abſchriften von der eigenen Hand Sr. Erlaucht, mit der Erlaubniß, ſie für mich zu copiren. Vor meiner Abreiſe nach Deutſchland ließ ich die nachfolgende Abſchrift von meiner Abſchrift machen und nahm die letztere mit. G. Merkel.)

1. Lettre à Mr. le Lieutenant-Général d'Yorck, Commandant le Corps des troupes Prussiens en Courlande, écrite le 2./14. Nov. 1812 par le Gen. Marquis Paulucci.

L'honneur et la franchise caractérisent le soldat. Nous avons été élévés tous deux dans les camps. Le langage de la loyauté est donc le seul qui nous convient. Venons au fait! Votre Exc. sait mieux que personne, que la Prusse fait la guerre malgré elle et contre ses propres interêts. Vous savés qu'elle la fait en faveur de l'ennemi implacable de sa grandeur, pour son spoliateur; en un

---

1. Brief des Generals Marquis Paulucci an den General-Lieutenant von York, Befehlshaber des preußiſchen Armeecorps in Kurland vom 2./14. November 1812.

Ehre und Freimuth kennzeichnen den Soldaten. Wir ſind beide im Felde erzogen worden. Uns geziemt daher allein die Sprache der Redlichkeit. Alſo zur Sache! Ew. Exc. wiſſen beſſer als irgend Jemand, daß Preußen gegen ſeinen Willen und wider ſein eigenes Intereſſe Krieg führt. Sie wiſſen, daß es ihn führt zu Gunſten des unverſöhnlichen

mot, pour un autre Attila, qui comme lui le fléau du genre humain, en devastant successivement la Prusse et tous les Etats de l'Europe, a renouvellé de nos jours toutes les horreurs des Huns et des Vandales.

En parvenant à faire la loi en Russie, il auroit immanquablement appesanti le joug sur tous les peuples, qui ont combattu pour lui.

Heureusement, loin d'y réussir, cet homme si funeste à l'humanité, qui a couvert l'Europe de playes qui saigneront long-temps, touche au terme de sa fatale grandeur.

Les bulletins ci-joints, Vous apprendront l'état desesperé de ses affaires. Cette circonstance met la Prusse en état de devenir peut-être l'arbitre du sort de l'Europe, et Vous, d'être le liberateur de Votre patrie.

Deux partis se présentent à Vous, pour parvenir à ce but. Le prémier seroit en réunissant les troupes que commande Votre Excellence, avec celles sous mes ordres, après avoir fait arrêter Macdonald et les partisans de la faction Françoise, de marcher à délivrer

---

Feindes ſeiner Größe, für ſeinen Berauber; mit einem Wort, für einen zweiten Attilla, der gleich dem erſten als eine Geißel des Menſchengeſchlechts, Preußen und alle übrigen Staaten Europas verwüſtend, alle Schrecken der Hunnen und Vandalen in unſeren Tagen erneuert hat.

Käme er dazu, Rußland zu überwältigen, er würde unfehlbar allen Völkern, die für ihn gekämpft haben, ein noch ſchwereres Joch aufdrücken.

Hiervon aber noch weit entfernt, ſteht, zum Glück, dieſer der Menſchheit ſo verderbliche Mann, der Europa mit Wunden bedeckt hat, die noch lange bluten werden, an den Marken ſeiner verhängnißvollen Größe.

Die beiliegenden Bulletins werden Ihnen die verzweifelte Lage ſeiner Sache zeigen. Dieſer Umſtand ſetzt Preußen in den Stand vielleicht über das Schickſal Europas zu beſtimmen, giebt Ihnen die Möglichkeit, der Befreier Ihres Vaterlandes zu ſein.

Zwei Wege bieten ſich Ihnen dar, um zu dieſem Ziele zu gelangen. Der erſte wäre, die Truppen, welche Ew. Exc. befehligen mit den unter meinem Befehl ſtehenden zu vereinigen und, nachdem Macdonald und die Anhänger der franzöſiſchen Partei aufgehoben worden, zur Befreiung

Votre Roi. Dans ce cas je Vous seconderais avec tous les moyens qui sont à ma disposition. Le second seroit de vous prévaloir des échecs multipliés des Armées Françoises et de leur rétraite precipitée, pour déclarer que Vous voulés couvrir les frontières de Votre patrie, en retirant Vos troupes derrière la Memel, et de Vous réfuser a tout autre mouvement, qu'on ne manquera peut être d'exiger de Vos troupes de la part des François pour le salut de leurs armées, au detriment de celui de Votre propre Patrie.

Si Vous entrés dans ces vuës patriotiques, mais si Vous ne voulés agir que d'après la libre volonté du Roi Votre souverain, veuillés alors, Votre Excellence, faire parvenir cette lettre à Sa Majesté, pour qu'elle daigne décider du parti, qu'elle jugera dans Sa sagesse le plus convenable pour ses interêts.

Vous voyés par là, que je ne Vous propose rien qui puisse compromettre Votre honneur. Toute trahison repugne à mon ame; elle fletrit à la fois celui qui la propose, comme celui qui la commet. D'ailleurs, en possession de la plus belle reputation sous tous les rapports, rien ne peut autoriser à exiger de Votre Exc. des choses

---

Ihres Königs vorzurücken. In dieſem Fall würde ich Ihnen mit allen mir zu Gebote ſtehenden Mitteln beiſtehen. Der zweite würde darin beſtehen, daß Sie an den, von den franzöſiſchen Herren erlittenen zahlreichen Unglücksfällen und deren überſtürztem Rückzug zu der Erklärung Veranlaſſung nähmen, Sie wollten die Grenzen Ihres Vaterlandes decken — indem Sie Ihre Truppen hinter die Memel zurückzögen und jede andere Bewegung, die die Franzoſen zum Vortheil ihrer Armee und zum Unheil der Ihren verlangen würden — verweigerten.

Treten Sie dieſen patriotiſchen Abſichten bei, wollen Sie aber nicht ohne die freie Zuſtimmung des Königs, Ihres Monarchen, handeln, ſo könnten Ew. Excellenz dieſen Brief Sr. Majeſtät zukommen laſſen, damit Se. Majeſtät ſelbſt geruhen könne, ſich in ihrer Weisheit für denjenigen Weg zu entſcheiden, welche ihr ihren Intereſſen entſprechend erſcheinen wird.

Sie ſehen, daß ich Ihnen Nichts, was Ihre Ehre compromittiren könnte, vorſchlage. Jeder Verrath widerſtrebt meiner Seele, denn Verrath beſchimpft den, der ihn vorſchlägt, ebenſo wie den, der ihn begeht.

contraires à Votre devoir. Ce n'est qu'en ami ardent de l'humanité que je Vous communique mes vuës, et c'est au nom de Votre amour pour Votre Roi, pour la gloire et la liberté politique de Votre patrie, et enfin pour le bien-être de tout le genre humain, que je Vous conjure, de vouloir adherer à mes sollicitations.

Le rôle glorieux de l'immortel la Romana Vous est réservé. En le remplissant avec succès, la posterité reconnoissante Vous placera au rang des grands hommes, qui ont été les sauveurs de leur patrie.

Avec l'espoir de ne m'être pas trompé sur l'idée, que je me suis faite sur la noblesse de Vos sentimens et de votre attachement pour Votre Roi, je passe à l'honneur de me dire etc.

Paulucci.

(Anmerk. des Marquis.) La copie de cette lettre est envoye à S. M. l'Empereur avec le rapport du 2. Nov.

Da man weiß, daß Ew. Excellenz einen in jeder Beziehung außerordentlich guten Ruf genießen, ſo iſt man durch nichts dazu berechtigt, von Ihnen Dinge zu verlangen, die Ihrer Ehre zuwiderlaufen könnten. Nur als ein glühender Freund der Menſchheit theile ich Ihnen meine Anſichten mit; im Namen ihrer Liebe zu ihrem Könige, im Intereſſe des Ruhms und der politiſchen Freiheit Ihres Vaterlandes, zum Wohl des ganzen Menſchengeſchlechts beſchwöre ich Sie, meinen Anträgen beiſtimmen zu wollen.

Die ruhmreiche Rolle des unſterblichen La Romana iſt Ihnen vorbehalten. Führen Sie dieſelbe erfolgreich durch, ſo wird die dankbare Nachwelt Sie dem Range jener großen Männer zuzählen, welche die Retter ihres Vaterlandes waren.

In der Hoffnung mich nicht in der Meinung getäuſcht zu haben, welche ich mir über den Adel ihrer Geſinnung und Ihrer Hingebung an Ihren König gebildet habe, habe ich die Ehre u. ſ. w.

Paulucci.

Anm. von der Hand des Marquis. Eine Abſchrift dieſes Briefs wurde dem Rapport vom 2. Nov. an Se. Majeſtät den Kaiſer, beigelegt.

2. Aus einem Bericht des Marquis Paulucci am 6. Nov. 1812.

A Sa Majesté Impériale.

J'ai eu l'honneur de rendre compte à V. M. en date du 2. Novembre, que j'avois adressé une lettre au Général Yorck.

Actuellement je me fais un devoir de Vous soumettre, Sire, que ce Général avoit fait dire par un de ses aides-de-Camp à l'officier envoyé de ma part, qu'il ne permettroit pas aux parlementaires de lui parler de bouche, puisque cette demarche pourroit exciter de la mefiance auprès du Général Macdonald, qui a toujours son quartier-général à Stalgen, et dont les interêts différent de ceux de la Prusse.

Cet aide-de-Camp avoit été en même temps chargé de me faire prier de lui envoyer toutes les nouvelles des opérations de nos armées, car il voulait les envoyer au Roi de Prusse, dont il connoit la façon de penser.

Le Général Yorck témoigna en même temps le désir, que les paquets qui contiendront ces nouvelles intéressantes, fussent adres-

---

2. Aus einem Bericht des Marquis Paulucci an den Kaiſer Alexander vom 6. November 1812.

Unter dem 2. Nov. habe ich die Ehre gehabt Ew. Majeſtät über einen Brief Rechenſchaft abzulegen, den ich an den General York gerichtet hatte.

Gegenwärtig bin ich verpflichtet, Ihnen Sire zu unterbreiten, daß General York dem von mir abgeſandten Officier durch einen ſeiner Adjutanten hat ſagen laſſen, daß er keinen Parlamentair zu einer mündlichen Unterredung bei ſich vorzulaſſen geſtatten werde, da ein ſolcher Schritt bei dem immer noch in ſeinem Hauptquartier Stalgen reſidirenden General Macdonald, deſſen Intereſſen von denen Preußens verſchieden ſeien — Mißtrauen erregen könne.

Derſelbe Adjutant war (sc. von dem General) beauftragt, mich bitten zu laſſen, ihm alle Nachrichten über die Operationen unſerer Armee zukommen zu laſſen, da er ſie dem Könige von Preußen, deſſen Denkungsart er kenne, zukommen laſſen wolle.

General York hat zugleich den Wunſch ausgeſprochen, daß die, dieſe intereſſanten Berichte enthaltenden Packete, um jede Unannehmlichkeit zu ses à un officier qu'il me fit designer, afin d'éviter chaque désagrement.

3. Antwort des General York auf das Schreiben Paulucci's Nr. 1.

Monsieur le Général!

La franchise avec la quelle Votre Excellence a la bonté de me faire connaitre ses vuës politiques sur la situation actuelle des affaires générales, m'est une marque très flatteuse de la confiance qu'Elle mette dans la loyauté de mon caractère. Je prie Votre Exc. de se convaincre que je ne connois et que je ne connaitrai jamais d'autres interêts que ce lui de mon Roi et de ma patrie; mais permettés moi de Vous observer: que l'homme mûri par l'expérience ne doit jamais hazarder cet intérêt sacré par une action emancipée ou prématurée.

L'exemple de Romana ne sied pas à moi. Romana savoit positivement ce que sa patrie avoit à attendre de l'allié, auquel il s'unissoit; — la chose étoit prononcée et decidée. Mais son entre-

---

vermeiden, an einen Officier adreſſirt werden ſollten, den er mir namhaft machen werde.

3. Antwort des General York auf das Schreiben Paulucci's Nr. 1.

Herr General! Der Freimuth, mit welchem Ew. Excellenz die Güte gehabt haben mir Ihre politiſchen Anſichten über die gegenwärtige Lage der öffentlichen Angelegenheiten mitzutheilen, iſt mir ein ſehr ſchmeichelhaftes Zeichen des Vertrauens geweſen, welches Ew. Excellenz zu der Loyalität meines Charakters haben. Ich erſuche Ew. Excellenz davon überzeugt zu ſein, daß ich keine anderen Intereſſen kenne oder jemals kennen werde, als die meines Königs und meines Vaterlandes. Erlauben Sie mir aber, Ihnen die Bemerkung zu machen, daß der durch Erfahrung gereifte Mann dieſes geheiligte Intereſſe niemals durch eine eigenmächtige oder verfrühte Handlung aufs Spiel ſetzen darf.

Das Beiſpiel Romana's iſt auf mich nicht anwendbar. Romana wußte mit Gewißheit, was ſein Vaterland von dem Alliirten, dem er ſich anſchloß, zu erwarten habe — die Sache war ausgeſprochen und entſchieden. Sein Unternehmen wird aber für immer das muſtergiltige Vorbild prise sera à jamais la modèle parfait de la loyauté, du secret et de la prévoyence des deux cotés.

Agrées, Monsieur le Général, l'assurance sincère de la haute consideration avec laquelle j'ai l'honneur d'être Monsieur le Général

de Votre Excellence le très-humble et

très-obeissant serviteur

Mitau ce 20/8. me Nobre 1812. d'York.

4. A Sa Majesté Impériale.

(Vom Marquis vom 10./22. Nov.)

Comme Votre Majesté Impériale par Son rescrit en date du 2. Nov. daigne consentir à m'envoyer ici quelque individu Prussien, dont les opinions anti-françois l'ayent fait abandonner sa patrie, je prie par conséquence V. M. de me l'envoyer le plutôt que possibles afin que je puisse tâcher d'en tirer parti.

Le comte Witgenstein a envoyé ici le Général-Major Prince Repnin avec une lettre pour le Général Yorck; dont le départ pour Berlin ne paroit pas se verifier; je tâcherai de mon mieux de contribuer à la réussite de la negociation.

---

der Loyalität, der Verſchwiegenheit und der Vorſicht auf beiden Seiten, ſein.

Genehmigen Sie, Herr General, die aufrichtige Verſicherung der hohen Achtung, mit welcher ich die Ehre habe zu ſein, Herr General,

Ew. Excellenz ergebener und gehorſamer Diener

Mitau, 20./8. Nov. 1812. v. York.

4. Schreiben des Marquis Paulucci an den Kaiſer Alexander, 10./22. Nov.

Da Ew. Kaiſ. Majeſtät durch Ihr Reſcript vom 2. Nov. Ihre Zuſtimmung dazu gegeben, einen preußiſchen Unterthanen zu mir zu ſenden, der durch ſeine anti-franzöſiſche Geſinnung dazu geführt worden iſt, ſein Vaterland zu verlaſſen, ſo erſuche ich Ew. Majeſtät, denſelben ſobald als möglich herzuſenden, damit ich den Verſuch machen kann, denſelben zu verwenden.

Graf Wittgenſtein hat den General-Major Fürſt Repnin mit einem Brief für den General York hergeſandt, deſſen Abreiſe nach Berlin ſich übrigens nicht zu bewahrheiten ſcheint. Ich werde meinerſeits das Mögliche zu einem Erfolge der Unterhandlung beitragen.

J'ai l'honneur de soumettre à V. M. un tableau des troupes sous les ordres du Maréchal Macdonald, que je me suis procuré et qui paroit très exact d'après tous les renseignemens que j'ai pû tirer par les prisonniers et les deserteurs etc.

(18986 Preußen, 2800 Bayern, 2800 Weſtphälinger, 8400 Polen und 16 Kanonen.)

5. A Sa Majesté Impériale.

(Vom Marquis Paulucci, vom 14./26. Nov.)

Le Lieutenant-Général Yorck, que l'on croyoit parti avec le Général-Mayor Kleist pour Berlin, n'a été qu'à Schawel, où sont arrivés des renforts pour les troupes Prussiennes.

Le Prince Repnin, arrivé ici avec une lettre du Comte Witgenstein, qui m'annonçoit que V. M. l'avoit chargé de traiter avec les Prussiens, m'a sollicité de lui permettre d'écrire au Général Yorck. J'ai tâché de persuader le Prince, qu'avant d'écrire, il falloit attendre que le Général Yorck repondit à ma lettre, dont j'ai rendu compte à Votre Majesté en date du 2. Nov., mais n'y étant parvenu, je dûs

---

Ich habe die Ehre Ew. Majeſtät ein Verzeichniß der Truppen zu unterbreiten, welche unter dem Befehl des Marſchall Macdonald ſtehen; dieſes Verzeichniß ſcheint nach den Angaben, welche ich von Gefangenen, Deſerteuren u. ſ. w. habe erhalten können, durchaus zuverläſſig zu ſein. (Daſſelbe umfaßte 18986 Preußen, 2800 Bayern, 2800 Weſtphalen und 8400 Polen, dazu 16 Kanonen.)

5. Schreiben des Marquis Paulucci an den Kaiſer Alexander, 14./26. Nov.

Der Generallieutenant York, den man mit dem Generalmajor Kleiſt nach Berlin gereiſt glaubte, iſt nur in Schaulen geweſen, woſelbſt preußiſche Verſtärkungen eingetroffen ſind.

Fürſt Repnin, der hieſelbſt mit einem Briefe des Grafen Wittgenſtein eingetroffen iſt, welcher mir die Mittheilung brachte, Ew. Maj. hätte ihn damit beauftragt, mit den Preußen zu unterhandeln, hat mich um die Genehmigung dazu erſucht, dem General York ſchreiben zu dürfen. Ich habe verſucht, den Fürſten davon zu überzeugen, daß er, bevor er ſchriebe, die Antwort des Generals York auf meinen Brief (über welchen ich Ew. Maj. unter dem 2. Nov. berichtet habe) abwarten müſſe, ſeinem Verlangen aber lui accorder sa démande, pour ne pas encourir une protestation, dont il m'a ménacé, pour désobéissance aux ordres de Votre Majesté. La lettre du Prince Repnin était à peine partie que j'ai reçu les deux lettres ci-jointes, dont l'une officielle et l'autre (ſ. unter 3) particulière, écrite tout au long de la propre main du Général Yorck. Le retard mis par ce Général à me répondre, me donne lieu de croire, qu'il en à rendu compte au Roi, et que Sa Majesté l'autorise à entrer en rélation avec moi, mais qu'il desire d'après ce qu'il dit dans cette lettre, „savoir positivement ce que sa patrie doit attendre „de l'Allié auquel elle s'uniroit, et il veut que la chose soit prononcée et decidée".

Cette lettre montre assés clairement à quel point favorable j'avois conduit l'affaire, mais le malheureux contre-temps de la lettre du Prince Repnin peut la gâter; car cela est contraire à ce que le Général Yorck dit dans sa lettre, du sécret et de la prévoyence.

Je ne puis mes dispenser, Sire, de soumettre à V. M. la neces-

---

nachgeben müſſen, um mir nicht einen Proteſt wegen Ungehorſams gegen die Befehle Ew. Maj. (mit welchem der Fürſt drohte) zuzuziehen. — Kaum war der Brief des Fürſten Repnin abgegangen, als ich die beiden beiliegenden Briefe (vrgl. Nr. 3.), einen officiellen und einen privaten erhielt; den letzteren hatte General York von Anfang bis zu Ende eigenhändig geſchrieben. Der Aufſchub, den dieſer General gemacht hat, ehe er mir antwortete, läßt mich glauben, er habe dem Könige über das Geſchehene berichtet und ſei von Sr. Maj. dazu ermächtigt worden, mit mir in Unterhandlung zu treten, habe aber (wie es in dem Brief an mich heißt) poſitiv zu erfahren gewünſcht, „was ſein Vaterland von dem Alliirten, dem es ſich verbindet, zu erwarten habe" und gewollt, „daß die Sache ausgeſprochen und entſchieden ſei."

Es zeigt dieſer Brief ziemlich deutlich, wie günſtig der Punkt iſt, bis zu welchem ich die Sache geführt habe, aber die unglückliche Dazwiſchenkunft des Briefes von dem Fürſten Repnin kann dieſelbe verderben, denn dieſer Brief läuft Dem zuwider, was General York in ſeinem Brief von Geheimniß und Vorſicht ſagt.

Ich kann nicht umhin, Sire, Ew. Maj. die abſolute Nothwendigkeit vorzuſtellen, daß dergleichen Angelegenheiten mit ſehr viel mehr Einheitsité absolu, que de telles affaires soient conduites avec beaucamp plus d'unité; sans cela on n'inspire que de la méfiance, et l'on intimide ceux qui seroient portés pour nous.

Si V. M. juge le Comte Witgenstein plus propre que moi pour une telle affaire, daignés l'en charger ainsi que j'en sois absolument pour rien, et que même ne rien ne se fasse dans la distance, qui m'est confiée.

Si V. M. décide, que ce soit moi, qui doit la conduire, il est aussi très naturel, que personne d'autre n'en soit mêlé.

Je suis d'opinion (et V. M. peut bien être persuadée, qu'elle n'est jamais dictée que par une intime conviction de ma conscience) que V. M. m'envoye d'abord 1. une instruction rélativement à ma conduite pour tous les cas qui peuvent se présenter. 2. une espèce de plein-pouvoir, pour traiter avec le Général Yorck, ou tout autre individu, que le Roi pourroit charger; et 3. une lettre pour le Roi, soit de V. M. même, ou bien, pour ne pas Vous compromettre, Sire, de la part de quelque individu, auquel le Roi aye ample confiance,

---

lichkeit geführt werden müſſen; ohne dieſe ſtößt man nur Mißtrauen ein und ſchüchtert man diejenigen ein, die uns geneigt ſein könnten. Halten Ew. Majeſtät den Grafen Wittgenſtein für zu dieſer Angelegenheit geeigneter als mich, ſo geruhen Sie, ihm dieſelbe der Art zu übertragen, daß ich ganz von ihr ausgeſchloſſen bin und daß ſogar nichts Bezügliches in dem mir anvertrauten Gebiet geſchieht.

Entſcheiden Ew. Majeſtät, daß ich dieſe Angelegenheiten zu führen habe, ſo iſt es ſehr natürlich, daß niemand Anderes ſich einzumiſchen hat.

Meiner Anſicht nach (und Ew. Majeſtät können überzeugt ſein, daß dieſelbe immer nur durch die ſtrenge Ueberzeugung meines Gewiſſens geleitet wird,) hätten Ew. Maj. mir zu ſchicken: 1. Eine Inſtruction über die von mir in allen möglichen Eventualitäten zu beobachtende Haltung. 2. Eine Art von General-Vollmacht, um mit dem General York oder jedem Anderen von dem Könige etwa dazu Bevollmächtigten zu unterhandeln. 3. Einen Brief für den König (sc. von Preußen), entweder von Ew. Maj. ſelbſt, oder um Sie nicht zu compromittiren, Sire, von irgend Jemand, zu dem der König vollſtändiges Vertrauen hat — um den König davon afin de la prevenir que je suis chargé d'entrer en negociation avec lui.

J'attends avec impatience Votre résolution, Sire, afin de pouvoir régler ma conduite en consequence etc.

6 A Monsieur le Général de la Cavallerie, Comte Witgenstein.

Le Général-Major Prince Repnin rendra compte à Votre Excellence, qu'après deux jours de mûre refléxion, j'ai cru devoir lui conseiller de ne pas ecrire à Mr. Yorck, vû que ce Général n'avoit pas encore repondu à une lettre, que je lui avois deja écrite en date du 2. de ce mois sur le même objet.

Le Prince Repnin ne croyant pas devoir suivre mon opinion, je n'ai pû me refuser de lui fournir le moyen de faire parvenir sa lettre, d'autant plus que V. Exc. m'a fait l'honneur de me prévenir, que c'était d'après les ordres de l'Empereur.

A peine la lettre du Prince Repnin étoit partie, que j'ai reçu du Général Yorck une reponse à ma lettre, qui paroit faire voir,

---

zu benachrichtigen, daß ich bevollmächtigt ſei, mit ihm in Unterhandlung zu treten.

Mit Ungeduld, Sire, erwarte ich Ihre Entſcheidung, um mein Verfahren nach dieſer zu beſtimmen u. ſ. w.

6. Schreiben des Marquis Paulucci an den General der Cavallerie Grafen Wittgenſtein, 16./28. Nov.

Der Generalmajor Fürſt Repnin wird Ew. Exc. darüber berichten, daß ich ihm nach zwei Tagen reiflicher Ueberlegung rathen zu müſſen geglaubt habe, Herrn v. York nicht zu ſchreiben, da dieſer General auf einen Brief, den ich ihm am 2. Nov. über denſelben Gegenſtand geſchrieben, noch nicht geantwortet hatte.

Da Fürſt Repnin nicht glaubte, meiner Anſicht folgen zu dürfen, ſo habe ich ihm die Mittel zur Ueberſendung ſeines Briefs um ſo weniger verweigern können, als Ew. Exc. mir die Ehre erwieſen hatten, mich davon zu benachrichtigen, daß es auf Befehl des Kaiſers geſchehe.

Kaum war das Schreiben des Fürſten Repnin abgegangen, ſo erhielt ich vom General York eine Antwort auf meinen Brief, welcher durchqu'il ne se refuse pas entierement d'entrer en quelques relations avec moi, et comme à la lettre du Prince Repnin il n'a pas encore répondu, il est à supposer, qu'il est faché, que plusieurs individus soient du sécret.

J'en ai fait rapport à sa Majesté, afin qu' Elle daigne charger exclusivement Vous ou moi de cette négociation. Je suis cependant persuadé, que si Votre position actuelle, mon Général, pouvoit vous mettre en relation direct avec les Prussiens, Vous seriez plus à même que moi, de réussir, puisque Vous avés été jadis dans de tels rapports avec eux, mais comme, V. E., Vous avez reçu une direction, qui Vous èloigne d'avantage de ces troupes, par consequence il me paroit difficile, que Vous puissies suivre la marche d'une telle affaire (vom 16./28. Nov., vom Marquis.)

7. A Monsieur le Général Yorck.

(Vom Marquis, vom 19. Nov./1. Dec.)

Le lettre dont V. E. m'a honoré en date du 8./20. Novembre, me confirme pleinement dans l'opinion que j'avois conçue d'avance de Votre loyauté, ainsi que de Votre patriotisme.

ſehen zu laſſen ſcheint, daß er nicht ganz abgeneigt ſei, mit mir in Unterhandlung zu treten, und da er den Brief des Fürſten Repnin noch nicht beantwortet hat, ſo iſt anzunehmen, daß der General darüber ungehalten iſt, daß mehrere Perſonen das Geheimniß theilen.

Ich habe Sr. Maj. darüber berichtet, damit Se. Maj. geruhe, entweder Sie oder mich ausſchließlich mit dieſer Verhandlung zu betrauen. Ich bin übrigens davon überzeugt, daß, wenn Ihre gegenwärtige Poſition, Herr General, Sie in directe Beziehung zu den Preußen ſetzte, Sie beſſer wie ich zum Ziele kämen, da Sie aber eine Direction verfolgen, die Sie mehr und mehr von dieſen Truppen entfernt, ſo dürfte es, wie mir ſcheint, ſchwierig ſein, daß Sie den Gang einer ſolchen Angelegenheit verfolgen.

7. Brief des Marquis Paulucci an den General York, 19. Nov./1. Dec.

Der Brief, mit welchem Ew. Exc. mich unter dem 8./20. Nov. beehrt haben, befeſtigt mich durchaus in meiner im Voraus gefaßten Meinung über ihre Loyalität, wie über ihren Patriotismus.

Rien de plus juste que l'observation, que Vous faites, Mr. le Général, que l'homme mûri par l'expérience ne doit jamais hasardes l'interêt sacré de son Roi et de sa patrie, par une action emancipée et prematurée. Cependant ce moment de prendre un parti conforme aux interêts de Votre Roi et de la Prusse est arrivé, ou bien il ne doit jamais avoir lieu.

Les bulletins ci-joints, dont je garantis sur mon honneur l'authenticité du contenu, suffiront, je l'éspère, pour faire connoître à Votre Exc. d'une manière indubitable, que l'état dans lequel se trouve l'Attila moderne est désésperé, si la Prusse veut s'emparer du rôle qui lui convient, et venger les injures souffertes.

Le seul et unique objet que sa Majesté l'Empereur de Russie a en vuë, est celui d'assurer la liberté politique des Nations Européennes et principalement de celles qui sont en rapport de frontières avec ses états.

Ce principe, dicté à l'Empereur par son propre interêt, est par

---

Es kann nichts richtiger ſein, Herr General, als die von Ihnen gemachte Bemerkung, ein durch die Erfahrung gereifter Mann dürfe das geheiligte Intereſſe ſeines Königs und ſeines Vaterlandes niemals durch eine gewagte und verfrühte Handlung aufs Spiel ſetzen. Indeſſen iſt dieſer geeignete Augenblick, um einen den Intereſſen Ihres Königs und Ihres Vaterlandes entſprechenden Entſchluß zu faſſen, bereits gekommen — oder er wird niemals kommen.

Die beiliegenden Bulletins — und für die Aechtheit des Inhalts derſelben verbürge ich mich mit meiner Ehre — werden, wie ich hoffe, dazu hinreichen, Ew. Exc. in zweifelloſer Weiſe davon zu überzeugen, daß die Lage, in welcher der moderne Attilla ſich befindet, ſobald Preußen die ihm zukommende Rolle ergreift und die erlittenen Beleidigungen rächt — eine wahrhaft verzweifelte wird.

Das alleinige und einzige Ziel, welches Se. Maj. der Kaiſer von Rußland verfolgt, iſt dieſes, die politiſche Freiheit der europäiſchen Nationen und beſonders derjenigen, welche an den Grenzen ſeiner Staaten liegen — zu ſichern.

Dieſes, dem Kaiſer durch ſeinen eigenen Vortheil dictirte Princip iſt an und für ſich ein ſehr ſicherer Bürge für Preußen. Im Uebrigen lui même un bien sûr garant pour la Prusse. D'ailleurs les sentiment personnels d'amitié, que mon Auguste Maître professe envers Sa Majesté le Roi de Prusse, et ses principes de loyauté connus de tout le monde, suffisent pour ôter toute sorte de crainte sur l'employ de cette prépondérance que la Russie est au moment de prendre, ni sur sa constance à soutenir son allié en cas de revers, cependant non supponible.

Comme les nations fondent leur sûreté sur la foi de traités, j'offre à V. E. d'en établir un, qui, fondé sur les interêts réciproques de nos Souverains, obtiendra d'abord la sanction de mon Auguste Maitre, auquel je rends compte personellement eui seul, de tels objets qui, comme V. E. l'a bien rémarqué dans sa lettre, doivent être conduits avec loyauté, sécret et prévoyance.

J'ai reçu la lettre adressée au Général Major Prince Repnin, que je ne lui ai pas fait passer, sa mission devenant nulle par la plénitude de pouvoir que Sa Majesté Impériale a daigné me conférer.

reichen die Gefühle perſönlicher Freundſchaft, welche mein Erlauchter Monarch für Se. Maj. den König von Preußen begt, ſo wie die weltbekannte Loyalität ſeiner Principien hin, um jede Furcht vor dem etwaigen Gebrauch des Uebergewichts, das Rußland zu gewinnen im Begriff iſt, ebenſo hinwegzuräumen, wie den etwaigen Zweifel an der Beſtändigkeit Rußlands, ſeinen Alliirten für den etwaigen — übrigens gar nicht anzunehmenden Fall des Mißlingens zu unterſtützen.

Da die Völker ihre Sicherheit auf die Heiligkeit der Verträge begründen, ſo ſchlage ich Ew. Excellenz vor, einen auf die beiderſeitigen Intereſſen unſerer Herrſcher gegründeten Vertrag abzuſchließen, welcher ſofort die Sanktion meines erhabenen Monarchen erhalten wird, dem allein und perſönlich ich in ſolchen Angelegenheiten, die, wie Ew. Excellenz in Ihrem Briefe richtig bemerken, mit Loyalität, Verſchwiegenheit und Vorſicht geführt werden müſſen — Rechenſchaft ablege.

Den an Generalmajor Fürſten Repnin gerichteten Brief habe ich erhalten aber nicht abgeben laſſen, da die Miſſion des Fürſten, durch die Unbeſchränktheit der Vollmacht, welche S. K. M. mir anzuvertrauen geruht hat, null und nichtig geworden iſt.

Monsieur le Général, le temps presse; chaque moment est précieux: ainsi daigné donc prendre les mesures que Vous jugerés conformes à Vos devoirs, afin d'établir une convention qui fixe d'une maniére positive les rapports, dans lesquels nos deux cours doivent entrer.

Nous sommes tous deux soldats et par conséquence loin de nous toute finesse de la diplomatie, et notre mot de guerre soit comme Vous l'avés dit, — loyauté et sécret.

Comme V. E. aime mieux écrire en Allemand, je Vous prie de le faire toujours. Car je possède assez cette langue pour tout comprendre, ainsi que la parler; mais comme Vous comprenés très bien le françois, permettés moi aussi de Vous écrire en cette langue; de cette maniére notre correspondence pourra se faire sans intermediaires. — J'attends avec impatience Votre reponse; et en attendant daignés agréer l'assurance etc.

Die Zeit drängt, Herr General, und jeder Augenblick iſt koſtbar; haben Sie darum die Güte, diejenigen Maßregeln, welche Sie für Ihrer Pflicht entſprechend halten, zu ergreifen, um eine Convention abzuſchließen, welche die Beziehungen, in welche unſere beiden Höfe treten ſollen, in poſitiver Weiſe feſtſtellt.

Wir ſind beide Soldaten und darum liegen uns alle Feinheiten der Diplomatie weit ab, unſer Kriegsruf ſei — wie Sie geſagt haben, — Loyalität und Verſchwiegenheit.

Da Ew. Excellenz es vorziehen, Deutſch zu ſchreiben, ſo erſuche ich Sie, ſolches ſtets zu thun. Ich beherrſche dieſe Sprache genugſam, um Alles zu verſtehen und um mich in ihr mündlich ausdrücken zu können; da Sie die franzöſiſche Sprache aber ſehr gut verſtehen, ſo erlauben Sie mir wieder Ihnen franzöſiſch zu ſchreiben. Auf dieſe Weiſe wird unſer Briefwechſel ohne Mittelsmann geführt werden können. Ich erwarte Ihre Antwort mit Ungeduld. Genehmigen Sie unterdeſſen die Verſicherung u. ſ. w.

8. A Sa Majesté Impériale.

(Vom Marquis, vom 20. Nov./2. Dec. 1812.)

Le lendemain que le Général-Major Prince Repnin est parti pour réjoindre le Comte Witgenstein, j'ai reçu par un parlémentaire la lettre ci-jointe, que j'ai ouverte d'aprés ce qui a été convenue avec le Prince, et d'abord j'ai adressée au Général Yorck celle, que j'ai l'honneur de soumettre ici à la connoissance de Votre Majesté Impériale.

J'ai cru devoir presser la chose, car le moment est urgent, et si Monsieur Yorck vouloit au moins se décider à se rétirer sur la frontiére de la Prusse, je serois alors à même d'agir sur celle de la Litthuanie, afin de me mettre en rélation avec l'Admiral Tchitschagoff.

Je saisis cette occasion pour renouveller à V. M. J. ma trés-humble prière, pour une résolution à mon raport du 14 Novembre, rélativement aux affaires avec la Prusse.

(Das Uebrige des Schreibens beſchäftigt ſich mit andern Gegenſtänden.)

---

8. Marquis Paulucci an den Kaiſer Alexander, 20. Nov./2. Dec. 1812.

Tags, nachdem der Generalmajor Fürſt Repnin abgereiſt war, um zum Grafen Wittgenſtein zurückzukehren, erhielt ich den beiliegenden Brief durch einen Parlamentair. Einem mit dem Fürſten getroffenen Uebereinkommen gemäß, öffnete ich den Brief und richtete gleich darauf an den General York das Schreiben, welches ich beiliegend Ew. Majeſtät zu unterbreiten die Ehre habe.

Ich habe die Angelegenheit beeilen zu müſſen geglaubt, da der Augenblick drängt; entſchließt Herr von York ſich wenigſtens dazu, ſich an die preußiſche Grenze zurückzuziehen, ſo werde ich im Stande ſein, gegen die lithauiſche Grenze zu operiren, um mich mit dem Admiral Tſchitſchagow in Beziehung zu ſetzen.

Ich ergreife dieſe Gelegenheit, um Ew. K. M. gegenüber meine allerunterthänigſte Bitte um Entſcheidung bezüglich meines Berichts vom 14. Nov. in Sachen der preußiſchen Angelegenheiten — zu erneuern. —

(u. ſ. w.)

9. General York an den Marquis Paulucci.

Mein Herr General!

Ew. Excellenz ſehr verehrliches Schreiben vom 19. Nov./1. Dec. hab' ich die Ehre gehabt zu erhalten. Der Inhalt dieſes Schreibens iſt indeß ſo wichtig, daß es erſt einer genáuen Prüfung und Berathung bedarf, ehe ich darauf antworten kann. Ich muß daher um eine kleine Friſt bitten. Genehmigen Ew. Excellenz aber bei dieſer Gelegenheit die erneute Verſicherung von der ausgezeichneteſten Hochachtung u. ſ. w.

Mitau, den 5. Dec./23. Nov. 1812. v. York.

10. A Sa Majesté Impériale.

(Vom Marquis, vom 25. Nov./7. Dec. 1812.)

Par mon très-humble rapport en date du 20. de ce mois, j'ai eu l'honneur de soumettre à la connoissance de V. Majéste Imperial la lettre que j'avois écrite le jour précedent au Général Yorck. Aujourd'hui je m'empresse de Vous présenter, Sire, sa reponse, qui d'aprés ma maniére de voir est une preuve, que ma lettre a été expediée au Roi, duquel il attend les ordres, avant de me faire une reponse cathegorique.

Comme V. M. jusqu'à Présent n'a jugé à propos de rien décider sur cette négociation, j'aurois dû ne pas la continuer, mais persuadé si elle doit être continuée diplomatiquement, elle ne réussira pas, ou

---

9. (Siehe oben.)

10. Marquis Paulucci an den Kaiſer Alexander, 25. Nov./7. Dec. 1812.

Ich habe die Ehre gehabt, Ew. Majeſtät durch meinen allerunterthänigſten Bericht vom 20. d. M. von meinem Tags zuvor an den General York geſchriebenen Brief in Kenntniß zu ſetzen. Heute, Sire, beeile ich mich, Ihnen York's Brief zu unterbreiten; wie mir ſcheint, legt derſelbe einen Beweis dafür ab, daß mein Brief an den König geſandt worden iſt und daß der General, ehe er mir eine kategoriſche Antwort giebt, die Befehle deſſelben erwartet.

Da Ew. Majeſtät es bis jetzt nicht für geeignet gehalten haben, irgend etwas bezüglich dieſer Unterhandlungen zu entſcheiden, ſo hätte ich dieſelben eigentlich nicht fortſetzen ſollen. In der Ueberzeugung aber, daß dieſe Angelegenheit, wenn ſie durch Diplomaten geführt wird, gar nicht

elle sera conduite trop tard à son terme, j'ai crû devoir prendre sur moi de presser la chose, en m'exposant trés volontiers au risque d'être sacrifié comme ayant agi sans autorisation, si je parviendrois à conclure un traité qui ne convient à Votre Majesté.

Quelque puisse être le resultat de cette affaire, j'aurai toujours pour moi même la satisfaction, d'avoir agi d'après mon intime conviction, laquelle n'admet point les petites considérations du courtisan.

Mes éspions assurent, qu'il existe déja parmi le Maréchal Macdonald et le Général Yorck la plus grande mésintelligence. L'on prétend même que celui-ci se soit opposé à des mouvemens que le Maréchal vouloit faire.

Comme d'ailleurs les bulletins de nos victoires, que je fais imprimer ici et répandre en Courlande, paroissent avoir produit de l'effet parmi les Prussiens, comme le prouve le rapport ci-joint du Général-Major Weljaminow, j'ai crû devoir faire répandre sans perte de tems l'appel ci-joint, le quel malgré qu'il ne soit pas dans

---

oder doch zu ſpät zum Ziel gelangen wird, habe ich eine Beſchleunigung derſelben über mich nehmen zu müſſen geglaubt und mich dabei bereitwillig der Gefahr ausgeſetzt, für den Fall, daß ich einen Ew. Maj. nicht wohlgefälligen Vertrag abſchließen ſollte — als Unterhändler ohne Vollmacht geopfert zu werden.

Mag der Erfolg dieſer Angelegenheit beſchaffen ſein, wie er wolle, — für mich werde ich immer die Befriedigung haben, nach meiner beſten Ueberzeugung — nach einer Ueberzeugung gehandelt zu haben, welche den kleinlichen Erwägungen des Hofmannes unzugänglich war.

Meine Spione berichten mir, daß zwiſchen dem Marſchall Macdonald und dem General York das übelſte Verhältniß beſteht; man behauptet ſogar, Letzterer habe ſich Bewegungen, welche der Marſchall beabſichtigt, widerſetzt.

Da indeſſen die Bulletins über unſere Siege, welche ich habe drucken und in Kurland verbreiten laſſen, unter den Preußen Eindruck gemacht zu haben ſcheinen (wie ſolches der beiliegende Bericht des Generalmajor Weljaminow bezeugt), ſo habe ich es für nothwendig gehalten, den beiliegenden Aufruf ohne Zeitverluſt verbreiten zu laſſen. Dieſer Aufruf wird, wenn er gleich nicht in einem deutſchen Styl abgefaßt iſt, da ich un style allemand, que je ne posséde pas, remplira, je crois, cependant le but auquel je l'ai destiné.

11. A Mr. le Lieutenant-Général Yorck.

(Vom Marquis, vom 25. Nov./7. Dec. 1812.)

J'ai reçu la lettre que Votre Exc. m'a fait l'honneur de m'écrire en date du 23. Nov./5. Dec. Vous avés certainement raison, Mr. le Général, de trouver le contenu de ma lettre de la plus haute importance; mais j'avoue avec la franchise d'un soldat, que le tems que Vous voulés avoir pour méditez sur mes propositions, seroit bien mieux employé à agir. Le moment actuel ne reviendra jamais, malheur à ceux qui ne sauront pas en tirer parti.

D'aprés ma manière de voir, l'on ne doit point être embarassé à décider, si la Prusse doit ou non faire encore cause commune avec la France; mais la question peut seulement verser sur les mesures à prendre pour effectuer le changement de système de manière d'en assurer le succès.

Pour parvenir à effectuer avec toute la prévoyence necessaire

---

einen ſolchen nicht beherrſche, — doch, wie ich hoffe, das von mir beſtimmte Ziel erreichen.

11. Marquis Paulucci an den Generallieutenant York, 25. Nov./7. Dec.

Das Schreiben, mit welchem Ew. Excellenz mich unter dem 23. November/5. December beehrt haben, habe ich erhalten. Sie haben gewiß Recht, Herr General, wenn Sie dem Inhalt meines Briefes die höchſte Wichtigkeit beimeſſen; mit der Offenheit eines Soldaten geſtehe ich Ihnen aber, daß die Zeit, welche Sie zu Erwägungen über meine Vorſchläge wünſchen, beſſer zum Handeln angewandt würde. Der gegenwärtige Augenblick wird niemals wiederkehren und wehe Denen, die ihn nicht richtig zu benutzen wiſſen.

Meiner Anſicht nach bietet die Entſcheidung darüber, ob Preußen noch mit Frankreich gemeinſchaftliche Sache machen ſoll oder nicht, keine weiteren Schwierigkeiten; es handelt ſich, meiner Anſicht nach, nur noch um die Wahl der Mittel, welche geeignet ſind, den Syſtemwechſel in einer Weiſe zu bewerkſtelligen, welche einen Erfolg ſichert.

Soll dieſe Veränderung wirklich mit der nothwendigen Vorſicht ausun tel changement, il est de la plus haute importance, que je puisse avoir l'honneur d'entretenir personellement V. Exc. et pour cet éffet je Vous prie, mon Général, de vouloir me fixer un rendes-vous ou je me rendrai avec toute la confiance, que j'ai sur Votre probité.

Je crois, qu'une entrevuë suffirait d'applanir toutes les difficultés; si cependant Vous craignés de Vous compromettre envers le Maréchal, pour lors veuillés bien choisir un individu, au quel Vous ayés une parfaite confiance, et de mon côté j'offre à Votre Excellence, si vous l'approuvés, de destiner à cet objet le Comte Dohna, qui servoit jadis dans votre Etat-Major, et qui est ici sous le nom de Norderbourg, Major de la Legion Allemande et que Sa Majesté l'Empereur m'a envoyé, afin que si je le juge à propos, je puisse l'employer dans de telles affaires.

Si cependant Votre Exc. ne désire pas, que le Comte Dohna soit du sécret, lequel jusqu'à présènt l'ignore absolument, pour lors je pourrai destiner le Lieutenant-Général Loewis.

Cependant je ne puis que renouveller mes instances, pour que

---

geführt werden, ſo iſt es von der höchſten Wichtigkeit, daß mir die Ehre zu Theil werde, perſönlich mit Ew. Excellenz zu verhandeln. Zu dieſem Zweck erſuche ich Sie, Herr General, mir eine Zuſammenkunft anzuſetzen, zu welcher ich mich mit all' dem Vertrauen, welches ich auf Ihre Redlichkeit ſetze, einfinden werde.

Eine perſönliche Zuſammenkunft würde, wie ich glaube, leicht alle Schwierigkeiten ebenen; fürchten Sie indeſſen ſich vor dem Marſchall zu compromittiren, ſo haben Sie die Güte, Jemand zu wählen, zu dem Sie volles Vertrauen haben. Zu meinem Abgeſandten will ich, wenn Ew. Excellenz es billigen, den Grafen Dohna beſtimmen, der früher in Ihrem Generalſtab gedient hat und unter dem Namen v. Norderburg als Major der deutſchen Legion hier anweſend iſt und den S. M. zu mir geſandt hat, damit ich ihn, wenn es mir paſſend ſchiene, zu dergleichen Geſchäften verwenden könne.

Wünſchen Ew. Excellenz indeſſen nicht, daß der Graf Dohna, der bis jetzt Nichts weiß, das Geheimniß theile, ſo würde ich den Generallieutenant Loewis zu dieſem Zweck beſtimmen.

Indeſſen kann ich nicht umhin, meine dringende Bitte um eine perſön-

V. Exc. veuille bien m'accorder avec elle-même cette entrevuë, de la quelle j'ose éspérer les plus heureux résultats.

Comme les interêts de nos deux Souverains ne peuvent différer que dans la forme de les faire valoir, le but auquel ils visent, étant certainement d'assurer la liberté politique de leurs peuples, et V. Exc. ainsi que moi, n'ayant d'autres objets en vuë, que de les bien servir, ainsi je crois, que d'accord sur le principe, nous le serions bientôt sur les moyens d'execution.

J'attends avec l'impatience naturelle aux circonstances actuelles Votre réponse.

12. General York an den Marquis Paulucci.

Mein Herr General!

Ew. Excellenz werden durch meine früheren Aeußerungen und durch die Grundſätze, ſo ich aufgeſtellt habe, bereits überzeugt ſein, daß ein einzelnes Handeln und Eingreifen in das Allgemeine, außerhalb meinen Abſichten und außerhalb meinem Charakter liegt.

Ich habe meinen vertrauteſten Adjutanten nach Berlin geſchickt; ich erwarte ihn unverzüglich zurück. Verzeihen Ew. Excellenz, wenn ich über den Augenblick, den Sie jetzt für entſcheidend halten, anderer Meinung bin. Was könnte in dieſem Augenblick ein Corps von 12 bis 13,000 Mann, das ſich erſt eine Verbindung erringen müßte, für einen großen Einfluß auf die entfernte Rückzugslinie der großen Armee haben? Nach den neueſten Begebenheiten iſt ein Rückzug hinter den Niemen oder die Weichſel nicht

---

liche Conferenz mit Ew. Excellenz zu erneuern, da ich von einer ſolchen die glücklichſten Reſultate zu erwarten wage.

Da die Intereſſen unſerer beiden Souveräne nur bezüglich der Form, in welcher ſie geltend gemacht werden ſollen, aus einander gehen können, die Abſicht beider aber zweifellos darauf hingeht, die politiſche Freiheit ihrer Völker zu ſichern, und da Ew. Excellenz ſowohl als ich keine andere Abſicht verfolgen, als die, unſern Herrſchern in rechter Weiſe zu dienen, ſo glaube ich daß wir, da wir über das Princip einig ſind, uns auch bald über die Mittel zu ſeiner Ausführung verſtändigen werden.

Ihre Antwort erwarte ich mit einer Ungeduld, wie ſie unter ſolchen Umſtänden natürlich iſt.

12. (Siehe oben.)

füglich mehr zu verhindern. Es würde vielleicht jetzt nichts Erwünſchteres geſchehen können, als Preußen einer Zweideutigkeit zu beweiſen, um es erdrücken und ſo auf dieſe Weiſe als Eroberer erſcheinen zu können.

Ein Schritt von meiner Seite würde den König aus ſeinen Staaten entfernen. Alle Kräfte würden zerſplittert werden, es würden keine Vereinigungspunkte mehr ſtattfinden; mit einem Worte der Staat würde verloren ſein.

Der Zeitpunkt, wo dieſer Staat im Ganzen und unter einem Willen wirken muß, kann, darf und wird nicht verzögert werden.

Ew. Excellenz ſind ein zu allgemein anerkannter ſcharf ſehender und denkender Staatsmann, als daß ich es wagen dürfte, Sie zu bitten, den wahren Moment von dem ſcheinbaren abzuſondern.

Eine Unterredung mit Ew. Excellenz, ſo ſehr ich ſie auch wünſche, iſt unmöglich; ich werde zu genau beobachtet; man wünſchte nichts mehr, als einen Beweis gegen mich. Eben ſo ſchwierig iſt die Abſendung eines Vertrauten. Ich habe nur einen Adjutanten, der mein ganzes Vertrauen in einer ſo delicaten Sache beſitzt; er iſt jetzt in Berlin; auch kann ich, wie ich Ew. Excellenz ſchon zu ſagen die Ehre gehabt, nichts thun, was nicht in Verbindung mit dem Ganzen ſteht.

Der alte Verdacht gegen meine Perſon iſt durch die Verhältniſſe bei der Armee wieder erwacht; meine Abberufung vom Corps iſt ſo gut als beſtimmt; ich erwarte nur noch meinen Nachfolger.

Genehmigen Ew. Excellenz ꝛc.

Mitau, d. 8. Dec. (26. Nov.) 1812. v. York.

13. A Mr. le Lieutenant-Général Yorck.

(Vom Marquis, vom 29. Nov./11. Dec. 1812.)

J'ai reçu la lettre de V. E. en date du 8. Dec./26. Nov. et je me fais un devoir d'y répoudre d'abord.

L'envoi de Votre aide-de-Camp à Berlin a été certainement

---

13. Marquis Paulucci an den Generallieutenant York, 29. Nov. (11. Dec.) 1812.

Ew. Excellenz Schreiben vom 8. Dec./26. Nov. habe ich erhalten und fühle ich mich verpflichtet daſſelbe zu beantworten.

Die Abſendung Ihres Adjutanten nach Berlin war ohne Zweifel eine nothwendige Maßregel, ich zweifle aber ſehr daran, daß die gegenune mésure necessaire, mais je doute très fort, que les circonstances actuelles puissent permettre d'attendre son retour, sans risquer de laisser échapper le vrai moment pour prendre son parti.

Pour mieux discuter le contenu de Votre lettre, permettés, Mr. le General, que je réponde à chaque article séparement.

1. V. Exc. me demande, quelle grande influence pourroit avoir un corps de 12 à 13/m. hommes, contre une ligne si eloignée du retraite de la grande armée. J'ai l'honneur de répondre à cela, que ce corps de 12 à 13/m. hommes seroit porté au delà du double de la force si V. E. le voudroit: car je suis prêt, mon Général, à me réunir d'abord à V. Exc. avec trois fortes brigades d'infanterie, une très-forte de Cavallerie, et quatre compagnies d'artillerie légère.

2. V. Exc. me fait la très-juste observation, que Napoléon vise d'effectuer sa retraite derrière le Niemen et la Vistule. A cela je dois observer, qu'outre qu'il rencontrera beaucoup d'obstacles par les mouvemens que fait le Général Comte Witgenstein, qui se trouve

---

wärtigen Verhältniſſe es geſtatten, ſeine Rückkehr abzuwarten, ohne daß Sie Gefahr laufen ſollten, ſich den rechten Moment für eine Entſcheidung entgehen zu laſſen.

Geſtatten Sie mir, Herr General, daß ich, um in den Inhalt Ihres Schreibens bequemer einzugehen, auf jeden einzelnen Punkt deſſelben geſondert antworte:

1. Ew. Excellenz fragen mich, welchen Einfluß denn ein Corps von 12 bis 13,000 Mann gegen eine Linie, welche ſoweit von dem Rückzug der großen Armee abliegt, — ausüben könne? Ich habe die Ehre darauf zu antworten, daß dieſes Corps von 12 bis 13,000 Mann, wenn Ew. Excellenz wollten, über das Doppelte ſeiner gegenwärtigen Stärke hinaus vermehrt werden könnte, denn ich, Herr General, bin bereit, mit drei ſtarken Infanterie-Brigaden, einer ſehr ſtarken Cavalerie-Brigade und vier Compagnien leichter Artillerie zu Ew. Excellenz zu ſtoßen.

2. Ew. Excellenz machen mir die ſehr richtige Bemerkung, Napoleon beabſichtige ſeinen Rückzug hinter den Niemen und die Weichſel zu bewerkſtelligen. Ich muß dagegen bemerken, daß Napoleon durch die Bewegungen, welche der auf ſeiner rechten Flanke befindliche General Graf Wittgenſtein unternehmen wird, auf bedeutende Schwierigkeiten

sur son flanc droit, ces obstacles deviendront insurmontables, si nous agissons de concert avec ce Général.

3. V. Exc. croit, que dans ce moment Napoléon desire d'avoir un motif de mécontentement pour detruire la Prusse. Pour moi je crois que cela ne sera pas pendant sa rétraite qu'il voudra chercher quérelle, mais il la cherchera tout de suite après, qu'il aura effectué sa rétraite et rassemblé de nouvelles forces; que la Prusse lui donne motif ou non, d'après son infernale politique, il doit la détruire, car il sait bien, que si elle ne s'est pas déclarée contre lui, ce n'est pas faute de volonté, mais manque d'énergie; et pour des prétextes, en a-t-il jamais manqué?

4. V. Exc. croit, qu'un pas de Votre part féroit éloigner le Roi de Ses Etats, que toutes les forces seroient disséminées, qu'il n'y auroit plus de point de réunion. „— Tout ceci à la lettre arrivera sans faute, lorsque Napoléon aura effectué sa rétraite en Prusse, si cette puissance ne le prévient pas dans le moment actuel.

ſtoßen dürfte, die unüberſteiglich werden müſſen, wenn wir im Einverſtändniß mit dieſem General handeln.

3. Ew. Excellenz glauben, daß Napoleon in dieſem Augenblick eine Veranlaſſung zur Unzufriedenheit zu haben wünſcht, um Preußen zu zertrümmern. Ich glaube meinerſeits, daß ſolches nicht während ſeines Rückzuges geſchehen wird, daß er allerdings Streit ſuchen wird, aber erſt, nachdem er ſeinen Rückzug bewerkſtelligt und neue Kräfte geſammelt haben wird. Mag Preußen ihm dazu Veranlaſſung geben oder nicht, ſeiner hölliſchen Politik gemäß, muß er es zertrümmern, weil er ſehr gut weiß, daß wenn dieſer Staat ſich nicht gegen ihn erklärt hat, ſolches nicht aus Mangel an gutem Willen, ſondern aus Mangel an Energie geſchehen iſt — und wann hätte es ihm an Vorwänden gefehlt?

4. Ew. Excellenz glauben, daß ein Schritt von Ihnen den König aus ſeinen Staaten entfernen, ſeine Kräfte zerſplittern, ihn um jeden Sammelplatz für dieſelben bringen könnte. Alles dieſes wird unfehlbar geſchehen, ſobald Napoleon ſeinen Rückzug nach Preußen bewerkſtelligt hat und wenn dieſer Staat ihm nicht in dem entſcheidenden Augenblick zuvorgekommen iſt.

5. Enfin V. E. me fait l'honneur de me dire, que le moment où cet Etat doit agir avec unité de force et de volonté, ne peut, ne doit et ne sera retardé. „Sur cela je répète ce que j'ai dit dans l'article précédent, que ce moment est perdre si Napoléon passe le Niemen, avant que la Prusse ne soit décidée.

Ayant répondu à chacune des remarques, que V. E. m'a fait l'honneur de me faire, voici actuellement celles, que je dois Vous soumettre.

V. E. n'ignore pas les sentimens qui lient nous deux Souverains. Si d'un côté l'Empereur, consequent à ces sentimens, desire, que l'on évite les occasions de se nuire reciproquement, puisque le résultat quel qu'il soit, est toujours favorable à Napoléon, d'autre part le plan général de nos opérations exige absolument que je coopère avec mon corps d'Armée aux mouvemens des autres armées, et

---

5. Endlich ſagen Ew. Excellenz mir, daß der Augenblick, in welchem Preußen in Zuſammenwirken von Kraft und Willen handeln werde, nicht verſpätet werden werde, noch verſpätet werden könne und dürfe. Hierauf kann ſich nur wiederholen, was ich ad 4 bereits geſagt habe: daß dieſer Augenblick verloren iſt, wenn Napoleon den Niemen überſchreitet, ehe Preußen ſich entſchieden hat.

Nachdem ich jede der Bemerkungen, welche Ew. Excellenz mir gemacht haben, beantwortet habe, beehre ich mich, Ihnen diejenigen Bemerkungen, die ich meinerſeits zu machen habe, — zu unterbreiten.

Die Gefühle, welche unſere beiden Herrſcher verbinden, ſind Ew. Excellenz nicht unbekannt. Wünſcht der Kaiſer, ſeinen Gefühlen treu, von der einen Seite, daß alle Gelegenheiten ſich gegenſeitig zu ſchaden vermieden würden, weil das Reſultat — mag es ſein, welches es wolle — doch nur Napoleon zu Gute kommt, ſo fordert von der anderen Seite unſer allgemeiner Operationsplan es dringend, daß ich mit meinem Armeecorps zu den Bewegungen der übrigen Armeen mitwirke; ich hätte bereits vor drei Tagen einen Angriff unternommen, wenn ich nicht gehofft hätte, Ew. Excellenz würden einen den gegenwärtigen Umſtänden entſprechenden Entſchluß faſſen — Länger kann ich mit meiner Action nicht zaudern und — was das Peinlichſte für mich iſt — ich muß den Verſuch machen eben diejenigen Truppen zu ſchlagen, die, Ihrer wie meiner Anſicht nach, binnen il y a trois jours que j'aurois attaqué, si je n'avois pas esperé de voir V. E. prendre un parti analogue aux circonstances actuelles.

Cependant je ne puis plus tarder a agir et ce qu'il y a de plus embarassant pour moi, c'est que je dois faire mes efforts pour battre ces mêmes troupes, qui d'après Votre manière de voir et la mienne doivent bientôt n'avoir qu'un seul et unique but. — Consentirés-Vous donc à vouloir Vous opposer, que j'éxécute des mouvemens, lesquels dans quelques jours peut être Vous séront aussi utiles, qu'il le sont pour nous dans ce moment?

Cette position extraordinaire exige absolument une mésure hardie, sans laquelle je ne saurois assés le répéter à V. E. qu'un moment aussi favorable pour la Prusse que celui d'à présent, pour se délivrer de son oppresseur, ne se presentera plus, et elle subira le sort du Piémont qui fut soumis à l'epoque où son Souverain avoit accordé à son infame allié un corps de troupès auxiliaires et au moment même qu'il venoit d'ouvrir ses forteresses, ses arsénaux et ses magasins.

Tel a été aussi le sort de la Republique de Venise detruite par Bonaparte au moment que forcé de signer les préliminaires de Léoben, il dût repasser le Tagliamento.

Kurzem ein und daſſelbe Ziel verfolgen ſollen. Werden Sie ſich wirklich widerſetzen wollen, wenn ich Bewegungen ausführe, welche Ihnen in einigen Tagen ebenſo nützlich ſein können, als ſie es uns gegenwärtig ſind?

Dieſe außerordentliche Lage der Dinge fordert gebieteriſch eine kühne Maßregel; ohne eine ſolche — ich kann es Ew. Excellenz nicht oft genug wiederholen — wird ein dem gegenwärtigen gleich günſtiger Augenblick für Preußen, ſich von ſeinem Bedränger zu befreien, nicht wiederkehren und es wird alsdann das Loos Piemonts erleiden, welches in demſelben Augenblick, in dem ſein Monarch ſeinem ſchändlichen Verbündeten ein Corps von Hilfstruppen bewilligte, ſeine Feſtungen, Waffenvorräthe und Magazine öffnete — unterworfen wurde.

Das gleiche Schickſal hat die Republik Venedig gehabt, die von Bonaparte in demſelben Augenblick zertrümmert wurde, in welchem dieſer, zur Unterzeichnung der Leobener Präliminarien gezwungen, über den Tagliamento zurückgehen ſollte.

Malheureusement l'expérience ne sert à rien, puisque chaque jour on retombe dans les mêmes fautes, qui comme de raison, conduisent aux mêmes resultats.

Mon Général! C'est au nom de l'humanité, au nom de Votre patrie et au nom de Votre propre gloire, que je Vous invite encore une de fois prendre sur Votre résponsabilité, vû l'impossibilité d'attendre les ordres de Berlin, de decider sur les propositions suivantes.

Il est certain, que si Sa Majesté le Roi de Prusse au commencement de cette guerre eût voulu se déclarer pour la Russie, la réunion de toutes ses troupes n'auroit pas pû d'abord avoir lieu, mais il auroit fallu, comme il en fut alors question, fixer troits points de rassemblement, savoir le 1r en Silésie, le 2de en Pomeranie, et le 3me dans la Prusse orientale.

L'état actuel de choses n'a pas rapproché ni diminué les moyens disponibles de la Prusse; par consequence il faut, prendre les mêmes mesures; mais au contraire les revers incalculables des armées Françoises ont augmenté les probabilités du succès.

Erfahrungen nützen aber leider Nichts, da man täglich in dieſelben Fehler zurück verfällt, welche denn auch mit innerer Nothwendigkeit zu denſelben Reſultaten führen.

Herr General! Im Namen der Menſchlichkeit, im Namen Ihres Vaterlandes und Ihres eigenen Ruhms fordere ich Sie nochmals auf, in Anbetracht der Unmöglichkeit Befehle aus Berlin weiter abzuwarten, auf Ihre eigene Verantwortung über die nachſtehenden Vorſchläge zu entſcheiden.

Es ſteht feſt, daß S. M. der König von Preußen, hätte er beim Beginn dieſes Krieges ſich für Rußland erklären wollen, nicht im Stande geweſen wäre, alle ſeine Truppen zu ſammeln; er hätte, wie ſchon damals in Vorſchlag gebracht wurde, drei Sammelplätze beſtimmen müſſen, und zwar als erſten Schleſien, als zweiten Pommern und als dritten Oſtpreußen.

Die gegenwärtige Lage der Dinge hat die disponiblen Kräfte Preußens weder näher an einander gerückt, noch vermindert; nach wie vor müſſen darum dieſelben Maßregeln ergriffen werden, nur mit dem Unterſchiede, daß die unvorhergeſehenen Unfälle der franzöſiſchen Armeen die Wahrſcheinlichkeit eines Erfolgs erhöht haben.

Si le corps sous les ordres de V. E. féroit sa jonction avec celui que je commande, et après que Vous auriez battu le peu de troupes qui resteroient à Macdonald, Vous avanceriés vers la Prusse en donnant la main au Comte Witgenstein, il en résulteroit 1° que nous forcerions Bonaparte à se retirer sur Warsowie, où le Maréchal Kutusow le poursuiveroit. 2° Votre Corps, en s'approchant de la Prusse, seroit d'abord augmenté par tous les semestriers (Beurlaubte) et nous pourrions trouver le moyen d'entrer en rélation avec les troupes en Pomméranie, ou Colberg est encore au pouvoir de Roi. 3° Sa Majesté le Roi pourroit en même tems se rendre en Silésie, où il possède encore plusieurs forteresses, pour y retablir le rendévous de toutes les troupes et séméstriers, qui ne pourroient pas se joindre au corps d'armée commandé par V. E.

Toutes ces combinaisons cessent d'avoir les probabilités du succès, dès que l'on veut attendre pour les éxécuter que Napoleon mette le piéd en Prusse. Les forteresses seront d'abord occupées

---

Wenn das von Ew. Excellenz befehligte Corps ſich mit dem von mir kommandirten vereinigte und, nachdem Sie dann die wenigen unter Macdonald verbliebenen Truppen geſchlagen, gemeinſam mit dem Grafen Wittgenſtein nach Preußen hin vorrückte, ſo würden wir erſtens Bonaparte nöthigen, ſich auf Warſchau zurückzuziehen, wohin der Feldmarſchall Kutuſow ihn verfolgen würde, und würde zweitens Ihr Corps, indem es ſich Preußen nähert, durch die Beurlaubten verſtärkt werden und wir würden Mittel ausfindig machen können, um uns mit den in Pommern ſtehenden Truppen in Beziehung zu ſetzen, wo Colberg noch in der Hand des Königs iſt; drittens endlich könnte S. M. der König ſich gleichzeitig nach Schleſien begeben und in dieſer Provinz, in der er noch mehrere Feſtungen beſitzt, einen Sammelplatz für alle diejenigen Truppen und Beurlaubten eröffnen, die ſich dem von Ew. Excellenz kommandirten Corps nicht anſchließen können.

Alle dieſe Combinationen würden aufhören, die Wahrſcheinlichkeit des Erfolges für ſich zu haben, wenn man zu ihrer Verwirklichung den Eintritt Napoleon's in Preußen abwarten wollte. In dieſem Falle würden zuvörderſt die Feſtungen von Franzoſen beſetzt und die preußiſchen par les François, et les troupes prussiennes seront éparpillies et et amalgamées avec les autres ésclaves du Tyran.

Dans le cas que V. E. approuve ce plan, la veille de notre jonction, que nous combinerions de manière pour qu'elle eût lieu avec toutes les précautions necessaires, Vous expediorés un courier à Sa Majesté le Roi de Pr. pour le prévenir de tout, afin qu'il puisse agir en conséquence.

Si V. E. ne croit pas absolument pouvoir se décider à executer ce plan, et à se mettre d'abord à la tête d'une armée Russo-Prussienne, qui décideroit du sort de la Prusse et rapprocheroit l'époque de la destruction totale des Armées françoises, réfléchissés au moins, que V. E. en s'opposant avec vigeur aux opérations que je dois entreprendre, agiroit en contradiction avec sa propre conviction, en opposition aux vuës de son roi, et contre les interêts les plus sacrés de sa patrie.

Je demande donc à V. E. qu'en cas que Vous ne puissiés pas anticiper le moment de notre alliance, que vous croyés ne pouvoir, ni ne devoir pas être eloigné, veuillés alors, Mr. le Général, au

---

Truppen zerſtreut und mit den übrigen Sklaven des Tyrannen amalgamirt werden.

Billigen Ew. Excellenz dieſen Plan, ſo hätten Sie kurz vor unſerer mit aller nothwendigen Vorſicht zu bewerkſtelligenden Vereinigung einen Courier S. M. dem König von Preußen abzuſenden, um S. M. von Allem zu unterrichten, damit er demgemäß handeln könne.

Können Ew. Excellenz ſich durchaus nicht dazu entſchließen, dieſen Plan auszuführen und ſich ſofort an die Spitze einer ruſſiſch-preußiſchen Armee zu ſtellen, welche das Schickſal Preußens entſcheiden und den Zeitpunkt der gänzlichen Auflöſung der franzöſiſchen Armeen beſchleunigen würde, ſo mögen Ew. Excellenz in Erwägung ziehen, daß Sie, wenn Sie ſich mit Gewalt den Operationen widerſetzten, welche ich unternehmen muß, — Sie gegen ihre eigene Ueberzeugung, gegen die Abſichten Ihres Königs und gegen die heiligſten Intereſſen Ihres Vaterlandes handeln würden.

Ich erſuche Ew. Excellenz darum, daß Sie für den Fall, daß Sie den Augenblick unſerer Vereinigung (von dem Sie glauben, er könne und moins vous decider à Vous retirer près de Memel, sous le titre très plausible de vouloir couvrir la Prusse, et de mon coté je vous promets, sur mon honneur, de ne chercher point à molester Votre marche, et je ne ferai que les demonstrations que Vous jugerés à propos, pour ne pas Vous compromettre envers nos ennemis; et faites moi savoir le jour de la marche, Votre direction et Votre destination; en attendant la réponse de Berlin viendra.

Veuillés bien, Mr. le Général, réfléchir sur tout ce que j'ai l'honneur de Vous exposer et de me faire connoitre Votre resolution, afin que je puisse me régler en conséquence.

Si jamais Vos sentimens et Votre loyauté Vous attirent la persécution Françoise, contre la quelle S. M. le Roi ne crût pas devoir Vous mettre à couvert, V. Exc. peut alors être bien persuadée, d'après le caractère connu de mon Auguste Souverain et maître, de trouver en Russie un asyle sûr et honorable.

Je prie V. E. de vouloir agréer etc. etc.

---

dürfe nicht entfernt ſein) nicht anticipiren können, — daß Sie ſich, Herr General, alsdann wenigſtens entſchließen wollten, ſich in die Nähe von Memel zurückzuziehen, wobei Ihnen der ſehr plauſible Vorwand zu ſtatten käme, Preußen decken zu wollen; in dieſem Fall würde ich Ihnen auf meine Ehre verſprechen, ihren Marſch nicht zu beläſtigen und nur diejenigen Demonſtrationen vorzunehmen, die Ihnen geeignet erſcheinen, um Sie nicht dem Feinde gegenüber zu compromittiren. Geben Sie mir den Tag des Abmarſches, Ihre Richtung und deren Endpunkt zu wiſſen — unterdeſſen wird die Antwort aus Berlin anlangen.

Haben Sie die Güte, Herr General, Alles was ich die Ehre hatte Ihnen zu unterbreiten, in Ueberlegung zu ziehen und mich von Ihrer Entſcheidung in Kenntniß zu ſetzen, damit ich mich nach derſelben richten kann.

Sollte Ihre Geſinnung und Ihre Loyalität Ihnen jemals franzöſiſche Verfolgungen zuziehen, gegen welche S. M. der König Sie nicht ſchützen zu müſſen glauben ſollte, ſo können Ew. Excellenz feſt davon überzeugt ſein, daß Sie, gemäß dem bekannten Charakter meines erhabenen Herrſchers in Rußland ein ſicheres und ehrenvolles Aſyl finden würden.

Ich erſuche Ew. Excellenz u. ſ. w.

14. A Sa Majesté Impériale.

(Vom Marquis, vom 30. Nov./12 Dec. 1812.)

J'ai l'honneur de porter à la connoissance de Votre Maj. Imp. sous la A., ce que j'ai écrit au Général Yorck en réponse de sa lettre en date du 5. Dec./23. Nov., que j'ai soumise à V. M. avec mon rapport du 2ᵉ de ce mois. Sous la lettre B., je vous présente, Sire, l'interessante réponse du Général Yorck et enfin sous la lettre C. ce que je viens de lui écrire. Pour le projet que j'ai fait au Gen. Yorck de se réunir à moi, je n'espère pas qu'il l'accepte et je serais assés content, s'il se décidoit à se retirer avec son corps; pour lors, malgrés que je serois encore inférieur à Mr. Macdonald, je n'hésiterais cependant pas un seul instant de l'attaquer et de tacher de cooperer aux mouvemens du Général Comte Witgenstein.

Il y a cependant tout lieu de croire que Mr. Yorck ne se decidera à rien jusqu'au ce qu'il reçoive la réponse qu'il attend de Berlin.

---

14. Marquis Paulucci an den Kaiſer Alexander, 30. Nov./12. Dec.

Ich habe die Ehre Ew. Majeſtät unter Lit. A. den Brief zur Kenntniß zu bringen, den ich dem General York in Beantwortung ſeines Schreibens vom 5. Dec./23. Nov. (welches ich Ew. Majeſtät mit einem Bericht vom 2. d. M. unterbreitete) geſchrieben. Sub Lit. B. überſende ich Ihnen, Sire, die intereſſante Antwort des General York und sub Lit. C. den Brief, den ich ihm ſoeben geſchrieben. Was den von mir dem General York gemachten Vorſchlag anlangt, ſich mit mir zu vereinigen, ſo glaube ich nicht, daß er denſelben annehmen wird und bin ich es ſchon zufrieden, wenn er den Entſchluß faßt, ſich mit ſeinem Corps zurückzuziehen. Für dieſen Fall würde ich, obgleich ſchwächer als Macdonald, keinen Augenblick zaudern, ihn anzugreifen und den Verſuch zu machen, mit den Bewegungen des Generals Grafen Wittgenſtein zu cooperiren.

Es iſt indeſſen aller Grund zu der Annahme vorhanden, daß Herr v. York ſich, bevor er die aus Berlin erwartete Antwort erhalten, zu Nichts entſchließen werde.

Le comte Witgenstein, en date du 17, me fait part de ses succès, et finit par me dire:

„Le Généreaux Platow et Miloradowitch et l'Amiral Tchitchagow poursuivent l'ennemi et tournent sa gauche. Je fais la même chose sur sa droite. Je compte suivre pendant quelques jours cette direction, d'où je tournerai sur Kaidani ou Wilcomir, afin d'empêcher la jonction du corps de Macdonald et de la grande Armée Françoise. Je comte exécuter cette manoeuvre dans la quinzaine. Je ne manquerai pas des communiquer à V. E. le plan de mes opérations plus en detail, afin que Vous puissiez y coopérer. J'ai l'honneur d'être etc.

Je lui ai d'abord répondu, en lui envoyant le tableau de la force et de la position de l'armée de Macdonald: Qu'au moment où ce Maréchal fera un mouvement rétrograde, je ne laisserai à Riga et à Dunamünde, que ce qu'il faut absolument pour garder ces deux places, et je me mettrai à la tête d'un corps de 10/m hommes, que je viens d'organiser, et que je tâcherai de coopérer avec vigueur à

Graf Wittgenſtein hat mir unter dem 17. über ſeine Erfolge Mittheilung gemacht und folgendermaßen ſeinen Brief beſchloſſen:

„Die Generale Platow und Miloradowitſch und der Admiral Tſchitſchagow verfolgen den Feind und umgehen deſſen linke Flanke; meinerſeits thue ich daſſelbe auf der rechten Flanke. Ich beabſichtige dieſe Richtung einige Tage lang zu verfolgen und dann meinen Lauf nach Kaidani oder Wilkomir zu richten, um die Vereinigung Macdonald's mit der großen franzöſiſchen Armee zu verhindern und hoffe dieſes Manöver in 14 Tagen auszuführen. Ich werde nicht ermangeln, Ew. Excellenz dieſen Plan noch detaillirter mitzutheilen, damit Sie in Uebereinſtimmung mit mir handeln und habe die Ehre u. ſ. w."

Ich habe ihm unverzüglich geantwortet, indem ich ihm ein Verzeichniß der Kräfte und eine Schilderung der Stellung der Armee Macdonald's überſandte und hinzufügte, ich würde in demſelben Augenblick, in dem der Marſchall eine Rückzugsbewegung mache, in Riga und Dünamünde bloß die zur Vertheidigung dieſer Plätze dringend nothwendigen Truppen zurücklaſſen, mich an die Spitze von 10,000 Mann ſtellen, welche ich ſoeben organiſirt habe und das Möglichſte thun, um ſeine Bewegungen ses mouvemens, et dès que la Courlande seroit entièrement libre, alors ce corps pouvant agir hors des frontières de mes Gouvernemens, j'en laisserai le commandement au Général Loewis, si Sa Majesté n'ordonne autrement.

Je suis avec le plus profonde soumisson etc.

15. Antwort des General York auf den Brief ſub Nr. 13.

Mein Herr General!

Ich habe Anſtand genommen Ew. Excellenz auf das ſehr verehrliche Schreiben vom 11. d. M. (11. Dec./29. Nov.) zu antworten, weil ich außer Stand bin, mich über den Inhalt auszuſprechen. Wenn ich der tief durchſchauenden Politik Ew. Excellenz in vieler Hinſicht völlige Gerechtigkeit widerfahren laſſen muß; wenn ich im Zweck völlig einverſtanden mit Hochdenſelben bin, ſo bleiben mir über die Zeit und über die Mittel zum Zweck noch manche andere Rückſichten. Es würde zu weitläuſigen Auseinanderſetzungen führen, Ew. Excellenz meine nicht unwichtigen Gegengründe auf das mir gütigſt überſchickte Memoire aufzuſtellen; nur eine Bemerkung erlaube ich mir, nämlich: Ew. Excellenz haben in Ihrem Schreiben nicht darauf geachtet, daß unſere Feſtungen in fremden Händen ſind; daß Königsberg, Pillau, Danzig ſtarke Beſatzungen haben, daß unſere Streitmittel in Schleſien ſind, unſere disponible Mannſchaft in Preußen alſo ohne Bewaffnung iſt; ferner, daß die Kraftanwendung der Provinz durch ein Corps unterſtützt werden muß, daß dies aber nicht von hier aus geſchehen muß.

Dem in das Ganze tief eindringenden Scharfblick von Ew. Excellenz muß ich meine Anſichten unterwerfen; welches aber auch Ihr Urtheil iſt, ſo hoffe ich doch von Ew. Excellenz nicht verkannt zu werden.

Die Ereigniſſe bei Wilna vom 7. bis 9. ſchienen keine Reſultate zu einem Rückzuge zu geben. Als bloßer Unter-General bin ich von der Ausführung von keiner Operation unterrichtet; ſollte ich meine Negocia-

---

kräftig zu unterſtützen. Sobald Kurland völlig frei iſt, könnte dieſes Corps auch außerhalb der Grenzen meiner Gouvernements thätig ſein und würde ich — wenn Ew. Majeſtät es nicht anders anordnen, — dem General Loewis den Befehl über dieſelben übergeben.

Ich verharre u. ſ. w.

15. (Siehe oben.)

tion zu einer Bewegung zur Deckung der preußiſchen Grenze bewirken können, ſo würde ich unſtreitig einen wichtigen Zweck erreichen; ich bitte Ew. Excellenz jedoch zu bemerken, daß der Marſchall Macdonald perſönlich bei den preußiſchen Truppen ſich befindet.

Ich habe nicht, wie es Ew. Excellenz in Hochdero Schreiben vom geſtrigen Dato zu beſtimmen die Güte hatten, den Capitain Schemiakin zur Auswechſelung des Capitain von Traberfeld auf die Vorpoſten abſchicken können, da erſterer bereits geſtern von hier abgereiſt war, auch habe ich dieſes Schreiben nicht durch den Grafen Dohna an Ew. Excellenz gelangen laſſen können, da die Ankunft des Grafen bei unſern Vorpoſten und da derſelbe bei uns ſo ſehr bekannt iſt, ſolches zu manchen Gerüchten Veranlaſſung gegeben haben würde, die ich aus ſo vielen wichtigen Gründen abſolut vermeiden muß.

Für die uns gütigſt mitgetheilten Nachrichten*) von den Bewegungen der großen Armee, ſage ich Ew. Excellenz den allerverbindlichſten Dank, und wünſche ich bald ähnliche Veranlaſſung.

Genehmigen Ew. Excellenz die erneuerte Verſicherung meiner vollkommenſten Hochachtung u. ſ. w.

Mitau, den 16/4. Dec. 1812. v. York.

16. A Sa Majesté Impériale.

(Vom Marquis Paulucci vom 5./17. Dec. 1812.)

J'ai l'honneur de présenter à V. M. I. la reponse du Général Yorck à la lettre, que je lui ai adressé le 29. Nov./11. Dec. et que j'ai soumise, Sire, à Votre connoissance par mon très humble rapport du 30. Nov. Nr. 10.

D'après mon avis cette lettre, qui fait voir combien le Général

---

16. Marquis Paulucci an den Kaiſer Alexander, 5./17. Dec. 1812.

Ew. Majeſtät habe ich die Ehre die Antwort des General York auf meinen Brief vom 29. Nov./11. Dec. (den ich zu Ew. Majeſtät Kenntniß durch meinen unterthänigſten Rapport vom 30. Nov. (Nr. 10) gebracht habe) zu unterbreiten.

Meiner Anſicht nach beweiſt dieſer Brief, der einen Einblick darin

---

*) Die nämlich im „Zuſchauer" ſtanden. Die Armeeberichte ſelbſt waren ruſſiſche Merkel.

Yorck est portè pour la bonne cause, prouve 1° que ce Général ne veut rien entreprendre de décisiv avant le retour du Major Seidlits qui est attendu à chaque instant. 2°. Il paroit aussi par cette lettre, que le Général Yorck a sollicité lui même de pouvoir se replier sur la Prusse, sans que l'on puisse cependant rétirer un indice, si l'ordre de la retraite est donné ou non, et 3° le Général Yorck temoigne ouvertement le désir de continuer notre correspondence, preuve qu'il suppose que les ordres qu'il attend avec le Major Seidlits seront conformes à ses des desirs.

Avant de répondre au Général Yorck, j'attends le résultat de la forte reconnoissance qui se féra démain matin à la pointe du jour et par laquelle, si l'ennemi a réellement l'intention de se rétirer bientôt pour lors il sera force à la précipiter.

17. A Sa Majesté Imperiale.

(Von demſelben, an demſelben Tage.)

Par mon très-humble rapport en date d'aujourdhui Nr. 16 j'ai eu l'honneur de rendre compte à V. M. I. que j'ai lieu de croire que

---

geſtattet, wie ſehr der General York der guten Sache ergeben iſt, 1) daß dieſer General nichts Entſcheidendes unternehmen will, bevor der Major Seydlitz, den er jeden Augenblick erwartet, zurückgekehrt iſt; 2) dürfte aus dieſem Brief hervorgehen, daß der General York ſelbſt darum nachgeſucht hat, ſich auf Preußen zurückziehen zu dürfen; es iſt indeſſen kein Anzeichen darüber vorhanden, ob der Befehl zum Rückzug gegeben worden iſt oder nicht; 3) zeigt General York offenbar den Wunſch, unſere Correſpondenz fortzuſetzen, woraus ſich darauf ſchließen läßt, daß er vorausſetzt, die Befehle, die er durch den Major Seydlitz erwartet, würden ſeinen Wünſchen entſprechend ſein.

Ich werde, bevor ich dem General York antworte, das Reſultat der Recognoscirung abwarten, welche Morgen früh bei Anbruch des Tages unternommen werden wird, und durch die der Feind, wenn er wirklich die Abſicht des baldigen Rückzugs hat, gezwungen werden ſoll, denſelben zu beſchleunigen.

17. Marquis Paulucci an den Kaiſer Alexander (an demſelben Tage.)

Durch meinen allerunterthänigſten Bericht vom heutigen Tage (Nr. 16) habe ich die Ehre gehabt, Ew. Majeſtät darüber Rechenſchaft le Maréchal Macdonald va faire bientôt sa retraite, que je tacherai de rendre aussi pénible que possible et je communiquerai au Comte Witgenstein tous les mouvemens qui auront lieu.

Heureusement pour moi l'ennemi m'a donné tout le temps necessaire pour organiser les troupes que V. M. a daigné me confier, de sorte que, outre les deux brigades qui se trouvoient, qui couvrent les approches de la place, chacune forte de 3/m. hommes d'Infantérie et de 500 à 600 h. de cavallerie, je suis encore en état de faire sortir de Riga et Dunamünde une nouvelle brigade que je viens d'organiser et qui ne sera pas moins considerable que les deux autres.

Malgré que cette force ne soit pas compétente à celle du corps de Macdonald, cependant elle sera assés considerable pour attaquer un ennemi en retraite.

Pour les ouvrages des fortifications de Riga et de Dunamünde, ils ont été entièrement terminés le 27. du mois de Novembre, et j'aurai l'honneur de rendre compte à V. M. dans un mémoire rai-

---

abzulegen, daß ich Grund zu glauben habe, Marſchall Macdonald wolle bald ſeinen Rückzug bewerkſtelligen, den ich möglichſt zu beläſtigen ſuchen werde, indem ich dem Grafen Wittgenſtein über alle ſtattfindenden Bewegungen Mittheilung mache.

Zu meinem Glück hat der Feind mir alle nöthige Zeit zur Organiſation der mir von Ew. Maj. anvertrauten Truppen gelaſſen, ſo daß ich außer den beiden vorgefundenen Brigaden zur Deckung der Umgebung des Platzes (jede dieſer Brigaden beſteht aus 3000 Mann Infanterie und 5 bis 600 Mann Cavalerie) noch eine dritte, von mir organiſirte Brigade von Riga und Dünamünde ausrücken laſſen kann, die den beiden anderen an Stärke nichts nachgiebt.

Sind dieſe Kräfte auch denen des Macdonald'ſchen Corps nicht gleich, ſo werden ſie doch beträchtlich genug ſein, um einen auf dem Rückzuge begriffenen Feind anzugreifen.

Was die Befeſtigungsarbeiten von Riga und Dünamünde anlangt, ſo ſind dieſelben ſeit dem 27. November beendet und werde ich die Ehre haben, Ew. Majeſtät über Alles, was ich anzuordnen für nöthig gehalten habe, um dieſe beiden Plätze in einen möglichſt guten Zuſtand zu verſetzen, sonné, de tout ce que j'ai cru devoir ordonner pour mettre dans un aussi bon état que possible ces deux places, et je me flatte que j'aurai le bonheur, Sire, d'obtenir votre approbation.

Dans ce même mémoire j'oserai aussi soumettre à V. M. I. quelques remarques sur les défauts des fortifications de Riga, et sur les ameliorations dont je crois encore cette place susceptible.

J'ai taché de mettre ordre aussi à toutes les affaires civiles, afin de pouvoir suivre les mouvemens de l'ennemi à la tête de mon corps.

18. Allerhöchstes Rescript an den Marquis Paulucci. (Copie.)

J'ai lû, Général, avec interêt Votre dépêche du 30. Nov.; et je ne puis qu'approuver les observations que Vous avés adréssés au Général Yorck, ainsi que la marche que Vous avez suivie dans cette affaire importante.

Il se pourroit, qu'au retour de son courier de Berlin, ce Général vous temoignât le desir, de connoître avec quelque détail mes vuës à l'egard des avantages à procurer au Roi de Prusse, s'il se

---

in einem ausführlichen Memoire Rechenſchaft abzulegen und ſchmeichle ich mir, Sire, mit dem Glück, Ihre Billigung zu erhalten.

In demſelben Memoire werde ich es auch wagen, Ew. K. Majeſtät einige Bemerkungen über die Fehler der Fortificationen Rigas und über die Verbeſſerungen, deren dieſer Platz noch fähig ſein dürfte, zu unterbreiten.

Ich habe verſucht, alle Civilangelegenheiten möglichſt zu ordnen, um den Bewegungen des Feindes an der Spitze meines Corps folgen zu können.

18. Reſcript des Kaiſers Alexander an den Marquis Paulucci.

Ihre Depeſche vom 30. November, General, habe ich mit Intereſſe geleſen und ich kann Ihre an den General York gerichteten Erwägungen nur ebenſo vollſtändig billigen, wie die Handlungsweiſe, die Sie in dieſer wichtigen Angelegenheit verfolgt haben.

Es wäre möglich, daß dieſer General, nach Rückkehr ſeines Couriers aus Berlin, den Wunſch ausſpräche, meine Abſichten bezüglich der dem Könige von Preußen zu bietenden Vortheile, für den Fall, daß derſelbe décidoit à faire cause commune avec moi. Dans ce cas Vous lui répondrés, que je suis prêt à conclure avec ce Prince un traité, où il seroit stipulé et par le quel je prendrai envers lui l'engagement de ne pas poser les armes tant que je n'aurai pas réussi à obtenir pour la Prusse un aggrandissement territorial assés considérable par son étendue, pour lui faire réprendre parmi les Puissances de l'Europe la place qu'elle y occupait avant la guerre de 1806.

Je vous autorise à faire cette ouverture au Général York, soit de vive voix, soit même par écrit, selon que Vous le jugerés nécessaire, en observant néanmoins de ne pas y donner de plus grande latitude.

Recevés, Général, l'assurance de mes sentiments. L'original est signé de la propre main de Sa Majesté Imperiale, ainsi:

St. Petersburg Le 6 Dec. 1812. Alexandre.

Pour copie conforme: G. de Doppelmair*) conseiller honoraire et chevalier.

---

mit mir gemeinſame Sache machte — im Einzelnen kennen zu lernen. Antworten Sie ihm in dieſem Falle, daß ich mit dieſem Fürſten einen Vertrag abzuſchließen bereit bin, in dem ich mich vertragsmäßig verpflichten würde, die Waffen nicht nieder zu legen, ſolange es mir nicht gelungen iſt, für Preußen eine Territorialvergrößerung zu erlangen, die durch ihre Ausdehnung beträchtlich genug iſt, um es unter den europäiſchen Mächten wieder den Platz einnehmen zu laſſen, den es vor dem Kriege von 1806 beſeſſen hat.

Ich ermächtige Sie, dem General York dieſe Eröffnung je nach Ihrem Ermeſſen mündlich oder ſchriftlich zu machen; Sie müſſen aber daran feſthalten, die Tragweite des hier Geſagten nicht weiter auszudehnen.

Empfangen Sie, General u. ſ. w.

St. Petersburg, den 6. Dec. 1812. gez. p. m. Alexander.

---

*) Herr von Doppelmair war erſter Secretär in der Kanzelei des Marquis.
Merkel.

19. A Sa Majesté Impériale.

(Dem Marquis, am 7./19. Dec. 1812)

J'ai l'honneur de soumettre à V. Maj. Imp. l'ordre que j'ai reçu du Maréchal Kutuzow, ainsi que ma reponse et les pièces que je lui ai adressées.

Par mon rapport d'aujourd'hui No. 68 V. M. verra que j'ai fait faire hier une forte reconnoissance sur trois principaux points et que le 5. j'avois déja porté la brigade du Général Garbunzow sur la rive gauche de la Dwina, afin qué réunie à celle du Général Weljaminoff, je puisse profiter de chaque mouvement retrograde de l'ennemi, pour l'attaquer avec vigueur.

Rien de plus remarquable que la lettre cijointe du Cte Wittgenstein, par laquelle il m'invite à suivre de près les mouvemens de l'ennemi, tandis qu'il envoïe au Général Loewis et à moi les ordres du Maréchal, et qu'il écrit au premier sous la même date un ordre, d'après le quel il donne ses instructions à ce Général, qui en conséquence cesse d'être sous mes ordres.

---

19. Marquis Paulucci an den Kaiſer Alexander, 7./19. Dec. 1812.

Ew. Majeſtät habe ich die Ehre, den an mich ergangenen Befehl des Fürſten Kutuſow ſammt meiner Antwort und den derſelben beigelegten Aktenſtücken zu unterbreiten.

Aus meinem vom heutigen Tage datirten Bericht Nr. 68 werden Ew. Majeſtät erſehen, daß ich geſtern auf drei Punkten eine ſtarke Recognoscirung habe ausführen laſſen und daß ich die Brigade des General Garbunzow bereits am 5. d. M. auf das linke Ufer geſchickt habe, damit ich, nach Vereinigung jener Brigade mit der des General Weljaminow von jeder Rückzugsbewegung des Feindes Vortheil ziehen könne, um ihn energiſch anzugreifen.

Es dürfte Nichts merkwürdiger ſein, als der beiliegende Brief des Grafen Wittgenſtein, in welchem derſelbe mich auffordert, den Bewegungen des Feindes aus der Nähe zu folgen, indeſſen er mir und dem General Loewis die Befehle des Feldmarſchalls (Kutuſow) zuſendet und Loewis unter demſelben Datum ſeine Befehle ertheilt, ſo daß dieſer alſo aufhört, unter meinen Befehlen zu ſtehen.

Je ne saurois assés exprimer à V. M. la douleur que j'éprouve, de me voir tout d'un coup privé de mon commandement que j'esperois de conserver au moins jusqu'à ce que mon corps eût passé la frontière de la Courlande.

Cette circonstance m'afflige d'autant plus, que je n'ai rien fait pour mériter une telle disposition, au moment que je me flattois de pouvoir coopérér à la gloire des Armées de V. Majesté.

La conduite du Maréchal Macdonald est inconcevable, car il doit absolument être coupé de après les mouvemens que vient de faire le Comte Witgenstein.

Un examen impartial sur ma conduite prouvera, que je n'avois pas les moyens de chasser le Maréchal Macdonald de la Courlande et que j'ai été forcé d'attendre qu'il soit obligé à la retraite par le Corps du Comte Witgenstein.

20. Brief des Generals York an den Marquis Paulucci.

(Reçu le 8/XII, repondu le 10/XII.) Mietau d. 8./20. Dec. 1812.

Je quitte ces contrées pour me rapprocher de ma patrie, et je me plais d'avoir l'honneur d'en informer V. Excellence.

Ew. Majeſtät kann ich den Schmerz nicht genug ausdrücken, den ich empfinde, indem ich mich mit einem Male meines Commandos beraubt ſehe, welches ich wenigſtens ſo lange zu behalten hoffte, bis meine Truppen die Grenze Kurlands überſchritten hätten.

Dieſer Umſtand muß mich um ſo mehr betrüben, als ich Nichts gethan habe, um eine ſolche Behandlung in demſelben Augenblick zu verdienen, in dem ich mir ſchmeichelte, zum Ruhm der Armee Ew. Maj. mitwirken zu können.

Die Haltung des Marſchall Macdonald iſt unbegreiflich, da er zufolge der vom Grafen Wittgenſtein ausgeführten Bewegungen mit Nothwendigkeit abgeſchnitten werden muß.

Eine unparteiiſche Prüfung meiner Handlungsweiſe wird die Beweiſe dafür finden laſſen, daß mir die Mittel fehlten, den Marſchall Macdonald aus Kurland zu vertreiben und daß ich gezwungen war, ſeine Vertreibung durch das Corps des Grafen Wittgenſtein abzuwarten.

20. General York an den Marquis Paulucci. Mitau. 8. 20. Dec.

Ich verlaſſe dieſe Gegend, um mich meinem Vaterlande zu nähern und freue mich der Ehre, Ew. Excellenz davon in Kenntniß zu ſetzen.

Les chances de la guerre y ont conduit des masses et ma présence y paroit devenir nécessaire. J'abandonne ici un nombre considérable de malades. Convaincu des généreux sentiments de V. Exc. et confiant dans la loyauté des chefs et des troupes Russes, j'ai plutôt preféré de voir rémis à leur sollicitude, ces souffrants que de les exposer au transport dans une saison rude.

Je les recommande donc Mr. le Général, à Vos soins, pouvant Vous donner l'assurance, que les malades et prisonniers sujets de Sa Majesté l'Empereur de Russie, sont traités chez nous et par le Gouvernement et par les habitans d'une manière à leur faire oublier l'éloignement de leur patrie.

Je suis persuadé, que des procédés pareils sont analogues à la manière de penser de nos Souverains réspectifs. J'augure qu'il est de leur intention à limiter tant que possible, les maux de la guerre et d'en epargner les sacrifices. — Votre Exc. aura reconnu ces principes dans ma manière d'agir.

C'est avec plaisir que je lui réitère l'assurance de la satisfaction

---

Die Wechſelfälle des Krieges haben große Maſſen in mein Vaterland geführt und meine Anweſenheit in demſelben ſcheint nothwendig zu werden. Ich laſſe eine beträchtliche Anzahl von Kranken zurück. Von den großherzigen Gefühlen Ew. Excellenz überzeugt und im Vertrauen auf die Loyalität der ruſſiſchen Offiziere und Soldaten habe ich es vorgezogen, dieſe Kranken ihrer Sorgfalt anvertraut zu ſehen, ſtatt ſie einem Transport in einer rauhen Jahreszeit auszuſetzen.

Ich empfehle dieſe Kranken, Herr General, Ihrer Sorge, indem ich Ihnen zugleich die Verſicherung geben kann, daß die kranken und gefangenen Unterthanen Sr. Majeſtät des Kaiſers bei uns ſeitens der Regierung, wie ſeitens der Einwohner in einer Weiſe behandelt werden, die geeignet iſt, ſie ihre Entfernung von der Heimat vergeſſen zu machen.

Ich bin davon überzeugt, daß ein derartiges Verfahren der Denkungsart unſerer beiderſeitigen Herrſcher entſpricht und möchte vorausſagen, daß es in ihrer Abſicht liegt, die Leiden des Krieges möglichſt zu beſchränken und die Opfer deſſelben zu ſparen. Ew. Excellenz werden dieſen Grundſatz in meiner Handlungsweiſe wieder erkannt haben.

Mit Vergnügen wiederhole ich die Verſicherung der Befriedigung que j'éprouve, d'avoir eu l'honneur de me trouver en rélation avec Elle; je me féliciterai à faire un jour Sa connoissance personnelle, pour pouvoir Lui répéter les sentimens de la plus parfaite considération avec laquelle j'ai l'honneur d'être, Monsieur le Général, de V. E le très-humble et très obeissant Serviteur d'Yorck.

21. A Sa Majesté Imperiale.

(Vom Marquis, am 9./21. Dec. 1812.)

D'après l'orde de Votre Maj. Imp. j'ai d'abord ordonné l'impression de l'Appel à la nation Allemande, que je trouverai moyen de faire repandre chés l'ennemi.

Par mon très-humble rapport en date du 7. Dec. No. 17 j'ai temoigné mon régret d'être privé du commandement de la majeure partie des troupes qui formoient mon corps.

Ce désagrement si sensiblement senti, n'a pas diminué, Sire, mon zêle pour Votre service, comme Votre Majesté pouvra juger par mon rapport d'aujourd'hui No 70.

Dans la journée d'aujourd'hui j'espère de terminer à donner

---

darüber, die Ehre gehabt zu haben mit Ihnen in Beziehung zu treten; ich hoffe einſt Ihre perſönliche Bekanntſchaft machen zu können, um Ihnen die Verſicherung der vollſtändigſten Hochachtung wiederholen zu können, mit welcher ich die Ehre habe u. ſ. w.

21. Marquis Paulucci an den Kaiſer Alexander, 9./21. Dec.

Dem Befehl Ew. Majeſtät gemäß habe ich ſogleich den Druck des Aufrufs an das deutſche Volk angeordnet und werde ich Mittel finden, denſelben bei dem Feinde zu verbreiten.

In meinem unterthänigſten Bericht vom 7. Dec. (Nr. 17) habe ich mein Bedauern über den Verluſt des größten Theils der Truppen, welche mein Corps bildeten, bezeugt.

Wie Ew. Majeſtät aus meinem heutigen Bericht Nr. 70 erſehen werden, hat dieſer lebhaft empfundene Verdruß, Sire, den Eifer für Ihren Dienſt bei mir nicht vermindert.

Im Lauf des heutigen Tages hoffe ich mit der Ertheilung meiner mes ordres sur les plus importantes affaires d'ici et ce soir réjoindrai le Général-Major Emmé.

Mon projet est de poursuivre l'ennemi avec mon petit détachement jusqu'á ce qu'il soit sorti de la Courlande, pour lui faire tout le mal qu'il me sera possible, et assurer les différens transports, que je suppose on sera dans le cas de faire bientôt par cette Province.

Dans ce moment on vient d'arreter une Estafette avec la lettre que jai l'honneur de soumettre ci jointe à V. M.

22. A Monsieur le Lieut.-Général Yorck.

(Vom Marquis, vom 10./22. Dec. 1812.)

Jen'ai pas pû répondre à la lettre, que V. Exc. m'a fait l'honneur de m'écrire en date du 16./4. Dec., car je l'avoue, cettre lettre m'a donné lieu de croire, que Vous ne cherchés qu'à gagner du tems.

Aujourd'hui est le dernier moment, que le sort présente encore à Votre Exc. pour prendre un parti convenable; voilà pour quoi je me fais un devoir de répondre actuellement à Votre lettre.

Befehle bezüglich der wichtigſten hieſigen Angelegenheiten zu Ende zu kommen und heute Abend zu dem Generalmajor Emme zu ſtoßen.

Ich beabſichtige den Feind mit meinem kleinen Detachement ſo lange zu verfolgen, bis er Kurland verlaſſen hat, um ihm möglichſt viel Schaden zuzufügen und die Transporte zu ſichern, die man, wie ich vorausſetze, im Stande ſein wird, bald durch dieſe Provinz bewerkſtelligen zu laſſen.

In dieſem Augenblick hat man eine Eſtafette mit dem Brief aufgegefangen, den ich beiliegend Ew. Majeſtät zu unterbreiten die Ehre habe.

22 Marquis Paulucci an den Generallieutenant York, 10./22. Dec.

Den Brief, welchen Ew. Excellenz unter dem 16./4. Decbr. an mich richteten, habe ich nicht beantworten können, weil — wie ich Ihnen geſtehen muß, dieſer Brief mir zu der Vermuthung Anlaß gegeben hat, daß Sie nur Zeit zu gewinnen ſuchen.

Heute iſt der letzte Augenblick gekommen, welchen das Geſchick Ew. Excellenz darbietet, um einen angemeſſenen Entſchluß zu faſſen und halte ich es darum für meine Pflicht, Ihr Schreiben jetzt zu beantworten.

La remarque, que Dantzick, Königsberg et Pillau sont occupés par les François, n'est pas un motif assés puissant pour arrêter la Prusse de prendre son parti puisque nos armées victorieuses, comme Vous le jugerés Vous même par les papiers que j'ai l'honneur de Vous envoyer, rendent de peu de conséquence la possession de ces places, lorsque il n'y a point une Armée assés forte pour les soutenir, et encore moins, si les troupes Prussiennes quittent le parti des Vandales modernes.

Pour la difficulté que V. Exc. me donne pour les Armées, elle sera bientôt applanie. Sur la necessité que la réunion des forces Prussiennes soit soutenue par un corps d'armée, V. E. verra par les bulletins No 31, 32, 33 et 34 et par l'extrait de la lettre ci-jointe sous la lettre A) que l'armée Russe a passé la frontière à Kowno et que le Comte Witgenstein marche pour couper la retraite du Maréchal Macdonald, que je poursuis avec mon corps.

Je crois que la réputation que je jouis rélativement à mes sen-

---

Ihre Bemerkung, daß Danzig, Königsberg und Pillau von den Franzoſen beſetzt ſind, iſt kein Motiv, das ſtark genug wäre, um Preußen von dem Faſſen eines Entſchluſſes abzuhalten. Unſere ſiegreichen Heere verringern (wie Sie ſelbſt aus den Papieren erſehen werden, die ich Ihnen zu überſenden die Ehre habe) die Bedeutung des Beſitzes jener feſten Plätze um ein Beträchtliches, da keine Armee vorhanden iſt, um ſie zu decken, — zumal wenn die preußiſchen Truppen die Partei der modernen Vandalen verlaſſen.

Was die Schwierigkeiten anlangt, auf welche Ew. Excellenz bezüglich der Armee hinweiſt, ſo werden dieſe bald ausgeglichen ſein. Was die Nothwendigkeit anlangt, daß die Vereinigung der preußiſchen Kräfte durch ein Armeecorps unterſtützt werde, ſo werden Ew. Excellenz aus den Bulletins Nr. 31 bis 34 und aus dem sub A. beigelegten Briefe erſehen, daß die ruſſiſche Armee die Grenze bei Kowno überſchritten hat und daß der Graf Wittgenſtein auf einem Marſch begriffen iſt, um dem von mir und meinem Corps verfolgten Marſchall Macdonald den Rückzug abzuſchneiden.

Ich hoffe, daß der Ruf, den ich bezüglich meines Ehrgefühls genieße, hinreichen werde, um bei Ew. Excellenz Glauben an meine Angaben zu timens d'honneur, suffiroit pour que V. Exc. puisse prêter foi à mon exposé; mais actuellement il s'agit de faits, dont V. E. ne peut pas ignorer et qui Vous mettent Mr. le Général, dans l'impossibilité absolue de pouvoir apporter le moindre doute sur la brillante position des armées Russes et sur la vraisemblable certitude que l'Armée du Maréchal Macdonald sera coupée.

Dans cet état des choses je dois m'employer pour faire autant de mal que possible, au Corps sous les Ordres de V. Exc. afin qu'il soit plus facile de le détruire lorsque je pourrai agir simultanement avec les troupes sous les ordres du Comte Witgenstein.

Avec les pleins-pouvoirs que j'ai reçu de Sa Maj. Imp. Elle a daigné de sa propre main m'écrire la lettre ci-jointe, au moment qu'Elle alla partir pour Wilna, et au risque d'être trôp confiant dans une affaire si délicate, je Vous en envoye la copie sous la lettre B.

Par cette lettre Vous aurés lieu de juger, qu'il est encore en Votre pouvoir non seulement d'empêcher la destruction du corps

---

erwecken; gegenwärtig aber handelt es ſich um Thatſachen, die Ew. Excellenz nicht unbekannt bleiben konnten und welche Sie, Herr General, in die Unmöglichkeit verſetzen müſſen, auch nur den geringſten Zweifel an der brillanten Poſition der ruſſiſchen Armee und an der Wahrſcheinlichkeit dafür zu hegen, daß der Marſchall Macdonald abgeſchnitten wird.

Unter ſolchen Umſtänden bin ich verpflichtet, Alles zu thun, um dem von Ew. Excell. befehligten Corps ſo viel Schaden, als nur irgend möglich, zuzufügen, damit ſeine Vernichtung möglichſt leicht werde, ſobald ich gemeinſam mit den unter dem Grafen Wittgenſtein ſtehenden Truppen operiren kann.

Se. Majeſtät der Kaiſer hat geruht, außer der mir zugeſandten unbeſchränkten Vollmacht, vor ſeiner Abreiſe nach Wilna noch beiliegenden eigenhändig geſchriebenen Brief an mich zu richten, und überſende ich Ihnen eine Abſchrift dieſes Briefes auf die Gefahr hin, in dieſer delicaten Angelegenheit zu weit zu gehen, sub Lit. B.

Dieſer Brief wird Sie in den Stand ſetzen, ſelbſt darüber zu urtheilen, daß es noch in Ihrer Macht ſteht, die Vernichtung des Ihnen von que la patrie Vous a confié, mais de contribuer au bonheur et à la gloire de la Prusse.

Profités en donc, Mr. le Général, et puisque le sort de la guerre empêche que je Vous laisse faire Votre rétraite, choisissés entre la proposition que je Vous fais, de Vous réunir à moi, en stipulant un traité au nom de nos deux Souverains, ou bien si Vous ne croyés pas pouvoir prendre cela sur Vous, consentés à un traité par lequel Votre corps de troupes pourra prendre des cantonnemens entre Libau, Hasenpoth et Goldinghen, avec la promesse de ne point agir offensivement pendant deux mois, et si pendant ce tems il n'y aura point de traitè entre les deux Cours de Russie et da Prusse, qui annulle cet arangement, pour lors à l'expiration du terme fixé, il Vous sera libre de réjoindre le Corps Prussien ou François, qui se trouvera le plus près.

Par ce traité que je Vous propose, Vous sauvés Votre corps de troupes de subir le sort que doit attendre le reste de l'armée de

---

Ihrem Vaterlande anvertrauten Corps nicht nur zu verhindern, ſondern auch zum Glück und zum Ruhm Preußens beizutragen.

Nehmen Sie dieſen Vortheil wahr, Herr General, und wählen Sie ſelbſt — da das Kriegsgeſchick es einmal unmöglich gemacht hat, daß ich Sie Ihren Rückzug ausführen laſſe — zwiſchen meinem Vorſchlag, ſich mit mir zu verbinden und einen Vertrag im Namen unſerer beiden Monarchen abzuſchließen, oder aber, wenn Sie ſolches nicht auf ſich nehmen zu können vermeinen, geben Sie zu einem Vertrage Ihre Zuſtimmung, nach welchem Ihre Truppen zwiſchen Libau, Haſenpoth und Goldingen Cantonnements nehmen könnten und Sie das Verſprechen ablegen würden, während zweier Monate nicht offenſiv vorzugehen; wird während dieſes Zeitraums zwiſchen den Höfen von Rußland und Preußen kein Vertrag abgeſchloſſen, welcher dieſe Uebereinkunft aufhebt, ſo ſtände es Ihnen nach Ablauf dieſer Friſt frei, zu dem nächſten preußiſchen oder franzöſiſchen Corps zu ſtoßen.

Durch dieſen Vertrag, den ich Ihnen vorſchlage, würden Sie Ihr Truppencorps davor bewahren, das Loos zu theilen, welches den Ueberreſt der Armee Macdonald's erwartet und Sie wären in der Verfaſſung, ſo-

Macdonald, et Vous serés à même d'agir bientôt pour Votre patrie, dès que la cour de Prusse se déclarera pour la Russie.

Ce même traité sauvera Vos troupes et les mettra toujours à même d'agir (chose que je ne crois pas probable) si Napoléon parvenoit à retenir dans ses fers le Roi de Prusse.

Je Vous jure, Mr. le Général, sur tout ce qu'il y a le plus sacré au monde, que je suis intimenent persuadé, qu'en acceptant une des propositions, que je Vous fais, Vous agirés comme un fidéle sujet et bon citoyen doit agir dans ce cas unique dans son espèce, et qu'en tenant une conduite opposée, Vous agirés contre les interêts de Votre patrie et de Votre Roi.

La conduite que V. E. a tenue en Courlande, l'amour et l'estime que Vous Vous étes acquis de la part des habitans, Votre réputation militaire et l'affection que Vous portent Vos troupes, sont autant de motifs pour moi, pour que je prenne le plus vif interêt à ce qui Vous regarde et par consequence ils me seroit impossible

---

gleich für Ihr Vaterland handeln zu können, ſobald der preußiſche Hof ſich für Rußland erklärt.

Dieſer Vertrag wird Ihre Truppen jedenfalls retten und in den Stand ſetzen, handelnd einzugreifen, wenn es (was ich nicht für wahrſcheinlich halte) Napoleon gelingen ſollte, den König von Preußen auch fernerhin in ſeinen Feſſeln zu halten.

Ich ſchwöre Ihnen, Herr General, bei Allem was mir auf der Welt heilig iſt, daß ich feſt davon überzeugt bin, daß Sie, wenn Sie einen der von mir gemachten Vorſchläge annehmen, wie ein treuer Unterthan und guter Bürger in dieſem Fall, der einzig in ſeiner Art daſteht, handeln werden und daß Sie bei einer entgegengeſetzten Handlungsweiſe gegen die Intereſſen Ihres Vaterlandes und Ihres Königs handeln würden.

Die Haltung, welche Ew. Excellenz in Kurland beobachtet haben, die Liebe, welche Sie ſich ſeitens der Einwohner erworben haben, Ihr militäriſcher Ruf und die Zuneigung, welche Sie ſeitens Ihrer Truppen genießen, ſind für mich ebenſoviel Motive dafür, daß ich den regſten Antheil an Allem, was Sie betrifft, nehme und außer Stande bin, Sie zu d'insister comme je fais, à ce que Vous préniés un parti, qui ne seroit pas le mien dans un cas semblable.

Comme après ce que j'ai l'honneur de Vous écrire, je ne pourrai plus garder de ménagemens, en cas de réfus, et que je serai forcé d'agir vigoureusement en abondonnant toute arrière-idée; par conséquence je Vous envoye le Comte Dohna, qui par son attachement aux vrais interêts du Roi est l'individu que je crois le plus propre pour le charger de cette lettre.

Si V. Exc. veut se rendre à Son arrière-garde, comme je me trouve tout près de mon avant-garde, nous pourrons nous voir, si Vous le desirés.

Je suis si persuadé, qu'une entrevue applaniroit toutes les difficultés, que j'insiste au près de V. E. pour l'avoir.

En attendant, Mr. le Général, Votre résolution je dois Vous prévenir, que je continue mes mouvemens. J'ai l'honneur etc.

---

einem Entſchluß zu bewegen, den ich nicht ſelbſt in einem ähnlichen Falle faſſen würde.

Da ich, nachdem was ich Ihnen mitzutheilen die Ehre gehabt habe, außer Stande bin, für den Fall einer Weigerung, weitere Mäßigung zu üben, und da ich gezwungen bin energiſch und ohne alle Hintergedanken zu handeln, ſo ſchicke ich den Grafen Dohna, der mir wegen ſeiner Anhänglichkeit an die wahren Intereſſen des Königs geeigneter als jeder Andere dazu erſcheint, um mit dieſem Brief beauftragt zu werden.

Wollten Ew. Excellenz ſich zu Ihrer Arrièregarde begeben, während ich mich bei meinem Vortrab befinde, ſo könnten wir, wenn Sie es wünſchen, einander ſehen.

Ich bin ſo feſt davon überzeugt, daß ein Zuſammentreffen alle Schwierigkeiten ebnen würde, daß ich bei Ew. Excellenz darauf beſtehe, ein ſolches zu erlangen.

Ich muß Sie, Herr General, davon in Kenntniß ſetzen, daß ich bis zum Eintreffen Ihrer Antwort meine Bewegungen fortſetze. Ich habe die Ehre u. ſ. w.

23. Major Seydlitz an den Marquis Paulucci.

Mein Herr General!

Von dem Herrn Generallieutenant v. York mit dem Schreiben an Se. Majeſtät den König, meinen Herrn, abgeſchickt, womit Ew. Excellenz genannten General unterm 2. December zu beehren geruht, bin ich geſtern hier eingetroffen, um meinem Chef die Antwort des Königs zu überbringen.

Se. Maj. der König erkennen die günſtigen Geſinnungen Sr. Maj. des Kaiſers, und haben Ew. Excellenz durch Ihren Ruf ſchon früher geſchätzt; ich wage daher die Bitte, mich frei und ungehindert durch die ruſſiſchen Armeen zu meinem Chef begeben zu dürfen. Da mein Auftrag durchaus nichts Nachtheiliges gegen das Intereſſe Sr. Maj. des Kaiſers von Rußland haben kann und eigentlich durch Ew. Excellenz ſelbſt entſtanden iſt, ſo ſchmeichle ich mir, daß Sie meine Bitte nicht abſchlagen werden.

Es iſt der größte Reſpekt mit dem ich habe die Ehre zu ſein

Memel, Ew. Excellenz
den 27. Dec. 1812. ganz unterthäniger Diener v. Seydlitz,
Major und Adjutant beim Gen.-Lieut. v. York.

(Vorſtehende Abſchrift habe ich ſelbſt vom Original genommen. Merkel.)

24. A Mr. le Lieutenant-Général Yorck.

(Vom Marquis, vom 16./28. Dec. 1812.)

J'ai accordé à Mr. le Major Seidlits la permission qu'il m'a demandée, de se rendre auprès de Votre Exc.

Cet officier est porteur des dépêches rélatives à la negociation que j'ai l'honneur d'entamer avec V. Exc. et je desire bien que les ordres de Votre Cour soient tels qu'ils Vous mettent à même d'ac-

---

23. (Siehe oben.)

24. Marquis Paulucci an den Generallieutenant York, 16./28. Dec. (aus Memel.)

Ich habe dem Herrn Major Seydlitz die von mir erbetene Erlaubniß ſich zu Ew. Excellenz zu begeben, ertheilt.

Dieſer Offizier iſt der Träger von Depeſchen, welche ſich auf die Verhandlungen beziehen, welche ich die Ehre gehabt habe, mit Ew. Excell. anzuknüpfen. Ich wünſche, daß die Vorſchriften Ihres Hofs der Art beſchaffen ſeien, daß Sie durch dieſelben in den Stand geſetzt würden, die Vorſchläge cepter les propositions que j'ai eu l'honneur de Vous faire par ma lettre en date du 10./22. de ce mois.

La position dans la quelle se trouve Votre corps, Mr. le Général, envers ceux des Généraux Loewis et Diebitsch, la prise de Memel effectué dans la journée d'hier par celui que je commande, est telle que je l'avois prédite à V. E. dans la susdite lettre du 10./22. du courant.

Les propositions que j'ai eu l'honneur de faire à V. Exc. dans la susdite lettre doivent être encore plus acceptables dans ce moment-ci.

Toujours dans l'espoir que la Prusse finira par prendre le seul et unique parti, qui lui convient, j'ai accordé à la Garnison de Memel, forte au delà de 700 hs. que je fais partir aujourd'hui pour Mietau, de rester reunie et de conserver une organisation intérieure sous l'inspection de ses officiers.

Vous n'avés, Mr. le Général, que quelques heures de temps pour Vous résoudre et si pour cela V. E. desire de s'aboucher avec moi, je suis prêt à me rendre sur le point que Vous fixerés, pour

---

anzunehmen, welche ich Ihnen in meinem Brief vom 10./22. d. M. vorzulegen die Ehre gehabt habe.

Die Lage, in welcher Ihr Corps, Herr General ſich denen der Generale Diebitſch und Loewis gegenüber befindet, nachdem ich mit meinen Truppen am heutigen Tage die Einnahme Memels bewerkſtelligt habe, iſt gerade ſo beſchaffen, wie ich es Ew. Excellenz in meinem erwähnten Brief vom 10./22. d. M. vorausgeſagt hatte.

Die Vorſchläge, welche ich Ew. Excellenz in dem erwähnten Brief zu machen die Ehre hatte, müſſen in dieſem Augenblick darum noch annehmbarer ſein.

Immer noch der Hoffnung, Preußen werde ſchließlich den einzigen ihm zukommenden Entſchluß faſſen, habe ich der 700 Mann ſtarken Garniſon von Memel, die ich heute nach Mitau abgehen laſſe, das Zugeſtändniß gemacht, beiſammen zu bleiben, ihre innere Organiſation zu behalten und unter der Aufſicht ihrer Offiziere zu verbleiben.

Sie haben, Herr General, nur einige Stunden Zeit, um ſich zu entſchließen und wenn Ew. Excellenz den Wunſch hegen ſollten, mit mir von notre rendéz-vous, qui pourroit être à moitié du chemin de la distance qu'il y a entre Votre corps et le mien.

Si dans cet intervalle V. E. prenoit des arrangemens définitifs avec un des autres commandans des corps d'armée Russe, veuillés bien me le faire savoir, pour que je pûisse régler ma conduite en conséquence.

Je saisis cette occasion etc. etc.

25. A Sa Majesté Imperiale.

(Vom Marquis aus Memel vom 16./28. Dec. 1812.)

J'ai l'honneur de soumettre ci-jointe à V. M. J. une lettre que j'ai écrite de Doblen au Gén. Yorck, qui au moment de sa reception est entré en négociation avec le Général-Major Diebitch, d'après-ce qu'un Comte Henkel, Major prussien, vient de me dire dans son passage par ici pour Berlin, où il se rend avec un passeport de ce Général. Hier j'ai reçu du Major Seidlitz la lettre annexée, qui justifiera à V. M. le motif qui m'a decidée, non seulement de ne

---

Mund zu Munde zu ſprechen, ſo bin ich bereit, mich an den Ort, den Sie für unſere Zuſammenkunft feſtſetzen und der etwa auf dem halben Wege zwiſchen unſern Corps ſein könnte — zu begeben.

Sollten Ew. Excellenz inzwiſchen mit einem der anderen Corps-Commandeure der ruſſiſchen Armee endgiltig abſchließen, ſo bitte ich Sie, mich ſolches wiſſen zu laſſen, damit ich mein Verhalten demgemäß regeln kann.

Ich ergreife dieſe Gelegenheit u. ſ. w.

25. Marquis Paulucci an den Kaiſer Alexander, Memel 16./28. Dec.

Ew. Majeſtät habe ich die Ehre beiliegend einen Brief zu unterbreiten, den ich von Doblen*) aus an den General York gerichtet habe, der bei Empfang dieſes Briefes im Begriff war mit dem Generalmajor Diebitſch in Unterhandlung zu treten, wie ein preußiſcher Major Graf Henkel mir auf ſeiner Durchreiſe nach Berlin, die er mit einem Paß jenes Generals macht, ſagte. Geſtern habe ich den beiliegenden Brief des Major Seydlitz erhalten, welcher Ew. Majeſtät gegenüber den Grund rechtfertigen pas regarder cet Officier comme prisonnier de Guerre au moment de la prise de Memel, mais encore de lui permettre à se rendre auprès du Général Yorck, auquel j'ai adressé la lettre que je porte à la connoissance de V. M. I.

---

*) Ein Gut in der Nähe von Mitau.

J'espère, Sire, que Vous reconnoitrés, que par la negociation entamée avec le Général Yorck et par ma conduite militaire, j'ai frayé le chemin aux autres Généraux, de faire valoir leurs services, et pour ma récompense j'ai la satisfaction d'être persuadé, Sire, de Vous avoir bien servi, et dans le nombre de mes services je sais que V. M. régardera comme un non indifferent, celui d'être parvenu à maintenir depuis Riga jusqu'ici, la plus stricte discipline parmi mon détachement, contre lequel il n'y a eû la moindre plainte. La position du Général Yorck est rémarquable. Le Général Loewis se trouvait avant-hier à Тельши, le Général-Major Diebitsch à Колтиниани, et moi à Мемелъ*).

Comme d'après un ordre de Mr. le **Maréchal Kutusow** en

---

wird, aus welchem ich dieſen Offizier bei der Einnahme von Memel nicht als Kriegsgefangenen anſah und ihm ſogar erlaubte, ſich zum General York zu begeben, an welchen ich den Brief, den ich beiliegend zu Ew. Maj. Kenntniß bringe, gerichtet habe.

Ich hoffe Sire, daß Sie anerkennen werden, daß ich durch die mit dem General York angeknüpften Verbindungen und meine militäriſche Haltung, den übrigen Generalen den Weg dazu gebahnt habe, Ihre Dienſte zur Geltung zu bringen; zur Belohnung dient mir das Bewußtſein der Ueberzeugung, Sire, Sie gut bedient zu haben und zu wiſſen, daß Ew. Majeſtät in der Zahl meiner Dienſtleiſtungen das Verdienſt als kein gleichgiltiges anſehen werden, daß es mir gelungen iſt, von Riga bis hierher unter meinem Detachement, gegen welches keine einzige Klage vorliegt, die ſtrengſte Mannszucht aufrecht erhalten zu haben. Die Stellung des General York iſt bemerkenswerth. General Loewis befand ſich vorgeſtern in Telczy, der Generalmajor Diebitſch zu Koltiniany, ich war in Memel.

Da mir durch einen Befehl des Herrn Feldmarſchalls Kutuſow vom

---

*) Die vorſtehenden drei Namen (vergl. die Ueberſetzung) ſind in unſerer Abſchrift nach dem Original mit ruſſiſchen Buchſtaben geſchrieben.

date du 9. Decembre il m'est enjoint de réunir au détachement du Lt. Gén. Loewis tout ce qu'il y a de disponible dans la Garnison de Riga, par conséquence j'ai écrit à ce Général de prendre encore sous son commandement mon petit détachement, et moi-même à son arrivée ici, après avoir mis ordre aux affaires, je retournerai dans mes gouvernemens.

26. Sr. Excellenz des kaiſerlichen General-Gouverneurs von Liefland und Kurland ꝛc. Herrn Marquis von Paulucci.

Ew. Excellenz melde ich gehorſamſt, daß ich den 14. d. M. Morgens endlich das preußiſche Corps zwiſchen Kraſchi und Koltiniani erreicht habe. Der General Diebitſch hatte ſich den Abend vorher mit einigen Regimentern vor Koltiniani aufgeſtellt und auf dieſe Weiſe den Preußen den Weg nach Tilſit verſperrt. Dem General York war dieſes nicht unwillkommen, und der General Diebitſch benutzte dieſe Stimmung und fing an mit dem General York zu parlamentiren. Ich kam daher mit dem Briefe von Ew. Excellenz in einem ſehr glücklichen Augenblick an und er ſchien auf den General York einen ſehr günſtigen Eindruck zu machen; er erlaubte mir, den ganzen Tag während des Marſches beim Corps und die folgende Nacht im Hauptquartier zu bleiben, wo ich dann Gelegenheit hatte, ganz ausführlich über den Gegenſtand des Briefes Ew. Excellenz zu ſprechen. Der General York ſchien geneigt die Bedingungen einzugeben, welche Hochdieſelben ihm antragen, wünſcht aber auch einen Schein der Nothwendigkeit für ſich zu haben. Er iſt daher in kleinen Märſchen gegen Tilſit vorgerückt, in der Hoffnung, daß Morgen Graf Wittgenſtein gewiß bei Tilſit eingetroffen iſt, und es ihm unmöglich gemacht hat, ohne ſehr große Opfer die Memel zu paſſiren. Seit dem 14. iſt zwiſchen den Preußen und Ruſſen kein Schuß gefallen. Den 15. bin ich nach dem

---

9. December vorgeſchrieben iſt, zu der Abtheilung des General Loewis alle disponiblen Kräfte der Rigaer Garniſon ſtoßen zu laſſen, ſo habe ich dieſem General geſchrieben, er möge auch *mein* kleines Detachement unter ſein Commando nehmen, ich ſelbſt würde nach ſeinem Eintreffen an hieſigem Ort und nach Regelung der hieſigen Angelegenheiten, in die mir anvertrauten Provinzen zurückkehren.

26. (Siehe oben.)

General Diebitſch herüber gegangen, um ihn mit den Wünſchen des Generals York bekannt zu machen und heute hat mich derſelbe hierher geſchickt zu dem General Loewis, um ihm über das Vorgefallene Nachricht zu geben. Ich reiſe jetzt unverzüglich zum General Diebitſch zurück und werde mich dort ſolange aufhalten, bis General York einen Entſchluß gefaßt hat. Alsdann ſuche ich Ew. Excellenz ſo ſchnell als möglich auf, und ohne es ganz beſtimmt zu wiſſen, hoffe ich, daß General York ſeine Convention mit keinem andern, als mit Ew. Excellenz abſchließen wird. Er hat in dieſem Augenblick 13 Bataillons, 6 Escadrons und 32 Geſchütze unter ſeinem unmittelbaren Commando; 10 Escadrons und 5 Bataillone ſind noch beim Marſchall Macdonald, werden aber heute von dem Vorgefallenen benachrichtigt.

Verzeihen Ew. Excellenz dieſen ſehr unvollſtändigen und in großer Eile geſchriebenen Bericht. Ich hoffe Hochdenſelben recht bald mündlich ausführlichen Bericht abſtatten zu können.

Wornin, im Hauptquart. des Hrn. Generals v. Loewis, d. 16. Dec. 1812.

Nordenburg (Dohna)
Major.

27. Lettre de S. E. Monsieur le Lieut. Gén. Yorck à S. E. Mr le Lieut. Gén. Marquis Paulucci, en date de Tauroggen le 29./17. Dec. 1812.

J'ai reçu la lettre, que V. E. m'a fait l'honneur de m'écrire du 16./28. de ce mois. Son contenue me persuade et mon parti est pris. L'éloignement de Votre Excellence, et les circonstances pressantes me font entrer en negociation avec Mr. le Général de Diebitsch qui se trouve vis à vis de moi, et qui agit d'accord avec Votre envoyé le Comte Dohna.

---

27. General York an den Marquis Paulucci, Tauroggen am 17./29. December 1812.

Ich habe den Brief erhalten, mit dem Ew. Excellenz mich unter dem 16./28. d. M. beehrt haben. Sein Inhalt überzeugt mich und mein Entſchluß iſt gefaßt. Die Entfernung Ew. Excellenz und das Drängen der Umſtände haben mich mit dem General v. Diebitſch, der ſich mir gegenüber befindet und im Einverſtändniß mit Ihrem Abgeſandten, dem Grafen Dohna handelt — abſchließen laſſen.

Les mêmes conditions, que V. E. m'a faite dans sa lettre du 10./22. Dec. font la base de ma négociation avec Mr. le Général de Diebitsch.

La conviction intime, que le salut de ma patrie, que le bien de l'humanité demandent la détermination que je prends d'après vos sollicitations, me font oublier dans cet important moment toute considération personelle. Cependant la lenteur des opérations des corps Russes, rend ma position très-penible. J'ai dû prendre librement une résolution à laquelle j'aurois aimé me voir forcé.

V. Exc. conviendra, que dans ce moment, ma présence est urgente ici; je dois donc remettre l'honneur de la voir au moment, où tous les arrangemens sont pris, et je me réjouis d'avance d'avoir le plaisir de faire Sa connoissance personelle, pour Lui réitérer de bouche les sentimens de la plus haute estime et de la parfaite considération avec laquelle j'ai l'honneur d'être etc.*)

Die Bedingungen, welche Ew. Excellenz mir in Ihrem Schreiben vom 10./22. December vorgeſchlagen haben, bilden die Grundlage meiner Verhandlung mit dem General v. Diebitſch.

Die innige Ueberzeugung, daß das Wohl meines Vaterlandes, das Wohl der Menſchheit die Entſcheidung fordere, welche ich Ihren Anträgen gemäß gefällt habe, laſſen mich in dieſem wichtigen Augenblick jede perſönliche Rückſicht vergeſſen. Die Langſamkeit der Operationen der ruſſiſchen Corps macht meine Stellung indeſſen zu einer höchſt peinlichen. Ich habe freiwillig einen Entſchluß faſſen müſſen, zu dem ich mich lieber hätte zwingen laſſen.

Ew. Excellenz werden einräumen, daß meine Anweſenheit an hieſigem Ort, in dieſem Augenblick dringend nothwendig iſt; ich muß die Ehre, Ew. Excellenz zu ſehen, darum auf den Augenblick verſchieben, in dem alle Arrangements getroffen ſind und freue mich im voraus auf das Vergnügen, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, um Ihnen mündlich die Gefühle der vollſtändigen Hochachtung zu wiederholen, mit welcher ich die Ehre habe zu ſein u. ſ. w.

*) Die Copie, von der ich vorſtehende Abſchrift machte, war von der Hand des Marquis. Merkel.

28. A Sa Majesté Impériale.

(Vom Marquis aus Memel vom 18./30. Dec. 1812.)

Autorisé par le très-gracieux réscrit de V. M. Imp. en date du 6 de ce mois, de continuer les négociations entamées avec le Gén. Yorck, j'ai adressée à ce Général par la voye du Comte Dohna la lettre, que j'ai eu l'honneur de Vous soumettre, Sire, par mon très humble rapport en date du 16. du courant, No 23.

Ayant reçu une lettre du Comte Dohna sur cette importante negociation, je m'empresse de la présenter à V. M. pour qu'Elle soit à même de juger, jusqu'à quel point j'ai conduit cette négociation.

Comme dans cet instant je reçois un avis, d'après lequel je dois croire, que Macdonald ayant trouvé Tilzit deja occupé par nos troupes, n'aye pas encore passé la Memel, et jugeant de la plus haute importance d'empêcher la jonction du Général Yorck avec Monsieur de Tarente, afin de laisser au premier un honorable prétexte d'accepter mes propositions, par conséquence le Lieut. Général Loewis, qui étoit hier à Ворны, sera aujourd'hui à новоемѣсто,

---

28. Marquis Paulucci an den Kaiſer Alexander, Memel 18./30. Dec.

Durch das gnädige Reſcript Ew. Kaiſerl. Majeſtät vom 6. d. Mts. dazu bevollmächtigt, die angeknüpften Verhandlungen mit dem General York fortzuſetzen, habe ich dieſem General durch den Grafen Dohna das Schreiben zugeſandt, welches ich Ihnen, Sire, mit meinem unterthänigſten Bericht vom 16. d. Mts. (Nr. 23) zu unterbreiten die Ehre hatte.

Nachdem ich von dem Grafen Dohna in dieſer wichtigen Angelegenheit einen Brief erhalten habe, beeile ich mich, denſelben Ew. Majeſtät vorzulegen, damit Ew. Majeſtät ſelbſt beurtheilen können, bis zu welchem Punkt ich dieſe Unterhandlung geführt habe.

Da mir in dieſem Augenblick eine Mittheilung zukommt, nach welcher ich glauben muß, Macdonald habe Tilſit bereits von unſern Truppen beſetzt vorgefunden und darum die Memel noch nicht überſchritten, ſo halte ich es für höchſt nothwendig, die Vereinigung General York's mit dem Herzog von Tarent zu verhindern, um dem erſteren einen ehrenvollen Vorwand zur Annahme meiner Vorſchläge offen zu laſſen. Der Generalet moi-même après avoir laissé ici en garnison dans la citadelle le 16me régiment, je tacherai de me rapprocher autant qu'il me sera possible à ce Général avec le reste de mon detachement, qui consiste en un mille hommes afin d'être plus à même de porter à son terme la négociation avec les Prussiens.

A peine cette affaire sera terminé de quelle manière que ce soit, et que j'aurai fini d'arranger les affaires du district de Memel, je remettrai le commandement de toutes les troupes au Général Loewis, et je retournerai à Riga.

29. A Mr. le Lieut. Gén. d'Yorck.

(Vom Marquis, vom 19./31. Dec. 1812.)

Après avoir occupé Memel avec une partie de mon corps, je me suis réunie avec le reste au Général Loewis.

Je desire absolument d'avoir une réponse cathégorique à la lettre que j'ai eû l'honneur d'ecrire à V. E. en date du 10./22. de ce mois et s'il est possible, de pouvoir avoir un entretien avec Vous, Mr. le Général.

---

lieutenant Loewis, der geſtern in Worny war, wird darum heute in Nowoje Meſto ſein, ich ſelbſt aber werde, nachdem ich das 16. Regiment als Garniſon in der Citadelle zurückgelaſſen habe, verſuchen, mich mit dem Reſt meiner Truppen (etwa 1000 Mann), dem General möglichſt zu nähern, um die Verhandlungen mit den Preußen ſelbſt zu Ende zu führen.

Sobald dieſe Angelegenheit, auf welche Weiſe auch immer, beendet iſt, und ich die Angelegenheiten im Memelſchen Kreiſe arrangirt habe, werde ich das Commando über ſämmtliche Truppen dem General Loewis übergeben und nach Riga zurückkehren.

29. Marquis Paulucci an den Generallieutenant York, 19./31. Dec.

Nachdem ich Memel mit einem Theil meines Corps beſetzt habe, habe ich mich ſammt dem Reſt deſſelben, mit dem General Loewis vereinigt.

Ich wünſche jedenfalls eine kategoriſche Antwort auf mein unter dem 10./22. d. M. an Ew. Excellenz gerichtetes Schreiben zu erhalten und, wenn es möglich iſt, mit Ihnen, Herr General, eine Zuſammenkunft zu haben.

Veuillés donc V. E. me faire savoir Votre réponse et m'indiquer l'endroit qui Vous convient pour le rendez-vous, et je m'y rendrai de suite.

Je saisis avec empressement etc.

30. A S. E. Mr. le Lieut. Gén. Marquis Paulucci.

(Note von der Hand des Marquis: reçu le 22. Dec. 1812/3. Jan. 1813.)

Monsieur le Général!

J'ai eu l'honneur de répondre à la lettre de V. Exc. par la mienne du 17./29. Dec. laquelle apparement ne lui sera pas parvenu. En l'informant que sous les mêmes conditions qu'Elle m'a proposées précedemment, j'ai conclu une convention avec Mr. le Général Diebitsch, qui se trouvoit vis-à-vis de moi, je lui exprime en même tems mes regrets de n'avoir pas trouvé l'occasion à terminer avec Vous, Mr. le Général, une affaire, qui fit l'objet de nos rélations. Le retard d'un parti definitif auroit dû augmenter le critique de ma position, qui l'était déjà par la lenteur des mouvemens des corps, qui devoient rendre impossible toute communication avec la

---

Wollen Ew. Excellenz mir darum Ihre Antwort zukommen laſſen und den Ihnen zu einem Zuſammentreffen geeignet erſcheinenden Ort angeben, ſo werde ich mich augenblicklich an denſelben begeben.

Ich ergreiſe dieſe Gelegenheit u. ſ. w.

30. General York an den Marq. Paulucci, Polangen 1./13. Jan. 1813.

Herr General!

Ich habe bereits die Ehre gehabt, Ew. Excellenz Schreiben durch einen Brief vom 17./29. December zu beantworten, der Ihnen aber offenbar nicht zugegangen iſt. Indem ich Ew. Excell. davon in Kenntniß ſetze, daß ich auf dieſelben Bedingungen, welche Sie mir neulich vorſchlugen, mit dem Herrn General Diebitſch, der ſich mir gegenüber befand, eine Convention abgeſchloſſen habe, drücke ich Ihnen gleichzeitig mein Bedauern darüber aus, daß ich nicht Gelegenheit gefunden habe, eine Angelegenheit, welche der Gegenſtand unſerer Verhandlungen war, mit Ihnen, Herr General, abzuſchließen. Ein Aufſchub in der allendlichen Entſcheidung hätte das Kritiſche meiner Lage, die durch die Langſamkeit der Bewegungen der

7me Division. Des raisons majeures m'ont dû retenir de la rétablir.

Je dois de même avoir l'honneur de répeter à V. Exc. que dans ce moment ma présence auprès de mon corps est trop urgente, pour pouvoir m'en éloigner un instant. J'apprends qu'Elle se rendra à Wingen, et si je puis passer aujourd'hui à Tilsit, j'ose demander à V. Exc. la complaisance de m'informer, si demain je pourrois avoir l'honneur de l'entretenir à Wingen, pour lui répéter en même tems l'assurance de la plus parfaite estime et de la plus haute considération avec laquelle, j'ai l'honneur d'être.

Polangen, Monsieur le Général de Votre Excellence
le 1. Janvier 1813. le très humble et très obéissant
serviteur
d'Yorck.

Corps, welche meine Vereinigung mit der 7. Diviſion unmöglich machen ſollten, bereits kritiſch genug war, — geſteigert. Höhere Rückſichten haben mich von einer Bewerkſtelligung dieſer Vereinigung zurückhalten müſſen.

Ich muß die Ehre haben, Ew. Excell. zu wiederholen, daß nochmals meine Anweſenheit bei meinem Corps in dieſem Augenblick zu dringend nothwendig iſt, als daß ich daſſelbe auch nur auf einen Augenblick verlaſſen könnte. Ich höre, daß Ew. Excell. ſich heute nach Wingen begeben werden, und kann ich heute nach Tilſit kommen, ſo bitte ich Ew. Excellenz um die Gefälligkeit, mir mitzutheilen, ob ich morgen die Ehre haben kann, Sie in Wingen anzutreffen, um Ihnen nochmals zu wiederholen u. ſ. w.

Ihr ergebenſter und gehorſamſter Diener
v. York.

Note von der Hand des Marquis:
erhalten am 3. Jan. 1813/22. Dec. 1812.

31. A Sa Majesté Impériale.

(Vom Marquis, vom 21. Dec. 1812/2. Jan. 1813.)

Je m'empresse de présenter à Votre Majesté Imp. mes félicitations sur l'heureuse conclusion de la négociation entamée avec le Lieut. Gén. Yorck, Commandant le corps auxiliaire de Prusse.

Afin que V. M. puisse connoître avec tous les détails, comme cette affaire s'est passée, je procure au Comte Dohna le bonheur, Sire, de mettre à Vos pieds ce trèshumble rapport.

Je crois devoir en même tems porter à la connoissance de V. M. la lettre que le Lieut. Gén. Yorck m'a adressée, le rapport que j'ai reçu seulement hier au matin prés de Picktupöhnen de la part du Général-Major Diebitsch, qui est celui qui a terminée cette importante négociation, et enfin le rapport de ce même Gén. au Général Loewis, que celui-ci m'a communiqué. Ces deux rapports sont aussi intéressans par quelques contradictions qu'ils renferment. Le retour du Major Seidlitz de Berlin, dont j'ai eu le bonheur de rendre compte à V. M. par mon rapport en date du 16. de ce mois, a dû contribuer à déterminer la conduite du Général Yorck, et jamais

---

31. Marq. Paulucci an den Kaiſer Alexander, 21. Dec. 1812, 2. Januar 1813.

Ich beeile mich, Ew. Majeſtät zu dem glücklichen Abſchluß, der mit dem Generallieutenant York, dem Commandirenden des Corps der preußiſchen Hilfstruppen, angeknüpften Verhandlungen Glück zu wünſchen.

Damit Ew. Majeſtät in allen Einzelheiten erfahren können, wie dieſe Sache verlaufen, habe ich dem Grafen Dohna das Glück bereitet, dieſen unterthänigſten Bericht, Sir, Ihnen zu unterbreiten.

Gleichzeitig glaube ich den vom General York an mich gerichteten Brief und den mir erſt geſtern morgen in Picktupöhnen zugegangenen Bericht des Generalmajor Diebitſch, der dieſe wichtige Angelegenheit zu Ende geführt hat, ſowie den (mir von Loewis mitgetheilten) von Diebitſch an den General Loewis gerichteten Bericht, zu Ew. Majeſtät Kenntniß bringen zu müſſen. Dieſe beiden Berichte ſind auch durch einige Widerſprüche, die ſie enthalten, von Intereſſe. Die Rückkehr des Major Seydlitz von Berlin, über welche ich Ew. Majeſtät in meinem Rapport vom 16. d. M. zu berichten das Glück gehabt habe, hat dazu beitragen müſſen, die convention n'a pu être conclu plus à propos pour nous, car par là Macdonald probablement devra passer par les fourches Caudines.

Malgré que les Généraux Yorck et Diebitsch prétendent que la convention, qu'ils viennent de conclure, est entièrement conforme à mes propositions, il y existe cependant une diversité assés importante, relativement à l'espace de terrain que devra occuper actuellement le corps Prussien.

Ce changement demande dans les momens actuels des mésures de précaution, qui n'échaperont pas à la sagesse de V. M. afin d'obvier les inconveniens qui pourroient en résulter.

Je suis trop franc, pour pouvoir laisser ignorer à V. M. I. qu'en même tems que je rends toute la justice qui est dûe au zêle et à l'activité du Général-Major Diebitsch, j'ai été cependant surpris, qu'avant de signer la convention, non seulement qu'il ne m'en a pas rendu compte, connoissant l'autorisation dont j'ai été mûni, Sire, de Votre part, mais aussi de ce qu'il n'a

---

Handlungsweiſe des General York zu beſtimmen und niemals hat eine uns vortheilhaftere Convention abgeſchloſſen werden können, weil zufolge ihrer Macdonald wahrſcheinlich caudiniſche Engpäſſe paſſiren müſſen wird.

Ob die Generale York und Diebitſch gleich behaupten, die von ihnen abgeſchloſſene Convention entſpreche meinen Vorſchlägen vollſtändig, ſo waltet doch ein wichtiger Unterſchied bezüglich der Ausdehnung des Terrains ob, welches gegenwärtig von dem preußiſchen Corps eingenommen werden ſoll.

Dieſe Abänderung macht im gegenwärtigen Augenblick Vorſichtsmaßregeln nothwendig, welche der Weisheit Ew. Majeſtät nicht entgehen werden, damit den Unannehmlichkeiten, welche entſtehen können, begegnet werde.

Ich bin zu offen, um Ew. Majeſtät verhehlen zu können, daß ich, wenn ich gleich dem Eifer und der Thätigkeit des General Diebitſch alle ſchuldige Gerechtigkeit wiederfahren laſſe, doch verwundert bin, daß er, bevor er die Convention unterzeichnete, nicht nur mir darüber keine Rechenſchaft ablegte, obgleich er von der Vollmacht wußte, die mir Ihrerſeits, Sire, ertheilt war, noch auch den Generallieutenant Loewis conſultirte, pas non plus consulté le Lieut. Gén. Loewis, qui étoit muni de mes instructions, et qui se trouvoit à quelques Werstes de distance.

Par cette conduite, ainsi que par ses deux rapports, le Gén. Major Diebitsch laisse un juste motif à supposer, qu'il veuille s'approprier toute la gloire de cette importante convention. De mon côté, je suis bien loin de vouloir la lui disputer, car le seul et unique but auquel je vise, est le bien de Votre service et ma propre satisfaction.

Je ne puis pas omettre dans cette circonstance de récommander à la bienveillance de V. M. I. le Comte Dohna, qui même de l'aveu du Général-Major Diebitsch à beaucoup contribué à la réussite de la négociation.

J'ai l'honneur etc.

32. A Mr. le Lieut.-Général Yorck.

(Vom Marquis, vom 21. Dec. 1812/2. Jan. 1813.)

J'ai reçu la lettre que V. Exc. m'a fait l'honneur de m'écrire en date du 29. (n. st.) de ce mois, et je me réjouis infinement de ce

---

welcher mit meinen Inſtructionen verſehen und nur einige Werſt weit entfernt war.

Durch dieſe ſeine Handlungsweiſe, wie durch ſeine beiden Berichte, giebt der General gerechte Veranlaſſung zu der Annahme, als habe er ſich den ganzen Ruhm dieſer wichtigen Convention aneignen wollen. Ich, meinestheils, bin weit davon entfernt, ihm dieſen Ruhm ſtreitig machen zu wollen, da das einzige Ziel auf welches ich es abgeſehen habe, in dem Vortheil Ihres Dienſtes und meiner eigenen Genugthuung beſteht.

Ich kann nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit den Grafen Dohna dem Wohlwollen Ew. Majeſtät zu empfehlen, der — ſelbſt nach der Verſicherung des Generalmajors Diebitſch — ſehr viel zu dem Erfolg dieſer Convention beigetragen hat. —

Ich habe die Ehre u. ſ. w.

32. Marquis Paulucci an den General York, 21. Dec. 1812 2. Januar 1813.

Ew. Excellenz Schreiben vom 29. a. St. habe ich erhalten; ich freue mich außerordentlich darüber, daß Sie, Herr General, endlich den Ent=

que Vous aves enfin pris, Mr. le Général, la résolution qui est analogue à Votre façon de penser et aux interêts de Votre partie.

Je régrette, que je n'ai pas pus terminer moi-même avec V. E. la négociation que j'avois entamée puisque j'ai été privé par là d'avoir l'honneur de faire Votre connoissance personnelle. J'espère cependant que quelque circonstance propice me procurera bientôt ce bonheur auquel j'aspire quelque tems.

Mon devoir me rapellant dans les Gouvernemens qui sont sous mon commandement, je prie V. E. de vouloir m'adresser à Riga ses ordres sur tous les objects que Vous croirés de ma compétence.

J'ai reçu ci-joint quelques lettres qui m'ont été envoyées de Mitau et que j'ai l'honneur de Vous transmettre.

Daignés V. E. agréer l'assurance etc.

33. A Mr. le Lieut. Général Yorck.

(Vom Marquis, vom 22. Dec. 1812/3. Jan. 1813.)

J'ai reçu seulement dans l'instant la lettre que V. E. m'a fait l'honneur de m'écrire en date du 1. Janvier; ainsi le moment que

---

ſchluß gefaßt haben, der Ihrer Denkungsart und den Intereſſen Ihres Vaterlandes entſpricht.

Ich bedauere, die von mir begonnenen Verhandlungen nicht ſelbſt mit Ew. Excellenz zu Ende geführt haben zu können, da ich auf dieſe Weiſe der Ehre beraubt worden bin, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Ich hoffe indeſſen, ein günſtiges Geſchick werde mir bald das Glück, nach welchem ich ſchon längere Zeit ſtrebe, verſchaffen.

Meine Pflicht ruft mich in die Provinzen zurück, welche unter meinem Befehl ſtehen und erſuche ich Ew. Excellenz mir Ihre Aufträge über alle Gegenſtände, welche Sie innerhalb meiner Competenz glauben, an mich nach Riga zu adreſſiren.

Ich habe die beifolgenden mir von Mitau zugeſandten Briefe erhalten, welche ich die Ehre habe, Ihnen zu überſenden.

Empfangen Sie u. ſ. w.

33. Marquis Paulucci an den General York, 22. Dec 1812/3. Januar 1813.

Soeben erſt erhalte ich Ew. Excellenz Schreiben vom 1. Januar. Der Augenblick, den Sie freundlichſt für unſer Zuſammentreffen angeſetzt

Vous aviez bien voulu fixer pour nous voir, étoit déja passé. J'en veux beaucoup à Mr. le Colonel Balabin, de ne m'avoir pas fait parvenir plutôt cette lettre; car j'aurois d'abord rébroussé chemin, afin de pouvoir me procurer l'honneur de faire Votre connoissance personnelle, auquel j'aspire dépuis longtems.

Il est sûr, que la position dans laquelle V. Exc. s'est trouvée par la lenteur des mouvemens des troupes russes, étoit, extrêmement embarassante, mais il n'a pas dépendu de moi de faire que le contraire arrive.

Une intrigue — V. E. sait qu'il y en a partout — m'avoit privé pendant les momens les plus decisifs du commandement de la majorité de mes troupes et je n'ai eû l'autorisation de reprendre ce commandement, que le jour même que la convention avoit été signée, et ce même jour j'aurois pris mes dispositions, pour que le lendemain toutes les troupes sous les ordres du Général Loewis puissent être entre Picktupöhnen et Wilkischken.

Comme les troupes que le Général Loewis commande sous mes ordres, sont au moment de se joindre au corps du comte Witgen-

---

haben, war mithin ſchon verſtrichen. Ich muß dem Herrn Obriſten Balabin einen Vorwurf daraus machen, mir dieſen Brief nicht früher überſandt zu haben, weil ich ſogleich wieder umgekehrt wäre, um mir die Ehre Ihrer perſönlichen Bekanntſchaft, welche ich ſchon lange wünſche, zu verſchaffen.

Ich begreife, daß die Lage, in welche Ew. Excellenz durch die Langſamkeit der ruſſiſchen Truppen gerathen waren, eine höchſt peinliche war, es hat aber nicht von mir abgehangen, das Gegentheil herbeizuführen.

Eine Intrigue — und Ew. Excellenz wiſſen, daß dergleichen überall vorkommt — hatte mich während der entſcheidendſten Augenblicke des Commandos über den größten Theil meiner Truppen beraubt; ich erhielt die Autoriſation, dieſes Commando aufs Neue zu übernehmen erſt an dem Tage wieder, an dem die Convention bereits unterzeichnet war, ich hätte ſonſt noch an demſelben Tage meine Dispoſitionen dahin getroffen, daß alle unter dem General Loewis ſtehenden Truppen anderen Tages zwiſchen Picktupöhnen und Wilkiſchken hätten ſein können.

Da die von dem General Loewis unter meinem Oberbefehl commandirten Truppen im Begriff ſind, zu dem Corps des Grafen Wittgenſtein

stein, par conséquence j'abandonne le Commandement, et après avoir mis ordre aux affaires du district du Memel, qui provisoirement sera administré au nom de Sa Majesté l'Empereur de Russie, je retourne dans mes gouvernemens où je serai heureux, si j'amais je pourrois avoir l'honneur de recevoir V. Exc. et pouvoir Vous témoigner mon estime et le desir que j'ai d'acquerir Votre amitié.

J'ai l'honneur d'être etc.

34. A Sa Majesté Impériale.

(Vom Marquis, vom 27. Dec. 1812/8. Jan. 1813.)

Par mon très humble rapport du 22. de ce mois, No 28, j'ai crû devoir faire connoitre à V. M. Imp. que je n'approuvois pas le changement fait par le Général Diebitsch à la convention que j'avois proposée aux Prussiens, rélativement à l'éspace du terrain qu'ils occuperoient pendant le tems de leur inactivité.

Le rapport ci-joint du Commandement de Memel justifiéra auprès de V. M. cette opinion, ainsi que mon mécontentement sur

---

zu ſtoßen, ſo werde ich mein Commando abgeben und nach Regelung der Geſchäfte des proviſoriſch im Namen S. M. des Kaiſers von Rußland verwalteten Memelſchen Kreiſes, in meine Provinzen zurückkehren; ich werde ſtets glücklich ſein, wenn mir je hier die Ehre zu Theil werden ſollte, Ew. Excellenz empfangen, Ihnen meine Achtung und meinen Wunſch bezeugen zu können, Ihrer Freundſchaft theilhaft zu werden.

Ich habe die Ehre u. ſ. w.

34. Marquis Paulucci an den Kaiſer Alexander, 27. Dec. 1812, 8. Januar 1813.

Durch meinen unterthänigſten Bericht vom 22. d. M., (Nr. 28) habe ich Ew. Majeſtät bereits berichten zu müſſen geglaubt, daß ich die vom General Diebitſch getroffenen Abänderungen an den von mir den Preußen gemachten Vorſchlägen, ſoweit dieſe Abänderungen ſich auf die Ausdehnung des Terrains beziehen, welches dieſelben während ihrer Inactivität einnehmen ſollen, — nicht billigen könne.

Der beiliegende Bericht der Memeler Commandantur wird Ew. Maj. gegenüber dieſe meine Anſicht ebenſo rechtfertigen, wie meine Unzufriedenheit la précipitation avec laquelle le Général-Major Diebitsch à signé la convention sans m'en prévenir, et sans consulter le Lieut. Gén. Loewis, qui étoit à quelques Werstes de lui. De son coté le Général Yorck a sû profiter en homme habile de l'empressement que le Général Diebitsch à temoigné d'avoir la gloire de conclure cette convention, pour y faire des changemens, auxquels il étoit sûr que je n'aurois pas consenti.

Les arrangements que le Comte Witgenstein sera à même de prendre en suite de cette convention et les progrès des ses armes dans l'intérieur de la Prusse, aplaniront, je ne doute pas, les difficultés qui auroient pû naitre Cependant je n'ai pas crû devoir omettre de mon coté d'adresser au Colonel Ekesparre l'ordre que j'ai l'honneur de soumettre à la connoiscance de V. M. I.

Memel, soit sous les rapports de son commerce, soit sous ceux de sa situation, rélativement aux frontières de la Russie, est un point très-important. Si la politique, d'après ma manière de voir, demande d'un part, que V. Maj. ne décèle pas dans la conduite le dé-

---

mit der Ueberſtürzung, mit der der Generalmajor Diebitſch die Convention unterzeichnet hat, ohne mich davon vorläufig zu benachrichtigen, und ohne den nur einige Werſt weit von ihm entfernten Generallieutenant Loewis zu Rathe zu ziehen. Der General York hat ſeinerſeits, als ein gewandter Mann, von der Haſt Vortheil zu ziehen gewußt, welche der General Diebitſch bezeugte, um den Ruhm, die Convention abgeſchloſſen zu haben, zu erwerben: er hat Aenderungen bewirkt, von denen er (York) wußte, daß ich nie in dieſelben einwilligen würde.

Die Arrangements, welche der Graf Wittgenſtein dieſer Convention zufolge ergreifen können wird und die Fortſchritte, welche ſeine Armeen im Innern Preußens machen, werden ohne Zweifel die Schwierigkeiten, welche entſtehen könnten, hinwegräumen. Ich habe indeſſen geglaubt, meinerſeits nicht den Befehl unterlaſſen zu dürfen, den ich dem Oberſten Ekeſparre ertheilt habe, und den ich beiliegend der Kenntniß Ew. Majeſtät unterbreite.

Memel iſt ſowohl hinſichtlich ſeines Handels wie hinſichtlich ſeiner Lage an der preußiſchen Grenze ein ſehr wichtiger Punkt. Fordert die Politik auch, meiner Anſicht nach, daß Ew. Majeſtät in Ihrer sir d'étendre plus loin ses frontières, cette même politique exige cependant de profiter de tous les avantages que l'on peut avoir, afin de parvenir à les établir telles qu'il convient sous les rapports militaires et commerciaux, à la sureté et au bonheur de l'Empire. La Vistule est certainement la frontière à laquelle s'étendent mes voeux; non obstant la prudence exige par tous les chances qui peuvent encore avoir lieu, de se préparer à une moins avantageuse. C'est d'après ce principe que j'ai crû devoir par les dispositions que j'ai prises, préparer insensiblement Memel à former partie de notre frontières, sans cependant effaroucher la Cour de Prusse, qui ne peut jusqu'à présent regarder son occupation et la conduite que j'ai tenue, que comme une mésure purement militaire.

Je suis etc.

36. A Mr. le Lieut. Général Yorck.

(Vom Marquis, vom 28. Dec. 1812/9. Jan. 1813.)

Le Commandant de Memel me fait rapport, que V. E. exige d'après la convention, faite avec le Général Diebitsch, d'occuper

---

Handlungsweiſe den Wunſch, Ihre Grenzen weiter auszudehnen, nicht durchblicken laſſen, ſo fordert dieſe ſelbe Politik doch auch wieder, von allen Vortheilen, die man haben kann, Gewinn zuziehen, um dieſe Grenzen ſo zu ziehen, wie es für die Sicherheit und das Glück des Reichs in militäriſcher und kommerzieller Beziehung angemeſſen iſt. Die Weichſel iſt in der That die Grenze, bis zu der ſich meine Wünſche ausdehnen; nichts deſtoweniger fordert die Vorſicht ſich in Betracht aller, möglicher Weiſe eintreten könnender Chancen, auf eine minder günſtige gefaßt zu machen. Dieſem Princip gemäß habe ich meine Dispoſitionen der Art nehmen zu müſſen geglaubt, daß durch ſie Memel unbemerkbar dazu vorbereitet werde, unſeren Grenzen einverleibt zu werden, ohne doch den preußiſchen Hof zu erſchrecken, der bis jetzt die Einnahme Memels und die von mir beobachtete Haltung als rein militäriſche Maßregeln anſehen muß.

Ich habe die Ehre u. ſ. w.

35. Marquis Paulucci an den Generallieutenant York, 28. December 1812/9. Januar 1813*).

Der Commandant von Memel berichtet mir, Ew. Excellenz verlangten gemäß der mit dem General Diebitſch abgeſchloſſenen Convention,

---

*) Droyſen bezeichnet den 4. Januar als Datum dieſes Briefs.

Memel avec Ses troupes, ainsi qu'on Vous rende plusieurs effets qui ont été pris lors de la capitulation de cette Ville.

Je me fais un devoir de prévenir V. E. que j'en ai rendu compte à Sa Majesté sans les ordres de laquelle le Colonel Ekesparre, Comdt. de Memel, est dans l'impossibilité absolue de permettre à Vos troupes l'entrée à Memel, ni qu'elles puissent reçevoir aucun des effects qui se trouvent dans la ville.

Je ne discuterai point, si lé Général-Major Diebitsch était ou non autorisé à établir la convention qu'il a conclue avec V. Exc., je me bornerai seulement à Vous rappeler, Mr. le Général, que j'ai eu l'honneur de Vous communiquer les pleins pouvoirs que j'avois reçu de Sa Majesté, et d'après lesquelles j'ai fait un projet de convention, sur la base de laquelle Mr. Diebitsch a crû se tenir, en s'en écartant cependant d'une manière si importante, qu'il est absolument nécessaire que Sa Maj. l'Empereur décide, avant que je sois à même en ce qui me regarde, de donner la main, pour qu'elle puisse avoir un plein effet.

Memel mit Ihren Truppen zu beſetzen, ſowie die Rückgabe verſchiedener Gegenſtände, welche bei der Capitulation dieſer Stadt weggenommen wurden.

Ich halte mich für verpflichtet, Ew. Excellenz davon zu benachrichtigen, daß ich Sr. Maj. dem Kaiſer über dieſe Frage berichtet habe und daß der Commandant von Memel, Obriſt Ekeſparre, völlig außer Stande iſt, ohne Befehl Sr. Majeſtät, Ihren Truppen den Einzug in Memel oder die Auslieferung der in der Stadt befindlichen Gegenſtände zu geſtatten.

Ich will nicht unterſuchen, ob der Generalmajor Diebitſch bevollmächtigt war oder nicht, die Convention einzugehen, welche er mit Ew. Excellenz abgeſchloſſen hat — ich beſchränke mich darauf, Ihnen, Herr General, ins Gedächtniß zurückzurufen, daß ich bereits die Ehre hatte, Ihnen die Vollmacht Sr. Majeſtät des Kaiſers mitzutheilen, nach welcher ich ein Conventionsproject gemacht und deſſen Grundlagen Herr Diebitſch zu folgen glaubte, während er doch in ſo gewichtiger Weiſe von denſelben abwich, daß es durchaus nothwendig geworden iſt, Se. Majeſtät den Kaiſer entſcheiden zu laſſen, bevor ich meinerſeits die Hand zu einer vollſtändigen Verwirklichung der Convention bieten kann.

Lorsque Sa Majesté m'aura fait connoître Ses ordres sur Vos demandes, je m'empresserai de les communiquer à V. Exc.

En attendant etc.

36. A Son Altesse le Prince de Smolensk.

(Vom Marquis, vom 30. Dec. 1812/11. Jan. 1813.)

Je ne saurois assès témoigner à Votre Altesse Sérénissime toute ma réconnoissance pour l'honneur qu'elle m'a faite, en m'accordant, par sa lettre du 24. Decembre son approbation sur la pétite expédition de Memel.

Ce témoignage très-flatteur et si honorable pour moi, me comble de joie et me prouve que je suis plus heureux que je ne pensois, puisque Votre Altesse, malgrè qu'Elle aye crû devoir changer Ses prémières dispositions en ma faveur, et sur lesquelles je m'étois faite une illusion très agreable sur mon avenir, Elle daigne prendre cependant quelque interêt à ce qui me regarde. Sur la remarque dont Votre Altesse a voulu m'honorer; que je me suis mis en tête, qu'on vouloit pas de moi en employant le corps du Lieut.-

Sobald Se. Majeſtät mir Ihre Befehle in Bezug auf Dero Forderungen mitgetheilt hat, werde ich mich beeilen, Sie zu Ew. Excellenz Kenntniß zu bringen.

Derweilen u. ſ. w.

36. Marquis Paulucci an den Fürſten v. Smolensk (Kutuſow).

Ich vermag kaum Ew. Durchlaucht die Größe meiner Dankbarkeit bezüglich des mir zugegangenen ehrenvollen Schreibens vom 24. Decbr. zu ſchildern, nach welchem Sie meine kleine Expedition auf Memel gutheißen.

Dies ebenſo ſchmeichelhafte wie ehrenvolle Zeugniß erfüllt mich mit Freude und beweiſt mir, daß ich glücklicher bin als ich glaubte, da Ew. Durchlaucht, trotzdem Sie es für gut befanden, Ihre urſprünglichen Beſtimmungen zu meinen Gunſten, auf welche hin ich mir bereits angenehme Hoffnungen für meine Zukunft gegründet hatte, — zu verändern, es dennoch nicht verſchmähen, einigen Antheil an dem zu nehmen, was mich betrifft. Was die Bemerkung anlangt, die Ew. Durchlaucht mir machen, daß ich es mir in den Kopf geſetzt hätte, man wolle mich

Général Loewis, je me réserve de Lui prouver la justesse de mon opinion, fondée sur des documens irrévocables, lorsqu'il me sera accordé le bonheur de pouvoir l'entretenir personellement.

Il auroit été très-ridicule de ma part, de supposer un seul instant, qu'il pouvoit entrer dans le vuës de Votre Altesse Sérénissime, de vouloir me priver des occasions de me distinguer, mais je dois avouer avec la franchise qui m'est naturelle; que par les ordres qu'on a sollicités, on est parvenu à empécher, que je ne puisse être dans le cas d'oter à qui que ce soit une parcelle de la gloire obtenue en abondance sous les ordres de Votre Altesse Sérénissime.

J'ai l'honneur d'être etc.

37. A Mr. le Général Comte Witgenstein.

(Vom Marquis, vom 3/15. Jan. 1813.)

J'ai reçu la lettre que Votre Exc. m'a fait l'honneur de m'écrire en date 26. Dec. et en réponse de laquelle je m'empresse de Lui rendre compte, que j'avois déja fait mon rapport à Sa Maj. Imp. sur les démandes du Général Yorck, et jusqu'à ce que je ne réçois

---

umgehen, indem man die Corps des General v. Loewis verwendete — behalte ich mir vor, Ihnen die Richtigkeit meiner auf unwiderrufliche Documente begründeten Meinung zu beweiſen, ſobald ich der Ehre einer mündlichen Unterredung theilhaft werde.

Es wäre ſehr lächerlich meinerſeits geweſen, auch nur einen Augenblick anzunehmen, daß Ew. Durchlaucht mich der Gelegenheit, mich auszeichnen zu können, berauben wollten, aber ich muß mit der mir angeborenen Offenheit geſtehen, daß man es durch die erwirkten Befehle dahin gebracht hat, mich der Gelegenheit zu berauben, mir einen Theil des Ruhms anzueignen, der unter den Befehlen Ew. Durchlaucht ſo reichlich eingeerntet worden iſt.

Ich habe die Ehre u. ſ. w.

37. Marq. Paulucci an den General Grafen Wittgenſtein, 3. 15. Jan.

Ew. Excellenz Schreiben vom 26. v. M. habe ich erhalten und beeile ich mich, Ihnen zu berichten, daß ich meinen Bericht über die Wünſche des General York Sr. Maj. bereits erſtattet hatte und daß der Commandant les ordres, le Colonel Ekesparre, Commandant de Memel, est dans l'impossibilité absolue de permettre aux troupes Prussiennes d'occuper Memel, ni de récevoir aucuns des effets qui se trouvent dans cette ville.

Je saisis avec empressement cétte occasion pour réiterer à Votre Exc. l'assurance des sentimens respectueux avec lesquels j'ai l'honneur d'être etc.

---

von Memel, Oberſt Eckeſparre, bis zum Eingang weiterer Befehle völlig außer Stande iſt, den preußiſchen Truppen die Beſetzung Memels und die Empfangnahme der in dieſer Stadt befindlichen Gegenſtände zu geſtatten.

Ich ergreife dieſe Gelegenheit u. ſ. w.

Leipzig,
Druck von Gieſecke & Devrient

Kritiſche Antiken

von

Dr. G. Merkel.

Juvatne meminisse!

Kritiſche Antiken.

Ein Beitrag

zur

Literatur-Geſchichte Deutſchlands

von

Dr. G. Merkel.

Riga, 1837.
Bei E. Götſchel.

BIBLI
RE
MONN

Vorrede.

Schon als Knabe las ich die großen Dichter mehrerer Nationen mit Entzücken. Als Jüngling wünſchte ich zu wiſſen, ob mein Enthuſiasmus für ſie gerecht ſey: ich ſtudirte Kritik. Im 22. Jahre ſchrieb ich das kleine Lehrgedicht, das man hier findet. In meinem 25. Jahre ließ ich ohne meinen Namen (Riga, 1794) ein Paar hundert Exemplare auf meine Koſten drucken, verſchenkte ein Paar Dutzend davon und gab die übrigen der einzigen damals in Liefland exiſtirenden Buchhandlung in Commiſſion, ohne mich weiter um die namenloſe Waiſe zu bekümmern.

Auch die Kritik war mir gleichgültig geworden: doch ſechs Jahr ſpäter, als das damalige junge Deutſchland die literariſchen Heroen, und vorzüglich meine perſönlichen Freunde, Herder und Engel, verhöhnte, griff ich wieder zur Kritik, ungefähr wie man ein ſeit lange beſtäubt da hängendes Jagdgewehr von der Wand nimmt, um einen Dohlenſchwarm zu verſcheuchen: eine Vergleichung, die übrigens nur meine Stimmung bezeichnen ſoll. Ich ſchrieb zwei Jahrgänge meiner „Briefe an ein Frauenzimmer,“ (Berlin, 1800), ließ ſie wieder auf meine Koſten drucken, und gab ſie wieder in Commiſſion, wo auch ihr Schickſal mir bald aus den Augen kam. Als ich endlich den Verlag des dritten Jahrganges einem Buchhändler in Leipzig, (Profeſſor Schreiter) zugeſtanden hatte, war mir die Beſchäftigung ſchon zuwider geworden: ich brach ſie nach dem 2. Hefte ab.

Aus dieſen Briefen findet man hier eine kleine Dichtung, die meine Anſicht der damaligen ſchönen Geiſter Deutſchlands ausſpricht; zwei Recenſionen des „Titan,“ die Jean Paul's unauslöſchlichen Haß gegen mich erklären, und eine Erinnerung an eine liebenswürdige Dichterin, die jetzt vergeſſen iſt, und deren Daſeyn auch ich erſt nach ihrem Tode erfuhr.

Der Gegenwart ſind dieſe Schriften fremd, und mehrere Geſchichten der Deutſchen Literatur erwähnen ihrer nicht. „Was ſollen ſie jetzt?“ — Anfragen, ob jene Geſchichten keine Lücken haben. —

Merkelshof bei Riga; den 3/15 Febr. 1836.

Dr. G. Merkel.

Vorbericht

zur erſten Ausgabe, 1791.

Niemand kommt ſo ſehr mit ſeinen Vorgängern in Colliſion, als der Verfaſſer eines ſcientifiſchen Lehrgedichts: denn die Grundregeln jeder Kunſt ſind ewig. Wer nach zweitauſend Jahren über Dichtkunſt ſchreibt, mag neue Lehren erſinnen, ſoviel er kann: aber er wird ſeinem Leſer auch die Warnungen und Weiſungen ertheilen müſſen, die vor achtzehnhundert Jahren Horaz dem ſeinigen zurief. Sie ſind unabänderliche Geſetze, die erlernt werden müſſen. Nur die Art und die Ordnung ihres Vortrages ſind willkührlich. Ohne Erröthen geſteh' ich daher auch denjenigen Kunſtrichtern, denen es vielleicht zum Theil verborgen geblieben wäre, daß ich bei dieſem Gedichte, Longin, Horaz, Menzini, Boileau, Buckingham, und vorzüglich Popens Essay on Criticism benutzt habe. Ja, ich habe mich nicht begnügt, viele ihrer Regeln vorzutragen, ich habe ſogar hin und wieder, — aber nur hin und wieder, — Bilder von ihnen entlehnt. Was in jeder andern Dichtungsart Plagiat wäre, iſt in einem Werk über Dichtkunſt Gebot der Beſcheidenheit. Boileau, und ſelbſt der große Pope, entlehnten vom Horaz. Wie hätt' ich zögern dürfen, ein Bild, das mir gehörte, weg zu ſtreichen, ſobald ich ein ſchöneres meiner Vorgänger, denſelben Sinn wiederſtralen ſah?

Ueber Dichtkunſt.

Ein Lehrgedicht

von

Dr. G. Merkel.

> Fungar vice cotis, acutum
> Reddere quae ferrum valet,
> exsors ipsa secandi.
>
> Hor.

Verſuch
über Dichtkunst.

Erſtes Buch.

Cur haec si nequeo ignoroque, Poëta salutor?
Hor.

Kein Herz ſo welk, kein Hirn iſt ſo verſchleimt,
Es ahnet Dichterglut — und reimt, und reimt!
Hört nur, wie kraus dem Himmel Manus dankt, 1)
Daß Hans heut funfzig Jahr mit Grethen zankt!
Wie Bubo jauchzt, daß Midas achtzig Jahr,
Zu großem Heil der Welt, — Herr Midas war.
Kein hag'rer Harpar ſtiehlt ſich in das Grab,
Kein Mädchen wirft den läſſ'gen Gürtel ab,
Dem Reimer nicht, von Goldesklang beſeelt,
Mit jeder Tugend fröhnen, die ihm fehlt.
Ihr Pegaſus iſt ein Philiſter=Gaul,
Und ihr Parnaß die Goſſe, trüb und faul.
Der Reimer=Tic, der Mann und Weib ergreift,
Und zu publiken Narr'n private reift:
Woher der Wahnſinn? — Sie verkennen ſich,

Und heilge Lehrerinn der Menſchheit, Dich —
Erhabne Dichtkunſt, die das Zauberband
Der Harmonie um nackte Wilden wand!
Aus Wald und Höhle rief dein Saitenſpiel
Das Mannthier einſt, und zähmt es durch Gefühl!
Es hört' erſtaunt der hohen Lyra Klang:
Sein Buſen ſchmolz; die blut'ge Keul' entſank
Der Krallenfauſt: der Menſch blickt himmelwärts,
Und ſchließt den Bruder liebend an das Herz! —
Das that die Kunſt! — Ihr, die den Dichterruf entehrt,
Zu Kränzen Schierling pflückt und Faunen ſie beſcheert:
Hin, vor der Göttin Thron das Knie zu beugen!
Lernt ſingen, Reimer, oder lernet ſchweigen.
Der hohle Dünkel, bloßer Durſt nach Ruhm,
Sind, merk' es, Jüngling! — nicht Apollens Stempel.
Nur das Genie dringt in ſein Heiligthum
Durch's Thor der Kunſt, wie in der Ehre Tempel
Der Römer durch der Tugend Halle ging. 2)
Doch die Natur, haushältriſchweiſe, hing
Nicht jede Frucht an Einen Stamm und ſchmücket
Kein Mädchen mit vollkommner Schönheit. Sie,
Die, Chloris, Dir des Auges Glut verlieh,
Die jedes Herz entzündet und berücket,
Goß ſanften Reiz um Daphnens rothen Mund,
Und ſchuf zu Küſſen ihn ſo klein und rund.
Atoſſa rüſtet ſie mit Juno's Wuchs und Gang,
Mit zarter Schüchternheit Phidile fein und ſchlank,

Gab Miris loſen Blick und loſern Sinn,
Und in den Wangen Grübchen und im Kinn.

So reicht Apoll, der ſelbſt die Prieſter weiht
Zum Dienſt im Tempel der Unſterblichkeit,
Das Rauchfaß Dem, und Dem die Opferſchaale,
Die Tuba Dieſem, Jenem die Krotale. —
Voll Majeſtät lehrt er in Sions Mauern
Dich, Klopſtock, den Gekreuzigten betrauern!
Itzt zeigt er Dir der Hölle Graus und Trug,
Itzt durch die Himmel lenkt er deinen Flug.

Naiver Gleim! Der Amoretten Scherz
Sang nicht die Kunſt ſo ſüß: es ſang dein Herz!

Wenn Stollberg-Archiloch die Geißel ſchwingt,
Und männlich Witz, Vernunft und Tugend ſingt,
Schreckt er Tyrannen gut, Verleumdung leiſe;
Das Laſter bebt, und Thorheit ſchämt ſich weiſe.

Der Dichter iſt beglückt, der ſein Talent
Und ſeines Geiſtes Sphäre nicht verkennt:
Nicht, wie der prächtge Schwan, dem Fluß entſteigt,
Und ſo die nackten Wackelfüße zeigt. —

Drum prüfe, Jüngling, ſorgſam deine Schwingen,
Bevor du wagſt um Dichterruhm zu ringen!
Wenn Dich, zu kraftlos, deines Geiſtes Flug
Zum Gipfel nicht, zum heilgen Haine trug,
Läßt Dich Kritik den Pindus rücklings messen,
Und Du wirſt ausgeziſcht, belacht, vergeſſen:

Denn Nebel hüllt des Berges Gürtel ein,
Auf ſeine Scheitel nur ſtrömt Sonnenſchein.
Durchglühet Dich der Feuerſtrom, Genie;
Schließt gern an ihre Bruſt dich Phantaſie;
Kannſt du Vernunft in edle Formen falten,
Und ſchöne Körper den Ideen leih'n;
Haſt du von der Natur, von weiſen Alten
Gelernt erhaben, groß, doch einfach ſeyn;
Strahlt jedes Bild der Wahrheit Sonnenblick,
Hallt jeder Vers des Sinnes Laut zurück:
Lehrt dann Dein Lied, was wahr ſey, ſchön und gut:
So ſieh getroſt der Kritikaſter Wuth,
Der Reimer, die Dich nicht erklimmen können,
Caſtraten-Eiferſucht, o Freund, entbrennen,
Und fleug beherzt die ſteile Felſenbahn
Zum Strahlenthron des ewgen Ruhms hinan,
Der wachſend — ſich durch alle Säkeln gießt:
So ſchwillt ein Strom, indem er niederfließt. —
Begeiſtrung ohne Kunſt wird Raſerei,
Und die Vernunft zerlodert ihrem Feuer.
Statt neu zu ſingen, faſelt mancher neu;
Statt Götterbilder, ſchafft er Ungeheuer,
Malt Polypheme ſchön und Venus ungeſtalt,
Fängt Heerden in dem Meer, treibt Fiſche durch den Wald. —
Bleibt der Vernunft, bleibt der Natur getreu:
Dann ſeyd, ſo ſehr ihr wollt und — könnet, neu.
Kunſt feſſelt nicht, gefallen iſt ihr Zweck:

Doch lehrt Genie euch einen kürzern Weg
Zum Herzen: ſchlagt getroſt ihn ein und wißt,
Daß, was den Zweck erreichet, Regel iſt.
Denn der Beruf des Dichters iſt Gefühl,
Das, wie ein wohlgeſtimmtes Aeolsſpiel,
Vom kleinſten Weſt durchathmet und beſeelet,
Uns, was es fühlt, harmoniſch nacherzählet.
Der Selige, dem dieſe Hebrgift ward,
Sieht eine Welt, wo Chaos Bau gewahrt,
Und ſchöpft in offnen Buſen Reiz und Licht,
Wofür dem Pöbel Sinn und Herz gebricht:
Wie der nur, hinter dem die Sonne glüht,
Im Regenguß die Schimmerzone ſieht.
Der Feuerſtrom, der ihm im Buſen quillt,
Der ihm die Welt in Glanz und Schönheit hüllt,
Den Wieſenthau zu Diamanten ſtrahlt,
Und roſenfarb den grauen Nebel malt,
Der Feuerſtrom heißt Schöpferphantaſie,
Rauſcht prachtvoll hin und ſtrömet Harmonie.
Sie ſtürmt voran, in ſich geſenkt den Blick:
Weit bleibt Vernunft, die Zaudrerin, zurück.
Sie glüht; ſie kraiſt; ſie wandelt um und um;
Bevölkert Höllen und Elyſium!
Kaum Zähne bleckend, gräßlich wie Hyänen,
Kaum für die Welt des Seyns zu hehr, zu groß:
Schmiegt ſie ſich ſanft an Buſen holder Schönen,
Und ſchlüpft voll Luſt in junger Roſen Schooß.

Itzt gaukelt ſie durch Büſche und um Quellen:
Jetzt herrſcht ſie an der letzten Sphäre Rand;
Haucht Welten, um im Nu ſie zu zerſchellen: —
Gewiegt auf der Empfindung ſanften Wellen,
Klagt jetzt die Mücke ſie, die ſich verbrannt!
Ihr Blick iſt Glut, und Nordſchein ihr Gewand!
Wild brauſt ſie zwiſchen Seyn und Nichtſeyn hin,
Und läßt um jeden Felſen Blumen blühn. —
Zum Garten ordne dann die Urtheilskraft
Die ſchöne Wildniß, die die Faie ſchafft.
Sie pflanzet ohne Plan, doch Jene mißt,
Und ſchneidet weg, was wilder Auswuchs iſt.
Wenn dieſes Zauberglas des Sinnes Licht
In tauſendfarbige Geſtalten bricht,
Kieſt Jene aus dem ſchimmernden Gewühl
Das Bild allein, das der Vernunft gefiel.
Feſt blickt ſie auf den Plan des Ganzen, beſſert immer,
Bis jedes Rädchen in das andre greift;
Verſtärkt zu Sonnenſchein den irren Schimmer,
Und ſchafft, daß jede Frucht zur Süße reift.
Doch wißt, daß Urtheilskraft durchs Labyrinth
Der Künſte ſich nur mit dem Knäuel windt,
Den ihr nach langem Flehn, Gelehrſamkeit,
Die graue, ſpröde Ariadne, leiht.
Gelehrſamkeit, von Duns und Geck verkannt,
Die ſich an ihrem Licht das Hirn verbrannt,
Gleicht der Gewölke wechſelnder Geſtalt,

Die anders ſich in jedes Auge malt.
Der Eine ſieht dort Schlöſſer von Rubinen, —
Der Andre Haufen wankender Ruinen,
Wo von der Liebe wachem Traum berückt,
Der Dritte ſeiner Phyllis Bild erblickt.
Wenn Murr als hochgelahrt den Mann uns preiſt,
Der weiß, was O! und Ach! auf Griechiſch heißt,
Reicht Star den Lorbeer Dem nur, der geleſen,
Was unter Cäſars Siegerkranz [1]) geweſen.
Dumm ſieht für überklug ſein Söhnlein an,
Weil's in Paris und Rom ein Gut verthan,
In Göttingen, was es gelernt, — vergaß,
Und in Siena — Macaroni aß.
Auf der Gelahrtheit weiten Blumenwieſen
Mag jeder Waller, was ihm mundet, kieſen:
Denn ihre Fülle bietet Jedem an,
Was ſeines Geiſtes Kraft verdauen kann.
Seht! der Pedant ſchleicht zu der Diſtel hin,
Und preiſet ſie der Kräuter Königin.
Der Philoſoph, die ſyſtemat'ſche Spinne,
Läßt Veilchen ſtehn und findt für ſeine Sinne
In Stoppeln Reiz, und reiht in ſchlauem Zirkel-Lauf
An graue Fäden ſie ſo künſtlich auf,
Daß ſein Geſpinnſt die ganze Flur behängt,
Und ſich Vernunft in Syllogismen fängt.
Nicht ſo der Schmetterling, der fade Geiſt,
Den ſeine Eitelkeit den ſchönen preiſt!

Die bunte Peſſe ſchwärmt gedankenlos und wiegt,
Gleich froh, auf Roſ' und Schierling ſich. Sie fliegt
Zu jeder Blume, wie die Bienen hin: —
Und ſammelt Honig? — Nein, den läßt ſie drinn.
Auf, Jüngling, ſtrebe kühn dich auf zu ſchwingen
Zum Pfad, den aller Völker Weiſe gingen!
Doch wenn dein Fuß den Rand der Hippokrene tritt,
So nimm nicht jeden bunten Kieſel mit.
Laß Thoren Wiſſenſchaft in Worte ſetzen,
Und Muſcheln mehr, als ihre Perlen ſchätzen,
Im Cicero nur ſchöne Phraſes ſehn
Und im Virgil nach ſeltnen Worten ſpähn.
Sie höhnen, ſelbſt wenn Wieland ſich verſpricht,[4]
Doch was er Ewges ſchuf — ſehn Blinde nicht.
— Manch Närrchen, aufgebläht von Dünkel, glaubt,
Daß Regel dem Genie die Schwungkraft raubt,
Und Dichtkunſt ſey — der raſche Verſefluß:
Als gnügete zum Tanz ein ſchneller Fuß.
Er zieht ſein Lämpchen vor dem Tageslicht!
Feſt überzeugt, es ſeyen große Geiſter,
Auch unbelehrt, in allen Künſten Meiſter:
Studirt er ſich, die trocknen Alten nicht;
Geht dem Inſtinkte nach, und machet ſich
Originell und geiſtreich — lächerlich.
Du, da der reichſte Boden, ungepflegt,
Zwar edle Pflanzen, doch mehr Unkraut trägt:
Begnüge dich nicht mit des Klima Gunſt;

Nein, adle ſeine Früchte durch die Kunſt.
Denn, glaube, Jüngling! trotz des irren Scheins,
Iſt wahre Kunſt und die Natur nur Eins!
Natur, wie Freiheit, feſſelt nur das Band,
Das ſie, zu ihrem Heil, ſelbſt um ſich wand.
Auch hat der Schmuck, durch den ſie Reiz gewonnen,
Das Alterthum entdeckt, und nicht erſonnen.
Willſt du ihn kennen, ſpähe fleißig nach,
Wie, was du denkſt, ein weiſer Alter ſprach. 5)
Vergleiche Jedes Mittel, Jedes Ziel;
Wodurch dich Dies entzückt, dir Das mißfiel;
Was ſeinem Geiſt gehört, was er entlehnt;
Wodurch er es zum Eigenthum verſchönt;
Wie weit er in den Wahn der Zeit ſich fügt;
Und ſich ſein Lied an ihre Sitte ſchmiegt;
Wo Thorheit und Vernunft verſchwiſtert iſt,
Und Witz und Poſſenſpiel zuſammenfließt.
So hat Virgil und Flaccus manche Nacht
Vor Trojens Mauern mit Homer durchwacht!
So führt auch uns der Aganippe Lauf
An ihre Quelle, zur Natur hinauf!
Heil dir, ehrwürd'ges Chor, du Glanz des Alterthums!
Heil, Erſtgeborene des Dichterruhms!
Zehntauſend Helden modern namenlos;
Palmyrens Herrlichkeit deckt graues Moos;
Auguſtus Rieſenthron zerfiel in Scherben;
Religionen keimen, blühn und ſterben

Und Länder blühten, wo ſich jetzt die Woge bricht:
Zu eurem Tempel reicht der Zeiten Brandung nicht!
Unwandelbar ſieht unter ihrem Strahl
So Phöbus Völker wachſen, ohne Zahl;
Strömt Leben, Segen, Licht auf ſie herab;
Stralt ewig: ſie — verſchlieſen in das Grab!
Ja, euer Schimmer, der die Welt erhellt
Und mit Aufklärung wächſt und mit ihr fällt:
Er war es, deſſen hohes Machtgebot,
Als ganz Europa Schlaf der Dummheit deckte,
In tiefer Nacht der Kenntniß Morgenroth
Und Menſchenſinn und Witz ins Daſeyn weckte! —
Voll Ehrfurcht wird an eurem Hochaltar,
Der manch Jahrtauſend ſchon der Schönheit Urbild war,
Der ſpätſte Enkel reichen Weihrauch ſtreun,
Und jede neue Sprache Hymnen weihn.
Melodiſch tos't Homeros Heertrompete!
Wie ſeine Herrſchaar rauſchend ſtrömet, rollt,
Wie Neſtor, ſchwazt, wie der Pelide, grollt
Sein Vers, und was ſein Blick beſtralt, wird Gold.
Voll loſer Anmuth tönt Theokrit's Hirtenflöte;
Und o! wie lieblich neckt des Tejer's Lied! —
Wenn Pindars Geiſt zum Götterrauſch erglüht,
Das ſchaumbefloſſne Roß zum Ziele treibet,
Daß laut der Boden tönend, Funken ſtäubet:
Wie voll der Majeſtät ſein Lied vorüber ſchwillt,
Und Ohr und Sinn und Herz mit Wundern füllt.

Ernſt lächelnd ſtrebt ihm Venuſinus nach
Und ſcherzt voll Weisheit, wo der Donner ſprach! —
Stral einen Funken deiner Meiſterlieder,
Horaz, auf deiner Söhne Kleinſten nieder,
Der leſend glüht, doch ach! im Schreiben bebt,
Den Blick zu dir, doch nicht den Flug erhebt!
Der deiner Fackel nach durch Nebel wallt,
Und Weisheit, die du ſangſt, proſaiſch lallt;
Den Ruhm zu finden, lehrt, der ihn nicht kleidet,
Ein Stein, der Klingen ſchärft, und ſelbſt nicht ſchneidet. 7)

Zweites Buch.

> Ego nec studium sine divite vena,
> Nec rude quid prosit video ingenium.
> *Hor.*

Genie, des Adlerauge nicht erblickt,
Was Milben ſehn, weiß ſtrahlend ſeine Flecken,
Wie Titan in ein Lichtmeer zu verſtecken:
So grinzend Momus naht: er blinzt entzückt!
Zur lauteſten Bewundrung wird ſein Hohn,
Und grollend und beſchämt ſchleicht er davon.
Dies Licht, das Blitzen gleich, aus Wolken zücket,
Unwiderſtehlich ſtark, uns nicht erhellt:
Mit Klarheit überſtrömet; — nicht gefällt,
Nicht überzeugt: begeiſtert und entzücket:
Dies Zauberlicht — Es ſtralt Unſterblichkeit! —
Dies Zauberlicht, es heißt Erhabenheit! —
Lernt, junge Barden, von den Meiſterſängern
Der Vorzeit, euren Vers mit Majeſtät,
Und Herz und Geiſt mit edler Größe ſchwängern,
Die ſie durchathmet, uns entgegen weht,
Den Buſen ſchwellt, Kraft in die Seele gießt,
Und hehr in Harmonien überfließt!

Wie wenn der Zauberdampf die Pythoniſſe
Durchſchauerte, ſie mit dem Gotte rang,
Und aus geſchwellter Bruſt, Kronions Schlüſſe
Den ſtarren bleichen Lauſchern donnernd ſang.
Doch wahre Größe bleibt von Schwulſt verſchieden,
Wie wahre Tugend von dem Prunk der Prüden.
Star — der nach Adlern haſcht und Mücken fängt,
Und jeden Alltagsſpruch in Tropen zwängt, —
Pauſt ſtattlich Wanſt und Wangen,und vergißt,
Daß ein Geſchwollner dürr und kraftlos iſt.
— Ein tönend Nichts gleicht einem Bettelmann
Mit Diadem und Purpur angethan,
Und wieget leicht, wie eine Läuferſpinn’,
Den kleinen Leib auf hohen Beinen hin.
Die Größe thront, in Worten nicht, in Sachen!
Bunt kann ſie der Bombaſt, nicht ſchöner machen.
Sie, die durch innre Majeſtät entzückt,
Stralt herrlicher, wenn einfacher geſchmückt:
Wie mit der Mannheit Stahl gerüſtet, gern ein Held
Den Putz den Stutzern läßt, und mehr gefällt.
Stoßt nicht bei jedem Tand in die Trommete;
Fliegt nicht, wie leichte Spreu, ſtets himmelan!
War, was ihr tos’t, nicht der geblähten Rede,
Des Pathos werth, ſo ziſchet Kind und Mann,
Und ihr gleicht L., der von Gefühl geſchwellt,
Schier jedes Wort für „Seyn und Nichtſeyn“ hält,
In Farcen ſelbſt, von Rührung überfließt,

Und hochpathetiſch — Namenrollen lieſt.
Der Kenner lacht und denkt: das Aeffchen zeigt
Die ekle Blöße mehr, je mehr es ſteigt. *)
Ein Andrer haſchet nur nach Witzelei,
Und glaubt, daß Lachen Zweck der Dichtkunſt ſey.
Er fletſcht den Zahn und grinzet immerzu;
Blitzt ohne Abſicht rechts und links, und bildet
Ein blinkend Nichts, ein Tohu-Wawohuh
Von leerem Witz, wo alles ſchön vergüldet,
Nichts gut gewählt, nichts recht geordnet iſt:
So hüllt, in Schilderei'n, des Stümpers Hand
Die Unmacht ſeiner Kunſt in goldenes Gewand.
Die Sichel lüftet Chronos; Zeus den Blitz;
Quirin das Schwerdt; die Muſe ſtraft durch Witz.
Drum wehe, der ſie reizet, weh dem Thoren.
Sey er wie Midas einſt ſo hochgeboren:
Sie balſamirt ihn für die Nachwelt ein,
Und weih't ihn ſo der Enkel Spötterei'n.
Der Böſewicht, den Diademe ſchützen,
Für deſſen göttlich Recht, ein Narr zu ſeyn,
Auf jeden Wink zehntauſend Klingen blitzen;
Der Bube, dem ſelbſt Themis ſchüchtern weicht:
Er hört der Leier Ton und ſteht! erbleicht.
Der ahnenreiche Geck, der prunkt und ſtrotzt,

---

*) Nach dem engliſchen Sprüchworte: The higher You climb, the more You Show your br —.

Weil ſeine Väter vor ſechshundert Jahren
Nicht Winkelſchurken, — Straßenräuber waren;
Der Leerkopf, der auf volle Beutel trotzt;
Die buntgekappten Titelharlekine,
Mit niederm Sklavenſinn und hoher Bruſt; —
Ja, ſelbſt die feiſteſte Conſumtionsmaſchine
Und käme ſie von eines Gaſtmahls Wuſt,
Bebt vor dem Wandrer, den ihr Roß beſprützt,
Wenn ihres Geiſts Fett-tripler zu durchbohren,
Der Muſe Stral in ſeinem Auge blitzt.
Der Enkel Hohn ziſcht in die langen Ohren;
Ihr Kerzennimbus ſchwindt im Glanz des Götterlichts:
Sie ſchrickt in ſich zurück, und fühlt ihr Nichts.
Doch, Witzling, merke wohl! Witz gleicht dem Muthe.
Der Zweck allein, warum, und wann, und wie?
Macht hier zum Segen ihn und dort zur Ruthe,
Zur Weisheit bald, und bald zur Phreneſie.
Verkannte Tugend und Verdienſte rächen,
Kühn das Viſir des mächtgen Laſters brechen,
Und Thoren weiſe ziſchen, iſt der Zweck,
Zu dem mit Recht Apollens Senne tönet!
Doch wer, ob Schwächen, Biedermänner höhnet,
Und Armuth ſchmäht, iſt Böſewicht und Geck. —
Verabſcheut Gernwitz, der, mit ſeinen Gaben
Zu prunken, alles Heilgen Spötter macht:
Wie mancher Stutzer, manche Schöne lacht,
Zu zeigen, daß — ſie weiße Zähne haben.

Vor allem witzelt nicht, wenn ihr uns rühren wollt:
Denn Wahren deckt man nicht mit Flittergold.
Die Leidenſchaft mit Witzelei brodiren,
Heißt Herkules auf Oeta parfümiren.
Nur Skaramuz ſagt klagend ein Bonmot!
Geweinter Scherz macht weder bang noch froh,
Und zeigt, daß euch, was ihr uns geben wollt, gebricht.
Gemalter Blitz kann nicht elektriſiren:
Fühlt ſelber erſt, wollt ihr die Leſer rühren!
Das Feuer der Natur, der Sonne Licht,
Haucht weiſe Kunſt zu Flammen auf, doch nimmer
Erhöht zur Glut ein Brennglas Kerzenſchimmer.
Natur, Natur muß euer Leitſtern ſeyn:
Wie Quelle, bleibt ſie Zweck und Probeſtein
Der Kunſt, und muß zu jedem ihrer Werke
Stoff, Leben, Schönheit, helles Licht und Stärke,
Das Lob der Nachwelt zu erringen, leihn.
Sie ſey der ſchöne Leib, und Kunſt die Seele,
Die unumſchränkt, doch ungeſehn, befehle.
Der Ausdruck iſt des Sinnes Feierkleid,
Das, wohlgepaßt, ihm neuen Reiz verleiht;
Plump zugeſchnitten oder ſchlecht gewählt,
Der Bildung Grazie dem Blick verhehlt.
Ein flacher Redner läſſet keine Maus,
Als durch ein ſtattliches Portal hinaus;
Und Kies und Sand muß ihm wie Demant blinken.
Der richtge Ausdruck, wie der Sonne Licht,

Vergüldet und erhellt, — entſtellet nicht,
Und lernt vom Inhalt ſteigen oder ſinken.
Glaubt nicht, daß neue Worte Reiz gewähren!
Der feinſte Witz verduftet im Erklären.
Doch ſchmückt auch nicht zu einem Feierſchmaus
Euch mit der Atzel eures Ahnherrn aus,
Und glaubt, daß zu veraltet, wie zu neu,
Im Ausdruck, wie bei'm Putz, phantaſtiſch ſey.
Seid deutlich! Mancher wirre Schwachkopf meint,
Gleich wie durch Nebel alles größer ſcheint,
Werd' ein Gedanke doppelt groß und ſchön,
Je weniger die Leſer ihn verſtehn.
So ſtrotzt er hin, gehüllt in Dunkelheit!
Doch wenn Kritik den Wolkenpomp zerſtreut,
Wird oft, was Adler ſchien, zur Fledermaus.
— Sucht, eh' ihr ſchreibt, euch ſelber zu verſtehen;
Denn was man malt, muß man bei Tage ſehen.
Nur was man hell gedacht, drückt hell ſich aus.
Ein andrer Ton — ein anderes Gewand
Für's Haus und für den Ball, für Hof und Land, —
Ziemt den Trommeten und der Feldſchalmey;
Der Weisheit und der Liebe Tändeley.
Seyd in Sentenzen kernigt, ernſt und reif;
In Reden zeigt der Sprache Pfauenſchweif.
Seyd prächtig, reich und groß, wenn ihr beſchreibet;
Seyd lebhaft und gedrängt, wenn ihr erzählt,
Vorzüglich ſey, in allem was ihr ſchreibet,

Dem Nutzen Schönheit, Reiz dem Ernſt vermählt!
Selbſt Starrſinn widerſteht der Wahrheit nie,
Entrunzelt der Huldinnen Finger ſie.

Witz, Wahrheit, Feuer, Deutlichkeit und Kürze,
Iſt zwar der Rede, wie des Verſes Würze;
Doch jene muß mehr ſtark, der ſchöner ſeyn.
Wenn Redner die Vernunft zum nackten Schluß entfalten,
So ſchleiern ſie in liebliche Geſtalten,
In transparente Körper Dichter ein.

Beredſamkeit, ſtark wie des Waldſtroms Toſen
Ins Tutti wilder Frühlingsſtürme brüllt,
Gleicht Juno, in die Pracht des Donnerers gehüllt;
Und Dichtkunſt ihr, wenn Küſſe zu erkoſen,
Sie Majeſtät durch Grazie verſchönt,
Cytherens Siegergürtel ſich entlehnt,
Und Zeus beſchleicht in Ida's kühlem Schatten.
Der Künſte Treflichſte, die Poeſie
Weiß treue Malerei und Harmonie,
Erhabenheit mit Flötenton zu gatten;
Malt euch den Bach und girrt ſein Gluglu,
Singt euch die Lehre und das Bild dazu.

Sucht jeden Satz durch Bilder auszumalen,
Die, was ihr denkt, erleuchtet wiederſtralen:
Sie überzeugen kräftiger den Geiſt:
Dem Spiegel gleich, der mehr als Rednerkünſte,
Dem Häßlichen die Mißgeſtalt beweiſt.

Doch fade Bildner formen Traumgeſpinnſte
Die ſcheckigter kein Bedlamiſte denkt —
Sie ſchwängern Wolkenflor mit Regengüſſen,
Und laſſen Grazien um Mäulchen fließen.
Dein Bild ſey eins, ſey edel, treffend, klar;
Sey reizend ausgeführt, vor allem wahr!
Roh misfällt das erhabenſte Genie!
Vernunft und Wiſſenſchaft gleicht, ohne Harmonie,
Dem Weiſen, der dem Mädchen, das er liebt,
Zerlumpt und ungekämmt Beſuche giebt.
Obgleich die Schöne ſein Verdienſt geſteht,
Gewährt ſie nichts, weil er in Lumpen geht,
Und zieht gewiß den erſten ſchönen Thor
Mit wüſtem, doch modern friſirtem Schädel,
Der ſtrotzt und glänzt, dem ſchmutz'gen Krates vor! 1)
Der rohe Diamant iſt theu'r und edel,
Doch ſtrahlt er nicht, bis ihn des Künſtlers Rad
Vom angebornen Kies entkleidet hat.
Die Dichtkunſt iſt der Wahrheit Toilette;
Im Nachtgewande bleibt die Göttin ſchön:
Die reizt ſie mehr, die ſie im Putze ſehn.
Nur machet nicht die Muſe zur Kokette,
Und glaubet nicht, daß ſüße Tändeley,
Wie fader Mädchen, ihre Hauptkunſt ſey!
Nein, Verſe, die ſonſt nichts als Wohlklang haben,
Sind elegant gekleidete Combaben.
Ein magrer Sinn mit Harmonie geſchminkt,

Gleicht einer Fliege, die in Meth ertrinkt. —
Drum unterſcheidet wohl den Vers, der edel fließt,
Von dem, der richtig ſchaal und fadelieblich iſt.
Aus Einer Saite tönet kein Concert!
Ein guter Tanz ſchwebt wechſelnd hin und her:
Auch tanzt ihr nicht, ſo leicht ihr immer ſchlüpft,
Wenn ihr nicht nach dem Takte ſchleift und hüpft.
Die lieblichſte Muſik iſt Tongewühl,
Spricht nicht ihr Wirbeln richtiges Gefühl.
Wie langſam Star die Freude zerrt und ſchleppt!
Wie lang des Jauchzens Strom vorüber ebbt!
Doch ſeine Klage, ſeht! ſie hüpft und ſchwebt,
Indeß ſein Vers zum Tanz die Füße hebt.
Wie ſanft ſein Donner ächzt und liſpelnd ſchilt!
Allein ſein Zephyr ſchnaubt, und heult und brüllt!
Nicht ſo, Freund, du! Bey Dir ſey überall
Des Verſes Schall des Sinnes Widerhall.
Es modle, wie der Hauch das flüßge Glas,
Der Inhalt ſeines Verſes Klang und Maaß.
Izt liſpelnd wie der Bach, izt donnernd wie das Meer,
a. Brüllt hier Virgil die Trojer zum Gewehr; 5)
b. Hier trägt er klagend Pallas Leiche her!
c. Jetzt hüpft er, wie entlang Camilla fliegt,
So leicht, daß ihrem Tritt kein Halm ſich biegt:
d. Ja, malt er dir den Hund am Höllenfluß,
Stracks murrt ſein Vers voll Rr wie Cerberus. —
So ſchwebt der Vers auf ſeines Inhalts Flügel,

Und wird des ſchönen Sinnes ſchöner Spiegel.
Doch aufgeſehn, denn Klippen giebt's auch da,
Und Thorheit gränzt an Weisheit nur zu nah!
Sieh zu, daß, wenn dein Vers bald brauſt, bald girrt,
Die Pauke nicht zur Kindertrommel wird.
Viel Närrchen johlen: Hopp, hopp, huſſaſſah!
Viel Närrchen lallen, Larum, trallala;
Die Bürger durch dergleichen Tand erreichen,
Wie Rieſen Zwerge, die auf Zehen ſchleichen.
Sie heben, dehnen, blähn und pauſen ſich,
Und werden zwar nicht groß, doch lächerlich.
Ihr prächtig Lied toſt wie die Goſſe hin,
Voll Schlamm und Schaum, doch ſeicht und leer an Sinn. —
Nur dann laß du, willſt du den Preis beſitzen,
Die Worte donnern, wenn Gedanken blitzen.
    Wie gleich und rund Bav ſeine Verſe dreht,
Und ſchön mit buntem Reim zuſammen näht!
Nur Schade, daß Verſtand nicht haften will!
Er ſtrauchelt nie, weil er bedachtſam kriecht,
Und fällt nicht, weil er ſchon am Boden liegt.
Sein Lied, gleich einem Moraſt, glatt und ſtill,
Dem Sturm des Sinns zu ſeicht, iſt wellenrein:
Die Leſer tadeln nicht: ſie ſchlafen ein!
Indeß er fort an Alltagsreimen hinkt
Und immer gleich, wie eine Glocke klingt.
Beſcheint ihn irgendwo die goldne Sonne,
Flugs überſtrömet ihn ein Meer von Wonne!

Er ſtelpert fort am Arme der Natur,
Und findet bald im Schmelz der bunten Flur,
Der wahren Freuden und — des Nonſens Spur!
Ja, iſt ſein ſchaaler Vers je frei von Kummer,
So dreht, mit Grund, der nächſte ſanften Schlummer.
So ruft, an Fette ſchwer, und leicht an Witz,
Das Meerhuhn heuer wie vor'm Jahr: Kybitz!
Wie Mißgeſtalt ſo manche Modetracht,
Hat Dürftigkeit an Kunſt den Reim erdacht:
Dem Stümper Diſtel; dem ein Lorberreis,
Der ihn mit Grazie zu falten weiß.
In Epigrammen, Lehrgedichten, Liedern,
Dient er den Pfeil des Witzes zu befiedern.
Nur braucht ihn nicht Gedanken einzufahn:
Formt erſt den Sinn, dann ſchmiegt geſchickt ihn an.
Allein die Schaar der feilen Marſyaſſe, [6])
Die Fröſchlein in den Sümpfen am Parnaſſe. —
Doch laß ſie krächzen! Ihr Gequäck verweht,
Wie leichter Schaum im Werden ſchon zergeht.
Wenn Philomelens Zauberkehle tönt:
Wer lauſchet hin, ob eine Krähe ſtöhnt?
Dein Lenz iſt da! Wohl dir mein Vaterland!
Dein Lenz iſt da! Die ſpätſten Enkel glühen
Dereinſt bei Deiner Barden Melodien.
Der mit dem Feuerblick, an deſſen Hand
Dem Hayn der greiſe Seher dort entzittert; [7])
Der ihm den Eichkranz, ach! ſchon halb verwittert,

Zum Nimbus haucht, neu ihm die Tetyn ſtimmt;
Die ſteife Toga hülfreich ihm entnimmt,
Und der Huldinnen Schleier um ihn windet:
Und — Still, zu kühnes Lob: ſein Blick gebeut!
Er, der die Tugend, die ſein Herz verehrt,
Durch Flammenworte wie durch Thaten lehrt,
Doch Tadel williger, als Lob verzeiht,
Er will's, verſtumme Du! die Nachwelt zeuge!
Sie ſaget dankbar einſt, was ich verſchweige.
   Mein Grohmann, ſtets geſchätzt, und doch verkannt;
Des dornigtes Geſchick zu ſehr beweiſt:
Gebildetes Talent, ein edler Geiſt,
Ein biedres Herz, ſey nicht das Unterpfand
Des Glücks! O könnt' dein Herz die Nachwelt leſen,
Sie zeugte Dir auf Monumenten ein:
Du ſeyſt der Dichter Treflichſter geweſen!
   Der Dichtkunſt ziemt vor Malerei der Preis!
Euterpe lächelt dir! Graß, leg' den Pinſel nieder,
Und male mit der Feder größre Brüder
Dem weißgelockten ſchönen Wellengreis. [8])
   Auf, junger Adler! Tauch in Sonnenſchein
Den Fittig! der Kamönen Kranz iſt dein!
Denn deine Tuba tönt Unſterblichkeit.
Wenn kleiner Fehle dich der Mückenſeiger zeiht,
Wird deines Liebs Begeiſterung dein Rächer!
Sie glühet, wie des Elfenkönigs Becher,
In jedes frechen Kritikaſters Hand,

Vollend' den Heldenflug! Dir jauchzt das Vaterland.
Vollende Deinen Flug, mein Arioſt-Andreä,
Daß neben Roland einſt Held Ryno ſtehe! 9)
Ich Armer, dem Geſchick die Schwingen brach,
Ich ſtaun' entzückt hinauf, und jauchze nach,
Und deute ſtammelnd, an des Pindus Fuß,
Die Pfade, die Genie zur Nachwelt wallen muß:
Wie den Geſtirnen, kaum vom Blick erklimmt,
Durch Rechnen Herſchel Lauf und Zeit beſtimmt.

Anmerkungen,

geſchrieben im Jahre 1793.

Erſtes Buch.

1. Offenbar ein ſingirter, von Manie abgeleiteter Name.
2. M. Marcellus ließ in Rom zween Tempel bauen, von denen der eine der Ehre, und der andre der Tugend gewidmet war. Sie waren ſo geſtellt, daß man nicht den erſteren betreten konnte, ohne durch den letzteren gegangen zu ſeyn.
3. Nehmlich eine Glatze, wie der hiſtoriſche Quincailleur Sueton erzählt.
4. Noch kürzlich ſagte mir einer dieſer Herren: Ich weiß nicht, was man am Oberon bewundert: er iſt ja voll Sprachſchnitzer! O profanum vulgus! Wohl ſagt man recht, du ſeyſt gelahrt, wie ein Buch: Dein Kopf enthält viel; weiß aber ſelbſt nicht, was?
5. Richtiger: „ſpräche.“ Longin ſelbſt giebt dieſen Rath im Anfange des 12. Kap. ſeines Tractats *Περὶ ὕψους.*
6. Nirgend iſt dies ſchöner ausgeführt, als in einem Geſange des Orlando furioso.
7. Fungar vice cotis, acutum
   Reddere quae ferrum valet, exsors ipsa secandi.

   Hor.

Zweites Buch.

1. Longin ſagt im 7. Cap. „Wir müſſen, ſo viel es möglich iſt, unſern Geiſt an Größe gewöhnen, und ihn allezeit mit einem gewiſſen edlen und erhabenen Stolze gleichſam geſchwängert erhalten.“ Im 11. Cap. wiederum: „So ſind auch die großen Schönheiten, die wir in den Werken der Alten finden, ſo viel heilige Quellen, aus denen ſich günſtige Düfte erheben, die ſich in die Seele ihrer Nachahmer ergießen, und die von Natur kälteſten Geiſter ſo erhitzen, daß ſie vom fremden Enthuſiasmus gleichſam verzückt und fortgeriſſen werden.“ Siehe auch das ſchon angeführte 12. Cap. O daß doch unſere dichteriſchen Jünglinge und Mägdlein den Longin leſen möchten, von dem ja eine meiſterhafte Ueberſetzung da iſt! Dann könnten ſie allenfalls der Muſenalmanache, dieſer Herbarien voll Gänſeblümchen, entbehren. —
2. Dei gratia!
3. Crates hieß ein cyniſcher Philoſoph, der in der Unſauberkeit und Frechheit ſeiner Sekte unübertreflich war.
4. Hier ſind die Belege zu den angeführten Beiſpielen der Tonmalerei, die, meinem Gefühle nach, wichtiger iſt, als die Beobachtung des Sylbenmaaßes. Sie thut große Wirkung beim Leſen; aber freilich muß dies nicht blos mit den Augen geſchehen, wodurch Verſe, in Rückſicht des Eindrucks, zur Proſa herabſinken, da die Harmonie verloren geht.

a. Arma viri, ferte arma, viri! Repellite pestem!

b. Hic juvenem agresti sublimem in stramine ponunt.
Ducitur infelix aevo confectus Acestes, Pectora nunc foedans pugnis, nunc unguibus ora etc.

c. Illa vel intactae segetis per summa volaret Gramina, nec teneras cursu laesisset aristas.

d. Cerberus haec ingens latratu regna trifauci Personat, adverso recubans immanis in antro; etc.
Weiterhin: ille fame rabida tria guttura pandens
Corripit objectam etc.
Beſonders gehörte der bekannte Vers: Quadrupedante putrem etc. hieher, wenn er nicht zu bekannt wäre. Ueberhaupt ſind im

Virgil, Homer und den groſsen Dichtern aller Nationen, dieſe Malereien auf jeder Seite zu finden.

5. Marſyas war ein Hochzeitreimer in Kleinaſien, (andere ſagen ein bockfüßiger Faun;) der aus Minervens Muſenalmanach reimen gelernt hatte, und nun keck genug war, Apollo mit Pasquillen anzufallen. Aber dieſer göttliche Dichter brachte bald die Lacher auf ſeine Seite und — zog dem Carmenſchmiede zwar nicht die Haut über die Ohren, wie die Mythologie ſagt; aber er ſandte doch ſeine Reimeleyen an die Athenienſiſche Litteraturzeitung, wo des armen Marſyas Blöße gar ſäuberlich aufgedeckt ward; eine Blöße, die ſo häßlich war, als wenn er Bockfüße gehabt hätte. (Geſchr. 1793.)

6. Der Ueberſetzer und Umarbeiter von Andreä's Dichtungen (Sonntag. Leipzig 1786) ſteckte, wie ein geſchmackvoller Kunſtrichter ſagte, junge Roſen zu den Eichenſproſſen des Sehers.

7. S. den Rheinfall in Schillers Thalia auf 1792.

8. Ryno und Jeannette, ein epiſchromantiſches Gedicht von T. Andreä (Riga 1793). Die erſten ſechs gedruckten Geſänge ließen ſehr viel hoffen.

Einzelnes aus den kritiſchen „Briefen an ein Frauenzimmer“

von

Dr. G. Merkel.

Feierblatt zum Weihnachtsfeſte,

von 1800.

Ein Fragment.

— — — — — — — — — — — — —
— — —

Da fühlt' ich mit Schaudern, mit Beben,
Mein Bette ſich regen, ſich heben:
Es ſchwamm, eine Wolke, dahin,

und nahm mich mit. Im erſten Augenblicke zitterte ich: doch bald füllte meine ganze Seele Entzücken. Es war eine mondhelle Frühlingsnacht, und ein azurner Himmel wölbte ſich über der zauberhaft beleuchteten Erde. Meine Wolke ſtieg nicht ſo hoch, daß mich der Duft der blühenden Gehölze und der Geſang der Nachtigallen nicht hätte erreichen können; in romantiſchen Geſtalten zogen Städte und Dörfer, Berge und Wälder unter mir hin, und zwiſchen ihnen blitzte mir das Bild des Mondes aus Seen und Flüſſen entgegen. Schon glaubt' ich mich vergöttert, als ich einen hohen Berg erblickte, der in blendender Erleuchtung ſtand. Mein Flug ging gerade zu ihm: wie ward mir, als ich ihn erkannte!

Kennſt Du den Berg, wo Schilf und Mooſe blühn,
Durch ſchwarzen Moor die Waſſerſpinnen ziehn,
Die Eidechs ſtill um nackte Steine ſpielt,
Und ew'ger Wind in grauen Wolken wühlt?

Dahin, dahin
Sah ich, voll Grauſen, meine Wolke ziehn!
Kennſt Du das Haus? Durchs halb zerrißne Dach
Heult laut der Wind in's einzige Gemach, —
Und Felſen ſtehn umher und ſehn es an:
Wer hat das Weh, Spelunke, dir gethan?
Dahin, dahin
Mußt' ich, gebannt auf meine Wolke, ziehn!
Kennſt Du den Berg und ſeinen Wolkenſteeg?
Der Beſen ſucht im Nebel ſeinen Weg;
Auf ſeinem Gipfel flammt der Hölle Gluth,
Und Satanas tanzt mit der Hexenbrut?
Dahin, dahin
Mußt' ich allein, ſo ſehr ich bebte, ziehn.

„Wie? auf den Blocksberg?" Leider! Doch ich erreicht' ihn nicht. Mein ſchwankendes Fuhrwerk blieb in einer mäßigen Entfernung von demſelben ſchweben, und ein Blick auf ihn vertrieb meine ganze Furcht. Verſchwunden war die nackte Spitze des Brockens. Ein Lorbeerhayn umſchattete ihn, und

Der Sumpf — der ſonſt im Moore ſtand,
Goß izt von einer Felſenwand
Sich als Permeß hinab.
Die kleine Wolkenhütte war
Ein Marmortempel, Hochaltar
Das alte Hexengrab.

Die Muſen, mit großen feuervollen Augen, wallendem Goldhaar und ſchimmernden Gewändern, — ja, die Muſen ſtanden in ſchönen Gruppen um den Altar her, und Apolls Lichtgeſtalt thronte auf ihm, und ſtralte blendende Klarheit über den Berg und die Gegend hin.

Zweifelnd ſtaunte ich noch das wunderbare Schauſpiel an, als ein Zephyr zu mir heraufflatterte, und, auf den Berg deutend, mir zuflüſterte: „Nicht der alte Brocken mehr; Deutſchlands Parnaß! Apollo weihte ihn. Alle Sänger Deines Volks erſcheinen heute: denn das Jahrhundert endet. Merk' auf und ſage an.“

Eine liebreiche Anmuthung! rief ich aus.

Der gute Gott vergißt
Welch irritabile Völkchen
Das Dichter-Genus iſt!
Geſetzt, er ſpendete Ohren aus,
Und ſendete — wie billig nach Hauſ'
Und — erſähe mein Wölkchen:
Weh mir! des „Witzes lieber Sohn,“ [1])
Schriebe flugs eine Rezenſion
Und nennte mich — ſeinen Bruder! —

Eine überraſchende Erſcheinung zerſtreute meine Betrachtungen. Tief aus Norden brauſte ein gewaltiger Adler herauf. Blitze ſchienen ſeine Augen zu ſchießen, und die Luft ſauſete von dem mächtigen Schlage ſeiner Fittige. Er nahte dem Berge; er ſenkte ſich herab, und wie er den heiligen Boden berührte, ſtand er als Klopſtock vor dem Altare. Lange ruhete Apoll mit einem Blicke voll Wohlgefallens auf ſeinem erhabenen Lieblinge; noch länger ſprach er leiſe zu ihm. Der Zephyr verrieth mir, was er ihm weiſſagte: „Einſt, wenn die Lehren der chriſtlichen Religion nur noch als Mythen merkwürdig wären, ſtiege ſein Ruhm unendlich höher als jetzt, ob man gleich darüber einig ſeyn werde, daß ſein Meſſias kaum hundert wahre Hexameter enthalte; obgleich man viele ſeiner Oden zu kraus und unverſtändlich finden, vor ſeinen Bardieten nur die Schlacht Herrmanns nicht vergeſſen, und ſelbſt das Daſeyn ſeiner proſaiſchen Schriften bald nicht mehr ahnen werde.“ — Kein Sitz war dem Altare näher und dichter von Lorbeern umſchattet, als der, zu welchem die Muſen Klopſtock feierlich leiteten.

Aus Südweſten zogen jetzt zwei majeſtätiſche Schwäne herauf, — der eine weiß wie Leda's Schwan; der andre kündigte ſich durch ſein graues Gefieder als den Geweihten Apollos an. Ein bunter Reiher — drei Elemente bewohnt er: jetzt brauſt er hoch durch die Luft; jetzt ſchreitet er über die Flur hin; jetzt watet er im Sumpfe; — folgte ihnen. Wieland, Herder und Göthe traten vor den Altar.

Ein langes, griechiſches Gewand von ſchillerndem Atlas floß von Wielands Schultern nieder, und in ſeinen Händen ſchwieg für jetzt eine goldene Leyer. „Ich kenne ſie wohl, ſagte Apoll; ich ſelber ſtimmte ſie Dir oft: doch als Du

„den Ritt ins alte romantiſche Land“

beginnen wollteſt, ſchob ich Dir meine eigene unter.“ Von dem Uebrigen, was der Gott ſprach, verſtand ich nur die Worte: „Politik„ und „bedenkliches Spielgeräth im Alter.“ Eben wollte Kalliope Wieland die Hand bieten, als drei andre weibliche Geſtalten — der unausſprechliche Reiz, die zarte Anmuth in ihren

Mienen und Bewegungen lehrten mich, daß es die Grazien wären, — ihr zuvor kamen, und ihn zu einem ſeidenen Armſeſſel leiteten, der unter einer Myrtengruppe ſtand.

„Willkommen, unſterblicher Seher!“ ſagte Apoll zu Herdern, der in himmelblauem Talare, mit flammendem Blicke und einer Tuba in der Hand, vor ihn trat. „Ich ſelber ſchärfte Dein lichtvolles Auge, die Tiefen des Herzens zu durchſchauen, und die Räthſel der Menſchengeſchichte zu löſen. Dich mit der unwiderſtehlichen Svada zu rüſten, verband ſich Minerva mit mir. In tauſend Nektarbächen fluthete die hehre Gabe bis jetzt, hierher und dorthin: heilſame Geſundheitsquellen dem kranken Zeitalter, helle Spiegel der Sonne Humanität. Doch — Mann des Volks! endlich ſammle die irrenden Fluthen noch einmal zu Einem majeſtätiſchen, ewigen Strome. Erhebe Dich in der ganzen Kraft Deines Geiſtes zu Einer vollendeten Schöpfung, daß kommende Jahrtauſende mit Neid auf Dein Zeitalter ſehen.“ Polyhymnia und Urania führten ihn zu einem bemoosten Felſenſitze. Thuiskon ruhte vielleicht auf einem ſolchen, wenn er dem Volke veredelnde Göttergebote erſann.

Jetzt wandte der Gott den Blick auf Göthe, und betrachtete deſſen Purpurmantel mit Mißfallen. Hier iſt, was ich von ſeiner Rede verſtand: „Dies Prunkgewand erinnert, daß noch etwas Höheres da ſey, was Du gern ſchieneſt, und nie wirſt. — Wenige meiner Lieblinge der alten Zeit und der neuen rüſtete ich zur Unſterblichkeit, wie Dich. — — Am Jünglinge gefällt muthwillige That oft, als Ueberſtrömen der Kraft; am Manne iſt ſie verächtlich: ſie beweiſt, daß der Sinn nicht reift mit dem Vermögen. — Auf Werther, Götz, auf Taſſo und Euphroſyne deutet der Letzte, der Deutſch ſpricht, prunkend: mein Volk hatte Dichter! — Die krähende Henne, die ſtreitbare Jungfrau Dorothea, und ihre langweilige Sippſchaft, Egmont, Lila und Elmire ſind von ſchnell vergehendem Geſchlechte. Doch Iphigenia lebet. — Glaubeſt Du, prächtiger Reiher, daß es dich ehre, König der Fröſche zu heißen? Des Pöbels Huldigung ſchmähet!" — So ſagte der Gott, und Polhymnia leitete Göthen zu einem Griechiſchen Säulenſtumpfe, den Lorbeer und Epheu umſchatteten.

Als ich zum Altare zurück ſah, ſtand vor demſelben ein Mann von hoher, edler Miene voll alter Römer-Feſtigkeit und Römer-Einfalt, — Voß, deſſen treuherziger Handſchlag höher ehrt, als die Umarmung eines Fürſten. „Deine Umgeſtaltungen der Deutſchen Sprache," ſagte Apoll zu ihm, „ſind Flötentöne, auf einer Geige erkünſtelt. Sie verhallen, und laſſen das Inſtrument unverändert zurück: doch, freilich, die Kunſt es zu ſpielen, rückt dabei vor. Deine Luiſe und manche Deiner Lieder wird man nach zweitauſend Jahren mit ſo innigem Genuſſe ſtudiren, als Dir jezt Deine Vorbilder gewährten."

— Und mich! ſagte eine Dohle, die eben zu Meyer geworden war, — mich, den Verfaſſer des Tobias, der wohl erwarten kann, ein Lehrbuch des Volkes zu werden! — Apoll wandte ſich zu ihm, antwortete lächelnd und ſprach: — „Ey!" — und wandte ſich wieder zu Voß, den die Muſen zu einem blumigen Raſenſitze führten.

Gleim war jezt angelangt, wie? ſah ich nicht, genug, er war da.

— der von Wein und Liebe
Und blut'gen Schlachten ſang;
Jezt ſcherzte, wie Anakreon,
Jezt mit Tyrtäus rang:
Doch weislich niemals kämpfte,
Nie liebte und nie trank.

Längſt ſchon hatte Apoll ihm ſein Lob geſpendet. Euterpe führte ihn zu einem Moosſitze und ſäuberte den Kranz von Lorbeern und Myrten, den er — was für Launen haben Dichter nicht! — mit bleichen Weidenſchößlingen durchflochten hatte. Dankbar griff er nach ſeiner Leyer: die Muſe hatte ſie ſchon auf den Altar niedergelegt. Als er aufſtand, ſie zu erfaſſen: „Genug, unermüdlicher Alter," ſagte ſie, indem ſie ihm auf die Achſel klopfte; „die Wieſen haben ſatt." [2]) — Aber er fingerte auf dem Aermel ſeines Schlafrockes, und ſang mit halber Stimme ſein Liedchen.

Pfeifendes Fluges ſchoß ein Falke nieder; er erſtand — „Trefflicher Pfeffel!" rief Apoll. — „Armer Pfeffel!" ſetzte er ſeufzend hinzu, und jede Muſe trocknete ſich eine Zähre ab.

Mit dem Schlangenſtabe Aeskulaps in der Hand trat der beſcheidene Neubeck herbei, und ſetzte eine goldene Urne auf den Altar der Muſen. „Wärſt Du ſo reich im Erfinden, ſagte Apoll zu ihm, als Du edel und zart in der Ausführung biſt; hätteſt Du mehr Einheit und weniger Einförmigkeit: Virgils Raſenſitz gebührte Dir. Dort jenen Seſſel weihte Lukrez für Dich ein."

Zwei ſchneeweiße Täubchen ſanken girrend ins Gras.

Dorthin, liebenswürdige Tändler! ſagte der Gott, und winkte Gerſtenberg und Overbeck in den Hayn.

Ah, der Sänger der Amazonenlieder! rief Apoll. „Und“ — erwiederte Weiſſe, indem er ſich höflichſt bückte. Wie? ſagte der Gott; ſchriebſt Du noch mehr? —

In zwei Schleier-Eulen verkappt, erſchienen Friedrich Stolberg und Claudius; ſie hielten die Hand vor das Geſicht, indem ſie ſich vor dem Gotte des Lichts erhoben. „Ich fürchte,“ ſagte Apoll zu dem Erſtern, „das Uebel an Deinen Augen iſt unheilbar. Schade! Deine Jamben ſind ſehr geiſtvoll, und Dir gelang ſonſt manches Lied.“ — Ein Satyr mit ſtumpfen Hörnern zwang Claudius, ſich die Stiefeln auf dem Raſen zu ſäubern, und ſtellte ihn dann dem Gotte vor, der ihn nicht kannte. „Urian!“ ſagte der Satyr. „Weg mit ihm!“ rief Apoll unwillig. „Asmus!“ ſchrie der Arme ſelbſt ſehr kläglich. „Ja ſo!“ „ſtellt ihm dort hinten im Schatten einen Schemel hin!“ — Man führte ihn zu Stolberg, und ſetzte eine Schale mit grauem Pulver zwiſchen ſie. Der Satyr zwang ſie, fleißig zuzulangen, und ſie nieſten gewaltig.

Alle Muſen lächelten freudig, als ein Flamingo ſich in Schiller verwandelte. „Zu den Edelſten meiner Geweihten gehörſt Du! ſagte Apoll. Zu ihren Gaben verlieh ich die ſeltnere Dir, nie mit Deinen Werken zufrieden zu ſeyn, und ſo jeden Tag des Beifalls der ſpäteſten Nachwelt gewiſſer zu werden. Aber, was dünkt Dich, Melpomene, wenn Dein Liebling die Gleichniſſe und Idyllen aus ſeinen Trauerſpielen wegſtriche, und künftig die Leidenſchaften nicht malte, ſondern ſprechen ließe?“

Ein künſtlich gehauener Sitz von Pariſchem Marmor war Schillern bereitet.

„Dein Vaterland, ſagte Apoll zu Kotzebue, iſt ungerecht gegen Dich, oder vielmehr die Schreier deſſelben möchten es gern dazu verleiten. Geduld! ſie werden verſtummen, und man wird eingeſtehen, nur durch Genie könne man die zarteſten Saiten des Herzens ſo meiſterhaft rühren, als Du. Deine Eulalien, Gurlys und Oktavia ſind wahrlich ſehr intereſſante — Sterbliche.

„Ein trefflicher Still-Leben-Maler" fuhr er fort, als Iffland erſchien. „Schade, daß die Porträte, die ſonſt nichts als ähnlich ſind, ſelten die zweite Generation überdauern!"

Jetzt zog ein ſonderbares Schauſpiel die Augen des ganzen Parnaſſes auf ſich. Auf einem hölzernen Wagen, der aber wie eine Wolke angemalt war, fuhr K. daher, von zwei Gänſen gezogen, die lange, lange Hälſe machten, um Schwäne zu ſcheinen. Er erblickte den Parnaß, und ſchrie: „Ein Hayn voll Säuſel Gottes!" Ha!

Welche Agonie der Luſt!
Welch würgendes Entzücken,
Welch Schlagen und welch Drücken
Durchtobet die kämpfende Bruſt! 3)

Er ſtieg ab und verſuchte, den Berg zu erklimmen; doch jeder Schritt, den er auf dem ſchlüpfrigen Graſe that, glitt ab. Indeß jauchzte er fort:

Unſterblichkeit wogt mir durch Nerven und Mark!
Röthe des Aufgangs entſchimmert der Wange! —

Mir entrieſelt die Stimm' in melodiſchem Klange!
Mir entrollen die Locken, wie ringelndes Gold!
Der Himmliſchen Einer durchſchwimm' ich die Lüfte. — [4])

Doch ach! der Himmliſchen Einer war indeß um keinen Schritt vorgerückt. Wehmüthig ſchrie er die Muſen an.

Ein Nick nur von dort oben,
Ein Wink nur, der mich meint!
Ein Augenblick nur Ruhens
In eurem ſanften Schooß,
Und ich werd' alles Raſens
Und alles Stürmens los. [5])

Aber kein Wink, kein Nick! Nur ein lautes Gelächter der Satyrn, die von allen Seiten aus dem Hayne hervorwimmelten, war ſeine Antwort. „Wie?“ ſchrie er endlich; „bin ich nur deshalb ſo weit von da her gekommen,
Wo mir pfeift im Verſchlag der Hexelſchneider? Mir flöten
Während des Sägens die muntern Burſche? Die fröhlichen Dirnen
Säubern dahlend den Stall, und bleichen jachternd die Leinwand?“ [6])

„Göthe und Wieland ſitzen oben: und ich? — Bin ich kleiner als ſie? Meßt mein Portrait, oder fragt meinen Verleger! Der Treffliche verſichert ja, [7]) daß meine Schriften eben ſo unterhaltend als lehrreich ſind, und daß er ſelbſt — Er !!! — meine Serena dreimal las!“ — Ein dichtes Gewölk umzog ihn jezt und wälzte ihn fort. Es geht, ſagte jemand im Lorbeerhayne, mit den beſten Köpfen zuweilen, wie oft mit den Porzellan-

Vaſen: die Hitze zieht ſie ſchief. Dem irdenen Geſchirre widerfährt das weit ſeltener.

Ein Mann von ernſter, gefühlvoller Miene ſtand jezt vor dem Altare. „Nur einmal, ſagte Apoll, ſah ich Dich; aber das reicht hin, Dich nie zu vergeſſen. Du gleicheſt, Leiſewitz, der Ananas: nur Eine Frucht bringt ſie, aber von jedem Gewürze durchbalſamirt.

Mit einem etwas linkiſchen Anſtande bückte ſich Falk vor dem Gotte. Wieland erhob ſich, um ihn vorzuſtellen; doch Falk war darum nicht verlegen. Er ſelbſt ſagte: „Ich bin ein Schalk und Deutſchlands Juvenal!" So? ſagte Apoll lächelnd: Du kannſt etwas Beſſeres werden, wenn Du dir die Mühe nehmen willſt, die Welt näher, als aus Deinem Fenſter kennen zu lernen.

Drei Heidelerchen geſtalteten ſich zu Matthisſohn, Tiedge und Salis um. Freundlich winkte ſie der Gott auf die Seite des Berges hin, wo ſie die beſte Ausſicht hatten.

Ein Haufen zwitſchernder Meiſen verwandelten ſich in Seckendorff, Gries, Schmidt u. ſ. w. Sie erhielten die Erlaubniß, ſich im Graſe zu lagern.

Ein ſchwerfälliger Kuckuck plumpte nieder und erſtand als Jeniſch. Ein Satyr nahm das Wort:

Der Vater der Boruſſias,
Die ſelber, der ſie ſchrieb, nicht las. —

Ich glaub' es wohl, ſagte der Gott; durfte doch ſogar der Setzer, um nicht einzuſchlafen, ſie nur ſylbenweiſe leſen.

Fernher aus dem Gebiete der Nacht, wohin Apolls Stralenguß nicht reichte, ſchallte ein dumpfes Geräuſch, und plötzlich fielen drei dickköpfige Eulen geblendet auf die Grenze des Lichtgefildes herab: nach ihnen eine ſcheußliche Zahl von Käuzchen, Ziegenmolkern und Fledermäuſen. Sie ſtanden auf in Menſchengeſtalt, ordneten ſich in Reih und Glieder, und zogen heran.

Mit flacher Stirn und boshaft ſcheelem Blicke,
Den Mund voll Zoten und die Bruſt voll Tücke,
Ein Hirn voll Federn und ein Herz von Bley,
Zog keck voran ein brüderliches Drey.
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
Von Dünkel ſie berauſcht, von Brantwein er.
Und frech gleich ihnen trabte hinterher,
Ein geiferndes, unmündiges Geſindel,
Wahnſinnig dieſe, die kaum aus der Windel.

Was wollen dieſe? fragte ich erſchrocken. Für Dichter gelten, antwortete der Zephyr. Dieſer da, deſſen Geſicht das Reichsſiegel der Welt „Königin Flachheit ſcheint, ſtiehlt, wo er kann, und knetet das Geſtohlne zu Dingen zuſammen, die er Sonnette und Romanzen nennt. Jener Träumer fiel aus der Gimpelei in die Liederlichkeit, und beſchrieb ihre Freuden in einem Romane, den keine Metze leſen kann, ohne ſich für tugendhaft, und kein Raſender, ohne ſich für vernünftig zu halten. Der Dritte, — o, das iſt ein ſchnurriger Kauz! Der lallt Hans Sachſen nach, phantaſirt über Kunſt, und ſchreibt die Bibliothek der Schenken aus. Als ſie ſo ein funfzig Bände geliefert hatten, ſahen ſie auf die Literatur und bemerkten, daß ſolche Plattheiten, ſolcher Unſinn und ſolche Zoten, wie die ihrigen, noch nie geſchrieben worden waren: darum glauben ſie, die Morgenröthe einer neuen Dichterperiode heraufgeführt zu haben.

Jezt war das wüthende Heer am Fuße des Parnaſſes angelangt, und die ganze Verſammlung blickte mit Ekel herab. Der Haufe ſah, — und beugte ſich anbetend vor ihm; aber er verhüllte erröthend ſein Angeſicht in den Mantel.

Wer ſeyd ihr? donnerte Apoll den Nahenden entgegen. Welcher Frevel führt euch hieher?

Der ältere — nahm ſeine ganze göttliche Frechheit zuſammen, und trat als Redner vor.

„Daß Du uns nicht kennſt, mein guter Gott, beweiſet,“ ſprach er, „daß du ein Oekonom, ein arger Philiſter, eine gemeine Natur biſt, und weit unter der Höhe des Zeitalters ſtehſt. Wiſſe, die große Tendenz deſſelben und die unſrige iſt, ...“ —

Apoll winkte einem Zephyr. Der Schalk hauchte, und die ganze Heerſchaar ſtand auf dem Kopfe, und geſtikulirte mit den Beinen in der Luft. Eine emphatiſche Redner-Figur! Die Tendenz war erklärt. — Der Zephyr hauchte noch einmal und, — wie welkes Laub, ſäuſelte der Haufen wirbelnd zurück ins Gebiet der Nacht, nicht ohne mit lautem Geſchreie zu drohen, daß er wiederkehren wolle.

Eine groteske Figur, ein menſchliches Vieleck, im lächerlichſten Koſtüme, wankte jezt zu Fuß herbei. „Der Parodiſt E., der wie die Harpyien alles beſudelt, was er berührt!“ rief Klopſteck. Mit einer ſchalkhaft gutmüthigen Miene zeigte ein Satyr dem Kommenden ſeine Geißel; aber er mochte zum Schmauſe geweſen ſeyn: er hatte Muth. Mit geballter Fauſt ſchritt er vor, berührte den Parnaß und — flog heim als Papagey, indem er ſich grimmig vermaß, nächſtens in der neuen Hamburger Zeitung witzig zu ſeyn. —

Titan von Jean Paul.

(Erſtes Bändchen, 3. Brief.)

> Some to Conceit alone their taste confine,
> And glittring thoughts strike out at ev'ry line,
> Pleas'd with a work, where nothing's just or fit:
> One glaring Chaos and wild heap of wit.
>
> *Pope.*

Wiſſen Sie wohl, meine Freundinn, daß es eine ſehr gefährliche Anmuthung iſt, die Sie mir da thun? Ich ſoll Jean Pauls Titan beurtheilen? — Der bloße Gedanke, daß man ihn tadeln könne, macht hundert ſchöne Enthuſiaſtinnen, die bei Richters Schriften vor dunkeln Gefühlen faſt in Ohnmacht fallen, erblaſſen; und eben ſo viel ſchwachſinnige Männer, die gar nichts ſeyn würden, wenn ſie nicht immer — berauſcht wären, fahren grimmig und mit geſträubtem Haare auf, und drohen Krieg, wenn man zu richten wagt, wo ſie nur bewundern können. Sie verſichern treuherzig, — ohne zu bedenken, was Sie da geſtehen, — ſeit Richter ſchreibe, kennten ſie keine Sprache des Gefühls, als die ſeinige, *) und — ich —

Ein wenig Geduld, meine zartfühlenden Damen, und Sie, meine begeiſterten Herren! Auch ich ſchätze Richters Talente, ſein lebhaftes, inniges Gefühl, ſeinen glänzenden Witz, ſeine flammende Phantaſie; — aber berauſchen laſſe ich mich nun einmal nicht. Reichen jene Anmerkungen hin, Sie ruhig weiter leſen zu machen, ſo werden Sie alſo eine unparteiiſche Prüfung des Titans erhalten; wo nicht, ſo laſſe ich Sie, und wende mich — zu Ihnen, meine Freundin, um Ihnen zu ſagen, daß der Titan mir eins der ſchönſten und widerſinnigſten, der anziehendſten und langweiligſten Bücher ſcheine, die ſeit — Richters vorhergehendem Werke herauskamen. Schlagen Sie ihn auf, wo Sie wollen, faſt überall werden Sie auf eine höchſt intereſſante Situation ſtoßen, die mit dem lächerlichſten Bombaſt beſchrieben iſt; überall auf Gemälde von dem glänzendſten Colorit, die nichts als Arabesken ſind: Engel, die auf dem Kopfe ſtehen, und Meerkatzen, die aus roſigen Morgenwölkchen herab grinſen; – auf ſcharfſinnige, witzige, blendende wahre Bemerkungen, die aus Abentheuerlichkeiten, wie Syrenen aus einem Sumpfe, hervortauchen, ſich wieder darin verſenken und uns mit ſich hinabziehn. Hat man das Buch einmal in die Hand genommen, ſo kann man ſich nicht mehr entſchließen, es niederzulegen; und doch fühlt man ſich tauſendmal verſucht, es wegzuwerfen.

Woher dieſe Sonderbarkeit? Sie fließt aus der Natur des Verfaſſers ſelbſt. Richter beſitzt ein glänzendes Genie, aber den verderbteſten Geſchmack, den man je einem Schriftſteller verziehen hat; Kraft, eine poetiſche Welt zu ſchaffen, aber nicht Einſicht genug, ſie zu ordnen; kränklich-lebhaftes, verworrenes Kunſtgefühl, und zu wenig, allzu wenig Künſtlerſinn. —

Es wäre zu voreilig, jetzt, bei dem erſten Theile, ſchon von dem Plane des Werkes zu ſprechen: aber die Beſtandtheile desſelben und die Manier, die in ihm herrſcht, reichen hin, jenes Urtheil zu begründen. Ich ſetze voraus, daß Sie den Titan geleſen haben; und ſo laſſen Sie uns mit den Charakteren anfangen.

Jeder einzelne iſt beſtimmt gezeichnet und kraftvoll prononcirt; jeder iſt lebendig, und bildet ſich fort, ohne ſich untreu zu werden. Gegen ihre poetiſche Wahrheit iſt alſo nichts einzuwenden, ſollten ihres Gleichen auch in der Wirklichkeit nirgends anzutreffen ſeyn, und mit der Phantaſie hat Richter ſich abgefunden: aber auch der Geſchmack, auch der Verſtand haben Anſprüche, und zwar ſehr wichtige, an jedes Kunſtwerk zu machen. Der Geſchmack fordert, daß man ihm keine widrige und unnatürliche Geſtalten vorführe: denn, wenn es gleich dem Künſtler freiſteht, ſich ſeine Weſen nach dem Bedürfniſſe ſeines Werkes zu erſchaffen, ſo ſteht es doch auch wieder dem Zuſchauer frei, der wilden Schöpfung den Rücken zuzukehren, wenn ſie ſein Auge beleidigt. Da der Künſtler aber gehört und geſehen werden will, ſo übernimmt er die Verpflichtung, zu gefallen. Es iſt daher nicht genug, daß ſein Werk ganz das ſey, was er machen wollte, ſondern er muß auch etwas Vortreffliches haben leiſten wollen: ſonſt — auch Breugels Höllenſcenen ſind poetiſch wahr: aber wer weilt mit Genuß vor ihnen?

Die Forderungen des Verſtandes ſind noch beſtimmter. Er läßt es ſich nicht verwehren, die Erkenntniſſe, die er in der wirklichen Welt ſammelte, in die poetiſche mit hinüber zu nehmen. Geſchehen laſſen mag der Dichter in der letzten, was er will und zu motiviren weiß: aber die moraliſchen Begriffe muß er nicht verwirren. Was er vortrefflich nennt, muß auch wirklich vortrefflich ſeyn; und umgekehrt: er muß uns nie Unſinn für Verſtand, Schwäche für Adel geben. Aber — laſſen Sie einmal alle Charaktere, die im Titan erſcheinen, vor ſich vorübergehn, und ſagen Sie ſelbſt, ob er uns nicht in eine Welt verſetze, in der faſt alle gute Menſchen krank, und die Geſunden Taugenichtſe ſind. Seine edlen Weiber, die kleine Chariten ausgenommen, ſind nervenſchwache Empfindlerinnen von der guten Frau Wehrfritz an, die darüber in bittre Thränen ausbricht, daß ſich Albano den ledernen Zopf abreißt, bis auf die bejammernswürdige Liane, die von einer empfindſamen Floskel ihres Bruders blind wird. Die einzige ganz Geſunde, die Doktorin Sphex — welch ein widerliches Gänschen! — Iſt denn das aber wirklich ſo? Sind die weiblichen Vorzüge durchaus mit Nervenſchwäche verbunden, vielleicht gar auf ſie gegründet? — Die Frauenzimmer ſollten Richtern einen Prozeß darüber machen, daß er ſie nur in Kranke und Dumme zu theilen weiß.

Die Männer gehören zu dieſen Weibern. Die Edlen, Kraftvollen deliriren; die Beſonnenen ſind Schwächlinge, Narren oder Schurken: z. B. der junge Fürſt, d. Sphex, Zeſiſio u. ſ. w. — Dieſer Don Gaspard, der die Menſchen weder liebt noch haßt; der ſeinen Sohn in zwanzig Jahren nicht ſieht, und ihn dann eine weite Reiſe machen läßt, um ihm an einem beſtimmten Orte ein wunderliches Teſtament ſeiner lieben Seligen mündlich mittheilen zu können, und ihn dann gleich wieder nach Hauſe ſchickt; — Albano, der ſich, wie die arabiſchen Pferde, die

Adern öffnet, als ein Knabe empfindſame Wallfahrten anſtellt, als junger Mann in die Bäume klettert, um ſich zu wiegen, und einem Unbekannten, von dem er nur tolle Streiche weiß, in einem bombaſtiſchen Briefe ſeine Freundſchaft anträgt; Roquairol, der ſich im dreizehnten Jahre aus Liebe erſchießen will, und ewig den tragiſchen Helden macht; Schoppe, der unaufhörlich Bizarrerien ſagt und thut, den Pasquino anbetet, ſich neben dem fürſtlichen Leichenzuge badet und den Herbeieilenden im Waſſer eine bareck-humeriſtiſche Rede hält: — welche unnatürliche Karrikaturen! Wo giebt es ſolche Menſchen? und, gäbe es welche, könnte man beſſer thun, als ſie, zwar nicht gleich einſperren, aber doch genau bewachen zu laſſen?

Aber treten Sie den armen Patienten näher! Hören Sie, was ſie in ihrer kläglichen Zerrüttung radotiren! Sie werden erſtaunen über die vortrefflichen Sachen, die ihnen entwiſchen. Verzeihen Sie ihrem traurigen Zuſtande das Krauſe des Ausdrucks, das Verwirren tauſend fremdartiger Dinge: und die genialiſchen Anſichten, die unter die Plattheiten, die köſtlichen Bilder, die unter die Fratzen gemiſcht ſind, werden Sie für ihre Nachſicht reichlich belohnen. — Beobachten Sie die hyſteriſchen Weiber. Die Zartheit, mit der ſie in ihren Phantaſien handeln, der Adel, mit dem ſie ihre Krankheit äußern, rührt Sie, zieht Sie unwiderſtehlich an. Das eben, meine Freundin, iſt es, was Richters Werke zu einer ſo gefährlichen Lektüre macht, ſowohl für junge Frauenzimmer, deren Charakter noch nicht gebildet iſt, als für die Kunſtjünger, die zeitlebens funfzehn Jahr alt ſind. Bei den Erſten verwandelt ſich Mitleiden nur zu leicht in Liebe, und dieſe läßt ſie ins wirkliche Leben hinübertragen, was ihnen nicht einmal im Buche gefallen ſollte. Die Letztern begreifen nicht, daß Richter ungeachtet ſeiner Fehler gefalle, ſondern glauben, es geſchehe durch ſie. Sie ahmen ihm nach, und erreichen ihn in Allem — was man ihm verzeiht.

Laſſen Sie uns weiter gehn und die Situationen betrachten, in die er ſeine Helden verſetzt. Jede beinahe iſt mit Genialität erſonnen: — aber wie führt er ſie durch! Gleich die erſte kann zur Probe dienen. Ein Sohn, der ſeinen Vater nie ſah und ihn vergöttert, reiſt deſſen erſter Umarmung entgegen. Wie anziehend! Wir können das Auge nicht abwenden, bis Alles geſchah, was die Sehnſucht der kindlichen und der väterlichen Liebe heiſchte! — Der Eine iſt ein ſchöner Jüngling, voll überſtrömender Lebenskraft; der Andre ein welker, abgeſtorbener Greis, der kaum noch Athem genug hat, ſich über den Anblick ſeines Sohnes beinahe zu freuen. Echt dichteriſcher Kontraſt! Aber wenn Albano ſich, wie geſagt, die Adern öffnet, um weicher zu empfindeln; wenn Don Gaspard, in dem Augenblicke da jener ihn ſieht, vom Starrkrampf ergriffen wird, und wie eine Bildſäule daſteht: — wie grell, wie widerlich! Hören wir nun vollends die abentheuerlichen Sachen, die der Vater dem Sohne zu ſagen hat; treten wunderbare Erſcheinungen auf; — rufen Stimmen vom Himmel — Es iſt wirklich ſchmerzhaft, aus der Anlage zu einem ſchönen Kunſtwerke — ſo etwas werden zu ſehen, und leider widerfährt R'n ein ähnliches mit jeder andern Scene, — die einzige ausgenommen, da Albano Dians Gattin beſucht und mit Lianen ſpaziren geht. Dieſe iſt, das ekle Laxirtränkchen abgerechnet, vortrefflich angelegt und mit einer bezaubernden Zartheit durchgeführt.

Ich komme zu ſeinen Naturgemälden. Wie reich, wie lebendig, wie kraftvoll und majeſtätiſch! Jede Wahrnehmung wird zum Gefühle; jedes Gefühl zum Bilde! — Aber was für platte Vergleichungen, was für unausſtehliche Witzeleien miſcht er überall ein! Auch hier wollen wir uns gleich an die erſten Scenen halten. Vater und Sohn ſollen einander auf einer Borromäiſchen Inſel begegnen. Recht gut! So bekommt die ſchöne Gruppe ein ſchönes Piedeſtal. — Albano fährt in einer Sommernacht über den Laggo maggiore, und, nehmen wir die Schilderung des folgenden Morgens dazu, ſo müſſen wir geſtehn: jene paradieſiſche Gegend iſt vielleicht nie von einem zauberiſcheren Lichte beleuchtet worden, als ihr Richters Phantaſie wird. Wenn wir aber dabei leſen: „Aronens Stadt lege Lunens Blanc d' Espagne auf, und werfe den Mondſchein wie einen *Pudermantel* um; der heilige Borromäus habe den *Mond* wie eine *friſch gewaſchene* Nachtmütze auf:" ſo überläuft uns ein äſthetiſcher Schauder bei dem Gothiſchen Unwitze. Doch vielleicht wenden Sie ein, Schoppe ſage es. Warum läßt der Verfaſſer das wunderliche Geſchöpf zu Worte kommen? Ähnliche Geſchmackloſigkeiten finden wir auch da, wo Schoppe nicht ſpricht.

Richters ſchwächſte Seite iſt der Styl. Er hat eine üppige Phantaſie: jedes Blatt beweiſt es durch irgend ein kräftiges Bild, noch mehr aber thun es ſeine Beſchreibungen, z. B. des

Tartarus; — er hat einen treffenden, muthigen Witz: erinnern Sie Sich nur des Broddienſtes S. 64., der Charakteriſtik der Deutſchen Kunſtliebhaberei S. 68 — 73, der Spielgeſellſchaft, der Hof-Idylle u. ſ. w.; — er hat eine ungeheure Beleſenheit, (daß ſie nicht wirkliche Gelehrſamkeit ſey, verräth ſich doch hier und da) die ihn in den Stand ſetzt, ſehr oft durch merkwürdige Notizen zu überraſchen: — aber gerade dieſe Vorzüge ſind es, die ſeinen Styl verderben. Sie verleiten ihn, um mit Richters eigenen Worten zu ſprechen, — mit jeder Idee zu coquettiren, und weil er immer witzig, poetiſch, beleſen ſchreiben will, geht es ihm endlich wie den ſtarken Branntweintrinkern, denen am Ende kaum Scheidewaſſer piquant genug ſcheint. Er verfällt in einen bildernden Bombaſt, dergleichen weder Cyrano de Bergerac, noch Lohenſtein aufzuweiſen hat, und ſelbſt das Athenäum nur mit Mühe zuſammen bringen kann.

S. 5. will er erzählen: „Albano's Erzieher hätten ihm eine ſehr hohe Idee von ſeinem Vater beigebracht;" und er ſagt: ſie waren eine chalkographiſche Geſellſchaft, die den Autor ſeines Lebensbuches gar herrlich vor das Titelblatt in Kupfer ſtach. — Als Magiſter Wehmeier ſeinen Eleven auf der Vogelſtange erblickt, ſchaudert ihm nicht, bricht ihm nicht der Angſtſchweiß aus: nein! das wäre zu alltäglich geweſen. Er ſtürzt ins Plongirbad des Eisſchauders, und ſteigt wieder heraus, unter das Tropfbad des Angſtſchweißes. Geſtehen Sie, das heißt Witzelei und Precioſität ein wenig weit treiben! — Als der fürſtliche Leichenzug anhebt, drängen die Frauenzimmer des Orts ſich etwa nicht an

Fenſtern und Thüren zuſammen, ſondern der Salpeter der weiblichen Volksmenge ſchießt an Fenſtern und Mauern an. Nun wahrlich, mit dieſem einzigen Blümchen hätte der Verfaſſer verdient, daß jede ſeiner Gönnerinnen auf eine Viertelſtunde für ihn zur ſchmollenden Salzſäule anſchöſſe. —

Doch genug über Richters Vorzüge und Fehler. Wollen Sie im Allgemeinen mein Urtheil über ihn? Seine Werke kommen mir vor, wie die alten katholiſchen Gebetbücher, in denen der Text immer durch Bilderchen erläutert wird. Sagt er: „Maria die Hülfreiche,“ ſo zeigt der Rand eine Apotheke; „Maria die Schützerin“ hat einen zottigen Reiſemantel neben ſich; und heißt ſie die „Retterin,“ ſo wird ſie mit einer Feuerſprütze verſinnlicht; — oder wie die Statuen des Prinzen von Patagonien, an denen jedes Glied ein Meiſterſtück, jedes Ganze ein Ungeheuer iſt. Welch ein Kopf! So lächelt Venus, wenn ſie aus dem Bade ſteigt und Adonis hinter einer Roſenhecke lauſchen ſieht! Sie folgen dem Guß der wallenden Locken und treffen auf einen widerlich gekrümmten Gänſehals: Unwillig ſenken Sie das Auge: — er iſt den kraftvollen Schultern eines Löwen eingeſenkt, und dieſe gehen in den Wanſt eines Robben über, dem man vier Schmetterlingsfüßchen unterſchob.

Mißfallen Ihnen dieſe Vergleichungen? Hier haben Sie ein anderes Bild, — ein Bild, das ſelbſt ſeinen wärmſten Verehrern nicht unlieb ſeyn wird. Es iſt ein Genius, der auf Wolken hinſchwebt, und lächelnd ſein Füllhorn umſtürzt. Ananas und Bohnen, Piſang-Aepfel und taube Nüſſe fallen herab — — und er ſelbſt ſieht nicht hin, was ihm entfalle. Aber, nicht wahr, meine Freundin, er ſollt' es doch thun?

Ueber ſeinen Anhang ſag' ich Ihnen nichts. Faſt alles Gute und Nachtheilige, was ich über das Hauptwerk ſchrieb, gilt auch von dieſem, — und von allen Richterſchen Werken. — Alle ſind, von Einer Seite betrachtet, vortreflich; von einer Andern höchſt fehlerhaft und zurückſtoßend, und durch dieſe Verbindung eine gefährliche Lektüre für jeden, deſſen Charakter und Geſchmack nicht feſt begründet iſt.

Kunſt und Künſtelei.

(Aus der Beurtheilung von A. W. Schlegels Gedichten. Br. 17.)

Wer Schwierigkeiten aufſucht, bloß um ſie zu bekämpfen, iſt ein Thor; wer ſolchen Schwierigkeiten, denen er nicht ausweichen kann, Vortheile abzuzwingen weiß, iſt ein großer Mann. Als einen ſolchen zeigte ſich Petrarca in der Dichtkunſt. Seine Sprache hatte von den nordiſchen Sprachen, aus deren Vermiſchung mit der Römiſchen ſie entſtanden war, die Unfähigkeit für die höhere Metrik und die Nothwendigkeit des Reimes. Durch die kunſtreiche Art, wie er dieſe Feſſel, die er nicht abwerfen konnte, zu tragen wußte, machte er ſie zur Zierde: aber ſicher hätte er ſeinen Gedichten noch unendlich höhern Werth geben können, wenn jener Zwang ihn nicht beſchränkt hätte.

Auch in unſerer Deutſchen Sprache, als einer nordiſchen, iſt der Reim einheimiſch. Im 16. und 17. Jahrhundert verſuchten daher viele Deutſche Dichter auch in ihr jene tändelnden Gedichtformen des Madrigals, des Sonets, des Triolets u. ſ. w. nachzuahmen: glücklicher Weiſe war ſie zu ſpröde dazu. Ich ſage: glücklicher Weiſe; denn dieſer Sprödigkeit verdankt ſie es wahrſcheinlich, daß ſie Bildſamkeit genug behielt, um die Verſuche, die beſonders Bodmer, Klopſtock und Voß machten, ihr den höhern, edlern Schmuck der Poeſie anzulegen, d. h. die künſtliche Metrik der Griechen und Römer nachzubilden, ſo glücklich ausfallen zu laſſen. Jetzt hat ſie den Vorzug vor allen ältern und neuern Sprachen, daß ſie alle Arten des wahren poetiſchen Schmuckes, welche dieſe getheilt beſitzen, in ſich vereinigt. Indeß Wielands liebliche gereimte Stanzen mit den wohlklingendſten der Italiener wetteifern, nahet ſich der Sylbentanz in den Klopſtockiſchen Oden und den Voſſiſchen Hexametern der Majeſtät der griechiſchen Metrik. — Aber wenn man uns auf dieſer Höhe noch mit dem kleinlichen Schnitzwerke behelligen will, das bei den großen Dichtern Italiens und Spaniens nur Nothbehelf war: — Sie kennen die alte und wahre Bemerkung, daß die meiſten unnatürlichen, entſtellenden Moden von ſolchen Perſonen erfunden worden, die einen körperlichen Fehler zu verſtecken hatten. Sie werden keinen Fehlſchluß machen, wenn Sie annehmen: wer im Deutſchen durch ſolche ſchwierige Spielereien im Aeußern glänzen will, ſucht dadurch die Aufmerkſamkeit von der innern Leerheit der Sächelchen, die er ſeine Gedichte nennt, abzuziehn. Oder vielmehr: er würde gar nicht auf ſolche Armſeligkeiten verfallen, wenn er wahres Genie beſäße. — Die Frau, die einen ſchönen Wuchs zu zeigen hat, wird eben nicht ſehr darauf bedacht ſeyn, ihn in maleriſchen Falten zu verſtecken.

„Aber, ſagen Sie vielleicht, der Dichter iſt Künſtler; warum ſollte ihm irgend eine Art, ſeine Kunſt zu üben, unterſagt ſeyn? Unterſagt? Nein, das nicht! Wer Nußknacker-Männchen, Calottiſche Fratzen ſchnitzeln will, thu' es, es giebt der

Kindlein genug im Volke, die ihn bewundern und ihm abkaufen werden: nur verlange er nicht, daß wir ihn deshalb zu den großen Bildhauern zählen ſollen. „Wenn es aber erlaubt iſt, Sylben zu zählen, warum nicht auch Zeilen? Wenn man reimen darf, warum ſoll man die Reime nicht auch kunſtmäßig verſchränken? Und kann man, wie Wieland ſo meiſterhaft that, die Octave Rime im Deutſchen nachbilden, warum nicht auch das Sonett u. ſ. w. Wo iſt, hier und überall, die Grenze zwiſchen edler Kunſt und fader Künſtelei?"

In der That, das wären ſchwierige Fragen: und wenn Sie ſie thäten, würde ich in Verlegenheit ſeyn, wie ich ſie Ihnen, beſonders auf eine ſolche Art, beantworten ſollte, daß meine Antwort der leichten Beſtimmung dieſer Briefe entſpräche. Vielleicht geſchähe es am beſten durch — ein Bild; und aus Furcht, das Sie mich einſt wirklich in eine ſolche Verlegenheit ſetzen könnten, will ich mich nur gleich dadurch mit Ihnen abfinden, daß ich Ihnen das Bild zum voraus aufſtelle. Denken Sie ſich das ungebändigte Roß der Wüſte, wie Reiſende uns daſſelbe beſchreiben. Wildes Feuer ſprühet aus ſeinen Augen; Kraft hüpft in jedem Muskel; ſeine Mähne wehet im Winde; es ſtürzt den Hügel hinan, mit der Schnelligkeit eines Vogels; es ſtürzt hinab von demſelben, mit reißender Gewalt, um ſeinen Feind im Thale zu zertreten. Wahrlich ein intereſſantes Thier. Doch ſein Körper iſt ſtark gebaut, aber klein; ſein Haar iſt lang und zottig, und giebt ihm ein unförmliches Anſehn; ſeine ſtruppige Mähne iſt voll Diſteln und Schmutz. Jetzt geht es wüthend auf einen Tiger los, und jetzt flieht es mit bangem Entſetzen vor einem Schatten davon, den es unvermuthet erblickt. Es hat überſtrömende Kraft, aber es vergeudet ſie in wildem zweckloſen Rennen, wie das ungebildete Genie die ſeinige, indem es ohne Regel und Kunſtſinn den Eingebungen einer ungezügelten Phantaſie folgt.

Sehen Sie weg von ihm auf das Streitroß, das eben mit ſeinem Herren in die Schlacht ziehen ſoll. Sollten Sie wohl beim erſten Blicke vermuthen, daß es zu Einer Gattung mit jenem Ungethüme gehöre? Jede Anlage, die jenes nur ſo eben noch verrieth, iſt hier zur Tugend, jede Eigenſchaft zur Zierde ausgebildet. Sein Wuchs iſt hoch und edel; ſein Auge füllt, anſtatt des thieriſchen Feuers, ein Ausdruck von beſonnenem Muthe; ſelbſt ſein Haar iſt glänzend und glatt, und ſeine Mähne, nicht mehr ein verworrener Filz, fließt lang in ſchönen Wellen herab. Jetzt fliegt es über die Ebene hin: es ſcheint in der wildeſten Wuth; es ſcheinet Alles, was ihm begegnet, mit ehernem Hufe zermalmen zu wollen: aber ein Zug des dünnen Zügels, und es wendet ſich hierher oder dorthin, wie die Vernunft ſeines Reiters gebietet. Umſonſt ſprühen ihm Flammen und ziſchende Kugeln entgegen: es durchbricht unaufhaltſam die Reihen der Feinde; und trifft es im Fortſtürmen auf einen Gefallenen, ſo ſetzt es auch in dem Feuer, das es fortreißt, vorſichtig über ihn hin, ohne ihn zu verletzen. Nun trägt es den Sieger ruhigen Schrittes zurück; ein Zeichen: und es tändelt ſelbſt ſeine Courbetten mit Majeſtät. — Das iſt das Bild des Genies, welches durch wahre Kunſt veredelt ward.

Jetzt folgen Sie mir in jenen Bretterverſchlag, in welchem das Volk ſo laut auflacht. Die kleinen, puppenartigen Klepperchen, die Sie da, mit bunten Bändern verziert, nach dem Schnarren der Geigen, eine Menuet carrikiren oder durch den Reifen ſpringen ſehen: ſollte man nicht glauben, ſie thäten nur ſo, als wären ſie Pferde? Welche Aehnlichkeit haben ſie noch mit dem furchtbaren Wilden der Wüſte, und mit dem edeln Kampfgenoſſen des Feldherrn? — Sie ſind das Bild des Dichterlings, der in krauſem Spielwerk Ruhe ſucht, anſtatt erhabene Gedanken vorzutragen; der mit Gefühlen witzelt, und ſeinen Vortrag, anſtatt ihn dem Inhalte edel anzumeſſen, nach pedantiſch kleinlichen Formen ſchnitzt. —

Das Abrichten dieſer Klepper hat vielleicht unverhältnißmäßig mehr Mühe gekoſtet, als die Bildung des Streitroſſes: worin liegt es denn, daß dieſe letztere ſo edel, und jenes ſo läppiſch iſt? Ihre Antwort wird den ewigen Unterſchied zwiſchen Kunſt und Künſtelei ausſprechen.

Zerſtreute Blätter,

beſchrieben

von

Maria Mnioch.

Soll man den Frauenzimmern eine literariſche Bildung geben? „Ach nein!“ ſeufzen hundert Ehemänner mit kläglichem Blicke auf ihren zerrütteten Haushalt und ihre vernachläßigten Kinder. — „Ja wohl!“ fahren eben ſo viele andre ärgerlich auf. Die Flitterwochen ihrer Ehe ſind durchküßt; und wenn ſie jetzt von ihren Geſchäften zurückkehren, können ſie mit ihren geiſtloſen Gattinnen nichts anfangen, als — ſie noch einmal küſſen, und dann ſitzen laſſen. Beiderlei Beiſpiele beweiſen nichts; denn, zum Troſt der armen Ehemänner ſey es geſagt: Die literariſche Thörin wäre ohne die Wiſſenſchaften höchſt wahrſcheinlich eine modiſche oder coquette geworden, und die ſtumpfe Haushälterin hätte die ſorgfältigſte Bildung nur zu einer eben ſo ſtumpfen Pedantin gemacht; denn verleihen können die Wiſſenſchaften weder Vernunft noch Geiſt.

Ich will die Frage, über die ſchon ſo häufig geſtritten worden iſt, hier nicht noch einmal erörtern. Nur Eine Bemerkung erlauben Sie mir. Gelingt es einem Frauenzimmer, ſich die Muſen zu Hausfreundinnen zu machen, die es gefällig in Küche und Keller begleiten, ohne ſie zu ſtören, ſo kann es keine vortrefflichere Geſellſchaft finden, als ſie. Sein eignes Leben, das Leben ſeines Gatten, alles wird dadurch verſchönert und veredelt. Diejenigen Frauen aber, die es nie zu einer höhern Vertraulichkeit mit den Göttinnen bringen konnten, als daß ſie ſich mit ihnen auf den Prunk-Sopha ſetzen, indeß alles im Hausweſen die Gegenwart der Ordnerin vermißt, — die thun wohl am beſten, wenn ſie ſo hohen Bekanntſchaften entſagen.

Eins der reizendſten Beiſpiele von dem erſten Verhältniſſe war die leider ſchon in ihrem zwanzigſten Jahre geſtorbene, Maria Mnioch. In einem kleinen Orte, in dürftigen Umſtänden erzogen, hatte ſie durch Neigung zu ihrem Lehrer Liebe zu den Wiſſenſchaften gewonnen: aber ſie wußte ihren Geiſt durch ſie zu bilden, ohne ſie zu ihrer einzigen Hauptbeſchäftigung werden zu laſſen. Sie heirathete ihren Lehrer, ſie wurde ſorgſame Hausfrau und Mutter: aber wenn, mitten unter den häuslichen Beſchäftigungen, ein Gedanke oder eine Empfindung in ihr lebendig wurde, warf ſie ſie auf ein Blättchen hin, nicht um ſie drucken zu laſſen, ſondern um mit ihrem Gatten darüber zu ſprechen; — und hier finden Sie dieſe unbefangenen Aeußerungen eines vortrefflich gebildeten Geiſtes beiſammen. Sie ſind von einem hohen Werthe, nicht ſowohl durch ihre dichteriſche Schönheit, als durch den reinen Sinn, den hellen Verſtand und die ſanfte Empfindung, die aus allen hervorblicken. Das Dichteriſche derſelben liegt nicht ſowohl in dem, was die Verf. ſagt, als in der Art, wie ſie es ſagt, und in dem Lichte, in welchem ſie alles anſieht. Wie ſie über ſich als Dichterin denkt, mag ſie Ihnen ſelbſt ſagen.

Die literariſche Hausfrau.

„Gehet den ſtolzen Muſen nicht nach, euch in ihre Reihen zu drängen, wenn ſie Frühlingsblumenleſe halten in Arkadiens Gefilden, in Tempe's Thal, weit entlegen von eurer Hütte. — Es ſind leicht geſchürzte Jungfrauen, raſch iſt ihr Gang, ihr Fuß ermüdet nicht. Wie wollt ihr folgen, im Arme den Säugling, an der Hand das leicht ermüdete Kind?"

„Aber ſie kehren wieder, ihre Körbe mit Blumen gefüllt, es ſchreitet ihr Chor unſre Hütten vorüber; ſie reichen den Bittenden manches Veilchen — auch in der Eile manchen Roſenſtengel, woran die Blume verwelkt iſt. —

Fortſetzung.

Bedarf mein Kind des Glaſes,
Worin ich jene Blume
Mit reinem Thau erquicke,
So laß die Blume welken!
Sie iſt ja nicht erbeten,
Iſt kein Geſchenk der Muſen,
Aus Gunſt, — ſie iſt entfallen
Dem übervollen Körbchen,
Und welkt gewiß doch morgen.

Rührend naiv, oft an Zartheit eines Jean Paul würdig, ſind ihre mütterlichen Empfindungen, ihre Betrachtungen über die Poeſie im Hausſtande, und die Art, wie ſie den Männern vorwirft, daß ſie ſich durch Geſchäfte ihrer Familie entfremden laſſen. Z. B. Frage: „Haſt Du denn auch Deinen Vater recht lieb?“ Antwort: „O ſehr lieb! (Wie mein Herz, ſagt die Kinderfrau.) Er ſorgt ja dafür, daß wir und die Mutter vergnügt ſollen leben können, wenn er wird todt ſeyn.“

Ihre Beobachtungen über Herrſchaften und Geſinde, ihre Urtheile über jeden Gegenſtand, vorzüglich über die Schriftſteller, die ſie las, ſind bis zur Schärfe fein originell, geiſtreich und faſt durchgängig ſehr wahr. Stört etwas den Genuß dieſes ſchätzbaren Büchelchens, — das ich Ihnen warm empfehle, — ſo ſind es die Entſchuldigungen, die der Herausgeber beifügt, ſo oft die Verfaſſerin etwas Ausgezeichnetes ſagt. Wozu? Wen die Naivetät, mit der eine zwanzigjährige Frau dieſer Art zu ſich ſelbſt ſpricht, beleidigt, mache das Buch zu und erröthe.

Druckfehler:

Seite 1, Zeile 4 von unten lies: Permeß ſtatt Parnaß.